Peſtalozzi's

ſämmtliche Schriften.

Dritter Band.

Mit den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers
aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen,
des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner
Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen
Cantonsregierungen der Eidgenoſſenſchaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1819.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Lienhard und Gertrud.

Ein Buch für das Volk.

Dritter Theil.

Dritte Auflage.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1819.

Gertrud und Lienhard.

Dritter Theil.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

§. 1.

Wirkung dieſer Predigt.

Die Wirkung dieſer Predigt in Verbindung mit der Lebensbeſchreibung des Hummels, die der Pfarrer ein paar Tage vorher in die meiſten Haushaltungen des Dorfs geſchickt, war ſehr groß.

Ein Renold ſagte ſchon vor der Predigt zu mehrern Männern: wenn die ganze Gemeinde in der Schule gelernt hätte, was man aus dieſer Lebensbeſchreibung lernen kann, ſo hätten die Lumpen- und Schelmenſtreiche, die in unſerm Dorf zur Gewohnheit geworden, gewiß nicht begegnen können, und der Vogt wäre bey aller ſeiner Schlechtheit und bey aller ſeiner Schlauheit denn doch nicht im Stand geweſen, das zu thun, was er gethan. Aber vielen Dorfmeiſtern und Vorgeſetzten mißfiel die Lebensbeſchreibung und auch die Predigt im höchſten Grad. Einer von dieſen ſagte überlaut: er habe ſeiner Lebtag gehört, die Geiſtlichen ſollen ſich nicht in Sachen miſchen, die ſie nichts angehen, und wenn und wo ſie es thun, ſo gehe es immer am ſchlimmſten; ſolche Predigten halten und ſolche Lebensbeſchreibungen in einer Gemeind herumbieten, heiße darinn Feuer anzünden, und die Pfarrer ſollten eher das Feuer löſchen, als es anzünden. Schon am Tage vor der Predigt ſagten viele Leute, ſie wollen jetzt doch gern ſehen, was der Pfarrer dem Vogt noch mehr werde ſagen können, wenn er unter die Kanzel müſſe*), jetzt aber, da er nicht in die Kirche kam, ſagten wieder viele, der Pfarrer hat die ganze Gemeinde für den Vogt unter die Kanzel geſtellt. Andere bemerkten, er habe niemand geſchont; auch den alten Junker nicht. Ein ſteinalter Vorgeſetzter, der den Vicari wohl kannte, ſagte: aber was wird der auch ſagen, wenn er vernimmt, daß der Pfarrer alſo auf ihn geprediget? Und wenn der Schreiber noch lebte, er würde dem Pfarrer gewiß einen Prozeß anhängen. Andere aber widerſprachen dieſes und ſagten: er würde das Prozeßanhängen unter dem jetzigen Junker wohl gut ſeyn laſſen. Viele fanden es nicht recht, daß er den Vogt ſo geſchont, und meynten, wenn er dem Hauptſchelmen das unter die Kanzelſtehen ſchenken wollte, ſo hätte er andere Leute auch eben ſo ſchonen können, wie ihn. Weil die meiſten aber ſagten, die Predigt habe ſie ſo ſehr erbaut, daß ſie um vieles in der Welt nicht wollten, ſie wären nicht drinn geweſen. Der Hartknopf aber ſagte: es waren wohl ſchöne Worte, aber der Geiſt, der

---

*) „Unter die Kanzel ſtehen" iſt eine Kirchenſtrafe für Verbrecher, auf die der Pfarrer denn noch eine Strafpredigt halten muß.

Geiſt mangelte ganz; er mangelt immer in allem, was der Pfarrer ſagt, und da mag man mir dann ſagen, was man will, wo der Geiſt mangelt, da iſt alles andere nichts. — Aber was iſt denn der Geiſt? ſagte ihm der Lindenberger. Das machte ihn etwas verlegen. Er antwortete dies und antwortete das. Alles aber, was er ſagte, waren leere Worte, aus denen auch nur von ferne kein Geiſt hervorguckte. Aus allem Unverſtändlichen und Herzloſen, das er ſagte, kam endlich doch ſo viel heraus, das, was der Pfarrer auf der Kanzel geſagt, ſey nicht ſo gemodelt und gedrechſelt geweſen, wie das Götzenbild, das er, der Hartknopf, ſich in ſeiner Einbildungskraft von der Religion immer geſchnitzelt in ſeinem Kopf herumträgt, deſſen Geiſt er in den Buchſtaben und Sylben ſuchte, die er in ſeiner Jugend im Catechismus auswendig gelernt, und wo ein ſolcher Buchſtabe und eine ſolche Sylbe fehlte, da meynte er, fehle denn auch der Geiſt der Religion und des wahren Glaubens.

So vielſeitig und zum Theil wunderbarlich war der Eindruck der Predigt im Dorf. Auch auf den Junker machte ſie einen ſehr großen Eindruck, beſonders in den Stellen, in denen der Pfarrer vom Einfluß des Schloſſes auf das Verderben des Dorfs redte. Er ſagte, von dieſem Eindruck belebt, ſchon in der Kirche und in dem Augenblick, in dem der Pfarrer ſich ſo ſtark darüber ausdrückte, zu ſich ſelber: man glaubte es bisher immer und glaubt es im Allgemeinen noch jetzt, man müſſe dergleichen Wahrheiten den Bauern nicht an die Naſe ſtreichen, aber ich bin jetzt überzeugt, es iſt gut, wenn der letzte Bauer im Dorf weiß, was darüber wahr iſt. Noch beſſer aber wäre es freylich, der Herzog wüßte es ſelber, er würde dann gewiß der erſte ſeyn, den Quellen dieſer Uebel im Land Einhalt zu thun; aber ſo lange Helidor fortfährt, die Leute, die den Herzog täglich umgeben und dadurch den größten Einfluß in alle Ecken des Lands haben, alle Tage mehr glauben zu machen, ein Leben, das ein jeder gemeiner Menſch und Bürger für ein liederliches, leichtſinniges, dem Recht, der Ehre und dem Wohlſtand ſeiner Mitmenſchen hohnſprechendes Leben anſehen müßte, könne unter gewiſſen Umſtänden nicht als ganz unverträglich mit den Verhältniſſen des Edelmanns und dem Perſonale, mit dem er Standeshalber umgeben ſeyn muß, angeſehen werden, ſo lange wird es freylich unmöglich ſeyn, zu verhüten, daß es auf ihren Schlöſſern zugeht, wie unter meinem Großvater auf dem ſeinigen. Aber es mag auch auf hundert und hundert Schlöſſern des Herzogthums alſo zugehen, ich einmal will weder der Kamerad Helidors, noch der Erbe der Sünden meines Großvaters werden.

Der Pfarrer war eine Weile nach der Predigt nicht beym Junker. Er ging gleich nach derſelben zum Vogt und ſagte ihm vieles daraus. Es ſchien ihn ſehr zu freuen, daß er den Leuten in der Kirche geſagt habe, ſie ſeyen eben nicht viel beſſer als er, und dann konnte er nicht genug Worte finden, ihm zu danken, daß er nicht unter die Kanzel habe ſtehen müſſen. Er wiederholte mehreremal, dieſe Schande hätte ihn tödten können, wenn er ſie hätte ausſtehen müſſen. Der Pfarrer wollte noch viel anders und wichtigers mit ihm reden, aber er ſchien jezt keinen Sinn für irgend etwas anders zu haben, und wollte ihm immer nur danken, daß er nicht unter die Kanzel mußte. Das that dem Pfarrer weh. Er zeigte ihm ſeinen Unwillen und ging unzufrieden von ihm weg.

Sobald er in die Stube zum Junker kam, ſtand dieſer auf, umarmte ihn, dankte ihm herzlich für ſeine Predigt, und ſagte mit Lebendigkeit, ſie wollen vereinigt alles Mögliche thun, dem großen Unglück ihres Dorfs abzuhelfen, und ſezte hinzu: ich habe mich unter den armſeligen Elendigkeiten, die mir dieſe Woche vor Augen kamen, dennoch vollkommen überzeugt, daß noch viel Gutes im Dorf iſt, und daß es uns an Theilnahme zu dem, was wir ſuchen, nicht ganz fehlen wird.

Aber wer meynen Sie, ſagte jezt der Pfarrer, der für Ihre Zwecke der wichtigſte Mann im Dorf wäre?

Das iſt unſer lieber Herr Pfarrer und ſonſt niemand anders, ſagten jezt der Junker und Glülphi einſtimmig.

Der Pfarrer erwiederte: ein Pfarrer iſt für das, was Sie ſuchen, wenn ihm ſonſt im Dorf niemand hilft, wie das fünfte Rad am Wagen.

Dieſes fünfte Rad am Wagen, das der Pfarrer nicht gern ſeyn wollte, machte alle lachen, und der Lieutenant ſagte: nein, wir wollen kein fünftes Rad am Wagen, aber da wir nur unſer drey ſind, brauchen wir nothwendig ein viertes Rad an unſern Wagen, und der brävſte und tüchtigſte Mann im Dorf muß dieſes vierte Rad ſeyn.

Aber wer iſt dieſer? fragte jetzt der Junker, und der Pfarrer erwiederte: das iſt der Baumwollen-Meyer und niemand anders.

Alles war einſtimmig, dieſes ſey alſo. Er und ſeine Schweſtern ſeyen wie niemand geeignet, das, was ſie ſuchen, im Dorf zu beförderen. Aber es werde die Frage ſeyn, wie weit dieſer Mann ſich zum thätigen Mitwirken ihrer Zwecke verſtehen werde. Unberufen wenigſtens miſche er ſich nicht leicht in etwas, das ihn nichts angehe.

Ich will den Mann noch heute kennen lernen, ſagte jetzt der Junker.

Sobald die Mittagskirche vorüber ſeyn wird, führe ich Sie zu ihm, erwiederte der Pfarrer.

§. 2.

Die Dorfkinder geben dem Baumwollenmareili ein gutes Zeugniß, indem ſie in ihrer Angſt und Noth Rath bey ihm ſuchen.

Der Junker hatte nach der Morgenpredigt durch den Weibel im Dorf herumſagen laſſen, am Donnerſtag werde die Gemeindweid vertheilt und am Freytag müſſe jedermann, der dem Hummel ſchuldig, mit ihm unter der Linde rechnen. Dieſe Anzeige löſchte, ſobald man ſie vernommen, in vielen Haushaltungen den guten Eindruck der Morgenpredigt in einem Augenblick ſo aus, daß man plötzlich von ihr aufhörte zu reden und nur des Weibels Bericht im Kopf und in den Mäulern hatte. Es war den Dorfmeiſtern noch immer ein Dorn in den Augen, daß die Gemeindweid vertheilt und die Nutznießung davon jetzt in die Hände eines jeden Lumpentauners *) hinfallen müſſe. Aber das war doch nicht der Hauptjammer im Dorf. Die Freytagsrechnung unter der Linde war jetzt das, was einer Menge Leute im Dorf den Angſtſchweiß austrieb, und das Baumwollenmareili, das gleich nach dem Mittageſſen im obern Dorf etwas zu thun hatte, traf die ganze Gaſſe hinauf und hinunter in allen Ecken Leute an, die ihre Köpfe zuſammenſtießen, und beſonders nahe bey ſeinem Haus einen ganzen Haufen Spinnerkinder, die gar nicht bey einander ſtunden, wie Kinder bey einander ſtehen, wenn's ihnen wohl ums Herz iſt. Es kannte ſie alle wohl und merkte gleich, was ihnen fehlte, ſah ihnen ſteif in die Augen und ſagte: habt ihr gut Rath bey einander? — Nicht ſo gar guten, antworteten ihm einige. Die mehrern ſchlugen die Augen nieder und gaben ihm keine Antwort.

Was iſt's dann? was habt ihr mit einander? fragte das Mareili noch einmal.

Da faßten einige von ihnen Muth und ſagten zu ihm, ſie ſeyen dem Vogt ſchuldig und müſſen am Freytag mit ihm rechnen. Das Wort war kaum heraus, ſo fielen ihm einige faſt in die Arme und ſagten: Mareili, du biſt doch'

---

*) „Tauner“ heißen in der Schweiz eigenthumsloſe Tagelöhner.

immer ſo gut mit uns geweſen, um tauſend Gott'swillen, red' uns jetzt auch bey unſern Eltern zum Beſten.

Ihr ſeyd ſchöne Jungfern, erwiederte das Mareili, noch ſo jung und ſchon Wirthshaus- und Saufſchulden haben. Nein, nein, dafür rede ich euch nicht zum Beſten. Es iſt nur recht, was euch dafür immer begegnet.

Aber die Kinder hingen ihm am Rock und an beyden Armen und baten es unabläßlich um tauſend Gott'swillen, es ſoll es doch auch thun.

Endlich ließ es ſich doch bereden. Aber ſie mußten ihm alle verſprechen, daß ſie das ihren Lebtag nicht mehr thun wollen. Ehe es ſie verließ und da es ihnen ſchon verſprochen, mit ihren Eltern zu reden, ſagte es ihnen noch: vor Alters hielten die Töchter ſo auf die Ehre, daß, wenn in der ganzen Verwandtſchaft nur eines ſo etwas gethan, ſo hätten ſich alle geſchämt, und es wäre nicht anders geweſen, als wenn die ganze Verwandtſchaft dadurch zu Schanden gemacht worden wäre. Jetzt ſchäme ſich kein Menſch mehr vor dem andern, nicht einmal vor ſich ſelber. Alles ſuche nur mit aufrechtem Rücken Brod zu bekommen und beym Müßiggang eine glatte Haut davon zu tragen; aber manche ſolche glatte Haut ſey dann oft ſchon, ehe ſie alt geworden, ins Zuchthaus oder gar dem Henker unter die Hände gekommen. Das mußten ſie ihm nachhören. Aber dann redte es doch allen bey ihren Eltern zum Beſten. Es war den Kindern wie ein Stein ab dem Herzen, da es ihnen endlich das zu thun verſprach.

§. 3.

Des Menſchen Herz in drey verſchiedenen, aber gleich ſchlechten Geſtalten.

Aber es war nicht den Kindern allein, es war noch weit mehr Eltern vor dieſer Rechnung eben ſo angſt, und einigen in dem Grad, daß ſie nicht mehr recht wußten, was ſie thaten.

Die Speckmolchin vergaß ihre Suppe zu ſalzen und ließ ihr halbes Mittageſſen die Katz freſſen, ohne daß ſie ſie davon wegiagte.

Wo fehlts dir, daß du heute wie ein Narr thuſt? ſagte ihr Mann, der juſt dazu kam.

Im Anfang murrte ſie nur, ohne etwas zu antworten, kehrte ſich gegen das Fenſter, ſtaunte einen Augenblick und ſagte dann zu ſich ſelber: es iſt doch beſſer, ich ſags dem Narren ſelber, ich kann's doch nicht verbergen. Dann kehrte ſie ſich wieder gegen ihn um und ſagte zu ihm: ich will dir's in Gottes Namen ſagen, ich habe ein Stück Tuch beym Vogt verſetzt.

Der Speckmolch ſperrte Maul und Augen auf und ſagte: was für ein Stück Tuch?

Sie antwortete: du weißt wohl, das ſo an der Wäſch mangelte.

So — das ganze Stück da, wo an der Wäſch weggekommen ſeyn ſollte, und wo du alle Dienſt und alle Wäſcherinnen in die unterſte Hölle hinab verflucht haſt, daß ſie es ſollten geſtohlen haben? ſagte jetzt der Speckmolch, und wollte dann anfangen jammern, es ſey doch ſchlimm, wenn man in ſeinem Haus ſeiner eignen Frau nicht mehr trauen dürfe.

Aber ſein Weib hielt ihm ſein achtzehnjähriges uneheliches Kind vor, das ihn manch hundertmal mehr gekoſtet, als das Lumpenſtück Tuch werth ſey.

Das trieb den armen Speckmolch von der ungeſalzenen Suppe zur Stube hinaus, und ihr war jetzt der Stein faſt ab dem Herzen. Sie that das Salz, das ſie in der Küche vergeſſen, in die Suppe, und aß zu Mittag, ohne eben den Mann zu ſuchen und ihn zu bitten, daß er auch miteſſe.

Die Joslin war in gleichem Jammer. Der elende Mantel, ob dem ſie ſo oft mit ihrem lieben Mann gezankt, daß ihn die Bettler, die bey ihnen übernachtet, ſollen geſtohlen haben, war jetzt leider auch beym Vogt und ſie mußte es ihrem Mann bekennen.

Der Mantel und das Verſaufen und alles thut mir nicht halb ſo weh, als daß du immer mit mir gezankt und erzwingen wollen, ich müſſe glauben, die Bettler, die uns unſer Lebtag nichts genommen, haben uns dieſen Mantel geſtohlen, ſagte ihr Mann, da ſie jetzt ſo bekannte.

Es thut einer Frauen auch ſo weh, wenn einem ein Mann lieb iſt und er ſie denn für eine Diebin hält, erwiederte die Frau, und war jetzt auch halb zufrieden, daß er es einmal wiſſe.

Noch größer als alles war der Jammer der Berbel, die den Namen einer Frommen hat, aber eine Heuchlerin iſt, ohne ihres gleichen. Sie konnte, ſeitdem ſie die Rechnung vom Freytag vernommen, nicht mehr in der Bibel leſen und nicht mehr in ihrem liebſten Betbuch beten, ohne an dieſe unglückliche Rechnung zu denken. Alle ihre frommen Bücher ließen ſie jetzt ganz ohne Troſt in ihrer Noth, ſo ſehr ſie den Kopf darüber hängte, ihn darauf ablegte und ihre Thränen darauf hinabfallen ließ. Endlich auf einmal hob ſie den Kopf wieder auf und rief eilend ihre Dienſtmagd und Mithalterin ihrer ſtillen, ehrbaren Abendtränke aus der Küche, wo ſie ihr eben fünf Eyer zum Nachteſſen im Nidel ſchwang, zu ſich in die Stube und ſagte dann zu ihr: Gott Lob! Gott Lob! Ich hoffe, der liebe Gott wolle dieſe Schande von mir wegnehmen, denk auch, was mir der liebe Gott in Sinn gegeben, als ich ihn ſo eifrig dafür angerufen: das Spinnerbabi heißt wie ich, und wenn ich ihm das Geld im Sack und einen halben Gulden zum Lohn gebe, ſo gehts gewiß gern für mich unter die Linde und ſagt, es ſey dem Vogt die fünf Gulden ſchuldig, und der Vogt bringt mir's nicht aus, er hat mir mein Lebtag nichts ausgebracht, und hat gewiß auch nicht ſo ein gar böſes Herz, wie jetzt alle Leute thun. Ich will, ſobald es unter Licht iſt, zu ihm und mit ihm reden.

§. 4.

Weiber-Jammer und Mutter-Irrthum.

Und morndes am Morgen, da das Mareili zu den Eltern, deren Kinder geſtern bey ihm geweſen, hinging, jammerten ihm etliche Mütter gar viel mehr über dieſen Freytag, als ihre Kinder.

Es hatte die Haue auf der Achſel und that, wie wenn es nur ſonſt ins Feld wollte; die meiſten Eltern riefen ihm noch ſelber auf die Gaſſe hinaus, es ſoll auch ein wenig zu ihnen in die Stube kommen, und es wußte die Sache ſo gut einzurichten, daß die meiſten Kinder ohne Ohrſeigen davon kamen.

Aber die Kaminfegerin hatte das Waſſer in den Augen, ſobald es nur das Wort Freytag in den Mund nahm und eh es noch ihres Liſebethlis gedachte, fing ſie an zu heulen und ſagte: ſie ſiehe in Gottes Namen auch in der erſchrecklichen Rechnung und wiſſe ihres Lebens nichts anzufangen; der Kaminfeger ſchlage ſie zu Tod, wenn er's vernehme. Und mehrere Weiber ſagten ihm faſt die nämlichen Worte, wie die Kaminfegerin, und baten es, wie ihre Kinder, daß es doch um tauſend Gott's willen mit ihren Männern rede.

Es gab ihnen, wie den Kindern, zuerſt die nämliche Antwort: das Zuchthaus wäre beſſer für ſie, als ſein Fürwort, und es ſtehe ihm nicht an, ihnen, wenn ſie Schelmen an ihren Männern ſeyen, das Wort zu reden. Am End aber that es doch, was ſie wollten.

Aber zwey Schweſtern, die beym Kreuzbrunnen vor einander über wohnen (die eine hat einen Lindenberger und die andere einen Hügi), ſind bey dieſem Anlaß wie erzgute Mütter ob ihren Kindern verirrt. Die Lindenbergerin merkte, daß ihrer Schweſter Kind, das neben ihr war und ſtill ſtaunend am Ofen ſtand, etwas im Kopf ſteckte und fragte es, wo es ihm fehle, daß es ſeit dem Mittag immer herumſtehe, wie wenn es nicht heim dürfe? Das Kind fing im Augenblick an zu weinen, bekannte alles und bat ſie dann, daß ſie doch auch mit ihrer Mutter rede, es dürfe ihr nicht unter die Augen u. ſ. w. Ich will freylich mit ihr reden und ihr ſagen, was du für ein Kind biſt, ſagte die Lindenbergerin, ſtand im Augenblick auf, aber rief, noch ehe ſie zur Thüre hinaus war, zum Kind: komm du mir nur nicht mehr ins Haus, wenn du ſo ein Kind biſt, du könnteſt mir meins auch noch verführen, daß es würde, wie du.

Mit dem ging ſie zum Haus hinaus und um den Brunnen herum zu ihrer Schweſter. Da traf ſie, ſobald ſie die Thüre aufthat, ihr eignes Kind an, das völlig, wie der Schweſter ihres, daheim am Ofen ſtand und den Kopf hängte. Was thuſt du da, du Müßiggängerin? es iſt gar nicht nöthig, daß du den ganzen Tag da ſteheſt, ſagte ſie im Augenblick zu ihm, noch ehe ſie nur ihre Schweſter grüßte.

Das verdroß dieſe, daß ſie auch vor dem Gruß zu ihr ſagte: es iſt doch beſſer, es ſtecke bey mir, als im Wirthshaus.

Was, ſagte die Lindenbergerin, meynſt du, ich habe auch ſo ein Kind, das ins Wirthshaus geht und Saufſchulden hat, wie du eins haſt?

Behüt mich Gott vor dem, daß ich ſo ein Kind habe; aber du haſt einmal ſo eins, ſagte die Hügin.

Und die Lindenbergerin: ha — ich komme einmal eben jetzt von deinem weg, das daheim am Ofen ſteht und mich um tauſend Gott'swillen gebeten hat, ich ſolle dir ſagen, daß es am Freytag unter die Linde müſſe.

Ae mein Gott, ſagte die Hügin und zeigte mit der Hand gegen den Ofen, den Augenblick ſteht deines da zu und bittet mich, daß ich es dir ſage.

So kamen die zwey Schweſtern faſt bis zum Zanken, ehe ſie merkten, daß ſie beyde wie gute Mütter ob ihren Kindern verirrt. Es gab faſt in allen Häuſern dergleichen Auftritte wegen der Rechnung mit dem Vogt, von der jetzt jedermann wußte, daß ſie am Freytag ſeyn müſſe.

§. 5.

Der Feuerheerd und ein gutes Weiberwort.

Der Gertrud Stube war beynahe die einzige, in welcher der Segen der Morgenpredigt auf das Gemüth der ganzen Haushaltung den ganzen Tag über fortdauernd ſichtbar war und ſich in allem Reden und Thun dieſer guten Leute bewährte. Im erſten Augenblick, nachdem Gertrud aus der Kirche kam und in die Stube trat, ſagte ſie: es iſt nicht recht, daß der Pfarrer in der Predigt meiner gedacht; wäre ich nur nicht in der Kirche geweſen; ich habe mich vor den Leuten ſchämen müſſen, daß ich kein Aug mehr habe aufheben dürfen.

Liebe Mutter! und mich hats gefreut, daß er von dir geredt hat, erwiederte jetzt der Heirli. Und mich auch — und mich auch, ſagten dann alle andern Kinder, und ſelber ihr Lienhard: liebe Frau! du haſt es doch um mich und um deine Kinder wohl verdient.

Aber was geht das die Gemeind an? und was braucht der Pfarrer öffentlich darüber in der Kirche zu reden? erwiederte Gertrud.

Jä, Mutter, es war uns allen eine Ehre, daß er das that, ſagte das Liſeli.

Und die Mutter: du hochmüthiges Kind! ſchon jetzt an dir zeigt es ſich, daß er Unrecht gehabt. Die Kirche iſt nicht dafür da, dich und deines gleichen noch hochmüthiger zu machen, als ihr ſonſt ſeyd.

Lienhard. Du haſt des Liſelis halber wohl recht. Die Kirche iſt gewiß nicht dafür gemacht, die Leute noch hochmüthiger zu machen, als ſie ſonſt ſind; aber es ſind auch nicht alle Leute ſo, wie das Liſeli, und es hat gewiß auch mancher braven Frauen wohl gethan, auf dich als auf ein gutes Beyſpiel aufmerkſam gemacht zu werden.

Gertrud. Das glaub' ich nicht. Das Rechtthun und das Bravſeyn ſelber kann brave und auch ſchlechte

Menſchen auf andere aufmerkſam und dadurch beſſer machen; aber das mit den Fingern auf eine Frau in der Kirche zeigen und von der Kanzel ausrufen: ſie ſey die brävſte! macht gewiß keine andere beſſer und bringt nur Eifer und böſes Blut unter die Leute. Doch wir wollen jetzt davon ſchweigen und, wie ſonſt, von der Predigt ſelber reden. Sie iſt mir, ehe er meinen Namen ausſprach, unausſprechlich zu Herzen gegangen.

Auch mir, liebe Frau, erwiederte der Lienert.

Gertrud. Wie konnte es anders ſeyn? Ich glaubte und hoffte in unſerm Elend immer, und du ſelbſt haſt es gewiß auch gethan, der liebe Gott werde den Berg des Elends, den der Hummel auf uns gewälzt, noch von uns nehmen, ehe wir ganz zu Grund gegangen. Unſer kleine Glauben hat uns geholfen und das Wort iſt wohl an uns erfüllet: wenn ihr Glauben habt, wie ein Senfkorn, ſo werdet ihr zu dieſem Berg ſagen, heb dich von uns und er wird ſich von uns wegheben.

Sie nahm jetzt den Lienhard bey der Hand und ſagte ihm: wir wollen täglich zu Gott beten, daß er unſern Glauben ſtärke.

Und ihm danken, daß es uns jetzo gut geht, ſagte der Heirli.

Ja, Gott danken, Heirli, und immer mehr recht thun, erwiederte die Mutter.

Dann nahm ſie, wie gewohnt, am Mittag ihre Bibel, las an der Seite des Vaters einige Kapitel daraus mit ihren Kindern, und als ſie dieſes geendet, ſang ſie noch mit ihnen das Lied:

Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut,
Im Himmel und auf Erden u. ſ. w.

Und nach der Mittagspredigt ſaßen ſie wieder ſo alle zuſammen um den Feuerheerd, denn es war etwas kalt. Die Erhebung, die das Wort: wenn ihr Glauben hättet, wie ein Senfkorn ꝛc. — dieſen Morgen in der Seele der Gertrud bewirkt, war noch immer lebendig in ihr. Sie redte wieder von dieſer Rührung und ſagte: alle Hülfe, die uns Gott für dieſes Leben gibt, iſt nichts gegen die Hülfe, die er uns durch Jeſum Chriſtum zum ewigen Leben erworben. — Alle ſaßen jezo herzlich bey einander, und eine Thräne entfiel der Gertrud, als ſie ſagte: unſer einziges Ziel iſt doch, daß wir einſt in der Ewigkeit alle wieder ſo bey einander ſind.

Der Lienhard erwiederte: ſo auf Erden bey einander zu ſeyn, wie wir jezo bey einander ſind, führt gewiß dahin, einſt im Himmel ſo wieder zu einander zu kommen.

Der Heirli ſagte: ja, ſo bey einander beym Feuerheerd ſitzen, iſt doch ſchön, und ſetzte hinzu: gelt, Mutter, man wird brav, wenn man ſo bey einander ſitzt und mit einander von Gott redet, und betet und ſingt.

Der Feuerheerd war den Alten heilig, aber es hat ihm wohl noch niemand eine beſſere Lobrede gehalten, als unſer gute Heirli. Auch nahm die Mutter, ſobald er das Wort ausgeſprochen, ihr Betbuch von dem Tiſch weg, um den ſie ſich gewöhnlich bey ihren Andachten herumſetzten, las, betete und ſang jezt eine Stunde nach einander mit ihnen beym Feuerheerd und ſtand auch, als die Gebetſtunde vorüber, noch nicht davon auf. Vater, Mutter und Kinder blieben den ganzen Abend bis zu ihrem Nachteſſen ſo bey ihrem Heerd. Kein Menſch von ihnen ging zur Hausthüre hinaus, und Gott und Ewigkeit, und ihr Erlöſer, Jeſus Chriſtus, und auch das Heil, das ihnen durch den Junker widerfahren, erfüllte den ganzen Abend ihr Herz, und ihr Mund war von der Herzlichkeit ihrer Gefühle darüber voll.

Wer immer jetzt ſo den ganzen Abend bey ihnen geſeſſen, der hätte gewiß fühlen müſſen, warum die Alten den Feuerheerd heilig hielten, und wie wahr das Wort iſt, das ſie darüber ſagten: eine Frau, die bey ihrem Feuerheerd viel an ihren Mann und an ihre Kinder ſinnet, habe nicht leicht ein unheiliges und ungeſegnetes Haus. Gertrud that das, wo ſie den ganzen Tag immer war; am wenigſten beym Feuerheerd that ſie irgend etwas, wobey ſie nicht an ihren Mann und an ihre Kinder dachte. Wenn ſie ihm auch nur Erdäpfel kochte, ſo kochte ſie ſie ihm ſo, daß er ihnen immer anſah, ſie habe an ihn gedacht, — und Gott ſegnete und heiligte ihr Haus.

§. 6.

Es erſcheint ein Mann, auf den man, nach einer alten Redensart, Häuſer bauen könnte.

Sobald der Pfarrer aus der Mittagspredigt kam, ſagte er lachend zum Junker, wir gehen jetzt zu dem Mann, der mithelfen muß, daß ich in dem, was Sie in Bonnal vorhaben, nicht als das fünfte Rad am Wagen daſtehe.

Arner erwiederte: Sie werden in keinem Fall als das fünfte Rad am Wagen erſcheinen; aber wir gehen jetzt zu dem Mann, der uns zu den drey Rädern, die wir zu unſerm Wagen haben, das vierte liefern muß. — Und ich gehe auch mit, ſagte jetzt Glülphi. — Das verſteht ſich, erwiederten Arner und der Pfarrer, und Glülphi trieb ſo eilfertig, daß er dem Pfarrer kaum Zeit ließ, ſeinen Kirchenrock aus- und einen Alltagsrock anzuziehen.

Der Baumwollen-Meyer aber ſaß, da ſie bey ſeiner Gartenthür anlangten, mit einem Kind auf dem Schooß vor ſeiner Hausthüre und ſah unter einem reiche Früchte tragenden Apfelbaum neben ſeinem Brunnen ſeinen Kindern zu, wie ſie ſich mit andern Kindern aus dem Dorf luſtig machten, aber dachte an nichts weniger, als daß die Herren, die er ſchon lange die Kirchgaſſe hinabkommen ſah, zu ihm wollten.

Erſt da ſie vor ſeiner Gartenthüre ſtill ſtanden und der Pfarrer die Hand gegen den Riegel zuſtreckte, kam ihm in Sinn, daß ſie zu ihm wollen. Da ſtellte er das Kind, das er auf dem Schooß hatte, auf die Bank, auf der er ſaß, ab, ging dann den Herren bis zur Gartenthür, durch die ſie eben eintraten, entgegen und grüßte ſie, ſich ländlich bäuriſch bückend, aber mit einem Blick voll Ernſt, Würde und Ruhe, der einen ſolchen Eindruck auf ſie machte, daß Glülphi, der ſonſt jedem Landmann, der ihn freundlich grüßt, ſeine Hand darzuſtrecken gewohnt war, dem Baumwollen-Meyer ſie nicht darſtreckte, und auch der Junker duzte ihn nicht, wie er ſonſt alle ſeine Angehörige duzte, ſondern redte ihn, durch den Eindruck, den er auf ihn machte, beynahe unwillkührlich dazu gezwungen, mit den Worten an: verzeihet, wenn wir euch ungelegen kommen.

Was ungelegen, erwiederte der Meyer, ich freue mich und danke.

Sie wollten jetzt bey ihm auf der Bank unter dem Apfelbaum abſitzen, aber er bat ſie, ſie ſollen in die Stube hineinkommen, es ſey doch beſſer, als an der Luft und auf der harten Bank, auf der er geſeſſen.

Ja, ich will die Stube gern ſehen, in die das Dorf die ganze Woche durch ſo viel als wallfahrtet, erwiederte der Junker.

Und der Meyer: ſolche Pilger hab ich doch noch nie darin gehabt.

Es weiß einer nicht, ſagte der Glülphi, — denn er hatte ſchon gehört, daß oft auch reiche Kaufleute mit Pferd und Wagen bey ihm abſtiegen. Der Meyer nahm jetzt ſeine Kappe vom Bank unter den Arm und das Kind, das er auf dem Schooß gehabt, an die Hand und führte ſie ſo in ſeine Stube. Seine Schweſter ſaß, wie es am Sonntag nach dem Eſſen ihre Gewohnheit iſt, bey ihrer offenen Bibel am Tiſch und war eben einen Augenblick entnückt (eingeſchlummert) und lag mit Kopf und Händen über derſelben. Sie erwachte mit einem lauten Herr Je! — da die Thüre aufging und die Herren in die Stube hineinkamen, drückte ihre Haube, die von ihrem Abliegen ein wenig in Unordnung gebracht war, wieder zurecht, that ihre Bibel jetzt zu, und legte ſie an den Ort, wo ſie oben an den Rechnungsbüchern ihres Bruders ihren Platz hatte, nahm dann einen Schwamm, befeuchtete ihn an einem zinnernen Handbecken, das wie Silber glänzte, und wiſchte damit die Rechnungen ab, mit denen ihr Bruder vorher den halben Tiſch voll gekreidet und ſagte dabey: es iſt eine Ordnung bey uns, ihr Herren, daß wir uns ſchämen müſſen.

Wir ſehen nichts dergleichen, ſagten die Herren, und wollten ſie an dem Abwiſchen der Rechnungen auf dem Tiſch hindern, denn ſie glaubten, ſie können ihrem Bruder noch dienen. Er aber ſagte zu ſeiner Schweſter: mach nur fort, ich brauche ſie nicht weiter. Es war ſchon geſchehen, und ſie trocknete den Tiſch wieder ab, brachte dann ein großes, reinliches, feines Tiſchtuch, legte neue zinnerne Teller und ſilberne Löffel, Meſſer und Gabeln auf den Tiſch.

Was machſt du da? ſagten die Herren, wir haben ſchon zu Mittag gegeſſen.

Ich denk es wohl, ſagte das Mareili, aber weil ihr einmal in eine Bauernſtube hineingekommen, ſo müßt ihr jetzt auch einen Augenblick mit unſerer Bauernordnung vorlieb nehmen.

Der Junker lachte, nahm einen ſchweren, ſilbernen Löffel in die Hand und ſagte: das iſt doch keine Bauernordnung.

Wohl freylich; ſagte das Mareili, wenn man's hat und vermag, ſo iſt das auch eine Bauernordnung.

Die Herren lachten jetzt alle, das Mareili aber ging dann ſchnell in die Küche und brachte auf zwey Tellern Bauernküchlein und eine ſchöne Hammen, die ſo groß war, als kaum eine im Dorf iſt. Arner, Glülphi und der Pfarrer fanden, daß das eine recht ſchöne Bauernordnung iſt, und ſetzten ſich ganz freundlich zu den glänzenden Tellern, die das Mareili ihnen dargelegt hatte. Der Meyer aber ſtand neben dem Tiſch, und das Mareili hatte weder für ſich noch für ihn einen Teller hingelegt. Glülphi aber, der das bemerkte, ſagte: ihr müßt beyde auch zu uns ſitzen, ſonſt rühren wir keine Gabel und kein Meſſer bey euch an. Das Mareili ſagte: das ſchicke ſich nicht. Aber der Junker erwiederte: es ſolle nicht närriſch ſeyn, und mit ſeinem Bruder zu ihnen hinzuſitzen. Der Meyer nahm jetzt ganz einfach einen Stuhl, ſtellte ihn zu unterſt an den Tiſch und ſetzte ſich mit einer Verbeugung gegen die Herren zu ihnen; das Mareili aber ging wieder in die Küche, brachte für ſich und ihren Bruder ihre gewohnten Hausteller, ab denen ſie täglich aßen, und ihre gewohnten Meſſer, Gabeln und zinnerne Löffel, ungeachtet auf dem Nebentiſch noch mehrere neue Teller und ſilberne Meſſer, Löffel und Gabeln da waren, und legte dieſelben unten an den Tiſch. Da ſie nun endlich ſo beyde zu ihnen ſaßen, nahm der Glülphi die ſchöne Hammen und ſchnitt ſie an, obgleich der Meyer es nicht zulaſſen, ſondern die Herren ſelber bedienen wollte. Aber Glülphi war nicht der Mann, der, wenn er ſo eine Arbeit einmal in den Händen hatte, ſie ſich ſo leicht wieder daraus nehmen ließ; er legte dem Meyer und dem Mareili, troz alles Sträubens, die erſten Schnitte der Hammen dar, und dann erſt dem Junker, dem Pfarrer und ſich ſelber. Der Wein, den der Meyer den Herren darſtellte, war ſo gut, daß der Junker ſagte, er hätte nicht geglaubt, daß er in Bonnal ſo einen finden würde, er habe in ſeinem Schloßkeller keinen ſo guten. Der Meyer erwiederte: gnädiger Herr! glauben Sie doch nicht, daß ich dieſen Wein gekauft, er iſt mir geſchenkt worden, und ſetzte hinzu: die Herren, von denen ich Baumwolle kaufe, ſchicken mir zu Zeiten etwas, zu dem ich in meinem Leben ſonſt nicht gekommen wäre, — und oft Sachen, ſagte dann das Mareili, von denen wir nicht einmal wiſſen, was ſie ſind, und wie man ſie braucht, und brachte einen Augenblick darauf einige Tafeln ſehr feine Schocolade und ſagte: das iſt uns auch ſo verehrt worden, aber ich weiß nicht einmal, ob man es eſſen oder trinken muß.

Du weißt doch einmal, daß man's eſſen kann, du haſt es vor meinen Augen verſucht, ſagte jetzt ſein Bruder. Es antwortete ihm: ja freylich weiß ich das, und es iſt recht gut, aber die Herren haben geſagt, man müſſe es trinken. Und der Junker ſagte jetzt: Mareili, das erſtemal, daß du zu uns ins Schloß kommſt, muß dir meine Frau zeigen, wie man das kocht, damit man es trinken könne.

Der Meyer erwiederte: das iſt nicht nöthig, Junker, wir haben wirklich ſchon zu viel Gutes in unſerm Haus, von dem es vielleicht beſſer wäre, wir wüßten noch nicht, was es wäre, und wie man es braucht.

Dieſer Meinung war das Mareili nicht. Ja, Bruder, du magſt jetzt ſagen, was du willſt, ſo macht es mir doch Freude, wenn ich weiß, wie man das kocht, damit man es trinken könne, ſagte es.

Sie waren ſchon eine Weile am Tiſch, als der Baumwollen-Meyer erſt gewahr wurde, daß der Junker ihn nicht, wie jeden andern ſeiner Angehörigen, duze; aber ſobald er das merkte, ſtand er von ſeinem Stuhl auf und ſagte: gnädiger Herr! ich weiß, wer ich bin und will auch nicht mehr ſeyn, als ich bin, aber wenn Sie nicht mit mir reden, wie mit jedem andern Ihrer Angehörigen, ſo darf ich keinen Augenblick mehr ſo treuherzig neben Ihnen am Tiſch ſitzen, wie ich es ſonſt gern thue und wie jeder andere Ihrer Angehörigen, wenn Sie es ihm erlauben, treuherzig neben Ihnen ſitzen darf.

Jetzt ſtand der Junker auch auf, bot ihm freundlich die Hand und ſagte: nun, wenn du es ſo willt, ſo ſoll es ſo ſeyn; ich will gern, daß du immer und je länger je mehr ſo treuherzig neben mir zuſitzeſt.

Und mich kann nichts mehr freuen, als wenn ich das je länger je mehr thun darf, erwiederte der Meyer.

Als dann aber die Herren bald darauf anfingen, ihren Garten, ihr Haus und ihr ganzes Weſen etwas ſtark zu loben, ſagte das Mareili: ich muß euch doch ſagen, ihr Herren, es war auch nicht immer alſo bey uns, wir waren vor etlichen und zwanzig Jahren ſo arm, als die Aermſten im Dorf.

Der Junker antwortete ihm: ich weiß es und es iſt wunderbar, wie euch das Baumwollengewerb aufgeholfen hat, indeſſen er ſo viele tauſend Haushaltungen elend gemacht.

§. 7.

Auch das Baumwollenſpinnen iſt eine Urſache von der Schlechtheit des Volks, aber nicht eine der erſten.

Das führte zu einer ernſten Unterredung über das Baumwollenſpinnen; denn als der Junker ſagte: es ſind das Land auf und das Land ab keine ſchlechtere Leute, als die Baumwollenſpinner und Baumwollenweber, erwiederte der Meyer: gnädiger Herr! ich möchte das nicht ſagen, wohl aber ſage ich: es gibt das Land auf und das Land ab keine ſchlechtere Leute, als die Fabrikarbeiter.

Das iſt wahr, erwiederte der Lieutenant, die Leute, die täglich vom Haus weg in die Fabriken gehen und darin vom Morgen bis in die Nacht ſind und keinen Augenblick zu Vater und Mutter heim kommen, ſind gewöhnlich noch weit ſchlechtere Leute, als die, ſo zu Haus Baumwolle ſpinnen und weben.

Mehr wollte ich auch nicht ſagen, erwiederte der Meyer und ſetzte hinzu: es weißt auch niemand in der Welt beſſer als ich und meine Schweſter, daß die Baumwollenſpinner und Baumwollenweber im allgemeinen ſchlechte Leute ſind, aber das Spinnen und Weben iſt nicht die Hauptſchuld, warum ſie es ſind und warum ſie es werden müſſen.

Nun, was iſt denn die Hauptſchuld daran? fragten jetzt die Herren faſt aus einem Mund.

Der Baumwollen-Meyer zeigte einige Augenblicke, daß er Bedenken trage, ſich hierüber freymüthig zu äußern, aber da die Herren ihn freundlich und dringend baten, er möchte ihnen unverholen ſagen, was er darüber denke, antwortete er: wenn man ein Dorf oder einen Ort tief verdorben ſieht, ſo muß man immer denken, das kommt nicht von heute und von geſtern her, und die Urſache des Verderbens liegt nicht in dem, was ſie heute und geſtern treiben, ſondern in dem, wie ſie dazu gekommen, dieſes zu treiben — und ſo iſt es mit dem Baumwollenſpinnen; man muß auf den Urſprung ſehen, wie es in ein Land gekommen, und da iſt ganz gewiß, daß es, wenn es in ein Land kommt, zuerſt in die ärmſten Dörfer hineingreift und im Anfang meiſtens Leute beſchäftigt, die ihren Lebtag nichts Eigenes hatten und nichts Eigenes beſorgten, und ſolche Leute lernen gewöhnlich gar nicht leicht hauſen; es iſt immer äußerſt ſchwer, dergleichen Leute dahin zu bringen, die erſten Batzen, die ſie zu verdienen Gelegenheit erhalten, zuſammenzuſparen; ſo wie ſie aber dieſe erſten Batzen verlumpen, iſt auch der erſte Anfang zu allen Angewöhnungen, die das Lumpenleben pflanzen, unterhalten und verſtärken, ſo gemacht, daß das, was daraus folgt, faſt nicht mehr auszuweichen und zu verhindern möglich iſt. Er erklärte ſich über dieſen Gegenſtand noch weiter alſo: der Baumwollenverdienſt iſt gewöhnlich, wo er neu einreißt, ſehr gut, und die armen Leute, die ſich zuerſt auf ihn werfen, finden durch ihn leicht Mittel, beſr zu eſſen, zu trinken und ſich beſſer zu kleiden, als es orher die Reichen im Dorf nicht thaten und nicht thun nnten, und ſobald eigenthumloſes und ungezogenes Volk nmal da iſt, ſo iſt dann der Weg zum Freſſen, Sau- n, Schulden machen und mit dieſem zu allem, auch zu en äußerſten Unfugen des Lumpenlebens ſchon gebahnt. — etzt hielt er einen Augenblick inne, warf einen freundli- en, zutrauungsvollen Blick auf die Herren und ſagte ann weiter: ich glaube, ich dürfe jetzt fortfahren und ch das ſagen, was ich unter der langen alten Hummel- it nicht hätte ſagen dürfen.

Einſtimmig erwiederten die Herren: du darfſt alles ſa- en, was du diesfalls für wahr findeſt, und wir bitten ch noch dafür, daß du es thuſt.

§. 8.

as tiefſte Verderben der Baumwollenſpinner kommt von Leuten her, die nicht Baumwolle ſpinnen.

Er fuhr ſogleich fort: Und wenn denn in einem ſol- en Dorf die Vorgeſetzten noch Schelmen ſind und ſelber den Schlöſſern und Schreibſtuben Verbindungen an- üpfen können, die ſie in die Lage ſetzen, daß ſie das olk faſt mit vollkommener Sicherheit ausſaugen und ihm n verdientes Geld mit Wirthshauskünſten und Prozeß- iſſen alle Tage aus der Hand ſpielen und in ihren Sack locken können, ſo muß es denn freylich mit dem Baumwollenſpinnen dahin kommen, wohin es in unſerm und in vielen andern Dörfern damit gekommen iſt. Dann ſetzte er aber noch hinzu: das Baumwollenſpinnen und Baumwollenweben iſt indeſſen aber an ſich an einem ſolchen Zuſtand ſo wenig Schuld, als die arme Menſchenhaut an ſich ſelbſt daran Schuld iſt, wenn durch einen räudigen Menſchen, der in ein ſchweiniſches, unreinliches Dorf kommt, auch das ganze Dorf ſo voll angeſteckt wird. Der Baumwollen-Meyer drang indeſſen immer tiefer und umſtändlicher in das Weſen dieſes Gegenſtands hinein und ſagte unter anderm: das Baumwollenſpinnen und Weben iſt indeſſen wirklich eine von den ſchlechteſten Beſchäftigungen, die man in ein Dorf hineinbringen kann. Die Leichtigkeit, Gedankenloſigkeit, Kunſt- und Kraftloſigkeit, mit der es betrieben werden kann, ſetzt dieſe Arbeitsgattung ohne anders weit hinter die mehrſten andern Arbeits- und Berufsgattungen des Volks zurück.

Der Junker unterbrach ihn mit den Worten: das iſt ſonderbar, du redſt dem Baumwollenſpinnen gar nicht das Wort.

Der Meyer erwiederte: ich habe das Baumwollenſpinnen von jeher ſo angeſehen, wie ich jetzt davon rede; ich habe es auch nicht ins Dorf hineingebracht, es iſt einige und zwanzig Jahre vorher ſchon allgemein eingeführt geweſen, ehe ich daran Theil genommen. Freylich iſt wahr, ich habe von den Umſtänden, wie ſie eben da waren und vorgelegen, für mich und die meinigen ſo viel Vortheil zu ziehen geſucht, als ich mit Recht und gutem

Sewiſſen davon habe ziehen können. Uebrigens wollte ich
ewiß lieber, Bonnal, das ich immer noch als meine liebe
Heimath anſehe, wäre nicht ein einſeitig verkrüppeltes
Baumwollenſpinnerdorf geworden und hätte wenigſtens
einen großen Baumwollenverdienſt dahin benutzt, ſich im
Feldbau und in der Hauswirthſchaft weiter vorwärts zu
ringen, ſo wie in einigen Fächern der Induſtrie, die
nehrere Geiſtes- und Kunſtbildung vorausſetzen, und die
arum aber auch eher zu einem ſoliden, häuslichen Wohl-
tand hinführen; aber es iſt nicht an mir geſtanden, hier-
ber einigen Einfluß zu ſuchen. Er fuhr fort: Er habe
n Gegentheil, ſeitdem ein Wunſch zu ſo etwas in ihm
ätte aufſteigen können, ſich in einer Lage befunden, alles,
was außer ſeiner Hausthüre geſchehen, als ihn nichts an-
ehend und als einen Stein, den er nicht zu heben im
Stand ſey, und ſogar als etwas anſehen zu müſſen, an
em er, wenn er es auch nur anzurühren verſuchen würde,
ar leicht ſeine beyden Hände verbrennen konnte.

Die offene Erklärung dieſes Mannes über ſeine Lage
nd beſonders, daß er dem Baumwollenweſen, das ihn
och zu dem Mann gemacht, der er jetzt iſt, ſo wenig
Werth gab, ſetzte die Herren in eine Art von Erſtaunen.
s war, da er ausgeredt hatte, eine Weile alles ſtill.
Dann aber bald ſagte der Junker: du gabſt uns großes
icht über das, worüber wir Licht ſuchten, aber es iſt jetzt
ur die Frage, wie können wir den Uebeln abhelfen, die
ir mit dir fühlen, daß ſie drückend auf Bonnal liegen?
– und über dieſe Frage hätten wir jetzt eben gern, daß
n mit der Deutlichkeit und Offenheit mit uns redteſt, mit

der du uns über den Urſprung des Volksverderbens in deinem Dorf ins Klare geſetzt haſt.

§. 9.

Man muß dem Volksverderben zu Stadt und Land durch die Stillen im Land abzuhelfen ſuchen, und man kann es auch, wenn man es will und verſteht.

Der Meyer erwiederte: wenn Bonnal geholfen werden ſoll, ſo muß man es dahin bringen, daß die brävſten Leute im Dorf zuſammenſtehen und vereinigt die Mittel ſuchen, durch welche die Väter, Mütter und Kinder der unordentlichen und verdorbenen Haushaltungen einzeln mit Liebe, und wenn es nicht mit Liebe allein gehen will, mit Ernſt und ſogar mit einiger Gewalt genöthigt werden können, nach und nach von ihrem Lumpenleben abzuſtehen.

Junker. Aber, Meyer, wer will die Stillen im Land hiefür zuſammenbringen?

Meyer. Wie es im ganzen Land möglich, davon weiß ich nichts, aber in Bonnal meyne ich, wäre es mit Zeit und Fleiß wohl möglich.

Pfarrer. Meyer! Meyer! die Stillen im Land ſtehen in nichts gern zuſammen, das ſie ſelber nichts angeht, ſie ſind immer gern nur bey ſich ſelber und jeder gern bey den ſeinigen, und es ſind immer nur die ſchlechten und

böſen

böſen Kinder der Selbſtſucht und der Leidenſchaften, die gern zuſammenlaufen und zuſammenſtehen, um gemeinſam durchzuſetzen, was ſie gelüſtet, aber nicht, was recht und was gut iſt.

Meyer. So wenig als ich gern von dem rede, was im Land allgemein iſt, ſo meyne ich doch, auch die Stillen im Land ſtünden gern zu allem Guten zuſammen, das geeignet iſt, das heilige Fundament alles Hausſegens des Volks und der heiligen Wohnſtube zu äufnen, inſofern ſie überzeugt wären, daſſelbe durch ihr Zuſammenſtehen befördern zu können, aber es ruft ſie zu ſo etwas niemand zuſammen, und freylich iſt denn auch wahr, es treiben die Stillen im Land auch keine wilden Gelüſte von ſelbſt an, für irgend etwas zuſammenzulaufen, wozu ſie niemand zuſammenruft, und wozu man ſie hie und da, wenn ſie unberufen zuſammenliefen, noch nicht einmal gern bey einander ſehen, ſondern im Gegentheil aus einander jagen und mit Abſicht an dem Guten ſelber, wofür ſie gern zuſammenſtehen würden, hindern möchte.

§. 10.

Fortſetzung der Urſachen, warum die Stillen im Land keinen Einfluß auf das haben, was dem Land nutz iſt und darin noth thut.

Glülphi beſtätigte mit Eifer dieſe Anſicht des Baumwollen-Meyers und ſagte: die Stillen im Land wären freylich zu vielem Guten brauchbar, wenn man ſie dazu brauchen wollte, aber man läßt ſie an vielen Orten, und zwar an ſolchen, wo ſie am vorzüglichſten brauchbar wären, nicht nur ſtehen, wo ſie ſtehen, man zeigt ihnen deutlich, daß man ihrer mehr als nichts will. Wir können uns nicht verhehlen, daß in unſerm, in allen Stücken einer feſten Geſetzgebung mangelnden Land, wo ſo unendlich viel, wie es nicht ſollte, von der Routine und der Laune von Leuten, die Gewalt haben, abhängt, die brauchbarſten und bedeutendſten unter den Stillen im Land hie und da ſehr übel ankommen würden, wenn ſie auch nur dergleichen thäten, daß ſie ſich zu irgend etwas, zu dem ſie nicht berufen werden, tüchtig glauben. Die Sache iſt aber in unſerm Land natürlich nur dieſe, die ſelbſtſüchtigen Schlauköpfe, die ſich in Rückſicht auf ihre Revenüen auf eine Art als zur Civilliſte des Staats gehörig anſehen, und denen die Adminiſtrationen aller Geld-, Ehre- und Rechtsangelegenheiten im Staat gleichſam als Erbgut zufallen, lieben es natürlich gar nicht, wenn Leute, die nach dieſer Anſicht nicht zu ihnen gehören, ſich zu irgend einem Einfluß auf das öffentliche Wohl berufen und zur Mitwirkung für daſſelbe fähig glauben. Wo es aber ſo iſt, da können freylich die Stillen im Land das öffentliche Wohl auf keine Weiſe beſſer befördern, als wenn ſie ſich deſſelben gar nicht annehmen.

Meyer. Ich freue mich der Offenherzigkeit, mit der Sie in dieſer Rückſicht von dem traurigen Zuſtand unſers Vaterlands ſprechen. Es iſt nur zu wahr und ſtimmt mit den Erfahrungen, die ich diesfalls im kleinen Kreis meiner Berührungen in meinem Dorf zu machen die Gelegenheit hatte, nur zu ſehr überein; aber ich hätte es doch nicht wagen dürfen, die Reſultate meiner diesfälligen Lebenserfahrungen mit der Stärke und Unbefangenheit auszudrücken, mit der Sie es gethan haben.

Glülphi. Warum ſolltet Ihr es nicht dürfen? Es thut noth. Die Uebel unſers Vaterlandes ſind in dieſer Rückſicht auf einen Punkt gekommen, daß es jedes ehrlichen Mannes Pflicht iſt, hierüber nicht hinter den Berg zu tragen, ſondern ſeine Anſichten mit Beſtimmtheit zu äußern — und, Gott Lob! die Stunde iſt auch da, in der es jeder ehrliche Mann, wenigſtens in Bonnal, auch darf.

Meyer. Es empört das Menſchenherz im Innerſten, wenn man ſo oft ſehen muß, daß ſchlechte, über den wahren Zuſtand des Volks ganz blinde Subjecte, wenn ſie auch nur zum Copiren von Rödeln ab dem Viehmarkt und ab den Zollſtuben employirt ſind, ſich als die weiſen und privilegirten Stützen des öffentlichen Wohls angeſehen und behandelt wiſſen wollen, und den edelſten und einſichtsvollſten Männern, die zu den Stillen im Land gehören, wenn von Gegenſtänden des öffentlichen Wohls und ſeiner guten Beſorgung die Rede iſt, auf eine Weiſe begegnen, wie kaum ein Aufſeher in einem Tollhaus einem Narren begegnen dürfte, der bey ihm Sachen nachfragen würde, die außer den Mauern, darin er eingeſperrt ſeyn und bleiben muß, begegnet ſind.

Junker. Ihr führt mich mit euren Bemerkungen in eine neue Welt hinein, und wenn es wirklich wahr iſt, daß die einſichtsvollſten und bråvſten Månner an jedem Ort, die ihr die Stillen im Land heißt, ſo wie ihr meynt, im Stand ſind, zu allem, was ihrem Wohnort frommen und aufhelfen kann, mit Erfolg mitzuwirken und zu dieſem Zweck ſich gern mit einander vereinigen wůrden, ſo kőnnte man wirklich auch in Růckſicht auf die Mittel, auch Bonnal wieder aufzuhelfen, Hoffnungen ſchőpfen, denen man ſich ohne das nicht ůberlaſſen dürfte.

Meyer. Meine Ueberzeugung iſt vollkommen; die Stillen im Land, ſelber die Armen unter den Stillen im Land, wåren zu dem weſentlichſten Guten, das im Land mangelt, im hőchſten Grad brauchbar und dienſtfåhig. Aber ich ſage noch einmal, man muß ihrer wollen. Unberufen und unvereinigt ſind ſie freylich fůr das őffentliche Wohl eben ſo kraftlos, als ſie im entgegengeſetzten Fall kraftvoll dafůr wåren.

Junker. Aber wer ſoll z. B. in Bonnal dieſe Stillen im Land zuſammenfinden und zuſammenrufen?

Meyer. Wer anders, als Sie und der Herr Pfarrer?

Junker. Und wie?

Meyer. Je ſtiller deſto beſſer. Wenn Sie, Ihre Gemahlin, der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin jede Gelegenheit, das Herz der Beſſern unſrer Gemeindsgenoſſen, wie ſich die Gelegenheit dazu je zuweilen von ſelbſt geben wird, zu gewinnen, mit Eifer und Sorgfalt ergreifen und benutzen werden, ſo werden Sie das Herz der bråvern Leute im Dorf gewiß gewinnen und bald einige von ihnen in dem Grad fůr Ihre Zwecke brauchbar finden, als

Ihnen die erſten Schreyer für das öffentliche Wohl, eben wie die verſchlagenen Geheimnißbewahrer der Kunſtſtücke, die man für das öffentliche Wohl im Verborgenen zu treiben, ſo oft auch nur vorgibt, für Ihre Zwecke unbrauchbar ſind, und Ihnen, je mehr Sie mit den Stillen im Land bekannt ſeyn, als unbrauchbar in die Augen fallen werden. —

Dieſe Anſicht des Mannes ergriff den Junker in ſeinem Innerſten, nur ſagte er: aber wie ſich die Gelegenheiten, den brävern Leuten im Dorf das Herz gewinnen zu können, ſo leicht und gleichſam von ſelbſt geben werden, das leuchtet mir noch nicht ein. Ich fürchte im Gegentheil, ſolche Gelegenheiten könnten ſehr ſelten eintreffen.

Der Meyer erwiederte: die beſten und weitgreifendſten Mittel dazu können Sie ſelber machen. Sie haben, wenn Sie wollen, alle Augenblicke Gelegenheit in Ihrer Hand, Sachen zu thun, die geeignet ſind, Ihnen das Herz von hundert und hundert Ihrer Angehörigen zu gewinnen.

Junker. Zum Exempel?

Meyer. Wenn Sie z. E. einem jeden Kind, das von nun an, bis es 20 Jahr alt iſt, alljährlich 10 Gulden von ſeinem Spinnerverdienſt beyſeits legt und erſpart, etwa einen zehendfreyen Acker ſchenkten, ſo machen Sie mehr als zwey Drittel der Dorfhaushaltungen eine Freude, die nicht anders als dahin wirken kann, Ihnen das Herz der braven Leute im Dorf allgemein näher zu bringen.

Junker. Das kann ich leicht und will es gern thun.

Meyer. Aber alles, was Sie thun werden, auch das Herz der beſſern Leute im Dorf zu gewinnen, wird nicht im Stand ſeyn, befriedigend dahin zu wirken, wohin Sie zielen, wenn nicht der Nachwelt und der Jugend durch die Schulen beſſer Vorſehung gethan wird. Es iſt nicht genug, recht thun zu wollen, man muß es auch können, und dazu kommt man nur durchs Lernen, und die Schulen, wie wir ſie jezt bey uns allgemein haben, ſind beynahe ſo viel als Miſtbeete und Treibhäuſer von allen den Fehlern, gegen die wir in Bonnal Hülfe ſuchen müſſen.

Junker. Iſt das auch nicht zu viel?

Glülphi. Nein, nein, er hat ganz recht; die weſentlichſten Fehler, gegen deren Folgen wir in Bonnal zu kämpfen haben, finden in unſern Dorfſchulen, wie ſie jezt ſind, Nahrung, wie die Pflanzen in den Treibhäuſern, oder, wenn Sie lieber wollen, wie giftige Schwämme auf den Miſthaufen.

Meyer. Ich habe bey meiner Vergleichung der Miſtbetter und Treibhäuſer mit den Schulen nicht einmal ſo weit gedacht, als der Herr Lieutenant, und will dieſelbe meinerſeits auch nicht ſo weit getrieben wiſſen. Nehmen Sie ſie, gnädiger Herr! auch nur in ſo weit für richtig an, als Sie ſie paſſend finden.

Junker. Je mehr wir davon reden, deſto paſſender finde ich ſie.

Meyer. So viel iſt gewiß, daß unſere Schulen weſentlich mit allem Guten, das im häuslichen Leben ſtatt findet und noth thut, in der engſten Uebereinſtimmung ſtehen ſollten, daß ſie den ganzen Umfang der Kräfte des Kinds im höchſten Einklang mit dem, was zum Glück des häuslichen Lebens erfordert wird, beleben ſollten, und mit dieſem allem ſtehen ſie doch ganz gewiß in einem ſtarken Widerſpruch.

Der Glülphi nahm jetzt wieder das Wort und ſagte: es iſt unſtreitig, daß ein großer Theil unſerer Schulen in einem, den erſten Bedürfniſſen des häuslichen Lebens ganz entgegengeſetzten Sinn auf unſere Kinder einwirken. Er fuhr mit Heftigkeit fort: die Heterogenität deſſen, was in denſelben gelernt und die Art, wie es darin gelehrt wird, iſt mit dem, was das häusliche Leben bedarf und der Art, wie dieſes den Kindern gegeben werden ſollte, im eigentlichen Gegenſatz des ewigen, unabänderlichen Fundaments aller wahren Bildung unſers Geſchlechts, vermög deſſen jeder Schritt dieſer Bildung die Menſchennatur in ihrem ganzen Umfang an Seel und Leib mit Herz, Geiſt und Hand zu ergreifen geeignet ſeyn ſoll. Dieſes Ergreifen der Bildungsmittel in dem ganzen Umfang der Kräfte der Kinder, das ſich im häuslichen Leben ſo einfach, ſo vielſeitig und ſo leicht gibt, mangelt in den gemeinen Schulen, wie ſie jetzt ſind, ſo viel als ganz. Es iſt aber auch eben ſo unläugbar, daß alle iſolirte, einſeitige und oft noch öde Unterrichtsgegenſtände, wie ſie ohne dieſes Eingreifen in die Geſammtheit der Kräfte und Anlagen der Kinder betrieben werden, gar leicht auf die Untergrabung und Zerſtörung der Harmonie der Geſammtheit der menſchlichen Kräfte und Anlagen einwirken. Er ſagte darüber ferner: aller Unterricht, folglich auch aller Schulunterricht, der nicht Herz, Geiſt und Hand zugleich ergreift, ſteht in ſo weit nicht mit dem bildenden Geiſt und Weſen des häuslichen Lebens in Uebereinſtimmung, er ſteht im Gegentheil in ſo weit mit demſelben im Widerſpruch. Aller Unterricht und aller Schulunterricht, der den Widerſpruch mit dem bildenden, häuslichen Leben verhüten und im Gegentheil in Uebereinſtimmung mit demſelben gebracht werden ſoll, muß darum auch die Mittel dazu in Uebungen ſuchen, die, indem ſie das Herz, den Geiſt und die Hand des Kinds zugleich ergreifen, geeignet ſeyen, das reine Fühlen, das richtige Denken und das vollendete Können, das der Unterricht bezwecket, gemeinſam zu erzielen und dem Kind durch das Leben ſelber habituel und gleichſam zur andern Natur zu machen. Er fuhr fort: es iſt nur in der Kraft dieſes Lebens ſelber, was in jedem Augenblick unſer ganzes Seyn und den ganzen Umfang unſrer Kräfte ergreift und belebt, und man muß die Mittel zu dieſer Ergreifung und Belebung des Ganzen im Menſchen weſentlich in der Thatſache des menſchlichen Fühlens, Denkens und Handelns und nicht in der Erkenntniß, noch viel weniger in der Traumſucht über das menſchliche Fühlen, Denken und Handeln ſuchen. Alles, was immer einzelne Kräfte gleichſam außer dem Kreis der Wahrheit, die in uns ſelbſt und in unſern Umgebungen liegt, ergreift und feſthält, wirkt in einem, dem reinen Einfluß des menſchlichen Lebens und den göttlich und ewig gegebenen Grundlagen der naturgemäßen Entfaltung unſrer Kräfte, entgegengeſetzten Sinn, und alle Schul- und Unterrichtsübungen, die in dieſem Sinn auf die Menſchennatur wirken, ſind weſentlich fehlerhafte Erziehungsmittel, die, indem ſie das, was Gott innig vereinigt, gewaltſam trennen und zur Herzloſigkeit in Geiſtesübungen, zur Geiſtesloſigkeit in Herzensübungen, ſo wie zur Seelenloſigkeit in den Anſtrengungen der phyſiſchen Kräfte hinführen, und dadurch in ſittlicher, geiſtiger und Kunſthinſicht die thieriſche Abrichtung unſerer Natur einſeitig beleben und dadurch dem innern, heiligen Weſen der wahren, menſchlichen Bildung in allen drey Rückſichten tödtlich entgegen wirken.

Aber wie eine Schule einrichten, die, alſo aus dem häuslichen Leben hervorgehend, auf den ganzen Umfang der Kräfte unſrer Natur bildend einwirken würde? das war jetzt die Frage, die zwiſchen dem Junker, dem Pfarrer und Glülphi, und zwar in der beſondern Rückſicht auf ihre Endzwecke in Bonnal, zur Sprache kommen mußte, und der Junker meynte und ſagte, es ſey kein Menſch in der Welt, der ihnen hiefür beſſer Rath und Wegweiſung geben könne, als der Baumwollen-Meyer. Dieſer aber ſagte darüber ganz ernſthaft zum Junker: ich kenne eine Spinnerfrau in Bonnal, die das ohne alle Vergleichung beſſer kann als ich.

Das iſt nicht möglich, erwiederte der Junker, und der Glülphi: aber dieſe Frau möchten wir doch kennen, von der Sie das ſagen.

Der Meyer nannte ihm jetzt Gertrud, und der Junker erwiederte mit Lebhaftigkeit: ich kenne dieſe Frau, und wenn je die Anbahnung von Endzwecken, die ſo weit führen als die unſrigen, von einem Bauernweib zu erwarten wäre, ſo würde ich an Gertrud denken; aber zu dem, was wir ſuchen und wollen, brauchen wir einen Mann, und einen Mann, wie du biſt, Meyer.

Meyer. Es kommt in Rückſicht auf die Einrichtung einer Schule, wie wir eine wünſchen, auf Erfahrungen und Fertigkeiten an, für welche eine gute Frau, wie Sie, Junker, Gertrud ſelber erkennen, weit mehr Sinn hat, als irgend ein Mann; und ich tauge hiefür gar nichts. Ich bin ein ſchon ziemlich alter, eingefleiſchter Berufsmann, der nun über 20 Jahre vom Morgen bis am Abend faſt nichts in ſeinem Kopf herumſchleppte, als ſein Baumwollenweſen und was mit dieſem zuſammenhängt; Gertrud hingegen hat ſich faſt eben ſo lange mit nichts, als mit der Erziehung ihrer Kinder beſchäftigt, und unter den Umſtänden, in denen ſie ihres Mannes und des Dorfs halber lebte, Erfahrungen gemacht und ſich Fertigkeiten erworben, die ſie dahin gebracht, in der Erziehung ihrer Kinder das Unglaubliche zu leiſten. Ihr Herren, ich verſichere euch, ſie hat ihre Baumwollenſtube für ihre Kinder zu einer Schulſtube gemacht, wie ich noch keine geſehen und mir nicht leicht eine beſſere denken und wünſchen kann; aber Sie müſſen dieſe Stube ſehen und dann werden Sie bald ſelber gewahr werden, ob ſie oder ich beſſer im Stand ſey, zu der Einrichtung einer guten Dorfſchule Rath und Handbietung zu leiſten.

Die Herren erſtaunten auf der einen Seite über dieſe Aeußerung, auf der andern Seite aber ſchien's ihnen doch, es könnte etwa ſeyn, daß er ihnen Gertrud dafür vorſchiebe, weil es ihn zu viel Mühe koſten würde, ſich dieſer Sache näher anzunehmen, und der Junker ſagte lachend zu ihm, er könne ſich vortrefflich aus dem herausziehen, was er vielleicht etwa nicht gern thue. Glülphi aber ſagte: Meyer, es mag jetzt mit dieſem ſeyn, wie es will, ſo müſſen wir dieſe Stube nothwendig ſehen und wollen morgen ſchon zur Gertrud, ſetzte aber dennoch hinzu, weil ſie noch bey einander ſeyen und ehe ſie zu ihr hingehen, müſſe er ihm mit einiger Beſtimmtheit ſagen, was er für das Weſentliche und Eigenthümliche der Erziehungskunſt dieſer Frauen achte.

Ich kann's durchaus nicht ſagen, erwiederte der Meyer, aber ihre Wirkung ſpringt in die Augen. Ihre Kinder ſind lebendig, froh, heiter, thätig. Was ſie ſagen, iſt verſtändig, überlegt, gradſinnig und liebreich. Was ſie arbeiten, kann man nicht beſſer wünſchen, als ſie es machen. Sie beten mit Andacht. Sie ſingen mit Jubel. Sie leſen die Bibel mit Glauben. Sie antworten in der Kirche, Herr Pfarrer, das wißt Ihr ſelber, wie keine im Dorf. Jedes von ihnen iſt in ſeinem Alter, in ſeiner Lage und in ſeinen Verhältniſſen, was es ſeyn ſoll und ſeyn kann. Das in der Wiege iſt das beſte Wiegenkind, das ich kenne. Das zweyjährige, das vierjährige, das ſiebenjährige, jedes iſt, was es für ſein Alter und für ſeine Lage ſeyn kann und ſeyn ſoll, und zwar in dem Grad, daß mir wenigſtens, wenn ſie meine Kinder wären, ihrenthalben nichts zu wünſchen übrig blieb. Wie ſie jetzt aber das mache und wie ſie dahin komme, dafür müßte ich meinen ganzen Baumwollengewerb mir aus dem Kopf ſchaffen, um auch nur dahin zu kommen, mir ſelber in etwas darüber Rechenſchaft geben zu können, und euch, Ihr Herren! etwas darüber in Tag hinein zu ſchwatzen, wovon ich mir ſelber nicht Rechenſchaft geben kann, das mag ich ſo wenig an mich kommen laſſen, als ich es an mich kommen ließe, mit einem Kaufmann über einen Handlungsartikel, den ich nicht ſelber führe und nicht wohl kenne, in den Tag hinein zu ſchwatzen.

Die Herren ſahen, daß er ſich nicht weiter in dieſen Gegenſtand hineinlaſſen wollte, wiederholten, daß ſie morgen Gertrud beſuchen wollen und kamen in ihrem Geſpräch allmälig wieder auf ihre frühere Unterredung.

Der Lieutenant faßte die Nothwendigkeit, durch Vereinigung der beſten Leute im Dorf ſich eines entſcheidenden Einfluſſes auf die ſchlechtern Haushaltungen zu verſichern, mit dem Bedürfniß einer beſſern Schuleinrichtung zuſammen, ins Aug, und ſprach dabey den Grundſatz beſtimmt und laut aus, das wirkliche Leben der Haushaltungen mache weſentlich den Boden der Erziehung aus, und jeder Schulunterricht, der nicht auf einem diesfalls guten Boden ruhe, tauge für das Ganze der menſchlichen Bildung gar nichts und könne nichts dafür taugen; und nachdem er die verſchiedenen Abirrungen von der menſchlichen Natur vielſeitig berührt hatte, ſagte der Pfarrer: die Wirkung ſolcher bodenloſen Unterrichtsübungen in einzelnen Gegenſtänden bringt mir das Gleichniß des Säemanns im Evangelium zu Sinn, wo der weit größere Theil des Saamens auf die Straße fiel, auf der ihn die Vögel auffraßen, oder unter die Steine, wo er nicht Wurzel faſſen konnte, und unter die Dorne, unter deren höhern Wurzelgewalt er erſticken mußte.

Der Lieutenant erwiederte: das Gleichniß paßt vollkommen auf unſere Anſicht. Der weit größere Theil des ohne Zuſammenhang mit dem häuslichen Leben beſtehenden Schulunterrichts iſt ganz gewiß ſolchem Saamen gleich, der auf dem Weg, unter den Steinen und zwiſchen den Dornen nicht ſo aufwachſen kann.

Die Herren kamen in ihrem Geſpräch wieder dahin, bey dem Meyer und bey ſeiner Schweſter nachzufragen, was für Männer und Weiber im Dorf etwa zu einer ſolſchen Vereinigung tauglich wären, durch die man das Dorf allmälig wieder zu einer beſſern Ordnung und zu beſſern Geſinnungen zurücklenken könnte, und das Mareili, das ſonſt ſo gradſinnig iſt und alles, was es denkt, gerade heraus ſagt, meynte jetzt einmal doch, es müßte höflicher eyn, als es zu ſeyn gelernt hat und ſagte über dieſen Punkt, wo man eine Oberkeit habe, wie wir jetzt eine haben, da ſey das, was die gemeinen Leute im Dorf nachhelfen können, eben wenig. Aber ſein Bruder war nicht der Meynung. Er ſagte: du mußt das nicht ſagen, Mareili; eben wo die Oberkeit im Land gut iſt, da ſind ie braven Leute im Dorf für daſſelbe etwas werth und onnen darin etwas ausrichten; da, wo die Oberkeit ſchlecht t, da iſt es für die braven Leute im Land beſſer, wenn n jeder ſich, ſo gut er kann, in ſein Schneckenhaus zuckzieht, bey ſich ſelber iſt und für ſich ſelber ſorgt, als daß e ſich zu irgend etwas Gutem unter einander vereinigen. r ſagte ferner, unter ſchlechten Oberkeiten ſeyen beynahe le Beſtrebungen der braven Leute, ſich für etwas Gus einzumiſchen, eine Thorheit und eine unnütze und verbliche Zudringlichkeit. Sie können der Schlechtheit, die dieſem Fall bey den Vögten und Richtern im Dorf einen Rücken habe und weſentlich von ihm ſelber herrühre, auf keine Weiſe abhelfen und nichts weiter ausrichten, als ſich ſelber bey Leuten verhaßt machen, die ihnen ſchaden und ſehr ſchaden können.

Der Lieutenant ſtimmte ganz des Meyers Anſicht bey und ſagte: du haſt völlig recht, Meyer, wo die Obrigkeit ſchlecht iſt, da muß der brave Mann allerdings zu ſehr für ſich ſelber und für ſeine eigene Haut ſorgen, als daß ihm nicht die Luſt vergehen ſollte, ſich um das zu bekümmern, was unter einem Dach vorgeht, das nicht ſein iſt; aber unter einer guten, edelmüthigen Oberkeit geht auch ganz gewiß jedem braven Mann das Herz für das öffentliche Wohl auf, und ein jeder iſt für jede Vereinigung zu irgend etwas Gutem bereit, und ihrer viele ſtehen dann mit Gut und Blut zu allem Guten, das im Land einzuführen und auszurichten möglich iſt.

Dieſes Geſpräch führte die Herren tief in den frühern Zuſtand ihres Dorfs hinein und der Meyer ſagte in der Lebhaftigkeit ſeiner Unterredung, zwar mit Schonung, aber beſtimmt heraus: unter einer ſchlechten Oberkeit finden alle Matadoren und Blutſauger in den Dörfern durch ihre Verbindung mit den Schulzen, Weibeln, Agenten, Notarien, Kopiſten und wie alle dieſe Stadt- und Landnotablen heißen, einen Schutz, der ſo weit langt, daß ſie nicht nur bey den läßlichen Sünden der Mißgriffe, die ſie ſich gegen bloß gemeine Leute erlauben, ohne irgend eine ernſte Ahndung durchſchlüpfen, ſondern auch bey Verbrechen, die wirklich an die Juſtizſtellen gelangen, durchaus nicht auf die gewohnte Weiſe als Verbrecher gemeiner Leute, ſondern auf eine Weiſe behandelt werden, darin dergleichen Leute immer hundert und hundert Auswege, um mit heiler Haut durchzuſchlüpfen und ihrer Strafe zu entrinnen, offen finden, die allen gemeinen, nicht ſo notablen Leuten verſchloſſen ſind. Wo denn aber das iſt, da iſt auch die Verantwortlichkeit der Dorfmatadoren und Blutſauger in hundert und hundert Fällen eine bloße Scheinſache, deren ußere Formen oft abſichtlich mehr zu ihrer Sicherheit, venn ſie fehlen, als zur Aufdeckung deſſen, worin ſie feh- en, geeignet iſt. Wo das aber ſo iſt, ſagte er ferner, o wird denn das Schelmenleben der Dorfmatadoren und Blutſauger zu einer Art von privilegirtem Ehrenleben im Dorf, und es bildet ſich denn auch unfehlbar immer ſehr ald daſelbſt eine Ehr- und Anſehensclique, von deren ffentlichen und geheimen Vorzügen die ganze niedere Volks- aſſe im Dorf ausgeſchloſſen und als unwürdig, daran heil zu nehmen, zwar nicht wörtlich erklärt, aber thät- h behandelt wird; und wenn es einmal in einem Dorf weit gekommen, ſo iſt denn auch den Meiſtern und ormündern ſolcher Cliquen kein Weg, der zur Erhaltung eſes Ehrenlebens und ſeiner geheimen und öffentlichen orzüge, Vortheile und Emolumente hinführt, weder zu mutzig noch zu gemein.

Der Lieutenant unterbrach ihn und ſagte: wie doch ch die Menſchennatur in höhern und in niedern Ver- ltniſſen zu Stadt und Land, auf den Rathhäuſern und den Gemeindshäuſern die nämliche iſt.

Aber der Meyer ſagte lächelnd: ich mag nichts davon ren und nicht daran denken, wie es in den obern Quartieren des großen Welthauſes ausſieht, mir iſt's genug, die niedern Quartiere dieſes Hauſes, in denen ich und die meinigen leben und leben müſſen, immer näher zu kennen — und fuhr dann fort, über die Folgen der Handlungen der Dorfmatadoren in Bonnal, nachdem ſie einmal zum Ehrenleben des Dorfs geworden iſt, gehabt hat, und ſagte: es iſt allerdings dem Geiſt und dem Einfluß dieſer Clique zuzuſchreiben, daß alles Beten, alles Bibelleſen und mit ihm aller Glauben an Recht, Wahrheit und Treue aus unſerer Mitte verſchwunden und man jetzt am Sonntag in allen Häuſern, anſtatt der Bibel und des Betbuchs, die Stadtſatzung, das Landrecht, Polizeyzedul, Signalements und Würfel und Karten auf den Bauerntiſchen herumliegen ſieht.

Aus einem Mund ſagten die Herren: ja, es iſt wahr, es ſteht übel, es ſteht ſehr übel in unſern Dörfern und beſonders in Bonnal.

Der Meyer erwiederte: So übel, daß ich es gerade herausſagen muß, wenn nicht Hoffnung wäre, daß ſich die Umſtände ändern würden, ſo würde ich mit dem, was ich mir erſpart habe, fort und an einen andern Ort hinziehen, wo es diesfalls nicht ſo ſchlimm ſteht — — und wenn's auch nach Amerika wäre.

Nein, nein, ſagten jetzt der Junker und der Glülphi, wir wollen machen, daß du keine Urſache habeſt, von uns wegzuziehen.

Meyer. Gnädiger Herr! Ich bleibe gern, wo ich geboren bin, wenn ich mit gutem Gewiſſen für mich und meine Kinder bleiben kann.

Junker.

Junker. Das iſt brav, Meyer! Du mußt im Land leiben und wir wollen gewiß machen, daß du mit gutem Gewiſſen für dich und die deinigen darin bleiben kannſt.

Pfarrer. Ja, Meyer, bleib im Land, darin dich Gott geſegnet. Du nährteſt dich redlich darin und kannſt ns, wie ſonſt niemand, dazu helfen, daß unſer Dorf, arin ſich faſt niemand mehr redlich nährt, auch wieder u dem, ſich redlich zu nähren, das in unſerer Mitte ſo oth thut, allmälig zurückgelenkt werde.

Meyer. Ihr Herren! Es iſt für einen braven Menſchen ein ſüßes Ding, im Vaterland bleiben zu können, ber man kann's einem auch zu ſauer machen, und dann eht man, wenn auch mit noch ſo zerriſſenem Herzen, ndlich doch weiters.

Die Herren boten ihm jetzt alle freundlich die Hand nd ſagten: Meyer, du biſt jetzt unſer und mußt unſer eiben.

Er erwiederte eben ſo freundlich: bey euch bleibe ich rn, und glaubet mir ſicher, es iſt mir gewiß ſo lieb s irgend einem Menſchen, daß ich und meine Kinder auf en den Kirchhof kommen, auf dem unſere Väter und roßväter begraben liegen.

Nach dieſen Worten des Meyers war unter ihnen allen eine Weile eine feyerliche Stille. Keiner von allen te jetzt ein Wort, aber Wehmuth war ſichtbar auf allen Geſichtern zu leſen, und man kam langſam wieder f das, was jetzt am nothwendigſten zu thun ſey, zurück. r Meyer ſagte: was mir am Herzen liegt, iſt das eine, ſo lange unter den Vorgeſetzten und Dorfmeiſtern eine ſo niederträchtige Selbſtſucht herrſcht, haben ſie tauſend und tauſend Mittel in Händen, den Geiſt der ſchwachen Leute, denen man aufhelfen ſollte, zu verderben, und alles rückgängig zu machen, was man Gutes anbahnen will.

Der Junker erwiederte: ich weiß keine Wege, wie ich diesfalls zum Ziel kommen kann. Die Vorgeſetzten ſtecken mit ihrer Lebensweiſe einander an, wie räudige Schafe jedes geſunde, das man in ihre Mitte führt, anſtecken. Wähle ich heute den ehrlichſten Mann, ſo iſt er morgen wie ſie alle.

Der Meyer lächelte. Der Junker ſah's und fragte ihn freundlich und auch lächelnd: aber warum lachſt du jetzt?

Der Meyer antwortete: ich will es gerade heraus ſagen, ich dachte an Ihre letzte Vogtswahl.

Junker. Ja, Meyer, ich habe mich ſchrecklich an dieſem Mann geirrt.

Meyer. Das iſt wahr. Es iſt kaum möglich, daß ein Menſch für den Vogtsdienſt weniger tauge, als er. Auch können Sie verſichert ſeyn, daß im ganzen Dorf nicht zwey Menſchen ſind, die im Ernſt glauben, es gebe je aus ihm ein guter Vogt.

Wüßte ich nur eine Wahlordnung, die mich ſicher ſtellen würde, daß ich nie mehr alſo fehlen könnte, ich würde ſie auf der Stelle einführen, ſagte jetzt der Junker, und der gutmüthige Pfarrer äußerte ſich: es wäre vielleicht am beſten, man ließe das Volk ſeine Vorgeſetzten ſelbſt wählen. Aber der Lieutenant, der die Welt beſſer kannte, widerſprach ihm laut und ſagte: alle Volkswahlen öffnen der Beſtechung und mit ihr und durch ſie allem Unrecht und aller Gewaltthätigkeit den Weg, und würde bey uns nur dahin führen, daß die Schlauſten, Verfänglichſten oder die Reichſten und Stolzeſten, die wir im Land haben, und niemals die Geradſinnigen, Kraftvollen und Selbſtſuchtloſen, niemals die Stillen im Land zu Vorgeſetzten erwählt würden.

Der Junker ſagte: aber wenn ich mir vom Volk drey oder vier Männer vorſchlagen ließ, und dann einen von dieſen auswählte?

Glülphi widerſprach auch dieſem und ſagte: mit dem iſt nichts gemacht. Das Volk, das dadurch die Vorhand in der Wahl erhält, wird auch auf dieſem Weg dahin gebracht werden, wohin es auf dem erſten, bey freyer Wahl, kommen würde. Sicher würden Ihnen die ſchlauſten, verfänglichſten und ſtolzeſten Männer im Land zur Auswahl vorgelegt werden, die redlichſten, beſten und einſichtsvollſten würden hinwieder bey der Wahl durchfallen, und Sie würden dann bey voller Ueberzeugung, daß die Vorgeſchlagenen nichts taugen, doch keine andere mehr wählen dürfen. Ich wollte faſt lieber, Sie würden dem Volk drey Männer vorſchlagen und es dann einen von dieſen auswählen laſſen. Aber im Grund hat auch dieſer Vorſchlag die nämliche Schwierigkeit, wie der erſte.

Junker. Das iſt richtig; ich kann mich dreyfach irren wie einfach, und verſichert mich, daß keiner meiner Nachfolger ſich in dieſem Vorſchlag von einem Hummel leiten laſſen werde, wie mein Großvater ſich von dem alten Vogt hat leiten laſſen.

Die Herren fanden allerſeits die Sache ſehr ſchwierig; der Baumwollen-Meyer aber miſchte ſich ſehr lange nicht mehr in ihr Geſpräch. Er wußte, daß der Junker der Vogtſtelle halber auch an ihn dachte und wollte diesfalls kein Wort verlieren, hinter welchem man etwa eine Nebenabſicht vermuthen könnte. Es wunderte die Herren, daß er einsmals ſo ſtill war.

Sie fragten ihn, warum er ſich über dieſen Gegenſtand nicht äußere, wie über jeden andern? Er antwortete: er iſt über meinen Kreis. — Doch als ſie noch lange kreuz und queer über dieſen Gegenſtand ſchwatzten, ohne zu irgend einem Ziel zu kommen und zuletzt den Gegenſtand faſt als eine unauflösliche Aufgabe ins Aug faßten, konnte er ihr Geſpräch nicht mehr ſtillſchweigend anhören und ſagte zu ihnen, er halte den Gegenſtand gar nicht für ſo ſchwierig, als ſie ihn dafür anzuſehen ſchienen. Jetzt baten ihn die Herren einſtimmig und dringend, er ſoll ihnen ſeine Meynung darüber ſagen. Er erwiederte ganz unbefangen: wie ich die Sache anſehe, iſt es einfach darum zu thun, eine Wahlordnung zu finden, worin auf der einen Seite jede Beſtechung verhütet, auf der andern Seite die nöthigen Einſichten und ein reiner Wille, den würdigſten und zuverläſſigſten Mann zu einer Vorgeſetztenſtelle bey den Wählenden geſichert werde.

Das iſt freylich beſtimmt die Frage, ſagten der Junker, der Pfarrer und Glülphi, und ſetzten hinzu: aber wie würdeſt du es dann anſtellen, dich deſſen zu verſichern?

Meyer. Wenn ich ein Junker oder eine Perſon wäre, wie ich es nicht bin, die die Pflicht einer ſolchen Wahl auf ſich hätte, ſo würde ich in jedem ſich hiefür ergebenden Fall zuerſt die Gemeinde, und zwar an einem heiligen Feſte in der Kirche verſammeln und jeder Gemeindsgenoß müßte mir eine Stunde nach dem genoſſenen Abendmahl und nach einem hiefür eingerichteten Gebet und Ermahnung auf drey ihm gegebenen Zeduln ſchriftlich anzeigen, erſtlich, welches die drey Männer ſeyen, die er für die frömmſten, gutmüthigſten im Dorf halte, zweytens hinwieder, welche unter den Reichſten im Dorf die drey ſeyen, auf deren Treue, Redlichkeit und Uneigennützigkeit man Gemeindshalber das größte Vertrauen haben dürfe, drittens die drey Männer, die er unter den brävſten und guten Willens halber zuverläſſigſten für diejenigen achte, die Einſichten-, Kenntniſſen- und Mittelnhalber am geſchickteſten und fähigſten wären, der Gemeind in allen Rückſichten mit Rath und That an die Hand zu gehen; dann würde ich einen jeden Mann, der in einer dieſer drey Rückſichten die Stimme der halben Gemeind in ſich vereinigte, als einen Wahlmann des mangelnden Vorgeſetzten erklären und dieſe Wahlmänner am nächſten Sonntag in der Kirche nach dem Gottesdienſt bey einem geheimen und beſtimmt undurchdringlichen Stimmenmehr nur zwey, höchſtens drey Männer vorſchlagen laſſen, von denen ich dann denjenigen, der nach meiner Anſicht und Ueberzeugung der tüchtigſte iſt, zum Vorgeſetzten erwählen würde.

Der Junker, der Pfarrer und der Glülphi erſtaunten ſämmtlich über die Wahlordnung, die der Meyer ihnen vorſchlug. Der Junker nahm ihn bey der Hand und ſagte: Meyer! wie kommſt du zu dieſer trefflichen Wahlordnung! —

Meyer. Ich weiß nicht, ob ſie trefflich oder nicht trefflich iſt, aber es dünkt mich, ſie ſey natürlich und dafür geeignet, das Weſentliche, warum es bey jeder ſolchen Wahl zu thun ſeyn muß, zu ſichern, nämlich daß darin auf der einen Seite keine Beſtechung möglich, auf der andern Seite die nöthigen Einſichten, vorzüglich aber ein reiner Wille, den würdigſten und zuverläſſigſten Mann zum Vorgeſetzten zu bekommen, ſowohl bey denen, die Wahlmänner ernennen, als bey den Wahlmännern ſelbſt allgemein geſichert werde. Wenigſtens glaube ich, daß bey einer ſolchen Vorgeſetztenwahl weder der Herrſchaftsherr, noch die Bauern gefahren könnten, überliſtet und anſtatt der beſten und brävſten Männer, die Sie zu Vorgeſetzten bedürfen, die ſchlechteſten, die im Land ſind, zu erhalten.

Der Junker, der Pfarrer und Glülphi gingen mit einem ſeltenen Eindruck von Hochachtung von dieſem Mann weg und beſchloſſen, morgen darauf wieder nach Bonnal zu fahren, um Gertrud, von der der Baumwollen-Meyer ihnen geſagt, ſie könne ihnen für die Einrichtung einer guten Dorfſchule viel beſſer als er rathen, zu ſehen.

§. 11.

Die große Aenderung des guten Lienhards und die neue Noth, in die ihn die Schlechtheit ſeiner Taglöhner beym Kirchbau gebracht.

Ich will gern wieder zu dieſer Frauen zurückkehren, deren häusliche Kraft und Tugend die Reihenfolge der Begegniſſe veranlaſſet, die wir bisher geſehen. Ich habe jezt ſo lange nichts mehr von ihr geredt, aber ſie ſteht mir doch immer vor Augen und hat in meinen Augen den größten Werth unter allen den Menſchen, von denen ich bisher etwas geredt. Sie geht täglich ihren ſtillen Gang vorwärts und ihr Haus iſt täglich mehr geſegnet. Sie genießt aber jezt auch die Folgen ihrer Tugend und ihres Muths, mit dem ſie in ihrer Noth zu Arner ging und bey ihm Hülf und Rath ſuchte, in vollem Maaß. Ihr guter, aber ehemals ſo ſchwacher Mann, der ihr vorher ſo vielen Kummer gemacht, iſt ſeitdem ein ganz anderer Menſch geworden. Jedermann glaubte, da er jezt am Kirchbau Geld verdiene, ſo werde er augenblicklich wieder in ſein altes liederliches Leben hineinfallen. Aber es war nicht ſo. Er iſt alle Morgen der erſte an der Arbeit. Noch vor 6 Uhr, eh' er auf den Kirchhof geht, macht er eine Stunde oder zwey vorher im Haus allerhand in Ordnung, das [illegible] vorher mit keiner Hand angerührt hatte; er miſtet jezt den Stall, er melkt die Kuh und thut noch viel anders, das er vorher ganz ſeiner Frau überließ, und iſt auch bey dieſer Arbeit ſo munter und heiter, als er in der Wirthshauszeit bey derſelben oft unwillig und unwirſch war. Er ſingt jetzt wieder, wie er, ſeitdem er das erſtemal mit dem Hummel gerechnet und ihm viel ſchuldig geworden, nicht mehr geſungen. Wenn ſeine Kinder mit der Mutter ihr Morgenlied ſingen, ſo ſingt er meiſtens auch mit und tönt oft ihre Melodie vom Haus weg noch pfeifend fort, bis auf den Kirchhof.

Aber wenn er dahin kam und ihn auch nur die Luft vom Kirchhof anhauchte, oder vielmehr, ſobald er von ferne einen der Lumpen, die ihm daran arbeiteten, ſah oder hörte, verging ihm das Singen auf der Stelle. Er hat daſelbſt neun Geſellen und acht Taglöhner, und mit dieſen letzten, die faſt alle ein liederliches, abgeſchwächtes und anmaßliches Baumwollengeſindel ſind, faſt alle Augenblicke Verdruß; mit den Geſellen weniger. Dieſe ſind landsfremd und wiſſen auch mehr, was allenthalben der Brauch iſt, und was ſelber beym Liederlichſeyn auch noch gehen und nicht gehen mag. Die Taglöhner hatten auch einmal in Verbindung mit vielen andern als Gehülfe der Maurer an einem Bau gearbeitet, aber ſie kannten alle Lienhard von altem her und meynten, da er eben wie ſie und mit und neben ihnen lange ein liederlicher Burſch geweſen, ſo dürfe er eben auch nicht ſtreng mit ihnen ſeyn, er müſſe vielmehr um deswillen ihnen hie und da etwas zu gut halten und durch die Finger ſehen, das freylich nicht ein jeder andrer auch thun würde. Auf dieſes Fundament hin machte es ihnen gar nichts, alle Augenblicke gegen ihn zu fehlen, wie es ihnen nur in den Sinn kam.

Bey vielen ſchien es, als ob ſie es beſtimmt darauf anlegten, daß bey der Arbeit alles viel koſte und recht viel dabey zu Grund gehe. Der Kalk koſtet in Bonnal, weil man ihn wohl 4 Stund übers Gebirg herführen muß, faſt das doppelte, als jenſeit des Gebirgs, und der Maurer hatte dem Kriecher ſchon von Anfang an alle Tage geſagt, er ſoll ihn doch ſparen, weil er ſo theuer ſey.

Aber er konnte lang ſagen, der Kriecher warf ſo viel Kalk in den Sand und arbeitete ihn ſo ſchlecht, daß die Maurer alle Augenblicke ganze Schollen unverarbeiteten Kalk darin fanden und dem Lienert ſelber ſagten: er ſolle den liederlichen Burſch von dieſer Arbeit wegjagen oder ihn doch anhalten, daß er ſeine Arbeit beſſer machen müſſe. Das verſtand aber der gute Lienhard nicht wohl; er ſagte es ihm freylich alle Tage wohl zehnmal, aber es half nichts. Endlich that er ihn und noch einen andern, der eben ſo liederlich war, von dieſer Arbeit weg und an eine andere, bey der er, wie der gute Meiſter glaubte, doch wenigſtens nicht ſo viel verderben konnte, als beym Pflaſtermachen. Dafür brauchten ſie denn hinter ſeinem Rücken ihr Maul, hießen ihn einen Wohldiener, Unglücksſtifter und ägyptiſchen Treiber und dergl., brummten daneben wie alte Bären, die ihr Meiſter eben geprügelt und ſagten unter einander: wenn der Kalk ſein wäre und er ihn zahlen müßte, ſo wäre es ein Unterſchied, aber es gehe ihn ja nichts an, und der Junker würde noch der Junker bleiben, der er ſey, wenn er das Fäßli Kalk, das der Maurer aus ihnen herausſchinden wolle, ſchon minder hätte.

Der gute Lienhard hätte ſie geradezu wegſchicken und nicht an eine andere Arbeit ſchicken ſollen. Sie verderben ihm jetzt aus Rach doppelt ſo viel, als ſie ihm beym Pflaſtermachen verderben konnten, und es iſt, als ob ſie nicht ab dem Kirchhof wegkönnten, ohne daß ſie einen Laden mit den Schuhen ab einander treten, oder ein Stück Holz unnütz gemacht, oder ſonſt etwas dergleichen gethan. Und denn waren dieſe zwey nicht einmal die einzigen, von denen er Verdruß hatte. Der Rüfimarx thut zu allem, was er angreifen muß, ſo lahm, daß, wenn er etwas in die Hand nimmt, immer drey oder vier die Hände ſtill halten und den Narren wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit angaffen. Er und der Kriecher ſind aber doch auch die ſchlimmſten und platterdings zu nichts nutz, als etwa einen leeren Korb, einen Nagel oder ein Seil einem andern zu bringen, der dann den Korb füllen, den Nagel einſchlagen und das Seil anbinden kann, wenn er gern will. Dieſe zwey Schwächlinge im Lumpenleben ſperbern auch den ganzen Tag auf ſolcher Gattung Arbeit; dem Lenk aber übergeht auch ſicher allemal die Galle, wenn er dieſe Burſche ſo etwas auf den Müßiggang einrichten ſieht, und es iſt dann auch noch, wie wenn er allemal dazu kommen müſſe, und da er ſelber auch ein ſchlechter Kerl iſt, ſo hat das eine ſehr böſe Wirkung auf ihn. Wenn er darob unwillig wird, ſo arbeitet er denn auch ſelber nicht, wie er es ſonſt thut, im Gegentheil wiegelt er denn noch die andern Arbeiter auf und hat erſt neulich zu ein paar andern geſagt, ſie ſeyen wohl Narren, daß ſie ſich ſo angreifen mögen, die, ſo an Händ' und Füßen wie lahm nd den ganzen Tag herumſiehen und den Maulaſſen feil aben, bekommen den gleichen Lohn wie ſie. Es iſt aber ch zum raſend werden, wie weit dieſe zwey Burſche hre Unverſchämtheit diesfalls treiben; vor kurzem rief ein Naurer dem Kriecher vom Gerüſt herunter, ob er keine Schnur (Bindſaden) bey ſich habe! Der Kriecher ſchlüpfte m Augenblick unter dem Pflaſterkorb, den er ſchon auf er Achſel hatte, hervor, ſuchte in allen Säcken, ob er nicht etwas finden könne, das einem Schnürlein gleich ehe, und das er anſtatt des Pflaſterkorbs die Stege Treppe) hinauftragen könne. Er fand auch wirklich etwas dergleichen, nahm es im Augenblick in beyde Hände und trug es alſo Schritt für Schritt die Treppe hinauf an eben den Ort, wo er den Pflaſterkorb hätte hintragen ſollen. Der Lienert ſtund gerade neben ihm zu, da er ſeinen Korb abſtellte und mit dem Schnürli in den Händen die Treppe hinaufging. Ohne ein Wort zu ſagen, nahm jetzt der Lienert den Pflaſterkorb ſelber auf die Achſel und trug ihn ihm auf dem Fuß die Treppe hinauf nach. Wer ſeines Wegs fortging und nicht dergleichen that, als ob er nur denke, daß jemand hinter ihm herkomme, das war der Kriecher. Er hätte ihn auch ſicher bis an Ort und Stelle ſo hinter ihm hergehen und ſich den Korb nachtragen laſſen, wenn ihm nicht ein Mäurer ab dem Gerüſt zugerufen hätte, ob er ſich nicht ſchäme, den Meiſter ſo hinter ihm her den Pflaſterkorb hinauftragen zu laſſen und mit leeren Händen voranzugehen; da kehrte er ſich nach einigem Brummen um, und ſagte zum Lienert, er habe ihn nicht geſehen und geglaubt, es preſſire mit der Schnur. Er wollte jetzt aber doch dem Meiſter den Korb abnehmen; aber dieſer gab ihn ihm nicht und ſagte: wenn du nicht ein Müßiggänger wäreſt, ſo hätteſt du ihn ſchon unten auf der Achſel behalten und mit ſammt dem Schnürli hinauftragen können. Der Kriecher gab zur Antwort: ich meyne, ich thue meine Sache ſo gut als ein anderer und ſchnurrte von ihm weg.

Auch der Leman ſteht die halbe Zeit herum, zu ſchauen, wo die Vögel herumfliegen, und wenn der Sigriſt, oder der Todtengräber, oder ſonſt ein altes Weib über den Kirchhof geht, ſo hat er allemal etwas ganz Nothwendiges mit jedem zu reden.

Der Marx, der ſtiehlt gar, und es iſt kein Nagel, kein Seil, oder ſonſt nichts bis auf die Speckſchwarten vor ihm ſicher.

Einmal, als er ſein Brod aus ſeinem Schnappſack herausnahm, war es ſchneeweiß. Der Maurer Jacob, der ehrlichſte unter des Lienerten Geſellen, ſtand eben bey ihm zu und ſagte ihm: Marx, Marx, es iſt gar kein gutes Zeichen, wenn einem Maurer das Brod im Sack weiß wird.

Warum? warum? ſagte der Marx.

Jacob. Es mahnt einen ſo ſtark ans Kalkſtehlen.

Marx. Ich hab' einmal keinen geſtohlen.

Jacob. Das Brod iſt dir, denk ich, von den Erdäpfeln ſo weiß worden, die du in deinem Schnappſack haſt.

Marx. Einmal nicht vom Kalkſtehlen.

Der Jacob antwortete nichts mehr. Er warf nur einen verächtlichen Blick auf ihn. Das machte ihm zwar das Herz klopfen; aber er ward doch nicht roth. Er konnte nicht wohl, das, was ſchwarz und dunkelgelb iſt, wird gar ſchwer roth. Doch ſagte er noch: ich hab' geſtern Mehl im Sack gehabt und waſchte zugleich das weiße Brod im Bach ab, der vor ihnen zu floß.

Du wirſt fürchten, ſagte jetzt der Jacob, das Mehl brenne dich im Magen, wenn du das Brod nicht abwaſcheſt.

Erbittert, daß der Jacob noch jetzt nicht ſchweigen wollte, ſagte ihm der Marx: ich mag das Brod einmal nicht eſſen, wie ein Schwein.

Aber der Jacob ſchwieg auch jetzt noch nicht, ſondern erwiederte: du haſt gar recht, dergleichen Mehl könnte auch ein Schwein tödten, wenn es ein wenig zu viel davon bekäme, und ging dann weiter.

Solche Leute hatte der Lienert an den Taglöhnern den ganzen Tag über um ſich. Doch auch andere. Mit den Geſellen war er meiſtens zufrieden und von den Taglöhnern machten ihm auch etliche dann und wann Freude.

§. 12.

Vaterfreuden.

Außer dem Michel, den er allenthalben brauchen konnte, war ihm keiner ſo lieb, als der junge Bärr. Dieſer ſang und pfiff immer bey ſeiner Arbeit, wenn ihm auch der Schweiß tropfenweis von der Stirne lief.

Ihrer viele konnten das nicht an ihm leiden, und der Lenk ſagte einmal beym Abendbrod ihm ins Geſicht, er könnte mit ſeinem Singen und Pfeifen wohl warten, bis er auch ein ganzes Hemd hätte. Aber der Bärr pfiff ſein Lied fort, ſchüttelte dabey den Kopf und ſagte erſt, nachdem er ſein Lied ausgepfiffen und noch einen Mundvoll von ſeinem Abendbrod gegeſſen, zum Lenk: meynſt du etwa, es mache einem die Hemder ganz, wenn man nicht pfeife?

Es ſparte keiner wie er den Taglohn und keiner ſprang ſo mit ihm heim, ihn ſeiner Frau zu bringen und zu zeigen.

Den erſten Samſtag war er außer Athem und konnte vor Freuden faſt nicht zu Worten bringen, was er ſagen wollte, da er die Hand aufthat und den Thaler, der von Schweiß ganz naß war, ſeiner Frauen zeigte.

Sie nahm ihn ihm fröhlich aus der Hand und er konnte jezt wieder friſcher athmen und ſagte noch: Gäll, Frau! ſo hundert, dann wäre ich ein braver Mann? — —

Wenn du nur ſo zehn zu einander bringen kannſt, ſo bin ich mit dir zufrieden, ſagte die Frau. — Und er: du mußt auch einmal etwas recht Gutes hoffen.

Dann nahm er ihr den Bub ab, den ſie auf dem Schooß hatte und ritt mit ihm auf allen Vieren in der Stube herum.

Der Lienert ritt mit ſeinem Heirli nicht ſo auf allen Vieren herum, aber er hatte eben ſo viele Freude mit ſeinen Kindern, inſonderheit mit ſeinem älteſten Knaben. Er zeigte ihm, wenn er am Abend heim kam, allemal etwas von ſeinem Handwerk. Sie bauten ſeit etlichen Wochen alle Abend mit einander an dem Thurm zu Babel, wie er in der Kinderbibel der Großmutter ſel. abgemahlt iſt, aus einem Haufen Leim mit einander in der Stube. Er hat ihnen faſt gar nicht gerathen wollen und ſie mußten manche halbe Nacht daran probiren, wie breit unten die Treppe ſeyn müſſe, wenn ſie ſo zwanzigmal um den immer ſchmäler werdenden Thurm herumgehen und oben ſich mit ihm ausſpitzen müſſe — und viel anders mehr. Er lehrte ihn rechnen, was es zu den Sachen braucht, wie viel Kalk und Stein und Sand es zu einem Klafter Mauer erheiſcht, wenn ſie ſo oder ſo dick iſt. Auch das Bleymaaß, das Richtſcheit und das Winkelmaaß lehrte er ihn in der Wohnſtube brauchen und zeigte ihm die Vortheile, wie er die Steine beym Mauern zur Hand nehmen müſſe, wenn ſie dick oder dünn, glatt oder hockerig ſind.

Erſt vor kurzem kaufte er ihm eine Pflaſterkelle und ein Fürfell, ich darf wohl ſagen, die Freude eines Königsſohns, wenn er das erſtemal an einem feſtlichen Tage eine Krone tragen darf, iſt nicht dagegen, wie ſich Niklaus freute, da er ein Fürfell und eine Pflaſterkelle bekam. Er nahm einen Gang an, die Stube hinauf und hinunter, wie wenn er ſchon ein Maurergeſell wäre, und ſprang dann im Fell einsmal über das andere zu Vater und Mutter, nahm ſie bey der Hand und beym Rock, ſagte alle Augenblicke, er wolle auf der Welt thun und machen, was ſie wollen, wenn ſie ihn nur auch bald zum Handwerk aufdingen. Der gute Vater wußte nicht, was er machte, ſo hatte er daran eine Freude, und er konnte ſeine Thränen nicht hinterhalten, da er den guten Knaben auf den Schooß nahm und zur Mutter ſagte: wenn ich nur noch erlebe, daß er als ein Meiſter aus der Fremde zurückkommt, der mehr gelernt hat, als ich, und dann auch einer Frauen mehr Freude machen und an ſeinen Kindern mehr thun kann, als ich zu thun im Stand bin, ſo will ich gern aus der Welt, wenn's Gottes Wille iſt.

Gertrud. Will's Gott lebſt du denn noch lange, bis alle unſere Kleinen erzogen ſind. Gott Lob können wir jetzt auch ſchon an ihnen mehr thun, als bisher, und wir wollen doch jeden Heller zuſammenſparen, damit wir an keinem nichts verſäumen müſſen, was ihm helfen könnte, ſich mit Gott und Ehren durch die Welt zu bringen.

Lienhard. Es geht mir ans Herz, was ich diesfalls ſchon gefehlt habe, und ich will jetzt auch gewiß früh und ſpät ſeyn, um wieder gut zu machen, was ich diesfalls gefehlt. Aber du mußt mir jetzt auch glauben und nicht mehr an mir zweifeln.

Gertrud. Lieber! Ich glaub' dir gewiß. Ich ſeh' es ja, daß du es thuſt. Du könnteſt nicht bräver ſeyn, als du jetzt biſt.

Lienhard. Das iſt wohl zu viel geſagt. Aber will's Gott will ich immer bräver werden und machen, daß du immer mehr ſiehſt und immer mehr glaubſt.

Lienhard und Gertrud hatten beyde Thränen in den Augen. Aber Niklaus, der dem Vater auf dem Schooß

ſaß

ſaß und das ſah, meynte, ſie ſollten jetzt nicht weinen, ſah beyde eine Weile wehmüthig an und faßte dann mit der einen Hand den Vater und mit der andern die Mutter um den Hals und Thränen fielen auch auf ſeine Wangen, da er zu ihnen ſagte: warum weinet ihr jetzt doch auch? Sie antworteten ihm: ſie weinen aus Freude und hoffen, er werde ein braver Maurermeiſter werden.

Niklaus. Das will ich auch, aber ihr müßt dafür nicht weinen.

Sie wollten jetzt gerne aufhören, aber konnten nicht. Sie drückten ihn beyde an ihr Herz, weinten fort und auch er war von ihrer Wehmuth ergriffen und lange nicht mehr ſo fröhlich, als er war, ehe er ſie weinen ſah. Er nahm ſelber die Pflaſterkelle eine Weile nicht mehr vom Boden auf.

§. 13.

Folgen der Erziehung oder vielmehr der Nicht-Erziehung.

So innig lebten jetzt Lienhard und Gertrud im Kreis ihrer Kinder bey einander. Er war aber den Tag über wenig bey Haus; er mangelte keine Stunde an der Arbeit beym Kirchbau. Am Abend, wenn er heimkam, traf er meiſtens des Rudis Kinder auch in ſeiner Stube an. Es iſt unglaublich, mit was für Geduld und Liebe Gertrud ſich dieſer Kinder annimmt. Sie ſind an gar keine Ordnung und an keine anhaltende Anſtrengung gewöhnt und haben ihre Augen, anſtatt auf der Arbeit, immer in den Lüften, und ſo wird das Garn bald zu dick, bald zu dünn und nie recht, und wenn ſie es ſo verderbt, zerrten ſie noch ganze Hände voll davon ab, warfen es fort zum Fenſter hinaus, oder im Heimweg in Bach und hinter die Häge. Aber Gertrud, die ihnen alle Tage ihre Arbeit wiegt, fand den Fehler gar bald und fragte die Kinder: wie das komme? Sie wollten läugnen; aber der Gertrud Heirli ſagte dem Liſeli: du mußt jetzt nicht läugnen, ich hab' es ja geſehen, wie du aufgeſtanden und es zum Fenſter hinaus gethan haſt. Weißt, ich hab' dir ja geſagt, die Mutter merke es, aber du haſt mir's nicht geglaubt.

Dieſes Liſeli war das älteſte und in der Liederlichkeit ſo verhärtet, daß es ſich im Anfang gar nicht in die Ordnung der Gertrud finden konnte. Es war ihm faſt gar nicht möglich, vom frühen Morgen bis an den ſpäten Abend ganz anders zu ſeyn, als es ſich deſſen ſeiner Lebtag gewohnt war, und fiel auch zu Zeiten in eine ſo böſe Laune, daß ihm oft die ſchlechteſten Worte entfielen, z. E. ſie müſſen ſich ja faſt zu Tod ſpinnen; es wollte gern, ſie hätten es nur, wie da ſie noch arm waren, und jetzt ſeyen ſie doch reich; ſie haben doch auch können ruhig ausſchlafen und nicht alle Tage ſo müſſen angeſpannt ſeyn, wie arme Hunde.

Sie ſagten im Anfang alle, das Spinnen ſey gar ſchwer; aber des Maurers Heirli lachte ſie aus und ſagte en: es ſey nicht ſchwer, es ſey ſo leicht, daß man es nd könne. Und als die Mutter aus der Küche in den rten ging, ſtand er im Augenblick auf und ſagte dem hſten Kind, das bey ihm ſaß: verbind mir jezt nur Augen. — Dann ſaß er mit verbundenen Augen an Rad, nahm ſeinen Baumwollenflocken in die Hand ſpann fort, wie wenn er die Augen frey hätte.

Das hätte ich doch nicht geglaubt; nein, ich hätte nicht laubt, daß das möglich wäre, ſagten die Kinder des dis alle dazu.

Oh, wenn man etwas nicht blind kann, ſo kann man's nicht, ſagte der Heirli.

Das iſt jezt auch nicht, ſagten die ältern Kinder der trud, man kann nicht alles auch blind machen, was ſehend kann.

Was weiß ich, ſagte der Heirli, ich kann einmal blind nen, wie ſehend.

Aber können wir's auch ſo lernen? ſagten des Rudis der.

Der Heirli antwortete: wenn ihr darauf ſperbert, wie rn, da ihr Sommervögel fangen wolltet, ſo lernt ihr's iß wie ich.

Ja, Sommervögel fangen iſt etwas anders, ſagten des is Kinder.

Warum? ſagte der Heirli.

Die Kinder antworteten: man muß ſizen zum Spin-

Ja, das iſt wahr, ſagte der Heirli, man muß zuerſt n ſizen, ehe man kann lernen ſpinnen.

Als Gertrud in die Stube kam, erzählten ſie ihr ihr Geſpräch über das Blindſeyn im Spinnen.

Lernt ihr jetzt nur zuerſt ſehend ſpinnen, ſagte ſie, unterſuchte dann einem jeden ſein Garn, verglich es mit dem geſtrigen, war damit zufrieden, und alle Kinder des Rudis, das Liſeli ausgenommen, waren ſchon freudig und fröhlich und gewöhnten ſich ſchon ſehr an die Ordnung der Gertrud; dieſe gab ihnen dafür heute den Feyerabend eine Viertelſtunde früher.

---

§. 14.

Eine Art von Wiedergeburt in der irdiſchen Hülle.

Gertrud thut an dem guten Rudi nicht weniger als an ſeinen Kindern. Es vergeht kein Tag, daß ſie nicht in ſein Haus geht und ſich eine Weile darin aufhaltet, und wo ſie immer im Stall, im Tenn oder ſonſt etwas nicht in der Ordnung findet, ſo muß es ihr in der Ordnung ſeyn, ehe ſie wieder zum Haus hinausgeht, und wenn denn der gute Rudi ſie alſo ſieht viel thun, was er wohl fühlt, daß er hätte thun ſollen, ſo ſchämt er ſich allemal und wird ſo eifrig, daß er immer vor 9 Uhr, um welche Zeit Gertrud mehrentheils ihm ins Haus kommt, in allen Ecken herumläuft und Sorge trägt, daß ſie nichts in Unordnung finde. Er waſcht ſich alle Tage, er ſtrehlt ſich beſſer, er läßt ſich den Bart öfter abnehmen und kleidet ſich reinlicher, daß er wirklich um einige Jahre jünger ausſieht, als vor etlichen Wochen. Er hat ſeine Stube, die ein ſchwarzes Rauchloch war, ganz geweißget, und die Fenſter, die den Koth von vielen Jahren auf ſich trugen, beym Brunnen ſelber gewaſchen, und am letzten Markt hat er ſogar den Heiland am Kreuz, die Mutter Gottes mit dem Kindlein Jeſu, den Nepomuk, den Kaiſer Joſeph II. und den König in Preußen und einen weißen und einen ſchwarzen Huſaren gekauft, ſeine Stube zu verſchönern. Das freute die Gertrud ſehr und ſie ſagte den Kindern: rührt mir die He'lgen nicht an, daß ſie nicht ſchwarz werden, ſonſt ſtrafe ich euch. Das gefiel den kleinen Jungen nicht. Sie hatten ihre Finger gern auf den ſchönen Farben und der Rudeli ſagte zu ihr: du kannſt doch niemand verbieten, ſie ſchwarz zu machen.

Wem kann ſie's nicht verbieten? ſagte der Vater.

Den Fliegen, Vater. Du weißt wohl, ſetzte er hinzu, die Fliegen haben der Mutter ſelig ihr großes Kreuz und ihre Himmelsleiter ſo ſchwarz gemacht, daß man kein Wort mehr darauf hat leſen können.

§. 15.

Weiberkünſte gegen ein Weib.

Aber wenn ſie ſo alle Tage in des Rudis Haus mußte und mit ihm und mit den Kindern Mühe hatte, dachte ſie doch oft bey ſich ſelber: ſo kann's in die Länge nicht gehen, dieſer Mann muß wieder eine Frau haben, und ſann hin und her, wer ſich doch am beſten für ihn ſchicken würde. Gar oft kam ihr vor, niemand wäre für ihn beſſer, als des Untervogt Meyers Schweſter. — Und als ſie einmal ſo in ſeiner neuen Stube zum Fenſter hinaus ſah, kam dieſe eben die Gaſſe hinunter gegen das Haus; da that Gertrud ſchnell das Fenſter auf und rief ihr über die Gaſſe einen guten Tag zu.

Dieſe erwiederte ihr ihn freundlich und ſetzte hinzu: biſt du da daheim?

Gertrud antwortete: für jetzt einmal wohl, aber nur, bis jemand beſſer an meine Statt kommt.

Es wird nicht ſo bald jemand beſſer daran kommen, ſagte die Meyerin.

Und die Gertrud: Es weißts einer nicht. Aber willſt du nicht auch kommen, zu ſehen, wie jetzt eine Ordnung in des Rudis Haus iſt?

In einem Sprung war die Meyerin die Treppe hinauf und in der Stube, that Maul und Augen auf, da ſie eine weiße Wand und eine ganz neue Ordnung darin antraf.

Sie ging von einem Helgen zum andern, ſchaute in allen Ecken alles aus und ſagte einmal über das andere: das iſt auch anders worden — und Gertrud führte ſie dann aus der Stube in den Stall zu der ſchönen Kuh, die Arner dem Rudi geſchenkt. Als die Meyerin ſie ſah, ſagte ſie: eine ſchönere hab' ich in meinem Leben nicht geſehen — und ſtund der Kuh bald auf die, bald auf dieſe

Seite, tätſchelte ſie, ſtrich ſie über'n Rücken, Kopf und Hals und ſagte: es muß doch eine Luſt ſeyn, ſo eine zu melken.

Möchteſt du ſo eine melken? ſagte die Gertrud.

Ja, das möcht' ich, erwiederte die Meyerin.

Und Gertrud: du haſt doch auch zwo recht ſchöne zu Haus — aber konnte das Lachen, das ſie anwandelte, kaum hinterhalten, da ſie das ſagte.

Die Meyerin merkte es nicht und ſagte ganz unſchuldig: ſie ſind nichts gegen dieſe.

Gertrud erwiederte: es iſt wahr, es iſt weit und breit keine ſolche im Land — und rühmte dann das Thier, wie ſie ſo viel Milch gebe und wie gut dieſe ſey, wie viel ſie Nidle (Rahm) und Anken (Butter) gebe, dann auch, wie treu ſie ſey und wie freundlich, und wie ein jedes Kind mit ihr machen könne, was es wolle.

Die Meyerin hörte ihr zu, wie in einer Predigt, ſagte dann: man ſieht ihr wohl an, daß ſie ein gutes Thier iſt, und erzählte der Gertrud, wie ſie daheim auch eine haben, die ſo gut ſey, und wie die vorige Woche ihres Bruders Kind mehr als eine Viertelſtund unter ihr auf dem Boden gelegen, ohne daß es jemand gewußt, und wie die Kuh ihm geſchont; ich glaube, ſetzte ſie noch hinzu, wenn es ihr Kalb geweſen wäre, ſie hätte ihm nicht mehr Sorg tragen können, und da Gertrud jetzt das Futterfaß nahm und der Kuh G'leck daraus gab, nahm es ihr die Meyerin aus der Hand und ließ ſie eine Handvoll nach der andern aus der ihrigen freſſen, und da ſie jetzt das Futterfaß abſtellte und von ihr fortging, that ſie noch ſo freundlich mit ihr, als ſie immer konnte.

Von da mußte die Meyerin mit ihr in die ſchöne, große Matte, die der Rudi jetzt wieder bekommen. Sie führte ſie vom Haus weg durch die große Reihe von Obſtbäumen, die faſt alle voller Früchte waren und die Meyerin ſagte einmal über das andere: es iſt keine Matte ſo ſchön im ganzen Dorf, und es iſt doch ſchade, daß wir das Gras darinn ſo vertreten.

Das macht jetzt nichts, erwiederte ihr Gertrud, und ging immer mehr mit ihr durch das dickſte Gras an die Stellen, wo ſie am ſchönſten war. Auf dem allerſchönſten Platz, der darin iſt, ſagte ſie dann: nicht wahr, es iſt doch dem guten Mann jetzt ſehr wieder aufgegangen?

Ja, es muß ihm jetzt doch wohl ſeyn, nach allem, was er gehabt hat, ſagte die Meyerin, und fragte dann ſelber: wo die Kinder ſeyen?

Ich will dir ſie zeigen, ſagte Gertrud, auch ſie ſind etwas anders worden, als ſie vorher waren.

Aber der Vater, iſt er auch anders worden? erwiederte die Meyerin.

Gertrud. Das glaub' ich, du würdeſt ihn nicht mehr kennen, ſo hat er ſein Haar, ſeinen Bart und ſeine Kleider in der Ordnung.

Es wird gut ſeyn, wenn er einmal wieder heirathen will, ſagte die Meyerin noch immer, ohne daß ſie im geringſten an das dachte, was Gertrud im Schild führte, und dieſe konnte es bald nicht begreifen, daß die Meyerin das ſo lang nicht merke und ihr das Lächeln nicht anſehe, das ſie bey einem jeden ſolchen Wort anwandelte und antwortete ihr: er merkts, denk' ich, auch ſelber, da er ſich ſo viel Mühe dafür gibt. Mit dem führte ſie jetzt die Meyerin aus der ſchönen Matte des Rudis wieder in ſeine Stube, wo jetzt eben des Rudis Kinder wieder heimgekommen. Sie nahm zuerſt den kleinen Rüdeli bey der Hand, ſtellte ihn vor ſich zu, ſtreichelte ihm ſeine gelben Locken, die über die breite, weiße Stirne herunterhingen, zurück; ſeine Locken rollten ſich von ſelbſt über ihre Hand, die hohe weiße Stirne iſt bloß, der Bub liegt zurück in ihren Arm und thut ſein blaues, großes Aug weit auf gegen die Meyerin, die vor ihm ſteht.

Das Näunli (Nanette) iſt ſchwächlich, aber ein Blitzaug tief im kleinen, runden Kopf und ein Haar, fein wie Seide, ſchwarz wie ſein Auge und glatt wie ſeine Haut, machte die Meyerin ſelbſt ſagen: das wird ein Engel.

Vom Liſeli (Liſette) ſagte Gertrud: das wird will's Gott auch brav, und die Meyerin: es macht kein ſo frohes Geſicht, als die andern.

Das Kind ſchlug ſeine Augen nieder, da die Meyerin das ſagte und Gertrud ihm im gleichen Augenblick einen Blick zuwarf, von dem es wohl verſtand, ſie wolle es auf das Wort der Meyerin aufmerkſam machen. Dieſer aber antwortete ſie: oh, es kann auch luſtig und ſogar muthwillig ſeyn.

Die Kinder ſaßen ſchon alle an den neuen Baumwollenrädern, die Gertrud ihnen machen ließ, und das Liſeli trieb, ſeitdem die Meyerin in der Stube war, ſein Rad ſo fleiſig, als es das noch nie gethan. Gertrud, die das ſah, ſagte ihm im Vorbeygehen: Augendienſt.

Der Rudeli ſaß mit ſeinem Rad hinter dem Ofen, da ſie ihm rief, er ſolle hervorkommen und ihnen ſein Garn bringen.

Seht mir jetzt den Buben, wie er vor Eifer das Maul zuſammenbeißt, ſein Garn in beyden Händen vor ſich her trägt und den zwey Weibern keck in die Augen ſieht und denn noch ſagt, er lerne erſt ſeit ein paar Wochen ſpinnen, — und da ſie ihm jetzt ſein Garn rühmten, jauchzte der Bub, ſprang von ihnen weg und lachte, ſo viel er vermochte, zum Fenſter hinaus.

Das iſt ein wilder, ſagte jetzt die Meyerin.

Nicht ſo gar, erwiedert Gertrud und ruft dem Buben. Er kommt im Augenblick wieder und ſie nimmt ihn jetzt beym Arm und ſagt ihm: ſteh mir da ſtill, du weißt, es gibt Staub in der Stube, wenn man ſo darin herumſpringt.

Ich hab' es vergeſſen, aber du haſt mir's auch ſchon geſagt, ſagt jetzt der Bub und ſteht ſtill an ihrer Hand, wie ein Schaf.

Dann ging ſie noch in die Nebenkammer, brachte des Rudis kleines Bäbli auf ihrem Arm heraus und gab es der Meyerin.

Sie holt es alle Tage, wenn's ſchön Wetter iſt und die andern zu ihr kommen und ſpinnen, legts, wenn's ſchlafen will, mit ihrem Gritheli in die Nebenkammer in die gleiche Wiege.

Jetzt war es eben erwacht und hatte die ganze volle Farbe des geſunden Säugekinds, das eben aus dem Schlaf kommt. Es ſchüttelte ſich, rankete ſich auf der Meyerin Arm und rieb ſich die Augen, da es noch nicht vollends erwacht war. Sie herzte es, war gar freundlich mit ihm, und machte ihm mit ihrem Finger ſo herauf und herunter, daß es tönte. Jetzt wurde es auch zutraulich, langte mit ſeinem Händchen gegen ihren Mund, wollte ihr auch ſo machen, daß es töne, da ſchnappte ſie ihm das Händchen in den Mund und hielt es mit den Lippen feſt; das dünkte das Kind luſtig und es wandte lachend alle Kräfte an, das im Mund der Meyerin ſo freundlich gefangene Händchen wieder aus demſelben herauszuziehen, und ſchüttelte ſich dann vor Lachen, als es ihm nach vieler Mühe gelang.

Jetzt mitten in der Freude über dieſes Kind ſagte die Gertrud: wenn das arme Närrchen doch auch nur wieder eine Mutter hätte.

Aber wie ein Blitz ſpürte die Meyerin, daß Gertrud nicht in vollends zweckloſer Unſchuld ihr ſo alles in dieſem Haus zeige und alles darin rühme, und ſchämte ſich, daß ſie das nicht früher gemerkt und ſagte dann doch zu ſich ſelber: der Sinn wäre mir doch eher an den Tod gekommen, als daß der Hübelrudi an mich dachte. Die Meyerin und die Gertrud ſahen auch einen Augenblick einander an, daß beide wohl merkten, ſie verſtehen einander, und die Meyerin wollte jetzt des Rudis Kleinen der Gertrud wieder auf den Arm geben.

Dieſe aber ſagte: was iſt jetzt das?

Und die Meyerin: ich muß einmal wieder heimgehen, es dünkt mich, ich ſey lange genug hier geweſen.

Gertrud aber nahm ſie freundlich bey der Hand und ſagte: aber findeſt du nicht auch, dieſe guten Kinder haben wieder eine Mutter nöthig?

Die Meyerin erwiederte: wer ſagt nein?

Gertrud. Es ſind gewiß im ganzen Dorf keine, die, wie dieſe, ſo ſehr wieder eine nöthig hätten.

Meyerin. Das iſt einmal doch jetzt nicht ſo.

Gertrud. Wie meynſt du das?

Meyerin. Ich meyne es, wie ich es ſage. Es ſind vielleicht im ganzen Dorf keine, die eine Mutter weniger nöthig haben, als dieſe.

Gertrud ahnete nicht, was ſie meynte und ſagte: du ſollteſt darüber nicht ſcherzen.

Meyerin. Ich ſcherze gewiß nicht. Es iſt mir ganz ernſt. Du gehſt ihnen für ſieben Mütter. — Mit dem Wort wandte ſie ſich an die Kinder und ſagte zu ihnen: nicht wahr, ihr wolltet dieſe Frau lieber, als eine neue Mutter?

Das glaub' ich, das glaub' ich, riefen die Kinder aus einem Mund, lieber als hundert neue Mütter.

Gertrud. Das iſt doch dumm, wie du mir's machſt.

Meyerin. Es iſt mir, du habeſt es mir nur zu geſcheid machen wollen.

Gertrud. Aber wie das?

Meyerin. Das wäre auch, wenn du's nicht wüßteſt.

Gertrud. Zuletzt meyne ich, wie's der Rudi jetzt hat, dürfe er ſich um eine Frau anmelden, wo er wolle.

Meyerin (lächelnd). Das wird ihm ſicher auch niemand wehren.

Gertrud. Du ſagſt das ſo ſpöttiſch.

Meyerin. Willſt du, daß ich dir ſage, warum?

Gertrud. Ja freylich.

Meyerin. Es macht mich etwas lächeln, daß du ſo partheyiſch ſein Fürſprech biſt.

Gertrud. Worinn?

Meyerin. Es ſcheint mir, du meynſt, es werde eine jede beyde Hände darnach ausſtrecken, bey ſieben Kindern Stiefmutter zu werden.

Gertrud. Ich möchte ihnen eine Mutter und nicht eine Stiefmutter ſuchen.

Meyerin. Es könnte ſeyn, daß ſich manche eben noch zu dieſem Schritt beſinnen würde; ſieben Kinder ſind immer ſieben Kinder. Du glaubſt ſelber nicht, daß nicht eine jede ſich darüber ſehr bedenken würde.

Gertrud. Mir einmal würde das nichts machen.

Meyerin. Es weißts eine doch nicht.

Gertrud. Wenigſtens die meiſten ſind gute Kinder.

Meyerin. Dawider habe ich nichts.

Gertrud. Und er iſt wie die liebe Stund.

Meyerin. Ich dachte wohl, du bringeſt das auch noch.

Gertrud. Es iſt einmal wahr.

Meyerin. Und dann iſt er auch noch gar jung.

Gertrud. Das hab' ich jetzt doch nicht geſagt.

Meyerin. Es nimmt mich eben Wunder.

Gertrud. Aber er ſcheint doch gewiß jünger.

Meyerin. Als vor ſechs Wochen.

Gertrud. Dünkt es dich denn nicht?

Meyerin. Ich will jetzt heim.

Gertrud. Wart nur auch noch einen Augenblick.

Meyerin. Nicht einen halben.

Gertrud. Ich bitte.

Meyerin. Nein, ich muß gehen.

Gertrud. So unfreundlich laſſe ich dich einmal nicht von dieſen Kindern weg, du mußt ihnen doch auch noch b'hüte Gott ſagen.

Meyerin. Nun, das kann ich ja wohl. B'hüte Gott, ihr Kinder! — und dann lachend zur Gertrud: haſt jetzt gehört, ich habe b'hüte Gott zu ihnen geſagt.

Gertrud. Und wenn du denn wieder kommſt, ſo ſagſt du: Gott grüß euch!

Ja, ſobald ich denn wieder komme, ſagte die Meyerin, that die Thüre auf und ging fort. Aber ſie war feuerroth, ſah noch unter der Thüre gegen die Seite der Stube, wo des Rudis Kinder ſaßen, und ging einen ganz andern Schritt die Treppe hinunter und über die Gaſſe, als der iſt, in dem ſie ſonſt fortgeht und herkommt.

Gertrud ſah ihr vom Fenſter nach und fand an dieſem Schritt und an allem, der erſte Wurf für den Rudi ſey nicht übel ausgefallen.

§. 16.

Ein Großmuttergemälde.

Als der Junker am Sonntag heim kam, war es ſchon Nacht. Thereſe hatte mit Ungeduld auf ihn gewartet und das Nachteſſen ſtand ſchon lange auf dem Tiſch. Arner ſagte: ich habe etwas Gutes zum Nachtiſch und gab ihr des Mareilis Bauernkůchli mit den Worten: das iſt ein Kram, den dir eine brave Tochter von Bonnal ſchickt, erzählte dann vieles von ihr und ihrem Bruder. Alle fanden die Kůchli ſehr gut und ſie wurden bis auf das letzte aufgegeſſen, ehe ſie vom Tiſch aufſtanden, und Thereſe ſagte zu Arner: du gehſt morgen wieder nach Bonnal und mußt mir dem guten Mareili fůr ſeine Kůchli ein Gegengeſchenk bringen, und ůbergab ihm dafůr einige Ellen ſehr feine Leinwand. Der Junker aber blieb bis nach Mitternacht mit Glůlphi am Tiſch und unterhielt ſich anhaltend mit ihm ůber den vielſeitigen und wichtigen Inhalt der Unterredung, die ſie dieſen Nachmittag mit dem Baumwollen-Meyer in Bonnal gehabt haben. Dann am Morgen verreiſten ſie frůhe nach Bonnal, ſtiegen beym Pfarrer ab, und ſobald ſie ankamen, ſandte er ſeinen Klaus zum Mareili, mit einem Gruß von ſeiner Frauen.

Aber da das Mareili das Papier aufthat, und die ſchöne Leinwand ſah, die ihm die Junkerin ſandte, ſagte es wohl dreymal zum Klaus: biſt du auch nicht verirrt? und iſt's doch auch wahr, daß die Junkerin mir das ſchickt? —

Der Klaus mußte lachen und ſagte eben ſo manchmal, er ſey gewiß nicht verirrt, der Junker und ſeine Frau haben es ihm beyde befohlen. Es aber ſtellte dem Klaus vor, was es im Haus hatte, Bränts und Wein und Käs, und bat ihn, wenn er etwa noch nüchtern ſey und etwas anders wolle, ſo ſolle er es doch ſagen. Dann lief es mit ſeinem ſchönen Geſchenk die Treppe hinauf, zu ſeinem Bruder, der noch im Bett war, und zu einem Kind nach dem andern, und zeigte ihnen, was es heute am Morgen ſchon von der Junkerin für einen Kram bekommen.

Es kam aber bald wieder herunter und ſuchte dem Klaus vom feinſten Garn, das es im Haus hatte, aus, zu einem Paar Kappen, legte ihm wohl das halbe gutes türkiſch rothes und dunkelblaues dazu, daß ſie ſo ſchön werden können, als man dergleichen im Land habe, und er mußte das abnehmen, ſo ſehr er ſich ſträubte und ſagte, er dürfe es nicht, das Mareili ließ ihn nicht zum Haus hinaus, bis er das Garn im Sack hatte. Dem Junker aber hieß es ihn nicht danken, es lief mit ihm ins Pfarrhaus und that es ſelber.

Der Junker ſagte ihm mit Lachen, wenn es ihn ſo freue, ſo ſolle es einmal ins Schloß kommen und ſeiner Frauen ſelber danken.

Wie wollte ich auch das dürfen? ſagte das Mareili, und der Junker: warum ſollteſt du das nicht dürfen? ....

Darauf ſagte es wieder: es iſt jetzt über 30 Jahr, ſeitdem ich niemals mehr in Ihrem Schloß geweſen, da einmal Ihre Großmutter — nein — Ihres Großvaters Mutter hat noch gelebt, aber ſie iſt da juſt im Sommer darauf geſtor-

geſtorben — da bin ich einmal darin geweſen, und fing dann an zu erzählen:

Es war um die Weihnacht herum, und ich hab' in Gottes Namen gebettelt und bin vor Kälte faſt erſtarrt, ehe mich jemand geſehen, da iſt die ſteinalte Frau, die mich am Fenſter muß geachtet haben, die beyden Treppen vor dem Schloß zu mir hinunter gekommen, und, Junker! wenn ſie ſchon meine Mutter geweſen wäre, ſie hätte nicht beſſer mit mir ſeyn können. Sie hat mich im Augenblick an der Hand in eine warme Stube geführt, die unten im Hof war. Aber man ſagt, es ſey jetzt alles anders. Sie ließ mir eine Milchſuppe kochen und Brod geben, ſo viel ich mochte. Ich konnte vor Frieren im Anfang gar nicht eſſen und wärmte mich zuerſt am Ofen und weinte. Da iſt ſie zu mir geſtanden und hat Stück für Stück alle Fetzen (Kleider), die ich angehabt, in die Hände genommen, und es iſt mir, ich ſehe ſie noch jetzt vor mir, zu den Kopf ſchütteln und ein paarmal ſeufzen, da ich auch gar nichts Ganzes und nichts Warmes an mir hatte. Sie iſt da fortgegangen und eine Viertelſtunde darauf mit einem ganzen Bündel Kleider wieder heruntergekommen und hat ſie mir ſelber vom Kopf bis zu den Füßen anlegen helfen, und Schuhe gegeben, und beyde Säcke im Rock ſind dann noch voll gedörrter Birnen und Zwetſchgen geweſen.

Jetzt einsmal ſah das Mareili den Junker an, wie wenn es ihn durchziehen wollte und ſagte dann: Herr Jeſus! Sie ſehen ihr auch gleich; es iſt mir, ſie ſtehe jetzt wieder vor mir. —

Und ich meyne denn noch, ſie habe Sie an der Hand gehabt, da ſie das anderemal die Treppe hinunter kam, einmal hat ſie einen ſchönen, jungen Knaben, der ihr nahe am Herz gelegen seyn muß, bey ſich gehabt, und hat die ganze Zeit, da ſie mich angekleidet, faſt nur mit ihm geredt, und ich meyne, ich wollte noch ſagen können, was ſie zu ihm geſagt.

Der Junker konnte es nicht mehr aushalten. Er mußte beyſeits gehen und ſeinen Thränen den Lauf laſſen. Es war ſein leztes Denken und er wußte ſich noch aller Umſtände zu erinnern, wie ihn die liebe Ahnfrau in des Bauern Stube neben das Kind auf den Ofenbank hingeſezt und während dem ſie es ankleidete, zu ihm geſagt hat: lieber Karl! ich bin nicht mehr lange bey dir, aber denk an das, die Zeiten werden ſchlimm und man macht ſich nichts mehr daraus, ob die Menſchen, die einem zugehören, verfaulen oder verderben. Um Gottes willen, Karl, trachte, daß du mit Ruhe alt werdeſt und nicht ſo etwas mit dir ins Grab nehmen müſſeſt. Wehre den Anfängen und mache, daß dein Lebtag dir kein Kind aus deinen Dörfern ſo vor die Augen komme, wie das. —

Man ſagt ſo viel, was es brauche, Land und Leute zu regieren; ich möchte jezt ſagen, es braucht ſo eine Großmutter und ein Herz, das dreiſſig Jahr ſo an ein Großmutterwort ſinnet, ohne es zu vergeſſen, dazu. Einmal wer das hat, kann viel, das man jezt zum Regieren nöthig zu haben glaubt, entbehren.

Der Werth der Menſchen war in dieſer Stunde groß in Arners Augen. Er verließ das Mareili mit Thränen in den Augen und ging jezt mit dem Pfarrer und Glülphi zur Gertrud.

---

§. 17.

Eine Maurersfrau, deren Herz ſie ſo richtig und ſo weit führt, als den Baumwollen-Meyer ſein Kopf.

Es war indeſſen noch frühe, als ſie zur Gertrud kamen. Dieſe war eben mit ihrer gewohnten Hausordnung beſchäftigt und ahnete gar nicht, daß jemand Fremder, will geſchweigen ſo drey Herren, zu ihr in ihre Stube komme. Sie war auch im Anfang bey ihrem Eintreten etwas betroffen; denn ihre Stube war noch nicht in der Ordnung, wie ſie es auch nur eine Stunde ſpäter geweſen wäre. Da ſie kaum ihre Morgenſuppe gegeſſen, ſo lagen ihre Blatten und Löffel noch auf dem ungereinigten Tiſch; aber die Herren waren ganz freundlich und ſagten: das iſt eine rechte Ordnung; man kann die Blatten und Löffel ja nicht vom Tiſch wegnehmen, bis man gegeſſen hat. Dann halfen alle Kinder der Gertrud Blatten und Löffel vom Tiſch wegnehmen und ihn reinigen. Sobald ſie das aber gethan hatten, ſezte ſich ein jedes von ihnen ohne Säumniß an ſeinen Arbeitsplaz und die Herren baten Gertrud noch einmal, ſie ſolle doch ihrer nicht achten und völlig in ihrer Ordnung fortfahren, wie wenn ſie nicht da wären. Es war auch bald alles in der Ordnung. Die Kinder ſetzten ſich ſämmtlich an ihre Arbeit und die Herren nahmen alle drey bey einem Ecken, in dem ein Tiſchgen ſtand, mit einander Platz, redten weiter kein Wort, nur nahm der Lieutenant den Schreibzeug, den er beſtändig bey ſich führt, hervor, zeichnete zu Zeiten etwas auf, ohne ein Wort dazu zu reden. Gertrud that nach der erſten halben Stunde, in der ſie ſich etwas verlegen fühlte, völlig, wie wenn kein fremder Menſch in der Stube wäre. Nachdem die Kinder ſich alle an ihre Arbeit ſetzten, ſangen ſie ihre gewohnten Morgenlieder. Eins davon lautet:

Wir ſtehen am Morgen früh auf,
Wir beten früh morgen zu Gott,
Wir leſen früh morgen ſein Wort;
Wir glauben, wir glauben ſein Wort.
Es ſegnet und ſtärket uns alle,
Es heiligt uns alle ſein Wort.

Dann nahm Gertrud ihre Bibel, las ihnen ein Capitel darin vor, und die Kinder mußten es ihr während ihrer Arbeit von Wort zu Wort nachſprechen und die lehrreichſten und rührendſten Stellen davon ſo lange wiederholen, bis ſie ſelbige auswendig konnten. Aber Gertrud erklärte ſie ihnen nicht. Sie glaubte das Leſen der Bibel und das Auswendiglernen ihrer erbaulichſten Stellen gar nicht geeignet, als Verſtandes- oder Sprachübung für ihre Kinder zu dienen, ſondern als eine Handlung der innern Erhebung ihres Herzens durch Vorſtellungen von Gegenſtänden, die ſie glauben und über die ſie nicht grübeln ſollen.

Ihr älteſtes Mädchen machte in dieſer Frühſtunde in der Nebenkammer bey der offenen Stubenthüre die Betten der Kinder ſchnell und ſorgfältig zurecht; Glülphi und die Herren bemerkten von dem Platz aus, auf dem ſie ſaßen, daß es das, was die Kinder laut vorſagten, bey ſich ſelber während dem Betten ſtill nachſprach und die Stubenthüre gegen die Kammer um deswillen offen gelaſſen hatte. Dann ging es in den Garten, brachte einen Zuber voll Kraut in die Stube und ſagte dann mit den andern Kindern die Bibelſprüche nach, die die Mutter ihnen vorſprach, indem es ſein Kraut zum Mittageſſen reinigte. Es war den Kindern etwas Neues, ſo drey Herren in einem Stubenwinkel bey ihnen zu ſehen; ſie blickten bey ihrem Spinnen gar oft gegen ſie hin. Gertrud ſah es, winkte und ſagte zu ihnen: es dünkt mich, ihr ſehet mehr auf dieſe Herren, als auf euer Garn. Aber der Heirli, der die Augen am meiſten auf die Herren warf, antwortete: nein, nein, wir ſpinnen brav, du wirſt ſehen, du bekommſt heute noch ſchöneres Garn als ſonſt. Sobald Gertrud ſah, daß einem ihrer Kinder etwas am Rad oder an der Baumwolle fehlte, ſtand ſie von ihrer Arbeit auf, machte ihm zurecht, was fehlte und ſetzte ſich wieder an ihre Arbeit. Die Kleinſten, die noch nicht ſpinnen konnten, ſaßen um ſie herum, zertheilten mit ihren kleinen Fingern die Baumwolle, um ſie zum Karten vorzubereiten, und laſen das Unreine und die Bollen aus derſelben mit einer Gewandtheit heraus, die die Herren in Verwunderung ſetzte. Gertrud beſaß in einem hohen Grad die wichtige Gabe, die Arbeitsgattungen ihrer Kinder in geordnete Stufenfolgen zu bringen, die ſo vom Leichtern zum Schwerern vorſchreiten, daß nicht nur eine jede Arbeitsgattung dem Alter, in dem ſie dem Kind zugemuthet ward, angemeſſen, ſondern noch dazu einerſeits geeignet war, daſſelbe auch in dieſem Alter anzuſprechen und ihm wirkliches Vergnügen zu gewähren, anderſeits aber daſſelbe zu der zunächſt auf dieſe Stufe folgenden Arbeitsgattung vorzubereiten. Sie war diesfalls in den beſchränkten Umſtänden, in denen ſie lebte, wirklich zum Verwundern erfinderiſch, und zwar einerſeits darin, daß ſie auch den kleinſten Kindern ſolche Vorbereitungsübungen für mehrere Arbeitsgattungen zur Hand brachte, die an ſich ſelbſt Reiz für ſie hatten, anderſeits, daß ſie, dieſe Uebungen, alle vorzüglich geeignet waren, ihre Sinnen zu ſchärfen und die Gewandtheit ihrer Hände und Finger mit der erzielten Schärfe ihrer Sinne in Uebereinſtimmung zu bringen. Sie machte ſie z. E. ganz früh kleine Nadeln und Krälleli vom Tiſch aufnehmen und einfädeln und eben ſo Erbſen, Bohnen, Wicken, ehe ſie in die Küche gebracht wurden, von den kleinſten Saamen- und Sandſtäubchen reinigen, die darin ſind, und ſo vieles dergleichen.

So ſehr ſie ſich aber auch Mühe gab, die Arbeitsfertigkeiten ihrer Kinder frühe in ihnen zu entwickeln, ſo wenig übereilte ſie ſich, ſie frühe leſen und ſchreiben, wohl aber, ſie frühe recht und beſtimmt reden zu lehren. Sie meynte, das Reden ſey das erſte, das man ſie lehren müſſe und ſprach in aller Unſchuld und Einfalt ihrer Baumwollenſtube das weitführende Wort aus: was nützt es den

Menſchen, ſchreiben und leſen zu können, wenn er nicht reden kann? Das Leſen und Schreiben iſt ja nur eine künſtliche Art des Redens, das natürliche Reden muß ihm alſo vorhergehen — und wie die Armuth allgemein gute Köpfe und beſonders gute Mutterköpfe für ihre Kinder erfinderiſch macht, ſo ging es hier auch der Gertrud. Sie hatte ein altes ABCbuch, das ihr für ihre Kinder in dem Alter, in dem man daſſelbe gewöhnlich hiefür braucht, nicht dienen konnte, aber da der ganze Umfang der deutſchen Sylben in gehörig geordneten Reihenfolgen in demſelben zuſammengeſtellt war, ſo brauchte ſie daſſelbe, um ihre Kinder dieſe Reihenfolgen der deutſchen Sylben in ihrem ganzen Umfang ausſprechen zu machen und ſie alſo durch eben die Mittel reden zu lehren, durch die man ſie gewöhnlich, und nur zu oft, ehe ſie recht reden können, leſen lehrt. Sie ſagte: wenn ſie dann ein paar Jahre ſpäter, nachdem ſie nicht bloß die Töne ihrer Mutterſprache alle richtig und geläufig ausſprechen gelernt, ſondern ſich auch über alles, was ſie wirklich wiſſen, mit Beſtimmtheit und Deutlichkeit ausſprechen, d. i. wenn ſie eigentlich reden können, dann wird das Leſenlernen dieſer Sylben für ſie eine Arbeit von wenigen Stunden ſeyn, indem es dann nichts anders erfordern wird, als die Einübung der nämlichen Töne durch den Sinn des Augs, die ſie ſich ſchon vorher durch den Sinn des Ohrs geläufig gemacht haben. So beſtimmt ſie indeſſen das Redenlehren vor dem Leſenlehren betreibt und ihm in dieſer Rückſicht alſo den Vorzug gab, ſo war ihr dennoch auch dieſes auf eine Art eine Nebenſache, die ſich mehr durch ſich ſelber, als durch das Lernen ergeben ſollte.

§. 18.

Nicht Kunſt, nicht Buch, das Leben ſelber iſt das Fundament der Erziehung und des Unterrichts.

Das Leben ſelber in ſeinem ganzen Umfang, wie es auf ihre Kinder wirkte, wie es ſie ergriff, wie ſie ſich darein fügten und es benutzten, das war eigentlich das, wovon ihre Lehre ausging und wovon das Redenlehren, als ein untergeordneter Gegenſtand, gleichſam nur hineinfiel. Sie redte außer ihren Einübungen der Sprachtöne und der ſich daraus bildenden einfachen Wörter ſo viel als kein Wort mit ihren Kindern, in der bloßen einſeitigen Abſicht, ſie reden zu lehren, auch nicht in der Abſicht, ihnen durch das eigentliche Redenlehren Kenntniſſe beyzubringen; ſie gab ſich ſogar nicht einmal Mühe, den Kindern die Namen der Gegenſtände, die ſie ſchon kannten, als eigentlicher Unterrichtsſtoff einzuüben und ſie ihnen dafür vor die Ohren zu bringen. Sie redte über ihnen bekannte Gegenſtände eigentlich nur dafür und darum mit ihnen, um die Thatſache des Lebens, die Eindrücke ſeiner Anſchauungen und die Folgen ſeiner Erfahrungen in Rückſicht dieſer Gegenſtände nach ihren Verhältniſſen auch durch die Sprache zu fördern. Von dieſem Geſichtspunkt geleitet, führte ſie mit ihren Kindern der Sprache halber nie die Sprache des *Unterrichts* oder der *unterrichtenden* Mutter; ſie ſagte ihrem Kind nie: Kind, das iſt dein Kopf, das iſt deine Naſe, das iſt deine Hand, das iſt dein Finger u. ſ. w., auch nicht: wo haſt du dein Aug? wo haſt du dein Ohr? wo haſt du dein Haar? im Gegentheil, ſie führte der Sprache halber die Sprache der *Beſorgung*, die Sprache der *beſorgenden* Mutter, und ſagte, vom Bedürfniß des Kinds angeregt und in der Thatſache ſeiner Beſorgung lebend: komm, Kind, ich will dir dein Händchen waſchen; ich will dir dein Haar kämmen; ich will dir die Nägel an deinen Fingern abſchneiden; reinige doch deine Naſe; trag den Kopf nicht krumm u. ſ. w. Ihr Redenlehren war in keinem Augenblick ein leeres Geſchwätzwerk über irgend etwas, das in dieſem Augenblick der Lage, den Umſtänden, dem Bedürfniß und der Pflicht des Kinds, folglich der Behelfung der Menſchen fremd war. Jedes Wort, das ſie mit ihrem Kind redte, war im innigſten Zuſammenhang mit der Wahrheit ſeines Lebens und ſeiner Umgebungen und in dieſer Rückſicht ſelber Geiſt und Leben. Der wörtliche Unterricht verſchwand gleichſam in dem Geiſt und Leben ihres wirklichen Thuns, aus dem der Unterricht immer hervorging, und zu dem er immer hinführte. Jeder Handdruck, den ſie ihrem Kind gab, jeder Blick, den ſie ihm zuwarf, ergriff ſein Herz, belebte ſeinen Geiſt und machte ſeine Hand thätig zu allem, was noth that und frommte. Es war, wie wenn ein unſichtbarer Geiſt ſie, ihrer ſelbſt unbewußt, innerlich zu der Wahrheit und Kraft der Stufenfolgen erhob, mit der die

Natur die Kräfte unſers Geſchlechts in uns ſelber entfaltet, mit der unſer Kunſteinfluß in dem Grad in Uebereinſtimmung ſtehen ſollte, als er leider durch unſer Zeitverderben mit derſelben im Widerſpruch ſteht. Daher aber kam es auch, daß jedes ihrer Kinder auf der Stufe ſeines Alters beſtimmt in dem Grad und auf die Weiſe überlegt, gewandt und thätig war, wie es auf dieſer Stufe ſeyn ſollte und von ihm gefordert werden kann, daß keines naſeweis, keines in den Lüften ſchwebend, alle voll Frohſinn und unermüdet, zwar in vielem, das in den Schulen gelehrt wird, unwiſſend, aber in allem, was ſie konnten und wußten, auf der Stufe, auf der ſie ſtanden, vollendet waren.

Was ſie wiſſen, wiſſen ſie nicht halb, ſie wiſſen es, wie es ihnen in ihren Umgebungen durch gereifte Anſchauungen und ihre Kräfte entfaltende Uebungen zum klaren Bewußtſeyn gebracht worden, und da ſie alles, was ſie konnten, auch belebte, konnten ſie ſich über das, was ſie wiſſen, zwar einfach, aber eben ſo beſtimmt und kraftvoll ausdrücken. So einfach, als ſich ihr Inneres bildete, ſo kunſtlos erſchienen ſie auch äußerlich. Außer Spinnen und Nähen und allen Hausgeſchäften, die ſie meiſterlich konnten, und einigen Anfängen im Zeichnen und Schreiben, konnten ſie wenig, und von allem dem, was man eigentlich Kunſtbildung heißt und was eigentliche Fertigkeiten im Künſtlichen ſind, gar nichts; dabey aber waren die Grundkräfte aller Kunſt allgemein und lebendig in ihnen angeregt, ihr Augenmaaß war genau, ihre Hand feſt, ihre Einbildungskraft rege und bewegte ſich vielſeitig um bibliſche Gegenſtände, und ihr Schönheitsgefühl, da es mit dem göttlich Hohen ihres innerlich belebten Glaubensgefühls übereinſtimmend war und weſentlich von ihm ausging, zum Hohen und Erhabenen hingelenkt. Das Leben ihrer weiſen und frommen Mutter ging in der ganzen Fülle ſeiner Wahrheit und ſeiner innern Höhe in ſie hinüber. Sie gab ihnen alles, was ſie wußte, hatte und kannte. Es war in ihrer Armuth äußerſt wenig, aber auch das Kleinſte, das Geringſte, das ſie ihnen gab, war durch die Art, die Kraft und die Liebe, mit der ſie es ihnen gab, bildend und groß. Jedes einzelne Wort ihres Unterrichts wirkte, als gleichſam aus dem Ganzen ihres mit dem Leben ihrer Kinder verwobenen Lebens hervorgehend, nicht als ein einzelnes Wort, ſondern als etwas, das, aus dem Ganzen ihres mütterlichen Seyns und Verhältniſſes hervorgehend, durch die Innigkeit der Verbindung, in der ſie mit ihr lebten, in ſeinen Keimen gleichſam ſchon zum Voraus in ihren Kindern ſelbſt lag. Ihre Kunſt war ihr Leben und ihre Kunſtbildung ging ganz aus dieſem Leben hervor. Darum war aber auch der Erfolg jedes ihrer Worte kraftvoll und ein ganz anderer, als er geweſen wäre, wenn ihre Worte nicht in dem lebendigen Zuſammenhang ihres Lebens mit dem Leben ihrer Kinder geſtanden wäre. Sie ergriffen desnahen aber auch alles, was ſie ihnen zeigte, wie wenn ſie nichts lernten, wie wenn es ſchon vorher in ihnen gelegen wäre. Es war aber auch ſo. Ihr Lernen legte eigentlich nicht in ſie hinein, es entfaltete nur die Kräfte, die in ihnen ſelbſt lagen, und durch welche ſie das, was ſie äußerlich erkannten, in ſich ſelbſt aufnahmen und als einen reinen Erwerb ihrer ſelbſt und ihrer eignen Kraft, und nicht als etwas fremdartig in ſie hineingelegtes in ſich ſelbſt liegend erkannten.

So wie ihr Redenlernen mit ihrem Leben verbunden war, alſo ging auch ihr Rechnenlernen aus demſelben hervor und war ganz mit der Wirklichkeit ihres Lebens verbunden. Sie zählte mit ihnen, wie viel Schritte ihre Stube habe, und da zufälligerweiſe in einem ihrer Fenſter an jeder Reihe nur 5 Scheiben waren, wie an der Hand 5 Finger, ſo nahm ſie auch am Fenſter zwey Reihen zuſammen und konnte dann dadurch in der Anſchauung der zehn weiter fortfahren als an den Fingern. Auch die Fäden beym Spinnen konnten ſie zählen und die Umgänge am Haspel, wenn ſie das Garn zu Strangen aufwanden. Sie zeigte ihnen die Grundformen des Meſſens in der Verdeutlichung der Anſchauungen für kurz und lang, für ſchmal und breit, für ſpitz und ſtumpf, für rund und eckig. Sie machte ſie auf die Erſcheinungen der Natur, wie ſie im häuslichen Leben, in der Küche, in der Stube, im Stall, im Garten, im Holz und im Feld ihnen vorlagen, auf die vielſeitigſte Weiſe aufmerkſam, und zwar nicht als Unterricht, ſondern als Theilnahme an dieſen Erſcheinungen, wie ſie in den Vorfällen, Pflichten, Freuden und Bedürfniſſen ihres Lebens ſelber ihnen vorlagen. So wie ſie ihr halfen, die Speiſen bereiten, das Feuer anmachen, Holz und Waſſer zutragen u. ſ. w., ſo lernten ſie an ihrer Seite durch die einfache, aber genaue Anſchauung der Gegenſtände, zu der ſie die Beſchäftigung mit denſelben gleichſam nöthigte, die Wirkungen des Feuers, des Waſſers, der Luft, des Winds, des Rauchs, die Veränderungen des Waſſers im ſtillſtehenden Zuber, im laufenden Brunnen, ſeine Verwandlung in Eis, Regen, Schnee, Rieſel, Hagel, ſeinen Einfluß auf die Auflöſung des Salzes, auf das Löſchen des Feuers u. ſ. w. erkennen, eben ſo die Veränderungen des Holzes in Kohlen und Aſche und ſeinen Uebergang in Fäulniß. Alles dieſes aber lernten ſie nicht durch vieles Reden über dieſe Gegenſtände, ſondern durch Feſthaltung ihrer Aufmerkſamkeit auf das, wie ihnen die Gegenſtände vor ihren Sinnen lagen und ſich vor ihren Sinnen veränderten. In Rückſicht auf alles dieſes überließ ſie ihre Kinder vollends dem Eindruck, den dieſe Gegenſtände auf ihre freylich gebildete Anſchauungskraft und Aufmerkſamkeit durch ſich ſelber machten, und dachte nicht daran, ſie hierin durch irgend einen Schatten von Unterricht einen Schritt weiter zu führen, als ſie darin durch ſich ſelbſt hinkamen; aber das wenige, worinn ſie ſie wirklich unterrichtete, das, was ſie wirklich lernen mußten, mußten ſie denn auch vollkommen lernen. Sie ſprach es beſtimmt aus, nur das Vollendete iſt brauchbar, nur das Vollendete führt weiter. Das Bewußtſeyn der Kraft, die dem Menſchen alles, was er vollenden kann, in allem ſeinem Thun und Laſſen gibt, war auch in einem hohen Grad lebendig in ihren Kindern, und zeigte ſich ganz beſonders darinn, wenn die Mutter ihren ganz Kleinen etwas verſprach oder zeigte, ſo ſprangen die ältern gar oft von ſelbſt zu ihr hin und baten ſie: Mutter, laß du mich meinem Brüderchen, meinem Schweſterchen das zeigen; ich kann es ja wie du. — Die Mutter ließ ſie das auch recht gern, wenn ſie nämlich das vollkommen recht konnten, was ſie den Kleinen zeigen wollten. Welche Freude, welche Wonne war es dann für die Kinder, wenn ſie ihnen das erlaubte! und wie froh, wie herzlich, wie kindlich, wie brüderlich fingen ſie dann an, ihren kleinen Geſchwiſterten vorzuſprechen und vorzuzeigen, was ihnen die Mutter erlaubte!

Eben jezt, da die Herren da waren, ſaß der Jonas in der Mitte zwiſchen zwey Kleinen und ſprach ihnen die Sylben des ABCbuchs, durch welche Gertrud ſie nicht leſen, wohl aber reden lehrte, und die ſie noch nicht ausſprechen konnten, vor, und ſpäter zeigte er ihnen auch den Unterſchied der erſten zehn Zahlen, die ſie noch nicht kannten. Indem er ſie ihnen ſo zeigte, umſchlang er ſie mit beyden Händen um den Hals, ſprach ihnen die Namen der Zahlen vor und machte die Arme von dieſem lieblichen Umſchlingen ſeiner Geſchwiſterten nicht los, als wenn ſie ihre Augen nicht feſt auf die Bohnen hinhielten, woran er ſie zählen lehrte, dann waren ſeine Hände geſchwind von dem Hals des lieben Brüderchens weg, und zeigte mit den Fingern, worauf ſie mit ihren Augen hinſchauen ſollten. Eben ſo ſezte das Liſeli ſich mit dem Spinnrad zu zwey jüngern Geſchwiſterten hin, ſang ihnen, während dem beyde, ſie und es, fortſpannen, Lieder vor, deren Worte ſie ſchon auswendig konnten und probirte, während dem es immer fortarbeitete, mit Ruhe und Geduld, ob ſie die verſchiedenen Töne nachſingen können. Der Eifer der ältern Kinder, die Kleinen zu lehren, was ſie konnten, war ſo groß, daß ſie ihnen oft ſelder beym Eſſen etwas vorſprachen und ſie in den Freyſtunden auf die Schooß nahmen, ſie etwas nachſprechen zu machen. ..

§. 19.

So wie das Leben das Fundament der Erziehung und des Unterrichts iſt, ſo iſt Glauben und Liebe, Freyheit und Freude das Fundament des Lebens ſelber.

Auch wirkte dieſer gegenſeitige häusliche Unterricht ſo bildend auf die Kinder durch den Glauben und die Liebe, aus der er hervorging, und durch die Freude, mit der er gegeben und ausgeführt worden, als jeder gegenſeitige Kinderunterricht, der nicht alſo aus Liebe hervorgeht und nicht mit dieſer Freyheit gegeben und empfangen wird, verbildet und durch Verbildung zu allen den Fehlern und zu aller Verhärtung des Geiſts, des Herzens und der Kunſt hinlenkt, und wohin auch alle einſeitigen Abrichtungskünſte des Menſchengeſchlechts hinführen. Das, was auch im Unterricht der Gertrud abrichtend war (wie denn einige Theile des Unterrichts und der Bildung nur dadurch eingeübt werden können), war in dem Benehmen der Kleinen, wie in demjenigen der Mutter, durch Liebe und Glauben geheiligt und veränderte dadurch gleichſam ſeine Natur, der Eindruck der harten, aus dem thieriſchen

Weſen unſrer Natur hervorgehenden und ihr weſentlich anpaſſenden Abrichtungskünſte menſchlich gemildert und der Eindruck dieſer Künſte dem Höhern des Bildenden und Erhebenden in der Erziehung untergeordnet und durch dieſe Unterordnung unſchädlich gemacht. Das war indeſſen in der Lage der Gertrud und bey dem Baumwollenſpinnen, worauf ſich das meiſte ihres Abrichtungseinfluſſes bezog, nichts weniger als leicht. Das Baumwollenſpinnen iſt in Rückſicht auf das wenige, unbedeutend Bildende, das in ihm liegt und hingegen auf das höchſt Einſeitige, Kunſt-, Kraft- und Geiſtloſe der Abrichtungsfertigkeiten, die es erfordert, eine, ich möchte faſt ſagen, Leib und Seel ſo erlahmende Arbeitsgattung, daß nicht leicht in der Welt eine ſo elende und Leib und Seel erlahmende Arbeit ſeyn kann, und doch wurden die Kinder der Gertrud alle dabey ſo geiſtig und gemüthlich belebt, ſo kraftvoll und geſund, ſo frohſinnig, ſo heiter, als wenn ſie den ganzen Tag kein Baumwollenrad in die Hand genommen hätten. Sie zeichneten ſich ſelber in einigen Schulkenntniſſen, an Schulgewandtheit und Schulfertigkeiten aus, eben wie die andern Spinnerkinder ſich in der Schule ſelber an ſchlechtem Benehmen, Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit auszeichneten.

Der Junker und Glülphi wunderten ſich im Anfang ſelber, wie dieſes möglich, aber ſie ſahen es jetzt. Die Kinder der Gertrud fürchteten Gott. Sie beteten täglich mit der Mutter um ſeinen guten, heiligen Geiſt. Sie liebten die Mutter. Sie ſahen ſie von Kindheit auf oft weinen. Sie ſahen ſie oft Mangel leiden und voll Sorgen und Kummer einhergehen. Sie wußten, daß das Spinnen ihnen Brod gebe und der Mutter Sorgen mindere. Sie ſpannen alſo nicht gedankenlos und herzlos und auch nicht gedankenlos und herzlos gezwungen, die Liebe zur Mutter und das Bewußtſeyn, daß ſie mit ihrem Spinnen die Noth ihres Hauſes erleichtern, machte ſie ihre Kräfte gern anſtrengen. So verlor ſich auch an dieſer Arbeitsgattung durch Liebe und Glauben die Wirkung der Elendigkeit, die in der Natur des einſeitig ins Aug gefaßten Baumwollenſpinnens liegt, und des verderblichen Einfluſſes, den es unter andern Umſtänden auf die Menſchennatur hat und haben muß. Es konnte dieſen Einfluß in der Gertrud Wohnſtube nicht haben. Dieſe war mitten in ihrer höchſten Armuth und ſelber durch ſie ein Heiligthum Gottes, in der keine Verhärtung der Menſchennatur ſtatt finden kann. Ihre Kinder lebten und arbeiteten darin im Glauben und in der Liebe, in Freyheit und Freude; und Arbeit und Anſtrengung aus Liebe und Glauben ſtärkt, erheitert, belebt, erhebt und ſegnet in eben dem Grad, als Arbeit und Anſtrengung in Liebloſigkeit und Unglauben, in Unmuth und Zwang abſchwächt, verhärtet, erniedrigt, vergiftet und tödtet. Die Kinder der Gertrud ſangen und lachten ermüdet von Arbeit bey Waſſer und Brod mehr als die Kinder der Dorfmeiſter, die in der böſen Ruhe des Müßiggangs und in der Niederträchtigkeit ſtolzer Anmaßungen die, ſo mit Waſſer und Brod vorlieb nehmen, verachten und in Freude ihr Geld ſpiegeln und zu Schlechtheiten gebrauchen, alle Einſichten, alle Fertigkeiten und alle Luſt, einen ſegensreichen, gottesfürchtigen Gebrauch davon zu machen, verlieren.

Leſer! Du fragſt mich jetzt nicht mehr, warum das Baumwollenſpinnen, das tauſend andere zu Grund richtet, den Kindern der Gertrud nichts ſchadete — du fragſt mich nicht mehr, warum ſie, wenn ſie auch bis nach Mitternacht ſpannen, nicht müde wurden und am Morgen darauf wohl noch früher und munterer aufſtanden, als wenn ſie geſtern frühe ins Bett gegangen wären. —

§. 20.

Der Junker, der Pfarrer und Glülphi erkennen die Würde der Menſchennatur in der Stube einer armen Maurersfrau.

Als die Herren von der Gertrud weggingen, ſagten ſie ihr noch, ſie wollen morgen wieder zu ihr kommen und ſie antwortete ihnen: warum das? ihr werdet morgen und immer wieder nur das Nämliche finden.

Glülphi erwiederte ihr: Du könnteſt dich und dein Thun nicht beſſer rühmen, als mit dieſem Wort. — Und er hatte recht. Das, was ſich immer gleich bleibt, nähert ſich dem, was ewig bleibt, eben ſo das, was ſich immer verändert, dadurch auffallen macht, daß es nichtig und vergänglich iſt.

Gertrud erröthete über dieſe Antwort, ſchlug die Augen tief nieder und ſtand verlegen da, als ſie ihr beym Abſchied noch freundlich die Hand drückten. Sie aber, als ſie von ihr weggingen, konnten nicht ſatt werden, von dem Eindruck zu reden, den Gertrud und ihre Stube auf ſie gemacht hatte. Sie ſahen, daß in allem, was ihre Kinder vom Morgen bis an den Abend thaten, ihr Kopf, ihr Herz und ihre Hand, folglich die drey Grundkräfte, von denen alles Fühlen, Denken und Handeln der Menſchen ausgeht, gemeinſam und in Uebereinſtimmung unter ſich ſelbſt angeſprochen, belebt, beſchäftigt und geſtärkt werden. Sie ſahen und überzeugten ſich ganz, daß alles Thun der Gertrud, indem es von Glauben und Liebe ausgehe und zum Glauben und zu der Liebe hinführe, geeignet ſey, ihre Kinder durch Seelenruhe und Geiſtesfreyheit in lieblicher Anmuth zu den erſten Früchten des Glaubens, zu den Kräften der Anſtrengung, des Gehorſams und der Selbſtüberwindung zu erheben, zu denen die Wahrheit ihrer Verhältniſſe gegen Gott und Menſchen für Zeit und Ewigkeit ſie auffordert. Sie ſahen alle, daß das unabänderliche und allgemeine Ziel aller Menſchenerziehung, nämlich die Kinder zu gottesfürchtigen, menſchenliebenden, verſtändigen, ihrer Beſtimmung gewachſenen, der nöthigen Thätigkeit und Anſtrengung gewohnten Menſchen zu machen, von allen Seiten in ihnen begründet und belebt ſey. Sie fanden einſtimmig und ſprachen es aus, das Weſen des Unterrichts und der Lehre dieſer Frauen ſind nicht Worte, es iſt ihr Thun, es iſt ihr Leben ſelber. Dieſes Leben, ſagten ſie alle, iſt vom Morgen bis an den

Abend nichts anders, als thatſächlicher Ausdruck ihrer Sorgfalt und Liebe für ihre Kinder. Sie lernen weſentlich dadurch, daß ſie beſorgt werden und ſich ſelber beſorgen müſſen. Das Wort der Lehre iſt gleichſam nur der todte Schall des innern Geiſts ihrer Mutterſorge, aus welchem die Lehre ſo natürlich und einfach herausfließt, daß ſie dem Kind ſelber ganz eigentlich als Sorgfalt und nicht als Lehre ins Aug fällt. Es erhob das Herz aller drey, da Glülphi es ausſprach: ſo wie ihre Mutterſorge und ihre Muttertreue, die ihr jedes Wort der Lehre in den Mund gibt, ſo geht auch jedes Wort ihrer Lehre als Mutterſorge und als Muttertreue in die Seele der Kinder hinüber, und das ganze Räthſel, warum es als Lehre ſo außerordentlich wirkt, iſt dadurch aufgelöst.

§. 21.

Glülphi's Nacht, in der er ſich entſchließt, Schulmeiſter in Bonnal zu werden.

Glülphi ſagte in dem Augenblick, in dem er von der Gertrud wegging: das höchſte Ziel der Volkserziehung, das ich mir je träumend vorgeſtellt, ſteht aufgelöst vor meinen Augen. Die Kinder dieſer Frauen ſind für ihre Lage und Umſtände ſo geſchulet und gebildet, daß ich noch keine geſehen, die für ihre Lage und Beſtimmung beſſer geſchulet und erzogen ſind. Er war ſchon durch des Meyers Unterredung zur glühenden Sehnſucht, um dem

Zuſtand Bonnals helfen zu können, erhoben, aber der Anblick der Wohnſtube der Gertrud ergriff ihn, daß nicht wohl ein Menſch durch irgend eine Anſicht des Lebens tiefer ergriffen werden kann. Er ſaß da, neben Arner und dem Pfarrer, in ſich ſelbſt gekehrt. Was dieſe ſagten, machte nur wenig Eindruck auf ihn. Er hörte es kaum. Er ſaß, von der Wohnſtube der Gertrud ergriffen, da, wie ein Spanier in Peru, den ein Zufall auf eine offene Goldgrube hinführt. Der Glückliche, Begeiſterte kann nicht vom Platz. Er ſichert ſich des Orts, weicht keinen Schritt von ihm weg, bis er ihn von allen Seiten ins Aug gefaßt und ſich ſicher geſtellt, ihn wieder zu finden. Das allerwenigſte, das ihm in Sinn kommt, iſt nach Mexico oder gar nach Cadix zu reiſen, den Bergbau und die Metalurgie zu ſtudiren, um ſeine Goldgrube auf das allervollkommenſte benutzen zu können; oh nein, oh nein, er eilt nur heim, um Karſt, Pickel, Schaufel und Hände zu holen; er eilt nur heim, zu graben, zu öffnen die Grube, die er gefunden. Er ſieht bey keinem Bruder ſtill, um mit ihm von der Grube zu reden. Er ſagt Vater und Mutter kaum ein paar Worte davon. Er eilt, er eilt mit Karſt, Schaufel, Pickel und Händen zu graben, Gold zu graben in der Grube, die er jetzt gefunden. So wie der Spanier von Vater und Mutter, von Bruder und Schweſter weglief zu ſeiner Grube, alſo mußte Glülphi von Arner und dem Pfarrer weg. Es drang ihn in ſeinem Innerſten, allein zu ſeyn und ſich mit dem zu beſchäftigen, was er geſehen und gehört. Ein Gedanke, ein einziger Gedanke ergriff ihn jetzt und verſchlang ſeine Seele: — was iſt zu thun? — was iſt zu thun? — Er mußte von ihnen weg, eilte auf ſeine Stube und ſo wie er hineintrat, ſprach er das Wort aus: ich muß Schulmeiſter werden in Bonnal. — Aber er ſprach es aus, wie ein Menſch, der von einem unausſprechlichen Traum aus dem Schlaf erwacht und noch ſelbſt nicht weiß, ob er wacht oder träumt, ſo ſprach Glülphi das Wort aus: ich will Schulmeiſter werden in Bonnal. — Dann aber fragte er ſich doch bald wieder: aber iſt's möglich, kann ich's werden? kann ich Schulmeiſter werden, wie Gertrud es iſt? kann ich zu einer Schulſtube kommen, wie ihre Wohnſtube eine iſt? Dann ſagte er wieder: es muß ſeyn, es muß ſeyn; ich muß mich nicht fragen, ich muß nicht zweifeln, es muß ſeyn, ich muß Schulmeiſter werden. — Er ſaß ohne Licht in ſeiner Stube. Seine Augen waren geſchloſſen, aber Gertrud, ihre Stube und ihre Kinder ſtanden vor ſeiner Seele. Er hielt ihr Bild feſt. Es verwandelte ſich alle Augenblicke in neue Geſtalten; — aber lebendiger ſtand es nicht vor ſeiner Seele, als er ſie und ihre Kinder ſelbſt ſah und hörte. Das Bild, das vor ihm ſtand, war nicht etwas, das ihn bloß träumend als äußere, auf ihn wirkende Wahrheit belebte, nein, nein, es war etwas, das ihn als in ihm innerlich glühendes Leben wirklich verſchlang. — Zwiſchen hinein ſtanden auch die Glaubensworte des Meyers in der unerſchütterlichen Kraft ihrer Wahrheit vor ſeinen Augen und erhöhten durch ihre unermeßliche Tendenz die glühenden Farben, in welchen das Bild der Gertrud und ihrer Baumwollenſpinnerſtube vor ſeinen Augen ſtand. — Alſo erhöht die unermeßliche Weite des Weltmeers im Orient die glühenden Strahlen der aufgehenden Sonne vor den Augen der ſie bey ihrem Aufgang und bey ihrem Niedergang anbetenden Völker. Er entſchlief erſt gegen den Morgen, aber als er erwachte, ſprach er das Wort: „ich will Schulmeiſter werden,“ ehe er die Augen recht geöffnet, laut aus, wie wenn es ihm beym Entſchlafen noch auf ſeinen Lippen ſtecken geblieben und er es erſt jetzt auszuſprechen vermochte. Aber ſo wie er es ausgeſprochen, war ihm ganz wohl. Er zweifelte nicht mehr. Er fragte ſich nicht mehr: kann ich's? bin ich's im Stand? Er war jetzt in ſeinem Entſchluß, Schulmeiſter in Bonnal zu werden, feſt, glaubte an ſich ſelber und an die Hülfe deſſen, der dieſen Entſchluß feſt in ſeine Seele gelegt.

§. 22.

Ein Ruhepunkt.

Leſer! Hier ſteht der Alte von Bonnal, der dir alles erzählt, eine Weile ſtill. Er iſt von dem Gedanken des Glülphi ergriffen, wie dieſer von der Wohnſtube der Gertrud. Der Gedanke erhebt mein Herz, welch ein Segen, wenn Glülphi es durchſetzt und eine Schule einzurichten vermag, die in dieſem Geiſt anfangt, dem tiefen Verderben, in welches das Strohfeuer unſerer Träumerzeit die Eisberge unſerer Selbſtſucht und die Bodenloſigkeit unſerer

Vielwiſſerey den Geiſt unſers Erziehungsweſens hinabgeſtürzt, in ſeinen Fundamenten entgegen zu arbeiten. Welch ein Segen, wenn es geſchieht und die Edeln der Nachwelt die Quelle des Verderbens unſerer Zeit im Mangel der heiligen Kräfte der Wohnſtuben des Volks erkennen und allen Kräften aufbieten werden, den Grundübeln unſerer Tage durch Wiederherſtellung und Wiederbelebung ihrer heiligen Kräfte ein Ziel zu ſetzen.

§. 23.

Glülphi erklärt ſich, Schulmeiſter zu werden.

Von dieſem Augenblick an war Glülphi von ſeinem Entſchluß, Schulmeiſter zu werden, ſo viel als verſchlungen, und am Morgen darauf, als ſie ihr Frühſtück früh eingenommen, um bald in Bonnal anzulangen, fiel das Geſpräch in dem erſten Augenblick, da Arner und Glülphi ſich ſahen, wieder auf das Unglaubliche, das Gertrud in ihrer Stube geleiſtet, und auf die Nothwendigkeit, Schulen in dieſem Geiſt einzurichten. Aber wo iſt's möglich, fiel der Junker mit Lebhaftigkeit ein, Schulmeiſter auf die Dörfer hinaus zu finden, die das Unglaubliche, das Gertrud in ihrer Stube leiſtet, auch nur zu lernen geneigt, ich will nicht einmal ſagen, auszuüben fähig ſind!

Glülphi erwiederte lächelnd: Schreyen wird es dergleichen Schulmeiſter freylich nicht! und man wird ſich im Anfang, denke ich, mit einem oder zweyen, die das zu leiſten im Stand und willens ſind, begnügen müſſen.

Junker. Aber wo dieſe zwey oder auch nur dieſen einen hernehmen?

Glülphi. Einen wollte ich wenigſtens wiſſen, der gelüſtete, Schulmeiſter in Bonnal zu ſeyn.

Junker. Und auch bey der Gertrud zu lernen, dieſe Schule einzurichten?

Glülphi. Auch das.

Junker. Sie machen mich viel fragen. Halten Sie ihn auch für das fähig, was Sie von dem Ideal Ihres Schulmeiſters fordern?

Glülphi. Wenigſtens wird er ſich alle Mühe geben, es zu lernen, denn er gelüſtet, Schulmeiſter in Bonnal zu werden. Wollen Sie ihn auf meine Empfehlung hin annehmen?

Junker. Das ſind Sie. Es kann kein Menſch für das gelüſten, als Sie.

Glülphi. Und wenn ich's bin?

Junker. Sie ſind es. Ihr Blick ſagt mir, daß Sie es ſeyn wollen und ich wünſche mir Glück dazu.

Glülphi iſt gerührt. Der Junker umarmt ihn und ſagt ferner: wär' ich in der Lage, daß ich's könnte und dazu fähig, wie Sie, ich würde gelüſten, zu thun, was Sie thun.

Glülphi erwiederte: wenn jetzt nur Gertrud mir hilft, ſo iſt alles in der Ordnung; aber ohne ſie vermag ich die Sache nicht. Ich kann mir die Grundſätze und einige Mittel dazu auch wohl eigen machen, aber ſie hat das alles auf eine Weiſe im Herzen und in Händ' und Füßen, wie es ſich nur eine Mutter, und ich muß faſt hinzuſetzen, nur eine arme Mutter ins Herz, Händ' und Füße hineinbringen kann.

Anſpannen! anſpannen! rief jetzt der Junker, wir wollen eilig zu ihr hinfahren.

§. 24.

Der Unterſchied in der Art, wie drey edle Männer von den Anſichten des Baumwollen-Meyers und dem Thun in der Wohnſtube der Gertrud ergriffen und zu einer ihm eignen Selbſtthätigkeit hingeriſſen wurden.

Es iſt merkwürdig, ſeit den Beſuchen bey dem Baumwollen-Meyer und der Gertrud waren Arner, der Pfarrer und Glülphi, alle drey, von dem Eindruck dieſer Beſuche hingeriſſen und gleichſam verſchlungen. Dennoch waren die Geſichtspunkte, durch welche ein jeder von ihnen ſo weit davon ergriffen worden, bey jedem einzelnen verſchieden.

Arner ſah ſein liebes Bonnal mit allem ſeinem Verderben im ganzen Umfang ſeiner Quellen und Urſachen, beſonders inſofern ſie von den Schwächen und Fehlern des Schloſſes abhingen, vorzüglich vor Augen und freute ſich von dieſer Seite hauptſächlich der Hoffnung, durch die

Schulen und durch den mitwirkenden Einfluß auf das häusliche Leben, ſo wie durch die Möglichkeit einer beſſern Wahl der Vorgeſetzten dem Unglück, dem das Dorf unterlegen, für die Zukunft in ſeinen Quellen abzuhelfen.

Dem Pfarrer fiel der Zuſammenhang der kindlichen Freyheit, des kindlichen Muths und der kindlichen Freude und Liebe, das in allem Thun der Gertrud und ihrer Kinder ſtatt fand, mit ihrer kindlichen Unſchuld und ihrem rein chriſtlichen Glauben und Leben auf eine Weiſe auf, daß ihn der Einfluß auf die Beförderung des wahren, chriſtlichen Glaubens, den ein Pfarrer in einem Dorf haben kann und zu haben ſuchen ſoll, in einem ganz neuen und ſo hinreißenden Licht vor Augen kam, daß ihn dieſe Anſicht die merkwürdigen Worte ausſprechen machte: ich habe für die mir wahr ſcheinenden Anſichten des Chriſtenthums oft geſtritten und mich faſt gezankt, aber ich ſehe jetzt, das war nicht gut. Ich ſehe jetzt mehr als je, das wahre Chriſtenthum, der wahre chriſtliche Glauben, dieſe Kraft Gottes zum Heil einem jeden, der da glaubt, muß jeden einzelnen Chriſten zu dem kindlichen Muth, zu der kindlichen Freyheit und zu der kindlichen Freude und Liebe hinführen, der die Kinder der Gertrud beten und ſpinnen, arbeiten und in der Bibel leſen macht; und es iſt gewiß, der wichtigſte Einfluß, den ein Pfarrer zur Beförderung des wahren Chriſtenthums haben kann, muß auf dieſem Weg angebahnt und befördert werden.

Glülphi war ganz vom Entſchluß, Schulmeiſter in Bonnal zu werden, verſchlungen, und mehr als noch je von einem Gewaltsdrang nach dieſem Ziel ergriffen; aber auch er fühlte, daß ſeine Schule nur in ſo weit gelinge, und als ein wahres, menſchliches und chriſtliches Bildungsmittel daſtehen kann, als in ihr eben die Liebe, eben der Muth, eben die Freude und eben die Freyheit herrſchen werde, die ſich in der Stube der Gertrud ſo hinreißend ausſpricht. Er träumte ſich auch den Erfolg ſeiner Schule nur dann und nur dadurch erzielt, wenn einſt die aus ſeiner Schule austretenden Kinder dieſen menſchlichen Muth, dieſe menſchliche Freude und Freyheit mit der Unſchuld ihrer chriſtlichen Liebe und der Freyheit und Kraft ihres chriſtlichen Glaubens in ihrem wirklichen Leben vereinigen werden. Der Traum ſeiner Schule war durchaus ein Traum von der Möglichkeit, alle Kraft und alle Kunſt des häuslichen Lebens, die er in dieſer Stube in ſittlicher, geiſtiger und Berufsübereinſtimmung vereinigt geſehen, in eben dieſer Vereinigung in Schulkräfte und Schulmittel zu übertragen, und er ſah die Möglichkeit dieſer Uebertragung vom erſten Augenblik an, in dem dieſe Anſicht ſich in ſeiner Seele entfaltete, nur allein durch die höchſte Vereinfachung aller Schulmittel und durch die ſorgfältigſte Bildung aller Schulkräfte erreichbar. Er fand ſich ſelber nicht einfach genug. Ich bin, ſagte er zu ſich ſelber, ſchon ein alter, verſchrobener Kerl, und die Schulmeiſter müſſen Wohnſtubenſchulmeiſter, ſie müſſen Kinder werden, nur dadurch können ſie dahin kommen, Schulen einzurichten, die in ihrer Führung ſo einfach ſind, daß Kinder ſelber Schulmeiſter werden können und wollen. Er fühlte ſeine Träume noch unreif, aber er hing ihnen mit einer Gewaltſamkeit nach, daß er auf dem ganzen Weg nach Bonnal in ſich ſelbſt gekehrt war; er redte wenig und eilte, ſobald er ankam, man kann nicht mehr eilen, zur Gertrud.

§. 23.

Abermal ein edler Herrſchaftsherr, ein guter Pfarrer und ein welterfahrner Soldat in der Stube einer armen Baumwollenſpinnerfrau, deren Herz ſie Menſchenbildungshalber ſo weit führt, als der beſte Kopf einen edeln Mann diesfalls hinzuführen im Stand iſt.

Der Pfarrer, der bis ſpät in der Nacht bey einem Kranken in Bonnal geweſen, war kaum aufgeſtanden. Er hatte ſeinen Thee noch nicht getrunken, als die Herren in Bonnal ankamen. Die Frau Pfarrerin meynte, ſie müſſen jetzt doch auch eine Taſſe mit ihm trinken; aber der Lieutenant war kaum dahin zu bringen. Doch da Arner eine annahm, legte er ſeinen Stock und Hut auch ab und ſetzte ſich zu ihnen hin. Aber er war mit ſeiner Taſſe ſo bald fertig und alle Zeichen, daß es die letzte ſey, die er trinken wolle, waren ſichtbar gegeben, daß der Pfarrer wohl merkte, er dürfe Schandenhalber nicht halb ſo lang an ſeinem Thee trinken, als er ſonſt gewohnt war. Er trank es ſo geſchwind, als er es ſonſt in dem einzigen Fall thut, wenn eben ein Kranker ihn zu ſich rufen läßt. Der Lieutenant ſah dieſe Eilfertigkeit nicht, ſo recht ſie ihm war, die Frau Pfarrerin aber und der Junker merkten es und die erſte meynte, ihr lieber Mann dürfte ſeine Taſſe Thee doch etwas langſamer trinken, und es preſſire doch auch nicht ſo gar mit dem zu der Gertrud gehen, es ſey ja noch ſo frühe. Aber ſie ſagte nichts. Doch ſah ſie ihren Mann auf eine Weiſe an, daß er wohl merkte, was ſie meyne. Auch der Junker merkte es, lachte und ſagte: aber, Herr Pfarrer, trinken Sie doch ihren Thee ruhig und wie gewohnt aus, es iſt ja lang bis zu Nacht, ſo gar eilt es ſich doch nicht. — Jetzt merkte der Lieutenant, daß er ſich zu ungeduldig geberdet und bat die Frau Pfarrerin freundlich lächelnd noch um eine Taſſe Thee.

Es iſt Ihnen nicht ernſt, Sie wollen lieber keine, erwiederte die Frau Pfarrerin.

Er. Nein, nein, es iſt mir ernſt, geben Sie mir noch eine.

Sie. Aber wollen Sie ſie mit Geduld austrinken?

Er. Ich will der letzte ſeyn, der noch einen Tropfen in ſeiner Taſſe hat.

Sie. Da könnte Sie mein Mann ſträflich plagen, wenn er ſeine Tabakspfeife noch anſtecken würde, wie er's ſonſt zum Thee gewöhnlich thut.

Nein, nein, Herr Lieutenant, ſagte der Pfarrer, dieſe ſtecke ich jetzt gewiß nicht an — und mit dem trank er ſeine letzte Taſſe aus und ſtand auf, dann auch der Junker und erſt nach ihnen trank der Lieutenant ſeinen letzten Tropfen Thee auch aus. Mit dem gingen ſie alle drey zur Gertrud. Dieſe hatte ſie erwartet, aber um deswillen auch nicht das Geringſte in ihrem Seyn und Thun verändert. Alles war vollends wie geſtern, und es fiel dem Lieutenant als ſehr wichtig auf, daß es ſo war. Er ſagte zum Junker franzöſiſch: das Größte in dieſer Sache iſt, wie es mich dünkt, daß bey der Freyheit und dem Leben, die im ganzen Thun dieſer Stube herrſcht, doch alles ſich immer gleich iſt und gleichſam wie an einer Schnur fortlauft. Dieſer Zuſtand iſt ohne die tiefſte pſychologiſche Begründung und ohne die höchſte Einfachheit und Uebereinſtimmung, die aus ihr hervorgehen muß, nicht zu erzielen. Auch iſt alles, was in dieſer Stube geſchieht und wie ein Uhrwerk immer fortlauft, beſtimmt von einer Natur, daß, wenn man Stundenlang zuſieht, gar nichts davon als außerordentlich vorfällt; im Gegentheil, man meynte, eine jede andere Frau ſollte das auch können.

Der Junker erwiederte: ich bin ſicher, hundert und hundert Weiber, die nicht werth ſind, ihr diesfalls den Schuhriemen aufzulöſen, würden, wenn ſie uns ſo in der Stube daſitzen und aufſchreiben ſähen, was darinn geſchieht, zu einander ſagen, ſie und hundert andere Weiber können und thun das alles, wo nicht beſſer, doch vielleicht eben ſo gut als Gertrud.

Da ſie ſo franzöſiſch redten, kehrte ſich der Heirli gegen eine ſeiner Schweſtern, die neben ihm ſaß, um, ſagte mit halb lauter Stimme: parle, parle frangſe, und ſuchte alle franzöſiſche Worte, die er hörte, nachzutönen.

Gertrud ſah's, winkte ihm und er war im Augenblick mausſtill.

Der Gertrud Kinder laſen, da die Herren in die Stube kamen, wie das letztemal, zuerſt in der Bibel. Da dieſes vollendet, fingen ſie an zu ſingen. Die Morgenſonne ſchien eben im reinſten Glanz in ihre Stube und die Kinder ſangen, ohne daß die Mutter es ihnen vorſchrieb, das Lied:

Wie ſchön, wie herrlich ſtrahlet ſie,
Die Sonne dort, wie ſanft, und wie
Erquickt, erfreut ihr milder Glanz
Das Aug, die Stirn', die Seele ganz! u. ſ. w.

Auch das iſt eine Eigenheit der Führung dieſer Stube, daß die Mutter und die Kinder mitten in der feſteſten Ordnung ihres Pflichtlebens offene Sinnen für alles Schöne und Gute, das in ihren Umgebungen ſtatt findet, haben, und mitten in ihrer ununterbrochenen Thätigkeit herzliche und freye Theilnahme daran zeigen. Sie ſpinnen ſo eifrig, als kaum eine Taglöhnerin ſpinnt, aber ihre Seelen taglöhnen nicht. Sie bewegen ſich während der ununterbrochenen Gleichheit ihrer lieblichen Bewegung ſo leicht und ſo frey, wie der Fiſch im Waſſer, und ſo froh, wie die Lerche, die in den Lüften ihren Triller ſpielt.

Der gute Heirli hatte ſchon das letztemal daran gedacht, er möchte dem Junker für die ſchönen Batzen danken, die er der Mutter, als ſie bey ihm war, für ſie gegeben; aber er war das erſtemal zu ſcheu, jetzt fürchtete er ſich nicht mehr und paßte nur auf den Augenblick, wo er der Mutter das ſagen konnte. Aber ſie ſah ihm lange wie ins Geſicht, daß er ihr winken, und ſtand ihm nie

ſo

ſo nahe, daß er ſie erlangen konnte. Endlich gerieth es und er konnte ihr ins Ohr ſagen: dürfen wir dem Junker nicht auch für die neuen Batzen danken? Der gute Bub drückte mit ſeiner Hand ihren Kopf hart an den ſeinen an und nahm ihr das halbe Ohr ins Maul, wie wenn er's abbeißen wollte. Gertrud hatte dem Junker ſeitdem ſchon mehrmal geſehen, aber freute ſich jetzt von Herzen, daß ihr guter Heirli ſelber daran ſinne, daß er und ſeine Geſchwiſterte ihm für die geſchenkten Batzen danken ſollen, wie ſie und ihr Vater ihm ſchon oft für ihr neues Glück gedankt. Sie ſagte dem Knaben, das iſt brav, daß du daran ſinneſt, ſag' es deinen Geſchwiſterten allen und geht mit einander hervor. Sobald ſie das geſagt, legte er ſeinen Baumwollenflocken auf ſeinen Stuhl, ſchlich hinter den Rädern zu ſeinen Geſchwiſterten, ſagte einem nach dem andern, was ſie thun wollen. Jetzt ſtunden ſie alle von ihren Rädern auf und traten mit dem Heirli zum Junker hervor; aber da ſie daſtunden, konnte keines reden.

Der Junker ſagte zu ihnen: was macht ihr da, Kinder? was wollet ihr?

Und Gertrud zum Heirli: kannſt du jetzt nicht reden? — Da ſtund er an ihn zu und ſagte: wir wollen dir für deine ſchönen Batzen danken.

Es freute den Junker. Er gab einem nach dem andern die Hand und ſagte: Kinder! Euer Vater und eure Mutter ſind mir lieb, und wenn ihr recht thut, ſo ſeyd ihr mir auch lieb euer Lebtag.

Dann nahm er den guten Heirli vom Boden auf ſeinen Arm, ſah ihm eine Weile ins Geſicht und ſagte ihm dann: nicht wahr, du gibſt doch gewiß auch einen rechten braven Buben?

Ja gewiß, ſagte der Heirli, und gäll, ich bin dir auch dann dein Lebtag lieb?

Er war im Augenblick auf ſeinem Arm wie daheim, ſah ihm beſtändig in die Augen und ſtreichelte ihm mit der Hand über die Backen.

Arner ſagte ihm da: ſag, bin ich dir auch lieb?

Das denk' ich, ſagte der Bub, du biſt ja noch mehr gut, als die Mutter geſagt hat.

Arner. Wie gut hat die Mutter geſagt, daß ich ſey?

Heirli. Sie hat geſagt, wenn ich dir danke, ſo gebeſt du mir die Hand, und jetzt nimmſt du mich noch gar auf deinen Arm.

Arner. Haſt du das ſo gern, wenn man dich auf den Arm nimmt?

Heirli. Ja — und einen Augenblick darauf: aber ich hänge dir Baumwolle an.

Arner. Es ſchadet nichts.

Nein wart', ſagte der Heirli, ich will dir ſie wieder ableſen — ſchnackte ihm dann über die Achſel, langte mit der Hand auf den Rücken und auf beyden Seiten, ſo weit er konnte, herunter, und las ihm die Baumwolle ab, die er ihm angehängt.

Indeſſen riethen des Rudis Kinder unter einander und ſie wollten ihm für ihre Kuh und für ihre Matte auch danken. Geſagt, gethan. Sie drängten ſich durch die andern. Das mit dem ſchwarzen Kohlaug voraus. Es war das erſte bey ihm und ſagte: wir wollen dir auch danken.

Wofür? ſagte der Junker, und hatte den Heirli noch auf dem Arm.

Ja, für die Kuh und für die Matte, ſagte das Kind.

Da ſtellte der Junker den Heirli ab, nahm ihn's auf den Arm und ſagte: wie geht es euch jezt, ihr Lieben! iſt euch auch wohl?

Ja wahrlich, ſagte das Nännli, ſeitdem wir auch Milch haben und dieſe Frau da kennen.

Aber folgt ihr auch der Frauen? ſagte Arner.

Ich weiß nicht, du mußt ſie fragen, ſagte das Kind auf ſeinem Arm.

Und Gertrud: es muß gut ſeyn, bis es beſſer wird.

Folgt ihr ordentlich und thut recht, wenn ihr mir lieb ſeyn wollt, ſagte der Junker.

Wir wollen ihr gewiß folgen, ſagten die Kinder alle, bis auf das Liſeli; das murrte ſo zwiſchen den Zähnen, daß es auch ſo tönte, und man meyne, es ſage es auch. Das Nännli auf ſeinem Arm war ſo geſchwind erwarmet (bey ihm wie daheim), als der Heirli. Es ging nicht lange, ſo ſagte es: haſt du viel ſo ſchöne Bazen, wie du da den Kindern gegeben?

Schweig doch, ſchweig doch, du unverſchämtes Kind, riefen ihm die andern auf allen Seiten zu.

Der Junker ſagte ihnen: läßt ihn's reden — und zum Kind: möchteſt du auch?

Kind. Ja, wenn du mir gibſt.

Junker. Ich hab' jetzt keine bey mir.

Kind. Haſt du nicht immer bey dir?

Junker. Nein, aber wenn ich wieder komme, ſo hab' ich bey mir.

Kind. Kommſt du bald wieder?

Junker. Ja.

Kind. Gibſt mir denn auch?

Junker. Was willſt du damit thun?

Kind. Zuſammenbehalten und ſparen.

Junker. Und dann?

Kind. Und dann, wenn ich groß bin, etwas daraus kaufen.

So verweilte ſich Arner mit dem Kind auf dem Arm und redte dennoch mit allen andern gleich gut, wie mit ihm und wie ein Vater.

§. 26.

Gertrud ſorgt wieder für ihren guten Rudi.

So lang er es ſo auf dem Arm hielt und mit des Rudis Kindern allen ſo redte, war der Gertrud immer, wie wenn ſie jemand ſtieß und trieb, ihm für dieſe Kinder ein Wort von ihrer Meyerin fallen zu laſſen.

Es trieb ihr den Schweiß aus. Sie durfte es nicht und wollte es doch, und hätte es doch nicht gethan, wenn nicht juſt, da es am ſtärkſten in ihr kämpfte, noch der

Meyerin Bruder, der Untervogt, der dem Junker einen Bericht abzuſtatten hatte, in die Stube hinein gekommen wäre. Da konnte ſie nicht mehr anders. Es war ihr, als reiße ihr jetzt jemand das Wort zum Maul heraus, das ſie zum Junker, der das Mäynli noch immer auf dem Arm hatte, ſagen mußte: ja, wenn jetzt das gute Närrchen nur auch wieder eine Mutter hätte.

Der Vogt hatte ſeinen Bericht ſchon abgeſtattet und den Thürennagel zum Wiedergeben eben in den Händen, als Gertrud das ſagte. Er merkte auch gerade, warum ſie es that, denn er wußte ſchon, was zwiſchen ſeiner Schweſter und der Gertrud vorgefallen und hätte, noch mehr aber ſeine Frau, mit ſeiner Schweſter heurathshalber jemand ganz ander im Sinn, als den Hübelrudi. Der Junker antwortete der Gertrud, ohne den Meyer in Acht zu nehmen: man ſollte denken, der Mann würde, wie er's jetzt hat, eine Frau finden, wo er wollte.

Gertrud. Ja, das wohl; aber —

Junker. Was aber?

Gertrud. Er ſollte auch eine rechte haben.

Junker. Thue ihm eine zu.

Gertrud. Wenn ich kann, ich thue es gewiß, aber da der Herr Untervogt könnte, wenn er wollte ſo gut ſeyn, das Beſte dabey thun, wenn er ihm bey ſeiner Schweſter ein gutes Wort verleihen würde.

Ich weiß nichts — ich weiß nichts — ich weiß von allem kein Wort, ſtotterte der Untervogt.

Du hörſt ja, was ſie ſagt, ſagte der Junker, und was iſt's? was meynſt? würde er dir ſo gar mißfallen?

Nein, nein, das gar nicht, das gar nicht, ſagte der Tropf.

Nun, ſo ſage deiner Schweſter, wie du weißt, daß ich gegen dieſe Haushaltung denke, und daß es mich freuen würde, wenn das ein Grund wäre, daß ſie deſto eher in dieſe Haushaltung hineinſtehen würde, ſagte der Junker.

Der Meyer wollte der gute Mann ſeyn, und da der Junker zeigte, daß ihm daran gelegen, daß der Rudi wohl verſorgt werde, ſagte er zu allen Worten: ja freylich und ja ja.

Er mag jetzt ſeine Schweſter oder ſonſt jemand zur Frau bekommen, ſo kann eine jede verſichert ſeyn, ich werde mich dieſer Haushaltung annehmen, ſo lang ich lebe, ſagte da der Junker noch zur Gertrud, und dann zum Vogt, aber es würde ihn doch freuen, wenn er diejenige bekommen würde, die dieſe Frau für die beſte für ihn halte. Und der Vogt ſagte noch einmal, es ſoll an ihm nicht fehlen. — Aber er keuchte und ward blaß, ſo angſt machte ihm das Geſpräch. Und da der Junker ihn bey ſeinem ja ja ſagen ſo keuchend und blaß daſtehen ſah und wohl ahndete, was es bedeute, ſagte er ihm noch: aber es iſt nicht, daß es meinethalben ſeyn müſſe, wenn es dir etwan zuwider; der Mann wird wohl verſorgt werden, daran hat's keine Noth.

Der Erztropf hätte jetzt noch einmal ſich mit Ehren herausziehen können; aber er ſagte noch einmal, es ſey ihm nichts weniger als zuwider. Doch glaubten ihm das weder der Junker noch die Gertrud, und dieſe ſagte noch halblaut: es kommt zuletzt nicht alles auf ihn an.

Er verſtand das Wort noch ſelber und ſah den Blick der Verachtung, mit dem es Gertrud ausgeſprochen und denjenigen, mit dem es der Junker angehört. Sein Gefühl war von allen Seiten geſtoßen und verwirrt. Er wußte, daß er gelogen. Er wollte im Herzen nicht einmal, daß der Junker glaube, was er ſagte und doch that ihm weh, in dieſem Blick die Verachtung zu ſehen, daß er es nicht glaube. Was ihn aber am meiſten empörte, war, daß er ſich einbildete, es könne vielleicht möglich ſeyn, ſeine Schweſter, die Meyerin, habe es mit der Gertrud ſelber abgeredt, daß ſie ihn des Rudis halber ſo vor dem Junker auf den Eſel geſetzt. Sobald ihm dieſer Gedanke in Sinn kam, konnte er ihn nicht mehr aus dem Kopf bringen. Auch fürchtete er ſich jetzt, wenn ſeine Frau vernehme, was er dem Junker verſprochen, ſo werde ſie ihn auf eine Weiſe ausſchelten, wie ſie es ſchon oft gethan habe, und der Hans Ulrich Ochſenfeißt, an den ſie ihrethalben dachten, werde, wenn er vernehme, warum es des Rudis halber zu thun ſey, nichts mehr von ſeiner Schweſter hören wollen, ſondern vielmehr ihm und ſeiner Frauen diesfalls zur Antwort ſchicken, wenn ſie lieber eine magere Geiß als einen fetten Stier im Stall haben wolle, ſo möge er es wohl leiden, und ſie ſolle ſeinethalben den Rudi oder jeden andern Bettler nehmen, den ſie gelüſte. Er ging auch heute zweymal zu ſeiner Schweſter, um zu ſehen, ob es denn auch wirklich wahr ſey, daß Gertrud ihm dieſen Poſſen geſpielt. Aber er traf ſie in beydenmälen nicht zu Haus an und mußte alſo mit ſeiner diesfälligen Anfrage warten, bis ſie zu Haus war.

§. 27.

Glülphi ſpricht die Gertrud bey ſeinem Vorhaben, Schulmeiſter zu werden, um Hülf an.

Das Geſpräch des guten Heirlis und des Rudis Kinder mit dem Junker und dann auch das mit dem Untervogt machte dem Glülphi lange Zeit. Er ſehnte ſich, ſein Anliegen der Gertrud vorzubringen und ſobald der Vogt fort war, ſagte er zu ihr: aber, liebe Frau, ſag ſie mir jezt, könnte man die Ordnung, die ſie in ihrer Stube hat, nicht auch in einer Schule einführen?

Gertrud beſann ſich einen Augenblick und ſagte dann: ich weiß nicht, aber man ſollte meynen, was mit zehn Kindern möglich iſt, wäre mit vierzigen auch möglich. Doch es würde viel brauchen und ich glaube nicht einmal, daß man leicht einen Schulmeiſter finden würde, der ſo eine Arbeitsordnung in ſeiner Schule leiden würde.

Lieutenant. Aber wenn ſich einer fände, der ſie gern einführen wollte, würde ſie ihm dazu helfen?

Gertrud (mit Lachen). Ja freylich, wenn ſich einer fände.

Lieutenant. Und wenn ich es wäre?

Gertrud. Was wäre?

Lieutenant. Der Mann, der gern eine Schule einrichtete, wie ſie eine in der Stube hat.

Gertrud. Ihr ſeyd kein Schulmeiſter.

Lieutenant. Ich will's werden.

Gertrud. Ja, vielleicht in einer Stadt und in etwas, von dem man im Dorf weder Gigs noch Gags verſteht.

Lieutenant. Nein, wahrlich in einem Dorf und in Sachen, die man in allen Dörfern verſtehen ſollte.

Gertrud. Das muß ein eignes Dorf ſeyn, wo ein Herr, wie Sie ſind, darinn will Schulmeiſter werden; einmal bey Kindern, wie ſie bey uns ſind, gelüſtet kein ſo ein Herr, Schulmeiſter zu werden.

Glülphi. Das weiß ſie jetzt doch auch nicht.

Gertrud. Aber ich bilde mir's ſo ein.

Glülphi. Das ſehe ich. Aber wenn ich ſo ein Schulmeiſter ſeyn wollte, was würde ſie ſagen?

Gertrud. Es würde Ihnen leid ſeyn, wenn Sie es müßten.

Glülphi. Aber wenn ich es ſeyn wollte, würde ſie mir denn helfen?

Noch immer in der Meynung, es könne davon im Ernſt nicht die Rede ſeyn, antwortete Gertrud: ja freylich, wenn Sie hier in Bonnal Schulmeiſter ſeyn wollen, ſo will ich Ihnen helfen, was ich kann und mag.

Jetzt wandte ſich der Lieutenant an den Junker und den Pfarrer und ſagte: ihr habts jetzt gehört, ſie hat mir zweymal verſprochen, daß ſie mir helfen wolle.

Die Herren fingen an zu lachen und ſagten zur Gertrud: das iſt brav, das iſt brav, Gertrud, daß du ihm helfen willſt.

Sie ſing an, etwas betroffen zu werden und ſagte: aber was iſt das? er iſt nicht Schulmeiſter in Bonnal, und wenn er's wäre, was könnte ich ihm helfen?

Beyde, der Pfarrer und der Junker: wohl freylich iſt er Schulmeiſter in Bonnal und iſt auch nicht daran zu zweifeln, du kannſt ihm bey der Art, wie er Schulmeiſter ſeyn will, helfen, wie ſonſt wenige Leute ihm helfen könnten.

Jetzt wurde das Geſpräch ernſthafter. Gertrud beharrte darauf: ſie ſey dem Herrn Lieutenant nicht das geringſte zu zeigen im Stand, wenn er wirklich Schulmeiſter werden wolle; ihre Kinder wolle ſie ihm herzlich gern in die Schule ſchicken und wenn ſie jung wäre, ſelber darein kommen.

Aber Glülphi und die Herren wiederholten, wie er Schul halten wolle, könne ſie ihm viel helfen. Zuletzt brachte ſie noch an, ich habe mit meiner Haushaltung mehr als genug zu thun, aber wenn's zuletzt, wie ich anfange zu merken, etwa darum zu thun iſt, ihm in Arbeitsart einen guten Rath zu geben, ſo weiß ich eine Frau, die das weit beſſer als ich verſteht und dazu alle Zeit hat. Sie nannte dann den Herren die Frau, die wirklich eine vortreffliche Arbeiterin und eine in allen Stücken gewandte Haushälterin iſt.

Der Lientenant erwiederte ihr: auch dieſe kann und will ich brauchen, aber für dein Mutterherz und deine Mutterkraft gibts keinen Vicari und dieſe möchte ich in meine Schule hinein.

Gertrud erwiederte: mein Mutterherz iſt kaum für meine Stube groß genug und wenn ihr unſer Schulmeiſter werden wollt, wie ich's jetzo glauben muß, ſo weiß ich, ihr bringet ein Vaterherz und eine Vaterkraft in die Schule, die mein kleines Mutterherz völlig überflüſſig machen wird.

Die Herren erwiederten: es iſt wahr, unſer Lieutenant wird ein großes Vaterherz und eine große Vaterkraft in unſere Schule hineinbringen. Dafür danken wir Gott, aber ſein Herz und ſeine Kraft wird die Mitwirkung deines Mutterherzens und deiner Wohnſtubenerfahrung nicht überflüſſig machen — und Glülphi nahm ſie jetzt auch bey der Hand und ſagte: deine Lobrede von meinem Vaterherzen habe ich nicht verdient, aber ich will ſie zu verdienen ſuchen und eben darum habe ich deine Hülfe nothwendig und laſſe dich von deinem Verſprechen nicht los, ſo höflich du auch immer daraus herauszuſchlüpfen verſuchſt.

Gertrud ward jetzt ſtill und Arner und der Pfarrer ſagten zu ihr, wie dem armen, verdorbenen Dorf nur durch Erziehung der Jugend wieder aufgeholfen werden könne und wie wichtig es für daſſelbe ſey, daß Glülphi bey ſeinem Vorhaben, Schulmeiſter in Bonnal zu werden, alle mögliche Unterſtützung finde.

Innig gerührt erwiederte jetzt Gertrud, wenn ſie etwas dazu beytragen könne, ſo ſey das ihre Schuldigkeit und ſie wolle es herzlich gern thun; aber ſie glaube nicht, daß ſie im Stand ſey, etwas dazu beyzutragen.

Die Herren boten ihr jetzt alle die Hand, dankten ihr, daß ſie ſich mit Glülphi der Jugend ihres Dorfs annehmen wolle, ſprachen ihr Muth zu und verſicherten ſie, daß ſie ganz gewiß vieles zu leiſten im Stand ſey.

Sie wiederholte noch einmal, ſie wolle thun, was ſie in ihren Umſtänden zu thun im Stand ſey. Dann lobte ſie noch einmal eine Margreth, die im Dorf wohne und in allen Arbeitsgattungen weit mehr verſtehe als ſie.

Glülphi erwiederte: daß er auch ſie kennen lernen und ihre Hülfe ſuchen wolle.

So endete ſich die Unterredung dieſer Herren mit der Gertrud. Als ſie fort waren, ſagte ſie zu ſich ſelber: ſie wollen etwas von mir, von dem ich nie ahnete, daß ich dazu fähig wäre, aber es iſt mir dennoch in meinem Innerſten, als wenn eine Stimme zu mir ſagte: faſſe Muth zu thun, was du kannſt. Ich kann mir nicht verhehlen, es iſt mir, wie wenn Gottes Stimme in mir ſelbſt zu mir ſagte: du mußt glauben, daß du das können kannſt, was man alſo von dir fordert.

Der Pfarrer, der Lieutenant und Arner ſahen die innigſte Rührung der Gertrud, und dankten Gott für die Stimmung, in der ſie ſie verließen und für die Hoffnungen, die ſie in ihnen erregten.

§. 23.

Wenn ſich ein ſchwacher, charakterloſer Menſch doch nur gar keiner Sache in der Welt annehmen würde.

Der Untervogt war nach dem Geſpräch mit dem Junker und der Gertrud heute ſchon zweymal zu ſeiner Schweſter gelaufen; aber er hatte ſie beydemal nicht angetroffen. Endlich am Abend, da er wieder zu ihr ging, traf er ſie zu Haus an, und im fortdauernden Wahn, ſie habe es mit der Gertrud ſelbſt abgeredt, ihn des Rudis halber bey dem Junker ſo auf den Eſel zu ſetzen, war ſein erſtes Wort, das er zu ihr ſagte: ich hätte doch nicht gemeynt, daß ich ſo eine Schweſter hätte.

Was für eine Schweſter? ſagte die Meyerin, die gar nicht wußte, was er meynte.

Es brauchts nicht, daß du mich doppelt für einen Narren halteſt, ſagte er, und klagte fort, er habe doch nicht an ihr verdient, daß ſie ihm's ſo mache, — bis ſie zuletzt überdrüſſig ihm ſagte: wenn er einen Rauſch habe und nicht reden könne, daß man ihn verſtehe, ſo ſolle er heimgehen und dann morgen wieder kommen.

Ich bin ſo nüchtern, als du, ſagte der Vogt, und hatte Magens halber recht; denn er hatte nicht einmal ſeinen Abendwein getrunken. Endlich kam es doch ſo weit, daß er ſagte: weißt du denn gar nicht, was mir bey der ſchönen Frauen begegnet? und auf weiteres Fragen erklärte er, die ſchöne Frau, die er meyne, ſey Gertrud. Die Meyerin ſagte noch einmal: ich weiß kein Wort von allem. Sie ward aber doch roth, ſobald er den Namen Gertrud nannte.

Er merkte es nicht und erzählte ihr jetzt, was ihm bey ihr begegnet, und was ſie und der Junker ihm zugemuthet.

Der Athem tönte der Meyerin, als er das erzählte; aber ſie redte lange nicht und beſann ſich. Nach einer Weile ſagte ſie: und da, was haſt du ihnen geantwortet?

Vogt. Du kannſt wohl denken, ich hab' es ihnen müſſen verſprechen.

Meyerin. Daß du dem Rudi bey mir zum Beſten reden wolleſt?

Vogt. Ich hab' es wohl müſſen.

Meyerin. So? — Aber wie iſt dir jetzt? wasratheſt du mir jetzt?

Vogt. Du fragſt mich nicht im Ernſt.

Meyerin. Wohl freylich frag ich dich im Ernſt.

Vogt. Wenn du mich im Ernſt fragſt, ſo weißt du wohl, daß meine Frau und ich etwas anders als das für dich im Sinn haben.

Meyerin. Ich weiß es gar wohl. Ihr habt ja erſt geſtern davon mit mir geredt, und es wird, denke ich, noch jetzt eure Meynung ſeyn.

Vogt. Du kannſt dir's wohl einbilden.

Meyerin. Ich bilde mir's freylich ein, aber dann hingegen hätte ich mir gar nicht eingebildet, daß du, weil's ſo iſt, doch dem Junker etwas anders verſprochen hätteſt.

Vogt. Zank jetzt nicht mit mir, ich bin ja ſonſt genug zwiſchen Thür und Angel.

Meyerin. Man muß es nur machen, wie du, ſo iſt man denn bald zwiſchen Thür und Angel.

Vogt. Was mache ich dann?

Meyerin. Du ſollteſt dich ſchämen, ſo biſt du ein Tropf, ſeitdem du Untervogt biſt. Ich bin ein Weibervolk, aber ich ließ mich vor keinem Menſchen mehr ſehen, wenn ich ein einziges Mal zum Vorſchein kommen ſollte, wie du jetzt, du Thorenbub.

§. 29.

Wenn die Milch kochet und überlaufen will, ſo ſchütten die Weiber nur ein paar Tropfen kaltes Waſſer darein.

Mit dem ließ ſie ihn ſtehen und ſuchte ihre Schuhe um Wandern. Er aber ſuchte indeſſen ſeinen Stock und einen Hut, ging in die Küche, ließ ſich ſeine Schuhe utzen und ſagte, da er wieder in die Stube zurückkam, u ſeiner Schweſter: aber wie iſt's dir denn? du darfſt ir am End doch wohl ſagen, nimmſt du den Alten mit inen vielen Kindern?

Die Meyerin antwortete: ich will dir denn das ſagen, enn du einmal ein Mann biſt, jetzt biſt du ein Bub — nd lief in aller Hitze von ihm weg und zur Gertrud.

Aber ſie ging ihr nicht ins Haus hinein, ſie rief nur unten an der Treppe, ſie ſolle zu ihr herunter kommen. Die Maurerin merkte an ihrem Ton an im Augenblick, daß des Untervogts Hiſtorie ſchon in ihr koche, und es war ihr nicht ganz wohl bey der Sache; aber der Rudi, der neben ihr war, erſchrak, daß er zitterte.

Der arme Mann hatte längſt allen Muth verloren und beſaß keine Art Stärke mehr, als daß er ſich in alles ſchicken und alles überwinden konnte.

Die Meyerin feuerte im Anfang, es ſey eſelköpfig, wie ſie es ihr gemacht.

Gertrud ließ ſie in einem fortreden. Dadurch ward ſie nach und nach ſtiller. Endlich ſagte ſie: warum redſt du nicht? du wirſt mir doch auch ſagen wollen, was begegnet.

Weißt du das noch nicht? und machſt ſo gar, ſagte da Gertrud, und erzählte ihr dann, wie der gute Junker mit des Rudis Kindern ſo freundlich geweſen, da ſie zu ihm zugeſtanden und ihm für die Kuh und die Matte gedankt, und wie er das Rannli (ſie kenne es wohl, es ſey das, von dem ſie geſagt, es gebe ein Engel) wohl eine Viertelſtunde auf den Armen gehabt. Ich habe auf der Welt nicht gewußt, wie ich ihm thun will. Ich hätte ihm gern etwas von dir geſagt und hätte es doch nicht gethan; aber weil's ſo in mir geſtritten, iſt da eben dein Bruder, wie wenn es hätte ſeyn müſſen, in die Stube hineingekommen, da hab ich mich einmal nicht mehr hinterhalten können. Es war, wie wenn es mir jemand zum Maul hinausgeriſſen, daß ich ſagen mußte, ja, wenn nur das gute Närrchen auch wieder eine Mutter hätte.

Meyerin. Du haſt aber mehr geſagt, als das.

Gertrud. Freylich. Der Junker hat mir da zur Antwort gegeben: man ſollte meynen, der Rudi, wie er es jetzt hat, ſollte eine Frau finden können, wo er wollte. Da gab ein Wort das andere, bis mir in Gottes Namen zum Maul heraus war, dein Bruder könnte da am beſten helfen.

Der Zorn war jetzt der Meyerin ſchon hin und ihre Hitze war vollends gegen ihren Bruder gekehrt, als ſie da fragte: was ſagte er dazu?

Gertrud. Es ſoll an ihm nicht fehlen.

Meyerin. Hat er das geſagt?

Gertrud. Ja, und das mehr als ein-, und mehr als zweymal.

Meyerin. Und der Junker, hat dieſer da nichts mehr geſagt?

Gertrud. Wohl freylich, er hat oft geſagt, du oder wer immer des Rudis Frau werde, dürfe darauf zählen, daß er ſich dieſer Haushaltung annehme, ſo lange er lebe, und zu deinem Bruder hat er da noch geſagt, es würde ihn freuen, wenn das dir ein Grund wäre, daß du es lieber thäteſt.

Meyerin. Hat er das alles ſo geredt?

Gertrud. Es ſind alle Worte wahr.

§. 30.

Eine ſonderbare Heirathsanfrage.

Da es jetzt ſo ſtill wurde, kam der Rudi hinter der Thüre hervor.

Was? — Stand der Rudi hinter der Thür und hörte zu, was Gertrud und die Meyerin mit einander redten?

Ja wahrlich, er ſtand hinter der Thüre und hörte alle Worte; aber er iſt um deswillen doch der Rudi und bleibt der ehrliche Rudi, der er vorher geweſen. Er lief der Gertrud die Stege hinab nach, nicht um hinter die Thüre zu ſtehen, ſondern hinauszugehen und der Meyerin zu ſagen, ſie ſolle in Gottes Namen mit ihm machen, was ſie wolle, aber ſie ſoll es einmal auch an der Gertrud nicht zürnen und es ihr nicht nachtragen, daß ſie ſeinethalben an ſie gedacht. Aber da er ſie unter der Thüre ſo laut reden hörte, durfte er nicht weiter und wartete da, bis es ſtiller wurde; dann kam er hervor und ſagte ihr, was er vor einer Viertelſtunde vor Schrecken nicht konnte.

Die Meyerin zog den Fuß hinter ſich und ſah ihn drey Schritt vom Leib vom Kopf bis zu den Füßen an, da er ſo hinter der Thüre hervor und gegen ſie zu kam. Aber, was ſie nicht dachte, der Mann, der jetzt ſo mit der Kappe (Mütze) in der Hand vor ihr ſtand und in jeder Ader zeigte, daß er nichts hoffe, nichts für ſich rede, nicht um ſeinetwillen da ſeye, viel weniger um ſeinetwillen hinter der Thüre geſtanden, gefiel ihr ſo wohl, daß ſie jetzt vor ihm ganz ſtill ſtand und den Fuß nicht mehr hinter ſich zog, ihn auch nicht mehr vom Kopf bis zu den Füßen anſah, ſo nahe er jezt auch an ſie zuſtand. Er aber achtete es nicht, weder daß ſie nicht mehr zurückwich, noch daß ſich die Art, wie ſie ihn anſah, geändert, und ſagte, faſt ohne zu denken, daß es noch ſeyn könnte oder ſeyn ſollte, ſie ſolle ihm verzeihen, er wiſſe wohl, daß es zu viel von ihm ſey, daß er an ſie gedacht, aber er habe einmal auch jemand Rechten nöthig.

Sie gab ihm zur Antwort: ich kann dir in Gottes Namen keine Hoffnung machen.

Aber er ſagte nichts und durfte nichts ſagen und ſtand da, wie ein Menſch, der hungert und nicht ſagen darf, daß er gern ein Almoſen hätte.

Die Meyerin ſah wie durch ein Fenſter in ihn hinein und ſagte zu ſich ſelber: ſo einen herzguten Kerl hab' ich in meinem Leben nie vor mir zu ſtehen geſehen; zu ihm aber: pfui, wie du auch daſtehſt; es iſt nicht anders, als du wolleſt ein Almoſen um Gotteswillen.

Der Rudi erwiederte: ich bin noch nie vor jemand geſtanden, wie wenn ich bettelte, aber ich ſpüre wohl, daß ich vor dir daſtehe, wie du ſagſt.

Meyerin. Du mußt eben auch vor mir nicht ſtehen, wie wenn du bettelteſt.

Rudi. Wie muß ich denn vor dir ſtehen, und was muß ich machen, anſtatt Bettelns, das mich einmal jezt ankommt?

Meyerin. Du mußt meiner gar nicht in Acht nehmen.

Rudi. Dann will ich doch lieber noch fortfahren mit dem Betteln.

Meyerin. Ja — ſo ſag ich dir dann helf dir Gott.

Rudi. Wenn du mir recht helf dir Gott ſagſt, ſo gehts mir nicht übel.

Meyerin. Nun, wenn du das willſt, da haſts: — helf dir Gott, Rudi!

Rudi. Ja, das iſt mir nicht das rechte helf dir Gott.

Meyerin. Ae, was wäre dir denn das rechte helf dir Gott?

Rudi. Wenn du mir die Hand darauf geben würdeſt, daß du mir auch helfen wolleſt, das wäre mir das rechte helf dir Gott.

Meyerin. So? — Du biſt doch kein Narr, Rudi.

Rudi. Ich glaub's wohl, aber es hat doch auch nicht bald einer in der Welt ein ſolches Almoſen ſo nöthig.

Meyerin. Aber warum ſoll ich dir es geben? Du kannſt ja vor mehr Häuſern ſo betteln.

Rudi. Das thue ich jetzo nicht.

Meyerin. Nur, nur — thu, was du willſt. Aber gehe jetzt wieder hinter die Thüre, wo du hergekommen und laß uns allein. — Und hiemit nahm ſie Gertrud an Arm, ging mit ihr etliche Schritte und wußte nicht, was ſie ſagen wollte.

Gertrud rühmte von neuem den Rudi und ſeine Haushaltung und die Meyerin hörte zu, wie in der Kirche, fragte einmal über das andere: wie iſt jetzt das? was ſagſt du? Am End ging ſie ſo freundlich von ihr weg, als ſie unfreundlich zu ihr gekommen.

§. 31.

Wie ſich der Menſch an Seel und Leib krümmt und windet, wenn er etwas will, und meynt, er wolle es nicht.

Und dann daheim ſaß ſie hinter den Ofen, machte kein Licht, bis es ſtockfinſter war, und als ſie ins Bett ging, wollten ihr die Augen nicht zu; was ſie auch machte, ſie mußte nur an ihn ſinnen.

Sie meynte freylich, ſie könne ihn nicht nehmen, ſagte dann aber doch in ihrem Staunen: ich wollte gern, ich könnte ihn nehmen, aber es kann nicht ſeyn — ſo alt — und ſo viel Kinder — es kann nichts daraus werden; — und doch ſtund er ihr immer vor Augen, und es war ihr völlig, wie wenn jetzo im Bett ihr jemand vor den Ohren die gleichen Worte wieder ſagte, die er vorher zu ihr geredt; ſo lebhaft kam ihr alles von ihm vor; und auch mit der, was der Junker geſagt, gings ihr alſo. Einmal ſagte ſie doch zu ihr ſelber: wenn ich ihn nehmen würde, ſo müßte mir der Junker beym erſten Kind zu Gevatter ſtehen.

Auch der reiche Vetter, den ihr der Untervogt und ſeine Frau geben wollten, kam ihr jetzt vor, und ſie hat, indem man ihr von ihm geredt, noch niemals ſo viel an ihn gedacht, als dieſe Nacht. Sie hat ihn aber, ſeitdem er aus der Fremde zurückgekehrt, nur ein paarmal geſehen. Das erſtemal an ſeiner Schweſter Hochzeit; er ſaß gerade vor ihr über und fraß Speck, daß ihm das Fett davon auf beyden Seiten vom Mund herabtriefte. Das anderemal traf ſie ihn im Dorf an, da er eben eine Sau metzgete und ihr die Hand tief in Hals hineinſteckte und das warme Blut darüber herunterlaufen ließ, wie wenn er Freud daran hätte.

Sie verglich jetzt die beyden denn auch. Er ſtund ihr mit dem Speck an dem Maul und dem Blut an den Händen, wie der andere mit ſeiner Kappe vor den Augen, und ſie ſagte einmal: es iſt bald richtig, wenn ich einen von beyden haben müßte, ſo wäre es ſicher eher der gute alte Kerl, als das Wurſtmaul mit ſeinen Hangbacken. Und ein andermal: nein, einmal wenn das ganze Dorf ſein wäre, ich wollte ihn nicht; aber es muß ja keiner von beyden ſeyn.

Sie entſchlummerte erſt gegen Morgen, und da träumte ihr noch von dieſem Wurſtmaul mit den Hangbacken; ſie ließ im Traum einen Schrey, wie wenn man ſie mörden wollte, ſo daß das Kind, das neben ihr ſchlief, erwachte und zu ihr ſagte: wie ſchreyſt du auch, iſt dir etwas begeget?

§. 32.

Auch der beſte Menſch kann immer nur halb, was er gern will.

Als der Junker dieſen Abend heimkam, beſchäftigte er ſich ununterbrochen mit den Sorgfaltsmaaßregeln, die er vorhatte, ſeinem armen Bonnal wieder aufzuhelfen. Er hatte vor ein paar Tagen einem großen Viehhändler ſagen laſſen, er ſolle auf morgen einige Duzend Geißen nach Bonnal bringen, die man ihm dort abkaufen werde. Er that es nämlich, wie ihr ſchon wißt, wegen der vielen armen Haushaltungen in Bonnal, die für ihre Kinder Jahr aus und Jahr ein auch keinen Tropfen Milch zu ſehen bekommen, da doch die Gemeind einen großen Weidgang beſizt, auf dem ſie Kühe und Geiße ſömmern könnten, ſo viel ſie nur wollten. Aber wie jezt eine Ordnung in Bonnal iſt, benuzten dieſen Weidgang nur die Reichen. Der Junker wollte dieſem Unrecht ein Ende machen und dafür ſorgen, daß auch die ärmſte Haushaltung wenigſtens eine Geiß beſize und ihr diesfälliges Recht doch auch im Kleinen benuzen könne, wie die Reichen es im Großen benuzen. Er nahm ſich desnahen vor, jeder armen Haushaltung das Geld zu einer Geiß vorzuſchießen; dann hatte er auch einige hundert Bäume aus ſeinen Baumſchulen ausgraben und nach Bonnal führen laſſen, zum Theil, um ſie jedermann, der Bäume auf ſeinem Land ſezen wolle und dazu ſchickliche Pläze beſize, auszutheilen, zum Theil aber, um ſie zu dem großen Baumgarten zu benuzen, den er auf dem

Ried anzulegen beſchloſſen hat. Er hatte nämlich auf dieſem Ried einen großen Platz dazu beſtimmt, wo einſt das Volk in Bonnal das Feſt der dankbaren Armuth feyern und unter dem Schatten dieſer Bäume mit ihren Verhältniſſen zufrieden und dankbar gegen Gott und Menſchen ſich alljährlich an einem ſchönen Herbſttag mit den Früchten dieſer Bäume erquickt und jede Haushaltung einen Wintervorrath davon in einem feyerlichen Zug mit ſich nach Hauſe bringen könne. Er hatte dieſe Entſchlüſſe ſchon beyde gefaßt, ehe er den Baumwollen-Meyer kannte, aber jetzt verband er ſie mit den weitführenden Anſichten dieſes Mannes in Rückſicht auf die Mittel, dem armen, verwilderten und zu Grund gerichteten Volk in Bonnal wieder aufzuhelfen und faßte, indem er die Urkunde dieſer Stiftung, die er morgen dem Pfarrer übergeben wollte, zu ſich nahm, vorzüglich ins Aug, wie es ihm möglich ſeyn werde, durch alle dieſe Schritte allmälig die beſten Einwohner Bonnals für ſeine allgemeine Zwecke zu gewinnen und einen perſönlichen Eifer dafür in die einzelnen Haushaltungen des Dorfs hineinzubringen, und indem er über die Folgen dieſer Urkunde ſo bey ſich ſelber nachdachte, ſagte er zu ſich ſelber: ich muß auch eine ſolche über die Wahl meiner Vorgeſetzten errichten. Die Anſichten des Baumwollen-Meyers über dieſen Gegenſtand ſcheinen mir entſcheidend richtig und will's Gott helfen mir die Verbindungen, die wir mit den brävſten Leuten im Dorf anzuknüpfen ſuchen, bald dahin, daß einige Männer im Dorf, die jetzt nur halb brav und halb brauchbar ſind, an unſrer Seite ganz brav werden. Aber das braucht Zeit und die muß man abwarten. Jetzt iſt's ſchlimm. Wo nichts iſt, da findet man nichts, und ob ich oder das Volk oder wer immer die Vorgeſetzten wählen, das iſt für jetzt gleich viel. Wo keine brave und brauchbare Leute ſind, da kann man auch keine brave und brauchbare Vorgeſetzten finden, und der Vorſchlag, ſie unter ſolchen Umſtänden durch eine gute Wahlordnung zu finden, iſt eben ſo unausführbar, als derjenige, durch eine gute Wahlordnung unter Blinden einen Mann mit Luchsaugen auszuſuchen und zu finden.

§. 33.

Zuſammenhang des Mutterherzens mit dem innern Weſen einer guten Schule.

Immer mit dem Gedanken ſeiner Schulſtube beſchäftigt, die er auf eben die Fundamente, auf die Gertrud ihre Wohnſtube gebaut, gründen wollte, fand Glülphi die größte Schwierigkeit in der weſentlichen Verſchiedenheit, die ſich zwiſchen Wohnſtube und zwiſchen der Schulſtube befinde. Er fühlte dieſe Schwierigkeit in ihrer ganzen Ausdehnung und ſagte mit Lebhaftigkeit zu ſich ſelber: in der Wohnſtube geſchieht alles Bildende, das darinn geſchieht, in Rückſicht auf das Kind durch den Glauben des Kinds an Vater und Mutter, und durch eine in ihrer ſinnlichen Natur unauslöſchlich inwohnende Sorgfalt und treuer Liebe für ihr Kind. Dieſes beydes hat im Verhältniß zwiſchen

Schulmeiſter und Schulerkindern durchaus nicht mit eben dieſer Belebung und mit eben dieſer Kraft ſtatt. Der Schulmeiſter iſt dem Kind nicht Vater und nicht Mutter und kann es nicht ſeyn. Die Urſache, welche das Kind von der Wiege an zum Glauben, zur Liebe und zum Gehorſam gegen Vater und Mutter erheben; ſind in der Schulſtube nicht da, und es iſt unmöglich zu denken, daß die ſittlichen, geiſtigen und Kunſtanlagen unſers Geſchlechts ſich in dieſer Stube durch den Glauben der Kinder an den Schulmeiſter ſo einfach entfalten und ſich gleichſam von ſelbſt ergeben, wie dieſes in der Wohnſtube bey Vater und Mutter der Fall iſt. Er überzeugte ſich ganz, der nöthige Gehorſam und die nöthige Anſtrengung der Kinder gehe in der Schule durchaus nicht aus dem Glauben der Kinder an den Schulmeiſter hervor, ſondern müſſe einerſeits und vorzüglich durch den Glauben der Kinder an Gott und an Gottes Wort, anderſeits aber dadurch, daß die Kinder von den Gegenſtänden, die ſie der Schulmeiſter lehrt, tief in ihrem Innerſten ergriffen und zur Ueberzeugung gebracht werden, daß die Grundlage alles deſſen, was er ſie lehrt, eigentlich in ihm ſelbſt liege und von ihm eigentlich nur aus ihnen ſelbſt hervorgelockt und entfaltet werden. Er fühlte in dieſer Rückſicht auch tief, wie ſehr jeder Unterrichtsgegenſtand pſychologiſch tief erkannt und bearbeitet werden müſſe, wenn er den Kindern auf eine Art beygebracht werden ſoll, daß er die Kinder auf dieſe Art ergreife und feſſele. Er ſagte zu ſich ſelber: das Kind muß durch ſeinen Unterricht zum Enthuſiasmus im Gefühl ſeiner ſelbſt und ſeiner Kraft gebracht werden. Es muß zur höchſten Feſtigkeit des Willens erhoben werden, das in ſeiner Lage und in ſeinen Umſtänden zu werden, was es in denſelben, vermög ſeiner Kräfte und ſeiner Anlagen, werden kann. Der Unterricht muß es dahin erheben, daß er ihm gleichſam als Vater und Mutter vorkommt, um ſich durch ihn ſelbſt zu verſchaffen, was dieſe ihm vorher gaben und zur Hand brachten. Er muß ihm als das heilige, durch ſeine Kräfte und Anlagen in ihm ſelbſt liegende Mittel, ſich aus der ſittlichen, geiſtigen und Berufsunmündigkeit zur diesfälligen allſeitigen Selbſtſtändigkeit zu erheben, ins Aug faſſen. Bey dieſer Anſicht des Gegenſtands konnte es nicht fehlen, er mußte zu ſich ſelber ſagen: die Aufgabe, die ich über mich nehme, iſt über meine Kräfte, aber ich will zur Auflöſung derſelben thun, was ich kann. Mein Wille, iſt feſt und die Erfahrung wird mich weiter führen. Ich muß mich jetzt, ſagte er ferner, in meinem Vorhaben als einen Neuling anſehen und denken, wenn Gertrud zu der Zeit, da ſie den Lienhard geheirathet, gewußt hätte, wie viel ſie lernen und ſelber wie viel ſie ſogar leiden mußte, um für ihren Mann und für ihre Kinder zu werden, was ſie jetzt für ſie iſt, ſie hätte es wohl bleiben laſſen, ihn zu heirathen; ſie hätte gewiß nie geglaubt, daß ſie für ihre Verhältniſſe werden konnte, was ſie ſeyn mußte, um nicht mit ihrer ganzen Haushaltung ins tiefſte Elend zu verſinken — und doch iſt ſie es geworden. Die Erfahrung hat ihr inneres gutes Herz zu allem hingeführt, was ſeyn mußte und noth that. So wird es mir auch gehen. Ich weiß nicht, was mir vorſteht. Tauſend und tauſend Unannehmlichkeiten und

Schwierigkeiten werden mir aufſtoßen, an die ich jezt nicht denke, aber Zeit und Erfahrung werden mein, ſich meinem neuen Zweck weihendes Herz ſicher zu allem dem hinleiten, was in meiner Lage noth thut, und mich, indem ich es thue, zu den Anſichten und Kräften bilden, die ich in meiner Lage nothwendig habe. — So munterte er ſich im Gefühl ſeiner neuen Laufbahn auf und gewann mitten im Gefühl ihrer Schwierigkeiten durch das Beyſpiel der Gertrud neuen Muth.

§. 34.

Ein Blick in den Zuſammenhang einer wahrhaft väterlichen Dorfverſorgung mit den höhern Zwecken und Anſichten der Staatskunſt.

Und Arner, der von ſeinen Jünglingsjahren an und beſonders in ſeiner akademiſchen Laufbahn die einzelnen Angelegenheiten des Volks im Zuſammenhang mit der Staatsgeſezgebung und Staatsadminiſtration ins Aug zu faſſen gewohnt war, und über dieſen Gegenſtand ſchon ſeit langem mit dem Miniſter des Herzogs, Byliſky, der von Jugend auf ſein Freund war, in einem vertrauten Briefwechſel ſtand, fand die Anſichten, die der Baumwollen-Meyer über die Möglichkeit der Wiederherſtellung ſeines verdorbenen Bonnals ſelber als Staatsſache ſo wichtig, daß er ſchon am Sonntag Abend folgenden Brief an Byliſky ſchrieb.

Lieber, lieber Freund!

Man ſucht ſo oft in weiten Fernen, was einem vor der Naſe liegt, und in Syſtemen, Büchern und Wiſſenſchaftslehren, was der Bauer im Dorf weiß. Eigentlich ahnete es mir ſchon lange, man höre aus dem Mund gemeiner Menſchen oft Wahrheiten, die man in den Büchern umſonſt ſucht; aber in dem Grad, als ſich dieſe Wahrheit mir geſtern durch die Erfahrung beſtätigt, habe ich ſie doch nicht geahnet und hätte ſie auch nicht möglich geglaubt. Ein gemeiner Bauer in Bonnal, der aber durch ſeinen Baumwollenhandel reich geworden, hat mich ganz mit der ſchwierigen Lage, in der ich mich in Rückſicht auf meine Herrſchaft befinde, wieder verſöhnt. Du weißt, wie oft ich dir ſchon geſagt habe, welch elend Ding es um den Beſitz unſrer Herrſchaften iſt. Wir erben unſere Leute, wie wir Schafe, Pferde und Ochſen auch erben, aber mit dieſen erben wir doch zugleich auch für ſie ihre Ställe und vielſeitig eingerichtete Mittel, ſie gut zu beſorgen. Die Menſchen nicht ſo. Wir erben ſie nur gar zu oft in einem Zuſtand, wie Vieh, das auf großen Waiddiſtrikten, die weder Zaun noch Marchen haben, wild herumlauft, und das man mit Hunden und Jägern zuſammentreiben muß, wenn man auch nur erträglich gutes Stall- und Brauchvieh aus ihm machen will.

Lieber! Sag mir nicht, das Bild ſey zu grell. Du weißt, wie es mich erſchreckte, da mein Großvater geſtorben und ich dadurch in den Fall kam, als Erb von ihm, ſeine Herrſchaft anzutreten. Freund! Ich fand das Unbel, das ich fürchtete, noch weit größer, als ich es geglaubt habe. Ich hielt es beynahe unheilbar. Du kannſt alſo denken, wie mein Herz ſich erhebt, da mich jetzt der Meyer in Bonnal zur Ueberzeugung gebracht hat, daß keine Menſchenübel unheilbar ſind, daß im Gegentheil die Mittel, die alten Zwecke meines Lebens zu erzielen und meinen Leuten zu helfen, daß ihnen wirklich geholfen ſey, in ihnen ſelbſt offenbar liegen, wenn man nur ſeine Augen vor ihnen nicht zuſchließt, ſie da zu ſehen und zu ſuchen, wo ſie ihm wirklich an der Hand liegen. Ich habe ſeit einigen Tagen mitten in der Entdeckung eines allen Glauben überſteigenden Greuellebens in Bonnal einzelne Menſchen von einer Lebensweisheit und von einer Kraft in allem, was menſchlich iſt, gefunden, in deren Daſeyn die Mittel, dem Verderben des Dorfs im allgemeinen entgegen zu wirken, mit einer Sicherheit vorliegen, die ich dem lieben Gott nicht genug danken kann. Schon iſt eine wahre Freude in meinem Innern aufgegangen, daß ich die Herrſchaft, deren Beſitz ich ſo lange fürchtete, und die mir, bis auf wenige Wochen, eine drückende Laſt war, wirklich beſitze. Ich kann nicht ſagen, in welch einem Grad mich der Baumwollen-Meyer darüber entzückte, daß er mir die Urſachen der herrſchenden Zeitirrthümer in der Behandlung des gemeinen Volks mit einer Klarheit vor Augen gelegt, wie ich ſie in meinem Leben noch nie vor Augen gehabt habe. Er machte mich z. E. tief fühlen, wie unſer gewöhnliches herrſchaftliches Almoſengeben die Uebel, denen ſie abhelfen ſollten, in einem hohen Grad noch vermehren und denn noch mehr, wie die Folgen unſerer geiſt- und ſeelenloſen Polizey- und Juſtizformeln, beſonders ſeitdem ſie in die Eisſchollen unſerer neuen, wiſſenſchaftlich geheißenen Anſichten eingetunkt ſind, eben ſo die Uebel, denen ſie vorbiegen ſollten, ins Unendliche vermehren. Hingegen zeigte er mir denn wieder auf der andern Seite mit der auffallendſten Klarheit, wie es möglich wäre, auch den durch unſere Zeitverirrungen in das tiefſte Verderben verſunkenen Dörfern durch einen belebten Einfluß der brävern Leute im Dorf wieder aufzuhelfen, wenn dieſe für dieſen Endzweck unter einander in Verbindung gebracht und in derſelben benutzt würden. Doch ſo groß dieſer Gedanke des Mannes auch iſt, ſo weit er auch führt und ſo ſehr er mich in meinem Innerſten ergriffen, ſo darf man ſich freylich auch nicht verhehlen, daß ſeine Ausführung in unſerer Zeit in vielen Rückſichten, beſonders in unſerm Land, im höchſten Grad ſchwierig ſeyn wird, und daß man ſich beynahe nicht mit der Hoffnung ſchmeicheln darf, durch ſolche Verbindungen der beſſern Leute in den Dörfern ſelber etwas Solides und Weſentliches für dieſelbe in einem Land zu Stand zu bringen, in welchem ein öffentlicher und verkappter Unglauben an allem wahrhaft Göttlichen und Ewigen, der dem Thierſinn der Menſchennatur nach allen Richtungen Thür und Thor öffnet und ihn dadurch zu aller Unaufmerkſamkeit, Hartherzigkeit und Gewaltthätigkeit gegen die Schwäche unſers Geſchlechts nicht nur hinlockt, ſondern gleichſam bevollmächtigt, und allen ſeinen Mißgriffen noch von oben herab das Wort redet und Schutz ſchafft, wie dieſes, ſeitdem Helidor in unſerm Land herrſcht, der Fall iſt. Die

Unterredung mit dieſem Meyer hat mich, beynahe ſtärker, als ich es vorher je that, fühlen gemacht, daß man in einem ſolchen Land von oben herab nichts mehr hoffen darf, als höchſtens, daß in demſelben dem Viehſchaden, in ſo weit es den Annehmlichkeiten der Jagd- und Spazierrechte aller Müßiggänger nicht nachtheilig, etwas mehr gehütet werde; deſto tröſtlicher und erquickender war mir denn die Anſicht, die er mir heiter gemacht, daß, wenn auch von oben herab ſo vieles mangelt, das zu einer guten und heilſamen Führung des Volks gethan werden ſollte und hingegen ſo vieles geſchieht, das einer ſolchen geradezu entgegen ſteht, ſo ſey doch auf der andern Seite noch ſo viel Gutes in der Tiefe des Volks ſelber, das früher oder ſpäter zur Wiederherſtellung eines beſſern Zuſtands deſſelben benutzt werden könne. Und es iſt wahr, man muß es Gott danken, daß auch ſelber in tief verdorbenen Völkern, ſo lange in denſelben nicht alle Spur des alten chriſtlichen Lebens ausgelöſcht iſt, und ſo lange das Volk in denſelben im allgemeinen nur noch in der Bibel lieſt, betet und fleißig arbeitet, ſo findet man in denſelben ganz gewiß noch immer Kräfte und Mittel, dem Verderben deſſelben Einhalt zu thun und den Quellen ſeines Unglücks mit mehr oder minderm Erfolg entgegenzuwirken.

Lieber Freund! So ſchwierig auch mein Augenblick noch hiefür iſt, und ſo ſehr der Erfolg, den ich hoffe, für mich noch im weiten Feld ſteht, ſo hat dieſer Mann doch unausſprechlich große Hoffnungen in mir rege gemacht. Aber fürchte dich nicht. Er iſt kein Träumer. Er führt mich ſicher nicht in die Wolken hinauf, in denen dein

Herzog

Herzog und du ſo lange von Winden herumgetrieben worden, ehe ihr euch eurer Luftſchiffer halber zur Ruhe begabet. Nein, Gott Lob! mein Mann iſt wahrlich kein Träumer. Er ſteht mit ſeinen Anſichten und Beſtrebungen ſo feſt in der Wahrheit und Beſtimmtheit des poſitiven, wirklichen Lebens und ſeiner Mittel und Kräfte, als ich nicht leicht jemand kenne, der in ſeinen Anſichten und Beſtrebungen ſo feſt darinn ſteht. Er kennt das, was dem Segen des häuslichen Lebens beym Volk im Weg ſteht und auch das, was denſelben fördert, mit einer Genauheit und beurtheilt daſſelbe mit einem Scharfblick, daß mir diesfalls in Rückſicht auf Bonnal nichts zu wünſchen übrig bleibt. Aber es iſt mir dennoch alles daran gelegen, daß dir hierüber auch nicht der geringſte Zweifel aufſteige; darum füge ich noch bey, Glülphi, den du kennſt und deſſen ausgedehnten und ſichern Erfahrungskraft du mir ſo oft gelobt, iſt mit mir in Rückſicht auf den Werth dieſes Mannes und die Wichtigkeit und Sicherheit ſeiner Anſichten vollkommen einverſtanden, und was dir vielleicht weniger wichtig, mir aber unendlich angenehm iſt, iſt, unſer gute Pfarrer, der unter meinem armen Großvater ſo viel von ſeinem Glauben an die Menſchen verloren und in gewiſſen Rückſichten ſeit vielen Jahren faſt gar keinen mehr hatte, glaubt in Rückſicht auf die Möglichkeit, Bonnal wieder aufzuhelfen, an Glülphi und ſeine Anſichten, wie ans Evangelium. Wir gehen morgen alle drey, der Pfarrer, Glülphi und ich, zu einer armen Maurersfrau, von der der Baumwollen-Meyer behauptet, ihre Wohnſtube ſey ein Bild der vollkommenſten Dorfſchule, die man ſich denken könne. Ich kenne dieſe Frau als Mutter und Ehefrau. Sie iſt in dieſer Rückſicht ohne ihres gleichen. Ich bin ungeduldig, zu ſehen, wie weit ſie in Rückſicht auf Unterricht und Schulführung auch dem entſpricht, was der Meyer von ihr ſagt. Sobald ich ſie geſehen und von ihr weg bin, ſchreibe ich dir wieder. Jezt habe ich nicht Zeit. Mein Kopf und mein Herz iſt zu voll, um diesfalls weitläufiger ſeyn zu können. Lebe wohl. Meine Frau grüßt dich herzlich.

Arner.

Gleich nach dem Beſuch bey der Gertrud ſchrieb er einen zweyten, weitläufigen Brief an ihn, darinn er den Eindruck, den ihre Baumwollenſpinnerſtube, als Beyſpiel und Model der erſten und beſten Schulſtube, die er in ſeinem Leben geſehen, auf ihn, auf den Pfarrer und auf Glülphi gemacht, auf eine Weiſe beſchrieb, daß ich faſt die nämlichen Worte wiederholen müßte, mit denen ich dieſen Eindruck ſelber beſchrieben, wenn ich ihn wörtlich hier einrücken wollte. Ich weiſe alſo diesfalls auf §. 17 und §. 25 hin. Nachdem er in dieſem Brief lange von der Gertrud und allem ihrem Thun geredt, kam er wieder auf die Anſichten des Baumwollen-Meyers, von der Möglichkeit, dem ſo tief zerrütteten Bonnal wieder aufzuhelfen und es allgemein wieder zu einem braven, chriſtlichen Dorf zu machen, zurück. Er zeigte in dieſer Rückſicht den Zuſammenhang der Anſichten des Meyers mit dem, was Gertrud in ihrer Wohnſtube leiſtet, und ſchloß dann den Brief endlich mit dieſer Stelle: die Anſichten des Meyers auf das, was für meine Zwecke in Bonnal zu thun ſey, beſchränken ſich

1) auf die Organiſation einer Schulſtube, die mit dem bildenden Einfluß des häuslichen Lebens, wie dieſes ſich in der Gertrud Stube ausſpreche, in gehörige Uebereinſtimmung gebracht werde;
2) auf eine Vereinigung der brävern Leute, die ſich noch in Bonnal befinden möchten, mit dem Schloß und dem Pfarrhaus, um durch ſie einen ſichern, beſtimmten und wirkſamen, allgemeinen Einfluß auf die Haushaltungen des Dorfs zu erhalten, und endlich
3) auf die Organiſation einer Wahlordnung für die Vorgeſetzten, durch welche dem ſchrecklichen Einfluß, den ſchlechte Vorgeſetzte im Dorf haben, in die Zukunft vorgebogen werden könne.

§. 35.

Die Frage: „was man Volksbildungshalber thun dürfe?“ läßt ſich nur durch die vorhergehende richtige Auflöſung der Frage: „was man Volksbildungshalber thun müſſe?“ beantworten.

Arner unterhielt ſich auch dieſen Abend mit Glülphi über die ſegensreichen Folgen, die es haben müſſe, wenn die Kunſtkräfte des Volks, die aus der elementariſchen Bildung zum Rechnen, Meſſen und Zeichnen nothwendig hervorgehen, allgemein entfaltet werden könnten, ſagte aber zugleich, der Gedanke ſey ihm neu und bis jezt habe er immer geglaubt, eine ſo weit führende Bildung könnte das Volk dahin führen, daß die niedrigen, aber nothwendigen Geſchäfte im Land niemand mehr gern thun würde, oder daß man ſie unverhältnißmäßig theuer bezahlen würde.

Glülphi's erſte Antwort über dieſe Einwendung war nur ſpöttiſch. Dann ſagte er: es ſteht in einem Land ſehr gut, wenn Dinge, die niemand gern thut, ſehr theuer bezahlt werden müſſen. Es klagt ſich kein Menſch, wenn ein Jagdhund, der ſehr gut iſt, auch ſehr theuer bezahlt werden muß, und es wäre gewiß für das Land gut, wenn die arme Jugend in demſelben lieber bey Vater und Mutter Waſſer und Brod eſſen, als ſich als Kammerdiener und Kammermädchen anſtellen und herumhudeln ließen, und es wäre ganz gewiß kein Schaden, wenn jeder Kammerdiener und jede Kammerjungfer das doppelte koſten würde, um das ſie jezt feil ſind.

Von dieſer Seite haben Sie wohl recht, ſagte Arner, und ich finde mit Beyſeitsſetzung Ihres Scherzes über den Kaufpreis der Kammerdiener und der Kammermädchen ſogar, es wäre dem Land im Ganzen ein großer Nutzen, wenn jeder, tauſend und mehr Juchart Land beſitzenden, Edelmann heute noch finden würde, die Beſorgung ſeines Lands durch Taglöhner käme ihm zu theuer und es wäre beſſer, wenn ſeine tauſend Jucharten in zwanzig kleine

Gütchen abgetheilt wären und er ſie alſo vertheilt an Pächter geben oder gern als Eigenthum an ſie veräußern würde.

Aber der Herr Pfarrer meynte, durch ein Kunſthalber ſo weit geführtes Raffinement, ſelber in Erwerbsſachen, würden im Volk die Fundamente ſeiner Unſchuld, ſeiner Zufriedenheit und ſeines Hausſegens untergraben.

Glülphi erwiederte ihm: Herr Pfarrer, Sie reden, als wenn Sie nicht in unſerer Welt lebten. Was will man von Unſchuld, Ruhe und Zufriedenheit im Volk ſagen, wo ein Hummel in einem Land leben kann, ohne daß er bey dem erſten Duzend ſeiner Spitzbubenſtreiche entweder von der Obrigkeit gehenkt oder vom Volk todtgeſchlagen wird? —

Das iſt ſtark, das iſt ſtark, Herr Lieutenant! ſagte der Pfarrer. — Aber ſie traten jetzt näher in die Unterſuchung dieſes Gegenſtands.

Glülphi war der erſte, der ſelbſt ſagte: die Gefahren, das Volk oberflächlich, einſeitig beym wenig können zum viel wiſſen zu führen, ſind entſchieden, hingegen aber ſind auch die Vortheile, das Volk beym verhältnißmäßig wenigen wiſſen zu vielem können zu führen, eben ſo entſchieden. Es kommt beym Weitführen des Volks, ſetzte er hinzu, alles darauf an, ob man es in der Wahrheit ſeiner Kräfte, oder ob man es im Trug ſeiner Kraftloſigkeit durch Kenntniſſe und Fertigkeiten weiter führe, die nicht ſolid, ſondern nur oberflächlich ſind.

Die Herren waren einſtimmig, alle Kenntniſſe und Fertigkeiten, die nicht auf einer genugſamen Entfaltung der Grundkräfte der Menſchennatur ruhen, die ſie ſelber vorausſetzen, können durchaus nicht harmoniſch auf das Ganze unſrer Bildung einwirken, folglich auch nichts Weſentliches zur Entfaltung unſrer Menſchlichkeit ſelber beytragen und folglich auch mit den weſentlichen Zwecken der Menſchenbildung nicht in Uebereinſtimmung gebracht werden. Um alſo einen wahren Vorſchritt der Volkscultur zu erzielen, müſſe man die Unterrichtsmittel der Kinder auf die möglichſte Weiſe vereinfachen und ſie auf die pſychologiſchen Elemente der Entfaltung des ganzen Umfangs unſerer Kräfte und Anlagen zurückführen; wenn dieſes aber geſchehe und bey der Volksbildung mehr die Kräfte und Anlagen der Kinder des Volks an ſich ſelbſt entfaltet, als die einzelnen Reſultate derſelben erzielt werden, ſo werde dadurch den Gefahren, die durch ein unpſychologiſches Weiterführen des Volks für daſſelbe wirklich herbeygeführt werden können, durch ſeine Entfaltungsweiſe ſelber vorgebogen und in ſeinen Quellen Einhalt gethan. Sie ſagten ferner: Das Einfache führt durch ſein Weſen zum Soliden, und indem es das thut, führt es nur diejenigen weit, denen ihr Schöpfer ſelber Kräfte, weiter geführt zu werden, gegeben. Indeſſen aber, daß dieſes geſchieht, d. h. indeſſen, daß durch eine pſychologiſch elementariſche Bildung nur diejenigen ausgezeichnet weite vorrücken, die wirklich ausgezeichnete Anlagen haben, fallen die Vortheile ihrer höhern Bildung dennoch ſegnen auf die Maſſe des Volks, d. h. auf diejenigen im Vol die keine ausgezeichnete Anlagen haben, und die es in ke ner Kunſt und Wiſſenſchaft weit bringen werden. Ab wenn man bedenkt, daß ein einziges, vorzüglich gut geführtes Genie ſeinen Mitmenſchen, ſeiner Stadt, ſeinem Dorf ſittlich, geiſtig und ökonomiſch mehr dienen kann, als hundert und hundert von denjenigen, die zu nichts geſchaffen ſind, als mitzulaufen, wohin man die Heerde hintreibt, ſo fallen die Vortheile einer ſoliden Volksbildung nicht nur in die Augen, ſondern es fällt ſogar auf, daß eine ſolche vorſchreitende Bildung beſonders in unſern Tagen dem Volk und dem Land nothwendig iſt, und wenn's auch nur wäre, um dem namenloſen Schaden entgegen zu wirken, den die zahlloſen verbildeten Halbköpfe unſerer Zeit über die Menge ihrer verwahrloſten, ſchwachen Mitmenſchen verbreiten. Wenn man, ſagte der Lieutenant, dieſe Geſichtspunkte ins Aug faßt, ſo kann man nicht anders, als mit Hoffnung und Sehnſucht an einen Zuſtand denken, in welchem der Menſchheit hierin beſſer Vorſehung gethan würde, als gegenwärtig geſchieht, und dieſe Sehnſucht muß in dem Grad in uns lebendig werden, als man bedenkt, wie ſehr ſich ſeit 50 Jahren die Umſtände in einem großen Theil von Europa diesfalls geändert haben. Vor dieſem Zeitpunkt war alles gar einfach. Das Volk ſuchte nur beym Feldbau ſein Brod. Das Land war wohlfeil, der Feldbau nicht künſtlich. Wir hatten hundert und hundert reiche Bauern, die wenig brauchten und ſich dadurch bey jedem Unglück, ſelber bey Kriegs-, Feuers- und Waſſersnoth, ſchnell wieder erhoben; jetzt braucht der halb verarmte Bauer mehr, als ehemals die reichſten. Die Zahl der Wohlhabenden in allen Ständen nimmt ſichtbar ab. Brodlos, hülflos und eigenthumlos war in dieſer Zeit in vielen Gegenden ſo viel als niemand, jetzt iſt das eigenthumslos ſeyn ſo viel als zum dritten Stand, oder wenigſtens zu weit aus dem größten, der im Land iſt, geworden. Es waren wenig Laſten, wenig Auflagen auf dem Land. Mit wenig Boden und etwa ein paar Kühen konnte man unter einem Strohdach glücklich, zufrieden, mit Gott und Ehren durch die Welt kommen. Was man zu wiſſen nothwendig hatte, das lernte man unter ſeinem Hausdach und bey Vater und Mutter am beſten. Der Bauer fand, wo er ſtand und ging, im Tenn, in der Scheuer, im Stall, auf dem Acker, für ihn genugthuenden Aufſchluß über das, was er zu wiſſen nothwendig hatte. Aber jetzt iſt alles anders. Der Preis des Landes iſt weit über das doppelte, hie und da ſelber über das dreyfache ſeines ehemaligen Standpunkts geſtiegen. Der Anbau des Landes wird täglich koſtbarer und künſtlicher, der Aufwand allenthalben größer, Verfänglichkeit nicht nur im Handel und Wandel, ſondern ſelber in Fragen des Rechts und in den Stellungen des Menſchen zu ſeinen öffentlichen Verhältniſſen wird täglich allgemeiner und die Sicherheitsmaaßregeln gegen dieſe Verfänglichkeiten werden beſonders für den Armen und Ungebildeten mit jedem Tag ſchwieriger. Man fordert indeſſen von Armen und Halbarmen täglich mehr und unverhältnißmäßig zu viel Beyträge zum öffentlichen Dienſt. Allenthalben folgt dem Armen und dem Halbarmen Betrug, und oft hie und da noch Rechts- und Staatsverfänglichkeiten auf dem Fuß nach, ſo daß es einem jeden Chriſtenmenſchen, der nur ſeine Augen unbefangen aufthun und ſehen will, wie es um ihn her ſteht, in die Augen ſpringen muß, unſer öffentliches und gemeinſames Daſeyn, unſere Nationalexiſtenz fordere eine Kunſtbildung, die das Volk nicht hat, und bey deren Mangel die große Mehrheit deſſelben wo nicht zu Grund gehen muß, doch offenbar in einem hohen Grad leidet, daß ich es gerade herausſagen muß, es iſt ohne Erhöhung der Einſichten, der Kunſt, der Thätigkeit unſers Volks, wenigſtens in unſerm Vaterland, an hundert und hundert Orten zahlloſen Menſchen nicht mehr möglich, ſich mit Gott und Ehren durch die Welt zu bringen, und alle Uebel, unter denen beſonders unſer Herzogthum leidet, müſſen im grellſten Licht fortdauern und immer größer werden, wenn dem Land nicht von dieſer Seite auf eine Weiſe Vorſehung gethan wird, die den gegenwärtigen Umſtänden angemeſſen iſt, und dieſes kann weſentlich durch Schulen geſchehen, und zwar durch ſolche, die geeignet ſind, den Quellen unſrer Uebel und zwar mit einer Kraft entgegenzuwirken, die mit dem Grad der Uebel, unter denen wir leiden und mit dem Grad der Kräfte, durch die dieſe Uebel unter uns begünſtigt, genährt und erhalten werden, in einem gehörigen Verhältniß ſteht.

Der Junker und der Pfarrer waren von der Nothwendigkeit ſolcher tief in die Kraftbildung des Volks eingreifender Schulen überzeugt, und Glülphi ſagte noch: wenn ich der Gertrud Haushaltung nicht geſehen hätte, ſo würde ich ſelber nicht an die Möglichkeit eines ſolchen Vorſchritts in der Volkscultur denken; aber ſeitdem ich dieſe Frau und ihre Haushaltung in ihrer Wohnſtube kennen gelernt habe, habe ich keinen Zweifel mehr über dieſem Gegenſtand, und ich bin überzeugt, jeder Vorſchritt der Volkscultur, die auf das Fundament von Haushaltungs- und Wohnſtubenkräften, wie die ihrigen ſind, gebaut wird, kann unmöglich irgend einen gefährlichen Zuſtand der Dinge im Volk hervorbringen.

Arner ſagte: Aber die größten Feinde der Volksbildung und überhaupt der Zwecke, zu denen wir hinzulenken ſuchen, haben keinen Glauben an irgend etwas Göttliches, weder in ſich ſelbſt, noch in ihrem Geſchlecht, und können desnahen auch an keine Gewährleiſtung der Kunſt und ihrer Folgen glauben, die in der Anerkennung des Göttlichen und Ewigen, das in unſrer Natur liegt, vorausſetzen, und in ihm ihre Quelle und ihr Fundament ſucht. Dieſe Kinder des Unglaubens, die als Väter des Unrechts in unſrer Mitte daſtehen, mit welchem Kleid des Glaubens ſie ſich anziehen, und hinter welcher Geſtalt des Rechts ſie ſich auch verbergen, können nirgend einen wahren Realvorſchritt des Volks in ſeiner ſittlichen, geiſtigen und Kunſt- und Berufskraft lieben und wahrhaft ſchätzen, indem ſie Wiſſenſchaft und Kunſt ſelber bloß für eine Dienſtmagd ihrer Unrechtlichkeit, ihrer Liebloſigkeit und ihres Unglaubens anſehen und wollen desnahen das Volk auch in keinem Fall um ſeiner ſelbſt willen zum Bewußtſeyn der Kräfte, die von Gottes wegen als Fundament der Kunſt und der Wiſſenſchaft in jedem Menſchen ſelbſt liegen, empor bilden, ſondern daſſelbe immer nur zu dem Grad und der Art von Kunſtfertigkeiten und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen hinlenken, durch welche di

Kunſt und die Wiſſenſchaft als die Dienſtmagd ihrer Unrechtlichkeit, ihrer Liebloſigkeit und ihres Unglaubens noch verſtärkt und als Mittel der Zwecke ihrer Schlechtheit ihnen ſelber brauchbar werden.

Glülphi ſagte noch: die unchriſtliche Bitterkeit, die ſich in unſrer Zeit auch nur gegen die Spur des Gedankens einer höhern Volksbildung ausſpricht, läßt ſich durchaus nur durch dieſen Geſichtspunkt erklären. Die Schlechtheit von Tauſenden, die in ihrer Unrechtlichkeit, in ihrer Selbſtſucht, in ihrer Liebloſigkeit und Sinnlichkeit wohl, gewandt und bereitwillig bedient werden wollen und bedient werden müſſen, muß natürlich den Unwillen gegen irgend eine wahre Volksbildung und mit ihm die ängſtliche Sorgfalt für die erſten Mittel, das Volk zum Dienſt der Selbſtſucht und der Sinnlichkeit forthin und auf immer abrichten zu können, in jedem Land immer in dem Grad ſteigern, als die Zahl der Menſchen, die für das innere Weſen der Unrechtlichkeit und der Selbſtſucht für die Sache ihrer Sinnlichkeit und ihres Thierſinns wohl bedient ſeyn müſſen, darinn zunimmt. Was mich darinn tröſtet, ſetzte der Lieutenant noch hinzu, dieſe giftigſte aller Quellen des Unwillens gegen die wahre Volksbildung iſt in ihrer lebhaftern Erſcheinung noch ſo ziemlich neu und hängt innigſt mit dem ſteigenden Verderben unſrer Sinnlichkeitsſchwäche, unſers Luxus und der von ihm abhängenden Armuth und Ungenügſamkeit unſrer alten Berufsarten und Lebensweiſen zuſammen. Die eigentliche Neuheit dieſer Lebendigkeit des Unwillens gegen die wahre Volksbildung iſt unſtreitig und notoriſch. Es iſt zwar wahr, man vernachläſſigte das Volk in Rückſicht auf ſeine Bildung ſchon ſeit langem, ich möchte ſagen von Alters her, aber man klagte doch noch bey meinem Gedenken allgemein darüber, daß man es thue, und ſuchte hie und da mit Eifer Mittel, dieſem Uebel zu ſteuern, aber man machte durch die Schwäche in dieſem Benehmen den Fehler und den Unverſtand dieſer Mittel, der aus unſerm ſteigenden Zeitverderben hervorging, das Uebel nur noch größer, als es ſonſt war und verſchlimmerte durch die Fehler einer oberflächlichen Aufklärung des Volks den ſchlechten Zuſtand des Volks nicht nur in den Wirkungen ſeiner Verwahrloſung, ſondern auch in ſeinen Urſachen, und da die Uebel der Volksverwahrloſung, deren Folgen man eine Zeitlang wirklich durch die Volksbildung Einhalt zu thun ſuchte, nicht feſt genug in ihren Urſachen und Quellen in der Selbſtſucht, in der Unrechtlichkeit und in dem Unglauben der Zeit ins Aug gefaßt, ſondern einzig nur der Unwiſſenheit des Volks zugeſchrieben worden, ſo wurden auch die Mittel gegen dieſes einſeitig aufgefaßte Uebel der Volksunwiſſenheit gebraucht, die den höhern Urſachen der Volksverwahrloſung und Volksverwilderung, der Selbſtſucht, der Sinnlichkeit, der Unrechtlichkeit und dem Unglauben des Volks entgegenzuwirken nicht geeignet war, folglich auch in ihrem Einfluß auf die Folgen der Unwiſſenheit des Volks, dem ſie entgegenwirken ſollten, ſcheitern müſſen. Man darf ſich nicht verhehlen, und es iſt in unſern Tagen ſehr heiter geworden, viele der damaligen Eiferer für die Volksbildung waren für das, was ihr Zweck in ſeinem ganzen Umfang forderte, nichts

weniger als reif, und unſer gute Herzog fiel in ſeinen
ſchönſten Tagen in den Zeitpunkt der höchſten Belebung
dieſer unreifen Anſichten und Beſtrebungen für die Volks-
bildung und Menſchenbeglückung, und ihres einſeitigen
Kampfs ſowohl gegen die Unwiſſenheit, als gegen die Ar-
muth und Noth des Volks. Auch er ſelber war im höch-
ſten Grad unreif für ſeine Zwecke; ſeine Verſuche, die
endlich ſo grell ſcheiterten, machten auch ſchon damals
viele edle und verſtändige Menſchen, über die mit enthu-
iaſtiſchem Drang betriebenen Projekte von Noth- und
Hülfsmitteln für das Volk, den Kopf ſchütteln. Aber die
ffentliche, böſe Laune gegen die Volksbildung, die jetzt
n unſerm Herzogthum ſo allgemein iſt, iſt doch nur von
em Zeitpunkt an ſichtbar worden, in welchem Helidor
hatſächlich und vom Hof aus die Reize und Mittel der
Selbſtſucht und der Sinnlichkeit bey den einflußhabendſten
Menſchen im Land vom Thron an bis zur Krämerin in
er boutique ſo geſteigert, daß es im Land nunmehr bey-
ahe eine beſtimmte Unmöglichkeit iſt, die allgemein ſo
och geſteigerte und gereizte Gelüſte der Zeit ohne Begün-
igung der vielſeitigſten Unrechtlichkeit und des vielſeitig-
en Unrechts im Land zu erzielen, und daß es um des-
illen bey uns ſo viel als nothwendig dahin kommen
ußte, daß alles, was die Befriedigung auch der unna-
ürlichſten Anſprüche der Selbſtſucht und Sinnlichkeit im
eringſten gefährden könnte, zahlloſen Menſchen im Land
ißfallen und ſie in dem Grad in eine böſe Laune brin-
en müßte, in welchem wir tauſend und tauſend Men-
hen, und beſonders ſolche, die von dem Zigeunerleben

und von den Gaukelgelüſten unſers Helidors angeſteckt ſind, darüber ſich in böſer Laune zeigen.

Arner ſagte: es iſt unglaublich, in welchem Grad dieſe böſen Launen über alles, was das Volk in irgend etwas an Leib und Seel um einen Schritt vorwärts bringen könnte, in unſerm Land eingeriſſen iſt, und zu welch unſinnigen Aeußerungen es auch Leute, die in allen andern Rückſichten höchſt unbedeutend ſind, gebracht hat. Dann brachte er ſeine Verwandte Sylvia als ein Exempel an, die, wie hundert andere ihres gleichen, ſelber im Bettlerleben hierüber eigentliche Helidorchen ſpielen. Ihre Anſicht, ſagte er ferner, von der Volksbildung beſchränkt ſich auf ſchreiben, leſen und rechnen können, vom denken weiß ſie ſo wenig, als vom glauben, lieben und arbeiten, aber in der Beſchränkung ihrer Anſicht behauptet ſie dann mit einer Unverſchämtheit, die über alle Gränzen geht, wenn alle Bauern ſchreiben, leſen und rechnen könnten, ſo würden ſie ganz gewiß jedem geiſtlichen oder weltlichen Herrn, von dem ſie ſich in ihren Narrenköpfen einbilden möchten, er habe ihnen unrecht gethan, ſein Schloß oder ſein Kloſter ob dem Kopf zuſammenbrennen. Das elende Menſch, das den ganzen Tag müßig geht und keinen Heller Eigenthum hat und den ganzen Tag über Dinge, die ſie nichts angehen, ſein Maul braucht, behauptete denn eben ſo derb, die Volksaufklärung tauge darum nichts, weil ſie zum Müßiggang und zum Maulbrauchen führe und hauptſächlich, weil ſie Geld brauche, das das Volk nicht habe, und das man ihm nicht geben könne. Ueber dieſe letzte Anſicht äußerte ſie ſich denn ganz genialiſch: ſie könne ihr Kanarienvögelchen und ihren Papagey wohl mit Zuckerbrod füttern und ihrem Aeffchen wohl einen Schluck Malaga erlauben, aber die Schweine mit Zuckerbrod und Malaga zu füttern, vermöchte ſelber der Herzog nicht.

Der Pfarrer erwiederte: was Sie mir von der Sylvia ſagen, verwundert mich nicht; ich habe vor wenig Tagen einen Geiſtlichen unſers Landes, und zwar einen, der, wenn er in die Stadt kommt, dem Helidor allemal auch ſeinen Beſuch macht, vor einer großen Geſellſchaft gerade heraus behaupten gehört, man müſſe, um die Gelüſte, die nur die Reichen und Vornehmen befriedigen können, nicht in die Kutteln des gemeinen Volks hineinkommen zu laſſen, das Volk nicht einmal für ſeine Umſtände genugthuend ausbilden, ſondern es um dieſer Gefahr willen ſelber hinter dem Punkt der Bildung, die es für ſeine Lage und Umſtände nothwendig zu haben ſcheine, zurückſtehen laſſen, und wenn es darinn vorwärts ſtreben wolle, es wieder zurückdrängen und auf dieſen Punkt zurückgehen machen.

Dieſes Wort, ſagte jezt Glälphi, möchte im Mund eines Weſtindiſchen Sclaventreibers oder allfällig auch im Mund eines derben Korporals bey einer ſchlecht geführten Europäiſchen Armee angehen, aber im Mund eines Geiſtlichen, in einem chriſtlich ſeyn ſollenden Land, das iſt wahrlich, wie man bey uns ſagt, über die Schnur. Der Mann hat mit dieſem Wort nicht weniger geſagt, als wenn er behauptet hätte, man müſſe, um die gefährlichen Gelüſte der Wölfe, der Bären und Füchſe nicht in die Kutteln der Pferde, Stierren und Eſel hineinkommen zu laſſen; die in unſern Ställen geborne Jungen dieſer guten Hausthiere in ihrer Jugend durchaus nicht mit Kunſt und Sorgfalt für das Reiten, Fahren, Ziehen, Karren und Tragen ausbilden, ſondern ſie vielmehr in ihrer Jugendzeit in die Wälder hinausjagen und darinn herumlaufen laſſen, um ſie denn, wenn ſie bald ausgewachſen, mit der mächtigen Kraft des Jochs, des Zaums, der Sporen und der Geißel und allfällig auch, wenn es noth thue, mit der Hochgewalt des Hungers und der ſchlechten Koſt zur genugſamen Erlernung und zur geduldigen Ertragung ihres täglichen Pflichtdienſts im Reiten, Karren, Fahren und Tragen anziehen, bilden und tüchtig machen. Doch ſetzte er zu dieſem Bild hinzu: ſo weit aber auch das Geſchwätzwerk der böſen Launen unſers Zeitgeiſts über dieſen Gegenſtand immer hinlenkt, ſo iſt doch zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen, die Menge der Menſchen, die dieſen Unſinn und Halbunſinn ausſprechen, wiſſen eigentlich doch nicht, weder wohin die Grundſätze, die ihren Aeußerungen zum Grund liegen, noch wohin die Mittel und Schleichwege, die für ihre Belebung oder vielmehr für ihre Beliebung und Allgemeinmachung gebraucht werden, eigentlich hinlangen. Selber die Windbeutel, die in dieſer Rückſicht in unſrer Mitte als Helidörchen in Amt, Ehre und mit Macht auftreten, ihre Pausbacken weit aufblaſen, wenn ſie mit ſolchen Aeußerungen ihrer ſinnlichen Selbſtſucht den Gelüſten unſerer thieriſchen Natur den höhern Anſprüchen unſers ſittlichen und geiſtigen innern Lebens und den dringendſten Bedürfniſſen

niſſen der leidenden Menge der Armen entgegen das Wort reden, wiſſen meiſtens eigentlich nicht, was ſie thun; viele von ihnen können es nicht wiſſen, weil das Fleiſch und das Blut bey ihnen wahrlich aus einem mehr als halbtodten Geiſt und mehr als halbtodten Herzen heraus redet.

Dieſe Anſicht hatte ſie indeſſen weit von dem erſten Zweck ihrer Unterredung abgeführt. Sie fühlten es, lenkten wieder auf denſelben ein, unterhielten ſich noch mit Lebhaftigkeit über denſelben und blieben bis gegen Mitternacht bey einander.

§. 36.

Ein Menſch, der den Stand, in dem er geboren, verachtet, macht jedem Stand Schande, in den er hinſchmeckt und zu dem er hinkriecht.

Auch ſchliefen Arner und Glülphi dieſe Nacht nicht viel. Ihr Kopf und ihr Herz war zu voll von den Zwecken, deren Ausführung ihnen ſo nahe lag. Arner ſtand morgen darauf, als am Mittwochen, früh auf und verlor ſich tief in den Betrachtungen über das, was er dieſen Tag vorzunehmen hatte. Still und faſt ohne ein Wort zu reden, legte er alle diesfalls einſchlagenden Papiere zurecht und war eben im Begriff, mit Glülphi nach Bonnal zu fahren, als man ihm eine Eichenbergerin von Bonnal meldete, die mit ihm ſprechen wolle. Er wußte durch den Pfarrer ſchon längſt, was dieſe Perſon für eine armſelige und eitle Thörin ſey, und es war ihm unangenehm, in dieſem Augenblick von ihr geſtört zu werden. Doch ließ er ſie eintreten.

Er war gar ſo oft überlaufen. Seitdem er die Gertrud unter der Linde ſo gütig empfangen und ihr eine ſo entſcheidende Hülfe geleiſtet, hatte er im Dorf allgemein den Namen, er ſey ein herzguter Mann, und viele drückten ihr Urtheil über ſein gut ſeyn dahin aus, man könne ſicher mit ihm ausrichten, ihm abbetteln, was man nur wolle, wenn man wohl ſchwatzen könne.

Arner hatte ſich dieſe ihn jetzt ſehr genirende Meynung ſelbſt zugezogen. Er glaubte von dem Augenblick an, in dem er ſeine Herrſchaft angetreten, bis noch vor ſehr wenigen Tagen, er müſſe jeden ſeiner Angehörigen, der ihm etwas vorzubringen habe, ſo lange anhören, bis er vollends ausgeredt und in jedem Fall jeden, der ſich bey ihm anmelde, vor ſich kommen laſſen. Aber er fühlte doch ſeit einiger Zeit, daß viel unnützes Geſchwätz ihm ſeine Zeit raube, und daß ſogar viele Lügen und Verläumdungen in ſeine Stube hineingebracht werden, und in dieſer Woche waren ihm dieſe Beſuche der überhäuften Geſchäfte halber noch mehr als ſonſt jemals zur Laſt. Er nahm ſich auch ſchon vor ein paar Tagen vor, den erſten beſten, der es in dieſer Zudringlichkeit zu arg machen würde, auf eine Weiſe zu empfangen, die die Leute für die Zukunft davor abzuſchrecken geeignet ſeyn würde; und jetzt gab dieſe Eichenbergerin ihm eine Gelegenheit dazu, die er auf eine ſo ernſte Weiſe ergriff, welche kein Menſch von ihm erwartet hätte.

Dieſe Perſon iſt eine von den halbreichen Bauerntöchtern, deren eitle, aber mit der Lage der Welt und ihren Umſtänden unbekannte Eltern ſie dadurch unglücklich machen, daß ſie ihnen Gelegenheit und Handbietung geben, aus den Sitten, Gewohnheiten und Lebensweiſen ihres Stands herauszutreten, die guten Kräfte und Gewohnheiten ihrer wirklichen Lage zu verlieren, ohne für eine höhere Lage und eine höhere Beſtimmung genugſame Bildung zu erhalten. Solche irrgeführte Bauerntöchtern werden gewöhnlich in wohlfeile Penſionen kleinerer Oerter gegeben, wo die Lebensweiſe der Einwohner nicht einmal zu der äußerlichen Scheinkraft, die die höhern Stände wo nicht bedürfen, doch faſt allgemein beſitzen, gebildet werden, ſondern im Müßiggang und in Zerſtreuungen aller Art die Elendigkeiten des größern Stadtlebens ſo viel als aus der dritten Hand kaufen und alſo gekauft noch krumm und dumm nachahmen lernen, unfähig und unbeholfen ſich zu dem feinern und wenigſtens äußerlich anſtändig ſcheinenden Benehmen des ſtädtiſchen Verderbens zu erheben, bleiben ſie im tiefſten, auch dieſen äußern Scheinanſtand ſtoßenden Koth dieſes Verderbens ſtecken, gewöhnen ſich in der eckeln Niedrigkeit dieſer halb Bauern- und halb Herrenſchlechtheit an alles Geſchwätzwerk, an alle Zerſtreuungen, Anmaßungen und Bizarrerien, Widerſprüche und Unpaſſenheiten der niedern Stadtpöbelhaftigkeit, und dann, wenn ſie nach ein paar, für alles, was ſie wirklich ſind und ſeyn ſollen, verlornen Jahren wieder aufs Land zurück müſſen, die kraftvolle Einfachheit eines thätigen Landlebens ſich nicht mehr anpaſſend finden und ſich nicht mehr angewöhnen können, und im Gegentheil jeder Gelegenheit zu einem ſtädtiſchen Elendigkeitsgenuß, wie hungrige Hunde einem Stück Brod, nachlaufen. Eine ſolche, aus dem eigentlichen Heil und Segen ihres Stands herausgefallene Tochter war die Eichenbergerin, und was ſie in dem Verderben ihres Stands immer mehr zu Grund gehen machte, war, daß ſie in Bonnal mit einer Verwandtin Arners, der Sylvia, und von der wir ſchon einmal geredt, bekannt wurde. Dieſe iſt eine ſo im gleichen Geiſt verdorbene und verſchrobene Hoffräulein, als die Eichenbergerin eine verdorbene und verſchrobene Bauerntochter iſt, ſo daß ich ſagen möchte, ſie ſeyen diesfalls einander ſo gleich, als ein Ey dem andern und ſeyen wie von einander abgeſchnitten. Aber das, was das verſchrobene Hoffräulein mit der verſchrobenen Bauerntochter näher zuſammenbrachte, iſt dieſes: Sylvia haßt ihren Vetter Arner von ganzem Herzen und macht ſchon ſeit langem eigentlich darauf Jagd, etwas Krummes und Dummes zu vernehmen, das in Bonnal vorgefallen ſeyn ſoll, damit ſie höhern Orts, d. h. bey armſeligen Frau Baſen höhern Stands ihr Geſpött darüber haben könne. Darum läßt das hochadeliche Fräulein auch, was ſie ſonſt keines Burgers, will geſchweigen einer Bauerntochter, erlaubt, dieſe Eichenbergerin, während dem ſie ihr ſolche Berichte abſtattet, neben ſich auf dem Sopha abzuſitzen. Das macht die eitle Bauernnärrin ſo glücklich, daß ſie in dieſen Augenblicken meynt, ſie ſey die beſte Geſellſchafterin der Welt und es brauche nur eine gute Gelegenheit, ſo könne ſie gewiß einen guten Platz als Geſellſchaftsdame, oder wenn dieſes, weil ſie nicht von Adel ſey, nicht anginge, doch wenigſtens als Erzieherin in einem adelichen Haus erhalten. In dieſer Verirrung über ſich ſelbſt und als die einzige gebildete Perſon im Dorf, wie ſie ſich dafür anſah, glaubte ſie, wenn ſie der Junker nur kennen würde, ſo würde er ſie gewiß gern um ſich leiden, und da ſie hörte, wie er ſich von der Gertrud über den Untervogt und über alles habe Bericht erſtatten laſſen, und wie er jetzt noch gar oft mit dem Pfarrer und dem Lieutenant zum rohen, ungebildeten Baumwollen-Meyer und ſeiner Schweſter hingehe, weil ſie ihm das und jenes erzählen, wie es im Dorf zugehe, ſagte ſie zu ſich ſelber: „ich weiß doch ganz gewiß viel mehr, als die Bettelmäurerin und das krumme, elende Mareily, das der Baumwollenjud, ſein Bruder, auch aus dem Bettel erlöst, darinn es bey meinem Gedenken noch herumgezogen, wie es oben und unten und kreuz und queer im Dorf zugeht. Es und ſein Bruder ſind die unverſchämteſten Leute im Dorf; wenn ich ihn auf der Straße grüße, er mag mir kaum danken, und es kommt ihm kein Sinn daran, etwa ſeine Kappe abzuziehen, wenn ich vor ihm vorbeygehe. Der Junker muß mir dieſe Leute und viel anders gewiß kennen lernen, wenn ich nur Zutritt zu ihm finde, und wenn's bey ihm auf ſchön ſeyn ankommt, wie das Gerücht der Gertrud halber im Dorf herumgeht, ſo meyne ich, ich dürfe mich immer auch neben ihr zeigen.“ Um aber diesfalls nicht einen Fehlſtreich zu thun, ſuchte ſie ſich nachzuhelfen, ſo gut es ihr immer möglich und zog ſich dafür an, wie wenn ſie wenigſtens an eine Hochzeit wollte, und fuhr, damit ſie Schuhe und Strümpfe halber ohne Staub und Koth ins Schloß kommen könne, auf einem Bauernwagen, auf dem man, wie man konnte und mochte, einen Sitz in die Queer angebunden hatte, nach Arnheim. Der Junker ahnete bald, daß ſie ihm mit unnützem Geſchwätzwerk kommen wolle und nahm ſich gleich vor, ſie für einmal ihr Maul recht brauchen zu laſſen. Sie war auch nicht ſchüchtern. Sie fing gleich an, zuerſt über die ſchlechten Sitten, Unordnungen und Rohheiten zu reden, die in Bonnal herrſchen. Mit Abſicht forderte Arner Beyſpiele zum Beleg deſſen, was ſie ſagte. Das war ihr recht. Jetzt ging ſie in die **histoire scandaleuse** des Dorfs hinein, ſo weit man hineingehen kann, ſchonte auch der Gertrud und des Baumwollen-Meyers nicht. Der Junker ließ ſie munter reden, gab genau von Wort zu Wort Achtung, was ſie ſage, aber beynahe keine Antwort. Im Anfang meynte ſie, er ſey nur ſo aufmerkſam, es werde am Ende wohl kommen, daß er etwas rede und etwa weiter frage. Aber nach und nach verwirrte ſie dieſes Stillſchweigen doch, daß ſie mit ihrem Geſchwätzwerk nicht mehr ſo gut fortkam, als im Anfang, daß ihr vielmehr das einte und das andere durch einander gerieth, wie es ihr nicht hätte durch einander gerathen ſollen. Je mehr ſie ſich aber verwirrte, deſto ſteifer ſah ſie der Junker an, forthin ohne ein Wort zu reden. Endlich entfiel ihr das Herz. Sie durfte nicht mehr muthig fort verläumden, wie ſie es biſher gethan, im Gegentheil, ſie fing jetzt an, mit ihrem Wagen umzukehren, zu mäßigen, was ſie vorher frech und derb ausgeſprochen, und ſogar zu entſchuldigen, was ſie vorher bitter angeſchwärzt; aber da er immerfort ſchwieg und ſie immer nur anblickte, konnte ſie endlich auch in ihrem Mäßigen und Entſchuldigen nicht mehr fortkommen. Sie fing jetzt an zu ſtottern und ſelber zu ſchweigen, ſie ſchlug ihre Augen nieder, verlor ihre Farbe und wußte ſogar nicht, was ſie mit ihren Händen anfangen wollte.

Da der Junker ſie mit Stillſchweigen ſo weit gebracht, that er endlich den Mund auf und ſagte: biſt du jetzt fertig?

Sie konnte nicht antworten; ſie ſah ihn mit ſtarren Augen an und ihre blaſſen Lippen zitterten. Aber Arners Auge blitzte jetzt gegen ſie hin. Ihr Zuſtand war erſchrecklich. Jetzt klingelte Arner; der Harſchier trat hinein. Als ſie ihn ſah, ſchrie ſie aus ſtarrem Mund: Herr Jeſus! Um Gottes willen! — Arner ließ ganz ruhig durch den Harſchier die Audienzſtube aufſperren und befahl denn dem Harſchier vor allem Volk, ſie vom Schloß weg heim zu ühren, damit ſie ein andermal, wenn ſie nichts im Schloß u thun habe, lerne daheim bleiben und nicht weiter laube, daß ſie, ſobald es ſie gelüſte, ins Schloß kom- ien dürfe, um daſelbſt die brävſten Leute im Dorf zu rläumden. Jetzt fiel ſie vor Arner auf die Kniee, zit- rte und bebte ſprachlos vor ſeinen Füßen; er aber kehrte h von ihr weg und ſagte ihr nur noch: du haſt eine rſlige Krankheit und ſo eine Stunde mit dem Harſchier en Spaziergang zu machen, thut dir nur wohl. — Zu ihrem Glück ging in dieſem Augenblick Thereſe vor der offenen Audienzthüre vorbey und ſah ſie auf dem Boden knieend, ihre Hände komödiantenmäßig flehend vor Arner, der ihr den Rücken kehrte, in die Höhe halten. Sie ſtund ſtill, fragte die Umſtehenden, was das zu bedeuten habe. Dieſe erzählten ihr, was ſie geſehen und was Arner geredt. Sie mußte lachen, ging zu Arner hinein und ſagte: laß doch die Närrin jetzt gehen und brauche den Harſchier zu etwas geſcheiderm. Arner mußte auch lachen und befahl ihr, ſich fortzumachen, ſo geſchwind ſie nur könne. Sie ließ es ſich nicht zweymal ſagen. Sie flog vor den Leuten, die vor der Audienzſtube ſtanden, die Treppe hinunter und machte den Weg, ohne an den Wagen zu ſinnen, der ſie hieher gebracht, und den ſie unten an der Schloßhalden in des Schloßbauern Haus hingeſtellt, ſo geſchwind heim, als ſie ihn in ihrem Leben nie gemacht hatte.

§. 37.

Tiefe innere Verworfenheit, die ſelber in den Briefſtyl zweyer innerlich ganz gleicher Perſonen hinübergegangen.

Da ſie heimkam, warf ſie ſich wie wüthend auf ihr Kanapee, raufte ſich faſt die Haare aus ob dem Unglück, das ihr begegnet, trank aber denn doch ein Gläschen Liqueur, und nachdem ſie dieſes getrunken, und noch eins, ſchmetterte ſie dann das vergoldete Gläschen an Boden, daß es in tauſend Stücke zerbrach und ſchrieb an Sylvia folgenden Brief:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Was mir begegnet, können Sie ſich nicht vorſtellen; es iſt mit keiner Feder zu beſchreiben. Sie wiſſen doch, daß ich in der Hauptſtadt Zutritt habe, wo ich nur will und gar nicht zu dem Bettelgeſindel gehöre, das jeder hochmüthige Junker durch den Harſchier im Land herumführen laſſen darf, wo er nur will. Wäre ſeine Frau nicht dazu gekommen, ſo wäre mir dieſes wirklich begegnet. Aber ich hätte mich ſicher eher im Schloßbach erſäuft, als mich vom Harſchier heimführen laſſen. Ich muß aus dem Dorf weg. Ich kann mit Ehren nicht mehr n Bonnal bleiben, ſeitdem mir dieſes begegnet. Helfen Sie mir doch zu einem Platz, wo es in der Welt iſt u. w. u. ſ. w.

Dann beſchrieb ſie noch weitläufig, wie unſchuldig ſie ey, wie ſie alles aus gutem Herzen für Arner gethan nd endete endlich damit: Sie haben mir ſchon mehrmal verſtehen gegeben, daß es mit Ihrem Herrn Vetter en nicht alles ſey, jetzt aber habe ich's ſelber erfahren. in tyranniſcher und hartherziger Flegel, wie Ihr Vetter, in der Welt gewiß nicht. Er iſt jetzt überall mit Leu- n von gleichem Schlag umgeben. Sein Rollenberger, eines Bauern-Amtmanns Sohn iſt, könnte wohl beſ- Kälber zu Kühen und Stieren und Schweine zum

Metzgen aufziehen, als den Sohn eines Reichsfreyherrn für ſeinen Stand, und ſein Glülphi, ein abgedankter lahmer Lieutenant, der jetzt alles in allem bey ihm gilt, iſt ein Kerl, vor dem ich mich, wenn ich ihn im Wald allein antreffen würde, Leibs- und Lebenshalber fürchten würde. Wenn er einen anſieht, ſo macht er Augen, wie wenn er einen durchſtechen wollte, und iſt unverſchämt genug, wenn ihn unſer einer anredt, keine Antwort zu geben und kaum einmal den Hut abzuziehen. — In dieſem Ton ſagte ſie noch vieles.

Sylvia antwortete ihr auf der Stelle: was Ihr mir ſchreibet, thut mir ſehr leid, aber es ſieht dem gemeinbürgerlichen Reichsfreyherrn ſo gleich, als ein Ey dem andern. Er weiß durchaus keinen Unterſchied unter den Leuten zu machen und behandelt heute einen Bettler wie einen Edelmann und morgen einen Edelmann wie einen Bettler. Ich glaube, er wäre im Stand, den erſten Reichsbaronen ins Käficht ſetzen zu laſſen, wenn er vor ſeiner Audienz für etwas angeklagt würde, wofür man Bettler, Halunken und Bauern ins Käficht zu ſetzen gewohnt iſt. Aber ich kann doch nicht begreifen, daß Ihr Euch ſo an ihn gewagt und mit ihm geſchwatzt habet, was Ihr ſelber ſagt. Ich hätte Euch eine beſſere Naſe zugetraut. Mit einem Herrn, wie Arner, iſt es für Euch und Eures gleichen nicht gut, Kirſchen zu eſſen; aber ich hätte geglaubt, Ihr wüßtet dieſfalls ſchon zu viel Unverſchämtes von ihm zum Voraus, als daß es Euch nicht zu Sinn kommen ſollte, er könnte Euerthalben ſich ſo gut vergeſſen, als er ſich beym Doctor Treufaug und bey vielen armen Schelmen vergeſſen, die ihm unter die Hände gekommen. Ganz gewiß iſt es eine himmelſchreyende Unverſchämtheit, wie er's Euch gemacht hat; aber da es einmal geſchehen, ſo iſt Euer Spiel, es mit Verachtung zu behandeln und ihm für die Zukunft drey Schritt vom Leib zu bleiben. Ich habe ihn Euch indeſſen ſchon längſt geſchildert, wie Ihr ihn jetzt erfahren. Ihr habt auch eigentlich nichts im Schloß zu thun. Ihr könnt alſo deſſelben wohl müßig gehen. Aber ein Unglück iſt es doch, daß das hochadeliche Haus ſo in Zerfall gerathet und jetzt voll von Leuten iſt, die die niedrigſten bürgerlichen Geſinnungen haben, die ſich denken laſſen. Wenn Arner nur einen Tropfen Ehr im Leib hätte, ſo hätte er ſeinen bäuriſchen Rollenberger ſchon längſt weggejagt, und eben ſo hätte er ſeinen Bettellieutenant keinen Augenblick länger bey ſich im Schloß behalten; aber er hat bald ein Schloß, das in allen Rückſichten einem Bürgerhaus gleich ſieht, in dem arme Leute zur Miethe ſitzen, und wie er darinn lebt, würde es mich gar nicht wundern, wenn er den großen Ritterſaal ſeiner Ahnen noch heute vollends ausräumen und den ſchönen Platz einer Bettelſchule einräumen würde. Ich weiß Euch über alles dieſes nicht zu tröſten. Aber mein Vetter iſt freylich ein Narr von eigener Art und ohne ſeines gleichen, und es iſt beſſer, ich tröſte mich ſeinethalben für mich und für Euch mit dem Sprichwort: ſtrenge Herren werden nicht alt. — Doch habe ich auch noch die Hoffnung, ſein Onkel, der General, werde etwa dahin zu bringen ſeyn, dieſem Steckkopf zu zeigen, daß er nicht im Fall ſey, in der Welt gar niemand nichts nachzufragen. Zählt indeſſen auf mich. Es iſt zwar gegenwärtig mehr als je ſchwierig, Leuten, die nicht von Stand ſind und nicht ganz außerordentliche Empfehlungen und Zeugniſſe habe, Pläze zu verſchaffen; aber ich will thun, was ich kann, und wo es immer eine Gelegenheit geben möchte, an Euch denken. Ich habe das aber auch ſchon längſt gethan und hätte Euch ſehr gern zu Arner in unſer Familienſchloß hineinpraktiziren wollen. Das hätte mir in vielen Rückſichten dienen können und wäre mir ſehr angenehm geweſen. Auch für Euch wäre es das vortheilhafteſte und ehrenhafteſte, das ſich für Euch ſuchen und erwarten läßt. Aber jezt, ſeitdem das begegnet, was Ihr mich berichtet, läßt ſich nicht mehr daran denken. — Es iſt verflucht, daß er Euer Herr iſt. Wie er ſich aufführt, verdient er nicht, eines Menſchen Herr zu ſeyn, der nicht zum niederſten Geſindel gehört. Indeſſen wenn Eure Großmutter ſtirbt, das ſich hoffentlich nicht mehr manchmal ſechs Wochen und drey Tag verziehen wird, ſo habt Ihr genugſam Vermögen, um an einen Ort hinzuziehen und dort zu leben, wo Ihr Euch vor keinen Herren und keinen Harſchieren auf dieſe Art zu fürchten haben werdet, wie unter Euerm Herrn von Arnheim. In allen Fällen zählet auf mich, wo ich Euch immer dienen kann. Säumet aber auch nicht, mich über alles, was in Bonnal etwa weiter vorfallen kann, genau zu berichten. Es kann ſelber für Euch nützlich und wichtig werden, wenn kein Narrenſtreich auf dieſer Stelle begegnen kann, der nicht zu meiner Kunde kommt. Lebet wohl. Schreibt mir bald wieder. Ich bin Eure bereitwillige

Sylvia v. Arnheim.

§. 38.

Der böſe Neid der Reichen und der Muth, mit dem ein guter Knecht dem frechen Buben eines reichen Bauern den Meiſter zeigt.

Arner reiſte ſogleich nach dem Auftritt mit der Eichenbergerin nach Bonnal. Glülphi fuhr auch mit. Die Gemeinde ſollte ſich um 9 Uhr unter der Linde verſammeln. Er nahm ſich vor, die Armen, denen er die Wohlthat mit den Geißen zu verleihen und die Bäume zu ſchenken gedachte, auch ſelber zu ſehen, mit ihnen zu reden, und wo es immer möglich, durch ſeine Wohlthat auf ihr Herz zu wirken und dieſe ihnen dadurch wirklich zum Segen zu machen. Er war bis um 9 Uhr im Pfarrhaus, aber redte wenig und blieb meiſtens auf ſeiner Stube. Glülphi hingegen eilte, ſobald er ankam, zur Gertrud und blieb über eine Stunde bey ihr, ehe er wieder zum Junker zurückkam und an ſeinen Geſchäften Theil nahm. Der Junker war in das Ganze ſeiner Lage und die weſentlichen Zwecke ſeines Thuns ſo vertieft, daß er, da der Vogt mit der Anzeige in ſein Zimmer kam, daß die Gemeinde unter der Linde auf ihn warte, noch nicht einmal zu dem Thee gekommen, mit dem die Frau Pfarrerin ſchon eine Stunde in der Eßſtube auf ihn wartete. Er ſagte dem Vogt, er wolle gleich kommen, ging in die Stube hinunter, trank ſeinen Thee und eilte von da unter die Linde.

Aber die Stimmung des Volks war in Rückſicht auf die Vertheilung des Rieds noch nicht die beſte; ſie that den Reichen noch immer gleich weh; ſie ſuchten es zwar zu verbergen; doch ſtieß hie und da ein Wort, das deutlich zeigte, wie es ihnen diesfalls ums Herz ſey.

Die meiſten warfen, wenn davon die Rede war, die Köpfe unwillig auf, flüſterten einander dies und das ins Ohr; viele fluchten mehr und minder laut darüber. Ein alter Geizhals ſagte zu einem Nachbar, der, wie er, ein Vorgeſetzter und wie er, ein Geizhals war: es iſt, wie wenn mit dem neuen Junker alles Unheil ins Dorf gekommen wäre. — Viele aber mäßigten ſich doch und ſagten, wenn ihnen die neue Ordnung ſchon nicht gefiel: was iſt jetzt zu machen? wir müſſen uns in Gottes Namen darein ſchicken. — Viele äußerten ſich ſehr ungeduldig über die neue Ordnung. Der Stierenbauer fluchte vor einem ganzen Tiſch: ſie ſchade ihm mehr als 100 Gulden; er habe das Jahr durch immer 10 bis 12 Stück Vieh auf dem Ried gehalten, und ſie ſeyen ihm ſtockfett geworden.

Ein anderer ſagte: er habe der Waid nicht genützt, aber er wollte doch ein gutes Stück Geld geben, es wäre noch, wie es geweſen.

Und noch klagten andere: das Lumpenvolk ſtrecke alles die Köpfe, und ein jeder Bettelbub lache in die Fauſt, wenn er davon rede.

Die Armen machtens zwar auch nicht beſſer. Wo ſie allein waren, verſpotteten ſie die Reichen, ob dem Verdruß, den ſie haben, daß der Teufel ihnen einmal einen Schuhbreit Land aus den Klauen genommen; wenn denn aber ein Dickbauch um den Weg war, ſo zogen ſie ihm hinwieder den Speck durchs Maul, ſagten dies und das über das neue Land, und es ſey noch eine Frage, ob das, was es jetzt abtrage, der Gemeind einen ſo groſſen Vortheil bringe, als man dergleichen thue? und noch eine größere: ob das Weſen denn Beſtand haben werde? Ihrer etliche thaten noch gar, wenn ſo ein alter Dorfmeiſter um den Weg war, wie wenn ſie ſich entſchuldigen wollten und ſagten: ihrenthalben wär' es ihr Lebtag gut geweſen, wie es geweſen, und ſie ſeyen einmal nicht Schuld.

Der Marx unter anderm ſagte dem Gevatter Aebi, bey dem er eben ſaß: er meyne einmal, ſo alt er ſey, ſo erlebe er es doch noch, daß es mit dieſen Aeckern anders komme, und er ſeinethalben habe einmal nicht darauf geſehen. — Aber der Vorgeſetzte kehrte ſich von ihm weg und ſagte ihm: es iſt kein Hund ſo froh über ein Stück Brod, als du über dieſe Aecker.

So beſtimmt und allgemein äuſſerte ſich die Schlechtheit der Reichen und der Armen über dieſen Zuſtand unter der Linde, ehe der Junker noch dahin kam. In der gleichen Zeit hatte der Hans aus dem Pfarrhaus mit dem jungen Kalberleder ein Geſpräch, das dem dummen, aber ſonſt ſtolzen und frechen Burſchen den Schweiß austrieb. Er war erbittert, daß der Kerl ſich ſo gutmüthig anerboten, den Nußbaum, der ihm im Garten ſo viel Schaden that, umzuhauen und wollte ihm zeigen, daß er gar wohl wiſſe, daß er das nur darum gethan, um mit dem Hummel zu reden, was er nicht hätte mit ihm reden ſollen. Ich will ihm, ſagte er zu ſich ſelber, zeigen, daß der Junker und der Pfarrer den Spaß mit dem Baum nicht ſo verſtehen werden, wenn er ihnen, ſo wie er iſt, zu Ohren komme. Mit dieſem Vorſatz ſetzte er ſich jetzt unter der Linde neben dem Kalberleder ab. Das gefiel dieſem ſchon nicht. Er wollte aufſtehen und an einen andern Ort hinſitzen, aber der Hans dupfte ihn mit ſeiner breiten Hand ſo auf die Hoſen, daß er im Augenblick wieder auf der Bank ſaß.

Was iſt das Unverſchämtes? ſagte jetzt der Kalberleder, und der Hans erwiederte: Ha, wir haben etwas mit einander zu reden.

Kalberleder. Was iſt's? was haſt du mit mir zu reden?

Hans. Nichts anders, als daß du mich und den Herrn Pfarrer mit dem Nußbaum für einen Narren gehalten.

Kalberleder. Das iſt nicht wahr, nicht wahr, ich habe niemand für einen Narren gehalten.

Hans. Du haſt doch den Baum nicht abgehauen, wie du geſagt haſt.

Kalberleder. Ja, ja, das war ein Mißverſtand, ein Mißverſtand.

Hans. Was für ein Mißverſtand?

Kalberleder. Der Vater hat einen ganz andern Baum gemeynt. Ich hab' ihn nur nicht recht verſtanden.

Hans. So? — aber was für einen?

Kalberleder. Einen andern, hörſt wohl.

Hans. Wo ſteht der andere?

Kalberleder. Das geht dich nichts an; ich bin dir's gar nicht ſchuldig zu ſagen.

Hans. Aber wenn ich dich wäre, ich wollte diesmal ſo gut ſeyn und es nur ſagen.

Kalberleder. Wenn du's wiſſen willſt; er ſteht im Tobel.

Hans. So —?

Kalberleder. Ja, ja, das iſt ganz ſicher.

Hans. Haſt du einen Nußbaum im Tobel?

Kalberleder. Ja, mehr als einen.

Hans. Haſt du aber auch einen umgehauen im Tobel?

Kalberleder. Nein, noch nicht; aber was nicht iſt, kann werden.

Hans. So? Du haſt hiemit noch keinen umgehauen, wenn du ſchon ſo verirret?

Kalberleder. Preſſirt's?

Hans. Mir gar nicht; aber dir hat's preſſiren ſollen, wenn du dich mit Ehren haſt herausläugnen wollen.

Kalberleder. Was herausläugnen?

Hans. Ich mag jetzt nicht mit dir zanken, ich will dir gar kurz ſagen: wenn du unſern Gartennachbar nicht vor Sonnenuntergang vom Leben zum Tod bringſt und ordentlich an Boden legſt, ſo will ich morn am Morgen auf eine Art mit dir reden, daß du ſieben Nußbäume dafür gäbeſt, du hätteſt meinem guten Rath gefolgt.

Der Kalberleder wußte nicht, wie ihm war, und konnte nicht begreifen, wo der Lumpenhans das Herz hernehme, ſo mit ihm zu reden.

Der Hans aber ließ ihn das Maul nicht aufthun und ſagte gerade drauf wieder: du kannſt jetzt nur gehen und ſitzen, wo es dich wohl freut, ich habe dir nichts mehr zu ſagen.

Der Kalberleder antwortete: es iſt mir jetzt wohl genug da.

Aber mir nicht, erwiederte der Hans, ſtund auf, ſetzte ſich etliche Schritte von ihm bey einem armen, alten Mann ab, der ſein Vetter war, und gab dieſem dann bald ſein Morgenbrod, das er bey ſich hatte, aus dem Sack; er ſchob es ihm unter den Rock, damit es niemand ſehe. Der Alte nahm einen Mundvoll nach dem andern davon ins Maul und kaute den ganzen Morgen daran.

§. 59.

Vom Lirilariweſen in den Schulen.

Der Junker,[3] der nach 9 Uhr auch unter die Linde kam, machte noch mit dem Vogt und dem Weibel die nöthigen Abreden wegen den Geißen und wegen den Bäumen. Er ließ einen jeden Mann, der den Vorſchuß für eine Geiß oder Bäume wollte, ſeinen Namen in ein Buch einſchreiben und er mußte zugleich den Platz anzeigen, auf den er die Bäume, die er begehrte, hinſetzen wolle. Er war mit allen freundlich und fragte viele: woher ihre Armuth und der gänzliche Mangel an ſo vielem Nothwendigem komme? Aber er bekam ſehr wenige geradſinnige und offene Antworten.

Gegen Mittag ging der Junker wieder ins Pfarrhaus zurück. Auch der Glülphi war jetzt wieder da. Ueber dem Eſſen ſagte die Frau Pfarrerin zu ihm: er ſtecke, ſobald er nach Bonnal komme, immer bey der Gertrud. Er antwortete: ich muß wohl. Ich bin jetzt Schulmeiſter und muß mein Handwerk bey jemand lernen, der es ſo gut treibt, wie ſie.

Die Frau Pfarrerin erwiederte: ich will doch gern ſehen, was man alles in Ihrer Stube treiben werde.

Glülphi. Einmal das Lirilariweſen, das man in ſo vielen Schulen treibt, will ich nicht mehr darinn dulden.

Der Pfarrer miſchte ſich ins Geſpräch und ſagte: aber was verſtehen Sie denn eigentlich unter dem Lirilariweſen?

Jetzt nahm der Lieutenant eine Priſe Tabak, hielt ſeine Lippen einen Augenblick feſter zuſammen, als ſonſt und, was ſonſt ſelten der Fall war, die Augen im Kopf ſtill. Er that auch die Tabaksdoſe langſamer, als ſonſt, in die Taſche. Dann ſagte er: Herr Pfarrer, unter Lirilariweſen in der Schule halte ich alles, was den Kindern ſo eine

Art gibt, mit dem Maul ein Weit und Breites über die Sachen zu machen, hinter denen für ſie nichts ſteckt, und die ſie nicht verſtehen und nicht im Herzen tragen, mit denen man ihnen aber doch die Einbildungskraft und das Gedächtniß ſo anfüllt, daß das rechte Altagshirn und der Brauchverſtand im menſchlichen Leben dadurch zu Grund geht.

Pfarrer. Gut erklärt, Herr Profeſſor, ich bin dieſes Lirilariweſens halber völlig Ihrer Meynung.

Der Lieutenant (den Pfarrer ſteif anſehend): ſo weit ſie langt?

Pfarrer. Ja, ſo weit ſie langt. Ich bin überzeugt, daß man, indem man die Menſchen unverhältnißmäßig viel mit dem Maul lehrt und ihnen den Kopf mit Wörtern füllt, ehe ihr Gefühl und ihr Verſtand durch Erfahrungsanſchauungen gebildet, dadurch ſie in ihren beſten Anlagen verwirrt, ihren Geiſt und ihr Herz ſchwächt und die weſentlichen Fundamente ihres Hausglücks untergräbt.

Lieutenant. Nun, ſo hätte ich nicht ausdrücken können, was ich meyne.

Pfarrer. Sie ſcherzen. Aber wie haben Sie in Ihrem Stand den Schaden des Wortweſens ſo kennen gelernt?

Lieutenant. Mein lahmes Bein und mein vieljähriges Brodſuchen hat mich gar vieles kennen gelehrt, was Menſchen mit geſunden Beinen und genug Geld im Sack nicht leicht erfahren. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ſobald ein Herr, der mir eine Arbeit auftrug, mit ſeinem Maul ein Weites und Breites von dieſer Arbeit machte und mir es recht zu Gemüth zu führen ſuchte, wie wichtig oder wie leicht oder wie ſchwer ſie ſey, ſo war es zum Voraus ſicher, es begegne mir bey dieſer Arbeit und mit dieſem Herrn etwas, das ich den geraden Weg bey einem einfachen, guten Herrn nicht erwarten dürfte. Mehrentheils begegnete mir bey einem ſolchen Herrn etwas, das mich mit Händen greifen machte, er ſey nicht bloß ein Maulbraucher, ſondern auch ein ſchlechter Menſch, und auch in meiner kurzen Dienſtzeit hab' ich erfahren, was aus dem Menſchen wird, wenn ihm ſein Maul alles iſt und über alles geht. Es iſt kein untreuerer Hund unter den Truppen, als mein Obriſt war. Er gab mir auch wie ein Gaudieb den Abſchied. Sein Hundengeiz machte, daß das Regiment faſt alle Monat Noth litt; aber wenn's auch noch ſo offenbar durch ſeinen Fehler bis auf den letzten Mann zu Grund gegangen wäre, ſo hätte er ſich immer herauslügen können. Es iſt in allen vier Welttheilen nichts Gutes, von dem er nicht ſchwatzen konnte, wie eine Dole; aber eben ſo iſt auch in allen vier Welttheilen nichts Gutes, das er, ſo ſehr er ihm mit dem Maul das Wort redte, auch nur mit einem Finger berührt hätte, um es wirklich zu befördern, und doch war bis auf den Profoſen hinunter niemand, dem er nicht an den Fingern her erzählte, was und wie viel er in ſeinem Fach und in ſeinem Platz beſſer einrichten könnte; und wenn's ans Treffen ging, redte er allemal vor der Front wie ein Engel und ſchrie zu den armen Tröpfen, denen oft ſelber och in dieſer Stunde der Bauch vor Hunger klirrte, ſo aut, daß es durch Berg und Thal ertönte: G'ſchinder! es iſt für euern G'hönig und für euer H'aterland, 'altet euch wohl! —

Alles, was am Tiſch war, mußte vor Lachen über das G'hinder, H'aterland und 'altet euch wohl, das der Lieutenant, den Maulebriſt zu verſpotten, ſo viel er aus dem Hals vermochte, ausſchrie, faſt den Bauch halten. Der Lieutenant ſetzte denn, da das Lachen zu ſtillen anfing, noch hinzu: und denn fand dieſer Obriſt allemal gleich, nachdem die Kugeln anfiengen zu pfeifen, eine Urſache, von ſeinem Poſten weg und an einen Ort hinzureiten, wo es der böſen Vögel halber, die jetzt umherflogen, etwas ſicherer war.

Der Pfarrer war der einzige, der ob ſeinem G'hinder und H'aterland nicht lachte. Ernſt, wie der Tod, ſagte er: es gibt in allen Ständen ſolche arme Maulbraucher. Selber unter uns gibt es ſolche Leute, die, euerm Oberſten gleich, einem armen, an Leib und Seel unverſorgten und von ihnen ſelber verwahrloſten Volk ſolche großtönende Wörter von der Kanzel herabwerfen und bis auf den Schreyerausdruck: „G'hinder — G'hönig — H'aterland" ähnlich, dem Volk zurufen: halt dich wohl, — aber die Laſten, die ſie ihm mit dieſem Zuruf auflegen, ſelber auch mit keinem Finger berühren.

§. 40.

Unſchuld gibt Muth.

Die Rückerinnerungen, die beym Pfarrer dieſe Bemerkungen veranlaſten, gingen ihm ſo zu Herzen, daß er vom Tiſch aufſtand und einen Augenblick ans Fenſter ging. Aber wie erſtaunte er nicht, als er plötzlich den böſen Nachbar, der ſeinem Garten ſchon ſo lange Schaden that, abgehauen und mit Stamm und Aeſten am Boden liegen ſah. Er konnte nicht begreifen, wie das ſo plötzlich geſchehen und rief augenblicklich ſeinem Hans, um ihn darüber zu befragen. Dieſer erzählte ihm dann umſtändlich, wie er unter der Linde neben des Kalberleders Bub abgeſeſſen, ihm auf die Hoſen geklopft und ihm dann es Baums halber Sachen geſagt, die ihn dahin gebracht, hn noch vor dem Mittageſſen umzuhauen und an den Bo- en zu legen.

Aber wie haſt du das auch thun und ihm ſo drohen ürfen? ſagte der Pfarrer, da er hörte, wie es zuge- angen.

Es hat mich gedunkt, es ſey recht geweſen, Herr Pfar- r, ſagte der Hans.

Und der Pfarrer: nein, Hans, man muß niemand it etwas in Furcht jagen, wozu man kein Recht hat.

Das iſt wohl ſo, ſagte der Hans, wie ihr ſagt, und wollte mich in die Seele hinein ſchämen, wenn je- and darnach vor mir zu nur roth, will geſchweigen blaß rden könnte, aber mit Leuten von der Kalberledergattung hat es ſeine eigene Ordnung. Dieſe Gattung Leute bringt man nicht dazu, ein Vater Unſer zu beten, geſchweige einen Nußbaum umzuhauen, wenn man ihnen nicht den Teufel vormahlt.

Des Pfarrers ganze Weisheit fand gegen dieſe Erklärung keine Antwort.

§. 41.

Ein Wort darüber, was die Bauern ſind, wie und wo und wann ſie zeigen, was ſie ſind — und was ſie nicht ſeyn dürfen.

Die Herren hatten auf der Allment jetzt nichts zu thun, als die Aecker, die ſchon abgeſteckt und ausgemeſſen waren, durch das Loos zu vertheilen und auf dem Ried die Plätze abzuſtechen, wo die Bäume, die er nach Mittag dahin führen laſſen wollte, hingeſetzt werden müſſen.

Neunzig Juchart von dieſem Land, welche zu einer Waſſermatte beſtimmt waren, konnte man noch nicht vertheilen; das Waſſer war noch nicht vollends zuſammengeleitet und die Gräben, die man zuerſt machen muß, waren nur erſt abgeſteckt. Aber Waſſer zur künftigen Wäſſerung war ſchon ſo viel da, daß ein jeder Bauer, der das Wäſſern ein wenig verſteht, einſehen mußte, daß der Junker nicht zu viel hoffe, wenn er glaubt, es reiche zur

Wäſſerung von neunzig Jucharten hin, um ſo mehr, da der diesjährige Sommer trocken geweſen und man mit Recht hoffen durfte, bey eintretender naſſer Witterung ein Drittheil mehr Waſſer zu erhalten. Auch iſt das Waſſer ſo gut, daß, wo auch jetzt ſchon ein Tropfen dahin kommt, das Land davon grünet.

Arner ließ die Bauern jetzt machen, wie wenn er nicht da wäre. Er wußte, daß ſie, wenn ſie Land theilen und wie allein ſind, ſich ganz anders benehmen und zeigen, als wenn ſie mit dem Hut in der Hand vor dem Erbherrn daſtehen und gern hätten, er hielte ſie für arme Tröpfe und Halbnarren.

Mein Großvater hatte zum Sprichwort: das Theilen zeigt, was die Leute ſind, und das Haben macht aus ihnen, was ſie ſind.

Der Junker nützte den Anlaß, den er hatte, ſeine Leute kennen zu lernen. Er entzog ihnen keinen Blick und ſah auch bey jedem beſſern Stück Land, wie ſie ihre Gierigkeit auf hunderterley Arten äußerten.

Es war bey dem einten im Mund, bey dem andern im Aug, bey dem dritten in den Händen, bey dem vierten in Füßen, wo man ihm anſah, was er that und was er gelüſtete; je nachdem er einen dickern Bauch oder längere Beine, oder einen platten und einen ſpitzigen Kopf, ein ſchmales oder ein breites Maul, oder ſo oder eine andere Naſe und Stirn hatte, ſo zeigte er auch dieſe Gierigkeit anders als andere.

Das war eins. Neben dem hörte er in dieſen paar Stunden mehr Wahres über den eigentlichen Feldbau und über die hunderterley Umſtände, auf welche es dem Bauer, ohne daß er davon redt, hauptſächlich ankommt, wenn er über ein Stück Land offen und den geraden Weg urtheilt, was es ihm werth ſey. Man kann nicht glauben, was für allerley kleine Umſtände in ſolchen Fällen vorkommen, die er in einem ſolchen Augenblick in Anſchlag bringt, aber dann ſonſt auch oft weder vorher noch darnach ein Wort davon redet.

Bald iſt ſo ein Stück mehr hinter dem Wind, bald iſt es den Regengüſſen mehr ausgeſetzt, bald iſt eine verborgene Näſſe, bald etwa ein großer Stein unter dem Heerd verborgen, bald Sand oder Grien, der den Miſt frißt, bald ein Vortheil oder Nachtheil im Zu- oder Wegfahren, bald ein guter oder böſer Nachbar und hundert dergleichen Umſtände, warum ein Stück oft das doppelte mehr oder minder gilt, als ein anderes; und es iſt einem Erbherrn Geld werth, den Feldbau des Lands bis auf dieſe kleine Umſtände herab zu kennen.

Ein drittes, das ihm und beſonders dem Lieutenant auffiel und Freude machte, war: ſie ſahen dann und wann einen armen Mann, wann er ein gutes Loos zog, jauchzend auf die Allment ſpringen, und dann kecker als vorher, etwa gar mit dem Hut auf dem Kopf, neben einem Dickbauch abſitzen.

Aber je mehr Arme glücklich zogen und ihre Freude zeigten, je mehr zeigten auch die Dickbäuche über jeden ſolchen Fall ihren Unmuth, und fingen links und rechts an, Stichelworte fallen zu laſſen.

Aber es war zur Unzeit. Ein paar freche Buben, die das ſahen, riefen in voller Freude über ihr Loos überlaut: wenn die Maulhänger nichts anders können, als uns unſere Freude verderben, ſo könnten ſie wohl heimgehen.

Das gab ein Gelächter. Der am lauteſten lachte, war der Lieutenant. Er ſagte zum Junker: ſo muß es kommen, wenn der Bauer im feiſten Fell lernen ſoll, daß er nichts mehr iſt, als der im magern, und es wäre wahrlich gut, wenn viele edle Herren es auch zu Herzen nähmen, daß ein Menſch in einem fetten Fell um des Fells willen nicht mehr werth iſt, als einer in einem magern; aber eben ſtunden zwey junge Burſche hinter dem Lieutenant, als er das ſagte, ſie verſtanden das Wort, fingen an zu lachen und einer ſagte ſo laut, daß es Arner ſelber verſtund, zum andern: das iſt jetzt auch einmal ein Wort, das unſer einer gern hört.

Arner ſah ihn ſteif an und ſagte zu ihm: das Wort iſt wahr, aber es kommt darauf an, wer es in den Mund nimmt. Du und dein Kamerad könnten mit einem ſolchen Wort den Kopf hart anſtoßen. — Und der Junker hatte mehr als recht. So ein Herr, wie der Lieutenant, der weit und breit die Welt erfahren, und den man zu etwas braucht, das mehr als Schwefelhölzlimachen iſt, darf, wenn er auch ſchon ein armer Herr iſt, inſonderheit neben ſo einem Junker zu, wohl ſo ein Wort fallen laſſen. Aber wenn ein Bauer frech redet, oder ſonſt ein Menſch, der nicht jedes Fehlwort, wenn's noth thut, mit Dublonen wieder gut machen kann, ſich aus Frechſeyn gewöhnt, ſo gnad' Gott ſeinem Haus und Heimath — es iſt, als ob er Zaun und Marchen von ſeinem Hof verloren.

§. 42.

Die Neigung zur Unverſchämtheit geht aus Schlechtheit und Schwäche hervor, und um einen unverſchämten Menſchen zu ſich ſelber, d. i. zum Gefühl ſeiner Schwäche und Schlechtheit zu bringen, darfſt du ſelber weder kraftlos noch unverſchämt ſeyn.

Der Lieutenant auf dem Ried half den Vorgeſetzten und wer da war, die Plätze abſtecken, wo nach Mittag die Hausväter die Bäume hinſetzen ſollten, die der Junker ihnen gegeben.

Die Vorgeſetzten und Matadoren unter ihnen, da ſie gehört, daß der Herr Lieutenant darauf denke, Schulmeiſter bey ihnen zu werden, wollten jetzt, da ſie wußten, daß er dem Junker, gegen den ſie einen Groll hatten, lieb ſey, gegen ſeinen Schulmeiſter grob ſeyn, da ſie es gegen ihn nicht durften. Sie probirten es, ſich ganz kurz gegen ihn zu faſſen. Iſt's wahr, ſagten ſie zu ihm, daß ihr unſer Schulmeiſter werdet? Und auf ſeine Antwort: „ja" ſahen ſie ihn an, wie ein Käufer auf dem Markt ein Judenroß, dem er nichts Gutes traut, und fingen dann bald unter einander an, zuerſt halb und dann ganz laut ihr Geſpött zu haben und zu ſagen: es werde müſſen eine neumödiſche Schule abgeben; und dann fragten ſie ihn noch, ob er ſich mit dem alten Schullohn begnüge? oder wer ihm mehr gebe? Einige ſagten: er werde wohl müſſen ihre Buben lehren in die Scheibe ſchießen und exerzieren, und einer deutete gar mit ſeinem Finger auf ſein Bein und fragte: ob er ſie etwa nicht bloß fechten, ſondern auch tanzen lehren wolle?

Er ließ ſie eine Weile machen, um zu ſehen, wie weit ſie es treiben würden. Als er aber fand, es ſey jetzt genug, ſtund er auf und ſagte mit dem Stock in der Hand: an die Arbeit, ihr Nachbarn, damit ich nicht verſäumt werde.

Sie thaten das Maul auf und konnten nicht begreifen, daß ein Schulmeiſter mit ihnen reden dürfe, wie wenn er ihnen etwas zu befehlen hätte; aber als ſie alſo mit dem offenen Maul daſtanden und ihn angafften, ſagte er ſogleich zum dickſten: komm her und trag das! und zum größten: geh hin und bring das!

Und beym erſten, der nicht im Augenblick that, was er ſagte, fragte er: wie heißt der? und ſchrieb ihn auf. Das machte ſie folgen. Die, ſo ihn verſpottet, lernten ſtehen, wohin er ſie ſtehen, und gehen, wohin er ſie gehen, und tragen, was er ſie tragen hieß.

Sobald er ſie da hatte, war er wieder ſo freundlich als je und half ihnen, wo er konnte und mochte. Er hatte auch die Arbeit mit den Bäumen ſo bald in Ordnung, daß die Bauern nicht begreifen konnten, wie geſchwind er damit fertig worden, und brachte es dießfalls mit ihnen in einer halben Stunde ſo weit, daß die, ſo im Anfang die ſchlimmſten waren, ganz zahm wurden, und ihrer etliche ſogar zu ihm ſagten: es ſeyen im Anfang ſo einige Worte gefloſſen, die er eben nicht aufnehmen ſolle, wie ſie gelautet. Andere ſagten ihm: ſie müſſen jezt wohl ſehen, wie ſteif er eine Ordnung habe, und wie er ſeinen Sachen vorſtehe, und er ſolle nur mit ihren Buben ſo eine Ordnung halten, ſo werde es wohl gut gehen." Und etliche Buben riefen überlaut: der kann auch etwas; und bey dem kann man gewiß auch etwas lernen.

Es waren gar viele Buben da. Sie rüſteten zu, was ſie auf den Abend, ihre Bäume zu ſetzen, nöthig hatten.

Der Lieutenant ging mit ihnen in alle Ecken und zeigte einem jeden, wo ſeine Nummer hinkomme. Er war ſo freundlich mit ihnen, daß ſie alle zu einander ſagten: es gibt gewiß einen guten Schulmeiſter. Als ſie die Pläze abgeſteckt, wo ſie die Bäume hinſetzen wollten und alles, was ſie ſich für dieſen Morgen vornahmen, nun vollendet war, gingen ſie wieder heim. Viele Buben begleiteten den Schulmeiſter und er redte die ganze Zeit über mit ihnen von ihrer Arbeit und allem, was ſie können und lernen müſſen, daß ſie rechte Bauern werden.

Nahe beym Pfrundhaus traf er den Pfarrer an, der von einer kranken Frauen kam und ſich eben, wie der Glülphi, verwunderte, da er jezt mit ihm am Kirchthurm ſah, daß es ſo viel über zwölf Uhr.

§. 43.

Was iſt ſüßer, als Kinderfreude? und was iſt reiner, als Kindergüte?

Die Herren eilten mit dem Mittageſſen, damit ſie ſobald als möglich wieder auf dem Ried ſeyen, wo der Junker die Bäume, die man nach Mittag ſetzen wollte, austheilen und auch die Geißen, die er kommen laſſen, den armen Leuten im Dorf zuſtellen wollte. Der Wagen mit den Bäumen und die Heerd Geißen ſtanden ſchon ein paar Stunden vor dem Pfarrhaus und warteten auf ihn; ſobald aber der Wagen jetzt fortfuhr und die Geißen fortgetrieben wurden, lief alles, was Händ' und Füße hatte, auf das Ried, zu ſehen, was er mit dem Wagen voll Bäume und mit der Heerd Geißen anſtellen wolle. Auch der Gertrud ihre Kinder liefen, ſobald die Herren aus dem Pfarrhaus fort waren, baten aber die Mutter vorher um ihr Abendbrod, damit ſie auch recht lang auf dem Ried bleiben können. Die gute Mutter gab ihnen in der Freude über dieſen Tag doppelt ſo viel als ſonſt; dann ſprangen ſie fort, was ſie ſpringen mochten und waren lang vor den Herren daſelbſt.

Des Junkers Karl war auch da und andere Buben fragten ihn: was doch der Papa mit ſo viel Geißen machen wolle?

Ihr müßt alle mit einander ſo Geißen haben, der Papa hat's geſagt, antwortete ihnen der Karl.

Du weißt aber einmal viel, daß du dein Maul ſo brauchſt, ſagte der Klaus; es ſind ſieben Kinder da, wo eine Geiß.

Und die größern Buben ſagten auch: es iſt wahr, es ſind mehr Buben da, als Geißen.

Die armen Thiere waren geplagt. Die Kinder neckten ſie an Bart und Hörnern, daß ſie ihnen mäh mäh machen, und ihrer etliche ſagten zu des krummen Schneiders Liſeli: es habe ſo viele Geſchwiſterte hier. Es aber zeigte mit der Hand in das Thal hinunter, wo Ochſen und Kühe weideten, und ſagte: da unten ſind die euern.

Aber die Geißen waren hungrig. Die meiſten kamen einen weiten Weg und wenn die Kinder ihnen den Kopf anrührten, ſtießen ſie ſelbige manchmal für gut mit den Hörnern.

Die Kinder aber wollten, daß die Geißen gut mit ihnen ſeyen und zehrten ihnen Laub und Gras ab und gaben ihnen Brod aus dem Sack, ſo viel ſie hatten; da wurden die Geißen bald zähmer und ſtießen ſie nicht mehr.

Des Maurers Heirli ſaß an einem Hag, zeigte einer Geiß ſein großes Stück Brod, indem er's ſo halb aus dem Sack hervorgucken ließ; aber wenn die Geiß den Kopf halb im Sack und das Brod faſt im Sack hatte, zog er es wieder zurück, dann trieb er das hungrige Thier ſo ſtark gegen das Brod, daß es ihn einmal auf den Boden warf.

Ja, ja, jetzt haſt du Brod, wenn du mich brav umſtoßeſt, ſagte er, als er wieder aufſtund, und es dünkte

ihn

ihn ſo luſtig, daß er nicht merkte, daß er nahe bey einem Ameiſenhaufen abgeſeſſen, bis er voll von dieſen Thieren lief.

Das iſt nicht gut Wetter, wir müſſen weiter, ſagte er zur Geiß, nahm, damit ſie auch komme, das Brod in die Hand und hielt es ihr dem Maul nahe. So folgte ſie ihm bis hinter den Hag, wo er ſich denn abſetzte; aber vorher ſah er jetzt doch, ob es mit dem Boden richtig oder unrichtig ausſehe und ob nicht etwa wieder ein Ameiſenhaufen in der Nähe ſey; dann fing er doch an, der Geiß im Ernſt Brod zu geben. Aber da er eben einen Mundvoll für ſie noch in der Hand hatte, ſah er des Rütimarren Betheli, das nahe bey ihm zu ſtund und ihm auf die Hand und der Geiß ins Maul hineinſchaute, und ſagte im Augenblick zu ihm: willt auch Brod?

Roth und nur halblaut antwortete es: ja, wenn du mir gibſt.

Ja freylich, ſagte der Heirli, und theilte dann ſein Brod Mundvoll für Mundvoll zwiſchen dem Kind und der Geiß. Doch gab er allemal den größern Mundvoll dem Betheli, den kleinern der Geiß, und ſagte dann, wann das Thier ſeinen hatte: wart jetzt, Geißli, es iſt jetzt wieder am Betheli — und dann darnach: jetzt iſt es wieder am Geißli. — Das Kind zitterte mit der Hand, als es ihm den erſten Mundvoll abnahm, und etwa beym dritten, da er ſelber keinen nahm, ſagte es: warum iſſeſt du nicht auch?

Ich kann wieder haben, wenn ich heim komme, die Mutter gibt mir wieder, antwortete der Heirli.

Und das Betheli: kannſt du Brod haben, ſo viel du willſt, Heirli?

Ja, jetzt gibt mir die Mutter bis genug; aber es iſt noch nicht lang, ſie hat mir auch nicht können genug geben, erwiederte der Heirli.

Das Betheli ſeufzte und der Heirli ſagte wieder: weiſt du was? komm nur am Abend um 6 Uhr, wenn wir Feyerabend haben, an unſere Gaſſe; ich will dir denn allemal Brod aufſparen und dies dann geben.

Aber haſt du dann doch genug, wenn du mir ſo gibſt? erwiederte das Betheli.

Und der Heirli: ich will denn das ſchon machen, komm du nur.

So redten ſie mit einander, während dem er das Brod theilte, bis auf den letzten Mund voll, der noch groß war. Er ſah ihn an, ob er ihn auch theilen wollte; aber er machte mit dem Kopf nein, und ſagte: Geiß, du mußt jetzt genug haben, und gab ihn ganz dem Betheli. Dann ſtund er auf, führte ſeine Geiß weiter an der Hand am Haag hinauf, wo ſie Laub fand; das Betheli aber blieb mit ſeinem Mundvoll Brod ſitzen und aß.

Des Junkers Claus ſah dem ganzen Spiel zu, und da der Heirli fort war, kam er hinter der großen Brombeerſtaude im Haag, hinter der er ſtand und zuſah, hervor und legte, ohne ein Wort zu reden, dem Kind ein großes Stück Brod in den Schooß. Es erſchrak, als er hinter der Staude hervorkam, aber da es das Stück Brod auf dem Schooß hatte, lachte es und rief ihm laut nach: dank dir Gott, Mann!

Der Heirli hörte es oben am Haag dank dir Gott rufen, und rief ihm zurück: was haſt du jezt? Da ſprang es mit dem Brod in der Hand zu ihm hinauf, zeigte ihm den Mann, der es ihm gegeben, aber jezt wieder bey des Junkers Wagen voll Bäume ſtund. Dann theilte das Kind ſein großes Stück Brod auch mit der Geiß, aber es gab ihr doch nur kleine Stücke und aß die größern ſelber. Der Heirli wollt ihm keins abnehmen; da bat es ihn: nimm doch nur auch einen einzigen Mund voll — und er nahm ihm einen ab und aß ihn bey ihm, ehe er wieder wegging.

Jezt einsmals tönte ein Geſchrey und ein Rufen: er kommt! er kommt! er iſt es! es iſt ihn!

Es war der Junker, der mit dem Lieutenant langſam aus dem Forenholz heraus, dem Bach nach gegen die Anhöhe kam. Da machten die Knaben den Anſchlag, ihm bis unten an den Hügel in einem Zug entgegenzugehen, und der Karl nahm ſein großes, buntes Naſtuch aus dem Sack und rief: he! wer macht uns einen Fahnen? wenn wir einen Zug machen, ſo müſſen wir einen Fahnen haben.

Der Klaus erwiederte: ich will euch einen machen, und band ihm das ſchöne Tuch an einen ſchneeweißen Stecken.

Aber wer muß dann Hauptmann ſeyn und den Fahnen haben? ſagte der Karl.

Der Fahne iſt dein und du mußt ihn tragen, ſagten die Buben.

Nein, ſagte der Klaus, der Bub da (auf des Maurers Heirli deutend) muß jezt der Hauptmann ſeyn.

Aber warum jezt auch das? ſagten alle Buben, und auch Karl ſtund da, wie wenn er das lieber anders hätte und ſah den Klaus mit runden Augen an.

Es muß jezt ſo ſeyn, ihr Buben, ſagte Klaus, und, Meiſter Carli Kayſer! ſieh mich nur nicht ſo an; ich weiß, wenn dein Papa kommt, ſo ſagt er, ich habe recht.

Nun, ſo gib ihm den Fahnen nur, wenn's Nastuch ſchon mein iſt, ſagte der Karl.

Der Klaus thats, und der erſte, der am Zug jauchzte, war Karl. Aber da ſie nahe beym Junker waren, ſprang er aus dem Reihen heraus ſeinem Vater an die Hand.

Warum biſt du ſo aus der Reihe herausgeſprungen? ſagte der Junker, und hob ihn in die Höhe.

Dann grüßte er die andern alle, gab dem Heirli ſeine Hand und fragte ihn: wer ihn ſo zum Hauptmann gemacht?

Da, dieſer Mann hat wollen, ich müſſe es ſeyn, ſagte der Heirli, deutete mit der Hand auf den Klaus; und dieſer erzählte dann, daß er eben vorher dem Buben hinter einer Brombeerſtaude zugeſehen, wie er ſein Stück Brod mit einem Kind und mit einer Geiß getheilt, und dann dem armen Kind noch alle Abend von ſeinem Brod verſprochen, und ſezte noch hinzu: und ich möchte jezt den ſehen, der es beſſer verdient hätte.

Ja, ſagte der Karl, wenn du das zuerſt geſagt hätteſt, hätte ich dann auch gewußt, daß es recht wäre.

Und nicht alſo das Maul gehängt, ſagte der Klaus ihm leiſe und ſeitwärts.

Das iſt recht, Klaus, der brävſte muß auch der Hauptmann ſeyn, ſagte der Junker.

Das iſt nichts ſo braves. Ich hab mich nur luſtig gemacht, und es hat mich nicht gehungert, ſagte der Heirli.

Dann zog alles fröhlich mit einander den Berg an.

§. 44.

Der Junker thut Vaterwerke und macht Geißhirtenhüterordnungen.

Nun ſtund er auf der Anhöhe, auf welcher Bonnal einſt das Feſt feyern ſollte, deſſen Stiftung er beſchloſſen, in der Mitte ſeines Volks. Die Fruchtbäume zum groſſen bedeutungsreichen Obſtwald, unter deſſen Schatten es einſt den Erdenſegen, den Gott dem Menſchengeſchlecht allgemein und niemand ausſchließend gegeben, feyern ſollte, lagen jezt vor ſeinen Augen ſchon auf dem Wagen.

Wie ein frommer heiliger Prieſter in ſeiner feyerlichſten Stunde ſtill vor dem Altar ſeines Gottes ſteht, ſo ſtund voll hoher Gefühle mit ſeinem menſchlichen Opfer jezt Arner auf dieſer Stelle und warf ſeinen Segensblick auf die ihn umgebende Menge. Er hatte in dieſem Staunen ſeinen Karl aus den Augen verloren, aber er mangelte ihm jetzt in dem Augenblick dieſer feyerlichen Stimmung. Er mußte ihn ſuchen. Er warf ſein Aug auf den Haufen Kinder, der daſtand, und fand ihn unter Bonnals Buben, zwey von den ſchönſten an beyden Händen haltend. Er winkte ihm und ſagte zu ſich ſelber: wenn er doch nur ſein Lebtag ſo glücklich unter den Kindern ſeines Volks daſteht und niemand ſo gern am Arm hat, als ſeine Leute, nahm ihn dann auf ſeine Arme, redte mit ihm von der Stiftung, die er jetzt vornehmen werde, und um deren willen man jetzt die Bäume auf dem Ried ſetzen müſſe.

Der Karl hörte ihm auf ſeinem Arm aufmerkſam zu. Eine ſanfte Wehmuth ergriff jetzt beyde, da Arner ſo mit ihm redte, ſo daß beyde faſt Thränen in den Augen hatten. Einen Augenblick war Arner in dieſer Wehmuth ſtill, dann ſagte er wieder zum Karl: ich denke nicht und es iſt kaum möglich, daß ich dieſe Bäume ausgewachſen und in ihrem vollen Segen daſtehend erleben werde; denk an dieſe Stunde, wo wir ſie jetzt ſetzen und ſo das Feſt begründen, das ich für das Dorf ſtiften will. Lieber! denke bis an dein Grab daran, wie ich dich jetzt auf den Armen trage, und wie du dieſe Bäume auf dem Wagen und dieſe Leute aus meinem Bonnal jetzt vor dir ſtehen und nimm dir feſt vor, bis an dein Grab für deine Leute zu ſorgen, wie du jetzt ſiehſt, daß ich für ſie ſorge.

Karl umſchlang jetzt ſeinen Vater mit beyden Händen und ſagte ihm: ich will gewiß bis an mein Grab daran denken; aber du ſtirbſt doch nicht ſo bald. Du erlebſt gewiß auch noch, daß dieſe Bäume groß ſind und viele Früchte tragen.

Lieber Karl! erwiederte Arner, der liebe Gott kann mich noch lange leben laſſen, aber was du erleben wirſt, das kann ich, menſchlicherweiſe davon zu reden, nicht erleben. — Mit dem küßte er ihn noch einmal, ſtellte ihn neben ſich ab und redte, ihn ſo neben ſich an der Hand haltend, mit dem Volk von Bonnal, das vor ihm ſtund, von der Stiftung, die er vorhabe und von dem Segen, der durch dieſelbe ihrem Dorf zufließen könne, wenn ſie ſich deſſelben durch ein gottesfürchtiges und menſchenliebendes Leben würdig machen und beſonders ihre Kinder in der Furcht und Ermahnung des Herrn auferziehen würden.

Nachdem er eine Weile ſo mit ihnen geredt, ſagte er: es könne jetzt ein jeder Hausvater hingehen und von den Bäumen auf dem Wagen ſo manchen nehmen, als einer Kinder habe.

Auf das Wort drängten ſich Reiche, Freche und Geizige vor, geſchwind vor den andern die erſten zu ſeyn und die ſchönſten wegzuſchnappen; denn wenn ſchon alles gute Bäume waren und von gutem Obſt, ſo war doch immer ein Unterſchied im Alter und an den Wurzeln. Aber der Junker merkte den Zweck dieſes zudringlichen Laufens und machte ihm Halt, ehe noch einer ſich einen vorzüglich ſchönen Baum ausgeleſen und weggeſchnappt. Er rief laut, ſie ſollen ſich vom Wagen zurückziehen und warten, bis der Klaus mit ein paaren die Bäume alle ab dem Wagen genommen, und ſie, wie ſie ihm in die Hände kamen, die größern und die kleinern durch einander am Boden gelegt, und indeſſen ſich auch an eine Reihe ſtellen, und dann einer nach dem andern die Bäume, wie ſie am Boden liegen und auf einander folgen, jeder die ſeinen voran wegnehmen.

Es hängte zwar der eint und andere von den Dickbäuchen und Meiſterkatzen im Dorf das Maul ob dieſer Ordnung, als ob ihm dadurch unrecht geſchehen, aber jeder nahm dennoch ſeinen Baum in der Ordnung, die ihn traf; die mehrern aber lachten, daß Arner ſie alſo mit ihnen in eine ehrliche Gleichheit geſtellt hat und ſagten: es ſey den Meiſterkatzen, die in allen Dingen vor den andern etwas voraus haben und den Nidel (Rahm) immer oben von der Milch abnehmen wollen, recht geſchehen. Dann, als ſie die Bäume hatten und alles wieder in einem Kreis um ihn herumſtund, ſagte der Junker: ich hatte gern, daß es auch der ärmſten Haushaltung nicht an der nöthigen Milch fehlte, ihren jungen Kindern eine gute und ihrem Alter angemeſſene und für ihr Wachſen und Zunehmen nothwendige Suppe machen zu können, darum habe ich dieſe Geißen hieher kommen laſſen, und will denen, die das Geld nicht haben, für ihre Kinder eine zu kaufen, daſſelbe gern vorſchießen, und hiemit befahl er denen, die einen ſolchen Vorſchuß gern hätten, näher zu ihm zu kommen.

Es kamen ihrer ſieben und zwanzig. Aber ſie ſahen aus, daß es ihm durch Leib und Seel fuhr — — ohne Hut, ohne Strümpfe, ohne Schuh und ohne Kappe und alles an ihren Kleidern zerriſſen.

Das war noch nicht das ſchlimmſte Zeichen ihres Elends. Der Lump, der Schlägler, der Tröler, der Spieler und Säufer war nicht nur auf ihren Röcken, er war auf ihren Geſichtern wie abgemahlt.

Es erſchütterte Arner, da er ſie anſah. Mit Ernſt und Unwillen ſagte er ihnen: ihr ſeht doch auch gar aus.

Ein Sigmund Hammerſchlag hatte das Herz, ihm zu antworten: es vermögen in Gottes Namen nicht alle Leute, gut auszuſehen.

Das brachte Arner auf. Er antwortete ihm: unverſchämter Mann, es vermag ein jeder Menſch, ſich an Leib und Seel nicht zu verhunzen, und nicht wie ein Schurk, ein Lump und wie du auszuſehen.

Die andern ſechs und zwanzig hätten ihm gern das Maul eingeſchlagen, daß er dieſes Wort geredt, und viele, ſelber von den Dickbäuchen und Vorgeſetzten, die etwas entfernter vom Junker da herumſtunden, ſey es aus Neid wegen den Geißen oder ſonſt, lachten überlaut und ſagten: der Junker habe wohl recht, es habe viele von ihnen noch ihr gutes Geld gekoſtet, bis ſie es dahin gebracht, auszuſehen, wie ſie ausſehen.

Der Junker fragte indeſſen den Pfarrer: ob ihre Weiber und Kinder alle auch ſo ausſehen?

Leider, Gott erbarm, wie ab ihnen geſchnitten, ſagte der Pfarrer.

Der Junker ſchüttelte den Kopf und erwiederte: denn iſt's bös, und hiemit wandte er ſich wieder an die Männer und ſagte ihnen: wo es euch eigentlich fehlt, iſt weder mit Land, noch mit Geißmilch zu helfen, und ich weiß wirklich nicht, was ich thun will. — Einen Augenblick darauf ſagte er wieder: wenn's mir nicht um eure Kinder zu thun wäre, ſo ſchickte ich die Geißen wieder, wo ſie hergekommen. — Er ſchwieg dann wieder eine Weile, ſagte dann: geht in Gottes Namen und leſet die Geißen aus; aber das ſag ich euch, wenn ihr die Milch euern Kindern vorenthaltet, oder ſonſt macht, daß ſie um euertwillen ſerben müſſen und nicht geſund ſeyn und trühen können, ſo will ich die armen Geſchöpfe euch wegnehmen und ſelber dazu ſehen, daß ſie wie Chriſtenmenſchen erzogen werden, es mag mich koſten, was es will; aber ſo gewiß mich auch einer von euch nöthigt, ihm ſein Kind wegzunehmen, weil er ein Unmenſch an ſeinem Fleiſch und Blut iſt, ſo ſtecke ich ihn auch dafür ins Zuchthaus und laſſe ihn daſelbſt auf eine Weiſe ziehen, wie es in ſolchen Häuſern der Brauch iſt.

Mit dem ließ er ſie dann gehen und ihre Geißen auswählen. Das, was er ihnen geſagt, machte ſie aber ſo ſturm im Kopf, daß ſie wahrlich mit den Geißenhändlern übel gehandelt hätten, wenn der Klaus nicht mit ihnen gegangen und ihnen geholfen hätte. Die Kinder aber, die Geißen bekamen, hatten eine unbeſchreibliche Freude, und viele andere Buben, auch von den reichern, hingen ihren Vätern an, daß ſie ihnen auch ſo Geißen kauften. Die meiſten von den Vätern thatens nicht gern, aber mit Bitten und Beten und mit Erzählen, daß der Junker Karl auch eine habe, brachten es ihrer zwey und dreißig dahin, daß ihnen ihre Väter auch Geißen kauften. Und da die ſieben und zwanzig ihre Kinder zum Junker hervorbrachten, brachten die zwey und dreißig die ihrigen auch; aber doch kamen ſie allein und ſtellten ſich mit ihnen nicht zu den Kindern und Geißen der ſieben und zwanzig.

Habt ihr euern Kindern auch ſo Geißen gekauft? ſagte da der Junker.

Etliche antworteten: wir haben wohl müſſen, ſie haben uns keine Ruhe gelaſſen, bis wir es gethan. Andere ſagten: weil ihr euerm Karl auch eine gekauft, ſo haben wir unſern Buben dieſe Freude auch machen wollen.

Müſſen eure Kinder ihre Geißen auch hüten? ſagte der Junker.

Warum das nicht? ſagten die Väter.

Nun, ſo machet jezt alle Kinder, die ihre Geißen ſo wie die andern hüten müſſen, um mich herumſizen, ich muß mit ihnen reden, ſagte jezt der Junker.

Da ſtellten die ſieben und zwanzig und die zwey und dreißig Väter ihre Kinder, die die Geißen hüten mußten, in einen Kreis vor ihn zu und ſich denn gerade hinter ihnen auch in einen Kreis, und Arner ſagte zu den Jungen und zu den Alten, das Weidhirtenleben, wie es jezt ſey, ſey ein Leben, in welchem Kinder leichter als in keinem andern zu wilden, ungezogenen und dadurch unglücklichen und böſen Menſchen werden können; ſie müſſen desnahen Einrichtungen treffen, daß ihre Kinder bey ihrem Geißhüten ſich nicht ſo leicht die Fehler des jezigen Hüterlebens angewöhnen.

Zuerſt müßt ihr, ſagte er dann zu den Kindern, unter einander abreden, wie viel alle Wochen von euch hüten müſſen, damit darinn keine Unordnung einreiße und keins unnöthigerweiſe die Zeit ob dem Hüten verliere, und dann, fuhr er fort, müßt ihr mir ferner verſprechen:

erſtlich, ihr wollet dasjenige unter euch für keinen braven Hüterbuben und kein braves Hütermädchen halten, und nicht mehr unter euch zählen, noch mit euch hüten laſſen, welches auf der Weid über ſeine Geiß flucht und ſchwört, ſie ſtark ſchlägt oder ihr Steine nachwirft;

zweytens, ihr wollet auch das für kein braves Hüterkind halten und nicht mit euch auf der Weid hüten laſſen, welches ſeinen Mithirten böſe Worte gibt, ſie ſchimpft und ſchilt, oder gar über ſie flucht und ſie ſchlägt;

drittens, daß ihr eines nicht für ein braves Hüterkind halten und neben euch hüten laſſet, wenn es mit Fleiß oder aus Liederlichkeit die Geißen in Holz und Feld zu Schaden gehen läßt, noch viel weniger, wenn es ſelber in Holz und Feld Schaden ſtiften und freveln würde;

viertens, daß ein jedes Hüterkind an ſeinem Hütertag eine Arbeit auf die Weid mitnehmen und dann am Samstag ſeinem Schulmeiſter vor allen Kindern angeben ſolle, was es an dieſem Tag bey der Heerde gethan; ſey es dann, es habe Stroh geflochten, oder Wolle geſtrickt, oder Holz aufgehauen.

Die Kinder verſprachen laut, daß ſie die Punkte alle gewiß, gewiß, und gern, gern halten wollen.

Aber etliche Väter, die hinter den Kindern zuſtunden, bückten ſich zu ihnen herunter und ſagten ihnen: ja, Kinder, Kinder, es iſt geſchwind ja geſagt, wenn es dann nur auch ſo munter geht, wenn's um's Halten zu thun iſt.

Der Junker hörte, was dieſe Väter ſagten. Es freute ihn und er ſagte auch: es iſt recht, was ſie euch ſagen, ihr Lieben! verſprecht mir nichts, was ihr hintennach dann nicht halten werdet.

Die Kinder verſprachen wieder, ſie wollens gewiß, gewiß halten. Und der Karl, der auch bey ihnen ſtund, nahm ſeinen Papa bey der Hand und ſagte: nein, Papa, glaub' es ihnen auch, es iſt ihnen gewiß ernſt.

Jä, jä, Karl, wie oft haſt du ſchon etwas verſprochen und hintennach nicht oder nur halb gethan, ſagte der Junker und lächelte. Eine Weile darauf ſagte er zu den Vätern dieſer Kinder: aber wenn ſie es thun und hüten, wie recht und brav und wie ſie verſprochen, ſo müſſen ſie dann, wenn's Winter werden will und das Weiden bald aufhört, einen ganzen Tag mit ihren Geißen zu mir kommen, ich will ſie dann an der Burghalden neben den Reben weiden laſſen und ſehen, wie jedes mit der ſeinen umgeht, und die Mama macht dann allen zuſammen einen Reisbrey.

Und Fliegen darauf, ſagte der Karl.

Ja, und Fliegen darauf, bis er ganz ſchwarz iſt, ſagte der Junker. Sie meynten Roſinen, aber die Buben wußten es nicht und zerrten den Karl bey Rock und Ermel und fragten ihn: was das auch ſey?

Es iſt gut, gut, ſüß wie Zucker und kohlſchwarz wie Fliegen, aber ohne Flügel, und ihr werdets dann ſchon ſehen, ſagte der Karl.

§. 45.

Von Jugend auf drey Batzen ſparen; ein Mittel wider den Urſprung der Verbrechen, gegen die man ſonſt Galgen und Rad braucht.

Als dieſer Spaß mit den Fliegen vorüber war, redte der Junker mit den Hausvätern von den zehendfreyen Aeckern, die er den Spinnerkindern ſchenken wollte, wenn ſie, ehe ſie 20 Jahre alt ſeyen, 8 bis 10 Dublonen erſpart hätten und beyſeits legen würden. Es wollte ihnen im Anfang zwar nicht leicht in den Kopf hinein, wie die Spinnerkinder 8 bis 10 Dublonen zuſammenbringen ſollen, ehe ſie 20 Jahre alt ſind; aber das Wort Zehendfreyheit, von dem die Bauern ihren Lebtag ſagen gehört, es ſey im Mund eines Herrſchaftsherrn ſo rar, als der Vogel Phönix im Schwarzwald, machte, daß ihnen diesfalls in ihren Köpfen bald ſo viel Licht aufging, und daß ſie begriffen und ausrechnen lernten, es brauche nicht mehr, als daß ein Kind in der Woche drey Batzen von ſeinem Spinnerverdienſt beyſeits lege und dann ſey's in der Ordnung. Sie begriffen das auch um ſo leichter, da er auf den Rath hin, den ihm das Baumwollenmareili angab, zu ihnen ſagte: ein Kind, das jetzt ſchon 17 Jahr alt, müſſe fl. 30, eins, das 16 Jahr alt, 40, eines, das 15 Jahr, 50, und nur die, welche unter 15 Jahren, müſſen ihre volle fl. 80 zuſammenbringen, um dieſe Zehendfreyheit zu erlangen. Ihrer etliche fingen bald an, darüber ſo warm zu werden, daß ſie zu einander ſagten, man muß das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt, Kinder und Kindeskinder erlebens vielleicht nicht mehr, daß einem Junker ſo ein Wort zum Maul hinaus juckt.

Und hie und da nahm jetzt ein Baumwollenſpinnervater ſein Kind beyſeits und ſagte ihm: was iſt's? willt du in der Woche ein halbes Pfund mehr ſpinnen, daß ich dir ſo einen Sparhaſen machen könne? du haſt dann dein Lebtag ein Vortheil.

Das glaub' ich, ſagten die Kinder, und das gern, recht gern, wenn du mir das thuſt, Aetti (Vater).

Bald darauf riefen ein paar Spinnerväter: wir haben zu danken, Junker, und wir wollen mit unſern Haushaltungen das anfangen, was ihr ſagt.

Wir auch, wir auch, Junker, ſagten jetzt ihrer eine Menge.

Uebereilet euch nicht, ſagte da der Junker, und beſinnet euch mit euren Weibern bis morgen, ob ihr's verſprechen wollt; denn es iſt mir, wie mit den Hirtenkindern, wenn's einmal verſprochen iſt, ſo muß es gehalten ſeyn.

Es iſt verſprochen, es iſt verſprochen und es muß gehalten ſeyn, ſagten ihrer ſehr viele, und einige ſetzten noch gar hinzu: es braucht ſich da nicht zu beſinnen, wir müßten uns und unſern Kindern ſpinnenfeind ſeyn, wenn wir uns darüber nur einen Augenblick beſinnen wollten.

Aber die Reichen im Dorf und die Großen, als ſie ſahen, wie das kommen wolle, fingen an die Köpfe zuſammenzuſtoßen und zu einander zu ſagen: jä, und denn unſere Töchtern, was haben denn ſie, wenn die Spinnerkinder ſo zehendfreye Aecker bekommen?

Der Junker merkte, daß ihnen etwas nicht recht lag. Sie ſtanden bey drey, vieren zuſammen, verwarfen die Hände und ſchüttelten die Köpfe. Es wunderte ihn, was es ſey. Er winkte dem Untervogt, der bey ihnen ſtund, und fragte ihn: was ſie haben?

Ja, ſie meynen eben, ſo zehendfreye Aecker würden ihre Töchtern auch freuen und ihnen auch wohl thun, wie den Spinnerkindern, ſagte der Untervogt.

Und der Junker: So — möchten ſie auch ſolche zehendfreye Aecker?

Sie meynen auch, ſagte der Untervogt, ſie verdienen es wie die andern, und wenn man die Wahrheit ſagen muß, ſo müſſen ſie zehnmal mehr arbeiten, als die andern.

Das iſt nur, weil ſie zehen und hundert mal mehr vermögen, als die armen Spinnerkinder, erwiederte der Junker.

Und der Vogt: es iſt ſo, es iſt ſo — fuhr aber denn doch fort, ihnen das Wort zu reden und ſagte: wenn der Vortheil nur nicht den Zehenden beträfe, es möchte ſonſt ſeyn, was es wollte; aber der Zehenden iſt ſo eine eigentliche Bauernſache, und es ſezt den größten Verdruß ab, wenn die Baumwollen-Spinnerkinder darinn einen Vortheil erhalten.

Der Geſcheideſte unter den Dorfmeiſtern, der Hügi, hatte nämlich dem Untervogt eingeflüſtert, er ſolle dem Junker dieſes ſagen. Der Junker aber merkte bald, daß

der

der arme Meyer dieſes nicht einmal aus ſich ſelber ſage, warf ſeinen Blick auf den Hägi ſelber, beſann ſich einen Augenblick wegen der Antwort und ſagte dann: ja, es iſt mit dem Zehenden für die reichen Bauern wirklich eine eigene Sache, ſie beſtehen den Zehenden gemeiniglich ſehr wohlfeil, aber geben dem Armen in keinem Fall nie nichts von dem Vortheil, den ſie von dieſem Beſtehen ziehen. Doch wenn den reichen Bauern ſo viel dran liegt, daß ihre Töchter auch ſo zehendfreye Aecker zur Ausſteuer bekommen, ſo will ich das thun. Ich will einer jeden Bauerntochter, deren Eltern ein Wayſenkind, das nicht über 7 Jahre alt iſt, ins Haus aufnehmen und brav und unklagbar erziehen werden, ſo einen zehendfreyen Acker zur Ausſteuer ſchenken, wie einem Spinnerkind, das ſeine 80 Gulden verdient hat, und noch lieber will ich das thun, wenn eine von euren Töchtern aufweiſen kann, daß ſie ſelber etwas gethan, das ſo brav und gut iſt, als ein armes Kind erziehen, oder ſo viele Jahre in der Ordnung ſparen, als die Spinnerkinder dafür ſparen müſſen. Aber verſteht mich wohl, es muß etwas ſeyn, das nicht bloß n ihren eigenen Sack gut iſt.

Die Sammlung der Bauern that kein Maul auf über as, was er ſagte; ihrer viele aber kehrten ſich von ihm eg, da er ihnen ins Geſicht ſah. Eine Weile darauf ngen ſie unter einander an zu brummen: das ſey nichts.

Einer ſagte: ſie müßten ja aus ihrem Geld kaufen, was den andern verehre.

Ein anderer ſagte: ſo ein Narr bin ich nicht, und ſalze mir ſo eine Plage auf, ein fremdes Kind zu erziehen, ich habe genug an meinen eignen.

Noch einer ſagte: wenn ich etwas Fremdes erziehen will, ſo muß es mir im Stall ſchlafen und am Bahren freſſen.

Ja, ja, ſagte wiederum einer, ſo eins, das man im Stall anbinden kann, geht wohl an, aber mit einem andern mag ich nichts zu thun haben.

Einer oder zwey, die gar hochmüthig waren, fanden aber doch, ſo ein Kind eſſe zulezt mit den andern, und ſie könnten es immer brauchen, wenn's auch nur zum Hünerfüttern und Grasausraufen wäre.

Aber es hat ein anderes Bedenken, ſagte wieder einer, wer weiß, was er unter dem wohl und unklagbar erziehen verſteht? und wenn einer Jahr und Tag Mühe und Arbeit mit einem ſolchen Kind gehabt hätte und der Junker oder ſeine Erben dann ſagten, es wäre nicht brav und nicht unklagbar erzogen, was wollte einer dann machen?

Und wenn ſo eins ſtürbe? ſo wäre wieder das, man könnte noch 's Teufels Verdruß davon haben, und wenn man's 10 Jahre gehabt hätte, ſo wäre einem denn noch niemand nichts ſchuldig.

Der Junker ſah, daß ſie nicht mit ihm reden wollten, ſondern nur unter einander brummten. Er zweifelte nicht daran, es gefalle ihnen nicht und er wollte die Gemeind entlaſſen, ohne weiter darüber ein Wort mit ihnen zu verlieren.

§. 46.

Eines Maurers Geſellen, der vor Arners Einfluß auf Bonnal ſchon ein halber Schelm war, reine Herzensgüte — des Junker Karls Unſchuld und Anlagen zur Kraft und Selbſtthätigkeit und endlich der Menſch verglichen mit der ſchönen Natur.

Da kam noch der Michel zu ihm hervor und ſagte: es ſey von der ärmſten Haushaltung, die gewiß mehr als keine andere eine Geiß nöthig habe, niemand da; die Frau liege auf dem Krankenbett und der Mann habe gewiß nicht können von ihr wegkommen.

Der Junker befahl ihm im Augenblick, das beſte Thier, das er noch finde, für den Kienaſt zu kaufen.

Und der Michel, wenn er für ſich ſelber eine Geiß gekauft hätte, hätte ſie nicht ſorgfältiger ausſuchen können.

Dann warf der Junker noch einen Blick auf das Volk, das jetzt von ihm wegging. Es erquickte ihn, daß die Armen und Kinder ſich zu ihm drängten und ihm dankten, und that ihm hingegen weh, daß die Reichen faſt alle die Köpfe von ihm weghielten und thaten, als wenn ſie ihn nicht ſahen, ſo nahe ſie auch an ihm vorbeygingen.

Sein Karl machte ihm ihre Unart vergeſſen. Er ſtund, den Baum auf der Achſel und die Geiß an der Hand, die Beine wie ein Bauernbub verſpreitend, vor ihm zu und ſagte: aber du, Papa! die andern Aetti (Väter) ſeyen morn alle ihren Buben die Bäume, willſt du mir meinen auch ſetzen?

Ja freylich, ſagte der Junker.

Aber kannſt du es auch? ſagte der Bub.

Und der Junker: ich will's dann probiren.

Siehſt du, erwiederte Karl, man muß ein Loch in Boden machen, aber ein großes und tiefes, und Schorherd drein thun, aber faulen, alten, der nicht brennt, und dann erſt den Baum darauf, nicht tief; und die Grasmotten, die man dazu legt, muß man umkehren, daß ſie nicht anwachſen, dann brauchts noch viel, viel, bis er recht ſteht und verdornt iſt.

Junker. Wer hat dir das alles geſagt?

Karl. Meynſt du, Papa? die Buben reden jetzt nichts als vom Baumſetzen. Sie haben geglaubt, ich wiſſe nichts von dieſem, aber meyn, ich habe mehr gewußt als ſie, und ſind doch Bauernbuben.

Junker. Wer hat dich aber das gelehrt?

Karl. Der Herr Bollenberger, der weiß mehr, als alle Bauern. Aber ich muß jetzt gehen, die andern Buben gehen auch mit ihren Geiſſen.

Jetzt ſtand Arner mit ſeinem Lieutenant bald allein auf dieſer Anhöhe. Die glatte Itte zitterte im reinſten Silberlicht zu ihren Füßen, die Sonne neigte ſich und der Waſſerſpiegel des ſich ſchlängelnden Bachs glänzte von Bonnal aus bis Ends zu dem Gebürg, wo ſeine Herrſchaft von der daran ſtoßenden ſich ſcheidet.

Arner ſah eine Weile ſtaunend ſtill in dieſes liebe Thal ſeiner Herrſchaft hinab und ſagte dann zum Lieutenant, der neben ihm ſtund: es iſt mir jezt, ich ſehe die Arbeit, die wir hier anfangen, auch ſo mit dem Bach, von Bonnal weg, fortrinnen und von einem Dorf ins andere kommen, bis an den Thurm, wo ſich Gott Lob meine Sorgen und meine Pflichten enden. Er zeigte ihm dann mit dem Finger die graue Spitze des Kirchthurms von Arnheimsend. Die Itte glänzte da nur noch wie ein dünner Silberfaden, ſie verlor ſich im Verhang des Gebürgs, und Arner ſagte: das iſt der lezte Ort meines Thals, und ſezte mit einer Art von Wehmuth hinzu: erleb' ich's noch, daß wir mit unſrer Arbeit bis nach Arnheimsend kommen?

Es geht vielleicht nicht ſo lang, als Sie ſich vorſtellen, ſagte der Lieutenant.

Es iſt möglich, ſagte Arner, und ich denke, unſere Arbeit wird uns vielleicht leichter, je weiter wir vom Schloß und von Bonnal wegkommen und gegen Arnheims- nd vorrücken.

Darüber lächelte der Lieutenant und ſagte: über den iesfälligen Geſichtspunkt, der Ihrer gegenwärtigen Aeuſ- erung zum Grund liegt, habe ich einmal einen Geiſtli- hen vor einem Tiſch voll Junkern und Pfaffen ein der- es Wort ſagen hören. Es war in der Steinmarch und an redte an einer großen Herrſchaftstafel von dem Un- rſchied der Pfründe, die in einem Marchamt gegen die ewohnheit in der Nähe von den Schlöſſern beſſer ſind, s in der Ferne davon. Da ſagte ein magerer Pfarrer, r unten am Tiſch ſaß, mit einer hellen, langſamen timme, die hinauf tönte, daß alle Mäuler ſchwiegen:

wenn's recht wäre, Ihr Gnaden und Ihr Hochwürden, ſo wär's allenthalben ſo.

Warum? warum? riefen ihm Ritter und Pfaffen wie aus einem Mund hinab.

Warum? Ihr Hochwürden und Gnaden, in der Nähe von Schlöſſern hat man Teufel auszutreiben; weit weg davon nur Kinder zu erziehen, erwiederte der Pfarrer.

Die Augen blitzten den Hochwürden und Gnaden, da das Wort heraus war. Aber die Geſcheideſten unter ihnen fingen an zu lachen und auf des Pfarrers Geſundheit zu trinken. Da merkten die andern, daß dieſes zu thun auch ihr Spiel ſey und vom Schleſiſchen Commandeur, der oben anſaß, bis zum jüngſten Degen lachte jetzt alles, und alles trank auf des luſtigen Pfarrers gute Geſundheit. Aber noch vor morgen Abend darauf machten, das weiß ich gewiß, vom Schleſiſchen Commandeur bis zum geringſten Degen hinab ein jeder auf ſeinem Schloß wieder Sachen, die der Grund ſind, warum die Geiſtlichen hie und da in der Nähe von Schlöſſern Teufel austreiben haben.

Ach, die Menſchen ſind ſo häßlich und was man auch mit ihnen macht, ſo bringt man's doch nicht dahin, daß ſie auch nur ſo ſchön ſind, wie dieſes Thal, ſagte der Junker jetzt auf ſeiner Anhöhe, auf der er alſo die reine Ilte in ihrem Silberglanz durch ſein ſchönes Thal bis nach Arnheimsend hinfließen ſah; aber in dem Augenblick, in dem er das Wort ausſprach, trieb ein Hirtenbub unter dem Felſen, auf dem ſie ſtunden, eine magere Geiß (Ziege) vor ihm her. Er ſtund zu ihren Füßen ſtill, ſah gegen die Sonne hin, lehnte ſich auf ſeinen Hirtenſtock und ſang ein Abendlied. Er war die Schönheit ſelber, und Berg und Thal und die Itte verſchwanden vor ihren Augen. Sie ſahen jetzt nur den Jüngling, der, in Lumpen gehüllt, zu ihren Füßen ſtund, und Arner ſagte: ich hatte unrecht, die Schönheit des Menſchen iſt die größte Schönheit auf Erden.

§. 47.

Die Gottesfurcht iſt zu allen Dingen nutz, das iſt ganz wahr; aber das Träumen über die Gottesfurcht und das Maulbrauchen darüber iſt nicht zu allen Dingen nutz und hat keine Verheißung weder des gegenwärtigen noch des zukünftigen Lebens.

Die Geißen, die der Junker den Armen geſchenkt hatte, machten faſt in allen Stuben die größte Freude. Am rührendſten war dieſe Freude in der Kienaſtin Stube, für welche der Michel den Junker noch um eine Geiß gebeten.

Es kann nicht wohl etwas traurigers ſeyn, als das Leben und das jetzige lange Krankenbett dieſer Frauen. Sie iſt mit dem beſten Herzen das elendeſte Menſch worden, weil ſie ſich ob dem größten Weltgift unſerer Zeit, ob armen Bücherſachen verirrt. Der alte Pfarrer Flieg in

Himmel war an ihrem Unglück ſchuld. Er war ein herzguter Mann, wie ſie auch in ihren guten Tagen; aber er war mit ſeinen Sinnen nicht in der Welt, ſondern in den Büchern, und hat das arme Menſch, das jezt auf dem Todbett lag, mit ſeiner Jugendlehre aus dieſer Welt hinaus und in eine einbildiſche verſezt, die ihr weder Brod, noch Ruhe, noch Segen zeigte, ſondern alles das Gegentheil, bis auf die Stunde ihres Scheidens.

Es ſteht im Anfang des Worts Gottes oder im erſten Buch Moſis im erſten Capitel: „im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen“ — und mein Großvater, wenn er dieſen Spruch ſagte, ſezte allemal noch hinzu: wenn du nicht ein Narr werden willſt und ein Lump oben drauf.

Davon wußte der Pfarrer Flieg in Himmel weniger als nichts. Er meynte, wenn ſeine Kinder nur ordentlich ſtill ſäßen und den frommen Sachen, von denen er alle Sonntag und Donnerstag die Ohren voll zählte, die Woche durch fein ordentlich nachſinnten und links und rechts der Gründe Menge wüßten und an den Fingern herzählen konnten, warum er, der Pfarrer Flieg in Himmel, dieſes oder jenes für wahr halte, u. ſ. w. Dieſer Pfarrer hat eine Menge Kinder unglücklich gemacht, und die Leute, die die ſchlechteſten im Dorf ſind, ſind im eigentlichſten Verſtand ſeine Zucht.

Er verblendete viele Leute mit der gutmüthigen Weiſe, mit der er den Kindern die Religion in die Einbildungskraft und in das Gedächtniß hineinlegte und ſie in einer

Art von Traumſucht darinn verlieren macht, ohne ſie durch ihren Glauben und durch ihre Liebe genugſam zu den Pflichten, Anſtrengungen und Ueberwindungen, die das Leben des Menſchen täglich fordert, genugſam anzuhalten und darinn zu beleben. Er war in ſeiner Zeit von der Gemeind faſt angebetet. Sein Lob war allgemein; nur hie und da machte etwa eine alte Frau, die noch im Geiſt und in der thätigen Kraft der Vorzeit erzogen war, die Anmerkung: ſeine Kinder werden ſo geſchwind müde und haben ihren Kopf und ihre Sinnen nicht immer, wie ſie ſollten, bey ihrer Arbeit.

Die Kienaſlin war ein gutes Kind, aber ein zur Liederlichkeit und zum Träumerleben höchſt geneigtes Geſchöpf und hatte noch dabey die Schwäche, ſich für die Erkenntniß ihres Heils, wie ſie es nannte, viel einzubilden. Sie war in ihrer Jugend dieſes Pfarrers Herzenskäfer. Er nannte ſie oft vor ihren Augen und vor den andern Kindern himmliſches Kind, Engelsſeele und mehr dergleichen Namen. Aber er hat ſie damit ſo unglücklich gemacht, als man immer ein Erdenkind mit Himmelsträumen unglücklich machen kann. Sie vertiefte ſich mit Nachdenken über Gegenſtände, die über ihre Kräfte und ihre Kenntniſſe waren und machte ſich den Kopf mit Wörtern und Vorſtellungen voll, deren Sinn zu begreifen ſie von ferne nicht im Stand' war. Sie ward aber dadurch eine liederliche Frau und eine unverantwortlich ſchlechte Mutter. Das Hausweſen ihres Mannes ging durch ihre Schuld allmälig ganz zu Grund. So lange ſie noch bey Haus und Hof waren und ihr das nöthige Eſſen und Trinken ohne große Sorge auf den

Tiſch kam, achtete ſie das nicht und lebte in ihren Träumen, wie im Himmel; aber als es mit ihrem wirthſchaftlichen Verderben ſo weit kam, daß ihr Mann Haus und Hof verlaſſen und ſie in Noth und Elend geriethen, konnte ſie ſich in ihre Umſtände gar nicht ſchicken und ſank in einen Mißmuth und Trübſinn, der ſie unendlich elender machte, als tauſend Arme, die ſich in ihrer Noth mit ihrer Hände Arbeit, mit Kraft und Anſtrengung die Nothdurft des Lebens zu erwerben. Der Pfarrer Flieg in Himmel erlebte ſchon ihre Noth; aber anſtatt ſie zu den Kräften und der Anſtrengung zu erheben, die ſie bedurfte, ſchickte er ihr zu Zeiten etwas Gutes zu eſſen ins Haus und ließ ſie oft am Abend zu ſich kommen und ſich etwas Frommes und Schönes, zu Zeiten aber auch Zeitungen vorleſen. Nach ihm kam ein alter Pfarrer, der den Vicari hatte, den wir kennen, nach Bonnal und ſie ward in des Hummels Zeit nicht nur im höchſten Grad elend, ſondern auch das Geſpött des ſich immer mehr verderbenden Dorfs. Sie blieb aber in ihren Träumen und in ihrer Liederlichkeit fortdauernd ſich ſelbſt gleich; der jetzige Pfarrer ſagte ihr, ſobald er ihr Seelſorger wurde, wo er glaube, daß ſie zu Haus ſey. Wo er immer ſein Aug hinwandte, fand er in ihrem Haus nichts, das ihm zeigte, es wohne eine Hausfrau und eine Mutter hier, hingegen war ihr das Maul im Augenblick offen, von Religionsſachen mit ihm zu reden und ihn zu fragen, wie er dieſes und jenes anſehe? Er ſagte aber deutſch: du fragſt mich da Sachen, an die ich noch nie Zeit gehabt, zu denken, und es nimmt mich Wunder, wie du Zeit gehabt habeſt, ſo weit zu kommen? Sie wollte anfangen, ich habe da vom Hr. Pfarrer ſelig etliche Bücher, aber er unterbrach ſie und ſagte: ich halte gar nicht viel auf vielen Büchern in Bauernhäuſern; die Bibel und ein Herz, das in Einfalt nur nicht daran ſinnt, etwas zu erklären, was es nicht geradezu verſteht, das ſuche ich in Bauernhäuſern und dann Karſt und Hauen, die alles unnöthige Erklären aus dem Kopf hinaustreiben. Die arme Frau meynte im Anfang faſt, der Pfarrer läſtere und rede wider Gott, da er alſo wider ihre Thorheit redte. Dennoch aber brachte er ſie in ihrer langen Krankheit, an der ſie auch jetzt noch im Bett lag, dahin, daß ſie anfing zu erkennen, ſie ſey in ihrer Pilgrimſchaft auf Erden in der Irre herumgelaufen und habe gegen ihren Mann und gegen ihre Kinder und gegen Gott und Menſchen nicht gehandelt, wie ſie hätte handeln ſollen. Der gute Pfarrer hatte alle mögliche Aufmerkſamkeit auf ihre Umſtände. Er that ihr Gutes, wo er konnte und mochte; er las ihr oft ſelber in der Bibel vor und zeigte ihr klar, daß er das Beten und das Bibelleſen aufrichtig gern ſehe und nur das unnütze und unverſtändliche Geſchwätz darüber nicht billige. Er kam, ſeitdem ihre Krankheit ernſthaft war, faſt alle Tage zu ihr und ſie fing auch an, ihn recht gern um ſich zu haben. Er war jetzt eben auch bey ihr, da der Michel mit der Geiß kam und ihnen ſagte: der Junker ſende ihnen dieſe Geiß für die kranke Frau und für ihre Kinder.

Das übernahm den Mann und die Frau, daß beyde kein Wort hervorbringen konnten. Der Michel verſtand ihre ſtumme Sprache und wollte, ohne weiter etwas zu ſagen, aus ihrer Stube weggehen. Aber der Pfarrer ſtand jezt vom Bett der kranken Frauen, auf dem er ſaß, auf, nahm das Wort für die jezt noch ſchweigende Frau und bat ihn, dem Junker für ſie und die ganze Haushaltung zu danken.

Oh, Herr Pfarrer! ich hätte das gethan, ohne daß Sie mir's ſagten; ich ſehe ja, wie ſie beyde gerührt ſind, ſagte jezt der Michel, und da er fort war, blieb der Pfarrer noch eine Weile und theilte mit der ganzen Haushaltung die Freude über die Wohlthat des Junkers. Es freute die Kinder, daß der gute Pfarrer ſo bey ihnen blieb. Sie trieben die liebe Geiß zu ihm hin, daß ſie ihm den Kopf auf den Schooß legte. Er kehrete ihr den Kopf gegen die kranke Frau, die auch noch ihre Freude ob ihr hatte. Sie nahm die welke Hand unter der Decke hervor, krebelte ihr zwiſchen den Hörnern und tätſchelte ſie auf den Rücken. Während dem ſie das that, fühlte ſie auch die Liebe des guten Pfarrers, dankte dem lieben Gott, der das Ende ihres Lebens noch ſo erquickt, ſeufzte aber dabey und fühlte jezt tief, daß ſie durch ihr ganzes Leben einen Meynungengott verehrt, aber keinen wahren Glauben weder an das Göttliche, noch an das Menſchliche gehabt. Sie tröſtete ſich ihres Irrthums mit der Führung ihres Lebens, die ſie in ihrer Jugend gehabt, ſah jezt zufrieden das gute Thier an und gelüſtete ſogar von ſeiner Milch, da ſie doch ſchon etliche Tage nicht das geringſte als ihr Kräuterwaſſer zu ſich genommen. Da melkte ihr Mann die Geiß in ein brandſchwarzes Becken; es war das einzige, das ſie im Haus hatten. Er zitterte, als er da mit der einen Hand ihr den Löffel vors Maul hielt und mit der andern die ihre an ſich drückte, und Thränen fielen auf ſie herab, als er wohl bekomm's dir, liebe Frau Mutter! dazu ſagte. Die Kinder führten dann das Thier in ihren Stall und ſuchten ihr an allen Hecken Laub und Streue.

§. 43.

Das Andenken an eine Großmutter.

Auch in des Rudis Stube war die Freude über die Geiß, die der Vater ihnen kaufte, rührend. Die Großmutter hatte noch vor ihrem Tod an dem Tag, da ſie hörte, daß der Rudi Arbeit am Kirchhof bekomme, zu ihm: du kannſt will's Gott deinen Kindern auch eine Geiß zuthun, daß ſie auch täglich etwas Milch bekommen. — Jetzt erinnerten ſich die armen Kinder dieſes Worts ihrer lieben Großmutter, ſobald der Vater die Geiß in die Stube hineinbrachte, und da ſie nun alle in ihrer Freude um die Geiß herumſtanden, ſagte der Rudeli zum Vater: weißt du auch, Vater, die Großmutter hat noch geſagt, wir müſſen noch eine Geiß haben.

Ja freylich, weiß ich es noch, ſagte der Vater.

Und das Kind: es iſt doch auch, wie wenn ſie gewußt hätte, wie es uns noch gehen werde, ſo hat ſie allerley vorausgeſagt, wie es jetzt gekommen.

Liebe Kinder! ſagte jetzt der Vater, vergeſſet es einmal euer Lebtag nie, was ſie in ihren letzten Tagen zu euch geſagt hat. Und — ich will es einmal meiner Lebtag nicht vergeſſen, was ſie zu mir geſagt hat, erwiederte ihm der Rudeli und dann alle Kinder: und wir auch nicht — und wir auch nicht.

Aber wißt ihr was, Kinder? wir wollen nach dem Nachteſſen zu einander ſitzen und dann alle Worte zuſammentragen, die ſie zu einem jeden geſagt hat; dann will ich ſie alle auf einen Bogen Papier aufſchreiben, daß ihr ſie euer Lebtag behalten und leſen könnt.

Es freute die Kinder gar, daß der Vater ihnen alle Worte, die die liebe Großmutter noch geredt, aufſchreiben wolle, da ſie bald von ihnen weg und in Himmel gegangen. Sie vergaßen darob faſt ihre liebe Geiß, die noch bey ihnen in der Stube ſtand, und redten das ganze Eſſen über von nichts, als wie ſie alle Worte zuſammentragen wollen, die ſie von ihrer lieben Großmutter noch wiſſen.

Der Rudeli ſagte da: gäll, Vater, wenn wir ſo ihre Worte zuſammentragen, ſo iſt es dann, wie die Imbli (Bienen) Honig in ihrem Korb zuſammentragen.

Ja, Lieber, erwiederte der Vater, wenn wir ſo ihre Worte alle zuſammentragen und aufs Papier bringen, ſo iſt es gewiß eben, wie wenn die Imbli ihren Honig zuſammentragen und in ihre Zellen ablegen.

Und der Rudeli: gäll, Vater, das Papier iſt dann wie der Imblikorb?

Wir wollen ihm dann ſo ſagen, wann der Vater es darauf geſchrieben hat, ſagte das Nännli.

Aber können wir dann auch Honig daraus eſſen? ſagte das Liſeli.

Ja freylich können wir Honig daraus eſſen, erwiederten das Nännli und der Rudeli.

Und der Vater: ich hoffe es zum lieben Gott, der Großmutter Abſchiedsworte dünken euch beſſer, als Honig und alles in der Welt, das ihr nur eſſen könnt.

Ja, Vater, ſagte der Rudeli, ſie iſt jetzt im Himmel, und dann iſt uns das Papier, auf dem du ihre Worte aufſchreiben willſt, wie Himmelbrod.

So redten ſie bey ihrer Erdäpfelſuppe, und da ſie ausgegeſſen, ging der Rudi zum Baumwollenmareili und entlehnte bey ihm Dinte, Feder und einen Bogen Papier.

Es war noch in vielen andern Stuben über dieſe Geiſſen eine große Freude, aber es zeigte ſich doch auch in dieſer Freude bey vielen, wie ſchwach und zum Theil auch ſchlecht ihr Herz ſey. Einige der ſchlimmſten Lumpen machten ihren Weibern die Bemerkung, ihre Freude über dieſe Geißen dürfe eben nicht ſo groß ſeyn, der Junker habe ſie ihnen nichts weniger als geſchenkt, ſondern ihnen nur das Geld dazu vorgeſchoſſen. Die meiſten Weiber waren gläubiger und trauten dem Junker mehr Gutes zu, als ihre Männer; ſie gaben ihnen faſt allgemein zur Antwort: er fordert uns das Geld gewiß nicht wieder zurück. Auch die Kinder ſagten faſt einſtimmig: nein, nein, Vater, er iſt ja ſo gut, er fordert dir das Geld gewiß nicht wieder.

Der Junker hatte auch bey ſeiner Aeußerung, ihnen das Geld zu ihren Geißen vorzuſchießen, nichts weniger als zur Abſicht, es irgend einem wieder zurückzufordern, aber da er die meiſten als ſchlechte Leute kannte, ſo wollte er, um ihrem Leichtſinn und ihrer Liederlichkeit vorzubeugen, ſie durch dieſe Aeußerung auf eine Art in der Furcht behalten, daß ſich keiner unterſtehe, ſeine Geiß zu verlumpen oder etwa gar zu verkaufen, ſondern vielmehr alle Augenblicke denken müſſe, er ſey nicht ſicher, wenn er ihm oder der Geiß einen Augenblick nachfrage.

§. 49.

Das erſte Hinderniß des Wohlſtands und der beſſern Erziehung der armen Kinder — ihre eigne Mütter, oder ſchlechter Männer ſchlechte Weiber.

Da der Rudi von ſeinen Kindern, die der Großmutter letzte Worte, wie Imbli den Honig, zuſammentragen wollten, weg zum Mareili ging, um bey ihm Dinte, Feder und einen Bogen Papier dafür zu entlehnen, fand er bey ihm die Stube voll Spinnerkinder, die bey ihm abredten, morgen zu Mittag alle mit einander in einem Zug zum Junker ins Pfarrhaus zu gehen und ihm für den Sparhafen und die zehendfreyen Aecker, wozu er ihnen verhelfen wolle, zu danken.

Ehe aber dieſe Kinder zu ihm kamen, hatten die meiſten von ihnen darüber mit ihren Müttern einen Kampf; denn als die Väter mit der Nachricht von dem Batzenſparen und den zehendfreyen Aeckern vom Junker heimkamen, war unter zehn Spinnerweibern kaum eins, die nicht den Kopf ſchüttelte. Weit die meiſten ſagten, der Junker ſey ein Narr, daß er glaube, ſo etwas ſey möglich und ausführbar, ſie aber, nämlich ihre Männer, eyen noch weit die größern, daß ſie ſich das von ihm haben angeben laſſen. Was wollte doch, ſagten ſie, ſo ein Herr auf einem Schloß, wo alles vollauf iſt, von ihrer Ordnung wiſſen und urtheilen können, was in unſern Häuſern, wo man ſich des Bettelns kaum erwehren kann, öglich oder nicht möglich iſt? Wir bringen ja, ſagten ie ferner, manchmal, wenn wir uns nicht wohl darnach ichten, in der Woche kaum einen Batzen zu Salz für, nd ihr dürft es ins Maul nehmen, von Dublonenerſpa-en zu reden? Etliche und das von den allerliederlichſten, gten gar, wenn doch die Männer nur nicht wollten von er Haushaltung reden, ſie wiſſen überall nicht, was eine aushaltung ſey. Dieſes Wort iſt im Maul von unor-entlichen Weibern bedeutungsreich und es iſt gewiß, die eiber von Bonnal widerſetzten ſich dieſem Batzenſparen us keinem andern Grund, als weil ſie, der Unordnung wandt, ſich ſcheuten, etwas anzufangen, das, wie ſie ohl ſahen, zur Ordnung und zur Rechenſchaft geben führen nnte und führen mußte; aber ſie wurden diesmal nicht eiſter; die Männer hattens dem Junker ſo heilig und erlich verſprochen und wolltens jetzt haben. Viele erhätten jetzt ihren Weibern mit Ernſt, daß es ſeyn könne und ſeyn müſſe, — und die Menge der Kinder ſchlugen ſich jetzt in dieſem Streit auf die Seite der Väter und baten ſie, ſie ſollen doch machen, daß ihre Mütter ihnen dieſe Freude und dieſes Glück nicht verderben können. Das zürnte viele Mütter und viele ſagten ihren Kindern: haltet doch eure Mäuler, ihr habt euch nichts darein zu miſchen, was Vater und Mutter mit einander haben. Aber die Mütter mußten endlich nachgeben. Es war ihren Männern ernſt, dem Junker ihr Verſprechen zu halten, und da ihre Weiber mit ihrem Widerſpruch dagegen kein End machen wollten, fingen ihrer etliche endlich an, den Kopf zu ſchütteln und ihnen mit kurzen Worten zu ſagen: es muß ſeyn. Und da die Weiber ſahen, daß ſie nichts ausrichteten, gaben ſie ſich endlich auch zur Ruhe und ſchwiegen von der gänzlichen Unmöglichkeit der Sache, die ſie behauptet. Einige zwar blieben mürriſch und brummten über ihre eigenſinnigen Männer, die alles nach ihrem Kopf wollen und ihnen nichts nachfragen; andere aber gaben ſich im Ernſt zufrieden und fingen an aufrichtig zu glauben, die Sache ſey ausführbar und könnte ihren Kindern einſt nützlich werden. Die Kinder aber freuten ſich über alle Maßen und glaubten jetzt, da ihre Mütter den Vätern nachgeben mußten, die Sache ſey vollkommen gerathen und könne nicht mehr fehlen. Sie jubelten laut und jauchzten in allen Gaſſen herum.

§. 50.

Das zweyte Hinderniß der gleichen Sache — der Neid der Reichen.

Aber ihr Jubel dauerte nicht lang. Das Jubeln und Jauchzen der armen Spinnermädchen that den Bauerntöchtern in den Ohren weh. Sie hätten ſo gern auch zehendfreye Aecker gehabt, und bekamen jezt keine, weil ihre Väter den Preis, um welchen ihnen der Junker auch zehendfreye Aecker zukommen laſſen wollte, zu hoch fanden. Und es iſt wahr, ſo ein ſiebenjähriges Kind ins Haus aufnehmen und brav und unklagbar erziehen, bis es erwachſen, iſt für Menſchen, die nicht zum Voraus für ein ſolches Kind Liebe und Mitleiden haben, eine zu ſchwere Laſt, als daß man ſie für einen ſolchen Acker ſich aufladen ſollte. Die meiſten Väter wollten nichts von zehendfreyen Aeckern um dieſen Preis hören und ihre Weiber auch nicht; aber ſie meynten, wenn ihre Töchter keine ſolche Aecker bekommen können, ſo müſſe man die Sache hintertreiben und man werde das etwa wohl können. Des Geſchwornen Hügis Frau ſagte zu ihrem Mann: der neue Meiſter im Schloß handelt, wie wenn er das ganze Dorf auf den Kopf ſtellen wollte; das müſſen und können wir nicht leiden.

Aber was können wir machen? erwiederte ihr Mann.

Wenn ihr nichts machen könnt, erwiederte die Frau, ſo wollen wir Weiber etwas verſuchen. — Mit dem ließ ſie ihn ſtehen, lief zur Thüre hinaus, ſuchte ein paar Weiber, von denen ſie wußte, daß ſie mit ihr darüber gleich dachten und über den Junker und das ganze Weſen gleich wild ſeyen und ſagte laut zu ihnen: es ſey eine Schande und ein Spott, daß ihre Männer alles gehen laſſen, wie es der Großhans im Schloß gern ſehe. Sie allein traue ſich, wenn ihr auch nur ein paar Weiber an die Hand gehen wollen, der verdammten Sache, die jetzt im Thun ſey, noch ehe eins von ihnen ins Bett gehe, ein Ende zu machen.

Die Weiber ließen ſich das nicht zweymal ſagen. Sie ſuchten ſelber ein halb Dutzend, bey denen es, um ſie hiezu zu bereden, nichts brauchte, als Feuer zum Zunder zu legen. Sie zeigten ſich zu dem Bockſpiel bereit, ſobald ſie nur ein Wort davon hörten. Es ging auch keine halbe Stunde, ſo ſtund in allen Gaſſen ſo ein dickes Weib da bey einem Brunnen oder bey einer Thüre und machte den armen Spinnerleuten dieſer Sache halber den Kopf groß. Die Hügin war im Angeben das Vorroß und im Ausführen der Meiſter. Sie verſtandens ſo gut, dummen Weibern ſo etwas einzuſchwatzen, als es der Hartknopf verſteht, dergleichen Weibern einzuſchwatzen, was kein Aug geſehen, kein Ohr gehört und in keines Menſchen Herz aufgeſtiegen, das verſtehe er und kann es ihr erklären.

Sie behauptete ihnen unter die Naſe, es ſey die größte Narrheit, was ſie abreden, ſie können's doch nicht halten. Sie ſollen nur auch denken, wenn heute die Kinder hungern und ſie ſelber Schuhe oder einen Rock nöthig haben, und es Winter ſey und kalt, ob's ihnen denn möglich, das Geld ſo liegen zu laſſen und nicht anzurühren und Mangel zu leiden? und ſollen doch auch nicht ſo einfältig ſeyn und ſich dergleichen Sachen einbilden, ſie wolle ihren Kopf daran ſetzen, ſie können es nicht. — Wir glauben das ſelber, wir glauben das ſelber, ſagten mehrere von den Spinnerweibern, denen das Sparhafenweſen ſchon zum Voraus zuwider war. Andere ſetzten noch hinzu: wir haben es ſelber nicht wollen und alles gethan, was wir konnten, es zu hintertreiben, aber unſere Männer haben es dem Junker verſprochen und zwingen uns jezt dazu. — Die Hügin erwiederte: was fragt ihr hierinn euern Männern nach? ſie haben unrecht und ihr könnt das nicht zugeben, ihr müßt nicht leiden, daß der Zwingherr im Schloß ſich in eure Haushaltungen hineinmiſche. Was geht das ihn an, was ihr mit eurem Spinnen verdient, und was ihr mit eurem Verdienſt machet? Das geht ihn nichts an. — Wir glaubens ſelber, wir glaubens ſelber, wenn wir's nur anders machen könnten, erwiederten viele. — Ihr müßt es anders machen, ihr müßt es anders machen, ſagte jezt die Hügin, wenn ihr dieſes Narrenzeug euern Kindern nicht im Augenblick aus dem Kopf bringt, ſo denkt an mich, ihr habt dann eine ſchöne Arbeit. Zuerſt richtet ihr euch im Dorf jedermann, der etwas zu ſagen hat und an dem etwas gelegen iſt, über den Kopf und hintennach eure Kinder ſelber und den Junker auch. Fragt nur nach, er hat ſchon an der Gemeind darauf ge-eutet und geſagt: wenn die Sache verſprochen ſey, ſo wolle er auch dabey ſeyn und machen, daß ſie müſſe gehalten werden. Und wohim langt das? Welche von euch kann das wiſſen?

Ja, das kann weit langen, das kann weit langen, und es kann ſo kommen, Frau G'vatter! ſagten, faſt ehe ſie noch ausgeredt, viele von den Spinnerweibern und ſetzten hinzu: nein, nein, wir brauchen niemand vor den Kopf zu ſtoßen, wir haben deſſen gar nicht nöthig, und denn euch gar nicht, wir haben ſchon zu viel Gutes von euch genoſſen. Man hats uns auch ſo angegeben, und wir haben gar nicht gewußt, daß ihr das ſo übel nehmt.

Ihr könnt jetzt thun, wie ihr wollt, aber wenn ihr dem Lumpenjuheyen nicht auf der Stelle ein Ende macht und eure Kinder heimkommen laßt und ſorgt, daß ſie von dem Zeug ſtill ſind, ſo ſeht dann, was ihr angeſtellt. Einmal mir komme dann keine mehr vor die Thüre, es mag ihr aufſtoßen, was es will. — Das war das Wort, mit dem die Hügin immer endete.

Ja freylich, freylich müſſen ſie heimkommen und ſchweigen, war die Antwort der Spinnweiber.

Ihrer etliche ließen das Nachteſſen ob dem Feuer anbrennen und die Kinder in der Wiege ſchreyen, und ſuchten über Kopf und Hals, wen ſie fanden, nach den Kindern zu ſchicken, daß ſie heimkommen und mit ihrem Lermen und Juheyen ſtill ſeyen, weil's mit der Sparhafen-Sache und mit den zehendfreyen Aeckern nichts ſey. Viele von dieſen Weibern waren recht froh, daß ſie eine Gelegenheit gefunden, ihren Männern in dieſer Sache entgegenarbeiten zu können. Nur wenige gingen zuerſt heim, ſich mit ihnen darüber zu berathen. Weit die meiſten ſchickten den Bericht, es ſey nichts mit dem Sparhafenweſen und ſie ſollen heimkommen, ihren Kindern, ohne vorher mit ihren Männern zu reden.

§. 51.

Die Geſchichte der Erlöſung dieſer Kinder aus der Hand ihrer Feinde.

Das Mareili las den guten Kindern eben den ſchönſten Bündel Garn aus, den es im Haus hatte, daß ſie dem Junker auch etwas von ihrer Arbeit bringen und zeigen können, als der Krummhäuslerin Chriſtöffeli und des Halloris Bethell über Kopf und Hals daher ſprangen, und ſobald ſie in die Stube hineinkamen, ihren Geſchwiſterten ſagten, ſie ſollen geſchwind, geſchwind heimkommen, es ſey nichts mehr mit dem Sparhafenweſen und den zehendsfreyen Aeckern.

Es war den Kindern in der Stube, faſt wie wenn man ihnen ſagte, ſie kämen nicht in Himmel, als ſie das hörten.

Das Mareili hörte auch ſelber mit ſeinem Garnausſuchen auf und fragte die Kinder, die ſo außer Athem in die Stube hineinkamen: was denn auch begegnet, daß man die Kinder ſo geſchwind heimrufe? und warum es denn auch mit dem Sparhafenweſen nichts ſeyn ſoll? Der Chriſtöffeli ſagte: er wiſſe es nicht, er ſey bey ſeiner Geiß geweſen und hätte lieber weiß nicht was thun wollen, als von ihr weggehen, aber er habe müſſen in Eil kommen, dieſen Bericht zu ſagen.

Das Liſebetheli aber ſagte: ſeine Gotten, die geſchworne Aebin, ſey bey der Mutter geweſen und habe ihr Bachen und Mahlen abgeſchlagen und gut Jahr und alles aufgekündt, wenn ſie nicht auf der Stelle dem Sparhaſenlärm ein Ende mache und ihren Kindern darüber das Maul zuthue. Das Mareili fragte das Betheli, ob noch mehr dergleichen Weiber, wie die Aebin ſich in dieſe Sache miſchen? — Das glaub' ich, ſagte das Betheli, es iſt, wie wenn ſie es abgeredt; in allen Gaſſen ſteckt ſo eine Geſchwornin, die einen Lärm über dieſe Sache macht. An der vordern Gaß, bey der Aebin, ſind ihrer zwo, und es haben ihnen ein ganzer Haufen Spinnerweiber in die Hände hinein verſprochen, es müſſe nichts aus der Sache geben. Sie ſtehen jetzt noch bey einander. Es iſt ein Gered, wie wenn's im Dorf brennte und die Mutter hat geſagt, die Hügin ſtelle ſich gar wie ein Eidgenoß.

Nun, ich habe faſt Luſt, dieſen Eidgenoß auch zu ſehen, und, Kinder, wenn's ſo iſt, daß ihr auf der Stelle aus der Stube fort und heim müßt, ſo will ich, denke ich, euch begleiten und auch ſehen, ob denn das ſo ſey müſſe, wie der Bericht jetzt lautet.

Da baten die Kinder das Mareili alle, ja, ja, komm doch mit uns heim und mache, daß unſer Zug Morgen auch vor ſich gehe. — Sie drängten ſich mit ihrem Bitten an das Mareili an, daß es ihrer faſt nicht los werden konnte.

Drängt euch nur nicht ſo an mich an, ſagte das Mareili, ich will gern mit euch und ſehen, was hinter dieſer Sache ſtecke — und ging dann mit dem ganzen Zug zu des Halloris Haus, wo der Haufe Leute noch bey einander war, an deren Spitze die Hügin ſtand, die ihr Maul darüber ſo weit aufthat.

Sie hatten ein Weſen, ſie hatten ein Treiben, die Weiber mit einander, ſo lange ſie niemanden ſahen; als ſie aber das Mareili und den Zug Kinder erblickten, ſtund ihnen das Wort im Maul ſtill. Viele kehrten ſich um, ſchlichen ihren Hausthüren zu und ſelber die Hügin ſtellte ſich hinter ein paar andere Weiber zurück, damit ſie dem Mareili nicht in die Augen falle.

Das Mareili that, wie wenn niemand da wäre und ſtund, der ganze Zug hinter ihm, zu der Mutter des Betheli und ſagte: was iſt doch auch das für eine unverſchämte Sache, in einer Viertelſtunde mit ſeinen Kindern ſo hinauf und hinab zu machen? Ich weiß wohl, was dahinter ſteckt, aber wenn ich wollte, ich könnte denen, die Schuld daran ſind, noch bey Tagsheitere heiß machen. Das iſt kein Spaß, wenn ein Junker etwas Gutes im Dorf will, ihm auf eine ſolche Art Steine in den Weg zu legen. Es braucht ſich aber deſſen gar nicht; ich meyne, ihr thut mir wohl den Gefallen und beſinnet euch des beſſern. Der Zug muß morgen ſeyn, und ich thue es nicht anders, und wenn ihr nicht wollt und Unchriſten genug ſeyd, das Glück eurer Kinder mit Füßen von euch wegzuſtoßen, ſo habt ihr es denn mit mir zu thun. Ich ſage es gerade heraus: wenn eins unter euch iſt, das das hintertreiben will, was der Junker ſo aus gutem Herzen für euch und eure Kinder einrichten und anordnen will, ſo behalte ich ihm alle Wochen zwey Bazen von ſeinem Garn zuruck und will ſeinem Kind dieſen Sparhaſen ſelber machen. Lauft dann meinetwegen mit dem Garn über den Berg, einmal ſo lang ihr mir arbeitet, müßt ihr in die Ordnung hinein, die der Junker will, oder ſagen: warum? Und dann iſt noch ein Punkt. Ich will jezt nicht das Maul aufthun; aber ihr verſieht mich wohl, was ich meyne und was ich machen kann, wenn ich will; und denkt an mich, ich thue, was ich kann, dem Junker zu helfen zu dem, was er will. Er will nichts, als was euer und eurer Kinder Glück iſt.

Die dicken Weiber, die ſich hinter ſich gezogen, ſobald ſie ihn ſahen, machten ſich nun mit ſammt ihrem Vorroß, der Hügin, völlig aus dem Staub, ehe es zehn Worte geredt. Die Spinnerweiber aber wußten nicht, wie ſie ihm genug gute Worte geben wollten, daß es nur wieder ſchwiege.

Du haſt wohl recht — es iſt nicht anders — es iſt gewiß ſo — wir haben nur nicht gedacht, daß du dich der Sache annimmſt, ſonſt hätten wir uns wohl gehütet, und es muß ſicher ſeyn, wie du willſt, ſie müſſen den Sparhaſen gewiß haben und morn dem Junker alle mit einander danken, und ſonſt in allweg, es möchte ſeyn, wie es wollte, wenn dir etwas dran liegt, ſo wiſſen wir wohl, daß wir das Brod von dir haben und es kommt uns gewiß kein Sinn daran, daß wir dir um jemands andrer willen etwas zum Verdruß thun, es möchte ſeyn, was es wollte. — Aber es kannte ſeine Weiber und glaubte nichts weniger, als vollends an die ſchönen Worte, die ſie ihm jetzt gaben, und es ſprach ihnen noch lange, lange zu, wie ſchlecht ſie ſeyen, wie ſchlecht ſie an ihren Kindern handeln, und wie undankbar ſie ſich gegen den Junker betragen. Wie manche, ſagte ſie zu ihnen, iſt von euch, der er erſt noch heute eine Geiß zum Almoſen geſchenkt, und wenn er ſie euch morgens, weil ihr euch ſo beträgt, wieder zum Stall hinaus nimmt, ſo hat er nicht mehr als recht.

Ja, ja, ſagten jetzt viele Weiber und einige: daran haben wir nicht einmal gedacht. — Dann baten die Weiber das Marcili noch einmal, es ſoll ihnen doch jetzt auch glauben, ſie ſehen ein, daß ſie gefehlt und daß es der Junker gut meyne, und es müſſe ſicher alles gehalten ſeyn, was ihre Männer dem Junker verſprochen. Und da es ſie nun ſo in der Ordnung ſah und wirklich glaubte, ſie gehen jetzt mit ihrem gegebenen Wort nicht mehr den Krebsgang, ſo zeigte es ihnen ſein gutes Herz noch einmal, indem es ſich bey ihnen auf eine Art wie entſchuldigte und zu ihnen ſagte: ich habe meiner Lebtag faſt mit niemand geredt, wie jetzt mit euch. Es iſt ſonſt gar nicht meine Art, mich in etwas zu miſchen, das mich eigentlich nichts angeht, oder etwas durchdrücken und durchſetzen zu wollen, wozu ich kein Recht habe; aber da ein paar Meiſterkatzen im Dorf mit Gewalt durchſetzen und durchſchlupfen wollten, daß das nicht geſchehen müſſe, was der Junker mit ſo gutem Herzen für euch und eure Kinder und das ganze Dorf einrichten wollen, ſo habe ich geglaubt, ich müſſe jetzt dieſen Weibern zeigen, daß ihr mich ſo viel angeht, als ſie, und daß ich, wenn's aufs Gewaltbrauchen ankomme, im Dorf etwas ſo gut ausrichten könne, als ſie.

---

§. 52.

Ein gutes Naturmenſch und ein auf die rechte Art geſchuletes neben einander, und hinter ihnen das Schickſal der Meiſterkatzen und ihrer Männer Notharbeit.

Die junge Reinoldin, die gerade vor des Haloris Haus gegenüber wohnt, ſtreckte, ſo lange das Mareili mit den Spinnerweibern redte, den Kopf, ſo weit ſie konnte, zum Fenſter hinaus.

Dieſe Frau iſt nicht weniger ein ſonderbares Menſch, als das Mareili und vollends ſo gut als es. Der Unterſchied zwiſchen ihnen iſt, daß die Reinoldin nicht ſo auf die Arbeit und den Verdienſt abgerichtet und desnahen auch bey weitem nicht ſo vorſichtig iſt, als das Mareili, aber hingegen iſt ſie denn auch gar viel wilder. Sie kann ſich gar nicht beſitzen, wenn ſie glaubt, es leide jemand Unrecht, und hat gar keine Ruhe, wenn ſie meynt, ſie ſollte jemand helfen können und es doch nicht kann. Sie richtet aber mit allem ihrem guten Willen wegen ihrer Ungeduld gar viel weniger aus, als das Mareili, das wahrlich jedes Wort abwiegt, das es auch zu dem geringſten Menſchen ſagt, die Reinoldin hingegen, wenn ihr etwas als recht oder nicht recht vorkommt, achtet es nicht, Vater und Mutter, Freund und Verwandte, und wer es in der Welt iſt, vor den Kopf zu ſtoßen.

Unter allem Vorgeſetztenvolk iſt ſie wohl das einzige Weib, dem es auch von Herzen wohl iſt, wenn es ein recht rothbackiges Taunerkind in einem reinlich gewaſchenen Rock vor den Augen ſieht.

Sie war ſchon längſt des Narrenhochmuths der Geſchwornen und des unflätigen Unterſchieds müde, den etwa ein Dutzend Bauern im Dorf zwiſchen ſich und den andern machten, und der keinen andern Grund hatte, als daß ſie von Vater und Großvater her als ein Geſchwornenvolk immer mehr Eide auf der Seele und mehr Ochſen im Stall hatten, als das übrige, wie ſie meynten, nicht zu ihnen gehörende Bauernvolk.

Dieſe Reinoldin ergriff jetzt den Augenblick des Streits, den das Baumwollenmareili mit den Meiſterkatzen und den Spinnerweibern im Dorf gehabt, mit Freuden, um offen und geradezu vor jedermann, der es gern ſehe oder gern höre, zu zeigen, daß ſie in Rückſicht auf den Ehrenunterſchied, welcher Ochſenhalber und Eidhalber zwiſchen Leuten und Leuten im Dorf ſtatt finde, mit ihren Verwandten nicht gleicher Meynung ſey. Sobald ſie merkte, warum es bey dieſem Auftritt zu thun war und was die Meiſterkatzen eigentlich wollen, und hinwieder die Art ſah, womit das Mareili ihnen das Maul zugethan und ſie ordentlich heim ſpazieren gemacht, nahm ſie ihre beyden älteſten Kinder an die Hand, ſtund mit ihnen unter die Baumwollenweiber und Kinder zum Mareili zu und ſagte zu ihm: da haſt du jetzt auch noch zwey Kinder an deinen Zug auf morgen; wenn ſie ſchon nicht ſpinnen können und Gott Lob nicht nöthig haben, es zu lernen oder zu treiben, ſo müſſen ſie dem Junker doch danken, daß er es ſo gut mit dem Dorf meynt und machen will, daß es den ärmſten Leuten darinn einmal auch wohl gehen könne.

Es hätte nichts begegnen können, das das Mareili beſſer freute. Es ſchüttelte der Reinoldin ihre Hand und wollte ihm für die Spinnerkinder danken und ſagte: das iſt ein Meiſterſtück, was du thuſt. Dann ſprang es noch zu ihren zwey Kindern, nahm ſie beyde bey der Hand und ſagte auch ihnen, wie ſehr es ſie freue, daß ſie mit den Spinnerkindern und ihrem Zug auch zum Junker gehen und ihm danken wollen. Dann redten ſie noch viel von den Meiſterkatzen, die den guten Kindern ihre Freude wegen des morndrigen Zugs verderben wollten. Beyde ereiferten ſich wieder mit dem Haufen Spinnervolk, das um ſie herumſtund, daß ſie ſich ſo leicht von ihnen am Narrenſeil herumführen laſſen.

Die Meiſterkatzen waren ſchon längſt fort und wieder zu Haus; aber es ging ihnen nicht gut. Sie hatten faſt alle das Unglück, daß ihnen ihre Männer für dieſen Dienſt nicht dank dir Gott ſagten.

Wäre ihr Anſchlag gerathen, ſo wären freylich auf der Welt keine brävere und keine geſcheidere Weiber geweſen, als ſie; aber weil es gefehlt, ſo war es nicht ſo, im Gegentheil, ihre Männer ſagten jetzt faſt alle, es ſey ein dummer Streich geweſen; ſie hätten wohl vorausſehen können, daß es ſo komme.

Etliche ſagten gar, warum ſie nicht zuerſt mit ihnen Rath gehalten und immer meynen, daß alles auf ihren verdammten Weiberkopf heraus müſſe?

Es war nicht Zorn, es war nur Angſt, warum ſie ſo redten. Sie fürchteten das Mareili und meynten gar, die Blitz-Reinoldin, wie man ſie jetzt nannte, wiegle ihns noch auf und habe ihre Freude daran, wenn ſie machen könne, daß der Junker ihren Weibern etwa eine öffentliche Schande anthue.

Der Hägin und der Aebin ihre Männer ſtunden bey einer halben Stunde im Eck unten an der Gaſſe, zu ſehen, ob denn das Mareili und die Reinoldin auch gar nicht aufhören wollen, ihr Maul zu brauchen. Dieſe ſahen und merkten richtig, daß ſie aus Angſt daſtanden und horchten. Aber je länger ſie daſtanden, je mehr verſpreiteten dieſe die Hände und ſchüttelten die Köpfe. Das machte den zwey Dorfmatadoren ſo angſt, daß ſie zuletzt ſelber zu ihnen hinzuſtanden.

Ihr ſolltet jetzt die Tröpfe ſehen, wie ſie das Mareili baten, es ſoll doch auch nicht ſo gar thun, ihre Weiber haben's auch nicht gemeynt, wie man's ihnen jetzt auslege, und ſie mögen gar wohl leiden, was der Junker mache, und wenn er den Spinnerkindern noch mehr ſchenken wolle, als nur das, ſo gehe ſie das gar nichts an, ſie mögen es ihnen von Herzen gern gönnen.

Der Uebi, der der dümmere war, ſetzte hinzu: wenn wir dem Junker noch mehr zu Gefallen thun könnten, als nur das, ſo wollten wir's gern thun.

Was bildeſt du dir auch ein, ſagte da das Mareili zu ihm, daß du ins Maul nehmen darfſt, dem Junker einen Gefallen zu thun? Ich meyne, er thu' euch einen Gefallen und nicht ihr ihm.

Freylich, freylich und ja, ja, es hat's niemand anders gemeynt, ſagten ſie beyde, und was weiß ich, was ſonſt noch.

Da hat's jetzt auch geheißen, ſchweig Herz und red Maul, ſagte die Reinoldin, ſobald die zwey ihnen den Rücken gekehrt.

Ich meyn's auch, ſagte das Mareili, ſie ſind ja braun und blau worden, ſo haben ſie dran worgen müſſen, eh ihre Freundlichkeit ihnen zum Hals heraus und ab der Zunge herab wollte.

Aber was machen? ſagte der Hügi, als er wegging, es iſt jetzt ſo. Man hat ja heute an der Gemeind geſehen, wer Meiſter iſt. Der Lumpenhans im Pfarrhaus hat dem Kalberleder nur ein paar Worte geſagt, und der arme Teufel hat über Hals und Kopf den Nußbaum, der an des Pfarrers Gartenhaag ſteht, umhauen müſſen. Er hätte lieber weiß nicht was gethan, als das. Doch hat's ſeyn müſſen. So iſt es jetzt.

§. 53.

Der Alte von Bonnal ſteigt an dem Babyloniſchen Thurm, auf dem er eine Weile herumguckte und das Land beſchaute, eine Treppe höher, wo er einen weitern Horizont und eine ausgedehntere Ausſicht hat.

Arner empfing, als er am Abend heimkam, ſchon eine Antwort von Bylifsky auf ſeine zwey Briefe. Sie lautete wörtlich alſo:

Lieber! Ich kam eben, als ich deine zwey Briefe erhielt, von einer Reiſe, auf der ich mich in Mißmuth über meine Lage zu zerſtreuen ſuchte, aber es nicht konnte. Ich kam wirklich mit dem Entſchluß heim, meine Stelle niederzulegen; jetzt aber thue ich das nicht und könnte es nun für mein Leben nicht thun. Seitdem ich deine Briefe habe, wacht die Hoffnung, daß die alten Zwecke des Herzogs vielleicht doch noch erreichbar ſeyen, wieder lebendig in mir auf; aber freylich ſehe ich auch, daß dieſes nur auf andern Wegen, als auf denen, die man bisher eingeſchlagen, möglich ſeyn kann. Ich bin mit deinem Meyer ganz überzeugt, daß, wenn es je möglich iſt, dem Volk des Landes und dem Verderben, in welches es ſo tief verſunken, wieder aufzuhelfen, ſo iſt es durch das Volk und ſeine Menſchichkeit ſelber. Der Gedanke: gib dem Volk, was in ihm elbſt liegt, belebe in ihm, was es ſelbſt hat, rege die Menſchlichkeit, die in ihm ſelbſt liegt, an, und thue hiefür dein Möglichſtes, ſo kann es in dem Weſentlichen, Wenigen, das es bedarf, ſich wirklich ſelber helfen und hilft ſich ſelber — dieſer Gedanke füllt jetzt meine ganze Seele. Du biſt glücklich. Hätte ein Fürſt für ſein Reich Menſchen und Mittel, wie du für dein Dorf, er würde als ein Gott daſtehen mitten unter ſeinem Volk. Ja, Freund! es würde ihm dann leicht ſeyn, eine neue Schöpfung zu beginnen; der jetzt durch alle Arten der Verkünſtlung ſo verwirrte und erſchöpfte Welttheil würde auf ihn ſchauen, als auf einen Retter in ſeiner Noth. Dein Meyer hat mich für dich träumen gemacht, wie unſer edle Herzog für ſein Reich geträumt hat, ehe man ihn ſo ſchrecklich betrogen. Ich will und darf nicht hoffen, daß auch du ſo betrogen werdeſt. Das wäre unglücklich und ſchrecklich. Halte feſt an deinen Verſuchen und ſchreibe mir oft. Sie ſind für die Menſchheit höchſt wichtig. Ich ſchaue von nun an auf Bonnal als auf einen Ort hin, von dem auch mir in meiner Lage Hülfe kommen kann, wie von dem Herrn. Ja, Freund! Ich will auf Bonnal hinſchauen, als auf ein Licht, das mir leuchtet in meiner Finſterniß. Denn wahrlich, ich ſitze in meiner äußern Höhe im Innern meiner ſelbſt in einer tiefen Finſterniß, und wenn ich deine Lage mit der meinigen vergleiche, ſo iſt mir, du ſitzeſt im Licht oder geheſt wenigſtens einem Licht, das in der Finſterniß leuchtet, entgegen. Sicher hätte ich, wenn deine Briefe geſtern nicht auf dem Tiſch gelegen wären, meine Stelle niedergelegt. Unſer Land iſt auf Kinder und Kindskinder verloren. Der verruchte Mann macht aus dem Hof alle Tage mehr, was er ſelbſt iſt, und denn hinwieder der Hof aus dem Volk das, was er iſt. Er jagt jeden Heller Staatsgeld, den er in ſeine Klauen bringen kann, zum Teufel, und macht, daß jeder von allen, die an eine unſerer zahlloſen Staats-Krippen zu gelangen vermögen, auch hinwieder jeden Heller zum Teufel jagt, den er in ſeine Hand zu kriegen vermag. Das iſt noch das geringſte Uebel. Aber daß er den geſunden Geiſt, beydes, für den Erwerb des Eigenthums und für ſeine Erhaltung und alle reine Begriffe über den nöthigen Staatseinfluß in dieſem Gegenſtand zu Grund richtet, indem er die Eigenthümer liederlich und als liederlich frey macht und die Erwerbskraft von Staatswegen ihrer Liederlichkeit und den Vorzügen, die ſie in ihrer Liederlichkeit und Unordnung beſitzen, unterwirft und preis gibt, das iſt's, wodurch er Tauſende und Hunderttauſende im Lande zu Grund richtet. Das Geld, das er für den Augenblick verlumpet, würde, ſo weit es auch langt, uns nicht tödten, wenn ſein Einfluß auf die Sitten, Denkungs- und Handlungsweiſe aller Stände uns nicht tödtlich wäre. Doch ich will an meiner Stelle bleiben, wenn mein Herz ſchon noch vor Furcht vor der Zukunft zittert. Aller gute, alte Sinn für das Volk löſcht ſich mit jedem Tag mehr unter uns aus. Alles wird nur für das Aeußere und auf den Schein berechnet; für das innere Weſen des Wahren und des Guten ſorgt bald keine Seele mehr. Wenn ein Dutzend wilde Schweine oder ein paar Wölfe in das Gebiet einer Herrſchaft einbrechen und ein paar Korn- oder Haberäcker zu Grund richten, ſo überläßt man die Sorge, ſie niederſchießen zu laſſen, dem Herrſchaftsherrn nie; der

Staat miſcht ſich ein. Die Jägercommiſſion ſchickt augenblicklich ein halb Dutzend fürſtliche Jäger auf ſein Gut, um daſſelbe von dieſem Viehübel zu befreyen; aber wenn Menſchenverderber, wie dein Hummel und die tauſend ſeines gleichen, ganze Dörfer zu Grund richten, ſo kräht kein Hahn darnach und es iſt keine Landscommiſſion da, die einen Jägerburſchen gegen ſolche in Menſchengeſtalt erſcheinende wilde Schweine und Wölfe auf die Herrſchaften hinſchickt, das Land von ihnen zu reinigen. — Doch ich will anfangen, ſeit langem das erſtemal froh und hoffnungsvoll zu athmen, ſo ſchlimm alles auch noch ausſieht. Ich habe eine Ahnung, daß jetzt doch etwas begegnen könnte, das in der Lage der Dinge, wie ſie jetzt iſt, einige Aenderung hervorbringen könnte. Es ſind dem Herzog Kleinodien, deren Werth in die hunderttauſende geht, geſtohlen worden; aber man darf ihnen nicht öffentlich nachfragen; der Herzog will's nicht. Helidor hat ihm angegeben, er wolle der Sache im Stillen nachforſchen; aber ich ſehe, er macht das Nachforſchen ſtill und hat gewiß ſeine Gründe. Endorf und ich ahnen das Schlimmſte, aber wir ſchweigen und müſſen ſchweigen. Ohne uns zwey und dem Dieben ſelber weiß kein Menſch ein Wort davon. Auch du mußt für einmal ſchweigen, es iſt nothwendig. Lebe wohl und ſchreibe mir oft von Bonnal, aber rede diesfalls noch mit niemand von mir. Ich will für einmal auch mit niemand und am wenigſten mit dem Herzog von der Angelegenheit in Bonnal reden.

Sylifely.

Dieſer Bylifſky war als erſter Miniſter des Herzogs ſehr unglücklich. Dieſer lernte ihn in Tagen kennen, wo beyder Herzen, zum höchſten Dienſt der Menſchheit gleich geſtimmt, für das Herzogthum alles zu erzielen ſuchten, was ſie darinn zu erzielen möglich glaubten, und ich muß nothwendig von beyden etwas umſtändlicher reden.

§. 54.

Ein Beytrag zur Erklärung des Worts: es iſt leichter, daß ein Schiffſeil durch ein Nadelöhre eingehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes gelange.

Der Herzog war in ſeinen ſittlichen und geiſtigen Anlagen zum edelſten Mann im Land geboren. Dieſe ſchienen ihn vollkommen in Uebereinſtimmung mit dem erhabenen Rang, den er beſaß, auszuzeichnen. Er ſchien ſeiner Anlagen halber berufen, den Landesſegen im Herzogthum auf eine Weiſe zu begründen, wie bey Jahrhunderten kein Fürſt den Landesſegen in ſeinem Land befördert hat.

Aber ſeine Erziehung war denn auch wieder wie dazu geignet, in ſeinem Innerſten das wieder zu Grund zu richten, wozu ihn ſeine Neigungen und Kräfte ausgezeichnet anzuregen und zu begünſtigen ſchienen. Er lebte Erziehungshalber vollkommen im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, täglich in Umgebungen, die vom Morgen bis am Abend dahin wirkten, ihn ſo ſchwach, ſo ſinnlich, ſo zerſtreut, ſo ungeiſtig und ſo oberflächlich zu machen, als nur immer ein vornehmes Knäbchen durch Ueberladung von Sinnenkitzel, krafttödtender Aufwart und zuvorkommender Bedienung ſchwach, ſinnlich, zerſtreut, ungeiſtig und oberflächlich gemacht werden kann, und dabey noch täglich gewohnt, die niedrigſte Selbſtſucht als die allgemeine Triebfeder des Fühlens, Denkens und Handelns aller ſeiner Umgebungen anzuſehen und alles Scheinſchöne und Scheingute derſelben mit der Schlechtheit dieſer Selbſtſucht ſichtbar befleckt, in tändelnder Schwäche vor ihm ſtehen zu ſehen, wirkten dieſe Umgebungen ſo zerreißend und zerſtörend auf das Innere ſeiner erhabenen Anlagen, als neuer Wein auf alte Schläuche, in die man ihn hineinſchüttet, zerreißend und zerſtörend einwirkt. Sein Unglück war in dieſer Rückſicht ſehr groß. Er war unter dieſen Umſtänden zugleich von einem Lehrer, dem er innigſt anhänglich war, faſt in eben dem Grad enthuſiaſtiſch einſeitig für das Erhabene und Göttliche der Menſchen-, Armen- und Volksliebe angeführt und angefeuert, als die unglückliche Kienaſtin vom Pfarrer Flieg in Himmel für bibliſche oder vielmehr kirchliche Meynungen enthuſiaſtiſch einſeitig angeführt und angefeuert worden iſt. Dabey aber ward er auch hinwieder für die Geiſtesſtärke und phyſiſche und geiſtige Anſtrengung, die die fürſtliche Ausübung einer zur Erhabenheit geſteigerten Menſchen-, Armen- und Volksliebe erfordert, ganz ungebildet und vernachläßigt gelaſſen, und beſtimmt darüber völlig vernachläßigt worden, eben wie dieſe unglückliche Frau für die phyſiſche und geiſtige Anſtrengung für die gute Führung ihrer Haushaltung und für alles Gute, das ſie für ihren Mann und für ihre Kinder auch im Herzen trug, ungebildet und vernachläßigt gelaſſen und darüber völlig verwahrlost wurde.

Bylifsky war in Rückſicht auf ſeine Bildung nicht in dem Grad das Opfer widerſprechender Maaßregeln und Anſichten. Er war in Rückſicht auf ſeine Geiſtesbildung unendlich beſſer als der Herzog beſorgt und auch von Jugend auf an unermüdete Anſtrengung und anhaltenden Fleiß gewöhnt; aber dennoch gingen ſeine Einſichten und Fertigkeiten einſeitig nur von literariſchen Anſichten aus und waren hinwieder von einer nur von Büreau's- und Cabinetsarbeiten praktiſch unterſtützten Thätigkeit beſchränkt. Er erkannte die Realbedürfniſſe und Realfundamente des Volkslebens und der Bildung zu demſelben und beſonders in den Erwerbsſtänden ſo wenig als der Herzog, und ſobald dieſer an die Regierung kam, ließ er in Publicationen, von denen man hätte glauben ſollen, die Engel im Himmel hätten ſie ſelber geſchrieben, verkünden, die Sorge ſeines Lebens werde bis an ſein Grab nur dahin gehen, ſein Volk zu beglücken, er ſprach in denſelben ganz unumwunden aus, der Menſch als Menſch ſey durch die Erhabenheit der Anlagen und Kräfte, die er von Gotteswegen beſitze, ihm und dem Staat mehr werth, als er ihm durch alles, was die Welt und ihre Einrichtungen dem Menſchengeſchlecht an Macht, Ehre, Würde und Eigenthum je geben könnten, je werth ſeyn und werth werden könne, und er werde desnahen auch in keinem Fall irgend ein Individuum eines Stands zum Nachtheil deſſen, was er von Gotteswegen allen, beſonders den Armen und Niedern im Land, ſchuldig ſey, begünſtigen, u. ſ. w. Ich kann nicht fortfahren, es thut mir weh, Proclamationen, die ſo träumeriſch ſchön ſind, abzuſchreiben. Sie reißen mächtig hin und betrüben gewöhnlich, wenn ihre Hoffnungen fehlſchlagen, eben ſo heftig. Wyliſsky lebte ſelber in Hoffnungen, die ihn hernach ſo ſehr täuſchten und der Herzog aber war in ſich ſelbſt ſo ſelig, als er ſie ſchrieb, wie er in ſeinem Leben vorher nie war. Wyliſsky nahm ſelber mit Antheil an dem Verfaſſen dieſer Proclamationen, und träumte ſich, obgleich er ſchon im Anfang zu fühlen anfing, es ſey in einigen derſelben vieles wo nicht groß geſprochen, doch zu leicht auf ſich genommen, dennoch die Ausführung von einigen weſentlichen Theilen dieſer Verſprechungen unendlich leichter, als er ſie hernach fand. Aber er fand ſich bald in ſeinen Hoffnungen ſchrecklich getäuſcht. Die Proclamationen waren kaum gedruckt und den Leuten, ich möchte ſagen, noch naß zugeſandt, ſo ſtrömten von allen Seiten ganze Haufen armſelige, ſich ſo heißende Volks-, Erziehungs-, Gewerbs- und Menſchenfreunde, mitunter auch ſchlechte, ſehr ſchlechte Menſchen nach Hof, worunter die ſchlimmern ſich gar nichts daraus machten, einander in die Ohren zu flüſtern: wenn wir nur zu einer Privataudienz vor ihn gelangen, ſo haben wir ſicher gewonnenes Spiel. So gut als der Herzog iſt, ſagte jeder zu ſich ſelber, verſpricht er uns ſicher auch etwas; wenn wir nur einmal ſeinen Finger haben, ſo wollen wir denn ſchon machen, daß wir ſeine Hand auch bekommen. — Sie irrten ſich gar nicht. Der Herzog freute ſich bald eines jeden Narren, der mit einem Menſchenfreundlichkeitsprojekt zu ihm hinkam, und wenn einer ſeine Lieblingswörter: „Volk, Erziehung, Kultur, Landesglück und auch Kunſt und Wiſſenſchaft“ — recht viel in Mund nahm und dabey ein Geſicht ſchnitt, wie wenn ihm von den ſchönen Sachen, die dieſe Wörter bezeichnen, die Augen übergehen wollten, glaubte der gute Herzog nicht bloß, der Mann ſey davon wirklich ergriffen, ſondern auch, er verſtehe das gründlich und wohl, von dem er ſo ergriffen und belebt vor ihm dazuſtehen ſchien, Es ahnete ihm nicht einmal, daß man ſehr belebt für Gegenſtände ſeyn könne, die man gar nicht verſtehe, und noch weniger, daß man mit Gegenſtänden, die man ganz wohl verſtehe, dennoch windbeuteln und Zwecke zu erzielen ſuchen könne, die man gar nicht zur Schau ſtelle, ſondern wohl zu verbergen wiſſe, bis man zu ſeinem Ziel gelange. Der gute reine Sinn des edeln Mannes war ſchrecklich mißbraucht. Schlechte Menſchen entlockten ihm viele Wohlthaten und zeigten ſich undankbar. Betrüger forderten ihm Geld zur Beförderung des öffentlichen Wohls und des Menſchenheils an Leib und Seel, zur Anlegung von Inſtituten, Schulen und Fabriken ꝛc. ꝛc., zur Aeufnung des Feldbaus und faſt zu allem denkbaren Guten. Faſt alle konnten wohl reden. Ihre Worte ſtimmten meiſtens mit dem, was der Herzog ſo ſehnlich wünſchte, zuſammen. Er gab und geſtattete auch ſehr vielen von ihnen, was ſie nur wünſchten. Aber faſt alle mißbrauchten ſein Zutrauen. Viele betrogen ihn mit vollem Bewußtſeyn. Auch Erziehungskünſtler, Erziehungsträumer und Erziehungspraktikanten drängten ſich an ihn an mit Vorſchlägen, die Erziehungs- und Unterrichtshalber vielſeitig umwarfen, was im Weſentlichen von Alters her ſchon da war und durchaus in dieſem Weſentlichen nicht durch etwas real Beſſeres erſetzt wurde. Die einten trugen, ohne Rückſicht auf Mittel, Umſtände und Uebereinſtimmung des Ganzen, auf höhere Betreibung einzelner Wiſſenſchaften, auf allgemeine Vervollkommnung der Akademie, auf Umſchaffung vieler von dieſen in Univerſitäten und allgemeine Beförderung der Vielwiſſerey im Ganzen, andere auf Beförderung der Induſtrie im allgemeinen und in einzelnen Fächern, ohne beyderſeitige Rückſicht auf den Mangel der Grundbildung zur geiſtigen und phyſiſchen Thätigkeit, deren vorhergehende Ausbildung den glücklichen Erfolg ſolcher ſowohl wiſſenſchaftlicher, als wirthſchaftlicher Anſtalten allein zu ſichern vermag. Sie trugen ſich ſelbſt unter einander widerſprechend, auf die heterogenſten Maaßregeln zur Beförderung einzelner Unterrichts- und Bildungsgegenſtände an, ohne das Ganze der Erziehungsgegenſtände gemeinſam mit einem Blick ins Aug zu faſſen. Weitaus die meiſten von dieſen Fächerkünſtlern hatten nicht im geringſten einen Begriff von der Menſchenbildung im reinen Sinn des Worts, eben ſo wenig von der Veredlung der häuslichen Erziehung zur individuellen Mitwirkung für das Erziehungsweſen; ſich ſelber in allem, was ſie wollten und vorſchlugen, durchkreuzend, ſprachen die einten bald den höhern, bald den niedern Wiſſenſchaften das Wort. Es fehlte faſt allen ohne Unterſchied an

Umſicht über das ganze Weſen der Erziehung und an Aufmerkſamkeit über ihre erſten Fundamente, ſo wie auch auf dem äußern Zuſammenhang aller Bildungsmittel und Bildungsanſtalten unter ſich ſelber und eben ſo an ihrer innern Uebereinſtimmung mit dem Naturgang, nach welchem alle Kräfte unſers Geſchlechts nach ewigen Geſetzen entfaltet werden, ſo wie mit der Wahrheit der Lage und der Umſtände eines jeden Individuums, deſſen Kräfte durch die Erziehung entfaltet werden ſollen.

Bylifsky ſah bald, daß der Boden, auf dem ſie ihre Zwecke hinbauen wollten und ſollten, unter ihren Füßen ſchwankte, und daß ſie mit den Plänen, die ſie vorhatten, auf ihrem Weg nicht nur nicht vorwärts kommen, ſondern auch das Gute und Solide, das im Leben in der Erziehung des Volks von der alten Zeit her noch erhalten worden, zu Grund richten würden; aber er fühlte jetzt eben ſo ſehr, daß er die Kenntniſſe nicht habe und die Fertigkeiten nicht beſitze, die erfordert wurden, den Anſtalten und Verſuchen, die der Herzog begonnen, eine andere Richtung zu geben. Dieſer aber ging auch bey dem, was offenbar ſchon als mißlungen angeſehen werden mußte und deſſen weiteres Verderben er durch ſeinen Einfluß leicht hätte ſtill ſtellen können, mit einer ganz ultrafürſtlichen Selbſtſtändigkeit zu Werk. Er war von der Wahrheit der allgemeinen Begriffe, von denen er in ſeinen Verſuchen ausging und von der Reinheit der Zwecke, zu denen er hinzielte, ſo eingenommen, daß er jede ſelbſtgefühlte Uebereilung darinn entſchuldigte und als bey ſeiner Lage und bey den Mitteln, die er für ſeine Zwecke in ſeiner Hand habe, für ganz unbedeutend erklärte. Er war in Rückſicht auf die ſchnelle Erzielung ſeiner Endzwecke ſo ungeduldig, als immer der Kaiſer Joſeph, und wollte dieſelben, wie dieſer, durchaus ſchnell durchgeſetzt haben und ihren endlichen Erfolg noch bey ſeinem Leben mit ſeinen Augen ſehen. Es war lange ſein Wort, wenn in ſo wichtigen Dingen auch zehn Verſuche fehlen, ſo muß man ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern ſich nach aufmuntern laſſen, den eilften zu verſuchen. Aber ſo unermüdet und beynahe unerſchöpflich er in der Anwendung ſeiner äußern Kräften auch war, ſo mangelte es ihm und denen, die er für ſeine Zwecke brauchte, meiſtens an wahrer und ſicherer Kraft für das innere Weſen derſelben, und eben, weil er zu viel auf die äußern Mittel ſeiner Zwecke, beſonders auf ſeinen Geldbeutel baute, den er in ſeinen Träumeranſichten für unerſchöpflich glaubte, ſo machte ihn auch die Erfahrung darum ſo lange nicht klug. Und Bylifsky war auch beſonders ſo lange in einer ſehr unangenehmen Lage, weil er lange und allgemein als der Miturheber alles deſſen, was der Herzog verſuchte, angeſehen war und angeſehen werden konnte, weil er, da Melkron und Endorf die meiſten Verſuche des Herzogs ſchon in ihrem Anfang mißbilligten, lange, dieſen Herren entgegen, ihnen das Wort redte und der allgemeinen Wahrheit von der Anſicht dieſer Verſuche mehr als dem Erfahrungstakt dieſer ältern und geübtern Staatsmänner zutraute. Dieſe waren deßnahen auch ſeit Jahren mit Bylifsky etwas geſpannt und redten jetzt, da die Erfahrung ihre Anſichten gerechtfertigt, von der Theilnahme und Schuld, die Byliſky an den Verſuchen des Herzogs gehabt, auf eine Weiſe, mit der ſie dieſem zu nahe traten; denn er hatte ſich wirklich ſchon lange Mühe gegeben, den Herzog wenigſtens von der immer ſteigenden Koſtbarkeit einiger dieſer Verſuche zurückzulenken; aber dieſer, durch ſein ganzes Leben ungewohnt zu rechnen und das Verhältniß ſeiner Geldkräfte zu dem, was er wollte, mit einiger Sorgfalt ins Aug zu faſſen und immer ſo gleichgültig als unwiſſend in dem, wozu ſeine Unternehmungen hinführen, achtete auf keine ihm von Byliſky dießfalls gemachte Vorſtellungen, auch da noch, da dieſe Unternehmungen ins wirklich Unerſchwingliche hinlangten, bis endlich die Menge der Erfahrungen von der perſönlichen Schlechtheit und wirklichen Verworfenheit einiger Perſonen, denen er ſein Zutrauen geſchenkt, zu den Geldverlegenheiten, die dieſe Verſuche veranlaßten, hinzukam und er, von dieſen Erfahrungen aufgeſchreckt, das Benehmen einiger dieſer Leute etwas näher zu unterſuchen befahl. Da kam denn freylich ein ſolcher Greuel des Mißbrauchs ſeines Namens und ſeiner Güte heraus, der ihn im Innerſten erſchütterte und ihn in den Zuſtand verſetzte, daß er endlich, durch die Menge der Erfahrungen von der Schlechtheit der Menſchenfreunde und Volksmänner, die ihn betrogen, gleichſam überwältigt, in ſeinem Glauben an die armſeligen Machwerke dieſes zudringlichen Geſchlechts müde war, und da Endorf und Nelkron ihm zu verſtehen gaben, daß er jetzt ſelber ſehe, wie ſie gegen Byliſky recht gehabt haben, gab er ihnen völligen Beyfall, und beyde, ſo edle und gute Männer ſie auch ſonſt waren, waren dennoch nicht unbefangen genug, den Unterſchied der Fehler des Herzogs und derjenigen Byliſsky's richtig in's Aug zu faſſen und dem letzten ſo weit Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, als er es verdiente. Indeſſen hatte Byliſsky in allen Staatsangelegenheiten das Vertrauen des Herzogs gar nicht verloren, nur redte er über ſeine ehemaligen Menſchenfreundlichkeitsliebhabereyen kein Wort mehr mit ihm, und man ſah, wenn nur von ferne davon die Rede war, eine ſtille Wehmuth über ſein ganzes Geſicht ausgegoſſen und er ſaß dann neben ihm in ſtillem Schweigen, wie ein königlicher Freund neben einem lieben General, der ihm eine große Schlacht verloren, in ſtiller Wehmuth ſitzt und von der verlornen Schlacht kein Wort redt.

§. 55.

Ein Unmenſch erſcheint. —

In dieſer Lage der Dinge und in dieſer Stimmung des Herzogs geſchah es, daß er in die Hand Helidors gerieth, von deſſen Einfluß Byliſsky in ſeinem Brief an Arner redte. Dieſer Helidor iſt ein Menſch, der bey der Gewaltskraft ſeltener Anlagen in tiefe Schlechtheit verſunken, für das innere göttliche Weſen der Menſchennatur durchaus keinen Sinn mehr hat, und darum auch den Menſchen und die Menſchennatur wie ſich ſelber verachtet. Er lebt ganz hingegeben in den Gefühlen des kraftvollſten und gewaltthätigſten der Thiere, die ſich des Tags in den Höhlen und Wäldern verbergen, des Nachts aber in die Thäler und Triſten einbrechen, ihren Raub zu ſuchen. In den Gefühlen einer ſo eingewurzelten Tagesſcheue, neben einer ſo gewaltthätigen Nachtkraft, die ihm beydes zur andern Natur geworden, mußte er nothwendig aller Gewaltthätigkeit, zu der der Thierſinn der Menſchennatur unſer Geſchlecht hinzuführen vermag, ſo weit er immer konnte, das Wort reden. Er that das auch mit unübertrefflicher Kunſt. Er redete unumſchränkter Willkühr *jeder Macht* und *jedes Mächtigen* unbedingt das Wort, und wenn man ihm dagegen einwandte, die Anerkennung einer ſo unbeſchränkten Willkühr *eines jeden Mächtigen* ſtoße das innere Gefühl der Menſchennatur ſelber, indem es den milden Sinn der göttlichen und menſchlichen Wahrheit den ſelbſtſuchtsvollen Anſprüchen eines ungöttlichen Lügengeiſts und einer unchriſtlichen, unmenſchlichen rechtloſen Gewaltthätigkeit unterordne, antwortete er, das alles ſeyen Träume einer die Menſchennatur in der Kraft und in den Bedürfniſſen ihrer geſellſchaftlichen Verhältniſſe nicht anerkennenden Weiberſchwäche, die man in gewiſſen Rückſichten mit Stillſchweigen übergehen müſſe; hingegen über den Vorwurf, die Anerkennung einer unbedingten und unbeſchränkten Willkühr jeder Macht untergrabe allen Begriff des Rechts ſelber, ließ er ſich weitläufig ein und behauptete, das Recht im geſellſchaftlichen Zuſtand beſtehe in nichts, als in der *Vernunft der Macht ſelber*; alles menſchliche Recht komme von der menſchlichen Macht her. Ohne Macht ſey, ſo lange die

Welt ſteht, kein Recht in die Welt gekommen und werde ewig keins darein hineinkommen, und hinwieder, keine Macht ſtehe unter *irgend einem Recht* und kein Mächtiger könne je unter irgend einem ſolchen ſtehen, weil *alles Recht einzig* von der Macht ausgehe und in ihrer Freyheit, d. i. in ihrem geſicherten Uebergewicht über alles, was ihr entgegenſtehend recht ſeyn und recht heißen wolle. Er behauptete gerade hinaus, ohne dieſe Freyheit der Macht ſey ſie ſelber ein Unding und nicht wahrhaft da. Auf den Einwurf, eine menſchliche Macht, die auf eine ſolche Art geſichert wäre, könnte bey der allgemeinen Schwäche der menſchlichen Natur allem Heiligen des göttlichen Rechts und allen Fundamenten des menſchlichen Rechts entgegenſtehen, ſpottete er hohnlächelnd über den Begriff, daß etwas Göttliches im Recht ſtecke, und über das Menſchliche im Recht ſagte er, wo er ſich ungenirt äußerte, das Menſchliche im Rechten ſtehe ſich in ſeiner Armſeligkeit in allen Verhältniſſen ſelber entgegen und ende ſich bey allen Bockſprüngen und Schlangenkrümmungen, durch die es den Schein dieſes Widerſpruchs wider ſich ſelbſt, ſeitdem die Welt ſteht, von ſich abzulenken geſucht habe, in der Wirklichkeit der Dinge immer dennoch in Verhältniſſen, die in ihrem innern Weſen dem Recht der Maus gegen die Katze und des Wolfs gegen das Schaf gleich ſehen, wie ein Ey dem andern. Wenn man ihm hierüber antwortete, daß das Menſchengeſchlecht ſich in dieſem Fall doch in einem traurigen Zuſtand befinde, erwiederte er, es ſey einmal nicht anders, die Sache ſey, wie ſie ſey, es könne ſie niemand ändern; aber da der Mäch-

tige

ige und Hohe; es leicht habe, ſich in ſeinen Wünſchen befriedigen zu machen, ſo ſey er gewöhnlich auch, wie der edle Löwe, großmüthig, und nicht wie die gemeinbürgerliche Hyäne, gefräßig; man müſſe alſo und dürfe ſich auf die Großmuth der Mächtigen verlaſſen; es ſey dießfalls für das Menſchengeſchlecht kein andrer Ausweg möglich, und wenn man ihm mit Anerkennung der allgemeinen Schwäche der Menſchennatur und ſogar mit einer Art von Billigung der Verachtung, die er gegen dieſelbe zeigte, auf dieſes Fundament hin ſelber vorſtellte, das thieriſche Gewaltsgefühl, das eine gemeinbürgerliche Seele zu einer Hyäne machen könne, ſey in der Menſchennatur allgemein und könne jede ſchwache Menſchenſeele, in welchem Verhältniß ſie auch immer lebe, durch den Beſitz einer unbeſchränkten Macht gewaltthätig machen und die Erfahrung der Welt ſpreche einſtimmig aus, der Beſitz der Macht gefährde allgemein die Vernunft der Macht ſelber und unter hundert Menſchen in der Welt, die alles thun dürfen, was ſie nur wollen, werden wenigſtens einige mehr als neunzig unverſchämt, gewaltthätig und oft noch dumm; ſo nannte er dieſe Einwendung und zwar mit einer Stirne, die den Unwillen über dieſelbe deutlich ausdrückte, eine Spitzfindigkeit, an der freylich zum Theil etwas wahr ſeyn könne, das aber dennoch die Natur der Macht und das Weſen ihres Rechts und am allerwenigſten den Nothzuſtand des Menſchengeſchlechts, das um ſeiner Ruhe willen unbedingt die Freyheit der Macht anſpreche, nicht ändere.

Das war der Mann, in deſſen Hand der Herzog, nachdem ihn ſeine mißlungene Menſchenfreundlichkeitsverſuche an den Abgrund des Unglaubens an die Menſchennatur ſelber hingeführt hatte, gegenwärtig vollends war. Er wäre aber doch ſicher nicht in die Hand dieſes Mannes gefallen, wenn dieſer nicht durch die Fräulein von Wildheim in der Frechheit ſeines Widerſpruchs gegen alles Menſchliche und Heilige unterſtützt worden wäre.

§. 56.

Auch tief verdorbene Menſchen fühlen das Bedürfniß des Edeln und Guten, und jagen, ſelber um ihrer Schlechtheit willen und durch ſie, dem Schein deſſelben entgegen.

Geboren, den äußern Schein der chriſtlichen Milde und Liebe mitten in der höchſten Verhärtung des Herzens mit der Heuchlerlarve einer hohen weiblichen Anmuth, einer unübertrefflichen äußern Artigkeit und einem Anſtand in ihrem Benehmen gegen alle Klaſſen von Menſchen zu vereinigen, der nichts zu wünſchen übrig zu laſſen ſchien, trug dieſe Fräulein bey der entſchiedenſten Wegwerfung aller ernſten Maaßregeln, die auch nur von ferne zu einer ſoliden Volksbildung oder zu irgend einer Art von wahrhaft helfenden Vorbeugungsmitteln der Uebel, die die niedere Menſchheit drücken, hinzulenken geeignet ſind, für das in dieſer Rückſicht befriedigende, blinde Aug des Zeitgeiſts eine Volksthümlichkeitslarve, hinter welcher der Mangel einer weſentlichen Dienſtkraft und eines reinen Dienſtwillens für das Volk ſo viel als ganz unſichtbar war. Sie hatte bey dieſem gänzlichen Mangel der weſentlichen, wahren Volksthümlichkeit eine äußerſt thätige Aufmerkſamkeit auf wirkliches vor Augen liegendes, beſonders die Naſe des in ſinnlicher Schwäche raffinirten, äſthetiſchen Halbſinns des Zeitalters, ſtoßendes phyſiſches Augenblickselend der Armen, ſich auf dieſe Weiſe auch für die höhern Bemühungen der Menſchlichkeit und des Chriſtenthums, wie die Einäugigen unter den Blinden, auszeichnen, ſtand ſie auch an der Spitze einer großſtädtiſchen, von Helidor ſelbſt beſuchten, begünſtigten und belobten Wohlthätigkeitsgeſellſchaft, die im höchſten Großton einer Staatsanſtalt ſelber monatlich einmal bey einem großen diner zuſammenkam und größtentheils bis weit nach Mitternacht bey einander blieb. Dieſe Geſellſchaft hat ihren Präſidenten, ihren Secretär, ihren Caſſier und zwey Weibel. Sie hat innere und äußere zahlende, denkende und handelnde Mitglieder. Sie führt das Protocoll ihrer Einnahmen und Ausgaben mit großer Ordnung und genauer Gerechtigkeit, und iſt auch an den Verſammlungstagen immer ein paar Stunden mit dem Theil der Armenverſorgung, den das Protocoll und der Herr Präſident an die Tagesordnung bringt, beſchäftigt; auch wird von vielen Mitgliedern Geld für ihre Zwecke mit einem Eifer zuſammengetrieben, die der Gedankenloſigkeit, mit der es ausgegeben und der Wirkſamloſigkeit auf die Quellen der

Uebel, deren eckeln Augenblickserſcheinung es entgegenwirkt, vollkommen gleich iſt. In dieſer Geſellſchaft ſpielt die Fräulein von Wildheim immer eine groſe Rolle. Es iſt in ihrem großen Kreiſe niemand, der für ihre Zwecke mehr Geld zuſammenbringt. Sie geht in den vielen und großen Cerclen, die ſie beſucht, gar oft mit dem Teller in der Hand den ganzen Kreis der ſitzenden Damen herum und drängt ſich in die Haufen der ſtehenden Herren unter dieſelben hinein, um für den oder dieſen unglücklichen Armen Hülfe anzuſprechen, nimmt denn aber den ganzen Tag über den wärmſten Antheil an Lebensweiſen, die, indem ſie das häusliche Leben in ſeinen weſentlichen, heiligen Fundamenten in allen Ständen gleich untergraben, die Quellen des ſittlichen, geiſtigen und bürgerlichen Elends, gegen deren Folgen ſie Silber und Gold zuſammenbettelt, täglich mehr verſtärken und vergiften.

Es konnte nicht fehlen, ſie zog durch dieſe Handlungsweiſe die Aufmerkſamkeit vieler Zeitmenſchen und auch vieler Hofleute auf ſich. Die in Rückſicht auf Sittlichkeit kraftloſeſten Menſchen ſind gewöhnlich in Rückſicht auf die Noth und Armuth ihrer Mitmenſchen mehr vergeſſenlos als hartherzig; die Zahl der Menſchen, die mit ihrer Sittlichkeit in ihrer ſittlichen Kraftloſigkeit doch für einen gewiſſen Grad von Weichlingstugenden immer noch Sinn haben, und ſich beſonders Augenblicksgefühlen von Mitleiden und Barmherzigkeit gern überlaſſen, iſt auch in den verdorbenſten Cerclen unſers Hofs und unſrer Hauptſtadt noch ſehr groß. Und es iſt wirklich eine merkwürdige Erſcheinung, daß viele dieſer Menſchen auch beym Verluſt der letzten Spur der wahren Sittlichkeitskraft und Realanhänglichkeit an Wahrheit, Liebe und Recht dennoch eine Art äſthetiſchen Sinn der Liebhaberey für todte Gemälde und lebloſe Statuen der Sittlichkeit und ihrer höhern Wahrheit und Reinheit in ſich ſelber erhalten; ſelber in den nächſten Umgebungen des Helidors hatte es viele ſolche äſthetiſche Dilettanten der Sittlichkeitskraft, deren innere Wahrheit ſie in ſich ſelber verloren, und die Fräulein von Wildheim war eigentlich dafür gemacht, dieſen Sinn des Dilettantenlebens in ihrer Kraftloſigkeit und Seelenloſigkeit zu überleben und zu ſterben. Der Nachtheil ihres diesfälligen Einfluſſes war groß und allgemein; ſie beförderte durch die Bedeutung, die ſie einigen ihrer ſentimentaliſchen Augenblickshandlungen zu geben vermochte, die in in ihren Umgebungen immer ſteigende Kunſt und Neigung, die Noth und die Leiden des Volks in der reinen Wahrheit ihrer Urſachen und Quellen, die denſelben abhelfen könnten und ſollten, aus den Augen zu rücken, indem ſie ihnen den Trugſchein ſolcher Augenblickshandlungen als das Weſen der Volksverſorgung und die Weisheit und Tugend, nach der ſie diesfalls ſtreben ſollten, in die Augen fallen zu machen, und wirkte dadurch bey dem ſchwachen Zeitgeſchlecht ihrer Umgebungen dahin, daß ihm die Tugend der Menſchlichkeit in ihrer wahren Kraft und Höhe n Rückſicht auf das Volk und die Armuth beynahe überlüſſig ſcheinen mußte. Dieſes war auch im ganzen Kreis hrer Umgebungen wirklich ſo allgemein der Fall, daß man eſtimmt ſagen mußte, ſolche Wildheimiſche Blendwerksrſcheinungen einiger einzelner Liebeswerke thaten im Grund der öffentlichen Richtung der Menſchlichkeit und dem wahren Intereſſe der Volksbeſorgung mehr als ſelber die derbſten Handlungen der entſchiedenen und offenen Herzensverhärtung der Fall ſeyn kann. So weit ging ihr Einfluß auf den Herzog doch ~~mehr. Ihre~~ Erſcheinung und ihr Benehmen bey Hof, an den ſie durch Helidor berufen ward, erregte freylich auch die Aufmerkſamkeit des Herzogs, aber doch nicht in dem Grad, daß ſie ihm die wahren Zwecke der Sittlichkeit, deren er ſich zum Theil durch beſtimmte Begriffe bewußt war, und die dabey in ſehr lebhaften Gefühlen in ſeiner Einbildungskraft lagen ,und ſie zum Theil in belebten Gefühlen ſeiner Einbildungskraft in ſich ſelbſt trug, und die auch gegenwärtig noch immer in ſeinen Neigungen eine Art von Heimweh für ſeine alten Zwecke in ihm erhielten, völlig aus den Augen rücken konnten. Nein, es iſt durchaus nicht die Comödiantentäuſchung von Wildheimiſchen einzelnen Wohlthätigkeitshandlungen, wodurch der Herzog von dem hohen Sinn der wahren Volksverſorgung, die ſo lange in ihm lebte, abgelenkt wurde, im Gegentheil, es ſind nur die vielſeitigſten und ununterbrochenen Erfahrungen von der Schlechtheit und Niederträchtigkeit von hundert und hundert Menſchen, die ihn durch den Schein der Sorgfalt für das öffentliche Wohl, und hoher, menſchenfreundlicher Zwecke dahin gebracht haben, den Glauben an die Möglichkeit einer ſoliden Hülfleiſtung für das Volk endlich gänzlich zu verlieren; aber auch in dieſem Unglauben, darin er verſunken und in der Wegwerfung alles Vertrauens für irgend ein Mittel ſeiner alten Zwecke, trug er dennoch den

Traum dieſer Zwecke, ob er ihn gleich für nichts mehr als dafür anſah, dennoch mit Wärme in ſeinem Herzen. Indeſſen waren dieſe Kleinlichkeitshandlungen der Menſchenfreundlichkeit, wie ſie in den Cerclen einer Wildheim erſchienen und durch ſie befördert werden, ob der Herzog ſie gleich in ſeinem Herzen verachtete und für die Beförderung des eigentlichen Volkswohlſtands ganz unwirkſam hielt, dennoch von einer Natur, daß er gerne daran Theil nahm und ſie als Zwerggeſtalten, die trotz ihrer Kleinheit und Unförmlichkeit dennoch etwas Aehnlichkeit mit der groſſen Rieſengeſtalt hatten, der wahren Menſchlichkeit, die er ſo viele Jahre mit ſo warmem Herzen verehrte, in ſo weit dennoch gern vor ſeinen Augen ſah. So weit iſt er, daß die Wildheim die Aufmerkſamkeit des Herzogs diesfalls auf ſich zu ziehen vermochte. Er hatte ſie in der Stimmung, in der er jetzt war, auch wirklich gern um ſich und nahm ſogar oft ſelber an ihren Spöttereyen über ſeine höhern Menſchlichkeitsträume Theil. Sie verglich dieſe einmal in ſeiner Gegenwart mit dem Thurm zu Babel, der bis an den Himmel reichen ſollte, aber nirgend breiter war als am Boden, wo er feſt am Koth der Erde klebte und aber denn immer kleiner und dünner ward, je mehr er von der Erde gegen den Himmel hinaufſteigen wollte, lachte der Herzog jetzt ſelber und fand das Gleichniß gar nicht übel, und da er nunmehr allen Glauben an das Höhere, Göttliche der Menſchennatur ſo viel als verloren, und über vieles, das er ehemals hoch und heilig hielt, eine tiefe Verachtung in ſich einwurzeln ließ, ſo fand er oft an ihrer böſen Zunge und ſelber, wenn ſie über dieſes Heiligſte und Höchſte ihr größtes Geſpött trieb, einen Gefallen. Sie ſchonte das Höchſte und Heiligſte nicht. Sie ſchonte weder die Armen, für die ſie Almoſen ſammelte, noch die Reichen, bey denen ſie die Almoſen für ſie bettelte; beyde waren der Vorwurf ihres böſen Spotts, ſelber in den Handlungen, durch die ſie ſich den Namen der Menſchenfreundlichkeit und liberaler, philantropiſcher Geſinnungen zu geben ſuchte. Sie achtete und behandelte die Welt als ein Narrenhaus und meynte und ſprach es aus, die Selbſtſorge, die ſie aber in ihrem innerſten Sinn nicht von der rohen Selbſtſucht trennte, ſey der einzige wirkliche und wahre Mittelpunkt, worum ſich alles Thun und Streben des Menſchengeſchlechts herumtreibe. Sie behauptete geradehin, dieſes könne niemals mit Vernunft und Erfolg aus dieſem Mittelpunkt, an den es von der Natur ſelbſt, wie die Schnecke an ihr Haus angekettet ſey, herausgeführt und als von ihm unabhängend ins Aug gefaßt werde, und die Beſtrebungen der Menſchen müſſen immer in den Kreis der Beſchränkung, die daraus hervorgehe, feſtgehalten werden. Woraus ſich aber am heiterſten ergab, wie weit ſie dieſes Anketten alles menſchlichen Thuns an ſeine Selbſtſorge trieb und wie derb den Begriff dieſer Selbſtſorge in ſich ſelber mit demjenigen der Selbſtſucht vermiſcht, beweiſt die ſonderbare Aeußerung, die ihr nicht ſelten entſchlüpft, der Menſch müſſe durch ſeine Selbſtſorge es dahin zu bringen ſuchen, daß er nicht für ſich ſorgen müſſe, item er ſorge am beſten für ſich, wenn er machen könne, daß er nicht viel an ſich ſelber denken müſſe. Man muß den Zeitgebrauch unſerer Worte ſehr wenig kennen, wenn man unter dieſer Aeußerung etwas anders verſteht, als der Menſch ſorge am beſten für ſich ſelber, wenn er machen könne, daß andere Leute für ihn ſorgen müſſen, und daß das, was er gern habe, ihm auf eine Weiſe in die Hand falle und in der Hand bleibe, daß er ſeinethalben keine Sorge haben müſſe. Da der Herzog in ſeiner jetzigen Stimmung auch gern ſich ſelber vergaß, konnten ihm einige Aeußerungen dieſes Weibs in gewiſſen Augenblicken, ſo ſehr ſie dem Innerſten ſeines Herzens zuwider waren, nicht mißfallen. Sie war auch im Augenblick des Diamantenraubs, von dem Bylifsky in ſeinem Brief an Arner ſchrieb, beym Herzog im Garten.

§. 57.

Ein Mann, der ſicher die fünfte Bitte im Vaterunſer „führe uns nicht in Verſuchung" nicht recht gebetet.

Die Geſchichte dieſes Raubs iſt folgende. Eines Abends, da der Herzog mit dieſer Fräulein im Garten ſpazierte und Helidor noch in Sr. Durchlaucht Cabinet einen Brief vollenden wollte, den er für ihn angefangen hatte, war er wegen eines Vorfalls, der ihm geſtern Abend begegnet, ganz ſturm. Er wurde auch an dieſem Abend von einer bedeutenden Anzahl Hofgaukler und Hofgauklerinnen, die, von ihm berufen, aus der Privatcaſſe des Herzogs bezahlt werden ſollten, mit dem ſchrecklichen Wort: wir gaukeln nicht mehr, nein, nein, wir gaukeln nicht mehr — auf das Aeußerſte gedrängt und die erſte Tänzerin ſprach das Wort: ich tanze nicht mehr, und die erſte Sängerin das: ich ſinge nicht mehr — vor ihm mit einem Ernſt aus, wie ein Jude das Wort: ich zahle nicht mehr, einem leichtſinnigen Schuldenmacher, deſſen Umſtände zweifelhaft geworden, mit einem unbeweglichen Ernſt ausſpricht. Er wußte kein Geld und durfte dem Herzog, der ſich über das immer tiefere Verſchulden ſowohl des Herzogthums, als ſeiner Privatcaſſe noch geſtern mit lebhaftem Unwillen geäußert hatte, es auch nicht ſagen. Er vergaß den Brief, den er ausmachen ſollte und dachte, den Kopf auf ſeine Hand geſtützt, nur nach, wie es möglich ſey, dieſen Abend, da ein paar von dieſen Leuten, deren Forderungen die ſtärkſten waren, wieder zu ihm kommen würden, ſich aus der Noth zu helfen. Der Schlüſſel ſteckte eben an dem Geheimſchrank des Herzogs, in dem zwar auch nicht viel Geld lag, aber in einer Schachtel, die Helidor auch kannte, waren zwey Diamanten, deren Werth in die Hunderttauſende ging. Die Noth war groß und der Augenblick dringend. Frechheit half jetzt nichts, Großthun auch nichts, es mußte Geld her. Er konnte ſich nicht verhehlen und ſagte zu ſich ſelbſt: wenn der erſte Tänzer im Staat nicht mehr tanzen und die erſte Sängerin nicht mehr ſingen, weil ich ſie nicht bezahle, ſo kann vielen von den Leuten, denen ich ſchuldig bin, das Maul auf eine Weiſe über mich aufgehen, wie ich es ihnen nicht aufgehen laſſen darf. Ich thue es, ſagte er dann wieder, der Herzog fragt den Kleinodien bey Monaten nicht nach, und in der kurzen Zeit habe ich wieder Geld. — Das war freylich nicht wahr und nicht ſicher, aber in der Noth, in der er jetzt ſteckte, genug, um ihn blind für das zu machen, was er gefahrete. Eben weil es Gefahr hatte, mußte er ſich in ſeiner Täuſchung verhärten. Er ſprach einmal über das andere aus: es hat keine Gefahr, es hat gewiß keine Gefahr, und in dieſer Zeit finde ich wieder Geld, ich finde gewiß wieder Geld. Zwiſchen hinein klopfte ihm wieder das Herz, aber dann ſagte er wieder: es muß ſeyn, es muß ſeyn; es muß heute ſeyn, ich kann nicht warten bis morgen, und plötzlich, faſt unwillkührlich, fällt ihm die Hand in die Schachtel. Das Kleinod iſt in ſeiner Hand und plötzlich fällt es wie im Blitz mit ſeiner Hand in ſeinen Sack.

Womit will ich ſeine That vergleichen? Er ſchnappte das Kleinod weg, wie ein hungriger Hund einen Braten vom Tiſch wegſchnappt und mit dem Braten im Mund ſich vor der Hundspeitſche fürchtet, vom Tiſch wegſpringt, ſich mit dem Braten in den hinterſten Winkel verbirgt und ihn da frißt — ſo ſprang jetzt Helidor, mit dem Kleinod im Sack, aus des Herzogs Zimmer und in ſeine Stube. Aber er war ſo blaß, als er heimkam, daß ſeine Haushälterin faſt ob ihm erſchrak und ihn fragte: was ihm doch begegnet? er ſehe aus, wie wenn er von einer Ohnmacht aufſtände.

Es iſt nichts, gar nichts, ſagte er, aber ich muß allein ſeyn.

Er hatte Urſache. Das Kleinod war jetzt in ſeiner Hand, aber mit dem hatte er noch kein Geld. Dem Hofjuden, der, wo er immer ſicher iſt, Geld leiht, ſo viel man immer will, die Kleinodien offen in die Hand geben, das ging nicht; denn er kannte ſie. Was jetzt machen? Er ging zu zwey Männern, die reich und in Verhältniſſen mit ihm waren, daß ſie thun mußten, was er wollte. Dieſen zeigte er die Kleinodien und bat ſie, das Schächtelchen, darin er ſie gebracht, beyderſeits mit ihren eignen Siegeln zu verſiegeln und ihm denn das Zeugniß auszuſtellen, daß die in dieſem von ihnen verſiegelten Päckchen enthaltenen Diamanten ungefähr den Werth haben, den ſie ihnen ſelbſt geben wollen. Dieſes Verſiegeln und dieſes Zeugniß geben gefiel zwar den Männern nicht ganz. Aber ſie thatens, und Helidor ging jetzt mit dem Zeugniß und dem Päckchen zum Hofjuden und forderte auf das Unterpfand dieſes, mit dem Zeugniß der zwey, dem Hofjuden bekannten, reichen Männer, belegten Päckchens einen Drittheil des von ihnen anerkannten Werths deſſelben auf zwey Monate. Der Jude ſah das Päckchen freylich mit einem Blick an, wie wenn er's lieber offen gehabt hätte. Doch es war Helidor, der das Geld forderte und dieſer hatte ihm ſchon oft den Weg zu Geldkiſten gezeigt, zu denen er ohne ihn keinen Schlüſſel gefunden, und dabey war das Zeugniß vom dreyfachen Werth des Unterpfands deutlich, die Männer, die es unterſchrieben, ſicher, der Termin kurz, der Zins groß und zum

Voraus berechnet. Er glaubte, er könne das Geld geben, und gabs, doch mit der klaren Bedingung, daß die Rückzahlung deſſelben in 18 Wochen gewiß ſeyn müſſe. Jetzt zahlte Helidor die Leute, die ihm geſtern mit dem Wort: wir gaukeln nicht mehr, nein, nein, wir gaukeln nicht mehr — beynahe den Schweiß ausgetrieben. Er konnte dieſe Nacht wieder beſſer ſchlafen, als er es ſeit ein paar Tagen nicht gekonnt. Aber der Traum, der Herzog frage den Kleinodien bey Monaten nicht nach, war bald verſchwunden. Wenige Tage nach ihrer Entwendung ſuchte der Herzog etwas in dieſem Schrank und fand, daß ſie mangelten.

§. 58.

Die Mitternachtſtunde eines Vaters.

Ich verlaſſe den Mann gern, deſſen unmenſchlicher und unchriſtlicher Sinn ſchon zum Voraus für Arner und ſein frommes, chriſtliches Beſtreben ſo viel Böſes ahnen läßt und wende mich wieder zum guten Thun dieſes lieben Herrn, der mit Hülfe ſeines Glülphi, ſeiner Gertrud und mehrerer guten Leute, die er unter den ſeinigen fand und an ſein Herz zog, ſeinem armen, zerrütteten Bonnal wieder aufzuhelfen ſuchte.

Ich verließ ihn an dem Abend, an dem er die Weid von Bonnal vertheilt, jeder armen Haushaltung zu einer

Geiß verhalf und beſchloſſen, auf dem Ried einen großen Baumgarten anzulegen, unter deſſen Schatten einſt ſeine beſſer beſorgten Bonnaler ſich des Erdenſegens, den Gott allen Menſchen verliehen und niemand davon ausgeſchloſſen, freuen ſollten. Nun nahte der Tag, an dem das Volk in Bonnal mit dem Vogt rechnen und alle Lumpen, die ihm ſchuldig, bey der Linde zu dieſer Rechnung erſcheinen ſollten. Arner hatte dieſe Nacht nicht wohl geſchlafen. Das Volk, das morgen alſo mit dem Vogt rechnen und die Schande ſeines Lebens alſo ſich ſelbſt öffentlich an den Tag bringen ſollte, und der Gedanke, daß die Regierung ſeines Großvaters die Haupturſache an dem Unglück dieſer ſo tief verdorbenen Menſchen ſey, lag ihm ſchwer auf dem Herzen. Ach Gott! ach Gott! ſagte er in dieſer Nacht mehrere Male zu ſich ſelber, er hat aus meiner alten Burg ein Schloß gemacht, wie eines Königs Haus und mir ein Volk hinterlaſſen, an das ich ohne Scham und Sorgen nicht denken darf. Ach Gott! ach Gott! wiederholte er etlichemal zu ſich ſelber, lieber, lieber Großvater! hätteſt du mir doch meiner Ahnen zimmerleere Burg und meiner Ahnen ſchandleeres Volk hinterlaſſen!

Sein Karl, der neben ihm im gleichen Zimmer lag, hörte ihn gegen 12 Uhr ſo beklemmt athmen und ſagte zu ihm: fehlt dir etwas, Papa, daß du nicht ſchlafen kannſt?

Nein, Lieber! es fehlt mir nichts, ſagte Arner.

Doch, lieber Papa! es fehlt dir etwas, es iſt dir angſt auf morgen? ſagte das Kind.

Warum das? du Lieber! erwiederte Arner.

Karl. Meynſt, ich wiſſe es nicht? Es iſt allen Leuten angſt wegen der Rechnung.

Arner. Wer hat dir das geſagt?

Karl. Etliche Buben; aber einer gar. — Denk, Papa! er war bey den andern Buben, aber er hat gar nicht mögen luſtig ſeyn und iſt ſo herumgeſtanden, daß man ihm angeſehen, es fehle ihm etwas; da bin ich zu ihm hingeſtanden, hab ihn bey der Hand genommen und gefragt: warum er ſo traurig ſey? Zuerſt hat er mir's nicht ſagen wollen, aber ich habe nicht nachgelaſſen und da hat er mir geſagt, ſeine Leute daheim, der Vater und die Mutter und die Schweſtern, weinen ſich faſt zu todt, ſie ſeyen dem Vogt auch etwas ſchuldig und jetzt müſſe die Schweſter morgen vor dich, mit ihm zu rechnen; aber ich ſoll doch nichts ſagen, daß er mir's geſagt habe, und denk auch, Papa! das Weinen iſt ihm da ſo angekommen, daß er ſich umgekehrt und hinter einem Hag verbergen, damit ihn niemand ſehe; es hat mir doch auch ſo weh gethan und ich bin mit ihm hinter den Hag gegangen und bey ihm geblieben, bis man ihm nicht mehr angeſehen, daß er geweint hat.

Arner. Das iſt brav, Lieber! Wie heißt der Bub?

Karl. Er heißt Jacobeli und iſt ein ſchöner Bub, mit einem glatten, weißen Haar, und ein guter Bub, du kannſt nicht glauben, wie gut und wie lieb er mir iſt.

Arner. Aber wem gehört er?

Karl. Er wohnt grad unten am Kreuzbrunnen; es iſt ſo drey Tritt vor dem Haus.

Arner. Aber du weißt nicht, wie ſeine Leute heißen?

Karl. Nein. Aber du biſt auch morgen nicht ſo gar böß mit ihnen; ſie haben jezt ſchon ſeit dem Sonntag nichts gethan als geweint.

Arner. Ich will mit keinem von allen böß ſeyn; aber, du Lieber! ich muß, wie mit dir, wenn ſie ſich etwas Böſes angewöhnt haben, doch auch machen, daß ſie es ſich wieder abgewöhnen, und du weißt gewiß an dir ſelber, wie ſchwer das Abgewöhnen allen Menſchen ankommt, und wie noth es thut, daß man ihnen den Ernſt zeige, damit ſie es thun.

Karl. Ja, Papa, ich weiß das wohl, aber wenn ſie es denn auch nicht mehr thun, ſo biſt du wieder gut mit ihnen.

Arner. Du weißt doch wohl, daß ich immer gern und bald wieder gut bin.

Ich weiß das wohl, erwiederte der Karl, und ſchlief bey dieſem Wort wieder ein.

§. 59.

Der Anfang einer großen Morgenangſt.

Arner ſtund an dieſem Tag ſehr früh auf. Er befahl am Abend ſchon dem Weibel, am Morgen um 5 Uhr zu ihm zu kommen. Dieſer kam auf den Schlag und der Junker

Junker gab ihm jetzt das aus des Vogts Hausbuch genau aufgenommene Verzeichniſſe aller Perſonen, die dieſem ſchuldig, und die nun dieſen Morgen, um mit ihm zu rechnen oder vielmehr ihre Schuld gegen ihn anzuerkennen hatten, unter die Linde kommen mußten, und ſagte, da er ihm das Papier in die Hand gab, mit ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit noch zu ihm: es iſt mir leid für die vielen Leute, denen dieſer Rodel Mühe machen wird.

Der Weibel gab ihm zur Antwort: es geſchieht ihnen nur recht, ſie habens ſo wollen, und dachte nichts weniger, als daß ſein liebes Töchterlein in dieſem Verzeichniß oben an ſtehe.

Der Junker ſah ihn bey dieſem Wort ſteif an, der Weibel aber ahnete nichts weniger, als daß dieſer Blick ſein liebes Töchterchen betreffen könnte, und eilte, da er noch nüchtern war, ohne den Rodel anzuſehen, heim, ſetzte ſich hinter den Tiſch, trank ruhig ſeinen Morgenkaffee, um dann ſogleich den Lauf durch das Dorf zu nehmen. Nur erſt bey der letzten Taſſe warf er einen Blick auf ſeinen Rodel und verſchüttete die Taſſe Kaffee, die er eben in der Hand hatte, als er den Namen ſeines lieben Kinds oben an der Spitze alles Lumpenvolks, dem er zur Rechnung mit dem Vogt bieten ſollte, ſah. Er rief wie Mordio der Mutter, die eben in der Küche war. Als ſie kam, ſchrie er wie wüthend: wo iſt dein verfluchtes Kind?! wo iſt dein verfluchtes Kind?! ich will, ich muß es ausſchmeizen, daß kein Fetzen mehr gut an ihm iſt.

Die Frau, die, ſobald er den Rodel abgelegt, ihre Naſe ſchon darein geſteckt hatte, wußte ſchon, was es ſey;

aber ſie that nicht dergleichen und fragte ihn: warum er doch ſo wüthe?

Er wußte kaum, was er antwortete und ſagte nur: ſchaff mir das Kind im Augenblick her; es muß ſeinen Lohn haben; geh', geh', daß ich's unter meine Hände kriege. Ich wollte faſt lieber, es hätte mir das Haus angezündet.

Was iſt es denn? erwiederte die Frau noch einmal.

Jetzt ſagte er: es hat Wirthshausſchulden und muß jetzt mit allem Lumpengeſindel vor den Junker unter die Linde.

Das iſt erſchrecklich, ſagte die Frau. Aber ſie wußte ſchon alles und hatte das Kind ſchon ausgefragt, was an der Sache ſey. Das Kind antwortete ihr, es ſey nicht wahr, es ſey dem Vogt nichts ſchuldig. Aber ſie glaubte es ihm nicht und befahl ihm, ſich hinter den Heuſtock zu verbergen, wo es kein Menſch finden könne, ging dann wieder zum Weibel und ſagte ihm, ſie habe es im ganzen Haus geſucht und nicht gefunden, es müſſe außer dem Haus ſeyn.

Das iſt verflucht, ſagte der Weibel, daß du es nicht findſt, aber ich muß jetzt fort.

Beſitz' dich jetzt nur ein wenig und mache, daß es kein Gerede unter den Leuten gebe; je ſtiller wir es abſtrafen, wenn es gefehlt, deſto beſſer wird es ſeyn, ſagte die Frau.

Er mußte jetzt gehen. Sobald er fort war, eilte ſie auf der Stelle hinter den Heuſtock und fragte das Kind, wie es ſich denn eigentlich mit der Schuld verhalte. Es antwortete: es ſey an des jungen Kienaſten Hochzeit mit den andern Kindern vor dem Wirthshaus geſtanden und habe im Spaß mit ihnen getanzt, da ſey der Hummel mit einer Bouteille Wein und mit einem Teller Würſt und Schinken herausgekommen; ſie haben es angenommen und alle mit einander zahlen wollen; der Vogt aber habe das Geld nicht angenommen und geſagt, es werde von der Hochzeit bezahlt und koſte nichts. — Aber darf ich darauf zählen, daß es nichts anders iſt? erwiederte die Mutter. — Es antwortete: der Vater ſoll nur den Vogt ſelber fragen, er wird gewiß nichts anders wiſſen und ſagen müſſen, es ſey ſo.

Drohend ſagte jezt die Mutter: aber wenn es etwas anders iſt und du mich mit einem Lug unter die Linde ſchickſt, ſo ſieh denn, wie es dir geht.

Es iſt gewiß nichts anders, verſicherte ſie ihr Kind noch.

Jezt ging die Mutter unter die Linde, winkte ihrem Mann beyſeits, und erzählte ihm, wie ſich die Sache verhalte.

Glaubſt du, ich dürfe der Sache trauen? erwiederte ihr Mann.

Ich glaube faſt, du dürfeſt darauf trauen, antwortete ſie.

Eilend ging er jezt zum Junker und bat ihn, den Vogt über die Schuld ſeines Kinds zu befragen. Dieſer geſtund auch wirklich ein, daß ſich die Sache wirklich ſo verhalte, und daß die Schuld nicht alſo hätte ins Buch eingetragen werden ſollen. — Jezt war dem Weibel ein großer Stein ab dem Herzen und er ſagte zum Junker:

Sie werden alſo mein Kind vorrufen? — Natürlich werde ich es nicht vorrufen, ſagte der Junker, — und der Weibel winkte nach ſeiner Frauen, die etwas ferne von ihm ſtand, ſie könne jetzt nur gehen und dies auf eine Weiſe, daß ſie wohl ſah, es ſey gut gegangen und alles in der Ordnung. Er aber ſagte dann noch zu ſich ſelber: hätte ich das nur auch vor einer Stunde gewußt, ſo wäre ich nicht ſo wie ein Narr im Dorf herumgelaufen. Und es iſt wahr, er war wirklich die ganze Zeit, in der er den Leuten anzeigen mußte, daß ſie vor den Junker unter die Linde kommen müſſen, faſt wie nicht bey ſich ſelber. Der Schrecken über ſein Töchterlein hatte ihn ſo verwirrt, daß er, da er zum Haus hinaus war, noch nicht wußte, was er that. Er verirrte in den Straßen und mußte oft, weil er ein Haus in einer Gaſſe vergeſſen, zweymal wieder in dieſelbe zurück. Einmal hatte er ſogar unter einer Hausthüre im Nobel nachgeſehen, was er darinn zu thun habe und wußte es ſchon nicht mehr, als er die Treppe hinauf und in die Stube hinein kam.

Aber ſo verwirrt er war, ſo verwirrt waren auch die meiſten Leute, denen er unter die Linde bieten mußte. Sobald er es ihnen anzeigte, waren die meiſten von ihnen ſchon vorher ſo verdrüßlich, daß er über die Art, wie ſich viele ihrer Wirthshausſchulden halber entſchuldigen wollten und über das Geſchwätzwerk, das ſie darüber anfingen, bey ſich lachen mußte. Am meiſten und am unanmuthigſten wollte ihn die Barbel, die man im Dorf die Fromme heißt, aufhalten.

Sie hatte ihre beyde Hände auf der offenen Bibel über einander, kehrte das gelbe Weiß in den Augen um, wie ein Bock, wenn man ihn mezget, und ſah gen Himmel, als er ihr ſagte, warum er da ſey. Um Gottes Willen, Weibel, antwortet ſie ihm, »was denkt ihr auch, daß ihr zu mir kommt? b'hüt mich Gott davor, ich bin meiner Lebtag dem Vogt weder viel noch wenig ſchuldig geweſen, es muß einmal jemand anders gemeynt ſeyn, es heißen ja noch mehr Leute wie ich.

Der Weibel wußte nicht, wer? Sie namſete ihm aber ſogleich das Spinnerbabeli. Da ſagte er: der Vogt hätte dieſem Bettelmenſchen nicht 5 Batzen, geſchweige 5 Gulden anvertraut.

Was wißt ihr, Herr Weibel, wie das hat kommen können? ihr werdet einmal müſſen gehen und fragen; denn jetzt ſeyd ihr einmal bey meinem Gewiſſen am unrechten Ort.

Nun ich kann wohl gehen, es wird ſich dann zeigen, ſagte der Weibel, und ging eben, wo er von ihr hingewieſen war, zum alten Spinnerbabeli. Sobald dieſes ihn von der frommen Nachbarin die Gaſſe hinaufkommen ſah, ging es ihm entgegen und ſagte, ehe er es noch anredte: ja, ja, ich weiß, was ihr wollt, und es wird ſich wohl machen, ich will nicht fehlen zu kommen und zu zahlen.

Aber biſt du dem Vogt ſo viel Geld ſchuldig? ſagte der Weibel.

Was willſt jetzt ſo viel fragen, es iſt manchmal beſſer, man wiſſe nicht gar alles, erwiederte das Babeli.

Du haſt recht, ſagte der Weibel, ich hab' heute auch ſchon viel erfahren, davon ich lieber hätte, ich wußte es nicht. Aber er merkte das Spiel, das die fromme Barbel mit dem armen Spinnerbabeli treiben wollte, vollkommen und ſagte zu ſich ſelber: das kommt gewiß nicht ſo, wie ſich der Narr einbildet.

§. 60.

Das reinſte Gold liegt im Koth der Erde und im Geſtein der Gebirge.

Gegen 9 Uhr kamen die Leute, die er geweibelt, unter die Linde. Aber wer will den Haufen beſchreiben, wie ſie daſtanden, vom alten Meyer an, der über 20 Jahre alle Jahr beym Vogt ſaß, bis auf des Halloris Kind, das noch vor wenig Wochen das Unglück hatte, ſeiner Mutter den erſten Batzen zu ſtehlen und ihn dem Vogt zu bringen? Wer will dieſe 125 Menſchen beſchreiben, Männer, Weiber und Kinder, und wer will den Unterſchied treffen zwiſchen denen, die Speck bey ihm aßen, denen, die Brandtenwein bey ihm ſoffen und denen, die Butter und Honig bey ihm ſchleckten und Kaffee bey ihm tranken? Wer will es ausdrücken, wie ſie einander an Leib und Seel, an Händen und Füßen, an Naſen und Ohren ſo ungleich und dann wieder auf eine andere Art gleich ſahen? —

So gleich das Lumpenleben ſie unter einander machte, ſo ungleich machte es ſie hinwieder. Es konnte nicht anders. Wie ſie ob ungleichen Gelüſten ihm ſchuldig worden und in ſein Buch hineinkamen, ſo kamen ſie auch wieder auf eine ungleiche Weiſe aus demſelben heraus. Die wenigſten zahlten ihn mit Geld, ſehr viele, die meiſten Weiber und Kinder zahlten ihn mit geſtohlner Baumwolle; einige Männer mit geſtohlnem Eiſen, das ſie bey Nacht und Nebel von Pflug und Wagen abbrachen und weiß ich mit wie vielerley ungerechtem Gut, mit dem ſie ihr armes Freſſen und Saufen bezahlten. Aber ich habe die Elendeſten und Verruchteſten unter ihnen allen noch vergeſſen; einige zahlten mit falſchen Zeugniſſen und falſchen Eiden. Die Armen, Elenden zahlten ihm ihr Freſſen und Saufen damit, daß ſie ſich nach ihrer eigenen Ueberzeugung dem leidigen Teufel verpfändeten.

Ich eile von dieſem Bild weg. Es ſchreckt mich im Innerſten meiner Seele, wie es den Junker in ſeiner Wirklichkeit im Innerſten ſeiner Seele erſchütterte.

Dieſer ſaß, ehe er unter die Linde ging, mit großer Wehmuth neben dem Pfarrer und redte ſehr wenig. Doch einsmals kam ihm in Sinn, was ihm ſein Karl dieſe Nacht von den Leuten geſagt, die nahe beym Kreuzbrunnen wohnen und einen Buben haben, der Jacobeli heiße. Er fragte jetzt den Pfarrer, was das für Leute ſeyen? und ſagte noch, damit dieſer ſchneller darauf komme: es ſtehen drey Tritt vor ihrem Haus.

Wenn der Pfarrer ſchon ſeinen Kragen auf die Kanzel vergeſſen hätte, er hätte nicht mehr können betroffen ſeyn, als daß er es vergeſſen, mit dem Junker von dieſer Haushaltung zu reden, wie er ſich vorgenommen. Er ſagte es ihm jetzt und erzählte ihm, daß ihn keine von den Leuten, die unter die Linde müſſen, dauern wie dieſe, weil ſie bis auf den letzten Winter ſich vor allen Wirthshausſchulden gehütet; die Frau aber ſey vom Herbſt an bis auf den Frühling bettlägerig geweſen und ihr Mann habe ihr mehrentheils die ganze Nacht durch wachen müſſen. Sie können wohl denken, Junker, ſagte der gute Pfarrer, wie es dann geht, die Nächte ſind lang, und wenn ein Mann den ganzen Tag über arbeitet, ſchlechte Speiſen hat und denn noch die Nacht durch wachen muß, was will man darüber ſagen, wenn er auch dann ein Glas Wein mehr gelüſtet, als er ſollte?

Er rühmte die Haushaltung gar und ſagte: ſie ſeyen noch vom alten Vogt Lindenberger her, und wo noch ein Bein von dem Mann herſtamme, ſo ſey es ehrenveſter und ſchamhafter als alles andere Volk — und die Tochter, welche den Wein gereicht und ins Vogts Buch eingeſchrieben ſtehe, ſey dann ganz unſchuldig; ſie habe keinen Tropfen davon getrunken; auch ſage ihr Vater alle Stund zu ihr, ſie müſſe die Schande nicht ausſtehen, er ſey ſchuldig und er wolle unter die Linde, aber ſie wolle ihn nicht laſſen und bitte ihn um tauſend Gottswillen, er ſolle das nicht thun — aber ſie habe dann doch vom Morgen bis in die Nacht feuerrothe Augen vom Weinen.

O Gott! wie viele dieſer Menſchen wären anders, wenn man anders mit ihnen umgegangen wäre, ſagte der Junker wieder zu ſich ſelber — und auch dieſer Verfall füllte ſein Herz mit Güte für dieſe Elende, und machte ihm eine gute Weile den Anblick erträglicher, den er unter der Linde hatte.

§. 61.

Das reine landesväterliche Herz meines Mannes.

Er bedauerte die Kinder am meiſten. Er ließ ihnen aber auch zuerſt rufen, damit ſie aus der Angſt kämen und ſagte keinem viel mehr, als: biſt du auch da? — Etlichen bot er noch die Hand und ſagte ihnen mit Vatergüte: thu doch das dein Lebtag nicht mehr! —

Aber das Ganze, das ihm vor Augen ſtand, war entſetzlich. Der Fehler, um deſſentwillen ſie da waren, machte ihm nichts, aber das Bild der Heucheley und Verſtellung, der leiblichen Abſchwächung und der geiſtigen Zerrüttung, der Seelenloſigkeit und der Herzloſigkeit, die allenthalben hervorſtach, drückte und empörte den Mann.

Die meiſten Weiber thaten, wie wenn ſie vor Scham und Angſt in Boden hineinſinken wollten; er aber ſah, wie wenig es ihnen ernſt war und ſagte ihrer etlichen mit Unwillen: es iſt dir nicht halb ſo, wie du thuſt.. Einer ſagte gar, ich meyne, wenn gerade jetzt ein Krug Wein vor dir zu ſtünde und du allein wäreſt, daß dich niemand ſähe, dein Jammer würde bald aus ſeyn.

Aber eine verſtellte ſich nicht. Es war ein Elend, ſie anzuſehen. Sie weinte laut, ihr Athem tönte auf viele Schritte weit, ihr Mund lag über einander, wie wenn er zuſammengewachſen und wenn ſie redte, ſchnappte ſie nach Luft. So ſtund die Rabſerbäurin vor ſeinen Augen.

Was iſt dir, Frau? Biſt du krank? oder was fehlt dir? ſagte der Junker.

Sie konnte nicht reden, aber ſie fing an zu weinen, und mit dem war ihr leichter, daß ſie hintennach ſagen konnte, ſie ſey jetzt 60 Jahre alt und habe ihren Lebtag ſchinden und ſchaben müſſen, wie eine Bettelfrau, und ihr Mann mißgönne ihr das Brod und gebe ihr nicht, wie recht iſt, zu eſſen, ſonſt wäre ſie, das wiſſe Gott im Himmel, nicht in dieſem Unglück.

Ihr Anblick machte den Junker blaß. Er frug links und rechts, ob ihr Mann wirklich ſo mit ihr umgehe, wie ſie ſage? und links und rechts war die Antwort, es ſey, wie ſie ſage, es habe der Frau ihr Lebtag kein Menſch nachgeredt, daß ſie ein Glas Wein zu viel getrunken, als wozu ſie die liebe Noth ſelber gedrungen. Der alte Renold ſetzte hinzu, ſie habe 20 Kinder gehabt, die aber alle bis auf zwey todt ſeyen, und die Frau möge die rohen Speiſen, die ſie um ſeines Geizes willen eſſen ſollte, nicht mehr erleiden, und ſonſt ſey ganz gewiß unter der Sonne kein Grund, daß ſie ins Geheim dann und wann ein Glas Wein aus dem Wirthshaus habe kommen laſſen.

Als der Junker ſich davon ganz überzeugt, ſagte er zur armen Frau: wenn's ſo iſt, ſo will ich dir helfen; wenn dir dein Mann nicht zukommen läßt, was du zu deiner Leibesnothdurft brauchſt, ſo ſag du nur dem Herrn Pfarrer, in welchem Haus im Dorf du den Reſt deiner Tage gern verleben möchteſt, und ich will dann ſchon dafür ſorgen, daß dir dein Mann, was du nöthig haſt, ſicher in dieſes Haus bringen laſſen wird.

Aber dieſe und die Lindenbergerin waren auch die einzigen, mit denen er von Herzen hat gut ſeyn können.

Es freute ihn recht, als die lezte kam. Sie hub kein Aug vom Boden, und da der Schreiber ihr vorlas, was ſie dem Vogt ſchuldig, ſagte ſie kein Wort zu ihrer Entſchuldigung, ſondern legte, ohne ihren gegen den Boden gerichteten Kopf nur aufzuheben, das Geld für die Schuld auf den Tiſch. Der Junker, den dieſes Benehmen rührte, redte ſie freundlich an und ſagte: Kind, warum ſagſt du nichts zu deiner Entſchuldigung?

Auf dieſes Wort ſah ſie den Junker zum erſtenmal an, aber redte nicht.

Nun, wenn du es nicht ſagen darfſt, fuhr Arner fort, ſo will ich es ſagen. Ich weiß es, eure Haushaltung hat ſich bis auf den lezten Herbſt vor allen Wirthshausſchulden hüten können, und wenn deine Mutter nicht einen ſo elenden Winter gehabt, ſo wäret ihr auch jezt dem Vogt keinen Heller ſchuldig.

So entſchlug der gerechte Landesvater vor allem Volk dies gute Kind ſeiner Schande halber. Aber es that den hundert und zwanzigen wehe, zu hören, daß eines beſſer unter ihnen, als ſie alle, und es war kein Krüppel an Leib und Seele unter der Linde, der nicht zu ſich ſelber ſagte: ja, wenn er wüßte, wie ich's gehabt habe, er würde gewiß das und noch mehr auch zu mir ſagen.

Die Lindenbergerinn aber antwortete jetzt dem Junker mit einem Aug, das Freud und Dank ſichtbar ausſprach: wie dank' ich Gott, daß Sie wiſſen, wie wir's gehabt haben.

Ich weiß auch, ſagte der Junker denn ferner, daß du keinen Tropfen von dem Wein getrunken, um deſſen willen du da biſt, und daß dein Vater dich noch gebeten, du ſolleſt ihn ſich verantworten laſſen, er wolle unter die Linde gehen; aber du biſt ein braves Kind geweſen, und haſt lieber die Schande auf dich genommen, als deinen Vater hieher kommen laſſen.

Jetzt nahm das Kind die Hand vor die Augen, die ihm überliefen, und ſagte ſchluchzend: mein Vater, niemand als mein Vater, mein lieber Vater hat Ihnen das geſagt.

Nein, ſagte der Junker, dein Vater hat es mir nicht geſagt, dein Bruder, der Jacobeli, hat es meinem Karl erzählt, in welchem Unglück ihr euch wegen dieſer Schuld befindet, und wie ihr euch alle darob faſt zu todt geweint, und mein Karl hat es mir dieſe Nacht, da ich nicht ſchlafen konnte, ſelber mit Thränen erzählt und mich gebeten, daß ich auch nicht bös mit dir ſeyn ſolle, und nicht wahr, ſetzte er noch hinzu, ich bin jetzt nicht bös mit dir geweſen.

Das Kind konnte vor Rührung nicht reden. Aber der Junker fuhr fort und ſagte ihm noch: ſag' doch deinem

Bruder, er ſoll am Sonntag zu meinem Karl ins Schloß kommen; er iſt ihm gar lieb.

Jetzt wußte das gute Mädchen, wer dem Junker das alles erzählt und ſagte zu ſich ſelber: das muß doch ein guter Bub ſeyn, dieſer Karl, der Jacobeli muß am Sonntag gewiß zu ihm. — Ihr Auge war voll Freudenthränen. Sie ſprang von der Linde heim, dem Vater und der Mutter zu ſagen, wie gut es ihr gegangen und wie väterlich der Junker mit ihr geredt. Im Heimgehen wiederholte ſie ſich ſelber einmal über das andere, der liebe Gott hat es doch gut mit mir gemeynt.

---

§. 62.

Das Frechheitsſpiel der böſen Menſchen mit den guten, ſo gern ſpielen, gelingt ihnen doch nicht immer.

Dieſe Güte des Junkers wollte das Lumpenvolk, das ter der Linde war, mißbrauchen; aber es gerieth ihm ht. Eine Speckmolchin ſtieß ob dieſem Verſuch den pf hart an. Da ſie ſah, wie liebreich und gut der nker mit dieſem Mädchen war, kam ihr in Sinn, mit einem guten Herrn laſſe es ſich probiren, ob man nicht a mit dem Läugnen aus dieſer Wirthshausſchande her- kommen könnte. Sie ſtund ganz keck an die Herren vor den Tiſch und ſagte, der Hummel habe ſie wie ein Schelm und wie ein Dieb in ſeinem Buch aufgeſchrieben, ſie ſey ihm weder Heller noch Pfenning ſchuldig und ſie wüßte ſich bey Jahr und Tag nicht zu beſinnen, daß ſie das geringſte mit ihm gehabt oder ihm nur ins Haus hinein gekommen.

Darüber empört, antwortete der Hummel, man ſolle nur ein Tiſchtuch und ein Handtuch anſehen, die auf dem Tiſch liegen und die ſie ihm verſezt, es werde ſich dann wohl zeigen, ob ſie nie im Haus geweſen. Das machte ſie noch nicht irr. Sie behauptete keck, ſie habe ihr Lebtag dieſe Tücher weder geſehen, noch in Händen gehabt.

Dein Name iſt ja darauf gezeichnet, ſagte jezt der Vogt.

Das verwirrte ſie einen Augenblick, aber dann ſagte ſie doch, ſie müſſen ihr geſtohlen worden ſeyn, einmal das ſey gewiß und das könne ſie behaupten, daß ſie es ihm nicht gegeben habe.

Der Junker aber, dem ihre äußerſte Frechheit auffiel und ſicher war, daß ſie wider Wiſſen und Gewiſſen alſo redte, antwortete ihr: er wolle ſie vorläufig für 14 Tage ins Zuchthaus einſperren; er wiſſe, daß dieſes Haus ſchon vielen Lumpenleuten wieder zu einem guten Gedächtniß geholfen, es werde ſich in dieſer Zeit denn auch zeigen, wie weit das Zuchthaus dazu helfen könne, ſich dieſer Schuld halber zu erinnern, was daran wahr ſey.

Aber die Frau wollte die Gedächtnißcur im Zuchthaus nicht machen, und als der Harſchier auf einen Wink des Junkers gegen den Tiſch hervorkam, fieng ſie an zu heulen und ſagte: ſie wolle es ja bekennen, er ſolle ſie doch um Gotteswillen nur wieder heim laſſen. — Jezt machte ſie der Junker vor allem Volk, das umher ſtand, die Worte laut und verſtändlich nachſprechen: „der Hummel ſey deswegen und diesfalls, daß er in ſeinem Buch aufgeſchrieben, ſie ſey ihm ſo und ſo viel ſchuldig, weder ein Schelm noch ein Dieb.“

Sie konnte dieſe Worte faſt nicht zum Mund herausbringen. Aber es mußte ſeyn, und als es endlich geſchehen, mußte ſie ihm noch die Hand bieten. Aber als ſie die drey Finger des Vogts erblickte, die der Henker ihm unter dem Galgen angeſtrichen und die noch ſchwarz waren, zog ſie ihre Hand wieder zurück und ließ einen Schrey, wie wenn man ſie morden wollte. Das half nichts. Sie hätte entweder mit dem Harſchier, der neben ihr ſtand, ns Zuchthaus müſſen oder dem Vogt die Hand bieten. Sie that es endlich, aber vor Wuth faſt außer ſich und feuerroth. Da es geſchehen und ſie nun weg und heim durfte, ſagte ſie hinterrucks zum Vetter Weibel: ich hätte noch nicht geglaubt, daß der Junker ſo mit mir umgehen würde — und er antwortete: und ich hätte nicht geglaubt, aß du ſo dumm wäreſt.

§. 63.

Betſchweſterarbeit und der Basler Todtentanz neben einander.

Bald nach ihr kam das Spinnerbabeli hervor. Aber Junker ſah, daß jedermann die Köpfe zuſammenſtieß fragte die Vorgeſezten: was das ſey?

Der Weibel antwortete ſogleich: man glaube, das ſey nicht die rechte Barbel.

Da fragte der Junker den Vogt: ob das nicht die Barbel ſey, die ihm ſchuldig?

Der Vogt erwiederte: nein, die rechte Barbel, die hätte kommen ſollen, heiße die Fromme; aber der Hochmuth laſſe es ihr nicht zu, ſelber zu kommen; ſie fürchte natürlich, es möchte ihr an ihrem guten Frommkeits-Namen ſchaden, wenn es ihr auskomme, daß ſie, wie andere Leute, Wirthshausſchulden habe; ſie ſey auch ſeit dem Sonntag alle Nächte vors Haus gekommen und habe ihm mit Sprüchen aus der Bibel und mit weiß nicht was zugeſezt, daß er um Gotteswillen auch ſo barmherzig ſey und das Maul halte, wenn das andere Barbeli für ſie unter die Linde komme und zahle. Er ſezte hinzu, er habe, damit er iherr los komme, geantwortet: wenn niemand nichts ſage, ſo wolle er auch ſchweigen.

Der Junker fragte darauf das andere Barbeli: aber was hat ſie dir Lohn gegeben, daß du für ſie da hervorgekommen?

Es antwortete: einen halben Gulden, und ſezte hinzu: es ſey ein armes Menſch, und habe gedacht, es ſchade niemand nichts, wenn es das thue.

Aber haſt du nicht gedacht, es ſchade dir ſelber, deinen guten Namen ſo an Lumpentiſch hervorzutragen? ſagte der Junker.

Und es: ich habe gedacht, es glaube das niemand.

Der Junker mußte ob ihm lachen. Ueber die andern lachte er nicht. Er rief dem Harſchier und befahl ihm

den

ten Augenblick, die rechte Barbel abzuholen und hieher zu führen.

Die Barbel ſaß in dieſem bittern Ständlein der Trübſal ob dem Buch Hiob, las das Leiden des Manns vom erſten Kapitel bis aufs letzte und deutete alle Trübſal, die ihm der Teufel und ſein Weib machten, nur auf ſich und ihren heutigen Jammer. Es war mit dem Buch Hiob fertig, aber das Ständlein ihrer Trübſal gieng leider erſt an; ſie hatte ihre Dienſtmagd und Mithalterin ihrer ſtillen Abendtränke oben an die Kirchgaſſe geſchickt, um von dort aus zu ſehn, wie es unter der Linde ablaufen würde. Dieſe ſah nach langem und langem Warten endlich, daß das Spinnerbabeli zum Tiſch hervorwackle, aber zugleich auch, wie jetzt alles die Köpfe zuſammenſtoße und wie es mit dieſem Babeli nicht vorwärts wolle, wie mit andern, wie der Junker lange mit dem Vogt und dem Weibel rede und jetzt gar, wie der Harſchier zu ihm hervortrat. Sobald ſie dieſen ſah, zweifelte ſie er nicht mehr, die Sache habe gefehlt, die Wahrheit ſey ausgekommen und der Harſchier werde ihre Barbel auf er Stelle unter die Linde abholen müſſen.

Als aber die Magd mit dieſem Bericht zu der Barbel m, ſchlug dieſe die Hand ob dem Kopf zuſammen und f einsmal über das andere: Herr Jeſus! ach, mein ott! und dann wieders: der Teufel hat es mir wohl üſſen in den Sinn geben, daß ich das Menſch habe ter die Linde ſchicken müſſen; es hat mirs jetzt in Got Nahmen noch ſelber ausgebracht. Sie ſeufzte einmal r das andere: „Hilf, Helfer! hilf in Angſt und

Rath," und ihre Dienſtmagd mußte ihr die Thüre zumachen, ſo gut es immer möglich. Aber alles half nichts. Der Harſchier kam nach wenigen Minuten und klopfte an der Thüre, und da ſie niemand aufmachte, gab er ihr kurzweg mit den Schuhen einen Tritt und ſie war bald offen. Er kam dann zu der Barbel in die Stube und ſagte, daß ſie mit ihm unter die Linde müſſe. Jetzt bath ſie um Gottes Erbarmen, er ſolle doch nur wieder gehen, ſie wolle nachkommen. Er aber wollte nicht und ſagte: es ſey des Junkers Befehl, ſie müſſe mit ihm. Jetzt that ſie, wie wenn ihr ohnmächtig würde und fiel den langenweg von ihrem Stuhl auf den Boden. Der Harſchier aber ſah, daß ſie ihre Ohnmacht nur heuchle, und gewohnt, dergleichen Arten von Ohnmachten und auf dem Boden liegen beym Lumpengeſindel nach ſeiner Art zu behandeln, ſagte er zu ihr: wenn du nicht im Augenblicke aufſtehſt, ſo will ich dich mit dem Farrenſchwanz aufſtehen machen, wie du in deinem Leben nie aufgeſtanden biſt — und damit nahm er ſie beym Arm und zog dieſen auf eine Weiſe in die Höhe, daß die Füſſe im Augenblick auch gerade aufſtanden, und ſo mußte ſie mit ihm fort. Aber man muß den Basler Todtentanz im Kopfe haben, wenn man ſich vorſtellen will, wie ſie mit einander unter die Linde gegangen.

Der Junker hatte das Spinnerbabeli warten laſſen, bis die wahre Barbel mit dem Harſchier ankam; als ſie da war, machte er ſie neben dem Spinnerbabeli auf der ſteinernen Bank abſitzen und da warten, bis alles andere Lumpenvolk, das noch mit dem Vogt zu rechnen hatte, damit fertig war, und ohne ſie ein Wort reden zu laſſen, ſagte er nur noch: ſie habe dem Spinnerbabeli für die Mühe, die es für ſie habe nehmen müſſen, zu wenig Lohn gegeben, ſie müſſe ihm noch einen halben Gulden geben, und ſoll ein andermal nicht mehr probieren, die Schande des Lumpenlebens ſo wohlfeil zu verkaufen, als ſie dieſem Babeli habe verkaufen wollen.

§. 62.

Eine durch eine ſcharfe Cur gelungene Heilung.

Nachdem die fromme Barbel alſo wegen ihrer Heuchlerſchlechtheit auf der ſteinernen Bank bey der Linde zur Schau da ſaß, ſtellte ſich wegen ihrer Hoffartsſchlechtheit eine andere zur Schau da. Gerade nach der Barbel kam die Hürnerbeth. Ihre Sammetbänder und ihre ganze Kleidung war auffallend hoffärtig.

Junker kannte ſeine Eltern aus dem Almoſenrodel und fragte: biſt du des Hürnen Jacobs?

Dieſe Frage gefiel dem eiteln Kind ſchon nicht. Es verlor ſchon ſeine Farbe, da es ja ſagte.

Und der Junker fragte weiter: wie kommſt du zu Sei-
en und Sammet?

Es antwortete nichts. Aber der Junker fragte weiter:
ie kommſt du zu Seiden und Sammet? und es brachte

unter Herzklopfen endlich die Antwort; hervor: ich habe verdient, was ich trage.

Ich will dich nicht fragen, wie, ich will dich nur fragen, ob es dir anſtehe, es zu tragen?

Es ſchwieg wieder.

Der Junker aber ſagte: ein Kind, das vom Almoſen erzogen worden, und ſich vor ſeinem Dorf nicht ſchämt, ſich koſtbarer zu kleiden, als Leute, die von niemand nichts haben und von niemand nichts wollen, iſt ein böſes Exempel, dem ich vorbeugen muß. Und einen Augenblick darauf ſagte er ihm: wie viel Geſchwiſterte haſt du?

Es ſagte fünfe, — und er wieder: gehen ſie auch ſo hoffärtig daher? Es ſchwieg, — und er fragte zum andernmal: gehen ſie auch ſo hoffärtig daher? Es antwortete: nein. Er fuhr fort: aber haben ſie Schuhe und Strümpfe und ganze Hemder? Es zitterte und ſchwieg wieder, und er wiederholte: haben ſie Schuhe, Strümpfe und ganze Hemder, deine fünf Geſchwiſterte? Es mochte wollen oder nicht, es mußte nein ſagen. — Und dein Vater und deine Mutter, fuhr der Junker fort, können ſich dieſe vor Kälte und Näſſe ſchützen; Kleidern halber? Es ſchwieg wieder, und er: Ich ſehe wohl, auch das iſt nein, und du ſchämſt dich nicht und fürchteſt dich nicht, der Schuhe halber ſo daher zu kommen.

Dann befahl er ihm, jetzt heim zu gehn und Vater und Mutter und alle Geſchwiſterte, wie ſie gehen und ſtehen, hieher zu bringen.

Das Elend ſelber, wenn man es abmahlen wollte, könnte nicht elender ſeyn, als dieſe ſieben Menſchen.

Der Junker ließ ſie vor ſich zu, die Hoffartsbeth auf die eine und Vater und Mutter und Geſchwiſterte auf die andere Seite ſtellen. Da ſie denn vor ihm zu ſo gegen einander über ſtunden, ſagte er zu der Beth: iſt jetzt das dein Vater?

Ihre Lippen bebten, ihre Augen ſtunden ihr ſtarr und ihre hangenden Hände zitterten, als ſie ja ſagte.

Er fuhr fort: und biſt du des Mannes Tochter?

Beth. Ja.

Junker. Und der Frauen da ihr Kind?

Beth. Ja.

Junker. Und das ſind deine Geſchwiſterte?

Beth. Ja.

Junker. Sind dieſe Kinder mit dir unter einem Herzen gelegen?

Es ſchluchzte.

Der Junker ſah es jetzt ſtreng an und ſagte: und wenn ich dich jetzt heimſchicke und dir befehle, in eben den Lumpen, in denen deine Mutter jetzt daſteht, wieder hieher zu kommen und auch da auf einer Bank neben uns hinſitzen, haſt du das nicht verdient?

Das Kind ſank faſt in den Boden und Vater und Mutter bathen für es. Er befahl ihm jezt, heim zu gehen, Vater und Mutter aber, noch eine Weile zu bleiben, redete dann freundlich mit dieſen und ſagte der Mutter: ich will gar nicht, daß dein Kind in Lumpen gehüllt wieder hieher komme, aber ich habe geglaubt, es habe dieſen Schrecken verdient und er thue ihm wohl.

Da er ſo mit ihr redte, weinte die gute Mutter und ſagte zu ihm: Sie haben in Gottes Nahmen ganz recht und ich habe es dem unvernünftigen Kind hundert und hundert mal geſagt, es könne es vor Gott nicht verantworten, wie es Vater, Mutter und Geſchwiſterte im Elend ſehe, und doch alles, was es auftreiben könne, an die Hoffart verwende.

Die eitle Tochter fürchtete wirklich, ſie müſſe, in der Mutter Lumpen gehüllt, wieder unter die Linde, und war, als die Mutter heim kam, faſt außer ſich vor Angſt und Sorgen. Da ſie ihr aber jezt ſagte, es komme dem Junker kein Sinn daran, daß das ſeyn müſſe, er habe mit ſeinem Drohen nur dahin auf ſie einwirken wollen, daß ſie in ſich ſelber gehe und das Unrecht ihres diesjähligen Benehmens erkenne, war ſie innig gerührt und ſagte zu Vater und Mutter: verzeiht mir, ich erkenne, wie ſehr ich gefehlt. Sie trennte auch noch an dieſem Tag einige Sammetbänder, die ſie auf den Kleidern hatte, ab. Sie gab auch einige Hoffartsſachen, die ſie hatte, de Mutter zum Verkaufen und iſt von dieſer Stunde an ſ brav und eingezogen worden, daß hoffartshalber ihr kei Menſch mehr etwas vorzuwerfen hatte.

§. 65.

Wie und wie weit Lumpenvolk, wenn es ſich im Vortheil ſpürt, das Maul braucht.

Es iſt nicht zu ſagen, was es unter und bey der Linde alle Augenblicke für Auftritte gab. Eine Kreblerin, die ſchon mehr als vor einem halben Jahr ihres Manns ſilberne Schnallen dem Vogt verſetzt hatte und, damit er ſie nicht im Verdacht habe, ihre Dienſtmagd, die allein im Haus war, als eine Diebin auf der Stelle fortgeſchickt, hatte auch eine Hiobsſtunde.

Die Ringgen (Schnallen) lagen jetzt unter der Linde auf dem Tiſch, und des Joien Conrad, der der Bruder war von der Margreth, die ſie hat ſollen geſtohlen haben,; kannte ſie im Augenblick und ſprang was gibts was haſt heim, ſeiner Schweſter zu ſagen, was er für eine Entdeckung gemacht.

Das war ein Jubel für Bruder und Schweſter. So geſchwind als er heim kam, ſo geſchwind ſprangen beyde wieder gegen die Linde, dem Krebler und ſeiner Frauen jezt den Meiſter zu zeigen. Dieſer aber, als er die Margreth und ihren Bruder von ferne daherſpringen ſah und die Schnallen auch ſchon als die, ſo ſeiner Frau ſollen geſtohlen worden ſeyn, erkannte, roth feuer, gieng der Margreth und ihrem Bruder eilends entgegen, ſtellte ſich vor ſie hin, both ihnen freundlich die Hand und ſagte: ſie ſollen doch einen Augenblick halten, wenn etwas Ungetadels in ſeinem Haus vorgefallen, ſo wolle er machen, daß ſie können zufrieden ſeyn.

Nein, nein, antworteten ſie; und er: die Leutsbetrügerin, deine Frau, muß zu Schanden gemacht ſeyn, wie ſie es verdient, ſo hängt ſie ein andermal niemand mehr den Schelmennamen an, der ihr gebührt.

Ja, ja, ſagte die Margreth, ſie iſt eine Leutbetrügerin, eine Seelenmörderin, deine Frau, ſo hat es mir in meinem Leben noch niemand gemacht und den Lohn dazu noch abgedrückt.

Sie thaten beyde wie wild, und die Margreth noch eben drein, wie wenn ſie die Augen trocknen wollte. Dieſe aber hatten das gar nicht nöthig, ſie waren ſo trocken, als wenn ſie eben zum Ofen heraus gekommen wären. Das andere Wort, das ſie redte, war: wie unglücklich ſie jetzt ſey, daß ſie ſo um Ehr und guten Nahmen gekommen.

Thut doch jetzt nicht ſo gar, ſagte der Krebler, ſie muß euch Ehr und guten Nahmen wieder geben, ſo lieb er euch iſt; — denn es machte ihm angſt, daß die Leute es oben an der Kirchgaſſe alle hören, ſo laut redten ſie.

Ja, ja, ſagte die Margreth, es iſt bald geſagt; Ehr und guten Nahmen iſt nicht ſo leicht wieder zu geben, wenn man es einem genommen. Und denn oben drein: was ich für Schaden und Nachtheil von dieſer Sache gehabt, iſt mit keiner Zunge zu beſchreiben. — Und ihr Brüder: ja, ja, es iſt nicht zu beſchreiben. So machten ſie Lärm; aber ſie wollten nur Geld, und der Krebler, der wohl ſah, daß hier nichts anders zu machen, als den

Seckel zu ziehen, ſagte endlich: nun, was koſtet es denn, damit wir ab einander kommen?

Da ſagte die Margareth, ich bin jetzt bald Dreyvierteljahr auf mir ſelber geſeſſen und habe keinen Dienſt finden können, weil ſie mich als eine Diebin zum Haus hinaus gejagt. Vom andern will ich gar nicht reden.

Und ihr Bruder: es iſt da nicht an uns zu fordern, wenn du es alſo willſt, ſo kannſt du nur biethen, was du geben wolleſt, es wird ſich dann zeigen, was wir dazu ſagen wollen.

Kurz ſie brandſchatzten ihn um 30 Gulden. Als ſie aber dieſe hatten, war weiter von Ehre und gutem Nahmen keine Rede.

Den Siegriſt und Schulmeiſter ließ der Junker ſpät rufen, damit ſie recht lang unter den andern Wirthshauslumpen da ſtehen müſſen.

Dieſe wollten noch eine Predigt halten, wie es gekommen, daß der einte dem Vogt 5 und der andere 7 Gulden ſchuldig worden ſey.

Er ſagte aber beyden: haltet doch das Maul.

Auch der Kriecher wollte ſo predigen.

Er ſagte ihm aber: ich kenne dich ja ſchon.

Keiner machte es, ich möchte faſt ſagen, ſo gut, als der alte Meyer; — der kam hervor, wie einer, dem noch viel heraus gehörte, und ſagte: was ich ſchuldig, das will ich zahlen, und weiter und ferner iſt es kein Schelmenſtück, wenns einer hat und vermag, wenn er trinkt bis er genug hat.

„Es iſt gar richtig, daß ſaufen kein Schelmenſtück iſt, ſagte der Junker, aber es führt gern zu vielen.

„Ich habe meiner Lebtag gehört, die größten Schelmen hüten ſich vor dem Vollſaufen ſagte der Meyer, und der Junker mußte lachen.

Aber bald alle Augenblicke kamen Männer und Weiber, denen er geſtern armuthshalber das Geld für eine Geiß vorgeſchoſſen. Es wunderte ihn, wie viele von dieſen zuſammen da ſeyen? und ſagte: daß wer immer von dieſen 27 Haushaltungen da ſey, Männer Weiber und Kinder, die ſollen zuſammen ſtehen, und es fand ſich, daß von den 27 Haushaltungen nicht 3 waren, aus denen nicht entweder der Vater, oder die Mutter, oder ein Kind Wirthshausſchulden halber jezt vor ihm ſtunden.

Er ſagte ihnen: ihr habt doch ſcheints Vermögen, Wirthshausſchulden zu machen, wenn ihr ſchon nicht vermöget euern armen Kindern täglich ein Glas Milch zukommen zu laſſen.

Es zerſchnitt ihm faſt das Herz wie die Leute alle ausſahen; doch er ließ ſie jezt gehen ohne weiter ein Wort zu ihnen zu ſagen.

Aber der Eindruck, den ihm dieſer Morgen machte, war bedrückend, und er gieng faſt ohne Hoffnung, daß mit einem Volk, unter welchem ſo viele Lumpen, noch etwas auszurichten, mit beklemmtem Herzen von der Linde weg ins Pfarrhaus.

§. 66.

Wie ſehr die Anſichten über das Heurathen auch unter den Strohdächern verſchieden ſind und wie ſie ſich auch unter ſolchen Dächern auf die gleiche Weiſe, wie in Paläſten, ausſprechen.

An eben dieſem Morgen war Gertrud eine Stunde bey ihrem guten Hübelrudi, der, ſeitdem er die Meyerin das leztemal geſehn, alle Stund mehr Hoffnung ſchöpfte, es könnte ihm mit ihr vielleicht doch noch mehr gerathen. Es war ihm den ganzen Tag, er ſehe ſie mit ſeinen Augen, wie ſie freundlich vor ihm zu ſtand, ihm helf dir Gott ſagte und ihm anrieth, er ſolle auch vor andern Häuſern ein Almoſen heiſchen. Die Gertrud war gar nicht ohne Hoffnung für ihn und that mit gedoppeltem Eifer in ſeinem Haus und für ſeine Kinder alles, damit von dieſer Seite der Sache kein Hinderniß aufſtoſſe. Auch die Meyerin dachte von dieſer Stund an mehr an den Hübelrudi, als ſie in ihrem Leben geglaubt hätte, daß ſie je an ihn denken würde. Auch an ſeine Haushaltung, und ſogar an ſeine Matte und an ſeine ſchöne Kühe dachte ſie oft und wiederholte ſich oft: ich möchte dem guten Mann doch ſowohl gönnen, daß er bald wieder wohl verſorgt würde. — Doch glaubte ſie noch nicht, daß ſie ſich entſchlieſſen könnte, ihn zu heurathen, da er ſo alt und der Kinder ſo viele ſeyen; aber dennoch kam ihr ſeit dieſer Zeit der Hans Ulrich Ochſenfeiſt, den ihr der Untervogt und ſeine Frau geben wollten, immer widriger und unerträglicher und oft im Schlaf alſo vor. Die Untervögtin wußte zwar, daß ſie einigen Eckel vor ihm habe, aber ſie meynte bis auf die heutige Stunde doch, es müſſe ihr ſeyn und ſie müſſe ihren reichen Vetter und keinen andern heurathen. Sie hatte es ihm auch heilig verſprochen, es ſolle nicht fehlen, er müſſe ſie bekommen, und ſie zweifelte um ſo weniger daran, da ſie bis auf den heutigen Tag kein Wort davon wußte, daß Gertrud ihrer halber etwas anders im Schild führe. Sie hätte ſich auch in ihrem Leben nicht vorſtellen können, daß der Hübelrudi ihrem reichen Vetter, dem Ochſenfeißt, heurathshalber in den Weg kommen ſollte und daß in der Welt ein Menſch daran denken könnte, ihrer Schwägerin dieſen Rudi anzutragen, und als ſie dieſen Morgen vernahm, daß im Dorf wirklich im Ernſt die Rede davon ſey, es wäre möglich, daß die Meyerin den Hübelrudi heurathen könnte, daß die Gertrud dahinter ſtecke, daß auch der Junker davon wiſſe und ſelber mit dem Untervogt dem Rudi zu Gunſten davon geredt und daß ſogar die Meyerin ſelber ſich ganze Stunden lang in des Rudis Haus aufgehalten und mit der Gertrud Arm in Arm in ſeiner Matte, in ſeinem Stall und allenthalben in ſeinem Haus herumgezogen. Sie ward darüber wie wüthend, fluchte über ihren Mann, daß er ſich unterſtehe, ſo etwas zu wiſſen, und ihr nichts davon zu ſagen. Aber ſie konnte nicht mit ihm zanken, er war unter der Linde bey dem Junker; warten konnte ſie auch nicht, bis er heim kam, das war ihr unmöglich. Es trieb ſie, daß ſie auf der Stelle zu ihrer Schweſter, der Meyerin, hinlaufen mußte, um von ihr Auskunft zu begehren, was an dieſer Sache wahr ſey. Zu dieſer Haue will ich wohl einen Stiel finden, das muß mir nicht ſeyn, ſagte ſie wohl zehnmal zu ſich ſelber, da ſie jetzt halb wüthend von ihrem Haus weg zu ihrer Schweſter hinſprang.

Aber ſie kam der Meyerin nicht wohl. Dieſe war des Ochſenſcheits halber in einer ſo ſchlimmen Laune, als es immer möglich iſt, in einer ſchlimmen Laune zu ſeyn. Sie hatte, wie ihr wißt, dieſe Nacht nicht wohl geſchlafen und der Traum von dem ſeidten Ulrich lag ihr noch lebendig im Kopf.

Die Vögtin ſah ihre böſe Laune ſchon beym Willkomm an und ſagte: es ſcheint, du habeſt dieſe Nacht nicht wohl geſchlafen.

Eben hab' ich nicht gut geſchlafen, antwortete die Meyerin, es hat mir von deinem ſchönen Vetter geträumt und ich bin ab ihm erſchrocken, daß mir jetzt noch alle Glieder weh thun.

Ha, du muſt doch nicht glauben, daß du völlig mit einem Kind zu thun habeſt, ſagte die Vögtin, ich habe dieſen Morgen Sachen vernommen, daß ich mir gar wohl einbilden kann, warum du mir jetzt ſo mit einem Traum kommſt.

Die Meyerin erwiederte: meinſt etwa, es ſey nicht wahr? frag nur das unſchuldige Kind, das bey mir ſchlaft, was ich für einen Schrey gelaſſen und wie ich einsmal über das andere pſy Teufel! pſy Teufel! gerufen.

Dieſes Pſy-Teufelrufen über ihren Vetter brachte die Vögtin außer Faſſung.

Sie gab ihr zur Antwort: bätt du nur unſern Herr Gott, daß du niemals mit offenen Augen über jemand anders pſy Teufel rufen müſſeſt, wie du ſagſt, daß du mit geſchloſſenen Augen über meinen Vetter gerufen.

Meyerin. Was willſt jetzt mit dieſem?

Vögtin. Ha, wenn du etwa den Bettelbuben meinſt, von dem man deinethalben jetzt ſchon im Dorf redt, ſo wirſt du wohl mit offenen Augen genug pſy Teufel zu rufen haben.

Meyerin. Meinſt etwa den Hübelrudi?

Vögtin. Alles dieſen.

Meyerin. So? —

Vögtin. Ja, es iſt einmal eine Schande vor den Leuten, daß du ſeinetwegen nur laſſeſt von dir reden.

Meyerin. Schweſter, verſchone mich damit, denn ich muß dir über dieſen Punkt kurz ſagen: du biſt weder meine Mutter noch meine Großmutter; dieſe beyde ſind mir in Gottes Nahmen geſtorben, und ich wußte gar nicht, woher dir irgend ein Recht zukommen ſollte, dich über dieſen Punkt an ihre Statt zu ſtellen.

Vögtin. Man darf doch etwa auch noch ein Wort mit dir reden.

Meyerin. Es iſt ein Unterſchied mit einem zu den, und ein Unterſchied, grad mit Bettelbuben zu kommen und mit Unglücksprophezeyungen herumzuwerfen.

Vögtin. Ha, du mußt jetzt das nicht ſo nehmen; aber ich meyne auch, wenn man könne das Beſſere haben, ſo ſollte man nicht das Schlechtere nehmen, und dann kann ich doch auch nicht ſehen, was du gegen meinen guten Vetter haben kannſt.

Meyerin. Ich hab' nichts anders wider ihn, als daß mir ein paar Sachen an ihm zuwider ſind, die du wohl weißt.

Vögtin. Meinſt wieder das Speckeſſen und das Metzgen?

Meyerin. Du weißt es ja wohl.

Vögtin. Es iſt doch auch nicht zu begreifen, daß ein vernünftiger Menſch, wie du, aus ſo einem Nichts etwas machen kann.

Meyerin. Ich bin einmal jetzt ſo.

Vögtin. Es ſind doch auch unſer ſo viel Geſchwiſterte und in unſerer ganzen Verwandtſchaft wüßte ich einnal keinen einzigen Menſchen, dem ab ſo etwas grauſet. eckelt.)

Meyerin. Du haſt mir ja manchmal geſagt, ich ſey icht aus deiner Verwandtſchaft.

Vögtin. Das iſt jetzt wieder ein Stich.

Meyerin. Nein, nein, es gibt dergleichen Verandtſchaften, wo es den Leuten gar nicht ſo leicht grauſet.

Vögtin. Ich möchte einmal nicht, daß ich es darin itte wie du.

Meyerin. Ich glaub dir's wohl.

Vögtin. Aber du thuſt ihm doch unrecht. Er ißt auch nicht ſo viel Speck als du thuſt, und gewiß nicht mehr als ein anderer.

Meyerin. Nein, Schweſter, das iſt jetzt nichts; er mag entſetzlich viel, und denn iſt es noch ſo unverſchämt, wie er den Speck in's Maul hineinſtoßt. Es iſt mir, ich ſehe ihn meiner Lebtag noch vor mir zu ſitzen; die andern haben mir Geſundheit getrunken, da er juſt das Maul davon voll hatte, da iſt er mit ſeiner Geſundheit den andern faſt eine Viertelſtunde hinten nachgekommen, und ich bin mit dem Danken für alle andere fertig geweſen, ehe er nur noch das Maul abgewiſcht hatte.

Vögtin. Da ſiehſt jetzt, wie du redſt. Wer wollte auch glauben können, es hätte eine Viertelſtunde gedauert?

Meyerin. Nu — es kann etwas minder geweſen ſeyn.

Vögtin. Und ſo kann der Mundvoll auch kleiner geweſen ſeyn.

Meyerin. Nein, nein, für den Mundvoll darf ich verſprechen.

Vögtin. Aber — — geſetzt — — Du kannſt doch ſicher ſeyn, er ißt keinen Mundvoll mehr vor deinen Augen, wenn du's nicht gern ſiehſt.

Meyerin. Das wäre mir leid; wenn er um meinetwillen den Speck verſtohlen eſſen müßte, es könnte ihm nicht wohl thun.

Vögtin. Du ziehſt alles nur in Spaß.

Meyerin. Nein, im bittern Ernſt, ich möchte nichts weniger, als ihm dieſes zumuthen.

Vögtin. Er thuts doch ſo gern. — Und mit dem Metzgen rührt er dir gewiß auch keinen Stich mehr an, wenn du nicht willſt.

Meyerin. Du machſt doch auch gar die liebe Stund aus ihm, und er iſt ſo feißt.

Vögtin. Das Feißtſeyn wird ihn doch nicht hindern, zu thun, was du gern haſt.

Meyerin. Das kann man doch eigentlich nicht ſeyn. Gar zu fett ſeyn hindert den Menſchen an Leib und Seel an vielem.

Vögtin. Du weißt nicht, was du anbringen willſt. Aber es iſt doch beſſer, geſund und reich und feißt ſeyn, als arm, mager und ſchwindſüchtig.

Meyerin. Das iſt gewiß wahr.

Vögtin. Aber du erkennſt es nicht, und ich ſehe wohl, du biſt in dieſer Sache am einten Aug blind, und mit dem andern ſiehſt mehr als da iſt.

Meyerin. Aber wenn du etwa den Rudi meinteſt, ſo iſt er doch weder ſchwindſüchtig noch arm.

Vögtin. Ich möchte nicht reden, wenn du ihm die Schwindſucht nicht anſiehſt.

Meyerin. Ich ſehe ſie ihm einmal nicht an.

Vögtin. Nu — ich kann dich nicht ſehen machen, was du nicht ſehen willſt. Aber mit der Armuth, — wenn du etwa meynſt, ſeine Matte ſey etwas, ſo mußt wiſſen, es ſind fünf Kinder da und das Weibergut fort.

Meyerin. Die Matte iſt unter Brüdern 3000 Gulden werth, und es iſt nicht 500 Gulden Muttergut da geweſen.

Vögtin. Ich möchte von 3000 Gulden nicht reden. Wenn des Hummels ſeine Wirthshaus- und Metzg-Gülle (Jauche) nicht mehr auf die Matte kommt, du wirſt ſehen, wie ſie abnimmt, und auch jetzt im beſten Flor gäb ihm niemand 2000 Gulden dafür.

Meyerin. Ich glaub nicht, daß er ſie feil habe.

Vögtin. Um deßwillen iſt ſie nicht deſto mehr werth. Aber wir wollen jetzt das dahin geſtellt ſeyn laſſen; gäll du nimmſt ihn doch nicht?

Meyerin. Siehe, Schweſter, wenn er mich heute fragte, ob ich ihn wollte, ſo ſagte ich ihm gewiß nein, aber weil du mich fragſt, ſo ſag ich weder ja noch nein.

Vögtin. Aber warum auch?

Meyerin. Ich hab es dir ſchon geſagt, in dieſem Stück will ich völlig und allein Meiſter ſeyn.

Vögtin. Willſt du denn vom Vetter gar nichts mehr hören?

Meyerin. Hören was du willſt, aber keine Antwort geben; einmal jetzt nicht.

Vögtin. Das iſt ſo viel als nichts.

Meyerin. Wenn du mir jetzt mit ſiebenzehn Heyrathsvorſchlägen kämeſt, ſo gäb ich dir keine andere Antwort, und ich kann nicht. Mein kleiner Finger muß hierinn nicht wiſſen, was ich thue, bis ich es ſelber weiß.

Vögtin. Du weißt es ſchon.

Meyerin. Nein, wahrlich, in dieſer Sache iſt halbwiſſen nichts wiſſen; und wenn ich es recht weiß, ſo thue ich es denn grad.

Vögtin. Und ſagſt mir es denn auch, wenn du es gethan haſt?

Meyerin. Ja freylich, ich ſag's und thue es denn mit einander.

§. 67.

Die Ueberwundene meiſtert jetzt ihren Mann.

Weiter konnte die Vögtin die Meyerin nicht bringen. Sie ging mißmuthig von ihr weg. Ihre Ungeduld ſtieg mit jedem Augenblick, und ſie lief, eh ihr Mann heim kam, noch allenthalben im Dorf herum, um auszuſpähen, was ſie über dieſen Gegenſtand noch vernehmen könne. Jetzt hörte ſie ſogar, daß ihr Mann dem Junker ſelber verſprochen, es ſolle an ihm nicht fehlen, er wolle dem Hübelrudi bey ſeiner Schweſter zum beſten reden. Sie wollte das nicht glauben und konnte das nicht glauben, aber man verſicherte ſie heilig, es ſey ganz ſicher und ſie könne ſich darauf verlaſſen und erzählte ihr umſtändlich alle Worte, die er zum Junker geredt. Ihre Wuth ſtieg jetzt aufs höchſte. Du biſt nicht mehr ein Menſch, du biſt ein völliges Vieh, wie du die Zeit über

Streiche machſt, war das erſte Wort, das ſie zu ihm ſagte, als er zur Thür hineinkam.

Warum? warum? ſagte er.

Das ganze Dorf ſagt, du helfeſt der Gertrud, deine Schweſter zu verführen, daß ſie den Hübelrudi nehme.

Er antwortete: der Junker — der Junker —

Du Narr! unterbrach ſie ihn, der Junker, — der Junker — Haſt du ihm nicht ſagen können, du ſeyſt nicht für's Kuppeln Untervogt, und hätteſt du ihn nur an mich gewieſen, weil du ſo ein Narr biſt und nie weißt, was du thun ſollſt; ich wollte ihm gewiß die Naſe anders gedreht haben. Und dann bald darauf: es iſt verflucht, es iſt verflucht, wenn aus dieſer Sache etwas werden ſoll.

Er erwiederte: es iſt aber auch eben noch nicht gewiß und ich möchte etwas zu Mittag eſſen; ich bin hungrig.

Die Vögtin ſagte: wenn du nur zu eſſen haſt, ſo iſt dir alles gleichviel, ſtellte ihm aber doch vor, was er gern aß und ein gutes Glas Wein dazu, und er aß und trank jezt ſo ruhig in eine gute Haut hinein, daß die Vögtin lachen mußte und zu ſich ſelber ſagte: er iſt auch gar nicht, wie ein anderer Menſch, man mag ihm in der Welt ſagen, was man will, es macht ihm nichts; aber das beſte iſt, er thut am End doch immer was man will, und ſagte dann bald darauf: aber du kannſt mir doch ſagen, ob du meynſt ſie nehme ihn oder nicht.

Vogt. Ich kann's nicht ſagen, aber ich glaube es doch nicht.

Vögtin. Aber warum glaubſt du's nicht?

Vogt. Da ſie geſtern mit mir geredt, iſt ſie über des Maurers Frau wie wild worden und hat nicht warten mögen, um von mir weg zu kommen. Ich bin ſicher, ſie iſt zu ihr gelaufen, um mit ihr zu zanken.

Vögtin. Haſt du nicht nachſchleichen und vor dem Fenſter hören können, was ſie etwa mit einander geredt?

Vogt. Du meynſt auch gar, ich ſey dir zu allem gut genug, und ich hätte nicht einmal können; es war noch faſt Tag.

Vögtin. Du kannſt nie nichts.

Vogt. Es iſt deſto beſſer, daß du alles kannſt.

Vögtin. Du mußt doch noch einmal mit ihr reden und ſehen, was du mit ihr ausrichteſt. Es hat mir dieſen Morgen auch geſchienen, es ſey noch nicht vollends ſo gar gefährlich, oder wenigſtens noch nicht ganz richtig, daß ſie ihn nehme.

Vogt. Haſt du auch ſchon mit ihr geredt?

Vögtin. Ja freylich.

Vogt. Was hat ſie dir darüber geſagt?

Vögtin. Des Rudis halber hat ſie ſich gar nicht heraus gelaſſen; des Vetters halber aber iſt ſie mit ihrer alten Klag gekommen.

Vogt. Mit dem Speck und mit dem Metzgen?

Vögtin. Sie weiß ſonſt in der Welt nichts wider ihn anzubringen.

Vogt. Ich glaub bald, ſie treibe den Narren mit uns über dieſe zwey Punkte.

Vögtin. Nein, es iſt ihr gewiß ernſt.

Vogt. Es iſt möglich. Sie hat ihr Lebtag ſolche Wunderlichkeiten gehabt, daß ihr manchmal der oder dieſer ob etwas widrig vorgekommen, das kein anderer Menſch an ihm geachtet hat.

Vögtin. Aber ich bitte dich, geh jetzt noch einmal zu ihr, und ſieh, ob du etwas bey ihr ausrichten könneſt. Es iſt mir alles daran gelegen, daß ich dem Vetter mein Wort halten könne; ich habe ihm heilig verſprochen, er müße ſie bekommen.

Vogt. Ich will wohl — aber wenn denn der Junker vernimmt, daß ich wider den Rudi rede?

Vögtin. Du bleibſt ein Kind, wenn du hundert Jahr alt wirſt. Ich will meinen Kopf zum Pfand ſetzen, wenn ſie auch heute den Rudi nimmt, ſie ſagt dem Junker ihr Lebtag kein Wort, das dir zum Nachtheil gereichen kann.

Vogt. Das glaube ich endlich auch.

Nun ſo geh einmal, ſagte ihm die Frau, — und er mußte ihr gehen,, und zwar dieſen Nachmittag zweymal. Es war vergebens. Er traf ſie beydemal nicht an. Aber ſeine Frau glaubte es ihm nicht, und meynte vielmehr, er ſey nicht einmal dahin gegangen, ſondern er gebe es ihr nur an, und er mußte ihr eine Weile links und rechts Rechenſchaft geben, wie? wo? und wann? ehe ſie ihm glaubte. Mit dem aber hatte ſie doch noch nicht, was ſie wollte. Sie ließ die Meyerin noch dringend bitten, nach dem Nachteſſen zu ihrem Bruder zu kommen, er habe etwas Nothwendiges mit ihr zu reden. Sie kam wirklich und die Vögtin that alles Mögliche, ſie dahin zu bringen, daß ſie den Rudi aus dem Kopf ſchlagen und ihr verſprechen wolle, daß ſie ihn nicht nehme. Aber die Meyerin war unbeweglich auf ihrem Entſchluß, hierüber weder ja noch nein zu ſagen und bath ſie freundlich aber dringend, ihr hierüber Ruhe zu laſſen. Das mußte ſie endlich, und ihr Mann war herzlich froh, daß ſie ihm dieſer Sache halber wenigſtens einige Tage Ruhe, oder, wie er ſich ausdrückte, Galgenfriſt laſſen müſſe.

§. 68.

Ungleiches Benehmen von drey Weibern, bey gleichen Zwecken und bey gleicher Liebe.

An dieſem Morgen hatte die Gertrud und die Reinoldin und das Mareili alle Hände voll mit dem Kinderzug zu thun. Nachdem dieſes Letztere geſtern vor des Haloris Haus die böſen Weiber, die das Juheyen der Kinder ob dem Batzen ſparen, und dem zehndfreyen Aeckern nicht leiden konnten, das Maul geſtopft, und die Hüginn, die in dieſem Verſuche den Spinnerkindern ihre Freude zu verdecken, das Vorroß gemacht, und nebſt ein paar andern ihres Gelichters vom Platz gejagt, verſprachen die Spinnerweiber dem Mareili, alles zu thun, den Kinderzug zu dem Junker auf Morgen ſo ſchön zu machen, als nur immer möglich, und das Mareili ſagte, es wolle für die, ſo es am nöthigſten haben, ſaubere

Hemde und Strümpfe, was es finde, zuſammen ſuchen und zuſammen betteln. — Und ich auch, und ich auch, ſagte die Reinoldinn, nahm auf der Stelle Abſchied vom Mareili, und ſuchte, bis es Nacht war, bey ihren Geſchwiſterten, und wo ſie konnten, gewaſchene Hemder, Strümpfe, Schuhe und reinliche Kleider für ihren Kinderzug zu entlehnen, und gab ſelber von dem, was ihre Kinder hatten dazu, was ſie immer entbehren konnte.

Sie konnten vor Freuden die Nacht durch nicht ſchlafen, weckten faſt alle ihre Mütter vor Tag auf, daß ſie aufſtehen und ſie für den Zug recht zurüſten ſollen. Und da ſie gehört, daß der Junker nicht leiden könne, wenn jemand nicht ſauber gewaſchen und geſtrehlt vor ihn komme, giengen die Kinder mit ihren Müttern zum Bach und zum Brunnen, ließen ſich Hals und Kopf und Hände reiben, wie noch nie, und ſchrien nicht, ſo ſehr dieſe ihnen im Kämmen die verwirrten wilden Haare rauften.

Und was jede Mutter im hinterſten Winkel Schöneres und Beſſeres hatte, das mußte ſie ihnen anziehen.

Dieſes war aber nicht viel. Ihrer viele hatten nichts anders, als ſchwarze Lumpen. Was will ich ſagen? ihrer viele konnten ihre Kinder nicht einmal recht ſtrehlen und waſchen.

Es kommt mir übers Herz zu ſagen, wie weit es mit armen Leuten in ſolchen elenden Dörfern kommt, wenn ſie, das Jahr kommt und das Jahr geht, keinen Ehren- und keinen Freudenanlaß haben, der ſie auch etwa zur Ordentlichkeit oder Säuberlichkeit aufmuntern konnte, und ſie ſogar am heiligen Sonntag auch nicht einmal ein ganzes und ſauberes Hemd anzuziehen haben.

Das machte, daß die Gertrud, die Reinoldin und das Mareili vom Morgen, da ſie das Licht brauchten, bis faſt Mittag alle Hände ſo voll zu thun hatten, als vor Jahren die Mütter in Zürich am Bächtelitag. (Neujahrstag.)

Dieſe guten Weiber wuſchen und kämmten ihrer viele noch einmal und entlehnten ihnen Schuh, Strümpfe und Kleider, was ſie auftreiben konnten, daß der Zug ſchön werde.

Aber wer ſonſt noch ſo gut mit ihnen war, gab ihnen doch nicht gern etwas zu dieſem Zug. Es fürchtete ſich bald ein jedes vor dem Eifer, den es im Dorf abſetzen könnte, wenn es ihnen auskommen würde.

Der Reinoldinn ihre eigne Schweſter, da ſie ihr einen ganzen Bündel Kinderzeug gab, bath ſie, ſie ſoll doch machen, daß es niemand vernehme.

Das machte die Reinoldinn ſo wild, daß ſie in der erſten Hitz ihr den Bündel wieder an Boden warf und ihr ſagte: auf dieſe Art brauche ſie nichts von ihr. Einen Augenblick darauf nahm ſie ihn doch wieder vom Boden und ſagte: wenn dir jemand den Kopf dafür abbeißt, ſo will ich dir ihn wieder aufſetzen.

Das Mareili machte es nicht ſo. Wenn es nur brav Zeug bekam, daß der Zug recht ſchön würde, ſo ließ es denn dazu ſagen, was ein jedes gern wollte und gab, wer nur Miene machte, daß er ſich fürchte, zur Antwort: es iſt gar nicht nöthig, daß jemand etwas davon wiſſe.

Und beym obern Brunnen, wo es mit einem ſolchen Bündel unter dem Arm einen ganzen Haufen Bauernweiber antraf, gab es auf die Frage, was es da trage, zur Antwort: ihr wißt ja wohl, daß das Baumwollen-Mareili immer herumſchleppen muß. Da glaubten die Weiber, es ſey Baumwollengarn, obſchon der Bündel einem Baumwollenbündel gar nicht ähnlich ſah.

Gertrud entlehnte gar nichts und ſagte: man muß für niemand anders etwas entlehnen, außer man habe es nicht zu achten und könne es denn wohl zahlen, wenn es verloren geht und zu Grund gerichtet wird; aber ſie gab, was ſie ſelber hatte und nur immer entbehren konnte.

Bis um 9 Uhr hatte eine jede von dieſen drey Weibern daheim das Haus voll dieſer Kinder. Um 9 Uhr gieng alles zum Mareili, wo ſich der Zug verſammelte.

§. 69.

Das Kind eines Manns, der ſich ſelbſt erhängt — und ein Ausfall wider das Täntelu.

Sie waren kaum bey einander, ſo ſagte das Mareili: jetzt haben wir auch ſchön vergeſſen, unſerm Zug eine Königin zu ſuchen und ſie einen Spruch für den Junker zu lehren.

So gehts, ſagte die Reinoldinn, wenn jetzt unſer nur eins geweſen wäre, ſo wäre das gewiß nicht vergeſſen worden.

Hand in Hand ſtunden jetzt alle drey zu den Haufen Kindern, die auf der Matte bey einander verſammelt ſtanden und ließen ihre Augen herumgehen, unter ihnen eines darfür auszuſehen.

Im Blitz ſagte die Reinoldinn: ich weiß eins. Gleich darauf das Mareili: ich auch — und dann die Gertrud: wenn wir jetzt auch alle drey das gleiche meinten?

Es war ſo. Sie nannten es alle aus einem Mund. Es ſtund da unter einem prachtvollen Birnbaum, der noch nicht ausgewachſen.

Er war ſein Bild. Es wußte es nicht und ſtaunte ihn an.

Der ganze Haufe ſah gierig den Weibern ins Maul, wer Königin ſeyn ſollte. Es allein ſtund neben aus, wie wenn es das nichts angienge und hörte ſelber ſeinen Namen nicht, da ihn die Weiber jetzt nannten.

Es war ärmlich gekleidet. Sein weiſſes Hemd war der Gertrud und ſeine Schuhe und Strümpfe der Reinoldin. Aber es war ſchön, wie der Tag. Sein gelbes Haar rollte ſich auf der hohen Stirne und ſein blaues Aug glänzte, wenn es daſſelbe vom Boden aufhob. Seine Haut iſt zart, wie wenn es im Kloſter erzogen und ſeine Farbe friſch, wie wenn es ab den Bergen herab käme.

Es iſt das älteſte von den zehn Kindern des unglücklichen Mannes, der an einem dunkeln Abend mit dem Hummel gerechnet, ihn ins Thal Joſaphat eingeladen und dann am Morgen drauf, ehe die Sonne aufſtand, ſich an einer Eiche erhenkt.

Man konnte das Kind nicht genug anſchauen, wie es in ſeiner Unſchuld anmaßungslos und unbefangen, aber dabey in ſich ſelbſt gekehrt und niedergeſchlagen da ſtand.

Es war mit ſeinen Gedanken nicht an dem Ort, wo es ſtand und nicht bey den Menſchen, die es umgaben, es war bey ſeinem Vater. Es iſt immer bey ihm, ſeitdem er geſtorben; aber er war auch ein guter Vater und hatte es innig lieb und alle ſeine Kinder. Er iſt auch nur darum geſtorben, weil er in dieſer dunkeln Stunde, die ihm der Vogt machte, glaubte, es ſey ihm unmöglich, die armen zehn Geſchöpfe vor tiefem Elend zu bewahren.

Er war in der unglücklichen Nacht bis um 11 Uhr auf, und kam da noch in ſeines Babelis Kammer und wünſchte ihm eine gute Nacht; aber er wußte nicht, wie er thun wollte, und war ſo freundlich und ſo ängſtlich; er konnte nicht von ihm weg, ſo daß es dem Kind ſelber vorkam, er mache, wie wenn er auf eine weite Reiſe wollte und nicht wiſſe, ob er wieder zurück kommen und es wieder ſehen würde.

Als er fort war, mußte das Babeli (ſo hieß das Kind) ein paarmal ſeufzen, aber es dachte doch, es ſey nichts anders, er ſey jetzt ins Bett; — aber ein paar Stunden darauf, als die Mutter kam und ſagte, er ſey nicht ins Bett gekommen, ſagte das Kind im Augenblick: o mein Gott! o mein Gott! es hat gefehlt! — raufte ſich die Haare und konnte faſt nicht erzählen, daß er gerade ehe es eingeſchlafen, in ſeine Kammer gekommen und wie Abſchied von ihm genommen und vor ſchwerem Herzen faſt nicht mehr zur Kammer hinaus können.

Jetzt trägt das arme Kind Tag und Nacht, wo es geht und ſteht den guten Vater im Herzen, und wenn die Mutter um Mitternacht meynt, es ſchlafe in ſeinem Bett, ſo iſt es in der einſamen Wildniß bey ſeinem Grab.

Das liegt zwiſchen Felſen und Dornen. Ob ihm iſt eine ſteile Bergwand und unter ihm ein Abgrund. Ein ſchwarzer Bach mit grauem Schaum rauſcht neben dem Grab hin und fällt unter ihm in ein Becken in Abgrund. Zwiſchen alten Tannen und grauen Eichen iſt der weite Himmel hier enge und die Morgenſonne kommt erſt gegen Mittag von der Felſenwand herab und bald Nachmittag verbirgt ſie ſich wieder hinter den Buchen. Da, auf mooſigten Steinen liegt das Kind ganze Nächte zwiſchen Dornen und Steinen auf ſeinem Grab und hat rund umher Blumen gepflanzt, ſo viel und ſo ſchön, als in dieſem Schattenloch wachſen. Blaue Veilchen, blaſſe grünlichte Tulpen, helle weiße Sternenblumen, blaß rothe Roſen, — in der Mitte ſteht eine große Sonnenblume. Es ſtaunt oft, wenn ſie blüht, ihr hohes ſich neigendes Haupt an; und an den vier Ecken ſind Paſſionsblumen, und das gute Kind kann ſich bey dieſen Paſſionsblumen in Gedanken über das Schickſal ſeines Vaters verliehren, wie ein Schriftforſcher in heiligen Büchern über das Schickſal des Himmels und der Erde.

Rings um das Grab ſind dicke Hecken wider das Wild. Es legte ſie mit ſeiner Hand an und flocht die Dornen ſelber in einander, und den einzigen Fußweg für Menſchen hat es eine lange Strecke mit Dornen und wildem Geſträuch überlegt.

Allemal, wenn es in der Nacht kommt, thut es die ganze Strecke Dorn und Geſträuch wieder weg, und wenn es heimgeht, legt es ſie wieder ſorgfältig zu. Auch hat noch kein Fußtritt, als der ſeine, das Grab betreten. Wenn es denn am Morgen heimkommt, bringt es dürre Reiſer und Kienholz, wie wenn es am Morgen früh darum in den Wald gegangen wäre; aber unter den Reiſern hat es den ganzen Sommer durch Blumen, ſeine blauen Veilchen, ſeine grauen Tulpen und ſeine blaſſen Roſen.

Und es wartet dieſer Blumen ab des Vaters Grab mit friſchem Waſſer am Schatten, neben ſeinem Kaſten, und wenn ſie welken, ſo ſammelt es noch ihre Blätter und Stengel. Seine ganze Bibel und ſein großes und kleines Gebetbuch ſind voll von dieſen Blättern, und die dürren Stengel hat es in ſeinem Kaſten in einer Schachtel, in der es das einzige ſchöne Halstuch, das es von ſeinem Gotten (Pathen) her hat und nie tragt, verſorget. Es ſteht oft Stunden lang vor dem Kaſten und netzet Halstuch und Stengel mit ſeinen Thränen.

Ich bin kein Veilchenhändler und liebe nichts weniger, als daß der Menſch vor Blumen ſchmelze und ob Mücken weine. Sie ſind vorbey, die Tage ſolcher Thränen. Ich habe erfahren, daß der Menſch, der ob Blumen ſchmilzt, ſein Brod nicht gern im Schweiß ſeines Angeſichts ißt, und daß dein Weib nicht gern Kinder gebihrt, daß es ſich abſchwächt und Gottes Ordnung widerſpricht. Darum mag ich dieſes Geſchlecht nicht. Es gehört nicht in unſere Welt, die Dornen und Diſteln trägt, ſondern in eine, wo artige Engel mit Himmelszauber für ihre Bewohner den Boden bauen und zu den Steinen ſagen: werdet ihr Brod, damit die Müßiggänger eſſen.

Aber auf unſerm Boden taugt es nicht, und ich ſage es ſo gerade, als ich es denke: ein Bauernkind, das eine Blumentändlerin wäre von dieſer Art, würde ein armes, elendes Menſch, und es wäre ihm beſſer, es wäre eine Zigeunerinn geworden.

Aber das Babeli iſt nicht deren eine. Unſchuld und Vaterliebe und Gottes Führung ob ihm machten aus ihm, was es ward; und es iſt, was es ſo iſt, im Verborgenen und in der Mitternachtsſtunde.

Den Tag über iſt es die Magd ſeiner Mutter, die krank iſt, und die Mutter ſeiner Geſchwiſterte, die unerzogen ſind, und du kannſt weit und breit fragen, ob du eine kranke Frau findeſt, die eine beſſere Magd, und unerzogene Kinder, die eine beſſere Mutter haben? du wirſt keine finden.

Erſt um Mitternacht, wenn alles im Bett liegt und chläft, ſchleicht es von ſeinem Spinnerad weg zum Fen- ter hinaus über den Holzſtoß, und wandelt zu des Va- ters Grab.

Und wenn das Jahr ſich wendet und der Monat des nglücks da iſt, ſo verbirgt es der Mutter den Kalender, ß ſie den Jammertag nicht bemerke, und treibt dieſe oche alle Arbeit zuſammen, daß ſie nicht Zeit habe zu unnen und darauf zu fallen.

Aber es ſelber vergißt ihn nie und würde es dennern und blitzen und Schloßen regnen, die tödten, es würde nicht weichen und ließe ſich tödten auf ſeinem Grab.

§. 70.

Noch einmal das Kind des Erhengten.

Das iſt das Kind, das ſo unter dem Birnbaum ſtand und nichts hörte, als die drey Weiber es zur Königinn das Kinderzugs machten.

Die Reinoldin ſprang hinten an ihns zu, ſchlug ihm mit beyden Händen auf die Achſel und ſagte ihm ins Ohr: du biſts.

Es erſchrack, kehrte ſich feuerroth um und wußte nicht, was ſie wollte, bis es ſich wieder erholte.

Da umringte alles das gute Kind, alles both ihm die Hand und freute ſich, daß es die Königin des Zugs ſey. Da ſchoßen ihm Thränen in die Augen, denn ſeitdem ſein Vater tod iſt, dachte es in ſeinem Herzen nie mehr: die Menſchen ſind gut; es dachte nur immer, der Vater war gut, und floh die Menſchen. Jetzt in dieſem Augenblick dachte es wieder, die Menſchen ſind gut und Thränen ſchoßen ihm in die Augen.

Da nahm ihns die Reinoldin bey der Hand und ſagte: komm jetzt, ich will dich küſſen, wie eine Braut und einen Spruch lehren, wie ein Pfarrer.

Aber als ſie ihm daheim das Gotten-Schäppeli *) auf den Kopf legen und ein ſehr feines weiſſes Kleid anziehn wollte, bath das Kind, ſie ſolle das doch nicht thun und auch denken, was der Junker und das ganze Dorf ſagen würde, wenn es ſich ſo in einer Hoffart zeigte.

Die Reinoldin gab ihm zur Antwort; laß das jetzt nur mich verantworten, es iſt für den ganzen Zug und des Junkers wegen, daß du jetzt hoffärtig ſeyn mußt, und nicht um deinetwillen. — Und damit zog ſie ihm ihren glänzenden, weiſſen Rock an und band ihm das ſchönſte Gotten-Schäppeli, das im Dorf iſt, um die Stirne; dann lehrte ſie es den Spruch, den es dem Junker für den Kinderzug halten ſollte, ihm zu danken für die zehndfreyen Aecker, die ſie ſo ſehr freuten.

Das Kind konnte den Spruch faſt im Augenblick auswendig; dann nahm die Reinoldin es bey der Hand und führte es wieder in des Martiis Matte, wo der Kinderzug für den Junker verſammelt war.

Die Reinoldin iſt unter den Dorfmeiſterweibern vielleicht die einzige, die, wenn ſie einen ſchönen Rock hat, wie keine andere, nicht darauf ſtolz iſt und ſich nicht damit brüſtet; aber jetzt war ſie ſtolz auf ihr Kleid, darinn nun die Rickenbergerin als Königin des Zugs zu ihren Geſpielen mit ihr zurückgieng.

---

*) „Gotten-Schäppeli" iſt ein großes, breites, glänzendes Stirnband, mit dem ſich die Bauerntöchter bey Hochzeits- und Taufanläſſen ſchmücken.

Es waren aller Augen auf dieſes Kind gerichtet, da es jetzt in dieſem Kleid mit ihr zurückkam. Die Bauerntöchter und Bauernweiber thaten unter allen Fenſtern Maul und Augen auf, als ſie es kommen ſahen. Wer iſt das? wer iſt das? fragte eine die andere; denn keine kannte das Kind, und als ſie jetzt hörten, es iſt das Kind des Rickenbergers, der ſich erhängt, ſtand ihnen das Wort im Mund ſtill, und der Neid preßte einigen reichen Töchtern Thränen aus den Augen." Man kann aber keinen Engel ſchöner mahlen, als es da ſtand und mit geſenktem Haupt vor den vollen Fenſtern, die nach ihm gafften, vorbey gieng und niemand anſah.

Sein Kleid war weiß, wie der eben gefallene Schnee, und glänzte wie dieſer, wenn nach einem Regen ſeine Oberfläche verhärtet und dann die Sonne auf den Eisglanz ſcheint, in den der Schnee ſich verwandelt.

Ein breiter, rother Gürtel umwand das glänzende Kleid, und flog in gedoppeltem Band an ſeiner Seite bis an den Boden.

Seine Goldzopfen wallten um und über den glänzenden Kranz ſeiner Gotten-Krone und zwey weiße Sternblumen glänzten zwiſchen Roſen auf den Bändern des Bruſttuchs, die weiß und roth waren, wie die Roſen und Sternblumen.

So ſtellte die Reinoldin das Kind des Rickenbergers dem Zug vor. Es ließ ſich führen, wohin ſie es führte, und ſtellen, wohin ſie es ſtellte. So willenlos geht ein Lamm an der Hand ſeines Führers und ſo willenlos ſitzt ein Wiegenkind, das man hochgeſchmückt auf einen Thron legt, von ſeiner Stelle hinab auf die nach ſeinem Glanz gaffende Menge.

§. 71.

Ein Hund, der dem Zug das Geleit gibt und ſich tapfer hält.

So kam es in den Kreis der verſammelten Spinnermädchen *) und der Zug war jetzt bald in der Ordnung; aber indem ſie ſich dazu anſchickten, um ins Pfarrhaus zu ziehn, wo der Junker, nachdem ſeine Morgenarbeit vollendet war, hingieng; äuſſerten einige Kinder, wenn ſie jetzt nur auch vor den groſſen Häuſern vorbey wären.

Warum? warum? ſagten jetzt Gertrud und das Marili; aber die Reinoldin unterbrach ſie und ſagte: ich weiß, ich weiß, was ſie fürchten, ſie glauben, es gebe unverſchämte Leute in den großen Häuſern, aber ich will ihnen ſicher Schutz ſchaffen, ich weiß ein Mittel dafür.

Mit dieſem Wort ſprang ſie heim; kam aber im Augenblick mit einem kleinen Hund wieder; dieſer hatte eine lange ſpitzige Schnauze, die faſt bis zu den Ohren offen war, und die Reinoldin ſagte: der wird euch ſchon das Ge-

---

*) Damals ſpannen in Bonnal noch faſt lauter Mädchen und ſehr wenige Knaben Baumwolle, daher dieſe auch keinen Antheil am Zug nahmen.

leit geben, wenn euch jemand etwas thun will. Der Hund war abgerichtet. Wenn man nur ein paar Worte zu ihm ſagte; ſo fieng er einen Lerm an und ein Bauzen, wie wenn ihrer ſieben Hünde bey einander wären, und hörte denn nicht auf, bis man ein anders Wort zu ihm ſagte.

Wenn euch jetzt das geringſte begegnet, ſagte die Reinoldin zu ihrem älteſten, ſo ruf du nur: Diana, gib du B'ſcheid! und laſſe ihn denn nur ſeine Sache recht machen, ehe du ihm wieder rufſt: Schweig jetzt, du haſt genug geredt!

Es kam ihnen wohl, daß ſie dieſen Hund bey ſich halten; denn es zeigte ſich bey vielen groſſen Häuſern ein ganz unverſchämtes Benehmen. Man lachte aus den Fenſtern laut über die geputzten Bettelkinder und erzählte ſich dies und das, was ihr denken könntet, über die Frechheit der Rickenbergerin, die jetzt die Königin des Zugs war. Es thäte beſſer, ſagten viele laut, daß es an ſeinen Vater dächte, als daß es ſich für heute ſo in eine Narrenhoffart hineinſtecken läßt. Das Kind der Reinoldin hätte den Hund ſchon ſiebenmal gehetzt, doch die Rickenbergerin hielt es immer ab und rief ihm zu: es ſoll es doch nicht thun, ſie wollen lieber geſchwind vorbey und weiter.

Aber bey des Kalberleders Haus war ſeine Geduld aus. Der junge Bengel lud eben Miſt und ſein Wagen ſtund an der Straße, als ſie vorbeyzogen; da warf er eine groſſe Gabel voll ſo ſtark über den Wagen aus, daß er auf der andern Seite hinunter in die Gaß und vollends ſo nahe an den Zug fiel, daß es keinen halben Schuh gefehlt, das

Krumhäuſlers Betheli wäre über und über voll Miſt geworden.

Jezt rief das Kind: Diana, gib du-da B'ſcheid! und zeigte ihm mit dem Finger den Kalberleder jenſeits des Miſtwagens.

Der kleine Hund, wie ein Bliz darunter durch, ſprang an den groſſen Bengel an. Er warf ihm die Miſtgabel nach, dann viele Steine und endlich ein Pflugsrädli; aber er traf ihn nicht. Der Hund war wie ein Windſpiel, ihm alle Augenblick an den Beinen, und alle Augenblick wieder davon. Der Bengel aber war wie raſend vor Zorn, daß er ihn nicht traf, und rief mit einem Schaum vor dem Maul die Kinder an: ruft eurem Hund zurück, oder ich ſchlage ihn todt.

Aber die Kinder lachten ob dieſem Todtſchlag noch lauter, als der Hund bellte, und alle Fenſter an der ganzen Gaſſe und alle Thüren waren offen; alles ſah jezt nicht mehr nach dem Zug, ſondern dem Hund und dem Kalberleder zu, und das Kind der Reinoldin thats nicht, wenn die Rickenbergerin es ſchon bath, es ſoll ihm zurückrufen, es ließ den Hund ſein Spiel forttreiben, bis er heiſcher war; erſt da rief es: Diana, ſchweig jezt, du haſt genug getobt.

Ich liebe das Abrichten ſonſt gar nicht, aber dieſer abgerichtete Hund hat ſeine Sache ſo gut gemacht und ſich für die armen Kinder ſo tapfer gehalten, daß ich mich um ſeinetwillen faſt mit der ganzen Armſeligkeit der Abrichtungskünſte verſöhnen und ihr Lobredner werden möchte. Der brave Hund hat mit ſeiner Kunſt und mit ſeinem

Muth faſt die ganze Stimmung der Zuſchauer des Zugs umgekehrt.

Des Bengels Vater war ſo giftig darob, daß, da er endlich vom Wagen weglief und in die Stube hineinkam, er ihm eine Ohrfeige gab; und das that dem Kerl faſt ſo weh, als daß er dem Hund nicht Meiſter geworden.

Er ſagte dem Vater: du haſt doch auch zum Fenſter hinaus gelacht, da ich die Gabel Miſt hinüber geworfen, und ich habe ſo wenig wiſſen können als du, daß ſie ſo einen Ketzerhund bey ſich haben.

Der Alte erwiederte ihm: halts Maul, du Ochſenkopf. Aber er hatte doch recht. Wenn zwey oder drey Kinder von dem Miſt voll geworden wären und ſich der Hund gar nicht darein gelegt hätte, ſo hätte der Alte gelacht und dem Ochſenkopf ſtatt der Ohrfeige ein Glas Wein aus dem Keller dafür gereicht. So gehts in der Welt.

Der alte Kalberleder war indeß nicht der einzige, der des Hunds halber ſo den Mantel nach dem Wind hieng. Die meiſten Leute, die unter den Thüren und Fenſtern dem Zug zuſahen und ſelber viele von denen, die in dem Augenblick, da er den Miſt über den Wagen gegen den Zug hinwarf, überlaut lachten, ſagten jetzt: es geſchehe ihm recht, warum habe er den Zug nicht ruhig gehen laſſen. Viele aber mißbilligten das auch ſchon im Anfang und ſagten: das ſey nicht recht, daß er den Miſt ſo über den Wagen faſt in den Zug hineingeworfen, und einige unbefangene alte Leute nahmen herzlichen Antheil an dieſem ſchönen Zug. Ein paar alte Frauen, die in ihren Gärten waren, als ſie vorbeyzogen, brachen für ſie die ſchönſten Blumen ab, die ſie hatten, und bothen ſie ihnen unter der Gartenthüre an. Auch erzählten einige alte Leute, ſie haben von ihren Vorfahren gehört, daß in der alten guten Zeit unter einem Junker, der faſt hundert Jahre alt worden, und den Leuten gar lieb geweſen, die Kinder aus allen ſeinen Dörfern mit Kreuz und Fahnen, weil da noch alles katholiſch geweſen, und mit allen ſeinen Pfarrern und Frühmeſſern alle Jahr einmal in die Burg gezogen, und dann da mit dem Junker und allen ſeinen Leuten den ganzen Tag über Freud gehabt haben.

Dieſe Blumen und dieſe Theilnahm und überall der Sieg, den ihnen der brave Diane über den böſen Muthwillen des reichen Bengels verſchafft, freute die Kinder, man kann nicht ſagen wie ſehr. Sie zogen jetzt froh und munter und von nun an ungeſchoren ihres Wegs fort ins Pfarrhaus.

§. 72.

Die Erquickung eines Manns, der eine hohe Erquickung verdient.

Arner war ſchon eine Weile von der Linde zurück. Er gieng mit beklemmtem Herzen und beynahe ohne Hoffnung, daß mit einem Volk, unter welchem ſo viele junge und alte Leute ſo tief im Lumpenleben verſunken, noch irgend etwas Guts ausgerichtet ſey, dahin, ſpazierte einſam in den Garten des Pfarrers und fand ſich unbemerkt am End deſſelben in einer dunkeln Laube, die wie für ſeine Stimmung gemacht zu ſeyn ſchien. Das Bild der Menſchen, die heute bey der Linde vor ſeinen Augen ſtanden, ſchwebte ihm noch vor. Der Gedanken: wie lange wirds gehen, bis ein ſolches Volk etwas anders iſt, als es jetzt iſt? — lag ihm ſchwer auf dem Herzen. Er ſetzte ſich auf einen Raſenbank unter dieſer Laube und lag da in ſich ſelbſt gekehrt, den Kopf auf ſeinen Arm hinlehnend, als ihn das Geräuſch der Kinder, die den Garten hinaufkamen, und als er ſie hörte, ſchon in der Laube, in der er lag, hinter ihm zuſtunden wie aus dem Traum erweckte. Er fuhr wie im Schrecken auf, kehrte ſich um und ſah den Reihen Kinder den ganzen Garten hinab, wie wenn er nicht aufhörte und den Engel im weißen Kleid an ihrer Spitze vor ſeinen Augen, und alſobald redte das Kind ihn an:

„Lieber Junker Vater!“

„Wir ſind arme Spinnerkinder von Bonnal, und „kommen, Euch zu danken, daß Ihr ſo gut mit uns ſeyd „und uns eine ſo große Wohlthat verſprochen, wenn wir „zu dem Geld, das wir verdienen, Sorg tragen und es „ordentlich aufſparen. Lieber Junker Vater! Wir haben „eine gar große Freude an dem, was ihr uns verſprochen, und auch dafür, lieber Junker Vater! danken wir „Euch herzlich, daß Ihr eine Schule bey uns errichten „wollet, in welcher wir mehr lernen können, als wir bis „dahin Gelegenheit hatten und zu allem, was uns an

„Leib und Seel nützlich und nothwendig iſt," Hülfe und „Handbiethung finden werden. Wir haben eine große „Freude an dieſem allem und verſprechen Euch hinwieder, weil wir jung ſind und wenn wir alt werden, recht „zu thun und uns Eurer Guthaten würdig zu machen. „Gott vergelte Euch in Zeit und Ewigkeit, was Ihr an „uns thut!"

Und „Gott vergelte Euch in Zeit und Ewigkeit, was „Ihr an uns thut!" ſprach jetzt die ganze Reihe bis ans End des Gartens hinab der Rickenbergerin nach.

Der Eindruck, den die plötzliche Erſcheinung dieſer Kinder auf ihn machte, iſt unbeſchreiblich. Er wußte einen Augenblick faſt nicht, ob er träumte oder wachte, ſo übernahm ihn ihre Erſcheinung. Er blickte ſie faſt wie mit einem ſtarren Aug an. Er verſtand beynahe nicht, was die Rickenbergerin ihm ſagte, er zeigte auch in dieſem Augenblick noch keine Freude. Er mußte nur zu ſich ſelber ſagen: ſind das die Kinder der Leute, die heute vor meinen Augen geſtanden? Es gieng eine Weile, ehe er ſich ſo weit erholt hatte, mit Ruhe und Freude an ihrer Erſcheinung Theil nehmen zu können.

Wundert euch nicht, ihr Menſchen! Wenn ein Vater den Liebling ſeines Herzens und ſeinen Erſtgebornen unwiederbringlich verloren, mit ſeinem Angeſicht ſich auf den Boden hinwirft und dieſen ſo eben mit ſeinen Thränen benetzt, und dann ſeine andern Kinder zu ihm kommen, ihn zu tröſten, ſo empfindet er zuerſt auch keine Freude, und wenn auch ihre Mutter an ihrer Spitze ſteht, kehrt er ſich doch von ihr weg. Er ſchnappt vor allem aus nach

Athem und Luft. Erſt dann, wenn es ihm wieder leichter ums Herz wird, fällt er der Mutter in Armen; erſt dann ſetzt er ihren Unmündigen auf ſeinen Schoß und fängt an, ſich ſeiner übrigen Kinder wieder zu erfreuen und ſich wegen ſeines verlornen Erſtgebornen zu tröſten.

Arner muſte ſich jetzt auch erholen, und nach einigen Augenblicken, da er wie verſteinert da ſtund, gab er der guten Rickenbergerin ſeine Hand und ſagte: Kind, weſſen biſt du? — Aber er ſah noch ſo verwirrt aus und ſeine Sprache war noch ſo hart, da er das ſagte, und ſo voll Unruhe, daß das gute Kind vor ſeinem Anblick gleich erſchrocken wie von ſeiner Frage ſeine Farb verlor und mit Zittern antwortete: mein Vater — mein Vater — iſt — Dann konnte es nicht mehr. Seine Lippen ſtarrten, und es deckte mit beyden Händen ſein Angeſicht, daß es tie gegen die Erde hinab bog.

Was iſt das? — was iſt das? — fragte der Arne und war faſt ſo erſchrocken, als die Rickenbergerin. De ſagte ihm ein Kind, das neben ihm aber etwas entfern von der Rickenbergerin ſtund, ſo leiſe als immer möglich es gehört dem unglücklichen Rickenberger.

Es that dem Junker ſo leid. Er nahm ihm ſein Hand und ſagte: es iſt mir leid, daß ich dich das gefragt.

Das Kind hatte ſich aber auch wieder erholt und ſa te: verzeiht mir doch, was mir begegnet, ich hab einm nicht anders können.

Der Junker erwiederte ihm: es iſt brav, daß dir dei Vater ſo lieb iſt, ich weiß aber auch, daß ers verdin und daß er ein guter Vater war, und ſo lange er mit ihm redte, hatte er ſeine Hand in der ſeinen.

§. 73.

Noch einmal die Erquickung eines Manns, der eine hohe Erquickung verdient.

So die Hand des Kinds in ſeinem Vaterarm, erholte er ſich jetzt wieder ganz. Allmählig verſchwand nun in ihm das Bild ihrer Eltern, die dieſen Morgen vor ihm ſtanden. Er ſah jetzt nur ihre Kinder. Ihr Anblick erhob ſein Herz. Freude und Hoffnung für ſie entkeimten in ſeiner Seele. Er fühlte ſich ihr Vater. Er fühlte ſie als ſeine Kinder, als ſeine hoffnungsvolle Kinder. Er blickte jetzt mit Vateranmuth in ihren Reihen hinein und ſagte ihnen: Ihr könnt nicht glauben, Kinder? wie ſehr es mich freut, daß ihr ſo zu mir gekommen. — Dann ſetzte er ſich, von ihrem Anblick erquickt, zu ihnen auf die Raſenbank hin, ließ ſie näher zu ihm kommen und die Kleinſten hart an ihn zuſtehen.

Er nahm von dieſen Kleinſten bald das eine bald ein anderes auf ſeinen Schooß und wollte mit ihnen ſprechen. Im Anfang gaben ſie ihm keine Antwort, und ſahen ihn nur ſteif an; bald aber fiengen ſie doch an, auf das, was er ſagte, mit den Augen und mit dem Kopf ja und nein zu nicken; etliche drückten aber dabey mit den Händen die Lippen ſo über einander, wie wenn ſie ſagen wollten, ſie hätten kein Maul für ihn.

Aber auch die Kleinſten von des Rudis und der Gertrud Kinder gaben ihm Antwort, ſobald er mit ihnen redte, und das that denn den andern bald auch das Maul auf. Zuerſt antworteten ſie ihm nur ein Wörtchen, dann zwey, dann drey, dann ſo viel er wollte, und bald darauf giengen ihnen die Mäuler wie eine Waſſerſtampfe.

Sie ſaßen ihm jetzt von ſelbſt auf den Schooß, umfaßten ihn bald mit den Händen, um den Hals, und thaten bald völlig mit ihm, wie wenn ſie den Aetti (Vater) daheim unter den Händen hätten.

Das Bären-Anneli machte auf ſeinem Schoos gar, wie wenn es eine Geißel in der Hand hätte, hü — hü — Er verſtund es. Es hatte es ſeines Großvaters Lehemann vor altem auch ſo gemacht, wenn er ihn auf dem Schoos hatte, und wollte, daß er ihn reite. Er ſetzte das Kind auf ſeine Knie und machte mit ihm das Reiterſpiel:

So reiten die Herren, die Herren,
So reiten die Bauren, die Bauren,
So reiten die Knaben, die Knaben,
So reiten die Jungfern, die Jungfern.

Da gings an ein Lachen und an ein Treiben auf ſeinem Schoos. Er nahm eins nach dem andern, und ritt es ſo auf den Knien, wie auf dem Roß. Die guten Kinder machten bald mit ihm, was ſie nur immer wollten, und wenn zu Zeiten die ältern Kinder es den kleinern abwehren wollten, nickten ſie ihnen mit dem Kopf nein, nein, und ſagten ihnen leiſe ins Ohr: er hat's nicht ungern, er hat's gewiß nicht ungern. Da der Junker merkte, was ſie ſich winkten und ins Ohr ſagten, gab er ein paar groſſen, von denen er merkte, daß ſie den Kleinern abwehren wollen, die Hand und ſagte: ach laßt ſie nur machen, ſie machen mir Freude.

Sie hiengen ſich ihm an Rücken und Hals, gwunderten hinter alles, was er Schönes und Glänzendes anhatte. Sie nahmen ihm Hut, Schnallen, Ordenszeichen, Uhrenkette n die Hand und ſpielten damit. Sie bothen einander uch ſeine Tabaksdoſe herum, thaten als wenn ſie ab dem ſchloſſenen Deckel eine Priſe genommen und jetzt nieſen üßten; er ließ ſie mit allem machen, nur den Degen ehrte er ihnen, den ſie ausziehen wollten. Mitunter ragte er ſie allerhand über ihren Zug; einmal auch, ob ie Kleider, die ſie jetzt tragen, alle ihnen gehören? — ein, nein, antworteten ſie, zeigten ihm, wie dem Va- r daheim das Hemd unter dem Halstuch und den Strumpf m Bein, ſagten ihm alle Stückgen, von wem ſie's ha- n, und erzählten ihm dann hintennach, daß ſie alles am bend den drey Frauen wieder bringen müßten.

Ihr müßt es ihnen nicht mehr bringen, ſagte da der nker. Das iſt jetzt nichts, ſagten die Kinder, wohl plich müſſen wir es wieder bringen. Einige ſagten: r brauchens ja morn nichts mehr, du biſt ja morn ht da.

Er ſagte noch einmal: ich will machen, daß ihrs be- ten könnt. Aber ſie konnten es faſt nicht glauben, und ten ihm mit dem Kopf, wie wenn ſie ihm nein ſagen lten. So tändelte er mit ihnen, bis der Pfarrer und der Lieutenant zum Eſſen heim kamen. Beyde wurden verſäumt und kamen ſehr ſpät.

Sie hörten ſchon zu unterſt an der Gaſſe das Lachen der fröhlichen Kinder im Garten, erkannten die Stimme des Junkers und ſchlichen neben dem Pfrundhag gegen den Ort, wo ſie ſaßen; ſtellten ſich dann hinter eine Haſelſtaude und ſahen zu, wie die Schaar der Kinder mit dem Junker umgieng, und wie ſie ihn zurichteten.

Das war ein Anblick, der ihr Herz erquickte. Oh wie gerne, wie gerne hätten ſie ihm lange, recht lange zugeſehen, ohne daß man ſie bemerkt hätte; aber es gieng nicht lange, ſo ſah ſie ein Kind, das er auf dem Schoos hatte und drehte ihm ſeinen Kopf gegen die Seite, wo die Herren ſchon vor dem Gartenzaun ſtunden und ſagte zu ihm: ſieh da, wer iſt da?

Da riefen Glülphi und der Pfarrer ihm zu: bravo! bravo, Junker! das geht gut! — und er ſtund mit einem Gefühl auf, das durch die Freude über ſeine Kinder innerlich ſo erhoben ward, daß es ihm eigentlich ſchien, er habe ſeine Freunde noch nie mit der Wärme umarmt, als in dieſem Augenblick.

Die Kinder wollten jezt heim, denn es war ſchon eine Weile Mittag, aber er ließ ſie nicht gehen und ſagte zu ihnen: der Herr Pfarrer habe Kühe im Stall, und Brod im Haus, und die Frau Pfarrerin mache ihnen jezt eine Milchſuppe und, Kinder, ich will ſelber bey euch bleiben und eure Suppe mit euch eſſen. — Es ergriff ihn eine Sehnſucht, nicht zum Tiſch zu gehen, ſondern bey den Kindern zu bleiben und ihre Suppe mit ihnen zu eſ ſeyn; aber da er es der Frau Pfarrerin ſagte, merkte er bald daß ſie darüber betroffen ward. Sie konnte nicht wohl anders; ſie war den ganzen Morgen in der Küche und beym Feuer, um ihm ein gutes Mittageſſen zu machen; jetzt wollte er nicht zum Tiſch und nur den Kindern im Garten eine Milchſuppe eſſen und ihr Fiſch und ihre Vögel waren doch ſo wohl gerathen. Wie ein Schriftſteller, wenn er einen vollendeten Bogen einer guten Arbeit aus dem Sack verliert, über ſeine verlorne Arbeit betroffen iſt, faſt eben ſo betroffen war die Frau Pfarrerin über ihre verlorne Küchenarbeit an dem Fiſch und an dem Braten. Sie ſtand verlegen vor dem Junker und zeigte gar keine Freude an ſeinem Geluſt über die Milchſuppe. Er merkte die Urſache bald und ſagte ihr: ich ſollte euch ſtrafen und nicht zum Tiſch kommen; denn ich ſehe, daß ihr abermal Mühe für mich gehabt; aber ihr ſeyd mir zu lieb, als daß ich euch plagen könnte, ich komme zum Tiſch, ſitze eine halbe Stunde bey euch, verſuche alles, was ihr mir aufſtellt; aber dann ſtehe ich auf, gehe zu meinen Kindern in den Garten und eſſe noch mit ihnen Milchſuppe. —

Die Frau Pfarrerin war jetzt königlich zufrieden, nahm ihn traulich bey der Hand und ſagte ihm: Sie ſind doch immer gleich brav, lieber guter Junker. — Wahrlich, es war ihr wie ein Stein ab dem Herzen, daß ſie ihre Fiſche nicht vergebens kochen mußte. Er kam denn auch wirklich eine halbe Stunde aus dem Garten ins Pfarrhaus zum Tiſch, lobte der guten Frauen ihre Suppe, ihren Fiſch und was weiß ich mehr, trank auf ihre Geſundheit und auf die Geſundheit ihrer Köchin und ſagte ihr ſo viel Freundliches und Liebliches, als er nur konnte. Aber als ſeine halbe Stunde vorüber, ſtand er dann plötzlich auf und war in einem Augenblick die Treppe hinunter bey ſeinen Kindern.

§. 74.

Goldäpfel, Milchſuppe, Dankbarkeit und Erziehungsregeln.

Unter der Thüre traf er ſeinen Karl an. Der gute Bub hatte bey des Lindenbergers noch länger als der Lieutenant auf dem Ried, und der Pfarrer bey ſeinen Kranken das Mittageſſen vergeſſen.

Er war den ganzen Morgen bey ſeinen Buben im Dorf, und im Herumſpringen kam er gegen eilfen zum Kreuzbrunnen; da ſtund der Jakobell unter dem Haus.

Da ſprang der Karl von den andern Buben weg zu ihm und fragte ihn: Du, wie iſt es heute doch auch gegangen? nicht wahr, der Papa iſt doch auch nicht ſo gar bös geweſen?

Das glaub ich, das glaub ich, iſt er nicht bös geweſen, ſagte der Bub; aber komm doch auch mit mir in die Stube hinein; meine Schweſter muß dir auch erzählen, wie gut der Papa mit ihr war.

Das freut mich, das freut mich izt auch, ſagte der Karl, und ſprang mit ihm in die Stube hinein.

Da zog der Vater die Kappe vor ihm ab und die Großmutter ſtund von ihrem Stuhl auf, gieng an ihrem Stab ihm etliche Schritte entgegen, ihm die Hand zu biethen und zu danken.

Ich bin ja nicht der Papa, ſagte der Karl zu der alten Frauen, und meynte gar, ſie ſey etwa blind oder verirrt.

Aber da dankten ihm auch der Vater und die junge Frau, die krank war, und die Tochter, die unter die Linde mußte. Er aber fand ſich bey dieſem Danken unbehaglich, kehrte ſich gegen den Jacobeli und ſagte zu ihm, du haſt mir ja geſagt, ſie wollen mir etwas erzählen.

Da nahm ihn das Kind, das heut am Morgen unter die Linde mußte, bey der Hand, und ſagte ihm: ja, ja, er hat mirs geſagt, ich muß ihrs erzählen wie gut der Papa mit mir geweſen, und erzählte dann alle Worte, die er mit ihr geredet.

Das freut mich auch, das freut mich auch, ſagte Karl einmal über das andre. Indeſſen ſuchte ihm der Vater im Keller unter dem Stroh ein halbdutzend Goldäpfel, die ſie von einem jungen Bäumchen, das dies Jahr die erſte Frucht getragen, und die ſchönſten hatte, die im Dorfe wachſen, den ganzen Winter über geſpart und keinen einzigen davon geſſen, und da er ſie ihm gab und ihm ſelber in den Sack hineinthat, ſagte er ihm noch: aber iß ſie doch jetzt auch ſelber und gieb ſie auch nicht weg.

Da dankte der Karl und ſagte: das ſind doch auch gar ſchöne Aepfel und dann bald darauf: aber jeʒt am Sonntag kommt der Jacobeli gewiß zu uns; der Papa hat ihn eingeladen, und ihr müßt mir verſprechen, daß er gewiß komme.

Da ihn der Junker ſo an der Hausthüre antraf, fragte er ihn: wo biſt du ſo lang geweſen?

Der Karl antwortete: ja, Papa, bey den Leuten, von denen ich heute Nacht mit dir geredt habe. Ich weiß jeʒt alles, wie es gegangen iſt, aber du mußt doch iʒt den Buben ſehn, den du auf den Sonntag zu mir eingeladen; er iſt noch eben da vor der Thür, er hat mich bis dahin begleitet.

Hiemit ſprang er vom Papa weg, rief dem Jacobeli zurück, brachte ihn an der Hand zum Papa und erzählte, wie gut ſein Vater, ſeine Mutter, Großmutter und Schweſtern mit ihm geweſen, und das darum, ſagte er, weil du mit ihnen auch ſo gut geweſen; ſie haben mir geſagt, du ſeyſt überall mit gar keinem andern ſo gut geweſen, als mit ihnen, aber denn haben ſie mir gedankt, als wenn ich du geweſen wäre, aber das habe ich nicht gern gehabt; dann nahm er auch einen von den Gold-Aepfeln, die ſie ihm gegeben, aus dem Sack, zeigte ihn dem Papa und ſagte ihm: du haſt keine ſchönern in allen deinen Gärten — Aber ich muß die Aepfel allein eſſen, ich darf niemanden keinen davon geben, ſie haben mir es dreymal geſagt, und ich hab es ihnen verſprochen.

Der Junker freute ſich, den Jacobeli, der ſeinem Karl ſo lieb war, kennen zu lernen und ſagte ihm, er ſoll mit ihnen in Garten kommen, es ſeyen viele Kinder da, und müſſen eine Milchſuppe mit einander eſſen.

Der Jacobeli ſchämte ſich und ſagte, er habe ſchon zu Mittag geeſſen. Karl aber ſagte ihm, du lügſt, du haſt noch nicht geeſſen, und mußt itzt kommen.

Damit zog er ihn am Arm mit ſich fort hinter dem Papa in Garten — Die Milchſuppe war noch nicht da, die Frau Pfarrerin hatte ſich mit Fleiß ein wenig verſpätet, damit ſie ihren lieben Junker einige Augenblicke länger an ihrem Tiſch aufhalten könne.

Als ſie kamen, brachte der Hans und die Köchin eben die großen Schüſſeln voll Milchſuppe, und einen ganzen Haufen hölzerner Löffel. Sie hatten ſie bey den Nachbaren entlehnt, denn ſo viel hatten ſie nicht im Haus. Sie brachten auch etliche ſilberne für den Junker und den Karl, den ſie itzt mit dem Junker vom Pfarrhaus weg in den Garten ehen ſahen; aber der Junker und der Karl wollten beyde ur hölzerne, und der Karl warf gar in der Freude über en hölzernen, den ſilbernen, den ihm die Magd anboth, eit weg in den Garten. Aber da der Junker dieſes ſah, inkte er ihm, und er mußte wahrlich von der Milchſuppe nd von den Kindern weg aufſtehen, den Löffel wieder ſuhen und vor dem Thor beym Brunnen abwaſchen, ehe er hn nur der Magd wieder geben durfte.

Die Kinder und die Magd wollten alle für ihn gehen, ber der Karl wußte wohl, daß er aus dem nichts gäbe, nd ſprang, da der Papa gewunken, wie ein Windſpiel it dem Löffel zum Brunnen. Da ſagten die Kinder zur nken und zur rechten dem Junker: ihr ſeyd doch itzt auch nicht bös mit ihm um deswillen, und die ſo aus der Schüſſel aßen, an der auch Karl ſaß, wollten nicht forteſſen, bis er wieder da ſey. Aber der Junker ließ dieſe nicht warten und ſagte zu ihnen: meine Kinder, eſſet nur, ihr müßt nicht auf ihn warten, wenn er denn fertig iſt und vom Brunnen zurückkommt, kann er wieder mit euch zuſitzen. — Die guten Kinder wiederholten faſt alle aus einem Munde: aber du biſt doch auch nicht bös mit ihm? — Nein Kinder, ich bin nicht bös mit ihm, aber er muß nicht unartig ſeyn und folgen lernen, wie ihr auch.

Als er itzt den Löffel beym Brunnen gewaſchen und zurück kam, ſchlich er dem Papa hinten zu an Rücken, faßte ihn mit beyden Händen um den Hals, legte ihm den Kopf über ſeine Schulter an die Augen und ſagte ihm dann: gäll, Papa! du verzeihſt mir das.

War es luſtig, ſo von der Milchſuppe weg laufen und den Löffel waſchen zu müſſen? ſagte jetzt der Papa. — Nicht ſogar, erwiederte der Karl, und der Vater: ſitz jetzt nur wieder zu den Kindern und zu der Milchſuppe und beſinn dich ein andermal, was du macheſt.

Die Kinder ſagten alle: ſie haben ihr Lebtag keine ſo gute Suppe und kein ſo lindes Brod geeſſen. — Sie war halb Nidel (Rahm) und voll Eyer, das Brod darinn vergieng wie Anken (Butter) im Maul, und einige Kinder ſagten zu einander, ob das Brod doch jetzt auch von dem gleichen Kern ſey, der bey ihnen wachſe?

Was denkt ihr auch? ſagte ihnen der Karl, es iſt nur reiner gemahlen und mehr Krüſch davon weggethan. Aber denn auch ſagte er ihnen: er wolle die Suppe lieber, als was man ihm ſonſt in der Welt aufſtellte, ſo gut ſeye ſie.

§. 75.

Ein gefühlvoller Ruhepunkt.

Wenn ich Arner jezt ſo von der Jugend ſeines Dorfs umgeben und ſeinen Karl ſo mit ſeinen Dorfkindern bey ihrer Milchſuppe ſehe und mir denn das Bild dieſer Scene lebendig vorſtelle; ſo kann ich mich des Gedankens nicht enthalten, wie leicht kann der Menſch ſich die Welt in einen Himmel umſchaffen, wenn ſein Herz voll Liebe und Erbarmen gegen den Schwachen und Armen im Land iſt, und er ſich in ſeiner Menſchlichkeit dahin erheben kann, die Kinder der Armen, die Gottes Kinder ſind, im Geiſt und in der Wahrheit als ſeine Kinder anzuſehn.

Dieſes Herz voll Liebe und Erbarmen im Land wieder herzuſtellen und in den Edeln des Landes von neuem zu beleben, ſcheint mir die erſte Pflicht der Menſchlichkeit unſerer Tage, und es wäre doch ſo leicht, dieſem Sinn der Liebe und des Erbarmens wenigſtens auch den hundertſten Theil der äußern Reize zu geben, die man in tauſend und tauſend Epauletten- und Robe-Verhältniſſen oft ſo vielſeitig der Liebloſigkeit und Hartherzigkeit in groſer Fülle zugeworfen ſieht. Wahrlich, dieſes Ziel, Liebe und Erbarmen auch mit einem Theil der äußern Ehre und Achtung zu bekrönen, mit welcher man ſie und da Schwäche und Anmaßung ſo überſchwenglich bekrönt, ſollte das Beſtreben unſrer Lage mehr beleben als es geſchieht.

§. 76.

Der Nahmenstag eines alten Junkers.

Einsmals hörten ſie Pferd und Wagen.

Oho, ſagte der Karl, die Mama kommt! die Mama kommt! ſprang von ſeiner Suppe auf und lief ihr entgegen.

Sie war es wirklich.

Der Junker ſtund jetzt auch auf, und alle Kinder, ſo viel ihrer da waren, lieſen mit den Löffeln in den Händen hinter ihm her, der Mama entgegen. Sie hatte den Rollenberger und ihre zwey ältern Kinder bey ſich, und kam, den Papa wieder heimzuholen. Weit und breit tönte jetzt das Geſchrey der laufenden Kinder vom Garten — die Mama — die Mama! — die Mama! — und die Kinder in der Kutſche, die es hörten, rieſen zurück: der Papa! der Papa! — der Papa! — Und Thereſe ſtieg, ehe ſie bey ihnen zu waren, aus dem Wagen, und war, wie wenn ſie flog, in Arners Arm.

Sie frug im Augenblick hinter dem Kuß: was machſt du mit allen dieſen Kindern?

Sie eſſen mit mir eine Milchſuppe, und du mußt ſie auch mit ihnen eſſen, ſagte Arner.

Das freute Thereſe. Sie ſprang an ſeiner Hand den Garten hinauf, und der ganze Reihen Kinder hinter ihr her, und ſetzte ſich neben Arner zu den Kindern und ihrer Suppe. Auch die Frau Pfarrerin und der Herr Pfarrer und der Lieutenant kamen jetzt vom Pfarrhaus hinunter, grüßten Thereſe und ſetzten ſich alle zu den Kindern und ihrer Milchſuppe. Da ſie ſo alle traulich beyeinander waren, faſt das ganze Schloß, das ganze Pfarrhaus und faſt alle Kinder aus dem Dorf, ſagte Thereſe: das mahnt mich an den Nahmenstag, den einer meiner Ahnherren alle Jahre feyerte und von dem mein Großvater mir ſelber viel erzählt hat.

Arner, deſſen Herz mit dem Herzen dieſes Ahnherrn gleich ſchlug, ſagte zu ſeiner Frauen: wir wollen jetzt thun, wie wenn wir in dieſer alten Zeit lebten und mit dieſen Kindern ſo traulich beyſammen ſeyn, wie dein Ahnherr an ſeinem Namenstag; aber du mußt uns dann weitläufig und umſtändlich erzählen, was er alles an dieſem Tag that.

Ja, aber wenn wir es machen wollen, daß alles ſeyn ſoll, wie am Namenstag meines Ahnherrn, ſo muß auch des Herrn Pfarrers Hans und unſer Klaus und wer immer zu uns gehört, zu uns hinzuſitzen.

Das müſſen ſie, ſagte der Junker, und rief des Pfarrers Hans, der Köchin und ſeinem Klaus, und alle mußten zu ihnen an Tiſch ſitzen und hören, wie der Ahnherr der Thereſe mit den Kindern ſeiner Herrſchaft ſeinen Namenstag gefeyert. Sie freuten ſich alle, ſaßen zu ihnen, und Thereſe fieng dann an und erzählte den ganzen Feyertag von dem Namensfeſt ihres Ahnherrn, wie er mit allen Kindern ſeines Dorfs zu Mittag geeſſen, und wie er Jahr ein und Jahr aus nie ſo fröhlich geweſen wie an dieſem Tag.

Er trank dann das erſte Glas für ſeinen Herzog, der ihm ſo lieb war, und das zweyte für die Armen. Er war ſelber, ſagte Thereſe vor allen Kindern, nichts weniger als reich. Er hatte nur ein einziges Dorf: und wenn er den Becher oben am Tiſch das Glas hoch in der Hand hielt, ſagte er dann: Gott ſegne die hölzernen Schüſſeln und die ſo daraus eſſen!

Dann giengs wie ein Rundgeſang um den Tiſch. Zuerſt both er der lieben Ehefrau den Becher, die hielt ihn dann hoch wie der Ahnherr, und ſagte: Es geht unſerm Herzog wohl und den Edeln im Land, wann die hölzernen Schüſſeln geſegnet, und die, ſo daraus eſſen.

Dann giengs hinunter bis zum Knecht, der am Tiſch ſaß. Alles mußte den Becher nehmen und ein Wort ſagen, zum Lob des Bauernſtands und zum Troſt der Armen, und wer dann das ſchönſte Wort zum Lob des Bauernſtandes und zum Troſt der Armen geſagt, der mußte hinaufſitzen, oben an Tiſch zum lieben Ahnherrn, und war ihm das ganze Jahr durch lieb, wegen des Worts.

Währenddem ſie ſo erzählte, nahm der Junker die beſte Flaſche, die in der Laube ſtund, und das gröſte Glas, und ſchenkte einen rothen ein, der dem Schweizerblut, *) das vor mehr als 40 Jahren Leute, die jetzt nicht mehr leben, und denen, die jetzt leben, auch nicht mehr gleichen, zum Lob der Schweizerfreyheit und des Schweizervaterlands in Schinznach vereinigt tranken. Der Junker hielt ſein Glas jetzt auch hoch, wie der Ahnherr und ſagte: Gott ſegne die hölzernen und die, ſo daraus eſſen!

Dann both er Thereſe den Becher und ſie hielt den Becher auch hoch, wie die Ahnfrau und ſagte: Es geht dem Herzog wohl und den Edeln im Land, wenn die hölzernen Schüſſeln geſegnet, und die, ſo daraus eſſen! — Dann both ſie ihn weiter, und ein jeder muſte ein Wort ſagen, zum Lob des Bauernſtandes und zum Troſt der Armen.

Der Pfarrer ſagte:

Der Erde Koth auf Schuh und Kleid
Und der Stirne heiſſer Schweiß
Macht den Bauer zum braven Mann,
Bringt ihm Gottes Segen.
Der Erde Koth im Herzen
Und auf der Stirne Stolz,
Und die Haut in Seiden
Macht den Bauer zum ſchlechten Mann
Und raubt ihm Gottes Segen.

Dann die Pfarrerin:

Das reine Waſſer waſcht Koth
Von Schuh und Kleid und Stirne,

---

*) Eine Art rother Wein, der bey St. Jacob, bey Baſel, in der Nähe eines alten Schweizeriſchen Schlachtfelds wächſt.

Und am Sonntag kommt der Bauer
Ohne Noth zur Kirche.

Der Rollenberger:

Eigen Brod iſt Gottes Brod,
Gleichſam aus der erſten Hand;
Auch fremdes Brod iſt Gottes Brod,
Aber aus der zweyten Hand.

Der Lieutenant:

Das iſt wahr,
Säeſt du dein Korn mit eigner Hand,
Schneid'ſt du dein Korn mit eigner Hand,
So haſt du Gottes Segen
Gleichſam aus der erſten Hand;
Kaufſt du dir Korn kaufſt du die Weis,
Kaufſt du dir Gottes Segen,
Gleichſam aus der zweyten Hand.

Arner wiederholte Thereſens Wort, und ſetzte hinzu: Gott gebe, daß der, der mit goldenen Löffeln aus ſilbernen Schüſſeln ißt, mit nimmermehr Erfolg für den ſorge, der mit dem hölzernen Löffel aus der hölzernen Schüſſel ißt.

Ja, ſagte des Junkers Klaus, der unten am Tiſch ſaß, als es an ihn kam, es braucht mir noch ein Vorjahr, ehe der Silbermann und der Goldherr mit einem Erfolg für den ſorgen können, der mit hölzernen Löffeln aus hölzernen Schüſſeln ißt, daß er es auch ſpürt und Gott dafür dankt.

Was für ein Vorjahr meynſt du, Klaus, das dem Gnadenjahr einer wahrhaft guten Verſorgung des Volks vorhergehen müſſe? ſagten jetzt Arner, Thereſe, Glülphi und alle.

Ich meine, antwortete der Klaus, das Vorjahr, das einem ſolchen Gnadenjahr vorhergehen muß, iſt ein Jahr, in welchem kein Silbermann und kein Goldherr dem Mann, der aus hölzernen Schüſſeln ißt, ungeſtraft ſeinen Löffel aus der Hand ſchlagen und ſeine Schüſſel ihm vor ſeinen Augen mit Füſſen treten darf.

Unwillkührlich ſtanden jetzt Arner, Glülphi und alles auf, und aus einem Mund tönte das Wort: ja, ja, dieſem Gnadenjahr, das wir ſuchen, dieſem göttlichen muß ſo ein menſchliches vorhergehen, ehe man für den Mann, der aus Holz ißt, alſo wird ſorgen können, daß er verſorgt iſt, in dem kein Silbermann und kein Goldherr dem Mann, der aus Holz ißt, ſeinen Löffel aus der Hand ſchlagen und ſeine Schüſſel mit Füſſen treten, weder kann noch darf, einſtimmig. Aber Glülphi nahm jetzt das Wort und ſagte: ohne dieſes Vorjahr kann das Gnadenjahr, das wir ſuchen und deſſen die Welt bedarf, nicht ſtatt haben. Er ſetzte hinzu: ſo lange das Menſchengeſchlecht und niemand anders und nichts anders die Welt iſt, ſo hat die Welt ein Recht zu dieſem Vorjahr.

Ja, ſagte jetzt Arner, ſie hat wohl ein Recht, dieſes Vorjahr zu ſuchen, und Glülphi erwiederte: Arner und Männer wie Sie werden dieſes Vorjahr mit Mitteln herbeyführen, die Sie dazu brauchen, und es wird Ihnen mit dieſen Mitteln gelingen.

Jetzt ſaß die Richterin des Wettkampfs auf ihren Stuhl, oben am Tiſch, Arner klingelte, und Thereſe ſprach nun, wie ehemals die Ahnfrau, das Wort: Der Klaus hat das beſte Wort zum Lob des Bauernſtands und zum Troſt der Armen geredt — und er mußte nun oben an ſitzen an den Tiſch, zwiſchen Thereſe und Arner, und man trank noch einmal aus dem Rundbecher, der nun wieder um den Tiſch herumgieng, von Arners rothem, köſtlichſtem Wein, das dem Schweizerblut glich, das ich, aber es iſt lange ſeither, zur Ehre des Volks, zum Lob der Freyheit und zum Segen des Lands mit Männern getrunken, die ihres gleichen ſuchen.

§. 77.

Noch einmal die Feyer des Vaternamens.

Im Hochgefühl dieſer Stunde, im Hochgefühl, daß Arner einer der Männer ſeyn, der mit ſeinen Beſtrebungen und mit ſeinen Mitteln etwas dazu beytragen könne, das Vorjahr des Segenszuſtands, deſſen die Welt und die Armuth bedürfen; im Hochgefühl, daß ihr Mann im Sinn und in der Wahrheit den edelſten alten Rittern, die für Gott, für das Vaterland, für ihren Fürſten und für die Unterdrückten und Leidenden im Land, für Recht, Menſchheit und Ehre lebten und ſtarben, gleich denke und handle; im Hochgefühl dieſer Stunde und des hohen Worts, das der gute Klaus zum Lob des Bauernſtands und zum Troſt der Armen geredt, wandte ſie, von dieſer Scene bis zu Thränen gerührt, jetzt wieder einen Blick auf die Spinnermädchen, die in einer langen Reihe noch an ihrer Milchſuppe ſaſſen und dem Wettkampf zum Lob des Bauernſtands und zum Troſt der Armen zuſahen, und erſt jetzt fiel ihr die Rickenbergerin auf, die, da dieſe ſich immer beſcheiden hinter die andern zurückzog, ihr bis jetzt noch nie ins Aug fiel.

Ihre Augen ſtunden ihr faſt im Kopf ſtill, als ſie ſie jetzt ſah und zu Arner ſagte: welch ein Engel iſt das? wer iſt das? — Arner nahm ſie beyſeits, erzählte ihr die Geſchichte des Kinds und was er von ihr wußte. Jetzt gieng Thereſe an Arners Hand zu dieſem guten Kind hin, nahm es bey der Hand und bath es, den Spruch, den es dieſen Morgen Arner gehalten, ihr jetzt zu wiederholen. Aber ſie konnte das Kind faſt nicht mehr fortreden laſſen, als es anfieng „Junker Vater" zu ſagen. Sie unterbrach es, und ſagte zu Arner: ach Gott, dieſer Name war noch zu der Zeit des Ahnherrn, deſſen Andenken wir eben feyerten, der gewohnte Name, den das Volk ſeinen Edeln im Land gab, und jetzt geben dir ihn unſere Kinder wieder. Als es den Spruch vollendet, umarmte Thereſe den Engel, nahm dann den koſtbaren, breiten, bundfarbigen Gürtel, den ſie eben trug, und band ihn um ſein weißes Kleid, ſteckte ihm alle Blumen, mit denen ſie ſelbſt geſchmückt war, auf Kopf und Bruſt, und agte ihm denn: nimm das zum Pfand, daß die Frau eines Junkers Vater deine Mutter ſeyn wird, ſo lang du bſt und recht thuſt.

Arner hatte das Wort Junker Vater bey der Anrede r Kinder im erſtenmal nicht recht verſtanden, ſo ſehr bernahm ihn der Anblick der Kinder, da er betrübt und erſchüttert von dem Anblick ihrer Eltern, die unter der Linde eben vor ihm ſtanden, auf der Raſenbank, in ſich ſelbſt gekehrt, da lag und ſie ſo unerwartet und ſo rührend vor ſeinen Augen ſah; aber jetzt gieng ihm der Vatername innig zu Herzen, und er ſagte zu Thereſe: ich hatte dieſen Namen ſchon ſo lange gern; er war unter den lieben Alten ſo ſchön, ſo bedeutungsreich und ſo erhebend; aber ich hätte nicht das Herz gehabt, es auszuſprechen. Die alte Zeit war in vielen Rückſichten ſo einfach und ſo ſchön, aber ich bin ſo fern davon, ganz darein zu paſſen, als die Zeit- und Kunſtmenſchen, die neben mir leben. Aber der Vatername freut mich doch. Meine Leute müſſen mir ihn geben, bis an mein Grab.

Thereſe. Gott Lob! daß du ihn wieder haſt; deine Leute werden dir ihn gerne wieder geben, bis an dein Grab.

Pfarrer. Ich gehöre auch zu Ihren Leuten und Sie erlauben auch mir, Ihnen dieſen lieben Namen zu geben, bis aus Grab.

Arner. Von wem ſollte er mir lieber ſeyn, als von Ihnen? aber ich gebe ihn Ihnen zurück. Er gehört Ihnen zuerſt. Ich heiße ſie von nun an bis an mein Grab lieber Vater Pfarrer.

Jetzt küßte der Pfarrer dem Junker mit naſſen Augen die Hand und redte kein Wort. Der Lieutenant unterbrach den Augenblick dieſer Stille und ſagte: auch ich gehöre zu den Ihrigen und will zu ihnen gehören, bis an mein Grab; auch ich ſage Junker Vater. — Und ich Ihnen Vater Schulmeiſter.

Das gibt mir doch eine ganze Menge Väter, ſagte jetzt die Frau Pfarrerin und ſetzte hinzu: wenn ihr nur Sorg tragt, daß ihr wenig Wittwen und Waiſen hinterlaſſet.

In dem Augenblick, da ſie das ſagte, hob Arner ſeine Augen gegen ſie auf; man ſah, daß es einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

Auch Thereſe bemerkte es. Sie fuhr wie im Schrecken auf und ſagte zu Arner: was iſt das? was iſt das?

Arner erwiederte: nichts, nichts; aber ſein Herz ſchlug; und ſein Blick war ohne Heiterkeit ernſt.

Der Lieutenant und der Pfarrer bemerktens beyde und ſuchten eilends, das Geſpräch auf etwas anders zu lenken. Es gelang ihnen. Sie ſagten beyde: wir wollen jetzt mit einander noch einmal den lieben Vaternamen feyern.

Das wollen wir, ſagten alle, und alle Kinder, die da waren, von des Junkers Karl an bis auf des Kühhirten Elſi, mußten jetzt im Reihen zu ihnen hinzu, ihnen die Hand geben und ihnen Vater und Mutter ſagen.

Wenn da keine Engel dieſe Eltern und dieſe Kinder umſchwebten, ſo umſchweben nie keine Engel den Menſchen; er mag Reines und Heiliges thun auf Erden, was er will.

§. 78.

Des Junkers Karl macht den Nachtwächter.

Der Junker hatte ſich vorgenommen, dieſen Nachmittag die Bäume, die er vor ein paar Tagen ſeinen Bennälern gegeben, auf dem Ried ſetzen und den groſen Baumgarten anlegen zu laſſen, den er zu dem Platz beſtimmt, an welchem ſie einſt das Feſt der dankbaren Armuth, das er für ſie ſtiften wollte, feyern ſollten. Thereſe iſt auch mit dem Glülphi und Rollenberger dafür angekommen, um beym Anlegen dieſes Baumgartens gegenwärtig zu ſeyn und das halbe Dorf wartete, bis der Junker vom Mittageſſen im Pfarrhaus auf den Gemeindplatz kommen werde, wo ſich alles verſammelte, um mit ihm aufs Ried zu ziehn.

Aber alle, alle im Pfarrhaus hatten ob den Freuden des Vaternamens das Baumſetzen auf dem Ried, und daß der Junker verſprochen, um 2 Uhr dafür auf den Gemeindplatz zu kommen, vergeſſen; die Knaben im Dorf, die ſeit dem Mittageſſen ſich immer mit ihren Geißen beſchäftigten, vergaſſen es nicht. Sie ſahen alle Augenblicke auf den Kirchthurm, ob es nicht zwey Uhr ſey, und ſobald die Glocke geſchlagen und der Junker und alles im Garten noch ſtill ſaß und kein Zeichen zum Aufbruch gab, und es bald 3 Uhr ſchlagen wollte, machten die Buben einen Anſchlag, mit ihren Bäumen auf der Achſel und mit ihren Geißen an der Hand vor das Pfarrhaus zu ziehn und den Junker und ihre Schweſtern und wer ſonſt mitkommen wolle, um zu ſehn, wie ſie ihre Bäume ſetzen, auf das Ried abzuholen. Und der Karl, der, wie gewohnt, ſeine Augen immer in allen Ecken herumgehen ließ, ſah die Knaben zuerſt gegen den Pfarrhof anrücken, ſprang zu ihnen hinaus und das erſte Wort, das er zu ihnen ſagte, ehe er ſie grüßte, war: warum habt ihr doch die Geißen mit euch? ſie können euch ja nicht helfen Bäume ſetzen.

Ja, aber ſie können auf dem Ried weiden, wenn wir Bäume ſetzen und unſere Schweſtern, die da ſind, müſſen mit uns aufs Ried; ſie können ſie dann ja hüten, erwiederten die Knaben.

Das iſt wahr, das iſt recht, ſagte der Karl; dann bathen ihn die Knaben, er ſolle jetzt doch auch machen, daß der Junker und alle, die mit wollen, bald kommen, es ſey ſchon bald 3 Uhr; ſie wollen dann einen ſchönen Zug anſtellen und ihre Schweſtern müſſen dann in ihren ſchönen Kleidern mitkommen, wenn ſie ſchon auch nicht Bäume ſetzen können. — Wie die Geißen? ſagte Karl und lachte. — Ja, wie die lieben Geißen, erwiederten ie Buben, lachten auch und ſagten: wir haben noch Trommel und Pfeife bey uns, es muß ſchön gehen; aber eh doch jetzt, geh doch und mache, daß der Papa und er mit will, bald kommen. — Das will ich, das will h, erwiederte jetzt der Karl, ſprang in den Garten, ſtelle ſich vor den langen Tiſch, an dem Papa, die Herren, rauen und alle Kinder ſaſſen, und rief dann das Nachtächterlied: höret, ihr Herren und Frauen, was ſoll ich euch ſagen? die Glock und die hat 2 Uhr geſchlagen, zwey geſchlagen! ſchon lang zwey geſchlagen!

Alles lachte ob dem Nachtwächterruf, und der Junker ſagte, es iſt wahr, ich habe den Nachtwächterruf verdient. Um 2 Uhr habe ich verſprochen, auf's Ried zu kommen, und jetzt iſt's ja bald 3 Uhr, wir wollen jetzt gleich gehen. Der Karl erwiederte: alle Buben warten mit ihren Bäumen und mit ihren Geißen vor dem Garten auf dich, und ihre und meine Schweſtern müſſen auch mitkommen; es muß ein großer und ſchöner Zug werden.

Alles ſtand jetzt auf, und die Spinnerkinder ſprangen was ſie konnten und mochten zum Garten hinaus auf die Straſſe zu ihren Brüdern.

Auch Arner, der Pfarrer und Glülphi ſtanden jetzt auf, den Zug zu ſehn, den die Knaben vorhatten, um ungeſäumt mit ihnen aufs Ried zu ziehn. Aber es gieng mit der Einrichtung des Zugs nicht vorwärts. Die Knaben, die ihn allein einrichten wollten, ſtanden in einem Wirwar unter einander und hatten einen Freudenlärm, daß man ſein eigen Wort nicht mehr hörte. Da Glülphi kam, rief er: ſtill ihr Knaben! und hatte den Zug in einem Augenblick in der Ordnung.

Die Trommel und Pfeiſe mußten voraus, dann der Karl mit der Fahne, dann ein Knab und ein Mädchen; der Knab hatte Bäume auf der Achſel, und das Mädchen führte die Geiß. Die ſo Geißen hatten, waren die erſten, die andern hinter ihnen. Der Karl, der mit ſeiner Fahne hinter ſich ſah, rief jetzt denen, die Geißen hatten und ihm näher ſtanden: ihr marſchiert jezt zu dreyen und die andern zu zweyen.

Buben und Mädchen antworteten ihm: zählſt du die Geißen auch zu uns, daß du uns zu dreyen rechneſt?

Er erwiederte: warum nicht? ich kann bey den Geißen eins, zwey, drey zählen, wie bey euch.

Jezt giengs aufs Ried. Der Zug war luſtig und ſchön; aber der Unterſchied zwiſchen den Knaben und Mädchen war groß. Die Knaben waren in ihren Alltagskleidern und in der ganzen Unreinlichkeit ihres gewohnten Seyns aus dem Dorf, die Mädchen aber waren von ihren Müt- ern und den drey Frauen ſo ſchön gepuzt, als nur immer möglich. Der Junker und der Pfarrer, denen dieſer Un- erſchied auffiel, ſagten beyde zu einander: wills Gott, wird das bis nach einem Jahr auch anders werden. — Ja, agte Thereſe, wenn ihr immer mehr Leute findet, die euch arinn ſo an die Hand gehn, wie es heute dieſe drey Wei- er gethan haben.

Es iſt wahr, ſolche Leute, wie dieſe drey Weiber, ha- en wir nöthig und müſſen ſie ſuchen, ſagten einſtimmig rner, der Pfarrer und der Lieutenant.

Suchet dann, ſagte jezt Thereſe, meinethalben morgen d bis übers Jahr, wen ihr weiter dazu braucht und fin- t, heute will ich mit dem ganzen Zug den drey Weibern, e die Spinnerkinder für dieſen Zug ſo angezogen und ge- zt, danken.

Das iſt brav, das iſt brav, das iſt brav, ſchrien jezt Junker, der Pfarrer und Glülphi, wir gehen mit dem g vor ihren Häuſern vorbey. Und als die Spinnerkinder das hörten, ſchrien ſie alle: ja, ja, wir wollen dem Mareili, der Gertrud und der Reinoldin danken. Und der Zug gieng nun vorwärts. Aber jezt hatten die Kinder vor den groſſen Häuſern gute Ruhe. Einige der reichern Bauern-Kinder weinten faſt, daß ſie nicht auch wie der Reinoldin Kinder, mit ihnen durften, und der Kalberleder, der wieder Miſt lud, lief, ſobald er den Zug unten an der Gaß erblickte, von ſeinem halb geladenen Wagen weg und ließ ſich eine halbe Stunde nicht mehr vor dem Haus ſehen.

Der Diane aber roch ihn noch, da er wieder zur Miſtgrube kam, ſprang ihm unter dem Wagen durch bis zur Hausthüre nach, die aber zu war, und es mußte alles, ſelbſt der Junker lachen, da ſie den Hund ſo ſahen an der Thüre ſcharren und einen Laut geben, wie wenn er ſeinen Mann wieder herausfordern wollte.

§. 79.

Die Demuth des Baumwollenmareilis iſt neben der Thereſe eben ſo rein und eben ſo groß, als ſein Muth neben den Meiſterkatzen im Dorf rein und groß war.

Das Mareili hatte eben die Stube voll Spinnerweiber, die ihm Garn brachten und dankten, daß es ſich ihrer Kinder ſo angenommen, als eben der Zug die Gaſſe hinauf gegen ſein Haus kam. Alle Spinnerweiber lieſen ans Fenſter, zu ſehen, was es wieder Neues geben wolle; es allein blieb an ſeinem Tiſch, wog der Rodhäuslerin ihren Bündel Garn wie ſonſt fort, gab ihr ihre Baumwolle dagegen und zahlte ihr den Lohn nach, ehe es auch ans Fenſter trotſchelte, zu ſehen, wo dieſer Zug hin wolle. Es ſah kaum zum Fenſter hinaus, ſo ſtand der Zug vor ihm zu ſtill; die Trommel tönte, die Pfeiſe pfiff, die Fahne wehte, und es ſagte zu ſich ſelber: was iſt jetzt das für ein arrenſtück, daß ſie eben da zu ſtehen bleiben?

Das iſt jetzt dir zu Lob und zu Ehren, ſagten die Weiber, und indem ſie das ſagten und immer noch zum Fenſter hinaus ſchauten, war die Junkerin ſchon in der Stube und rief: wo iſt jetzt das Mareili?

Das Mareili kehrte ſich um und mit ihm alle, die am Fenſter waren; aber es wußte nicht, wie ihm war, da hereſe es ſogleich erkannte. Dieſe gieng auf ihns zu, ahm es bey der Hand und dankte ihm dann im Namen es Junkers und des Pfarrers und des ganzen Zugs, daß s ſich der armen Kinder ſo angenommen. Das Mareili and da wie verſteinert, es wußte nicht was es der Junrin antworten ſollte, Scham, Rührung und Freude urchkreuzten ſich in ſeiner Seele, daß es durchaus nicht ußte, wie ihm war. Es konnte lange kein Wort herorbringen; endlich ſagte es doch: gnädige Frau! das ha- ich gewiß nicht verdient, und mein Bruder gewiß auch cht; was wir bisher gethan und was wir ferner thun nnen, iſt unſere Schuldigkeit, und dafür hat uns nieand zu danken.

Sein Bruder, der Baumwollenmeyer, war dieſe ganze Zeit über in der Nebenſtube, und hörte alle Worte, die Thereſe und ſeine Schweſter mit einander redten; aber der Zug und das Trommeln und Pfeifen vor ſeinem Haus behagte ihm nicht. Er kam auch nicht aus ſeiner Stube hervor, ſondern zog ſogar die Vorhänge vor ſeinem Fenſter, damit auf der Gaſſe niemand merke, daß er zu Haus ſey. Er war ſelber über das Geſpräch der Junkerin mit ſeiner Schweſter verdrüßlich. Es ſind herzgute Leute, ſagte er zu ſich ſelber, der Junker und die Frau; ſie meynen es trefflich und es iſt recht, daß ſie uns danken; aber zu viel iſt zu viel, und ich fürchte das zu viel oft mehr, als das zu wenig, und Geräuſch iſt Geräuſch. So etwas, wie der Zug vor ſeinem Haus und die Junkerin in der Stube neben Baumwollenſpinnerweibern, war ſeinem ganzen Lebensgang fremd, und mißfiel ihm wirklich.

Arner, der Pfarrer und Glülphi, die bey den Kindern auf der Gaß vor der Thür ſtanden, dachten nicht ſo; es war keine Rede davon, daß ſie jezt ſo mit den Trommeln und Pfeifen aufhören, und ſtill vom Hauſe wegziehen ſollten, wofür das Mareili Thereſe dringend bath. Die Herren wollten das, was ſie fröhlich, laut und herzlich angefangen, jezt auch fröhlich, laut und herzlich vollenden, und als Thereſe jezt das Mareili, das um dieſen ſtillen Abſchied bath, verließ und es mit der Junkerin unter die Hausthür kam, hörte zwar die Trommel und Pfeife auf einmal auf, aber der Karl zog den Hut ab und rief: „Es lebe das gute Mareili!“ und augenblicklich darauf der ganze Zug, daß es die ganze Gaſſe hinauf und hinab tönte: „Es lebe das gute Mareili!“

Es aber lief von der Thüre und von der Junkerin weg und kam feuerroth in die Stube, ſo ſehr machte es das, was ihm unter der Thüre begegnet, betroffen, und wollte jetzt, da es wieder in die Stube hinein kam, ſogleich mit ſeiner Arbeit fortfahren, den Spinnerweibern ihre Bündel Garn abnehmen und ſein Geſchäft treiben, wie immer; aber die Spinnerweiber dachten jetzt nicht an ihre Bündel Garn, nicht einmal an ihren Spinnerlohn. Wie wenn ſie ſonſt nichts zu thun hätten und gerade nur um deswillen da wären, ſtunden ſie jetzt alle um das Mareili herum. So lange Bonnal ſteht, ſagten ſie ihm alle, iſt eine ſolche Ehre, wie jetzt dir, niemand wiederfahren; aber du haſt es auch verdient. Es antwortete ihnen: laßt mich jetzt damit ruhig; es iſt gut, daß es vorüber, und bringet mir jetzt euer Garn, daß ich es wäge und wieder in die Ordnung komme, in der es mir wöhler iſt, als wenn man mir vor den Fenſtern trommelt und pfeift.

§. 80.

Falſchheit zerreißt alle Bande der Erde.

Vom Mareili weg gieng der Zug zur Reinoldin. Dieſer ihre Mutter zankte ſchon ein paar Stunden mit ihr, daß ſie ſich des Lumpenzugs alſo angenommen, und ihre

Kinder mit dem Bettelgeſindel mitlaufen und dem Narrenjunker für etwas danken laſſen, wofür ihm alles, was im Dorf Ehr im Leib hat, mit dem Teufel danken möchte. Was ſie am meiſten erbitterte, war, daß ſie noch bey ihren Schweſtern Hemder und Strümpfe und Schuhe dafür entlehnt. Meinſt du, ſagte ſie, noch ein paar Minuten, ehe der Zug vor ihr Haus kam, zu ihr: ich habe nicht genug daran, daß du ſo ein ungerathenes Kind biſt und dir alle Leute über den Kopf richteſt? willſt jetzt auch noch deine Schweſtern ins Geſchrey bringen, daß ſie ſeyen wie du, und machen, daß ſie in keinem Ehrenhaus mehr eine Heurath finden? Auch ſagte ſie ihr: wenn dein Mann nicht auch ein Narr wäre, der eine Strafe vom Himmel verdient hätte; ſo hätte er dich gewiß nicht genommen; aber es muß mir will's Gott mit den andern Kindern nicht ſo gehen. Was haſt du vom Junker? und was geht dich auch der Narr an? warum begreifſt du doch nicht, daß wer im Dorf iſt, es mit dem Dorf halten muß, und mit denen, die im Dorf etwas haben und darin Meiſter ſind, und nicht mit Bettelvolk und mit Leuten, mit denen man keinen Hund zum Ofen herauslocken könnte? Aber du thuſt mir das nur zu leid; du weißt, — daß es mir Verdruß macht, und wenn du mich könnteſt mit deinem Letzkopf ins Grab bringen, du würdeſt es nicht ſparen. Du haſt es mir dein Lebtag immer alſo gemacht.

Sie hatte das Wort: du haſt es mir deiner Lebtag alſo gemacht — noch auf ihrer Zunge, als ſie die Trommel und Pfeifen des Zugs hörte, der ſich ihrem Haus näherte. Jetzt ſchwieg ſie plötzlich, und ſagte: das wird wieder der

Narren-Zug von heute Morgen ſeyn. Mit dem ſprang ſie an's Fenſter, ſah den Zug die Gaß hinab gegen ihr Haus zu kommen; aber als er gerade vor ihren Fenſtern ſtill ſtund und die Junkerin vom Zug weg gerade gegen ihr Haus zu gieng, ſchlug ſie das Fenſter plötzlich zu, wandte ſich an ihre Tochter und ſagte: was iſt das? ſie will, glaube ich, zu uns. Was hat ſie bey uns zu thun?

Ich weiß nicht, ſagte die Tochter. Und die Mutter: wiſch dir doch die Augen, daß nicht gar alle Leute ſehen, was du für ein Narr biſt. — Sie wiſchte ſie wirklich ab, aber ſie konnte mit dem Abwiſchen das Rothe im Aug nicht weiß machen. Was die Mutter immer ſagte, es half nichts; ſie ſah aus, wie jemand, der ſich die Augen faſt aus dem Kopf heraus geweint. Jetzt trat Thereſe zu ihr hinein, gab ihr freundlich die Hand und dankte ihr, wie dem Mareili, im Namen des ganzen Zugs und des Junkers für alle Sorgfalt und alle Liebe, mit der ſie ſich der guten Spinnerkinder angenommen u. ſ. w. Aber die Reinoldin konnte in dem Gemüths-Zuſtand, in den ſie die Mutter hineingebracht, kein Wort hervorbringen.

Die Alte biß die Zähne über einander. Ihre Augen glühten vor Zorn gegen ihre Tochter. Indeſſen nahm ſie plötzlich das Wort und dankte der Junkerin mit geſchliffenen Worten und mit einem erzwungenen Lächeln für die Ehre, die ſie ihrer Tochter erweiſe, und ſagte: die Junkerin habe auch gar zu viel Mühe genommen für ſie; ſie habe nichts anderes gethan, als was ihre Schuldigkeit geweſen und möchte nur wünſchen, daß ſie mehr Gelegenheit hätte, ihr oder dem Junker zu dienen. Dann ſetzte ſie noch hinzu: Die gnädige Frau ſolle doch ihrer Tochter verzeihen, es ſeye jezt einmal ſo ihre Natur, wenn ſie etwas übernehme, ſeye es Freud oder Leid, ſo könne ſie nicht anders, es bringe ſie ſogleich zum weinen. — Das iſt eine glatte, ſagte Thereſe, ſobald ſie ſo für ihre Tochter das Wort nahm, zu ſich ſelber, ſah ihr, ſo lang ſie redte, mit unverwandten Augen ins Maul, und als ſie ausgeredt, gab ſie nicht ihr Antwort, ſondern wandte ſich noch einmal an die Tochter, die dann endlich ſo weit gefaßt war, daß ſie ihr ſagen konnte: das Wenige, das ſie für den Zug habe thun können, habe ihr Freude gemacht und ſie habe dafür keinen Dank verdient.

Die Junkerin wiederholte noch, wie bey dem Marcili, daß der Junker und ſie alles, was ſie den Armen in ihrem Dorf und ihren Kindern Gutes thun, ſo anſehen, als ob es ihnen ſelber geſchehen. Dann ſagte ſie ihr noch, daß der Junker ſie mit dem Marcili und der Gertrud und dem Baumwollenmeyer dieſen Abend im Pfarrhaus erwarte.

Als ſie Abſchied nahm, begleitete ſie ihre Mutter unter hundert Höflichkeitsbezeugungen unter die Thüre und als jezt Karl und der ganze Zug, wie bey dem Marcili, den Hut abzog und rief: „Es lebe die gute Reinoldin!“ konnte die Mutter faſt nicht aufhören, mit der Hand dem Zug zu danken, und als er fortgieng und die Reinoldin ſchon längſt wieder in der Stube und hinter dem Ofen war, und weinte, blieb die Mutter unter der Thüre ſtehen, bis ſie kein Bein mehr vom Zug ſah.

Als aber auch ſie wieder in die Stube hineinkam, war es das erſte Wort, das ſie zu ihrer Tochter ſagte: du haſt dich aber einmal ſchon aufgeführt; mit dem Zuſatz: du thäteſt das mir zu leid und haſt nichts damit geſucht, als mich zu Schanden zu machen.

Aufgebracht und bitter antwortete ihr jetzt die Tochter: ich möchte doch nur auch wiſſen, was ich in der Welt thun müßte, von dem ihr nicht ſagtet, ich thäte es euch zu leid, wenns euch darnach im Kopf iſt.

Ja, ja, du biſt ein ſchönes Menſch, ſagte die Mutter, red' nur viel.

Die Tochter aber war in dieſem Augenblick ihrer ſelbſt nicht mächtig und antwortete ihr: ich wollte lieber, ihr hättet mir die Hand ins Maul geſchlagen, daß mir alle Zähne in Rachen hinunter gefallen wären, als daß ihr der Junkerin vor meinen Augen ſo gute Worte gegeben, da ihr doch hinter ihrem Rücken vom Junker und von ihr redet, wie wenn ſie in keinen Schuh hinein gut wären.

Mutter. Das iſt eben deine Narrheit, daß du meynſt, man müſſe mit und vor jedermann reden, wie man denkt.

Tochter. Ja, ich meyne das und ſage es unverholen, es iſt vor Gott und Menſchen nicht recht, wie ihr mit der Junkerin redet.

Mutter. Du unverſchämtes Kind! das iſt jetzt der Dank, daß ich mich deiner ſo angenommen, da du vor ihr zu geſtanden, wie der Ochs am Berg.

Tochter. Dafür kann ich euch nicht danken. Ich wollte lieber, ihr hättet mich vor ihr ſtehen laſſen, wie der Ochs am Berg und ihr gerade herausgeſagt, ihr denket über dieſen Zug nicht wie ich. Ich kann es nicht ausſtehen, wenn man mit den Leuten ſo wider Wiſſen und Gewiſſen redt.

Mutter. Mich kannſt du nicht ausſtehen. Du haſt deine Freude daran, wenn du mich und die Deinigen alle immer recht zu Schanden machen kannſt. —

Die Tochter fühlte endlich, daß ſie nur zu lang und zu viel geredt und ſchwieg jetzt ganz. Die Mutter aber zankte fort und endlich noch darob, daß ſie ihr keine Antwort mehr gebe. Zuletzt ſtand dann die Reinoldin von ihrem Winkel hinter dem Ofen auf und gieng aus der Stube; die Mutter aber rief denn noch ihre Schweſter, die dem Zank auszuweichen in die Küche gegangen, und erzählte ihr, was für eine ſchlechte Schweſter ſie haben und fragte ſie zuletzt noch: ob ſie jetzt auch glaube, ſo ein Kind könnte in Himmel kommen, wenn es ſtürbe?

Dieſe erwiederte: ſie wolle doch etwa das Beſſere hoffen — und die Mutter: es wird einmal ſchwer halten, glaub mirs nur.

§. 81.

In der Unſchuld und Einfachheit niedern Schatten entfalten ſich Keime des hohen und Erhabenen, und ſprechen ſich immer in hoher Demuth aus.

Von ihr weg gieng der Zug zur Gertrud. Dieſe war ganz allein in ihrer Stube, ihre und des Rudis Kinder waren alle am Zug oder bey demſelben, als dieſer vor ihrem Haus ſtill ſtund und Thereſe in ihre Stube hineintrat und ungefähr die nehmlichen Worte zu ihr ſagte, wie zu dem Mareili und zur Reinoldin. Gertrud erröthete. Sie wußte eigentlich nicht, was ihr geſchah. Wie aus dem tiefſten Erſtaunen über etwas ganz Unbegreifliches fielen ihr die Worte: „was hab ich denn gethan, daß ich das verdiene?“ aus dem Mund. Thereſe ſagte, wie ſehr es ſie und den Junker freue, daß ſie ſich des Kinderzugs ſo angenommen und wollte mehr ſagen; als Gertrud erwiederte: der gute, gnädige Herr, den wir jetzt haben, hat meinem Mann und mir und uns allen aus den tiefſten Nöthen, darinn Menſchen ſtecken können, geholfen, und uns allen ein geſegnetes und glückliches Leben verſchafft, jetzt kommen Sie, mir zu danken, daß ich ein paar Kindern etwas armſelige Kleider geliehen. Dann bath ſie die Junkerin, eben wie das Mareili, dringend, ſie ſolle doch befehlen, daß man mit dem Trommeln und Pfeifen vor ihren Fenſtern einhalte und ſagte: dergleichen Sachen ſchicken ſich nicht für ſie und ihr Haus. — Laß das jetzt gut ſeyn, die Kinder haben Freude daran, und ſetzte hinzu: auch unſer neue Schulmeiſter dankt dir für die Hülf und Rath, die er in ſeiner neuen Laufbahn bey dir findet.

In dem Augenblick, da Thereſe dieſes ſagte, trat der Lieutenant aus dem Kinderzug heraus, kam zur Gertrud in die Stube und ſagte: ich kann die Junkerin dir nicht allein danken laſſen, ich muß es mit ihr thun und dir ſagen, in welchem Grad ich von dir Hülfe, Rath und

Handbiethung zu meinem ſo ſchweren als wichtigen Beruf erwarte und wie ſehr ich Gott danke, dich zu kennen und durch dich die Wichtigkeit des häuslichen, mütterlichen Sinns und ſeiner hohen Kraft als das erſte Bedürfniß anerkenne.

Er ließ ſie nicht antworten. Er drückte ihr nur noch die Hand und war mit einem Sprung wieder beym Zug. Die Trommel tönte wieder und Thereſe nahm Abſchied. Der Karl ſchwang wieder den Hut und rief mit dem ganzen Zug: „es lebe die gute Gertrud!“

§. 82.

Kinderfreuden und landwirthſchaftlicher Volksunterricht.

Von der Gertrud weg gieng der Zug aufs Ried. Es war ein frohes Getümmel den Berg hinan.

In der hohlen Gaſſe, oben am Dorf, beym groſen Echo, das rund um den Berg läuft und durch das ganze Thal hinab ſich wiederholt, ſtanden der Junker, der Pfarrer und Glülphi ſtill, und das genau an dem Ort, wo man ſich hinſtellen muß, wenn man das Echo am vernehmlichſten und am längſten ſich austönen hören will. Die Knaben kannten den Ort, wußten alſo, warum die Herren ſtill ſtanden und auf einmal ertönten hundert Stimmen. Die Buben jauchzten, Trommel und Pfeifen tönten ſo laut ſie konnten; es ſchien ſogar, die Geißen ſelber mäckelten lauter, damit das Echo auch recht ſchön töne. Das frohe Getümmel dauerte, bis ſie oben auf dem Berg und dem Ried ganz nahe waren, auf das ſie hin wollten. Auf dem Platz, auf dem ſie die Bäume ſetzen ſollten, hielten ſie ſtill; da redten die Knaben noch einen Augenblick herzlich mit ihren Schweſtern, und bathen ſie, daß ſie ihre lieben Geißen doch wohl hüten, während dem ſie ihre Bäume ſetzen. Da ſagte der eine zu ſeiner Schweſter: ſuch' ihr doch einen guten Platz, wo ſie viel Gras findet, zum weiden; ein anderer: es hat in der Nähe am Bach junge, ſchöne Erlen, ſuch' doch, daß du ihr etwas von dieſem Laub bekommeſt, die Geißen freſſen es lieber als Gras. Aber nicht alle waren ſo freundlich mit ihren Schweſtern; einer ſagte: wenn du mir die Geiß verliereſt oder wenn ſie hungrig heimkommt, mußt du den Lohn ſicher dafür kriegen.

Nachdem ſie ihre Geißen, der eine beſſer, der andere ſchlechter, ſo verſorgt, ſuchte jeder Knab ſeinen Vater, führte ihn an der Hand an den Platz, den ihm der Lieutenant für ſeine Bäume angewieſen und mit einer Nummer bezeichnet. Nun giengs an ein Graben der Löcher, in die man die Bäume hineinſetzen wollte; aber der Rollenberger und der Glälphi ſahen bald, daß faſt jedermann das Geſchäft ungeſchickt angreife, und daß die Väter in Bonnal und ihre Buben vom Bauinſetzen ungefähr ſo viel verſtehen, daß ſie den Baum nicht bey den Aeſten und nicht der Länge nach ablegen, ſondern ihn bey der Wurzel in Boden hineinthun und der Höhe nach aufſtellen müſſen; aber dann auch nicht mehr. Der Rollenberger, der das noch weit beſſer verſtund als der Glülphi, zog ſeinen Rock aus; ſprang von einem Ecken zum andern, zeigte ihnen, was man wiſſen muß, wenn man einen Baum recht ſetzen will, z. Ex. auf welche Seite ein jeder ſeinen Baum kehren müſſe, damit er wieder gegen die Sonne ſo zu ſtehen komme, wie er vorher geſtanden u. dergl. Er vertheilte ihnen die Wurzeln, ſchnitt das Unnütze und Schadhafte ab, wie ein Gärtner; er machte ihnen den Heerd rein, zeigte ihnen, wie ſie in der Ordnung und gleichförmig den Baum zulegen und andrücken, und auch, wie ſie denſelben vor dem Gegenwind und dem Wild ſicher ſtellen müſſen.

Die Nachbaren, obgleich die meiſten von ihnen alles dieſes ſehr ungeſchickt angriffen, hatten doch allgemein ſo viel Bauernſinn, zu ſpüren, daß er recht habe und das Baumſetzen beſſer verſtehe, als ſie. Sie beſtrebten ſich auch wirklich unverſtellt, was er ihnen angab, zu machen, wie er wollte, und es zeigte ſich auch an dieſem Beyſpiel, wie ſehr man den Bauern unrecht thut, wenn man von ihnen behauptet, ſie wollen von niemand nichts annehmen, ſondern immer hartnäckig nur beym Alten bleiben. Das iſt ſicher unrichtig; die Bauern ſind weder ſo dumm, noch ſo ungelehrig, ſo hartnäckig, als man glaubt, und es iſt durchaus nicht wahr, daß ſie im Feldbau von den Herren nichts Neues annehmen wollen; ſie wollen nur, daß die Herren es ihnen nicht blos mit dem Maul und in den Büchern, ſondern mit den Händen zeigen und zur Probe ihren eigenen und nicht bloß der Bauern ihren Geldbeutel daran ſetzen. Aber leider, Gott erbarm, zeigen ihnen eben wenig Herren etwas, das ihnen dienen könnte und noch weniger auf-

eine

eine Art, wie ſie es brauchen und ſich zu Nutz ziehen können.

Alle Augenblicke ſprang ein Bub mit ſeinem Vater zum Rollenberger und bath ihn: lieber Herr! helfet uns auch unſere Bäume ſetzen und zeiget uns auch, wie man es recht mache. — Auch der Lieutenant ſprang eben ſo bereitwillig herum, zu thun, warum ſie ihn bathen.

§. 83.

Zuſammenhang dieſer Bauernarbeit mit guten Erziehungsgrundſätzen und ein Beweis, daß des Junkers Karl bey ſeinem Rollenberger diesfalls unter guten Händen iſt.

Es war dem Junker eine Luſt, zuzuſehen, wie Glülphi, und beſonders ſein Rollenberger ſeinen Bauern bey ieſer Arbeit an die Hand giengen und wie freundlich die meiſten annahmen, was ſie ihnen zeigten. Am allermeiſten aber rührte ihn, daß ſein Karl ſich die ganze Zeit in ieſem Geſchäft äußerſt belebt und thätiger zeigte, als kein inziger unter allen Bauernknaben, die da waren. Er onnte nicht anders, als jeden Augenblick zu ſich ſelber ſa- en: ich ſehe auch hier, daß mein Karl unter guten Hän- en iſt, wenn ſchon unſere Sylvia alle Tage lauter dar- ber Lerm macht und dem guten Oncle darüber in den hren liegt, der Sohn eines Reichsfreyherrn dürfe nicht länger unter den Händen eines Manns gelaſſen werden, der eines Bauernamtmanns Sohn ſey und, wie ſie ſagt, von den Kühen und den Stieren weg zum Erzieher eines Edelmanns geworden.

Im Anfang, als der Karl aufs Ried kam, ſprang er eine Weile mit ſeiner Geiß allenthalben herum, zu ſehen, wie es gehe und wie der Rollenberger den Bauern im Baumſetzen allen Rath gebe; dann aber, da kein Bub mehr ſeine Geiß an der Hand hatte, ſondern ſie alle ſchon ihren Schweſtern zum Hüten übergeben und ſich jetzt zum Setzen ihrer Bäume rüſteten, ſprang auch er einsmals mit ſeiner Geiß zu ſeiner Schweſter, gab ihr dieſelbe am Seil in die Hand, und ſagte zweymal: hüte ſie mir recht, hüte ſie mir doch recht; ich gehe jetzt meinen Baum zu ſetzen. Dann nahm er den ſchönen, großen Baum, den er ſich zu Haus ausgeleſen, und ſtellte ſich mit demſelben auf der Schulter vor ſeinen Papa, verſpreitete ſeine Beine, wie ein Bauernbub, wenn er ſich was rechtes meynt und ſagte zum Junker: jetzt, wenn du willſt, kannſt du auch kommen und mir helfen meinen Baum ſetzen, die andern Ätti (Väter) helfen ihren Buben auch.

Das will ich, ſagte Arner, und gieng an ſeiner Hand mit ihm an den Platz, den der Lieutenant ihm für ſeinen Baum angewieſen.

Dieſer Platz war in der Mitte des Rieds auf einer leichten Höhe und die andern zweyhundert und fünfzig kamen alle rund um ihn herum, in zwölf langen Reihen, die ſich alle an den Mittelpunkt, auf dem Karls Baum ſtand, anſchloſſen.

Da der Karl das ſah, ſagte er zum Junker: das iſt auch ein ſchöner Platz, hat der Hr. Lieutenant das jetzt meinem Baum zu Gefallen gethan?

Ja, das hat er, du kannſt ihm nur danken, ſagte der Junker.

Da ſprang Karl zu ihm hin und an ihn auf, dankte ihm und küßte ihn herzlich für den ſchönen Platz, den er ihm für ſeinen Baum auserſehen.

Dann nahm der Junker den Karſt, der ſchon da lag, in die Hand, und machte dem Baum ſeines Karls ein Loch in den Boden und hackte den Herd ſo leicht auf, wie wenn er es ſeiner Lebtag gewohnt geweſen wäre.

Jetzt wollte alles, was da war und den Junker an dieſer Arbeit ſah, auch daran Theil nehmen und den Baum einſetzen helfen.

Der Rollenberger ſprang von dem hinterſten Ecken hinzu, und der Lieutenant, der Pfarrer, die Frauen, alles kam herbey und wollte auch daran Theil nehmen; aber der Karl, der gern ſeinen Baum mit dem Papa allein geſetzt hätte, murrte ein paarmal halb laut, er bräuche dieſe Hülfe nicht. Der Rollenberger merkte, was er murre und ſagte ihm: ſags doch nur laut. Da ſagte der Karl ganz laut: ja, es iſt einmal mein Baum, und ich möchte ihn mit dem Papa allein ſetzen. — Jetzt lachten alle, und alles machte ihm Platz, und er half jetzt dem Papa ſo fleißig, daß er ſchwitzte. Und da er fertig war, ſtampfte er noch rund um den Baum her mit ſeinen Füßen den Boden eben, daß der Heerd ſich recht ſetze und an der Wurzel anlege. Dann ſprang er wieder zu den andern Buben, die noch nicht fertig waren, und da die meiſten, wenn ſie ihre Bäume geſetzt, noch den Hut abzogen und „das walt' Gott!“ dazu ſagten, ſprang Karl auch wieder zu ſeinem Baum zurück, zog den Hut ab und ſagte: „das walt' Gott, du liebes Bäumchen!“

Das freute den Junker und den Pfarrer. Beyde zogen, neben dem Baum ſtehend, auch den Hut ab und ſagten: „das walt' der liebe Gott!“ — und von allen Bauern, die um ſie her ſtanden, war nicht einer, der nicht auch den Hut abzog und das Wort wiederholte.

§. 84.

Von Volksfeſten, vom Holzmangel und vom Volkselend.

So gieng der Abend dem Junker, den Kindern und allem Volk, das da war, fröhlich und heiter vorüber. Alles gieng nun heim. Vater, Mutter, Brüder, Schweſter, Geiſſen, alles zog mit; auch der Lieutenant, die Frau Pfarrerin und der Rollenberger waren ſchon einige Schritte voraus und der Junker, der mit dem Pfarrer einige Schritte zurück war und ſtill ſtund, rief dem Lieutenant: „ſie ſollen nicht auf ſie warten, ſie wollen gleich kommen“ — und kehrte ſich dann wieder mit dem Pfarrer gegen die eben geſetzten Bäume, und war voll von den Gedanken, daß einſt ſein Bonnal unter ihrem Schatten das erſte Feſt feyern werde, deſſen Stiftungsbrief er im Sack hatte.

Dann nahm er dieſe Urkunde hervor und ſagte mit einem Blick, dem tiefe Beſorgniß zum Grund zu liegen ſchien, zum Pfarrer: er wolle ſie auf den Fall ſeines Todes in ſeine Hände legen und wünſche in dieſem Fall, daß ſie in dem Augenblick, in dem man ihn in ſein Grab hineinſenke, allem Volk, das ihn zur Begräbniß begleite, vorgeleſen werde; ſetzte dann aber gleich hinzu: wenn ich aber lebe; ſo muß das nicht vor 10 oder 15 Jahren geſchehen; denn ich will nichts weniger, als mit einer ſolchen Handlung unter einem unverſorgten und unglücklichen Volk bey meinem Leben eine Comödie ſpielen.

Der Pfarrer verſtund kaum halb, was er ſagte, ſo ſehr übernahm ihn die ernſte Art, der Blick, der in ſeinen Augen lag, als er von dem Fall ſeines Todes redte.

Er nahm ihm den Brief faſt zitternd ab und antwortete ihm mit den ſichtbarſten Zeichen der Beſtürzung: aber Sie ſind doch nicht krank, lieber Junker! daß Sie alſo reden?

Junker. Ich bin nicht krank, lieber Herr Pfarrer! aber auch nichts weniger als geſund. Mein Blut jäſtet ſeit einiger Zeit ganz ungewöhnlich in mir und es geht mir alles ſo ſtark nahe, daß ich mich nicht enthalten kann, mir vorzuſtellen, es möchte eine ſchwere Krankheit in mir ſtecken.

Pfarrer. Das wird wills Gott doch auch nicht ſeyn.

Laſſen Sie das jetzt gut ſeyn, wir wollen doch jetzt von etwas anderem reden; ſagte der Junker, und im Augenblick, in dem ers ſagte, kam ſein Forſter durch einen Fußſteig an ſie an und grüßte ihn freundlich. Dieſer erwiederte den Gruß eben ſo freundlich und fragte ihn denn: wie es im Wald gehe?

Es wird eben immer viel gefrevelt, war die Antwort des Forſters.

Aber warum wird ſo viel gefrevelt? ſagte der Junker.

Was machen? ſagte der Forſter, ehe die Leute den Winter über verfrieren, nehmen ſie in Gottes Namen Holz, wo ſie finden; eignes haben ſie keins.

Dem Junker entrann jetzt in Gottes Namen eine Thräne. Einen Augenblick darauf ſagte er ihm: thu deine Pflicht; es wird wills Gott etwan einmal anders kommen. Mit dem ließ er den Forſter gehen, wandte ſich wieder an den Pfarrer und ſagte zu ihm: lieber Herr Pfarrer! auch dieſe Anzeige des Forſters zeigt uns klar, wie weit wir noch davon entfernt ſind, vernünftigerweiſe von uns aus und von Herrſchaftswegen Freudenfeſte fürs Volk ſtiften zu können.

Aber wenn wird man dahin kommen? ſagte der Pfarrer wie halb im Traum.

Der Junker erwiederte ihm: die Zeit, öffentliche Freudenfeſte von Herrſchaftswegen für das Volk zu ſtiften, ſey für einen wahrhaft edeln Herrſchaftsherrn erſt da, wenn es wirklich dahingekommen, daß in ſeiner Herrſchaft des Lebens Nothdurft keiner braven, redlichen und arbeitſamen Haushaltung mehr mangelt. Er ſetzte hinzu: ein Edelmann, der dieſes Namens wahrhaft würdig iſt, kann und darf an die Stiftung ſolcher Feſte nicht denken, bis er die Thränen der Unſchuld, die den Augen der Seinigen entquillen, getrocknet und er ſich ſelbſt im Heiligthum ſeines innerſten Bewußtſeyns das Zeugniß geben darf, daß er weder durch Lebens- noch durch Standesfehler, am allerwenigſten aber durch Fehler ſeines herrſchaftlichen Einfluſſes, ſey es in Juſtiz-, Finanz- und Polizeyhinſicht tiefgreifendes, allgemeines Unglück in die Eingeweide des Volks hineinbringe. Er ſetzte mit Eifer hinzu: es iſt eines Edelmanns unwürdig, Leute, die noch ſelber durch ſeine Schuld das Jahr durch aller Noth und allem Elend des Lebens ausgeſetzt ſind, mit ſolchen Feſten ein paar Gaukeltage zu verſchaffen, deren Genuß ihnen das Leben, das morgen darauf wieder auf ſie wartet, nur deſto ſchwerer machen muß.

Der Pfarrer erwiederte; nur bey ſolchen Anſichten kann ein ſolches Feſt als ein chriſtliches Feſt angeſehen werden, und beyde waren darüber ganz einig, Volksfeſte müſſen weſentlich aus reiner Dankbarkeit gegen den Stifter hervorgehen und hinwieder geeignet ſeyn, einen wahren, dauernden Frohſinn im Volk zu erzeugen und zu begründen. Wo immer, ſagte der Junker wiederholend, in irgend einem Land irgend ein Menſch noch durch ein unvorſichtiges Wort oder weil er einem beamteten Stadt- oder Dorfblutſauger mißfällt oder im Weg ſteht, durch eine erlogene Anklage um alles gebracht werden könne, was ihm in der Welt lieb und werth ſey, da ſey der Gedanke an die Stiftung eines Volksfeſts für noch unpaſſend anzuſehn. Ich einmal, ſetzte er endlich noch hinzu, will wenigſtens, ſo lange noch in irgend einem Dorf meiner Herrſchaft der Mangel an allgemeiner Sorgfalt für das Volk durch das Daſeyn ſolcher Gefahren auffallen muß, wie er jetzt auffällt und ſo lange ſich in einem derſelben Elend und Verbrechen noch durch einander winden, daß man nicht wiſſen kann, welches von beyden an dem einen oder andern mehr Schuld iſt, meinem Volk kein ſolches Feſt bereiten; ich würde es unter dieſen Umſtänden nicht anders, als für ein Trugfeſt und ein Gaukelſpiel anſehen, das man mit Ehrenleuten und auch mit Leuten, die man zu Ehrenleuten machen will, nicht treiben darf. Er fügte jetzt noch bey: es iſt gut, die jungen Bäume ſind auch noch nicht geeignet, großen Schatten zu geben und machen es ihrer Natur nach nothwendig zu warten, bis ſie groß gewachſen, ehe es möglich iſt, daß man unter ihrem Schatten ſich ihrer freuen darf. Ich ſehe aber, ſagte er endlich zum Pfarrer, daß durchaus alles, was für das Volk gethan werden kann, für daſſelbe vorbereitet werden muß, ehe es gethan werden kann. Die Urkunde, die ich in Rückſicht auf die Wahl der Vorgeſetzten verfaſſen muß und verfaſſen will, kann auch nicht ausgefertigt und in Wirkung geſetzt werden, bis vorher dafür geſorgt iſt, daß es auch wirklich dergleichen Leute im Dorf gebe, wie die, deren Auswahl man durch eine Wahlordnung ſichern will, ſeyn müſſen.

§. 85.

Um dem zu helfen, der in der Tiefe Hülfe bedarf, muß man den Zuſtand, in dem der Hülfsbedürftige wirklich iſt, von oben herab in ſeiner Tiefe zu erkennen ſuchen.

Und wie werden wirs machen, ſagte der Pfarrer, daß wir bald dergleichen Leute in Bonnal finden?

Der Junker erwiederte: Glülphi ſagte mir geſtern, er ſetze diesfalls die große Hoffnung auf den Baumwollenmeyer und die drey Weiber, die dieſen Abend zu ihm ins Pfarrhaus kommen werden.

Er hat recht, ſagte der Pfarrer, von dieſer Seite iſt weit mehr für das Dorf zu erwarten, als man denken möchte. Und der Junker: ich ſehe es ſelbſten ſo an; ſie ſind Dorfgenoſſen und in gewiſſen Rückſichten ſo viel als Hausgenoſſen derer, denen ſie helfen ſollen, und das macht einen unglaublichen Unterſchied für unſern Zweck oder vielmehr für das Bedürfniß des Dorfs.

Der Pfarrer erwiederte: Sie erinnern mich hiemit an das Wort eines Manns, dem in einer großen Verlegenheit hundert und hundert Leute, die ihm fremd waren, Rath geben wollten; er ſagte: die Meinigen können mir in dem Meinigen am beſten Rath geben.

Der Junker ſagte: der Mann hatte ganz recht, und freute ſich den Baumwollenmeyer und die drey Weiber im Pfarrhaus anzutreffen. Die Herren eilten jetzt, von dieſer

Anſicht belebt, ſchneller heim, als ſie es bey der Stimmung, in die ſie ihr früheres Geſpräch gebracht hatte, ſonſt gethan hätten. Sie fühlten die Anſicht, die ſie jetzt ausſprachen, in ihrem Leben nie ſo anſchaulich, als ſeitdem ſie den Baumwollenmeyer kennen gelernt und ihn den Grundſatz ausſprechen gehört, daß es einem Herrſchaftsherrn ohne Mitwirkung der brävern Leute im Dorf ſelber unmöglich ſey, jemals einen in das Mehrtheil der Haushaltungen eindringenden Einfluß auf die Verbeſſerung des Dorfs zu erhalten.

Dieſe Anſicht des Baumwollenmeyers machte ſie die Bekanntſchaft mit dem Mareili, der Reinoldin und der Gertrud in einem ganz neuen Licht anſehen. Sie redten ſchon geſtern mit Thereſe und der Frau Pfarrerin ab, die Weiber dahin zu benutzen, um durch ſie allmählig mit allen Haushaltungen des Dorfs mehr bekannt zu werden. Auch drang der Glülphi heute mit der deutlichen Aeußerung darauf, daß Thereſe und die Frau Pfarrerin dieſe Weiber dieſen Abend zu ſich einladen und alles thun ſollen, ſie rech heimiſch zu machen, weil ſie ſie zu ihrem Zweck unumgänglich nöthig haben. Der Abend war auch beſtimmt ſehr gu zu dieſem Zweck benutzt. Sie waren alle drey ſchon ein Weile im Pfarrhaus, ehe die Herren vom Ried heimkamen und da Gertrud beym Theetrinken zu Thereſe ſagte: ich denke meiner Lebtag daran, wie mir das Thee und di Milch, die der Junker an dem glücklichen Tag unter de Linde vor dem Schloß mir und meinem Kind gab und di uns beyden den ganzen Heimweg ſo wohl that.

Die Frau Pfarrerin ſagte lachend: oh es hat dir damals etwas ganz anders den ganzen Heimweg wohl gethan.

Das iſt wahr, das iſt wahr, ich bin ungeſchickt, daß ich nicht zuerſt davon rede, ſagte Gertrud, — und Thereſe fiel ihr ins Wort und ſagte: es ſoll ſo ein engelſchönes Kind ſeyn, ſagte mir der Junker, das du bey dir hatteſt, ich wollte es doch gern einmal auch ſehen.

Ich hole es ſogleich, erwiederte Gertrud, aber wenns jetzt ſchlaft und dann weint, wenn ich es bringe, ſo nehmen Sie es denn doch nicht übel.

O, wenn es ſchlaft, ſo bring' es doch nicht, ſagte jetzt Thereſe.

Gertrud. Ich bring' es gewiß. Mit dem war ſie zur Stube hinaus, fand es wachend und lachend. Eilend zog ſie es an, ſo ſchön ſie konnte, nahms dann auf den Arm, ſprang mit ihm in der Reinoldin Haus, nahm ihren Pfausbacken, der auch erwacht war, zur Wiege hinaus, trocknete ihn, fäſchete ihn ein, machte ihn ſchöner noch als ihren eigenen, und brachte dann ſie beyde auf ihren Armen ins Pfarrhaus.

Die Reinoldin ſprang auf gegen ihren Kleinen, als ſie ihn auf der Gertrud Arme in die Stube hinein kommen ſah. Auch Thereſe ſtund auf, nahm der Gertrud einen nach dem andern ab dem Arm, ſetzte einen nach dem andern auf ihren Schoos, und wie Gertrud auch immer bath ſie ſolle die Kinder doch ihr geben, ſie werden ſie naß machen, gab ſie ſie ihr doch nicht und behielt ſie auf dem Schoos, bis Arner mit dem Herrn Pfarrer vom Ried weg jetzt auch heim kam. Dieſer erkannte der Gertrud Kind ſogleich und ſagte zur Thereſe: das iſt der Engel, von dem ich dir ſchon ſo oft geredt; aber wem iſt das andere? und ſetzte hinzu: wahrlich, ich könnte nicht ſagen, welches das ſchönere wäre. — So lobten und küßten Arner und Thereſe dieſe Kinder. Dann aber fieng Arner an und redete ihnen vom Kinderzug, der ihn dieſen Morgen ſo ſehr erfreut, dankte ihnen noch einmal für alles, was ſie an dieſen Kindern gethan und ſagte dann: ſie müſſen den Spinnerkindern die Kleider, die ſie ihnen geliehen, laſſen; und er wolle ſie ihnen zahlen.

Das wär bald richtig, ſagte die Reinoldin, wenn ſie nur unſer wären, aber wir haben das meiſte entlehnt.

Das Mareili ſetzte hinzu: und die, ſo es uns gegeben, fürchten ſich vor dem Eifer im Dorf und haben nicht gern, daß es ihnen auskomme; ſie haben ſich des Zugs angenommen.

Wenn es ſo iſt, ſo gebet dann, was ihr entlehnt, zurück, aber kaufet ihnen dafür neues, und ich will euch dann das Neue und was euer iſt, zahlen, daß ihr zufrieden ſeyn müſſet, ſagte der Junker.

Nein, nein, ſagten jetzt die Weiber einſtimmig, was unſer iſt, müſſen Sie uns nicht zahlen, Sie müſſen uns die Freude laſſen, ihnen auch etwas zu geben.

Ich will euch dieſe Freude gern laſſen, erwiederte der Junker.

Ja, ſagte die Reinoldin, wir haben heut ſchon im Sinn gehabt, ihnen zu laſſen, was unſer iſt. Aber das Mareili hat uns geſagt, weil die Kinder ſo unordentliche Eltern haben, ſo ſey es ihnen beſſer, wir machen ſie alles wieder zurückbringen, damit wir dazu ſehen können, daß alles für ſie in Ordnung gehalten werde; indeſſen hätten wir es ihnen doch an den Sonntagen, oder wenn ſie es ſonſt brauchen, wieder gegeben.

Wollet ihr das, was ich den Kindern geben will, auch ſo zu euern Handen nehnen und ihnen dafür Sorg tragen? ſagte der Junker.

Warum das nicht? erwiederten die Weiber.

Und der Junker: es iſt zehnmal mehr werth, als alles, was man ihnen geben kann, wenn ihr ſie lehrt Sorg dazu zu tragen, und ich bin euch Dank dafür ſchuldig.

Mit dieſem Wort nahm er ſeinen Karl auf den Schoos und ſagte ihm: nicht wahr, die Frauen ſind dir auch lieb, daß ſie ſich der armen Kinder ſo annehmen?

Ja gewiß, Papa, ſind ſie mir lieb, erwiederte Karl; die armen Kinder haben nicht ſo eine Mama, wie ich, die ihnen dafür ſorgt.

Auf dieſes Wort ſtand die Reinoldin vom Stuhl auf, ſo freute es ſie an dem Buben. Sie gieng mit beyden Armen auf ihn zu, nahm ihn bey der Hand und ſagte: wenn du jetzt nur ein anderer Bub wäreſt, und nicht ein Junker, ſo würde ich dich für dieſes Wort küſſen, daß du deiner Lebtag an meinen Kuß ſinnen würdeſt.

Lachend nahm der Junker ſeinen Karl, ſtellte ihn vor die Reinoldin hin und ſagte: nun, das will ich doch jetzt ſehen, wie du ihn küſſen kannſt, daß er ſeiner Lebtag daran ſinne.

Die Reinoldin ließ ſich das nicht zweymal ſagen. Sie küßte und drückte ihn, daß er den Kopf ſchüttelte und zu ihr ſagte: das iſt doch auch gar hart.

O das magſt du wohl erleiden, du biſt ein kecker Burſch, daß es keinen kekern im Dorf gibt, ſagte jetzt die Reinoldin — und es freute Arner innig, daß ſein Karl ein Burſch ſey, daß es keinen keckern im Dorf giebt. Er ſagte zur Reinoldin: es iſt gut, recht gut, daß die Herren in den Schlöſſern auch keck werden und nicht nur die Bauern.

Glülphi, Thereſe und alles lachte jetzt ob Arners Aeußerung, daß es Noth thue, daß die Herren in den Schlöſſern auch keck werden und die Bauern es nicht allein bleiben, und Arner nahm den Karl und gab ihn der Gertrud; dieſe küßte ihn mit einer Thräne im Aug, aber ſie berührte ihn kaum mit dem Mund. Da das Mareili ihn küßte, ſagte es: man muß unter der Sonne nichts für unmöglich halten; ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß unſer eines dahin kommen könnte, einem Junkerkind ſeine Liebe auf dieſe Weiſe zeigen zu können.

Als Gertrud der Reinoldin Kind aus der Wiege nahm, ſprang ihr der Diane noch bis ins Pfarrhaus, und ließ ſich, was ſie auch immer that, nicht von ihr zurück jagen; aber ſie ſchloß im Pfarrhaus vor ihm die Thüre zu, denn ſie wollte nicht, daß er mit ihr hinauſkomme. Der Hund wartete aber vor der Thüre, bis ſie einmal aufgieng, dann war er wie ein Blitz in der Stube. Sobald ihn der Karl ſah, ſprang er von der Gertrud, an deren Seite er eben ſtand, weg, und rief: „das iſt der Diane,“ — und Thereſe und der Junker und alles, was in der Stube war, freute ſich, den Diane zu ſehn, der dem Kinderzug ſo da gutes Geleit gab, und den jungen Kalberleder ſo luſtig vor ſeinem Miſtwagen weg in die Stube hineinjagte. Er mußte dem Junker und der ganzen Geſellſchaft alle ſeine Künſte vorſtellen, und der Karl ſagte zur Reinoldin: ich will jetzt der Kalberleder ſeyn und euch etwas zu leid thun, dann hetzet mir ihn an. Die Reinoldin thats. Es war zum tod lachen, wie ſich der Kerl und der Hund mit einander benahmen. Der Karl kriegte ihn einmal bey den Ohren; aber der Hund durfte nicht beißen, dafür ſorgte die Reinoldin, aber bauzen und lermen und ihn anſpringen und dann wieder fliehn, wenn er ihn packen wollte, das machte er völlig wie beym Kalberleder.

Der Junker fragte die Reinoldin: wie biſt du auch darauf gekommen, ihn auf die Worte „gib du B'ſcheid" und „du haſt jetzt genug geredt" abzurichten?

Sie antwortete: ich hatte vor etlichen Jahren ein paar Nachbarsweiber, die, wo ſie einem den Kopf ſahen, einem die Ohren voll ſchwatzten und mich ſo manchmal damit geplagt haben, daß ich bey jedem Nichts bey Stunden mit ihnen plaudern mußte. Ich wußte lange nicht, wie ich ihrer los werden könnte, bis ich endlich dieſen Hund gekauft habe, der ſo gelehrig iſt, daß er allerhand Narrenpoſſen mit der größten Leichtigkeit lernte, und da mir im Anfang dieſe Poſſen Freude machten, kam mir an einem Abend plötzlich in Sinn, ich müſſe meinen Hund auf dieſe Worte abrichten. Die Weiber haben auch bald verſtanden, daß ich mit dieſer Abrichtung meines Hunds mir ihr Geſchwätzwerk vom Hals ſchaffen wollte, und es iſt mir vollkommen gelungen.

Ich ſollte mir gelegenheitlich auch einen ſolchen Hund anſchaffen, um mir einige Leute ab dem Hals zu ſchaffen.

Ich denke ſelber, ſagte Thereſe, wenn wir einen gewiſſen Beſuch bekämen, ſo könnten wir dieſen Hund entlehnen; aber ich weiß nicht, ob die Perſon, die ich meyne, denn auch ſo bald wie deine zwey Nachbarsweiber merken würde, was das „gib du B'ſcheid" und „du haſt genug geredt" für ſie bedeuten würde.

Leſer! Meinſt du etwa, die Erſcheinung dieſes Hunds und das Spiel, das man jetzt mit ihm trieb, ſchicke ſich gar nicht für den Zweck, warum Arner und der Pfarrer dieſe Bauernweiber ins Pfarrhaus kommen laſſen? Meinſt du etwa, die Herren und Frauen hätten, wenn es ihnen recht ernſt geweſen wäre, durch die brävſten Leute im Dorf auf das ganze Dorf zu wirken, jetzt von ganz andern Dingen mit dieſen Weibern reden ſollen? Du haſt unrecht. Das erſte, das ſie für ihre Zwecke thun müſſen, iſt, dieſe Leute heimiſch zu machen, daß ſie ſich bey ihnen wie zu Haus, ich möchte ſagen, wie bey Vater und Mutter, wie in ihrer Wohnſtube, frey fühlen. Freyheit bringt die Herzen der Menſchen zuſammen; Mangel an Freyheit entfernt ſelber die edelſten Herzen von einander, und wo dieſe von einander entfernt ſind, da werden ſie dadurch unfähig, zu einem gemeinſamen Ziel hinzulenken. Alſo iſt der Diane recht gut in dieſer neuen Geſellſchaft, die ſich zum gemeinſamen Dienſt vereinigen ſoll, aber ſich unter einander noch fremd iſt.

Als der Junker einmal meynte, es achte es Niemand, fragte er die Gertrud, wie es mit der Meyerin und dem Hübelrudi gehe? Sie antwortete: ſie hoffe nicht übel. Aber die Reinoldin, die merkte, was der Junker ſie gefragt, fieng an zu lachen und ſagte: ja, wenn nur dieſer nicht wäre — und hiemit machte ſie Pausbacken und ein Hangmaul, ſo groß ſie konnte.

Was machſt du Närriſches? fragte ſie jetzt der Junker.

Gertrud antwortete: der Schalk will Ihnen den Sonnenwirth abmahlen, der dem Rudi im Weg ſteht. Aber ſie macht es auch gar zu ſtark.

Die Reinoldin aber behauptete, es ſey gar nicht zu ſtark, ſie könne ſein Hangmaul nicht einmal ſtark genug nachmachen, es ſey ſo groß, daß ſie, wie ſie die Meyerin kenne, einmal glaube, ſicher zu ſeyn, daß ſie ihn nicht nehme.

Gertrud erwiederte ihr: aber wenn ſie das Hangmaul ſchon nicht nimmt, ſo iſt damit noch nicht bewieſen, daß ſie den Rudi nehme.

Das iſt freylich damit noch nicht bewieſen, aber du biſt doch diesfalls nicht ohne Hoffnung, erwiederte die Reinoldin.

Und die Gertrud: ich bin diesfalls nichts weniger als ohne Hoffnung, aber ich wäre des guten Rudis halber gern völlig ſicher.

Der Junker, der Pfarrer, Gertrud, das Mareili und alle, die da waren, nahmen den innigſten Antheil an dem Häbelrudi und alle, die die Meyerin kannten, ſagten einſtimmig, es ſey nicht möglich, daß er beſſer verſorgt werden könnte, als mit dieſer Perſon, und der Junker ward allmählig in dieſer Geſellſchaft ſo fröhlich und heiter, daß ihm die traurige Stimmung, in der er noch dieſen Nachmittag war, als er dem Pfarrer die Stiftungsurkunde übergab, kein Menſch mehr angeſehen hätte. Der Gedanke, daß eine gefährliche Krankheit in ihm ſtecke und ſelber das Gefühl von dieſer Krankheit war vollends aus ihm verſchwunden.

§. 36.

Scenen beym Mondſchein, die ſich mit Himmelsfarben mahlen ließen, und ein blutiges Uebernachtbethen, das mit dem Dunkel der Hölle überſtrichen und ausgelöſcht werden ſollte, wenn es ſchon gemahlt da ſtünde.

Sie verreiſten ſehr ſpät beym hellen Mondſchein, und trafen auf dem Heimweg, faſt um die Mitternachtſtunde, noch des Rickenbergers Babeli auf dem Grab ſeines Vaters an. Seine arme Mutter hatte ſchon ſeit dem Mittag vernommen, daß die guten Weiber es zur Königin des Zugs gemacht und alle Ehren und alle Freuden, die es gehabt. Sie ſaß ſtundenlang, in Freudenthränen faſt ſchwimmend, auf ihrem Krankenſtuhl und ſehnte ſich nach ſeiner Rückkunft, wie eine fromme Seele beym nahenden Tod ſich nach den Himmelsfreuden ſehnt.

Jetzt kam es. Seine Geſchwiſterte, die es ſchon von Ferne kommen ſahen, liefen jubelnd in die Stube und ſagten es der Mutter. Dieſe ſtand jetzt, ſo mühſelig als es ihr war, von ihrem Stuhl auf, nahm ihre Krücken unter die Arme und gieng, auf dieſelbe geſtützt, ihrem Babeli, ſo weit ſie konnte, auf die Straße hinaus entgegen. Sie iſt, ſeitdem ihr Mann geſtorben und ſie von Schrecken über ſeinen Tod krank geworden, niemals mehr vor ihre Hausthüre hinaus gekommen und gieng nur mit großer Mühe an ihrer Krücke in der Stube herum; aber jetzt gieng ſie ihrem Babeli, ſo weit ſie konnte, auf die Straße hinaus entgegen.

Als dieſes ſie erblickte, ſprang es von den Kindern weg, war im Augenblick bey ihr und fiel ihr an den Hals. Beyde konnten nicht reden, ſo voll war ihr Herz. Sie eilten ſo ſchnell ſie konnten mit einander unter ihr Dach. Da glich das Weinen ihrer innigen Freude dem ſtummen Schmerz, der an ihrem Herzen nagte. Die Brüder und Schweſtern des Kinds, ſo jung ſie waren, hiengen ihm an allen Seiten um ſein Kleid und zogen es faſt der Mutter vom Hals weg. So ein Kleid, ſo einen Gürtel und ſo eine Gotten-Kron hatten ſie in ihrem Leben nicht geſehn. Es gab ihnen ſeine ſchönen Bänder und Blumen und die Gotten-Kron ab dem Kopf und den Gürtel ab dem Leib. Dann zog es noch ſeinen Rock ab, warf ſich in ſein Alltagskleid und gieng, der Mutter und den Kindern ihre Suppe und ihre Betten zu machen.

Seine Thränen floſſen haufenweis aus ſeinen Augen, und fielen auf den Feuerheerd und auf die Betten, die es machte. Es eilte die Suppe auf den Tiſch zu ſtellen, aber es aß keinen Löffel voll und ſagte zu ſeiner Entſchuldigung, es habe zu viel zu Mittag gegeſſen und eilte dann mit den Kindern ins Bett, und als es ihnen gute Nacht geſagt und auch die Mutter bald in ihre Kammer und ins Bett gieng und ihr Licht auslöſchte, eilte es auch in ſeine Kammer, that das Fenſter auf gegen den ſcheinenden Mond, ſetzte ſich bey ſeinem Schimmer ſeine Gottenkron wieder auf, zog ſein weißes Kleid wieder an, umwand ſich ſeinen bundten, ſeidenen Gürtel, den ihm Thereſe gab, um ſeine Lenden, nahm noch ein weißes Tuch unter ſeinen Arm und eilte zu ſeines Vaters Grab. Da ſpreitete es ſein Tuch auf den Boden, damit das thauende Gras und die feuchte Erde ſein weißes Kleid nicht beflecke und kniete da nieder.

Himmel und Erde, Mond und Sterne ſchienen ihm jetzt ſchöner, als ſie ihm je ſchienen. Die Blumen auf des Vaters Grab dufteten ihm Wohlgeruch, wie ſie ihm noch nie dufteten. So lag es auf den Knien, ſein Antlitz auf den Boden geſenkt und ſeine Lippen an der Erde, unter der ſeines lieben Vaters arme Hülle ruhte. Jetzt hörte es plötzlich unten im Thal Wagen und Pferde. — — Es waren Arner und Thereſe, die im Heimfahren beym ſtillen Mondſchein, das Kutſchendach hinter ſich legend, langſam gegen dieſe Jammerſtelle anrückten. Ihr Lobgeſang an Gott, der den Mond und den Menſchen geſchaffen, tönte unter ihm herauf an den Ort, auf dem es lag. Als ſie näher kamen, erkannte es ihre Stimmen und ſagte zu ſich ſelber: mein Vater! mein Vater! daß du auch ſterben mußteſt, ehe du ihn kannteſt, den Vater des Landes und den unſern, mein Vater! mein Vater! wäre er da geweſen, ſo wäreſt du nicht geſtorben. — Seine Thränen floßen häufig und netzten das Tuch, auf dem es ſaß. Jetzt war der Wagen im Allgrund, gerade unter ſeinen Füßen. Ihm war plötzlich, es ſiehe an ſeiner Seite und an ihm zu; ein lauter Schrey:

Vater! Vater! mein Vater! entrann faſt unwillkührlich ſeinen Lippen und tönte von der Jammerſtelle hinab an Arners und Thereſe Ohren. Sie hörten den Ton, hielten mit dem Wagen ſtill und riefen wie aus einem Munde: was iſt das? was iſt das? wer ruft da? — Ich bins! Ich bins! rief die Rickenbergerin von oben herab, ich lege auf dem Grab meines geſtorbenen Vaters und höre unten im Thal Eure Stimmen und mußte Euch rufen, ich konnte nicht anders. — Und der Klaus ſagte: es iſt wahr: es iſt die Stelle, auf der man der Rickenbergerin Vater begraben hat.

Segne dich Gott, du treues Kind! ſegne dich Gott! riefen jetzt Arner und Thereſe zu ihm hinauf.

Es antwortete: er hat mich geſegnet, er hat mich durch Euch geſegnet. — Thereſe und Arner riefen zurück: aber gehe doch jetzt heim und bleib' nicht länger in der Feuchte der Nacht.

Aber es gieng nicht. Es blieb bis gegen Morgen auf ſeines Vaters Grab. Gott und Ewigkeit, ſein Vater, Arner und Thereſe, und dann ſeine Mutter daheim und ſeine Geſchwiſterte fühlten ſeine Gedanken. Es bethete, dankte und freute ſich weinend des Lebens, wie es ſich ſeit ſeines Vaters Tod des Lebens nie wieder gefreut hat.

Arner und Thereſe fuhren jetzt langſam weiter. Sie ſangen nicht mehr. Sie redten nur von dieſem Kind und von ſeiner Erſcheinung auf des Vaters Grab. Arner ſagte: in meinem Leben hat mich nichts erſchüttert, wie der Schrey, mit welchem das Wort „Vater! Vater!" von dieſer Stelle hinab tönte.

Auch mich, ſagte Thereſe, hat dieſe Stimme erſchüttert, wie mich noch nichts erſchüttert hat. — Und beyde ſagten aus einem Mund: wir müſſen dieſes Kinds Vater und Mutter ſeyn, wie wir keines andern Vater und Mutter ſind. — Sie redten jezt den ganzen Rückweg von nichts, als von ihm und dem Unglück der Dörfer, die durch die Schwäche der Herrſchaften infamen Vorgeſezten in die Klauen geworfen, dahin verſinken, daß die edelſten Menſchen dahin gerathen können, ſich, wie der Rickenberger, an einer Eiche zu erhenken, weil ſie keine Mittel finden können, ſich vor dem Elend zu retten, darin ſolche Vorgeſezte ſie zu ſtürzen alle Augenblicke Gelegenheit haben. Die Nacht gieng ihnen faſt ſchlaflos vorüber.

Aber viele Leute hatten heute eine ſchlafloſe Nacht. Viele Eltern und ſehr viele Kinder redten bis lange nach Mitternacht vom Junker und von dieſem Tag. Viele Kinder, die von des Rudis und der Gertrud Kinder gehört, daß ſie am Abend und am Morgen für ihn, wie für Vater und Mutter beten, bathen ihre Eltern, ehe ſie ins Bett giengen, ob ſie nicht auch ſo für ihn beten dürſen? Es ſchlug es ihnen endlich niemand ab, ob es ſchon vielen Leuten wunderlich vorkam, daß ſo eine neue Mode in der alten Gebetsordnung aufkommen ſollte. Selbſt der Marx ab der Reuti murrte nur, als ihm ſein Kind erzählte, daß viele Kinder dieſes thun, und ihn fragte: ob es daſſelbe nicht auch thun dürfe? Er antwortete ihm: wenn er dir ſo lieb iſt, ſo kannſt du meinetwegen thun, was du willſt. — Aber da es mit ſeinen Geſchwiſterten übernacht betete und in voller Freude mit lauter Stimme damit anfieng: „b'hüt mir Gott meinen lieben Junker und meinen lieben" lag es bey dieſem Wort am Boden und blutete aus Mund und Naſe. Der Vater hinter ihm gab ihm bey dieſem Wort einen Tritt mit den Schuhen, daß es mit ſammt dem Stuhl, auf dem es ſaß, um- und den langenweg in den Boden hinausfiel.

Was hab' ich auch gemacht? was hab' ich auch gemacht? ſagte das Kind ſchluchzend durch die Finger, und hielt beyde Hände vor dem blutenden Maul und der blutenden Naſe.

Du weißt jetzt ein andermal, ſagte der Vater, für wen du zuerſt beten mußt, für mich oder für jemand, der dir dein Lebtag noch keinen Mund voll Brod gegeben hat.

Es ſcheint unbegreiflich, daß ein Vater ſich ſo weit vergeſſen und ſein Kind in der Gebetſtunde ſo weit mißhandeln konnte, aber auch das Unglaublichſte iſt einem Heuchler nicht unmöglich, und daß er ein Heuchler, ein abſcheulicher Heuchler iſt, das wiſſet ihr ſchon, wenn ihr euch erinnert, wie er, da der Hummel zu ihm gekommen, ihm anzuzeigen, daß er Taglöhner am Kirchbau ſey, ſeine Kinder unter dem Dach eingeſperrt, und als ihn der Vogt fragte, wo ſie ſeyen, ihm geantwortet, ſie eſſen bey ſeiner Frauen Schweſter zu Mittag, indeſſen ſie vom Schnee und Wind, der zum Dach hinein drang, faſt zu Grund giengen.. So ein ſchlechter Menſch der Vogt war, ſo fand er dieſes Benehmen doch ſo abſcheulich, daß er zu ihm ſagte: du biſt ein Hund und ein Heuchler und haſt das um deines verdammten Hochmuths willen ſchon mehr ſo gemacht. Jetzt wundert ihr euch nicht mehr, daß er ſeinem Kind in der Gebetſtunde einen Tritt gab, daß ihm Maul und Naſe überliefen. Wer das eine zu thun im Stand iſt, dem iſt auch das andere möglich.

§. 87.

Was die Bauern dazu ſagen, wenn ein Junker ſich mit ihnen abgibt.

Der Eindruck, den das Benehmen Arners über dieſen Tag auf das Volk in Bonnal machte, war groß, aber ganz eigen und ſonderbar. Faſt in allen Häuſern ſchwatzten Mann und Weib bis in die ſpäte Nacht über das, was dieſen Tag vorgefallen, und der Nachtwächter, als er um Mitternacht noch in ſo vielen Häuſern Licht brennen ſah, ſagte zu ſich ſelber: was iſt das? ſo lange ich Nachtwächter bin und die Stunden rufe, habe ich, ohne bey Feuers- und Waſſersnoth, um dieſe Zeit nie ſo viel Lichter im Dorf brennen ſehen, als heute. Es iſt gewiß, ſie ſchwatzen jetzt über den Junker. — Der Wächter iſt eines Schulmeiſters Sohn und ein ewiger Schwätzer. Wenn er niemand um ſich hat, mit dem er ſchwatzen kann, ſo ſchwatzt er mit ſich ſelber. Jetzt machte er ſeine Betrachtungen über die brennenden Lichter und die Bauern. Sie ſchlafen ſonſt lieber, als daß ſie des Nachts noch viel über ihren Junker ſchwatzen; aber dieſer Junker iſt auch ein ſonderbarer Menſch, man muß von ihm reden. Der Wächter hatte auch recht. Alles, was der Junker heute gethan, kam den Männern und Weibern im

Dorf ſo ſonderbar vor, daß ſie nicht genug davon ſchwatzen konnten. In allen Häuſern ſagten Männer und Weiber: es iſt unbegreiflich, daß er ſich ſo mit uns abgeben mag. Viele, ſehr viele meynten und ſagten: er müſſe ein Narr oder wenigſtens ein Halbnarr ſeyn; wenn er recht geſcheid wäre, ſo würde er das gewiß nicht thun, ſondern ſich ihrethalben benehmen, wie alle andere Junker. Einige ſagten: wenn ſie ſelber Junker wären, ſo würden ſie gegen die Bauern nicht ſeyn, wie er, und ſich gegen ſie nicht benehmen, wie er. Einige fluchten dazu, es ſey gewiß unter ihnen kein einziger, der, wenn er ein Junker wäre, mit den Bauern, wie er, umgehen würde, und wenn der Junker nicht ein Halbnarr wäre, ſo würde er es auch nicht thun. Andere aber konnten doch nicht finden, daß er ſo ganz ein Halbnarr ſey, und ſagten: er macht ſo oft, daß wir andern wie halbe oder wie ganze Narren vor ihm zu ſtehen müſſen. Das aber fanden faſt alle unbegreiflich, daß er ſich Sachen annehme, die ihm ganz und gar nichts eintragen und ob dergleichen Sachen ſo früh und ſpät und ſo eifrig ſeyn könne, als andere Junker es ſind, wenn es zum eine Mahlzeit, oder ums Jagen, oder gar um ein Zehentrecht, oder etwas dergleichen zu thun iſt. Ein eisgrauer Kammerdiener, der ſchon ſeit zehen Jahren in Ruheſtand verſetzt iſt, aber dreiſig Jahre vorher in aller Gattung Dienſt abgewirt war und das Lumpenleben im Herrſchaftsdienſt von allen Seiten kannte, ſagte zu einer ganzen Stube voll Kameraden: gewiß, gewiß, wenn wir von der Raçe Pferd oder Hunde wären und er in der Hunde- oder Pferdliebhaberey ein Stocknarr wäre, wie es keinen größern gibt, er könnte nicht mehr bey uns in unſern

Ställen ſtecken, als er jetzt bey ſeinen Bonnalern, und einer von den Bauern, denen der Birlibinker das ſagte, erwiederte: es iſt wahr, es iſt wahr, es gibt keinen größern Pferd- und keinen größern Hundsnarren, als er ein Bauernnarr iſt.

Solche unverſchämte Worte floſſen in der gleichen ſchlafloſen Nacht an vielen Orten aus dem Mund des alten, verhärteten Volks. Indeſſen überfloß der Mund von hundert Kindern mit Lob und Dank über Arner und Thereſe, die ſie im Pfarrhaus und auf dem Ried kennen gelernt haben. Da Arner heim kam, übergab man ihm einen Brief, der dieſen Abend angekommen war. Er erkannte ihn ſogleich an der Handſchrift der Sylvia und ſagte: wenn ich wüßte, daß er nichts vom Oncle enthielte, ich würde ihn ungeleſen ins Feuer werfen. Sie iſt ein Teufel, der kein Wort reden und kein Wort ſchreiben kann, ohne jedem ehrlichen Mann das Herz im Leib klopfen zu machen.

§. 88.

Ein Vortheil zu vielem Böſen, das hernach kommt.

Er hatte mehr als recht; der Brief lautete wörtlich alſo:

Hochwohlgeborner Reichsfreyherr!

Werthgeſchätzter Herr Vetter!

Ich hatte eben im Sinn, Sie mit einer Perſon bekannt zu machen, die, weil ſie für ihren Stand eine ausgezeichnere Bildung hat und aus einem Ort her iſt, deſſen Herrſchaftsherren auch meine Voraͤltern waren, bey mir ſchon lange freyen Zutritt hat. Werthgeſchäzter Vetter! Ich will es Ihnen offenherzig ſagen, ich habe geglaubt, Sie könnten, da Sie in Ihren Umgebungen hiefür ganz gewiß nichts Beſſeres und nicht einmal etwas ſo Gutes haben, von dieſer Perſon einigen Gebrauch für die Erziehung Ihrer Kinder machen. Dieſe, werthgeſchäzter Herr Vetter! muß ich Ihnen frey ſagen, ſind für ihren Stand gegenwärtig durchaus nicht in guten Händen. Sie bedürfen doch ganz gewiß in Geſellſchaft von Menſchen zu ſeyn, die eine etwas feinere Bildung haben, als die zwey rohen Kameraden, der Rollenberger und der Lieutenant, in deren Hände ich ſie bey meinem lezten Beſuch in Arnheim antraf. Ich kenne Ihre Unaufmerkſamkeit auf alles, was diesfalls Ihrem Stand und Ihren Verhältniſſen angemeſſen wäre, ganz, und habe zum voraus gedacht, Sie haben dieſe Perſon, die in Bonnal wohnt, in der Rückſicht, in der ſie mir in die Augen fiel, nicht einmal bemerkt. Ich wollte Ihnen des nahen ihrer halben ſchreiben und Sie auf die Vortheile aufmerkſam machen, die Sie und Ihr Haus von ihr ziehn könnten. Ihr Oncle, der General, iſt auch diesfalls völlig mit mir einverſtanden und mein Brief an Sie war ſchon halb fertig, als ich einen von dieſer Perſon ſelber empfieng, darinn Sie mir die, eines jeden gebildeten, ich will nicht ſagen Edelmanns, ſondern auch nur eines halbgebildeten bürgerlichen Ehrenmanns, unwürdige Art, wie ſie ſelbige in Ihrem Schloß empfangen, berichtete. Ihr Oncle, der dieſe Perſon, wie ich, kennt, findet mit mir, daß ſich auf Gottes Boden nichts Unverſchämteres und Gewaltthätigeres bemerken läßt, als die, ich möchte faſt ſagen, henkersmäßige Härte, mit welcher Sie dieſe Perſon behandelt. Ich muß Ihnen ſagen, Ihr Oncle und ich finden beyde, die Art, ein ſo weit gebildetes, wenn auch ſchon nur bürgerliches Frauenzimmer wegen einer kleinlichen, noch unbewieſenen Maulſünde alſo zu behandeln, iſt für unſere Zeit eine Erſcheinung, wozu es eine Ungezogenheit braucht, die der Ihrigen gleich iſt, die man aber ſonſt in der Welt ſelten findet. Nur wenn man etwas ſo Kleines, als Ihr Benehmen iſt, mit etwas Größerm vergleichen darf, ſo könnte man ſagen, es gleiche der Art und Weiſe, mit welcher die H. Hermandad in Spanien hie und da einen armen Teufel, der ihr ſonſt verhaßt iſt, ob ſo kleinlichen, oft unbewieſenen Maulſünden, durch ihre Sbirren einziehn und in Löcher einſperren läßt, wo weder Sonne noch Mond ſcheint. Aber wie Ihnen dieſe Perſon ſo verhaßt worden, als der H. Inquiſition der Menſchenverſtand verhaßt iſt, kann ich mir nur dadurch erklären, als wenn ich denke, Sie haben vernommen, daß ſie mir bekannt ſey und in dieſer Rückſicht die hohe Wohlgewogenheit, die ich von Ihnen zu genießen die Ehre habe, auf ſie übertragen wollen. Wenn aber das der Fall iſt, wie ich kaum daran zweifeln darf, ſo bitte ich Ew. Hochfreyherrliche Gnaden, zu bedenken, daß ein Dienſt des andern werth iſt, und daß ich vielleicht früher als Sie es wünſchen möchten, auch Gelegenheit finden könnte, Ihnen das Verdienſt, daß Sie ſich durch eine ſolche Handlungsweiſe um mich erworben, ſchuldigerweiſe gehörig erwiedern zu können. Ich kann meinen Unwillen nicht unterdrücken; Sie machen durch Ihr Benehmen jedermann, der Sie näher oder ferner angeht, Schande, und ihre Herrſchaft zu einem Nachteulenneſt, auf das freylich weder Ihr Herr Oncle, noch jemand anders, der in der Welt mit Ehren da zu ſtehen ſucht, ſo leicht wieder hinfliehen wird. Der Spott, der bey Hof und in der Hauptſtadt über Ihr Benehmen ſchon ſo laut iſt, macht Ihrem Herrn Oncle, wie Sie wohl denken können, Verdruß genug. Sie können wohl denken, daß er fühlen muß, Ihr Benehmen werde einen Schandflecken auf Ihren Namen und auf jedermann, der ihn trägt, hinwerfen. Das aber macht Ihnen nichts. Ihrer Gattung Leute leben in Wolken von Menſchenbildungs- und Weltverbeſſerungsträumen, wie weiland der Eulenſpiegel ſeiner Zeit auch in Träumen lebte. Ich glaube inzwiſchen gar nicht, daß der Inhalt meines Briefs einigen Eindruck auf Sie machen werde; ich konnte mich aber doch nicht enthalten, Ihnen, wenn auch vergebens, zu ſagen, was ich weiß, das in Ihren jetzigen Umgebungen Niemand ſagt und was Sie aber eben darum doppelt zu wiſſen nothwendig hätten.

Sylvia von Arnheim.

Da dieſe Sylvia in der Folge unſerer Geſchichte eine große Rolle ſpielen und auf die Angelegenheiten Arners und Bonnals großen Einfluß haben wird, ſo unterbricht der Alte von Bonnal ſeine Erzählung einen Augenblick, um ihrer Lebensbeſchreibung Platz zu machen.

§. 89.

Lebensbeſchreibung der Sylvia von Arnheim. Ein Beytrag zu einiger Aufheiterung einiger Streitfragen über die Menſchennatur und Menſchenbildung.

Sylvia iſt eine nahe Verwandte von Arner. Ihr Vater war ein guter Kopf voll Geiſt und Leben, aber ein Taugenichts ohne ſeines Gleichen. Er hat ſein Vermögen ſchon in ſeinen Zwanzigerjahren bis auf den letzten Heller durchgebracht, iſt dann ſpäter bey der Armee angeſtellt, aber von ihr ſchlechten Betragens wegen weggejagt worden und mit Schand und Spott beladen frühzeitig geſtorben. Sie war auch, wie ihr Vater, voll Geiſt und Leben, aber ſchon als ein kleines Kind, ich möchte ſagen, von raſend belebten Keimen nicht nur der menſchlichen Erbſünde, ſondern auch der väterlichen Erbſünden voll. So lange dieſer lebte, zog ſie, da ihre beſſere Mutter vor Gram frühe geſtorben, mit ihm bald mit einer Comödiantenbande, bald mit einer Spielergeſellſchaft in mehrern Ländern herum. Einmal lebten er und ſie ein ganzes Jahr lang mit Falſchmünzern in den unterirrdiſchen Höhlen eines abgelegenen Landſchloſſes. Nach ihres Vaters Tod nahm ſich ihr Verwandter, der General von Arnheim ihrer an und that ſie in ein Töchterinſtitut in Penſion. Sie trat innerlich verwildert und äußerlich aller Rohheiten, aller Derbheiten und aller Schlechtheiten des Geſindellebens gewohnt, in dieſelbe; aber ſie ward auch ſchon am dritten Tag dem General mit der Bemerkung zurückge-

ntet: „man müſſe ſie zuerſt wenigſtens Jahr und Tag in
n Zuchthaus thun, um ſie da vorzubereiten, in ein adeli-
hes Töchterinſtitut einzutreten.“ — Empört über dieſe
ntwort, aber in der Ueberzeugung, daß ſie in der Wahr-
eit gegründet, wollte ſie der General wirklich in einem
haus ſolcher Art, und zwar in einem, das hundert Stund
eit von ihm entfernt ſey, verſorgen. Dieſer Meinung war
ine Gemahlin, die eine etwas derb erzogene Landjunkers-
chter, aber dabey eine ſehr edle, gradſinnige Frau war,
r nicht. Du wirſt ſie, ſagte ſie zu ihrem Mann, durch
eſen Schritt doppelt zu Grund richten und ſie für ihr Leb-
g unglücklich machen.

Er. Ich weiß in der Welt ſonſt nichts mit ihr anzu-
ngen.

Sie. Ich für den Augenblick auch nicht; aber ins
chthaus muß ſie mir doch nicht.

Er. In unſerm Haus können wir ſie auf keinen Fall
halten.

Sie. Das weiß ich wohl.

Er. Was iſt dann zu machen.

Sie. Das muß man überlegen. Sie kommt mir, wie
jetzt iſt und bey der Art, wie ſie bey ihrem Vater gelebt
, nicht anders vor, als ein Pferd, das in ſeiner Ju-
d, bis es faſt ausgewachſen, immer die halbe Zeit wild
Wald herumgelaufen, die andere halbe Zeit aber bey al-
, ſchlechten Roſſen im Stall eingeſperrt und daſelbſt von
n ſchlechteſten Stallknecht, den es in der Welt gibt, noch
l behandelt worden.

Er. Das Bild iſt gut, aber wohin führts?

Sie. Daß wir ſie durchaus nicht ins Zuchthaus thun dörfen.

Er. Wie ſo?

Sie. Sie ins Zuchthaus thun, hieſſe jezt durchaus nichts anders, als ſo ein junges, in der Weid- und in der Waldfreyheit und im Stallelend verdorbenes Pferd zwar nicht frey auf die Weid laſſen, aber hingegen zwiſchen dem elendeſten Stallvieh, das ſich denken läßt, und unter einem noch elendern Stallknecht, als ſelber ihr Vater war, vollends zu Grund gehen laſſen.

Er. Ich ſehe das wohl ein; aber was iſt denn zu machen?

Sie. Es dünkt mich ganz einfach. Man muß ſie, wie ein in der Jugend ſo weit zu Grund gerichtetes Pferd weder in ihre alte Wildniß laufen laſſen, noch mit alten, verdorbenen Roſſen beyeinander im Stall einſperren, ſondern im Gegentheil von allem ſchlechtern Viehgeſindel getrennt, dem beſten Stallknecht, den man auftreiben könnte, und beſonders einem, der mit verdorbenem Vieh wohl umzugehen verſtünde, übergeben.

Er. Du biſt für die gute Erziehung unſerer Baſe auf einer ganz eigenen Spur.

Sie. Es iſt die einzige mögliche. Wir müſſen unſere Sylvia jezt nicht bloß von allem weitern Umgang mit verwildertem, ſchlechten Menſchengeſindel abhalten, ſondern ſie noch Leuten, die es in der Uebung haben, ihre Untergebene und auch ihre verderbene Untergebene zu ziehn, wie ſie ſie haben wollen, zur ſorgfältigen Beſorgung zu übergeben.

Er. Dafür iſt nichts in der Welt beſſer als ein Kloſter.

Sie. Das iſt wahr; aber man muß das Kloſter gut wählen und das Kind nicht zu lange drin laſſen.

Er. Wenn jetzt nur das gut wählen nicht fehlt; mit dem nicht lang drin laſſen wird es ſich ſchon geben.

So weit waren ſie jetzt mit der Maßregel, die ſie mit der Sylvia nehmen wollten, ganz einig; aber die Wahl fehlte übel. Sie wählten ein Kloſter, deſſen Aebtiſſin den Ruf hatte, die kraftvollſte und gewandteſte Stiftsdame zu ſeyn, die ihre adeliche Kloſterfrauen in allen Rückſichten in einer Ordnung halte, wie dieſes weit und breit in keinem bürgerlichen Kloſter ſtatt finde, und da dieſe berühmte Aebtiſſin zugleich den Namen hatte, daß ſie für ihr liebes Gotteshaus äußerſt geizig ſey, ſo übergab der General ſeine Verwandtin mit dem Verſprechen an die Aebtiſſin, daß wenn dieſe Tochter innert Jahr und Tag oder früher ſo zahm und gezogen wieder herauskomme, daß man ſie, ohne Schande an ihr zu erleben, in eine ehrliche Penſion placieren könne, ſo wolle er dem Kloſter das dreyfache, was ſonſt eine Penſion koſte, für ſie bezahlen und je früher ſie alſo herauskomme, deſto lieber ſey es ihm.

Jetzt war das halbe Kloſter auf den Beinen, an dieſer Sylvia ein Meiſterſtück der höchſten Kloſterkunſt auszurichten.

Es war freylich auch ein Stück Arbeit, wie von den erfahrenſten dieſer Frauen ſich noch keine erinnerte, ein ſolches in ihrem Gotteshaus gehabt zu haben. Das Kind war in allem, was es ſuchte, wollte und that, einer gebornen Zigeunerin gleich. Es ſchneuzte ſich die Naſe mit der Hand durch die Finger; es ſpie an die Wand und auf den Tiſch; es brachte den Braten ohne Meſſer und Gabel mit den Händen zum Mund; es ſprang halb nackend in den Zimmern herum; es gab jeder ſeiner Geſpielen, die ihm im Weg ſtund, einen Tritt mit den Füßen; es ſtieß ſie ſelber in der Gebetſtunde auf beyden Seiten mit den Ellbogen und verkratzte ſchon in der erſten Woche dem Kind, das mit ihm im gleichen Zimmer ſchlief, mit den Nägeln ſein ganzes Geſicht. Die ehrliche Aufſeherin dieſes Zimmers äußerte am Morgen darauf der hochwürdigen Frau Priorin, ſie meyne, es wäre für die Ruhe und die Ehre des Kloſters am beſten, man würde das wilde Mädchen wieder dahin zurückſchicken, wo es hergekommen. — Die hochwürdige Frau Priorin gab ihr aber zur Antwort: es ſey nicht an ihr, hierüber etwas zu verordnen; doch wolle ſie den traurigen Fall mit allen Umſtänden, die ſie ihr erzählt, der gnädigen Frau Aebtiſſin hinterbringen. Aber dieſe war des Verſprechens eingedenk, das ihr der Herr General ſchriftlich gegeben, nemlich er wolle dem Kloſter, ſobald ſie es mit dem Mädchen ſo weit gebracht haben würden, daß er es, ohne Schand und Spott an ihm zu erleben, in eine ehrliche Penſion thun dürfe, den Werth von einer dreyjährigen Penſion bezahlen, und antwortete der Frau Priorin, es ſeyen Gründe da, um derenwillen das Kloſter alle ſeine Kunſt und alle ſeine Geduld bey dieſem Mädchen aufbiethen müſſe, und ſie ſolle der guten Frauen, die mit ihrem Rath, das Mädchen wieder dahin zu ſenden, woher es gekommen, zu voreilig geweſen, nur ſagen: es könne hievon keine Rede ſeyn, man müſſe im Gegentheil das Aeußerſte verſuchen, die Erziehung dieſes Kindes gelingen zu machen, man habe auch alle nöthige Vollmacht zu allen Mitteln, die hieher erforderlich ſeyen; es ſey aber ihr Wille, daß man für einmal noch mit aller möglichen Geduld und Schonung mit dem Kind zu Werk gehe. — Es ward alſo dafür, daß es dem armen Kind das Geſicht mit den Nägeln verkratzt, nicht einmal ernſthaft geſtraft, es bekam nur von der Frau Priorin einen mündlichen Verweis darüber. Es lachte ihr ins Geſicht, und ſie, die den Ernſt, mit welchem die gnädige Frau Geduld und Schonung für dieſes Kind gefordert, mit klöſterlicher Aufmerkſamkeit aufgefaßt, that kaum, wie wenn ſie das ſpöttiſche Lächeln des Kinds bemerkte. Doch ſagte ſie beym Weggehen zu ihm: Kind, Kind, wir ſind wohl eine Weile geduldig, aber mache, daß wir nicht ungeduldig werden müſſen. Das Kind, das Sylvia ſo gekratzt, ward nur aus ihrem Zimmer genommen und ihr eine dienende Kloſterſchweſter Tag und Nacht zur Aufſicht zugegeben. Aber es gieng nicht beſſer. Sie zigeunerte, ſtampfte und ſtieß mit Füſſen und Ellbogen, wie vorhin, und einmal, als Sylvia ſo halbnackt im Zimmer herumſprang, die Kloſterſchweſter ſie etwas derb zwingen wollte, ſich anſtändig anzuziehn, nahm ſie den vollen Nachttopf und ſchüttete ihn gegen ſie aus. Nun ward ſie doch in engere Verwahrung gebracht. Man ließ ſie zwey Tage ganz allein und gab ihr das Eſſen, wie einer Gefangenen, durch eine kleine Oeffnung hinein. Jetzt wüthete ſie, verſuchte die Thüre einzuſprengen, aber die war zu dick und zu hart; dann wollte ſie zum Fenſter hinausſpringen, aber es war eng vergittert; jetzt wälzte ſie ſich am Boden, heulte, zerſchlug Tiſch und Stühle, und zerſchmetterte das Becken, darin man ihr das Eſſen brachte, in tauſend Stücke. Sie zerriß die Kleider und das Bettzeug, daß die Federn davon im ganzen Zimmer herumflogen. Man ließ ſie zwey Tage machen und wüthen, wie ſie wollte; am dritten Morgen kam eine ſtarke Magd in ihr Zimmer, warf ihr eine kleine Kloſterkutte um den halbnackten Leib und führte ſie mit Gewalt in das Zimmer einer Kloſterfrau, die ſie, ſobald ſie ihr näher kam, ſo freundlich bey der Hand nahm, daß kaum eine Mutter je einem in dieſem Grad fehlenden und wüthenden Kind ſo freundlich die Hand biethet und both ihr von dem Kloſterconfect an, davon ein Teller voll vor ihr auf dem Tiſch ſtand. Es nahm eſliche Stücke wild ab dem Teller, verſchluckte ſie ſchnell und ſchüttelte ſich während dem Eſſen in ſeiner Kutte, wie ein Pudel, der naß aus dem Bach kommt. Die Kloſterfrau ließ es eine Weile machen, was es machte, dann ſagte ſie ihm ſo freundlich als ſie immer konnte: thue doch nicht ſo närriſch; wenn du gut biſt, ſo holt dich der General, der dich ja hieher verſorgt, bald wieder ab; bleibſt du aber, wie du biſt und thuſt ſo närriſch und ſo wild, wie bisher, ſo gehts dir hier von Tag zu Tag ſchlimmer; darauf kannſt du zählen.

Es antwortete: laßt mich doch fort, ich mag nicht hier ſeyn.

Sie erwiederte: aber wo willſt du hin? deine Verwandten nehmen dich nicht auf.

Das macht nichts, ſagte das Mädchen, ich will lieber durch das Land laufen und betteln.

Wir [illegible] nicht, ſagte endlich die Frau.

Aber Sylvia wiederholte die Bitte noch viermal, und mit jedesmal heulender und wüthender, und da das Mädchen immer fort wüthete, ſetzte die Kloſterfrau mit jedem mal, wenn ſie ihre Bitte mit den Worten: Kind, in Gottes Namen! wir dürfen nicht! — abſchlug, noch hinzu: Jeſus! Maria und Joſeph! wie du auch wütheſt! und ach mein Gott! ach mein Gott! wüthe doch nicht ſo! — Jetzt ſah das Kind ſie plötzlich wie eine Raſende an und ſagte mit ſtarrem Blick zu ihr: ihr wollt mich alſo nicht gehen laſſen? —

Jn Gottes Namen, wir dürfen nicht, erwiederte die Kloſterfrau noch einmal.

Nun ſpie ihr Sylvia ins Geſicht und ſagte: ſo will ich mich denn tödten, wenn ihr mich nicht gehen laßt.

Dieſe kam gar nicht außer Faſſung. Wie ein Parlamentscandidat in Weſtmünſter, wenn ihm die Wahlmänner, um deren Stimmen er ſich bewirbt, ſich gelaſſen gegen dieſe bückend den Eyerdotter oder den Koth vom Geſicht wegwiſcht, ſo wiſchte — — — Doch nein, ich will die fromme Selbſtüberwindung der guten Kloſterfrauen nicht durch die profane Vergleichung mit doch zu pfiffiger Selbſtüberwindung von Candidaten bey Volkswahlen entwürdigen; nein, nein, ich will ſie gern den Werth ihrer diesfälligen Selbſtüberwindung mit ihren eignen Worten beſtimmen laſſen. Da ſie den eckeln Speichel des böſen Kinds mit einem ſchneeweißen, ſehr feinen Sacktuch von der Stirne abwiſchte, ſagte ſie mit dem Ausdruck der höchſten Kloſterruhe zur Sylvia: Kind, ſo wie du es mir machſt, haben es einſt böſe Juden unſerm Heiland auch gemacht; er hat es mit Geduld ertragen, armes Kind, und ich will ſeinem Beyſpiel folgen und die Schmach, die du mir anthuſt, wie er, mit Geduld tragen — und hielt ihm dann den Heiland an einem alten, ſchwarzen, hölzernen Kreuz vor die Augen.

Es ſah nicht, was ſie machte, hörte nicht, was ſie ſagte, und rief immer nur: ich will fort! ich will fort!

Die Kloſterfrau antwortete jezt kein Wort mehr, ſondern hielt ihm immer nur den Heiland am Kreuz vor die Augen. Aber es rief noch einmal mit dem Ausdruck der höchſten Wuth: ihr wollt mich alſo nicht fortlaſſen? und da ſie immer nicht antwortete, ſondern ihm immer nur das Kreuz vor den Augen hielt, ſchlug es ihr daſſelbe mit einer Gewalt aus der Hand und an die Wand, daß die Stücke davon in der ganzen Stube herumflogen. Der erſte Gedanke, der der erſchrockenen Frau dabey in Sinn kam, war jezt, das Kind ſey vom leidigen Satan beſeſſen, ſonſt hätte es ihr das heilige Kreuz unmöglich mit einer ſolchen Gewalt aus der Hand ſchlagen können, wie es dieſes gethan, und als ſie mit der Magd die zerbrochenen Stücke deſſelben in allen Ecken zuſammenlas und lange ein ganzes Bein vom hölzernen Bild des Heilands nicht zu finden vermochte, konnte ſie ſich einbilden, der Teufel, der leibhaftig in dieſem Kind ſtecke, folglich auch leibhaftig bey ihnen in der Stube ſey, habe dieſes Bein verſchwinden machen und in ſeine Gewalt bringen können und das könnte dem heiligen Kloſter früher oder ſpäter zum ſchrecklichſten Nachtheil gereichen. Sie war auch ſchon voller Gedanken, was für Maßregeln, nicht blos von der Frau Aebtiſſin, ſondern vom ganzen Convent genommen werden müſſen, der ſchrecklichen Gefahr, in der ſich das heilige Kloſter jezt befinde, vorzubeugen, als ihre Magd das verlorne Bein eben hinter einer Bettſtolle hervorlangte. Jezt war ihre Seele wieder beruhigt. Gott Lob! Gott Lob! du haſt das heilige Bein dem Teufel aus den Klauen geriſſen, ſagte ſie zu ihrer Magd. Dann wandte ſie ſich an die Sylvia und ſagte zu ihr: aber von dir muß ich fort und aus dieſer Stube heraus; du biſt vom Teufel beſeſſen; ohne ſeine Hülfe hätteſt du nicht Kraft gehabt, mir den Heiland am Kreuz mit einer ſolchen Gewalt aus den Händen zu reißen. — Dann verließ ſie ihr Zimmer und ließ das Kind wieder in ſeine Zelle hinſchleppen, aus der man es herausgenommen und zu ihr geführt. Auch befahl ſie der Magd, die Thüre ſeiner Zelle mit der höchſten Sorgfalt zu beſchlieſſen, auch keinen von allen vier Riegeln, die daran ſeyen, offen zu laſſen und bey einem jeden derſelben, wenn ſie ihn ſchließe, auf Stirn und Bruſt ihr Kreuz zu machen und ſich zu b'hüten und zu b'ſegnen, damit ihr nichts Böſes begegne. Dann eilte ſie zur Frau Priorin und erzählte ihr mit der höchſten Umſtändlichkeit die ſchreckliche Geſchichte, die ihr mit dem Kind begegnet. Dieſe aber, die in der Kloſteraufklärung um einen Grad höher ſtund, als die altlechte Kloſterfrau, glaubte nicht an die leibhafte Gegenwart des Teufels, weder im Kind noch im Zimmer, widerſprach aber der frommen Anſicht der Kloſterfrau mit keinem Wort, kreuzte und ſegnete ſich vielmehr jedesmal, wenn dieſe vom Teufel und der Gewalt, die er über dieſes Kind ausgeübt hat, redte, und war auch mit ihr vollkommen einverſtanden, das Kind müſſe ohne weiters und ſo geſchwind als möglich aus dem Kloſter weggeſchaft werden; aber die Frau Aebtiſſin fand, die Stunde, in der dieſes thunlich und ſchicklich ſeyn könne, habe noch nicht geſchlagen. Sie ſagte im Gegentheil: liebe Frau Priorin, wir wollen und dürfen uns hier nicht übereilen; wir haben dem frommen Mann, der ſo viel Zutrauen zu unſerm Gotteshaus gehabt hat, Hoffnungen gemacht, von denen wir nicht zurückſtehen dürfen, bis wir alles, auch das Aeußerſte verſucht haben, was zu unſerm Ziel dienen kann.

Etwas heftig erwiederte die Priorin: aber was können wir auch noch mehr verſuchen, als was wir gethan haben?

Freylich, freylich kann das H. Gotteshaus noch weit mehr thun, als es bisher gethan hat. Wir müſſen jezt die Mittel des Ernſts zur Hand nehmen, da diejenigen der Güte nichts zu fruchten vermochten, und über dieſe ließ ſie ſich dann mit einer merkwürdigen Umſtändlichkeit heraus. Ich weiß wohl, fieng ſie hierüber an, alle ſtrengern Zuchtmittel in den Klöſtern ſind in unſerm böſen Jahrhundert außer Uebung gekommen, und der Weltgeiſt, der jezt herrſcht, macht es nothwendig, daß man ſelber in den Klöſtern ſo wenig als möglich von ihnen rede, und noch viel weniger Gebrauch davon mache; aber es gibt außerordentliche Fälle, die hierinn eine Ausnahme machen. Wo das Wohl der Kirche und das Heil eines Gotteshauſes ſelber ihre Anwendung erfordern, da darf man ſich denn auch kein Bedenken machen, ſie wieder aus dem Staub hervorzuſuchen, und der Fall bey dieſem Heidenmädchen, das keinen Tropfen Chriſtenblut in ſeinen Adern hat, iſt von einer Natur, daß ganz gewiß Strafmittel, die auf Heidenfleiſch und Heidenblut Einfluß zu haben vermögen, angewandt werden müſſen. Sie ſetzte hinzu: auch der Teufel iſt der Kloſtergewalt unterworfen und kann gebändigt werden, wenn man die rechten Mittel dafür braucht. Man muß in ſolchen Fällen nur den Glauben und die Hoffnung nie aufgeben, und auch die Gewalt, die man hat, nicht kleiner glauben als das Recht iſt, das man dazu hat, und nicht ſchwächer anwenden, als dieſes Recht es fordert.

Die Priorin, die ſeit kurzem Priorin geworden, und noch nichts von ſolchen Strafmitteln gehört, ſtand ſich verwundernd ſtill vor der Aebtiſſin und redte kein Wort.

Die Aebtiſſin fuhr fort und ſagte: ich ſehe, wie du dich verwunderſt. Du kennſt die Kloſtergewalt und die Kloſtermittel noch nicht, die man ehemals brauchte, wenn der Teufel unſerer Gewalt zu nahe treten und ſeine Gewalt gegen die unſre brauchen wollte; ich kannte dieſe Mittel auch nicht, bis ich Aebtiſſin geworden und die geheimen Schriften meiner Vorfahren in meinem Archiv zu meinem Gebrauch vorfand. Ich las ſie alle durch und fand Geſchichten darin, über deren Kühnheit und Glück ich oft in das höchſte Erſtaunen gerieth. Das Archiv iſt voll der lehrreichſten Wegweiſungen über alles Mögliche, das in einem Kloſter begegnen kann, und ein Fall iſt darin, der mir jetzt vorzüglich zu ſtatten kommt. Man wollte nemlich vor 167 Jahren ein Fräulein aus Familiengründen zu einer Kloſterfrau machen und dieſe benahm ſich, da ſie ins Kloſter gebracht wurde, aufs Haar wie ſich jetzt dieſe Sylvia benimmt; aber die damals regierende Aebtiſſin Cäcilia nahm Maßregeln, daß das Fräulein in Zeit von 8 Tagen eine vollkommen gute Novizin geworden und hernach im Kloſter ſich ſo gut zu benehmen gewußt, daß ſie ſelber als Aebtiſſin darin geſtorben.

Die Priorin konnte nicht genug hören und die Aebtiſſin fuhr fort: die Art, wie man damals die Fräulein von ihrem Heidenſinn und ihrer Heidengewaltthätigkeit geheilt, iſt im XVII. Band meines Folianten-Archivs umſtändlich beſchrieben, und ich bin entſchloſſen, zu befehlen, daß alles, was damals mit der Fräulein geſchehen, auf das pünktlichſte und zwar ohne die allermindeſte Schonung jezt auch mit der Sylvia vorgenommen werde. Dann ſezte ſie am End noch hinzu: hüte dich vor den Schwächlingsgefühlen unſrer Tage. In Fällen, wie der gegenwärtige und viele andere ſind, müſſen dieſe Modengefühle unſrer Schwächlingszeit, die ſchon ſo viele Kloſtermauern untergraben haben, von einer jeden Kloſterfrau, die etwas zu befehlen hat, mit Ernſt unterdrückt werden, damit ſie in jedem Fall das, was ihr Kloſterverhältniß ihr zur Pflicht macht, ohne darüber zu grübeln, erfülle und auch nicht den entfernteſten Gedanken in ihre Seele hineinkommen laſſe, der ſie von der heiligen Pflicht des unbedingteſten Gehorſams ablenken könnte.

Mit dem ließ ſie ſogleich den XVII. Band ihres Folio-Archivs in ihr Kabinet bringen, öffnete aber das Archiv mit eigner Hand, ſtand neben der Kloſterſchweſter, die den Folioband herausnehmen mußte, bis ſie wieder zum Archiv heraus war, ſchloß dieſes wieder mit eigener Hand, ſuchte die Stelle, von der ſie mit der Priorin geredt, ſelbſt auf, ließ ſie ſelbige leſen, entzog ihr aber auch kein Aug, bis ſie damit fertig war und ſagte dann: du weißt jetzt, was gethan ſeyn muß, und ich will, daß es genau befolgt werde, aber daß auch kein Menſch im Kloſter ein Wort davon vernehme, als die drey oder vier Perſonen, die wir zur Ausführung dieſer Sache nothwendig brauchen, und ich erwarte, daß du dieſe mit der höchſten Sorgfalt auswähleſt. — Noch war das nicht genug. Ehe ſie ſie entließ, fieng ſie von neuem an und ſagte: der Fall iſt mir ſo wichtig, daß ich dir für denſelben das Gelübd des unbedingteſten Gehorſams und der vollkommenſten Verſchwiegenheit abfordern muß.

Die Priorin that das Gelübd, aber ſie war todtblaß, als ſie es that. Die Aebtiſſin ſah es und ſagte: ſchäme dich, du wirſt blaß, wie eine Novizin, ob dem, was deine Kloſterpflicht iſt. — Dieſe aber, da ſie ſah, welch ein Gewicht die Aebtiſſin auf dieſe Sache lege, nahm ſich vor, ſo ſehr ſich auch ihr Herz und ihre Erfahrungsloſigkeit in den härteſten der altväterſchen Kloſtermaßregeln darob empörte, mit der höchſten Feſtigkeit zu Werk zu gehen und den Willen der Aebtiſſin mit der höchſten Pünktlichkeit zu erfüllen.

Sie ließ jetzt die Sylvia zuerſt über das Morgentrinken in der Zelle eingeſperrt, ohne daß das Kind auch nur einen Mund voll Brod zu ſehen bekam. Nach dem Morgentrinken ſandte ſie denn zwey ſtarke Kloſtermägde, die wie fette, dicke Bären ausſahen, zu ihm, die das Kind mit Gewalt aus ſeiner Zelle heraus- und durch mehrere lange Gänge in einen abgelegenen Thurm hinſchleppten, ſie allda auf einem am Boden feſt gemachten Block anbanden und unbarmherzig ſo lang durchſchmeizten, bis das Mörder- und Zettergeſchrey, das ſie anhub, das aber in dieſem entfernten Thurm kein ſterblicher Menſch hören konnte, während dem Schlagen ſelber nachließ. Dann ließen ſie es, ſo wie es war, angebunden auf dem Block liegen, giengen von ihm fort, kamen dann nach 2 Stunden wieder, löſten es dann vom Block ab und ſagten: ſie haben Befehl, es zu fragen: ob es nun recht thun wolle? und da es mit einer Stimme, wie wenn es halb todt wäre, antwortete: ja, ja — ſagten ſie ihm: ſie haben Befehl, dieſe Antwort der Frau Priorin zurückzubringen, die es dann der gnädigen Frau Aebtiſſin hinterbringe und dann werde es wohl zu einer von beyden hin müſſen. — Nun wollten ſie wieder gehen, aber es fiel vor ihnen auf die Knie und bath ſie: ſie ſollen es doch um Gotteswillen nur aus dem Thurm herauslaſſen; es habe Ratten darin, die auf ihm herumkriechen; es habe faſt den Tod gelitten, da ſie, ſo auf dem Block angebunden, ſich nicht einmal gegen ſie habe wehren können. — Die Mägde antworteten: ſie dürfen das nicht und es werde auch niemand kommen, es herauszulaſſen, bis die ehrwürdigen Frauen ihre Gebetſtunden vollendet und ihre Mittagmahlzeit genoſſen; dann, denken ſie, werde eine von ihnen zu ihr kommen und ſie zu der hochwürdigen Frau Priorin oder zu der gnädigen Frau Aebtiſſin hinführen; indeſſen ſey ſie jezt ja losgebunden und wenn ihm die Ratten zu nahe kommen wollen, ſo könne es ſich ja gegen ſie wehren.

Jezt heulte und jammerte das Kind, ſie ſollen es doch um Gotteswillen nur aus dem Thurm herauslaſſen; ſie können es ja vor der Thüre anbinden, wie ſie nur wollen, wenn es nur zur Thüre heraus ſey. — Alles Bitten war umſonſt. Sie kehrte ihm jezt den Rücken und als es mit Gewalt mit ihnen zur Thüre hinaus wollte, ſtießen ſie es mit Gewalt zu Boden und riegelten die Thüre, und es gieng noch gegen zwo Stunden, ehe die Kloſterfrau, die ſie geſtern ſo angeſpien und die der Priorin den Rapport über ihr Benehmen gemacht, zu ihr in den Thurm hineintrat, ſie freundlich bey der Hand nahm und zu ihr ſagte: Kind, ich habe dich gewarnt; du haſt mir in's Geſicht geſpien; ich ließ mich aber durchaus nicht abſchrecken und verſuchte alles, was ich konnte, dich zur Vernunft zu bringen, aber du haſt mich nicht hören wollen und deinen lieben Heiland, den ich dir, um dich zu dir ſelber zu bringen, vor den Augen gehalten, mit einer Gewalt, die dir nur der leidige Satan in die Hand gelegt, an die Wand geworfen, daß er in tauſend Stücke zerbrechen. Solch einen Greuel konnte das heilige Kloſter nicht ungeſtraft laſſen. Du haſt jezt die Folgen deines abſcheulichen Benehmens erfahren und ich muß dir ſagen: deine Strafe iſt noch nicht vorüber, du mußt jezt mit mir zur hochwürdigen Frau Priorin, die eben wie die gnädige Frau Aebtiſſin über dein Benehmen ſo empört iſt, daß ich ſie, ſo lange ſie Priorin iſt, nie ſo empört geſehn. Man wird dir dann ſagen, was weiter über dich beſchloſſen worden. Ich hoffe, du unterzieheſt dich allem mit Geduld, und erkenneſt und bereueſt das Abſcheuliche deines Benehmens von Herzen. Unterwirfſt du dich allem, was die Frau Priorin oder die gnädige Frau Aebtiſſin über dich verhängen und führſt du dich dann hernach auf, daß man mit dir zufrieden ſeyn kann, ſo kann noch alles gut gehen; aber ſetzeſt du den Steckkopf noch einmal, auch nur ein wenig auf, ſo iſt das, was dir jetzt begegnet, gegen das, was dir vorſteht, nur der Schmerzen Anfang, und ich will dich noch einmal warnen, folgſt du nicht, ſo haſt du alles, was dir weiter begegnet, dir ſelbſt zuzuſchreiben.

Ich will ja alles thun, was man will, ſagte jetzt das Kind, aber um Gotteswillen gebt mir etwas zu eſſen, was es immer iſt, ich bin noch nüchtern.

Die Kloſterfrau erwiederte: das darf ich nicht. Ich habe meinen Kloſtereid darüber und die Kloſtergeſetze ſind in einem ſolchen Fall äußerſt ſtreng. Ich darf nicht.

Jetzt wurde es in das Zimmer der Frau Priorin geführt, mußte aber ſogleich bey der Thüre niederknien und da warten, bis die Frau Priorin, die bey ihrem Pult ſaß, vorher einer Menge Leute noch Audienz gegeben. Endlich klingelte ſie und nun trat eine Kloſterfrau herein, machte die Sylvia aufſtehen, zu der Frau Priorin hervortreten, dann vor ihr niederknien. Faſt ohne es nur anzuſehen, ſagte jetzt dieſe: du gehſt nun mit der wohlehrwürdigen Frau in die Bußkapelle, beteſt die Zahl Roſenkränze, die ſie dir befiehlt, und bleibſt nüchtern, bis das geſchehen iſt.

Das Wort nüchtern war der Frau Priorin kaum aus dem Mund, ſo konnte ſich das Kind nicht mehr halten. Um Gotteswillen! gebt mir doch nur einen Mund voll Brod, ich kanns nicht mehr aushalten, ich ſterbe vor Hunger, ſagte jetzt das Kind und wollte faſt einſinken. Aber die Frau Priorin bewegte auch nicht einmal den Kopf gegen daſſelbe und die Kloſterfrau nahm es beym Arm, führte es zur Thür hinaus in die Bußkapelle. Ob es einſinke oder nicht einſinke, darauf achtete ſie gar nicht. Es mußte die Zahl Roſenkränze und Bußpſalmen, die ihr vorgeſchrieben wurden, nachbeten. Ein ſchlechtes Becken voll Suppe und Waſſer und Brod ſtand neben ihm, aber es durfte es nicht anrühren, bis es ausgebetet. Erſt nachdem dieſes geſchehen, durfte es von den Knien aufſtehen, auf den Boden abſitzen und da ſeine Suppe und ſein Brod eſſen und ſein Waſſer trinken.

Von nun an that Sylvia freylich, was man wollte. Der äußere Schein ihrer Geſindelangewöhnungen verlor ſich auch täglich mehr, aber der innere Geiſt deſſelben verſtärkte und verhärtete ſich zugleich in ihm in dem Grad, als ſie den äußern Schein davon ablegte. Darum aber bekümmerte ſich weder Priorin, noch Aebtiſſin noch irgend eine Kloſterfrau; im Gegentheil, nach einem Vierteljahr fand die gnädige Frau Aebtiſſin auf den Bericht, den ihr die Frau Priorin von der Sylvia abgeſtattet, das Kind habe die außerordentlichen Fehler, die es ins Kloſter gebracht, ganz abgelegt und das heilige Gotteshaus habe an ihm alles geleiſtet, was man von demſelben gefordert, und man dürfe mit Fug und Recht auf die dreyjährige Penſion, die man ihr dafür verſprochen, Anſpruch machen, und der General ward mit einer weitläufigen Anzeige, wie glücklich das Gotteshaus in ſeinen Bemühungen mit ſeiner lieben Nieçe geweſen, eingeladen, zu ihr zum Beſuch ins Kloſter zu kommen. Er und ſeine Gemahlin waren über die auffallende Veränderung, die ſie in allem äußern Benehmen derſelben fanden, ſo entzückt, daß ſie der Frau Aebtiſſin nicht genug ſagen konnten, wie ſehr ſie die Gewalt, die ihre Kloſterfrauen über verwilderte Kinder haben, bewundern. — Die Aebtiſſin erwiederte: wir ſchreiben den glücklichen Erfolg unſrer Bemühungen gar nicht uns ſelbſt zu; es iſt ganz der göttlichen Gewalt, den die heiligen Kloſtergeſetze über das verdorbene Menſchenherz haben, dem wir dieſen Erfolg zuſchreiben.

Die Sylvia konnte ſich bey dieſem Wort eines kleinen Lächelns nicht enthalten. Die Aebtiſſin bemerkte es ſchnell, hob ihren Zeigfinger klöſterlichleicht und von Niemand andern bemerkt gegen ſie auf, und Sylvia ward wieder im hellen Schein der ungetrübten Seelenruhe, die ſie ſich mit dem innern Brand wüthender Gefühle in ihrer Zuchtzelle angewöhnt hatte. Die Frau Aebtiſſin aber ſtrich die volle Summe der drey Jahrpenſionen, die der General ihr auszahlte, mit einer Sorgfalt und Gewandtheit zuſammen, wie kaum ein Wechsler auf der Börſe ſein Geld ſorgfältiger und gewandter einzuſtreichen verſucht, und legte es mit der Bemerkung in eine zu dieſem Zweck auf den Tiſch geſtellte Caſſette: „der Hochwohlgeborne Herr General und ſeine Frau Gemahlin können verſichert ſeyn, daß dieſes Geld alles nur zur Ehre Gottes und zum Heil armer Seelen verwandt werde“ — und entließen ſie dann mit dem Wunſch, daß die talentreiche Tochter den heiligen Joſeph und den heiligen Nepomuk, den Schutzpatron ihres Kloſters zu ihren Schutzpatronen erwählen und anrufen möchte. Die Sylvia war faſt außer ſich vor Freuden, daß ſie aus dem Kloſter, welches ſie von der erſten Stund an bis zur letzten gleichſam als ein Gefängniß anſah, erlöst wurde; aber die Gefühle und Gelüſte, die ſie ſelbſt im Augenblick der heißen Freude dennoch erſticken mußte, wirkten in dieſem Augenblick in entgegengeſetzter Richtung ſo gewaltſam auf ihr klopfendes Herz, daß ſie, ſobald ſie zum Kloſterthor hinaus war, todtblaß wurde und faſt ohnmächtig einſinken wollte.

Der General und ſeine Gemahlin frugen erſchrocken: was iſt dir? was iſt dir?

Nichts, gar nichts, erwiederte ſie, es iſt nur die friſche Luft, die ich wieder einathme, was mich ſo alterirt; ich habe 3 Monate lang auch keinen Athemzug davon mehr eingeſchluckt.

Das iſt eine kleine Bosheit, ſagte jetzt der General.

Sylvia erwiederte: nein, nein, ich habe innert den Kloſtermauern gewiß keinen Augenblick friſchen Athem geſchöpft.

Das glaub' ich wohl, ſagte der General, aber nicht um der Luft willen.

Als ſie jetzt heim kam und gar nichts mehr von ihrem alten, wilden Zigeuner- und Lazzaroniweſen an ſich blicken ließ, ſondern gehen, ſitzen, eſſen, ſtehen, hören und reden konnte wie ein anderes ehrliches Chriſtenkind, und nicht mehr, wie eine wilde Katze, die man einſperren will, aus einem Ecken in den andern herumſprang, verwunderten ſich alle Menſchen, die ſie vorher geſehen. Alle Knechte und Mägde ſprangen zuſammen, um die Wundercur zu ſehn, die mit dem Landſtreichermädchen (das war der Name, den die Dienſte des Generals ihm vorher alle gaben) im Kloſter vorgenommen worden, und nach ein paar Tagen wäre die halbe Stadt nach dem Haus des Generalen gelaufen, um ſie, wenn auch nur am Fenſter oder im Garten, ſehen zu können; aber der General, dem ſo ein Geläuf gegen ſein Haus nicht angenehm geweſen wäre, verreiſte ſchon am zweyten Morgen vor Tag mit ihr aufs Land, um ſie von da aus in eine Töchterpenſion zu bringen, ſobald dafür geſchrieben und alles dazu Nöthige in Ordnung gebracht ſeyn würde.

§. 90.

Faſt unglaubliche Auftritte in einer Penſionsanſtalt.

Sylvia gieng nicht gern dahin; aber da ſie ſah, daß es ſeyn mußte, bath ſie wenigſtens, daß ſie nicht wieder in diejenige Penſion gebracht werde, aus der ſie vor 3 Monaten weggeſchickt worden.

Sey darüber ruhig, erwiederte der General und ſeine Gemahlin, wir haben nie daran gedacht, dich wieder in die nämliche Penſion zu thun. Es iſt ſicher, es könnten da Rückerinnerungen zum Vorſchein kommen, die für dich nicht die angenehmſten ſeyn möchten. Du wirſt es, wo du hin kommſt, gewiß gut haben.

Wiſſen Sie es gewiß? Hats keine Ruthen in der Penſion? ſagte die Tochter.

Was Ruthen? was Ruthen? ſagte der General und die Frau.

Das Kind wurde feuerroth, denn es hatte noch kein Wort von dem Block im Thurm, auf dem es angebunden und geſchmeizt worden, geſagt. Einerſeits ſchämte es ſich, davon zu reden, anderſeits haben die Kloſterfrauen es ihm verboten und als eine Todſünde, für die kaum der H. Vater in Rom den Ablaß zu geben im Stand ſey, auf das Gewiſſen gebunden, von den um ſeiner Seele Seligkeit willen mit ihm vorgenommenen Züchtigungsmaßregeln gegen irgend einen Menſchen ein Wort fallen zu laſſen. Aber jetzt mußte das Kind, ob es wollte oder nicht, die Geſchichte von dieſer Einthürmung und von allem, was dieſen Tag über mit ihr vorgenommen worden, dem General und ſeiner Gemahlin umſtändlich erzählen.

Das iſt doch kalmukiſch für ſo fromme Kloſterfrauen, ſagte jetzt der General, und das hätte ich doch nicht geglaubt, ſeine Gemahlin. Aber jetzt wunderten auch beyde nicht mehr, daß dieſe fromme Frauen die 3 Jahrspenſionen ſo geſchwind und blos in drey Monaten haben verdienen können, und der General, der beym erſten Verſprechen doch nicht wohl mag bedacht haben, wie hoch die Kloſterfrauen ihm eine dreyjährige Penſion mit allen Zugaben berechnen würden und den die große Geldſumme, die es auswarf, bey aller ſeiner Generoſität, ſeit dem er ſie bezahlt, doch alle Stund mehr zu reuen anfieng, ſagte zu ſeiner Gemahlin: hätten wir gewußt, wie ſie das machen, wie wir es jetzo wiſſen, ſo hätten wir dieſes Geld erſparen und ſelber verdienen tönnen. — Aber ſeine Gemahlin erwiederte: wenn du es ſiebenmal gewußt hätteſt, du hätteſt dieſes Geld doch in Ewigkeit nicht verdienen können; — und der General fand bey mehrerer Ueberlegung ſelber: nein, er hätte das Geld doch nicht verdienen können. Aber es war doch ſehr viel, ſagte er noch zu ſeiner Gemahlin. — Du biſt ſelber ſchuld, du haſt ihnen die 3 Jahrspenſionen wie ein Halbnarr angeboten, erwiederte ſeine Gemahlin. Es iſt wahr, es iſt wahr, ſagte er, und dann zur Sylvia: du ſiehſt, wie viel Geld du mich koſteſt und ich will auch jetzt noch nichts an dir ſparen; ich will dich in eine Penſionsanſtalt thun, wo weder Thurm, noch Block, noch Ruthen, die ich ſo theuer habe zahlen müſſen, dich mehr ziehen müſſen. Du ſollſt es ſicher gut haben; aber mach' nur, daß du brav werdeſt und wir keine Schande mehr an dir erleben.

Sylvia wurde jetzt in eine Penſionsanſtalt gethan, die freylich weit und breit berühmt, aber eigentlich außen fix und innen nix und beſtimmt nur dazu geeignet war, das Verderben der herzverhärtenden Kloſtergewalt durch das hinzugekommene Blendwerk des raffinirten Welttons noch zu verſtärken und die innere Fortdauer der belebteſten Gefühle ihres alten Geſindellebens in ihr nur mit großer Kunſt zu decken, ohne im geringſten das verderbliche Gift deſſelben zu ſchwächen. Indeſſen gieng es in dieſer berühmten Anſtalt dem Schein nach vortrefflich. Sylvia lernte tanzen, ſingen, auf dem Klavier und auf der Harfe ſpielen, beſſer als keine ihrer Geſpielen. Sie declamirte die feyerlichſten und muthwilligſten Schauſpielerſtücke wie ein Comödiant, redte vortrefflich franzöſiſch. Von der außerordentlichen Generoſität des Generals hingeriſſen, that die abgefeimte Erziehrin aber auch alles, was ſie konnte, dieſen Schein der Vortrefflichkeit ihrer Anſtalt bey Sylvia in ſeinem höchſten Glanz hervorſtechen zu machen, und behandelte ſie immer mit einer auffallenden Auszeichnung. Aber als ſie nach 2 Jahren glaubte, ſie habe jetzt alles gelernt, was ſie in der Penſion lernen könne und ſey jetzt im Stand, ſich in der Welt zu zeigen, wo ſie wolle, und ſogar darin zu brilliren, machte die Vorſteherin dem General Vorſtellungen dagegen und bath ihn, er ſolle die glücklich begonnenen Vorſchritte ſeiner Niece nicht durch eine allzufrühe Entfernung aus ihrer Penſion ſtill ſtellen und doch alles verſuchen, daß ſie ſich wenigſtens noch ein Jahr gern aufhalte, mit dem Beyfügen, ſie wolle dieſelbe, wie bis dahin, mit aller möglichen Auszeichnung behandeln und alles Mögliche thun, ihr den Aufenthalt ſo angenehm als nützlich zu machen.

Sylvia that hingegen alles, den General zu bereden, daß er ſie doch jetzt heim nehme. Da es ihr aber nicht gelang und der General diesfalls unerbittlich blieb, ſo ſchrieb ſie ihm endlich: ſie wolle doch wenigſtens in dieſem Jahr noch reiten lernen, und der General war ſo ſchwach, ihr ſogleich ein gutes und ſicheres Pferd zum Geſchenk zu ſenden, und die Vorſteherin ſo niederträchtig und dumm, ihr auch dieſe Auszeichnung vor ihren Mitſchülerinnen zu geſtatten. Das aber brachte den Unwillen der beſſern und den Neid der ſchlechtern Töchter der Penſion, die ſchon lange in beyden keimte, zum vollen Ausbruch. Schon in den erſten Monaten, nachdem ſie in die Penſion trat, bemerkten die bravſten ihrer Mitſchülerinnen, ſie ſey falſch wie Galgenholz und richte ſie alle hinter einander, wo ſie nur könne, Auch klagten ſich ſchon im Anfang ihres Daſeyns mehrere Töchter der Anſtalt bey der Vorſteherin über ſie, aber dieſe, von der Generoſität des Generals und von den Talenten dieſes böſen Kinds geblendet und beglaubt, mit ihr brilliren und der Penſion Ehre machen zu können, redte ihr immer das Wort, und es gelang ihr bisher, den öffentlichen Ausbruch des Unwillens ihrer Mitſchülerinnen gegen ſie zu verhüten. Aber jetzt, da ſie ihr Reitpferdchen bekam und gegen alle Uebung der Penſion täglich mit einem Reitknecht ein paar Stunden auf der Reitſchule zubringen durfte und ihr Stolz gegen ihre Mitſchülerinnen täglich anſtoſſender und drückender wurde, brach auf einmal der Unwille gegen dieſelbe in der ganzen Penſion allgemein ſo aus, daß die Töchter, ohne der Vorſteherin ein Wort davon zu ſagen, mit einander abredten, ſie wollen alle ihren Eltern ſchreiben und ihnen umſtändlich berichten, wie partheyiſch ſich die Vorſteherin und wie unverſchämt die Sylvia ſich gegen ſie benehme, auch wie ſie auf dieſem Fuß nicht weiter gern in der Penſion bleiben, und die Brieſe waren ſchon alle auf der Poſt, ehe eine Tochter, die an ihren Mitſchülerinnen zu Gunſten der Vorſteherin falſch genug, dabey aber für einen Spion zu dumm und zu träge war, ihr erzählte, was geſchehen. Die erſchrockene Vorſteherin nahm jetzt freylich, was Sylvia auch immer ſagte und wie ſehr ſie ſtampfte und drohte, ihre Erlaubniß, daß ſie täglich mit ihrem Jockey ausreiten und die Reitſchule beſuchen dürfe, zurück. Sie mußte aber auch wohl. Sechs Töchter bekamen auf einmal Befehl, die Penſion auf der Stelle zu verlaſſen und der Vorſteherin mündlich zu ſagen, ſie ſeyen nicht gemacht, der Schuhlumpen der anmaßlichen Fräulein von Arnheim zu ſeyn, deren lumpigen Vater ſie alle eigentlich doch wohl kennen. — Dieſe Berichte waren kaum da, ſo ſchrieb die Vorſteherin an den General, die ganz außerordentlichen Talente ſeiner ausgezeichneten Niece haben unglücklicherweiſe und, wie ſie überzeugt ſey, ganz ohne ihre Schuld, einen ſo wüthenden Neid und Haß ihrer Mitſchülerinnen gegen ſie erregt, daß ihr ſchon ſechs aus derſelben weggelaufen und ſie nicht wiſſe, wie viel von den andern das nehmliche thun werden. Sie müſſe alſo, ſo ſchmerzlich es ihr auch ſey, den hochwohlgebornen Herrn General bitten, ſeine Niece mit ihrem Reitpferd und mit ihrem Reitknecht ungeſäumt und ſo geſchwind als möglich, ſpäteſtens innert 8 Tagen, aus ihrer Penſion zurückzuziehn, und ſie wäre genöthigt, wenn dieſes nicht innert dieſen 8 Tagen geſchehe, ſie alsdann mit der Poſtkutſche von hier abſenden zu müſſen.

Der General ward über den Brief der Vorſteherin empört. Das iſt doch nach allen Lobreden, die ſie ununterbrochen von ihr gemacht, ſagte er zu ſeiner Gemahlin, keine Manier, an mich zu ſchreiben. Wenn ſie eine ihrer Mitſchülerinnen die Treppe hinuntergeworfen oder gar probirt hätte, ihr Haus anzuzünden, ſie hätte nicht unverſchämter auf ihre Rücknahme dringen können. — Er wollte auch, da ſie keine weſentliche Fehler ſeiner Niece berechtigen, ſie ſo zu behandeln, die Vorſteherin rechtlich zwingen, die Sylvia wenigſtens noch ein Vierteljahr in der Penſion behalten zu müſſen; aber ſeine Gemahlin war billiger und ſagte: wir haben uns dieſe Unannehmlichkeit mit dem verfluchten Pferdchen, das wir ihr bewilligt haben, ſelbſt zugezogen. Die Auszeichnung war zu grell und die Vorſteherin eine Närrin, daß ſie dieſelbe zugegeben. Ich weiß, was ſolche Auszeichnungen auf ein Tochterinſtitut wirken, und wenn einmal der Teufel gegen eine Tochter, die man alſo zu zwingen die Unvorſichtigkeit hatte, los iſt, ſo thuts kein gut mehr. Wir müſſen ſie zurücknehmen. Sie kann nicht mehr bleiben.

Der General fühlte die Wahrheit dieſer Bemerkung, aber im Unwillen über den Vorfall ſagte er denn doch noch: ich mag ſie einmal auf dieſen Brief von der Vorſteherin nicht abholen.

Seine Gemahlin antwortete: ich gehe unter dieſen Umſtänden ſo wenig als du und bin gewiß mit der Vorſteherin eben ſo unzufrieden als du; aber gleich nach dem Eſſen muß die Kammerfrau mit dem Wagen fort, mit der Ordre, ohne mit der Vorſteherin ein Wort zu verlieren, Sylvia ins Wirthshaus kommen zu laſſen und die Rechnung von der Vorſteherin durch den Kutſcher abholen zu laſſen.

§. 91.

Das ſchlimme Ende einer blendenden Zeittäuſchung im Erziehungsſache.

Geſagt, gethan. Sylvia war in wenig Tagen beym Oncle in der Hauptſtadt und man fand ſie ſo ſchön, ſo gebildet, ſo artig, ſo ungenirt und, wie man ſich ausdrückte, in ihrer Erziehung ſo vollendet, in jeder guten Geſellſchaft ſo präſentabel und ſogar fähig, im beſten Thun der ausgezeichnetſten Geſellſchaften in Geiſt und Kunſt zu brilliren, daß der General der Vorſteherin den Mißgriff ihres mißfallenden Schreibens gänzlich verzieh und ihr bey der Berichtigung ihres Contos ein Dankſchreiben zuſandte, wie ſie keines von ihm mehr erwartet hätte. Aber dieſe las den alten Geſpielen der Fräulein von Arnheim von dem Dankſchreiben des Generals dennoch keine Sylbe vor, im Gegentheil, ſie war davon ſo ſtill als ein Mäuschen und herzlich froh, wenn kein Menſch in der Penſion mehr der Sylvia mit einem Wort gedachte. Der General aber war ſo entzückt über das gerathene Zigeunermädchen, von dem er für ſeine Familie im Anfang ſo viel Schand erwartete als von ihrem Vater, daß er jetzt nicht ſatt werden konnte, ſich und ſeiner Familie mit ihr Ehre machen zu wollen. Selber die vollendete Form der Andacht, mit der ſie auch in der Kirche ihre Rolle ſpielte, gefiel eben wie ihr Benehmen bey den Tanzpartheyen. Sie hatte es auch wirklich in den Kunſtformen unſrer Zeitbildung ganz vorzüglich und ſo weit gebracht, daß ſie ſelber die ſchwierige Kunſtform der höhern Andacht in der Kirche zur Bewunderung gut nachmachte und in dieſer Rolle ſo gut gefiel, als auf dem Liebhabertheater, auf dem ſie tragiſche und comiſche Rollen ſo gut ſpielte, daß man eigentlich nicht ſagen kann, ob ſie diesfalls eine Weile von der ſchönen Welt wirklich mehr beklatſcht als beneidet wurde. Selbſt die Reitkunſt, die den Haß ihrer Geſpielen in der Penſion zum Ausbruch reif machte, brachte ihr jetzt den größten Beyfall; ſogar Offiziers, die in dieſer Kunſt Niemand nachſtehen, geſtunden, ſie reite beynahe ſo gut als ſie. Auch ihre bons mots gefielen und viele davon wurden im Anfang in allen Cerclen herumgetragen und etliche Tage nach einander wiederholt. Aber dieſe waren es doch, woran das Blendwerk ihres plötzlichen großen Ruhms zu ſcheitern anfieng. Der alte Zigeunergeiſt ſchimmerte dadurch. Man fand bald viele derſelben frech, zweydeutig und beleidigend und mit dem, was man in den größern Cerclen guten Ton hieß, anſtößig, und der Neid, den ſie durch das Aufſehen, das ſie machte, erregt, ergriff die ſchwache Seite, die hierin in ihr durchſchimmerte, mit Lebendigkeit. Man trug jetzt einige ihrer bons mots zum Spott gegen ſie umher. Aber ſie war nicht gemacht, von der guten Lehre Vortheil zu ziehn. Sie zeigte offene Verachtung über alles, was man von ihr ſagte. Sie war grob, ſobald ihr jemand mißfiel. Sie fieng mit ihrem Stolz ſo allgemein zu beleidigen an, als ſie im Anfang mit ihrer Kunſt zu brilliren allgemein gefiel. Ihr Aug erſchien mit jedem Tag frecher, und böſer Hohn ſpielte auf ihren Lippen, wo ihr immer nicht Weihrauch geſtreut wurde. Die Folgen dieſes Benehmens konnten nicht fehlen. Es gieng nicht lange, ſo flüſterte man ſich hie und da ins Ohr: aber was ſteckt zuletzt hinter dieſem ſtolzen Mädchen? ſie iſt eine Bettlerin; ihr Vater iſt kaum dem Galgen entronnen und wer weiß, es iſt ein altes Sprichwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Und dann wieder: ſie iſt im Grund doch noch das nehmliche Ding, das vor drey Jahren wie eine Zigeunerin ausſah und darum auch aus einer ſehr guten Penſion ſchon am 3ten Tag weggeſchickt werden mußte. — Freylich in den abgeſchliffenen Geſellſchaften, die den General umgaben, entrann keinem Menſchen auch nur eine Miene, die ihn im geringſten hätte ahnen laſſen, daß das öffentliche Urtheil über ſeine Niece dieſe Richtung nehmen möchte; der Sylvia hingegen fieng man an, mit jedem Tag weniger zu verbergen, was man über ſie denke. Sie fühlte es in tauſend Blicken und fieng an, ſich ſelber zu überzeugen, die hohe Rolle, die ſie ſpielen wolle, habe für ſie gefehlt, und das was eigentlich in der Hauptſtadt ſich zu den höhern Kreiſen zähle, rechne ſie nicht unter ſich, und es ſtecke hie und da hinter den Höflichkeiten, die man ihr erweiſe, tiefe Verachtung gegen ſie. Sie täuſchte ſich über ihre Lage auch nicht lange und ſprach, ſobald ſie dieſe veränderte Stimmung gegen ſie fühlte, beſtimmt aus: ich bin für mein Lebenstag verloren, wenn ich nicht zu Geld komme. Geld, Geld iſt das einzige, das mich, wie ich nun einmal bin, vor einem Leben voll Schmach und Schande zu erretten vermag. — Geld, Geld war jetzt auch das einzige, wornach ſie ſtrebte. Im Gewühl des Lebens, das beym General ſtatt fand, war es leicht, hie und da etwas zu ſtehlen. Das that ſie auch richtig, wo ſie immer konnte. Aber es langte nicht weit, und ſie ſetzte ſich dann in Kopf, es ſey vielleicht möglich, den General dahin zu bringen, daß er ſie zum Erben einſetze. Das wollte aber auch nicht gehen. Sie that zwar alles, was eine ſchöne Tochter, die ſolche Zwecke hat, gegen einen alten Oncle diesfalls zu thun vermag und zwar auf eine Weiſe, daß der General an ihr faſt blind war und gar nicht daran dachte, daß hinter ihrem Artigthun gegen ihn ſo ein Zweck ſtecken könnte. Seine Gemahlin war nicht ſo blind. Sie merkte bald, was Sylvia mit ihrer Artigkeit gegen den General im Schild führe und eben ſo, daß, ſeit dem ſie im Haus iſt, hie und da Sachen von Bedeutung auf die Seite kommen, ohne zu wiſſen wohin; welches vorher doch nicht der Fall war. Sie ſagte auch ihre Beſorgniſſe diesfalls ihrem Mann; aber ſie ſtarb bald darauf und äußerte gegen Sylvia auf dem Todtbett gerade heraus: ſie habe in beyden Rückſichten großen Verdacht auf ſie. Natürlich läugnete ſie dieſe der Sterbenden alles weg, vergoß Comödiantenthränen, ihre Unſchuld zu beweiſen und ſagte zum Oncle, bey einem ſtarken Fieber ſey das nicht anders, wenn den Kranken ſolche Gedanken, die ihnen in geſunden Tagen nie in Sinn gekommen, vorſchweben, daß ſie ſich dieſelben in dieſem Zuſtand als wahr vorſtellen, bey ſich ſelber aber ſchrieb ſie den Verdacht der Tante nur Einflüſterungen zu, die von Arner und Thereſe herkämen. Da aber die Tante ſtarb, hoffte ſie, da die Augen, die ſie diesfalls im Verdacht gehabt, geſchloſſen, ſo ſey es ihr jetzt vielleicht doch noch möglich, zu ihrem Ziel zu gelangen. Sie verdoppelte alle Aufmerkſamkeiten auf den Oncle und verſuchte alles Mögliche, was ſchlaue Bettlerinnen immer zu thun vermögen, um ſich einen reichen Oncle auf Tod und Leben geneigt zu machen. Aber die Aeußerungen ſeiner Gemahlin auf dem Todtbette hatten in dieſer Rückſicht auf ihn mächtig und entſcheidend gewirkt und Arner und Thereſe, die wohl merkten, was ſie gefahren konnten, thaten ihrerſeits auch alles mögliche, was ſie mit Würde und Anſtand thun konnten, ihren Zwecken bey ihrem Oncle entgegen zu arbeiten. Das gelang ihnen auch um ſo leichter, da der Sylvia Vater dem Vater Arners in eine Bürgſchaft hinein verflochten, die ihn um einen ganzen Drittheil ſeines Vermögens gebracht, und der General war zu edel, etwas zu thun, wodurch ſeinem Vetter zum zweytenmal ein Unrecht geſchehen würde, das ſo weit langen konnte. Sylvia brachte es auch mit allen ihren Künſten beym General nicht weiter, als daß ſie nach dem Tod ſeiner Gemahlin die Honneurs des Hauſes auf eine Weiſe machen konnte, die ihr für die Gegenwart luſtige Tage und alle Fülle himmliſcher Genießungen verſchaften, und den Oncle nebenbey hie und da merklich zu beſtehlen, ohne daß er es im geringſten merken konnte. Weiters ſah ſie jetzt ſelbſt, daß ſie es mit dem Oncle nicht bringe und fühlte zugleich, daß, ſo brillant ſie auch die Honneurs des Hauſes machte, ſie von der öhern Geſellſchaft, die den General beſucht, doch immer ur als eine arme Tochter, die bey ihrem Oncle das Gnaenbrod eſſe, angeſehen und zum Theil behandelt wurde. In dieſer Lage benutzte ſie ihren Aufenthalt in der Hauptadt, um Aventüren aller Art nachzugehn, durch die ſie uf irgend eine Weiſe dahin kommen möchte, das ſich nun inmal angewöhnte Großthun ihres Lebens bis an ihr Grab rtſetzen zu können. Bey einem dieſer, zwar verunglückn, Verſuche war es, daß ſie mit Helidor, der immer, o es um eine bedeutende Intrigue zu thun war, ſeine aſe ſicher auch mitten im Spiel hatte, in Bekanntſchaft rieth. Aber auch auf dieſem Weg glückte es ihr nicht, oßen Troſt für die Zukunft zu finden. In dieſer Lage leinſchaftlich über dieſe Zurückſetzung empört, die ſie jetzt ſelbſt für endlos erklärte, und die ſie gänzlich nur dem ſtillen Einfluß Arners und Thereſe auf den Oncle zuſchrieb, verbarg ſie ihren Haß gegen beyde, wo ſie immer Gelegenheit dazu hatte, gar nicht mehr, und jammerte laut über das Unglück, das ſie durch den Tod von Arners Großvater getroffen. Das war auch gar natürlich. Sie war bey ihm die Henne im Korb und benutzte das flotte Leben, das unter ihm im Schloß herrſchte, ſo gut als immer der Hummel mit ſeinem Anhang. Sie brachte alle Jahre mit dem General die ſchöne Jahrszeit daſelbſt zu und hatte bey dem Leben, das ſie führte, keinen Menſchen, der ihr bey ſo vielem, das man nicht auf geraden Wegen einlenken und zur Hand bringen konnte, ſo brauchbar war und ſo thätig an die Hand gieng, wie der Hummel. Auch war ſie immer die gröſte Lobrednerin dieſes Manns bey dem alten Junker, und ſagte laut, daß auf hundert Stunden weit herum keine Herrſchaft einen treuern, geſchicktern und ihrem Intereſſe ergebenern Beamteten haben, als Hummel es ſey.

---

§. 92.

Ein Beleg von der Zuverläßigkeit der Weltgeſchichte in den ungleichen Urtheilen der Zeitgenoſſen des Vogts Hummel über dieſen Mann.

Er war aber auch ein Mann, der ſchon ſeit 20 Jahren in der Hauptſtadt viel von ſich reden machte. Man kannte ihn allgemein als einen pfiffigen Teufel, der beym Junker an einem guten Baren ſtehe und ſich daran wohl zu füttern verſtehe, und ſehr viele Leute, die in der Hauptſtadt auch mehr und minder an ſolchen guten Baren ſtehen und ſich daran füttern, lobten ihn als einen für ſeine Stelle vorzüglich tüchtigen Mann, der das Intereſſe des Schloſſes mit Thätigkeit befördern und aber freylich auch auf eine ausgezeichnete Art mit dem ſeinigen zu vereinigen wiſſe. Andere und überhaupt die ganze ſelbſtſtändige Bürgerklaſſe, die Weib und Kind ohne Futter dieſer Art zu verſorgen gewohnt und im Stand iſt, achtete ihn unbedingt für einen der verruchteteſten Blutſauger, die je gelebt und das Verhältniß zwiſchen der Herrſchaft und dem Volk durch tägliche Greuelthaten vergiftet habe. Seine letzte Geſchichte, die ihn unter den Galgen brachte, machte in der Hauptſtadt auch großes Aufſehen und ward einige Tage nach einander das Tagsgeſpräch aller Geſellſchaften. Auch entzweite man ſich in den erſten Tagen in vielen derſelben förmlich über dieſen Vorfall, indeſſen die braven und unabhängenden Leute daſelbſt Arner allgemein lobten, daß er dem verruchteſten Dorftyrannen, der im Herzogthum lebe, den Lohn ertheilt, den er verdient, redten ihm viele, die bey der geſetzloſen Unordnung, die im Land herrſchte, ihre Kühe in der Hauptſtadt wie er die ſeinigen auf dem Dorf melkten und eben ſo, wie er, mit geſtohlnem Futter erhielten, das Wort und legten aus Gründen, die beym Hummel offen auffielen, ein ſehr großes Gewicht auf den Grundſatz, daß es überhaupt im höchſten Grad unanſtändig, dem Intereſſe der Herrſchaften nachtheilig und dem ſo allgemein nöthigen Anſehen der

Obrigkeit gefährlich ſey, wenn im Dienſt und Amt ſtehende Perſonen bey Fehlern, die ſie ſich zu Schulden kommen laſſen, wie unnotable Leute und wie gemeine Schelmen behandelt würden, und dann bemerkten einige noch mit vielem Anſchein ihrer Aufmerkſamkeit auf die Pflichten der Dankbarkeit, Arner habe mit einem Mann, der ſeinem Großvater ſo lieb geweſen und ihm ſo viele Jahre, wenn es die Noth erforderte, ſelber gegen ſeine Mitbürger und gegen ſein Dorf, treu und eifrig gedient, durchaus nicht ſo verfahren ſollen, wie man in ſolchen Fällen höchſtens gegen einen fremden Landſtreicher oder gegen einen unbedeutenden Halunken und Bettler im Land zu verfahren gewohnt ſey. Dieſe Menſchen ſprachen es unumwunden aus, der Hummel ſey 20 Jahre des Junkers rechter Arm geweſen und einige ſagten es rund heraus, der Teufel möchte in Zukunft ſo Herren dienen und ſeiner Lebtag thun, was ſie wollten, wenn man gefahrete, am End auf dieſe Art ſeinen Lohn zu bekommen, und Arner habe durch dieſes Urtheil über den Vogt das Andenken an ſeinen Großvater unter dem Boden auf eine Weiſe geſchändet, wie es vielleicht bey hundert Jahren kein Nachfolger einer Herrſchaft gegen ſeinen Vorfahren alſo gethan. Er hätte ohne alle Widerrede in ſeinem Urtheil über dieſen Mann auf die treuen Dienſte, die er ſeinem Großvater geleiſtet, Rückſicht nehmen und ihn mit Schonung und Billigkeit behandeln ſollen, die wahrlich des gnädigen Herrn Pflicht geweſen wäre. Man gieng ſogar, dieſe Anſicht zu rechtfertigen, in das Umſtändliche des Vorfalls hinein und behauptete: der Junker habe dem Vogt auf die Klage einer armſeligen Bettelfrau, die aber ſchön und eine gute Schwätzerin ſey, gedroht, ſein Wirthshaus zu beſchließen, oder ſeinen Vogtdienſt zu nehmen, und nachdem der Mann, dem wenige Jahre vorher faſt ſein ganzes Hab und Gut durch eine Waſſerfluth zu Grund gerichtet wurde, durch dieſe Drohung zur Verzweiflung gebracht worden, habe der arme Teufel ſich in dieſer Verzweiflung eines Abends übertrunken und ſey im Rauſch, folglich ohne daß er eigentlich wußte, was er im Sinn habe, mit Schaufel und Karſt auf den Berg in den Wald gelaufen und habe allda in der Nähe eines Markſteins vom Junker ein paar Karſtſtreiche gethan, ſey aber von einem muthwilligen Hühnerträger, den er im Rauſch für den Teufel geachtet, erſchröckt, ſinnlos den Berg hinab und ins Dorf gelaufen, und für dieſen eigentlichen Rauſch und Narrencomödie habe ihn der Junker unter den Galgen ſtellen laſſen, und Sylvia, die als Verwandte von Arner bekannt und von allen Seiten über dieſe Geſchichte befragt ward, antwortete: ſie wiſſe nicht eigentlich, was beſtimmt vorgefallen, aber die langen Verdienſte des Manns um das Schloß kenne ſie beſtimmt und ſey verſichert, daß der alte Junker ſich im Grab umkehren würde, wenn er vernehmen könnte, wie Arner dieſen Mann ob einer armſeligen Narrenſache, die er noch im Rauſch gethan, behandelt hat.

Dieſe Anſicht des Gegenſtands hätte vielleicht im ganzen Herzogthum allgemein werden und als eine, mit genugſamen Zeugen belegte, hiſtoriſche Wahrheit und ein Beleg der Abſcheulichkeit der Feudalrechte im allgemeinen angeführt werden können, wenn nicht ein glücklicher Umſtand die diesfällige Verirrung der ſchon oft an der Naſe herumgeführten

Geſchichtſchreiberey diesmal verhütet hätte. Der Herzog hatte nehmlich in ſeinen ſchönern Tagen die Preßfreyheit als den erſten Pfeiler der öffentlichen Wahrheit, als einen nothwendigen Kapzaum der Frechheit und Hinterliſt ſchlechter Beamteter und dadurch als ein heiliges Mittel der Sicherung des Volks und ſeines Wohlſtandes angeſehen und auch ſeit dem ihm böſe Umgebungen ſeine alten Menſchenfreundlichkeitszwecke zum Eckel gemacht, dennoch durchaus nichts von Einführung eines Preßzwangs hören wollen. Helidor und ſeine Clique thaten freylich alles, was ſie konnten, ſeine Geſinnungen hierüber zu ändern. Ein Spottvogel dieſer Zeit ließ ſogar in die Hofzeitung einrücken: der Herzog habe ſeine blinde Lieblingstochter Amalia Volksfreundin verloren und biethe dem eine Krone, der ſie finde und wieder zu Haus und Hof bringe. Die Zeitung kam eben beym Mittageſſen. Ein kühner Höfling las den Artikel laut, der Herzog aber lachte nur dazu; Helidor lachte mit, aber ſagte zu dem Höfling, der neben ihm ſtund: das war ein dummer Streich; der Herzog merkts ſelber, wir verderben uns damit unſer Spiel. Es war auch wirklich von dieſer Zeit an weniger als je von der Einſchränkung der Preßfreyheit im Herzogthum die Rede. Dieſem Umſtand hatte es auch der Junker zu danken, daß er die Lebensbeſchreibung hat drucken und öffentlich machen dürfen, ohne daß ihm die wichtigſten Stellen darin durchgeſtrichen worden ſind. Darum aber iſt auch das ſelbſtſüchtigſte Cliquengeſchwätz über Arners Urtheil ohne alle für ihn nachtheiligen Folgen geblieben. Denn ſobald dieſe Lebensbeſchreibung in die Hauptſtadt kam, riß man ſich eigentlich darum, ein Exemplar davon zu haben, und die

Leute, die Arners Urtheil über den Mann ſo frech und hinterliſtig entſtellt, ſchwiegen jetzt ſämmtlich davon ſtill und waren froh, wenn nur ihnen niemand nichts mehr davon ſagte. So wie dieſe Lebensbeſchreibung geleſen worden, griff der Unwillen über dieſen Mann ſo in aller Edeln Menſchenherzen, daß ſehr viele von den Cliquenmenſchen, die ſich über dieſes Urtheil zu frech und zu unvorſichtig herausgelaſſen, von edeln, geradſinnigen Menſchen darüber zur Red geſtellt, zu Schanden gemacht wurden und ſich ſehr ſchämen mußten.

§. 93.

Arners Schloßeinrichtungen von einer hochadelichen Närrin ins Aug gefaßt.

Aber der Haß der Sylvia gegen Arner und Thereſe war auch durch dieſen Vorfall nur von neuem angeregt. Der Frühling war jetzt da und es konnte keine Rede davon ſeyn, daß ſie in ihrem Leben mehr einen Sommeraufenthalt in Bonnal aufſchlagen und ſich mit des Generals und Arners Geld daſelbſt ſo luſtige Tage und ſo gute Freunde machen könne, wie ſie das bisher und ſo lange gekonnt. Sie war ſeit des alten Junkers Tod ein einziges mal in Arnheim geweſen und fand das alte, flotte, hochadeliche Leben daelbſt ſo ganz verſchwunden und alles, was ſie vor Augen ich, ſo gemeinbürgerlich auf Pflicht, Arbeit und Hausordung berechnet, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, wenige Stunden nach ihrer Ankunft dem General zu ſagen: es iſt mir, wie logirt bey einem Schneider oder Schuhmacher, der vom Morgen bis am Abend an der Arbeit ſeyn muß, ſein Brod zu verdienen und keinen Augenblick finden kann, mit einem Fremden ein Wort zu reden, ohne daß er einen Rock, den er flickt, oder einen Schuh, den er macht, in der Hand hat. — Auch der General fand, daß ſich Arner und Thereſe zu kleinbürgerlich eingerichtet und widerſprach der Sylvia nur ſchwach, als ſie behauptete, Arner lebe völlig, wie ein lumpiger Bauernamtmann, der ſich durch Beſorgung der Küh- und Schweinſtälle, der Schütte und Keller ſeines Herrn jährlich ein paar hundert Gulden zu erſparen ſuchen müſſe. Sie ſagte ferner: auch der Rollenberger, dem ſie die Erziehung ihres Sohns übergeben haben, ſey eines ſolchen Bauernamtmanns Sohn und gewiß weit aus beſſer dafür gezogen, Viehſtälle und Schütten und Keller zu verſorgen, als den erſtgebornen Sohn aus einer der erſten Familien des Herzogthums zu erziehn.

Das iſt die Sylvia, an die die Eichenbergerin den Brief, von dem ich oben geredt, geſchrieben, und von der wir, ehe die Geſchichte Arners vollendet iſt, noch ſo viel hören werden, das ihrer Geburt und ihrer Erziehung werth iſt.

Ende des dritten Theils.

Peſtalozzi's
ſämmtliche Schriften.

Vierter Band.

Mit den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers
aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen,
des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner
Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen
Cantonsregierungen der Eidgenoſſenſchaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ienhard und Gertrud.

Ein Buch für das Volk.

Vierter Theil.

Dritte Auflage.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1820.

Lienhard und Gertrud.

Vierter Theil.

§. 1.

Erſte Zugabe zu der Lebensbeſchreibung der Sylvia.

Arner, Thereſe und Glülphi ſaßen an dem Abend, an dem ſie den Brief der Sylvia, deren Lebensbeſchreibung uns eben vorlag, empfangen, fröhlich und voll Hoffnung für ihr ernſtes Beſtreben bei einander; aber dieſer Brief ſtörte ihre glückliche Stimmung. Sie iſt ein eingefleiſchter Teufel, ſagte Arner, da er ihn geleſen; es geht kein Wort über ihre Lippe und keine Zeile aus ihrer Feder, woven einem ehrlichen Manne nicht die Galle übergehen muß. Arner wußte einen Augenblick nicht eigentlich, was er damit anfangen wolle, und meynte, es wäre das beſte, die Tabakspfeiſe, die er eben rauchen wollte, damit anzuzünden. Thereſe und der Lieutenant aber waren nicht dieſer Meinung.

Nein, nein, ſagte Thereſe, dieſen Lügen-Brief mußt du mir nicht verbrennen, er kann uns noch zu etwas recht gut ſeyn.

Arner. Und wozu denn?

Thereſe. Den Oncle zu überzeugen, wie ſie auch über ihn lügt.

Arner. Dürfen wir ihm denſelben zeigen, wie er iſt?

Thereſe. Ja freilich, wir müßen es.

Arner. Aber fürchteſt du nicht der Oncle denke zum Theil wirklich auch ſo, wie ſie ſchreibt?

Thereſe. Wenn er zum Theil auch wirklich ſo denkt, ſo hat er doch ſicher das nicht geſagt, was ſie ſchreibt. Es iſt gar nicht ſeine Art, ſich ſo auszudrücken, und ich wette, er weiß von dem Brief kein Wort.

Arner. In dieſem Fall dünkt mich ſelber, es könnte gut ſeyn, daß wir ihn ihm zuſchicken; aber ich muß ihn doch noch einmal leſen, ich habe ihn nur durchblättert. — Mit dem nahm er den Brief in die Hand, las ihn mit Aufmerkſamkeit und ſagte dann: ja, es dünkt mich jetzt ſelber, du habeſt recht; ich will ihm den Brief ſchicken und ihm unverholen ſchreiben, was ich über denſelben und auch über die Schreiberinn deſſelben denke.

Thereſe. Das iſt recht, er hat es nöthig, daß man ihm über beydes die Wahrheit ſage.

Die ganze Nacht über lag Arnern dieſer Brief und die Antwort, die er darauf ertheilen wolle, vor der Seele. Er konnte keinen Augenblick ſchlafen, ſtand am Morgen früh auf und ſchrieb dann an ſeinen Oncle folgenden Brief:

Hochgeborner Herr General!
Theurer, lieber Oncle!

Sie wiſſen, daß ich für unſere Sylvia ſeit dem Tode ihres Vaters, über den ich mich auch ſonſt ſo ſehr zu beklagen habe, in allen Fällen das herzlichſte und ernſthafteſte Intereſſe zeigte, und von meiner Seite für ihr Glück gern beitragen würde, was ich immer könnte; aber ihr Character nimmt zuſehends eine Richtung, deren Folgen mir für ſie ſelber bang machen müßen.

Sie hat ganz gewiß ohne alle Urſache ſich einen ganz wüthenden Haß gegen mich und die Meinigen überlaſſen und urtheilt über mich, mein Benehmen und meine Einrichtungen mit einer Frechheit und Unverſchämtheit, die ohne Grenzen iſt. Das Ganze ihres Erziehungsgangs, ſowie das Ganze ihrer jetzigen Lebensweiſe macht ſie über das, was Erziehung iſt und ſeyn ſoll, ſo unfähig zu urtheilen, als je ein Menſch in der Welt darüber zu urtheilen unfähig iſt, und doch miſcht ſie ſich in die Beurtheilung meiner diesfälligen Anſichten, Grundſätze und Maßregeln auf eine Weiſe ein, die geradezu unerträglich iſt, und von der ſie in dem Brief, den ich geſtern von ihr erhalten, ein Probeſtück abgelegt, das alle Schranken des Verhältniſſes, in dem ſie ſich gegen mich befindet, überſteigt. Ich hätte ihn aber dennoch blos mit Verachtung beyſeits gelegt, ohne ihm die geringſte Folge zu geben; aber da ſie in Rückſicht auf mehrere Punkte, die ſie berührt, ſich auf Sie beruft, ſo dürfte und wollte ich nicht anders, als den Brief, ſo wie ich ihn empfangen, Ihnen zuſenden. Ich bin überzeugt, es iſt unmöglich, daß Sie dieſe ſtolze Baſe bei allen ihren Spiel-, Tanz- und Bonmots-Fertigkeiten für einen competenten Richter der Maßregeln, die ich für die Erziehung meiner Kinder nehmen ſoll, anerkennen. Eben ſo bin ich überzeugt, Sie können es nicht als eine henkersmäßige Härte anſehen, daß ich einer armſeligen Dorfdirne, die ſich zu mir ins Schloß geſchlichen, um die bravſten Leute aus ihrem Dorf zu verleumden und zu verſchreyen, gedroht, ſie mit dem Harſchier heimzuſchicken. Es iſt zwar wahr, ſie kleidet ſich nicht wir eine andere gemeine Bauerntochter, ſondern vom Kopf bis zu den Füßen wie eine anmaßliche aber halbverlumpte Stadttochter, und iſt auch, als ſie zu mir kam, damit ſie keine Kothſchuhe ins Schloß bringe, auf einem Müllerkarren bis ins Schloß gefahren. Das aber, ich weiß, Sie finden es auch alſo, iſt doch kein Grund, daß ich ſie, wenn ſie Lumpenſtreiche macht, auf eine andere Weiſe behandeln ſollte, als ich jedes andere Dorfweib im gleichen Fall behandeln würde.

Lieber Oncle! Es iſt in meiner Lage äußerſt wichtig, daß ich frechen Leuten in meinen Dörfern zeige, ſie haben es Geſchwatzwerk halber nicht mit meinem Großvater zu thun. Das Unglück iſt namenlos, das daraus entſtanden, daß er Schurken und Verläumdern gegen ehrliche Leute Gehör gegeben. Lieber Oncle! Ich wüßte nicht, in welchem Grad ich mich ſelber verachten müßte, wenn ich Leuten, die meine Schwäche mißbrauchen wollten, um ihre Nachbaren bei mir zu verleumden und ihnen Unrecht zu thun, nicht zeigen würde, in welch' einem hohen Grad ich dieſe Handlungsweiſe verabſcheue, und wie ſehr ich ſie zu beſtrafen für meine Pflicht halte. Und dieſe Eichenbergerinn hat hierin auf eine Weiſe gefehlt und ſich mit einer Frechheit benommen, die allen Glauben überſteigt, und iſt dabei im Ganzen ihres Seyns und Thuns eine ſo elende Creatur, daß es mir doch unbegreiflich iſt, wie Sylvia es nur in den Mund nehmen darf, ſie wäre in meinem Schloſſe für meine Kinder brauchbar. Gott bewahre mich davor, eine ſolche Kreatur einen Augenblick neben meinen Kindern im Schloß zu haben. Weniger verwunderte ich mich über das, was Sylvia über Glülphi und Rollenberger Böſes geſagt. Beyde ſind Männer, deren Werth über das, was ſie zu beurtheilen fähig iſt, weit erhaben iſt. Ebenſo begreife ich gar wohl, daß viele von den Einrichtungen, die ich in Bonnal mache und machen muß, ihr nicht gefallen. Aber ich kann durchaus auf ihre diesfälligen Anſichten und Wünſche keine Rückſicht nehmen. Der Plan meines Lebens iſt gemacht und ſteht unerſchütterlich feſt; ich will als Vater meiner Herrſchaftsangehörigen leben und ſterben, aber Ihrem und meinem Namen damit gewiß auch keine Schande machen. Dieſer Vorwurf könnte mir freilich auch nur als Ahndung ſeiner Möglichkeit weh thun, aber im Mund der Sylvia, deren Vater unſerm Namen, wie vielleicht bei hundert Jahren kein Edelmann ſeiner Familie, Schande gemacht hat, iſt dieſer Vorwurf doch nur frech und konnte um ſo weniger einen Eindruck auf mich machen, da ich überzeugt bin und es auch Ihnen, lieber Oncle! nicht verhehlen will, daß Sylvia, wenn ſie gewiſſe Verbindungen, die ſie, wie ich gewiß weiß, in der Hauptſtadt hat, nicht aufgiebt, in die Lage kommen kann, uns Schande zu machen, wie ihr Vater uns Schande gemacht.

Lieber Oncle! Es kommt Ihnen vieles nicht zu Ohren, das man ihr in der Hauptſtadt öffentlich zur Laſt legt.

Man hat Achtung für Sie und ſchont Ihres Alters; aber die Sache iſt gleich wahr. Sie hat in der öffentlichen Achtung ohne Grenzen verloren, und die Lobreden, die ihr im Anfang nach ihrer Rückkunft zu Theil wurden, ſind allenthalben, wo ſie einen wirklichen Werth haben konnten, verſtummt. Ich ſage das nicht, um ihr bei Ihnen ein böſes Spiel zu machen; aber ich bin überzeugt, wenn irgend etwas Sylvia von ihrem mehr als unvorſichtigen Benehmen zurückbringen kann, ſo iſt es ein Wort von Ihnen. Ich weiß, Sie nehmen herzlichen Antheil an ihrem Glück, und Sie können es am meiſten dadurch befördern, daß Sie ſie aufmerkſamer auf ſich ſelbſt machen. Es iſt unbegreiflich, wie ſie ſich ſelbſt vergeſſen und denken kann, ich habe der Eichenbergerinn mit dem Harſchier gedroht, weil ſie ihr bei ſich Zutritt gönne. Ich finde dieſen Zutritt freylich unſchicklich und nichts weniger als ehrenhaft, aber ich wußte nichts davon, bis ſie mir es ſelbſt geſchrieben. Seitdem ich es aber weiß, kann ich mich auch nicht enthalten, zu denken, daß Sylvia durch Bekanntſchaften von dieſer Art, am Ende in der Hauptſtadt zum Geſpött werden muß, wie die Eichenbergerinn dieſes in ihrem Dorf iſt und werden mußte, weil ſie in allen Rückſichten etwas anderes und etwas mehr ſeyn will, als ſie wirklich iſt. Daß ſie es wagt, mir mit Ihnen zu drohen, will ich nicht einmal berühren. Ich würde Ihnen Unrecht thun, wenn ich einen Augenblick dächte, ſie könnte durch Unwahrheiten und Niederträchtigkeiten bei Ihnen jemals zu dieſem Ziel gelangen. Sie waren immer unſer lieber, guter Oncle, und ich und meine liebe Frau werden uns immer beſtreben, Ihrer Liebe und Güte würdig zu bleiben.

Arner von Arnheim.

§. 2.

Ein ſchwacher Mann, den die Niederträchtigkeit an der Naſe herumführt.

Der General war über den Brief Arners betroffen und über denjenigen der Sylvia im Ernſt empört. Er fand ihn beym erſten Durchleſen ohne Grenzen unverſchämt, und konnte es gar nicht begreifen, wie ſie es habe wagen dürfen, dieſen Brief hinter ſeinem Rücken und ohne ihm nur ein Wort davon zu ſagen, an Arner abgehen zu laſſen. Sie hatte dem General nicht einmal geſagt, daß ſie im Sinne habe, Arner über dieſe Eichenbergergeſchichte einen Vorwurf zu machen. Er hatte den Brief auch kaum geleſen, ſo ließ er ſie rufen. Als ſie kam und ihren Brief an Arner offen auf dem Tiſch liegen ſah, war ſie äuſſerſt betroffen. Sie hatte ſich nicht vorſtellen können, daß Arner es wagen dürfe, dem General dieſen Verdruß zu machen und ihm ihren Brief zuzuſenden. Sie wußte ſich im erſten Augenblicke nicht zu benehmen. Der General fuhr ſie roh an. Er war ſeit ſeiner Frauen Tod niemals über ſie erbittert wie jetzt. Er ſagte ihr in der erſten Hitze, was ſie auch denke, Arner alſo zu ſchreiben; ob ſie nicht denke, wenn er ſtürbe, ſo habe ſie in der Welt niemand mehr als Arner, und es könne ihr leicht, leicht dazu kommen, daß ſie noch bei ihm das Gnadenbrod ſuchen müſſe. Sie weinte auf dieſes Wort, faßte ſich aber doch ſchnell und ſagte: ſie wollte lieber zu den Zigeunern laufen und ſich bis in die Türkey durchbetteln, als bei Arner das Gnadenbrod ſuchen. Das iſt das gleiche Wort, das ſie der Kloſterfrau antwortete, die ihr ſagte, ihre Verwandte werden ſie nicht aufnehmen, wenn ſie aus dem Kloſter weglaufe. Der General erwiederte ihr heftig, was ſie ſage ſey unvernünftig geredet, und Arner habe das an ihr nicht verdient.

Sylvia. Er iſt mir unausſtehlich, und nicht nur mir, er iſt es allen Menſchen, die nicht jedermann vor den Kopf ſtoßen und nicht alles in der Welt auf den Kopf ſtellen wollen.

General. Das iſt nicht ſo. Ich höre hie und da gar viel Gutes von ihm. Er hat ſelber bei Hofe viele Freunde.

Sylvia. Er wird ſie wohl verlieren; er macht Narrenſtreiche über Narrenſtreiche.

General. Es gefällt mir auch nicht alles was er thut; aber er iſt noch jung, und junge Leute wollen immer etwas Eigenes haben.

Sylvia. Er verliert ſeine Jugend und gibt in der ſchönſten Zeit ſeines Lebens ſeinem Haus eine Richtung, die ſeinem und unſerm Namen Schande machen muß.

General. Schweig doch, ſchweig doch von dieſem Schand machen, wenn er auch in ein und anderm nicht ſo aufmerkſam auf ſeinen Familienrang und auf ſeine Familienehre iſt, als ich es gern ſähe, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß das unſerer Familie Schand machen werde. Man weiß eigentlich noch nicht, wie das, was er thut, ausfallen wird, und übrigens mag das ſeyn, wie es will, ſo gibt dir das kein Recht, ihm ſo unverſchämt zu begegnen, wie du es in deinem Brief gethan haſt.

Sylvia. Er hat mich mit ſeinem Benehmen gegen die Eichenbergerin, die er wie eine Landſtreicherinn behandelt, übernommen.

General. Was geht dich dieſes Menſch an? Ich habe es einmal geſehen, es hat wirklich das Ausſehen einer Landſtreicherinn, und ich kann nicht begreifen, daß du ſie dem Vetter für die Erziehung ſeiner Kinder anrathen dürfteſt, und was er von ihr ſchreibt, macht, daß ich dir im Ernſt ſagen muß, ich wünſche, daß du ſie nicht mehr in mein Haus hinein laſſeſt.

Sylvia. Ich laſſe ſie ja nur auf meine Stube und auch nur, wenn niemand rechter bey mir iſt, zu mir kommen.

General. Du vergiſſeſt, daß deine Stube in meinem Haus iſt, und in meinem Haus will ich in keiner, in gar keiner Stube, daß man Leute darin empfange, die man nicht bey ſich ſehen laſſen darf, wenn jemand rechter darin iſt.

Sylvia. Ich habe doch bisher geglaubt, ich ſey in meiner Stube in ſo weit frey; wenn ich's aber nicht darf, ſo will ichs eben nicht mehr thun.

General. Was du mir für ein Geſicht machſt. Du wirſt ſeit einiger Zeit offenbar auch gegen mich ſo frech, daß ich mich bald nicht mehr erwehren kann zu denken, was du mir liebs und freundliches erweiſeſt, ſey nur geheuchelt, und du wollteſt in deinem Herzen lieber auch mit mir ſo grob und ſo unverſchämt ſeyn, als ich hundertmal ſehe, daß du ſonſt mit jedermann gern biſt.

Sylvia fühlte, daß er auf dem Punkt ſey, ganz durchzuſehen, was in ihrem Benehmen gegen ihn wahr iſt. Natürlich erſchrak ſie darüber, und doch allem auf, dem Oncle, bei dem es ihr nur ſo lang er in ſie vernarret blieb, recht wohl ſeyn konnte, dieſen Gedanken mit aller Kunſt, deren ſie fähig war, aus dem Kopf zu bringen, und wollte natürlich ſich in keine beſtimmte Erläuterung darüber mit ihm einlaſſen. Sie kannte dafür andere Mittel. Sie ſprang von ihrem Stuhl auf, fiel ihm um den Hals und weinte in dieſer Stellung ſchluchzend und mit Thränen, ohne ein Wort zu ſprechen. Der Oncle wollte ſich von ihr losmachen und ſagte: mit dem biſt du nicht anders als du biſt; laß mich jetzt gehen. — Sie aber blieb feſt in ihrer Stellung und ſeufzte immer tiefer. Er wiederholte: laß mich gehen und zeig dich in Zukunft anders als bisher. — Jetzt fing ſie endlich an zu reden, und ſagte: mein Gott! mein Gott! Oncle, Sie machen mich zum unglücklichſten Menſchen, der auf Gottes Boden herumgeht, wenn Sie glauben können, ich ſey gegen Sie undankbar. Lieber, lieber Oncle! ſetzen Sie mich auf die Probe; ich will durch Feuer und Waſſer laufen, wenn ich Ihnen dienen kann.

Der ſchwache Alte war ſchon wieder auf dem Rückweg zu einer freundlichern Stimmung und ſagte: ſchweig mir jetzt, ſchweig mir jetzt hievon, es wird ſich zeigen, wie du dich betragſt; für einmal will ich jetzt lieber von etwas anderm reden."

Sylvia erwiederte: es iſt wahr, kommen Sie, Oncle, es iſt ja die Stunde, wo wir gewöhnlich mit einander Schach ſpielen.

Nun, nun, ſagte der Oncle, vor einer Stunde hätte ich nicht geglaubt, daß ich heute mit dir Schach ſpielen würde.

Kommen Sie jetzt, erwiederte Sylvia, und während dem ſie den Tiſch bereitete, nahm ſie Arners Brief an ihn weg, ſchob ihn in Sack, fieng das Spiel ſchnell an, ließ ihn eine Weile gewinnen, verwirrte ihn dann wieder, lenkte ſeine Aufmerkſamkeit lebendig auf's Spiel, war heiter und froh, nahm ihn, wenn ſie lachte und ſcherzte, bei der Hand, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, und ſie hatte ihn bald völlig wieder, wo ſie ihn wünſchte. Er fieng zwar wieder einmal, aber jetzt in einer ganz andern Stimmung, an zu ſagen: es iſt wie du Arner geſchrieben.

Sylvia erwiederte: es iſt wahr, es ſind mir in einem Brief ein paar unvorſichtige Worte an ihn entfallen.

Was? was? ein paar Worte? erwiederte der General, der ganze Brief iſt von Anfang bis ans End ein Meiſterſtück von Unverſchämtheit.

Sylvia. Verzeihen Sie, Sie wiſſen, worüber ich aufgebracht war, und es iſt doch auch nicht recht, daß er ſich erlaubt, über mich zu urtheilen und abzuſprechen, wie er es ſelber in ſeinem Brief an Sie gethan hat. — Und faſt halb in Thränen ſetzte ſie jetzt noch hinzu: er thut mir, weiß Gott, darin unrecht, Oncle! und das kann einer Perſon, die ſonſt ſo unglücklich iſt als ich bin, nicht anders als weh thun.

General. Schweig jetzt davon, ich will ſelber gern glauben, daß er in dem Urtheil, welches er in ſeinem Brief über dich fäll', zu weit geht. Aber es ſcheint, ihr fehlet hierin Beyde, und ihr müßt das in Zukunft gut ſeyn laſſen und einander nicht gegenſeitig plagen.

Sylvia. Machen Sie nur, Oncle, daß er mit mir wieder gut wird, es ſoll dann an mir gewiß nicht fehlen.

Der General erwiederte: ich will das gern thun, ſo viel ich kann und ihm ganz gewiß unpartheyiſch auf ſeinen Brief antworten.

Sylvia wiederholte die Worte: er ſolle ihr Arner wieder gut machen und ſie wolle auf ihrer Seite gewiß thun was recht ſey.

Der General verſprach es ihr noch einmal. Aber als er am Morgen Arners Brief beantworten wollte, konnte er ihn bey allem Nachſuchen nicht mehr finden. Er wußte auch ſeinen Inhalt bei fernem nicht mehr deutlich. Viel deutlicher aber erinnerte er ſich der Bitte der Sylvia: er ſolle ihr doch ihren lieben Vetter helfen wieder gut machen. Seine Antwort fiel ſo aus, daß man darin wohl ſah, was er vom Inhalt des Briefs vergeſſen und was er davon noch behalten. Sie lautet wörtlich alſo:

§. 5.

Man kommt mit dem auf beiden Achſeln tragen nirgend wo gar weit.

Lieber Vetter!

Dein Brief hat mir Mühe, recht ſehr Mühe gemacht.

Ich wollte dir ihn umſtändlich beantworten, aber er iſt mir, ich weiß nicht wie, abhanden gekommen, faſt ehe ich ihn recht geleſen; ich kann alſo nicht in's Umſtändliche deſſelben eintreten. Der Vorfall mit der Eichenbergerinn ſcheint mir die eigentliche Urſache der verdrüßlichen Stimmung zu ſeyn, die zwiſchen dir und der Sylvia jetzt ſtatt findet. Ich weiß nicht, wer dieſe Eichenbergerinn iſt, und was ſie für ein Menſch iſt, und es liegt mir gar nichts daran, ob du ſie mit dem Bettelvogt oder mit dem Harſchier im Land herum führen laſſeſt. Ich wußte auch gar nicht, was mit ihr in deinem Schloß vor deiner Audienz vorgefallen, und Sylvia hatte gar unrecht, mich in Rückſicht auf das Narrenſpiel mit dieſer Dorfdirne hineinzuziehn. Ich will gar nichts davon wiſſen. Ich miſche mich auch gar nie in Sachen, die mich nichts angehen, inſonderheit wenn's Sachen ſind, die eine Audienzſtube angehen; um ſolche Sachen kümmert ſich ein alter Offizier ſo wenig als um den Mann im Mond. Darin hat Sylvia ganz unrecht, ſo wie auch darin, daß ſie das, was ſie dir ſagen wollte, ſo unverſchämt grob geſagt als ſie gethan. Ich habe es ihr auch im Ernſt verwieſen und geſagt, ſie hätte an ihren Vater und an das große Unrecht denken ſollen, das er dir gethan. Sie geſteht jetzt auch ſelber, daß ſie ſich hierin übereilt. Aber laß es jetzt auch damit gut ſeyn und vergiß, was diesfalls geſchehen. Du biſt indeſſen auf deiner Seite auch zu weit gegangen. So ſchlecht als du ſie in deinem Brief ſchilderſt, iſt ſie doch auch nicht. Sie kann Fehler haben und ich glaube ſelber, daß ſie welche hat, aber daß wir fürchten müſſen, ſie werde uns in dem Grad, wie der Erzſchlingel, ihr Vater, Schande machen, das iſt jezt doch auch nicht. Nein, ſo etwas haben wir von ihr gewiß nicht zu fürchten. Es geht mir hierin ihrenthalben wie mit dir. Man muß nie das Schlimmſte glauben. Wenn ich alles glaubte, was ich von dir ſchon gehört habe, ich würde dir ganz gewiß das größte Unrecht thun. Aber ich thue es nicht. Ich weiß, daß du in der Hauptſtadt Feinde haſt, und halte alles was ich glaube, das von dieſen herkommen könnte, ſchon zum voraus für nicht wahr. Du haſt aber auch Freunde und warme Freunde daſelbſt, und da mag mir Sylvia und die halbe Welt böſes von dir ſagen, ich glaube lieber das Gute, das ich von deinen Freunden von dir höre. Ich bitte dich, vergiß jezt den Narrenbrief der Sylvia. Sie ſieht, daß ſie unrecht hat und ſie wird ſicher ſo etwas nicht wieder thun. Es iſt äuſſerſt unangenehm, wenn zwiſchen Perſonen, die in ſo nahen Verhältniſſen zu einander ſtehen, dauernde Mißhelligkeiten obwalten. Mache, daß wenn wir bald einmal, wie es ſeyn kann, zu dir kommen, ich keine Geſichter antreffe, die einander ſcheel anſehen. Ich komme nicht an einen Ort, wo dies der Fall iſt. Wenn wir zu dir kommen, ſo mußt du machen, daß alles froh und freundlich mit einander iſt. Wir fehlen alle ſamt und ſonders viel, und keiner meynt, daß er fehle, ein jeder glaubt, ſeine Meinung und das was er will, ſey das beſte. Darum muß ein jeder immer trachten, ſich mit dem andern zu vertragen. Du kannſt ſicher ſeyn, wenn ich hie und da auch etwas an dir und an dem, was du thuſt, nicht ſo finde, wie ich es gerne hätte, ſo bin ich doch immer dein dich aufrichtig liebender Oncle, und deine Thereſe und deine Kinder können deſſen verſichert ſeyn wie du.

General v. Arnheim.

---

§. 4.

Es iſt nicht gut, in die Hände eines ſolchen Weibes zu fallen.

Das Wort der Sylvia an ihren Oncle, er ſolle doch machen, daß Arner wieder mit ihr gut werde, ſie wolle denn auch thun, was recht ſey, war nichts weniger als Ernſt. Sie trieb mit dieſem Wort mit dem guten Alten nur den Narren. Dieſer nahm es auch ſehr treuherzig auf und redte dem guten Arner, wie wir geſehen haben, mit allem Ernſt zu. Sie aber änderte in ihrem Benehmen gegen Arner diesfalls kein Haar, und hörte keinen Augenblick auf, dem alten Haß, den ſie gegen ihren Vetter trug, freyen Lauf zu laſſen, wo ſie immer konnte und mochte, und ſuchte beſonders ſein Benehmen als Edelmann und Herrſchaftsherr, wo ſie immer konnte, verächtlich zu machen. Seit einiger Zeit gab ſie ſich alle Mühe, über die Art, wie er die Verbrechen Hummels beſtrafte, ihr Geſpött zu treiben. Sie wußte, daß dieſe Behandlungsweiſe den in der Hauptſtadt üblichen Rechtsformen entgegenſtanden, und da ihr daran gelegen war, Arner in der Hauptſtadt und bei Hofe ſo viel als möglich lächerlich zu machen, ſo ſäumte ſie keinen Augenblick, dieſe Geſchichte an beiden Orten zum Tagsgeſpräch des guten, halbguten und ſelber auch des viertelguten Tons daſelbſt zu machen, und gab ſich beſonders Mühe, bey dieſem Anlaß Helidor mit den Lächerlichkeiten ihres lieben Vetters bekannt zu machen.

Dieſer Mann, der die eigentliche Oberbehörde alles Muthwillens, aller Verſchwendung, aller Unſittlichkeit, aller Unrechtlichkeit und aller Verfänglichkeit iſt, das von oben herab durch Unterbehörden das Herzogthum auſſer allen wirklichen Regierungsſegen hinauswirft, dieſer Mann, der an der Stuffe des Throns ein Spiel treibt, das ihn nöthigt, auf alles, was im Land Außerordentliches auch nur ſpuckt, will geſchweigen geſchieht, aufmerkſam zu ſeyn, wußte bisher nicht einmal, daß ein Edelmann im Land lebt, der Arner hieß, fand das, was Sylvia von ihm erzählte, ſo verächtlich ſie es ihm auch darſtellte, doch weit mehr auſſerordentlich als lächerlich. Er frug genau bey ihr nach, was Arner eigentlich thue, und was er eigentlich wolle. Ueber ſein Wollen ſagte Sylvia, er ſey ein Narr, er wiſſe es ſelbſt nicht; über ſein Thun war ihre vorzüglichſte Bemerkung, er behandle alle Leute, die ſeinem Großvater lieb geweſen, übel, und habe ob einem armſeligen Karſtſtreich, den der Vogt Hummel im Rauſch bey einem ſeiner Marchſteine gethan, einen Rechtslerm angefangen, wie wenn er die ganze Chriſtenheit verrathen und bey dieſem Anlaß alle Vorgeſetzten im Dorf zu Schanden gemacht und ſie ob kleinen Vortheilen, die ſie ſich in der Verwaltung des Gemeinguts, wie dieſes in allen Dörfern geſchieht, erlaubt, nicht etwa blos beſtraft, ſondern bei den ärgſten Bettlersleuten und Halunken im Dorf um Verzeihung zu bitten gemacht. — Helidor fragte: was er bey dieſem zu Schandenmachen der Vorgeſetzten im Dorf eigentlich ſuche? — Sie erwiederte: aus allem, was ſie ſehe, gehe hervor, er wolle das unterſte zu oberſt kehren, und glaube, man müſſe immer dem Untern gegen den Obern, dem Armen gegen den Reichen aufhelfen. Dieſer Narrengedanken ſcheint mir bey allem, was er thut, im Hintergrunde zu liegen. Er entreiſſe z. B. den großen Bauern die Weidvortheile und gebe ſie den Bettlern. Auch ſey er mit dem gemeinſten Lumpengeſindel ſo freundlich als er immer könne, und hingegen mit Leuten, die etwas mehr zu bedeuten haben, und ſogar mit Perſonen von ſeinem Stand, ſo grob und ungeſchliffen, als er nur immer könne. Sie brachte ſogar die Geſchichte mit der Eichenbergerinn in Anregung. Von der Schule und dem, was diesfalls Arner vorhabe, wußte ſie noch gar nichts.

§. 5.

Irreligiöſe Verruchtheit in einen Mantel gehüllt, der viele zu verführen geeiguet iſt.

Das ſind Narrheiten, ſagte Helidor am Ende zu Sylvia, die dem Herrn von Arnheim ſelbſt vergehen werden, wenn er ſie noch eine Weile getrieben.

So wenig er indeſſen dem Thun Arners einiges Gewicht zu geben ſchien, ſo ſagte er doch zur Sylvia, ſie ſolle ihn forthin berichten, was ſie von Arners Thun weiters vernehme. Auch gefiel er ſich zu dieſer Zeit öfters davon zu reden und zu ſagen: die Anſichten, von denen Arner ausgehe, und von denen auch der Herzog ehemals ausgegangen, ruhen troz allem Anſchein von Weisheit und Heiligkeit, den man ihnen zu geben geneigt ſey, auf irrigen Fundamenten. Auch arbeite die Menſchen-Natur den Folgen ihrer Täuſchung in allen Verhältniſſen ſelber entgegen. Alles in der Welt, ſagte er ferner, was noch immer von dieſer Träumerſorgfalt für die Armen und Elenden im Land ausgieng und auf die Grundlage eines Bruder- und Schweſterſinns, der in uns liegen ſollte und nicht in uns liegt, gebaut worden, hat noch geſcheitert.

Wo er immer ſeinem irreligiöſen Sinn freyen Lauf laſſen durfte, machte er dem göttlichen Erlöſer des Menſchengeſchlechts ſelber den Vorwurf, er habe wirklich einen ſolchen Träumer-Zuſtand der Menſchheit bezweckt, und das bürgerliche Eigenthum der Menſchheit durch den Bruder- und Schweſterſinn des Glaubens, den er predigte, wo nicht ſo viel als aufgelöst, doch die Freiheit in den weſentlichſten Genießungen derſelben untergraben und zu Grund richten, oder wenigſtens dem Dienſt ſeines Glaubens und ſeiner Gläubigen unterordnen wollen. Dann ſezte er mit dem ganzen Hohn ſeines Unglaubens und ſeines Spottgeiſts noch hinzu: was iſt denn aus dem hohen, göttlichen Bruder- und Schweſtertraum geworden? Man frage die Geſchichte, und ſehe darinn, wie bald das Gemeingut ſeiner Gläubigen in Kloſtergut reicher Prieſter hinübergegangen, vor deren Thüren die gemeinen Chriſten zum Lohn ihres Glaubens bald Allmoſen betteln mußten. In dieſen engern Kreiſen, ich möchte ſagen, in den Kreiſen, in denen er der Selbſtſucht eins durch Unglauben und Liebloſigkeit verhärteten Herzens, ganz freyen Lauf laſſen konnte, ſprach er dem Recht der Fürſten eben ſo ſehr Hohn als er darin mit den Anſprüchen der Prieſter ſein Geſpött trieb; denn ob er gleich die Nothwendigkeit der unbedingten Freyheit und Willkühr der Macht auch in dieſen Kreiſen behauptete, ſo äuſſerte er ſich in denſelben darüber dennoch, dieſe Freyheit und Willkühr der Macht ſey freylich nur um der Schlechtheit und Unwürdigkeit der Menſchennatur ſelber willen, und von wegen ihrer notoriſch beurkundeten und unwiderſprechlich bewieſenen Unfähigkeit zu einer höhern und edlern Geſtaltung, nothwendig. Er erkannte durchaus weder für Zeit noch für Ewigkeit etwas Göttliches in unſrer Natur, und behauptete auf das Fundament dieſer niedrigen Anſicht, die er ſich von ihr machte, unſer bürgerliches Daſeyn könne und müſſe weſentlich mit feſter und überwägender Rückſicht auf das Thieriſche unſerer Natur ins Aug gefaßt werden, indem es gänzlich unmöglich, die ſich in dieſem Zuſtand unausweichlich durchkreuzenden und gegenſeitig anſtoſſenden Anſprüche der Selbſtſucht unſrer Natur genugſam im Zaum zu halten und dadurch einen allgemeinen Ruhzuſtand im geſellſchaftlichen Leben zu erzielen, als durch Mittel, die der Selbſtſucht der größern thieriſchen Kraft über die Anſprüche der kleinern und ſchwächern ein entſcheidendes Uebergewicht verſchafft.

Alſo auf dieſe Weiſe von der Nothwendigkeit der bürgerlichen Rechtloſigkeit des größern oder desjenigen Theils unſers Geſchlechts, den er das Volk hieß, überzeugt und hierüber ganz mit ſich ſelber einig, mußte ſich auch der letzte Schatten eines Gefühls von einem innern, aus dem Göttlichen unſerer Natur hervorgehenden allgemeinen Recht unſers Geſchlechts in ihm vollends verlieren. Er konnte desnahen auch nicht anders, er mußte den Gedanken an ein brüderliches und ſchweſterliches Verhältniß deſſelben, das uns gemeinſam durch Glauben, Liebe und Treue untereinander vereinige, als ein Traumgebilde unſerer verirrten Einbildungskraft und als einen Affengeluſt anſehen, der uns auſſer die Wahrheit unſerer Natur heraus und über dieſelbe in eitle, vergängliche Wolken emporhebe. Er konnte nicht anders, er mußte dieſen Gedanken als eine Anſicht erklären, die mit der thieriſchen, aber nach ihm einzig wahren Baſis unſerer menſchlichen Verhältniſſe im Widerſpruche ſtehen und ſich auf keine Weiſe als wirkliche, menſchliche Wahrheit bewähren können. In dieſen Kreiſen, wo er durchaus offen ſprach, und ich möchte ſagen, weder vor Gott noch vor den Menſchen irgend eine Scheue zeigte, machte er ſich gar nichts daraus, es geradezu auszuſprechen, das Chriſtenthum habe in ſeinem Urſprung ſolche, dem Weſen aller bürgerlichen Vereinigung widerſprechende, Grundſätze gehabt und nicht ohne Schlauheit und Kunſt auf die Anerkennung derſelben losgearbeitet. Die Geſchichte zeige indeſſen eben ſo klar, daß die frommen Lobredner eines ſolchen Bruder- und Schweſtervereins nach den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums, ſehr bald eben ſo niedrige Lobredner und Auspoſauner eines rechtloſen Zuſtands des menſchlichen Geſchlechts im verwerflichſten Herrendienſt und des unbedingt blinden, ungöttlichen und widergöttlichen Gehorſams im Menſchendienſt geworden.

So ſehr aber dieſer tollkühne und verwegene Frevler alles göttlichen und menſchlichen Rechts Arner's diesfällige Meinungen und Beſtrebungen in ſeiner Lage und in ſeinen Verhältniſſen gegenwärtig ganz für unbedeutend achtete und ſo ſehr er ſich auch überzeugt hatte, daß alle Verſuche, die eine ſolche Tendenz haben, in unſerer jetzigen Welt ſcheitern werden und ſcheitern müſſen, ſo ſagte er denn doch: es gibt auch in dieſer unſerer jetzigen Welt Augenblicke, die dieſen Träumen auf eine Weiſe ſehr günſtig ſind, und die Umſtände, in denen wir leben, ſcheinen dieſes vorzüglich zu ſeyn. Er erklärte ſich darüber beſtimmt alſo: die vielſeitige Noth unſerer Tage macht tauſend und tauſend Menſchen nach ſolchen Träumen haſchen, und ſie die Schiffbrüchige einen Strohhalm für einen Maſtbaum anſehen, von denen nur vor 20 Jahren keinem einzigen nur der Sinn daran gekommen wäre, nach einem ſolchen Traum zu haſchen. Aber in dem er alſo die keimende Zeitneigung, ſich an Strohhalm von ihm ſo geheißener ſchwacher Glaubensträumereyen feſt zu halten und ſogar die Rettung von großen und allgemeinen Landesübeln zu erwarten, dem Drang unſerer gegenwärtigen Geldnoth zuſchrieb, verbarg er ſich denn ſorgfältig, daß dieſer Gelddrang, der im Herzogthum wirklich groß iſt, weſentlich und unwiderſprechlich von dem Sittenverderben herrührt, das er ſelbſt durch den Luxus, den Müßiggang und, das Gaukler- und Comödiantenleben, das ehemals im Landgar nicht Brauch und Recht war, das aber er bei Hof und in der Hauptſtadt eingeführt und ſelber in alle Dorfwinkel des Landes ſich einſchleichen gemacht habe. Er ſchrieb desnahen auch, in dieſer Verblendung lebend, dieſes Unglück nicht ſeiner eigentlichen Urſache, ſondern einer ſeiner weſentlichen Folgen der Geldjuderey, die im Land wirklich den oberſten Gipfel ihrer giftigen Umtriebe erhalten, zu. Dieſe haßte er freylich von ganzem Herzen und mußte ſie haſſen, weil er bey ſeinem hoheitlichen Lumpenleben gar oft in Fall kam, ſich von den ſchlimmſten Geldjuden aus der Noth helfen zu laſſen. Er äuſſerte ſich desnahen auch gar bitter über den Einfluß, den die beſtehende große Geldjuderey auf alle Angelegenheiten der Welt habe. Sonderbar iſt es, wie er die ihm eben ſo verhaßte Zeitaufklärung mit dieſer Geldjuderey als eins und das nehmliche Landesübel in ſeinem Kopf zuſammenbringen konnte. Er äuſſerte ſich in dieſer Hinſicht mehrmal, der raſende Hang, Bücher und Zeitungen zu leſen, der ſich bis in die hinterſten Dorfwinkel hinabgeſchlichen, ſey eben die nehmliche Folge der Geiſtesverarmung und Landeselendigkeit, der ſich im elenden Treibjagen nach jedem Kreuzer, der immer nur aufzutreiben ſey, auch zeige.

Minder unbegreiflich iſt es, daß, da er jetzt von der Sylvia Unterredung auf die Geldjuderey der Zeit aufmerkſam gemacht ward, ihm jetzt auch der Hofjude zu Sinn kam, dem er in ſechs Wochen die, dem Herzog entfremdete, und dem Juden verpfändete Kleinodien wieder heraus zu löſen, verſprochen. Er wußte jetzt ſchon wohl, daß er dieſes auf dieſe Zeit nicht werde thun können, aber er war gar nicht der Mann, der ſich ob ſo etwas graue Haare wachſen läßt. Der Verfalltag war noch nicht da, und bis ſo lang tröſtete er ſich mit dem Sprichwort: kommt Zeit, kommt Rath. Wundert euch des Mannes und des ſchrecklichen Widerſpruchs, der in ſeinem Thun lieget, nicht. Wer in dem Grad wie dieſer Mann, die Menſchennatur mißkennt und verachtet, der hat den innern Keim der Gottesverläugnung und der Fürſtenverhöhnung; er hat den innern Keim der Verhöhnung aller wahren göttlichen und aller wahren menſchlichen Ordnung in ſich ſelber; er hat den Keim der niederſten Geiſtesrichtung und der äußerſten Herzensverhärtung in ſich ſelber. Die Folgen dieſes Zuſtands und auch die Art, wie ſich dieſe Folgen in der Eigenheit dieſes Mannes ausſprechen, ſind unausweichlich und erklären ganz den Anſchein des Widerſpruchs, der vielſeitig zwiſchen dem äuſſern Thun dieſes Mannes und dem Innern ſeiner Anſichten und Geſinnungen ſtatt hat.

Je größer die innern Anlagen und die äußern Mittel eines in Rückſicht auf das Weſen der Menſchennatur ſo tief verirrten Mannes ſind, deſto entſchiedener und kühner geht er auch in ſeinem Unglauben an alles Göttliche, den äußern Schein des Gottesdienſtes, und hinwieder in ſeinem Unglauben an irgend ein Fundament des Menſchenrechts den Schein der heiligſten Staatstreue als ſeinen Schild vor ſich her tragend, aber denſelben auch in beyder Rückſicht wider Gott, wider alles Göttliche und wider alles Menſchliche zum Dienſt einer Selbſtſucht und zur Sicherung ſeines thieriſchbehag-chen Lebens und aller ſinnlichen Erquickung, die er allein äzt, benutzend.

Doch wir verlaſſen den Mann, den wir unter der Ru-ik: "irreligiöſe Verruchtheit in einen Mantel gehüllt,

„der viele zu verführen geeignet iſt“ — ins Aug gefaßt haben, und wende mich von der thieriſchen Kraft dieſer Verruchtheit zu dem reinen, milden Sinn, der von Anbeginn der Welt an allem wahrhaft Göttlichen und allem wahrhaft Menſchlichen zum Grund lag.

§. 6.

Es öffnen ſich Anſichten, die den Zuſammenhang des reinen Mutterſinns in der Wohnſtube mit dem Bedürfniß eines reinen Vaterſinns in der Schulſtube in ſein wahres Licht zu ſetzen beginnen.

Indeſſen Sylvia den großen Feind alles Wahren, Guten und Menſchlichen auf Arners Thun mit der ganzen Bitterkeit ihres Herzens aufmerkſam gemacht und im Zuſammentreffen ihrer gegenſeitigen Schlechtheit ihn dahin gebracht, daß er im Zuſammenhang des guten Thuns Arners mit dem Weſen des Chriſtenthums das Heiligſte läſterte, gieng Arner und die vereinigten Freunde des Guten in Bonnal ihren ſtillen Weg fort. Alle Aufmerkſamkeit war jetzt auf Glülphis zu errichtende Schule hingerichtet. Arner, der Pfarrer, auch Thereſe und die Frauen redeten mit Glülphi beynahe von nichts anderm, als von dieſem Vorhaben. Er ſelbſt war in ſeinem Innerſten lebendig davon ergriffen, und der Gedanke, daß wenn ſein Vorhaben gelingen ſolle, ſo müſſe es unbedingt auf die Fundamente gegründet werden, durch welche Gertrud die Reſultate ihrer Wohnſtube hervorgebracht hat, kam ihm immer wichtiger und vielſeitiger vor die Augen. Er verhehlte ſich aber auch die Schwierigkeit der Ausführung dieſes Verhabens nicht, ob er ſich gleich dieſelben bei fernem nicht in ihrer ganzen Ausdehnung und Größe vorzuſtellen vermochte. Er verſäumte indeſſen keinen Augenblick, den er frey hatte, Gertrud zu beſuchen und mit ihr darüber zu reden. In allen Unterredungen, die er in dieſen Tagen mit ihr hatte, war immer ihr erſtes und letztes Wort: ich ſchäme mich allemal, wenn ihr bei mir über den Gegenſtand der Erziehung Aufſchluß zu ſuchen ſcheint. Ich habe in meinem Leben eigentlich nie an die Erziehung gedacht. Es iſt mir auch nie in Sinn gekommen, daß ich jemals in Fall kommen könnte, ein Wort darüber verlieren zu müſſen. Das war auch im eigentlichen Sinn wahr. Sie konnte wirklich nicht wohl darüber reden. Sie verſtand gar oft die Worte nicht einmal, mit denen Glülphi ſie dieſes oder jenes darüber fragte. Faſt in jedem Fall gieng ihre Erklärung dahin: lieber Herr Lieutenant, Ihr braucht meiner nichts; ich weiß es, Ihr werdet vom Morgen bis zum Abend mit Ernſt und Eifer für Euere Kinder thun, was Ihr könnet und möget; Ihr werdet ſie bald kennen und einſehen lernen, wie ein jeder denkt, was ein jedes thut und was ein jedes will und bedarf. Es wird Euch ſicher gleichſam von ſelbſt in Mund fallen, was in jedem Fall in Rückſicht auf jedes eurer Kinder Noth thut und möglich ſeyn wird. Was ich allein ſagen kann, iſt: Euer Verhaben iſt groß; aber hoffet auf Gott, bethet, ſeyd geduldig und thut, was ihr könnt und möget, und Gottes Segen wird bey Euch ſeyn.

Zu Zeiten aber erhob ſie ſich dennoch zu Aeuſſerungen, die tief in das Weſen der Erziehung eindrangen. Einmal ſagte ſie: ihr möchtet an euern Kindern thun, was ihre Eltern an ihnen verſäumen und durch euere Schule nachhelfen, was ihnen daheim fehlt, das iſt freylich ein Gotteslohn, aber es greift ſehr weit; das, was man in der Schule treibt, das Schreiben, Leſen und Rechnen iſt eigentlich nicht das, worin es ihnen daheim am meiſten fehlt; daß ſie etwas lernen und etwas können, das iſt freylich nuz und gut, aber daß ſie etwas werden, daß ſie das recht werden, was ſie einſt ſeyn ſollen, das iſt, was noth thut und wozu es ihnen daheim ſo vielſeitig an Leitung und Führung fehlt, und wo ein Schulmeiſter, der das will, was ihr wollt, vorzüglich nachhelfen muß. Das Rechtthun muß ihnen zur Gewohnheit und ihr Willen dafür unerſchütterlich gemacht werden. — Als ſie einſt ſich ſo lebhaft über das, was die Erziehung weſentlich und unumgänglich fordere, ausdrückte, unterbrach Glülphi ſie plötzlich und ſagte: Frau, Frau, ſähe es doch in meinem Innerſten ganz aus, wie bey dir, aber wie viel, wie viel fehlt mir noch, bis ich da bin. — Um Gotteswillen, erwiederte Gertrud, was bin ich denn, was kann ich denn, daß Ihr ſo von mir redet? — Hier drückte Glülphi ihr die Hand und ſagte: eben das, daß du nicht weißt, was du hierin biſt, iſt der größte Beweis, wie wahrhaft das in dir liegt, was ich bei dir zu lernen nothwendig habe. — Er ließ ſie nicht antworten und ſagte forthin: ich bitte dich, mache, daß du mir ſo vielſeitig und beſtimmt als möglich, erzählen könneſt, wie du es gemacht haſt, mit deinen Kindern dahin zu kommen, wo du mit ihnen hingekommen biſt. — Zweimal erwiederte ſie: lieber Herr Lieutenant, ich kann das nicht, es iſt mir unmöglich, ich weiß es ſelbſt nicht. — Aber er bath forthin und bath ſo dringend, daß ſie nach einigem Staunen ihm endlich antwortete: Nun, lieber Herr Lieutenant, wie hab' ich's denn gemacht? Ich wußte, daß ich nichts bin, nichts hatte und nichts konnte, und unendlich viel bedurfte, um nicht mitten in meiner Haushaltung und mit ihr ſo elend zu werden, als nur immer eine Haushaltung auf Gottes Boden elend werden kann; und nun, was that ich da und was mußte ich unter dieſen Umſtänden für mich und meine Haushaltung thun? Ich vertraute nicht auf mich, und ich konnte weder meiner Kinder noch meines Manns halber auf mich vertrauen; aber ich hatte beyde innig lieb und that als Frau an meinem Mann und als Mutter an meinen Kindern, was ich konnte und mochte, und wenn eins von ihnen gegen mich oder gegen ſich ſelber fehlte, ſo machte mich das freylich oft trauern und weinen, aber es minderte Gottlob nie meine Liebe zu ihnen und mein Vertrauen auf Gott; es ſtärkten mich vielmehr beyde und gab mir die Standhaftigkeit, Geduld und Selbſtüberwindung, die ich in meiner Lage ſo dringend nothwendig hatte, ſo daß ich, ſo lange mein Elend auch dauerte, meine Hoffnung auf Gott nie fallen ließ und nie zweifelte, er werde endlich, wenns ſein heiliger Wille ſey, mich aus meiner Noth erretten und mich in meinem Mann und in meinen Kindern ſegnen. Lieber Herr Lieutenant, dieſe Hoffnung und dieſer Glauben war meine einzige Kraft, oder vielmehr das einzige Mittel zu der Kraft, die mir Gott gab, in meiner Lage zu leiden, was ich mußte, und zu thun, was ich konnte, um meinem Mann und meinen Kindern jeden Dienſt zu leiſten, den ich ihnen vor Gott und den Menſchen ſchuldig war. Endlich hat Gott und mein Heiland geholfen, und mir in meiner Lage ſeinen Segen verliehen. In dieſem Glauben lebte ich und für dieſen Glauben bethete ich jeden Morgen und jeden Abend zu Gott und zu meinem Heiland. — Glülphi ſah ſie, ſo lange ſie redte, mit inniger Wehmuth an und ſagte dann: und ſo, meynſt du, wird Gott auch mir bey meiner Schule helfen, wenn ich, wie du, mit Geduld und Selbſtüberwindung vom Morgen bis an den Abend mit reinem Herzen thue, was ich kann, und leide, was ich ſoll? — O ja, erwiederte Gertrud, Ihr werdet in Eurer Schule Wunder ſehen, wenn Ihr auf Gott vertraut und dem Werk des Herrn, dem Ihr Euch widmet, mitten unter allen Schwierigkeiten, die euch darin aufſtoßen werden, getreu verbleibt. — Glülphis Rührung ſtieg immer höher, und im tiefſten Gefühl dieſer Rührung ſelber ſagte er denn noch: ja liebe Frau! mein Entſchluß iſt groß und geht weit über meine Kräfte. Ich kann wohl meine Kinder in dieſem oder jenem unterrichten, aber Du haſt mich gelehrt, wie nichtig das, was aller Unterricht den Kindern geben kann, iſt, wenn die Erziehung nicht mithilft, daß die Kinder innerlich und äußerlich kraftvoll das werden, was ſie ſollen und ſich das einüben und gleichſam zur andern Natur machen, was recht und gut iſt und ihnen durch ihr Leben noth thut. Und wie rein, wie erhaben rein, wie kraftvoll und fehlerlos, ich möchte ſagen, wie den

Sünden rein muß das Herz deſſen ſeyn, der ſeine Kinder mit Sicherheit zu dieſem Ziel zu führen im Stand iſt.

§. 7.

Die hohe Glut, die dem ſtillen, milden Sinn der Gertrud zum Grund liegt, bricht jetzt in eine hohe, aber reine Flamme aus, die Glülphi ergreift, höher hebt und in dieſer Höhe feſthält.

In dieſem Augenblick, wie wenn eine höhere Macht Gertrud jetzt über ſich ſelbſt und über alle Anſichten und Gefühle ihrer Schüchternheit emporhob, ſprach ſie mit einer Kraft, die ſelber ihre Stimme veränderte, dann aus: es iſt wahr, jeder Unterricht und jede Erziehungsbeſtrebung, die von unſrer Sünde ausgeht und ein Werk unſerer Sünde und unſerer Selbſtſucht iſt, iſt wie verflucht. Sie dachte es nicht, aber ihr Wort und die Art, wie ſie es ausſprach, machte einen Eindruck auf Glülphi, daß er, davon ergriffen, die Unterredung mit ihr nicht fortſetzen konnte, ſondern von ihr forteilen mußte, um ſich einſam mit dieſem ihrem Wort ſelbſt zu beſchäftigen. Es iſt wahr, ſagte er jetzt n der Einſamkeit, in die er ſich hineingeflüchtet, zu ſich elber, es iſt wahr, Segen und Fluch ſind gleich in der Hand des Erziehers; und wenn er nicht reines Herzens t und ſein Unterricht und ſeine Bildungsmittel von dem Böſen und Schlechten ausgehen, das in ihm ſelbſt liegt, ſo hängen ſie ſich dadurch nicht nur an alles Schlechte und Böſe, das in ſeinen Kindern, ſondern auch an alles Böſe und Schlechte, das im Land iſt, und wenn denn ſein Unterricht auch hie und da an Ort und Stelle wie ein großes Licht ſcheint, ſo ſteht es um deswillen nichts deſto weniger weſentlich mit aller Finſterniß im Land, die da iſt, im innigſten Zuſammenhang, und wirkt in dieſem Dienſt ſeiner Natur nach und nothwendig nicht Segen, ſondern Fluch im Land. Dieſe Anſicht des Gegenſtands führte ihn in Rückſicht auf ſein Vorhaben zu einer Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, die noch nie in dieſem Grad in ihm lebte. Er fühlte tief, daß die Unſchuld, der Glauben und die Liebe, die in der Gertrud Stube das Wunder der Freiheit und des Frohſinns im Gehorſam und in der Anſtrengung ihrer Kinder erzeugt, nicht in dem Grad in ihm leben, der geeignet und genugthuend ſeye, eben dieſe Reſultate in ſeiner Schulſtube mit ſeinen Kindern zu erzielen. Er ſagte in dieſem Augenblick zu ſich ſelber: meine Natur drängt mich nicht von ſelbſt mit derjenigen Kraft zur Schulmeiſtertreue, wie der Gertrud hohe Natur ſie von ſelbſt zu ihrer Muttertreue hindrängt. Nach einer Weile ſagte er dann wieder: mein Gott! mein Gott! ich darf mir nicht verhehlen, wie unendlich ich noch davon entfernt bin, durch einen lebendigen Glauben und durch eine lebendige Liebe in meinem Innerſten in dem Grad zum Gebeth und zum Flehen nach Gottes Hülfe hingeriſſen zu werden, wie Gertrud durch ihren Glauben und durch ihre Liebe zu Gott und zum Flehen nach ſeiner Hülfe hingeriſſen wird. Er gieng mit hohem Ernſt in ſich ſelbſt und ſprach es geradezu aus: meine Fehler werden mir in meiner Schulſtube nachfolgen, mein Schulmeiſtern wird immer mit aller meiner Lieutenantsderbheit, mit aller Lieutenantsanmaßung verwoben ſeyn; ich werde ſelbſt die Abrichtungskleinmeiſterey, die ich mir bey meinem Soldatenmuſtern angewöhnt, nicht ganz aus der Art meiner Schulführung verbannen können.

So redete er nach ſeiner Unterredung mit der Gertrud lange mit ſich ſelbſt. Es war ihm unmöglich, ihr Wort „jeder Unterricht und jede Erziehung, die von der Sünde ausgeht, iſt wie verflucht“ — zu vergeſſen und aus ſeinem Kopf herauszubringen.

§. 8.

Die erſten Folgen eines großen Worts, das Gertrud redete.

Von der Stunde dieſer Unterredung an fragte Glülphi Gertrud nicht mehr: wie ſie es gemacht habe, ihre Kinder zu der Höhe zu erheben, die bey ihnen das Wunder der Freyheit und des Frohſinns in ihrer Anſtrengung und in rem Gehorſam erzeugt, und in allweg aus ihnen gemacht, was aus ihnen geworden? Er wußte jetzt, wie ſie s gemacht habe, aber er fühlte auch tief, daß er das, as ſie thue, nicht wie ſie könne, oder vielmehr, daß er s, wodurch das, was ſie an ihren Kindern thut, ſo gelingt, nicht wie ſie in ſich ſelbſt trage und die Kräfte durchaus nicht beſitze, durch die ſie das, was ſie an ihren Kindern geleiſtet, an ihnen zu leiſten vermochte. Dieſe Anſicht machte auch einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er ſagte, wenn er nicht ſein Wort: Schulmeiſter in Bonnal werden zu wollen, gegeben hätte, ſo würde er ſich jetzt wohl dreymal bedenken, ehe er es thäte; aber belegte denn dieſes nicht wollen eigentlich im Geiſt des gradſinnigen Soldatenlebens und der feſten Ueberwindungskraft, die in demſelben ſo oft nothwendig iſt. Muß doch, ſagt er dann zu ſich ſelber, ein armer Teufel von Soldat ſein Leben an ſein Wort ſetzen, wenn er ſich einmal hat anwerben laſſen, wie ſollte ich das meinige in dieſer Angelegenheit brechen dürfen? Doch kam ihm denn auch wieder in Sinn, aber wenn ich nicht kann, was ich will, und bey meinem beſten Willen noch denken muß, daß meine Fehler meinen Unterricht ſelber vergiften und meinen Kindern eigentlich noch zum Fluch machen könnten, wo ſtehe ich denn ſelber mit meiner Standhaftigkeit und mit meinem Wort halten? und hierüber tröſtete ihn nur das Wort, das Gertrud ſo oft zu ihm geſagt: Hoffet auf Gott, glaubet, bethet, ſeyd geduldig, und thut, was ihr könnet und möget, und ihr werdet Wunder in eurer Schule ſehen. Dieſe Worte beruhigten ihn jetzt, da er noch eine Weile einſam im Garten herum ging, nicht nur, ſie erheben und entflammten ihn, daß er endlich wie von einer innern Macht getrieben, einmal über das andere zu ſich ſelber ſagte: Gott iſt in den Schwachen mächtig; ich will auf ihn hoffen und glauben und bethen. In der Rührung dieſer Stimmung ſetzte er denn

noch hinzu: ich will thun, was ich kann und nicht zu viel
hoffen, aber dabey mich auch nicht fürchten; Gott wird hel-
fen. — Dieſe Worte lagen noch auf ſeiner Zunge, als er
endlich aus dem Garten in die Stube des Pfarrers hinein-
trat. Die Fülle der Kraft dieſer Worte lag auf ſeiner Stirne,
und er ſtand mit einem Ernſt da, den man noch nie an ihm
geſehen.

Arner, der wußte, daß er von der Gertrud kam, ſagte
hm mit ſeiner lachenden Unbefangenheit: Sie kommen von
er heiterſten Frau, die ich kenne, und ſehen ſo düſter aus.
Glülphi erwiederte: Es iſt keiner von Euch allen, der, wenn
mit mir bey ihr geweſen wäre, jetzt nicht eben ſo ernſt
äre, als ich. — Dann erzählte er ihnen, ſo gut er konnte,
n Lauf des ganzen Geſprächs mit dieſer Frau, und beſon-
rs den Eindruck, den das Wort: „jeder Unterricht, der
n der Sünde ausgeht, iſt wie verflucht," auf ihn gemacht
t. Er ſetzte hinzu: wir können uns nicht verhehlen, jede
chtung, die die Schwächen unſrer Sinnlichkeit und unſrer
elbſtſucht unſerm Unterricht geben, geht von unſrer Sünde
s, und dieſe Anſicht muß einen alten Lieutenant, der
hulmeiſter werden will, doch nothwendig etwas ernſthaft
hen.

Der Junker, der Pfarrer, die Frauen, und wer in der
ube war, wurden durch dieſe Erzählung gerührt. Be-
ders machte das Wort: „jeder Unterricht, der von der
nde ausgeht, kann den Kindern zum Fluch werden" —
auf ſie alle den größten Eindruck. Der Junker nahm
guten Glülphi treuherzig bey der Hand und ſagte ihm:
s Wort muß jeden Vater, jede Mutter und jeden Men-

ſchen, der näher oder ferner an der Erziehung Theil zu nehmen ſucht, in einem hohen Grad ernſthaft machen.

Und einen Seelſorger, dünkt mich, ſagte jezt der Pfarrer, noch weit mehr als einen Erzieher und einen Schulmeiſter.

Die Herren unterhielten ſich noch eine Weile über dieſe Anſicht des Erziehungsweſens, und fanden einſtimmig, es ſeye wahr, jeder Menſch, der im Dienſt ſeiner Sinnlichkeit und ſeiner Selbſtſucht, folglich im Dienſt der Urquellen aller menſchlichen Schlechtheit und alles menſchlichen Verderbens-Erzieher, Schulmeiſter oder Pfarrer wird, trägt den Keim, durch den er das Heiligſte und Weſentlichſte, was er als Erzieher, als Schulmeiſter und als Pfarrer erzielen und befördern ſollte, zu Grund richten und verderben muß, in ſich ſelber. Der Pfarrer war von dieſer Anſicht des Pfarrdienſts, ob ſie gleich die ſeinige war, äußerſt gerührt. Er wiederholte ſie aber nochmals und ſagte: jeder Seelſorger, der aus Gründen, die ſich aus ſeiner Sinnlichkeit und Selbſtſucht herſchreiben, einen Pfarrdienſt ſuche, ſey in Rückſicht auf das Weſen des Segens, den er bey ſeiner Gemeinde erzielen ſollte, im gleichen Fall, wie ein Menſch, der von keinen höhern Beweggründen, als von dieſen getrieben, einen Schuldienſt ſuche.

So lange die Herren bey einander waren, trieb ſich ihre Unterredung immer um den Punkt des Unſegens herum, den alle Arten von menſchlichen Schwächen, ſowohl im Erziehungsgeſchäft als im Pfarrdienſt, beydes auf die Schul- und Pfarrkinder haben müſſen, und Morgens darauf, da Glülphi jezt der Gemeinde zum Schulmeiſter vorgeſtellt werden ſollte, waren die Herren, die an dieſer Vorſtellung

Glülphis in Bonnal Theil nehmen ſollten, voll des gleichen hohen Ernſts über dieſen Gegenſtand, und der Tag war äußerſt feyerlich. Arner kam mit ſeiner ganzen Familie am Morgen ganz frühe, von mehreren Beamteten begleitet, und beynahe ſo feyerlich als am Tag, an dem man ihm huldigte, nach Bonnal. Glülphi und alle Anweſenden waren äußerſt ſtill. Arner und der Pfarrer führten ihn mit einer Feyerlichkeit in die Kirche, ich möchte ſagen, wie der gerührteſte Bräutigam ſeine Braut zum Altar führt. Die Kirche war auch gedrängt voll, denn es wunderte ſich alles über die außerordentliche Veranſtaltung, die für die Vorſtellung dieſes Schulmeiſters in Bonnal gemacht wurde.

§. 9.

Abermal eine Predigt.

Der Pfarrer wollte in dieſer Predigt mit groſer Rührung von dem erhabenen und göttlichen Verhältniß, das zwiſchen Eltern und Kindern, eben wie zwiſchen dem Vater im Himmel und dem Menſchengeſchlecht ſtatt finde, und zeigte ſeiner Gemeinde, wie ein jeder von ihnen durch dieſe Verhältniſſe aufgefordert werde, ſeine Kinder in der Zucht und Ermahnung des Herrn zu erziehen; wie die Schulen zu allen Zeiten und unter allen chriſtlichen Völkern als ein heiliges Mittel angeſehen worden, das menſchliche Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern mit dem göttlichen Verhältniß des Menſchengeſchlechts zu Gott im Himmel in einen übereinſtimmenden Zuſammenhang zu bringen. Er ſagte ferner, wie der Segen, der dem Menſchengeſchlecht durch die Schulen zufließen könne und zufließen ſolle, nichts anders als eine Verſtärkung, Erhöhung und Sicherung der Segnungen ſeyen, die den Menſchen durch das häusliche Leben allgemein gegeben und vorbereitet werden ſollen. Das chriſtliche Hausleben, ſprach er weiter, und ſein eigentliches Heiligthum, die Vater, Mutter und Kinder im Glauben und in der Liebe vereinigende Wohnſtube, iſt und muß desnahen auch nothwendig als der heilige Boden und das heilige Fundament einer jeden guten chriſtlichen Schule und dieſe dann hinwieder als ein göttliches, heiliges Sicherungs-, Verſtärkungs- und Erhaltungsmittel des wahren chriſtlichen Glaubens und Lebens in den Wohnſtuben und in den Haushaltungen, angeſehen und dafür erkannt werden. Dann entwarf er ſeiner Gemeinde das hohe Glück eines Landes und eines Orts, in welchem dieſe heilige Vereinigung des Hausſegens und des Schulſegens in ſeiner ganzen Kraft und Reinheit ſtatt findet; dann aber auch das ſchreckliche Unglück eines Landes und eines Orts, wo es ſowohl an einem guten, chriſtlichen Hausleben als an guten Schulen mangelt, mit einer Lebendigkeit und Stärke, daß den Zuhörern der traurige Zuſtand, in dem ſich Bonnal in dieſer gedoppelten Rückſicht befindet, mit den lebhafteſten Farben vor Augen ſtand und nothwendig ans Herz gehen mußte. Mitten, indem er alſo mit der größten Lebhaftigkeit über dieſen Gegenſtand ſprach und ſelber über denſelben innig gerührt da ſtand, hielt er einen Augenblick ſtille, warf einen Blick voll Wehmuth auf ſeine Gemeinde, faltete dann die Hände und dankte mit ſichtbarer Rührung Gott, daß der Herr und Vater dieſer Gemeinde zu einer Schule helfen wolle, die die heiligen Kräfte eines beſſern, chriſtlichen, häuslichen Lebens, in ihren Kindern zu enthalten, zu beleben und zu ſtärken, und dadurch den aus Mangel eines wahrhaft chriſtlichen Hauslebens und eben ſo aus Mangel einer wahrhaft chriſtlichen Schuleinrichtung herrührenden Grundurſachen ihres vielſeitigen Unglücks und ihres vielſeitigen ſittlichen, geiſtigen und wirthſchaftlichen Zurückſtehens und ihres daraus herfließenden unglücklichen und elenden Zuſtandes ein Ende zu machen, geeignet ſey. Er machte ſeine Gemeinde tief fühlen, wie ſehr ſie dieſer Wohlthat bedürfe, indem er zu ihnen ſagte: ſinnet ihm ſelber nach, welch ein Unterſchied iſt zwiſchen einer Haushaltung, die für alles, was ihr zeitliches und ewiges Heil erfordert, gebildete Kräfte in ſich ſelbſt hat, und armen verwahrloſeten Leuten, denen dieſes alles mangelt, und die von allem, was ſie, um ſich Leibs- und Seelenhalber in allen Rückſichten wohl verſorgen zu können, bedürfen, nichts recht verſtehen, und nichts recht können, und in jedem Vernunft, Ueberlegung, Erfahrung und Gewandtheit anſprechenden Vorfall, weil ſie ſich darin nicht zu rathen und zu helfen wiſſen, in den Fall kommen, ſich an böſe Schauköpfe, elende Maulbraucher und feine Verdreher aller Wahrheit und alles Rechts zu wenden, um bey ihnen Rath und Hülfe zu erhalten. Ihr wiſſet, wie mancher von euch in dieſer Lage unglücklich geworden, und indem er geſucht hat, einen kleinen Theil ſeines Eigenthums und ein unbedeutendes Recht zu erhalten, um ſein ganzes Vermögen und damit um alle Fundamente ſeiner wirklich rechtlichen Stellung gekommen, und wie überhaupt in der Welt der Starke den Schwachen, der Reiche den Armen, der Schlaue den Dummen berathet, und was die Hülfe iſt, die der Menſch, der ſich nicht zu helfen weiß und doch hülfsbedürftig iſt, von denen zu erwarten hat, die keiner Hülfe bedürfen, und die Noth der Hülfsbedürftigen weder kennen noch zu Herzen nehmen. Ihr wißt, und zwar wie vielleicht keine andere Gemeinde in euren Umgebungen aus traurigen Erfahrungen, die ihr in eurer Mitte ſelber eine ſo lange Reihe von Jahren gemacht habt, wie unglücklich und elend der Zuſtand eines verwahrloſten, unchriſtlich und unmenſchlich verwirrten Dorfs iſt, wenn je Menſchen in der Welt ſind, die ſich nach einem chriſtlich und menſchlich beſorgten Zuſtande ihres Dorfs ſehnen und wünſchen ſollen, daß ihre Kinder für ihr zeitliches und ewiges Heil beſſer erzogen, gebildet und verſorgt werden, als bisher geſchehen, und als ſie ſelbſt ſind. Chriſten und Brüder! rief er dann mit einer Kraft aus, wie ihn noch niemand auf der Kanzel ſprechen gehört, geht doch in euch ſelbſt, denket euch, wie elend, niedrig und verächtlich der Zuſtand eines an Leib und Seel verwahrloſten, und hingegen wie ehrwürdig, wie beruhigend und erhebend derjenige eines in ſeinen weſentlichſten Bedürfniſſen wohlbeſorgten Dorfs iſt, und fraget euch dann ſelber: in welchem von beiden wünſchet ihr, daß eure Kinder und Kindeskinder einſt leben? Ich weiß zwar wohl, daß viele leichtſinnige und ſchwache Leute und ſelber viele leichtſinnige und ſchwache Eltern in eurer Mitte ſind, denen dieſe Frage in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen iſt; aber ſo weit iſt doch kein Vater und keine Mutter in eurer Mitte verſunken, und verwildert, daß einer oder eine von ihnen es ausſprechen dürften, es iſt mir nichts daran gelegen, ob meine Kinder in dem, was ſie für ihr zeitliches und ewiges Wohl bedürfen, hintangeſetzt und verwahrlost, oder ob ſie dafür gut und ſorgfältig gebildet und wohl verſorgt werden; nein, es iſt doch in eurer Mitte ganz gewiß keins ſo weit unter alle menſchliche Gefühle verſunken, daß es dieſen Greuelausdruck der höchſten Verwilderung und Unmenſchlichkeit auch nur denken, will geſchweigen ausſprechen dürfte; ich bin vielmehr überzeugt, weil die meiſten von euch wünſchen nichts ſehnlicher, als daß es diesfalls um ihre Kinder und Kindskinder beſſer ſtehe als um ſie ſelber, daß ſie an Leib und Seel beſſer verſorgt werden, als dieſes ihnen ſelber zu Theil worden. Nein, nein, ich weiß es, ich bin überzeugt, es iſt in eurer Mitte keines ſo tief verſunken, euer und eurer Kinder diesfälliges Glück ſo weit mit Füßen von ſich zu ſtoßen und Gottes ob euch waltende Vorſehung, ſo weit zu verkennen, daß ihr euch nicht von Herzen freuet, daß ihr, die ihr ein Beiſpiel eines in das tiefſte ſittliche, bürgerliche und häusliche Elend verſunkenen Dorfs waret, von euerm Herrn und Vater Handbiethung findet, zu einem in einem hohen Grad des Glücks und des Segens erhobenen Dorf. Ich will nichts von den vielſeitigen Bemühungen und Einrichtungen reden, die er in allen Rückſichten für euch und für euer Glück trifft, ich gedenke jetzt nur deſſen, warum wir gegenwärtig beyeinander ſind. Er will euch eine Schule ſtiften, die den weſentlichen Bedürfniſſen eurer Kinder in allen Rückſichten entſprechen und genugthun ſoll. Er will Euch einen Schulmeiſter geben, der eure Kinder das, was ihnen zu können und zu wiſſen nutz und nothwendig iſt, auf eine Weiſe lehren und es ihnen einüben wird, wie wenige Kinder ſo glücklich ſind, das, was ſie wiſſen und können müſſen, in eben dem Umfang und auf eine eben ſo gute Weiſe lernen zu können. Liebe, chriſtliche Freunde und Brüder! Er wird von den Gaben, von den Kräften und Anlagen, die Gott in eure Kinder gelegt hat, keine ſchlafen, keine verloren gehen laſſen; nein, nein, er wird von keiner Gabe, von keinem Talent, das Gott in eins eurer Kinder gelegt hat, zu ihm ſagen: dieſe Gabe iſt nicht für dich, du kannſt von ihr, ob ſie dir gleich Gott gegeben, um der Menſchen willen, keinen Gebrauch machen, und das Wort wird nicht über ſeine Lippen gehen, Kind, du ſollſt in deinen Umſtänden um ihretwillen auch nur keinen Gebrauch davon machen wollen. Nein, nein, er iſt davon überzeugt, was Gott dem Menſchen gegeben, das ſoll ihm kein Menſch rauben, und er, der Menſch ſelbſt ſoll und darf es auch nicht, als wäre es ihm von Gott umſonſt gegeben, anſehen und ins Aug faſſen. Nein, nein, jedes Talent, jede Gabe, die Gott dem Menſchen gegeben, iſt für ihn, in welchem Stand und in welcher Lage er ſich befinden mag, anwendbar. Jede Gabe, die Gott einem Menſchen gegeben, liegt in ihm als ein göttlicher Schatz, den die Welt in ihm anerkennen und ihm helfen ſoll, ihn aus den Tiefen ſeines Innern, wie das Gold aus den Tiefen der Berge, herauszuholen und zu Tag zu fördern. Nein, nein, kein Menſch iſt für die Kräfte und

Anlagen, die Gott in ihn gelegt hat, zu gering und zu ſchlecht. Kein menſchlicher Stand, keine menſchliche Lage iſt ihrer Natur nach und gleichſam von Gottes- und des göttlichen Rechts wegen ſo verworfen, daß Gottes gute Gaben darin nicht anwendbar ſeyn ſollten, und nicht Frucht tragend gemacht werden könnten. Keine Lage des Menſchen darf vom Menſchengeſchlecht alſo verworfen angeſehen und behandelt werden. Aber ſo wenig euer neue Schulmeiſter die Kräfte und Anlagen eurer Kinder ſchlafen laſſen wird, eben ſo wenig wird er ihre Kräfte und Anlagen durch die böſen Künſte leidenſchaftlicher Triebe und unreiner Umtriebe beleben und mit dem wilden Feuer eitler und roher Beſtrebungen auf eine Weiſe anfachen, daß ſie ſich unter einander ſelber aufreiben und verzehren — nein, nein, er wird eure Kinder nicht zum Vielwiſſen, er wird ſie nicht zu unnützem und überflüſſigem Wiſſen, er wird ſie zum Können des Nützlichen und Nöthigen und durch dieſes Können zum Erkennen deſſelben hinführen. Er wird ſie nicht träumen und grübeln, er wird ſie thun und leben lehren. Er wird ſie durch das Glauben ſelber den Sinn und den Werth des Glaubens, er wird ſie durch das Lieben ſelber den Sinn und den Werth des Liebens, durch das Denken ſelber den Geiſt und den Werth des Denkens und durch das Arbeiten ſelber den Geiſt und den Werth der Arbeitſamkeit erkennen lehren. Er wird das Reden über die Gegenſtände ihrer Erkenntniß nicht ihrer Erkenntniß, ſondern ihre Erkenntniß dem Reden über dieſelbe vorhergehen machen, und in ſeinem Unterricht die wirkliche Entfaltung der Kraft jedes Guten und jeder Tugend und die Einübung ihrer Fertigkeiten den erläuternden Worterklärungen darüber vorhergehen machen. Er wird das Weſen der Kräfte und Anlagen eurer Kinder ſich ihnen nie als untergeordnet unter die zufälligen und weſentlichen Formen ihrer Anwendungsweiſe entfalten laſſen. Er wird ihre Kräfte und Anlagen im Innerſten ihres Weſens durch Glauben und Liebe, durch Gottesfurcht und Erbarmung mit den zufälligen Formen ihrer vielſeitigen Anwendungsweiſen in Uebereinſtimmung zu bringen und auf dieſer Bahn zu verhüten ſuchen, daß ſie nicht ſelber unterjochte Knechte ihrer eigenen, einſeitig entfalteten und von ihrem Fleiſch und Blut überwägend belebten und dadurch verwirrten und aufgedunſenen Kräfte und Anlagen ihrer Natur werden.

Er wird trachten, eure Kinder dahin zu lenken, ihre Kräfte und Anlagen durch Selbſtüberwindung und Selbſtbeherrſchung über die Gewalt der Finſterniß und den Willen des Fleiſches und des Blutes zu erheben, und ſie dadurch angenehm machen vor Gott und den Menſchen. Dann ſagte er ferner, Freunde! Brüder! Er wird eure Kinder im Glauben und im Gehorſam des Glaubens zu fleißigen und verſtändigen Kindern machen. Er wird ſie auf dieſer Bahn des wahren, heiligen, innern menſchlichen Lichts von den Werken der Finſterniß dieſer Welt abhalten, und indem er ſie in dieſem reinen Licht zu Gott und ihrem Erlöſer hinführt und in der innerſten Tiefe ihres Weſens durch das göttliche Heiligthum ſeines Glaubens innigſt mit allem Göttlichen und Heiligen zu vereinigen ſuchen wird, dieſelbe zugleich auch für alle Geſchäfte

des Lebens, für alle Theile ihres Berufs und ihrer häus-
lichen und bürgerlichen Pflichtſtellung verſtändig zu machen
ſuchen und auch dieſes auf die Fundamente eines ſtillen,
beruhigten, häuslichen Lebens zu gründen ſuchen, die bis-
her in der Erziehung und Bildung der Kinder, unſers
Dorfs nicht anerkannt und benutzt worden ſind. Ihr, wiſ-
ſet, liebe Zuhörer! ihr ſelber ſeyd in euerer Jugend zu dem,
was ihr diesfalls für euer zeitliches und ewiges Wohl
nothwendig gehabt hättet, nicht mit der Sorgfalt, Liebe
und Weisheit gebildet worden, deren ihr ſo ſehr bedürft
hättet. Das ſollte euch auf der einen Seite froh und
dankbar für die Hülfe machen, die von dieſer Seite euer
ür eure Kinder wartet, auf der andern Seite aber kann
ch mir auch nicht verhehlen, das Unglück, daß auch ihr
n eurer Erziehung ſo viel als verwahrloſet ſeyd, wird
mehr als wahrſcheinlich bey vielen von euch dahin wirken,
daß ſie wahrſcheinlich die Art und Weiſe, wie euer neue
Schulmeiſter eure Kinder führen und die Mittel, die er
ür ihre Bildung anwenden wird, ſonderbar finden und
mißbilligen werden. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, es
wird einer Menge Leute unter euch vorkommen, er lehre
ie Sachen, die ſie nicht brauchen, die ihnen nichts nützen
und abtragen; bedenket aber, daß ihr hierüber durchaus
nicht richtig zu urtheilen im Stande ſeyd; bedenket, daß
uch durchaus alles fehlt, was euch zu einem gültigen Ur-
heil über dieſen Gegenſtand fähig machen und berechtigen
ann, und glaubet mir und eurem Herrn und Vater, wir
ennen den Mann, der das ſchwere Werk, eure verwahr-
ſten Kinder zu beſſern und zu geſchicktern Menſchen zu

machen, über ſich nimmt. Wir kennen ihn und wiſſen, daß er ein weiſer Freund der Kinder, ein einſichtsvoller Erzieher und ein in einem hohen Grad gewandter und tief begründeter Lehrer und fähig iſt, eure Kinder in allem, was ſie zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohl bedürfen, weiters zu führen, als ihr alle nicht geführt worden ſeyd, und als ihr doch ſelber fühlen müßt, daß ihr hättet geführt werden ſollen. Aber redet ſelbſt, Reiche und Arme! Seht euch ſelbſt an, blickt auf euch ſelbſt, auf eure Lage und auf eure Verhältniſſe, blickt auf euer ganzes Seyn und Leben, und antwortet euch ſelbſt, müſſet ihr nicht ſelber wünſchen, daß es mit euch anders ſtehen und um euch anders ausſehen möchte, als es wirklich mit euch ſteht und um euch ausſieht? Wahrlich, wahrlich, ihr könnet nicht anders, ihr müſſet alle wünſchen, daß es anders mit euch ſtünde und um euch ausſähe; daß ihr es anders und beſſer hättet und anders und beſſer wäret, als ihr es wirklich habet, und als ihr es wirklich ſeyd. Aber warum könnt ihr nicht beſſer ſeyn als ihr ſeyd, warum könnt ihr nicht beſſer machen, was ihr doch gerne beſſer hättet, als eben darum, weil ihr innerlich und äußerlich zu nichts beſſerm gezogen und gebildet ſeyd? Redet und antwortet, ihr, die ihr reich ſeyd! warum ſitzt ihr ſo armſelig mit euerm Hab und Gut in unſerer Mitte, und wiſſet nichts damit anzufangen, weder zu Gottes Ehre, noch zu eurer eigenen Befriedigung, noch zum Dienſt eures Nächſten und Nebenmenſchen? Redet und ſaget, warum könnt ihr euern Reichthum zu nichts, zu gar nichts von allem dieſem, das allein euerm Leben einen wahren Werth geben könnte, benutzen? Warum könnt ihr mit allem euerm Reichthum nicht einmal euere Kinder aus dem Koth und dem armſeligen Lebenszuſtand erheben, in dem ihr ſelbſt ſtecket? Warum dient er euch nicht einmal dazu, eure Kinder zu braven, brauchbaren, in ihren Lagen und Verhältniſſen befriedigten Menſchen zu machen? Warum könnet ihr das alles ſo wenig, als weil eure Seelen von Jugend auf leer gelaſſen worden von allem *Glauben* an das Göttliche, Heilige, von aller *Liebe* zum Edlen, Schönen und Guten, von aller *Erkenntniß* des Wahren, von aller Achtung des Rechten, von aller Gewandtheit und *Anſtrengung* im Nützlichen und Nothwendigen, und von aller Bildung zu dem Umfang der Fertigkeiten, deren ihr in euerm Leben unumgänglich bedürft, von Jugend auf leer gelaſſen worden, in Verwilderung aufgewachſen, in Rückſicht auf die Entfaltung eurer innern, beſſern Kräfte verwahrloſet und vernachläßigt ſeyd. Und ihr, liebe, unglückliche, leidende Arme! warum könnt auch ihr euch in eurer zurückgeſetzten traurigen Lage ſo wenig helfen, als nur darum, weil ihr Erziehungshalber in der gleichen Lage ungeſchulet und in Rückſicht auf die Entfaltung eurer Kräfte und Anlagen eben ſo vernachläßigt und verwahrloſt ſeyd, als es eure Reichen auch ſind. Darum, nur darum allein könnt ihr euch in eurer Lage nicht beſſer ſelber helfen, weil die Kräfte, die euch Gott an Leib und Seel zu eurer Selbſthülfe und damit zur Beförderung eures zeitlichen und ewigen Wohls gegeben, in euch ſchlafen geblieben und niemand, niemand auf Erden euch zu ihrer Entfaltung mit der Weisheit und Kraft die Hände geboten, die dazu erfordert wurden. Darum und darum allein iſt es, warum ihr ſo oft für euch und für eure Kinder die nöthige Nahrung und Decke nicht findet, hungrig und nackend und unglücklich umherzieht, wie Schaafe, die ohne einen Hirten in der Irre herumlaufen, ſterben und hinfallen, ohne daß, ich möchte ſagen, auch nur ein Hüterknecht hinzuläuft, ſie bis auf den Tag der Schlachtung auf ſeiner Weide oder in ſeinem Stall zu verſorgen. Ja, unglückliche, durch euer Leben verwahrloste Arme! nur darum, weil ihr in eurer Erziehung verwahrlost worden, nur darum iſt es, daß ihr auch bey den vorzüglichſten Anlagen, die euch Gott gegeben, es in eurer Selbſthülfe nicht weiter gebracht, als ſo viele eurer Reichen, die mitten in ihrem Wohlſtand und Ueberfluß zwiſchen den Gaukelgenießungen ihres ſinnlichen Wohlbehagens zu nichts weiter gekommen ſind, als zu einem nicht bloß unwürdigen, ſelbſtſüchtigen und liebloſen, ſondern ſelbſt zu einem unſinnigen, verworfenen, unmenſchlichen Gebrauch ihres Wohlſtandes, deſſen ſich auch ſo viele Arme unter euch im Gebrauch der Kräfte und Anlagen, die Gott ihnen zu ihrer Selbſthülfe gegeben, ſchuldig gemacht haben. Und nun, chriſtliche Freunde und Brüder! ſagte endlich der Pfarrer, wollt ihr jetzt dieſen böſen Zuſtand der Dinge, der in eurer Mitte feſtſteht, fortdauern laſſen, da euch euer Herr und Vater fromm, chriſtlich und edelmüthig die Hand biethet, denſelben zu enden und alle dienlichen Anſtalten trifft, euch an Leib und Seel beſſer zu verſorgen, als ihr es bisher geweſen. Reiche und Arme! wollet ihr das? Oh nein, Oh nein, ihr wollet das nicht und ihr könnt das nicht wollen. Oh nein, Oh nein, ihr wollet die Hand, die euer Herr und

Vater heute ſo wohlthätig gegen euch ausſtreckt, nicht auf eine ſo empörend undankbare Weiſe von euch zurückſtoßen. Ich bin überzeugt, ihr erkennet die Vorſorge, die euer Herr und Vater in allen Rückſichten für euer zeitliches und ewiges Wohl euch angedeihen laßt, mit Dankbarkeit und Rührung. Ich bin überzeugt, ihr erkennet auch das, was er in Rückſicht auf die Wahl und Anſtellung eures neuen Schulmeiſters für euch gethan hat, als eine große Wohlthat, die euer Vater im Himmel in der Fülle ſeiner Gnade und Liebe euch angedeihen laſſen, mit dem Dank und mit der Liebe, die ihr Gott und euerm Herrn ſchuldig ſeyd, und erwarte in dieſer Rückſicht beſonders, daß ihr euern neuen Schulmeiſter als einen Mann anſeht, erkennt und aufnehmt, den euch Gott zu euerm Retter und Helfer in tiefen Leiden und Nöthen geſandt hat.,

§. 10.

Eine kurze, aber eine Rede von ächtem, altem, reinem Rittergeiſt.

Nach der Predigt trat der Junker mit Glülphi, den er an der Hand führte, an der Treppe des Chors vor den Taufſtein und ſagte: Liebe Kirchengemeinde von Bonnal! Wenn ich je in meinem Leben mit innerer Rührung und Erhebung in einer Kirche geſtanden, ſo iſt es heute. Liebe Gemeinde: Euere Kinder haben wir dieſe Woche den alten, lieben Vaternamen wieder gegeben. Ich möchte ihn verdienen. Ich möchte in Wahrheit, in Treue und Liebe euer aller Vater seyn. Ich möchte Vaterwerke an euch thun und die erſte, die weſentlichſte Vaterpflicht, die ich euch ſchuldig bin, in Treue und Wahrheit erfüllen, und freue mich, einen Mann gefunden zu haben, der dieſem wichtigen Vorſatz meines Lebens ein volles Genüge zu leiſten, vorzüglich geeignet iſt. Mein Glück iſt groß und ich kann es Gott nicht genug danken, daß ich für euch den Mann gefunden, den ich euch jetzt vorſtelle. Nehmt ihn mit Liebe auf. Denket, daß er euer Wohlthäter und der Wohlthäter eurer Kinder und Kindskinder werden kann, und geht ihm von eurer Seite, ſo gut ihr könnt und möget, an die Hand, und ſuchet in Uebereinſtimmung mit ihm eure Kinder auch zu Haus zu allem Guten zu halten, das in eurer Macht iſt.

Glülphi ſtand, ſo lang der Junker redte, in einer Rührung neben ihm da, die faſt eine Muthloſigkeit auszudrücken ſchien, die ihm nicht eigen war. Er hob ſo lang beynahe kein Aug auf; da er aber ausgeredt, ſage er: Liebe Nachbaren! Ich werde durch meine Stelle aufgefordert, einen Theil eurer Pflichten an euern Kindern zu erfüllen, dadurch aber auch berechtigt, zu erwarten, daß ihr die eurigen an euren Kindern mit Gewiſſenhaftigkeit erfüllet und euer Hausleben nicht mit dem Guten, dis wir in der Schule ihnen einzuüben ſuchen, im Widerſpruch ſtehe. Ich bin mich nicht gewohnt, viel Worte zu machen. Wir haben gegenſeitige Pflichten gegen einander. Ich will Gott bitten, daß er mir Gnad gebe, die meinigen mit

Treue und Sorgfalt zu erfüllen; thut auf eurer Seite das nehmliche, ſo wird wills Gott der Segen des Herrn auf unſern gemeinſamen Bemühungen ruhen. — Mit dem endete er.

§. 11.

Die Freuden dieſes Tags, die leider nicht ungetrübt ſind.

Der Junker wollte den Tag dieſer Inſtallirung Glülphis zum Schulmeiſter ſeinen Schulkindern zu einem Freudentag machen und machte ſie gleich nach der Kirche zu ſich ins Pfarrhaus kommen.

Es war in Bonnal eine Stiftung von einem alten Junker im Dorf, die verordnete, daß alle Jahre, einmal an der Weihnacht und einmal an der Oſtern, den Kindern ein paar Eyer und ein paar Brödchen ausgetheilt werden mußten, und der Junker hatte an der letzten Oſtern geſehen, wie tief und lebendig die Freude über dieſe Eyer und über dieſe Brödchen auf das Gemüth der Kinder gewirkt, und erinnerte ſich, daß der Pfarrer damals zu ihm geſagt, dieſe Freuden vermiſchen ſich in der Einbildungskraft der Kinder ſo mit den Gegenſtänden der Feyerlichkeit dieſe Tage ſelber, daß die Geſchichte von der Geburt Chriſti und den Hirten auf dem Felde und den Königen aus Mohrenland und diejenige von den Wächtern bei ſeinem Grab und den Engeln in ſchneeweißen Kleidern, die den

Stein wegwälzten und den Weibern erſchienen, ihnen bey jedem Anlaß, der ſie an dieſe Austheilung der Brödchen und Eyer erinnere, auch zu Sinn kommen und ſich ihnen ſo angenehm einprägen, daß ſelbige ihnen durch ihr ganzes Leben als angenehme Geſchichten vor der Seele ſchweben.

Der Junker, der dieſe Weihnachts- und Oſtereyerfreuden an der Hand ſeiner Ahnfrau mit vielen Kindern ſeiner Dörfer ſelber genoſſen und ſich derſelben noch mit angenehm belebtem Gefühl erinnerte, wollte dieſe Jugendfreuden in ſeinen Dörfern nicht nur nicht untergehen laſſen, er wollte ſie vielmehr vermehren, und jetzt den Stiftungstag der Schule in Bonnal den Schulkindern eben ſo zu einer Freude ihres Herzens und ihrer Unſchuld machen. Selber der Pfarrer gab ſich alle Mühe, den Kindern von Bonnal auf dieſen Tag ſo ſchön gemahlte Eyer anzuſchaffen, als man je an einem Oſtertag ſchön gemahlte Eyer auf einem Dorf geſehen. Und die Frau Pfarrerinn, die den Garten voll Blumen hatte, machte einem jeden Kinde zu ſeinen Eyern und ſeinem Brödchen noch einen großen ſchönen Blumenſtrauß. Als nun die Kinder nach der Kirche in's Pfarrhaus kamen und die Brödchen, die ſchön gemahlten Eyer und die Blumenſträuße, die auf dem Tiſch lagen, ſahen, und hörten, daß ſie ihnen gehören, ſagten ſie zu einander: das geht ja wie an der Oſter; aber ſo ſchön war es doch an keiner, ſo lang wir leben. Einige meynten gar, ſie müßten jetzt, wie das an der Oſter und an der Weihnacht der Brauch war, ihr Oſter- oder ihr Weihnachtlied ſingen, und wollten ſogleich anfangen; andere aber ſtüpften ſie und ſagten ihnen: nein, nein, es iſt nicht Oſtern, wir wollen warten, bis man uns ſingen heißt.

Glülphi wußte noch nichts von dieſer Freude, die der Junker und die Frau Pfarrerinn jetzt den Kindern machten. Er wußte nicht einmal, daß ſeine Schulkinder im Pfarrhauß ſeyen, ſondern war ernſt und ſtill in einer Nebenſtube mit dem Junker und dem Pfarrer. Thereſe ſagte indeſſen den Kindern, ſie ſollen, ſobald ſie die Thüre aufthun, das ſchönſte Lied, das ſie in der Schule ſingen gelernt, mit einander anſtimmen. Es lautet:

> Wer in ſeinen Lebensjahren
> Als Kind, Jüngling, Mann und Greis
> Unſchuld doch kann ſtets bewahren,
> Der hat Freud und Glück zum preis;
> Den beſiegen nicht die Lüſte,
> Den verklagt umſonſt der Neid,
> Der fühlt Muth, auch wenn er wüßte
> Gleich geh' es zur Ewigkeit.

Jetzt that Thereſe die Thüre auf, die Kinder ſtimmten ihr Lied an, und Glülphi ſah plötzlich die ſingenden Kinder mit ihren Eyerbrödchen und Blumenſträuſen in der Hand auf ihn zu ſpringen. Es war ihm bey dieſem Anblick zu Muth, wie Arner, da der Kinderzug mit dem Engel, der Rickenbergerinn an der Spitze, im Garten des Pfarrhauſes ihn in ſeiner dunkeln Laube wie aus einem Traum erweckte. Er ſtand gerührt vor ſie hin, ließ ſie ihr Lied ausſingen und ſagte dann zu ihnen: ihr ſeyd jetzt meine Kinder; es freut mich, euch hier zu ſehen;

wir werden uns von nun an alle Tage ſehen, und ich hoffe, wir werden einander recht lieb werden.— Die Kinder waren faſt alle guten Muths. Es war ihnen jetzt faſt wie an der Oſtern, wo faſt in keinem Haus ein Kind iſt, das nicht meynt, es wäre nicht recht, wenn es jetzt nicht freudig wäre. Auch gaben ihm viele auf das Wort: „will's Gott, werden wir uns einmal recht lieb werden" — zur Antwort: ja gewiß, ja gewiß. Andere aber ſtießen doch die Köpfe zuſammen, antworteten nichts, und ein Kind des Geſchwornen Hügis ſagte zu ſeinen Geſpielen ſo laut, daß es der Schulmeiſter faſt hätte hören mögen: ich weiß nicht, ob uns der Herr Schulmeiſter allen ſo lieb werden wird, mir einmal glaube ich, werde meiner Lebtag, wenn ich auch hundert Jahr alt werde, gewiß kein Schulmeiſter lieb. Glülphi bemerkte dieſes Flüſtern. Es mißfiel ihm, aber er wollte die Freude der andern Kinder nicht ſtören, er warf nur einen ernſten Blick an das Kind hin, aber fragte nicht, was es ſey, das ſie ſich ins Ohr flüſtern; er ſtand vielmehr forthin ganz unbefangen und liebevoll unter ſie hin, both einem nach dem andern die Hand; auch der Junker und Thereſe ſtellten ſich mitten unter ſie hin, beſchauten ihre Eyer und ihre Blumenſträuße und redten mit allen über dieſes und jenes, von ihren Aeltern, von ihren Geſchwiſterten, von ihrem Haus, von ihren Umſtänden, ſo wie ſie von einem jeden von ihnen etwas wußten. Dann ſagte der Junker einsmahl: die guten Kinder müſſen jetzt auch noch ihrem neuen Herrn Schulmeiſter Geſundheit trinken, und ließ ſogleich durch ſeinen Klaus einige Flaſchen-Wein, den er mit ſich von Arnheim gebracht, auf ihren Tiſch bringen. Die gute Frau Pfarrerinn trieb ſogleich alle Gläſer auf, die ſie im Pfarrhaus und bey guten Nachbarn fand; aber es waren nicht genug für die Menge der Kinder. Der Junker aber ſagte: was macht das? gebt ihnen nur eure Taſſen und kleine Becken, die ihr in der Küche habt. Da ſuchte ſie alle ihre Thee- und alle ihre Caffeetaſſen, die ſie im hinterſten Winkel fand und alle Becken in der Küche zuſammen, bis ſie für ein jedes dieſer Kinder ein kleines Trinkgeſchirr hatte, und ließ zugleich die Magd ein paar Leib Brod verſchneiden, und zu jedem Trinkgeſchirr ein Stück hinzulegen. Dann füllte der Klaus jedes Trinkgeſchirr mit dem guten Wein des Junkers, und auch der Pfarrer und die Frau Pfarrerinn ließen ſich jedes ein Glas davon einſchenken, hielten dann ihre Gläſer hoch auf, machten auch die Kinder die ihren hoch aufheben und riefen laut: „Es lebe unſer liebe neuer Herr Schulmeiſter!“ Auch die Kinder riefen es alle laut, und tranken dann auf ſeine Geſundheit. Dann hielt auch der Schulmeiſter das Glas, das ihm die Frau Pfarrerinn eingeſchenkt und in die Hand gegeben, in die Höhe, und trank es auf die Geſundheit der lieben Kinder aus, und die meiſten Kinder traten jetzt näher zu ihm und viele drängten ſich an ihn ſo nahe an, als ſie konnten. Er both allen die Hand, aber redte kein Wort. Er konnte es nicht. Auch viele Kinder ſahen's, waren gerührt wie er, und redten auch kein Wort; einige warfen einen Blick voll innerer kindlicher Bewegung und Anmuth, und er ſtand ſtill und ernſt, mit einem Blick voll Wehmuth, in dem ſich Freuden und Sorgen, Hoffnung und Kummer, in einander verſchmelzen. Doch das Bild iſt zu ſchön, es darf nicht ſo ungetrübt da ſtehen. Schon beym Austrinken des Freudenweins, den ihnen der Junker dem neuen Schulmeiſter zum Lob und zur Ehre gab, zeigte ſich der große Unterſchied, der unter dieſen Kindern war und das viele Schlechte, das ſchon in ſie eingeſchlichen und in ihnen eingewurzelt war. — Einige Kinder tranken ihr Glas faſt in einem Schluck aus; andere hielten daſſelbe, nachdem ſie es ſchon ausgetrunken, noch ganz umgekehrt mit zurückgelegtem Kopf über den offenen Mund, damit auch noch der letzte Tropfen, der noch darin, in denſelben hineinfalle. Ein paar, die ihre Gläſer ſchnell ausgetrunken, juchzten denn noch, wie wenn ſie im Wirthshaus wären; andere lachten die, ſo ihre Gläſer langſam austranken aus, und ſagten zu ihnen: ſie wollen ihnen helfen, wenn ſie nicht mögen damit fertig werden. Faſt alle lobten den prächtig guten Wein und ſagten: ſie haben ihr Lebtag keinen ſolchen getrunken. Des Weibels hochmüthiges Töchterchen hingegen ſagte zu einem, das neben ihm ſtand, aber ſo leiſe, daß es niemand hätte hören ſollen: mein Vater hat noch viel beſſern daheim im Keller; aber das andere antwortete ihm faſt laut; du kannſt mir das nicht angeben, das iſt nicht wahr, das iſt gewiß nicht wahr. — Schweig doch, ſchweig doch. ſagte jetzt des Weibels Töchterli, es muß niemand hören, was wir mit einander reden, und gieng ſchnell von ihm weg.

Nicht nur das, es begegnete noch vieles, das nicht blos die Ungezogenheit und Frechheit vieler dieſer Kinder, ſondern auch das Mißtrauen und die Vorurtheile, die man ihnen gegen den neuen Schulmeiſter beigebracht, deutlich an Tag legte. Auch merkte man es vielen deutlich an, daß ſie noch gerne ein Glas von dem guten Wein gehabt hätten, und überhaupt zeigte es ſich, daß die ſchönen Eyer und der Blumenſtrauß, den die Frau Pfarrerinn ihnen gab, ihre Aufmerkſamkeit mehr beſchäftigten, als was man immer zu ihnen ſagte.

Es war Glülphi immer mehr unbehaglich, je mehr er ſie beobachtete, und er war wirklich froh, als der Hans jezt in die Stube kam und ſagte, das Mittageſſen ſey ſchon ſehr lange auf dem Tiſch und es warte alles auf die Herren, worauf denn die Kinder mit ihren Blumenſträuſſen, Eyern und Brödchen nun heim giengen.

Die Frau Pfarrerinn feyerte an dieſem Mittag die Inſtallirung des Schulmeiſters mit einem Eſſen, wie ſie bey vielen Jahren kein ſo ſchönes und ſelber an der Huldigung des Junkers kein beſſeres hatte. Die Stunde war fröhlich; alle, der Junker, Thereſe, der Pfarrer, die Frau Pfarrerinn und der Rollenberger wetteiferten, dem Glülphi den Tag durch ihre heitere Theilnahme unvergeßlich zu machen. Was dieſe Stunde noch belebte, war Bylifsky, der, als er von Arner vernommen, daß Glülphi an dieſem Tag zum Schulmeiſter in Bonnal inſtallirt werden ſollte, ihm, die Freude dieſes Tags zu erhöhen, ein Geſchenk von ſehr ſchönem, ſchwarzen Tuch ſandte, das ſich beſſer zu ſeinem neuen Beruf ſchicke als ſeine Soldatenkleidung.

§. 12.

Eindruck dieſer Inſtallation auf den alten Schulmeiſter.

Den alten Schulmeiſter aber ärgerte es ſchon, daß der Pfarrer um des neuen Schulmeiſters willen eine Predigt gehalten, und daß der Junker ihn beym Taufſtein an der Hand gehabt und der Gemeinde vorgeſtellt; doch tröſtete er ſich damit, der alte Junker ſel. habe mit ſeinen Bauern nicht ſo Narrencomödien geſpielt, und er denke, wenn er unter dem neuen Junker Schulmeiſter geworden, ſo wäre ihm dieſe Ehre auch zu Theil geworden. Aber als er nach der Kirche die Kinder ins Pfarrhaus gehen ſah und in ſeiner Stube gar wohl hörte, wie ſie ſich daſelbſt luſtig machen, bald dieſes bald jenes mit Oſtereyern und mit Blumenſträußen in der Hand am Fenſter ſtanden, wollte ihm das gar nicht behagen. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte: vor altem hat man auch wohl einem braven Schulmeiſter einen Freudentag gemacht und ihn zu einer Mahlzeit eingeladen, aber die Schulkinder ſo zu gaſtriren, wie es jetzt geſchieht, das kam doch vor altem keinem Menſchen in Sinn. Doch der neue Schulmeiſter wird, ſo ſehr er jetzt juheyet, wie man jetzt auch immer ein Narrenweſen ob ihm treibt, ſeine liebe Noth auch kriegen, ich weiß das gewiß, fang' er nur einmal an ſchulmeiſteren, er wird dann ſchon ſehen, ob der Schulmeiſterhimmel ſo voller Geigen hange. — So tröſtete er ſich der Sache halder, die ihm ſo übel gefiel, oder vielmehr, er machte eine gute Mine zum böſen Spiel. Als aber jetzt der Junker jedem Kind ſein Glas Wein geben ließ und denn mit ihnen Glülphis Geſundheit trank und der alte Schulmeiſter den lauten Ruf aller Kinder: „Es lebe unſer neue Herr Schulmeiſter“ in ſeiner Stube deutlich hörte, konnte er ſich nicht mehr halten. Das wird ja mir offenbar zur Schand und zum Spott gethan, ſagte er zu ſich ſelber und ſtampfte mit den Füßen. Da ihn ſeine Schweſter ſo laut mit ſich ſelber reden und mit den Füßen ſtampfen hörte, fragte ſie ihn: was er doch habe? Er antwortete: hörſt du denn doch, wie der Pfarrer mich durch alle Schulkinder ausſpotten läßt und ſiehſt du denn nicht wie ſie alle Fenſter in der Stube aufgethan, damit ich auch höre, mit welchem Lerm und Jubel ſie des neuen Schulmeiſters Geſundheit trinken? — Seine Schweſter antwortete ihm: lieber Bruder, im Sommer ſind ja die Fenſter im Pfarrhaus immer offen, und wo viele Leute in einer ſo kleinen Stube beyeinander ſind, ſo muß man ſie aufthun, man möchte es ſonſt darinn nicht verleiden.

Aber hörſt du, wie laut ſie ihm ſeine Geſundheit brüllen? Das geſchieht doch mir zum Trotz, das kannſt du nicht ableugnen, ſagte jetzt der Bruder, und die Schweſter erwiederte: du biſt närriſch, Bruder, wo man luſtig iſt, und einander Geſundheit trinkt, da geht's allenthalben ſo laut; ich will meinen Kopf daran ſetzen, es denkt kein Menſch an dich.

Er. Ich weiß wohl, was ich weiß. Der Pfarrer hat mich immer gehaßt, ich habe es zwar niemand geſagt, aber es iſt doch wahr, er hat mich, ſeit dem er da iſt, immer gehaßt, und wo er immer konnte geplagt.

Sie. Ich kann das nicht glauben. Warum ſollte er dich ſo haſſen?

Er. Das weiß ich wohl warum; ich verſtehe die Bibel beſſer als er, und weil er das weiß, muß er mich haſſen, er kann es durchaus nicht an mir leiden.

Sie. Du haſt dieß ſchon oft geſagt, und dich ſchon ſo oft damit erzankt, und am End, wer weiß, wer Recht hat.

Er. Das weiß ich ſicher, und er weiß es auch.

Sie. Daß du die Bibel beſſer verſteheſt als er?

Er. Ja, das weiß er. Er hat ſchon manchmal das auf der Kanzel geſagt, was er von mir gehört, und wenn er mich nicht haßte, er würde es ſelbſt eingeſtehen, daß ich die Bibel wenigſtens ſo gut verſtehe als er.

Sie. Und ich glaube denn noch nicht, daß er dich eigentlich ſo haſſe.

Er. Wie darfſt du das auch ſagen? Er hat mich ja von meiner Stelle weggejagt, wie man einen Hund aus der Küche jagt.

Sie. Du kannſt doch auch nicht ſagen, daß er dich auf dieſe Weiſe fortgejagt; er hat dir ja die ganze Beſoldung gelaſſen.

Er. Ja, wenn das nicht wäre, Gott weiß, was ich thäte, wenn man ſo unrecht leidet, ſo kommen einem gar böſe Gedanken.

Sie. Laß dir doch keine ſolche kommen und ſey ein Chriſt.

Er. Ja, wer kann ein Chriſt ſeyn, wenn's einem ſo geht?

Faſt im gleichen Augenblick, in dem er ſo raſend über den Pfarrer und das Unrecht, das er ihm anthue, redte, ſagte der gute Pfarrer zum Junker und zum Glülphi: es war ſonſt immer meine Gewohnheit, wenn eine Schulfeyerlichkeit war, den Schulmeiſter auch einzuladen und ich würde es auch heute gern gethan haben, aber ich weiß, es wäre ihm jetzt nicht wohl bey uns.

Das iſt gewiß, erwiederte Glülphi, ſo wie ich ihn anſehe, würde ihm unſer Mittageſſen ganz gewiß nicht wohl ſchmecken, wenn er es neben uns ſitzend zu ſich nehmen müßte.

Pfarrer. Er muß ſeine Sache doch haben, und, ich will machen, daß es ihm unſerthalben nicht ſchlecht ſchmeckt — und damit ſagte er zur Frau Pfarrerin: ſie ſolle ihm von ihrer Mahlzeit ein ſo ſchönes Ehreneſſen zurecht machen und in ſein Haus ſchicken, als je ein Schulmeiſter aus einem Pfarrhaus ein ſchönes Ehreneſſen bekommen. Und die Frau Pfarrerin rüſtete ihm darauf einen ganzen Korb voll von ihrer guten und ſchönen Mahlzeit, legte noch zwey Flaſchen von dem alten, guten Wein hinzu, von dem der Junker dieſen Morgen den Kindern gegeben, und ſandte das alles dem Schulmeiſter, mit einem freundlichen Gruß von ihnen allen und auch vom neuen Schulmeiſter.

Jener hatte eben noch das Wort: „ja, wer kann ein Chriſt ſeyn, wenn man es einem macht wie mir“ im Mund, als des Pfarrers Haus ſeinen Korb von allem Guten, das ſie zu Mittag hatten, in ſeine Stube brachte.

und mit dem Gruß vom Junker, dem Pfarrer, ihren Frauen und dem neuen Schulmeiſter auf den Tiſch ſtellte. Es fehlte kein Stück von ihrem Eſſen. Selber von dem großen Fiſch und der Paſtete, die die Frau Pfarrerin um des Junkers und der Thereſe willen auf ihrem Tiſch hatte, war auch ein Stück für den Schulmeiſter im Korb.

Seine Schweſter warf in dem Augenblick, in dem der Hans ſeinen Korb auf den Tiſch ſtellte und das Tuch, mit dem das Eſſen bedeckt war, abnahm, einen Blick auf ihren Bruder, der ihm deutlich ſagte: ſieh jezt, obs wahr ſey, daß der Pfarrer dich wie einen Hund, den man aus der Stube jagt, behandle. Er verſtand den Blick, ſchüttelte aber dennoch den Kopf; doch faßte er ſich ſoweit, daß er ganz mit den ordentlichen Worten, mit denen ein wohlgelehrter Schulmeiſter einem Pfarrer für ein großes Geſchenk dankt, danken konnte und wirklich dankte. Aber ſobald der Hans aus der Stube war, ſagte er denn doch zur Schweſter: ja, ja, das ſoll mich jezt wieder gut machen, für das Unrecht, das mir geſchehen.

Die Schweſter, die gut war, antwortete ihm nur, ſo ein ſchönes, gutes Ehreneſſen hat doch gewiß noch kein Pfarrer ſeinem liebſten Schulmeiſter geſandt.

Das iſt wahr, erwiederte der Schulmeiſter, das Eſſen iſt brav, recht brav, und ich hätte eher an den Tod gedacht, als daß ich heute ſo ein gutes Ehreneſſen aus dem Pfarrhaus erhalten würde.

Die Schweſter ſuchte ihm jezt eilend Meſſer und Gabel aus der Tiſchtrucken hervor. — Und auch ein Glas! noch ein Glas! rief der Schulmeiſter. Da er es hatte, ſäumte er nicht mehr. Er bethete geſchwind über Tiſch, und als er ſo nach ſeiner Weiſe die Kappe abzog, die Hände faltete und Gott dankte, für die Speiſe und Trank, die er ihm beſcheere, ſagte die Schweſter lachend: Du dankſt doch im Herzen jetzt dem Pfarrer auch ein wenig dafür.

Er. Ja, mit dem hat es jetzt noch gut Zeit; der kann mit dem Dank warten, bis es mir ſeinethalber anders wird, als mir noch jetzt iſt.

Sie. Aber du haſt doch dem Hans zu Handen des Pfarrers ſo ordentlich gedankt, daß einer hätte glauben ſollen, es ſey dir Ernſt.

Er. Nein, nein, vom Ernſt iſt noch keine Rede, aber ich habe es wohl thun müſſen, es hätte ſonſt nicht gefehlt, die hochadelichen und hochehrwürdigen Herren und Frauen am Tiſch hätten ſich nichts daraus gemacht, zu ſagen: ich ſeye ein grober Lümmel, und das mag ich eben doch auch nicht gern heißen.

Mit dem aber ſchwieg er und aß drauf los, daß es eine Luſt war. Beym erſten Glas Wein aber ſagte er: das iſt auch ein herrliches Glas Wein, ſo hat mir der Pfarrer noch nie keinen gegeben; er iſt gewiß von dem, den er dem Junker aufſtellt. Und einen Augenblick drauf: der neue Schulmeiſter bekommt gewiß immer von dieſem, weil er ſo geliebt iſt. Mit dem ſchenkte er ſich ein Glas nach dem andern ein; aber da er böſen Wein trinkt, kam ihm mit dem Trinken auch immer noch mehr in Kopf, wie unrecht ihm geſchehn, und mit jedem Glas brauchte er ſein Maul wieder mehr über den Pfarrer, den

Junker und alles Unrecht, das er leide. Er tröſtete ſich aber denn gleich wieder damit, der liebe Gott werde wohl auch Alles rächen, wie er in ſeinem heiligen Wort verſprochen, alles Unrecht, das in der Welt der Schwächere ſo oft von dem Stärkern leiden müſſe. Er hatte ſchon vorher ein gutes Glas Wein getrunken, und dieſer lezte beſſere ſtieg ihm jezt ſo in den Kopf, daß er nicht mehr recht wußte, was er redte, und wie er das in dieſem Fall immer that, anfieng über das, was ihm eben im Kopf ſteckte, mit übel angebrachten Sprüchen aus der Bibel herumzuwerfen.

Jezt war ihm eben das Unrecht, das er vom Pfarrer und vom Junker leiden müſſe, im Kopf, und von ſeiner berauſchten Einbildungskraft belebt, ſagte er jezt: Haman, im Buche Eſther, war auch ſo ein gewaltthätiger Tyran, der das Volk Iſrael wegen ſeines rechten Glaubens verfolgte, wie mich jezt der Junker und der Pfarrer wegen meines guten Glaubens und meiner beſſern Einſichten in das Wort Gottes und in das Evangelium verfolgen; aber der liebe Gott hat dieſen großen Feind ſeines heiligen Volks ſchön an den höchſten Galgen gebracht, der noch je in der Welt aufgerichtet worden. Ich glaub', es ſey ein Schnabelgalgen geweſen. Ich hab', ihn einmal in einer Kupferbibel abgemahlt geſehen; der Haman war daran ſo klein wie ein Vogel, ſo hoch hieng er in der Luft. Ja, ja, es giebt Leute, die ich auch gerne ſo hoch in der Luft, und ſo klein als ein Vogel am Galgen hängen ſähe. — Indeſſen war ſeine Bouteille leer, und er wollte ſogleich die andere auch noch angreifen; aber ſeine Schweſter, die ſah, daß er ſchon längſt mehr als genug getrunken, und der das Selbſtgeſpräch über

Haman und den Schnabelgalgen anfieng angſt und bang zu machen, ſagte zu ihm: wenn du bey dir ſelber wäreſt und nicht ſo voll, wie ich dich in meinem Leben noch faſt nie geſehen, ſo würde ich dir was anders ſagen; ſchäme dich, du redſt wie ein Unſinniger und ein Unchriſt, und ich hätte nicht geglaubt, daß du im Stand wäreſt, dergleichen abſcheuliche Worte über deine Lippen gehen zu laſſen. — Er aber gab ihr keine Antwort auf das, ſondern ſagte nur: gieb mir die zweyte Bouteille, die mir der Pfarrer geſchickt hat. — Aber es war keine Rede davon; ſie hatte ſie ſchon längſt auf die Seite gebracht, und als er jetzt mit Ungeſtümm noch einmal ſagte: hörſt, bring mir meine Bouteille — antwortete ſie ihm: wenn du jetzt nicht im Augenblicke mit deiner Bouteille ſchweigſt, ſo werfe ich ſie dir ſammt dem Wein zum Fenſter hinaus. —

Der Schulmeiſter kannte ſeine Schweſter und wußte, daß ſie im Stande war, mit der Bouteille Wort zu halten und redte jetzt kein Wort mehr von ſeinem rechten Glauben, ſondern nur von der Bouteille. Nein, nein, ſagte er, zum Fenſter hinaus mußt du ſie nicht werfen, es könnte Jahr und Tag gehen, ehe ich wieder zu einem ſo guten Glas Wein käme, ich will jetzt eben ins Bett gehen und ſie dann mor- en trinken.

Nun, nun, wenn du jetzt ins Bett willſt und machen, aß dich kein Menſch mehr ſehe, wie du jetzt biſt, ſo will h denn auch mit dem ſchweigen, was ich dir noch zu ſagen hät- ; aber mach' mach jetzt, daß du aus der Stube und rt kommſt.

Er wollte jetzt aufſtehen, aber er ſchwankte auf beyde Seiten und mußte ſich mit beyden Händen am Tiſche halten. In dieſer Stellung, da er ſah, daß er keinen Schritt vorwärts konnte, ſagte er denn doch zur Schweſter: es ſcheint du habeſt doch recht, es iſt mir jetzt ſelber, ich habe mehr als genug; dieſer Wein muß doch verdammt ſtark ſeyn, daß eine einzige Bouteille mich ſo zugerichtet. — Zugerichtet biſt du dir einmal gewiß, ſagte die Schweſter, und er: es iſt wahr, du mußt mir helfen, ich könnte Hals und Bein brechen die Treppe hinauf. — Ich ſehe es wohl, ſagte die Schweſter, und führte ihn ziemlich unſanft fort und ins Bett.

§. 12.

Eindruck dieſer Schulmeiſterinſtallation auf das Dorf Bonnal.

Es war aber nicht blos der alte Schulmeiſter, auf den dieſe Inſtallirung des neuen einen widrigen Eindruck machte, faſt das ganze Dorf fand es ſonderbar, daß der Junker und der Pfarrer mit dieſem Manne ſo viel Weſens machen. Viele ſagten: wenn dieſer Lieutenant wirklich unſer Junker wäre und wir ihm huldigen müßten, man könnte um ſeinetwillen faſt nicht mehr Fuliſanzereyen mit ihm und mit uns treiben. Faſt kein Menſch als etwa die Weiber, die am Sonntag ins Pfarrhaus kamen, waren mit dieſer Inſtallirung ganz zufrieden. Selbſt der Baumwollenmeyer, der mit ihnen im Pfarrhaus war, ſagte: es ſey nicht immer gut, wenn man ein Lied, ſo lieb es einem ſey, zu hoch anſtimme; man müſſe immer trachten, daß man es ausſingen könne, wie man es angefangen. Nur von den Kindern waren einige mit dieſem Tag recht von Herzen zufrieden, und ſagten zu einander: ſie ſehen es dem neuen Herrn Schulmeiſter ſicher an, daß es ihnen bey ihm wohl ſeyn werde. — Jetzt fiengen auch viele von ihnen an, ber den alten zu klagen, wie häſſig und unwirſch er ſey nd wie ungerecht und partheyiſch er oft mit dem einen nd dem andern gehandelt und mit der Ruthe blind darin geſchlagen, ohne zu ſehen, wen es treffe. Mehrere naben, denen Glülphi auf der Allment beym Baumſetzen eholfen, und die ihn auch geſehen, bey dem Kinderzug rdnung machen, ſagten zu ihren Eltern: wir möchten enn doch auch ſehen, ob der alte Schulmeiſter im Stand äre, beym Baumſetzen oder beym Kinderzug ſo Ordnung machen, wie es der Herr Lieutenant kann. Die mein Väter aber ließen aus dieſer Lobrede Glülphi gar chts gelten und ſagten, Bäume ſetzen, und mit Trommeln und Pfeifen Ordnung machen, ſey etwas ganz anders Schulhalten.

Viele Leute geſtunden zwar gern, des Pfarrers Rede recht ſchön und brav geweſen und es wäre wohl zu ünſchen, daß es im Dorfe ſo ſeyn könnte und ſo werden chte; aber wie der Junker und der Pfarrer und der hulmeiſter, wenn ſie auch noch ſo ſehr zuſammenhalten ſelber ihre Weiber noch dazu mitnehmen würden machen könnten, daß es anders und ſo würde, wie er geſagt hatte, das können ſie nicht begreifen, und ſie glauben auch, es ſey gar nicht möglich. Ein Hügi ſagte: wenns auch möglich ſeyn ſollte, ſo müßte mir doch wenigſtens der Mann, durch den man es verſuchen wollte, ganz anders ausſehen als der Lieutenant und nicht einen Soldatenrock tragen wie er.

Dieſer Rock ärgerte auch viele. Dümmer aber drückte ſich über dieſes Aergerniß doch niemand aus, als der Hartknopf; er ſagte: es ſey unmöglich, daß ein Menſch in einem Soldatenrock die Religion verſtehen und den Katechismus erklären könne. — Da aber das Bibelerklären des Hartknopfs ſelber im Dorfe nicht jedermanns Sache war, ſo antwortete ihm darüber ein Eichenberger: es ſey am Schulmeiſter-Erklären nicht viel gelegen, das Erklären ſey des Pfarrers Sache; der Schulmeiſter müſſe nur machen, daß ſie brav leſen, ſchreiben und auswendig lernen, und je weniger er ſich mit dem Erklären abgebe, deſto beſſer ſey es.

Ein guter Fürſprech des Hartknopfs ſagte: man nehme das, worüber man nicht viel rede und nicht gut erkläre, auch nicht zu Herzen, und man könne die Religion nicht genug zu Herzen nehmen. Darüber antwortete ein ſchlichter Bauer: was man als ein Narr zu Herzen nehme, es möge ſeyn was es wolle, das ſey mehr als genug zu Herzen genommen, und das, worüber man viel ſchwatze und ſein Maul brauche, ſey entweder gar nicht oder dumm zu Herzen genommen. Das Thun, das Thun und nicht das Maulbrauchen zeige, was wahrhaft zu Herzen genommen.

Eine dicke Bäurin, die eben da war, ſagte: wenn ſie alles, was in den Büchern ſteht, zu Herzen nehmen wollte, ſo würde ſie gewiß darob eine Närrin oder gar eine Bettlerin werden. Sie wolle lieber das, was ſie im Stall und auf der Schütte habe, zu Herzen nehmen.

Ein alter Mann, der am Tiſche war, ſagte: er habe in drey Pfarrhäuſern gedient, er ſey zwey Jahr bei einem Advokaten geweſen und habe ein paar Gerichtsſäſſe (Richter) gekannt, die wie eine Dole ſchwatzen konnten, und die Erfahrungen, die er bey allen dieſen Leuten gemacht, haben ihm ſo ein Mißtrauen gegen das Maulbrauchen beygebracht, daß er ſich vor einem jeden Mann, der für irgend eine Sache den Advocaten mache, im eigentlichen Verſtand fürchte.

In einem andern Haus ſagte jemand: der Herr Lieutenant muß ein ſehr gelehrter Mann ſeyn, daß der Junker und der Pfarrer ſo gar viel Weſens aus ihm machen. Aber es wollte kein Menſch in dieſem Haus einen gelehr- en Schulmeiſter rühmen. Mehr als einer, der am Tiſche aß, behauptete: es könne einem Dorfe kein größeres Unglück begegnen, als wenn es einen ſolchen Schulmeiſter ekomme. Der älteſte Mann, der am Tiſche ſaß und ein uter Bauer war, aber dabey keine Zeile in einem Buche chtig leſen und auch ſeinen Namen nicht einmal ſchreiben nnte, ſagte: er habe immer gehört, daß Bauern, die ſo ut geſchulet worden, daß ſie mit den Pfarrern ſelber ha- n diſputiren können, haben immer weniger Korn auf ren Aeckern geſchnitten, als die, ſo von dem, worüber e andern diſputirten, kein Wort verſtanden, und nannte dann ein paar Dörfer, in welchen es ſo weit und breit berühmte Schulmeiſter gehabt, aber die bräveſten Hausväter in dieſen Dörfern haben ſich bitter beklagt, wie liederlich und unverſtändig ihre Buben dadurch geworden, daß ſie den ganzen Tag ob den Büchern ſitzen und alle Zeitungen auftreiben wollen, die ſie nur haben auftreiben können.

Der Reutibauer ſagte: wir haben, Gottlob, ich glaube ſo lang unſer Dorf ſteht, noch keinen gelehrten Schulmeiſter gehabt, aber es ſcheint, unſere Alten haben doch gewußt, was es damit für eine ſchöne Sache ſey. So ungelehrt unſere Schulmeiſter waren, ſo hat mein Vater doch geſagt, mein Großvater habe es zum Sprüchwort gehabt: er möchte keinen Burſchen zum Knecht dingen, von dem er gehört, daß ihn ſein Schulmeiſter gar zu ſehr gelobt.

Der geizige Rabſer, der neben dem Reutibauer ſaß, ſagte: es iſt nicht mit den Buben allein, es iſt mit den Maitlenen (Töchtern) das nehmliche. Ich möchte keins zu einer Sohnsfrau ins Haus nehmen, wenn ich hörte, daß der Schulmeiſter viel Weſens von ihm gemacht.

Es iſt eine ausgemachte Sache, ſagten viele, die den alten Mann darüber ſo reden hörten, wer vom Morgen bis an den Abend Geſchäfte hat, die er nicht vernachläßigen darf, der kann und ſoll den Kopf nicht mit Sachen anfüllen, die ihm Händ' und Füße, die er dazu braucht, lahm machen und ihn dahin bringen, daß er ſeiner Geſchäfte halber an einem Aug blind wird, am andern ſchielt, und hinwieder ihre halben auch nur am linken Ohr hört und am rechten, aber darüber ganz taub wird.

Dieſe Haushaltung hatte auch eine Tochter, die eine Anhängerin des Pfarrers Flieginhimmel war, in ihrer Verwandſchaft, und jedermann war darüber einſtimmig, ſie haben an dem Anhang dieſes Mannes erfahren: wie weit das Kopffüllen mit Sachen, die man nicht verſtehe und nicht zu verſtehen nothwendig habe, den Menſchen außer der Ordnung, in der er leben ſollte, wegbringe, und vom Weg, den er Pflichthalber täglich mit Eifer und Anhänglichkeit betreten ſollte, abführe.

Ein Lindenberger, der kein Anhänger des Pfarrers Flieginhimmel, aber ſonſt ein guter Kopf war und zum voraus fühlte, daß der Lieutenant für das Dorf ein guter Schulmeiſter werden könne, ſagte: es iſt wahr, man kann den Kindern den Kopf dumm und erbärmlich voll machen, aber es iſt mit dem Leerlaſſen deſſelben auch nicht alles gewonnen, und ich wüßte bald nicht, ob ich lieber wollte, daß man den Kindern den Kopf ſo anfülle, daß ſie dabei dumm werden, oder ob man ſie dadurch, daß man ihnen den Kopf leer laſſe, dumm mache.

Ein alter Moßbauer ſagte: ihr habt die Hauptſache, die ein Dorf gefahret, wenn es einen gelehrten Schulmeiſter hat, noch vergeſſen und das iſt, daß die beſten Köpfe, die es im Dorf giebt und die Söhne der wohlhabendſten Männer von dem Geluſt angeſteckt werden könnten, Stadtherrchen und Stecklibuben zu werden. Alles, was am Tiſch war, geſtand ein, das ſey wirklich die größte Gefahr, die es mit einem gelehrten Schulmeiſter für ein Dorf habe, und zugleich, es ſey auf den Dörfern kein Leben erbärmlicher, als das Halbherrenleben; und nicht nur einer ſagte: Gott bewahre uns, daß der Herr Lieutenant unſere Buben mit ſeiner Schule nicht dahin bringe, daß ſie mit der Zeit der Eichenbergerin gleich ſeyen, die der Junker für die Stadtkünſte, die ſie ihm ins Schloß bringen wollte, mit dem Harſchier aus demſelben weg und heim ins Dorf zu führen im Sinn hatte.

§. 13.

Beyde ſind Narren, die ſo das verfaulte Alte beybehalten, und die ſo das unreiſe Neue einführen wollen.

Indeſſen einige der vernünftigſten Bauern des neuen Schulmeiſters halber dieſe Beſorgniß äuſſerten, waren doch auch einige, beſonders einige alte Männer und Weiber, die des Pfarrers Predigt und des Junkers Rede mit Aufmerkſamkeit zugehört hatten, die ſagten: es ſcheine gar nicht, wie wenn weder der Pfarrer noch der Junker einem ſolchen Halbherrenweſen gar günſtig ſeyen, und auch der Schulmeiſter habe ihnen gar nicht die Gattung des neumödigen Herrchenlebens, worüber man an Oertern, wo es ſo neue gelehrte Schulmeiſter habe, klage; im Gegentheil, ſagten mehrere, der Pfarrer und der Junker haben geredt, wie wenn ſie diesfalls noch in der alten Welt lebten; dieſe Welt ſey aber nicht mehr da, und es ſey von einer andern Seite auffallend, daß unſere Kinder es durchaus nothwendig haben, in den Schulen mehr zu lernen, als unſere Vorfahren darin zu lernen nothwendig gehabt haben; uns ſelber mangelt jezt ſchon viel, das wir können ſollten und nicht gelernt haben. Ein alter Mann, der da war, ſagte noch: alles um uns her iſt ſo pfiffig und treibt Künſte wider alles, was recht, gut und wahr iſt, ewig können alſo, ſo gut es auch die Alten in ihrer Einfalt hatten, nicht mehr bleiben wie ſie waren. Es iſt unumgänglich nothwendig, daß auch der Einfältigſte und Aermſte im Dorf erkennen lerne, wo ihn etwa ſein reicher und pfiffiger Nachbar bey den Ohren kriegen und an der Naſe herumführen wolle oder könne, und eben ſo, daß ſich der Arme und Schwache gegen dieſe im Land täglich größer werdende Gefahr ſchützen und ſchirmen lerne, und dafür iſt es offenbar und dringend nothwendig, daß unſere Schulen unſere Kinder weiter führen, als ſie gegenwärtig thun. Der Lindenberger gieng hierüber in's Umſtändliche und ſagte: es ſpringt einem jeden, der 20 und 30 Jahre in unſerm Dorf gelebt hat, in die Augen, wie wir dadurch benachtheiligt und beeinträchtigt worden ſind, daß im ganzen Dorf zu einer Zeit, wo ein jeder Narr mit dem Baumwollenweſen hätte können reich werden, kein einziger als der Baumwollenmeyer im Stand geweſen iſt, davon Nutzen zu ziehen und hingegen faſt das ganze Dorf durch die Hoffarth und das Freſſen und Saufen, zu dem dieſer neue Verdienſt beynahe allein gebraucht wurde, ſo weit zu Grund gegangen, daß wir jezt zwanzig und dreißig mal mehr Arme haben, als ehe dieſer Verdienſt, den wir ſo übel benuzt, ins Land gekommen.

Der Hartknopf, dem dieſe Anſicht des Lindenbergers hiſterbracht worden, ward darob ſehr mürriſch und ſagte: dieſes ſey eine Anſicht, die nur auf das Zeitliche gehe und die gar nichts als eine Hauptſache ins Aug gefaßt werden könne; hingegen aber ſey gar nicht wahr, daß der Pfarrer oder der Junker in der Kirche auf eine Weiſe geredt haben, wie wenn wir noch in der alten Welt lebten; ſie leben wahrlich mit Haut und Haare ganz in der neuen, und zwar auf das allerſchlimmſte und allergefährlichſte in der Neuerungsſucht derſelben. Sie haben ja behauptet, ſie wollen das Dorf beſſer machen, als es iſt, und das ſey wider die gute alte Welt und den guten alten Glauben. Was wollen ſie mit dem Dorf machen, was man mit dem Menſchen nicht machen kann? Es iſt gar nichts Gutes am Menſchen. Alles, was an ihm iſt, und alles, was er thut iſt Sünde, Greuel und Schande, und auch an euerm Schulmeiſter iſt nichts Gutes; ihr werdet es erleben, daß nichts Gutes an ihm iſt, und daß er nichts Gutes thun kann. Dann ſetzte er noch eifrig, faſt wüthend hinzu: von der Fußſohle an bis auf ſeinen Scheitel iſt alles an ihm bös, und die neuen Lehren vom Beſſermachen der Menſchen, als ſie ſind, ſind alles Lehren des Antichriſten, von dem ihr erleben werdet, daß er auf dem Weg iſt und bald kommen wird.

§. 14.

Arners Thun fallt immer tiefer in ſchlechte Mäuler.

Zu ſo ſonderbaren Bemerkungen gab die Inſtallirung Glülphis die Rede, die der Pfarrer bey dieſem Anlaß gehalten, Gelegenheit. Auch die Eichenbergerin ließ dieſe ihr ſchickliche Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeygehen, der Sylvia, wie ſie Auftrag hatte, umſtändlich zu berichten, was in Bonnal vorgeht, und was Arner daſelbſt aus Tage Krummes und Dummes anſtelle. Sie gieng dieſen Sonntag ganz gegen ihre Gewohnheit auch in die Kirche und die Art, wie der Junker dieſen Dorfſchulmeiſter der Gemeinde vorſtellte, kam ihr ſo ſonderbar und unbegreiflich vor, daß ſie während der Predigt und in der ganzen Verhandlung einmal über das andere zu ſich ſelber ſagte: ich bin doch in meinem Leben ſchon in mancher Narrencomödie geweſen, aber eine, die ſo erzdumm war, wie dieſe, habe ich doch nie geſehen. Sobald ſie aber aus der Kirche heraus kam, war ſie bis auf den Abend auf den Beinen, um in allen Häuſern, in die ſie, ohne Gefahr ausgeſpottet zu werden, hineindurfte, auszuforſchen, was man darin über dieſe Inſtallirung des Schulmeiſters über des Pfarrers Predigt und über des Junkers Benehmen allenthalben ſage, und ſäumte denn nicht, als ſie ſpät auf den Abend heim kam, an Sylvia zu ſchreiben und ihr alles zu berichten, was vorgefallen. Ihr Brief an ſie lautet wörtlich alſo:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Ich beeile mich, Ew. Gnaden ungeſäumt zu berichten, was heute für eine Narrencomödie in der Kirche von Bonnal geſpielt worden. Der Junker iſt am frühen Morgen mit ſeinem beſten Wagen und mit einem Gefolg von Beamten, faſt wie wenn er den Herzog bewillkommen wollte, im Pfarrhaus von Bonnal aufgefahren. Ich glaube, wenn er für ſeine Bediente eine Galalivree gehabt hätte, ſo hätte er ſie dieſelbe bey dieſem Anlaß anziehn gemacht; da aber ſeine Knechte alle Kothlümmel ſind, ſo hat dieſe Galaerſcheinung nicht Statt finden können, und ſein Klaus und ſein Rollenberger ſind, wie gewöhnt, in ſehr ſchäbigen Kleidern in die Kirche gekommen, in der dann der Junker ſeinen trefflichen Herrn Schulmeiſter vor dem Taufſtein beym lieben Händchen genommen und ihn ſeiner Gemeinde als ſeinen beſten Freund und als den großen Mann, der ihm helfen werde, die eingefallenen Mauern ſeines guten Jeruſalems wieder aufzubauen. Sie ſagte daraus ferner, wie der Pfarrer in der Predigt, eben wie der Junker, das Maul ſo voll genommen, und der guten Gemeinde, wie der Prophet Heſtlimacher, verkündet und geweiſſaget, was der große Herr Lieutenant aus ihren Bauernbuben und Bauernmädchen für wohlgezogene, vortreffliche, geiſtvolle und hochgelehrte Männer und Weiber zu machen gedenke, und wie, wenn ſie dieſem ſeinem guten Freund und Schulmeiſter an die Hand gehen und helfen werden, ihrem guten Dorf das Geld zum Dach hinein regnen und die gebratenen Tauben zum Maul hinein fliegen werden.

In dieſem Geiſte ſagte ſie denn noch vieles, oder gar alles, was die loſeſte Zunge, die täglich aus allem das Gift zu ziehn gewohnt iſt, über Sachen und Menſchen, die ihr verhaßt ſind, zu ſagen im Stande iſt.

Sylvia ſäumte nicht, dieſen Brief noch am nehmlichen Abend, da ſie ihn empfing, Helidor'n in die Hand zu geben. Als er ihn geleſen, ſagte er: eine ſchlimmere Zunge habe ich doch nicht bald geſehen, ſie macht beynahe Ihnen den Rang ſtreitig. Ueber die Sache ſelber ſagte er: der gute Arner iſt, wie ich Ihnen ſchon geſagt, in den Menſchlichkeitsträumen unſerer Tage verirrt, und hat, wie es ſcheint, auch ſeinen Lieutenant damit angeſteckt; ich möchte faſt denken, die Wunde, die der hinkende Mann auch am Kopf hat, habe Arnern geholfen, ihn dießfalls zu verführen. Aber wie wird's den armen zwey Herren in der Ausführung ihrer Projecte gehn? Er ſetzte zuletzt noch lachend dieſe Bemerkung hinzu, das adeliche Cadetencorps von * *, in dem der Lieutenant nichts als reiten, tanzen, fechten, fiſchen, jagen und ſich ſchlagen gelernt hat, ſcheint eben keine gute Vorbereitungsſchule von Leuten zu ſeyn, die die Welt bis auf die hinterſten Dorfwinkel hinab von den Uebeln, an denen ſie, wie dieſe Herren nach ihren Träumerbegriffen ſich einbilden, ſo unausſprechlich leidet, heilen wollen. Am End aber ſagte er doch noch zur Sylvia: Ihre Eichenbergerinn lügt indeſſen und verdreht, das fällt auf; ich ſehe, daß ſie über Arner und das ganze Weſen in Bonnal wüthend iſt. Das macht aber nichts. Man kann zu dem Sprüchwort: „Kinder und Narren ſagen die Wahrheit“ noch hinzuſetzen: „auch wer recht wüthend iſt, ſagt die Wahrheit.“ Schreiben Sie ihr, ſie ſolle Ihnen auch forthin umſtändlich berichten, was in Bonnal vorfalle.

Sylvia ſäumte nicht, ſogleich, als ſie von Helidor wegkam, an die Eichenbergerinn zu ſchreiben:

Gute Freundinn!

Du haſt jetzt eine vortreffliche Gelegenheit, dich an Arner zu rächen, und ihm den Schimpf, den er dir in ſeinem Schloſſe angethan, mit Zins und Kapital zurückzuzahlen. Ich habe dich mit dem Mann, der in unſerm Herzogthum alles vermag, in Bekanntſchaft gebracht. Er haßt das ganze Narrenzeug, das Arner in Bonnal vorhat, wie du ins Auge, und was für uns noch weit wichtiger iſt, er ſieht es nicht gern. Ich bin überzeugt, er hat etwas dagegen, das ihm wichtig iſt.

Ich weiß zwar nicht eigentlich was, aber ich ſehe klar, daß er froh iſt, wenn alles das Weſen dumm und ſchlecht geht, und bin überzeugt, wenn er etwas dazu beitragen könnte, daß es recht dumm und recht ſchlecht gienge, ſo würde er es thun. Er hat mit einer Miene, die mir keinen Zweifel übrig läßt, zu mir geſagt, du könneſt vielleicht ſelber etwas dazu beitragen, daß es noch dümmer und ſchlechter gehe, als wenn du nicht dabey wäreſt, und du ſolleſt mir doch alles berichten, was vorfalle. Du ſiehſt jetzt, wie ich dich in der Welt hervorziehe. Das hätteſt du doch in deinem Leben nicht hoffen dürfen, daß du ſo mit einem Mann, der der erſte im Herzogthum iſt, bekannt würdeſt. Du kannſt noch zu Ehr und Anſehen kommen, mehr als du zu denken vermagſt, wenn du dich recht brav hältſt. Er hat zwar auch geſagt, du habeſt ein böſes Maul, man dürfe nicht alles, was du etwa ſageſt, für baar Geld anrechnen, aber er ſetzte gleich hinzu, das mache jetzt nichts, es ſpringe in die Augen, du ſeyeſt recht empört über den ſchönen Junker, und wenn man über einen Menſchen oder über eine Sache recht raſend ſey, ſo ſehe man ihre Fehler über ganz richtig, und es iſt mir ganz klar, daß er die Fehler dieſer Sache gerne hört.

§. 15.

Man muß die Hülfe für die Erdenbewohner nicht beym Mann im Mond und die Hülfe für ein armes Dorf nicht beym Träumer in den Wolken, und mehr beym Mann, der zu Fuß durchs Koth geht als bey dem, der zu Pferd über Berg und Thal reitet, ſuchen.

Doch wir müſſen wieder zu Arner und Glülphi ins Pfarrhaus zurückkehren. Wir haben ſie, eben da ſie die Kinder mit ihren Eltern, Brödchen und Blumenſträußen wieder heim ſchickten, verlaſſen.

Als ſie ſo bey einander am Tiſch ſaßen und der Hans ſchon wieder von dem alten Schulmeiſter, dem er ſein Ehreneſſen gebracht hatte, zurück war, ſagte Arner zum Pfarrer: Lieber Herr Pfarrer! Unſer Schulmeiſter iſt jezt eingeſezt und von dieſer Seite iſt einmal wenigſtens ein Anfang gemacht, etwas für unſer armes Dorf zu thun, aber wie viel braucht es noch von anderen Seiten, wenn wir tief und mit Erfolg in das, was es weſentlich nothwendig hat, eingreifen wollen.

Pfarrer. Es braucht freylich noch viel.

Junker. Und zwar viel, das nicht in unſerer Hand liegt und nicht von uns abhängt.

Pfarrer. Das iſt unſtreitig.

Junker. Wenn wir denn zu dieſem andern nur auch noch ſo viele Hülfe und Handbiethung fänden als zu unſerer Schule.

Glülphi miſchte ſich jetzt ins Geſpräch und ſagte: wir müſſen dieſe Hülfe und Handbiethung für unſer Dorf vorzüglich bey den Perſonen ſuchen, die vorigen Sonntag Abend bey uns geweſen.

Alles, was am Tiſch war, ſtimmte ihm bey und ſagte: das iſt gewiß, der Baumwollenmeyer und die Weiber, die vor 8 Tagen mit ihm bey uns waren, ſind gewiß die tüchtigſten Leute, die wir im Dorf finden könnten, um durch ſie auch die innere Verbeſſerung der Haushaltungen deſſelben hinzu wirken.

Wir wollen ſie auch dieſen Abend zu uns kommen laſſen, ſagte auf einmal Arner, und mehrere von denen, die am Tiſch ſaßen.

Das geſchah auf der Stelle. Der Pfarrer ſchickte ſogleich ſeinen Hans zu ihnen hin, ſie einzuladen; — aber ehe ſie kamen, redten die Herren und Frauen über die Kinder, und das Benehmen von einigen, denen ſie nebſt Eyern, Brödchen und Blumenſträußen zu trinken gegeben. Die Frau Pfarrerinn ſagte: ſie habe zwiſchen die Freude hinein, die ihr dieſer Auftritt gemacht, dennoch einiges ſehr Unangenehmes bemer [illegible]

Alle und inſonderheit Glülphi, und zwar mit einer

Art von Aengſtlichkeit, deren er ſonſt nicht gewohnt war, fragten ſie jetzt: was das ſey?

Sie erwiederte: Es haben ſich offenbar etliche Kinder von den andern getrennt und ſich allerhand Sachen, die die Andern nicht hören ſollten, in die Ohren geflüſtert. Auch habe ſie in dem Kabinettchen ihrer Stube, wo ſie niemand vermuthet, mit ihren eigenen Ohren gehört, daß eines dem andern erzählt: ſein Vater und ſeine Mutter haben ihm daheim ſchon geſagt, ſie wiſſen nicht, was das ſey, daß man ſo ein Weſen mit der neuen Schuleinrichtung treibe, und was man damit ſuche, daß man ihnen ſo flattire; ſie ſollen ſich in Acht nehmen und nicht alles glauben, was man ihnen ſage; es ſey nicht alles Gold was glänze; aber ſie ſollen doch auf alles, was man ihnen ſage, Acht geben und ihnen alle Abende erzählen, was ſie immer in der neuen Ordnung dieſer Schule ſehen und hören. — Die Frau Pfarrerinn war eben noch an dieſer Erzählung, als der Baumwollenmeyer mit ſeinen Schweſtern, der Gertrud und der Reinoldin in die Stube hineintrat.

Glülphi, der ſchon über das, was er ſelber Aehnliches an den Kindern bemerkt, etwas ängſtlich war, wurde über das, was jetzt die Frau Pfarrerinn erzählte, noch mehr betroffen. Auch auf Arner und den Pfarrer machte es einen unangenehmen Eindruck, aber der Baumwollenmeyer ſagte ihnen gerade heraus: ſie ſollten das nur nicht ſo hoch aufnehmen, es werde dergleichen noch viel anders und noch viel wichtigers begegnen.

Was die Herren am meiſten ſchmerzte, war, daß, wie es ſcheint, im Dorf niemand glauben wolle, ſie handeln in dem, was ſie für das Volk thun, aus gutem Herzen, und man ſchreibe ihnen ſelbſtſüchtige Abſichten zu.

Darüber ſagte der Baumwollenmeyer: aber wie können Sie denken, daß es in einem Dorf, in dem ſich vielleicht faſt ein halbes Menſchenalter kein Menſch um den andern ein Haar krümmte, und bald ein jeder das halbe Dorf aufgeopfert hätte, wenn er geglaubt hätte, ſich dadurch einen Vortheil verſchaffen zu können, es anders kommen könnte? Wenn Sie dieſen Zuſtand der Dinge ins Aug faſſen, ſo muß es Ihnen einleuchten, daß es faſt unmöglich iſt, daß in einem ſolchen Dorf ein Menſch dem andern etwas Gutes zutrauen könne. Er ſagte ferner: zu dieſem Mißtrauen gegen alles Beſſere, das ſchon im Dorf eingewurzelt ſey, komme noch, daß die Hummelsgeſchichten bey den meiſten Dorfmatadoren dahin gewirkt, daß ſie jetzt nicht blos mißtrauiſch und furchtſam, ſondern noch zum voraus erbittert gegen alles ſeyen, was der Junker thue und vorhabe, und denn, fügte er noch bey, habe endlich der alte Sauerteig der Religionszänkereyen, die ſeit dem Pfarrer Flieginhimmel ins Dorf gekommen, dieſes Mißtrauen und dieſen Widerwillen gegen alles Neue auf den höchſten Gipfel gebracht.

§. 16.

Große Verirrungen der menſchlichen Selbſtſucht in Rückſicht auf den geſellſchaftlichen Begriff des Gemeinguts.

Auch das Mareili und die Gertrud miſchten ſich jetzt ins Geſpräch und ſagten gerade heraus: einige von den Matadoren im Dorf würden, ſo lange noch ein Tropfen Blut in ihren Adern flieſſe, nicht verzeihen, daß ſie unter der Linde neben dem Vogt als Schelmen und Diebsleute haben daſtehen und den Bettelmann Riggeli und ſeines Gleichen um Verzeihung bitten müſſen, daß ſie mit dem Gemeingut übel gehauſet.

Das iſt gewiß, ſagte jetzt der Meyer, dieſe Burſche haben in ihrem Leben nicht geglaubt, daß das Gemeingut den Bettelmann Riggeli und ſeinesgleichen etwas angehe.

Das glaub' ich wohl, erwiederte Glülphi; die Welt iſt ſich allenthalben gleich, und es würde mich wundern, wenn Dorflumpen, wie dieſe Vorgeſetzten ſind, das Gemeingut anders anſehen würden, als dieſes in ſo vielen andern und größern Orten der Fall iſt. Er brachte denn noch das Exempel der Herren von Krehwinkel an, die ſich von Vater auf Sohn hinab ſo gewohnt waren, das Krehwinkel-Gemeingut als ihr eigenes Gut anzuſehen und zu benutzen, daß ſie ſogar gemeiner Krehwinkelbürgerſchaft durch eine Rathserkenntniß verbothen, dieſes Gut weiter in irgend einer öffentlichen Handlung Stadtgut zu nennen, ſondern daſſelbe mit dem Namen Herrengut oder Rathshausgut zu betiteln.

Die Herren begriffen jetzt freylich allgemein, daß bey ſolchen Vorgeſetzten-Begriffen über das Gemeingut unter den Dächern von vielen großen Häuſern die Leute eben nicht allgemein gut für Arner geſtimmt ſeyn können, und wunderten ſich auch nicht darüber, als die Reinoldin erzählte, des Geſchwornen Hügis Frau habe den Blumenſtrauß, den ihr Kind aus dem Pfarrhaus heimgebracht, ſogleich zum Fenſter hinaus auf den Miſt und ſeine zwey Brödchen ihrem Hund und ihrer Katze dargeworfen.

Auch darüber verwunderten ſie ſich nicht mehr, daß der Speckmolch, da ihm ſein jüngerer Bub ſagte, wie luſtig ſie auf des neuen Schulmeiſters Geſundheit getrunken, ihm geantwortet: er wollte lieber, er hätte ſeinen Stieren und Kühen im Stall auf ihre Geſundheit getrunken, als auf die des Narrenſchulmeiſters . . . . . Sie hörten noch einige ſolche Aeuſſerungen, die die innere böſe Stimmung vieler Lumpen im Dorf gegen alles, was ſie vorhatten, beurkundeten.

§. 17.

Alles Streben der Menſchen fordert bey ſeinem innern Geiſt noch eine Anordnung und Sicherſtellung ſeiner äußern Mittel.

Aber es war dem Glülphi ſchon eine Weile unbehaglich, dieſe Aeußerungen alle zu hören und er ſagte: was hilft uns, dieſes Narrenzeug alles zu wiſſen? Es iſt jetzt nur die Frage, wie wir es machen müſſen, um allmählig genugſamen Einfluß zu bekommen, um nach und nach dieſe böſe Stimmung im Dorf zu ändern?

Gleich darauf ſagte der Baumwollenmeyer: es komme in dieſer Sache nicht darauf an, daß viele Leute ſich darein miſchen, ſondern darauf, daß die, ſo ſich darein miſchen, die Rechten ſeyen. Er meynte, je ſtiller man mit der Abſicht, den Haushaltungen des Dorfes aufzuhelfen, thun werde, deſto beſſer werde es gehen, und ſetzte hinzu: er ſehe freylich voraus, daß die Sache in verſchiedenen Rückſichten Schwierigkeiten haben werde; aber unmöglich ſey ſie doch nicht, und es walten einige Umſtände im Dorf vor, die, wenn man ſie mit Liebe und Thätigkeit benutze, die Endzwecke des Junkers durch ſich ſelbſt befördern werden.

Arner und der Pfarrer fragten: was er eigentlich für Umſtände meyne? Er antwortete: die Noth und das Elend, das im Dorf iſt, hilft an ſich ſehr dazu, daß hundert und hundert Menſchen ſelber zeigen werden, daß ſie vieles anders wünſchen, als es iſt, und denn iſt das, was wir ſuchen, ſo offenbar dieſer Leute ihr Vortheil, daß viele von ihnen, ſobald ſie einmal einſehen werden, daß es ihr Vortheil iſt, von ſelbſt zu dem, was wir wünſchen, Hand biethen werden.

Der Junker wollte hieran einen Augenblick zweifeln, aber das Mareili ſagte zu ihm: ſehen Sie nur, wie es, ſeitdem Sie den Spinnerkindern zehntfreye Aecker verſprochen mit dem Baumwollenſpinnen beſſer geht.

Der Junker lachte und ſagte: das iſt aber ein erkauftes Rechtthun.

Das Baumwollenmareili lachte auch und ſagte: freylich, aber wenn man das Gute will, muß man ſich oft dazu verſtehen, es zu kaufen und manchmal denn noch recht theuer.

Nun, wenn's nur beſſert, ich will manchmal hie und da etwas dafür zahlen, ſagte der Junker.

Man redte noch eine Weile über die Mittel, die Leute dahin zu bringen, das zu thun, was ihr eigner Vortheil iſt. Das Mareili ſagte denn noch: viele haben es damit wie das liebe Vieh, es geht kein Stier und kein Pferd von ſelbſt an den Pflug und an den Wagen, ſie wollen daran angeſchirrt und daran angeführt ſeyn; wenn ſie dann aber nur hernach brav ziehen und fahren, ſo hat man alles, was man von ihnen fordern kann.

Es lachte jetzt alles ob dem Gedanken, daß ſo viele Leute auch zu dem Guten, das man von ihnen wünſcht, müſſen angeſchirrt und angeſpannt ſeyn, und daß man, ſetzte Glülphi hinzu, oft noch eine gute Geiſſel dazu brauchen muß. — Der Gertrud aber wollte dieſe Vergleichung mit dem Anſchirren und Anſpannen nicht gefallen. Sie ſagte: es gibt aber Gottlob doch auch noch Leute, die das gute Joch des Rechtthuns ſelber gern an Hals nehmen oder doch wenigſtens nicht auf dieſe Art damit angſchirrt werden müſſen.

Darin gab aber auch jetzt der Gertrud alles Recht, und alles fühlte, die höhern Beweggründe der Liebe und des Glaubens müſſen hierin das Weſentlichſte und ſo viel als alles thun, und alles geſtump, daß durch das äußerliche Anſchirren und Anſpannen zum Rechtthun ewig nie eine wahre Vollendung des Guten zu erzielen ſey.

Das Mareili fand dieſes auch ganz richtig, ſagte aber doch: das iſt denn des Herrn Pfarrers und des Schulmeiſters ſeine Sache; unſer einer muß hingegen gar viel mit dem Anſchirren und Anſpannen zu thun haben, und das iſt denn übrigens doch auch nicht gar nichts, und es geht einmal jetzt, ſeitdem der Junker ſie mit der Zehendfreyheit fürs Hauſen und Sparen ſo viel als angeſchirrt hat, gewiß wie es ohne das damit ewig nicht gegangen wäre. Das Mareili fuhr dann fort zu rühmen, wie gut es jetzt mit dem Spinnen gehe, und ſagte, ſie ſind nicht nur ſparſamer, ſie treiben ſogar Hoffart mit ihrem Garn, und zeigen mir Woche für Woche recht hochmüthig, wie ſie es mir jetzt beſſer machen.

Es iſt gut, ſagte jetzt Gertrud, daß ich dich kenne und weiß, daß du nicht dazu gemacht biſt, die armen Spinnerleute im Dorf hoffärtig zu machen, ſonſt müßte ich dir ſagen, es iſt im Grund für den wahren Segen einer Haushaltung nichts dabei gewonnen, wenn ſie aus einer liederlichen Lumpenhaushaltung eine geizige und eine hoffärtige Haushaltung wird, aber ich kenne dich, Mareili, und weiß, daß du das beſſer verſtehſt als ich, und bei deinen Spinnerleuten beſſer zu verhüten im Stande biſt als ich es wäre.

§. 18.

Das äußerſte Bedürfniß der innern Reinheit aller Dorfverbeſſerungsmittel und das äußerſte Hinderniß derſelben in der bürgerlich noch geſteigerten, thieriſchen Selbſtſucht unſrer Natur.

Indeſſen machte das Wort der Gertrud auf Glülphi abermal einen tiefen Eindruck. Er ſah ſie, ſobald ſie es ausgeſprochen hatte, mit dem ſtillen Ernſt der wahren Rührung an und ſagte zu ihr: dein Wort, die Beweggründe zum Spinnen bei deinen Kindern nicht aus Geiz und Hoffart hervorgehn zu machen, iſt mit deinem großen Wort: aller Unterricht, der von der Sünde ausgeht, iſt verflucht, — die nehmliche Sache, und ſagt nichts anders, als: aller *Erwerb*, der von der Sünde ausgeht und zur Sünde hinführt, iſt mit dem *Unterricht*, der davon ausgeht und dahin führt, im nemlichen Falle.

Gertrud widerſprach es nicht, und Glülphi fuhr fort: du meynſt alſo auch, alle Mittel, den Haushaltungen im Dorf aufzuhelfen, die von Selbſtſucht und Leidenſchaft ausgehen, und hinwieder zu Selbſtſucht und Leidenſchaft hinführen, können im Grund nichts helfen?

Von dieſer Seite, ſagten Arner und der Pfarrer, kann man den Endzweck, einem verdorbenen Dorf wieder aufzuhelfen, nicht ſchwer genug ins Aug faſſen, und ich möchte bald fragen, ſagte Arner, wie darf ich Hand daran legen und wer darf Hand daran legen? — und auch Glülphi ſagte: wer darf nun Dorfſchulmeiſter werden, wenn er fürchten muß, daß jeder ſeiner Fehler ſeinen Schulkindern zum Unſegen, oder wie du ſagteſt, ſogar zum Fluch werden kann? —

Gertrud war über den Ernſt und die Aufmerkſamkeit, mit der ihr Wort aufgenommen war, betroffen, ſaß ein paar Augenblicke beſchämt und erröthet da, faßte ſich aber bald wieder zuſammen und ſagte mit einer Würde, die die innerſte, höchſte Erhebungsausdrücke: des Menſchen Thun iſt nichts; er muß auf Gott vertrauen und mitten in ſeiner Schwäche und in ſeinen Fehlern auf Gottes Segen hoffen. Ich habe es erfahren: Gott iſt in den Schwachen mächtig. Wer es redlich meynt und mitten in ſeinen Schwächen das Gute fördert und ſucht ſo gut er es vermag, den ſegnet Gott und hebt oft in ſeiner Liebe wunderbare Folgen der Fehler auf, die die Menſchen in ihrer Schwäche täglich machen.

Dieſe Worte der Gertrud giengen den meiſten Perſonen, die da waren, ans Herz, daß ihnen die Thränen in den Augen ſtunden. Eine Weile war alles ſtill. Arner unterbrach die Stille und ſagte zu Gertrud: du haſt uns getröſtet und erhoben; wir wollen mit Vertrauen auf Gott zuſammenſiehn und, wie du ſagteſt, für unſern Zweck thun, was wir können und mögen.

§. 19.

Hauptfragen, auf die es bey einem ernſten Verſuch, auch nur das niederſte Dorf in eine beſſere Ordnung zu bringen ankommt, mit fortdauernder Darlegung der Hinderniſſe, die die geſteigerte thieriſche Selbſtſucht dem Weſentlichen ſolcher ernſten Verſuche in den Weg legt.

Sie giengen jetzt noch ins Umſtändliche, was in ihrer Lage zu thun ſey, hinein. Es ſchien ihnen, daß es bey dieſer Unterſuchung auf folgende zwey Fragen ankomme:

1) Welches ſind die Haushaltungen im Dorf, von denen man vorzüglich hoffen darf, daß ſie die Handbiethung zu einer beſſern Hausordnung mit gutem Willen annehmen werden?

2) Was für Menſchen im Dorf ſind willig und fähig, uns zu dem, was wir zu erzielen ſuchen, Hand zu biethen?

In Rückſicht auf die erſte Frage erwiederte der Meyer: ich darf ſicher annehmen, von den Spinnerhaushaltungen, die bey meiner Schweſter keine Schulden haben und auch die, wenn ſie genöthigt ſind, ſolche machen zu müſſen, ſelbige ſchnell und ſorgfältig wieder zurückzuzahlen ſuchen, ſind auch die, denen man ihrer Fehler halber, ſie zu beſſern, am leichteſten an Leib kommt.

Seine Schweſter nannte auf der Stelle fünf bis ſechs
Haushaltungen, die ſich Schuldenhalber auf dieſe Weiſe
enehmen und von denen ſie ſicher ſey, auf ſie jeden
Einfluß, den man wünſche, zu haben, um ihre Haushal-
ungen im Allgemeinen in eine beſſere Ordnung zu bringen.

Ueberhaupt fanden ſie, wenn bey armen, liederlichen
nd unordentlichen Leuten nicht noch Hochmuth und Frech-
eit hinzuſchlagen, ſo haben ſie im Allgemeinen faſt immer
och ein weiches Herz im Leib, und laſſen ſich gewöhn-
ch auch noch recht gern einen guten Rath geben, wenn
e gefehlt haben; aber wo das Gegentheil der Fall und
iederlichkeit und Unordnung noch mit Hochmuth und
rechheit gepaart ſey, da ſeyn die Leute denn eigentlich
usgeſchämt und ſicher die Letzten, von denen man
offen könne, etwas zu ihrer wirklichen Beſſerung aus-
richten.

Alles ſtimmte hierin dem Mareili bey; nur der Meyer
emerkte noch: man müſſe diejenigen, die hierin die letz-
n ſeyn werden, nicht unter den Armen ſuchen.

Darüber ſagte Arner lachend: du meynſt doch etwa
ch nicht, daß man dieſe Letzten vorzüglich unter den
eichen ſuchen müſſe?

Das nicht, erwiederte der Meyer, wohl aber unter den
orfmeiſtern, die die Herzensverhärtung ihres Hochmuths
d ihrer Frechheit bey aller Unordnung und aller Lieder-
hkeit durch ihre Stellen und ſo viel als von Amtswegen
igern und höher treiben können, als alle übrige Reiche
d Arme im Land.

Der Junker wollte ihm im Anfang widerſprechen und ſagte: er glaube, beydes der Bettelhochmuth und die Bettelfrechheit, ſo wie der Vorgeſetztenhochmuth und ihre Frechheit haben in Rückſicht auf die Verhärtung des Herzens ungefähr die nemliche Wirkung.

Der Meyer erwiederte: es habe diesfalls ein ſehr großer Unterſchied ſtatt. Freche und hochmüthige Menſchen, die vermöge ihrer Stellung, ich möchte ſagen, eigentlich von Amtswegen und auf ihre Eide hin gegen gemeine Menſchen, die bey ihnen Recht zu ſuchen, oder gegen ſie die Wahrheit zu behaupten genöthigt ſind, Gewalt brauchen und der Unſchuld, die wider ſie zeugt, wie ſie wollen, das Maul ſtopfen können, ſolche Leute ſind in Rückſicht auf die höchſten Reitze zur äußerſten Verhärtung des Herzens in einer Lage, in welche ein armer Mann im Land und auch ein reicher, der außer Amt und außer öffentlichem Einfluß ſteht, ſehr ſelten das Unglück hat, zu kommen. Die Reitze hiezu ſind indeſſen in dieſen Lagen ſo groß, daß ich wenigſtens im Umfang meiner Lebenserfahrungen und in dem Bauern- und Dorfkreis, den ich allein zu beobachten die Gelegenheit hatte, noch wenige Menſchen gefunden, die ihnen ganz zu widerſtehen vermochten, und unter den ihnen untergeordneten Mitmenſchen ganz mit dem milden Sinn der Unbefangenheit und Anmaßungsloſigkeit umhergehen, der einem jeden Menſchen, der nicht in einer öffentlichen Stellung lebt, ſo leicht iſt, in ſich ſelber zu erhalten.

Arner widerſprach ihm das jezt nicht mehr, ſagte ihm aber doch: es dünkt mich, du faſſeſt die Oberbauern in deinem Dorf doch ziemlich ſtreng ins Auge.

Der Meyer erwiederte: wenn mir mein Dorf und die Nachkommenſchaft darin wahrhaft, wie ſie es ſoll, am Herzen liegt, ſo darf ich nicht anders, ich muß dieſe meine Oberbauern, wie Sie ſie nennen, in Rückſicht auf ihre Herzensverhärtung als die letzten anſehen, die ſich ihrer Fehler halber auf einen beſſern Weg werden leiten laſſen.

Der Meyer wollte am End ſich auf eine Art ſeiner Anſicht halber entſchuldigen und ſagte noch: Gnädiger Herr! Es mag an andern Orten anders ſeyn, aber bei uns haben unſere Oberbauern unter der Leitung des Hummels, von dem Sie uns endlich erlöst haben, mit Hülfe der Schreibſtube im Schloß und ſelber durch Einmiſchung des damaligen Herrn Vicaris allen Fundamenten unſers alten Dorfſeegens und unſers ſtillen, frommen häuslichen Lebens vollends den Hals gebrochen und ein verruchtes, verfängliches Kunſtbenehmen in alles Privat- und öffentliche Leben des Dorfs hineingebracht, daß wenn Sie, gnädiger Herr! der Hauptquelle unſers diesfälligen Unglücks nicht Einhalt gethan hätten, wir bis auf Heute nicht daran denken könnten, auch nur einen Schritt zu einer wahren Verbeſſerung der Lage unſers Dorfs thun zu können. Es iſt unwiderſprechlich, wenn Sie uns hierin nicht geholfen hätten, ſo würden wir mit allen unſern Bemühungen unter dieſen Umſtänden nichts anders thun, als leeres Stroh dreſchen. Aber Gottlob, es iſt jetzt ja anders, war das letzte Wort, das der Meyer hierüber ſagte.

Und wie aus einem Munde wiederholte alles, was am

Tiſch war, das Wort: Gottlob, es iſt jetzt ja anders. — Und man kam ſogleich wieder auf die Frage: welches denn beſtimmt diejenigen Haushaltungen im Dorf ſeyen, von denen man vorzüglich hoffen dürfe, daß ſie die Handbiethung zu einer beſſern Hausordnung mit gutem Willen annehmen werden.

§. 20.

Ein guter Boden für die Dorfverbeſſerung wo man ihn nicht leicht ſuchte.

Hierüber ſagte das Mareili: ich glaube, daß wir den beßten Boden für das, was wir diesfalls ſuchen und wünſchen, an Ort und Stelle finden werden, an die niemand ſo leicht denkt.

Natürlich fragten jetzt alle, was und wo denn dieſer beßte Boden eigentlich ſey?

Das Mareili nannte vor allem aus die Haushaltung des gehängten Uelis und ſagte: ſeit dem Unglück ihres Mannes lebt ſeine Frau in ihrer Stube, wie die ſtillſte, bråvſte Kloſterfrau in ihrer Zelle. Ich gehe zu Zeiten zu ihr, und ich kann nicht ſagen, welch einen rührenden Eindruck dieſe Frau auf mich macht; es iſt, wie wenn ſie von der ganzen Welt auſſer ihrer Stube nichts mehr wiſſe, und mit ihren Kindern redt ſie von Morgen bis am Abend nichts als vom Beihen und Arbeiten. Es fuhr fort: auch des Rückenbergers Haushaltung iſt in dieſem Fall.

Es ſah in ſeinem weißen Kleid aus wie ein Engel und iſt in ſeinem Herzen ein wirklicher Engel. Es ſchwebt auch auf ſeiner Mutter und auf allen ſeinen Geſchwiſterten eine Art von Wehmuth, die mir immer zu Herzen geht, wenn mir eins von ihnen vor die Augen kommt, und es iſt auch nicht möglich, daß eine Haushaltung ſtiller, frommer und fleißiger ſeyn könne als dieſe. Auch die Geſchwiſterte der hingerichteten Liemergrithe ſind von der bravſten, eingezogenſten und fleißigſten Arbeitern, die ich habe, und doch war dieſe Haushaltung vor ihrem Unglück eine der ſchlechteſten und leichtſinnigſten im Dorf; aber ſeither läßt ſich weder die Mutter noch eins der Geſchwiſterten faſt vor keinem Menſchen mehr ſehen. Sie bringen mir ihr Garn, damit ſie niemand ſehe, immer zwiſchen Feuer und Licht und an Tagen, wo mir ſonſt niemand Garn bringt.

Dieſe Aeuſſerung erregte allgemeine Rührung und Aufmerkſamkeit. Man wunderte ſich im Anfang der Vorzüglichkeit dieſer unglücklichen Haushaltungen; aber bald vereinigte ſich alles mit der Aeuſſerung des Pfarrers, die er alſo ausdrückte: dieſe Haushaltungen ſind durch das Unglück, das ſie getroffen, allerſeits dahin gebracht worden, daß ſie Jahre lang in herzzerſchneidenden Gefühlen lebten, und von Kränkung, Betrübniß und Sorgen ſo ſtark und ſo tief litten, daß ſich faſt nothwendig in ihrem Innerſten ein heiliger Ernſt entfalten mußte, der nicht anders als dahin wirken konnte, die Schwachheitsgelüſte der Thorheit dieſer Welt und ihrer Sinnlichkeit mächtig ſtill zu ſtellen, und hingegen die höhern Kräfte der Anſtrengung, der Selbſtüberwindung und mit ihnen den Segen und die Unſchuld eines ſelbſtſuchtloſern, beſſern Lebens zu erzeugen.

In dem Augenblick dieſer Aeuſſerung ſchlug Gertrud ihre Augen nieder und eine Thräne floß über ihre Wangen. Glülphi bemerkte ſie, nahm ihre Hand und ſagte zu ihr: liebe Gertrud, du denkſt in dieſem Augenblick an das Unglück, in dem du ſelber gelebt

Sie erwiederte: wie konnte ich anders? Ich war eine lange Reihe von Jahren in Lagen, in denen ich das äuſſerſte Elend, in welches dieſe Haushaltungen verſunken, eben wie ſie gefahret, und ich kann nicht anders als mir ſelber geſtehen, ich danke die wenige Kraft, die ich hatte, meiner Haushaltung unter dieſen Umſtänden zu ſeyn, was ich ihr ſeyn ſollte, dem Drang dieſer Lage und den Leiden und Sorgen, die ich täglich hatte, bis uns Arner Hülfe ſchaffte.

§. 21.

Die Zeitabſchwächung unſrer, durch Sinnlichkeit verdorbenen, Einbildungskraft im Zuſammenhang mit unſrer Neigung zur Gemächlichkeit des Lebens, zum Bilderdienſt, zum Sektegeiſt und den damit innig verbundenen Fehlern des Mißtrauens und der Verläumdungsſucht; eben ſo der Zuſammenhang des Zeitübels unſrer Nervenſchwäche mit ſchwächerer oder ſtärkerer Theilnahme an dem Luxusverderben unſrer Zeit und der großen Steigerung des Lumpenlebens, in welches die größere Mehrheit unſers Volks bis auf die niederſten Dörfer hinab in ihrer häuslichen und bürgerlichen Abſchwächung verſunken ſind.

Glülphi und Gertrud ſagten ſich die paar Worte, die
hen redten, mit einer Sorgfalt und Stille, daß ſie
nand anderer hörte, und die Unterredung lenkte ſich
ich wieder allgemein auf die Nachforſchungen, was
Haushaltungen im Dorf ſeyen, von denen man ſich
meiſten Hoffnung machen dürfe, daß ſie vorzüglich
leichter als die anderen in das Gleis eines beſſern
ichen Lebens einzulenken ſeyen. Bey dieſer Nachfor-
g nahm jetzt der Pfarrer das Wort und ſagte: auch
des Pfarrers Fliegenhimmel Anhängern ſind viele ſehr

eingezogen und ſtill; aber ihr Mißtrauen gegen jedermann, der nicht ganz wie ſie denkt, und das Wörtliche und ſinnlich Belebte ihrer Betansichten und Religionsausdrücke nicht ganz mit ihnen theilt und völlig wie ſie ausſpricht, ſchließt ihr Herz vor ſehr vielen Menſchen zu, die ihre Religion Geiſt-, Herzens- und Ausübungshalber kraftvoller, gediegener und probhältiger in ſich ſelbſt tragen.

Der Baumwollenmeyer bemerkte hierüber, das Hauptübel, das einige von dieſen Anhängern des alten Pfarrers von andern Leuten trenne, liege nicht ſo ſehr in ihren Meinungen als in ihrer Neigung zur Bequemlichkeit.

Der Pfarrer fand dieſe Bemerkung ganz richtig und äußerte ſich darüber beſtimmt: die Sucht zur Bequemlichkeit und Trägheit, die er unter den Anhängern dieſes Mannes allgemein angetroffen, hange innig mit den Verirrungen der Einbildungskraft zuſammen, welchen der religiöſe Bilderdienſt ſo leicht veranlaßt. Er ſagte: ſie kaufen ſich, da ſie in unſerm Dorf reformirt ſind, freylich keine geſtochne und gemahlte Bilder, aber ſie tragen alle religiöſe Anſichten, die ſich bildlich denken laſſen, ſo verhärtet in ihrer Einbildungskraft in ſich ſelbſt herum, daß ihr Seelenzuſtand in dieſer Rückſicht viel ſchlimmer ſey als derjenige von Leuten, die geſtochene und gemahlte Bilder nur in die Hände nehmen und vor Augen halten, indeſſen dieſe ſie, eben weil ſie ihre Anſichten an nichts Aeußerliches knüpfen, das Verirren ihrer Einbildungskraft dadurch weit höher treiben als die andern und ſich dadurch auch weit ſtärker abſchwächen. Ihre allgemeine Neigung zur Bequemlichkeit ſey eine unzweideutige und offenbare Folge dieſer innern Abſchwächung der Kräfte ihres Geiſtes, ihres Herzens und ihrer Hand, die durch das zum Aberglauben und zu einer Art von Abgötterey hinführende Imaginationsſpiel, das ſie in dieſer Stimmung mit dem Höchſten und Heiligſten treiben, erzeugt werden. Dieſes Spiel aber hebe ſeiner Natur nach das Gleichgewicht der menſchlichen Kräfte und zwar zu Gunſten der Traumſucht gegen die Eindrücke der Realität ganz auf, und könne nicht anders, als bey der größern Menge der ſchwächern Menſchen zu einer ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Indolenz hinführen, müſſe aber zugleich eine Menge Menſchen von mittlern Kräften zu einem Sinn eines böſen Maulbrauchenden Intrigierens für ihre Meinungen hinlenken, und endlich diejenigen von ausgezeichneten höhern Kräften zu einer fanatiſchen Anſtrengung hinführen, in welcher ſie ſich ſelbſt und alles in der Welt dem Traumbild ihres Imaginationsſpiels und ihrer daraus herfließenden Meinungen und Anſichten mit der größten Herzloſigkeit und Gewaltthätigkeit aufzuopfern in den Stand kommen. In unſern Dörfern, ſetzte der gute Pfarrer hinzu, hat dieſes fromme Imaginationsſpiel, das mein Vorfahr zu uns gebracht, nur auf einige ſchwächere Menſchen und zwar meiſtens weiblichen Geſchlechts eigentlich tief eingegriffen, und ich kenne auch nur den Hartknopf, der ſich zum Glück aber auf eine ſehr dumme Art zum Intriganten dieſer Meinungen erhoben; zum höhern und weit greifend gräßlichen Fanatismus iſt es bey uns gar nicht gekommen. Auffallend hingegen, ſetzte er hinzu, iſt es, wie die ſchwachen Anhänger, die dieſer Mann uns hinterlaſſen, die wirkliche Thatkraft zu allem Edeln und Guten in ſich ſelbſt abgeſchwächt haben. Er fuhr dann fort und ſagte: ehe dieſer Pfarrer in unſer Dorf kam, war daſſelbe, nach dem Zeugniß der älteſten Männer, ein frommes, braves, arbeitſames Dorf, ohne daß man dabey viel Wortweſens über Religion und Religions-Gegenſtände machte, aber ſeitdem habe das Träumen und Schwatzen über die Religion und Religionsmeinungen dem kraftvollen, alten Sinn der Religion und dem mit ihm innig verbundenen eben ſo kraftvollen, alten Pflichtleben des Volks im höchſten Grad Schaden und Nachtheil gebracht und hingegen die Vorſchritte des Unglaubens und des Lumpenlebens, das unter dem Hummel Mode geworden, ſehr aufgeholfen. Die Leute, ſagte er ferner, die Anhänger der Meinungen dieſes alten Pfarrers geblieben, ſeyen zwar auch jetzo noch ſoviel als gutmüthige Menſchen, die durchaus nicht's Gutem eigentlich abgeneigt ſeyen, aber ihre Schwäche mache ſie gegen alles und gegen alle guten Menſchen, die nicht in der Modefarb und in der Modeform ihres eignen Guten vor ihnen erſcheinen, mißtrauiſch und ihre Schwäche gebe ihm nicht eine ſtille, aber belebte Neigung zum Verleumden, und eine böſe ſplitterrichterliche Zunge gegen alles Gute, das nicht ihre Form habe, und bringe ſie dahin, ihr dießfällige Urtheile bey allem Schein von Demuth mit großer Härte als wirklich ein Verdammungs-Urtheil auszuſprechen.

Er ſagte noch beſonders in Rückſicht auf ihre Neigung zur Bequemlichkeit, daß ſie, wenn ſie durch die Folgen derſelben in Noth und unbequeme Lagen gerathen, die Gemüthsruhe, die ſie, ſo lange ſie ſich bequemlich pflegen können, als einen Beweis einer göttlichen, innern Seelenruhe an ſich rühmen, ſich in ihnen ſchnell verwirre und dagegen eine Schwachheitsunruhe eintrete, die ohne ihres gleichen iſt und ſich bey gemeinen Chriſten, die ohne ſolche hohe Religionsauszeichnungen und Vereinigungen leben, nicht ſtatt haben. Es war niemand am Tiſch, der über dieſen Schwachheitszuſtand der Anhänger dieſes Pfarrers nicht auffallende Beiſpiele wußte. Der Pfarrer brachte beſonders das von der kranken Kienaſtin an, die bey ihrer unzweideutig ausgezeichneten Herzensgüte durch das Spiel der Einbildungskraft, in der ſie ihre Religions-Anſichten und Meinungen in ſich ſelber ſtaunend und träumend herumtrug, durch einen groſſen Theil ihres Lebens unglücklich geworden, aber zuletzt am End ihrer Tage, das wahrſcheinlich nahe ſey, dahin gekommen, das Unglück ihrer dießfälligen Verirrungen und Irrthümer einzuſehen und zu bereuen. Der Pfarrer ſetzte, nachdem er eine Weile von dieſer Frau geredet, noch hinzu: ſowie ſie, ſeyen auch die meiſten Anhänger dieſes ſeines Vorgängers im Grund ihres Herzens innerlich wohlgemeint, und er hoffe, wenn einſt die Schulen dieſen Leuten die innere kraftvolle Handbiethung, die ſie zu erziehen ſuchen, geben werden, ſo werde ſich auch ihre Neigung zu einem überwägenden Spielwerk ihrer Imaginationskraft und in der Folge auch diejenigen zu ihrer Bequemlichkeit, allmälig verlieren.

Je mehr die Herren in's Umſtändliche ihrer Nachforſchungen eindrangen, deſtomehr fanden ſie Haushaltungen in ihrem Dorf, von denen ſie Hoffnung haben durften, man werde Ihnen auf dieſe oder jene Weiſe zu ihrer Beſſerung näher kommen können; ſie fanden ſogar, daß auch in den Haushaltungen von einigen reichen, alten Bauern, die aber unter dem alten Lumpenleben von den Dorfmatadoren als Eſel und Kuhbauern verſchrien und hintenangeſetzt worden, noch gar viel Gutes vom alten Leben des Dorfs übrig geblieben, und von denen der Baumwollenmeyer und ſeine Schweſter behauptete, ſie ſeyen nur unwiſſend, aber nichts weniger als kraftlos und ungeſchickt, und desnahen gar wohl aus ihrer Beſchränkung, in der ſie mehr aus Furcht vor dem Böſen der neuen Zeit, als aus eigner Kraftloſigkeit ſtehen geblieben, heraus und in ein beſſeres Gleis zu bringen. — So lang beſchäftigten ſie ſich über die erſte Frage.

§. 22.

Auch in dieſer Lage gibt der Bibelſpruch Licht: „wer da ſucht, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan werden.“

In Rückſicht auf die zweyte Frage: was für Menſchen im Dorf willig und fähig ſeyn möchten, ihnen zu dem, was ſie zu erzielen ſuchten, Hand zu bieten? — ſchienen die Herren im Anfang wenig Hoffnung zu haben, und ſelber der Junker und der Pfarrer meynten, ſie fänden im Dorf nicht die Hülfe, die ſie dazu nöthig hätten; das Marrili hingegen äuſſerte ſich, es meyne, die Herren haben dafür Mittel, wie vielleicht kein Dorf in der Welt. Dieſe aber wußten eigentlich nicht, was es meynte, und fragten es ſämmtlich: wie es das verſtehe? Es erwiederte lachend: ihr Herren! findet doch ein jeder Lumpenwirth, der es dahin bringt, daß der Dorfvogt, der Weibel und die Richter im Dorf viel bey ihm zuſprechen und ihm in jedem Fall, wo es etwas einträgt, das Wort reden, in allen Gaſſen Leute, die alles thun, was ſie nur können, um ſein Wirthshaus in Aufnahme zu bringen, wie ſollte es denn euch, ihr Herren! an Mitteln zu Erreichung eurer guten Zwecke für unſer Dorf fehlen können? —

Der Junker fand dieſe Vergleichung gar ſonderbar und ſagte zwar lachend, aber doch nicht mit dem Anſchein der völligen Billigung, zum Mareili: wie kommſt du dahin, unſere Beſtrebungen, eurem Dorf aufzuhelfen, mit den Beſtrebungen eines ſolchen Lumpenwirths zu vergleichen, und uns faſt zu winken, als ob die Mittel, die wir für nſere Zwecke in unſerer Gewalt haben und brauchen ſolen, die nehmlichen, oder doch wenigſtens denen ähnlich yen, die ein ſolcher Mann für die ſeinigen hat und braucht?

Das Mareili ſchüttelte über dieſe Bemerkung nur den kopf und ſagte: die Herren glauben ganz gewiß nicht, ß es das, was es geſagt hat, alſo verſtanden habe. ieſe aber drangen fortwährend und Arner jezt halblächelnd darauf, es ſolle doch ſagen, was es eigentlich mit iner Bemerkung denn meyne. Endlich ſagte es: wenn eben ſeyn muß, ſo will ich ſagen, wie ichs denke. Ich eyne, wenn in einem Dorf der Junker, der Pfarrer und der Schulmeiſter, die ſämmtlich Leute wie Sie ſind, zuſammenziehen, um einem Dorf aufzuhelfen, ſo haben ſie dafür mehr Mittel in ſich ſelbſt, als ſieben ſolche Wirthe in den Dorfvögten und Vorgeſetzten, die ihnen für ihre Zwecke beyſtehen.

Daran habe ich nicht gedacht, ſagte jetzt der Junker, daß du uns mit deiner Vergleichung ſo viele Ehre erweiſen wollteſt, weil du es aber ſo meynſt, ſo muß ich dir antworten, wenn wir bey allen Mitteln, die wir, wie du ſagſt, mehr in uns ſelbſt haben, als ſieben ſolche Wirthe, dich, deinen Bruder und dieſe zwo Frauen nicht an der Hand hätten, ſo würden wir mit allem unſerm guten Willen ſo viel als nichts in eurem Dorf ausrichten können, und denn muß ich leider noch hinzuſetzen, wenn wir das ganze Dorf auslaufen würden, ſo würden wir doch keinen zweyten Baumwollenmeyer, kein zweytes Mareili, keine zweyte Gertrud und auch keine zweyte Reinoldin finden.

Aber weder der Meyer noch die Weiber wollten Leute ſeyn, deren Gleichen man im Dorf keine andere finden ſollte. Das Baumwollenmareili ſagte ſogar: b'hüt uns Gott davor, daß wir dergleichen Leute ſeyen. Es iſt kein Menſch in der Welt ſo brav, daß man nicht noch einen brävern findet, wenn man ihn recht ſucht.

Alles lachte jetzt über des Mareili's eifriges „b'hüt uns Gott davor, daß wir die bräveſten im Dorf oder gar allein darin brav ſeyn ſollten,“ und Glülphi ſagte: bravo, bravo, Mareili! es muß nie Jemand der bräveſte ſeyn wollen; es muß auch niemand mehr ſeyn wollen als er iſt, und mehr haben wollen, als er hat. So wollen wirs jetzt auch machen. — Das Mareili verſtand ihn nicht, aber blickte nur mit ſeinen groſſen Augen ſo gegen ihn hin, daß man deutlich ſah, es hätte gern, daß er noch mehr ſagte. Der Junker aber fragte beſtimmt: was er damit meyne, ſie wollen es auch ſo machen. Er erwiederte: Wir haben nur einen Junker und einen Pfarrer, und es kommt keinem Menſchen von uns ein Sinn daran, einen zweyten Junker oder einen zweyten Pfarrer zu wünſchen, und ſo wollen wir jetzt auch mit einem Meyer, mit einem Mareili und mit einer Gertrud genug haben, und für einmal von dieſen lieben Leuten allen keinen zweyten weder wünſchen noch ſuchen.

Das Mareili und die Gertrud ſchlugen die Augen nieder und ſchwiegen jetzt ganz ſtill; die Reinoldin aber ſagte muthvoll und jugendlich freudig: es ſoll an uns nicht fehlen; wir wollen helfen wo wir können und mögen. — Mit dem ſtand ſie auf, both dem Mareili und der Gertrud die Hand, und ſagte: ich bin jung, aber ich traue auf euch und will euch folgen in allem, was ihr mir diesfalls rathet. — Auch der Meyer äuſſerte ſich beſtimmt: wills Gott, richten wir mehr aus, als wir jetzt ſelber glauben, es iſt ein ſeltener Fall, daß ein Dorf die Hülfe findet, die wir uns von euch, ihr Herren! verſprechen dürfen.

Wenns nur auch nicht ſo gar ſchlimm in unſerm Dorf ausſähe, ſagte jetzt noch der Junker. Auch der Glülphi erwiederte: es iſt wahr, es ſieht im Dorf ſo ſchlimm aus, daß, wenn man ihm ein wenig nachſinnt, einem der Muth in dem, was wir vorhaben, völlig entfallen könnte. Und ſie konnten ſich nicht enthalten, ihr Vorhaben noch eine Weile in dieſem Sorge erregenden Geſichtspunkte ins Aug zu faſſen, und der Junker ſagte noch: wenn ich mir das Dorf, ſo wie es unter der Linde vor mir ſtand, vor Augen ſtelle, ſo iſt es mir allemal, die Hoffnung, wir werden das, was wir ſuchen, ausrichten, verſchwinde aus meiner Seele, und es fällt mir bey aller Hülfe, die ich weiß, daß wir von euch haben werden, doch ſchwer zu glauben, daß wir dem Vorhaben gewachſen ſeyen.

Alles war einſtimmig, die Ausführung ihres Vorhabens ſey äuſſerſt ſchwierig. Arner äußerte ſich ſogar in einem wiederkommenden mißmuthigen Augenblick, ob es nicht der Fall ſey, daß man das Dorf, wenigſtens in Rückſicht auf die Alten, beynahe für unverbeſſerlich halten müſſe? dem widerſprach jetzt Glülphi mit Lebhaftigkeit. Auch der Baumwollenmeyer und ſeine Schweſter widerſprachen dieſer Anſicht und ſagten, man müſſe in der Welt keinen einzigen Menſchen, geſchweige ein ganzes Dorf, für unverbeſſerlich halten.

Gertrud, deren ſtiller Muth ſich immer gleich bleibt, nahm das Wort und ſagte: nein, nein, unverbeſſerlich iſt der Menſch nie; die Kräfte ſeines Geiſts, ſeines Herzens und ſeiner Hand können beym Lumpenleben eines Dorfs wohl lahm und wenn ihr wollt, ausſätzig werden, aber des Menſchen Herz und des Menſchen Kopf, wenn es ſchon, ich möchte ſagen, in Hirn und Bruſt durch Umſtände halb in Fäulniß gebracht werden kann, ſtirbt doch nie ganz in ihm aus. Der Menſch kann freylich eine Weile ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Vernunft und ohne Thätigkeit leben, aber die Kraft ſeines Glaubens, die Kraft ſeiner Liebe, die Kraft ſeiner Vernunft und ſeiner Thätigkeit ſtirbt doch nicht ganz in ihm aus, und wenn das bey einem einzelnen Menſchen wahr iſt, ſo iſt es noch weit mehr bey einem ganzen Dorfe wahr. Sie ſetzte hinzu: wenn man nur von oben herab recht an das Gute, das im Menſchenherz iſt, anklopft, ſo öffnet es ſich gewiß.

Dieſer Anſicht widerſprach jetzt niemand, und es vereinigte ſich alles in der Meinung, es komme gar nicht darauf an, daß ſie im Anfang viele Leute fänden, die ſich mit ihnen zu ihren Zwecken vereinigten, wohl aber, daß man es von oben herab wohl verſtehe, die zu ſuchen, die in jedem Fall für das, was man nothwendig hat, die rechten ſind. Und der Lieutenant ſagte jetzt noch ſelber: es iſt ſogar gut, daß jetzt unſrer, in Rückſicht auf unſere Zwecke, nicht zu viel ſeyen; es iſt ein altes und ein wahres Sprichwort: „wo viele Hirten ſind, da wird nicht wohl gehütet.“ — Er ſetzte noch hinzu: das iſt gewiß, es könnte für unſere Zwecke nicht verderblicher ſeyn, als wenn ſogar die Waſchweiber beym Brunnen und die Maulbraucher in Wirthshäuſern zuſammenſtünden und ſich erzählen würden, wie ſie dem Junker an die Hand gehen wollen, ſein verlumptes Dorf in Ordnung zu bringen.

Alle und ſelber auch der Junker fühlten ſich für ihre Zwecke wieder etwas muthvoller als vor einigen Augenblicken, und redten jetzt mit mehr Unbefangenheit von den Schwierigkeiten und dem ſtarken Widerſtand, der ihnen bei ihrem Vorhaben von verſchiedenen Seiten aufſtoßen würde. Das Baumwollenmareili ſagte: das Dorf mache ſich die wunderbarlichſten Vorſtellungen von dem, was der Lieutenant mit ſeiner Schule und der Junker mit dem Dorf anfangen wolle. Die Reinoldin ſagte: in ihrer Nachbarſchaft fürchten die Leute, der Schulmeiſter werde die Bettelbuben mit den Narrheiten, die er ſie lehren werde, ſo hoffärtig machen, als nie kein Bauernbub' ob dem größten Stall voll Stiere und Kühe hoffärtig werden könne.

Ja, ſagte der Pfarrer, mein Klaus hat mir dieſen Morgen auch erzählt, der Sigriſt habe geſtern zu ihm geſagt, wenn der adeliche und wohlgebohrne Herr Lieutenant ein halb Jahr lang bey ihnen Schulmeiſter ſeyn werde, ſo könne denn der Junker und der Pfarrer darauf zählen, die Bonalerbuben werden vor ihnen keinen Huth mehr abziehen und keinen Scharrfuß machen, wie ſie es bisher gethan. Der gute Sigriſt habe noch hinzugeſetzt: das ſey vor altem doch ſo ſchön geweſen und der alte Junker und der alte Pfarrer haben es ſo gern geſehen.

Es lachte zwar alles über das Hutabziehen und den Scharrfuß, den der alte Junker und der alte Pfarrer ſo gern geſehen, aber der Baumwollenmeyer ſagte, wenn es nur bey ſolchen Sigriſtenklagen über das Hutabziehen und den Scharrfuß machen, bleiben würde, aber er fürchte weit andere Auftritte, die der Neid und die Niederträchtigkeit einiger Menſchen im Dorf gegen alles Gute, was ſie verſuchen möchten, hervorbringen werde.

Ach wie doch die Menſchen bis zur Verworfenheit niederträchtig und ſchlecht ſind, ſagte jetzt wieder der Junker. Aber Glülphi, vom Wort der Gertrud geſtärkt, antwortete ihm mit ernſter Faſſung: das iſt nur in großer Beſchränkung wahr. Eigentlich darf man doch gar nie ſagen: der Menſch ſey niederträchtig und verworfen, man darf nur ſagen: die Menſchen, die durch Verwahrloſung, Sinnlichkeitsüberfüllung und Verkünſtelung außer die Kraft und das Rechtsgefühl der Menſchennatur hinausgeworfen worden, nur dieſe ſind eigentlich niederträchtig und verworfen.

Er hatte das Wort kaum ausgeſprochen, ſo erſchallte gleichſam wie aus einer Stimme: ja, es iſt wahr, die Menſchen ſinken nur durch Verwahrloſung, Ueberfüllung und Verkünſtelung zur Niederträchtigkeit und Verworfenheit hinab. Dann aber erkannten ſie auch eben ſo allgemein, die Verwahrloſung der größern Menge der Menſchheit auf der einen Seite und die ſinnliche Ueberfüllung und Verkünſtelung der andern habe in unſerer Zeit eine Höhe erreicht, die vielleicht, ſo lange die Welt ſteht, nie ſo groß geweſen, und redten noch eine Weile von der Höhe dieſer Verworfenheit und Niederträchtigkeit, die ſie in ihren Beſtrebungen eigentlich zu fürchten haben, und fanden dabey doch denn allgemein, unter dem ärmern und arbeitenden Volk gebe es dennoch wenig Menſchen, die man eigentlich mit dem Namen niederträchtig und verworfen bezeichnen dürfe, und der Meyer und Glülphi, die beyde große und weitführende Lebenserfahrungen gemacht haben, ſagten einſtimmig: Menſchen, die man ſoweit als ſchlecht bezeichnen dürfe, haben ſie wenige unter denen gefunden, die außer ihrer Wohnſtube nichts zu befehlen haben, außer bey ſolchen, die von Leuten, die zur Verworfenheit verſunken, zu ihren Niederträchtigkeitsſtreichen, an die Hand gedungen und verführt werden. Aber leider giebt es unter einem tief verſunkenen Volk, ſagte dann der Lieutenant, freylich in allen Winkeln Hungerleider, die nach den Broſamen ſchnappen, die die verworfenſten Menſchen oft von den Tiſchen ihrer Niedrigkeit fallen laſſen.

§. 23.

Armſeligkeit, Schwachheit und Heurathsintriguen.

So oft der Junker die Gertrud ſah', fragte er denn immer dem Hübelrudi nach, und wie es ihm mit der Meyerin gehe. Auch dießmal fragte er mit Angelegenheit darnach. Gertrud erwiederte, wie das leztemal, ſie könne eigentlich nichts ſagen, die Meyerinn erkläre ſich nicht beſtimmt darüber, daß aber die Vögtin faſt im Sinn habe, allem aufzubiethen, was ihr immer möglich, damit aus dieſer Heyrath nichts werde, daran zweifle ſie keinen Augenblick; ihr böſer Wille darüber ſehe ihr zu den Augen hinaus, wenn man ſie nur anſehe.

Der Junker ſagte: geſchehe in Gottes Namen darüber was wolle, aber es macht mich allemal verdrießlich, wenn ich daran denke, wie ſich der Vogt in dieſer Sache gegen mich benommen.

Dieſer ſaß in dieſem Augenblick bey einem Glas Wein bey ſeiner Frau in der Stube, die dieſen Morgen auch in der Kirche geweſen und ſeit dem Mittageſſen ein Uebertes und Breites daher machte, was doch der Junker und der Pfarrer mit dieſem Exerziermeiſter, den er zu ihrem Schulmeiſter gemacht, anfangen wolle.

Der Vogt tröſtete ſich darüber mit dem Wort: Gottlob, daß das Schulweſen eine Sache iſt, die nicht vor Audienz kommt. Ich verſtehe gar nichts davon, und wußte nicht, was ich dazu ſagen mußte.

Vögtin. Ich glaube bald, du wünſcheſt, daß gar nichts von Audienz komme, damit du über gar nichts deine Meinung ſagen müſſeſt.

Vogt. Du haſt faſt recht. Die Audienzſtube iſt mir verleidet wie kaltes Kraut, und es macht mir Mühe, wenn ich darum über irgend etwas das Maul aufthun muß.

Frau. Wenn du nur auch außer der Audienzſtube dein Maul über nichts wie ein Narr aufthun und nicht dummes Zeug ſchwatzen würdeſt, wie du letzthin beym Junker deiner Schweſter halber gethan haſt.

Ja, erwiederte der Untervogt, du mahneſt mich eben recht daran, ich habe heute den Junker noch keinen Augenblick geſehen, und ich darf nicht anders, ich muß dieſen Abend noch zu ihm.

Frau. Thue doch etwas Geſcheiders, das iſt gar nicht nothwendig.

Vogt. Doch, doch, ich darf nicht anders; er könnte meynen, was dahinter ſtecke, daß ich nicht zu ihm komme.

Frau. Meyne er was er wolle, bleib du jetzt ordentlich zu Haus; du könnteſt ihm noch einmal verſprechen, du wolleſt das Deinige dazu beytragen, daß der Bettelrudi deine Schweſter zur Frau bekomme.

Vogt. Ich hab' ihm das nie verſprochen.

Frau. Sag' das nicht. Du haſt es vielleicht nicht im Sinn gehabt zu halten, das traue ich dir noch zu, aber verſprochen haſt du es ſicher.

Vogt. Ah deine Schweſter bekommt, wie es ſcheint, den Ochſenfeißt doch nicht.

Die Urſache aber, warum der Vogt dieſes ſagte, iſt folgende: der Ochſenfeißt, dem die Untervögtin ihre Schwägerinn zugedacht, hatte vor ein paar Tagen vernommen, daß der Bettelbub, der Hübelrude, ſich um ſie bewerbe, daß das ganze Dorf von dieſem Gerede voll ſey. Als er das vernahm, ſtand er eben unter ſeiner Hausthüre. Er blieb, da er das hörte, wohl eine Viertelſtunde unter der Thüre ſtehen und hatte das Maul vor Verwunderung offen; denn er konnte nicht begreifen, daß ein Menſch, dem er mehr als einmal, wenn er in ſeinem Dorf gemetzget, etwas Abgehendes zum Allmoſen gegeben, ihm Heurathenshalber in den Weg kommen könne. Als ihm aber endlich das Maul wieder zufiel, wurde er ſo wild, daß er eine Weile nicht wußte, was er machte und ſich, damit er wieder zu ſich ſelber komme, zum Eſſen und Trinken hinter den Tiſch ſetzen mußte. Dadurch brachte er ſich wieder ſo weit zu ſich ſelber, daß er zu dem Schulmeiſter gehen und ihm dann folgenden nachdrücklichen Brief an die Untervögtin angeben konnte.

Herzvielgeliebte Frau Bas Vögtin!

Ich muß mich ſchämen wie ein Hund, und möchte wild werden vor Zorn, was über euere Gſchwey (Schwägerin) hier ein Gerede gebt. Die ganze Kilchhöre (Ort) weißt, daß ich ein Aug auf ſie habe; ihr ſeyd allein Schuld daran, ſonſt kein Menſch. Ich wäre ſchon längſt verſorget, wenn ihr mich nicht mit ihr aufgehalten hättet, und ich will wenig ſagen, zehen und zwanzig Meitli, die eben ſo hübſch und noch hübſcher und mit dem Geld denn ganz anderſt beſtellt ſind als dieſe, würden die Finger nach mir lecken, wenn ich nur ja ſagte; und ich weiß gar nicht, was dieſe ſich einbildet und was ſie meint, daß ſie beſonders habe, und warum ich leiden ſollte, daß ſie mich aufzieht; und ich werde mich keinen Augenblick beſinnen, ſie hocken (ſitzen) zu laſſen, wie ſie hockt, inſonderheit auf das hin, was man mir jetzt von ihr erzählt, und nur allein euch zu gefallen, weil ihr es ſo gern hättet und ſchon ſo viel Mühe damit gehabt habet, will ich doch nicht völlig von ihr abſtehen, und glauben, wenn es ſchon nicht zu glauben iſt, es ſey nicht wahr, was man von ihr erzählt. Aber lang will ich das doch nicht mehr ſo haben, und ihr könnt es ihr nur ſagen, wenn ſie dieſes wollen oder es mit dem Bettelbuben ſey wie man redet, daß ſie ihn neben mich [illegible], ſo ſoll ſie meiner nur [illegible] mehr ſchauen.

Dieſes habe ich nicht unterlaſſen können euch zu ſchreiben. Womit, in den Schirm Gottes wohl befohlen, verbleibe.

Herzvielgeliebte Frau Bas Untervögtin!

Euer getreuer Vetter:
Hans Ulrich Ochſenfeiſt,
Metzger und Sonnenwirth.

Auf dieſen Brief hin iſt es, wie ich ſagte, daß der Untervogt glaubte, es ſey mit dem Ochſenfeißt ſeiner Schweſter halber am Ende, er werde ſie nicht mehr nehmen. Seine Frau aber war nicht dieſer Meinung, und da ihr Mann ihr jetzt ſagte: er glaube, es könne nicht mehr viel ſchaden, was er auch jetzt über dieſe Sache dem Junker ſagen möchte, antwortete ſie: erſt wenn ſich Schwierigkeiten in einer Sache zeigen, müſſe man anfangen, recht Sorg zu tragen, daß ſie nicht fehle, dieſer Brief ſey noch gar nicht das End alles Widerſprechens und es ſey über dieſe Sache bey weitem noch nicht aller Tage Abend, ſie werden den Meiſter Ochſenfeißt wohl wieder einen andern Brief ſchreiben machen und wolle erſt jetzt recht anfangen, ſich alle Mühe zu geben, daß ihr die Sache nicht fehle.

Nun, nun, ich wünſche dir Glück dazu: aber ich muß jetzt gehen, ich muß nothwendig zum Junker.

Sie wollte ihn noch einmal abhalten, da ſie aber nicht konnte, wiederholte ſie ihm: So mach mir denn doch wenigſtens in dieſer Sache nicht noch einmal einen Narrenſtreich, wie du mir ſchon einen gemacht haſt. Mit dem mußte ſie ihn gehen laſſen, und er kam faſt eben in dem Augenblick zum Junker, als dieſer dem Hübelrudi und der Meyerin bey der Gertrud nachgefragt und zu ihr geſagt, es mache ihn allemal verdrüßlich, wenn er daran denke, wie ſich der Vogt dieſer Sache halber bey ihm benommen. Da er zum Junker kam, fragte er ihn: was er zu befehlen habe? Der Junker erwiederte: nichts, jetzt gar nichts — und der Vogt wollte ſogleich wieder fortgehen und ſich, wie man ſagt, aus dem Staub machen, ehe der Junker noch zu einem zweiten Wort kommen konnte. Aber dieſer verſtand es nicht ſo und rief ihm nach: aber hör doch, da wir letzthin vom Hübelrudi und deiner Schweſter ſprachen, ſagteſt du mir, es ſoll dieſer Sache halber an dir nicht fehlen. Haſt du ihm jetzt bey ihr, wie du mir Hoffnung dazu gemacht, das Wort geredt? — Der arme Mann erſchrack ſo ſehr, daß er eine Weile nicht antworten konnte. Endlich brachte er doch heraus: gnädiger Herr! verſchonen Sie mich doch in dieſer Sache. Ich kann darin nicht helfen. Wo ich mich diesfalls hinwende, habe ich nur Verdruß.

Junker. Haſt du dich etwa der Sache gar zu eifrig angenommen, daß du ſo Verdruß davon haſt?

Vogt. Nein, nein, das nicht, das nicht.

Junker. Aber warum haſt du denn Verdruß davon?

Der Vogt wollte mit der Sprache nicht heraus. Aber der Junker fragte ihn mehreremale und ernſthaft bis er endlich ſagte: er habe ſowohl bey ſeiner Frauen als bey ſeiner Schweſter damit Verdruß gehabt.

Junker. Aber warum das?

Vogt. Eben weil ich zu Ihnen geſagt habe, es ſoll an mir nicht fehlen.

Junker. Da hat man dir denn ſehr Unrecht gethan. Ich ſah dirs im erſten Augenblick an, daß dir dabey nicht Ernſt war; aber du hätteſt beſſer gethan, du hätteſt mir damals, wie jetzt, gerade heraus geſagt, du wolleſt und könneſt dich der Sache nicht annehmen. Ich hätte dir auch in dieſem Fall gar nichts weiter zugemuthet.

Vogt. Es iſt wahr, es iſt wahr, gnädiger Herr! ich wollte ſelber, ich hätte damals dieſes gerade heraus geſagt.

Der Junker ſagte ihm noch zuletzt: du willſt es eben immer allen Leuten recht machen und damit machſt du es Niemand recht und bringſt es mit dieſer Art, dich zu betragen, am End dahin, daß jedermann merkt, er dürfe auf ein Wort von dir nicht zählen. —

Damit ließ er ihn gehen, und der arme Mann ſagte im Weggehen wieder zu ſich ſelber: wäre ich doch nie Untervogt geworden; ich habe ſeit der Zeit mehr Verdruß und Sorgen als ſonſt in meinem ganzen Leben.

§. 24.

Der Geiſt iſts, der da lebendig macht, das Fleiſch iſt gar nichts nutz.

Als Arner und Thereſe verreiſt waren, gieng Glülphi noch zu der Frau, die ſeit einigen Tagen in Rückſicht auf die Schulführung ſeine ganze Seele in ihrer Hand hatte.

So wie er in ihre Stube hineintrat, ſagte er zu ihr: jetzt morgen geht mein neues Amt an; aber es iſt mir, als beträte ich ohne einen Wegweiſer ein Land, in dem ich in meinem Leben nie geweſen.

Sie haben einen treuen und guten Wegweiſer für dieſes Land in ſich ſelbſt, erwiederte ihm Gertrud.

Ich fühle mit jedem Tag und mit jeder Stunde mehr, daß ich für das, was ich morgen ſeyn ſoll, noch nichts bin, — ſo ſprach jetzt der Mann, deſſen Lebensmuth in allen andern Verhältniſſen ſo groß und ſtark war. Gertrud, die ihn tief kannte und hoch achtete, antwortete ihm: wer in Ihrer Lage alſo von ſich ſelber redet, der fühlt, was er darin bedarf, und wer das ſo wie Sie fühlt, der hat dafür ſicher mehr Kräfte, als er ſelbſt glaubt.

Glülphi. Schmeichle mir nicht, Gertrud, hilf mir wo du kannſt. Du haſt mein Inneres geſtärkt und erhoben, ſtärke auch meine äuſſere Kraft. Ich gehe an meine Schulmeiſterarbeit, wie ein Lehrling an ſein Handwerk geht, ohne daß er vorher ein Werkzeug dafür in ſeiner Hand gehabt.

Gertrud. Alle Berufe haben eine innere Kraft zu ihrem Fundament, und wer dieſe in ſich ſelbſt hat, dem wird es immer leicht, jedes äuſſere Werkzeug deſſelben, wenn er es auch ſchon noch nie in der Hand gehabt, wohl zu behandeln. — Und mit dieſem Wort lenkte ſie das Geſpräch von den Schwierigkeiten des Schulweſens zu den Anſichten des hohen Segens und der großen Freuden dieſes Stands. Das Geſpräch erhielt ſich eine Weile auf dieſem erheiternden Geſichtspunkt. Dann aber fiel Glülphi noch einmal mit dem Gedanken ein: wie ſehr ihm die weſentlichen Mittel zu dieſem Segen mangeln. Gertrud wiederholte ihr Wort: Sie haben die Kräfte zu dieſen Mitteln mehr als Sie glauben in ſich ſelbſt. Ohne ſeine Antwort zu erwarten, ſetzte ſie hinzu: gehen Sie doch nur mit Freuden in ihre Schule und denken Sie denn nicht an ſich ſelbſt, denken Sie denn nur an Ihre Kinder. Glauben Sie mir, ſetzte ſie hinzu, wenn Sie denn vom Morgen bis an den Abend das thun und mit ihnen arbeiten, faſt ohne einen Augenblick zu haben, an ſich ſelber zu denken, ſo werden Sie für alles, was Sie ſeyn und werden ſollen, mehr Kraft in ſich ſelber ſpüren und darin weiter kommen, als wenn ſie vom Morgen bis an den Abend nichts thäten, als an ſich ſelber denken und nachſtaunen, was Ihnen darin mangle und was Sie diesfalls werden ſollten.

Sie, die Geprüfte, hielt ſich durch ihr Leben an dem in ihr tief gereiften Grundſatz, daß der Menſch in allen Verhältniſſen, wenn er von dem, was er darin ſeyn und thun ſoll, das mit unabläßlichem Eifer und unermüdeter Anſtrengung thut, was er darin wirklich ſchon kann und verſteht, dadurch auch das, was er darin noch nicht kann und nicht verſteht, und zwar auf die beſtmöglichſte Art lernt und ſich einübt. Gertrud hoher und durch das häusliche Leben gebildeter und erhaltener, religiöſer Sinn war in ihr zu einer innern, wortleeren Kraft gereift, die ſie ſtark und unermüdet machte in allem Werk des Herrn und in der Erfüllung jeder ihrer Pflichten. Und noch ein Wort, das ſie in dieſer Unterredung zu Glülphi ſagte, iſt für jeden Menſchen, der den Gegenſtand der Erziehung in ſeinem innern Weſen erforſcht, ſehr wichtig. Sie ſagte nehmlich in der Lebhaftigkeit dieſes, den Glülphi aufmunternden, Geſprächs: die Mutter oder der Schulmeiſter muß für das Kind nicht das ſeyn wollen, was er oder ſie ſich ſelbſt gern iſt, ſie müſſen ihm beyde auch nicht das geben wollen, was ſie für ſich ſelbſt gern haben, und nicht das für ihn ſeyn wollen, was ſie ſelber gern für daſſelbe ſeyn. Ich darf z. Ex. mein Kind nicht kochen lehren, weil ich ſelber gern koche, aber wenn mir das Kochen auch die allerunangenehmſte Arbeit wäre, die ich kennte, ſo müßte ich das Kind doch kochen lehren, weil es ihm nothwendig iſt, daß es kochen könne.

Es war ſchon über 10 Uhr, als er von der Gertrud weg ins Pfarrhaus heimgieng. Auf der Straße kam er vor ein paar Männern vorbey, die ihn kannten. Als ſie ihn ſahen, verbargen ſie ſich hinter einen Holzſtoß, bey dem er vorbeygehen mußte und erhoben daſelbſt ein muthwilliges, lautes Geſpött über den Wunderthäter, den Schulmeiſter, den man ihnen jetzt auffalzen wolle, daß es ihm zu Herzen gieng und auf den Eindruck, den der Gertrud ermunterndes Geſpräch auf ihn gehabt hat, in dieſem Augenblick eine nachtheilige Wirkung hatte.

§. 25.

Die Unverſchämtheit macht Menſchen dummes Zeug ſagen, die, wenn ſie das nicht wären, Anlagen genug hätten, das ganz klug ins Aug zu faſſen, worüber ſie jetzt dumm reden.

Und dieſes um ſo mehr, da der geſtrige Tag ſchon eine Art von fieberiſcher Wallung in ſeinem Geblüt erzeugt. Er hatte ſchon den ganzen Tag durch Kopfweh, und konnte nicht ſchlafen bis gegen den Morgen, da er denn noch in einen harten, aber unruhigen und ermattenden Schlaf fiel. Es träumte ihm noch in demſelben: er ſtehe zwiſchen einem ſchauerlichen Abgrund und einer unerſteiglichen Felswand. Als er erwachte, lag er ſo ſehr in einem Schweiß, daß bald jedes Haar an ihm traufte und er konnte es ſich nicht verhehlen, er ſey nicht in einer guten Stimmung für den Tag, der ihm bevorſtehe, und als er das Fenſter aufthat und das Wetter bey ſchauerlich kaltem Wind regneriſch fand, ſagte er auch: es ſieht am lieben Himmel heute ungefähr wie in meiner Seele.

Er wollte jetzt, was ſonſt noch nicht ſo regelmäßig ſeine Gewohnheit war, was ihm aber Gertrud ſo ſehr ans Herz legte, bethen und bethete wirklich; aber die innere, warme Erhebung ohne die jedes Gebeth ein tönendes Erz iſt und eine klingende Schelle, dieſe hohe Erhebung fand er nicht in einer innern Belebung in ſich ſelbſt, wie er ſie nothwendig hatte und wünſchte. Er ſuchte ſie, aber er ſuchte ſie in Unruhe, und in dieſer findet ſich das Hohe und Göttliche nicht rein. Der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin ſahen ihm, als er in die Stube zum Morgentrinken zu ihnen kam, die Unruhe an, in der er war, und wollten ihn beyde in ſeine Schule begleiten. Aber er bath ſie, ihn dieſen erſten Schultag mit der Gertrud bey ſeinen Kindern allein zu laſſen. Er hatte dieſes geſtern auch Arner und Thereſe, die ebenfalls dieſen Tag mit ihm in der Schule zu bringen wollten, gebethen. Mit Rührung gaben ihm jetzt der Pfarrer und die Frau Pfarrerinn, da er nun in die Schule gehen wollte, die Hand, wünſchten ihm Gottes Segen zu dieſem erſten Tag. Auch er gieng mit

Nahrung, aber nichts weniger als muthvoll und heiter in ſeine Schulſtube. Da er aber darein kam, fand er von den Matadoren und ihren Weibern faſt ein Dutzend der Unverſchämteſten, die im Dorf waren, da ſtehen, die ihn ungefähr ſo grüßten, wie ein Meiſter ſeinen Geſellen grüßt, wenn er zu ihm in die Stube, in der er für ihn arbeitet, kommt. Sie ſagten ihm auch ſogleich und zwar wie wenn es ſich von ſelbſt verſtände, daß ſie das Recht dazu hätten, ſie ſeyen da, um heute ſeiner Schule beyzuwohnen und zu ſehen, was er Neues mit ihren Kindern vornehmen werde. Aber er verſtand das nicht ſo. Er antwortete ihnen: er verbethe ſich das, und wolle heute mit ihren Kindern allein ſeyn. — Die Herren Matadoren und ihre Weiber machten darüber große Augen. Sie konnten gar nicht begreifen, wie ein Schulmeiſter es wagen dürfe, ihnen in ihrer Schulſtube zu ſagen, daß er ſie nicht darin haben wolle, thaten im Anfang, als ob ſie ihn nicht verſtünden, ſtießen aber unter ſich die Köpfe zuſammen und blieben ſtehen, wie ſie ſtanden und wo ſie ſtanden. Aber Glülphi wiederholte ihnen, daß er jetzt allein ſeyn wolle, und daß er die Schule nicht anfange, bis ſie zur Thüre hinaus und er mit den Kindern allein ſey. Da ſie ſahen, daß ſie ihr Daſeyn nicht erzwingen könnten, giengen ſie endlich. Aber ſobald ſie vor der Thüre waren, ſagte einer zum andern: das iſt doch ein unverſchämter Mann, unſer Schulmeiſter. — Der Hügi ſagte gar: er macht es uns eben wie der Pfarrer, der die Leute zur Kirche hinaus ſchickte, die zuhören wollten, wie er auf den Himmel hätte predigen ſollen und nicht geprediget hat. Die dicke Aebin, der Geſchwornen Frau, antwortete: auch der Junker wollte, da es mit dem Hummel zum Galgen gieng, wie jetzt der Schulmeiſter, nicht jedermann dabey ſeyn und mitlaufen laſſen. Ja, ja, man ſiehts, dieſe drey Herren ſind unſerthalben ganz gleicher Meynung in der Schule, in der Kirche und ſelber beym Galgen; ſie wollen an keinem von allen dieſen drey Orten jemand zuſehen oder zuhören laſſen, was ſie daſelbſt treiben, ausgenommen Leute, die ſie ſelber gern dabey haben. Dieſe Gleichheit der drey Herren an allen dieſen drey Orten, beluſtigten die dicken Weiber und Männer eine Weile. Indeſſen ſchüttelte jetzt der Richter Kienholz, der dem Hartknopf verwandt war und gar oft bey einem Glas Wein, das er ihm zählte, über fromme und geiſtliche Dinge ein weites und breites Geſpräch führte, den Kopf und ſagte: aber in die Länge kann das doch mit der Schulſtube nicht alſo gehen. Das iſt unmöglich, erwiederten ihm alle, und einer fluchte ſogar und ſagte: das kann ſo wenig in die Länge alſo gehn, als der Teufel in Himmel kommt. Andere unterſtützten die Hoffnung, daß es damit nicht in die Länge gehen könne, ſogar mit dem Sprichwort: ſtrenge Herren werden nie alt.

§. 26.

Weh dem Kind, deſſen Geiſt und Herz ſchon in ſeiner Unmündigkeit und in ſeinen Schuljahren zum Dienſtknecht, ich möchte ſagen zum Packeſel ſeines Maulbrauchens gemacht wird.

Doch ich kehre von dem Rath dieſer zur Thüre hinausgeſtellten Thoren wieder zu meinem lieben Glülphi in ſeine Schulſtube zurück.

Der Pfarrer hatte am Sonntag Abend in allen Häuſern anſagen laſſen, daß die Schulkinder alle auf den Schlag 8 Uhr in dem Schulzimmer verſammelt ſeyn ſollen, und die Männer und Weiber, die er jezt wieder fortgeſchickt, waren alle, eben wie auch Glülphi faſt eine Viertelſtunde vorher ſchon in der Schulſtube. Von den Kindern aber mangelten um halb neun Uhr noch viele, und die, die jezt noch mangelten, waren alle beſtimmt Kinder aus den Häuſern der größten Lumpen und aus einigen Vorgeſetztenhäuſern. Die Kinder der Gertrud und auch diejenigen, die mit wundergebigen Matadoren und ihren Weibern ankamen, waren die erſten und auch des Rudis Kinder, die mit der Gertrud auf den Schlag 8 Uhr ankamen. Das ganze Dorf war im höchſten Grad über das, was Glülphi in der Schule vornehmen werde, geſpannt, und es war ſchon ſeit ein paar Tagen in allen Winkeln darüber ein großes Gerede, was er alles mit den Kindern anfange. Darum ließen ſich auch die Matadoren und ihre Weiber ſo ungerne aus der Schulſtube herausſtellen. Dieſes Gered war aber auch natürlich, indem der Junker ſchon vor etlichen Tagen Drehſtuhl, Hobelbank, eine kleine Schmiede, einen Amboß, und Nähkiſſen, Spitztrucken und Spinnräder und noch viel dergleichen Sachen für die Schule ins Pfarrhaus bringen ließ und Glülphi hatte auch wirklich in den erſten Tagen, da er ſich entſchloſſen, Schulmeiſter in Bonnal zu werden, ſich vorgenommen, gleich im Anfang den wörtlichen Unterricht in ſeiner Schule mit allen dieſen Arbeitsgattungen zu verbinden; aber Gertrud zeigte ihm ſogleich, daß dieſes nicht möglich und daß er damit anfangen müſſe, ſich genau an das zu halten, was die Kinder bisher gelernt, ſo wenig es auch ſey und ſo ſchlecht ſie es auch mögen gelernt haben. Er ließ alſo Drehſtuhl, Hobelbank, Nähkiſſen und Spitztrucken für einmal im Pfarrhaus ſtehen, wo ſie ſtanden und fieng die Schule mit Prüfung deſſen an, was ſie konnten, und zwar zuerſt mit den Gebethen und den Bibelſprüchen, die ſie konnten und ließ ſie dieſe auswendig herſagen.

Da Gertrud ihm dieſen Rath gab, ſagte ſie ihm zugleich, er werde dadurch, daß er prüfe, was ſie können, wenn er acht gebe, wie ſie es können, 'zugleich auch entdecken, was ſie ſeyen, oder vielmehr wie es mit ihnen in allen Rückſichten ſtehe.

Es war auch wirklich alſo. Bey dem erſten Verſuch, ſie die Gebether und Bibelſprüche, die ſie auswendig konnten, ihm vorſprechen zu machen, ſprang die erbärmliche Leerheit, die in ihrem Innern herrſchte und die unglaubliche Ungeſchicklichkeit in dem, was ſie zu können glaubten und auswendig daher ſagten, ihm ſo in die Augen, daß dem guten Lieutenant ſchon in der erſten Schulſtund die Geduld faſt ausgieng. Schon der Contraſt, den ihr Anblick mit den Worten, die ſie ausſprachen, die aber offenbar in ihrem Mund Unſinn waren, machte, brachte ihn auſſer Faſſung. Des Halloris Kind, dem Neid und Bosheit aus den Augen heraus ſahen, ſah ihn mit dem offenbarſten Blick der Frechheit und der unverſchämteſten Verachtung an, in dem es ihm den Spruch aufſagte: „Du ſollt lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen und den Nächſten wie dich ſelbſt.“ Aber es wußte nicht, weder wenn das dich ſelbſt gemeint ſey, noch daß es ein Gemüth habe, und von dem Nächſten wußte es gar nichts, als daß ſeines Vaters Bruder beym letzten Schreibenſchießen am nächſten an den Nagel geſchoſſen.

Des geizigen Rabſer Kind ſagte ihm den Spruch auf: „verkauf was du haſt und gieb es den Armen“ — und auch denjenigen: „ſammelt euch nicht Schätze, die der Roſt frißt.“ — Aber als es der Schulmeiſter fragte: ob es auch ſchon einem armen Kinde etwas gegeben? ſagte es gerade heraus nein; und ein Kind, das neben ihm ſaß, flüſterte ihm ein, es müſſe das dem Schulmeiſter anders ſagen. Aber es antwortete ihm auch ins Ohr flüſternd: du, ſelber eſſen macht feiſt. Und dieſes Kind meynte im Ernſt nicht, daß es ſchuldig ſey, von dem, was ſein ſey, irgend jemand etwas zu geben, und als ihm nach der Schule einige Kinder ſagten, es habe bey dem Schulmeiſter mit ſeiner Antwort ein ſchlechtes Ey gelegt, ſagte es, ſein Vater und ſeine Mutter werden doch wohl wiſſen, was recht ſey, und ſie haben ihm ſchon oft geſagt, es müſſe alles, was ſie ihm geben, für ſich behalten und ſelber eſſen, und es ſey wie geſtohlen, wenn es ſo etwas zum Haus hinaus trage und es einem andern gebe. Von dem, was ein Schatz oder Schätze ſeyen, wußte es gar nichts als dieſes: es habe ſchon viel von Schatzgräbern gehört, und daß der Teufel die Schätze, die er unter dem Boden habe, wenn ihn die Schatzgraber recht beſchwören können, ihnen herausgeben müſſe. — Er hörte dies und noch viel anders, da es ihm jetzt zu thun war, die Kinder kennen zu lernen, mit vieler Geduld an und ſagte gar wenig darüber.

Aber die Frechheit eines Knaben, der des Hartknopfs Bruders Sohn war, den wir ſchon kennen, brachte ihn auſſer Faſſung. Er wollte ſeine Bibelſprüche nicht blos auswendig ſagen, er wollte ſie auch noch erklären, und da er dem Herrn Schulmeiſter die heil. X Gebothe aufſagte, machte er über ein jedes derſelben eine Brühe, die erklären ſollte, wie es der liebe Gott mit dieſem Geboth eigentlich gemeynt. Doch war er auf ſeiner Hut und ſagte nur dummes Zeug, aber eigentlich nichts Freches und Boshaftes darüber. Seine diesfällige Unverſchämtheit war eigentlich nur in ſeiner Stellung und in ſeiner Mine ſichtbar. Auch ließ ihn der Lieutenant nur mit einem Blick fühlen, daß ihn ſein Benehmen ärgere, und daß er mit ihm unzufrieden ſey. Aber da er hernach, als er andere Kinder ihre Sprüche aufſagen ließ, mehr als eine Viertelſtunde lang bemerkte, daß der Burſch immer mit dem Knaben, der neben ihm ſaß, ſchwatzte und über Sachen, die er ihm in die Ohren flüſterte, den Muthwillen trieb, wandte er ſich plötzlich an dieſe zwey Schwatzer und fragte nicht den Hartknopf, ſondern den andern: was ſie mit einander haben? Dieſer ſagte ihm dann geradezu: der Hartknopf habe ihm erklärt, wie es eigentlich mit dem Vten und VIten Geboth gemeynt ſey. — Nun, wie hat ers denn erklärt? — Der Hartknopf ſtupfte zwar den Knaben und winkte ihm mit dem Kopf, er ſolle es nicht ſagen. Aber dieſer war ein gerader Kerl, achtete des Winks nicht und ſagte: der Hartknopf habe in Rückſicht auf das VIte Geboth ihm die Erklärung gegeben, es ſey ein großer Unterſchied zwiſchen ſtehlen und ſtehlen; es ſey eine ganz andere Sache, wenn man einem armen Mann als einem reichen ſtehle, und hinwieder ſey es auch noch ein Unterſchied, ob der Mann, dem man ſtiehlt, ein braver oder ein ſchlechter Mann ſey, oder ob er auch ſelber ein Schelm und ein Dieb ſey, und überhaupt ſey nicht alles geſtohlen, das man ſo heiße. Es ſey ein großer Unterſchied zwiſchen dem Freveln und dem Stehlen. Wenn man Holz im Wald nehme, ſo ſey das nicht geſtohlen, ſondern nur gefrevelt; und die Jünger, die am Sabbath Aehren abgerupft, haben ſie gewiß auch nicht auf ihren eigenen, ſondern auf fremder Leute Aecker abgerupft; und eben ſo habe das Vte Geboth ſeine Einſchränkungen, und man müſſe gewiß niemand folgen, der etwas Dummes oder Unrechtes befehle.

Der Hartknopf wollte läugnen und ſagen, der andere Knabe habe zu viel geſagt und ihm ſeine Meynung verdreht. Aber er war dabey ſo verwirrt und betroffen, daß Glülphi ihm anſah, daß er lüge. Er hieß ihn auch blos ſchweigen, aber ſeine Frechheit und der Grad, in dem er ein von der ſchändlichſten Selbſtſucht eingegebenes Maulbrauchen bis zum auswendig herplappern verſtellter, religiöſer Wahrheiten ſich ſelbſt verhärtete, machte ihm äuſſerſt Mühe.

Ein anderer Verwandter vom Hartknopf, ein erzdummer Junge, konnte ganze Kapitel von der Bibel auswendig und wollte ihm den 99ten Pſalm auswendig ſagen; aber er ſprach beynahe kein einziges Wort richtig aus, und ſo wie er es ausſprach, hatte kein einziger Vers einen menſchlichen Sinn. Stolz über das völlig Auswendigkönnen des großen Pſalms machte er denn noch ein Geſicht dazu, daß man nicht ſagen konnte, ob die Unverſchämtheit oder die Dummheit mehr daraus hervorguckte. Aber Glülphi konnte es nicht mehr ausſtehen; er hieß ihn endlich ſchweigen und ſagte ihm: das, was du mir vorſagſt, iſt nicht der 99te Pſalm, das iſt eine Toneſeley, die kein vernünftiger Menſch für den 99ten Pſalm anerkennen wird.

Wohl freylich, erwiederte der Bube, wohl freylich iſt das der 99te Pſalm, Herr Schulmeiſter.

Dieſer antwortete: ja, wie er gedruckt iſt, aber ſo wie du ihn ausſprichſt, iſt er es nicht. Er iſt, ſo wie du ihn ausſprichſt, lauter Unſinn und du hätteſt beſſer gethan, du hätteſt den Eulenſpiegel ſo auswendig gelernt, wie du dieſen Pſalm auswendig ſagſt.

Der Bub antwortete ganz unbefangen: Herr Schulmeiſter, ich kann ihn auch, wenn ihr wollt, ſo will ich euch etwas daraus aufſagen.

Die Roheit und Frechheit ſo vieler Kinder war unerträglich und er ſah offenbar, daß einige davon noch aufgewiegelt waren, ihm frech zu begegnen. Faſt bey allen andern, ſelbſt bey offenbar ſchlauen und verſchmitzten Kindern einiger abgefeimter Dorfmeiſter fand er ihren Menſchenſinn und Menſchenverſtand von allem dem, was ſie aus den Büchern konnten, wie weggewiſcht. Nirgend, nirgend fand er auch nur die Spur eines Willens und eines Strebens, das zu verſtehen oder zu fühlen, was ſie auswendig ſagten, und je größer und erhabener der Inhalt alles deſſen war, was ſie ihm daher plapperten, deſto gefühlloſer und ſtockdümmer ſtunden ſie vor ihm da. Es war beynahe bey der Gertrud Kindern allein, daß er durch auswendig gelernte Gebether und Bibelſprüche Menſchenverſtand und Menſchengefühl in Uebereinſtimmung mit den Wörten derſelben angeregt und belebt fand. Doch auch bey einigen Kindern der Anhänger des Pfarrers Flieginhimmel zeigte ſich noch eine etwelche Neigung, das zu verſtehen und zu Herzen zu nehmen, was ſie auswendig konnten und lernen mußten, aber ſie hatten auch allgemein durchaus keine Fähigkeit, ſich beſtimmt und umſtändlich über das, was ſie wirklich einſahen und zu Herzen nahmen, auszudrücken. Dieſe Fertigkeit hatten in der ganzen Schule einzig und allein die Kinder der Gertrud. Das alles machte ſeine Stimmung trotz allem, was er ſich diesfalls vorgenommen, unlieblich. Er ſtand nach der erſten halben Stunde mit ſauerm Geſicht und einem mürriſchen Weſen vor ſeinen Kindern, die ihn ſelber nichts Gutes von ſeiner Schulführung ahnen ließ. Es ſchien ihm faſt unmöglich, auch nur ein Wort in dem belebten Geiſt des mütterlichen Intereſſes und der mütterlichen

Aufmunterung mit den Kindern zu reden, von dem er doch ſelbſt überzeugt war, daß der ganze Erfolg des Schulweſens davon abhange. Er war durchaus in ſeiner Schulſtube noch nicht zu Haus, und ſo gleichſam in einem fremden Haus verwirrt und unruhig. Das war ihm um ſo drückender, da er offenbar ſah, daß einige Kinder noch aufgewiegelt waren, ihm unfreundlich und frech zu begegnen. Auch Gertrud fühlte ſich an dieſem erſten Schulmorgen ſo unbehaglich, als ſie ſich in ihrem Leben in ihrer Wohnſtube nie ſo unbehaglich fühlte. Die Verlegenheit Glülphis machte ihr Mühe, aber ſie war ſelber eben ſo verlegen und beyde giengen mit ſichtbarer Unzufriedenheit über den Gang, den ihre erſte Schulſtunde genommen, da es jezt Mittag läutete, heim.

§. 27.

Der Mund geht jedem Menſchen, deſſen Seele unruhig bewegt iſt, gern zu weit auf, und die Worte, die ihn dann aus ſeinem zu offenen Mund entrinnen, haben oft ſehr böſe Folgen.

Der Lieutenant aß im Pfarrhaus zu Mittag. Natürlich war die erſte Frage die der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerinn an ihn thaten, wie ſeine erſte Schulſtunde abgelaufen. Er antwortete: ich kann eben nicht viel rühmen, die Kinder haben mir nichts weniger als gutes Blut gemacht; aber ich fürchte, ſie haben eben auch über mich nicht viel zu rühmen gehabt, wenn ſie heim kommen. Doch ich denke, wir müſſen ein Mäß Salz mit einander eſſen, ehe wir einander recht kennen, und will alſo weiter ſehen, wie es geht, ehe ich viel davon erzähle.

Der Pfarrer und ſeine Frau ſahen, daß er ſehr bewegt, aber voller Gedanken ſey und nicht gern viel rede. Das Mittageſſen gieng auch ſtiller vorüber, als noch keines, dem Glülphi im Pfarrhaus beywohnte.

Indeſſen hatte der Hans ſchon während dem Mittageſſen vernommen, daß Glülphi in der Schule ein Wort vom Eulenſpiegel geſagt, das ihm ſehr übel aufgenommen worden.

Es war auch wirklich ein fatales Wort. Er hatte es kaum ausgeſprochen, ſo flüſterte ein Kind von den frömmelnden Schwächlingen des Pfarrer Fliegindimmel ſeinem Nachbarskind ins Ohr: haſt du auch gehört? er hat, glaub' ich, geſagt, er wollte den Eulenſpiegel lieber als die Bibel. —

So und auf andere Weiſe noch verdreht, ward auch das Wort dieſen Mittag ſchon allenthalben im Dorf herumgetragen.

Doch war hie und da ein Vater und eine Mutter, die das nicht glaubten, und den Kindern, die das ſo unglaublich als es wirklich war, heimbrachten, antworteten: es iſt nicht möglich, er kann es nicht ſo geſagt haben. Andere aber, die das Wort, ſo wie man es herumtrug, ſelber nicht glaubten, denen es aber wie eine gemähete Wieſe war, meynten und ſagten unter einander: wenns auch die Kinder nicht ganz recht verſtanden haben, ſo müſſe man doch mit einem Mann, der, wenn ihm Kinder Bibelſprüche aufſagen, vom Eulenſpiegel auch nur reden dürfe, ſicher doch auf ſeiner Hut ſeyn. Nicht nur einer brachte bey dieſem Anlaß an, das ſey ungefähr ein Wort, wie das, ſo der Herr Pfarrer einmal geſagt, es wäre beſſer, man würde den Katechismus mit Pappe verkleiben, als die Kinder ihn auswendig lernen machen.

Die Sache war dieſe. Im Hirzauerwirthshaus ſagte ein katholiſcher Bauer zu einem reformirten, der wie der andere betrunken war: es ſey doch nicht recht, daß ſie in ihrem Catechismus das Meßopfer eine vermaledeite Abgötterey heißen. — Ja, antwortete der beſoffene Reformirte, das iſt wahr, und man muß es ſagen, es kann kein Menſch ſelig werden, der das anders anſieht. — Was ſagſt du, du vermaledeiter Spitzbub? ſagte jetzt der andere, wir Katholiſchen werden alle ſelig, aber kein einziger Reformirter. Mit dem ſtunden beyde vom Tiſch auf, griffen einander an, und unglücklicherweiſe hatte der Katholiſche ein Meſſer in der Hand, mit dem er, da beyde im Kampf zu Boden fielen, den Reformirten, ohne daß ers im geringſten im Sinn hatte, tödlich verwundete. In dem Augenblick, da der Pfarrer den Bericht von dieſem Unglück erhielt, ſagte er in Gegenwart des Sigriſten: ich wollte, ich dürfte dieſe Frage vom Meßopfer in alten Katechismusbüchern mit Pappe verkleiben, daß kein Kind mehr eine Sylbe davon zu leſen bekäme.

Der arme Sigriſt aber, der an den Katechismus mehr als an Gottes Wort glaubte, erzählte, was der Pfarrer doch für ein böſes Wort wider den reformirten Glauben geredt habe. So kam es in aller Leute Mäuler, und es iſt nun ſchon 7 Jahre ſeither, und noch erzählen es ihm viele Leute nach, und zwar nicht wie es wahr iſt, ſondern wie es der Sigriſt verdreht hat, nämlich daß er lieber wollte, er dürfte den ganzen Katechismus mit Pappe verkleiben, als daß er ihn müſſe die Kinder auswendig lernen machen. — Und mehrere von den jetzigen Gegnern des Pfarrers wiederholten dieſe Geſchichte und äuſſerten ſich in Rückſicht auf das Wort, das heute dem Glülphi entrunnen, mit einer ängſtlichen Bedenklichkeit unter einander, man könne ſich vor Leuten, die unter irgend einigen Umſtänden ſo ein Wort fallen laſſen, nicht genug hüten, weil man nicht wiſſe, was ſie noch mehr denken als ſie ſagen. Andere, wie der Hartknopf, redten nicht einmal mit dieſer Mäßigung, ſondern ſprachen geradezu aus: das iſt ja ein Gotteslaͤſterer, der Lieutenant, wenn wir noch im alten Bund lebten, ſo wäre das wenigſte, das ihm begegnete, daß man ihn ſteinigte.

§. 28.

Unſchuld und Reinheit des Herzens führt den fehlenden Menſchen leicht zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt.

So weit kann in Religionsſachen ein einziges unvorſichtiges Wort führen. Der Lieutenant, der es in aller Unſchuld geſprochen, dachte nicht daran, daß er auch nur ein Kind damit geärgert, will geſchweigen das halbe Dorf, aber als er nach der Schule zufälligerweiſe ein Wort von dieſem Eindruck vernahm, ſchämte er ſich vor ſich ſelber. Es war ihm darum auch ſo unbehaglich beym Mittageſſen, und machte ſich darüber mit dem Ernſt Vorwürfe, der in ſeinem Character liegt. Er entfernte ſich auch, da er kaum die halbe Zeit, die er gewöhnlich beym Tiſch zubrachte, ſich dabey aufgehalten und gieng in den Garten. Aber wie ihm am Morgen einzig die Schlechtheit der Kinder drückend vor den Augen ſtand und ihn verwirrte, ſo ſtand ihm jetzt auch und noch vielmehr ſeine eigene diesfällige Schwäche vor der Seele, und er mußte mehreremal zu ſich ſelber ſagen: nein, ſo ungeſchickt und ſo Glaubens- und Liebeleer hätte ich nicht geglaubt, daß ich wäre, als ich jetzt ſelbſt finde, daß ich in dieſer erſten Schulſtunde war; aber auch ſo erſchrecklich, ſo erbärmlich erſchrecklich ſetzte er hinzu, habe ich mir nicht vorſtellen können, daß es mit dieſen Kindern im Dorf ausſehe, als es wirk lich mit ihnen ausſieht. — Doch milderte ſich der Grad dieſes widrigen Eindrucks, den ſeine Schulkinder dieſen Morgen beynahe allgemein auf ihn gemacht haben, jetzt ſchon merklich. Er fand in ſeinem Herzen ſelber einen Widerſpruch gegen die Allgemeinheit und Stärke dieſes Eindrucks, und ſagte jetzt plötzlich einmal zu ſich ſelber: ich bin weiß Gott daran ſelber ſchuld. Und ſo wie er das Wort ausgeſprochen, überzeugte er ſich, er habe dieſen Morgen ob der Neuheit des Gegenſtands den Kopf verloren, und es ſey ſicher, ſeine böſe Laune und ſein Kopfweh haben ihn die Schlechtheit ſeiner Kinder größer anſehen machen, als ſie wirklich ſey. So ſtand er eine Weile in ſich ſelbſt gekehrt an einer Ecke des Gartens, und der Gedanke, die Mutterkraft, das Mutterleben und die Muttertreue, die ich mir zur Richtſchnur meiner Schulführung machen wollte, war durchaus nicht in mir, ſtand ihm lebhaft und betrübend vor der Seele, und mit ihm kam ihm auch Gertrud zu Sinn, wie ſie den ganzen Morgen keinen Augenblick mit dem Leben, mit dem Muth und mit der Freyheit neben ihm geſtanden, der ihr daheim bey ihren Kindern, ſo natürlich und ſo gewohnt iſt. Jetzt, ſagte er zu ſich ſelber, ſtand ſie den ganzen Morgen ſo verlegen da, wie ich ſie, ſo lange ich ſie kenne, keinen Augenblick ſo verlegen geſehn. Es iſt offenbar, meine Ungeſchicklichkeit machte ihr Mühe und betrübte ſie. — Bey dieſem Gedanken fielen ihm Thränen in die Augen; aber im feſten Glauben an ſie und an ihr Wort ſagte er jetzt zu ſich ſelber: das muß anders werden, ich will meinen Muth nicht fallen laſſen und zum Gebeth meine Zuflucht nehmen, wie ſie mir hundertmal den Rath gegeben. — Dann fielen ſtille, wortleere Seufzer zu Gott im Himmel, daß er ihm doch helfe, Schulmeiſter zu ſeyn, wie er es ſeyn ſolle, aber ohne Gottes Hülfe nicht ſeyn könne. Er fühlte jetzt auch wirklich, daß ſein Muth ſich ſtärke, und wie jeder Menſch ſeine belebteſten Gefühle immer in Uebereinſtimmung mit der beſtimmteſten Eigenheit ſeines Seyns und Lebens ausſpricht, ſo ſprach er jetzt das Gefühl ſeines rückkommenden Muths ganz in Uebereinſtimmung mit ſeinem Soldatenleben, und faſt völlig mit eigentlichen Soldatenworten aus. Es iſt in jedem Fall, ſagte er zu ſich ſelber, Schande, ewige Schande, ſeinen Muth zu verlieren; ich darf und ſoll ihn nicht verlieren, und was ich jetzt ſuche, fordert mich zu einem höhern Muth auf, als ein Soldat je in einer Schlacht braucht.

Auch Gertrud war mit ſich ſelbſt unzufrieden. Sie fühlte, daß ſie verlegen und unthätiger neben Glülphi in der Schule ſtand, als ſie ſich vorgenommen, aber ſie gab nicht, wie Glülphi meynte, darüber ſeinem Benehmen, ſondern eher ſich ſelbſt Schuld, und ſagte ſchon in der Schule und noch beſtimmter und lebendiger, als ſie aus derſelben heim kam, zu ſich ſelber: in meinem Leben war mir nie ſo unbehaglich unter Kindern, als es mir dieſen Morgen in der Schule war. Ich weiß nicht, wie es kam, ich hatte keinen Einfluß weder auf Glülphi noch auf die Kinder. Ich ſah, daß alles nicht gieng wie es ſollte, aber ich konnte nicht helfen, und ſtand ſo ohne Einfluß da, daß ich mich ſchäme, wenn ich daran denke. —

Die einzige Entſchuldigung, die ſie ſich darüber machte, war: noch kenne ich dieſe Kinder nicht, und habe auſſer meiner Wohnſtube mich noch nie mit fremden Kindern abgegeben.

§. 29.

Es iſt eine große, eine erhabene Kunſt, Vater und Mutter auch nur eines fremden Kinds zu ſeyn, und beym beßten Willen, den ein Menſch dazu haben mag, greift er es im Anfang faſt ſicher noch ungeſchickt an und muß, ehe er es recht kann, ſicher noch ein gutes Lehrgeld zahlen.

Sobald Glülphi im Garten 1 Uhr ſchlagen hörte, gieng er in ſeine Schulſtube und Gertrud war ſchon in derſelben, als er darin ankam. Es gieng auch dieſen Nachmittag darin wirklich beſſer. Der Lieutenant gab ſich äuſſerſte Mühe, gegen den widrigen Eindruck, den die Kinder dieſen Morgen auf ihn machten, gefaßt zu ſeyn, und Gertrud zwang ſich, mitten im Gefühl der Unkunde, in der ſie in dieſen ihr neuen Umgebungen ſtand, zu der milden, aber ununterbrochenen Thätigkeit und der feſten, aber liebreichen Aufmerkſamkeit, die nicht ermangelte, ihr dieſe Kinder ſchon heute etwas näher zu bringen. Dieſes aber war indeſſen bey aller Sorgfalt und Mühe, die ſich beyde darüber gaben, nichts weniger als leicht. Selber die brävern Kinder antworteten ihnen im Anfang gar nichts, wenn ſie etwas zu ihnen ſagten. Die frechſten und ſchlechteſten waren die erſten, von denen ſie unbefangene Antworten erhielten, und Gertrud und Glülphi fürchteten auch jetzt noch, dieſer Zuſtand der Schüchternheit möchte wochenlang dauern und ihnen ſo lang an den Hauptſachen, die ſie bey den Kindern zu erzielen ſuchen, hinderlich ſeyn. Glülphi ſagte ſelber: ich weiß nicht, wie lange dieſes Fremdſeyn unter den Kindern noch dauern, und noch weniger, wohin es am End noch führen wird. — Dieſes machte ihm um ſo mehr Mühe, da juſt diejenigen Kinder, die ihnen nach andern Kennzeichen die brävſten, gutmüthigſten und hoffnungsvollſten in die Augen fielen, ſich auch als die ſchüchternſten und zurückhaltendſten gegen ſie zeigten. Glülphi und Gertrud fanden dieſen Zuſtand in einem hohen Grad bedenklich. Glücklicherweiſe aber kam der Gertrud in dieſer Verlegenheit zu Sinn, das Baumwollenmareili könnte ihnen darin ſehr an die Hand gehen. Und ſie hatte hierin ganz recht. Das Mareili iſt faſt mit allen Haushaltungen im Dorf nahe bekannt. Es ſieht ihre Eltern und ſie ſelbſt faſt alle Wochen in ſeinem Haus, und ſo kann es nicht fehlen, wenn es ſich entſchließen wird, einige Tage nach einander ſelber in die Schulſtube zu kommen und Glülphi und Gertrud hierin an die Hand zu gehen, ſo kommt es ganz gewiß dahin, es ihnen leichter zu machen, Eingang und Zutrauen bey den Kinder zu finden und beſonders ihre, ihnen ſo hinderliche Schüchternheit zu beſiegen und ſie zu graden, offenherzigen Aeuſſerungen und Antworten und einer freundlichen Annahme deſſen, was man ſagt und ſagen muß, zu bringen, als dieſes ihnen heute nicht hat gelingen wollen. Gertrud entſchloß ſich auch, ſo bald die Schule aus ſey, darüber mit Glülphi zu reden, und war zum voraus überzeugt, das Mareili werde ihnen dieſen Dienſt, den es eigentlich nicht ihnen, ſondern dem ganzen Dorfe leiſten ſollte, in keinem Fall abſchlagen. Indeſſen thaten ſie doch ſchon jetzt mit einigen beſſerm Erfolg, was ſie konnten und mochten. Da ſie dieſen Nachmittag nur das Leſen probirten und die Kinder ihnen auch ſchon, ich möchte ſagen, um ein Haar weniger unbekannt waren, als dieſen Morgen, ſo begegnete auch jetzo ſchon weniger, das ihnen in dem Grad anſtößig und empörend war als dieſen Morgen.

Auch war auffallend, daß der Gertrud Kinder von einigen andern jetzt ſchon als diejenigen erkannt wurden, die mehr als ſie konnten. Noch auffallender war, daß ſchon an dieſem Abend einige Kinder ſich von der Gertrud Kindern gern zeigen lieſſen, was ſie ihnen zeigten. Das machte auch den Kindern der Gertrud eine große Freude. Es iſt auch bey kleinen Kindern ein ſüßes Selbſtgefühl, etwas zu können, das andere nicht können und ihnen damit zu dienen. Und als Glülphi die Freundlichkeit der Kinder der Gertrud mit einigen andern ſah, ſagte er zu ihr: deine Kinder verſtehen es beſſer, ſich ihren Kameraden lieb zu machen, als ich es verſtehe, mich meinen Schulkindern lieb zu machen.

Gertrud erwiederte: es iſt unſtreitig, daß die Kinder ſich gegenſeitig ſchneller finden und alles lieber von einander annehmen, als von größern Leuten, und, lieber Herr Lieutenant, wenn Sie einmal in Ihrer Schulführung weiter ſind, ſo wird Ihnen dieſer Umſtand in allem, was Sie an Ihren Kindern erzielen wollen, ſehr vortheilhaft ſeyn.

Dieſe Anſicht freute Glülphi ſehr. Sie gaben ſich auch noch dieſen Abend alle Mühe, zu thun was ſie immer konnten; aber die Ungewandtheit, die ſie dieſen Morgen ſo ſehr in ihrer Lage drückte, machte ſie darin auch dieſen Nachmittag noch ſchwerfällig. Als Glülphi die Gertrud den Abend heim begleitete, war das erſte Wort, das er zu ihr ſagte, da er in ihre Stube hineintrat: es iſt heute noch nicht gut gegangen. Gertrud erwiederte: aller Anfang iſt ſchwer.

Glülphi. So ſchwer hätte ich ihn doch nicht geglaubt. Aber auch das hätte ich nicht geglaubt, daß ich für das, was ich jetzt ſeyn ſoll, ſo wenig ſey, als ich wirklich bin.

Gertrud. Sagen Sie doch das nicht. Sie ſind für das, was Sie jetzt ſeyn wollen und ſeyn ſollen, durchaus nicht wenig. Sie ſind nur darin noch ungewandt und Sie müſſen denken, kein Menſch kann eine Arbeit ſchon recht, wenn er ſie das erſtemal in die Hand nimmt. — Sie ſetzte hinzu: ich ſchmeichle Ihnen nicht, aber ich glaube nicht, daß es viele Menſchen in der Welt habe, die für das, was ſie ſeyn ſollen, in ſich ſelbſt mehr ſind als Sie.

Glülphi. Wie darfſt du das ſagen? Ich habe das

Vaterherz nicht, das mich allein zu dem machen kann, was ich ſeyn ſollte.

Gertrud. Sie haben es in einem hohen Grad, und es iſt eben, weil Sie es haben, daß Sie den Mangel der Uebung in dem, was Sie jetzt ſeyn ſollen, ſo ſehr fühlen.

Glülphi. Du weißt nicht, wie mir dieſen Morgen zu Muth war. Es ergriff mich beynahe ein Widerwillen gegen das Schulhalten, dem ich nicht widerſtehen konnte.

Gertrud. Dieſen müſſen Sie freylich nicht bey ſich Wurzel faſſen laſſen; aber ich bin auch ſicher, er war dieſen Nachmittag ſchon nicht mehr ſo lebhaft in Ihnen als am Morgen.

Glülphi. Es ſchien mir dieſen Nachmittag wirklich ſo; aber das Bild der Kinder, das mich dieſen Morgen ſo empörte, ſtand mir auch den Nachmittag noch ſo lebhaft vor Augen, daß ich mich fürchte, dieſer Widerwillen möchte ſich leicht wieder in mir erneuern.

Gertrud. Haben Sie Mitleiden mit dieſen armen Kindern, ſo wird dieſes gewiß nicht geſchehen und alles gut gehn.

Dieſes Wort: „haben Sie Mitleiden mit dieſen armen Kindern“ — ergriff Glülphi auf eine unbeſchreibliche Weiſe. Er ſah ſie, ſobald ſie es ausgeſprochen, mit einem ſtarren Blick an und ſagte wie zu ſich ſelber: du haſt recht; wäre mein Herz heute mit wahrem Mitleiden gegen die Kinder belebt geweſen, ſo wäre mir dieſes nicht begegnet. — Er warf jetzt auch dieſes Widerwillenshalber einen tiefen Blick in ſein Herz und ſagte zu ſich ſelber: ich bin mir zwar des ernſten Verlangens bewußt, aus dieſen Kindern etwas anderes und beſſers zu machen, als ſie ſind und weiß auch, daß ich mich hiefür gänzlich aufopfern kann, aber daß ich ſie jetzt noch nicht liebe, wie ich ſie lieben ſollte, das iſt mir auch ſonnenklar, indem mir heute offenbar das Mitleiden fehlte, das für meine Zwecke ſo nothwendig iſt. Es iſt unſtreitig, ſo lange mir dieſes fehlt, iſt meine Liebe gegen dieſe Kinder noch nicht wahr. — So tief gieng er jetzt des Widerwillens halber, der ihn dieſen Morgen ergriff, in ſich ſelber. Er fuhr noch eine Weile in dieſem Selbſtgeſpräch fort und ſagte dann: ich weiß aber jetzt auch deutlich, woher dieſer Widerſpruch, der ſich in meinen Gefühlen dieſen Morgen ſo ſtark ausſprach, eigentlich kommt. Dieſe Kinder ſind mir noch ganz fremd, und ich wußte bis auf dieſe Stunde nicht, was dieſer Umſtand auf die Wahrheit und Unwahrheit der menſchlichen Liebe für einen entſcheidenden Einfluß hat, bis er durch das Mitleiden, zu dem du mich jetzt hinrufſt, beſiegteſt. — Dieſes Wort ſagte er zur Gertrud und dann wieder wie zu ſich ſelber: ich wußte auch ſchon längſt, daß der Menſch eigentlich keinen Menſchenhaufen wahrhaft und warm liebt, ſondern immer nur einzelne Menſchen darin; aber das dachte ich mir bis jetzt noch nicht ſo lebhaft, daß einiges Mitleiden und Erbarmung nothwendig iſt, wenn innige warme Liebe uns auch gegen ganze Menſchenhaufen, die man einzeln noch nicht kennt, wahrhaft und warm ergreifen ſoll. Und dieſes fehlte mir dieſen Morgen, ſagte er jetzt wieder zu Gertrud, und ſetzte hinzu: und ich wäre auch jetzo, ohne dein erhabenes Wort, nicht dazu gekommen; ich kann dir nicht ſagen, wie ſehr du auf dem Weg, den ich betreten, meine Stütze biſt, und wie ſehr ich darauf eine Stütze nothwendig habe.

Gertrud erwiederte: ach, ich habe für die Hülfe, die Sie auf dieſem Weg von mir erwarten, ſelber eine Stütze nothwendig; aber, Gott Lob! ich weiß auch eine.

Glülphi. Wo ſollteſt du wohl jemand finden, der mir eine beſſere Stütze wäre, als du?

Gertrud nannte ihm darauf das Baumwollenmareili.

Glülphi erwiederte: das Baumwollenmareili kann wohl beſſer als du Baumwolle austragen und damit Geld verdienen, aber mir eine beſſere Stütze für die Erziehung meiner Kinder zu ſeyn, als du biſt, das läßt es dann wohl bleiben.

Gertrud. Herr Lieutenant! Das Baumwollenmareili hat beym Baumwollenaustragen und beym Geldverdienen ob dieſer Arbeit gelernt, Menſchen zu kennen, mit ihnen umzugehn, ſelbige ſich anzuzieh'n, zu Freunden zu machen, und zu ſeinen Zwecken zu brauchen, und wer das kann, der iſt wahrlich nicht ungeſchickt beym Erziehn Jemanden eine gute Stütze zu ſeyn.

Das widerſprach ihr jetzt Glülphi nicht und Gertrud ſagte noch ferner: und denn iſt es nicht nur das; es kennt faſt alle Haushaltungen, die meiſten Kinder kommen alle Wochen zu ihm ins Haus, und er iſt ihrer faſt ſo gewohnt, als wenn ſie ſeine eignen Kinder wären. Und mir fehlt das im höchſten Grad; es kennt mich, auſſer des Rudis, beynahe kein Kind im ganzen Dorf. Darum will ich es bitten, etliche Stunden täglich zu uns in die Schule zu kommen. Ich bin ſicher, daß ſein Daſeyn uns unſre Arheit ſehr erleichtern wird. — Jetzt begriff Glülphi ganz, daß ſie recht habe und trieb ſelber daran, daß ſie das Mareili dieſen Abend noch bitte, ihnen alſo an die Hand zu gehn.

§. 30.

Wer an einem Ort zu Haus iſt, der kann am beßten rathen und helfen, was auch immer darin begegnet; auch wenn Feuers- und Waſſersnoth darin einbricht.

Das Mareili hatte gleich nach Mittag vernommen, der neue Schulmeiſter ſolle geſagt haben, es wäre beſſer, die Kinder lernten den Eulenſpiegel auswendig als den Katechismus und den Pſalter. Es antwortete zwar der erſten Perſon, die ihm das ſagte: das iſt nicht wahr, das iſt nicht wahr, es iſt eine Verläumdung, und ſetzte hinzu: ich kenne den Mann, er kann das nicht geſagt haben. — Aber da man ihm von vielen Seiten antwortete: es ſey doch wahr, und wie es auch das widerſprechen könne, was die ganze Schule gehört habe, und es ſey kein einziges Kind in der Schule, das nicht bezeugen werde, daß das wörtlich ſo ſey, wie man es ihm erzählt, ſo ſprang es auf der Stelle von den Weibern, die ihm das verdrehten und als wahr und alſo wirklich richtig aufſalzen wollten, heim und nahm das älteſte Kind ſeines Bruders zu ſich in die Kammer und fragte bey demſelben dem, was Glülphi diesfalls geſagt, ſo genau und umſtändlich nach, daß endlich klar herauskam, es ſey ein Mißverſtand geweſen und die Sache ſelber ſey nichts mehr und nichts weniger als dieſe: ein Hartknopfenbub habe ſeine Bibelſprüche dem Schulmeiſter auf eine Weiſe aufgeſagt, daß ſie wegen ausgelaſſenen und falſch ausgeſprochenen Wörtern in ſeinem Mund lauter Unſinn waren, und daß er ſich dabey auf die frechſte und unverſchämteſte Weiſe benommen, da habe freylich der Schulmeiſter zu ihm geſagt, es wäre beſſer, er lernte den Eulenſpiegel auf dieſe Weiſe auswendig, als Bibelſprüche. Das war freylich etwas ganz anderes als das, was man im Dorf diesfalls herumgetragen. Dennoch ſchüttelte das Mareili und der Baumwollenmeyer den Kopf über das Wort und ſagten aus einem Munde: Es iſt doch ein dummer Streich, daß er dieſes Wort geſagt. — In dem Augenblick aber, in dem ſie alſo darüber redten, trat Gertrud in ihre Stube, und der Baumwollenmeyer fieng ſogleich an und ſagte: es iſt unſerm guten Herrn Lieutenant in ſeiner erſten Schulſtunde ein Wort entfahren, das im Dorf nicht gutes Blut macht.

Gertrud, die ſogleich fühlte, daß er das Wort mit dem Eulenſpiegel meyne, erwiederte: Es hat mir auch nicht gefallen, und ich bin recht darüber erſchrocken.

Aber weißt du auch, erwiederte das Mareili, wie man jetzt das Wort im ganzen Dorf herumträgt? und erzählte ihr dann, daß man allgemein behaupte, er habe geſagt, es wäre beſſer, die Kinder lernten den Eulenſpiegel auswendig als Bibelſprüche.

Darüber war Gertrud ſehr betroffen.

Das Mareili aber ſagte: man muß den Leuten darüber auf der Stelle das Maul zuthun.

Gertrud. Wenn's nur Gottes Willen iſt, daß man es kann.

Mareili. Ich will's wenigſtens probiren. Ich komme morgen, ſobald man in die Schule geht, auch dahin, und ich denke, ich werde dieſer Haue wohl einen Stiel finden.

Gertrud. Das geb' Gott. Aber weißt du auch, warum ich jetzt eben hier bin?

Mareili. Nein, das weiß ich nicht.

Gertrud. Es iſt wunderbar, wie das jetzt zuſammentrifft; ich komme eben, dich zu bitten, zu mir in die Schule zu kommen.

Mareili. Um dieſes Geredswillen?

Gertrud. Nein, ich komme, dich darum zu bitten, weil es heute in der Schule nicht hat gehen wollen, wie wir es gern hätten und wie es ſeyn ſollte.

Mareili. Aber was ſoll ich dazu helfen? Ich bin keine Schulmeiſterinn.

Gertrud. Das wohl. Aber ſieh, Mareili, der Lieutenant und ich ſind den Kindern allen ganz fremd, und du kannſt nicht glauben, wie ſehr das ihm [illegible] mir hinderlich iſt. Die Kinder geben uns nur keine Antwort und ſehen uns an, wie man ein fremdes Thier oder ein Meerwunder anſieht.

Mareili. Das weiß ich wohl.

Gertrud. Dich hingegen kennen faſt alle, und es iſt dir unendlich leichter als uns, ſie ins Gleis zu bringen, in das wir ſie hinein ringen müſſen. Darum haben wir dich dringend bitten wollen, einige Tage bey uns in der Schule zuzubringen und uns darin an die Hand zu gehen.

Das Mareili fühlte ganz, daß Gertrud darin recht hatte, und auch, daß es dem Herrn Lieutenant und ihr wirklich an die Hand geben konnte und antwortete ihr: es iſt wahr, es kennen mich faſt alle Kinder, und viele, wenn ſie nicht recht thun wollten, müſſen mich ſcheuen und in dieſer Rückſicht ſehe ich wohl, daß es euch im Anfang euers Schulmeiſterns dienen kann, wenn ich einige Tage bey euch in der Schule ſeyn kann. Ich will auch ſogleich mit meinem Bruder darüber reden; euer Schulweſen liegt ihm ſo am Herzen, daß er, ſo ſehr er mich auch im Haus nothwendig hat, mir das doch nicht abſchlagen wird.

Mit dem gieng das Mareili ſogleich zu ſeinem Bruder, und dieſer antwortete ihm: was wir immer für dieſe Schule thun können, das iſt unſere Schuldigkeit und die Gertrud hat ganz recht, ſie haben in der Lage, in der ſie gegen die Kinder und gegen das Dorf ſind, eine Perſon, wie du biſt, im Anfang unumgänglich nothwendig.

Mit Freuden gieng das Mareili wieder zur Gertrud, und ſagte: ſie dürfe eine ganze Woche, und wenns nothwendig ſey, noch länger in die Schule kommen, und werde alles thun, was es immer könne, dem Herrn Lieutenant und ihr an die Hand zu gehen.

§. 31.

Das Mareili giebt ein Beyſpiel des Muths, den der Menſch immer hat, wenn er ſich in einer Sache und an einem Ort recht zu Haus fühlt.

Die Schule war den folgenden Morgen kaum angefangen, ſo ſtand das Mareili in der Schulſtube. Sobald es die Thür aufthat, ſtanden eine Menge Kinder und beynahe alle ſeine Spinnerkinder auf einmal von ihren Plätzen auf, ſprangen ihm entgegen und ſagten zu ihm: das iſt auch brav, daß du zu uns kommſt. — Aber es ſchüttelte den Kopf ob ihrem Aufſtehen und ihm Entgegenlaufen, und ſagte zu den Kindern: was iſt das? geht im Augenblick an eure Plätze und an eure Arbeit, und ſchämt euch, es ſoll kein einziges von euch auf dieſe Art von ſeinem Platz aufſtehn, ohne den Herrn Lieutenant zu fragen.

Ja, ja, erwiederten die Spinnerkinder, aber es freut uns auch ſo, daß du zu uns kommſt. — Und das Mareili: aber mich freut es nicht, euch zu ſehen, wie ihr da ſeyd; es iſt, wie wenn ihr keinen Meiſter hättet und niemanden was nachfragtet. Wenn ich bey euch wäre, ich wollte euch lehren, bey den Büchern ſo ſtill ſitzen und ſo fleißig ſeyn, als ihr es bey den Baumwollenrädern ſeyn müßt, wenn ihr euer Brod dabey verdienen wollt.

Die Kinder entſchuldigten ſich und ſagten alle: ſie wollen gewiß recht thun und brav lernen.

Nun, nun, erwiederte das Mareili, aber ich bin jetzt eigentlich nicht um deswillen, ſondern um einer ganz andern Sache willen da; es geht im Dorf ein unverſchämtes Lügengeſchwätz herum, der Herr Lieutenant habe zu euch geſagt, ihr thätet beſſer, ihr würdet den Eulenſpiegel auswendig lernen als Bibelſprüche. Das iſt zwar ein ſo unſinniges Wort, daß man hätte denken ſollen, es hätte es kein vernünftiger Menſch geglaubt; aber ſo ſehr es auch eine Schandlüge iſt, ſo iſt es doch im Dorf herumgetragen worden, als wenn es wahr wäre; und wenn ich wüßte, daß es eins von euch wäre, das dieſe Schandlüge heim gekramt, ich würde es auf der Stelle vom Platz nehmen und mit ihm zu ſeinem Vater oder zu ſeiner Mutter gehn und es dann lehren, da die Wahrheit zu ſagen und ſeine Lügengeſchwätz zurückzunehmen. Es ſetzte hinzu: ich weiß genau, was der Herr Lieutenant geſagt. Mit dem Wort zeigte es dann auf den Hartknopfenbub und ſagte: wenn ſo ein dummer Burſche Bibelſprüche, wie ein Papagey, daher ſagt, daß lauter Unſinn darin iſt, und hinten und vornen kein Menſch ihn verſteht, und noch dazu unverſchämt und frech iſt und ſei Maul braucht, ſo hat denn der Herr Lieutenant doch wirklich recht, wenn er zu einem ſolchen Eſelskopf ſagt: du thäteſt beſſer, du lerneſt den Eulenſpiegel ſo dumm und ſo unſinnig auswendig, als du deine Bibelſprüche dumm und unſinnig auswendig lernſt und daher ſagſt.

Einige Kinder wurden ob dieſer Rede des Mareilis feuerroth, denn ſie fühlten, daß ſie daheim die Sache nicht vollends ſo erzählt, wie das Mareili ihnen jetzt wiederholte, daß ſie geſchehen.

Das Marreli ſah dieſes Rothwerden ganz klar und war, auch überzeugt, es ſey bey einigen dieſer Kinder wirkliche, abſichtliche Bosheit geweſen, dieſes Wort daheim zu verdrehen, aber es that nicht, als ob es diesfalls etwas merke. Die Menge der andern Kinder riefen ihm laut und unbefangen zu: es ſey wahr, es verhalte ſich alles, wie es ſage, aber ſie ſeyen nicht ſchuld, daß man es alſo verdreht im Dorf herumtrage; ſie haben es daheim nicht ſo erzählt.

Ich will es jeder glauben, daß keines von euch ſo boshaft geweſen ſey, des Herrn Lieutenants Wort alſo zu verdrehen; aber es iſt doch glaublich, daß einige von euch darüber daheim in Tag hineingeſchwatzt und dummes Zeug darüber erzählt haben. Ich muß euch unverholen ſagen, Kinder, wenn ihr alle daheim es um kein Haar anders erzählt hättet, als genau wie es geſchehen, ſo hätte das Lügengeſchwätz, das man im Dorf darüber treibt, darin gewiß nicht Fuß faſſen können. — Dann ſetzte es noch hinzu: aber das ſage ich euch allen, wenn ich in Zukunft von einem einzigen von euch vernehme, daß es daheim etwas von der Schule erzählt, das nicht ganz wahr und auch nur ein wenig verdreht iſt, ſo will ich Mittel finden, ihm das Maul darüber zuzuthun, daß es an mich ſinnet, und jetzt erwarte ich von einem jeden von euch, der noch einen ehrlichen Blutstropfen im Leib hat, daß er dieſen Mittag ſeinem Vater und ſeiner Mutter, und wen er ſonſt antrifft, beſtimmt ſage und erzähle, was der Herr Lieutenant diesfalls wirklich geſagt und bey welchem Anlaß er es geſagt, und wie das, was man im Dorf darüber herumtrage, faul und falſch ſey. — Dann wandte es ſich noch an den Hartknopfenbub, der durch ſeine Dummheit und Frechheit des Lieutenants Wort veranlaßt, und ſagte zu ihm: ſiehſt du jetzt, dummer Junge, wie man damit großes Unrecht thun und großes Unglück ſtiften kann, wenn man Sachen, die, weil ſie hoch und heilig ſind, mit Verſtand ins Aug faſſen und wohl zu Herzen nehmen ſollte, wie ein Eſel in Kopf faßt und wie ein Narr daherplappert, ſo daß Gottes Wort in einem ſolchen Mund ſelber zum Unſinn und zur Aergerniß werden muß.

Das Mareili ward ſo eifrig, daß der Lieutenant und Gertrud es bathen, es ſoll ſich doch mäßigen, die Kinder ſeyen daran unſchuldig.

Das iſt gleich viel, erwiederte das Mareili, das iſt gleich viel, mit ſolchen Sachen läßt es ſich in einem Dorf nicht ſpaſſen. Ich ruhe nicht, bis kein Menſch dieſe unverſchämten Lügen mehr in den Mund nehmen darf, und wenns einer thut, es mag ſeyn wer es will, ſo werde ich Wege finden, ihm durch das Schloß und dem Junker zu zeigen, daß es Mittel gebe, boshaften Verläumdern in ſolchen Fällen den Mund zu ſtopfen, daß er ihnen zugeſtopft bleibt.

Die Kinder thaten Maul und Augen auf, da das Mareili ſo redte. Einige ſagten: es thut doch auch gar zu wüſt darob. Andere aber ſagten: es hat doch recht, man hat dem Herrn Schulmeiſter das Wort auf eine unverſchämte Art verdreht; und viele, recht viele äuſſerten ſich: der Hartknopf ſey ein dummer Lümmel und ein böſer Bube, und habe ſicher verdient, was das Mareili ihm geſagt. Auch ſäumten alle Kinder, ſo bald ſie nach Haus kamen, keinen Augenblick, ihren Eltern zu erzählen, was das Mareili über die Eulenſpiegelgeſchichte geſagt und wie es allen Leuten das Maul über dieſelbe ſtopfen wolle, wenn ſie es nicht von ſelber zuhalten wollen;„ und viele ſagten dabey noch: es ſey doch nicht recht, wie man dem Herrn Schulmeiſter das Wort verdreht.

Dieſer Bericht der Kinder aber wurde von den Eltern gar ungleich aufgenommen. Viele ließen ihnen aus dem, was ſie jetzt zur Entſchuldigung des Herrn Schulmeiſters anbrachten, gar nichts gehen und ſagten ihnen: ſie haben die Eulenſpiegelgeſchichte ſelber nicht vollends ſo erzählt, wie ſie jetzt ſagen, daß ſie vorgefallen. Andere ſagten ganz kurz: ſie mögen jetzt ſagen was ſie wollen, das Wort mit dem Eulenſpiegel ſey ein unverſchämtes Wort geweſen und das Mareili habe ſeine gute Gründe, warum es daſſelbe verkleiſtern und den l. Herrn Schulmeiſter darüber weiß waſchen wolle, aber andere Leute haben nicht, wie es, gleiche Gründe dafür. Auch das ſagten, inſonderheit in den großen Häuſern, viele Eltern: der Baumwollenmeyer und das Mareili fangen, ſeitdem ſie an den Sonntagen Abend zu der vornehmen Geſellſchaft ins Pfarrhaus kommen, an, ſich in Sachen zu miſchen, die ſie nichts angehen. Es könne ein jeder des Lieutenants Worte auslegen, wie er wolle, und der Baumwollenmeyer und ſeine Schweſter haben das nicht vorzuſchreiben. Es werde ſich aber etwa wohl zeigen, wie der Herr Schulmeiſter dieſes ſchlechte Wort etwa noch durch andere, die er zu demſelben hinzu ſetzen werde, noch ſelber erklären werde. Auch viele Spinnereltern wollten dieſes Worts halber auf beyden Achſeln tragen und ſagten zu ihren Kindern: miſchet euch in nichts, was der Schulmeiſter geredt hat und auch was er ferner reden und ſagen möchte, wir mögen keinen Verdruß weder mit dem Mareili noch mit der andern Parthey haben.

§. 52.

Der Menſch hat unrecht, wenn er in irgend einer Sache das, was Gott und die Natur vorangeſtellt, zurückſetzt und hintennachſtellt.

Nachdem das Mareili ſo ſeine Eulenſpiegel- und Hartknopfengeſchichte abgethan, ſetzte es ſich an den Schultiſch und ſagte: was ſagt ihr dazu, Kinder, wenn ich jetzt ein paar Tage da bleibe und euerm Herrn Lieutenant helfe ſchulmeiſtern?

Alle Kinder, die es kannten, erwiederten: das wär' auch brav, das wär' auch brav.

Mareili. Was meynt ihr? wollt ihr mir auch recht folgen?

Ja freylich, ja freylich, riefen eine Menge Kinder und einige ſetzten hinzu: wir kennen dich, und wenn du uns nur winkſt, ſo verſtehen wir, was du willſt und was du meynſt.

Mareili. Verſteht ihr den Herrn Schulmeiſter noch nicht ſo wie mich?

Die Kinder ſchwiegen. Nur eins ſagte: wir dürfen nicht ſo mit ihm reden wie mit dir.

Mareili. Und mit der Gertrud?

Kinder. Auch nicht ſo gar.

Mareili. Ich will euch lehren, daß ihr vor dem Abend ſie verſtehen und mit ihnen reden dürfet wie mit mir.

Mit dieſem Wort wandte es ſich gegen den Herrn Lieutenant und ſagte ihm: jetzt kommen Sie, und fragen Sie ein Kind nach dem andern, was Sie nur wollen. Ich will ſehen, ob ſie auch nicht über alles luſtig und freudig Antwort geben können, wie wenn ich ſie fragen würde.

Der Lieutenant ließ ſich das nicht zweymal ſagen. Er gieng mit ihm von einem Kind zum andern, fragte es, was ihm in Sinn kam und das Mareili nahm dann das Kind, das er ſo fragte und das ihm nicht antworten durfte, lachend bey'm Kopf, bey der Hand oder bey den Ohren und ſagte: Antwort', antworte geſchwind, was dir in Sinn kommt, aber munter und luſtig und laut. Es gieng keine Viertelſtunde, ſo antworteten ihm ſchon einige Kinder laut, munter und beſtimmt auf ſeine Fragen, und es dünkte ſie ſelbſt luſtig, daß ſie das Mareili ſo, aber freundlich bey'm Kopf und bey den Ohren nahm, um ſie zu zwingen, das Maul aufzuthun und nicht mehr ſchüchtern zu ſeyn. Etliche fiengen jetzt ſchon an, lachend zu antworten und Munterkeit und Scherz in ihre Antworten hineinzubringen. Darüber zeigte dann das Mareili und der Lieutenant ſeine herzliche Freude, und dieſe Kinder mußten dann ihre frohen und luſtigen Antworten laut wiederholen. Ueber ein paar ſolche muntere Antworten lachte die ganze Schulſtube mit dem Lieutenant, und jetzt war die Schüchternheit im Antwortgeben faſt bey allen Kindern dahin, und die ſchüchterſten und beſcheidenſten waren jetzt die, ſo ihm die heiterſten und ungezwungenſten Antworten gaben. Es war auch Glülphi auffallend, daß jetzt offenbar diejenigen Kinder, die vorher aus Frechheit und Unverſchämtheit am ungezwungenſten antworteten, nunmehr in dem Grad ihm bedächtlicher und gezwungener antworteten, als die brävern und unſchuldigern ungezwungener und freymüthiger wurden.

Indeſſen fuhr jetzt Glülphi mit ſeinen Kindern in der Ordnung fort, wie er es mit der Gertrud abgeredt hatte. So wie ſie ihm geſtern Bibelſprüche auswendig ſagen mußten, machte er ſie jetzt in der Bibel leſen. Sie laſen faſt alle ſehr ſchlecht. Das war aber noch nicht das ſchlimmſte, das ſchlimmſte war dieſes, daß das, was ſie laſen, für ſie gleichſam in einer andern Sprache war, als in der, in der ſie gewöhnlich redten, was ſie reden konnten. Es war auch, auſſer der Gertrud Kinder, ſo viel als keines im Stand, den Sinn deſſen, was es geleſen, aus freyem Mund und in ſeiner gewohnten Sprache zu wiederholen. Glülphi erwartete darüber auch nichts anders. Er wußte ſchon längſt, daß man in allen ſchlechten Bauernſchulen das Leſenlehren auf eine Weiſe betreibt, als wenn es das Redenkönnen gar nichts angienge. Aber ſo ſehr er dießfalls auch nichts anders erwartete, ſo wichtig waren ihm doch die Folgen dieſes unſinnigen Benehmens. Er ſah es als die erſte tiefgreifende Verkehrtheit im Unterricht an, daß man für das Redenkönnen, das offenbar dem Leſe- und Schreibunterricht vorhergehen müſſe, nichts thue, und das letzte, das beſtimmt nur eine künſtliche Art des Redens ſey, zu lehren ſucht, ehe man für die Erlernung des Redenlehrens irgend etwas gethan hat. Er fühlte vor allem aus die Nothwendigkeit, hierin zu helfen; aber es war ihm ſchwer, ſeine Ausſprache war den Kindern ſo fremd, als die Bücherſprache, in der ſie leſen lernten. Dem Mareili hingegen war es gar leicht; ſeine Sprache war mit derjenigen der Kinder vollkommen die nehmliche, und es fühlte ſogleich, daß es hier beſſer als der Lieutenant helfen könne. Wenn nun die Kinder einen Bibelſpruch geleſen und mit aller Mühe, die ſie ſich gaben, doch nicht in ihrer Hausſprache heraus ſagen konnten, was er eigentlich ſagen wolle, ſo ſagte das Mareili ihnen denn ſeinen Inhalt in ihrer Hausſprache vor, und ſie wiederholten das, was es ihnen ſagte, ſogleich mit Leichtigkeit, und viele von dieſen kamen ſchon an dieſem Tag dahin, den Inhalt einiger der leichteſten Stellen, die ſie geleſen, ſelber ohne des Mareilis Hülfe, in ihrer Sprache ausdrücken zu können. Man kann ſich faſt nicht vorſtellen, wie ſehr das neue Gefühl, dieſes zu können, einige Kinder freute. Viele, viele ſagten mit einem Blick, der dem Mareili heiter zu danken ſchien, nein, nein, das hätten wir doch nicht geglaubt, daß wir das ſo geſchwind lernen könnten. — Auch Glülphi dankte dem Mareili und ſagte: du haſt mir dieſen Morgen meiſterlich gezeigt, wie ſehr du uns dienen und helfen kannſt. — Es war auch wirklich auffallend, in welchem Grad die Kinder dieſen Morgen ſchon heimiſcher und freundlicher waren und wie offenbar faſt alle Augenblicke mehrere von ihnen ſich den Kindern der Gertrud näherten und ihnen ſagten: wir lernen gewiß jetzt auch alles, was ihr könnt; und das freut uns, das freut uns.

§. 33.

Nur der verſteht es, eine Schule wohl zu führen, der wohl weiß, worauf es im Leben ſelber täglich und ſtündlich ankommt, wenn man gut und mit heiler Haut durch die Welt kommen will.

Das Mareili aber achtete auf dergleichen Augenblicksfreuden der Kinder nicht viel. Es wußte, daß ſie bei ungezogenen Kindern ſo unbedeutend und vorübergehend ſind, als Sonnenblicke, die an einem ſtarken Regentag zwiſchen dicken und ſchweren Wolken hindurch ſchimmern und von denen die Bauern ſagen: „Sonnenblick Regendick,“ und war überzeugt, daß nur Anſtrengung und Ausharrung dergleichen Entſchlüſſen bey Kindern Feſtigkeit und Dauer verſchaffen können. Es war ihm alſo vor allem auch das

Wichtigſte, ſich ſicher zu ſtellen, daß die Kinder von der Stund an daran gewöhnt werden, in der Schule ihre Kräfte weit mehr anzuſtrengen, als es bisher geſchehen. Im ernſten Gefühl dieſes Bedürfniſſes ſtellte es ſich jetzt oben an die zwey Schultiſche, nahm eine Stellung an, wie wenn es in ſeiner Werkſtube ein halb Dutzend ſchlechte Spinnerweiber muſtern und in Ordnung bringen wolle, und ſagte dann zu den Kindern: Kinder! wiſſet ihr noch, was der Herr Pfarrer am Sonntag in der Kirche zu der ganzen Gemeinde geſagt hat? das nehmliche will und muß ich jetzt euch auch ſagen. Wollt ihr in der Welt etwas Rechtes werden, oder wollt ihr darin von eurer Jugend auf bis ans Grab ſchlechte, unnütze, zu nichts taugliche und brauchbare Menſchen ſeyn und bleiben, und auf eine Weiſe aufwachſen, daß ihr nothwendig dumme, elende Creaturen werden müſſet, die ſich in keinem Fall zu rathen und zu helfen wiſſen, wie es ihnen nothwendig iſt, und wie ſie ſollten? oder wollt ihr Menſchen werden, die das recht können und recht verſtehen, was der Menſch können und verſtehen muß, wenn er mit Gott und Ehren durch die Welt kommen und unter allen Umſtänden, die ihm begegnen möchten, wie ein verſtändiger und wohlerzogener Menſch ſich zu rathen und zu helfen wiſſen ſoll?

Natürlich ſagten alle Kinder, ſie wollen brave und rechte Leute werden und in der Welt nicht wie Lumpengeſindel und armſeliges, unvernünftiges Pack erſcheinen.

Das Mareili antwortete ihnen: ich glaub es gar wohl, daß ihr alle brave Menſchen und Ehrenleute werden wollet, aber ihr müßt nicht glauben, daß das ſo leicht ſey. Was das Hänſli nicht lernt, das kann der Hanſel nicht. Wer ſeine Jugend nicht brav anwendet, der kommt in jedem Fall zu einem ſchlechten Alter, in dem ihm nie wohl ſeyn und nie wohl werden kann. Es braucht viel, recht viel zu verſtehen und zu können, wenn man mit Ehren will durch die Welt kommen, und man lernt nichts, gar nichts recht, wenn man ſich nicht große Mühe dafür gibt und Tag und Nacht darob ſitzt. Denket nur beym elenden Spinnen, wenn ihr träge ſeyd und euch nicht alle Mühe gebt, was richtet ihr aus? Es iſt mit allem, was man in der Welt lernen muß, die nehmliche Sache, wenn man nicht früh und ſpat darob iſt, und ich muß es ſagen, in den Schulen ſelber kann man träge werden und zwar noch eher als in irgend einem braven Haus. Wenn ihr das nicht zu Herzen nehmt, was ihr lernen ſollt, und Kopf und Händ' nicht ernſt und unverdroſſen dabey haltet, wie beym ſchwerſten Geſchäft, das ihr daheim machen müßt, ſo wird nichts rechtes aus euch werden und es wird weniger nützen, in der Schule geweſen zu ſeyn, als wenn ihr zu Haus Holz geſcheitet, Baumwolle geſponnen oder ſonſt etwas Nützliches und Nothwendiges gethan hättet.

So redte er über eine Viertelſtunde mit dem größten Eifer und ſagte denn noch: es kommt nicht darauf an, daß ihr etwa über das oder dieſes beſſer ſchwatzen lernet, als ihr es jetzt könnt, es kommt darauf an, daß ihr auch ein verſtändiges und thätiges Leben angewöhnet, und daß ihr die Mittel, die euch dazu helfen können, euch mit Fleiß und Anſtrengung einübet, bis ſie euch geläufig und ſo zu ſagen zur andern Natur geworden.

Die Kinder horchten mit großer Aufmerkſamkeit zu, und verſprachen ihm alle, fleißig zu ſeyn und ſich alle Mühe zu geben, etwas zu lernen. Dann ſagte das Mareili noch: trauet euch nicht ſo wohl, Kinder; der Menſch iſt ſchwach, und vergißt ſo leicht, was er ſich vornimmt. Bethet alle Morgen und alle Abende fleißig, daß euch der liebe Gott helfe, eure guten Vorſätze auch recht zu erfüllen.

Auch Glülphi und Gertrud ermahnten ſie jetzt zum fleißigen Bethen und ſagten beyde: ihr werdet ſonſt leicht wieder vergeſſen, was euch das Mareili geſagt und was ihr mir verſprochen.

Die Schulſtunde war eben vorüber. Die Kinder ſtanden auf und drängten ſich alle faſt unwillkührlich um das Mareili herum. Es both allen die Hand und ſagte: gib mir jetzt noch die Hand darauf, daß du nicht vergeſſen wolleſt, was du mir heute verſprochen.

Dann bothen ihnen auch Glülphi und Gertrud die Hand und ermahnten ſie, nicht zu vergeſſen, was ſie heute verſprochen.

§. 34.

Der Menſch lebt in Kräften und durch Thaten.

Wörter im Dienſt der Kräfte und Thaten behelfen das menſchliche Leben —

Kräfte und Thaten im Dienſt der Wörter enthelfen das menſchliche Leben.

Es war ein ſchöner Morgen. Glülphis Muth ſtärkte ſich wunderbar und ſo, daß er am End des Morgens zu ſich ſelbſt ſagte: noch keine Schlacht hat beym Anfang einen Feldherrn mehr erſchreckt, als mich heute der Anfang meines Schulmeiſterverſuchs, aber auch hat noch nie ein ſo unbedeutender Umſtand die Anſicht eines Feldherrn von einer ſolchen Schlacht ſo ſchnell und plötzlich geändert, als die Erſcheinung des Baumwollenmareili's in meiner Schule die böſe Anſicht, die ich noch geſtern von dem Erfolg meiner Schule hatte, ſchon heute verändert.

Es war auch wirklich alſo.

Die niederſchlagende Anſicht, die ihm geſtern ſo mißſtimmte, verlor ſich mit jedem Augenblick. Die Kinder wurden ihm zuſehends' einzeln lieb und in dieſer beſſern Stimmung erregte die nehmliche Anſicht der Schlechtheit eines Kinds, die ihn geſtern empörte, warmes Mitleiden in ſeiner Seele. Er fühlte in dieſem Mitleiden eine Kraft in ſich entfalten, die ihn jetzt doppelt freute, weil ſie ihm geſtern ſo ſehr mangelte. Das Mareili konnte er nicht genug anſtaunen. Es war ihm unbegreiflich, wie es beym Baumwollenauswägen und beym Garn einnehmen zu der Fähigkeit, die Menſchen hinzubringen, wo es ſie haben wollte, und beſonders zu der unwiderſteblichen Kraft, mit den Leuten reden zu können, die es an ſeinen Kindern erwieſen, gekommen.

Er redte über das ganze Mittageſſen mit dem Pfarrer über den Eindruck, den das, was das Mareili, das doch ganz gewiß auſſer der Bibel und ſeinem Gebethbuch noch kein anderes Buch in der Welt geleſen, mit den Kindern geredt hat, auf ſie gemacht habe, und ſie fanden beyderſeits, die innere, höhere Kraft der Beredſamkeit ruhe gar nicht auf der Kenntniß der Redekunſt und ihrer Formen, ſondern auf der lebendigen, geiſtigen und gemüthlichen Fülle, mit welcher ein Menſch den Gegenſtand, über den er reden will, in ſich ſelber aufgenommen, und denn hinwieder auf dem lebendigen Intereſſe, das man hat, ſich dem, mit dem man redet, dieſen Gegenſtand auf eine Art, die er zu faſſen geneigt und geſchickt iſt, deutlich und klar zu machen und mit Beweggründen, die ſichern Eingang bey ihm finden, für denſelben zu gewinnen. Alles, was das Mareili zu den Kindern redte, ſagten ſie ferner, lag und lebte ſchon als Erfahrungsſache in dem Geiſt und in dem Herzen ſeiner Kinder; darum wirkte auch jedes Wort, das es redte, ſo ſehr auf ſie.

Die Herren endeten ihr Geſpräch über dieſen Gegenſtand mit der Bemerkung: nur das, was in geiſtiger, gemüthlicher und phyſiſcher Uebereinſtimmung mit dem ſieht was das Individuum, mit dem man redet, wirklich ſelbſ iſt, nur das iſt für daſſelbe wirklich Wahrheit; aber es iſt für daſſelbe auch eine wortleere, ſtille und darum auch das Innerſte eingreifende Wahrheit. Jedes Gerede aber, das nicht in ſolchen, in das innere Weſen des Manns, mit dem man redt, eingreifende Wahrheiten hat, jede Wortfülle, die für den Mann, zu dem [illegible] geredt, im Erfahrungsgang ſeines Lebens nicht einen belebten Hintergrund hat, iſt für denſelben ein elendes Geſchwatzwerk und eine armſelige Maulbraucherey, und kann ihm alle böſen Folgen herbeyführen, die dieſes große Hausmittel der ſelbſtſüchtigen Verirrungen unſers Geſchlechts, die Maulbraucherey, durch ihre Täuſchungen und Anmaßungen demſelben herbeyzuführen gewohnt iſt. Und Glülphi fügte dieſer Bemerkung noch eine Stelle bey, die er einmal aus dem Tagebuch eines ſeiner Freunde ausgeſchrieben: „Wörter ſind nichts als ein Hülfsmittel der nach Entfaltung und thätlicher Wirkung ſtrebenden, menſchlichen „Kräfte, das ſich in Schall und Laut durch den Mechanismus des Munds ausſpricht und durch denjenigen des Gehörs wieder empfangen wird. An ſich iſt das Wort alſo „ein nichtiger, leerer Schall, und es wird dem, der redet, „nur durch ſeine Uebereinſtimmung mit der Kraft und „Wahrheit, in der es von ihm ausgeht, und bey dem, der „es hört, nur durch die Uebereinſtimmung mit der Kraft und „der Wahrheit, die es in ihm antrifft, zu etwas mehr als „zu einem leeren Schall, zu einer Realität. Darum iſt „auch das Wort des kraft- und thatenloſen Manns, ſo wie „es in ihm liegt, ſpreche es ſich in bürgerlicher Scheinweisheit oder in religiöſer Scheinſalbung aus, nichts anders

„als ſo ein leerer Laut, geeignet das Abſterben des Manns,
„der es ausſpricht, durch den Sinn des Gehörs zu beurkunden
„und verſtändlich zu machen, denen es durch den
„Sinn des Geſichts nicht genugſam in die Augen zu fallen
„vermag. Es iſt wahr, das Wort des unerweckten, kraft-,
„willen- und thatenloſen Manns, ſo ſehr es auch in eines
„andern Mund einen erhabenen und tiefen Sinn haben
„mag, iſt in ſeinem Mund nichts anders als ein leerer, eitler
„Laut, der ihm und einem jeden Mann, der ihm gleich iſt,
„zu einem Ohr hinein und zum andern wieder hinaus geht.“

§. 35.

Wenn dein Aug heiter iſt, ſo iſt dein ganzer Leib heiter, und wenn dein Aug dunkel iſt, ſo iſt auch dein ganzer Leib dunkel.

Froh und freudig eilte Glülphi, da es Ein Uhr ſchlug, wieder in ſeine Schule. Gertrud und das Mareili waren ſchon wieder da, als er ankam.

Oh, wie viel beſſer gieng es ihm jetzt ſchon als geſtern! Was ihn noch ſo vor wenigen Stunden empörte, erregte jetzt ſein Mitleiden, und was ihm da noch mächtig erzürnte, deſſen erbarmte er ſich jetzt. Er drückte jetzo einem Knaben, der ihn geſtern ausſpottete und noch heute ein hämiſches Geſicht gegen ihn machte, liebreich die Hand, und ſagte zu ihm: armes Kind, ſey doch nicht ſo, du ſchadeſt nur dir ſelber. — Mit jedem Augenblick fielen ihm jetzt die Kinder mehr einzeln ins Aug. Der ihn verwirrende und ſo ſehr mißſtimmende Eindruck der Schlechtheit des ganzen Haufens war gleichſam in ihm verſchwunden. Sie ſtanden ihm jetzt im Gegentheil alle Augenblicke mehr als einzeln vor Augen und näherten ſich ſo immer mehr ſeinem Herzen. Alle Augenblicke kam ihm jetzt an dieſem oder an jenem Kind, das ihm geſtern ganz verſchroben vorkam, das eine oder das andere unverſchroben und ſogar liebenswürdig vor.

Gertrud hatte ihn geſtern ſchon darauf aufmerkſam gemacht, daß nicht alle Kinder allgemein und gar nicht alle gleich, ſondern die einen in dieſem, die andern in jenem, die einen auf dieſe, die andern auf jene Art verſchroben ſeyen, und daß mitten in dieſer Verſchrobenheit der eine dieſes, der andere jenes Gute an ſich habe, der eine dieſe, der andere jene vorzüglichen Anlagen beſitze, die, wenn ſie auf eine gute Art angeregt und belebt würden, der anderweitigen Verſchrobenheit deſſelben, ſo viel als von ſelbſt ſich entgegenſetzen, und dadurch mitwirkende Entfaltungs-, Bildungs- und Stärkungsmittel ihrer allgemeinen Kräfte und Anlagen werden.

Das wurde ihm jetzt mit jeder Stunde heiterer. Es waren dieſen Nachmittag ſchon nicht mehr blos der Gertrud und einige wenige andere Kinder, bey denen er einen guten Erfolg ſeiner Bemühungen zuverſichtlich hoffte. Er faßte beynahe kein einziges mehr im völligen Dunkel des Nebels ins Aug, der ſich geſtern in ihm über das Ganze der Anſicht dieſer Kinder verbreitet. Er konnte nicht anders, er mußte von dem einen und dem andern ſchon heute zu ſich ſelber ſagen: es iſt mir, als ob es nicht das nehmliche Kind ſey, das mir geſtern vor Augen ſtand.

Die Folgſamkeit, die Ordnung, die Thätigkeit, die das Weſen alles Schulſegens macht, ſchien ihm ſchon an dieſem Tag durch das Mareili errungen; und als er ihm am Abend für das, was es diesfalls geleiſtet, gedankt, ſagte er zugleich zur Gertrud, wenn das gute Mareili mir meinen Schulſegen in dem, was auſſer mir iſt, geſichert, ſo haſt du mir ihn in dem, was in mir ſelbſt liegt, gegründet, indem du Mitleiden und Erbarmen für meine Kinder in meine Seele hineingebracht, ohne welche, wie ich es heiter ſehe und tief fühle, alle äuſſere Hülfe, die ich für meine Schule erhalten könnte, ohne alle Folgen ſeyn würde.

Und er hatte ganz recht. Sein Mitleiden und ſein Erbarmen haben ihn ſelber bey allen großen und hohen Anlagen, die er hiefür hatte, zu einem ganz andern Schulmeiſter gemacht, als er geſtern noch war. Da er alſo die Wirkung des Mitleidens und Erbarmens auf die reine Entfaltung der hohen Muttertreu, die in der Gertrud Stube, auf deren Fundamente er ſeine Schule begründen wollte, Statt fand, ins Aug faßte, fiel ihm in dieſem Augenblick der Bibelſpruch in den Mund: „wie ein Vater ſich über ſeine Kinder erbarmet, ſo erbarmet ſich der Herr über alle die, ſo ihn lieben" — und er mußte zu ſich ſelber ſagen: wie ſich Gott über die erbarmet, die ihn lieben, alſo muß ich mich über die Kinder dieſes Dorfs erbarmen,

enn ich ſie wahrhaft liebe und wahrhaft ihr Schulmei-
er ſeyn will. — Und dann ſetzte er noch einmal hinzu:
hne dieſe hohe Kennzeichen der Göttlichkeit und Reinheit
er menſchlichen Liebe iſt es unmöglich, das Reſultat der
reyheit, des Frohſinns und der Unſchuld in der Anſtren-
ung der menſchlichen Kräfte zu erzielen, das die Wohn-
ube der Gertrud zum Heiligthum Gottes macht und ohne
elches zu erkämpfen, es mir wahrlich nicht der Mühe
hnen könnte, Schulmeiſter in Bonnal zu ſeyn.

So redte jetzt der Mann, den nur vor ein paar Tagen
n ſolcher Eckel gegen alles Schulhalten ergriff, daß er faſt
n keinem Kind irgend etwas Gutes mehr ſah, und ſoweit
ar ſeine diesfällige Stimmung ſchon heute, wieder geän-
ert.

Es gieng auch von jetzt an alle Tage beſſer in der Schu-
. Das Mareili kam bis am Freytag alle Morgen und
le Nachmittag in dieſelbe. Am Samſtag kam es nicht,
eil es an dieſem allgemeinen Freytag (Speditionstag)
othwendig in ſeiner Baumwollenſtube ſeyn mußte.

§. 36.

lbermal wenn dein Aug finſter iſt, ſo iſt auch dein ganzer Leib finſter, und deine Werke ſind Werke der Finſterniß.

Indeſſen die gute Gertrud dieſe Zeit über alle Tage bey
lülphi in der Schule zubrachte, gieng ſie im Heimweg

faſt jeden Abend noch beym guten Rudi vorbey. Sie hatte ſeinethalben wegen der Meyerin noch nicht alle Hoffnung verloren. Edelmüthig, wie ihre Freundin war, konnte Gertrud keinen Augenblick zweifeln, daß ſie bey dem guten Rudi ohne Vergleichung glücklicher ſeyn würde als bey dem Ochſenſeißi, den die Vögtin ihr ſo zudringlich anempfahl. Was den Rudi noch beſonders darüber in guter Hoffnung erhielt, war dieſes, daß er als ſicher vernommen, die Meyerin habe über den unverſchämten Brief, den der reiche Tropf an die Untervögtin geſchrieben, gelacht und ihr, da ſie ihn ihm ſelber zeigte, darüber keine Antwort gegeben. Auch meynte er, er habe ſeit einiger Zeit bemerkt, ſie begegne ihm, wo ſie ihn antreffe, immer freundlicher.

Indeſſen war die Untervögtin ihrer gemachten Aeuſſerung, wenn eine Sache anfange ſchwierig und mißlich zu werden, ſo müſſe man die Mühe, die man ſich vorher darüber gegeben, denn verdoppeln, völlig getreu! Je beſſer die Berichte für den guten Rudi zu lauten anfiengen, deſto mehr verdoppelte ſie auch ihre Bemühungen, dieſem guten Menſchen ſeine Hoffnungen zu Waſſer zu machen. Die Meyerin konnte keinen Schritt thun, dem die Vögtin nicht nachſpürte. Wenn ſie den Rudi auch nur auf der Straſſe grüßte, ſo vernahm ſie es. Auch bekam ſie wirklich die Nachricht, die Meyerin zeige ſich, wo ſie den Rudi immer antreffe, gegen ihn ſo freundlich, als ſie immer nur könne und dürfe. Die Vögtin verſuchte das Aeuſſerſte und man möchte wirklich meynen, es könnte dem Teufel nicht zu Sinn kommen, was ihr alles, dieſe Sache zu hindern, in den Kopf ſtieg. Aber das meiſte fehlte ihr doch, und war umſonſt verſucht und gethan. Endlich, nachdem ihr vieles gefehlt, kam ihr gar in Sinn, ſie wolle den unnatürlichen Eckel, der die Meyerin ſo leicht anwandle, für dieſen Zweck benutzen und ihn gegen den Rudi kehren, wie er bisher gegen den Ochſenſeißt gekehrt war. Sie ließ zu dieſem Endzweck allenthalben im Dorf ausſprengen, die geſtorbene Frau des Hübelrudis habe das fallende Weh gehabt, und man habe deutliche Spuren, ſeine Kinder möchten vom gleichen Uebel behaftet werden, wenn ſie es nicht ſchon ſeyen, mit dem Zuſatz, dieſe Krankheit ſchleiche ſich bey nervenkranken Leuten und in unreinlichen und unordentlichen Haushaltungen leicht ein. Und da dieſe Frau wirklich eine lange Reihe von Jahren nervenkrank war, und es auch eben ſo lange in ihrem Haus immer bis zum Eckel unreinlich ausſah; hoffte die Untervögtin, dieſes Gerücht werde unfehlbar im Dorf Fuß greifen und auch bey der Meyerin ihres Eckels halber am allerleichteſten Glauben finden, ſobald es einmal im Dorf nur ausgeſprochen würde. Aber zum Glück für den Rudi erwahrte ſich auch hier das Sprichwort: wem Gott wohl will, dem mag niemand über, und wer ſeinem Nächſten eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.

Es gieng zwar gar nicht lange, ſo entſprangen, man wußte nicht wie und woher, auf einmal die ſonderbarſten Gerüchte über dieſen Mann. Man ſagte ſich im ganzen Dorf die ſchandbarſten, unflätigſten Dinge über ihn ins Ohr, ſchonte weder der Frauen unter dem Boden noch der unmündigen Kinder. Ich darf nicht ins Maul nehmen, was man alles ſagte, und erzähle das einige davon, man ſagte über die Frau ſelig, ihre Gichter ſeyen, b'hüt uns Gott davor! eine Art Weh geweſen, das den Kindern ſelber noch im Blut ſtecken könne, und das Liſeli mache in Gottes Nahmen Augen, daß man ſo etwas fürchten müſſe, wenn mann's nur anſchaue. — Der Teufel hätte nichts erſinden können, das ſchlauer ausgedacht geweſen, in der Meyerin eine Art von Entſetzen gegen den Rudi hervorzubringen, und auf dieſe ſeine Hoffnungen ſcheitern zu machen.

Es erſchütterte die Meyerin, da das Gerücht ihr zu Ohren kam, durch und durch, und wenn ſie nur eine Viertelſtunde gewartet hätte, daß der Schrecken darüber ſich in ihr ſetzen und der Eckel dagegen hätte Fuß greifen können, ſo wäre der Untervögtin ihr Abſehen wie gewiß wenigſtens ſo weit gerathen, daß ſie den Rudi auch nicht mehr hätte heurathen können, wenn ſie hintennach ſchon zehnmal vernommen, daß an allem nichts wahr wäre.

§. 37.

Der Wahrheit Licht und der Liebe Flamme leuchtet in die hinterſten Winkel der Finſterniß und bringt ihre Werke an den Tag.

Aber ſie ſprang zu ſeinem Glück in allem Feuer auf das erſte Wort, das ſie hörte, zur Gertrud, und redte in dieſem Feuer mit einer Heftigkeit, die dem Eckel, den ſie ſicher gefaßt hätte, wenn ſie ſich gemäßigt, nicht Platz gab. Das rettete den guten Rudi.

Sie ſtampfte in der erſten Minute, in der dritten hatte ſie Thränen in den Augen.

So lange ſie ſtampfte, ließ ſie Gertrud fortreden; da ihr aber Thränen in die Augen kamen, nahm ſie ſie bey der Hand und ſagte: du dauerſt mich, aber du biſt betrogen.

Wer wollte doch auch Satans genug ſeyn, denn geraden Wegs ſo etwas zu erſinnen, wenn gar nichts dahinter wäre? ſagte die Meyerin mit fortdauerndem Eifer.

Ich will nicht ſagen wer, erwiederte Gertrud, und ſah die Meyerin bey dieſem Wort ſteif an; aber jemand, fuhr ſie fort, hats gethan und erfunden, das iſt gewiß, und du kannſt es daraus abnehmen, daß man von allem dieſem über den Rudi kein Wort erzählt, ſo lange er ein armer Mann war und von dir nichts wußte, und es aber jetzt herum trommelt, da man hört, daß er dich bekommen ſollte.

Bey dieſem Wort kam der Meyerin wie ein Blitz in Sinn, die Untervögtin könnte dahinter ſtecken.

Gertrud aber gab keinen Wink, daß ſie diesfalls gegen jemand in ihrem Herzen einen Verdacht habe, und ſagte nur: es mag jetzt Mißverſtand oder Bosheit die Urſache dieſes Geredes ſeyn, ſo iſt ſo viel gewiß, die Sache iſt nicht wahr, und an deinem Platz würde ich mich darüber nicht in Eifer bringen laſſen, ſondern ruhig der Wahrheit oder Unwahrheit der Sache auf die Spur zu kommen ſuchen.

Die Heftigkeit der Meyerin war jetzt ſchon vorüber. Sie ſagte ruhig zur Gertrud: du biſt doch unpartheyiſch.

Dieſe antwortete: bewahr' mich Gott, daß ich dir einen Mann anrathen ſollte, der dir hintennach, ſo wie du biſt, wenn er auch unſchuldig wäre, zum Eckel werden müßte.

Du biſt brav und gut, ſagte jetzt wieder die Meyerin.

Und Gertrud: wenn ich dir nur immer lieb bleibe und es dir wohl geht.

Die Meyerin erwiederte: ich thue jetzt, was du mir gerathen, und will für einmal weder glauben, daß etwas, noch daß nichts daran wahr ſey.

Ohne es der Gertrud zu ſagen, war der Verdacht, die Vögtin möchte daran ſchuld ſeyn, ſchon in die Seele der Meyerin gedrungen, und ſie war lebhaft entſchloſſen, vorzüglich und vor allem dieſer Spur nachzugehen. Sie traf auch gleich bey ihrem Haus eine Wäſcherin, die Krummhäuslerin, an, die ſie als eine Erzſchwatzerin kannte, und oft bey der Vögtin geſehen, und fragte ſie: ob ſie die verſtorbene Frau des Häbelrudis gekannt? Dieſe ſäumte dann nicht, von dem Unglück dieſer Frauen und dem fallenden Weh, das ſie manchmal beym Neumond überfallen u. ſ. w. zu erzählen.

Die Meyerin ſah ihr ſteif ins Geſicht und ward von der Art, wie ſie es erzählt, überzeugt, daß ſie das ſelber nicht glaube. Sie gieng ihr auf eine andere Weiſe zu Leib, und brachte mit einem Trinkgeld und dem Verſprechen, es ihr nicht auszubringen, endlich heraus, was ſie ahnete.

Aber ſo ſehr ſie die Ausſage der Wäſcherin zufrieden ſtellte, ſo wurmte ihr dennoch, es könnte, wo nicht viel, doch etwa wenig hinter der Erdichtung ſelber ſtecken, die die Vögtin im Dorf herumgebothen. Das alte Sprichwort: „es iſt kein Räuchli ohne Feuerli“ — wollte ihr noch gar nicht aus dem Kopf.

Sie konnte nicht anders, ſie mußte noch lange und auf alle Weiſe nachforſchen, ob denn gar nichts dahinter ſtecke. Es fand ſich auch gar nichts. Selber die rauhe Hallorin, die zehen Jahre mit dem Rudi unter einem Dach gewohnt und dabey mit ihm und mit ſeiner Frauen beſtändig im Streit geweſen, ſagte: ſie könne nicht ſagen, daß nur das Geringſte von dieſem Gerücht wahr ſey, und ſetzte hinzu: es wäre etwas anders, wenn man ſagte, ſie ſey eine liederliche Frau geweſen und ein Narr, und habe den lieben Gott mit Bethen und Müſſiggehen zwingen wollen, daß es in der Welt anders gehe als es geht u. dergl.; aber daß ſie die fallende Sucht an ihr gehabt oder über ihren Mann ſolche Klagen geführt, und daß er ein Unflath ſey, wie man jetzt ſage, das ſey hundertmal nicht wahr, wenn man es auch hundertmal ſage. — Und ſo war's allenthalben; es kam nichts heraus, als daß es Lügen und Aberlügen ſeyen.

Hingegen vernahm ſie durch ihr Nachforſchen alle Tage neue Umſtände von ſeinem alten Elend, von ſeiner Geduld und ſeiner Gutmüthigkeit; und das brachte ihr den Rudi jeden Tag näher ans Herz.

§. 38.

Es iſt für arme Leute in der Welt oft eine ſchwere Sache, Recht zu ſuchen und Recht zu finden; Wohl denen, die Hülfe dazu finden.

Der Rudi ſelber war einer der letzten Menſchen im Dorf, der dieſe böſe Nachrede gegen ſeine Frau ſelig vernahm. Er weinte die hellen Thränen. Ach, mein Gott! — ſo redte er eine Weile mit ſich ſelber — ach, mein Gott! daß mir jetzt auch noch das begegnen muß, und daß die Leute auch ſo entſetzlich bös ſind. — Und denn bald darauf: es iſt jetzt, denke ich, mit meiner Hoffnung auf die herrliche Meyerin auch vollkommen aus. Wenn ſie ein Wort dergleichen vernimmt, ſo erſchrickt ſie darob, daß ſie keinen Augenblick mehr an mich denken darf, und ich müßte ihr zum Herzen hinaus fallen, wenn ich ſchon ſiebenfach darin wäre. —

Es kam dem guten Menſchen noch kein Sinn daran, daß die Untervögtin dahinter ſtecke; aber er wußte ſich weder zu rathen noch zu helfen.

Mit der Gertrud war es nicht völlig alſo. Ob ſie gleich im Anfang den Gedanken aus ihrem Herzen entfernen wollte, daß die Vögtin daran Schuld ſeyn könnte, ſo kamen jetzt ſo viele Umſtände hervor, daß ſie nunmehr vollkommen davon überzeugt war. Und als ſie ihren guten Rudi ſo in tiefem Jammer darüber verſunken ſah, konnte ſie nicht mehr unthätig dabey bleiben. Aber ſich ſelber in dieſer Sache zu helfen, fühlte ſie ſich ſo wenig fähig als der Rudi ſelber.

Sie tröſtete den Rudi mit wenig Worten, lief aber ſpornſtreichs zu dem Baumwollenmareili, von dem ſie wußte, daß es ſich in ſolchen Fällen beſſer als ſie zu helfen verſtand, um ſich bey ihm Raths zu erholen, was in dieſer Sache zu thun ſey.

Das Mareili, das auch ſchon von dieſem Gerücht gehört, erwiederte: man muß in aller Eil ſuchen, der Sache auf die Spur zu kommen und trachten, daß man es der Vögtin beweiſen könne, daß das Gerücht von ihr herkomme; das übrige wird ſich denn ſchon geben.

Ja, erwiederte Gertrud, wenn nur das möglich iſt, aber ich weiß nicht, wie es anſtellen. Und das Mareili: Laß das nur mich machen; ich kenne die Lumpenleute ſchon, die die Vögtin zu Streichen von dieſer Art gebrauchen kann, und es fehlt nicht, ich will dieſer Sache noch vor dem Abendbrod auf der Spur ſeyn. Geh' jetzt du mir wieder heim und laß mich machen.

Gertrud gieng jetzt und ſagte noch im Gehen: wenn's nur Gottes Wille iſt, daß dir das nicht fehlt.

Es fehlte ihm nicht. Gertrud war kaum eine Stunde wieder bey Glülphi in ſeiner Schule, ſo ließ ſie das Mareili herausrufen und ſagte ihr: es habe ſchon zwey im Rechten gültige Männer zu Zeugen, daß die Vögtin zwey Tage nach einander zu ihren Weibern gekommen und bey ihnen ein Weites und Breites von der böſen Krankheit, mit der des Rudis Frau befallen geweſen, gemacht, und wie man den Kindern in den Augen anſehe, daß ſie die nehmliche ſchreckliche Krankheit gefahren; ſie habe eine von dieſen Frauen ſogar beyſeits genommen und ihr im Vertrauen geſagt, ſie ſey in einer groſſen Verlegenheit, man gehe von mehreren Seiten ihre Schwägerin, die Meyerin an, daß ſie den Hübelrudi heurathe, und es thue ihr in der Seele weh, und mache ihr bang, ſie in eine Haushaltung hineingehen zu laſſen, wo ſie dergleichen Unglücke zu erleben gefahre; ſie dürfe es ihr aber nicht ſagen, weil ſie glauben würde, es geſchähe aus Mißgunſt und Neid, weil ſie wiſſe, daß ſie den Hübelrudi nicht gerne habe; ſie müſſe ſie deßnahen dringend bitten, die Sache im Dorf, wo ſie immer könne und möge, anzuregen, daß es der Meyerin von allen Seiten zu Ohren komme u. ſ. w.

§. 39.

Die höchſte Lobrede einer Obrigkeit iſt das allgemeine Vertrauen, das der Arme und Schwache im Land auf ſie hat.

Die Gertrud freute ſich wie ein Kind über dieſe Nachricht, aber ſo ſehr ſie auch das Marili freute, ſo war dieſes damit noch nicht zufrieden. Es ſagte, wir müſſen und dürfen jetzt nicht auf dem halben Wege ſtehen bleiben, die Vögtin muß mir wiſſen, was ſie gethan hat und du mußt, ſobald die Schule aus iſt, und wenn du kannſt, früher, mit mir ins Pfarrhaus; der Herr Pfarrer muß dem Junker auf der Stelle ſchreiben, was diesfalls vorgefallen; das Uebrige wird ſich denn wohl von ſelbſt geben.

Sie giengen auch wirklich, ſobald die Schulſtunde vorüber, mit einander ins Pfarrhaus, und erzählten dem H. Pfarrer umſtändlich, was diesfalls begegnet und wie weit ſie der Quelle dieſer Unverſchämtheit auf der Spur ſeyen.

Der Pfarrer fragte der Sache ſehr ſorgfältig und umſtändlich nach und das Mareili nannte ihm die zwey Männer, die zu der Ausſage, die es ihm hinterbracht, ſtehen würden, wenn es nothwendig wäre, und wiederholte ihm denn ihre Ausſagen noch einmal mit Beſtimmtheit. Der Pfarrer verſicherte jetzt die zwey guten Weiber, daß er ſogleich die nöthigen Schritte thun werde, der armen Frau unter dem Boden zu ihrem Recht und dem guten Rudi aus ſeiner diesfälligen Noth zu helfen. Er ließ dann dieſe zwey Männer noch dieſen Abend zu ſich kommen, fragte auch ſie über das, was die Vögtin diesfalls mit ihnen und mit ihren Frauen geredt, genau aus, und als er ſich der Bosheit dieſes Weibs, der Verruchtheit ihrer Mittel, ſo wie der rechtlichen Beweisbarkeit dieſer teufliſchen Handlung ganz überzeugt hatte, bath er die zwey Zeugen, für einmal niemand zu ſagen, daß er mit ihnen darüber geredt, war aber am Morgen darauf beynahe vor Tag ſchon beym Junker und erzählte ihm den ganzen Vorfall mit allem, für ſeine Beweisbarkeit nöthigen Belegen.

§. 40.

Sind unſere Zeiten für einen ſolchen Rechtsgang zu ſchlecht, oder iſt ein ſolcher Rechtsgang für unſre Zeiten zu ſchlecht?

Der Junker, empört über die Vögtin, gerührt über den Rudi, und erfreut über den Erfolg der Nachforſchungen des Marrilis, ſprach jetzt wie in einer Begeiſterung plötzlich das Wort aus: dieſer Erzlumpenſtreich muß mir, wenn's Gottes Wille iſt, die Meyerin noch zur Braut des guten Rudis machen.

Von dieſem unerwarteten Ausſpruch übernommen, ſagte der Pfarrer mit inniger Rührung: wenn das auch möglich wäre, wie glücklich wäre dieſer Lumpenſtreich für dieſen guten Menſchen!

Wir wollen jetzt fort und dann in Bonnal ſehen, was hiefür möglich, erwiederte jetzt der Junker, eilte, ſo ſehr er konnte, fortzukommen, ließ die zwey ſchnellſten Pferde, die er im Stall hatte, anſpannen und legte den Weg nach Bonnal in ſo kurzer Friſt zurück, als er dieſes noch nie gethan.

Im Pfarrhaus abſteigen und der Vögtin ſagen laſſen, ſie ſolle auf der Stelle ins Pfarrhaus kommen, der Junker ſey da und laſſe ſie rufen, war die Sache des gleichen Augenblicks. — Natürlich erſchrak die Vögtin über dieſen Bericht, doch ahnete ſie nur nicht, was die Urſache davon ſeyn möchte. Auch ihr Mann ſchüttelte ob dieſem Bericht den Kopf und ſagte zu ſich ſelber: das iſt doch eine ſonderbare Art, eines Untervogts Frau in ein Pfarrhaus rufen zu laſſen. — Doch ſie mußte gehen und gieng. Aber ſie war todtblaß, als ſie im Pfarrhaus in die Stube hineintrat und den gnädigen Herrn fragen wollte, was er zu befehlen habe. Aber der Junker ließ ſie nicht einmal zum Reden kommen. Sie hatte kaum die Thüre aufgethan, ſo fuhr er ſie mit dem Wort an: weißt du, was man thun muß, wenn man einen Menſchen vor ſich hat, der vom Teufel beſeſſen iſt?

Sie erwiederte am ganzen Leib zitternd: Gnädiger Herr! wie ſollte ich das wiſſen?

Und Arner: ich will dir, wenn du es nicht weißt, an dir ſelber zeigen; ich will dir den Teufel, von dem du beſeſſen, auf eine Weiſe austreiben, wie er dir in deinem Leben noch nie ausgetrieben worden iſt.

Wuth und Furcht ergriffen jetzt die Vögtin miteinander. Sie wollte reden, aber ihre Lippen bebten, ihr Hals ſchwoll ſichtbar unter dem Kinn auf. Sie konnte nicht reden, und mitten in ihrer Wuth nicht einmal ahnen, was Arner meynte und wollte. Jetzt gab er ihr plötzlich Aufſchluß und ſagte: du haſt die verfluchteſten Gerüchte, die je eine teufliſche Seele gegen eine unſchuldige Frau, die ſchon im Grab liegt, ausſagen kann, im Dorf herum verbreitet.

§. 41.

Es zeigen ſich Schwierigkeiten in dieſem Rechtsgang, und es wird heiter, daß er für Büchermenſchen und ſchwache Richter, und vielleicht auch für die, ſo ſchwach ſind, nichts taugt.

Nun merkte die Vögtin, warum es zu thun ſey. Damit minderte ſich zwar nicht ihre Wuth, doch etwas ihr Schrecken. Sie glaubte, weil es nur das anbetreffe, ſo könne ſie auf ihres Mannes Schutz und Einfluß zählen, und fieng nach und nach an, die Miene und Stellung zu nehmen, die alte Richter ganz wohl an Schelmen kennen, die mit dem Glauben, ſie können ihre Schelmenſtücke ableugnen, und mit dem feſten Entſchluß, es zu probiren, vor ihnen ſtehen. Mit dieſer Miene und in dieſer Stellung ſah ſie jetzt Arner ſteif an und die Vögtin ſagte ſo entſchloſſen als es immer ihr Herzklopfen, das ſie zu verbergen ſuchte, zuließ: Gnädiger Herr! Sie meynen gewiß, ich ſey an den Gerüchten ſchuld, die gegen die verſtorbene Frau des Hübelrudi im Dorf herumgehen, aber, ich kann Sie verſichern, dieſe Gerüchte ſind gar nichts weniger als neu, ſie ſind ſchon bey Lebzeiten der Frauen im Dorf herumgegangen; was man jetzt ſagt, iſt nur aufgewärmt, was ſehr viele Leute ſchon vorher wußten; daran aber, daß das jetzt geſchieht, bin ich gar nicht ſchuld, und weiß gar nicht, wie das kommt, daß man dieſe Sache im Dorf eben jetzt wieder aufwärmt.

Sie wagte dieſe Sprache in der feſten Ueberzeugung, es dürfe ſie kein Menſch in dem, was ſie hierüber im Dorf ausgeſchwatzt, verrathen und mit dem feſten Entſchluß, ſobald ſie aus dem Pfarrhaus heraus ſey, mit jedermann, der ihr diesfalls etwas ausbringen könnte, zu reden, und alles zu thun, was nothwendig, um einem jeden von ihnen das Maul darüber ſicher zu ſtopfen.

§. 42.

Der Schweizeriſche Bergarzt Schüppach hatte in ſeiner Apothek eine Flaſche mit der Aufſchrift: Der Stärkſte wird Meiſter.

Der Junker verſtand das aber nicht ſo; er wußte ſchon, was an der Sach war, und die erzwungene Frechheit, in der die Vögtin mitten in eben ſo erzwungenem Herzklopfen vor ihm da ſtand, empörte ihn auf eine Weiſe, daß er ſie ſtreng anſah, aber dabey ganz ruhig zu ihr ſagte: du behaupteſt alſo, du habeſt dieſe Gerüchte nicht ins Dorf hineingebracht und nicht darin herumgeboten.

Beydes, der Blick des Junkers und ſeine Frage erhöhten die Angſt ihres Herzens und verwirrten ſie in dem Schelmenmuth, zu dem ſie ſich einen Augenblick vorher glaubte, erheben zu dürfen, faſt eben ſo ſtark als bey der erſten Anfrage des Junkers. Zitternd ſagte ſie jetzt: ſie habe es gewiß nicht gethan, und ſie werde darüber verläumdet. — Das war dem Junker jetzt genug. Er nahm ihrenthalben ſeinen feſten Entſchluß, und ſagte: wenn das iſt, Frau, ſo ſoll dir Gerechtigkeit widerfahren. Vorläufig will ich dir ſagen, wenn du verläumdet biſt, ſo iſt für einmal der Herr Pfarrer dein Verläumder. Aber du haſt dabey gar nichts zu fürchten, es ſoll dir Gerechtigkeit widerfahren, wie wenn er der geringſte Bauer im Dorf wäre. Wenn du aber ſchuldig biſt, ſo nimm dich in acht; denn ich will kein Spiel mit dieſer Sache treiben, und du bleibſt indeſſen da, bis unterſucht iſt, ob du Recht oder Unrecht habeſt.

Todtblaß und verwirrt erwiederte ſie jetzt: ich werde doch zu meinem Mann heimgehen dürfen.

Nein, erwiederte Arner, du darfſt nicht einen Schritt auſſer das Haus, und ſtehſt von dieſem Augenblick an unter ſtrenger Wacht, bis es ausgemacht iſt, ob du unſchuldig oder eine Verläumderin biſt. Im letzten Fall wirſt du dann ſehn, was weiter begegnet, und wie lange denn das Zuchthaus dein fernerer Aufenthalt ſeyn wird.

In dieſem Augenblick ſah ſie den Harſchier neben ſich ſtehen, fieng dann zu heulen an: ich bin ein unglückliches Menſch! oh, Herr Jeſus! wie bin ich ein unglückliches Menſch! —

Arner kehrte ihr den Rücken, und der Harſchier winkte, ihr, daß ſie jetzt mit ihm komme.

Ich will ja bekennen, ich will ja bekennen, ſagte ſie jetzt, hielt ſich mit beyden Händen am Tiſch, der da ſtand und ſchrie immer: ich will ja bekennen, ich will ja bekennen.

Sie bekannte wirklich, ſie habe hie und da zu einigen Leuten geſagt, die Hübelrudin ſey mit der fallenden Sucht behaftet geweſen; aber ſie habe es auch von andern Leuten gehört.

Hierauf fragte ſie Arner: von wem haſt du es gehört, ehe du es ſelbſt geſagt?

Sie erwiederte: ſie könne das jetzt nicht mehr eigentlich ſagen.

Arner ſagte: nun, es wird dir vielleicht wohl wieder zu Sinn kommen, wenn man dich weiter fragt. Aber für einmal iſt mir wichtig zu wiſſen, warum du dieſes Gerücht im Dorf ausgebreitet.

Darüber wollte ſie jetzt nicht mit der Sprache heraus, und wandte ſich wie ein Wurm, dieſes zu verkleiſtern.

Arner ſagte ihr aber gerade heraus, daß er es ſchon wiſſe, und ſetzte noch hinzu: es müſſe ihr ſelber zum Maul heraus, wenn ſie auch daran erſtickte.

Es wollte ihr lange nicht heraus; aber als er wieder vom hier bleiben und mit dem Harſchier auf's Zimmer ſpazieren ſprach, bis die Wahrheit auf einem andern Weg heraus ſey, ergab ſie ſich endlich und ſagte: ſie wolle es in Gottes Namen eben auch ſagen, ſie habe ihrer Schwägerin ſchon lange eine ſehr gute Parthey zugedacht, und die Furcht, ſie möchte ſich von des Maurers Frau bereden laſſen, daß ſie den Hübelrudi nehme, habe ſie zu dieſem unglücklichen Schritt gebracht, der ihr aber jetzt herzlich leid ſey; ſie wollte jetzt um alles in der Welt, daß ſie das nicht gethan hätte.

Nun, wenn das dir ſo ernſt iſt, ſo kannſt du deinen Fehler wieder gut machen. Gehe jetzt nur zu deiner Schwägerin und ſag' ihr, daß das Gerücht, das über die geſtorbene Hübelrudin im Dorf herumgetragen worden, faul und falſch ſey, daß du es wie ein ſcham- und ehrloſes Weib erſonnen, um deinem ſchönen Ochſenfeißt bey ihr ein gutes Spiel zu machen, und ihr den armen Rudi aus dem Kopf zu bringen. Sag' ihr, daß ich alles das wiſſe und du kein Mittel findeſt, der Schande und Spott, den dieſe Handlung verdient, zu entrinnen, als wenn du auf der Stelle zu ihr geheſt, ihr alles bekenneſt, ſie um Verzeihung bitteſt und ihr heilig verſprecheſt, ſie mit deinem Ochſenfeißt in Zukunft ruhig zu laſſen, und wenn ſie ſich allfällig entſchließen wollte, an ſeiner Statt den Hübelrudi zu heurathen, ihn als ihren lieben Schwager zu erkennen, und ihm und ihr alles Lieb's und Gut's zu erweiſen, was eine brave Schwägerin einem lieben Schwager und ſeiner Frauen zu erweiſen vor Gott und Menſchen ſchuldig iſt.

Die Vögtin verſprach dieſes alles zu thun, nur bath ſie, ob ſie doch nicht, ehe ſie es thun müſſe, vorher noch einen Augenblick heim zu ihrem Mann dürfe?

Nein, war wieder die Antwort des Junkers, mit dem Zuſatz: du mußt jetzt ſogleich zur Meyerin gehen und der Harſchier muß dir auf der Stelle nach, zu ſehen, daß du in keines Menſchen Haus hinein geheſt, bis du alles gethan, was du verſprochen.

Sie mußte alſo gehen, aber ehe ſie kam, hatte die Meyerin ſich ſchon überzeugt, daß ſie es ſey, die dieſes Gerücht im Dorf ausgebreitet.

---

§. 43.

Der hohe Segen, der auf Entſchlüſſen ruhet, die die Rührung des Herzens hervorbringt.

Die Meyerin ſtand eben am Fenſter und ſah die Untervögtin auf eine Weiſe gegen ihr Haus zuſpringen, wie ſie ſie in ihrem Leben nie ſpringen geſehen. Sie ſah auch den Harſchier hinter der Vögtin eben ſo ſchnell nachlaufen, aber dachte doch nicht daran, daß das Geſchwindgehen von beyden zuſammen gehöre, that aber doch ihr Fenſter auf und rief der Vögtin über die Gaſſe hinaus zu: was doch das ſey? ob ihr ein Unglück begegnet?

Dieſe antwortete ihr aber nicht, ſondern ſprang, was ſie konnte und mochte, ins Haus hinein, und that dann unter Heulen und Jammer, was ſie mußte, wiederholte aber zwiſchenhinein mehr als einmal, daß ſie ein unglückliches Menſch ſey, und daß ſie es doch gewiß nicht bös gemeynt habe.

Die Meyerin konnte eine Weile nicht Mitleiden mit ihr haben, ſo erbärmlich ſie ſich auch gebehrdete und heulte, im Gegentheil, ſie freute ſich recht königlich, daß ihre Schwägerin für den verruchten Streich, den ſie den Hübelrudi ſpielen wollte, den Lohn bekommen, den ſie verdiente. Was ſie aber am meiſten freute und zugleich lachen machte, war, daß ſie ihr verſprechen mußte, im Fall der Rudi ihr Mann werden ſollte, eine brave und freundliche Schwägerin an ihm zu ſeyn. Doch lachte ſie nicht lange. Der ganze Vorfall, wie er auf des Rudis Schickſal Einfluß haben konnte, und dann die Theilnahme der Gertrud, des Mareilis und des Junkers ſtanden ihr jetzt lebhaft vor der Seele. Sie konnte nicht anders, ſie mußte zu ſich ſelber ſagen: es iſt Gottes Führung. — Und es ergriff ſie plötzlich eine ſo warme, neue Anſicht alles deſſen, was begegnet, und ein ſolcher Andrang aller Beweggründe, die ſie zu einem Entſchluß für den guten Rudi bringen konnten, daß ſie es jetzt ſo geradezu ausſprach: ich kann es mir nicht verhehlen, er iſt mir lieb. — So wie ſie das ausgeſprochen, überließ ſie ſich beynahe ſelber unbewußt dem Gefühl dieſer Liebe, und der Gedanke ward ihr, ehe ſie es ahnete, geläufig: ich kann mit ihm, ich kann in ſeiner Haushaltung ſo glücklich werden, als in keiner andern, die ich kenne. Und nun war ſie von einem Augenblick der hohen Rührung ergriffen, in welcher edle Menſchen ſo oft blitzſchnell in den wichtigſten Angelegenheiten entſcheidende Entſchlüſſe nehmen. Was ſie vor einer Viertelſtunde nicht dachte, war jetzt vollendet. Sie ſprach plötzlich das Wort aus: ich will ihn in Gottes Namen nehmen — und war jetzt entſchieden. Nachdem ſie das Wort: ich will ihn in Gottes Namen nehmen — ſo ausgeſprochen, ſtand er ihr gleichſam wie lebendig vor ihrer Seele. Sie vergaß jetzt den Vogt, die Vögtin, den Junker, die Gertrud, und ſelber die Gründe, warum ſie ihren Entſchluß gefaßt, verſchwanden vor ihren Augen; ſie ſah jezt nur ihn vor ihrer Seele und alles, was ihn angieng, ſeine Kinder, ſeine Matti, ſeine ſchöne Kuh, ſeine Stube und ſelber die Helgen (Kupferſtiche), die darin an der Wand hangen. Ihre Rührung ſteigt jezt in ihrer Stimmung immer höher, Thränen fließen von ihren Augen,— nun riegelt ſie die Thüre — ſizt nieder zum Tiſch — nimmt das Gebethbuch von der Wand und bethet laut das Gebeth einer Tochter, die in den heil. Eheſtand treten will, legt dann ihren Kopf über ihre Hände und über das Buch, nezt beyde mit Thränen und bethet noch, daß Gott ihren Entſchluß ſegne und heilige; ſteht dann wieder auf, trocknet ihre Augen, fühlt ſich mit ſich ſelber zufrieden und ſagt: ich will in Gottes Namen jezt zur Gertrud und ihr meinen Entſchluß ſagen. Sie hat es um mich und um den Rudi verdient, daß ſie ihn wiſſe, ſobald ich ihn ſelbſt weiß. — Jezt kleidet ſie ſich an und geht zu ihr hin.

§. 44.

Freundſchaftliche Liebe und ein kleiner Mißverſtand.

Gertrud ſah ſie kommen, aber mit einem ſo langſamen Schritt, und den Kopf ſo ſehr gegen die Bruſt hinabgeſenkt, daß ſie zu ſich ſelber ſagte: ſo habe ich die Meyerin in meinem Leben nie gegen mein Haus kommen ſehen. Es ahnete ihr auch nichts Gutes; im Gegentheil, ſie fürchtete, das Gerede wegen der verſtorbenen Frau des Hübelrudis liege ihr noch unbehaglich im Kopf. Auch war das letzte Wort, das die Meyerin diesfalls mit ihr geredt hatte, eben nicht gar tröſtlich. Jetzt war das Herz der Meyerin ſo voll, daß ſie, ſobald ſie in die Stube kam, beynahe als ob ſie krank wäre, leiſe und ſchnaubend, aber ſchnell zur Gertrud ſagte: ich habe in Gottes Namen jetzt meinen Entſchluß über dieſe Sache genommen.

Gertrud ahnete nichts weniger als den wahren Sinn der Worte; im Gegentheil, ſie nahm es in einem ganz entgegengeſetzten Sinn auf und antwortete ihr mit ſichtbarer Betrübniß: du wirſt dich doch wills Gott in deinem Entſchluß nicht übereilen.

Die Meyerin merkts ihren Irrthum und erwiederte ihr lächelnd: ich habe mich wills Gott nicht übereilt.

Gertrud. (faſt mit naſſen Augen) Und du lachſt noch. Das iſt doch nicht recht.

Meyerin. Und wenn ich Urſach dazu hätte?

Gertrud. Dazu haſt du keine.

Meyerin. Und wenn du ſelber die Urſache davon wäreſt?

Gertrud. (Mit ſichtbar ſteigender Wehmuth.) Schweig' doch; du machſt mir Mühe; ich könnte jetzt bald böſe werden.

Meyerin. (Noch heiterer lachend.) Ich will dich wohl wieder gut machen.

Gertrud. (Noch immer im Irrthum.) So ſah ich dich in meinem Leben nie.

Meyerin. Du mußt mich doch auch anhören.

Gertrud. Ich habe dich nur zu viel angehört; geh' jetzt doch zu deinem Sonnenwirth.

Meyerin. Du biſt in einem Traum, ich will den Sonnenwirth nicht.

Gertrud. Was? was? ſagteſt du nicht, du ſeyſt entſchieden?

Meyerin. Ja, für deinen Rudi. Ich kam eben zu dir, es dir zu ſagen.

Gertrud war wie aus den Wolken gefallen. Sie fiel der Meyerin um den Hals, und es war beynahe, als wenn ſie an ihrem Hals einſinken wollte, ſo ſehr hatte ſie dieſe Freude übernommen. Sie konnte einige Augenblicke nicht reden. Nach einer Weile ſagte ſie: Gott Lob! Gott Lob! — ſchwieg dann wieder ſtill. Auch die Meyerin war eine Weile ſtill und freute ſich des Eindrucks, den ihr Entſchluß auf die gute Gertrud gemacht. Nach einer Weile, in welcher beyde einander ſtill und gerührt anſahen, ſagte Gertrud zur Meyerin: ſie habe dieſen Morgen geglaubt, es wäre heute für den guten Rudi der allerſchlimmſte Tag geweſen, den er diesfalls noch ſeit dem erſten Augenblick, in dem er an ſie gedacht, hätte haben können.

Und die Meyerin erwiederte: es iſt wahr, der Tag fieng bey mir für ihn alſo an, aber eben das, was den Tag für ihn ſo bös machen ſollte, hat mich zu ſeiner Braut gemacht und an meiner Schwägerin das Sprichwort erfüllt: „wenn das Maß voll iſt, ſo überläuft es" – und denn noch ein anders: „wer ſeinem Nächſten eine Grube gräbt, der fällt leicht ſelbſt hinein.“ — Einen Augenblick darauf aber ſagte ſie denn zur Gertrud: du, ich bin jetzt zwar eine Braut, aber mein Bräutigam weiß kein Wort davon.

§. 45.

Ein Mann, der das Glück verdient, das auf ihn wartet.

Was ſagſt du? erwiederte Gertrud, weiß er von allem noch gar nichts? dann ſpringe ich auf den Augenblick hin, mache ihn hieher kommen, der gute Menſch kann ſonſt dieſe Nacht abermal nicht gut ſchlafen.

Meyerin. Aber meynſt du, er könne dieſe Nacht beſſer ſchlafen, wenn er es weiß?

Gertrud. Das nicht, aber beſſer ruhen kann er, wenn er's weiß.

Meyerin. Das Herz klopft mir, wenn du ihn bringſt. Wollen wir nicht warten bis morgen.

Gertrud. Das nicht. Ich gehe ſogleich. — Mit dem gieng ſie zu ihm hin. Der Rudi wußte gar nichts von allem dem, was der Meyerin halber den Tag über vorgefallen und war immer noch in der betrübten und hoffnungsloſen Stimmung, die ihn alſobald ergriffen, als er das böſe Wort vernommen, das man über ſeine arme

Frau ſelig im Grab, herumtrug, als Gertrud in ſeine Stube hineinkam. Sein erſtes Wort, das er zu ihr ſagte, war: liebe Frau! ich kann das Unrecht, das meiner lieben Frauen unterm Boden geſchieht, faſt nicht ertragen.

Gertrud wollte ihn in ſeiner Stimmung ſogleich nicht unterbrechen.

Er jammerte mit ſolcher Wehmuth, und drückte dieſe Wehmuth mit einem Edelſinn aus, daß ſie ihm gern eine Weile zuhörte, er ſagte unter anderm: wenn's mir in Gottes Namen auch mit der Meyerin ganz fehlt, es thut mir nicht halb ſo weh, als daß man es meiner armen Frau unter dem Boden alſo macht. Bei dieſem Wort konnte Gertrud ihn nicht mehr fortreden laſſen, ſo ſehr rührte ſie die Wehmuth ſeiner Stimmung. Sie ſagte jetzt: du mußt doch den Muth nicht ganz fallen laſſen, und auch dieſe Sache nicht mehr zu Herzen nehmen, als es Noth thut.

Rudi. Ich kann der Betrübniß, die mich diesfalls ergriffen, nicht widerſtehen.

Gertrud. Gott hat bisher geholfen, er wird ferner helfen, und wir haben ja jetzt einen Herrn im Schloß, der auch niemand unter dem Boden Unrecht geſchehen läßt, wenn er helfen kann.

Rudi. Wie ſollte er helfen können? Gegen ſolches Geſchwätzwerk iſt kein Recht auf der Welt, und große Läſtermäuler kann kein Herr ſtopfen, ſo gut er auch ſeyn mag.

Gertrud. Du mußt das nicht denken, will geſchweigen es ſagen, vielleicht vernimmſt du noch ehe du i

Bett gehſt, daß der Junker auch diesfalls mehr kann und ſchon mehr gethan hat, als du jetzt glaubſt. Aber komme jetzt mit mir Heim, ich habe dir etwas zu ſagen, das dich freut.

Und der Rudi: ach, es freut mich nicht ſo leicht etwas, und ich mag mich heute vor keinem Menſchen zeigen; wenn du mir etwas zu ſagen haſt, ſo ſag' mir's doch hier.

Gertrud. Nein, nein, komm' mit mir, ich habe dir etwas zu ſagen, das ich dir nur in meiner Stube ſagen kann. Es trifft die Meyerin an.

Rudi. Ach, was willſt du mir von ihr ſagen?! Es iſt mit dieſer Hoffnung jetzt ganz aus.

Gertrud. Laß doch nicht allen Muth fallen, und komme doch nur mit mir.

Sie ließ nicht nach, er mußte jetzt kommen; aber er bath ſie denn auf der Straße noch mehr als einmal, ſie ſoll ihm doch ſagen, was ſie ihm zu ſagen habe, damit er wieder heim könne zu ſeinen Kindern. Sie that es nicht, ſo ſehr er in ſie drang, und antwortete ihm noch, als er an ihrer Thüre war: ich kann nicht, aber du triffſt jemand in der Stube an, der etwas von ihr weiß, und der es ſelber ſagen will.

§. 46.

Die Sonne fangt einem guten Mann an zu ſcheinen.

Mit dem that ſie die Thüre auf und ſah die Meyerin in ihrer Stube.

Den Rudi ergriff eine Bewegung, die im Anſehen nach einer Art von Entſetzen gleich war, für die ich aber keinen Namen weiß. Es war das Erſtaunen der Hoffnungsloſigkeit bey der plötzlichen Erſcheinung eines unglaublich ſchimmernden einzelnen Strahls von Hoffnung für eine Sache, nach der ſich ein Menſch lange geſehnt, aber für die er in dem Augenblick dieſer Erſcheinung keinen Hoffnungsfaden mehr findet, an den ſie die Erſcheinung dieſes einzelnen, aber unglaublich ſcheinenden Strahls anknüpfen konnte.

So noch faſt an der Thüre ſtehend, fiel er beynahe an den Boden, als er von dieſem Erſtaunen ergriffen mit ſchwankendem Fuß näher in die Stube hineintreten, und zu dem Tiſche, an dem ſie ſaßen, hingehen wollte; aber die Meyerin ſtand ſo plötzlich, wie wenn ſie ihm zur Hülfe eilen wollte, vom Tiſch auf, gieng dem guten ſchwankenden Mann entgegen, nahm ihn bey der Hand, und ſagte ihm ſo freundlich und ſo anmuthsvoll wie ſie noch nie mit ihm geredt hatte: lieber Rudi, komm, ſitz jetzt zu uns, wir haben jetzt etwas Wichtiges mit einander zu reden. — Er ſtand noch halb ſtumm da, und konnte kaum hervorbringen: mein Gott! mein Gott!

was iſt das?! — Ihr Blick, ihre Stellung, ihr Wort ſchienen ihm wie er ſie wohl wünſchte, aber wie er ſie noch nie geſehen und jetzt weniger als je hoffen zu dürfen glaubte, im Gegentheil, es ſtieg ihm jetzt noch der Gedanken auf, man wolle ihn gewiß noch wegen dem elenden Gerücht, das im Dorf von ſeiner Frau ſel. herumgehe, befragen.

Die Meyerin ſah ſeine Verlegenheit und ſagte, ihm liebreich die Hand drückend: ich glaube, du fürchteſt dich vor dem, was ich mit dir reden will. Das mußt du nicht. Komm, ſitz' jetzt zu mir zu; ich weiß jetzt was ich will und was ich ſoll.

Die Gertrud war ob dieſer Vorrede ungeduldig, und ſagte zu ihr: bring' ihn doch aus der Angſt, und ſag' ihm, was du ihm ſagen willſt.

Die Meyerin erwiederte: nun wenn du nicht warten magſt, ſo ſag' du ihm's doch ſelber, und Gertrud nicht faul, ſprach jetzt das Wort aus: nun denn, lieber Rudi, ſie iſt entſchloſſen, deine Frau zu werden.

Mit dem fiel ſie denn der Meyerin um den Hals, und nun fiel eine Scene vor, die ich dich, lieber Leſer! zu denken bitte, ich kann ſie nicht beſchreiben. Nachdem ſie vorüber, und auch der gute Rudi ſein neues Glück ruhiger zu fühlen anfieng, erzählte ſie ihm denn die ganze Geſchichte des Tags, wie ſie der Wahrheit des böſen Gerüchts ganz auf die Spur gekommen, wie dieſer Vorfall ihr Herz ihm näher und ſie zum Entſchluß gebracht, den ſie jetzt genommen. Dann erzählte ſie ihm auch, wie der Junker den guten Fürſprech des reichen Ochſenfeißt, ihre Schwägerin, in Ordnung geſtellt und ſie dahin gebracht, daß ſie ihr verſprechen müſſen, ſeine freundliche gute Schwägerin zu werden; wie ſie das alles unter Heulen und Zähnklappern vollbracht und verſprochen, ſie in Zeit und Ewigkeit nicht mehr mit ihrem Ochſenfeißt zu plagen, und wenn ich dich heurathe, deine und meine gute Schweſter zu ſeyn. Das, ſagte ſie denn, und des Junkers damit ſo liebreich verbundene Fürſprache für dich hat mich endlich dahin gebracht, daß ich mich mit Gott entſchloſſen dieſen Schritt zu thun.

Man kann ſich die Freude der Gertrud und die Rührung des guten Manns nicht wohl vorſtellen. Unwillkührlich fielen ihm die Worte in den Mund: Gott hat Großes an mir gethan; ſeine Barmherzigkeit währet für und für bey denen, die ihn fürchten; er erhebt den Niedrigen aus dem Staub, den Hungrigen füllet er mit Speiſe, und er gedenket der Barmherzigkeit.

§. 47.

Eine erhabene Brautſtunde.

So im Innern in ſich ſelbſt erhoben, ſagte er jetzt zu der Meyerin: Gott hat Großes an mir gethan, mein Glück iſt groß, aber das Glück meiner Kinder iſt noch größer. — Dann einen Augenblick hernach, o, meine Kinder! o, meine Kinder! wie glücklich ſeyd ihr! — Wehmuth ergriff jetzt den guten Mann, häufige Thränen floßen von ſeinen Augen. Ich muß heim, um meinen guten Kindern zu ſagen, wie glücklich ſie und ich nun ſeyen, ſagte er jetzt plötzlich; aber einen Augenblick darauf, ach, du kommſt doch mit mir! — Gar gern, erwiederte die Meyerin, und nun ſtanden ſie beyde ſogleich auf, nahmen auch Gertrud mit, und ſo giengen ſie jetzt alle zu den lieben Kindern des guten Rudis. Als ſie kamen, ſaßen dieſe alle bey ihren Rädern, ſpannen fleißig und wiederholten mit einander das Lied: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, im Himmel und auf Erden. Sie hatten dieſen Morgen der Gertrud verſprochen, es mit einander auswendig zu lernen und zu ſingen.

Mit einem treffendern Lied hätten ſie doch unwiſſenderweiſe ihre gute neue Mutter nicht empfangen können; auch war ſie eben, wie der Rudi, davon äuſſerſt gerührt. Auf einen Wink der Gertrud ſtanden ſie jetzt von ihren Rädern auf, und Gertrud ſagte, ehe der Rudi und die Meyerin zu einem Wort kommen und ſie grüßen konnten, liebe Kinder, danket Gott, ihr habet jetzt wieder eine neue gute Mutter. Kommt, kommt, ſeyd nicht ſcheu, bietet ihr jetzt die Hand. — Die Kinder ſprangen von ihren Rädern auf, und die Meyerin und der Rudi umfaßten ſie jetzt, ich möchte ſagen, mit allen Händen, die ſie hatten. Einige Augenblicke konnten beyde kein Wort hervorbringen. Doch raffte ſich die Meyerin bald zuſammen, und ſagte jetzt zu den Kindern: ja, Kinder, ich will von nun an euere Mutter ſeyn, und Gott bitten, daß er mir Gnade gebe, an euch alles zu thun, was ich an euch thun ſollte, wenn ich euere eigene Mutter, und ihr meine eignen Kinder wäret. Dann nahm ſie wieder eins nach dem andern bey der Hand, und ſagte zu einem jeden von ihnen: werde ein braves, gottesfürchtiges Kind — und denn zu allen mit einander: euer Vater hat viel mit euch gelitten, aber der liebe Gott hat geholfen. Er hat jetzt nicht viele Sorgen mehr, als für euch; machet ihm Freude; ſeine Freude wird auch die meinige ſeyn, liebe Kinder! bethet für ihn, und wenn ihr das thut, wenn ihr am Morgen und Abend für euern Vater bethet, ſo bethet auch für mich. — Das letzte Wort, das ſie in dieſem Augenblick zu ihnen ſagte, war: geb' uns Gott ſeinen Segen! —

Der gute Rudi wiederholte das Wort: geb' uns Gott ſeinen Segen. — Es war das erſte Wort, das er redte, ſeitdem er in ſeine Stube hineintrat. Lange nachher ſagte er kein anderes mehr. — Seine Stille gefiel der Meyerin, und rührte ſie, daß ſie ſelber zu den Kindern ſagte, wir wollen doch jetzt nicht viel reden; aber ſie blieb den ganzen Abend da, und ſobald es ihr der erſte Eindruck zugelaſſen, ſagte ſie zur Gertrud, die ſogleich ihrer Gewohnheit nach in der Stube die Hausmutter machte und dies und jenes in Ordnung brachte, ſie ſolle ihr jetzt den Gefallen thun und ſtill ſitzen, und heute in dieſer Stube nichts anrühren; es freue ſie jetzt, ein paar Stunden zu thun, als wenn ſie ſchon die eingeſeſſene Mutter in dieſer Stube wäre. — Dann nahm ſie dem kleinen Rudili den Haſpel, an dem er Garn aufwand, und ſagte: es geht dir noch nicht recht — haſpelte munter drauf los, half den Kindern an ihren Rädern, wo es fehlte, flochte zweyen die Zöpfe, kochte der Kleinen den Brey, gab dem Engelkind auf ihrem Schooß zu eſſen, zog es dann ab, hielt es eine Weile nackend, wie die gemalte Mutter Gottes den lieben Heiland, auf ihrem Arme — machte dann daſſelbe ſeinen Geſchwiſterten allen gute Nacht ſagen, hielt ihm das Köpichen an ihre Backen, ſie küßten daſſelbe alle — und es machte allen Ae — Ae —, dann that ſie es ins Bett, konnte faſt nicht von ihm weg, und ſang ihm noch ein Schlaflied vor, bis es entſchlafen. Der Rudi ſtand bey allem dieſem hinter ihr zu wie ihr Schatten. —

Er hatte immer ein ſilbern und vergoldetes Halsband mit Granaten und Bollen in einem Papier in der Hand, — Ach, mein Gott! er hatte es unter der Frauen ſelig, einer reichen Bäuerin verſetzt, und jetzt, da er es konnte, auf dieſen Fall wieder herausgelöst, und dachte wohl tauſendmal, ſo oft er es anſah, wenn's auch die Frau ſelig wüßte, daß ich wieder dazu gekommen, es würde ſie doch auch freuen. — Aber er durfte das Papier der Meyerin faſt nicht geben, ſie merkte es und fragte ihn noch ſelber: was haſt du da in den Händen? — nahm ihm es ab und trug es dem lieben Rudi zur Freude noch an dieſem Abend am Hals heim, pflückte dann, als ſie jetzt heim wollte, noch Blumen in ſeinem Garten, und trug ſie in einem Körbchen, das auch des Rudis war, an ihrem Arm.

§. 48.

Eine muntere Anzeige einer Hochzeit in einem Pfarrhaus.

In dieſem Augenblick trat des Junkers Klaus in die Stube, und that die Augen groß auf, als er die Meyerin, ſo wie eine Hausmutter neben dem Rudi und ſeinen Kindern ſtehend antraf. Der Junker hatte ihn hingeſchickt, der Gertrud zu ſagen, er ſey ſeit dieſem Morgen im Pfarrhaus, und wünſche ſie, noch eh' er verreiſe, zu ſehen. Der Klaus ſagte noch zu ihr, er habe auch das Baumwollenmareili einladen müſſen, ins Pfarrhaus zu kommen. Gertrud antwortete: ſie wolle auf der Stelle kommen. — Sobald er aber fort war, ſagte ſie zum Hübelrudi und zur Meyerin: ihr müßt mit mir zum Junker kommen; er muß noch heute und das von euch ſelber wiſſen, daß ihr verſprochen ſeyd; er hat es um euch verdient. — Das hat er, erwiederte die Meyerin, aber ich ſcheue mich doch, es ihm ſchon jetzo ſelber zu ſagen.

So will ich's denn für dich thun, erwiederte Gertrud, aber komm jetzt nur mit mir.

Sie wußte wohl; Gertrud ließ nicht nach, bis ſie ja ſagte und aufſtand. Der Hübelrudi kam recht gerne und freute ſich recht ſehr, dem Junker für alles zu danken, was er auch in dieſer Sache für ihn gethan habe. Sie traten kaum in den Pfarrhof hinein, ſo ſah ſie der Pfarrer am Fenſter, wandte ſich um und ſagte: kommt, kommt doch und ſeht, was iſt das? der Hübelrudi und die Meyerin kommen mit Gertrud.

Alles ſprang jezt ans Fenſter und alles ſagte aus einem Mund: die ſind verſprochen. — und alles rief aus einem Mund: Gertrud, du bringſt uns eine Braut und einen Bräutigam. — Das bring' ich euch, Gott Lob! das bring' ich euch, erwiederte Gertrud.

Die Meyerin ſtand ſtill und gerührt, und der Rudi hatte auch das Herz voll. Er wollte gern dem Junker danken, denn er dachte in ſeiner Seele, wenn er ſeine ſchöne Kuh nicht im Stall und den Heuſtock und die Matte, die er ihm wieder gegeben, ſo hätte die Gertrud bey aller Liebe und bey aller ihrer Mühe bey der Meyerin doch vor mir kein Wort reden dürfen, und ich wäre der glückliche Menſch nicht, der ich jezt bin. Aber er konnte nicht reden. Doch alles ſah ihm an den Augen an, was er ſagen wollte; alles ſtand um ihn und um die Meyerin herum, alles both ihnen die Hand und alles wünſchte ihnen Glück. Der Junker vergaß jezt in der Freude, die er und alle ob dem Rudi und der Meyerin hatten, warum er die Gertrud habe ins Pfarrhaus kommen laſſen. Selber da jezt auch das Baumwollenmareili zu ihnen kam, vergaß er das. Alles beſchäftigte ſich jezt mit dem Hübelrudi und der Meyerin, und alle erzählten ſich die Geſchichte dieſes Tags, ſoviel ein jeder davon wußte und daran Theil nahm. Die Meyerin mußte dem Junker beſonders genau und ſorgfältig erzählen, wie ſich die Vögtin bey ihr benommen, da er ſie heute zu ihr geſchickt, und da die Meyerin denn umſtändlich erzählt, wie die arme röpſinn vor Jammer und Herzenleid faſt vergangen, ie zitternd und angſtvoll ſie um Verzeihung gebethen, nd wie oft ſie es wiederholt und wie heilig und mit was r einem ſchweren Seufzer ſie verſprochen, wenn es etwa ottes Wille wäre und es mit der Heurath mit dem Rudi yn müſſe, wie ſie in dem Fall ihn gewiß als ihren lieen Schwager anerkennen und in allen Stücken gewiß, ewiß gut behandeln wolle. — Alles mußte ob dieſem eiligen Verſprechen und ob dieſem wiederholten „ gewiß, ewiß" herzlich lachen, denn alles kannte die Vögtin und lles wußte, daß es ihr weniger weh gethan hätte, wenn e auf einmal ihren ganzen Stall Vieh und, ich darf wohl gen, ihren Mann ſelber todt im Bett angetroffen hätte, ls es ihr weh gethan, genöthigt zu ſeyn, der Meyerin zu gen, ſie wolle des Hübelrudis Schwägerin ſeyn.

---

§. 49.

Er hat doch recht und es iſt doch gut, daß er ſie begnadigt.

Wer am lauteſten darüber lachte, das war der Junker. it der ganzen Heiterkeit eines befriedigten Frohſinns gte er nun: wir wollen jetzt gern glauben, es ſey ihr eiliger Ernſt geweſen, da ſie ihre Jammer- und Nothſtund ſehr brav überſtanden. Er ſetzte noch hinzu: ſie hat einmal jetzt mitgeholfen, einer Sache, die dem Anſchein nach recht bös werden wollte, ein gutes Ende zu machen, und jezt möchte ich, daß auch ihrenthalben diesfalls alles abgethan und vergeſſen wäre, und ſie muß mir ihre erſte freundliche Stunde mit ihrem neuen Schwager, ſey es ihr nun ernſt oder heuchleriſch gemeynt, in meiner Gegenwart mit uns im Pfarrhaus zubringen.

Mit dem ſandte er ſogleich ſeinen Klaus hin, ihr zu ſagen, daß ſie zu ihm ins Pfarrhaus komme. Und es war nur erſt, da der Klaus fort war, daß der Junker dahin kam, dem Mareili und der Gertrud zu ſagen, daß er ſie ins Pfarrhaus kommen laſſen, um ihnen herzlich für alles zu danken, was ſie gethan haben und noch ferner thun werden, ſeinem lieben Herrn Lieutenant die ihm ſo neue und ſchwere Arbeit, das Schulhalten, zu erleichtern.

§. 50.

Wie die Vögtin ſich der Begnadigung, die ihr Arner zugedacht, würdig erzeigt.

Indeſſen aber der Junker alſo die Vögtin wieder zu Ehren ziehn und ihrenthalben alles, was ſie gefehlt, als todt und vergeſſen angeſehen wiſſen wollte, that ſie von dem Augenblick an, in dem ſie von der Meyerin weg war,

ts anders als daheim bey ihrem Mann über den Ehr-
Gott'svergeſſenen, tyranniſchen Zwingherrn zu wüthen,
es ihr des Hübelrudis halber ſo infam gemacht habe.
e brach in dieſem Wüthen ſogar in die Worte aus: es
me ſie jezt nicht mehr Wunder, warum die alten
hweizer ihre Zwingherrn todt geſchlagen oder zum Land
ausgejagt, ſeit dem ſie jezt geſehn, was dergleichen Her-
mit Ehrenleuten im Land thun können und thun dür-
. Es war umſonſt, daß ihr Mann ihr hundertmal ſagte,
ſolle doch nicht ſo wüthen, ſie könne ja nicht ändern,
s nun einmal ſo ſey.

Warum haſt du doch den verfluchten Vogtdienſt ange-
mmen: ich wollte lieber, du wäreſt Knecht bey den Tür-
geworden, als daß du dieſen verfluchten Dienſt ange-
mmen; es wäre alles nicht ſo gekommen, wenn du nicht
ogt wäreſt, ſagte jezt das Weib.

Aber ihr Mann ließ ſich denn das doch nicht gern ſagen,
erwiederte der Frau: ſchweig mir doch davon, du biſt im-
r ſo gern Vögtin geworden, als ich Vogt.

Es iſt ein Unglück, antwortete die Vögtin; es iſt ein
glück; freylich, wenn ich das hätte vorausſehen können,
as mir jezt begegnet, ich hätte mich mit Händ' und Fü-
n dagegen geſperrt.

§. 51.

Wie die Einbildungskraft krummen Schalken und böſen Narren noch Angſt und Schrecken über das hinaus macht, was die Folgen ihrer Thaten ihnen wirklich zuziehen.

Als ſie eben das Maul mit dem Wort: „ſie hätte ſich mit Händ und Füßen dagegen geſperrt“ noch voll hatte, klopfte des Junkers Klaus an der Thüre. Sie ſah ihn plötzlich am Fenſter, ward todtblaß und ſagte zu ihrem Mann: um Gotteswillen, was iſt das ſchon wieder? geh' doch du und red' mit ihm; das Herz klopft mir, wie wenn ich ſterben müßte.

Der Vogt ſchüttelte unzufrieden den Kopf, daß er ſo allemal hingehen müſſe, wo ſie nicht gerne hingehen wolle. Er gieng aber doch und kam bald mit dem Bericht zurück: ſie müſſe ins Pfarrhaus, der Junker laſſe ſie rufen.

Vögtin. Geh' doch du für mich, ich bitte dich um Gotteswillen, geh doch du für mich.

Vogt. Ich darf nicht, es geht nicht, du mußt gehen, und ich mag auch nicht allenthalben hingehen wo du nicht willſt und dann um deinetwillen wie ein Narr daſtehen.

Vögtin. Hätteſt du doch dem Klaus geſagt, ich ſey todt krank und liege im Bett.

Vogt. Das iſt eine Narrenrede. Er hat dich ja unter dem Fenſter geſehn und gegrüßt. Du kannſt nicht anders, du mußt gehen.

Vögtin. Ich gehe nicht. Laſſe ihm meinethalben ſagen, was du auf der Welt willſt, ich gehe nicht.

Vogt. Aber weißt du, wie er den Treufaug auf der Tragbare im Bett und in der Perücke hat abholen und unter die Linde bringen laſſen? und willſt du es darauf ankommen laſſen, daß er mit dir auch ſo ein Spektakel treibe?

Vögtin. Jeſus! Jeſus! ich darf nicht gehen.

Vogt. Du darfſt gehen und mußt gehen; er wird dich nicht freſſen; du haſt ja alles gethan, was er dir befohlen.

Vögtin. (beynahe heulend.) Aber wenn er damit noch nicht zufrieden iſt und mich einſperren läßt?

Vogt. Er thut das nicht. Er thuts gewiß jetzt nicht mehr.

Vögtin. Komm' doch um Gotteswillen mit mir.

Vogt. Das geht nicht, ich darf und ich will nicht. Aber das will ich dir noch thun, wenn du nach einer Viertelſtunde nicht mit heiler Haut wieder zurück biſt, ſo will ich ins Pfarrhaus ſchicken, und dann ſehen wo es fehle, und was weiter zu thun ſey.

Weiter konnte ſie den Vogt nicht bringen. Sie mußte gehen und gieng endlich; aber faſt ihr letztes Wort war noch; ſchick doch bald, recht bald nach, zu ſehen, wie es mir geht.

Das will ich gewiß thun, antwortete der Vogt, aber trink noch ein Glas Wein, damit du nicht ausſieheſt, wie wenn er mit dir zum Galgen oder auf die Hauptgrub hinausgienge. — Ja das will ich, erwiederte ſie, und trank noch zwey oder drey Gläſer, aber es half ihr nichts, ſie ſah noch immer aus, als wenn es mit ihr zu den zwey böſen Oertern hingienge, von denen ihr Mann eben geredt, und als ſie jetzt bald gegen das Pfarrhaus kam, ſchwankte ſie mit jedem Tritt auf beyden Seiten, und es ſah vollends mit ihr aus wie mit der frommen Barbel, als ſie wegen ihrer Abendtränke, die ſie dem Hummel ſchuldig war, unter die Linde zum Junker mußte. Und als ſie im Pfarrhaus die Thüre aufthat und den Hübelrudi und die Meyerin neben einander am Tiſch ſitzen ſah, wurde ſie faſt ohnmächtig. Es ſchien, als wollte ſie auf der Stelle in den Boden verſinken, dann ſie glaubte, und es war nicht anderſt, als ob jemand zu ihr ſage, er müſſe jetzt die Meyerin und alle Leute, die da ſeyen, aufs wenigſte kniefällig um Verzeihung bitten, und ihr verfluchtes Verſprechen, das der Teufel in der Hölle für den Junker erfunden, und ihm in den Sinn gegeben, noch einmal wiederholen.

So mehr als erſchrocken, ſo vom Entſetzen ergriffen, ſtand jetzt die arme Tröpfin. Alles, was am Tiſch war, hatte Mitleiden mit ihr. Die Meyerin und der Hübelrudi ſtanden vom Tiſch auf, giengen ihr entgegen, und wollten ſie beruhigen, aber der Junker kam ihnen vor und ſagte zu ihr: Vögtin, du haſt deine Sache bey deiner Schwägerin gemacht, wie du verſprochen, und ich habe dich nur kommen laſſen, um dir zu ſagen, daß ich jetzt darüber mit dir zufrieden bin. Sey du jetzt auch mit allem zufrieden wie es iſt, und laß alles gut ſeyn, wie es iſt. Der Hübelrudi iſt jetzt mit der Meyerin verſprochen; zeig ihm jetzt, daß es dir ernſt iſt, was du ſeiner Braut verſprochen, und daß du ihn von nun an mit

Freuden als deinen lieben Schwager anſehen und behandeln wolleſt.

Es war der Vögtin, wie wenn ſie aus dem Fegfeuer entronnen. Sie verſprach alles, was man nur wollte, und es war eigentlich, wie wenn der Wein, den ſie vor einer Viertelſtunde getrunken, nun auf einmal anfange, ſeine Wirkung zu zeigen, und ſie zu ſtärken. Sie hatte ſich vom Schrecken ſoweit erholt, daß ſie jetzt vollends dergleichen thun konnte, als ob ſie mit gutem Willen und gerne neben dem Hübelrudi abſitze. Die Frau Pfarrerin brachte indeſſen einen ſchönen großen Kuchen auf den Tiſch, ſetzte ihn den Neuverſprochenen vor, und ſagte zur Meyerin: du mußt jetzt den erſten Kuchen, den du mit dem Hübelrudi iſſeſt, bey mir eſſen und ich will ſehen, ob ſich auch die Untervögtin ihn bey uns wohl ſchmecken läßt. — Das geſchah auch ganz nach dem Wunſch der Frau Pfarrerin. Die Vögtin aß und trank ſo brav und dem Anſchein nach ſo freundlich und frey als kein anderer Menſch am Tiſch. Indeſſen ſchlich ſich, da ſie alſo da ſaß und Kuchen aß, ihr Töchterchen in die Küche des Pfarrhauſes und ſagte zur Köchin: die Mutter habe einen Schlüſſel im Sack, den der Vater nothwendig haben müſſe, ſie ſollte mit ihr reden.

Wart nur ein wenig, ich gehe gleich in die Stube, ſagte die Köchin; aber in dieſem Augenblick ſah das Töchterchen durch das Speiſeloch, das aus der Küche in das Speiſezimmer geht, daß die Mutter wohlgetroſt bei einem ſchönen Kuchen neben der Meyerin und dem Hübelrudi am Tiſch ſitze und brav darauf los eſſe. Jetzt wußte es ſchon, was es wiſſen wollte und ſagte zur Köchin: die Mutter werde wohl bald wieder heim kommen, es könne nicht warten und wolle jetzt wieder heimgehen; aber die Mutter hatte es durch das offene Speiſeloch, vor dem es ſtand, auch bemerkt, ſtand plötzlich vom Tiſch auf, gieng in die Küche, nahm ihr Kind auf die Seite und ſagte zu ihm: ſag' dem Vater, es ſey alles vorbey, die Schweſter ſey mit dem Rudi verſprochen, der Junker und alle ſeyen auch ihr gut begegnet, ſie möchten jetzt nur, daß alles mit dem Schleich-Rudi, der ihnen dieſen Streich geſpielt, wieder gut würde.

§. 52.

Wie der Ochſenfeißt den Korb, den ihm die Meyerin giebt, heimträgt, wie lange die zwey Verlobten bey ihrem Apfelkuchen im Pfarrhaus ſitzen bleiben, und wie tief Arner den Zuſammenhang ſeiner Herrſchaftspflichten mit einem Schädelort zu Herzen nimmt.

Mit dem kam ſie wieder in die Stube, und machte ſo gut ſie konnte, forthin eine gute Miene zum böſen Spiel, gieng aber denn doch bald heim.

Sobald ſie nach Haus kam, fand ſie den Ochſenfeißt hinter dem Tiſch, der, wie er ſagte, nun zum letztenmal da ſey und wiſſen wolle, wie es mit der Meyerin ſtehe, ob er ſie bekomme oder nicht.

Ach mein Gott, ſagte die Vögtin, ſie ſizt eben als Braut mit dem Hübelrudi bey einer guten Kuchen im Pfarrhaus hinterm Tiſch.

Alſo iſt's aus, d' Katz und d' Maus, ſagte der Ochſenfeizt, ſchüttelte den Kopf, ſtand dann auf und murrte im Weggehen: ich habe alſo hier nichts weiter zu thun; aber ihr habt mich doch unverſchämt lang mit dieſem Menſchen im Land herum geſprengt.

Aber der Hübelrudi und die Meyerin bleiben noch ſo lange, bis der Junker nach Arnheim verreiste, und waren beym erſten Apfelkuchen, den ſie als Braut und Bräutigam mit einander aßen, ſo freudig und munter, als unter hundert tauſend reichen und vornehmen Leuten vielleicht kein einziges Paar den erſten Apfelkuchen ſo froh und heiter mit einander geeſſen.

Als der Junker voll von den Gedanken dieſes Tages in eine Art von Wehmuth verſunken im Heimfahren jezt in der Tiefe an dem Grab des unglücklichen Rickenbergers vorbeikam, ergriff ihn unwillkührlich eine unbeſchreibliche Rührung. Er mußte zu ſich ſelber ſagen, wahrlich hier liegt ein edler Mann begraben, — und eine Weile darauf: ſein Haus wäre unter einem beſſern Herrn vielleicht ein Haus von Menſchen beynahe wie Engeln geworden. Er ſeufzte tief über ſeines Großvaters pflichtloſes, Menſchenverwahrloſendes Leben. — Und wer theilt dieſes Gefühl nicht mit dem guten Junker, und fühlt nicht daß an ſolchen Schädelorten Menſchen verfaulen, die unter einer wahrhaft väterlichen und thätigen Ortsobrigkeit ſich zum Dienſt des Vaterlandes und der Menſchheit unter Hunderttauſenden als die Erſten und Beſten hätten auszeichnen können.

---

§. 53.

Ein Menſch, der einem Kind oder einem ſchwachen Menſchen einen Hund anhetzt, iſt ein abſcheulicher Menſch.

So wie indeſſen eine Teufelsarbeit, die ein böſes Weib einem guten armen Mann geſpielt, glücklich ein Ende genommen, ſo kam jetzt eine andere Teufelsarbeit, die ein böſes Weib dem guten Junker zu ſpielen gedenkt, an die Tagesordnung.

Die Sylvia hatte nehmlich, wie wir wiſſen, der Eichenbergerin geſchrieben, wenn ſie viel recht dummes und ſchlechtes Zeug von Bonnal auftreiben werde, ſo habe dadurch Gelegenheit, zwey Füchſe in einem Loch oder zwey Mäuſe in einem Schlag zu fangen, indem ſie dadurch in die Bekanntſchaft des im Herzogthum allmächtigen Helidors gelangen und zugleich Gelegenheit finden könne, auf der einen Seite dem tyranniſchen Dorfherrn, der ſie mit dem Harſchier habe herumführen laſſen wollen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, auf der andern Seite ſelber zu Ehr und Anſehen und zu einer Stelle zu gelangen, wie es für ſie in der Lage, in der ſie ſich befinde, ohne dieſe Bekanntſchaft nicht möglich wäre, daran zu gedenken. Seitdem dieſes armſelige Geſchöpf dieſen Brief erhalten, konnte es vor Eifer, im Dorf viel dummes Zeug gegen Arner und ſein Thun auszutreiben, faſt nicht mehr ſchlafen. Es war Tag und Nacht auf den Beinen, allem nachzuforſchen, was in Bonnal, im Pfarrhaus, in der Schule und ſelber in Arnheim gethan und geredt und ſogar etwa gedacht werden möchte, und ſchrieb ſelbſt, ehe ſie dieſes noch gethan, gleich nach Empfang des Briefs der Sylvia, Folgendes zur Antwort.

§. 52.

Kriecherey, Windbeuteley und Infamie in einem Brief.

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Ew. Hochwohlgeboren gnädiges Schreiben hat mich bis in den oberſten Himmel entzückt. Oh, wie froh bin ich, dem unverſchämteſten Menſchen, den ich in meinem Leben geſehn, den häßlichen Streich, den er mir mit ſeinem Harſchier geſpielt, vergelten zu können, und wie unausſprechlich freut es mich, aus dem infamen Dorfneſte in dem ich jetzt wohne, erlöst zu werden und hoffentlich können, einen Platz zu bekommen, darin es auch ein Menſch, deſſen Erziehung ihn berechtigt, ſich über Schwein- und Kuhſtälle und über Leute, wie die ſind, die zu ſolchen Ställen gehören, emporzuſetzen, auszuhalten vermag. Schon an ſich ſelbſt iſt mir das Leben zwiſchen Miſthaufen, Strohhütten und Bettlerleuten unerträglich, und denn noch unter einem Junker und neben einem Pfarrer, die beyderſeits ſchlechter ſind, als ich noch keine in der ganzen Welt angetroffen. Ich kann und mag es nicht mehr aushalten, und ich könnte mir die Füſſe ablaufen und die Hände abarbeiten, um Se. Hochfürſtliche Excellenz, zu dem Sie mir allergnädigſt Zutritt verſchaffen wollen, zu befriedigen, und es iſt nichts möglich und nichts denkbar, wozu ich mich im Dienſt einer ſolchen Excellenz nicht hingeben und verſtehen würde. Auch weiß ich unausſprechlich viel von dem Narrenzeug, das Se. Excellenz bey den Geſinnungen, die er darin offenbar zeigt, wichtig und weſentlich ſeyn muß. Aber das iſt unmöglich, ſo aufs Papier zu bringen, wie es ſeyn muß, wenn es rechten Eindruck machen und ſo durch Mark und Bein gehen muß, wie dieſes bey einer mündlichen Unterredung und mit einem Maul, wie das meinige, das Sie kennen, leicht iſt und ihm eine Freude macht, wie er keine beſſere wünſcht. Ich muß Sie alſo dringend bitten, mir Gelegenheit zu verſchaffen, ſo geſchwind als möglich einmal bey ihm vorgelaſſen zu werden, u. ſ. w.

§. 55.

Ein Weib, das ſich ſonſt nicht leicht ſchämt, kommt wegen etwas, wofür die Deutſchen keinen Namen haben, wegen einer Etiquette in Verlegenheit.

Sylvia that nichts weniger gern, als dieſe Eichenbergerin dem Helidor perſönlich vorzuſtellen; aber da ſie in ihrem Brief ſagte, daß ſie unausſprechlich viel wiſſe, das ihn intereſſiren könnte und auch wohl begriff, daß die Eichenbergerin nicht fähig ſey, etwas Umfaſſendes und Vielſeitiges in Briefen vorzutragen, ſo entſchloß ſie ſich dann, den Helidor ſelber entſcheiden zu laſſen, ob es ſich ihm der Mühe lohne, ſie vor ſich zu laſſen oder nicht. Er mußte lachen, als Sylvia dafür anfrug, und ſagte: ich bin in einer Stellung, daß ich mir ſolche Zudringlichkeiten täglich von aller Art von Narren gefallen laſſen muß. Er ſetzte hinzu: ich habe ſchon von manchem Narren vernommen, was mir geſcheide Leute nicht geſagt hätten, und ſie ſagt mir vielleicht mitten unter allem Gewäſch, das ich von ihr erwarte, auch etwas, das mir recht iſt zu wiſſen, und das mir ſonſt niemand ſagen würde. Auf dieſe Aeuſſerung Helidors berichtete Sylvia die Närrin, daß ſie das Glück haben könne, ihm vorgeſtellt zu werden.

§. 56.

Wie ein hoher Grad von Unnatur innerlich zur Lächerlichkeit des Unſinns und äuſſerlich zur Lächerlichkeit ſogar in der Kleidung hinführt.

Seit dem die Eichenbergerin von Sylvia den Bericht empfangen, daß ſie dem größten Mann im Herzogthum, dem Helidor, werde vorgeſtellt werden, war das armſelige Geſchöpf ganz auſſer ſich vor Freuden. Es wurde ſo verwirrt darob, daß ihm wunderbarliche Dinge durch den Kopf giengen. Sie ſagte mehr als einmal zu ſich ſelber: ich hätte mir doch vorſtellen ſollen, daß man höhern Orts ſolche Narrheiten nicht gern ſehen könne und nicht gern ſehen werde; aber gut iſt, daß ichs jetzt weiß, ich will mich darnach richten. Helidor iſt mein Mann. Ich habe ſchon viel von ihm gehört. Er iſt mir ganz gewiß der rechte Mann. Wenn ich nur vor ihm erſcheinen darf, er wird mich gewiß verſtehen. — Dann hub ſie ſich zu den höchſten Entſchlüſſen, zu denen ſie fähig war, empor. Es iſt nichts, es iſt gar nichts, ſagte ſie jetzt zu ſich ſelbſt, daß ich mich in ſeinem Dienſt nicht zu thun unterſtünde.— So im Gemiſch von alter Wuth und neuer Freude ſagte ſie denn noch: was im Staatsdienſt geſchieht, hat eine ganz andere Bedeutung und ganz andere Anſichten, als was im gemeinen Leben geſchieht. — Und einen Augenblick darauf ſprach ſie in dieſer Ueberſpannung ihres Hochſinns im Unſinn das Wort aus: ich würde mir nichts daraus machen, Arner ſein Narrendorf ſelber anzuzünden, wenn Helidor mir nur einen Wink gäbe, daß es ihm recht wäre. — Sie konnte auch vor lauter Eifer, Helidor ſtattlich und unbeſchreiblich gut zu dienen, die ganze Nacht nicht ſchlafen und war morndes am Morgen früh und den ganzen Tag über auf den Beinen, allem nachzuforſchen, was in Bonnal, in der Schule, im Pfarrhaus und ſelber in Arnheim geredt, gethan und ſelber gedacht wurde, um es auf das Umſtändlichſte und, wie ſie meynte, Zuverläßigſte Helidor hinterbringen zu können. Am Tag vorher war denn noch eine ihrer Hauptſorgen, wie ſie ſich auf dieſen Beſuch ankleiden und in die Hauptſtadt hinbringen laſſen wolle. Aber mir fehlt die Unnatur, in der man leben muß, um das, was bis zum Eckel unnatürlich übertrieben iſt, in ſeiner Unnatur lebendig genug in ſich ſelbſt aufzunehmen und in der Wahrheit ſeiner Unnatur, wie es wirklich iſt, darzulegen. Sie raffte am Morgen alle Kleider, die ſie hatte, zuſammen, legte ſie im ganzen Zimmer auf Tiſche, Bett, Bänke, Stühle und allenthalben herum, um vom Kopf bis zu den Füßen das Beſte, das ſie hatte, auf dieſen Beſuch anzuziehn. Einiges davon war noch von ihrer Großmutter, einer ſtattlichen Bäuerin, anderes von ihrer Mutter, die ſich ſchon bettlerhaft ſtädtiſch kleidete, noch anderes von ſich ſelber, wie ſie es ſich in der Stadt Krähwinkel angeſchafft hatte, wo ſie ein Jahr und 14 Tage in einer Töchterpenſion war, nur wegen dem vorzüglichen Talente, wie ihre Mutter meinte, auch eine liberale Erziehung zu erhalten.

Das Ganze ihrer Kleidung hatte mehr Farben als ein Harlequins-Kleid. Die Franzoſen waren mit ihrem Dreyfarbenſpiel nur Narren gegen ſie; ſie verſtand das Narrenſpiel mit den Farben beſſer. Sie hatte mehr als ſiebenzehen am Leib, und fuhr mit dem ſchönſten einſpännigen Wagen, den ſie auf drey Stunden weit in der Runde auftreiben konnte, aber mit einem Pferd, dem bey näherer Betrachtung an Augen und Füſſen allerhand Weſentliches mangelte, zur Hauptſtadt. Auch trug ſie Glaskrallen am Hals, die für eine braune Indianerin groß und bunt genug geweſen wären. Zu dem hatte ſich noch eine ſeit Jahren eingeroſtete Uhr, an der etwas Gold oder Vergoldung war, an einer Kette, deren gebrochene Gelenke mit grobem, ſchwurzem Faden wieder zuſammengebunden waren. So erſchien ſie vor Helidor und gebehrdete ſich, als ſie bey ihm eintrat, krümmer und verſchrobener, als ein Polniſcher Jude vor einem Edelmann, der ihn knuten darf. Sitzen wollte ſie um keinen Preis, ſtehend wollte ſie ihren Bericht abſtatten, und man ſah ihr es heiter an, daß ſie es knieefällig würde gethan haben, wenn Helidor es nicht mit einem ſichtbaren Kopfſchütteln verhindert hätte,

§. 57.

Eine Dorfſchalksnärrin ſtattet an einen Hof-Mann Bericht ab über das Baumwollenmareili, über Glülphi, über ſeine Schule, über ſeine Eulenſpiegelgeſchichte und über ſeine Partheylichkeit zu Gunſten von Kindern, deren Eltern dem Henker unter den Händen geweſen — alles auf eine Weiſe, die dem Hof-Mann gar nicht mißfällt, und in einem Geiſt und Sinn, den viele andere Leute und ſelber viele Stadtleute mit der bäueriſchen Schalksnärrin theilen.

So auch äußerlich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit daſtehend, fieng ſie denn an, über alles, was in Bonnal vorfiel, ihr läſterliches Schandmaul in aller ſeiner Kraft zu gebrauchen. Zuerſt erzählte ſie, was ſie ſchon in dem Brief an Sylvia gethan, von der großen Comödie, die man am Sonntag vor dem Anfang der neuen Narrenſchule mit dem ſaubern Herrn Schulmeiſter getrieben, und dann wie der witzigen Gans ſchon am erſten Schultag ein Ey entfallen, wie nehmlich der Herr Schulmeiſter vor den dummen Bauernbuben, die das für eine halbe Gotteslaͤſterung anſehen mußten, habe ſagen dürfen; es wäre beſſer, ſie lernten den Eulenſpiegel auswendig als die Bibel; auch wie er, weil er ſelber nichts könne und nichts verſtehe, alle Weiber, die er nur finden könne, zum Schulhalten ſich zu Hülfe ziehn; wie er ſchon am erſten Tag eine lumpige Maurersfrau alſo angeſtellt, die ihm aber ſchon am zweyten Tag nicht mehr genug geweſen, und wie er dann noch des Baumwollenmeyers Schweſter, die nicht einmal ihren Namen recht ſchreiben könne, mit ſamt der Gertrud ſich zur Hülfe angeſtellt. Ueber das Mareili gieng es dann ſchrecklich los. Sie haßte daſſelbe auf den Tod. Unter den Gründen, die ſie zu dieſem wüthenden Haß gehabt, war einer der vorzüglichſten: als ſie einmal über das Reichwerden dieſer Haushaltung durch den Baumwollengewerb ihr Maul unverſchämt gebraucht und unter anderm geſagt, ſie ſeyen bey ihrem Gedenken Bettelleute geweſen — ließ es ihr zur Antwort ſagen: ſie, die Eichenbergerin, könnte freylich eher aus reichen Leuten Bettler als aus Bettlern reiche Leute machen, ſie thäte aber beſſer, ſie würde ſich in einem Spital, wo man Stadtnarren verſorgt, verpfründen, als auf ihrem Dorf Narrenſpuck treiben, wie ſie thue.

Das war freylich etwas ſo ſtarkes, daß es die arme Eichenbergerin nicht wahl verdauen konnte. Sie fuhr jetzt auch ſchrecklich über das gute Mareili los, wie es zu allen Zeiten ein unverſchämtes Menſch geweſen, und wie es ſich auch jetzt unterſtanden, Eltern der Schulkinder mit dem Junker zu drohen und ihm ſagen zu laſſen, wenn eines von ihnen das Schandwort über den Eulenſpiegel und die Bibel, das der Schulmeiſter öffentlich in der Schule vor allen Kindern ausgeſprochen, noch einmal wiederhole, ſo wolle es ſich ins Mittel legen; und es bey ſeinem guten

Freund, dem Junker, gewiß dahin bringen, daß ein jeder, der ſich unterſtehe, das noch einmal zu ſagen, ſicher in ein Loch hineingeſperrt werde, wo er von der Sonne am Tag und vom Mond in der Nacht gleich viel zu ſehen bekommen werde. So weit, ſetzte ſie noch hinzu, hat der ſonſt ſo ſtolze Junker ſein Anſehen preis gegeben. Dann gieng ſie noch umſtändlicher in die Art und Weiſe, wie der H. Lieutenant ſeine Schule in Bonnal führe, hinein und erzählte, wie unverſchämt er am erſten Morgen die brävſten Vorgeſetzten mit ihren Frauen, die auch, wie das an Bauernorten Gebrauch ſey, den erſten Schultag in der Schule bleiben und mit eigenen Augen ſehen wollten, wie er mit ihren Kindern umgehe, wie Hunde zur Schule hinausgejagt und keinen Buchſtaben mit den Kindern zu lehren angefangen, bis ihre Eltern alle zur Thüre hinaus waren. Sie ſagte ferner, es wiſſe kein Menſch, was man daraus machen müſſe, daß er die Kinder der abſcheulichſten Menſchen, des gehenkten Uelis, die Geſchwiſterte einer hingerichteten Kindesmörderin und die Kinder eines Rickenbergers, der ſich ſelbſt erhenkt, allen andern vorziehe, und diejenigen der brävſten, angeſehenſten Bauern ſchnöder und ſchlechter behandle, als die Kinder der größten Lumpen und Bettler. Sie glaube, ſetzte ſie hinzu, zwar an vielem von dieſem ſey nur das Baumwollenmareili ſchuld, der Glülphi kenne ja niemand im Dorf und könnte von ſich ſelbſt nicht dahin kommen, auf dieſe partheyiſche Art mit den Kindern umzugehen, wenn dieſes boshafte Menſch ihm nicht ſagen würde, wer die Leute ſeyen, denen jedes Kind zugehöre.

§ 58.

Fortſetzung des Schalksnarrenberichts über die ſchlechten Grundſätze des Junkers in Rückſicht auf das Lumpenvolk (la canaille) im Land.

Auf dieſes Wort hin fragte Helidor die Eichenbergerin: was das Baumwollenmareili auch für Gründe haben könne, den Schulmeiſter dahin zu bringen, Kinder, deren Eltern dem Henker unter den Händen geweſen, den Kindern der angeſehenſten Leute im Dorf vorzuziehn?

Die Eichenbergerin antwortete: das Baumwollenmareili und ſein ſtolzer Bruder ſtammen von den ärmſten und lumpigſten Leuten her, die es im Dorf gebe, und man könne es ihnen aufweiſen und darthun, daß es in ſeiner Jugend ſelber gebettelt, jetzt aber ſey es durch Juden und Schachern, wie man ſagt, bey ihrem Baumwollenweſen ſehr reich geworden und möchte nun überall und in allen Rückſichten mehr ſeyn als andere Leute, und begegne darum allen Leuten im Dorf, die aus guten Häuſern herſtammen und ſeit Menſchenalter in Ehr und Anſehen geſtanden, ſo grob und allem Lumpenpack hingegen ſo höflich.

Helidor mußte ob den guten Häuſern, die ſeit Menſchenaltern ſo in hoher Dorfehre und in hohem Dorfanſehen geſtanden, lachen; denn er war ſelber ein Menſch ſo ſehr von geſtern her, daß im ganzen Herzogthum kein Menſch recht weiß, ob er einen Vater oder eine Mutter in der Welt habe oder gehabt habe. Das ahnete freylich die Eichenbergerin von der Hochfürſtlichen Excellenz, vor der ſie jetzt zu ſtehen die Gnade hatte, gar nicht: Sie fuhr noch eine Weile über den Hochmuth dieſer neureichen, aber alt-Bettler-Haushaltung das Maul zu brauchen fort, und ſetzte noch hinzu: ſie haben mit ihrem unverſchämten Behandeln der alten Ehrenleute im Dorf jetzo auch ein recht gutes Spiel. Der Junker ſey mit ihnen im gleichen Spital krank und zeige alle Tage mehr, daß er es wie darauf anlege, den größten Lumpenleuten im Land höflich und freundlich und den ehrenveſten und gebildeten Leuten im Land grob und hart zu begegnen.

§. 59.

Jetzt geht's über die Sonntagsgeſellſchaft und mit ihr über das Volkserziehen und ſelber über die Unverſchämtheit der Anſprüche der Menſchennatur los.

So fuhr ſie in einem fort, Arners ganzes Thun auf das allerſchnödeſte durchzuhecheln. Natürlich konnte ihrer böſen Zunge das Wichtigſte und Tiefgreifendſte, das der Junker auſſer der Schule in Bonnal vornahm, ſeine Sonntagsgeſellſchaft, nicht entgehen. Sie berichtete dem groſſen

Mann, den ſie vor ſich hatte, darüber alſo: der gnädige Herr, der wohlehrwürdige Herr Pfarrer, der wohledelveſte Herr Lieutenant, und denn das neuadeliche Haus vom Baumwollenmeyer nebſt ein paar Schwatzweibern von Bonnal ſitzen alle Sonntag Abend wie Narren im Pfarrhaus' zuſammen und halten mit einander Rath, wie man aus Lumpen gutes Tuch und aus gutem Tuch Lumpen machen könne. Man kann nichts anders denken, als ſie haben ſich in den Kopf geſetzt, alle krummen Holzli grad zu machen; und was bis jetzt dem lieben Gott ſelber in den größten Palläſten und in den prachtvollſten Städten in der Welt noch nicht gerathen, das wollen jetzt dieſe Herren im größten Kothloch, das vielleicht in der Welt ſey, ausrichten. Sie brüten, wie es ſcheint, über eine Kunſt, die ſchwerer auszuführen ſey als die Goldmacherkunſt und das perpetuum mobile, womit ſich ſchon ſo viele Narren zu Grund gerichtet. Sie brüten nehmlich an der Idee, das Volk wohl zu erziehn und daſſelbe wohl zu verſorgen. Die Ausführung dieſer neumodiſchen Idee ſey, wie ſie von den reſpectabelſten und venerabelſten Menſchen gehört, die der Erdboden trage, vom Teufel in der Hölle und von ihm als der bitterſte Zankapfel unter die Menſchen geworfen worden. Sie, dieſe ſchwarze Idee, lenke ihrer Natur nach dahin, die Ordnung in der ganzen Welt umzukehren, und was oben iſt, hinunter zu ſtürzen, und was unten iſt, in die Höhe zu heben. Man wolle vermög dieſer Idee trachten, den, der nichts hat, zufrieden zu ſtellen, da es doch unmöglich ſey, den, der etwas hat, zufrieden zu ſtellen, und auch dieſer, man möge ihn erziehn wie man wolle, nicht zufrieden ſey und nicht zufrieden werden könne. Eben ſo wolle man in Gefolg dieſer Ideen den Traum einer Menſchennatur, die der Reiche und Vornehme in ſich ſelbſt nicht einmal reſpectabel finden könne, ſogar im Armen und Bettler reſpectirt wiſſen. Das gehe denn freylich nicht an und werde in Ewigkeit nicht angehen. Es ſcheine aber, die Herren fühlen das ſelber, in dem ſie das, was ſie vorhaben, eigentlich doch niemand ſagen, ſondern im Gegentheil ſo geheimnißreich damit verfahren, als immer die Freymaurer. Was man allein auskundſchaften könne, ſey, ſie ſuchen ſich in alle Häuſer einzuſchleichen, machen allenthalben die Guten, Lieben, fragen allem nach, hetzen hie und da den Mann gegen die Frau und die Frau gegen den Mann auf, und ſetzen den dummen Bauersleuten allenthalben in den Kopf, wenn ſie ihnen folgen, ſo werde es ihnen denn das Geld zum Dach hinein regnen und die gebratenen Tauben zum Maul hinein fliegen. Sie behauptete: der Junker treibe die Verführung des Volks über alle Grenzen. Er mache daſſelbe ſich allgemein in goldenen Träumen verlieren und mache es den Himmel voll Geigen ſehen, ſelber in dem Augenblick, wenn ein Donnerwetter daran ſtehe. Die Volksfeſte, die er in Bonnal vorbereite, von denen er aber ſage, daß ſie erſt nach ſeinem Tod ausführbar ſeyen, ſeyen nichts anders als Narrenſtoff zu ſolchen Träumen. Indeſſen habe er in Bonnal ſchon viele tauſend Bäume, ſie wiſſe nicht ob Schatten-, Zierd- oder Fruchtbäume, für dieſe Feſte pflanzen laſſen. Bis auf dieſen Grad verhetſchle er das Volk, daß es am Ende zu nichts mehr tauge und zu nichts mehr fruchtbar ſey; er wiſſe aber ſicher ſelber zu nichts, wohin ſein Benehmen führe. Er untergrabe dadurch, wie die Baroneſſe von Arnheim es wohl wiſſe und ſich bitter darüber beklage, alle Fundamente ſeines herrſchaftlichen Stands, und dieſes in dem Grad, daß er ſelber elenden Spinnerkindern zehendfreye Aecker verſpreche, ohne daran zu denken, daß er dadurch ſeinen Bauern den, allen herrſchaftlichen Rechten, tödtlichen Geluſt nach allgemeiner Zehendfreyheit in Kopf bringe.

§. 60.

Ein Weib, das die Weltkenntniß in einer Zwerggeſtalt um ſich herum trägt, und ein Mann, der die Miniaturanſichten ſolcher Weltkenntniſſe auf eine Weiſe zum Weltdienſt braucht, wie der ganze Hauſe ſolcher Zwergleins in der Weltkenntniß es nicht zu ahnen vermögen.

So gieng es faſt eine ganze Stunde über den guten Junker los. Dieſes Weib, deſſen Zudringlichkeit es ſelber auch mit den Bauchanſichten von Menſchen, die nicht zu ihrem Stand gehören, bekannt machte, und welches dadurch im Stand war, mit dem faden Geſchwatzwerk, das aus dieſen Bauchanſichten hervorgeht, vielſeitig ein Weites und Breites zu machen, wußte der Gründe zu Dutzenden herzuerzählen, warum Arners Thun nichts tauge, und über den landesverderblichen Einfluß, den die Denkungs- und Handlungsart dieſes guten Mannes haben müſſe, in ſittlicher, rechtlicher, politiſcher, polizeylicher und ökonomiſcher Hinſicht ſtundenlang zu radotiren, ohne daß ihr der Mund einen Augenblick ſtill ſtand, und da Helidor ſeine guten Gründe hatte, es gar wohl leiden zu mögen, daß der Menſchenkreis, der in Arners Umgebung liege, ſein Thun ſo unvernünftig finde, als dieſes Weib daſſelbe ihm darſtellte, und da er überhaupt ein Mann war, der es in ſeiner Stellung eigentlich darauf anlegte, daß das Volk im Land viel Gutes für ſchlecht, und viel Schlechtes für gut anſehe, ſo widerſprach er unſrer Eichenbergerin in keinem Wort; im Gegentheil, er ſagte, um ſie noch zu fernern Aeuſſerungen über dieſen Gegenſtand zu locken und ſie eigentlich auf die Anſicht hinzulenken, die ihm die wichtigſte war: — wenn das ſo iſt, ſo wird das ganze Weſen in Bonnal beym erſten Stoß, den es erhalten wird, von ſelbſt zuſammenfallen. — Sie antwortete: das iſt gewiß, das iſt gewiß, ein jeder Wind würde das elende Ding umſtoßen, wenn er nur einmal durch das Dorf hindurch blaſen würde.

Er. Aber macht er ſich mit ſeinem Benehmen nicht ſehr viele Feinde?

Sie erwiederte ihm: Ja freylich, und zählte ihm denn an den Fingern her, wie viel er dergleichen ſchon habe und wie viel er ſich täglich noch dazu mache. — Das alles war Helidor ganz recht. Es fiel ſogar ein Lächeln, das ihn darüber anwandelte, ſelber der Eichenbergerin auf. Dieſe lachte, da ſie ihn lächeln ſah, faſt laut und ſagte: zählen Sie darauf, er macht ſeine Sache recht ungeſchickt. — Helidor erwiederte: man muß ihn machen laſſen; es iſt eben nicht nöthig, daß dergleichen Weltverbeſſerer die geſcheideſten Leute in der Welt ſeyen; ſie würden ſonſt darin alles anders machen als es iſt.

Eichenbergerin. Dieſer einmal macht recht dummes Zeug und weiß ſicher nicht, wohin ſein Benehmen ihn endlich ſelber hinführen wird.

§. 61.

Jetzt fangen auch noch die eigenen Angelegenheiten der Berichtserſtatterin an, ans Tageslicht zu kommen.

Helidor wußte nun von dem, was ſie ihm ſagen konnte, genug, und wollte ſie jetzt entlaſſen; aber nun kam ſie erſt mit ihrer eigenen Angelegenheit, wie ſie in Gottes Namen nicht mehr in dieſem Koth- und Narrenloch von Bonnal wohnen könne und ſich demüthig zu einer Anſtellung als Erzieherin oder Geſellſchafterin in einem vornehmen Haus empfehle; was ſie alles zu ihrer Ruhe und zu ihrer Ehre und auch über das Unglück der Zeit, in welcher die Auszeichnung und die Verdienſte der Leute nicht mehr geachtet und geſchätzt werden, noch anbrachte, das übergehe ich. Helidor, der ihre Maulbraucherey noch eine

Weile zu ſeinen Zwecken zu benutzen wünſchte, machte ihr einige allgemeine Hoffnungen, die aber an die weitern Dienſtleiſtungen, die er von ihr erwarte, angeknüpft waren. Sobald ſie fort war, ſagte er zu ſich ſelber: Stoff iſt genug da, um die Seifenblaſe des Bonalerweſens, wenn man nur will, zu verſprengen; und das muß aber doch ſeyn. Wenn es bloß ein wenig Fuß gegriffen und ein paar Windbeuteleyen davon ſich bis nach Hof verirren würden, ſo könnte den Herzog doch der Narr ankommen, dieſe neue Edition ſeines alten Träumerlebens auch anſehen zu wollen. Dazu will ich aber eben keine Gelegenheit geben. Ich würde mich ſicher nicht wohl dabey befinden, wenn er dieſes Fieber noch einmal bekommen würde. Man muß zu rechter Zeit dazu thun, dieſem Dorfgaukelſpiel ein Ende zu machen, ehe weder er noch viele andere Leute Luſt bekommen, es anzugaffen. Gut iſt, daß er die Mittel, ihm ein Ende zu machen, ſo gut vorbereitet. — Einen Augenblick darauf ſagte er: Sylvia iſt wie dazu gemacht, das zur Reifung zu bringen, was hier zu thun iſt. Sie muß mir für einige Zeit in dieſes Träumerneſt. Bey dem Stoff, den ſie dafür findet, iſt es für ſie ein Spaß, Arner dahin zu bringen, daß er ſeine diesfällige Projekte aufgiebt oder das Gallenfieber darüber bekommen muß. Ich kann ihr dieſes Geſchäft auf eine Weiſe empfehlen, daß der geluſtvollen Creatur der Schweiß ausgeht, wenn es fehlen ſollte.

§. 62.

Zur Geſellſchaft iſt ein Schwein des andern und ein Hund des andern werth.

Er wußte wohl, daß ſie lieber allenthalben hingehen würde als dahin, aber auch, daß ſie dahin gehen müſſe, wenn er wolle.

Sie machte nehmlich ſeit einiger Zeit Jagd auf einen Grafen von Raubholz, und glaubte auf der einen Seite, ihn durch die Hoffnung, der Oncle werde ſie zur Erbin einſetzen, zu einem Eheverſprechen zu bringen, auf der andern Seite aber den Oncle durch die Ausſicht einer ſo brillanten Heurath bewegen zu können, ſie wenigſtens zum Theil ſeines Erbs halber zu betrachten. Für dieſen Zweck war ihr Helidors Mitwirkung unumgänglich nothwendig. Der Raubholz war freylich ein Graf und zwar von einem ſteinalten Stamm, aber dabey ein Lump und ein Verſchwender ohne ſeines Gleichen. Das machte Sylvia aber gar nichts. Sie kannte ſich ſelber, wußte, daß er von dieſer Seite ganz ihres Gleichen iſt und fühlte im Herzen, daß ſie nichts Beſſeres verdiene, — alſo ob er ein Hund, ein Eſel, ein Aff und ein Faulthier oder das alles zuſammen in einer Perſon ſey, das machte ihr nichts. Sie wollte des Junkers Erb, und that dafür alles, und das, was ſie dafür thun mußte, war freylich recht viel und unter tauſend Töchtern hätte es ſicher nicht eine gethan.

Der Raubholz war indeſſen mitten in dem Bettlerſtand, zu dem er ſich herab gearbeitet, doch keiner von denen, die ſich für nichts und aber nichts für ein ſolches Weib ſo leicht wegwerfen; im Gegentheil, da man ihm von mehrern Seiten vorſpiegeln wollte, dieſe Sylvia wäre unter ſeinen Umſtänden eine gute Parthey für ihn, ihr Oncle ſey eitel und wenn ſie ſich mit einem Mann aus einer ſo hohen Familie verbinden könne, ſo werde es nicht fehlen, er werde ſie gewiß zu ſeinem Erben einſetzen, antwortete er beſtimmt und derb: er ſey kein Idealiſt, er liebe die Realitäten; wenn die Einſetzung der Sylvia zur Erbin des Generalen gerichtlich ausgefertigt in ihren Händen liege, ſo laſſe ſich denn an eine Heurath mit ihr denken, ohne das würde er ſie nicht von der Straſſe aufleſen, wenn er ſie am Boden liegend fände.

Dieſe Antwort von ihm zu hören, machte der Sylvia ſo viel als ein Glas kaltes Waſſer zu trinken, im Gegentheil, ſie ſagte einem ihrer Vertrauten, der ihr dieſe Antwort brachte: er hat recht, daß er die Realitäten liebt, er weiß ſie auch zu brauchen und er wäre ein Narr, wenn er anders dächte und an ſeinem Platz wäre es ihr genau wie ihm. Deſto eifriger aber that ſie alles, ſeinethalben ihren Zwecken entgegenzuſtreben. Sie beſuchte ſeit einiger Zeit wirklich, freylich ſo viel ſie konnte, beſonders für den Oncle incognito, einige Häuſer, die durchaus nicht in einem ganz guten Ruf ſtanden, in denen ſie aber ſicher war, den Grafen anzutreffen. — Dieſer Beſuche halber aber war ſie ſeit dem Brief, den Arner an den Generalen geſchrieben, in ſehr großer Verlegenheit. Er that in dieſem Brief von Verbindungen erwähnen, die ihr Schande machen konnten, und ſie glaubte jetzt ſicher, dieſe Aeuſſerungen Arners beziehen ſich auf die Beſuche, wie ſie in dieſen Häuſern machte, um den Raubholz darin anzutreffen. Dabey wußte ſie auch, daß der General ſchon hie und da vernommen, der Raubholz ſey ſeines Betragens halber in der Hauptſtadt und ſelber bey Hof ſo wenig in einem guten Ruf, daß man ihm in einigen guten Geſellſchaften ſogar den Zutritt verſage. Sie lag desnahen dem Helidor, wo ſie immer konnte, beſtändig in den Ohren, daß er den Grafen, auf welche Art es immer möglich ſey, mehr zu Ehren bringe, und ihm eine ehrenhafte Anſtellung verſchaffe. Aber ſo ſehr Helidor auch alles wagte, was gehen mochte, ſo wagte er es doch nicht, die öffentliche Meynung für dieſen Mann ſo auffallend zu ſtoſſen. Perſönlich hatte er ihn ganz gern. Er ſah ihn auch zu Zeiten bey ſich, und fand ihn zu einigen krummen Streichen ganz brauchbar, und er hätte ihm ganz gewiß das Erb des alten Generals ſo gern zugeſchoben, als es ihn gefreut hätte, es Arner zu entziehn. Aber er konnte bey der öffentlichen Meynung, die gegen ihn ſtatt fand, durchaus nicht thun, was er gern wollte. Er redte ihm wohl hie und da auf Schleichwegen das Wort und zog ihn auch hie und da zu einer gemiſchten Geſellſchaft; aber in Geſellſchaften, wo Leute waren, denen er ſogar Geld, das er im Spiel mit ihnen verloren hatte, ſchuldig war, durfte er ihn nicht hinführen. Einen etwa um ein halbes Procent höhern Orden als der, den er trug, hatte er Gelegenheit, ihm zu verſchaffen, aber an eine Anſtellung, die irgend eine Art von Verantwortlichkeit hatte, durfte er ihn nicht empfehlen. Er empfahl ihn auch nicht dazu. Auch befriedigte das, was er für ihn that, Sylvia natürlich um ſo weniger, da die Sache mit dieſer Heurath mit jedem Tag dringender und mit jedem Tag ſchwieriger wurde. Sie ſah den General, der ſchon ſein ſiebenzigſtes Jahr überſtanden, ſeit einiger Zeit ſichtbar abnehmen, und der Gedanke, ihn ſterben zu ſehen und denn unverſorgt vielleicht gar an Arners Durſt *) kommen zu müſſen, war ihr unerträglich, und was ſie von dieſer Seite fortdauernd immer that, den Oncle von dieſer Seite ſich günſtiger zu machen, ſchien ihr ſelber auch ohne merklichen Erfolg zu ſeyn. Unter dieſen Umſtänden blieb ihr für ihre Zwecke nichts übrig, als Helidor immer mehr zu beſtürmen, daß er den Grafen noch etwas mehr hervorziehe. Sie that das auch mit ziemlicher Zudringlichkeit, und da ſie Helidor nur ein paar Stunden nach der Audienz, die er der Eichenbergerin gab, zu ſehen bekam, hatte ſie das Maul ſchon wieder mit dieſer Zudringlichkeit offen. Das war jetzt Helidor recht. Er gab ihr die beſtimmte Antwort, was jetzt für ihre Endzwecke weit wichtiger ſey, als das einſtweilige Hervorziehen ihres Hrn. Grafen, ſey, daß man alles anwende, den General über Arner unzufrieden zu machen und es dahin zu bringen, daß er ſich ſeiner ſchäme und ihn ſelber zu verachten anfange; das mit dem Enterben könne erſt dann mit Hoffnung des Erfolgs betrieben werden, wenn man einmal mit dem General diesfalls im Reinen ſey. Bis dahin ſey alles, was man darüber verſuche, in den Tag hinein verſucht.

---

*) Ihre Nothdurft bey Arner ſuchen zu müſſen.

§. 63.

Dienſttreu der Verruchtheit für verruchte Zwecke, und einige Aufſchlüſſe über die Beweggründe, Mittel und Schwierigkeiten einer ſolchen — Dienſttreu — ſo wie eine Andeutung, daß auch die höchſte Verruchtheit Ueberwindungskräfte bedarf und beſitzt, daß aber ſolche Ueberwindungskräfte oft auch an einem Sprichwort, das klein iſt, und wie das Veilchen im Koth blüht und duftet, ſcheitere.

Sylvia begriff das ſehr wohl und ſagte: aber, was iſt dann zu thun?

Helidor erwiederte: Sie müſſen mit dem General ſo bald immer möglich nach Arnheim.

Sylvia. Das wird etwa nicht wahr ſeyn.

Helidor. Es iſt gewiß wahr und unumgänglich nothwendig.

Sylvia. Das wäre vom Teufel; ich wollte lieber nach Siberien.

Helidor. Aber der Weg zu des Oncles Erb geht über Arnheim.

Sylvia. Aber hoffentlich doch nicht der einzige.

Helidor. Ganz ſicher iſt er für Sie der einzige. Ich ſtehe dafür, es iſt für Sie kein anderer offen.

Sylvia. Aber das iſt ein verfluchter Weg, und e könnte mich auf demſelben noch ein Erbrechen ankommen, daran ich ſtürbe, dann hätte ich ja noch dazu den Weg umſonſt gemacht.

Helidor. Oh, Sie ſterben noch nicht ob dem erſten Erbrechen, und denn läßt ſich für etwas, das ſo viel iſt, als des Generalen Erb, doch etwas probiren, das einige Geduld braucht.

Sylvia. Sie könnten mir nichts vorſchlagen, das mir ſo zuwider wäre, als nach Arnheim zu gehen. Der Oncle hat mich ſchon lange in dieſes Schloß, das Arner jetzt täglich mehr zu einem Bauernhof macht, hinführen wollen, und ich hatte große Mühe, ihn davon abzuhalten; jetzt wollen noch Sie mich bereden, dahin zu gehen.

Helidor. Wenn Sie die Hoffnung mit des Generalen Erb nicht ganz aufgeben wollen, ſo müſſen Sie hin und ich dächte, dafür könnten Sie ſich etwas überwinden.

Sylvia. Freylich, wenn es denn mit dem Erb ſicher wäre, ſo ließe ſich wohl etwas dafür thun.

Helidor. Ich dächte es auch.

Sylvia. Wenn es dann ſicher wäre, ich gienge dafür ſechs Wochen drey Tag ſelber ins Fegfeuer.

Helidor. Wer nichts waget, der ſiegt nicht, und wer nichts ſetzt, der gewinnt nichts, es muß etwas probiert ſeyn. Gewiß iſt ſo viel, es giebt keinen beſſern Weg, Arner und ſein ganzes Weſen zu compromittiren und ihm ſo viel Spuck in ſein Neſt hineinzubringen, daß er jedermann zum Geſpött wird und der General ſich ſelber, wo er hinkommt, ſich ſeines Neveu's ſchämen muß, wie er ſich einſt eines andern Manns, den Sie auch kenn ſchämen zu müſſen glaubte.

Sylvia. Ja, wenn wir ihn dahin bringen, daß ſich Arners halber ſchämen muß, wie er ſich einſt ſeine Bruders, meines gnädigen Herrn Vaters halber, ſchäme zu müſſen glaubte, ſo glaube ich denn ſelbſt, haben wi ein gutes Spiel, ihn Erbshalber dahin zu bringen, w wir ihn wünſchen.

Helidor. Sie ſehen alſo, was weſentlich noth thu

Sylvia. Aber wird es ſo leicht ſeyn, Arner ihn verächtlich zu machen?

Helidor. Es iſt ſo viel Stoff da, Arners Thun zu verwirren und zum öffentlichen Geſpött zu machen, da es Ihre Eichenbergerin ſelber gemerkt und beſtimmt zu mir geſagt hat, wenn nur ein Wind wider ihn durch das Dorf blaſe, ſo falle ſein ganzes Werk zuſammen, und denn iſt in der ganzen Welt auch noch niemand ſo geſchickt, dieſer böſe Wind für Arners ganzes Thun zu ſeyn, als Sie ſelber, wenn Sie ſich nur entſchlieſſen können, einige Monathe auf dieſem Bauernhof, wie Sie ſein ſchönes, prächtiges Schloß heißen, zu reſidiren.

Sylvia. Stoff, ihm Spuck, großen Spuck zu machen, iſt ſicher genug da.

Helidor. Sie ſehen alſo, daß mein Rath, dahin zu gehen, nicht aus der Luft gegriffen.

Sylvia. Ich habe das nie gedacht, ich gieng nur nicht gern dahin.

Helidor. Aber jezt gehen Sie doch gern.

Sylvia. Für Arners Erb würde ich freylich alles thun, was, wie das Sprichwort ſagt, der böſe Brief ausweiſt.

Helidor. Sie ſind plötzlich in dieſer Sache ſo eifrig worden als Ihre Eichenbergerin.

Sylvia. War ſie denn ſo eifrig?

Helidor. Man kann doch nicht wohl eifriger ſeyn. Man hat mir erzählt, ſie habe vor lauter Freude, mir vorgeſtellt zu werden, noch vor meiner Thüre zu einer ihrer Bekannten geſagt, ſie würde Arners Dorf an allen vier Winden anzünden, wenn ich ihr nur einen Wink gäbe, daß ich es gern hätte.

Sylvia. Ich hätte ſie dieſes Worts nicht fähig geglaubt.

Helidor. Sie iſt mitten in ihrer erbärmlichen Eitelkeit eine feinere Hexe, als man glaubt. Sie ſieht in verſchiedenen Rückſichten beſtimmt mit vieler Leichtigkeit, wo ſie zu Haus iſt.

Sylvia. Nun, gnädiger Herr! weil Sie die Eichenbergerin ſo rühmen, ſo hoffe ich, Sie trauen auch mir zu, daß ich in dieſer Sache etwas könne — und daß ich darin etwas wolle, dafür gebe ich Ihnen mein Wort.

Helidor. Wir ſind alſo dieſer Sache halber in Ordnung. Sie gehen, ſobald Sie können, nach Arnheim.

Sylvia. Ja, ich gehe, ich ſehe, daß es ſeyn muß.

Helidor. Und Sie bereden den Oncle, daß er recht bald geht.

Sylvia. Ich muß ihn nicht bereden, ich muß nur aufhören, ihn davon abzuhalten.

Helidor. Machen Sie denn Ihre Sache da recht gut, und ich will dann hier für Sie thun, was ich kann und Ihren Herrn Grafen ſoweit zu Ehren bringen, als es nur immer geht.

So ward von zwey abſcheulichen Menſchen ein Plan entworfen, der Arner einige Monathe ſpäter an den Rand des Grabs gebracht hat.

Aber, Leſer! fürchte dich nicht. Ehrlich währt am längſten. Es wird der Sylvia mit ihren Teufelsprojecten gegen Arner nicht beſſer gehen als der Untervögtin mit ihrer Teufelsarbeit gegen den Hübelrudi, und Helidor wird, in ſeinen Werken ſelber gefangen, der Verzweiflung nahe gebracht werden.

§. 64.

Weh dem, der den Sehenden blind wünſcht und dem, der in der Finſterniß ſitzt, das Licht auslöſcht. Weh dem, der dem Lahmen ſeine Krücke unter der Achſel wegnimmt und dem Verwundeten ſeine heilende Wunde aufreißt, daß ſie von neuem eitere und blute.

Doch ich wandelte lange und ermüdend genug in den Labyrinthen einer böſen Verruchtheit; wie froh, wie froh bin ich, aus dem Dunkel ihrer Irrgänge, aus der Verwerfenheit ihrer Schlupfwinkel und aus den ſchauerlichen Abgründen ihrer Verwilderung in der milden Gegend eines ſtillen, heitern Himmels wieder frey und froh und unbefangen zu athmen; wie froh bin ich, wieder zur Gertrud, zu Glülphi, zu Arner und den vielen guten Menſchen in niedern Hütten, die ſelber in dem ſonſt ſo ſchlechten Bonnal wohnen, zurückzukehren.

Aber mußte dann mein Gemälde dieſer Verruchtheit die vielen Scenen dieſer Verruchtheit berühren? Mußte ich dann die Verirrungen ihrer Labyrinthe und das Schauerliche ihrer Abgründe in der Schande ſeiner ganzen Wahrheit zu Tag fördern?

Wer kann fragen? Muß der Isländer nicht wiſſen, daß er unter Schnee und Eis lebt? Muß der Südländer nicht wiſſen, daß er zwiſchen Schlangen und Ottern, und der Afrikaner, daß er zwiſchen Löwen und Tigern lebt, und die Bäume ſeiner Wälder voller Affen ſind? Muß der Arme in der Welt nicht wiſſen, was ihm das Brod von dem Maul weg nimmt und das Kleid ſeiner Blöſſe ihm von dem Leib reißt? Muß der Unſchuldige nicht lernen, dem Böſen zu widerſtehen und unangeſteckt und unzertreten in ſchlechten, in gefährdeten Umgebungen ſich ſelber zu helfen? Muß der Edelſinn, der im Land iſt, nicht vom Bild des Verderbens, das den Schwachen und Armen um ihn her löſtet und drängt, aufgeſchreckt werden, daß er aufwache und nicht ſchlafe, und ſein Herz ſich in ſeinem Innerſten bewege, zu widerſtehen dem Böſen, aufzuhelfen dem Guten, zu beſorgen den Verwahrloſten, zu unterſtützen den Schwachen, zu retten den Gefährdeten, zu tröſten den Leidenden, zu widerſtehen dem Unrecht und in der Demuth dennoch mit Mannskraft dem Troz der Bosheit unter Augen zu ſtehen? ! —

Ich verlaſſe den Schatten meines Gemäldes mit Bewußtſeyn, daß er ſchwarz aufgetragen werden mußte, um ſeine Wirkung nicht zu verfehlen, und gehe, ohne Abſicht, die Scenen der Schlechtheit, die ich eben berührt, auf immer zu verlaſſen, zu gründlichen Scenen des häuslichen Lebens hinüber. Aber ich fühle mich zum voraus in die Nothwendigkeit verſezt, den ſchwarzen Pinſel meiner Darſtellung bald wieder in die Hand nehmen zu müſſen.

§. 63.

Unſere Alten kannten die wahren Fundamente des Landesſegens beſſer als wir. Sie, dieſe Fundamente, gehen aus dem Heiligthum der Wohnſtube einzelner Menſchen hervor; ſie faſſen in den frommen Anſtrengungen des guten Vater⸗ und Mutterherzens ihre erſten Wurzeln, und wachſen im heiligen Boden dieſer Stuben in ihren Segenskräften empor, bis an die Stuffen des Throns.

Ich kehre aus dem Wirrwar, in dem ich Arners Thun in Zuſammenhang mit vielen Anſtöſſen einer ihn umgebenden, böſen Welt ins Aug faſſen mußte, weg und wende mich nach ein paar kleinen Stuben in Bonnal, zu ſehen, wie ſein Thun und ſeine Zwecke in dieſen Stuben, gleichſam von der Welt abgeſchnitten, daſiehen, und durch ſich ſelbſt anfangen, im Mutterboden alles wahren Welt- und Menſchenſegens, in der Wohnſtube Wurzel zu faſſen.

Wir haben daſſelbe in den erſten Tagen, in denen das Baumwollenmareili dem Glülphi und der Gertrud in der Schule an die Hand gieng, verlaſſen. Sein Einfluß, die Schulkinder von Bonnal dem Lieutenant und der Gertrud näher zu bringen und die Hinderniſſe, die ihren Bemühungen dadurch aufſtieſſen, daß ſie alle ihnen beyden ganz fremd waren, zu heben, war entſchieden. Sie wurden ihnen alle Tage weniger fremd und beſonders war ſchnell auffallend, wie die Schüchternheit der beſſern Kinder in dieſer Schule ſich in dem Grad verlor, als die Frechheit der ſchlechtern Kinder ſich minderte. Alle Tage gaben mehrere Kinder dem Lieutenant mit Freyheit und Vertrauen Antwort auf alles, was er fragte und eben ſo bothen täglich mehr Kinder der Gertrud mit lieblich lächelndem Munde die Hand, ſobald ſie ihnen die ihre mit ihrem lieblichen Lächeln anboth. Und ſo wie innere Heiterkeit und Freyheit in den Seelen der Kinder täglich mehr Platz griff, ſo ward auch mit jedem Tag größere Stille, größere Thätigkeit, größerer Eifer unter den Schulkindern ſichtbar. Sie ſelber wurden ſich unter einander täglich mehr lieb. Hie und da wurde das eine und das andere, ſelber auch arme, Kind einem Kameraden oder einer Geſpielin lieb, die daſſelbe vorher nicht kannte, nicht achtete, oder gar verachtete. Und wie vorher in der Schule Bosheiten, Narrenſtreiche und oft ſogar ſchandbare Poſſen die gröſten Schlimmlinge mit ganzen Dutzenden Kameraden verband und ſie zu Theilhabern ihrer Rohheiten und Schlechtheiten macht, ſo verbanden jezt ſchon beſſere geiſtige und gemüthliche Vorzüge, die die Kinder in ſich ſelbſt zu fühlen anfiengen, einzelne, beſonders vorzügliche Kinder mit andern, die mit ihnen die nehmlichen Gegenſtände mit gleicher Lebendigkeit fühlten und mit gleichem Intereſſe ergriff. Täglich ſtanden mehr Kinder mit Anmuth und Freyheit um die Kinder der Gertrud herum, lobten ſie, daß ſie dieſes und jenes beſſer konnten und angriffen, als ſie es konnten und mochten, und bathen ſie ſo kindlich und brüderlich, als ſie konnten, daß ſie ihnen dieſes oder jenes zeigen oder ihnen in dieſem oder jenem helfen. Einige der Reichen bothen ihnen ſogar Aepfel und Birnen oder was ſie ſonſt zu eſſen in die Schule brachten, an; aber Gertrud hatte es ihnen verbothen, ſie durften nichts von ihnen annehmen, und ſie nahmen auch nichts von ihnen an. Es war in der Führung der Gertrud eine ſtille Kraft, die dem feſten Ernſt, mit welchem Glülphi zu Werk gieng, in einem hohen Grad zu Hülfe kam und weſentlich dazu beytrug, daß die ſichtbar wachſende Lieblichkeit im Zuſammenleben dieſes Schulhauſes in keiner Rückſicht in Schwäche ausartete, und dieſes Haus mitten in ſeinem Vorſchreiten in der vielſeitigſten Kraftbildung ſeiner Kinder ſich dem heimeligen (heimathlichen) des ſich gegenſeitig in Freyheit und Frohſinn liebenden und dienenden häuslichen Lebens täglich mehr näherte, das man jetzt in irgend einer

Schule ſo ſelten findet, ohne welches aber eine jede Schule mehr ein Gewaltshaus der Abrichtung zu irgend einem Kenntniß- oder Fertigkeitsfach als eine Bildungsanſtalt zur freyen und harmoniſchen Entfaltung des ganzen Umfangs der menſchlichen Anlagen und Fertigkeiten iſt und angeſehen werden muß. Es war aber auch, wie wenn das liebe, graue Alterthum in dieſer Schulſtube wieder aus dem Grab aufſtehen und mit einem neuen Leben in Frohſinn und Thätigkeit, in Glauben und Liebe wieder entkeimen wollte. Auch das heilige, innere Band alles wahren Segens im häuslichen und öffentlichen Leben, die Religion, faßte in dieſer Stube in ihrem reinen Geiſt und in ihrer hohen Kraft wieder eine neue, liebliche Wurzel, in dem ſie ſich ſo dem Geiſt des Alterthums näherte. Er konnte nicht anders. Der gute Saamen des Alterthums iſt heilig. Lieblich ergreift er das menſchliche Herz. Der Geiſt der Frömmigkeit, der Geiſt des Gebeths iſt ein heiliger Geiſt. Gertrud erhabene Seele entkeimte in ihm; das Marcili lebte weniger erhaben, aber feſt in ihrer Wahrheit und Glülphi hob ſich mit jedem Tag im wachſenden Fühlen ihres Seegens höher empor.

§. 66.

Der Erde Segen iſt Himmels-Segen, und ohne das Himmliſche iſt nichts Irrdiſches wahrer Segen.

Die Feſtigkeit, die Deutlichkeit und die Andacht, mit welcher Glülphi täglich ſeine Schule mit Gebeth anfangen und mit Gebeth enden machte, hatte einen ſehr großen Einfluß auf den Ernſt und den freyen, entſchloſſenen Willen der Kinder zum Rechtthun und zur ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Anſtrengung, die jedes Rechtthun vorausſetzt und hinwieder bildet. Auch gefiel Glülphis Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand allgemein, ſo wie der große und vielſeitige Gebrauch, den er in ſeinem Unterricht von der Bibel machte. Beym Leſenlernen ſowie im Schreibenlernen und in den Uebungen des Gedächtniſſes waren es meiſtens Bibelſprüche, die er dazu brauchte, und ihre Redeübungen waren meiſtens Uebungen etwas zu erzählen, das ihnen aus ihrem Leben vollkommen bekannt war, oder auch von dem, was ihnen in ihrem Haus und in ihren Umgebungen begegnet und auf irgend eine Art einen ſtarken Eindruck auf ſie gemacht. Oft ließ er ſie auch beſtimmt wiederholen, was er zu ihnen geſagt oder ihnen befohlen und auch, was man ihnen zu Haus auszurichten aufgetragen. Redeübungen aus Büchern machte er für einmal mit ſeinen Kindern keine als aus der Bibel. Er fand dieſes Glaubensbuch eben darum, weil die Kinder an daſſelbe als an Gottes Wort glaubten, mehr als kein anderes geignet, ihre Kräfte in ihrem ganzen Umfang harmoniſch und allgemein in Anſpruch zu nehmen, zu ergreifen und ſie dadurch zu einer unter ſich übereinſtimmenden Anſtrengung der Kräfte ihres Herzens, ihres Geiſts und ihrer Hand zu erheben. Er fand dieſes Buch in dieſer Rückſicht, wie kein anderes, geeignet, bey ſeinen Kindern den Gefahren vorzubeugen, die die Verirrungen der ſchwachen, menſchlichen Natur und die Gewaltthätigkeit ihrer Selbſtſucht unſer Geſchlecht in ſittlicher, geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht täglich ausſetzen, zu verhüten und den Eindruck jeder Anſicht des Lebens und jedes Begegniſſes der Welt, ſowie denjenigen alles Unterrichts und aller Lehre durch Glauben und Liebe in ihrem innerſten Weſen zu heiligen und zu reinigen und ſeine Kinder durch Selbſtüberwindung zu dem Umfang der Kräfte und Fertigkeiten zu erheben und zu bilden, die die Ausübung der weſentlichen Pflichten des Menſchengeſchlechts allgemein vorausſetzen. Dieſer Ernſt in der Liebe, dieſe Sorgfalt im Glauben und dieſe Begründung des Aeuſſern durch die Heiligung des Innern, die den meiſten Eltern weſentlich durch ſeine Sorgfalt für die Gebethſtunde und für das Bibelleſen ins Aug fiel, machte beynahe allgemein im Dorf einen guten Eindruck für ihn, und gefiel vielen Leuten im Dorf, die nie glaubten, daß ſie jemals einen Gefallen an dem neuen Schulmeiſter und an dem, was er thue, haben werden. Auch das Geſchwätz, daß er den Eulenſpiegel mit der Bibel gleich viel werth achte, verlor ſich allmälig unter allen Leuten, die ſein Thun und Laſſen auch nur halb unbefangen ins Aug faßten und ſpuckte nur noch unter Leuten, die entweder wie der Harſknopf, der alte Schulmeiſter und der Ständliſänger Chriſten, verirrte Halbnarren, oder wie einige Vorgeſezten und Vorgeſeztenweiber erbitterte Schalksnarren waren. Von dieſen lieſſen es ſich freylich einige nicht ſo leicht ausreden, es ſtecke hinter dem Wort, das er doch ſo offenbar und gewiß geredt habe, ſicher und gewiß etwas mehr, als man jezt daraus machen wolle. Einige von dieſen glaubten aber freylich ſelbſt nicht, was ſie ſagten, aber thaten darum denn auch deſto eifriger, als wenn ſie es glaubten. Dieſer Art Leute wiederholten jezt, mehr als ſie es vorher gethan hatten, das Wort: man könne mit Leuten, denen dergleichen Aeuſſerungen, wenn auch wider ihren Willen, entfahren, nicht genug auf ſeiner Hut ſeyn. — Einige von ihnen giengen ſogar ſoweit, daß ſie ſich im Stillen wieder dahin äuſſerten: man könne und dürfe dergleichen, in die Religion eingreifenden Thatſachen Gewiſſenshalber nicht unterdrücken und nicht abläugnen, wenn auch ſelber das Schloß und das Pfarrhaus zum Unterdrücken ſolcher Wahrheiten helfen würden, wie dieſes jezt wirklich der Fall zu ſeyn ſcheine, und wie es auch bei der Teufelsgeſchichte des Vogt Hummels, die auch ſo wieder das Zeugniß von vielen Menſchen, die es gehört haben, unterdrückt und weggeläugnet worden, der Fall geweſen ſey. — Doch waren auch dieſe Leute durch die Unſchuld, mit welcher die Kinder alle Tage von der Sorgfalt des Lieutenants in Rückſicht auf die Gebethſtunde und das Bibelleſen der Kinder ſoweit genirt, daß ſie in ihren diesfälligen Aeuſſerungen anfiengen, hie und da hinter den Berg zu fragen und ſich in acht zu nehmen; wem ſie ſelbige vertrauten. Bey den Unbefangenern war es jezt eine ausgemachte Sache, daß das Gerede mit dem Eulenſpiegel, wie es im Dorf herumgetragen worden, ein Mißverſtand geweſen ſeyn müſſe, und das Zutrauen der mehrern Eltern für den Glülphi wuchs von Tag zu Tag. Einige derſelben und ſogar einige von denen, die er den erſten Schultag zur Thüre hinausgeſtellt, lieſſen ihn jezt durch ihre Kinder gar freundlich grüſſen und fragen: ob ſie jezt nicht einmal kommen und ſehen dürfen, wie er mit ihren Kindern Schul halte. Er ließ ihnen antworten, wenn ſie ſtill, ohne Geräuſch mit einander da ſizen wollen, ſo daß alles ſeinen Weg fortgehen könne, wie wenn niemand da wäre, ſo möge er es wohl leiden; aber er ſage ihnen zum voraus, er könne ſich nicht mit ihnen abgeben und dürfe keine Zeit mit Schwazen verlieren.

Dieſe Antwort gefiel zwar bey weitem nicht ſo allgemein als ſein Bethen und Bibelleſen. Es erneuerte ſich vielmehr vielſeitig wieder das Gerücht, er ſey zu ſtolz für einen Schulmeiſter.

Zwar widerſprachen dieſer Meynung alle Tage mehr Kinder und ſagten: er ſey gewiß, gewiß nicht hochmüthig. — Aber die meiſten Eltern lieſſen ihnen aus ihrer Meynung nichts gehen und antworteten ihnen: ihr verſteht das nicht; wenn er ſchon mit euch freundlich und gut iſt, ſo kann er doch hochmüthig ſeyn.

Einer der pfiffigſten Vorgeſezten ſagte zu ſeiner Frauen: es iſt in der Schule und bey den Kindern für ihn keine Materie (Stoff) da, um ſtolz zu ſeyn oder ſtolz zu thun; auch die hochmüthigſten Leute ſind eben nicht allenthalben hochmüthig; ſie kriechen oft vor denen, die höher als ſie ſind, und ſind oft mit dem Bettler auf der Straſſe freundlich und mit ganz gemeinen Leuten im Land oft ſogar höflich; ſie zeigen ihren Stolz nur gegen Leute, die etwas weniges mehr als ſie ſind, gegen die ihres gleichen und gegen die, ſo auch gern ſo viel ſeyn möchten, als ſie ſind.

Es iſt mit dem Stolz der Leute, ſo gewiß als die Sonne ſcheint, wie du ſagſt, antwortete die Frau; wir haben an unſerm Junker ſelber das auffallendſte Beyſpiel. Er ſcheint bey gewiſſen Leuten oft ſo demüthig als hie und da ein Prälat vor dem Altar und ein Kloſterbruder vor dem Prälat.

Der Mann erwiederte: du haſt vollkommen recht. Er giebt ſelber Männern und Weibern, die ſich kaum des Bettelns erwehren mögen, die Hand, wie wenn ſie ſeinesgleichen wären, und iſt dann wieder mit Herrſchaften, die er nicht mag, oder die ihm ungelegen zum Beſuch kommen, ſo grob, als wenn ſie ihre Herrſchaften von ihm zu Lehen empfangen hätten.

Der Mann und die Frau ſchwatzten noch eine Weile über ſeine Grobheit, die er auch gegen ſeine Bauern im Dorf zeige.

Und am End ſagte der Mann mit einem Mißmuth, daß man denken möchte, es wäre ihm ſelber ſo etwas begegnet: es muß ein Bauer nur einen groſſen Hof, viel Vieh im Stall und viel Korn auf der Schütti haben, ſo kann er ſicher ſeyn, der letzte Bettler im Dorf hat's beſſer bey ihm und wird freundlicher aufgenommen und angeſehen als er.

So hatte des Glülphis Antwort an die Männer und Weiber, die gern wieder in ſeine Schule gegangen wären und viel mit ihm geſchwatzt hätten, das alte Gered über ſeinen Hochmuth wieder aufgewärmt. Aber das war auch jetzt das einzige, das man ihm öffentlich und laut vorwarf. Zu ſeinem Glück aber that ein Regentag auch dieſem Gered großen Abbruch.

Es iſt eine Ordnung in Bonnal, daß ſeit zwanzig Jahren ein verfaulter Steg vor dem Schulhaus nicht einmal wieder gemacht worden, und die Kinder, wenn's ein paar Tage nach einander geregnet, faſt bis an die Waden hinauf naß werden müſſen, wenn ſie über die Kengelgaß in die Schule wollen.

Aber das erſtemal, da der Glülphi die Gaſſe ſo voll Waſſer ſah, ſtand er, ſobald die Kinder anfiengen zu kommen, in vollem Regen in die Mitte der Gaſſe hinein und hob eines nach dem andern über den Bach.

Das dünkte ein paar Männer und Weiber, die gerade vor der Schule über wohnten, und juſt diejenigen, die am meiſten klagten, er möge den Leuten vor Hochmuth kaum guten Tag und gute Nacht ſagen, gar luſtig.

Sie hatten eine rechte Freude daran, zu ſehen, wie er in ſeinem rothen Rock durch und durch naß werde, und bildeten ſich ein, er möge es keine Viertelſtunde erleiden, und werde ihnen augenblicklich rufen: ob ihm dann niemand helfen könne?

Aber da er fortmachte, wie wenn keine Katze, geſchweige ein Menſch, um ihn herum wohne, der ihm helfen könnte, und Haar und Kleid und alles an ihm traufte und er immer noch keinen Schatten Ungeduld zeigte, und immer noch ein Kind nach dem andern hinüberlupfte, fiengen ſie doch an, hinter ihren Fenſterſcheiben zu ſagen: er muß doch ein guter Narr ſeyn, daß er ſo lang fortmacht und wir müſſen uns, ſcheint es, doch geirrt haben; wenn er hochmüthig wäre, ſo hätte er ſchon lange aufgehört.

Endlich krochen ſie gar aus ihren Löchern hervor, ſtanden zu ihm zu und ſagten: ſie haben es nicht eher geſehen, daß er ſich ſo viele Mühe mache, er ſolle doch heimgehen und ſich tröcknen, und ſie wollen die Kinder ſchon hinüberlupfen, ſie mögen es eher erleiden als er, ſie ſeyen ſich eher gewohnt.

Noch mehr: ſie wollen noch, ehe die Schule aus ſey, ein paar Tannen zuführen, daß wieder ein Steg ſey wie vor altem.

Sie ſagten es nicht bloß. Ehe es 11 Uhr läutete, war wirklich ein Steg da, daß die Kinder nach der Schule trocknen Fuſſes über den Bach gehen konnten.

Und auch die Klage über ſeinen Hochmuth verlor ſich jetzt, da die zwey Nachbarsweiber, die am ſchlimmſten über dieſen Punkt über ihn klagten, ihr Lied darüber anders anſtimmten.

§. 67.

Es erſcheinen wieder höhere Anſichten über das Schulhalten.

Die liebevolle Unſchuld der Gertrud, das feſte Benehmen des Baumwollenmareilis, ſowie die ausgezeichneten Kenntniſſe, die großen Lebenserfahrungen und die unermüdliche Thätigkeit des Lieutenants konnten nicht anders, als auf den guten Fortgang der Schule einen entſcheidenden Einfluß haben. Da ſich das Baumwollenmareili, nachdem es etwas mehr als eine ganze Woche vom Morgen bis an den Abend in der Schule war, zurückgezogen, indem es dem Hausweſen ſeines Bruders nicht länger mangeln konnte und das, warum Gertrud es gebethen, ihnen an die Hand zu gehen, ſoviel als gänzlich erzielt war, ſtellte Glülphi noch eine Margreth zur Hülfe an. Dieſe Frau war in den häuslichen und weiblichen Arbeiten allgemein in einem hohen Grad geübt und erfahren, und ſelbſt unermüdet im Arbeiten, im Lehren der Arbeiten ſo ſtreng als ſie im Leiten und Zeigen derſelben geſchickt war. Er hatte ſie nothwendig, denn er war entſchloſſen, ſeine Schule ſolle weſentlich als ein fortdauerndes Bildungsmittel des häuslichen Lebens und aller Angewöhnungen, deren daſſelbe bedarf, daſtehen, um nicht weniger als in eine einſeitig beſchränkte, von dem Geiſt und den Endzwecken des häuslichen Lebens getrennte und ſogar ihnen nachtheilige, ſie hemmende und ſtörende Bildungs- und Unterrichts-Anſtalt ausarten.

Das Wort der Gertrud: „jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, iſt verflucht,“ — war ihm ſtets vor den Augen, und er wiederholte mehreremal bey ſich ſelbſt die Worte: jede Schule, die die Kräfte des häuslichen Lebens im Kind ſtört und daſſelbe aus ſeinem, den ganzen Umfang ſeiner Kräfte gemeinſam und harmoniſch bildenden, Segen herausführt und demſelben ſtörend entgegen wirkt, geht von der Sünde aus und führt hinwieder zur Sünde. Die Erhaltung und Stärkung des häuslichen Sinnes und ſeines Lebens im Glauben und in der Liebe, im Bethen und Arbeiten, im täglichen Anſtrengen ſeiner Leibs- und Seelenkräfte für Zeit und Ewigkeit, im kindlichen, liebevollen, ſich aufopfernden Hingeben für ſeine Pflichten, im ſtillen, die Welt und alles, was darin iſt, vergeſſenden Einſchließen ſeiner ſelbſt in ſeinem Kämmerlein, dieſes Leben des wortleeren und kraft- und thatenvollen chriſtlichen Menſchen als Fortſetzung der h. Angewöhnung einer jeden chriſtlichen Wohnſtube durch die Schule in der That und Wahrheit zu fördern, zu befeſtigen und zu ſichern, war jetzt das einzige Ziel ſeiner Schule. Auch hielt er dafür, die Schulbildung müſſe die Lücken, welche die zum Theil einſeitige und beſchränkte Ausbildung der Arbeits- und Berufsfertigkeiten, die das häusliche Leben zu ertheilen vermag, offen läßt, auf alle Weiſe auszufüllen trachten. Er ließ desnahen auch im Anfang der dritten Woche die Hobelbänke, die Drehſtühle, die Schmiede, die Spitztrucken und Arbeitstiſche, die der Junker für die Schule nach Bonnal kommen laſſen, die aber bis jetzt im Pfarrhaus in Verwahrung geblieben, in die Schulzimmer bringen, um ſeine Kinder ſogleich thatſächlich in den weſentlichen Fertigkeiten des bürgerlichen Berufslebens zu üben. Mit jedem Tag war ihm heiter, die Arbeitſamkeit, die phyſiſche Thätigkeit unſers Geſchlechts ſey das wahrhafte, heilige und ewige Mittel der Verbindung des ganzen Umfangs unſrer Kräfte zu einer einzigen, gemeinſamen Kraft, zur Kraft der Menſchlichkeit. Alle Tage ſah er mehr, wie die Arbeitſamkeit den Verſtand bildet und den Gefühlen des Herzens Kräfte giebt, wie ſie das den Kräften und der Reinheit des Lebens tödtliche Schweifen der Sinne verhütet, der Einbildungskraft die Thore ihrer Verirrungen zuſchließt, den eitlen Zungen die Spitze ihrer Geſchwätzigkeit abſtumpft, den Pflichtſinn unſerer Natur vor ſeinem Verderben bewahrt und von den Schwächen zurückführt, unſer Maulbrauchen über das Thun für das Thun ſelber und unſer Geſchwätz über Heldengröße für Heldengröße, und unſer nichtiges Träumen über die göttlichen Kräfte des Glaubens und der Liebe für dieſe Kräfte ſelber anzuſehen. Dieſe höhern Anſichten über die menſchliche Ausbildung waren es, warum er Drehſtuhl, Hobelbank, Spitztrucken, Nähkiſſen u. ſ. w. in ſeine Schule aufnahm. Aber erzählen, wie er jedes einzelne dieſer Arbeitsmittel gebraucht hat, das will ich ſo wenig, als ich erzählen will, wie er ſeine Kinder leſen, ſchreiben und rechnen gelehrt. Daß er es auf die vorzüglichſte und erprobteſte, beſte Weiſe zu thun geſucht, das verſteht ſich von ſelbſt. Aber ich will jetzt kein Schulmeiſterbuch mader für das A B C noch für das Hobeln und Drehen und für keine einzige nothwendige Schulübung ſchreiben.

§. 68.

Sonntagsverſammlungen, die möglich waren, ſo lang der Kulturzuſtand unſers Welttheils noch ſo weit zurück war, daß nicht alle Schneider, Schuhmacher, alle Subſtituten der Unterſekretärs, alle mouchards, Weibel mit ihren Weibern jeden Sonntag an den ſinnlichen Vergnügungen der höhern Stände, an Bällen, Comödien, Tanzpartheyen, Gaukelſpielen, Hazardſpielen ꝛc. ꝛc. Theil nehmen, und wenn ſie es nicht thun, unter ſich ſelber zum Geſindel gerechnet werden, mit welchen Leute auch nur von einiger Diſtinction und Lebensart nichts zu thun haben können und ſich nicht zu ihnen zählen dürfen.

Arner und Thereſe kamen jeden Sonntag mit dem Pfarrer, der Frau Pfarrerin und dem Baumwollenmeyer, ſeiner Schweſter und der Gertrud zuſammen. Man mißdeute mir das Wort nicht, ich ſpreche, es war eigentlich eine Regierungsverſammlung für das Dorf. Ich meyne, der Geiſt und das Herz, der alle Perſonen, denen die Verwaltung und Beſorgung eines Dorfs anvertraut iſt, beherrſchen ſollte, lebte in einem hohen, die Menſchennatur erhebenden und befriedigenden Grad in dieſen Perſonen. Es geſchah nichts gutes, nichts löbliches im Dorf, das in dieſer Verſammlung nicht zur Sprach kam, und nicht bey einem oder dem andern Glied dieſer Verſammlung thätige Theilnahme fand; aber viel Böſes, das im Dorf vorgieng, wurde, wenn es auch ſchon einigen Gliedern der Verſammlung bekannt war, darin doch nicht berührt, denn ſie hatten alle den Grundſatz, es ſey umſonſt, über die ſauern Früchte eines Baums, der ungezweit, (ungeproſt) in der Wildniß aufgewachſen, zu klagen, man müſſe anſtatt deſſen die geſündeſten und ſchönſten Zweige, die er habe, ausſuchen und neue und beſſere Früchte darauf impfen und zweien. Das ſuchten die Glieder dieſer Verſammlung alle mit ernſtem Fleiß und großer Sorgfalt, Anſtrengung und Treue zu thun. Sie forſchten jeder kleinſten Spur von etwas Gutem, das mitten im Verderben des ganzen Dorfs bey einzelnen Eltern und Kindern noch da war, mit thätigem Eifer nach, und fanden wirklich hie und da etwas Gutes, Erfreuliches und ſogar Herzerhebendes, wo man es gar nicht erwartet, und wo man es, wenn man es nicht geſucht, auch gewiß nicht gefunden hätte. Das Baumwollenmareili erzählte am allermeiſten, wie viele, auch von den ſchlechteſten, Eltern anfangen, ſeitdem ihre Kinder zu Glülphi in die Schule gehen, auf ſie aufmerkſamer zu werden und zu rühmen, wie ſie zu Haus weit freundlicher und gefälliger mit ihren Geſchwiſterten und aufmerkſamer und thätiger in allem ſeyen, wodurch ſie ihren Eltern Freude machen können.

Das war aber auch nicht anders möglich. Glülphi und Gertrud thaten alles Mögliche, den reinſten, thätigſten, häuslichen Sinn durch ihre Schulführung in ihren Kindern zu wecken und zu beleben und zwar nicht blos mit eiteln, leeren Worten und Lehren, ſondern thatſächlich, einerſeits durch Angewöhnung einer ununterbrochenen Thätigkeit, anderſeits durch eine eben ſo ununterbrochene Belebung eines frohen und freyen, heitern, lieblichen Sinns und einer damit verbundenen, herzlichen Theilnahme an allen Begegniſſen, die in ihren Umgebungen die zärtern Fäden des menſchlichen Herzens ergreifen und in edeln, reinen Gefühlen reg erhalten konnten.

So wie er überzeugt war, die Denkkraft des Menſchen bilde ſich nicht durch das Reden über das Denken, ſondern durch das Denken ſelber, und hinwieder, die Kunſtkraft und die Fertigkeiten, deren ſie bedarf, bilden ſich nicht durch das Reden über die Kunſt, ſondern durch das Arbeiten der Kunſt, ſo war er auch überzeugt, Glauben und Liebe bilden ſich nicht durch das Reden über dieſe hohen und heiligen Fundamente unſers innern Lebens, ſondern durch die Thatſache des Lebens im Glauben und in der Liebe.

Dieſer Ueberzeugung getreu that er dann auch in Verbindung mit der Gertrud alles, in ſeiner Schulführung die Thatſache des Glaubens und der Liebe bey ſeinen Kindern auf alle Weiſe zu beleben und zu bilden, überzeugt, daß alle, auch noch ſo heitere, Erklärungen über Glauben und Liebe und alle, auch noch ſo warm ausgeſprochene Worte darüber ohne inneres, wirkliches Leben im Glauben und in der Liebe ein leerer Wind ſey, von dem das zu unterrichtende Kind eigentlich nie weiß, woher er kommt und wohin er weht.

Gertrud und er thaten vom Morgen bis am Abend alles, das Zutrauen und die Liebe der Kinder wirklich zu erhalten. Sie ſtanden in jedem Augenblick und in jedem Verhältniß mit liebender, ſchonender und helfender Kraft neben ihnen. Ueberzeugt, daß nur der Vertrauen findet, der kraftvoll und mächtig daſteht für das, was er will und ſich liebevoll und ſchonend geneigt zeigt, mit ſeiner Kraft dem zu dienen, der ihrer bedarf; überzeugt, daß das wahre Vertrauen der Menſchen nur aus Thaten hervorgeht, die den Dank jedes guten Menſchenherzens anſprechen, ſuchten beyde, Gertrud und er, das Dankgefühl der Kinder gegen ſie durch ihre Thätigkeit und Liebe täglich rege zu machen, und da ſie eben ſo den Zuſammenhang des guten, menſchlichen Vertrauens mit dem Zutrauen auf Gott, mit dem Glauben an Gott mit innigem, warmem Gefühl erkannten, ſo thaten ſie auch alles, das Gefühl ihrer Kinder für die Gutthaten Gottes lebhaft in ihnen zu entfalten und trachteten dahin, daß dieſe Gutthaten ihnen als Thatſachen ihres innern und äuſſern Lebens täglich lebendig vor ihren Augen ſtehen und ſo die Gefühle der Dankbarkeit in ihnen erzeuge, aus deren wirklichem Daſeyn Vertrauen und Liebe zu Gott nothwendig hervorgehen müſſen. Glülphi war innig von dem Grundſatz überzeugt: das Leben bildet und das bildende Leben iſt nicht Sache des Worts, es iſt die Sache der That, es iſt Thatſache. — Er begründete alſo ſeine Bildung der Kinder zur Liebe und zur Flammenglut ihres innern, heiligen Weſens nicht durch das Hören und Auswendiglernen von Sprüchen über die Liebe und über ihren Segen, ſondern durch die thätliche Liebe ſelber, zu der er ihnen täglich Gelegenheit, Reiz, Beyſpiel und Aufmunterung gab. Er führte ſie zum wirklichen Leben in der Liebe. Er ſtellte ihnen die Thatſache der Noth, des Leidens und des Elends vieler Menſchen rührend vor ihre Sinne. Es war nicht das Bild des Elends von Menſchen, die tauſend Jahre vor ihnen gelebt oder tauſend Stunden entfernt von ihnen wohnen, es war das Leiden und das Elend von Menſchen, die ihnen nahe ſtanden, deren Thränen ſie in ihren Augen ſahen, deren Hunger aus ihrem Geſicht zu ihnen ſprach, und die in Blöſſe und Nacktheit vor ihnen zu ſtanden und aus Mangel von Bildung unbehülflich und ungewandt ſich in ihrer Noth nicht zu helfen wußten. Er ſuchte durch die lebendigen Anſchauungen des Elends ſelber die Herzen der Kinder zur Theilnahme an allen Schickſalen ihrer Mitmenſchen und zum thätigen Mitleiden und Erbarmen ihrer Noth zu erheben und ſelber in Noth und Armuth zum ernſten Nachforſchen über die Mittel, der Noth und dem Elend der Menſchen abzuhelfen, hinzuführen. Auch leitete er dieſe Aufmerkſamkeit ſeiner Kinder auf die Noth und das Elend ihrer Nebenmenſchen vorzüglich auf ihre nächſten Umgebungen, überzeugt, daß das Herz der Menſchen vorzüglich und am ſtärkſten durch die Noth der Seinigen angeregt, angeſprochen und belebt wird. So, wenn ein Menſch im Haus eines ſeiner Schulkinder krank war, ſey es Vater, Mutter, Geſchwiſterte oder auch der letzte Knecht oder die letzte Magd im Haus, fragte er dieſes Kind allemal und zwar im erſten Augenblick, in dem er in der Schule erblickte, wie ſich ſein Kranker befinde, und das Kind mußte ihm umſtändlich und beſtimmt darüber Rede und Antwort geben. Er ließ ſich in ſolchen Fällen gar nicht mit halben Worten abſpeiſen, er fragte ſo beſtimmt, daß wenn das Kind daheim dem Kranken nicht ſelbſt nachgefragt, es im Augenblick als darüber unwiſſend vor ihm da ſtand, und denn gab er ihm das Unrecht ſeiner diesfälligen Unwiſſenheit ſo zu fühlen, daß es ſich ſchämte und hernach gewiß nicht wieder in die Schule kam, ohne vorher genau nachzufragen, wie ſich ſein Kranker befinde. Er fragte auch jedesmal die Kinder, ob ſie auch ſelber mit dem Kranken geredt und ob ſie ſich beſtreben, ihm ſeine Krankheit auch zu erleichtern und wenn's auch nur dadurch wäre, daß ſie in ſeiner Nähe ſtill ſeyen und kein Geräuſch machen, damit der Kranke ruhig ſeyn könne. Die größern dieſer Kinder fragte er allemal auch noch, ob ſie ihrem Kranken nicht auch wachen und ob ſie es etliche Nächte nach einander aushalten mögen, und zeigte ihnen ſeine Freude, wenn ſie ſagten, ſie mögen es wohl erleiden und er es ihnen anſehe, daß ſie es gerne thun. Er unterließ auch nie, wenn er ſo mit einem Kind über einen kranken Hausgenoſſen redte, es allemal zu fragen: betheſt du auch alle

Morgen und alle Abend für deinen Kranken, daß ihm der liebe Gott bald wieder zu ſeiner Geſundheit verhelfe? und wenn er wußte, daß der Kranke arm oder wenigſtens nicht in Umſtänden war, daß er das, was ihm in ſeiner Krankheit nahrungs- und arzneyenhalber helfen konnte, ſich leicht anzuſchaffen, ſo fragte er das Kind umſtändlich, wie der Kranke diesfalls beſorgt ſey, und wenn er ſah, daß das, was nothwendig wäre und ihm wohl thun würde, mangelte, ſo ſagte er es augenblicklich der Frau Pfarrerin, berichtete es ins Schloß und redte oft auch mit dem Baumwollenmeyer und ſeiner Schweſter darüber, und fand immer zu dem, was hierin nothwendig war, immer leicht Hülfe für ſeine Kranke, und wenn er etwas für ſie aus dem Pfarrhaus oder ſonſt woher bekam, ſo forderte er die Kinder der reichſten Bauern auf, es dem Kranken zu bringen; dann begegnete oft, daß die Eltern dieſer Kinder ſich ſchämten, dieſen Kranken nicht auch etwas mitzuſenden und etwas zu dem hinzulegten, was Glülphi ihnen gab. Das freute dann die Kinder gewöhnlich ſo ſehr, daß ſie es auch den andern erzählten, und ſo ward es denn ſehr bald zur Gewohnheit, daß faſt allemal, wenn arme Kranke im Dorf waren, die Kinder der reichen Bauern ihre Eltern ſelber um etwas für dieſelben bathen, und es ihnen zubrachten. Auch arzneyenhalber war Glülphi in dieſen Fällen äuſſerſt ſorgfältig. Wenn die Leute aus Ungeſchicklichkeit oder Armuth nicht zum Arzt giengen, ſo gieng er ſelber oft zum Doctor Müller, redte mit ihm über den Kranken, und brachte ihn oft ſelber an ſeiner Hand an das Bett des Kranken.

In dieſem Geiſt war es, daß er ſeinen Unterricht über Glauben und Liebe* thatſächlich begründete, und daß die Kinder dieſen Unterricht wohl verſtanden, zeigten ihm oft weit mehr Thränen ihrer Rührung in ſtillem und wortleerem Schweigen als paſſende Antworten auf das Wörtliche des Unterrichts vom Glauben und der Liebe, das alſo innerlich begründet, aber ohne großes Gewicht auf das Wörtliche dieſes Unterrichts zu legen, gegeben wurde.

Die nehmlichen Anſichten und Grundſätze, die er in Rückſicht auf die Entfaltung des Herzens zum Glauben und zur Liebe hatte, hatte er auch in Rückſicht auf die Entfaltung des menſchlichen Geiſts zur Denkkraft. Er gieng auch hierin weit mehr thatſächlich als durch Worterklärungen zu Werk. Sein Unterricht im erſten Kunſtmittel der Verſtandesbildung war meiſtens nichts anders, als eine ſorgfältige Bemühung, dem Kind in dem, was es ſelber gern wörtlich ausdrücken möchte und noch nicht konnte, mit dem Wort, das es ſuchte, nachzuhelfen und überhaupt ſich über das, was ihm ſeine äuſſern und innern Sinnen ſchon zum vollendeten Bewußtſeyn gebracht haben, auch mit Beſtimmtheit ausdrücken zu können. Das Fundament der Redübungen ſeiner Kinder war alſo weſentlich ihr Leben ſelber. Er ließ ſie ſich gar oft erzählen, was ſie den Tag über gethan und ſie gar oft beſtimmt und umſtändlich über das erklären, was ſie am meiſten intreſſirt, ihnen am meiſten Freude gemacht oder auch ſehr mißfallen; kurz, er machte ſie vorzüglich über ſolche Dinge ſich beſtimmt erklären, wofür ſie eben ſo vorzüglich innerlich in Freud oder in Leid belebt waren, und indem er alle Kunſtmittel der Geiſtesbildung, die in ſeiner Gewalt waren, für ſeine Kinder benutzt, legte er das größte Gewicht der Verſtandesbildung auf die Arbeit ſelber, indem er überzeugt war, daß die Arbeitſamkeit vorzüglich geeignet iſt, das Gleichgewicht der menſchlichen Kräfte, woraus alle richtige Urtheile und mit ihnen alle Reſultate des reinen menſchlichen Denkens weſentlich und faſt allgemein hervorgehen, zu erhalten und zu ſtärken. Auſſer dem innern, gemeinbildenden und ſich gegenſeitig unterſtützenden Zuſammenhang der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Anſtrengung liegt in der Natur der Arbeitſamkeit nicht nur eine zwingende Hinlenkung unſrer Geiſteskräfte zu einer ununterbrochenen Aufmerkſamkeit, Sorgfalt und Gedächtlichkeit, dieſen weſentlichen Bildungsfundamenten alles Denkens. Aber nicht nur das, es liegt auch in der Natur aller Arbeitſamkeit und in dem Stoff der zu bearbeitenden Gegenſtände gleichſam ein Nothzwang zum Glauben an die Wahrheit ihrer Anſprüche an die Unterwerfung unter alle Geſetze, die unabänderlich in ihrer Natur liegen und jeden Widerſpruch gegen Wahrheit auf der Stelle ſtrafen, indem ſie in der Anſicht deſſen, was wahr oder falſch ſich nicht mit Träumen verführen und nicht mit Worten darüber mit ſich markten laſſen, ſondern jeden Verſuch der Selbſtſucht zur Selbſttäuſchung auf eine Weiſe beſchämen, wie der feinſte Dialektiker auch den elendeſten Verſuch der Selbſtſucht zur Selbſttäuſchung bey wörtlichen Nachforſchungen über im Streit ſtehende Anſicht, nicht leicht zur Beſchämung des Unrecht habenden Theils auseinander ſetzen und unwiderleglich darſtellen kann. So wichtig iſt die Benutzung der Arbeitſamkeit zur Begründung der weſentlichen Mittel zum Forſchen nach Wahrheit, zur Ausbildung der Denkkraft, zur Beſiegung der Ungeduld im Voreilen unſerer Urtheile und zur Bekämpfung der Einmiſchung der ſinnlichen Luſt und der ſinnlichen Unluſt, die uns ſo oft dahin reiſſen, mit beyden Händen nach den Lügen zu greifen, um ſie zu erhaſchen, und der Wahrheit den Rücken zu kehren und ihr, wenn ſie uns auch vor den Augen liegt und durch alle fünf Sinne ſich an uns andrängen will, dennoch mit Händen und Füſſen ihr widerſtreben. So ſehr hatte Glülphi in ſeinem Grundſatz recht, die phyſiſche Anſtrengung des Menſchen als ein weſentliches Fundament ſeiner Verſtandesbildung und ſeiner Wahrheitsfähigkeit anzuſehn und zu erkennen. Wenn wir jetzt auch die Bildung zur Kunſt geſondert von der Herzens- und Geiſtesbildung als phyſiſche Bildung anſehen, wie ſie vorzüglich als Erwerbs- und Berufsſache kann und muß ins Aug gefaßt werden, ſo theilen ſich ihre Mittel eben wie die einzeln ins Aug gefaßten Mittel des Herzens- und der Geiſtesbildung weſentlich in reine Mittel zur Entfaltung der phyſiſchen Kräfte, die aller Kunſt zum Grund liegen und denn in Bildungsmittel zur Anwendung der entfalteten Kräfte in beſtimmten Künſten und Berufen.

Die phyſiſchen Kräfte, deren Entfaltung hiefür erzielt werden muß, ſind die Kräfte unſerer fünf Sinne und unſrer Glieder und vorzüglich des Augs und der Hand. Das Augenmaß und die feſte Sicherheit der Hand iſt die äuſſere Baſis aller Kunſt, und je wichtiger, ich möchte ſagen, je kunſtreicher die Kunſt, der Erwerb und Beruf, zu welchem ein Kind geführt werden muß, iſt, deſto vollendeter müſſen auch die Mittel zur Entfaltung der Kraft des Augenmaſſes und der Sicherheit der Hand ſeyn. Die Bildung zu beyden aber geht hinwieder offenbar vom Leben ſelber, von der das Ganze unſrer Natur ergreifenden Strebkraft des Augs und der Hand zur Entfaltung ihrer ſelbſt aus. In dieſer Strebkraft aber liegen denn auch die unwandelbaren Geſetze, nach welchen die diesfälligen Anlagen der Menſchennatur von den erſten, ſchwachen Aeußerungen ihres Daſeyns an bis zum Darlegen der äuſſerſten, höchſten Kraft, zu welcher ſie ſich zu erheben vermögen, ſich ſelber bey jedem einzelnen Menſchen zu entfalten ſtreben. Aber dieſes Leben der Menſchen iſt einzeln. Das, was es durch ſeine zerſtreute Erſcheinungen zur Entfaltung unſrer Kräfte gethan hat und noch thut, bleibt in ſo weit auf einzelne Menſchen beſchränkt, und wirkt in ſo weit nur zufällig auf das Ganze unſers Geſchlechts. Die Kunſt aber kann durch regelmäßige, zuſammengeſtellte Formen und Mittel tauſenden geben, was das ſich ſelbſt überlaſſene Leben nur hie und da einzelnen Menſchen ertheilt. Aber wenn die Kunſt dieſes mit Erfolg zum wirklichen Segen des Menſchengeſchlechts thun ſoll, ſo iſt offenbar, ſie muß in den Formen und Mitteln ihrer Einmiſchung weſentlich von dem ausgehen, was die Natur zur Entfaltung dieſer Kräfte ſelbſt thut, und ſich hierin den ewigen Geſetzen unterwerfen, nach welchen dieſe ihnen vorgehend die Kräfte der Menſchennatur ſelber entfaltet. Das aber, was hierin in Rückſicht auf die Entfaltung unſrer Kunſtkräfte wahr iſt, iſt auch in Rückſicht auf die Anwendung dieſer Kräfte gleich wahr. Das Leben bildet und leitet die Anwendung unſrer entfalteten Kräfte, wie es die Entfaltung derſelben ſelber bildet und leitet. Es führt den einzelnen Menſchen nach ſeinen Verhältniſſen, Lagen und Umſtänden herrſchend und zwingend dahin, ſeine entfalteten Kunſt-, Erwerbs- und Berufskräfte äuſſerſt verſchieden, d. h. als Bauer, als Handwerker, als Künſtler, als Kaufmann ꝛc. ꝛc. in dieſen Berufen ſelber anzuwenden, um ſelbige durch die Anwendung zur vollendeten Reifung zu bringen; und das, was diesfalls auf dieſe Berufe wahr iſt, das iſt es auch in Rückſicht auf den Einfluß des Lebens auf die höhere Kunſt. Ich kann aber hierin nicht ins Umſtändliche, das darüber Licht geben kann, eintreten, und ſage nur dieſes: eine erbärmliche Zeit, in der das Menſchengeſchlecht in tiefer Abſchwächungs-Verwilderung vor den Augen der Kunſt ſteht, bildet nicht leicht den hohen Kunſtgeiſt der Bildhauer Griechenlands, nicht einmal denjenigen der Mahler des Mittelalters. In jedem Fall aber muß die Bildung zur Kunſt als Bildung phyſiſcher Kräfte, eben wie die Bildung des Geiſts, mit dem erſten Bedürfniß der Gemeinbildung unſerer Kräfte zur Menſchlichkeit in Uebereinſtimmung gebracht, d. h. den Anſprüchen der gebildeten, ſittlichen Kraft, den Anſprüchen des Glaubens und der Liebe untergeordnet werden. Noch muß ich meiner Anſicht über die phyſiſche Bildung zur Kunſt dieſes beyfügen: in der pſychologiſch geordneten Bildung des Augenmaſſes und der Hand, wenn dieſe in Zahl und Form, d. h. in die

Denkkraft bildenden und dafür berechneten Mitteln des Zählens und Meſſens gegeben worden, liegt der ganze Umfang des geiſtigen Weſens aller Kunſt, ſo daß wenn hierin und durch dieſe Mittel der Geiſtesbildung des Kinds ein Genüge geſchehen, ſo bleibt eigentlich in Rückſicht auf die phyſiſche Ausbildung der Kunſt nichts weiter zu thun übrig, als die ſpezielle Uebung des Augs im Anſchauen einzelner Gegenſtände der Künſte und Berufe, zu denen das Kind gebildet werden muß, und denn die Bildung der Hand zu der vielſeitigen Gewandtheit und Kraftanſtrengung, deren es zur äuſſern Darſtellung und Ausübung der geiſtig begriffenen und innerlich in ſich ſelbſt vollendeten Anſichten der Kunſtwerke und Berufsarten, zu deren Ausführung es Neigung oder Bedürfniß in ſich ſelbſt fühlt. Aber auch dieſe Anſicht, d. h. die weitere Darlegung, wie die Hand zu den verſchiedenen Bewegungen und Kraftanſtrengungen zu ſolchen einzelnen Kunſt- und Erwerbszwecken durch lückenloſe Reihenfolgen von Uebungen gebildet werden könne und gebildet werden müſſe, führte hinwieder zu weit, als daß ich mich jetzt hierüber weiter äuſſern könnte.

§. 69.

Fortſetzung der Folgen dieſer Sonntagsverſammlungen, die aber, wie geſagt, in einem Zeitpunkt und bey einer Lebensweiſe nicht ſtatt finden können, wo die Menſchen durch die Sitten der Zeit und des Landes aus aller Einfachheit, Unſchuld und Reinheit des häuslichen Lebens nicht blos herausgelockt, ſondern ſelber herausgetrieben werden, wenn ſie auch nur von ferne als Leute von einiger Diſtinction, Lebensart und Bildung, ich will nicht einmal ſagen, als Leute von gutem Ton angeſehen werden wollen.

Da die Glieder der Sonntagsverſammlung keinen Anlaß verſäumten, wo ſie irgend einem Menſchen von Bonnal ein gutes Wort geben und mit ihm von dem Befinden ſeiner Haushaltung, ſeiner Kinder, ſeines Gewerbs, oder von irgend etwas, das ihm zugeſtoßen, zu reden und ihm in Freud und Leid herzliche Theilnahme zu zeigen, ſo vergieng faſt kein Tag, daß nicht hie und da ein Menſch von Bonnal, der vorher den Junker, den Pfarrer, das ganze Schloß, das Pfarrhaus und den Baumwollenmeyer dazu für nichts achtete, weil er glaubte, ſie achten ihn auch für nichts, anfieng zu ſagen: wir haben uns doch an dieſen Menſchen geirrt, wenn man ihnen ein gutes Wort giebt, ſo geben ſie einem zwey dafür, und wenn man einmal mit ihnen bekannt iſt, ſo gehen ſie mit einem um wie mit ihresgleichen. — So näherten ſich ihnen nach und nach die Herzen von vielen. Freylich aber drückten ſich auch einige von denſelben über dieſe Näherung menſchlicher Herzen auf eine ſonderbare Weiſe aus. Der Hans Morlauer ſagte vor einem ganzen Tiſch voll Leuten: es iſt mir einmal, wenn ich den größten Stall voll Kälber und Schafe hätte und ſie alle mein, völlig mein wären, ſo daß ich niemand einen Kreuzer mehr darauf ſchuldig bliebe, ich könnte ſie nicht ſo lieb haben, als es ſcheint, daß der Glülphi dieſen ganzen Haufen Schulkinder, die ihm doch alle fremd und nicht ſein ſind, lieb hat. — So geſchahen mitten in den anfangenden Lobreden auch über den Junker, den Pfarrer und alle Glieder der Sonntagsgeſellſchaft bey den ihnen ſich nähernden Herzen einiger Leute im Dorf dennoch die ſonderbarſten Anmerkungen darüber. Indeſſen wurden dieſe Sonntagsverſammlungen allmälig immer wichtiger und eingreifender ins Dorf. Es fanden ſich bald in jeder Woche neue Anknüpfungspunkte auf dieſe oder jene Weiſe, durch dieſen oder jenen Kanal mehr oder minder einigen Einfluß auf dieſe oder jene Haushaltung oder auf dieſen oder jenen einzelnen Menſchen zu haben, freylich meiſtens auch nur einen einſeitigen Anfangseinfluß, der auf beſondern, einzelnen Umſtand beſchränkt war und unmöglich als ein allgemein auf ihn eingreifender Einfluß angeſehen werden durfte. Die Erfahrung überzeugte ſie ſchnell, daß man an den meiſten Orten ſich mit einem ſolchen Anfangseinfluß begnügen und ruhig, ſtill und ohne Zudringlichkeit abwarten müſſe, bis ſich etwa wieder ein Umſtand zeige, wo man ein Wort mehr reden oder etwas mehr thun könne, um einen beſſern und tiefer greiſenden Einfluß zu erhalten. Die Glieder der Verſammlung benahmen ſich aber auch hierin vortrefflich. Nie hat wohl ein Pfarrer weniger den Pfarrer, ein Junker weniger den Junker und ein reicher Gewerbsmann weniger den nicht mehr Bauer gemacht, als Arner, der Pfarrer und der Baumwollenmeyer dieſes jetzt thaten und eigentlich durch dieſe Sonntagsverſammlung immer mehr lernten, dieſes mit Erfolg für ihre Zwecke zu thun. Ich darf wohl ſagen, dieſe ſonntägliche Abendſtunde war eine herrliche, menſchliche, Seelerhebende Stunde; ich darf mehr ſagen, ſie war ein wahrer Gottesdienſt, ich darf ſagen: ſie war im Geiſt und in der Wahrheit ein Gottesdienſt. Alle Glieder dieſer Verſammlung ſuchten mit reinem Herzen ihren Mitmenſchen in der Liebe zu dienen, und bey ihnen das Göttliche in der menſchlichen Natur über das Sinnliche und Thieriſche ihres Verderbens ſiegen zu machen. Oder iſt es nicht ein Gottesdienſt, den Hungrigen zu ſpeiſen, den Durſtigen zu tränken, den Nackenden zu kleiden, den Gefangenen zu beſuchen, des Elends ſeiner Brüder minder zu machen auf Erden. Iſt es nicht ein wahrer Gottesdienſt, ſich zu allem dieſem im Geiſt und in der Wahrheit vorzubereiten, oder wiſſet ihr das Wort des Erlöſers nicht mehr: was ihr dem Geringſten meiner Brüder gethan habet, das habet ihr mir gethan. Aber freylich giengen die Juden, die ihn für ſeine Lehre und ſein Leben gekreuzigt, für ihren Gottesdienſt nach Jeruſalem zur Kirche und verſammelten ſich in ihren Synagogen zum lauten Judengeſchrey und Wortgepräng über Moſen und die Propheten, das ſie ihren Gottesdienſt hießen.

Nebenbey ſind dieſe Sonntagsverſammlungen, ſagte einmal der Pfarrer, auch ein wahrer und großer Fürſtendienſt, der Junker erwiederte ihm darüber: Helidor würde den Bauch in die Hände nehmen vor Lachen, wenn er ſo etwas hörte.

Aber Glülphi entgegnete darauf: ich weiß nicht, ob er nur lachen würde; es kommt darauf an, wer um den Weg wäre, wenn dieſes vor ihm ausgeſprochen würde.

Das iſt gewiß, dieſe Verſammlungen ſind geeignet, das Herz der Edeln im Land zur Theilnahme an dem, was das Volksheil iſt, zu erheben, wie einſt die Verſammlungen von Männern aus den drey Urkantonen der Schweiz im Grütli geeignet waren, das Herz der Edeln in den drey Ländern zu den großen Thaten unſrer Väter zu erheben.

§. 70.

Der Geiſt der Sonntagsverſammlungen geht vorüber, es erſcheinen jetzt ſchon wieder Leute, die Anſpruch auf den guten Ton unſrer ſchönen Zeit zu machen berechtigt ſind.

Sylvia war kaum von der Unterredung mit dem Großmeiſter des Ordens vom neuen, guten Ton im Herzogchum, vom Helidor, zurück, ſo fragte ſie ihren Oncle, den General, wie bald er jetzt die Reiſe nach Arnheim, die er ſich ſchon ſo lange vorgenommen, mit ihr machen wolle?

Er antwortete: es iſt bis nach dem Herbſt nicht möglich.

Sie. Aber warum doch das, Oncle? die Jahrszeit iſt jetzt noch angenehm und nach dem Herbſt iſt es bey uns faſt immer regneriſch und unangenehm.

Er. Ich wollte ja ſchon vor vielen Wochen gehen, und hätte den Bau in meinem Haus nicht angefangen, wenn du mich nicht von dieſer Reiſe abgehalten hätteſt.

Sie. Ich wollte dieſe jetzt gerne mitmachen.

Er. Das kann jetzt nicht ſeyn; wenn man baut, ſo kann man nicht von Haus weg.

Sie. Das meiſte von dem Bau aber iſt ja verdungen.

Er. Deſto nöthiger iſt es, daß man dabey ſey und ſehe, wie es gemacht werde.

Sie. Sie haben einen recht braven Baumeiſter; Sie dürfen es ihm wohl etwas anvertrauen.

Er. Das iſt nicht geredt. Ich bin nicht wie dein Vater, und vernachläſſige ſolche Hauptſachen nicht gern.

Sie. Es wäre doch ſehr gut, wenn Sie dieſe Reiſe jetzt möglich machen könnten.

Er. Aber Warum denn das?

Sie. Ihr Vetter wird noch vollends ein Narr, wenn Sie ihn nicht von den Charlatanereyen die er treibt, zurück führen.

Er. Aber was geht das zuletzt dich an? du haſt dich bis jetzt nicht viel um ihn bekümmert, und was du jetzt ſagſt, ſcheint mir gar nicht mit dem Verſprechen übereinzuſtimmen, das du mir ſeinethalben noch vor kurzem gemacht haſt.

Sie. Lieber Oncle! es iſt nur aus Sorgfalt für ihn, daß ich das jetzt ſage.

Er. (mit Kopfſchütteln) Ich muß faſt denken, es ſtecke etwas anders hinter dem einsmaligen Geluſt, nach Arnheim zu reiſen, da du mir doch ſo manchmal geſagt, du wollteſt lieber das kalte Fieber bekommen, als noch einmal in dieſes Bauernneſt, wie du es heißeſt.

Sie. Lieber Oncle! Was ſollte doch dahinter ſtecken? Es iſt nichts als Sorgfalt für Arner ſelber und für die Ehre unſerer Familie, warum ich Sie jetzt bald gern dort ſähe.

Er. Sey es jetzt, was es wolle. Kurz, es geht nicht, daß wir nun dahin reiſen.

Sylvia war beynahe wüthend, und das erſte Wort, das Sie, als ſie von ihm weg wieder in ihrer Stube war, zu ſich ſelber ſagte, war: wenn ich jetzt nur wüßte, wie ich machen könnte, daß es Helidor nicht an mir zürnt; aber er iſt ein verdammter Kerl; ich weiß zum voraus, wenn ich ihm nicht diene, ſo dient er mir gewiß auch nicht, und läßt mir meinen Raubholz ſo ehrlos daſtehn, daß der Oncle am End, wenn meinethalben von ihm wieder die Rede ſeyn wird, ſich ſeiner mehr ſchämen wird, als ich es mit allen meinen Künſten je dahin bringen werde, daß er ſich Arners halber je werde ſchämen müſſen.

---

§. 71.

Wahrheiten der thieriſchen Anſicht über das Leben, über Erziehung, über Bildung, über Geldwerth, über die Brauchbarkeit der Menſchen, und über die Geſahren, die es hätte, wenn man das niedere Volk gar zu wohl lehren wollte, ſich ſelber zu helfen.

Sie war über den Abſchlag des Generals, nach Arnheim zu reiſen, ſo verdrüßlich, daß ſie einige Tage lang nicht wußte, was ſie that, und jedermann, der ihr aufſtieß, übel begegnete. Da ſie fürchtete, der Verdruß Helidors über dieſen Abſchlag ſey noch größer als der ihrige, und ihm um der Dienſte willen, die ſie in ihrer Angelegenheit mit dem Raubholz von ihm erwartete, die bittere Pille dieſes Abſchlags gern verſüßt hätte, und doch nicht recht wußte, wie das anſtellen, konnte ſie ſich nicht entſchlieſſen, zu ihm zu gehen. Sie meynte, ſie könnte es ſchriftlich beſſer, verſuchte es auch dreymal, an ihn zu ſchreiben, aber jedesmal mißfiel ihr der Brief, ſobald er geſchrieben war, ſo daß ſie keinen abſchickte. Er wird mich, ſagte ſie zu ſich ſelber, jetzt ganz für ein unbrauchbares Geſchöpf anſehn, mit dem gar nichts auszurichten iſt und mich dann ſtehen laſſen, wie er jedermann ſtehen läßt, der ihm nicht gut genug dient. — Die Stunden der Trübſal jener frommen Barbel, als der Harſchier zu kam, ſie unter die Linde abzuholen, waren ihr nicht ſo ſchwer als die Tage der wilden, innern Wuth der Sylvia. Sie wiederholte in denſelben wohl hundertmal: ich bin doch ein unglückliches Menſch; aber es iſt auch ein elendes, es iſt ein verfluchtes Leben, wenn man nicht Geld genug hat zu dem, was man braucht. — Mehr als einmal ſagte ſie auch dieſes zu ſich ſelber: ſie meynen, was ſie an *mir gethan haben*, daß ſie mir, wie ſie es heißen, eine gute Erziehung gegeben, d. h. daß ich mich habe faſt zu Tod hunden laſſen müſſen, um dahin zu kommen, zu ſcheinen, was ich nicht bin und comödiantenmäßig etwas vorzuſtellen, wo kein Haar davon wahr iſt, und in mir ſelber alle Tage und alle Augenblicke wüthende Wünſche zu entflammen, von denen ich keinen einzigen durchſetzen und mir ihn, ſo ſehr ich darnach lechze, zum befriedigenden Genuß bringen kann. Hätten ſie mich doch nur bey meinen lieben Zigeunern gelaſſen, ich hätte mich bey denſelben luſtig, froh und gaukelnd durch die Welt gebettelt, und geſetzt, ich wäre am End mit einer Diebsbande gefangen und ſelber auch geköpft worden, ſo hätte ein kalter Streich (Schwerdſtreich) dieſem Lumpending, das man Leben heißt, aber kein Leben iſt, ein Ende gemacht. Jetzt aber ſehe ich demſelben nirgends kein Ende, und bin keinen Augenblick ſo froh ſo frey und ſo glücklich, als ich es bey meinem Vater und unter ſeinen Zigeunern war. — Dieſe Gedanken trieben ſie umher, wie es, ſo ſagt man, eine arme Hexe umhertreibt, wenn die ſchwerſte der Arbeiten, die ihr der Teufel aufgiebt, ihr den Angſtſchweiß austreibt. Sie konnte dieſe Zeit über keinen Augenblick ſchlafen; ſie aß auch beynahe nichts, aber ſoff von des Generalen Liqueur alle paar Stunden ein oder zwei Gläsgen. Des Nachts durch ſpielte ſie mit Aglee, der Theilhaberin ihres infamen Lebens. Dieſe fluchte mit ihr über das fatale Begegniß, aber lachte mitunter zwiſchen das Fluchen hinein, und da Sylvia keinen Ecken von ihrem Kopf beym Spiel, ſondern ganz bey dem *ihr jetzt ſo widrigen Abſchlag des Generalen und bey ſeinen* Zugaben und Anhängſeln hatte, ſo gewann Aglee ihr auch alles Geld ab, das auf dem Spiel ſtand. Am vierten Tag aber nach dieſem Abſchlag bekam Sylvia einen Brief von der Eichenbergerin, darin dieſe ihr berichtete, daß ſie zufolge den Aufträgen des im Land allmächtigen Helidors täglich und ſtündlich auf den Beinen ſey, allem nachzuforſchen, was in Bonnal und Arnheim geſchehe; daß es aber gar nicht gehe, wie ſie wünſche und wie ſie auch wiſſe, daß der groſſe Mann, der ſie für dieſes Geſchäft beauftragte, es ebenfalls auch wünſche, daß der Junker, der Pfarrer und der Glülphi in ihrem, wie ſie es heiſſen, groſſen und für die Welt wichtigen Vorhaben immer eifriger ſeyen; daß, wie man ſage, auch die Buben verflucht viel lernen, und daß ſie eine groſſe Freude zeigen, in die Schule zu gehen; daß ferner ihnen Glülphi viele Sachen zeige, die man ſonſt in keiner Schule zu lernen Gelegenheit habe. Zwar mißfalle das, wie natürlich, auch den meiſten Bauern und Bauernweibern. Sie ſagen, wenn es etwas Rechtes und etwas Einträgliches wäre, ſo hätten es die Alten gewiß auch ſchon getrieben, und viele ſagen darüber noch, das bringe ihren Kindern nur Herren-Narrheiten in Kopf, mit denen ſie keinen Hund aus dem Ofen heraus locken können, hingegen aber rücke es ihnen das, was ihnen vor der Naſe liege und Brod ins Haus bringen könne, aus den Augen, und mache ſie daſſelbe vernachläſſigen. Auch die Sonntagsverſammlungen mißfallen ſehr vielen Leuten. Einige naſeweiſe Weiber möchten auch gern dabey ſeyn und meynten, ſie könnten dem Junker eben ſo gut und eben ſo viel Neuheiten vom Dorf erzählen und auch für daſſelbe ihm gute Räthe ertheilen, als immer das Baumwollenmareili und die Maurersfrau. Andere glauben, dieſe Verſammlungen ſeyen ein eigentliches und unerträgliches Spionenweſen; man werde bald in keinem Haus kein Wort mehr reden und keinen Kuchen mehr eſſen können, ohne daß man es im Schloß und im Pfarrhaus vernehme. Der Ständliſänger, der alle Zeitungen, deren er habhaftig werden könne und dadurch faſt das ganze A B C der neuen Kraftſprache unſerer Zeit auswendig gelernt, ſagte: die bürgerliche Selbſtſtändigkeit, die häusliche Sicherheit und alle Rechtswohlthaten der bürgerlichen Geſellſchaft werden durch ſolche ariſtocratiſch klubiſtiſche Vereinigungen zwiſchen den Junkern, den Pfarrern und den Schulmeiſtern auf allen Dörfern im höchſten Grad gefährdet. Aber ſo ſehr dieſes auch auf viele einen ſehr widrigen Eindruck machen würde, wenn ſie es verſtünden, ſo mache es keinen; denn auſſer ihr, ſagte ſie, verſteht im ganzen Dorf kein Menſch, was der Narr damit ſagen will, und alſo macht es auch den Eindruck gegen den Junker und ſein ganzes Weſen nicht, wie es gut wäre, daß es thäte; hingegen mache das eint und andere im Benehmen des Junkers, des Pfarrers und des Glülphi gegen die gute Sache, die man ihr zu befördern aufgetragen, einen ſehr widrigen Eindruck, und ſey ihr im höchſten Grad widriger Nachtheil, das iſt vorzüglich vom Bethen und Bibelleſen wahr, welches der Glülphi auf eine für einen alten Lieutenant unbegreifliche Weiſe mit der höchſten Sorgfalt betreibe. Er mache ſich dadurch ſehr viele Leute gut, die ſonſt in Ewigkeit ihm nicht gut werden würden und ein verdammter Umſtand ſey kürzlich noch mit dem Regenwetter eingetreten. Vorher habe ihn faſt das ganze Dorf für einen ſtolzen Narren angeſehen und habe ihm auch ſtolz begegnet, aber da er an dieſem Regentag mit ſeinem rothen Rock in den Regen hinausgeſtanden und die Schulkinder, die ſonſt bis zu den Knien hinauf naß geworden wären, eine ganze Stunde lang mit eigener Hand über den Bach hinüber gehoben, ſo habe das bey einer Menge Leute im Dorf dahin gewirkt, daß ſie ihn jetzt nicht mehr für ſtolz achten und anfangen, mit ihm freundlicher und zutraulicher zu werden, als ſie es noch mit keinem Schulmeiſter waren. Dieſer Umſtand, und auch, daß er und der Junker und der Pfarrer mit allen Leuten im Dorf ſogar freundlich und auf eine Weiſe gut ſeyen, wie das bis dahin gegen Baurenleute nicht üblich war, das alles mache, daß man wirklich fürchten müſſe, wenn die Sache noch ine lange Zeit ſo fortgehe, ſo möchten die Leute, die ihnen feind ſeyen, die wenigern und die, ſo es mit ihnen hielten, die mehrern werden; es ſey desnahen unumgänglich nöthig, daß der böſe Wind, den, wie Sylvia wohl wiſſe, Helidor ins Dorf wünſche, ſobald als immer möglich darein blaſe, um dieſem Gang der Dinge eine Richtung zu geben; der man luſtiger zuſehen und ſpaßhafter abwarten könne, als dieſes der Fall ſeyn möchte, wenn Arners Angelegenheiten anfangen würden etwas Wurzel zu faſſen, ſie wollen nicht verhehlen, daß ſie dies zu fürchten anfange, und es dringend fänden, daß dieſe Sach ſo bald möglich einen Stoß bekomme, der ſie nicht bloß zu erſchüttern, ſondern zu verſchütten geeignet. Sie hoffe aber, daß das jezt bald unfehlbar geſchehen würde, wenn das wohledelveſte Fräulein Sylvia, wie ſie ihr dieß für gewiß verſichert, nächſter Tage nach Arnheim abreiſen würde; ſie ſey überzeugt, es werde wohl und Hochderſelben ganz leicht ſeyn, Mittel zu finden, die Windfahnen in dieſem Dorf auf die Seite zu drehen, wo es unumgänglich nothwendig ſey, daß der Wind jezt hinblaſe. Dann berichtete ſie noch, die Frechheit der Sonntagsverſammlungen in Bonnal überſteige alle Grenzen. Sie habe durch einen ganz ſichern Kanal vernommen, ſie halten ihre Sonntagsverſammlungen, in denen ſie alle Weiberklatſchereyen, die im Dorf herumgehen, zuſammentragen, für einen wahren Gottesdienſt. Hundert Leute im Dorf, wenn ſie das hörten, würden es für eine wahre Gotteslä[illegible]erung anſehn; ihr aber liege an dem nichts, ſie möchten ihre halben dieſe Frau-Baſen-Arbeiten anſehen, für was ſie immer wollten. Aber ſie habe etwas weit Wichtigeres gehört, das von der höchſten Bedeutung ſey und das ſie durchaus nicht verſchweigen dürfe: der Pfarrer von Bonnal habe nehmlich gewagt, es auszuſprechen, ihre Verſammlungen ſeyen auch noch ein wahrer Fürſtendienſt. Hierüber habe zwar der Junker geantwortet: Helidor würde den Bauch in beyde Hände nehmen vor Lachen, wenn er das hörte. Glülphi aber habe eingewendet: das ſey noch nicht ſo gewiß, es käme denn noch darauf an, wer eben um den Weg ſey, wenn man ihm dieſes ſage. — Soweit, ſetzte ſie hinzu, treiben dieſe Leute ihre Frechheit, und es iſt offenbar, daß ſie ſich ihrer Zwecke halber ſicher glauben, und daß es dringend iſt, daß man alles, was in der Welt nur immer möglich iſt, dagegen thue und in Bewegung ſetze.

Dieſer Bericht war freylich für die Sylvia nichts weniger als tröſtlich, aber ſie fühlte doch, daß er ſie in die Nothwendigkeit ſetze, Helidor ungeſäumt davon Nachricht zu geben. Sie zerriß den letzt angefangenen Verſuch, an ihn zu ſchreiben, und berichtete jetzt ziemlich einfach, aber umſtändlich, was ihr die Eichenbergerin eben geſchrieben. Doch ließ ſie mit aller Sorgfalt den Umſtand aus, daß die Eichenbergerin hoffe, ſie werde nächſter Tagen nach Arnheim verreiſen, wie ſie ihr dieſes ſo gewiß verſprochen; dieſer Umſtand lag ihr ſchwer auf dem Herzen. Sie ſchämte ſich diesfalls auch, Helidor alles verſprochen zu haben, und jetzt nichts halten zu können. Sie ſchlich alſo über dieſen Punkt ſo kurz und ſo ſchnell hin, als ſie immer konnte, klagte hingegen weh- und demüthig, daß jetzt der General ſo eigenſinnig ſey und durchaus vor End des Herbſts nicht nach Arnheim abreiſen wolle und ſie dadurch gehindert werde, bey dem beßten Willen, den ſie dafür habe und bey dem großen Intereſſe, das ſie darin belebe, die Wünſche Helidors darin zu befriedigen, daß ſie aber nach dem Herbſt ſich doppelt bemühen werde, alles mit der größten Thätigkeit auszuführen und durchzuſetzen, woran ſie für einmal auf eine ihr ſo unangenehme Weiſe verhindert worden. Auch ſetzte ſie noch in Ausdrücken, die ihre diesfällige Aengſtlichkeit gar nicht verbargen, hinzu: ſie hoffe, daß Helidor dieſe Verſpätung ihr auf keine Weiſe zuſchreiben werde, und bitte ihn dringend, in der Sache des Herrn Grafen, auf deren Erfolg jetzt des Erbs halber von ihrem Oncle ihre Hoffnungen noch einzig und allein ruhen, forthin zu thun, was ihm immer möglich, wie er dieſes bisher auf eine Weiſe gethan habe, für die ſie ihm in ihrem Leben nie genug werde danken können.

Auch Helidor war über dieſe Nachrichten nichts weniger als erfreut. Er las den Brief mehreremal mit Aufmerkſamkeit, und ſagte dann zu ſich ſelber: die Sache mit dieſer Schule und mit dieſen Sonntagsgeſellſchaften will einen ernſthaftern Gang nehmen, als ich dachte und als es mir dienen kann. Es iſt mir heiter, wenn ich dieſer Sache halber ganz blind und gleichgültig ſeyn werde, ſo könnte ſie mir über den Kopf wachſen, ehe ich mich deſſen verſehe. Jetzt iſt ſie freylich noch nichts und es iſt wahr, noch kann ſie ein Wind umblaſen; aber bey gänzlicher Windſtille, das ſehe ich jetzt auch klar, kann ſich die Lage der Dinge ändern. Ich darf mich nicht täuſchen, bey einer ſolchen gänzlichen Windſtille kann ſie Wurzel faſſen, daß es einen zehnfach größern Wind braucht, ſie zu entwurzeln als jetzt ſie umzublaſen. Man darf die Sache nicht in die Länge gehen laſſen. Der Eifer, der ſich in der Schule zeigt, iſt bedeutender, als hundert Halbköpfe dieſes ahnen könnten. Glülphi iſt ein ſehr guter Mathematiker und der beßte lineariſche Zeichner, den ich kenne und dabey popular und voll bon sens, und wenn er an etwas ſitzt, ſo iſt er im Stand, Tag und Nacht daran zu arbeiten. Die Anhänglichkeit der Kinder an ihn, die mich aufmerkſam macht, iſt eine Folge ſeiner Kraft. Er hat immer die beßten Köpfe für ſich und für das, was er wollte, intreſſiren können, und er iſt ſicher im Stand, ſeine Schulkinder auf einen Punkt der Cultur zu führen, der unſerm Land durchaus nicht conveniren kann. Wenn es ihm auch nur ein wenig gelingt, ſo iſt Arners Eitelkeit dann dabey im höchſten Grad intereſſirt, daß er alles thun wird, die Sache aufs höchſte zu treiben, und Arner hat ſicher Mittel, die in der Hand eines Mannes wie Glülphi iſt, weit und ſehr viel weiter führen können, als ich dieſen Spaß nicht gehen laſſen kann und nicht gehen laſſen will; — ſo wenig die Sache jetzt noch ſcheint und wirklich iſt, ſo wenig kann man wiſſen, wohin ſie führt; doch glücklicherweiſe iſt Sylvia wie dazu gemacht, Arner hierin einen Streich zu ſpielen, und ſein hohes, heilig geträumtes Kartenhaus mit einem Hauch umzublaſen. — Am allermeiſten machte ihn das Wort: „ihre Sonntagsverſammlungen ſeyen auch ein Fürſtendienſt“ aufmerkſam.

Der Teufel mag wiſſen, was ſie alles bey dieſem Wort gedacht haben mögen, und die Antwort Glülphis zeigt klar, daß er mich vollkommen durchſicht und ganz richtig weiß, was ich wollen muß und was ich fürchten muß. In Rückſicht auf der Sylvia de- und wehmüthiges Abbitten über ihr nicht Schuld ſeyn an dem Abſchlag des Generalen, nach Arnheim zu gehen, mußte er mitten in der verdrüßlichen Stimmung, in der er war, dennoch herzlich lachen, und er gab diesfalls ein merkwürdiges Beyſpiel, daß die Gutmüthigkeit der Menſchennatur, wenn ſie in einem Menſchen auch gegen alles, was das menſchliche Herz in Unſchuld und Reinheit mit Theilnahme und Bedauern anſpricht, ſo viel als ganz Tod und oft dennoch für das Unwürdigſte und Schlechteſte erwachen und dafür Bedauern und Theilnahme zeigen kann. Sylvia dauerte ihn wirklich. Er, der dem wirklichen Leiden und Elend unſers Geſchlechts tauſendfach Hohn ſpricht und allen fremden Jammer im Spiel eigener Luſt für nichts achtet, dieſer hartherzige Mann hatte jetzt Mitleiden ob Sylvia, ſprach ihr Muth zu und ſagte zu ihr: ſie ſolle ſich über dieſen Abſchlag keine graue Haare wachſen laſſen; man müſſe in der Welt alles nehmen wie es ſey, und ſetzte noch ganz freundlich hinzu: ſo ſehr er auch gewünſcht, daß ſie dieſe Reiſe in den erſten Tagen gemacht hätte, ſo werde es in der Sache ſelber am End doch auf vier oder fünf Wochen nicht ankommen; ſie ſolle nur alles, was den Erfolg dieſer Reiſe befördern und ſtark und entſcheidend machen könne, zum Voraus mit der größten Sorgfalt vorbereiten. Er traue ihr alle Teufelskünſte, die jefür gut ſeyen, zum voraus vollkommen zu, und ſey verſichert, ſie werde, wenn ſie einmal da ſey, die Sache zu dem Ziel hinlenken, wo es nothwendig ſey, daß ſie hingelenkt werden müſſe. — Indeſſen trat er mit ihr ſehr ins Umſtändliche ein, was in Rückſicht auf die Eichenbergerin zu thun nothwendig ſey. So ein elendes Geſchöpf, ſagte er zu Sylvia, ſie auch in einiger Rückſicht, weis Sie doch recht, ſie mit mir bekannt zu machen. Sie kann in der Lage, in der das Bonnalergeſchäft ſich befindet, mir ſehr wichtige Dienſte thun. Sie müſſen allem aufbieten, ſie in ihrem Eifer warm zu erhalten und ſie beſonders aufmuntern, ſolchen Worten auf die Spur zu gehen, wie das eines ſey, das der Pfarrer geſagt, ihre Sonntagsverſammlungen ſeyen ein wahrer Fürſtendienſt, und was bey dieſem Anlaß ſonſt geredt worden. Solche Aeuſſerungen ſeyen von der höchſten Wichtigkeit, ſie geben über die innern Zwecke und die verſteckten Tendenzen der Handlungen von ſolchen Leuten oft ein auffallendes Licht, und es ſeyen immer ſolche innere Zwecke und Tendenzen, worauf man in der Welt eigentlich Achtung geben müſſe, wenn man recht und ſicher auf die Spur kommen wolle, wie man es mit einem Menſchen habe, und wo man mit ihm zu Haus ſey. Die äuſſern Handlungen, wenn man ihre innere Tendenz nicht kenne, führen einen nur an der Naſe herum und ſeyen eigentlich nur ein Harlequinskleid, darin ein jeder die wahre Farbe und Beſchaffenheit ſeiner Haut und der Eiterbeulen, die er darin habe, zu verſtecken ſuche. Indeſſen iſt mir ſehr viel daran gelegen, daß die Eichenbergerin ſelber eigentlich nicht wiſſe, in welchem Grad mich dieſe Sache intreſſirt. Es muß auch völlig ſcheinen, wie wenn ſie alles, was ſie darin thut, aus ſich ſelber thue. Es darf in Bonnal kein Menſch ahnen, es komme von jemand anders als von ihr ſelber, und wenn es der Fall ſey, daß ſie in dieſer Angelegenheit in Zank oder in ein Geſchwätz verwickelt würde, ſo müßte ſie das nicht achten und nur lachend auf ihre eigene Rechnung fortzanken und hadern. Dergleichen Sachen machen in einem Dorf die größte Wirkung, wenn ſie als Bauerngeſchwätz und Bauerngezänk zum Vorſchein kommen und fortdauernd als Bauerngeſchwätz und Bauerngezänk angeſehen und behandelt werden, bis die Sache, die man damit zu erzielen ſucht, reif iſt; denn aber, wenn die Sache einmal dahin gediehen und der Mann, den man dadurch an Pranger ſtellen will, in den Augen des Volks wirklich am Pranger ſteht, dann erſt iſt es Zeit, daß ſich unſer einer darein lege und davon Notiz nehme. Die Eichenbergerin ſolle ſich ja in Acht nehmen, kein Wort darüber laut werden zu laſſen, daß er ſich dieſer Sache annehme oder ihr auch nur im geringſten nachfrage. Er empfahl Sylvia noch am End, der Eichenbergerin alle mögliche Hoffnungen zu machen, wenn ſie in dieſer Sache glücklich ſey und ſich alle mögliche Mühe gebe.

§. 71.

Hingeworfene, einzelne Gedanken und Bruchſtücke von Anſichten und Gefühlen Glülphis über Menſchennatur und Menſchenbildung.

Seitdem Glülphi ſich ſo gleichſam ganz in ſeine Schule vergraben und Kopf und Herz davon allein voll hatte, unterhielt er ſich faſt täglich in jedem Augenblick, den er dafür frey hatte, mit Arner über dieſen Gegenſtand, und ſuchte eben ſo täglich Gelegenheit, in Unterhandlungen mit der Gertrud immer mehr in den Geiſt des häuslichen Lebens, der in ihrer Wohnſtube herrſchte, hineinzudringen, indem er den Erfolg ſeiner Bemühungen als Schulmeiſter nur in dem Grad groß und gewiß achtete, als es ihm gelingen möchte, den Geiſt dieſer Wohnſtube zum Geiſt ſeiner Schulſtube zu machen. Eben ſo unterhielt er ſich auch gar oft mit dem Baumwollenmeyer und mit ſeiner Schweſter über den nehmlichen Gegenſtand, und wo er allein war und die Nacht durch, in der er gewöhnlich wenig ſchlief, beſchäftigte er ſich mit nichts anderm und ſuchte faſt ununterbrochen, die weſentlichen Anſichten, die ihm über dieſen Gegenſtand durch den Kopf giengen, bey ſich ſelber wörtlich auszuſprechen und ſie dadurch immer klarer und deutlicher zu machen.

Leſer! Ich will einige dieſer Anſichten, ſo wie er ſie in dieſen Selbſtgeſprächen ſich ſelber vorſtellte, darlegen; aber erwarte keinen größern Grad von Deutlichkeit, Ordnung, Vollſtändigkeit, Zuſammenhang und Reifung in der Darſtellung der Anſichten dieſer Selbſtgeſpräche, als denjenigen, zu dem der Mann, deſſen Hauptanſichten, ich hier darlege, bis jezt ſelber gekommen; erwarte nichts als Bruchſtücke von Anſichten und Vorſtellungen, wie ſie dieſem Mann im Chaos ſeines Strebens in der Finſterniß als einzelne Lichtſtrahlen erſchienen, da ſtanden, verſchwanden, wieder erſchienen und wechſelnd in Licht und Schatten noch unreif in ihm vorüber giengen; erwarte einen lebendigen Traum des Wahrheit ſuchenden Manns, aber vergiß nicht, er erzählt dir ſeinen Traum und ſagt dir zum voraus, er weiß, daß er in dem, was er dir vorlegt, noch vielſeitig träumt und durchaus noch nicht mit beſtimmtem und vollendetem Bewußtſeyn in der Wahrheit deſſelben lebt.

Der Zweck aller Erziehung, ſagte er in dieſen Selbſtgeſprächen, kann kein anderer ſeyn, als durch die Erziehung dahin zu wirken, daß die Kinder der Menſchen gottesfürchtig, fromm, verſtändig und für den ganzen Umfang ihrer Pflichten gegen Gott, gegen den Nächſten und gegen ſich ſelbſt willig, thätig, geſchickt und zu jeder hiefür nöthigen Anſtrengung und Ausharrung kraftvoll gebildet werden.

Um dieſen allgemeinen Zweck der Erziehung zu erzielen, iſt eine mit demſelben übereinſtimmende und ihm genugthuende Ausbildung des ganzen Umfangs der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Kräfte unſerer Natur weſentlich nothwendig. Jede dieſer, in ihrem Weſen dreyfach verſchiedenen, Grundkräfte unſrer Natur entfaltet ſich aber nach eigenen, ihr ſelbſtſtändig einwohnenden Geſetzen, vermög einer, jeder derſelben ebenſo ſelbſtſtändig einwohnenden lebendigen Strebkraft nach ihrer Entfaltung.

Die Geſetze, nach welchen ſich das fühlende Herz, der denkende Geiſt und die Sinnen und Glieder des menſchlichen Körpers entfalten, ſind bey einer jeden dieſer drey Urkräfte von den Geſetzen, nach welchen ſich die zwey andern in ihm entfalten, weſentlich verſchieden; aber alle entfalten ſich bey ihrer Verſchiedenheit vermög einer derſelben einwohnenden Strebkraft nach ihrer Entfaltung, durch Reize, Triebe und Mittel, die ſelbſtſtändig in jeder einzelnen derſelben liegen.

Es iſt kein fremder, es iſt kein auſſer mir ſelbſt wohnender Wille und keine auſſer mir ſelbſt befindliche Strebkraft, es iſt mein eigener Wille, es iſt meine in mir ſelbſt wohnende Strebkraft, von welchem das Erwachen meines Herzens zum Fühlen, meines Geiſtes zum Denken, meiner Augen zum Sehen, meiner Ohren zum Hören, meiner Füſſe zum Gehen und meiner Hände zum Greifen ausgeht und dieſes Erwachen meiner Strebkraft zur Entfaltung meiner ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Grundkräfte, ſowie das durch die ganze Epoche meiner Bildung, d. i. durch mein ganzes Leben fortdauernde Wachsthum und Stärkung meiner Kräfte iſt in ſeinem Weſen ſelbſtſtändig und nach den eigenthümlichen Geſetzen einer jeden dieſer Kräfte ſelbſtthätig. Aber dieſe ewigen, ſelbſtſtändigen Geſetze der Entfaltung jeder einzelnen dieſer Urkräfte ſtehen in ihrem Weſen durchaus nicht im Widerſpruch unter ſich ſelbſt; im Gegentheil, ſie vereinigen ſich durch ein hohes, heiliges, inneres Band zum Zuſammentreffen zu einem gemeinſamen Ziel und wirken, vermöge ihrer Natur, in keiner einzelnen ihrer Abtheilungen hemmend und ſtörend gegen den ſelbſtſtändigen Entfaltungsgang der andern Grundkräfte und Anlagen unſrer Natur. Dieſe innere Einheit der Grundkräfte unſrer Natur ſteht desnahen auch durch ihr Weſen in ſelbſtſtändiger Erhabenheit ob aller menſchlichen Kunſt. Keine menſchliche Kunſt darf und ſoll es auch nur verſuchen, weder das Weſen und die Eigenheit einer jeden dieſer drey Urkräfte noch das heilige Band ihrer Vereinigung unter ſich ſelber durch ſeine Einmiſchung zu hemmen und zu ſtören; im Gegentheil jede Einmiſchung der menſchlichen Kunſt in die Entfaltung der Kräfte unſrer Natur muß ſich den Geſetzen, nach welchen die Menſchennatur dieſe Kräfte ſelber entfaltet, und dem heiligen Band, das dieſe Geſetze unter einander verbindet, unbedingt unterwerfen. Alle Kunſt des Menſchengeſchlechts in der Erziehung muß ſich in allen drey Urfächern unſeres Bildung an das reine, von keiner menſchlichen Kunſt abzuändernde Naturſtreben zur Entfaltung unſrer Kräfte anſchlieſſen, von ihm ausgehen und in jedem ſeiner Vorſchritte an ihn feſthalten. Die Einmiſchung unſrer Kunſt in die Erziehung kann und muß alſo in ihrem Weſen in nichts anderm beſtehen, als in der erleuchteten Sorgfalt unſers Geſchlechts für die Entfaltung und Bildung des ganzen Umfangs der Kräfte unſrer Natur, wie ſie in unſern Kindern liegen, mit dem Gang der Natur in ihrer Entfaltungsweiſe unſrer Kräfte in Uebereinſtimmung zu kommen und uns darin mit ihr in Uebereinſtimmung zu erhalten.

Die Möglichkeit dieſer Uebereinſtimmung aber ergiebt ſich nur durch die Unterordnung der Anſprüche unſrer geiſtigen und phyſiſchen Anlagen und Kräfte unter die höhern Anſprüche unſrer ſittlichen und durch die Sittlichkeit göttlichen Anſprüche unſrer Natur. Nach dieſer Anſicht liegt alſo eine dreyfache Strebkraft zur Entfaltung unſrer Kräfte in unſrer Natur, nehmlich die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen unſers Herzens, zweytens die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen unſers Geiſts, drittens die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen und Kräfte unſers Leibs und ſeiner Glieder.

Das zu erzielende Reſultat unſrer Herzensbildung iſt offenbar Veredlung und Befriedigung unſrer Natur durch Glauben und Liebe.

Das zu erzielende Reſultat der Bildung unſers Geiſts iſt offenbar Veredlung und Befriedigung unſrer Natur durch Wahrheit und Recht.

Das zu erzielende Reſultat unſrer phyſiſchen Anlagen und Kräfte iſt Veredlung und Befriedigung unſrer Natur durch Arbeit und Kunſt.

Das zu erzielende Reſultat der Gemeinbildung aller unſrer Kräfte iſt die Veredlung und Befriedigung unſrer Natur durch die Harmonie in der Ausbildung der Geſammtkräfte unſrer Natur im Glauben, in der Liebe, in Wahrheit und Recht, in Arbeit und Kunſt.

Das zu erzielende Reſultat der Gemeinbildung unſrer Kräfte iſt die Menſchlichkeit ſelber, d. i. die Erhebung unſrer Natur aus der ſinnlichen Selbſtſucht unſers thieriſchen Daſeyns zu dem Umfang der Segnungen, zu denen die Menſchheit ſich durch die harmoniſche Bildung des Herzens, des Geiſtes und der Kunſt zu erheben vermag.

Dieſes letzte Reſultat der Menſchenbildung, die Menſchlichkeit ſelber, iſt aber nur durch Unterordnung der Anſprüche unſrer geiſtigen und phyſiſchen Anlagen unter die höhern Anſprüche der von Glauben und Liebe ausgehenden Sittlichkeit und Religioſität unſers Geſchlechts zu erzielen.

Die Nothwendigkeit dieſer Unterordnung der Geiſtes- und Kunſtbildung unter die Bildung des Herzens, unter die ſittliche Bildung, liegt faktiſch als Thatſache vor unſern Augen. Das Kind glaubt und liebt lange, ehe es denkt und arbeitet. Es glaubt und liebt, in zwar einſeitiger, aber in dieſer Einſeitigkeit dennoch wirklichen Vollendung ſeiner Kraft zu lieben und zu glauben, noch ehe die erſten Spuren der Denk- und Kunſtkraft in ihm entfaltet vorliegen. Sein Glauben an die Mutter und ſeine Liebe zu ihr iſt bey der höchſten Ohnmacht ſeines geiſtigen und phyſiſchen Daſeyns ſchon lebendig, kraftvoll und unerſchütterlich, und wenn auch nur ſinnlich, doch in ihm vollendet. So offenbar hat der Gang der Natur die Geiſtes- und Kunſtbildung der Herzensbildung nachgeſetzt und ſie muß ihr auch durch die ganze Bildungsepoche des Menſchen, das iſt von der Wiege an bis ans Grab nachgeſetzt und untergeordnet bleiben. Der Menſch muß ſich geiſtig und phyſiſch *im Dienſt des Glaubens und der Liebe* entfalten und ausbilden, wenn er durch ſeine Ausbildung ſich veredeln und befriedigen ſoll.

Das iſt Gottes Ordnung über Geiſt, Herz und Kunſt, aus deren innigen Einheit die Menſchlichkeit, d. i. ein die Menſchennatur wahrhaft befriedigendes Leben allein hervorzugehen vermag. Dieſer Ordnung Gottes muß die Kunſt der Erziehung ſich im häuslichen, öffentlichen, bürgerlichen und Privatleben unterwerfen. Des Menſchen wahres, zeitliches und ewiges Heil geht nur aus dieſer Unterwerfung hervor.

So wie die Natur im Leben dieſe Ordnung Gottes ausſpricht, ſo muß auch die Kunſt ihren Willen oder vielmehr ihr Pflichtgefühl, ſich demſelben zu unterwerfen und in allen Theilen ihrer Einmiſchung mit ihr in Uebereinſtimmung zu bleiben, mit Beſtimmtheit und gradſinniger Kraft ausſprechen.

Alle Einmiſchung unſrer Kunſt in die Bildung unſers Geſchlechts muß alſo von der Anerkennung dieſer Unterordnung ausgehen, und es iſt nur die Anerkennung derſelben und ihrer heiligen Pflicht, wodurch die Kunſt im Leben den Menſchen wirklich bildet. Das Wort: das „*Leben bildet*,“ ſagt eigentlich nichts anders, als, die Pflicht der Anerkennung dieſer Unterordnung iſt bildend, denn offenbar iſt alles Kunſt-Leben unſers Geſchlechts, in ſo fern es dieſe Unterordnung nicht anerkennt, *verbildend* und nicht bildend. Die ſelbſtſtändige Strebkraft der Natur zur Entfaltung jeder einzelnen Kraft kommt unter ſich ſelber nur durch die Anerkennung dieſer Unterordnung in Harmonie mit ſich ſelbſt, und die Geſetze dieſer Harmonie und diejenigen ihrer Unterordnung ſind in ihrem Weſen die nehmlichen, und in ihren Wirkungen ſich ſelbſt gleich.

Auch iſt die Strebkraft der Natur zur Entfaltung unſrer Kräfte, ſo wie ſie ſich in den Schranken dieſer Geſetze äuſſert, das Thun der Natur ſelber und in ſo weit unfehlbar. Aber wenn es aufhört, reines Thun der Natur, reine Aeuſſerung dieſer Strebkraft ſelber zu ſeyn und von auſſen her durch den Einfluß einer vom menſchlichen Verderben ausgehenden und die Pflicht der Unterordnung des Fleiſches unter den Geiſt mißkennenden Einmiſchung der Kunſt beſtimmt wird, ſo wird dieſer Einfluß für die Menſchennatur ſo verderblich, als er in ſeiner urſprünglichen, unverdorbenen Richtung ihr ſegensreich iſt. Es kann nicht anders ſeyn, jede die Pflicht dieſer Unterordnung mißkennende Einmiſchung der Kunſt, wenn ſie anſtatt den ewigen Geſetzen der Natur untergeordnet mitzuwirken, ſich herrſchend, ich möchte ſagen, über dieſelbe hermacht und ſich anmaßt, ihr Streben nach ihrer Willkühr, d. i. nach den Anſichten ihrer Gelüſte, ihrer Selbſtſucht und ihres Verderbens zu beleben, zu reizen, zu lenken und zu verkünſteln und denn in dieſer Verkünſtelung ſelber bald anzuſtrengen, zu ſteigern und ſogar zu begeiſtern, bald aber hinwieder dieſes Streben nach eben dieſer Willkühr zu hemmen, zu lähmen, zu bändigen, und ſogar die Füſſe unter die Pantoffel der Füſſe zu bringen, ſo kann dieſe unnatürlich durch Verkünſtelung bald erſtickte, bald belebte Strebkraft unſrer Natur durchaus nicht mehr zur Erzielung des zu bezweckenden letzten Reſultats der menſchlichen Bildung zur Erzielung der Menſchlichkeit ſelber hinwirken, ſondern muß dieſer Erzielung nothwendig weſentlich hinderlich und der Menſchennatur ſelbſt im höchſten Grad verderblich ſeyn. Wahrlich, dieſe alſo verkünſtelte Selbſtkraft unſerer Natur muß uns zu allem dem hinführen, was den Tod der Menſchlichkeit, die Erkaltung des Lebens im Glauben und in der Liebe und des hohen, heiligen Eifers für Wahrheit und Recht den Verluſt aller hohen und heiligen Anſichten der Kunſt hervorbringt, und auf dieſer Bahn ſelber der Unmenſchlichkeit Thür und Thor öffnet und zum ausgeſprochenen Unglauben an alles Heilige und Hohe zum gewaltſamen Entgegenſtreben aller Anſprüche der Wahrheit, des Rechts und der Liebe zur gewaltthätigen Unterdrückung der Schwachen, zum Frevelmuth in der Verhöhnung der Leidenden, und zum Gebrauch der Reitze der Kunſt, zur Ertödtung des göttlichen und heiligen Sinns, der in ihr liegt, hinführt.

Das Nehmliche, was in Rückſicht auf die Einmiſchung der menſchlichen Selbſtſucht in die Leitung der Strebkraft unſerer Natur zur Entfaltung der Kräfte wahr iſt, das alles iſt auch in Rückſicht auf die Einmiſchung der menſchlichen Selbſtſucht in die Strebkraft unſrer Natur zur Anwendung unſrer entfalteten Kräfte gleich wahr. Dieſe Einmiſchung unſrer Selbſtſucht führt uns in der Anwendung unſerer entfalteten Kräfte eben wie in ihrer Entfaltung ſelber zu allem dem hin, was das innere Leben der Menſchlichkeit zu ihrem Tod führt und der Unmenſchlichkeit zu ihrem ſchrecklichen Leben Thür und Thor aufthut und unſer Geſchlecht durch Unglauben und Liebloſigkeit, durch empörenden Widerſtand gegen Wahrheit und Recht, durch Unterdrückung der Schwäche, durch Verhöhnung des Leidens und durch Mißbrauch der Kunſt zur Verödung des Geiſts und des Herzens, zur Verwilderung unſerer Natur hinführt. *)

Anmerkung.

*) Ich weiß, die Zeitwelt lieſt die Reſultate meiner Lebenserfahrungen lieber in Anſichten und Worten, die ſie täglich hört und ſieht, als in Verſuchen, ſich über dieſe Alltagsanſichten und Alltagsſprache zu noch nicht vollendet gereiften höhern Anſichten zu erheben und in einer zu dieſen höhern Anſichten nicht einmal gereiften Sprache; zu dem weiß ich auch, daß lebendige Anſchauungen des, dem Wahren und Guten, das dem Zeitgeiſt mangelt, entgegenſtehenden Schlechten zum Regmachen einer edeln Selbſtſucht nach dem Beſſern gut iſt. Ich wende mich alſo wieder zu Leuten, die ich nicht liebe, aber eben darum gern ſchildere; denn es iſt nothwendig, den Willen der Unſchuld zum Widerſtand gegen die erſten, zum Theil ganz unerkannten, Urſachen des Verderbens des Volks zu beleben. Tauſend unſchuldige Menſchen, die einzeln unendlich viel beytragen könnten, dem Weltverderben, dem tauſend und tauſend unſchuldige, elende Menſchen unterliegen, in ihren nähern Umgebungen zu ſteuern, kennen die Urſachen dieſes Verderbens nicht, und ahnen nicht einmal, daß ſie möglich, will geſchweigen, daß ſie da ſind. Wahrlich es iſt ein Verdienſt um die Menſchheit, dieſen guten Leuten den Staren hierüber zu ſtechen.

§. 72.

Alſo Wiedererſcheinung des Lebens und Strebens im tiefen Koth der menſchlichen Selbſtſucht ihres Verderbens und ihrer Verkünſtelung.

Sylvia ſäumte nicht, nach ihrer Unterredung mit Helidor ihre Eichenbergerin mit allem dem, was ſie für Helidor thun könne, bekannt zu machen, und einerſeits ihr die größte Thätigkeit in ihren Kunſtſtücken gegen Arner zu empfehlen, anderſeits ihr zu ſagen, daß ſie die größte Sorgfalt gebrauchen und das größte Geheimniß daraus machen müſſe: wer und was hinter ihrem Thun ſtecke, und ja gegen keinen Menſchen auf Gottes Boden ein Wort davon fallen laſſen ſolle, daß Helidor oder ſie mit ihr darüber geredt oder gar zu etwas darin aufgehetzt habe. Dieſer letzte Auftrag kam indeſſen etwas zu ſpät, denn die Eichenbergerin hatte ſich ſchon hie und da groß gemacht, wie ſie mit der Fräulein Sylvia von Arnheim in ganz genauer Bekanntſchaft ſtehe und von ihr in ſehr wichtigen Verhältniſſen mit Aufträgen beehrt werde; und daß Helidor ſie einer allerhöchſt-gnädigen Audienz gewürdigt, war nichts weniger mehr als ein vollkommenes Geheimniß im Dorf. Auch ſchien Sylvia, da ſie ihr die diesfalls nothwendige und ſo wichtige Geheimnißmacherey anempfahl, eine Verlegenheit bey ihr zu bemerken und ſagte: du wirſt doch nicht etwa ſchon ausgetrommelt haben, daß wir dich im Dorf herumſchicken, dein Maul darüber zu gebrauchen.

Was denken Sie? was denken Sie? gnädiges Fräulein, daß ich mich ſo etwas zu thun unterſtehen würde, ſagte jezt die Eichenbergerin.

Und Sylvia: das iſt gut, das iſt gut, daß es nicht geſchehen; es darf nicht geſchehen, wenn es ſchon wahr iſt; es darf das kein Menſch wiſſen.

Aber es wußtens ſchon mehrere Leute; indeſſen läugnete es die Eichenbergerin derb weg, daß ſie etwas im Dorf habe verlauten laſſen, gieng dann aber auf der Stelle zu mehrern Perſonen, denen ſie im Vertrauen davon geſchwäzt und ſagte ihnen, daß ſie doch keinem ſterblichen Menſchen ein Wort von dem ſagen, was ſie mit ihnen geredt, weil das ihr das größte Unglück, das in der Welt immer zu erdenken möglich ſey, über den Hals ziehen könnte — dann aber hoffte ſie, wenn ihr etwa früher oder ſpäter darüber ein Fehler auskommen möchte, ſo könne ſie ihn durch die Thätigkeit, die ſie in dieſem Geſchäft zeige, und hoffentlich durch das Glück, das ſie darin haben werde, in allen Fällen wieder gut machen. Dieſe Thätigkeit war vorher ſchon groß, jezt verdoppelte ſie dieſelbe. Hauptſächlich aber ſpürte ſie allem nach, was in der Sonntagsgeſellſchaft im Pfarrhaus etwa über Sylvia, über Helidor und ſelber über den Herzog geredt werde, was man eigentlich mit der Schule und mit dem Herren-Lehren der Bauernbuben und der Bauernmädchen wolle. Sie wußte, daß die Baumwollenſpinnerweiber gar oft über das neue Schulweſen mit dem Baumwollenmareili reden, und daß dieſes ihnen unverholen darüber ſage, was es darüber weiß und was es darüber denkt. Sie machte ſich desnahen an ein paar der ſchlimmſten Lumpenweiber im Dorf, die ihm am Samſtag ihr Garn brachten, gab ihnen einige Batzen zum Saufen, und lockte auf dieſe Art nicht nur alle Worte heraus, die über dieſen Punkt in des Baumwollenmareilis Stube geredt worden, ſondern brachte dieſe Weiber noch dahin, daß ſie das Baumwollenmareili auch über dieſes und jenes ausfragten, wovon ſonſt nicht die Rede geweſen wäre. Auf dieſem Weg und durch Nachforſchungen in vielen andern Häuſern brachte ſie heraus, daß das Mareili von der Eichenbergerin ſagte: ſie gehöre eher in ein Stadtnarrenhaus als in ein Dorf, und vom Herzog: es ſey ewig ſchade, daß er nicht unter beſſern Händen ſey; und vom Helidor: es glaube nicht, daß er in ſeinem Leben ein einziges von den heil. X Gebothen auswendig gelernt. Von der Sylvia ſagte es: ſie ſchicke ſich zum Helidor, wie kaum eine Schweſter zu ihrem Bruder — und von Glülphi: wo er irgend ein Kind finde, das einen guten Kopf habe, ſo jage er ihm nach, wie kein Jäger dem ſchönſten Reh; wenn auch der Vater eines ſolchen Kinds am Galgen verfault, ſo mache ihm das nichts; er ſage ſelber, nur deſto eher ſuche er ein ſolches auf; ein ſolches Kind habe denn auch mehr als kein anderes, Beweggründe in ſich ſelbſt, brav und mitleidig für den Armen und Verlaſſenen zu werden, und was an ihm ſey, dazu beyzutragen, daß kein anderer Menſch mehr ſo verführt und ſo unglücklich werde, als ſein Vater, das wolle er thun, und denn habe er die Meynung: man könne dem Armen nur durch den Armen ſelber helfen, die Reichen ſtehen Leibs- und Seelehalber dem Armen nur zum Verſuchen und zum Verderben nahe; um ihnen zu helfen ſtehen ſie Leibs- und Seelehalber von ihm eben ſo entfernt, als wenn ſie diesfalls beym Mann im Mond Quartier genommen hätten; die Almoſen der Reichen ſeyen meiſtens Gift für die Armen, und je größer ſie oft ausfallen, deſto ſtärker und tödtlicher ſeye gar oft ihr Gift.

Ein Spion, wenn er die ganze feindliche Armee durchlaufen und ſich im Rückweg bey der letzten feindlichen Schildwache durchgeſchlichen, wenn er das ganze Lager abgemeſſen und die Zahl der Feinde bis auf den letzten Mann im Sack mit ſich zurück trägt, freut ſich nicht ſo ſehr über den Erfolg ſeiner Kundſchaft, als die Eichenbergerin ſich über den Erfolg ihrer Nachforſchungen freute. Sie eilte was ſie konnte, ihre Entdeckungen der Sylvia zur Kunde zu bringen.

Das iſt verfluchtes Zeug, was dieſe da treiben, ſagte Sylvia und eilte dann eben ſo ſehr, es Helidor bekannt zu machen.

§. 73.

Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge haſt du dir dein Lob vorbereitet.

Glülphi fuhr indeſſen fort, durch tägliche Uebung und unermüdete Anſtrengung ſich in ſeiner Schulſtube der Kraft, die er in der Gertrud Stube kennen gelernt, zu nähern, d. h. ſeine Schulmeiſterey dem höhern Geiſt und Sinn der wahren Erziehungskraft zu unterordnen. Er wurde täglich kraftvoller, in allem ſeinem Thun auf das innere Weſen der Liebe, des Glaubens, des Denkens und Handelns ſeiner Kinder einzuwirken. Er wurde mit jedem Tag kraftvoller und geübter, das Herz ſeiner Kinder ſeinem Herzen, den Geiſt ſeiner Kinder ſeinem Geiſt näher zu bringen und auch ſeine feſte, ununterbrochene Thätigkeit ihnen zur täglichen Gewohnheit zu machen. Er wurde täglich fähiger, dahin zu wirken, daß ſeine Kinder bey allem ihrem Thun Herz, Hand und Geiſt bey einander haben. Sein großer Grundſatz, alle Anwendungsübungen den Uebungen zur Entfaltung der Kräfte, die dieſe Anwendungsübungen vorausſetzen, unterzuordnen, d. h. die pſychologiſch zu ordnenden Reihenfolgen der Mittel und Uebungen zur reinen Entfaltung der Grundkräfte unſerer Natur den Anwendungsübungen dieſer Kräfte vorhergehen zu machen, wurde ihm mit jedem Tag heiterer und klarer, ebenſo wie auch derjenige, daß alle Anwendungsübungen der menſchlichen Kräfte mit dem Grad der entfalteten Kräfte ins Gleichgewicht und in Uebereinſtimmung gebracht werden müſſen. Nicht weniger befriedigten ihn die Verſuche, jedes einzelne in irgend einer Kraft, Fertigkeit oder Kenntniß vorgeſchrittene Schulkind zu benutzen, um diejenigen ſeiner Mitſchüler, die in dieſer Kraft, Fertigkeit oder Kenntniß merklich hinter ihm zurück ſind, an die Hand zu gehen, wie in der Gertrud Stube und auch in der Wohnſtube einer jeden braven, gemeinen Haushaltung jedes Geſchwiſterte das, was es kann, ſeinem jüngern, ungeübtern Geſchwiſterten zeigt und ihm darin an die Hand geht. Der Grundſatz dieſer Benutzung der in jedem Fach geübtern und vorgerücktern Kinder zum Unterricht und zur Anführung der jüngern, ungeübtern wurde ihm in der Ausführung vorzüglich durch einen zweyten, von mir ſchon einmal berührten, Grundſatz erleichtert und in ſeinen Folgen wichtig, nehmlich daß jedes Kind das, was es in der Schule lernen, auch auslernen, d. i. auf eine Weiſe können müſſe, die es in Stand ſetzt, das, was es kann, auch andern wieder zu zeigen und andere wieder darin zu unterrichten. Seine Erfahrungen zeigten ihm jetzt, daß dieſes nicht nur ſo zu verſtehen ſey, ein Kind müſſe am End ſeiner Schuljahre, wenn es alles, was es in der Schule zu lernen habe, vollendet, denn im Stand ſeyn, auch andern Kindern in allem dieſem zu unterrichten, ſondern ſogar die Kinder müſſen ſchon in der Schulzeit, wie dieſes auch in der Wohnſtube der Gertrud der Fall ſey, auf jedem Grad des Unterrichts, auf dem ſie ſtehen, ehe ſie von demſelben auf einen höhern geführt werden dürfen, in demſelben zu einer Sicherheit und Vollendung im Können deſſelben gebracht werden, daß ſie ſchon in dieſer Zeit Kindern, denen er noch nicht ſo vollendet eingeübt iſt, darin unterrichtend zu die Hand gehen könne. Daß dieſes aber mit der größten Kindlichkeit und Einfalt ausgeübt werden müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Am vorzüglichſten aber richtete er ſeine Schulmeiſterkraft dahin, die Kinder täglich und in allen Rückſichten an einen hohen Grad der Anſtrengung und Ausharrung zu gewohnen; — früh und ſpät zu ſeyn, nichts langſam in die Hand zu nehmen und bey allem Thun ſchnellen Schrittes vorwärts zu gehn und nirgend und einmal müſſig umher zu ſtehen, forderte er jeden Augenblick von ſeinen Kindern. Wer in den Tag hinein lebt und ſich nicht frühe Vorſätze des Lebens macht, denen er nachſtrebt und für die er jeder Ausharrung und jeder Aufopferung fähig ſeyn muß, aus dem wird nichts in der Welt, ſagte er faſt täglich zu ſeinen Kindern. Dieſes Wort gefiel zwar nicht allen Leuten im Dorf. Eine Mutter von einem ſeiner Schulkinder ſagte einmal zu Glülphi: dieſes Treiben zum etwas werden in der Welt nützt eben nicht alles, wenn mein Kind nur ein frommer, ordentlicher Chriſt wird.

Und wenn du das willſt, ſagte Glülphi, ſo ſolls dir auch recht ſeyn, daß er ſeinen Kopf und ſeine Hand als Chriſt brauchen lerne. Liebe Frau, das Chriſtenthum iſt das Höchſte, wornach der erhabenſte Menſch ſtreben kann; wenn aber der Menſch nichts iſt, wenn alles, was göttlich und erhaben in ſeiner Natur liegt, in ſeinem Kopf ſchläft und in ſeinen Händen lahm und in ſeinem Herzen nur kraftlos, wie der Traum eines Schlummernden, daliegt, wie kann er dann nach dem Höchſten, nach dem Erhabenſten ſtreben, das in der Menſchennatur liegt? Es war Glüphi in der Welt nichts ſo zuwider, als wenn er ſah, daß jemand die Lehre von der Nachfolge des Gekreuzigten zu einem anſchaulichen Beleg der Vis inertiae unſers Verderbens herabzuwürdigen verſuchte. Er glaubte: man müſſe die Kinder in allen Rückſichten menſchlich beleben, um ſie eben ſo fähig zu machen, in allen Rückſichten chriſtlich kraftvoll zu handeln und ihrem guten Willen in allen Verhältniſſen thatſächlich die Folgen zu ſichern, ohne welche aller Anſchein des menſchlichen Willens nur ein eitler Geluſt unſerer thieriſchen Natur und durchaus nicht als ein wirklicher, menſchlicher Wille angeſehen und erkannt werden kann. Auf dieſe Anſichten und Grundſätze geſtützt, ſetzte er in Rückſicht auf die Entfaltung der menſchlichen Kräfte ſeiner Schulführung keine Schranken, denn er war vollkommen überzeugt, kein Menſch könne in keinem Stand weder zu edelmüthig und wohlwollend noch zu chriſtlich und zu verſtändig, noch zu kunſtfähig und berufsfähig ſeyn und gemacht werden; aber indem er bey eben dieſer Schulführung den Geiſt des häuslichen Wohnſtubenlebens eben ſowohl zu ſeinem oberſten Ziel ſetzte, als er es auch zu ſeinem erſten Schulmittel benutzte, ſo ward er dadurch hinwieder genöthigt, die Anwendung der in ſeinen Kindern entfalteten Kräfte durch ſeine Schulmittel ebenſo in den Geiſt, in den Sinn, in die Bedürfniſſe, Mittel und Eigenheiten ihres Stands hineinzulenken und die äuſſere Anwendung ihrer Kräfte den Anſprachen und Bedürfniſſen dieſes Stands zu unterwerfen, wie jede gute Wohnſtube vermög des Weſens ihrer Natur ſelber genöthigt iſt, die Kräfte, die ſie in ihren Kindern entfaltet, in den Geiſt und in die Bedürfniſſe ihres Stands hineinzulenken und denſelben zu unterwerfen. Er arbeitete desnahen auch mit aller Kraft und mit aller Kunſt, die in ſeiner Hand war, daß der Verſtand ſeiner Kinder als ein landwirthſchaftlicher Verſtand und ihr Herz als ein in der Landwirthſchaft befriedigtes, an ihren Sorgen und Freuden theilnehmendes Herz und ſelber ihre Hand als eine für die Landwirthſchaft geſchickte und gewandte Hand zum Vorſchein komme, und führte ſie auf dieſer Bahn dahin, daß ſie in ſeiner Schulſtube mit vollem Herzen ſammt ihm Lavaters Lied anſtimmten:

Stimmet wack're Landsbauern,
Stimmt ein Lied mit Freuden an;
Eins, das hinter Thor und Mauern
Keiner mit uns ſingen kann.

So den Anſprüchen der Menſchennatur in der Entfaltung ihrer göttlichen Kräfte auch kein Haar vergebend, ſuchte er ſeine Kinder durch die Anwendung ihrer Kräfte dahin zu erheben, daß ſie ſich in den Schranken ihres Standes glücklich und geſegnet fühlend, aus freyem Willen und eigenem Trieb mit Anſtrengung und Eifer ſich ſelber die Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erwerben ſuchten; die ſie in Stand ſtellen konnten, ſich ihren Stand auch unter allen Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten, die er, wie alle andere Stände haben möge, ſich ſegensreich und befriedigend zu machen. Um aber dieſes

Ziel, ſeine Schulkinder ſich in den Schranken ihres Stand ſo glücklich fühlen zu machen als ſie ſich nach dem Eindruck, den ihr eigenes Glück auf ſie machte, nicht leich in einem andern Stand fühlen konnten, zu erreichen ſuchte er ihnen die Bildung zu ihrem Stand und auch di Bildung zu den Beſchwerden ihres Stands ſo leicht un ſo angenehm zu machen als möglich; und benutzte hiefü vorzüglich die allgemeine Neigung der Menſchen zum Geſang.

Thereſe und die Frau Pfarrerin bothen ihm hierin di Hand, und gaben alle Wochen zweymal den Kindern im Singen Unterricht. Auch trachtete er durch den Geſang auf jedes, die menſchliche Natur belebendes und erhebendes, Gefühl bildend einzuwirken. Sie lernten Sonntagslieder, Lieder zu ihrer Morgen- und Abendandacht, Lieder zur Ehre Gottes, zum Dank für den Erlöſer, zum Lob der Bibel, aber denn auch Freudenlieder, Erndtelieder, Feyerabendlieder und lachende Darſtellungen vielerley Thorheiten und Irrthümer des Lebens. Auch verſammelte er ſeine Kinder oft zu Abendfreuden, an denen oft das Schloß und das Pfarrhaus ganz Theil nahmen.

Wenn das geſchah, ſo brachte man den Kindern aus dem Schloß und dem Pfarrhaus allemal ganze Körbe voll Früchte der Jahrszeit, Kirſchen, Birnen, Aepfel, Zwetſchgen und im Winter gedörrtes Obſt mit, und man kann ſich nicht vorſtellen, was das fröhliche, freye Beyeinanderſeyn der Dorfkinder von beyden Geſchlechtern in ſolchen vom Schloß und Pfarrhaus ſelber erheiterten und belebten Abendſtunden dazu beytrug, gegenſeitig ſanftere und edlere Gefühle in ihnen reg zu machen und ſie zu verſchiedenartig bildender Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und auf ihre Geſpielen hinzulenken, auf die ſonſt Bauernkinder im allgemeinen zu ganzen Haufen ſo ſelten hingelenkt werden. Man kann ſich nicht vorſtellen, was die Menſchlichkeit dieſer das Schloß, das Pfarrhaus und das Dorf vereinigenden Abendſtunde dazu beytrug, mitten in der Kraftanſtrengung, die beſonders die Bildung zum landwirthſchaftlichen Leben ſo weſentlich bedarf, den milden, fröhlichen und heitern Sinn des Lebens in ſeinen Kindern zu erhalten, der die Harmonie der menſchlichen Kräfte und das Gleichgewicht, in dem ſie unter einander ſtehen ſollen, mit eben ſo viel Sicherheit ausdrückt, als der Mangel dieſes milden, fröhlichen, heitern Sinns im Leben den Mangel an innerer Harmonie unſerer Kräfte in uns ſelbſt und des Gleichgewichts, in welchem ſie unter einander ſtehen ſollten, beurkundet.

§. 74.

Die Armſeligkeit alles Treibens und Jaſtens unſrer Leidenſchaften im Gegenſatz gegen die Würde der Unſchuld, der Menſchenliebe und der Selbſtſuchtloſigkeit.

Sylvia hatte indeſſen alles, was die Eichenbergerin ihr berichtet, Helidor beynahe wörtlich erzählt, und er ſelber hatte Mittel gefunden, auch etwas von den Berichten Arners an Bylifsky über Glülphis Schulführung zu vernehmen.

Bisher war er gewohnt, alles Gute, das im Land war, wenn es nicht ihm ſelbſt, merklich ſtark gegen ſeine Kutteln zu greifen ſchien, nicht geradezu zu ſtoſſen, ſondern daſſelbe den Weg ſeiner Elendigkeit und ſeiner Träumernarrheiten (wie er alles höherſtrebende und tiefergreifende Gute in der Welt anſah und betitelte) ungeſtört gehen und ſein Grab gleichſam mit eigenen Füſſen ſuchen zu laſſen. Dieſer Handlungsweiſe gewohnt, zeigte er äuſſerlich ſich lange gar nicht eifrig gegen Arners Thun. Im Herzen war er ihm von Anfang an entſchieden abgeneigt. Er mußte es auch ſeyn. Er nahm als Erfahrungsſache und als unwiderſprechlich an, der Menſch ſey im ganzen Umfang ſeines Daſeyns dem blinden Spiel dargeworfen, das das launige und unerklärliche Schickſal mit ihm treibe. Dieſes, meynte er, laſſe einen kleinen Theil Menſchen das Glück wie vom Himmel herab regnen und ohne ſein Zuthun Mittel in die Hand fallen, alle Güter, und alle Genieſſungen, die die weite Erde dem Menſchengeſchlechte darbietet, bald in ungeſtörter Gemächlichkeit unter ihrem Dach einzuſchlürfen, bald ſie hinwieder im wilden Getümmel zu zerſplittern. Er wußte zwar wohl, daß die meiſten dieſer vom Schickſal begünſtigten Menſchen ihr Glück zu nichts anderm brauchen, als daß ſie, den Affen nachahmend, die, wenn ſie Menſchenkleider anziehen, ſich für Thiere von einer höhern Art anſehen oder auch die Pfauen, die, wenn ſie ihren Hintern mit allen Farben des himmliſchen Regenbogens aufſträuſſen, ſich auch für Vögel höherer Art halten mögen als alle die ſind, die ihren Hintern nicht ſo mit allen Farben des Regenbogens geziert aufſträuſſen können, den Segen dieſes Glücks eben wie dieſe Thiere in einem armſeligen Gepräng zur Schau aufſtellen, um unter ihren Mitmenſchen durch Vorzüge, die ſie mit Affen und Pfauen gemein haben, ebenfalls als Geſchöpfe höherer Art daſtehen können. Aber Helidor glaubte, das ſey ihr Recht und die untern Klaſſen des Volks müſſen dieſes Recht wirklich in dieſer Thierform an ihnen reſpectiren und in dieſer Rückſicht gewöhnt werden, ſich unbedingt für eine niedrigere Menſchenart anzuſehen, die durchaus nach keiner Art von Genieſſungen geluſten dürfen, die das Schickſal ſeinen Günſtlingen darwerfe. Er meynte, wenn die Günſtlinge des Schickſals dieſe niedere Menſchenklaſſe nicht in allen Beziehungen und Verhältniſſen dieſer Anſicht gemäß behandle und ſie nicht drey Schritte vom Leib oder vielmehr drey Schritte von aller ihrer Luſt und von allen ihren Freuden weghalte, ſo thun ſie dieſer Menſchenklaſſe nicht nur keinen Dienſt, ſondern ſie führen dieſelbe genau in die Lage, in welcher ſich ein hungriger Fuchs befindet; der, wenn er Trauben vor ſeinen Augen ſieht, die ihm zu hoch hangen, ſich die Füſſe faſt abſpringt, dahin zu gelangen und bey jedem Sprung wieder, ohne eine Traube in's Maul zu kriegen, am Boden herabfällt. Dieſer Helidor war aber auch, ſeitdem er ſelber aus dem Kothwinkel, von dem er hergeſtammt, hervorgekrochen und dahin gekommen, im Herzogthum vollkommen das vorzuſtellen, was Hummel unter Arners Großvater in Bonnal vorſtellte, der größte Maulbraucher und Spottgeiſt gegen alle Gelüſte des Volks. Von einem Volkswillen hatte er auch nur keine Ahnung, daß ein ſolcher möglich ſey, aber über die Volksgelüſte trieb er ſeinen Spott ſo weit, daß wenn man ihm von vorzüglichen Gaben und ausgezeichneten Talenten, die ſich im Volk befinden und von dem Recht ein Wort fallen ließ, das ſolche ausgezeichnete Gaben dieſen Menſchen gebe, dahinzuſtreben, ſie auch auf eine verhältnißmäßige Weiſe anwenden und brauchen zu können, und zu dürfen, er darüber allemal mit einem Hohn antwortete, der jedes edle Menſchenherz zerſchneiden mußte: wenn ein Menſch, der eine feine, gute, und wie er ſie nennt, Hundsnaſe hat, um deswillen auch glaubte, man müßte ihm das feinſte Rauchwerk, das es auf der Welt gebe, alle Tage vor der Naſe anzünden, ſo wäre er denn doch ſicher ein Narr und es ſey offenbar, daß nicht ſeine Naſe, ſondern ſein Beutel ihm das Recht zu dieſen feinen Gerüchen geben könne. —

Und es iſt freylich auch in dieſer Anſicht etwas ganz Wahres, und man muß hinzuſetzen, es iſt etwas darin wahr, das für den Armen von der höchſten Wichtigkeit iſt, aber offenbar iſt die Wahrheit, die darin liegt, im Mund Helidors dennoch eine Sünde, und zwar eine ſchreckliche Sünde gegen das Menſchengeſchlecht.

In Rückſicht auf Arners Angelegenheiten behauptete er, wenn es ihm gelingen könnte, durch den Comödiantenclub, den er im Pfarrhaus mit einigen Bauern und Bauernweibern in Bonnal gebildet, die Zwecke, die er zu haben ſcheine, in ſeinem Dorf durchzuſetzen, ſo könnte dieſes von einigen Folgen ſeyn. Er meynte zwar zugleich, Arner habe keine Mittel, mit dieſem Spuck, den er in ſeiner Winkelſchule treibe, weiter in die Welt einzugreifen; doch war ihm dieſer Spuck, ſo ſehr er ihn verachtete, an dem Ort, wo er getrieben wurde, nicht recht, weil er immer etwas Aehnliches mit den Beſtrebungen habe, an denen der Herzog einſt ſeinen Kopf ſelber angeſtoſſen. Doch tröſtete er ſich diesfalls noch mit der Anſicht, das, was Arner jetzt wolle, ſey eigentlich doch nicht das Gleiche, was der Herzog ehemals geſucht; dieſer habe mit ſeinen Verſuchen immediat auf das Volkswohl und auf die Verbeſſerung des Zuſtands der Armen im Land hinwirken wollen, von der Bonnalerſchule hingegen glaubte er immer noch, es ſey Arner um ein Biegen mehr Wortkenntniß und allerley Geſchwatzwerk von Kenntniſſen zu thun. Er achtete in dieſer Rückſicht auch ſein Thun bis jetzt mehr für eine Dummheit als für etwas, das auf irgend eine Art gefährlich werden oder ſonſt weit führen könnte.

Helidor wuſte nur gar zu wohl, daß alles Geſchwatzwerk den Menſchen ſchwach mache, und daß man, um auch einem guten Kopf alle Bedeutung, allen Einfluß und ſelber alle Tiefe zu nehmen, ihn nur recht vielſeitig zu allerley Arten von Maulbrauchen hinführen müſſe. Aber da er jetzt, und zwar nicht durch die Eichenbergerin, ſondern durch einen ganz andern Kanal aus der Hauptſtadt vernahm, daß Glülphi ein eigentlicher Todfeind der Vielwiſſerey und der Vielſchwatzerey ſey und in ſeiner Schulführung mit aller Kraft aufs Denken, Schweigen und Thun und nicht aufs Maulbrauchen losgehe und zudem, daß er ihn vorher ſchon als einen ſehr guten Mathematiker gekannt, jetzt noch vernahm, daß er in dieſer Schule auf eine Mathematik hinlenke, die gar nicht zu den Routinefertigkeiten ihrer Anwendung, ſondern zur allgemeinen Entfaltung der Geiſteskräfte und zum Habituelmachen der logiſchen Fertigkeiten hinführe und zugleich vernahm, daß er die beſten Köpfe in Bonnals Jugend ausſuche, und ihnen in dieſem Geiſt eine Bildung ertheile, ſo änderte er auf einmal ganz plötzlich ſeine Anſicht über dieſen Gegenſtand und ſein Benehmen darüber. So wie er bis jetzt die Sache in Bonnal als unbedeutend behandelt und geglaubt, es ſey ſein Spiel, keine ſichtbare Aufmerkſamkeit darauf zu werfen und ſogar der Eichenbergerin aufgetragen, die höchſte Sorgfalt darauf zu wenden, daß niemand merke, daß ihm etwas daran liege, ſo fieng er jetzt an, dieſer Sorgfalt ganz entgegen öffentlich und laut ſich gegen Arners Thun zu erklären und ſich beſtimmt zu äuſſern, dieſer unerfahrne, junge Menſch gehe in ſeinen Beſtrebungen und in ſeinen Tendenzen von Anſichten und Geſichtspuncten aus, die durchaus unrichtig und bey keiner nähern Prüfung ſtichhaltend erfunden werden können. Er wurde ſogar jetzt plötzlich über dieſen Gegenſtand, was ſonſt nicht ſeine Gewohnheit war, geſchwätzig, und ſagte gar oft, wo man's gern hörte und wo man's nicht gern hörte, nicht nur alle Einſichten und Fertigkeiten, zu welchen die Menſchen durch ihre Bildung hingeführt werden, ſondern auch der Grad der Geiſtes- und Denkkraft, ſowie derjenige der Kunſtkraft, welche die Einſichten und Fertigkeiten vorausſetzen, zu welchen die Menſchen gebildet werden dürfen, müſſen in jedem Fall mit dem poſitiven Zuſtand, d. h. mit dem Stand, Rang, Vermögen oder mit der Standes-, Rangs- und Vermögensloſigkeit eines jeden Individuums und zugleich mit dem, was in ſeinem Stand oder Nichtſtand für ihn ſchicklich und brauchbar ſey, in Uebereinſtimmung gebracht werden; man müſſe alſo dem Menſchen auch nicht einmal ſeine Vernunft weiter ausbilden, als er ſie in ſeinem Stand brauchen könne. Er behauptete, das ſey ſo weit wahr, daß in den niedern Ständen ſogar der Geluſt, mehr Verſtand zu beſitzen, als ſie darin zu brauchen nothwendig haben, wegen den Folgen, die es haben könnte, zurückgeſcheut und abgelenkt werden müſſe, und es komme in dieſer Sache gar nicht auf den einzelnen Menſchen und die Anſprüche, die einer etwa auf ausgezeichnete Geiſtesgaben und Kunſtanlagen machen möchte, an, ſondern einzig und ganz auf den Stand, zu dem er gehöre, und auf das Eigenthum, das er beſitze u. ſ. w. Er gieng noch weiter, er ſprach ſeine

Anſichten über dieſen Gegenſtand dem politiſchen Club, den er ſelber gebildet und den einige ſehr gute Köpfe beſuchten, mit einer Kraft aus, die das größte Aufſehen machen mußten. Er ſagte nehmlich laut und beſtimmt, Arner werde es mit den Grundſätzen, nach denen er ſeine Schule durch einen offenbar gefährlichen, mißvergnügten Lieutenant einrichten laſſe, es unzweydeutig dahin bringen, daß die beſten Köpfe ſeiner Schule einſt ſich ſelber oder andern Leuten die Kugel durch den Kopf ſchieſſen werden. — Natürlich erregte dieſes ſtarke Wort Aufmerkſamkeit in der Geſellſchaft. Alles ſtand um ihn herum, und er fuhr fort und ſagte: die Sache iſt wichtig; man kann den Armen im Land durch nichts unglücklicher machen, als wenn man ihn einſehen lehrt, daß er ſelber höhere und größere Anlagen und Kräfte hat, als die Leute von höheren Ständen, die ihn umgeben, indeſſen er aber denn doch dieſe Gaben nicht anwenden kann und nicht anwenden darf. Er ſetzte kühn und derb hinzu: der Kopf des Armen muß nothwendig mit ſeinem Beutel in Uebereinſtimmung gebracht werden, und wenn er glücklich ſeyn ſoll, ſo muß der erſte ſo leer bleiben als der letzte es iſt. Er ſprach es geradezu aus: das gemeine Volk müſſe nicht zur Erkenntniß der Wahrheit ſeines Zuſtands hingelenkt und nicht fähig und noch weniger gelüſtig gemacht werden, denſelben mit dem Zuſtand anderer Stände zu vergleichen und ſeine allfällig höhern Talente dahin zu benutzen, ſich durch dieſelbe dahin helfen zu wollen, worin ſie etwa ſehen, daß andere ſich auch geholfen haben. Er behauptete, man müſſe die guten Köpfe in den niedern Ständen mit aller

Kunſt und allfällig, wenn es noth thue und nicht anderſt ſeyn könne auch mit Gewalt vom Selbſtgefühl deſſen, was Geiſtes- und Kunſthalber in ihnen liege, zurückzulenken trachten.

§. 74.

Uebergang von ganz heidniſchen Anſichten über das Volk und die Volksbildung zu chriſtlichen.

Bylifsky vernahm dieſe Aeuſſerung den Tag darauf, als er eben in einer Abendgeſellſchaft war, die aber freylich dem Intrigantenclub Helidors ſeine böſen Worte ausſprach, nicht gleich ſah, ſondern aus den beſten Köpfen und den edelſten Männern des Hofs und der Hauptſtadt beſtand, in dieſer Geſellſchaft drückte Bylifsky ſeine Empörung über dieſe Aeuſſerung Helidors alſo aus: um Gottes Willen, wo werden wir unter dieſen Mann noch hinkommen, wenn wir dem Armen, der nichts hat, ſich durch die Welt zu bringen, als die Anlagen ſeines Herzens, die Kräfte ſeines Geiſts und die Fertigkeiten ſeiner Hand, nicht mehr helfen dürfen, dieſe Anlagen, die ihm Gott gegeben, in ſich ſelbſt zu fühlen und dahin auszubilden, daß er ſie im Verhältniß der Kraft, mit der ſie in ihm liegen, auch benutzen und zu ſeinem zeitlichen und ewigen

Wohl anwenden könne, wenn wir im Gegentheil unſere Verkünſtelungsmittel des Menſchengeſchlechts ſo weit zu treiben, verleitet werden ſollten, daß wir anfangen müßten, es für unſere Pflicht anzuſehen, mit Vorſicht und Abſicht zu verhüten, daß die beßten Köpfe und talentreichſten Menſchen in unſrer Mitte nicht einmal dahin kommen ſollen, die Kräfte in ſich ſelber zu fühlen, die Gott ihnen zu ihrem und zu ihrer Nebenmenſchen Heil ſelber gegeben. Was würde aus uns werden, ſprach er mit Heftigkeit, wenn wir auf dieſer Bahn um einiger erbärmlicher Menſchen willen, ſo viel an uns iſt, die Ordnung Gottes und das Weſen der innern, ewigen Ungleichheit der Rangordnung, die er unter den Menſchen durch die Ungleichheit ihrer Kräfte und Anlagen ſelber gegründet, aufzuheben und über den Haufen zu werfen ſuchten und dahin arbeiten ſollten, daß ſelber das ewige, heilige Fundament des wahren, menſchlichen Gottesdienſts, die göttlichen Kräfte der Menſchennatur ſelber dem unheiligſten und verwürflichſten Menſchendienſt, der Blindheit und Kraftloſigkeit der Menſchennatur Preis gegeben und aufgeopfert werden ſollten? Lebhaft über das Unrecht dieſer Anſicht empört, fuhr Bylifsky im Eifer ſeiner Aeuſſerungen fort und ſagte: ich kann mir kein Verbrechen an Gott, an den Menſchen und an das Vaterland denken, das demjenigen die Kräfte der Menſchennatur im Menſchen, beſonders im armen Menſchen mit Abſicht, Muthwillen und Vorſatz in ihrem Keime zu erſticken, gleich kommen könnte.

Der erſte katholiſche Geiſtliche der Hauptſtadt, der auch in der Geſellſchaft Byliſsky's war, theilte dieſe Anſicht mit ihm und drückte ſich darüber alſo aus: die Anlagen des Geiſts, des Herzens und der Kunſt ſind göttliche Anlagen, und ſie mit Bewußtſeyn, Abſicht und Vorſatz im Menſchen, inſonderheit im armen Menſchen zu unterdrücken, iſt in meinen Augen nichts weniger als eine der erſten Sünden in den heiligen Geiſt, die weder in der gegenwärtigen noch in der zukünftigen Welt verziehen werden können.

Byliſsky, der nicht katholiſch war, freute ſich über die Aeuſſerung dieſes Manns, vorzüglich darum, weil er es von ihm, als von einem katholiſchen Prieſter nicht erwartete, aber der Geiſtliche, der das merkte, ſagte jetzt zu ihm: meine Anſicht iſt ganz mit den Grundſätzen der katholiſchen Kirche und mit den Mitteln ihrer ſo feſt begründeten Hierarchie übereinſtimmend. Die heil. Kirchenväter, die erleuchteteſten Päbſte und die eifrigſten Biſchöffe haben in allen Epochen der Kirche das Chriſtenvolk, und beſonders die ihnen untergebene Geiſtlichkeit auf das wärmſte und angelegentlichſte aufgefordert, vorzügliche Talente, die ſie an irgend einem jungen Menſchen, beſonders aber an einem armen, jungen Menſchen entdecken würden, ihrer Aufmerkſamkeit zu würdigen und dafür zu ſorgen, daß ein ſolcher ausgezeichneter junger Menſch nach dem Willen Gottes, der ihm durch ſolche Anlagen ſelber aus dem Staub ſeiner äuſſern Niedrigkeit erhoben, in die Lage geſetzt werden, ſeine Anlagen zum Dienſt der Kirche und des Staats würdig und ſegensvoll anwenden und gebrauchen zu können, und kein Katholik, der hierüber die nöthigen Einſichten hat und wahrhaft fromm iſt, wird je einem Zeitgeiſt fröhnen, der um der Elendigkeit willen, in die er ſelber verſunken, ſich dahin erniedrigen würde, ihn für ſich und ſeinen Dienſt zu etwas aufzufordern, das ſo offenbar mit dem beſtimmteſten Anſinnen und den Aufforderungen der heiligen Kirchenväter, der erleuchteteſten Päbſte und der frömmſten Biſchöffe klar und entſcheidend entgegenſteht. Aber es iſt freylich doch auch mit einem Zeitgeiſt ſchon ſehr weit gekommen, der dieſe Aufforderung, ſey es laut oder leiſe, ſey es direkte oder indirekte, an einen ehrlichen Mann im Land auch nur zu machen wagt.

Ja wahrlich, ſetzte Bylifsky mit einem Seufzer bey: es iſt mit einem Zeitgeiſt ſehr weit gekommen, daß ſelber viele, ſonſt ehrlich geſinnte Menſchen vom Volk, d. h. von den Zeitgenoſſen des Zeitgeiſts wie von Stieren reden dürfen, die, wenn ſie ihre Kraft kennten, ſich nicht an einem Zwirnfaden von einem Kind herumführen und an den Pflug und an den Wagen hinſtellen laſſen würden. Wahrlich, wahrlich, es iſt mit einem Zeitgeiſt weit gekommen, wenn ſonſt chriſtlich geſinnte Menſchen auf das Fundament dieſer Anſicht in Helidors Lied einſtimmen und es ausſprechen, man thue der Religion einen Dienſt, wenn man das Volk in Unwiſſenheit und Kraftloſigkeit hinabſinken mache.

Der Geiſtliche: Aber wahrhaft chriſtliche Menſchen, wenn ſie auch dieſes Wort ausſprechen, denken und ſagen es gewiß nicht in dem Sinn, in dem es Helidor denkt und ausſpricht.

Bylifsky. Das iſt freylich nicht; aber es iſt ſchon ſchlimm genug, daß ſonſt chriſtlich geſinnte Menſchen durch den Zeitgeiſt dahin gebracht worden ſind, es aufrichtig zu glauben und als wahr anzunehmen, das Volk könne nicht demüthig ſeyn und nicht chriſtlich leben, wenn es nicht blind und kraftlos gemacht oder wenigſtens blind und kraftlos erhalten werde.

Der Geiſtliche. Aber man muß doch nicht vergeſſen, daß die Blendlaterne, die man dem Volk ein ganzes Menſchenalter vorher nicht blos in die Hände gab, ſondern es beynahe noch nothzüchtigte, ſich damit zu zünden, haben der alten Demuth im Land und dem alten chriſtlichen Leben ſchon lange den Hals gebrochen, ehe unſer Zeitgeiſt das böſe Wort: man müſſe das Volk blind und kraftlos machen, damit es demüthig werde und chriſtlich leben könne — Chriſten und Unchriſten in den Mund zu legen ſo vielſeitig und ſo lebhaft verſucht und vermögen.

Bylifsky. Das iſt gewiß, die Fundamente der alten Demuth und des alten chriſtlichen Lebens ſind nicht durch einige, gegenwärtig in Umlauf gekommenen Wörter des Zeitgeiſts, ſondern durch die frühere Vernachläßigung der weſentlichen Mittel der Volkserziehung und der Menſchenbildung untergraben und geſtört worden, und es iſt wahrlich durch tiefe Verirrungen der Vorzeit dahin gekommen, daß es unſerm Zeitgeiſt gelungen, ſo viele Leute dahin zu bringen, in allem Ernſt zu glauben, man könne und müſſe gegenwärtig im Volk mit ſeiner Blindheit wieder gut machen, was die Vorzeit durch Blendlaternen in ihm verdorben.

Der Geiſtliche. Inzwiſchen wird ſich an Helidor dießfalls niemand irren. Wer ihn auch nur auf hundert Schritt vom Leib ins Aug gefaßt, der weiß ſicher auch, wenn er den Grundſatz ausſpricht, die Menſchennatur und das Chriſtenthum fordern die Unwiſſenheit und die Kraftloſigkeit des Volks, ſo meynt er damit nichts anders, als das Chriſtenthum und die Menſchennatur taugen für ihn nur in ſo fern, als ſie in einer Geſtalt vor dem Herzog erſcheinen, die auf keine Weiſe geeignet iſt, dem Herzog eine Anſchauung von irgend einer Wahrheit oder irgend einem Recht, die ihm nicht behage, vor die Augen zu bringen.

Was mich aber, ſagte jetzt der Geiſtliche, in Rückſicht auf dieſen Zeitgeiſt und alle ſeine Folgen, ſie mögen auch ſo ſchlimm ausſehen als ſie wollen, immer tröſtet, iſt dieſes: die Kräfte der Menſchennatur ſterben darum nicht aus, wenn man ihnen ſchon eine Weile nicht aufhilft; und unnatürliche Beſtrebungen, ſie ſeyen gewaltſam oder hinterliſtig, zu unterdrücken, ſind immer weſentlich geeignet, die Kräfte ſelber wieder zu beleben, für die zu unterdrücken ſie in Bewegung geſetzt und gebraucht worden.

Bylifsky erwiederte: Es iſt gewiß, das Tröſtliche gegen alle Uebel, denen das Menſchengeſchlecht ausgeſetzt iſt, liegt in dem ewigen Göttlichen, der menſchlichen Natur ſelber; und was auch mich bey der dießfalls ſo fürchterlich ſcheinenden Allgewalt Helidors tröſtet, iſt das alte Sprichwort: „ehrlich währt am längſten."

Bylifsky hatte das Wort kaum ausgeſprochen, ſo nahm der gute Geiſtliche das Glas in die Hand, und trank mit heiterer Stirne auf die Geſundheit des Sprichworts: „ehrlich währt am längſten.“

Sie unterhielten ſich noch eine Weile über dieſen Helidor, und waren einſtimmig in der Aeuſſerung: Er iſt ein Unchriſt, der bey der Gewaltskraft ſeiner Anlagen, in den tiefſten Unſinn der Sinnlichkeit verſunken, für das innere, göttliche Weſen der Menſchennatur durchaus keinen Sinn mehr hat und darum auch die Menſchen und die Menſchennatur wie ſich ſelber verachtet. Er lebt ganz hingegeben in den Gefühlen und Trieben des ſchlauſten, kraftvollſten und gewaltthätigſten der Thiere, die ſich des Tags in Höhlen und Wäldern verbergen, des Nachts aber in die Thäler und Triften einbrechen, den Raub zu ſuchen.

§. 76.

Das Thun Arners in Bonnal wird feſt beſtehen. Er erheitert ſich täglich mehr in ſeinen Fundamenten.

Helidor hatte, ſeitdem er jetzt ſich öffentlich gegen Arners Thun erklärt, auch der Eichenbergerin durch Sylvia ſagen laſſen, ſie habe jetzt nicht mehr nöthig zu verbergen, daß auch er dieſes Narrenweſen von Bonnal mißbillige, mit dem Zuſatz, ſie ſolle nur immer fortfahren, mit großem Fleiß nachzufragen, was immer daſelbſt begegne und dabey alles mögliche thun, daß immer mehr Leute im Dorf ſelber darüber ihr Geſpött treiben, und unwillig werden.

Es gieng indeſſen Glülphi in ſeiner Schule in Bonnal immer beſſer, und was vorzüglich und faſt mehr als der Anfangserfolg ihrer Bemühungen, die freylich faſt immer noch einſeitige und beſchränkte Erfahrungen an ihren Kindern waren, das Herz Arners und Glülphis erhob, war, daß ihre Begriffe über dieſen Gegenſtand ſich immer mehr erheiterte. Glülphi ſagte dieſer Tagen einmal zu Arner: ich erfahre in meiner Schule die Wahrheit des Sprichworts: „thu was recht iſt, ſo wirſt du lernen was recht iſt." — Arner antwortete ihm: dieſes Sprichwort ſagt im Grund mit dem Bibel-Spruch: „du biſt über wenig treu geweſen, ich will dich über viel ſetzen" — das nehmliche.

Sie ſaßen dieſer Tagen einen Abend allein beyſamen, und gaben ſich über die Fundamente ihres Thuns und über die Folgen, die ſich früher oder ſpäter von demſelben für ihr Dorf erwarten laſſen, mit der unbefangenen Offenheit Rechenſchaft, in der ſich nur edle, in einem hohen Grad ſelbſtſuchtloſe Menſchen über ihr eigenes Thun ausſprechen dürfen. Eine höhere Lobrede über ſich ſelbſt iſt aber auch wohl nicht denkbar als dieſe Rechenſchaft; aber es iſt auch nicht leicht eine Unſchuld und Selbſtſuchtloſigkeit zu finden, als diejenige iſt, mit der ſie das Licht, das ihnen allmälig über das Weſen ihres Thuns und ſeiner Folgen in ihnen ſelber aufgieng, ſich gegenſeitig wörtlich zum klaren Bewußtſeyn zu bringen ſuchten.

Sie fanden in dem von ihnen anerkannten Grundſatz: „daß es nothwendig ſey, die Geiſtes- und Kunſtanlagen „unſers Geſchlechts den höhern, die Sittlichkeit und Religioſität deſſelben begründenden, Anſprüche des Herzens, „den Anſprüchen des Glaubens und der Liebe unterzuordnen“ — eine erhabene Uebereinſtimmung ihrer Anſichten, mit dem weſentlichen Geiſt des Chriſtenthums und eine unübertreffliche Erläuterung der Worte der Schrift: was nicht aus Glauben geht, das iſt Sünde, und die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung.

Sie fanden eben ſo in der Anerkennung des Grundſatzes: „daß es nothwendig ſey, die Kräfte unſerer Natur „ſelbſtſtändig und durch Maßregeln und Mittel zu entfalten, die den Bemühungen, dieſe Kräfte anzuwenden und zu benutzen, vorhergehen“ — das einige, mögliche Fundament einer ſoliden Bildung der Kräfte unſers Geſchlechts und der weſentlichen Mittel eines, der Menſchennatur nicht nachtheiligen Erweckens ſo wie eines ſie befriedigenden Erwachens der göttlichen Gaben der Menſchennatur und zwar eines Erweckens und Erwachens dieſer Gaben, die mit der Wahrheit und Kraft dieſer Gaben, ſo wie ſie im Menſchen ſelber liegen, in gehöriger Uebereinſtimmung ſtehen, alſo daß in dem Menſchen, dem viel gegeben, auch viel geweckt, und in dem, dem wenig gegeben, weniger erweckt werden muß.

Sie fanden ferner, daß die Anerkennung des Grundſatzes: „die Maßregeln und Mittel, die zur Ertheilung und Einübung der Kenntniſſe und Fertigkeiten, die zur Anwendung der entfalteten Kräfte nothwendig ſind, der Entfaltung dieſer Kräfte nachſtehen und immer nur im Verhältniß des Wachsthums der zu entfaltenden Grundkräfte gleichſam in ihrer Nachfolge gegeben und eingeübt werden müſſen.“ — Das einzige denkbare und kraftvoll wirkende Mittel ſey, der Einſeitigkeit und der Oberflächlichkeit unſrer Zeitkultur, die durch das Uebergewicht unſrer Sinnlichkeit über unſer geiſtiges Weſen und unſerer Abrichtungskünſte über unſere Bildungsmittel in unſerer Mitte herrſchend geworden und uns in allen unſern Verhältniſſen und Lagen ſo verkünſtelt (nach bizarren Regeln einer falſchen Kunſt verdorben), daß eigentlich der ganze Umfang alles deſſen, was die Einfachheit und Unſchuld der Menſchennatur unſerm Geſchlecht allgemein giebt, aber auch für daſſelbe allgemein anſpricht, in unſerer Mitte ſeltener geworden als Gold und Edelſteine unter den Dächern blutarmer Leute.

Eben ſo fanden ſie in dem Grundſatz: „die Kräfte der Menſchennatur können unſerm Geſchlecht nur durch das Gleichgewicht, in welchem ſie durch unſere Kultur unter einander zu ſtehen kommen, wirklich auf das letzte Ziel der menſchlichen Bildung, auf die Menſchlichkeit ſelber hinwirken“ — den einzigen, wahren Weg zu aller Weisheit des Lebens und zu allem Thun und Laſſen, das uns in Zeit und Ewigkeit zum Segen gereichen kann. Sie fanden in dieſem Gleichgewicht der menſchlichen Kräfte das einige Mittel zu verhüten, daß die Strebkraft irgend einer einzelnen Anlage unſers Geſchlechts mit den andern in offene Fehden gerathen und wie Pharaos Kühe in Egypten ſich unter einander ſelber auffreſſen.

Arner und Glülphi giengen denn in ihren Abendunterredungen in das Umſtändlichere und Beſtimmtere ihrer Schulführung hinein und fanden, daß ohne pſychologiſch gereihete und bis zur Lückenloſigkeit ausgearbeitete Stuffenfolgen der Unterrichts- und Bildungsmittel jedes Fachs der zu erlernenden Kenntniſſe und Fertigkeiten der Unterricht und die Bildung zu dieſen Kenntniſſen und Fertigkeiten gleichſam noch ſelbſt in der Luft ſchweben und eigentlich aller wahren Kunſt mangle. Sie erkannten nur da, wo die Unterrichtsmittel irgend einer Kunſt alſo pſychologiſch gereihet in der Hand des Lehrers ſich wirklich befinden, das Daſeyn der wahren, ihr eigenes, inneres Weſen nicht verläugnenden Kunſt, indem es nur durch eine ſolche Kunſt möglich iſt, in Uebereinſtimmung mit den Geſetzen, nach welchen die Menſchennatur zur Entfaltung und Anwendung ihrer Kräfte ſelbſt hinſtrebt, auch mit Lehr- und Unterrichtsmitteln wahrhaft bildend auf die Menſchennatur einzuwirken und den Saamen unſers Unterrichts und unſrer Lehre in einen Boden zu verſetzen, in dem er mit Hoffnung eines ſichern Erfolgs einwurzeln, entkeimen, wachſen, aufblühen und in ſeiner Frucht zur vollendeten Reifung gedeihen laſſen.

Und wenn ſie denn den ganzen Umfang ihrer Beſtrebungen mit feſter Rückſicht auf das ins Aug faßten, was ſie von denſelben zu erwarten haben, aber auch mit ernſter, gewiſſenhafter Beherzigung, wie weit ſie ſich nicht ſelbſt durch Täuſchungen, die ſie in Rückſicht auf ihre Wünſche und Hoffnungen in ſich tragen, irr führen könnten, ſo kam wenigſtens ſo viel heraus, alles, was ſie vorhaben und wornach ſie hinſtreben, ruhe durchaus auf keinen chimäriſchen Einbildungen, auf keinen träumeriſch-exaltirten Ideen und phantaſtiſchen Uebertönungen, es ſey auch auf keine Weiſe von ultra philoſophiſchen Begriffen abſtrahirt, ſondern überall von vornen bis hinten die Sache des gemeinen Menſchenverſtands, vorzüglich aber und weſentlich die Sache der lieben heiligen Noth, die einem jeden guten Menſchen, der ſie nicht recht einſehen und verſtehen möchte, die Augen darüber recht und genugſam aufthun würde, wenn er ſich unſchuldiger Weiſe auch nur ſechs Wochen drey Tag in aller ihrer Wahrheit ſitzend und leidend fühlen würde; — im Gegentheil, das, was ſie ſuchen und wornach ſie ſtreben, ſey in einem Ausführungsmittel zehnfach leichter und einfacher, als tauſend und tauſend Sachen, die man täglich ausführe und durchſetze. — Wahr ſey freylich, das, was ſie wollen, ſey eine Sache, die man thun müſſe, wenn man ſie haben wolle, aber um ſie zu thun, brauche es gar keine Hexerey, wohl aber einen recht guten, ehrlichen Willen, und einen Grad von Arbeitseifer und Fleiß, der indeſſen doch auch keine Herkules- oder Simſonsſtärke vorausſetze, ſondern wahrlich noch kleiner ſeyn dürfe, als der Fleiß und der Eifer, den man ſo oft für armſelige, elende Hoffartsſachen anwendet.

Glülphi ſagte darüber noch: das größte Gut, das in der Welt mangelt, kommt gewöhnlich auch darum nicht zu Stand, weil es ſchwer, ſondern weil es nicht Mode iſt, und niemand gern der erſte ſeyn will, der mit etwas, das das nicht iſt, Spektakel treiben möchte. Arner erwiederte dem Glülphi: ich glaube ſelber, es wäre nichts in der Welt ſo leicht, als das, was wir ſuchen, wenn die rechten Modehändlerinnen mit allen Fonds und aller Kunſt, die in ihrer Hand iſt, ſich darein legen und uns darin an die Hand gehen wollten.

Beide, Glülphi und Arner, mußten ob den ihnen mangelnden Modehändlerinnen lachen, und Glülphi ſagte noch: es iſt auch mit dem Böſen, das in der Welt iſt, eben wie mit dem Guten. Die nehmliche Sache mangelt. Hundert und hundert Land- und Leutverderbliche Dinge geſchehen in der Welt gar nicht darum, weil die Leute, die ſie thun, eigentlich eine vorzügliche Neigung dazu haben, ſondern weil er die, ſo ihnen gleich und ihre Kameraden ſind, es auch thun, und hie und da ſogar der eine und der andere von ihren Obern es auch gern ſieht, kurz, weil es Mode iſt.

§. 77.

Ein nichts entſcheidender Wink über die Frage: „hat das Jagdrecht und das Menſchenrecht „ein gleiches Fundament?“

In den Tagen, in denen Glülphi mit Arner die Grundſätze und Anſichten ſeiner Schulführung ins Aug faßte, erhielt Arner von Bylifsky einen Brief, darin er ihm für ſeine Nachrichten von Bonnal dankte und ihn dringend bath, ihm umſtändlich zu berichten, wie er in ſeinen wichtigen Zwecken vorrücke. Er bedaure, daß er ihm nicht Hoffnung machen könne, in ſeiner, für den Staat ſo wichtigen, Unternehmung von Hof aus unterſtützt zu werden. Helidor treibe den letzten Heller zu Narrheiten auf, die beym türkiſchen Kaiſer nicht mehr aſiatiſch roh und nicht mehr aſiatiſch geldfreſſend ſeyn könnten, die ſich aber auch auf ein armes, deutſches Land ſchicken wie Bierſuppe neben türkiſchem Kaffee und arabiſchem Rauchwerk. Seitdem dieſer Mann, ſchrieb Bylifsky, dahin gekommen, daß alles durchgeht, was er will, ſo geſchieht von dem, was eigentlich dem Land noth thut, ſo viel als nichts; freylich wenn etwa wilde Schweine oder Wölfe in eine Herrſchaft des Lands einfallen und ein paar Aecker umwühlen oder ein paar Schafe wegſchleppen, ſo werden auf der Stelle von der Jägerkammer fürſtliche Jäger auf die Herrſchaft, wo dieſer Schaden geſchehen, hingeſchickt, dieſe Thiere auszurotten, und es wird gar nicht der Herrſchaft oder den herrſchaftlichen Jägern überlaſſen, hiefür Vorſehung zu thun; aber wenn Leute im Land, wie deines Großvaters Hummel, ganze Dörfer zu Grund richten, Wittwen und Waiſen zu hunderten um das ihre und arme, verführte Leute auf das Schaffot bringen, ſo bringt bey uns keine fürſtliche Kammer dergleichen Jäger auf die Beine, um das Land von gröſſern Unthieren zu reinigen, als Wölfe und wilde Schweine ſind. Doch, lieber Arner! es iſt vielleicht noch gut, daß unter unſern Umſtänden von oben herab nicht gegen alle Uebel, unter denen das Land leidet, ſolche Jäger auf die Beine gebracht ſind und im Land herum jagen. Jäger ſind Jäger, und was von ferne herkommt, kennt Steg und Weg im Land nicht ganz gut, und lebt gewöhnlich nicht ganz heimelig (heimathlich, freundnachbarlich) mit den Leuten, an deren Thüren er klopft, und unter unſern Umſtänden konnte noch Schlimmeres daraus entſtehen, als in Steg und Weg verirren und unfreundlich an fremden Hausthüren anzuklopfen. Lieber Arner! Ich bin mit jedem Tag mehr überzeugt, die höchſte Hülfe, die gegen die am tiefſten im Land eingewurzelten Uebel möglich, ſind einzig von der Erziehung zu erwarten. Unſer in ſeinem Innerſten unausſprechlich edle Fürſt hat an Mitteln anderer Art, dem Volk zu helfen, den Kopf ſo hart angeſtoſſen, daß ſein edler Sinn jezt, wenn er auch nur ein Wort von dieſem Gegenſtand hört, nur an ſeine Wunde am Kopf fühlt und dieſen ſogleich auf die Seite kehrt. Es iſt möglich, und Gott geb' es, daß einſt deine Verſuche ein Großes beytragen werden, ſeine diesfällige Verwundung zu heilen; aber ſie müſſen weiter getrieben und ihrer Vollendung näher gebracht werden, ehe an das zu gedenken iſt. Jetzt möchte ich für alle Welt nicht ein Wort davon bey ihm fallen laſſen; es würde ihn in ſeinem Innern über dieſen Gegenſtand nur noch mehr verwirren, und noch unglücklicher machen, als er jetzt ſchon iſt. Aber daß es einſt geſchehen und mit Erfolg geſchehen wird, iſt mein inniger Troſt, und in meiner Lage meine einzige Hoffnung. Oh, daß es dir gelinge! lieber, lieber Arner! wie weit langt dein Thun, aber wie viel braucht es, damit in einem Land nicht zu ſcheitern, in dem der Fürſt unter den Trümmern von Verſuchen zu ähnlichen Zwecken ſelber erlegen und jetzt von dem göttlichen Bild ſeiner alten Zwecke nichts mehr ſieht als das Bild ihrer Verheerung und ihres Mißlingens, wie es ihm ein Helidor vor Augen zu ſtellen vermag. Ich fürchte von dieſem Mann alles für deine Zwecke. Du und deine Freunde ſind einfältig wie die Tauben, aber werdet klug wie die Schlangen. Es thut noth, wahrlich es thut noth, es thut ſehr noth. Ich weiß es.

Bylifſky.

§. 78.

Richtige Anſichten über die Volkserziehung und über die Armenverſorgung machen viel fragen über das Jagdrechte und über die Menſchenrechte überflüſſig.

Arner hatte ſein weitläufiges Schreiben, darin er ihm von der letzten Unterredung mit Glülphi über den Erfolg ſeiner Schule Nachricht gegeben, und die Grundſätze und Anſichten, darauf ſie ihre diesfällige Hoffnungen bauen, mit umſtändlicher Beſtimmtheit eröffnet, ſchon ehe er Bylifsky's Brief erhalten, vollendet vor ſich liegen; aber als er dieſen empfangen und geleſen, ſagte er zu ſich ſelber: es ſcheint, Bylifsky ziehe auf der Bahn unſerer Verſuche weiter, als er uns bisher geſagt hat und als wir das ſelber thun. Für einmal träume ich mit meinen Verſuchen nichts, als was ich thun muß, um ein braver, gewiſſenhafter Vater an meinen Herrſchaftsangehörigen ſeyn und bis an mein Grab bleiben zu können. Glülphi, das ſehe ich, träumt mit ſeinem Thun ſchon etwas weiter; aber mir ſchwindelt der Kopf, wenn ich auf einem hohen Thurm ſtehe. Ich will mich in keine Träume von Welt- und Staatenverbeſſerungen vertiefen; wenn ſo etwas reif iſt, ſo kommt es von ſelbſt. Lachend ſagte er zu ſich ſelber: ich will lieber neben dem Baumwollenmeyer und ſeiner Schweſter im Pfarrhaus über mein Bonnal Rath halten, als der Rath des Herrn Miniſters Bylifsky's werden und mir in ſeinem Cabinett mit ihm den Kopf über den Wirrwar ſeiner Staatsangelegenheiten zerbrechen.

Der Brief, den er an Bylifsky vollendet, freute ihn indeſſen jezt doppelt, und er ſezte demſelben noch als Poſtſcriptum hinzu: Lieber Bylifsky! Dein Brief hat mich gefreut, du lebſt im Staat ſo voll Ernſts, ſo voll Sorgen, als ich in meinem Winkel; aber mir ſchwindelt vor den Höhen, in denen du lebſt. Ich möchte mir nicht einmal träumend den Kopf darob zerbrechen. Gradſinnig thue ich auf meinem Winkel, was mir recht ſcheint und laſſe die Folgen außer meinem Kreis dem über, der alles leitet. So darf und will ich für einmal noch in meiner Tauben-Einfalt leben, und denken, ich habe noch keine Schlangen-Klugheit nöthig. Vielleicht aber findeſt du in den Grundſätzen meines Briefs hie und da etwas, das dir zeigt, wir finden zum Theil doch auch ohne Schlangen-Klugheit Wege, etwas vorwärts zu rücken oder wenigſtens zu deutlichen Begriffen und zu einem ſichern Boden, auf dem wir fortarbeiten wollen, zu kommen. Mein Brief giebt dir hierüber ſo viel Aufſchluß als nur möglich, und es freut mich, daß ich ihn gleich nach Empfang des deinigen abſenden kann. Du ſiehſt wenigſtens daraus, daß er nicht eine lang und wohlüberlegte Antwort auf meines Herrn Miniſters Hoffnungen, Sorgen, Bedenken ꝛc. ꝛc. angeſehen werden muß.

Dennoch zeigte Arner Bylifsky's Brief ſogleich ſeinem Glülphi. Dieſer las ihn mit Aufmerkſamkeit durch und ſagte dann zu Arner: es iſt doch gut und mir ganz recht und erfreulich, daß Bylifsky unſer Thun in einem weiter führenden Geſichtspunkt ins Aug faßt. Wenn wir jetzt ſchon mit demſelben in einem unbekannten Dorfwinkel vergraben ſind, ſo kann doch niemand eigentlich wiſſen, wie weit und wohin es eigentlich führen wird. Für einmal mag ich mich nicht einmal ſelber dem Träumen darüber überlaſſen.

§. 79.

Glülphis Hochflug zur Begeiſterung über ſein Schulmeiſterweſen in einer ſchlafloſen Nacht.

Es iſt aber nicht wahr, er träumte darüber mit der ganzen Kraft, die in ſeinem Geiſt und in ſeinem Herzen lag.

Die Unterredung, die er vor wenig Tagen mit Arner über die Grundſätze, Mittel und Folgen ſeiner Schulführung gehabt, führte ihn mit aller Gewaltſamkeit, die in ſeinem Character lag, zu einer höhern Anſicht ſeines Thuns. Jemehr er den Inhalt dieſer Unterredungen ſich ſelbſt wiederholte und überlegte, je mehr überzeugte er ſich, daß es nicht nur möglich ſey, die Grundſätze und Mittel der Erziehung, die Gertrud in ihrer Wohnſtube eingeführt, allgemein in den Schulſtuben des Landes anzuwenden und zu benutzen, ſondern daß es ſogar möglich ſey, durch ihre

Anwendung in den Schulen auf die Verbeſſerung und Veredlung der häuslichen Erziehung zurückzuwirken [und durch gebildete Schulkinder dieſe Grundſätze und Mittel in den Wohnſtuben des Volks anzuwenden und in Ausübung zu bringen. Er achtete die Erreichung dieſes Ziels für das Höchſte, nach dem man Volksbildungs- und Nationalkulturhalber ſtreben könne, und wie ein Held der Schlacht, in der er ſiegen wird, ihr oft im Traum von ihr voreilt und den Glauben an den zu erhaltenden Sieg ſich nicht aus dem Kopf bringen kann, bis er die Schlacht ſelber gewonnen, ſo eilte jetzt Glülphi mit dem Traum von den Siegesfolgen ſeines Thuns dem Kampf weit voraus, den er zu beſtehen hatte, ehe von dieſem Sieg als von einer wirklich geſchehenen Thatſache reden konnte. Wenn er den Tag über von den Anſtrengungen ſeiner Bemühungen nicht ſchlafen konnte, ſo träumte er ſich ſchlummernd die großen Folgen, die aus ſeinen Bemühungen entſtehen konnten, mochten und ſollten. Vor allem aus war er von den Folgen, die das Auslernen (vollendete Erlernen) alles deſſen, was die Kinder in den Schulen lernen müſſen, auf das Volk haben müſſe, ergriffen. Er träumte ſich den Vorſchritt des Segens von Haushaltungen, in denen die Mutter alle Anfangsgründe des Redens, Leſens, Schreibens, Zählens, Meſſens und Zeichnens ſich ſo eigen gemacht hätten, daß ſie ihre Kinder von der Wiege auf zu allem dieſem ſtuffenweis ſelbſt anführen könnten. Er träumte ſich den Zuſtand eines Volks, in welchem die Grundkräfte der Menſchennatur alſo allgemein elementariſch entfaltet und das Gefühl, dieſe Kräfte in jeder Art Kunſt und Beruf mit geſegnetem Erfolg anwenden zu können, in dem Grad allgemein geweckt und belebt worden, zu welchem die rein erhaltenen und zu einer merklichen Vollendung gebrachte Mittel der Elementarbildung der Menſchennatur dieſe Kräfte zu erheben geeignet ſind. Er träumte ſich den Zuſtand eines Volks, in dem dieſe Entfaltung des Geiſtes und Kunſtkräfte unſrer Natur durch die Segensmittel des häuslichen Lebens und der Wohnſtube alſo in Glauben und Liebe unter ſich ſelber vereinigt und dadurch zur höchſten innern Erhebung der Menſchennatur geeignet erſcheinen. Hoch erhob ſich ſein Herz, wenn er in dieſem Traum den Umfang der Mittel ins Aug faßte, die er zur Anbahnung der Muſterſchulen, deren Geiſt zu dieſem Ziel führen könnte, in ſeiner Hand hätte und in ſeine Hand bringen könnte. Er träumte ſich tauſend und tauſend Dinge, die, wenn ſolche Probſchulen einmal zu ihrer Reifung gediehn, zum Wohl ſeiner Mitmenſchen ausgeführt und durchgeſetzt werden könnten. Er träumte ſich, wie tauſend und tauſend Menſchen, die jetzt noch über die Gegenſtände, die er zu erzielen ſuche, ganz gleichgültig ſeyen, dann zumal, wenn ſolche Probſchulen ſo weit vorgerückt, als er nach ſeiner jetzigen Ueberzeugung gewiß war, damit vorrücken zu können, mit dem belebteſten Eifer daran Theil nehmen werden. Er träumte ſich, wie es ihm bey dieſem Erfolg denn leicht werden könne, durch ſeine Schulkinder ſelber Einrichtungen und Anſtalten zu treffen, den Segen ſeiner Beſtrebungen in Bonnal denn noch weiter auszudehnen, als es ihm jetzt noch durch ſeine beſchränkten Schulübungen nicht möglich ſey. Er träumte ſich, wie leicht es ihm in kurzer Zeit möglich werden müſſe, in Bonnal neben ſeiner Schule ein Kinderhaus zu eröffnen, darin arme Mütter, die die Nothdurft des Lebens von der Seite ihrer Kinder wegreißt, daß ſie den Tag über ihren Geſchäften nachgehen, ins Feld hinaus und an den Taglohn müſſen, denn ihre noch nicht ſchulfähigen Kinder in dieſe Stube hineinbringen und den Tag über darin beſorgen laſſen könnten. Er träumte ſich, was für eine himmliſch ſchöne und bildende Uebung das für ſeine ältern Schulmädchen ſeyn werde, der Reihe nach dieſe Kinder den ganzen Tag über in allem Nöthigen zu verſorgen und ſich ſelber die Art und Weiſe einzuüben, wie dieſes geſchehen müſſe und wie die Anfangspunkte der ſittlichen, geiſtigen und Kunſtentwickelung für dieſe Kinder in ihrer erſten Einfachheit ergriffen und für ihre Bildung von der Wiege auf benutzt werden könnten. Halbwachend, halbſchlafend ſagte er denn in dieſen Träumen zu ſich ſelber, wie gern giebt der Junker das Mehl, die Milch und das Holz, das eine ſolche Stube fordert, der Unmündigkeit ſeines Volks! Er ſagte am Morgen nach dieſer ſchlafloſen Nacht ſelber, es ſey ihm einmal in dieſem ſtaunenden Träumen über die möglichen Folgen ſeines Thuns zu Sinn gekommen, eine ſolche Noth- und Hülfskinderſtube für die armen Leute, die wegen ihrem Taglohn oder wegen ihren Frohndienſten den Tag über ihre Wohnſtuben beſchlieſſen müſſen, würde kaum den zehenten Theil ſo viel koſten, als ein mit einigen Pferdzügen wohlbeſtellter herrſchaftlicher Stall und kaum ſoviel als eine gut beſetzte Jagdmeuthe *) ſelber einen halbarmen Edelmann koſtet. Er ſah den Umfang der Folgen, die eine ſolche mütterliche Beſorgungsſtube auf Bonnal und auf jedes Dorf, darin dieſelbe gut eingerichtet würde, haben müßte, und war zum voraus des Eifers verſichert, mit dem Thereſe, die Frau Pfarrerin, Gertrud und die vereinigte ſonntägliche Obſorg-Geſellſchaft des Dorfs, ſich dieſer Kinderſtube annehmen werden. Er träumte ſich denn auch neben dieſer Stube noch eine zweyte, darin er den vorgerückten Knaben ſeiner Schule, eben wie den Mädchen, Gelegenheit geben könne, den männlichen Dorfkindern dieſer Stube zur allmäligen Entfaltung derjenigen Fertigkeiten behülflich zu ſeyn, die eine größere Anſtrengung der Kräfte erfordern und für die männliche Erziehung nothwendig ſind. Hauptſächlich aber erhob er ſein Herz, in dieſer ſchlafloſen Nacht, dem Gedanken nachzuhängen, wie er durch die ſichern Reſultate ſeiner Schule und beſonders durch diejenigen, zu denen ihm die elementariſch geordneten Uebungen der Zahl- und Formlehre hinführen, dahin gelangen können, Kinder, die ihr Schöpfer mit ausgezeichneten Talenten verſehen, zum Selbſtgefühl ihrer Kräfte zu erheben und dahin zu bringen, alles Mögliche zu verſuchen, ſich zu einer ihrer Anlagen angemeſſenen Ausbildung, Lebenstüchtigkeit und Lebensthätigkeit fortzuhelfen. Er ſtellte ſich die Menge der ihm bekannten Beyſpiele vor, wie einzelne, von Gott alſo mit vorzüglichen Talenten begabte Menſchen in verſchiedenen Stän-

---

*) Stall von Jagdhunden.

den und Berufen es ſo oft dahin gebracht, ihrem Vaterland und ihren Mitbürgern zum hohen Segen zu werden und ihnen ſelbſt noch nach ihrem Tode bleibende Denkmäler einer edeln und wunderbaren Anwendung ihrer vorzüglichen Talente zu hinterlaſſen. Es jammerte ihn, zu ſehen, wie ſehr dieſe Aufmerkſamkeit auf ſolche vorzügliche Talente im Volk, und beſonders in der hülfbedürftigen Tiefe des niedern Volks in unſern Tagen allgemein mangle, und wie wenig in ſeinem Vaterland eingerichtet ſey und gethan werde, um ſolchen Individuen eine, ihrer höhern, von Gott empfangenen, ausgezeichneten Gaben, verhältnißmäßige Handbiethung für den Gebrauch und die Anwendung ihrer Gaben zum Dienſt Gottes zu verſchaffen. Es war ſeine Ueberzeugung, daß ſolche Individuen wegen ihrer ausgezeichneten Gaben von der Menſchlichkeit und Menſchenfreundlichkeit ihrer Mitbrüder von Gotteswegen und alſo mit Recht zu erwarten haben ſollten. Um ſo mehr erhob es denn ſein Herz, in den ſichern Reſultaten ſeines Thuns, tiefe, weſentliche Hülfsmittel hiefür zu finden und vorauszuſehen, wie gewiß es ihm bey dem Intreſſe, welches Arner, Bylifsky und durch ihn ſo mehrere edle und gebildete Männer der Hauptſtadt an ſeinen Beſtrebungen nehmen werden, leicht ſeyn müſſen, ſich ein paar hiefür fähige junge Männer zu verſchaffen, die mit ihm vereinigt dahin arbeiten würden, einige ganz ausgezeichnete talentreiche Knaben und Mädchen ihren Talenten gemäß hierin zum Dienſt des Vaterlandes weiter zu führen und vorzüglich zu Erziehern und Erzieherinnen zu bilden, und zwar auf eine Weiſe und mit einer Sorgfalt, durch die ſie alles das genieſſen würden, was geeignet iſt, ſie dahin zu bringen, daß ſie auf der einen Seite als Beyſpiele vollendet gebildeter Fertigkeiten des häuslichen Lebens daſtehen, auf der andern Seite zu einer hohen Reifung in allem dem gelangen würden, was ſie in Rückſicht auf elementariſche Geiſtes- und Kunſtbildung für ihre Beſtimmung zu wiſſen und zu können nothwendig haben. Er glaubte in dieſem Traum die Anbahnung einer weſentlichen Volkshülfe zu finden, deren wir nach ſeiner Anſicht dringend bedürfen, die ihm aber auch nach eben dieſer Anſicht auf keine andere Weiſe zu erzielen möglich ſchien. Er faßte in dieſen Trauerſtunden beſonders den Geſichtspunkt ins Aug, daß alle Grundſätze der Menſchenbildung und alle Fortſchritte der Erziehungskunſt umſonſt, daß ſie wie in den Tag hinein gegeben ſeyen, und wie in der Luft daſtehen, ſo lange nicht Anſtalten da ſeyen, in denen eine bedeutende Anzahl von Jünglingen und Mädchen zu einer vollendeten Kenntniß und Ausübungs-Kraft des ganzen Umfangs der ächten Grundſätze der Menſchenbildung, und der vollendeten Mittel der Erziehungs-Kunſt erzogen und gebildet werden. Die Erreichung dieſes Ziels ſchien ihm um ſo wichtiger, da nach ſeiner Behauptung im ganzen Umfang dieſes Welttheils, in welchem für die Erlernung jeder Wiſſenſchaft und jedes auch noch ſo unbedeutenden Erkenntnißfaches faſt *zahlloſe* und gewiß *viel überflüſſige* Anſtalten, Lehrmittel, Methoden und Lehrſtühle daſtehen, hingegen für eine mit practiſchen Fundamenten verbundene Erziehung, auf die reellen Fundamente der Volksbedürfniſſe und auf die tiefern Rechtsan-

ſprüche der Menſchennatur berechnete Lehrſtühle ſehr we
nige und in ſeinem Vaterlande gar keine aufzufinde
ſeyn.

Dieſer Umſtand ſchien ihm um ſo mehr auffallen
oder, wie er ſich ausdrückte, ſogar allen Glauben überſte
gend, weil bey der allgemeinen, aufs äuſſerſte getriebene
Verfeinerung unſrer Civiliſationsverkünſtlung und de
mit demſelben ſo innig verwobenen Uebergewicht der thi
riſch ſinnlichen Tendenz unſerer Natur über unſere ſittlich
und geiſtige Kraft in dem guten Zuſtand der Volksbildun
das einige allgemeine und tief genug wirkende Mittel g
gen dieſes böſe Uebergewicht zu ſuchen und zu finden iſ
Er glaubte nehmlich, dieſes Uebergewicht der thieriſch-ſinn
lichen Tendenz unſers Seyns und Thuns ſey nicht blo
innig mit dieſem Raffinement unſerer Verkünſtlung ve
woben, ſondern gehe mit der ganzen Kraft ſeines tief gre
fenden Verderbens weſentlich von demſelben aus und ſe
in den allgemeinen ſittlichen, geiſtigen und Kunſtzuſtan
unſers Geſchlechts ſoweit eingreifend, daß unter dieſen Um
ſtänden ſelber alle wiſſenſchaftliche und Kunſtbildung un
ſers Geſchlechts, mit dem ganzen Umfang ihrer Anſtalten
Lehrmittel, Lehrſtühle und Methoden zu allgemein miſ
brauchten Dienſtmitteln unſers Verkünſtlungsverderben
herabſinken und ſeiner thieriſch-ſinnlichen Tendenz unter
liegen müſſe. Er war auch nach ſeiner diesfälligen An
ſicht ganz überzeugt, daß er nur durch einen tief in da
Weſen der Menſchennatur eingreifende und die Reinhei
und Höhe unſers innern göttlichen Weſens mit tiefer Kraf
ergreifende und belebende, höhere Erziehungsſtufe an

Nationalbildung ſey; durch welchen es möglich gemacht werden könnte, Der offenbar immer wachſenden Tendenz unſers Zeitgeſchlechts zum Uebergewicht unſerer Sinnlichkeitsanſprüche über unſern ſittlichen und geiſtigen Anlagen Schranken zu ſetzen.

§. 80.

Läßt ſich das Miniſterium des Erziehungsweſens und des öffentlichen Unterrichts mit dem Kriegsminiſterium und demjenigen der Finanz und Polizey vergleichen? und wenn das nicht der Fall iſt, wo liegt die Urſache davon? liegt ſie in der Menſchennatur, liegt ſie im Erziehungsweſen? oder wo liegt ſie?

Er ſagte in dieſen Träumerſtunden, das Daſeyn eines Erziehungsminiſteriums, das bald in keinem Staat von Europa mehr mangelt, beweist, daß man in demſelben dieſe wahre Lage der Dinge, wenn man ſie auch nicht vollkommen deutlich einſieht, doch anfängt merklich zu ahnen. Dieſes Miniſterium ſteht in ſeinen äuſſern Formen allenthalben da, wie wenn die Angelegenheiten der Men-

ſchenbildung und der Volkserziehung in allen Reichen ebe
wie die Angelegenheiten der Armee, der Finanz und de
Polizey, vom Thron aus bis in die niederſten Hütte
hinab, in ihrem Geiſt und in ihrer Wahrheit organiſir
conſtituirt und in Einſicht, Kraft und Mitteln ſoweit i
Ordnung gebracht daſtünden, als es die weſentlichen Zweck
eines ſolchen Miniſteriums erfordern. — So ſollte e
freylich allenthalben ſeyn; ob es aber wirklich ſo ſey, da
weiß ich nicht. Ich kenne mich diesfalls nur in unſern
Herzogthum, das mein Vaterland iſt, aber ich darf i
Rückſicht auf dieſes Land ſo wie auf jeden, auch mir u
bekannten, Staat dennoch ausſprechen: ein Miniſteriu
der Erziehung in einem jeden Reich, in deſſen ganze
Umfang keine einzige, der Erforſchung und Erziehung
kunſt geweihte, Anſtalt und kein einziger, öffentlicher Leh
ſtuhl dieſer Wiſſenſchaft zu finden iſt, ſteht wie oh
Hände und Füſſe im Reich da und muß in jedem Fa
dieſen Mangel an Händ' und Füſſen in dem Grad vi
ſeitiger und ſchneller fühlen, als es mit guten Köpfen b
ſetzt iſt und einen reinen, guten Willen und wahre Lie
zum Volk hat.

Fortdauernd in dieſem Traumgeſicht herumſchweifen
ſtand ihm klar vor ſeinen Augen, wie ſehr die Erzielun
ſeiner Ahnungen, Hoffnungen und Ausſichten für die Ve
beſſerung des häuslichen Zuſtands des Volks von dem a
gemeinen Erfolg von Bildungsanſtalten für Erzieher u
Erzieherinnen angebahnt, befördert und auf eine We
beynahe geſichert werden könne. Das Bild einer ſolch
Anſtalt erhob ſich in ihm zu einer Lebendigkeit, die i

faſt verſchlang. Er hielt beynahe dafür, der ganze Weltſegen der Kultur concentrire ſich in dem, was durch dieſe Idee geſucht werden müſſe und erzielt werden könne. Alle andere Gedanken verſchwanden beynahe jetzt in ihm vor der Gewalt, mit der ſeine Seele von allem ergriffen wurde, was er glaubte, das ihm über das, was ſolche Anſtalten brauchen, vorausſetzen und nothwendig haben, ſowie auch über das, was ſie, wenn ſie dieſes alles beſäſſen, leiſten könnten, Licht ertheilen und Kraft geben könnte.

§. 81.

Betteley, Reichthum und Mittelſtand in ihren Urſachen und Folgen, mit dem Reſultat in medio tutissimus ibis.

Ein Gedanke, der ihm über dieſen Gegenſtand vor allem aus wichtig ſchien und ihn ſehr beſchäftigte, war dieſer, die Zöglinge zu ſolchen Anſtalten müßten aus dem in unſern Tagen ſo ſehr zurückgeſetzten, leidenden, verarmten und hie und da ſelbſt beynahe zur Entehrung verſunkenen Mittelſtand gewählt und herausgenommen werden. Große Lebenserfahrungen hatten ihn überzeugt, daß

Perſonale zu ſolchen Lehrern und Lehrerinnen findt ſich nicht leicht in irgend einem andern Stand. Er mußte zu ſich ſelber ſagen: der eigentliche Bettler habe allgemein eine äuſſerſt belebte Neigung, mit jedem Almoſen, den man ihm giebt, ſo geſchwind als möglich davon zu laufen und den Mund voll, den er davon bekommt, eben ſo ſchnell ins Maul zu ſtoßen und hinunterzuſchlucken, und zwar in einem Winkel, der ihm hiefür ſelbſt am bequemlichſten ſcheine. Er fand überhaupt, daß das Bettelvolk im allgemeinen die Wohlthaten, die es bekomme, ſinnlich ſelbſtſüchtig und als zu nichts weiter führende Augenblickserquickungen mißbraucht, und hinwieder, daß dieſes Volk im allgemeinen weder Ehrliebe, noch Selbſtüberwindung, noch irgend eine Art von menſchlichem Höherſtreben in ſich ſelbſt trage. Schon das ſieben-, achtjährige Bettelkind, mußte er zu ſich ſelber ſagen, trägt gemeiniglich einen äuſſerſt belebten Saamen der niederträchtigſten Selbſtſucht, des Neids, der Falſchheit, der Gierigkeit und Gewaltthätigkeit, kurz des Sanseülottismus in der innerſten Tiefe ſeiner ſelbſt. Dieſe Erfahrungen überzeugten ihn alſo, daß das Perſonale zu ſolchen Erziehern und Erzieherinnen durchaus nicht in der niederſten Tiefe des Volks geſucht werden müſſe.

Aber ebenſo zwangen ihn groſſe und lange Erfahrungen ſeiner Lebenstage, es auch geradezu auszuſprechen: das Kind des Reichen, das im Verkünſtlungsverderben der Zeit der thieriſch-ſinnlichen Tendenz unſerer Natur unterliegend die Mittel, die der Reichthum, dieſe thieriſch-ſinnliche Tendenz zu befriedigen, an die Hand giebt, von der

Wiege auf kennen, fühlen, und ſich dadurch gütlich zu thun gelernt hat, iſt trotz der großen Verſchiedenheit, in der es in ſeiner äuſſern Erſcheinung gegen das Bettelkind daſteht, dennoch in ſeinem innerſten Weſen mit ihm auf eine Weiſe gleichgeſtimmt, die, wenn man ſie näher anſieht, auffallend heiter wird, aber auch wegen dem äuſſern Anſchein der Ungleichheit beym erſten deutlichen Erkennen der Sache Erſtaunen erregt.

Zudem mußte er auf das Fundament eben dieſer großen Lebenserfahrungen zu ſich ſelber ſagen: die Kinder der Reichen überhaupt und auch diejenigen, von denen man es eigentlich gar nicht ſagen kann, daß ſie der thieriſchen Tendenz unſerer Sinnlichkeitsverkünſtlung eben beſonders unterlegen, ſind dennoch im allgemeinen der Fertigkeiten der Selbſthülfe, der ausharrenden Anſtrengung und der anhaltenden Thätigkeit und Ueberwindungskraft nicht gewohnt, welche die Kinder, die mit vernünftiger Hoffnung eines geſegneten Erfolgs zu Erziehern und Erzieherinnen und beſonders zu Volkserziehern und Volkserzieherinnen ſollen gebildet werden, vorausgeſetzt werden müſſen, indem ohne ſichere Erzielung der Reſultate dieſer Kräfte die Bildung für ihren Zweck ſchon zum voraus als verfehlt angeſehen werden muß. Zu dem kommt noch, daß von dem im Zeitgeiſt unſrer Verkünſtlung eingeweihten, reichen Eltern unter hundert, neun und neunzig zu ſchwach und zu verblendet ſind, um, wenn ſie auch ein Dutzend Kinder hätten, ein einziges derſelben einer Anſtalt anzuvertrauen, die ſolche Anſprüche an das Recht der Erziehung und der Erzieher machen würde. Es iſt ſicher, von hundert ſolchen Eltern würde nicht ein einziges paar ſich dahin erheben können, zu denken und zu glauben, daß in einer ſolchen Anſtalt für ihr Kind ein Heil zu ſuchen ſey.

§. 82.

Fernere Belege von der Wahrheit des Wahlſpruchs: in medio — und ſeine Anwendung auf die Möglichkeit der Anbahnung und Durchführung einer ernſt und redlich gemeynten Volkserziehung und Nationalcultur.

Von dieſer Anſicht ergriffen, ſprach er in dieſer Traumnacht mit Lebendigkeit aus: im Mittelſtand iſt Kraft — im Mittelſtand muß man ſuchen, was Kraft will und was Kraft hat; und dachte ſich dann die Möglichkeit, durch Bildungsanſtalten, in denen aus dieſem Stand ausgeſuchte Kinder von ausgezeichneten Geiſtesgaben und Herzensanlagen zu Erziehern und Erzieherinnen gebildet würden, eine wohlthätige und erhebende Rückwirkung auf dieſen Stand ſelber anzubahnen und durch den Umfang der Bildungsmittel, die ſich aus ſolchen Anſtalten ergeben würden, dem fürchterlichen Zuſtand dieſes, in ſo vielen Staaten bis zum Verſchwinden verſunkenen, Stands wieder aufzuhelfen.

Dieſer Geſichtspunkt war ihm unausſprechlich wichtig. Er wußte, daß der Mittelſtand von jeher als der Kern aller Staaten und aller Staatskraft angeſehen worden iſt, und wenn je jemand von der Wahrheit und dem Recht dieſer Anſicht überzeugt war, ſo war er es, und fand zugleich das Bedürfniß, dem weitern Verſinken dieſes Stands in unſerm Welttheil weſentlich, kraftvoll und ohne Säumniß Einhalt zu thun, um ſo mehr dringend, als es nach ſeiner Ueberzeugung ſeit der Entſtehung der Staaten dieſes Welttheils noch nie der Fall war. Er ſagte nehmlich, und es war ſeine Ueberzeugung, unſer Welttheil falle mit jedem Tag mehr in die Hand der Mäkler, und ſpreche dadurch ſein diesfälliges Bedürfniß in dieſer Stunde lauter und beſtimmter ſelbſt aus, als dieſes, ſo lange Europens Staaten beſtehen, vielleicht noch niemals geſchehen.

Mitten in dem Traumgeſicht dieſer Nacht, die ihn ſo weit über die Grenzen ſeiner Kraft und über das Ziel ſeines Lebens hinausführte, war ſeine Ueberzeugung feſt, und er ſprach ſie mit heiterm Bewußtſeyn in ſich ſelbſt aus: eine Volksbildung, die aus Erziehungsanſtalten hervorgehen würde, die in der Einfachheit der Wohnſtube der Gertrud zu einer kraftvollen Ausbildung der Fertigkeiten des häuslichen Lebens hinſtrebend, genugſame Mittel zu einer naturgemäßen, pſychologiſch tief gegründeten Entfaltung der menſchlichen Geiſtes- und Kunſtkräfte in ſich ſelber vereinigte, würde wahrlich in jedem Land Reſultate hervorbringen, die vorher unerreichbar und ganz unglaublich ſcheinen würden. Ich bin indeſſen überzeugt und ſpreche es mit unbedingter Zuverſicht aus, die Anbahnung einer ſolchen Volksbildung würde vor allem aus dem, was uns jetzt am allervorzüglichſten noth thut, abhelfen. Sie würde ohne Widerrede dahin wirken, daß der ſtille, häusliche Berufsſegen durch die heilige Vereinigung des Bethens und des Arbeitens in den Wohnſtuben des Volks wieder einen neuen, einen beſſern und reinern Boden erhalten würde, als er ſich jetzt im allgemeinen deſſen an wenig Orten zu rühmen haben mag. Es iſt unſtreitig, die Grundſätze, Beſtrebungen und Einrichtungen, die zu einer ſolchen Volksbildung hinführen könnten, müßten allgemein dahin wirken, daß der Mann im Land und das Weib im Land wieder mehr, als es jetzt den Anſchein hat, daß es ſo ſey, mit innerer Erhebung ihren Vaterſtolz und ihren Mutterſegen in der Wirklichkeit ihrer Vaterkraft und ihrer Muttertreue ſuchen und finden müſſen, ſo daß Mann und Weib ihre tägliche Berufsarbeit und ihre tägliche Freuden als einen Theil ihrer Vaterſorge und ihrer Muttertreue anerkennen und ſich dadurch geſegnet, geheiligt und befriedigt fühlten, ſo daß ſie es für den eigentlichen Fluch ihres Lebens anſehen würden, wenn ſie von ihrem täglichen Berufskarren und den Modeluſtbarkeiten und Modefreuden ihres Hauſes gleichſam auſſer ihr Haus gejagt und genöthigt würden, beydes, ihre Berufsarbeiten und ihre Hausfreuden gleichſam hinter dem Rücken ihrer Kinder zu ſuchen und zu treiben, und ſie ſelber als die größten Hinderniſſe ihrer weſentlichen Vaterpflichten und Mutterſorgen anzuſehn.

Es iſt unſtreitig, eine ſolche Anbahnung der Volksbildung würde dahin wirken, die Kräfte des häuslichen Lebens zur ſittlichen, geiſtigen und Kunſtbildung des Volks zu ſtärken und die Väter und Mütter des Lands fähiger zu machen, ihren Kindern vom Morgen bis am Abend mit Rath und That wirklich beyzuſtehen und in ihrem Thun und Laſſen einen wahrhaft bildenden Einfluß auf ſie zu haben.

Es iſt unſtreitig, eine ſolche Anbahnung der Volksbildung würde dahin wirken können, die wahre Herzens-, Geiſtes- und Kunſtbildung des Volks allgemein zu machen. Sie würde dahin wirken, ihren eigentlichen Saamen, die Anfangsmittel der Kraftentfaltung unſers Geſchlechts in ſeinen natürlichen Boden hineinzuwerfen und in die Hand der Mutter hineinzulenken. Sie würde die Kraft des Volks, ſeine Anlagen im Kreis der Seinigen zu gebrauchen und ſich im Kreis der Seinigen in allen Bedürfniſſen ſelber und ſelbſtſtändig helfen zu können, im Volk allgemein beleben und millionenfach erhöhen. Sie würde den, für das häusliche Leben jetzt allgemein ſo ſchlafenden, Volksgeiſt wieder aufwachen machen und die in dieſer Rückſicht eben ſo ſehr erlahmte und immer mehr erlahmende Volkshand in Millionen Menſchen wieder ſtärken und aus dem Zuſtand ihrer Erlahmung zu der alten Kraft der ſich in Vater, Mutter und Kindern vereinigenden, häuslichen Selbſthülfe erheben. Sie würde den Umfang der menſchlichen Kräfte und Anlagen nicht blos innerlich beleben, ſondern auch äuſſerlich ins Leben ſetzen, d. i. zum aktiven Dienſtmittel des häuslichen und öffentlichen Segens unſers Geſchlechts erheben.

Sie würde, beydes, die geiſtigen und mechaniſchen

Fundamente aller Erwerbsmittel des Volks weit tiefer und allgemeiner begründen, als ſie jetzt begründet vor unſern Augen ſtehn.

Sie würde die für allen Dienſt des häuslichen und öffentlichen Lebens geeignete und genugthuende Entfaltung der Kräfte und Anlagen der Menſchennatur der Ausbildung aller Fertigkeiten, die dieſe Kräfte zu ihrer äuſſern, vielſeitigen Anwendung anſprechen und bedürfen möchten, vorausgehen, und indem ſie dieſes zu thun und die genugthuende Entfaltung des ganzen Umfangs der Ausbildung ihrer Anwendungsfertigkeiten zum voraus ſicher zu ſtellen geeignet iſt, wird und muß ſie denn durch die innere, ſolide Begründung dieſer Anwendungsfertigkeiten weſentlich dahin wirken, dem in unſerm Verkünſtlungsverderben ſo hoch geſtiegenen Uebergewicht unſerer Abrichtungselendigkeiten über unſere Bildungsmittel ein Ziel und dem Zuſtand Grenzen zu ſetzen, in welchem wir in der ländlichen, bürgerlichen, kleinſtädtiſchen, großſtädtiſchen, militäriſchen, kaufmänniſchen und büraliſtiſchen Handwerksmäßigkeit und Standesmäßigkeit beynahe allgemein in ein ſo beſchränktes Routineleben verſunken ſind, daß wir uns bey großen Begegniſſen und Aenderungen unſerer Lagen und Umſtände, die allenthalben ſo leicht vorfallen können, und in unſern Tagen ſo vielſeitig und grell auf einander folgten, in keiner neuen Form unſerer Thätigkeit mehr finden können, als in derjenigen, in der wir uns von Jugend auf gewohnt ſind, unſern Tabak zu rauchen und unſere Mittagsſuppe zu eſſen.

Eine ſolche Anbahnung zur Volksbildung würde endlich in Rückſicht auf den allverehrten Staatsgegenſtand unſerer Zeit, in Rückſicht auf unſere Finanzen und ihren allgemeinen Boden, unſere Landesinduſtrie unfehlbar einen großen, wohlthätigen Einfluß haben. Wir können uns dieſes Gegenſtands halber nicht verhehlen, er ſteht jezt in Rückſicht auf ſeine ſittliche, geiſtige und phyſiſche Fundamente in unſerm Welttheil auf einem ſo ſchwankenden Fuß und in Rückſicht auf ſeine Reſultate, ſo in den Lüften, daß es kein Wunder iſt, wenn ſich die öffentliche Meynung der verſchiedenen Stände und Menſchen unſrer Zeit über dieſen Gegenſtand ſo verwirrt ausſpricht, als dieſes einſt beym babyloniſchen Thurmbau der Fall war. Gewiß aber iſt, die Anbahnung einer pſychologiſch genugſam begründeten Nationalcultur würde ihrer Natur nach nothwendig und weſentlich zu Reſultaten hinführen, die beydes, in Rückſicht auf die Fundamente der Induſtrie und auf ihre Folgen ein wohlthätiges Licht verbreiten müßten.

Sie könnten nicht anders, ſie müßten weſentlich und nothwendig dahin wirken, den Geiſt der Induſtrie, der dem innern Segen derſelben zum Grund liegt und auf der einen Seite vom Kopf und der Hand, auf der andern Seite aber vom Herzen des Menſchen ausgeht, in dieſen zwey weſentlichen Fundamenten ſeiner ſelbſt wohl zu begründen und kraftvoll zu ſtärken.

Sie könnten nicht anders als dahin wirken, dem innern, geiſtigen Weſen der Induſtrie durch ihren Einfluß auf die menſchliche Denkkraft und der äuſſern Darſtellungskraft der menſchlichen Kunſt durch ihren Einfluß auf ihre vorzüglichen Organe ein tieferes Fundament zu ertheilen, als dieſelbe beym Mangel an einer ſo angebahnten Nationalcultur nicht haben können und ewig nicht finden werden, am allerwenigſten in einem, durch Verkünſtlung und Abrichtung von dem Gang der Natur ſoweit abgewichenen, Zeitpunct. Eben dieſer Einfluß, den eine pſychologiſch wohl begründete Nationalbildung auf den Geiſt der Kunſt und ſeine weſentlichen Fundamente, auf die geiſtige Denkkraft und auf die äuſſere Ausbildung der Sinne und Glieder, vorzüglich des Augs und der Hand haben müßte, eben dieſen wohlthätigen Einfluß würde die Anbahnung einer ſolchen Nationalbildung auch auf das Herz des Menſchen, deſſen Anſprüche an den Geiſt der Kunſt noch höher ſeyn mögen als diejenigen der logiſchen Kraft und des Augenmaſſes und der ſcharfen Genauheit der Hand.

Es iſt unſtreitig, eine pſychologiſch wohlbegründete Anbahnung einer höhern Nationalcultur würde weſentlich und nothwendig dahin wirken müſſen, das Herz der Menſchen über den ſinnlichen Erfolg der Induſtrie zu ihrem innern Segen emporzuheben. Sie könnte nicht anders als dahin wirken, das Volk des Landes allgemein dahin zu erheben, alle Theile der Induſtrie und des Erwerbs nicht anders als mit Rückſicht ihres Einfluſſes auf ſeine ſittliche, geiſtige und häusliche Selbſtſtändigkeit, ins Aug zu faſſen; eben ſo müßte ſie in Rückſicht auf jeden einzelnen Menſchen dahin wirken, die Gegenſtände der Induſtrie und des Erwerbs, inſofern ſie in ſeiner Hand ſich befänden, als Mittel ſeiner eignen perſönlichen, ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Selbſtſtändigkeit mit feſter Rückſicht auf ſein Haus, ſeine Kinder und Kindskinder ins Aug zu faſſen. Unter Menſchen, die von dieſen Anſichten belebt wären, würde dann freylich die Induſtrie zum Segen des Landes eine andere Richtung nehmen, als ſie beym Mangel einer ſolchen Nationalcultur nehmen kann. Sie würde in dieſem Fall nothwendig dahin wirken, daß Millionen Menſchen Geiſt, Herz und Hand mit Bewußtſeyn des Segens, den ihnen ihre Bildung zur Induſtrie zu gewähren vermag, anſtrengen würden, ſich ſelbſt und ihren Kindern durch dieſelbe einen reinen Hausſegen, d. i. ein ſtilles, ſelbſtſtändiges, geſichertes Hausleben im Kreis der Ihrigen zu verſchaffen. Eine ſolche Volksbildung müßte nothwendig dahin wirken, durch millionenfache Thatſachen auszuſprechen: aller Flor ein aus einſeitig ſinnlicher Verwilderung hervorgehendes und zu immer größerer Sinnlichkeitsverwilderung hinführendes Geld- und Gewaltsſpiel unſerer Induſtrie ſtehe mitten im größten Flor ſeiner anſcheinenden großen Geldabträglichkeit in Rückſicht auf den wahren Volksſegen im Land da, wie eine hoch lodernde, glänzende Feuerflamme, die einige einzelne Menſchen, welche in einer verhältnißmäßigen Entfernung ob ihr emporſtehen, wohl angenehm zu erwärmen geeignet iſt, die aber die Millionen derer, die in der Tiefe leben, in der ſie ſich in wilden Wirbeln herumtreibt, ſammt und ſonders ihre Finger verbrennen macht und ſie dann, wenn ſie mit verbrennten Fingern fortfliehn, blutnackend in eiskalter Atmoſphäre ſtehen läßt.

§. 83.

Glülphi will ſich über den Mittelſtand im Land nicht täuſchen. Er findet ihn nicht in der Comödie, er findet ihn nicht in der Notabilitätsarmſeligkeit, er findet ihn nicht im Dienſtſtand — er findet ihn in Werkſtätten und Wohnſtuben, in denen die Berufswerkzeuge, die Bibel und die Nachtlampe neben einander ſtehen und Väter darin wohnen, denen der Hausſegen alles, eitle Ehre nichts und böſer Gewalt ein Dorn in den Augen iſt.

Noch immer von den Anſichten ſeiner Träumernacht begeiſtert und hauptſächlich von dem Einfluß ergriffen, den pſychologiſch tiefgreifende Anſtalten zur Bildung von Erziehern und Erzieherinnen auf die Wiederherſtellung des Mittelſtands haben müßten, konnte Glülphi nicht aufhören, dieſen Geſichtspunkt von allen Seiten ins Aug zu faſſen. Ich folge ſeinen Nachforſchungen auf dem Fuß nach. Er ſagte zu ſich ſelber: um ins Klare zu kommen, worin die Wiederherſtellung dieſes Stands beſtehe, müſſen wir zuerſt fragen, wer dieſer Mittelſtand ſey, und worin die Kraft, die ihn zum Segen des Landes macht, beſtehe? — Wahrlich, wenn wir dieſe Aufgabe löſen wollen, ſo dürfen wir uns nicht dahin blos geben, den Schatten von Menſchen, die auf dem Theater den Mittelſtand vorſpielſen, als dieſen Mittelſtand ſelber anzuſehen; wir müſſen, um eigentlich zu wiſſen, wer dieſer Stand ſey, uns zuerſt fragen: warum war er in allen einfachen und glücklichen Zeiten als der Kern des Landes angeſehen? — Offenbar ſind es die, den innern Segen des geſellſchaftlichen Lebens begründende und ſicherſtellende, ſittliche, geiſtige und phyſiſche Kunſt-, Berufs- und Erwerbskräfte, die in dieſem Stand mehr als in keinem andern vorliegen, und durch die er, beydes, auf die ob ihm ſtehende, höhern Stände und auf das unter ihm ſtehende, gemeine Volk wohlthätig und bildend einwirkte, warum er bis dahin als der Kern der Staaten angeſehen wurde.

Es iſt durchaus nicht ein mittlerer Grad von Geld oder Grundeigenthum, das er beſitzt, noch viel weniger iſt es ein mittlerer Grad van Ehre und Ehrenſtellen, darin er ſich befindet, es iſt einzig die innere ſittliche, geiſtige und Kunſtkraft, die dieſem Stand eigen iſt, und die im Erwerbſtand ſich bildende und von Vater auf Sohn ſich erbende Ehrenfeſtigkeit und innere Achtbarkeit des ſeine Kraft und ſeinen Werth in ſich ſelbſt fühlenden, und dadurch in ſeinen Umgebungen geachteten, und in ländlicher und bürgerlicher Stellung gleich wohl ſitzenden, ſeinem Stand und Beruf Ehre machenden, und ſich durch denſelben Achtung verſchaffenden Bürgers und Landeigenthümers, woraus das Perſonale des ächten Mittelſtands hervorgeht und ſich darin feſthält.

Daß aber der wahre Mittelſtand immer nur aus dem äuſſerlich und innerlich, ſittlich und bürgerlich kraftbildenden, wohlhabenden Gewerbſtand und erwerbenden Berufs leben hervorgehen könne, fällt, wenn man dieſen Stand näher betrachtet, in die Augen. Der Mangel überflüſſiger, die Anſtrengung der Kräfte entbehrlich machender Hülfsmittel, verbunden mit dem Beſitz genugſamer Mittel zur Betreibung ſeiner Erwerbs- und Berufsgeſchäfte führen dieſen Stand auf eine Weiſe zum Beſitz innerer Kräfte für die Zwecke ſeines Lebens, die kraftvoll geeignet ſind, die äuſſern Mittel dieſer Kräfte täglich und ſtündlich zu vermehren, wodurch denn dieſer Stand in den Beſitz von eines Schatzkammer innerer und äuſſerer Kräfte gelangt, deren thätiges Kapital auf jedem Punkt, den es berührt, Geiſt, Leben, Kraft, Gewinn und Segen zu verbreiten geeignet iſt.

Das iſt ſo gewiß wahr, daß man beſtimmt ſagen kann, der Mann des Mittelſtands kann mit dem fünfzigſten bis ſechzigſten Theil des Eigenthums eines Mann's, der auch nur eine Million beſitzt, wenn er im Geiſt und in der Kraft des bürgerlichen Mittelſtands damit arbeitet, mehr real erzeugen, als der andere mit ſeinem fünfzig bis ſechzig mal gröſſern Kapital durchaus darum nicht kann, weil der Geiſt und die Kraft der Mittel, die er hiefür braucht, der Geiſt des Mittelſtands ewig nicht der Geiſt und die Kraft des Ueberfluſſes und des Reichthums werden kann. Der Geiſt des wahren und gebildeten Mittelſtands iſt erzeugend und ſchöpferiſch, der Geiſt des aufgedunſenen Reichthums iſt entweder gedankenlos, zerſtreuend, vergeudend und verſchwenderiſch, oder er iſt kleinlich ſparend, ins todte Grab hineinſammeln, und knauſeriſch zuſammenraffend.

Das alles aber iſt wahrlich gut. Wäre der ſchöpferiſch erzeugende Kraftgeiſt des ächten Mittelſtands der Geiſt des Reichthums und des Ueberfluſſes, die Staaten würden in die Arme der Millionärs hinabfallen und darin verſchwinden, wie ein im Innerſten ſeiner Felſen geſpaltener Berg ins niedere Thal hinabfällt und darin verſchwindet. Da aber und ſintemal ſie dieſe Kraft nicht haben, ſo bleiben ſie, einige Nebendinge, die denn doch auch noch ihr Gutes haben können, abgerechnet, beym Fliegenlaſſen und beym Zuſammenleſen ihres Gelds und ihres Guts dennoch gute Kinder des Staats, inſonderheit wenn jeder von ihnen mit ſeiner Million allein bleibt und nicht ihrer viele mit denſelben auf irgend einer Börſe zu einem gemeinſamen Zweck zuſammenkommen.

Es iſt indeſſen wichtig, daß wir dieſe Anſicht von dem wahren, innern Weſen des Mittelſtands feſt im Aug behalten und uns nicht verführen laſſen, dieſen Stand irgendwo zu ſuchen, wo ihm die Mittel zu der Kraftbildung, aus welcher er allein hervorzugehen vermag, mangeln. Es iſt beſonders in unſern Tagen wichtig, daß wir uns durch keinen äuſſern Schein verblenden laſſen, ihn an einem unrechten Ort zu ſuchen, und beſonders, daß wir uns hüten, den in unſern Tagen ins Unendliche aufgeſchwollenen höhern, mittlern und niedern Dienſtſtand als dieſen Kern der Staaten, als den Mittelſtand anzuſehen; im Gegentheil, dieſer ſo in Abhängigkeit lebende, konſumirende und nichtserwerbende, unſelbſtſtändige, und durch den Luxus und unverhältnißmäſſige Genieſſungen innerlich abgeſchwächte Dienſtſtand, den unſere Väter in ſeiner gegenwärtigen Geſtaltung nicht nur nicht gekannt, ſondern nicht denkbar und nicht möglich geachtet hätten, iſt eine von den großen, mitwirkenden Quellen des täglich mehr wachſenden Verſchwindens des wahren Mittelſtands. Dieſer wenigſtens in verſchiedenen Unterabtheilungen ſittlich, geiſtig, häuslich und bürgerlich oft ſo ungebildete, höchſtens zu einem einſeitigen Dienſt und nicht ſelten auch nur zu einer einſeitigen Dienſtgrimace abgerichtete Stand iſt, ob er wohl in den äuſſern Formen der Ehre und in ſinnlichen Lebensgenieſſungen und allem ihrem Spielwerk dem Zeitverderben der obern Stände nahe und ob der Ehre und den ſinnlichen Lebensgenieſſungen der niedern Stände hoch emporſteht, um deswillen durchaus nicht als der Mittelſtand des Landes anzuſehen; im Gegentheil, die Quellen der Vergiftung des wirklichen Mittelſtands gehen weſentlich von dem Verderben des über alle Maſſen angeſchwollenen Dienſtſtands hervor. Aber wir kennen leider den wirklichen Mittelſtand, der allein als der Kern des Landes ins Aug gefaßt werden kann, kaum mehr. Wir kennen die Nationalſitten nicht mehr, aus denen er ſich entfaltete. Wir kennen den religiöſen Geiſt nicht mehr, der ihn heiligte. Wir kennen den Rittergeiſt nicht mehr, der ihn ehrte und ſchäzte. Wir kennen den Burgergeiſt nicht mehr, der ihn bildete. Er mußte verſchwinden. Er iſt nicht mehr da, der ſegensvolle Mittelſtand des Landes. Seine Kraft mangelt allenthalben, wo wir nur immer hinblicken. Sie zeigt ſich nicht mehr in den Rathſtuben unſrer Städte. Sie zeigt ſich nicht mehr in den Gemeindverſammlungen unſrer Dörfer. Oder wo iſt ſie? in welchem Winkel des

Landes zeigt ſich ſeine Würde und ſeine Kraft? Wo findeſt du die im Mittelſtand ausgezeichneten Bürgermänner und Volksmänner der Vorzeit, die am Tag der Noth und Gefahr wie Felſen im Land daſtanden und mit Gut und Blut zur Sache Gottes, zur Sache des Vaterlandes, zur Sache des Fürſten, zur Sache der Ruhe, der Ordnung, des Rechts und der Wahrheit, zur Sache der Wittwen und Waiſen, zur Sache der Barmherzigkeit und des Mitleidens ſtanden, ſich hingaben und aufopferten und in dieſen Tagen der öffentlichen Noth und der öffentlichen Sorgen Gehör fanden und Achtung und Dank, beydes, beym Fürſten und beym Volk, und die denn hinwieder in den glücklichen Tagen eines beruhigten Zuſtands im Land ihr ſtilles, häusliches Geſchäft unbemerkt mit geſegnetem Fleiß in ihren Wohnſtuben trieben und keinen weitern Einfluß im Land ſuchten, als denjenigen, den ihnen die öffentliche Achtung ohne ihr Zuthun gewährte? Wo ſind ſie, dieſe Männer des Mittelſtandes, die mit ſolchen Kräften für das öffentliche Wohl keinen Einfluß im Land ſuchten, als den, zu dem ſie das öffentliche Zutrauen im Land hinrief? Dieſe Männer, die zwar in ihren Wohnſtuben nicht gern regiert ſeyn wollten, aber auch auſſer denſelben nichts zu regieren und auf keine Weiſe eine Kuh im Land zu melken ſuchten, die ſie nicht vorher redlich erkauft und bezahlt hatten, wo ſind ſie? Wo ſind dieſe Männer des Mittelſtands, die der krumme, böſe und ſchlechte Mann im Land, wenn er auch äuſſerlich höher ſtand als ſie und ſelber in ſeinem Unrecht höhern Schutzes ſicher war, dennoch um der öffentlichen Meynung willen ſcheuen und ſtechten mußte, daß er in tauſend Fällen nicht thun durfte, was ihn gelüſtete? Wo iſt der Mann, von dem die Wittwe, das Waisling und der Schwache und Bedrängte ausſpricht: „ſo lange dieſer Mann in unſern Mauern, in unſerer Gemeind lebt, wird mir nichts Böſes begegnen, er wird mich gegen jedes Unrecht ſchützen und ſichern —?“

Ich weiß nicht, ob ich ſagen muß, das Verſchwinden ſolcher Männer iſt die Urſache des verſchwundenen Mittelſtandes; oder der verſchwundene Mittelſtand iſt die Urſache des Verſchwindens ſolcher Männer. Genug, dieſer Stand iſt verſchwunden, dieſe Männer ſind verſchwunden. Unſere Burgermänner, unſere Volksmänner, wie ſie als ſchützende Felſen der Ehre, des Rechts und des Segens ihrer Städte und ihrer Dörfer gerecht und ſtill und fromm, aber mächtig in Kraft und That unter uns daſtanden — unſer Mittelſtand iſt in unſerer Mitte verſchwunden. —

Und was iſt denn zu thun? — Offenbar, ſagte Glülphi jetzt noch zu ſich ſelber, offenbar lenken unſere Staaten durch den Verluſt unſers Mittelſtands zur allgemeinen Abſchwächung, beydes, der obern und der untern Stände; und wir gefahren dadurch einen Landes-Einfluß des Reichthums, der unabhängend von ſeinem guten oder ſchlechten Gebrauch und ebenſo unabhängend von der Kraft oder Kraftloſigkeit des Manns, in deſſen Hand er ſich befindet, allgemein im ganzen Land als der einzige nervus rerum angeſehen und angebethet wird.

Die Geſchichte und Erfahrung ſagt uns, daß alle Großreichen, die nichts als das ſind, immer mit einer bedeutenden Anzahl von Menſchen umgeben ſind, die alles Erwerbs und aller Realverdienſte unfähig, aber durch eine Scheinbildung in Alltagskenntniſſen, im Tanzen, Reiten, Spielen, und allfällig in den Kenntniſſen der Koch- und Putzmacherkunſt ſich zu einem Grad von Bettlernotabilität erhoben. Es iſt allgemein notoriſch, daß die Großreichen aller Staaten, die nichts als das ſind, die Scheinbildung einer ſolchen Bettlernotabilität begünſtigen und auf ſolche Art gebildete Menſchen in ihr Gefolg nehmen, ihnen die Entree in ihre Häuſer erlauben und ſich an den Spielwerken der Vergeudung des öffentlichen und Privatvermögens Theil nehmen machen, wodurch ſie dieſe Leute in den Stand ſtellen, ſich denn mit dem vom Hochreichthum auf gleiche Art begünſtigten, ins Ungeheure angeſchwollenen Dienſtſtand im Land vereinigt ein Blendwerk eines Mittelſtands aufzuſtellen, der kein Mittelſtand iſt, und im Gegentheil, ich möchte ſagen, mit jedem Athemzug, den er thut, die Kräfte des wahren Mittelſtands aushaucht, vergiftet und, alſo zugerichtet, in der Luft verſchwinden macht und endlich die öffentliche Meynung von dem, was dieſen Stand wahrhaft ausmache, bald zu einer bloſſen Idee herabwürdige, die nirgend in der Wahrheit beſtehe, ſondern nur in den Köpfen von Philoſophen und Träumern ausgeheckt worden.

Glülphi hängte dieſer Anſicht einen Augenblick mit Wehmuth nach, warf wieder einen Blick auf ſeine Schule und auf ſeine Traumnacht und ſprach dann mit der Kraft der entſchloſſenen, innern Ueberzeugung das Wort aus: es kann geholfen werden, es kann dennoch geholfen, der Mittelſtand kann in ſeiner Kraft und in ſeiner Wahrheit wieder hergeſtellt werden, und zwar durch Mittel, deren Keime in meiner Schule offen vorliegen und deren ſicheres Wachsthum in meiner Traumnacht offen vor meinen Augen lag. Aber wenn's geſchehen ſoll, ſo kann es nur durch Zeit und Geduld erzielt werden, und was bey zehen und mehr Jahren für dieſen Zweck geſchehen kann, darf nur als Vorbereitung und Anbahnungsmittel der Hoffnungen und Ahnungen, die hierin ſtatt finden, angeſehen werden. Das, was jezt von einzelnen Menſchen und ſelber von guten Herrſchaftsherren, wenn ſie auch darüber in einer ſo vortheilhaften Lage ſind, als Arner, geſchehen kann, iſt unter den Umſtänden und in der Lage, in der die Welt jezt iſt und gern bleiben will, wie ein Tropfen ſüſſes Waſſer, den man in ein geſalzenes Meer ſchüttet; doch wenn einem nichts mehr zu Geboth ſteht, muß man ſich mit dieſem Wenigen begnügen und in jedem Fall müſſen die Anfänge zu einem diesfälligen Ziel durch Mittel angebahnt werden, die denen gleich ſind, die Arner hiefür verſucht. Indeſſen bin ich doch für die Zukunft nicht ohne Hoffnung. Wenn Bylifsky ganz iſt was ich ahne, und Glück hat, wie ich hoffe, ſo kann er vielleicht mit der Zeit kleinern und größern Bäche in das Salzmeer hineinlenken, in das wir jezt nur einzelne Tropfen hineinzuſchütten vermögen.

§. 84.

Es ſtieg durch ſein Herz und nicht durch ſeinen Kopf auf die Höhen ſeiner Menſchlichkeit.

Aber ſo gerne ich meinen Glülphi in den Folgen des Eindrucks, den ſeine Träumernacht auf ihn machte, ins Aug faßte, und ſo gerne ich mich lange bey ihm aufhielte, wie ich mir ihn in den erſten Folgen dieſes Eindrucks vorſtellte, ſo muß ich mich doch nicht länger dabey aufhalten, als er ſich ſelber dabey aufhielt. Er vergaß ſchon morgen, ſobald er in ſeine Schule hineintrat, ſeinen Traum, die Welt und alles Dichten und Trachten nach Welt- und Volksverbeſſerung. Er war ganz wieder mit Leib und Seel der Schulmeiſter, der nur den Augenblick vor ſich ſah, indem er jetzt als Vater und Lehrer in der Mitte ſeiner Kinder daſtand. Er lebte ganz in dieſem Augenblick der Gegenwart. Die Vergangenheit war gleichſam eben wie der Traum der Zukunft, der die Nacht vorher ſeine ganze Seele erfüllte, verſchwunden. Er ſah jetzt wieder nur ſeine Kinder. Ihr Daſeyn verſchlang ihn jetzt in dieſen Pflichtſtunden ſeines Lebens, wie wenn auſſer ſeinen Kindern neben ihm keine Welt wäre. Oh, könnte ich doch die Kraft ſeines jetzigen Schulmeiſterlebens ſchildern, wie ſie wirklich war! Sie beſtand weſentlich im wachſenden Feſthalten ſeiner Aufmerkſamkeit auf jedes einzelne Kind, und zwiſchen hinein werfe ich noch das Wort: wahre Menſchenſorge iſt individuel; Götter mögen das Ganze, Götter mögen die Welt beſorgen; der Menſchen Sorge für den Menſchen iſt Individualſorge und das Chriſtenthum iſt Heiligung dieſer Individualſorge, indem es dem einzelnen Menſchen als einzeln, ohne alles Begleit und ohne Zugabe in die Arme ſeines Vaters hinführt und dem Herzen ſeines Erlöſers nahe bringt. — Glülphi ſah jetzt nicht mehr den Haufen ſeiner Kinder. Dieſer Haufen, ſowie er zuſammen daſtand, war jetzt nichts mehr für ihn. Jedes Kind ſtand einzeln vor ihm und er lebte, wenn ers erblickte, oder wenn er nur an daſſelbe dachte, ſo ganz in ihm, wie wenn ſonſt kein anderes neben ihm da wäre. Aber es war auch kein einziges, das er nicht alſo ins Aug faßte, wenn er es erblickte oder an es dachte.

Soweit hatte ſich der Mann in ſeinem Schulmeiſterdienſt zu der Mutterkraft erhoben, mit welcher das edelſte Weib in dem Augenblick, wenn es ſeinen Säugling an die Bruſt legt, nicht denkt, daß es noch ein anderes Kind habe; aber denn hinwieder, wenn ſein Bruder auch nur mit einem kleinen Schmerz am Finger zu ihr hinſpringt, den Säugling beyſeits legt und nicht mehr an ihn denkt, bis es den Finger des Bruders mit mütterlicher Zartheit verbunden und er dankend und zufrieden wieder von ihr wegſpringt. — Alſo trug er die Kinder ſeiner Schule alle in ſeinem Herzen. Dadurch aber kam er auch dahin, daß er Tag für Tag die Stuffe, auf der jedes derſelben in ſeinem Unterricht ſtand, genau kannte. Er ſah mit jedem Tag tiefer in das Herz eines jeden, und kannte mit jedem Tag mehr all ihr Dichten und Trachten, und ebenſo, wie in ſeine Kinder, drang er mit jedem Tag tiefer in den

Geiſt ſeines Unterrichts und ſeiner Mittel hinein. Er fühlte beſonders mit jedem Tag mehr das groſſe Verderben der trügenden Abrichtungskünſte unſers Geſchlechts, durch die wir immer mehr dahin gelangen, nicht nur mehr zu ſcheinen als wir ſind, ſondern uns ſelbſt zu täuſchen, und wirklich zu glauben, daß wir ſeyen, was wir nicht ſind. Er fühlte dieſes Verderben der Abrichtungskünſte in ſittlicher Hinſicht vorzüglich in dem Einfluß der auswendig gelernten und gedanken- und gefühllos dahergeplapperten Gebethe auf unſere Selbſttäuſchung. Er fühlte es in dieſer Rückſicht ebenſo in dem Selbſtbetrug, in dem wir den Traumeindruck belebter Bilder und Wörter von religiöſen Gegenſtänden für wirklich religiös belebte Kraft unſers Geiſts und unſers Herzens anſehen. Er erkannte ſie in geiſtiger Hinſicht in den Folgen gedankenlos geleſener, nur mit dem Gedächtniß wörtlich gefaßter, ſo geheiſſener Verſtandesübungen in den Schulbüchern, und hinwieder in der Selbſttäuſchung, die nothwendig daraus entſpringt, wenn wir uns durch das Gedächtniß das wörtliche Bewußtſeyn von Wahrheiten einüben, die, um wirklich gefaßt und begriffen zu werden, einen weit gebildetern und höhern Grad der Denkkraft und des Urtheilsvermögens vorausſetzen als derjenige iſt, den wir beſitzen. Er kannte ſie endlich in Kunſt- und Berufshinſicht in vielſeitigen Angewöhnungen, Sachen, die wir hundert und hundertmal ſchon gethan haben, dennoch auf eine ungeſchickte und der Natur dieſer Sache nicht angemeſſene Weiſe in die Hand zu nehmen und dabey troz aller Erfahrungen doch nicht in den Stand kommen, unſere Ungeſchicklichkeit und

Ungewandtheit darin einzuſehen und zu behandeln, ſondern wie ein alter Schneider, der hundert und hundert Kleider immer zuſchneidet, wie er es von ſeinem Lehrmeiſter gelernt und bey aller ſeiner Ungeſchicklichkeit und Ungewandtheit ewig nie dahin kommt, einzuſehen, daß wenn er gelernt hätte, die Menſchenform, die er bekleiden ſoll, feſter und genauer ins Aug zu faſſen und auch das Tuch, das er verſchneiden ſoll, bey jedem Schnitt, den er darein macht, gewandter und vielſeitiger in die Hand zu nehmen und anzuſchauen, er dadurch ein beſſerer Schneider würde und dabey noch gar viel Tuch erſparen könnte, das er unnützerweiſe verſchneidet.

Bey dieſem täglichen Vorſchreiten in der Erkenntniß des vielſeitigen ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Verderbens unſerer Abrichtungskünſte und des verhärteten Routinelebens unſrer Zeitmenſchen, das eine Folge der auf das Höchſte geſteigerten Routinefertigkeiten unſers Geſchlechts wurde er täglich mehr von der Wichtigkeit der elementariſchen Ausbildung unſerer ſittlichen, geiſtigen und Kunſtkräfte überzeugt.

§. 85.

Der Geiſt iſt, der da lebendig macht, das Fleiſch iſt gar nichts nutz.* Der Geiſt iſt geeignet und fähig, beydes, zu bilden und gebildet zu werden; das Fleiſch hingegen iſt geeignet und fähig, mit Haut und Knochen und auch mit Aug und Ohren abgerichtet zu werden, und hat hinwieder in Haut und Knochen, in Aug und Ohren eine ſinnlich thieriſche Neigung andere abzurichten, wie es ſelber abgerichtet iſt.

Er ſuchte bey den erſten Uebungen des Rechnens das Anſchauungsvermögen der Kinder durch ſinnliche Darlegung ihrer Verhältniſſe zu beleben und zu ſtärken, und dadurch ihre ſinnlich alſo vielſeitig begründete Anſchauung der als Zahlverhältniß vor ihnen ſtehenden Gegenſtänden zum innern, geiſtigen Bewußtſeyn dieſer Verhältniſſe zu erheben. Er ordnete diesfalls die Reihenfolgen der Zahlen für dieſe Kinder auf eine Weiſe, daß das geſuchte Reſultat der Bildung des geiſtigen Anſchauungsvermögens und der daraus entſpringenden Schlußkraft, welche zur weitern Behandlung der die Denkkraft bildenden Zahlübungen nothwendig ſind, mit Sicherheit erzielt werde. Dieſe Behandlung der Anfangsübungen des Rechnens ſchien im Anfang allen Perſonen, die rechnen konnten, und ſelber dem Pfarrer und dem Junker unzweckmäßig und unbegreiflich. Die Kinder ſchienen eine Weile gar nicht zu lernen, was man gewöhnlich rechnen heißt, aber denn nach wenigen Wochen entfaltete ſich in ihnen eine innerlich belebte Rechnungskraft, die dieſe Herren mit ſammt ihre innerlich todten, durch bloſſe Abrichtungsmittel erzielten, poſitiven Rechnungskunſt vor ſich ſelber erröthen machte, indem ſie ſelber mit der ganzen Kunſt ihrer Rechnungsfertigkeiten die kindlichen Rechnungsaufgaben nicht mi der Leichtigkeit auflöſen konnten, mit welcher dieſes ſelbſ die jüngſten ſeiner Kinder thaten. Das fiel ihnen um ſ mehr auf, da die größern und vorgeſchrittenern ſeiner Kinder durch die pſychologiſch geordneten Zahlübungen zu einer ſolchen allgemeinen, innern Belebung der Denk- und Forſchungskraft gelangten, daß die Anwendung dieſer Kräfte für ſie einen Reiz hat, der es ihnen beynahe unmöglich machte, irgend einen Gegenſtand oberflächlich und gedankenlos ins Aug zu faſſen. Es bildete ſich im Gegentheil in ihnen täglich mehr, und täglich ſichtbarer eine Genauheit und Beſtimmtheit im Anſchauen und Beurtheilen aller Gegenſtände, daß ihre ſich ſolid begründende und wachſende Denkkraft, beydes, in ihrem Schweigen und in ihrem Reden immer mehr auffiel. Noch mehr aber als Arner und den Pfarrer übernahm es Glülphi ſelbſt, da er nach einigen durchgeführten, diesfälligen Anfangsübungen fand, daß er in der Klarheit und Heiterkeit der innern Darſtellung der Zahl mit den kleinſten Kindern nicht gleichen Schritt halten, ſondern durch die Routinefertigkeiten der Rechnungskunſt, zu der er eigentlich nicht gebildet, ſondern abgerichtet werden, das Fundament der wahren Rechnungskraft, das reine, geiſtige Bewußtſeyn der Zahlverhältniſſe in ſich ſelber geſchwächt. Er überzeugte ſich durch dieſe Erfahrung auf eine Weiſe, wie er es noch nie war, in welchem Grad es für die geiſtige Bildung der Kinder nachtheilig iſt, den Unterricht im Rechnen mit dem Auswendiglernen des Einmaleins und mit den Abrichtungsmitteln zur Kenntniß der vier Spezies und der Regel de tri anzufangen und ſelbigen darauf zu begründen. Er geſtand es ſich ſelbſt ein, daß er gegenwärtig in ſeinem 45ten Jahr die eigentlichen Fundamente des bildenden Rechnens ſich mit ſeinen Kindern erſt ſelbſt zum klaren Bewußtſeyn bringen müſſe, und dieſe Erfahrung führte ihn dann ſehr bald zuerſt zu einer dunkeln Ahnung, dann aber ſehr bald zu einer ſehr klaren Ueberzeugung, daß der Unterricht in der Geometrie, eben wie der in der Arithmetik, zuerſt durch Anſchauungsübungen aller Verhältniſſe des Raums, der Ausdehnung und der Form pſychologiſch müſſe begründet werden, um die geiſtige, eigentliche, die Formverhältniſſe innerlich faſſende und ſchaffende, reine Kraft zu begründen und zu entfalten, ſo daß er jetzt mit ſeinen Kindern die Elemente der Raum- und Formverhältniſſe auf eben die Weiſe behandelte, wie er es mit den Zahlverhältniſſen gethan hat. Er erhielt aber auch bey dieſer Behandlung bey ſeinen Kindern das nehmliche, und ich muß ſagen, noch ein größeres Reſultat. Der Eindruck, den der erſte Erfolg dieſer Uebungen auf ihn hatte, brachte ihn wirklich noch zu einem größern Erſtaunen als dasjenige war, zu dem er durch den unwarteten Erfolg ſeiner pſychologiſch geordneten Zahlübungen gelang. Er ſah durch dieſe Uebungen ſechs- und ſiebenjährige Kinder dahin gebracht, verwickelte Ausdehnungs- und Formverhältniſſe durch die Kraft ihrer innern Vorſtellung mit einer Leichtigkeit äuſſerlich anſchaulich machen, die den vorgerücktern zwölf- und vierzehnjährigen Kindern unmöglich war beyzubringen und zu ertheilen. Er ſah alſo offenbar, daß die eigentliche, reine Urkraft der Geometrie in dem Alter, in dem man dieſe Wiſſenſchaft gewöhnlich erſt anfangt zu erlernen, in ihren erſten Anfangsbedürfniſſen ſchon ſo viel als geſchwächt und gelähmt daſtehe, und er war jetzt ganz überzeugt, daß die erſten Uebungen der Geometrie mit den Kindern im 5ten, 6ten und 7ten Jahr müſſen betrieben werden, aber auch, daß dieſe Uebungen ihrer Natur nach ſo einfach ſind und ſo einfach ſeyn müſſen, daß jede gebildete Mutter dieſe Anfangsgründe, wenn ſie ſich nur ein wenig Mühe giebt, ſich dieſelbe eigen zu machen, ſie ihren Kindern in der Wohnſtube mit der größten Leichtigkeit ſelber geben kann.

§. 86.

Den Eindruck beſtimmter Erfahrungen der elementariſchen Entfaltung unſrer Geiſtes- und Kunſtkräfte, beydes, auf einen kraftvoll gebildeten Ehrenmann und auf unſchuldige Schulkinder.

Dieſer Gang der Ideen über die Bildung und Entfaltung der menſchlichen Kräfte, die unſern Kenntniſſen und Fertigkeiten, wenn ſie für uns bildend ſeyn wollen, zum Grund liegen müſſen, beſchäftigte ihn nunmehr mit groſſer Lebhaftigkeit und mit groſſem Intereſſe. Einmal ſtand er im erſten Staunen über ſeine diesfällige Erfahrungen wie vom Blitz getroffen da und mußte unwillkührlich zu ſich ſelber ſagen: ſteht denn in unſern Tagen das Erziehungsweſen nirgend in keinem einzigen ſeiner Fächer auf richtig berechneten Fundamenten. Vorher und bis auf dieſe Stunden hätte er eher an den Tod als daran gedacht, als daß z. B. das Schreibenlernen, etwas anders als die Uebung einer blos mechaniſchen Fertigkeit ſey, und daß alſo dieſer Unterricht in die am vorzüglichſten gebildete Kraft unſerer Zeit hineingefallen und alſo in demſelben auch auf eine vorzügliche und vielleicht unübertreffliche Art gegeben werde. Aber jetzt fieng er plötzlich an, ohne daß er noch eigentlich recht wußte warum, auch dieſes Unterrichtsfach nicht als vollkommen pſychologiſch begründet anzuſehen und ins Aug zu faſſen. Es ſtand ihm jetzt lebendig vor ſeinen

Augen, wie ſeine Kinder durch ihre Uebungen in Raum- und Formverhältniſſen dieſe Verhältniſſe durch ihr innerlich gebildetes Erfindungsvermögen gleichſam durch ſich ſelbſt finden, in ſich ſelbſt entfalten und ſelber auch durch ſich ſelbſt zu einem groſſen Grad von Leichtigkeit und geſchmackvoller Zartheit in der Darſtellung derſelben gelangen. Er dachte ſich jezt dieſe Erfahrungserſcheinung im Zuſammenhang mit der Art, wie er in ſeiner Jugend zeichnen gelernt, und faßte jezt den Gang, wie ſich ſeine Kinder in ihren geometriſchen Anfangsübungen im Ganzen ihrer Bildung zur Kunſtkraft entfalten, im Zuſammenhang mit der Erlernung der Zeichnungskunſt ins Aug, und fand denn, daß die Bildung der Hand und des Augs der eigentliche Quell ſey, durch deren genugſam geöffneten Ausfluß der Zeichnungskunde mit dem ganzen Ausfluß ihrer Bedürfniſſe und Mittel gleichſam von ſelbſt hervorgehen, und daß die pſychologiſch geordneten Anfangsübungen, die Uebungen der Geometrie als das eigentliche A B C aller Hand- und Ausübungen, aus denen die Zeichnungskunde in ihrem ganzen Umfang hervorgehen müſſe, angeſehen werden muß. Zugleich ward ihm jezt auch heiter, daß das Schreibenlernen nichts anders ſey als eine mechaniſche Einübung einiger weniger einzelner Formen des Zeichnens, folglich aus den weſentlichen Anfangsübungen dieſer Kunſt hervorgehen müſſe. Auf dieſe Ueberzeugung geſtüzt, ſtellte er alle ſchon angefangenen Schreibübungen bey ſeinen jüngern Kindern auf einmal plözlich ſtill, indem er die genugthuende und kraftvolle Ausbildung der Hand und des Augs als die allgemeine

Baſis des Schreibens eben wie des Zeichnens erkannte und als bildendes Vorbereitungsmittel, beydes, zum Schön- und zum Schnellſchreiben nothwendig und weſentlich fand. Er gieng noch weiter, er fand in dieſen elementariſchen Uebungen der Geometrie und in dem damit verbundenen Bildungsmittel der Kunſthand und des Kunſtaugs die weſentlichen Fundamente der Volksbildung für alle Handwerke, Berufe und für den ganzen Umfang aller männlichen und weiblichen Arbeitsgattungen und überhaupt aller Fächer der Induſtrie. Er erklärte ſich jetzt auch beſtimmt, daß eine den Anſprüchen der Menſchennatur und den Bedürfniſſen der Zeit genugthuende Volks- und Nationalbildung nur dadurch angebahnt werden könne, wenn die Entfaltung der Grundkräfte unſrer Natur auf eine mit dieſer Natur übereinſtimmende Weiſe durch pſychologiſch geordnete Mittel erzielt und dieſe jetzt noch ſo vielſeitig mangelnden Mittel von allen Seiten erforſcht, geprüft und benutzt würden.

Die Führung ſeiner Schulkinder, die aus dieſen Anſichten und aus dieſen Beſtrebungen hervorgieng, ergriff dieſe auch an Leib und Seele, um ſo mehr, da ſelbige mit ihrem ganzen Seyn und Thun im innigſten Zuſammenhang ſtand, alſo daß die Anwendung derſelben auf die Reinlichkeit der Wohnſtube, auf die Ordnung im Stall, auf ihr Urtheil über Schmied- und Wagnerarbeit, über pflügen und ſäen, über karren und fahren gleichſam ſelbſt hervorgieng.

§. 87.

Glülphi fühlt, wie ſehr ihr ganzes Treiben und Thun in Bonnal nur noch ein ſchwacher Anfangskeim von allem dem iſt, was ſie ſuchen und wünſchen, gründet aber doch die Möglichkeit der Anbahnung einer reellen und ſoliden Volksbildung auf Geſchichte und Erfahrung.

Zwar zeigte ſich dieſes Hervorgehen der thatſächlichen Anwendung der Kräfte, die er in ſeiner Schulſtube rein, aber gründlich, allſeitig und übereinſtimmend entfalten wollte, wie er ſie in der Gertrud Stube entfaltet ſah, nur noch ſoviel als das neue Erſcheinen eines Keims, der eben aus dem Boden hervorſproßt, aber Zeit, Geduld, Wartung und Sorge bedarf, bis er zur Reifung der wirklichen Frucht, die er verſpricht, zu gelangen vermag. Doch war dieſer Keim dem Auge Glülphis ſchon ſichtbar. Auch ſelber einige Eltern ſeiner beſſern Schulkinder bemerkten, daß dieſe ſich vielſeitig in ihrem häuslichen Benehmen zu ihrem Vortheil änderten und beſſerten. Vorzüglich aber bemerkte Gertrud bey jedem, auch noch ſo kleinen, reellen Vorſchritt der Kinder in der wirklichen Kraftäuſſerung ihrer ſich entfaltenden, geiſtigen, ſittlichen und ſinnlichen Grundlagen aller äuſſern Fertigkeiten und Gewandtheiten, die ihnen durch eine gute Erziehung eingeübt und beygebracht werden müſſen. Sie machte auch Glülphi bey jeder, auch noch ſo kleinen, Erſcheinung ſolcher Vorſchritte aufmerkſam auf dieſelben, und er ward auch durch dieſe, täglich vor ſeinen Augen ſtehenden, Anſchauungserfahrungen vollkommen überzeugt, daß die Ahnungen und Hoffnungen, die ihm in ſeiner Träumernacht ſo lebhaft vor der Seele ſtanden, nichts weniger als aus der Luft gegriffen und in unſerer wirklichen Welt als ein unausführbares Spiel eines ſich in den Abwegen der Phantaſie verirrten Einbildungskraft angeſehen werden muß. Er ward vielmehr überzeugt, daß der ganze Umfang dieſer Ahnungen und Hoffnungen eigentlich das wahre Bild der Reſultate einer in der Angelegenheit der Volkserziehung und Nationalcultur wirklich weit vorgeſchrittenen Staatskunſt ſey, deren inneres Weſen in allen Epochen der Geſchichte, die für die Volksbildung und Nationalcultur als Muſter und Vorbilder daſtehen, wirklich ausgeführt in ihren Mitteln und in ihren Reſultaten als wirkliche, unläugbare Thatſachen vor den Augen der unbefangenen Welt daſtehen und anerkannt werden müſſen, indem ſelber der in unſern Tagen noch beſtehende Nationalſegen der auf den höchſten Gipfel der Staats- und Bürgerkraft erhobenen Königreiche, Provinzen, Städte und Oerter, namentlich England, Holland, die Hanſeeſtädte ſowie die blühendſten Städte der Schweiz und vieler andern Orte, den ganzen, ausgezeichneten Vorſchritt ihrer Staatskraft und ihres ſtädtiſchen und ländlichen Orts- und Hausſegens einer Denkungs- und Handlungsart zu danken haben, die das ehemalige, reale Daſeyn nicht nur von Sitten, Denkungs- und Hanlungsweiſen, ſondern auch von öffentlichen Staats- und Ortseinrichtungen beurkunden, welche mit dem Geiſt und dem Weſen der Ahnungen und Hoffnungen dieſer Traumernacht in vollkommener Uebereinſtimmung ſtehen, und durchaus als thatſächliche Folgen einer in der Vorzeit wirklich vorhanden geweſenen und in wirklicher Ausführung geſtandenen, mit dieſen Ahnungen und Hoffnungen ebenfalls übereinſtimmenden, in der Nationalbildung und Volkscultur ſolid vorgeſchrittenen Staatskunſt angeſehen und anerkannt werden muß.

Er fand aber freylich auch, daß dieſe alte, in unſerer Mitte erloſchene Staatskunſt, deren Geiſt und Weſen wir in der Sittenloſigkeit des Verſchleuderungstaumels unſrer Zeit verloren, nach den Lagen und Bedürfniſſen unſrer Zeit neu geſtaltet und in neuen Formen wieder belebt werden müſſe, daß ihr Geiſt und Weſen aber ewig nur aus der Wiederherſtellung einer, unſerm Luxus, unſerer Verzärtlung und unſrer Verkünſtlung entgegenſtehenden, von oben herab begünſtigten und bis in die niederſten Hütten hinab belebten Nationalenthaltſamkeit und Nationalgenügſamkeit hervorgehen könne, deren ſolide Wiederherſtellung um ſo dringender, aber auch um ſo ſchwieriger ſey, weil beſtimmt die Staaten, Provinzen und Städte, die durch die Folgen einer in Rückſicht auf die Nationalbildung ſoliden Staatskunſt und Ortsregierung ſich zum höchſten Grad der öffentlichen Staatskraft und des örtlichen Wohlſtands und des Privatwohls der einzelnen Menſchen in alle Fehler des Verſchleuderungstaumels unſrer Zeit hinabgeſunken und den alles auffreſſenden Folgen deſſelben unterlegen, ſo daß ſie mit jedem Tag mehr die Realkräfte verlieren müſſen, durch welche ihre Vorfahren ihren Wohlſtand gegründet.

§. 88.

Eine Schwalbe macht keinen Sommer, Rom iſt nicht in einem Tag gebaut worden, aber eine Maus ſchlüpft in einem Tag durch viele Löcher — item, Gleich's und Gleich's geſellt ſich gern und es iſt leichter, einen Haufen von Niederträchtigkeiten zuſammen zu tragen als einen Kornhaufen, und eine böſe Zunge iſt anſteckender als das gelbe Fieber.

Doch ich bin ſchon wieder voreilend in die Staatsanſichten hineingefallen, zu welchen Arners Thun hinführen möchte, und muß wieder in mein gutes Bonnal und zu dem langſamen Gang aller Verſuche, deren mögliche Folgen Glülphi in ſeiner Traumernacht ſo ſehr erheiterten und begeiſterten, und mich ſelber aus dem einfachen Gang meines Thuns herausriſſen, wieder zurückkehren, obwohl ſeine Ahnungen und Hoffnungen mit der Thatſache, die ich erzähle, im innigſten Zuſammenhang ſtehen.

Alles Thun Arners und Glülphis iſt jezt blos noc als Privatverſuch eines guten, edeln Herrſchaftsherrn, de einen braven, kraftvollen Geſchäftsmann zum Schulmei ſter gefunden und einen eben ſo braven Pfarrer im Dor hat, anzuſehen, und iſt für einmal vorzüglich geeignet, z zeigen, was ein einzelner Menſch, wenn er das Woh ſeiner Nebenmenſchen in ſeinen Verhältniſſen mit Ernſ zu befördern als ſeine Bürgerpflicht und als ſeine Chri ſtenpflicht anſieht, zu leiſten vermag; denn aber freylic auch, wie er, wenn er vom Staat nicht nur verlaſſe und gleichſam auſſer das Recht der öffentlichen Meynun und der öffentlichen Mitwirkung hinausgeworfen daſteht ſondern ſogar noch von der von oben herab ſchlecht bearbeiteten, öffentlichen Meynung und ebenſo von einer vo oben herab, wo nicht eingelenkten, doch zugelaſſenen, Entgegenwirkung in ſeinem Thun geſtört und verwirrt wird wie er, ſage ich in dieſem Fall, in ſeinem guten Privat thun denn noch faſt unüberſteigliche Schwierigkeiten zu überwinden hat.

An ſich ſelber konnten ſchon alle Vorſchritte Arner und Glülphis zur Verbeſſerung Bonnals, beydes, in Rückſicht auf die Schulführung der Kinder und ebenſo i Rückſicht auf das, was ſie für die Erwachſenen durch ihr Sonntagsverſammlungen zu erzielen ſuchten, nicht ander als langſam ſeyn. Dabey verwirrten und hemmten noch äuſſere Hinderniſſe den ſchon an ſich langſamen Gang dieſer Verſuche. Selber die Einmiſchung der elenden Eichenbergerin war nichts weniger als unbedeutend für die Verwirrung und Erlahmung ihrer Verſuche im Dorf. Si wußte alles, was im Schloß, im Pfarrhaus und in der Schule vorgieng, in vielen Häuſern auf eine Weiſe darzuſtellen, daß es die einten Leute im Dorf über Arner, Glülphi und wer es mit ihnen hatte, in böſe Laune brachte oder ſie ihnen verächtlich machte. So wußte ſie den Umſtand, daß er einige Kinder, die ſchon zu ſchreiben anfangen gelernt, wieder damit aufhören gemacht, dahin zu benutzen, daß einige Narren im Dorf ſich von ihr angeben ließen, er zeige dadurch offenbar, daß er die Bauern wieder zu der alten Dummheit, in der ſie vor hundert Jahren geweſen, zurückführen wolle, wo keiner von ihnen ſeinen Namen ſchreiben konnte, ſondern ſeine Unterſchrift und Beyſtimmung zu dem, was ihm vorgeſchrieben worden, mit einem Kreuz bezeugen mußte. Es war aber auch wirklich zum Lachen, wie ſie es durch das ungleiche Geſchwätzwerk, das ſie darüber im Dorf trieb, dahin brachte, daß, indem man in der einen Gaſſe behauptete, er wolle die Bauernbuben zu Philoſophen machen, die nicht mehr an einen Gott glauben und vor lauter Geſcheidheit, die ſie in den Büchern lernen müſſen, ihr Haus und Hof verlumpen werden, denn wieder in einer andern Gaſſe behaupteten, er werde ſie ganz zu der alten Dummheit zurückführen, daß ſie wieder katholiſch werden und ihren Namen mit einem Kreuz bezeichnen müſſen.

Sie wußte aber auch den feinſten Mann, der nach dem Hummel im Dorf war, den Weibel, in ihr Lumpenintereſſe zu ziehn. Dieſer Mann hatte den Gang des Hummels zum Galgen mit allen ſeinen Folgen gar nicht ungern geſehn; denn er glaubte ſicher, es ſey kein Menſch im Dorf, dem der Junker die Vogtſtelle anvertrauen könne als ihm, und war auch äuſſerſt verdrüßlich und böſer Laune, als Arner dem Meyer zum Vogt machte. Doch er kannte dieſen zum voraus als für dieſen Dienſt unbrauchbar und war ſicher, er komme ſo geſchwind wieder davon, als er dazu gekommen und war in dieſer Rückſicht wohl getroſt und voll Glauben, dieſe Stelle werde ihm im zweytenmal nicht fehlen; aber ſeitdem das Baumwollenmareili und ſein Bruder beym Junker, wie man im Dorf ſagt, der Hahn im Korb war und man hie und da anfieng zu ſagen, wenn der neue Untervogt, wie man nicht zweifelt, ſeinen Dienſt aufgebe, ſo werde niemand anders als der Baumwollenmeyer Vogt werden, wurde der Weibel in ſich ſelber ſo wüthend, daß er ſchwur, alles in der Welt zu probiren, dem Junker Verdruß und ihm ſeine Herrſchaftsſtelle ſo zur Laſt zu machen, daß ſieben Baumwollenmeyer mit allem ihrem Geld nicht im Stand ſeyn müſſen, ihm ſie leichter zu machen. Und da er wußte, daß die Eichenbergerin und zwar aus Auftrag der Sylvia, die er gar wohl kannte, die ganze Bonnalerſache im Dorf verſchreye und den Bauern als eine Sache vorſtelle, die man in der ganzen Welt und am allermeiſten in der Hauptſtadt und bey Hof als eine völlige Narrenſache anſehe, die in alle Ewigkeit keinen Beſtand haben könne und keinen Beſtand haben werde, ſo war er jetzt ſeit ein paar Tagen auf den Beinen, um die Eichenbergerin, die er ſonſt ſo ſehr haßte und verſpottete, daß ſie vor Angſt, von ihm auf eine Weiſe, wie es ihr ein paarmal begegnet, empfangen zu werden, nicht in ſein Haus hinein durfte, aufzuſuchen und Gelegenheit zu haben, mit ihr zu ſprechen. Er fand dieſe auch bald, und war jezt in ſeinem Benehmen gegen ſie wie ein umgekehrter Handſchuh, bemitleidete ihr Unglück, das ihr in der Audienzſtube begegnet, mit dem Zuſaz, daß, wenn er da geweſen wäre, er gewiß dem Junker vorgeſtellt hätte, wie das nicht gehen könne, daß er eine Perſon von ihrem Rang und von ihren Bekanntſchaften und von ihrer Erziehung ſo mit dem Harſchier im Land herum zu führen drohen dürfe. Dann ließ er ſich in ein weitläufiges Geſpräch mit ihr ein, wie verkehrt der Junker alles anfange, welch ein elender Kerl ſein neuer Untervogt ſey, und wie der Baumwollenmeyer, wenn er, wie man jezt allgemein ſage, Untervogt werde, im Stand ſey, den Junker und das ganze Dorf in ſeinen Sack hineinzuſtecken und hinzutragen, wo es ihn gelüſte.

Das war der Eichenbergerin eine gemähte Wieſe. Sie ſchrieb auf der Stelle an Sylvia, wie ſie an dem Weibel, der weit aus der geſchickteſte und erfahrenſte Mann im Dorf ſey, für ihre gemeinſame Sache einen Fund gemacht und wie ſie an ihm ſicher alle Hülfe habe, die ſie bedürfe, und wie ſie durch ihn jezt auch den Baumwollenmeyer, den ſie ſchon vorher als einen hochmüthigen und eigennüzigen Geizhals gehalten, jezt vollkommen kenne und wiſſe, was es mit ihm ſey und wie er, wenn er Untervogt werden ſollte, für den Junker und für das Dorf ein noch weit gefährlicherer Mann werden könne, als es der Hummel, dem noch gewiß in vielen Stücken Unrecht geſchehen ſey, je geweſen ſeyn möge.

Es gieng jezt auch nicht lange, ſo war in allen Häuſern, in die die Eichenbergerin hineinſchleichen und darin ihr Giſt miſchen konnte, allgemein ein lautes Gerede darüber, wie denn der Junker ſey, einen Mann, wie den Meyer, den ein jedes Weib an der Naſe herumführen könne, zum Vogt zu machen und wie der Baumwollenmeyer, den er jezt dazu machen wolle, ein zweyter Hummel werden könne, an dem er und das Dorf, beyde, gewiß bald genug bekommen werden.

Der Einfluß dieſer armſeligen Eichenbergerin ward aber vorzüglich von den Leidenſchaften unterſtüzt und belebt, die durch die Beſtrafungsweiſe des Hummels und die Nachforſchungen über die meiſten Vorgeſezten und reichen Bauern in Bonnal, die ſich Veruntreuung am Gemeindgut und am Schloßeigenthum haben zu Schulden kommen laſſen, veranlaßt, eben wie durch den Neid und Haß, der durch Vertheilung des Gemeindguts und durch die Hoffnung zu zehendfreyen Aeckern, die er den Spinnerkindern verſprochen, bey den Reichen im Dorf reg gemacht worden ſind.

§. 89.

Der Ingrimm eines in ſeiner Lebensordnung und Lebensehre geſtöhrten Schulmeiſters — der Uebergang dieſes Ingrimms in Aberglauben und denn des Aberglaubens in ſchwärmeriſche Anmaßungen; ferner, Uebergang dieſer Anmaßungen zum Hinterfürwerden (von Sinnen kommen) und endlich ein Verſuch zur Heilung dieſes Hinterfürwerdens durch den Verkauf einer Kuh und durch eine Luſtreiſe ins Schwaderlocherbad. Zwiſchen hinein die Sorgfalt von Zucker- und Kaffephantaſten, daß ſie um kein Frohnfaſtengeld kommen.

Auch die neue Schulführung belebte hie und da einige Leidenſchaften. Vorzüglich aber beym alten Schulmeiſter; ſelber, nachdem er ſchon das große, gute Ehreneſſen aus dem Pfarrhaus bekommen, fluchte er voll von dem guten Wein, den ihm der Herr Pfarrer geſchickt, bis ihn ſeine Schweſter ziemlich unſanft, wie ihr wißt, ins Bett gebracht, hinter dem Tiſch über den neuen Schulmeiſter und das Unrecht, das ihm der Herr Pfarrer zugefügt. Doch that er im Anfang, wenn er von dem Schulmeiſter redte, ganz ſtolz; er hielt ihn auch in ſeinem Herzen beſtimmt für nichts anders als für eine Art Soldatenbettler, denn die Alfanzereyen, die er um des Junkers Suppe willen in der Schule treibe, nur gar zu bald von ſich ſelber erleiden (zum Eckel werden) werden, und verglich das ganze Weſen, wo er hinkam, dem ſchwangern Berg in der Fabel.

Aber da es nicht gerade in der andern Woche kam, wie er meynte, ſondern ihm vielmehr ſeine beſten Leute Tag für Tag mehr mit dem Bericht kamen, es rühme den neuen Schulmeiſter bald jedermann, und es ſey wie verzaubert, und wie wenn er es den Kindern anthun könne, ſo richte er mit ihnen aus, was er wolle, ſo ward ihm darüber ſo angſt, daß er mit ſeiner Fabel vom ſchwangern Berg und der kleinen Maus, die aus ihm heraus kroch, allmälig ſtill zu werden anfieng. Im Gegentheil, die Maus kam ihm jezt bald wie ein Elephant vor, vor deſſen Zähnen und Rüſſel er ſich fürchten müſſe. Er faßte auch das Wort, das ihm einige Freunde ſagten, es ſey wie verzaubert, in einem weit ſtärkern Sinn auf, als es die verſtanden, die es zu ihm geſagt haben. Er hatte es kaum gehört, ſo hielt er ſich in ſeinem Innerſten überzeugt, es gehe bey dem Glück, das der Schulmeiſter mit ſeinen Kindern habe, nicht rechter Dinge zu, der Teufel ſelber möge wohl dabey im Spiel ſeyn, und dieſer Narrengedanken, deſſen er, ſobald er ihn einmal im Kopf hatte, nicht mehr los werden konnte, trieb ihn denn bald dahin, daß er nicht mehr anders konnte, als er mußte in wenig Tagen bey Nacht und Nebel anderthalb Stund weit zu einem Senn im Münchhof gehen, der in der Gegend den Namen hatte, daß er gegen alle Zauberey und

Lachſnerey erprobte Mittel habe, und den Teufel in ſolchen Fällen zwingen könne, daß er thun müſſe, was er wolle.

Dieſem both er dann Geld an, wenn er dem neuen Schulmeiſter den Teufelsgewalt, den er mit ſeinen Kindern treibe, nehmen und ſtill ſtellen könne.

Aber der Senn hatte das Herz nicht, ſich an dieſes Wagſtück zu machen, das, wie er ahnete, weiter langen konnte, als der alte Schulmeiſter jezt denken möchte, und ihm mehr ſchaden könnte, als das Geld, das er ihm dafür anbiethe, werth ſey. Er ſagte ihm, wenn es Kühe, Stieren oder Roß, oder auch Menſchenkrankheiten, die von Hexen und Zauberern herkommen, beſonders dergleichen Kinderkrankheiten anbetreffen würde, ſo wollte er ihm gut dafür ſeyn, daß er helfen könnte, und wenn er ein armer Mann wäre, ſo wollte er ihm in ſolchen Fällen unentgeltlich helfen und helfen können, wenn er rechten Glauben an ihn hätte, aber einen Schulmeiſter zu entzaubern, dem der Teufel helfe, ſeine Kinder zu lehren, dieſen Fall habe er noch nie erlebt, und es ſey in ſeinem ganzen Zauberbuch kein Recept dafür da.

So ungetröſtet, als er vom Münchhöfler-Senn jezt heimkam, wußte er ſich einige Tage nicht zu tröſten und gieng ganz ſtill und traurig in ſeiner Stube, in der er ſehr lange Zeit hatte, hinauf und hinunter. Nach ein paar Tagen aber hörte er von des Hartknopfen Gemurmel, das im Dorf herumgieng, der neue Schulmeiſter ſey kein rechter Chriſtenmenſch und das ewige Heil der armen Kinder ſey in Gefahr, wenn ſie unter ſeinen Händen blieben.

Dieſes Gered gab jetzt dem armen Mann, der in ſeiner Wohnſtube lange Zeit hatte, wieder neues Leben. Der Heidenkerl, dachte er jetzt bey ſich ſelber, thut alſo nicht blos mir, er thut auch dem l. Gott unrecht. Er ſchob jetzt auch ſogleich ſeinen Zorn über ihn auf Rechnung des Unrechts, das er der Religion und dem lieben Gott ſelber thue, und nicht mehr auf ſeine eigene. Das änderte jetzt ſeine Anſichten über dieſen Gegenſtand. Sein Zorn über dieſen neuen Schulmeiſter wurde nun in ſeiner verirrten Seele ein hoher, geiſtiger, ein heiliger Zorn. Sein Eifer ward jetzt in ſeiner Vorſtellung ein Eifer für die Sache der Wahrheit, des Rechts und der Religion.

Er hieß ihn jetzt einen Heidenmann, ſeine Schule eine Heidenſchule, und verglich das, was man darin trieb, der Kaufhausarbeit im Tempel zu Jeruſalem, das mit ſammt dem Schulmeiſter nichts Beſſeres verdiene, als daß es ihm gehen ſollte, wie es der liebe Heiland den Taubenverkäufern und den Geldwechslern gemacht habe,

Das nicht mehr Auswendiglernen des unverſtändlichen und verwirrten Wortkrams, das der Pfarrer nicht mehr haben wollte, hieß er jetzt eine Verläugnung des wahren Glaubens.

Und das Verkleiben der Streitfrage, die dem Michel Juck das Leben gekoſtet, eine Verſtümmelung des geoffenbarten Willens Gottes, mit dem Zuſatz: wenn man eine jede Frage verkleiben wollte, die einen Todſchlag veranlaßt hätte, ſo ſolle man in der Chriſtenlehre die Frage zeigen, welche man denn nicht verkleiben müßte.

Doch redte er nur ſo, wenn er allein war; denn er war nicht von der Art der alten, muthvollen, ehrlichen Phantaſten, die Leib, Ehr und Blut, von Brod will ich nur nicht reden, an das ſetzten, was ſie für Gottes Sache anſahen, ſondern vielmehr von der Art der neuen, muthleeren und ängſtlichen, neumodiſchen Zucker- und Kaffephantaſten, die ihrem Leib und Blut und auch ihrem Brod nothwendig ſo viel Sorgfalt, auch noch mehr als die Weltmenſchen, die keine ſolche Phantaſten ſind, angedeihen laſſen müſſen, weil ſie mehrentheils, wie der Schulmeiſter, von Jugend auf verderbter, ſchwächlicher Natur ſind und, alſo zu reden, Leibshalber nicht ehrlich, oder wenigſtens nicht ſo kraftvoll, gradſinnig, muthvoll ehrlich ſeyn können, als ſie wohl gern wünſchten, wenn das ganz und alſo ehrlich ſeyn nur nicht ſoviel Mühe, Selbſtüberwindung und Anſtrengung brauchte.

Er redte nur alſo, wo er allein war, oder wo er trauen durfte, und trug auch alle Sorge, daß der Junker es nicht etwa erfahre und ihm dafür das Frohnfaſtengeld nehme, welches er ihm, wenn er den Schulmeiſterdienſt ſchon nicht mehr verſah, gelaſſen habe, aber freylich mit dem Zuſatz, ſo lange er ſich in Rückſicht auf den neuen Schulmeiſter und das, was man jetzt in der neuen Schule treiben werde, vernünftig und beſcheiden aufführen und ſein Maul darüber nicht auf eine Weiſe brauchen werde, wie er ſchon gehört habe, daß er es hie und da verſucht. — Auch that es ihm weh, daß er ſein Herz ſo wenig erleichtern und ſeine Geſinnungen und Empfindungen darüber ſo grauſam verſchlucken mußte, daß er manchmal in der Mitte der Nacht aufſtand und wie wenn er von Sinnen kommen wolle mit einer Geiſel in der Hand an Stühl' und Bänken probirte, wie es auch käme, wenn einer, wie der Heiland im Tempel, die Spinnräder und Schreibtiſche in der Schulſtube, ſo unter und über ſich kehrte und mit ſammt dem Heidenmann die Stege hinab und aus ſeiner Schule hinausjagte.

Zwar nahm er ſich auch dabey in acht, daß Thüre, Fenſter und Läden beſchloſſen ſeyen.

Aber des Sigriſten Frau, die unter dem gleichen Dach wohnte, ſtund einmal, da er ſo ein Gepolter in ſeiner Kammer machte, in der Nacht auf und ſah ihm durch's Schlüſſelloch zu, was er machte.

Es dünkte ſie nicht anders, als er müſſe hinterfür (ganz von Sinnen gekommen) ſeyn. Sie weckte ihren Mann zur Stund auf, ſagte ihm, was ſie geſehen und am Morgen darauf fragten ihn beyde: was es doch in der Nacht mit dem Gepölter, das man in ſeiner Kammer gehört, geweſen ſey?

Er geſtund es ihnen, es wandle ihn manchmal ſo an, daß er nicht ſchlafen könne, bis er ſeinen Eifer gegen den Heidenkerl, der ihn ſo aus der Schule verdrängt und jetzt ſeine ehrliche, alte Chriſtenſchule ſo heidniſch und gottlos führe und verderbe, auf eine Art, wie er könne, abgekühlt.

Das gieng ſeinem Bruder ſo zu Herzen, daß er zu ihm ſagte: ach, könnteſt du deinen Zorn doch nur an dem Heidenkerl ſelber ausüben.

Ja, ſagte der Schulmeiſter, ich habe ſchon manchmal
aran gedacht, wenn nur das verfluchte Fronfaſtengeld
icht wäre, ſo wüßte ich ſchon, was ich thun wollte. —
nd nach einer Weile ſagte er wieder: wenn mich irgend
was in meinem Glauben, den ich doch ſchon in meinem
chſten Jahr auswendig konnte und noch auf den heuti-
en Tag vollkommen auswendig kann, irr machen könn-
, ſo wäre es dieſes, wie der l. Gott es zulaſſen könne,
aß ſeine treuen Diener ihren wohlverdienten Lohn und
r tägliches Brod aus der Hand ſolcher Heidenleute ziehn
üſſen, und darum hundertmal, wo ihnen oder andern
rmen Leuten unrecht geſchieht, ſchweigen und daſtehen
üſſen, wie ſtumme Hunde, die nicht bellen können. —
ann ſetzte er noch hinzu: wie ſie mich doch zu einem
nglücklichen Menſchen gemacht haben, daß auf der wei-
n Erde bald kein unglücklicherer Menſch ſeyn kann. —
s ſchien, als wenn ihm Thränen in die Augen kommen
ollten. Dann aber ſah er ſie plötzlich wild an, biß die
ähne über einander und hielt beyde Fäuſte zuſammen,
ie wenn er damit darein ſchlagen wollte. Dieſes Be-
hmen machte des Sigriſten Frau todangſt; ſie ſagte zu
rem Mann: es iſt, wie wir in der Nacht zu einander
ſagt haben, er wird ſicher hinterfür, wenn er dieſe Sa-
en nicht aus ſeinem Kopf ſchlägt.

Der Sigriſt theilte mit ſeiner Frau die nehmlichen
eſorgniſſe, und ſagte: es iſt, weiß Gott! zu fürchten,
aß er das werde, wenn er es nicht ſchon mehr als
alb iſt.

Beyde ſuchten ihn jetzt zu beruhigen und ſagten ihm unter andern: er habe ja zu eſſen und zu trinken, mehr als er brauche, und dabey keine Kinder; er ſolle Ruhe ſuchen, und alles aus dem Kopf ſchlagen, was ihn plage und weh thue. Er ſolle denken, das was ihm mit dem Lieutenant begegnet, und daß er ihm vorgezogen worden, ſey doch, da man ihm das Einkommen gelaſſen, eigentlich nur ein Zeitliches und nur eine Ehrenſache, mit der er es nicht ſo genau nehmen ſolle. Der Sigriſt ſetzte denn noch hinzu: denk' doch, Bruder, wie vielmal du mir ſelber geſagt haſt, Ehrenſachen und Narrenſachen ſeyen gleichviel; es ſey keine viel werth.

Der Schulmeiſter antwortete: Bruder, es iſt wahr, ich habe immer geglaubt, ein rechter Chriſt müſſe Ehrenſachen und alles dergleichen Zeug gar nicht achten, und doch thut es mir jetzt ſo grauſam weh, daß ich auf eine ſolche Weiſe an der Ehre angegriffen und gekränkt worden bin, und wenn ich mir auch den Kopf darob zerbrechen müßte, ſo weiß ich doch nicht, wie ich es anfangen und was ich machen will, um mich darüber zu tröſten und zu beruhigen. — Eine Weile darauf ſagte er dann doch: es ſteckt mir im Kopf, ich müſſe etwas thun, mich zu zerſtreuen, und ich denke faſt, ich wolle am Hirzauermarkt, der am nächſten Freytag iſt, eine Kuh verkaufen, und mit dem Geld davon mir ein paar Wochen im Schwaderlocherbad wohl ſeyn laſſen; wenn ich dann wieder zurückkomme, ſo hoffe ich, die Sachen ſeyen mir dann wenigſtens mehr als jetzt aus dem Kopf, und quälen und plagen mich dann nicht mehr ſo gar.

Der Bruder und ſeine Frau ſagten ihm beyde, er thue ſehr wohl daran, und es ſey ein recht guter Einfall mit dem Bad und mit der Kuh. Aber als ſie von ihm wegkamen, ſagte der Sigriſt doch zu ſeiner Frauen: das gibt eine theure Cur mit einer ganzen Kuh.

Und ſeine Frau erwiederte: ja, aber wenn er hinterfür würde, es würde noch gar viel mehr koſten — und ſetzte dann noch hinzu: es iſt gut, daß wir nicht viel auf ſein Erb hoffen, es iſt mir nicht, als ob wir einen Kreuzer von ihm bekommen werden, wenn er ſtirbt.

Ich denk' es auch, ſagte der Sigriſt, er nahm ja das mit einer ganzen Kuh ins Bad gehen ſo leicht auf, als wenn es nur ſo viel Batzen anträfe, als die Kuh Dublo-en gilt.

§. 90.

Uebergang von einer Schulmeiſternoth zu einer Wirthshausnoth, und Vorfälle, die mich zweifeln machen, ob das Weintrinken dem Menſchen natürlich, oder ob es, wie das Handſchuh- und Perrückentragen, ein Werk ſeiner Kunſt und Civiliſation ſey.

So ſchwer es den Schulmeiſter ankam, aus dem alten Gleis ſeines Lebens herauszutreten, und ſo groß die Noth war, die ihn dahin brachte, ſich im Schwaderlocherbad mit einer ganzen Kuh wieder zur Vernunft zu helfen, und ſo auſſerordentlich die Cur, die er dafür nothwendig zu haben glaubte, auch ſcheinen mag, ſo war er doch nichts weniger als der einzige Menſch im Dorf, der auf die oder auf dieſe Weiſe eine Cur von dieſer Art nothwendig hatte. Die Gewalt der alten Geiſtes- und Herzensrichtung, die in dieſem Dorf faſt allgemein geworden, war bey vielen Menſchen eben ſo eingewurzelt und unauslöſchlich, als bey dieſem Schulmeiſter, und das Lumpenleben, das darin hervorgieng, war eigentlich zum allgemeinen Gewohnheitsleben des Dorfs geworden. Wohin dann aber das führt, weiß jedermann. Wer immer die Menſchennatur nur als eine thieriſche Natur und unſer

Geſchlecht nur als ein thieriſches Geſchlecht anſieht, hat ganz recht, wenn er ſagt, der Menſch iſt ein Gewohnheitsthier und von einem ſolchen Thier darf man in Rückſicht auf ſeine eingewurzelten Gewohnheiten ſich auch dahin äuſſern: kann auch ein Mohr ſeine Haut und ein Parter ſeine Flecken ändern?

So war jetzt das halbe Dorf gewohnt, alle Abende ins Wirthshaus zu gehn. Arner aber hatte ſeit den Vorfällen mit dem Hummel dieſes Haus beſchlieſſen laſſen, ſo daß für einmal niemand Wein darin ausſchenkte.

Dieſe Maßregel hatte die ſonderbarſten Folgen. Es gab alle Tage mehr Leute, denen das nicht recht lag, und die ſich auf die verſchiedenſte Art dagegen äuſſerten und unter andern behaupteten, der Mißbrauch hebe den guten Gebrauch einer Sache nicht auf; der Wein ſey eine Gabe Gottes, und der liebe Gott möge ihn armen Leuten ſo wohl gönnen als reichen. Dergleichen Reden floſſen denn noch aus dem Mund von Leuten, von denen man es gar nicht erwartet hätte. Auch war in nicht wenigen *Haushaltungen vom Morgen bis am Abend nichts als Streit*, weil der Vater nicht wie er's gewohnt war, am Abend ins Wirthshaus konnte, und die Mutter aber auch nicht, wie ſie's gewohnt war, zu Zeiten ein Glas Wein daraus kommen laſſen konnte. Denn dieſes thaten ſehr viele Weiber im Dorf, und bezahlten denn den Hummel dafür mit Baumwollengarn, das ſie dem Mareili geſtohlen, oder mit dem Lohn, den ſie von ihm empfangen und ihren Männern abgeläugnet. Der Unwillen über dieſes

Beſchlieſſen des Wirthshauſes wurde auch immer gröſſer und die heimlichen und öffentlichen Klagen darüber immer bitterer.

Eine Mäckerin ſagte dieſer Tage beym offenen Brunnen: es würde den Junker wohl lehren, das Wirthshaus wieder aufzuthun, wenn er nur ein paar Tage ſo eingeſperrt ſeyn und es haben müßte wie ſie.

Des Aebi's Elſi ſagte das nehmliche, und ſetzte hinzu: ſie wollte lieber in die Hölle, als noch ein halb Jahr mit ihrem Mann ſo leben, wie er jetzt ſey, ſeitdem das Wirthshaus beſchloſſen.

Eine Rhynerin ward ob den Zänkereyen, die es alle Augenblicke in ihrer Wohnſtube gab, ſo häſſig, daß ſie ein Kalb, welches ſie im Stall beſorgen ſollte, ſo roh an die Wand ſtieß, daß es darob verreckte.

Selber viele Kinder empfanden es beym Strehlen, beym Ankleiden und beym Waſchen, daß ihre Mutter weit roher mit ihnen umgieng, als da das Wirthshaus offen war. — Das Aergerlichſte, was darüber begegnete, war aber dieſes: ein alter Leupi machte um deswillen auf ſeinem Todbett nicht wie ein Chriſtenmenſch, und gab dem Pfarrer, da er zu ihm kam, und ihn fragte, „wie es auch mit ihm ſtehe?“ zur Antwort: er ſey am Einpacken, wenn er mit wolle. — Der gute Pfarrer ſchüttelte den Kopf und ſagte: was das auch für eine Rede ſey in ſeinen Umſtänden? — Der alte Kerl aber fuhr in ſeinem Ton fort und ſagte: es ſey kein Wunder, daß er ſo rede; es gebe ja einem niemand mehr ein Glas Wein auf den

Weg, wenn man auch vor Durſt erſtickte. Und hiemit kehrte er ſich um und murrte gegen die Wand.

Der Pfarrer, der ſah, daß er jezt hier nichts Gutes ausrichte, gieng fort, ſchickte ihm eine Flaſche Wein, die er dann plözlich austrank, und als dieſer wieder kam, empfieng er ihn doch etwas freundlicher, war aber ſo ſchwach und dem Tod ſo nahe, daß der Pfarrer ihm bey ſeinem Hinſcheiden wohl noch einige Aufmerkſamkeit bezeigen, aber nicht mehr viel mit ihm reden konnte.

Die in böſen Gewohnheiten veraltete und verhärtete Menſchheit fällt gar oft in einen Zuſtand, der dem Todbett dieſes alten Manns gleich iſt. Der Pfarrer that alles Mögliche, einige ſolcher verhärteten Menſchen auf beſſere Wege zu lenken, und die meiſten von ihnen ſchienen ihm auch Gehör zu geben und verſprachen alles Gute; aber wenn ſie es dann ausführen und halten ſollten, wie ſie es verſprochen, ſo war es dann immer wieder anders.

§. 91.

Ein Quackſalber, der nicht gern einem guten Arzt über ſeine Arzneyen und Curen zur Red ſteht, und weil ſeine Kundſame mindert, vor langer Zeit gern wieder zu der alten Henkers-Familie, von der er herſtammt, zurückkehren möchte.

So gieng es ihm auch mit dem Treufaug. Er hatte ihm beym Todbett der Vögtin alles Gutes verſprochen und namentlich, er wolle mit dem Dr. Müller über ſeine Arzneyen und Erfahrungen reden. Der Pfarrer erinnerte ihn ſeitdem mehrmal an ſein Verſprechen. Er ſchlug es ihm auch jetzt zwar nicht geradezu ab, aber er hatte immer einen Vorwand, warum es heute und morgen nicht wohl ſeyn könne.

Bald mußte er noch Schriften und Papiere zuſammenſuchen, ehe er es thun könne; bald, es ſey noch die Frage, ob dem Dr. Müller damit gedient ſey? bald, es ſey nur Waſſer in See getragen, und der Müller habe ja ſtudiert, und wiſſe im kleinen Finger mehr als er im ganzen Kopf, und wieder: wenn der Herr Doctor etwas mit ihm wolle, ſo wiſſe er ja wohl, wo er zu Hauſe ſey.

Aber es ſtand dem Dr. Müller auch nicht an, ihm dafür nachzulaufen. Er ſagte dem Pfarrer deutſch: er glaube nicht, daß er etwas wiſſe, und noch weniger, daß er ihm etwas ſage; und denn müſſe er geſtehen, er möge nicht, daß man ihm nachrede, er ſey ihm dafür nachgelaufen und habe ſich von ihm zum Narren halten laſſen.

Aber der Pfarrer, der immer bis zur Einfalt ſeinem guten Herzen folgte, ruhte nicht, bis er ſie einmal bey einander hatte, und brachte es endlich bey einem Mittageſſen im Pfarrhaus dahin.

Der gute Mann gab das Beſte, das er in der Küche und im Keller hatte, und that alles, was er konnte, den Henkerskerl in gute Laune zu bringen. Er ſetzte ihn, als dem ältern Arzt, oben an Tiſch, trank zuerſt ſeine Geſundheit, und ſagte beym erſten Glas, ſie wollen alle drey nächſtens mit einander ins Schloß; der Junker werde ihnen dann einen andern einſchenken, als dieſer ſey, wenn er höre, daß ſie ſo mit einander gute Freunde geworden.

Der Müller ließ ſich das Untenanſitzen und alles gefallen, weil ſonſt niemand da war, und der Pfarrer ihm vorher das Ehrenwort gethan, er ſoll es doch nicht achten, er richte ſonſt mit dem alten Narren nichts aus.

Es hatte im Anfang auch den Anſchein, wie wenn es dem Pfarrer nicht fehlen wollte.

Der Treufaug ſoff darauf los und fieng an, ſo geſprächig zu werden, daß dieſer meynte, er werde, ehe er vom

Platz aufſtehe, auskramen, was er im hinterſten Winkel wiſſe.

Es war nichts weniger. Er redte kein wahres Wort und ſchnitt auf, daß der Müller, wenn ihm ſchon der Pfarrer einmal über das andere winkte und ihn noch mit den Füſſen unter dem Tiſch ſtieß, daß er ſchweige, ſich doch nicht mehr halten konnte und ihm widerſprach.

Nun war's aus. Der Treufaug fieng jetzt an, ihn anzuſchnauzen: wenn er's beſſer wiſſe, ſo ſolle er reden und er wolle ſchweigen. — Doch ſah er, ſo ſehr er einen Rauſch hatte, es dem Pfarrer an, wie ſehr es ihm weh thue, daß es ſo gehe; aber es machte ihm nichts. Er blieb nur noch, um die Gläſer zu leeren.

Als dieſes geſchehen, ſtand er ſchwankend auf, ſtammelte ein paar Worte des Dankes für die Ehre, die ihm der Herr Pfarrer erwieſen, ſuchte ſeinen Hut und ſeinen Stock und wanderte weiter.

Als er fort war, ſagte der Dr. Müller zum Pfarrer: da ſehen Sie jetzt, daß ich recht hatte, und daß man einen alten Stier, wie dieſer einer iſt, nicht einmal wie eine alte Kuh melken kann.

Der Pfarrer erwiederte: es iſt mein Fehler, daß ich an ſolchen Leuten immer mehr hoffe, als ich ſollte.

Das war ſchon längſt todt in ihm, was dem Menſchen warm macht, wenn ſie ſehen, daß ſie jemand kränken, das plagte ihn nicht mehr.

Was ihn plaget, iſt die Langezeit, die er hat, ſeit-em die Tragbarenhiſtorie ihm ſeine Kundſame vertrie-en.

Er klagte auch einem jeden alten Weib, das bey ihm till ſtund, wie ihm das weh thue.

Und da ſein Vetter von Audorf, dem er ſonſt, wenn r ihm nur den Schatten ſah, immer rühmt, wie gut er's abe und wie ein großes Glück es für ihn ſey, daß ſein Großvater ehrlich worden, jezt auf einer Reiſe ins Ober-and bey ihm zuſprach, fieng er an, die hellen Thränen zu weinen und ihm zu klagen, wie es ihm jezt gehe und wie er oft bey ganzen halben Tagen keine lebendige Seele n ſeiner Stube ſehe.

Der rohe Vetter gab ihm zur Antwort: er ſolle nur zu ihm hinabkommen, und da ſoll er den ganzen Tag Leute genug und alles haben, was er nur wünſche.

Das leuchtete ihm wohl ein; aber es kam ihm übers Herz, ſo aller Ehre gute Nacht zu ſagen. Doch bey meh-rerm Nachdenken, da er fand, es ſey ſchon aller Ehre gute Nacht geſagt, entſchloß er ſich, innert 14 Tagen das Haus zu beſchlieſſen und ins Land hinunter zu ziehn, zum Meiſter Johannes, dem Henker in Audorf.

§. 92.

Es ſtört die Buß- und Beſſerungstage alter Sünder nichts ſo ſehr, als wenn ſie über ihre alten Sünden mit ihren Mitſündern ſelber in Streit gerathen.

Auch mit dem Hammel war es das Nämliche. Er erhielt ſich nicht in der Stimmung, in die ihn des Pfarrers gute Sorgfalt in ſeinem Unglück hineingebracht hatte. Seine Schulden zwangen ihn, ſein Hab und Gut ſeinen Creditoren darzuſchlagen. Alle Tage kamen neue Forderungen an ihn, und da die meiſten größer waren, als die Summe, die er als ſchuldig in ſeinen Büchern erkannte, ſo forderte bald dieſer, bald jener mit ihm perſönlich darüber zu reden und ſich mit ihm zu verſtändigen. Davor fürchtete er ſich wie vor dem Schwerdt; aber es war unausweichlich, und das Schimpfen und Fluchen über ihn und über alle Liſt, über alle Lügen und alle Betriegereyen, durch die er ſeine Creditoren ſo tief hineingebracht, war im Dorf allgemein, und wurde dadurch noch ſtärker, daß er faſt über alles, worüber er gefragt wurde, nur ausweichende Antworten gab. Es war indeſſen jetzt gar nicht mehr die Zeit, in der ihn die, denen er ſchuldig war, faſt mehr fürchteten als die, die ihm ſchuldig waren.

Dieſer Umſtand und die Gefahr des Verluſts brachten viele bey ſeinem Benehmen dahin, daß ſie ihn jetzt gar nicht ſchonten, ſondern frey und gerade herausſagten, wie es ihrer Forderungen halber ſtehe. Das brachte aber den Hummel ganz und gar aus der geduldigen und beſcheidenen Stimmung heraus, in die ihn ſein Unglück, das Todbett ſeiner Frauen, des Pfarrers gute Sorge und auch des Hübelrudis edle Handlungsweiſe gebracht hatte.

Sobald einer von ihnen ſchonungslos mit ihm redte, und ihm einen Wink über das Unrecht gab, in dem er gegen ihn ſtehe, antwortete er ihm mit der ganzen Derbheit ſeiner alten Tage. Zu einigen ſagte er gerade heraus: ihr habt zu reden, ihr; ihr ſeyd größere Schelmen als ich; ihr habt dieſes gethan, ihr habt jenes gethan und jetzt danket ihr mir es! ſo, daß ich euch eure Schelmenſtücke habe verſchweigen helfen. — Und bey vielen hatte er wahrlich recht. Aber der Eindruck, den dieſer Umſtand auf ihn machte, konnte doch nicht wohl verderblicher ſeyn. Es war, wie wenn alles Gute, das der Pfarrer wieder in ihn hineinzubringen verſucht hatte, in ihm verſchwand. Er ſtand vor dieſen Leuten täglich da, wie er vor altem war. Seine alte Sünde floß gleichſam neu belebt in ſeinen Adern. Die Kraft, ſeine Fehler und Gelüſte wirkſam zu machen, fehlte ihm freylich, aber in gewiſſen Augenblicken äuſſerte ſich ſeine Wildheit nur deſto roher in ihm. Die ernſten, guten Gedanken, die ihm der Pfarrer beyzubringen geſucht, waren jetzt wie in ihm ausgelöſcht. Er fühlte nur mit dem bitterſten Unwillen und Gram, daß er jetzt Haus und Hof und Mühle und alles verlaſſen und als ein blutarmer Mann ſein Leben in einer Winkelſtube des Dorfs zubringen müſſe. Dieſe böſe Veränderung in dem Gemüth dieſes Manns, that dem guten Pfarrer, der ſie gar nicht erwartet hatte, jetzt ſehr weh, und er machte den Vogt mit Thränen darauf aufmerkſam. Dieſer antwortete ihm: es iſt wahr, die Leute, die jetzt täglich zu mir kommen, bringen mich auſſer alle Faſſung; ich kanns nicht aushalten, wie ſie mir begegnen und wie ſie jetzt alles vergeſſen, was ſie mir zu danken haben; wenn nur niemand mehr zu mir gekommen wäre und ich mit keinem Menſchen kein Wort mehr hätte reden müſſen, ſo wäre es mit mir gewiß nicht alſo gekommen. — Er verſprach dem Pfarrer auch allemal, in Zukunft auf ſeiner Hut zu ſeyn; aber es waren leere Worte. Sobald jemand wieder von ſeinen Schulden mit ihm redte und ihm ein böſes Wort gab, ſo war's immer genau, wie wenn man Feuer zum Pulver hinzulegt. Und ſo wie jetzt ſeine Leidenſchaften wieder in ihm erwachten, ſo nahm denn auch ſeine Ermattung in gleichem Grad zu. Wenn er von einer ſolchen Zänkerey wegkam, ſo ſtand er oft ganze Viertelſtunden mit offenem Maul und mit ſtarren, aufgeſperrten Augen in einem Ecken ſeiner Stube, wie wenn er verrückt wäre und glich vollends einer ausgebrauchten, verroſteten Maſchine, in der kein einziges Rad mehr in ſeinem alten Leben fortläuft. Er empfand das aber auch ſelber, und ſagte einmal zum Pfarrer: es ſey mit ihm wie

t einem abgeſtandenen Wein; ſo lange man ihn ſchüttle
d rüttle, ſcheine es wohl, er habe noch etwas Geiſt,
nn man ihn aber nur ein paar Stunden wieder ſtehen
ſe, ſo ſey er hinwieder die alte, abgeſtandene Lären.

§. 93.

Die Vorſätze ſchwacher Leute ſind wie ein Rauch, der warm aus dem Kamine aufſteigend hoch in die Luft empor wallt, aber denn darin plötzlich erkaltet und verſchwindet, und wo man hudi hudihe ruft, da geht mancher toll und voll und wie ein Narr heim, der ſonſt bey Hauſe gewöhnlich nüchtern und gar kein Narr iſt.

Indeſſen, daß das Alte, Verhärtete, Böſe in Bonnal noch ſo unerſchütterlich feſt ſtund und Arners gutes Thun auf dieſes Verhärtete, Böſe hie und da nicht anders wirkte, als Geiſelhiebe auf Stiere, die ſich, wenn ſie dieſelbe fühlen, in den Nacken werfen und ihre Hörner hervorſtoſſen, ſo zeigte ſich auch auf der andern Seite das Gute, das der Junker im Dorf anzubahnen ſuchte und hie und da angebahnt glaubte, wie man bey uns ſagt, noch ganz nagelneu als ein ſich kaum eben entfaltender Keim, der noch durchaus keine feſte Wurzel in ſeinem Boden gefaßt. Dieſes zeigte ſich ſehr auffallend am Hirzauer Markttag. Dieſer Tag war ſchon ſeit langem ein eigentlicher Juheyen- und Narrentag für Bonnal. Hirzau iſt ein eigentliches Neſt für Freſſer, Sauſer und Spieler. Faſt die halben

uſer am Ort ſind Schenk-, Wirths- und Kaffehäuſer
e mehr als ein Dutzend Bürger ſind Geiger. Auch
ng dieſer Tag beynahe nie vorüber, ohne daß Lumpen-
riche, Schlägereyen, Diebſtähle und aller Arten von Un-
nehmlichkeiten an demſelben begegnete. Der Lieutenant
te ein paar Tage vorher in der Schule geſagt: er hoffe,
werde an dieſem Tage keines ausbleiben, und in dieſes
npenneſt hingehen. Auch der Pfarrer hatte am Sonn-
in der Kirche dagegen gewarnt und die Frauen, die
Sonntag gewöhnlich ins Pfarrhaus kommen, hatten
nfalls ſeit mehrern Tagen jedermann, mit dem ſie zu
d kamen, geſucht, von dem Beſuch dieſes Markts abzu-
lten; inſonderheit warnte das Marili die Spinnerwei-
, die zu ihm kamen, gar ſehr davor, und ſagte ihnen
limmt: glaubt nur ſicher, es kommt kein Bein nach
rzau, von dem es der Junker und der Pfarrer nicht
rnimmt, und es iſt jetzt doch keine Zeit, weder den ein-
noch den andern ob ſo etwas vor den Kopf zu ſtoſſen.

Auf dieſe vielſeitigen Warnungen hin hatten auch die
eiſten Leute ſich vorgenommen, zu Haus zu bleiben und
nige gutmüthige Leute, die hie und da ſolche gute Vor-
ze ausſprechen hörten, fiengen wirklich an zu rühmen,
e ſehr es in dieſer Rückſicht im Dorf gebeſſert. Aber
r das Dorf beſſer kannte und nicht blind gutmüthig
ar, hatte keinen Glauben an dieſes ſo plötzliche Beſſern,
d da ein junger Renold ſich auch über dieſe Vorſätze
ute und einem alten Uebi den Gaſſen nach und an den

Fingern vorzählte, wie viel Haushaltungen nach und nach in eine beſſere Ordnung kommen, antwortete ihm dieſer: wart' doch nur ein wenig, bis der Markt auch vorüber, ich will denn ein Narr ſeyn, wenn nicht ſelber aus den Haushaltungen, die du jezt ſo rühmſt, mehr als ein Duzend voll und toll und ein paar Stunden ſpäter, als ſie ſonſt ins Bett gehen, von Hirzau heimkommen.

Er hatte darin recht. Der Morgen dieſes Tags war ſo ſchön; die Sonne gieng wie pures Gold auf, und die Evengelüſtige Weiber in Bonnal ſahen frühe unter ihren Thüren und Fenſtern nach der ſchönen Sonne und nach dem Weg, der ihnen alſo hinab ins Dorf in die Augen ſchien, und ſagten bald über Gaſſen und Gärten hinüber zu einander: wie das ein ſchöner Tag ſey und wie luſtig es wäre, wenn ſie auch dürften —

Wir ſind doch keine Kinder mehr und können uns ja hüten, ſagte bald dieſes bald jenes. Und denn: gäll, Alter! du ſaufeſt doch nicht? — Nein, nein. — Gäll, Junge! du krameſt doch nicht? — Nein, nein. — Und du ſpielteſt doch nicht? — Ich rührte keine Karte an. — So näherte es mit jedem Wort dem lieben Gehen, das denn bald kam. — Ihrer wohl 40 Männer, Weiber und Kinder nahmen den Entſchluß, ſie wollen es einmal wagen, es werde nicht alles gefehlt ſeyn. —

Und hin war mit dieſem Wort und wie aus dem Kopf weggewiſcht, was ſie mit einander vom Sparen, Sorghaden und dergleichen beym Aufgang der Sonne geſchwatzt. Sie waren nicht ſobald einige Büchſenſchüſſe weit vom Dorf weg und bey einander, ſo hatten ſie ein Leben und Jauchzen, daß es im ganzen Dorf tönte — und denn lange noch vom Berg hinab; — und auf dem Markt kauften, tanzten, ſoffen und ſpielten die meiſten ungefähr wie ſie es immer gethan hatten.

Aber die Leute hatten einen Vater daheim, der auf das Spielen ſeiner Kinder ein Aug hatte.

Er vernahm ihr Marktlaufen, ehe ſie in Hirzau waren, und befahl ſeinem Klaus, der an dieſem Abend den Pfarrer von Bonnal heimführte, er ſolle beym Rückfahren am Scheidweg unten am Berg auf ſie warten, zu ſehen, wer ſie ſeyen und wie ſie zugerichtet.

Aber ſie kamen nicht bis in die ſpäte Nacht. — Er wartete ſie aus und ſaß da in der ſtockfinſtern Nacht mit ſeiner Pfeife im Mund zwiſchen ſeinen zwey Kutſchenlichtern wie ein wahres Geſpenſt.

Endlich gegen 10 Uhr hörte er ihr wildes Getümmel, und ſie ſahen von ferne ſeine Lichter. Das machte ſie ſtill. Je näher ſie kamen, deſto größer ſchienen ihnen die Feuer und deſto mehr dünkte es ſie, es ſeyen nicht rechte Feuer, und es ſtecke etwas Unrichtiges dahinter. Sie wurden ſo ſtill, daß man bald keinen einzigen von ihnen mehr hörte. Auch ihre Tritte wurden leiſer, ſo daß es bald war, wie wenn kein Menſch mehr vom Berg herab käme. Und in dieſer Stille ſagte ein Kind, das nicht wie die andern getrunken: dieſe zwey Feuer ſeyen in Gottes Namen mitten im Weg, wo ſie vorbey müſſen, und es ſey ein wunderliches viereckigtes Ding, das groß ſey wie ein Haus und kohlſchwarz, und doch manchmal wie lebendig ſcheine, gerade hinter den Feuern.

Das machte die volle Heerde ſo ängſtlich, daß ſie faſt athemlos und wie mit einem Auge gegen die Feuer hinſtarrten; und nun bewegte ein Zufall die Kutſche, mit ihr ſchwankten die Lichter, und die volle Heerde meynte, ſie ſehe die Feuer kirchthurmhoch hinauf und hinabſpringen.

B'hüt uns Gott! und ſegn' uns Gott! wie war das ein Schrecken. Die Alten verſtummten und die Kinder huben ein Zettergeſchrey an, und lange wußte niemand, was rathen, was helfen. Endlich nach einer Weile dämpfte das Beben des Schreckens bey einigen den Wein, daß es war, wie wenn ſie ihre Sinne wieder bekämen, — und ein Leupi kam dazu, daß er, wie vernünftig, ihnen den Rath geben konnte, ſie ſollen Strohhalme ſuchen, und ſie kreuzweis über einander in die linke Hand nehmen, und ſo wollen ſie eins dem andern feſt anhangend in Gottes Namen auf dem Fußweg neben dem Waſſergraben bey dem Geſpenſt vorbeygehen, und denn, wenn ſie gerade vorüber, ſo ſolle ein jedes die Worte ausſprechen: „alle gute Geiſter loben Gott den Herrn."

Die arme Heerde folgte ihm ſo gern als furchtſame

Schafe dem Hund, wenn er den Wolf riecht, und ſie zuſammenjagt, daß ſie deſto ſicherer neben dem Wald vorbeykommen.

Sie ſchickten ſich im Augenblick an, an den Stauden neben dem Weg Strohhalme zu ſuchen. Als ſie deren hatten, zerbrachen ſie dieſelben, machten Kreuze daraus, und legten ſie den Kleinen und Jungen noch in die Hand, daß ſie ihnen recht kommen, dann lehrten ſie ſie noch die Worte ausſprechen: „alle gute Geiſter loben Gott den Herrn,“

So traten ſie den Weg an; aber ihre Knie ſchwankten, ihre Hände bebten, und ſie zogen aneinander hangend fort, wie wenn ſie nicht giengen. So kamen ſie endlich ſo langſam forttreibend gerade neben die Feuer vorüber, und wollten eben ihre Nothworte „alle gute Geiſter“ über ihre ſtarren Lippen herauslaſſen, als in dieſem Augenblick der Klaus ſein Leitſeil zog. Da ſtampften die Roſſe, die Räder klirrten, die Feuer ſprangen und, wie wenn die Erde unter ihnen gewichen, lag die Heerde mit einander im Graben und meynte nichts anders, als der Teufel habe ſie alle mit einander ſo auf einen Klapf über Bord geworfen.

Jetzt erhob ſich ein Schreyen, das dem Klaus auf dem Bock ans Herz gieng; denn es war wie das Schreyen aus brennenden Häuſern. Er fieng an, ihnen, was er aus dem Hals vermochte, zuzuſchreyen: ihr Narren! ihr Narren! was iſt das für ein Schreyen? Kalberleder! du Ochs! Sigriſt! Hägi! ihr Hornvieh, und du, Leupi! du Narrenführer, wofür haltet ihr mich? —

Da erkannte die Herrde im Koth die Stimme des Kutſchers, und ſie war ihr, wie die Stimme eines Engels. — Biſt du es, Klaus? Gottlob, daß du es biſt! antwortete aus dem Graben, was noch reden konnte. Dann fragten ſie ihn bald: was doch das für Feuer? und ob er dabey ſey? — und das Wort, es ſeyen ſeine Kutſchenlichter, richtete ſie auf, wie das Wort: „es ſey Pardon da“ arme Teufel unter dem Galgen aufrichtet. Es war nicht anders, als wenn es ſie aus dem Graben heraushob.

So wieder auf den Beinen, kamen ſie nach und nach auch auf die Hauptſtraſſe, wo der Klaus mit ſeiner Kutſche wartete.

Die meiſten hatten Schuhe und Hüte, und was ſie in Hirzau gekramt, verloren, und alle ihre Lichter waren verloſchen. Er aber war gar freundlich mit ihnen, und zündete ihnen ihre Lichter wieder an. Aber mit dem ſah er auch, wer ſie waren. Das verdroß den Stierenbauer, der böſen Wein trinkt, und wenn er eine halbe mehr im Leib hat, als er gewohnt, nie ſein Maul halten kann; er fieng zuerſt an zu murren: es brauche ſich nicht, daß er ihnen jetzt noch ſo unter die Naſe zünde, er habe wohl bald etwa Bosheiten genug getrieben. — Dann bald ſagte er ihm alle Schande und Spott, und brüllte laut: wenn er ſiebenmal des Junkers Knecht und ſeiner Neſſe Kutſcher ſey, ſo ſey's doch nicht recht und nicht brav, und ein ehrlicher Kerl mach's nicht ſo, und dergleichen.

Das ängſtigte die vollen Männer und Weiber, daß ſie ihn mit Gewalt vom Klaus wegzerrten. Seine Frau hielt ihm ſogar ein Tuch für's Maul, daß er ſchweigen mußte.

Das volle Volk aber, das noch nicht ſtehen konnte, wollte dem Klaus jetzt doch dies und das ſagen, er ſolls nicht übel nehmen und dergleichen. Aber er ließ ihnen nichts daraus gehen und erwiederte ihnen: ſie denken das alle auch, was der Stierenbauer ſage, und er ſey wohl ſobald der ehrlichſte unter allen.

Mit dem zog er ſein Leitſeil, klatſchte mit der Geiſſel, und weg war er jetzt von der vollen Heerde.

Ende des vierten Theils.

[illegible]

Peſtalozzi's

ſämmtliche Schriften.

Fünfter Band.

Mit den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers
aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen,
des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seine
Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen
Cantonsregierungen der Eidgenoſſenſchaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wie Gertrud
ihre Kinder lehrt.

Ein Verſuch,
den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder ſelbſt
zu unterrichten;

in Briefen

von

Heinrich Peſtalozzi.

K

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1820.

Vorrede.

Wenn dieſe Briefe in gewiſſen Rückſichten ſchon als von der Zeit beantwortet und zum Theil widerlegt angeſehn werden könnten und von dieſer Seite mehr der Vorwelt als der Gegenwart zuzugehören ſcheinen, ſo iſt auf der andern Seite doch auch wahr, wenn die Idee der Elementarbildung an ſich ſelbſt und in ihrem Weſen einen Werth hat und ſich für die Nachwelt zu behaupten geeignet iſt, ſo haben dieſe Briefe, in ſo fern ſie Licht geben, auf welche Weiſe ſich dieſe Idee in ihrem Entkeimen in mir ſelber entfaltet, von dieſer Seite für jeden Menſchen, der die pſychologiſche Entfaltung der Bildungsmittel unſers Geſchlechts ſeiner Aufmerkſamkeit würdigt, auf immer einen bleibenden Werth. Neben dieſer allgemeinen Anſicht der Sache iſt es gewiß merkwürdig, daß dieſe Idee, mitten in der Einfachheit und Kunſtloſigkeit meines Seyns und Lebens, aus meinem Dunkel gleichſam wie aus der Nacht hervorgehend, dennoch ſchon in ihrem erſten

Entkeimen in mir wie ein Feuer brannte, das den Menſchenſinn zu ergreifen eine Kraft zeigte, die ſich ſpäter, da ſie als Verſtandesſache in ihrer tiefern Bedeutung ins Aug gefaßt und ausgeſprochen wurde, nicht in ihrer erſten Lebendigkeit erhielt und ſogar eine Weile zu erlöſchen ſchien. Die Herren Ith, Johannſen, Niederer und mehrere gaben den lebendigen Aeußerungen meiner Anſichten ſchon in dieſem Anfang eine Bedeutung, die weit über diejenige hinausgieng, die ich ihnen ſelbſt gab, die aber darum auch die öffentliche Aufmerkſamkeit auf eine Art rege machten, die man in der Folge nicht unterhalten konnte, wie ſie rege gemacht worden. Gruner, von Türk und Chavannes faßten ungefähr in der gleichen Zeit die Thatſachen, die aus unſern Verſuchen hervorgiengen, eben ſo bedeutungsvoll auf und brachten ſie ebenſo auf eine Weiſe dem Publicum unter Augen, die weit über die urſprünglichen Anſichten meines Gegenſtands und über die Kraft, die meinen Beſtrebungen zum Grunde lag, hinausgieng. Es lag freylich im tiefern Gefühl meines Innern eine wirkliche Ahnung des Höchſten, was durch eine tiefere Anſicht des Erziehungsweſens erzielt werden könnte und ſollte, und es iſt unſtreitig, die Idee der Elementarbildung lag im Weſen ihrer vollen Bedeutung in meiner Anſicht und ſchimmerte durch jedes Wort, das ich darin redte, hervor; aber der Drang, der in mir lag, einfache und für jedermann verſtändliche Unterrichtsmittel für das Volk zu finden und zu ſuchen, gieng in mir nicht aus der in mir liegenden Ahnung des Höhern, das aus den Folgen dieſer gefundenen Mittel hervorgehn konnte, ſondern im Gegentheil, dieſe Ahnung gieng aus der Lebendigkeit des Drangs, der in mir lag, dieſe Mittel zu ſuchen, hervor. Dieſer führte mich natürlich und einfach dahin, ſehr bald einzuſehn, daß allgemein verſtändliche Unterrichtsmittel von einfachen Anfangspunkten ausgehn müſſen, und wenn ſie in lückenloſen Reihen- und Stuffenfolgen fortgeführt werden, ihre Reſultate zu einem pſychologiſch geſicherten Erfolg hinführen müßten. Aber dieſe Anſicht lag nichts weniger als mit philoſophiſch beſtimmter Heiterkeit und in wiſſenſchaftlichem Zuſammenhange in mir. Unfähig, durch abſtrackte Deduktionen diesfalls ein befriedigendes Reſultat herbeyzuführen, wollte ich meine Anſichten in praktiſchen Ausführungen erprobt daſtehn machen und ſuchte weſentlich und urſprünglich durch Verſuche und Erfahrungen es mir ſelbſt klar zu machen, was ich eigentlich wollte und konnte, um auf dieſer Bahn die Mittel zu finden, das auszuführen, was ich ſuchte. Alles, wornach ich damals ſtrebte und wornach ich auch heute ſtrebe, lag in mir ſelbſt in inniger, warmer Verbindung mit dem, was ich ſchon zwanzig Jahre früher auf meinem Gut verſuchte.

Aber die höhere Bedeutung, die meinen Anſichten ſo laut, vielſeitig und, ich muß ſagen, leichtſinnig voreilig gegeben worden, gab der Art und Weiſe, wie dieſelben in meinem Hauſe, in der Führung meiner Anſtalt behandelt wurden, eine Richtung, die weder im Innern meiner Individualität, noch im Innern derjenigen meiner Umgebungen und Gehülfen wohl begründet da ſtand, und ich ward durch die Art, wie dieſes geſchah, aus mir ſelbſt auf ein Terrain geführt, das mir ganz fremd war und das ich in meinem Leben nie betreten. Es iſt gewiß, der Boden, auf den wir uns in dieſer Welterſcheinung, in die wir gleichſam wie aus den Lüften herabfielen, hinſtellten, war für mich nicht blos ein ganz neuer Boden, es ſchienen ſogar in meiner Eigenheit, im Mangel meiner wiſſenſchaftlichen Bildung und in der Eigenheit meines ganzen Seyns, ſo wie in dem Alter, zu dem ich in dieſem Zuſtand meiner ſelbſt gelangt war, Gründe zu liegen, daß man nicht hätte daran denken ſollen, daß für mich auf dieſer Laufbahn auch nur ein halbglücklicher Stern aufgehn konnte. Auch in den Eigenheiten meiner Umgebungen und des Perſonale, das zum Theil im höchſten Grad ſelbſt unbeholfen meinen Beſtrebungen auf dieſem neuen Terrain hülfreiche Hand bieten ſollte, ſchienen offenbar unüberſteigliche Hinderniſſe gegen die Hoffnung, mit glücklichem Erfolg auf dieſem Terrain vorſchreiten zu können, zu liegen. Indeſſen war ein lebendiger Trieb, dieſes Terrain zu betreten, in unſerer Mitte allgemein rege. Die Stimme, wir können es, ehe wir es konnten, und wir thun es, ehe wir es thaten, war zu laut, zu vielſeitig, zu beſtimmt und zum Theil von Männern ausgeſprochen, deren Zeugniß an ſich wirkliche Bedeutung hatte und Achtung verdiente, aber für uns zu viel Reiz hatte und uns dahin brachte, daß wir mehr daraus machten, als es wirklich ſagte und ſagen konnte. Kurz, die Zeit, wie ſie war, blendete uns. Doch, wir arbeiteten in dieſer Zeit noch thätig, um unſerm Ziel praktiſch entgegenzugehn. Es gelang uns auch in vielen Rückſichten auf dem Weg einer beſſern, pſychologiſchen Begründung einige Anfangs-Unterrichtsfächer in eine beſſere Ordnung zu bringen, und unſere Bemühungen hätten von dieſer Seite wirklich von bedeutenden Folgen werden können; aber die praktiſche Thätigkeit, die das Gedeihn unſerer Zwecke allein hätte ſichern können, verlor ſich allmälig in unſerer Mitte auf eine bedauerliche Weiſe. Fremde, unſerm Pflichtſtand ferne Gegenſtände verſchlangen bald unſere Zeit, unſere Kräfte und gaben der Einfachheit, dem Gradſinn, der Beſchränktheit und wahrlich ſelber der Menſchlichkeit unſrer urſprünglichen Beſtrebungen einen ſtarken Herzſtoß. Große Weltverbeſſerungsideen, die aus frühe überſpannten, höhern Anſichten unſers Gegenſtands hervorgiengen, beſchäftigten unſere Köpfe, verwirrten unſere Herzen und machten, daß unſere Hände die Notharbeit des Hauſes, die vor unſern Augen lag, unbeſorgt liegen ließen. In dieſem Zuſtand der Dinge mußte ſich der alte, urſprüngliche, höhere Geiſt unſerer Vereinigung nothwendig verlieren. Unſere alte Liebe konnte nicht mehr die nemliche ſeyn. Wir ſahen mehr und minder alle die Uebel, unter denen wir litten, aber keiner ſuchte uns ſah ſie genugſam und wie er ſollte, in ſich ſelbſt. Ein jeder gab mehr und minder den andern ſchuld; jeder forderte von dem andern, was er ſelbſt nicht konnte und nicht that, und unſer größtes Unglück in dieſem Zuſtand war, daß unſere Beſtrebungen in demſelben vorzüglich und höchſt einſeitig in tiefen, philoſophiſchen Unterſuchungen dahin lenkten, Hülfe gegen die Uebel unſers Hauſes zu ſuchen. Wir waren im allgemeinen durchaus nicht fähig, auf dieſem Weg zu finden, was wir ſuchten. Niederer war es allein, der auf dem Terrain, auf das wir uns jetzt hinwagten, in ſich ſelbſt Kraft fühlte, und da er eine Reihe von Jahren in dieſer Kraft allein in unſrer Mitte lebte, gewann er dadurch nicht nur auf meine Umgebungen, ſondern auch auf mich einen ſo überwägenden Einfluß, daß ich eigentlich mich ſelbſt in mir ſelbſt verlor, und gegen meine Natur und gegen alle Möglichkeit, es zu können, aus mir ſelbſt und aus meinem Haus das zu machen ſtrebte, was wir hätten ſeyn müſſen, um auf dieſem Terrain auf irgend eine Weiſe vorwärts zu kommen. Dieſes Uebergewicht, das Niederer diesfalls in unſrer Mitte gewann, und die Anſichten, die er in Rückſicht auf unſern Gegenſtand aufſtellte, ergriffen mich ſo und führten mich im Streben nach denſelben zu einer ſo hingebenden Unterwerfung und zu einer ſo vollendeten Hingebung und Vergeſſenheit meiner ſelbſt, daß ich, ſo wie ich mich ſelber kenne, jetzt beſtimmt ſagen darf und ſagen muß, es iſt ganz gewiß, wenn er damals, da ich dieſe Briefe geſchrieben, ſchon bey uns geweſen wäre, ſo würde ich jetzo den ganzen Innhalt derſelben und folglich die Idee der Elementarbildung, wie ſie damals ſchon gleichſam in einem Traum in mir lag und wie aus den Wolken hervorſchimmerte, ſelber als allein von ihm ausgegangen und aus ſeiner Seele in die meine hinübergetragen anſehn. Man muß freylich, rm dieſe Aeußerung zu glauben und ſie ſo natürlich und unſchuldig, wie ſie aus mir hervorgeht, ins Aug zu faſſen, mich näher kennen und beſtimmt wiſſen, wie ſehr ich auf der einen Seite von der Ueberzeugung belebt bin, in welchem Grad mir klare, philoſophiſch beſtimmte Begriffe über dieſen Gegenſtand gemangelt haben und noch mangeln, und ebenſo, in welchem Grad auf der andern Seite mein Vertrauen auf die diesfälligen, höhern Einſichten meines Freunds und die Wichtigkeit, die ſelbige auf den Erfolg meiner mir ſelber in großer Beſchränkung undeutlich in mir liegenden Idee haben konnten und ſollten, in mir ſelbſt lag. Der Umſtand, daß Herr Niederer damals, da ich dieſe Briefe ſchrieb, noch nicht in unſrer Mitte war, iſt es auch ganz gewiß allein, was es mir möglich macht, klar einzuſehn, was in Rückſicht auf unſere Beſtrebungen einer elementariſchen Bearbeitung des Unterrichts Herrn Niederer's Verdienſt war, und was darin als von mir ausgehend angeſehn werden darf. Ich weiß wie wenig dieſes letzte iſt und wie viel und was es noch forderte, wenn es nicht ganz zu nichts werden oder wenigſtens gar nichts aus ihm werden ſollte. In letzter Rückſicht iſt mein Glück größer als mein Verdienſt. In jedem Fall iſt mir jetzt ganz klar, daß die der praktiſchen Ausführung vorgeſchrittene und ſie weit überflügelnde und hinter ſich zurücklaſſende Deductionsanſicht unſerer Beſtrebungen die Anſicht Herrn Niederer's war, und daß hingegen meine Anſicht des Gegenſtands aus einem lebendigen Streben nach Mitteln in der Ausführung deſſelben hervorgeht, und mich drang, eigentlich thatſächlich und empiriſch zu ſuchen, zu erringen und zu erkämpfen, was nicht da war und was ich wirklich ſelber noch nicht kannte. Beyde dieſe Beſtrebungen öffneten einem jeden von uns den Weg, welchen er, um zum gemeinſamen Ziel zu kommen, gehn ſollte und für

er in ſich ſelber eine vorzügliche Kraft fühlte.
er wir thaten das nicht und hinderten uns vielmehr
unſerm Weg, indem wir es lange, und nur gar zu
ge erzwingen wollten, ihn Hand in Hand und, ich
chte ſagen, in gleichen Schuhen und in gleichen Schrit-
zu gehn. Unſer Ziel war das nemliche, aber der
eg, den wir betreten ſollten, um zu demſelben zu
angen, war von der Natur einem jeden von uns
h einer andern Richtung bezeichnet, und wir hät-
früher erkennen ſollen, daß jeder von uns in dem
ad ſicherer und leichter zu ſeinem Ziel kommen
rde, als er denſelben in vollkommener Freyheit
Selbſtſtändigkeit betreten und fortwandeln würde.
ir waren zu ſehr verſchieden. Mich drängt der
oſamen, der am Weg liegt, wenn ich glaube, er
geeignet, auch dem kleinſten, einzelnen Theil mei-
Beſtrebungen Nahrung zu geben und ihn auf ir-
d eine Weiſe vorwärts zu fördern; ich muß ihn
n Boden aufnehmen, ich muß mich bey ihm auf-
ten und ihn einzeln von allen Seiten anſchauen,
kann ihn, ehe ich ihn auf dieſe Weiſe genugſam
nnt, unmöglich in allgemeinen Verbindungen und
Zuſammenhang mit dem Umfang der Verhält-
e, in die er als einzelner Theil unſrer Beſtrebun-
einſchlägt, beurtheilend und für mich belehrend
Aug faſſen. Das Ganze meiner Lebensweiſe hat
nem Daſeyn keine Neigung und keine Kraft gege-

ben, voreilend in irgend einer Sache nach heitern und klaren Begriffen zu ſtreben, ehe dieſelbe, von Thatſachen unterſtützt, in mir ſelbſt einen Hintergrund hat, der mir in mir ſelbſt für ſie zum voraus einiges Vertrauen erweckt; darum werde ich auch bis an mein Grab in den meiſten meiner Anſichten in einer Art von Dunkel verbleiben; aber ich muß es ſagen, wenn dieſes Dunkel vielſeitige und genugſam belebte Anſchauungen zu ſeinem Hintergrund hat, ſo iſt es für mich ein heiliges Dunkel. Es iſt für mich das einzige Licht, in dem ich lebe und zu leben vermag, und ich gehe in dieſem Helldunkel meiner Eigenheit meinem Ziel in dem Grad mit Ruhe und Befriedigung entgegen, als ich dieſes mit Ruhe und in Freiheit zu thun vermag, und ich ſtehe auf dem Punkt, auf dem ich mich in Rückſicht auf meine Beſtrebungen befinde, in der Ueberzeugung feſt, daß ich, mitten indem ich in meinem Leben zu ſehr wenigen, wörtlich in philoſophiſcher Haltbarkeit beſtimmten Begriffen gelange, auf meinem Weg dennoch einige Mittel zu meinem Ziel finden werde, die ich auf dem Weg der philoſophiſchen Nachforſchungen nach heitern Begriffen über meinen Gegenſtand, wie ich ihn zu gehn vermochte, nicht gefunden hätte. Ich klage alſo über mein dießfälliges Zurückſtehen gar nicht. Ich ſoll es auch nicht. Ich ſoll den Weg meiner Empirik, der der Weg meines Lebens iſt, willig und gern fortwandeln, ohne

h den Früchten des Baums einer Erkenntniß zu
üſten, der für mich und für die Eigenheit meiner
tur eigentlich verbotene Früchte trägt. Wenn
den Weg meiner, auch noch ſo beſchränkten Em-
k ehrlich, treu und thätig fortwandle, ſo denke ich,
h ſie bin ich, was ich bin und weiß, was ich weiß,
mein Seyn und mein Thun iſt doch nicht völlig
ein blindes Tappen nach wirklich nicht be-
ffenen Erfahrungen. Ich hoffe mehr. Ich
e, es wird auch in meinem Gang in Rückſicht auf
nen Gegenſtand einiges philoſophiſch begründet
werden, was auf irgend einem andern Gang
leicht zu der gleichen Klarheit hätte gebracht
en können. Die Individualitätseigenheiten un-
Geſchlechts ſind nach meinem Gefühl die größte
lthat unſrer Natur und das eigentliche Funda-
, woraus ihre höchſten und weſentlichſten Seg-
gen hervorgehn. Darum ſollten ſie auch in ho-
Grad reſpektirt werden. Sie können das aber
wo man ſie nicht ſieht, und man ſieht ſie nicht,
hnen immer alles im Weg ſteht, ſich zu zeigen
jede Selbſtſucht nur dahin trachtet, ihre Eigen-
herrſchend und die Eigenheiten der andern der
en dienend zu machen. Wo man ſie reſpektiren
da iſt nothwendig, daß man das nicht trenne,
Gott zuſammengefügt, aber auch ebenſo, daß
das nicht zuſammenfüge, was Gott getrennt

hat. Alles künſtliche und gewaltſame Zuſammenfügen von an ſich heterogenen Gegenſtänden hat ſeiner Natur nach in allen Verhältniſſen das Stillſtellen der Individualkräfte und Individualeigenheiten, die unpaſſend zuſammengeknüttelt werden, zur Folge, und ſolche unpaſſend zuſammengefügte und dadurch ſtill geſtellte und verwirrte Individualkräfte und Individualeigenheiten ſprechen ſich dann in jedem Fall als gewaltſam herbeygeführte Unnatur aus und wirken dann auf das Ganze der Maſſa, zu deren Gunſten ſie alſo zuſammengefügt werden wollten, auf eine, ſie in ihrem ganzen Zuſammenhang ſtörende, verwirrende und abſchwächende Weiſe. Ich weiß, was ich nicht bin und glaube redlich ſagen zu dürfen, ich will nicht mehr ſeyn, als ich bin; aber, um die Kräfte zu benutzen, die mir, ſo wie ich bin, in die Hand fallen möchten, mußte ich in meiner Kraft, ſo klein als dieſe auch immer war, frey und ſelbſtſtändig daſtehn, damit auch an mir das Wort „wer da hat, dem wird gegeben werden“ wahr werden könne, und nicht das zweyte „wer aber nichts hat, von dem wird auch das, was er hat, genommen werden“ gar zu drückend an mir erfüllt werden müße.

Da ich den Werth, den dieſes Buch jetzo noch für die Welt und für mich haben mag, von dieſer Seite ins Aug faſſe, ſo mußte ich daſſelbe auch voll-

nen in der Geſtalt, in der es vor zwanzig Jah-
en Muth hatte, hervorzutreten, wieder erſchei-
laſſen. Indeſſen habe ich über das ſeitherige
gogiſche Vorſchreiten in den Unterrichtsübun-
und Mitteln unſers Hauſes in einigen meiner
n Schriften die nöthigen Aufſchlüſſe gegeben.
verde auch fortſahren, dieſes mit aller Beförde-
fortbin zu thun, und beſonders werde ich im
n Theil von Lienhard und Gertrud über dieſen
t mehr Licht geben, als ich ſeither darüber zu
vermochte. Was aber das Hiſtoriſche und Per-
e betrifft, das ich in dieſen Briefen berühre,
ich gegenwärtig gar nicht darüber ein. Ich
nicht wohl. Ich lächle jetzt über vieles und ſehe
nz anders an, als ich es anſah, da ich dieſe
e ſchrieb. Ueber vieles davon möchte ich jetzt
ieber weinen, als lächeln. Doch, ich thue jetzt
ieſes nicht. Ich mag jetzt weder weinerlich noch
d darüber reden. Mein Gefühl ſagt mir, die
e meines diesfälligen Schweigens ſey noch nicht
aufen. Das Rad meiner Schickſale iſt auch
icht ausgelaufen. Mein Lächeln und Weinen
jetzt noch über vieles voreilend, und könnte,
es nicht bey geſchloſſenen Thüren geſchähe, jetzo
hädlich werden. Es kann ſich in Rückſicht auf
genſtände und Geſichtspunkte, die in dieſem
erührt ſind, noch vieles und vielleicht gar bald

ändern. Vielleicht lächle ich gar bald über vieles, worüber ich jetzt noch weinen möchte, und vielleicht denke ich über einiges in Kurzem ganz ernſt, worüber ich jetzt nur lächelnd hinſchlüpfte. In dieſer Lage der Dinge habe ich das Buch beynahe unverändert gelaſſen. Die Zeit wird den Contraſt, der zwiſchen einigem, das darin geſagt iſt, und zwiſchen dem Zuſtand, worin ich mich des Geſagten halber wirklich befinde, ſtatt findet und vieles von dem Geſagten unbegreiflich und unerklärlich in die Augen fallen macht, ſchon heiter machen, wenn es je nothwendig werden ſollte. Ich glaube es zwar nicht. Würde es aber jemals, wenn auch hinter meinem Grab, nothwendig, ſo möge es dann in milden und nicht in grellen Farben geſchehn! —

Iferten, am 1ſten Juni 1820.

Peſtalozzi.

Nachtrag

em Subſcribenten-Verzeichniß am erſten Bande.

Namen der Unterzeichner.	Betrag der Unterzeichnungen.
Bedbrodks.	
af von Kouchelef	1 Er. S. W.
Bunzlau.	
anck, Theodor, Superintendent	1 – – –
Caſſel.	
ſmann, Pfarrer	1 – – –
ier, Pfarrer	1 – – –
mann, Privatlehrer, C. L.	1 – – –
Coblenz.	
gner, Profeſſor und Vorſteher des Seminars	12 – – –
ofer, Direktor	1 – – –
mann, Profeſſor	1 – – –
el, Vice-Criminal-Direktor	1 – – –
Düſſeldorf, Staats-Procurator	1 – – –
en, Lehrer am Seminarium	1 – – –
eards, Lehrer	1 – – –
mann, Lehrer	1 – – –
, Lehrer	1 – – –
s, Lehrer	1 – – –
ter, Lehrer	1 – – –
, Privatlehrer	1 – – –
enberger, Privatlehrer	1 – – –
ewin, Seminariſt	1 – – –
n, Seminariſt	1 – – –
ner, Seminariſt	1 – – –
er, Seminariſt	1 – – –
, Seminariſt	1 – – –
i, Seminariſt	1 – – –
, Seminariſt	1 – – –
ardi, Seminariſt	1 – – –
, Seminariſt	1 – – –
r, Seminariſt	1 – – –
r, Seminariſt	1 – – –

Namen der Unterzeichner.	Betrag der Unterzeichnungen.
Copenhagen.	
Sr. Durchlaucht Chriſtian Frederik, Prinz von Dänemark	5 Ex. S.W.
Ebnat. (bey St. Gallen.)	
Herr Schäler, Pfarrer	1 — — —
Elberfeld.	
Herr Kamp, Heinrich	1 — — —
Erding.	
Herr Roth, K. B. Landgerichts-Aſſeſſor	1 — — —
Fellin. (Liefland.)	
Herr C. von Staden	1 — — —
Frankfurt am Mayn.	
Herr Clarus, Georg Wilhelm	1 — — —
— Heyer, Joh. Wilhelm	1 — — —
— Varrentrapp, Franz, Buchhändler	3 — — —
Hamburg.	
Herren Hofmann und Campe, Buchhändler	4 — — —
Hersfeld.	
Die Gymnaſiums-Bibliothek	1 — — —
Herisau. (bei St. Gallen.)	
Herr Ebriem	1 — — —
— Schieß	1 — — —
— Salarier, Joh. Jacob	1 — — —
— Steiger, Joh. Conrad, Obriſt	1 — — —
Hümme.	
Herr Wilke, Theodor, Pfarrer	1 — — —
Iferten.	
Herr Roth, Lehrer	1 — — —
Kleinſchelken. (bei Hermanſtadt.)	
Herr Roth, Stephan, Paſtor	1 — — —
Königsberg.	
Herr Hagenauer, Director des Waiſenhauſes	1 — — —
Zamoſc. (Polen.)	
Herr Wodzga Vincent	1 — — —
Landshut.	
Herr Seiler, Profeſſor	1 — — —
Leipzig.	
Herr Kummer, Paul Gotthelf, Buchhändler	12 — — —
Lippoldsberg.	
Herr Böcke, Carl, Pfarrer	1 — — —
Luxemburg.	
Herr Stammer, Profeſſor	5 — — —
Männedorf. (Canton Zürich.)	
Herr Staub, Religionslehrer	1 — — —
Montfleuri. (bei Grenoble.)	
Herr Egli, J. Jacob, Lehrer	1 — — —

Namen der Unterzeichner.	Betrag der Unterzeichnungen.
Moscau.	
err von Sievers, Friedrich, Hofrath	1 Ex. S. W.
adame Guizetti	1 – – –
err Seideler, Joh.	1 – – –
– Preiſs August	1 – – –
– Reuß, Hofrath und Profeſſor	1 – – –
– Semen, Auguſt	1 – – –
– Bodemüller, Doctor	1 – – –
– Kereſturi, Kapitän und Ritter	1 – – –
– Treuter, Doctor	1 – – –
– Czermack, Lehrer	1 – – –
– Keart, Kaufmann	1 – – –
– Rosenſtrauch, Kaufmann	1 – – –
– Fiſcher, G., Vice-Präſident der Akademie	1 – – –
– Hildebrandt, Doctor und Profeſſor	1 – – –
– Kruber, Doctor	1 – – –
Nieder-Möllrich.	
err Geiße, Metropolitan	1 – – –
St. Petersburg.	
ro Kaiſerl. Hoheit die Frau Großfürſtin Alexandra Feodorowna, geborne Prinzeſſin von Preußen	5 – – –
. Durchlaucht Fürſt von Galitzin, Adjutant des Generals Woronzhoff	1 – – –
err Chambeau, J. P., Kabinets-Sekretär der Frau Großfürſtinn Alexandra Kaiſ. Hoheit	1 – – –
– von Schwenske, Lehrer am Seminarium	2 – – –
– Abadoffsky, idem	2 – – –
– Buſſe, idem	2 – – –
– Timaff, idem	3 – – –
Riga.	
err Schirren, B. H.	1 – – –
Rotterdam.	
err de Raadt, P., Dokter der Philoſophie	1 – – –
Schleswig.	
ro Hoheit Herzog zu Holſtein-Beck	2 – – –
Winterthur.	
err Müller, Salomon, Lehrer	1 – – –

Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.

Burgdorf, Neujahrstag 1801.

Mein theurer Geßner!

Du ſagſt, es ſey einmal Zeit, mich über meine Ideen
n dem Volksunterricht öffentlich zu äußern.

Nun ich will es thun, und Dir, wie einſt Lavater
nmermann ſeine Ausſichten in die Ewigkeit, in einer
ihe von Briefen dieſe meine Ausſichten, oder vielmehr
e meine Anſichten ſo klar machen, als es mir möglich
n wird.

Ich ſah den Volksunterricht wie einen unermeßlichen
mpf vor meinen Augen, und watete mit einer Ge-
tſamkeit in ſeinem Kothe herum, bis ich endlich mit
Quellen ſeines Waſſers, mit den Urſachen ſeiner Ver-
fungen und mit den Standpunkten, von denen ſich
Möglichkeit, ſein naſſes Verderben ableiten zu können,
n ließ, bekannt war.

ch will dich jetzt ſelber eine Weile in den Irrwegen
nführen, aus denen ich mich mehr durch Zufälle, als
meinen Kopf und meine Kunſt, endlich wieder
sfand.

Schon lange, ach! ſeit meinen Jünglingsjahren wallte mein Herz, wie ein mächtiger Strom, einzig und einzig nach dem Ziel, die Quelle des Elends zu ſtopfen, in die ich das Volk um mich her verſunken ſah.

Es iſt ſchon über dreyßig Jahre, daß ich Hand an das Werk legte, welches ich jetzt treibe. Iſelins Ephemeriden beſcheinigen, daß ich jetzt den Traum meiner Wünſche nicht umfaſſender denke, als ich ihn damals ſchon auszuführen ſuchte.

Aber ich war jung, kannte weder die Bedürfniſſe meines Traums, weder die Sorgfalt, die ihre Anbahnung, noch die Kräfte, die ihre Ausführung anſprach und vorausſetzte. Das Ideal meines Traums umfaßte Feldbau, Fabrik und Handlung. Ich hatte in allen drey Fächern eine Art von hohen, mir ſicher ſcheinenden Takts für das Weſentliche meines Plans; und es iſt wahr, in dieſem Weſentlichen bin ich auch heute nach allen meinen Lebenserfahrungen nur wenig von meinen damaligen Anſichten über die Fundamente meines Plans zurück gekommen. Dennoch war mein Zutrauen auf die Wahrheit dieſer Fundamente und auf die mir anſcheinende Sicherheit meines Takts mein Unglück: Die Wahrheiten meiner Anſichten waren Wahrheiten in den Lüften, und die Zuverſicht auf den Takt in den Fundamenten meiner Zwecke war die Zuverſicht eines Schlafenden auf die Wahrheit eines Traums. Ich war in allen drey Fächern, von denen meine Verſuche ausgehen ſollten, ein unerfahrnes Kind. Es mangelte mir allenthalben an den Fertigkeiten des Details, aus deren ſorgfältigen, ausharrenden und gewandten Behand-

ng die ſegensvollen Reſultate, denen ich entgegenſtrebte,
llein hervorzugehen vermögen. Die Folgen dieſer poſi-
ven Unfähigkeit für meine Zwecke waren ſchnell. Die
konomiſchen Mittel zu meinem Ziel giengen ſchnell in
Rauch auf, und das um ſo mehr, da ich im Anfang ver-
äumte, mich mit einem genugthuenden Hülfs-Perſonale
ür meine Zwecke zu verſehen, und da ich das Bedürfniß
iner ſolchen Mithülfe von Perſonen, die das, was mir
mangelte, gehörig ausfüllen konnten, lebhaft zu fühlen
nfieng, hatte ich ſchon die ökonomiſchen Kräfte und das
konomiſche Zutrauen verloren, welches mir die Anſtellung
ieſes Perſonale hätte möglich machen können. Es trat
uch ſchnell eine ſolche Verwirrung in meine Lage ein,
ie das Scheitern meiner Zwecke unausweichlich machte.

Mein Unglück war entſchieden und der Kampf gegen
mein Schickſal war jetzt nur der Kampf der ſchon unter-
iegenden Ohnmacht gegen einen immer ſtärker werdenden
Feind. Das Entgegenſtreben gegen mein Unglück führte
etzt zu nichts mehr. Indeſſen hatte ich in der unermeß-
ichen Anſtrengung meiner Verſuche unermeßliche Wahr-
heit gelernt und unermeßliche Erfahrungen gemacht, und
meine Überzeugung von der Wichtigkeit der Fundamente
meiner Anſichten und meiner Beſtrebungen war nie größer
als in dem Zeitpunkt, in dem ſie äußerlich ganz ſcheiter-
ten. Auch wallte mein Herz immer unerſchütterlich nach
dem nehmlichen Ziel, und ich fand mich jetzt im Elend
in einer Lage, in der ich einerſeits die weſentlichen Be-
dürfniſſe meiner Zwecke, anderſeits die Art und Weiſe, wie
die mich umgebende Welt über den Gegenſtand meiner

Beſtrebungen in allen Ständen und Verhältniſſen wirklich denkt und handelt, erkennen und mit Händen greifen lernte, wie es mir bey einem anſcheinend glücklicher Erfolg meiner voreilenden Verſuche nicht gelungen wäre, die Wahrheit dieſer Anſichten alſo zu erkennen und mit Händen zu greifen. Ich ſage es jetzt mit innerer Erhebung und mit Dank gegen die ob mir waltende Vorſehung, ſelber im Elend lernte ich das Elend des Volks und ſeine Quellen immer tiefer und ſo kennen, wie ſie kein Glücklicher kennt. Ich litt was das Volk litt, und das Volk zeigte ſich mir, wie es war, und wie es ſich niemand zeigte. Ich ſaß eine lange Reihe von Jahren unter ihm wie die Eule unter den Vögeln. Aber mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menſchen, mitten in ihrem lauten Zuruf: du Armſeliger! du biſt weniger als der ſchlechteſte Taglöhner im Stande dir ſelber zu helfen, und bildeſt dir ein, daß du dem Volke helfen könnteſt? — mitten in dieſem hohnlachenden Zuruf, den ich auf allen Lippen las, hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu ſtreben, die Quellen des Elends zu ſtopfen, in das ich das Volk um mich her verſunken ſah, und von einer Seite ſtärkte ſich meine Kraft immer mehr. Mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was niemand täuſchte, das täuſchte mich immer; aber was Alle täuſchte, das täuſchte mich nicht mehr.

Ich kannte das Volk, wie es um mich her niemand kannte. Der Jubel ſeines Baumwollenverdienſts, ſein ſteigender Reichthum, ſeine geweißeten Häuſer, ſeine prächtigen Erndten, ſelber das Sokratiſiren einiger ſeiner Lehrer und die Leſezirkel unter Untervogtsſöhnen und Barbierern täuſchten mich nicht. Ich ſah ſein Elend; aber ich verlor mich in dem umfaſſenden Bilde ſeiner zerſtreuten iſolirten Quellen, und rückte in der praktiſchen Kraft, ſeinen Uebeln zu helfen, nicht in dem Grade vorwärts, in dem ſich meine Einſichten über die Wahrheit ſeiner Lage ausdehnten; und ſelbſt das Buch, das mein Gefühl von dieſen Lagen meiner Unſchuld auspreßte, ſelbſt Lienhard und Gertrud war ein Werk dieſer meiner innern Unbehülflichkeit, und ſtand unter meinen Zeitgenoſſen da, wie ein Stein, der Leben redet und todt iſt. Viele Menſchen gaben ihm einen Blick, aber fanden ſich ſo wenig in mir und in meinen Zwecken, als ich mich im Detail der Kräfte und Einſichten, die ſeine Ausführung vorausſetzten, fand.

Ich vernachläſſigte mich ſelber, und verlor mich im Wirbel des gewaltſamen Drangs nach äuſſern Wirkungen, deren innere Fundamente ich nicht tief genug in mir ſelbſt bearbeitete.

Hätte ich dieſes Letztere gethan, zu welcher innern Höhe hätte ich mich für meinen Zweck empor heben können, und wie ſchnell wäre ich meinem Ziele entgegen gekommen, das ich nie fand, weil ich ſeiner nicht werth war, indem ich es nur äuſſerlich ſuchte, und Liebe zur Wahrheit und zum Recht in mir ſelbſt zur Leidenſchaft werden ließ, die mich, wie ein losgeriſſenes Schilfrohr auf den Wellen des Lebens umhertrieb, und die ausgeſpülten Wurzeln meiner ſelbſt Tag für Tag hinderte, in ſicherem Boden wieder anzukeimen, und die Nahrung zu finden, die ſie für mein Ziel ſo weſentlich bedurften. — Die Hoffnung war ſo eitel, daß ein Anderer dieſen losgeriſſenen Schilf den Wellen entreißen, und ihn in den Boden hineinſetzen würde, in den ich ihn ſelber hineinzuſetzen verſäumte.

Theurer Freund! Wer nur einen Tropfen von meinem Blute hat, der weiß jetzt, wohin ich ſinken mußte. Und du, mein Geßner, ehe du weiter lieſeſt, weiheſt meinem Gange eine Thräne.

Tiefe Mißſtimmung verſchlang mich jetzo; was ewige Wahrheit und ewiges Recht iſt, bildete ſich in meiner Leidenſchaft in Luftſchlöſſer um; ich hieng mit ſinnlicher Verhärtung an Worten und Tönen, die in mir ſelbſt den Fuß von innerer Wahrheit verloren, und ſank ſo mit jedem Tage mehr zur Verehrung von Gemeinſprüchen, und zum Trommelſchlag der Charletanrezepte hinab, mit welchen die neuere Zeit dem Menſchengeſchlecht helfen wollte.

Doch es iſt nicht, daß ich dies Verſinken meiner ſelbſt nicht fühlte, und ihm nicht entgegen zu wirken trachtete. Ich ſchrieb drey Jahre lang mit unglaublicher Mühſeligkeit an den „Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwiklung des Menſchengeſchlechts“ weſentlich in der Abſicht, über den Gang meiner Lieblingsideen mit mir ſelbſt einig zu werden, und meine Naturgefühle mit meinen Vorſtellungen vom bürgerlichen Rechte und von der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen. Aber auch dieſes Werk iſt mir ſelbſt wieder nur ein Zeugniß meiner innern Unbehülflichkeit — ein bloßes Spiel meines Forſchungsvermögens, einſeitig, ohne ver-

hältnißmäßige Kraft gegen mich ſelbſt, und leergelaſſen
von genugſamem Streben nach der praktiſchen Kraft, die
ich zu meinen Zwecken ſo nothwendig hatte. Die Unverhält-
nißmäßigkeit meiner Kraft mit meinen Einſichten ſtieg nur
deſto mehr, und machte in mir die Lücke immer größer,
die ich zu Erzielung meines Zweckes ausfüllen ſollte, und
immer weniger ausfüllen konnte.

Auch erndtete ich nicht mehr als ich ſäete. Die Wir-
kung meines Buchs um mich her war wie die Wirkung
alles meines Thuns; es verſtand mich bald niemand, und
ch fand in meiner Nähe nicht zwey Menſchen, die mir
nicht halb zu verſtehen gaben, daß ſie das ganze Buch
für einen Galimathias anſahen. Und noch neulich, noch
etzt drückte ſich ein Mann von Bedeutung, der mich ſonſt
iebt, mit ſchweizeriſcher Traulichkeit hierüber ſo aus: „Aber
„nicht wahr, Peſtalozzi, Sie fühlen doch jetzt ſelber,
„daß Sie damals, als Sie dieſes Buch ſchrieben, nicht
„recht wußten, was Sie wollten? —“ Doch das war
nein Schickſal, mißkannt zu ſeyn und Unrecht zu leiden;
h hätte es benutzen ſollen, aber ich benutzte es nicht; ich
tzte meinem Unglück nur innern Hohn und Menſchenver-
chtung entgegen und ſchadete dadurch meinen Zwecken in
en innern Fundamenten, die ſie in mir ſelbſt hätten ha-
en ſollen, unendlich mehr als alle Menſchen, die mich
dieſem Zuſtand mißkannten und verhöhnten, mir darin
ätten ſchaden können. Dennoch wich ich nicht von mei-
em Ziel; aber es war jetzt in mir ſinnlich verhärtet und
bte in einer zerrütteten Einbildungskraft und in einem
ißſtimmten Herzen; ich verſank immer tiefer dahin, die

heilige Pflanze des Menſchenwohls auf entweihtem Boden nähern zu wollen.

Geßner! Ich, der ich ſo eben in meinen Nachforſchungen die Anſprüche alles bürgerlichen Rechts als bloße Anſprüche meiner thieriſchen Natur erklärte, und in ſo weit als weſentliche Hinderniſſe des Einzigen, was für die Menſchennatur einen Werth hat, als ein Hinderniß der ſittlichen Reinheit anſah', erniedrigte mich dahin, mitten unter Vorkehrungen äußerer Gewalt und innerer Leidenſchaft, von dem bloßen Schall bürgerlicher Wahrheit und Rechtsbegriffe, eine gute Wirkung auf die Menſchen meines Zeitalters zu erwarten, die, wenige ausgenommen, allerſeits nur in Pausbackengefühlen lebten, Gewalt ſuchten, und nach wohlbeſetzten Tiſchen haſchten.

Ich war mit grauen Haaren noch ein Kind; aber jetzt ein tief in mir ſelbſt zerrüttetes Kind; ich wallte zwar auch im Sturm dieſer Zeit dem Ziele meines Lebens entgegen, aber einſeitiger und irrender als ich es je that. Ich ſuchte jetzt in der allgemeinen Aufdeckung der alten Quellen der bürgerlichen Uebel, in leidenſchaftlichen Darſtellungen des bürgerlichen Rechts und ſeiner Fundamente und in der Benutzung des empörten Gewaltgeiſtes gegen einzelne Leiden des Volks eine Bahn für mein Ziel. Aber die beſſere Wahrheit meiner frühern Tage war für Menſchen, die um mich her lebten, nur Schall und Worte; um wie vielmehr mußte ihnen alſo meine jetzige Anſicht der Dinge eine Thorheit ſeyn. Sie tunkten, wie immer, auch dieſe Art von Wahrheit in ihren Koth, blieben was ſie waren, und handelten gegen mich, wie ich es hätte vorausſehen ſollen, und nicht vorausſah, weil ich im Traum meiner Wünſche in den Lüften ſchwebte und mir keine Selbſtſucht die Augen über meine Menſchen öffnete. Ich irrte mich nicht nur in jedem Schlauen, ich irrte mich in jedem Narren, und traute jedem, der vor meinen Augen ſtand und ein gutes Wort redte, auch eine gute Meinung zu. Aber dennoch kannte ich das Volk und die Quellen ſeiner Verwilderung und Entwürdigung vielleicht wie niemand; aber ich wollte nichts, gar nichts, als das Stopfen dieſer Quellen, und das Aufhören ihrer Uebel; und Helvetiens neue Menſchen (novi homines), die nicht ſo wenig wollten, und das Volk nicht kannten, fanden natürlich, daß ich nicht zu ihnen paßte; dieſe Menſchen, die in ihrer neuen Stellung, wie ſchiffbrüchige Weiber jeden Strohhalm für einen Maſtbaum anſahen, an dem die Republik ſich an ein ſicheres Ufer treiben könne, achteten mich, mich allein für einen Strohhalm, an dem ſich keine Katze anſchließen könnte. — Sie wußten es nicht, und wollten es nicht, aber ſie thaten mir Gutes, ſie thaten mir mehr Gutes, als mir je Menſchen Gutes gethan haben. Sie gaben mich mir ſelbſt wieder, und ließen mir im ſtillen Staunen über die Umwandlung ihrer Schiffsverbeſſerung in einem Schiffbruch nichts über, als das Wort, das ich in den erſten Tagen ihrer Verwirrung ausſprach: „ich will Schulmeiſter werden.“ Dafür fand ich Vertrauen. Ich bin es geworden, und kämpfe nun ſeit dieſem Standpunkte einen Kampf, der mich auch wider meinen Willen genöthigt, die Lücken meiner innern Unbehülflichkeit auszufüllen, die meinen Endzwecken ſonſt entgegen ſtanden.

Freund! Ich will dir den Umfang meines Seyns und meines Thuns ſeit dieſem Zeitpunkte offen enthüllen. Ich hatte bey dem erſten Direktorio durch Legrand für den Gegenſtand der Volksbildung Vertrauen gewonnen, und war auf dem Punkt, einen ausgedehnten Erziehungsplan im Argäu zu eröffnen, als Stanz verbrannte, und Legrand mich bath, den Ort des Unglücks für einmal zu dem Orte meines Aufenthalts zu wählen. Ich ging. — Ich wäre in die hinterſten Klüfte der Berge gegangen, um mich meinem Ziele zu nähern, und näherte mich ihm wirklich; aber denke dir meine Lage — ich einzig; gänzlich von allen Hülfsmitteln der Erziehung entblößt; ich einzig — Oberaufſeher, Zahlmeiſter, Hausknecht und faſt Dienſtmagd, in einem ungebauten Hauſe, unter Unkunde, Krankheiten und Neuheiten von aller Art. Die Kinder ſtiegen allmählig bis auf achtzig, alle von ungleichem Alter, einige von vieler Anmaßung, andere aus dem offenen Bettel; alle, wenige ausgenommen, ganz unwiſſend. Welch eine Aufgabe! ſie zu bilden, dieſe Kinder zu entwickeln, welch eine Aufgabe!

Ich wagte es, ſie zu löſen, und ſtand in ihrer Mitte, ſprach ihnen Töne vor, machte ſie ſelbige nachſprechen; wer es ſahe, ſtaunte über die Wirkung. Sie war freilich ein Meteor, das ſich in der Luft zeigt und wieder verſchwindet. Niemand kannte ihr Weſen. Ich erkannte es ſelbſt nicht. Sie war die Wirkung einer einfachen, pſychologiſchen Idee, die in meinem Gefühle lag, der ich mir aber ſelbſt nicht deutlich bewußt war.

Es war eigentlich das Pulsgreifen der Kunſt, die ich ſuchte — ein ungeheurer Griff, — ein Sehender hätte ihn gewiß nicht gewagt; ich war zum Glücke blind, ſonſt hätte ich ihn, auch nicht gewagt. Ich wußte beſtimmt nicht, was ich that, aber ich wußte, was ich wollte, und das war: Tod oder Durchſetzung meines Zwecks.

Aber die Mittel zu denſelben waren unbedingt nur Reſultate der Noth, mit der ich mich durch die grenzenloſeſte Verwirrung meiner Lage durcharbeiten mußte.

Ich weiß es ſelbſt nicht, und kann es kaum begreifen, wie ich nur durch kam. Ich ſpielte auf eine Art mit der Noth, trotzte ihren Schwierigkeiten, die wie Berge vor mir ſtanden, ſetzte dem Anſchein der phyſiſchen Unmöglichkeit die Gewalt eines Willens entgegen, der den nächſten Augenblick, der ihm vorſtand, nicht ſah' und nicht achtete; aber ſich in den gegenwärtigen einklammert, wie wenn er allein wäre, und Leben und Tod an ihm hinge.

So arbeitete ich in Stanz, bis das Nahen der Oeſtreicher meinem Werk' an das Herz griff, und die Gefühle, die mich jetzt niederdrückten, meine phyſiſchen Kräfte auf den Grad brachten, auf dem ſie waren, da ich Stanz verließ. Bis auf dieſen Punkt war ich über die Fundamente meines Ganges noch nicht mit mir ſelbſt einig; aber da ich das Unmögliche verſuchte, fand ich möglich, was ich nicht ahnete, und da ich mich in wegloſe Gebüſche, die Jahrhunderte niemand betreten hatte, hineindrängte, fand ich hinter den Gebüſchen Fußſtapfen, die mich zu der Heerſtraße führten, die auch Jahrhunderte niemand betreten hatte.

Ich will ein wenig ins Umſtändliche gehen.

Da ich mich genöthigt ſah, den Kindern allein und ohne alle Hülfe Unterricht zu geben, lernte ich die Kunſt, viele miteinander zu lehren, — und da ich kein Mittel hatte als lautes Vorſprechen, ward der Gedanke, ſie während dem Lernen zeichnen, ſchreiben und arbeiten zu machen, natürlich entwickelt. Die Verwirrung der nachſprechenden Menge führte mich auf das Bedürfniß des Taktes, und der Takt erhöhte den Eindruck der Lehre. Die gänzliche Unwiſſenheit von allem machte mich auf den Anfangspunkten lange ſtehen bleiben, und dieſes führte mich zu Erfahrungen von der erhöhten innern Kraft, die durch die Vollendung der erſten Anfangspunkte erzielt wird, und von den Folgen des Gefühls der Vollendung und der Vollkommenheit auch auf der niederſten Stufe. Ich ahnete den Zuſammenhang der Anfangspunkte eines jeden Erkenntnißfaches mit ſeinem vollendeten Umriß wie noch nie, und fühlte die unermeßlichen Lücken, die aus der Verwirrung und der Nichtvollendung dieſer Punkte in jeder Reihenfolge von Kenntniſſen erzeugt werden müſſen, eben ſo wie noch nie. Die Folgen der Aufmerkſamkeit auf dieſe Vollendung übertrafen meine Erwartungen weit. Es entwickelte ſich in den Kindern ſchnell ein Bewußtſeyn von Kräften, die ſie nicht kannten, und beſonders ein allgemeines Schönheits- und Ordnungsgefühl. Sie fühlten ſich ſelbſt, und die Mühſeligkeit der gewöhnlichen Schulſtimmung verſchwand wie ein Geſpenſt aus meinen Stuben; ſie wollten, — konnten, — harrten aus, — vollendeten, und lachten; — ihre Stimmung war nicht die Stimmung der Lernenden, es war die Stimmung aus dem

Schlaf erweckter, unbekannter Kräfte, und ein Geiſt- und herzerhebendes Gefühl, wohin dieſe Kräfte ſie führen könnten und führen würden.

Kinder lehrten Kinder. Sie verſuchten, ins Werk zu ſetzen, was ich ſagte, das ſie thun ſollten, und kamen ſo den Mitteln der Ausführung vielſeitig ſelber auf die Spur, und dieſe ſich vielſeitig entfaltete Selbſtthätigkeit in den Anfängen des Lernens wirkte mit großer Kraft auf die Belebung und Stärkung der Ueberzeugung, daß aller wahre, aller bildende Unterricht aus den Kindern ſelbſt hervorgelockt und in ihnen ſelbſt erzeugt werden mußte. Hiezu führte mich vorzüglich die Noth. Da ich keine Mitlehrer hatte, ſetzte ich das fähigere Kind zwiſchen zwei unfähigere; es umſchlang ſie mit beyden Händen, ſagte ihnen vor, was es konnte und ſie lernten ihm nachſprechen, was ſie nicht konnten. Sie ſaßen in inniger Liebe neben einander. Freude und Theilnahme belebte ihr Inneres und ihr gegenſeitig erwachtes, inneres Leben führte ſie, beyderſeits vorwärts, wie ſie nur durch dieſe vereinigte Selbſtbelebung vorwärts geführt werden konnten.

Theurer Freund! Du haſt das Gewühl dieſes Zuſammenlernens gehört, und ſeinen Muth und ſeine Freude geſehen. Sage ſelbſt, wie war dir, als du es ſaheſt? — Ich ſah' deine Thränen, und es wallte in meinem Buſen die Wuth über den Menſchen, der es noch ausſprechen konnte: die Veredlung des Volks iſt nur ein Traum.

Nein, ſie iſt kein Traum; ich will ihre Kunſt in die Hand der Mutter werfen, in die Hand des Kindes und in die Hand der Unſchuld, und der Böſewicht wird ſchweigen, und es nicht mehr ausſprechen: ſie iſt ein Traum.

Gott! Wie dank' ich dir meine Noth! Ohne ſie ſpräch ich dieſe Worte nicht aus und brächte ihn nicht zun Schweigen.

Meine Ueberzeugung iſt jetzo vollendet; ſie war es lang nicht; aber ich hatte in Stanz auch Kinder, deren Kräft noch ungelähmt von der Ermüdung einer unpſychologiſche Haus- und Schulzucht ſich ſchneller entfalteten. Es wa ein anderes Geſchlecht; ſelbſt ihre Armen waren ander Menſchen als die ſtädtiſchen Armen und als die Schwächlinge unſerer Korn- und Weingegenden. Ich ſah die Kraſ der Menſchennatur und ihre Eigenheiten in dem vielſeitigſten und offenſten Spiel; ihr Verderben war das Verderben der geſunden Natur, ein unermeßlicher Unterſchied gegen das Verderben der hoffnungsloſen Erſchlaffung un der vollendeten Verkrüpplung der Schulſchlechtheit. un der Kunſtſchlechtheit.

Ich ſah in dieſer Miſchung der unverſchuldeten Unwiſſenheit eine Kraft der Anſchauung und ein feſtes Bewußtſeyn des Anerkannten und Geſehenen, von der unſere ABC Puppen auch nur kein Vorgefühl haben.

Ich lernte bey ihnen, — ich hätte blind ſeyn müſſen wenn ich es nicht gelernt hätte, — das Naturverhältni kennen, in welchem Realkenntniſſe gegen Buchſtabenkenntniſſe ſtehen müſſen; ich lernte bey ihnen, was die einſeitige Buchſtabenkenntniß und das ohne einen Hintergrun gelaſſene Vertrauen auf Worte, die nur Schall und Lau ſind, der wirklichen Kraft der Anſchauung und dem feſter

Bewußtſeyn der uns umſchwebenden Gegenſtände für einen Nachtheil gewähren könne.

So weit war ich in Stanz. Ich fühlte meine Erfahrungen über die Möglichkeit, den Volksunterricht auf pſychologiſche Fundamente zu gründen, wirkliche Anſchauungserkenntniſſe zu ſeinem Fundamente zu legen und der Leerheit ſeines oberflächlichen Wortgepränges die Larve abzuziehen, entſchieden. Ich fühlte, daß ich das Problem dem Manne von Tiefblick und unbefangener Kraft auflöſen könne; aber der befangenen Menge, die, wie Gänſe, welche, ſeitdem ſie aus der Schale geſchloſſen, im Stall und in der Küche gefüttert wurden, alle Flug- und Schwimmkraft verloren hat — dieſer befangenen Menge konnte ich noch nicht weiß machen, was ich wohl wußte.

Es war Burgdorf vorbehalten, mich hierfür in die Schule zu nehmen.

Aber denke dir, du kennſt mich, denke dir, mit welchen Gefühlen ich von Stanz wegging. Wenn ein Schiffbrüchiger nach müden, raſtloſen Nächten endlich Land ſieht, Hoffnung des Lebens athmet, und ſich dann wieder von einem unglücklichen Winde in das unermeßliche Meer geſchleudert ſieht, in ſeiner zitternden Seele tauſendmal ſagt: warum kann ich nicht ſterben? — und ſich dann doch nicht in den Abgrund hinabſtürzt, und dann doch noch die müden Augen aufzwingt, und wieder umherblickt, und wieder ein Ufer ſucht, und wenn er es ſieht, alle ſeine Glieder wieder bis zum Erſtarren anſtrengt, — alſo war ich. —

Geßner! Denke dir das alles, denke dir mein Herz und meinen Willen, meine Arbeit und mein Scheitern — mein Unglück, und das Zittern meiner zerrütteten Nerven und mein Verſtummen — So, Freund! war ich in dieſem Zeitpunkt des Scheidens von Stanz und bey meiner Ankunft in Bern.

Fiſcher verſchaffte mir daſelbſt die Bekanntſchaft Zehenders vom Gurnigel, und ich fand an dieſem Ort, durch die wohlthätige Güte des Leztern, Tage der Erholung. Ich hatte ſie nöthig. Es iſt ein Wunder, daß ich noch lebe. Aber es war nicht mein Ufer, es war ein Stein im Meer, auf dem ich ruhete, um wieder zu ſchwimmen. — Ich vergeſſe dieſe Tage nicht, Zehender! ſo lang' ich lebe; ſie retteten mich, aber ich konnte nicht leben ohne mein Werk, ſelbſt in dem Augenblicke, da ich auf des Gurnigels Höhe das ſchöne, unermeßliche Thal zu meinen Füſſen ſah, denn ich hatte noch nie eine ſo weite Ausſicht geſehen, und dennoch dachte ich bey dieſem Anblick mehr an das übel unterrichtete Volk als an die Schönheit der Ausſicht. Ich konnte und wollte nicht leben ohne meinen Zweck.

Mein Verreiſen von Stanz, das, ungeachtet ich dem Tode nahe war, nicht eine Folge meines freyen Entſchluſſes, ſondern eine Folge militäriſcher Maaßregeln und einer einſtweiligen, gänzlichen Unmöglichkeit der Fortſetzung meines Plans war, erneuerte das alte Gewäſch über meine Unbrauchbarkeit und gänzliche Unfähigkeit, bey irgend einem Geſchäfte auszuharren. „Ja, ſo fünf Monate lang, ſprachen ſelbſt meine Freunde, iſt es ihm möglich, ſich ſo zu ſtellen, als wenn er arbeiten könnte, aber in den ſechsten hinein geht's gewiß nicht. Man hätte es voraus wiſſen ſollen. Er kann nichts ganz, und war im Grunde nie zu etwas Wirklichem tüchtig, als einmal zu einem Romanen; allein er hat ſich auch hierin überlebt.“ Man ſagte mir ins Geſicht: Es ſeye eine Thorheit um deßwillen, daß ein Menſch in ſeinen dreyſſiger Jahren etwas vernünftiges geſchrieben, ihm darum auch zuzutrauen, daß er in ſeinen fünfziger Jahren etwas vernünftiges thun könne. Man ſagte es laut, das Höchſte, das man zu meinem Vortheil eingeſtehen könne, ſey dieſes: ich brüte über einem ſchönen Traum, und habe, wie alle Narren, die über etwas brüten, hie und da über meinen Traum und über mein Steckenpferd einen lichtvollen Gedanken. Es verſteht ſich, daß mich niemand verhörte; indeſſen war man im Urtheil einſtimmig, es ſey nichts anderes, als die Sachen ſeyen mir in Stanz wieder verleidet, und es werde mir wirklich alles verleidet.

F . . . . hat mir in dieſer Hinſicht ein ſonderbares Freundesgeſpräch zu Ohren gebracht. Es geſchah in einer offenen Geſellſchaft; aber ich beſchreibe das Nähere davon nicht. Der Erſte ſagte:

Haſt du geſehen, wie entſetzlich er ausſieht?

Der Andere. Ja, der arme Narr dauert mich.

Der Erſte. Mich auch, aber es iſt ihm nicht zu helfen. Allemal, wenn er einen Augenblick einen Schein von ſich wirft, daß man glaubt, er könne wirklich etwas, ſo iſts den Augenblick darauf wieder dunkel um ihn her, und wenn man näher hinzu kömmt, ſo hat er nur ſich ſelber verbrennt.

Der Andere. Hätte er es nur einmal ganz gethan! es iſt ihm doch nicht zu helfen, bis er Aſche iſt!

Der Erſte. Man muß, weiß Gott, das bald für ihn wünſchen!

Das war der Lohn meiner Arbeit in Stanz; einer Arbeit, die vielleicht noch kein Sterblicher in dieſem Umfang und unter ſolchen Umſtänden verſuchte, und deren innerer Erfolg mich weſentlich auf den Punkt brachte, auf dem ich jetzt ſtehe.

Man erſtaunte, als ich vom Gurnigel mit meinem alten Willen und mit meinem vorigen Zweck wieder herab kam, und nichts anders wollte und nichts anders ſuchte, als den Faden in irgend einem Winkel und ohne irgend eine Nebenrückſicht wieder anzuknüpfen, wo ich ihn gelaſſen.

Rengger und Stapfer freuten ſich; der Oberrichter Schnell rieth mir nach Burgdorf zu gehen, und in ein paar Tagen war ich dort, und fand am Statthalter Schnell und am Doctor Grimm Männer, die den lockern Sand, auf dem unſere alten, morſchen Schulſtuben jetzt ſtehen, kannten, und es nicht unmöglich fanden, daß unter dieſem Riesſand dennoch feſter Boden zu finden ſey. Ich bin ihnen Dank ſchuldig. Sie ſchenkten meinen Zwecken Aufmerkſamkeit und halfen mir mit Thätigkeit und Wohlwollen die Laufbahn gründen, die ich ſuchte.

Sie war aber auch hier nicht ohne Schwierigkeiten. Zum Glücke achtete man mich gleich im Anfange ſo ungefähr wie jeden andern Schulmeiſter, der mit Herumlaufen ſein Brod ſucht. Einige reiche Leute grüßten mich freundlich; einige Geiſtliche wünſchten mir ſehr höflich, aber ich muß ſagen, ſehr ſichtbar ohne Zutrauen Gottes Segen zu meinem Vorhaben; einige kluge Menſchen glaubten, es könnte für ihre Kinder doch etwas Nützliches dabey herauskommen; — alles ſchien ſich gar ordentlich dahin zu beſcheiden, warten zu wollen, bis es ſich zeige, was etwa herausgucken werde.

Aber der Hinterſaſſen-Schulmeiſter in der untern Stadt, an deſſen Stube ich eigentlich angewieſen war, packte die Sache etwas tiefer. Ich glaubte, er ahnete, der letzte Zweck meines eifrigen A, B, C-Krähens ſey am Ende: ſeinen Poſten mit Haut und Haar in meinen Sack zu kriegen. Einmal verbreiteten ſich gar bald in den Gaſſen, die an ihn ſtoſſen, die Gerüchte, der Heidelberger ſey in Gefahr. Dieſer aber iſt in den reformirten Städten der Schweiz noch immer die Speiſe, an der man die Jugend der gemeinen Bürger und Hinterſaſſen wohlbedächtlich ſo lange ſtehen läßt, als immer die verwahrlosteſten
Bauerntölpel auf den Dörſern, und du weiſt es, daß man
dieſe bey uns daran ſtehen läßt, bis ſie zum Heera ga
äta mönd, d. i. bis zu ihrem Eheverſprechen.

Doch der Heidelberger war nicht das einzige. Man
aunte ſich in dieſen Gaſſen noch in die Ohren: ich kön-
e ſelber nicht ſchreiben, nicht rechnen und nicht einmal
cht leſen.

– Nun, mein Freund, du ſiehſt, es iſt an den Gaſſenge-
en nicht immer alles unwahr; ich konnte wirklich we-
recht ſchreiben, noch leſen, noch rechnen. Aber man
ießt aus ſolchen wirklichen Gaſſenwahrheiten immer zu
. Du haſt es in Stanz geſehen; ich konnte ſchreiben

lehren, ohne ſelbſt recht ſchreiben zu können, und gewiß war mein Nichtkönnen von allen dieſen Dingen weſentlich nothwendig, um mich zu der höchſten Einfachheit der Lehrmethode und dahin zu bringen, Mittel zu finden, durch die auch der Ungeübteſte und Unwiſſendſte hierin mit ſeinen Kindern zum Ziele kommen könne.

Inzwiſchen war es den Hinterſaſſen in Burgdorf auch nicht zuzumuthen, daß ſie das alles zum Voraus annehmen, noch weniger daran glauben ſollten. Sie thaten es auch nicht. Sie erkannten bey einer Zuſammenkunft: ſie wollen mit der neuen Lehre die Probe nicht an ihren Kindern machen, die Bürger ſollen es an ihren eigenen probieren.

Das geſchah auch. Gönner und Freunde brachten es mit aller Kunſt, die an einem ſolchen Orte und für einen ſolchen Zweck nöthig iſt, endlich dahin, daß ich den Zutritt in den unterſten Lehrſchulen der obern Stadt erhielt.

Ich ſchäzte mich glücklich. Doch ich war im Anfang wie verſcheucht. Ich fürchtete alle Augenblicke, man ſchicke mich noch einmal aus meiner Schulſtube. Das machte mich wahrlich noch ungeſchickter, als ich ſonſt bin, und wenn ich mir das Feuer und das Leben denke, mit dem ich in Stanz in den erſten Stunden mir gleichſam einen Zaubertempel bauete, und dann das Zagen, mit dem ich in Burgdorf handwerksmäßig in ein Schuljoch hineinkroch, ſo begreife ich faſt nicht, wie der gleiche Menſch, beydes, das erſte und das andere thun konnte.

Es war hier Schulordnung, Schein von Verantwortlichkeit, etwas Pedanterie und Anmaßung. Das alles war mir fremd. Ich hatte ſo etwas in meinem Leben nicht getragen, aber ich wollte meinen Zweck, und trug es jetzt; krähete wieder täglich mein A. B. C. vom Morgen bis zum Abend, und fuhr planlos in dem empiriſchen Gange fort, den ich in Stanz abbrechen mußte. Ich ſetzte unermüdet Sylbenreihen zuſammen; ich beſchrieb ganze Bücher mit ihren Reihenfolgen und mit Reihenfolgen von Zahlen, und ſuchte auf alle Weiſe die Anfänge des Buchſtabirens und Rechnens zu der höchſten Einfachheit und in Formen zu bringen, die das Kind mit der höchſten pſychologiſchen Kunſt vom erſten Schritt nur allmählig zum zweyten, aber dann ohne Lücken, und auf das Fundament des ganz begriffenen zweyten, ſchnell und ſicher zum dritten und vierten hinaufbringen müſſen. Aber anſtatt der Buchſtaben, die ich die Kinder in Stanz mit dem Griffel zeichnen machte, ließ ich ſie jetzt Winkel, Vierecke, Linien und Bogen zeichnen.

Bey dieſer Arbeit entwickelte ſich allmählig die Idee von der Möglichkeit eines ABC der Anſchauung, das mir jetzo wichtig iſt, und mit deſſen Ausführung der ganze Umfang einer allgemeinen Unterrichtsmethode mir in ſeiner ganzen Umfaſſung, aber freylich jetzo noch dunkel vor Augen ſtand. Es dauerte noch lange, bis er mir heiter ward, und es iſt dir unbegreiflich, aber es iſt gewiß wahr: ich hatte alle Anfangspunkte eines, die Zurückführung der Mittel des Unterrichts auf ſeine Elemente, anbahnenden Verſuchs ſchon Monate lang bearbeitet, und alles gethan, ſie zur höchſten Einfachheit zu bringen; dennoch kannte ich ihren Zuſammenhang noch nicht, oder war mir wenigſtens deſſelben noch nicht deutlich bewußt; doch fühlte ich mit jeder Stunde mehr, daß ich vorwärts rückte, und ſtark vorwärts rückte.

Man hat mir in meinen Knabenſchuhen ſchon gepredigt, es ſeye eine heilige Sache um das von unten auf dienen. Aber ich habe jetzt erfahren, um Wunder zu leiſten, muß man mit grauen Haaren von unten auf dienen. Ich will keine leiſten, und bin auch dafür auf keine Weiſe weder geſchaffen noch eingerichtet. Ich werde weder in der Wahrheit ſolche Höhen erreichen, noch auf irgend eine Weiſe den Schein ihrer Charlatanerie in meine Hände bringen. Wenn ich auch wollte, ich könnte nicht. Ich kenne den Grad der jetzigen Abſchwächung meiner Kräfte; aber, wenn Männer, die in meinem Alter noch ihren ganzen Kopf und unzerrüttete Nerven hätten, in einer Sache, wie die meinige, alſo von unten auf dienen wollten oder müßten, ſie würden auf beyden Wegen dahin kommen. Doch nein, ſolche Männer ſuchen in meinem Alter, wie billig und recht iſt, ihre Armſeſſel. Mit mir hat es nicht dieſe Bewandtniß. Ich muß jetzt in meinen alten Tagen noch froh ſeyn, daß man mich nur von unten auf dienen läßt. Ich thue es gerne, aber nach meiner eigenen Weiſe. Ich ſuche mit allem meinem Thun und mit allem meinem Streben nur die Heerſtraße, deren Vortheile darin beſtehen, daß ihre gerade Richtung und ihr offener Lauf den Zauber aller Winkelwege, auf denen die Menſchen ſonſt gewöhnlich zur Ehre und auch zu Wundern gelangen, verſchwinden macht. Wenn ich das Aeuſſerſte leiſte, was ich ſuche, ſo brauch' ich es nur auszuſprechen, und der

Einfältigſte macht es nach. Aber trotz meinem deutlichen Vorausſehen, daß ich es weder zu Ehre noch zu Wundern bringen werde, achte ich es doch für die Krone meines Lebens, jetzo noch ſo in meinen alten Tagen in dieſem Geſchäfte Jahrelang von unten auf gedient zu haben. Die Vortheile davon fallen mir mit jedem Tage mehr auf. Indem ich alſo alle Theile der ſtaubichten Schulpflichten nicht bloß oberflächlich in die Hand nahm, ſondern vom Morgen acht Uhr bis Abends ſieben Uhr, wenige Stunden unterbrochen, immer fort trieb, ſtieß ich natürlich alle Augenblicke auf Thatſachen, die das Daſeyn der phyſiſch-mechaniſchen Geſetze, nach welchen unſer Geiſt alle äuſſeren Eindrücke leichter oder ſchwerer aufnimmt und behält, beſcheinen. Ich organiſirte auch meinen Unterricht täglich mehr auf das Gefühl ſolcher Regeln, aber ich war mir ihres Grundſatzes wahrlich ſo lang nicht bewußt, bis der Vollziehungsrath Glayre, dem ich das Weſen meines Thuns vorigen Sommer einmal verſtändlich zu machen ſuchte, zu mir ſagte: Vous voulez mécaniser l'éducation. — Ich verſtand noch ſehr wenig Franzöſiſch. Ich dachte mir unter dieſem Wort, er wolle ſagen, ich ſuche die Mittel der Erziehung und des Unterrichts in pſychologiſch geordnete Reihenfolgen zu bringen, und das Wort in dieſem Sinn genommen, traf er wirklich den Nagel auf den Kopf und legte mir nach meiner Anſicht das Wort in den Mund, welches das Weſen meines Zweckes und aller ſeiner Mittel bezeichnete. Ich wäre vielleicht noch lange nicht darauf gefallen, weil ich mir bei meinem Gange über nichts ſelber Rechenſchaft gab, ſondern mich ganz dunkeln, aber lebendigen Gefühlen überließ, die meinen Gang zwar ſicherten, aber mich ihn nicht ſelbſt kennen lehrten; — ich konnte nicht anders. Ich habe ſeit dreyßig Jahren kein Buch mehr geleſen, und konnte keines mehr leſen; ich hatte für abſtrakte Begriffe keine Sprache mehr, und lebte nur in Ueberzeugungen, welche Reſultate unermeßlicher, aber meiſtens vergeſſener Intuitionen waren.

So fing ich jetzt auch, ohne daß ich mir des Grundſatzes, von dem ich ausging, bewußt war, an, in den Gegenſtänden, die ich den Kindern erklärte, mich an die Nähe, mit welcher dieſe Gegenſtände ihre Sinne zu berühren pflegen, zu halten, und ſo wie ich die Anfangsmittel des Unterrichts bis auf ihre äußerſten Punkte verfolgte, ſuchte ich jetzt auch die Anfangszeit des unterrichteten Kindes bis auf ſeinen erſten Punkt zu erforſchen, und ward bald überzeugt: die erſte Stunde ſeines Unterrichts iſt die Stunde ſeiner Geburt. Von dem Augenblick, in dem ſeine Sinne für die Eindrücke der Natur empfänglich werden, von dieſem Augenblick an unterrichtet es die Natur. Die Neuheit des Lebens ſelbſt iſt nichts anders, als die eben erwachende Fähigkeit, dieſe Eindrücke zu empfangen; ſie iſt nichts anders, als das Erwachen der vollendeten, phyſiſchen Keime, die jetzt mit allen ihren Kräften und mit allen ihren Trieben nach Entwicklung ihrer Selbſtbildung haſchen; es iſt nichts anders, als das Erwachen des jetzt vollendeten Thiers, das Menſch werden will, und Menſch werden ſoll.

Aller Unterricht des Menſchen iſt alſo nichts anders,

ls die Kunſt, dieſem Haſchen der Natur nach ihrer eige-
en Entwicklung Handbietung zu leiſten, und dieſe Kunſt
uht weſentlich auf der Verhältnißmäßigkeit und Harmo-
ie der dem Kinde einzuprägenden Eindrücke mit dem be-
timmten Grad ſeiner entwickelten Kraft. Es giebt alſo
othwendig in den Eindrücken, die dem Kinde durch den
Unterricht beygebracht werden müſſen, eine Reihenfolge,
eren Anfang und Fortſchritt dem Anfange und Fort-
chritte der zu entwickelnden Kräfte des Kindes genau
Schritt halten ſoll. Ich ſah alſo bald die Ausforſchung
ieſer Reihenfolgen in der ganzen Umfaſſung der menſch-
ichen Erkenntniſſe und vorzüglich in den Fundamental-
punkten, von denen die Entwicklung des menſchlichen Gei-
tes aufgeht, ſey der einfache und einzige Weg, jemals
u wahren, unſerer Natur und unſern Bedürfniſſen ge-
ugthuenden Schul- und Unterrichtsbüchern zu gelangen.
Ich ſah eben ſo bald, daß es in der Verfertigung dieſer
Bücher weſentlich darauf ankommen müſſe, die Beſtand-
theile alles Unterrichts nach dem Grad der ſteigenden
Kräfte der Kinder zu ſondern, und in allen Unterrichts-
ächern mit der gröſten Genauigkeit zu beſtimmen, was
von dieſen Beſtandtheilen für jedes Alter des Kindes paſſe,
um ihm einerſeits nichts von dem vorzuenthalten, wozu
s ganz fähig, anderſeits es mit nichts zu beladen, und
nit nichts zu verwirren, wozu es nicht ganz fähig iſt.

Das ward mir heiter: das Kind iſt zu einem hohen
Grad von Anſchauungs- und Sprachkenntniſſen zu brin-
gen, ehe es vernünftig iſt, es leſen oder auch nur buch-
tabiren zu lehren; und mit dieſem Urtheil war es in mir

entſchieden, die Kinder bedürfen in ihrem früheſten Alter eine pſychologiſche Führung zur vernünftigen Anſchauung aller Dinge. Da aber eine ſolche Führung ohne Mitwirkung der Kunſt bey den Menſchen, wie ſie ſind, nicht denkbar und nicht zu erwarten iſt, ſo mußte ich nothwendig auf das Bedürfniß von Anſchauungsbüchern verfallen, die den ABC-Büchern vorausgehn, um den Kindern die Begriffe, die man ihnen durch die Sprache beybringen will, durch wohlgewählte Realgegenſtände, die entweder in ihrer Wirklichkeit oder auch durch wohlbearbeitete Modelle und Zeichnungen ihnen vor die Sinne gebracht, durch die Anſchauung klar und heiter zu machen. Eine glückliche Erfahrung beſtätigte mein diesfälliges, unreifes Urtheil bey aller Beſchränkung meiner Mittel und bey aller Unrichtigkeit und Einſeitigkeit der Ausführung meines Verſuchs dennoch auf eine auffallende Weiſe. Eine gefühlvolle Mutter vertraute ihren kaum dreyjährigen Knaben meinem Privatunterrichte. Ich ſah ihn eine Weile alle Tage eine Stunde, und griff auch mit ihm eine Weile der Methode nur nach dem Puls; ich probirte an Buchſtaben, Figuren und allem, was mir an der Hand lag, ihn zu lehren, das heißt: durch alle dieſe Mittel in ihm beſtimmte Begriffe und Aeuſſerungen zu erzielen. Ich machte ihn beſtimmt benennen, was er an einer jeden Sache kannte, Farbe, Glieder, Stellung, Form und Zahl. Ich mußte auch die erſte Qual der Jugend, die elenden Buchſtaben bald liegen laſſen, er wollte nur Bilder und Sachen, und drückte ſich bald über Gegenſtände, die in ſeinem Erkenntnißkreiſe lagen, beſtimmt aus. Er fand auf der Gaſſe, im Garten und in der Stube allgemeine Belege zu ſeinen Kenntniſſen, und kam bald dahin, auch die ſchwierigſten Namen von Pflanzen und Thieren richtig auszuſprechen und ihm diesfällige, ganz unbekannte Gegenſtände mit ihm bekannten zu vergleichen und eine beſtimmte Anſchauung davon in ſich ſelber zu erzeugen, und obwohl dieſer Verſuch weſentlich auf Abwege führte und für das Fremde und Ferne zum Nachtheil der Eindrücke des Gegenwärtigen und Nahen hinwirkte, ſo gab er doch vielſeitig über die Mittel, das Kind in ſeinen Anlagen zu beleben und ihm Reiz für die Selbſtthätigkeit in der Erhaltung ſeiner Kräfte zu geben, vielſeitiges Licht, von der andern Seite aber war der Verſuch für das, was ich eigentlich ſuchte, auch darum nicht genugthuend, weil der Knabe ſchon ganz drey unbenutzte Jahre hinter ſich hatte, und ich bin überzeugt, die Natur bringt die Kinder ſchon bis auf dieſe Zeit zum beſtimmteſten Bewußtſeyn unermeßlicher Gegenſtände. Es braucht nur, daß wir mit pſychologiſcher Kunſt-Sprache an dieſes Bewußtſeyn anketten, um daſſelbe ihnen zu einem hohen Grad von Klarheit zu bringen, und ſie dadurch in den Stand zu ſetzen, beydes, die Fundamente vielſeitiger Kunſt und vielſeitiger Wahrheit an das, was ſie die Natur ſelber gelehrt, anzuketten, und hingegen wieder das, was ſie die Natur ſelber gelehrt, als Erläuterungsmittel aller Fundamente der Kunſt und der Wahrheit, die man ihnen beybringen will, zu benutzen. Beydes, ihre Kraft und ihre Erfahrung, iſt in dieſem Alter ſchon groß; aber unſere unpſychologiſchen Schulen ſind weſentlich nichts anders, als künſtliche Erſtickungsmaſchinen von allen Folgen der Kraft und der Erfahrung, die die Natur ſelber bey ihnen zum Leben bringt.

Du weiſt es, mein Freund. Aber ſtelle dir doch einen Augenblick wieder das Entſetzen dieſes Mordes vor. Man läßt die Kinder bis ins fünfte Jahr im vollen Genuſſe der Natur; man läßt jeden Eindruck derſelben auf ſie wirken; ſie fühlen ihre Kraft; ſie ſind ſchon weit im ſinnlichen Genuß ihrer Zwangloſigkeit und aller ihrer Reitze, und der freye Naturgang, den der ſinnlich glückliche Wilde in ſeiner Entwicklung nimmt, hat in ihnen ſchon ſeine beſtimmteſte Richtung genommen. Und nachdem ſie alſo fünf ganzer Jahre dieſe Seligkeit des ſinnlichen Lebens genoſſen, macht man auf einmal die ganze Natur um ſie her vor ihren Augen verſchwinden; ſtellt den reitzvollen Gang ihrer Zwangloſigkeit und ihrer Freyheit tyranniſch ſtill; wirft ſie wie Schafe in ganze Haufen zuſammengedrängt in eine ſtinkende Stube; kettet ſie Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre unerbittlich an das Anſchauen elender, reitzloſer und einförmiger Buchſtaben, und an einen mit ihrem vorigen Zuſtande zum raſend werden abſtechenden Gang des ganzen Lebens.

Ich höre auf, zu beſchreiben; ich komme ſonſt noch an das Bild der großen Mehrheit der Schulmeiſter, deren tauſende in unſern Tagen blos von wegen ihrer Unfähigkeit, auf irgend eine andere Weiſe ein ehrliches Auskommen zu finden, ſich der Mühſeligkeit dieſes Stands unterwerfen, darin ſie aber auch in Uebereinſtimmung mit ihrer Unfähigkeit für etwas beſſeres vielſeitig auf eine

Weiſe bezahlt werden, die nur wenig weiter führt, als
e vom Hungersſterben zu bewahren. Wie unermeßlich
müſſen die Kinder unter dieſen Umſtänden leiden oder we-
igſtens verwahrloſt werden!

Freund! Sag' mir: kann der Schwerdtſchlag, der
urch den Hals geht, und den Verbrecher vom Leben
um Tode bringt, auf ſeinen Leib eine größere Wirkung
achen, als ein ſolcher Uebergang von der langgenoſſenen,
hönen Naturführung zum erbärmlichſten Schulgang, auf
e Seele der Kinder? —

Werden die Menſchen ewig blind ſeyn, werden ſie
ig nicht zu den erſten Quellen emporſteigen, aus denen
e Zerrüttung unſers Geiſtes, die Zerſtörung unſerer Un-
uld, der Ruin unſerer Kraft und alle ihre Folgen ent-
ingen, die uns zu einem unbefriedigten Leben und
auſende von uns zum Sterben und in den Spitälern
d zum Raſen in Ketten und Banden hinführen? —

Lieber Geßner! Wie wohl wird mir in meinem Grabe
n, wenn ich etwas dazu werde beygetragen haben, dieſe
ellen erkennen zu machen! Wie wohl wird es mir in
inem Grabe ſeyn, wenn ich es dahin bringe, Natur
Kunſt im Volksunterricht ſo innig zu vereinigen, als
jetzt gewaltſam in demſelben getrennt ſind! Ach! wie
ört es mein Innerſtes, Natur und Kunſt ſind in dem-
en nicht nur getrennt, ſie ſind in demſelben von böſen
nſchen bis zum Raſen unter ſich ſelber entzweyt.

Es iſt, wie wenn ein böſer Geiſt es unſerm Welttheil
unſerm Zeitalter ſeit Jahrhunderten aufgeſpart hätte,
mit der raffinirteſten Kunſt dieſer hölliſchen Tren-

mung zu beſchenken, um uns im philoſophiſchen Jahrhundert kraftloſer und elender zu machen, als je noch Selbſtbetrug, Anmaßung und Eigendünkel das Menſchengeſchlecht in irgend einem Weltheil und in irgend einem Zeitalter gemacht hat.

Wie gerne vergeſſe ich eine Welt, in der es ſo ausſieht! und wie wohl iſt mir in dieſer Lage der Dinge an der Seite meines lieben, kleinen Ludwigs, deſſen Launen mich ſelber noch zwingen, immer tiefer in den Geiſt der Anfangsbücher für die Unmündigen hineinzudringen. Ja, mein Freund, dieſe ſind es, die den eigentlichen Ausſchlag gegen den Unterrichtsunſinn unſers Zeitalters geben werden und geben müſſen. Ihr Geiſt wird mir immer klarer. Sie müſſen von den einfachſten Beſtandtheilen der menſchlichen Erkenntniſſe ausgehen; ſie müſſen die weſentlichſten Formen aller Dinge den Kindern tief einprägen; ſie müſſen früh und deutlich das erſte Bewußtſeyn der Zahl- und Maßverhältniſſe in ihnen entwickeln; ſie müſſen ihnen über den ganzen Umfang ihres Bewußtſeyns und ihrer Erfahrungen Wort und Sprache geben, und überall die erſten Stufen der Erkenntnißleiter, an die uns die Natur ſelber zu aller Kunſt und zu aller Kraft führet, umfaſſend ausfüllen.

Welch' eine Lücke macht uns der Mangel dieſer Bücher! Es mangelt uns nicht nur, inſofern wir es uns durch unſere Kunſt ſelber geben ſollten, es mangelt uns auch, in ſofern wir es uns nicht einmal geben ſollten. Auch ſein Geiſt, mit deſſen Leben uns die ganze Natur, ohne unſer Zuthun, ſelber umgiebt, auch dieſer Geiſt mangelt uns, und wir brauchen gegen uns ſelber Gewalt, indem wir durch unſere erbärmlichen Volksſchulen und durch ihre einſeitige Buchſtabenlehre die letzte Spur des Flammengriffels, mit dem ſie ihn in unſern Buſen prägen will, in uns ſelber auslöſchen.

Doch, ich lenke wieder in meinen Pfad.

Indem ich alſo auf der einen Seite den erſten Anſangspunkten der praktiſchen Mittel einer pſychologiſchen Entfaltungsweiſe der menſchlichen Kräfte und Anlagen, wie dieſe von der Wiege auf für die Bildung der Kinder usführbar und anwendbar wären, an ſich nachſpürte, uf der andern Seite aber zugleich Kinder zu unterrichten atte, die bis jetzt gleichſam ganz außer dem Kreis dieſer inſichten und Mittel gebildet und erzogen worden, kam natürlicherweiſe in meinem Thun in verſchiedenen ückſichten in Widerſpruch mit mir ſelbſt, und ergriff aßregeln und mußte Maßregeln ergreifen, die meinen rundſätzen und hauptſächlich den pſychologiſchen Reihengen in Sach- und Sprachkenntniſſen, an deren Faden Begriffe der Kinder entwickelt werden ſollten, geradezu gegen zu ſtehen ſchienen. Ich konnte nicht anders, ich ſte den Grad von Kraft, den ich bey ihnen nicht ünden konnte, ſo viel als ins Blinde ausforſchen. that es auch auf jede Weiſe, die mir möglich war, und ihn allenthalben, auch mitten unter dem Schutte der ten Verwahrloſung, intenſive ſehr viel weiter gebracht, es mir bey dem unbegreiflichen Mangel an aller ſtkenntniß und aller Kunſtkraft möglich zu ſeyn ſchien. weit als Menſchen Einfluß hatten, fand ich namenloſe Erſchlaffung; aber hinter dieſer Erſchlaffung war die Natur dennoch nicht getödtet. Ich habe es jetzt erfahren und darf es jetzt ſagen: es geht lange, es geht unbegreiflich lange, ehe der Irrthum und der Wahnſinn des Menſchengeſchlechts unſre Natur in eines Kindes Geiſt und in eines Kindes Herz ganz erſtickt hat. Es iſt ein Gott, der ein Gegengewicht gegen das Raſen wider uns ſelbſt in unſern Buſen gelegt hat. Das Leben und die Wahrheit der ganzen Natur, die unſer Daſeyn umſchwebt, unterſtützt dieſes Gegengewicht und das ewige Wohlgefallen des Schöpfers, der nicht will, daß das Heilige unſrer Natur in unſrer Schwäche und in unſrer Unſchuld verloren gehe, ſondern daß alle Kinder der Menſchen ſo weit mit Sicherheit zur Erkenntniß der Wahrheit und des Rechts gelangen, bis ſie der Würde ihrer innern Natur durch ſich ſelbſt verluſtig, durch ihre eigene Schuld und mit vollem Bewußtſeyn derſelben ſich in die Labyrinthe des Irrthums und an die Abgründe des Laſters verirren. Aber die große Mehrheit der Menſchen der Zeit wiſſen kaum mehr, was Gott für ſie that, und geben dem unermeßlichen Einfluß der Natur auf unſre Bildung kein Gewicht; ſie machen hingegen von jeder Armſeligkeit, die ſie krumm und dumm genug zum großen Thun derſelben hinzuſetzen, ein Aufheben, wie wenn ihre Kunſt alles und die Natur nichts am Menſchengeſchlechte thäte; und doch thut die Natur allein uns Gutes; ſie allein führt uns unbeſtechlich und unerſchüttert zur Wahrheit und Weisheit. Je mehr ich ihrer Spur folgte, mein Thun an das Ihrige anzuketten ſuchte, und meine Kräfte anſtrengte, ihrem Schritte Fuß zu halten, deſto mehr erſchien mir dieſer Schritt unermeßlich; aber eben ſo die Kraft des Kindes ihr zu folgen. Ich fand nirgends Schwäche, als in der Kunſt, zu benutzen, was da iſt; — und in mir ſelber, in ſo fern ich führen wollte, wo nicht zu führen, ſondern nur aufzuladen iſt auf einen Wagen, der die innern Kräfte ſeines Gehens in ſich ſelbſt hat, oder vielmehr, wo nur aus dem Innern des Kindes herauszuholen iſt, was in ihm ſelbſt liegt und nur n ihm angeregt und nicht in es hineingebracht werden darf. Ich beſann mich jetzt dreymal, ehe ich von etwas dachte, die Kinder können es nicht, und zehnmal, ehe ich ausſprach: es iſt ihnen unmöglich. Sie leiſteten, was mir ſelber für ihr Alter unmöglich ſchien. Ich ließ Kinder von drey Jahren den unſinnigſten Galimathias buchſtabiren, nur weil er unſinnig ſchwer war. Freund! Du haſt Kinder von nicht vier Jahren die längſten und ſchwerſten Sätze auswendig buchſtabiren gehört. Würdeſt du es nöglich geglaubt haben, wenn du es nicht geſehen? Eben o lehrte ich ſie ganze geographiſche Bogen, die mit den ärkſten Abbreviaturen geſchrieben waren, und die unbe- annteſten, nur mit ein Paar Buchſtaben bezeichneten, Worte zu einer Zeit leſen, wo ſie das Gedruckte kaum uchſtabirten. Du haſt die beſtimmte Richtigkeit, mit der e dieſe Bogen laſen und die unbedingte Leichtigkeit, mit er ſie dieſelben auswendig konnten, geſehen.

Ich verſuchte ſogar einigen ältern Kindern ſehr verwickelte nd ihnen ganz unverſtändliche Sätze aus der Naturlehre llmählig heiter zu machen. Sie lernten die Sätze durch

Vorſprechen und Leſen ganz auswendig, ſo auch die, dieſe Sätze auflöſenden Fragen. Es war im Anfange, wie alles katechiſiren, ein bloßes papagayenartiges Nachſprechen dunkler, unverſtandener Worte. Allein die ſcharfe Sonderung der einzelnen Begriffe, die beſtimmte Ordnung in dieſen Sonderungen und das bis zur Unvergeßlichkeit eingeprägte, tiefe Bewußtſeyn dieſer dunkeln, aber mitten in ihrem Dunkel einen Schatten von Licht und Erläuterung ſtrahlenden Worte, brachte ſie allmählig immer mehr zu einem Gefühl von Wahrheit und Einſicht über den vorliegenden Gegenſtand, die ſich, wie das Sonnenlicht aus dem dickſten Nebel, nach und nach herausſchieden.

Bey dieſem, im Dunkeln gehenden und irrige Maßregeln mit den heiterſten Anſichten meiner Zwecke vermiſchenden Gang dieſer Anfangsverſuche entwickelten ſich dennoch allmählig beſtimmtere Grundſätze über mein Thun in mir ſelber, und indem mir mit jedem Tag klarer wurde, daß man in den jüngern Jahren mit den Kindern gar nicht raiſonniren, ſondern ſich in den Entwicklungsmitteln ihres Geiſtes dahin beſchränken müſſe:

1. den Kreis ihrer Anſchauung immer mehr zu erweitern;
2. die ihnen zum Bewußtſeyn gebrachten Anſchauungen ihnen beſtimmt, ſicher und unverwirrt einzuprägen;
3. ihnen für alles, was Natur und Kunſt ihnen zum Bewußtſeyn gebracht hat und zum Theil zum Bewußtſeyn bringen ſoll, umfaſſende Sprachkenntniß zu geben; — indem mir, ſage ich, dieſe drey Ge-

ſichtspunkte mit jedem Tage beſtimmter werden, entwickelte ſich in mir eben ſo allmählig eine feſte Ueberzeugung

1. von dem Bedürfniß der Anſchauungsbücher für die erſte Kindheit;
2. von der Nothwendigkeit einer feſten und beſtimmten Erklärungsweiſe dieſer Bücher;
3. von dem Bedürfniß einer, auf dieſe Bücher und ihre Erklärungsweiſe gegründeten, Führung zu Namen und Wortkenntniſſen, die den Kindern geläufig gemacht werden müſſen, ſelbſt ehe noch der Zeitpunkt des Buchſtabirens mit ihm eintritt.

Der Vortheil des frühen und geläufigen Bewußtſeyns einer großen Nomenclatur iſt für die Kinder unſchätzbar. Der feſte Eindruck der Namen macht ihnen die Sache unvergeßlich, ſobald ſie zu ihrem Bewußtſeyn gebracht ſind, und das auf Wahrheit und Richtigkeit gegründete Zuſammenreihen der Namen entwickelt und erhält in ihnen das Bewußtſeyn vom wirklichen Zuſammengehören der Sachen. Die Vortheile dieſer Sache ſind progreſſiv. Man muß nur nie denken, weil das Kind von etwas nicht alles verſteht, ſo dient ihm gar nichts davon. Gewiß iſt es, wenn es mit und von dem ABC-lernen den Schall und Laut eines großen Theils ſelber einer wiſſenſchaftlichen Nomenclatur ſich eigen gemacht hat, ſo genießt es dadurch wenigſtens den Vorzug, den ein Kind, das in einem großen Geſchäftshauſe von der Wiege auf täglich mit den Namen von zahlloſen Gegenſtänden bekannt wird, in ſeiner Wohnſtube genießt.

Der menſchenfreundliche Fiſcher, der ähnliche Zwecke mit mir hatte, ſah meinen Gang von Anfang und ließ ihm Gerechtigkeit wiederfahren, ſo ſehr er von ſeiner eigenen Manier und von ſeinen eigenen Anſichten abſtand. Der Brief, den er über meine Verſuche an Steinmüllern geſchrieben, iſt in Rückſicht auf die Anſicht dieſes Gegenſtandes in dieſem Zeitpunkt merkwürdig. Ich will ihn mit einigen Bemerkungen hier beyfügen.

„Zur Beurtheilung von Peſtalozzis pädagogiſchen Unternehmungen kommt alles darauf an, daß man die pſychologiſche Baſis kenne, auf welcher ſein Gebäude ruht. Dieſe bewährt ſich gewiß, wenn gleich die Auſſenſeite des Baues noch manche Unebenheiten und Disproportionen darbietet. Viele dieſer Mängel erklären ſich aus dem empiriſch-pſychologiſchen Gange des Urhebers, aus ſeinen äuſſern Verhältniſſen, Schickſalen, Verſuchen und Erfahrungen. Es iſt faſt unglaublich, wie unermüdet er Experimente anſtellt, und da er — einige leitende Ideen ausgenommen — mehr nach denſelben, als vor denſelben philoſophirt, ſo muß er ſie zwar vervielfältigen, aber die Reſultate gewinnen dann auch an Sicherheit. Um indeß dieſe leztern gleichſam ins gewöhnliche Leben einzuführen, d. h. um ſie den Vorbegriffen, Verhältniſſen und Forderungen der Menſchen anzupaſſen, dazu bedarf er entweder liberaler, mit ihm einverſtandener Gehülfen, welche ihm die Formen ausprägen helfen, oder einer ſehr geraumen Friſt, ſie allmählig ſelber zu entdecken und durch ſie dem Geiſt,

„der ihn belebt, gleichſam einen Körper zu geben. Die „Grundſätze, auf welche ſich ſeine Methode ſtützt, ſind „etwa folgende:

(Dieſe nun folgenden fünf ſpeziellen Geſichtspunkte, die er Grundſätze meiner Methode nennt, ſind nichts anders, als einzelne Anſichten meiner Verſuche für meinen Zweck; als Grundſätze ſind ſie den Fundamentalanſichten untergeordnet, welche dieſelben in mir ſelbſt erzeugten.)

(Hier mangelt aber die erſte Anſicht des Zweckes, von dem ich ausgehe. Ich will nähmlich den Mängeln des gewohnten Schulunterrichts, vorzüglich in niedern Schulen, abhelfen und Formen für den Unterricht ſuchen, die dieſe Mängel nicht haben.)

1. „*Er will die Kräfte des Geiſtes intenſiv erhöhen, und nicht bloß extenſiv mit Vorſtellungen bereichern.*

„Dieſes hoft er auf mannigfaltige Art zu erreichen. Indem er Wörter, Erklärungen, Sätze und längere Perioden den Kindern laut und öfters vorſagt und ſie dieſelben nachſprechen läßt, ſo will er dadurch (neben dem beſtimmten einzelnen Zweck, den jeder dieſer Schritte hat) ihr Organ bilden, ihre Aufmerkſamkeit, ihr Gedächtniß üben. Aus dem nämlichen Grunde läßt er ſie, während der Uebung des Nachſprechens, mit dem Griffel auf Schiefertafeln zwanglos zeichnen oder Buchſtaben mahlen.

(Ich ließ ſie damals ſchon vorzüglich Linien, Winkel und Bogen zeichnen und ihre Definitionen auswendig lernen, und ging in den Maßregeln, die ich zum Schreibenlehren verſuchte, von dem Erfahrungsgrundſatze aus:

daß die Kinder mehrere Jahre früher zur Kenntniß der Proportionen und zur Führung des Griffels fähig ſeyen, als zur Führung der Feder und Verfertigung von kleinen Buchſtaben.)

„Zu dem Ende theilt er dünne Blättchen von durchſichtigem Horn an ſeine Schüler aus; auf dieſen Täfelchen ſind Striche und Buchſtaben eingegraben, und ihrer bedienen ſich die Lehrlinge um ſo viel leichter als Modelle, da ſie dieſelben auf die von ihnen gezeichneten Figuren legen, und vermöge der Durchſichtigkeit die gehörige Vergleichung anſtellen können. Eine gedoppelte Beſchäftigung in der gleichen Zeit iſt eine Vorbereitung auf tauſend Fälle und Arbeiten im Leben, wo ſich die Aufmerkſamkeit theilen muß, ohne ſich zu zerſtreuen. Arbeitsſchulen, z. B. gründen ſich ganz auf dieſe Fertigkeit.

(Ich hatte hierüber ſchon bey meinen Verſuchen vor dreyßig Jahren die entſcheidendſten Reſultate erhalten. Ich brachte ſchon damals Kinder während dem Spinnen zu einer Fertigkeit im Rechnen, der ich ſelbſt, ohne das leitende Papier vor mir zu haben, nicht folgen konnte. Es kommt aber alles auf die Pſychologie der Lehrform an. Das Kind muß die Handarbeit, die es mit dem Lernen treibt, vollkommen in ſeiner Gewalt haben, und das Penſum, das es neben der Arbeit alſo lernt, muß eben ſo in jedem Falle nur ein leichter Zuſatz zu dem ſeyn, was es ſchon kann.)

2. „Er knüpft ſeine Belehrungen ganz an die Sprache.

Eigentlich ſollte dieſes heißen: Er hält neben der wirklichen Anſchauung der Natur die Sprache

für das erſte Erkenntnißmittel unſers Geſchlechts. Ich ging hierüber von dem Grundſatze aus: Das Kind muß reden lernen, ehe es mit Vernunft zum Leſen geführt werden kann. Ich kettete aber auch die Kunſt, die Kinder reden zu lehren, an die Intuitionsbegriffe, die ihnen die Natur gibt und an diejenigen, die ihnen durch die Kunſt gegeben werden ſollen.)

„In der Sprache ſind in der That die Reſultate aller menſchlichen Fortſchritte niedergelegt; es kömmt nur darauf an, ſie auf ihrem Wege pſychologiſch zu verfolgen.

(Der Faden dieſes pſychologiſchen Verfolgens muß in der Natur der Sprachentwickelung ſelbſt geſucht werden. Der Wilde benennt zuerſt ſeinen Gegenſtand, dann bezeichnet er ihn, endlich verbindet er ihn, aber höchſt einfach, und kömmt erſt ſpät dahin, die wandelbaren Beſchaffenheiten deſſelben, nach Zeit und Verhältniſſen, durch Endungen und Verbindungen der Wörter, näher beſtimmen zu können. Nach dieſen Anſichten iſt es, nach welchen ich der Foderung Fiſchers, die Sprache auf ihrem Wege pſychologiſch zu verfolgen, ein Genüge zu thun ſuchen werde, welches ich unter der Rubrik: Sprache näher entwickeln will.)

„Er will mit den Kindern nicht raiſonnieren, bis er ihnen einen Vorrath von Wörtern und Redensarten geliefert hat, welche ſie an ihrer Sphäre anbringen, componiren und decomponiren lernen. Darum bereichert er ihr Gedächtniß mit einfachen Erklärungen ſinnlicher Gegenſtände, und lehrt ſo das Kind, das, was es umgibt, beſchreiben, alſo ſich von ſeinen Vorſtellungen Rechenſchaft geben, und ſo über dieſelben herrſchen, indem es ihrer, die ſchon in ihm lagen, erſt jetzt deutlich bewußt wird.

(Meine Meinung hierüber iſt dieſe: um die Kinder zur Vernunft und auf die Bahn einer ſelbſtſtändigen Denkkraft zu bringen, muß man ſo viel möglich verhüten, daß ſie ihr Maul nicht in den Tag hinein brauchen, und ſich nicht angewöhnen, ſich über Dinge zu prononciren, die ſie nur oberflächlich kennen. Ich glaube, der Zeitpunkt des Lernens iſt nicht der Zeitpunkt des Urtheilens; der Zeitpunkt des Urtheilens geht mit der Vollendung des Lernens, er geht mit der Reifung der Urſachen, um deren willen man urtheilt und urtheilen darf, an; und ich glaube, jedes Urtheil, das bey dem Individuum, das es ausſpricht, innere Wahrheit haben ſoll, müſſe aus einer umfaſſenden Kenntniß dieſer Urſachen ſo reif und vollendet herausfallen, als der gereifte Kern vollendet, frey und gewaltlos von ſelbſt aus der Schale herausfällt.)

„Mechaniſche Fertigkeiten und einen gewiſſen Takt im Sprechen bringt er ihnen bey, indem er Uebungen im leichtern Flektiren mit ihnen vornimmt.

(Dieſes Flektiren beſchränkte ſich blos auf Beſchreibungen ſinnlicher, ihnen bekannter Gegenſtände.)

„Ihre Freymüthigkeit gewinnt dabey ausnehmend, und wenn ſie in vielen Beyſpielen gewiſſe Formen der Beſchreibung haben kennen und gebrauchen gelernt, ſo bringen ſie in Zukunft tauſend ſich darbietende Gegenſtände in dieſelben und drücken ihren Erklärungen und Beſchreibungen das Gepräge der ſinnlichen Beſtimmtheit auf.

(Jetzt ſuche ich in Zahl, Maß und Sprache die allgemeinen und erſten Fundamente zu dieſem Zwecke.)

3. „Er ſucht zu allen Operationen des Geiſtes entweder Data oder Rubriken oder leitende Ideen zu liefern.

(Dieſes ſollte heißen: er ſucht im ganzen Umfange der Kunſt und Natur die Fundamentalpunkte, die Anſchauungsweiſen, die Thatſachen, welche durch ihre Beſtimmtheit und Allgemeheit als fruchtbare Mittel zur Erleichterung der Erkenntniß und Beurtheilung vieler ihnen untergeordneten und ſich an ſie anſchließenden Gegenſtände können benutzt werden, und ſo gibt er den Kindern Data, die ſie auf ähnliche Gegenſtände aufmerkſam machen; er rubricirt ihnen Reihenfolgen von analogen Begriffen, durch deren Beſtimmungen ihnen die ganzen Reihenfolgen der Gegenſtände geſondert und nach dem Weſen ihrer Unterſcheidungen deutlich gemacht werden.)

„Die Data, ſo zerſtreut ſie auch dargebothen werden, ſind auf einander berechnet. Es ſind Vorſtellungen, von denen eine auf die andere hinweiſt und die eben deswegen dem Geiſt, durch das Bedürfniß der Ergänzung und der erleichterten Zuſammenſtellung des Einzelnen, Forſchbegierde einflößen. Die Rubriken leiten zur Claſſification der aufzunehmenden Vorſtellungen; ſie bringen in die chaotiſche Maſſe deſſelben Ordnung; und das aufgeſtellte Fachwerk veranlaßt das Kind, deſto emſiger die einzelnen Fächer auszufüllen. Das gilt von den Hauptrubriken der Geographie, Naturgeſchichte, Technologie u. ſ. w. Ueberdieß kömmt die Analogie, welche in der Auswahl der Sachen herrſcht, dem Gedächtniß zu ſtatten. Die leitenden Ideen liegen in gewiſſen Aufgaben, welche an ſich der Gegenſtand ganzer Wiſſenſchaften ſind oder ſeyn können. Wenn dieſe Aufgaben, in ihre Beſtandtheile aufgelöst, dem Kinde verſtändlich vorgelegt, auf Data, die es ſchon hat, oder leicht findet, berechnet und zu Uebungen der Beobachtung benutzt werden, ſo führen dieſelben dahin, daß der kindliche Geiſt unabläßig an ihrer Auflöſung arbeitet. Die einfache Frage: was kann der Menſch aus den drey Naturreichen zu ſeiner Bekleidung benutzen? giebt ein Beyſpiel dieſes Ganges. Das Kind wird vieles, wovon es ahnet, daß es ihm einen Beytrag zur Auflöſung jener technologiſchen Aufgabe liefern könne, aus dieſem Geſichtspunkte betrachten und prüfen. Auf dieſe Art conſtruirt es ſich ſelbſt die Wiſſenſchaft, welche es erlernen ſoll. Freylich müſſen ihm die Materialien dazu auf alle Art dargeboten werden. — Zu den leitenden Ideen gehören auch Sätze, welche als praktiſche Maximen zuerſt nur dem Gedächtniſſe anvertraut werden, aber allmählig Kraft, Anwendung und Bedeutung erhalten, und eben dadurch ſich tiefer einprägen und beſſer bewähren.

4. „Er will den Mechanismus des Lehrens und Lernens vereinfachen. *) Was er in ſeine

---

*) Es iſt unſtreitig, daß der menſchliche Geiſt für die Eindrücke, die durch das Lernen erzielt werden, nicht in jeder Form, in der ſie ihm dargeſtellt werden, gleich empfänglich iſt. Die Kunſt, diejenigen Formen aufzufinden, die ſeine Empfänglichkeit am meiſten reizen, iſt der Mechanismus der Lehrart, die jeder Lehrer in der freyen Natur außerforſchen und ihr zum Behuf der Kunſt ablernen ſoll.

Lehrbücher aufnimmt und aus ihnen den Kindern will beygebracht wiſſen, ſoll ſo einfach ſeyn, daß jede Mutter und päterhin jeder Lehrer bey einem Minimum von Fähigeit zum Unterrichten daſſelbe faſſen, vorſagen, erklären und zuſammen ſtellen könne. Inſonderheit wünſcht er den Müttern, durch erleichterten Sprech- und Leſeunterricht, ie erſte Bildung ihrer Kinder angenehm und angelegen zu machen, und ſo, wie er ſich ausdrückt, das Bedürfniß der Elementarſchulen allmählig aufzuheben und durch eine verbeſſerte häusliche Erziehung dieſelben zu ergänzen. Er will eben deswegen mit Müttern Verſuche anſtellen, ſo bald ſeine Lehrbücher gedruckt ſeyn werden, und es iſt zu hoffen, daß die Regierung durch kleine Prämien mitwirken werde.

Ich weiß die Schwierigkeiten dieſes Geſichtspunktes. Man ſchreyt allgemein, die Mütter werden ſich nicht bereden laſſen, zu ihrem Wiſchen und Waſchen, zu ihrem Stricken und Nähen und zu allen Mühſeligkeiten ihrer Pflichten und zu allen Zerſtreuungen ihrer Zeit-Lebensweiſe noch eine neue Arbeit zu übernehmen; und ich mag antworten wie ich will: es iſt keine Arbeit; es iſt ein Spiel; ſie raubt ihnen keine Zeit, indem ſie ihnen vielmehr die Leerheit von tauſend ſie drückenden Augenblicken ausfüllt. Man hat hierfür keinen Sinn, und antwortet mir immer: ſie werden nicht wollen! Allein der Pater Bonifazius, der im Jahr 1519 dem guten Zwingli auch ſagte: es geht nicht, die Mütter werden in Ewigkeit nicht mit ihren Kindern in der Bibel leſen, ſie werden in Ewigkeit nicht alle Tage ihren Morgen- und

Abendſegen mit ihnen beten, fand doch im Jahr 1522, daß ſie es thaten, und ſagte daſelbſt: ich hätte es nicht geglaubt! Ich bin meiner Mittel ſicher, und ich weiß und hoffe wenigſtens, ehe ich noch begraben ſeyn werde, wird hie und da ein neuer Pater Bonifazius in dieſer Angelegenheit reden wie im Jahr 1522 der Alte. Ich mag wohl warten; es wird dem Pater ſchon kommen.)

„Mit dieſem Grundſatz hängt der fünfte zuſammen: Er will die Wiſſenſchaften populariſiren.

(D. h. Er will den Punkt von Einſicht und Denkkraft, den alle Menſchen für ein ſelbſtſtändiges und weiſes Leben bedürfen, allgemein zu erzielen ſuchen. Nicht zwar, um die Wiſſenſchaften, als ſolche, zum trügenden Spielwerke der Brod bedürfenden Armuth zu machen; aber hingegen die Brod bedürfende Armuth durch die erſten Fundamente der Wahrheit und der Weisheit von der Gefahr befreyen, das unglückliche Spielwerk ihrer eignen Unwiſſenheit ſowohl als der Schlauheit anderer zu ſeyn.)

„Dieſes ſoll erzielt werden durch die Anlage der Lehrbücher, welche ſchon die Hauptbeſtandtheile der Wiſſenſchaften in wohl gewählten Worten und Sätzen enthalten und gleichſam die ungeheuern Steine liefern ſollen, aus denen ſpäterhin das Gewölbe leicht zuſammengefügt werden kann.

(Ich würde mich hierüber lieber ſo ausgedrückt haben: Dieſes ſoll vorzüglich durch die Vereinfachung der Anfangspunkte des menſchlichen Unterrichts und dem lückenloſen Fortſchreiten zu allem dem, wodurch ſich die Individual-Erkenntniß eines jeden einzelnen Menſchen bereichern läßt, erzielt werden. Die Lehrbücher ſelbſt ſollen nichts anders ſeyn, als ein *künſtliches Anſchließen des Unterrichts* in allen Fächern an das, was die *Natur* zur Entwicklung derſelben für den Menſchen in allen Lagen und in allen Verhältniſſen ſelbſt thut. Sie ſollen nichts ſeyn, als ein künſtliches Vorbereiten der Kräfte, die der Menſch zur ſichern Benutzung deſſen, was die Natur in allen Fächern zu ſeiner Entwicklung ſelbſt thut, nöthig hat.)

„Ferner ſoll dieſes durch die Theilung und den wohlfeilen Verkauf der Lehrbücher erreicht werden. Kurz und vollſtändig ſollen ſie in einer Reihenfolge ſich auf einander beziehen und ein Ganzes ausmachen; dabey aber dennoch einzeln für ſich beſtehen und einzeln verbreitet werden können. Zu dem nämlichen Behuf wird er Landkarten, geometriſche Figuren u. ſ. w. durch Holzſtiche um äuſſerſt niedrige Preiſe vervielfältigen laſſen. Den Ertrag von dieſen Schriften beſtimmt er, nach Abzug der Koſten, zur Vervollkommnung ſeines Unternehmens, d. h. zur praktiſchen Ausübung in einem anzulegenden Inſtitute, Schul oder Waiſenhaus.

(Dieß iſt zu viel geſagt. Ich vermag es nicht, den Ertrag von Schriften, die das Reſultat meines ganzen Lebens und meiner ökonomiſchen Aufopferungen, die ich in dieſer Hinſicht machte, ſind, *ganz, mit bloßem Abzug der Druckkoſten, dem Publikum zu verehren.* Aber ungeachtet aller mannigfaltigen Aufopferungen, die ich bis jetzt ſchon dieſes meines Zweckes wegen gemacht habe, will ich doch noch, in ſofern die Regierung oder Partikularen mir die Errichtung eines Waiſenhauſes nach meinen Grundſätzen möglich machen, fortfahren, bis an mein Grab, neben der gänzlichen Aufopferung meiner Zeit und meiner Kräfte, auch noch den größern Theil des Ertrags meiner Schulſchriften für dieſen Zweck hinzugeben.)

„Für den Schulunterricht inſonderheit ſoll gewonnen werden, daß der Lehrer, bey einem angenommenen Minimum von Kraft, nicht nur nicht ſchaden, ſondern ſogar zweckmäßig fortſchreiten könne.

(Dieß iſt weſentlich. Ich glaube, es ſey nicht daran zu gedenken, mit dem Volksunterricht allgemein einen Schritt weiter zu kommen, ſo lange man nicht Unterrichtsformen gefunden, die den Lehrer, wenigſtens bis zur Vollendung der Elementarkenntniſſe, zum bloßen mechaniſchen Werkzeug einer Methode machen, deren Reſultate durch die Natur ihrer Formen und nicht durch die Kunſt des ſie leitenden Mannes hervorquellen müſſen. Ich nehme beſtimmt an, ein Schulbuch ſey nur in ſo weit gut, als es ein ununterrichteter Schulmeiſter beinahe eben ſo gut als ein unterrichteter und talentreicher und wenigſtens zur Nothdurft genugſam wohl gebrauchen kann. Es muß weſentlich ſo eingerichtet ſeyn, daß der ununterrichtete Mann und ſelbſt die Mutter am Faden deſſelben genugſame Handbiethung finden, um in der progreſſiven Kunſtentwicklung, zu der ſie das Kind führen ſollen, immer einen Schritt weiter zu ſeyn als das Kind ſelbſt. Mehr braucht es nicht; und mehr werdet ihr, wenigſtens Jahrhunderte noch, der Maſſe der Schulmeiſter nicht geben können. Aber man baut Schlöſſer in die Luft und brüſtet ſich mit Ideen von Vernunft und Selbſtſtändigkeit, die nur auf dem Papier ſind, und in den wirklichen Schulſtuben mehr als ſelbſt auf Schneider- und Weberſtühlen mangeln. Doch — man zählt auch bey keinem Handwerk auf das Maulbrauchen wie bey dieſem; und wenn man berechnet, wie lange jetzt ſchon auf dieſes Maulbrauchen gezählt worden, ſo fällt der Zuſammenhang dieſes Irrthums, mit den Urſachen, woraus er entſpringt, auf.)

Ferner ſoll in dieſer Hinſicht gewonnen werden: „Daß viele Kinder auf einmal gleichmäßig unterrichtet, die Nacheiferung geweckt und die wechſelſeitige Mittheilung des Erworbenen unter den Schülern ſelbſt erleichtert werden könne; und daß die bisherigen Umwege zur Bereicherung des Gedächtniſſes durch andere Künſte, z. B. durch Analogie des Beyzubringenden, Ordnung, erhöhte Aufmerkſamkeit, Lauthersagen und andere Uebungen vermieden und verkürzt werden.“

So weit Fiſcher. Sein ganzer Brief zeichnet den edeln Mann, der die Wahrheit, auch wenn ſie im Nachtgewande erſcheint, und ſogar, wenn ſie mit wirklichem Schatten umgeben erſcheint, ehret. Er war in Stanz von dem Anblick meiner Kinder hingeriſſen und widmete ſeit dem Eindrucke, den dieſer Anblick auf ihn machte, allem meinem Thun wahre Aufmerkſamkeit.

Aber er ſtarb, ehe mein Verſuch zu einer Reife gedieh, in welcher er mehr darin erblicken konnte, als er wirklich darin erblickte. Mit ſeinem Tode begann für mich eine neue Epoche.

Ich ermüdete in Burgdorf bald, wie in Stanz. Freund! Wenn du jemals einen Stein nicht ohne Hülfe zu heben vermagſt, ſo probire es auch keine Viertelſtunde ohne dieſe Hülfe. Ich that ohne Vergleich mehr, als ich ſchuldig war, und man glaubte, ich ſey mehr ſchuldig, als ich that. Meine Bruſt war von dem unabläßigen Schulhalten vom Morgen bis in die Nacht ſo angegriffen, daß ich abermals das Aeuſſerſte gefährdete.

In dieſer Lage war ich, als Fiſchers Tod den Schulmeiſter Krüſi an meine Hand brachte, durch den ich auch Tobler und Buß, die ſich einige Wochen ſpäter mit mir vereinigten, kennen lernte. Ihre Vereinigung mit mir rettete mir das Leben, und bewahrte mein Unternehmen vor einem unzeitigen Abſterben, ehe es noch zum Leben gedieh. Indeſſen war die Gefahr für dieſes leztere noch immer ſo groß, daß mir in den Augenblicken, die hierüber entſchieden, nichts übrig blieb, als ökonomiſch, und ich möchte ſogar ſagen, ſittlich das Aeuſſerſte zu wagen. Ich war auf den Punkt getrieben, auf dem die Vollendung eines Traums, der mein Leben verſchlang, in mir ſelbſt ein Werk der Verzweiflung wurde, und mich zu einer Gemütsſtimmung und zu einer Handlungsweiſe verleitete, die an ſich ſelbſt und wirthſchaftlich betrachtet beynahe das Gepräge des Unſinns an ihrer Stirne trug, indem ich durch die Gewaltſamkeit meiner Lage und das ewige Dauern meines Unglücks und meines Unrechtleidens, das den Mittelpunkt meines Strebens berührte, in die Tiefen innerer Verwilderung herabſank, eben in den Augenblicken, in denen ich äußerlich anfing, mich meinem Ziele wirklich zu nähern.

Die Hülfe, die ich im ganzen Umfange meiner Zwecke von dieſen Männern genieße, wird mich ökonomiſch und ſittlich mir ſelbſt wiedergeben. Der Eindruck, den meine Lage ſowohl als mein Thun auf ſie machte, und die Folgen ihrer Verbindung mit mir, ſind in Rückſicht auf meine Methode ſelbſt zu wichtig, und geben für das Innere ihrer pſychologiſchen Fundamente zu viel Licht, als daß ich den ganzen Gang ihrer Anſchließung an mich mit Stillſchweigen übergehen könnte.

Krüſi, den ich zuerſt kennen lernte, brachte ſeine Jugend mit ſehr verſchiedenartigen Geſchäften hin, und genoß dadurch vielſeitige Uebungen, die in den gemeinern Ständen ſo oft die Fundamente höherer Geiſtesbildung entwickeln, und Menſchen, die ſie von Kindesbeinen auf genießen, vielſeitig zu einer allgemeinern und umfaſſendern Brauchbarkeit emporheben.

Schon in ſeinem zwölften und dreyzehnten Jahr ſchickte ihn ſein Vater, der einen kleinen Handel trieb, oft mit ſechs bis acht Dublonen mehrere Stunden weit, um Waaren einzukaufen, womit er etwas Bothengehen und Commiſſionenmachen vereinigte. Nachher beſchäftigte er ſich nebſt dieſem mit Weben und Taglöhnerarbeit. In ſeinem achtzehnten Jahre nahm er auf Gaiß, ſeinem Geburtsorte, den Schuldienſt an, und zwar ohne alle Vorbereitung. Er kannte damals, wie er jezt ſelbſt ſagt, die erſten grammatikaliſchen Unterſcheidungszeichen nicht einmal ihrem Namen nach; von allem Weitern könnte nicht die Rede ſeyn, weil er nie einen andern Unterricht, als den einer gewöhnlichen ſchweizeriſchen Dorfſchule genoß, der einzig auf Leſen, Vorſchriftenabmahlen und Auswendiglernen des Katechismus u. dgl. eingeſchränkt war. Aber er liebte den Umgang mit Kindern, und hofte, daß ihm dieſer Poſten ein Mittel ſeyn könne, ſelbſt zu Bildung und Kenntniſſen zu gelangen, deren Mangel er bey ſeinem Bothenweſen ſchon drückend fühlte. Da man ihm bey demſelben bald diſtillirte, bald präparirte Sachen, bald Salmiak, bald Borax und hundert andere Dinge zu kaufen auftrug, deren Namen er in ſeinem Leben nie gehört hatte, wobey er zugleich keinen noch ſo unbedeutenden Auftrag vergeſſen durfte und für jeden Heller verantwortlich ſeyn mußte, ſo mußte es ihm nothwendig auffallen, wie vortheilhaft es für jedes Kind ſeyn müſſe, im Schreiben, Rechnen, Leſen, allen Arten von Kopfübungen und ſelbſt im Redenlernen in der Schule ſo weit gebracht zu werden, als er jezt fühlte, daß er um ſeines armſeligen Berufs willen hätte gebracht werden ſollen.

Schon in den erſten Wochen hatte er bis hundert Schüler. Aber die Aufgabe, dieſe Kinder alle gehörig zu beſchäftigen, was ſie lehren, und wie ſie in Ordnung zu halten, war über ſeine Kräfte. Er kannte bis jezt keine Art von Schulhalten, als das Aufgeben zum Buchſtabiren, Leſen und Auswendiglernen; das Aufſagen der Reihe nach und das Züchtigen mit der Ruthe, wenn ſie das Aufgegebene nicht gelernt hatten. Aber er wußte doch auch aus eigener Jugenderfahrung, daß bey dieſer Art des Schulhaltens die meiſten Kinder den gröſſern Theil der Schulzeit müßig ſitzen und eben deswegen auf allerley Thorheiten und Unſittlichkeiten fallen müſſen; daß alſo auf dieſe Art ihre koſtbarſte Bildungszeit umſonſt verſtreicht und die Vortheile des Lernens den ſchädlichen Folgen nicht einmal das Gleichgewicht halten können, die ein ſolches Schulhalten nothwendig haben muß.

„Der Pfarrer Schieß, der mit Thätigkeit dem alten Unterrichtsſchlendrian entgegen arbeitete, half ihm die erſten acht Wochen Schule halten. Sie theilten gleich Anfangs die Schüler in drey Klaſſen. Dieſe Eintheilung und der Gebrauch neuer Leſebücher, die kurz vorher in der Schule eingeführt waren, machten es möglich, mehrere Kinder zuſammen im Buchſtabiren und Leſen zu üben und alſo mehr als vorher geſchehen konnte, alle zu beſchäftigen.

Auch lieh er ihm die nothwendigſten Schulbücher zu ſeiner Bildung, und eine gute Vorſchrift, die er wohl hundertmal abſchrieb, um ſeine Handſchrift danach zu bilden; und ſo war er bald im Stande, den Hauptforderungen der Eltern ein Genüge zu leiſten. Aber ihn ſelbſt befriedigte dieß nicht. Er wollte ſeine Schüler nicht bloß im Leſen und Schreiben unterrichten, ſondern auch ihren Verſtand bilden.

Das neue Leſebuch, das der Herr Pfarrer in ſeiner Gemeinde einführte, enthielt Religionslehren in Aufſätzen und Bibelſprüchen; Sätze aus der Naturlehre und Naturgeſchichte, Geographie, Landesverfaſſung u. ſ. w. Bey der Uebung im Leſen deſſelben ſah Krüſi ſeinen Pfarrer über jeden Abſchnitt, der geleſen wurde, einige Fragen an die Kinder machen, um zu ſehen, ob ſie das, was ſie geleſen, auch gefaßt hätten. Krüſi verſuchte das Nehmliche und brachte es dahin, den Inhalt des Leſebuchs den meiſten Schülern vollkommen geläufig zu machen. Dieſes aber gelang ihm beſtimmt nur darum, weil er, wie der gute Hübner, ſeine Fragen den ſchon im Buche ſtehenden Antworten anpaßte; und keine andere Antwort erwartete und forderte, als wörtlich diejenigen, die im Buche ſchon da ſtanden, ehe die Frage, die ſie eigentlich hervorbringen ſollte, ausgeheckt war. Es gelang ihm beſtimmt dadurch, daß er in das Katechiſiren ganz und gar keine wirkliche Verſtandesübung hineinbrachte. Man muß hier aber auch bemerken, die urſprüngliche Unterrichtsweiſe, die man katechiſiren heißt, war nichts weniger als eine eigentliche Verſtandesübung; es iſt eine bloße Wortanalytik verwirrt vorliegender Sätze, und hat in ſo weit als Vorbereitungsgeſchäft zur allmähligen Klarmachung der Begriffe das Verdienſt, daß es die getrennten Wörter und Sätze, dem Kinde unverwirrt zur feſtern Anſchauung, einzeln vor Augen legt. Das Sokratiſiren hingegen iſt erſt in unſern Tagen mit dieſem Katechiſiren, das ſich urſprünglich bloß auf religiöſe Gegenſtände bezog, vermiſcht worden.

Der Pfarrer ſtellte Krüſis alſo katechiſirte Kinder ſeinen ältern Katechumenen als Beyſpiel vor. Aber nachher ſollte Krüſi wirklich in das damalige Zeit- und Modegeſchäft der Vermiſchung der beſchränkten Wortanalytik, die man Katechiſiren heißt, mit dem Sokratiſiren, das eine höhere Behandlung des Gegenſtands anſpricht, hineingehen; aber dieſe Vermiſchung führt ihrer Natur nach nicht weiter als zur Quadratur des Zirkels, die ein Holzhacker mit dem Beil in der Hand auf einem hölzernen Brette verſucht; es geht nicht. Der ungebildete, oberflächliche Menſch ergründet die Tiefen nicht, aus denen Sokrates Geiſt und Wahrheit herausſchöpfte; daher iſt es auch natürlich, daß das Geſchäft jetzt nicht mehr gehen wollte. Es mangelte ihm an dem Fundamente des Fragens, und den Kindern an einem Hintergrunde zu Antworten. Sie hatten auch keine Sprache mehr für das, was ſie nicht wußten, und keine Bücher, die ihnen auf die verſtandene oder nicht verſtandene Frage immer eine beſtimmte Antwort in den Mund legten.

Indeſſen fühlte Krüſi den Unterſchied dieſer ſo ungleichen Geſchäfte noch nicht heiter. Er wußte noch nicht, daß das eigentliche Katechiſiren und vorzüglich das Katechiſiren über abſtrakte Begriffe außer den Sonderungsvortheilen der Worte und dem Takt in den analytiſchen Formen, den es vorbereitet, an ſich ſelbſt nichts iſt, als ein papagayenartiges Nachſprechen unverſtandener Töne; das Sokratiſiren aber weſentlich für Kinder unmöglich, denen beydes der Hintergrund der Vorkenntniſſe und das äuſſerliche Mittel der Sprachkenntniſſe mangelte. Er that ſich auch in ſeinem Urtheil über dieſes Fehlſchlagen Unrecht; er glaubte, es fehle gänzlich nur an ihm, und wähnte, ein jeder guter Schulmeiſter müſſe im Stande ſeyn, über alle Arten von religiöſen und moraliſchen Begriffen durch Fragen richtige und beſtimmte Antworten aus den Kindern herauszulocken.

Er war eben in die Modezeit des Sokratiſirens oder vielmehr in die Epoche hineingefallen, in welcher dieſe erhabene Kunſt ſo viel als allgemein in eine Afterkunſt verſunken und durch Vermiſchung der Kapuziner- und Schulmeiſterformen des Katechiſirens verhunzt und entwürdigt wurde. Man träumte in dieſem Zeitpunkt von dieſer Art den Verſtand alſo herauszulocken und aus dem eigentlichen Nichts hervorzurufen Wunder; ich denke aber, man iſt jetzt am Erwachen aus dieſem Traume.

Krüſi ſchlief noch feſt in demſelben; er war aber auch hart darin eingewiegt, ſonſt würde es mich wundern, wenn der Appenzeller es bey einem leichten Aufwecken nicht ſelbſt gemerkt hätte, daß ſelbſt der Habicht und der Adler den Vögeln keine Eyer aus den Neſtern nehmen, wenn dieſe noch keine hineingelegt haben. Er wollte mit Gewalt eine Kunſt lernen, die ihm ſo weſentlich zu ſeinem Berufe ſchien. Und da er jetzt bey Anlaß der auswandernden Appenzeller eine Gelegenheit fand, zu Fiſchern zu kommen, ſo wurden ſeine Hoffnungen über dieſen Gegenſtand von neuem geſpannt. Auch that Fiſcher alles, ihn nach ſeiner Anſicht zum gebildeten Schulmeiſter zu machen. Allein nach meinem Urtheile hat er hierin den Verſuch, ihn in die Lüfte einer oberflächlichen Katechiſirkunſt hinaufzuheben, der Arbeit ihm die Fundamente der Sachen, über die er katechiſiren ſollte, heiter zu machen, ein wenig zu ſtark vorhergehen laſſen.

Krüſi ehrt ſein Andenken und redet nur mit Achtung und Dankbarkeit von ſeinem Wohlthäter und Freund. Aber die Wahrheitsliebe, die auch mich an Fiſchers Herz band, fordert, daß ich keine Anſicht und keinen Umſtand über dieſen Gegenſtand im Dunkeln laſſe, der mehr oder weniger dazu beytrug, bey mir und meinen Gehülfen die Geſinnungen und Urtheile zu entwickeln, die uns jetzo über dieſen Gegenſtand vereinigen. Darum darf ich nicht verſchweigen, indem Krüſi die Leichtigkeit bewunderte, mit der Fiſcher über eine Menge Gegenſtände eine große Anzahl Fragen in Bereitſchaft hielt, und ſich Hoffnung machte, mit Zeit und Fleiß es einſt dahin zu bringen, über alle Hauptgegenſtände der menſchlichen Erkenntniß ebenſo eine, für ihre Erheiterung genugthuende, Anzahl von Fragen zuſammenzubringen, konnte er ſich es doch je länger je weniger verhehlen, wenn ein Schulmeiſterſeminarium eine Sache ſey, die einen jeden Dorfſchulmeiſter zu dieſer Höhe der Fragekunſt emporheben müſſe, ſo könnte es mit einem ſolchen Seminarium ein mißliches Ding ſeyn.

Je mehr er mit Fiſcher arbeitete, deſto größer ſchien ihm der Berg, der vor ihm ſtand, und deſto weniger fühlte er die Kraft in ſich, die er ſah, daß es fordere, ſeinen Gipfel zu erſteigen. Da er mich aber ſchon in den erſten Tagen ſeines Hierſeyns mit Fiſcher über Erziehung und Volksbildung reden hörte, und ich mich beſtimmt gegen das Sokratiſiren unſerer Candidaten erklärte, mit der Aeußerung, ich ſey gar nicht dafür, das Urtheil der Kinder über irgend einen Gegenſtand vor der Zeit ſcheinreif zu machen, ſondern vielmehr daſſelbe ſo lange als möglich zurückzuhalten, bis ſie jeden Gegenſtand, über den ſie ſich äuſſern ſollten, von allen Seiten und unter vielen Umſtänden ins Auge gefaßt, und mit den Worten, die das Weſen und die Eigenſchaften derſelben bezeichnen, unbedingt bekannt ſeyen: ſo fühlte Krüſi ſogleich, daß ihm beſtimmt dieſes ſelber mangle, und daß er folglich eben dieſer Führung bedürfe, die ich meinen Kindern zu geben gedachte.

Indem Fiſcher auf ſeiner Seite alles that, ihn in mehrere Fächer der Wiſſenſchaften hineinzuführen, um ihn vorzubereiten, über dieſelben Unterricht geben zu können, fühlte Krüſi täglich mehr, daß es mit ihm auf dem Bücherwege nicht gehen wolle, indem es ihm allenthalben an den unterſten Punkten der Sach- und Sprachkenntniſſe fehle, deren mehr oder minder vollſtändige Kenntniß dieſe Bücher vorausſetzen. Auch wurde er in der für ihn ſo glücklichen Selbſtkenntniß immer mehr beſtärkt, da er die Wirkung des Zurückführens meiner Kinder auf die erſten Punkte der menſchlichen Erkenntniſſe, und mein geduldiges Ausharren auf dieſen Punkten, vor Augen ſah. Dieſes änderte ihm die ganze Anſicht des Unterrichts und aller Fundamentalbegriffe, die er ſich davon machte. Er ſah jetzt, daß ich durch alles, was ich that, mehr die intenſive Kraft des Kindes zu entwickeln als die iſolirten Reſultate meines einzelnen Thuns ſelbſt hervorzubringen ſuche; und war durch die Wirkung dieſes Grundſatzes in dem ganzen Umfange meiner Entwicklungsmanier überzeugt, daß dadurch bey den Kindern Fundamente von

Einſichten und weitern Fortſchritten gelegt werden, die auf keine andere Weiſe erzielt werden können.

Indeſſen fanden die Endzwecke Fiſchers zur Errichtung eines Schulmeiſterſeminariums Hinderniſſe, und er ward wieder in das Büreau des Miniſters der Wiſſenſchaften berufen, behielt ſich aber doch vor, für ſein Seminarium beſſere Zeiten zu erwarten, und indeſſen die Schulen in Burgdorf auch in ſeiner Abweſenheit zu dirigiren. Sie ſollten umgemodelt ſeyn, und bedurften es, aber er hatte bey ſeiner Anweſenheit und bey Aufwendung aller ſeiner Kraft und Zeit dazu nicht einmal den Anfang machen können; und hätte dieſes in Abweſenheit und mitten unter heterogenen Beſchäftigungen gewiß nicht bewerkſtelligen können. Krüſis Lage war indeſſen durch Fiſchers Abweſenheit noch mehr geſpannt. Er fühlte ſich dem, was Fiſcher von ihm erwartete, ohne ſeine perſönliche Gegenwart und Mithülfe, immer weniger gewachſen. Auch äußerte er bald nach Fiſchers Abweſenheit gegen ihn und mich den Wunſch, ſich mit ſeinen Kindern an meine Schule anzuſchließen. Aber ſo ſehr ich auch Hülfe bedurfte, die mir durchaus mangelte, ſo lenkte ich s damals doch ab, weil ich Fiſchern, der fortdauernd Endzwecke für ſein Seminarium zeigte und an Krüſi nhänglich war, nicht kränken wol[illegible] Er ward aber bald arauf krank, und Krüſi eröffnete ihm die Nothwendigit dieſer Vereinigung in der letzten Stunde, da er mit m redete. Ein liebreiches Kopfnicken war die Antwort s Sterbenden. Sein Andenken wird mir ſtets ſchätzbar yn. Er ging mit mir gleichen Zwecken mit Anſtrengung und edlem Sinne entgegen. Hätte er gelebt und die Reifung meiner Erfahrungen abwarten können, wir hätten uns gewiß allgemein vereiniget.

Nach Fiſchers Tode trug ich ſelbſt auf die Vereinigung von Krüſis Schule mit der meinigen an, und wir ſahen uns jetzt beyderſeits in unſern Lagen merklich erleichtert; auf der andern Seite aber erhöhten ſich die Schwierigkeiten meines Plans eben ſo merklich. Ich hatte ſchon von Burgdorf Kinder ungleich im Alter, in der Bildung und in den Sitten; das Hinzukommen der Kinder aus den kleinen Kantonen vermehrte die Schwierigkeiten um ſo mehr, da dieſe letztern neben ähnlichen Ungleichheiten noch eine Naturfreyheit im Denken, Fühlen und Reden in meine Schulſtube brachten, die verbunden mit Inſinuationen gegen meine Methode den Mangel einer feſten Organiſation meiner Lehrart, die noch als bloßer Probeverſuch anzuſehen war, mit jedem Tage drückender machten. Ich bedurfte in meiner Lage einen unbedingten Spielraum zu meinen Verſuchen, und alle Augenblicke ließen mir Partikularen Wegweiſungen zukommen, wie ich es anſtellen ſollte, die Kinder, die ſie mir zuſandten, zu lehren. An einem Orte, wo man ſonſt ſeit Menſchenaltern gewohnt war, in Unterrichts- und Lehrſachen mit ſehr Wenigem zufrieden zu ſeyn, forderte man jetzt von mir, daß eine Lehrmethode, die alle Fundamente des menſchlichen Wiſſens umfaßte, aber auch auf frühern Einfluß und auf kleinere Kinder berechnet war, bey Kindern, die bis ins zwölfte, vierzehnte Jahr in der gedankenloſeſten Bergfreyheit verhärtet und noch dazu gegen die Lehrart mißtrauiſch gemacht worden, dennoch allgemein und unbedingt eine große Wirkung hervorbringen ſollte. Das geſchah freylich nicht, und man erkannte aus dieſer Wirkung, die Methode ſey nichts nütze. Man verwechſelte ſie mit einer gemeinen Abänderung im ABClehren und Schreiben. Meine Endzwecke, in allen Fächern der menſchlichen Kunſt und des menſchlichen Wiſſens feſte und ſichere Fundamente zu ſuchen, mein Streben, die innere Kraft der Kinder einfach und allgemein für jede Kunſt zu ſtärken und mein ruhiges und gleichgültigſcheinendes Erwarten der Folgen von Maßregeln, die ſich allmählich aus ſich ſelber entwickeln ſollten — das waren ſpaniſche Schlöſſer. Man ahnete nichts und ſah nichts von allem; im Gegentheil, wo ich Kraft bildete, da fand man Leerheit. Man ſagte: die Kinder lernen nicht leſen, juſt darum, weil ich ſie recht leſen lehrte; man ſagte: ſie lernen nicht ſchreiben, juſt darum, weil ich ſie recht ſchreiben lehrte; und endlich ſogar, ſie lernen nicht fromm ſeyn, juſt darum, weil ich alles that, die erſten Hinderniſſe der Frömmigkeit, die in der Schule gelegt werden, aus dem Wege zu räumen, und namentlich widerſprach, daß das [illegible]pagayenartige Auswendiglernen des Heidelbergers die eigentliche Lehrart ſey, nach welcher der Heyland der Welt das Menſchengeſchlecht zur Gottesverehrung und zu ſeiner Anbethung im Geiſt und in der Wahrheit emporzuheben geſucht habe. Es iſt wahr, — ich habe es ohne Scheu geſagt, Gott iſt nicht ein Gott, dem Dummheit und Irrthum, Gott iſt nicht ein Gott, dem Heucheley und Maulbrauchen gefällt.

Ich habe es ohne Scheu geſagt, die Sorgfalt, die Kinder richtig denken, fühlen und handeln zu lehren und die Segnungen des Glaubens und der Liebe in ſich ſelber zu beleben und zu genießen, ehe man ihnen die Gegenſtände der poſitiven R[illegible]on und ihre ewig nie erörterte Streitpunkte als Mittel der Verſtandesbildung und der Geiſtesübung ins Gedächtniß bohrt, ſey nicht wider Gott und nicht wider die Religion. Aber ich darf den Mißverſtand, dem ich beynahe unterlegen bin, den Leuten dennoch nicht übel nehmen; ſie meinten es doch gut, und ich begreife vollkommen, daß bey den Charlatanerien unſrer Erziehungskünſte mein rohes Streben nach einem neuen Gang Menſchen hat täuſchen müſſen, die, wie viele andere, einen Fiſch in ihrem Teiche lieber ſehen, als einen See voll Karpfen hinter dem Berge.

Indeſſen gieng ich meinen Weg, und Krüſi ſtärkte ſich an meiner Seite immer mehr.

Die Hauptgeſichtspunkte, in denen er ſchnell zur Ueberzeugung gelangte, die aber gar nicht als gereifte Erziehungswahrheiten, ſondern nur als Anfangsanſichten ſich immer mehr und immer beſtimmter entfaltender Erziehungsgrundſätze entwickelten, ſind vorzüglich dieſe:

1. daß durch eine, bis zur Unvergeßlichkeit eingeprägte, gutgereihte Nomenclatur ein allgemeines Fundament zu allen Arten von Kenntniſſen gelegt werden könne, an deſſen Faden Kinder und Schulmeiſter ſich beyde mit einander, ſo viel als durch ſich ſelbſt, allmälig, aber ſichern Schrittes, in allen Fächern des Wiſſens zu deutlichen Begriffen emporheben können;

2. daß durch die *Uebung in Linien, Winkeln und Bogen*, die ich damals zu betreiben anfing, eine Feſtigkeit in der Anſchauung aller Dinge erzeugt und eine Kunſtkraft in die Hand der Kinder gelegt werde, deren Folgen entſcheidend dahin wirken müſſen, ihnen alles, was in den Kreis ihrer Anſchauungserfahrungen hineinfällt, klar und allmälig deutlich zu machen;

3. daß die Uebung, die Anfänge des Rechnens, mit den Kindern durch *reale Gegenſtände*, oder wenigſtens durch ſie repräſentirende Punkte zu betreiben, die Fundamente der Rechenkunſt in ihrem ganzen Umfange zuverläßig gründen, und ihre weitern Fortſchritte vor Irrthum und Verwirrung ſichern müſſe;

4. die von den Kindern auswendig gelernten Beſchreibungen von Gehen, Stehen, Liegen, Sitzen, u. ſ. w. zeigten ihm den Zuſammenhang der Anfangsgrundſätze mit dem Ziel, das ich durch ſie zu bezwecken ſuche, mit der allmäligen Verdeutlichung aller Begriffe. Er fühlte bald, daß indem man die Kinder *Gegenſtände, die ihnen ſo klar ſind, daß die Erfahrung zu ihrer weitern Klarmachung nichts mehr beytragen kann*, alſo beſchreiben mache, ſie dadurch, theils von den Anmaſſungen irgend etwas, das ſie nicht kennen, beſchreiben zu wollen, abgelenkt werden, theils aber auch dasjenige zu beſchreiben, was ſie wirklich kennen, eine Kraft erhalten müſſen, die ſie in den Stand ſetzt,

dieſes im ganzen Kreiſe ihrer Anſchauungskenntniſſe mit Einheit, Beſtimmtheit, Kürze und Umfaſſung zu thun.

5. Einige Worte, die ich einmal über den Einfluß meiner Methode gegen die Vorurtheile äußerte, machten auf ihn ſehr großen Eindruck. Ich ſagte nehmlich: Wahrheit, die aus Anſchauung entquelle, mache das mühſelige Reden und die vielſeitigen Umtriebe überflüſſig, die gegen Irrthum und Vorurtheile ungefähr das wirken, was das Glockengeläute gegen die Gefahr des Gewitters, und weil eine ſolche Wahrheit bey dem Menſchen eine Kraft erzeuge, welche das Eindringen der Vorurtheile und des Irrthums in ſeine Seele vielſeitig ſelber verſperre, und dieſelben da, wo ſie durch das ewige Maulbrauchen unſers Geſchlechts ihnen doch zu Ohren kommen, in ihnen ſo iſolirt laſſe, daß ſie bey ihnen gar nicht die gleichen Wirkungen haben können, als bey den Alltagsmenſchen unſerer Zeit, denen Wahrheit und Irrthum, beydes gleich ohne Anſchauung mit bloßen Zauberworten, wie durch eine Laterna magica, in ihre Einbildungskraft geworfen wird.

Dieſe Aeußerung brachte ihn zu der beſtimmten Ueberzeugung, daß es möglich ſey, durch das ſtille Schweigen meiner Methode gegen Irrthum und Vorurtheile vielleicht mehr zu vermögen, als man bis jetzt durch das unermeßliche Reden, das man ſich dagegen erlaubt, oder vielmehr hat zu Schulden kommen laſſen, nicht vermochte.

6. Vorzüglich entwickelte das Pflanzenſammeln, das wir letzten Sommer betrieben, ſo wie die Unterredungen, welche daſſelbe veranlaßte, in ihm die Ueberzeugung, daß der ganze Kreis von Erkenntniſſen, der durch unſre Sinne erzeugt wird, von der *Aufmerkſamkeit auf die Natur* und von dem *Fleiße im Sammeln und Feſthalten* alles deſſen, was ſie zu unſrer Erkenntniß bringt, herrühre.

Alle dieſe Anſichten, verbunden mit dem ihm immer klarer gewordenen Bedürfniß, alle Unterrichtsmittel und Unterrichtsgegenſtände unter ſich in Harmonie zu bringen, brachten ihn zur Ueberzeugung von der Möglichkeit der Begründung einer Unterrichtsweiſe, in welcher die Fundamente alles Wiſſens und alles Könnens alſo vereinigt liegen, daß ein Schulmeiſter eigentlich nur die *Methode ihres Gebrauchs* lernen dürfe, um ſich ſelbſt und die Kinder am Faden derſelben zu allen Zwecken zu erheben, die durch den Unterricht erzielt werden ſollen; daß folglich bey dieſer Manier nicht *Gelehrſamkeit*, ſondern nur *geſunder Menſchenverſtand und Uebung in der Methode* erfordert werde, um ſowohl bey den Kindern ſolide Fundamente aller Kenntniſſe zu legen, als auch Eltern und Schullehrer durch die bloße Mitübung in dieſen Erkenntnißmitteln zu einer ihnen genugthuenden, innern Selbſtthätigkeit zu erheben.

Er war, wie geſagt, ſechs Jahre Dorfſchulmeiſter unter einer ſehr großen Anzahl von Kindern von allen Altern; aber er hatte die Kräfte der Kinder bey aller Mühe, die er ſich gab, nie ſo ſich entwickeln, und nie zu der

Feſtigkeit, Sicherheit, Umfaſſung und Freyheit gelangen ſehen, wozu ſie ſich hier erhoben.

Er forſchte den Urſachen nach, und es fielen ihm deren mehrere auf.

Er ſah erſtlich: daß der Grundſatz, beym Leichteſten anzufangen, und dieſes, ehe man weiter geht, zur Vollkommenheit zu bringen, dann durch ſtufenweiſe Fortſchritte immer nur etwas Weniges zu dem ſchon vollkommen Gelernten hinzuzuſetzen, in den erſten Augenblicken des Lernens bey den Kindern ein Selbſtgefühl und ein Bewußtſeyn von Kräften, zwar nicht eigentlich hervorbringe, aber dieſes hohe Zeugniß ihrer ungeſchwächten Naturkraft doch bey ihnen lebendig erhalte.

Man gebraucht, ſagt er, bey dieſer Methode die Kinder nur zu leiten, aber niemals zu treiben. Vorher mußte er bey jeder Sache, die er ſie lehren ſollte, immer ſagen: denket doch nach; beſinnt ihr euch nicht?

Es konnte nicht anders ſeyn. Wenn er, z. E. beym Rechnen fragte: Wie vielmal iſt ſieben in drey und ſechszig enthalten? ſo hatte das Kind keinen verſinnlichten Hintergrund der Antwort, und mußte dieſelbe erſt mit Mühe durchs Nachdenken herausfinden; jetzt nach der Methode ſtehen neunmal ſieben Gegenſtände vor ſeinen Augen, und es hat ſie ſo als neun neben einander ſtehende Sieben zählen gelernt; folglich hat es über dieſe Frage nichts mehr zu denken, es weiß es aus dem, was es ſchon gelernt hat, beſtimmt, was man es jetzt, obgleich zum erſtenmal fragt, daß nehmlich ſieben in drey und

ſechszig neun mal enthalten iſt. So iſt es in allen Bü-
chern der Methode.

Wenn er z. B. ſie vorher gewöhnen ſollte, die Haupt-
wörter mit großen Buchſtaben anzufangen, vergaßen ſie
die Regel, wornach ſie ſich richten ſollten, immer wieder;
da er aber jetzt einige Blätter unſers methodiſchen Diktio-
nariums als bloße Leſeübung mit ihnen betrieb, ſo fielen
ſie von ſelbſt darauf, dieſe Reihenfolgen mit den ihnen
ekannten Hauptwörtern aus ſich ſelbſt alphabetiſch fort-
uſetzen, welcher Verſuch ein vollſtändiges Bewußtſeyn
es Unterſchieds dieſer Wortgattung vor allen andern vor-
usſetzt. Es iſt vollkommen richtig, die Methode iſt für
as Kind in jedem Punkt unvollendet, wo es noch auf
gend eine Weiſe des Antreibens zum Nachdenken bedarf;
e iſt in jedem Punkt unvollendet, wo irgend eine be-
immte Uebung nicht, wie von ſelbſt und ohne Anſtren-
ung, aus dem herausfällt, was das Kind ſchon weiß.

Er bemerkte ferner, daß die Wörter und Bilder, die
h den Kindern beym Leſenlehren einzeln vorlegte, auf
ne ganz andere Weiſe auf die Seele derſelben wirkten,
s die zuſammengeſetzten Phraſen, die ihnen der gewöhn-
he Unterricht auftiſcht. Und indem er dieſe Phraſen
so ſelbſt näher ins Auge faßte, fand er dieſelben von
ner Beſchaffenheit, daß die Kinder [illegible]in Anſchauungsge-
hl von der Natur ihrer einzelnen Worte haben konnten,
d in ihren Zuſammenſetzungen nicht einfache, ihnen be-
nnte Beſtandtheile, ſondern ein Gewirr unverſtändlicher
rbindungen ungekannter Gegenſtände erblicken, mit de-
n man ſie gegen ihre Natur, über ihre Kräfte und durch

vielſeitige Täuſchung dahin lenkt, ſich in Gedankenreihen hineinzuarbeiten, die ihnen nicht nur in ihrem Weſen ganz fremd ſind, ſondern auch in einer Kunſtſprache vorgetragen werden, deren Anfänge zu erlernen, ſie nur nicht einmal verſucht haben. Krüſi ſah, daß ich dieſen Miſchmaſch unſers Schulwiſſens verwerfe, und meinen Kindern, wie die Natur den Wilden, immer nur ein Bild vor die Augen lege, und dann für dieſes Bild ein Wort ſuche. Er ſah, daß dieſe Einfachheit der Darſtellung bey ihnen keine Urtheile und keine Schlüſſe erzeuge, indem ihnen hiedurch nichts als Lehrſatz, oder in irgend einer Art von Verbindung weder mit Wahrheit noch mit Irrthum vorgetragen, ſondern alles blos als Stoff zum Anſchauen, und als ein Hintergrund künftiger Urtheile und Schlüſſe und als ein Leitfaden — an deſſen Spur ſie ſich dann ſelber durch Anketung ihrer frühern und künftigen Erfahrungen weiter bringen ſollen, in ſie hineingelegt werde.

Da er im Geiſte der Methode das allgemeine Zurückdrängen aller Erkenntnißmittel auf die erſten Anfangspunkte eines jeden Erkenntnißfaches, und das allmälige Anketten immer nur eines kleinen Zuſatzes zu den Anfangspunkten eines jeden Faches, das denn aber ein lückenloſes Fortſchreiten zu immer weiter gehenden, neuen Zuſätzen zur Folge hat, erkannte und immer tiefer einſah, wurde er mit jedem Tage fähiger, im Geiſt dieſer Grundſätze neben mir zu arbeiten, und half mir bald ein Syllabirbuch und eine Rechnungsform zu Stande bringen, worin dieſe Grundſätze weſentlich befolgt ſind.

Er wünſchte in den erſten Tagen ſeiner Verbindung

mit mir, nach Baſel zu gehen, um Toblern, an den
r innig anhänglich war, Fiſchers Tod und von ſeiner
etzigen Lage zu erzählen. Ich ergriff dieſe Gelegenheit,
hm zu ſagen: daß ich zu meinen ſchriftſtelleriſchen Arbei-
en unumgänglich Hülfe nöthig hätte und daß ich mich
ehr freuen würde, wenn es möglich wäre, mich mit
Toblern zu verbinden, den ich durch ſeinen Briefwech-
el mit Fiſchern ſchon kannte. Ich ſagte ihm zugleich,
aß ich zu meinen Zwecken eben ſo dringend einen Mann
edürfe, der zeichnen und ſingen könnte. Er kam nach
Baſel, ſprach mit Toblern; dieſer entſchloß ſich beynahe
n erſten Augenblicke, meinen Wünſchen zu entſprechen,
nd kam nach einigen Wochen nach Burgdorf; und
a ihm Krüſi erzählte, daß ich auch einen Zeichner be-
ürfe, fiel ihm Buß ein, der den Antrag eben ſo ſchnell
nnahm. Beyde ſind jetzt acht Monate hier, und ich
aube, es intereſſire dich, die Anſicht ihrer Erfahrungen
er dieſen Gegenſtand mit Beſtimmtheit zu leſen. Tob-
r war in einem angeſehenen Hauſe Baſels fünf Jahre
auslehrer. Seine Anſicht über den Zuſtand meines Un-
rnehmens iſt, in Verbindung mit der Anſicht ſeiner ei-
nen dießfälligen Laufbahn, nach ſeinem eignen Zeugniſſe,
gende:

Bey einer ſechsjährigen Anſtrengung fand ich den Er-
g meines Unterrichts den Erwartungen, die ich mir da-
n gemacht hatte, nicht entſprechen. Die intenſiven
äfte der Kinder ſtiegen nicht nach dem Verhältniß mei-
Anſtrengung, und ſelbſt nicht, wie ſie nach dem Gra-
ihrer wirklichen Kenntniſſe hätten ſteigen ſollen. Auch

die einzelnen Kenntniſſe, die ich ihnen beybrachte, ſchienen mir nicht den innern Zuſammenhang und die feſte, dauernde Einwohnung zu erhalten, die ſie weſentlich bedurften.“

„Ich benutzte die beſten Unterrichtsſchriften unſerer Zeit. Doch dieſe waren theils aus Wörtern zuſammengeſetzt, von denen die Kinder ſehr wenige verſtanden, theils ſo ſehr mit Begriffen angefüllt, die ihren Erfahrungskreis überſtiegen, und ſo heterogen mit der ihrem Alter eigenen Anſchauungsweiſe aller Dinge, daß es unermeßliche Zeit und Muße forderte, das Unverſtändliche darin zu erklären. Dieſes Erklären aber ſelbſt war eine läſtige Mühe, bey der für ihre wirkliche, innere Entwicklung nicht mehr herauskam, als wenn man hie und da einen einzelnen Lichtſtrahl in ein dunkles Zimmer oder in den Schatten eines dichten, undurchdringlichen Nebels hineinbringen kann. Dieſes war um ſo mehr der Fall, da viele dieſer Bücher mit ihren Bildern und Vorſtellungen bis in die tiefſten Tiefen der menſchlichen Erkenntniſſe hinabſtiegen, oder ſich über die Wolken und wohl gar bis in den Himmel der ewigen Herrlichkeit erhoben, ehe ſie den Kindern erlaubten, ihren Fuß auf dem lieben Boden abzuſetzen, auf welchem die Menſchen doch nothwendig erſt ſtehen müſſen, wenn ſie das Gehen vor dem Fliegen lernen und ihnen zu irgend einer Erhebung Flügel wachſen ſollen.

Das dunkle Gefühl von allem dieſem brachte mich frühe ſchon zu Verſuchen, meine jüngern Zöglinge mit Anſchauungsvorſtellungen zu unterhalten; die größern aber durch Sokratiſiren zu deutlichen Begriffen zu erheben.

Das erſtere bewirkte, daß die Kleinen ſich verſchiedene Kenntniſſe eigen machten, die ſonſt Kinder in dieſem Alter nicht beſitzen. Ich wollte dieſe Art zu unterrichten mit den Lehrformen, die ich in den beſten Büchern fand, vereinigen; allein alle Bücher, die ich dafür gebrauchen wollte, waren auf eine Art geſchrieben, die das ſchon vorausſetzte, was den Kindern erſt noch gegeben werden mußte: die Sprache. Daher hatte denn auch mein Sokratiſiren mit den ältern Zöglingen die ſichtbare Folge, welche alle Worterklärungen haben und haben müſſen, die theils nicht auf einen Hintergrund von Sachkenntniſſen, theils in einer Sprache gegeben werden, von deren einzelnen Theilen die Kinder keine klaren Vorſtellungen beſitzen: — was ſie heute begriffen, das verlor ſich nach einigen Tagen auf eine mir unbegreifliche Weiſe aus ihren Seelen, und jemehr ich mir Mühe gab, ihnen alles deutlich zu machen, deſto mehr ſchienen ſie ihre Selbſtkraft zu verlieren; es aus dem Dunkel, in das es die Natur verſetzt hat, ſelbſt hervorzuſuchen."

„So fühlte ich im Ganzen meiner Stellung und meiner Zwecke unüberſteigliche Hinderniſſe meines Ganges, und meine Unterredungen mit Schullehrern und Erziehern m Kreiſe um mich her verſtärkten noch mehr meine Ueberzeugung: daß ſie ungeachtet der ungeheuern Erziehungsbibliotheken, welche unſer Zeitalter aufweiſt, mit mir das Nehmliche fühlen, und bey den Bemühungen mit ihren Zöglingen täglich in ähnliche Verlegenheiten gerathen. Ich ühlte, daß dieſe Schwierigkeiten doppelt und zehnfach chwer auch auf den niedern Schullehrern laſten müßten, wenn nicht eine elende Handwerkspfuſcherey ſie für dieſes Gefühl ganz unfähig mache. Ich lebte in warmen, obwohl noch dunkeln Gefühlen von dieſen Lücken, die ich im Ganzen des Erziehungsweſens ſah, und ſuchte aus allen Kräften Mittel, ſie auszufüllen; und nahm mir jetzo vor, theils aus Erfahrungen, theils aus Erziehungsſchriften, alle Vortheile und Mittel zu ſammeln, durch welche es möglich wäre, den mir aufſtoßenden Erziehungsſchwierigkeiten in allen Altern des Kindes vorzubeugen. Doch fühlte ich bald, daß mein Leben nicht hinreichen dürfte, zu dieſem Ziele zu gelangen. Ich hatte indeſſen ſchon ganze Bücher zu dieſem Zwecke zuſammengeſchrieben, als mich Fiſcher in mehrern Briefen auf Peſtalozzis Methode aufmerkſam machte und zu der Ahnung brachte, er möchte vielleicht ohne meine Mittel zu dem Ziele gelangen, das ich ſuche; — ich dachte, mein ſyſtematiſch wiſſenſchaftlicher Gang erzeuge vielleicht die Schwierigkeiten ſelbſt, die ihm nicht im Wege ſtehen, und eben ſo die Kunſt unſers Zeitalters bringe die Lücken durch ſich ſelbſt hervor, die er nicht auszufüllen bedürfe, weil er dieſe Kunſt nicht kenne und nicht gebrauche. Viele ſeiner Mittel, wie z. B. das Zeichnen auf Schiefertafeln und anderes, ſchienen mir ſo einfach, daß ich nicht begreifen konnte, warum ich nicht ſchon längſt ſelbſt darauf verfallen ſey. Es fiel mir auf, daß hier benutzt werde, was ſchon immer vor der Naſe lag. Vorzüglich zog mich der Grundſatz an ſeine Methode: die Mütter wieder zu dem zu bilden, wozu ſie von der Natur ſo auffallend beſtimmt ſind, weil ich in meinen eignen Verſuchen gerade von dieſem Grundſatze ausging."

„Dieſe Anſichten wurden durch Krüſis Ankunft in Baſel beſtärkt, welcher die Peſtalozziſche Manier des Buchſtabir-, Leſen- und Rechnenlehrens im Mädcheninſtitute daſelbſt praktiſch vorzeigte. Pfarrer Fäſch und von Brunn, die den Unterricht und einen Theil der Leitung dieſes Inſtituts, nach der erſten Spur von Peſtalozzis Methode, die wir aber noch nicht ganz kannten, organiſirt hatten, ſahen ſogleich den ſtarken Eindruck, den das Zuſammenleſen und Buchſtabiren und der dabey angebrachte Takt auf die Kinder machte, und die wenigen Materialien, die Krüſi zum Rechnen und Schreiben nach dieſer Manier mitbrachte, ſo wie einige Beyſpiele von einem Wörterbuche, welches Peſtalozzi zum erſten Leſebuch für Kinder beſtimmt hatte, zeigten uns, daß dieſer Methode tiefe, pſychologiſche Fundamente zum Grunde liegen. Alles dieſes brachte mich ſchnell zu dem Entſchluſſe, Peſtalozzis Wunſch, mich mit ihm zu vereinigen, zu entſprechen."

„Ich kam nach Burgdorf und fand beym erſten Anblick dieſes angehenden Unternehmens meine Erwartungen erfüllt. Die ſo auffallend und allgemein ſich äuſſernde Kraft ſeiner Kinder, ſo wie die Einfachheit und Vielſeitigkeit der Entwicklungsmittel, durch welche dieſe Kraft erzeugt war, ſetzten mich in Erſtaunen. Sein gänzliches keine Notiznehmen von aller eigentlichen bisherigen Schulkunſt, die Einfachheit der Bilder, die er einprägte, die ſcharfe Sonderung des Innern ſeiner Unterrichtsmittel in Theile, die in ungleichen Zeiten und durch progreſſive Mittel erlernt werden mußten, ſeine Wegwerfung von allem Verwickelten und Verwirrten, ſeine wortleere Einwirkung bloß auf das Intenſive aller Kräfte, ſein Feſthalten des Worts, warum es in jedem Augenblicke zu thun war, und vorzüglich die Gewalt, mit der mir einige ſeiner Unterrichtsmittel, wie eine neue Schöpfung, aus den Elementen der Kunſt und der Menſchennatur wie von ſich ſelbſt hervorzuquellen ſchienen, — alles dieſes ſpannte meine Aufmerkſamkeit auf das höchſte."

„Es ſchien mir zwar einiges in ſeinen Verſuchen wirklich unpſychologiſch, wie z. B. das Vorſagen ſchwerer verwirrter Sätze, deren erſter Eindruck dem Kinde ganz dunkel ſeyn mußte. Allein, da ich auf der einen Seite ſah, mit welcher Kraft er die allmälige Verdeutlichung der Begriffe bereitete, und er mir auf der andern Seite hierüber antwortete, daß die Natur ſelbſt alle Arten von Anſchauungen zuerſt in verwirrter Dunkelheit vorlege, ſie aber doch hernach zwar allmälig aber ſicher zur Klarheit bringe, ſo fand ich auch dagegen nichts mehr zu ſagen; und zwar um ſo weniger, da ich ſah, daß er dem Einzelnen ſeiner Unternehmungen keinen Werth gab, ſondern vieles davon nur zum Wegwerfen probirte. Er ſuchte mit vielen dergleichen bloß Erhöhung der innern Kraft bey den Kindern und Aufſchluß über die Fundamente und Grundſätze, wodurch der Gebrauch dieſer einzelnen Mittel veranlaßt ward. Ich ließ mich daher gar nicht irre machen, wenn mir ſchon einige ſeiner Mittel noch in der ſchwankenden Schwäche iſolirter Anfangsverſuche in die

Augen fielen; um ſo weniger, da ich mich bald überzeugte, daß das progreſſive Steigen derſelben in ihrer Natur ſelbſt lag. Wirklich ſah ich dieſes im Rechnen, Zeichnen, ſo wie in den Fundamentalmitteln ſeiner Sprachführung.“

„Jetzt wurde mir mit jedem Tage deutlicher, daß ſeine einzelnen Mittel, durch den Zuſammenhang des Ganzen *auf alle*, vorzüglich aber *auf* die Empfänglichkeit der Kinder *für alle* hinwirken, und ſo ſah ich dieſelben durch tägliche Ausübung, ſelbſt ehe ſie als Grundſatz ausgeſprochen werden, zu einer Reife gedeihen, die das Ziel, welches er ſuchte, *nothwendig* hervorbringen mußten. Er ruht bey ſeinen Verſuchen und Proben in keinem dieſer Mittel, bis er es beynahe für phyſiſche Unmöglichkeit hält, ihr Weſen mehr zu vereinfachen und ihre Fundamente tiefer zu gründen. Dieſes Steigen zur Vereinfachung des Ganzen und zur Vollendung des Einzelnen verſtärkte in mir das Gefühl, welches ich vorher ſchon dunkel hatte: daß alle Mittel, welche durch eine komplizirte Kunſtſprache die Entwicklung des menſchlichen Geiſtes zu erzielen ſuchen, das Hinderniß ihres Erfolgs in ſich ſelbſt tragen, und daß alle Erziehungs- und Entwicklungsmittel auf die äusserſte Einfachheit, ſowohl ihres innern Weſens, als auf eine mit derſelben harmonirende, pſychologiſche Organiſation der Sprachlehre zurückgedrängt werden müſſen, wenn wir der Natur in ihrer Selbſtthätigkeit, die ſie in der Entwicklung unſers Geſchlechts zeigt, wirklich nachhelfen wollen. So wurde mir allmälig klar, was er mit ſeiner Sonderung der Sprachlehre wollte; warum er das Rechnen auf das unauslöſchliche und umfaſſende Bewußtſeyn des Grundſatzes zurückdrängte: daß alles Rechnen nichts anders iſt, als die Verkürzung des einfachen Zählens; und die Zahlen wieder nichts anders, als die Verkürzung des ermüdenden Ausdrucks: eins und eins und wieder eins ꝛc. macht ſo und ſo viel; und eben ſo, warum er alle Kunſtkraft und ſelbſt die Kraft der feſten Vergegenwärtigung aller ſinnlichen Gegenſtände auf die frühe Entwicklung der Fähigkeit, Linien, Winkel, Vierecke und Bogen zu zeichnen, bauete.“

„Es war nicht anders möglich, die Ueberzeugung von den Vortheilen der Sache mußte ſich täglich ſtärken, da ich die Wirkung, welche die allgemein geweckte und nach dieſen Grundſätzen geübte Kraft im Meſſen, Rechnen, Schreiben und Zeichnen hervorbrachte, täglich ſah. Ich erhob mich mit jedem Tage mehr zu der Ueberzeugung, daß es wirklich möglich ſey, zu dem Ziele zu gelangen, von dem ich oben ſchon ſagte, wie ſehr es mein eigenes Thun belebt habe, nehmlich: die Mütter wieder zu dem zu bilden, wozu ſie von der Natur ſo auffallend beſtimmt ſind, und daß dadurch ſelbſt die unterſte Stufe des gewöhnlichen Schulunterrichts auf die Folgen des genoſſenen, mütterlichen Unterrichts gebaut werden könnte. Ich ſah ein allgemeines, pſychologiſches Mittel angebahnt, durch welches ein jeder Hausvater und jede Hausmutter, die in ſich ſelbſt Antrieb finden, in den Stand geſetzt werden können, ihre Kinder ſelbſt zu unterrichten, und dadurch die erträumte Nothwendigkeit, die Schullehrer durch koſtſpielige Seminarien und Schulbibliotheken in einem langen Zeitraume zu bilden, wegfallen.

Mit einem Worte, ich bin durch den Eindruck des Ganzen und durch die ununterbrochene Gleichheit meiner Erfahrungen dahin gekommen, den Glauben wieder in mir herzuſtellen, den ich im Anfange meiner pädagogiſchen Laufbahn mit ſo vieler Wärme in mir ſelbſt nährte, aber im Fortgange derſelben unter der Laſt ihrer Zeitkunſt und ihrer Zeithülfsmittel beynahe verlor — den Glauben an die Möglichkeit einer Veredlung des Menſchengeſchlechts."

Du haſt nun Toblers und Krüſis Anſicht über meinen Gegenſtand geleſen, jetzt ſende ich dir noch die von Buß. Du weißt mein Urtheil über die vergrabenen Kräfte in den untern Ständen. Welch ein Beleg iſt Buß zu dieſer Meinung! Was iſt aus dieſem Mann in ſechs Monaten geworden! — Zeige Wieland ſeinen Verſuch zu einem ABC der Anſchauung. Ich weiß, wie er ſich für alles intreſſirt, was über den Gang der Entwicklung des Menſchengeſchlechts Licht gibt; er wird in dieſem Verſuch ganz gewiß einen auffallenden Beleg finden, wie vielſeitig verwahrloſte und weggeworfene Kräfte durch leichte Handbietung und Belebung benutzt und erhoben werden können.

Lieber Freund! Die Welt iſt voll brauchbarer Menſchen, aber leer an Leuten, die den brauchbaren Mann anſtellen. In unſerm Zeitalter verengert jeder ſeine Idee von der menſchlichen Brauchbarkeit gern innerhalb ſeiner eigenen Haut, oder dehnt ſie höchſtens über Menſchen aus, die ihm ſo nahe liegen, als ſein Hemd.

Lieber Freund! Im Ernſt, denk dir dieſe drey Männer und was ich mit ihnen ausrichte. Ich wollte, du kennteſt ſie und ihren Lebensgang etwas ausführlicher. Buß ſagt dir, auf meine Bitten, ſelbſt etwas davon.

Toblers erſte Erziehung war gänzliche Vernachläſſigung. Im zwey und zwanzigſten Jahre fand er ſich plötzlich, wie durch ein Wunder, in wiſſenſchaftliche Spſteme und beſonders in das Erziehungsfach hineingeworfen. Er glaubte, ſie zu verſchlingen; aber jetzt ſieht er — ſie verſchlangen ihn, und brachten, beym Vorgefühl der Unzulänglichkeit ſeiner Unterrichtsmittel, ihn dennoch dahin, vertrauensvoll den Bücherweg zu befolgen, ohne ſich den Weg der Anſchauung, deſſen Bedürfniß er ahnete, durch die Natur ſelbſt zu bahnen. Er ſieht die Gefahr, in der er war, ſich in einem Meere von tauſend und tauſend einzeln vernünftigen Sachen zu verlieren, ohne jemals für Erziehung noch für Schulbildung Fundamente zu finden, deren Reſultate nicht vernünftige Worte und vernünftige Bücher, ſondern, durch die gebildete Kraft der Vernunft, vernünftige Menſchen ſeyn ſollten, und er bedauert, daß er nicht in ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre, wo der Bücherfleiß noch nicht einmal angefangen hatte, an ſeiner Naturkraft zu nagen, die Bahn ſchon gefunden hat, die er jetzt im dreyßigſten Jahr betritt. Er fühlt tief, was dieſe Zwiſchenepoche ihm geſchadet, und es macht ſeinem Herzen und der Methode gleiche Ehre, daß er ſelbſt ſagt: unwiſſende und ununterrichtete Menſchen haben es viel leichter, ſich lückenlos an die Anfangspunkte derſelben anzuketten, und darin unverwirrt fortzuſchreiten, als er. Indeſſen iſt er ſeiner Ueberzeugung getreu, ſeine Talente ſichern ihm ſeinen Gang. Wenn er ſich durch die Schwierigkeiten der einfachen Anfänge durchgearbeitet haben wird, ſo werden dieſe und die Vorkenntniſſe, die er damit verbindet, es ihm leicht machen, die Methode an die obern Punkte des Schulun terrichts anzuſchließen, wozu wir bis jetzt noch nicht gekommen ſind.

Krüſi kennſt du, und haſt die Kraft geſehen, die er in ſeinem Fache zeigt. Sie iſt auſſerordentlich. Wer ihn darin arbeiten ſieht, erſtaunt. Er beſitzt in ſeinem Fache eine Selbſtſtändigkeit, die nur dem Manne nicht auffällt, der ſelbſt keine hat, und doch war er, ehe er die Methode kannte, außer ſeinem mechaniſchen Schulmeiſtertakte, in allen Fächern ſelbſt weit hinter Buß zurück; und er ſagt jetzt ſelbſt: ohne Kenntniß der Methode hätte er es mit allem Streben nach Selbſtſtändigkeit nicht dahin gebracht, auf eigenen Füſſen zu ſtehen, ſondern wäre immer ein geleitetes und Leitung bedürfendes Unterweſen eines andern geblieben; und das iſt ſo ganz wider ſeinen Appenzellergeiſt. Er hat einen Schulpoſten von 500 fl. ausgeſchlagen, und iſt in der beſchränkteſten Lage ſeines jetzigen Verhältniſſes geblieben, bloß, weil er dieſes fühlte und einſah, daß er jetzt wohl Schulmeiſter, aber dann auch nie etwas anders und auch dieſes nicht einmal für ihn befriedigend werden könnte. Es wundert dich nicht, wie er zu dieſer Beſtimmtheit gekommen iſt; ſeine Einfachheit führte ihn dahin; er verlohr ſich ganz in der Methode; die Folgen ſind natürlich, und es iſt ganz wahr, was Tobler ſagt: „ſie war ihm genau darum leicht, weil er ohne Kunſt war, und führte ihn beſtimmt darum ſchnell, weil er nichts anders wußte, aber Kraft hatte."

Freund! Habe ich nicht Urſache, auf die Erſtlinge meiner Methode ſtolz zu ſeyn? — Mögen die Menſchen immer, wie du mir vor zwey Jahren ſagteſt, keinen Sinn für die einfachen, pſychologiſchen Ideen haben, die ihr zum Grund liegen! Mögen nur ihre Früchte alle ſeyn, wie dieſe drey Erſtlinge. Lies jetzt auch Buß's Anſicht, und höre mich dann weiter.

„Mein Vater, ſo erzählte Buß, verwaltete im theologiſchen Stift in Tübingen einen Dienſt und hatte darin freye Wohnung. Er ſchickte mich von meinem dritten bis ins dreyzehnte Jahr in die lateiniſche Schule, wo ich lernte, was in dieſem Alter darin gelehrt ward. Ich hielt mich in dieſer Zeit außer der Schule meiſtens bey Studenten auf, die ſich freuten mit mir, einem äußerſt muntern Knaben, ihr Spiel zu treiben. In meinem achten Jahr unterrichtete mich einer derſelben im Clavierſpielen; als er ſich aber nach einem halben Jahre aus Tübingen entfernte, ſo hörte mein Unterricht darin auf, und ich war mir in dieſem Fache ganz ſelbſt überlaſſen. Stetes Anhalten und Angewöhnen zur Thätigkeit brachten mich bis in mein zwölftes Jahr ſo weit, ſelbſt in dieſem Fache einer Frau und einem Knaben mit dem beßten Erfolg Unterricht geben zu können.“

„Im eilften Jahre genoß ich auch den Unterricht im Zeichnen und ſetzte die Erlernung der griechiſchen und hebräiſchen Sprache, Logik und Rhetorik anhaltend fort. Der Zweck meiner Eltern war, mich den Studien zu widmen, und zu dem Ende mich entweder der damals neu errichteten Akademie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften in Stuttgardt, oder der Leitung der Profeſſoren auf der Univerſität zu Tübingen zu übergeben.“

„In jene Akademie wurden bisher Menſchen aus allen Ständen aufgenommen, theils gegen Bezahlung, theils auch unentgeldlich. Die Mittel meiner Eltern erlaubten es nicht, auch nur eine geringe Summe auf mich zu verwenden. Das Memorial wurde alſo in dieſer Rückſicht auf eine unentgeldliche Aufnahme in die Akademie abgefaßt, kam aber mit abſchlägiger Antwort, von Carl ſelbſt unterzeichnet, wieder zurück. Dieſes und die, ſo viel ich mich erinnere, faſt gleichzeitige Bekanntmachung des Reſcripts, das alle Söhne aus mittlerer und niederer Bürgerklaſſe von den Studien ausſchloß, machte eine ſtarke Wirkung auf mich. Meine jugendliche Munterkeit verlor ſich jetzt plötzlich, und mit ihr aller Muth für die Studien. Ich wandte meine Kräfte jetzt ganz an's Zeichnen; aber auch hierin wurde ich nach einem halben Jahre wieder unterbrochen, da mein Lehrer, ſchlechter Handlungen wegen, die Stadt verlaſſen mußte; und ſo war ich jetzt ohne alle Mittel und ohne Ausſicht, mir ſelbſt helfen zu können, und fand mich bald in der Nothwendigkeit, mich in die Werkſtätte eines Buchbinders aufdingen zu müſſen."

„Meine Stimmung war bis zur Gleichgültigkeit verſunken. Ich nahm das Handwerk an, wie ich jedes andre angenommen hätte, um durch die Zerſtreuung anhaltender Handarbeiten alles Andenken an meine Jugendträume in mir ſelbſt auslöſchen zu können. Ich konnte es nicht. Ich arbeitete, aber ich war unausſprechlich unbefriedigt, und nährte heftige Gefühle wider das Unrecht einer Gewalt, die mich gegen die Gewohnheit der

Vorzeit nur, weil ich aus den niedern Ständen
war, von den Mitteln einer Bildung und von Hoff-
nungen und Ausſichten ausſchloß, die zu erreichen ich
ſchon einen großen Theil meiner Jugendzeit verwandt
hatte. Dennoch nährte ich mich mit der Hoffnung, mir
durch mein Handwerk ſelbſt Mittel anzubahnen, von der
mich nicht befriedigenden Handarbeit wegzukommen, und
rgendwo nachzuholen, was ich nothwendigerweiſe bey ihr
verlieren mußte.“

„Ich machte Reiſen; aber die Welt war mir zu eng.
ch wurde melancholiſch, kränkelte, mußte wieder nach
Hauſe, verſuchte von neuem, meinem Berufe zu entſagen,
nd meinte mit dem Wenigen von Muſik, das ich noch konnte,
der Schweiz mein nöthiges Auskommen zu finden.“

„Ich ging nach Baſel und hoffte Gelegenheit zu fin-
n, darin Unterricht geben zu können; aber meine vori-
Lage brachte mir eine gewiſſe Schüchternheit bey, die
r alle erſten Schritte, die zum Geldverdienen führen,
rdarb. Ich hatte nicht das Herz, von allem dem et-
s zu ſagen, was man ſagen muß, um von den Leuten,
ſie ſind, zu erhalten, was ich ſuchte. Ein Freund,
mich zufälligerweiſe in dieſer Verlegenheit antraf,
nte mich für den Augenblick mit meiner Buchbinderey
; ich ging wieder in eine Werkſtätte; aber träumte
wieder von dem erſten Tage, an dem ich mich gar
niederſetzte, von der Möglichkeit, mit Zeit und Gele-
eit etwas anderes für mich zu finden, ob ich gleich
zeugt war, daß ich in Muſik und Zeichnen zu weit
ck ſey, um mir dadurch eine ſichere Selbſtſtändigkeit

verſchaffen zu können. Um Zeit zu gewinnen, mich hierin beſſer üben zu können, veränderte ich bald meinen erſten Platz, gewann dadurch wirklich zwey Stunden des Tages für mich, und fand Bekanntſchaften, die mir meine Uebungen erleichterten.“

„Ich lernte unter andern auch Toblern kennen, der den Gram, der mich nagte, bald bemerkte, und mich von meiner Lage loszureiſſen wünſchte. Auch dachte er gerade an mich, als Krüſi zu ihm ſagte, daß zu Peſtalozzis neu zu organiſirender Unterrichtsmethode ein Menſch erfordert würde, der Zeichnen und Muſik verſtände.“

„Das Bewußtſeyn des Zurückſtehens in meiner Bildung und in meinem Zeichnen und die Hoffnung, Gelegenheit zu finden, in beyden mich weiter bringen zu können, machten den Entſchluß in mir reif, nach Burgdorf zu gehen, obſchon ich von mehrern Leuten gewarnt wurde, in keine Verbindung mit Peſtalozzi zu treten, indem er ein Halbnarr ſey und niemals recht wiſſe, was er wolle *). Man belegte dieſe Sage noch mit verſchiedenen: z. B. er ſey einmal in mit Stroh gebundenen Schuhen nach Baſel gekommen, weil er ſeine Schnallen einem Bettler vor dem Thore gegeben habe. Ich hatte Lienhard und Gertrud geleſen, glaubte alſo an die Schnallen, aber daß er ein Narr ſey, das wollte mir nicht ein. Kurz — ich wollte es probiren. Ich kam nach Burg-

---

*) Ich finde natürlich, daß die öffentliche Aeuſſerung dieſes Theils meiner Anſicht unſchicklich ſey. Aber Peſtalozzi wollte ſie, und foderte unbedingt freymüthige Darſtellung des Eindrucks, den er und alles auf mich gemacht habe.

dorf. Seine erſte Erſcheinung ließ mich kaum ſtaunen. Er kam mit ungebundenen Strümpfen, ſichtbar ſtaubig, und wie durchaus zerſtört mit Ziemſſen, der eben auch ihn zu beſuchen angekommen war, aus einem obern Zimmer zu mir herunter. Ich kann das Gefühl nicht beſchreiben, das ich in dieſem Augenblick empfand; es näherte ſich beynahe dem Mitleiden, das doch mit Erſtaunen verbunden war. Peſtalozzi — und was ich ſah! — ſein Wohlwollen, ſeine Freude über mich Unbekannten, ſeine Anmaſungsloſigkeit, ſeine Einfachheit und die Zerſtörung, in der er vor mir ſtand, alles riß mich in einen Augenblick hin. So ſah ich noch keinen Menſchen mein Herz ſuchen, aber ſo hat auch noch keiner mein Zutrauen gewonnen.“

„Am Morgen darauf kam ich in ſeine Schule, und ſah im Anfang wirklich nichts, als eine anſcheinende Unordnung und ein mir mißbehagendes Gewühl. Aber da die Wärme, mit welcher Ziemſſen den Tag vorher von Peſtalozzi's Planen redete, meine Aufmerkſamkeit ſchon zum voraus rege gemacht hatte, ſo ſetzte ich mich auch bald über dieſen Eindruck hinaus, und es ging nicht lange, bis mir einige Vorzüge dieſer Lehrart richtig auffielen. Doch glaubte ich im Anfang, das zu lange Verweilen auf einem Punkte halte die Kinder zu ſehr auf; als ich aber die Vollkommenheit einſah, zu der er ſeine Kinder in den erſten Anfangspunkten ihrer Uebungen brachte, erſchien mir das Umherflattern und das Sprüngemachen, das mir der Unterrichtsgang meiner Jugend erlaubte, zum erſtenmal in einem nachtheiligen Lichte und erzeugte in mir den Gedanken, daß, wenn man mich in den erſten Anfangspunkten ſo lange und ſo feſt angekettet hätte, ich dadurch in den Stand gekommen wäre, mir für das Weiterſchreiten zu den höhern Punkten ſelbſt helfen zu können, und folglich mich aller Lebensübel und aller Melancholie zu überheben, in die ich mich jetzt geſtürzt geſehen hatte.“

„Dieſer Gedanke ſtimmt auch ganz mit Peſtalozzis Grundſatz überein: „die Menſchen durch ſeine Methode dahin zu bringen, ſich ſelbſt helfen zu können, da ihnen, wie er ſagt. auf Gottes Boden niemand hilft und niemand helfen kann.“ Es ſchauderte mir, als ich dieſe Stelle aus Lienhard und Gertrud das erſtemal las. Aber es iſt Erfahrung meines Lebens, daß dem Menſchen auf Gottes Boden niemand hilft und niemand helfen kann, wenn er ſich nicht ſelbſt zu helfen vermag. Es war mir jetzt einleuchtend, die Lücken, die ich für meine Zwecke nicht ausfüllen konnte, hatten ihren Grund in der Kraftloſigkeit und Oberflächlichkeit, mit der ich das Kunſtfach, in dem ich jetzt arbeiten ſollte, erlernt, ohne daß ich mir in irgend etwas, das ich als von den Fundamenten der Kunſt ausgehend erkannte, mir jemals dieſer Fundamente ſelber bewußt war. Ich warf zwar meine Aufmerkſamkeit mit Anſtrengung auf das Fach, worin Peſtalozzi jetzt Hülfe von mir ſuchte; aber doch konnte ich das Eigene ſeiner Anſicht im Zeichnen lange nicht begreifen, und wußte im Anfang gar nicht, was er wollte, da er mit ſagte: „Linien, Winkel und Bogen ſeyen das Fundament der Zeichenkunſt.“ Um ſich mir zu erklären, ſagte er: „der menſchliche Geiſt müſſe auch hierin von dunkeln Anſchauungen zu deutlichen Begriffen erhoben werden.“ Aber ich konnte mir noch gar nicht vorſtellen, wie dieſes durch das Zeichnen geſchehen ſollte. Er ſagte: dieſes müſſe durch die Abtheilungen des Vierecks und des Bogens und durch die Sonderung ihrer Theile zu anſchaubaren und vergleichbaren Einheiten erzielt werden. Ich verſuchte dieſe Abtheilungen und Vereinfachungen zu finden, aber ich kannte die Anfangspunkte des Einfachen nicht, und fand mich bey meinen Bemühungen hiefür bald in einem Meere von einzelnen Figuren, die an ſich zwar einfach waren, aber nichts weniger als die Regeln der Einfachheit, die Peſtalozzi ſuchte, klar machten. Er konnte zum Unglück weder ſchreiben noch zeichnen, ob er gleich ſeine Kinder in Beydem auf eine mir unbegreifliche Art weit gebracht hatte. Kurz — ich verſtand ihn Monate nicht, und wußte Monate nicht, was mit den Anfangslinien, die er mir vormahlte, für ſeinen Zweck zu machen ſey, bis ich endlich ſpürte, daß ich weniger wiſſen ſollte, als ich wirklich wußte, oder wenigſtens mein Wiſſen für einmal gleichſam aus mir ſelbſt wegwerfen mußte, um auf die einfachen Punkte herabzuſteigen, von denen ich jetzt wohl ſah, daß ſie ſeine Kraft waren, ob ich ihr gleich noch nicht folgen konnte. Es ward mir ſchwer. Endlich brachte mich die immer mehr gereifte Einſicht, wie weit es ſeine Kinder beym Ausharren auf ſeinen Anfangspunkten brachten, doch dahin, mit Gewalt in dem Innern meiner Anſicht der Gegenſtände ganz auf dieſe Punkte herabzuſteigen, von denen ich ſeine Kinder ſich zu der Kraft erheben ſah, die ſie zeigten; ſo bald ich auf dieſem Punkte ſtand, ſo war mein Verſuch von einem ABC der Anſchauung in ein paar Tagen vollendet."

„Es ſtand da, und ich wußte noch nicht, was es war, aber die erſte Anerkennung ſeines Weſens hatte auf mich die größte Wirkung. Ich wußte vorher nicht, daß die Kunſt nur aus Linien beſtehe."

„Jezt ſtand plötzlich alles, was ich ſah, zwiſchen Linien, die ihren Umriß beſtimmten. Ich hatte in meiner Vorſtellung die Umriſſe nie vom Gegenſtand getrennt, jezt riſſen ſie ſich in meiner Einbildungskraft allgemein von ihm los, und fielen in Ausmeſſungsformen, die jede Abweichung mir zwar haarſcharf beſtimmten; aber ſo wie ich im Anfang nur Gegenſtände ſah, ſah ich jezt nur Linien, und glaubte, dieſe müßten mit den Kindern unbedingt und bis ans Ende ihres ganzen Umfangs zur Vollendung geübt werden, ehe man ihnen wirkliche Gegenſtände zur Nachahmung oder auch nur zur Einſicht vorlegen dürfe. Aber Peſtalozzi dachte dieſe Zeichnungsregeln in Verbindung mit ſeinem ganzen Zweck und in Verbindung mit der Natur, die keinen Theil der Kunſt im menſchlichen Geiſt getrennt ſtehen läßt. Er hatte zur Abſicht, den Kindern von der Wiege auf eine gedoppelte Reihe von Figuren vorzulegen, theils im Buch für die erſte Kindheit, theils in Belegen für ſeine Ausmeſſungsformen. Er wollte mit dem Erſten der Natur nachhelfen und Sprach- und Sachkenntniß durch gereihete Darſtellungen von der Natur ſelbſt bey den Kindern ſo früh als möglich entwickeln, und mit dem Zweyten, die Regeln der Kunſt mit der Anſchauung der Kunſt vereinigen, und das Bewußtſeyn der reinen Form und der Gegenſtände, die darin paßten, durch ihre Nebeneinanderſtellung im Geiſte der Kinder gegenſeitig unterſtützen, und endlich der Kunſtkraft einen allmäligen, pſychologiſchen Progreſſionsmarſch dadurch ſichern, daß ſie bey jeder Linie, die ſie vollkommen zu zeichnen im Stande ſind, immediat auch Gegenſtände der Anwendung finden, deren vollendet richtige Zeichnung weſentlich nichts anders, als eine Wiederholung der Ausmeſſungsform, die ihnen geläufig war, ſeyn ſollte.“

„Ich fürchtete, die Kraft der Anſchauung durch das Darlegen von Figuren bey den Kindern zu ſchwächen, aber Peſtalozzi wollte keine unnatürliche Kraft, er ſagte einmal: „die Natur giebt dem Kind keine Linien, ſie giebt ihm nur Sachen, und die Linien müſſen ihm nur darum gegeben werden, damit es die Sachen richtig anſchaue, aber die Sachen müſſen ihm nicht genommen werden, damit es die Linien allein ſehe.“ Und ein andermal kam er über die Gefahr der Wegwerfung der Natur um der Linien willen ſo in Eifer, daß er gerade herausſagte: „bewahre mich Gott, um dieſer Linien und um der ganzen Kunſt willen den menſchlichen Geiſt zu verſchlingen und gegen die Anſchauung der Natur zu verhärten, wie Götzenprieſter ihn mit abergläubiſchen Lehren verſchlingen und gegen die Anſchauung der Natur verhärten.“

„Ich merkte es endlich, und fand im Plane beyder

Bücher völlige Uebereinſtimmung mit dem Gange der Natur und nur ſo viel Kunſt als nothwendig iſt, die Natur auf den menſchlichen Geiſt alſo wirken zu machen, wie es die Entwicklung ſeiner Anlagen weſentlich erfordert.“

„Ich war vorher noch in einer Verlegenheit. Peſtalozzi ſagte mir, man müſſe die Kinder dieſe Umriſſe leſen lehren wie Worte, und die einzelne Abtheilungen der Bögen und Winkel mit Buchſtaben benennen, ſo daß ihre Zuſammenſetzung ſo deutlich ausgedruckt und auf Papier gebracht werden könne, als irgend ein Wort durch Zuſammenſetzung der Buchſtaben. Dieſe Linien und Bögen ſollten ein A B C der Anſchauung und dadurch das Fundament einer Kunſtſprache werden, durch die die Verſchiedenheit aller Formen nicht blos zum klarſten Bewußtſeyn gebracht, ſondern ſogar mit Worten haarſcharf beſtimmt werden könnte. Er ruhte nicht, bis ich ihn verſtand. Ich ſah, daß ich ihm Mühe machte; es that mir leid, aber es war umſonſt; ohne ſeine Geduld hätte es nichts aus unſerm A B C der Anſchauung gegeben.“

„Endlich gelang es. Ich fing mit dem Buchſtaben A an; es war, was er wollte, und nun fiel eins aus dem andern, daß ich ſo zu ſagen keine Mühe mehr hätte. Die Sache war eigentlich in den vollendeten Zeichnungen ſchon fertig, aber die Schwierigkeit war, daß ich mich über das, was ich wirklich wußte, nicht einmal ausdrücken konnte, und ſogar die Ausdrücke anderer darüber nicht verſtand.“

„Es iſt aber auch eine von den weſentlichſten Folgen der Methode, daß durch dieſelbe dieſem Uebel abgeholfen werden ſoll. Die Sprachkunſt wird in derſelben allgemein an das Wiſſen, das uns Natur und Kunſt giebt, feſtgebunden, und die Kinder kommen dahin, ſich mit jedem Schritte ihrer Erkenntniſſe über denſelben beſtimmt ausdrücken zu können."

„Es war unter uns Lehrern eine allgemeine Bemerkung, daß wir nicht auf dieſem Punkte ſtehen, uns ſelbſt über Sachen, die wir mit unbedingter Umfaſſung kennen, beſtimmt und genau ausdrücken zu können. Auch Peſtalozzi ward es ſehr ſchwer, in der Darlegung ſeiner Anſichten über Erziehungszwecke immer die Worte zu finden, die das, was er ſagen wollte, beſtimmt ausdrückten."

„Dieſer Mangel an beſtimmter Sprache war es auch eigentlich, warum ich in meinem Fache ſo lange im Dunkeln herumtappte, und Peſtalozzi's Grundſätze hierüber nicht einſah, und nicht einſehen konnte."

„Nachdem ich aber dieſe Schwierigkeiten überſtanden hatte, fand ich mich in allen Rückſichten bald am Ziele und erkannte mit jedem Tage mehr die Vortheile der Methode, und ſah vorzüglich ein, wie das A B C der Anſchauung durch die beſtimmte Sprache, die es den Kindern über die Gegenſtände der Anſchauung und der Kunſt giebt, bey ihnen in eben dem Maaße ein weit genaueres Richtigkeits- und Verhältnißgefühl erzeugen müſſe, und überhaupt, wie Menſchen, die der Sprache halber in Rückſicht auf ihren Umfang mit einiger Kunſt und Sorgfalt geführt worden ſind, ſelber durch die bloſſe, richtige Kenntniß der Namen der Gegenſtände dahin kommen, dieſe ſelbſt leichter und mit mehr Beſtimmtheit zu unterſcheiden, und zu einem feſtern Bewußtſeyn ihrer Unterſcheidszeichen ſicherer gelangen müſſen, als es denjenigen, die nicht ſo geführt werden, jemals möglich werden kann. Die Erfahrung beſtätigte meine Ahnung, die ich hierüber hatte. Kinder beurtheilten dieſe Unterſcheidungsabtheilungen, wo ſie ſie antrafen, richtiger als Männer, die das Zeichnen und Ausmeſſen von Jugend auf trieben, und der Fortſchritt dieſer ihrer Kraft war bey vielen ſo ſtark, daß er ſich gar nicht mit den gewöhnlichen Fortſchritten, die Kinder in dieſen Fächern machen, vergleichen ließ."

„Und ob ich gleich die ganze Methode nur durch das Medium meines Faches und in der beſchränkten Wirkung, die ſie auf daſſelbe hatte, ins Aug faßte, ſo kam ich durch die Anſtrengung und Sorgfalt, mit der ich bey aller dieſer Beſchränkung darin arbeitete, dennoch Schritt vor Schritt dahin, die Aehnlichkeit ihrer Wirkung auch auf andere Fächer nicht nur zu ahnen, ſondern allmälig ſelber einzuſehn und zu begreifen; und ſo kam ich jetzt am beſchrenkten Faden meines Unterrichtsfaches, im Zeichnen, dahin, einzuſehn, wie es möglich ſey, durch die Pſychologie der Sprachkunſt, durch das allmälige Schreiten der Unterrichtsmittel vom Schall zum Wort und vom Wort zur Sprache eben ſo auf die Anbahnung deutlicher Begriffe zu wirken, wie durch das Fortſchreiten von Linien zu Winkeln und von Winkeln zu Formen und von Formen zu beſtimmten Gegenſtänden. Ich begriff jetzt den nehmlichen Gang im Rechnen. Ich hatte bisher eine jede Zahl ohne beſtimmtes Bewußtſeyn ihres eigentlichen Werthes oder Inhalts, völlig nur als eine für ſich ſelbſt beſtehende Einzelheit ins Aug gefaßt, wie ich ehmals die Gegenſtände der Kunſt ohne geſondertes Bewußtſeyn ihres beſtimmten Umriſſes und ihrer Verhältniſſe, das iſt, ihres Inhalts, anſah. Jetzt war ich mir jede Zahl in meiner Vorſtellung als des Ganzen ihres beſtimmten Inhalts ſinnlich bewußt, und ich erkannte dadurch auch in dieſem Fache den Fortſchritt, den die Kinder bey dieſer Führung genoßen, und ſah zugleich, wie weſentlich es für jedes Fach der Kunſt iſt, daß der Unterricht über denſelben gemeinſam von Zahl, Form und Wort ausgehen. So wie ich das Stillſtehen meines Faches durch Mangel an Sprache erkannte, ſo erkannte ich jetzt das Lückenhafte deſſelben bey dem Mangel des Rechnens. Ich ſah nehmlich in jeder Form, daß das Kind die Sonderungstheile deſſelben ſich nicht vorſtellen kann, ohne ſie zählen zu können, eben ſo, daß wenn es ſich nicht beſtimmt bewußt iſt, daß z. B. die Zahl 4 aus vier Einheiten zuſammengeſetzt iſt, es auch nicht begreifen kann, wie die einzelne Figur in vier Abtheilungen getheilt werden kann."

„So entwickelte ſich aus der Klarheit, zu der mich mein Fach mit jedem Tag jetzt ſo viel als durch mich ſelber weiter brachte, die Ueberzeugung, daß die Methode, die Kraft, ſich in jedem Fache, durch ſich ſelber weiter zu helfen, durch ihren Einfluß auf den menſchlichen Geiſt bey den Kindern allgemein erzeuge und ſichere und an ſich ſelber weſentlich ein Schwungrad ſey, das nur angeklaſſen werden müſſe, um ſeinen weitern Lauf durch ſich ſelber zu finden. Ich fand es nicht allein ſo. Hundert Menſchen kamen, ſahen und ſagten: „Das kann nicht fehlen.“ Bauern und Bauernweiber ſagten: „Das kann ich ja mit meinem Kind daheim treiben.“ Und ſie hatten Recht.“

„Die ganze Methode iſt für einen jeden ein Spiel, ſobald er den Faden ihrer Anfangspunkte in die Hand kriegt, die ihn ſichert, ſich nicht mehr in die Abwege zu verirren, welche die Kunſt dem menſchlichen Geſchlecht allein ſchwer machen, indem ſie ihn von dem feſten Boden, auf dem ihre Fundamente allein zu ruhen vermögen, von der Natur ſelbſt abführen. Dieſe fordert durchaus nichts von uns, das uns nicht leicht wird, wenn wir es auf dem rechten Weg und nur an ihrer Hand ſuchen.“

„Ich habe noch dieſes einzige hinzuzuſetzen: Die Kenntniß der Methode hat die Heiterkeit und Kraft meiner Jugend größtentheils wieder in mir hergeſtellt, und Hoffnungen für mich und das menſchliche Geſchlecht wieder belebt, die ich ſeit langem und bis auf dieſe Zeit für Träume achtete, und gegen alles Schlagen meines Herzens von mir ſelbſt wegwarf.“

Freund! Du haſt jetzt die Männer kennen gelernt, die gegenwärtig mit mir arbeiten; aber ich beſaß ſie nicht vom Anfange meines Hierſeyns; ich ſuchte ſie nicht einmal in dieſem Anfange; ich war, ſeitdem ich von Stanz wegging, ſo verſcheucht und ermüdet, daß ſogar die Ideen meiner alten Volks-Erziehungs-Pläne in mir ſelbſt anfiengen zuſammenzuſchrumpfen und ich meine jetzigen Zwecke auf bloße iſolirte, einzelne Verbeſſerungen der beſtehenden Schulerbärmlichkeiten beſchränken wollte. Es iſt auch blos die Noth und der Umſtand, daß ich nicht einmal dieſes vermochte, was mich wieder in das einzige Gleis zurückzwang, in welchem das Weſen meiner alten Zwecke erreichbar iſt. Indeſſen arbeitete ich viele Monate in den Schranken, in die mich dieſe Einſchrumpfung meiner ſelbſt hineinlockte. Es war eine eigene Lage; ich mit meiner Unwiſſenheit und Ungeübtheit, aber dann auch mit meiner Umfaſſungskraft und mit meiner Einfachheit, unterſter Winkelſchulmeiſter, und hinwieder der nehmliche Menſch im nehmlichen Augenblick mit allem dieſem, Unterrichtsverbeſſerer, und zwar in einem Zeitalter, in dem ſeit Rouſſeau's und Baſedow's Epoche eine halbe Welt für dieſen Zweck in Bewegung geſetzt war. Ich wußte freylich von dem, was dieſe alle thaten und wollten, auch keine Sylbe, — nur ſo viel ſah ich, daß die höhern Punkte des Unterrichts, oder vielmehr der höhere Unterricht ſelber hie und da zu einer Vollkommenheit gebracht iſt, deſſen Glanz meine Unwiſſenheit, wie das Sonnenlicht eine Fledermaus, blendete. Ich fand ſelber die mittlern Stuffen des Unterrichts weit über die Sphäre meiner Kenntniſſe erhaben, und ſah ſogar ſeine unterſten Punkte hin und wieder mit einem Ameiſenfleiß und mit einer Ameiſentreue bearbeitet, deſſen Verdienſt und Erfolg ich auf keine Weiſe mißkennen konnte.

Wenn ich denn aber das Ganze des Unterrichtsweſens, oder vielmehr das Unterrichtsweſen als ein Ganzes und in Verbindung des wirklichen, wahren Zuſtands der Maſſe der Individuen, die unterrichtet werden ſollten, ins Aug faßte, ſo ſchien mir ſelber das Wenige, das ich bey aller meiner Unwiſſenheit dennoch leiſten konnte, noch unendlich mehr, als das, was ich ſah, daß das Volk hierin wirklich genießt; und je mehr ich dieſes lezte (das Volk) in's Aug faßte, je mehr fand ich, das, was in den Büchern für daſſelbe wie ein mächtiger Strom zu fließen ſcheint, löſe ſich, wenn man es im Dorf und in der Schulſtube betrachtet, in einen Nebel auf, deſſen feuchtes Dunkel das Volk weder naß macht noch trocken läßt, und ihm hinwieder weder die Vortheile des Tages noch diejenigen der Nacht gewähret. Ich konnte mir nicht verbergen, der Schulunterricht, wie ich ihn wirklich ausgeübt ſah, tauge für das große Allgemeine und für die unterſte Volksklaſſe, wenigſtens, ſo wie ich ihn ausgeübt ſah, ſo viel als gar nichts.

So weit als ich ihn kannte, kam er mir wie ein großes Haus vor, deſſen oberſtes Stockwerk zwar in hoher, vollendeter Kunſt ſtrahlt, aber nur von wenigen Menſchen bewohnt iſt; in dem mittlern wohnen denn ſchon mehrere, aber es mangelt ihnen an Treppen, auf denen ſie auf eine menſchliche Weiſe in das obere hinaufſteigen könnten, und wenn etwa Einige Gelüſte zeigen, in ihrem Nothzuſtand etwas thieriſch in dieſes obere Stockwerk hinaufzuklettern, ſo ſchlägt man ihnen, wo man das ſieht, ziemlich allgemein auf die Finger und hie und da wohl gar einen Arm oder ein Bein, das ſie bey dieſem Hinaufklettern anſtrengten, entzwey; im dritten, unten, wohnt denn endlich eine zahlloſe Menſchenheerde, die für Sonnenſchein und geſunde Luft vollends mit den obern das gleiche Recht haben; aber ſie wird nicht nur im eckelhaften Dunkel fenſterloſer Löcher ſich ſelbſt überlaſſen, ſondern man macht ihnen, durch Binden und Blendwerke, die Augen ſogar zum Hinaufgucken in dieſes obere Stockwerk untauglich.

Freund! Dieſe Anſicht der Dinge führte mich natürlich zur Ueberzeugung, daß es weſentlich und dringend ſey, die Schulübel, die Europa's gröſſere Menſchenmaſſe entmannen, nicht blos zu überkleiſtern, ſondern ſie in ihrer Wurzel zu heilen, daß folglich halbe Maaßregeln hierin gar leicht zur zweyten Portion Gift werden dürften, mit der man die Wirkungen der erſten nicht nur nicht ſtillſtellen könnte, ſondern ſicher verdoppeln müßte. Das wollte ich denn freylich nicht; indeſſen fing ſich mit jedem Tage mehr in mir das Gefühl zu entwickeln an, daß es weſentlich unmöglich ſey, den Schulübeln im Großen und dauerhaft abzuhelfen, wenn man nicht dahin gelangen könne, die mechaniſche Form alles Unterrichts den ewigen Geſetzen zu unterwerfen, nach welchen der menſchliche Geiſt ſich von ſinnlichen Anſchauungen zu deutlichen Begriffen erhebt.

Dieſes Gefühl, das, wie geſagt, mit jedem Tage in mir ſtärker ward, führte mich auch ebenen Fuſſes zu Geſichtspunkten, die das Erziehungsweſen im Ganzen umfaßten, und dahin, daß, ob ich gleich damals in meiner innerſten Stimmung einer Maus glich, die von der Katze in ihr Loch geſchreckt, jetzt kaum mehr aus demſelben herausgucken durfte, ich dennoch einſehen mußte, daß der engherzige Halbplan meiner jetzigen Verſchrumpfung dem Ganzen der Bedürfniſſe des Schulweſens nicht nur kein Genüge leiſten, ſondern bey leicht eintretenden Umſtänden hie und da ſelber noch dahin wirken könnte, die armen Kinder zu der gewohnten Portion Opium, die ſie ſo oft zwiſchen den vier Schulwänden verſchlucken müſſen, noch eine zweyte verſchlucken zu machen.

Aber auch, ohne ſo viel zu fürchten, mißfiel mir das todte Nichts meiner iſolirten Schulmeiſterey mit jedem Tage mehr, und ich ſchien wirklich bey meinen Anſtrengungen mich im Fall eines Seefahrers zu befinden, der, da er ſeinen Harpun verloren, jetzt mit dem Angel probiren wollte, Wallfiſche zu fangen. Es gieng natürlich nicht. Er mußte, wenn er auch mit Maus und Mann darob zu Grunde gehen ſollte, wieder einen Harpun zur Hand bringen, oder den Wallfiſchfang überall aufgeben; und ich, ſobald ich anfieng, etwas umfaſſender zu fühlen, was es brauchen möchte, dem dringenden Bedürfniß mei-

ner Zwecke ein Genüge zu leiſten und die Grundſätze des
Unterrichts mit dem Gang der Natur überall in Ueber-
einſtimmung zu bringen, fand mich im gleichen Fall. Die
Anſprüche der Natur auf mein Fach ſtanden jetzt nicht
mehr iſolirt, ſie ſtanden im ganzen Zuſammenhang ihres
Umfangs vor meinen Augen, und ich mußte, wenn ich
auch, wie der Wallfiſchfänger, darob mit Maus und Mann
zu Grund gehen ſollte, entweder den Gedanken, irgend
etwas, und wenn auch nur das Geringſte, in meinem
Fache wahrhaft zu leiſten, aufgeben, oder den Zuſammen-
hang der Natur, wohin er mich auch immer führte, re-
ſpektiren. Ich that das Letztere; vertraute mich noch ein-
mal und zwar noch einmal blindlings ihrer Führung,
und warf mich, nachdem ich beynahe ein Jahr als willen-
oſer Winkelſchulmeiſter den bloßen A B C-Karren geſtoſ-
en, plötzlich in ein Unternehmen, das weniger nicht als
ie Grundlage eines Waiſenhauſes, eines Schulmeiſter-
Seminariums und einer Penſionsanſtalt umfaßte, aber auch
r das erſte Jahr einen Vorſchuß erforderte, von dem
h damals auch nur nicht den zehnten Theil in meine
ände zu kriegen, vorausſehen konnte.

Doch es gieng. Freund! Es geht und es muß gehen.
s liegt eine tiefe Erfahrung in mir, das Menſchenherz
d ſelber das irrgeführte Regierungsherz, das unter ge-
ſſen Umſtänden das härteſte unter allen Menſchenherzen
hält es nicht aus, irgend ein großes und reines Stre-
der menſchlichen Aufopferungskraft, wenn ſeine Trag-
ſpen vor ſeinen Augen zur offenen Blüthe gelangt
, hülflos verſchmachten und in ſich ſelbſt zu Grund

geben zu ſehen — und, Geßner! einige meiner Anfangsverſuche ſind zu reifenden Früchten gediehn.

Freund! Der Menſch iſt gut und will das Gute; er will nur dabey auch wohl ſeyn, wenn er es thut; und wenn er böſe iſt, ſo hat man ihm ſicher den Weg verrammelt, auf dem er gut ſeyn wollte. O! es iſt ein ſchreckliches Ding um dieſes Wegverrammeln! — und es iſt ſo allgemein, und der Menſch iſt deshalb auch ſo ſelten gut! Aber dennoch glaube ich ewig und allgemein an das Menſchenherz, und gehe jetzt in dieſem Glauben meine bodenloſe Straße, wie wenn ſie ein römiſch gepflaſterter Weg wäre. Doch ich wollte dich in den Wirrwarr des Ideenganges hineinführen, durch den ich mich hindurcharbeiten mußte, um über die mechaniſchen Formen des Unterrichts und ihre Unterordnung unter die ewigen Geſetze der menſchlichen Natur mir in mir ſelbſt Licht zu verſchaffen.

Freund! Ich will dir zu dieſem Endzweck einige Stellen aus dem Bericht abſchreiben, den ich ohngefähr vor einem halben Jahr an einige Freunde meiner Anſtalt über meine Verſuche abſtattete, die meinen Ideengang vielſeitig erheitern.

„Der Menſch, ſagte ich in dieſer Schrift, wird nur durch die Kunſt Menſch, aber ſo weit ſie auch geht, dieſe Führerin unſrer ſelbſt, die wir uns ſelber erſchaffen, ſo muß ſie ſich in ihrem ganzen Thun dennoch feſt an den einfachen Gang der Natur anketten. Was ſie auch immer leiſtet, und wie kühn ſie uns aus dem Stande und ſelbſt aus dem Rechte unſers thieriſchen Daſeyns heraushebt, ſo iſt ſie doch nicht im Stande, zu dem Weſen der Form, durch welche unſer Geſchlecht ſich von verwirrten Anſchauungen zu deutlichen Begriffen erhebt, auch nur ein Haar hinzuzufügen. Sie ſoll es auch nicht. Sie erfüllt ihre Beſtimmung zu unſrer Veredlung weſentlich nur dadurch, daß ſie uns in dieſer und in keiner andern Form entwickelt, und wirft uns, ſobald ſie es in irgend einer andern zu thun verſucht, dadurch in ſo weit in jedem Fall, in den nicht humanen Zuſtand zurück, aus dem ſie uns herauszuheben von dem Schöpfer unſrer Natur beſtimmt iſt. Das Weſen der Natur, aus welchem die Form der Entwicklungsweiſe, deren unſer Geſchlecht bedarf, entquillt, iſt an ſich ſelbſt unerſchütterlich und ewig, und in Rückſicht auf die Kunſt iſt und muß es ihr ewiges und unerſchütterliches Fundament ſeyn. Auch erſcheint ſie in dem Auge jedes nicht oberflächlichen Forſchers in ihrem höchſten Glanze nicht anders, als ein erhabenes Haus, das durch ein unmerkliches Hinzuſetzen einzelner kleiner Theile, ſich über einen groſſen, ewig ſtehenden Felſen erhoben, und ſo lange es mit demſelben innigſt verbunden, unerſchütterlich auf demſelben ruht, aber auch plötzlich einſtürzt und in das Nichts der kleinen Theile, aus denen es entſprungen, zerfällt, wenn das Band zwiſchen ihm und dem Felſen auch nur um einige Linien zerriſſen wird. So unermeßlich das Reſultat der Kunſt an ſich ſelbſt und in ſeinem ganzen Umfang iſt, ſo klein und unmerklich iſt in jedem Falle das Einzelne, was die Kunſt zum Gang der Natur hinzuſetzt, oder vielmehr auf das Fundament deſſelben anbaut. Ihre Maasnahmen zur Entwicklung unſrer Kräfte beſchränken ſich weſentlich darauf, daß ſie das, was die Natur zerſtreut, in groſer Entfernung und in verwirrten Verhältniſſen uns vorlegt, in einen engern Kreis und in regelmäßigen Reihenfolgen zuſammenſtellt, und unſern fünf Sinnen nach Verhältniſſen näher bringt, welche unſere äußere und innere Empfänglichkeit aller Eindrücke erleichtern und ſtärken, und unſere Sinne ſelbſt dahin erheben, uns die Gegenſtände der Welt täglich zahlreicher, dauerhafter und richtiger vorzuſtellen. Auch ruht ihre ganze Kraft auf der Uebereinſtimmung ihres Einfluſſes und ihrer Wirkungen mit den weſentlichen Wirkungen der phyſiſchen Natur ſelber — ihr ganzes Thun iſt mit demjenigen dieſer Natur eins und ebendaſſelbe.“

Menſch! Ahme es nach, dieſes Thun der hohen Natur, die aus dem Kern auch des größten Baumes zuerſt nur einen unmerklichen Keim treibt, aber dann durch eben ſo unmerkliche, als täglich und ſtündlich fließende Zuſätze zuerſt die Grundlage des Stammes, dann diejenigen der Hauptäſte und endlich diejenige der Nebenäſte, bis an das äuſſerſte Reis, an dem das vergängliche Laub hängt, entfaltet. Faß' es in's Aug, dieſes Thun der hohen Natur, wie ſie jeden einzeln gebildeten Theil pfleget und ſchützet, und jeden neuen an das geſicherte Leben des alten anſchließet.“

„Faß' es in's Aug, wie ſich ihre glänzende Blüthe aus tief gebildeten Knoſpen entfaltet; wie ſie dann den blumenreichen Glanz ihres erſten Lebens ſchnell verliert, und als ſchwache, aber im ganzen Umfang ihres Weſens vollſtändig gebildete, Frucht jeden Tag immer etwas, aber etwas Wirkliches, zu dem was ſie ſchon iſt, hinzuſetzt, und ſo Monate lang ſtillwachſend am nährenden Aſt hängt, bis ſie vollends gereift und in allen ihren Theilen vollendet vom Baume fällt."

„Faſſ' es in's Aug, wie die Mutter Natur ſchon bey dem Entfalten der erſten emporſteigenden Sproſſen auch den Keim der Wurzel entfaltet, und des Baumes edelſten Theil tief in den Schooß der Erde vergräbt; wie ſie hinwieder den unbeweglichen Stamm tief aus dem Weſen der Wurzel, die Hauptäſte tief aus dem Weſen des Stammes und die Nebenäſte tief aus dem Weſen der Hauptäſte herausbildet, und allen, auch den ſchwächſten äuſſerſten Theilen genugſam, aber keinem, keinem einzigen unnütze, unverhältnißmäßige und überflüßige Kraft giebt."

Der Mechanismus der ſinnlichen Menſchennatur iſt in ſeinem Weſen den nehmlichen Geſetzen unterworfen, durch welche die phyſiſche Natur allgemein ihre Kräfte entfaltet. Nach dieſen Geſetzen ſoll aller Unterricht das Weſentlichſte ſeines Erkenntnißfaches unerſchütterlich tief in das Weſen des menſchlichen Geiſtes eingraben, dann das weniger Weſentliche nur allmälig, aber mit ununterbrochener Kraft an das Weſentliche anketten, und alle ihre Theile, bis an das Aeuſſerſte ihres Faches, in einem lebendigen, aber verhältnißmäßigen Zuſammenhang mit demſelben erhalten.

Ich ſuchte nun die Geſetze, denen die menſchliche Geiſtesentwicklung vermög ihrer Natur ſelber unterworfen werden muß, aufzufinden; ich wußte, daß ſie mit denjenigen der phyſiſch ſinnlichen Natur die nehmlichen ſeyn mußten, und glaubt, in ihnen den Faden ſicher zu finden, aus dem ſich eine allgemein pſychologiſche Unterrichtsmethode herausſpinnen laſſe. Menſch! ſagte ich im träumenden Suchen dieſes Fadens zu mir ſelber, ſo wie du in jeder phyſiſchen Reifung das Reſultat der gänzlich vollendeten Frucht in allen ihren Theilen erkenneſt, alſo achte kein menſchliches Urtheil für reif, das dir nicht als ein Reſultat einer in allen Theilen vollendeten Anſchauung des zu beurtheilenden Gegenſtandes in's Auge fällt; achte im Gegentheil jedes Urtheil, das vor einer vollendeten Anſchauung bey einem Menſchen reif ſcheint, für nichts anders, als für eine vom Baum abgefallene, wurmſtichige, und nur darum reif ſcheinende Frucht.

1. Lerne deswegen erſtlich deine Anſchauungen ordnen, und das Einfache vollenden, ehe du zu etwas Verwickeltem fortſchreiteſt. Suche in jeder Kunſt eine Stuffenfolge der Erkenntniß zu reihen, in welcher jeder neue Begriff nur ein kleiner, faſt unmerklicher Zuſatz zu tief eingeprägten, und dir ſelbſt unvergeßlich gemachten, frühern Erkenntniſſen iſt.

2. Bringe ferner alle weſentlich zuſammengehörige Dinge in deinem Geiſt in eben den Zuſammenhang, in dem ſie ſich in der Natur wirklich befinden; unterordne alle unweſentliche Dinge in deiner Vorſtellung den weſentlichen, und vorzüglich den Eindruck, den die Kunſtanſicht derſelben auf dich macht, demjenigen der Natur und ihrer wirklichen Wahrheit, und gieb kei-

ner Sache in deiner Vorſtellung ein größeres Gewicht, als ſie verhältnißmäßig für dein Geſchlecht in der Natur ſelber hat.

3. Verſtärke und verdeutliche die Eindrücke wichtiger Gegenſtände dadurch, daß du ſie dir durch die Kunſt näher bringeſt und durch verſchiedene Sinnen auf dich wirken macheſt. Erkenne zu dieſem Endzwecke vor allem aus das Geſetz des phyſiſchen Mechanismus, welches die verhältnißmäßige Kraft aller Einwirkungen von der phyſiſchen Nähe oder Ferne jedes, deine Sinne berührenden Gegenſtands von deinen Sinnen ſelber abhängig macht. Vergiß es nie, dieſe phyſiſche Nähe oder Ferne beſtimmt in jedem Fall unendlich viel in Rückſicht auf das Poſitive deiner Anſichten und über deine Verhältniſſe, deine Pflichten und deine Tugend ſelber.

4. Achte alle Wirkungen der phyſiſchen Natur für unbedingt nothwendig, und erkenne in dieſer Nothwendigkeit das Reſultat ihrer Kraft, mit der ſie die heterogen ſcheinenden Elemente ihres Stoffes zur Vollendung ihres Zwecks unter ſich ſelber vereiniget, und laß die Kunſt, mit der du durch den Unterricht auf dein Geſchlecht wirkeſt, eben ſo die Reſultate, die ſie bezweckt, zur phyſiſchen Nothwendigkeit erheben, ſo daß in allem deinem Thun ſelbſt das noch ſo heterogen ſcheinende Mittel zur Erreichung deſſelben Hauptzweckes wird.

5. Aber Reichthum und Vielſeitigkeit in Reiz und Spielraum verurſachen, daß die Reſultate der phyſi-

ſchen Nothwendigkeit das Gepräge der Freyheit und Selbſtſtändigkeit allgemein an ſich tragen.

Laß auch du die Reſultate der Kunſt und des Unterrichts, mitten, indem du ſie zur Nothwendigkeit zu erheben ſuchſt, durch Reichthum und Vielſeitigkeit in Reiz und Spielraum, das Gepräge der Freiheit und Selbſtſtändigkeit an ſich tragen.

Alle dieſe Geſetze, denen die Entwicklung der Menſchennatur unterworfen iſt, wirbeln ſich in ihrer ganzen Ausdehnung um einen Mittelpunkt, ſie wirbeln ſich um den Mittelpunkt unſers ganzen Seyns, und dieſer ſind wir ſelber.

Freund! Alles was ich bin, alles was ich will, und alles was ich ſoll, geht von mir ſelbſt aus. Sollte nicht auch meine Erkenntniß von mir ſelbſt ausgehen?

Ich habe Dir ſie hingeworfen, dieſe einzelnen Säze, aus denen, wie ich glaube, der Faden einer allgemeinen und pſychologiſchen Unterrichtsmethode ſich herausſpinnen läßt.

Sie befriedigen mich nicht; ich fühle es, ich bin nicht im Stande, das Weſen der Naturgeſeze, auf denen dieſe Säze ruhen, mir in ihrer ganzen Einfachheit und in ihrer ganzen Umfaſſung aufzuſtellen. So viel ſehe ich, ſie haben ſämmtlich eine dreifache Quelle.

Die erſte dieſer Quellen iſt die Natur ſelber, vermöge welcher ſich unſer Geiſt von dunkeln Anſchauungen zu deutlichen Begriffen emporſchwingt.

Aus dieſer Quelle fließen folgende Grundſäze, die als Fundamente der Geſeze, deren Natur ich nachſpüre, anerkannt werden müſſen.

1. Alle Dinge, die meine Sinne berühren, ſind für mich nur in ſo weit Mittel, zu richtigen Einſichten zu gelangen, als ihre Erſcheinungen mir ihr unwandelbares, unveränderliches Weſen vorzüglich vor ihrem wandelbaren Wechſelzuſtand, oder ihrer Beſchaffenheit in die Sinne fallen macht — ſie ſind umgekehrt für mich in ſo weit Quellen des Irrthums und der Täuſchung, als ihre Erſcheinungen mir ihre zufälligen Beſchaffenheiten vorzüglich vor ihrem Weſen in die Sinne fallen machen.

2. An eine jede, dem menſchlichen Geiſt zur Vollendung ihres Eindrucks eingeprägte und unauslöſchlich gemachte Anſchauung reihen ſich mit großer Leichtigkeit und ſo viel als unwillkührlich ein ganzes Gefolge dieſer Anſchauung mehr oder weniger verwandten Nebenbegriffen.

3. So wie nun das Weſen einer Sache mit unverhältnißmäßig ſtärkerer Kraft in deinem Geiſte eingeprägt iſt, als ihre Beſchaffenheiten, ſo führt dich der Organismus deiner Natur durch ſich ſelber in Rückſicht auf dieſen Gegenſtand täglich von Wahrheit zu Wahrheit, ſo wie hingegen die wandelbare Beſchaffenheit einer Sache unverhältnißmäßig ſtärker als ihr Weſen in deinem Geiſte eingeprägt iſt, führt dich der Organismus deiner Natur über dieſen Gegenſtand täglich von Irrthum zu Irrthum.

4. Durch das Zuſammenſtellen von Gegenſtänden, deren Weſen das Nämliche iſt, wird deine Einſicht über die innere Wahrheit derſelben weſentlich und allgemein erweitert, geſchärft und geſichert, der einſeitige, überwiegende Eindruck von Beſchaffenheiten einzelner Gegenſtände, zum Vortheil des Eindrucks, den ihr Weſen auf dich machen ſoll, geſchwächt, das Verſchlingen deines Geiſtes durch die iſolirte Kraft einzelner Beſchaffenheitseindrücke verhütet, und du vor der Gefahr bewahret, in eine gedankenloſe Vermiſchung der Auſſenſeite der Gegenſtände, mit ihrem Weſen, und dadurch in eine übertriebene Anhänglichkeit und Vorliebe für irgend eine Sache, die dir eine

beſſere Einſicht als Nebenſache unterordnet, und in die fantaſtiſche Kopffüllung mit ſolchen Nebenſachen zu fallen.

Es kann nicht anders ſeyn, je mehr ſich der Menſch weſentliche, umfaſſende und allgemeine Anſichten der Dinge eigen gemacht hat, je weniger können beſchränkte, einſeitige Anſichten Ihn über das Weſen ſeines Gegenſtands irrführen; je weniger er hingegen in einer umfaſſenden Anſchauung der Natur geübt iſt, je leichter können einzelne Anſichten von einem wandelbaren Zuſtand einer Sache, die weſentliche Anſicht eines Gegenſtandes in ihm verwirren und ſogar auslöſchen.

5. Auch die verwickelteſte Anſchauung beſteht aus einfachen Grundtheilen. Wenn du dich über dieſe zu einer beſtimmten Klarheit gebracht haſt, ſo wird dir das Verwickelteſte einfach.

6. Durch je mehrere Sinne du das Weſen oder die Erſcheinungen einer Sache erforſcheſt, je richtiger wird deine Erkenntniß über dieſelbe.

Das ſcheinen mir die Grundſätze des phyſiſchen Mechanismus, die ſich aus der Natur unſers Geiſtes ſelber herleiten. An ſie ſchließen ſich die allgemeinen Geſetze dieſes Mechanismus ſelber, davon ich jezt nur noch dieſes berühre: Vollendung iſt das gröſte Geſetz der Natur; alles Unvollendete iſt nicht wahr.

Die *zweite* Quelle dieſer phyſiſch-mechaniſchen Geſetze, iſt die mit dieſem Anſchauungsvermögen allgemein verwobene Sinnlichkeit meiner Natur.

Dieſe ſchwankt in allem ihrem Thun zwiſchen der Neigung, alles zu kennen und alles zu wiſſen, und derjenigen, alles zu genießen, die den Drang des Wiſſens und der Erkenntniß ſtille ſtellt, einher. Als bloße phyſiſche Kraft wird die Trägheit meines Geſchlechts durch ſeine Naſenweisheit belebt, und ſeine Naſenweisheit hinwieder durch ſeine Trägheit ſtille geſtellt. Aber weder das Beleben des einen, noch das Stillſtehen des andern hat an ſich ſelbſt mehr als phyſiſchen Werth; hingegen als ſinnliches Fundament meiner Forſchungskraft hat das erſte, und als ſinnliches Fundament der Kaltblütigkeit in Urtheilen hat das zweite einen höhern Werth. Wir gelangen durch den unermeßlichen Reiz, den der Baum der Erkenntniß für unſere ſinnliche Natur hat, zu allem unſerm Wiſſen, und durch das Trägheitsprinzipium, das unſerm leichten, oberflächlichen Herumfliegen von Anſchauung zu Anſchauung ein Ziel ſetzt, reifet der Menſch vielſeitig zur Wahrheit, ehe er ſie ausſpricht.

Aber unſere Wahrheitsamphibien wiſſen nichts von dieſem Reifen: — ſie quacken die Wahrheit, ehe ſie ſie ahnen, geſchweige ehe ſie ſie kennen; ſie können nichts anderes; es fehlt ihnen ſowohl an der Kraft der Vierfüßigen, auf feſtem Boden zu ſtehen, als an den Floßen der Fiſche, über Abgründe zu ſchwimmen, und an den Flügeln der Vögel, ſich gegen die Wolken zu erheben. Sie kennen das willenloſe Anſchauen der Gegenſtände ſo wenig als Eva, und haben daher bey ihrem unreifen Wahrheitsverſchlingen mit ihr das nämliche Schickſal.

Die **dritte** Quelle dieſer phyſiſch-mechaniſchen Geſetze
gt in dem Verhältniß meiner äußern Lage mit meinem
kenntnißvermögen.

Der Menſch iſt an ſein Neſt gebunden, und wenn er
an hundert Fäden hängt und mit hundert Kreiſen um-
reibt, was thut er mehr als die Spinne, die ihr Neſt
ch an hundert Fäden hängt und mit hundert Kreiſen
ſchreibt? Und was iſt der Unterſchied von einer etwas
ößeren und einer etwas kleineren Spinne? Das Weſen
n ihrem Thun iſt: ſie ſitzen alle im Mittelpunkte des
reiſes, den ſie umſchreiben; aber der Menſch wählt den
ittelpunkt, in dem er wallet, und webet nicht einmal
bſt, und er erkennt als bloßes phyſiſches Weſen alle
ahrheit der Welt gänzlich nur nach dem Maaße, als
Gegenſtände der Welt, die ihm zur Anſchauung kom-
n, ſich dem Mittelpunkte nähern, in dem er wallet
d webet, und meiſtens, ohne ſein Zuthun, wallen und
ben muß.

Freund! Du ſiehſt doch wenigſtens die Mühe, die ich mir gebe, die Theorie meines Ganges klar zu machen. Laß mir dieſe Mühe zu einer Art von Entſchuldigung gelten, wenn du fühlſt, wie wenig es mir gelungen. Ich bin für das eigentliche Philoſophiren im wahren Sinn des Wortes ſchon ſeit meinen zwanziger Jahren zu Grunde gerichtet; zum Glück brauchte ich zur praktiſchen Ausübung meines Planes keine Art von derjenigen Philoſophie, die mir ſo mühſelig vorkommt. Ich lebte auf jedem Punkte, auf dem ich ſtand, bis zur höchſten Spannung meiner Nerven im Kreiſe, in dem ich wirkte; wußte, was ich wollte; ſorgte nicht für den morgenden Tag und fühlte in Rückſicht auf die Gegenſtände, die mich vorzüglich intereſſirten, ſo ziemlich in jedem Augenblick, was derſelbe weſentlich bedurfte. Und wenn meine Einbildungskraft mich heute um hundert Schritte weiter trieb, als ich feſten Boden fand, ſo gieng ich morgen dieſe hundert Schritte wieder zurück. Das begegnete mir tauſend und tauſendmal. Tauſend und tauſendmal glaubte ich mich meinem Ziele näher, fand dann wieder plötzlich, daß dieſes vermeinte Ziel nur ein neuer Berg iſt, an den ich ſtoße. So gieng es mir, beſonders da mir die Grundſätze und Geſetze des phyſiſchen Mechanismus anfingen klarer zu werden; ich meinte jezt ſogleich, es fodere nun nichts mehr, als dieſelbe einfach auf die Unterrichtsfächer,

welche die Erfahrung von Jahrtauſenden dem Menſchen-
geſchlechte zur Entwiklung ſeiner Anlagen an die Hand ge-
geben, und die ich als die Elemente aller Kunſt und alles
Wiſſens anſah, auf Schreiben, Leſen, Rechnen, u. ſ. w.
anzuwenden.

Aber ſo wie ich dieſes verſuchte, entwikelte ſich all-
mälig eine durch ſich immer mehrende Erfahrung begrün-
ete Ueberzeugung, daß dieſe Unterrichtsfächer gar nicht
s die Elemente der Kunſt und des Unterrichts können
geſehen werden, daß ſie im Gegentheil weit allgemei-
rn Anſichten des Gegenſtandes untergeordnet werden
üſſen. Aber das Gefühl dieſer, für den Unterricht ſo
htigen Wahrheit, die ſich durch Bearbeitung dieſer Fä-
r in mir entwickelte, erſchien mir lange nur in iſolir-
Geſichtspunkten, und immer nur in Verbindung mit
n einzelnen Fache, mit dem jede einzelne Erfahrung
ammen hing.

So fand ich im Leſenlehren die Nothwendigkeit ſeiner
erordnung unter das Redenkönnen; und in den An-
gungen für die Mittel, die Kinder reden zu lehren,
Grundſatz: dieſe Kunſt an die Reihenfolgen zu ketten,
der die Natur vom Schall zum Wort, und von die-
nur allmälig zur Sprache emporſchreitet.

So fand ich hinwieder in den Bemühungen, ſchreiben
hren, das Bedürfniß der Unterordnung dieſer Kunſt
das Zeichnen; und in den Bemühungen, Zeichnen
hren, die Ankettung und Unterordnung dieſer Kunſt
diejenigen des Meſſens. Sogar das Buchſtabiren-
entwickelte in mir das Bedürfniß von einem Buche

für die erſte Kindheit, durch welches ich mir die Realkenntniß drey und vierjähriger Kinder weit über die Kenntniß von ſieben und achtjährigen Schulkindern zu erheben getraue. Aber dieſe Erfahrungen, die mich freilich praktiſch zu beſtimmten, einzelnen Hülfsmitteln des Unterrichts hinführten, ließen mich doch fühlen, daß ich meinen Gegenſtand noch nicht in ſeiner wahren Umfaſſung und innern Tiefe kenne.

Ich ſuchte lange einen allgemeinen pſychologiſchen Urſprung aller dieſer Kunſtmittel des Unterrichts, indem ich überzeugt war, daß es nur dadurch möglich ſey, die Form aufzufinden, worin die Ausbildung der Menſchheit durch das Weſen der Natur ſelbſt beſtimmt wird; offenbar war: dieſe Form iſt in der allgemeinen Einrichtung unſers Geiſtes begründet, vermöge welcher unſer Verſtand die Eindrücke, welche die Sinnlichkeit von der Natur empfängt, in ſeiner Vorſtellung zur Einheit, d. i. zu einem Begriff auffaßt, und dieſen Begriff dann allmälig zur Deutlichkeit entwickelt.

Jede Linie, jedes Maas, jedes Wort, ſagte ich zu mir ſelbſt, iſt ein Reſultat des Verſtandes, das von gereiften Anſchauungen erzeugt wird, und als Mittel zur progreſſiven Verdeutlichung unſerer Begriffe muß angeſehen werden. Auch iſt aller Unterricht in ſeinem Weſen nichts anders, als dieſes; ſeine Grundſätze müſſen deßhalb von der unwandelbaren Urform der menſchlichen Geiſtesentwicklung abſtrahirt werden.

Es kommt daher alles auf die genaueſte Kenntniß dieſer Urform an. Ich faßte deßwegen die Anfangspunkte,

aus denen dieſe abſtrahirt werden muß, immer und im-
mer wieder von neuem ins Auge.

Die Welt, ſagte ich in dieſen träumenden Selbſtge-
ſprächen zu mir ſelber, liegt uns als ein in einander
fließendes Meer verwirrter Anſchauungen vor Augen; die
Sache des Unterrichts und der Kunſt iſt es, wenn durch
ſie unſere, an der Hand der bloßen Natur für uns nicht
raſch genug fortrückende Ausbildung wahrhaft und ohne
Nachtheil für uns vergeſchwindert werden ſoll; daß ſie
die Verwirrung, die in dieſer Anſchauung liegt, aufhebe,
die Gegenſtände unter ſich ſondere, die ähnlichen und zu-
ammengehörigen in ihrer Vorſtellung wieder vereinige,
e alle uns dadurch klar mache, und nach vollendeter
larheit derſelben, in uns zu deutlichen Begriffen erhebe.
nd dieſes thut ſie, indem ſie uns die in einander fließ-
nden, verwirrten Anſchauungen einzeln vergegenwär-
get, dann uns dieſe vereinzelten Anſchauungen in ver-
iedenen wandelbaren Zuſtänden vor Augen ſtellt, und
dlich dieſelben mit dem ganzen Kreis unſeres übrigen
iſſens in Verbindung bringt.

Alſo geht unſere Erkenntniß von Verwirrung zur Be-
mmtheit, von Beſtimmtheit zur Klarheit, und von
rheit zur Deutlichkeit hinüber.

Aber die Natur hält ſich in ihrem Fortſchritte zu die-
Entwiklung beſtändig an dem großen Geſetze, das die
heit meiner Erkenntniß von der Nähe oder Ferne der
nſtände, die meine Sinnen berühren, abhängig macht.
, was dich immer umgiebt, kommt deinen Sinnen,
ris paribus in dem Grade verwirrt vor, und iſt die

in dem Grade ſchwer, dir ſelbſt klar und deutlich zu machen, als es von deinen Sinnen entfernt iſt; im Gegentheil, alles kommt dir in dem Grade beſtimmt vor, und iſt in dem Grade leicht, klar und dir deutlich zu machen, als er deinen fünf Sinnen nahe liegt.

Du biſt als phyſiſch, lebendiges Weſen ſelbſt nichts anders, als deine fünf Sinne; folglich muß die Klarheit oder Dunkelheit deiner Begriffe abſolut und weſentlich von der Nähe oder Ferne herrühren, nach welchen alle äuſſere Gegenſtände dieſe fünf Sinne, d. i. dich ſelber oder den Mittelpunkt, indem ſich deine Vorſtellungen in dir ſelbſt vereinigen, berühren.

Dieſer Mittelpunkt aller deiner Anſchauungen, du ſelbſt, biſt dir ſelbſt ein Vorwurf deiner Anſchauung; alles, was du ſelbſt biſt, iſt dir leichter, klar und deutlich zu machen, als alles, was auſſer dir iſt; alles, was du von dir ſelbſt fühlſt, iſt an ſich ſelbſt eine beſtimmte Anſchauung; nur was auſſer dir iſt, kann eine verwirrte Anſchauung für dich ſeyn; folglich iſt der Gang deiner Erkenntniſſe, ſofern er dich ſelber berührt, eine Stufe kürzer, als in ſofern er von irgend etwas auſſer dir ausgeht. Alles, was du von dir ſelbſt bewußt biſt, deſſen biſt du dir beſtimmt bewußt; alles, was du ſelbſt kenneſt, das iſt in dir ſelbſt, und an ſich durch dich ſelbſt beſtimmt; folglich öffnet ſich der Weg zu deutlichen Begriffen auf dieſer Bahn leichter und ſicherer, als auf irgend einer andern, und unter allem, was klar iſt, kann jezt klarer nichts ſeyn, als die Klarheit des Grundſatzes:

ie Kenntniß der Wahrheit geht bey dem Menſchen von der Kenntniß ſeiner ſelbſt aus.

Freund! So wirbelten ſich die lebendigen, aber dunkeln Ideen von den Elementen des Unterrichts lange in meiner Seele, und ſo ſchilderte ich ſie in meinem Berichte, ohne daß ich auch damals noch einen lückenloſen Zuſammenhang zwiſchen ihnen und den Geſetzen des phyſiſchen Mechanismus entdecken konnte, und ohne daß ich im Stande war, die Anfangspunkte mit Sicherheit zu beſtimmen, von denen die Reihenfolgen unſerer Kunſtanſichten oder vielmehr die Form ausgehen ſollte, in welcher es möglich wäre, die Ausbildung der Menſchheit durch das Weſen ihrer Natur ſelber zu beſtimmen, bis endlich, und das noch vor kurzem, wie ein Deus ex machina der Gedanke: die Mittel der Verdeutlichung aller unſerer Anſchauungserkenntniſſe gehen von Zahl, Form und Sprache aus, — mir plötzlich über das, was ich ſuchte, ein neues Licht zu geben ſchien.

Ich warf einmal im langen Streben nach meinem Ziele oder vielmehr im ſchweifenden Herumträumen über ieſen Gegenſtand mein Augenmerk ganz einfach auf die rt und Weiſe, wie ſich ein gebildeter Menſch in jedem nzelnen Falle benimmt und benehmen muß, wenn er gend einen Gegenſtand, der ihm verwirrt und dunkel r Augen gebracht wird, gehörig aus einander ſetzen und h allmälig klar machen will.

Er wird in dieſem Fall' allemal ſein Augenmerk auf lgende drey Geſichtspunkte werfen und werfen müſſen:

1. Wie viel und wie vielerley Gegenſtände vor ſeinen Augen ſchweben;
2. wie ſie ausſehen; was ihre Form und ihr Umriß ſeye;
3. wie ſie heißen; wie er ſich einem jeden durch einen Laut, durch ein Wort vergegenwärtigen könne.

Der Erfolg dieſes Thuns aber ſetzt bey einem ſolchen Mann offenbar folgende gebildete Kräfte voraus:

1. Die Kraft, ungleiche Gegenſtände der Form nach ins Aug zu faſſen und ſich ihren Inhalt zu vergegenwärtigen.
2. Diejenige, dieſe Gegenſtände der Zahl nach zu ſöndern, und ſich als Einheit oder als Vielheit beſtimmt zu vergegenwärtigen.
3. Diejenige, um ſich die Vergegenwärtigung eines Gegenſtandes nach Zahl und Form durch die Sprache zu verdoppeln und unvergeßlich zu machen.

Ich urtheilte alſo: Zahl, Form und Sprache ſind gemeinſam die Elementarmittel des Unterrichts, indem ſich die ganze Summe aller äuſſern Eigenſchaften eines Gegenſtandes im Kreiſe ſeines Umriſſes und im Verhältniß ſeiner Zahl vereinigen, und durch Sprache meinem Bewußtſeyn eigen gemacht werden. Die Kunſt muß es alſo zum unwandelbaren Geſetz ihrer Bildung machen, von dieſem dreyfachen Fundamente auszugehen und dahin zu wirken:

1. Die Kinder zu lehren, jeden Gegenſtand, der ihnen zum Bewußtſeyn gebracht iſt, als Einheit, d. i. von denen geſondert, mit denen er verbunden ſcheint, in's Aug zu faſſen.

2. Sie die Form eines jeden Gegenſtandes, d. i. ſein Maaß und ſein Verhältniß kennen zu lehren.

3. Sie, ſo früh als möglich, mit dem ganzen Umfang der Worte und Namen aller, von ihnen erkannten, Gegenſtände bekannt zu machen.

Und ſo wie der Kinderunterricht von dieſen drey Elementarpunkten ausgehen ſoll, ſo iſt hinwieder offenbar, daß die erſten Bemühungen der Kunſt dahin gerichtet ſeyn müſſen, die Grundkräfte des Zählens, Meſſens und Redens, deren gute Beſchaffenheit der richtigen Erkenntniß aller Anſchauungsgegenſtände zum Grund liegen, mit der höchſten pſychologiſchen Kunſt zu bilden, zu ſtärken und kraftvoll zu machen, und folglich die Mittel der Entfaltung und Bildung dieſer drey Kräfte zur höchſten Einfachheit, zur höchſten Conſequenz und zur höchſten Uebereinſtimmung unter ſich ſelbſt zu bringen.

Die einzige Schwierigkeit, die mir bey der Anerkennung dieſer drey Elementarpunkte noch auffiel, war die Frage: warum ſind alle Beſchaffenheiten der Dinge, welche uns durch die fünf Sinne bekannt werden, nicht eben ſo Elementarpunkte unſerer Erkenntniß, wie Zahl, Form und Namen? Aber ich fand bald: alle mögliche Gegenſtände haben unbedingt, Zahl, Form und Namen, die übrigen Eigenſchaften aber, die durch die fünf Sinne erkannt werden, beſitzt kein Gegenſtand ſo mit allen andern emein, ſondern nur mit dem einen dieſe, mit dem andern ene. Ich fand alſo zwiſchen Zahl, Form und Namen ller Dinge und ihren übrigen Beſchaffenheiten einen weſentlichen und beſtimmt den Unterſchied, daß ich keine andere Beſchaffenheiten der Dinge als Elementarpunkte der menſchlichen Erkenntniß anſehen konnte; hingegen fand ich eben ſo bald beſtimmt, daß alle übrigen Beſchaffenheiten der Dinge, die durch unſere fünf Sinne erkannt werden, ſich unmittelbar an dieſe Elementarpunkte der menſchlichen Erkenntniſſe anſchlieſſen laſſen; daß folglich beym Unterrichte der Kinder, die Kenntniß aller übrigen Qualitäten der Gegenſtände, an die Vorkenntniß von Form, Zahl und Namen unmittelbar angekettet werden müſſe. Ich ſah jezt, durch das Bewußtſeyn von der Einheit, Form und Namen eines Gegenſtandes wird meine Erkenntniß von ihm eine beſtimmte Erkenntniß; durch allmälige Erkenntniß aller ſeiner übrigen Eigenſchaften wird ſie in mir eine klare Erkenntniß; durch das Bewußtſeyn des Zuſammenhangs aller ſeiner Kennzeichen wird ſie eine deutliche Erkenntniß.

Und nun ging ich weiter, und fand, daß unſere ganze Erkenntniß aus drey Elementarkräften entquillt.

1. Aus der Schallkraft, aus der die Sprachfähigkeit entſpringt;
2. aus der unbeſtimmten, blos ſinnlichen Vorſtellungskraft, aus welcher das Bewußtſeyn aller Formen entſpringt;
3. aus der beſtimmten, nicht mehr blos ſinnlichen Vorſtellungskraft, aus welchen das Bewußtſeyn der Einheit und mit ihr die Zählungs- und Rechnungs-Fähigkeit hergeleitet werden muß.

Ich urtheilte also, die Kunstbildung unseres Geschlechts müſſe an die erſten und einfachſten Reſultate dieſer drey Grundkräfte, an Schall, Form und Zahl angekettet werden, und der Unterricht über einzelne Theile könne und werde niemals zu einem, unſere Natur in ihrem ganzen Umfange befriedigenden, Erfolge hinlenken, wenn dieſe drey einfachen Reſultate unſerer Grundkräfte nicht als die gemeinſamen, von der Natur ſelbſt anerkannten, Anfangspunkte alles Unterrichts anerkannt, und in Gefolg dieſer Anerkennung in Formen eingelenkt werde, die allgemein und harmoniſch von den erſten Reſultaten dieſer drey Elementarkräfte unſerer Natur ausgehen, und weſentlich und ſicher dahin wirken, den Fortſchritt des Unterrichts bis zu ſeiner Vollendung in die Schranken einer lückenloſen, dieſe Elementarkräfte gemeinſam und im Gleichgewichte beſchäftigenden, Progreſſion zu lenken, als wodurch es weſentlich und allein möglich gemacht wird, uns in allen dieſen drey Fächern gleichförmig von dunkeln Anſchauungen zu beſtimmten, von beſtimmten Anſchauungen zu klaren Vorſtellungen, und von klaren Vorſtellungen zu deutlichen Begriffen zu führen.

Dadurch finde ich denn endlich die Kunſt mit der Natur oder vielmehr mit der Urform, womit uns dieſe die Gegenſtände der Welt allgemein verdeutlichet, weſentlich und innigſt vereiniget, und hiemit das Problem: einen allgemeinen Urſprung aller Kunſtmittel des Unterrichtes und mit ihm die Form aufzufinden, in welcher die Ausbildung unſers Geſchlechtes durch das Weſen unſerer Natur ſelder beſtimmt werden könnte, aufgelöſt und die Schwierigkeiten gehoben, die mechaniſchen Geſetze, die ich für die Fundamente des menſchlichen Unterrichts anerkenne, auf die Unterrichtsform, welche die Erfahrung von Jahrtauſenden dem Menſchengeſchlechte, zur Entwicklung ſeiner ſelbſt, an die Hand gegeben, auf Schreiben, Rechnen, Leſen u. ſ. w. anzuwenden.

Das erſte Elementarmittel des Unterrichts iſt alſo:
der Schall.

Aus ihm leiten ſich folgende ſpecielle Unterrichtsmittel:

I. Tonlehre, oder die Mittel, die Sprachorgane zu bilden;

II. Wortlehre, oder die Mittel, einzelne Gegenſtände kennen zu lehren;

III. Sprachlehre, oder die Mittel, durch welche wir dahin geführt werden müſſen, uns über die uns bekannt gewordene Gegenſtände, und über alles, was wir an ihnen zu erkennen vermögen, beſtimmt ausdrücken zu können.

I.

Tonlehre.

Sie theilt ſich hinwieder in die Lehre von Sprachtönen und in diejenige von Geſangtönen ab.

Von den Sprachtönen.

Man kann es in Rückſicht auf dieſelben gar nicht dem Zufall überlaſſen, ob ſie dem Kinde früh oder ſpät, in

Menge oder ſparſam vor die Ohren gebracht werden. Es iſt wichtig, daß ſie ihm in ihrem ganzen Umfang und ſo früh als möglich zum Bewußtſeyn kommen.

Dieſes Bewußtſeyn ſollte bey ihm ſchon vollendet ſeyn, ehe noch die Fähigkeit der Ausſprache in ihm gebildet iſt; und hinwieder die Fertigkeit, ſie allgemein und leicht nachſprechen zu können, ſollte mit ihm vollendet ſeyn, ehe die Buchſtaben-Formen ihm vor Augen gelegt, und die erſten Uebungen des Leſens mit ihm angefangen werden.

Das Buchſtabierbuch muß daher die Töne, aus denen die Sprache beſteht, in ihrem ganzen Umfang enthalten, und ſollte in jeder Haushaltung von dem Buchſtabierkind, das ſich hierin übt, ſelber dem Kind in der Wiege in dieſem Umfang vor die Ohren gebracht, durch die öftere Wiederholung tief eingeprägt und ihm allgemein unvergeßlich gemacht werden, ſelbſt ehe es noch im Stand iſt, einen einzelnen auszuſprechen.

Es ſtelle ſich niemand vor, der es nicht geſehen, in welchem Grade das Vorſprechen dieſer einfachen Töne ba ba ba, da da da, ma ma ma, la la la, u. ſ. w. die Aufmerkſamkeit unmündiger Kinder rege macht und für ſie Reiz hat; eben ſo wenig, was durch das frühe Bewußtſeyn dieſer Töne für die allgemeine Lernkraft der Kinder gewonnen wird.

Im Gefolge dieſes Grundſatzes von der Wichtigkeit des Bewußtſeyns von Schall und Ton, ehe das Kind ſie nachſprechen kann, und in Ueberzeugung, daß es eben ſo wenig gleichgültig ſey, was für Bilder und Gegenſtände dem unmündigen Kinde vor die Augen, als was ihm für

Töne vor die Ohren gebracht werden, habe ich ein Buch für Mütter zu Stande gebracht, darin ich nicht nur die Anfangspunkte von Zahl und Form, ſondern auch die weſentlichſten übrigen Eigenſchaften, welche uns die fünf Sinne von dieſen Gegenſtänden an den Tag legen, durch illuminirte Holzſchnitte anſchaulich mache, und durch das alſo geſicherte, und durch vielſeitige Anſchauung belebte Bewußtſeyn vieler Namen, das künftige Leſen eben ſo vorbereite und erleichtere, wie ich durch das, dem Buchſtabieren vorhergehende Einprägen der Töne, dieſe lezte Arbeit dem Kinde in eben dieſem Alter vorbereite und erleichtere, indem ich dieſe Töne durch dieſes Buch, ehe das Kind nur eine Sylbe davon ausſprechen kann, in ſeinen Kopf, ich möchte ſagen, einheimiſch mache, oder ſie in denſelben einquartiere *).

Ich will dieſe Anſchauungstafeln für die erſte Kindheit mit einem Methodenbuche begleiten, in welchem jedes Wort, das dem Kinde über jeden vorgezeigten Gegenſtand geſagt werden muß, ſo beſtimmt ausgedrückt iſt, daß auch die ungeübteſte Mutter hierin meinem Endzwecke

---

*) Anmerkung für die neue Herausgabe. Dieſe Verſuche ſind ſpäter durch die tiefere Erkenntniß des pſychologiſchen Gangs der Entfaltung unſerer Kräfte und der ächten Stufenfolge der Begründung unſrer Erkenntniſſe als überflüſſig erfunden und außer Gebrauch geſezt worden. Dieſe ganze Darſtellung iſt als ein noch ſehr dunkles Haſchen nach Bildungsmitteln, über deren Natur ich bey fernem noch nicht im Klaren war, anzuſehn.

Genüge leiſten kann, indem ſie zu dem, was ich ſage, kein Wort hinzuzufügen nöthig haben wird.

Alſo durch das Buch der Mütter vorbereitet, durch den bloßen Vorſprachgebrauch des Buchſtabierbuchs mit dem ganzen Umfang der Töne bekannt, muß dann das Kind, ſobald ſich ſeine Organe zur Ausſprache gebildet zeigen, mit eben der ſpielenden Leichtigkeit, mit der man es ſonſt zweckloſe Töne nachſagen läßt, gewohnt werden, täglich zu verſchiedenenmalen einige Reihen der Töne des Buchſtabierbuchs nachzuſprechen.

Dieſes Buch unterſcheidet ſich von allen bisherigen dadurch, daß ſeine Lehrform allgemein und dem Lehrling ſelbſt fühlbar von den Selbſtlautern ausgeht, und durch allmäliges Hinzuſetzen von Mitlautern von vorne und hinten die Sylben auf eine umfaſſende und das Ausſprechen und Leſen derſelben ſichtbar erleichternde Art bildet.

Es ſelbſt entſtand ſo, daß man an jeden Selbſtlauter einen Mittellauter um den andern, von b bis z von hinten anhängte, und ſo zuerſt die einfachen, leichten Sylben ab, ad, af u. ſ. w. formirte, dann jeder dieſer einfachen Sylben von vornen denjenigen Mittellauter beyſetzte, der im Sprachgebrauch dieſer einfachen Sylben wirklich beygefügt werden muß, z. B.

zu ab, b, g, ſch, ſt. b ab
g ab
ſch ab
ſt ab u. ſ. w.

und ſo aus allen Vokalen durch einfache Hinzuſetzung von Mittellautern zuerſt leichtere, dann durch Hinzuſetzung mehrerer ſchwererer Sylben bildete, und dadurch mußte nothwendig ein vielfaches Wiederholen der einfachen Töne und ein allgemeines und gereihetes Nebeneinanderſtellen aller ſich durch gleiche Grundlagen ähnlich zeigende Sylben herauskommen, welche das unvergeßliche Einprägen ihres Schalls und mithin das Leſenlernen äuſſerſt erleichtert.

Die Vortheile dieſes Buchs werden in demſelben ſelbſt dahin beſtimmt: daß es

1. die Kinder auf dem Punkte der Buchſtabierübungen einzelner Sylben ſo lange aufhält, bis ihre Fertigkeit hierin genugſam gebildet iſt;
2. daß es durch allgemeine Benutzung der Aehnlichkeit der Töne die Wiederholung der nämlichen Form den Kindern angenehm macht, und dadurch den Zweck, ſie ihnen bis zur Unvergeßlichkeit einzuprägen, erleichtert;
3. daß es die Kinder mit großer Schnelligkeit dahin bringt, jedes neue Wort, das ſich durch Beyſetzung einzelner Mitlauter aus andern ihm ſchon unvergeßlich gemachten bildet, ſogleich ganz auszuſprechen, ohne es allemal vorher buchſtabieren zu müſſen, und dann auch dieſe Zuſammenſetzung auswendig buchſtabieren zu können, welches ihnen nachher das Richtigſchreiben ſehr erleichtert.

In der vorausgeſchickten kurzen Anweiſung zum Gebrauche dieſes Buchs werden die Mütter aufgefordert, den Kindern ſelbſt, ehe ſie reden können, dieſe Reihenfolgen von Tönen täglich zu wiederholtenmalen und auf verſchiedene Art vorzuſprechen, um ſie zur Aufmerkſamkeit zu reizen und zum Bewußtſeyn dieſer Töne zu bringen. Dieſes Vorſprechen muß mit doppeltem Eifer betrieben und wieder von vornen angefangen werden, ſobald die Kinder anfangen zu reden, um ſie dann zum Nachſprechen derſelben zu bringen und dadurch ſchnell reden zu lehren.

Um den Kindern die Kenntniß der Buchſtaben, die dem Buchſtabiren vorangehen muß, zu erleichtern, habe ich dieſelben dem Buche, in einer großen Form geſtochen, beygelegt, wobey den Kindern die Unterſcheidungsmerkmale beſſer in die Augen fallen.

Dieſe Buchſtaben werden, jeder beſonders, auf ſteifes Papier geklebt und dem Kinde nach einander vorgelegt; wobey man mit den zur Unterſcheidung rothgefärbten Vokalen anfängt, die ſie vollkommen kennen und ausſprechen können müſſen, ehe man weiter gehen darf. Darauf zeigt man ihnen auch nach und nach die Conſonanten, aber immer gleich mit einem Vokale verbunden, weil ſie ohnedem eigentlich nicht ausgeſprochen werden können.

Sobald den Kindern theils durch dieſe beſondere Uebung, theils durch das wirkliche Buchſtabieren, wovon ich ſogleich reden werde, die Buchſtaben anfangen hinlänglich bekannt zu werden, ſo kann man ſie mit den, dieſem Buche ebenfalls beygelegten, dreyfachen Buchſtaben verwechſeln, wo über dem teutſchen gedruckten (der hier ſchon kleiner ſeyn kann) zugleich der deutſch geſchriebene und unter demſelben der lateiniſche Buchſtabe ſteht. Läßt man das Kind dann jede Sylbe in der ihm ſchon bekannten mittlern Form buchſtabieren; und jedesmal in den übrigen beyden wiederholen, ſo lernt es ohne Zeitverluſt zugleich nach dem dreyfachen Alphabeth leſen.

Nach der Fundamentalregel des Buchſtabierens, daß alle Sylben nichts anders ſind, als durch Hinzuſetzen von Mitlautern zu einem Selbſtlauter entſtandene Töne, und der Selbſtlauter alſo immer das Fundament der Sylbe iſt, — wird dieſer auch zuerſt hingelegt, oder an der aufgehängten Tafel (die am obern und untern Rande eine ausgehöhlte Leiſte haben muß, worin die Buchſtaben ſtehen, und leicht müſſen hinein- und hinausgeſchoben werden können); dieſem werden alsdann nach dem Leitfaden ſelbſt nach und nach von vorne und von hinten Mitlauter hinzugeſetzt; a — ab — b ab — g ab u. ſ. w. Jede Sylbe wird alsdann ſo lange vom Lehrer vorgeſprochen und von den Kindern wiederholt, bis ſie ihnen unvergeßlich gemacht iſt. Dann läßt man ſie die Buchſtaben einzeln in und auſſer der Ordnung (der erſte? — der dritte? u. ſ. w.) herſagen, und die Sylben, die man ihnen verdeckt, auswendig buchſtabieren.

Hauptſächlich bey dem erſten Abſchnitte des Buches iſt es durchaus nothwendig, nur langſam fortzuſchreiten, und nie eher zu etwas Neuen überzugehen, bis das Alte den Kindern unauslöſchlich tief eingeprägt iſt; weil hierin das Fundament des ganzen Leſeunterrichts liegt, worauf alles Folgende nur durch kleine und allmälige Zuſätze erbauet wird.

Wenn die Kinder auf dieſer Art zu einer gewiſſen Fertigkeit im Buchſtabieren gelangt ſind, ſo kann man auch mit Uebungen nach andern Methoden abwechſeln. So kann man z. B. von einem Worte einen Buchſtaben nach dem andern hinſetzen, bis daſſelbe vollſtändig iſt, und dann jedesmal die da ſtehenden Buchſtaben mit einander ausſprechen laſſen. Z. B. g — ge — geb — geba — gebad — gebade — gebadek. Darauf kann man denn durch Wiederwegnehmen des einen Buchſtaben nach dem andern wieder auf gleiche Art zurückgehen, und dieſes nacheinander ſo oft wiederholen laſſen, bis die Kinder das Wort ohne Fehler und auch auswendig buchſtabieren können. — Man kann auch auf eben die Art von hinten anfangen, aufzuſtellen.

Endlich theilt man das Wort in Sylben; läßt die Sylben zählen, und in und außer der Ordnung eine jede nach ihrer Nummer ausſprechen und buchſtabieren.

Einen großen Vortheil kann man ſich hauptſächlich bey dem Schulunterrichte dadurch verſchaffen, daß man die Kinder gerade von Anfang an gewöhnt, jeden Ton, man mag ihnen denſelben vorſprechen, oder ſie durch die Nummer der Buchſtaben oder der Sylben zu ihrer Ausſprache auffordern, alle miteinander im gleichen Augenblick auszuſprechen, ſo daß der von allen ausgeſprochene Ton, als ein einziger Laut gehört wird. Dieſer Takt macht die Lehrart ganz mechaniſch, und wirkt auf die Sinnen der Kinder mit einer unglaublichen Gewalt.

Wenn nun dieſe Buchſtabierübungen auf der Tafel gänzlich vollendet ſind, ſo wird dann dem Kinde das Buch ſelbſt als ſein erſtes Leſebuch in die Hand gegeben und daſſelbe ſo lang darin gelaſſen, bis es zur unbedingteſten Fertigkeit im Leſen deſſelben gebracht iſt.

So viel von der Lehre der Sprachtöne. Ich ſollte nun noch ein Wort von der Lehre der Geſangtöne reden, aber da der eigentliche Geſang nicht als Mittel von dunkeln Anſchauungen zu deutlichen Begriffen zu gelangen, d. i. in dem Unterrichtsmittel, in welchem ich jezt davon rede, kann angeſehen werden, ſondern vielmehr als eine Fertigkeit, die nach andern Geſichtspunkten und nach andern Zwecken muß entwickelt werden, ſo verſchiebe ich ihre Behandlung zu den Geſichtspunkten, worin ich ſpäterhin das Erziehungsweſen ins Aug faſſe, und ſage jezt nur ſo viel: daß die Geſanglehre nach den allgemeinen Grundſätzen, von dem Einfachſten anfangen, dieſes vollenden, und nur allmälig von einer Vollendung zum Anfang einer neuen Uebung fortſchreiten, und niemals dahin lenken ſoll, durch ein ungegründetes Steifſcheinen die Fundamente der Kraft weſentlich ſtille zu ſtellen und zu verwirren.

II.

Das Zweite aus der Schallkraft, oder dem Elementarmittel des Schalls herflieſſende ſpezielle Unterrichtsmittel, iſt:

Wortlehre, oder vielmehr Namenlehre.

Ich habe es ſchon geſagt, das Kind muß ſeine erſte Führung auch hierin durch das Buch der Mütter erhalten. Dieſes iſt ſo eingerichtet, daß die weſentlichſten Gegenſtände der Welt, und vorzüglich diejenigen, die als Geſchlecht und Gattung ganze Reihenfolgen von Gegenſtänden unter ſich haben, allgemein darin zur Sprache kommen, und die Mütter in den Stand geſetzt werden, dem Kinde die beſtimmteſten Namen derſelben bekannt und geläufig zu machen, wodurch dann die Kinder ſchon vom früheſten Alter an zu der Namenlehre, das iſt: zu dem aus der Schallkraft hergeleiteten zweiten Spezialmittel des Unterrichts vorbereitet werden.

. Dieſe Namenlehre beſteht in Reihenfolgen von
Namen der bedeutendſten Gegenſtände aus allen Fächern
des Naturreichs, der Geſchichte und der Erdbeſchreibung,
der menſchlichen Berufe und Verhältniſſe. Dieſe Wörter-
eihen werden dem Kinde als bloße Uebung im Leſenleh-
en immediat nach Beendigung ſeines Buchſtabierbuchs in
e Hand gegeben; und die Erfahrung hat mir bewieſen,
ß es möglich iſt, die Kinder dieſe Namenreihen blos in
r Zeit, welche erfordert wird, die Kraft des Leſens in
en zur vollen Reifung zu bringen, bis zum vollkom-
n Auswendig-können geläufig zu machen; der Gewinn
s, in dieſem Zeitpunkte ſo weit vollendeten, Bewußt-
s ſo vielſeitiger und umfaſſender Namenreihen iſt für
Erleichterung des ſpäteren Unterrichts für die Kinder
meßlich und iſt eigentlich als das bloße, chaotiſche
mmentragen von Materialien, die für ein Haus, das
ſpäter bauen will, nothwendig ſind, anzuſehn.

III.

as dritte aus der Schallkraft herfließende Spezial-
des Unterrichtes iſt:

die Sprachlehre ſelbſt.

hier ſehe ich mich auf dem Punkte, in welchem ſich die eigentliche Form zu öffnen anfängt, nach welcher die Kunſt, durch Benutzung der ausgebildeten Eigenheit unſers Geſchlechtes, der Sprache dahin gelangen kann, dem Gange der Natur in unſerer Entwicklung gleichen Schritt zu halten. Doch was ſage ich? Die Form eröffnet ſich, worin der Menſch nach dem Willen des Schöpfers der Blindheit der Natur und ihrer Sinnlichkeit den Unterricht unſers Geſchlechtes aus den Händen reiſſen ſoll, um ihn in die Hand der beſſern Kräfte zu legen, die er ſeit Jahrtauſenden in ſich ſelber entwickelt; die Form eröffnet ſich, wie das Menſchengeſchlecht, ſelbſtſtändig, wie der Menſch der Entwicklung ſeiner Kraft die beſtimmtere und umfaſſendere Richtung und den ſchnellern Gang geben kann, zu deren Entwicklung die Natur ihm nur Kräfte und Mittel, aber keine Leitung gegeben hat, und die ſie ihm nie geben kann, weil er Menſch iſt; — die Form eröffnet ſich, worin der Menſch alles dieſes thun kann, ohne das Hohe und Einfache des phyſiſchen Naturgangs, die Harmonie, die in unſrer blos ſinnlichen Entwicklung ſtatt hat, zu ſtören, oder irgend einem einzigen Theil unſerer ſelbſt auch nur ein Haar von der gleichförmigen Sorgfalt zu rauben, die ihm die Mutter Natur, in ihrer auch blos phyſiſchen Entwicklung, angedeihen läßt.

Alles dieſes muß durch die vollendete Kunſt der Sprachlehre und die höchſte Pſychologie erzielt werden, um dadurch dem Mechanismus des Naturmarſches von verwirrten Anſchauungen zu deutlichen Begriffen die höchſte Vollendung zu geben. Das kann ich freilich bey weitem nicht, und ich fühle mich hierüber im Ernſt wie die Stimme eines Rufenden in der Wüſte.

Aber der Egyptier, der zuerſt die gebogene Schaufel dem Stier an ſein Horn band, und ihn alſo die Arbeit des grabenden Mannes lehrte, bereitete ja dadurch auch die Erfindung des Pfluges vor, obgleich er ihn nicht zur Vollkommenheit brachte.

Mein Verdienſt ſey nur das erſte Einbiegen der Schaufel und das Anbinden ſeiner Kraft an ein neues Horn. Aber warum rede ich durch Gleichniſſe? Ich darf und ſoll gerade und ohne Umwege herausſagen, was ich eigentlich will.

Ich will den Schulunterricht ſowohl der abgelebten Ordnung alter verſtotterter Schulmeiſter-Knechte, als einer, für den gemeinen Volksunterricht ſie nicht einmal erſetzenden, neuern Schwäche entreiſſen, und ihn an die unerſchütterte Kraft der Natur ſelber und an das Licht, das Gott in den Herzen der Väter und Mütter entzündet und ewig belebt, an das Intereſſe der Eltern, daß ihre Kinder angenehm werden vor Gott und den Menſchen, anknüpfen.

Um aber die Form der Sprachlehre, oder vielmehr die verſchiedenen Formen zu beſtimmen, durch welche ihr Zweck erzielt werden kann, d. i. durch welche wir dahin geführt werden müſſen, uns über die, uns bekannt gewordenen Gegenſtände und über alles, was wir an ihnen zu erkennen vermögen, beſtimmt auszudrücken, müſſen wir uns fragen:

1. Was iſt für den Menſchen das letzte Ziel der Sprache?

2. Welches ſind die Mittel, oder vielmehr, was iſt der Progreſſionsmarſch, durch den uns die Natur ſelber in der allmäligen Entwicklung der Sprachkunſt zu dieſem Ziele führt?

1. Das lezte Ziel der Sprache iſt offenbar, unſer Geſchlecht von dunkeln Anſchauungen zu deutlichen Begriffen zu führen.
2. Die Mittel, wodurch ſie uns allmälig zu dieſem Ziele führt, haben unſtreitig dieſe Reihenfolgen.
   a. Wir erkennen einen Gegenſtand im allgemeinen, und benennen ihn als Einheit — als Gegenſtand.
   b. Wir werden uns allmälig ſeiner Merkmale bewußt, und lernen dieſe benennen.
   c. Wir erhalten durch die Sprache die Kraft, dieſe Beſchaffenheiten der Gegenſtände durch Zeit- und Neben-Wörter näher zu beſtimmen, und den Wechſel-Zuſtand derſelben durch die Veränderungen der Beſchaffenheiten der Wörter ſelbſt, und ihre Zuſammenſetzungen, uns ſelber klar zu machen.

1. Ueber die Bemühungen, die Gegenſtände benennen zu lernen, habe ich mich oben erklärt.
2. Die Bemühungen, die Merkmale der Gegenſtände kennen und benennen zu lehren, theilen ſich
   a. in Bemühungen, das Kind zu lehren, ſich über Zahl und Form beſtimmt ausdrücken zu können.

Zahl und Form ſind als die eigentlichen Elementareigenheiten aller Dinge die zwey umfaſſendſten Allgemeinheitsabſtraktionen der phyſiſchen Natur, und an ſich die zwey Punkte, an die ſich alle übrigen Mittel zur Verdeutlichmachung unſerer Begriffe anſchließen.

b. In Bemühungen, das Kind zu lehren, ſich auch außer Zahl und Form über alle übrigen Beſchaffenheiten der Dinge (ſowohl über diejenigen, die durch die fünf Sinnen, als auch über diejenigen, die nicht durch die einfache Anſchauung derſelben, ſondern durch unſere Einbildungs- und Urtheilskraft erkannt werden) beſtimmt auszudrücken.

Die erſten phyſiſchen Allgemeinheiten, die wir durch
en Gebrauch der fünf Sinne von den Beſchaffenheiten
ller Dinge, nach den Erfahrungen von Jahrtauſenden ab-
rahiren gelernt haben, Zahl und Form, müſſen dem
inde frühe nicht blos als einwohnende Eigenſchaft ein-
lner Dinge, ſondern als phyſiſche Allgemeinheit zum
eläufigen Bewußtſeyn gebracht werden. Es muß nicht
ur frühe eine runde, und eine viereckigte Sache als
und, und viereckigt benennen können, ſondern es muß,
enn es möglich iſt, beynahe noch voraus den Be-
iff des Rundes, des Vierecks — der Einheit — als
nen reinen Abſtraktions-Begriff ſich einprägen, damit es
nn.alles, was es in der Natur als rund, als viereckigt,
s einfach, als vierfach u. ſ. w. antrifft, an das be-
mmte Wort, das die Allgemeinheit dieſes Begriffes aus-
ückt, anſchließen könne; und hier zeigt ſich dann auch
benher die Urſache, warum die Sprache als Mittel,
hl und Form auszudrücken, beſonders und getrennt von
Art und Weiſe, wie ſie als Mittel, ſich über alle
rigen Beſchaffenheiten, die uns die fünf Sinne an den

Gegenſtänden der Natur bemerken laſſen, auszudrücken, betrachtet wird, — in's Aug gefaßt werden muß.

Ich fange deßhalb ſchon im Buche für die erſte Kindheit an, die Kinder zum klaren Bewußtſeyn dieſer Allgemeinheiten zu führen. Dieſes Buch liefert ſowohl eine umfaſſende Ueberſicht der gewöhnlichſten Formen, als die einfachſten Mittel, die erſten Zahlenverhältniße dem Kinde begreiflich zu machen.

Ueber die weitern Schritte dieſes Zweckes müſſen vergleichungsweiſe mit den Sprachübungen für einen ſpätern Zeitpunkt aufbehalten werden, und letten ſich überdies an die ſpezielle Behandlung von Zahl und Form, die als Elementarpunkte unſerer Erkenntniß nach der vollendeten Ueberſicht der Sprachübungen einzeln betrachtet werden müſſen.

Die Zeichnungen des Anfangsbuches dieſes Unterrichtes — des Buchs der Mütter, oder für die erſte Kindheit, ſind bey aller ihrer Miſchung ſo gewählt, daß alle Arten phyſiſcher Allgemeinheiten, die uns durch unſere fünf Sinne bekannt werden, darin zur Sprache kommen, und die Mütter in den Stand geſetzt werden, dem Kinde ohne alle eigene Mühe die beſtimmteſten Ausdrücke über dieſelben geläufig zu machen.

Was denn aber diejenigen Beſchaffenheiten der Dinge betrift, die uns nicht unmittelbar durch unſere fünf Sinne, ſondern durch die Dazwiſchenkunft unſers Vergleichungsvermögens, unſerer Einbildungskraft und unſers Abſtraktionsvermögens bekannt werden, ſo bleibe ich auch hierin bey meinem Grundſatz, keine Art von menſchlichem Urtheil vor der Zeit ſcheinreif machen zu wollen, ſondern benutze die unausweichliche Bekanntſchaft von ſolchen Abſtraktionswörtern bey den Kindern in dieſem Alter als bloßes Gedächtnißwerk, und etwa als leichte Nahrung ihres Imaginationsſpiels und ihres Ahnungsvermögens. In Rückſicht auf die Gegenſtände hingegen, die unmittelbar durch unſere fünf Sinne erkannt werden, und bey denen es alſo darum zu thun iſt, das Kind ſo geſchwinde als möglich dahinzubringen, ſich darüber beſtimmt ausdrücken zu können, ergreiſe ich folgende Maßregeln.

Ich ziehe die Subſtantiva, die ſich durch auffallende Merkmale, die wir an ihnen durch unſere fünf Sinnen erkennen, auszeichnen, aus dem Wörterbuche aus, und ſetze die Adjectiva, die ihre Merkmale ausdrücken, daneben hin. Z. B.

Aal — ſchlüpfrig, wurmförmig, lederhäutig;
Aas — todtes, ſtinkendes;
Abend — ſtiller, heiterer, kühler, regneriſcher;
Achſe — ſtarke, ſchwache, ſchmierige;
Acker — ſandiger, leimichter, angeſäeter, gemiſteter, ergiebiger, einträglicher, unabträglicher.

Dann kehre ich die Maßregel um, ſuche auf eben dieſe Weiſe im Wörterbuch' Adjectiva, die auffallende Merkmale von Gegenſtänden, die durch unſere Sinne erkannt werden, ausdrücken, und ſetze ihnen dann die Subſtantiva, denen die durch das Adjectiv bezeichnete Merkmale eigen ſind, nebenbey. Z. B.

rund. Kugel, Hut, Mond, Sonne;
leicht. Feder, Flaum, Luft;

ſchwer. Gold, Bley, Eichenholz;
warm. Ofen, Sommertage, Glut;
hoch. Thürme, Berge, Rieſen, Bäume;
tief. Meere, Seen, Keller, Gruben;
weich. Fleiſch, Wachs, Butter;
elaſtiſch. Stahlfedern, Fiſchbein u. ſ. w.

Ich ſuche aber keinesweges durch Vollſtändigkeit dieſer erläuternden Belege dem Kinde den Spielraum des Selbſtdenkens zu mindern, ſondern gebe in jedem Falle nur wenige, aber beſtimmt ihm in die Sinne fallende Belege, und frage dann ſogleich: Was weiſt du jetzt noch mehr, das ſo iſt? Die Kinder finden bey weiten in den meiſten Fällen im Kreiſe ihrer Erfahrungen neue Belege, und gar oft ſolche, die dem Lehrer nicht zu Sinne gekommen wären; und ſo wird ihr Erkenntnißkreis auf eine Art erweitert und klar gemacht, wie es durch die Katechiſationen unmöglich, oder wenigſtens nur durch hundertfach größere Kunſt und Mühe erreichbar iſt.

Das Kind iſt bey allen Katechiſationen theils durch die Schranken des beſtimmten Begriffes, über welchen katechiſirt wird, theils durch die Form, in welcher katechiſirt wird, und endlich noch gar durch die Schranken des Erkenntnißkreiſes des Lehrers, und was noch mehr iſt, durch die Schranken der ängſtlichen Sorgfalt, daß er nicht aus ſeinem Kunſtgeleiſe gebracht werde, gebunden. Freund! Welche ſchreckliche Schranken für das Kind, die bey meinem Gange ganz wegfallen!

Dieſes vollendet, ſuche ich dann dem mit den Gegenſtänden der Welt vielſeitig bekannten Kinde das allmälige

Klarwerden der ihm ſo weit bekannt gewordenen Gegenſtände durch die weitere Benutzung des Wörterbuches noch mehr zu erleichtern.

Ich theile in dieſer Rückſicht dieſes große Zeugniß der Vorwelt über alles, was iſt, zuerſt in vier Hauptrubriken:

1. Erdbeſchreibung,
2. Hiſtorie,
3. Naturlehre und
4. Naturgeſchichte, ab.

Aber um jede nicht weſentliche Wiederholung des nehmlichen Worts zu vermeiden und die Lehrform ſo kurz als möglich zu machen, theile ich dieſe Oberabtheilungen ſogleich in etwa 40 Unterabtheilungen ab, und bringe die Namen der Gegenſtände dem Kinde nur in dieſen Unterbtheilungen vor Augen.

Dann faſſe ich den großen Gegenſtand meiner Anchauung, mich ſelbſt, oder vielmehr die ganze Nameneihe, die in der Sprache mich ſelbſt berührt, beſonders ns Aug, indem ich alles dasjenige, was das große Zeugiß der Vorwelt, die Sprache, über den Menſchen ſagt, nter folgende Hauptrubriken bringe.

Erſte Rubrik.

Was ſagt ſie von dem Menſchen, inſofern ich ihn als os phyſiſches Weſen, in Verbindung mit dem hierreiche in's Auge faſſe?

Zweyte Rubrik.

Was ſagt ſie von ihm, inſofern er durch den geſellſchaftlichen Zuſtand zur phyſiſchen Selbſtſtändigkeit emporſtrebt?

Dritte Rubrik.

Was ſagt ſie von ihm, inſofern er durch die Kräfte ſeines Herzens, ſeines Geiſts und ſeiner Kunſt zu einer höhern als thieriſchen Anſicht ſeiner ſelbſt und ſeiner Umgebungen emporſtrebt?

Ich theile dann dieſe drey Rubriken wie oben in etwa 40 Unterabtheilungen, und bringe ſie dem Kinde nur in dieſen Unterabtheilungen vor Augen *).

Die erſte Darſtellung dieſer Reihenfolge muß in beyden Fächern ſowohl über den Menſchen als auch über die übrigen Gegenſtände der Welt blos alphabetiſch, ohne Einmiſchung irgend einer Meinung, auch nicht einmal als eine Folge einer ſolchen, ſondern blos durch Zuſammenſtellung ähnlicher Anſchauungen und Anſchauungsbegriffe zur allmäligen Klarmachung derſelben benutzt werden.

Wenn denn dieſes vollendet, wenn das Zeugniß der Vorwelt über alles, was iſt, in der ganzen Einfachheit ſeiner alphabetiſchen Ordnung alſo benutzt worden, werfe ich die zweyte Frage auf.

Wie reihet die Kunſt dieſe Gegenſtände ferner nach nähern Beſtimmungen? — Dann beginnt eine neue Arbeit: die nemlichen Wörterreihen, die dem Kinde in den ſiebenzig, bis achtzig Reihenfolgen blos alphabetiſch be-

---

*) Anmerkung für die neue Herausgabe. Alle dieſe Verſuche ſind in der Folge als Reſultate unreifer Anſichten liegen geblieben.

kannt und bis zur Unvergeßlichkeit geläufig gemacht worden, werden ihm dann von neuem in allen dieſen Abtheilungen, aber in Klaſſifikationen, worin die Kunſt jede dieſer Abtheilungen weiter ſondert, vor Augen gelegt, und es in den Stand geſetzt, dieſe Reihenfolgen ſelbſt auszuziehen und nach dieſen Geſichtspunkten zu ordnen.

Dieſes geſchieht alſo; die verſchiedenen Fächer, worin die Kunſt dieſe Gegenſtände abtheilt, werden einer jeden Reihenfolge obenangeſetzt, und dieſe Fächer ſelbſt durch Zahlen, Abbreviaturen oder andere willkührliche Zeichen eſtimmt.

Das Kind muß ſich aber ſchon beym erſten Leſenlernen dieſe verſchiedenen Fächer der Oberabtheilungen bis ur Unvergeßlichkeit eigen machen, und dann findet es in er Reihenfolge der Wörter bey einem jeden derſelben das Zeichen des Faches, worin die Kunſtanſicht daſſelbe hin- inreihet; folglich iſt es beym erſten Erblicken des Zei- hens im Stande zu beſtimmen, in welche Reihe der Kunſtanſicht dieſer Gegenſtand gehöre, und ſo die alpha- etiſche Nomenklatur in allen Fächern durch ſich ſelbſt in ne wiſſenſchaftliche zu verwandeln.

Ich weiß nicht, ob es nöthig iſt, die Sache noch mit nem Exempel zu erläutern; es ſcheint mir beynahe über- üſſig; doch will ich es wegen der Neuheit der Form un. Z. E. Eine von den Unterabtheilungen von Euro- a iſt Deutſchland. Nun wird dem Kinde zuerſt die berabtheilung Deutſchlands in 10 Kreiſe bis zur Un- rgeßlichkeit geläufig gemacht; dann werden ihm die ädte Deutſchlands zuerſt in blos alphabetiſcher Ordnung zum Leſen vorgelegt; aber zum voraus iſt jede dieſer Städte mit der Zahl des Kreiſes bezeichnet, in dem ſie liegt. Sobald nun auch das Leſen dieſer Städte ihnen geläufig iſt, ſo macht man ſie auf den Zuſammenhang dieſer Zahlen mit den Unterabtheilungen der Hauptrubriken bekannt, und das Kind iſt in wenigen Stunden im Stande, die ganze Reihenfolge der Städte Deutſchlands nach den Unterabtheilungen ihrer Oberrubriken zu beſtimmen.

Wenn man ihm z. E. folgende Oerter Deutſchlands mit Zahlen beſtimmt vor Augen legt:

Aachen 8.
Aalen 3.
Abenberg 4.
Aberthan 11.
Acken 10.
Adersbach 11.
Agler 1.
Ahrbergen 10.
Aigremont 8.
Aia 1.
Allenbach 5.

Allendorf 5.
Allerſperg 2.
Allſchauſen 3.
Alsleben 10.
Altbunzlau 11.
Altena 5.
Altenau 10.
Altenberg 9.
Altenburg 9.
Altenſalza 10.
Altkirchen 8.

Altona 10.
Altorf 1.
Altranſtädt 9.
Altwaſſer 13.
Alterdiſſen 8.
Amberg 2.
Ambras 1.
Amöneburg 6.
Andernach 6.

ſo lieſt es ſie alle auf folgender Weiſe:

Aachen liegt im weſtphäliſchen Kreiſe,
Abenberg im fränkiſchen Kreiſe,
Acken im niederſächſiſchen Kreiſe u. ſ. w.

So wird das Kind offenbar in den Stand geſetzt, beym erſten Erblicken der Zahl oder des Zeichens, in welche die Oberrubrike den Gegenſtand ſeiner Reihenfolge abtheilt, zu beſtimmen; in welche Kunſtanſicht jedes Wort dieſer Reihenfolge gehört, und ſo die alphabetiſche Nomenklatur, wie geſagt, in eine wiſſenſchaftliche zu verwandeln.

Und hiemit finde ich mich von dieſer Seite an den Grenzen, wo das Eigene meines Ganges endet, und die Kräfte meiner Kinder auf einem Punkt ſeyn ſollen, ſich in allen Fächern der Kunſt, wozu ſie ihr Selbſtgefühl hinlenkt und auf die ſie ſich werfen wollen, ſelbſtſtändig die Hülfsmittel benutzen zu können, die in allen dieſen Fächern ſchon da, aber von einer Natur ſind, daß bis jetzt nur wenige glückliche dahin gelangen konnten, ſie zu benutzen — und dahin und nicht weiter iſt's — wohin ich ſuchte zu kommen. Ich wollte und will die Welt keine Kunſt und keine Wiſſenſchaft lehren — ich kenne keine — aber ich wollte und will die Erlernung der Anfangspunkte aller Künſte und Wiſſenſchaften dem Volke allgemein erleichtern, und der verlaſſenen und der Verwilderung preisgegebenen Kraft der Armen und Schwachen im Lande die Zugänge der Kunſt, die die Zugänge der Menſchlichkeit ſind, eröffnen, und wenn ich kann, den Verhack anzünden, der Europa's niedre Bürger in Rückſicht auf Selbſtkraft, die das Fundament aller wirklichen Kunſt iſt, weit hinter die Barbaren von Süden und Norden zurückſetzt, indem er mitten in der Windbeuteley unſrer geprieſenen allgemeinen Aufklärung zehn Menſchen gegen einen von dem Recht des geſellſchaftlichen Menſchen, von dem Rechte unterrichtet zu werden, oder wenigſtens von der Möglichkeit, von dieſem Rechte Gebrauch machen zu können, ausſchließt.

Möge dieſer Verhack hinter meinem Grabe in lichterloher Flamme brennen: jetzt weiß ich wohl, daß ich bloß eine ſchwache Kohle in feuchtes, naſſes Stroh lege — aber ich ſehe einen Wind, und er iſt nicht mehr ferne, er wird die Kohle anblaſen, das naſſe Stroh um mich her wird ſich allmälig trocknen, dann warm werden, dann ſich entzünden, und dann brennen. Ja, Geßner! ſo naß es jetzt um mich her iſt, es wird brennen, es wird brennen!

Aber indem ich mich im zweyten Spezielmittel der Sprachlehre ſo weit vorgerückt ſehe, finde ich, daß ich das Dritte dieſer Mittel, durch das ſie uns zum letzten Ziele des Unterrichts — zur Verdeutlichung unſrer Begriffe — hinführen ſoll, noch nicht einmal berührt habe, und dieſes iſt:

c. Die Bemühung, das Kind dahinzubringen, die Verbindung der Gegenſtände untereinander und in ihrem Wechſelzuſtande nach Zahl, Zeit und Verhältniß durch die Sprache richtig beſtimmen zu können; oder vielmehr das Weſen, die Beſchaffenheiten und die Kräfte aller Gegenſtände, die wir uns durch die Namenlehre zum Bewußtſeyn gebracht und durch die Zuſammenſtellung ihrer Namen und ihrer Beſchaffenheiten auf einen gewiſſen Grad klar gemacht haben, uns noch mehr zu verdeutlichen.

In dieſem Geſichtspunkt enthüllen ſich dann die Fundamente, von denen eine wirkliche Grammatik ausgehen ſoll, und eben ſo der weitere Progreſſionsmarſch, nach elchem wir durch dieſes Mittel zum letzten Ziele des nterrichts, zur Verdeutlichung der Begriffe, hingeführt erden.

Auch hierin bereite ich die Kinder für die erſte Stufe urch den bloß einfachen, aber pſychologiſch geleiteten Un- erricht im Reden vor, und mache, ohne ein Wort von ner Form oder Regel fallen zu laſſen, die Mutter zu- ſt dem Kinde nur als bloße Redeübungs-Sätze vorſa- en, die daſſelbe in dieſem Zeitpunkte faſt eben ſo weſent- ch für die Uebung der Sprachorgane, als um der Sätze lbſt willen nachſprechen muß. Man muß dieſe zwey ndzwecke: Uebung der Ausſprache und das Erlernen der Wörter, als Sprache, beſtimmt von einander ſondern, nd das erſte an ſich, auch unabhangend vom Zweyten urch genugſame Uebung betreiben. Die Vereinigung die- r Geſichtspunkte führt dann die Mutter zum Vorſprechen on Sätzen in folgender Form:

Der Vater iſt gütig.
Der Schmetterling iſt buntgeflügelt.
Das Hornvieh iſt grasfreſſend.
Die Fichte iſt geradſtämmig.

Wenn das Kind dieſe Sätze ſo oft ausgeſprochen hat, aß ihm das Nachſprechen derſelben leicht iſt, ſo fragt die Mutter: Wer iſt gütig? Wer iſt buntgeflügelt? — und ann umgekehrt; Was iſt der Vater? Was iſt der Schmet- erling? u. ſ. w.

Und ſo fährt ſie fort:

Wer iſt? — Was ſind?

Die Raubthiere ſind fleiſchfreſſend.

Die Hirſche ſind leichtfüßig.
Die Wurzeln ſind ausgeſpreitet.

Wer hat? — Was hat?

Der Löwe hat Stärke.
Der Menſch hat Vernunft.
Der Hund hat eine gute Naſe.
Der Elephant hat einen Rüßel.

Wer hat? Was haben?

Die Pflanzen haben Wurzeln.
Die Fiſche haben Floßen.
Die Vögel haben Flügel.
Die Stiere haben Hörner.

Wer will? Was will?

Der Hungrige will eſſen.
Der Gläubiger will bezahlt ſeyn.
Der Gefangene will los ſeyn.

Wer will? Was wollen?

Die Vernünftigen wollen, was recht iſt.
Die Unvernünftigen wollen, was ſie gelüſtet.
Die Kinder wollen gerne ſpielen.
Die Müden wollen gerne ruhen.

Wer kann? Was kann?

Der Fiſch kann ſchwimmen.
Der Vogel kann fliegen.
Die Katze kann klettern.
Das Eichhorn kann ſpringen.
Der Ochs kann ſtoßen.
Das Pferd kann ſchlagen.

Wer kann? Was können?
Die Schneider können nähen.
Die Eſel können tragen.
Die Ochſen können ziehen.
Die Schweine können grunzen.
Die Menſchen können reden.
Die Hunde können bellen.
Die Löwen können brüllen.
Die Bären können brummen.
Die Lerchen können ſingen.
Wer muß? Was muß?
Das Zugvieh muß ſich anſpannen laſſen.
Das Pferd muß ſich reiten laſſen.
Der Eſel muß ſich aufladen laſſen.
Die Kuh muß ſich melken laſſen.
Das Schwein muß ſich ſchlachten laſſen.
Der Haſe muß ſich jagen laſſen.
Das Recht muß gehandhabet ſeyn.
Wer muß? Was müßen?
Die Regentropfen müſſen fallen.
Die Gezwungenen müſſen folgen.
Die Ueberwältigten müſſen unterliegen.
Die Schuldner müſſen bezahlen.
Die Geſetze müſſen beobachtet werden.

lſo fahre ich fort, durch den ganzen Umfang des De-
ns und Conjugirens ſogleich die zweyte Stufe dieſer
igen mit der erſten zu vereinigen, und gehe darin
ers in der Benutzung der Zeitwörter weiter, nach
Form, wovon ich folgende Beyſpiele gebe:

Einfach verbunden:
achten — auf des Lehrers Worte;
athmen — durch die Lunge;
biegen — einen Baum;
binden — die Garbe, den Strumpf u. ſ. w.

Dann folgt die zweyte Uebung in zuſammengeſetzten Zeitwörtern; z. B.

Achten. Ich achte auf des Lehrers Worte, auf meine Pflicht und auf mein Gut; ich achte den einen mehr, als den andern; ich erachte, etwas ſey ſo, oder anders; ich nehme einen wichtigen Vorfall in Obacht; ich beobachte den Mann, dem ich nicht traue, die Sache, die ich gerne ergründen will, und auch meine Pflicht; der gute Menſch achtet den Tugendhaften hoch, und verachtet den Laſterhaften.

In ſo weit der Menſch auf etwas achtet, iſt er achtſam; in ſo weit er auf etwas nicht achtet, iſt er unachtſam.

Mehr als alles ſoll ich mich ſelbſt achten, und mehr, als auf alles, ſoll ich auf mich ſelbſt achten.

Athmen. Ich athme ſchwach, ſtark, ſchnell, langſam, ich athme wieder, wenn der Athem ſtille geſtanden iſt, und wieder kommt; ich athme die Luft ein, der Sterbende athmet aus.

Dann fahre ich weiter fort, und erweitere dieſe Uebungen durch Zuſammenſetzungen ſich allmälig ausdehnender und ſo progreſſiv ſich immer vielſeitiger entwickelnder und beſtimmender Säze. Z. E.

Ich werde.

Ich werde erhalten.

Ich werde meine Geſundheit nicht anders erhalten.

Ich werde meine Geſundheit, nach allem, was ich gelitten, nicht anders erhalten.

Ich werde meine Geſundheit, nach allem, was ich in meiner Krankheit gelitten, nicht anders erhalten.

Ich werde meine Geſundheit, nach allem, was ich in meiner Krankheit gelitten, nicht anders, als durch Mäßigung erhalten.

Ich werde meine Geſundheit, nach allem, was ich in meiner Krankheit gelitten, nicht anders, als durch die größte Mäßigung erhalten.

Ich werde meine Geſundheit, nach allem, was ich in meiner Krankheit gelitten, nicht anders, als durch die größte Mäßigung und Regelmäßigkeit erhalten.

Ich werde meine Geſundheit nach allem, was ich in meiner Krankheit gelitten, nicht anders, als durch die größte Mäßigung und eine allgemeine Regelmäßigkeit erhalten können.

Alle dieſe Sätze werden einzeln durch die ganze Reihe der Conjugation durchgeführt. Z. E.

Ich werde erhalten,
Du wirſt erhalten u. ſ. w.
Ich werde meine Geſundheit erhalten,
Du wirſt deine Geſundheit erhalten u. ſ. w.

Der gleiche Satz wird dann hinwieder nach andern Zeitfällen beſtimmt. Z. E.

Ich habe erhalten,
Du haſt erhalten u. ſ. w.

Bey dieſen alſo tief den Kindern ſich einprägenden Sätzen tragen wir nebenbey Sorge, beſonders lehrreiche, ſeelerhebende und ihrer Spezlallage vorzüglich anpaſſende auszuwählen.

Mit dieſem vereinige ich Beyſpiele von Beſchreibungen ſinnlicher Gegenſtände, um bey den Kindern die Kraft, die durch dieſe Uebungen in ſie hineingelegt iſt, anzuwenden und noch mehr zu ſtärken. Z. B.

Eine Glocke iſt eine unten offene, weite, dicke, runde, gewöhnlich freyhangende Schale, die von unten auf immer enger wird, ſich oben eyförmig einbiegt, und in ihrer Mitte einen perpendikular und freyhangenden Kallen hat, der bey einer ſtarken Bewegung der Schale unten an ihren beyden Seiten anſchlägt, und dadurch den Ton hervorbringt, den wir läuten heißen.

Gehen iſt ſich Schritt für Schritt weiter bewegen.

Stehen iſt mit ſeinem in eine Perpendikularſtellung gebrachten Körper auf den Beinen ruhen.

Liegen iſt mit ſeinem in eine Horizontalſtellung gebrachten Körper auf irgend etwas ruhen.

Sitzen iſt, in einer Stellung, worin der Körper gewöhnlich einen doppelten Winkel macht, auf irgend etwas ruhen.

Knien iſt, mit in einen Winkel gebrachten Beinen auf denſelben ruhen.

Sich neigen iſt, durch das Einbiegen der Knie und den Körper herunterlaſſen.

Sich bücken iſt, die Perpendikularſtellung des Körpers von oben hereinbiegen.

Klettern iſt, ſich durch das Anklammern von Händen und Füßen hinauf oder hinab bewegen.

Reiten iſt, auf einem Thiere ſitzend von demſelben weiter gebracht werden.

Fahren iſt, in einem beweglichen Gehäuſe weiter gebracht werden.

Fallen iſt, ſich durch ſeine eigene Schwere von oben hinab bewegen müſſen.

Graben iſt, mit einer Schaufel die Erde da, wo ſie liegt, aufheben und umwenden.

Ich möchte dieſe vereinigten Sprachübungen nach meinem Tode mit einem Vermächtniß an meine Zöglinge beſchließen, worin ich bey Anlaß der bedeutendſten Zeitwörter, die mir wichtigſten Geſichtspunkte, welche die Erfahrungen meines Lebens mir in Rückſicht auf die Gegenſtände, die ſie bezeichnen, beſonders auffallen mochten, den Kindern mit kurzen Darſtellungen in eben dem Licht in die Augen fallen machen, in dem ſie mir in die Augen fallen, und durch dieſe Uebung an die Worte alles Thuns und Laſſens der Menſchen, richtige Lebenswahrheiten, lebendige Anſchauungserkenntniſſe und ſeelerhebende Gefühle anzuketten ſuche; z. B.

Athmen. An einem Hauch hängt dein Leben. —

Menſch! Wenn du wie ein Wütherich ſchnaubſt, und die reine Luft der Erde wie ein Gift in deine Lungen ſchluckeſt — was thuſt du anders, als eilen, dich athemlos zu machen, und die von deinem Schnauben gekränkten Menſchen davon zu befreyen?

Aeufnen. Um die Erde zu äufnen, ward ſie vertheilt. Da entſtand Eigenthum, deſſen Recht ewig nur in ſeinem Zwecke zu ſuchen iſt, und nie demſelben entgegen ſtehen ſoll. Geſtattet aber der Staat dem Eigenthümer oder ſich ſelbſt eine die Menſchennatur drückende Gewalt gegen dieſen Zweck; ſo entfalten ſich bey der hierin beeinträchtigten Menge Gefühle, deren böſe Folgen nur durch weiſe Rücklenkung zu dem Geiſt der Schranken des Zwecks, um deſſen willen die von Gott dem Menſchen frey gegebene Erde von ihm ſelbſt in eigenthümliche Grundſtücke vertheilt worden iſt.

Aeußern. Du zürneſt, daß du dich nicht immer äußern darfſt, wie du willſt — zürne nicht, daß du zu Zeiten auch wider deinen Willen gezwungen wirſt, weiſe zu ſeyn.

Doch es iſt einmal Zeit, daß ich dieſen Geſichtspunkt ende.

Ich habe mich lange mit der Sprache als Mittel der allmäligen Klarmachung unſrer Begriffe aufgehalten. Aber ſie iſt auch das erſte dieſer Mittel. Meine Unterrichtsweiſe zeichnet ſich vorzüglich hierin aus, daß ſie von der Sprache, als Mittel, das Kind von dunkeln Anſchauungen zu deutlichen Begriffen zu erheben, einen größern Gebrauch mache, als bisher geſchehen iſt, ſo wie ſie ſich ebenfalls in Rückſicht auf den Grundſatz auszeichnet, alle, wirkliche Sprachkenntniß vorausſetzende, Wörterzuſammenſetzungen vom erſten Elementar-Unterricht auszuſchließen. Wer eingeſieht, die Natur führe nur durch die Klarheit des Einzelnen zur Deutlichkeit des Ganzen, der geſieht ebenfalls ein: die Worte müſſen dem Kinde einzeln klar ſeyn, ehe ſie ihm im Zuſammenhange deutlich gemacht werden können — und wer dieſes eingeſieht, wirft mit einem Schlage alle bisherige Elementar-Unterrichtsbücher als ſolche weg, weil ſie alle Sprachkenntniß beym Kinde vorausſetzen, ehe ſie ihm ſelbige gegeben haben. Ja, Geßner! es iſt merkwürdig — auch das beſte Unterrichts-Buch des verfloſſenen Jahrhunderts hat vergeſſen, daß das Kind reden lernen muß, ehe man mit ihm reden kann; es iſt merkwürdig, dieſes Vergeſſen, aber es iſt wahr, und ſeitdem ich dieſes weiß, wundere ich mich nicht mehr, daß man aus den Kindern andere Menſchen machen kann, als die ſind, bey denen beydes die Frömmigkeit und die Weisheit der Vorwelt ſich ſo weit vergeſſen hat, ſo Vieles und ſo Vielſeitiges mit ihnen zu reden, ehe ſie reden können. Die Sprache iſt eine Kunſt — ſie iſt eine unermeßliche Kunſt, oder vielmehr der Inbegriff aller Künſte, wozu unſer Geſchlecht gelangt iſt. Sie iſt im eigentlichen Sinne Rückgabe aller Eindrücke, welche die Natur in ihrem ganzen Umfange auf unſer Geſchlecht gemacht hat; alſo benutze ich ſie, und ſuche am Faden ihrer ausgeſprochenen Töne beym Kinde eben die Eindrücke ſelbſt wieder hervorzubringen, welche beym Menſchengeſchlechte dieſe Töne gebildet und veranlaßt haben. Das Geſchenk der Sprache iſt an ſich unermeßlich und wird durch die immerwachſende Vervollkommnung derſelben täglich größer. Sie giebt dem Kind in kurzen Augenblicken, wozu die Natur Jahrtauſende brauchte, um es dem Menſchen zu geben. Man ſagt von einem Stier, was wäre er, wenn er ſeine Kraft kennte? — und ich ſage vom Menſchen, was wäre er, wenn er ſeine Sprachkraft ganz kennte und ganz benutzte?

Die Lücke iſt groß, die in den Irrwegen, die wir Menſchenbildung heißen, daraus entſtanden, daß wir uns hierin ſo weit vergeſſen und nicht nur nichts gethan haben, das niedere Volk reden zu lehren, ſondern das ſprachloſe Volk ſich in abſtrakten Begriffen verträumen und indem wir es die leeren Wörter davon auswendig gelehrt, es glauben gemacht, daß es dadurch zur wirklichen Erkenntniß von Sachen und Wahrheiten gelangt.

Die Indianer konnten doch wahrlich nicht mehr thun, um ihre unterſte Volksklaſſe ewig in ihrem Götzendienſt und dadurch ewig als eine, ihren Götzen aufgeopferte und dadurch tief erniedrigte, Menſchenraçe zu erhalten.

Man widerſpreche mir die Thatſache des Nichtredenkönnens unſrer niedern Volksklaſſe und der Irrführung derſelben durch ihr Schein-Redenlernen. Ich berufe mich auf alle Geiſtliche, auf alle Obrigkeiten, auf alle Menſchen, die unter einem Volke wohnen, dem mitten unter ſeiner gänzlichen Verwahrloſung noch ein ſo verdrehtes, väterliches Schein-Sorgfalts-Model vom Redenlernen aufgedrückt wird — wer unter einem ſolchen Volke lebt, er ſtehe hervor, und zeuge: er habe es nicht erfahren, wie mühſam es ſey, irgend einen Begriff in die armſeligen Geſchöpfe hineinzubringen. Doch man iſt hierüber einſtimmig. Ja, ja, ſagen die Geiſtlichen, es iſt ſo, wenn ſie zu uns kommen und wir ſie unterrichten ſollen, ſo verſtehen ſie, weder was wir ſagen, noch wir, was ſie antworten, und kommen in keinem Schritt vorwärts mit ihnen, bis ſie auswendig gelernt haben, was ſie auf das, was wir ſie fragen müſſen, zu antworten haben. Ebenſo ſagen die Richter, wenn ſie auch noch ſo recht haben, es iſt ihnen unmöglich, einem Menſchen ihr Recht begreiflich zu machen. Stadtſchwatzerinnen, wenn ſie aufs Dorf kommen, entſetzen ſich vor der Sprachloſigkeit dieſer Leute und ſagen: man müßte ſie Jahre lang im Haus haben, ehe man ſie dahin bringen könnte, auch nur anzufangen, das im Hausdienſt recht auszurichten, was mit dem Maul ausgerichtet werden muß. Bürgerliche Maulbraucher, die hinter dem Tiſch etwas reden und ſchwatzen gelernt, halten, wenn ſie auch noch ſo dumm ſind, die Klügſten und Talentreichſten ſolcher Menſchen für weit dummer, als ſie ſind; und Böſewichter von vielen Farben rufen, ein jeder mit ihm eigenen Gebehrden: Heil uns, daß es alſo iſt, aller Handel und Wandel, den wir treiben, würde viel ſchlechter ausfallen, wenn es anders wäre.

Freund! So drücken ſich Geſchäftsmänner und aller Arten von Leuten, die mit dem niedern Volk im Land Leibs- und Seelenhalber viel zu thun haben, über dieſen Geſichtspunkt aus; ich möchte faſt ſagen, die Honoratiores unſers Culturcomödienhauſes ſprechen ſich vielſeitig in ihren Logen und Amphitheatern alſo über den diesfälligen Zuſtand ihres zu ihren Füſſen ſtehenden Parterre aus, und müſſen ſich an vielen Orten alſo ausſprechen, weil dieſes Parterre in dieſer Rückſicht in einem hohen Grad verwahrloſt iſt. Man darf es ſich nicht verhehlen, das niedere Chriſtenvolk unſers Welttheils mußte in vielen Gegenden in dieſe Tiefe verſinken, weil man in ſeinen niedern Schulanſtalten ſeit mehr als einem Jahrhundert leeren Worten ein Gewicht auf den menſchlichen Geiſt gegeben, das nicht nur die Aufmerkſamkeit auf die Eindrücke der Natur ſelber verſchlang, ſondern ſogar die innere Empfänglichkeit für dieſe Eindrücke im Menſchen ſelber zerſtörte. Ich ſage es noch einmal, — mitten, indem man das that, und das europäiſche, niedere Volk zu einem Wort- und Klappervolk herabwürdigte, wie kaum noch ein Volk auf Erden zu einem Wort- und Klappervolk herabgewürdigt worden, lehrte man es nicht einmal reden. Es iſt ſich daher gar nicht zu verwundern, daß die Chriſtenheit dieſes Jahrhunderts und dieſes Welttheils ausſieht, wie ſie ausſieht; es iſt im Gegentheil ſich noch zu verwundern, daß die gute Menſchennatur mitten durch alle Verpfuſchungskünſte, die in unſern Wort- und Klapperſchulen an ihr probirt werden, noch ſo viel innere Kraft erhalten hat, als man in der Tiefe des Volks noch allgemein antrifft. Doch — Gottlob! die Dummheit aller Afterkünſte findet allemal am Ende, in der Menſchennatur ſelber, ihr Gegengewicht, und hört auf, unſerm Geſchlecht weiter ſchädlich zu ſeyn, wenn ihre Mißgriffe den höchſten Punkt erreicht haben, den wir ertragen mögen. Thorheit und Irrthum trägt in jedem Gewand den Saamen ſeiner Vergänglichkeit und ſeiner Zerſtörung in ſich ſelbſt, nur Wahrheit trägt in jeder Form den Saamen des ewigen Lebens in ſich ſelbſt.

4,

Das zweyte Elementarmittel, von welchem alle menſchliche Erkenntniß, folglich das Weſen aller Unterrichtsmittel ausgeht und ausgehen muß, iſt:

Form. B,

Der Lehre von ihr geht das Bewußtſeyn der Anſchauung geformter Dinge voraus, deren zum Unterrichte eingelenkte Kunſt-Darſtellung, theils aus der Natur des Anſchauungs-Vermögens, theils aus dem beſtimmten Zwecke des Unterrichts ſelber, hergeleitet werden muß.

Die ganze Maſſe unſerer Erkenntniß entſpringt:

1. Durch den Eindruck alles deſſen, was der Zufall mit unſern fünf Sinnen in Berührung bringt. Dieſe Anſchauungsweiſe iſt regellos, verwirrt, und hat einen beſchränkten und ſehr langſamen Gang.
2. Durch alles dasjenige, was durch die Dazwiſchenkunft der Kunſt und Leitung, in ſo fern dieſe von unſern Eltern und Lehrern abhängt, uns vor die Sinne gebracht wird. Dieſe Anſchauungsweiſe iſt natürlich nach dem Grad der Einſicht und Thätigkeit der Eltern und Lehrer eines jeden Kinds umfaſſender, zuſammenhängender, und mehr oder minder pſychologiſch gereiht; auch nimmt ſie nach dieſem Grad einen mehr oder minder geſchwinden, und den Zweck

des Unterrichts, die Verdeutlichung der Begriffe, mehr oder minder ſchnell und ſicher erzielenden Gang.

3. Durch meinen, im Selbſttrieb aller meiner Kräfte begründeten und belebten Willen, Einſichten, Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erhalten, und durch ſelbſtthätiges Streben nach den vielſeitigen Mitteln zu Anſchauungen zu gelangen. Dieſe Art Anſchauungskenntniſſe geben unſern Einſichten innern Selbſtwerth und bringen uns, indem ſie den Reſultaten unſerer Anſchauung in uns ſelbſt eine freye Exiſtenz verſchaffen, der moraliſchen Selbſtwirkung auf unſere Bildung näher.

4. Durch die Folge der Anſtrengung und Arbeit der Berufe und aller Thätigkeit, die nicht blos Anſchauung zum Zwecke haben. Dieſe Erkenntnißweiſe kettet meine Anſchauungen an Lagen und Verhältniße, bringt die Reſultate derſelben mit meinen Anſtrengungen für Pflicht und Tugend in Uebereinſtimmung, und hat weſentlich ſowohl durch das zwangvolle ihres Gangs, als durch die Willenloſigkeit, die in Rückſicht auf ihre Reſultate ſtatt hat, den bedeutendſten Einfluß auf die Richtigkeit, Lückenloſigkeit und Harmonie meiner Einſichten bis zur Erzielung ihres Zweckes: der Deutlichkeit der Begriffe.

5. Endlich iſt die Anſchauungserkenntniß analogiſch, indem ſie mich die Beſchaffenheit auch von ſolchen Dingen kennen lehrt, die nie eigentlich zu meiner Anſchauung gelangt ſind, deren Aehnlichkeit ich mir aber

von andern durch mir wirklich zur Anſchauung gekommenen Gegenſtänden abſtrahire. Dieſe Anſchauungsweiſe macht meinen Erkenntnißvorſchritt, der als Reſultat der wirklichen Anſchauungen nur das Werk meiner Sinne iſt, zum Werk meiner Seele und aller ihrer Kräfte, und ich lebe dadurch in ſo viel Arten von Anſchauungen, als ich Seelenkräfte habe; aber in Rückſicht auf die letzten Anſchauungen hat dann das Wort eine umfaſſendere Ausdehnung, als im gewohnten Sprachgebrauch, und faßt auch die ganze Reihe von Gefühlen, die mit der Natur meiner Seele unzertrennbar ſind, ein.

Es iſt weſentlich, ſich mit der Verſchiedenheit dieſer Anſchauungsweiſen bekannt zu machen, um ſich für eine jede derſelben die Regeln abſtrahiren zu können, die ihr eigen ſind.

Ich kehre indeſſen wieder in meine Bahn.

Aus dem Bewußtſeyn meiner Anſchauung geformter Dinge entſpringt die Meßkunſt. Dieſe aber ruht immediat auf einer Anſchauungskunſt, welche weſentlich von dem einfachen Erkenntnißvermögen, eben ſo wie von der einfachen Anſchauungsweiſe der Dinge geſöndert werden muß. Aus dieſer künſtlichen Anſchauung entwickeln ſich dann alle Theile der Ausmeſſungen und ihrer Folgen. Aber eben dieſes Vermögen der Anſchauungskraft führt uns durch die Vergleichungen der Gegenſtände, auch auſſer den Regeln der Ausmeſſungskunſt, zur freyern Nachahmung dieſer Verhältniße, zur Zeichnungskunſt;

und endlich benutzen wir die Kräfte der Zeichnungskunſt noch in der Schreibkunſt.

Meßkunſt.

Sie ſetzt ein A B C der Anſchauung voraus; d. h. ſie ſetzt eine Kunſt voraus, die Regeln der Ausmeſſungen durch die genaue Abtheilung aller Ungleichheiten, die in der Anſchauung zum Vorſchein kommen, zu vereinfachen und zu beſtimmen.

Ich will dich, lieber Geßner! wieder auf den empiriſchen Gang, der mich zu den Anſichten dieſes Gegenſtandes hingeleitet, aufmerkſam machen, und zu dieſem Endzweck einen Auszug aus einer Stelle meines Rapports beylegen. „Den Grundſatz angenommen: ſagte ich in demſelben, die Anſchauung iſt das Fundament aller Kenntniſſe, folgt unwiderſprechlich: die Richtigkeit der Anſchauung iſt das eigentliche Fundament des richtigſten Urtheils.“

„Offenbar aber iſt in Rückſicht auf Kunſtbildung die vollendete Richtigkeit der Anſchauung eine Folge der Ausmeſſung des zu beurtheilenden oder nachzuahmenden Gegenſtandes, oder einer ſo weit gebildeten Kraft des Verhältnißgefühls, welche die Ausmeſſung der Gegenſtände überflüſſig macht. Alſo reihet ſich die Fertigkeit, richtig auszumeſſen, in der Kunſtbildung unſers Geſchlechts immediat an das Bedürfniß der Anſchauung. Zeichnen iſt eine lineariſche Beſtimmung der Form, deren Umfang und Innhalt durch die vollendete Ausmeſſungskraft richtig und genau beſtimmt wurden.“

„Der Grundſatz, daß Uebung und Fertigkeit, alles auszumeſſen, der Uebung im Zeichnen vorausgehen, oder wenigſtens gleichen Schritt halten müſſe, iſt eben ſo offenbar, als unausgeübt. Aber der Gang unſrer Kunſtbildung iſt: anfangen mit unrichtigem Anſchauen und krummem Bauen, dann Niederreiſſen, und noch zehnmal krumm bauen, bis endlich und ſpät das Gefühl der Verhältniſſe zur Reifung gelangt, dann kommen wir endlich auch an das, womit wir anfangen ſollten, an's *Ausmeſſen*. Das iſt unſer Kunſtgang, und doch ſind wir ſo viele tauſend Jahre älter als die Egyptier und Hetrusker, deren Zeichnungen alle auf vollendeter Ausmeſſungskraft ruheten, oder im Grunde nichts anders als einfache Darſtellungen ſolcher Ausmeſſungen waren.“

„Und nun fragt es ſich, durch was für Mittel iſt das Kind zu dieſem Fundamente aller Kunſt, zur richtigen Ausmeſſung aller Gegenſtände, die ihm vor die Augen kommen, zu bilden? Offenbar durch eine Reihenfolge von, das Ganze aller möglichen Anſchauungen umfaſſenden, und nach einfachen, ſichern und beſtimmten Regeln organiſirten Ausmeſſungsabtheilungen des Vierecks.“ *)

---

*) Anmerkung der neuen Ausgabe. Dieſe Stelle iſt, wie hundert andere, ein Ausdruck der unreifen, ungeſtalteten Anſicht der erſten, empiriſchen Nachforſchungen des in ſeinem Umfange damals nur dunkel geahnten Begriffs der Elementarbildung und ſeiner weſentlichen Mittel, und gegenwärtig nur in ſo weit noch intereſſant, als es den erſten, empiriſchen Gang, den dieſer Begriff in mir und in mei-

„Es haben zwar die jungen Künſtler, aus Mangel ſolcher Ausmeſſungselemente, ſich durch lange Uebung in ihrer Kunſt Mittel erworben, durch die ſie zu einer mehr oder minder ſichern Fertigkeit gelangt ſind, ſich jeden Gegenſtand ſo vor Augen zu ſtellen und nachzeichnen zu können, wie er wirklich in der Natur ſelber iſt; und es iſt unwiderſprechlich, viele von ihnen brachten es durch die Mühſeligkeit langdaurender Anſtrengungen auch für die verwirrteſten Anſchauungen zu einem ſo weit gebildeten Verhältnißgefühl, das ihnen die Ausmeſſungen der Gegenſtände überflüſſig machten; aber faſt ſo viel ihrer auch waren, ſo verſchieden waren auch ihre Mittel. Keiner hatte für die Seinen eine Benennung, weil keiner ſich derſelben beſtimmt bewußt war; daher konnte er auch dieſe Mittel ſeinem Schüler nicht gehörig mittheilen. Dieſer war alſo in der nehmlichen Lage wie ſein Lehrer, und mußte ſich mit der äuſſerſten Anſtrengung und durch lange Uebung auch — aber wieder eigene Mittel, oder vielmehr ohne Mittel das Reſultat derſelben, das richtige Verhältnißgefühl erwerben. Und ſo mußte die Kunſt in der Hand der wenigen Glücklichen bleiben, die Zeit und Muſſe hatten, ſich auf einem ſolchen Umweg zu dieſem Gefühl zu erheben; und man konnte ſie desnahen auch niemals als eine allgemeine Menſchenſache, und die Anſprache an ihre Bildung niemals als ein allgemeines Menſchenrecht anſehen, und doch iſt ſie das; wenigſtens kann das der

---

nen Mitarbeitern damals genommen, in der ganzen Wahrheit ſeiner Beſchränkung ins Licht ſezt.

nicht widerſprechen, der zugiebt, daß die Ausſprache, Leſen und Schreiben lernen zu können, ein Recht eines jeden, in einem kultivirten Staate lebenden, Menſchen ſey, da offenbar die Neigung zum Zeichnen und die Fertigkeit zu meſſen ſich bey dem Kind natürlich und frey entwickelt, hingegen die Mühſeligkeiten, durch welche es zum Leſen und Schreiben gebracht werden muß, mit groſſer Kunſt oder mit harter Gewalt eingelenkt werden müſſen, wenn ſie ihm nicht mehr ſchaden ſollen, als ihm das Leſen je werth werden kann. Indeſſen iſt das Zeichnen, wenn es dem Zwecke des Unterrichts, deutliche Begriffe zu befördern, Hand bieten ſoll, weſentlich an das Ausmeſſen der Formen gebunden. Das Kind, dem man einen Gegenſtand zum Zeichnen vorlegt, ehe es ſich die
Proportion deſſelben in ſeiner ganzen Form vorſtellen
und ſich über denſelben ausdrücken kann, kommt nie dahin, daß dieſe Kunſt, wie ſie ſeyn ſoll, ein wirkliches
Mittel von dunkeln Anſchauungen zu deutlichen Begriffen
u gelangen, im Ganzen ſeiner Bildung, und harmoniſch
it dem groſſen Zwecke derſelben, für es den wirklichen
ealwerth habe, den es für es haben ſoll und haben
nn.

Um alſo die Zeichnungskunſt auf dieſes Fundament zu
nden, muß man ſie der Ausmeſſungs-Kunſt unterwer-
, und die Abtheilungen in Winkel und Bögen, die aus
Urform des Vierecks herauskommen, ſo wie die gerad-
gten Abtheilungen des leztern, zu beſtimmten Ausmeſ-
gsformen zu organiſiren trachten. Das iſt geſchehen,
ich glaube, eine Reihe ſolcher Ausmeſſungsformen or-

ganiſirt zu haben, deren Gebrauch dem Kind die Erlernung aller Ausmeſſungen ſo ſehr erleichtern und die Proportion aller Formen ihm ſo verſtändlich macht, als das A B C der Töne ihm die Erlernung der Sprache erleichtert.

Dieſes A B C der Anſchauung *) aber iſt eine gleichförmige Abtheilung des gleichſeitigen Vierecks zu beſtimmten Ausmeſſungsformen, und erfordert weſentlich eine ge-

---

*) Ich muß hier bemerken, daß das A B C der Anſchauung nur als das Weſentliche und einzig wahre Unterrichtsmittel für die richtige Beurtheilung der Formen aller Dinge vorkommt. Indeſſen iſt dieſes Mittel bis jetzt ganz vernachläßiget, und bis zur vollkommenen Unkunde deſſelben aus den Augen geſetzt worden. Für Zahl- und Sprachkenntniß hingegen hatte man hundertfältige ſolcher Mittel. Indeſſen iſt der Mangel der Unterrichtsmittel über die Form nicht blos als eine einfache Lücke in der Bildung der menſchlichen Erkenntniſſe anzuſehen, ſondern er erſcheint als die Lücke des eigentlichen Fundaments aller Erkenntniſſe. Er erſcheint als die Lücke der Erkenntniſſe in einem Punkt, dem die Zahlen- und Sprachkenntniſſe weſentlich untergeordnet werden müſſen. Mein A B C der Anſchauung ſoll dieſem weſentlichen Mangel des Unterrichts abhelfen, und ihm die Baſis ſichern, auf welche die übrigen Unterrichtsmittel alle gegründet werden müſſen. Ich bitte die Männer Deutſchlands, die ſich hierüber zu urtheilen befugt fühlen, dieſen Geſichtspunkt als das Fundament meiner Methode anzuſehen, auf deſſen Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Werth oder Unwerth aller meiner Verſuche beruht.

naue Kenntniß des Urſprungs derſelben, der geraden Linie, in ihrer liegenden und ſtehenden Richtung.

Die Abtheilungen des Vierecks durch dieſe Lezten erzeugen dann ſichere Beſtimmungs- und Ausmeſſungsformen aller Winkel, ſo wie des Runds und aller Bögen, deſſen Ganzes ich das A B C der Anſchauung heiſſe.

Dieſes wird dem Kinde auf folgende Weiſe beygebracht:

Man legt ihm die Beſchaffenheit der geraden Linie, in ſofern ſie unverbunden und für ſich ſelbſt beſteht, in ihren vielſeitigen Lagen nach verſchiedenen willkührlichen Richtungen vor Augen, und bringt ihm ihre vielſeitigen Anſichten, ohne Rückſicht auf ihre weitere Anwendungszwecke, zum klaren Bewußtſeyn; dann fängt man an, die geraden Linien als horizontal, perpendikular und ſchräg, die ſchrägen zuerſt als ſteigend und fallend, dann als rechts und links ſteigend und rechts und links fallend zu benennen, dann giebt man ihnen zu den verſchiedenen Anſichten der Paralelen die Namen derſelben, als Horizontal- Perpendikular- und ſchräge Paralellinien; dann beſtimmt man ihnen die Namen der Hauptwinkel, die aus der Vereinigung dieſer ihnen bewußten Linien entſtanden, dadurch, daß man ſie als rechte, ſpitzige und ſtumpfe Winkel benennt. Eben ſo macht man ſie die Urform aller Ausmeſſungsformen, das gleichſeitige Viereck, das durch Vereinigung zweyer Winkel entſtanden, und ſeine beſtimmte Abtheilungen, in Halbe, Viertel und Sechstel, u. ſ. w.; dann das Rund und ſeine Abweichungen in ihre ſich länglicht verengernde, verſchiedene Formen und ihrer Theile kennen und benennen.

Alle dieſe Beſtimmungen werden dem Kind blos als Folgen ſeines Augenmaaßes beygebracht, und die Benennung der Ausmeſſungsformen ſind in dieſem Cours blos gleichſeitiges Viereck, Horizontalviereck und Perpendikularviereck (oder Rechteck), die gebogene Linie, als: rund, halbrund, viertelrund, erſtes Oval, halbes Oval, viertels Oval, 2tes, 3tes, 4tes, 5tes Oval, u. ſ. w., müſſen ſie zum Gebrauch dieſer Formen als Ausmeſſungsmittel geführt werden und die Natur der Verhältniſſe kennen lernen, aus welchen ſie erzeugt werden. Das erſte Mittel, zu dieſem Zweck zu gelangen, iſt:

1. Bemühung, das Kind die Verhältniſſe dieſer Ausmeſſungsformen kennen und benennen zu machen.
2. Es dahin zu bringen, ſie ſelbſtſtändig anwenden und benutzen zu können.

Das Kind wird zu dieſem Zwecke ſchon im Buch für Mütter vorbereitet, und ihm vielſeitig Gegenſtände gezeigt, die bald viereckig, bald rund, bald oval, bald breit, bald lang, bald ſchmal ſind. Bald nachher werden ihm die Abtheilungen des A B C der Anſchauung ſelber in zerſchnittenen Karten, als viertel, halb viertel und 6tels Viereck u. ſ. w., und dann wieder als Rund, halb und viertel Rund, Oval, halb und 4tel Oval vor Augen gelegt, und dadurch ſchon zum Voraus ein dunkeles Bewußtſeyn der klaren Begriffe erzeugt, die durch das Erlernen der Kunſtanſicht und der Anwendung dieſer Formen nachher in ihm entwickelt werden müſſen; auch zu dieſem letztern werden ſie ſchon im Buche für Mütter vorbereitet, in welchem einerſeits die Anfänge einer beſtimmten Sprache über dieſe Formen, eben ſo die Anfänge des Zählens, welche die Ausmeſſung vorausſetzt, ertheilt werden.

Sie werden zu dieſem Zwecke durch das A B C der Anſchauung ſelber angeführt, indem ihnen die im Buch der Mütter ſchon zum dunkeln Bewußtſeyn gebrachten Mittel dieſer Kunſt, Sprache und Zahl in dieſem A B C zu dem beſtimmten Zweck der Ausmeſſung klar gemacht nd ſie durch daſſelbe zu einer ſichern Kraft erhoben weren, ſich über Zahl und Maas in jeder Form beſtimmt usdrücken zu können.

3. Das 3te Mittel, zu dieſem Zwecke zu gelangen, iſt das Nachzeichnen dieſer Form ſelber, durch welche die Kinder in Verbindung mit den zwey andern Mitteln ſich allmälig nicht nur zu deutlichen Begriffen über jede Form, ſondern auch zur beſtimmten Kraft gebracht werden, richtig nach jeder Form zu arbeiten. Um zum erſten Zweck zu gelangen, läßt man ſie alſo die Verhältniſſe der Formen, die ihnen im erſten Cours als Horizontal- und Perpendikularvierecke bekannt ſind, im 2ten durch Horizontalviereck 2, iſt 2 mal ſo lang als hoch, Perpendikularviereck 2, iſt 2 mal ſo hoch als breit, u. ſ. w. durch alle ſeine Abtheilungen benennen; auch müſſen hier wegen der verſchiedenen Richtung der ſchrägen Linien mehrerer Vierecke, als Horizontalviereck $1\frac{2}{3}$ mal, Perpendikularviereck 2 $\frac{2}{3}$, $3\frac{1}{4}$, $1\frac{3}{8}$ u. ſ. w. zur Benennung vor Augen gebracht werden. Nach dieſem Geſichtspunkte werden

dann die verſchiedenen Richtungen der ſchrägen Linien oder ſpitzigen und ſtumpfen Winkel, ſo wie die verſchiedenen Abtheilungen des Runds und der aus den Abtheilungen des Vierecks entſpringenden Ovalen und ſeiner Abtheilungen beſtimmt.

Durch die Anerkennung ſolcher beſtimmten Formen erhebt dann die alſo entwickelte Ausmeſſungs-Kraft das ſchweifende Anſchauungsvermögen meiner Natur zu einer, beſtimmten Regeln unterworfenen, Kunſtkraft, woraus denn die richtige Beurtheilungs-Kraft der Verhältniſſe aller Formen entſpringt, die ich Anſchauungskunſt heiſſe. Dies iſt eine neue Kunſt, die den alten, gewohnten und bekannten Kunſtanſichten unſerer Kultur, als ihr allgemeines und weſentliches Fundament, vorher gehen ſollte. Ein jedes Kind kommt durch dieſelbe auf die einfachſte Art dahin, jeden Gegenſtand in der Natur nach ſeinem äußern Verhältniß und nach demjenigen ſeiner Beziehungen auf andere richtig beurtheilen und ſich über denſelben beſtimmt ausdrücken zu können. Es kommt durch dieſe Kunſtführung dahin, daß, wenn es irgend eine Figur anſieht, es nicht nur das Verhältniß der Höhe gegen die Breite derſelben, ſondern auch das Verhältniß einer jeden einzelnen Abweichung ſeiner Form von dem gleichſeitigen Viereck in Schiefe und Bögen genau beſtimmen, und mit dem Namen benennen kann, durch welchen dieſe Abweichung in unſerm A B C der Anſchauung bezeichnet wird. Die Mittel, zu dieſer Kunſtkraft zu gelangen, liegen in der Ausmeſſungskunſt ſelber, und werden denn ferner durch die Zeichnungskunſt und vorzüglich durch die Linearzeichnungskunſt in dem Kinde noch mehr entwickelt und auf den Punkt gebracht, daß die beſtimmten Ausmeſſungsformen der Gegenſtände in ihm zu einer Geläufigkeit und einer Art Takt erhoben werden, daß es ſich ſelbige nach den vollendeten Anfangsübungen, ſogar in den verwickeltſten Gegenſtänden, nicht mehr als wirkliches Ausmeſſungs-Mittel vor Augen ſtellen muß, ſondern ſie ſich dann auch ohne Hülfe der eigentlichen Ausmeſſung nach allen Verhältniſſen ihrer Theile untereinander richtig vorſtellen und ſich darüber beſtimmt ausdrücken kann.

Es iſt unausſprechlich, zu welchen Reſultaten dieſe entwickelte Kraft jedes, auch das ſchwächere, Kind emporhebt. Ich laſſe mir hier nicht ſagen, das iſt ein Traum. Ich habe Kinder nach dieſen Grundſätzen geführt, und meine Theorie iſt in mir ſelbſt nichts anders, als ein Reſultat meiner hierüber entſcheidenden Erfahrung. Man komme und ſehe. Meine Kinder ſind zwar noch im Anfang dieſer Führung, aber dieſe Anfänge entſcheiden ſo weit, daß es jetzt wirklich eine eigene Menſchen-Gattung braucht, um neben meinen Kindern zu ſtehen, um nicht ſchnell überzeugt zu werden; und dieſes iſt nichts weniger als auſſerordentlich.

Zeichnungskunſt.

Iſt eine Fertigkeit, ſich den Umriß und die inner denſelben enthaltenen Merkmale eines jeden Gegenſtandes, durch die Anſchauung des Gegenſtandes ſelber, ähnliche Linien vorſtellen, und ſie getreu nachahmen zu können.

Dieſe Kunſt wird durch die neue Methode ohne alles Maß erleichtert, indem ſie jetzt in allen ihren Theilen bloß als eine leichte Anwendung der Formen erſcheint, die dem Kind nicht nur zur Anſchauung gebracht, ſondern durch die Uebung in der Nachahmung derſelben zu wirklichen Ausmeſſungsfertigkeiten entwickelt worden ſind.

Dieſes geſchieht alſo: Sobald das Kind die Horizontallinie, mit welcher das A B C der Anſchauung anfängt, richtig und fertig zeichnet, ſo ſucht man ihm aus dem ganzen Chaos aller Anſchauungen Figuren auf, deren Umriß nichts anders iſt, als die Anwendung der ihm geläufigen Horizontallinie, oder wenigſtens nur eine unmerkliche Abweichung von derſelben fodert.

So ſchreitet man zu der Perpendikularlinie, dann zum geradlinigten Winkel, u. ſ. w.; und ſo wie das Kind im leichten Anwenden dieſer Formen ſtärker wird, ſo weicht man allmälig in den Anwendungsfiguren derſelben von ihnen ab. Die Folgen dieſer, mit dem Weſen der phyſiſch-mechaniſchen Geſetze übereinſtimmenden, Maßregeln ſind auf die Zeichnungskunſt nicht kleiner, als diejenigen des Anſchauungs-A B C's auf die Ausmeſſungskraft der Kinder. Indem ſie bey dieſer Führung jede, auch die erſten Anfangszeichnungen zur Vollkommenheit bringen, ehe ſie weiter ſchreiten, ſo entwickelt ſich bey ihnen ſchon bey den erſten Schritten dieſer Kunſt ein Bewußtſeyn der Folgen ihrer vollendeten Kraft, und mit dieſem Bewußtſeyn ein Streben nach Vollkommenheit und ein Ausharren zur Vollendung, die das Wirrwarr der Thorheit und der Unordnung unſrer unpſychologiſchen Menſchen und

unſtbildungsmittel nie erzielt und nie zu erzielen ver-
nag. Das Fundament der Vorſchritte ſolcher, in dieſer
ückſicht beſſer geführten, Kinder iſt nicht blos in ihrer
and, es iſt in den innerſten Kräften der Menſchennatur
gründet, und die Anwendungsbücher der Ausmeſſungs-
men geben dann die Reihenfolge der Mittel an die
nd, durch welche dieſes Nachſtreben mit pſychologiſcher
nſt und inner den Schranken der phyſiſch-mechani-
n Geſetze benutzt, die Kinder ſtuffenweiſe auf den
nkt hebt, den wir ſchon oben berührt, daß nemlich das
itere im Flug habender Ausmeſſungslinien ihnen all-
ig ganz überflüſſig wird, und von den Führungsmit-
der Kunſt ihnen nichts übrig bleibt, als die Kunſt
r.

Schreibkunſt.

ie Natur ſelber unterordnet dieſe Kunſt dem Zeich-
und allen Mitteln, durch welche dieſes letztere bey
indern entwickelt und zur Vollendung gebracht wer-
uß, alſo weſentlich und vorzüglich der Meßkunſt.
e Schreibkunſt darf ſogar weniger als das Zeichnen
ohne vorher entwickelte Uebung in ausgemeſſenen
angefangen und betrieben werden, und zwar nicht
rum, weil ſie eine eigentliche Art Linearzeichnung
keine willkührliche Abweichungen von der beſtimm-
tung ihrer Formen duldet, ſondern weſentlich auch
weil ſie, wenn ſie vor dem Zeichnen beym Kinde
igkeit gebracht wird, demſelben die Hand zu die-
en nothwendig verderben muß, indem ſie dieſelbe

in einzelnen Formen verhärtet, ehe ihre allgemeine Biegſamkeit für alle Formen, die das Zeichnen weſentlich vorausſezt, genugſam und geſichert gebildet iſt. Noch mehr muß das Zeichnen dem Schreibenlernen vorangehen, weil dadurch die richtige Formirung der Buchſtaben dem Kinde ohne Maß erleichtert und ihm der große Zeitverluſt erſpart wird, ſich Jahre lang angewöhnte, krumme und unrichtige Formen wieder abzugewöhnen, und es hingegen dadurch den in ſeiner ganzen Bildung weſentlichen Vortheil genießt, auch bey den erſten Anfängen dieſer Kunſt ſich der Kraft ihrer Vollendung bewußt zu werden, und dadurch ſchon im erſten Zeitpunkte des Schreibenlernens in ſich ſelbſt den Willen zu erzeugen, nichts Unbeſtimmtes, Unrichtiges und Unvollendetes an die erſten, zu einem gewiſſen Grad von Richtigkeit, Beſtimmtheit und Vollendung gebrachten, Schritte dieſer Kunſt anzuhängen.

Das Schreiben muß wie das Zeichnen zuerſt mit dem Griffel auf Schiefertafeln verſucht werden, indem das Kind in einem Alter fähig iſt, die Buchſtaben mit dem Griffel zu einem Grad von Richtigkeit zu bringen, in welchem es noch unendlich ſchwer wäre, es zur Führung der Feder zu bilden.

Ferner iſt der Gebrauch des Griffels vor der Feder, beym Schreiben wie beym Zeichnen, auch darum zu empfehlen, weil das Fehlerhafte auf der Schiefertafel in jedem Falle ſchnell ausgelöſcht werden kann, da hingegen auf dem Papier gewöhnlich beym Stehenbleiben eines fehlerhaften Buchſtabens ſich immer ein noch fehlerhafterer Zug an den erſten ankettet, und ſo faſt allgemein vom Anfang einer Schreiblinie bis an ihr Ende und vom Anfang eines Schreibblattes bis an ſein End eine Art von ſehr auffallender Progreſſion des fehlerhaften Abweichens von der im Anfang der Linie und des Blattes aufgeſtellten Vorſchrift ſtatt findet.

Und endlich achte ich auch dieſes für einen ſehr weſentlichen Vortheil dieſer Manier: das Kind löſcht auf der Schiefertafel auch das vollkommen Gute immer wieder aus, und man glaubt nicht, wie wichtig es iſt, daß dieſes geſchiehet, wenn man nicht überhaupt weiß, wie wichtig es für das Menſchengeſchlecht iſt, daß es anmaßungslos gebildet werde und nicht zu frühe dahin komme, dem Werk ſeiner Hände einen Eitelkeitswerth beyzulegen.

Ich theile alſo das Schreibenlernen in zwey Epochen ein:

1. In diejenige, in welcher das Kind ſich die Form der Buchſtaben und ihre Zuſammenſetzung, unabhangend von dem Gebrauch der Feder, geläufig machen ſoll; und
2. in diejenige, in der es ſeine Hand in dem Gebrauch des eigentlichen Schreibinſtrumentes, der Feder, ſelbſt übet.

Ich lege ſchon in der erſten Epoche dem Kinde die Buchſtaben in genauen Ausmeſſungen vor Augen, und habe ein Vorſchriftenbuch ſtechen laſſen, durch welches die Kinder, in Verbindung mit dem Ganzen dieſer Manier und ihrer Vortheile, ſich beynahe von ſelbſt und ohne weitere Hülfe, zur Fertigkeit des Schreibens ausbilden können. Die Vorzüge dieſes Schreibbuchs ſind:

1. Es hält ſich bey den Anfangs- und Fundamentalformen der Buchſtaben lange genug auf.
2. Es kettet die Theile der zuſammengeſetzten Formen der Buchſtaben nur allmälig an einander, ſo daß die Vollendung der ſchwierigſten Buchſtaben nur als ein allmäliges Hinzuſetzen neuer Theile an die ſchon eingeübten Anfänge des Buchſtabens anzuſehen ſind.
3. Es übt die Kinder in den Zuſammenſetzungen mehrerer Buchſtaben von dem Augenblicke an, wo ſie einen einzigen richtig nachzeichnen können, und ſteigt Schritt für Schritt in dem Zuſammenſetzen ſolcher Wörter, die blos aus denjenigen Buchſtaben beſtehen, die es in jedem Zeitpunkte vollkommen nachzeichnet.
4. Es hat endlich den Vortheil, daß es in einzelne Linien zerſchnitten und dem Kinde ſo vorgelegt werden kann, daß die nachzuzeichnende Linie für Aug und Hand unmittelbar unter den Buchſtaben der Vorſchrift zu ſtehen kömmt.

In der zweyten Epoche, in der das Kind zum Gebrauche des eigentlichen Schreibinſtruments, der Feder, geführt werden muß, iſt es in den Formen der Buchſtaben und ihrer Zuſammenſetzung ſchon bis zu einer merklichen Vollkommenheit geübt, und der Lehrer hat dann nichts weiter zu thun, als die vollendete Zeichnungsfertigkeit in dieſen Formen, durch den Gebrauch der Feder, zur eigentlichen Schreibkunſt zu machen.

Indeß muß das Kind auch hier dieſen neuen Fortſchritt an den Punkt, in dem es ſchon geübt iſt, anketten. Seine erſte Federvorſchrift iſt genau wieder ſeine Griffelvorſchrift, und es muß den Gebrauch der Feder damit anfangen, die Buchſtaben in eben ſo groſer Form zu ſchreiben, als es ſie gezeichnet hat, und nur allmälig zum Nachſchreiben der kleinern gewohnten Schreibformen geübt werden.

Die Pſychologie aller Unterrichtsfächer fodert weſentliche Sönderung ihrer Mittel, und eine haarſcharfe Beſtimmung, welche von denſelben dem Kinde in jedem Alter beygebracht werden können und ſollen. So wie in allen Fächern, benutze ich dieſen Grundſatz auch in der Schreibkunſt und bin weſentlich durch eine ununterbrochene Befolgung deſſelben, und durch das daraus für die vier bis fünfjährigen Kinder entſtandene Griffelvorſchriftenbuch dahin gekommen, daß nach dieſer Methode auch ein ſchlechter Schulmeiſter und eine ſehr ungeübte Mutter ihre Kinder bis auf einen gewiſſen Grad zum Richtig- und Schönſchreiben zu bilden, ohne es vorher ſelber gekonnt zu haben, im Stande iſt. Es iſt aber hier, wie überall, der weſentliche Zweck meiner Methode, dem hierin weggeworfenen Volke den häuslichen Unterricht wieder möglich zu machen, und jede Mutter, deren Herz für ihr Kind ſchlägt, durch dieſelbe ſtuffenweiſe dahin zu erheben, ihr, bis ans Ende meiner Elementarübungen, ſelbſtſtändig folgen und ſie mit den Kindern ausüben zu können. Um dahin zu gelangen, braucht ſie in jedem Fall nur eine kleine Stuffe weiter zu ſeyn als die Kinder ſelbſt.

Mein Herz erhebt ſich von den Hoffnungen, zu denen mich dieſe Anſichten hinführen; aber, theurer Freund!

ſeitdem ich auch nur von ferne etwas von denſelben äuſſere, rufen mir Menſchen von allen Seiten zu: die Mütter des Landes werden nicht wollen. Und nicht nur Menſchen aus dem Volke, ſondern ſelbſt Menſchen, die das Volk lehren, Menſchen, die das Volk das Chriſtenthum lehren, ſagen mir höhniſch: Du kannſt unſere Dörfer hinauf und hinunter laufen, du wirſt keine Mutter finden, die das thut, was du von ihr forderſt. Sie haben ganz recht. Es iſt ſo; aber es ſollte nicht ſo ſeyn; es ſoll nicht ſo ſeyn, und von hundert Menſchen, die dieſe Einwendungen machen, weiß kaum einer, warum es ſo iſt, noch viel weniger, wie es anders gemacht werden könnte. Ich kann indeſſen dieſen Leuten mit der höchſten Beruhigung antworten: ich will mit den Mitteln, die in meiner Hand ſind, Heidenmütter im tiefſten Norden dahin bringen, daß ſie es thun, was ich fordere, und wenn es denn im Gegentheil auch wirklich wahr iſt, daß Chriſtenmütter im milden Europa — daß Chriſtenmütter in meinem Vaterland nicht ſo weit zu bringen ſeyn ſollen, als ich Heidenmütter im wilden Norden jede Stunde bringen will — ſo möchte ich dieſen Herren, die das Volk des Vaterlandes, das Sie und ihre Väter gelehrt, unterrichtet und bisher geführt haben, heute auf dieſe Weiſe verunglimpfen, zurufen: ſie ſollen ihre Hände waſchen und es ausſprechen: Wir ſind unſchuldig an dieſer unausſprechlichen Unmenſchlichkeit des Volks im milden Europa; wir ſind unſchuldig an dieſer unausſprechlichen Unmenſchlichkeit des gutmüthigſten, bildſamſten und duldſamſten unter allen

uropäiſchen Völkern, des Schweizervolkes; ſie ſol-
en es ausſprechen: wir und unſere Väter haben gethan,
as wir zu thun ſchuldig waren, um das namenloſe Un-
lück dieſer Unmenſchlichkeit von unſerm Welttheil und
on unſerm Vaterlande zu entfernen, und dieſem unaus-
prechlichen Verfall der erſten Fundamente der Sittlichkeit
nd des Chriſtenthums in unſerm Welttheil und in un-
rm Vaterlande vorzubiegen! Ich möchte den Männern,
e zu ſagen wagen: Lauf das Land hinauf und hinunter,
e Mütter des Landes werden das nicht thun und
ht wollen — antworten: ſie ſollen dieſen unnatürlichen
üttern unſers Vaterlandes, wie einſt Chriſtus Jeruſa-
n, zurufen: Mütter! Mütter! wir haben euch unter
Flügel der Weisheit, Menſchlichkeit und des Chriſten-
ms verſammeln wollen, wie eine Henne ihre Jungen
ſammelt, aber ihr habt nicht gewollt! Wenn ſie
es thun dürfen; dann will ich ſchweigen, und an ihr
rt glauben, und an ihre Erfahrung — und nicht an
Mütter des Landes, und nicht an das Herz, das Gott
hre Bruſt gelegt hat; wenn ſie dies aber nicht thun
en, ſo will ich auch nicht an ſie glauben, ſondern an
Mütter des Landes, und an das Herz, das Gott in
Bruſt gelegt hat, und dann vielmehr das elende Wort,
dem ſie das Volk des Landes, wie das Erzeugniß ei-
ſchlechtern Schöpfung von ſich wegwerfen, für ver-
deriſch gegen das Volk und der Natur und der Wahr-
widerſprechend erklären, und meine Straße gehen,
in Wanderer, der in einem fernen Wald einen Wind
deſſen Wehen er in ſeiner Stellung nicht einmal

fühlt. Ich muß dieſer Rede halber alſo meine Straße gehen. — Ich ſah und erfuhr durch mein ganzes Leben alle Arten ſolcher Wortmenſchen eingewiegt in Syſteme und Ideale, ohne Volkskenntniß und ohne Volksachtung — und das Perſonale derjenigen, die heute das Volk in Rückſicht auf meinen Gegenſtand auf dieſe Weiſe verunglimpfen, iſt mehr als kein anderes, das ich kenne, in dieſem Fall. Solche Menſchen glauben ſich ſelber auf einer Höhe und das Volk weit unter ihnen in der Tiefe, aber ſie irren ſich in beydem, und wie armſelige Affen, durch die Anmaſſungen ihrer elenden Natur, ſelber gehindert und unfähig gemacht werden, über den reinen Werth wirklicher thieriſcher Kräfte oder über denjenigen von wahren Menſchenanlagen richtig zu urtheilen, werden dieſe armſeligen Wortmenſchen durch die ſchönen Künſte ihres unnatürlichen Ganges geradezu eben ſo unfähig gemacht, zu empfinden, daß ſie ſelber auf Stelzen ſtehen, und darum von ihren elenden, hölzernen Beinen herabſteigen müſſen, um auch nur mit gleicher Kraft wie das Volk auf Gottes Boden zu ſtehen. Ich muß ſie bedauern. Ich habe viele von dieſen elenden Wortmenſchen mit einer ſolchen Miſchung von Kloſterfrauen-Unſchuld und Rabbinerweisheit ſagen hören: was kann doch auch ſchöner ſeyn für das Volk, als der heidelberger Katechismus und der Pſalter! — daß ich wahrlich hierin der Menſchheit Rechnung tragen und Achtung für die Fundamente auch dieſer Verirrung in mein Herz zurückrufen muß. Ja, Freund! ich will auch dieſe Verirrung des menſchlichen Geiſtes an den Irrenden entſchuldigen, es war doch immer ſo und muß immer ſo ſeyn. Die Menſchen ſind ſich allezeit ſelbſt gleich, und die Schriftgelehrten und ihre Jünger waren es auch immer. Ich will alſo gegen den Wortkram ihrer Menſchenſatzungen und gegen die klingende Schellen ihres Ceremoniendienſtes und die liebe- und weisheitsleere Gemüthsſtimmung, die er ſeiner Natur nach hervorbringen muß, meinen Mund nicht weiter aufthun, ſondern mit dem größten Menſchen, der je gegen die Irrthümer der Schriftgelehrten die Sache der Wahrheit, des Volks und der Liebe ſiegreich behauptet hat, nur dieſes ſagen: Herr! erzeihe ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie hun.

Doch ich lenke wieder ein. Das Schreibenlernen kömmt rittens als eine Art des Redenlernens zum Vorſchein. Es t aber auch in ſeinem Weſen nichts anders, als eine Ei- enheit und ſpezielle Ausübung dieſer letztern Kunſt.

So wie es alſo in meiner Methode als Form, in erbindung mit dem Meſſen und Zeichnen, zum Vor- ein kommt, und in dieſer Verbindung alle Vortheile ge- eſt, die durch die frühere Entwicklung dieſer Kunſtkräfte eugt werden, ſo kömmt es als ſpezielle Art des edenlernens wieder in Verbindung mit allem übri- zum Vorſchein, was von der Wiege an zur Entwick- g dieſer Kraft in der Methode gethan worden, und ge- ſt eben die Vortheile, die durch die vorhergegangene wicklung ſeiner Kunſtkräfte im Reden, durch das Buch Mütter, durch das Buchſtabier- und Leſebuch in ihm n entwickelt und feſt gegründet ſind.

Ein Kind, das nach dieſer Methode geführt iſt, weiß das Buchſtabier- und das erſte Leſebuch ſo viel als auswendig. Es kennet die Fundamente der Orthographie und der Sprache in einem großen Umfang, und wenn es ſich in Rückſicht auf die Form des Schreibens, durch das Griffelbuch und die erſten Uebungen im Schreiben, in den einzelnen Zügen der Buchſtaben und ihren Zuſammenſetzungen zur Fertigkeit geübt hat, ſo braucht es zu ſeinem weitern Schreibenlernen keine eigentlichen Vorſchriften mehr; es hat durch ſeine Sprach- und Orthographiefertigkeiten das Weſen dieſer Vorſchriften in ſeinem Kopf und ſetzt aus eigener Erfahrung an den Faden des Buchſtabier- und Leſebuches Reihenfolgen von Wörtern, durch die es ſeine Sprachkenntniß immer mehr verſtärkt und ſein Gedächtniß und ſeine Einbildungskraft übt.

Die Vortheile dieſer, alſo gereiheten und an die Uebungen im Redenlernen geketteten, Uebungen im Schreiben ſind weſentlich dieſe:

1. Daß ſie die grammatikaliſchen Fertigkeiten, die dem Kinde beygebracht worden, in ihm immer mehr ſtärken, und ihre Fundamente in ſeinem Geiſte unauslöſchlich machen. Es kann nicht anders ſeyn, indem es, nach Anweiſung des Leſebuches, in welchem die Nennwörter, die Beſchaffenheitswörter, die Zeitwörter, die Verbindungswörter u. ſ. w. in getrennten Reihenfolgen nach einander ſtehen — dieſe Wörter nach ihren Reihenfolgen zuſammen zu ſetzen geübt iſt, gelangt es dadurch zu einem unbedingten Takt, in welche Reihenfolge jedes ihm vorkommende Wort ge-

höre, und bildet ſich ſo für jede dieſer Reihenfolgen die Regeln ſelber, die auf ſie anwendbar ſind.

2. Eben ſo verſtärkt es ſich dadurch die Kraft, durch die Sprache; nach Anweiſung der Methode, allgemein zu deutlichen Begriffen zu gelangen, indem es als Schreibübungen ſein Dictionarium in Gefolg der Rubriken und Kennzeichen der Unterabtheilungen, in Reihenfolgen bringen, und ſich ſo von den einzelnen Gattungen aller Dinge ſelbſt, zuſammengeordnete Ueberſichten verſchaffen kann.

3. Es verſtärkt ſich die Mittel, durch die Schreibübungen allmälig zu deutlichen Begriffen zu gelangen, nicht nur dadurch, daß es beym Schreiben wie beym Redenlernen in erläuternden Zuſammenſetzungen von bedeutenden Nenn-, Zeit- und Beſchaffenheitswörtern geübt wird; ſondern es erhöht durch dieſe Uebungen auch noch ſeine Selbſtkraft in der Auffindung und Hinzuſetzung ſeiner eigenen Erfahrungsbegriffe zu den vielſeitigen Reihenfolgen, deren Hauptinhalt es ſich beym Redenlernen eigen gemacht hat.

So ſetzt es z. B. bey den Schreibübungen nicht blos
nzu, was es ſchon im Leſebuch als hoch und ſpitzig be-
nnen gelernt, ſondern es übt ſich und wird durch die
ufgabe ſelbſt dazu angereizt, nachzudenken und beyzu-
gen, was ihm in ſeinem eigenen Erfahrungskreis für
rgenſtände von dieſer Form bekannt ſind.

Ich will ein Beyſpiel geben, welches den erfinderiſchen
iſt der Kinder in der Beſtimmung ſolcher erläuternden
ammenſetzungen ins Licht ſetzt.

Ich gab ihnen das Wort: dreyeckig auf, und ſie brachten, in Verbindung mit einem Landſchulmeiſter, folgende Beſtimmungen heraus:

Dreyeckig: der Triangel, die Setz- oder Bleywage, das halbe Halstuch, das Schreinerwinkelmaß, eine Art Feilen, das Bayonnet, das Prisma, die Buchennuß, das Schabeiſen des Kupferſtechers, die Wunde vom Stich des Blutigels, die Stecklinge, der Buchwaizenkern, das Zirkelbein, der unterſte Theil der Naſe, das Blatt vom guten Heinrich, das Spinatblatt, das Saamengehäuſe der Tulpe, die Zifferzahl Vier, und das Saamengehäuſe des Täſchelkrautes.

Sie fanden noch mehrere an Tiſchen und Fenſtern mit runden Scheiben, für das ſie aber keinen Namen wußten.

Das Gleiche iſt auch beym Hinzuſetzen der Beywörter zu den Nennwörtern richtig. Sie ſetzen zum Exempel: Zum Aal, Aas, Abend, nicht blos alle Beywörter hinzu, welche ſie im Leſebuch ſchon als Beywörter des Aals, des Aaſes, des Abends u. ſ. w. kennen gelernt, ſondern auch diejenigen, die ſie ihr Erfahrungskreis als ſchickliche Beywörter deſſelben vermuthen läßt, und ſo kommen ſie ſelbſt, durch dieſe Art von Sammlung der Kennzeichen aller Dinge, auf dem einfachſten Wege dahin, ſich die Natur, das Weſen und die Beſchaffenheit aller Dinge vielſeitig und übereinſtimmend mit ihrem Erfahrungskreiſe bekannt und geläufig zu machen. Das nemliche iſt auch bey den Zeitwörtern richtig, wenn ſie z. E. das Wort beobachten durch Beyfügung von Nennwörtern und Nebenwörtern er-

läutern ſollen, ſo werden ſie daſſelbe hinwieder nicht bloß
durch diejenigen Wörter erläutern, oder mit denjenigen
belegen, mit welchen ſie es im Leſebuch belegt gefunden,
ſondern das nämliche thun wie oben.

Die Folgen dieſer Uebungen gehen weit. Sie bringen
ie Kinder dahin, daß die von ihnen auswendig gelern-
en Beſchreibungen, z. B. die Glocke, Gehen, Stehen, Lie-
gen, Auge, Ohr u. ſ. w. ihnen zu einem beſtimmten und
llgemeinen Leitfaden werden, ſich über alles Mögliche, deſ-
en Form und Innhalt ihnen alſo bekannt gemacht worden,
o wohl mündlich als ſchriftlich, beſtimmt ausdrücken zu
önnen. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß dieſes letzte
eſultat nicht durch die iſolirte Einzelübung des Schrei-
ens, ſondern durch die Verbindung deſſelben mit der
anzen Reihenfolge der Mittel, durch welche die Methode
re Zöglinge zur allmäligen Klarheit der Begriffe empor-
ebt, erzielet werden kann.

Eben ſo iſt es mit dem ganzen Gang dieſer Führung
verſtehen, wenn ich ſage, daß das Schreibenlernen
icht blos als Kunſt, ſondern auch als Berufsſache vollen-
t, und das Kind auf dieſe Weiſe zu der Fertigkeit ge-
acht wird, von dieſer künſtlichen Art, ſich wörtlich aus-
drücken, eben ſo leicht und ſo allgemein Gebrauch zu
achen, als vom Reden ſelber.

Das dritte Elementarmittel unſrer Erkenntniß iſt:

Zahl.

Indeſſen aber Schall und Form durch mehrere ihrer Elementarumfaſſung untergeordnete Unterrichtsmittel, uns zu deutlichen Begriffen und der Geiſtesſelbſtſtändigkeit, die durch ſie erzielet wird, hinführen, iſt die Rechenkunſt das einzige Unterrichtsmittel, das keine untergeordnete Mittel an ſich anſchließt, ſondern bis auf die äußerſten Wirkungen ſeines Einfluſſes immer nur als einfache Folge der Elementarkraft erſcheint, durch welche wir das Verhältniß des Mehrs und des Minders in allen Anſchauungen uns ſelbſt zum klaren Bewußtſeyn zu bringen, und uns dieſes Verhältniß ins Unermeßliche bis zur deutlichſten Beſtimmung vorzuſtellen, im Stande ſind.

Schall und Form führen den Keim des Irrthums und der Täuſchung ſehr oft und auf verſchiedene Weiſe in ſich ſelbſt. Die Zahl niemals; ſie allein führt zu untrüglichen Reſultaten; und wenn die Meßkunſt den nämlichen Anſpruch macht, ſo kann ſie denſelben nur durch die Handbietung der Rechenkunſt und durch ihre Vereinigung mit ihr behaupten, das heißt, ſie iſt darum untrüglich, weil ſie rechnet.

So wie nun dasjenige Unterrichtsmittel, das den Zweck des Unterrichts — *die deutlichen Begriffe* — am ſicherſten erzielet — als das *wichtigſte* dieſer Mittel angeſehen werden muß, ſo iſt offenbar, daß dieſes Unterrichtsmittel auch *allgemein* und mit der vorzüglichſten Sorgfalt und Kunſt zu betreiben, und daß es für die Erreichung des letzten Zweckes des Unterrichts höchſt wichtig

ſt, daß auch dieſes Unterrichtsmittel in Formen gebracht
werde, welche alle Vortheile benutzen, die eine tiefe Pſy-
hologie und die umfaſſendſte Kenntniß der unwandelbaren
Geſetze des phyſiſchen Mechanismus, dem Unterrichte all-
emein gewähren können. Ich habe mich daher äußerſt
emüht, die Rechenkunſt in der Anſchauung des Kindes
um hellſten Reſultat dieſer Geſetze zu machen, und nicht
ur die Elemente derſelben im menſchlichen Geiſt allge-
ein zu der Einfachheit zurückzudrängen, in der ſie in
r wirklichen Anſchauung der Natur ſelbſt erſcheinen, ſon-
rn auch ihren Fortſchritt in allen ihren Abwechſelungen
nau und lückenlos an dieſe Einfachheit der Anfangs-
nkte anzuketten — überzeugt, daß ſelbſt die äußerſten
renzen dieſer Kunſt nur in ſo weit Mittel einer wahren
leuchtung, das iſt, Mittel zu deutlichen Begriffen und
nen Einſichten zu gelangen ſeyn können, als dieſelbe
menſchlichen Geiſt ſich in eben der Stuffenfolge ent-
eln, in der ſie in der Natur ſelbſt von den erſten An-
gspunkten ausgehen.

Rechenkunſt.

Sie entſpringt ganz aus der einfachen Zuſammenſetzung
Trennung mehrerer Einheiten. Ihre Grundform iſt,
ſchon geſagt, weſentlich dieſe: Eins und Eins iſt
y und Eins von Zwey bleibt Eins. Auch iſt
Zahl, wie ſie immer lautet, an ſich ſelbſt nichts an-
als ein Verkürzungsmittel dieſer weſentlichen Ur-
alles Zählens. Es iſt aber wichtig, daß das Be-
ſeyn der Urform der Zahlenverhältniſſe durch die Ver-

kürzungsmittel der Rechenkunſt ſelbſt im menſchlichen Geiſt nicht geſchwächt, ſondern durch die Formen, in welchen dieſe Kunſt gelehret wird, mit großer Sorgfalt tief in denſelben eingeprägt, und aller Fortſchritt dieſer Kunſt auf den feſt erzielten Zweck des im menſchlichen Geiſt tief erhaltenen Bewußtſeyns der Realverhältniſſe, die allem Rechnen zum Grunde liegen, gebaut werde. Würde dieſes nicht geſchehen, ſo würde ſelbſt das erſte Mittel, zu deutlichen Begriffen zu gelangen, zu einem Spielwerk unſers Gedächtniſſes und unſrer Einbildungskraft erniedriget und dadurch in ſeinem weſentlichen Zweck kraftlos gemacht werden.

Es kann nicht anders ſeyn; wenn wir z. B. blos auswendig lernen: drey und vier iſt ſieben, und dann auf dieſes Sieben bauen, als wenn wir wirklich wüßten, daß drey und vier ſieben iſt, ſo betriegen wir uns ſelbſt; denn die innere Wahrheit dieſes Siebens iſt nicht in uns, indem wir uns des ſinnlichen Hintergrundes, der ihr leeres Wort uns allein zur Wahrheit machen kann, nicht bewußt ſind. Es iſt in allen Fächern der menſchlichen Erkenntniß die nämliche Sache. — Auch das Zeichnen verliert, aus Mangel an Anſchließung an das Meſſen, woraus es entſpringt, die innere Wahrheit ſeines Weſens, durch die es allein zu einem Mittel, uns zu deutlichen Begriffen zu führen, erhoben werden kann.

Ich fange in meinen Bemühungen, den Kindern den feſten Eindruck der Zahlenverhältniſſe, als wirkliche Realabwechslungen des Mehr und Mindern, das ſich in Gegenſtänden, die ihnen vor Augen ſtehen, ſelbſt vorfindet, auffallend zu machen, mit dem Buche der Mütter an. Die erſten Tabellen dieſes Buches enthalten eine Reihe von Gegenſtänden, die dem Kinde den Begriff des Eins, Zwey, Drey u. ſ. w. bis auf Zehn in beſtimmten Anſchauungen vor Augen legen. Nun laſſe ich dann die Kinder auf dieſen Tafeln die Gegenſtände, die als Einheit bezeichnet ſind, aufſuchen, dann die gedoppelten, dann die dreyfachen u. ſ. w. Hernach mache ich ſie an ihren Fingern, oder mit Erbſen, Steinchen und andern Gegenſtänden, die bey der Hand ſind, eben dieſe Verhältniſſe wiederfinden, und das Bewußtſeyn derſelben ſich ihnen täglich hundert und hundert Mal dadurch wieder erneuern, daß ich bey der auf der Buchſtabiertafel leichten Vertheilung der Wörter in Silben und Buchſtaben, dann allemal die Frage aufwerfe: wie viel Silben hat das Wort? — und — wie heißt die erſte? die zweyte? die dritte? u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe wird die Urform alles Rechnens den Kindern tief eingeprägt, und ſo werden ihnen die Verkürzungsmittel derſelben, die Zahlen, mit vollem Bewußtſeyn ihrer innern Wahrheit, geläufig, ehe ſie im Gebrauch derſelben, ohne den Hintergrund der Anſchauung vor Augen zu haben, fortſchreiten. Unabhangend von dem Vortheil, dadurch das Rechnen zum Fundament deutlicher Begriffe zu machen, iſt es unglaublich, wie die Kunſt, ſelbſt den Kindern, durch dieſen geſicherten Vorgrund der Anſchauung, leicht gemacht wird, und die Erfahrung zeigt nun, daß ihre Anfänge blos dadurch ſchwer vorkommen, weil dieſe pſychologiſch nothwendige Maßregel des Rechnens nicht in der ganzen Ausdehnung benutzt wird, in der ſie benutzt werden ſollte. Ich muß deswegen in der Beſchreibung meiner hier anzuwendenden Maßregeln etwas weitläufig ſeyn.

Außer den angezeigten Mitteln, und nach ihnen, benutzen wir dann die Buchſtabiertafel alſo zum Rechnen: wir ſtellen auf derſelben ein jedes Täfelchen als eine Einheit auf, und fangen mit den Kindern in eben dem Zeitpunkt an, in dem ſie die Buchſtaben kennen lernen, ihnen auch die Zahlenverhältniſſe zum Bewußtſeyn zu bringen. Wir ſtellen ein Täfelchen beſonders und fragen das Kind: Sind das viele Täfelchen? Das Kind antwortet: Nein, nur eins. Dann ſetzen wir noch eines hinzu und fragen: Eins und Eins — wie viel iſt's? Das Kind antwortet: Eins und Eins iſt Zwey. So fährt man fort, und ſetzt zuerſt immer nur Eins hinzu; dann zwey, drey u. ſ. w.

Wenn dann das Kind die Zuſammenſetzungen von Eins und Eins bis auf Zehn vollkommen begriffen und ſein Ausſprechen zur unbedingteſten Leichtigkeit gebracht hat, ſetzen wir ihm die Buchſtabentäfelchen auf die nämliche Art auf die Tafel, aber verändern jetzt die Frage, und ſagen: wenn du zwey Täfelchen haſt, wie viel mal haſt du ein Täfelchen? Das Kind ſieht's, zählt's und antwortet richtig: wenn ich zwey Täfelchen habe, ſo habe ich zweymal Ein Täfelchen.

Wenn es denn nun das beſtimmte und oft wiederholte Zählen der Abtheilungen zum deutlichen Bewußtſeyn, wie viel Einheiten in den erſten Zahlen ſeyen, gekommen iſt, ſo verändert man die Frage von neuem, und fragt bey der nochmaligen gleichförmigen Aufſtellung der Täfelchen: Wie vielmal Eins iſt Zwey? Wie vielmal Eins iſt Drey? u. ſ. w. und dann wieder: Wie vielmal iſt Eins in Zwey, Eins in Drey enthalten? u. ſ. w. Erſt dann, wann das Kind mit der einfachen Anfangsform des Addirens, des Multiplicirens und Dividirens bekannt iſt, und das Weſen dieſer Rechnungsformen ſich durch Anſchauung vollkommen geläufig gemacht hat, ſucht man ihm auch die Anfangsform des Subtrahirens auf die gleiche Art durch Anſchauung bekannt und geläufig zu machen. Dieſes geſchieht auf folgende Weiſe: Man nimmt von den zuſammengezählten zehn Täfelchen Eines weg, und fragt: Wenn du von Zehn Eins weggenommen haſt, wie viel bleiben übrig? das Kind zählt, findet neun und antwortet: Wenn ich Eins von Zehn weggenommen habe, ſo bleiben noch Neun. Dann nimmt man das zweyte Täfelchen weg und fragt: Eins weniger als Neun, wie viel iſt's? Das Kind zählt wieder, findet acht, und antwortet: Eins weniger als Neun iſt Acht. So fährt man fort bis auf das Letzte.

Dieſe Art der Verdeutlichung des Rechnens kann nun n folgenden Reihenfolgen auf oben beſchriebene Weiſe ortgeſetzt werden:

1 11 11 11 u. ſ. w.
1 111 111 111 u. ſ. w.
1 1111 u. ſ. w.

So wie das Zuſammenzählen einer jeden Reihe vollen t iſt, wird nun das Wegnehmen der einzelnen Zahlen, gleichem Verhältniß vorgenommen, wie folget:

Wenn z. E. 1 und 2 iſt 3 und 2 iſt 5 und 2 iſt 7 u. ſ. w., bis 21 zuſammengezählt iſt, ſo nimmt man wieder zwey Täfelchen weg und fragt: 2 weniger als 21, — wie viel iſt's? und ſo fährt man fort, bis keines mehr da iſt.

Das Bewußtſeyn des Mehrs und Minders der Gegenſtände, das beym Kinde durch Vorlegung wirklicher, beweglicher Realitäten erzeugt worden, wird dann hernach bey ihm durch Rechnungstafeln verſtärkt, welchen mit ihm die gleichen Reihenfolgen der Verhältniſſe in Strichen und Punkten noch einmal vor Augen gelegt werden. Dieſe Tafeln werden, in der Manier mit Realitäten zu rechnen, eben ſo als Leitfaden gebraucht, wie das Buchſtabierbuch zur Aufſtellung der Wörter an die Tafel; und wenn dann das Kind im Rechnen mit Realitäten, und ihre Stelle vertretenden Punkten oder Strichen ſo weit geübt iſt, als dieſe Tafeln, die ganz auf Anſchauung gegründet ſind, gehen, ſo wird das Bewußtſeyn der wirklichen Zahlenverhältniſſe bey ihm ſo ſtark, daß ihm nun die Verkürzungsmanieren durch gewöhnliche Zahlen, auch ohne Anſchauung, nicht nur unglaublich leicht werden, weil ſeine Geiſteskräfte jetzt rechnungshalber von Verwirrung, Lückenhaftigkeit und ſpielendem Rathen entfernt ſind; ſo daß man im eigentlichſten Verſtande ſagen kann, ein ſolches Rechnen ſey nur Vernunftübung, und überall kein Gedächtnißwerk oder kein routinenmäſſiger Handwerksvortheil; es ſey das Reſultat der klarſten, beſtimmteſten Anſchauung, und führe mit Sicherheit in Rückſicht auf dieſe Verhältniſſe zu deutlichen Begriffen.

Da aber die Vermehrung und Verminderung aller Gegenſtände nicht blos in mehr oder minder Einheiten, ſondern auch in der Zertheilung der Einheiten in mehrere Theile beſteht, ſo entſteht dadurch eine zweyte Form des Rechnens, oder vielmehr es öffnet ſich die Bahn, in welcher jede einzelne Einheit zum Fundament einer unendlichen Abtheilung ihrer ſelbſt und einer unendlichen Vertheilung der in ihr liegenden Einheiten gemacht werden kann.

So wie nun bey der erſteren Rechnungsweiſe, das iſt, bey der Mehrung und Minderung ganzer Einheiten, die Zahl Eins als der Anfangspunkt alles Rechnens und als das Fundament der Anſchauungskunſt aller ſeiner Abwechslungen muß angeſehen werden, alſo muß bey der zweyten Form des Rechnens eine Figur aufgefunden werden, die in dieſer Rechnungsweiſe eben das leiſtet, was die Zahl Eins in der erſten; es muß eine Figur aufgefunden werden, die ins Unendliche theilbar iſt, und die in allen ihren Abtheilungen immer ſich ſelbſt gleicht; eine Figur, durch welche die Theile der Bruchrechnung in's Unendliche, einer zugleich als Theil des Ganzen, und hinwieder als ſelbſtſtändige, ungetheilte Einheiten auf eine Weiſe zur Anſchauung bringen kann, daß jedes Verhältniß eines Bruches, dem Kinde im Verhältniß gegen das Ganze, ſo beſtimmt und abgemeſſen vor den Augen ſteht, als bey unſrer Methode, in der einfachen Rechnungsform, die Zahl Eins dem Kinde in der Zahl Drey beſtimmt dreymal vor Augen ſteht.

Es iſt aber keine Figur möglich, die dieſes leiſtet, als das gleichſeitige Viereck.

In dieſem können wir das Verhältniß der Vertheilungen der Einheit, oder der Brüche, in ihrer progreſſiven Reihenfolge, von dem allgemeinen Anfangspunkt, alles Mehrs und Minders, von der Zahl Eins an, dem Kinde eben ſo ſinnlich vor Augen ſtellen, als wir ihm die Vermehrung und Verminderung der ungetheilten Einheiten ſinnlich dargeſtellt haben. Wir haben nämlich eine Anſchauungstabelle der Brüche eingerichtet, die 11 Reihen hat, deren jede aus 10 Vierecken beſteht.

Die Vierecke in der erſten Reihe ſind ungetheilt, die in der zweyten Reihe ſind in zwey gleiche Theile getheilt; die in der dritten in drey, u. ſ. w. bis zehn.

Dieſer einfach getheilten Tafel folgt eine zweyte Tabelle, in welcher dieſe einfachen Anſchauungsabtheilungen nach folgender Progreſſion weiter gehen. Die Vierecke, welche in der erſten Tabelle in zwey gleiche Theile getheilt ſind, werden jetzt in 2. 4. 6. 8. 10. 12. 14. 16. 18. 20. Theile, die in der folgenden Reihe in 3. 6. 9. 12. u. ſ. w. getheilt.

Da nun das A B C der Anſchauung aus Ausmeſſungsformen beſteht, welche allgemein die zehnfache Abtheilung des gleichſeitigen Viereckes zum Fundament haben, ſo iſt offenbar, daß wir die gemeinſame Quelle des Anſchauungs-A B C, das gleichſeitige Viereck, dadurch auch zum Fundament des Rechnungs-A B C gelegt, oder vielmehr, daß wir die Elementarmittel der Form und Zahl in eine ſolche Harmonie gebracht haben, daß unſre Ausmeſſungsformen als erſte Fundamente der Zahlverhältniſſe, und die

Fundamente der Zahlverhältniſſe als erſte Fundamente der Ausmeſſungsformen, gegenſeitig gebraucht werden.

Auf dieſem Wege ſind wir dahin gekommen, daß wir die Kinder nach unſrer Manier nicht anders rechnen lehren können, als durch den Gebrauch eben dieſes A B C, das wir im Anfange nur als A B C der Anſchauung im engern Sinn, das iſt, als Fundament des Meſſens, Schreibens und Zeichnens gebraucht haben.

Das Bewußtſeyn der wirklichen Realverhältniſſe aller Brüche wird dem Kinde durch den Gebrauch dieſer Tafeln ſo ſtark, daß ihm auch die Uebung der Bruchrechnung in gewöhnlichen Zahlen, eben ſo wie in der Rechnung mit ungetheilten Einheiten, unglaublich leicht wird. Die Erfahrung zeigt, daß die Kinder bey dieſer Methode drey bis vier Jahre früher zu den Fertigkeiten dieſer Uebungen gelangen, als es ohne dieſe Mittel wohl möglich gemacht werden könnte. Der Geiſt des Kindes wird auch bey dieſen Uebungen eben ſo wie bey den vorigen von Verwirrung, Lückenhaftigkeit und ſpielendem Rathen entfernt, und man kann auch hierin mit Beſtimmtheit ſagen: Das Rechnenkönnen ſolcher Kinder iſt ein Reſultat der klarſten, beſtimmteſten Anſchauung und führt durch ſeine reine Deutlichkeit zur Wahrheit und zur Wahrheitsempfänglichkeit.

Freund! Wenn ich jetzt zurück ſehe, und mich frage: Was habe ich denn eigentlich für das Weſen des menſchlichen Unterrichts geleiſtet? — ſo finde ich: ich habe den höchſten oberſten Grundſatz des Unterrichts in der Anerkennung der Anſchauung, als dem abſoluten Fundament aller Erkenntniß, feſtgeſetzt, und mit Beſeitigung aller einzelnen Lehren das Weſen der Lehre ſelbſt und die Urform aufzufinden geſucht, durch welche die Ausbildung unſers Geſchlechts durch die Natur ſelber beſtimmt werden muß. Ich finde, daß ich das Ganze alles Unterrichts auf drey Elementarmittel zurückgeführt, und die ſpeziellen Mittel ausgeforſcht habe, durch die es möglich gemacht werden konnte, die Reſultate alles Unterrichts in dieſen drey Fächern zur beſtimmteſten Nothwendigkeit zu erheben.

Ich finde endlich, daß ich dieſe drey Elementarmittel unter ſich ſelbſt in Harmonie gebracht, und den Unterricht dadurch nicht nur vielſeitiger und in allen drey Fächern mit ſich ſelbſt, ſondern auch mit der menſchlichen Natur übereinſtimmend gemacht und dem Gange der Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechtes an ſich ſelbſt näher gebracht.

Indem ich aber dieſes that, habe ich, ich konnte nicht anders, zugleich gefunden, daß das Unterrichtsweſen unſers Welttheils, wie es jetzt öffentlich, allgemein für das Volk betrieben wird, die Anschauung ganz und gar nicht als den obersten Grundsatz des Unterrichts anerkennt, daß dasselbe von der Urform, inner welcher die Ausbildung unsers Geschlechts durch das Wesen unsrer Natur selber bestimmt wird, durchaus nicht die nöthige Kunde nimmt; daß es vielmehr das Wesen aller Lehre dem Wirrwarr isolirter, einzelner Lehren aufopfert und mit Auftischung aller Arten von Brockenwahrheiten den Geist der Wahrheit selber tödtet, und die Kraft der Selbstständigkeit, die auf ihr ruhet, im Menschengeschlecht auslöscht. Ich habe gefunden, und es lag mir offen am Tage, daß dieses Unterrichtswesen seine einzelne Mittel weder auf Elementargrundsätze noch auf Elementarformen zurückführt, daß es vielmehr durch Vernachlässigung der Anschauung als des absoluten Fundaments aller Erkenntniß sich selber außer Stand setzt, durch irgend eines seiner Brockenmittel, weder den Zweck des Unterrichts, deutliche Begriffe, zu erzielen, noch auch die beschränkteren Resultate, die es selber bezweckt, zur unbedingten Nothwendigkeit zu erheben.

Dieser bestimmte Zustand, in welchem Unterrichts halber in Europa wenigstens zehn Menschen gegen einen sich befinden, so wie der bestimmte Zustand des Unterrichts elber, den sie geniessen, scheint beym ersten Anblick des Gegenstandes unglaublich; er ist aber nicht blos historisch chtig *), er ist auch psychologisch nothwendig; es konnte

---

*) Selbst der gute, schonende und das Positive im Zustande der Welt, wie Niemand, verehrende Lavater kannte und

nicht anders kommen, Europa mußte ſeines Volksunterrichts wegen in den Irrthum oder vielmehr in den Wahnſinn ſinken, dem es wirklich unterlag. Es erhob ſich auf der einen Seite zu einer rieſenmäßigen Höhe einzelner Kenntniſſe und Künſte, und verlor auf der andern Seite alle Fundamente der Naturführung für ſein ganzes Geſchlecht. So hoch ſtand auf der einen Seite noch kein Welttheil, aber auch ſo tief iſt auf der andern Seite noch keiner verſunken; er gränzt mit dem goldenen Haupt ſeiner *einzelnen Kenntniſſe und Künſte*, wie das Bild des Propheten, bis an die Wolken; aber der Volksunterricht, der das Fundament dieſes *goldenen Kopfes* ſeyn ſollte, iſt dagegen allenthalben, wie die Füße dieſes gigantiſchen Bildes, *der elendeſte, zerbrechlichſte, nichtswürdigſte Koth*. Dieſes für den menſchlichen Geiſt zerſtörende Mißverhältniß zwiſchen den Vorzügen des Oberſten und den Elendigkeiten des Unterſten, oder vielmehr der Anfangspunkt, von dem dieſes ſtoßende Mißverhältniß der Cultur unſers Welttheils ſich herſchreibt, iſt die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Der Welttheil iſt in ſeinem erſten Erſtaunen, über ihren ſo neuen als unermeßlichen Einfluß, auf die Erleichterung der Wortkenntniſſe, mit einer Art von Schwindel- und Charlatan-Vertrauen über

---

geſtand ein. Er antwortet auf die Anfrage: Welche einfache Elementarmittel für die Kunſt und beſonders um die Anſchauung aller Dinge zu berichtigen, an die Hand zu bringen, möglich ſeyn? „*Er kenne keine*, und es überſteige allen Glauben, wie fundamentlos die europäiſche „Kunſtbildung ſeye.“

die Allgemeinheit ſeiner Wirkung befallen worden. Das war in den erſten Menſchenaltern nach dieſer Erfindung natürlich; aber daß der Welttheil nach ſo vielen Jahrhunderten und noch jezt in dieſem Schwindel lebt, und ihn zu einem Leib und Geiſt zerſtörenden Nervenfieber hat anwachſen laſſen, ohne daß er ſich krank fühlt, das hätte freylich keinem Welttheil begegnen können, als *unſerm*. — Es braucht aber auch einen Nebeneinfluß von einwirkenden Kapuziner-, Feudal-, Jeſuiten- und Kabinet-Syſtemen, um durch dieſe Kunſt *einen Erfolg* hervorzubringen, den ſie in Europa hatte. Aber mit dieſen Nebenumſtänden iſt es dann freylich nicht nur begreiflich, wie ſie dahin gekommen, endlich einen poſitiven Zuſtand unſrer Künſte und einen poſitiven Zuſtand des Volksunterrichts nebeneinander zu ſtellen, wie ſie beyde nebeneinander geſtellt hat, ſondern es iſt ſogar heiter, daß ſie unter gegebenen Umſtänden keine *geringere* Kunſt, aber auch keinen *beſſern* Unterricht hat hervorbringen können, als ſie wirklich hervorgebracht hat. Es iſt ganz heiter, wie ſie dahin hat kommen *müſſen*, dem Welttheil ſeine fünf Sinne ohne Maaß zu verengern, und beſonders das allgemeinere Werkzeug der Anſchauung, die Augen, auf das vergötterte Heiligthum der neuen Erkenntniß, auf die Buchſtaben und Bücher ſo einzuſchränken, daß ich bald ſagen möchte, ſie hat dahin kommen *müſſen*, dieſes allgemei-
ere Werkzeug unſerer Erkenntniß zu bloſſen Buchſtaben-
ugen und uns ſelbſt zu bloſſen Buchſtabenmenſchen zu
achen. Die Reformation hat bey der Abſchwächung ih-
s eignen Geiſts und bey der daraus nothwendig erfolg-

ten Vergötterung ihrer todten Formen und Meynungen vollendet, was die Buchdruckerkunſt angefangen, indem ſie, ohne der öffentlichen Dummheit einer Mönchs- und Feudalwelt wirklich genugſam ans Herz zu greifen, ihr den Mund noch allgemein über Abſtraktionsbegriffe geöffnet, die die innere Verhärtung der Welt im Buchſtabenweſen noch vergrößerte und auf den Punkt brachte, daß die Irrthümer dieſes Zuſtands ſich nicht durch den Vorſchritt der Wahrheit, der Liebe und des Glaubens auflösten, ſondern im Gegentheil durch noch gefährlichere Irrthümer des Unglaubens, der Liebloſigkeit und der Rechtloſigkeit noch verſtärkten, indem ſie ſich aufzulöſen ſchienen.

Wie ein verheerender Strom, wenn er von einem eingeſtürzten Berg in ſeinem Lauf aufgehalten, eine neue Richtung nimmt, und ſeine Verheerung von Jahren zu Jahren, von Menſchenaltern zu Menſchenaltern ausdehnt, alſo hat die europäiſche Volkskultur, nachdem ſie einmal durch die vereinigte Wirkung dieſer zwey, ſich ſelbſt und dem ſinnlichen Naturgang ihrer Folgen überlaſſenen, Hauptereigniſſe das ebene Beet der Anſchauung verlaſſen, und eine allgemeine, fundamentloſe Träumerrichtung genommen, ihre Menſchenverheerung von Jahr zu Jahr und von Menſchenalter zu Menſchenalter weiter getrieben, bis ſie uns endlich nach Jahrhunderten auf dieſen Wegen zur Vollendung der allgemeinen Zungendreſcherey unſers Wiſſens und durch dieſe zur Zungendreſcherey des Unglaubens hingebracht, deſſen tiefes Wert- und Traumverderben wahrlich auf keinen Fall geeignet iſt, uns zur ſtillen Weisheit des Glaubens und der Liebe, ſondern im Gegentheil zur Zungendreſcherey des Schein- und Aberglaubens und ſeiner Liebloſigkeit und Verhärtung hinzuführen. Auf jeden Fall iſt unwiderſprechlich, daß das alles verſchlingende Wort- und Bücherweſen unſrer Zeitcultur es dahin gebracht, daß wir es in keinem Stück mehr ausſtehen mögen, länger zu bleiben, was wir ſind.

Es konnte nicht anders kommen; da wir uns ſo lange durch eine ſo tief angelegte Kunſt und durch noch tiefer angelegte Unterſtützungsmittel unſrer Verirrungen dahin organiſirten, unſern Erkenntniß- und Unterrichtsmitteln allgemein alle Anſchauung und uns ſelbſt alle Anſchauungskraft zu rauben, ſo konnte der vergoldete Schwindelkopf unſrer Kultur unmöglich auf andre Füße zu ſtehen kommen, als diejenigen ſind, auf denen er wirklich ſteht; es war anders unmöglich. Die angetriebenen Brockenmittel unſrer Kultur konnten in keinem ihrer Fächer den eigentlichen Zweck des öffentlichen Unterrichts, deutliche Begriffe und vollendete Fertigkeiten in dem, was dem Volk in allen dieſen Fächern zu kennen und zu wiſſen weſentlich nothwendig iſt, erzielen. Auch die beßten dieſer Mittel, der Ueberfluß an arithmetiſchen, mathematiſchen und grammatikaliſchen Hülfsmitteln, mußten unter dieſen Umſtänden ihre Kraft verlieren, indem ſie gänzlich, ohne ähnliche Kunſtmittel für das Fundament alles Unterrichts, die Anſchauung, gelaſſen wurden; und ſo mußten auch dieſe, dem allgemeinen Fundament unſrer Erkenntniß, der Anſchauung, nicht genug untergeordneten Unterrichtsmittel in Wort, Zahl und Form unſer Zeitgeſchlecht nothwendig dahin verleiten, blos oberflächlich, zwecklos und umgeben mit Abgründen des Irrthums und der Täuſchung, in dieſen Unterrichtsmitteln einſeitig zu künſteln und uns durch dieſe Verkünſtlung in unſern innerſten Kräften zu ſchwächen, als dieſe Kräfte in uns ſelber zu ſtärken und zu bilden; wir wurden dadurch nothwendig und vermöge eben der Kräfte und eben des Organismus, durch den uns die Kunſt an der Hand der Natur zur Wahrheit und Weisheit erheben kann, zu Lügen und zur Thorheit erniedriget, und zu elenden, kraft- und anſchauungsloſen Wort- und Maulmenſchen geſtempelt.

Selber die Anſchauungserkenntniſſe unſers Standes und unſerer Berufe, die uns auch bey aller Thorheit unſers alſo durch Verkünſtlung erniedrigten Benehmens noch übrig blieben, weil es keinem Irrthum der Kunſt möglich iſt, dieſe dem Menſchengeſchlechte jemals ganz zu entreiſſen, wurden in uns iſolirt, und dadurch einſeitig, illuſoriſch, egoiſtiſch und illiberal gemacht. Wir mußten, wir konnten bey einer ſolchen Führung nicht anders, als für alle Wahrheit, die auſſer dem Kreiſe unſrer beſchränkten und ungebildeten Anſchauung lag, unempfänglich, und gegen alles, was dieſer einſeitigen, illiberalen Anſchauungsweiſe entgegen war, empört werden; wir mußten, wir konnten in dieſem Zuſtande nicht anders, als von Menſchenalter zu Menſchenalter in der Unnatürlichkeit unſrer Beſchränkung und in der daraus entſprungenen Engherzigkeit, Selbſtſucht, rechtloſen und rangſüchtigen Gewaltthätigkeit, in der wir uns jezt ſehen, immer tiefer verſinken.

So, lieber Geßner! und auf keine andere Weiſe, erklärt es ſich, wie wir im Laufe des verfloſſenen Jahrhunderts, das die Täuſchung dieſes Zuſtandes mit ſeinem letzten Viertel auf ſeine oberſte Höhe getrieben, allgemein in den Träumer- oder vielmehr in den Nasereyzuſtand einer fundamentloſen, aber wüthenden Anmaſſungsſucht verſunken, in der wir unſere alſo vereinzelte Wahrheitsanſichten und Rechtsanſprüche noch durch das gewaltſamſte Regemachen unſrer wilden und blinden Naturgefühle uns ſelber vergifteten, und dann dadurch von ſo vielen Seiten und auf ſo vielen Wegen zu einem vielköpfigen und uns untereinander allgemein befehlenden Geiſt des Sansculottismus herabſinken mußten, der die innere Desorganiſation aller reinern Naturgefühle, und aller auf ihnen ruhenden Humanitätsmittel, und ſogar die Auflöſung aller Humanität in den Staatsformen ſelber zur unausweichlichen Folge hatte und haben mußte, welche dann ſpäter freylich auch die Auflöſung einiger nicht humaner Staatsformen, aber auch dieſes leider nicht zum Vortheil der Humanität, bewirkte.

Das, lieber Freund! iſt die Skitze meiner Anſicht der neueſten Begebenheiten. So erkläre ich mir beydes, die Robespierriſchen und die Pitt'ſchen Maasregeln; ſo das Benehmen der Räthe und ſo das Benehmen des Volks. Und bey jeder einzelnen Anſicht komme ich auf die Behauptung zurück: daß die Lücken des europäiſchen Unterrichts, oder vielmehr das künſtliche auf den Kopf ſtellen aller natürlichen Anſicht deſſelben, dieſen Welttheil dahin gebracht hat, wo er jetzt liegt, und daß kein Mittel gegen unſre ſchon geſchehene und noch zu erwartende bürgerliche, ſittliche und religiöſe Ueberwälzungen möglich ſey, als die Rücklenkung von der Oberflächlichkeit, Lückenhaftigkeit und Schwindelköpferey unſers Volksunterrichtes zur Anerkennung, daß *die Anſchauung das abſolute Fundament aller Erkenntniß ſey*, mit andern Worten, *daß jede Erkenntniß von der Anſchauung ausgehen und auf ſie müſſen zurückgeführt werden können.*

Freund! Die Anſchauung muß, inſofern ſie als der Punkt betrachtet wird, von dem der Unterricht ausgeht, von der Anſchauungskunſt, welche die Lehre der Verhältniſſe aller Formen iſt, geſondert werden; als allgemeines Fundament aller drey Elementarmittel des Unterrichts, geht ſie der Anſchauungskunſt, ſo wie der Rechenkunſt und Sprachkunſt, lange vorher. Wenn man die Anſchauung, im Gegenſatz der Anſchauungskunſt, einzeln und für ſich betrachtet, ſo iſt ſie nicht anders, als das bloße *vor den Sinnen ſtehen* der äußern Gegenſtände und die bloße Regmachung des Bewußtſeyns ihres Eindrucks; mit ihr fängt die Natur allen Unterricht an; der Säugling genießt ihn, die Mutter giebt ihn; aber die Kunſt hat nichts gethan, hierin mit der Natur gleichen Schritt zu halten; umſonſt ſtand das ſchönſte Schauſpiel, die Mutter, die ihrem Unmündigen die Welt zeigt, vor ihren Augen, ſie hat *nichts*, ſie hat für das Volk gar *nichts* an dieſes Schauſpiel gekettet.

Ich will Dir, lieber Geßner, die Stelle, die mir das Gefühl unſerer erwähnten Kunſt über dieſen Geſichtspunkt ſchon vor einem Jahr ausgepreßt, hier abſchreiben: „Von „dem Augenblick an, da die Mutter das Kind auf den „Schooß nimmt, unterrichtet ſie es, indem ſie das, was „die Natur ihm zerſtreut, in großen Entfernungen und „verwirrt darlegt, ſeinen Sinnen näher bringt, und ihm „die Handlung des Anſchauens und folglich die von ihr „abhangende Erkenntniß ſelber leicht angenehm und reizend „macht.

„Kraftlos, ungebildet, der Natur ohne Leitung und „ohne Nachhülfe anhangend, weiß die Mutter in ihrer „Unſchuld ſelbſt nicht, was ſie thut; ſie will nicht unterrichten, ſie will blos ihr Kind beruhigen, ſie will es beſchäftigen; aber demungeachtet geht ſie den hohen Gang „der Natur in ſeiner reinſten Einfachheit, ohne daß es „ihr bekannt iſt, was dieſe durch ſie thut, und die „Natur thut doch ſehr viel durch ſie; ſie eröffnet dem „Kinde auf dieſe Weiſe die Welt; ſie bereitet es ſo zum „Gebrauch ſeiner Sinne und zur frühen Entwicklung ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeines Anſchauungsvermögens „vor.

„Würde jetzt dieſer hohe Gang der Natur benutzt, „würde daran angekettet, was daran angekettet werden „kann, würde es dem Herzen der Mütter durch die helfende Kunſt möglich gemacht, das, was ſie beym Unmündigen durch einen blinden Naturtrieb genöthiget thut, „beym Anwachſenden mit weiſer Freyheit fortzuſetzen, würde dann auch das Herz und die Lage des Vaters zu die-

„ſein Zweck benutzt, und auch ihm durch die helfende
„Kunſt möglich gemacht, an die Lage und Verhältniſſe
„des Kindes alle die Fertigkeiten anzuketten, die es bedarf,
„um durch eine gute Beſorgung ſeiner weſentlichen Ange-
„legenheiten, durch ſein ganzes Leben zur innern Zufrie-
„denheit mit ſich ſelbſt zu gelangen, wie leicht müßte es
„nicht ſeyn, vieles, ſehr vieles dazu beyzutragen, unſer
„Geſchlecht und jeden einzelnen Menſchen im ganzen Um-
„fang ſeiner Stellung dahin zu erheben, ſelbſt mitten un-
„ter den Schwierigkeiten ungünſtiger Lagen und unter al-
„lem Uebel ungünſtiger Zeiten, ſich ein ſtilles, ruhiges
„und befriedigendes Leben zu ſichern! —

„Gott! was wäre für die Menſchheit gewonnen! Aber
„wir ſind auch hierin nicht einmal ſo weit, als das Ap-
„penzeller-Weib, das ſeinem Kinde ſchon in den erſten
„Wochen ſeines Lebens einen mit vielen Farben bemahl-
„ten, groſſen papiernen Vogel über die Wiege hängt,
„und auf dieſe Weiſe beſtimmt den Punkt bezeichnet, an
„welchem die Kunſt anfangen ſollte, dem Kinde die Ge-
„genſtände der Natur zum feſten und klaren Bewußtſeyn
„zu bringen.“

Lieber Freund! Wer es geſehen, wie das zwey- und dreywöchige Kind mit Händen und Füßen nach dieſem Vogel hinlangt, und ſich dann denkt, wie leicht es der Kunſt möglich wäre, durch eine Reihenfolge ſolcher ſinnlicher Darſtellungen ein allgemeines Fundament der ſinnlichen Anſchauung aller Gegenſtände der Natur und der Kunſt bey dem Kinde zu legen, das dann allmälig auf vielſeitigen Wegen näher zu beſtimmt und immer weiter ausgedehnt werden könnte, wer ſich dieſes alles denkt, und dann nicht fühlt, was wir bey unſerm nicht blos gothiſch-mönchiſchen, ſondern noch als gothiſch-mönchiſch-erlahmten, und uns ſelber zum Eckel gewordenen Erziehungsſchlendrian verſäumen, wahrlich, bey dem ſind Hopfen und Malz verloren.

Mir iſt der Appenzeller-Vogel, wie dem Egyptier der Stier, ein Heiligthum, und ich habe alles gethan, meinen Unterricht bey dem Punkt, von welchem das Appenzeller-Weib ausgeht, anzufangen. Ich gehe noch weiter; ich überlaſſe es weder bey dem erſten Anfangspunkt, noch in der ganzen Reihenfolge der Erkenntnißmittel dem Zufall, was Natur, Lage und Mutterliebe dem Kinde, von ſeinem unmündigen Alter an, vor die Sinne bringe; ich habe alles gethan, um es möglich zu machen, mit Vorbeygehung des Zufälligen das Weſentliche aller Anſchauungserkenntniſſe ſelber dem Kinde ſchon in dieſem Alter vor ſeine Sinne zu bringen, und das Bewußtſeyn ihres Eindrucks ihm unvergeßlich zu machen.

Der erſte Kurs des Buches der Mütter iſt nichts anders als ein Verſuch, die Anſchauung ſelber zur Kunſt zu erheben, und die Kinder in allen drey Elementarfächern ihrer Erkenntniß, in Form, Zahl und Wort, zum umfaſſendſten Bewußtſeyn aller Anſchauungen zu führen, deren beſtimmtere Erkenntniß die Fundamente ihres ſpätern Wiſſens ausmachen werden.

Dieſes Buch ſoll nicht nur die umfaſſendſte Darſtellung der weſentlichſten Gegenſtände unſerer Erkenntniß, ſondern es ſoll auch den Stoff lückenloſer Reihenfolgen dieſer Gegenſtände enthalten, die den Kindern, ſchon bey der erſten

Anſchauung, das Gefühl ihres vielſeitigen Zuſammenhangs und ihrer vielſeitigen Aehnlichkeiten rege zu machen geſchickt ſind.

In dieſer Rückſicht leiſtet das Buchſtabierbuch das nämliche, was das Buch der Mütter leiſtet. Das einfache vor die Ohren bringender Töne, und die bloße Regmachung des Bewußtſeyns ihres Eindrucks durch das Gehör iſt für das Kind ſo gut Anſchauung, als das einfache vor Augenſtellen der Gegenſtände, und die bloße Regemachung des Bewußtſeyns durch ihren Eindruck auf den Sinn des Geſichts. Hierauf gegründet, habe ich dieſes Buchſtabierbuch ſo eingerichtet, daß ſein erſter Kurs nichts anders als bloße Anſchauung iſt, d. h. blos auf der einfachen Bemühung beruht, dem Kinde die ganze Reihenfolge der Töne, die ihm hernach zum Fundament ſeiner Sprachkenntniſſe dienen müſſen, in eben dem Alter vor den Sinn des Gehörs zu bringen und das Bewußtſeyn derſelben unauslöſchlich zu machen, in welchem ich ihm, durch das Buch der Mütter, die ſichtbaren Gegenſtände der Welt, deren beſtimmte Erkenntniß die Fundamente ſeines ſpätern Wiſſens ſeyn müſſen, vor den Sinn des Geſichts bringe.

Dieſer nämliche Grundſatz: die Anſchauung zur Kunſt zu erheben, hat ebenfalls auch im dritten Elementarmittel unſrer Erkenntniß ſtatt. Auch die Zahl iſt an ſich ſelbſt, ohne das Fundament der Anſchauung, für unſern Geiſt ein täuſchender Schein einer Vorſtellung, die unſere Einbildungskraft zwar träumend ergreift, aber unſer Verſtand nicht als Wahrheit feſtzuhalten vermag. Das Kind muß das innere Weſen jeder Form, in der die Verhältniſſe der Zahl zu erſcheinen vermögen, richtig erkennen, ehe er im Stande iſt, eine dieſer Formen als Fundament ſeines deutlichen Bewußtſeyns ihres beſtimmten Mehrs oder Minders, in's Auge zu faſſen. Ich habe daher im Buch der Mütter die zehn erſten Zahlen als Finger, als Klauen, Blätter, Punkte, dann auch als Dreyeck, Viereck und Achteck u. ſ. w. dem Kinde ſchon in dieſem Alter vielſeitig zur Anſchauung gebracht.

Nachdem ich dieſes in allen drey Fächern gethan und die einfache Anſchauung als abſolutes Fundament aller ſinnlichen Erkenntniß in demſelben alſo feſtgeſetzt, erhebe ich dann die Anſchauung hinwieder in allen dieſen Fächern zur Anſchauungskunſt, d. h. zum Mittel, die Gegenſtände der Anſchauung als Gegenſtände meines Urtheils und meiner Kunſtfertigkeiten in's Aug zu faſſen.

Durch dieſen Weg führe ich das Kind, in Rückſicht auf das erſte Elementarmittel unſrer Erkenntniß, die Form, nachdem ich daſſelbe im Buche der Mütter mit der vielſeitigſten Anſchauung der Gegenſtände und ihrer Namen bekannt gemacht habe, zum A B C der Anſchauungskunſt. Durch dieſes ſoll es nun in den Stand geſetzt werden, ſich über die Form der Gegenſtände, deren es ſich im Buche der Mütter, beſtimmt, aber nicht deutlich bewußt worden, darüber Rechenſchaft geben zu können. Dieſes Buch ſoll das Kind dahin bringen, ſich in Rückſicht auf die Formen aller Dinge zu beſtimmten Begriffen, über das Verhältniß ihres Innhalts zum gleichſeitigen Viereck zu erheben, und auf dieſe Weiſe im ganzen Umfang dieſes Unterrichtsfaches eine ganze Reihenfolge von Mitteln zu finden, von dunkeln Anſchauungen zu deutlichen Begriffen zu gelangen.

In Betreff des zweyten Urmittels unſrer Erkenntniß, der Zahl, gehe ich wieder den nämlichen Weg. Nachdem ich dem Kinde durch das Buch der Mütter, ſchon im unmündigen Alter, den Begriff der zehn erſten Grundzahlen zum klaren Bewußtſeyn zu bringen, geſucht habe, verſuche ich, ihnen dieſe Ausdrücke des Mehrs und Minders aller Dinge, durch allmälige Zuſammenſtellung einer Einheit zu einer andern, die Natur der Zwey und dann die der Drey u. ſ. w. bekannt zu machen. Und ſo bringe ich zuerſt die Anfangspunkte aller Rechnungsarten den Kindern zur heiterſten Anſchauung, und mache ihnen zugleich die Ausdrücke, durch die ihre Form bezeichnet wird, bis zur Unauslöſchlichkeit geläufig, ſo bringe ich die Anfänge der Rechenkunſt überhaupt in Reihenfolgen, die von ihren erſten Anfangspunkten an nichts anders ſind, als ein pſychologiſch ſicherer und lückenloſer Vormarſch von tief eingeprägten Anſchauungsurtheilen zu einer kleinen Hinzuſetzung einer neuen, — aber nur von 1 zu 2, und von 2 zu 3 ſteigenden Anſchauung. Die durch Erfahrung geſicherte Folge dieſes Ganges iſt, daß, wenn die Kinder in irgend einer Rechnungsart die Anfänge ganz begriffen haben, ſie von nun an im Stande ſind, ohne weitere Hülfe auf dieſe Weiſe vorzuſchreiten und ſo weit fortzufahren, als die Reihenfolge ſelber ihrer Natur nach hinführt.

Es iſt überhaupt in Rückſicht auf dieſe Unterrichtsweiſe zu bemerken, daß ſie dahin führt, den Kindern die Fundamente eines jeden Faches ſo einleuchtend zu machen, daß ſie in jeder Stufe ihres Lernens dasjenige, was ſie können, ſich bis zur Vollendung eigen machen müſſen, ſo daß ſie in jedem Fall, in ſo weit ſie vorgeſchritten ſind, auch unbedingt als Lehrmeiſter ihrer jüngern Geſchwiſtern angeſehen und benutzt werden können.

Das Weſentlichſte, was ich in Rückſicht auf die Vereinfachung und Verdeutlichung des Zahlunterrichts leiſte, iſt dieſes: daß ich nicht nur das Bewußtſeyn der innern Wahrheit aller Zahlverhältniſſe dem Kinde durch Anſchauungsmittel zum unauslöſchlichen Bewußtſeyn bringe, ſondern das Bewußtſeyn der Wahrheit der Anſchauung mit der Wahrheit der Größenlehre vereinige, und das gleichſeitige Viereck zum gemeinſamen Mittel der Anſchauungskunſt und der Rechenkunſt erhoben habe.

Das dritte Urmittel unſrer Erkenntniß, die Sprache, iſt in Betracht der Anwendung meiner Grundſätze der größten Ausdehnung fähig.

Wenn auf der einen Seite die Kenntniß der Form und der Zahl der Kenntniß der Sprache vorhergehen ſoll, und dieſe letzte zum Theil aus den zwey erſten entſpringen muß, ſo iſt hingegen der Fortſchritt der Sprachkunſt ſchneller, als derjenige der Anſchauungskunſt und der Rechenkunſt. Eigentlich geht der Eindruck der Anſchauung in Form und Zahl der Sprachkraft vorher, die Anſchauungskunſt und die Rechenkunſt hingegen gehen der Sprachkunſt nach. Das große Kennzeichen der Eigenheit und der höhern Beſchaffenheit unſrer Natur, die Sprache, fängt durch die Schallkraft an, ſich zu entwickeln, wird denn durch den allmälig ausgebildeten Schall zum beſtimmten Wort und durch das beſtimmte Wort allmälig zur Sprache. Die Natur brauchte Jahrtauſende, unſer Geſchlecht zur vollendeten Sprachkunſt zu erheben, und wir lernen jetzt dieſes Kunſtſtück, zu dem die Natur Jahrtauſende brauchte, in wenigen Monaten; aber dennoch müſſen wir, wir dürfen nicht anders, mit der Erlernung der Sprache bey unſern Kindern eben den Gang gehen, den die Natur in Rückſicht auf dieſen Gegenſtand mit dem Menſchengeſchlecht gieng. Und ſie gieng unſtreitig auch hier von der Anſchauung aus. Schon der einfachſte Schall, durch den der Menſch den Eindruck, den ein Gegenſtand auf ihn machte, auszudrücken ſtrebte, war Ausdruck der Anſchauung. Die Sprache meines Geſchlechts war lange nichts anders, als eine mit Mymik vereinigte Schallkraft, die die Töne der belebten und lebloſen Natur nachahmte. Von Mymik und Schallkraft gieng ſie zu Hieroglyphen und einzelnen Worten hinüber, und gab lange einzelnen Gegenſtänden einzelne Namen. Dieſer Zuſtand der Sprache iſt im erſten Buch Moſes, Cap. 11. v. 19. 20. erhaben ausgedrückt: „Gott der Herr brachte zu Adam alle Thiere auf Erden und alle Vögel unter dem Himmel, daß er ſie anſchaue und benenne. Und Adam gab jeglichem Thier ſeinen Namen."

Von dieſem Punkt gieng die Sprache allmälig weiter; ſie bemerkte zuerſt die auffallendſten Unterſcheidungsmerkmale der Gegenſtände, die ſie benannte; dann kam ſie zu den Eigenſchaftsbenennungen und mit dieſen zu den Benennungen der Verſchiedenheiten des Thuns und der Kräfte der Gegenſtände. Viel ſpäter entwickelte ſich die Kunſt, das einzelne Wort ſelber vieldeutend zu machen, die Einheit, die Mehrheit, die Gröſſe ſeines Inhalts, das Viel und das Wenige ſeiner Form und Zahl und endlich ſogar alle Abänderungen und Beſchaffenheiten eines Gegenſtandes, welche die Verſchiedenheit von Zeit und Raum in ihm hervorbringen, durch die Abänderung der Form und Zuſammenſetzung des nämlichen Worts, mit ſicherer Beſtimmtheit auszudrücken.

In allen dieſen Epochen war die Sprache unſerm Geſchlechte ein Kunſtmittel, die Vorſchritte des wirklichen Klarwerdens ſeiner vielſeitigen Intuitionen, durch die Schall- raft, ſich nicht nur zu vergegenwärtigen, ſondern uch ſich den Eindruck davon unvergeßlich zu ma- hen.

Der Sprachunterricht iſt alſo ſeiner Natur nach nichts nders, als eine Sammlung pſychologiſcher Vortheile, um e Eindrücke (Empfindungen und Gedanken) zu äuſſeren, nd ſie, die ſonſt vorübergehend und unmittheil- ar wären, dadurch, daß wir ſie an ein Wort knüpfen, t allen ihren Modifikationen bleibend und mittheil- r zu machen. Dieſes kann aber, vermöge der ewi- Gleichheit der Menſchennatur, nur durch die Ueber- ſtimmung der Sprachlehre mit dem urſprünglichen ng, durch welche die Natur ſelber unſre Sprachkraft der Kunſtkraft erhoben, in welcher wir ſie jetzt beſitzen, geſchehen; das heißt, aller Sprachunterricht muß von der Anſchauung ausgehen, er muß die Mymik durch die Anſchauungskunſt und die Zahlenlehre überflüſſig machen, er muß die Nachahmung von den Tönen der lebloſen und belebten Natur durch Reihenfolgen von Kunſttönen erſetzen; dann muß er von der Tonlehre, oder vielmehr von der allgemeinen Uebung des Organs in allen menſchlichen Tönen allmälig zur Wortlehre, zur Nomenklatur und von dieſer zur Sprachlehre, zur grammatikaliſchen Abänderung und Zuſammenſetzung der Wörter übergehen; aber auch in dieſer Claſſenſtufe muß er den langſamen, progreſſiven Schritt halten, den die Natur ihm in der Entwicklung der Völker zur Sprachkunſt vorgezeichnet hat.

Allein jetzt fragt es ſich: wie habe ich dieſen Gang der Natur durch die drey Epochen, in welche Natur und Erfahrung die Entwicklung der Sprachkraft eingetheilt haben, in Bezug auf die Tonlehre, die Wortlehre und die Sprachlehre feſtgehalten, und wie habe ich die Formen meiner Unterrichtsmittel in dieſen Fächern mit den eben geäußerten Epochen in Uebereinſtimmung gebracht? Der Tonlehre habe ich durch Feſthaltung und Auszeichnung der Vokale, als der eigentlichen Wurzel aller Töne, und durch allmäliges Hinzuſetzen einzelner Conſonanten vor und hinter die Vokalen die höchſte Umfaſſung gegeben, deren ſie fähig iſt, und dadurch es möglich gemacht, dem Wiegenkinde dieſe umfaſſenden Sprachtöne und ihre Reihenfolgen zum feſten Bewußtſeyn zu bringen; ich habe es ſogar möglich gemacht, den Unmün-

igen bey dieſem Unterricht eine innere Anſchauung der
ußern, durch welche leztere die willkührlichen Zeichen
r Töne dem Kinde vor die Augen gebracht werden,
orhergehen zu laſſen, indem ich hierin dem Eindruck auf
s Ohr, den Vorſprung vor dem Eindruck auf das Auge,
r in Rückſicht auf die Tonlehre in der Natur liegt, ge-
hert, und dann weiter die Erleichterung dieſes Unterrichts-
che' dadurch befördert habe, daß ich die Reihenfolgen
r Töne in dieſem Buche ſo ordnete, daß jeder folgende
n mit dem vorhergehenden durch die höchſte Aehnlich-
verwandt und beynahe immer nur durch die Hinzu-
ung eines einzigen Buchſtabens von demſelben
ſchieden iſt. So ſteige ich durch die vollendete Fertig-
des Syllabierens zur Wortlehre, zur Nomenklatur,
gebe dem Kinde das Wort, im erſten Leſebuch, im
tionario, wieder in Reihenfolgen, die durch die größt-
glichſte Annäherung der Aehnlichkeit ihrer Form den
ſchritt des Leſenlernens zum leichteſten Spiel macht,
m ich dieſes Wort durch eine fortdaurende Hinzuſetzung
iger neuer Buchſtaben zu tief eingeprägten und geläu-
usgeſprochenen, vorhergehenden Buchſtaben ankette.
nbey legt das Buch der Mütter dem Redenlernen des
es und der Verdeutlichung der Wörter, die es aus-
chen hat, die vielſeitigſte Anſchauung zum Grunde.
er unermeßliche Kreis der Anſchauungserkenntniſſe,
ie Natur dem Kinde im früheſten Alter zum Be-
eyn bringt, iſt in dieſem Buche pſychologiſch gerei-
d conzentrirt, und das hohe Geſetz der Natur, ver-
deſſen ſie dem Kinde das Nähere immer ſtärker

als das Fernere einprägt, mit dem für den Unterricht ſo wichtigen Grundſatz vereiniget; das Weſen der Dinge auf die Kinder einen weit ſtärkern Eindruck machen zu laſſen, als die wandelbaren Beſchaffenheiten deſſelben. Der unermeßliche Umfang der Sprache und der Anſchauungserkenntniſſe wird in dieſem Buche durch die Concentrirung und pſychologiſche Reihung der Gegenſtände dem Kinde leicht überſehbar gemacht; nur die einzelne Gegenſtände der Natur ſind zahllos, die weſentlichen Verſchiedenheiten derſelben ſind es nicht, und darum können auch die Gegenſtände, wenn ſie nach dieſen Verſchiedenheiten geordnet ſind, dem Kinde leicht überſehbar gemacht werden.

Eben dieſen Grundſätzen unterwerfe ich denn auch die eigentliche Sprachlehre. Meine Grammatik iſt nichts anders, als eine Reihenfolge von Mitteln, die das Kind dahin führen ſollen, ſich über jede Anſchauungserkenntniß, über die es ſich nach irgend einem Zahl- und Zeitverhältniß mit Beſtimmtheit auszudrücken vermag, ſich auch in allen andern Zahl- und Zeitverhältniſſen mit Beſtimmtheit ausdrücken zu können. Ich benutzte ſelbſt die Schreibkunſt, in ſo fern auch ſie als Sprachlehre angeſehen werden kann, zu dieſem Zweck, und habe überhaupt alle Mittel, die Natur und Erfahrung mir zur Verdeutlichung der Begriffe an die Hand gegeben, zu dieſem Zwecke zu gebrauchen geſucht. Die empiriſchen Verſuche, die ich hierüber angeſtellt habe, zeigten mir vorzüglich, daß unſer Mönchsunterricht, durch ſeine Vernachläßigung aller Pſychologie, uns nicht nur in allen Fächern von dieſem letzten Ziel des Unterrichtes entfernt, ſondern ſogar noch beſtimmt dahinwirkt, uns die Mittel, die uns die Natur ſelber auch ohne Beyhülfe der Kunſt zur Verdeutlichung unſerer Begriffe anbietet, zu rauben und uns die Benutzung dieſer Mittel, durch unſer inneres Verderben, unmöglich zu machen.

Freund! Es überſteigt allen Glauben, in welche Zernichtung alle Realkraft unſeres Welttheils, durch die Unnatürlichkeit unſers Mönchsunterrichts und alle Elendigkeit ſeiner iſolirten Brockenlehren, verſenkt worden, und in welchem Grad alle Naturmittel, ſich durch Anſchauung zu richtigen Kenntniſſen zu erheben, und alle Reize, ſich für dieſen Zweck anzuſtrengen, dadurch in unſerer Mitte verloren gegangen, weil dieſe Brockenlehren uns mit dem Zauber einer Sprache blendeten, die wir redeten, ohne von den Begriffen, die wir ihrethalben durch den Mund laufen ließen, irgend eine anſchauliche Erkenntniß zu haben. Ich ſage es noch einmal: der Troß unſerer öffentlichen Schulen giebt uns nicht nur nichts, er löſcht im Gegentheil noch das in uns aus, was die Menſchheit auch ohne Schulen allenthalben hat, und was jeder Wilde in einem Grade beſitzt, von dem wir uns keine Vorſtellung machen. Es iſt eine Wahrheit, die ſich für keinen Welttheil, wie für den unſrigen, und für kein Zeitalter, wie für das unſrige anwenden läßt. Ein Menſch, der mit Mönchskunſt zu einem Wortnarren gebildet wird, iſt in ſo weit für die Wahrheit unempfänglicher als ein Wilder, und in ſo weit auch unfähiger als niemand, von der Führung der Natur, und dem, was ſie zur Verdeutlichung unſerer Begriffe ſelbſt thut, Gebrauch zu machen. Dieſe Erfahrungen haben mich auch dahin gebracht, daß ich jezt bis zur Ueberzeugung einſehe: der öffentliche und allgemeine europäiſche Schulwagen müſſe nicht blos beſſer angezogen, er müſſe vielmehr umgekehrt, und auf eine ganz neue Straße gebracht werden; ich bin durch dieſe Erfahrung überzeugt, das Fundament ſeines Irrthums, das Sprachverderben unſers Zeitalters und unſer einſeitiges, oberflächliches, gedanken- und anſchauungsloſes Maulbrauchen muß zuerſt zum Tode gebracht und in's Grab gelegt werden, ehe es möglich ſeyn wird, durch Unterricht und Sprache wieder Wahrheit und Leben in unſerm Geſchlecht hervorzubringen. Das iſt freilich eine harte Rede, und ich denke faſt ſelber: Wer mag ſie hören! — Aber ich bin durch Erfahrungen, die dieſer Rede zum Grunde liegen, zur Ueberzeugung gekommen, daß auch in Rückſicht auf den elementariſchen Sprachunterricht alle halben Maßregeln verwerflich und desnahen alle Lehrbücher für dieſen Unterricht unbedingt beyſeits zu legen ſind, in welchen auch nur eine Zeile vorausſetzt, das Kind könne reden, ehe es reden gelernt hat. Und da alle Lehrbücher, deren Wörter, indem ſie in ihren Endungen, Vorſatzſylben und Zuſammenſetzungen, ſo wie in den Fügungen ihrer Phraſen und Sätze das offene Gepräge einer vollendeten Sprachkunſt in ſich ſelbſt haben, folglich nicht geeignet ſind, das Bewußtſeyn der Urſachen und Mittel, durch die ſie alſo vollendet worden, im Bewußtſeyn des Kinds deutlich zu erzeugen, ſo würde ich, wenn ich Einfluß hätte, in Rückſicht auf dieſe Lehrbücher mit den Schulbibliotheken etwas unbarmherzig ſcheinende Maasregeln ergreifen, oder den Eindruck aufgeben müſſen, den Sprachunterricht mit dem Gange der Natur in Uebereinſtimmung zu bringen.

Lieber Freund! Es iſt allgemein bekannt, die Natur verkennt die vielſeitigen und künſtlichen Zuſammenſetzungen der vollendeten Sprachkunſt, in der erſten Epoche der Völkerbildung zur Sprache, ganz und gar, und das Kind verſteht dieſe Zuſammenſetzungen ſo wenig als der Barbar; es gelangt wie dieſer nur allmälig durch daurende Uebung in einfachen Zuſammenſetzungen zur Kraft, die verwickelten zu begreifen; daher gehen meine Sprachübungen vom Anfange an einen Weg, der mit Beſeitigung alles Wiſſens und aller Erkenntniß, die nur durch die ollendete Sprachkunſt erzielt werden kann, die Elemente er Sprache ſelber erforſcht, und dem Kinde die Vorzüge er gebildeten Sprache in eben der Stuffenfolge eigen macht, in der die Natur das Menſchengeſchlecht zu enſelben emporhub.

Lieber Freund! Werden mich die Menſchen auch hierin ißkennen? — Werden auch hierin wenige ſeyn, die mit ir wünſchen, daß es mir gelinge, dem raſenden Zutrauen f Worte, die ſowohl durch die Natur der Gegenſtände, s durch die Kunſt ihrer Ausbildung und Zuſammenſetzung s Gepräge ihrer Unverſtändlichkeit für das kindliche Al- in ſich ſelbſt tragen und hinwieder durch eine, von al- Anſchauung entblößte, innere Leerheit auf die Ver- ung des menſchlichen Geiſts hinwirken und ihn zum auben an leeren Schall und eitle Töne hinlenken, Damm Ziel geſetzt, und Schall und Töne durch den Sprachunterricht ſelber wieder gewichtlos gemacht und der Anſchauung darin wieder der überwägende Einfluß gegeben werde, welcher ihr gebührt und wodurch die Sprache allein wieder zum wahren Fundament der Geiſtesbildung und aller aus ihr hervorgehenden Realkenntniſſe und ebenſo aus ihr hervorgehender Urtheilskraft angeſehen werden kann.

Ja, Freund! ich weiß es, es werden lange, lange ihrer wenige ſeyn, die Traum und Ton und Schall als unbedingt verwerfliche Fundamente der menſchlichen Geiſtesbildung anerkennen und nicht mißverſtehen werden. Die Urſachen davon ſind ſo vielſeitig und ſo tiefgreifend; der Reiz zu unſerm Maulwaſchen hängt zu ſehr mit der Ehre unſers ſo geheißenen, guten Tons und ſeiner Anſprüche an die allgemeine Vielwiſſerey unſerer Zeit, noch mehr aber mit den Fundamenten des Broderwerbs von Tauſenden und Tauſenden aus unſrer Mitte zuſammen, als daß es nicht lange, lange gehen müßte, ehe unſere Zeitmenſchen Wahrheiten, die ſo ſehr ihren ſinnlichen Verhärtungen entgegenſtehen, *mit Lieb'* auf ihren Schooß nehmen werden. — Doch ich gehe meinen Weg und ſage denn noch: jede Wiſſenſchaftslehre, die durch Menſchen diktirt, explicirt, analiſirt wird, *welche nicht übereinſtimmend mit den Geſetzen der Natur reden und denken* gelernt haben; und ſo wieder, jede Wiſſenſchaftslehre, deren Definitionen den Kindern wie ein Deus ex machina in die Seele gezaubert, oder vielmehr, wie durch Theater-Souffleurs in die Ohren geblaſen werden müſſen, wird, in ſo weit ſie dieſen Gang geht, nothwendig zu einer

ſenden Comödianten-Bildungs-Manier ver-
inken. Da wo die Grundkräfte des menſchlichen Gei-
es ſchlafend gelaſſen und auf die ſchlafenden Kräfte
Worte gepfropft werden, da bildet man Träumer, die
m ſo unnatürlicher und flatterhafter träumen, als die
Worte groß und anſpruchsvoll waren, die auf ihr
endes, gährendes Weſen aufgepfropft worden ſind. Sol-
e Zöglinge träumen dann auch von allem andern in der
elt lieber als davon, daß ſie ſelber träumen und ſchla-
n; aber die Wachenden um ſie her fühlen alle ihre An-
ßungen und die Sehendſten von ihnen achten ſie be-
nnt und im ganzen Umfang des Worts für Nacht-
ndler.

Der Gang der Natur in der Entwicklung unſers Ge-
echts iſt unwandelbar. — Es giebt und kann in dieſer Rück-
nicht zwey gute Unterrichtsmethoden geben — es iſt
Eine gut, — und dieſe iſt diejenige, die vollkommen auf
ewigen Geſetzen der Natur beruhet; aber ſchlechte
es unendlich viele, und die Schlechtheit ei-
jeden derſelben ſteigt in dem Maaße, als ſie von
Geſetzen der Natur abweicht, und min-
ſich in dem Grade, als ſie ſich der Befolgung die-
Geſetze nähert. Ich weiß wohl, daß die einzige
weder in meinen, noch in den Händen irgend eines
chen iſt, und daß wir alle dieſer einzigen Guten uns
ähern können. Das Ziel ihrer Vollkommenheit, ih-
ollendung muß aber das Ziel aller derer ſeyn, die
enſchlichen Unterricht auf Wahrheit gründen, und
ihn die Menſchennatur zu befriedigen und ihr in

ihren weſentlichen Anſprüchen ein Genüge zu leiſten ſuchen; und in dieſem Geſichtspunkt iſt es, daß ich es ausſpreche, ich jage dieſer Unterrichtsweiſe mit allen Kräften, die in meiner Hand ſind, nach, und habe in Rückſicht auf die Beurtheilung meines Thuns, ſo wie in Rückſicht auf die Beurtheilung des Thuns aller derer, die nach eben dieſem Ziele ſtreben, die einzige Regel: *an ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen.* Menſchenkraft, Mutterſinn und Mutterwitz als *Folgen* einer jeden Unterrichtsweiſe, ſind *mir* die einzigen Gewährleiſter des Grades ihres innern Werths, jede Methode aber, die dem Lehrling das Gepräge allgemein erſtickter Naturkräfte und den Mangel an Menſchenſinn und Mutterwitz auf ſeine Stirne brennt, die iſt von mir, was ſie auch immer ſonſt für Vorzüge haben mag, verurtheilt. Ich bin es zwar nicht in Abrede, daß auch eine *ſolche* Methode gute Schneider, Schuhmacher, Kaufleute und Soldaten hervorbringen könne, aber das bin ich in Abrede, daß ſie einen Schneider oder einen Kaufmann hervorbringen könne, der im hohen Sinn des Worts *ein Menſch* iſt. Möchten die Menſchen doch einmal feſt in's Auge faſſen, daß das Ziel alles Unterrichts ewig nichts anders iſt und nichts anders ſeyn kann, als die durch die harmoniſche Ausbildung der Kräfte und Anlagen der Menſchennatur entwickelte und ins Leben geförderte Menſchlichkeit ſelber. Möchten ſie doch bey jedem Schritt ihrer Bildungs- und Unterrichtsmittel ſich immer fragen: führt es denn wirklich zu dieſem Ziel?

Ich will den Geſichtspunkt des Einfluſſes, den deutliche

Begriffe auf die weſentliche Entfaltung der Menſchlichkeit
haben, noch einmal in's Aug faſſen. Deutliche Begriffe
ſind dem Kinde nur diejenigen, zu deren Klarheit
ihm ſeine Erfahrung nichts mehr beyzutragen vermag.
Dieſer Grundſatz entſcheidet erſtlich über die Stuffenfolgen
der zu entwickelnden Kräfte und Fertigkeiten,
durch welche die allmälige Anbahnung der Klarheit aller
Begriffe erzielet werden muß; Zweytens über die
Stuffenfolge der Gegenſtände, nach welcher die
lebungen in den Definitionen mit den Kindern angefangen
und darin fortgeſchritten werden muß, und endlich
ber den Zeitpunkt, in welchen Definitionen jeder
rt für das Kind wirkliche Wahrheiten enthalten können.
Offenbar muß die Klarheit der Begriffe durch
n Unterricht bey dem Kinde bearbeitet werden, ehe
n ihm die Fähigkeit vorausſetzen kann, das
eſultat derſelben, den deutlichen Begriff, oder viel-
hr die wörtliche Darlegung deſſelben, zu verſtehen.
Der Weg zu deutlichen Begriffen beruhet auf einer
m Verſtande angemeſſenen Anordnung des Klarma-
ns aller Gegenſtände, deren Deutlichkeit man be-
ket. Dieſe Anordnung aber beruhet hinwieder auf
Vereinigung aller Kunſtmittel, durch welche die
er dahin gebracht werden, ſich über die Beſchaffen-
aller Dinge und vorzüglich über Maaß, Zahl und
eines jeden Gegenſtandes, beſtimmt auszudrücken.
dieſem Wege und auf keinem andern kann das Kind
ner, das Weſen eines Gegenſtands in ſeinem ganzen
ng, umfaſſenden Erkenntniß deſſelben und dadurch

zur Fähigkeit hingeführt werden, ihn zu definiren, d. i. das Weſen deſſelben in ſeinem ganzen Umfang mit der höchſten Beſtimmtheit und Kürze wörtlich darzulegen. Alle Definitionen, d. i. alle ſolche beſtimmte, wörtliche Darlegungen des Weſens irgend eines Gegenſtands enthalten indeſſen für das Kind nur in ſo weit weſentliche Wahrheiten, als ſich daſſelbe des ſinnlichen Hintergrunds des Weſens dieſer Gegenſtände mit großer, lebendiger Klarheit bewußt iſt. Wo ihm die beſtimmteſte Klarheit in der Anſchauung eines ihm definirten ſinnlichen Gegenſtandes mangelt, da lernt es blos mit Worten aus der Taſche ſpielen, ſich ſelbſt täuſchen und blindlings an Töne glauben, deren Klang ihm keinen Begriff beybringen oder einen andern Gedanken veranlaſſen wird, als daß es eben einen Laut von ſich gegeben habe.

Hinc illae lacrymae!

Schwämme wachſen beym Regenwetter ſchnell aus jedem Miſthaufen; und auf die gleiche Weiſe erzeugen anſchauungsloſe Definitionen eben ſo ſchnell eine ſchwammigte Weisheit, die aber am Sonnenlicht ſehr ſchnell ſterben und den heitern Himmel als das Gift ihres Daſeyns anerkennen muß. Das grundloſe Wortgepränge einer ſolchen fundamentloſen Weisheit erzeugt Menſchen, die ſich in allen Fächern am Ziel glauben, weil ihr Leben ein mühſeliges Geſchwätz von dieſem Ziel iſt, aber ſie bringen es nie dahin, darnach zu laufen, weil es durch ihr Leben niemal in ihrer Anſchauung jenen anziehenden Reiz hatte, der weſentlich nothwendig iſt, irgend eine menſchliche Anſtrengung zu erzeugen. Unſer Zeitalter iſt voll ſolcher

Menſchen, und es liegt an einer Weisheit krank, die uns zum Ziel des Wiſſens, wie Krüppel auf die Rennbahn, pro forma hinträgt, ohne daß ſie dieſes Ziel jemals zu ihrem Ziele machen könnte, ehe ihre Füße curirt worden ſind. Den Definitionen geht weſentlich die Kraft der Beſchreibungen voraus. Was mir ganz klar iſt, das kann ich um deßwillen noch nicht definiren, wohl aber beſchreiben, d. i. ich kann von ihm beſtimmt ſagen, wie es beſchaffen iſt, aber nicht, was es iſt: ich kenne blos den Gegenſtand, das Individuum, ſeine Gattung und ſeine Art kann ich ihm aber noch nicht anweiſen. Was mir aber nicht ganz klar iſt, von dem kann ich nicht beſtimmt ſagen, wie es beſchaffen iſt, geſchweige, was es iſt; ich kann es nicht einmal beſchreiben, geſchweige, daß ich es definiren könnte. Wenn mir nun ein Dritter die Worte in den Mund legt, wodurch ein anderer, dem die Sache klar war, dieſelbe Leuten von ſeinem Schlage deutlich macht, ſo iſt ſie um deßwillen mir noch nicht deutlich, ſondern ſie iſt und bleibt in ſo weit die deutliche Sache des Andern und nicht die Meinige, als die Worte dieſes Andern, das für mich nicht ſeyn können, was ſie für ihn ſind: der beſtimmte Ausdruck der vollendeten Klarheit ſeines Begriffes.

Der Zweck, den Menſchen mit pſychologiſcher Kunſt und nach den Geſetzen des phyſiſchen Mechanismus zu deutlichen Begriffen und ihrem letzten Mittel, zu Definitionen zu führen, ruft einer dieſem letzten Mittel weſentlich vorausgehende Kettenfolge aller Darſtellungen der phyſiſchen Welt, die von der Anſchauung einzelner Gegenſtände zu ihrer Benennung, von ihrer Benennung zur Beſtimmung ihrer Eigenſchaften, das iſt, zur Kraft ihrer Beſchreibung, und von der Kraft, ſie zu beſchreiben, zur Kraft, ſie zu verdeutlichen oder zu definiren, allmälig fortſchreitet. Weisheit in der Führung zur Anſchauung iſt alſo offenbar der Anfangspunkt, auf welchen dieſe Kettenfolge der Mittel, zu deutlichen Begriffen zu gelangen, gebaut werden muß, und es iſt offenbar, daß das letzte Ausreifen des Ziels alles Unterrichtes, die Deutlichkeit eines jeden Begriffes, eben ſo weſentlich von der vollendeten Kraft ſeines erſten Entkeimens abhängt.

Wo im weiten Kreis der allwirkenden Natur irgend ein Gegenſtand in ſeinem Keime unvollkommen gebildet iſt, da hat ſie ihre Kraft, ihn durch reifende Vollendung zur Vollkommenheit zu bringen, verloren. Alles, was nicht in ſeinem Keime vollendet iſt, das wird in ſeinem Wachsthum, d. i. in der äußern Entwicklung ſeiner Theile, verkrüppelt; dieſes iſt in den Produkten deines Geiſtes ſo wahr, als in den Produkten deines Gartenbeetes; es iſt in dem Reſultate jedes einzelnen Anſchauungsbegriffes ſo wahr, als in dem beſtimmten Zuſtande eines ausgewachſenen Krauthaupts.

Das vorzügliche Mittel, Verwirrung, Lücken und Oberflächlichkeit in der menſchlichen Bildung zu verhüten, beruhet alſo hauptſächlich in der Sorgfalt, die Anfangseindrücke der weſentlichſten Gegenſtände unſerer Erkenntniß dem Kinde bey ihrer erſten Anſchauung ſo beſtimmt, ſo richtig und ſo umfaſſend vor die Sinne zu bringen, als immer möglich. Schon bey der Wiege des unmündigen Kindes muß man anfangen, die Führung unſers Geſchlechts der blinden ſpielenden Natur aus den Händen zu reißen, und ſie in die Hand der beſſern Kraft zu legen, die uns die Erfahrung von Jahrtauſenden über das Weſen ihrer ewigen Geſetze abſtrahiren gelehrt hat.

Du mußt die Geſetze der Natur von ihrem Gange, das iſt von ihren einzelnen Wirkungen, und von den Darſtellungen dieſer Wirkungen, weſentlich ſondern; in Rückſicht auf ihre Geſetze iſt ſie ewige Wahrheit und für uns ewige Richtſchnur aller Wahrheit, aber in Rückſicht auf die Modificationen, inner welchen die Anwendungen ihrer Geſetze auf jedes Individuum und auf jeden Individualfall ſtatt finden, iſt ihre ſich ſelbſt überlaſſene Wahrheit unſerm Geſchlecht nicht genugthuend und befriedigend. Die poſitive Wahrheit der Lage und der Umſtände
eines jeweiligen Individuums und Individualfalls ſpricht
vermög gleicher, ewiger Geſetze eben das Recht der Noth-
vendigkeit an, wie die allgemeinen Geſetze der Menſchen-
atur ſelber; folglich muß der Anſpruch der Nothwendig-
it beyderſeitiger Geſetze unter ſich in Uebereinſtimmung
bracht werden, wenn ſie befriedigend auf das Menſchen-
ſchlecht wirken ſollen. Die Sorge für dieſe Vereini-
ng iſt für unſer Geſchlecht weſentlich. Das Zufällige
durch ſein Daſeyn und in ſeinen Folgen ſo nothwen-
als das Ewige und Unveränderliche ſelber, aber das
fällige muß in ſeinem Daſeyn und in der Nothwendig-
ſeiner Folgen durch die Freyheit des menſchlichen
llens mit dem Ewigen und Unveränderlichen der Men-

ſchennatur und ihrer Anſprüche in Uebereinſtimmung gebracht werden.

Die ſinnliche Natur, von der die Nothwendigkeitsgeſetze des Daſeyns und der Folgen des Zufälligen ausgehen, ſcheint nur dem Ganzen geheiligt und iſt an ſich unbeſorgt für das Individuum und den Individualfall, den ſie äußerlich auf ihn einwirkend beſtimmt. Sie iſt von dieſer Seite eigentlich blind und als blind iſt nicht ſie es, die mit der ſehenden, geiſtigen und ſittlichen Natur des Menſchen in Harmonie kommt, oder in Harmonie zu kommen ſucht und in Harmonie kommen kann; im Gegentheil, es iſt nur die geiſtige und ſittliche Natur ſelber, die ſich mit der ſinnlichen in Harmonie zu bringen im Stande und dieſes zu thun vermögend und verpflichtet iſt. Die Geſetze unſerer Sinnlichkeit müſſen desnahen, vermöge der weſentlichen Anſprüche unſerer Natur ſelber, den Geſetzen unſers ſittlichen und geiſtigen Lebens untergeordnet werden. Ohne dieſe Unterordnung iſt es unmöglich, daß die Sinnlichkeit unſrer Natur jemals wahrhaft auf die wirkliche Erzeugung des letzten Reſultats unſrer Ausbildung, auf die Erzeugung der Menſchlichkeit, hinwirken könne. Der Menſch wird nur durch ſein geiſtiges und inneres Leben ſelber Menſch, er wird nur dadurch ſelbſtſtändig, frey und befriedigt. Die ſinnliche Natur führt ihn *nicht ſo weit und nicht dahin*; ſie iſt in ihrem Weſen blind; ihre Wege ſind Wege der Finſterniß und des Todes; die Bildung und Leitung unſers Geſchlechts muß desnahen der blinden, ſinnlichen Natur und dem Einfluß ihrer Finſterniß und ihres Todes aus den Händen geriſ-

ſen und in die Hände unſers ſittlichen und geiſtigen, in-
nern Weſens und ſeines göttlichen, ewigen, innern Lichts
und ſeiner göttlichen, ewigen, innern Wahrheit gelegt
werden.

Alles, alles, was du immer der äußern, blinden Na-
tur ſorglos überläſſeſt, das geht zu Grunde. Das iſt in
der lebloſen, ſinnlichen Natur wahr wie in der belebten.
Wo du die Erde ſorglos der Natur überläſſeſt, da trägt
ſie Unkraut und Diſteln, und wo du ihr die Bildung dei-
nes Geſchlechts überläſſeſt, da führt ſie daſſelbe weiter
nicht, als — in den Wirrwarr einer Anſchauung, die we-
der für deine noch für die Faſſungskraft deines Kindes ſo
geordnet iſt, wie ihr es für den erſten Unterricht bedür-
ft. Um das Kind auf die zuverläſſigſte Art zur richtigen
nd vollendeten Kenntniß eines Baums oder einer Pflanze
nzuführen, iſt es bey weitem nicht die beſte Art, daß du
ſſelbe ohne weitere Sorgfalt in den Wald oder auf
Wieſe hinausgehen läſſeſt, wo Bäume und Pflanzen
er Art durch einander wachſen. Weder Bäume noch
äuter kommen hier auf eine Weiſe vor ſeine Augen,
geſchickt iſt, das Weſen einer jeden Gattung derſel-
anſchaulich zu machen, und durch den erſten Eindruck
Gegenſtandes zur allgemeinen Kenntniß des Faches
ubereiten. Um dein Kind auf dem kürzeſten Wege
Ziel des Unterrichts, zu deutlichen Begriffen, zu füh-
mußt du ihm mit großer Sorgfalt in jedem Erkennt-
che zuerſt ſolche Gegenſtände vor Augen ſtellen, wel-
e weſentlichſten Kennzeichen des Faches, zu welchen
Gegenſtand gehört, ſichtbar und ausgezeichnet an

ſich tragen, und dadurch beſonders geſchickt ſind, das Weſen deſſelben im Unterſchiede ſeiner wandelbaren Beſchaffenheit in die Augen fallen zu machen, verſäumſt du aber dieſes, ſo bringſt du das Kind beym erſten Anblick des Gegenſtandes leicht dahin, die wandelbare Beſchaffenheit deſſelben als weſentlich anzuſehen, und ſich auf dieſe Weiſe in der Kenntniß der Wahrheit wenigſtens zu verſpäten, und den kürzeſten Weg, in einem jeden Fache von dunkeln Anſchauungen zu deutlichen Begriffen zu gelangen, zu verfehlen.

Iſt aber dieſer Irrthum in deiner Unterrichtsweiſe vermieden, und ſind die Reihenfolgen, nach welchen alle Gegenſtände dem Kinde in allen Fächern deines Unterrichts zur Anſchauung gebracht worden, von den erſten Anfangspunkten an alſo geordnet, daß der Eindruck von dem Weſen eines jeden Gegenſtandes ſich ſchon bey den erſten Anſchauungen deſſelben über den Eindruck ſeiner Beſchaffenheit zu erheben anfängt, ſo lernt das Kind ſchon von dieſem erſten Eindruck an das Wandelbare des Gegenſtandes dem Weſen deſſelben unterzuordnen, und wandelt unwiderſprechlich auf der ſichern Bahn, auf welcher ſich mit jedem Tage ſeine Kraft entwickelt, alle zufällige Beſchaffenheiten der Gegenſtände mit hoher Einfachheit an das tiefe Bewußtſeyn ihres Weſens und ihrer innern Wahrheit anzuketten, und ſo in der ganzen Natur, als in ſeinem offenen Buche, zu leſen. Gleichwie nun ein ſich ſelbſt überlaſſenes Kind verſtandlos in die Welt hineinguckt, und durch die Verirrungen einzelner, blindlings aufgefundener Erkenntnißbruchſtücke täglich von Irrthum zu Irrthum herabſinkt, ſo ſteigt hingegen ein Kind, welches von der Wiege an jenen Weg geführt wurde, täglich von Wahrheit zu Wahrheit. Alles was iſt, oder wenigſtens der ganze Erfahrungskreis, in dem es lebt, kettet ſich mit Reinheit und Umfaſſung ſeiner innern Kraft aneinander, und es hat inſoweit keinen Irrthum im Hintergrunde ſeiner Anſichten. Die erſten Urſachen der Täuſchung ſind beydes, in der Natur ſeiner Anſichten und in ihm ſelber, gehoben. Es iſt in ſeinem Innern keine Neigung zu irgend einem Irrthum künſtlich und ſchulgerecht organiſirt worden, und das nihil admirari, das jetzt bald nur als die Anmaßung des verkrüppelten Alters zum Vorſchein kommt, wird durch dieſe Führung das Loos der Unſchuld und der Jugend; die Erreichung des letzten Zieles des Unterrichts, deutliche Begriffe — führen uns dieſe nun zu der Behauptung, daß wir nichts, oder zu der, daß wir alles kennen, das gilt gleich viel — wird nun, wenn das Kind einmal dahin gelangt iſt, und es Menſchenanlagen hat, nothwendig. Um dieſes hohe Ziel zu erreichen, um die Mittel zu organiſiren und ſicher zu ſtellen, und vorzüglich um die erſten Anſchauungseindrücke der ſinnlichen Gegenſtände mit der Umfaſſung und Beſtimmtheit zu geben, welche weſentlich erfordert wird, um auf ihr Fundament lückenloſe, Irrthum allgemein verhütende, und die Wahrheit allgemein begründende, Reihenfolgen unſrer Erkenntnißmittel zu bauen, habe ich vorzüglich im Buche der Mütter die umfaſſendſten Erforderniſſe dieſes Ziels feſt in's Auge genommen, und, Freund! es iſt mir gelungen, ich bin ahin gekommen, das ſinnliche Erkenntnißvermögen meiner

Natur durch dieſes Buch ſoweit zu ſtärken, daß ich zum voraus ſehe, daß Kinder, die nach ihm geführt werden, das Buch allgemein wegwerfen, und in der Natur, und in Allem, was ſie umgiebt, eine beſſere Wegweiſung zu meinem Ziel finden werden, als diejenige, die ich ihnen gegeben.

Freund! Das Buch iſt noch nicht da, und ich ſehe ſchon ſein Wiederverſchwinden durch ſeine Wirkung! *)

---

*) Anmerkung zur neuen Herausgabe. Die träumeriſche Darſtellung dieſes Buchs der Mütter, das nie da war, deſſen Verfertigung ich in dieſem Augenblick ſo leicht glaubte und deſſen Nichterſcheinung in den Irrthümern der Anſicht, in denen ich mich ſelbſt verträumte, zu ſuchen iſt, ruft eines vielſeitig nähern Aufſchluſſes des beſtimmten Zuſtands meiner ſelbſt in Rückſicht auf den damaligen Grad der Wahrheit meiner diesfälligen, kühnen Ahnungen und der grellen Lücken, die der unreife Zuſtand derſelben in meine diesfällige Urtheile hineinbrachte. Es iſt jetzt 20 Jahre ſeit dieſen Aeußerungen, und kaum fange ich gegenwärtig an, mir ſelbſt über die hier geäußerten Anſichten deutliche Rechenſchaft geben zu können. Ich muß mich fragen: wie ſind dieſe zwanzig Jahre in Rückſicht auf dieſe Ahnungen in mir ſelber verfloſſen? und freue mich, am Ende derſelben ſagen zu können: ſo ſehr ſie meinem Streben nach der Reifung meiner diesfälligen Ahnung entgegen zu wirken ſchienen, ſo weit haben ſie dieſe Reifung nach dem Maß, in dem ſie mir, nach meiner Individualität, erreichbar war, befördert. Sie haben ſie aber auch, in ſo fern ſie den beſchränkten Kräften meiner Individualität unerreichbar waren, ſo weit ſtill geſtellt, daß ich meine Hand diesfalls nicht mehr, wie ein Kind auf dem Schooß der Amme, nach dem Mond ausſtrecke, um ihn vom Himmel herab zu erhaſchen.

Freund! Ich wuſte vor etlich und zwanzig Jahren eigentlich noch nicht, wo es hinlangte, da ich folgende Stelle in der Vorrede zu Lienhard und Gertrud hinwarf: „Ich nehme keinen Theil an allem Streit der Menſchen „über ihre Meinungen; aber das, was ſie fromm, brav, „treu und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des „Nächſten in ihr Herz und Glück und Segen in ihr Haus „bringen kann, das, meine ich, ſey außer allem Streit „und uns allen und für uns alle in unſre Herzen gelegt.“

Jetzt macht mich der Gang meiner Verſuche einſehen,
daß es von der Unterrichtsweiſe, nach deren Erkenntniß
und Einführung ich hinſtrebe, beſtimmt wahr iſt, ich
nehme in derſelben keinen Theil an allem Streit der Men-
chen. Als reines Entfaltungsmittel des ganzen Umfangs
unſrer Kräfte und Anlagen dehnt ſie in ihrem Weſen
hren Einfluß und ihre Wirkung keinen Schritt über das
inaus, was unwiderſprechlich iſt; als reines Entfaltungs-
ittel unſerer Kräfte iſt ſie nicht Lehre von Wahrheiten,
e iſt als ſolche Lehre der Wahrheit; ſie iſt nicht Käm-
ferin wider Irrthümer, ſie iſt innere Entfaltung der ſitt-
hen und geiſtigen Kräfte, die dem Irrthum widerſtehen;
iſt reine Führung zur Fähigkeit, Wahrheit und Irr-
um zu erkennen. Das Weſen ihres Strebens geht ein-
dahin, die gute Ausbildung dieſer Fähigkeit pſycholo-
ch zu ergründen und im ganzen Umfang ihrer Bedürf-
ſe durchzuſetzen. Freund! Ich ſehe beydes, wie weit

dieſe Aeußerung hinführt, und wie weit ich davon entfernt bin, auch nur die Spuren der Mittel, durch die es möglich gemacht werden kann, zu dieſem Ziel zu gelangen, in ihrem ganzen Umfang zu erkennen. Dennoch aber lebt der Glauben an die Möglichkeit der Erzielung dieſes Zwecks unauslöſchlich in meiner Seele. Aber wie, durch wen und wie bald meine diesfällige Ahnung in Erfüllung gehen könne und gehen werde, davon weiß ich freylich noch nichts. Es iſt auch diesfalls keine Anmaßung in meiner Seele. Ich ſuchte bey allen meinen Beſtrebungen, deren Reſultate mich jezt zu dieſen Aeußerungen führen, nichts anders, als Vereinfachung und Erleichterung der Unterrichtsmittel des niederſten Volks, das ich durch die Folgen ſeiner diesfälligen Hintanſezung in meinen nächſten Umgebungen vielſeitig unglücklich, unbefriedigt und gefährdet ſah. Mein Herz mußte von Jugend auf zum Streben nach dieſem Ziel hinlenken. Ich habe die Urſachen des ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Verſinkens des Volks und ſein damit innig verbundenes Leiden und Unrechtleiden von meiner Jugend auf, vielleicht wie wenige, in ſeiner wahren Geſtalt zu erkennen, Gelegenheit gehabt. Man darf mir es glauben, ich habe einiges Leiden und einiges Unrechtleiden des Volks ſelber mit ihm getragen. Ich ſage das zur Entſchuldigung der anſcheinenden Kühnheit einiger meiner Aeußerungen, denen im Innerſten meiner Seele nur der Drang, dem Volk in den Quellen ſeines Zurückſtehens und ſeiner daraus entſprungenen Leiden helfen zu wollen, und gar nicht die geringſte Anmaßung, dieſes thun zu können, zum Grund liegt. Ich bitte, alle meine diesfalls etwas kühn ſcheinende Aeußerungen in dieſem Licht ins Aug zu faſſen. Wenn ich z. E. mit der größten Beſtimmtheit ausſpreche, die Entfaltung des ganzen Umfangs der menſchlichen Kräfte geht von einem Organismus aus, deſſen Reſultat unbedingte Nothwendigkeit iſt, ſo ſage ich um deswillen weder daß ich der Geſetze dieſes Organismus mir deutlich bewußt ſey, noch daß ich ſie in ihrem ganzen Umfang erkenne; und wenn ich ſage, es gebe im Unterricht einen reinen Verſtandesgang, ſo ſage ich um deswillen nicht, ich habe die Geſetze dieſes Gangs in ihrer hohen Vollendung dargelegt oder gar ausgeübt. Ich habe in der ganzen Darſtellung meines Thuns weit mehr die Sicherheit meiner Grundſätze heiter zu machen geſucht, als das höchſt gehemmte Thun meiner ſchwindenden Individualität zum Maasſtab deſſen aufſtellen wollen, was durch die vollendete Entwiklung dieſer Grundſätze für das Menſchengeſchlecht herauskommen kann und herauskommen muß. Ich weiß das ſelbſt nicht, und fühle alle Tage mehr, wie ſehr ich es nicht weiß.

Was in meiner ganzen Darſtellung Theorie und Urtheil iſt, das iſt unbedingt nichts anders, als die Folge einer beſchränkten und höchſt mühſeligen Empirik, und, ich muß es hinzuſetzen, eines ſeltenen Glückes. Ich ſoll und will es nicht verhehlen, wenn es dem, von den brauchbaren oder auch nur gebrauchten Menſchen, ſo allgemein bis in ſein graues Alter, in allewege für unbrauchbar erklärten, ſchon längſt zum armen Müdling verſunkenen Manne nicht endlich noch gelungen wäre, Schulmeiſter werden zu können, und wenn Buß, Krüſi und Tobler ſeiner namenloſen Unbehülflichkeit in aller Kunſt und in allen Fertigkeiten nicht mit einer Kraft zu Hülfe gekommen wären, die ich nie hätte hoffen dürfen, ſo wäre meine Theorie über dieſen Gegenſtand, wie die Glut eines brennenden Gebirges, die nicht zum Ausbruch zu gelangen vermag, in meinen eigenen Eingeweiden wieder erloſchen, und ich wäre, wie ein träumender Thor, über den kein milderndes Urtheil ſtatt hat, von den Guten nur mißkannt und von den Böſen nur verachtet, ins Grab geſunken, und mein einziges Verdienſt, mein Wille, mein unaufhaltſamer, nie gehemmter Wille für das Heil des Volks, die Anſtrengungen meiner Tage, die Aufopferungen meines Lebens, und der Mord meiner ſelbſt, wäre heute dem Geſpötte von Buben preis gegeben, ohne daß ich einen Freund hätte, der es wagen dürfte, meinem verhöhnten Schatten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; ich hätte mir ſelbſt nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; ich hätte es nicht können, ich wäre wüthend über mich ſelbſt, und verzweifelnd über das Elend, beydes des Volks und der Meinigen, in die Grube geſunken. Freund! Und ich hätte in dieſem Verſinken einzig mir ſelbſt noch die traurige Kraft erhalten, mich wegen meines Schickſals anklagen zu können — und ich hätte es gethan, ich hätte nicht anders können, ich hätte die Schuld meines Verderbens nur mir allein beygemeſſen; das grauſe Bild meines Lebens wäre dann als ein ganzer einziger Schatten, ohne einen mildernden Lichtſtrahl, vor meinen Augen geſtanden.

Freund! Denke dir mein Herz meine Verzweifelung, und das Bild dieſes Schattens, und des Gedankens in meiner Zernichtung, ich hätte das Ziel meines Lebens ſelber zernichtet, und es iſt wahr, ich hätte es wirklich durch meine Schuld in mir ſelbſt verloren. Es iſt Gott, der es mir wieder gegeben, nachdem ich es wirklich verloren hatte. Ich verfehlte es ſieben und ſiebenmal, ſelber wenn es ſchien, daß mir die Mittel dazu, wie einem Kinde, in die Hand gelegt wurden; ach, ich benahm mich ſo lange wie niemand, und es gieng mir ſo lange, wie es niemand gegangen iſt. Nicht blos ſtanden meinem Ziele, ſeit meinen Kinderjahren, der gänzliche Mangel an ausgebildeten, praktiſchen Fertigkeiten und ein raſendes Mißverhältniß zwiſchen dem Umfange meines Willens und den Schranken meiner Kräfte entgegen, ich wurde noch dazu mit jedem Jahre zu allem, was zur äußern Erreichung meines Ziels weſentlich nothwendig ſchien, immer unfähiger.

Aber, iſt es meine Schuld, daß der Lauf eines immer und immer nur zertretenen Lebens mich ſchon ſeit langem in keinem Stück mehr den Weg eines unzerriſſenen Herzens gehen ließ? Iſt es meine Schuld, daß die Aufmerkſamkeiten der Glücklichen oder auch nur die der nicht Elenden ſchon ſeit langem in meiner Seele ausgeloſchen ſind, wie die Spur einer in die Tiefe verſunkenen Inſel? Iſt es meine Schuld, daß die Menſchen um mich her, ach, ſchon ſo lange, um mich und an mir nichts ſahen, als einen blutenden zertretenen, auf die Straße hingeworfenen, ſich ſelbſt nicht mehr fühlenden Schädel —

in welchem das Ziel des Lebens, wie eine Aehre zwiſchen Dornen, Diſteln und wäſſerigtem Schilfrohr, nur langſam, und immer und immer mit Gefahren des Todes und der Erſtickung emporkeimte? Iſt es meine Schuld, daß das Ziel meines Lebens jetzt in mir daſteht, wie ein kahler Fels in den Fluthen, von dem der ewige Anlauf des ſpühlenden Waſſers auch die letzte Spur der ſchönen Erde, die ihn ehmals bedekte, weggeſchwemmt hat?

Ja, Freund! es iſt meine Schuld; ich fühle ſie tief, und beuge mich in den Staub, freilich nicht vor dem Urtheil böſer, mich wie ein aufgeregtes Weſpenneſt umſummender Menſchen, aber vor dem Bilde meiner ſelbſt und der inneren Würde, zu der ich mich hätte erheben können, wenn ich mich mitten durch die ewige Nacht meines verlornen Lebens über mein Schickſal und über das Entſetzen von Tagen hätte emporheben können, in denen freylich alles, was die Menſchennatur erheitert und erhebt, um mich her verſchwunden, und alles, alles was ſie verwirrt und entwürdiget, unaufhaltſam und ununterbrochen an mich andrängte, und mit ſeiner ganzen Gewalt auf die Schwäche meines Herzens ſtürzte, das in meinem Kopfe kein Gegengewicht jener Eindrücke fand, die es zerriſſen. Dennoch iſt es meine Schuld, Freund! mein ganzes Unglück iſt meine Schuld. Ich hätte es können, ich hätte es ſollen, und ich möchte ſagen, ich habe es wollen, — wenn ich das wollen heißen darf, was ich nicht ausführte; ſoviel iſt indeſſen auch wahr, ich bin alt geworden, und das Elend meiner Tage hat mich dem Grabe nahe gebracht, ehe die gänzliche Zerrüttung meiner Nerven endlich mein Gleichgewicht vollends zertrümmert, und die letzte Empörung meiner ſelbſt endlich mich ſelbſt mit dem Menſchengeſchlechte wegwerfen machte.

Freund! Ein Weib, größer als kein Mann, ein Weib, das durch ein Leben, deſſen Unglück mein Elend aufwiegt, ſich nur veredelte und nie entwürdigte, ſah das Nahen der Wegwerfung meiner ſelbſt ſeit langem, und antwortete mir auf das Wort meiner Verwirrung: Es iſt nichts daran gelegen! „O Peſtalozzi, wenn der Menſch einmal dahin kommt, dieſes Wort der Verzweiflung auszuſprechen, ſo helf ihm dann Gott, er kann ſich ſelbſt nicht mehr helfen.“

Ich ſah den Blick der Wehmuth und der Sorge in ihren Augen, als ſie das Wort der Warnung ausſprach, und, Freund! wenn ich keine andre Schuld am endlichen Verſchwinden meines beſſern Selbſt an mir hätte, als die, aß ich dieſes Wort hören und wieder vergeſſen konnte, eine Schuld wäre größer als die Schuld aller Men- hen, die dieſe Tugend nie geſehen und dieſes Wort nie hört haben.

Freund, laß mich jetzt einen Augenblick mein Thun d mein Ziel vergeſſen, mich ganz dem Gefühl der Weh- uth überlaſſen, die mich anwandelt, daß ich noch lebe d nicht mehr ich ſelbſt bin. Ich habe alles verloren; habe mich ſelbſt verloren; dennoch haſt du, o Herr! Wünſche meines Lebens in mir erhalten, und das meiner Schmerzen nicht vor meinen Augen zertrüm- t, wie du das Ziel von tauſend Menſchen, die ſich ihre nen Wege verdarben, vor ihren und meinen Augen zertrümmert haſt. Du haſt das Werk meines Lebens mir mitten in meiner Zerſtörung erhalten, und mir in meinem hoffnungslos dahin ſchwindenden Alter noch eine Abendröthe aufgehen laſſen, deren lieblicher Anblick die Leiden meines Lebens aufwiegt. Herr! ich bin nicht werth der Barmherzigkeit und der Treue, die Du mir erwieſen. Du, du allein haſt dich des zertretenen Wurms noch erbarmt; Du allein haſt das zerknikte Rohr nicht zerbrochen; Du allein haſt den glimmenden Docht nicht ausgeloſchen und Dein Angeſicht nicht bis an meinen Tod von dem Opfer weggewandt, das ich von Kindesbeinen an den Verlaſſenen im Lande habe bringen wollen, und nie habe bringen können! *)

---

*) Anmerkung zur neuen Ausgabe. Ich leſe dieſen, vor zwanzig Jahren geſchriebenen, Brief mit inniger Wehmuth. Er druckt das äußerſte Verſinken meiner ſelbſt und meine Verzweiflung über den Gang meines Lebens und über die Zernichtung meiner Hoffnungen in einem Augenblick aus, in dem der Anfang einer neuen, lebendigen Laufbahn für meine Zwecke eben begann, und ich kann nicht ſagen, wie ſehr es mein Herz erhebt und den Eindruck der Gefühle, die mich vor ſo langem niederbogen und wieder aufrichteten, in mir ſelber wieder erneuert. Die Worte der Anklage gegen mich ſelbſt erſchüttern mein Innerſtes, ſo wie die Milderung meiner Anklage daſſelbe verwirren; aber ich möchte auf meine Kniee fallen und anbethen, wenn ich dieſen Brief in einem Augenblick wieder leſe, in dem ich nach abermals ſeither verfloſſenen zwanzig Jahren wieder den Anfang einer neuen, lebendig belebten Laufbahn für meine Zwecke beginne. Leſer! Wie muß es mir

zu Muth ſeyn, da ich mich heute nach ſo viel verfloſſenen Jahren wieder auf dem nehmlichen Punkt ſehe, wo ich damals geſtanden, und in Rückſicht auf meine Beſtrebungen und Hoffnungen genau wiederholen muß, daß ich ohne einen beynahe an das Wunderbare gränzenden Beyſtand der Vorſehung und ohne Mitwirkung menſchlicher Freundeskräfte, in denen ich beynahe Heldenkräfte der Menſchennatur erkenne, unausweichlich wieder dahin gekommen wäre, daß die Anſtrengung meiner Tage die Hingebung meines Lebens und ſogar die Aufopferung der Meinigen auch heute wieder dem Geſpötte der blinden Menge preisgegeben worden wäre! Leſer, wie muß mir zu Muth ſeyn, wenn ich nach ſo vielen Jahren die Stelle wieder leſe: „Freund! „Denk' Dir mein Herz, meine Verzweiflung und das Bild „dieſes Schattens und des Gedankens in meiner Zernichtung, ich hätte das Ziel meines Lebens in mir ſelber zernichtet" — und denn, Leſer! denk' Dir den Aufſchwung meines Herzens zum Dank gegen Gott, daß er die Wünſche meines Lebens dennoch in mir ſelber erhalten und das Ziel meiner Schmerzen nicht gänzlich vor meinen Augen zertrümmert. Und doch, Leſer! wenn auch dieſes geſchehen, wenn ich auch wirklich in meiner Lage zu Grunde gegangen und nicht blos der Verzweiflung nahe gebracht worden, ſondern ihr wirklich gänzlich unterlegen wäre, ſo darf ich mir dennoch das Zeugniß geben, ich hätte heute, wie damals in dieſem Brief, meines Unglücks halber mich ſelber angeklagt und wäre ſchonend, verzeihend, dankend und liebend in die Grube geſunken. — Aber, Leſer! wie muß es jezo mein Herz erheben, wenn ich auch heute hinwieder, wie vor zwanzig Jahren, ausſprechen kann: „Der „Herr hat geholfen!" — Wie muß es mein Herz erheben, daß ich heute die Worte dieſes Blatts wiederholen darf und wiederholen ſoll: „Du, o Herr! haſt die Wünſche meines Lebens in mir erhalten und das Ziel meiner „Schmerzen nicht vor meinen Augen zertrümmert, wie Du „das Ziel von tauſend Menſchen, die ſich ihre eignen „Wege verdarben, vor ihren und meinen Augen zertrümmert haſt. Du haſt das Werk meines Lebens, mir mitten in meiner Zerſtörung erhalten und mir in meinem „hoffnungslos dahinſchwindenden Alter noch eine Abendröthe aufgehen laſſen, deren lieblicher Anblick die Leiden „meines Lebens aufwiegt. Herr! ich bin nicht werth der „Barmherzigkeit und der Treue, die Du mir erwieſen. „Du, Du allein haſt Dich des zertretenen Wurms noch „erbarmt, Du allein haſt das zerknickte Rohr nicht zerbrochen, Du allein haſt den glimmenden Docht nicht ausgelöſcht und Dein Angeſicht nicht bis an meinen Tod von „dem Opfer weggewandt, das ich von Kindesbeinen an den „Verlaſſenen im Lande habe bringen wollen, und nie habe „bringen können!“ —

Leſer! Du verzeihſt mir die Wiederholung der nehmlichen Worte auf dem nehmlichen Blatt; aber der Drang meines Herzens erlaubt mir in Rückſicht auf das neue Gefühl meiner Rettung und meines Glückes nicht, blos hinzuwirken, daß dieſe Gefühle in Worten, die ich vor zwanzig Jahren geſchrieben, ausgedrückt und niedergelegt ſeyen, ich muß ſie als Gefühle der gegenwärtigen Stunde heute mit den Worten des heutigen Tags niederlegen. Leſer! Du verzeihſt mir alſo dieſe Wiederholung, ich weiß es, gar gern.

Lieber Freund! Mein Gefühl ließ mich in meinem letzten Briefe nicht weiter reden; ich legte daher meine Feder weg, und ich that wohl daran. Was ſind Worte, wenn das Herz ſich zu dunkler Verzweiflung neigt, oder im höchſten Wonnegefühl ſich in die Wolken erhebt.

Freund! Was ſind Worte auch außer dieſen Höhen und Tiefen?

Ich ſehe im ewigen Nichts der erhabenſten Eigenheit unſers Geſchlechts, und dann hinwieder in der erhabenen Kraft dieſes ewigen Nichts — *im Wort des Mannes* — das Brandmal der äußerſten Beſchränkung der Hülle, in der mein gebundener Geiſt ſchmachtet; ich ſehe in ihr das Bild der verlornen Unſchuld meines Geſchlechtes, aber dann auch das Bild der Schaamröthe, die den Schatten dieſes verlornen Heiligthums in mir immer wieder rege macht, ſo lange ich ſeiner nicht vollends unwerth bin und die, ſo lange ich nicht in dieſe Tiefe verſunken, immer wieder in mir eine Kraft erzeugt, das Verlorne wieder zu ſuchen und mich ſelbſt wieder herzuſtellen in meinem Verderben. Freund! So lange der Menſch der erhabenen Eigenheit ſeines Geſchlechtes, der Sprache, werth iſt, ſo lange er ſie als ein kraftvolles Mittel der Aeußerung und der Erhaltung ſeiner Menſchlichkeitsvorzüge mit reinem Willen, ſich ſelber durch ſie zu veredeln, zu vermenſchlichen, in ſich ſelbſt trägt, iſt ſie ein hohes Heiligthum ſeiner Natur; aber ſo wie er ihrer nicht mehr werth iſt, ſo wie er ſie nicht mehr als ein kraftvolles Mittel der Aeußerung ſeiner Menſchlichkeitsvorzüge in ſich ſelbſt trägt und ohne einen reinen Willen, ſich ſelber durch ſie zu vermenſchlichen, von ihr Gebrauch macht, ſo wird ſie ihm und für ihn nichts anders, als ein ſinnlich belebtes Trugmittel ſeines thieriſchen Sinns, deſſen Gebrauch ihn allmälig zum Verluſt ſeiner Menſchlichkeit, zur Entmenſchlichung, zur Unmenſchlichkeit hinführt. Sie wird in ihm das erſte und kraftvollſte Mittel des Verkünſtlungsverderbens ſeiner ſittlichen und geiſtigen Natur ſelber, und dadurch die erſte und ſtärkſte Quelle ſeines häuslichen Elends und ſeines bürgerlichen Unrechtthuns und Unrechtleidens und der daraus herfließenden, öffentlichen Verbrechen, mitten indem er ſie zugleich zum gewandteſten Deckmantel alles dieſes Verderbens und aller dieſer Verbrechen erhebt. Es iſt indeſſen unabſehbar, wie tief das Verderben der Sprache, das Maulbrauchen, in alle Welterſcheinungen unſrer Zeit eingegriffen, wie es im guten Ton, im Hofton, im Canzleyſtyl, im Bücherſtyl, im Comödiantenton, in Journalen, in Tagblättern, kurz allenthalben in unſrer Mitte in der ganzen Kraft ſeines Verderbens daſteht. Es iſt notoriſch, daß es in unſern Tagen mehr als je von der Wiege aus angereizt, durch die Schulen belebt, durch das Leben beſtärkt, ich möchte ſagen, ſich von den Kanzeln und Rathſtuben bis auf die Schenkhäuſer und Bierſtuben hinab, unter uns allenthalben gleich ausſpricht, und wie alle Quellen des menſchlichen Verderbens und der Sinnlichkeit unſrer Natur in ihm einen Mittelpunkt finden, in welchem ſie ſich ſammtlich als in ihrem gemeinſamen

Intereſſe vereinigen und dadurch untereinander gegenſeitig
anſteckend werden. Hiedurch und hiedurch allein iſt auch
die ſchreckliche Wahrheit zu erklären: beym verderbenen
Menſchen wächſt durch die Sprache ſein eigenes Verder-
ben. Durch ſie werden die Elendigkeiten der Elenden
noch gröſſer, durch ſie werden die Nächte der Irrthümer
noch dünkler, durch ſie werden die Verbrechen der Boshaf-
en noch weitgreifender. Freund! Noch iſt Europens Ver-
erben durch ſein Maulbrauchen im Wachsthum. Es
ängt mit dem, in alle Theile unſers Fühlens, Denkens
nd Handelns eingreifenden Zuſtand unſerer Verkünſtlung
nd dem ganzen Umfang ſeiner Folgen; es hängt mit
r, ins Unendliche gehenden, Anhäufung unſers Dienſt-
andes; es hängt mit der, ebenſo ins Unermeſſliche ge-
nden, Selbſtſtändigkeitsloſigkeit nicht blos des gemeinen,
dern Volks im Land, ſondern ſelber unſerer ſo geheiße-
n Ehrenleute, Notablen und Leuten von Stand, und
ht weniger mit dem, ebenſo ins Unermeſſliche anwach-
den, Verſinken unſers Mittelſtands, dieſer anerkannten,
len und weſentlichen Stütze aller wahren Staatskraft
d alles wahren Bürgerſegens, innigſt zuſammen. Auch
die täglich wachſende Dickbäuchigkeit unſerer Meſscata-
r nur eine unbedeutende Nebenerſcheinung der dies-
igen, groſſen Uebel der Zeit. Auch nur die täglich
r und gröſſer werdenden, öffentlichen und Privat-
chlagzedul an den Ecken unſerer Mauern ſind oft be-
tendere Anzeigen der diesfälligen Uebel, als ſelber die
heinung der dickbäuchigſten Meſscataloge. Aber un-
hbar iſt in jedem Fall, wohin unſer diesfälliges Maul-

brauchverderben ein Zeitalter noch führen wird, welches die Folgen ſeiner Schwächen, ſeiner Verirrungen, ſeiner Gewaltthätigkeiten und ſeiner Inconſequenzen ſchon auf den Punkt gebracht haben, auf dem diesfalls ſchon ſo viele Länder unſers Welttheils ſtehn.

Aber ich lenke wieder in meine Bahn. Ich gieng in den empiriſchen Nachforſchungen über meinen Gegenſtand von keinem poſitiven Lehrbegriff aus; ich kannte keinen, und fragte mich ganz einfach: Was würdeſt du thun, wenn du einem einzelnen Kinde den ganzen Umfang derjenigen Kenntniſſe und Fertigkeiten beybringen wollteſt, die es nothwendig bedarf, um durch eine gute Beſorgung ſeiner weſentlichſten Angelegenheiten zur innern Zufriedenheit mit ſich ſelbſt zu gelangen?

Aber nun ſehe ich, daß ich in der ganzen Reihe meiner Briefe an dich nur den erſten Geſichtspunkt des Gegenſtandes, die Führung des Kinds zu Einſichten und Kenntniſſen, keineswegs aber ſeine Führung zu Fertigkeiten, in ſo fern dieſe nicht eigentlich Fertigkeiten der Unterrichtsfächer von Kenntniſſen und Wiſſenſchaften ſelbſt ſind, ins Aug gefaßt habe, und doch ſind die Fertigkeiten, deren der Menſch bedarf, um durch ihren Beſitz zur innern Zufriedenheit mit ſich ſelbſt zu gelangen, ganz und gar nicht auf die wenigen Fächer eingeſchränkt, die mich die Natur des Unterrichtsweſens zu berühren nöthigte.

Ich darf dieſe Lücke nicht unberührt laſſen; es iſt vielleicht das ſchrecklichſte Geſchenk, das ein feindlicher Genius dem Zeitalter machte: Kenntniſſe ohne die Fertigkeiten, und Einſichten ohne die Anſtrengungs- und Ueberwindungskräfte, welche die Uebereinſtimmung unſers wirklichen Seyns und Lebens erleichtern und möglich machen.

Sinnenmenſch! Du vielbedürfendes und allbegehrendes Weſen, du mußt um deines Begehrens und deines Bedürfens willen wiſſen und denken, aber um eben dieſes Bedürfens und Begehrens willen mußt du auch können und handeln, und das erſte ſteht mit dem lezten wie das lezte mit dem erſten in einem ſo innigen Zuſammenhang, daß durch das Aufhören des einen, das andere auch aufhören muß, und umgekehrt; das aber kann nie geſchehen, wenn die Fertigkeiten, ohne welche die Befriedigung deiner Bedürfniſſe und deiner Begierden unmöglich iſt, nicht mit eben der Kunſt in dir gebildet, und nicht zu eben der Kraft erhoben werden, welche deine Einſichten über die Gegenſtände deiner Bedürfniſſe und deiner Begierden auszeichnen. Die Bildung zu ſolchen Fertigkeiten ruhet aber dann auf den nemlichen organiſchen Geſetzen, die bey der Bildung unſerer Kenntniſſe zu Grunde gelegt werden.

Der Organiſmus der Natur iſt in der lebenden Pflanze, im blos ſinnlichen Thier und im eben ſo ſinnlichen aber willensfähigen Menſchen, einer und eben derſelbe; er iſt in den dreifachen Reſultaten, die er in mir hervorzubringen im Stande iſt, immer ſich ſelbſt gleich. Seine Geſetze wirken entweder blos phyſiſch, und in ſo weit auf die nemliche Weiſe, wie auf die allgemeine thieriſche Natur, auf mein phyſiſches Weſen. Sie wirken zweytens auf mich, inſofern ſie die ſinnlichen Urſachen meines Urtheils und meines Willens beſtimmen; in dieſer Rückſicht ſind ſie die ſinnlichen Fundamente meiner Einſichten, meiner Neigungen und meiner Entſchlüſſe. Sie wirken endlich drittens auf mich, inſofern ſie mich zu den phyſiſchen Fertigkeiten tüchtig machen, deren Bedürfniß ich durch meinen Inſtinkt fühle, durch meine Einſichten erkenne, und deren Erlernung ich mir durch meinen Willen gebiete; aber auch in dieſer Rückſicht muß die Kunſt der ſinnlichen Natur, oder vielmehr, ihrer zufälligen Stellung gegen jedes Individuum, die Bildung unſers Geſchlechtes aus der Hand reiſſen, um ſie in die Hand von Einſichten, Kräften und Maaßnahmen zu legen, die ſie uns ſeit Jahrtauſenden zum Vortheil unſers Geſchlechtes kennen lehrte.

Die Menſchheit verliert zwar das Gefühl des Bedürfniſſes der Ausbildung zu den nöthigen Fertigkeiten des Lebens im allgemeinen, auch ſelber beym höchſten Grad ſeines Verkünſtlungsverderbens und ſeines Abrichtungsverdrehens, niemals. Viel weniger aber verliert der einzelne Menſch dieſes Gefühl. Der Inſtinkt der Natur treibt ihn in ſittlicher, geiſtiger und Kunſthinſicht allgemein mit vereinigter Kraft auf Lebensbahnen, in denen ſich das Gefühl dieſes Bedürfniſſes täglich in ihm entfaltet und belebt, und ihn von allen Seiten dahin lenkt, ſeine diesfällige Ausbildung der Hand der blinden Natur und ſelber dem, mit der diesfälligen Blindheit der Natur innig zuſammenhangenden, einſeitigen Verkünſtlungs- und Weichungsverderben ihrer Sinnlichkeit zu entreiſſen und ſie in die Hand der Einſichten,

Kräfte und Mittel der Kunſt zu legen, zu der ſich unſer
Geſchlecht ſeit Jahrtauſenden erhoben; die Maſſa der
Menſchheit aber unterliegt in jedem Fall der Einſeitigkeit
der Anſprüche unſerer ſinnlichen Natur und ihrem Abrich-
tungs- und Verkünſtlungsverderben weit mehr als der
einzelne Menſch. Das iſt in dieſer Rückſicht ſelber von
den Regierungen wahr. Sie unterliegen als Maſſa, als
Corps, den Anſprüchen unſerer ſinnlichen Natur und ihrer
Verhärtung weit mehr, als dieſes vom einzelnen Men-
ſchen und ſogar von einzelnen Perſonen ihres Corps ſel-
er, der Fall iſt. Es iſt gewiß — worin in dieſer Rück-
ht nicht leicht ein Vater gegen ſeinen Sohn oder ein
eiſter gegen ſeinen Lehrling ſich verirren würde, darin
irren ſich Regierungen gar leicht gegen das Volk. Es
nn nicht wohl anders ſeyn. Die ſinnliche Menſchen-
atur wirkt auf jeden einzelnen Menſchen mit weit grö-
erer Zartheit und reinerer Kraft, als ſie dieſes auf Men-
enhaufen, auf Corps, auf Maſſavereinigungen unſers
ſchlechts, welche dieſe auch immer ſeyen, jemals zu
n vermag. Der erſte Impuls aller Naturgemäßheit
Menſchenleben, der Inſtinkt, bleibt und erhält ſich in
em Fall im Individuum unendlich reiner und unend-
kraftvoller, als er dieſes in irgend einer Maſſa, in ir-
d einer Vereinigung von Menſchen zu thun im Stande
Er treibt keine Art von Menſchenhaufen, keine Art
Corps, keine Art von Menſchenmaſſa in der Rein-
und Unſchuld ſeines urſprünglich menſchlichen Weſens,
er dieſes beym Individuum zu thun vermag und ſei-
Natur nach immer trachtet, zu thun; aber bey jeder

Menſchenmaſſa verliert er die urſprüngliche Reinheit ſeines dießfälligen Einfluſſes; er verliert die Fundamente der Harmonie, von denen ſein Einfluß auf den ganzen Umfang der menſchlichen Kräfte beym Individuum auszugehen vermag und hinſtrebt, und es iſt unläugbar, das Heilige, Göttliche, das im Inſtinkt ſelbſt liegt und ſich beym Individuum durch die Harmonie ſeines Einfluſſes auf den ganzen Umfang der menſchlichen Kräfte äuſſert, dieſes Heilige und Göttliche des Inſtinkts wird in jedem Fall, wo er, in welcher Form ſeiner Einſeitigkeit es auch iſt, mit ſeiner Verhärtungsabrichtungskraft verkünſtelnd auf irgend eine Menſchenmaſſa, auf irgend ein collectives Verhältniß unſeres Geſchlechts einwirkt, und durch ſeine dießfällige Einwirkung einen esprit du corps in dieſe Maſſa hineinbringt; in ſeinem Weſen gelähmt und unwirkſam. Der Inſtinkt wirkt auf jede Menſchenmaſſa, von welcher Art dieſe auch immer ſey, mit der verhärteten Gewaltskraft, die jede Art von Menſchenvereinigung in ihn ſelbſt hineinbringt, und wo immer dieſes der Fall, da iſt ſein Einfluß auf Wahrheit und Recht, folglich auch auf Nationalerleuchtung und National-Glück nothwendig gelähmt. Dieſe Verſchiedenheit der Einwirkung des Inſtinkts auf einzelne Menſchen und auf ganze Corps iſt von der höchſten Bedeutung und verdient in allen Rückſichten weit größere Beachtung, als er genießt. Er giebt über ſehr viele Erſcheinungen des menſchlichen Lebens entſcheidendes Licht, und beſonders laſſen ſich ſehr viele öffentliche Handlungen der Regierungen, wenn man ihn heiter ins Aug faßt, gar leicht erklären, die ſonſt unbegreiflich ſcheinen. Er giebt insonderheit darüber groſſen Aufſchluß, daß die Menſchheit in Rückſicht auf die Individualbeſorgung unſers Geſchlechts, in Rückſicht auf Volksbildung und Volksbeſorgung und den ganzen Umfang der Fundamente des Volkswohls von den Regierungen nicht zu viel und nicht das erwarten darf, was diesfalls von den Individuen im Volk allein geleiſtet werden kann. Nein, es iſt eine ewige, aus der Menſchennatur leicht erklärbare und durch die ganze Weltgeſchichte beſtätigte Wahrheit, was diesfalls von der Belebung und Erhebung der Individuen im Staat, d. h. vom Volk geleiſtet werden kann, das kann die Regierung nie alſo leiſten. Man darf es auch nicht von ihr erwarten, noch viel weniger von ihr fordern. Was man von ihr allein fordern darf, iſt, ſie ſoll die Individuen im Volk nicht zur diesfälligen Kraft- und Willenloſigkeit verſinken laſſen, im Gegentheil, ſie ſoll die Kraft- und Willenloſigkeit der Individuen im Volk in dem, was dieſe in Rückſicht auf die Begründung des öffentlichen Wohls ſelbſt leiſten und dazu beytragen könnten, auf jede Weiſe zu verhüten ſuchen, und nichts verſäumen, was jeder einzelne Menſch, jedes Individuum, zur Bildung der Einſichten, Neigungen und Fertigkeiten bedarf, um als Individuum das ſeine zum öffentlichen Wohl beytragen zu können. Aber es iſt mir leid, diesfalls ausſprechen zu müſſen, unſere Zeitregierungen ſind vielſeitig diesfalls in den Uebungsfertigkeiten, die zu dieſem Ziel erfordert werden, nicht ſtark und nicht lebendig genug. Es iſt unwiderſprechlich, das Volk unſers Welttheils genießt vielſeitig in Rückſicht auf die Bildung der Einſichten, Neigungen und

Fertigkeiten, die der einzelne Menſch bedarf, um einerſeits durch eine gute Beſorgung ſeiner weſentlichen, eigenen Angelegenheiten zur innern Zufriedenheit ſeiner ſelbſt zu gelangen, anderſeits dem Staate alles das anzubahnen, zu begründen und zu ſichern, was er bedarf, um als Staat bey den Millionen ſeiner Individuen kraftvolle Hülfe und Handbietung für das zu finden, was er nur durch den guten Zuſtand der ſittlichen, geiſtigen und Kunſtkräfte dieſer Individuen zu erhalten vermag.

Hier eine große Lücke. *)

---

*) Anmerkung zur neuen Ausgabe. So ſehr ich gewünſcht und mir vorgeſetzt habe, die alte Ausgabe dieſes Buchs unverändert zu laſſen und dem Strom meiner damaligen Anſichten und Gefühle freyen Lauf zu laſſen, ſo habe ich hier doch eine große Stelle, die meine damaligen Gefühle über den Volkszuſtand unſers Welttheils bezeichnet, obgleich der Greuel der Begegniſſe in der zwanzigjährigen Zwiſchenzeit zwiſchen der erſten und der gegenwärtigen Ausgabe dieſes Buchs die Wahrheit meiner dießfälligen Anſichten vielſeitig beſtätigt, dennoch unterdrückt. Ich mußte ſie unterdrücken. Ich ſehe in der Stimmung meiner jetzigen Jahre den Zuſtand des Volks weit mehr mit Wehmuth als mit Eifer ins Auge, und die Anſichten, den Uebeln der Zeit zu helfen, lenken ſich auch weit mehr zu dieſer Wehmuth als zu der Kraftſprache des jugendlichen Eifers, deſſen große Forderungen, wenn ſie auch noch ſo ſehr Liebe zur Wahrheit und zum Recht zum Hintergrund haben, dennoch oft das heilige und ewige, innere Weſen der Liebe eher auslöſcht als anfacht.

Die Fertigkeiten, von deren Beſitz das Können und Thun alles deſſen, was der gebildete Geiſt und das veredelte Herz von einem jeden Menſchen fordert, abhängt, geben ſich indeſſen ſo wenig von ſich ſelbſt, als die *Einſichten und Kenntniſſe*, deren der Menſch hiezu bedarf, und wie die Ausbildung der Kräfte des Geiſts und der Kunſt einen, der Menſchennatur angemeſſenen, pſychologiſch geordneten Stuffengang der Mittel zu dieſer Ausbildung vorausſetzen, alſo ruht auch die Bildung der Kräfte, die dieſe *Fertigkeiten* vorausſetzen, auf dem tiefgreifenden Mechanismus eines ABC's der Kunſt, d. i. auf allgemeinen Kunſtregeln, durch deren Befolgung die Kinder in einer Reihenfolge von Uebungen gebildet werden könnten, die von den höchſt einfachen zu den höchſt verwickelten Fertigkeiten allmälig fortſchreitend, mit phyſiſcher Sicherheit dahin wirken müßten, ihnen eine täglich ſteigende Leichtigkeit in allen Fertigkeiten zu gewähren, deren Ausbildung ſie nothwendig bedürfen. Aber auch dieſes ABC iſt nichts weniger als *erfunden*. Es iſt aber uch ganz natürlich, daß ſelten etwas erfunden wird, das iemand ſucht; aber wenn man es ſuchen würde und twa gar mit einem Ernſt, mit welchem man auch nur nz kleine Vortheile in der Plusmacherkunſt zu ſuchen wohnt iſt, ſo wäre es ganz leicht zu finden, und wenn s gefunden wäre, ſo wäre es ganz gewiß ein groſſes eſchenk für die Menſchheit. Es mußte von den einfach- en Aeuſſerungen der phyſiſchen Kräfte, welche die Grund- gen, auch der complizirteſten, menſchlichen Fertigkeiten thalten, ausgehen. Schlagen, Tragen, Werfen, Stoßen, Ziehen, Drehen, Ringen, Schwingen u. ſ. w. ſind die vorzüglichſten, einfachen Aeußerungen unſerer phyſiſchen Kräfte. Unter ſich ſelbſt weſentlich verſchieden, enthalten ſie, alle gemeinſam und jedes für ſich, die Grundlage aller möglichen, auch der complizirteſten Fertigkeiten, auf denen die menſchlichen Berufe beruhen. Daher iſt es offenbar, daß das ABC der Fertigkeiten von frühen, aber pſychologiſch gereiheten Uebungen in dieſen Fertigkeiten überhaupt, und in jeder einzelnen beſonders, ausgehen muß. Dieſes ABC der Gliederübungen müßte denn natürlich mit dem ABC der Sinnenübungen und allen mechaniſchen Vorübungen des Denkens mit den Uebungen der Zahl- und der Formlehre vereinigt und mit ihr in Uebereinſtimmung gebracht werden.

Aber wie wir im ABC der Anſchauung weit hinter dem Appenzellerweibe und der Kunſt ſeines papiernen Vogels zurückſtehen, ſo bleiben wir auch im ABC der Fertigkeiten weit hinter den elendeſten Wilden und ihrer Kunſt im Schlagen, Werfen, Stoßen, Ziehen ꝛc. zurücke.

Es iſt gewiß, die Stufenfolge von den Anfängen in dieſen Uebungen bis zu ihrer vollendeten Kunſt, das iſt, bis zum höchſten Grad des Nerventaktes, der uns Schlag und Stoß, Schwung und Wurf, in hundertfachen Abwechslungen ſichert, und Hand und Fuß in entgegenſtehenden Bewegungen wie in gleichlaufenden gewiß macht, das alles ſind für uns, Volksbildungshalber böhmiſche Dörfer. Der Grund iſt heiter; wir haben nur Buchſtabenſchulen, Schreibſchulen, Heidelbergerſchulen, und hiezu braucht es — Menſchenſchulen. Aber dieſe können dem Wieerſiſiszuſtand und dem Nepotiſmus und der Rechtsloſigkeit, der ſich ſo gerne an die Elendigkeit dieſes Zuſtands anſchmiegt, in keinem Fall dienen, ſo wenig als dem Nervenzuſtand der Notablen, die von der Erbärmlichkeit eines ſolchen Wieerſiſiszuſtands befangen ſind. Doch, ich vergeſſe beynahe den Geſichtspunkt, von dem ich ausgieng.

Der Mechanismus der Fertigkeiten geht vollends mit dem der Erkenntniß den nemlichen Gang, und ſeine Fundamente ſind in Rückſicht auf deine Selbſtbildung vielleicht noch weitführender, als die Fundamente, von denen deine Erkenntniß ausgeht. Um zu können, mußt du in jedem Fall thun, um zu wiſſen, darfſt du dich in vielen Fällen nur leidend verhalten, du darfſt in vielen Fällen nur ſehen und hören. Hingegen biſt du in Bezug auf deine Fertigkeiten nicht blos der Mittelpunkt ihrer Ausbildung, du beſtimmſt in vielen Fällen zugleich noch das Aeußere ihrer Anwendung, aber doch immer inner den Schranken, die die Geſetze des phyſiſchen Mechanismus für dich feſtgeſetzt haben. Wie im unermeßlichen Meere der todten Natur, Lage, Bedürfniß und Verhältniſſe das Spezifiſche jeder Individualanſicht beſtimmen, alſo beſtimmt im unermeßlichen Meere der lebendigen Natur, die deine Kraftentwicklung erzeugt, Lage, Bedürfniß und Verhältniß das Spezifiſche dieſer Fertigkeiten, welche du vorzüglich und einzeln bedarfſt.

So wie dieſe Geſichtspunkte denn auch über die Art und Weiſe der Ausbildung unſerer Fertigkeiten Licht geben, alſo geben ſie dieſes auch über die Art und Weiſe der Anwendung der gebildeten Fertigkeiten. So wie jede Führung, die uns in der Entfaltung unſerer Kräfte und Fertigkeiten von dem Mittelpunkt ablenkt, auf welchem die Individualitätsbeſorgung alles deſſen ruht, was der Menſch durch die ganze Reihe ſeiner Lebenstage zu leiſten, zu tragen, zu beſorgen und zu verſorgen verpflichtet iſt; als eine, der guten, menſchlichen Kraftbildung entgegenſtehende Führung angeſehen werden muß, ſo muß auch jede Führung zur Anwendung unſerer Kräfte und Fertigkeiten, die uns von dieſem Mittelpunkt ablenkt und uns alſo das ſpezifiſch Eigene der nöthigen Fertigkeiten ſchwächt oder raubt, das der eigentliche Localitäts- und Perſonaldienſt unſrer ſelbſt von uns fordert oder uns darin mißſtimmt und auf irgend eine Art zu demſelben unfähig macht. Jede ſolche Führung muß als eine, der guten, menſchlichen Kunſtbildung entgegenlaufende Abweichung von den Geſetzen der Natur, von der Harmonie meiner ſelbſt mit mir ſelbſt und mit meinen Umgebungen, folglich als ein Hinderniß meiner Selbſtbildung, meiner Berufsbildung, meiner Pflichtentwicklung, und als eine täuſchende, das Weſen meiner ſelbſt gefährdende Ablenkung von der reinen und liebevollen Anhänglichkeit an die wirkliche Wahrheit meiner Individualität, meiner poſitiven Verhältniſſe angeſehen werden; und jede Unterrichts- und Bildungsweiſe, ſo wie jede Lebensweiſe, jede Anwendungsart unſrer gebildeten Kräfte und Anlagen im Leben, welche den Saamen einer ſolchen Disharmonie unſrer Bildung und unſers Thuns mit der wirklichen Wahrheit unſers Seyns; unſrer Verhältniſſe und unſrer Pflichten

n ſich ſelbſt trägt, muß jedem Vater und jeder Mutter,
enen die Beruhigung der Lebenstage ihrer Kinder am
erzen liegt, um ſo mehr Beſorgniſſe erregen, da die un-
meßlichen Uebel unſrer fundamentloſen Scheinaufklä-
ung, und ſelbſt der Jammer unſrer elenden Maske-
den-Revolution ihre Quellen vorzüglich in Irrthü-
ern von dieſer Art zu ſuchen haben, die beydes, im
terricht und im Leben und zwar im Leben unſers un-
richteten und nicht unterrichteten Volks gleich ſtatt fan-
n. Die Nothwendigkeit einer größern Sorgfalt für die
chologiſche Entfaltungs- und Bildungsweiſe unſrer Fer-
eiten iſt alſo, ſo wie die pſychologiſche Führung zur
wicklung unſers Erkenntnißvermögens, offenbar. So
dieſe pſychologiſche Führung zur Entwicklung unſers
enntnißvermögens auf ein ABC der Anſchauung ge-
ndet werden und dahin lenken muß, das Kind am Fa-
dieſes Fundaments zur höchſten Reinheit deutlicher
griffe empor zu heben, alſo muß auch für die Bil-
g der Fertigkeiten, auf denen die ſinnliche Begrün-
g unſerer Tugend beruht, ein ABC dieſer Kraftent-
lung ausgeforſcht und am Faden deſſelben eine ſinnli-
Ausbildung, eine phyſiſche Gewandtheit der Kräfte und
igkeiten erzielt werden, welche die Lebenspflichten unſers
hlechts fordern und die wir ſo weit als das Gän-
and unſrer Tugendlehrzeit anerkennen müſ-
bis unſere in dieſer Führung veredelte Sinnlichkeit
Gängelbandes nicht mehr bedarf. In dieſen Ge-
punkten entwickelt ſich die allgemeine, dem Menſchen-
echt angemeſſene, Bildungsform der äußern Fertigkei-

ten, deren Ausbildung die Erfüllung unſerer Lebenspflichten vorausſetzt. Sie geht von vollendeten Fertigkeiten zur Anerkennung der Regeln, wie die Bildungsform der Einſichten von vollendeten Anſchauungen zu deutlichen Begriffen, und von dieſen zu ihrem wörtlichen Ausdruck, zu Definitionen. Daher kommt es auch, daß ſo wie das Vorherlaufen der Definitionen vor der Anſchauung die Menſchen allgemein zu anmaßlichen Maulbrauchern macht, ebenſo das Vorherlaufen der wörtlichen Lehre von der Tugend und vom Glauben vor der Wirklichkeit der lebendigen Anſchauungen der Tugend und des Glaubens ſelber, den Menſchen der Tugend und des Glaubens halber zu ähnlichen Verirrungen hinführt; und es iſt unläugbar, die Anmaſſungen auch dieſer Verirrungen führen vermög der innern Unheiligkeit und Unreinigkeit, die allen Anmaßungen zum Grund liegt, auch den Tugendhaften und Gläubigen ſelber allmälig zu den gemeinen Laſtern der Anmaßung. Ich glaube auch, die Erfahrung redet dieſer Anſicht laut das Wort, und es kann nicht anders ſeyn, die Lücken der ſinnlichen Anfangsbildung zur Tugend können nicht wohl andere Folgen haben, als die Lücken der ſinnlichen Anfangsbildung zu Kenntniſſen und Wiſſenſchaften.

Doch ich ſehe mich bey den Anfangspunkten eines weit größern Problems, als dasjenige iſt, welches ich aufgelöſt zu haben glaube, ich ſehe mich bey den Anfangspunkten des Problems:

„Wie kann das Kind, ſowohl in Abſicht auf das Weſen ſeiner Beſtimmung, als in Abſicht des Wandelbaren ſeiner Lage und ſeiner Verhältniſſe, alſo gebildet werden, daß ihm das, was im Laufe ſeines Lebens Noth und Pflicht von ihm fodern werden, leicht und wo möglich zur andern Natur wird"!

Ich ſehe mich bey den Anfangspunkten der Aufgabe, das Kind im Flügelkleide zum befriedigenden Weib des Mannes, und zum kraftvollen, ihrer Stellung genugthuenden, Mutter zu machen; ich ſehe mich bey den Anfangspunkten der Aufgabe, das Kind im Flügelkleide zum befriedigenden Manne des Weibes, und zum kraftvollen, ſeiner Stellung genugthuenden, Vater zu machen.

Welch eine Aufgabe, Freund! dem Sohn des Mannes den Geiſt ſeines künftigen Berufes zur andern Natur zu machen! Und welch eine noch höhere Aufgabe, die ſinnlichen Erleichterungsmittel einer tugendhaften und weiſen Gemüthsſtimmung ins Blut und in die Adern zu ringen, ehe ihnen die wallenden Lüſte der freyen Naturgenieſſungen, Blut und Adern für Weisheit und Tugend ich verdorben haben!

Freund! auch dieſes Problem iſt aufgelöſt. Eben ie Geſetze des phyſiſchen Mechanismus, die die ſinnlichen undamente der Weisheit in mir entwickeln, entwickeln och die ſinnlichen Erleichterungsmittel meiner Tugend. ber jetzt, lieber Freund! iſt es mir nicht möglich, in das etail dieſer Auflöſung hinein zu gehen; ich ſpare es auf n andermal.

Freund! Es hätte mich, wie geſagt, für jetzt zu weit geführt, in das Umſtändliche der Grundſätze und Maaßregeln einzutreten, auf denen die Bildung zu den weſentlichſten Fertigkeiten des Lebens beruhet; hingegen will ich meine Briefe doch nicht enden, ohne den Schlußſtein meines ganzen Syſtems, ich meyne nämlich, die Frage zu berühren: Wie hängt das Weſen der Gottesverehrung mit den Grundſätzen zuſammen, die ich in Rückſicht auf die Entwicklung des Menſchengeſchlechtes im Allgemeinen für wahr angenommen habe? —

Ich ſuche auch hier den Aufſchluß meiner Aufgabe in mir ſelbſt, und frage mich: Wie entkeimt der Begriff von Gott in meiner Seele? Wie kommt es, daß ich an einen Gott glaube, daß ich mich in ſeine Arme werfe, und mich ſelig fühle, wenn ich ihn liebe, wenn ich ihm vertraue, wenn ich ihm danke, wenn ich ihm folge? —

Das ſehe ich bald, die Gefühle der Liebe, des Vertrauens, des Dankes, und die Fertigkeiten des Gehorſams müſſen in mir entwickelt ſeyn, ehe ich ſie auf Gott anwenden kann. Ich muß Menſchen lieben, ich muß Menſchen trauen, ich muß Menſchen danken, ich muß Menſchen gehorſamen, ehe ich mich dahin erheben kann, Gott zu lieben, Gott zu danken, Gott zu vertrauen und Gott zu gehorſamen: „denn wer ſeinen Bruder nicht liebt, „den er ſieht, wie will der ſeinen Vater im Himmel lieben, „den er nicht ſieht?“

Ich frage mich alſo: Wie komme ich dahin, Menſchen zu lieben, Menſchen zu trauen, Menſchen zu danken, Menſchen zu gehorſamen? — Wie kommen die Gefühle, auf denen Menſchenliebe, Menſchendank und Menſchenvertrauen weſentlich ruhen, und die Fertigkeiten, durch welche ſich der menſchliche Gehorſam bildet, in meine Natur? — und ich finde: daß ſie hauptſächlich von dem Verhältniß ausgehen, das zwiſchen dem unmündigen Kinde und ſeiner Mutter ſtatt hat.

Die Mutter muß, ſie kann nicht anders, ſie wird von der Kraft eines ganz ſinnlichen Inſtinktes dazu genöthiget — das Kind pflegen, nähren, es ſicher ſtellen, und es erfreuen. Sie thut es, ſie befriediget ſeine Bedürfniſſe, ſie entfernt von ihm was ihm unangenehm iſt, ſie kommt ſeiner Unbehülflichkeit zu Hülfe — das Kind iſt verſorgt, es iſt erfreut, der Keim der Liebe iſt in ihm entfaltet.

Jetzt ſteht ein Gegenſtand, den es noch nie ſah, vor ſeinen Augen, es ſtaunt, es fürchtet, es weint; die Mutter drückt es feſter an ihre Bruſt, ſie tändelt mit ihm, ſie zerſtreut es, ſein Weinen nimmt ab, aber ſeine Augen bleiben gleichwohl noch lange naß; der Gegenſtand erſcheint wieder — die Mutter nimmt es wieder in den ſchützenden Arm, und lachet ihm wieder — jetzt weint es nicht mehr, es erwidert das Lächeln der Mutter mit heiterm, unumwölktem Auge — der Keim des Vertrauens iſt in ihm entfaltet.

Die Mutter eilt bey jedem Bedürfniß zu ſeiner Wiege; ſie iſt in der Stunde des Hungers da, ſie hat es in der Stunde des Durſtes getränkt; wenn es ihren Fußtritt hörte, ſo ſchwieg es; wenn es ſie ſieht, ſo ſtreckt es die Hand aus; ſein Auge ſtrahlt an ihrer Bruſt, es iſt geſättiget, Mutter und ſatt werden, iſt ihm ein und eben derſelbe Gedanke, — es dankt.

Die Keime der Liebe, des Vertrauens, des Dankes erweitern ſich bald. Das Kind kennt den Fußtritt der Mutter, es lächelt ihrem Schatten; wer ihr gleich ſieht, den liebt es; ein Geſchöpf, das der Mutter gleich ſieht, iſt ihm ein gutes Geſchöpf. Es lächelt der Geſtalt ſeiner Mutter, es lächelt der Menſchengeſtalt; wer der Mutter lieb iſt, der iſt ihm auch lieb; wer der Mutter in die Arme fällt, dem fällt es auch in die Arme; wen die Mutter küßt, den küßt es auch. Der Keim der Menſchenliebe, der Keim der Bruderliebe iſt in ihm entfaltet.

Der Gehorſam iſt in ſeinem Urſprunge eine Fertigkeit, deren Triebräder den erſten Neigungen der ſinnlichen Natur entgegen ſtehen. Seine Bildung ruht auf Kunſt. Er iſt nicht eine einfache Folge des reinen Inſtinkts, aber er hangt mit ihm innig zuſammen. Seine erſte Ausbildung iſt beſtimmt inſtinktartig. So wie der Liebe Bedürfniß, dem Dank Gewährung, dem Vertrauen Beſorgniß vorhergeht, ſo geht auch dem Gehorſam eine ſtürmiſche Begierde vorher. Das Kind ſchreyt, ehe es wartet, es iſt ungeduldig, ehe es gehorcht; die Geduld entfaltet ſich vor dem Gehorſam, es wird eigentlich nur durch die Geduld gehorſam; die erſten Fertigkeiten dieſer Tugend ſind blos leidend, ſie entſpringen hauptſächlich durch das Gefühl der harten Nothwendigkeit. Aber auch dieſes entwickelt ſich zuerſt auf dem Schooße der Mutter, — das Kind muß warten, bis ſie ihm die Bruſt öffnet, es muß warten, bis ſie es aufnimmt. Viel ſpäter entwickelt ſich in ihm der thätige Gehorſam, und noch viel ſpäter das wirkliche Bewußtſeyn, daß es ihm gut ſey, der Mutter zu gehorchen.

Die Entwicklung des Menſchengeſchlechts gehet von einer ſtarken, gewaltſamen Begierde nach Befriedigung ſinnlicher Bedürfniſſe aus. Die Mutterbruſt ſtellet den erſten Sturm ſinnlicher Begierden, und erzeugt Liebe, bald darauf entfaltet ſich Furcht; der Mutterarm ſtillet die Furcht; dieſe Handlungsweiſe erzeuget die Vereinigung der Gefühle der Liebe und des Vertrauens, und entfaltet die erſten Keime des Dankes.

Die Natur zeigt ſich unbiegſam gegen das ſtürmende Kind — es ſchlägt auf Holz und Steine, die Natur bleibt unbiegſam, und das Kind ſchlägt nicht nehr auf Holz und Steine. Jetzt iſt die Mutter un- iegſam gegen die Unordnungen ſeiner Begierden; es to- et und ſchreyt — ſie iſt forthin unbiegſam — es hreyt nicht mehr, es gewöhnt ſich ſeinen Willen dem ih- gen zu unterwerfen — die erſten Keime der Geduld, e erſten Keime des Gehorſams ſind entfaltet. Gehorſam und Liebe, Dank und Vertrauen vereini- t, entfalten den erſten Keim des Gewiſſens, den en leichten Schatten des Gefühls, daß es nicht recht gegen die liebende Mutter zu toben — den erſten ten Schatten des Gefühls, daß die Mutter nicht alkein um ſeinetwillen in der Welt ſey: den erſten Schatten des Gefühls, daß nicht alles *um ſeinetwillen* in der Welt ſey; und mit ihm entkeimt noch das zweyte Gefühl, daß auch es *ſelbſt* nicht *um ſeinetwillen allein* in der Welt ſey — der erſte Schatten der *Pflicht* und des *Rechts* iſt an ſeinem Entkeimen.

Dieſes ſind die erſten Grundzüge der ſittlichen Selbſtentwickelung, welche das Naturverhältniß zwiſchen dem Säugling und ſeiner Mutter entfaltet. In ihnen liegt aber auch ganz, und in ſeinem ganzen Umfange, das Weſen des ſinnlichen Keims von derjenigen Gemüthsſtimmung, welche der menſchlichen Anhänglichkeit an den Urheber unſrer Natur eigen iſt; das heißt, der Keim aller Gefühle der Anhänglichkeit an Gott, durch den Glauben, iſt in ſeinem Weſen der nemliche Keim, welcher die Anhänglichkeit des Unmündigen an ſeine Mutter erzeugte. Auch iſt die Art, wie ſich dieſe Gefühle entfalten, auf beyden Wegen eine und eben dieſelbe.

Auf beyden Wegen hört das unmündige Kind — glaubt und folget, aber es *weiß* in dieſem Zeitpunkt in beyden Rückſichten nicht *was* es glaubt und *was* es thut. Indeſſen fangen die *erſten Gründe* ſeines Glaubens und ſeines Thuns in dieſem Zeitpunkt bald an zu ſchwinden. Die entkeimende Selbſtkraft macht jetzt das Kind die Hand der Mutter verlaſſen, es fängt an ſich ſelbſt zu fühlen, und es entfaltet ſich in ſeiner Bruſt ein ſtilles Ahnen: *ich bedarf der Mutter nicht mehr.* Dieſe lieſet den keimenden Gedanken in ſeinen Augen, ſie drückt ihr Geliebtes feſter als je an ihr Herz, und ſagt ihm mit einer Stimme, die es noch nie hörte: Kind! es iſt ein Gott, deſſen du bedarfſt, wenn du meiner nicht mehr bedarfſt, es iſt ein Gott, der dich in ſeine Arme nimmt, wenn ich dich nicht mehr zu ſchützen vermag; es iſt ein Gott, der dir Glück und Freuden bereitet, wenn ich dir nicht mehr Glück und Freuden zu bereiten vermag, — dann wallet im Buſen des Kindes ein unausſprechliches Etwas, es wallet im Buſen des Kindes ein heiliges Weſen, es wallet im Buſen des Kindes eine Glaubensneigung, die es über ſich ſelbſt erhebt; es freut ſich des Namens ſeines Gottes, ſobald die Mutter ihn ſpricht. Die Gefühle der Liebe, des Dankes, des Vertrauens, die ſich an ihrer Bruſt entfalten hatten, erweitern ſich, und umfaſſen von nun an Gott wie den Vater, Gott wie die Mutter. Die Fertigkeiten des Gehorſams erhalten einen weitern Spielraum; — das Kind, das von nun an an das Auge Gottes glaubt, wie an das Auge der Mutter, thut jetzt um Gottes willen recht, wie es bisher um der Mutter willen recht that.

Hier bey dieſem erſten Verſuche der Mutterunſchuld nd des Mutterherzens, das erſte Fühlen der Selbſt-raft durch die Neigung des Glaubens an Gott, mit den eben entwickelten Gefühlen der Sittlich-eit zu vereinigen, öffnen ſich die Fundamentalge-htspunkte, auf welche Unterricht und Erziehung weſent-h ihr Auge hinwerfen müſſen, wenn ſie unſre Vered-ng mit Sicherheit erzielen wollen.

Gleichwie das erſte Entkeimen der Liebe, des Dan-s, des Vertrauens und des Gehorſams eine bloße Folge des ſchen Mutter und Kind war, ſo iſt jetzt das weitere Entfalten dieſer entkeimten Gefühle eine hohe menſchliche Kunſt, aber eine Kunſt, deren Faden ſich ſogleich unter deinen Händen verliert, wenn du die Anfangspunkte, von denen ihr feines Gewebe ausgeht, auch nur einen Augenblick aus den Augen verlierſt; die Gefahr dieſes Verlierens iſt für dein Kind groß, und kommt frühe; es lallet den Mutternamen, es liebet, es danket, es trauet, es folgt. Es lallet den Namen Gottes, es liebet, es danket, es trauet, es folget. Aber die Beweggründe des Dankes, der Liebe, des Vertrauens ſchwinden beym erſten Entkeimen — es bedarf der Mutter nicht mehr; die Welt, die daſſelbe jetzt umgiebt, ruft ihm mit dem ganzen Sinnenreiz ihrer neuen Erſcheinung zu: du biſt jetzt mein.

Das Kind höret die Stimme der neuen Erſcheinung, es muß. Der Inſtinkt des Unmündigen iſt in ihm erloſchen, der Inſtinkt der wachſenden Kräfte nimmt ſeinen Platz ein, und der Keim der Sittlichkeit, inſofern er von Gefühlen, die der Unmündigkeit eigen ſind, ausgeht, verödet ſich plötzlich, und er muß ſich veröden, wenn in dieſem Augenblicke niemand das erſte Schlagen der höhern Gefühle ſeiner ſittlichen Natur, wie den Faden des Lebens an die goldne Spindel der Schöpfung ankettet. Mutter, Mutter! die Welt beginnt jetzt dein Kind von deinem Herzen zu trennen, und wenn in dieſem Augenblicke niemand die Gefühle ſeiner edlern Natur ihm an die ſo iſt es geſchehen, Mutter! Mutter! dein Kind iſt deinem Herzen entriſſen; die neue Welt wird ihm Mutter, die neue Welt wird ihm Gott: Sinnegenuß wird ihm Gott. Eigengewalt wird ihm Gott.

Mutter! Mutter! Es hat dich, es hat Gott, es hat ſich ſelbſt verloren, der Docht der Liebe iſt in ihm erloſchen; der Keim der Selbſtachtung iſt in ihm erſtorben; es geht dem Verderben eines unbedingten Strebens nach Sinnegenuß entgegen.

Menſchheit! Menſchheit! Hier beym Uebergang der hinſchwindenden Unmündigkeitsgefühle, zum erſten Fühlen der, von der Mutter unabhangenden, Reitzen der Welt; — Hier, wo der Boden, dem die edleren Gefühle unſerer Natur entkeimen, das erſtemal unter den Füſſen des Kindes zu weichen anfängt; hier, wo die Mutter beginnt, ihrem Kinde das nicht mehr zu ſeyn, was ſie ihm vorher war; und dann im Gegentheil der Keim des Vertrauens auf die neu belebte Erſcheinung der Welt ſich in ihm entfaltet, und der Reitz dieſer neuen Erſcheinung, das Vertrauen auf die Mutter, die ihm nicht mehr iſt, was ſie ihm vorher war, und mit ihm das Vertrauen auf den ungeſehenen und ungekannten Gott, zu erſticken und zu verſchlingen beginnt, wie das wilde Gewebe harter ſich tief in einander ſchlingenden Wurzeln des Unkrauts, das feinere Wurzelgewebe der edelſten Pflanzen erſtickt und verſchlingt. Menſchheit! Menſchheit! hier in dem Zeitpunkt des voneinanderſcheidens der Gefühle des Vertrauens auf Mutter und auf Gott, und derjenigen des

Vertrauens auf die neue Erſcheinung der Welt und alles, was darinnen iſt; hier an dieſem Scheidewege ſollteſt du deine ganze Kunſt, und deine ganze Kraft anwenden, die Gefühle des Dankes, der Liebe des Vertrauens und des Gehorſams in deinem Kinde rein zu erhalten.

Gott iſt in dieſen Gefühlen, und die ganze Kraft deines ſittlichen Lebens hanget innig mit der Erhaltung derſelben zuſammen.

Menſchheit! deine Kunſt ſollte alles thun, beym Stillſtellen der phyſiſchen Urſachen, aus welchen dieſe Gefühle bey dem unmündigen Kinde entkeimt ſind, neue Belebungsmittel derſelben zur Hand zu bringen, und die Reitze der neuen Erſcheinung der Welt, deinem wachſenden Kinde nicht anders, als in Verbindung mit dieſen Gefühlen vor die Sinne kommen zu laſſen.

Es iſt hier, wo du es das erſte Mal, nicht der Natur anvertrauen, ſondern alles thun mußt, die Leitung deſſelben ihrer Blindheit aus der Hand zu reiſſen, und in die Hand von Maßregeln und Kräften zu legen, die die Erfahrung von Jahrtauſenden angegeben hat. Die Welt, die dem Kinde jezt vor ſeinen Augen erſcheint, iſt nicht Gottes erſte Schöpfung, es iſt eine Welt, die beydes für die Unſchuld ſeines Sinnegenuſſes und für die Gefühle ſeiner innern Natur gleich verdorben iſt, eine Welt voll Krieg für die Mittel der Selbſtſucht, voll Widerſinnigkeit, voll Gewalt, voll Anmaßung, Lug und Trug.

Nicht Gottes erſte Schöpfung, ſondern dieſe Welt locket dein Kind zum Wellentanz des wirbelnden Schlundes, in deſſen Abgründe Liebloſigkeit und ſittlicher Tod hauſen. — Nicht Gottes Schöpfung, ſondern der Zwang und die Kunſt ihres eigenen Verderbens iſt das, was dieſe Welt deinem Kinde vor Augen ſtellt. —

Armes Kind! dein Wohnzimmer iſt deine Welt, aber dein Vater iſt an ſeine Werkſtatt gebunden, deine Mutter hat heute Verdruß, morgen Beſuch, übermorgen ihre Launen; du haſt Langeweile; du frägſt, deine Magd antwortet dir nicht; du willſt auf die Straße, du darfſt nicht; jetzt reißeſt du dich mit deiner Schweſter um Spielzeug — Armes Kind! welch ein elendes, herzloſes und herzverderbendes Ding iſt deine Welt; aber iſt ſie dir etwa mehr, wenn du im goldgezierten Wagen unter Schattenbäumen umherfährſt; deine Führerin betriegt deine Mutter, du leideſt weniger, aber du wirſt ſchlechter als die Leidenden alle. Was haſt du gewonnen? Deine Welt iſt dir noch mehr zur Laſt als den Leidenden allen.

Dieſe Welt iſt in das Verderben ihrer unnatürlichen Kunſt und ihres unnatürlichen Zwanges ſo eingewiegt, daß ſie für die Mittel, Reinheit des Herzens in der Bruſt des Menſchen zu erhalten, keinen Sinn mehr hat, und im Gegentheil die Unſchuld unſers Geſchlechts in dem mißlichſten Augenblick, wie das herzloſeſte Nachweib ihr Stiefkind, einer Sorgloſigkeit preisgiebt, die, in hundert Fällen gegen einen, über das Scheitern der letzten Zwecke der menſchlichen Veredlung entſcheidet und entſcheiden muß, weil die neue Erſcheinung der Welt dem Kinde in dieſem Zeitpunkt ganz ohne ein Gegengewicht für das Einſeitige, und das Einſeitigreitzende ihrer ſinnlichen Eindrücke vor die Augen geſtellt wird, und alſo ihre Vorſtellung, beydes durch ihre Einſeitigkeit und durch ihre Lebhaftigkeit, bey demſelben ein entſcheidendes Uebergewicht über den Eindruck der Erfahrungen und Gefühle, welche der geiſtigen und ſittlichen Ausbildung unſers Geſchlechtes zu Grunde liegen, erhaltet; wodurch denn auch die Bahn ſeiner Selbſtſucht und ſeiner Entwürdigung von nun an einen unermeßlichen und unermeßlichen belebten Spielraum erhält; hingegen die Gemüthsſtimmung, auf deren ſinnlicher Anbahnung die vorzüglichſten Kräfte ſeiner Sinnlichkeit und ſeiner Erleuchtung beruhen, ſich eben ſo verlieren, die an ſich enge Pforte ſeiner Sittlichkeit gleichſam verrammelt werden, und die ganze Sinnlichkeit ſeiner Natur eine Richtung nehmen muß, die die Bahn der Vernunft, von derjenigen der Liebe; die Ausbildung des Geiſtes, von der Glaubensneigung an Gott, trennt, eine mehr oder weniger feine Selbſtſucht zum einzigen Treibrad ſeiner Kraftanwendung macht, und dadurch über die Folgen ſeiner Ausbildung zu ſeinem eigenen Verderben entſcheidet.

Es iſt unbegreiflich, daß die Menſchheit dieſe allgemeine Quelle ihres Verderbens nicht kennet; unbegreiflich, daß es nicht die allgemeine Angelegenheit ihrer Kunſt iſt, dieſelbe zu ſtopfen, und die Erziehung unſers Geſchlechts Grundſätzen zu unterwerfen, die das Werk Gottes, das die Gefühle der Liebe, des Dankes und des Vertrauens ſchon im Unmündigen entfalten, nicht zerſtören, ſondern dahin wirken mußten, die von Gott ſelbſt in unſere Natur gelegten Vereinigungsmittel unſrer geiſtigen und ſittlichen Veredlung in dieſem beyde gefährdenden Zeitpunkt vorzüglich zu pflegen, und Unterricht und Erziehung allgemein, einerſeits mit den Geſetzen des phyſiſchen Mechanismus, nach welchen ſich unſer Geiſt von dunkeln Anſchauungen zu deutlichen Begriffen erhebt, anderſeits mit den Gefühlen meiner innern Natur, durch deren allmählige Entfaltung mein Geiſt ſich zu Anerkennung und Verehrung des ſittlichen Geſetzes emporhebt, in Uebereinſtimmung zu bringen. Es iſt unbegreiflich, daß die Menſchheit ſich nicht dahin erhebt, eine lückenloſe Stuffenfolge aller Entwicklungsmittel meines Geiſtes und meiner Gefühle zu eröffnen, deren weſentlicher Zweck dieſer ſeyn müßte, die Vortheile des Unterrichtes und ſeines Mechanismus auf die Erhaltung der ſittlichen Vollkommenheit zu bauen, die Selbſtſucht der Vernunft, durch die Erhaltung der Reinheit des Herzens, vor den Verirrungen ihres einſeitigen Verderbens zu bewahren, und überall die ſinnlichen Eindrücke meiner Ueberzeugung, meine Begierlichkeit, meinem Wohlwollen, und mein Wohlwollen meinem berichtigten Willen unterzuordnen.

Die Urſachen, die dieſe Unterordnung erheiſchen, liegen tief in meiner Natur. So wie meine ſinnlichen Kräfte ſich ausbilden, ſo muß ihr Uebergewicht, vermöge der weſentlichen Bedürfniſſe meiner Veredlung, wieder verſchwinden, das heißt, ihre Unterordnung unter ein höheres Geſetz muß eintreten. Aber eben ſo muß auch jede Stuffe meiner Entwicklung vollendet ſeyn, ehe der Fall ihrer Unterordnung unter höhere Zwecke eintreten kann, und dieſe Unterordnung des Vollendeten unter das zu Vollendende fordert eben ſo vor allem aus reine Feſthaltung der Anfangspunkte aller Erkenntniſſe und die beſtimmteſte Lückenloſigkeit im allmähligen Fortſchritt von dieſen Anfangspunkten zum letzten zu vollendenden Zweck. Das erſte Geſetz dieſer Lückenloſigkeit aber iſt dieſes: der erſte Unterricht des Kindes ſey nie die Sache des Kopfes, er ſey nie die Sache der Vernunft — er ſey ewig die Sache der Sinne, er ſey ewig die Sache des Herzens, die Sache der Mutter.

Das zweyte Geſetz, das ihm folgt, iſt dieſes: der menſchliche Unterricht gehe nur langſam von der Uebung der Sinne zur Uebung des Urtheils, er bleibe lange die Sache des Herzens, ehe er die Sache der Vernunft, er bleibe lange die Sache des Weibes, ehe er die Sache des Mannes zu werden beginnt.

Was ſoll ich mehr ſagen? — Mit dieſen Worten führen mich die ewigen Geſetze der Natur ſelbſt wieder an deine Hand, Mutter! Mutter! — Ich kann meine Unſchuld, meine Liebe, meinen Gehorſam, ich kann die Vorzüge meiner edlern Natur beym neuen Eindrucke der Welt alle, alle nur an deiner Seite erhalten. Mutter! Mutter! haſt du noch eine Hand, haſt du noch ein Herz für mich, ſo laß mich nicht von dir weichen, und hat dich niemand die Welt kennen gelehrt, wie ich ſie kennen lernen muß, ſo komm, wir wollen ſie mit einander kennen lernen, wie du ſie hätteſt kennen ſollen und wie ich ſie kennen lernen muß. Mutter! Mutter! wir wollen in dem Augenblick, in dem ich Gefahr laufe durch die neue Erſcheinung der Welt von dir, von Gott, und von mir ſelbſt abgezogen zu werden, nicht von einander ſcheiden. — Mutter! Mutter! heilige du mir den Uebergang von deinem Herzen zu dieſer Welt durch die Erhaltung deines Herzens! —

Lieber Freund! ich muß ſchweigen, mein Herz iſt gerührt und ich ſehe Thränen in deinen Augen. Lebe wohl.

Freund! Ich gehe nun weiter, und frage mich: was habe ich gethan, um den Uebeln, die mich durch mein Leben rührten, auch in religiöſer Hinſicht zu wirken? — Freund! Wenn mein Verſuch, die Menſchenbildung der Hand der blinden Natur, den Anſprüchen ihres ſinnlichen Verderbens und dem Routinengewalt aller ihrer Abrichtungselendigkeiten zu entreiſſen und ſie in die Hand der veredelten Kräfte unſrer Natur und ihres geheiligten Mittelpunkts, in die Hand des Glaubens und der Liebe zu legen, auch nur einige, den Zweck meiner Beſtrebungen vorbereitende Folgen haben, wenn es mir nur von ferne gelingen ſollte, die Kunſt der Erziehung, mehr als gegenwärtig geſchieht, von dem Heiligthum der Wohnſtube ausgehen zu machen und die Religioſität unſers Geſchlechts von dieſer zarten Seite unſrer Menſchlichkeit wieder mehr zu beleben, wenn es mir nur von ferne gelingen ſollte, die abgeſtorbenen Fundamente der Geiſtes- und Herzensbildung und einer, mit den veredelten Kräften des Geiſts und des Herzens übereinſtimmenden, Kunſtbildung dem Herzen meiner Zeitgenoſſen wieder näher zu bringen, ſo würde ich mein Leben ſegnen und die größten Hoffnungen meiner Beſtrebungen erfüllt ſehn.

Ich berühre dieſen Geſichtspunkt noch einen Augenblick. Der Keim, aus dem die Gefühle, die das Weſen der Gottesverehrung und Sittlichkeit ſind, entſpringen, iſt ebenderſelbe, aus welchem ſich das Weſen meiner Lehrart emporhebt. Es geht ganz von dem Naturverhältniß aus, das zwiſchen dem Unmündigen und ſeiner Mutter ſtatt hat, und ruht weſentlich auf der Kunſt, von der Wiege an, den Unterricht an dieſes Naturverhältniß zu ketten und ihn durch fortdauernde Kunſt auf eine Gemüthsſtimmung zu bauen, die mit derjenigen, auf welcher unſre Anhänglichkeit an den Urheber unſers Weſens ruht, die gleiche iſt. Sie thut alles, um zu verhüten, daß beym erſten Schwinden des phyſiſchen Zuſammenhanges zwiſchen Mutter und Kind, der Keim der edlern Gefühle, die aus dieſem Zuſammenhange entſproſſen ſind, und ſich nicht veröde, und bringt, beym erſten Stilleſtellen ihrer phyſiſchen Urſachen, neue Belebungsmittel derſelben zur Hand; ſie wendet in dem wichtigen Zeitpunkt des erſten Voneinanderſcheidens, der Gefühle des Vertrauens auf die Mutter und Gott, und desjenigen auf die Erſcheinungen der Welt, alle Kraft und alle Kunſt an, die Reitze der neuen Erſcheinung der Welt dem Kinde nicht anders als in Verbindung mit den edlern Gefühlen ſeiner Natur vor die Augen zu bringen; ſie wendet alle Kraft und alle Kunſt an, ihm dieſe Erſcheinung als Gottes erſte Schöpfung und nicht blos als eine Welt voll Lug und Trug vor die Augen kommen zu laſſen; beſchränkt das Einſeitige und Einſeitigreitzende der neuen Erſcheinung, durch Belebung der Anhänglichkeit an Gott und an die Mutter; ſie beſchränkt den unermeßlichen Spielraum der Selbſtſucht, zu welchem die Erſcheinung alles Verderbens der Welt meine ſinnliche Natur hinreißt, und läßt die Bahn meiner Vernunft, ſich nicht unbedingt von der

Bahn meines Herzens, und die Ausbildung meines Geiſtes, ſich nicht unbedingt von meiner Glaubensneigung an Gott trennen.

Das Weſen meiner Methode iſt beym Schwinden der phyſiſchen Urſachen des Zuſammenhanges zwiſchen Mutter und Kind dem letzten ſeine Mutter nicht nur wiedergeben, ſondern derſelben dann noch eine Reihenfolge von Kunſtmitteln an die Hand zu ſtellen, durch welche ſie dieſem Zuſammenhang ihres Herzens mit ihrem Kinde ſo lang Dauer geben kann, bis die ſinnlichen Erleichterungsmittel der Tugend mit dem ſinnlichen Erleichterungsmittel der Einſicht vereiniget, die Selbſtſtändigkeit des Kindes in allem, was Recht und Pflicht iſt, durch Uebung zur Reifung zu bringen vermögen.

Sie hat es jeder Mutter, die ihr Herz an ihr Kind hängt, leicht gemacht, daſſelbe nicht nur in dem mißlichſten Zeitpunkt vor der Gefahr von Gott und der Liebe abgezogen, und in ſeinem Innerſten der ſchrecklichſten Verödung ſeiner ſelbſt und einer unausweichlichen Verwilderung preisgegeben zu werden, zu bewahren; ſondern noch daſſelbe an der Hand ihrer Liebe und mit rein erhaltenen edlern Gefühlen in Gottes beſſere Schöpfung hineinzuführen, ehe ſein Herz durch allen Lug und Trug dieſer Welt für die Eindrücke der Unſchuld, der Wahrheit und Liebe gänzlich verdorben iſt.

Der elende Kreis ſeines Beſitzſtandes und ſeiner Grenzen iſt dem Weibe, das ſich meine Methode eigen macht, nicht mehr der Erkenntnißkreis, in den ihr Kind hineingebannt iſt; das Buch der Mütter öffnet ihr für ihr

Kind die Welt, die Gottes Welt iſt; es öffnet ihr den Mund der reinſten Liebe, für alles, was das Kind durch ſie ſieht; ſie hat es an ihrem Buſen den Namen Gottes lallen gelehrt, jetzt zeigt ſie ihm den Allliebenden in der aufgehenden Sonne, im wallenden Bach, in den Faſern des Baumes, im Glanz der Blume, in den Tropfen des Thaues, ſie zeigt ihm den Allgegenwärtigen in ſeinem Selbſt, im Licht ſeiner Augen, in der Biegſamkeit ſeiner Gelenke, in den Tönen ſeines Mundes, in allem, allem zeigt ſie ihm Gott, und wo es Gott ſieht, da hebt ſich ſein Herz, wo es in der Welt Gott ſieht, da liebt es die Welt, die Freude über Gottes Welt verwebet ſich in ihm mit der Freude über Gott; es umfaßt Gott, die Welt und die Mutter mit einem und eben demſelben Gefühl; das zerriſſene Band iſt wieder geknüpft; es liebt jetzt die Mutter mehr als es ſie liebte, da es noch an ihrer Bruſt lag. Es ſteht jetzt eine Stufe höher: Durch eben dieſe Welt, durch welche es verwildert worden wäre, wenn es ſie nicht an der Hand der Mutter erkannt hätte, wird es etzt höher gehoben; der Mund, der vom Tag ſeiner Geurt an ihm ſo oft lächelte, die Stimme, die vom Tage einer Geburt an ihm ſo oft Freude verkündete, dieſe Stimme lehrt das Kind jetzt reden; die Hand, die daſſelbe o oft an das liebende Herz drückte, zeigt ihm jetzt Biler, deren Namen es ſchon oft hörte: ein neues Gefühl ntkeimt in ſeiner Bruſt; es iſt ſich deſſen, was es ſieht, örtlich bewußt; der erſte Schritt der Stufenfolge der Vereinigung ſeiner geiſtigen und ſeiner ſittlichen Ausbilung iſt jetzt eröffnet, er iſt an der Hand der Mutter eröffnet, das Kind lernt, es kennt, es nennet, es will noch mehr kennen, es will noch mehr nennen, es treibt die Mutter mit ihm zu lernen, ſie lernt mit ihm, und beyde ſteigen mit jedem Tag an Erkenntniß, an Kraft und an Liebe; jetzt verſucht ſie mit ihm die Anfangsgründe der Kunſt, die geraden und gebogenen Linien; das Kind übertrifft ſie bald — die Freude von beyden iſt gleich, neue Kräfte entwickeln ſich in ſeinem Geiſt, es zeichnet, es mißt, es rechnet; die Mutter zeigte ihm Gott in dem Anblick der Welt; jetzt zeigt ſie ihm Gott in ſeinem Zeichnen, in ſeinem Meſſen, in ſeinem Rechnen; ſie zeigt ihm Gott in jeder ſeiner Kräfte, es ſieht jetzt Gott in der Vollendung ſeiner ſelbſt, das Geſetz der Vollendung iſt das Geſetz ſeiner Führung, es erkennt daſſelbe in dem erſten vollendeten Zug, in einer geraden und gebogenen Linie, — ja Freund! beym erſten zur Vollkommenheit gebrachten Zug einer Linie, bey der erſten zur Vollkommenheit gebrachten Ausſprache eines Worts, entfaltet ſich in ſeiner Bruſt die erſte Regung des hohen Geſetzes: Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt. Und da meine Methode weſentlich auf ſtetem Streben nach der Vollendung des einzelnen ruhet, ſo würkt ſie kraftvoll und umfaſſend dahin, den Geiſt dieſes Geſetzes, von der Wiege an, tief in die Bruſt des Kindes zu prägen.

An dieſes erſte Geſetz deiner innern Veredlung kettet ſich dann ein Zweytes, mit dem das erſte innig verwoben iſt, nemlich: daß der Menſch nicht um ſeiner ſelbſt willen in der Welt ſey, daß er ſich ſelbſt nur durch die Vollendung ſeiner Brüder vollende. Meine Methode ſcheinet ganz geeignet, die Vereinigung dieſer zwey hohen Geſetze, den Kindern zur andern Natur zu machen; faſt ehe ſie noch wiſſen, was links und was rechts iſt. Das Kind meiner Methode kann kaum reden, ſo iſt es ſchon Lehrer ſeiner Geſchwiſtern, ſchon Gehülfe ſeiner Mutter.

Freund! Es iſt nicht möglich, das Band der Gefühle, auf denen die wahre Verehrung Gottes beruht, enger zu knüpfen, als ſie durch das Weſen meiner Methode geknüpft iſt. Durch ſie habe ich dem Kinde ſeine Mutter erhalten, und dem Einfluß ihres Herzens Dauer verſchaft; durch ſie habe ich die Gottesverehrung mit der Menſchennatur vereiniget, und ihre Erhaltung, durch die Belebung eben derjenigen Gefühle geſichert, aus denen die Glaubensneigung in unſerm Herzen entkeimt. Mutter und Schöpfer, Mutter und Erhalter, werden durch ſie dem Kinde ein und eben daſſelbe Gefühl; durch ſie bleibt das Kind länger, das Kind ſeiner Mutter; es bleibt durch ſie länger das Kind ſeines Gottes; die Stufenfolge der vereinigten Entwicklung ſeines Geiſtes und ſeines Herzens ruhet länger auf den reinen Anfangspunkten, aus denen ihre erſten Keime entſproſſen; die Bahn ſeiner Menſchenliebe und ſeiner Weisheit iſt traulich und hehr eröffnet; ich bin durch ſie der Vater des Armen, die Stütze des Elendes; wie meine Mutter ihre Geſunden verläßt, ſich zu ihrem Kranken einſchließt, und ihr elendes doppelt beſorget, wie ſie muß, weil ſie Mutter iſt; weil ſie dem Kinde an Gottes ſtatt iſt; alſo muß ich, wenn mir die Mutter an Gottes ſtatt iſt, und Gott an der Mutter ſtatt mein Herz füllet, ſo muß ich; ein Gefühl, wie das Muttergefühl nöthiget mich; der Menſch iſt mein Bruder, meine Liebe umfaſſet ſein ganzes Geſchlecht; aber ich ſchließe mich zum Elenden ein, ich bin doppelt ſein Vater; göttlich zu handeln wird meine Natur; ich bin ein Kind Gottes; ich glaubte an meine Mutter, ihr Herz zeigte mir Gott; Gott iſt der Gott meiner Mutter, er iſt der Gott meines Herzens, er iſt der Gott ihres Herzens; ich kenne, kenne anderen Gott, der Gott meines Hirns, iſt ein Hirngeſpinſt; ich kenne keinen Gott, als den Gott meines Herzens; und fühle mich nur im Glauben an den Gott meines Herzens ein Menſch; der Gott meines Hirns iſt ein Götze, ich verderbe mich in ſeiner Anbetung; der Gott meines Herzens iſt mein Gott, ich veredle mich in ſeiner Liebe. Mutter! Mutter! du zeigteſt mir Gott in deinen Befehlen, und ich fand ihn in meinem Gehorſam. Mutter! Mutter! wenn ich Gottes vergeſſe, ſo vergeſſe ich deiner, und wenn ich Gott liebe, ſo bin ich deinem Unmündigen an deiner Statt; ich ſchließe mich zu deinem Elenden ein, und dein Weinendes ruhet auf meinen Armen, wie auf Mutterarmen.

Mutter! Mutter! wenn ich dich liebe, ſo liebe ich Gott, und meine Pflicht iſt mein höchſtes Gut. Mutter! wenn ich deiner vergeſſe, ſo vergeſſe ich Gott, und der Elende ruhet nicht mehr auf meinen Armen, und ich bin dem Leidenden nicht mehr an Gottes ſtatt; wenn ich deiner vergeſſe, ſo vergeſſe ich Gottes, lebe dann wie der Löwe für mich, und brauche, im Vertrauen auf mich, meine Kräfte für mich gegen mein eigen Geſchlecht, dann iſt kein Vaterſinn mehr in meiner Seele, dann heiliget meinen Gehorſam kein göttlicher Sinn, und mein ſcheinender Pflichtſinn iſt trügender Schein.

Mutter! Mutter! wenn ich dich liebe, ſo liebe ich Gott. Mutter und Gehorchen, Gott und Pflicht iſt mir dann ein und eben daſſelbe — Gottes Wille und das Edelſte, Beſte, das ich zu erſchaffen vermag, iſt mir dann ein und eben daſſelbe. Ich lebe dann nicht mehr mir ſelbſt; ich verliere mich dann im Kreiſe meiner Brüder, der Kinder meines Gottes — ich lebe nicht mehr mir ſelbſt, ich lebe dem, der mich in Mutterarme genommen, und mich mit Vaterhand über den Staub meiner irrdiſchen Hülle zu ſeiner Liebe erhoben. Und je mehr ich ihn liebe, den Ewigen, je mehr ich ſeine Gebote verehre, je mehr ich an ihm hange, je mehr ich mich ſelbſt verliere und ſein bin; je mehr wird auch meine Natur ein göttliches Weſen, je mehr fühle ich mich ſelbſt übereinſtimmend mit meinem Weſen und mit meinem ganzen Geſchlechte. Je mehr ich ihn liebe, je mehr ich ihm folge, deſto mehr höre ich von allen Seiten die Stimme des Ewigen: Fürchte dich nicht, ich bin dein Gott, ich will dich nicht verlaſſen, und folge meinen Geboten, mein Wille iſt dein Heil. Und je mehr ich ihm folge, je mehr ich ihn liebe, je mehr ich ihm danke, je mehr ich ihm traue dem Ewigen, deſto mehr erkenne ich ihn — der iſt und der war und der ſeyn wird immerdar, die, meiner nicht bedürfende, Urſache meines Daſeyns.

Ich habe den Ewigen in mir ſelbſt erkannt; ich habe die Wege des Herrn geſehen, ich habe die Geſetze ſeiner Allmacht im Staube geleſen, ich habe die Geſetze ſeiner Liebe in meinem Herzen erforſcht, — ich weiß, an wen ich glaube. Mein Vertrauen auf Gott wird durch die Erkenntniß meiner ſelbſt, und durch die daraus entkeimende Einſicht in die Geſetze der ſittlichen Welt, unbeſchränkt. Der Begriff des Unbeſchränkten verwebt ſich in meiner Natur mit dem Begriffe des Ewigen, ich hoffe, ein ewiges Leben. Und je mehr ich ihn liebe, den Ewigen, deſto mehr hoffe ich ein ewiges Leben; und je mehr ich ihm vertraue, je mehr ich ihm danke, je mehr ich ihm folge; deſto mehr wird mir der Glaube an ſeine ewige Güte zur Wahrheit; deſto mehr wird mir der Glaube an ſeine ewige Güte zur Ueberzeugung meiner Unſterblichkeit.

Ich ſchweige wieder, Freund! — Was ſind Worte, wenn ſie eine Gewißheit ausdrücken ſollen, die aus dem Herzen quillt? Was ſind Worte über einen Gegenſtand, über den ſich ein Mann, der Kopfs und Herzens halber gleich meine Verehrung verdient — alſo ausdrückt: „Es „giebt keine Erkenntniß Gottes aus bloſſem Wiſſen, der „wahre Gott lebt nur dem Glauben, dem kindlichen „Glauben."

„Was kein Verſtand des Verſtändigen ſieht,
„Das ſchaut in Einfalt ein kindlich Gemüth.

„Alſo nur das Herz kennet Gott, das Herz, das der

„Sorge für eigenes eingeſchränktes Daſeyn entfliegen, Menſchheit umfaſſet, ſey es ihr Ganzes oder nur Theil."

„Dieſes reine menſchliche Herz fodert und ſchaffet für ſeine Liebe, ſeinen Gehorſam, ſein Vertrauen, ſeine Anbetung ein perſonifizirtes höchſtes Urbild, einen höchſten heiligen Willen, der da ſey die Seele der ganzen Geiſtergemeine."

„Frage den Guten — warum iſt Pflicht dir das Höchſte — warum glaubſt du an Gott? — Giebt er dir Beweiſe, ſo ſpricht nur die Schule aus ihm. Eine geübtere Vernunft ſchlägt ihm alle dieſe Beweiſe nieder — er zittert einen Augenblick, aber ſein Herz kann doch das Göttliche nicht verläugnen, er kehrt ſehnend und liebend, wie an ſeiner Mutter Buſen, zu ihm zurück."

„Woher alſo die Ueberzeugung des Guten von Gott? — Nicht vom Verſtand, ſondern von jenem unerklärlichen, in keine Worte, ja in keinen Begriff zu faſſenden Trieb, ſein Daſeyn in dem höhern, unvergänglichen Seyn des Ganzen zu verklären und zu verewigen — Nicht mir, ſondern den Brüdern! — Nicht der eigenen Ichheit, ſondern dem Geſchlechte! — dieß iſt der unbedingte Ausſpruch der göttlichen Stimme im Innern; in deren Vernehmen und Befolgen liegt der einzige Adel der menſchlichen Natur."

Ende dieſes Theils.

Peſtalozzi's

ſämmtliche Schriften.

Sechſter Band.

Mit den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seine Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantonsregierungen der Eidgenoſſenſchaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An die

Unſchuld, den Ernſt

und den

Edelmuth

meines Vaterlands.

Ein Wort

einer über Zeit und Stunde erhabenen

Ahnung,

mit Muth und Demuth ſeiner Mitwelt dargelegt und mit
Glauben und Hoffnung ſeiner Nachwelt hinterlaſſen

von einem Greiſen,

der, alles Streits ſeiner Tage müde, noch ein Sühnopfer
auf den Altar der Menſchheit, auf den Altar aller Kinder
Gottes legen möchte, ehe er dahin ſcheidet.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1820.

An die

Unſchuld, den Ernſt

und den

Edelmuth

meines Vaterlands.

Es iſt wahr, hier fault das Samenkorn ſchon in der Mutterpflanze, dort trocknet es aus, ehe es reif iſt und wird angefreſſen, ehe es in die Erde geworfen, und auch wenn es aufgeht, nagt der Wurm an ſeinem Herzblatt und macht es ſterben. Winde wehen über ſeine Blüthe, der Hagel zerreißt ſeine ſich entfaltenden Faſern und der Fußtritt von Menſchen und Vieh geht mörderiſch über ſein wachſendes Leben; ſelber die Frucht, die allem dieſem entronnen, iſt um deswillen dem Schickſal ihres Verderbens noch nicht entgangen. Auch iſt unter allem, was in der Erde wurzelt und ſich wachſend über ſie erhebt, das Schlechtere häufig und gemein und das Vollkommnere ſelten. Die höchſte Pracht der Blume wächſt auf faſt unzugänglichen Bergen und im glühenden Sand unbewohnter Welttheile; und auch bey den Thieren findeſt du den höchſten Ausdruck ihrer Kraft und ihrer Schönheit ben ſo in unzugänglichen unbewohnten Gegenden. Aber der Menſch vervollkommnet das Gemeine, das ihn als ein Erbtheil allenthalben umgibt. Er macht ſchlechte Fruchtarten durch ſeinen Anbau zum Reichthum des Landes; er pfropft auf den Baum, der bey ihm wild wächſt, Früchte fremder Welttheile. Er ſchafft einzelne Thiere, die in der Wildniß ſerbten, zu Heerden um, die ſich an Geſtalt und Abtrag unter ſeiner Huth nicht mehr gleich ſehen. Er entreißt das Vollkommne den Werkſtätten der Natur und macht es zum Werk ſeiner Kunſt. Er veredelt die Geſchöpfe der Erde, wie wenn ſie das Werk ſeiner Hände wären, und erhebt ſie durch ſeine Kunſt zu einem Werth, zu dem ſie ohne ſeine Mitwirkung nie zu gelangen vermöchten. Was er diesfalls an der thieriſchen und todten Natur thut, das thut er auch an ſich ſelber und an ſeinem Geſchlecht. Er muß es thun! ſonſt geht auch er in der Unbeſorgtheit eines blos thieriſchen Daſeyns zu Grunde, wie die unbeſorgte Schwäche im Pflanzen- und Thierreich ohne menſchliche Wartung zu Grunde geht. Die Schwächen der vegetabiliſchen und animaliſchen Natur alle ſind auch dem Menſchengeſchlecht eigen, und wirken gewaltſam und vielſeitig auf das Stillſtellen und Verwirren der Entfaltung der höhern göttlichen Anlagen ſeiner Natur, ſo daß tauſende unſers Geſchlechts nicht menſchlich werden bis ans Grab, weil ihnen die Wartung, Sorge, Pflege und Kunſt, die ſie zu ihrer menſchlichen Bildung bedurften, durch ihr Leben gefehlt hat. Siehe dich um, und weine über dein Geſchlecht! Sieh wie hier das Kind ſchon, dem vegetabiliſchen und animaliſchen Verderben ſeines Vaters und ſeiner Mutter unterlegen, als phyſiſch verdorbene Pflanze nur ſerbend emporwächst, wie es vom böſen Thierſinn ſeiner Erzeuger angeſteckt und von der Wiege an darin genährt, faſt ſo ſchwer hat, Menſch zu werden, als ein Vergifteter geſund unter ſeinem Geſchlecht dazuſtehen. Sieh' dich um, wie die große Mehrheit der Kinder deines Geſchlechts unter Umgebungen lebt, die ſich zum vegetabiliſchen und animaliſchen Lebensgenuß hindrängen, wie hungrige Säugthiere zum mütterlichen Euter; wie ſie hingeriſſen von dieſem Genuß alles Edlere, Menſchlichere in ſich ſelber verlieren, und dahin verſinken, keine höhere Weisheit und keine höhere Tugend zu kennen, als ihren Kindern und Kindeskindern die Quellen ihrer vegetabiliſchen und animaliſchen Glückſeligkeit mit der ganzen, freylich bürgerlich geformten, Thierkraft zu ſichern, zu der ſie ſich ſelber erhoben haben. Aber der Menſch kann in den Schranken ſeiner animaliſchen und vegetabiliſchen Entfaltung nicht Menſch werden. Das Leben inner dieſen Schranken erzeugt nur eine Thierwelt, in der das Menſchliche unſrer Natur daſteht, wie ein verlorner Kern einer heiligen Frucht in einer angefreſſenen und verfaulten Schale.

Es iſt wichtig, daß die Zeitwelt es tief fühle, daß die Bildung des Menſchen zu allem, was er iſt, von gedoppelten Fundamenten ausgehe; erſtlich, von einem Sinnlichen, das er mit allen Thieren des Feldes gemein hat; zweytens, von dem höhern, allein menſchlichen Weſen unſrer innern Natur, das ihn von allen Weſen der Erde unterſcheidet. Beyde dieſe Fundamente werden im wirklichen Leben der Welt für einen jeden Menſchen von Erfahrungen, Grundſätzen und Mitteln unterſtützt, belebt und ſprechen beyderſeits eine Sorgfalt und Kunſt an, ohne die zwar das freye, wilde Leben den Thierſinn unſers Geſchlechts befriedigen kann, aber ohne die weder eine auch nur ſinnlich begründete Civiliſation noch vielweniger eine geiſtig und bürgerlich erhebende Menſchenkultur denkbar und möglich iſt. Indeſſen ſind die Grundſätze, Maßregeln und Mittel, die bloß zur ſinnlichen Civiliſation, und diejenigen, die zur ſittlichen und geiſtigen Kultur hinführen, in ihrem Weſen nicht nur verſchieden, ſondern ſie ſtehen ſich grade zu entgegen, und müſſen es. Unſre ſinnliche Natur entfaltet ſich nur thieriſch. Die Mittel ihrer Kunſt gehen aus Gefühlen, Anlagen und Neigungen hervor, die der Menſch mit dem Thier gemein hat, und bringen ihn nur zu ſolchen Fertigkeiten, die ihren thieriſchen Urſprung durchaus nicht verläugnen. Sie bringen ihn dahin, daß er ſich ſtolz wie ein Pferd brüſtet, daß er im Zorne kollert wie ein welſcher Hahn, daß er ſeine Vorzüge ſpiegelt wie der Pfau ſeinen Schweif, daß er ſich aus Furcht wie ein geſchlagener Hund ſchmiegt, und für Fleiſch und Brod Künſte treibt, die wider ſeine Natur ſind. Es kann ihm bey allem dem ſinnlich wohl ſeyn. Sinnlicher Genuß bringt den Menſchen thieriſch vorwärts, ſinnliche Furcht ſtößt ihn thieriſch zurück, und ſinnliche Hoffnung belebt ihn ebenſo; denn es iſt nicht bloß die Wahrheit ſeiner ſinnlichen Genüſſe, es iſt auch der Traum von denſelben, der ſein ganzes thieriſches Leben in Bewegung ſetzt, und ihn dahin bringt, von ſeiner Einbildung getäuſcht, ſelber für jemand durch Feuer und Waſſer zu laufen, der ihm den Dienſt mit Verachtung und ſonſt mit gar nichts lohnt. Es kann nicht anders ſeyn. Der Menſch, über den irgend ein thieriſcher Sinn volle Herrſchaft erhalten, wird am Ende das Opfer ſeiner verlornen höhern Menſchennatur. Aber wie er ſich ſelbſt durch ſeinen Thierſinn dem Verderben hingibt, alſo opfert er auch ſein Geſchlecht. Er wird lieblos, wie der Fiſch im Waſſer, ſchonungslos wie die Schlange, die mit Gift tödtet, und gewaltthätig wie das Thier, deſſen Rachen nach Blut dürſtet. Er achtet in dieſem Zuſtand den Schwachen und Armen für nichts; er iſt in demſelben des Reichen Knecht wider Gott und wider ſich ſelbſt. Er haſſet das Recht der Armen, und der Name „Menſchenrecht" iſt ihm ein Greuel, und er muß es ihm ſeyn, denn er weiß, daß es wie das Armenrecht, wider das Thierrecht iſt, und ſein Dichten und Trachten geht nur von dieſem aus. Es kann von nichts anderm ausgehen, denn ſeine Bildung hat ihn nicht höher gehoben. Sie hat ihn auf der Stufe des Thierſinns ſtehen laſſen und ihn vielleicht ganz behaglich darauf abgeſtellt. Er gelüſtet in dieſem Zuſtand auch gar nicht, ſich über die Stufe, auf der er ſteht, zu erheben; er findet in demſelben urchaus ſo wenig Reiz, ſich über denſelben zu erheben, ls er darin in ſich ſelbſt Kraft dazu fühlt. Der Trieb er höhern Menſchennatur, ſich zur Erkenntniß der Wahr-eit und des Rechts und mit ihm zur Erkenntniß des Menſchenrechts und des Rechts der Armen zu erheben, ſt ihm in dieſem Zuſtand ſo fremd als irgend einem autfreſſenden oder fleiſchfreſſenden Thier der übrigen chöpfung. Er iſt in dieſem Zuſtand ein unter die Stu-n der wahren Menſchennatur erniedrigtes Geſchöpf, er hlt dieſes oft auch ſelber. Innere Unruhe verfolgt ihn, enn er den Armen drängt, den Schwachen verhöhn, und die Leiden der Elenden weder mit Worten noch mit Thaten mildert. Er muß vor ſich ſelber entfliehn, er muß den Spiegel ſeines Lebens vor ſeinen Augen zerſchlagen, damit er ſich nicht ſelber in aller Eckelhaftigkeit ſeiner thieriſchen Nacktheit zu erkennen genöthigt ſey. Das iſt ſo wahr, daß er zu Zeiten etwas äußerlich Gutes thut, und etwa den Feldbau oder die Viehzucht verbeſſert, oder gar Wohlthätigkeitsprojekte begünſtigt, damit er ſich ſelber in nöthigen Augenblicken für einen guten und nützlichen Menſchen, für einen Freund der Wahrheit und des Menſchengeſchlechts halten könne. Aber ob er gleich das thut, und zu Zeiten ſelber auf eine Weiſe, die ihm Ruhm und Ehre bringt, der Welt und ſogar den Armen dienet, er glaubt an nichts Gutes, er glaubt niemand gut, er hält niemand für dankbar, niemand für treu, niemand für unſchuldig und reines Herzens und beruft ſich hierüber auf ſeine Erfahrungen. Und er hat darin auch recht. Er hat dieſe nicht nur gemacht, er hat ſie eigentlich erſchaffen. Er hat ſeine Umgebungen ſo vergiftet, daß ein Menſch ein Engel ſeyn müßte, um an ſeiner Seite dankbar, treu, unſchuldig und reines Herzens zu werden.

Ganz anders iſt die Richtung des Lebensganges des Menſchen, deſſen Bildung die reine Entfaltung der Menſchlichkeit zu ihrem Fundament und zu ihrem Zweck hat, und ſich dadurch von dem Bildungsgang aller Weſen, die nicht Menſchen ſind, unterſcheidet. Er verachtet jede Kraftäußerung, die ihn im Weſen, oder auch nur in Form und Geſtalt irgend einem thieriſchen Geſchöpf gleich ſtellt. Er ehret Gott in der Menſchennatur, er kennt ihren einzigen Werth in der Erhebung ihres innern Weſens über ihren äußern thieriſchen Sinn. Menſchlichkeit iſt ihm über alles. Er liebt den Armen, weil er den Menſchen liebt. Er liebt das Armenrecht und das Menſchenrecht, weil er alles liebt, was recht iſt. Er haſſet das Unrecht, er verachtet den, der es thut, er muß ihn verachten, oder die Menſchennatur nicht ehren. Er ehrt ſie. Er glaubt an Menſchengüte, er glaubt an Menſchendank, an Menſchentreu, aber er lebt auch, daß es ſchwer iſt, in ſeiner Nähe zu wohnen und ihm nicht gut, gegen ihn nicht dankbar und ihm nicht treu zu werden. Er iſt der Wahrheit Freund, er hat von ihr nichts zu fürchten: er iſt der Lügen Feind, er hat von ihnen nichts zu hoffen. Er braucht die Täuſchung weder für ſein Gewand noch für ſeinen Schild. Liebe iſt ſein Gewand und die Wahrheit ſein Schild. Gutes thun iſt ſein Leben, aber er treibt kein Geſchäft der Welt, auch das Gutesthun nicht, um ſeines äußern Scheins willen.

Wenn die erſte, die thieriſche Bildung von den ſinn- ichen Trieben unſrer Natur ausgeht, ſo geht die zweyte, ie Menſchlichkeitsbildung von den höhern Anlagen des menſchlichen Geiſtes und des menſchlichen Herzens und iner menſchlich gebildeten Denk- und Kunſtkraft hervor. Daher erhellt, daß der ganze Einfluß der Civiliſationsbil- ung, in ſo fern er ſich nur um das Aeußerliche und Bürgerliche unſers Daſeyns herumtreibt, und durch den Einfluß der Umgebungen der Maſſa, des Volkshaufens nd der Einrichtungen, die für, durch oder auch wider dieſe da ſind, beſtimmt wird, in ſo weit als die Sache der ſinnlichen thieriſchen Bildung unſers Geſchlechts anzuſehen iſt. Die richtige Erkenntniß deſſen, was die Bildung zur Menſchlichkeit, die Menſchenbildung, die Volkskultur iſt und ſeyn muß, und hinwieder deſſen, was die Sache der ſinnlichen thieriſchen Entfaltung unſers Geſchlechts und in ſoweit der Civiliſation iſt, iſt alſo eine nothwendige, eine Fundamentalerkenntniß eines jeden, der ſich um die Erziehung unſers Geſchlechts bekümmert.

Die Einrichtungen, Maßregeln und Bildungsmittel, die um der Maſſe und des Volkshaufens und ſeiner Bedürfniſſe als ſolcher willen gemacht werden, in welcher Form und Geſtalt ſie auch erſcheinen, ſind durchaus nicht das innere Weſen der Volkscultur, ſie ſind durchaus nicht das innere Weſen der Menſchenbildung. In tauſend Fällen taugen ſie auch gar nicht, weder für das eine noch für das andere, ſondern ſtehen den innern Bedürfniſſen und Zwecken von beyden geradezu entgegen. Unſer Geſchlecht bildet ſich weſentlich nicht in Maſſa, ſondern individualiter von Angeſicht zu Angeſicht, von Herz zu Herz menſchlich. Es bildet ſich weſentlich nur in engen, kleinen, ſich allmälig in Anmuth und Liebe, in Sicherheit und Treu ausdehnenden Kreiſen alſo. Die Bildung zur Menſchlichkeit, die Menſchenbildung und alle ihre Mittel ſind in ihrem Urſprung und in ihrem Weſen ewig die Sache des Individuums und ſolcher Einrichtungen, die ſich eng und nahe an daſſelbe, an ſein Herz und an ſeinen Geiſt anſchließen. Sie ſind ewig nie die Sache der Menſchenhaufen. Sie ſind ewig nie die Sache der

Civiliſation. Im Gegentheil, die Unterordnung der Civiliſation unter die höhern Geſetze der Menſchenbildung muß um ſo nothwendiger als Forderung der Menſchennatur ſelber angeſehen werden, da ſie, die Civiliſation, in ihren Mitteln und Folgen mit großer ſinnlicher Gewalt auf die Schwäche und Schlechtheit, und damit auf die große Mehrheit, auf die Maſſe, auf den Volkshaufen unſers Geſchlechts und dahin wirkt, daß er in der größten ſittlichen Geiſt- und Kunſtverwahrloſung und Verwilderung, ſelber in der höchſten diesfälligen Verkrüppelung ſeiner ſelbſt, ſinnlich befriedigt daſtehen und durchaus das Gefühl des Bedürfniſſes der Ausbildung der höhern und edlern Kräfte unſrer Natur in ſich ſelber verlieren kann, dadurch muß ſie dann der eigentlichen wahren Baſis der Menſchenbildung unbedingt entgegenwirken; indem ſie die Zwecke des ſinnlich thieriſchen Verderbens vielſeitig begün- igt, und ihre Reſultate durch große ſinnliche Reitze und Täuſchungsmittel verſtärkt. Die Schwäche unſers Ge- hlechts läßt ſich ſo leicht durch die ſinnliche Nutznießung on etwas ganz Unweſentlichem, vom geiſtigen und ſittli- en Ergreifen und Feſthalten des Weſentlichen ablenken; s iſt in tauſend Begegniſſen des Lebens ſichtbar. Wenn B. ein in ſeinem phyſiſchen Wachsthum verkrüppelter d bis aufs Mark zerriſſener Baum durch die Kunſt des rtners dahin gebracht wird, daß er alljährlich Früchte gt wie ein geſunder, ſo wird ſich die Selbſtſucht des öhnlichen Nutznießers in jedem Fall über die Verkrüp- ng des Baums gar leicht tröſten und ihn ſo gern vor en ſehen als einen unverkrüppelten. Eben ſo wird auch ein durch das Civiliſationsverderben ſinnlich befriedigter, ſelbſtſüchtiger Menſch ein durch dieſes Verderben ſittlich, geiſtig und bürgerlich verkrüppeltes Volk gar nicht als ein ſchlechtes Volk anſehen und behandeln, wenn es ihm die ſinnlichen Genießungen, die er bey ihm ſucht, mitten in ſeiner Verkrüppelung dennoch leiſtet und zu leiſten vermag; ganz gewiß wird ihm ſeine Verkrüppelung eben ſo wenig zu Herzen gehen als dem Nutznießer obigen Baums der böſe Zuſtand der Quelle ſeiner Nutznießung. Der Anblick bloß civiliſirter Menſchen und Völker muß beym Menſchen, der ſie bloß als ſeine Speiſe, als Mittel ſeiner Genießungen und ſeines Dienſtes und nicht als ſelbſtſtändige Weſen anſieht, ſich auf den Eindruck, den ihre ſinnliche Benutzung auf ihn macht, beſchränken, und ganz in den Irrthum und die Einſeitigkeit dieſer ſelbſtſüchtigen Anſicht hinüber gehen. Dieſe Anſicht aber führt unſer Geſchlecht nothwendig und weſentlich an die allgemeine Quelle ſeiner Entſittlichung. Sie führt den Starken zum Mißbrauch ſeiner Kraft, den Stolzen zur Verhöhnung des Schwachen und den Schwachen zum krummen Leben und zum niederträchtigen Haſchen deſſen, was er nicht haſchen darf und nicht haſchen ſoll. Vorzüglich aber macht ſie den Befriedigten gleichgültig für den Zuſtand des Unbefriedigten, den Eigenthümer für den Zuſtand des Eigenthumloſen, den Glücklichen für den Zuſtand des Unglücklichen. Sie trennt die Menſchen und führt den Glücklichern auf einer Bahn, deren Reize tief in ihm liegen und kraftvoll auf ihn einwirkend, faſt unwiderſtehlich zu Lebensweiſen, ich möchte ſagen, zu eigentlichen Modeformen eines Zeit- Schein- Ehrenlebens, in welchem begränzt der Reiche den Armen, der Glückliche den Unglücklichen kaum mehr ſieht und der Gewaltthätige den Unrechtleidenden, ſo wie der Behaglichliegende den Unbehaglichſtehenden kaum mehr anzuſchauen Gelegenheit bekommt. Er wird alſo in dieſem Modeleben gleichſam außer den Kreis der Verhältniſſe geworfen, in denen ſein Herz für ſeine Mitmenſchen, für ſeine Brüder natürlich, einfach und täglich in Bewegung geſetzt werden konnte. Das Unglück eines ſolchen Zuſtands iſt gegenſeitig. Es verheert das Innere der Menſchennatur im Glücklichen wie im Unglücklichen, im Armen wie im Reichen; es wirkt mit gleich verderblicher Gewalt nicht nur auf den ſeine Mitmenſchen mißbrauchenden und verhöhnenden Mann, es wirkt mit gleich verderblicher Gewalt auch auf den mißbrauchten, verhöhnten und verwahrloſten. Wenn der letzte dadurch, daß er nicht nur verwahrloſt, ſondern um der Erniedrigung willen, in die er bey ſeiner Verwahrloſung nothwendig verſinken mußte, noch verhöhnt und dem Unrechtleiden und dem Mißbrauch ſeiner ihm noch übrig gebliebenen Kräfte preisgegeben worden, roh wird, wie die Rinde eines veralteten Baums, und alle Zartheit des Gemüths durch ſein Unrechtleiden verliert, ſo zerſtört der erſte dieſe Zartheit durch Muthwillen und Gewaltthätigkeit, und verſinkt in eine Rohheit, die ich zu ſehr ehrte, wenn ich ſie nur mit einer alten Baumrinde vergleichen würde. Der ſinnliche Menſch achtet die Dinge, die außer dem Kreis ſeiner ſinnlichen Selbſtſucht liegen, für nichts, er achtet die heilige Sache der Menſchheit für nichts, ich möchte mit der Bibel ſagen, er achtet die Dinge nicht, die des Geiſtes Gottes ſind, denn ſie liegen, ſie könnten nicht mehr, außer dem Kreiſe ſeiner ſinnlichen Selbſtſucht. Die große Mehrheit der Menſchen ſowohl in ihrer Maſſe als in ihrer repräſentativen und concentrirten Erſcheinung iſt eben wie die große Mehrheit der Erzeugniſſe in allen Reichen der Natur gemein und ſchlecht; das Vollkommne und Edle iſt auch unter den Menſchen ſelten und ſteht gar oft wie ein Licht unter dem Scheffel da. Der thieriſche Menſch erkennt das reine hohe Weſen der wahren Menſchlichkeit nicht, er vermag es nicht, und da iſt es gleichviel, ob er in dieſem Unvermögen innerlich verkrüppelt auf einem Richterſtuhl ſitze und Recht ſpreche, oder gefeſſelt mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den Schranken dieſes Rechts ſtehe, ob er mit ſtolzem Haupt als Herr ſeiner Umgebungen dahergehe, oder mit gebogenem Rücken ſich zwiſchen den Lücken ſeiner Umgebungen durchſchleiche. Das alles iſt gleichviel. Er erkennt das reine hohe Weſen der wahren Menſchlichkeit nicht, und öffnet ſein ſchlummerndes Auge nicht einmal gern, wenn es ſich gleichſam mit Gewalt an alle ſeine Sinne andrängt. Das Erhabene der Menſchennatur erkennt ſich durch nichts, was der Menſch mit der todten und thieriſchen Natur gemein hat, und doch ſtrebt der Menſch, auch wenn er das Höhere, Edlere ſeiner Natur in ſich ſelbſt innerlich zernichtet, äußerlich immer nach allem Schein des hohen, des edeln, des vollkommnen. Wenn er ſich ſelbſt entwürdigt, veredelt er dennoch den Stein im Gebirge und verſchönert ſeine Umgebungen, dem

Scheine nach in eben dem edeln Geſchmack, deſſen Weſen
ihm merklich ſelbſt mangelt. Selber ſein ſinnliches Voreilen
in der Entfaltung ſeiner ſelbſt und ſeiner Kinder zu allem
Wiſſen, zu aller Schlauheit, zu aller Gewandtheit, zu allem
Stolz, zu allem Hohn, zu aller Niederträchtigkeit unſers Geſchlechts,
iſt eine Folge ſeines in der Sinnlichkeit beſchränkten
und durch das Civiliſationsverderben verwirrten Drangs
nach Vollkommenheit, nach Vollendung. Er ſollte ſich veredeln,
aber er kennt den Sinn der Veredlung nicht, und
meint, er thue dieſes, wenn er ſich abſchleift. Aber der
Menſch veredelt ſich nicht wie der Stein im Gebirge,
nicht wie die Saaten des Feldes und das Vieh auf der
Trift, es fordert eine ganz andre Pflege und Wartung
nd Kunſt, als diejenige iſt, durch die alle Weſen der
Schöpfung, die nicht Menſchen ſind, zur höchſten Voll-
ommenheit gebracht werden, deren ſie fähig ſind; es for-
ert ſelbſt eine ganz andre Wartung, Pflege und Kunſt,
s diejenige, die den Menſchen zu aller Vollkommenheit
r Kräfte, Anlagen, Fertigkeiten erhebt, die er auch mit
m vollkommenſten Geſchöpf der Erde, das nicht Menſch
, gemein hat. Zwar ſind auch die Geſetze der vegetabi-
chen, animaliſchen und der todten Natur ewig und un-
ränderlich; in allem Erſchaffenen liegt das Weſen ſei-
r höchſten Vollendung im göttlichen Keim, aus dem es
ſprungen, und ſtrebt mit ewig unveränderlicher Kraft
ch dieſem Ziel. Aber wenn es auch erreicht wird,
nn die erſten Geſchöpfe, die nicht Menſchen ſind, das
l ihrer höchſten Vollendung erreichen, ſo gränzt ihr
ſtand nicht einmal an die erſten Anfänge der Entfal-

tung des menſchlichen Weſens, er gränzt nicht von ferne an den hohen heiligen Keim, aus dem ſich dieſes allein zu entfalten vermag. Im Gegentheil, die Wartung, die Sorge und Kunſt, mit der alle Weſen, die nicht Menſchen ſind, ſich vollenden, iſt nicht nur nicht die nämliche mit derjenigen, durch die ſich der Menſch vollendet, ſie ſteht vielmehr mit ihr im beſtimmten Widerſpruch und wirkt ihr grade entgegen. Wenn du einen köſtlichen Stein ſchleifſt, ſo erhöheſt du ſeinen Werth, wenn du den Menſchen abſchleifſt, ſo verminderſt du ihn, wenn du ihn wie die edelſte Pflanze beſorgſt, aber bloß in Nahrung, Wärme und Ruh, ſo machſt du ihn ſinnlich, ſelbſtſüchtig und träg. Wenn du ihm die höchſte Kraft, die höchſte Vollendung des Thiers gibſt, ſo entmenſchlichſt du ihn. Gib ihm den Geruch des Hundes, was haſt du ihm gegeben? Gib ihm die Liſt des Fuchſes, was haſt du ihm, dem Menſchen, gegeben? Gib ſeinem Herzen Löwenruh hinter einem Blutrachen und Speiſe zu ſeiner Zeit: das Schaf, das er ſchlachtet, iſt in ſeinen Anlagen der Menſchennatur näher als er. Nicht bloß die Art, wie ſich die thieriſche Kraft im Menſchen ſelber entfaltet, auch die Art, wie ſich die vegetabiliſche und animaliſche Natur durch die Kunſt des Menſchen vervollkommnet, iſt von der Art und Sorgfalt der Kunſt, durch die der Menſch ſich ſelber und ſein Geſchlecht vervollkommnet, weſentlich verſchieden und hat gar nichts mit ihr gemein. Ich ſtehe ſtaunend vor allem Leben der phyſiſchen Schöpfung und ſehe, im Anblick aller Kraft und aller Kunſt ihrer Vervollkommnung, die Wahrheit ihres Zurückziehens in allem ihrem Seyn und in allem ihrem Thun hinter der Höhe und Heiligkeit aller Erforderniſſe für die Bildung unſers Geſchlechts. Die Menſchenkunſt, die Menſchenbildung iſt von Gottes und der Natur wegen die höchſte Kunſt unſers Geſchlechts; der Menſch muß ſie ſuchen und ſchätzen, als ſein höchſtes Gut. Er thut es auch, oder wer iſt Vater und Mutter, der nicht einen Finger von der Hand gäbe, daß ſeine Kinder menſchlich gebildet würden und menſchlich leben könnten bis an ihr Grab, aber ob er es auch noch ſo gern ſucht, er vermag es um deswillen nicht, wenn er nicht ſelber menſchlich gebildet, wenn er nicht ſelber im höhern Sinn des Worts Menſch iſt. Nur der edle und erhabene Menſch hat wahre Kräfte zu aller Unſchuld und Reinheit der Menſchenbildung. Der Traum, in dem der ſinnliche im thieriſchen Leben oder auch im Civiliſationsverderben gefangene Menſch, Menſchenbildung für ſeine Kinder ſucht, dauert nicht lange, er wird ihm bald ſelber zur Laſt, ſo daß er nach wenigen aber nothwendig fehlenden Verſuchen zu dem jeweiligen Schlendrians-Urtheil hinlenkt: Es ſey mit der Erziehung und Menſchenbildung eben nicht viel anders zu machen, als wirklich geſchieht; und damit übergibt er dann ſeine Kinder den Welteinrichtungen, wie ein Befehlshaber eine belagerte Stadt, die er nicht mehr zu behaupten vermag. Im Verderben der Welt iſt die Menſchenbildung nicht bloß die nothwendigſte, die dringendſte, ſie iſt auch die ſeltenſte und ſchwierigſte Kunſt. Ich ſtaune nach ihr hin, ich achte ſie ſelbſt als das höchſte Gut, aber wo ſoll ich ſie ſuchen, wo ſoll ich ſie finden, wo ſoll ich die erſte Spur, die mich auf ihre Wahrheit, auf ihr inneres Weſen hinlenkt, ſuchen und finden als in mir ſelbſt, als im Menſchen ſelber, wie er getrennt von dem Einfluß des Weltverderbens, in ſich ſelbſt, in ſeiner Unſchuld und Reinheit mit lebendigem Gefühl der Wahrheit aller ſeiner beſſern Kräfte daſteht. Wo ſoll ich ſie ſuchen als im Thun der Mutter, und in aller Kraft und in aller Sorge ihres mütterlichen Sinnes, alſo in der Reinheit ihrer Selbſt, inſofern ſie ſich dadurch entſchieden von allem Thun weiblicher Weſen, die zwar Mütter aber nicht Menſchen ſind, unterſcheidet? Ebenſo wie im Thun dieſer Mutter, werde ich die erſten Spuren der Wahrheit aller Menſchenbildung in den Bedürfniſſen des Kindes finden, in ſofern ſich dieſes von den Bedürfniſſen aller kindlichen Weſen, die nicht Menſchen ſind, unterſcheidet. Es iſt ſchön mit menſchlichem Auge in die Werkſtätte der Natur hinzublicken, aber ſchöner und menſchlich erhebender iſt kein Hinblick in ihr Heiligthum, als derjenige in die Erſcheinung der Menſchennatur, in ſofern ſie ſich im Thun der Mutter gegen ihren Säugling menſchlich ausſpricht und ausſprechen muß. Blick auf ſie hin, Menſchenfreund, aber faſſe ſie nicht einzeln ins Auge, wirf einen Blick auf alle mütterlichen Weſen hin, die nicht Menſchen ſind, und auf die Geſchöpfe alle, die ihre Kinder aber nicht Menſchen ſind. Jede thieriſche Mutter, ob ſie für ſich als Thier auch noch ſo ſchlecht iſt, will ihrem Kinde alles geben und alles ſeyn, was ſie iſt, was ſie bedarf, und ſelber, was ſie gelüſtet, ihren Thierſinn, ihren Thierfraß und ihre Thierkraft. Sie braucht hierzu auch keine Kunſt und keine Mühe. Ihr Kind iſt faſt ohne ihr

Zuthun zu dieſem Fraß, zu dieſem Sinn, zu dieſer Kraft von ſelbſt reif. Aber die menſchliche Mutter bedarf, um aus ihrem Kinde zu machen, was ſie ſelbſt iſt, und ihm zu geben, was ſie ſelbſt bedarf und gelüſtet, große Kunſt, große Mühe, und zwar große menſchliche Mühe und großmenſchliche Kunſt. Es iſt dem menſchlichen Geiſte faſt unbegreiflich, wie das junge Thier ſo ſchnell alles werden und alles ſeyn kann, was es ſeyn ſoll, um ſo mehr, da die menſchliche Entfaltung in dem Grad langſam und von fremder Hülfe, von fremdem Einfluß und von fremder Kunſt abhängig, als das Thier davon unabhängig iſt.

Phyſiſche Erhaltung und phyſiſche Selbſtbeſchätzung iſt das höchſte und erſte Ziel der thieriſchen Entfaltung und das letzte, wozu der Menſch nach gebildeter und gereifter ſittlicher, geiſtiger und Kunſtkraft zu gelangen vermag. Erkennen wir den Unterſchied der thieriſchen und menſchlichen Entfaltung in ihrem ſich entgegenſtehenden Weſen, ſo iſt uns das innere und höchſte Geheimniß des Weſens der Menſchenbildung aufgeſchloſſen, und wir ſehen den Mittelpunkt des Unterſchiedes, um welchen ſich beydes, die thieriſche und die menſchliche Entfaltung in ewiger Trennung herumtreiben in unbedingter Klarheit vor unſern Augen.

Aber verlaſſen wir einmal den Geſichtspunkt der thieriſchen, und heften uns einen Augenblick auf das Weſen der menſchlichen Entfaltung.

Dieſe iſt in ihrer erſten Erſcheinung mehr die vegetabiliſche Entfaltung eines ſeines Lebens unbewußten Pflanzenkeims, als die Entfaltung eines ſeines thieriſchen Daſeyns bewußten lebendigen Weſens. Von dieſem Zuſtand, der Wochenlang dauert, geht das Kind durchaus nicht unmittelbar zum Bewußtſeyn ſeiner geiſtigen und phyſiſchen Kraft hinüber, das erſte Entfalten ſeines menſchlichen Seyns iſt die Erſcheinung ſeiner Gemüthlichkeit. Dieſe geht unmittelbar aus der Ruh und der faſt völligen Bewußtloſigkeit ſeines Seyns hervor. In dieſer vor allen andern Kräften erwachenden Gemüthlichkeit des Kinds liegt dann aber auch der heilige Keim der reinen Entfaltung des ganzen Umfangs aller ſittlichen geiſtigen und phyſiſchen Kräfte ſeiner Natur. Das erſte Leben des Säuglings iſt durch die heilige Ruhe ſeiner erſten Tage gleichſam eine geweihte Fortſetzung ſeines von der äußern Erſcheinung der Welt geſchiedenen und ſich ſelbſt unbewußten Lebens im Mutterleib: ſeine Bedeutung als diejenige des Anfangszuſtandes des ganzen Lebens des Kindes iſt unermeßlich. Der Menſch muß ſich nicht thieriſch lebendig, er muß ſich gemüthlich, er muß ſich menſchlich beruhigt entfalten, und dieſe Gemüthsruh, und ſelber ihr ſinnlicher Anfangspunkt, das ungeſtörte Vegetiren in dieſer Ruhe iſt die erſte Grundlage der naturgemäßen progreſſiven Entfaltung aller unſrer Kräfte. Ich verweile mich etwas auf dieſem Punkt. Das Menſchenkind vegetirt, ehe ſich ſein thieriſches Leben entfaltet. Das Eigentliche ſeines ſich von allen andern Geſchöpfen unterſcheidenden Weſens fordert das Stillſtellen ſeiner thieriſchen Kraft, damit das Menſchliche ſeines Seyns ſich von dieſer ungeſtört entfalte, dadurch wird das Bedürfniß eines mütterlichen Einfluſſes, einer mütterlichen Sorgfalt und

einer mütterlichen Kunſt auf die Entfaltung der menſchlichen Kräfte entſchieden, und das Weſen, das eigentlich Unterſcheidende dieſer Sorgfalt und Kunſt, die kein mütterliches Geſchöpf der Erde mit der menſchlichen Mutter
gemein hat, in ihr wahres Licht geſetzt. Wer dieſen Unterſchied nicht fühlt und die Folgen davon nicht für das
ganze menſchliche Leben und für die Führung unſers Geſchlechts in allen ſeinen Verhältniſſen zu ahnen vermag,
er hat die Spur der Natur verloren und ſich in den
Irrwegen der Unnatur tief verwirrt; mit welcher Kraft
r auch in dieſen Irrwegen vorſchreite, und zu welcher
öhe er ſich auch in den Künſten einer nicht von Ruhe,
ebe und Anmuth ausgehenden Bildung unſers Geſchlechts
hebe, er iſt von der einzigen Bahn der Entfaltung der
nen Menſchlichkeit gewichen und wird ſie in den Irr-
gen ſeiner ſich in der Unnatur verlornen Verkünſtlungs-
iebſamkeit nicht wieder finden. Ich ſtehe noch einmal
dem Anfangspunkte des ſich entfaltenden Lebens des
nſchlichen Kindes ſtill, ich ſehe lange, lange keine thie-
e Kraftäußerung in ihm, und auch nicht einmal ein
ndiges Streben darnach, ich ſehe keine Spur des Ge-
ſinnes, der alle thieriſche Jugend zur ſchnellen Ent-
ng ihrer Kräfte hintreibt. Im Gegentheil, das erſte
en des innern Lebens des Kindes iſt ſein himmliſches
ln, es iſt die erſte Regung eines über allen Thier-
erhabenen und ihm ganz entgegenſtehenden menſchli-
Sinnes, es iſt der Ausdruck des Frohſinns der in-
Befriedigung der menſchlichen Erheiterung des Ge-
durch den Genuß der menſchlichen Sorgfalt und

Liebe, es iſt die erſte Spur der im Kinde entkeimenden Erkenntniß der Liebe. Dieſes Lächeln geht dann bald in Anmuth und in ein allgemeines liebliches Weſen hinüber. Aus dieſem entfaltet ſich dann bald der heilige Keim der Mutterliebe, deſſen Frucht gleich nach ihrem Entkeimen eine in Dauer, Kraft und Wahrheit ſinnlich vollendete, eine ſinnlich vollkommene Liebe iſt. Und hier liegt wieder eine hohe Spur des erhabenen Ganges der Natur, die ſich in jedem ihrer Schritte vollendet. Der erſte Grad der ſinnlichen Liebe iſt im Säugling vollkommen; er mag an Alter und Kräften zunehmen, wie er will, er kann ſeine Mutter ſinnlich nicht mehr, nicht inniger lieben, als er ſie auf ihrem Schooße in der Unmündigkeit liebt. Seine Liebe auf ihrem Schooße iſt eine vollkommne Liebe; wie ſollte ſie es nicht ſeyn? Er lebt in ihr, er lebt durch ſie, ſie iſt ihm über alles; ſeine Liebe iſt Glaube, ſie iſt erheiternder, ſie iſt befriedigender Glaube an ihre Vorſorge; durch dieſen Glauben hebt ſich im Kinde das Gefühl ſeiner Unbehülflichkeit von ſelbſt auf, die Kraft der Mutter iſt ſeine Kraft, es weiß nicht, daß es keine eigne hat, und ahnet nicht, daß es einer bedürfe, es lebt in ſeiner Unbehülflichkeit im Glauben und Liebe, und kennt kein Bedürfniß der Kraft, keine Gierigkeit, kein Streben nach einer ſolchen; ſo groß iſt der Unterſchied in der Richtung der Triebe zwiſchen dem menſchlichen Säugling und dem thieriſchen. Dieſer letzte lebt von der Stunde ſeiner Geburt an in ſich ſelber im Gefühl ſeiner Kraft, er lebt durchaus nicht wie der menſchliche in der Kraft der Mutter und durch ſie, er lebt durchaus nicht lange und an-

haltend, in ſich ſelbſt keine Kraft bedürfend und nach keiner hinſtrebend, wie das Menſchenkind im Glauben an ſeine Mutter und an ihre Kraft, ſondern im Gegentheil, er lebt von der Stunde ſeiner Geburt in einer ſich äuſſernden, lebendigen Gierigkeit nach dem Gebrauch ſeiner eigenen Kraft. Daß doch unſer Geſchlecht dieſen Unterſchied in ſeiner ganzen Bedeutung erkennen und in der Erziehung ſeiner Kinder der Entfaltung des Menſchlichen, das in ſeiner Natur liegt, derjenigen des thieriſchen in dem Grad den Vorzug geben möchte, in dem ihm die Natur ſelber einen Vorzug gegeben; daß doch unſer Geſchlecht die Stimme der Schöpfung, die die Stimme Gottes iſt, hierin erkennen und tief fühlen lernte, daß wenn der thieriſche Säugling inner Jahres-Friſt in allen
einen Kräften gereift iſt, und der Menſch hingegen ſo
angſam zur Reifung ſeiner phyſiſchen und thieriſchen
raft gelangt, dieſe Zurückſetzung ſeiner thieriſchen Kraft
inter die menſchliche darum ſtatt findet, damit er durch
en einfachen natürlichen Gang der Entfaltung ſeiner
räfte gleichſam von ſelbſt zur Ueberzeugung gelange,
ß ſeine thieriſche ſinnliche Kraft nicht die weſentliche
ner Natur iſt, daß er vielmehr beſtimmt iſt, gegen die-
be Herr über ſich ſelbſt zu werden, gegen alle Gewalt
ner thieriſchen Gelüſte und gegen alle Macht ſeiner
ch das menſchliche und bürgerliche Verderben thieriſch
f ihn wirkenden Umgebungen. Dieſes Ziel, die An-
üche unſrer thieriſchen Natur dem höhern menſchlichen
llen unſers Geiſtes und unſers Herzens zu unterwer-
iſt desnahen offenbar der Mittelpunkt und das Weſen

der Sorge und der Kunſt der menſchlichen Erziehung, und das erſte einzige, was darin Noth thut; eben ſo wie es das Weſen alles höhern und tiefer greifenden Einfluſſes auf die Sicherſtellung der Menſchlichkeit oder des reinen menſchlichen Sinnes in allen möglichen Verhältniſſen unſers Geſchlechts iſt. Wende dein Auge nicht leicht von dieſem Ziel weg, faſſe es in ſeinen Urſachen und Folgen ſo bedeutend und ſo ernſthaft auf, als es dieſes verdient. So wie ſich die menſchliche Kraft im Glauben und in der Glaubensruhe entfaltet, ſo entfaltet ſich die höchſte Kraft der ſinnlichen Natur im Thier durch Mißtrauen und durch die Sorgen und die Unruhe der Kraft, die aus dieſem Mißtrauen entſpringt. Sie entfalten ſich aus eben der Stimmung der Unruhe und der Furcht, aus der alles Denken, Fühlen und Thun der Schwäche unſers Geſchlechts und des in der Kraft ſeiner Menſchennatur entnervten und verdorbenen Mannes hervorgeht.

Offenbar iſt die Baſis der menſchlichen Entfaltung und die Quelle, woraus alle menſchliche Kraft hervorgeht, Ruhe, Unſchuld, Liebe und Glauben, und hinwieder die Baſis der thieriſchen, und die Quelle, woraus aller Trieb derſelben und zu derſelben hervorgeht, ein mit der Unſchuld, dem Glauben und der Liebe unvereinbares, unruhevolles Mißtrauen unſers thieriſchen Verderbens. Die menſchliche Kraft entfaltet ſich im Kinde gleichſam durch das Verſchwinden des Bewußtſeyns ſeiner Kraftloſigkeit im Glauben an die Mutter, die thieriſche hingegen durch das rege Bewußtſeyn ſeiner eignen ſinnlichen Kraft in Mißtrauen und Liebloſigkeit. Die menſchliche Kraft ent-

faltet ſich aus der Menſchlichkeit und ihrem ewigen, unzerſtörbaren, innern Weſen, die thieriſche hingegen aus
dem Weſen des thieriſchen Sinns, der im Leben der wahren Kräfte der Menſchlichkeit ſein Grab findet und ewig
nicht zu beſtehn vermag. Sie entfaltet ſich aus dem
Mangel an Menſchlichkeit und an menſchlichem Glauben
elber. Welch ein hohes Geheimniß liegt in dieſer erſten
Quelle der menſchlichen Entfaltung! Ich verfolge ſie.
ch faſſe das menſchliche Kind in Verbindung mit der
enſchlichen Mutter ins Auge. Ich erblicke zuerſt die
ohe, erhabene Uebereinſtimmung ihrer mütterlichen Kraft,
res mütterlichen Willens und ihrer mütterlichen Mit-
l mit dem ſie menſchlich anſprechenden Bedürfniß des
äuglings.

Die Mutter liegt in den erſten Tagen ihrer Entbin-
ng gleichſam in heiliger Weihe für die Unbehülflichkeit
res Erzeugten ſich ſelber vergeſſend und allen ihren Ver-
tniſſen entriſſen, nur [illegible]r ihr Kind da. Die Ruh, die
friedigung ihres Säuglings iſt in der ganzen Dauer
er Unbehülflichkeit ihr über alles, ihre eigne Kraft iſt
nichts, ſie hat für ſie keinen Werth, als inſofern ſie
n Säugling in dieſer Unbehülflichkeit befriedigt und
e Ruhe ſichert.

Freund der Menſchheit, wirf einen Blick auf die Höhe
Kraft, zu welcher ſie dieſes innerlich in ihr ſo belebte
ben erhebt. Des Säuglings leiſeſter Laut erweckt
n dem härteſten Schlaf, ſie wacht Nächte durch und
n Morgen nach der durchgewachten Nacht heiter wie
dem ſüßeſten Schlafe, weil ſie in der Liebe gewacht

hat. Das Erſchöpfende des Lebens erſchöpft ſie nicht, weil ſie liebt. Sie ſehnt ſich nicht los zu werden der mütterlichen Sorgen, der mütterlichen Laſten, ob dieſe gleich bis ans Ende des mütterlichen Einfluſſes gehen und lange dauern. Das Schwerſte dieſer Laſten fällt freylich in die Zeit der größten Unbehülflichkeit des Kindes, und auch dieſe dauert lange.

So wie die phyſiſche Kraft des Kindes ſich erſt lebendig und nach ſelbſtſtändigen Gebrauch ſtrebend erzeigt, wenn daſſelbe zu einem merklichen Grade der Entfaltung ſeiner Geiſtes- und Herzenskräfte gelangt iſt, alſo dauert das Bedürfniß der Unbehülflichkeit deſſelben und mit ihm ſein Anſpruch an die anhaltende Sorge der Mutter für daſſelbe eben ſo lange, bis nämlich die Mittel der Selbſthülfe beym Säugling durch das Wachsthum ſeiner Kraft und ſeiner Erfahrung eine Stärke gewonnen, daß die Neigung zur Selbſthülfe rein menſchlich und auf keine Weiſe thieriſch gewaltſam aus ihm hervorbricht. Darum iſt es, daß die Vorſehung den mütterlichen Willen und die mütterliche Kraft für die mütterliche Sorge ſo tief in die menſchliche Natur gelegt hat, daß das Weib eigentlich aufhört, Mutter zu ſeyn, ſobald dieſer Wille, dieſe Kraft und dieſe Treue dahin iſt, daß es eigentlich aufhört, Mutter zu ſeyn, wenn der Wille, die Laſten der Unbehülflichkeit ihres Säuglings zu tragen, in ihr dahin iſt. Daher iſt eben ſo gewiß: keine Mutter, kein Weib, das noch Mutter iſt, ſehnt ſich zu früh, los zu werden der mütterlichen Sorgen und der mütterlichen Laſten. Keine ſehnt ſich zu frühe nach dem Wachsthum der phyſiſchen Kraft ihres Kinds, keine ſehnt ſich nach der ſchnellen Entfaltung irgend einer Kraft deſſelben, die es mit den Thieren des Feldes gemein hat. Nein, nein, jedes Weib, das wahrhaft Mutter iſt, ſehnt ſich vorzüglich und überwiegend nach der Entfaltung der Menſchlichkeit ihres Kindes. Jedes Weib, das Mutter iſt, ſehnt ſich mit inniger Lebendigkeit nach den erſten Spuren ſeines innern menſchlichen Seyns. Freund der Menſchheit, ſiehe wie ſie, die Mutter, auf ſein erſtes Lächeln lauert, wie ſie göttlich froh iſt bey ſeiner erſten Erſcheinung, wie ſie alles thut, ſeine Wiederholung zu erkünſteln und zu erzwingen, wie ſie hm lächelt und wiederlächelt, wie ſie lieblich und anmuthsvoll iſt, damit es auch lieblich und anmuthsvoll werde. Siehe, Freund der Menſchheit, mit welcher Ausharrung e die Sicherſtellung dieſer Ruh und die Entfaltung der nmuth ihres Kindes fördert; ſiehe mehr, ſiehe wie weit eſe Sorgfalt auf den ganzen Umfang der Entfaltung iner menſchlichen Kräfte einwirkt, wie ſich in dieſer uh das menſchliche Denken des Kindes, ſeine menſchliche enkkraft, und in der Liebe, die dieſe Ruh erzeugt, ſein enſchliches Thun, ſeine menſchliche Thatkraft entfaltet, e denn dieſe Thatkraft an der Seite der Mutter das rlliche Leben in Unſchuld, Wahrheit und Treu entfaltet d bildet, und wie das Leben in Unſchuld, Wahrheit d Treu das Bewußtſeyn des Unrechts des Lebens in rrn, Täuſchung, Lügen und eitelm Schein entfaltet, das Bewußtſeyn dieſes Unrechts die heilige Scheu Scham vor dem Böſen erzeugt, wie Scheu und am vor dem Böſen durch ihre Dauer an der Seite der Mutter in ihm in Keime der Selbſtüberwindung, in Keime von Sittlichkeitsfertigkeit hinübergeht, und wie ſich denn dieſe höhere Kraft der Menſchennatur in ihrem erſten ſinnlichen Gewand mit lieblich erhebendem Reiz in ihm entfaltet und bildet; wie alſo der ganze Umfang der menſchlichen Kräfte und Anlagen aus dieſer Ruh und aus dieſer Anmuth hervorgeht, und gleichſam als ein allgemeines Reſultat der mütterlichen Sorgfalt und des reinen erſten Lebens im Heiligthum der Wohnſtube erſcheint.

Die Anerkennung des weſentlichen Bedürfniſſes dieſer Ruh und ihrer Dauer iſt alſo dem Menſchengeſchlecht von der äußerſten Wichtigkeit, auch erkennt es die Heiligkeit dieſes Bedürfniſſes in ſeinem Urſprunge allgemein. Dieſe Anerkennung ſpricht ſich indeſſen beſonders in Rückſicht auf den erſten Zeitpunkt des kindlichen Lebens in nichts äußerlichen ſo beſtimmt aus, als darin, daß die Gebärerin in unſrer deutſchen Sprache eine Sechswöchnerin heißt. Sie iſt dieſes durchaus nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um ihres Säuglings willen, damit die heilige Ruh, aus welcher die Reinheit der Entfaltung alles weſentlich menſchlichen unſrer Natur allein hervorgeht, in dem erſten bedeutendſten Punkt des menſchlichen Daſeyns vollkommen geſichert ſey.

Das Geſetz dieſer Tage liegt tief im Innern der Menſchennatur; der arme Mann, der das Jahr durch wenig Brod und wenig Ruh hat, ſucht beydes für ſeine Sechswöchnerin, daß ihr Säugling in den erſten Tagen ſeines Daſeyns Ruhe finde und nicht thieriſch gereizt, unruhig werde und die erſte Baſis ſeiner menſchlichen Entfaltung

verliere, ehe noch eine Spur dieſer wirklichen Entfaltung
in ſeinem Auge und auf ſeinen Lippen erſcheint. Armer
menſchlicher Mann, der du alſo für das Brod und die
Ruhe deiner Sechswöchnerin ſorgeſt, du weißt oft ſelbſt
nicht, was deine Tugend dießfalls für ſie thut, und wie
wichtig dieſer Dienſt für die Entfaltung der Menſchlichkeit
eines Kinds iſt; du machſt dadurch ſeine Mutter in den
rſten Tagen ſeines Bedürfniſſes ſtark zum großen Dienſt
er Mutterſorgen, durch die die heilige Ruh, die nicht
oß das unmündige Kind, ſondern das ganze erſte kind-
he Alter fordert, ihm durch ſie geſichert werde. Es iſt
ingend, die Mutter muß für ihr Kind innerlich beru-
gt, ſie muß für daſſelbe anmuths- und liebevoll werden,
nn ſie im Umfang ihrer Verhältniſſe zu ihm menſchlich
tterlich handeln und aller Mutterſorge und aller Mut-
reu fähig ſeyn ſoll, die ihre Pflicht iſt.

Dieſe Anfangspunkte und Elemente der menſchlichen
dung umfaſſen, wenn auch ſchon nur in ihrem Keime,
Ganze der in unſerm Geſchlecht zu entfaltenden
ſchlichen Kräfte. Jede dieſen Gang der Natur und
Harmonie ſtörende, gereizte ſinnliche Gierigkeit, je-
Vorſtreben irgend einer ſinnlichen Kraftäußerung vor
menſchlichen Begründung iſt wider die Menſchenna-
nd wider das Weſen ihrer Bedürfniſſe und Anſprüche;
lt uns beym erſten Eintreten in die reine Bahn der
lichen Entfaltung durch Glauben und Liebe, auf
wege des Unglaubens, der Liebloſigkeit und ihrer
des ſinnlichen Thierſinns und ſeiner unausweich-
Folgen, der allgemeinen Abſchwächung der höhern,

edlern Anlagen unſrer Natur hin. Indeſſen iſt und bleibt der Weg zur Vollendung der Kräfte unſrer Natur durch die Glaubensruh der einzige wahre Weg der Entfaltung der Menſchlichkeit. Auf ihm, allein kommt der Menſch dahin, das Vorherrſchende ſeines thieriſchen Sinns in ſich ſelber zu beſiegen, und das Reinmenſchliche in ſich ſelber herrſchend zu machen.

Freund der Menſchheit, faſſe dieſen Gang der Natur, noch einmal, faſſe ihn in ſeiner tiefſten Bedeutung ins Auge, und erhebe dich zum höhern Ahnen ſeiner heiligen göttlichen Folgen; ſiehe, wie ſich aus der Liebe zur Mutter auf dieſer Bahn die Liebe zu Gott, aus dem Vertrauen auf die Mutter das Vertrauen auf Gott, aus dem Glauben an die Mutter der Glaube an Gott einfach und lieblich entfaltet, wie ſich die menſchliche Ruh in den Armen der Mutter im Kind zur himmliſchen Ruh in Gottes Armen erhebt. Siehe, Freund der Menſchheit, wie auf dieſem Wege die Entfaltung der menſchlichen Kraft eine allgemeine heilige göttliche Entfaltung der Menſchennatur wird, wie auf dieſer vom reinen Herzen ausgehenden Bahn dann auch die Kraft des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Kunſt, eine höhere eine heiligere Kraft, eine höhere eine heiligere Kunſt wird. Siehe noch mehr, ſiehe wie das Bewußtſeyn des Unrechts auf dieſer Bahn beym Kind in eine heilige Kraft gegen daſſelbe, wie die Scheu und Scham vor der Mutter in Scheu und Scham vor dem Angeſicht Gottes, in Gottesfurcht hinübergeht; wie das leichte, ſinnliche Gewand der in der Unmündigkeit entkeimenden Sittlichkeit ſich durch die an der Seite der Mutter und im Glauben an ſie entfaltete Gottesfurcht in eine wahrhaft reifende und mit Bewußtſeyn ihrem Wachsthum und ihrer Vollendung entgegenſtrebende, wirkliche Sittlichkeit umwandelt. Und nun, am Ziel der höchſten, innern Veredlung der Menſchennatur blicke hinunter, auf das irrdiſche Leben des Kinds, und faſſe den Einfluß dieſes hohen Gangs der Entfaltung ſeiner Kraft auf die Veredlung und Beſeligung dieſes ſeines äußern Seyns ins Auge. Siehe beſonders, wie dem Kinde durch dieſen Gang des Lebens Anhänglichkeit an ſeine Verhältniſſe und an ſeinen Stand kraftvoll eingeübt und der erſte Keim des heiligen Heimwehs in daſſelbe gelegt wird; indem alle ſeine Kräfte, Anlagen und Neigungen im Zuſammenhang mit dieſen Verhältniſſen belebt und entfaltet werden. Sein Verſtand wird auf dieſer Bahn gleichſam als der Verſtand ſeiner Lage und ſeiner Verhältniſſe, ſein Herz, ſeine Thätigkeit und ſeine Kunſt als das Herz, als die Thätigkeit und als die Kunſt ſeiner Lage und Verhältniſſe belebt und ergriffen. Sein ganzes Seyn iſt auf derſelben ein verſtändiges, liebevolles und kraftvolles Eingreifen des wirklichen Lebens in ſeinen Stand und des Genuſſes einer allgemeinen Bildung für denſelben, ohne daß es gefahret, in ſeiner Lage durch fremde, ſinnliche Reize von der Bahn des Lebens, die von Gottes, von der Wahrheit und des Rechts wegen die ſeinige und desnahen für ihn die einzige iſt, abgelenkt zu werden.

So im Innern für die Wahrheit und Reinheit ſeiner Veredlung kraftvoll gebildet, und für ſeine äußern Verhältniſſe in Unſchuld und Liebe mit ſich ſelbſt in Harmonie gebracht, geht dann das auf dieſer Bahn geführte Kind aus der heiligen Wohnſtube in die Welt, in die Schule der Welt hinüber, aber nicht aus der Wohnſtubenbarbarey, in der das verwahrloſete Kind in Unkunde der Menſchennatur unerhoben von den menſchlichen Verhältniſſen, ungebildet für alle Kraft der Menſchlichkeit, verwahrloſet, hintangeſetzt ohne Genuß der Mutterſorge, der Vatertreue, der Bruderliebe, ohne Gotteserkenntniß, ohne Gottesglauben, ohne Jeſum Chriſtum zu erkennen, gelebt oder vielmehr geſerbt hat. Nein, es geht in Unſchuld aber auch göttlich und menſchlich gebildet und geſtärkt und in ſich ſelbſt bereitet, ſein Heil, beydes mit Vertrauen auf alles Gute, aber auch mit Furcht und Zittern vor allem Böſen zu ſuchen und erhoben über Zeit und Welt, den Schein jeder bloß ſinnlichen Vollendung verachtend, dahin ſtrebend, vollkommen zu werden, wie ſein Vater im Himmel vollkommen iſt, aus der Wohnſtube in die Welt, in die Schule der Welt hinüber.

Freund der Menſchheit, ſiehe dich um und forſche, ob ſich unſer Geſchlecht anders über ſein ſinnliches Verderben zur reinen Sittlichkeit erhebe; ob die höhern Kräfte unſers Geſchlechts, die Kräfte unſres Geiſtes, unſres Herzens und unſrer Kunſt, anders als auf dieſer Bahn ſich allgemein menſchlich entfalten; und ob der Menſch beym Mangel des Betretens dieſer Bahn nicht allgemein und unausweichlich auf die ihr entgegengeſetzte hinlenke, und allem Herzens-, Kraft- und Kunſtverderben derſelben Thür und Thor öffnen müſſe. Alles, alles, was dieſe Bahn in ihrer Reinheit und Unſchuld, in ihrer Kraft und in ihrer

Höhe ſchwächt, verwirrt und ihre Sicherheit untergräbt, ſteht dem Erfolg der Menſchenveredlung gradezu entgegen und iſt mit dem Wohl des Menſchengeſchlechts und ſeiner erſten Fundamente im vollen Widerſpruch. Dieſes iſt nicht nur vom offnen Laſter, es iſt nicht nur vom Leben in Unſittlichkeit und innerm Herzensverderbniß wahr, es iſt auch von den Folgen des Civiliſationsverderbens, in dem der Menſch durch Gewohnheitsanſichten und Fertigkeiten gleichſam aus dieſer Bahn, der göttlichen einzigen, herausfällt, und ſoviel als in der Unſchuld vom Strom des Weltlebens hingeriſſen, darin fortſchwimmt, ohne die Abgründe zu ahnen, in welche er endlich verſinkt. Es iſt desnahen von der äuſſerſten Wichtigkeit, daß der Mann, der die reine Entfaltung des Menſchengeſchlechts und eine darauf zu gründende Volks- und Nationalkultur wünſcht, ſich über den Geiſt der Civiliſation, ihrer Tendenz und das Weſen ihres Geiſtes und ihrer Schranken nicht täuſche, daß er das Bedürfniß der Erhebung ſeines Geſchlechts über ihre Schranken richtig erkenne und tief fühle. Ohne das findet unſer Geſchlecht die reine, einzige Bahn der Bildung zur Menſchlichkeit, im wirklichen Leben ſich weer im Umfang irgend eines Staats- noch Privatverhältniſſes geöffnet, und der Name Volksbildung und Naionalkultur iſt dann ein täuſchender Traum, der in er Wahrheit nicht beſteht; die Bemühungen dazu ſind nter dieſen Umſtänden denjenigen eines Thoren gleich, er, wenn er ſeinen Acker ungebaut verwildert liegen läßt, nnoch glaubt, wenn er einige Körner guten Samens f ihn hinwerfe, ſo werde er doch eine gute Ernte machen. Seine Hoffnung iſt eitel. Volkskultur und Volksbildung ſind bey der Hintanſetzung und Verwahrloſung des Volks, ſie ſind beym Mangel der naturgemäßen Entfaltung unſrer Kräfte und beym Abweichen von der einzigen, ewigen Bahn der wahren Entfaltung derſelben ein Traum, und das Menſchengeſchlecht muß bey ihrem Mangel zu allen Zeiten und unter allen Umſtänden der Civiliſationseinſeitigkeit ihrer Beſchränkung und ihrem Verderben unterliegen; und wenn je ein Zeitpunkt in der Welt war, in welchem dieſe Gefahr dem Menſchengeſchlecht im Großen vor Augen geſtellt war, ſo iſts derjenige, in die unſre Lebensperiode gefallen. Oder ſollten wir uns hierüber noch täuſchen? könnten wir die großen Begegniſſe unſrer Tage bey uns vorübergehen geſehen haben, ohne den Geiſt derſelben und die Quellen zu erkennen, aus denen ſie alle hervorgegangen? Können wir uns verhehlen, daß die Menſchenleiden ſo vieler Jahre und ſo vieler Staaten das höchſte Civiliſationsverderben in ſeinen verſchiedenen Formen und Geſtalten zu ſeiner Quelle und zu ſeiner Urſache hatten? Können wir die verſchiedenen Formen dieſes Verderbens, wie wir ſie in einem unglaublich kurzen Zeitpunkt nicht bloß vor uns vorübergehen, ſondern eigentlich über uns herfallen und uns beynahe ganz zerdrücken geſehen, ſchon vergeſſen haben?

Was hindert mich, dieſer vielleicht künſtlichen Vergeßlichkeit zu Hülfe zu kommen und die verſchiedenen Arten der Erſcheinung des Civiliſationsverderbens, die wir alle durchlaufen, an den Fingern herzuzählen? Erſtlich diejenige der äußerſten Abſchwächung aller Staats- und Nationalſelbſtſtän-

digkeit. Zweytens die durch dieſe äuſſerſte Nationalabſchwächung allein möglich gemachte, ſanskulottiſche Völkerempörung. Drittens diejenige des durch eben dieſe Urſachen allein möglich gemachten Uebergangs von dem Zuſtand der ſanskulottiſchen Barbarey zu einer Regierungsbarbarey und zu einer bis zur Ausrottung der Menſchenſtämme ſelber hinlenkenden, raffinirten Kunſttyranney. Was hindert mich ſelber noch die Frage hinzuzuſetzen: Sind wir nicht gegenwärtig gleichſam nur im Schrecken über dieſe dreyfachen Formen und Geſtalten unſrer Uebel und gleichſam nur flüchtend vor ihnen zu den Grundſätzen der Menſchlichkeit, des bürgerlichen Rechts und der Großmuth hinübergegangen? oder kann man wohl in Abrede ſeyn, daß die verſchiedenen Formen, unter denen das Civiliſationsverderben unter uns wühlte, nicht die unwiderſprechlichen Urſachen aller der Uebel ſeyen, denen unſer Welttheil in dieſem Zeitalter unterlag? Können wir in Zweifel ziehen, daß die höchſte Erſchlaffungsepoche, die dem Geiſt der Revolution vorhergegangen, nicht eine Folge des durch Menſchenalter eingewurzelten und verhärteten Civiliſationsverderben geweſen? Können wir ferner in Abrede ſeyn, daß der ſanskulottiſche Verſuch, ſich aus dem unerträglichen Zuſtand, dieſer an Zernichtung aller Staats-
kraft und bürgerlichen Selbſtſtändigkeit gränzenden Staa-
enabſchwächung zur Erneurung der Staatskräfte und der
ürgerlichen Selbſtſtändigkeit zu erheben, aus dem tief
ngewurzelten Verderben einer unbegründeten, kulturlo-
n und durch eingeübte Abrichtungsformen alles innern
ebens beraubten und zum eigentlichen Bürgertod hinfüh-

renden Civiliſation entſprungen? und ebenſo, daß die Gewaltsepoche, die unſre ſanskulottiſche Verwilderung und Geſezloſigkeit in eine tyranniſche und die Greuel der höchſten Volksunmenſchlichkeit in diejenigen der höchſten Regierungsunmenſchlichkeit umſchaffte, nur darum möglich geweſen, weil ſie eben, wie die vorhergehende Epoche, aus dem nämlichen Verderben hervorgieng? Können wir uns endlich verhehlen, daß wir ſelber in der freundlichen Näherungsepoche zum Recht und zur Großmuth, in die wir aber, wie ein aus einer ſchweren Krankheit heraustretender Reconvalescent, nur mit ſchwachen Füßen hinübergegangen, auch heute noch, und zwar mehr als tauſende denken, gefahren, wieder in die Uebel des Civiliſationsverderbens zu verſinken, aus dem wir ſo eben entronnen? In welcher Form und Geſtalt dieſes geſchehe, iſt eigentlich das, was hierin am wenigſten bedeutet, das was hierin allein weſentlich iſt, iſt, daß wir nicht wieder darein verſinken. Denn was hilfts im Grund, daß wir den höchſten und ſelber den unerhörteſten Fieberacceß der Civiliſationsgewaltthätigkeit überſtanden, wenn wir uns eingeſtehen müſſen, daß wir die Urſachen, welche uns dieſen Acceß zugezogen haben, in uns ſelber erhalten, und, daß die nämlichen Urſachen früher oder ſpäter die nämlichen Wirkungen hervorbringen werden. Was hilft es uns, wenn die Art der Krankheit und ihre äußere Erſcheinung ſich geändert, und einen minder grellen Charakter angenommen, wenn das Gift derſelben fortdauernd in unſern Adern wallt. Denn geſetzt, wir können auch mit Sicherheit annehmen, für einmal weder ſanskülottiſche Volksexceſſe noch ſchreyende Regierungsexceſſe zu gefahren, weil uns der Moderantismus, der an der Tagesordnung iſt, vor dieſen beyden Uebeln mit Sicherheit bewahret, ſo gefahren wir hingegen eben ſo gewiß, daß dieſes zweydeutige Zeitmittel leicht ſeine innere Wahrheit verliere, und in einen bloßen Scheinmoderantismus hinübergeht, hinter welchem die Quellen der höchſten Civiliſationsgewaltthätigkeiten wieder hervorzubrechen, nur auf gute Gelegenheit lauern. Wir gefahren ſogar ſchon gegenwärtig durch die Erſcheinung unſers ſchon jetzt mehr als zweydeutigen Moderactismus mit ſchnellen Schritten der Staatserlahmung wieder entgegenzugehen, die den Exceſſen der ſanskulottiſchen und dynaſtiſchen Gewaltthätigkeiten immediat vorhergegangen, und durch unpaſſende Feſthaltung des veralteten Routinegangs und aller ſeiner Elendigkeiten die weſentlichen Urſachen aller der Uebel wieder zu erneuern, deren grellſte Erſcheinung wir eben überſtanden haben. Es iſt traurig, aber die neuſten Begegniſſe machen, daß ich es für mehr als möglich achte, daß wir den Zirkel unſers bürgerlichen Verderbens nochmals durchlaufen werden, und indem wir die Früchte unſrer Anſtrengungen gedankenlos einernten, und ein jeder den Zuſammenhang ſeiner Individual- und Perſonallebensgenießungen mit der Menſchennatur, und den aus dem Heiligthum ihres ewigen Rechts herfließenden Anſprüchen aller Individuen unſers Geſchlechts auf ein menſchlich befriedigendes Daſeyn aus den Augen ſetzen, in dieſer böſen Vergeßloſigkeit wieder gewaltſam zu den, in jedem Fall ſanskulottiſchen Gelüſten hinlenken, den thieriſchen Anſprüchen unſrer Natur ſelber in bürgerlich-rechtlichen Formen ein entſcheidendes Uebergewicht über die höhern und edlern Kräfte ihres göttlichen Weſens einzuräumen, und dieſe Kräfte in der großen Mehrheit des Volks, wo nicht allgemein gering zu achten, doch im allgemeinen ohne Wartung, Pflege und Sorge in ſich ſelbſt zu Grunde gehen zu laſſen, und die reinen, heiligen Anſprüche der Menſchennatur mit Leichtſinn und in Rückſicht auf das Ganze und Große der Staatsangelegenheiten als eine Nebenangelegenheit zu behandeln. Dieſe Leichtfertigkeit aber kann ganz gewiß den Zuſtand der europäiſchen Menſchheit zur eigentlichen Auflöſung aller zarten und reinen Gefühle der menſchlichen Vereinigung aller Staatsbürger hinführen. Wir denken es uns aber nicht, was die Menſchheit gefahret, wenn das Gefühl von dem Wort:

„Heilig, heilig iſt das Band,
Das die Menſchen bindet,
Iſt geknüpft von deſſen Hand,
Der die Welt gegründet“ —

im Innern des Herzens geſellſchaftlich vereinigter Menſchen ausgelöſcht iſt. Wir denken es nicht, daß das Auslöſchen dieſes Gefühls die europäiſche Menſchheit dahin bringen kann, den theuererworbenen, beſſern Gehalt unſrer Rechtsbegriffe wieder zu verlieren, ihnen ſchiefe Anmaßungen, Zweydeutigkeiten, Kabalen und Niederträchtigkeiten, mit einem Wort den ganzen Apparat des bürgerlich geformten Thierſinns unſrer ſinnlichen Natur zu ſubſtituiren, wodurch denn auf der einen Seite die raſenden Neigungen zu Gewaltthätigkeiten beym noch jetzt unerhobenen und ungeänderten Volkshaufen wieder erwachen, und an die Tagesordnung gelangen und auf der andern ſinnloſe und taktlos ſelbſtſüchtige Poſſidenti von dieſer Gefahr aufgeſchreckt, ſich nicht mehr anders zu helfen wiſſen möchten, als mit dem Namen Jakobiner und Jakobinerklubs herumzuwerfen, und zwar das nicht nur, wenn irgend etwa ein Unrechtleidender, gemeiner Mann, der von einem böswilligen, niederträchtigen Obern gekränkt und übel behandelt worden, es wagt, ein feſtes und lautes Wort zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen, ſondern ſogar auch in dem Fall, wenn ein Menſchenfreund zu Gunſten des in jeder Landesverwirrung am meiſten leidenden Volks- und Mittelſtands der heiligen Menſchenrechte auch nur mit einem einzigen Wort gedenken, oder ſonſt auf irgend eine Art das böſe Geſchwür ihrer kleinlichen Selbſtſucht auch nur mit einem Finger berühren möchte; denn wir dürfen uns nicht verhehlen, daß dieſes böſe Geſchwür bey jedem gereizten Civiliſationsverderben beym Beſitzſtand eben ſo giftig und brennend wird als beym eigenthumsloſen Mann.

Wir ſind gewarnt!

Wir ſind gewarnt, wie die Menſchheit ſelten gewarnet worden iſt. Tauſend blutende Wunden rufen uns auf eine Weiſe zu, wie ſie in Reihen von Jahrhunderten der Welt nie zugerufen haben, es iſt dringend, daß wir uns einmal über die Quelle der bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verirrungen, aus denen die Geſammtheit der dreyfach hintereinander zurückgelegten Epochen der verſchiedenartigen Civiliſationsverirrungen hervorgegangen, erheben, und einmal in der Veredlung unſrer Natur ſelber die Mittel gegen alle die Leiden und alles das Elend ſuchen, gegen die wir die Edlern unter den Höhern und Niedern, unter den Eigenthümern und unter den Eigenthumsloſen gemeinſam nicht als erſchrockene Schwächlinge, ſondern als Männer auftreten ſollten, die ihre Nachwelt, ihre Kinder und das Menſchengeſchlecht mit Ernſt und Würde feſt ins Auge faſſen, und ihm mit männlichem Muth und mit der Ueberzeugung entgegenwirken, daß die Leiden, denen wir ausgeſetzt waren, ſo wenig überſtanden ſind, als die Irrthümer und Schwächen, durch die wir ſie uns zugezogen haben; und daß hingegen die Stunde wirklich da iſt, in der wir mit Kraft ihren Quellen entgegen zu wirken hoffen können. Das iſt in jedem Fall gewiß, unſre Leiden, unſre Uebel ſind noch nicht überſtanden, unſre Wunden bluten noch und rufen uns laut, ſie rufen es auf eine Weiſe, wie ſie es der Menſchheit Jahrhunderte nicht zugerufen haben: laßt uns Menſchen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können, und nicht durch Unmenſchlichkeit zur Unfähigkeit des Bürgerſinns und durch Unfähigkeit zum Bürgerſinn zur Auflöſung aller Staatskraft, in welcher Form es auch immer geſchehe, verſinken.

Indem ich aber das Wort ausſpreche: „Laßt uns Menſchen werden,“ weiß ich gar wohl, unſer an allem Edeln, Guten, und Großen mehr als zweifelndes Geſchlecht wird mir dieſes Wort mit dem Spottwort zurückgeben: „Das iſt eben die Kunſt; aber dieſe Kunſt iſt noch nicht erfunden, und das Geſchwätz von ihr hat ſich noch nie praktiſch erwahret.“ Ich möchte dem ungläubigen Geſchlecht antworten: „Hebe dich hinter mich Satan, denn du biſt mir ein Aergerniß,“ und den Menſchenfreund, dem dieſe Aeußerung zu hart ſcheint, bitten: faſſe es zu Herzen, und ſiehe, ob es nicht im höchſten Grad ein Aergerniß iſt, zu welchem Grad der Unglaube der Zeit gegen alles Gute und Edle ſich erhoben. Die Frechheit desſelben hat es dahin gebracht, daß er ſich zu einer eigentlichen Verſchwörung ganzer Volkshaufen, und ich möchte faſt ſagen, ganzer Staaten gegen alles Edle, Hohe und Reine in unſrer Natur erhoben. Ob ſich dieſe Frechheit in der ſtillen Sorgfalt eines civiliſirten Weltmanns, oder in ungebildeter Roheit-laut ausſpreche, das iſt gleichviel, ſie ſtreitet in ihrem Weſen gegen die höchſten Intereſſen der Menſchennatur. Sie iſt in ihrem Weſen gegen die ewige, innere Wahrheit der Menſchennatur und gegen alle, auf dieſer innern Wahrheit ruhenden, höhern, unveränderlichen Intereſſen unſers Geſchlechts. Die Kunſt, Menſch zu ſeyn, Menſch zu werden und Menſch zu bleiben, die Kunſt, den Menſchen menſchlich zu machen, ſo gut als diejenige, ihn menſchlich zu halten, dieſe Kunſt, die du leugneſt, unſinnig verkehrtes Geſchlecht! und als nicht erfunden verhöhnſt, iſt Gott Lob nicht zu erfinden. Sie iſt da. Sie war da. Sie wird ewig da ſeyn. Ihre Grundſätze liegen unauslöſchlich und unerſchütterlich in der Menſchennatur ſelber. Sie ſprechen ſich in den Geſetzgebungen und Einrichtungen der Vorwelt, in allen Epochen der Geſchichte, die ſich als unverſchroben, als unverkünſtelt, als kraftvoll, als menſchlich auszeichnen, in Erfahrungen und Thatſachen entſcheidend aus. In der Religion ſind ſie von den erſten Urkunden des menſchlichen Glaubens an Gott an, bis auf die höchſte Veredlung deſſelben durch Jeſum Chriſtum als das Geſetz Gottes geoffenbaret und haben ſich in allen Epochen des Chriſtenthums, die einen wirklich religiöſen Geiſt an ſich trugen, als praktiſch ausführbar, und als Grundſätze des von Gott befohlnen Pflichtlebens, des eigentlich göttlichen, des wahrhaft naturgemäßen, menſchlichen Lebens unſers Geſchlechts erwieſen. Aber die Verſchrobenheit des Zeitgeiſts und ſeine mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſtehende, tief verhärtete und verwirrte Selbſtſucht, dieſes ſchreckliche Reſultat des ſchnellen, gewaltſamen Wechſels des verſchiedenartigſten und grellſten Civiliſationsverderbens, das bey unſerm Denken in unſrer Mitte ſtatt fand, hat uns, es könnte nicht mehr, von den einfachen Anſichten der Menſchennatur, des Menſchenſinns und Bürgerſinns abgelenkt, und die Veteranen und Meneurs, beydes, der tumultuariſch-rohen und des ſtillgewaltthätigen Thierlebens, die jetzt zwar beyderſeits für den Augenblick etwas betroffen und verlegen daſtehen, aber dabey ungeändert ſich ſelbſt gleich, weniger als jemals weder einen Funken religiöſen Sinn noch einen Tropfen reines Bürgerblut in ihren Adern haben, finden im poſitiven Zuſtand der Volksmaſſe und der öffentlichen Anſichten noch immer genugſam Mittel, uns forthin auf ihren beyderſeitigen Wegen wie bisher von den Geſichtspunkten des Glaubens, der Liebe und der Wahrheit allgemein abzulenken, und uns dadurch die Fundamente der religiöſen, ſittlichen und bürgerlichen

Kräfte zu rauben, durch die unſer Geſchlecht allein vermögend iſt, ſich über den Tumult leidenſchaftlicher Anſprüche und über die Liebloſigkeit gewaltthätiger Maßregeln gegen jeden Schwächern zu überheben. Der ſittliche, geiſtige und bürgerliche Zuſtand unſers Zeitvolks, wie er jetzt als das unwiderſprechliche Reſultat unſers in ſo kurzer Zeit dreyfach gewechſelten Civiliſationsverderbens in unſrer Mitte erſcheint, kann nicht anders, als ein buntes Gemiſch ſowohl der ſich wieder erhobenen Schlendriansſchwäche als der noch nicht erſtorbenen ſanskulottiſchen Volkswuth und des eben ſo wenig ganz verſchwundenen, excentriſchen Despotismus angeſehen werden. Wahrlich, neue Staatsgebäude auf die Trümmer dieſes böſen Gemiſches aufzubauen, iſt nichts weniger als anlockend. Wir fühlen es — ſchlafen, und fragen dann ſo halb im Schlaf, oder wie Leute, die auf der Straße verirrt, hie und da einen Vorbeygehenden, welch einen Weg wir nach der Heimath einſchlagen müſſen, werden dann von dieſen von Pontio zu Pilato gewieſen, und in gegenſeitig ſich widerprechenden Anſichten wie in ein Labyrinth hinein geführt, us deſſen Irrgängen ſich heraus zu finden es wahrlich eit mehr braucht, als gegenwärtig im allgemeinen an ns iſt. Was ſoll der Menſchenfreund, was der Mann, m das Wohl ſeines Geſchlechts und der Menſchenbildung nd Volkskultur wahrhaft am Herzen liegt, diesfalls thun?

Ich möchte mit dem Dichter antworten:

„Ach ich bin des Treibens müde.
Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur.

Führe mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband.“

Wo kann der Menſch, und eben ſo der Staat, wenn er in ſich ſelbſt verirrt, Hülfe finden, gegen ſich ſelbſt, wo kann er Wahrheit und Recht finden gegen ſeinen Irrthum, gegen ſein Unrecht? Wo ſoll er helfende Mittel finden gegen die Uebel, unter denen unſer Geſchlecht leidet, als im Innerſten ſeiner Natur, in ſich ſelber, wie er getrennt vom Einfluß des Weltverderbens in ſich ſelbſt, in ſeiner Unſchuld und Reinheit im lebendigen Gefühl der Wahrheit aller ſeiner beſſern Kräfte daſteht? Und wo ſoll er die Anfangspunkte dieſes einzigen Rettungsmittels unſers Geſchlechts ſuchen und finden als im Thun der Mutter, inſofern dieſes gleichſam inſtinktartig durch Ruhe, Anmuth, durch eine ſich aufopfernde Hingebung auf die Entfaltung der Menſchlichkeit ihres Kindes hin, und hingegen der Entfaltung unruhiger Triebe, anmuthsleerer Lebendigkeit und blinder Gewandtheit unſrer thieriſchen Natur entgegenwirkt? So offenbar die allgemeine Quelle des Civiliſationsverderbens in allen ſeinen Erſcheinungen und Formen in dem Uebergewicht des Sinnlichen, Thieriſchen über das Sittliche und Geiſtige unſrer Natur zu ſuchen iſt, ſo unleugbar iſt es, daß die Quelle dieſes Verderbens ſich ſchon von der Wiege an wirkſam erweiſet. Wie die Natur im Thier ſelbſt kunſtlos durch ſeine Organiſation ſchnell zur ſinnlichen Lebendigkeit ſeiner Kräfte hinlenkt, ſo lenkt das Zeitweib, die bloß ſinnliche Mutter, die durch das Civiliſationsverderben ihren reinen Naturſinn verloren, und ſich darin nicht über den ſinnlichen

Standpunkt zu ihrer Beſtimmung zu erheben vermag, mit thieriſcher Gewaltſamkeit eben dahin, daß ihr Kind gewandt werde, ehe es kraftvoll, liſtig, ehe es verſtändig, anmaßlich, ehe es gehorſam, muthwillig, ehe es ruhig iſt, kurz daß das Thieriſche ſeiner Kräfte ſich ſchnell und zum Nachtheil des Reinen, Edeln und Göttlichen ſeiner Natur entfalte; wodurch ſie denn ſelbſt im Heiligthum der Wohnſtube den Urgrund zu allen Maßregeln und Einrichtungen legt, wodurch das Civiliſationsverderben gleichſam als ein Reſultat des öffentlichen und allgemeinen Einfluſſes der geſellſchaftlichen Vereinigung auf das Individuum erſcheint. Die Mutter, die das Gegentheil von allem dieſem begründen und erzielen ſollte, wirkt dann der Entfaltung aller Anfangspunkte der Menſchlichkeitsbildung ſelber in dieſem Heiligthum, von wo aus ſie hervorgehen ſollte, geradezu entgegen. Das gierige Streben des thieriſchen Sinns der Menſchennatur entfaltet ſich dann bey ihrem Kind nicht mehr erſt beym Eintreten in die Welt; es erwartet in der Wohnſtube der ſinnlichen Welt-Mutter nicht mehr der reifern Jahre, um die Unſchuld unſers Geſchlechts, und die eigentlichen urſprünglichen Sicherungsmittel unſrer Natur gegen unſern thieriſchen Sinn n dem Kinde zu untergraben. Wie der Satan in das Herz der heiligen Unſchuld, alſo greift das gierige Stre- en des thieriſchen Sinns, dieſer ſchreckliche Keim alles menſchlichen Unrechts und aller geſellſchaftlichen Gewalt- ätigkeit in dieſem Fall ſchon in das Heiligthum der Wohnſtube ſelber, um die Unſchuld unſers Geſchlechts ge- en den Eindruck der heiligen Mutterführung zu überwältigen. Schon in den unmündigen Jahren werden dann im Kinde Gefühle der thieriſchen Anmaßung, der thieriſchen Gewaltſamkeit rege gemacht, Betrug und Liſt, wie ſie ſich im Fuchs entfalten, werden im ſchnöden Buben belacht, und Affenzierde und Pfauenſtolz dem Mädchen zur Natur gemacht, ehe die Zartheit ſeines entfalteten, jungfräulichen Sinnes ihm dieſe Zierde und dieſen Stolz ſo verächtlich darſtellen kann, als die Unſchuld und die Unverſchrobenheit unſers Geſchlechts ſie allgemein fühlt. Ich mag dieſes Bild der Wohnſtube nicht weiter fortführen; es iſt traurig, aber es iſt Gott Lob nicht das Bild der dem Menſchengeſchlecht von Gott gegebenen Wohnſtube, es iſt das Bild der Modeſchwäche und des naturwidrigen Bonton's unſers verirrten Zeitgeiſts; es iſt das Bild des Reſultats des vom Civiliſationsverderben begangenen Raubs an dieſer göttlichen Gabe unſers Geſchlechts, an der Wohnſtube und ihres geheiligten Geiſtes.

So wie der thieriſche Zuſtand des bürgerlichen Lebens ein Reſultat dieſes Raubes iſt, alſo iſt der menſchliche Zuſtand dieſes Lebens ein Reſultat der reinen Bewahrung dieſer göttlichen Gabe. Der Gang der Entfaltung des Menſchengeſchlechts, der von ihr ausgeht, und durch Glauben, Liebe und Hoffnung unſer Geſchlecht allgemein veredelt, iſt ewig und unveränderlich. Jede Abweichung davon, jede Hinlenkung zu einem von der Reinheit und Unſchuld der Wohnſtube abweichenden, und dem ſtillen, ruhigen, glauben-, liebe- und hoffnungsvollen Gang in der menſchlichen Entfaltung entgegenſtehenden Spielraum irgend einer ſinnlichen, thieriſchen Kraft ſteht dem innern,

heiligen Weſen der Menſchenbildung und einer darauf zu
bauenden Volks- und Nationalcultur geradezu entgegen
und iſt in jedem Fall als ein gar oft unüberſteiglicher
Stein des Anſtoßes gegen dieſelbe anzuſehn. Indeſſen
können wir uns nicht verhehlen, die Abweichung von dieſem
Pfad findet einerſeits in der Lebendigkeit unſrer ſinnlichen
Natur, alſo in uns ſelber, große, anziehende Kraft,
anderſeits werden dieſe Reize im ganzen Umfang unſrer
Umgebungen durch die allgemeinen Sitten und Lebensweiſen
der Zeit mit großer Kraft und Kunſt unterſtützt und belebt.
Dieſer höhere Weg der Natur gibt ſich alſo gar nicht von
elbſt; er muß geſucht, er muß betreten, er muß verfolgt,
r muß jedem Individuo unſers Geſchlechts eingeübt, durch
Erziehung und beſonders durch ihren heiligen Anfangs-
unkt, durch die Weisheit, Liebe, Anmuth und Kunſt der
Wohnſtube angebahnt, eingelenkt, unterſtützt und geleitet
erden. Aber die Welt, wie ſie iſt, ſteht dieſer reinen
aſis des Menſchenglücks und der Menſchenbildung mit
glich größerer Gewaltſamkeit entgegen; ſie nimmt täg-
h mehr Theil an dem Wohnſtubenraub, der wider Gott
d die Menſchennatur iſt, indem er das reine, menſch-
he Gemüth verhärtet, und gegen ſein Unrecht und gegen
n menſchlichkeits-, lieb- und anmuthloſes, thieriſch ſinn-
hes Seyn und Treiben in allen Privat- und öffentlichen
erhältniſſen des Lebens unempfindlich macht. Das Weib
Zeit wird in allen Ständen täglich mit größerer Ge-
lt und mit mehr raffinirter Kunſt aus der Reinheit ih-
mütterlichen Seyns und ihrer mütterlichen Kraft her-
geriſſen. Die Einſeitigkeit unſrer excentriſchen Civiliſa-

tion verirrt ſie täglich mehr im Innerſten ihrer Natur. Trügende Scheingenießungen eines eiteln, verderblichen Tandes lenken ſie immer mehr von den Realgenießungen ihres Mutterſinnes, und von dem hohen Heilsgefühl eines ſteten, ununterbrochenen, ſich hingebenden Lebens in aller Menſchlichkeit der Muttertreu und der Mutterfreuden ab. Eine kulturloſe, nur von der Sinnlichkeit ausgehende, aber auch mit großer Sinnlichkeitskraft eingeübte, künſtliche Lebensgewandtheit, wie ſie es in Jahrhunderten nicht war, überwältigt die Unſchuld und Schwäche der Natur in der Mehrheit der mütterlichen Weſen unſrer Zeit in dem Grad, daß ſie im Gefühl ihrer innern Verwirrung ſich in der Befriedigung ihrer Naturgefühle gegen ihre Kinder nicht mehr zu helfen im Stande ſind, und bey der Welt, die wider ſie iſt und ihnen ſelber die reinſte Kraft ihres mütterlichen Sinns geraubt hat, dennoch Hülfe und Handbietung ſuchen müſſen, ich will nicht ſagen, um ihren innerlichen, mütterlichen Sinn in ſich ſelber zu erneuern und wieder herzuſtellen (ſie wiſſen in ihrer Verirrung kaum, daß er ihnen mangelt), ich will nur ſagen, um ihren Kindern auch nur halb zu ſeyn, was ſie ihnen gerne ganz wären, und auch nur halb aus ihnen zu machen, was ſie wohl ſehen, daß ſie ganz aus ihnen machen ſollten. Auch dieſes Wenige müſſen unſre Zeitmütter außer ſich und bey der Welt ſuchen. Sie ſuchen es auch alle, aber ſie finden es nicht, oder gewiß die Wenigſten von ihnen finden auch nur dieſes Wenige bey ihr. Die meiſten werden beym ungeleiteten und unverſtändigen Suchen dieſer Hülfe, wie ich oben geſagt, auch nur

ſür von Pontio zu Pilato gewieſen, und müſſen ſo ge-
rſen werden. Die Sache, die ſie ſuchen und bedürfen,
ängelt im pädagogiſchen Zeitalter vielſeitig ſelbſt, und
die Sache, die man ſucht, mangelt, da iſt denn frey-
kein Wunder, wenn man ihrethalb vom Pontio zu
lato gewieſen wird. Gewiß iſt, ſie finden die Halb-
ſe, mit der ſie ſich, weil ſie höchſtens Halbmütter ſind,
mügen würden, in unſrer Zeitwelt, in der ſie ſie ſu-
, wo nicht gar nicht, doch höchſt ſelten. Was die
lt ihnen dafür darbietet, was ihnen dießfalls Anleitung
Wegweiſung ſeyn ſollte, was Staat, Kirchen und
ulen dieſe Handbietung bezweckend leiſten, iſt mit dem
- und Civiliſationsverderben, dem die Mütter ſelber
rliegen, ſo verwoben und von ihm ſo abhängig ge-
t, daß ſie im Weſen ihrer Bedürfniſſe mehr dadurch
irrt und ſtillgeſtellt, als gefördert werden. Die Zeit-
, die indeſſen die Folgen des Wohnſtubenraubs und
urch ihn eingeführten und angebahnten Abſchwächung
nütterlichen Sinns und der mütterlichen Kraft wohl
, aber es weder ſich ſelber und noch weniger jemand
arnach fragt, gern geſteht, verbreitet freylich ein gro-
Stillſchweigen darüber. Aber eben dieſes Stillſchwei-
t ein Eingeſtändniß ihres Unrechts, und mir ein Be-
und mehr, darüber offen und gerade heraus zu ſa-
was ich denke. Am Rande des Grabes ſucht ſich
enſchliche Herz zu entladen, und findet tauſend Be-
ände, die junge Leute abhalten, ihre Ueberzeugung
äußern, nichtig und unbedeutend.

gar das Heiligſte, das Höchſte, das dem Menſchen zur Erhaltung des Göttlichen in ſeiner Natur gegeben iſt, die Religion, kann heute den armen Reſt ihres geſchwächten Einfluſſes an ſo vielen Orten faſt nur durch eine ihr inneres Weſen entkräftende Amalgamation mit allen Formen des Zeit- und Civiliſationsverderbens erhalten, und muß es ſelber dulden, wenn die Entheiligung des Sonntags ꝛc. ꝛc. ꝛc. mit einer Politik, die oft ihrer Armſeligkeit halber nicht einmal mehr Politik zu heißen verdient, entſchuldigt wird. Die geiſt- und weltlichen Stützen, die den reinen Naturſinn der Mutter beleben und erhalten ſollten, ſo wie die richtigern und edlern Anſichten über den Gegenſtand der Menſchenbildung und Volkskultur mangeln faſt allenthalben. Sie müſſen wohl. Das Civiliſationsverderben richtet den Sinn und den Geiſt dieſer Stützen vorzüglich an den Stellen zu Grund, von denen ihre bürgerliche Kraft eigentlich ausgehen und aufs Volk wirken ſollte, daher denn der Fall ſo oft eintritt, daß ſonſt edle und erleuchtete Geſchäftsmenſchen über alles, was Menſchenbildung und Volkskultur betrift, weit hinter ſich ſelbſt zurückſtehen, und Vorſchläge, die diesfalls öffentlich oder privatim an ſie gelangen, nur mit einem Kopfſchütteln oder Achſelzucken zurückſcheuchen. Wir dürfen uns auch darüber nicht verwundern, das Beſte, das dieſer Gegenſtände halber irgend einer Behörde kann vorgeſchlagen werden, muß ſeiner Natur nach dem Civiliſationsverderben und allen ſeinen Anſprüchen ans Herz greifen, ſonſt taugt es nichts, desnahen aber müſſen auch ſolche von dieſem Verderben gleichſam ganz umwundene Menſchen faſt nothwendig alle Anſichten und Vorſchläge, die nicht an der Tagesordnung dieſes Verderbens ſind, und beſonders nicht mit der Lebensweiſe und oft gar nur mit den Lebensemolumenten des ſie umgebenden Perſonale in Uebereinſtimmung ſtehen, auch als der Wahrheit der Menſchennatur und des Menſchenlebens ſelber widerſprechend, folglich als in aller Welt unausführbar und unmöglich erklären. Solche Menſchen können niemals mit den dießfälligen beſſern Einſichten freyer, unbefangener Menſchen gleichen Schritt halten, und ſind auch dieſer Gegenſtände halber mit ihnen faſt beſtändig im Widerſpruch. Als Männer der Maſſe — des Volkshaufens und ſeines äußern Dienſtes drängt ſich ihre Thätigkeit faſt immer nur um die große Mehrheit, um die Maſſe unſers Geſchlechts, folglich um ſeine prononcirte Schlechtheit herum, und wirkt mit ihrer, wenn auch hierin noch ſo großen Gewandtheit nur auf dieſe und durch dieſe. Die Volksmaſſe, in der ſie leben, iſt gleichſam ihre Atmoſphäre, und wenn die ganze phyſiſche Welt ſich mehr und minder nach der Atmoſphäre, die ſie umgibt, geſtaltet, ſich ausdehnt und zuſammenzieht, ſo haben ſolche im Mittelpunkt des Civiliſationsverderbens, als in ihrer eigentlichen Atmoſphäre lebende, Menſchen natürlich ſehr ſchwer, dem Einfluß ſo ſtark auf ihr inneres Leben einwirkender und daſſelbe zuſammenziehender, ich möchte faſt ſagen, einſchnürender Umgebungen zu widerſtehen, und ſich nicht nach ihrer ſie dießfalls verengernden Atmoſphäre zu geſtalten. Sie können faſt nicht anders als die Volksmaſſe, die ihre tägliche Thäigkeit, ich möchte ſagen, den ganzen Umfang ihres Leens anſpricht, als das Menſchengeſchlecht ſelber und ihr allgemeines Benehmen als ein Reſultat der Menſchennatur ſelber anſehen, und werden desnahen durch eben das, was auf der einen Seite ihre Standesgewandheit begründet, hingegen aber das höhere, innere Weſen ihrer Menſchennatur beſchränkt, ſelber von der Einfachheit und Unſchuld der menſchlichen Anſichten, die der Idee der Menſchenbildung und Volkskultur weſentlich zum Grunde liegen, abgelenkt. — Das, was ich dießfalls ſage, iſt eigentlich zur ernſten Entſchuldigung der unrichtigen Begriffe, die ſo vielſeitig auch ſelber in den bedeutendſten Stellen über Menſchenbildung und Volkskultur ſtattfinden, geſagt, aber um deswillen iſt das Geſagte gleich wahr, und in Rückſicht auf den dießfälligen Zuſtand der Zeitwelt gleich wichtig. Es iſt vielleicht auch das ſchwierigſte Problem in der Welt, größere oder kleinere Menſchenhaufen im Civiliſationsverkehr unter ſich zu haben, und eingreifend in ihre Verhältniſſe neben ihnen zu leben, ohne die höhere Kraft wahrhaft und rein auf die Menſchenbildung, auf die Menſchenkultur zu wirken, in ſich ſelber zu ſchwächen, wo nicht zu verlieren. Wer überhaupt ſein Brod mit Arbeit in Holz und Stein, Stahl und Eiſen verdient, oder auch Ruhm und Ehre in einer Kunſt und in einem Beruf findet, wo ihm noch viel Holz, Eiſen, Silber, Leder und dergleichen durch die Hand geht, der iſt im Ganzen und Allgemeinen (die Ausnahmen abgerechnet) für die richtige Erkenntniß der Menſchennatur und die unbefangene Theilnahme an dem ganzen Umfang der weſentlichen Menſchenfreuden und Menſchenleiden und dadurch für allen Bonſens des Lebens in einer weit beſſern Lage, als der, der dadurch zu Brod, Ehre und Ruhm gelangt iſt, daß ihm ganze Menſchenhaufen, eben wie dem andern Holz und Stein zum Manipuliren durch die Hand gehen und er in äußerlichen oder innerlichen ſelbſtſüchtig belebten Verhältniſſen mit ihnen verbunden iſt. Es ſind auch ebenſo überhaupt auf Gottes Boden keine Menſchen, die im Allgemeinen von der Menſchennatur und dem Menſchenwerth unwürdigere Begriffe haben als Untervögte, Schulzen, Weibel, Amtleute, Schreiber und Behördemenſchen, die ſich auf der Leiter ſolcher Menſchenmanipulationsſtellen höher gehoben. Mögen indeſſen ſolcher Menſchen noch ſo viele im Fall ſeyn, das Höchſte und Heiligſte der Menſchennatur in Rückſicht auf Volks- und Menſchenbildung ganz aus dem Sinn zu ſchlagen und unſer ganzes Geſchlecht nur in Beziehung auf den guten oder ſchlechten Zuſtand der Militär-, Finanz-, Polizey-, Stands- und Berufsverhältniſſe der Volkshaufen, mit denen ſie im Zuſammenhang ſtehn, ins Aug faſſen; mögen ſie das Volk des Landes gänzlich nur in Beziehung ſeiner Dienſt- und Abtragsfähigkeit und in Beziehung ſeiner mit dieſer Anſicht weſentlich verbundenen Fleiſch-, Brod-, Salz-, Taback- und Promenadebedürfniſſe ihrer Aufmerkſamkeit würdigen; möge ein Theil dieſer Menſchenmanipulationsleute den kleinern oder größern Volkshaufen, mit dem er in Verbindung ſteht, ſogar nur in Beziehung auf die Abträglichkeit und Kommlichkeit ihrer öffentlichen Stellen, der Tafel-, Spiel- und Nadelgelder ihrer Weiber und des guten Zuſtands ihrer Tiſch- und Kellerbedürfniſſe ins Aug faſſen; mögen dieſe Menſchen auch alle auf das

Fundament, die Angelegenheiten der Menſchenbildung und der Volkskultur auch ganze Menſchenalter hindurch in einem Geiſt anſehn und in Formen behandeln, die allfällig für die Errichtung eines Huſarenregiments, eines Staatsbureau, einer Cottonnefabrike oder einer Bergwerkinduſtrie ganz ſchicklich und geeignet wäre, aber für die Bildung des Geiſts, für die Erhebung des Herzens, für die Entfaltung bürgerlicher Kräfte und häuslicher Fertigkeiten ganz verkehrt ſind und durchaus gar nichts taugen, ſo iſt in dieſem Fall um deswillen für die Menſchenbildung und Volkskultur doch nicht alles verloren. Dieſe geht weſentlich von den innern, unveränderlichen, ewigen Grundlagen der Menſchennatur ſelbſt aus und iſt beſonders in Rückſicht auf ihre Kraft, ſich in ihrem Verderben wieder herzuſtellen, nie für eine ewige Dauer von dem Einfluß äußerer, zufälliger Umſtände im Allgemeinen und auch insbeſondere nicht von dem Einfluß des Perſonale, das als Männer der Volksmaſſe und des Volkshaufens und der öffentlichen Einrichtungen daſteht, ſo abhänglich, als es äußerlich ſcheinen mag. Die Menſchenbildung und die Volkskultur geht im Gegentheil weſentlich und beſtimmt von den heiligern und höhern Kräften und Verhältniſſen der Menſchennatur aus, und wenn auch die Welt durch den Irrthum und das Verderben ihrer äußern Formen entkräftet, verwirrt, entwürdiget und ſchwach uns ſelber im Perſonale ihrer Formen und Gewaltsmenſchen noch ſo verwirrt, entkräftet und ſchwach iſt, und nur ſcheinkraftvoll daſteht, ſo iſt um deswillen die Menſchennatur in ihrem Weſen doch nicht auch ſelber alſo entkräftet, entwürdigt und ſchwach, und wenn auch die große Mehrheit unſers Geſchlechts ſchlecht iſt, und faſt alles, was ſie als Maſſe für die Bildung des Menſchengeſchlechts, für die Menſchenbildung, für ſich ſelbſt oder durch ihre Behörden für den Augenblick thut, ſo viel als nichts taugt und im Gegentheil noch in dieſem Augenblick wirklich nur Schaden bringt, ſo mangeln um deswillen die wahren Fundamente der Menſchenveredlung einem Volk, einem Staat nichts weniger als ganz. Dieſe ruhen weſentlich in dem Umfang alles Edeln, Guten und Großen, das im Staat wirklich da iſt, und in Thaten und Worten auf die Individua deſſelben einwirkt. Es mag alſo der öffentlichen Einrichtungen halber auch in dem Mehrtheil unſrer Staaten ſtehen wie es will, ſo ſind in jedem derſelben dennoch tauſend und tauſend Individua vorhanden, die unſer Zeitverderben in ſeiner Wurzel erkennen, und die Leiden und das Elend der vergangenen Jahre mit dem Bewußtſeyn, daß es aus den verſchiedenen Arten unſers Civiliſationsverderbens entſprungen, nicht bloß oberflächlich und theilnehmungslos und ohne ernſte und feſte Rückſicht auf ſeine Urſachen ins Aug faſſen, ſondern im Hochgefühl ihrer Pflicht und ihrer Kraft darnach ſtreben, in allen ſeinen Zweigen, und zwar durch Mittel, die ihrer Natur nach geeignet ſind, ſeinen Urſachen und Quellen, d. i. dem innern, oft ſo tief liegenden und dabey noch innerlich in uns ſelbſt und äußerlich um uns her gewaltſam beſchützten Reitzen und Mitteln des Civiliſationsverderbens ſelber entgegenzuwirken. Dieſe Menſchen haben nur eine Erweckungsſtunde, nur einen höhern, einen ſie erweckenden, reinen, ſie vereinigenden Mittelpunkt nothwendig. Gott gebe, daß ſie ihn bald finden! Aber ob er auch nicht da iſt, ob ſeine Stunde noch nicht gekommen, der Menſchenfreund muß dieſen erſten Troſt für die Wiederherſtellung eines edlern Menſchenlebens ſich nicht rauben laſſen, er muß ihn im Gegentheil im Glauben ergreifen und feſt halten, und wenn er tief überzeugt iſt, daß unſer Zeitpunkt mehr als kein andrer der Hülfe ſolcher Männer und eines ſolchen Mittelpunkts der zu belebenden Menſchlichkeit des Zeitalters bedarf, ſo muß er im Gefühl dieſes Bedürfniſſes in ſeinem Innerſten mit dem Wort unſrer Väter: „wenn die Noth am größten, ſo iſt Gottes Hülfe am nächſten," ſich dahin erheben, in ſeiner Lage alles zu thun, was ihm möglich — Bereitet den Weg des Herrn und machet ſeine Pfade richtig!! Es thut in der Lage, in der wir ſind, noth, wie es lange nicht noth that, die edeln Männer eines jeden Landes für das, wozu ſie bereit ſind, zu beleben, ihre Thätigkeit zu erleuchten, und wo möglich die verſchiedenen Anſichten ihres gemeinſamen Edelmuths unter ſich ſelber in Harmonie zu bringen. Es iſt weſentlich, ihnen Anſichten und Mittel vorzubereiten und zur Hand zu bringen, die ihrer Thätigkeit eine beſtimmte zweckmäßige und ſichere Richtung geben, und ſie in Stand zu ſetzen, in ihren Lagen und Verhältniſſen ihrem Herzen gemäß die heiligſten Angelegenheiten des Volks mit Erfolg zu befördern, und namentlich auf die Menſchenbildung und die Volkskultur mit erleuchteten Einſichten und veredelten Kräften einzuwirken. Es iſt gewiß, das Bedürfniß der Zeit ruft heute jedem edeln Mann, herrſche er als König auf dem Thron, diene er für das Volk dem König, ſitze er als Edelmann in ſeinem Eigenthum und unter den Seinen, lebe er durch bürgerliche Thätigkeit in Verbindung mit dem Volke, ſey er von Gottes wegen ihr Lehrer und Tröſter, baue er das Land umgeben von Söhnen und Töchtern, von Knechten und Mägden in Wohlſtand und Ehre, oder ſitzt er verborgen in der niederſten Hütte, nur ſeinem Weib, ſeinen Kindern und ſeinen Nachbarn als ein edler Mann bekannt, ihm und allen Edeln ruft der Zuſtand der Dinge heute zu, wie es ſeit Jahrhunderten nie geſchehen: was der Staat und alle ſeine Einrichtungen für die Menſchenbildung und die Volkskultur nicht thun und nicht thun können, das müſſen wir thun. Vaterland! Deutſchland! unter den tauſenden, die ſich durch den Schrecken der vergangenen Jahre zur Beſonnenheit einer gereiften Selbſtſorge erhoben haben, iſt nur eine Stimme: wir müſſen unſere Kinder beſſer und kraftvoller erziehn, als es bisher geſchehen, und ſelber auch dem Staatsmann *), der dieſe Begegniſſe unbefangen ins Auge gefaßt und nicht als ein für den wahren Dienſt des Staats unfähiger Mann nur einſeitig, ich möchte ſagen, nur einäugig darein geblinzelt kann es, er mag übrigens über Volksbildung und Menſchenkultur denken wie er will, durchaus nicht entgehen, daß es für unſre Staaten eben ſo noth thut, als für die Privatleute, daß die Kinder des Landes beſſer und kraftvoller erzogen wer-

---

*) Anmerkung. Dieſes iſt 1814 geſchrieben worden.

den, als dieſes bisher geſchehen. Die Menſchennatur müßte ſich ſelber verloren und das Menſchengeſchlecht ſich ſelber weggeworfen haben, wenn es nicht dahin gekommen wäre. In allen Ständen ſind edle Individua für das Gefühl dieſes Bedürfniſſes gereift. Aber wo ſollte dieſes eher der Fall ſeyn, und wo ſollten die Gefühle des Bedürfniſſes einer kraftvollen Erziehung, wo ſollten die Gefühle für eine gute Aufnahme alles deſſen, was den Hausſegen des Bürger begründen und zur Aeufnung ſeines ewigen Fundaments, der Wohnſtube, beytragen könnte, ſich lebendiger, kraftvoller und reiner ausdrücken, als in deinen Bergen und Thälern, als in deinen Städten und Dörfern, Vaterland! — Vaterland! Was du immer biſt: das biſt du durch ſie, durch deine ſeit Jahrhunderten von deinen Vätern begründete und lange auf Kindeskinder herunter erhaltene heilige Kraft deiner geſegneten Wohnſtube. Vaterland! du biſt das, was du biſt, nicht durch die Gnade deiner Könige, nicht durch die Gewalt deiner Gewaltigen, nicht durch die Weisheit deiner Weiſen, du biſt es durch deine Wohnſtube, du biſt es durch die in der Weisheit deines Volks erhabene Kraft eines Hauslebens, zu der du dich durch deine Freyheit und in derſelben durch die Uebereinſtimmung des urſprünglichen Geiſts deiner Verfaſſungen und der ſtillen Genießungen des Segens derſelben mit den Bedürfniſſen eines pſychologiſch vom Staat aus ſelbſt wohl begründeten Hauslebens erhoben. Vaterland! Heilige wieder dieſes alte Fundament des Segens deiner Wohnſtube. Ihr allein dankſt du noch heute den Muth deiner für leibliche und geiſtige Freyheit kämpfenden und ſiegenden Väter, ihr allein den ſtillen innern Frieden, der dich Jahrhunderte ſegnete; ihr allein den hohen Grad deines allgemeinen Hausſegens und die faſt allgemeine Umwandlung deiner dürreſten Anger in blühende Triſten. Ihr allein dankſt du den Grad der Geiſtes- und Kunſtbildung der in verſchiedenen Epochen deiner Geſchichte ſo viele deiner Städte und Gegenden vor ſo vielen Städten und Gegenden groſer Reiche auszeichnete. Ihr dankſt du auch, aber — mir fällt heute eine Thräne vom Auge, da ich dieſes berühre — ihr dankſt du auch den mäßigen, beſcheidenen, in den Schranken bloß bürgerlicher Anſprüche feſten und edeln Magiſtraturſinn deiner Ahnen, und das als Erbgefühl ihrer Erhebung zu einem Freyſtand in ihnen lebendig und kraftvoll erhaltene Bewußtſeyn des Unterſchieds ihrer Lage und der Lage ſouverainer und von Souverainen erhobener, im monarchiſchen Dienſt ſtehender adeliger Familien. Vaterland! ihm, deinem Wohnſtubenſegen dankſt du den nur unter einem ſolchen obrigkeitlichen Geiſt möglichen kraftvollen, in jedem Fall mit Leib und Gut zu dir ſtehenden Gemeinſinn unſrer Väter. Vaterland! Vaterland! du, das du unter den Staaten Europa's das große Heil deiner Wohnſtube ſo ausgezeichnet, als das Werk deiner Bürger und ihres Verdienſts anerkannt, und dieſes Heil als das Werk deiner Bürger durch ihren Verdienſt allgemeiner und feſter begründet und höher emporgehoben haſt, als du es in Gegenden, die deinen Freyheitsſegen nicht hatten, nirgend findeſt; du, meine Vaterſtadt! deren allgemeine, innere Ehrenfeſtigkeit, ſelber deiner ärmern Bürger und gemeinen Berufsmänner, faſt ſeit undenklichen Zeiten als das Reſultat einer reinen und feſten Wohnſtubenweisheit und Wohnſtubenkraft anerkannt und geprieſen worden; Vaterſtadt! deren erſte Staatsmänner offenkundig den heiligen Segen der Wohnſtube ſeit ſo vielen Jahrhunderten als die erſte Stütze ihrer Staatskraft, das heißt in unſern Verhältniſſen, ihrer freyen Bürgerkraft anſahen, und ihre Weisheit mit allen Ehren und Würden des Vaterlands belohnten; Vaterſtadt! deren erſte Männer der Kirche von Zwingli an bis auf die Zeiten unſrer Väter als feſte, unerſchütterliche, als geheiligte Stützen des Hausſegens der Wohnſtube zu Stadt und Land daſtanden; Vaterſtadt! die du noch im verehrten Bodmer den Nachhall der diesfälligen Denkungsart der alten Zeit erkannteſt, ihn aber in der neuern, wichtigen Zeit verkannteſt; Vaterſtadt! ich rufe dir mit Wehmuth einen Zeitpunkt ins Gedächtniß zurück, in welchem du die wahre, ewige Baſis der vaterländiſchen Kraft momentanen Zeitanſichten nachgeſetzt, und dadurch einen Gemüthszuſtand im Land veranlaßt haſt, an deſſen Folgen die Edeln im Land und auch diejenigen, die es nicht ſagen, ganz gewiß mit zerriſſenem Herzen gedenken, indem wir in den kurz darauf folgenden Jahren, in welchen die Eidgenoſſenſchaft mehr als je ein Herz und eine Seele hätte ſeyn ſollen, den Samen der Zwietracht, wie tief eingewurzeltes Unkraut im unbeſorgten Acker, aufgehen und allen guten Samen erſticken geſehen. Lavater ſchrieb in dieſen Tagen (ich las das Billet in ſeiner Hand) an eines deiner erſten Regierungsglieder: „ihr werdet die Rechtsunförmlichkeit eurer

enwärtigen Handlungsweiſe mit blutigen Thränen be-
n.“ Und er hat wahrlich mit dieſen Worten, das, was
ach geſchehen, prophetiſch verkündigt.

Cenſurlücke, die ich mir ſelbſt mache.

avater, Lavater! Ach, daß du noch lebteſt, ach, daß
den Tagen, in denen das Letzte begegnet, was wir
ren, noch gelebt hätteſt, wir hätten denn doch auch
n Mann gehabt, von dem tauſend und zehntauſend
underttauſende geſagt hätten: Gott, das Vaterland,
ie Menſchheit ruhen in Unſchuld in ſeinem Herzen.
du Einziger hätteſt in der Stunde unſrer ſegen-
n Umtriebe und unſers gegenſeitigen Unglaubens im
Glauben gefunden, und wäreſt in der Mitte der
nden Väter und unſrer alles Innere, Heilige der
lichen Verhältniſſe vergeſſenden Selbſtſucht dage-
, wie einſt ein heiliger Mann von deinem Herzen
ang im Kreis der empörten Väter des Vaterlandes
daſtand.

d daß auch du nicht mehr unter uns biſt in unſrer
denden Stunde, du, vor dem ſich der Thor in ſei-
orheit, der Schalk in ſeiner Schalkheit und der
nde in ſeiner Unwiſſenheit hätte ſchämen müſſen.
nn der Wahrheit und der Freyheit, edler, vater-
er Müller! Ach, daß auch du ſterben mußteſt, ehe
kam, an dem es ſo wichtig, ſo entſcheidend gewe-

ſen wäre, dem eiteln Schwatzen vom Recht, das dem Unrecht mit ganzer Seele huldiget, hiſtoriſch und diplomatiſch beurkundet zu zeigen, was das wahre, urſprüngliche Recht der verſchiedenen Stände des Vaterlands ſey und worin das wahre Verhältniß der allgemein poſitiven und conſtitutionell geſicherten Freyheit des ſchweizeriſchen Volks zu der geſetzlichen Rechtsgewalt ſeiner oberkeitlichen Behörden beſtand. Ach, daß du in der für uns und für unſere Nachkommen ſo entſcheidenden Stunde der neuen Umſchaffung unſerer alten, geſetzlichen Freyheitsverfaſſung nicht mehr in unſrer Mitte da ſeyn mußteſt, edler, Schweizeriſcher Müller! Du hätteſt uns in dieſer Stunde, wie es ſonſt niemand gekonnt und gethan hätte, hiſtoriſch und diplomatiſch beurkundet und gezeigt, worin in der Einfalt der Vorzeit die fromme und ſtille, aber ernſte und wahre Kraft unſrer Väter zur Beſchränkung der Regierungswillköhr und der Rückkunft der Regierungsgrundſätze und der Regierungsmaßregeln des hörnenen Raths, der Vögte und der Zwingherrngewalt beſtanden.

Lavater! Müller! Ihr hättet der Wahrheit das Zeugniß gegeben, das wir heute bedürfen. Aber ihr ſeyd nicht mehr. Ihr höret den nicht mehr, der euch achtet. Euch ſieht auch der nicht mehr, der euch liebt, und ihr ſeyd auch dem ab den Augen, der ſich ſchämen müßte, wenn ihr da wäret. Ach! daß das Vaterland eurer mangeln mußte in der Stunde ſeines größten, dringendſten Bedürfniſſes. — Im tiefen Fühlen des Worts, wenn dieſe ſchweigen, ſo würden die Steine ſchreyen, erhebt ſich mein in Schwachheit und Alter Lavater und Müller verehrendes Herz, und ich wage es in den Mund zu nehmen und auszuſprechen, was beyde in dieſer Stunde dir, Vaterland, geſagt hätten.

Vaterland! würden ſie zu dir ſagen:

Eintracht iſt das erſte, das jetzt noth thut! *)

Aber, Männer des Vaterlands! die ihr ſie geſetzlich zu begründen den hohen Beruf habet, glaubet nicht, daß ihr durch Verachtung des Volks, durch Unterdrückung ſeines vaterländiſchen Herzens und mitten durch Beleidigung aller in ihrem Weſen edler Nationalgefühle die Eintracht erzielen werdet, „die eure Väter im Wetter heißer Schlachten groß gemacht;“ glaubet nicht, daß ihr ſie anders als auf dem Wege des Nationalwillens, und auf dem Fundamente der Recht- und Freyheitsanſprüche der Väter, durch die wir zu Einem Volk, zu verbündeten Eidgenoſſen geworden, erhalten werdet. — Väter! würden ſie zu euch ſagen, durch Vernachläſſigung dieſer Staatsfundamente der Eidgenoſſenſchaft würdet ihr Zwietracht im Vaterlande ſäen, und „wer Zwietracht ſäet, wird

---

*) Anmerkung. Es erhellet ſchon aus frühern Stellen dieſes Buchs, daß ich bey den Aeußerungen meiner politiſchen Grundſätze in demſelben vorzüglich auf den Augenblick Rückſicht nahm, in dem ich es geſchrieben. Dieſer war nämlich derjenige, in dem die Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft von der Edelmuth der verbündeten Mächte aufgefordert war, ſich als vollkommen frey und von allem fremden Einfluß ganz unabhängend wieder als alte Eidgenoſſen im Geiſt ihrer Väter und ihres Freiheits- und Rechtsſinns geſetzlich neu zu conſtituiren.

Zwietracht ernten. Väter! Würdet ihr es thun, eure Kinder würden einſt alle neuere Schlauheitsmittel gegen die ausgebrochene Zwietracht umſonſt erſchöpfen. Wills Gott, würden ſie auch umſonſt gegen dieſelbe ſtreng ſeyn. Die Eintracht hat ſich im Volk der Eidgenoſſenſchaft, unter unſern Vätern nie eingeheuchelt und nie eingeprügelt; wills Gott, wird ſie ſich auch unter unſern Kindern nie einheucheln und nie einprügeln laſſen. Der Weg zur Eintracht war unter unſern Vätern fromm und treu und wahr, und die Mittel, ſie zu erhalten, heilig. Sie giengen aus der Unſchuld und der Edelmuth der Menſchennatur ſelber hervor. Die Sicherheit des Rechts gebiert Vertrauen; das Vertrauen führt zur Ruhe. Im Volksvertrauen liegt das Weſen aller wahren Staatseintracht, und in dieſer Ruhe ihr heiliger Segen. Für dieſes Vertrauen, für dieſe Ruhe, dieſe ewigen Fundamente aller wahren Staatseintracht, muß die Geſetzgebung ſorgen. Es iſt unſtreitig, ſie, die Geſetzgebung ſelber, iſt durch ihre Weisheit und Wahrheit das erſte und ewige Mittel der Staatseintracht, aber auch durch ihre Schwäche und Lückenhaftigkeit, daß ich nicht gar ſage Lügenhaftigkeit, die erſte Quelle der bürgerlichen Zerwürfniſſe und alles daraus entſpringenden Unglücks und Unſegens. Vaterland! So wichtig iſt die gegenwärtige Stunde deines geſetzgeberiſchen Auftrags. Vaterland! würden Lavater und Müller, wenn ſie noch lebten, zu dir ſagen, deine Stunde iſt groß und erhaben, aber auch ihre Gefahren ſind groß. — Die Irrthümer und die Unbill des Geſetzgebers gehn über die Unbill und den Irrthum der Könige. Der Irrthum und das Unrecht der Könige wer-

mit ihnen begraben, aber das Unrecht der Geſetzge-
dauert von Geſchlecht zu Geſchlecht, und ihre Lei-
ſchaften und Schwächen drücken auf die aufgeopferte
chwelt — — bis Gott hilft.

Im hohen Glauben an dieſe Ordnung Gottes, an
r Hülfe Gottes würden ſie, Vaterland! heute zu dir
n: du biſt über die Elendigkeit ſchwacher Menſchen
ben, die, wenn ſie einem noch ſchwächern Unrecht ge-
haben, wie die ſpaniſche Inquiſition zum Preis der
ſöhnung von ihm fordern, daß er ſich über das erlit-
Unrecht nicht beklage, ſondern deſſelben halber das
ot des Stillſchweigens bey hoher Strafe und Ungnade
g halte und Gott danke, um der Gerechtigkeit willen
en zu haben.

Mitbürger! Söhne edler, freyer Männer! würden ſie
ns ſagen: ihr ſeyd über jedes Geheimniß der Finſter-
rhaben, und kennet keine Verſöhnungsarten, die das
ſchenherz im Scheinfrieden mehr zerreißen, als es im
Kriege je zerriſſen werden kann. Vaterland, du
icht kleinlich genug, die wahre Kraft deiner ſelbſt als
Ganzen der Scheinkraft eines kleinen Theils dieſes
n, dem eiteln Schimmer einiger weniger aus dir,
pfern, oder wohl gar dieſes Ganze zum Schimmer-
dieſer wenigen herabzuwürdigen. Vaterland! du er-
gſt dich nicht dahin, die geſetzliche Freyheit des Lan-
das iſt, des Volks und ſeine ihm von den Vätern
ammte Würde, ſein ihm von den Vätern angeſtamm-
öheres als landſtändiſches, ſein ihm von den
angeſtammtes Freyheitsrecht in der innern

Wahrheit ſeines Geiſtes und ſeines Weſens zu ſchwächen, um der Selbſtſucht einiger weniger deiner Bürger zu fröhnen.

Söhne edler Väter, würde jeder von ihnen ſagen, ich ſehe das Vaterland in der Höhe eures vaterländiſchen Herzens, ich ſehe in euch deutſche Männer, die nicht mit Worten ſpielen. Ihr kennet kein Völkerrecht ohne ein Volksrecht, und kein Volksrecht ohne ein Menſchenrecht. Ihr erkennet das Menſchenrecht freylich nicht in den Gelüſten des Volks, in ſeiner Schwäche, ſeiner Anmaßung und ſeinem ſinnlichen, thieriſchen Sinn, wohl aber in dem ewigen, unveränderlichen Weſen der Menſchennatur. Ihr achtet dieſe Menſchennatur, ihr achtet das Heilige in ihr hoch, und was das Höchſte unſrer Natur, die ſittliche und geiſtige Kraft derſelben einſchlummert und vergiftet, das achtet ihr nicht für Recht. Eingedenk des Worts: „Wenn ich auch die ganze Welt gewönne, litte aber Schaden an meiner Seele, was würde ich zum Gegenwerth meiner Seele haben," achtet ihr das, was das Geiſtige und Sittliche unſrer Natur einſchlummert und vergiftet, für lauter Schaden. Ob es euch gleich Geld eintragen, ob es euch gleich zu Ehr und Anſehen erheben, und euch und alle Eurigen ſinnlich und phyſiſch wohl und behaglich ſetzen würde, ihr achtetet es dennoch für Schaden. Es iſt ewig von euch ferne, edle Männer des Vaterlands, irgend eine Art von Rechtsanſprüchen auf einen Zuſtand der Dinge zu gründen, der die ſittliche und geiſtige Entfaltung unſers Geſchlechts zu ſtören und das Geiſtliche und Heilige in der Menſchennatur einzuſchlummern und zu vergiften geeignet wäre.

Vaterland, du biſt ewig ferne davon, daß deine edlern Söhne Rechtsanſprüche auf die lange Dauer irgend eines Unrechtthuns gründen und auf den langen Genuß der Folgen eines ſolchen Thuns einen Verjährungsgrundſatz gegen das Recht bauen!! Du biſt ferne davon, das Urtheil irgend einer Selbſtſucht, die in ihrer eignen Angelegenheit als Partey und Richter geſprochen und die Stimme des Rechts mit Blutgerüſten ſo zurückzuſchrecken vermocht, daß ſie wie das Echo eines einzelnen Tons in den Bergen verhallen mußte, und nicht mehr wiederkommen durfte, als das Fundament eines rechtlichen Zuſtands freyer Männer anzuerkennen.

Vaterland, dein einziges groſes Unrecht ſeit Jahr-
underten, die einzige Quelle deiner Erniedrigung, deiner
Zerwürfniſſe und deiner Schande lag in den Lücken dei-
er Verfaſſungen, die, indem ſie es hie und da der recht-
oſen Selbſtſucht mehr und minder möglich machten,
ch auf die Magiſtratur- und Richterſtühle deiner edeln
äter zu ſetzen, die Rechtloſigkeit der Untergebenen gegen
ſelber, folglich das Weſen des Sansculotismus dadurch
nſtituirte und es dahin brachte, daß Verbeſſerungsvor-
läge und überall jede Aeuſſerung vaterländiſcher Wünſche
ner rechtlichen Verfaſſung, die vom Volk und auch von
n Edelſten im Volk ausgingen, als Aufruhr, als Hoch-
rrath angeſehen und behandelt werden konnten.

Vaterland! Der erſte, weſentlichſte Hochverrath, der
deiner Mitte nur möglich wäre, iſt eine, durch admi-
rative Maßregeln angebahnte und auf dieſem Weg
n Schein nach geſetzlich eingelenkte und dadurch

freylich ebenſo nur dem Schein nach verfaſſungsmäſſig geheiligte Rechtsloſigkeit deiner Bürger; aber, Vaterland! du biſt ferne davon, die Möglichkeit dieſes Hochverraths auch nur in einem Winkel unſrer geſegneten Thäler und Berge in Wirklichkeit hinübergehn zu laſſen. Nein, Vaterland! du wirſt dieſes nicht dulden; du wirſt in deiner heutigen Stunde weniger als je dulden, daß in irgend einem Winkel deiner Lande die Gewalt verfaſſungsmäßig über das Recht herrſche, und daß das Unrecht der Geſetzloſigkeit ſich durch Vereinigung aller Gewalten in die Selbſtſucht einer einzigen geſetzlich ſanktionire. — Nein! gewiß nein! Erſte Männer des Vaterlands, die ihr berufen ſeyd, das Glück, die Ruh und die Freyheit des Landes durch ſein Recht, durch die Sicherſtellung des Rechts aller Bürger verfaſſungsmäßig zu begründen, ihr ſeyd ewig fern davon, im Umkreis des durch das Blut der Väter vor der Vögte und Zwingherrn Gewalt befreyten Lande, Verfaſſungen einzulenken und zuzugeben, durch die ein in Perſönlichkeits- (Perſonal-) Geiſt umwandelter Regierungsgeiſt dahin wirken konnte, das Volk von der Regierung innerlich zu trennen und mit ihm unvermeidlich auf Kind und Kindeskinder hinab zu entzweyen. — Söhne edler Väter, ihr ſeyd ferne davon, den Fall möglich zu machen, daß eine aus tiefen Bedürfniſſen entſprungene Volksſtimme ſelber verfaſſungsmäßig heute mit Spott verhöhnt — morgen mit Gewalt unterdrückt werden konnte; ihr ſeyd ferne davon, es möglich zu machen, daß die Anerkennung und Erhebung irgend einer vaterländiſchen Tugend und Verdienſts ſelber verfaſſungsmäßig unmöglich gemacht, hingegen einſeitige Gewandtheit, ſchlaue Rechtsverfänglichkeit und böſe Kniffe im Dienſt der Willkühr und zu Gunſten der rechtsloſeſten Selbſtſucht ſelber verfaſſungsmäßig angebahnte Wege zu den Ehren und Würden des Vaterlandes fänden.

Nein, Vaterland, du biſt über die Niederträchtigkeit erhaben, durch Begünſtigung der Muthwillen Rechtsloſigkeit eines ſich vornehm dünkenden Pöbels, die Jamer Rechtsloſigkeit deines ſo geheißenen gemeinen Volks geſetzlich zu conſtituiren und auf Kind und Kindeskind hinab dauern zu machen.

Edle Männer, die ihr am Werk unſrer Erneurung der ſeit Jahrhunderten geſegneten Verfaſſung des Landes arbeitet, ihr ſeyd ferne davon, daß irgend ein Mann im Schweizerland durch die Folgen der Abänderung unſrer Verfaſſungen ein rechtsloſer Mann, und irgend ein Dorf m Schweizerland ein rechtsloſes Dorf, und irgend ein Stand im Land ein rechtsloſer Stand, und irgend eine Tugend eine rechtsloſe und dadurch eine entehrte, eine weihte, eine kraftloſe Tugend im Lande werde.

Erſte Männer in unſrer Mitte, ich bin gewiß, Lavar und Müller würden heute mit dieſem Vertrauen, mit ſer altſchweizeriſchen Erhebung für Recht und Freyheit, it dieſem ernſten Hinblick auf die Gefahren, die ihnen ohen, und mit dieſer Sorgfalt und Kraft für die Beleng des allgemeinen, bürgerlichen Freyheitsſinns mit euch en, ſie würden ganz gewiß zu dir ſagen: dein Tag da, er iſt heute da, an dem du die Quelle deiner Erniedrigung, deiner Zerwürfniſſe und deiner Stände enden kannſt und enden ſollſt.

Von einer andern Seite, bin ich eben ſo gewiß, würden ſie zu euch ſagen — Erſte Männer in unſrer Mitte! Eure Würde, die Würde eurer Magiſtraturrechte iſt groß. Sie iſt größer als die Würde der Magiſtraturrechte auch der größten beherrſchten Städte, und es iſt recht, daß ihr ſie behauptet, aber auch, daß ihr nicht vergeſſet, daß ſie von wegen der Freyheit eurer Mitbürger und ihres Gemeinweſens und nicht von wegen eurer ſelbſt und eures Rathsſtubenrechte alſo groß iſt. Im Gegentheil der äuſſere Schimmer der Rathſtubenrechte muß immer in dem Grad kleiner erſcheinen, als eure Bürgerſchaften und ihr Gemeinweſen wahrhaft geſetzlich und republikaniſch frey ſind. Edle Männer! erkennet, daß das Vaterland und die Freyheit des Vaterlands euch und eure Väter groß gezogen! Ihr, die ihr heute als die Erſten Männer unſers allgemeinen ſchweizeriſchen Freyſtaats in unſrer Mitte daſteht, vergeſſet es nicht, es erhebe euer Herz, daß die *Ahnen der meiſten von euch aus dem gemeinen, bürgerlichen Erwerbszuſtand herſtammen*, und daß es das Vaterland und die Freyheit des Vaterlands allein iſt, die ſie und euch zu dem Wohlſtand und zu dem Anſehen erhoben, in dem ihr jetzt in unſrer Mitte lebet.

Edle Männer, würden ſie zu euch ſagen, ihr fühlet im Innerſten eures Herzens, daß keine Aenderung der Zeit aus euch perſönlich in unſrer Mitte etwas anders gemacht hat, als was eure Väter in der Mitte der unſern auch waren. Wir ſind alle, ſeyn wir Vermögens und äußern Anſehnshalber heute ſo verſchieden als immer möglich, Standes- und Rechtshalber noch Eidgenoſſen und freye Männer geblieben, und ſtehen dießfalls gegen die Edelſten im Land in eben-dem rechtlichen Verhältniß, in dem beym Erwachen der Freyheit und bey ihrer erſten Begründung der gemeine aber freye Mann des Landes gegen den Edeln im Land daſtand. Söhne edler Väter, es liegt in euerm Herzen, dieſen urſprünglichen Zuſtand des vaterländiſchen Segens dem Vaterland allgemein zu erhalten und heute, wo es Noth thut, zu erneuern. Edle Männer, es muß als Erbgefühl eures Freyſtandes in euerm Herzen liegen, dem Kern des Landes, dem Mittelſtand, der auch den Beſten unter euch an Kultur, an Vermögen, an Verdienſt, an Tugend und innerer Würde gleich kömmt, es geſetzlich nicht nur möglich, ſondern verhältnißmäßig nach ſeinem Verdienſt leicht und verhältnißmäßig nach dem Bedürfniß des Landes es gewiß zu machen, ſich den Weg zu allen Ehren und Würden des Landes zu öffnen und dadurch die Concurrenz der Einſichten und des Verdienſtes, dieſes einzige ewige und unwandelbare Mittel der Veredlung der Nationen bey allen Landeskindern allgemein zu machen, wie der Weg zu allen Ehren und Würden des Landes unter euern Vätern, die ſo vielſeitig durch die freye Concurrenz ihrer Tugend und ihres Verdienſtes aus gemeinen Landeskindern Landesväter geworden, offen und frey war.

Vaterland, würden ſie ſagen, du änderſt zwar heute das Aeußerliche in deinen bürgerlichen Verhältniſſen, aber denke, daß es nur die äußere Geſtalt des heiligen eidgenöſſiſchen Volks-Vereins und des vaterländiſchen Freyheits-Bundes iſt, deſſen Form du verwandeln darfſt. Laß das Ewige, Heilige unangetaſtet bleiben, indem du das Aeußere, Wandelbare veränderſt. Vaterland! mögen deine neuen Verfaſſungen heute von der Demuth und Wahrheit deiner Regenten ausgehen, und deine Bürger zur Demuth und Wahrheit ihrer Väter hinführen, dann wird der Segen deiner neuen Verfaſſungen Jahrhunderte auf dir ruhen, wie er Jahrhunderte auf deinen alten Verfaſſungen ruhte. Vergiß ſie nicht, deine alten Verfaſſungen, Vaterland! ſey nicht undankbar gegen ſie. Du warſt unter ihrem heiligen Schatten geſegnet, ſo lange du ſie in Wahrheit und Demuth gebrauchteſt, und du thateſt dieſes, ſo lange ihr Geiſt wahrhaft in dir ſelbſt lebt. Du verlorſt ihren Segen nur dadurch, und du ſahſt ſie ſelber nur dadurch vor deinen Augen zu dem morſchen Gebäude werden, das ſie ſeit einiger Zeit vor aller Welt Augen ſind, weil du das alte Heiligthum ihres wirklichen Geiſtes in deiner Mitte ſich haſt abſchwächen und ihren todten Buchſtaben dahin mißbrauchen laſſen, daß inner den Gränzen des Landes, von dem die Alten ſangen:

„Als Demuth weint und Hochmuth lacht,
Da ward der Schweizerbund gemacht“

ein böſer Hochmuth hie und da wirklich viel — viel zu viel zu lachen und die fromme Demuth viel — viel zu viel zu weinen fand.

Beſorgt, begeiſtert, und in ſeiner Geſchichte bewandert, würden Lavater und Müller das Vaterland anreden und zu ihm ſagen: Vaterland! du haſt, indem du ſchon ſeit langem dem Weltverderben einer tief verirrten Civiliſation in allen und auch in den, dem Geiſt der Freyheit und der rechtlichen, bürgerlichen Selbſtſtändigkeit widerſprechendſten Formen und Geſtalten gleich ſeyn, oder wenigſtens gleich ſcheinen wollen, dadurch die reinſten und weſentlichſten Fundamente deines groſſen, deines ausgezeichneten ſtädtiſchen und ländlichen Hausſegens verloren, und es dahin gebracht, daß man heute hie und da inner deinen Gränzen deine Kraft und deine Würde pro imperio (um angemaßte Herrſchaft) aufs Spiel ſetzt, uneingedenk, daß deine Kraft und deine Würde, daß die Kraft und Würde deines Volkes dein einziges imperium iſt, und daß du ohne dieſe keines haſt.

Vaterland! Unſre Ahnen haben durch ihre mit dem Geiſt ihrer urſprünglichen Freyheitsverfaſſungen übereinſtimmende bürgerlich beſcheidene Denkungs- und Handlungsart dem Civiliſationsverderben, das die Greuel unſrer Tage ſeit langem bereitete, mit einer Kraft entgegengewirkt, die der Schwäche gleich kömmt, mit welcher ihre Söhne durch Entkräftung des innern Geiſtes unſrer urſprünglichen Landesrechte und Freyheitsverfaſſungen, durch Untergrabung der Realkraft des Gemeingeiſts unſrer Bürger, durch Subſtituirung von Tand und Schein an die Stelle kraftvoller Sitten und beſonders durch die eitle Neigung der Umwandlung der althelvetiſchen Regierungs-Einfachheit in die anmaßungsvollſten Formen von fürſtlichen Behörden unſre Schwäche zur höchſten leidenſchaftlichen Theilnahme an eben dem Verderben, dem unſre Väter entgegengearbeitet, hingelenkt.

Vaterland! würden ſie im tiefen Gefühl dieſes Verderbens ihm zurufen, Vaterland! erhebe dich wieder zu dem, was du wareſt. Erkenne dein Glück! Du biſt unter den Völkern, die in den kaum vergangenen Jammertagen des Welttheils von den unzweydeutigen Folgen ſeines Civiliſationsverderbens das Aeußerſte litten, das glücklichſte, ich möchte in Rückſicht auf das Ueberſtandene ſagen, einzig glücklich geweſen. Aber, Vaterland! der wahren Staatsweisheit und der wahren Staatskraft iſt nicht das Ueberſtandene, ſondern das noch nicht Ueberſtandene das Wichtigere. Vaterland! Du darfſt in Rückſicht auf die Zukunft, du darfſt in Rückſicht auf das, was du noch nicht überſtanden, du darfſt in Rückſicht auf deine Nachwelt nicht auf ein Glück zählen, das demjenigen gleich iſt, das dir in unſern Tagen zu Theil war. Aber, wenn du einzig glücklich warſt, ſo zeige dich jetzt auch einzig deines Glücks würdig, und ſey unter den Völkern des Welttheils auch eins der erſten, die Quelle der Jammertage, die wir alle gemeinſam durchlitten, in ihrer ganzen Bedeutung und in ihrer ewig fortdauernd gefährdenden Kraft zu erkennen. Und, Vaterland! vermagſt du es, ſo ſtehe heute den Quellen dieſer Jammertage mit der Würde und Kraft der Männer im Grütli und der Sieger bey Laupen und Murten entgegen. Vaterland! Du biſt unter den Völkern Europa's, die für die Rettung des Welttheils von den äußerſten Folgen des Civiliſationsverderbens Gut und Blut aufgeopfert, das Letzte geweſen, und konnteſt nun das Geringſte ſeyn; aber ſey jetzt das erſte, das errungene Gut der Selbſtſtändigkeit der Staaten mit Weisheit und Kraft für den allgemeinen Hausſegen deiner freyen edlen Bürger, und mit ihm für die Erneurung deiner Staatskraft und ihrer heiligſten Fundamente zu benützen.

Väter des Landes! Im tiefen Gefühl eurer erhabenen Stellung und eines Berufs, wie er ſeit Jahrhunderten keinen in unſrer Mitte zu Theil wurde, würden ſie euch anreden und zu euch ſagen: Erſte Männer des Vaterlands! Die Retter Europen's ehren in euch die letzten Republikaner und haben das Heil unſrer Nachkommen in eure Hand als in die Hände edler Republikaner gelegt. Eure Stellung iſt ſchön, euer Glück groß, aber auch furchtbar ernſt, und es fordert eine ſeltne Höhe des Geiſtes und des Herzens, in eurer Stellung euers und unſers Glücks würdig zu handeln. Ihr ſeyd dem Vaterlande, Euern Zeitgenoſſen und unſern Nachkommen, ihr ſeyd der Menſchheit verantwortlich. Die Mächte Europa's haben in unſrer Schwäche die Rechte der Menſchheit geehrt. Erſte Männer des Vaterlands! Ehret wie Sie die Rechte der Menſchennatur in der Schwäche eurer Mitbürger und benutzt das Uebergewicht eures bürgerlichen Einfluſſes auf die neue Conſtituirung des Vaterlands mit eben der Unſchuld, mit eben der edeln Unbefangenheit und ſelbſtſuchtsloſen Willensfreyheit, mit welcher die Retter Europa's, uns als ein freyes Volk mit geſetzlicher Sicherſtellung der erſten Rechte wahrhaft freyer Verfaſſungen conſtituirt wiſſen wollen und unſer Schickſal, das Heil unſrer Nachkommen mit hohem Vertrauen in eure Hände, als in die Hände republikaniſcher Väter des Landes gelegt haben.

Erſte Männer des Vaterlands! Sie, die Retter des Welttheils, haben die Gaben ihres Edelmuths in eure Hand gelegt, um ſie aus eurer Hand in die Hand auch des Niederſten unter uns, in die Hand der Geſammtheit des Schweizeriſchen Volks hinübergehen zu ſehen. Möchtet ihr in der Verfaſſung, die Friederich Wilhelm dem königlich freyen Neuenburg gab, den Geiſt deſſen erkennen, was der Edelmuth der Retter Europa's erwartet, das ihr dem republikaniſch freyen, Schweizeriſchen Volk nicht geben, ſonden nur erhalten ſollet.

So denke ich, würden Lavater und Müller heute am ernſten Tag der Wiederherſtellung des alten Schweizeriſchen Volksvereins, mit den erſten Männern des Vaterlandes reden. Und wenn unter dieſen ein Mann lebte, der den Bittenden verhöhnen und zu ihm ſagen würde: „wir laſſen uns nichts vorſchreiben; wir ſind niemand auf Erden über das, was wir thun, Rechenſchaft ſchuldig; alles was wir dem Volke thun, iſt eine bloße Gnade; wir können alles, was das Volk ſein Recht heißt, zurückziehen, wenn wir nur wollen, und ſobald das Volk von Recht redet, ſo iſt dieſes Zurückziehen der Wohlthat eine demonstratio ad hominem von dem, was das Volksrecht iſt, und wo es gut gehen muß, ſeyn ſoll. Der Staat iſt frey, unſer Stand iſt frey, das Volk iſt nicht — frey und kann und ſoll nicht frey ſeyn"; ſo würden Lavater die Thränen über die Wangen fließen, er würde ſein Auge zum Himmel erheben und Gott um Hülfe bitten gegen den unbürgerlichen, unſchweizeriſchen, gegen den Jakobiner-Sinn des Mannes, der alſo redete. Und dieſer könnte das nicht ertragen. Sein Herz, der Ueberreſt ſeines geerbten Schweizer-Herzens iſt mit den neumodiſchen Gewalts- und Bändigungs-Maßregeln und Worten des mißſtimmten Zeitgeiſtes, ſo laut er auch die Worte ausſpricht, doch nicht in Uebereinſtimmung. Es würde ſich zeigen, er könnte die Thränen Lavater's nicht ausſtehen. Er würde in altbürgerlicher Näherung ihm auf die Achſel klopfend jetzt zu ihm ſagen: „Herr Lavater! Herr Lavater! es iſt nicht ſo bös gemeint; ich bin auch ein Schweizer, und meine es mit dem Volk auch gut, und ſo gut als ihr und ein jeder andrer, aber ich habe auch meine Meinung wie ihr die eure; man muß einander hören, hören, und b'richten, b'richten; es fällt nie ein Baum auf einen Schlag“; und Lavater würde den innerlich nicht böſen, ſondern nur eiteln und hoheitlich verirrten Mann, nachdem er alſo zum Freundlichkeitston der alten Schwäche zurückgekommen, auch freundlich bey der Hand nehmen und mit dem Ernſt ſeiner Gebetſtunde auf der Stirne und auf der Lippe ihn bitten: heute des Vaterlands und der einzigen, ewig wahren Baſis der Schweizeriſchen Eintracht, der Freyheit des Volks zu gedenken, und das Heil des Ganzen keinen Privatanſichten und Verhältniſſen nachzuſetzen. Er würde ihn mit dem hohen Ausdruck ſeines innern frommen Sinns bitten, nicht nur perſönlich mit den Bedürfniſſen des Vaterlands in Uebereinſtimmung zu ſeyn, ſondern auch dahin zu trachten, daß das Perſonale der obern und untern Behörden in ihrer Privaterſcheinung ſowohl als in ihren öffentlichen Publikationen mit dieſen Bedürfniſſen des Vaterlands in Uebereinſtimmung erſcheine, und darin nicht hinter dem Zeitgeiſt und dem dießfalls wahrhaft guten Ton edler fürſtlicher Volksbeamter und ihrer Proklamationen ꝛc. ꝛc. zurückſtehe. So Lavater. — Müller's, des vaterländiſchen, Kernſprüche gegen die Behördenverirrungen und Schwächen und Kniffe, die den Geiſt der Freyheit im Buſen der Bürger erſticken, ſind öffentlich vom Vaterland gekannt und hochbelobt, haben aber nicht, wie man im Gefolg ihrer hohen Belobungen hätte erwarten ſollen, eigentlich tiefer in die Wirklichkeit unſers häuslichen und bürgerlichen Seyns, Lebens, Treibens und Wirkens hineingegriffen; ſie ſind gar nicht, wie etwa andere Sprüchwörter, z. E. „man muß fünfe grad ſeyn laſſen“ — „mit Schweigen niemand fehlen kann“ — „wenn man einen Stein nicht zu heben vermag, ſo muß man ihn liegen laſſen“ — oder, „wenn man den Hund trifft, ſo billt er“ — und ſogar in Verſen:

„E'n guten, alten Käs
„Dem Schweizerbauer ins G'fräß,
„Das braucht man in der Schweiz“ —

zu Modewörtern geworden, die den Geiſt unſerer häuslichen und bürgerlichen Kraft eigentlich ſtempeln.

Vaterland! Es iſt heute, es iſt in der Geburtsſtunde der Verfaſſungen, durch die du mit Wegwerfung, beydes, von äußerm, fremdem Einfluß und von innerer, leidenſchaftlicher Volksmißſtimmung aufgedrungener Machwerke deinem Volk, dem guten Schweizervolk das Glück und den Segen ſeiner Väter, das heilige, innere Weſen ſeiner alten, beſchwornen Briefe, Sigel, Rechte und Bunde wieder herſtellen und dadurch dieſes gute, aber durch lange und ungleichartig böſe Zeitläufe ſo ſehr entzweyte und entſchweizerte Volk auf geſetzlich legitimer Bahn wieder zu einem Volk, zum alten Schweizervolk umzuſchaffen berufen biſt. Vaterland! Es iſt heute in der Geburtsſtunde deiner neuen Verfaſſungen wichtiger als je, daß du deine Augen nicht vor dem Umfang und der Größe unſerer Uebel zuſchließeſt; es iſt weſentlich, daß du heute zu den Quellen und Urſachen derſelben emporſteigeſt und lebhaft erkenneſt und tief zu Herzen faſſeſt, daß es der Mißbrauch der Lücken, Unbeſtimmtheiten und Widerſprüche, die in deinen Verfaſſungen liegen, ſind, die uns individualiter und collectiv bürgerlich, entheiliget, entrechtlichet, entſchweizert. Man ſage mir nicht, dieſe Aeußerung iſt Undank gegen unſre alten Verfaſſungen: nicht unſre alten Verfaſſungen, ſondern der unedle, der ſelbſtſüchtige Gebrauch, den wir von den Lücken, von den Unbeſtimmtheiten und Widerſprüchen, die in unſern Verfaſſungen waren, gemacht, das iſt es, was dieſe Verfaſſungen ſelber in ihrem Weſen denaturirt und in Rückſicht auf ihre weſentliche Beſtimmungen zu Todtengerippen verwandelt und den Gang der Willkühr und der böſen, unrechtlichen Gewalt in unſrer Mitte hie und da Thür und Thor geöffnet, wie ſie in keinem Land, als in einem, das von unedeln und ſchwachen Fürſten regiert wird, offen ſind. Es iſt offenbar, bey den Fehlern unſrer Verfaſſungen hatte die willkührliche Gewalt, dieſe ewige Feindinn des geſellſchaftlichen Rechts es leicht, es hie und da in unſrer Mitte allmälig dahin zu bringen, daß ſich das lebendige Intereſſe der Bürger für die Sicherheit und Unverletzlichkeit ihrer Geſetze gegen den Mißbrauch, d. i. gegen den durch Brief und Sigel nicht geſtatteten Gebrauch der herrſchaftlichen Rechte im Innern ihrer altvaterländiſchen Gefühle ſich ſchwächte und der Enthuſiasmus für den Geiſt und das Weſen ihrer Rechte und Freyheiten ſich in ihnen verloren, wodurch denn das Uebergewicht des Machteinfluſſes der Regierungsbehörden und ihrer Selbſtſucht über denjenigen der Verfaſſungen und ihres innern Geiſtes ſich entſcheiden und allmälig von Stufe zu Stufe ſich dahin erheben mußte, daß endlich wie in verdorbenen Monarchieen von Günſtlingen begünſtigte Regierungsbehörden, und von Regierungsbehörden begünſtigte Günſtlinge der Realität aller Verantwortung gegenſeitig entzogen, Hand in Hand ſchlagen konnten, das Land mit dem Unrecht (mit verfaſſungswidrigen und Freyheit ſchändenden Handlungsweiſen) zu überſchwemmen, wie das Meer, das ſeine Dämme durchbrochen, dann ungehemmt und frey alle tiefer liegenden Gegenden überſchwemmt. Es iſt offenbar, daß unter dieſen Umſtänden das Machtübergewicht über das Recht, wenn und wo es wollte, und wahrlich auf demagogiſchen Schleichwegen faſt noch mehr und noch leichter als auf oligarchiſchen Kraftſtraßen dahin kommen könnte, das innere Weſen wahrhaft conſtitutioneller Verfaſſungen zu zernichten, und die verwaisten Bürger des Landes — ohne die äußern Formen ihrer Verfaſſungen abzuändern und ſogar bey ununterbrochener Fortdauer der alljährlichen Beſchwörung ihres Buchſtabens und ihres Weſens — Freyheit- und Rechtlos zu machen!!!

Vaterland! wenn die Lücken, Unbeſtimmtheiten und Widerſprüche deiner alten Verfaſſungen in der heutigen Erneurung derſelben nicht beſtimmt ausgefüllt und aufgehoben würden; wenn der Geiſt des Verderbens — das Machtübergewicht über das Recht, wie es aus den Lücken, aus den Unbeſtimmtheiten und den Widerſprüchen unſrer alten Verfaſſungen hervorgegangen — in unſern neuen den nämlichen Spielraum finden, und der Mißbrauch der conſtitutionellen Unbeſtimmtheiten gegen die weſentlichen Rechtsbedürfniſſe der Stände und Individuen benſo leicht wie vorher ſeyn würde; wenn keine Baſis er Rechtsſicherheit Aller gegen Alle dem Einſchleichen des ürgerlichen Unrechts allgemein conſtitutionell Einhalt hun würde; und das Recht der Bürger in irgend einem Winkel des Landes conſtitutionell eine Gnadenſache der Gewalt und der Willkühr werden; wenn die Landes-Ein- racht ihre Garantie nicht mehr in der Beſtimmtheit, in er Wahrheit und in dem Edelmuth der Verfaſſungen ſelbſt nden ſollte, und nur auf das Vertrauen einer einſeitigen egierungsgewandtheit und auf die beſchränkte Kraftan- endung ihrer Behörden gebaut werden müßte;

Holde Eintracht, beſter Segen,
Den der Himmel Herzen gab —

nn deine Wahrheit nicht mehr rein und hehr aus n pſychologiſchen Einfluß unſrer Verfaſſungen auf die erzen der Bürger ausgehen, ſondern nur als Folge willrlicher Maßregeln herzloſer Menſchen und als ein Verſtands-Reſultat des Regierungs-Raffinements und ſeines Verderbens in unſrer Mitte hervorgehen, daſtehen und ſich erhalten ſollte, dann würde mein zerriſſenes Schweizerherz den Wunſch des Vögelchens:

In Wüſteneyen fliehen,
Wo's keine Menſchen gibt,

in den Wunſch umwandeln:

In Wüſteneyen fliehen,
Wo's keine Eintracht gibt.

Der Genius des Vaterlands wird es verhüten, daß dieſer Wunſch Jahrhunderte lang keinem treuen Schweizerherzen als Folge der Lücken ſeiner Verfaſſung und ihres Mißbrauchs aus ſeiner Seele entſchlüpfe. Aber, wäre es möglich, daß unſre neuen Verfaſſungen, — indem ſie die Lücken der Alten beybehalten, und ihren Mißbrauch der böſen unbürgerlichen Selbſtſucht wieder leicht machen — die alten vaterländiſchen Fundamente der bürgerlichen Eintracht, die bis jetzt dem Schweizer das Heimweh in allen Landen erzeugt, aus dem hohen Herzen der freyen Männer des Lands verdrängen würden, dann wäre der höchſte Gipfel des bürgerlichen Verderbens mehr als nur denkbar, und der Fall wäre dann wenigſtens möglich, daß die Umwandlung der äußern Formen unſrer Verfaſſungen endlich nach Verfluß von Jahren in eine eigentliche Reſignationsakte der Rechte und Freyheiten unſrer Väter ausarten, ja ſelber, daß die Garantie unſrer Verfaſſungen, wenn der erſte Eifer ihrer ſchöpferiſchen Erſcheinung erloſchen ſeyn und der Wurm des Verderbens an ihr, wie an allem Menſchlichen nagen wird, endlich nach Verfluß von Jahren in eine Garantie dieſer Reſignationsakte ſelber ausarten könnte. Der Fall wäre dann möglich, daß endlich unſre Nation ſich ſelber in eine wider ſich ſelbſt bewaffnete und immer und allgemein wider ſich ſelbſt in Aktivität ſtehende Armee umwandeln, und die Blüthe der Jugend unſrer Nachkommen zu einer Leib- oder vielmehr Hoffartsgarde eines eiteln und unedeln, bürgerlichen Behörden-Perſonals verſinken könnte. Dann aber wäre doch mein Vaterland nicht mehr mein Vaterland; die Schweiz wäre dann nicht mehr die Schweiz; ſie hätte ſich dann ſelbſt außer den Bund im Grüttli hinausgeworfen. Das Heiligthum der Souverainität mangelte dann dem verwaisten Freyſtaat ganz, ein General der Armee wäre denn alles, und Begegniſſe, wie die von °°, die wir Gottlob jetzt als unerweisbare Lügen anſehen müſſen, könnten ſich dann erwahren. Solche Begegniſſe könnten denn ſogar conſtitutionell eingelenkt und möglich gemacht werden. Noch mehr — die Worte des Aufruhrs, die wir jetzt mit Schweizerherzen und mit Schweizertreu verabſcheuen, könnten dann aus dem gepreßten Herzen edler Männer bedeutungs- und wirkungsvoll ins Volk — ins Schweizervolk fallen.

Aber dieſer Zuſtand der Dinge iſt jetzt Gott Lob noch nicht da. Mein Herz ſagt es mir, er iſt Gott Lob noch ferne von uns. Der Genius des Vaterlands und die erleuchtete Edelmuth der Männer, in deren Hand das diesfällige Schickſal des Vaterlands und der Nachwelt gelegt iſt, bewahren uns Gott Lob zuverläßig vor der Gefahr, daß wir und unſre Nachkommen früher oder ſpäter ſo weit verſinken, und das innere Gefühl der Würde und des Rechts unſrer Väter ſo weit verlieren. —

Unſer Volk — iſt gut. Unſre Nation iſt — in allen ihren Ständen und Abtheilungen noch Schweizeriſch, noch Eidgenöſſiſch gut. Die Mode- und Zeitfreunde der willkührlichen Gewalt in unſrer Mitte ſind Gottlob im Allgemeinen noch nicht tiefſehende, vielſeitig erleuchtete und kraftvoll gewandte Feinde der Menſchheit und der Freiheit. — Das hie und da in unſrer Mitte ſich zeigende rechtloſe Spucken gegen die Freyheit des Landes, d. i. gegen das geſetzlich geſicherte Recht des geſellſchaftlichen Vereins geht gegenwärtig im Allgemeinen noch gar nicht aus der Tiefe verdorbener Herrſcherherzen, es geht Gottlob noch jetzt nur aus dem Wirrwar verdorbener Regierungsmanieren hervor, die ohne Bewußtſeyn ihrer eigentlichen und endlichen Tendenz ſich aus Eitelkeit eingeſchlichen, in der Schwäche der Vorzeit Nahrung gefunden, und durch die Mißſtimmung unſrer letzten Jahre zwar ihre alte Unſchuld und Einfalt verloren haben, und etwas gichtig geworden, aber doch noch nirgends und noch nie in ganz vollendete Regierungsverhärtung hinübergegangen.

So weit aber auch dieſes alles wahr und uns in unſrer Schwäche tröſtend iſt, ſo dürfen wir uns denn auf der andern Seite doch nicht verhehlen, daß der Punkt, auf welchem unſre politiſche Nationalerleuchtung wirklich ſteht, uns doch nicht über das Weſen der Bedürfniſſe des großen Tages, den Gott heute über uns verhängt, belehrt und erleuchtet hat. Nein, Vaterland! das Problem deines Tages iſt noch nicht aufgelöſt, es ſteht noch vor dir, und wartet ——— auf ſeinen Löſer. Und der Zeitgeiſt iſt der endlichen Löſung deſſelben auch nicht vortheilhaft. Tauſend und tauſend unſrer Zeitmenſchen ſind kraftvoll zum Knüpfen und feſten Zuſammenziehen aller Arten von Gebinden, Banden und Knöpfen; aber Weniger Finger ſind bey nöthiger Feinheit und Zartheit kraftvoll und mächtig, dieſe Gebinde, dieſe Bande, dieſe Knöpfe zu löſen. Der gewöhnliche Kraftarm der Zeitmenſchen greift, wenn es um die Löſung ſolcher Knoten zu thun iſt, immer und oft unglücklich gern zum Schwert — zum Schwert, das auf der ganzen Erde der Gewalt, ihrem Recht und ihren Anſprüchen nicht immer in aller Unſchuld dienet. Und du, Vaterland! liegſt auch nicht mehr in der Wiege der Unſchuld des Mittelalters, aus dem deine Freiheit hervorgegangen; du darfſt deinem lieben Schwert nicht Alles, Alles vertrauen. Der arme Umfang deiner Bändigungsmittel, dein Schwert iſt klein, und wenn du ſchon gelernt haſt, ſeine Scheide ſchön zu machen, ſo iſt es doch klein, und ſein Inneres ſieht hie und da doch mehr einer etwas vom Roſt angegriffenen, und ungleich gezähnten Säge als einem vollends probehaltigen Damaſcener gleich. — Vaterland! Dein kleines Schwert iſt das allergeringſte von allen den Mitteln, die in deiner Hand liegen, dei- em Volk Gutes zu thun.

Vaterland! Lehre deine Knaben nicht dieſes Mittel r das höchſte ——— achten. — Es könnte zu hoch- eachtet leicht in ein Mittel ausarten, das alte, weſentli- e Gute, das du heute bedarfſt, in dir zu paraliſiren und in einen Zuſtand der Lähmung verſetzen, daß du dich ſpäter mit deinem Schwert in der Hand ſelber nicht mehr behaglich fühlen möchteſt. Nein, nein, Vaterland! nicht das Schwert, nein, nein, Licht! Licht über dich ſelbſt, tiefe Erkenntniß der Uebel, die gegen dich ſelbſt in dir ſelbſt liegen, Erkenntniß des wahren Zuſtands deiner ſelbſt in der Lage, in der dich ein in ſeinem Weſen *gleichartiger*, aber in ſeinen äußern Formen dreyzehnfach ungleich geſtalteter *Mißbrauch* der Lücken, der Unbeſtimmtheiten und Widerſprüche, die in deinen Verfaſſungen lagen, irre geführt hat, *das iſt, was dir Noth thut.*

Vaterland! Ich weiß, was es ſagen will: *erkenne dich ſelbſt!* Ich weiß, was es ſagen will, Lücken und Unbeſtimmtheiten von Verfaſſungen, die mehr und minder Jahrhunderte mißbraucht worden, geſetzlich auszufüllen und zu beſtimmen. Männer, die ihr zur Umgeſtaltung der äußern Form unſrer Verfaſſungen berufen ſeyd, das Vaterland blickt mit Ehrfurcht auf eure Aufgabe hin, Sie iſt unermeßlich. Freund der Wahrheit und des Rechts! Sieh ihren Stoff. Ein Paar Dutzend ſelbſtſtändige Staaten auf 7 bis 800 Quadratmeilen und eben ſo viele ſouveraine Regierungen in republikaniſch großer und oft unbeſtimmter Anzahl der Mitglieder, die daran wahrhaft oder ſcheinbar Theil haben! Hier ſouveraine Landsgemeinden! Dort ſouveraine Stadtgemeinden! Hinwieder ſouveraine Rathsverſammlungen! Hinter ihnen privilegirte Stadt- und Dorfgemeinden! Unterthanen von Stadtgemeinden! Unterthanen von Landsgemeinden! Unterthanen von Rathsverſammlungen! Unterthanen, die es nur halb ſind! Hinter ihnen mehr und minder und hie und da bis zur Souverainität hinauf privilegirte Zünfte, Herrſchaften und Klöſter! Mitten unter allen dieſen Real- und Scheinrechten, Geſchlechter, die von jeher gewohnt waren, ihren Willen als den oberſten Willen im Lande, als das Geſetz des Landes anzuſehen, Geſchlechter, bey denen die Gewohnheit einer im allgemeinen ganz gewiß ſehr wohlwollend ausgeübten Willkühr dennoch in die Erbgefühle eines wirklich beſitzenden collectiven Souverainitätsrechts hinübergegangen, das mit feſter und gewandter Kraft Jahrhunderte behauptet worden! Hinter dieſem allem noch ein buntes Gemiſch von Individualanſprachen, die bald in Gala, bald im Bettelkleid ihrer Selbſtſucht den Gang unſrer Angelegenheiten, beſonders im Fach der Emolumente mächtig influenzirten!!

Heitrer kann die Sonne nicht ſcheinen als die Wahrheit feſt ſteht: dieſer Zuſtand iſt ein Chaos, deſſen Beſtandtheile der Zufall durcheinander geworfen, die ſich aber nicht durch die Art, wie ſie durcheinander geworfen worden, ſondern durch die innere Güte des Nationalcharakters unſers vaterländiſchen Volkes ſo lang erhalten. Ganz gewiß haben wir dieſem und dieſem allein es zu danken, daß unſre Verfaſſungen, die, ſo lange wie ein auf allen Seiten fruchtbarer und ſegensreicher Berg in unſrer Mitte grünend und blühend dageſtanden, nicht ſchon längſt wie ein ausgebrannter Vulkan, unter deſſen verhärteter Lava Städte und Dörfer begraben liegen, da ſtehen.

Dieſe Anſicht des Gegenſtands iſt nicht neu. Schon vor einem Jahrhundert hat ein öſterreichiſcher Geſandte in der Schweiz ſeinem Hof den Auftrag, über die Verfaſſung eines Schweizerkantons Bericht abzuſtatten, dahin beantwortet,

est confusio divinitus conservata

das iſt ſie, das war ſie. Aber ſie war divinitus conservata nur durch die innere Güte unſers Nationalcharakters. Dieſes innere Fundament unſerer alten göttlichen Erhaltung hat in unſrer Mitte ſeine heilige Kraft verloren und mußte ſie verlieren. Es war bey den Lücken und Unbeſtimmtheiten unſrer Verfaſſungen, bey der unbefangenen ſorgloſen Güte unſers Nationalcharakters, und bey dem langen Traum von allgemein geſicherter Vaterlandskraft der gewandten Anmaßung und Selbſtſucht gar leicht, daſſelbe verſchwinden zu machen.

Auch iſt es geſchehen. Wir ſind aus einem traulichen, aber kraftvollen Bürger- und Bergvolk, das wir allgemein waren, hier und da, ſelber an den bedeutendſten Stellen unſers Daſeyns und ſelber in den Höhen, von denen der Lebensgeiſt unſerer Bürgerkraft hätte ausgehn und in denen er ſich in ſittlicher, geiſtiger und Kunſthinſicht eigentlich hätte ausbilden ſollen, um von dieſen höhern, geachtetern Kreiſen heraus in die ganze Maſſe des Volks einzugreifen — ſelber in dieſen Höhen ſind wir ein phyſiſch und geiſtig geſchwächtes Geſchlecht, anmaßungsvolle, ehrgeizige Hoffarths- und Geldmenſchen geworden, in deren Mitte ſelbſtſüchtige, intrigante Politiker und kalte, unvaterländiſche Weltbürger einen Grad von Ehre und Achtung erhalten, die ſie bey unſern Vätern umſonſt ſuchten.

Und nun, erſte Männer des Vaterlands! ihr ſollt heute dieſen Zuſtand der Dinge geſetzlich zu enden ſuchen; ihr ſeyd heute vor Gott und im Angeſicht eines auf den Thronen und in den niedern Hütten gleich erſchütterten Welttheils von der Noth des Vaterlands eben wie von den erſten Fürſten des Welttheils berufen, unſere alten, Schweizeriſchen Verfaſſungen im Geiſt und in der Wahrheit als Verfaſſungen eines freyen und durch die Freyheit Jahrhunderte lang geſegneten Volks wieder zu erneuern. Ihr ſollt heute die Folgen der Lücken, der Unbeſtimmtheiten und der Widerſprüche, die in unſern Verfaſſungen zu tauſendfach ſelbſtſüchtigem Mißbrauch unſrer bürgerlichen und politiſchen Lagen Veranlaſſung und Mittel gegeben, nunmehr conſtitutionell aufheben. Ihr ſollt geſetzlich einen Zuſtand der Dinge hervorbringen, in welchem das Vaterland den Uebeln, die dieſe Mißbräuche möglich gemacht und veranlaßt, und die wieder neue Mißbräuche geſchaffen, nicht mehr ausgeſetzt iſt. Ihr ſollt die Erfahrungen, die unſre Uebel als Thatſachen darlegen, feſt ins Auge faſſen und ihrer Dauer und ihrer Wiederkunft geſetzlich vorbeugen. —

Männer, die ihr zur Erneurung der freyen rechtlichen Verfaſſungsform der Eidgenoſſenſchaft berufen ſeyd, euer Werk iſt um ſo ſchwerer, da der Geiſt der Zeit uns eben ſo ſehr entſchweizert als er die Völker Europa's entmannt. Der Grad unſers Verderbens iſt wie der Grad des Zeitverderbens der Welt groß. Denn, wenn dieſe auch immer im Argen lag, ſo lag ſie doch nie wie heute in den Armen der höchſten Argliſt und des höchſten Civiliſationsverderbens. Vaterland! Es iſt dunkel um uns her, wenn wir auch ſchon nicht auf den Augenblick das äußerſte gefahren, ſo iſt es doch dunkel um uns her, und wenn es auf der Straße dunkel iſt, wenn auch ſchon für den Augenblick weder Querbalken darüber gelegt noch Fallgruben darin aufgeworfen ſind, ſo thut das Licht doch gut. Nebenbey iſt auch noch das wahr, der Mann, dem man es anſieht, daß er in der Nacht das Licht ſcheut und dem Laternenſchimmer ausweicht, der iſt allenthalben der Polizey verdächtig, und das mit Recht. Vaterland! Deine Stunde fordert Beleuchtung. Du kennſt den Gang, durch den du zu dem status quo gelangt biſt, den du jezt, er mag ſeyn, wie er will, als die Baſis deines rechtlichen Zuſtands anſiehſt, nicht allgemein und allenthalben mit der Klarheit, mit der du heute ihn zu kennen bedörfteſt. — Vaterland! Ich bin zwar nicht einmal einer der geringſten, die in allen Kantonen zur Erneurung deiner Verfaſſung berufen ſind, ich bin gar keiner von ihnen, aber wenn ich ſchon als Geſezgeber kein Wort und keine Stimme in deiner Mitte habe, ſo erlaube mir dennoch, dir über den alten Gang einiger deiner Verfaſſungen und die aus dieſem Gang nothwendig fließenden Bedürfniſſe deines gegenwärtigen Augenblicks einen treuen vaterländiſchen Wink zu geben.

Ich gebe ihn. Vaterland! Du trauſt es mir zu, daß ich mit ihm nicht mehr und nicht etwas anders inſinuiren will, als was du ſelbſt dir heute wohlthätig inſinuirt finden mußt. Nein, Vaterland! du mißkennſt mich nicht, du zürneſt, des Worts meines Herzens, du zürneſt den Wink nicht, den ich dir jezt durch die Vergleichung des ſtaatsrechtlichen Zuſtands der Bürger Neuenburg's mit demjenigen der Bürger einiger deiner Kantone auffallend zu machen, für meine heilige Bürgerpflicht achte. Urtheile — vergleiche ſelbſt!

Die Stadt Neuenburg hatte wie die Städte Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, Freyburg, Baſel, Schaffhauſen, kurz wie alle Haupt- und Regierungsſtädte unſrer ariſtokratiſchen Kantone urſprünglich alte Rechte und Privilegien von ſeinem Fürſten; aber das Land hatte ſo wie die Stadt auch Privilegien und Rechte von eben dieſem Fürſten. Ob *ihnen beyden* ſtand conſtitutionell eine höhere Behörde, ein *Staatsrath*, der die Rechte der Stadt und der Stadtbehörden, und hinwieder die Rechte des Landes und ſeiner Behörden als *gleiche* Rechte, d. i. inſoweit als Rechte *gleicher Leute* reſpektirte und ſchützte.

Freund der Wahrheit und des Vaterlands! Setze jetzt aber den Fall, Neuenburg wäre im vierzehnten Säkulo ein Schweizerkanton geworden, und hätte wie die übrigen ſchweizeriſchen Städte ſeinen Fürſten, und mit ihm die Autorität ſeines Staatsraths verloren, denk dir, Neuenburg's umliegende Dörfer hätten ſich indeß als freye Leute mit den freyen Leuten der Stadt Neuenburg zu einem Freyſtaat, zu einem Kanton verbunden, und ſich mit Vor-ehalt ihrer Rechte, dem Schutz der Stadt als des Haupt-rts ihres Kantons unterworfen, und die Räthe und Bür-er der Stadt Neuenburg hätten nunmehr die Regierung es Fürſtenthums, ohne fernere Unterordnung ihres Stadt-eiſts und ihrer Stadtſelbſtſucht unter den Staatsrath übernommen und ſich als Stadtmagiſtrat und zugleich als Ankäufer und Erwerber von Herrſchaftsrechten und Gefällen im Lande, als die oberſte hoheitliche Behörde des Landes conſtituirt und den Kanton in dieſem Geiſt Jahrhunderte regiert. Setze ferner den Fall, dieſe ſtädtiſche Magiſtraturbehörde von Neuenburg wäre im Stanzerverkommniß wie die Regierungen aller übrigen Schweizerkantone von der ganzen Eidgenoſſenſchaft als ſouverain erklärt und im Streit zwiſchen ſich ſelbſt und ihrem Gebiet als oberſte richterliche Behörde dieſes Streits anerkannt und angenommen worden, und urtheile dann: ob dieſe urſprünglich ſtädtiſche Magiſtraturbehörde nicht wenigſtens bis auf einen gewiſſen Punkt pſychologiſch nothwendig auf der einen Seite ſtädtiſch beſchränkt und ſtädtiſch egoiſtiſch geblieben, auf der andern Seite aber bey ihrer Beſchränkung dennoch allmälig zu der Willkühr einer ſouverainen Stellung und dahin gelenkt wäre, ihre Stadtmagiſtratur und ihre Herrſchaftsrechte im Lande als die höchſten Landesrechte, als Souverainitätsrechte, und ihre Perſonen und ſelber ihre Familien als die Repräſentanten der Souverainität anzuſehen und den Geiſt ihrer Regierung allmählig nach dieſer Anſicht zu modeln. — Urtheile dann ferner, ob die Privilegien und Rechte der Landſchaft und ſelber der Stadtgemeinde Neuenburg ſich eben ſo rein und unverletzt erhalten hätten, als ſie ſich beym Bleiben des Fürſten und ſeines Staatsraths erhalten haben; urtheile, ob die Freyheiten des Gebiets Neuenburg die nämlichen geblieben wären, die ſie jetzt ſind.

Freund des Vaterlands, wenn du den Fall ruhig ins Auge gefaßt, ſo wirf einen Blick auf den status quo, von dem wir immediat vor der Revolution ausgingen und auf den wir gegenwärtig wieder hinlenken. Vergleiche, wäge ab und urtheile. Ich weiß wohl omne simile claudicat, und will keine größere Aehnlichkeit zwiſchen dem ſupponirten Fall und zwiſchen dem geſchichtlichen Gang einiger unſerer Verfaſſungen, weder behaupten noch andeuten, als die, ſo dir ſelber auffallen muß. Ich will dießfalls alle Ausnahmen und andere Beſchaffenheiten der Umſtände zugeben, ſoviel nur immer ſtatt finden; aber in jedem Fall iſt gleich wahr: die Lücke, die durch die Aufhebung des Staatsraths und die Uebertragung ſeiner Autorität in die Hände der kleinen und großen Räthe der Stadt Neuenburg entſtanden ſeyn würde, wäre dem rechtlichen Zuſtand der Bürger des Fürſtenthums gewiß nicht vortheilhaft geweſen.

Vaterland! Du kannſt dir nicht verhehlen, die Staatslücke, die in dieſem Fall ſtatt gefunden hätte, iſt bey der Umwandlung deiner ſelbſt aus deiner altfürſtlichen Regierung in republikaniſche Verfaſſungen nicht allenthalben beſtimmt, und wie es wohl hätte ſeyn ſollen, kraftvoll ausgefüllt worden. So unſchuldig, natürlich und unſchädlich aber dir dieſes auch in den damaligen Umſtänden geweſen ſeyn mag, ſo ſind die Folgen, die daraus für dich entſtanden, nicht weniger bedeutend.

Vaterland! Wirf einen Blick auf Neuenburg's Zuſtand in Rückſicht auf das innere Weſen einer wirklich freyen Verfaſſung, auf die Realität der Perſonalrechte der Bürger, auf die Selbſtſtändigkeit aller Stände, auf die Trennung aller Gewalten und das auf dieſe Trennung gegründete Gleichgewicht derſelben, das in dieſem Fürſtenſtaat ſtatt hat, und ſich ſeit der urſprünglichen Ertheilung der Rechte und Freyheiten deſſelben bis auf die heutige Stunde in ſeiner Reinheit erhalten. Vergleiche dann ſeine Folgen, wirf einen Blick auf die Kultur, auf die Bevölkerung, auf die Induſtrie, auf die Sitten, auf die Erziehung, auf den Bürgerſinn dieſes Staats.

Ich habe die Denkmäler des hohen Bürgerſinns — des Patriotismus — dieſer fürſtlich freyen — dieſer fürſtlich rechtlich regierten Bürger geſehen. Doch ich habe mehr geſehen. — Vaterland! Ich habe die Thränen der Bürger Neuenburg's, ich habe die Thränen ihrer Männer, ihrer Weiber, ihrer Kinder geſehen, als ihr Vater, ihr König, der Schützer ihrer Rechte in ihrer Mitte erſchien. Vaterland! Sie ſind ſchön, dieſe Thränen. Ich habe in meiner Jugend auch Landesväter gekannt, bey deren Erſcheinung in den Werkſtätten und Wohnſtuben der Bürger Freudenthränen unſrer Männer, unſrer Weiber und unſrer Kinder floſſen. Erſte Männer des Landes, Väter des Landes! Sie ſind ſchön, dieſe Thränen, — ich bin ein Republikaner, und mir iſt, ſie ſollten in Republiken allgemeiner fließen, als in den Königreichen. — Vaterland! mein Herz blutet; ſie fließen heute nicht allgemein in deiner Mitte, dieſe Kinderthränen. Frage dich ſelbſt, warum mangeln ſie heute in deiner Mitte? Gieb deinen Söhnen, gieb deinen Kindern nicht Schuld, was ihre Väter, was du ſelber verſchuldet. Steige zu den Urſachen des Mangels dieſer Thränen empor, und verhehle es dir nicht, du findeſt Neuenburg's ſtaatsrechtlich bürgerliche, wahrhaft republikaniſche Weisheit, du findeſt die allgemein belebte Freiheitskraft nicht in deiner Mitte, durch deren weiſe Benutzung das fürſtliche Gouvernement in Neuenburg Fürſtendörfer in blühende Städte umwandelte, indeſſen du in deiner Mitte republikaniſche Städte in den Zuſtand armer vernachläſſigter Dörfer verſinken laſſen.

Vaterland! Verhehle es dir nicht, du haſt den reinen Segen deiner Verfaſſungen deinem Volk nicht allgemein in dem hohen und edeln Geiſt rein bewahret, in welchem Neuenburg's König dieſem Land den Segen ſeiner Verfaſſung in hoher edler Reinheit allgemein erhalten. Vaterland! Du biſt unter den Folgen deiner diesfälligen Schwächen erlegen. Du mußteſt darunter erliegen. Ich ſchweige von allem, was mich weniger nahe berührt, und gedenke nur deiner, Vaterſtadt! die mir bey jedem Hinblick auf das Wohl oder Weh der Menſchheit am meiſten am Herzen liegt. Vaterſtadt! Laß mich heute das Wort meines Herzens, das ich durch mein Leben tauſendmal ſagte, jetzt öffentlich ausſprechen. Wäre der Geiſt des Neuenburgiſchen Staatraths ſeit Jahrhunderten der Geiſt deiner Stadtregierung geweſen, du wäreſt nicht nur das Vorwort der Eidgenoſſenſchaft geblieben, du wäreſt die erſte Stadt des Vaterlands geworden. Armuth, Schwäche, Einſeitigkeit und Beſchränkung wären aus deinen Mauern, ſie wären aus deinen Werkſtätten, ſie wären aus deinen Dörfern, ſie wären aus deinen Palläſten und aus deinen Hütten verſchwunden, ſie wären von allen deinen Angehörigen, oder vielmehr von allen denen, denen du angehörſt, gewichen, — dein Volk wäre das reichſte, kraftvollſte, induſtriöſeſte, cultivirteſte Volk der Eidgenoſſenſchaft geworden. — Vaterſtadt! Dein See, deſſen reitzende Ufer, wie deſſen urſprünglich ausgezeichnetes geiſt-, kraft-, kunſt- und gemüthvolles Volk Tugend, Weisheit und Kunſt hinlockten, ſich da anzuſiedeln, — dein See, am Fuß der Alpen, an den Gränzen der Urkantone der Freyheit, ſelber mit Freyheiten, die nahe an deine Hoheit gränzten, begabt, — dein See wäre deine Vorſtadt und du das glückliche, das geſegnete Centrum der reichſten, kultivirteſten Gegend der Eidgenoſſenſchaft, das Centrum eines mit dir innig, vaterländiſch, dankbar, frey und treu vereinigten Volkes geworden. Die Menge der, wie in Neuenburg's Dörfern, ſelbſtſtändig reichen Bewohner des Sees wäre in ihrer Bildung für die Welt und das Vaterland wie dieſe vorgeſchritten; ſeine Uebervölkerung und alle Schwierigkeiten ſeiner Verhältniſſe hätten im freyen Spielraum ihrer geſetzlichen Selbſtſtändigkeit und ihres dadurch geſicherten Vorſchritts der Kultur, des Wohlſtands und der Ehre, genugſame Gegenmittel gegen alle Urſachen des Zurückſtehens und der Mißſtimmung dieſer Gegend, die .... zur Folge hatten, gefunden. Vaterſtadt, dein Gemeinweſen, die Totalität der Maſſe deiner Bürger hätte ſich durch die wirthſchaftliche und bürgerliche Selbſtſtändigkeit deines Sees zu einem Wohlſtand und zu einem Segen erheben können, von deſſen Höhe und von deſſen Würde du wahrlich nicht durch die Schuld deines Sees ferne geblieben. Du wäreſt bey Neuenburgs königlicher Leitung durch eben die Freyheiten, die dir bey ihrem engherzigen und ſchiefen Gebrauch ſo viel Schaden gethan — der belebteſte und veredelte Mittelpunkt der National-Kraft, Würde und Freyheit deines Kantons und die in ihrem Eigenthum und Recht geſchützte glückliche und geliebte Mutter *aller* deiner geſegneten Kinder geworden.

Vaterſtadt! Die Mittel des öffentlichen und Privatwohlſtands, die von Alters her in deiner Hand waren, ſind unermeßlich. Du hatteſt vor den meiſten Gegenden des Vaterlands, beſonders vor St. Gallen und Appenzell, Fabrik- und Handlungshalber einen Vorſprung von mehr als dreyßig Jahren, ſelber Baſel's Induſtrie hätte dich nicht übertroffen, und dein Volk hätte mit Neuenburg's Kultur und Kunſtkraft gewetteifert.

Vaterſtadt! Dein Volk, deine freyen Bürger und deine freyen Landeigenthümer waren ſeit Jahrhunderten zu einem erleuchteten, vaterländiſchen Gemeinſinn und zu einer von der Kraft des Lebens und des Thuns ausgehenden Volks- und Nationalkultur *reif*, und in einer Lage, ihre emporſtrebenden Kräfte auf einen Höhe-Punkt des Segens zu bringen, und auf eine Weiſe zu benutzen, wie wenige Gegenden in dieſer Lage und für dieſelbe reif waren.

Vaterſtadt, Vaterland! Bleib nicht in den Schranken deines heutigen ſo auffallenden Zurückziehens! — Fürchte dich vor der Gefahr, dich durch Anbahnung und Erwerbung bloſer Scheinkräfte in dem Wahn, daß du dich ſelber und deine alten Kräfte wieder erneuert habeſt, einwiegen und von der ewig ſichern Bahn deiner wahren Staats- und Bürgerkraft, durch die du allein in der Welt etwas werden kannſt, ablenken zu laſſen. Vaterland! Du kannſt nur wahrhaft ſtark werden, durch die Lebensthätigkeit und Lebensfülle, durch die von dir ſelbſt ausgehende Belebung aller deiner Glieder, d. h. deines ganzen Volks.

Vaterſtadt, Vaterland! Wenn ein Gefäß Jahre lang im Koth gelegen, und vom nagenden Grünſpan, der ſich in ſeinem Innern angeſetzt und jede Speiſe, die man darin aufbewahren möchte, vergiften könnte, angegriffen iſt, ſo muß es zuerſt und ehe man ſich bemühet, ſein Aeußeres glänzend zu machen, in ſeinem Innern ausgefegt werden. — Vaterland! Es iſt heute nicht blos darum zu thun, daß das Aeußere deiner Verfaſſungen in eine neue Form umgeſtaltet werde, es iſt heute darum zu thun: das Innere ihres Weſens von neuem zu heiligen und zu reinigen, — ich möchte ſagen: von aller Beſleckung des Fleiſches und des Geiſtes, von allem Ueberdrang böſer Gelüſte und aller dieſe Gelüſte nährenden Vorurtheile, ſo wie von allen dieſelben ſchützenden und begünſtigenden, an ſo vielen Orten in unſrer Mitte bis ins Außerordentliche im Kleinlichen gehenden Mitteln unſrer Selbſtſucht.

Es iſt heute weſentlich darum zu thun, daß das alte Freyheits- und Rechtsgefühl der Schweizer im ganzen Umfang unſrer Verhältniſſe und im innern Weſen unſers Denkens, Fühlens und Handelns erneuert werde, von welchem belebt, wir die höchſte Gewalt, das Souverainitätsrecht, von jeher nur in den Briefen und Sigeln des Landes und in einem, mit dem Geiſt und Weſen dieſer Briefe übereinſtimmenden, bürgerlich beſcheldenen, jedermann zugänglichen und jedem Ehrenmann im Land ſich vertraulich nähernden Magiſtraturton unſerer Regenten, und durchaus nicht in einer, weder dieſen alten Regentenſitten noch dieſen alten Briefen und Sigeln widerſprechenden und mit ihrem Geiſt und Sinn nicht übereinſtimmenden Majorität des Regierungsperſonale erkannten. Wir dürfen uns die geſchichtliche Thatſache nicht aus den Augen rücken laſſen, daß in den kraftvollen Tagen des Schweizeriſchen Volks keine, auch noch ſo angeſehene Magiſtraturperſon und auch keine, noch ſo angeſehene Magiſtrats-Familie es hätte wagen dürfen, Regierungs-Grundſäße und Regierungs-Maximen anzuſprechen, die mit dem Geiſt dieſer bürgerlichen Mäßigung und mit dem Sinn unſrer Briefe und Sigel im offenen Widerſpruche geſtanden wären. Das Intereſſe unſrer damals erſten Familien war ſelbſt an den Geiſt dieſer Mäßigung gebunden. Es war in dieſer Zeit nicht möglich, zu den erſten Stellen im Staat, zu Burgermeiſter-, Schultheiß-, Venner- und Heimlicherſtellen, zu gelangen, ohne das, was man in dieſer Zeit Bürgermänner hieß, zu ſeyn, und von de Mehrheit ihrer Mitbürger und Zunftbrüder dafür erkannt zu werden. Vaterland! Wir dürfen uns in der Erneuerung unſrer Selbſt durchaus nicht von dem Grundſatz weglaſſen, daß unſre Väter in allen, auch in den höchſten Behörden des Landes durchaus nur eine von den Rechten und Freyheiten der Stände, der Gemeinden und der Individuen beſchränkte Obrigkeit und durchaus nicht einen den Begriff der Landesfreyheit ſelbſt ausſchließenden Landesfürſten erkennt, und daß ſie alle Behörden des Landes, auch die oberſten, nur als verwaltende, nicht als herrſchende Landesſtellen ins Auge gefaßt und behandelt, und ob wir wohl in der Zeit der Demuth, der Treu und der Religioſität unſrer Väter, in der wir in der Totalität des Vermögens, im Gut und Blut der Bürger, den ewig offnen Schatz der Republik beſaßen, die laufenden Jahreinnahmen und Jahrausgaben nicht allgemein mit Aengſtlichkeit controllirten, ſondern hie und da oft und viel mit großem Glauben immer richtig fanden, anderswo aber mit großer Demuth als uns nicht berührend und nichts angehend anſahen, ſo dürfen wir jetzo die Delikateſſe der Männer, durch deren Finger die Staatsgelder gehen, doch auch nicht mehr allgemein als diejenige von reinen unbefleckten Jungfrauen anſehen, — wahrlich wir müßten bey dieſer Anſicht dieſe Jungfrauen ihrer Finger halber wenigſtens in zwölf thörigte und zwölf kluge abtheilen, und dürften in dieſem Fall den Fingern der Klugen hie und da faſt noch weniger trauen, als denjenigen der Thörigten. Der Luxus macht arm — die Armuth bringt Noth — Noth bricht Eiſen — und Eiſenbrecher verlieren bey der Kraftanwendung ihrer Arme leicht die Zartheit der Finger — und Rechnungsführer, die im gleichen Fall ſind, ebenſo leicht die Delikateſſe, die über das Aeußere der Rechnungsformen hinausgeht.

Es iſt desnahen weſentlich, daß unſer künftiges Steuer- und Rechnungsweſen im Allgemeinen einer Offenheit und einer über alles Privatintereſſe erhabenen Rechtsſicherheit und Controlirung unterworfen werde, und daß beſonders in Rückſicht auf das höhere Perſonale der Finanzen, oder die Honoratiores der hie und da zu republikaniſch-freyen, öffentlichen Geldeinnehmer eben die ernſte und ſtrenge Verantwortlichkeit ſtatt finde, welcher in gut organiſirten Fürſtenthümern alle öffentlichen Rechnungsführer untergeordnet ſind.

Indeſſen iſt bey der Anerkennung dieſes Controlirungs-Bedürfniſſes doch zu bemerken, daß, wenn es ſchon wahr iſt, daß hie und da in unſerm Land eine Zeit war, wo obrigkeitliche Behörden demagogiſchen, ſchlechtern Mitgliedern ihrer ſelbſt Rechnungshalber zu ſehr durch die Finger ſahn, und wenn es ſchon wahr iſt, daß dieſe Schonung durchaus nicht gebilligt werden darf, ſo iſt es doch auch wahr, daß dieſe Schwäche unſrer Väter mit vielem, ſehr vielem Guten, das der damaligen Zeit eigen war, zuſammenhieng. Milde, Schonung und Nachſicht lag ſchon in der Urkraft, unſerer Väter. Dieſe artete freylich mit dem wachſenden Staatsverderben des Vaterlands in Staatsſchwäche aus, die im Ganzen nichts weniger als gebilligt werden kann. Aber die Mißbilligung des Fehlers hat doch auch ſeine Grenzen und fordert gerechte Aufmerkſamkeit auf den ganzen Umfang der Verhältniſſe der Zeit. Milde und Schonung war in dieſer Zeit von den Fehlenden und nicht ſelten von ihrem Anhang mit einer Kraft und Bedeutung gefordert, deren Natur wir jezt nicht mehr kennen. Die Behörden mußten oft ſelber, um des öffentlichen Wohls willen, auf die öffentliche Meynung und ſelber auf einzelne Individua im Land, die auf die öffentliche Meynung Einfluß hatten, auf eine Weiſe aufmerkſam ſeyn, die wir jetzt leicht verachten können, weil wir nicht mehr in ihren Umſtänden leben. Gewiß aber und wichtig iſt dieſes, Vaterland! wir würden in Rückſicht auf die weſentlichen Segnungen unſrer Verfaſſungen beynahe nur aus dem Regen in die Traufe fallen, wenn wir die diesfälligen Fehler unſerer gutmüthigen, auf die öffentliche Meynung und auf den Credit, den ſie bey ihren Mitbürgern bedurften, freylich allzu und allzulange aufmerkſamen Väter, nur durch Maßregeln ſtill ſtellen würden, die den Verluſt dieſer Aufmerkſamkeit und ſogar denjenigen ihres Bedürfniſſes ſelber vorausſetzen. Vaterland! Es iſt im bürgerlichen eben wie im ſittlichen Leben des Menſchengeſchlechts ſo oft der Fall, daß Schwachheitsfehler durch die Kraft einer Verhärtung beſiegt werden, die durch ihr Weſen für die Menſchennatur weit ſchlimmere Folgen erzeugen muß, als diejenigen ſind, die aus unſern Schwachheitsaufmerkſamkeiten ſelber hervorgehen konnten. Aber, Vaterland! du biſt ferne davon, den Schwachheitsrückſichten unſrer nur zu gutmüthigen Väter nur durch Verhärtungsmaßregeln einer neuen, einſeitigen, unbürgerlichen und unſchweizeriſchen Regierungskraft und ſogeheißenen Regierungsfeſtigkeit Einhalt zu thun. Nein, Vaterland! am hohen Tag der Erneuerung deiner ſelbſt und deiner Verfaſſung entwürdigſt du dich nicht ſo weit in dir ſelbſt.

Vaterland! Dein hoher, heiliger Tag ſteht wie einſt der Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen in deinem heute noch nicht verlornen Paradieſe.

Heilige den Tag, Vaterland! durch den Ernſt und die Würde in der Anſicht deiner ſelbſt in dieſer Stunde. — Vaterland! Entwürdige dich — entwürdige deine Stunde nicht durch irgend einen Schatten einer Niedrigkeit und Schwäche. — Deine Stunde ſey dir eine Stunde der Helden. Sie ſey dir eine Stunde der Männer im Grütli.

Deine erſte Sorge an dieſem heiligen Tage iſt, den Sinn der Unſchuld deiner Väter in dir ſelbſt wieder herzuſtellen, durch den du dich allein im Paradies deiner Landesfreyheit zu erhalten vermagſt.

Aber du mußt dieſen Schild unſrer ehemaligen Eintracht, den Sinn der Unſchuld nicht als in der Einfalt der Zeit und als durch ſie von ſelbſt in dir ſelbſt beſtehend im Glauben vorausſetzen und annehmen. Nein, die ehemalige Stütze deiner Eintracht hat ihr altes Fundament in deiner Mitte verloren!!!! —

Vaterland! Nicht deine Einfalt, nein, nicht die Einfalt deiner Väter, du haſt ſie nicht mehr — nein, nein — nichts, nichts kann deine Eintracht — nichts kann deine Freyheit dir heute ſichern, als die Weisheit und Kraft deiner Geſetzgebung, nichts als die Wahrheit und Tiefe deiner geſetzgeberiſchen Einſichten und die Reinheit, Würde und Freyheit deines geſetzgeberiſchen Willens. Aus der Tiefe deiner heutigen, geſetzgeberiſchen Einſichten wird alle Wahrheit und Richtigkeit deiner künftigen, adminiſtrativen Einſichten, und aus der Reinheit, Würde und Freyheit deines heutigen, geſetzgeberiſchen Willens, wird alle Reinheit Würde und Freyheit deines künftigen, adminiſtrativen Thuns und der daraus entſpringenden, bürgerlichen Segnungen deiner Nachkommenſchaft hervorgehen.

Das alles, Vaterland! iſt heute in deiner Hand. Faſſe es ins Aug und nimm es zu Herzen. Es iſt heute um keine Nebenſache, es iſt um keine Privatſache, weder um die eines Stands, noch um die einer Stadt, noch um die einer Familie, es iſt heute nicht einmal um das einſeitige Intereſſe eines Kantons, es iſt heute um das allſeitige Intereſſe des Vaterlands, es iſt heute um Fundamente, es iſt um tiefe Fundamente des öffentlichen, allgemeinen Wohlſtands, es iſt heute um das Freyheits- und Rechtsheil der Gegenwart, es iſt heute um das Freyheits- und Rechtsheil der Nachkommenſchaft zu thun.

Täuſche dich nicht, Vaterland! Es iſt heute darum zu thun, ob wir in Wahrheit, ohne Zweydeutigkeit und ohne Zweifel bleiben ſollen, was wir ſind, was wir mit Recht ſind und was unſre Väter waren, oder ob wir es nicht bleiben ſollen. Ja, es iſt heute wirklich die Frage, ob wir das, was wir ſind, was wir mit Recht ſind und was unſere Väter waren, bleiben oder nicht bleiben können. Es iſt heute darum zu thun, ob wir die heiligen Fundamente der Eintracht, ohne welche wir nicht Eidgenoſſen bleiben können, mit geſetzlicher Weisheit und Kraft in unſrer Mitte geſichert erhalten oder — nicht.

Es iſt heute um nichts weniger als um die genaue Ausklaubung zu thun, wem es erlaubt und wem es nicht erlaubt ſey, — ich möchte faſt ſagen, aber — absit plasphemia verbo — adire Corinthum — ſo wenig als um die Regulirung der Emolumentenjagd und ihrer ungleichen

Jagdpoſten. Es iſt auch nicht darum zu thun, wie viel Stadtbürger und wie viel Landleute, ſondern welche Stadtbürger und welche Landleute uns regieren ſollen. Es iſt darum zu thun, durch welche Formen dafür geſorgt werde, daß zu Stadt und zu Land Männer an die Regierung kommen, die ſo viel möglich weder ihrer Leidenſchaften noch eines Menſchen Knecht ſind, und in dieſem Dienſt das Vaterland in Gefahr bringen könnten. Es iſt darum zu thun, daß Männer an die Regierung gelangen, die das Vertrauen ihrer Mitbürger beſitzen und verdienen. Es iſt darum zu thun, daß keine privilegirte Familien-Selbſtſucht die Magiſtraturplätze im Lande ſoviel als erben könne, und daß der Intrigantengeiſt, der dem alten reinen väterlichen Regierungsgeiſt hie und da in unſrer Mitte den Boden ausgedrückt hat, nirgend im Land mehr als ausgezeichnete vaterländiſche Regierungs-Fähigkeit angeſehen, und als ſolche für die erſten Plätze der Republik zur gültigen und ſichern Empfehlung dienen könne. Es iſt weſentlich darum zu thun, daß die Unſchuld und Selbſtſuchtloſigkeit der edelſten unter uns, wo ſie immer ſind, ſich alle Wege zum Vaterlandsdienſt geſetzlich und in wahren Treuen geöffnet finden. Und ebenſo, daß in allen Angelegenheiten, die die Ehre und das Leben der Bürger betreffen, inſonderheit in bürgerlichen Streitſachen der Stände, der Gemeinden und Individuen mit den Gewalten und Behörden des Staats ſelber dem Vaterland und jedem einzelnen ſeiner Bürger ein über alle Gefährde erhabenes unparteyiſches Recht geſetzlich geſichert werde.

Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, dieſe allgemeine geſetzliche Sicherſtellung eines in Wahrheit und Treu unparteyiſchen Rechts kann hie und da in unſrer Mitte nicht anders denn als eine neue Schöpfung angeſehen werden.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, die Richtung, die unſre Verfaſſungen hie und da in unſrer Mitte genommen, oder vielmehr die Kunſtfalten, in die ſie von der eiteln und gierigen Selbſtſucht der Zeit gemodelt in unſrer Mitte daſtehen, machen dieſe neue Schöpfung des allgemein geſicherten unparteyiſchen bürgerlichen Rechts, inſonderheit in Colliſionen der Gewaltsanſprüche der öffentlichen Behörden gegen untergeordnete Stände, Gemeinden und Individuen äußerſt ſchwierig. Die conſtitutionell geſicherte, innere Selbſtſtändigkeit der Gewalten, ihre geſetzliche Sönderung, ihre pſychologiſch-geſicherte Freyheit, ihr nothwendiges Gleichgewicht, die Sicherſtellung ihrer ſelbſtſuchtloſen Unbefangenheit, vorzüglich aber die kraftvoll geſicherte Ankettung des Intereſſe der öffentlichen Gewalten an dasjenige des Volks, alle dieſe Fundamente eines wohlgeordneten, bürgerlichen Rechts und eines die Natur dieſes Rechts ſicherſtellenden Rechtsgangs mangeln uns vielſeitig, ſo wie klare, poſitive Geſetze, die dem Richter weder einen großen Gnaden- noch einen großen Ungnaden-, weder einen großen Schwachheits- noch einen großen Leidenſchafts-Spielraum übrig laſſen. — Sie mangelten unſern Vätern der Form halber auch.

Aber die diesfällige Stellung der Schweizeriſchen Vorzeit war in ſittlicher, geiſtiger, häuslicher und bürgerlicher

Hinſicht eine ganz andere, als es die unſre gegenwärtig iſt. Treue und Glauben lag weit tiefer und allgemeiner im Nationalgeiſt, als wir uns jetzt deſſen rühmen dürfen. Dann hatten die Menſchen, durch deren Finger damals öffentliche Gelder giengen, auch nicht die gleichen Reize zur Veruntreuung derſelben, als es jetzt leider bey vielen, durch den Luxus der Zeit und durch unpaſſendes Großthun arm gewordenen Nothhelfern einiger Regierungsglieder der Fall iſt, und was noch wichtiger iſt und die Treue und Sorgfalt der alten Schweizer für die öffentlichen Gelder noch weit mehr ſicherte und den verſchiedenen Arten der Beſtechungsweiſen unter ihnen noch weit kraftvoller Einhalt zu thun geeignet war, als das bisher Geſagte, iſt die allgemeine und große Sorgfalt, die in dieſer Zeit jedermann und ſelber die erſten Staatsglieder dafür zeigten, daß ſie bey ihren Mitbürgern in der öffentlichen Meynung nichts verlieren. Dieſe Sorgfalt, die das Perſonale aller repräſentativen Regierungen ſo lange nothwendig haben muß, als ihre Conſtituenten zahlreich, unabhangend und in Rückſicht auf ihre Bildung und Cultur weder ihren Regenten noch ihrem Zeitalter nachſtehn, war in den guten Zeiten unſers Vaterlands, beſonders in den Hauptſtädten der Kantone, in einem hohen Grad feſt und allgemein gegründet. Sie mußte es ſeyn. Die Bürgerſchaften dieſer Städte, in denen, der öffentlichen Meynung nach, gleichſam das Kronrecht der Kantone ruhte, waren allgemein weit zahlreicher, weit ſelbſtſtändiger, weit cultivirter, geachteter und einflußreicher, auch mit den regierenden Familien weit inniger verbunden, als dieſes gegenwärtig der Fall iſt; daher auch die erſten Glieder der Regierungen dieſer Städte damals das höchſte Intereſſe hatten, in der öffentlichen Meynung bey ihren Mitbürgern nichts zu verlieren. Unter dieſen Umſtänden war die allgemeine Achtung der Regierungen für die öffentliche Meynung, beſonders wie ſie ſich im Mittelſtand ausſprach, durch das höchſte Intereſſe der Regierungsglieder ſelber geſichert. Das Perſonale der Oberleuten war in ſeiner großen Mehrzahl Individuen aus dieſem Stand. Die Regierungsſtellen, die wir unter dem Namen „Räth und Burgere“ kennen, waren meiſtens demokratiſch organiſirte und aus dieſem Stand gewählte Bürgerausſchüſſe. Das iſt freylich jetzt alles nicht mehr alſo. Der alte Schild unſerer Verfaſſungen, der Mittelſtand, hat ſeine innere Selbſtſtändigkeit, Würde und Kraft verloren, und mit ihm iſt auch die ehemals den Regierungen mit Würde imponirende Stellung dieſes Stands in unſerer Mitte dahin gegangen, und es iſt jetzt nicht mehr daran zu denken, daß ein Zeitſchwächling, der in der Noth ſeines Vornehmthuns gereizt würde, Mieth und Gabe zu nehmen, oder ſich ſonſt mit öffentlichem Geld zu helfen, aus Sorgfalt, ſeinen Credit unter einer gemeinen, löblichen Burgerſchaft zu verlieren, ſich davon abhalten laſſen würde. Wir haben in dieſer Rückſicht den alten, innern, ſittlichen Boden unſerer Rechte verloren; der äußerliche, bürgerliche war indeſſen nie gut zuſammengefügt und liegt leider ſchon lange ſehr locker unter unſern Füßen.

Wir können und ſollen uns nicht verhehlen, das zaumloſe Jagen ehemaliger, gemeiner Familien in unſrer

Mitte nach einem erbärmlichen Vornehmſeyn, das, indem es keinen Mittelſtand erkannt, ihn da, wo er wirklich iſt, zu Grund richtet, hat unſer glückliches Gemeinſeyn und mit ihm das Glück unſers Gemeinweſens vielſeitig geſtört, und uns dahin gebracht, daß das erſte, was uns noth thut, dieſes iſt, uns wieder über unſer unpaſſendes Vornehmthun zu unſerm alten Gemeinweſen und zu ſeinem weſentlichen Fundamente, zu einer höhern Achtung für den Mittelſtand zu erheben.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, es iſt heute dringend, daß dieſer Stand, dieſe eigentliche, ewige, ſittliche und bürgerliche Grundfeſte aller freyen Verfaſſungen, als ſolcher wieder eine, durch die Verfaſſung rechtlich geſicherte Stellung und den ehrenvollen und ſegensreichen öffentlichen Einfluß erhalten und behaupten könne, den er beym Urſprung unſrer freyen Staatsverfaſſungen im Vaterland allgemein gehabt hat.

Vaterland! Laß dir den Geſichtspunkt nicht aus den Augen entrücken. In ihm, im Mittelſtand ſprechen ſich die wahren Volksbedürfniſſe und der wahre Volkswille allein rein aus. Die Achtung und die Sorgfalt für ihn iſt wahre Achtung und Sorge für das Volk. Sein Einfluß iſt wahrer Volkseinfluß und, Vaterland! dein dringendſtes Bedürfniß.

So wie ohne hohe Achtung für den Thron und den königlichen Willen keine königliche Regierung gut iſt, ſo iſt ohne hohe Achtung für den Mittelſtand und den Volkswillen, wie er ſich in dieſem Stand ausſpricht, keine republikaniſche Regierung gut. In der Natur ſind alle Zwittergeſchlechter unfruchtbar und erregen Eckel. Die königliche Regierung muß königlich gut und die republikaniſche muß republikaniſch gut ſeyn, und dieſes kann ſie ohne Aufmerkſamkeit auf den Volkswillen auf keine Weiſe ſeyn; auch lag dieſe allgemein und tief im Geiſt unſers frühern Regierungen.

Aber die innere, ſchweizeriſche Staatsſchwäche, die der Revolution vorhergegangen, und dann ſpäter ſie ſelber, hat die geweihte, heilige Flamme dieſer Aufmerkſamkeit, hie und da im Regierungsgeiſt unſers Vaterlands ausgelöſcht wie ein in heißen Tagen auf eine drückende Windſtille erfolgtes böſes Gewitter die geweihte Opferflamme, die unbedeckt unter freyem Himmel auf einem Altar Gottes brannte, auslöſcht. Es iſt geſchehen. Die Schrecken ihrer Tage und das eingewurzelte Verderben, das ihrer Stunde vorhergegangen, hat dieſe heilige Flamme in unſrer Mitte ausgelöſcht. Wir fürchten jetzt ſelber das Wiederanzünden ihres heiligen Lichts, und gefallen uns im unheiligen Dunkel unſers Unrechts. Wir gefallen uns im unheiligen Dunkel der in unſrer Mitte erloſchenen Volksaufmerkſamkeit und Bürgerliebe. Unſer dießfälliges Abweichen vom Geiſt unſrer Verfaſſungen und unſrer Väter iſt groß, es iſt unverzeihlich in ſeinen Urſachen, es iſt mißlich in unſerm gegenwärtigen Augenblick, es iſt unabſehlich in ſeinen Folgen und entſcheidend durch die Dauer, die das innerſte Verderben unſrer bürgerlichen Abſchwächung auf ihren oberſten Gipfel zu bringen geeignet iſt.

Ich weiß keine Entſchuldigung für alles dieſes. Die Revolution hat uns in einer großen Schwäche überfallen, und Menſchen, die in großer Schwäche erſchreckt werden, erholen ſich ſchwer von ihrem Schrecken und werden in ihrer Sinnenverirrung weit leichter gewaltthätig und grauſam als ruhig.

Vaterland! Die große böſe Welterſcheinung hat wunderbar auf uns gewirkt. Sie hat uns äußerlich und dem Schein nach ganz gewiß weniger böſes gethan, als irgend einem Volk Europa's. Vaterland! Sie hat uns zu wenig leiden gemacht, als daß ſie uns ihr Gutes hätte geben und uns dafür empfänglich machen können. Sie hat uns wahrlich hierin hinter vielem zurückſtehen laſſen, indem ſie unſern Geiſt weniger belebt und unſer Herz weniger erhoben als vielleicht keines der cultivirtern, Europäiſchen Völker. Auch ſehe ich als Schweizer mit Neid auf die in Deutſchland durch ihre Leiden in höhern und niedern Ständen erwachte Bürgertugend auf Berlin's, Hamburg's, Frankfurt's, Bremen's und ſo vielen andern deutſchen Städten entfalteten, hohen Patriotismus. *) Ich ſehe mein Vaterland, ich ſehe den Boden der allbeneideten Freyheit ungern hinter Deutſchlands ſich höher hebenden, bürgerlichen Weisheit und Kraft zurückſtehen, und es thut mir weh, daß die Revolution uns nicht einmal die mehr als zweydeutigen Kräfte ihrer Verirrungen gegeben und bey den vielfachen, äußern Veränderungen, die in unſrer Mitte ſtatt fanden, uns ſittlich, geiſtig und bürgerlich ſo erſchlaffen laſſen, oder vielmehr uns ſo erſchlaf-

---

*) Anmerkung. Ich muß auch hier wieder bemerken, daß dieſe Stelle zwiſchen den Jahren 1813 und 1815 geſchrieben worden.

ſen gemacht, als wir wahrlich es vorher nie ſo ganz waren.

Unſer Unglück iſt groß. Seine Urſachen ſchreiben ſich von langem her. Wir ſind dem, das tiefere Gefühl für das Höhere und Beſſere für Wahrheit, Liebe und Recht einſchläfernden Glück, oder vielmehr Scheinglück zu lange, ach! zu lange im trägen Schooß geſeſſen, und ſtreben jetzt individualiter und allgemein weit mehr dahin, als glückliche Menſchen in der Welt zu figuriren, als im Segen unſrer Verfaſſungen, und in der Kraft unſrer Väter als Volk, als Schweizervolk dazuſtehen. Alſo als eitle Menſchen hinauf und als Nation, als freyes Volk hinabgeſtimmt, mußte die Aufmerkſamkeit auf das Volk in unſrer Mitte nothwendig verſchwinden. Wir fürchten jetzt die dießfällige Wahrheit, weil wir ſo lange den dießfälligen Irrthum und das dießfällige Recht, weil wir ſo lange dem dießfälligen Unrecht unterlegen, und dann miſchen ſich noch hie und da Winkelzüge, Gelüſte und allerley Menſchliches in unſre Furcht, oder auch Scheinfurcht vor dem Volk und dem Volkswillen, die man niemand beweiſen kann, und alſo auch niemand vorwerfen darf.

Indeſſen iſt ſoviel gewiß, die wahre Achtung für den Volkswillen iſt nicht Achtung für den Willen des Geſindels, ſondern vielmehr das eigentliche innere Weſen aller wahren Vorbeugungsmittel gegen denſelben, das eigentliche innere Vorbeugungsmittel, daß der Volkswillen nicht zum Geſindelwillen herabſinke, ſondern ſich fortdauernd in der reinen Würde des Nationalwillens ausſpreche. Darum aber iſt auch Achtung für ihn wie die Sorge für ihn und für den Mittelpunkt, in dem er ſich ausſpricht, für den Mittelſtand dem Vaterland heilig. Sie war es in guten Zeiten der Republik immer.

Aber heute — — Vaterland! Du verachteſt heute, was deine Väter hochgeachtet, und fürchteſt heute, was deine Väter hochgeehrt. — Vaterland! Du haſt Unrecht, Dein Volk iſt kein Geſindel. Es hätte es werden können, aber — es iſt es nicht geworden. Vaterland! Alle, von Geſchlecht zu Geſchlecht geſtiegene Hintanſetzung deſſelben, alles auch noch ſo vielſeitige Verderben unſrer Civiliſationskünſte und aller ihrer Fehlſchritte und Mummereyen, ſelber die Fehlſchritte und Mummereyen der Revolution, in allen ihren Wogen hat ſo wenig als das darauf erfolgte bedeutungsvolle Stillſtellen aller bürgerlichen Kraft, und alles bürgerlichen Lebens, vermogt, unſer Volk dahinab zu erniedrigen. Sogar die letzten Wahlniederträchtigkeiten, die eigentlich dazu gemacht ſchienen, Geſindel zu machen, wo noch keins war, ſelber dieſe Wahlniederträchtigkeiten haben es nicht vermogt, den Nationalcharakter unſers Volks in dieſe Tiefe zu ſtürzen.

Schweizer, ſchweizeriſcher Vater des Vaterlands! Edler Erneuerer unſers bürgerlichen Daſeyns! Gieb dieſer unwiderſprechlichen Thatſache den Werth, der ihr gebührt und verachte den Volkswillen deines Vaterlandes nicht ſoweit, ihn, den Willen deiner Kinder, deiner Söhne unbedingt als einen verwerflichen, als einen der ernſteſten Beachtung unwürdigen Willen anzuſehen und zu erklären. Vaterland! Ein ſolches Zeugniß wider dein Volk iſt empörend. Es iſt dem Zeugniß von Vätern gleich, die wider alle ihre Söhne ein böſes Zeugniß ablegen.

Väter des Landes, Väter des Schweizerlandes, wenn ihr wider euer Volk zeuget, wider wen zeuget ihr als wider euch ſelbſt? — Habet ihr nie gehört: qualis rex talis grex — wodurch wird ein Volk ſchlecht oder gut als durch ſeine Verfaſſung und durch ſeine Regierung? und wer ſeyd ihr, erſte Männer des Vaterlandes? Sey du der erſte Mann in unſrer Mitte, wer biſt du ohne dein Volk? Wer iſt etwas in unſrer Mitte ohne daſſelbe und außer demſelben? Wer iſt in unſrer Mitte etwas ohne durch daſſelbe?

Vaterland! Wenn es wahr iſt, daß jeder Staat am beſten durch die Mittel erhalten werde, durch die er auch gegründet worden, ſo ſage mir, Vaterland! wodurch iſt die Schweiz gegründet worden als durch den Volkswillen, durch das Volksvertrauen und durch die Volkswahl? Und worin lag die Quelle aller ſeiner Vorzüge und alles ſeines Segens als in ſeinem Mittelſtand, im freyen Spielraum und im reinen, hohen Rechtsgefühl deſſelben, und in der Aufmerkſamkeit aller bürgerlichen Gewalten auf denſelben?!

Vaterland! Entzieh dieſen heiligen Quellen deines Wohlſtands und deiner Freyheit die Achtung nicht, die ihnen deine Väter ſchenkten. Vaterland! Dieſe Achtung gehört deinem Volke als ſein Recht, und es hat dieſes Recht wahrlich noch durch keine Schandthat verwirkt. Vaterland! Die Republik beſteht nicht ohne hohe Achtung für den Mittelſtand, ſie beſteht nicht ohne eine hohe Achtung für den Volkswillen; und ohne irgend einen freyen Spielraum, ohne irgend einen reinen Einfluß des Volks auf die Wahl ſeiner Regenten iſt kein republikaniſcher Geiſt, kein hoher edler vaterländiſcher Sinn in der Maſſe des Volks denkbar und möglich. Vaterland! Wende dein suum cuique, das du ſo oft auf die kleinen Adern deiner Fingerſpitzen und deiner Fußzehen anwendeſt, auch einmal auf die Herzkammer, von der alles dein Blut ausfließt, an, und erhebe dein Volk durch deinen Glauben an daſſelbe, durch den du allein zu der wahren Sorgfalt für daſſelbe gelangen kannſt.

Freund des Vaterlandes! Warum zweifelſt du? Ich
eiß es, du ſagſt es laut: wir haben das Verderben der
Volkswahlen in den mediationsmäßigen Wahlen geſehen.
ber, Vaterland! es waren nicht Volkswahlen, es wa-
en — — — — Vaterland! Gedenke ihrer Schande nicht,
edenke der Urſachen nicht, warum ſie ſchlecht ausfielen!
Benn du nicht ein gutes, ein edles Volk wäreſt, ſie wä-
n bey den Mitteln, die für dieſelben und zwar nicht vom
olk gebraucht wurden, noch weit ſchlechter ausgefallen.

Vaterland! Dieſe Wahlen ſind bey den Mitteln, deren
eſultate ſie ſind, noch ein Denkmal deiner, ſelbſt im nie-
m Mann des Landes noch nicht erloſchenen, vaterländi-
en Tugend und Würde. Sie ſind bey dieſen Mitteln,
h ein unwiderſprechlicher Beweis, daß du noch nichts
niger als gefahreſt, durch einen gemäßigten Einfluß
Volkswillens in der Wahl ſeiner Regenten zu Grund
ichtet zu werden, wie es — —

Abermal eine Lücke, und zwar eine große, die ich mir ſelbſt mache.

Doch, wenn ich dieſe Lücke gerne und mit Grund gerne offen laſſe, ſo muß ich zu dem Wort, das ich oben ſagte: „wenn wir in den Jammertagen, die den ganzen „Welttheil ſo ſehr leiden machten, einzig glücklich waren, „ſo dürfen wir für die Zukunft durchaus nicht auf ein „zweytes, ſo großes, einziges Glück zählen“ — jetzt noch hinzuſetzen, daß es auch in Rückſicht auf die Volkswahlen, von denen oben geſagt iſt, daß ſie noch ein Denkmal des nicht erloſchenen, vaterländiſchen Sinns in unſerer Mitte ſeyen, ganz anders kommen könnte, und daß wir uns gar nicht ſchmeicheln dürfen, daß künftige Volkswahlen, die durch ſchlechte Mittel eingelenkt und geleitet würden, nicht eben ſo ſchlecht ausfallen könnten, als die Mittel ſelbſt ſind, die man, ſie einzulenken und zu leiten, gebrauchen möchte.

Auch hier könnte noch etwas hineingeflickt werden; aber meine arme Cenſurſeele veranlaßt mich wieder dazu, daß ich lieber ſchweige und dafür eine Lücke offen laſſe.

Täuſche dich nicht, Vaterland! Die Freyheit wird unſern Kindern ſo wenig als eine gebratene Taube ins Maul fliegen, als ſie je irgend einem Volk der Erde alſo gebraten ins Maul geflogen. Einzelnen Glückskindern regnet freylich zu Zeiten das Glück zum Dach hinein, Völker und Nationen ſind und werden im allgemeinen nie glücklicher, als ſie es verdienen. Auch iſt deine Stunde, deine heutige heilige Stunde, Vaterland, nicht für die Schauausſtellung des Vollkommenen geeignet. Wolle Gott, daß ſie geeignet ſey, das Beſſere vorzubereiten.

Vaterland! Es hat in der Natur keine Uebergänge
von der höchſten Zerrüttung zur höchſten Vollendung.
Alle Uebergänge der Natur haben ihren allmäligen Stu-
engang — der tödtlichen Krankheit folgen immediat nur
Geneſungstage — die volle Geſundheit folgt nur auf die
it Sorgfalt durchlebten Geneſungstage. Vaterland!
eine jetzigen Tage ſind ernſte Tage deiner Geneſung und
nnen nur durch die heilige Sorgfalt, mit der du ſie
s ſolche benutzeſt, dir wahrhaft zum Segen werden.

Freunde der Menſchheit! Väter kommender Geſchlech-
! Täuſchen wir uns nicht, das Heiligthum des wah-
, innern Segens der Menſchennatur geht weſentlich
ht aus ſeinem äußerlichen, bürgerlichen Zuſtand
vor. Es iſt im Gegentheil weſentlich individuell
geht eigentlich aus dem guten, ſittlichen und geiſtigen
and der Individuen unſers Geſchlechts hervor. Wo
esnahen immer an der heiligen Sorge für die Indi-
al-Veredlung unſers Geſchlechts mangelt, da ſind alle
en Verfaſſungsvorzüge umſonſt.

Vaterland! Laß dich nicht täuſchen, ein Zauberer ſtellt
n jedem Augenblick einen Wald von Bäumen vor
ugen; du erſtaunſt, aber du hungerſt, du dürſteſt, .

du ſtreckſt deine Hand aus nach einer einzigen Frucht dieſer Bäume, und der Wald verſchwindet vor deinen Augen, wie er vor ihnen erſchien. Alſo gibt es eine ſchreckliche Täuſchung freyer und beſonders freyneuer und neufreyer Verfaſſungen. Täuſche dich nicht, Vaterland! Das Wachsthum eines jeden Baumes, bis er groß iſt und Früchte trägt in ſchwerer Menge iſt dieſes. Du legſt einen kleinen Kern in die gute Erde, er entkeimt bald, aber ſein Wachsthum iſt ſchwach, und ſteht den ganzen Winter und alle Winter durch ſtill. Es dauert Jahre lang, wie das Menſchenwachsthum ſelber, und fordert eben wie dieſes Wartung und Sorge über die ganze Zeit ſeines Wachsthums. Wilde Schoſſe entkeimen aus ſeinen Wurzeln, du mußt ſie abſchneiden; naſchende Haſen nagen an der Zartheit ſeiner Rinde, du muß ihn gegen ihren Zahn mit Stroh umflechten; wilde Schweine umwühlen ſeine Wurzeln, du mußt ſie mit bellenden Hunden, du mußt ſie mit Feuer und Schwert ferne halten; die Gewalt der Winde biegt ſeinen Stamm, du mußt ihn mit ſchützenden Pfählen befeſtigen. Selber der gute Pflug, der die Erde um ihn her bauet, verletzt ſeine Wurzeln, und ſeinen Stamm, wenn der pflügende Knecht, oder der Treibbub, der das pflügende Vieh führt, nicht Sorg für ihn trägt. So viel Sorgfalt braucht der Baum, der vom Kern aufwächst, oder im jungen zarten Stamm in den Boden verſetzt worden.

Willſt du aber klüger ſeyn als der gemeine Bauer, oder ungeduldig, wie eine Herrſchaft, die, weil ſie in aller Eile Schatten, Kühlung und große Zierde weit und breit um ein neues Prachthaus herum haben will, große Bäume ausgräbt, ihnen Wurzeln und Aeſte abſtumpft, und ſie ſo in die Erde ſetzt, ſo erfährſt du auch was dieſe von den alten Stöcken verderben ihr zehen gegen einen, der ſein Leben ſerbend erhält.

Vaterland! Alte Verfaſſungen, die zu ihrem künftigen Heil alſo an Aeſten und Wurzeln — beſchnitten in eine neue Erde geſetzt werden, fordern ebenſo zehenfach größere Wartung und Kunſt. Heil dir Vaterland, wenn deine neuen Verfaſſungen die Garantie dieſer Kunſtwartung in ſich ſelbſt tragen, und der hohe Sinn der Vaterſorge, die dieſe Wartung vorausſetzt, in Wahrheit und Kraft in ihrem Geiſt liegt! Heil dir, wenn keine dieſer Verfaſſungen den böſen Glauben an die Allwirkung der Macht, die in Ewigkeit keine heilige Wartung erſetzt, dich von den weſentlichſten und heiligſten unſrer vaterländiſchen Bedürfniſſe ablenkt und irreführt.

Vaterland! Ich bin ferne davon, deine Blicke durch Hinlenkung zu einer einſeitigen Anſicht von dem hohen Umfang des Ganzen deiner Verhältniſſe, die du heute ins Auge zu faſſen für nothwendig fändeſt, abzulenken.

Vaterland! Blick zurück, blick vorwärts und täuſche dich nicht, das Recht der Welt iſt nichts weniger als urſprünglich durch die Revolution und ihr Verderben geſtürzt und zu Grunde gerichtet worden. Das Unrecht der Revolution iſt nicht in die Unſchuld des Welttheils hineingefallen wie die Sünde ins Paradies. Eine bis zur Niederträchtigkeit verſunkene Schwäche von tauſend und tauſend Recht, Ehre und Treu ſchändenden öffentlichen

Maßregeln gingen der Revolution, wie eine offene Kriegserklärung dem Brand und Mord, der dann hernach folget, vorher.

Ich will weder ihre Schande noch ihre Täuſchung, weder ihren Trug, noch ihre Gewalt, weder das Scheinrecht ihres Urſprungs, noch das offene Unrecht ihrer entſcheidenden Greuel, ich will nur den Schimmer der Größe des Mannes berühren, der die höchſte thieriſche Belebung der im halben Welttheil revolutionirten Menſchheit wie ein Ritter das eiſerne Schwert in die Hand nahm und der andern Hälfte der Welt damit die Spitze bot. Von ihm ſage ich, er hat die Macht der Welt nicht beſiegt, wie der Norweger die Macht des Wallfiſches, den ſeine ſtarke Hand mit der Kraft der Harpune tödtet. Er hat ſie beſiegt, wie der Holländer die Schwäche der Häringe, die er mit Netzen und Stricken fängt.

Die Macht der Einheit, in der Deutſchland wie ein Fels im Meere hätte daſtehen können, hat ſich in der millionenfachen Selbſtſucht ſeiner nur Genuß ſuchenden Glieder verloren, und damit war für Deutſchland alles verloren. — Das arme verwaiste Land ſtand vor dem Raubthier, das es anfiel, da, wie ein Schwarm von Häringen und Würmern — vor dem Schlund des Wallfiſches.

Der Welttheil wollte, wie er ſich an allen Behörden, die ſprechen durften, ausſprach, nichts als Lebensgenuß und Geld. Natürlich war das Recht des Welttheils auch allgemein nach den Anſprüchen der Selbſtſucht dieſer Behörden gemodelt, verengert und erweitert. Und eben ſo natürlich iſt es, daß man die aus dieſem Verengern und Erweitern des Rechts und des Unrechts hervorgegangene Denk- und Handlungsart als etwas recht Gutes, als das Beſte der Zeit anſah — und reſpektirte. Aus dieſer Schwäche hervorgehend führte dieſer Zeitgeiſt natürlich zum Moderantismus, d. i. auf gut ſchweizeriſch, zum — — auf beyden Achſeln tragen. Es führte dahin, daß die Tribunalien und Behörden dieſes Moderantismus, d. i. ebenſo ins ſchweizerdeutſch überſetzt — die Spießgeſellen und Maulaffen dieſes verdorbenen, ſelbſtſüchtigen, ſchwachen Zeitgeiſts allenthalben nur Genuß und Geld, d. i. nur das allgemeine Mittel der Abſchwächung der Menſchennatur und der Staaten ſuchten — und ſo iſt's, daß ſie Deutſchland als Nation ſich ſelbſt alle Ueberreſte ſeiner alten Kraft raubten, und zwar nicht nur ſeiner ſittlichen und geiſtigen, ſondern auch ſeiner phyſiſchen.

Der Aufruhr gab zwar den Jakobinern einen großen Grad phyſiſcher Energie wieder. Buonaparte ordnete, belebte und ſtärkte dieſe Kraft mitten in der höchſten Steigerung des allgemeinen Staatsverderbens und mitten unter der tiefſten Untergrabung aller wahren Staatskraft. In der Fortdauer einer durch Noth erzwungenen und durch Noth geſteigerten Gegenwirkung, hob ſich endlich auch Deutſchlands phyſiſche Kraft zu einem hohen Grad der Energie empor. Aber Buonaparte's Fall gefährdet dieſelbe wieder. Die Nachgeburt unſrer Schwäche, der chwankende und ſich am Hohen, Wahren, Reinen nie eſthaltende Moderantismus kam wieder an die Tagesrdnung und droht uns nochmals in die Selbſttäuſchung zu verſenken, in der wir die alten Schwachheitsmittel unſers leidenden Zuſtands, die Rutinen, den Schlendrian und das auf allen Achſeln tragen als wahre republikaniſche Staatsweisheit und als das Mittel anſahn, uns aus dem Abgrund wieder herauszuhelfen, in welchen uns dieſer Moderantismus mitten in der ſtärkſten Belebung aller nur denkbaren Quellen des innern Staatsverderbens *) hineingeſtürzt hat.

Zeitalter, Vaterland! Laß dich nicht blenden, der Moderantismus, dieſes wahre Abſchwächungsmittel alles Guten iſt, was man auch immer dagegen ſagen mag, nur ein Scheinabſchwächungsmittel des Böſen. Es iſt aber gewiß, das Böſe wird durch die Scheinabſchwächungsmittel des Schlechten nicht beſſer, ſondern doppeltbös — es kann nicht anders.

Wie es in der Natur des Menſchen liegt, daß er im phyſiſchen Krankenzuſtand auch ſittlich ſchwächer und ungeduldiger erſcheint als im geſunden, ſo liegt es auch in

---

*) Anmerk. Dieſe und mehrere ähnliche Aeußerungen giengen aus meiner Beſorgniß hervor, die damals in der Schöpfung liegenden Verfaſſungen des Schweizeriſchen Vaterlands und der Schweizeriſchen Kantone möchten durch den, in dieſem Zeitpunkt wieder von neuem, mit etwas Lebendigkeit hervortretenden Moderantismus alles Erhebende und Stärkende der nöthigen Energie im wirklichen Leben verlieren, und ſich mehr zum Aeußern der phyſiſchen Dienſtabrichtung des Volks als zur innern Begründung der wahren Dienſtfähigkeit deſſelben, zu ſeiner ſittlichen und geiſtigen Erhebung hinneigen.

der Natur des Geiſtig-Böſen, daß es in ſeinem ſinnlichen Schwachheitszuſtand verderblicher, giftiger und unheilbarer auf die menſchliche Natur einwirkt, als wenn es in ſeiner vollen Stärke in derſelben daſteht.

Was hilft in jedem Fall die Abſchwächung der phyſiſch kraftvollen Rohheit der geſellſchaftlichen Menſchheit, wenn keine ſittliche, keine geiſtige, keine Kunſt- keine Culturkraft ſie ergänzt? Wir können uns nicht verhehlen, daß ſie an ſich eigentlich nichts taugt, daß ſie dem Menſchengeſchlecht im Weſentlichen nicht vorhilft, ſondern vielmehr den Zuſtand ſeiner Schlechtheit das nehmliche bleiben läßt, was er im wilden Zuſtand des Waldlebens ſchon war. Und dennoch iſt auch da, wo im Staat der höhere Menſchlichkeitsſinn noch nichts weniger als allgemein belebt und die wahre Sittlichkeitskraft im Volk noch nichts weniger als allgemein entfaltet iſt, die einſeitige, phyſiſche Kraft der Bürger, die phyſiſche Volks- und Staatskraft dem Staat, ſelber in ſeinem tiefſten Verderben, nothwendig, und ich möchte faſt ſagen, ſie iſt in dieſem Zuſtand in dem Grad nothwendiger, als ſein diesfälliges Verderben, als ſein Zurückſtehen in ſittlicher, geiſtiger und Kunſtkultur in demſelben groß iſt. Es iſt unſtreitig, auch die einſeitige, die verdorbene, phyſiſche Staatskraft iſt unter allen Umſtänden, wie grell auch ihre Civil- und Militärmittel in denſelben ausſehn mögen, ein Staatsbedürfniß, deſſen Nothwendigkeit in keinem Fall aus den Augen gelaſſen werden darf. Sie iſt auch bey der größten Zurückſetzung der wahren Menſchlichkeit im Staat, ſie iſt auch im größten Verderben des Staats und in ihrem, aus dieſem Zuſtand erwachſenden größten, eigenen Verderben dennoch ein nothwendiges, und ſo lang auch in dieſem Zuſtand beyzubehaltendes Uebel, als keine höhere, ſittliche, geiſtige, und Kunſtkultur das Verderben der einſeitigen Koſaken- und Baskierkraft, eben wie dasjenige der einſeitigen Infanterie-, Cavallerie- und Artilleriekraft durch die ſittlich und geiſtig erhöhte Kunſt- und Menſchlichkeitskraft in den Individuen der Bürger im Staat und ſelber in den Individuen der Infanteriſten, Cavalleriſten und Artilleriſten, ſo wie dann auch in den Individuen der Koſaken und Baskier auslöſcht und dieſer einſeitigen Kraft der ſinnlichen Menſchennatur ein inneres, höheres Menſchlichkeitsgehalt gibt.

Das Menſchengeſchlecht kann ohne ordnende Kraft nicht geſellſchaftlich vereinigt bleiben. Die Kraft der Kultur vereinigt die Menſchen als Individua in Selbſtſtändigkeit und Freyheit durch Recht und Kunſt. Die Kraft der kulturloſen Civiliſation vereinigt ſie ohne Rückſicht auf Selbſtſtändigkeit, Freyheit, Recht und Kunſt als Maſſa durch Gewalt. Der Moderantismus, der die Gewalt ſchwächt und die Kultur höchſtens nur halb will, und dadurch den bloß civiliſirten Staat zur phyſiſchen Abſchwächung hinlenkt, ohne daß er die höhere Kraft der Selbſtſtändigkeit, den Gemeinſinn und die Gemeinkraft der Bürger tiefer und höher begründet, führt dann auch den äußerlich Ausdehnungs- und Volksmaſſa halber ſtärkſten Staat in den Zuſtand eines alten Mann's, von dem geſagt iſt: da du jung warſt, giengſt du hin, wohin du ſelbſt wollteſt, jetzt aber, da du alt biſt, führt dich ein andrer, wohin er will, und du gehſt mit ihm, wohin du nicht willſt. Bey ſittlicher Entwürdigung und geiſtiger Entkräftung iſt freylich für die Menſchen, ich meyne für den Mann, der im höhern Sinn des Worts Menſch iſt, ſchon alles verloren; aber für den Bürger, für den Staat als ſolchen iſt nur dann alles verloren, wenn auch ſeine phyſiſche Kraft dahin iſt. Als Bürger bedürfen wir unumgänglich phyſiſche Kraft, und zwar eine geordnete, geſicherte und vereinigte Kraft der Maſſe (Staatskraft). — Sie, dieſe äuſſere Staatskraft iſt zwar durchaus nicht ein genugthuendes Fundament auch nur des äußern Staatsſegens; ſie iſt nur die harte oft die ſehr harte Schale der wirklichen Segnungen im Staat. Als Macht im Staat daſtehend, iſt ſie nicht eigentlich ſelber der Staatsſegen, ſondern nur ein einſeitiges Sicherſtellungsmittel deſſelben. Als Macht, als Staatsmacht iſt ſie auch nichts weniger als der Staat ſelber. Sie iſt eigentlich als eine Grenzfeſtung im Staat anzuſehn. Die Güter, die ſie ſichert und beſchützt, liegen nicht einmal in ihr ſelber; aber der gute Zuſtand der Feſtung iſt ſo nothwendig, als wenn alle Güter, die ſie beſchützt, in ihr ſelbſt lägen. Alle dieſe Güter ſind, wenn ſie, die Staatskraft, nicht in ſich ſelbſt in gutem Zuſtand iſt, dem Spiel eines jeden ſie gefährdenden, äußern und innern Begegniſſes preisgegeben. Indeſſen iſt die phyſiſche Staatskraft, beydes, als phyſiſche Kraft der einzelnen Bürger und als phyſiſche Kraft ihrer Maſſe immer nur eine äußere Staatskraft, immer nur ein den Staatsſegen äußerlich ſchützen des Staatsmittel. Die innere Staatskraft, das innerlich ſchätzende Mittel des Staatsſegens iſt individuelle, ſittliche, geiſtige, häusliche und öffentliche Kraft der Bürger ſelber. Aus ihr, aus dieſer innern Staatskraft geht das Verdienſt des Staatsſegens, dieſes einzige wahre Fundament der Dauer und des Bleibens dieſes Segens hervor. Der Staatsbürger darf den Staatsſegen nicht erwarten und nicht fordern, wo er ihn nicht verdient. Er darf ihm nicht in Maſſa fordern, wo er ihn nicht in Maſſa verdient. Er darf ihn auch nicht individualiter erwarten, wo die, die ihn in der Maſſa verdienen, daſtehen, wie rari nantes in gurgite vasto. Der Bürger darf das höchſte Gut des Staats, die Ruhe des Staats nicht erwarten, will geſchweigen fordern, er darf ſie als Bürger mit gutem Gewiſſen kaum wünſchen, wo die Kraft und der Wille, ſie zu verdienen, in der Maſſe der Bürger ſittlich, geiſtig und phyſiſch unbelebt, oder gar abgelebt und gelähmt um ihn her daſteht. Er darf ſie als Bürger mit gutem Gewiſſen kaum wünſchen, wo die äußern und innern Fundamente derſelben dem Bürgerboden, der im Geiſt und im Herzen feſt liegen ſoll, wie ein Rauch entflohen und wie in den Lüften verſchwunden ſind. Staatsruhe, die entblößt von den innern Fundamenten der Staatskraft in deiner Mitte daſteht, iſt eine täuſchende Schale, deren Kern faul iſt oder gar mangelt. Selber die Staatsruhe, die verdient iſt und durch das Verdienſt der Väter erworben daſteht, iſt kein ſicheres Fundament der Staatskraft. Die Söhne der Väter, die dieſe Ruhe verdient haben, dürfen nicht auf die Dauer dieſes Segens zählen, wenn ſie ihr Fundament durch ihr eigenes Verdienſt in ſich ſelber nicht wieder erneuern, und wir dürfen uns auf jeden Fall nicht verhehlen, Ruhe ſchwächt, auch die verdiente Ruhe ſchwächt, nur die Anſtrengung ſtärkt, und zwar nur ſo lange, als ſie fortdauert. Nur ihre Fortdauer ſichert ihre Folgen und ihren Werth, nur ſie bewahrt den Bürger und den Staat vor dem Rückfall in die Schwachheitsruhe, deren Pflegerin und Geburtshelferin der auf allen Achſeln tragende Moderan- ismus von jeher war und in Ewigkeit ſeyn wird.

Wahrlich, es iſt heute wichtig, daß unſer Welttheil er- enne, wie viel Reiz dieſes Verführungsmittel glück- icher und ſcheinglücklicher Staaten in der Schwäche der Menſchennatur findet, und daß er ſich nicht durch den Traum einer Bürgerruhe einwiegen laſſe, der alle Fundamente der Bürgertugend und der Bürgerkraft mangeln.

Es iſt heute wichtig zu verhüten, daß nicht unſer Welt- heil in irgend einem ſeiner bedeutenden Theile ſich ſelbſt Seſſelſitzende Notabeln, und in dieſe Seſſelſitzenden, ſey mit Gemächlichkeit oder mit Mühſeligkeit, herumtra- nde Nullitäten trenne; daß er ſich nicht in die anmaßli- e Kraftloſigkeit ſich vornehm dünkender Nichtswürdigkei- n und eine von der Anmaßlichkeit und Kraftloſigkeit die- e Nichtswürdigkeiten erniedrigte, des Volksnamens un- ürdige Menge auflöſe.

Es iſt heute wichtig, daß der Umſchwung der Zeit unſre am ein wenig aufgeweckte und belebte Schwachheit nicht eder ſogleich in ſich ſelbſt hineinfallen mache. Es iſt chtig, daß wir beim Anſchein eines allmählichen Hinein- kens in einen neuen Moderantismus das Angedenken den alten nicht verlieren, der unſerm Sanskulotismus und unſerm Bonapartiſmus vorhergegangen. Es iſt wichtig, daß uns heute durchaus nicht vergönnt werde, die Schreckniſſe der Folgen unſrer damaligen Schwachheitsverirrungen aus den Augen zu laſſen.

Wir haben geſehen, wie es die Welt kaum einmal erfahren, was die thieriſch-phyſiſche Kraft gegen die menſchlich-phyſiſche Schwäche vermag, und wir wollen ob Gott will, nicht ſchon unſern nächſten Nachkommen dem nämlichen Unglück preis geben, das wir ſo lange nicht glaubten überſtehen zu können, und endlich nur durch viele glücklicherweiſe zuſammengetroffene Umſtände überſtanden haben.

Doch es iſt geſchehen, wir haben es überſtanden. Deutſchland hat ſich erhoben, ſein alter Geiſt iſt wieder rege geworden, aber es hat ſein Tagewerk, ſein großes, nicht vollendet. Wenn es jetzt ſtill ſtände, und nur Ruhe und Genuß ſuchend, wieder in ſeine alte Routine und Schlendriansſchwäche verſinken und den Moderantismus als das von plus ultra ſeines Strebens anerkennen würde, was hätte es gewonnen, was hätten wir gewonnen? Was wäre aus unſrer Erhebung geworden?

Und auch du, Vaterland, wenn du, da du jetzt eben ſo glücklich und vielleicht zum Theil eben ſo verdienſtlos als einige andre europäiſche Stände wieder auf eigne Füße gekommen, dich nur in deine alten verblichenen Fußtapfen wieder hineinſtellen, und ſelbſt gegen den Sinn und den Edelmuth der verbündeten Retter Europa's es verſäumen würdeſt, zu einer höhern Staats- und Gemeinkraft, zur Kultur, zum Gemeingeiſt, zur geſetzlichen Selbſtſtändigkeit, zur Freyheitswürde im Recht zu erheben, Vaterland! wenn du dich damit begnügen würdeſt, nur die äuſſere Erſcheinung deiner innern Mängel und Schwächen minder auffallend zu machen, und anſtatt die allgemeinen Quellen deiner Kraftloſigkeit und Entwürdigung zu verſtopfen, nur dahin trachteſt, ihren fortdauernden verderblichen Lauf und zwar durch mehr als dreyzehnfach getrennte und iſolirt ſelbſtſüchtige Kunſtmittel nur zu bedecken —

Vaterland! wenn du auch heute noch fern davon wäreſt, auch nur darnach zu ſtreben, einſt wenn die Stunde dafür ſchlagen und es Noth thun wird, gegen jeden Feind der Kultur des Menſchengeſchlechts, gegen jeden Verhöhner der Menſchennatur und der Menſchlichkeit ſelber dazuſtehen als Ein Volk, als Ein Land, als Eine Macht, als Ein Herz und Eine Seele, ich ſetze das Wort meines Herzens hinzu — als Eine vereinigte Eidgenoſſenſchaft, Vaterland! wenn du dich heute nicht einmal zu dieſem Streben erheben würdeſt, dann wäreſt du deiner Stunde und der Segensgewalt, die Gott und die Retter Europa's in deine Hand gelegt, nicht würdig. — Gott! du wäreſt —— aber du wirſt das nicht ſeyn — nein, nein, du wirſt es nicht ſeyn! — —

Vaterland! hier ſtehe ich eine Weile ſtill, und faſſe das Bedürfniß deiner Einheit ins Aug. Aber ich faſſe es nicht einſeitig, ich faſſe es in Verbindung mit dem Bedürfniß deiner Eintracht ins Aug.

Vaterland! Aeußere Einheit in der politiſchen Form iner Verfaſſungen iſt durchaus noch keine genugthuende arantie für das innere Weſen einer wahren Staatseinheit, für das innere Weſen der Eintracht im Staat. Nein, Vaterland! die äußere Einheit in den Formen der bürgerlichen Verbindungen iſt durchaus keine Garantie der innern Eintracht der Bürger; ſie iſt durchaus kein ſicheres Fundament der Staatsſegnungen und der Staatskräfte, die durch die wahre Einheit des Staats, durch die Eintracht der Bürger erzielt werden; und die Eintracht der Bürger, dieſes ewige und einzige Fundament aller wahren — aller wahrhaft menſchlichen Staatsſegnungen und Staatskräfte, geht nur aus der überwundenen Selbſtſucht der Glieder des Staats, ſie geht nur aus der, in Wahrheit und Liebe errungenen, Selbſtſuchtloſigkeit, ſie geht nur aus dem, in den Gemeingeiſt wahrer, kraftvoller Vaterlandsliebe hinübergegangenen, ſchwachen Kleinlichkeitsgeiſt der bürgerlichen Selbſtſucht, ſie geht nur aus der, in allen Ständen der Bürger von ihrer höhern und reinern Anſicht der Vaterlandsliebe überwundenen, Routine- und Sinnlichkeitsanhänglichkeit an irgend eine Art von Standes-, Berufs- und Oertlichkeitsvorzügen, die dem Wohlſtand des Vaterlands im Großen und Allgemeinen im Weg ſtehn, hervor.

Vaterland! Es iſt indeſſen oft freylich ganz leicht, und oft auch mit großen Scheinvortheilen verbunden, die getrennten Staatstheile ohne Rückſicht auf das, alle wahre Eintracht ſtörende, Leben ihrer Selbſtſucht in eine äußerlich feſtſcheinende Einheit zuſammenzufügen; aber für den wahren Staatsſegen und die wahre Staatskraft iſt damit in jedem Fall nichts gethan. Dieſer, der wahre Staatsſegen und die wahre Staatskraft, geht ewig nur aus der überwundenen Selbſtſucht der einzelnen Theile im Staat, aus der, in Wahrheit und Treue gegründeten, Eintracht der Bürger hervor. — Vaterland! Laß dich über dieſen Geſichtspunkt nicht täuſchen. Du haſt dich einmal nicht darüber täuſchen laſſen, laſſe dich ewig nicht darüber täuſchen. Die Eintracht kann nicht durch die Einheit, die Einheit muß durch die Eintracht herbeygeführt werden das iſt nicht anders möglich, wenn die eine oder die andere im Land ſegensreich daſtehn ſoll. Vaterland! Ich lobe dich ſehr, daß du die Einheit deiner, Jahrhunderte lang getrennten und in der Trennung in höchſter Selbſtſucht elebten, Staatstheile nicht gewaltſam in eine ſegensloſe und innerlich ganz uneinige Einheit hineinzwingen wolleſt. Ich lobe dich ſehr, daß du gezeigt haſt, daß du nur auf dem Weg der innern Eintracht zu der Segenskraft der äußern Einheit gelangen willſt, gelangen ſollſt und gelangen kannſt. Vaterland! Gehe dieſen Weg forthin in der Einfalt und reue deiner Väter, und hüte dich beſonders vor dem fährlichen Traum, deine äußere Einheit aus der all- meinen, aber einſeitigen Vereinigung der Glieder es einzelnen Stands unter ſich ſelber in deiner Mitte vorgehn zu machen.

Vaterland! Wäre dieſer Stand auch an ſich der ge- teteſte, der kraftvollſte, der gewandteſte, wäre er ſel- der würdigſte und der erleuchteteſte, und würden ſogar die Mittel, die du zu dieſem Ziel anzuwenden ge- teſt, an ſich ſelbſt eine ſehr gute Seite haben, würden uch in gewiſſen Rückſichten lobenswerth und gemein- ig ſeyn, würden ſie ſogar eine reelle Tendenz dafür zeigen ſcheinen, dieſen Stand in ſich ſelber zu ver-

edeln und zu ſeiner höhern Beſtimmung im Staat w
dig zu machen, würdeſt du alſo alle möglichen Vorſich
maßregeln in der Einlenkung dieſes Zwecks gebrauch
du würdeſt dein Ziel doch nicht erreichen; deine Mit
würden, troz aller äußerlichen Verfeinerung und Abſchl
fung und troz aller möglichen Vorzüge, die ſie durch ei
ſolche Verfeinerung und Abſchleifung erhalten könnte
doch immer nur Mittel der Selbſtſucht eines einzeln
Stands und der einzelnen Glieder deſſelben werden. S
könnten nicht anders, ſie müßten ihrer inneren Natur na
das Gift ihrer Selbſtſucht in das Fleiſch und Blut ihr
begünſtigten Stands und ſeiner begünſtigten Glieder hi
einbringen, und dadurch würde es ihnen eigentlich u
möglich werden, auch dann, wenn ſie es wirklich dahi
bringen würden, die äußerlichen Bande unſrer Staatsei
heit feſter zu knüpfen, als ſie jezt geknüpft ſind, dadur
eine wahre Einheit, eine freye Einheit, eine Einheit frey
Bürger, es würde ihnen auch in dieſem Fall unmöglic
werden, eine wahre Eintracht der Bürger im Staat
erzielen. Nein, Vaterland! ſie würden in dieſem Fal
ganz gewiß den, in deiner Mitte allein überwägend un
ausſchließend begünſtigten und durch die Natur ſeiner Be-
günſtigungen zur allgemeinen Einheit ſeiner ſelbſt unter
ſich ſelbſt, eng und feſt verbundenen Stand vom Volk,
d. i. von allen übrigen, in deiner Mitte nicht überwägend
und ausſchließend begünſtigten, Staatsbürgern in allen ih-
ren Abtheilungen trennen, und dadurch in der ganzen
Maſſe der zurückgeſezten und nicht gleich begünſtigten
Bürgerfamilien das Gefühl der Illegitimität dieſer Be-

günſtigungen und vielleicht gar der Illegitimität der dadurch ſcheinbar errungenen Staatseinheit rege machen.

Doch, die Sache iſt ja nicht, und es denkt unter tauſend Schweizern vielleicht auch nicht einer, daß ſie nur möglich ſey. Das iſt freylich wahr, aber das iſt auch wahr, die wahre Staatskunſt, die wahre Staatsweisheit denkt nicht blos an das, was iſt, ſie denkt auch an das, was möglich iſt; ſie beſchäftigt ſich nicht blos nur mit dem, was ganz wahrſcheinlich iſt und nahe vor der Thüre ſteht, ſie darf und ſoll ſich zu Zeiten auch mit Dingen beſchäftigen, die noch ſehr, in einem hohen Grad unwahrſcheinlich, in ihren Mitteln noch ganz unreif ſind und deren Möglichkeit ſelber nur noch in der Ferne ſtatt findet. Sie bewährt ſich als wahre Staatskunſt und als wahre Staatsweisheit ganz gewiß auch mehr dadurch, daß ſie auch in Rückſicht auf ganz unwahrſcheinliche Gefahren gefaßt daſteht. Alſo darf der Freund des Vaterlands doch auch in Rückſicht auf dieſen, zwar jetzt unwahrſcheinlichen, aber wichtigen und höchſt bedenklichen Fall ſagen, wenn er eintreten würde, ſo würde auch ihr höchſter, denkbarer, äußerer Erfolg zur Auflöſung der weſentlichen Fundamente unſers alten, bürgerlichen Segens und der innern, heiligen Staatskraft für die nothwendige Erhaltung und Befeſtigung dieſes wirklichen Landesſegens hinführen. Vaterland! Es würde ſicher auch aus dem beſten Scheinerfolg ſolcher Maßregeln doch nichts als eine eintracht- und ſegensleere Einheit herauskommen, die ihrer Natur nach nothwendig dahin wirken müßte, unſere, freylich in unſrer Mitte noch nirgends ganz erloſchene, und noch nirgends ganz mangelnde, aber doch hie und da ganz gewiß etwas kränkelnde und ſchwächliche, Eintracht des Vaterlands unfehlbar in offene Zwietracht hinübergehn zu machen. Vaterland! Die Wurzeln der Zwietracht ſind giftig und treiben mächtig, gewaltſam und ſchnell Giftſchoſſe hervor. Vaterland! Deine, aus ſegensloſer Einheit hervorgegangene, Zwietracht würde aus ihren ſtarken Wurzeln in deiner Mitte ſchnell Giftſchoſſe und Giftzweige hervortreiben, deren unaufhaltſamer, jedem vaterländiſchen Herzen unerträglicher Wuchs endlich durch nichts als durch das gänzliche Stillſtellen aller Quellen ſeiner bisherigen Segnungen des Vaterlands, nur durch den gänzlichen Tod ſeiner Freyheit ein Ziel geſezt werden könnte.

Vaterland! Ich ſpreche dieſes Wort mit der Freyheit und dem Muth des Bürgers aus, der ſolche Gefahren in ſeinem Vaterland gar nicht nahe ſieht — aber, Vaterland! ſorge dafür, daß ſie ewig, ewig ferne von dir bleiben, und laß dir ewig, ewig nie die Wahrheit aus den Augen rücken; die ſichere, reine Einheit deines Staats geht ewig nur aus dem Geiſt deiner Briefe und Sigel, oder vielmehr aus dem Geiſt deiner Väter hervor, in deren Herzen der Geiſt der wahren Staatseinheit ſo lebte, daß ſie die äußern Lücken ihrer Staatsverfaſſungen und ihrer Briefe und Sigel, die ſpäter, in ſchwächern Zeiten dieſe Einheit nicht blos gefährdeten, ſondern beynahe zernichteten, nicht einmal ſahn.

Vaterland! Sieh' ihn an, dieſen Geiſt deiner Väter, aus dem der alte, hohe Segen ihrer Staatseinheit hervorgieng. Sieh' ihn an, dieſen Geiſt, wie er ſich in der allgemeinen, bürgerlichen Mäßigung aller Verhandlungen des Staats und in der lieblichen, ungekränkten, bürgerlichen Näherung aller Stände ausſprach. Sieh' ihn an, wie er auch kraftvoll und ernſt den, in unſern Tagen ſo belebten, Quellen des Hochmuths, der eiteln Anmaßung und eines armſeligen, hie und da noch mit feinen äußern Mitteln und ſtützten Hochflugs der Eitelkeit entgegenwirkte, und ſo, indem er einem jeden von uns ſeinen Stand, wie er wirklich iſt, und ſeine Ehre, wie ſie wirklich iſt, und ſeinen Hausſegen, wie er wirklich iſt, in ihrer Wahrheit erkennen gemacht, die innere Einheit des Staats in den weſentlichen Fundamenten der bürgerlichen Eintracht begründete und damit auch den Gedanken, dieſe durch die Lücken ihrer Verfaſſungen gefährdete Einheit des Staats durch unpſychologiſch und unpolitiſch einzulenkende Begünſtigungen einzelner Stände von der Gefahr, in der ſie ſich diesfalls befinden könnte, zu erlöſen, ſo zu entfernen gewußt, daß es in dieſer Zeit eigentlich unmöglich war, daß dieſer Gedanke auch nur in eines Menſchen Herzen hätte aufſteigen können. Vaterland! Dieſe Idee, die Einheit der Eidgenoſſenſchaft durch ein Band einer allgemeinen Erhebung eines einzelnen Stands zu erzielen, durch deſſen vielfaches Kunſtgeflecht derſelbe im Genuß ausſchließender Begünſtigungen zwar mit ſich ſelbſt ſelbſtſüchtig und feſt, allgemein vereinigt, hingegen aber hinwieder durch das Selbſtſuchtsintereſſe eben dieſer Vereinigung eben ſo allgemein vom Volk getrennt, in deiner Mitte daſtehn würde. Vaterland! Dieſe Idee iſt nicht blos in ihrem Weſen unhaltbar, ſie iſt auch mit dem Vermögens- und Culturzuſtand, ich möchte ſagen, mit dem Leibs- und Seelenzuſtand der Eidgenoſſen nicht vereinbar. Sie würde in deiner Mitte als der Traum einer ganz neuen Schöpfung erſcheinen, einer Schöpfung, die weder in den Fundamenten unſerer Legitimität, weder in den Briefen und Sigeln der Vorzeit noch in den Sitten und Uebungen derſelben, weder in der öffentlichen Meynung noch in den Bedürfniſſen der Nation eine haltbare Baſis ihrer Ausführung und ihrer Erhaltung zu finden im Stand wäre. Vaterland! Dieſe Idee würde beſonders in dem poſitiven, ökonomiſchen Zuſtand der großen Mehrheit des einzigen Stands, an den es diesfalls zu denken allein möglich wäre, das größte Hinderniß einer edeln und würdigen, folglich auch nur einer öffentlich vorſchlagbaren Ausführung finden.

Vaterland! Du wirſt heute, deiner Väter, ihrer theuern Freyheit und des innern Geiſtes und Segens ihrer Verfaſſungen eingedenk, alles thun, was in der Hand deiner Kraft, was in der Hand deiner Treu und deiner Edelmuth liegt, dich deiner Stunde würdig zu bewähren, und dich in dir ſelbſt wahrhaft, kraftvoll und geſetzlich wieder zu erneuern.

Vaterland! Du wirſt alles thun, den Schwierigkeiten deiner Stunde nicht zu unterliegen, und weder durch Vorliebe zum Regierungsſchlendrian und zu ſeinem ſtolzen Hüten des Nichtſeyns und Nichtsthuns, noch durch die Zweydeutigkeit des Moderantismus, noch durch eine nicht einmal zweydeutige Neigung zur Gewaltthätigkeit im Innern dich hinlenken laſſen, die letzte Handhabe unſrer uralten bürgerlichen Gemeinkraft, ihres Rechts und ihres Segens aus deiner Hand gleiten zu laſſen.

Vaterland! Erhebe dein Volk und fürchte das Wort nicht; dein Volk iſt edel; es wird ſich nicht wild erheben. Selbſt deine Kinder wiſſen: wer im Sumpf ſteckt und ſich wild erhebt, der ſinkt tiefer, als wenn er ruhig darin ſtecken geblieben wäre, und in Geduld der Hülfe gewartet hätte, die etwa kommen möchte.

Vaterland! Die Volkserhebung, der du bedarfſt und die ich dir in deinen Bergen und in deinen Thälern wünſche; iſt nicht die wilde Volkserhebung, die der Weiſe und der Thor, der Schuldige und der Unſchuldige gleich fürchten muß. Die Erhebung, die ich dir wünſche, und deren du wahrlich bedarfſt, ſpricht eine allgemeine erneuerte Belebung der ſittlichen, geiſtigen und Kunſtbildungsmittel der Nation, ſie ſpricht die freye Concurrenz der Einſichten, der Kunſtkräfte und der Berufsthätigkeit aller Bürger, ſie ſpricht eine von der Geſetzgebung ausgehende und allgemein eingelenkte freye und kraftvoll organiſirte Belebung der bürgerlichen Tugend des Patriotismus an, ſie ſpricht beſonders ein von der Geſetzgebung eingelenktes allgemeines Befördern der Nationaleinſichten über die Fundamente des öffentlichen Wohls und über die Mittel ihrer Begründung und ihrer Erhaltung an, ſie ſpricht die unbedingte und geſetzlich belebte Freyheit der Berathung über das öffentliche Wohl, ſie ſpricht die geſetzlich geſicherte Freyheit der Vorſchläge zur Erhaltung deſſelben und geſicherte Anbahnungs- und Einführungsmittel der progreſſiv ſteigenden Reſultate der Nationaleinſichten und des wachſenden

Nationalpatriotismus an, ſie ſpricht vor allem aus eine aus dem Geiſt der Geſetzgebung mit Sicherheit hervorgehende reale und unzweideutige allgemeine Unparteylichkeit des Rechts und eine eben ſo reale und allgemeine Gleichheit des Rechtsgangs — und zwar beſonders in den Conteſtationen der niedern Volksklaſſen und Individuen gegen die höhern Behörden und Individuen an.

Vaterland! Du wirſt heute den Ruf, dein Volk wieder zu erheben, nicht von dir weiſen; du wirſt heute über dieſen Ruf, der tauſendſtimmig an dich gelangt, und deſſen Recht durch Wahrheit, Liebe und Pflicht unterſtützt wird, nicht hinſchlüpfen wie über glühendes Eiſen. Nein, Vaterland, du wirſt heute dir ſelber nicht mangeln, du wirſt heute als Geſetzgeber vor deinem Volk in der Würde, in der Liebe und in dem Recht deiner Väter daſtehen, und keine Klage der Unſchuld und Weisheit über bürgerlich organiſirtes Unrecht und geſetzlich eingelenkte Gewaltthätigkeit gegen dich ſtatt finden laſſen. — Aber wenn du auch das Alles gethan, wenn du als Geſetzgeber geleiſtet, was weiſe Rechtlichkeit, was Vaterlandstreu, was ungegleisnete Bürger- und Freyheitsliebe, was erleuchteter vaterländiſcher Gemeinſinn von dir fordert, Vaterland! wenn auch heute die Schwachen deiner Stadt- und die Schwachen deiner Landbürger dich als Geſetzgeber ſegnen und zugleich die Starken im Land, die Männer edeln Muths, die Männer der Freyheit und des Rechts dankbar von dir zeugen werden, daß ſie von deiner Geſetzgebung erhoben in deinen Bergen und in deinen Thälern frey athmen dürfen, wie unſre Väter von dem Sinn der Männer im

Grütli erhoben in unſern Bergen und Thälern frey athmeten und Jahrhunderte lang ihnen dankten, daß ſie es durften, Vaterland! wenn du das alles gethan, auch dann ſpanne deine Hoffnungen darüber noch nicht zu hoch.

Es gibt in dem Staat als ſolchem unabhängend, von ſeiner mehr oder minder guten äußern Verfaſſung, Uebel, die mit ſeinem Weſen ſo innig verbunden ſind, daß man ſie beynahe als im Staat ewig beſtehend anſehen muß.

Die collective Exiſtenz unſers Geſchlechts hat als ſolche Erforderniſſe, die mit den Anſprüchen der Individuen und mit den höhern Anſichten der Menſchennatur und ihrer weſentlichen Beſtimmung in einem ewigen Widerſpruch ſtehen. Jede Staatsvereinigung hat den Keim dieſes Widerſpruchs in ſich ſelbſt. Der Staat muß bey jeder Colliſion der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts mit der individuellen, die erſte gegen die letzte als Regel ſeines Benehmens, als ſein Geſetz anerkennen, und folglich in dieſem Fall das Unheilige unſrer *Gemeinnatur* über das Heilige, Göttliche unſers *individuellen innern Weſens* emporheben. Tauſendfacher Mangel an innerer Reinheit, an hohem Edelmuth im öffentlichen Leben iſt eine unausweichliche Folge dieſes Umſtands, und die daraus herfließende innere Abſchwächung der die Menſchennatur allein befriedigenden Sittlichkeit kann durch keine Weisheit der Geſetzgebungen und Verfaſſungen vollends aufgehoben werden. Die Menſchennatur fordert hiefür *höhere* Mittel, aber der Geſetzgeber darf ſich über den Kreis ſeiner dießfälligen Schranken nicht täuſchen. Eine dießfällige Täuſchung würde ihn als Menſch unausſprechlich entwürdigen, und ſein Volk würde von ſeiner innern Entwürdigung leidend auch das Gute, das in ſeinem geſetzgeberiſchen und bürgerlichen Thun iſt, nicht genießen.

Ohne eine höhere Anſicht des Lebens veredelt ſich die Menſchennatur durch keine Art von bürgerlicher Verfaſſung, durch keine Art von Konſtituirung ihrer ſelbſt als Maſſa, durch keine Art ihrer collectiven Exiſtenz als ſolcher. Ohne eine höhere Anſicht des Lebens mangelt jeder, auch der beſten Verfaſſung, die heilige innere Schutzwehr gegen ihren Mißbrauch, gegen ihre Entheiligung, d. i. gegen den Anſtoß ihrer Maſſabedürfniſſe und ihrer Maſſakraft an die Zartheit und Reinheit der veredelten Individualſtellungen und Individualbedürfniſſe der Bürger, zu welcher ſchonenden Zartheit auch der ärmſte niederſte Bürger ein Menſchlichkeitsrecht hat, dem aber der Staat durchaus nicht durch ſeine civiliſirte Maſſakraft, ſondern nur durch die Individualitätswürde ſeiner kultivirten Glieder ein Genüge leiſten kann.

Im Gegentheil, das Leben in der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts greift der Zartheit, die das individuelle Leben und ſein inneres heiliges Weſen mit großer reiner und hoher Gewalt anſpricht, vielſeitig ans Herz.

Vaterland! Laß dich hierüber nicht täuſchen, blick auf die Menſchen hin, die durch das öffentliche Geſchäftsleben in bürgerliche Einſeitigkeit verſunken, das Weſen des geſellſchaftlichen Zuſtands gleichſam verkörpert in ſich ſelbſt tragen; blick auf die Menſchen, die durch ihre Stellung von Staatswegen ihre Mitmenſchen zum Manipuliren in der Hand haben wie der Steuermann und die Bootsknechte das Schiff, das ſie führen. Dieſe Menſchen, die vom ewig ſelbſtſüchtigen Fundament der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts täglich durch ihren Beruf ſinnlich ergriffen, für die Erhaltung derſelben von Sonnenaufgang bis zu ihrem Niedergang phyſiſch und geiſtig bethätigt und dabey noch bürgerlich dafür verpflichtet ſind; dieſe Menſchen müſſen nothwendig das ganze menſchliche Daſeyn mit der Brille ihrer Bürgerlichkeit, oder ihrer Stellung im Staat ins Auge faſſen. Sie tragen auch alle das Malzeichen ihrer Stellung unauslöſchlich an ihrer Stirne und dieſes iſt oft gleichſam der Gegenſchein aller höhern und rein menſchlichen Anſichten und Gefühle des Lebens. Ein ſolcher Maſſamenſch achtet auch gewöhnlich das Individuum unſers Geſchlechts als ſolches ſoviel als der Strom den Waſſertropfen, der in ihn hineinfällt, ſich in ihm auflöſt und alſo aufgelöſt mit ihm fortläuft, bis endlich auch er, der Strom, ſich in den Tiefen der Meere verliert, wie der Tropfen in ihm. Die im Civiliſationsverderben verſunkene Welt achtet die Individualveredlung unſers Geſchlechts, inſofern ſie mit den Maſſaanſprüchen des geſellſchaftlichen Lebens in Colliſion kommen, nie höher. —

Das erſcheint in einem erhabenen, göttlichen Leben im Leben Jeſu. Wenn Er die Kinder in ſeine Arme nahm und im Anblick ihrer Anmuth und Unſchuld den ſeligſten Genuß der veredelten Menſchennatur erkannte, ſo fand die jüdiſch gebildete Welt, er ſey ein verächtlicher Volksphantaſt, deſſen Anſichten außer und unter ihrer Beachtung liegen. Und wenn er von Maria, die ſich zu ſeinen

Füßen ſetzte, indeſſen Martha die Honneurs des Hauſes machte, ſagte, ſie habe das beſſere Theil erwählt, ſo achtete die gute, jüdiſche Hausmutter, Martha für eine Tochter, die ihre Pflicht kenne und thue, und Maria für eine, die ſie vielleicht auch kenne, aber nicht thue. Und hinwieder, wenn er den Großreichthum als ein faſt unüberſteigliches Hinderniß der Veredlung der Menſchennatur erklärte, ſo glaubten die jüdiſchen Reichen, er verſtehe weder Moſen noch die Propheten, und Salomon, der doch gewiß auch reich geweſen, habe weder durch ſeine Sprüchwörter, noch durch ſein Beyſpiel gelehrt, daß ein Jude zur Ehre Jehova's ſo arm ſeyn müſſe, als das Geſindel, das dem Volksphantaſten Jeſus bis in die Wüſte nachlaufe. Und wenn er das Volk in dieſer Wüſte um ſich her verſammelte und ihnen Fiſche und Brod, ohne daß ſie es zahlen mußten, zukommen ließ, und ſogar einen Zoller von ſeinem Poſten abrief, ohne ſich darum zu bekümmern, ob derſelbe wieder gut beſetzt ſey, ſo konnten weder die römiſchen, noch die jüdiſchen Beamten als ſolche anders als glauben, er thue unrecht, er ſtöre die öffentliche Ordnung und Ruhe, ſeine Lehre ſey irrig, ſein Beyſpiel gefährlich und ſeine Handlungsweiſe ſträflich. Der bloß civiliſirte Menſch kennt die Gerechtigkeit nicht, die aus Gott iſt, er kennt die Gerechtigkeit nicht, die aus der Reinheit der Anſprüche der höhern Menſchennatur hervorgeht. Er kann es auch nicht. Die bürgerliche Schule lehrt es ihn nicht, und das bürgerliche Recht verpflichtet ihn zu keinem ihrer Gebote. Der Bürger ſteht als ſolcher der Gerechtigkeit halber auf dem Punkt der

Menſchen, von denen Chriſtus ſagt: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht übertreffen wird die Gerechtigkeit u. ſ. w. Die geſellſchaftliche Gerechtigkeit als ſolche fordert vom Bürger keine Tugend und keine Veredlung des Herzens, aus welcher die Tugend allein hervorgeht. Beydes im Gefolg ihres Urſprungs und im Gefolg ihres Kreiſes treibt ſich die geſellſchaftliche Gerechtigkeit, als ſolche, gänzlich nur um unſre ſinnliche Exiſtenz herum.

Faſſen wir dieſen Geſichtspunkt näher ins Auge, ſo finden wir: das urſprüngliche Recht des noch nicht geſellſchaftlich vereinigten Menſchen iſt thieriſche Freyheit. Das Mittel dieſes Rechts iſt thieriſche Gewaltthätigkeit. Von dieſer Seite ins Auge gefaßt, hat das geſellſchaftliche vereinigte Staatsglied durchaus kein Menſchenrecht. Auch der entfernteſte Anſpruch an ein ſolches iſt, als das Prinzip der geſellſchaftlichen Vereinigung zerſtörend, Staatsverbrechen. Aber dennoch liegt die Neigung zu dieſem thieriſchen Recht unauslöſchlich in unſrer ſinnlichen Natur, und ſpricht ſich im ſinnlichen Leben der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts eben ſo lebendig aus als im Privatleben. Wie der ſinnliche Bürger, alſo ſpricht der Staat in allen ſeinen Verhältniſſen das Wort: „wär' alles mein, wär' alles mein“ gleich aus. Als collective Exiſtenz unſers Geſchlechts muß er ſich als ſelbſtſüchtig ausſprechen, ſonſt hört er auf Staat, er hört auf mit ſeiner collectiven Exiſtenz, mit ſich ſelbſt in Harmonie zu ſeyn, und conſequent mit dem urſprünglichen erſten Zweck ſeiner Vereinigung zu handeln. Dieſes aber iſt durchaus nicht Veredlung, Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts, ſondern

Sicherſtellung der Möglichkeit der Ruh, der Befriedigung und der Aeufnung der Vortheile des Beyeinanderlebens großer oder kleiner Menſchenhaufen.

Aber eben darum, weil der geſellſchaftliche Zuſtand an ſich kein die Menſchennatur in allen ihren Anſprüchen befriedigender und ihn über die Anſprüche ſeiner ſinnlichen thieriſchen Natur erhebender Zuſtand iſt, und der ſinnliche Menſch im Gegentheil in dieſem Zuſtand bleibt, was er vorher war und er den wilden Weltanſpruch des Naturſtands: „die Erde iſt mein, Alles iſt mein" nur in den Schwachheitswunſch des geſellſchaftlichen Zuſtands: „wär' Alles mein, wär' Alles mein" umwandelt, eben darum hat der Menſch im geſellſchaftlichen Zuſtand ein Recht nothwendig. Der Schwachheits-Wunſch: „wär' Alles mein", muß im geſellſchaftlichen Zuſtand eben wie der wilde Kraftanſpruch: „es iſt Alles mein", um ſo mehr zurückgedrängt werden, da das erſte Recht des Beſitzſtandes und alle Maßregeln beym Uebergang roher Völker in den Beſitzſtand gewöhnlich Handlungen des Unrechts und der geſetzloſen Gewaltthätigkeit der Mächtigern gegen die Schwächern ſind.

Die Behauptung: „der Menſch habe im geſellſchaftlichen Zuſtand kein Recht, und die Befriedigung ſeiner Anſprache an menſchlichen Lebensgenuß und Lebensfreyheit hänge lediglich von dem guten Willen der Poſſidenti und derer, die Gewalt über ihn haben, ab", iſt eine Läſterung ebenſowohl gegen das Weſen des geſellſchaftlichen Menſchenvereins, als gegen die Idee der Souverainität.

Der Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung iſt offender Verbeſſerung und nicht Verſchlimmerung des Naturzuſtands, die unſer Geſchlecht durch die Kultur des Erdbodens und diejenige ſeiner ſelbſt zu erzielen ſucht. Dieſe Kultur aber iſt nur durch die höhere Begründung des menſchlichen Rechts und nicht durch ſeine Entwürdigung und ſeine Zernichtung erreichbar. Sie, die Erhebung unſers Geſchlechts zur Menſchlichkeit, die Kultur, iſt in ihrem Weſen eine Umwandlung der thieriſch geſetzloſen Gewaltthätigkeit in eine menſchliche, vom Recht und Geſetz möglich gemachte und durch daſſelbe geſchützte Gewaltloſigkeit, eine Unterordnung der Sinnlichkeitsanſprüche unter die Anſprüche des menſchlichen Geiſtes und des menſchlichen Herzens. Sie ſtellt durch ihr Weſen ſowohl den derben Weltanſpruch des Wilden — „es iſt Alles mein!" als ſeinen ſchwachen Nachhall, das bürgerliche Wort: „wär' Alles mein!" durch das Bewußtſeyn ſtill: „es iſt Etwas mein! ich bin mein, meine Kraft iſt mein, ſie iſt durch das Recht und durch das Geſetz des geſellſchaftlichen Zuſtands geſellſchaftlich mein." Die Kultur ſtellt den thieriſchen Naturtrieb zum Raubanſpruch an Alles, zum Raubbeſitz von Allem und zum Raubrecht zu Allem durch erhöhte Einſicht und erhöhten Genuß ſtill; und macht, Kunſt, Erwerb, Verdienſt, geſetzliches Recht und Bildung zum Verdienſt, zum Erwerb und zur Kunſt, zum geſetzlichen Fundament beydes, ſowohl des Beſitzſtands als ſeines Rechts und ſeiner Schranken.

Die Behauptung: „der Menſch habe im geſellſchaftlichen Zuſtand kein Recht," iſt aber auch der Idee der

Souverainität und ihres heiligen Weſens geradezu entg gen und im eigentlichen Verſtand eine Verleugnung de Daſeyns ihrer heiligen Macht ſelber. Sie, die Souve rainität iſt in ihrem Weſen, offenbar ein Reſultat des An ſpruchs der Menſchennatur an einen geſellſchaftliche Mittelpunkt, eines kraftvollen Schutzes des ewigen hei ligen Allrechts des Menſchengeſchlechts an ihre Wohnplatz — die Erde, gegen die unheilige, zeitliche und wechſelnde Allgewalt des Beſitzſtandes und de Mißbrauch des Eigenthums, inſofern dieſes durch ſeinen ihm ewig beywohnenden ſelbſtſüchtigen Anſpruch an ungehemmte Willkühr im Gebrauch geſellſchaftlicher Kräfte auf die Zerſtörung des Zwecks des geſellſchaftlichen Zuſtands und auf den Ruin der Entfaltung der Kräfte, durch welche dieſer Zuſtand allein für unſer Geſchlecht wohlthätig beſtehen kann, hinwirken ſollte und wollte.

Freund der Wahrheit und der Menſchheit! Forſche dem Urſprung der Souverainität mit Ernſt nach und du wirſt finden, wie und wodurch ihr dominium supremum von dem Macht und Gewaltseinfluß des blos ſinnlich-thieriſchen Beſitzſtandes, von der Macht der einäugigen Cyklopen verſchieden, von den Völkern als eine heilige göttliche Macht anerkannt worden. Du wirſt finden, wie ſie unter den religiöſen Völkern durch die Salbung mit dem heiligen Oel von aller menſchlichen Macht geſondert, als eine über die menſchlichen Schwächen und über ihre Leidenſchaften erhabene Macht ins Auge gefaßt und verehrt worden; wie ſie im Chriſtenthum einerſeits mit den geweihten heiligen Anſprüchen der Kirche innigſt vereinigt, andrerſeits nach dem Grad der geſtiegenen Erleuchtung aller chriſtlichen Staaten allgemein durch landſtändiſche Verfaſſungen, d. i. durch mitwirkende Repräſentationen alles edeln, reinen, hohen und guten, das im Staat wirklich da war, durch Repräſentationen der Religioſität der Kultur und des Eigenthums — durch den Klerus, den Adel, den Gelehrten- und den Bürgerſtand — gleichſam über das Menſchliche der individuellen Schwäche und der individuellen Leidenſchaften der Perſonalität des Staatschefs erhoben als eine göttliche Obhut zur Sicherſtellung der Menſchlichkeit im höhern Sinn des Worts da ſtand und zur Verhütung und Minderung alles Unrechts und aller Gewaltthätigkeit, die die collective Exiſtenz unſers Geſchlechts und der Einfluß, des Eigenthums, auf dem das Weſen des geſellſchaftlichen Zuſtandes ruhet, ſo viel als nothwendig macht.

Recht und Geſetz und Freyheit durch Recht und Geſetz ſind alſo vermöge des Weſens des geſellſchaftlichen Zuſtandes, und vermöge des Weſens der Souverainität und ihrer heiligen Macht ſelber das unwiderſprechliche Eigenthum des geſellſchaftlichen Zuſtands, ſie ſind ſein erſtes Bedürfniß und nur durch ihn möglich, aber ihm auch abſolut nothwendig.

Es iſt offenbar, ſo lange Unrecht im Staat auch nur möglich iſt, ſo lange hat der Bürger unumgänglich ein Recht nothwendig, und ſo lange er im geſellſchaftlichen Zuſtand die Mittel ſeiner Exiſtenz ſich durch Recht und Kunſt ſelbſt verſchaffen und erhalten muß, ſo hat er dazu ebenſo Freyheit, d. i. einen geſetzlich geſicherten Spielraum dafür nothwendig. Von welcher Seite das Unrecht gegen den Bürger die größte Gewalt hat, von dieſer Seite hat er auch ein hohes Recht, einen ſtaatsrechtlichen Anſpruch zum Recht nothwendig, und von welcher Seite die Mittel, ſich ſeine Exiſtenz durch Recht und Kunſt zu verſchaffen, ihm am leichteſten widerrechtlich geraubt und er darin am leichteſten widerrechtlich bekümmert werden könnte — von dieſer Seite hat er auch das größte Recht, zum Recht den größern Schutz ſeiner Freyheit im Recht nothwendig.

Es iſt offenbar, das Staatsglied, der Bürger, ſoll im Staat ſeiner Exiſtenz halber nicht durch die Gnade, er ſoll durch ſein Recht, und durch ein ſein Recht ſchützendes Geſetz exiſtiren, ſonſt iſt er kein Bürger, kein Staatsglied mehr, er iſt dann eine Nadel im Webſtuhl für den Mann, der ſich auf demſelben und durch ihn ſeinen Strumpf webt.

Aber das Nationalgefühl für den Anſpruch dieſes Rechts darf durchaus nicht von der ſinnlichen Belebung des Volksgeiſts und der Gefühle, die ein Reſultat der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts ſind, ausgehen, es muß weſentlich von der ſtaatsrechtlich geſicherten, geſetzlich gewürdigten und verfaſſungsmäßig organiſirten Freyheit der Einſicht, des Edelmuths und der Menſchlichkeit, die im ganzen Umfang des Staats da iſt, und von der höchſten Repräſentation und der höchſten Garantie dieſer Einſicht, dieſes Edelmuths und dieſer Menſchlichkeit von der heiligen Macht der Souverainität ſelber ausgehen.

Der Begriff der Societät fordert vor allem aus eine

lſchaftlich geſicherte Begründung der Kraft des Gan-
, eine von dem Widerſpruch und dem Widerſtand der
ividuen und jeder klubiſtiſchen Vereinigung derſelben
bhängende geſetzlich conſtituirte **Macht** der Regierung.
Eine Societät, die ihren Chef in der kraftvollen Aus-
ng ſeiner Rechte hemmen kann oder will, hat den
nd ihres Ruins im Trugſchein ihrer geſetzloſen An-
iche ſelbſt gelegt. Aber ein Staatschef, der ſeine un-
eordneten Staatsglieder vermöge der Selbſtſucht ſeiner
ſönlichkeit in dem Genuß ihrer Rechte und in der
afnung der Kräfte, die dieſen Rechten zum Grund lie-
, hemmen will und kann, hat den Grund ſeines Ruins
nfalls im Trugſchein ſeiner geſetzloſen Perſönlichkeits-
prüche ſelbſt gelegt.

Das iſt Gottes Ordnung, die feſt ſteht, beydes, gegen
Verirrungen der Throne und gegen diejenigen der Völ-
. Ihre Anerkennung iſt beyden gleich wichtig, aber die
nliche thieriſche Menſchennatur ſteht ihr in allen Ver-
tniſſen des geſellſchaftlichen Zuſtands allgemein entgegen.

Das ſinnliche Kraftgefühl der collectiven Exiſtenz un-
s Geſchlechts macht den geſellſchaftlichen Menſchen leicht
htlos, beydes im Gebrauch der Gewalt und im An-
uch der Macht. Der Menſch auf dem Thron reprä-
tirt die collective Exiſtenz unſers Geſchlechts zwar in
ttlicher Erhabenheit, aber dennoch als Menſch,
d ſeine Behörden fühlen den Reiz dieſer Repräſenta-
n in allen ihren Adern, aber ſelten in göttlicher, über
en Behördenkreis emporſtehender Erhabenheit. Die
lgen ſind heiter; aber auch der Privatmenſch, das In-

dividuum fühlt den Reiz zur Rechtloſigkeit beym Zuſammenſtehen größerer oder kleinerer Volkshaufen, ſeyen es Bauernhaufen, Bürgerhaufen, Zunfthaufen, Militärhaufen, ſelber Litteratur- und Klerusvolkshaufen, das iſt gleichviel, die Folgen ſind die nämlichen. Der geſellſchaftliche Menſch bedarf in allen Verhältniſſen ein Recht gegen jeden Gewaltsanſpruch der Selbſtſucht, der das Gefühl der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts zu ſeiner Baſis hat. Es iſt unwiderſprechlich, den Reiz zum Mißbrauch der geſellſchaftlichen Kräfte gegen der geſellſchaftlichen Zweck liegt ſo tief im Weſen der ſinnlichen Menſchennatur, daß das Individuum ohne ein Schutzrecht gegen alle böſe Gewalt in dieſem Zuſtand immer zur beſtimmteſten innern Verwilderung hinlenkt, und zwar ebenſo, wenn er von dem geſetzloſen Spielraum zur Willkühr unter dem Druck eines Mächtigern leidet, als wenn es ſelber als Mächtiger andre unter ſich durch ſein Unrecht leiden macht. In jedem Fall iſt die Neigung zur Willkühr und zu einem durch kein Geſetz und durch keinen Zwang beſchränkten Spielraum derſelben im bürgerlichen Leben wie im wilden Zuſtand gleich ſtark, und in Rückſicht auf den letzten Zuſtand iſt hiſtoriſch richtig: der Wilde läßt ſich in allen Gegenden der Welt lieber todt ſchlagen, als daß er ſich dem Geſetz des Eigenthums, der Vertheilung und des Anbaues der Erde unterwirft. Nur die heilige Noth, nur die göttliche Härte ihrer Erfahrungen, die einen vielſeitigern Gebrauch der Vernunft und eine vielſeitigere Theilnahme an den Begegniſſen der Welt und an den Bedürfniſſen der Mitmenſchen nothwendig macht, iſt fähig, die überwiegende Neigung zum freyen, das Eigenthum nicht erkennenden und den Anbau der Erde nicht bezweckenden Naturleben der wilden Völker auszulöſchen.

Das Nämliche hat im geſellſchaftlichen Zuſtand ſtatt. So wie der Wilde ſich eher todt ſchlagen läßt, als daß er der ſinnlichen Freyheit ſeines Lebens entſagt, alſo ließe auch der kleinſte Stadtrath und ſogar jeder reichsſtädtiſche Schneider ſeine liebe Vaterſtadt leiden, was ſie nur zu leiden vermöchte, ehe der einte ſich den freyen Spielraum, der ihm auf ſeinem Rathsherrnſtuhl und der andre denjenigen, der ihm auf ſeinem Schneidermeiſterſtuhl habituell geworden, freywillig auch nur um ein Haar einſchränken laſſen würde.

Dieſe unbürgerliche, dem Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung gradezu entgegenſtehende ſinnliche Gewaltsneigung im geſellſchaftlichen Zuſtand iſt in ihrem Weſen nichts anders als die Fortdauer der thieriſchen Neigung zum Waldleben, die der geſellſchaftliche Zuſtand dem Bürger zwar nicht gibt, aber auch nicht in ihm auslöſcht.

Desnahen iſt auch offenbar, der geſellſchaftliche Zuſtand entſteht zwar an ſich ſelber aus einem durch Noth erzwungenen Erwachen der Vernunft und der Menſchlichkeit, aber er iſt um deswillen bey ſeinem Erwachen nichts weniger als ein Reſultat der gebildeten Vernunft und der gebildeten Menſchlichkeit; im Gegentheil, er iſt bey dem Erwachen ſeiner Erſcheinung immer nur ein Reſultat des halbſchlummernd gefühlten Bedürfniſſes der Ausbildung von beyden.

Der Urzuſtand der bürgerlichen Vereinigung iſt alſo kein Typus des bürgerlichen Rechts. Der Barbar organiſirt ſich im Urzuſtand der bürgerlichen Vereinigung nur barbariſch zum Bürger. Seine Geſetze ſind Geſetze der Barbarey und ſein Recht iſt ein barbariſches Recht. Das gereifte bürgerliche Recht iſt ein Reſultat des gereiften Lebens im bürgerlichen Zuſtand, es iſt ein Reſultat von bürgerlichen Geſetzen und Einrichtungen, die ſich progreſſiv in ihrer innern Wahrheit, oder vielmehr in ihrer innern Uebereinſtimmung mit den Anſprüchen der Menſchennatur nach dem Grad der allmälig ſteigenden Völkerkultur immer mehr entfaltet haben und entfalten ſollen. Und Vaterland! die Nichtanerkennung dieſer progreſſiven Entfaltung des bürgerlichen Rechts, ſo wie der Köhlerglauben ſchwacher Menſchen und ſinkender Staaten an die Nothwendigkeit des Ewigerhaltens veralteter barbariſcher Rechts- und Regierungsformen iſt in ſeinem Weſen ein lautes Zeugniß — des Stillſtehens des Staats auf Stellen, wo er durchaus nicht ſtillſtehen ſollte; ſie iſt in ihren Folgen — Quelle von Staatsſchwächen, in allen Fächern, in denen die Staatskraft durchaus nicht geſchwächt werden darf, und endlich iſt ſie beym Emporſtreben der Völker zur bürgerlichen Kultur und rechtlichen Selbſtſtändigkeit — eine unverſiegliche Quelle der ſchreyendſten Ungerechtigkeiten.

Vaterland, die Disharmonie der poſitiven Landesgeſetze und des beſtehenden Rechtsgangs mit dem Vorſchritt der Nationalkultur und den aus ihr hervorgehenden wirklich beſſern und mit der Menſchennatur mehr in Uebereinſtimmung ſtehenden Anſichten der Geſetzgebung und des Rechtsgangs iſt, auf das mildeſte geſagt, böſer Widerſtand der Anſprüche der ſinnlich-thieriſchen Routine-Hartnäckigkeit gegen das Recht. Sie iſt mehr — ſie iſt weit mehr — ſie iſt — ſie wird die **Ungerechtigkeit** ſelber, wie ſie, vermummt in die Scheingeſtalt des Rechts und begabt mit der Gewalt poſitiver wirklicher Geſetze, **Unrecht thun kann**, wenn ſie nur **will**, und Unrecht thun **will**, ſobald ſie der Reiz der thieriſchen Sinnenbelebung, in der ſie lebt, dazu hinlockt.

Es iſt freylich wahr, ſolche alte barbariſche Geſetze können oft eben die Staatsübel, die durch die Disharmonie der Staatsverwaltung mit der Menſchennatur und durch ihre Incongruität mit der National- und Zeitkultur ſelber erzeugt werden, mit Sicherheit für den Augenblick erſticken, indeſſen ſie ihr inneres Gift im Buſen der Bürger verſtärken."

Wo hingegen Geſetzgebung und Adminiſtration mit er Nationalkultur in Uebereinſtimmung verſchreiten und us mit der Nationalkultur und durch ſie ſich entwickeln- en höheren und edleren Rechtsanſichten hervorgehen, da eugen die Maßregeln der Regierungen dem Geiſt ſelber s Jakobinismus innerlich vor, ſie löſchen ihn im Her- n der Bürger durch Rechtlichkeit aus, und beugen da- rch dem Blut der Schuldigen und den Thränen der nſchuldigen vor, ſie verwandeln den Geiſt der Rache in hränen des dankenden Herzens.

Vaterland! Wenn noch in deinen Bergen und in dei- n Thälern ein Funke dieſes äußerſten Uebels der Staa- ſpuckt, ſo denk' an das Wort: die Uebereinſtimmung der Geſetzgebung und der Adminiſtration mit der Nationalcultur beugt der Quelle des Jacobinismus und dem Blut der durch ihn Schuldigen und den Thränen der, mit ihnen verflochtenen, Unſchuldigen vor, hingegen der Mangel dieſer Uebereinſtimmung öffnet in der ſinnlichen Menſchennatur eine Quelle des Jacobinismus, bey deren Gift Menſchen oft ihren Durſt löſchen, die unter andern Umſtänden die verdienſtvollſten Bürger des Vaterlands geworden wären.

Vaterland! Fühle auch dießfalls die Höhe deiner rechtlichen Stellung, fühle die Höhe der rechtlichen Stellung deiner Bürger und täuſche dich nicht an den Scheinfolgen der böſen Gewalt. In welchem Gewand dieſe auch vor dir erſcheine, täuſche dich an ihr nicht. Deine Väter, in welcher Geſtalt ſie auch vor ihnen erſchienen, täuſchten ſich an ihr nicht. Vaterland! Fürchte jeden Schimmer der böſen Gewalt, und nimm es zu Herzen, — es iſt kindermörderiſch, das gewaltſam zu erſticken, was man unbedachtſam oder gar im böſen Muthwillen erzeugt, und dann noch ſtiefmütterlich erzogen. Vaterland! Fühle es tief, der Unterſchied, der zwiſchen dem böſen Thun einer raſenden Dirne oder eines in unmenſchliche Härte verſunkenen Weibes und der heiligen Zartheit einer edlen liebenden Mutter ſtatt hat — eben dieſer Unterſchied hat auch zwiſchen der blinden und leidenſchaftlichen Anwendung von Geſetzen barbariſcher Völker und dunkler Zeiten und zwiſchen der Ausübung des heiligen Rechts väterlich erleuchteter Sorgfaltsmaßregeln und Beſtrafungs-weiſen beſonders von ſolchen Bürgerfehlern ſtatt, die der Staat durch ſeine eigenen Fehler und durch die Incongruität ſeines Benehmens mit dem Kulturvorſchritt der Zeit ſelber veranlaſſet hat.

Vaterland! Erkenne, wie ein guter Vater, den guten Geiſt deiner Kinder, und handle in nichts, in gar nichts im Widerſpruch mit demſelben. Verbanne nicht bloß den Willen, Unrecht zu thun. Verbanne ſelber die Gemüthsſtimmung, die dazu führt. Verbanne auch jedes Parteywort, das als eine Folge böſer Zeiten und leidenſchaftlicher Tage in deiner Mitte Mode geworden, ſelber aus deinem Sprachgebrauch, daß das liebliche Leben, das dem Geiſt deiner Väter und dem Geiſt der Freyheit ſo weſentlich angemeſſen, daß unſer Leben, das Leben deines Volks in ſeinen Bergen und in ſeinen Thälern auch nicht weiter durch einen Schatten der unlieblichen, barbariſch derben Ausdrücke, die das Meteor der großen Weltverirrung erzeugt, verkümmert und vergiftet werde.

Ja, Vaterland! forthin ſpreche in deinem Kreis nur der niederſte Pöbel, nur das verächtlichſte Geſindel die Worte „Jacobiner, Sanscülotten, Canaillen“ und dergleichen aus, wenn von Menſchen die Rede iſt, die mit dir und wie du Glieder der, durch die Freyheit allgemein geſegneten, Eidgenoſſenſchaft, wenn von Menſchen die Rede iſt, die deine, in ihrer Rechtsſtelle unentwürdigte und in dieſem Verhältniß keineswegs unter dir ſtehende und dir untergeordnete Mitbürger ſind.

Vaterland! Es ſey forthin tief unter der Würde eines, ſein Vaterland liebenden und aus Vaterlandsliebe einer wahren Achtung für ſeine Mitbürger nie mangelnden, Schweizerk, dieſen Nachhall einer, in ihren Urſachen erloſchenen, Parteywuth in den Mund zu nehmen. Vaterland! Du haſt an den Wörtern „Freyheit und Gleichheit“ geſehen, was Parteywörter, wenn ſie zu Modewörtern werden und den böſen Ton der Leidenſchaften zum guten Ton des Lands umwandeln, für Früchte bringen. Die Liebhaber der neuern Parteywörter ſagen freylich, ſie ſeyen nicht geeignet, wie die Wörter „Freyheit und Gleichheit“ ein gewaltſames Feuer im Land anzuzünden. Aber ein giftiger Nebel, der ohne Feuer aus verſumpftem Land aufſteigt, tödtet den, der ihn einathmet, nicht minder als Feuer und Dampf tödten, die den Menſchen erſticken.

Vaterland! Ich will nichts davon ſagen, daß durch die Leidenſchaftlichkeit unſrer neuen Parteywörter ſchon mancher edle Mann in deiner Mitte entwürdigt worden, ich ſage etwas weit wichtigeres: einmal das Volk in der öffentlichen Meynung als Jakobinergeſindel ins Auge gefaßt, geht die erſte Garantie des zarten, reinen und unbefangenen Rechtsgefühls der Poſſidenti gegen den eigenthumsloſen Mann im Land unausweichlich verloren, und es tritt denn bey ihnen faſt ebenſo nothwendig eine Verhärtung des Gemüths und eine Herzenskälte ein, die das heilige Weſen der hohen erhabenen Menſchlichkeit bis in ihr innerſtes Mark zerreißen. Ich will die Geheimniſſe der Finſterniß nicht einmal berühren, mit welchen hie und da die Höhe und Größe der bürgerlichen Selbſtſucht mit ſolchen Parteywörtern ihre Sünden gegen den Armen und Schwachen im Land zu bedecken vermögen.

Vaterland! Sey ewig über ſolche Geheimniſſe der Finſterniß erhaben. Es ſey ewig ferne von dir, es ſey ewig von den Söhnen der Männer im Grütli ferne, in irgend einem Winkel unſers Landes, da, wo die gekränkte und überliſtete, bürgerliche Einfalt und Unſchuld durch unwiderſprechliches Unrechtleiden gereizt in ihrem Streben nach der Erlöſung vom Unrecht etwa die geſetzlichen Rechtsformen überſchritten und verletzt, da, ſage ich, nur leidenſchaftliche Parteymenſchen, nur [illegible] zu ſehen, und im Gefolg ſolcher unvaterländiſch und unſchweizeriſch ſelbſtſüchtiger Anſichten, Scenen der Barbarey und der Blutgerüſte auf einem weit und breit mit den Thränen der Unſchuld bedeckten Boden eines unrechtleidenden Landes aufzuführen.

Vaterland! Sey und bleibe ewig ferne davon, in den Rechtsanſichten deiner Behörden und in der Rechtsbehandlung auch deiner irrenden, fehlenden Söhne hinter den Völkern zurückzuſtehen, deren Väter nicht wie die Deinen ihr Volk und die Regierung ihres Volkes mit ihrem Blut zu einer Höhe der Einſicht, der Weisheit und des Edelmuths aufgefordert haben, die das unfehlbare und allgemeine Reſultat aller wahrhaft conſtitutionellen Verfaſſungen iſt, und die vorzüglich auch das Erbtheil der von unſern Vätern theuer erkauften Freyheit ſeyn ſoll.

Väter des Landes! Mitglieder unſrer bürgerlichen Behörden! Die Unterthanen der Fürſten ſind ihre Kinder, wir ſind eure Brüder; unſer Recht gegen euern Irrthum iſt größer als das Recht der Unterthanen gegen den Irrthum ihrer Könige, und unſre Irrthümer ſind bey euern Schwächen bürgerlich verzeihlicher als die Irrthümer der Unterthanen bey den menſchlichen Schwächen ihrer Fürſten! Sie, dieſe unſre, die Irrthümer unſers freyen Volks ſprechen auch allerdings und das von unſers Rechts wegen eine mildere Behandlung an, als die Irrthümer der Unterthanen bey den menſchlichen Schwächen ihrer Fürſten von ihres, der Unterthanen Rechts wegen erheiſchen.

Vaterland! Es ſey ewig ferne von dir, daß unſer ſeit Jahrhunderten freyes Volk bey einem allfälligen Widerſpruch gegen widerrechtlich geglaubte Anmaßungen einer, ſein, des Volkes Recht nur verwaltenden, bürgerlichen Obrigkeit, eine härtere Behandlung gefahren ſollte, als Völker, die geglaubten Anmaßungen ihrer, ihnen vorgeſetzten fürſtlichen Behörden widerſtehen.

Vaterland! Unſre Väter dachten ſich bey dem Wort: „wir ſind frey“ neben vielem andern auch dieſes: wir ſind conſtitutionell geſichert, von unſern verfaſſungsmäßig bürgerlichen Obrigkeiten individualiter mit mehr Sorgfalt, mit mehr Schonung und mit mehr Edelmuth behandelt zu werden, als wenn wir nicht frey wären.

Der Vorzug freyer, oder welches im Weſen gleichviel iſt, wahrhaft conſtitutioneller Verfaſſungen beſteht beſtimmt in der geſetzlich eingelenkten und conſtitutionell geſteuerten Mäßigung der collectiven Anſprüche unſers Geſchlechts, d. i. des Staats und ſeiner Behörden gegen die heiligſten Anſprüche der Individualexiſtenz der Bürger gegen die, in dem Weſen der Menſchennatur ſelbſt gegründeten, Rechtsanſprüche des häuslichen Lebens und der, den Segen dieſes Lebens äußerlich möglich machenden und begründenden, bürgerlichen Berufe und Gewerbe. Dieſe geſetzliche Sicherheit der Schonung der Individuallage der Bürger und der damit ſo innig verbundenen Schonung ihrer Standes-, Berufs- und Gemeindsrechte, ſo wie der durch dieſe Rechte erworbenen Güter ſelber bis auf die Erziehungs- und Armenfonds hinab, iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß wir die Natur und den Unterſchied der collectiven und individuellen Exiſtenz unſers Geſchlechts in ihren Urſachen und in ihren Folgen nicht genug ins Aug faſſen können.

Die erſte, die collective Exiſtenz unſers Geſchlechts nimmt an ſich und als ſolche vorzüglich diejenigen Kräfte und Anlagen unſrer Natur in Anſpruch, die wir mit den Thieren des Feldes gemein haben. Desnahen hat auch die Bildung zur Civiliſation weſentlich und vorzüglich die Ausbildung eben dieſer Kräfte und Anlagen zum Gegenſtand, woraus denn folgt, daß dieſe Bildung, wie ſie an ſich und iſolirt in ihrer Beſchränkung daſteht, nichts anders anſpricht und anſprechen kann, als geſellſchaftliche Ausbildung des thieriſchen Sinnes und der thieriſchen Kraft unſrer Natur; und hinwieder, daß thieriſche Beſchränkung in menſchlichen Anlagen und thieriſche Verwilderung im menſchlichen Streben eine unausweichliche Folge dieſer Bildung ſeyn müßten, wenn ſie iſolirt ſich ſelbſt überlaſſen auf die menſchliche Natur einwirkte.

Es iſt offenbar, dieſe Bildung begünſtigt, alſo ins

Auge gefaßt, die Fortdauer des innern Geiſtes und des innern Strebens des wilden Naturlebens. Sie macht mitten im geſellſchaftlichen Zuſtand eine thieriſch gewaltſame Denkungs- und Handlungsweiſe nicht nur möglich, ſondern ſelber als übereinſtimmend mit ihr ſelbſt und ihren Zwecken in die Augen fallen. — Nicht nur das, ſie iſt an ſich auch geeignet, die bürgerliche Gewaltthätigkeit ſolcher Denkungs- und Handlungsweiſen im geſellſchaftlichen Zuſtand in Kunſt- und Rechtsformen umzugeſtalten, deren inneres Weſen nicht nur nicht edler und menſchlicher, ſondern vielmehr noch oft weſentlich niederträchtiger und der Menſchennatur unwürdiger iſt, als die thieriſch gewaltſamen Handlungen der wilden Höhlenbewohner. In dieſem Zuſtande geht das *alſo* umgeſtaltete gewaltſame Leben der bürgerlichen Uebermacht nicht bloß, wie beym Wilden, von dem einfach aber kraftvoll entfalteten Thierſinn unſrer Natur aus, ſondern es benutzt noch das innere Verderben der künſtlichen Ausbildung der höhern menſchlichen Kräfte zu ſeiner Unterſtützung; es nährt ſich an dieſem Verderben und wird, wo eine wirkliche Kultur des Weſens der Menſchennatur vorhanden nur durch gewaltſame Unterdrückung und hinterliſtige Ablenkung der ſchon zum Bewußtſeyn gekommenen höhern Anſichten und höhern Anſprüche dieſer Natur möglich gemacht.

Die zweyte, die *individuelle* Exiſtenz unſers Geſchlechts, nimmt im Gegenſatz gegen die *collective* den ganzen Umfang unſrer Kräfte und Anlagen, und beſonders diejenigen in Anſpruch, die wir mit keinen Geſchöpfen der Welt, die nicht Menſchen ſind, gemein haben. Daher iſt denn auch die aus dem Bedürfniß dieſer Exiſtenz hervorgehende Kultur geeignet, den eingeſchränkten und die Menſchennatur nicht befriedigenden Erfolg der Civiliſationsbildung menſchlich auszudehnen, zu erheben und zu veredeln. Sie iſt geeignet, der ſinnlich-thieriſchen Kraftentfaltung, die die bloſſe Civiliſationsbildung erzeugt und begünſtiget, ein Gegengewicht zu verſchaffen, durch welches die Fortdauer des innern Geiſtes und des innern Strebens des wilden Naturlebens im geſellſchaftlichen Zuſtand gehemmt, ſeine thieriſch-gewaltſame Denk- und Handlungsweiſe gemildert und ſelber der Kunſtkraft, mit der es in dieſem Zuſtand den Trug ſeiner Selbſtſucht in Rechts- und Gerechtigkeitsformen umwandelt, ein Ziel geſetzt werden kann. Dadurch, nur dadurch allein kann aber auch der Geiſt des wilden Naturlebens dem verfänglichen Raffinement, mit welchem im bürgerlichen Zuſtande ſo oft das Uebermaß der Niederträchtigkeit und der Unwürdigkeit des thieriſch wilden, gewaltſamen Lebens bürgerlich bedeckt und als rechtsförmlich durchſchlüpfen macht, ſein gefährlichſter Stachel benommen werden.

Das Individuum, wie es daſteht vor Gott, vor ſeinem Nächſten und vor ſich ſelber von Wahrheit und Liebe in ſich ſelber gegen Gott und den Nächſten ergriffen, iſt die einzige reine Baſis der wahren Veredlung der Menſchennatur und der ſie bezweckenden wahren Nationalkultur.

Die Haushaltung, der enge Kreis von Vater und Mutter, wie er ſich allmälig ausdehnt in Kinder, Verwandte, Hausgenoſſen, Geſinde und Arbeiter iſt in Rückſicht auf dieſe Veredlung der höchſte Näherungspunkt des heiligen, ganz reinen Kultur-Standpunkts der Individualität. Da, im Umkreis ſeiner Haushaltung, in der heiligen Näherung zur Individualität d. h. des Individuums an das Individuum, findet unſer Geſchlecht gleichſam von Gott gegeben die eigentlichen unwandelbaren Mittel der naturgemäßen, allgemein harmoniſchen und progreſſiv ſteigenden Entfaltung des ganzen Umfangs ſeiner humanen Kräfte und Anlagen und mit dieſen die urſprünglichen, ſinnlich belebten Urmittel ſeiner ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Veredlung.

Je mehr ſich der Menſch von dieſem heiligen Kreis ſeiner naturgemäßen Entfaltung und der dadurch zu bezweckenden Veredlung ſeiner ſelbſt entfernt, deſto mehr entfernt er ſich auch von dem Mittelpunkt ſeiner Gewalt gegen ſein eignes thieriſches Seyn und gegen alles unedle Treiben der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts, und mithin von der Baſis der heiligen, in ihm wohnenden Selbſtkraft gegen das Unterliegen unter ſeine ſinnlich-thieriſche Natur und unter das mit ihm ſo innig verbundene Civiliſationsverderben. So ſehr alſo indeſſen die individuelle Cultur mit der collectiven in allen nicht ganz unkultivirten Staaten innig und unzertrennlich zuſammenhangt, ſo iſt das Recht der individuellen Cultur dennoch auf eine Art als ein höheres Recht, als das Recht ihres collectiven Zuſtands anzuſehn. Die Anſprüche der individuellen Cultur gehn aus der Natur der Kräfte, die allen menſchlichen Anſprüchen zum Grund liegen, hervor;

e Anſprüche des collectiven Zuſtands unſers Geſchlechts
hen nicht alſo rein aus der Natur der menſchlichen
räfte ſelber, ſie gehen zum Theil auch aus den will-
hrlichen Zwecken menſchlicher Verbindungen in Rück-
ht auf den Gebrauch dieſer Kräfte hervor. Individuelle
ltur iſt in ihrem Weſen das eigentliche Fundament der
gensträfte der collectiven Menſchencultur, daher iſt auch
Recht der individuellen Cultur als das durch die Men-
nnatur ſelbſt begründete, unzerſtörbare, innere Fun-
ent aller Anſprüche der collectiven Cultur, der Civi-
ion, folglich auch als das ewige, innere Fundament
Rechts der Civilgeſetze anzuſehn.

Die Regierungen der Staaten ſcheinen dieſen Geſichts-
lt auch faſt in allen Epochen der cultivirten Menſch-
wirklich, wo nicht erkannt, doch anerkannt zu ha-
Der Unterſchied, den ſie faſt allenthalben in der
ndlung des Einkommens ihrer Civil-, ihrer Ju-
ihrer Finanz-, Polizey- und Militärbehörden und
gen in der Behandlung der Fonds und der Einkünfte
Kirchen-, des Schulen- und des Armenweſens von
in allen chriſtlichen Staaten gemacht haben und
jetzt machen, zeigt unwiderſprechlich, daß ein inneres
l von dem höhern, heiligern Werth der individuel-
xiſtenz unſers Geſchlechts gegen die collective — all-
n in der Tiefe der Menſchennatur ſtatt finde, und
Geiſt jeder Geſetzgebung, ſelber dem Geſetzgeber
ußt, hineindringe. Alle Regierungen behandeln die
genheiten der Juſtiz, der Polizey, der Finanzen und
ilitärs unbedingt als reine Angelegenheiten der col-

lectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts — des Staats; die Kirchen-, Schul- und Armenangelegenheiten hingegen als Gegenſtände, die, von der Rechtsanſprache der collektiven Exiſtenz unſers Geſchlechts gewiſſermaßen unabhängig, die Sache der Individualität und des engern häuslichen Lebens unſers Geſchlechts und ſeiner weſentlich höhern Menſchlichkeitsanſprüche anzuſehen ſind. Sie ſind ſelbſt in ihrer höchſten Allgemeinheit nicht nur nie bloß ſtatiſtiſch, ſondern überall und immer weſentlich vaterländiſch betrachtet worden.

Sie ſind dieſes wirklich. Kirchen-, Schul- und Armenweſen ſind im Staat unwiderſprechlich und vorzüglich als die Sache der individuellen Exiſtenz unſers Geſchlechts anzuſehn.

Die Kirche iſt dieſes — zwar nicht in ſo fern ſie die perſönlichen Schwächen der Regenten und die tiefſten Ungerechtigkeiten ihrer Behörden über Gott und ſein Wort, über Wahrheit und Recht emporhebt, aber in ſofern ſie das Menſchengeſchlecht ohne Unterſchied der Perſon als gleiche Kinder Gottes behandelt, und daſſelbe individualiter zum Edelſten, zum Erhabenſten, zum Göttlichen und Ewigen hinlenkt, in ſofern ſie daſſelbe auf dieſer Bahn über alles Unrecht und alle Leiden der Welt und ſelber auch über die Leiden, und das Unrecht der collectiven Anſicht unſers Geſchlechts und des aus ihr nothwendig hervorgehenden Civiliſationsverderbens emporhebt. Hinwieder ſind es die Schulen — zwar auch nicht in ſo fern ſie den Kindern bloße Civiliſationskenntniſſe und Civiliſationsfertigkeiten durch Abrichtungskünſte mechaniſch und mnemoniſch und ſelber geiſtig verhärtet einüben, und ebenſo wenig dadurch, daß ſie ihnen bloße Civiliſationsfertigkeiten phyſiſch habituell machen, ſondern inſofern ſie die Menſchlichkeit unſrer Natur in allen ihren Anlagen harmoniſch anſprechen, und ihre Kräfte mit dem Heiligthum des häuslichen Lebens und ſeinem göttlichen Sinn in Uebereinſtimmung entfalten. Auch das Armenweſen iſt es — freylich hinwieder nicht, in ſofern es der Staat auf das Fundament papierner Regiſter und ſeelenloſer Rapporte von eiskalten Behörde-Menſchen nach den poſitiven Rückſichten der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts der Landesbevölkerung, des Militärweſens, der Fabrik- und Landbaubedürfniſſe ins Aug faßt, ſondern in ſofern der Arme als Individuum durch ſeine individuelle Beſorgung ſelber den fünf Sinnen der nicht Armen als einer menſchlichen Beſorgung würdig und zu derſelben berechtigt nahe geſtellt, und zu einer ihr menſchliches Herz lebhaft anregenden Anſchauung gebracht wird, alſo daß die Pflicht, ihn menſchlich zu beſorgen, ihnen als der höchſte, heiligſte Segen ihres Menſchenlebens in die Augen fallen muß.

Nach dieſer höhern und allein wahren Anſicht der Sache iſt es, daß die Angelegenheiten der Kirche, der Schulen und des Armenweſens durchaus nicht ein- eitig als die Sache der collectiven Exiſtenz unſers Ge- hlechts angeſehen werden können, ſondern abſolut als die Sache der Individuen und des heiligen höhern Intereſſe er Menſchennatur, wie dieſe ſich nur in den engſten näh- n Verhältniſſen des häuslichen Lebens ausſpricht, ange-

ſehen werden müſſen. Von dieſer Seite iſt es auch, wa
rum die Fonds der Kirche, der Schulen und des Armen
weſens von jeher nicht als Staatsfonds, ſondern al
Fonds der Individuen und der als Individuen in ſtädt
ſchen und ländlichen Gemeinden vereinigten Eigenthüm
derſelben angeſehen worden. Auch ihre Steuerfreyhe
hatte ganz gewiß eben dieſe heilige innere Anſicht des G
genſtands zu ihrem Grund.

Buonaparte hat vielleicht im ganzen Umfang der En
natürlichung der heiligen Macht der Fürſten, ſo wie i
ganzen Umfang ſeiner Majeſtäts-Unmenſchlichkeiten geg
das Volk nichts gethan, das in die Zerſtörung der Fu
damente aller menſchlichen Kultur und in die Heiligk
alles menſchlichen rechtlichen Zuſammenlebens ſo tief ei
wirkte, als das, daß er die Kirchen-, Schul-, Armen
und Gemeindegüter gänzlich Maßregeln und Verfügu
gen unterworfen, die aus dem iſolirten ins Aug faß
der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts hervorginge
Er warf ſo das göttliche Recht der höhern Anſicht,
dieſe Güter von jeher näher an die Individualität
Staatsglieder ankettete, dem rohen Fußtritt unheilig
Staatsgewalten mit einer Kraft und mit einer Kunſt da
wie ſie vielleicht, ſo lange die Welt ſteht, nie alſo de
Fußtritt einer böſen Gewalt dargeworfen werden.

Er hat zwar den Staatsgrundſatz der einſeitigen U
terordnung dieſer Güter unter die Anſichten der collecti
Exiſtenz unſers Geſchlechts nicht erfunden. Dieſer Gru
ſatz war vor ihm ſchon da; aber vor ihm lebte noch
ſtilles Bewußtſeyn des diesfälligen Unrechts, allgeme

ſelber im Herzen derer, die es thaten. Es hinderte ſie gewöhnlich, das ganz frey und ganz derb auszuführen, was ſie zwar wie Er gelüſteten, aber nicht wie Er durften. Er hat aber das Bewußtſeyn dieſes Unrechts aus der Seele auch des letzten Mannes, den er als Staatsmittel im Dienſt ſeiner Selbſtſucht brauchte, bis auf ſeine letzte Spur ausgelöſcht. Ob alſo die grellſte Erſcheinung dieſes Uebels gleich ſeine Sache iſt, das Uebel ſelber hat vor ihm tief in den Geiſt der meiſten Staatsverwaltungen eingegriffen. Es mußte tief darein eingreifen, weil Religion, Kultur und häusliches Leben, dieſe ewigen und im geſellſchaftlichen Zuſtand einzigen Stützen der Individualrechte unſers Geſchlechts, durch die Selbſtſucht unſrer Civiliſationsverhärtung in ihren Fundamenten erſchüttert, bey dem zum Dienſt ihrer Fonds kirchlich und bürgerlich aufgeſtellten Perſonale den heiligen Reſpekt unſrer Väter für die Natur dieſer Güter und die edle Zartheit im Gebrauch derſelben ausgelöſcht fanden. Es mußte tief darein eingreifen, weil das, was der Menſchheit als ein Heiligthum vertraut war, von denen, in deren Hand es gelegt geweſen, im Innerſten ihres Herzens nicht mehr als dieſes Heiligthum anerkannt worden. Es mußte dieſes, weil die Kirchengüter in der Hand ſehr vieler Geiſtlichen und ſelber ſehr vieler geiſtlichen Behörden nicht mehr zu dem, was dem Chriſtenthum das Heiligſte, die Armengüter in der Hand der Armenpfleger ſelber nicht mehr zu dem, was der Armuth das Wichtigſte, die Schulfonds von den Erziehungsbehörden ſelber nicht mehr zu dem, was für die Erziehung das Weſentlichſte, weil endlich die Stadt- und Gemeindegüter von den Gemeindevorgeſetzten ſelber nicht mehr zu dem, was der Aufnahme der Städte und Gemeinden das Unentbehrlichſte und zur guten Beſorgung des Intereſſe der Individuen derſelben unumgänglich nothwendig iſt, angewandt wurden.

Mit dieſem Zuſtand der Dinge mußte das dominium ſupremum gegen den zum Nachtheil der eigentlichen Eigenthümer der Fonds zum höchſten geſtiegenen Mißbrauch ihrer Adminiſtration nothwendig eintreten, und Buonaparte hatte ganz Recht, daß er die Güter, die der Religion dienen ſollten und ihr nicht dienten, nicht forthin in den Kloſtermauern verfaulen laſſen wollte. Er fürchtete, und auch dieſes mit Recht, die böſen Ausdünſtungen ihres Verfaulens. — Ebenſo hatte er ganz gewiß Recht, zu verhüten, daß die Gemeindegüter in Städten und Dörfern nicht forthin als Apanage der bürgerlichen Rathsherrnfamilien und ſogar der nicht einmal bürgerlichen Dorfvorgeſetztenhäuſer benutzt und verſchleudert werden ſollen. — Er hatte ganz gewiß Recht, daß er die Schul- und Erziehungsfonds nicht mehr dem Trugdienſt einer oberflächlichen und den erſten Bedürfniſſen einer wahren Erziehung im Weg ſtehenden Scheinkultur dargeworfen wiſſen wollte. — Er hatte gewiß Recht, daß er die Armenfonds dem Raub der Armenpfleger entriſſen und nicht ferner mitten im Hunger und Mangel zahlloſer wirklicher Armen der ſogeheißenen ſtandsmäßigen Erhaltung, d. h. dem Komödiantenleben und den Hoffartsausgaben und dem Müſſiggang zurückgekommener begünſtigter Familien-Verſchwender und ihrer würdigen aber zu allem unbrauchbaren Nachkommenſchaft u. ſ. w. u. ſ. w. dargeworfen wiſſen wollte. — Er hatte gewiß Recht, daß er die Rechnungen von dieſen Fonds nicht in alle Ewigkeit durch von Behörden begünſtigte Günſtlinge und von Günſtlingen begünſtigte Behörden unbedingt *als richtig erfunden* erſcheinen laſſen wollte.

Es iſt unſtreitig, er hatte zu allem dieſem als Souverain, als heilige Obhut über die Individualrechte der Bürger, als heilige Schutzwehr gegen die Leiden der Schwachen nicht nur ein hohes Recht, er hatte eine heilige Pflicht zur ernſten Dazwiſchenkunft gegen alle Verletzungen der erſten heiligſten Bedürfniſſe des geſellſchaftlichen Zuſtandes — aber ſein einziges Recht dazu ging unzweydeutig nur aus der innern Natur ſeiner Stellung als Souverain zum Staat, es ging allerdings nur aus dem Weſen der heiligen Macht, die dieſer Stellung eigen iſt, und durchaus nicht aus ſeiner Perſönlichkeit hervor. Es dürfte im rechtlichen Sinn von ihm durchaus nicht zu ſeinem Perſönlichkeitsdienſt, durchaus nicht zum Dienſt ſeiner, von dem ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Zuſtand der Individuen ſeines Reichs unabhängend ins Aug gefaßten, collectiven Exiſtens deſſelben gebraucht werden, es dürfte im rechtlichen Sinn des Worts durchaus nicht zum Dienſt der von ihm ſelbſt erſchaffenen Bedürfniſſe ſeiner Militär-, Finanz-, Polizey- und ihrer, durch ihn auf die oberſte Stufe des Verderbens gebrachten, Anſprüche benutzt und gebraucht werden. Sein, das aus ſeiner Stellung als Souverain hervorgehende dominium supremum war in ſeiner Hand, und iſt in der Hand eines jeden Fürſten, in menſchlicher und rechtlicher Anſicht, weſentlich ein hohes, göttliches Gewaltsrecht zur

Verhütung und Stillſtellung des Mißbrauchs, den jeder einzelne Bürger, jeder einzelne Stand, jede einzelne, geſellſchaftliche Vereinigung von ihrem, ihnen vom Staat garantirten und beſchützten, Eigenthum zur unrechtlichen Beſchädigung und zur unrechtlichen Erwerbsſtörung, ſowohl ihrer Miteigenthümer als des eigenthumsloſen Manns im Land machen könnten, und von den Mitteln, die ihnen das Eigenthum dazu giebt, zu machen gelüſten könnten. Es iſt unwiderſprechlich, daß dieſes Recht in ſeiner Hand, ſo wie in der Hand eines jeden Fürſten, dahin wirken ſoll, daß das in den Händen von Privatleuten, ſeyen ſie wer ſie wollen, rechtlich beſchützte Staatseigenthum nicht wider das Recht und die Bedürfniſſe des Staats ſelber, nicht zur Untergrabung des öffentlichen Wohls und der allgemeinen Rechte der Staatsglieder mißbraucht werden könne. Es iſt unwiderſprechlich, dieſes dominium ſchließt in ſeinem Weſen für den Fürſten den öffentlichen Pflichtauftrag ein, mit der Staatsmacht, die in ſeiner Hand iſt, zu verhüten, daß das in Privathänden ſich befindende Eigenthum nicht wider den Zweck, um deſſen willen die freye Erde eigenthümlich gemacht worden, gebraucht und dadurch das Weſen des Eigenthumsrechts vom Eigenthümer ſelber im Heiligthum ſeines Urſprungs gefährdet werden könne. Es iſt in der Hand der Fürſten ein heiliges Gewaltsrecht, das den öffentlichen Pflichtauftrag in ſich hält, durch die Staatsgewalt, die in ihrer Hand iſt, dahin zu wirken, daß das Staatseigenthum zum allgemeinen Schutz und zur allgemeinen Belebung aller guten, ſegnenden Kräfte, die das Eigenthum im geſellſchaftlichen Zuſtand zu entfalten, zu bilden, zu ſtärken und zu vervollkommnen geeignet iſt, benutzt werden und benutzt werden könne. Dieſe Anſicht des dominium supremum iſt freylich auch in Rückſicht auf Buonaparte ganz wahr, aber denn hingegen iſt auch wahr, wie er war, wie er lebte und wie die Menſchen ſeiner Zeit auch waren und vor ihm ſtanden, war's freylich doch für ihn keine leichte Sache, zu dieſer Rechtsanſicht dieſes Gegenſtands zu gelangen. So gewiß als es mit Recht geſagt iſt, es ſey ſchwer, daß ein Reicher in das Reich Gottes komme, ſo gewiß iſt es auch, es war ſchwer, es war beynahe unmöglich, daß ein Mann, der mit Buonaparte's Natur und mit Buonaparte's Kraft unter der Schwäche ſeines Zeitgeſchlechts daſtand, wie er unter demſelben daſtand, und ſich von ihm mit allen Reizen und mit allen Kräften des vor ihm ſchon hochgereiften Weltverderbens auf eine Laufbahn hingeriſſen fand, wie die ſeinige war, das dominium supremum nur als eine Pflichtſtelle zum Dienſt von Anſichten der Welt und des Menſchengeſchlechts, die nicht die ſeinigen waren, anzuſehn, und in dieſer Rückſicht zwiſchen Kirchen-, Schulen- und Armenfonds und zwiſchen allen andern Regierungseinkünften den Unterſchied anzuerkennen, der freylich aus der höhern Anſicht dieſes Gegenſtands wirklich herausfällt. Das iſt ſo wahr, daß ich gewiſſen Leuten, die die Kraftjagd des todten Löwen nach Geldmitteln für ſeine Zwecke ſo viel ſchlechter finden als ihre ſchwache Kleinjagd nach gleichen Mitteln und nach gleichen Zwecken, hie und da gern in's Ohr ſagen möchte: wer ohne Schuld iſt, der werfe den erſten Stein auf ihn! — Es iſt aber freylich auch wahr, er ſchien auch nicht zu einem Ideal der menſchlichen, rechtlichen Souverainität, er ſchien nicht zum idealiſchen Mittelpunkt alles Edeln, Schönen, das im Staat, das im Menſchengeſchlecht wirklich war, er ſchien nicht zum Souverain, er ſchien nicht zum Ideal der Souverainität geboren. Ach, wäre ers geweſen, hätte er es ſeyn, hätte er es werden können, wäre er gegen ſich ſelbſt der Held geweſen, der er gegen die Welt war, hätte er für ſeine Brüder, die Menſchen, ſich ſelbſt überwunden, er wäre der menſchliche Erlöſer unſers geſellſchaftlich ſo tief geſunkenen Geſchlechts, er wäre der Engel des Welttheils, er wäre die Krone aller europäiſchen Weiſen, er wäre der Souverain aller europäiſchen Herzen geworden. — Er iſt es nicht geworden. Er hat ſich nicht ſelbſt überwunden. Er hat ſich in keinem Stück ſeinen Brüdern, den Menſchen, gleich ſtellen wollen.

So wie er war, Sieger aller Welt, aber überwunden von ſich ſelbſt — unterlegen ſeiner eigenen Schwäche und einer mit ſeiner Höhe weſentlich unvereinbaren Selbſtſucht, ſchien er nicht zum Souverain, aber zu einem unvergleichbaren Dienſtmann, er ſchien zu einem unvergleichbaren Miniſter des erhabenſten Souverains geboren. Wäre er das geworden, er hätte die tief in der Bruſt eines jeden wahrhaft großen Manns ewig liegende Zartheit der reinen, hohen Menſchlichkeit in ſich ſelber erhalten, und wäre er das geworden, den ganzen Umfang der Kräfte aller Staatsbehörden als erhabenes Mittel der Befriedigung des fürſtlichen Vaterherzens unter ſich ſelbſt in Harmonie gebracht, wie dieſe Kräfte vielleicht ſo lange die Welt ſteht, noch nie in Harmonie gebracht worden ſind. Das Vaterherz ſeiſnes Fürſten hätte ihn durch die tägliche Anſchauung der göttlichen Quelle des Landesſegens, die in der heiligen Höhe dieſes Herzens liegt, dahin erhoben, in der Belebung, Erhaltung und Veredlung der Wohnſtubenkräfte in den niedern Hütten, in der Belebung, Erhaltung und Veredlung des Vaterſinns und des Kinderſinns im Volk, das heilige Band zwiſchen dem Souverain und dem Staat und in ihm die ewigen Fundamente einer Staatskunſt und einer Staatskraft erkennen gemacht, die, wenn ſie Europa einſt erkennen wird, die Nachwelt über die Natur einiger, unſrer diesfälligen Zeitanſichten erſtaunen machen wird. Gott! Was hätte eine ſolche Unterordnung des großen Manns unter ein offen und frey ſich ausſprechendes, erhabenes Fürſtenherz werden können! Aber dieſes Heil wurde der Welt nicht zu Theil. Er hätte in jungen, ſehr jungen Jahren dem Thron und dem Herzen eines ſolchen Fürſten nahe kommen müſſen. Später wäre eine ſolche Näherung nicht mehr möglich geweſen. Seine Schickſale hatten die in der Bruſt eines jeden großen Mann's ewig liegenden, zarten Keime der reinen, hohen, wahren Menſchlichkeit frühe in ihm mächtig geſchwächt, und der jezt in der Zernichtung ſeiner urſprünglichen, innern Edelmuth dennoch bis zur Erhabenheit ſich ſelbſt kraftvoll fühlende Mann verachtete bald alles, was ihn nicht zu beherrſchen, und fand niemand, der ihn zu beherrſchen vermochte. Er fand keinen Herrn, im Gegentheil, er fühlte im entſcheidenden Augenblick, daß er, ohne ſich ſelbſt zu beherrſchen, die Welt zu beherrſchen vermöge, und war (er machte ſich ſelbſt dazu) Selbſtherr und damit *Geißel* der Welt, zu erwecken die ſchlummernde Schwäche unſers Geſchlechtes und zu entfalten den Geiſt und die Natur des ewigen Krieges unſers ſinnlichen Weſens gegen unſer ſittliches menſchliches Seyn; darzuſtellen die Natur dieſes Kriegs gegen die heiligſten Anſprüche unſerer Natur in der ganzen Scheußlichkeit ſeiner höchſten gräßlichſten Geſtalt.

Der Krieg gelang ihm — glaubte ich nicht an Gott, ich ſagte, die Aufgabe der Hölle iſt ihm gelungen, wie ſie keinem Sterblichen, keinem Sünder gelungen. Ich vermag es nicht, das Bild, das er aus ſich ſelber gemacht, auszumalen. Er hat das Wort, das ewig wie eine Scheidewand zwiſchen der Menſchlichkeit und der Unmenſchlichkeit unſers Geſchlechts feſtſteht, das Wort, das von jeher das Loſungswort aller, in der thieriſchen Anſicht der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts verſunkenen Gewalthaber war, das *Wort*, das Kain gegen Gott ſelber auszuſprechen wagte, das Wort: „*Soll ich meines Bruders Hüter ſeyn*", auf ſeinem Thron mit einer Kraft und mit einem Glück ausgeſprochen, wie es vor ihm noch kein Mann auf dem Thron mit gleichem Glück und mit gleicher Kraft *ausgeſprochen*, und es ging lang, ſehr lang, ehe er für dieſes Wort der Läſterung gegen die Menſchennatur unſtät und flüchtig werden mußte auf der ganzen Erde. Sein Krieg gegen das Menſchengeſchlecht gelang ihm im Süden und im Norden, er gelang ihm vom Rhein bis an die Wolga. Er ſetzte mit einer Hyänengewalt *als ſein Recht* durch, was vor ihm nur von liſtigen Füchſen und von fetten ſchleichenden Dachſen und zwar ſoviel möglich mit Ausweichung alles Maulbrauchens über ihr Recht nur erkapert worden.

Sein Weg war groß. Gott, der die Schickſale der Menſchen leitet, hat uns durch ihn, den Stein des Anſtoßes, der von jeher dem reinen Segen des geſellſchaftlichen Zuſtandes im Wege ſtand, und ihm ewig im Wege ſtehen wird — das Verderben des überwiegenden Einfluſſes der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts über ſeine individuelle — auf eine Weiſe fühlen gemacht, wie das Menſchengeſchlecht in einer Reihe von Jahrhunderten dieſen Stein des Anſtoßes nicht gefühlt hat.

Er, der die Schickſale der Menſchen leitet, hat uns in der Kraft des, ich möchte ſagen, in der Unmenſchlichkeit faſt noch erhabenen Mannes, die ganze Richtigkeit und die ganze Schrecklichkeit des geſellſchaftlichen Zuſtandes, wenn er nur als der Zuſtand der collectiven und nicht als der Zuſtand der individuellen Exiſtenz unſers Geſchlechts ins Aug gefaßt wird, auf eine Weiſe fühlend gemacht, wie ſie die Welt noch nie gefühlt hat. Er, der die Schickſale der Menſchen leitet, hat uns in dem allgemeinen Zeitanhang, den die böſe Kraft ſeiner einſeitigen Anſicht unſers Geſchlechts auf dem ganzen Umfang des Welttheils, in Staaten wie bei Individuen, bey Fürſten und Regierungen wie beym Volke gefunden, eben ſo, wie es die Welt noch nie geſehen, gezeigt, wie leicht unſer Geſchlecht beym Hochgenuß der thieriſchen Befriedigung im collectiven Leben ſich gegen die erſten heiligſten Bedürfniſſe und Anſprüche des individuellen Seyns unſers Geſchlechts thieriſch verhärtet. Er hat uns gezeigt, wie unſer Geſchlecht leicht dahin kommt, alles, was die Luſt des collectiven Lebens, was auch der höchſte Muthwille ſeines Verderbens und ſeiner Verworfenheit anſpricht, als wahres Menſchenrecht und als ein mit den reinen Anſprüchen unſrer Natur übereinſtimmendes und ihr wirklich genug thuendes Staatsrecht angeſehen.

Der Weltanhang, den ihm der Muthwille und die böſe Luſt ſeiner Kraft verſchaffte, ging ſo weit, daß, indem er mit dem höchſten Anſchein eines ganz ſichern Erfolgs die Anbetung der Welt anſprach, er dann noch mit dem Wort jener Läſterung auf der Zunge und zwar vom hochbewunderten Märtyrer der Anſprachen nicht nur des heiligen Stuhls, ſondern auch der römiſchen Curia, zum Nachfolger des allerchriſtlichſten Königs und des apoſtoliſchen Kaiſerthums in einer chriſtlichen Kirche mit dem heiligen Oel geſalbet worden.

Die Art, wie er ſich dieſen Anhang vom niedrigſten Volksgeſindel bis zu den erſten Häuptern der Kirche und Staaten hinauf ſo ſchnell zu erwerben und ſo lange zu erhalten vermochte, bleibt ewig ein Meiſterſtück der höchſten menſchlichen Kunſt im höchſten menſchlichen Verderben. —

Es iſt gar nicht ſein Schwert, durch das er dieſes bewirkt. Vor dieſem floh freylich die Welt, aber um des Bluts willen, das er damit vergoß, hing auch keine Menſchenſeele an ihm. — Nein, um des Bluts willen, das er vergoß, um der Wüſten willen, die er ſchuf, hing auch keine Seele an ihm. Auch nicht um der Wittwen und Waiſen willen, die er mit ſeinem Schwert machte. Nein, er iſt nicht ſein Schwert, durch das er ſich ſeinen Anhang und ſeine Macht verſchaffte, nein, es iſt ſeine Geiſteskraft. Dieſe ergriff die Schwäche ſeiner Zeitmenſchen mit unwiderſtehlicher Gewalt. — Er ſprach zu der Zeitehre: ſey nicht mehr Ehre, erhebe auch den Bettler und den Schurken für mich — und die Zeitehre war nicht mehr Ehre, ſie erhob auch den Bettler und Schurken für ihn. Er geboth dem Zeitmuth: achte das Recht nicht und ſey im Unrecht verwegen wie ich — und der Zeitmuth achtete das Recht nicht und war im Unrecht verwegen wie er. Er ſprach zu der Zeitwolluſt: ſtehe mir zur Seite und übertreffe dich ſelbſt für mich — und die Zeitwolluſt ſtand ihm zur Seite und übertraf ſich ſelbſt für ihn. Er ſprach zu der Zeiterleuchtung und zu den Zeiteinſichten der Welt: verſchwindet für die Völker, leuchtet nur mir, nur durch mich, nur für mich — und die Zeiterleuchtung und die Zeiteinſichten der Welt verſchwanden für die Völker und leuchteten nur ihm, nur durch ihn, nur für ihn. Er ſprach auch zur Zeittreue: werde untreu für mich — und auch die Zeittreue ward untreu für ihn. Zum Zeitfleiß ſprach er: arbeite in Ketten für mich — und der Zeitfleiß arbeitete in Ketten für ihn. Er ſprach zu ſeinem Zeitgeſchlecht das Wort aus: thuſt du das, dann haſt du — und die Zeitgeſchlechten der Menſchen, und ſelber ihre Führer verloren den Abſcheu vor dem Schädlichſten, vor dem Niederträchtigſten, vor dem Abſcheulichſten, aus Begierde nach ſeinem dann haſt du. Er ſprach hinwieder zu dieſem Geſchlecht: thuſt du's nicht, dann wirſt du — und die Zeitgeſchlechter der Menſchen und ſelber ihre Führer verloren die Achtung für das Heiligſte und das Gefühl ihrer eigenen Natur und das Schlagen ihres eignen Bluts aus Furcht vor ſeinem dann wirſt du. Er war die Seele, er war der Hauch, er war der Athem, er war das Leben aller Gewaltsgelüſte ſeiner Tage. Er belebte ſie auf dem Throne, er belebte ſie in den Behörden, er belebte ſie ſelber in den Schenken auf eine Weiſe, mit einer Kunſt und mit einer Kraft, wie ſie, vielleicht ſo lange die Welt ſteht, noch nie gemeinſam auf eine ſolche Weiſe, mit einer ſolchen Kunſt und mit einer ſolchen Kraft belebt worden ſind. Er war die Seele aller, im bloſſen Sinnenkreis des Lebens befangenen, Kraftmänner und Kraftſtaatsmänner ſeiner Zeit. Er war aber auch der Schrecken und der Jammer von allen, die bey ähnlichen Seelengelüſten das dafür nöthige Mark nicht in den Beinen, das dafür nöthige Blut nicht in den Adern und hinter ihren fünf Sinnen ſchwache Nerven hatten.

So war er. Dieſe Kraft hatte er. So machte er ſich ſeinen Anhang. So ſchwang er ſich auf den Thron, und mit dieſer Kraft und mit dieſem Anhang auf dem Thron iſt es, daß er dem Menſchengeſchlecht ein Licht über die Natur der Souverainität und ihren heiligen Zuſammenhang mit den erſten Bedürfniſſen der Individualitätsexiſtenz unſers Geſchlechts angezündet, wie unter dem dunkeln Himmel unſers geſellſchaftlichen Zeitverderbens lange keines brannte; und indem er dieſes gethan, hat er die Welt das Bedürfniß einer heiligen, über die Anſprüche der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts und über alles Verderden des Perſonale ihrer bürgerlichen Organiſation, über alles Verderben der Staatsbehörden und Staatsgewalten erhabenen heiligen Macht, eines über alles dieſes Verderben erhabenen Individuums und einer Staatsverfaſſung, die die Individualität dieſer geheiligten Perſon nicht nur geſetzlich ſondern auch pſychologiſch zum freyen Vater aller ihrer Kinder und zum Mittelpunkt des Schutzes der Individualrechte und der Individualbedürfniſſe von allen ihren Kindern empor zu heben geeignet iſt, auf eine Weiſe gezeigt, wie es die Welt in einer Reihe von Jahrhunderten nicht geſehen.

Er hat dem Welttheil über das Göttliche und über das Thieriſche des geſellſchaftlichen Regierens und über das Göttliche und Thieriſche des geſellſchaftlichen Gehorchens, und ſelber auch über das Göttliche und über das Thieriſche des geſellſchaftlichen Freyſeyns und Freyſeynwollens ein Licht angezündet, wie, ſo lange der Welttheil bevölkert iſt, noch keines auf demſelben brannte. Der Welttheil ſollte ihm einen Tempel bauen, kein Sonnenſtral ſollte in ſeine hohen Hallen eindringen, aber auf ſeinem Altar ſollte ein ewiges Licht brennen, wie noch keines in einem hohen Tempel hoch auflodernd brannte und am Fußgeſtell es Altars ſollten vom gleichen Feuer entflammt die Worte euchten:

Das iſt Buonaparte's Licht für den Welttheil!

Der Streit der Welt, der ewige Krieg des geſellſchaft-hen Zuſtandes, iſt nichts anders, als der Hochkampf

Buonaparte's mit dem beſſern, edlern Weſen der Menſchennatur. Er iſt nichts anders, als ſein Hochkampf mit dem Recht der Menſchennatur und der aus dieſem Recht hervorgehenden Selbſtſtändigkeit des geſellſchaftlichen Menſchengeſchlechts.

Buonaparte hat dieſen Krieg des Menſchengeſchlechts gegen ſich ſelbſt, indem er ihn führte, wie ihn noch kein Cäſar, kein Alexander führte, in das volle Licht ſeiner innern Wahrheit geſetzt. Er hat ihn freylich dadurch, daß er ihn alſo führte, nicht aufgehoben, aber er hat ihn dadurch kraftvoll erleuchtet, er hat ihn dadurch auf eine Weiſe erleuchtet, daß das Entſetzen über ihn ſelber in der Bruſt von Tauſenden, denen er vorher ihre Luſt und ihre Freude war, rege werden mußte. Er hat die Anſprüche der collectiven Anſicht unſers Geſchlechts gegen die Individualrechte deſſelben, indem er ſie ad abſurdum getrieben in der höchſten Blöße ihres Irrthums und ihres Unrechts und ſo dargeſtellt, wie ſie ſeit der römiſchen Heidengewalt des auf den oberſten Gipfel gebrachten Verderbens der collectiven Anſicht des Staatsrechts und der Staatskunſt nie in der Blöße ihres Irrthums und ihres Unrechts dargeſtellt worden.

Seine, Buonaparte's Erſcheinung war nothwendig. Das Gute, das er gewirkt, iſt neu, das Böſe hingegen, das er uns that, iſt in ſeinen Mitteln und in ſeinem Weſen in unſrer Mitte ſchon alt, ſteinalt, und was ſchlimm iſt, wir zeigen ſo wenig Luſt, dieſes alten Böſen, das er eigentlich in unſrer Mitte nur [illegible], nicht erſchuf, los zu werden, als das Wahre und Gute, das er ſeiner Erſcheinung für Staaten, die es zu benutzen wußten wirklich lag, durch Prüfung und Läuterung zu einer wirklichen Brauchbarkeit für uns zu erheben. Wir zeigen durchaus keine Neigung dafür, dem großen Licht, das ſeine böſe Erſcheinung uns wirklich angezündet, Kraft, Dauer und Nahrung zu verſchaffen. Wir faſſen ſeinethalben weder die Vergangenheit noch die Gegenwart noch die Zukunft mit der Unbefangenheit, Sorgfalt und Weisheit in's Aug zu der eine Erſcheinung, wie die ſeinige war, ſich ein erleuchtetes und einer ernſten und kraftvollen Selbſtſorge fähiges Volk erheben ſoll. Wir können uns nicht verhehlen, das Zeitalter, das ſeiner Erſcheinung vorhergieng, zeigte ben wie das, ſo er ſelber erſchaffen, eine merklich ſichtbare Neigung und Vorliebe für die collective Anſicht der Staatskunſt und des Staatsrechts, und eine ſchon ziemlich grelle, eilloſe Unaufmerkſamkeit auf die Individualexiſtenz und ie Individualbedürfniſſe unſers Geſchlechts. Und ſelber as Zeitalter, das ihm jetzt nachfolgt, und in dem wir le- en, ſelber dieſes Zeitalter, ob es gleich das Zeichen der öchſten Verirrungen der collectiven Anſichten unſers Ge- hlechts mit blutigen Streifen auf ſeinem Rücken herum- ägt, iſt von den harten Streichen des Schickſals doch icht zu dem Heldenſinn erhoben worden, den es fordern ürde, mit einer, einen guten Erfolg hoffenden, Kraft von iner heilloſen Kunſt in der collectiven Anſicht unſers Ge- lechts zu der frommen Aufmerkſamkeit der Vorzeit, auf e Individuallagen und Individualbedürfniſſe unſers Ge- lechts zurückgekommen.

Man hätte freylich das Gegentheil erwarten ſollen; aber es iſt gewiß, daß unſer Welttheil die ſchreckliche Erſcheinung des großen Manns und des großen Schauſpiels nicht benutzt, wie er ſollte, und wie, da er im Staub und in ſeinem Blut lag, alle Welt hätte glauben ſollen, daß er ſie benützen würde. Es iſt gewiß, daß er ſie nicht benutzt, wie er in dieſem Zeitpunkt vereinigt aus einem Mund geſchworen hätte, daß er es thun würde, wenn er ſich je wieder aus dem Staub und aus ſeinem Blut erheben würde. Es iſt gewiß, wenn er in der Gemüthsſtimmung geblieben wäre, von der damals, da er im Staub und im Blut lag, ſein Herz und ſein Mund voll war, ſo hätte er Buonaparte's Erſcheinung als eine hohe Offenbarung Gottes über das Weſen der Menſchennatur und des geſellſchaftlichen Zuſtands anerkannt, und die Erlöſung aus den erduldeten Leiden als die Erlöſung der Kinder Iſraels aus der Hand Pharao's und aus der Aegyptiſchen Dienſtbarkeit angeſehen und unauslöſchlich in ſeiner Seele bewahrt. Und wenn ich dieſen Geſichtspunkt, beſonders in Rückſicht auf mein Vaterland ins Aug faſſe, ſo ſcheint mir, da die Freyheit des Landes in ihrem Weſen allemal ein Heldenſieg der individuellen Anſichten unſers Geſchlechts über die Verirrungen der collectiven iſt, ſo ſollten wir in unſerm Schweizerland mit einem enthuſiaſtiſchen Hochjubel von den Verirrungen dieſer unfreyen, Buonapartiſchen Heilloſigkeit in der, von der höchſten Unaufmerkſamkeit auf das Weſentliche und das Heilige der Individuallagen unſers Geſchlechts ausgehenden, Anſicht unſers geſellſchaftlichen Zuſtands allgemein zurückgekommen ſeyn. Aber das iſt durchaus nicht der Fall. Im Gegentheil, ſeit Buonaparte's Erſcheinung ſchwinden hie und da auch in unſerm freyen Vaterland immer noch mehr einige weſentliche Spuren der ſanften Aufmerkſamkeit auf die Rechtsanſprüche der Individuallage und Individualrechte der Bürger und mit ihnen viele alte Regierungsgrundſätze, viele alte Regierungsformen, Mittel und Manieren, die den Geiſt dieſer reinen, heiligen Aufmerkſamkeit in lieblichen Näherungen zum Volksgeiſt väterlich an ſich trugen, dahin, und machen ebenſo immer mehr einem unväterlichen, unfreyen, unſanften, gebieteriſchen Regierungston, Regierungsſtyl und Regierungsmanieren Platz, die dem Geiſt unſrer anmaſungsloſern Väter, denen unſer gutes, leitbares, aber des „geführt" und des „angeführt werdens" ungewohntes Volk ſo willig folgte, ganz fremd war.

Es iſt gewiß, eben dieſe Menſchen, die Buonaparte's heldenartige Heilloſigkeiten wie gebrannte Kinder das Feuer fürchteten, gefallen ſich jetzt wie noch nie in den Miniaturformen dieſer Heilloſigkeiten und in den kleinen, ich meine in denjenigen ſeiner Regierungsmittel, Regierungsgrundſätze und Regierungsbonmots, Bonmots, die ihm allfällig auch Schülerknaben in der Komödie nachmachen und nachſprechen könnten.

Ich habe erſt neulich einen bürgerlichen Regierungszögling, der noch vor keinem Jahr vor Buonaparte's Conſcription ſeines Söhnchens halber wie ein Espenlaub zitterte, jetzt nach ſeinem Sturz in unſrer Mitte das Wort ausſprechen hören: „die Kinder gehören nicht den Eltern, ſie gehören dem Staat." Das war freylich im Mund dieſes vor kurzem noch ſo furchtſamen Zögllings eine Art von Salto mortale in ſeinem Uebergang zur Gedankenloſigkeit dieſer blinden Regierungsanmaßung. Aber, Gott Lob, daß ſie in ſeinem Mund und im Munde von keinem einzigen der ſeinesgleichen in unſrer Mitte noch jezt nicht viel zu ſagen hat. Gott Lob, daß wir ungeſcheut noch ausſprechen dürfen: unſere Kinder gehören noch uns und durchaus durch niemand anders als durch uns dem Vaterland. Gott Lob, daß wir noch lächelnd ausſprechen dürfen: wir kennen keinen andern Staat als unſer Vaterland, und verwechſeln die Wörter „Hoffart" und „Staat," wenn es die Sache des Vaterlands betrifft, nicht gerne als Synonymen mit einander.

Wir ſind, durch Geſetz und Recht unter einander verbunden, unſer Staat ſelber. Wir dürfen es ſagen, denn wir ſind es, und das conſtitutionell und von Rechtswegen, und zwar ſo lange, — als wir keinen Fürſten haben, dem der Staat und wir ſelber zugehören. Noch haben wir keinen, noch ſind wir frey, noch ſchlägt unſer Herz in dieſem Geiſt und wir lieben über dieſen Punkt keine Zweydeutigkeiten und keine Einlenkungen zu Zweydeutigkeiten, — und es iſt unſer wirkliches Wohlgefallen, hierüber keinen Spaß zu verſtehen, wo es darum zu thun iſt, ob jemand in unſrer Mitte uns anders als für freye Leute anſehen darf. Wir haben freylich wirklich von einigen Gelüſten des Vornehmſeyns und Vornehmthuns in unſrer Mitte Kunde genommen, die —

Cenſurlücke.

Doch die Alten ſangen:

„Es wird kein Faden ſo fein geſponnen,
Er kommt doch endlich an die Sonnen.“

Und zum Glück ſind einige Fäden unſers unpaſſenden Vornehmſeyn- und Vornehmthunwollens nicht einmal fein; ſondern ſo grob geſponnen, daß man den ſchlechten Kuder, von dem ſie mit Mägdenhänden abgeleitet und zuſammengedreht ſind, dieſen Hoffartsfäden ſelber noch gar leicht anſieht.

Das Wort unſers eiteln, verirrten Stölzlings: „das Kind gehört dem Staat und nicht den Eltern“, ſagt indeſſen ſelbſt nichts weniger als: der Menſch muß die Anſprüche ſeiner collectiven Exiſtenz als die höchſte ob ihm waltende und ihn allein beherrſchende Gewalt anerkennen. Das Wort ſagt nichts weniger als: die collective Exiſtenz unſers Geſchlechts iſt ihm alles, ſeine Individualität und ihr Recht iſt ihm nichts. Es ſagt nichts weniger als: der Menſch muß ſeine Individualität und ihr heiliges Recht der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts aufopfern, wenn und wo und wie dieſe es begehrt. Das Wort ſagt nichts weniger als: der Menſch gehört der Welt, er gehört nicht mehr Gott und nicht mehr ſich ſelbſt, er gehört ſelber nicht mehr der heiligen Macht des Souverains, er gehört jedem Gewaltsrecht ſeiner Behörden. — Das iſt zu viel — das iſt zu viel —

Ich ſagte oben: Buonaparte hat die Entnatürlichung der heiligen Macht der Souverainität auf das äußerſte getrieben, indem er die Armen-, Kirchen- und Gemeindegüter allgemein und unbedingt als Staatsgüter behandelt. Ich ſage jetzt: er hat die Entnatürlichung des geſellſchaftlichen Zuſtandes und ſeines Mittelpunkts der Souverainität auf das äuſerſte getrieben, indem er das Kind im Mutterleib als Staatsgut behandelt und es zu aller Schlechtheit des Menſchendienſts erniedriget, ehe es die Mutter in der Wohnſtube zur heiligen Höhe des Gottesdienſts und durch dieß zur Göttlichkeit des Menſchendienſts erheben konnte. —

Aber ſo bös hat es mein eidgenöſſiſcher Stölzling mit ſeinem „unſre Kinder gehören dem Staat" doch nicht gemeint. Man muß überhaupt alle dergleichen Worte in der Eidgenoſſenſchaft cum grano salis verſtehen, auch wenn ſie uns ſchon ganz vollkommen ungeſalzen dargeworfen werden. Ich thue es auch nie anders. Wenn ich eine kleine Kapſel ſehe, ſo denke ich immer, es iſt wahrſcheinlich auch nichts großes darin. Und wenn ich in unſerm kleinen Ländchen jemand Buonaparte's große Herrſcherworte nachplappern höre, ſo denke ich mir, das ſind Kinderblattern, die beym ernſten Leben, das auf uns wartet, uns von ſelbſt abfallen werden. Es denken zwar hierüber nicht alle Leute wie ich, ich hoffe aber immer das Beſte.

Lücken meines Schweigens.

Es iſt unwiderſprechlich, das höchſte, das ſich im geſellſchaftlichen Zuſtand und durch denſelben als Reſultat der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts möglich denken läßt, thut den innern, höhern Anſprüchen der Menſchennatur kein Genügen. Der Zuſammenhang der ſpeciellen phyſiſchen und geiſtigen Abrichtungsmittel der ſocietätiſch bürgerlichen Dreſſirung mit den allgemeinen, ſinnlichen und thieriſchen Entfaltungsmitteln unſers Geſchlechts iſt innig und eng, aber auch das raffinirteſte Mittel der höchſten, denkbaren Abrichtungskunſt iſt in ſeinem innern Weſen durch eine ewige Scheidwand von dem niederſten, wirklichen Bildungsmittel unſers Geſchlechts, auch von em äußerſt unbedeutend ſcheinenden, wirklichen Entfal- ungsmittel der höhern Kräfte unſrer Menſchlichkeit getrennt.

Die collective Exiſtenz unſers Geſchlechts kann daſſelbe ur civiliſiren, ſie kann es nicht kultiviren. Auch nkt die Tendenz der Civiliſation an ſich durchaus nicht ur Veredlung unſers Geſchlechts hin. Sie ſtellt zwar as zaumloſe Leben unſers wilden Zuſtands mit Gewalt ill, aber ſie tödtet ſeinen Geiſt nicht, ſie gibt ihm nur ne andre, eine bürgerliche Geſtalt. Der bloß civiliſirte Menſch drängt ſich eben ſowohl als der Wilde zum vege- biliſchen und animaliſchen Lebensgenuß unſrer ſinnlichen atur hin, wie hungrige Säugethiere zum mütterlichen uter, und wer von allen bloß civiliſirten Menſchen will n davon abhalten, und mit welchem Recht, mit welcher raft und mit welchem Geiſt?

Der Menſch, als ein ſinnliches Weſen, findet ſich bey dieſem Lebensgenuß wohl, er ſucht keinen andern. Im Gegentheil, er hängt auf Tod und Leben an ihm. Die Folgen davon auf ſeine ſittliche und geiſtige Ausbildung ſind ihm in dieſem Zuſtande ganz gleichgültig. Wenn er dabey lieblos wird, wie der Fiſch im Waſſer, ſchonungslos wie die Schlange, die mit Gift tödtet und gewaltthätig, wie das Thier, deſſen Rachen nach Blut dürſtet, das macht ihm nichts, er befindet ſich wohl bey dieſem Leben; und je kraftvoller und befriedigter ſich ſolche Menſchenhaufen auch im höchſten Verderben dieſes ſinnlich ſeligen Lebens fühlen, deſto lauter tönt das Loblied der collectiven Anſicht ihrer Vereinigung — ſeyen ſie im Wald, ſeyen ſie im Dorf, ſeyen ſie bey einem bürgerlichen Gaſtmahl oder bey einem, ſich im weit höhern Styl im guten und ſelber im höchſten Ton ſtatt findendem Freudenanlaß vereinigt, deſto lauter erſchallet das Loblied der collectiven Anſicht des geſellſchaftlichen Zuſtands ſelber in ſeinem höchſten Verderben.

Blick' auf die Thatſache dieſer Verirrung, wie ſie in unſrer Mitte wirklich beſteht. Blick' auf ſie hin und ſiehe, was die Menſchheit in der Beſchränkung dieſer blos ſinnlichen Anſicht ihres collectiven Zuſammenſtehens iſt und was ſie darin wird. Dringe in das innerſte Seyn ihres ſinnlich-thieriſchen Zuſammenſtehens. Blick auf ſein großes, auf ſein allgemein bekanntes Reſultat, auf den esprit du corps, wie er ſich in allen einzelnen Verhältniſſen, in den verſchiedenſten Eigenheiten derſelben, in ſeinem Weſen ewig und allgemein als die nämliche ſinnlich-thieriſche Verhärtung unſers Geſchlechts ausſpricht, wie er

lles höhere und edlere Weſen, das in den Individuen in
ieſen Verhältniſſen da iſt und lebt, beſchränkt und gleich-
im erlahmt. Siehe, wie er zugleich auch die leiſeſte Re-
ung des Schlechten, die in jedem einzelnen Individuum
dieſem Verhältniſſe da iſt, innerlich gewaltſam belebt
nd allgemein dahin beſtärkt, daß zahlloſe Individuen in
eſem Verhältniſſe — Schlechtheiten, Rohheiten und
bſt Niederträchtigkeiten, die ihnen im Privatleben kein
enſch zumuthen dürfte, in ihrem zuſammenſtehenden
erhältniß mitmachen, gut ſeyn laſſen, und dazu beyſtim-
en. Siehe, wie ſie eben ſo zuſammenſtehend Unſinn
d, Ungereimtheiten im guten geſellſchaftlichen
emeinglauben als wahr annehmen, deren Un-
ndlichkeit ihnen, wenn ſie ſie einzeln, als Individuen
Aug gefaßt hätten, augenblicklich klar geworden wäre.
Blick auf das innerſte Weſen dieſes Zuſammenſtehens
ſeinen Folgen. Siehe wie daſſelbe den göttlichen Hauch
Zartheit des menſchlichen Gemüths und mit ihm
tiefſten und reinſten Fundamente der reinen und hohen
ahrheitsempfänglichkeit unſrer Natur in uns ausgelöſcht,
nſo wie der tödtliche Stickſtoff, den kein Lebenshauch
hr durchlüftet, die Flamme — erſtickt.

Oder iſt es nicht wahr, ſiehſt du es nicht alle Tage,
bedeutender der Menſchenhaufen iſt, der als Heerden-
s zuſammenſteht und hinwieder, je freyer der Spiel-
m und je größer die Gewalt von jeder Behörde iſt,
die geſetzlich concentrirte Gewalt dieſer Maſſen reprä-
irt, deſto leichter löſcht ſich auch der göttliche Hauch
Zartheit des menſchlichen Gemüths in den Individuen

dieſer Menſchenhaufen und dieſer Behörde-Menſchen auf, und ebenſo gehen auch die tiefern Fundamente der Wahrheitsempfänglichkeit der Menſchennatur in ihnen leicht in dem gleichen Grad verloren.

Verfolge dieſe Menſchenhaufen, verfolge dieſe Behörde-Menſchen, verfolge ſie in ihrer individuellen, verfolge ſie in ihrer collectiven Exiſtenz, verfolge ſie als Bauernſtand, als Handwerksſtand, als Bürgerſtand, als Adelſtand, als Provinz, als Kanton, als Landſchaft, — verfolge ſie als Juſtiz-, als Finanz-, als Civil-, als Militär-Behörden — wo ſie immer alſo vereiniget daſtehen, da wirſt du allenthalben die Neigung zum freyen Naturleben mitten durch alles Blendwerk ihrer ungleichen Civiliſationsformen dennoch als vorherrſchend durchſchimmern ſehen.

Der collectiv vereinigte Menſch, wenn er nichts anders als das iſt, verſinkt in allen Verhältniſſen in die Tiefen des Civiliſationsverderbens — und in dieſes Verderben verſunken, ſucht er auf der ganzen Erde nichts anders, als was der Wilde im Walde auch ſucht. Er läßt es zwar durchaus nicht an ſich kommen, daß er nur dieſes ſucht. Er weiß es auch ſelbſt nicht, daß er es thut, und thut es wirklich auch gar nicht völlig ſo, wie das Thier und der Wilde das nehmliche thun. Es miſcht ſich eine unnatürliche Kunſt in ſein weder ganz menſchliches noch ganz thieriſches Thun, daß er eigentlich nicht weiß, weſſen Geiſtes Kind er iſt, und durchaus nicht zum klaren Bewußtſeyn weder des Menſchlichen noch des Unmenſchlichen, das in ſeinem Thun gemiſcht iſt, zu gelangen vermag. In dieſem Zuſtand thut er das, was er wirklich thieriſch thut, und was er nur als ein wirklich thieriſches Weſen wünſchen, ſuchen und thun kann, durchaus nicht mit der Unſchuld und Freyheit, mit der es der Wilde und das Thier auch thun. Das, was er im geſellſchaftlichen Zuſtand wirklich thieriſch thut, iſt gewöhnlich mit ſo viel äußerlich menſchlich ſcheinender Kunſt und bürgerlicher Gewandtheit verwoben, und gewinnt hinter dieſem trügeriſchen Schleyer ſo ſehr einen bürgerlichen Menſchlichkeitsſchein, daß ein ſolcher Menſch in ſich ſelber verirrt, das Wilde und Thieriſche in ſeinem Thun und Laſſen nicht mehr als ſolches zu erkennen vermag. Er vermiſcht in ſeiner diesfälligen Täuſchung den Werth und die Folgen ſeiner blos ſinnlichen Civiliſationsabrichtung mit dem Werth und den Folgen der wahren Menſchenbildung ſelber. Er kommt durch dieſe Vermiſchung auch dahin, die Wahrheit des innern Werths und des innern Unwerths ſeines bürgerlichen Seyns und Thuns gänzlich zu mißkennen und in dieſer Mißkennung in ſich ſelbſt ſo weit zu verhärten, daß die Aehnlichkeit des ſinnlich-thieriſchen Lebens im Wald mit derjenigen des ſinnlich-thieriſchen Lebens in bürgerlichen Berufen und Verhältniſſen ihm gänzlich aus den Augen verſchwindet, ſo daß es ihm im Zuſtand dieſer Täuſchung ganz unmöglich ſcheinen muß, daß ein unbeſcholtener Burger, ein in Amt und Auctorität ſtehender Mann, und ſogar eine Auctorität, eine Behörde ſelbſt in irgend einem Fall mit einem wilden Höhlenbewohner oder gar mit den Thieren des Feldes verglichen werden könne und dürfe.

Und je tiefer er in ſeiner ſocietätiſchen Verhärtung verſinkt, deſto größer wird auch ſeine dießfällige Selbſttäuſchung. Sie geht aber doch nur bis auf den Punkt, auf dem er ſich ſelbſt nicht mehr verleugnen kann und nicht mehr verleugnet, daß er wie ein Thier lebt. Auf dieſem Punkt wird er dann aus einem Menſchen, der ſich ſelbſt getäuſcht hat — ein Heuchler, der andere täuſcht. Und wie er ſich vorher quälte, um nicht vor ſich ſelbſt zu erſcheinen, wie er wirklich iſt, alſo quält er ſich jetzt — andere zu täuſchen, und vor ihnen anders zu erſcheinen, als er iſt. Das führt ihn weit — es führt ihn endlich dahin, daß er Unrecht auf Unrecht häuft, und ohne einiges Bedenken ein unendlich größeres Unrecht thut, damit ihm ein kleineres, deſſen er ſich ſchämt, nicht auskomme.

So weit kommt es doch mit dem Wilden nie. Er lebt freylich, wie der civiliſirte Wildling und der civiliſirte Schwächling, ein unwürdiges, thieriſches, aber doch ein ſinnlich glücklicheres, ein weniger geplagtes, ein beruhigtes, thieriſches Leben. Er bemüht ſich nicht, zu verbergen, was er iſt, er quält ſich nicht, zu ſcheinen, was er nicht iſt. Er weiß freylich nicht, daß er wie ein Thier lebt, aber er weiß auch nicht, daß das Thier anders als er lebt. Glücklich in ſeiner einfachen Schlechtheit, kennt er die Leiden der nicht einfachen, der geſellſchaftlichen Kunſt-Schlechtheit gar nicht. Er kann ſie nicht kennen. Er iſt kaum zum Bewußtſeyn der Kräfte gekommen, die ihn von allen Weſen, die nicht Menſchen ſind, unterſcheiden. Wenn er ſich alſo durch ſein Leben zu ihnen herabſetzt, ſo weiß er nicht einmal, daß er ſich *herabſetzt*. Nur der civiliſirte Menſch weiß, daß er ſich durch ſein Verderben — herabſetzt, wo er nicht herab gehört. Nur er, nur der in

der Civiliſation verdorbene Menſch weiß es und muß eitel
werden, weil er es weiß. Er wird es auch. Er iſt es,
ich möchte ſagen, er iſt eitel wo ihn die Haut anrührt.
Er trägt, was ihm Menſchliches innerlich mangelt,
Schönheit, Würde, Uebereinſtimmung, äußerlich zur
Schau. Er trägt es auf ſeinem Kleid, er führt es mit ſich
in ſeinem Wagen, er ahmt es in ſeinen Manieren nach,
und drückt es oft in ſeinen Umgebungen ſo lebendig und
äuſchend aus, als ob es in ihm ſelbſt läge — als ob es,
ls ob Schönheit, Uebereinſtimmung und Würde wie ein
eiliger Duft ſeines innern Weſens gleichſam aus ihm ſelbſt
usflöſſen. Er ſchleift ſich dafür ab, wie man den Stein
n Gebirge abſchleift, und meint, er veredle ſich, indem
ſich abſchleift. Ob er gleich für das Hohe, Heilige der
enſchlichkeit in ſich ſo todt iſt, wie der Wurm, der ſich
niedrigſten Koth nährt, er kann dennoch ſich ſelber phy-
h und geiſtig mächtig beleben. Er kann ſich über die Eitel-
der Schwächlinge erheben und mächtig werden in ſeinem
olz. Er kann dem Löwen gleich werden in ſeiner Stärke,
der Schlange in ihrer Gewandtheit; aber wenn ers auch
d, ſo ſind ihm, dem im Civiliſationsverderben verſunkenen
ann, Löwenkraft und Schlangenſchlüpfrigkeit nur Mittel
er thieriſchen Kraft zur Befriedigung ſeiner thieriſchen Ge-
e; ſie ſind ihm nur Mittel, das Unrecht durchzuſetzen
böſer Gewalt, und dem Recht zu entſchlüpfen mit
auer Gewandtheit; ſie ſind ihm nur Mittel, mit gieriger
ſt zu haſchen, wornach er nicht hätte haſchen ſollen, und
mit mächtigem Arm vom Leben zum Tod zu bringen;
er mit liebender Hand beym Leben erhalten ſollte.

Blick auf den ganzen Kreis der im Civiliſationsverderben verſunkenen Menſchen, blick auf diejenigen hin, die du unter ihnen für die Edelſten, für die Unſchuldigſten halten ſollteſt. Blick' auf die Mutter. — Nein, ich nenne das Zeitweib, von dem ich reden will, nicht Mutter. Blick' auf das Zeitweib, das alſo im Civiliſationsverderben verſunken iſt. Auch dieſes Zeitweib will Mutter ſeyn, und wie jedes Thier ſeinem Erzeugten zu geben ſucht, was ihm wohlthut, was ihm Freude macht und was es gelüſtet, ſeinen ganzen Thierſinn, ſeine ganze Thierkraft und ſeinen ganzen Thierfraß, alſo möchte auch ſie ihrem Kinde gerne alles geben, was ſie iſt, was ſie vermag und was ſie gelüſtet. Sie möchte ihm gerne alles geben und alles ſicher ſtellen, was jedes Thier ſeinem Erzeugten zu geben und ſicher zu ſtellen wünſcht, und meynt dann dabey noch, dieſe Wünſche, dieſe Gelüſte, die in ihrem Weſen thieriſche Wünſche, thieriſche Gelüſte ſind, und ebenſo die in ihr belebte Kraft, nach der Erzielung dieſer Wünſche, zu ſtreben, die hinwieder weſentlich nur eine thieriſche Kraft iſt, ſey eine menſchliche Kraft, und ihre dießfälligen Wünſche und Gelüſte gehen vom reinſten Sinn der wirklichen Menſchlichkeit aus. In dieſer Täuſchung gäben tauſend ſolche Weiber gerne einen Finger von der Hand, um ſicher zu ſeyn, ihre Kinder dahin zu bringen, menſchlich befriedigt zu leben bis an ihr Grab. Aber ſie wiſſen nicht, was recht, was menſchlich leben iſt. Sie können ihren Kindern nicht geben, was ſie nicht haben und nicht kennen. Sie fühlen es oft zwar zum Theil ſelber, und ſuchen dafür Hülfe bey der Welt — bey der Welt, die das, was ſie ſuchen, die das, was ihnen mangelt, in ſich ſelber erſtickt hat. Sie ſuchen für ihre Kinder Licht in der Tiefe der Gräber. Sie ſuchen Gottes himmliſche Flamme für daſſelbe im Abgrund der ſchlammigten Tiefe der Meere. Indem ſie für ihre Kinder todt ſind, wähnen ſie, daß ſie für dieſelben leben. Vergeblich. Sie leben nicht für ihre Kinder. Selber der Gedanke, daß ſie es thun, iſt in ihnen nur ein Gedanke ihres Traumes, in den ſie ſich freylich oft einen Augenblick einſchläfern, aber ſie erwachen immer ſchnell wieder für die Wahrheit ihres wirklichen Lebens in ſeiner ſinnlichen Selbſtſucht. Ihr Leben, ihr Mutterleben iſt für ihre Kinder ein wirklicher Tod. Sie wiſſen nicht, was Mutterſorge, ſie wiſſen nicht, was Mutterkraft, ſie wiſſen nicht, was Muttertreu iſt. Sie haben keine Sorge, keine Kraft, eine Treu für ihre Kinder. Ihre Sorge, ihre Kraft und hre Treu iſt für das Spiel der Welt angeſprochen, von em ſie um ihrer Kinder willen keinen Augenblik eine Karte as der Hand legen.

Denk' dir jetzt ebenſo einen Vater — ich will auch ihn cht Vater nennen — denk' dir einen Weltmann, der im vilisationsverderben verſunken iſt, oder vielmehr einge- uert daſteht. Du wirſt in ihm das nämliche Reſultat Civiliſationsverderbens, du wirſt ſeines Sohns halber nämliche Geiſtesverirrung, die nämliche Herzensverd- g in ihm finden, die du an unſerm Zeitweib gefunden. iſt ein Geſchäftsmann, und behandelt die Erziehung s Sohnes, wie jedes andere ſeiner Geſchäfte. Doch er es für wichtig. Er läßt es an Informationen dar- nicht fehlen. Er will gar nicht unvorſichtig darin zu

Werke geben. Er will auch keine Koſten dafür ſparen. Er ſetzt die nöthigen Gelder dafür mit dem beſten Willen aus. Er fragt der beſten Erziehungsmethode nach, aber er kennt die Waare nicht, der er nachfragt. Er fragt dem ausgezeichneteſten Hofmeiſter nach, aber er hat für die Wahl deſſelben nicht die gute Naſe, die er hat, wenn er ſeinen Handlungsfreunden Credit giebt und Credit abſchlägt. Er hat einen ſchlimmen Handel gemacht, die Methode geht nicht. Der Lehrer taugt nichts. Man ſieht's. Man will nachhelfen. Man macht Geſchenke. Man flattirt. Es hilft nicht. Es geht immer ſchlimmer. Man muß wechſeln. Man hört von einer noch neuern Methode. Man will jetzt auch dieſe probiren. Man hört von einem noch ausgezeichnetern Lehrer. Man läßt ihn kommen. Man zahlt ihn noch höher. Aber was das erſtemal fehlte, fehlt jetzt auch wieder. Man iſt vom Regen in die Traufe gefallen. Man probirt wieder alles, mit Geſchenken, mit Flattiren u. ſ. w. Es hilft nichts. Man ſieht's. Der Knabe fängt an, älter zu werden. Die Erziehung droht, ganz zu fehlen. Man gibt dem Lehrer Schuld. Der Lehrer, je nachdem er in Laune iſt, heute dem Haus, morgen ſeinem Vorfahren. Man brouillirt ſich. Es geht noch ſchlimmer. Der Lehrer war träge, jetzt iſt er unwillig. Der Vater war unzufrieden, jetzt iſt er erbittert. Das Uebel iſt auf das Höchſte geſtiegen. Das Geſchäft der Erziehung iſt dem Vater, wie ein Handlungsartikel, bey dem er viel Geld verloren, zum Eckel geworden, und dem Lehrer war es zum Eckel, ehe er die Stelle antrat. Er hat andere Gründe, warum er die Stelle annahm, und d

Vater, der als ein guter Kaufmann einen Handelsartikel, an dem er die Finger verbrennt, nicht leicht wieder in die Hand nimmt, ſondern ihn lieber wieder von ſich entfernt hält, wollte jetzt auch den Eckel, den ihm das Erziehungsgeſchäft ſo lange gemacht, nicht mehr gern nahe unter den Augen haben. Er kündigt dem Lehrer auf, ſendet den Sohn hundert Stunden von ſich in eine Penſion, und geht, dann Tags darauf am frühen Morgen zu dem alten Stadtſchulmeiſter, den er bisher für den armſeligſten Schultropfen anſah, und ſagt ihm: er habe ihm Unrecht gethan, daß er ihm ſeinen älteſten Sohn nicht in die Schule gegeben, er habe es beſſer machen wollen, aber es habe übel ausgeſchlagen, ſein Sohn ſey ſchlechter erzogen und ſchlechter gerathen, als die Schneider- und Schuhmacherbuben, die zu ihm in die Schule gehen. Er habe es nicht geglaubt, aber jetzt ſehe er es ein und ſey überzeugt, das Alte, *wenn es auch noch ſo ſchlecht* ſey, ſey doch immer das *Beſte*, oder wenigſtens beſſer als *alles* Neue. Und von nun an ſchickt er ſeine jüngern Kinder alle Morgen und alle Nachmittag fleißig in die Stadtſchule, neben den meiſtens wirklich beſſer erzogenen Schneider- und Schuhmacherkindern, die vorher ſchon in dieſe Schule gegangen. Er hat darin auch gar nicht übel gethan. Seine Kinder waren zwar die einzigen und erſten, die aus der kleinſtädtiſch höhern Bürgerklaſſe in die gemeine Bürgerſchule giengen; aber ſie waren auch wirklich die ſchlechteſten, die darein kamen, und das ziemlich natürlich; die Noth, die häuslichen Bedürfniſſe und Vater und Mutter thun an den Kindern der gemeipen, arbeitenden Bürger gar viel, das an den Kindern der reichen und anmaßlichen Bürger weder die Noth, noch die häuslichen Bedürfniſſe, noch Vater und Mutter auch thun.

So wie indeſſen mein Weltmann und mein Zeitweib alſo denken, handeln und fühlen die im Civiliſationsverderben verſunkenen Menſchen ſo viel als alle. Und was ſo viel als alle denken, fühlen und thun — das denkt fühlt und thut auch das Volk. — Und nun, was ſagt man denn damit, wenn man ſagt: „das Volk iſt ſchlecht.“

Wo das Civiliſationsverderben tief eingeriſſen iſt, und wo man es hat tief einreißen laſſen, wie kann es anders ſeyn. Ich ſage auch, „das Volk iſt ſchlecht.“

Jawohl iſt das Volk ſchlecht — ſehr ſchlecht. Wer kann das läugnen?! Aber iſt das Volk daran Schuld? Iſt das Volk an dem Civiliſationsverderben Schuld, durch das es nothwendig ſchlecht werden muß? — Das darf doch niemand ſagen, obgleich es wahrſcheinlich iſt, daß es einige derjenigen gern laut ſagten, welche ſo oft mit einem Schein von Bedauern ſich äußern: die Niederſten und Aermſten im Land ſeyen nach der Erfahrung ihres Lebens doch auch immer die Schlechteſten, und ſo wie ſie es einmal erfahren, gehe es in aufſteigender Linie immer beſſer, ſo daß doch am End die Reichſten und Angeſehenſten immer auch die Beſten und Edelſten im Land ſeyen. Aber der Augenſchein und die Erfahrung widerſpricht dieſem Gewäſch an allen Orten. Und ſie muß es. Man muß die Menſchennatur gar nicht kennen, wo man dieſe Anſicht unſers Gegenſtands auch nur möglich glaubt.

— Wo das Feuer am meiſten Brennſtoffe findet, da lodert es auch am höchſten auf, und wo das Waſſer den lockerſten Boden findet, da dringt es am tiefſten ein. Auch ſagt man: „der Teufel lehre immer am liebſten bey einem Manne ein, der in der Welt immer thun darf, was er nur will.“ Er mag wohl wiſſen, warum. Gewiß iſt, wer thun darf, was er nur immer will, bey dem wächst das, was der Teufel gern ſieht, wenn ihn kein Engel umlagert, auf, wie die Ceder auf dem Berg Libanon und die Palme am Bach Kidron. Und auch das iſt wahr, die Ceder auf Libanon und die Palme am Bach Kidron ſind unfühlend für die Thränen, die unter ihren Schatten geweint werden. — Darum vermag ich es nicht, alle Schlechtheit unter der Sonne dem Volk und den Armen im Volke auf die müde Schulter zu werfen, und auf den wunden Rücken zu bürden.

Es hat freilich im niedern Thal mehr Nebel, als in den Höhen der Berge, aber nicht die Nebel im Thal blitzen, donnern und hageln hinauf gegen die Höhen der Berge, nein, die Nebel der Höhen und Berge blitzen, donnern und hageln hinunter in die Tiefen der Thäler. Die Schlechtheit, die von oben herab ins Volk wirkt, hat ohne alle Vergleichung eine größere Kraft und größere Mittel, als die Schlechtheit, die von unten herauf, freylich oft auch auf die höhern Stände einwirkt, aber dabey, indem ſie das thut, in gewiſſen weſentlichen Rückſichten doch immer gleichſam wider den Strom hinaufſchwimmen muß. Das muß die Schlechtheit, die von oben herab ins Volk wirkt, gar nicht. Sie iſt wie ein Strom, der aus unergründlichen, hochliegenden Seen hinab ins Thal fällt, aber dann unten im Thal in ſeinem Lauf auch kein Hinderniß mehr findet, bis er ſich in den tiefen Abgründen der Meere verliert. —

Das ändert aber nicht, daß auch die Schlechtheit, die von unten herauf wirkt, oft tief hineingreife. Wo Alles ſchlecht iſt, da iſt auch alles in Gefahr, von der Schlechtheit Aller angeſteckt zu werden, und jeder, der in dieſem Fall mit dem Volk zu thun hat, iſt dann in dieſer Lage. Wer Pech in die Hand nimmt, dem klebt es an den Fingern. Wer täglich damit umgeht, der wird am Ende ganz davon voll. Und ſo iſt unwiderſprechlich, das im Civiliſationsverderben verſunkene Volk ſteckt in der Folge von unten herauf wieder an, wie es von oben herab angeſteckt war. Aber das Verderben der Civiliſation, komme es von oben herab, oder ſteige es von unten herauf, iſt in ſeinem Weſen immer das nämliche, und der Staat nimmt beym eingeriſſenen Civiliſationsverderben von ſeinen Behörden aus eben die Richtung, die der Privatmenſch, der dieſem Verderben unterlegen iſt, in dieſem Fall von ſeiner Wohnſtube aus auch nimmt. Männer, die dem thieriſchen Sinnlichkeitszweck ihrer Behördenſtellung unterlegen ſind, wie unſer Geſchäftsmann ſeinen Handlungsartikeln und unſer Zeitweib ſeiner Tageseitelkeit, leben in allen Verhältniſſen über das Weſentlichſte, das ſie für das Volk thun ſollten und könnten, in einer vollendeten Täuſchung, und ihre Anſichten über das Volkswohl umwandeln ſich in der Geiſtes- und Herzensſchwäche ihrer Täuſchung am

Ende immer in ganz beſtimmte, nur mehr und minder verblümte und verkleidete Ausſprüche der perſönlichen Beſtrebung ihrer individuellen Selbſtſucht, denen ſie dann in dieſer Täuſchung mit aller Gierigkeit, Gewaltthätigkeit und Hinterliſt ihrer ſinnlichen Natur entgegenſtreben und ſich darinn noch größtentheils ganz in ihrem Recht befindlich anſehn; denn es iſt gar nicht, daß dieſe Menſchen im allgemeinen, wie ſehr ſie auch immer gegen das Volk und gegen ſein Recht handeln und ſeinem wahren Heil Hinderniſſe in den Weg legen, es geradehin und mit Bewußtſeyn mit dem Volk eigentlich bös meynen. Im Gegentheil, viele von ihnen träumen ſich oft ebenſo Augenblicksträume über das Volkswohl, wie unſer Zeitweib und unſer Geſchäftsmann Träume über das Wohl ihrer Kinder. Einige von ihnen machen ſich ſogar mitten im lebhafteſten Treiben alles ihres ſelbſtſüchtigen Thuns ſchlafloſe Nächte für das Wohl des Volks. Aber es iſt ein eigenes Ding um ſchlafloſe Nächte und noch mehr um die Dinge, die man in ſolchen Nächten halbſchlafend träumt. Mein Großvater machte nicht viel Rühmens aus ſolchen Nächten, und ſagte oft: jeder thue recht wohl, wenn er ſich ſchlafloſe Nächte erſpare und jeden Tag dafür ſorge, daß er die Nacht darauf wohl ſchlafen könne. Gewiß iſt wenigſtens, daß ſolche durch ihr Civiliſationsverderben in tiefe Verhärtung über alle wahren Anſichten von Volkswohl verſunkene Menſchen mit ihrem Nachtwachen für das Wohl des Volks ſicher nicht viel Gutes ſchaffen, und auch ſich durch daſſelbe von ihren Civiliſationsverirrungen ſo wenig los machen können, als ſie die Folgen dieſer Verirrungen auch immer leicht ausſchlafen.

Die Fehler der im Civiliſationsverderben verſunkenen Behördenmenſchen ſind indeſſen in ihrem Weſen genau dieſelben, denen unſer Zeitweib und unſer Geſchäftsmann unterliegen. Die nämliche Täuſchung, die nämliche Gierigkeit, die nämliche falſche Scham, die an dem einen Orte ſtatt findet, findet auch an dem andern ſtatt. Es fehlt bey den im Civiliſationsverderben verſunkenen Behörden eben wie bey den in demſelben verſunkenen Wohnſtuben an *Grundanſichten* und *Grundkräften* für das, was ſie ſollten und möchten.

Man träumt ſich in den Behörden wie in den Wohnſtuben Träume über das, *was man nicht kennt*, und macht ſich davon oft ſelber ſchlafloſe Nächte im Nachforſchen nach Mitteln über das, was man, wenn man es *kennte*, nicht einmal *wollte*.

Wie in den Wohnſtuben, die als Wohnſtuben keine *reinen* Grundanſichten und keine reinen Grundkräfte haben, baut man auch in Behörden, die keine ſolche Anſichten und keine ſolche Kräfte haben — Schlöſſer in die Luft. Ein Wind weht — und die Luftſchlöſſer ſind dahin. Man träumt ſich wieder neue. Man baut wieder neue — der Wind weht wieder und das gleiche Unglück begegnet wieder, aber die Erfahrung macht Thoren nicht *klüger*. Man denkt jetzt, die Schlöſſer ſeyen zu ſchwer und zu groß geweſen für — in die Wolken. Man baut jetzt welche, die nur halb ſo groß ſind, als die erſten hätten

n ſollen — wieder in die Wolken, aber der Wind weht
eder und es begegnet wieder was vorhin.

Endlich wird man des Spiels für das Volkswohl,
s man träumend betrieben, ſo müde als mein Zeitweib
d mein Geſchäftsmann der Erziehung. In dieſer Maß-
digkeit, die ihrer Natur nach jetzt immer größer wird,
tt dann, nach einem Zwiſchenſpiel einer das Innerſte
r menſchlichen Seele verdrehenden und verkrümmenden
elbſttäuſchung, ein mit Bewußtſeyn verbundener, ver-
rteter Gemüthszuſtand ein, in dem man ſich geſteht, was
an ſich vorher nicht geſtund, die Regierung ſey nicht
n des Volks willen, ſie ſey um ihrer ſelbſt willen
, und habe wie jede andere, geſellſchaftliche collectiv er-
heinende und von den andern getrennte Volksvereinigung
r ſich ſelber zu ſorgen, und von dieſer Seite ſeye eine
rt von Selbſtſucht ihr Recht und ſelber ihre Pflicht,
ber freylich doch keine böſe Art.

Ich möchte den Zuſtand dieſer Umwandlung, den Zu-
and der völlig vollendeten Verhärtung, die Staats-
ännerſchlechtheit heißen. Ihre Folgen ſind wie die
ſychologie ihrer Entſtehung ganz heiter; ſie umwandeln
en Vaterſinn der Regierung in häusliche Wirthſchafts-
rundſätze des Eigenthums. Sie ſelber, dieſe Umwand-
ng, erſcheint als Thatſache in keinem Fall, ohne daß
n auffallender Kaltſinn gegen das Volk ihr lange, lange
orhergehe. Aus dieſem Kaltſinn gegen das Volk, von
em die äußerſten Uebel der Regierungsverhärtung aus-
ehen, entſpringt bey der erſten Veranlaſſung — Unwil-
en gegen das Volk. Der Unwille gegen das Volk er-

zeugt Verachtung deſſelben, die Verachtung des Volks Sorgloſigkeit für daſſelbe, die Sorgloſigkeit Ungerechtigkeit, die Ungerechtigkeit Niederträchtigkeit.

Diß macht denn das äuſſerſte Denkbare möglich, dann es iſt ein arges Ding um das menſchliche Herz. Wer da ſtehet, der ſehe zu, daß er nicht falle. Wenn einmal die Staatsbehörden das Wort ausſprechen: „es iſt mit dem Volk nichts zu machen,“ ſo iſt Volkshalber eben der Fall da, der bey einem Sohne da iſt, über den ſein Vater das nämliche Wort ausgeſprochen. Wundre dich nicht, wenn er ihn enterbt, wundre dich nicht, wenn er ihm Unrecht thut, wundre dich nicht, wenn er ihm noch ſo ſehr Unrecht thut. Er hat das Wort ausgeſprochen: „es iſt nichts mit ihm zu machen.“ — Wo der zarte Faden des Vaterherzens zerriſſen iſt, da iſt für den Sohn, da iſt für das Volk alles verloren. Ach unſre Zeiten, auch diejenigen meines Vaterlands, ſind von dieſer Seite vorzüglich bös.

Eine allmälig eingeſchlichene und nach und nach ſich verhärtende Verödung des Schweizeriſchen Vaterherzens gegen das Volk hat hie und da in unſrer Mitte den unglücklichen Wahn „es iſt mit dem Volk nichts zu machen“ an das Sprüchwort „wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen“ gekettet. Wir können uns aber nicht verhehlen, die Zuſammenſtellung dieſer zwo Anſichten kann auch einen guten Menſchen dahin führen, daß er, von dunkeln Gefühlen geleitet, alle innere Thätigkeit für das Volkswohl in ſich ſelber verliert und in Rückſicht auf die Angelegenheiten des Volks durchaus nicht mehr

handelt, wie er handeln würde, wenn dieſe zwey Ge-
ichtspunkte in unſrer Vorſtellung nicht alſo zuſammen-
iengen. Wir können uns nicht verhehlen, bey der Nicht-
achtung des Volks, die aus der Zuſammenſtellung dieſer
zwo Anſichten nothwendig entſpringt, verſchwindet beym
Menſchen auch das Gefühl des Unrechts, deſſen er ſich
urch die verlorne Achtung für das Volk ſchuldig gemacht
hat. Von dem Gedanken „es iſt mit dem Volk nichts
rechtes zu machen und es iſt bey allem, was man dafür
thut, Hopfen und Malz verloren" iſt es ein ganz klei-
ner Schritt zu demjenigen, „es ſey an allem, was man
ür das Volk thue oder nicht thue, eben nicht viel gele-
gen;" und bey dieſem Gedanken verſchwindet denn auch
as Gefühl, daß etwas, das man wider das Volk thut,
nicht recht, und hinwieder, daß irgend etwas, das man
ür daſſelbe thun ſollte und nicht thut, eine ernſte und
edeutende Pflicht und Schuldigkeit wäre. Bey dieſer
Anſicht kommt denn der Menſch natürlich dahin, daß ihm
ein diesfälliges Thun und Nichtthun allgemein zu einem
gedankenloſen Routinethun und Nichtthun wird und er
vom Morgen bis am Abend weder an ſein Recht noch an
ein Unrecht denkt, und wenn in einem außerordentlichen
Falle etwa ſein Unrechtthun ſeinem Geiſt heiter werden
oder gar ſein Herz rühren wollte, ſo iſt das elendeſte Ge-
chwatzwerk ihm genugſam, jeden Zweifel über ſein Thun
n ihm aufzulöſen. Wahrlich, das iſt in Rückſicht auf
ie Täuſchungen, zu denen verlorne Volksachtung ſonſt
uch recht gute Menſchen hinführt, der Welt Lauf, und

wir dürfen uns nicht verhehlen, unſer Vaterland iſt nichts weniger als frey von Selbſttäuſchungen dieſer Art. —

Cenſurlücke.

Das iſt ſo weit wahr, daß gegenwärtig viele, auch unſrer edlern Söhne, unfähig, das große Weltübel der Revolutionsverirrungen in ſeinen Urſachen im noch fortdauernden Civiliſationsverderben unſrer Zeit zu begreifen und alſo in ſeiner wahren Bedeutung für das Menſchengeſchlecht zu erkennen, die innere Wärme unſrer Väter für das Volk verloren, und wahrlich, hie und da ungerathene Kinder ſahen, wo wahrlich nur unberathene um den Weg waren.

Vaterland! Laß mich dir etwas ſagen. Ich kannte eine Mutter, die ihr Kind in der Wiege ein ungerathenes Kind hieß, weil es geſund ſchien und doch viel ſchrie, und hingegen ein anderes, das krank war und nicht laut ſchreyen konnte, ſehr lobte, bis es wirklich, faſt ohne einen Laut zu geben, folglich ohne ihr mit ſeinem Schreyen im Geringſten Verdruß gemacht zu haben, verſchied. Vaterland! ich möchte nicht gerne in einem Land wohnen, wo Vater- und Mutterohren das Schreyen ihrer Kinder, auch ihrer geſunden Kinder, nicht leiden mögen. Vaterland! Auch in dem Land möchte ich nicht gerne wohnen, wo Väter und Mütter ihre Kinder darob loben würden, wenn ſie in ihren Schmerzen keinen Schrey laſſen und ſich bis in den Tod nur geduldig bezeigen würden.

Vaterland! Ich ſetze das Wort, das in unſrer Mitte nicht von Fürſten, denn wir haben keine, ſondern von Bürgern gegen ihre Mitbürger ausgeſprochen worden: „unſre Unterthanen ſind ungerathene Kinder geworden“ mit der wichtigen Wahrheit, daß auch wir das große Weltübel der Revolutionsverirrungen nicht in ſeinen Urſachen und in ſeiner wahren Bedeutung für das Menſchengeſchlecht erkannt haben, zuſammen.

Und was ich allein ſage, iſt dieſes: das Vaterland iſt mit dieſem Wort, wenn es unwahr und mit Unrecht ausgeſprochen wird, verloren. — Ich ſchweige feyerlich und ſtill. Meine Thränen fallen über meine Wangen. Vaterland! Väter des Vaterlands!! —

Cenſurlücke.

Vaterland! Väter des Vaterlands! Es war nicht immer alſo. Ich habe beſſere Tage, ich habe Tage erlebt, in denen im väterlichen Munde einer lieben, bürgerlichen Oberkeit das Wort Unterthanen und noch weniger das Wort ungerathene Unterthanen durchaus noch nicht gebraucht wurde, wenn auch nur von ihren Angehörigen, will geſchweigen von ihren Mitbürgern die Rede war. Ich zähle meine Tage nicht einmal unter die guten Tage meines Vaterlands, aber ich habe doch Tage erlebt, in denen warme, lebendige Träume über das Volksglück die Träume aller beſſern und edlern Söhne des Vaterlandes waren — Sie ſcheiterten zwar die meiſten dieſer Träume und mußten ſcheitern, denn wir lebten ſchon lange nicht mehr wie unſre Väter, dieſe thaten das Gute und träumten es nicht. Doch auch die Tage der Träume deiner Volksliebe waren noch ſchön, ob ſie wohl ſcheiterten — Vaterland! Ich gedenke ihrer noch heute gern, und auch deiner gedenke ich noch gern, Freund meiner Jugend, Verächter meiner kraftvollſten Tage und Hohnſprecher meines heutigen Strebens, das in der Schwäche meines Greiſenalters noch immer das nämliche iſt, das dir vor funfzig Jahren an meiner Seite Thränen der Theilnahme entlockte.

Der Mann, an den ich heute noch mit Liebe denke, träumte ſich als Jüngling himmliſche Träume von dem Regentenleben, zu dem er berufen war. Er glaubte, wenn er nur einmal Landvogt wäre, ſo habe er ſchon die herrlichſte Laufbahn. Er war ſich des Ernſts ſeiner Studien über das Volkswohl bewußt. Und es iſt wahr, er hat wohl über das Volk aber nicht mit dem Volke denken gelernt. Jetzt war er Landvogt. Er glaubte ſein Ziel erreicht zu haben. Er ging kindlichfroh auf ſeinen Poſten. Aber er war kaum auf demſelben, ſo fand er ſich (es war keine ſechs Stunden von ſeiner Heimath) unter den Leuten, die er jetzt regieren ſollte, fremder, als wenn er hundert und hundert Stunden weit von ihnen ferne gelebt hätte, und benahm ſich für ſeine Zwecke ſo

bel, als er nur immer konnte. Wenn ein gieriger Krä-
mer ins Dorf kommt, er legt ſeine Waaren nicht unge-
uldiger zur Schau aus als der Herr Landvogt ſeine Pro-
kte. Und ſo wie bey einem neuen Kramladen im Dorf
der erſten Woche alles zuläuft, die Waaren angafft,
cht kauft, ſich wieder wegſchleicht und die andre Woche
nicht einmal mehr angafft — ſo ging's dem Herrn
ndvogt bey den Auskramen ſeiner Volksträume.

Man hörte ihn im Anfang an, wie einen Mann, der
e neue Lehre oder eine neue Mähre ins Land bringt.
läßt ſich über ſo etwas wohl einige Augenblicke mit
ander reden, aber ins Leben greift es nicht leicht ein.
r die Ehrlichen probiren ſo etwas, und dieſe ſind ſel-
die Gewandten und Klugen im Land, aber auch die
lichen haben ſelten gerne viel Mühe mit etwas Neuem.
ber der gute Pfarrer fand, der Herr Landvogt mache
mit ſeiner Neuerung das Pfarramt beſchwerlich, und
he ſich in Sachen der Seelſorge, die ihn nichts angehe.
Untervogt und der Amtsweibel aber äußerten ſich:
obrigkeitlichen Offizialen ſeyen nicht für das da,
der Landvogt wolle. Dafür entſetzte er beyde. Aber
ſo an ihre Stelle kamen, konnten das nicht, was
andern nicht wollten, und die andern halfen dem
tkönnen der Neuen mit lieblicher Luſt. Es ging
lang, ſo war in der Landvogtey nur eine Stimme:
Herr Landvogt verſtehe nicht zu regieren, er könne
ruhig ſeyn und auch niemanden, der ruhig ſey, ſeine
laſſen. So hatte er bald allen Kredit bey ſeinem

Volk verloren. Aber das Volk hatte ihn auch bey ihm verloren. Wer indeſſen dem Schein nach am längſten bey ihm aushielt und immer dergleichen that, es ſollte doch möglich ſeyn, die menſchenfreundlichen Projecte des Herrn Landvogts durchzuſetzen und man müſſe alles dafür thun, was man immer könne, war ein Mann, von dem die Bauern in allen Dörfern, in denen er etwas zu thun und zu ſchreiben hatte, ſagten: es ſey in der ganzen Herrſchaft keine Frau, die ihren Mann ſo unter ihrem Daumen habe, wie er ſeine Herren Landvögte. Das war der Herr Landſchreiber. Dieſer Mann, der, wenn das, was der Landvogt wollte, gerathen wäre, alle ſeine Emolumente, die er auf krummen Wegen erſchlichen, verloren hätte, billigte alles, was der Landvogt wollte. Aber er war ſchlau und gewandt, und mein ehemaliger Freund war ſchon der fünfte Landvogt, der in dem, was ihm durch die Finger lief, viel, recht viel, das ihm, dem Landvogt, gehörte, an dem ſeinen kleben machte. Dieſer gewizte Practicant in den eigentlich republikaniſchen Formen des rechtloſen Regierens ſah den jungen, unerfahrnen, gutmüthigen Träumer in der erſten Stunde durch und durch. Er verſprach auch, dem Landvogt durchaus zu allem zu helfen, was er ihm nur an den Augen anſah, daß er wünſchen möchte; aber er ließ es ſchon im Anfang nicht daran fehlen, ihm in allem, was er wünſchte, Schwierigkeiten und Hinderniſſe in den Weg zu legen. Doch ſchienen dieſe Schwierigkeiten in keinem Fall nie von ihm herzukommen; ſie ſchienen faſt immer wie aus den Wolken herabgefallen. Aber ſie waren ſo groß und ſo vielſeitig, daß ſie dem Landvogt bald den Kopf verdrehten, und der Landſchreiber ließ es nie daran fehlen, ſie ihm in einem Licht in die Augen fallen zu machen, wogegen er keinen Gegenſchein in ſich ſelbſt fand. Und es gieng auch nicht lang, ſo ſah ſich der Landvogt faſt in jedem Stück, das er wollte, in ſeinen Dörfern daſtehn, wie ein Mann, der über einen Fluß will und harrt, und heute harrt und morgen harrt, und ſich rufend den Hals ausſchreyt, aber kein Fahrzeug und keinen Fährmann findet, der ihn hinüberführt. Wie ein ſolcher Mann am Ufer allmälig des Rufens müde und mißmuthig wird und doch wartet und doch ruft, aber mit abnehmender Stimme, alſo ward unſer Landvogt allmälig auch maßleidig und müde, aber trieb dennoch immer, zwar jetzo mit etwas leiſerer Stimme, an ſeinen Projekten. Jetzt, da er alſo in Mißmuth und Maßleidigkeit verſunken, warf ihm endlich der Landſchreiber den böſen Gedanken ins Herz: „das Volk iſt zu ſchlecht,“ und ſetzte denn gleich noch hinzu: „ich habe im Anfang ſchon geahnet, es möchte nicht alles gehen, was Sie wünſchten, aber Ihre Gedanken ſchienen mir ſo ſchön und Ihre Entzwecke giengen mir ſo ſehr zu Herzen, daß ich Tag und Nacht darauf dachte, wie es auch anzugreifen ſey, daß Sie zu Ihrem Ziel kommen; aber es iſt umſonſt, ich kann mich nicht mehr täuſchen; wir müſſen die Sachen aufgeben, wir können ſie nicht durchſetzen.“ — „Ich ſehe es leider Gott erbarm' auch ein,“ erwiederte der Landvogt betrübt, und glaubte, der Landſchreiber ſey darüber ſo betrübt als er ſelber. Dieſer aber hatte ihn jetzt, wo er ihn haben wollte. Er hatte ihn da, daß er, wie die vorigen Landvögte alle, anſtatt die Vorfälle, die ihm aufſtießen, mit ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt zu überdenken, ſie jetzt, und das alle Tage mehr, mit dem Landſchreiber berathete.

Der Geiſt dieſer Kanzleyberathungen tödtete allmälig alles das im Landvogt, woraus die Träume ſeiner Volksliebe hervergingen und füllten die öden Stellen ſeines zernichteten menſchlichen Volksſinns mit officiellen Anſichten und Rückſichten ſeiner Stelle und ſeiner Behörde aus, und damit ſank er in allen Schlendrian ſeiner Vorfahren hinab; und hin war nun Alles, was er fürs Volksheil wie ein neuer Krämer mit ſich auf die Landvogtey brachte.

Als er von der Landvogtey wieder zurückkam, fragten ihn einige ſeiner alten Freunde: was er jetzt darauf ausgerichtet? Aber ſie fanden nicht mehr den alten, unbefangenen Jüngling, der er vorher war. Er wich es aus, ſich mit ihnen darüber einzulaſſen, und ſagte nur kurz: „vielleicht ließe ſich das eine und das andre, was er geglaubt, wirklich ausführen, aber es haben bey der Regierung nothwendig Rückſichten ſtatt, die jungen Leuten immer nur durch die Erfahrung recht klar werden. Uebrigens ſeyen ſechs Jahre zu ſo etwas keine Zeit, und das abzuändern, wäre aus andern Gründen auch nicht rathſam.“ Er iſt jetzt Rathsherr geworden, und mir aus den Augen gekommen. Das Einzige, was ich ſeither von ihm gehört, iſt dieſes: er habe einigen ſeiner Freunde, die ſich zu etwas ſeiner Vaterſtadt ſehr Nützlichem und Nothwendigem vereinigen und auch ihn dafür intereſſiren wollten, wörtlich folgende Antwort gegeben: „das iſt alles recht und gut, machet es nur, wir haben nichts dagegen, wir wollen euch nicht daran hindern; aber denket nur nicht, daß die Regierung ſich in wenigem oder in vielem damit befaſſen werde; ſie hat gar viel anders zu thun."

Ja wohl. Er hat durchaus recht. Das an das Civiliſationsverderben angekettete Regierungsperſonale, eben wie jedes Individuum, das den Gedanken, es ſey mit dem Volk und für das Volk nicht viel zu machen, in ſich ſelbſt habituell werden laſſen, hat natürlich immer viel anders zu thun, wenn es für das Volk, für die Menſchheit im reinen Sinn des Worts etwas thun ſollte. Ein Menſch, der das, beſonders in der Stellung einer obrigkeitlichen Perſon, böſe, herzverhärtende Wort: „es iſt mit dem Volk nichts zu machen," einmal mit blindem Glauben ausſpricht, iſt nur noch einen kleinen Schritt von den Gefühlen entfernt, die Kain ausſprechen machten: „Soll ich meines Bruders Hüter ſeyn." Ein ſolcher Menſch kommt unter gegebenen Umſtänden weit leichter dahin, zu gelüſten, den Bruder, der ihm im Wege ſteht, aus dem Wege zu räumen, als ihn in der Stellung, in der er iſt, zu hüten, und der ſoweit verſunkene Menſch begnügt ſich denn auch oft gar nicht damit, ſeinen Bruder nicht hüten zu wollen. Es iſt ihm nicht genug, die heilige Sache der Menſchheit nicht aufzubauen, er reißt ſie nieder. Er macht nicht nur nicht lebendig, er tödtet im Volk, was er in ihm lebendig machen ſollte. Und noch mehr, noch weit mehr: viele ſolche, m Civiliſationsverderben verſunkene Menſchen nehmen oft ſelber noch, wie wenn es nichts wäre, mit Pflicht, Amt und Eid auf ſich, das im Volk zu hüten, zu beleben und durch ihre Pflege zu ſtärken und wachſen zu machen, was ſie in jeder Stunde ihres Lebens, ich möchte ſagen, mit jedem Hauch, den ſie athmen, vergiften, und dem Tod und der Verweſung preis geben. So weit iſt es mit der zarten, heiligen Sorgfalt fürs Volk, die aller menſchlichen Kultur zum Grund liegen ſoll, wahrlich an vielen, ſehr vielen Orten in unſerm Welttheil durch unſer Civiliſationsverderben gekommen. Wir erkennen es aber nicht an uns ſelber, im Gegentheil, jeder von uns, dem man auch nur von ferne darauf deuten würde, er gehöre auch zu dieſen Verſunkenen, würde wie ein edler, ſich keiner Schuld bewußter Ritter jedem darüber die Handſchuhe darwerfen. Auch wäre er ſicher, es würde ihn nicht leicht einer aufheben. Unſre Zeit hat der Schlechtheit in unſrer Mitte eine Feſtigkeit und einen Charakter gegeben, der unſrer ſchwachen Gutmüthigkeit imponirt, und unſre Zeit leidet lieber Unrecht, als daß ſie ſich mit dem Uebermuth ſchlägt, und thut daran wohl. Die Klugheit gebeut ſelber dem ſchwachen Kulturpunkt, auf dem wir ſtehen, ſich mit dem kraftvollen Civiliſationsverderben in keine Fehde einzulaſſen.

Wir gefahren alſo von dieſer Seite keinen Revolutionskrieg zwiſchen der Kultur und der Civiliſation, und können ihn bey dem wirklichen Zuſtand der Dinge auch nicht wünſchen. Indeſſen iſt es dem Menſchen, der nicht vorwärts zu kommen vermag, immer doch gut, wenn er deutlich einſieht, wie weit er zurück iſt, und dazu möchte ich, ſoviel ich kann, helfen. Und hie und da ein Tableau der grellſten Verirrung unſers Civiliſationsverderbens ſtiftet gewiß gutes, wenn man ſchon dabey gefahret, daß etwa ein Affe einen Stein gegen den Spiegel werfen möchte, der ihm ſein Bild allzu klar und allzu eckel vor Augen ſtellt.

Ich habe ſo eben ein redendes Aktenſtück einer äußerſt grellen Erſcheinung des tiefſten Civiliſationsverderbens vor mir. Es iſt nämlich die Aeußerung eines Mannes, der ſeinen Vetter enterben wollte, weil er, der Vetter, keinen Unterſchied zwiſchen einem armen Schelmen und einem Schelmen an den Armen zu machen vermochte. Der Brief, den er als Vorſchlag zu ſeinem Teſtament auf dem Todbett an einen Advokaten ſchreiben ließ und wörtlich diktirte, lautet alſo:

„Der Burſch (der Vetter) hat doch gewußt, daß viel von meinem Vermögen auf ihn fallen kann, wenn ich will, aber der Patriotenteufel hat ihn ergriffen, daß er die alten Vortheile, die mit meiner Armenpflege ſeit undenklichen Zeiten verbunden waren, als dem Staat und den Armen geſtohlen anſah und mit ſeinen unvorſichtigen und ehrenrührigen Reden eine obrigkeitliche Unterſuchungscommiſſion meines Amtes veranlaßt, die mich, wenn meine vielgeliebten Miträthe nicht beſſer gewußt hätten, was in der Welt gehen und nicht gehen mag, und was darin Brauch und Recht iſt, um Ehr und Amt hätte bringen können, welches aber der allgerechte Gott und eine gnädige liebe Obrigkeit (ich werde es ihr auch im Grabe noch danken) in Gnaden verhütet. Davon aber iſt der unwürdige Vetter, den ich jetzt enterbe, nicht Schuld. Im Gegentheil, wenn es von ihm abgehangen hätte, wer weiß, wie es mit meinem Proceß abgelaufen, und welche Schand und Spott über mich gekommen wäre. Er mag jetzt auch ſehen, wie es einem geht, wenn man ſeinen Nächſten und Nebenmenſchen und ſogar ſeinen nächſten Verwandten ſo unchriſtlich behandelt und ſo lieblos und niederträchtig in Angſt, Noth und Gefahr bringt. Denn wenn ich auch geſtohlen hätte, welches aber, wie das obrigkeitliche Urtheil klar ausweiſt, nicht wahr iſt, ſo hätte ich es nicht für mich (denn ich hatte es nicht nöthig), ſondern für meine Erben, davon es einige gewiß nöthig haben, und für ihn, den Vetter, ſelber gethan. Er hat alſo das, was ich jetzt thue, und mehr als das, ganz gewiß auch an mir verſchuldet. Er kann es nicht leugnen, er iſt daran Schuld, daß meine Feinde mir eine Grube haben graben können, in der ich Hals und Bein gebrochen hätte, wenn ich nicht noch zu rechter Zeit Mittel gefunden hätte, Heu und Stroh darein zu werfen, ſoviel als nothwendig. Es war zwar theuer, und koſtete mich viel,. aber es that noth, und was thut man nicht, wenn es noth thut, und wenn es um Ehre und guten Namen zu thun iſt. Es freut mich meiner Lebtag; ich habe gezeigt, was ein braver und entſchloſſener Mann in einem ſolchen Augenblicke zu thun im Stande iſt. Die Patrioten ſind einfältige Leute, ſie meinen, es gehe in der Welt und ſelber auf dem Rathhaus alles für ſich und hinter ſich ſo gerade als auf dem Seilergraben. Das iſt aber bey weitem nicht alſo. Ich habe mich auch keinen Augenblick gefürchtet. Es iſt ein Einziger von der Kommiſſion geweſen, der den Kopf darob ſchüttelte und etwas Lärmen darob machen wollte, da er ſah, daß man ſie Heu und Stroh an den Ort hintrug, wo Gefahr war. Doch es war nichts daran gelegen, weil er allein war, und ich will's ihm auch gerne verziehen haben. Ich bin doch jetzt auf dem Todbette, und möchte auch meines Vetters halber nicht unverſöhnt in die Grube fahren, wo es nicht mehr möglich iſt und nichts mehr hilft, Heu und Stroh darein zu werfen, wenn man einmal darein hinab muß. Ich habe desnahen in ernſter Betrachtung der Umſtände, in denen ich mich befinde, ſo ſchwer es mich auch ankommt, dennoch meinem Vetter verzeihen wollen, und zur Änderung meiner projektirten teſtamentlichen Verordnung meinem lieben Bruder, als meinem Haupterben, Vollmacht und Auftrag gegeben, nach zehn Jahren den unſchuldigen Kindern des Vetters, und wenn er ſich beſſert, und für ſeine lieben Armen keine Patriotenſtreiche mehr macht, ihm ſelber das ſo lange zurückzuhaltende Erbe dann zumal mit Zins und Kapitalien auszahlen zu laſſen."

Wer möchte nicht lieber ſterben, als erleben, daß es mit ihm ſoweit kommen würde! — Freylich kommt es mit wenig bürgerlichen Schwächlingen ſoweit, aber es ſteht ebenſo gewiß mit tauſend und tauſenden nicht gut, wo es mit einem einzigen ſo weit kommen kann. Auch irrt mich eine ſolche Ausnahme in der bürgerlichen Schlechtheit nicht, es iſt nur die Gemeinſchlechtheit, aus der eine ſolche Ausnahme allein hervorgehen kann, was mich irrt.

Es iſt auch gar nicht die höchſte Steigerung der

Schlechtheit, die, indem ſie ſich ſelbſt zu übertreffen ſcheint, gleichſam eine Ausnahme von ſich ſelbſt macht, nein, es iſt die Gemeinſchlechtheit, es iſt die Allgemeinheit der Herzensverödung und der Geiſtesverirrung unſrer Zeitſchwäche und unſrer Zeitſelbſtſucht, der wir die ſittliche, geiſtige und bürgerliche Zeitfinſterniß, in der wir leben, zuſchreiben müſſen. Unſer Unglück iſt, wir glauben nicht, daß wir in der Finſterniß leben; wir wähnen, daß wir im Licht wandeln. Die Finſterniß erkennt ſich nicht leicht in ſich ſelber, noch weniger in den verſchiedenen Abſtufungen, in denen ſie, vom Licht der Wahrheit und des Rechts abweichend, uns für das Heiligthum dieſer Gegenſtände blind macht. So wie es eine andere Klarheit der Sonne und eine andere des Mondes, eine andere der Sterne, wieder eine andere des Scheinholzes und der Scheinwürmer gibt, eben ſo gibt es eine andere Finſterniß der Nacht, eine andere des Nebels, eine andere der Gräber unter der Erde; hinwieder iſt die Finſterniß im Auge des Löwen eine andere Finſterniß als diejenige im Auge einer armen Maus. Auch iſt das Dunkelroth vom Dunkelblau und das Dunkelblau vom Dunkelgrün verſchieden, doch endet alles Dunkel im Kohlſchwarzen, aber kohlſchwarz iſt Gott Lob auch keine Menſchenſeele, ſo wenig als irgend eine vollends lichthell, ohne Schatten und Finſterniß in ſich ſelbſt, lebt. Auch im höchſten Verderben unſrer Natur löſcht ſich das Licht Gottes, das Ewige in der menſchlichen Seele nicht aus. Aber dennoch iſt die Finſterniß in jedem Grad ihres Dunkels Finſterniß, ſo wie das Licht in jedem Grad ſeiner Klarheit Licht iſt, und wer in der

Finſterniß wandelt, der wandelt in der Finſterniß, und wer im Licht wandelt, der wandelt im Licht.

Es war auch immer Licht und Finſterniß in der Welt, ber beyde, das Licht und die Finſterniß ſtanden in den meiſten Tagen der Vorzeit, ſelber in dunkeln Zeiten, reiner und wahrhafter vor den Augen der Menſchen. Die Finſterniß war in ihrem vollen Dunkel dem ſehenden Mann nicht erkennbar. Jetzt ſcheint die Finſterniß Licht und das Licht iſt zur Finſterniß geworden. Das Licht war im Mann der Wahrheit und des Rechts, wenn auch in kleiner Flamme, ein reines und wahrhaftes Licht, und leuchtete in un- rſchütterlichen Anſichten, die aus der Reinheit des Herzens hervorgiengen und in anmaßungsloſer Kraft als eine, wahre Nationalerleuchtung in allen Ständen gegen ie Lügen des böſen Herzens und gegen das Unrecht der öſen Gewalt, wie ein Fels im Meere daſtanden. Es iſt wahr, die Nationalerleuchtung war die Erleuchtung des guten Herzens, ſie war die Erleuchtung der Unſchuld und Treue. Dieſe, die oft den Schimmer der Palläſte flieht, wohnte in der Vorzeit nicht ſelten, und mehr als in un- ern Tagen auch in den niedern Hütten, und vorzüglich in en Wohnſtuben des Mittelſtands; aber die Zeiterleuch- ung, die aus der Finſterniß des böſen Herzens hervorgieng, at ſie in unſrer Mitte mächtig verſcheucht. Die Wahr- eiten, die wir jetzt erkennen, unſre Zeitwahrheiten, gehen nicht mehr aus unſrer Unſchuld hervor, und haben die Treue es häuslichen Lebens nicht mehr zu ihrem heiligen Fun- ament. Wir erkennen die Finſterniß nicht mehr als ewigen unvereinbaren Gegenſatz des Lichts, wir erkennen ſie nicht mehr unbedingt und ohne Einſchränkung als Finſterniß, eben wie wir das Licht nicht mehr als den ewigen unvereinbaren Gegenſatz der Finſterniß, unbedingt und unbeſchränkt als Licht erkennen. Darum wird auch unſre Zeitwelt täglich unfähiger, das Wort: „wenn jemand das ganze Geſetz hielte, fehlt er aber in einem, der iſt in allem ſchuldig“ in ſeiner hohen Bedeutung zu verſtehen, eben ſo wie dasjenige: „dem Reinen iſt alles rein.“

Der Mann des Rechts und der Wahrheit iſt in allem, was er denkt, fühlt und handelt, der Mann der Wahrheit und des Rechts. Der Geiſt der Wahrheit und des Rechts iſt kein zweydeutiger Geiſt, er trägt nicht auf beyden Achſeln. Wer das thut, worin es immer ſey, der iſt nicht von ihm belebt, und eben ſo wahr iſt: wer von einer Seite in der Finſterniß lebt, der lebt ganz in der Finſterniß, denn es beſteht eine ewige **Scheidewand** zwiſchen dem Licht und der Finſterniß, zwiſchen der Menſchlichkeit und der Thierheit, zwiſchen dem Sinn des Geiſts und zwiſchen dem Sinn des Fleiſches. Die Menſchheit vermag es nicht, Gott und dem Mammon zugleich zu dienen, ſie vermag es nicht, getheilt im thieriſchen und geiſtigen Leben ſich in ſich ſelbſt im Gleichgewicht zu erhalten. Im Streit des Geiſtes und des Fleiſches, im Streit des menſchlichen und des thieriſchen Sinns iſt immer einer vorherrſchend und der andere unterliegend.

Auch iſt die Entfaltung unſers Geſchlechts zu den Kräften und Anlagen, die unſerm thieriſchen Sinn zum Grund liegen, eben wie die Reſultate dieſer Entfaltung von der Entfaltung derjenigen Kräfte und Anlagen, die unſerm höhern, menſchlichen Sinn zum Grunde liegen, eben wie das Licht von der Finſterniß verſchieden. Sie muß es ſeyn. Sie, die erſte, die Entfaltungsweiſe unſrer thieriſchen Kräfte geht weſentlich aus dem Thierſinn unſrer Natur hervor. Sie iſt in ihren Mitteln innigſt an dieſen Sinn gebunden, und in ihren Folgen weſentlich durch denſelben beſchränkt. Das iſt gleich wahr, wenn ſie, wie beym Wilden, in roher kunſtloſer Kraft, oder wenn ſie wie beym Bürger in kunſtvoller Geſtalt und Gewandtheit erſcheint. Sie iſt in beyden Geſtalten in ihrem Weſen die nämliche Sache.

Freund der Menſchheit! Blick noch einmal auf ſie hin, faſſe ſie in ihrem Urſprung, faſſe ſie in der Eigenheit des thieriſchen Weſens und in ihren mit dem Weſen ihrer Natur nothwendig übereinſtimmenden Mitteln und Folgen ins Auge. Dein Blick ſey ernſt — er ſoll es ſeyn, es iſt um die entſcheidende Erkenntniß der Fundamente des menſchlichen Wohls, es iſt um die entſcheidende Erkenntniß der ewigen Hinderniſſe der Veredlung unſrer Natur und der Sicherheit und Wahrheit ihrer weſentlichſten Beförderungsmittel zu thun. Freund der Menſchheit! Wirf deinen Blick noch einmal auf den Geiſt und das Weſen und die Mittel der einſeitigen Entfaltung unſrer ſinnlichen thieriſchen Anlagen und Kräfte. Die thieriſche Natur treibt die Mittel ihrer Bildung mit thieriſcher Gewalt aus ſich ſelbſt, aus ihrer Sinnlichkeit hervor. Gierigkeit iſt die Natur ihres Lebens und ihres Treibens, was die ſinnliche Natur alſo im Menſchen entfaltet, darin lebt ſie als in dem ihrigen. Was aus der Entfaltung der höhern, menſchlichen Anlagen hervorgeht, das iſt der thieriſchen Natur weſentlich fremd, und es wird, wenn es ſich in das herrſchende Leben ihres Seyns einzumiſchen verſucht, von ihm ſogleich untergeordnet und zu ſeinem Dienſt angeſprochen. Es kommt in dieſer Lage neben ihm nie auf — nie dahin, daß es befriedigt, ſelbſtſtändig, im freyen Leben herrſchend neben ihm da ſtehe.

Die thieriſche Bildung und der Menſch, der ihr Reſultat iſt — der blos civiliſirte Menſch, iſt allgemein, wo du ihn immer findeſt, oberflächlich in ſeinen Einſichten, ſchweifend in ſeinen Beſtrebungen und einſeitig verhärtet in ſeiner Kunſt, ſo wie in ſeinen Zwecken und in den Mitteln, zu denſelben gelangen. Er iſt allgemein, wo du ihn immer antriffſt, in ſeiner Liebe und in ſeinem Glauben nur ſinnlich belebt und darinn immer ſittlich und geiſtig beſchränkt, verwirrt und unbefriedigt. Er iſt im Unglauben freylich auch nur ſinnlich belebt, aber in der Herzloſigkeit und Liebloſigkeit deſſelben oft doch noch ſinnlich befriedigt. Allenthalben iſt er unergriffen vom Weſen der Dinge, aber von ihrem Schein und vom Sinnenreiz ihrer wandelbaren Beſchaffenheiten oft mächtig ergriffen. Er vergißt das Weſen des Vergangenen leicht, er bekümmert ſich wenig um das Zukünftige, die ſinnliche Erſcheinung der Gegenwart iſt ihm alles. Ohne Uebereinſtimmung in ſeinen Kräften, ungewandt und intereſſelos in Sachen, wo Pflicht und Verhältniß ſeine Gewandtheit und ſein Intereſſe anſprechen, iſt er belebt für den Scheindienſt, niederträchtig im Menſchendienſt, heuchleriſch im

Gottesdienſt, unwahr und unrechtlich im Innerſten ſeines Weſens. Der Geluſt der Sinne und die ſinnliche Furcht macht ihn zwar in ſeiner Selbſtſucht einige Wahrheiten erkennen und einige Grundſätze des Rechts annehmen, aber reiner und allgemeiner Sinn für Wahrheit und Recht iſt nicht in ihm. Aus dem Weſen des Thierſinns entſpinnt ſich in der Menſchennatur ewig kein echter Wahrheits-, kein echter Rechtsſinn. Im Gegentheil, der Thierſinn führt den Menſchen in allen Verhältniſſen dahin, daß er das innere Weſen alles reinen, menſchlichen Fühlens, dieſen ewigen Urſprung alles wahren, ſelbſtſuchtloſen, menſchlichen Rechts und aller reinen, ſelbſtſuchtloſen, menſchlichen Wahrheit in der Tiefe ſeines menſchlichen Herzens verhöhnt und in eben dieſer Tiefe den ganzen Umfang der thieriſchen Selbſtſucht und ihrer Anmaßungen in ſich ſelber nährt, aus denen alles Unrecht und alle Lügen unſers Geſchlechts als aus ihrem Eigenthum hervorgehen. Der thieriſch geſinnte Menſch untergräbt in dieſer Stimmung Recht und Menſchlichkeit im innerſten Heiligthum ihres Entkeimens und von der Wahrheit, die dem Sinn der Unmenſchlichkeit und des Unrechts in unerſchütterlicher Kraft entgegenwirkt, fragt er, wie Pilatus, was iſt ſie! Als Bürger ſpricht er das Wort aus: die Stärke iſt der Urſprung des Rechts, und der Schwache unſres Geſchlechts muß in rechtsloſer Erniedrigung ſeiner Stärke dienen. Wie Kain mit ſeinem Wort den Brudermord vor Gott entſchuldigen wollte, alſo entſchuldigt die böſe Gewalt alles Unrecht, das ſie an ihrem Geſchlecht that, mit dem Recht der Stärke oder des Stärkern.

Rechtsloſigkeit, Wahrheitsloſigkeit und Liebloſigkeit iſt das eigentliche Weſen der thieriſchen Natur, und das characteriſtiſche Kennzeichen ſo wie das unfehlbare Reſultat aller thieriſchen Bildung, und zwar ſowohl der freyen im Naturſtand, als der künſtlichen im Civiliſationsverderben. Die Civiliſationsbildung bedeckt freylich den wahrheits-, rechts- und liebloſen Sinn der thieriſchen Natur auch in ihrem höchſten Verderben noch gar oft mit vieler Gewandtheit, und gibt ihm ſelber einen täuſchend blendenden Schein der Menſchlichkeit, aber ſie hört um deswillen nicht auf zu ſeyn, was ſie in der That und Wahrheit iſt. Im Gegentheil, ſie verſtärkt die Kraft der thieriſchen Natur noch mächtig, indem ſie ſie civiliſirt, und dadurch zu dem geiſtigen Weſen ihres Verderbens, zur Betrugskraft erhebt, durch den ſie dann noch ihrer Gewaltthätigkeit den Schein der Rechtlichkeit und bürgerlichen Geſetzmäßigkeit zu geben, und folglich die Wirkung derſelben bürgerlich ſicher zu ſtellen geſchickt wird. In dieſem Zuſtand gibt dann die durch denſelben thieriſch belebte Geiſtesſtärke dem Kraftmanne des geſellſchaftlichen Verderbens noch einen Spottſinn gegen Recht und Wahrheit, die der Wilde gar nicht kennt, der aber dem civiliſirten Thiermenſchen dazu dient, die gute Aufnahme der Gewaltthätigkeitshandlungen, mit denen das geſellſchaftliche Verderben immer endet und immer enden muß, bey der Schwachheit des ſinnlichen Volkes pſychologiſch vorzubereiten. Dieſer Spottſinn ſpielt desnahen im Verderben des geſellſchaftlichen Zuſtandes immer ſeine große Rolle, und iſt dem Mann, der in dieſem Verderben gern im Trä-

den fiſchet, ſo wie den Knechten Seelen, die bey dieſem
Fiſchen für Fleiſch und Brod Handlangerdienſte thun,
meiſtens auch ſehr behaglich. Dem Kraftmann des bür-
gerlichen Verderbens, der in demſelben eine Rolle ſpielt,
iſt er unentbehrlich. Er verſpottet nicht blos, was er ver-
achtet, er verſpottet noch vielmehr, was er haßt und was
er fürchtet. Er weiß auch warum. Mit der Verſpottung
der Wahrheit iſt die Bahn zur Unterdrückung des Rechts
ſchon gebrochen. Der geſellſchaftliche Thierſinn unterdrückt
in jedem Fall leicht was er ungehindert verſpottet hat.
Sein Uebergang vom höhnenden Spott über Wahrheit und
Recht zur Grauſamkeit im Betrug und im Unrecht ſelber
iſt bey ihm nur die Steigerung einer und ebenderſel-
ben Gemüthsſtimmung. Sich ſelbſt gleich iſt ein dem Ver-
erben der thieriſchen Bildung unterliegender Menſch im
Gefolg des Weſens ſeiner Bildung im Glück übermüthig,
n der Gefahr furchtſam, aber durch ſie, durch die Gefahr
elber ſinnlich und thieriſch geſtärkt, verwegen und grauſam.
r verirrt im Weſen der Menſchennatur und im Werth aller
enſchlichen Dinge gänzlich. Schneider- und Schuſterbil-
ung geht ihm über Menſchenbildung. Geldwerth über
enſchenwerth. Standeswürde über Menſchenwürde, Ge-
innſt über Verdienſt, eitles Lebensſpiel über hohe Lebensruhe,
hre über Weisheit und Tugend. Die Gebühr ſetzt er
amlos hintan und ſpricht die Ungebühr frech als ſein Recht
. Auf geraden Wegen tritt er zweifelnd und mißtrau-
einher, auf den krummen mit Kühnheit und Selbſt-
trauen. Er hat kein Gefühl für die Pflicht des Ge-
ns, die Begierde des Nehmens [illegible]

beſtimmt aus, wie im Wilden, dem die Erde noch frey iſt. Er iſt verſchwenderiſch im Großthun, knickeriſch im Almoſen, und ſelber im unbemerkten Zahlen der Schuldigkeit; lüſtern und gierig nach geſetzloſer Freyheit, verhöhnt er die Freyheit durch Recht und Geſetz. Er thut das Unrecht nicht blos wie ein gemeiner Menſch um des Unrechts ſelbſt, er thut es um der Ehre willen, die es ihm bringt, er thut es im Menſchendienſt wider Gott und wider ſein Geſchlecht, oft ſelber ohne Vortheil und wahren Lebensgenuß, aus armſeliger Eitelkeit.

Welche Höhe er durch ſeine Kraft erreicht, das ändert den Geiſt ſeines Denkens, Fühlens und Handelns gar nicht.

Keine Thierkraft, welche Höhe ſie auch erreicht, macht eine im Civiliſationsverderben verſunkene Menſchenſeele edel und menſchlich; aber jede, welche Höhe ſie auch erreicht, ſchwächt die höhern Kräfte der Menſchennatur, ich möchte ſagen, in allen ihren Adern. — Dahin, dahin, zu dieſer Verworfenheit der Anſprüche des wilden Naturlebens und ſeiner thieriſchen Freyheit führt die iſolirte, die ausſchließliche, die überwiegende Bildung der Kräfte und Anlagen, die wir mit den Thieren des Feldes gemein haben.

Sie, dieſe einzige und ewige Quelle des Civiliſationsverderbens und aller ſeiner Folgen hat ihren Mittelpunkt in der ſinnlichen Selbſtſucht unſrer unerleuchteten und unerhobenen Natur. Dieſe iſt es, die alle unſre geſellſchaftlichen Einrichtungen untergräbt und vergiftet; ſie iſt es, die das Eigenthum und den daraus herfließenden Unterſchied der Stände der heiligen Kraft ihres innern Segens beraubt, und ſo ſelber zum Fluch unſers Geſchlechts zu machen vermag. — Sie führt ſchon den einzelnen Menſchen, das Individuum, zu aller Gierigkeit und Gewaltthätigkeit des thieriſchen Naturlebens, wo aber dann noch die Menſchen zu ganzen Haufen zuſammen ſtehen, da wird die Gierigkeit und Gewaltthätigkeit dieſes Lebens dem Individuo unſers Geſchlechts durch das Gefühl ſeiner collectiven Kraft im geſellſchaftlichen Zuſtand noch unendlich erhöht und belebt. Denn auch das höchſte ſinnliche Kraftgefühl iſt beym iſolirten Individuum noch mit einer Art Schüchternheit, die das Bewußtſeyn der individuellen Schwäche des einzelnen Menſchen zum Grund hat, verbunden. Aber wenn die Menſchen zu Haufen zuſammen ſtehen, dann verſchwindet alles Gefühl der individuellen Schwäche unſrer Natur, das Gefühl der thieriſchen Gemeinkraft unſers Geſchlechts tritt dann ein, und dieſes iſt ſeiner Natur nach ſcham- und gewiſſenlos. Die zuſammenſtehende Maſſe unſers Geſchlechts fühlt ſich als zuſammenſtehend nicht menſchlich, ſie fühlt ſich in dieſer Stellung nur thieriſch kraftvoll. Die Menſchenmaſſa hat als ſolche kein Gefühl der individuellen Schwäche ihres Geſchlechts, ſie iſt als ſolche ſelber von dem Gefühl der ſpecifiſchen Schwäche ihrer Art, ihrer dießfälligen Thierart ſo entblößt, als ſie dieſes in dieſem Zuſtand von dem heiligen, ihrer menſchlichen Natur eigenen, Gefühl der Schaam auch iſt. Sie, die Maſſa unſers Geſchlechts iſt als ſolche gänzlich von der höhern Anſicht der Menſchennatur, wie ſie im Gefühl ihrer innern Würde daſteht vor Gott, vor ihr ſelbſt und vor ihrem Geſchlecht — ſie hat als ſinnliche thieriſche Natur — als ſinnlich und thieriſch vereinigt — **kein Gewiſſen.**

Freund der Menſchheit! Denk' dir dieſe unwiderſprechliche Wahrheit in allen Folgen, die ſie für den geſellſchaftlichen Zuſtand nothwendig haben muß, faſſe das collective Verderben unſers Geſchlechts nicht blos in der Erſcheinung wilder, in ſinnlicher Einſeitigkeit belebter zügelloſer Volkshaufen, faſſe es auch in regelmäßig geformten bürgerlichen Geſtalten, faſſe es ſelber in geſetzlich concentrirten Gewaltsformen ins Auge, und ſiehe wie ſolche einſeitig ſinnlich gebildete Kraftmenſchen, und auch ſo gebildete Schwächlinge, ſelber in den höchſten Behörden, der Menſchennatur und ihres innern Heiligthums nicht achten. Blicke auf ſie hin, wie ſie, ſolche, in ſinnlicher Einſeitigkeit gebildete und verhärtete Menſchen, im Beſitz der Militärgewalt, das Menſchengeſchlecht der Eitelkeit und Selbſtſucht ihrer auch noch ſo irrthums- und unrechtsvollen Standesanſichten zum Opfer darwerfen. Sieh, wie ſie im Beſitz der Finanz-, Civil- und Polizeigewalt das Heiligthum des häuslichen Lebens, die fromme Treu des Landes und das innere heilige Weſen des Rechts ſo oft und viel den übelkalkulirteſten Finanzſpeculationen, den unüberlegteſten Civilgeſetzen und den rechtloſeſten Polizeymaßregeln auf die roheſte, auf die unmenſchlichſte Weiſe darwerfen.

Freund der Menſchheit! Verhehle dir nicht, wie weit das beym tiefen Einreißen des Civiliſationsverderbens geht und gehen muß. Es geht gränzenlos weit, ich ſpreche es ohne Scheu aus — die ruſſiſche Mutter, die von den Wölfen verfolgt, ihren Säugling von der Bruſt riß, und ihn, um ihr Leben zu retten, dieſen Thieren darwarf, handelte, nicht unmenſchlicher an ihrem Fleiſch und an ihrem

Blut, als ſolche im Civiliſationsverderben tief verſunkene Gewaltmenſchen oft und viel an der Schwäche ihres Geſchlechts, das auch ihr Fleiſch und ihr Blut iſt, handeln, wenn ſie von ihrer thieriſchen Selbſtſucht, wie von Wölfen verfolgt, ihren Ehr- und Geldgeitz zu befriedigen, dieſelben ſittlich und bürgerlich dem höchſten Verderben preisgeben.

Freund der Menſchheit! Blicke tiefer in die Folgen der einſeitigen Entfaltung und öffentlichen Belebung der thieriſchen Anlagen unſers Geſchlechts im geſellſchaftlichen Zuſtand. —

Fürchte dich nicht.
Liebe die Wahrheit wie Gott.
Laß dein Herz nie zu klein ſeyn,
Sie mit der Zunge zu lehren
Und ihr mit dem Leben zu folgen. *)

Freund des Vaterlandes! Faſſe das collective Verderben unſers Geſchlechts nicht blos wie es in monarchiſchen, ſondern auch, wie es in republikaniſchen Verhältniſſen erſcheint, und in denſelben die nämlichen ſtaatsverderblichen Reſultate hervorbringt, ins Auge. Freund des Vaterlands! Gehe in dich ſelber, faſſe dieſen Geſichtspunkt, wie er dich ſelber, wie er dich perſönlich, wie er dich einzeln und individualiter angeht, ins Auge. Fürchte dich nicht vor der Erkenntniß deiner ſelber. Es iſt auf Erden kein Weg zur Weisheit, es iſt auf Erden kein Weg zum Menſchenſegen, als allein durch das „erkenne dich ſelbſt.“ Freund des

---

*) Siehe Füeßli „An mein Vaterland.“ 1766.

Vaterlandes! Wirf einen Blick auf die urſprünglichen Volksvereinigungen, die unſrer Freyheit und unſerm alten Landesſegen zum Grunde liegen. Blicke auf die Landesgemeinden und Stadtgemeinden, von deren geſetzlich begründeter, faſt unbedingter Freyheit, die Rechte unſers Vaterlands gleichſam als aus ihrer Wiege hervorgiengen. Verhehle es dir nicht, ſie, dieſe Lands- und Stadtgemeinden waren kaum frey, ſie waren kaum den Leiden, des Unrechts, der Willkühr und der mißbrauchten Regierungsgewalt entronnen, und wo nicht aus rechtloſen, doch wenigſtens aus ihrer wahren Rechte beraubten Männern, zu Freyſtaaten, zu Republiken geworden, ſo ſuchten einige derſelben, und man muß beſtimmt ſagen, alle Stadtgemeinden, die Hauptorte der Kantone geworden, keine einzige ausgenommen, ſogleich wieder Knechte und gevogtete, rechtloſe Menſchen zum Dienſt ihrer Freyheit. Die Folgen dieſer Richtung der Denkungsart in unſerm neuen Verhältniß konnten nicht fehlen. Sobald die durch Landesnoth in Unſchuld und Treue vereinigten Landesgemeinden, ſobald die durch den umliegenden Adel gefährdeten und bedrängten Stadtgemeinden über ihre Feinde geſiegt, und als Freye in ihrem Recht anerkannte Stände daſtanden, ſobald ihre Individuen nicht mehr, wie es vorhin geſchehen, durch reine innere Beweggründe der Menſchennatur für Wahrheit, Recht und Freyheit ſittlich, geiſtig und bürgerlich belebt und innerlich erhoben worden, ſobald als die bürgerliche Staatskraft der Maſſe nicht mehr durch die Individualbedürfniſſe der Bürger beſeelt wurde. Sobald der Sinnengenuß des Glücks und der Ruhe die Anſtrengungen der alten Bundes- und Landestugend dem Individuo ſcheinbar überflüſſig machte, ſo trat augenblicklich der Landes und Staatszuſtand ein, *der das Uebergewicht der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts* über die Individualbedürfniſſe der Menſchennatur *allgemein* hervorbringt, und zwar trat er *bey uns* in eben den Formen und in den nämlichen Geſtalten ein, in denen er auch in fürſtlichen Staaten das Wohl unſers Geſchlechts untergräbt und zernichtet. Die Reinheit der belebten hohen Gefühle der Väter der Freyheit machte jetzt den niedern Anſprüchen an Eitelkeit, Geld, Ehre und Hoffart Platz. Es konnte nicht anders kommen. Die collective Exiſtenz unſers Geſchlechts macht alle Menſchen ſich in ihrer Selbſtſucht kraftvoll fühlen, und dadurch indiskret, zudringlich, anmaßlich, dann bald gewaltthätig, und am Ende leicht auch niederträchtig. Dieſe, in der Menſchennatur gegründeten Folgen des ſinnlich belebten Freiheits- und Machtgefühls in der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts konnten bey unſern Volksvereinigungen nicht mangeln, ſo wenig als ſie je bey irgend einer Volks- und Behördenvereinigung gemangelt haben. Sie mangelten ihr auch nicht; ſie gaben der Denkungs- und Handlungsart der neuen Freyſtaaten die Richtung, die jeder, der die Menſchennatur in den verſchiedenen Lagen und Verhältniſſen näher kennt, zum voraus erwarten durfte. Das innere, heilige Weſen ihrer urſprünglichen Freyheitskraft, das ſo menſchlich war, verödete ſich allmälig, und mit der Verödung der Freyheitskraft des Volks und der Individuen war natürlich das Weſentliche der Regierungskraft der Stadt- und Landgemeinden untergraben. Sie, dieſe collective Regierungskraft des Volks hatte kein pſychologiſches Fundament mehr, dieſes lag nur in der allgemein belebten Erhebung des Zeitgeiſtes für Freyheit und Recht. Die Maſſe dieſer unſrer ſtädtiſchen und ländlichen freyen Gemeindsbürger blieben zwar äußerlich und dem Namen nach forthin regierungsfähige Bürger, innerlich und in der That und Wahrheit waren ſie es nicht mehr; ſie regierten auch nicht, ſie regierten eigentlich nie; dennoch erhielten die Landsgemeinden die Form ihrer urſprünglichen Verfaſſung, und mit ihnen den Schein des Regierens bis auf unſre Tage. Die Stadtgemeinden nicht alſo, obwohl ihr Recht, die Art und Weiſe, wie ihr Gemeinweſen obrigkeitlich verwaltet werden ſoll, als verſammelte Gemeinde ſelbſt zu beſtimmen, conſtitutionell unwiderſprechlich und ihnen durch beſchworne und von ihrer Obrigkeit geſchworne Briefe ſelbſt in höchſt geſetzlichen und höchſt religiöſen Formen garantirt war, ſo übten ſie doch ihr diesfälliges Recht nie wie die Landsgemeinden, ſondern nur indirekte aus. Dieſe Gemeinden wählten ſich vom Anfang an aus ihrer Mitte bürgerliche Ausſchüſſe, die mit den Räthen der Stadt vereinigt, als Räthe und Bürger die höchſte Gewalt der Stadt und des Landes eines Kantons ausmachten.

Urſprünglich war die groſſe Mehrheit dieſer ausgeſchoſſenen und den Räthen zugegebenen Bürger wirklich zünftige Handwerker, Gerber, Metzger, Müller ꝛc. Aber ſobald einige von ihnen als Familien in dieſer oberſten Stadtbehörde feſten Fuß faßten, gewann die Selbſtſucht des Perſonalintereſſe über die Unſchuld und den Edelmuth des allen bürgerlichen Gemeingeiſte einen entſchiedenen Vorſprung. So wie die Familien der alten Stadträthe bey der Souverainitätsanerkennung der Kantone ihren ehrbaren bürgerlich reichsſtädtiſchen Magiſtraturton allmälig höher ſtimmten, und in die Formen hoher fürſtlicher Behörden umwandelten, alſo vergaßen auch die gemeinen bürgerlichen Handwerksfamilien, die durch Zunftverhältniſſe dahin gekommen, in den Räth- und Bürgerverſammlungen einen bedeutenden Einfluß zu haben, ihre urſprüngliche Stellung im Staate bald, ſahen ſich nicht mehr als Bürger und Repräſentanten ihrer Gemeinde, ſondern vielmehr als die Regenten derſelben an. Dieſe Anſicht entfaltete ſich im Anfang in den meiſten ariſtokratiſchen Städten ziemlich langſam und in ſehr gemäßigten und ſehr abgemeſſenen Schritten, aber dieſe endigten in allen in einem und eben demſelben Geiſt, nach einer und eben derſelben Tendenz, deren Folgen die innere Auflöſung der urſprünglichen erſten Zwecke unſrer Volksvereinigungen und Freyheitsverfaſſungen waren, oder wenigſtens ihre innere, in der Menſchennatur ſelbſt liegende Garantie zu Grunde richteten. Sie mußten nothwendig dahin wirken, daß das regierende Perſonale oder vielmehr die Vereinigung derjenigen Familien, die in den Rathſtuben der regierenden Städte der Stimmenmehrheit ſicher waren, ſich bald als den eigentlichen Souverain des Landes anſahen, und Gefühle von Anſprüchen zu Vorzügen in ſich rege werden ließen, die mit dem Geiſt der Verfaſſung des Landes und dem Weſen der Rechte und Freyheiten ſeiner Bürger unvereinbar waren.

Der hohe Geiſt der individuellen Erhebung des Volks und der Anſpruch unſrer Väter an Regierungsweiſen, die die allgemeine Erhebung und Veredlung des Volks möglich machen, nähren und ſichern ſollten, war nun dahin. Der niedere gemeine Geiſt der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts, wie er allgemein das Verderben der Menſchennatur im geſellſchaftlichen Zuſtand veranlaſst und herbeyführt, war nun begründet und hatte ſeinen ganzen Spielraum in unſrer Mitte. Wir mußten werden, was wir ſind und was alle Welt wird, die nicht durch weiſe und feſte geſetzliche Verfaſſungen dem Geiſt des Verderbens der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts mit Kraft entgegen wirkt.

Wir mußten werden, was wir ſind und was wir uns auch, wie wir ſind, Gottlob doch noch ſelbſt ſagen dürfen. Wie der Himmel von der Erde verſchieden iſt, alſo iſt der bürgerliche Kraftzuſtand unſrer freyen Stadtgemeinden von demjenigen unſrer Väter verſchieden. Was iſt aus dieſem geworden? Iſt es etwa, daß wir ſie, dieſe hohe erhabene Regierungskraft der Väter als Gemeinden nicht mehr bedürfen, daß das Vaterland ihrer als Gemeinkraft nicht mehr bedarf? Dieſe Fragen ergreifen mich, ſie werfen mich in einen Zuſtand des Träumens, der Gang meiner Ideen verſchwindet, ich überlaſſe mich meinem Traum.

Der Geiſt der urſprünglichen Stadt- und Landregenten ſteht vor mir.

Freund des Vaterlandes! Blick' hinauf, auf den erhabenen, damaligen Zuſtand des Vaterlandes, wo würdige, verdienſtvolle Männer ihren Mitbürgern für das

Vertrauen dankten, womit ſie ſelbige zu ihren Vorſtehern, zu Handhabern ihrer Rechte erwählten. Blick' hinauf, auf die Würde der Bürger, die noch in dieſer Stellung waren. Freund der Menſchheit! Denk' dich einen Augenblick träumend in dieſe hohen Tage des Vaterlandes hinein. — Es iſt ein erhabener Gedanke, der nur in Freyſtaaten möglich iſt, in der Maſſe eines treuen biedern Volkes den Vater des Vaterlandes ſelbſt zu erkennen. Es iſt ein erhabenes, nur in einem Freyſtaate mögliches Schauſpiel — den Landesvater vor ſeinem Vater, dem Volk, dankend daſtehen zu ſehen. Aber mein Blick trübt ſich, der Gegenſtand meines Traumes ändert, ich ſehe andre Tage des Vaterlandes, ich ſehe andre Tage der Welt. Es iſt ein empörendes Schauſpiel, den Führer des Volks, der nicht ſein Vater iſt, im freyen Lande höhnend und trotzend vor ihm daſtehen zu ſehen, und es erregt im freyen Lande Gefühle des höchſten Entſetzens, einen Führer des Volkes gegen ſein Land feindlich daſtehen und mit ſeiner Regierungskraft und Regierungsgewandtheit dahin wirken zu ſehen, die Rechte ſeiner Mitbürger zu untergraben und zu Mitteln der Befriedigung ſeiner eignen Selbſtſucht zu machen. Es erregt im freyen Lande herzzerreißende Gefühle, einen Führer des Volks gegen die Schwäche ſeiner Mitbürger ſo handeln zu ſehen, wie ein böſer Sohn handelt, der die Schwäche ſeines Vaters dahin mißbraucht, daß er ihm den Biſſen Brod aus dem Mund nimmt und ihn für ſich ſelbſt ißt. Ich träume fort.

Ich kenne kein herzzerſchneidenderes Gefühl, als daſjenige eines Vaters, der das ſeelerhebende Dankgefühl ſeiner Kinder jetzt in eine, mit Verachtung begleitete Aufmerkſamkeit auf ſeine Schwachheitsbedürfniſſe hinübergehen ſieht; und ebenſo kenne ich keine, die Würde der Menſchennatur mehr empörende Umwandlung des Regierungsgeiſtes, als ſeinen Uebergang von der edeln Aufopferung für geliebte, würdige Mitbürger, zu der Thätigkeit einer obrigkeitlichen Perſon, die mit entſchiedener Verachtung des Volks ſich der Beſorgung ſeiner Angelegenheiten dennoch mit großer, äußerer Thätigkeit annimmt und für dieſelbe Nächte durchwacht. Ich verachte ſein Nachtwachen, ich verachte den Mann, und denke mir träumend, er thäte beſſer, er würde wohl ſchlafen.

Wer das Volk nicht liebt, der iſt ſeiner nicht werth. Wer das Volk verachtet, der regiert es nicht wohl, gäbe er auch ſeine Haabe für daſſelbe hin, und ließe er ſeinen Leib für daſſelbe brennen, er iſt deſſelben nicht werth, — er regiert es nicht wohl. — Doch, die Zeitwelt verwahrloſt das verachtete Volk lieber als daß in ſeiner Mitte leicht ein Mann aufſtände, der ſeine Haabe für daſſelbe hingäbe, will geſchweigen um deſſelben willen ſeinen Leib dem Feuer, dem Waſſer oder dem Schwert nahe kommen laſſen würde; nein, von den Zeitleuten, die das Volk verachten, verwahrloſen und regieren, iſt unter Hunderten kaum einer, der derb und con amore rein um des Volks willen auch nur eine Stunde naß werden, frieren oder ſonſt unbehaglich daſtehen möchte. Doch, mein Traum wird mir ſchwer. Ich finde mich ermüdet, beym Hinblick wieder auf die durch die Irrthümer der einſeitigen, ſelbſtſüchtigen, Anſicht des collectiven Zuſtands unſers Geſchlechts herbeygeführte Umwandlung des Freyheitsſinns unſrer Väter in diejenige unſers ſelbſtſüchtigen Zeitgeiſts, durch die wir ſo vielſeitig im ganzen Umfang unſers bürgerlichen Denkens, Fühlens und Handelns entſchweizert daſtehn. Die Folgen dieſer Umwandlung ſind nicht zu berechnen. Sie mußten alſo groß werden, die Mittel, die man hie und da brauchte, dieſe Umwandlung, durch die Näherung geſetzlich ſcheinender, im Weſen aber unrechtlicher, unwürdiger, alle Burgertugend, alle Burgerkraft untergrabenden und alle Fundamente des Hausſegens tödtenden, bürgerlichen Scheinvortheile und Scheinvorzüge zu organiſiren und zu conſolidiren, und bey denen, deren genährten Selbſtſucht dieſe Vortheile und Vorzüge zu dienen ſchienen, auf Kind und Kindskinder hinab pereniren zu machen.

Das Ausſterben der großen Mehrheit achtbarer Bürgergeſchlechter und das beynahe allgemeine Verarmen des egüterten Mittelſtands in den ihre Kantone regierenden Stadtgemeinden des Vaterlands iſt von dieſer Seite im Zuſammenhang mit dem Geiſt der Schweizeriſchen, in- ern Staatskunſt im höchſten Grad merkwürdig. Ich be- ühre nur einige wenige Erſcheinungen, die über das Schwache und Selbſtſüchtige einiger diesfälligen Maß- geln Licht geben — vielleicht nicht einmal die bedeu- ndſten.

Die Stadtbürgerrechte, durch die man allein zu Re- erungsſtellen gelangen konnte, wurden in unſern bedeu- nden Städten feſt geſchloſſen; der Realeinfluß der Regierungsgewalten wurde immer mehr in den Kreis der herrſchenden Familien koncentrirt; die Zahl, der in der Regierung bleibenden Einfluß habenden Geſchlechter von Jahrzehend zu Jahrzehend vermindert und hie und da ſelber einige nicht edle Künſte angewandt, die Schwächern dieſer Familien allmälig aus dem Kreis der anerkannten einflußhabenden Geſchlechter auszumerzen.

Ebenſo begünſtigte man hie und da die, die Zeitgewalt in Händen habenden, regierungsfähigen Geſchlechter mit monopoliſcher Untergrabung des Landeswohlſtands, und mit ſelbſtſüchtiger Störung einer weiſen und geſetzlichen Konkurrenz aller, und beſonders der höhern Berufs- und Gewerbszweige, und verſäumte, vernachläſſigte Vieles — ſehr Vieles, was nothwendig war, um die Maſſa der regierungsfähigen Mitbürger durch Erziehung zu der Geiſteskraft und zu den Kunſtfertigkeiten, zu erheben, durch welche allein eine ſolide und tiefwirkende Konkurrenz in unſern Gewerben und mit derſelben eine allgemeine, dem Verhältniß unſrer induſtriöſen Talente und Lagen angemeſſene Ausdehnung der Gemeinkraft unſers häuslichen und bürgerlichen Wohlſtandes möglich geweſen wäre.

Nicht nur konnten hie und da Arten von Gewerbszweigen, die eine höhere Volkskultur vorausſetzten, in unſrer Mitte nicht gedeihen, ſie wurden ſogar hie und da als dem weſentlichen Intereſſe des Staats im Wege ſtehend, angeſehen. *)

---

*) Anmerkung. In der That war die groſe Aeufnung dieſer Gewerbe, welcher die letzte Hälfte des vorigen Jahr-

In der That waren ſie dem wahren Intereſſe der regierenden Familien gar nicht entgegen.

Nicht nur die einträglichſten und ehrenhafteſten Regierungs- und Beamtungsſtellen, ſondern auch die Staatskräfte im Militärdienſt, die einträglichen Verwaltungen der Kirchengüter und ſelbſt die Hülfsquellen der Armengüter, und ſogar diejenigen der Spitäler wurden hie und da mehr und minder zur Begründung und ewigen Sicherſtellung des bürgerlichen Rangs und des Einfluſſes weniger Familien benutzt. Sogar die weſentlichen Fundamente der Regierungsrechtlichkeit und der Regierungsedelmuth, die Regulirung der Rechtspflege und des Armenweſens wurde, inſofern es einträglich war und mit

---

hunderts beſonders günſtig war, den Privatintereſſen und den Privatzwecken unſrer im allgemeinen nicht ſehr begüterten, patriziſchen Familien wirklich entgegen. Sie war aber in eben dem Grad dem allgemeinen Intereſſe der ſeit Jahrhunderten immer mehr ſinkenden, großen Mehrheit der regierungsfähigen Geſchlechter und der Erhaltung eines kraftvollen, bürgerlichen Mittelſtands in dieſen Geſchlechtern unumgänglich nöthig. Ebenſo iſt ſie dieſes auch in Rückſicht auf das allgemeine Intereſſe des Staats und auf die ſittliche, geiſtige, häusliche und bürgerliche allgemeine Aufnahme des öffentlichen Wohlſtands, beydes, in Rückſicht auf die Sicherſtellung der Quellen des allgemeinen Verdienſts und auf die Sicherſtellung der Mittel, durch welche dieſer Verdienſt dem Land allein zum wirklichen Segen gemacht werden kann, und ohne deren pſychologiſch belebtes Daſeyn er dem Land auch zum höchſten Unſegen gereichen kann.

Einträglichem zuſammenhieng, behandelt und hie und da wahrlich dadurch gefährdet, daß ſeine Concurrenz und Freyheit zum Nachtheil der guten Führung dieſer Gegenſtände gehemmt war. Das gieng ganz gewiß an einigen Orten ſo weit, daß man (wenn es erlaubt iſt, Kleines mit Großem zu vergleichen) beſtimmt ſagen kann, dieſe Städte oder Kantone exiſtirten ebenſo in dieſen Familien und durch ſie, wie kleinlich und ſelbſtſüchtig regierte Monarchieen in fürſtlichen Familien und durch ſie exiſtiren.

Ich darf faſt ſagen, noch mehr, wenigſtens meinte es derjenige ſchweizeriſche Familienmann, der, als Ludwig XVI. unter der Guillotine fiel, im Kreis einiger ſeiner Standsgenoſſen ohne Scheu ſich dahin äußerte, wenn der franzöſiſche König in ſeinem Reich apparentirt geweſen wäre (auf Schweizerteutſch: ſoviel Vettern und Baſen gehabt hätte) wie wir in dem unſrigen, ſo hätte man es gut ſeyn laſſen, ihn zu enthaupten. Seine Aeußerung verwunderte mich gar nicht. Familienmenſchen, denen die ganze Gewalt eines freyen Volks auf das Fundament von Zunft- und Geſellſchaftsrechten ohne einen Schwertſtreich in die Hand fällt und Jahrhunderte wie im Schlaf alſo in der Hand bleibt, müſſen natürlich dahin kommen, in beſtimmten Rückſichten einen noch größern und willkührlichern Staatseinfluß anzuſprechen, als die höchſten Mitglieder fürſtlicher Behörden, die immer noch gegen die Verirrungen ihrer Selbſtſucht und ihrer Unbürgerlichkeit eine von ihnen unabhängende fürſtliche Obhut über ſich haben.

Das Uebergewicht der collectiven Anſicht unſers Ge-

ſchlechts über die individuelle iſt ganz gewiß in den Re-
bliken noch verderblicher als in Monarchieen. Sein
ntſcheidender Einfluß in unſrer Mitte auf den Geiſt und
as innere Weſen unſrer alten Verfaſſungen beweist es.
r begünſtigte und belebte nicht nur die geſetzloſe Gierig-
it und Gewaltthätigkeit der ſinnlichen Menſchennatur in
en Individuen dieſer Regierungsfamilien, ſondern ſicherte
nd garantirte ihnen hie und da noch ſelber unrechtliche
enießungen auf Kind und Kindskinder herab und ſoweit,
ß ſelber hie und da Civil- und Kriminalfehler von Fa-
ilienmenſchen vor den Tribunalien in unſrer Mitte nicht
ehr vollends in gleichen Formen behandelt werden woll-
, als die Fehler der übrigen Bürger.

Bey allem dem war der Vorſchritt unſers bürgerlichen
rderbens in unſrer Mitte ſelten ſcheinbar und äußerlich
il; er ging immer mit einem großen Grad ſcheinbür-
licher Mäßigung vorwärts. Das dieſen Vorſchritt lei-
de Perſonale verſtand ſeine Aufgabe faſt immer ſehr gut.
war auch natürlich. Die Uebungen in der Admini-
tion wurden ihm in allen Fächern geläufig, und gleich-
zu Familienübungen gemacht, daher denn auch in
en Rückſichten ſelten ein ſinnlich auffallender Fehlſchritt
ah. Auch iſt gewiß, dieſes Perſonale erhob immer
die vorzüglichſten Männer aus ſeiner Mitte zu den
n Stellen des Staats. Und eben ſo gewiß iſt, daß
ausgezeichnetern, daß die höhern Staatsmänner aus
n Familien ſich von jeher in ihrem Privatleben im
emeinen immer als die edelſten, würdigſten Männer
Lande bewährten. Sie waren im allgemeinen gute

Haushalter als Staatsadminiſtratoren, erzogen ihre Kinder gewöhnlich für ihre Beſtimmung weit beſſer, als irgend eine andre Klaſſe der Mitbürger.

Das alles iſt ſo wahr, daß man beſtimmt ſagen muß, es wäre das größte Unglück, wenn dieſe Männer die Stellen, die ſie im Vaterland beſitzen, abgäben, und ſich dem öffentlichen Dienſt des Vaterlands entziehen würden; man muß beſtimmt ſagen, viele von ihnen wären unerſetzbar, und man könnte in keinen Klaſſen der Bürger, Männer von gleicher Brauchbarkeit für ihre Stellung finden. Aber eben das iſt das Unglück des Vaterlands, daß der Kreis, in welchem die höchſte Bildung zur Regierungsfähigkeit oder vielmehr zu Regierungsfertigkeiten unter uns ſtatt findet, und in denen er ſich gleichſam von ſelbſt gibt, zu eng und zu beſchränkt und der Routinegeiſt der Regierungen dem Gedanken, dieſen Kreis aufopfernd, edelmüthig, ohne Hinterliſt und Gefährde, in wahrer Treue zu erweitern, ſo vielſeitig und ſo lebhaft abgeneigt iſt und dieſes ſchon lange war. Die Republik bedarf nicht das Stillſtellen des Krafteinfluſſes dieſer Menſchen, aber ſie bedarf weſentlich und dringend einer freyen und geſetzlich geſicherten Realkonkurrenz eben dieſer Tugenden und eben dieſer Vorzüge, um in einzelnen, ausgezeichneten Individuen noch höhere Tugenden und noch höhere Vorzüge möglich zu machen. Sie bedarf einer allgemeinen Erhebung der Nation über die Schranken, in welchen zwar die adminiſtrativen Fertigkeiten der Staatskunſt einem beſtimmten Kreis, wenn auch edler Männer, in einem hohen Grad en geübt werden, in welchem denn aber hingegen die tie-

ſer greifenden, pſychologiſchen, zur Volksbildung hinlen-
lenden und allein auf die Volksveredlung einzuwirken fä-
igen Mittel einer höhern Staatskunſt durch die Selbſt-
ucht verderblicher, bürgerlicher Genießungen und Vorzüge
leichſam im Weſen der Menſchennatur gelähmt und er
ickt werden. Wahrlich, das Vaterland bedarf einer all-
emeinen Erhebung der Nation über die Schranken, in
elchen nicht blos weſentliche Bildungsmittel zu den hö-
ern Kräften, Fertigkeiten und Geſinnungen einer wah-
ſt kraftvollen, unbefangenen, volksthümlichen Regie-
ungs- und Staatskunſt hie und da in unſrer Mitte ſo
el als ganz mangeln, ſondern auch ſelber die gemeinen
Land üblichen und bräuchlichen, obrigkeitlichen Amts-
d Berufsfertigkeiten ſich immer mehr verengern, iſoliren
d dadurch, in ſo weit als auch ſie noch zu unſrer Na-
nalerhebung einwirken könnten, für die Volksbildung
viel als verloren geben müſſen.

Es iſt traurig, aber wir dürfen es uns nicht verheh-
, die öffentliche Erziehung der Maſſe, ſelber der regie-
ngsfähigen Geſchlechter, welche die allgemeine Erzielung
es vaterländiſchen Bedürfniſſes hätte anbahnen und
glich machen ſollen, war in den meiſten unſrer Haupt-
te ſeit Menſchenaltern *im allgemeinen* eben ſo ver-
läſſigt, als die Erziehung des übrigen Volks. Die
ntlichen Familienſöhne hatten indeſſen hierin den Vor-
daß ſie durch ihre Verhältniſſe täglich in Kreiſen von
nden Staatsumgebungen lebten, daher hatten ſie auch
hnlich viele Standes- und Lebensgewandtheit, vielen
and und ein gutes äußeres Benehmen; aber ihre ei-

gentlichen Einſichten blieben im Allgemeinen immer beſchränkt und einſeitig.

Am Herkommen feſthangend, ſcheueten ſie von jeher das tiefere Erforſchen ſelber des Urſprünglichen und Weſentlichen im Herkommen, und blieben in den Schranken einiger ihren Verhältniſſen anpaſſender und vom Vater auf den Sohn herabgeerbter Alltagsmaximen; unerleuchtet in allem, was eine tiefere Erforſchung der Menſchennatur und des menſchlichen Lebens vorausſetzt, und daher mißtrauiſch gegen alles, was zur Volkserleuchtung und Volksbildung hinführen könnte. Alſo auf der einen Seite der Erleuchtung für ſich ſelbſt bedürfend, auf der andern gegen ſie mißtrauiſch, nahmen ſie immer einige gute Köpfe aus dem Volk, die ſich unbedingt in ihre Zwecke fügten, deren Familien aber nie hoffen durften, einen wirklichen bleibenden Einfluß in die Regierung zu erhalten, gern ad hoc zu ihren temporären Mitherren auf, lebten mit ihnen in freundſchaftlichen Verhältniſſen, und einige der minder Edeln machten ſich ſogar oft mit ſubalternen Gehülfen von dieſer Art eine heitere Stunde über das Regieren und ſeine Künſte. Aber höher ausgezeichnete Männer, die über ſie erhaben, ſelbſtſtändig in ihren Kenntniſſen und Beſtrebungen dem Volk und dem Vaterland, ohne Rückſicht auf Nebenverhältniſſe, zu dienen im Stande und geneigt geweſen wären, fanden bey ihnen höchſt ſelten eine gute, zu oft nicht einmal eine erträgliche Aufnahme. Sie liebten es im Allgemeinen nirgends gar ſehr, daß irgend eine Art von Menſchen, die nicht durch ihr Intereſſe näher an ſie gebunden war, ſie und ihr öffentliches Thun näher zu erkennen in die Lage geſezt würden. Bedeutende Fremde wurden bey einem vorübergehenden Beſuch in jedem Fall ausgezeichnet wohl von ihnen empfangen, aber einen verlängerten Aufenthalt derſelben bey ihnen liebten ſie in dem Grad nicht, als ſolche Männer mit Einſicht und Tiefblick Intereſſe an Staatsangelegenheiten, am Volk und an der Volksbildung nahmen, und in ihren Anſichten und Aeußerungen hierüber ſich nicht mit oberflächlichen Gemeinplätzen abſpeiſen ließen. Sie machten auch gewöhnlich kein Geheimniß aus dieſer Abneigung, und verbargen die Urſache, die ſie dazu bewog, gar nicht. Einige der unedlern aber kraftvollen Männer dieſer Partey machten ſich vor der Revolution im Gegentheil hie und da nicht das Geringſte daraus, öffentlich zu behaupten, die nicht regierungsfähigen und größtentheils künſtlich unregierungsfähig gemachten Mit- und Staatsbürger müſſen durch die Erziehung nicht zu Einſichten gebracht werden, die ſie zu Gelüſten nach der Theilnahme an der Regierung hinführen könnte, und darum ihnen nicht gebühren.

Solche Aeußerungen waren auch beſtimmt, vielſeitig nicht bloß Aeußerungen unbedeutender Individuen, ſie waren hie und da ſelber nicht bloß Aeußerungen der Minorität in der Regierung, ſondern vielmehr der beſtimmte und offene Ausdruck der wirklich beſtehenden und herrſchenden Staatsmaximen und Regierungsmaßregeln. Daher iſt es auch notoriſch, daß die öffentliche Volkserziehung, in ſofern ſie vom Staat abhieng, in unſerm Vaterland hie und da von Menſchenalter zu Menſchenalter immer beſchränkter wurde, und gar nicht in die eigentliche und allgemeine Entfaltung der Grundkräfte des menſchlichen Denkens, Fühlens und Handelns eingriff, ſondern ſich vielmehr bloß um ein oberflächliches Einüben einiger zum Theil unfruchtbarer Kenntniſſe und Fertigkeiten herumtrieb.

Es iſt notoriſch, die höheren Reſultate der Einſichten, die auch nur von ferne die Möglichkeit des Widerſpruchs gegen Behördenunrecht, Behördenirrthümer, Behördenſchwäche, Behördenroutine und Behördenverhärtungen anzubahnen ſchienen, waren von Menſchenalter zu Menſchenalter in unſrer Mitte, ſoweit dieſer Geſchlechtergeiſt herrſchend war, immer weniger con amore ins Auge gefaßt, im Gegentheil, es wurden in den dießfälligen Anſichten, ſelber in ſolchen, die unſre Väter allgemein für weſentliche Fundamente des Landesſegens angeſehen, Staatsgefahren gewittert und ihnen mit vieler Kraft und mit vieler Kunſt, und leider oft ſogar mit vieler Leidenſchaft und mit groſem Erfolg entgegen gewirkt. Hie und da wurden einſichtsvolle Männer gar oft nur um deswillen verhaßt, verleumdet, und ihnen das Mißfallen damit bezeugt, daß man ihnen den Brodkorb höher zu legen ſich nicht ſchämte. Die Lage vieler edlen, aber gehaßten Männer wurde aus dieſem Grunde nothwendig und weſentlich drückend.

Vaterlandsfreund! Du magſt da deine heiligſten Pflichten zur Ehr und zum Nutzen deiner Mitbürger, und deiner Stadt- und Dorfgemeinde noch ſo treu, grosartig und hochgeſinnt erfüllen, ſolche Menſchen werden dein Weib und deine Kinder dennoch ſo viel als möglich leiden machen, damit du, wie ſie ſagen, zahm werdeſt, d. h. aber, gegen ſie muthvoll und gegen das Vaterland gerecht handeln zu dürfen.

Umſonſt zeichnet ſich ein aus ſolchen Gründen und von ſolchen Menſchen gehaßter und verleumdeter Bürger als edel und gut aus, umſonſt iſt er brauchbar und ſogar unerſetzbar, man verſperrt ihm in den Wohnſitzen der höhern Selbſtſucht oder der Hochſelbſtſucht den Weg zur Ehre und zum Anſehen mit unerbittlicher Gewalt. Ob das Vaterland darunter leide, ob daſſelbe in weſentlichen Angelegenheiten weniger gut bedient werde, darauf kommt es bey ſolchen Hoheits-Parteymenſchen gar nicht an. Sie gehen darüber als über etwas ganz Unbedeutendes hinweg, weil nach ihrer Meinung höhere Anſichten und höhere Beweggründe obwalten, als daß das ein wenig mehr oder minder gut bedient ſeyn des Volks — des Vaterlands — dießfalls in Erwägung kommen ſollte. Wahrlich, es iſt hierüber hie und damit uns weit gekommen.

Wenn ehemals ſolche Bedenken auch an die Leidenſchaftlichſten unſerer Partey und Gewaltsmenſchen gelangten, ſo ſchwiegen ſie doch meiſtens dazu ſtill, und zuckten höchſtens die Achſeln; aber jetzt, da die Politik durch das Gemeinwerden des Unrechts allerhöchſt gewandt, aber damit auch ſchamloſer und frecher geworden, ſo ſchweigen ſolche Parteymenſchen gegen das Alltagszeug ſolcher Volkseinwendungen jetzt nicht mehr, ſie wiſſen darüber in jedem Fall aus dem Stegreif Beſcheid, und zwar weit beſſer als auf einige juriſtiſche Probleme. Das Modewort, das ſie für den Augenblik gegen jede ihnen ungelegene Bemerkung über die weſentlichſten Erforderniſſe der guten Beſorgung des Volks, d. i. über die weſentlichſten Bedürfniſſe des Regierens allgemein im Mund haben, iſt dieſes: das alles ſeyen metaphyſiſche Grübeleyen, die durchaus unter den Pantoffel gebracht werden müſſen, weil ſie nicht nur dem Volk den Kopf verdrehen und das Herz verhärten, ſondern auch die Regierungen in der Unſchuld ihres edeln Fühlens und in der Rechtsfreyheit ihrer kraftvollen Gedanken hemmen und verwirren, indem ſie den bon sens ihrer auf Erfahrung gegründeten Urtheile und Handlungsweiſen, als wären ſie bloſſe Routinehartnäckigkeit, entwürdigen, verächtlich und ihre Wirkung dadurch unſicher machen. Hie und da redten freylich nur die Beſcheidenen noch in dieſem Ton, die Unbeſcheidenen von ihnen hatten eine ganz andere Sprache und nahmen gegen ihre Mitbürger einen noch weit höhern Ton an. Ich weiß einen Fall, daß ein Mann von ausgezeichneten Verdienſten, ich darf wohl ſagen, ein in ſeinem Fache unerſetzbarer Mann, ſich wegen eines passe - droit, den man ihm ſpielte, bey einem ſolchen übermüthigen Familien-Mann beklagte, und ſeiner Klage entſchloſſen beyfügte, daß er nicht nur in jedem Fall ſeine Pflicht als ein Ehrenmann gethan, und jeden Befehl ſeiner Obern mit pünktlicher Genauigkeit erfüllt, ſondern ſich auch ſchmeicheln dürfe, durch die erſchöpfende Anſtrengung ſeines Pflichtlebens den Dank ſeiner Mitbürger und des Vaterlands verdient zu haben. Das übermüthige Familienmitglied antwortete ſeinem Mitbürger: „es iſt uns nicht genug, daß man in unſerm Dienſt ſeine Pflicht thue, wir fordern auch, daß man an unſre Perſonen, an unſer Intereſſe an unſre Familien und an unſre Regierungsmaximen anhänglich ſey; und das iſts, mein lieber Herr, worüber man ihm nicht alles zutraut und nicht alles zutrauen darf.“ —

Ich hätte in dieſem Augenblick wie im engliſchen Parlament ausrufen mögen: hört! hört! Vaterland! höre! höre! Mitbürger! höret! höret!

Die Folgen der Umſtände, Lagen und Verhältniſſe, die eine ſolche Erniedrigung der republikaniſch-rechtlichen Stellung freyer Bürger auch nur möglich machen, und auch die Folgen von Aeußerungen, die eine ſolche Erniedrigung vorausſetzen oder einzuleiten geeignet ſind, wenn ſie aus dem Mund anmaßlicher und unwürdiger Individuen der regierenden Geſchlechter ins Volk geworfen werden, ſind an ſich ſehr groß und in dem Grad größer und unverzeihlicher, als das Volk, das durch dieſelben erniedrigt werden ſoll, ein edles, ſelber in ſeinem Verſinken noch von Europa geachtetes und in ſeinen Vätern ſelber von ſeinem Welttheil bewundertes, freyes Volk iſt. Selber im höchſten Grad niederträchtig wären ſolche Aeußerungen, wenn die Geſinnungen, Handlungen und Anſprüche, die ſie veranlaßt hätten, noch in ihrem Weſen und in ihrer innern Bedeutung altvaterländiſch rechtliche Handlungen, Geſinnungen und Anſprüche freyer, ſich in ihren Rechten gekränkt und gedrängt fühlender Männer wären und als ein trauriger, ohnmächtiger Nachhall der hohen und edeln Freyheitskraft unſrer Väter angeſehen werden müßten. Unter den gegebenen Umſtänden wären ſolche Aeußerungen eine wahre Hohnſprechung auch noch der letzten Spur der bürgerlichen Freyheitskraft, die es wagt, den mangelnden alten Vaterſinn der Regierung der ihm entgegenziehenden Zeitſelbſtſucht in das Gedächtniß und die Einbildungskraft nur zurückzurufen, und des Zuſtands auch noch zu gedenken, aus deſſen Segen die Genießungen der Selbſtſucht, die ihm jetzt in unſrer Mitte entgegenſtehen, weſentlich hervorgegangen.

Wenn wir *da wären*, Vaterland! Mitbürger! wenn *wir dahin* verſunken wären, daß wir den Nachhall des Geiſtes und des Herzens unſrer Väter unſerm Zeitvolk auch nicht einmal mehr wahrhaft und kraftvoll ins Gedächtniß und in die Einbildungskraft zurückrufen dürften, wenn es mit uns dahin gekommen wäre, daß wir dieſen Nachhall des guten Tons unſrer Väter auf irgend einem bedeutenden Punkt des Vaterlands in uns ſelber erſticken müßten, und zwar blos zu Gunſten einer vorübergehenden Trug- und Augenblickspolitik jeweiliger ſelbſtſüchtiger Zeitmenſchen, Mitbürger! Vaterland! wo wären wir denn? — — doch, wir ſind ja noch nicht da. Es mangelt uns im Ganzen noch nicht an dem innern Weſen weder des Vaterſinns noch der Bürgerkraft. Beyde ſind zwar durch das uns ſelbſt drückende und verwirrende Civiliſationsverderben in uns ſelber geſchwächt, und in ihrer höhern und allgemeinern Wirkung ſtill geſtellt; aber dennoch iſt auch wahr, unſer Civiliſationsverderben hat das innere Leben des altvaterländiſchen Volksgeiſts in unſrer Mitte noch nichts weniger als *allgemein* ausgelöſcht. Wenn unſer Volk für die äuſere Darſtellung ſeiner noch nicht verlornen Bürgerkraft rechtliche Mittel, geiſtliche Handbiethung, erleuchtete und gradſinnige Wegweiſung und fromme Aufmunterung fänden, ſo würde es ſich ganz gewiß zeigen, daß unſer Nationalgeiſt ſich in allen Ständen noch immer bis auf einen gewiſſen Grad in ſeinen urſprünglichen Anſichten und in ſeiner urſprünglichen Kraft in ſich ſelber erhalten. Das aber ſoll uns dennoch nicht einſchläfern. Es ſoll uns im Gegentheil aufmuntern, den Quellen, die die Erlahmung und das Stillſtellen der lebendigen Kraft unſrer Väter, welche im allgemeinen unläugbar ſtatt findet, herbeygeführt haben, immer tiefer zu erkennen, ihnen immer mehr mit innerer Wahrheit des Geiſtes und Reinheit des Herzens entgegen zu wirken.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, ſo wie eine unvernünftig und unverhältnißmäßig große Hauptſtadt die weſentlichſten Kräfte eines Königreichs verſchlingt und vergiftet, alſo verſchlingt und vergiftet eine unvernünftig und unverhältnißmäßig angeſchwollene Familiengewalt die weſentlichſten Kräfte eines Freyſtaats.

Die Wahrheit dieſer Anſicht ſteht als Thatſache vor unſern Augen, und die Folgen davon ſprechen ſich in der unverkennbaren Erniedrigung eines groſſen Theils unſres Bürgerſtandes und in den vielſeitigen dießfälligen Verlegenheiten unſrer Regierungen laut aus, denen es ganz gewiß ſchwer wird, den Mangel eines allgemein kraftvollern Bürgerſtandes in ihrer Mitte zu fühlen, und die Mittel nicht zu haben, ja kaum zu erkennen, durch die es allein möglich, den weſentlich groſſen Staatsübeln, die daraus erfolgen, abzuhelfen, und unſer Volk wieder zu der Würde zu erheben, die einem freyen Volk weſentlich zu beſitzen gebührt.

Ich klage indeſſen die jetzt lebenden Individuen dieſer Familien diesfalls gar nicht beſonders und als ſolche an. Der Mehrtheil von ihnen iſt nicht nur zum Theil mit ausgezeichneten Adminiſtrationsfertigkeiten, ſondern auch mit vielem guten Willen fürs Vaterland den Folgen des Unrechts und der Irrthümer der Vorzeit und der, die Schwäche der, die Menſchennatur allenthalben ergreifenden und hinreißenden Lebensgenieſſungen unterlegen. Ich ſage es mit Ueberzeugung, ihr Unrecht iſt ihnen ſcheinbar als ihr Recht und die höchſte Ungebühr ihrer Anſprüche als ihr Eigenthum, als das Erbtheil ihrer Väter in die Hände gefallen, und es iſt bey ihnen mehr das Unglück ihrer Lage als ihr Fehler, daß ſie die Wahrheit ihres Verhältniſſes zu ihren freyen Mitbürgern und zu ihrem freyen Vaterland nicht mehr in ſeiner reinen urſprünglichen Natur zu erkennen vermögen.

Vaterland! Kann man ihr Unrecht mehr, kann man es menſchlicher entſchuldigen, als ich es thue? Aber iſt es um deswillen weniger wahr und weniger gros? Iſt ſein Einfluß auf das Vaterland um deswillen weniger bedeutend, und ſoll man um der, ihre Fehler perſönlich entſchuldigenden Umſtände willen, dieſe Fehler ſelber nicht mehr in ihren Urſachen und in ihren Folgen bekämpfen? Ich meine, es hieße dem Vaterland mangeln, um einigen ſeiner Individuen hie und da auch nur eine kleine Schamröthe zu erſparen; und das wäre dann doch wohl ein wenig zu viel.

Ich habe mit Beſcheidenheit, Sorgfalt und Menſchlichheit über den diesfälligen Zuſtand meines Vaterlands geſprochen, und über den Einfluß der bürgerlichen Familienanſprüche auf das Ganze der Nationalkraft, der Nationalwürde und des Nationalſegens des Schweizerlands nicht mehr geſagt, als in Monarchieen jeder Bauernſohn, der ein Paar juriſtiſche Kollegien gehört, über den Einfluß des hohen und niedern Adels und ſeiner Familienanſprüche auf das Ganze der Nationalkraft, der Nationalwürde und des Nationalſegens der Monarchie, in der er lebt, frey und offen ſagen darf. Aber freylich iſt das Verhältniß der regierenden Familien in Republiken gegen ihre Mitbürger, d. i. gegen den Staat nicht das nämliche, wie das Verhältniß des Adels in Monarchieen gegen die Maſſe ihrer Mitbürger, die ihre Mitunterthanen ſind. — Es iſt weit gefehlt, daß es nur dieſes ſey.

Menſchlich und ſittlich betrachtet, iſt es indeſſen gewiß, und der Geſichtspunkt muß bey aller Wahrheit und Strenge der Sache das Urtheil über die Perſonen nicht nur überhaupt mildern, ſondern weſentlich beſtimmen, daß, wo die Grundübel der Staaten ſoviel als einen ganzen Welttheil außer das Gleichgewicht des Rechts und außer den Seegen der reinſten Menſchlichkeitsverhältniße hinausgeworfen, fehlerhafte, unbürgerliche Handlungs- und Denkensweiſen einzelner Bürger nur als Folgen von ſeit Jahrhunderten allgemein eingewurzelten Staats- und Standesverirrungen anzuſehen ſind; und die Mittel zu helfen, müſſen in dieſem Fall nicht vom partiellen Zuſtand einzelner Theile, ſondern vom allgemeinen Zuſtand und von den allgemeinen Bedürfniſſen des Ganzen ausgehen. Wo eine Wunde in der Tieſe eitert; da muß ſie auch in der Tieſe ſondirt werden, und wo Menſchenübel und Menſchenverderben tief und lang in die Menſchennatur eingegriffen; da müſſen die Mittel, ihnen abzuhelfen, ebenſo tief in der Menſchennatur erforſcht und aus derſelben hergeleitet werden.

Dieſe Uebel der Zeit und des Vaterlands ſind indeſſen, wie die Uebel aller Zeiten und aller Länder, in ihrem Weſen in der Schwäche, in der Sinnlichkeit und Selbſtſucht unſrer Natur ſelbſt gegründet, und obgleich ſie in einigen Zeitpunkten, und in einigen Ländern freylich mehr und in andern weniger belebt ſind, ſo ſind ſie dennoch in jedem Fall einfache Folgen der innern Entzweyung unſrer ſelbſt in uns ſelbſt. Wir können uns nicht verhehlen, ſo wie im individuellen Zuſtand eines jeden einzelnen Menſchen ſich ein innerer Kampf zwiſchen zwey ſich entgegenſtehenden Neigungen und Beſtrebungen ſtatt findet, ſo finden auch im Aeußern unſers Daſeyns, ſo lange die Welt ſteht, unter den Menſchen zwey ſich einander entgegenſtehende Beſtrebungen ſtatt, diejenige des Fleiſches und des Bluts und diejenige des Geiſts und des Herzens, diejenige der Selbſtſucht, und diejenige der Selbſtſuchtloſigkeit, diejenige der Finſterniß und diejenige des Lichts, diejenige des Irrthums und diejenige der Wahrheit, diejenige der Rechtsloſigkeit und diejenige des Rechts, diejenige der Schonungsloſigkeit des Stolzes, des Streits und des Kriegs und diejenigen der zarten Gefühle der Schonung, der Demuth und der Liebe zum Frieden, diejenige der Schaamloſigkeit und der Unmenſchlichkeit und diejenige der Schaamhaftigkeit und der Menſchlichkeit, diejenige der böſen, ſelbſtſüchtigen Ge-

walt und diejenige der guten, ſelbſtſuchtloſen Hülfsbegierde,
diejenige der die Menſchennatur veredelnden Kunſt und die-
jenige der unſre Natur entwürdigenden Verkünſtlung. Dieſe
doppelten Beſtrebungen des Menſchengeſchlechts gehen all-
gemein und weſentlich aus der Verſchiedenheit der ſinnlich
thieriſchen und der menſchlich höhern Anlagen unſrer Na-
ur hervor. Jede dieſer Beſtrebungen iſt in ihrem Weſen
in lebendiger Gegenſchein, eine lebendige Gegenkraft ge-
gen die andere. Der thieriſche Sinn unſrer Natur ſpricht
n ſeiner ſinnlichen Selbſtſucht die Rechte des Fleiſches und
es Bluts, die Rechte der Finſterniß, der Unwahrheit und
er Lügen mit aller Kühnheit der Schaamloſigkeit und mit
ller Verſchmiztheit der thieriſchen Hinterliſt an. Er ſpricht
er Schonungsloſigkeit, dem Stolz, der Neigung zum Streit
nd der Neigung zum Krieg, und hinwieder den Anſprü-
en der Liebloſigkeit und der Rechtloſigkeit, wo er darf,
fen das Wort, und wo er nicht darf, flüſtert er dem Mann,
r ihn anhört, ſeine diesfällige Anſicht leiſe, leiſe ins Ohr.
r iſt der entſchiedene Lobredner der Tyranney, der Scla-
rey, der Leibeigenſchaft und der Seelenverkäuferey. Er
der offene Feind der Menſchenbildung und der Volks-
ltur. Der Bruderſinn des Menſchengeſchlechts iſt in der
iefe ſeines Herzens ein Spottwort und der Name des
enſchenrechts iſt ein Gräuel in ſeinen Augen. Er will
n Niedern im Volk, wenn er ein Engel wäre, nicht er-
den ſeyn aus ſeinem Staub, und den Obern, wenn er
h das Gegentheil wäre, nicht beſchränkt ſeyn in böſer
walt. Er verwahrloſet das Volk, und will doch, daß
kraftvoll ſey in ſeinem Dienſt, aber unbeholfen in ſei-

ner Nothdurft, und ohnmächtig in ſeinem Recht und in ſeiner Selbſthülfe. Er iſt unbarmherzig gegen die Leiden, ſtreng gegen die Rechtloſen, und gewaltthätig gegen jeden, den er mit ſeiner ſinnlichen Gewalt unter ſich zu bringen vermag. Dahin, dahin führt der Thierſinn der Menſchennatur im Süden und Norden Europas ebenſowohl als in Marocco, Algier, Conſtantinopel und China. — Ihm entgegen ſpricht der höhere, menſchliche Sinn die Rechte des Geiſtes, die Rechte des Lichts, die Rechte des Herzens, den Segen der Rechtlichkeit, der Schonung und der Demuth mit Kraft an, und redet ihnen mit Beſtimmtheit das Wort. Er iſt ein entſchiedener Lobredner der geſetzlichen Freiheit. Die Sclaverey und die Leibeigenſchaft von Menſchen, die ſeine Brüder ſind, geht ihm betrübend ans Herz. Die Seelenverkäuferey, in welcher Form und Geſtalt und mit welchem Schleyer bedeckt ſie auch vor ſeinen Augen ſteht, iſt ihm ein Gräuel. Sorge für Menſchenbildung und Volkskultur, Sorge für die menſchliche Befriedigung des Armen durch Bildung und Sicherheit hält er für die erſte Pflicht aller Menſchen, und beſonders aller deren, die für die Rechtlichkeit der Vereinigung der Menſchen im geſellſchaftlichen Zuſtand zu ſorgen verpflichtet ſind. Seine Beſtrebungen ſind, in welchen Verhältniſſen er ſich befindet, Beſtrebungen einer guten Gewalt. Sie ſind Beſtrebungen des Geiſtes wider das Fleiſch, des Lichts wider die Finſterniß, des Rechts wider das Unrecht, des Edelmuths wider die Anmaßungen der Selbſtſucht; ſie ſind Beſtrebungen der Liebe, der Schonung und des Friedens. Der Mann mit dieſem höhern Sinn ſucht jedes Menſchenſind, in das Gott eine höhere Seele gelegt hat, aus dem Staub zu erheben, damit ſeine Kraft der Schwäche ſeines Geſchlechts zum Segen werde und das Licht ſeiner guten Thaten unter ſeinen Umgebungen leuchte, und ſeine Mitmenſchen ſeine guten Werke ſehen und preiſen den Vater, der im Himmel iſt. Das Menſchenrecht iſt ihm, wie das Fürſtenrecht, in der Liebe heilig, in Treu und Wahrheit geſichert; er achtet es durch Hinterliſt und Unwahrheit gefährdet, durch Falſchheit und Betrug untergraben, durch Gewaltthätigkeit, Wortbruch und Meineid rettungslos geſtürzt.

Als ein Feind der Unnatur haßt er die ſich ſelbſt überlaſſenen und iſolirt und einſeitig benutzten Abrichtungsmittel unſrer verkünſtelten Zeit; aber die Volkskultur iſt ihm heilig, und er vermiſcht ihr ſegensvolles Weſen nicht mit der Segensloſigkeit ſeiner Verkünſtlung. Demuth und Scham ſind ihm heilige Pfeiler des Volksglücks. Er ſieht den häuslichen Seegen nicht aus der Gemeinkraft des Volks, wohl aber die Gemeinkraft des Volks aus dem häuslichen Seegen hervorgehen.

Dahin, dahin führt freylich der höhere Sinn des innern göttlichen Weſens in unſrer Natur, der aber freylich bey unſern Zeitmenſchen im Süden und Norden von Europa ſo ſelten, als der entgegengeſetzte thieriſche Sinn in Marocco, Algier, Conſtantinopel und China allgemein iſt. Zwar ſind weit die meiſten unſrer europäiſchen Zeitmenſchen ſich des Uebergewichts der thieriſchen Beſtrebungen ihrer Natur nicht bewußt, und darüber in einer vollkommenen Selbſttäuſchung lebend, tragen ſie in Rückſicht auf alle Anſichten und Anſprüche dieſer beyderſeitigen Beſtrebungen auf beyden Achſeln, und obwohl ſie innerlich vom Thierſinn ihrer Natur ganz belebt und hingeriſſen ſind, haben ſie dennoch nicht den Muth, den Anſprüchen des höhern Sinns unſrer Natur geradezu Hohn zu ſprechen, und ihnen im offenen Felde den Krieg zu erklären, und zeigen ſich in Rückſicht auf dieſe höhern Anſichten in ihren Umgebungen auf eine Weiſe, von der der Engel der Gemeinde von Laodicea ſagt, daß ſie zum Ausſpeyen gut ſeyen. Ich achte aber dieſes weder kalt noch warm ſeyn und auf beyden Achſeln tragen für das Schlimmſte, das in unſerer Lage begegnen kann, und lobe mir die gradſinnigen Kämpfer auf beyden Seiten, davon jeder ſein Lieblingskind, ſey es weis oder ſchwarz, heiß es Hans oder Heini, mit ſeinem Namen nennt. Ich lobe mir in ſo weit ſelber die verwilderten Lobredner des Thierſinns, die ſich über die Natur ihres Kampfs mit dem höhern, göttlichen Sinn unſers Geſchlechts unverholen ausſprechen, wie ein großer Sprecher des Zeitworts ſich über dieſen Gegenſtand geradezu ausgeſprochen, es liegen nehmlich den diesfällig obwaltenden Streitanſichten in ihren gegenſeitigen Beſtrebungen zwey ganz heterogene Elemente zum Grund, die ſich beyde ihrer Natur nach gegenſeitig auf Tod und Leben bekämpfen, und alſo in allen Staaten, wo ſie immer mit einander in Colliſion kommen, nicht anders können, als in denſelben einen innern Krieg zu organiſiren; nur iſt in Rückſicht auf dieſe Elemente, und in Rückſicht auf den Krieg, der immer entſtehen muß, wo ſie mit einander in Colliſion kommen, noch zu bemerken, daß Element des Fleiſches und des Bluts, das Element der Finſterniß iſt in ſeinen Mitteln, dieſen Krieg anzuſpinnen, zu unterhalten und auszuführen, unrechtlich, lügenhaft, gewaltſam und niederträchtig, das Element des Geiſtes und des Lichts aber iſt in dieſen Mitteln rechtlich, ſchonend, bedachtſam und edelmüthig.

Vaterland! Das Weltverderben, wie es in aller Schaamloſigkeit ſeiner Selbſtſucht, und in aller Eitelkeit ſeiner
Schwäche allgemein vor uns ſteht, iſt offenbar eine Folge
es Uebergewichts der Finſterniß unſers thieriſchen Sinns
über die Anſprüche unſerer höhern Natur und ihres heili-
en Lichts, und nebenbey iſt jedes alte Standesverderben
uch ein altes Menſchenverderber. Darum können auch
lte abgeſtorbene Verfaſſungen überhaupt nicht leicht, und
eſonders nicht leicht von Menſchen, die im und vom Ver-
rben eben dieſer Verfaſſungen durch ihr ganzes Leben ge-
hrt, darin erzogen, gebildet, getränkt, geſpieſen, gekleidet
d zum Theil noch grau geworden, erneuert, wiederher-
tellt, und in ein neues Leben gerufen werden.

Freund der Menſchheit! Freund des Vaterlands! laß
nicht davon ablenken, das Verderben, dem Europa
auch du, mein Vaterland, unterlegen, in ſeinen Urſa-
und Quellen zu erforſchen. Verhehle es dir nicht, es
hiſtoriſch richtig, daß Frankreich's Hofton, daß der Ton
er Hauptſtadt, ſeine Theater, ſein Luxus, ſeine Feudal-
ärtung, ſein, die Rechte der Stände höhnendes, könig-
s bon mot — l'Etat? — c'est moi! ſein tel est
e bon plaisir, ſein, von dieſen bon mots- und bon

plaiſir-Leben ausgehenden Finanz-, Polizey- und Militärgrundſätze und die mit ihnen innig zuſammenhängende Theatercultur und Zeitlitteratur, ſo wie ſeine Hofetiquetten und der Ton ſeiner Hauptſtadt das Civiliſatiosverderben, von dem Europa gegenwärtig bedrängt niedergedrückt liegt, mit allen ſeinen Uebeln herbeygeführt und ſoviel als nothwendig gemacht. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß dieſes, von Frankreich ausgehende, Staatenverderbniß, in dem es den Ton der meiſten Höfe des Welttheils, ihrer Hauptſtädte, ihrer Staatsgewalt und ſelber ihrer Erziehungs- und Bildungsanſtalten zu Affenwerken ihres verführeriſchen Vorbilds gemacht, das unſchuldige, unbefangene und redliche Zuſammenleben der geſellſchaftlichen Vereinigungen unſers Welttheils im innern Heiligthum ihrer tiefen Fundamente erſchüttert und auf der einen Seite die Throne über ihr weſentliches Intereſſe und über die weſentlichen Stützen ihrer Rechte eingelenkt, auf der andern Seite den Gemeingeiſt und die Gemeinkraft der Völker in thieriſcher Sinnlichkeit beſchränkt, erniedrigt und gehindert, zu der ſittlichen geiſtigen und bürgerlichen Erhebung und zu der menſchlichen Veredlung zu gelangen, zu welcher die meiſten europäiſchen Völker vor dieſem Zeitpunkt auf beſſern Wegen waren, und ohne Frankreichs Einfluß wahrſcheinlich reifer wären. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir es dieſem, von Frankreich ausgegangenen Civiliſationsverderben zu verdanken haben, daß hie und da in unſerm Welttheil der Gemüthszuſtand des Volks ſich dahin erniedrigt, daß ſeine alte edle und rechtliche Rechtsanhänglichkeit und Freiheitsliebe in allen Ständen in wilde Verläugnung der Rechtlichkeit ſelber, in ſanscülottiſche Anſprüche, in ſinnliche Ungebundenheit und thieriſche Frechheit ausgeartet, die ſich in rohen Anſprüchen an Sinnlichkeitsgenießungen ohne Verdienſt laut ausſprechen, und verführeriſch dahin wirken, ſelber in der niederſten Menge den Geiſt des ſtillen, arbeitſamen, häuslichen Lebens zu zerſtören, und die Gelüſte nach einer guten Tafel, zum Spielen, zum Jagen, zur Hoffart, zur Pracht, kurz zu allen Ausſchweifungen des Luxus, d. h. zu allſeitigen, mit ſeinen Realkräften ganz unverhältnißmäßig und ſeinen Realpflichten ganz entgegenſtehenden Sinnlichkeitsgenießungen und Sinnlichkeitsabſchwächungen, auf die oberſte Höhe zu bringen.

Es iſt hier nicht der Ort, und ich vermag es auch nicht, die Geſchichte dieſes Einfluſſes und ſeiner Folgen von ihrem Urſprung an zu erforſchen. Ich faſſe denſelben nur von dem Zeitpunkt meines Lebens und ſelber nur von der ſpätern Epoche deſſelben ins Aug.

Das erſte, mir ſeit meinen reifen Jahren immer aufgefallene Reſultat ſeines Einfluſſes war die der Revolution vorhergegangene notoriſche, ſittliche und bürgerliche Erſchlaffung der Völker Europa's.

Das zweyte, die ſanscülottiſche Erhebung der Völker gegen die, der Menſchennatur auch in ihrer Schwäche, unerträgliche Erſchlaffung der Staaten.

Das dritte, Buonaparte's ſiegende Unterdrückung der ſanscülottiſchen Volksempörung und der Völker ſelber.

Das vierte, Buonaparte's Sturz und die vom Welttheil gegen die Uebel, die er litt, und gegen Buonaparte ſelber genommenen Maßregeln.

Das fünfte, Buonaparte's Wiedererſcheinung und ein Ruf Gottes an den Welttheil, die Urſachen ſeiner Wiedererſcheinung zu beherzigen, und das Wohl unſers Geſchlechts und das Wohl der Völker und der Thronen auf einen höhern, auf einen edlern Gemeingeiſt, auf eine höhere Gemeinkraft und ein lebendigeres und würdigeres Gemeinintereſſe zu bauen, als dasjenige war, was von Frankreich's Luxus, Theater, von ſeinem Hofton, ſeinen Hoflaunen, ſeiner Behördengewalt und ſeiner Polizeygewandtheit u. ſ. w. u. ſ. w. ausgieng, und uns ſeit Jahrhunderten ihm blind nachäffen und die blinde Nachäffung mit Millionen blutigen Opfern bezahlen gemacht hat.

Gegen ein ſolches — gegen ein ſo tief und ſo von weitem und von langem her begründetes Weltverderben taugen halbe Maßregeln gar nichts. Dieſe ſind aber ſchon ſeit ſo langem von dem Welttheil, als wären ſie ſein tägliches Brod, ſeine natürlichſte und ſegensreichſte Nahrung, gebraucht und genoſſen, und dadurch ihm zur andern Natur geworden. Darum aber iſt ihm auch jetzt ſo ſchwer zu helfen, und wir Schweizer beſonders ſind ſeit Jahrhunderten einem einſchlummernden Scheinglück im Schoos ſitzend, an Mißkennung unſrer ſelbſt, an Gedankenloſigkeit über das Weſen unſrer Verhältniſſe, an Vertrauen auf blindes Glück, an das große Heil, das durch Zögern und Zeitgewinnen erzeugt wird, und an halbe Maßregeln, die mit dieſem Vertrauen auf ein halbes Heil, das wir nur ſuchen, übereinſtimmt, gewöhnt. In dieſem Zuſtand kennen wir weder das Glück noch das Unglück in ſeiner wahren Bedeutung. Darum lernen wir im Unglück nichts, benutzen aber auch unſer Glück nicht, wie wir könnten und ſollten, und das Glück, das man nicht benutzt, hilft auch nichts. Wenn halbe Maßregeln die guten Folgen deſſelben allgemein ſtill ſtellen und zernichten, ſo war es, wie das Unglück, das wir nicht in ſeiner wahren Bedeutung erkannt haben, für uns umſonſt da. Es iſt wahr, alle Siege über die Folgen des Verderbens, in das wir verſunken, helfen zum Wohl der Menſchheit nichts, gar nichts, wenn wir die Urſachen derſelben nicht mit eben dem Muth bekämpfen, mit dem wir einige ihrer Folgen überwunden. Wenn du einen ſtinkenden giftigen Rauch zwar für den Augenblik dämpfſt und ſeine Quelle, ſey's mit einem Haufen Miſt oder mit einem prachtvollen Deckmantel, in ſich ſelber erſtickſt und äußerlich zu erſcheinen verhinderſt, dabey aber den ihm zu Grund liegenden, glühenden Brand nicht auslöſcheſt, was haſt du damit gewonnen? Der Rauch wird bald wieder erſcheinen und an deinem Miſt und an dem Deckmantel, den du über ihn hingelegt haſt, ſelber noch Nahrung für ſein Gift und für ſeinen Geſtank finden. Es iſt ein Unglück, daß wir der Uebel, die am Herzen der Staaten nagen, ſo gewohnt ſind, daß wir ihrenthalben faſt nie weiter gehn, als ſolche Zeit- und Augenblicksdeckmäntel für ſie zu ſuchen, und denn aber auch durch die Erfahrung von der Unbrauchbarkeit und Untauglichkeit dieſer Deckmäntel überzeugt, zuletzt auch ihrer nicht mehr viel achten, und auch bey den grellſten Erſcheinungen unſers

Civiliſationsverderbens in offener, unbedeckter Schamloſigkeit da ſtehend, nicht das geringſte Bedenken mehr tragen, auch dieſe grellſten Erſcheinungen als nothwendige Uebel zu erklären, die dem Staat unausweichlich, weil ihre Quelle davon, die ſinnliche, thieriſche Natur im Menſchen, bey ihm unauslöſchlich und unbeſiegbar ſey und dadurch auf eine Art als wirkliches Fundament ſeines Naturrechts und ſeines Staatsrechts angeſehn und erkannt werden müſſe. Es iſt unglaublich, wie weit in dieſer Rückſicht die Verirrungen des Menſchengeſchlechts gehen können, und hie und da wirklich gehen. Der Zwergmenſch am Nordpol, der den Zuſtand ſeiner ſelbſt und der ihn umgebenden gefrornen Erde für den Zuſtand der Menſchennatur und des Erdballs anſieht, verirrt ſich in beydem nicht ſtärker als wir, wenn wir unſern bürgerlichen Zeitzuſtand, d. i. unſre Perſonal-, Stadt-, Ort- und Behördenſchlechtheit als den Zuſtand der Menſchennatur und als die Schlechtheit des Menſchengeſchlechts anſehen. Eine Mühle, bey der das Waſſer abgeſtanden, oder gar abgegraben worden, iſt keine Mühle mehr, und, wer dem Advokaten gleich, dem der alte Fritz das Mühlenrecht ad hominem begreiflich machte, die abgeſtandene und abgegrabene Menſchennatur als die wahre, von Gott gegebene anſieht, der iſt nicht nur als Menſch, er iſt auch als Staatsmann ein Schwächling; und, welchen Platz er auch ſelbſt in der Regierung einnimmt, er iſt für das innere, höhere Weſen einer, mit den Realbedürfniſſen der Menſchennatur übereinſtimmenden, Regierungskunſt untauglich; die allfällige Handwerkſchaft ſeiner Routineregierungsgewandtheit iſt mit dem ganzen, auch noch ſo lauten Geräuſch ſeiner Abrichtungskünſte ſo wenig als mit der todten Stille ſeiner Verfänglichkeit und mit der Ueberzuckerung ſeiner Gewaltthätigkeitsmaßregeln keine wahre, menſchliche Regierungskraft, keine wahre, menſchliche Staatskraft. Er kann mit dem ganzen Schein ihrer Reſultate, ſo bedeutend ſie auch da ſtehen, das Wohl des Menſchengeſchlechts um keinen Schritt fördern, und wo es gefährdet iſt, keine Stunde erhalten.

Die innere Kraft der Menſchennatur iſt eine göttliche Kraft. Sie iſt die Kraft Gottes. Ein menſchlich-eitleeres Regieren, ein Regieren, das dieſe Kraft Gottes nicht kennt, und ſich nicht auf ſie als auf ihren ewigen Hintergrund ſtützt, iſt kein menſchliches, es iſt kein göttliches, es iſt kein dem Menſchen von Gott gegebenes und eingegebenes Regieren, und hat es ſich auch im Kreis ſeiner Routinefertigkeiten und ſeines Routineſchlendrians zur höchſten Gewandheit erhoben.

Es iſt zwar leicht, es braucht an Kopf und Herz außerordentlich wenig, die gewöhnlichen Handlungen eines ſolchen Regierens täglich mit zu machen und ſelber in ſeinem Routinegleis zu Zeiten darin einen Schritt weiter zu gehen. Es iſt z. E. auf der Welt Gottes nichts leichter, als wo eine alte Zollbude nicht mehr genug einträgt, gerade neben ihr noch eine neue aufzuſtellen. Ebenſo iſt nichts leichteres, als einen armen Dieb aufhängen und eine verirrte Kindermörderin enthaupten zu laſſen. Und hinwieder iſt gleichfalls nichts leichteres, als einen armen Bauern, der vor einer Schildwache ſo unehrerbietig vorbergeht, als unſre Väter vor Geßlers Hutſtange, dafür abprügeln zu laſſen, aber geſetzlich zu bewirken, daß die Zölle und Taxen den Verkehr im Land beleben, daß der Landesroheit, der Dieberey und der Unzucht wirklich und weſentlich Einhalt gethan und eine allgemeine, öffentliche, den Volksſinn ergreifende, das Volksleben durchdringende Achtung gegen alles Ehrwürdige und Heilige erhalten werde — das iſt ſchwer, ſehr ſchwer.

Für das Routine- und Schlendriansregieren wird man eigentlich *abgerichtet*, und man weiß ja, wer zu etwas gut abgerichtet iſt, dem wird auch das Unnatürlichſte leicht. Darum wachſen auch beydes, das *Bedürfniß* des Abrichtens und die *Künſte* des Abrichtens in jedem Staat und in jedem Zeitpunkt immer in dem Grade, als man darin unnatürlich lebt, und weil man unnatürlich lebt, auch unnatürlich regieren muß. — Das Geheimniß dieſes unnatürlichen Regierens beſteht aber ewig darin; das innere, geiſtige, ſittliche und göttliche Weſen der Regierungskraft den ſinnlichen, ungöttlichen Formen ſeiner Gewaltskraft unterzuordnen. Dadurch, dadurch aber auch allein iſt es, wodurch man dahin kommt, dem unnatürlichen Suppleanten des heiligſten, göttlichen und menſchlichen Rechts ſein ſchlechtes Regieren *noch recht leicht* zu machen, und dafür dienen dann die Künſte des Abrichtens vortrefflich. Sie ſind auch gewöhnlich bey einem Volk in dem Grad leicht anwendbar, als es *bildungslos* iſt. Im Grund iſt das Abrichten des Volks allenthalben leicht, es iſt nach allen Formen ſehr leicht, ganze Menſchenhaufen zu allerhand, was man will, zur Thierjagd und ſogar zur Bettler — zur Menſchenjagd abzurichten, aber zu machen, daß dieſe abgerichteten Geſchöpfe menſchlich bleiben und edel und gut, das iſt wahrlich nicht leicht, und kann es nicht ſeyn. Das aus der ſinnlichen Natur abſtrahirte und ſinnlich auf das kulturloſe Menſchengeſchlecht einwirkende allgemeine Abrichten und Manipuliren des Volks iſt weſentlich geeignet, die menſchliche Seele in ihren Grundgefühlen und Grundanſichten zu verhärten. Es bringt den Menſchen und ſelber den Regenten dahin, daß er aus den ſinnlichen Lebensgenießungen, zu denen er dadurch, daß die Menſchen in ſeinen Umgebungen für den Dienſt ſeiner ſinnlichen Anſprüche wohl abgerichtet ſind, hingelangt iſt, alles in allem macht, und wenn er Gewalt dazu hat, ihm untergeordnete, unſchuldige und ſchwache Geſchöpfe in den Staub tritt, und außer den Genuß aller Menſchenfreuden und alles Menſchenſegens wirft, bloß weil ſie an Leib und Seele, d. i. in allem ihrem Fühlen, Denken und Handeln nicht abgerichtet ſind, wie es ihm diene, und deßnahen auch der Quelle ſeiner ſinnlichen Lebensenießungen, dem kulturloſen Dienſtabrichten des Menſcheneſchlechts, nicht den Werth geben, den er ihm gibt. as Schlimmſte iſt, daß ſolche, mit dem höchſten Reſpekt r die einſeitigen Abrichtungskünſte erfüllte Menſchen auben, ſie denken alſo, weil ſie das Regieren verſtehen, eil ſie wirklich regieren, und bey allem, was und wie regieren, immer mit Ehren durch die Welt kommen.

Solche Menſchen müſſen das Regieren, wenn ſie es on niemand ſagen, als Erfahrungsſache allgemein leicht finden, ſie wiſſen es ſich auch leicht zu machen, der grobe Schulze im Dorfe Kothloch ſowohl als der artige Bürgermeiſter im Städtchen Krähwinkel, der ſchnurrbärtige Korporal ſowohl als der Haudegen, der General iſt. Man weiß ſich in jedem Fall kurz und gut zu helfen; man legt präliminariter, als wäre man durch ſeine Stelle dazu privilegirt, alles Zartgefühl, auch wenn man es in Particularangelegenheiten für heilig achtet, in Regierungsangelegenheiten beyſeits und ſchneidet in jedem Fall den Knoten, den menſchlich aufzulöſen es ſittliche Ueberwindung koſten müßte, mit der Gewaltſcheere entzwey, oder beißt ihn, wie der Biber den Balken, aus dem er ſich ſeinen Damm bauen will, mit ſeinem Gewaltszahn entzwey, und mit ſolchen Mitteln überwindet man in einem Welttheil, der den Abrichtungskünſten ſo weit als der unſre unterlegen, wo nicht alles doch vieles, ſelber zu Zeiten auch das Böſe. Aber wer Böſes mit Böſem überwindet, der thut damit und um deswillen noch nicht Gutes. Indeſſen kommt man bey dem, was man auf dem Routineweg der Abrichtung ſucht, gewöhnlich mit Leichtigkeit zum Ziel. Die Schwierigkeiten, die etwa Wahrheit, Recht und Menſchlichkeit auch der höchſten Leichtfertigkeit eines, von ſolchen Anſichten ausgehenden und mit ſolchen Maximen und Fertigkeiten unterſtützten, Regierungsſchlendrians entgegenſetzen wollten, verſchwinden ſo wie eine Seifenblaſe vor den Gewaltskünſten und Abrichtungsmitteln jedes Schulzen in Kathloch und jedes Bürgermeiſters in Krähwinkel.

Alles, gar alles geht bey ſolchen Mitteln und bey ſolchen Künſten gar leicht. So iſt es z. E. (wir wiſſen das, denn wir haben es erfahren) im Kampf zweyer Partheyen im Land, ohne viel Verſtand dazu zu brauchen, gar leicht, angefeindete Glieder ihrer Gegenparthey bey ganz unbedeutenden Fehlern auf Civil-, Polizey-, Finanz-, Kriminal- und Militär-Wegen zu Grund zu richten, und, indeſſen, zehnfach größere Fehler von Individuen ihrer Parthey nicht nur ungeſtraft durchſchlüpfen, ſondern noch vor ihrem nothgläubigen Zeitvolk als verdienſtvolle Handlungen und vaterländiſche Tugenden erſcheinen zu machen. Das alles iſt gar leicht, aber es iſt nicht Regieren, wahrlich, das Gegentheil davon wäre Regieren; aber es wäre auch ſchwerer, es ſetzte Menſchenwürde, wahre Erleuchtung, gründliche Kenntniſſe und Charakterſtärke voraus, und das iſt nicht jedermanns Sache, und es wird an wenigen Orten jedermann dafür geboren, und an noch wenigern Orten ihrer Viele dafür erzogen. — Wohl wachſen Schwämme leicht aus dem Miſt, wenn es nur regnet, aber Menſchenwürde, Geiſtestiefe und Charaktergröße wächſt nicht aus der Routine hervor, wenn ihr auch die Sonne ſcheinet, und der Geiſt des Abrichtens und das Weſen des Abgerichtetwerdens iſt ihnen wie Gift entgegen. Das aber entſcheidet über unſern Geſichtspunkt: würde-, geiſt- und characterloſe Menſchen ſind unfähig, unſer Geſchlecht menſchlich und würdig zu regieren. —

Darum müſſen ſolche Menſchen immer dahin kommen, das Gewaltbrauchen und das Regieren mit einander zu vermiſchen, und die Mittel des Gewaltbrauchens und des Abrichtens, die phyſiſch ſind, für Regierungsmittel die vom Geiſt, und für Regierungsweisheit die vom Herzen ausgehen ſollen, anſehen. Ihr Irrthum iſt groß. Die Mittel des Gewaltbrauchens ſind an ſich ſo wenig Mittel des Regierens, als die Art, mit der man die Hoch- und Faulſtämme im Wald umhaut, eigentlich ein Anpflanzungsmittel eines Hochwaldes iſt. Solche Menſchen überſchätzen gewöhnlich nicht nur den Werth aller durch Abrichtung eingeübten Dienſtkraft, ſondern werden noch über das Weſen des Dienſtes ſelber ſo blind, daß ſie im gewandten Dienſtmanne das Heilige der Dienſttreue nicht einmal vor der niedrigſten Dienſtheucheley unterſcheiden können, ſondern in ihrer dießfälligen Blindheit ſehr oft die Verbrechen und die Untreue des Letztern der Unſchuld und der Treue des Erſtern weit verziehen.

Freude der Menſchheit! Ich rufe nicht dieſe Schwächlinge der Zeit, ich rufe nicht dieſe vom Civiliſationsverderben hingeraffte, für das wahre menſchliche Leben ſoviel als todte, an das Verderben der Welt wie eine Schnecke an ihre Schale angewachſene Schwächlinge zur Rettung des Menſchengeſchlechts auf. Ich weiß wohl, es giebt Kraftmänner an der Spitze dieſer Schwächlinge, ich weiß, es giebt in den weiten Meeren, wo die Sonne glühend ſcheint, Kraftſchnecken von ſeltenem Werth; aber auch die ſchönſten, die ſeltenſten von ihnen ſind Schnecken; nur ihre Schale iſt ſelten und koſtbar, ſie ſelber ſind verächtliche Würmer, und kleben, wie die gemeinen Hagſchnecken, die zu tauſenden um uns herkriechen, unzertrennlich an ihrer verhärteten Schale, eben wie die Helden des Thierſinns am Koth der Erde; dennoch verachte ich ſie nicht, ich verſchmähe nur ihre Hülſe zur Rettung des Menſchengeſchlechts von dem Verderben, das genau Leute, wie ſie ſind, ſelber erzeugen, unterſtützen, erhalten, nähren und vermehren. Aber in ſo weit, als von der Rettung des Menſchengeſchlechts aus dem Civiliſationsverderben, darin es verſunken, die Rede iſt, verſchmähe ich auch ihren erſten Helden, und weiß dabey auch ganz wohl, wen ich verſchmähe. Er ſteht herrſchend vor mir. Sein Name iſt Legion. Er führt ſeinen Knecht auf die Zinne des Tempels, zeigt ihm die Herrlichkeiten der Welt, und ſagt zu ihm, das alles iſt dein, wenn du mich nur anbeteſt. Ich weiß, wen ich verſchmähe, aber ich weiß auch, wen ich anbete. Ich weiß, von wem es heißt, aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge haſt du dir dein Lob bereitet. Ich weiß, was es heißt, Eins iſt noth, und Maria hat den beſſern Theil erwählt. Ich weiß, was es heißt: wenn dein Auge hell iſt, ſo iſt dein ganzer Leib hell, und, wenn deine Füße gewaſchen ſind, ſo biſt du ganz rein. Ich weiß, und ch darf es ausſprechen: meine Augen haben das Ziel, nach dem ich ſtrebe, wenn auch noch in weiter Ferne, ennoch erkennt, ſie haben es wirklich und in der Wahrheit rkennt. Ich weiß, an was und an wen ich glaube, und im Glauben an ihn, der das zerkleckte Rohr nicht zerbricht, und en glimmenden Docht nicht auslöſcht, im Glauben an n, der nicht will, daß jemand verloren gehe, ſondern lle das Leben haben, ſpreche ich das Wort aus:

Es iſt für den ſittlich geiſtig und bürgerlich geſunkenen Welttheil keine

Rettung möglich, als durch die Erziehung, als durch die Bildung zur Menſchlichkeit, als durch die Menſchenbildung!

Es iſt für die Erhebung des Welttheils und auch für deine Wiederherſtellung, theures, geſunkenes Vaterland! kein Rettungsmittel wahrhaft wirkſam, das nicht von einer pſychologiſch tief erforſchten Ausbildung der ſittlichen, geiſtigen und Kunſtanlagen unſers Geſchlechts ausgeht und hinwieder zu ihr hinführt.

Jeder unpſychologiſche, jeder ſelbſtſüchtige, jeder von der überwiegenden Belebung der ſinnlichen thieriſchen Anlagen unſrer Natur ausgehende und durch ſie beſchränkte Verſuch zur Bildung unſers Geſchlechts, welches Verſtandesraffinement ihn auch ausgeheckt und zu welcher Höhe des Vertrauens er ſich auch im Verderben der Zeitwelt erhoben, er iſt nicht geſchickt, unſer Zeitgeſchlecht wahrhaft zu erheben; er iſt nicht geſchickt, den Uebeln, denen es unterlegen, mit Erfolg entgegenzuwirken; er ſtürzt uns nur noch tiefer in den Abgrund, in dem wir uns befinden. Jeder Traum von der Rettung des Menſchengeſchlechts durch Irrthum und Gewalt unverſtändiger, Kunſt- und Berufskraft mangelnder, herzloſer und darum in ihren Mitteln leicht zur Unmenſchlichkeit hinlenkender Menſchen iſt in ſeinem Weſen dem Verſuch eines Mannes gleich, der ein ſinkendes Haus dadurch aufrecht zu erhalten ſucht, daß er eine große Laſt Steine unter ſein Dach und an den Ort hinbringt, wo die Balken deſſelben ſich ſchon unbelaſtet von ſich ſelbſt zum Sinken hinlenken.

Wahrlich wir ſind im Fall, dieſes im ſtrengſten Sinn
zu gefahren. Die Schwierigkeiten der Rettung der Menſch-
heit und des Vaterlandes werden heute weſentlich durch
unſer ſich verträumendes Vertrauen auf Halbmaßregeln,
und beſonders auf ſolche, auf die wir in dem böſen See-
lenzuſtand der Revolution Vertrauen zu faſſen gelernet ha-
ben, unausſprechlich erhöht. Die Schwäche, die unbür-
gerliche Kraftloſigkeit, in die die Welt vor der Revolution
erſunken, hat die große Mehrheit unſers Geſchlechts ſich
n dieſem wichtigen Zeitpunkt ſchwach, unpſychologiſch und
um Theil ſchlecht benehmen gemacht, und die Folgen die-
s ſchiefen und ſchwachen Benehmens liegen noch heute
wer auf uns. Wir müſſen uns über daſſelbe erheben.
ber wir können das nicht, bis wir daſſelbe als ſchwach,
ief und ſchlecht erkannt, und noch ſind nur wenige
ter uns zu dieſer Kraft der Wahrheit in der Anſicht der
ſentlichſten Zeitangelegenheiten der Welt und des Vater-
ds gelangt. In dieſer Rückſicht hat mich das Wort ei-
Mannes ſehr erfreut, der ſich in der Revolution als
ftvoll bewährt, dem aber dennoch alle tiefern Ein-
en in die wahre Führung des Menſchengeſchlechts ganz
gelten. Er ſagte nämlich: „Wir ſind durch die Re-
tion im ganzen Umfang unſers alten, menſchenfreund-
n Fühlens, Denkens und Handelns zu Grund gerich-
aber wir waren auch gar nicht darauf vorbereitet, und
gar nicht zu dem erzogen worden, was wir in dieſem
nblik zur Rettung und Erhebung des Vaterlands hät-
eyn und thun ſollen, und müſſen jetzt Alle, haben wir
ſeitig gefehlt oder nicht gefehlt, vergeſſen, was hinter

uns iſt und nach dem ſtreben, was vor uns iſt. Wir müſſen dafür ſorgen, daß unſre Kinder beſſer erzogen werden und zu den Einſichten und Fertigkeiten gelangen, die uns zum Unglück des Vaterlands, oder wenigſtens zu ſeiner höchſten Gefahr in dieſem Augenblick mangelten."

Dieſer Mann war in der Revolution ein eigentlicher einſeitiger Gewaltsmann, ein Bändiger, ein Volksbändiger, freylich in der beſten ehrlichſten Meinung. Aber ihm mangelte auch beſtimmt alles, was, wir er jetzt ſelbſt ſagt, in dieſem Zeitpunkt, wo nicht uns allen, doch ſo vielen, daß man ſie leicht für alle nehmen könnte, mangelte. Sein Benehmen hat mich in der Revolution nichts weniger als erbaut. Aber ich möchte ihm jetzt für das Wort: „wir müſſen vergeſſen, was hinter uns iſt, und ſtreben nach dem, was vorne iſt", ich möchte ihm für das Wort: „wir müſſen unſre Kinder beſſer erziehen, als wir erzogen worden ſind", auf eine Weiſe danken, wie ich jetzt wenigen, deren Meinungen mir in der Revolutionszeit beſſer als die ſeinige gefielen, für ihr gegenwärtiges bürgerliches und vaterländiſches Benehmen danke. Dieſer Mann hat mit dieſem Wort alles ausgeſprochen, was der Menſchheit und dem Vaterland jetzt noth thut. Nur Männer, die dieſes fühlen, ſind fähig, unſern Zeitübeln mit Erfolg und nicht blos zum Schein entgegen zu wirken. Es iſt gewiß, es ſind nur ſolche, ich dürfte für den einen und andern wohl ſagen — reuende Sünder — aber ich ſage nur, es ſind nur ſolche, den Irrthum und die Schwäche der vergangenen Zeit tieffühlende, edle Menſchen, durch die unſer Geſchlecht und unſer Vaterland wieder zu den Kräften und Mitteln erhoben werden kann, deren wir ſo dringend bedürfen, wenn wir forthin in der Geſchichte der Welt einen bedeutenden Punkt ausfüllen wollen, als dieſes auf der Landcharte der Fall iſt. Ebenſo ſind es nicht von Leidenſchaft und Selbſtſucht ausgehende, und mit der Sinnlichkeit und dem Thierſinn unſrer Natur innigſt zuſammenhängende Einzelnwahrheiten, es iſt die Wahrheit ſelber, die uns, die unſern Welttheil allein aus ſeinem Verderben zu erheben vermag. Freund der Menſchheit! Die Wahrheit, die göttliche, himmliſche, brennt als hohes, heiliges Himmelslicht über uns am Sternengewölk, die inzelnen Zeitwahrheiten ſind Nachtlichtern gleich, die nur m Dunkeln und nur darum brennen, weil es dunkel iſt. Du zündeſt ſie am Abend an, und ehe der Morgen kommt, ind ſie wieder erloſchen, du thuſt den folgenden Abend wie- er das Nämliche, und am folgenden Morgen geſchieht wie- er das Nämliche. So geht es alle Tage fort. Du er- ältſt durch ſie nimmer, ewig nimmer ein ewiges Licht. Du arfſt ihrem Feuer ſelber nicht trauen. Du mußt ſie auf euchter ſtellen, die, wenn ein Funken von ihnen darauf fällt, icht ſelber anbrennen. Weh' dir, wenn auch ſelber dein reund dir eine ſolche Zeitwahrheit in feuerfangendes Stroh inein fallen läßt, und zehnmal weh dir, wenn dein Feind e dir heimlich und boshaft brennend unter die Balken dei- es Daches bringt.

So gewiß darf man dem Kerzen- und Lampenlicht nzelner menſchlicher, beſonders einzelner menſchlicher Zeit- ahrheiten nicht allzuviel Werth geben; ſie ſind gar oft chauſpielerwahrheiten, die von Gauklern in das Volk und ſelber in die Unſchuld geworfen werden, und auf dieſe nicht im Geiſt der Wahrheit, ſondern im Geiſt der Lügen einwirken, in dem ſie ihrer Natur nach geeignet ſind, und keinen andern Zweck haben, als dem ſelbſtſüchtigen gierigen Thierſinn unſrer Natur Stoff und Nahrung zu geben. Viele, ſehr viele Lieblingsanſichten der Zeit, ſind Erzeugniſſe ſolcher Schauſpielerwahrheiten, auch dieſe zünden oft eine Weile blendend in ihrem Kreis, aber nicht ſelten verbrennen ſie den Gegenſtand ſelber, den ſie zu erleuchten glauben, und oft wirklich erleuchten wollen. Die Möglichkeit, die Menſchheit wieder aus ihrem Verderben zu erheben, kann durchaus nicht von Wahrheiten dieſer Art ausgehen, ſie muß von Mitteln ausgehen, die die Menſchennatur durch ein höheres, reineres Licht erleuchten; ſie muß nothwendig von Wahrheiten ausgehen, die in der Tiefe der Menſchennatur ſelber gegründet, erhaben über die Blendwerke der menſchlichen Traumſucht und der menſchlichen Leidenſchaften in uns ſelber von Gott gegeben darliegen. Wahrlich, man heißt jezt vielſeitig Wahrheit, was nicht Wahrheit iſt; man heißt Wahrheit, was dem innern Sinn der Menſchennatur Unwahrheit und Lüge iſt. Die Wahrheit des Thierſinns unſrer Natur iſt nicht menſchliche Wahrheit; ſie iſt nicht die Wahrheit der Menſchlichkeit; an ſich und ſich ſelbſt überlaſſen führt ſie zur Unmenſchlichkeit. Wenn alſo die Frage an uns gelangt: „was iſt Wahrheit?“ ſo müſſen wir entweder ſchweigen, oder dem Fragenden antworten: fragſt du als Thier oder als Menſch nach Wahrheit? fragſt du nach Wahrheiten zur Belebung, Stärkung und Befriedigung deines thieriſchen Sinns, oder fragſt du nach der Wahrheit zur Belebung, Stärkung und Befriedigung deines höhern, innern, göttlichen Weſens? Suchſt du Wahrheiten zum Dienſt deiner ſinnlichen Beſtrebungen, oder ſuchſt du die Wahrheit zum Dienſt höherer, göttlicher und menſchlicher Beſtrebungen? Suchſt du Wahrheiten zur Befriedigung des Menſchenlebens in der Finſterniß ſeiner thieriſchen Sinnlichkeit, oder ſuchſt du die Wahrheit zur Befriedigung des Menſchenlebens im Licht der Wahrheit ſelber? —

Es war ſeit einem Jahrhundert kein Zeitpunkt, in dem
s dringender war, das Menſchengeſchlecht auf den Un-
erſchied aufmerkſam zu machen, der zwiſchen dem Stre-
en nach Wahrheiten, die ſich mit dem Menſchenleben
n der Finſterniß wohl vertragen und ihm noch dienen,
nd zwiſchen dem Streben nach dem Licht der Wahr-
eit ſelber, das ſich mit dem Menſchenleben in der Fin-
erniß nicht verträgt und ihm durchaus nicht dient. Der
eitpunkt, in dem wir leben, iſt durch die allſeitige Ver-
nſtlung unſers Civiliſationsverderbens, ich möchte faſt
gen, auf den höchſt denkbaren Punkt der öffentlichen
d Privathülfloſigkeit verſunken; und wahrlich, die Kraft-
igkeit, ſich ſelber ſittlich, geiſtig, häuslich und bürger-
hen zu helfen, iſt mit der Unverhältnißmäßigkeit und
n Uebergewicht, mit welchem wir uns ſinnlich dienen-
Wahrheiten kraftvoll nachjagen, und hingegen die
s menſchlich zu veredeln beſtimmte Wahrheit ſelber
und lau neben uns ſtehen laſſen, auch wenn ſie uns

mit den höchſten Reitzen der Liebe und der Menſchlichkeit ſelber anſpricht.

Ich finde mich wieder auf dem Punkt, auf dem ich mich im Anfang gefragt habe: „Wo kann der Menſch und ebenſo der Staat, wenn er in ſich ſelbſt verirrt, Hülfe finden gegen ſich ſelbſt, wo kann er Wahrheit finden gegen ſeinen Irrthum und gegen ſein Recht und Unrecht, wo kann er heilende Mittel finden gegen die Uebel, unter denen unſer Geſchlecht leidet, als im Innerſten ſeiner Natur, als in ſich ſelber, wie er getrennt vom Einfluß des Volks- Menſchen- und Staatsverderbens in ſich ſelbſt, in ſeiner Unſchuld und Reinheit mit lebendigem Gefühl der Wahrheit aller ſeiner beſſern Kräfte daſteht, vor ſich ſelbſt, vor Gott und vor ſeinem Geſchlecht.

Ich finde mich wieder auf dem Punkt, auf dem ich ebenſo im Anfang dieſer Schrift mich alſo ausdrückte: In dieſem Verderben iſt die Menſchenbildung nicht blos die nothwendigſte, die dringendſte, ſie iſt auch die ſeltenſte und ſchwierigſte Kunſt. Ich ſtaune nach ihr hin, ich achte ſie ſelber als das höchſte Gut. Aber wo ſoll ich ſie ſuchen, wo ſoll ich ſie finden, wo ſoll ich die erſte Spur, die mich auf ihre Wahrheit, auf ihr inneres Weſen hinlenkt, ſuchen und finden, als im Kreis des häuslichen Lebens — in dem Thun der Mutter und in aller Kraft, und in aller Sorge ihres mütterlichen Sinns, in der Reinheit ihrer ſelbſt, in ſofern ſie ſich dadurch entſchieden von allem Thun weiblicher Weſen, die zwar Mütter aber nicht Menſchen ſind, unterſcheidet.“

Freund der Menſchheit! Wirf jetzt deinen Blick noch einmal auf den Geſichtspunkt des häuslichen Lebens und des menſchlich mütterlichen Einfluſſes auf ihren Säugling, wie er als Anfangspunkt der Bildung aller menſchlichen Kräfte und Anlagen und mit dieſen als Anfangspunkt der Ausbildung aller wahren Völker- und Staatskraft und zugleich und eben dadurch als der Anfangspunkt aller wahren Mittel, den weſentlichen Uebeln des Staats- und des Civiliſationsverderbens in ihrer Quelle Einhalt zu thun, daſteht und als ſolcher ins Auge gefaßt werden muß.

Dieſer mütterliche Einfluß ſcheint zwar in ſeinem Urſprung inſtinktartig, aber er iſt es nicht — er iſt in ſeinem Weſen menſchlich, und ſein Gewaltseinfluß, ſo lebendig und kraftvoll er auch auf die Mutter wirkt, iſt von dem niedern Gewalteinfluß des thieriſchen Inſtinkts verſchieden wie der Himmel von der Erde verſchieden iſt. Wäre er das nicht, würde der mütterliche Einfluß thieriſch inſtinktartig auf ihr Kind wirken, ſo würde er die Anlagen unſers Geſchlechts nicht menſchlich entfalten, und alſo auch ie weſentlichen Staats- und Völkerkräfte nicht wahrhaft, icht menſchlich begründen und keineswegs den Uebeln des ivilisationsverderbens, unter dem faſt die ganze Menſcheit des Welttheils unterlegen, wahrhaft Einhalt zu thun, n Stande ſeyn. Im Gegentheil, er würde das Welt- as Civiliſationsverderben, er würde die einſeitige und ſelbſt- üchtige Anſicht der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts er er in ihrem Keim entgegen wirken ſollte, in der innern Tiefe unſrer ſelbſt noch feſt gründen, und die Quelle nſrer Uebel, die thieriſche Richtung des ganzen Umfangs aller unſrer Kräfte und Anlagen, dem Kind, ich möchte ſagen, ſchon vom Mutterleib an, zur Natur und Gewohnheit machen. Aber das höhere, innere Weſen des menſchlich mütterlichen Sinns und das heilige häusliche Leben, von dem die Mutter in Rückſicht auf ihr Kind der unabänderliche, ewige Mittelpunkt iſt, erhebt ſie von der Stunde ihres Gebärens an über die inſtinktartige Gewalt ihres Muttertriebs zur Mutterſorge, die ewig keine thieriſche Sorge, und zur Muttertreu, die ewig eine erhabene, reine, menſchliche Treue iſt.

Freund der Menſchheit! Das häusliche Leben, dieſes eigentlich wahre Naturleben unſers, ſich über die Verwilderung eines inſtinktartigen, thieriſchen Daſeyns zu erheben beſtimmten Geſchlechts, iſt es weſentlich, was den inſtinktartig ſcheinenden, gewaltſamen mütterlichen Trieb auf lieblicher Bahn zur menſchlichen Höhe der Mutterſorge und der Muttertreu erhebt. In ihme im Heiligthum des häuslichen Lebens liegt beſtimmt der ganze Umfang aller Anfangsmittel, durch welche die ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Kräfte unſers Geſchlechts auf eine naturgemäße Weiſe entfaltet werden können und folglich auch der Umfang aller Mittel, durch welche die Mutter in den Stand geſetzt wird, den ganzen Umfang ihrer Verhältniſſe in ſittlicher, geiſtiger, in Kunſt- und Berufshinſicht zu dieſem Zwecke zu benutzen.

Wie die Seele des Menſchen nur durch ihren Leib in der Kraft ihrer ſelbſt äußerlich als ſeine Seele erſcheint, wie ſie nur durch ihn, den ſterblichen Leib, Mittel findet, als hohe, erhabene Menſchenſeele äußerlich da zu ſtehen, alſo findet das hohe, innerliche, lebendige, mütterliche Streben, ich möchte ſagen, nur durch den heiligen Leib des häuslichen Lebens die Mittel, für ihr Kind in menſchlich gebildeter Sorgfalt und in reiner Muttertreu äußerlich zu erſcheinen, es findet nur durch dieſes Leben Mittel, die Kräfte und Anlagen ihres Kindes als menſchliche und göttliche Anlagen zu entfalten, und in ihm die reinen Keime der Weisheit, der Liebe, der Thätigkeit, der Selbſtüberwindung, der Frömmigkeit und Gottesfurcht, d. i. den ganzen Umfang der höheren, der gebildeten Kräfte unſers Geſchlechts naturgemäß zu entfalten.

So iſt es, daß in ihm, im heiligen häuslichen Leben alle Mittel vereiniget ſind, durch welche die menſchliche Mutter auch äußerlich im ganzen Umfang ihrer Verhältniſſe für ihr Kind in der Kraft der reinen Mutterſorge und Muttertreu zu erſcheinen vermag.

Dieſe Mittel, dieſe aus dem heiligſten innerſten Mittelpunkt des menſchlichen Denkens, Fühlens und Handelns hervorgebrachten Reſultate; ſind für die Bildung und Entfaltung der mütterlichen Menſchlichkeit, d. i. alles desjenigen, was ihren Einfluß von dem Einfluß aller mütterlichen Weſen, die nicht Menſchen ſind, unterſcheidet, ſo weſentlich, daß ihr Mangel, daß der Mangel der Erhebung der Mutter zu ihrer Kraft über den Mangel der wahrhaft menſchlichen Bildung ihres Kindes entſcheidet, daß er, wo er allgemein iſt, die ſittliche, geiſtige, und bürgerliche Entwürdigung unſers Geſchlechts, und damit alle Uebel des Weltheils und des Civiliſationsverderbens herbeygeführt, ſo wie hingegen die durch das häusliche Leben allein mögliche naturgemäße und allgemeine Entfaltung dieſer ewigen Fundamente des, die Menſchennatur von der thieriſchen unterſcheidenden Handelns, Denkens und Fühlens unſers Geſchlechts als das einzige, ewige, göttlich gegebene Heilmittel gegen die thieriſche Verwilderung unſrer Natur und alle Uebel, die die ſittliche und bürgerliche Entwürdigung unſers Geſchlechts zur Folge haben, anerkannt werden muß.

Freund der Menſchheit! Blick mit mir noch einmal auf das Weſen dieſes Grundmittels der Menſchenveredlung, auf das ewige und einzige Fundament aller wahren Kultur, aller wahren Individual-, aller wahren National-, aller wahren Menſchenbildung, **auf das häusliche Leben,** und faſſe es jetzt beſonders in Rückſicht auf ſeinen Einfluß auf die naturgemäße Entfaltung der ſittlichen Anlagen ihres Kindes ins Auge.

So gewiß es iſt, daß die Sittlichkeit eben ſowohl eine reine, geläuterte Einſicht des Geiſtes als ein durch die Liebe erhobenes Herz zu ihrem Fundament hat, ſo gewiß iſt ebenſo, daß die Liebe als Entfaltungsmittel der Sittlichkeit beym Mutterkind der Einſicht vorhergeht und ſich in ihm lange vor ihr entfaltet. — Es iſt gewiß die Sittlichkeit entkeimt aus der unentfalteten ſinnlichen Liebe. Sie entkeimt im Kind als heilige Knoſpe, die aus dem Tod ſeiner Sinnlichkeit, wie die Frühlingsknoſpe am Baum aus dem Tod ſeines Winters hervorbricht. Sie iſt in ihrem Entkeimen ſchwach, die heilige, neue Knoſpe, ein leichter Frühlingsfroſt kann ſie zernichten. Auch unterliegt ſie den Gefahren ihres Frühlings leicht, ein böſer Nebel und warme

Winde erſticken leicht die glänzenden Hoffnungen ihrer Blüthen; tauſend und tauſend derſelben fallen in dieſer Zeit vor ihrem Baum ab. Was ſich errettet, was ſich endlich zur Frucht bildet, das wächſt ſtill und langſam den heißen Sommer über, aber auch dann noch nicht ohne Gefahren zur Reifung heran, bis es endlich, den ewigen Samen ſeiner Beſtimmung gereift in ſich ſelbſt tragend, als vollendete Frucht vom Baume fällt. Alſo wächſt aus dem Tod der Sinnlichkeit die ſich zur Einſicht, zum Bewußtſeyn entfaltete Sittlichkeit, nachdem ſie die Gefahren ihres blühenden Frühlings überſtanden, langſam und ſtill ihrer Reifung entgegen, bis endlich auch ſie den Samen ihrer ewigen Beſtimmung in ſich ſelbſt tragend, vom Baume fällt.

Liebe iſt das erſte Gefühl, durch das ſich beym Kind das Daſeyn einer höhern, von ſeinem thieriſchen Leben ſich unterſcheidenden, geiſtigen und menſchlichen Kraft ausſpricht. In ihrem erſten Entkeimen iſt ſie bey ihm freylich nur inſtinktartig; nicht aber bey der Mutter. Bey ihr iſt ſie durch das bildende häusliche Leben zur Einſicht, zur menſchlichen, zur ſittlichen und geiſtigen Kraft gereift.

Freund der Menſchheit! Siehe, wie das häusliche Leben geeignet iſt, in Uebereinſtimmung mit ihrer gebildeten Sittlichkeit ihr täglich und ſtündlich gleichſam den Stoff, den ſie zur ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Bildung ihres Kindes nothwendig hat, an die Hand zu geben; wie ſie durch dieſes Leben auf die Sittlichkeit des Kindes einwirkt und von ihm erhoben und geleitet wird. Siehe, wie ſie vom häuslichen Leben gleichſam genöthigt, von der Stunde der Geburt an, Ordnung und Regelmäßigkeit in der Beſorgung des Kindes hineinbringt, aus welcher beym Kind ebenſo nothwendig eine, auf eigner Erfahrung ruhende Ueberzeugung von den Bedürfniſſen der Unterwerfung unter die Geſetze der Natur der Dinge hervorgeht und hervorgehen muß.

Das Kind wird auf dieſer Bahn zur Ueberwindung ſeiner ſelbſt und zum geduldigen Warten auf die Hülfe, der es bedarf, gleichſam von der Wiege an gewöhnt. Es lernt warten, es lernt in Geduld warten der kommenden Hülfe, aber es iſt auch der Hülfe, auf die es wartet, ſicher, darum erwartet es ſie auch ruhig und findet darum nicht in der Gierigkeit ſeiner thieriſchen Natur den Stein des Anſtoſſes, der bey gewaltſam erzwungener Selbſtüberwindung im Mutterkind ſo oft den Keim der Sittlichkeit in ſeiner erſten Entfaltung tödlich verletzt.

Die Selbſtüberwindung, die zur Entfaltung der Sittlichkeit weſentlich nothwendig iſt, geht in ihrer Wahrheit und Reinheit nur aus der Liebe hervor, und nur bey dieſer Entfaltung wirkt ſie der ſinnlichen Gierigkeit unſrer thieriſchen Natur kraftvoll entgegen. Dadurch aber iſt es auch, worin ſich das häusliche Leben als die wahre Muttererde der Sittlichkeit bewährt.

Die Liebe, aus der die Sittlichkeit ſich in und durch dieſes Leben beym Kind entfaltet, iſt in ihrem Urſprung eine Kraft, die unwillkührlich und ſelbſtſtändig im Kind liegt, und den wachſenden Gebrauch, die wachſende Ausdehnung ihrer ſelbſt nothwendig ſuchen muß. Das Kind muß lieben. Es muß immer mehr lieben. Seine Na-

Nur zwingt es, die Gegenſtände ſeiner Liebe immer mehr auszudehnen. Es dehnt ſich immer mehr aus. Es liebt den Vater, den Bruder, die Schweſter, es liebt den ganzen Kreis der häuslichen Umgebungen, ſo weit ſie alle und ſo weit jedes von ihnen die Menſchennatur in Liebe anſprechen. Es liebt alles, was die Mutter liebt, nicht nur Menſchen, es liebt auch das Hündchen ſeiner Mutter, es liebt ihre Katze, es liebt das Kaninchen, es liebt den Vogel, es liebt alles Lebendige, das auf irgend eine Art Anmuth an ſich trägt. Es ſucht allem wohl zu thun, was es liebt, es legt ſein Abendbrod dem guten Schaf in den Mund, es giebt dem Eichhorn ſeine Nüſſe, es legt der Katze von ſeinem Fleiſch dar, es gibt ihr von ſeiner Milch. Seine Liebe iſt theilnehmend, es ſucht mit ſeiner Liebe wohlzuthun, zu erfreuen und zu erquicken.

Das häusliche Leben iſt das heilige Mittel, dieſe ſinnliche Theilnahme zur ſittlichen Kraft der Menſchlichkeit zu erheben, und dadurch der Menſchennatur würdig zu machen. Es führt das Kind in den ſanfteſten Banden dahin, daß es lernt, ſich anſtrengen, um die Mutter zu erfreuen, daß es lernt entbehren, um die Armen zu erquicken. Seine Liebe wird durch dieſes Leben zur Erkenntniß ihrer ſelbſt, zur Einſicht in ſich ſelbſt und dadurch zum gereinigten Edelmuth ihrer ſelbſt erheben, und es wird, alſo in der Liebe menſchlich erhoben, ein ſittliches Weſen. In der Liebe veredelt weiß das Kind, was es liebt, und warum es das liebt, was es liebt, und findet in dieſer Erkenntniß und in dieſer Erhebung ſeiner ſelbſt, die ihm das häusliche Leben gibt, immer mehr Stoff, mit

Einſicht zu lieben und durch die Liebe ſich zu veredeln. — Selbſtüberwindung, Thätigkeit, Gehorſam und mit dieſem der ganze Umfang des ſittlichen Denkens und Fühlens und Handelns wird ihm im Kreis des bildenden, häuslichen Lebens und durch ſeine Kraft auf lieblicher Bahn habituell und ſo wird es in dieſem Leben naturgemäß, d. i. in Uebereinſtimmung mit allem dem, was ſeine veredelte Natur anſpricht, zur Sittlichkeit erhoben.

Beydes, die Neigung und die Fertigkeiten der Sittlichkeit werden dem Kinde auf dieſer Bahn allgemein naturgemäß habituell gemacht, und zwar durch Mittel, die einerſeits von der zarten Mutterſorge eingelenkt, geleitet und benutzt mit dem beſtimmten Wachsthum ſeiner geiſtigen und phyſiſchen Kräfte in Uebereinſtimmung ſtehen, und mit demſelben in lückenloſer Progreſſion vorſchreiten und anderſeits die Kräfte und Fertigkeiten des Kindes nicht nur im Allgemeinen ſittlich anſprechen, ſondern ſie auch noch in der beſtimmteſten Uebereinſtimmung ſeines Standes; ſeiner Lage, ſeiner Beſtimmung und dem ganzen Umfang ſeiner poſitiven wirklichen Lebensverhältniſſe in ihm entfalten, ſo daß die Sittlichkeitsbildung in allem, was ſie bis zu ihrer Vollendung anſpricht, in der ganzen Ausdehnung ihrer Erforderniſſe für nichts anders angeſehen werden kann, als für eine von der Natur eingelenkte und von der Kunſt in Uebereinſtimmung gebrachte und in Uebereinſtimmung erhaltene, immer weiter geführte — pſychologiſch progreſſive Fortſetzung der ſittlichen Entfaltungsweiſe, die das Kind auf dem Schooß jeder für das Heiligthum ihrer innern Natur nicht zu Grunde gerichteten Mutter von der Wiege an genießt.

Freund der Wahrheit! Erhebe dich im Hinblick auf das Weſen der Sittlichkeitsentfaltung auf der betretenen Bahn höher, hebe dich auf ihr empor zu ihrer göttlichen Weihe, zur heiligen Garantie ihrer Wahrheit, zur Religion. Siehe, wie auch dieſe im Heiligthum des häuslichen Lebens naturgemäß entkeimt, ſiehe, wie ſie am Faden der Mutterpflege und Muttertreu in und durch dieſes Leben zur heiligen Höhe ihres innern Weſens und zur Reifung ihrer Segenskräfte emporwächst.

Die Kraft des Glaubens, dieſes von Gott in die Menſchennatur gelegte Fundament aller Religion, das ſich ſo allgemein und ſo offenbar in der Glaubensneigung aller Unverſchrobenheit unſers Geſchlechts ausſpricht, dieſe Glaubenskraft liegt wie jede andre Kraftanlage unſers Geſchlechts urſprünglich und ſelbſtſtändig im Kind: Sie will als ſolche vermöge des allgemeinen Weſens aller Kräfte der Menſchennatur Spielraum und Freyheit für die Anwendung ihrer ſelbſt.

Das Kind glaubt. Es glaubt gern. Es muß glauben, und es lebt in Umgebungen, die ſeine Glaubensneigung, man kann nicht mehr, anſprechen, nähren und bilden. Es wird zugleich unabhängend vom Eindruck ſeiner Umgebungen, von ſeiner innern Natur getrieben, dieſe hohe Neigung als Weſen und Grundkraft ſeiner Natur ſelbſt immer mehr zu befriedigen. Es waltet in ſeinem Innerſten ein beſtändiges Streben, den Kreis der Gegenſtände, an die es glaubt, immer mehr auszudehnen. Das häusliche Leben befördert die Mittel, dieſe Neigung naturgemäß zu befriedigen, im höchſten Grad. Sein Glauben an die Mutter geht faſt gleichzeitig in den Glauben an den Mann ſeiner Mutter, an ſeinen Vater hinüber. Es glaubt an ſeine Geſchwiſter, es glaubt an die Hausgenoſſen, an die Magd ſeiner Mutter, an den Knecht ſeines Vaters. Aber es glaubt nicht nur an die ſichtbaren, es glaubt auch an die unſichtbaren Gegenſtände, die ſeine Mutter im Glauben umfaßt. Es glaubt an den abweſenden Vater ſeiner Mutter. Es glaubt zweifellos an ſeine Liebe. Es traut jedem Wort, jedem Verſprechen, das die Mutter ſeinethalben zu ihm ſagt. Es denkt an ihn, wie wenn er da wäre. Es redet von ihm, wie wenn es ihn kennte. Es freut ſich deſſen, was ihm ſeine Mutter ihres Vaters halber verſpricht, wie wenn es daſſelbe ſchon in den Händen hätte. Ebenſo glaubt es an den Gott ſeiner Mutter, und faltet die Hände in Andacht vor ſeiner Allgegenwart, wie ſeine Mutter dieſelbigen in Andacht vor ſeiner Allgegenwart faltet. So wie ſeine Sittlichkeit durch das Wachsthum ſeiner Einſicht und Erfahrung an der Seite ſeiner Mutter zunimmt, alſo nimmt auch ſein Glaube durch das Wachsthum ſeiner Erkenntniß an der Seite ſeiner Mutter zu, von Kraft zu Kraft, von Wahrheit zu Wahrheit. Die Erhebung ſeiner Seele durch die Ahnungen ſeines Glaubens führt es weſentlich zum Gefühl des Bedürfniſſes der Erkenntniß Gottes. Das Gefühl dieſes Bedürfniſſes führt es dann eben ſo nothwendig zum ernſten Nachdenken über den Gott, an den es glaubt, über ſeine Religion, nach welcher es ihn verehrt, über die

Religion ſeiner Mutter, und zwar beydes, ſowohl über ihr inneres, ewiges Weſen, als über ihre wandelbare, äußerliche Form und Geſtalt. Durch dieſes ernſte heilige Forſchen erhebt es ſich endlich zur heiligen Freyheit des Glaubens, zur hohen Kraft des Menſchen, der im Göttlichen und Menſchlichen nach ſeinem beſten Vermögen, mit jeder gereiften Kraft ſeines Lebens, alles zu prüfen und nur das Gute zu behalten — verpflichtet iſt.

Freund der Menſchheit! Wie ſich die Religion in der Menſchennatur an der Seite der Mutter und im Kreis des häuslichen Lebens in harmoniſchen Stufenfolgen menſchlich erhaben entfaltet, und zur göttlichen Höhe ihres innern Weſens erhebt, alſo hat ſie ſich auch geſchichtlich in eben dieſer Stufenfolge im Menſchengeſchlecht entfaltet. Von der indiſchen, die Menſchennatur an ſich noch nicht höher hebenden Anbetung jedes Ehrfurcht erregenden Gegenſtands ſtieg ſie zur Erkenntniß eines einzigen Gottes, dann von der noch unbelebten Erkenntniß eines einzigen Gottes zum hohen ſich aufopfernden Glauben Abraham's, vom hohen Glauben Abraham's zum Gehorſam des Geſetzes, das Gott durch Moſen gegeben, vom Gehorſam des Geſetzes zur erweiterten Kenntniß Gottes und des Weſens der Religion, durch den Sänger David und die Männer Gottes, die jüdiſchen Propheten, von dieſen zur Erhebung des Menſchengeſchlechts über alles Aeußere der Formen des Gottesdienſtes und aller Religionen zu ihrem ewigen, innern, unwandelbaren Weſen, zur erleuchteten Freyheit des Glaubens, die uns durch Jeſum Chriſtum gegeben iſt.

Freund der Menſchheit! Gehe auf dieſer Bahn weiter. Wie du den Einfluß des häuslichen Lebens und ſeines heiligen Mittelpunkts der Mutterſorge und der Muttertreu auf die ſittliche und religiöſe Bildung des Kinds ins Auge gefaßt, alſo erforſche jetzt auch nach gleichen Geſichtspunkten den Einfluß dieſes Lebens auf die geiſtige, auf die intellectuelle Bildung des Kinds. Die Denkkraft iſt wie die ſittliche und religiöſe im Kind eine urſprüngliche, ſelbſtſtändige Kraft. Das Kind muß denken. Die Natur zwingt das Kind unwillkührlich zum Anſchauen, zum Auffaſſen, zum Beobachten der Gegenſtände, die ſeine Sinne reizen. Das Anſchauen, das Auffaſſen, das Beobachten dieſer Gegenſtände macht das Vergleichen derſelben der Menſchennatur nothwendig, und entfaltet, vermöge des Weſens dieſer Natur, eben ſo nothwendig das Urtheil über dieſelbe. Und da dieſe dreyfache Aeußerung und Richtung der Geiſtesthätigkeit die Form und die Fundamente des menſchlichen Denkens umfaßt, ſo iſt offenbar, daß ſie als weſentliches Entwicklungs- und Uebungsmittel des Geiſtes ſelbſt angeſehen werden muß. Da ferner aus dieſer Thätigkeit ſelbſt die an ſich geiſtigen Elemente der Erkenntniß herausfallen und dem Kind zum Bewußtſeyn gelangen, und der Geiſt ſelbſt von Stufe zu Stufe auf ihrem Wege ſich zur lebendigen Einſicht und Kraft empor und naturgemäß höher hebt, ſo iſt klar, daß die Mittel der Ausbildung der Denkkraft darin beſtehen, dieſe dreyfache Geiſtesthätigkeit im Kind naturgemäß zu beleben und habituell zu machen. Und nun fragt es ſich, thut das das häusliche Leben? Iſt es geeignet, das Kind

urgemäß, ruhig, vielſeitig, richtig anhaltend und zweck-
ßig beobachten, vergleichen und urtheilen zu lehren? —
Siehe nur, Freund der Menſchheit! wie die Gegen-
de dieſes Lebens, indem ſie bey jedem Schritt der Ent-
ung ſeines Bewußtſeyns alle ſeine Sinne kraftvoll an-
chen, es zum Anſchauen, zum Anfaſſen, zum Beob-
en, zwar mütterlich mild, aber kraftvoll und anhaltend
enken. Siehe, wie ſie es nöthigen, die beobachteten
enſtände ſeiner Anſchauung zu vergleichen, wie auf
einen Seite die Bedürfniſſe dieſes Lebens das Urtheil
Kindes über alle Gegenſtände ſeiner Umgebungen leb-
anſprechen, wie auf der andern Seite die Ruhe die-
Lebens ſein Urtheil in den Schranken dieſer Umgebun-
feſthält, und damit jede Neigung zu eilen, voreilen-
Urtheilen zurückdrängt.

Siehe, wie dieſes Leben beydes, der thieriſchen Gierig-
und der intereſſeloſen Gleichgültigkeit — der thieri-
Stupidität, die beyderſeits zwar nach ungleichen
tungen, aber mit gleicher Stärke die Entfaltung der
kraft hindern, mit ſicherm Erfolg entgegen wirkt,
wie endlich die Gegenſtände dieſes Lebens, theils,
ihrer wenige ſind, theils, weil dieſe wenige immer
ununterbrochen aber in dem innigſten Zuſammen-
und in den vielſeitigſten Verhältniſſen dem Kind
den Sinnen ſtehen, ſein Urtheil darüber wahrhaft
kraftvoll begründen, und ſo von allen Seiten
net ſind, die Denkkraft in ihm naturgemäß zu be-
und zu entfalten. Siehe, wie die von der Vater,
und Muttertreu nicht verlaſſene Wohnſtube jede heu

tige Beobachtung, jede heutige Vergleichung, jedes heutige Urtheil an die geſtrigen und damit an alle vorhergehenden im innigſten, lebendigſten Zuſammenhang anknüpft, und ſo das Kind täglich und lückenlos von gereiften Anſchauungen zu reifenden, von gereiften Vergleichungen zu reifenden, von gereiften Urtheilen zu reifenden hinführt und vorſchreiten macht, wie alſo die Fundamentalkräfte und Fertigkeiten alles Denkens, das Anſchauen, das Vergleichen, das Urtheilen in dem Kind auf dieſer Bahn von der Mutterbruſt an, in der höchſten Uebereinſtimmung mit dem beſtimmten Punkt ſeiner Entfaltung und mit ſeiner äußern Lage in ihrem ganzen Umfang durch dieſes Leben pſychologiſch gebildet werden, und das Kind von dieſer Seite gleichſam nothwendig, von ſeiner Natur ſelber gezwungen, vorſchreitet von Einſicht zu Einſicht, von Erkenntniß zu Erkenntniß, von Kraft zu Kraft. Siehe noch mehr, ſiehe, wie mit der Erkenntniß des ſinnlichen Bildungsſtoffs, den die Wohnſtube und das häusliche Leben dem Kinde darbieten, zugleich das Bewußtſeyn des geiſtigen Erkenntnißſtoffes, wie Sprache, Form und Zahl als Auffaſſungs- und Feſthaltungs- und zugleich als ſelbſtſtändige Bildungsmittel in ihm entwickelt werden, ſo daß hinwieder die ganze Fortſetzung der naturgemäßen Entfaltung der Geiſteskraft des Kindes bis zu ihrer Vollendung für nichts anders angeſehen werden kann, als für eine, von der Natur eingelenkte und von der Kunſt ergriffene Fortſetzung des ganzen Umfangs aller Mittel zur Entfaltung ſeiner Geiſteskraft, die das Kind ſchon auf dem Schooß ſeiner Mutter genoſſen.

Freund der Menſchheit! Gehe weiter, wirf jetzt noch einen Blick auf den Einfluß des häuslichen Lebens in Rückſicht auf ſeine phyſiſche Entfaltung, wie du das Nämliche in Rückſicht auf ſeine ſittliche und geiſtige gethan haſt. Die Natur iſt ſich in allem ſelbſt gleich, jede Kraft ſtrebt durch ſich ſelbſt nach ihrer eigenen Entfaltung, das Kind muß ſich phyſiſch entfalten, es will ſich phyſiſch entfalten, es ſteht, es geht, es wirft, es zieht, es ſtößt, es ſchlägt, es ſtampft, ohne daß man es ihm zumuthet, bloß vom Gefühl ſeiner phyſiſchen Kraft getrieben, es thut mehr; es wirft nicht blos, es wirft nach dem Kegel, damit es ihn treffe; es geht nicht blos, es geht, damit es an den Ort hinkomme, an den es hin will, es trennt die Theile ſeines Spielwerks von einander, um ſie wieder zuſammen zu ſetzen, es bringt die Kleider ſeiner Puppen in Unordnung, damit es ſie wieder in Ordnung bringen könne; es thut noch mehr, es zeichnet mit dem Stock Figuren in den Sand, die es in der Wirklichkeit geſehen; es zeichnet ſie mit der Kreide, mit der Kohle an die Wand; es iſt offenbar, der Trieb, ſich phyſiſch zu entfalten, iſt zum Theil phyſiſches Bedürfniß, aber eben ſo offenbar iſt's, daß er im häuslichen Leben auch geiſtig belebt iſt, und einerſeits als Mittel der thieriſchen Selbſterhaltung unſers Geſchlechts, anderſeits als Baſis aller Kunſt und Berufskräfte unſers Geſchlechts zum Vorſchein kommt. In der erſten Rückſicht iſt er weſentlich eine ſinnliche, thieriſche Kraft, die durch die ganze Gierigkeit und ſelbſtſüchtige Gewaltthätigkeit der ſinnlichen Natur unterſtützt und belebt wird, in der zweyten iſt er ein mit der Sittlichkeit und Geiſteskraft des

Kindes innig verbundener höherer Trieb unſrer Natur, der denn eben wie dieſe Kräfte und mit ihnen das unterſcheidende Weſen der Menſchlichkeit konſtituirt. Aber ſelbſt auch in der erſten Hinſicht unterſcheidet ſich die menſchliche Entfaltungsweiſe dieſes Triebes durch den Einfluß des häuslichen Lebens, von der thieriſchen Entfaltung eben dieſes Triebes weſentlich. Wo immer das Kind den Segen des häuslichen Lebens rein und wahrhaft genießt, da entfaltet ſich dieſe Kraft ohne einige Belebung der thieriſchen Gierigkeit. In dem ruhigen häuslichen Zuſtand, in dem das Kind von der Mutter wohl beſorgt iſt, iſt in ſeinen Umgebungen durchaus kein Stoff zur Belebung dieſer Gierigkeit da; würde einer erſcheinen — das Kind liegt auf dem Schoos der Mutter — ſie würde es vor ihm ſchützen, ſie würde ihn von ihm entfernen, wie ſein guter Engel es vor dem Böſen ſchützt. Die ganze phyſiſche Entfaltung des wohlbeſorgten Mutterkindes geht durchaus eben ſo wenig aus der Noth und dem Drang des phyſiſchen Lebens, als aus den Reizen der unſer Geſchlecht zur Unnatur herabwürdigenden Ueberfüllung von ſinnlichen Genießungen hervor. Nein, nein, ſie geht in ihrem Urſprung aus einer Ruh, aus einer Wonne, aus einer Unſchuld hervor, in der das Kind kaum zum Bewußtſeyn kommt, daß es etwas bedarf, was es nicht hat. Das beſorgte Mutterkind fühlt nur die Gegenwart, in der ihm die Mutter nichts mangeln läßt. Es kennt keine Vergangenheit; es ahnet keine Zukunft. So lebt es ohne das Bewußtſeyn des Bedürfniſſes irgend einer Kraft ſeiner Selbſterhaltung, und ohne alle Sorge für dieſelbe, und zwar ſo lang, als es noch nicht anfängt, zur

chtigen Erkenntniß und menſchlichen Beurtheilung und
ürdigung der Mittel ſeiner Selbſterhaltung zu reifen.
nd es iſt beſtimmt dieſe erhabene Verſpätung der
ntfaltung der phyſiſchen Kraft der Selbſterhaltung und
gar des Bewußtſeyns ihres Bedürfniſſes, in Verbindung
it der Zurückhaltung der thieriſchen Gierigkeit, wodurch
h das menſchliche Kind von den Kindern aller Ge-
öpfe, die nicht Menſchen ſind, und darum auch ohne alle
enſchlichkeit zur Reifung der phyſiſchen Kräfte der
elbſterhaltung gelangen, unterſcheidet. Aber dieſe Lang-
mkeit wird denn zugleich durch den lebendigen Einfluß
r Eindrücke des häuslichen Lebens und der regen Be-
bſamkeit der Mutterſorge als Hinderniß der Entfaltung
r phyſiſchen Kraft der Selbſterhaltung gleichſam auf-
hoben. Das Kind empfängt auch für dieſen Zweck
enſchlich erhaben, was ihm thieriſch-niedrig zu mangeln
eint, ſo iſt es eben dieſe Langſamkeit der thieriſchen phy-
ſchen Stärkung und Belebung des Kindes, wodurch eben
ſe Kraft geeignet wird, auch in Rückſicht auf die ſinn-
he Selbſterhaltung unſers Geſchlechts, in Uebereinſtim-
mung mit dem ganzen Umfang aller unſrer Anlagen, folg-
h veredelnd auf dieſelbe einzuwirken, und die Gemein-
faltung aller unſrer Kräfte und Anlagen auch von phy-
her Seite in unterbrochener Progreſſion menſchlich
wärts zu bringen, und zwar nicht nur in ſoweit die
yſiſche Kraft unſrer Natur, das äußere Mittel unſrer ſinn-
en Selbſterhaltung, ſondern auch in ſofern ſie die Ba-
der die Menſchennatur veredelnden und ſie eigentlich als
nſchliche Natur auszeichnenden Kunſt iſt.

Freund der Menſchheit! Blicke auf ſie hin, auf die erhabenen Keime der Kunſt, wie ſie beydes als Kräfte der menſchlichen Sinne und als Kräfte der menſchlichen Glieder mit denjenigen des menſchlichen Geiſtes und des menſchlichen Herzens vereiniget, nicht bloß als Grundlagen des Aeußern und Phyſiſchen aller Berufe und Gewerbe unſers Geſchlechts, ſondern auch als Grundlagen des Innern und Höhern dieſer Berufe erſcheinen und daſtehen. Blicke auf ſie hin, wie ſie ſich im häuslichen Leben an der Seite der Mutter im feſten Zuſammenhang mit der ſittlichen und geiſtigen Entfaltung des Kindes menſchlich vereinigt enthüllen, und nicht nur die häusliche Thätigkeit, ich möchte ſagen, ſchon von der Wiege an, in der Eigenheit der Schranken des Stands und Berufs des Kindes gemüthlich entfalten, ſondern auch die Anfangspunkte aller Kunſt, in ſofern ſie als unabhängend von Beruf und Stand die menſchliche Natur durch das Hohe, Göttliche ihres innern Weſens ſelber zu veredeln geeignet ſind, allgemein rege machen und beleben.

Freund der Menſchheit! Blicke auf ſie hin, auf die phyſiſchen Grundlagen aller Kunſt, wie ſie ſich im heiligen Kreis des häuslichen Lebens und an der Seite der Mutter allgemein mächtig entfalten, wie ſie von ihrem Keim aus lückenlos vorſchreiten, von Kraft zu Kraft, von Fertigkeit zu Fertigkeit, von Freyheit zu Freyheit. Blicke noch einmal auf das häusliche Leben, wie es geeignet iſt, auf jedem Punkt der Ausbildung, auf dem das Kind ſteht, Vollendung und Vollkommenheit dieſes Punkts zu erzielen, und ſo die Kunſt im Kind mit pſychologiſcher

Sicherheit von Stufe zu Stufe zu begründen, und, bis zur Vollendung, ſie ſchützend zu leiten, ſo, daß die Bildung zur Kunſt, beydes, in ſofern ſie Mittel der phyſiſchen Erhaltung unſers Geſchlechts, und hinwieder, in ſofern ſie weſentliche Baſis der innern Veredlung unſrer Natur iſt, von ihren Anfangspunkten an bis zu ihrer Vollendung für nichts anders kann angeſehen werden, als für eine pſychologiſch eingelenkte und geordnete Fortſetzung der Entfaltungsweiſe der dießfälligen Kräfte und Anlagen unſrer Natur, wie das Kind dieſelbe ſchon allgemein im wohlgeordneten häuslichen Leben an der Seite jeder unverſchrobenen, von dem einfachen Pfad der Natur nicht abgewichenen Mutter von der Wiege an genoß.

Freund der Menſchheit! Stehe jetzt einen Augenblick ſtill, faſſe dieſe Geſichtspunkte zuſammen und wirf einen ernſten Blick auf den ganzen Umfang der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Entfaltung unſers Geſchlechts; ſiehe, wie aller Segen, alles Heil der Völker von ihr abhängt — wie in der Harmonie der Entfaltung dieſer drey Kräfte die einzige wahre Grundlage zur pſychologiſchen und naturgemäßen Entfaltung der Menſchlichkeit ſelber vorliegt.

Freund der Menſchheit! Erkenne in dieſem Geſichtspunkt, daß den weſentlichen Uebeln, ich mag nicht ſagen, unſers Zeitgeiſts, ich möchte lieber ſagen, unſrer Zeitungeiſtigkeit und ihrer herzloſen Kraftloſigkeit unmöglich mit Erfolg entgegengearbeitet werden kann, als durch eine, auf dieſen Weg eingelenkte Anbahnung einer naturgemäßen ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Individualbeſorgung unſers Geſchlechts möglich und denkbar iſt.

Freund der Menſchheit! Achte die Anſicht, daß dieſe Individualbeſorgung unſers Geſchlechts und aller Volks- und Nationalſegen, der durch ſie erzielt werden ſoll, allein durch die Wiederherſtellung, Würde und Kraft des häuslichen Lebens erzielt werden kann, der ernſteſten Aufmerkſamkeit deines Geiſts und der wärmſten Theilnahme deines Herzens würdig. Aber, Freund der Menſchheit! nimm mit mir eben ſo zu Herzen, in welch einem hohen Grad unſer Geſchlecht für dieſe Anſicht nicht nur nicht reift, ſondern im Gegentheil mit großer Lebendigkeit dahin gebracht iſt, für dieſelbe nicht reifen zu wollen, ſondern ſie ſogar als ihrer Aufmerkſamkeit und ihrer Ueberlegung unwürdig, wegwirft.

Freund der Menſchheit! Höre mit mir tauſend Stimmen uns zurufen: was ſoll uns die Reinheit, Würde und Kraft des häuslichen Lebens? Wir ſehen uns um und finden ſie nirgends. Wer will alſo und kann unſer Geſchlecht alſo verſorgen und wie eine Henne ihre Jungen unter ihre Flügel nehmen?

Es iſt wahr, das häusliche Leben iſt nur in ſo weit bildend, als die Perſonen, durch die ein Haus ſich conſtituirt, ſelbſt häuslich gebildet ſind; in ſo weit, als ſie den häuslichen Sinn in ſeiner Reinheit in ſich tragen und in ſeiner Kraft wandeln. Sind ſie unſittlich, unterliegen ſie dem thieriſchen Sinn unſers ſinnlichen Verderbens, ſo unterliegt auch ihr Haus demſelben und hört auf, ein menſchlich bildendes Haus zu ſeyn. In welcher Form und Geſtalt es dann daſtehe, in welchem Scheinglanz oder in welcher Eckelhaftigkeit es erſcheine, ob es ſich im Wohlſtand oder in der Armuth befinde, ob es ein mächtiger groſer Cyklop einäugig regiere, oder ob ein armer Bettelzigeuner in todter Herzloſigkeit ihm vorſtehe, das iſt gleichviel. Das Haus wird in ſeinem Weſen eine Geſindelhöhle; es iſt kein, die edlern Kräfte der Menſchennatur erhebendes und bildendes Haus. Das häusliche, d. h. bloß äuſſerliche, örtliche Verhältniß des Zuſammenlebens von Weib und Kind als ſolches iſt an ſich weder ſittlich noch unſittlich. Es bietet zwar ſeiner Natur nach denen, die ihn ergreifen können, Stoff zu ſittlicher Bildung dar, aber der Menſch im häuslichen Leben iſt frey, dieſen Stoff ſittlich zu ergreifen oder auch nicht, und wenn er dem Thierſinn ſeiner Natur unterliegt, ſo wird er dadurch unfähig, dieſen Stoff ſittlich zu ergreifen. Die niedere Schlechtheit dieſes Sinns zerreißt alle Bande des häuslichen Lebens. Wer ihm unterliegt, iſt nicht Vater, er iſt nicht Mutter, er iſt nicht Sohn, er iſt nicht Tochter, er genießt dieſe Verhältniſſe nur ſinnlich, er genießt ſie nicht menſchlich, ſie können nicht menſchlich bildend für ihn ſeyn. Aber wenn er auch nicht ſo verſunken, wenn er bürgerlich rechtlich lebt, und mit Weib und Kind in friedlicher Vereinigung das häusliche Leben als Mittel des häuslichen Wohlſtandes benutzt, ſo iſt dieſes Leben um deswillen für ihn noch nicht ſittlich bildend. Nur das Geiſtige bildet geiſtig, nur das Sittliche bildet ſittlich, nur das Selbſtſuchtloſe bildet menſchlich; weder Handwerk, Beruf noch Stand bilden an ſich ſittlich. Werden ſie ſittlich benutzt, ſo bilden ſie ſittlich, werden ſie nicht ſittlich benutzt, ſo bilden ſie nicht ſittlich. Es iſt nur die hohe, innere, von Stand und Beruf, folglich auch von den äußern Fundamenten des häuslichen Lebens unabhängige innere Würde und Kraft der Menſchennatur ſelber, durch die das häusliche Leben ſittlich bildend zu werden vermag. Was der Menſch iſt, das iſt auch ſein Haus. Und ſoweit als er ſelbſt gebildet iſt, nur ſoweit kann auch ſein Haus bildend ſeyn. Muß alſo das häusliche Leben wie der Staat hiefür für die Menſchen zu einem bildenden, zu einem, das Individuum innerlich veredelten Leben erhoben werden, ſo kann dieſes immer nur in dem Grad ſtatt finden, als die Individuen im Staat kultivirt, d. i. dahin gebracht worden ſind, die Wahrheit zu erkennen, das Gute zu wollen, und das Nothwendige zu können.

Welttheil! Der du in den kulturloſen Civiliſationskünſten und ihrer blinden Scheinkraft eine ſeltene Höhe erreicht haſt, Welttheil! trete einen Augenblick aus dem Blendwerk deiner Selbſttäuſchung heraus; blick auf die hohe Kraft der ſtillen verborgenen Tugend, die noch in deiner Mitte wie das duftende Veilchen unſichtbar ihren Wohlgeruch in verborgenen, niedern Hütten des Landes ausduftet. Blick auf die Ueberreſte der Sitten, Gewohnheiten und Lebensweiſen, die noch in deinen Provinzen die Nationalkraft, den Nationalcharakter deiner Väter, wenn auch im befleckten, zerriſſenen Gewand, dennoch wahrhaft und kennbar ausdrücken.

Welttheil! Blick auf die leuchtenden Punkte einer beſſern Vorwelt zurück. Blick auf die leuchtenden Punkte der vaterländiſchen Tugenden, des vaterländiſchen Charakters und der vaterländiſchen Kraft deiner Hanſeeſtädte, deiner Reichsſtädte ꝛc., blick auf die leuchtenden Punkte ihrer hohen Bevölkerung, ihrer charaktervollen Thatkraft und ihrer hohen geſegneten Erwerbskraft zurück. Und auch du, Vaterland! Blick' auch du auf die leuchtenden Punkte deiner hohen, charaktervollen That- und Erwerbskraft deiner Väter — blick' höher, blick' auf die ſtille, innere Höhe dieſer deiner Väter, ſo lange ſie nur noch Burger und als Burger Eidsgenoſſen und als Eidsgenoſſen Burger waren; blick' auf den Grad ihrer damaligen Aufopferungskraft für Wahrheit und Recht; blick' auf ihre ſelbſtſuchtloſe Großthaten für ihre leibliche und geiſtige Freyheit, für die rechtliche, geſetzliche Sicherheit ihrer Perſonen und ihres Lands; faſſe die Allgemeinheit ins Aug, mit der ſie für Weib und Kind, für Gott und Vaterland Gut und Blut aufopferten; ſieh', wie ſie den Pflichtdienſt der obrigkeitlichen Stellen beynahe unbeſoldet verrichteten und den Nothdienſt des Vaterlands, die Pflege der Armen, wie ſie es hießen, durch Gott, d. h. umſonſt übernahmen; faſſe den innern Geiſt ihres diesfälligen, höhern Lebens mit Wahrheit ins Aug; dann erſt wirf einen Blick auf die Folgen dieſes ihres höhern Lebens, denn du vermagſt dieſe nicht in ihrer Wahrheit zu erkennen, wenn du nicht zu ihren Urſachen hinaufſteigſt; blick' alſo auf dieſe Urſachen zurück, und dann frage dich ſelbſt, warum leuchteten dieſe Punkte, und wodurch erhielten ſie ihr leuchtendes Leben durch Jahrhunderte, als durch die vereinigte Bemühung der Edeln und Guten, für die Fundamente des reinen häuslichen Lebens, nämlich für eine Volkskultur, die auf der reinen, frommen Anerkennung der göttlichen Würde der Menſchennatur in jedem Individuum ſelbſt, als ihrem erſten innern Fundamente ruhet, und für eine bürgerlich rechtliche Stellung des Volks, wodurch die Kultur und mit ihr der bildende Einfluß des häuslichen Lebens allein erzielt, belebt und erhalten werden kann!

Das Volk, das häuslich erhoben werden ſoll, bedarf einer ſolchen Stellung, oder wo war je hohe Nationalkraft, wo war je hohe Nationalkultur, die nicht aus der geſetzlich geſicherten Individualbeſorgung, Individualkultur der Bürger hervorging? Blick' auf Venedig's Lagunen, blick' auf Holland's Moräſte, blick' auf die rohe, bergige Schweiz und ihre urſprünglich wilden, unfruchtbaren Hügel! Wodurch erhoben ſich alle dieſe Stellen zu der Höhe des Wohlſtands, in dem ſie da ſtanden, als durch den vorzüglich guten Zuſtand ihres rechtlich, ſittlich und religiös begründeten und geſicherten häuslichen Lebens, und die vorzügliche Individualbildung ihrer Bürger. Doch, die Jahrhunderte, in denen ſich dieſes begründet, ſind verſchwunden; die Vergangenheit macht keinen mächtigen Eindruck auf die taumelnde Zeit; dieſe vergißt im reizvollen Streben nach augenblicklichen ſinnlichen Genießungen leicht alles deſſen, was nicht auf den Augenblick ſinnlich angenehm oder ſinnlich drückend auf ihre Gefühlsnerven wirkt. Sie fühlt nur die Gegenwart.

Aber England lebt und macht ſich ja dir für die Gegenwart fühlen. Blick auf England hin, und fühle es tief. Es iſt nicht der Zufall, es iſt nicht das blinde Glück des Handels, daß die königliche Inſel zu der Kraft und Höhe erhoben, in der ſie dir vorſteht; nein, es iſt die heilige Sorgfalt ſeiner Verfaſſung, für die höchſte und geſetzlich geſicherte Belebung der Kräfte aller ſeiner Bürger, es iſt ihre heilige Achtung für die Selbſtſtändigkeit des häuslichen Lebens, für die unverletzliche Heiligkeit der Wohnſtube eines Jeden, es iſt ihre habeas corpus Akte, die dieſe Inſel zur Beherrſcherin aller Meere und ſeiner Ufer gemacht hat. Vaterland! Deutſchland! Wirf einen Blick auf die Natur der von der Welt unerkannten oder wenigſtens nicht genug beachteten innern Fundamente der Größe dieſes Reichs und der weſentlichen Mittel, durch welche es dieſe Größe ſich zu erwerben und bisher zu erhalten gewußt hat. Vaterland! Deutſchland! Es iſt ſeine aus der kraftvollen und allgemeinen Belebung des häuslichen Lebens hervorgegangene und mit hoher religiös begründeter Gemüthskraft verbundene allgemeine Geiſtes- und Kunſtbildung der Individuen dieſes Reichs, was aus demſelben das alles gemacht hat, was aus ihm geworden. Ob aber England dieſes noch wirklich ſey, oder ob es das Gleichgewicht ſeiner Kräfte, durch welches es ſich zu ſeiner Höhe geſchwungen, in ſich ſelber verloren, und ob beſonders, wie einige ſagen, ſein Mittelſtand jetzt, wie in andern Staaten, kraftlos darnieder liegt und England und ſein Freyheitsrecht in ihm keine kraftvolle

Stüze mehr findet, das weiß ich nicht, aber daß es durch Recht, Geſaz, Freyheit, Volkskraft und beſonders durch die häusliche und bürgerliche Tugend ſeines Mittelſtands und die öffentliche Achtung für denſelben worden iſt, was es iſt, das weiß ich. Vaterland! Deutſchland! Zweifle nicht an der Wahrheit dieſer Aeuſſerung. England iſt durch ſeine Freyheit, ſeine Volkskraft und ſeinen Mittelſtand geworden, was es iſt. Vaterland! Deutſchland! Wundere dich deſſen nicht. *Die Reſultate einer wohlbegründeten Volks- und Nationalkultur ſind allmächtig und unermeßlich.*

In ihr, in einer alſo begründeten und geſicherten Volks- und Nationalcultur liegt das einzige, ewige Geheimniß einer allgemeinen, in alle Stände eingreiſenden Erhebung der Völker. In ihr, in ihr allein liegt das Geheimniß, das *Erkennen* des Wahren, das *Wollen* des *Guten* und das *Können* des von der Wahrheit und der *Liebe* anerkannten *Nothwendigen*, in einer Nation, in der geometriſchen Proportion vorſchreiten zu machen, durch welche die unermeßliche Allmacht einer pſychologiſch wahrhaft gegründeten Nationalkultur ſich von jeher erwahret hat, und für immer erwahren wird.

Vaterland! Er, dieſer geſezlich und patriotiſch geſicherte, geometriſch-progreſſive Vorſchritt der Kultur iſt der eigentliche *Machtarm* der Nationen, der, wenn er in lebendiger Kraft ausgeſtreckt iſt, daſteht, als wäre er eiſern; wer will ihn dann brechen, wer will ihn dann biegen? Aber wo iſt er, dieſer Machtarm der Nationen, wo ſteht er ausgeſtreckt da, als wäre er eiſern? Kinderärmchen und lahme, eiternde, in Bandagen getragene Arme ſehe ich weit und breit um mich her an ſeiner ſtatt, und ach! Kinderärmchen wachſen nur langſam zur Männerkraft, und eiternden Armen, die man lang, ewig lang in Bandagen getragen, ſucht man gewöhnlich nur nicht mehr zu helfen, man ſucht ſie dann gewöhnlich nur nicht einmal mehr zu heilen, ſondern nur dieſen diesfalls verſchätzten armen Menſchen ihre Bandagen immer ſo bequem als möglich zu machen.

Das iſt denn aber auch das non plus ultra, zu dem das bürgerliche Verderben unſer Geſchlecht verſinken zu machen vermag. Das iſt denn das Aeußerſte. Es entſcheidet über die endlichen Schickſale der Staaten, oder vielmehr über die endlichen Schickſale der Menſchen und der Menſchlichkeit im Staat. — Wenn es nur nicht dahin kommt; wenn die Menſchheit nur den Willen, ſich ſelber wieder zu helfen, ſich ſelber wieder herzuſtellen, noch mit einigem Leben in ſich ſelber erhält, dann iſt in jedem Verſinken der Staaten noch Troſt und Hoffnung für die Menſchheit, für die Menſchlichkeit übrig.

Vaterland! Verſinke nur nicht ſo weit. Laß deinen Willen, dich ſelber wieder herzuſtellen, nicht in dir erkalten; nicht in dir ſinken. Suche dich ſelbſt in dir ſelbſt für dieſen Willen zu erwärmen. Mit der Rückkunft deines Willens iſt der Weg zu deiner Wiederherſtellung, zu deiner Erhebung, zu deiner Rettung in dir ſelbſt durch dich ſelbſt gebahnt. Vaterland! Ich überlaſſe mich dem Traum, als wäre dieſes geſchehen, als wäre dieſes wirklich. Ich ſchwinge mich ſtaunend und träumend zu dem Bild hinauf, was wir wären, wenn wir dieſen Machtarm der Nationen wirklich beſäßen; ich träume mich zu dem Bild hinauf, was wir werden können, wenn wir nur darnach ſtreben. Wären wir da, oder würden wir nur wieder mit Kraft und in Unſchuld dahin ſtreben, die Entfaltung der ſittlichen und geiſtigen Kräfte unſrer Väter allgemein in unſrer Mitte wieder herſtellen zu wollen, wir würden uns ganz aus jedem Verderben, dem wir unterlegen, wieder erheben; die erſten Fundamente unſrer alten Nationalkraft, unſrer alten Nationalwürde würden in unſrer Mitte, in ihrem alten Glanz wieder hervorbrechen; die Uebel unſers Welt- und Civiliſationsverderbens müßten in allen ihren Formen und Geſtalten verſchwinden.

Die Erſchlaffung der Völker, die der Revolution vorhergieng, iſt bey der von der Wahrheit und Reinheit des häuslichen Lebens ausgehenden Völkerkultur nicht denkbar. Die Revolution ſelber würde in dieſer Kultur ſich ſelbſt in allen ihren Begierden und Reitzen aufgehoben fühlen, und ihre ſchrecklichen Folgen, die Verwilderung der Völker und diejenige der Thronen, könnten neben ihr ebenſo wenig mehr ſtatt finden. Ihre Urſachen, ihr gegenſeitiges, äußerlich ſo ungleich ſcheinendes, aber innerlich ſo gleichartiges Verſinken zu Gelüſten, die nur aus innerer Unmenſchlichkeit hervor gehen, und nur durch äußere Unmenſchlichkeiten realiſirt werden können, wäre durch die allgemein belebte Menſchlichkeit ſelber gehoben. Am allerwenigſten könnte die große Quelle ihrer böſen Thaten, das trügende Zeitgeſchwätz über die menſchliche und bürgerliche Freyheit und

Gleichheit und das ebenſo trügende Zeitgeſchwätz über
ie Nichtfreyheit und Ungleichheit unſers Ge-
hlechts, ſo wie der Streit des Rechts und der Macht,
er nur im Mund der Unrechtlichkeit ſtatt finden kann,
en Spuck, beydes, ſeiner thieriſchen Roheit und ſeiner
ürgerlichen Verfänglichkeit nicht forttreiben, wie es ihn
genwärtig hie und da ſo vielſeitig zu treiben ein leich-
s Spiel hat. Der heilige, in der Menſchennatur tief
gründete Zuſammenhang der unſerm Geſchlecht zwar von
wigkeit her göttlich gegebenen, aber menſchlich ſelten
eder und liebend anerkannten Freyheit und Gleich-
eit mit der, durch die an ſich zwar zufälligen, aber ge-
u beſtimmten Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens noth-
endigen, Nichtfreyheit und Nichtgleichheit würde
nn im Licht ſeiner innern Wahrheit und Rechtlichkeit
vorſtralen, und der rohen Wildheit ſo wie der ſchlauen
rfänglichkeit der Anſprüche des einten gegen den andern
ftvoll entgegenſtehen, wie ein Damm, der von Granit-
cken aufgeführt iſt, wilden, leicht austretenden Wald-
emen mit unerſchütterlicher Kraft entgegenſteht, und
den böſen Kräften ihres, allen Staatsſegen untergraben-
, Streits ein ſicheres Ziel ſetzen. Wären wir da, wä-
der menſchlich würdige und der geſetzlich rechtliche Spiel-
m jeder ſittlichen, geiſtigen und Kunſtauszeichnung,
Individuo des Staats durch die erweckte und belebte
ionalmenſchlichkeit innerlich und durch eine damit
reinſtimmende Geſetzgebung äußerlich geſichert, die
gnungen einer auf die Erhebung des häuslichen Lebens
ündeten Nationalbildung würden in ihren Folgen in

ſittlicher Demuth, in geiſtiger Kraft und in hohen großen Werken der Kunſt allgemein ſtralend hervorbrechen.

Unſer Geſchlecht würde ſich in allen Ständen und Verhältniſſen in ſeinem Recht, in ſeinem Werth und in ſeinem Verdienſt ſelbſtſtändig fühlen, und in jedem Stand weit davon entfernt ſeyn, die Laſt ſeiner Selbſtſtändigkeit einem andern Stand als ſeine Dienſtpflicht aufzubürden.

In den niederſten wie in den oberſten Ständen würden Männer von ausgezeichneter Kraft es unter ſich, unter der Würde der Menſchennatur fühlen, in ihren Verhältniſſen, wie über einen Leiſten geſchlagen, als eigentliche Marionetten da zu ſehen, die ein Knabe hinter dem Vorhang mit ſeinem Draht ſitzen, liegen, gehen, ſtehen und tanzen machen könnte, wie und wenn er nur wollte. Nein, nein, Männer aus allen Ständen würden ſich dann gegen den Irrthum, gegen die Schwäche und gegen die Niedrigkeit unſers Zeitgeiſts und ſein Verderben mit der Charakterſtärke unſrer Väter und mit dem hohen Sinn der edlen Männer der beſſern Tage unſrer Vorzeit über die engherzige Selbſtſucht ihrer Standes- und Familienverhältniſſe und ſelber über den verhärteten Esprit du corps der Behörden, deren Mitglieder ſie ſind, erheben und der Selbſtſucht ihrer Familien- und ihrer Behördenanſprüche mit erneuerter Ehrfurcht für das Weſentliche und Heilige der Menſchennatur entgegenſtehen. Vieles, vieles würde dann freylich in unſrer Mitte anders ſeyn und anders werden als es jetzt iſt. Die Individualkraft der Menſchennatur, die durch die Kunſtkraft der Maſſa im Großen und durch die Maſchinenkraft im Kleinen in kriegeriſcher Hinſicht beynahe allgemein, in induſtriöſer Hinſicht größtentheils verloren gegangen, würde ſich denn doch wenigſtens in ſittlicher, geiſtiger und Kunſthinſicht wieder neu zu beleben, einige Mittel und Kräfte gewinnen. Der hohe Werth des Menſchen und beſonders des in Armuth und Niedrigkeit rein, edel, kraftvoll und gemüthlich ſelbſtſtändig erhaltenen Menſchen würde wenigſtens in einigen Rückſichten wieder richtiger erkannt, ſelber der Werth ſeiner niederſten Dienſte würde dann in einigen Rückſichten nothwendig mit mehr Menſchlichkeit geſchätzt, mit mehr Sorgfalt erhalten und mit mehr Vortheil benutzt werden; ſeine eigne Selbſtſucht würde den Eigenthümer dahin führen, dießfalls richtiger zu urtheilen und ſeinen Vortheil beſſer in Acht zu nehmen. Der Arme würde vielſeitig weniger Hülfe bedürfen, weil er auch vielſeitig ſich ſelber beſſer helfen könnte, die Menſchenfreundlichkeit würde ihn darum auch in jeder Noth und in jedem Bedürfniß leichter helfen können. Die Irrthümer über ſeine Erziehungsbedürfniſſe und Erziehungsmittel würden verſchwinden; von den Bildungsbrocken, die man ihm, als dürfte er ſie nach keinem Rechtsverhältniß anſprechen gleichſam aus Barmherzigkeit vorſchlägt und, als wären ſie ein Almoſen, darwirft, könnte dann doch nicht mehr auf eine empörende, den Bruderſinn der Menſchennatur eigentlich verhöhnende Weiſe die Rede ſeyn. Das Verhältniß der Armen gegen die Reichen würde durch den Genuß einer, der Menſchennatur genugthuend bildenden Aufmerkſamkeit und Sorgfalt bürgerlich menſchlicher; die Bürgerlichkeit würde dadurch ſelber wieder menſchlich; der

Weg würde damit gebahnt werden, das Volk auch durch die Mitwirkung ſeiner häuslich und bürgerlich menſchlich, ich möchte faſt ſagen, legitim geſicherten Verhältniſſe zu dem höhern Segen einer religiöſen Bildung zu erheben, und daſſelbe dadurch zu veredeln und zu heiligen.

Das würde freylich weit führen. Auch die Könige würden dadurch dem Volk näher gebracht, und ihr Recht würde mit ſeinem Recht im Mittelpunkt des Rechts ſelber näher vereinigt. Es würde allgemein auf die Erziehung wirken. Kein Höfling, keine Hofſtelle würde es mehr wagen, das ausſchließliche Privilegium, ſchlecht erzogen zu werden, für ſich anzuſprechen. Nein, die empörende Aeuſſerung: daß die Zartheit der edlern menſchlichen Gefühle mit der Standeskraft nicht vereinbar ſey, deren Regierende und den Regierenden nahe ſtehende Familien bedürfen, würde dann als eine Läſterung eben ſowohl gegen den Stand der Fürſten als gegen die Menſchennatur erkannt werden. Die Staaten würden allgemein anerkennen, daß die Fürſten eben wie die Menſchen durch die Erziehung, ich ſpreche es aus, durch Menſchenbildung innerlich und dahin erhoben werden müſſen, ſich in ihrer Stellung göttlich berufen zu fühlen, mit dem höchſten Zartgefühl der veredelten Menſchennatur als Geſalbte Gottes unter ihrem Volke da zu ſtehen; und mit der Kraft ihrer heiligen Macht allem Rohen, Niedrigen, Einſeitigen der Selbſtſucht unſers Geſchlechts, das allen Individuen und allen Behörden, in deren Hand die öffentliche Macht gelegt iſt, mehr und minder immer anklebt, den Stachel ſeines Verderbens zu entreißen, und ihm mit der heiligen Zartheit, die alle Schwäche der Menſchheit mit dem göttlichen Recht, das in ihrer Bruſt ſchlägt, anſpricht und anzuſprechen befugt iſt, Einhalt zu thun.

Freunde der Menſchheit! Der erhabene Anſpruch an die heilige Zartheit gegen die Schwäche unſers Geſchlechts ſie, deren feſtes Daſeyn in jedem Fall hohe, innere Menſchlichkeitskraft vorausſetzt, deren Mangel hingegen hinwieder tiefe Schwäche und ein würdeloſes Inneres der Menſchennatur beurkundet, ſie, dieſe heilige Zartheit der reinen, hohen menſchlichen Kraft iſt das erhabene, äußere Merkmal der innern Heiligkeit der ſouverainen Macht. Ihr hehres Leben in den Umgebungen der Fürſten und in dem Perſonale ihrer Gewaltsbehörden iſt die erſte von Gott ſelbſt gegebene Stütze der Thronen, alle andre ſind nur äußerlich, und in ſofern ſie nicht auf dieſe oberſte Innere gebaut ſind, in ſofern ſind ſie auch ungöttlich.

Den Anſpruch an ſie, an dieſe heilige Zartheit im Herzen tragend, beugen die Völker der Erde ſich vor ihren Königen, und ſtrecken ihre Hände mit Vertrauen zu ihrem Dienſt aus.

Der Dienſt der Fürſten iſt ein heiliger Dienſt, und die Macht des Throns iſt eine heilige Macht, aber, Fürſten, mangelt Euch die heilige Zartheit gegen die Schwäche unſers Geſchlechts in Euern nächſten Umgebungen, in Euern nächſten Staatsverhältniſſen und Gewaltsbehörden, o mangelt Euch die Übereinſtimmung aller dieſer Verhältniſſe mit der innern, reinen Göttlichkeit Eures Rechts. Fürſten! Wird die heilige Zartheit der Staatskraft, die die Göttlichkeit Eures Rechts äuſſerlich beurkundet, nicht vom Thron aus gleichſam geboren, gepflegt und groß gezogen, wird ſie von Euch nicht, wie die Diamanten Eurer Krone hinter eiſernen Riegeln verwahrt, dann, Fürſten, mangelt Euch die erſte Stütze Eures Throns.

Blicket zurück, Fürſten, auf die beſſere Vorwelt. Stralte nicht dieſe erhabene Zartheit im Weſen des Rittergeiſts ſelbſt in den ſo geheißenen dunkeln Zeiten des Mittelalters in hoher glänzender Kraft hervor? Selbſt der Fürſt durfte ſie im Edelmann nicht verletzen. Sie, dieſe ſittliche Zartheit war ſelbſt in der rohen Kraft der höhern edlern Stände als ſolcher, der Probeſtein des innern Werths der alten Zeit. Er iſt es nicht mehr. Wir dürfen den Werth der unſern nicht auf demſelben erforſchen. Dieſe heilige Zartheit der Menſchennatur wird nicht mehr als das hohe innere Bedürfniß der Staatskraft, ſie wird nicht mehr als das erſte und weſentlich charakteriſtiſche Kennzeichen der höhern Stände angeſehen. Ihr Mangel zieht dem Individuo im Kreis ſeiner Standesgenoſſen nicht mehr die Schande zu, die zur Erhaltung der Kraft dieſer Zartheit weſentlich nothwendig iſt, in ſofern ſie wirklich als Standeskraft daſtehen und als eine allgemeine, die erſten Vorzüge der Menſchennatur in den höhern Ständen ſichernde und Edelmuth und Reinheit des Herzens in die untern Stände herabbringende, von der Geſetzgebung ſelbſteingelenkte und begründete allgemeine Staatskraft, wirken ſoll.

Fürſten! Eure heilige Macht findet gegen das Verderben der Zeit und gegen die Gefahren, mit denen daſſelbe auch Euch bedroht, keine Rettung, als in der Erneuerung dieſer, in den höhern Ständen geſchwächten heiligen Zart-

eit der Individuen und des Staats gegen die Schwäche
unſers Geſchlechts. Fürſten, Eure Macht findet dießfalls
ie einzige Rettung in der Erneuerung der erſten Funda-
mente des reinen häuslichen Lebens, aus dem die hohe
raft der heiligen Zartheit des menſchlichen Gemüths allein
ervorgeht. Wie nur dadurch ſich unſer Welttheil aus
em Verderben, dem er unterlegen, retten kann, ſo kön-
en nur dadurch ſich die Fürſten aus den Gefahren erret-
en, denen alle Thronen, die in der Macht ihre erſte
Stütze, in den Leidenſchaften die erſten Mittel ihrer Macht
rkennt haben, und die mit dem Zugrundrichten des heili-
en Hausrechts der Völker ihr Spiel treiben, immer aus-
eſetzt waren und ausgeſetzt bleiben werden. Und auch du,
nein Vaterland, wirſt dich nur dadurch wieder erheben,
venn du zur ernſten Sorge für die Wiederherſtellung der
lten Fundamente des Segens unſers häuslichen Lebens zurück-
ehren wirſt. Du kannſt, du wirſt die Uebel, des innerhalb
einer Gränzen eigentlich neumodiſchen und inkonſtitutionel-
en Hinlenkens; zum Uebergewicht der collectiven Anſichten
nſers Geſchlechts über die individuellen Anſprüche unſrer
atur ſelber nicht anders beſiegen, als wenn du die from-
e heilige Freyheitskraft unſrer Väter, die im eigentlichen
erſtand eine Freyheitskraft des häuslichen Lebens und ein
reyheitsgenuß des häuslichen Segens war, wieder in
r ſelbſt herſtellſt.

Vaterland! Um vorwärts zu kommen, mußt du zurück
d dahin kommen, daß deine Kinder wieder, wie noch
r vierzig Jahren, Lavater's Schweizerlieder, in Ueber-
ſtimmung mit ſich ſelbſt, im Herzen tragen, und in

Berg und Thälern, froh wie Aelpler, den Kühreihen anſtimmen. Vaterland! Du mußt zurück und dahin kommen, daß deine Jünglinge wieder wie diejenigen, die ſich in meiner Jugend um Bodmer und Breitinger verſammelten, über ihr Zeitalter hinaus ſehen, und unpaſſend für ſeine Schwäche, außer die gewohnte Laufbahn der allbetretenen Karrenſtraße hinauslenkend, nur für das Gute und Edle, das im Vaterland noch übrig geblieben, einen hohen belebten Sinn zeigen, und nur, dieſes mit verachtender Hintanſetzung alles Unedeln, Niedrigen, Selbſtſüchtigen und Schlendriansmäßigen in ihren Umgebungen ergreifen. Vaterland! Du mußt dahin kommen, daß deine Söhne Müller's hohen Schweizerſinn als den einzigen des Vaterlands würdigen Sinn erkennen, und die hohen Bilder des Edlen, ihrer Selbſt und ihrer Vaterlandsliebe bewußt, ohne Schamröthe unter ihren Zeitgenoſſen wieder vordeklamiren können. Vaterland! Du mußt mehr thun, du mußt deine Söhne, du mußt deine Jünglinge weiter führen, als Müller ſelbſt ging, du mußt ſie dahin bringen, daß ſie ſich auch dahin erhebe, die Tage des ſinkenden Vaterlands bis auf die unſern hinab, mit ſeinem Tiefblick in ihren Urſachen zu erforſchen und in ihren Folgen ins Licht zu ſetzen, und ſelbige uns und unſern Kindern mit ſeiner Freyheit und mit ſeiner Kraft, zur Lehre, zur Strafe, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit unverholen vor Augen zu ſtellen, wie er die hohen Thaten beſſerer Zeiten, unſrer erſten Vorfahren, uns zur Aufmunterung, zur Erhebung, zur Stärkung und zur Begeiſterung mit erhabener Kraft dargelegt und hinterlaſſen.

Wären wir da, hätten wir die Bildung zum reinen häuslichen Leben, aus dem die Bildung zur Menſchlichkeit allein hervorgeht, und durch die die Erhaltung der innern Würde der Menſchennatur allein möglich iſt, als den einzig wahren Weg zur Erhaltung der Kraft und der Würde unſrer Väter, als den einzigen Weg zur Erhaltung unſrer alten Bürger- und Staatskraft, und als das ewige und unabänderliche Fundament unſrer Eintracht, und der allgemeinen Landes-Vereinigung, durch die wir Eidgenoſſen geworden, mit reinem Herzen, mit der Unſchuld verbundener Brüder, von jeher ins Auge gefaßt und anerkannt, ſo wären die Uebel, unter denen wir heute leiden, in ihren Urſachen verſchwunden. Wir wären dann gleichſam von uns ſelbſt und ohne alle Kunſt geworden, was wir in den ſchon ſo lang dauernden Tagen der öffentlichen Gefahr hätten ſeyn ſollen, und was wir heute (1814), ey der Umwandlung der äußern Formen unſerer, auf eſchwornen Rechten und auf geſchwornen Brie- en ruhenden, freyen Staatsverfaſſungen in neue, den Geiſt der alten, beſchwornen Rechte und geſchwornen Briefe n Weſentlichen zu erhalten, zu beleben, und zu ſichern eſtimmte Verfaſſungen, ſeyn ſollten. — Kein edler Mann üßte dann in unſrer Mitte ausſprechen: ach, daß wir ſtern nicht waren, ach, daß wir heute nicht ſind, was ſere Väter waren.

Keine Gelüſte der Privatſelbſtſucht, keine Anmaßung r Familienſelbſtſucht hätten uns dann im Heiligthum ſrer freyen Verfaſſung getrübt. Die Lücken, die Unbe- mmtheiten, die Widerſprüche derſelben hätten dann in dieſem heben ob uns waltenden Geiſt ein kraftvolles und genugthuendes Gegengewicht gegen den Mißbrauch derſelben gefunden, und ſo wären unſere bürgerlichen Uebel in ihren Urſachen gehoben geweſen.

Vaterland, Vaterland! Und wären wir auch dem Civiliſationsverderben Europa's nicht ganz widerſtanden und zum Theil mit fortgeriſſen worden in den Strom ſeines Alles erniedrigenden, Alles entwürdigenden Zeitgeiſts, Vaterland! hätten wir nur ihn, den Segen des häuslichen Lebens mehr in ſeiner Allgemeinheit in unſrer Mitte erhalten, unſre Wiederherſtellung, die Erneurung unſrer Verfaſſungen wäre in unſrer Mitte ein leichtes Werk geweſen; ſie wäre dann aus uns ſelber hervorgegangen. Der Geiſt der Kraft, der Unſchuld, der Unverfänglichkeit, der Geiſt der unbefangenen Freyheits- und Rechtsliebe unſrer Väter würde dann aus der Tendenz unſrer neuen Verfaſſungen in den Geiſt und in das Herz unſrer Bürger hinübergehen, wie der Geiſt, das Leben und die Thaten der Stifter unſrer Freyheit ehemals in den Geiſt, in das Leben, in das Denken und in das Thun ihrer Mitbürger, bis auf die niederſten Volksklaſſen, hinübergegangen. Männer, in deren Hand die Schöpfung dieſer Verfaſſungen gelegen, ihr würdet nicht nur auf die gegenwärtige Zeit, in der ihr lebt, ſegnend auf unſer Vaterland wirken, ſelber unſere ſpäteſten Nachkommen würden dann dieſe eure Verfaſſungen allgemein dankend als ein Werk unſrer alten Unſchuld, als ein Werk des Geiſtes und des Herzens unſrer Väter, als ein Werk würdiger Söhne der Männer im Grütli erkennen, und Jahrhunderte lang Gott für euer Werk dankend euer

Angedenken verehren, wie unſere Väter Jahrhunderte lang Gott für unſere alten Verfaſſungen dankten und ihre Stifter verehrten. Vaterland! Vaterland! Wir hätten dann heute ſchon den Einfluß des Auslands auf unſere Verfaſſungen vergeſſen, und würden weder Buonaparte noch irgend jemand auf der Welt für unſere neue, geſetzliche Wiedervereinigung danken. Nein, wir hätten weder ihm noch jemand in der Welt dafür danken müſſen, wir wären dann nicht getrennt geweſen. Nein, wenn wir den reinen Segnungen des häuslichen Lebens, wie wir hätten ſollen, ſeit langem in unſrer Mitte allgemein und mit gutem Herzen, mit gutem bürgerlichen Gemeinſinn Verſehung gethan hätten, ſo hätte Frankreichs Revolution niemals in der öden Leerheit unſers Volks, in ſeinem Mißmuth und hie und da ſelber in ſeiner Verwaiſung Mittel gefunden, uns mit eiteln leeren Worten zu täuſchen, wie ſie uns mit eiteln leeren Worten getäuſcht hat.

Vaterland! Buonaparte hätte dann eben ſo wenig ſelber unter deinen Führern gegenſeitig bald niederträchtige Gehülfen in dem, **wo er Unrecht** hatte, bald eben ſo ſchlaue und verſchmitzte Widerſacher in dem, **wo er Recht hatte,** und in beyden Rückſichten keine ſchändliche Sächler eigner Vortheile und niederträchtige Schmeichler ſeines Glücks geſunden!!!

Vaterland! Die Anſprüche an die Rechte deiner Väter hätten ſich dann auch in dieſem böſen Zeitpunkt in Unſchuld und Liebe, aber nicht weniger in mannhafter Gleichmuth und ſtandhafter Kraft, wie es freyen Völkern gebührt, ausgeſprochen!

Vaterland! In allen Ständen, im Magiſtraturſtand, im Stand der Geiſtlichen und ſelber im Stand unſrer freyen Landeigenthümer, in unſerm Bauernſtand, hätten ſich dann in unſrer böſen Zeit Männer gefunden, und würden ſich heute Männer finden, die in ihrer Bildung über die Civiliſationsſchranken und über die Civiliſationsengherzigkeit ihres Stands erhaben als Männer der Menſchennatur und des Menſchengeſchlechts wie die Helden und Lehrer der Vorzeit in deiner Mitte ſtehen, und das Vertrauen des ſchweizeriſchen Vaterlands in ſeinem ganzen Umfang genieſſen würden; Männer, die das tiefe Verderben unſers Verſinkens in ſeinen Urſachen erkennen, ſeine Folgen in der Gegenwart und für die Zukunft richtig beurtheilen, und ſich ihnen in der ganzen Kraft ihres veredelten Daſeyns entgegenſtämmen würden.

Wir wären dann nicht ſo tief geſunken, wir würden uns wieder erheben, wir würden uns wieder herſtellen, wir würden uns von ſelbſt wieder herſtellen!

Die Mittel unſrer Erhebung, die Mittel unſrer Wiederherſtellung würden dann nicht mehr aus der einſeitigen Kraft und dem beſchränkten guten Willen einzelner Stände, in denen ſie oft wie in tiefen Grüften verborgen liegen, künſtlich bald mit wunderbaren Schonungs-, bald mit drückenden Mühſeligkeitsmaßregeln hervorgeſucht und zu Tage gefördert werden müſſen.

Ich ſpreche es noch einmal aus, wären wir da, hätten wir ſeit Jahrhunderten dem ſittlich, geiſtig und bürgerlich kultivirten häuslichen Leben unſers Volks allgemein Verſehung gethan, wie wir es hätten können und ſollen, ſo würden unſre Anſichten über unſre wichtigſten bürgerlichen Angelegenheiten, und die weſentlichſten Fundamente unſrer Nationalwürde und unſrer Nationalkraft allgemein reiner und edler, ſie würden allgemein eidgenöſſiſcher, und, im hohen Sinn des Worts, mehr **populär** ſeyn. Selber Ihr Wenigen, in deren ob uns waltender Hand, wie ihrer viele ſagen, das Geheimniß der Leitung unſrer Schickſale ruhet, wie die Geheimniſſe der die Erde ſegnenden Sonne (die aber mit den Geheimniſſen des einſchlagenden Strals und der verheerenden Gewitter die nämlichen ſind), in der tiefen Stille der heiligen Natur ruhen, ſelber Ihr Wenigen, die Ihr alſo ob uns waltet, auch Ihr würdet erkennen, daß Ihr über Söhne von Männern waltet, die würdig ſind, die ſegnenden Vorzüge alle zu genießen, die ihre Väter ihnen mit ihrem Blut erkauft haben! Ihr würdet fühlen, daß Ihr über ein Geſchlecht waltet, das heute noch fähig und würdig iſt, die Welt von dem Irrthum zurück zu bringen, dem auch einige von Euch oder wenigſtens einige von denen, die ſagen, daß ſie der Euern welche ſeyen, mit ſo vielen Geſchäftsmännern unſers Zeit- und Civiliſationsverderbens gemein haben, von dem Irrthum nämlich, daß alle Völker der Erde und alle Geſchlechter der Menſchen, auch wenn ſie durch ihre Geſetzgebungen nicht entkräftet, durch ihre Regierungen nicht entwürdiget, durch ihre

Tribunalien nicht entrechtlichet, durch ihr Kultminiſterium nicht ſeelenlos, durch ihr Königsminiſterium nicht lieblos und durch ihr Finanzminiſterium nicht gutlos gemacht werden, dennoch alle rechtlich groſſe, bürgerliche Freyheiten in jedem Fall mißbrauchen würden, wenn man ſie ihnen ohne vögtliche Obhut, d. i. ohne den Regierungsbehörden einen freyen Spielraum vorzubehalten, ſie nach ihrer Willkühr eludiren zu können und eludiren zu dürfen, ertheilen würde.

Auch Ihr Wenigen, die Ihr in der Allgemeinheit unſrer Zeitſchwäche und unſers Zeitverderbens dennoch die Einſichtsvollſten und Tiefſehendſten und die eigentlichen Kraftmänner unſrer, wenn auch nicht gar guten Zeit ſeyd *), auch Ihr und ſogar auch diejenigen unter Euch, die im Zuſammenhang mit dem in der Empörung verwirrten und in der Verwirrung empörten Zeitgeiſt, einen mächtig bittern Sinn gegen das Volk, gegen das Volksrecht und gegen das Menſchenrecht im angegriffenen Buſen tragen, auch Ihr würdet, wenn die hohen Reſultate einer beſſern Menſchenerziehung und Menſchenverſorgung vor Euern Augen ſtehen würden, wie ehemals ein beſſer erzogenes ein beſſer verſorgtes Schweizervolk vor den Augen Eurer Väter ſtand, auch Ihr würdet dann von Euerm Mißtrauen gegen die Menſchennatur zurückkommen, und dem Vaterland, und mit ihm dem ärmſten niedrigſten Mann im Lande die rechtlichen Segnungen, die die Stifter unſrer Freyheit ihm, wie dem Edelſten im Lande er-

---

*) Anm. Ich rede hier beſtimmt von der Schweiz.

worden haben, mit unbefangenem Herzen gern geben und laſſen. Ihr würdet es thun, Ihr müßtet es thun; denn Ihr würdet erkennen, daß die wohlbeſorgte d. i. die zur guten Beſorgung ihrer ſelbſt emporgehobene Menſchheit, in allem ihrem Thun ruhig, bedacht und ſelber ſo weiſe und edel zu Werke geht, folglich gegen den Mißbrauch guter reiner, edler, weiſer Menſchen- und Bürgerrechte keine vögtliche Obhut nöthig hat.

Aber freylich ſind wir noch nicht da. Wir können nicht ſagen, daß unſer Volk allgemein dahin gebracht worden, ſich ſelbſt wohl zu beſorgen, wir müſſen vielmehr ſagen, daß alle unſre Uebel daher kommen, weil dieſes nicht geſchehen, und unſer Volk nicht allgemein und kraftvoll zu dieſer Selbſtſorge gebracht werden; und daß die einzigen wahren Mittel, uns in unſrer Lage wieder zu erheben, darin beſtehen, Alles zu thun, was in unſrer Hand liegt, die Kraft dieſer Selbſtſorge in unſrer Mitte zu erneuern.

Der Wohnſtubenraub, deſſen ſich das Civiliſationsverderben unſers Geſchlechts durch den Umfang aller Mittel ſeines collectiven Einfluſſes zum Nachtheil der Individualveredlung und des Individualſegens unſers Geſchlechts allgemein ſchuldig gemacht, muß wieder erſtattet, oder das Realſtreben nach wirklicher Veredlung unſers Geſchlechts durch den geſellſchaftlichen Zuſtand und die Realbemühungen zu ſeiner Begründung des Menſchenſegens in ſeinen Individualverhältniſſen muß geradezu aufgegeben werden. Es iſt unwiderſprechlich, wenn das geſellſchaftliche Verhältniß unſers Geſchlechts als ein Zuſtand, der die Begründung, Erhaltung und Sicherſtellung des Individualſegens die Menſchen zu erzielen beſtimmt iſt, angeſehn werden ſoll, ſo muß der allgemeine Zeitgeiſt, wie er ſich im esprit du corps unſers Civiliſationsverderbens im Uebergewicht, das er ſich für die collective Anſicht unſers Geſchlechts über die Anſprüche ſeiner Individualbeſorgung anmaßt, ausſpricht, in ſeiner Quelle und in ſeinen Wurzeln angegriffen werden. Der Geſchäftsmann der Zeit, das Weib der Zeit muß wieder in allen Ständen der Natur und dem Gefühl ſeiner Beſtimmung näher gebracht, die Volksſchulen müſſen wieder zu gereiften und wirkſamen Mitteln des Lebens und ſeiner nöthigen Fertigkeiten erhoben, die Grundſätze der Armenverſorgung wieder auf die Grundſätze der Menſchenbildung zurückgeführt und zu den Grundſätzen der Menſchenverſorgung erhoben werden; die Menſchenbildung, die Erziehungskunſt ſelber muß wieder der Natur näher gebracht, ſie muß wieder in ihren Grundtheilen tiefer erforſcht, ſie muß elementariſirt und auf dieſer Bahn zu einer wiſſenſchaftlich durchforſchten, aber praktiſch in ihren Mitteln vereinfachten, populariſirten Kunſt erhoben werden, um durch ſie die Kräfte der Menſchennatur in ihrem ganzen Umfang rein, an ſich und in Uebereinſtimmung unter ſich ſelber zu entfalten, und fähig gemacht werden, die Unterrichtsmittel jeder Art der realen Entfaltung der Kräfte, deren Ausbildung dieſer Unterricht vorausſetzt, unterzuordnen, und ſo das nöthige Erlernen deſſen, was die Kinder können und wiſſen ſollen, auf dieſe entfalteten Kräfte zu bauen und gleichſam aus ihnen hervorgehn zu machen. Ohne die Anerkennung dieſer Anſichten ſind auch nicht einmal die Anfangspunkte gedenkbar, wodurch es möglich iſt, unſer Volk über das Civiliſationsverderben empor, zur Kultur der Menſchennatur zu erheben.

Die Lücke, die der Wohnſtubenraub unſers Zeitalters in die Kraft unſers Geſchlechts für die Erziehung der Kinder gebracht hat, iſt unendlich groß. In allen Ständen iſt ſie in ſittlicher, geiſtiger und Berufshinſicht in ihren Grundlagen erſchüttert, und es braucht unendlich viel, dem häuslichen Leben wieder den bildenden Einfluß zu verſchaffen, ohne deſſen Daſeyn der Erziehung unſers Geſchlechts ihr erſtes, weſentlichſtes und heiligſtes Fundament mangelt.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, die Mütter der Zeit ſind faſt allgemein in allen Ständen im reinen Bewuſtſeyn ihrer mütterlichen Kraft, ihrer mütterlichen Beſtimmung und ihrer mütterlichen Mittel verwirrt, von der Natur, von ſich ſelbſt, von ihren Wohnſtuben und von ihren Kindern weg, und in die Irrwege der Welt und ihrer äuſern Erſcheinung hingelenkt. Sie ſind unausſprechlich ungewandt und unkundig in allem dem, was ſie zur Bildung ihrer Kinder ſeyn und thun ſollten. Wir können und ſollen uns nicht verhehlen, in dieſem Umſtand liegt der Mittelpunkt aller Schwierigkeiten, den Uebeln unſrer Zeit durch die Erziehung weſentlich abzuhelfen. In ſoweit dieſes ſo iſt, und ſo lang die Mütter ungewandt, ungeübt, unkundig in allem dem ſind, was ſie für ihre Kinder ſeyn und thun ſollten, ſo mangelt im Heiligthum der häuslichen Erziehung weſentlich der Anfangspunkt und mit ihm das Fundament alles deſſen, was wir zur Erneuerung unſerer ſelbſt dringend bedürfen.

Die erſten Bemühungen für dieſen Zweck müſſen desnahen nothwendig auf dieſen Punkt gerichtet ſeyn. Die Zeitwelt bedarf dringend eines Mütterbuchs. — Doch, was ſage ich? Das Mütterbuch, wie ich es denke, kann nicht gemacht werden, bis die Sachen, die es den Müttern vor die Sinne bringen, ans Herz legen und heiter machen ſollen, wirklich da ſind. Die Mittel, deren die Wohnſtube bedarf, die Mittel, deren Anwendung die Mütter wieder lernen ſollen, müſſen erforſcht, gedacht, geordnet und ausgearbeitet da ſeyn, ehe ein Buch nur denkbar iſt, das für die Mütter leiſten ſoll, was ſie diesfalls bedürfen. Dieſes weſentlich der Möglichkeit eines wahrhaft guten Mütterbuchs Vorhergehende iſt der ganze Umfang aller pſychologiſchen Mittel, durch welche die reinen Kräfte der mütterlichen Natur in den Haushaltungen allgemein wieder geweckt, belebt, geſtärkt, geſichert und geheiligt werden können. Dieſe Mittel müſſen in ihrer ganzen Ausdehnung, in ihrem ganzen Umfange erforſcht werden, wie ſie aus der innern, religiöſen Erhebung des Herzens, wie ſie aus häuslich und bürgerlich belebenden und ſichernden Verhältniſſen, aus gereinigten Quellen des Berufsſegens, aus allgemein geſicherten Bildungsmitteln des nöthigen Wiſſens und Könnens und der nöthigen Fertigkeiten im Leben hervorgehn. Die Wiederherſtellung der häuslichen Bildung, wie wir ſie gegenwärtig bedürfen, ſetzt vor allem aus eine vollendete Durcharbeitung der elementariſchen Entfaltungsmittel unſerer Kräfte, eine vollendete Ausarbeitung pſychologiſch geordneter Hausmittel einiger Hauptfächer des Unterrichts, es ſetzt weſentlich eine ungeſäumte Ausbildung einer beträchtlichen Anzahl von Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts voraus, die zu einem hohen Grad richtiger Kenntniſſe und praktiſcher Fertigkeiten im Erziehungsweſen gebildet, zu vollendeten Einſichten und zu vollendeten Fertigkeiten in der Erziehungskunſt gebracht, als Beyſpiel und Mittel daſtehn würden, in allen Ständen und Verhältniſſen unſers Geſchlechts dieſe große Aufgabe unſrer Zeit auf eine Weiſe zu löſen, die in ihren Folgen geeignet wäre, den Geiſt und das Herz der Zeitmenſchen zu tauſenden zu ergreifen und auch mit ſinnlichen Reizen dahin zu führen, daß das Höchſte, das die Erziehungskunſt zu leiſten vermag, nicht nur das Intereſſe der ſeltenen Edeln im Land, ſondern auch die größere Mehrzahl der gewöhnlichen Menſchen und ſelber auch der eiteln und ſelbſtſüchtigen unter ihnen ergreifen würde. Denn freylich, wenn der Reiz für die Erziehung alſo belebt und die Mittel dazu alſo begründet würden, denn freylich wäre auch ein Mütterbuch, ein Lehrbuch für Mütter, das geeignet wäre, die innere, tief eingegriffene Gefühlloſigkeit der Mütter in dieſer Hinſicht zu erſchüttern, ihre Natur wieder für das, was ſie ihren Kindern ſeyn könnten und ſollten, in allen Ständen zu beleben und ihnen daſſelbe von Stuffe zu Stuffe klar zu machen, ich möchte ſagen, von Wort zu Wort in den Mund zu legen, Gedanken für Gedanken ihrem Geiſt, Gefühl für Gefühl ihrem Herzen näher zu bringen, und ihnen für alle Stände und nach allen Richtungen bearbeitete Mittel für dieſen Zweck in die Hand zu legen, nöthig.

Es iſt freylich wahr, es fehlt den Zeitmüttern, um den Zeitbedürfniſſen der Erziehung ein Genüge zu leiſten, und der Volkskultur und der Menſchenbildung durch ihren mitwirkenden Einfluß auf das häusliche Leben vorwärts zu helfen, ſo viel als alles. Ich drückte mich im Anfang dieſer Schrift über dieſen Geſichtspunkt alſo aus:

„Das Weib der Zeit wird in allen Ständen täglich mit größerer Gewalt und mit mehr raffinirter Kunſt aus der Reinheit ihres mütterlichen Seyns und ihrer mütterlichen Kraft herausgeriſſen. Die Einſeitigkeit unſrer excentriſchen Civiliſation verirrt ſie täglich mehr im Innerſten ihrer Natur. Trügende Scheingenießungen eines eiteln, verderblichen Tandes lenken ſie immer mehr von den Realgenießungen ihres Mutterſinnes, und von dem hohen Heilsgefühl eines ſteten, ununterbrochenen, ſich hingebenden Lebens in aller Menſchlichkeit der Muttertreu und der Mutterfreuden ab. Eine kulturloſe, nur von der Sinnlichkeit ausgehende, aber auch mit großer Sinnlichkeitskraft eingeübte, künſtliche Lebensgewandtheit, wie ſie es in Jahrhunderten nicht war, überwältigt die Unſchuld und Schwäche der Natur in der Mehrheit der mütterlichen Weſen unſrer Zeit in dem Grad, daß ſie im Gefühl ihrer innern Verwirrung ſich nicht mehr ſelbſt zu helfen im Stande ſind, und bey der civiliſirten Zeitwelt, die wider ſie iſt u. ſ. w. u. ſ. w.

Es iſt der Geiſt der Menſchlichkeit, der uns in dieſer Rückſicht weſentlich mangelt, und im warmen Gefühl der Uebel, die wir diesfalls leiden und der Dringlichkeit der Hülfsmittel, die wir diesfalls bedürfen, möchte ich dieſen

Sinn der Menſchlichkeit, wo er ſich immer im Verderben unſerer Civiliſationsverkünſtlung noch erhalten, anrufen und unſerm Geſchlecht zu Herzen legen, daß die Möglichkeit der Wiederherſtellung eines reinern Vater- und Mutterſinns, der weſentlichen, heiligen Kräfte der Wohnſtube und aller Fundamente des wahren, häuslichen Menſchenſegens allein durch die Wiederherſtellung der Menſchlichkeit ſelber zu erzielen möglich ſey. Umſonſt iſt alle Darſtellung unſers Verderbens, umſonſt alle Ueberzeugung vom ſittlichen, geiſtigen, häuslichen und bürgerlichen Verſinken aller Stände, wenn wir nicht dahin kommen, den Sinn unſrer Menſchlichkeit ſelber in uns höher zu beleben und durch dieſe Belebung unſer Innerſtes in uns ſelbſt über unſer Verderben zu erſchüttern. Was hilft alles Gerede über das Verderben unſrer Zeit, wenn unſer Innerſtes darüber nicht erſchüttert wird? Was hilft eine Stimme in der Wüſte, die verſchallet, ohne daß eine Menſchenſeele davon geweckt wird? Was hilft alle Ueberzeugung von der Wahrheit und Vielſeitigkeit unſers Unrechts wegen, wo die Unnatur unſers Lebens unſre Selbſtſucht unmenſchlich macht, ohne daß wir es nur wünſchen? Was hilft uns alles äußere Licht der Wahrheit, wenn uns das innere Licht der Menſchlichkeit mangelt? Es iſt diesfalls nicht um Wahrheit, es iſt nicht um Wahrheiten, es iſt nicht um Anſichten, es iſt nicht um Einſichten, es iſt darum zu thun, den reinen Geiſt der Menſchlichkeit, des Bruderſinns und des Chriſtenthums in allen Ständen und Verhältniſſen neu zu beleben, zu ſtärken und zu heiligen, und denn durch dieſen neu belebten, lebendig geweckten und chriſtlich geheiligten Sinn der Menſchlichkeit auf eine neue Belebung des Vater- und Mutterſinns, des Wohnſtubengeiſts und aller Fundamente des reinen, häuslichen Lebens einzuwirken. Es iſt darum zu thun, den letzten Funken der Menſchlichkeit unſers Geſchlechts zu einer heiligen Vereinigung, zu einem heiligen Bund für die Vorbereitung und Anbahnung aller Mittel, durch welche die Fundamente einer wahren Nationalcultur, einer wahren Volksbildung wahrhaft gelegt werden könnten; anzuſprechen. Denn erſt, wenn dieſes geſchehn, oder wenigſtens in der innigſten Vereinigung mit allem dieſem iſt die Bearbeitung eines Mutterbuchs, das real zur Wiederherſtellung des verlornen Vater- und Mutterſinns und der verlornen Wohnſtubenkraft hinführt, denkbar und ausführbar. Ich habe aber oben geſagt und wiederhole jetzt noch einmal: dieſes Buch, wie ich mir es denke und wie es ſeyn ſoll, iſt nichts weniger als leicht; es iſt auch weder die Sache eines einzelnen Menſchen, noch die eines kurzen Zeitpunkts. Wenn es zu dem Grad der Vollendung erhoben werden ſoll, der es bedarf, um ihm eine öffentliche und allgemeine Wirkung zu ſichern, ſo iſt ſeine Bearbeitung ſchwer, ſehr ſchwer, und ich kann mir nichts anders denken, als es könne nur als das Reſultat der Vereinigung edler, einſichtsvoller, tiefdenkender Menſchenfreunde und Menſchenkenner und eines von einem ſolchen Menſchenverein gemeinſam für dieſen Zweck angewandten, großen Zeitpunkts ſeyn. Einzelne Beyträge könnten viele Menſchen dazu liefern, und es iſt zu wünſchen, daß es viele, ſehr viele thun, ehe die endliche, allumfaſſende, gemeinſame Bearbeitung deſſelben geſucht wird. Ich habe auch einzelne Anſichten, die in daſſelbe einſchlagen, zu behandeln verſucht und werde, ſo lange mir Gott das Leben ſchenkt, fortfahren, unabläßlich mein Möglichſtes zu thun; aber ich bin ferne davon, zu denken, daß ich mit dem, was ich allfällig darüber zu leiſten im Stand ſeyn werde, mich auch nur in einem einzelnen Punkt der vollendeten Bearbeitung des Gegenſtands werde nähern können.

Indeſſen wiederhole ich, die Lage der Welt ruft die Edelſten, die Weiſeſten unter uns auf, nicht zu ſäumen, und ihnen, den Müttern des Landes, dem Vaterland, dem Welttheil, dieſe Handbietung, deren ſie ſo dringend bedürfen, zu reichen.

Auch die *Volksſchulen* ſind, eben wie die Mütter der Zeit, fern davon, die Bedürfniſſe der Zeit befriedigen zu können; ſie ſind fern davon, mit den Bildungsmitteln des häuslichen Lebens in Uebereinſtimmung ſtehende Kraftübungen des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Kunſt im ganzen Umfang der weſentlichen Bedürfniſſe unſrer Zeit zu ſeyn, und alſo da zu ſtehen.

Das Fundament dieſer Anſicht, die reine, hohe Wohnſtubenkraft des häuslichen Lebens fehlt den Volksſchulen aſt ganz. Ich möchte ſagen, ſie iſt im Allgemeinen, vom Dorfſchulmeiſter an bis auf den Kultminiſter hinauf, auſer den Kreis des Perſonale, das gegenwärtig wenigſtens ie und da auf dieſen Staats- und Menſchendienſt wirklich influß hat, gefallen. Es war zwar nicht immer alſo, ber da es nun einmal ſo iſt, und man es nicht verneinen kann, daß es nun einmal ſo ſey, ſo tröſten ſich eine Menge Menſchen damit, wenn nur das Chriſtenthum in den Schulen recht gelehrt werde, ſo ſey für alles andere dann ſchon geſorgt. Dieſe oft zwar guten, aber auch oft **** Menſchen bedenken nicht, daß das Chriſtenthum nicht nur eine Lehre, ſondern auch eine Uebung des Lebens iſt, und in den Schulen, wie ſie jezt getrennt von allem Heiligen des häuslichen Lebens in unſrer Mitte daſtehn, nie recht gelehrt werden kann. Und es iſt ganz in den Tag hinein geredt, wenn man den wirklichen Mangel des Menſchlichen in den Schulen mit dem leeren Maulbrauchen über das Göttliche entſchuldigen und bedecken will. Wahrlich, es iſt eine Läſterung gegen das Göttliche, ſeinen Trugſchein als einen Freybrief für den Mangel des wirklich weſentlichen Menſchlichen geltend zu machen. Das Chriſtenthum — das wahre, iſt die vollendetſte Lebensſache, die die Welt je aufzuweiſen vermag. Die unchriſtliche Verwahrloſung der Kinder des Volks für alles Seyn und Thun des Lebens mit dem Auswendiglehren eines unverſtändlichen Katechismus, und ebenſo unverſtandenem Ave Maria zu entſchuldigen, und damit ſeinen Mangel erſetzen zu wollen, dazu braucht's freylich K**** Unverſchämtheit oder einen Hintergrund, der noch ſchlimmer iſt, als die Unverſchämtheit der Unwiſſendſten unter den ****.

Die Thatſache iſt gewiß. Die Volksſchulen ſind für die Ausbildung der weſentlichen Kräfte, deren der Menſch im geſellſchaftlichen Zuſtand bedarf, nicht nur ungenugthuend, ſie ſind der reinen pſychologiſchen Entfaltung derſelben hie und da wirklich hinderlich geworden, indem ſogar diejenigen von ihnen, die man für die beſſern gehalten, eine Richtung genommen haben, in welcher das Wiſſen unabhängend von der Kraft des Denkens des Könnens und Fühlens betrieben, und die Scheinkenntniß unfruchtbarer, eitler, ſo geheißener Wahrheiten der Einübung für das Leben nothwendiger Grundſätze und Fertigkeiten vorgezogen, und die wirkliche Ausbildung der weſentlichen menſchlichen Kräfte unnützen, und überflüſſigen Scheinfertigkeiten untergeordnet worden iſt.

Der Schuleinfluß hat weit und breit ſeine einübende Kraft auf die wirkliche Lebensbildung unſers Geſchlechts verloren und iſt in einen Träumereinfluß verwandelt, durch welchen die Bücher allgemein zu einem Luxusbedürfniß von Menſchen geworden, davon die Mehrheit derſelben ſie nicht nur nicht zu verdauen, ſondern noch gar viele davon nicht einmal den täglichen Leſekreuzer in den Leſebibliotheken dafür zu zahlen vermögen.

Tauſend und tauſend Kinder, die am Ende zu einem thätigen Berufsleben beſtimmt ſind, werden bey dieſer Ordnung bis ins dreyzehnte und vierzehnte Jahr in einem träumeriſchen Schulleben herumgeführt, kommen denn nach dieſer Zeit zu einem Beruf oder gar zu einem Handwerk, und werden dann erſt zu geplagten Lehrlingen des wirklichen Lebens gemacht — das iſt wahrlich übel. Wenn man Kinder bis in dieſes Alter im Wagen herumführen und dann erſt gehen lehren wollte, ſo hätte man das Nämliche gethan, wie wenn man ſie ſich ſo lange in den Büchern verträumen läßt.

Freylich wenn dergleichen „im Wagen geführte“ und durch das „im Wagen führen“ erzogene Kinder ihre Equipage und ihre Bedienung bis ans Grab ſicher haben, ſo können ſie ſich bey aller Abſchwächung ihrer Füße dennoch in ihrem Wagen erträglich durch die Welt ſchleppen laſſen. Wenn aber dieſes der Fall nicht iſt, ſo kommen ſie ganz gewiß in ſehr groſe Verlegenheiten.

Das innere Weſen aller Staatsbande, von deſſen geheiligtem Daſeyn der wirkliche Volksſegen im Land allgemein abhängt, iſt allenthalben locker geworden, ſonſt hätte es auch mit dieſer Verirrung in der Welt nicht ſo weit kommen können, als es mit ihr wirklich gekommen. Ohne das hätten die Schulen und ſelber die Dorfſchulen ewig nie zu eigentlichen Gymnaſien des menſchlichen Verträumens und der einſeitigen menſchlichen Abrichtungskünſte verſinken können; ohne das hätte man gewiß ſchon längſt gefühlt, daß ſolche Gymnaſien, die den Tod des Verträumens und der Abrichtungskünſte bis in die Dörfer hinab bringen, der Schwächlinge und Armen und mit ihnen der Unzufriedenen und Unbrauchbaren im Land viel, gar zu viel machen. So wahr, ſo unbedingt wahr iſt es, was ich vor ſo vielen Jahren im Buch: „wie Gertrud ihre Kinder lehrt,“ ausgeſprochen, „der Schulkarren des Welttheils muß nicht nur friſch angezogen, er muß umgekehrt, und noch einer andern Richtung angezogen werden.“ Das nothwendige Wiſſen und Können der Kinder muß aus der vorhergegangenen Entfaltung der menſchlichen Kräfte, die dieſes Wiſſen und Können vorausſetzen, gebaut und die Erziehung allgemein zu einer, von der Elementarbildung ausgehenden Wiſſenſchaft erhoben werden.

Aber die Wiſſenſchaft dieſer Bildung ſelber liegt, in
ſofern ſie in ihrem ganzen Umfang ins Auge gefaßt wird,
noch in ihrer Kindheit, und wir müſſen hinzuſetzen, die
ihr von allen Seiten entgegen ſtehenden Verirrungen der
Routine, des Schlendrians, der Oberflächlichkeit und der
Selbſtſucht ſind unſern Zeitmenſchen allgemein ſo habituell
geworden, daß es allen und jeden Beſtrebungen ſehr ſchwer
erden muß, unſer Geſchlecht aus dem Tod der wirklich
er Verweſung entgegengehenden Routine der Erziehung
n das Leben des Geiſts derſelben und des innern, wah-
en Weſens der Elementarbildung hinübergehn zu machen.
s kann nicht anders, es muß allen und jeden Beſtre-
ungen, die hierüber ſtatt finden, unausſprechlich ſchwer
erden, die Erziehung den Anſichten, Grundſätzen und
ertigkeiten einer wiſſenſchaftlichen Kunſt zu unterwerfen,
e, über die diesfälligen Zeitverirrungen erhaben, geeignet
ären, im verworrenen Knäuel der Zeiterziehung die An-
ngsfäden der Elemente dieſer Kunſt in allen ihren Thei-
n zu erkennen und feſt zu halten.

Der ganze Umfang der Elementarmittel hat allgemein,
e ein ſeiner Beſtimmung wirklich genugthuendes Buch
r Mütter, die gleichen Schwierigkeiten. Sie ſind die
chſte Aufgabe der Zeit, und ſprechen die höchſte Weis-
s, die höchſte Reinheit und Kraft der gebildeten, und
ch Glauben und Liebe erhabenen Menſchheit an. Und
nn die Idee dieſer Bildung nicht in ihr Nichts zurück-
en, wenn ſie nicht als eine überwundene und ge-
lene Idee ins Grab gelegt und zu einer neuen Aufer-
ung im künftigen Jahrhundert aufbewahrt werden ſoll,

ſo muß, wie dieſes in Rückſicht auf die Idee eines; ſeiner Vollendung nahe zu bringenden Buchs der Mütter ſchon bemerkt worden, eine Vereinigung mehrerer, des Verſuchs nach ungleichen Geſichtspunkten fähiger Menſchenkenner und Menſchenfreunde ſtatt finden, die dieſem höchſt wichtigen Zweck gemeinſam ihre Zeit und zwar ſo lang als es nothwendig iſt, widmen.

Halbarbeiten, die immer fehlſchlagen, dann wieder angefangen werden, dann wieder fehlſchlagen und wieder angefangen werden, ohne das Ziel ſicher zu ſtellen, dieſe ſollten einmal dießfalls enden, der Gegenſtand iſt zu wichtig.

Zeitalter! du ſiehſt, was noth thut, du ſiehſt, was mangelt. Wenn das heilige häusliche Leben forthin in unſrer Mitte abgeſchwächt daſtehen und wir ſelber dahin verſinken würden, dem Schaden ſeiner Abſchwächung ſelber kein großes Gewicht mehr zu geben, und im Gegentheil die entſchiedene unwiderſprechliche Urſache davon, das böſe Unterordnen der ewigen unabänderlichen Anſprüche unſrer Individualveredlung unter die Zeit- und Wechſelanſprüche unſrer jeweiligen Civiliſationsanſprüche als im geſellſchaftlichen Zuſtand unausweichlich anzuſehen, und in dieſer Täuſchung verirrt, ſein Verderben allmälich immer unbedeutender zu achten —— konnten in dieſer Lage Hülfsmittel unſer Vertrauen verdienen, die als armſelige Halbmaßregeln von dem Verderben ſelber ausgehen, dem ſie — entgegen zu wirken, beſtimmt ſind? Könnten uns in dieſer Lage

Mittel helfen, die den Grund ihrer Erlahmung in ſich ſelbſt tragen? Könnten uns denn ſittliche und geiſtige Mittel helfen, die aus unſittlichem und ungeiſtigem Grund und Boden hervorgewachſen, und Früchte der Unſittlichkeit und der Ungeiſtigkeit ſelbſt ſind?

Oder kann es uns helfen, wenn wir Schul- und Erziehungseinrichtungen, deren Unnatur und Schlechtheit wir erkennen, in ihrer innern Unnatur und Schlechtheit, wie ſie ſind, bleiben laſſen, und ihr Elend nur etwas weniger elend erſcheinen machen? Kann es in ſolchen Lagen helfen, wenn wir an die anerkannte Schlechtheit des Ganzen eine partielle Kleinigkeit von etwas Beſſerm, wie einen neuen Lappen an ein altes Kleid ankleben? Kann es uns helfen, daß wir aus einem verwirrten Knäuel einzelne Fäden herausreißen, ſie zwiſchen den Fingern gerade ſtrecken, aber den verwirrten Knäuel ſelber con amore, in integro, in statu quo erhalten? Kann es uns helfen, daß wir das Schlechte nur verſchönkünſteln, anſtatt es zu verdammen? Kann es uns helfen, daß wir der Wirkichkeit der Entkräftung und Entmenſchlichung unſers Gechlechts den bloßen Schein der Kraft und der Menſchichkeit unterſchieben? Und kann jemals eine erniedrigte, mißbrauchte, entwürdigte und verkünſtelte Volksmaſſe durch Mittel wirklich erhoben werden, die nicht tief in die Menchennatur eingreifend, jedes Individuum, in dem ihr reies, inneres Weſen noch nicht ausgelöſcht iſt, mit Macht greifen, anregen und beleben? Oder iſt es denkbar, daß r faſt erſtorbene reine Mutter- und Familienſinn des Welttheils, und mit ihm die Fundamente des höhern Menſchen- und Bürgerlebens, deren wir ſo ſehr bedürfen, etwa durch Mittel wieder ins Leben gerufen werden können, die entweder nicht geradſinnig und offen, oder gar an ſich klein, ohnmächtig da ſtehen, und in allen andern Beziehungen als wirkungslos erkannt ſind? Können es Scheinmittel, können es Palliative ſeyn, durch die das geiſtige, ſittliche, bürgerliche Verbluten des Welttheils, das wir in Strömen aus der Rieſengeſtalt unſers Verderbens hervorbrechen geſehen, geſtillt zu werden vermag, und können die Hoffnungen einer befriedigenden Volks- und Nationalbildung etwa durch oberflächliche, an ſich ſelbſt zerriſſene und ſich unter einander ſelbſt entgegenſtehende Mittel eingelenkt und erzielt werden?

Nein, nein! Es muß in ſolchen Lagen tief auf den menſchlichen Geiſt und durch denſelben, es muß in denſelben tief auf das menſchliche Herz und durch daſſelbe gewirkt werden. Die Ueberzeugung davon muß bey den Edelſten der Nation erzielt, der Enthuſiasmus der Nation muß dafür belebt und die Thätigkeit der Edelſten darin muß dafür angeſprochen werden. Das allein kann uns helfen — aber es kann uns auch wahrhaft helfen. Wo es da iſt, wo es erzielt iſt, wo man wirklich dahin gekommen, die Menſchheit in ihren edlern Individuen für die Wiederherſtellung ihrer ſelbſt zu beleben und den reinen Enthuſiasmus der Menſchennatur für dieſe Zwecke kraftvoll rege zu machen, da erhebt ſich denn auch unſer Geſchlecht zum Schwerſten, zum Höchſten, zum Erhabenſten, deſſen die Menſchennatur fähig iſt. Der Kraftarm der Nationen wird dann entfeſſelt. Die Folgen dieſer Entfeſſelung ſind nicht zu berechnen. Das Leben iſt dann angeregt. Jede einzelne Handlung der Weisheit und der Tugend wirkt auf die Gemeinkraft der Weisheit und Tugend. Sey es der höchſte und größte, oder der ärmſte Mann im Lande, der ſie thut, ſie verſchwindet als einzelne Handlung. Sie ſteht dann als Handlung der Menſchheit, als Handlung der höhern Menſchennatur, als ſich erhaben der Menſchheit und dem Vaterland aufopfernde und den dringendſten Bedürfniſſen der Zeit und des Augenblicks hingebende Großthat des Menſchengeſchlechts da, und ſpricht die Achtung und die Verehrung der Mit- und Nachwelt an.

Das Weib, das dahin erhoben iſt, ihrem Kind im vollen Sinn des Worts ganz zu leben, d. h. ihr Leben für daſſelbe hinzugeben, dieſes Weib opfert ſich nicht blos für ihr Kind, es opfert ſich für das Menſchengeſchlecht auf. Ihr Leben hat ſelber für dieſes, für ſeine Kultur, für ſeine Erhebung in dem Grad einen hohen Werth, als es mit der Lebensweiſe der gemeinen Zeitweiber einen groſſen Contraſt macht.

Der Augenblick, in dem wir leben, iſt für das vielſeitige Bedürfniß ſolcher Thaten, er iſt für das Bedürfniß des Groſſen, des Erhabenen, er iſt für das Bedürfniß des Enthuſiasmus für das Groſſe, deſſen wir bedürfen, entſcheidend. Nur muß man ſich in der Bedeutung der Wörter „groß“ und „erhaben“ nicht täuſchen. Das wahre Groſſe, das wahrhaft Erhabene geht aus dem Wachsthum des Kleinen, aus der Erhebung des Niedern hervor, und es iſt dieſes Groſſe, das aus dem Wachsthum des Kleinen, es iſt dieſes Erhabene, das aus der Erhebung des

Niedern hervorgeht, deſſen Bedürfniß wir in dem Augenblick, in dem wir leben, eigentlich mit Enthuſiasmus und allgemein zu fühlen berufen ſcheinen. Wir können desnahen auch nicht genug Sorge tragen, uns über die Natur des Groſſen, des Erhabenen, deſſen Bedürfniß wir ſo nothwendig fühlen ſollten, nicht zu irren; es iſt unſtreitig das Bedürfniß des collectiven Groſſen, aber beſtimmt nur in ſofern es aus der Vollendung des individuellen Kleinen, es iſt unſtreitig das Bedürfniß des Groſſen der Volksbildung und der Nationalcultur, aber hinwieder beſtimmt, nur in ſo fern beyde aus dem Kleinen der Individualbildung und der Wohnſtubenkultur hervorgehen. Aber der Welttheil ſteht noch unendlich ferne von dem Punkt, auf dem ſich ein ſolcher, aus Reinheit und Unſchuld des Herzens hervorgehender Enthuſiasmus für das alſo beſtimmte Hohe und Groſſe der Menſchenbildung und Volkscultur denken und erklären laſſen ſollte, und es iſt wichtig, daß wir uns darüber nicht irren und nicht forthin, wie dieſes jetzt ſchon ſeit langem geſchehen, uns auf der Höhe eines Kulturpunkts glauben, deſſen unterſte Fundamente in unſrer Mitte nicht einmal geſichert daſtehn. Ich faſſe desnahen den Welttheil, wie er mir im Allgemeinen in ſeiner Erſcheinung im Großen vor Augen ſteht, noch einmal ins Aug. Es iſt ſchon lange, daß er auf der Bahn einer ungeiſtigen, ungemüthlichen und ſelber phyſiſch ſchwächlichen und abſchwächenden Scheinkultur geſucht, dem Mangel des Hausſegens, deſſen Abnahme man in allen Ständen und in allen Verhältniſſen fühlte, abzuhelfen; man gieng aber in dieſen Verſuchen immer von Civiliſationsanſichten aus, die, indem ſie das Uebergewicht der collectiven Verhältniſſe unſers Geſchlechts über die Individualanſprachen der Menſchennatur zu ihrem Fundament und zu ihrer Quelle hatten, den Welttheil immer mehr von dem Ziel, das man ſuchte und zu ſuchen ſchien, entfernten und ihn im Gegentheil ſo weit zu einer ſittlichen, geiſtigen, häuslichen und bürgerlichen Engherzigkeit, Einſeitigkeit und Beſchränktheit, ſelber in ſeinen Sinnlichkeitsanſprüchen, hinführten, in welcher er ſich auf der einen Seite nicht mehr verhehlen konnte, daß ihm die weſentlichſten Segnungen des häuslichen Lebens allgemein mangeln, auf der andern Seite, daß ſeine bisherigen Beſtrebungen, dieſem Mangel abzuhelfen, ihn immer mehr von dieſem Ziel abführen und ihm die größten, faſt unüberſteigliche Hinderniſſe dagegen in den Weg legen. Indeſſen iſt der Welttheil bey dem groſſen, durchlaufenen Zirkel ſeines Verderbens und bey allen Erfahrungen ſeiner wirklichen Verirrungen und ſeines wirklichen Zurückziehens dennoch noch nicht dahin gekommen, mit genugſamer, innerer Belebung, und ich möchte ſagen, mit einer lebendigen, innern Empörung zu erkennen, daß die Quelle der Uebel, die wir leiden, weſentlich im Civiliſationsverderben unſrer Zeit ſelber liegen, und daß es dringend nothwendig iſt, ungeſäumt kraftvolle Maßregeln zu ergreifen, ihnen durch das einzige, hiefür taugliche Mittel, durch eine tief und ſegensvoll auf die Individualveredlung unſers Geſchlechts hinwirkende Erziehung und durch eine aus ihr hervorgehende, ſolid begründete Volkskultur und Menſchenbildung entgegenzuwirken; im Gegentheil, wie ein verſcheuchter Hirſch das Lager, in dem er von Hund und Jäger aufgeſchreckt worden, eine lange Weile ſcheut und beynahe der ſtillen Ruhe und des befriedigten Lebens ganz vergißt, das er bis auf die Stunde des Schreckens darin genoſſen, ſo ſcheint jetzt auch die Zeitwelt im tiefen Fühlen der großen Schreckensfolgen ſeines Civiliſationsverderbens, durch die es gleichſam aus den letzten Segensgenießungen der Wohnſtube und des häuslichen Lebens hinausgejagt worden, vergeſſen und wenigſtens den Muth verloren zu haben, den es forderte, mitten in den beſtehenden Folgen des Weltverderbens, durch welche wir dieſe Segnungen verloren, dieſelbigen wieder als das einzige Hülfsmittel der Uebel, unter denen wir leiden, mit Glauben und Liebe anzuſprechen und mit wahrem Ernſt und geradſinniger Kraft darnach zu ſtreben, ſie wieder in Wahrheit zu beſitzen. Es iſt gewiß, wir haben, ich möchte ſagen, im ganzen Umfang unſrer Zeitwelt den Muth nicht, dem Laufe des täglich mehr anſchwellenden Civiliſationsverderbens mit den religiöſen, häuslichen und bürgerlichen Mitteln, die wir von unſern Vätern geerbt, wenigſtens der äußern Form nach noch nicht gänzlich verloren, offen und gradſinnig Einhalt zu thun und den Grundquellen unſers Verderbens durch Erziehungsmaßregeln, welche den ſittlichen, geiſtigen und Kunſtkräften unſers Geſchlechts durch das Uebergewicht ihres pſychologiſchen Einfluſſes über die ſinnlichen Anſprüche unſrer thieriſchen Natur zu verſchaffen geeignet wären, mit entſchiedener, vorbiegender Kraft entgegenzuwirken. Die Zeitwelt giebt beynahe beym erſten Schlag gegen die Uebel, zu dem ſie die Noth drängt, das Spiel, ihnen ganz und real abzuhelfen, zum voraus auf, haſcht aber dann mit großer Lebendigkeit nach allen Seiten nach Halbmitteln, zur Halbhülfe gegen Uebel, die ganz, zur Kleinhülfe gegen Uebel, die groß zur Scheinhülfe gegen Uebel, die wirklich und zur Augenblickshülfe gegen Uebel, deren Dauer in ihren Urſachen und in ihren Folgen ſo feſt ſtehen als die Dauer feſtgewurzelter Eichen, die ſchon Menſchenalter durchlebt und noch Menſchenalter durchleben werden. Ich muß es ſagen, unſer Zeitalter ſcheint mir in dieſer Rückſicht eigentlich das Zeitalter des Halblebens und des Halbſterbens. Es ſcheint eigentlich nicht recht zu wiſſen, ob es das ganz leben oder das ganz ſterben mehr fürchten ſoll. In allen weſentlichen Angelegenheiten ſind ſeine Maßregeln immer nur halbe Maßregeln. In allen, in allen ſcheint es nichts ſo ſehr zu fürchten, als das Weſen der Menſchennatur ſelber und ihr tiefes, inneres, unzerſtörbares Leben. Sie will darum auch allen Eifer und allen Enthuſiasmus von ihrem Thun und von ihren Maßregeln entfernt wiſſen. Sogar ein großer Fleiß, eine große Thätigkeit, wenn es nicht ein in ſich ſelbſt beſchränkter Dienſtfleiß und eine einſeitig gelähmte Dienſtthätigkeit iſt, iſt ihr ſchon verdächtig, und wo ſich immer Spuren einer glühenden Wärme in einem freyen Fleiß und in einer ſelbſtſtändigen Thätigkeit zeigen, da ſucht ſie meiſtens, ſo ſchnell ſie kann, kaltes Waſſer darein zu ſchütten, und handelt in dieſen Angelegenheiten gar oft im Geiſt eines tollen Menſchen, der, da er gewaſchen ſeyn ſollte und das Waſſer ſcheute, zu ſeinem Diener ſagte: „waſch' mir den Buckel (Rücken) und mach' ihn nicht naß.“ In dieſem Geiſt iſt es, daß die Zeitwelt weit und breit den Hauptübeln, unter denen wir leiden, entgegenzuwirken ſucht. Die Wahrheit, das Recht und die Liebe, wie ſie das Innerſte unſers Weſens in Unſchuld und Einfalt rein anſpricht, iſt ihr zu vielen, zu ſehr vielen Maßregeln, gegen die Uebel des Unrechts und der Liebloſigkeit, unter denen wir leiden, unbrauchbar. Wahrheit, Liebe und Recht muß ihr zum voraus zum Dienſt ihres Verderbens gemodelt ſeyn, ſonſt kann ſie ſie nicht brauchen; ſie kann bey der beſchränkten, kaum halbwahren Anſicht ihres Verderbens durchaus keine andere als Halbmaßregeln dagegen als brauchbar erkennen. Das iſt ſo wahr, daß man beſtimmt ſagen darf, es iſt der Zeitwelt im Allgemeinen noch jetzo nicht möglich, auch nur zu ahnen, daß freye, außer die Beſchränkung ihrer Model und Formen heraustretende Anſichten der Wahrheit, des Rechts und der Liebe wirklich gute und brauchbare Hülfsmittel gegen die Uebel, unter denen wir leiden, ſeyn könnten. So im blinden Herumtappen nach Halbhülfe durch Halbmittel immer tiefer zur Unfähigkeit einer wirklichen Erhebung unſrer ſelbſt über die Quellen der Uebel, unter denen wir leiden, verſunken, werden unſere, durch dieſen Halbgeiſt unſers Thuns und unſrer Maßregeln gebundenen, Grundkräfte unſers Geiſts, unſers Herzens und unſrer Kunſt immer mehr entwürdigte Mittel unſrer Sinnlichkeit und unſrer Selbſtſucht im Dienſt unſrer Halbmaßregeln, und es wird uns auf dieſer Bahn täglich ſchwerer, uns zu einem reellen, kraftvollen und ſelbſtſtändigen Streben nach den wirklichen Segnungen der Wahrheit, des Rechts und der Liebe zu erheben, durch die wir allein zur Wiederherſtellung des reinen, häuslichen Segens und der heiligen Kräfte der Wohnſtube, die ewig als das einzige, wahre Fundament dieſer Segnungen anzuſehen iſt, zu gelangen vermögen. Dieſer Umſtand aber kann ſeiner Natur nach nicht anders als uns immer tiefer in unſer Verderben hinein und am Ende dahin führen, daß unſer Forſchen nach Wahrheit mehr ein Forſchen nach Raffinementsmitteln zum Mißbrauch und zur Entſtellung von Wahrheiten, die unſerm Fleiſch und Blut nicht behaglich ſind, als ein Forſchen nach Wahrheit, die uns über die Anſprüche unſers Fleiſches und unſers Bluts erheben ſollte, werden, und hinwieder, daß unſer Forſchen nach Recht mehr ein Forſchen nach Raffinementsmitteln zur Entſtellung von Rechten, die unſrer Selbſtſucht nicht behaglich ſind, als durch ein unſchuldiges Forſchen nach dem Segen des Rechts ſelber werden muß; wahrlich, das geht ſo weit, daß auch unſre Wohlthätigkeitshandlungen täglich mehr in raffinirte Bedeckungsmittel unſrer immer mehr wachſenden Hartherzigkeit und Liebloſigkeit ausarten und eine Richtung nehmen, die dem Geiſt der reinen Wohlthätigkeitshandlungen und den wahren Volks- und Menſchenbildungsmitteln zur Wohlthätigkeit geradezu entgegenſtehen, indem ſie geeignet ſind, im Geiſt von tauſend und tauſend Menſchen, die kleinere oder größere Wohlthätigkeitshandlungen ausüben, den Sinn des hohen, göttlichen Worts: „deine Linke ſoll nicht wiſſen, was deine Rechte thut“ dahin zu entſtellen und aufzuklären, als ob es hieße: „du haſt dir darüber nicht den

Kopf zu zerbrechen und dein Herz hat keinen Theil daran zu nehmen, in welchen Winkel dein Wohlthätigkeitsbatzen hinfalle und ob ein kleines oder ein großes Gutes daraus erzielt werde." Wir können uns nicht verhehlen, die lange Dauer unſers Lebens im Geiſt der Lauheit für Wahrheit und Recht, von deſſen würdeloſer Schwäche die Halbmaßregeln unſrer Zeit für Wahrheit, Recht und Liebe ausgehen, lenkt uns mit jedem Tag mehr dahin, ſelber auch im Mißbrauch des Chriſtenthums Bedeckungsmittel unſrer allgemeinen Kraftloſigkeit und Schwäche im Guten zu ſuchen und daſſelbe zu dieſem Endzweck in Weltformen zu modeln, in denen es nothwendig zu einem, für alles Böſe und Schlechte unbedingt brauchbaren Dienſtmittel unſrer Schwäche und unſrer Schlechtheit und dahin verſinken muß, daß endlich und endlich ſelber ein Mann des Rechts und der Wahrheit, wie Johannes der Täufer einer war, hie und da ſelber in chriſtlichen Ländern gefahren könnte, daß ſein Haupt zum Vergnügen einer Tänzerin und zur Befriedigung der Rachſucht eines böſen Weibs auf einer Schüſſel in den Tanzſaal eines Königs, wie Herodes einer war, gebracht werden könnte. Wir können uns nicht verhehlen, daß in jedem Fall, in dem wir Halbmaßregeln für einen Gegenſtand ergreifen, den wir in ſeiner ganzen Wahrheit und in ſeiner ganzen Kraft nicht wollen, wir denn auch in dieſem Fall die Maßregeln, die wir für ihn ergreifen, nicht einmal im Ernſt wollen, ſondern uns nur dem Schein nach damit beſchäftigen. Darum aber wirken auch ſolche Halbmaßregeln, ſo ſehr ſie äußerlich und dem Schein nach für die

Wahrheit und das Recht ergriffen worden, dennoch immer überwägend zu Gunſten der Unwahrheit und des Unrechts. Das iſt in Rückſicht auf Halbmaßregeln für Wahrheit und Recht, die äußerlich von ganz chriſtlichen Geſinnungen auszugehen ſcheinen, ebenſo wahr, als es auch in Rückſicht auf die Halbmaßregeln wahr iſt, die öffentlich und geradezu vom Weltdienſt und von Weltgeſinnungen ausgehend, die Wahrheit und das Recht, dem ſie zu dienen ſcheinen, nur halb wollen. Es iſt unwiderſprechlich, wenn das Scheinchriſtenthum ſich dahin erniedrigt, Halbmaßregeln für Recht und für Wahrheit, welche dafür gemacht ſind, dem Unrecht durch Bedeckung ſeines grellen Heidenſcheins unter dem mildern Chriſtenvolk Dauer, Kraft und Bleiben zu verſchaffen, ihnen zu huldigen und ſie als chriſtliche Maßregeln zu erklären, wenn es ihnen dadurch, daß es ſie in ſeinen Schooß nimmt, gleichſam mit einem heiligen Schein umhüllet, und dadurch ihre Betrugskraft zu Gunſten des Unrechts und der Lügen verſtärkt, ſo wirft ſich ein ſolches Scheinchriſtenthum dadurch denn auch ganz einfach außer den Dienſt der Wahrheit und des Rechts hinaus und kann in dieſer Rückſicht durchaus nicht mehr als ein wahres Chriſtenthum ins Auge gefaßt werden. Es iſt aller Heucheley des Augendienſts, des Weltdienſts und des Menſchendienſts dahin gegeben. Sein Scheingottesdienſt iſt kein wahrer Gottesdienſt. Seine Scheinreligioſität iſt keine wahre Religioſität und vom wahren Chriſtenthum kann bey Halbmaßregeln für eine Wahrheit und für ein Recht, das man nicht ganz will und nicht ganz brauchen kann, auch keine Rede ſeyn. Der größte Weltintrigant kann mit ſolchen Halbmaßregeln für Wahrheit und Recht mit ſeinen Heidenzwecken ſo weit fahren als er nur will, ohne, wenn er ſchlau und pfiffig iſt, im geringſten dadurch geniert zu ſeyn. Wir können uns nicht verhehlen, jede im Dienſt der Finſterniß dieſer Welt ſtehende Lobredner von Halbmaßregeln für Wahrheit und Recht, die ihrer Natur nach Unrecht und Lügen mehr fördern und ihnen mehr aufhelfen als der Wahrheit und dem Recht, ſind für den wirklichen Dienſt der Wahrheit und des Rechts ſo ganz verloren und ſo ganz untauglich, als die Schlange zum Gradgehen; das Krummgehen iſt ihre Natur und das Gradegehen iſt ihrem Geſchlecht ſo fremd, als das Fliegen dem Bärengeſchlecht und den Fiſchen unterm Waſſer. Die wirkliche Wahrheit und das reine Recht wird von der Geſammtheit ſolcher Halbmaßregeln-Menſchen in jedem Fall auf eine Weiſe ins Aug gefaßt, wie Herodes, Cajaphas, die Schriftgelehrten und Phariſäer und die ganze Gemeinſchaft der auf das Volk Jſraels den erſten Einfluß habenden Stände das Leben und die Lehre Jeſu Chriſti ins Aug faßten, und ins Aug faſſen mußten, weil ſie beym anerkannten religiöſen und politiſchen Verſinken ihres Volks die Wiederherſtellung des Glaubens Abrahams, des Geſetzes Moſis und des hohen Dienſts Jehovas mit Halbmaßregeln erzielen wollten, die, dem innern Geiſt und Weſen des Glaubens Abrahams, der Moſaiſchen Geſetzgebung und dem hohen Dienſt Jehovas gerade entgegen, ein armſeliges Geſchwatzwerk und an elende Nichtswürdigkeiten eines, durch Abrichtungskünſte eingeübten, Cerimoniendienſts geleitet, bey deren Feſthaltung ſie in dem Leben und in der Lehre Jeſu Chriſti nichts anders ſehen konnten, als einen Widerſächer des Glaubens Abrahams, der Moſaiſchen Geſetzgebung und der Verehrung Jehovas im Tempel Jeruſalems, weil er wirklich ein göttlich erhabener Widerſächer der armſeligen Halbmaßregeln war, mit welchen die ungöttlichen, jüdiſchen, geiſt- und weltlichen Machthaber den äußern Schein und die äußere Form ihres verlorenen alten Glaubens und hohen Gottesdienſts zu erhalten und wieder herſtellen zu können glaubten. Jeſus Chriſtus, der in die Welt gekommen, unſer Geſchlecht mit göttlicher Kraft über die Täuſchungen des unter Juden und Heiden herrſchenden Weltſinns zur wirklichen Erkenntniß der göttlichen Wahrheit und des göttlichen Rechts zu erheben, durchſah mit ſeinem göttlichen Blick die Leerheit, die Unnatur und die Segensloſigkeit ihrer elenden Maßregeln und die tiefe, innere Schlechtheit der Perſonen, die damit ihr Spiel trieben wider Gott und wider ihr Volk. Er hieß ſie auch Schlangen- und Natterngezücht und verkündigte ihnen, daß der Untergang Jeruſalems die Folge ihrer verkehrten Denkungsart und ihrer blinden Anhänglichkeit an äußere Maßregeln, die den innern Geiſt deſſen, was ſie erzielen ſollten, ſelber untergraben und töden, ſeyn werde. Bey ſeiner Erſcheinung im Fleiſch war der Augenblick da, wo ein freyerer, höherer und weniger beſchränkter, religiöſer Sinn Jeruſalem zum Mittelpunkt einer religiös höher gehobenen Welt hätte erheben können; aber die Führer des jüdiſchen Volks, in Sinnlichkeit verſunken und an Routineformen ihres Seyns und Lebens gekettet, die mit ihrer Sinnlichkeit und Selbſtſucht in einer verderblichen Uebereinſtimmung ſtanden, waren des höhern Sinns, zu dem Chriſtus die Welt durch ſeine Glaubenslehre erhob, nicht fähig. Jeruſalem verſchwand von der Erde und das Volk der Juden, das durch den Glauben Abrahams, durch die Geſetzgebung Moſis, durch die Religioſität ſeiner bürgerlichen Vereinigung, durch den Sänger David und ſeine Propheten, wie kein Volk der Erde, zum höhern Sinn des Glaubens, mit dem Chriſtus durch ſein Leben, Leiden und Sterben die Welt erleuchtete und beſeligte, vorbereitet und gleichſam berufen war, dieſes Volk ward auf der ganzen Erde zerſtreut zum erniedrigten Dienſtvolk aller Heiden, weil es ſich in dem Augenblick, der für ſeine Rettung und Erhöhung entſcheidend war, nicht über die Erbärmlichkeit ſeines ſinnlichen Routinelebens und zur Erkenntniß der Untauglichkeit der Halbmaßregeln, mit denen es dem erkannten Zuſtand ſeiner Gefahren, ſeines Verſinkens und ſeiner Entwürdigung entgegenarbeitete, erheben konnte.

So weit führte einſt die thörigte Hartnäckigkeit des Verharrens in Routinenſchwächen und Halbmaßregeln unter Umſtänden, wo entſcheidende und durchgreifende Maßregeln für den Augenblick dringendes Bedürfniß der Zeit und als die einzigen, möglichen Mittel der Rettung eines Geſchäfts, eines Orts und ſelber eines Staats angeſehen werden müſſen. Und wahrlich, die Welt iſt in Rückſicht auf ihr ſinnliches, ſelbſtſüchtiges, ſchwaches Benehmen in ſolchen Augenblicken faſt immer ſich ſelbſt gleich, aber die Folgen ihres diesfälligen Benehmens ſind denn auch immer ſich ſelbſt gleich, und ſie gefahret heute in Rückſicht auf ihre Halbmaßregeln, was ſie unter den ähnlichen Umſtänden immer damit gefahret.

Freunde der Menſchheit! Freunde des Volks! Können wir uns verhehlen, daß der Welttheil in Rückſicht auf den Zuſtand, in welchen ihn einige Folgen unſers Civiliſationsverderbens hinzuführen drohen, in einer Lage iſt, in welcher einige feſte und durchgreifende Maßregeln, beſonders Erziehungsmaßregeln, ein Bedürfniß der Zeit ſind, deſſen Dringlichkeit nicht wohl geläugnet werden kann? Und müſſen uns nicht tauſend vor uns ſtehende Thatſachen und Erfahrungen überzeugen, daß Halbmaßregeln unter obwaltenden Umſtänden unſre Uebel nur zu verſtärken und dem geraden Lauf des anſchwellenden Stroms unſers Verderbens nur vielſeitige Krümmungen zu geben geeignet wären, wodurch der Schaden ſeines verderblichen Laufs in unſrer Mitte nur noch erhöht würde? Es iſt dringend, daß wir in dieſer Lage erkennen, daß Halbmaßregeln in jedem Fall Kinder der Schwäche, ich möchte ſagen, der Altersſchwäche unſerer Sinnlichkeit und unſrer Selbſtſucht und gar oft noch von Gefühlen belebt ſind, die in der Fabel von dem ſeine Jugendſünden beichtenden und büſſenden, alten, kranken Fuchs richtig bezeichnet und dargeſtellt werden. Der Sinn der Welt, der in ſeinen Halbmaßregeln für Wahrheit und Recht nichts ſucht, als Bedeckungsmittel ſeines Unrechts und ſeiner Lügen und Bedeckungsmittel ſeiner ſelbſt vor ſich ſelbſt, damit er das Verderben ſeiner ſelbſt in ſich ſelbſt nicht zu erkennen genöthigt ſey, dieſer Sinn der Welt, der in ſeinen Halbmaßregeln gewöhnlich nur aus den Verlegenheiten entſpringt, in die das Uebergewicht der collectiven Anſichten unſers Geſchlechts über die individuellen Anſprüche unſrer Natur unſer Geſchlecht immer hinführt, dieſer Sinn der Welt iſt dem Geiſt des Chriſtenthums, der die ewigen Grundpfeiler der menſchlichen Befriedigung in der Wahrheit, der Reinheit und Heiligung der Individualſorge unſers Geſchlechts tief ins Innerſte unſrer Natur gelegt hat, eben wie das Fleiſch dem Geiſt, die Sünde der Tugend und die Lüge der Wahrheit entgegen. Es iſt wichtig, es iſt im hohen Grad wichtig, daß unſer Welttheil, der in allen Landcharten als der Chriſtliche bezeichnet wird, ſeinen diesfalls in allen Rückſichten zu Halbmaßregeln lenkenden Zeitgeiſt in feſtem Zuſammenhang mit dem Geiſt des Chriſtenthums, mit dem Geiſt des Bruderſinns und der Bruderliebe, die er von jedem Menſchen, wer er auch iſt, gegen alle ſeine Mitmenſchen, ſo wie mit dem Geiſt des Kinderſinns, den er von allen Menſchen gegen ſeinen himmliſchen Vater fordert, ins Aug faſſe. Ebenſo thut es auch noth und iſt unbedingt Zeit, daß der Welttheil die Grundſätze, Maßregeln und Geſinnungen, die er ſich im Drang der Folgen, zu denen ihn ſein Civiliſationsverderben ſelber hingeführt, hie und da als Grundſätze ſeiner Zeit- und Nothſtaatsweisheit ausgeheckt, in Verbindung mit den alten Sprichwörtern der menſchenfreundlichen Vorzeit und beſonders mit dem lieben Wort „was du nicht willt, daß dir geſchehe, das thue auch einem andern nicht“ ins Aug faſſe, und als geiſtige und ſittliche Grundanſicht des gegenſeitigen Pflichtbenehmens aller und jeder Stände und Verhältniſſe der Menſchen gegen einander anerkennen.

Doch, ich verlaſſe das Allgemeine dieſes Geſichtspunkts, und nähere mich den Verhältniſſen meiner Perſonallage und den Beziehungen, auf die ich in dieſen Bögen vorzügliche Rückſicht genommen.

Vaterland! Ich faſſe den Geſichtspunkt von der Nothwendigkeit, den guten Zuſtand deiner collectiven Exiſtenz von dem guten Zuſtand deiner Individuen hervorgehen zu machen, in Rückſicht auf dich ſelber ins Aug, und frage dich: was biſt du, ohne die gebildete, ſittliche, geiſtige und phyſiſche Individualkraft deiner Bürger? und deine Regierung, was iſt ſie, was kann ſie werden, wenn die erſten Anſprüche der Menſchennatur, die erſten Anſprüche der Humanität in deinen Individuen nicht befriedigt, und ihre Kräfte darin nicht in eine veredelte Gemeinkraft hinüber zu gehn vermögen?

Vaterland! Liebes kleines geſegnetes Vaterland! Was biſt du ohne den Individualwerth deiner Bürger? Was biſt du ohne die, dieſen Individualwerth begründende und ſicherſtellende, geſetzliche Erhebung deines Volks? Und was iſt dein Muth, was iſt deine Treue, Vaterland! wenn dein Muth nicht erleuchtet, und deine Treue nicht weiſe iſt? Was wäre ſelber deine Frommkeit, wenn jeder Heuchler ſie mißbrauchen könnte? Was wäre deine Vaterlandsliebe, wenn du blind jedem Impuls eines ſelbſtſüchtigen, intrigirenden, Schwächlings, der durch ∘∘∘∘ Mittel hinter dem Vorhang auf dich wirkte, folgen würdeſt?

Vaterland! Vaterland! Deine Bürger ſind dem Staat um kein Haar mehr werth, als ſich ſelbſt; und jeder Glauben an den Staatswerth von Bürgern, die keinen Individualwerth für ſich ſelbſt haben, iſt ein Traum, aus dem du früher oder ſpäter mit Entſetzen erwachen mußt. Jedes Land, und beſonders jedes freye Land, ſteht nur durch den ſittlichen, geiſtigen und bürgerlichen Werth ſeiner Individuen geſellſchaftlich gut; wo dieſer mangelt, wo die Fundamente, aus denen dieſer allein hervorzugehen vermag, mangeln, wo ein edelmüthiger und erleuchteter Eifer für die Allgemeinheit der Erziehung im Oeffentlichen, und der Vater- und Muttereifer der reinen Wohnſtubenkraft im Privatleben mangelt, da halten alle andere Vorzüge eines Volks die Feuerprobe ihrer Wahrheit im Glück und im Unglück nicht aus. Sie ſind nur äußerlich, ob ſie auch noch ſo ſehr glänzen, ſie ſind innerlich voll Trug und Tand.

Vaterland! die Erhebung deines Volks über dieſen Trug und über den Geiſt von Halbmaßregeln für Wahrheit und Recht, die man ſelbſt nur halb will, iſt für dich um ſo mehr dringend, weil du frey biſt, und deine Bürger für die Beſorgung ihres Individualwohls zwar mehr Rechte und Freyheiten, aber auch für den Mißbrauch derſelben mehr Spielraum und zugleich Obrigkeiten haben, deren äußere Mittel zur allgemeinen, öffentlichen Belebung, Veredlung und Benutzung der Individualkräfte der Bürger beſchränkter ſind, als diejenigen der Fürſten, und ich will es gerade herausſagen, weil in der Kleinheit deiner Verhältniſſe auch die Reize zu Kleinmaßregeln, wie die Halbmaßregeln immer ſind, in eben dieſem Verhältniß größer

leichter anwendbar ſind, als vielleicht ſonſt irgendwo.
macht aber die Uebel, die die Klein- und Halbmaß-
ln in deiner Mitte haben, gar nicht kleiner.

In jedem Fall, Vaterland! darfſt du nicht zögern,
Volk auf der Bahn der Erziehung zu erheben; du
ſt nicht zögern, dein Volk auf der Bahn der Erzie-
g innerlich frey zu machen, wie es durch das Blut
ner Väter äußerlich frey geworden; du kannſt nicht
rn, es durch Erziehung zu jeder geſetzlichen, rechtli-
n Freyheit, die es wirklich beſitzt, fähig zu machen.
Mittel, es zu thun, ſind in deiner Hand. Die Be-
gründe dazu ſind dringend.

Ich weiß zwar wohl, was ich oben von der Tiefe des
iſationsverderbens, dem unſere Zeitwelt und unſer
geiſt unterlegen, geſagt habe. Ich weiß, wie ſchwer
ſt, mitten im ſchrecklichen Hochflug ſeiner weſentlichen
ache, mitten im Hochflug des allgemein gewonnenen
ergewichts der collectiven Anſichten unſers Geſchlechts
r die heilige Aufmerkſamkeit auf die Individualbedürf-
e deſſelben, mitten im allgemein beſtehenden Mangel
er tiefen Erkenntniß der Ungenugſamkeit der öffentli-
n Aufmerkſamkeit auf die Individualbedürfniſſe zur
den, guten Begründung des collectiven Zuſtands und
ten im Wirrwarr des Chaos, zu dem uns unſre Halb-
ßregeln gegen unſre, in ihren Urſachen und Folgen
m halb in ihrer Wahrheit erkannten Uebel, dahin zu
angen, die Menſchheit, die durch ihr Civiliſationsver-
ben ſo weit verkünſtelt und abgeſchwächt, wieder zu
Einfachheit zurückzulenken, aus der alle wahre menſch-

liche Kraft und aller wahre menſchliche Segen allein hervorzugehen vermag. Aber wir dürfen und ſollen um deswillen nicht zur Hoffnungsloſigkeit verſinken. Wir wiſſen auch, alle Uebel der Welt müſſen zu einer Art von Reifung ihres Verderbens gelangen, ehe die Sinnlichkeit des Menſchengeſchlechts Gewalt braucht gegen daſſelbe. Wir wiſſen, bis ſo lange iſt ihrenthalben die Stimme einzelner Menſchen, die über dieſe Uebel klagen, wie die Stimme eines Rufenden in der Wüſte, die niemand hört, und das Gefühl des Bedürfniſſes, ein Volk aus den Folgen des Civiliſationsverderbens wieder zu erheben, erwacht beynahe immer am ſpäteſten bey denjenigen Menſchen, die die größten und kraftvollſten Mittel hätten, hierin zu helfen. Doch, es kann auch nicht immer alſo bleiben. Die Menſchennatur, die Menſchlichkeit ſelber mußte ſich verloren haben, wenn dieſes der Fall werden könnte. Aber die Menſchheit, die Menſchlichkeit hat ſich nie verloren und wird ſich ewig nie verlieren. Sie erwacht immer wieder. Ihr inneres, höheres Leben erwacht immer wieder. Sie braucht nur eine genugſam belebte Erweckungsſtunde. Sie braucht nur einen höhern, ihre zerſtreuten und vernachläßigten Kräfte wieder vereinigenden Mittelpunkt, um die Kräfte wieder zu beleben, die ewig in ihr liegen und die ſie ewig mit Unlieb ſchlafend in ſich ſelbſt trägt. Es iſt zwar auch wahr, eine ſolche Erweckungsſtunde und ein ſolcher, alles Gute vereinigender und belebender Mittelpunkt erſcheint bey einem tief verkünſtelten Volk nicht leicht und höchſt ſelten, bis ihm, von ſeiner Selbſtſorge erſchüttert, in ihm ſelber ein Licht aufgeht, dem es nicht mehr zu widerſtehn vermag und deſſen wachſendes Leuchten Tauſend und Tauſende als einen heiligen Segen des Lands und als ein dringendes Bedürfniß ihrer Lagen und ihrer Umſtände erkennen. Aber wenn dann dieſes geſchehen und die Menſchheit in ihren edlern Individuen für die Wiederherſtellung ihrer ſelbſt belebt und zu einem reinen Enthuſiasmus dafür erheben werden, dann erhebt ſich auch unſer Geſchlecht, wie ich oben geſagt habe, zum Höchſten, zum Erhabenſten, deſſen die Menſchennatur fähig iſt. Der Kraftarm der Nationen iſt dann entfeſſelt und die Folgen dieſer Entfeſſelung ſind nicht zu berechnen.

Vaterland! Ich wiederhole auch dieſes Wort: „Das Bedürfniß der Zeit ruft heute jedem edeln Mann, herrſche er als König auf dem Thron, diene er für das Volk dem König, ſitze er als Edelmann in ſeinem Eigenthum und unter den Seinen, lebe er durch bürgerliche Thätigkeit in Verbindung mit dem Volk, ſey er von Gottes wegen ihr Lehrer und Tröſter, baue er das Land umgeben mit Söhnen und Töchtern, mit Knechten und Mägden in Wohlſtand und Ehre, oder ſitze er verborgen in der nie- erſten Hütte, nur ſeinem Weibe, ſeinen Kindern und ſeinen Nachbaren als ein edler Mann bekannt — ihm und llen Edeln ruft der Zuſtand der Welt heute zu, wie es it Jahrhunderten nie geſchehen: was der Staat und lle ſeine Einrichtungen für die Volkskultur icht thun und nicht thun können, das müſſen ir thun. Vaterland! Deutſchland! Unter den Tauſenden, e ſich durch den Schrecken der vergangenen Jahre zu

Beſonnenheit einer gereiften Selbſtſorge erhoben haben, iſt nur eine Stimme: wir müſſen unſre Kinder beſſer und kraftvoller erziehn, als ſie bisher erzogen würden.“

Ich ſetze jetzt noch hinzu: unter den Staatsmännern, die mitten unter den großen Erfahrungen der Staatsunglücke in den letzten Jahren nicht die Staatsſchwächlinge geblieben, die ſie vorher waren, ſondern durch die Größe und Allgemeinheit der erſchütternden Staatsunglücke der vorigen Jahre zur Beſonnenheit und zu gereiften Anſichten über die tiefern Fundamente des Wohls aller Staaten gelangt, iſt ebenſo nur eine Stimme: wir müſſen die Kinder unſrer Völker beſſer und kraftvoller erziehn, als dieſes bisher geſchehn.

Im Gefühl, daß wir dieſes können, wie wir es ſollen, wiederhole ich:

„Es mag der öffentlichen Einrichtungen halber auch in der Mehrheit unſerer Staaten ſtehen wie es will, ſo ſind an jedem derſelben dennoch tauſend und tauſend Individua vorhanden, die unſer Zeitverderben in ſeiner Wurzel erkennen, und daſſelbe nicht blos oberflächlich ins Aug faſſen, ſondern im Hochgefühl ihrer Pflicht und ihrer Kraft darnach ſtreben, ihm in allen ſeinen Zweigen entgegen zu arbeiten.“

Vaterland! Die Erweckungsſtunde des Welttheils iſt gekommen. Sie iſt da. Sie iſt mit hoher Kraft da, ich möchte ſagen, wer faſt keine Augen hat, ſieht ſie, und wer faſt keine Ohren hat, hört ſie. Man muß ſie ſehen, auch wer nicht will, muß ſie ſehen; man kann nicht anders.

Vaterland! Sie iſt erkannt. Sie iſt beſonders in Rückſicht auf die Erziehung mit Wohlwollen erkannt werden. Die Männer, in deren Hand die Vorſehung in unſern Tagen das Schickſal des Welttheils gelegt hat, erkennen in der Erziehung der Völker das erſte Mittel des Wohls ihrer Staaten; ſie wollen das Heil der Welt und erkennen im Wohnſtubenheil das Heil und die Rettung des Welttheils. Franzen's heiliger Vaterſinn findet ſeine Kinder, wo er immer in ſeinen Staaten hinkommt; Alexander, deſſen menſchliche Hülfsbegierde der Kraft gleich iſt, die in ſeiner Hand iſt, und Friedrich Wilhelm, er ſich als Menſch und Vater höher fühlt, als er ſich je ls König gefühlt hat — ſie, dieſe erſten Männer, in eren Hand die Vorſehung auch dein Schickſal, Vater- and! gelegt hat, ſie, ſie alle wollen die häusliche Erhe- ung des Menſchengeſchlechts durch die hohe Kraft der rziehung auf weiſen, geſetzlichen Wegen. Sie erkennen uf ihren Thronen, wie dieſes noch nie alſo geſchehn, daß ie äuſſere Formen und Geſtalten des collectiven Beyſam- enlebens unſers Geſchlechts nur durch den ſittlichen, eiſtigen und häuslichen guten Zuſtand der Individuen im olk, ſich zu wahrhaft guten und ſegensreichen Staats- ormen zu erheben vermögen, daß folglich der ganze in- ere Segenseinfluß ihrer Thronen von den Maßregeln, e ſie in dieſer Rückſicht ergreifen werden, abhänglich iſt. o weit hat die große Erweckungsſtunde unſerer Tage auf n Welttheil gewirkt. Die erſten Throne der Welt ſu- en die rechtliche Sicherheit ihrer Völker durch Mittel zu erzielen, die vom Wohnſtubenſegen und von der Erziehung ausgehn.

Vaterland! Sey nicht das Letzte unter den Völkern, die den Segen dieſer Erweckungsſtunde eſſen, in ſelbſtſuchtloſer Gradſinnigkeit ſich eigen zu machen haben werden. Vaterland! Die erſten Männer des Welttheils wünſchen auch dein Heil auf dieſer Bahn. Vaterland! Stehe in deinem Edelmuth nicht hinter dem ihrigen, hinter demjenigen, zu dem ſie dich in großherzigen Erklärungen zu erheben ſich bemüht haben, und mangle dir ſelbſt nicht. So groß dein Glück iſt, du kannſt es doch noch verſcherzen. So groß es iſt, ſo können wir heute doch dahin verſinken, daß unſre nächſten Nachkommen in tiefem Gefühl einer unwürdigen, aber von unſerm Zeitalter herbeygeführten Erniedrigung Gott bitten müßten: Herr, gib uns wieder Unglück, denn unſre Väter haben nicht gewußt, das Glück, das du ihnen gabſt, wohl zu benutzen.

Vaterland! du kannſt nicht zögern, dein Volk, dein verſunkenes Volk auf der Bahn wieder zu erheben, die Europa als die Pflichtbahn aller Regierungen, die ſich ſelbſt in erleuchteter Edelmuth zu begreifen gelernt haben, anerkennt.

Vaterland! Sieh dich um, Europa iſt von dieſer Seite erwacht. Sieh dich um, in allen bedeutenden Staaten vereinigen ſich edle Männer zu dieſem Zweck, und ſchweſterlich ſtehen den dießfälligen Männerbemühungen hie und da noch Frauenvereine, Königinnen an ihrer Spitze, zur Seite, und erheben ſich, die heilige Zartheit ihres Geſchlechts mit Männerkraft verbunden, hoch über den Eiiliſationsſchlendrian, der auch ihr Geſchlecht erniedrigte, ch möchte ſagen entfrauete; ſie erheben ſich über den, die Menſchennatur entwürdigenden, Trugglanz des niedern Seyns und Treibens dieſes Schlendrians empor, und wol en mit einer Unſchuld und Liebe, die die Hütten im Staube zum Wohnſitz der Engel erhebt, der Armuth und er Noth der Leidenden dienen. Auch ſie, auch einige dieer Frauenvereine erkennen in der bildenden Kraft der Er iehung und in der ernſten Verſorgung der Menſchen im äuslichen Leben das Heil unſers Geſchlechts, und erheben ich in dieſer Anſicht zu einem Gemeingeiſt der Menſchen reundlichkeit und zu einer Gemeinwirkung guter, der Noth und der Armuth helfender Thaten, die die Welt in ieſen Kreiſen lange alſo nicht geſehen. Die Erleuchtung es Welttheils hat von dieſer Seite eine Richtung, die on dem Gefühl des Bedürfniſſes einer zu erneuernden, u heiligenden Sorge für das Volk ausgeht, erhalten.

Der Welttheil erkennt ſich in ſeiner Schwäche, er er nnt ſich in ſeinem Verderben; der Trugglanz des Nichts uns, des eitlen Wiſſens und ſeiner oberflächlichen Hülle at ſeinen Glauben, und mit ihm die Kraft, das Menſchen eſchlecht durch Abſchleifung kraftlos zu machen, verloren. uch die Zauberkraft, das Volk mit dem Schein des ge euchelten Göttlichen für das wirkliche und weſentli e Menſchliche unbehülflich und unverſtändig zu machen nd ſich ſelbſt ungenugſam zu erhalten, fangen in unſern agen an mehr als verdächtig, ſie fangen in denſelben an rächtlich zu werden. Das Volk, das die Prieſter der nwiſſenheit ihre eignen Augen über das offen behalten geſehen, worüber ſie ihm, dem Volk, rathen, die ſelbigen zuzuſchließen, weiß jetzt ziemlich allgemein warum ihr guter Rath mit ihrer ſchlauen That ſo ſehr im Widerſpruch ſteht. Die Welt verachtet jetzt auf ziemlich bedeutenden Punkten die Prediger der Blindheit als ſchlechte Diener des göttlichen Lichts, und als eben ſo ſchlechte Diener der heiligen Macht der Fürſten.

Völker, die ſich auf edeln rechtlichen Wegen der Selbſtſtändigkeit nähern, rufen vereiniget mit ihren Fürſten, den Prieſtern laut zu: Diener Gottes, erbarmet Euch der Armen, widerſtehet dem Unrecht und redet die Wahrheit! Auch die rohe Verachtung des Göttlichen iſt von ſich ſelbſt in Trümmern geſtürzt, und ſteht ſchamroth vor dem Heiligthum der Menſchheit, von dem ſie gewichen. Der Unglauben ſelber wird auch unbekehrt geräuſchloſer, ernſter und ſtiller, und wandelt auf einer Bahn, die ihn dem Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und damit der heiligen Zartheit näher bringt, die das Menſchengeſchlecht auf ſicherer Bahn von der Anhänglichkeit an das Niedere, Vergängliche, dieſer trüben Quelle des Unglaubens, zur Anhänglichkeit an das Edle, Erhabene, Göttliche, dieſen reinen Fundamenten des heiligen Glaubens hinlenkt. — Eben ſo hat auch die hohe Gierigkeit nach thieriſcher Freyheit den Zeitpunkt ihres Irrthums und ihres Raſens hinter ſich gelegt. Meine Ueberzeugung iſt feſt. Welch ein Sturm ſich jetzt auch nähert — der Sturm iſt nichts, er wird vorüber gehn; es wird beſſer, es wird gewiß beſſer werden.

Die Fürſten haben das Wort der Engel der Weihnacht:
Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden
nd dem Menſchen ein mildes Gemüth" zum
ort ihrer Vereinigung für das Menſchengeſchlecht gemacht.

Eine hohe Sorgfalt für ihre Kinder — die Völker —
ne hohe Sorgfalt für das Wohnſtubenheil, für Kirchen,
chulen und Armuth liegt den vereinigten Fürſten am
erzen — am fürſtlichen Vaterherzen. Sie erkennen
meinſam, daß ohne die Wiederherſtellung einer tiefen,
iner und edler begründeten Wohnſtubenkraft, ohne eine
lſo bewirkte, neue Belebung, ich möchte ſagen, ohne
ne alſo bewirkte, erneuerte Heiligung des Kirchen-, Schul-
d Armenweſens es unmöglich iſt — die Ehre Gottes
der Höhe, den Frieden auf Erden und ein ſanftes, mil-
s, edles und gerechtes Leben unter den Menſchen wahr
ſt und dauerhaft in unſrer Mitte zu befördern.

Es wird geſchehen, der Welttheil, an ſeiner Spitze
Fürſten, wird ſich erheben; Europa wird die edlern
äfte der Menſchennatur in ſeiner Mitte nicht untergehen
en, wie es ſie in Aſien untergehen geſehn. Es wird
ewigen Fundamente der höhern Kräfte der Menſchen-
tur wieder beleben; es wird die Erhebung der Völker zu
Kräften, die ihnen der gute Zuſtand der Wohnſtuben,
Schulen und der Armenbeſorgung gewähren kann, als
Recht des Menſchengeſchlechts anerkennen; es wird ihre
ielung als die Pflicht jeder Regierung, als den erſten
gen der bürgerlichen Vereinigung; es wird ſie als das
Gott ſelbſt gegebene Mittel, jeder rechtlichen Begrün-

dung des geſellſchaftlichen Zuſtands und als das ewige Fundament aller wahren Staatskräfte anerkennen.

Es iſt geſchehen; das Wort der Engel der Weihnacht im Munde der Fürſten ſichert dieſes Beſſerwerden dem Welttheil. — Er ſoll ſich, er wird ſich auf edeln, treuen, rechtlichen Wegen erheben.

Wie ſich im Mittelalter der Adel, die Gewalt Gottes ob ſich und das Recht des Gewiſſens in ſich anerkennend, zu allem was edel, was groß, was würdig, was erhaben, was menſchlich iſt, vereinigte, und dadurch der Rohheitsbarbarey des Feudalſyſtems, an deſſen harte Zeitform das innere Hohe und Edle der damaligen bürgerlichen Vereinigung gebunden war, mit großer pſychologiſcher Kraft Schranken ſetzte und durch Frommkeit und Ritterehre der harten Zeitform der bürgerlichen Verhältniſſe in den Individuen der Zeitwelt, die auf die Mehrheit ihres Geſchlechts einen äußerlich harten willkührlichen Einfluß hatten, gleichſam eine innere, höhere und reinere Seele gab, alſo ſollten auch heute die Edlern, die Beſſern des Menſchengeſchlechts, die äußerlich auf die Mehrheit ihres Geſchlechts nicht mehr den harten, willkührlichen Einfluß haben (die erſten Fürſten des Welttheils ſtehen an ihrer Spitze), das Recht Gottes ob ſich und das Recht des Gewiſſens in ſich anerkennend, ſich dahin vereinigen, durch gemeinthätige Beförderung alles Edeln, Schönen und Guten und durch muthige Behauptung alles Niedern, Unedeln Verſchrobenen der öden, leeren Schwachheitsbarbarey unſers Civiliſationsverderbens mit pſychologiſch gegründeter Kraft

inhalt zu thun, und dadurch der ſeelenloſen Zeitform
nſrer Schwäche gleichſam wieder eine neue, innere, rei-
ere Seele zu geben, alſo daß das würdige und humane
ben der Edlern unſrer Zeitmenſchen auch wieder auf die
eredlung unſrer gemeinen Stände hinwirke. Es iſt
ur durch eine ſolche Vereinigung möglich, auch unſre niedern
tände in innere Harmonie ihrer ſelbſt mit ſich ſelbſt, mit ih-
n Verhältniſſen und mit den obern Ständen zu bringen
nd dahin zu wirken, daß ihre Söhne, unſre Knechte,
der Seite ihrer Herren wieder treu, bieder und ih-
n anhänglich werden, wie ſie in den ſchönſten Ta-
n der Ritterzeit an der Seite ihrer Herren ſo vielſeitig
der, treu und ihnen anhänglich waren; hinwieder, daß
Töchter unſerer niederſten, gemeinſten Leute, unſre
ägde, an der Seite edler Frauen wieder rein, keuſch,
mm und anhänglich bleiben, wie ſie in den ſchönſten
gen der Ritterzeit an der Seite edler Frauen rein,
ſch, fromm und anhänglich blieben.

Freunde der Menſchheit! Es iſt unſtreitig, daß der
e, eigenthumsloſe Mann in der berühmten Vorzeit im
gemeinen weit befriedigter war und für das, was er
nals, ich möchte ſagen, an Leib und Seele als ſein
ürfniß erkannte, weit gebildeter lebte und da ſtand,
dieſes wenigſtens hie und da beym armen und eigen-
nsloſen Mann jetzo der Fall iſt. Die Unwiderſprech-
eit dieſes Umſtands erhellet auch vorzüglich daraus,
ſich in dieſen, von uns ſo geheiſſenen, dunkeln Zeiten
Mittelſtand erheben konnte, den wir jetzt im Schim-
glanz unſrer Civiliſationsverkünſtlung in ſeinen weſent-

lichen Segenskräften allgemein vor unſern Augen zu Grund gehen laſſen, ob wir gleich wohl wiſſen und vollkommen überzeugt ſind, daß derſelbe die eigentliche Quelle der wirklichen Kultur unſers Welttheils war, daß aus ihm der wirkliche Flor aller Europäiſchen Reiche und aller ihrer Staatskräfte hervorgieng und auch ihre Staatsformen und Staatsrechte allgemein in ihm ihre Entfaltung, Stütze und Sicherheit fanden. Wahrlich, es verdient alle unſre Aufmerkſamkeit, daß dieſer Mittelſtand ſich in einem Zeitpunkt aus dem Staub erhob, in welchem das Uebergewicht der collectiven Anſicht des Volks über die Individualbedürfniſſe des Menſchengeſchlechts die Raffinementsmittel und Maßregeln der gegenwärtigen Zeit noch nicht kannte, und daß hingegen dieſer Stand mit allen ſeinen weſentlichen Segenskräften in dem Grad zu Grund gieng, als wir in den Raffinementskräften dieſes Uebergewichts die unermeßlichen Vorſchritte gethan, deren wir uns bis jetzt rühmen zu dürfen glauben. Wir können uns nicht verhehlen, der Burgerſtand, der in dieſem Zeitpunkt dieſen kraftvollen Mittelſtand des Staats ausmachte, fand Jahrhunderte durch nicht nur allgemein leicht die Wege zum häuslichen Wohlſtand, die damals weder von der öffentlichen noch von der Privat-Finanzkunſt und Finanzgierigkeit durch überwiegende Gewaltkräfte untergraben, unſicher gemacht und gelähmt werden konnten. Fleiß und Wohlſtand gab dieſem geſegneten Stand wiſſenſchaftliche, höhere Kultur und durch dieſe eine Staatsehre und einen Staatseinfluß, der den ausgezeichneten Burger nicht nur im Umkreis der Städte, darin er geboren war, ſondem auch außer den Mauern derſelben vielſeitige Laufbahn zu allgemeiner, öffentlicher Achtung, hohen Ehren und vielſeitigem Einfluß auf das Wohlſeyn der unkultivirten Menſchheit der damaligen Zeit darboth. Die Einfachheit dieſer Zeit machte damals möglich, was wir uns jezt nicht mehr als möglich denken. Der Mann, der ohne Helm und Wappen in der Schlacht mehr leiſtete als die gekrönten Helme, unter denen er kämpfte, ward mit Jubel und Freude zum Ritter geſchlagen, zu dem ihn ſeine Kraft zum voraus würdig geſtempelt.

Freunde der Menſchheit! Die Einfachheit der Zeit band die obern und untern Stände durch ihr heiliges, menſchliches Naheſtehen allenthalben näher zuſammen, als ſie jezt in ihrer Kunſt-, Gewalt-, Cerimonien- und Comödiantenzerſtückelung einander nicht mehr nahe ſtehen können. Im tiefſten Norden nannte der Leibeigene den Herrn, der ihn alle Augenblicke ohne Verantwortung tödten konnte, Vater, und dieſer mußte ihm an der Oſtern, wo er ihn antraf, den Bruderkuß geben; er mußte das Freudeney des Tags aus ſeiner Hand nehmen, oder es in die ſeinige legen, und ihm auf das Wort „der Herr iſt erſtanden“ antworten: er iſt auch für dich auferſtanden. Selber der Czar in Moskau gieng an dieſem Tag zu ſeinem Gefangenen in den Kerker, gab ihm den Bruderkuß, ſagte zu ihm: der Herr iſt auch für dich auferſtanden — und legte das Freudeney des Tags aus ſeiner Hand in die Hand des Manns, über den ſein Richter vielleicht in wenigen Tagen das Todesurtheil ſprach.

Allenthalben entfaltete und ſicherte die Einfachheit der

Zeit die Individualnäherung der Menſchen gegen einander und bildete und erzeugte, bis in die niederſte Tiefe des Volks hinab, die ſeelerhebenden Gefühle, die die ungekünſtelte, einfache, menſchliche Näherung der Höhern gegen die Niedern und der Niedern gegen die Höhern in der menſchlichen Natur immer erzeugt und erzeugen muß. In der Einfachheit dieſer Zeit war der Knecht des Ritters an der Seite des einfachen, gradſinnigen, edeln Manns, dem er diente, leicht, natürlich und vielſeitig ſelber edel, treu und aller Liebe und aller Achtung werth, die er in tauſend und tauſend Wohnſitzen der Edeln bis an ſein Grab genoß, und ebenſo ward die fromme Tochter des ärmſten, gemeinſten Manns, die Magd der edeln Frau, vielſeitig und natürlich an ihrer Seite edel, keuſch, fromm und aller Liebe und aller Achtung werth, die ſie in tauſend und tauſend Wohnſitzen der Edeln bis an ihr Grab genoß.

Freunde der Menſchheit! In einer ſo einfachen Zeit, in welcher eine humane Näherung der Menſchen gegen einander, ungeachtet der beſtandenen Verſchiedenheit der Stände, noch ſo allgemein und belebt war, iſt es, daß der Mittelſtand, den wir durch unſre Verkünſtlung und die liebloſen, kaltſinnigen Modenentfernungen der Menſchen von einander verloren, ſich gebildet, und die Möglichkeit der Neuerſchaffung dieſes verlornen Mittelſtands und der hohen Segenskräfte der Staaten, die mit ihm dahin ſchwanden, iſt wahrlich an die Rückkehr der Welt zu dem innern Geiſt und dem innern Weſen der Einfachheit dieſer Zeiten und der durch ſie allein möglichen, ſitt-

hen und geiſtigen Näherung aller Stände gegen einan-
r gebunden und ohne Rückkehr zu dieſer Einfachheit
nd zu dieſer Näherung unmöglich zu erzielen. Freylich
er iſt hierin nicht von der Rückkehr zu dem Aeußerli-
en der alten Formen und Geſtalten dieſer Einfachheit
d dieſer Näherung die Rede; die Wiederherſtellung die-
Aeußerlichen wäre jetzt weder möglich noch zu wün-
en; aber es iſt auch hier wahr: „der Geiſt iſts, der da
endig macht, das Fleiſch iſt zu nichts nütze.“ Es ſind
nicht die Formen und Geſtalten, es iſt der Geiſt des
erthums, deſſen wir bedürfen; es iſt der Geiſt des
ergewichts der Menſchlichkeit über die Anſprüche un-
thieriſchen Selbſtſucht, es iſt der Geiſt des Ueberge-
hts der ſittlichen und geiſtigen Individualkräfte unſrer
ur über die ſinnlichen Gewaltsanſprüche des collecti-
Zuſammenhangs unſrer Menſchenhaufen, was wir
Allgemeinen und beſonders zur Wiederherſtellung der
unſrer Mitte verloren gegangenen Segenskräfte des
elſtands ſo dringend bedürfen.

Freunde der Menſchheit! Wir dürfen uns nicht ver-
en, der Mittelpunkt aller Zeitübel unſers Welttheils
von dem, durch unſre Civiliſationsverkünſtlung her-
führten und durch daſſelbe unnatürlich belebten und
ſtigten, Uebergewichts von Anſichten, Neigungen
Beſtrebungen aus, die nur als untergeordnet das
der Menſchlichkeit zu fördern geeignet ſind — die-
Mittelpunkt unſrer Zeitübel geht von der Unter-
ung von Anſichten, Neigungen und Beſtrebungen
die nur durch ihr Uebergewicht einen wahren

Gegenswerth auf unſer Geſchlecht haben können. Die Wiederherſtellung unſers Geſchlechts kann nur durch die Wiederherſtellung des Uebergewichts der höhern, edlern Kräfte der Menſchennatur über die Anſprüche der Sinnlichkeit, ſie kann nur durch die Unterordnung unſrer Selbſtſucht unter unſre Selbſtloſigkeit, ſie kann nur durch das Uebergewicht der einfachen Menſchlichkeit über den Kunſteinfluß der Unmenſchlichkeit, ſie kann nur durch das Uebergewicht der Individualbeſorgung unſers Geſchlechts über ſeine collective Abrichtung und Unterordnung erzielt werden.

Vaterland! Deutſchland! So wie es unmöglich iſt, durch Maßregeln, die von der collectiven Anſicht unſers Geſchlechts ausgehn, der Individualbeſorgung deſſelben ein Genüge zu leiſten, ſo ſind es auch nicht die Anſtalten, Einrichtungen und Behörden, die zur Befriedigung, Sicherſtellung und Aeufnung der Bedürfniſſe des collectiven Beyeinanderſtehens unſers Geſchlechts eingerichtet da ſtehen, von denen zweckmäßige und genugthuende Maßregeln zur Befriedigung unſrer Individualbedürfniſſe erwartet werden dürfen; es iſt vielmehr von der Vereinigung der edelſten, gebildeteſten Männer eines Lands, es iſt vielmehr von dem Individualvorſchritt der ſittlichen, geiſtigen und Kunſtkultur der einzelnen Menſchen im Land, von deren übereinſtimmenden Gemeingeiſt und Volksliebe, wovon die weſentlichſten Maßregeln gegen die Uebel unſers Civiliſationsverderbens und wahrhaft wirkende Mittel zur Beförderung einer ſoliden Volkscultur und beſonders zur Wiederherſtellung eines ſoliden und auf alle Verhältniſſe des

ürgerlichen Lebens segnend einwirkenden Mittelstande zu
offen und zu erwarten sind.

Vaterland! Deutschland! Es ist nur durch den Ein-
luß einer solchen Individualvereinigung edler Menschen
möglich, daß die Noth und die Armuth des Volks in un-
rer Mitte nicht nur allgemein wieder befriedigend er-
ichtert, sondern ihr durch den Verschritt unsrer Kultur
uf eine Weise vorgebogen würde, wie dieses in der
ulturlosen Vorzeit nicht möglich gewesen. Vaterland!
eutschland! Es ist nur durch eine solche Vereinigung
er menschenfreundlichen Bestrebungen der edlern Indivi-
uen eines jeden Reichs möglich, daß mitten in dem Ver-
rben unsrer glänzenden Scheinhöhe und der neben ihr
henden wahrhaft schauerlichen Volkstiefe sich wieder ein
ürdiger und geachteter Mittelstand erhebe und fest grün-
, der in bescheidenen Schranken die Segnungen der
issenschaftlichen und Kunstvorzüge der Zeit, den unser
ivilisationsverderben in allen Ständen so sehr zu Grund
richtet, wieder allgemein mache, sie in die untersten Dör-
hinabbringe und in denselben durch die Wiederherstel-
ng des sittlichen, geistigen und Kunstunterschieds der
enschen dem Geld-, Gewalt- und Amtsunterschied, der
tten in unserm Civilisationsverderben in denselben ein-
ig, aber kraftvoll statt hat, ein nöthiges Gegengewicht
gegenstelle, und das nur äußerlich scheinende, aber
ch seine magische Kraft innerlich fast allmächtig wir-
de Kunstband aller gesellschaftlichen Vereinigung —
Uebereinstimmung des Pflichtlebens der
nschen mit den Ehren- und Standesge-

wohnheiten und mit den Ehren- und Standesauszeichnungen der Zeit in unſrer Mitte wieder hergeſtellt und der ſo geheiſſene, gute Ton unſrer jetzt allgemein kraftlos und vornehm ſeyn wollenden Zeitwelt nicht forthin und immer mehr mit den weſentlichſten Bildungs- und Erhebungsbedürfniſſen der niedern Stände im grellſten Contraſt, ſondern in einer vom Staat und der Geſetzgebung aus eingelenkten und geſicherten Harmonie erſcheine.

Zeitalter! Vaterland! Welttheil! Nicht Palliative, nicht Lug und Trug in dir ſelbſt und wider dich ſelbſt werden dich retten, nur hohe Zwecke ſolcher Art und ein Ziel ſolcher Art kann dich retten. Ein ſolches, ein ſo hohes Ziel, Zeitalter! iſt der Ruf der Stunde, in der du lebſt, an den Ernſt, an die Unſchuld und an den Edelmuth deines Geſchlechts. Er kann, er wird nicht ohne Folgen ſeyn.

Der Zauber iſt zwar groß, ich möchte ſagen, er iſt allmächtig groß, der den Welttheil von den ewigen Anſprüchen der Menſchennatur an die Einfachheit, Wahrheit und Kraft des reinen häuslichen Lebens, und von der heiligen Aufmerkſamkeit auf die Individualbedürfniſſe unſers Geſchlechts ab und von ihr weg zu aller Gierigkeit und Gewaltthätigkeit der collectiven Anſicht deſſelben hingelenkt: aber die Uebel, die aus dieſer Hochverirrung des geſellſchaftlichen Zuſtands für den Welttheil entſprungen, ſind dem lebenden Geſchlecht nicht nur zum Bewußtſeyn gelangt, ſie ſind von ihm in aller ihrer Gräßlichkeit gefühlt worden.

Es wird, es muß beſſer werden! Es wird eine Gemeinkraft zum Beſſermachen, zum Schaffen des Beſſern erwachen. Fürſten — die erſten Fürſten des Welttheils ſtehen an der Spitze dieſer erwachenden Kraft.

Es wird im Welttheil ein Ruf erſchallen: auf! auf! zu den Waffen der Weisheit und Tugend; auf! auf! zu den Waffen der Unſchuld und Liebe. Es wird ein Ruf rſchallen:. Hinab, hinab mit den erſten Quellen der lebel des Welttheils, hinab mit dem Uebergewicht es collectiven Verderbens über das Heilbrin- ende der Individualanſicht unſers Ge- hlechts! — Hinab, hinab mit dem größten Aus- uchs dieſes Verderbens — mit der falſchen Ehre, ie, indem ſie die Menſchennatur ſinnlich aufbläht, ſie tlich und geiſtich zerquetſcht! Hinab, hinab mit der chandehre, die, indem ſie mit Gott, mit dem Recht, it der Wahrheit und der Liebe im ewigen Streit ſteht, e heilige Zartheit unſers göttlichen liebenden Sinnes ſelbſtſüchtigen Kaltſinn, in höhnende Anmaßung, in ederträchtige Menſchenverachtung und in laſterhafte Verahrloſung der Leidenden und Schwachen umwandelt! inab, hinab mit der falſchen Ehre, die von der chwachheitsbarbarey unſers Civiliſationsverderbens sgehend, in Dummheit, Anmaßung und Liebloſigkeit ſich üſtend, ſo lange die Welt ſteht, die heiligen Rechte der ltur und edler kultivirter menſchlicher Verhältniſſe mit eriſcher Gierigkeit zu uſurpiren gelüſtet, und durch Derbheit und Schlauheit ihrer äußern Gewalt oft und vielfältig im Fall kommt, ſie uſurpiren zu können. Hinab, hinab mit der erſten Quelle der Uebel des Welttheils — hinab mit der falſchen Ehre! Aber nur durch Mittel der Weisheit und Liebe. Keine böſe Gewalt, kein Ueberreſt der Barbarey, aus der ſie ſelber entſprungen, ſtürze ſie hinab. Die erhöhete Einſicht und die belebte Liebe eines beſſern Geſchlechts lächle ſie hinab!! Sie falle lieblich in unſre Menſchlichkeit, und ſie habe ſich in ihrem Fall über nichts zu beklagen, als höchſtens über unſer Lächeln.

Auf! auf! zu den Waffen der Weisheit und Tugend, auf! auf! zu den Waffen der Unſchuld und Liebe.

Auf! auf! zu den Waffen! — Der Sieg iſt gewiß. — Der Feind war zwar ſtark, und es iſt nicht Gut und Blut, es iſt die Ehre, die wahre Ehre, es iſt die ewige Ehre der Menſchennatur, die der Feind zu bekämpfen und in Staub zu treten verſuchte. Der Zeitgeiſt verhöhnte den innern heiligen Werth der Menſchennatur, und leugnete in ſeiner Erniedrigung ihre Fähigkeit, ſich von Stufe zu Stufe höher zu heben, ſich zu veredeln. Er leugnete die Perfektibilität unſers Geſchlechts. — Buonaparte war der Held dieſer Verhöhnung. Umſonſt vergoß er, geſtützt auf das Recht dieſes Unglaubens an den Werth der Menſchennatur, Ströme von Menſchenblut. Umſonſt machte er die ſchwache Sinnlichkeit ſeiner Zeitmenſchen, die Greuel ſeines Blutvergießens mit dem Köder wilder Menſchenfreuden vergeſſen. Er vermochte es nicht, den Unglauben an die innere Würde der Menſchennatur und an die Perfektibilität des Menſchengeſchlechts, ſo wie m die daraus hergeleitete Nothwendigkeit, die Bändigungs- und Abrichtungsmittel unſrer thieriſchen Natur als das oberſte Geſetz aller menſchlichen Vereinigungen und als das reine und abſolute Fundament alles Menſchenrechts, alles Staatsrechts und der in ihr liegenden, heiligen Einheits-, Rechts- und Freyheitsgleichheit der geſetzgebenden und xecutiven Gewalt, zum allgemeinen Weltglauben zu machen. Der Unwerth ſeines Köders und das Verbluten ür ihn, für dieſen niedern Köder, empörte die Menſchennatur und machte ſie nur ihren innern Werth höher fühlen. Die Fürſten haben durch dieſen Unglauben an die Menſchennatur gelitten wie das Volk, aber die Menſchennatur hat ſich erhoben. Die Fürſten haben ſich aus ihrem Schlummer erhoben und wie die Völker ſich durch ihre Noth geſtärkt.

Völker und Fürſten haben ſich zum tiefern Fühlen des Werths der Menſchennatur und der daraus fließenden Menſchenpflichten erhoben. Dieſe Erhebung iſt der Triumph er Menſchennatur über das Civiliſationsverderben der Welt -- ſie iſt nicht ein Triumph der Guten, ſie iſt ein Triumph des Guten. Völker und Fürſten ſind zu einer öhern Erkenntniß von dem höhern Werth der Menſchennatur und von dem innern Weſen ihrer ſittlichen, geiſtigen nd phyſiſchen Bedürfniſſe gelangt.

Freunde der Menſchheit! Zu welchen Hoffnungen erhebt ns die Zeit und die ſteigende Ueberzeugung der Fürſten nd Völker von den ſittlichen und geiſtigen Bedürfniſſen nſers Geſchlechts.?!

Was können Fürſten nicht, die auf dieſem Punkt der wahren bürgerlichen Gemeinerleuchtung ſtehen, und dieſelbe als das erſte Fundament Ihrer fürſtlichen Gemeinweisheit — Ihrer Staatsweisheit und ihrer fürſtlichen Gemeinkraft — Ihrer Staatskraft anerkennen?! Freunde der Menſchheit! Was iſt ſolchen Fürſten nicht möglich, wenn ſie nur wollen?

Und was iſt auch den Edeln im Land nicht möglich, wenn Ihre Fürſten alles, was edel, was groß, was erhaben, was menſchlich iſt, als den Machtarm Ihrer heiligen Staatskraft anerkennen? Freunde der Menſchheit! Zu welchen Hoffnungen erhebt uns die Stunde, in der wir leben!

Es wird beſſer werden, es muß beſſer-werden. Es iſt laut ausgeſprochen, das heilige Wort der Fürſten. — Ihr heiliges Verſprechen an die leidende Menſchheit; es iſt laut ausgeſprochen, das Fürſtenwort der Aufmunterung an jeden Edeln und Guten, mitzuwirken zum heiligen Zweck.

Auch an dich iſt es ausgeſprochen, Vaterland! das Wort der Aufmunterung der Fürſten. Es iſt am groſſen, am entſcheidenden Tage der Wiederherſtellung deiner Verfaſſungen an dich gelangt, das groſſe Wort der Aufmunterung der Fürſten: „mitzuwirken zum hohen Zweck der Wiederherſtellung des verirrten, geſunkenen und blutenden Menſchengeſchlechts.“ Vaterland! Das edle Wort der Menſchenfreude, das edle Wort der Freude des Rechts iſt in eben der Stunde an dich gelangt, in der du die heiligen Fundamente der Freyheits- und Rechtsurkunden unſrer alten,

on dir und deinen Vätern beſchwornen Briefe
ihrem Weſen erneuert, gereinigt und ver-
elt wieder herzuſtellen beauftragt warſt.

Meine gegenwärtige ſchriftſtelleriſche Arbeit fiel in eben
eſen Zeitpunkt. Seine Wichtigkeit veranlaßte die vater-
ndiſchen Aeußerungen, die die hohe Bedeutung dieſes
ugenblicks mir einflößte. Aber eine heilige Ehrfurcht für
n Gegenſtand ſelber, und vieles, ſehr vieles, wovon ich
gt gern ſchweige, hielt mich zurück, ſie in dieſem Zeitpunkt
ſentlich zu machen. Ich hatte keinen Beruf, über dieſen
egenſtand meine Stimme zu erheben und wollte unbe-
afen auch nicht von ferne einen Einfluß auf ein Geſchäft
ſuchen ſcheinen, deſſen Gerathen oder Mißrathen
als für das Wohl oder Weh des Vaterlands auf Jahr-
nderte entſcheidend, und darum der höchſten Verant-
ortlichkeit vor Gott und der Nachwelt unterworfen
ſ.h. Aber jetzt, da unſre neuen Staatsverfaſſungen nun
gemein angenommen, ſanctionirt und beſchworen ſind,
glich die Ideen und ſelber die Träume eines Privat-
anns über die pſychologiſchen Fundamente, die jeder
niglichen und jeder republikaniſchen Staatsverfaſſung
n Grunde liegen müſſen, weder auf die Staatsbera-
ungen über unſre neuen Verfaſſungen noch auf die An-
ten der Bürgerpflichten, die aus der Vollendung derſel-
als abſolut hervorgehen, keinen Einfluß mehr haben,
hl aber dahin wirken können, richtige Anſichten über
ſentliche Gegenſtände des geſellſchaftlichen Zuſammenle-
s allgemeiner zu machen, und den Geiſt unſers vater-
diſchen Denkens, Fühlens und Handelns in unſrer Mitte

mit dem innern Weſen, das allen äußern Formen weiſer Staatsgeſetzgebungen zum Grunde liegen muß, in Uebereinſtimmung zu bringen, habe ich kein weiteres Bedenken gefunden, ſie der Prüfung meiner Mitbürger und ſelber der Männer des Vaterlands, von denen wir ſagen dürfen und ſagen müſſen, die neuen Staatsverfaſſungen ſeyen das Werk ihres Geiſts, ihres Herzens und ihrer Kunſt, öffentlich vorzulegen.

Männer des Vaterlands! Euer Auftrag, die Freyheits- und Rechtsurkunden unſrer alten, beſchwornen Briefe mit den Bedürfniſſen der Zeit in Uebereinſtimmung zu bringen und alſo gereinigt, veredelt, geſtärkt und geſichert dem Volk des Vaterlands wieder herzuſtellen, iſt nun vollbracht. Euer Werk iſt nun unſer Recht und unſer Geſatz und ſteht nun als das Recht und Geſatz des Schweizervolks, und zwar in zwey und zwanzigfacher, merkwürdig gleicher und merkwürdig ungleicher Geſtalt. Und es iſt nicht zu läugnen, dieſes Geſtalten unſers Rechts und des wirklichen Beyeinanderlebens aller Individuen dieſer zwey und zwanzigfach ungleiche Rechte und ungleiche Rechtsſtellen anſprechenden Theile unſers Ganzen war allerdings ſehr ſchwierig. Es waren auch unſtreitig, die Sache nur allgemein ins Aug gefaßt, zwey und zwanzig ungleiche und hie und da wirklich ſehr mißlich ſtehende Klippen, an denen Ihr, oder vielmehr an denen das Vaterland hätte ſcheitern können und die Ihr mit großer Weisheit und Gewandtheit habt umgehen müſſen.

Männer des Vaterlands! Es iſt jetzt durch unſere
euen Verfaſſungen wörtlich ausgeſprochen, daß wir
chweizer alle frey und vor dem Recht gleich
yen — welchem vorher in Thaten und Worten vielſei-
g widerſprochen worden.

Aber, Vaterland! Alles nur auf den äußern Formen
er Staatsverfaſſungen ruhende Recht der Bürger iſt
hne innere ſittlich und geiſtig gebildete Bürgerkraft
den Republiken wie in den Königreichen nur Staub,
en die kleinſte öffentliche Macht eben wie die größte in
llen ihren Abtheilungen und Behörden der Schlechtheit
hter Bürger mir nichts dir nichts in die Augen werfen
ann, wenn und wo ſie nur will.

Selber das Bedürfniß einer geſchriebenen und mit
örtlicher Genauigkeit beurkundeten Beſtimmung unſrer
Rechte ſetzt den Mangel der innern Kraft dieſer Rechte,
eren wörtliche Beſtimmung unter unſern Ahnen überflüſſig
geweſen wäre, ſchon zum voraus. Wir müſſen alſo den
oſitiven ſittlichen, geiſtigen und bürgerlichen Zuſtand der
Jndividuen unſers Staats genau ins Auge faſſen, um den
irklichen Werth der Rechtsbeſtimmungen unſrer neuen
Verfaſſungen für unſer Vaterland richtig zu beurtheilen.

Unſtreitig iſt, keine Rechtsurkunde rettet uns vor den
Folgen der Einſeitigkeit, Schwäche und leidenſchaftlichen
Selbſtſucht, die in der Maſſa des Volks und ſeiner Re-
präſentation in den öffentlichen Behörden das allgemeine
Denken, Fühlen und Handeln der Bürger beſtimmt. Nur
ie Erhebung unſrer Selbſt über alle dieſe Schwächen iſt

es, was uns mit der innern Wahrheit geſetzlicher Rechte und Vorzüge in Uebereinſtimmung zu bringen vermag.

Daraus erhellet aber auch die unumgängliche Nothwendigkeit, folglich das *abſolute* republikaniſche *Recht*, die Mittel, durch welche es allein möglich iſt, die innere Uebereinſtimmung der Bürger mit dem Weſen einer guten Verfaſſung zu erzielen, in unſrer Mitte in ihrem ganzen Umfange mit Freyheit und Muth *zu erforſchen*, ſo wie auf der andern Seite uns über Alles, was uns und unſre Väter ſchon lange an dieſer innern Einheit unſrer Selbſt mit unſern freyen Verfaſſungen gehindert, mit der unbedingteſten Freyheit *auszuſprechen*.

Ich habe dem Erſten mein Leben verwendet, und das Letzte in dieſen Bogen mit unbefangener Entſchloſſenheit und zwar auf eine Weiſe gethan, daß ich von der Zeitſchwäche des Vorwurfs gewärtig bin, ich habe es nicht mit gehöriger Schonung und mit den nöthigen Rückſichten gethan.

Aber ſo ſehr ich auf der einen Seite wünſche, daß mein Vaterland dieſe Schrift durchaus nicht im Zuſammenhang mit den leidenſchaftlichen und darum ſo vielſeitig und ſo merkwürdig *armſeligen*, politiſchen Zeitanſichten der *Revolution* und ihrer *Nachwehen* ins Auge faſſe, ſo wenig habe ich es auf der andern Seite dem Zweck meiner Bogen angemeſſen gefunden, die Fehler der Vorzeit und das Angedenken der Leidenſchaften, die uns an den Rand des Verderbens gebracht, und noch heute am Rand deſſelben erhalten, durch mein Stillſchweigen *bloß* vergeſſen zu machen.

Das bloße Verſchweigen und Vergeſſenmachen ge-
chtlich erwieſener leidenſchaftlicher Geſichtspunkte und
atſachen, noch mehr „das künſtliche Vergeſſen-
achen des Unrechts, das dem Volk, welches dieſe
ſinnungen und Thatſachen jezt vergeſſen ſoll, ſelber
gegnet,“ iſt nichts weniger als geeignet, die Leidenſchaf-
, weder bey dem, der das Unrecht gethan, noch bey
n, der es gelitten, auszulöſchen. Es iſt nichts weni-
r als geeignet, weder den Einen noch den Andern beſſer
machen, als er vorher war. Im Gegentheil, der An-
ruch an ein ſolches Vergeſſen und Verſchwiegenmachen
bey einem Geſchlecht, in dem die böſen Gelüſte einer
n den Vätern geerbten, unbürgerlichen Selbſtſucht ſich
ch lebendig und kraftvoll in den Söhnen ausſprechen,
r oft nur ein Kunſtmittel, eben die Grundſätze
nd Handlungsweiſen, die man um des lieben Frie-
ns willen vergeſſenmachen machen zu wollen, nur vor-
ebt, in aller Stille im ſichern Hafen aufzube-
ahren, um ſie beym erſten günſtigen Winde
ieder mit vollen Segeln ins offne Meer aus-
hren zu laſſen.

Es iſt nur das geradſinnige Erkennen des Unrechts,
nd das ernſte Bereuen ſeiner Folgen, was das menſchliche
emüth über den Trug ſeiner Leidenſchaften und über die
ewaltthätigkeit ſeiner Selbſtſucht zu erheben, und wahr-
aft Ruhe, Vertrauen und Eintracht unter entzweyten
Menſchen und entzweyten Ständen hervor zu bringen ver-
ag. Dieſe Anſicht iſt es, die mich über die, eines
reyen Mannes unwürdige Schwäche, Wahr-

heiten, deren Offenkunde der Gegenwart und der Zukunft ſegensvoll werden können, aus Menſchenfurcht und aus armſeliger Sorge für ein vorübergehendes, eitles Tagsgeſchwätz in mir ſelbſt zu erſticken und in geliebten Umgebungen zu unterdrücken, erhoben und dahin gebracht hat, die offene Darſtellung einiger leidenſchaftlicher Meinungen und Handlungsweiſen, die in meinen Lebenstagen in meinem Vaterlande ſtatt hatten, nicht bloß als mein Recht, ſondern als meine Pflicht anzuſehen, und ſelbige mit vollem Vertrauen in dieſer Schrift meinen Zeitgenoſſen zur Anſchauung und der Nachwelt zur Beurtheilung zu hinterlaſſen.

Ich fühle mich durch meine Lage über den Streit aller und jeder Standes-, Ort-, Lokal- und Perſonal-Selbſtſucht erhaben, und indem mein vaterländiſches Herz jeder Art dieſer Selbſtſucht entgegen ſieht, ſuche ich die Hülfsmittel gegen die Uebel, die aus allen Arten unſrer unbürgerlichen Selbſtſucht entſprungen, durchaus nicht in den Schwachheitsmaßregeln eines ſich gegenſeitig ſchonenden Nachgebens in ſich gegenſeitig durchkreuzenden unſtatthaften Anſprüchen dieſer Selbſtſucht ſelber, ſondern im ernſten Widerſtehen gegen ihr beyderſeitiges Unrecht und in der Vereinigung aller Edeln und Guten, zur Ausbildung aller ſittlichen, geiſtigen und Kunſtkräfte der Menſchennatur, ohne welche kein wirkſamer Widerſtand gegen das Unrecht des Zeitgeiſtes und des Civiliſationsverderbens, dem wir unterlegen, möglich und denkbar iſt.

„Reiche vergehen und Staaten verſchwinden, aber die Menſchennatur bleibt und ihre Geſetze ſind ewig" — —

as ſind die Anſichten, auf welche geſtützt ich die Frey-
üthigkeit dieſer Bogen und meine Winke über das Un-
cht der Vorzeit und der Gegenwart, in ſofern es meine
ächſten heiligſten Verhältniſſe betrift, nicht nur mein
echt, ſondern für meine Pflicht achte.

Ich bin durch mein Leben der Revolution ſo ziemlich
orhergegangen, oder vielmehr mein Leben iſt zwiſchen
en Endzuſtand des guten Alten, das der Revolution
orherging, und ſie ſelber — es iſt zwiſchen die Voll-
ndung der Fehler, die ſie hervorgebracht, und zwiſchen
en Anfang derer, die durch ſie erzeugt worden, hin-
ngefallen; meine Jugend ſchloß ſich noch lebhaft an das
eylich zu erlöſchen begonnene, innere Weſen unſrer alten
uten Zeit in meiner Vaterſtadt an. Ich bin auch durch-
as noch zu edlern, freyern und humanern Anſichten und
Grundſätzen erzogen worden, als beydes diejenigen ſind,
ie dieſes böſe Weltbegegniß hervorgebracht haben, und
iejenigen, die durch daſſelbe bis jetzt hervorgebracht wor-
en ſind; ich habe von meiner Jugend auf die Angele-
enheiten des Vaterlands altvaterländiſch ſelbſtſuchtlos und
nbefangen, aber auch warm, frey und theilnehmend ins
uge zu faſſen gelernt, und bin den dießfälligen Anſich-
n, die in meiner Jugend die Anſichten aller
dlern Söhne des Vaterlands waren, in Unſchuld
nd Einfalt treu geblieben; und ich glaube mit Recht
it Beſtimmtheit ausſprechen zu dürfen: ich bin mir in
ieſer Rückſicht vor der Revolution, in derſelben und
ach ihr gleich geblieben. Wie ſehr dieſes wahr iſt und
ie ſehr die politiſchen Anſichten meiner jüngern Jahre

über mein Vaterland mit denjenigen, die ich jezt über die Angelegenheiten desſelben geäußert, übereinſtimmen, beurkundet nichts ſo ſehr, als die Anrede an mein Vaterland, die im Schweizerblatt Anno 1782, folglich beynahe vierzig Jahre, geſchrieben worden, und die ich als mein diesfälliges Schlußwort dieſen Bogen beyfüge.

An mein Vaterland.

Zermalmet ſind ihre Heere, ihre Schlöſſer ſind abgebrochen, und ihre Bollwerke ſtürzen hinunter in unſre Thäler — der Streit iſt entſchieden,

Du biſt frey!

— So ſprach, am Triumphtag des Bundes, Helvetiens Schutzgeiſt zu unſern Vätern.

Aber du wirſt deine Freyheit nicht länger behalten, als du ſie ſelbſt deinem Volk ſo rein gönneſt und laſſeſt, als ich dir ſie itzt gebe — — das ſetzte der Schutzgeiſt dem erſten Wort der Verheißung mit drohendem Ernſte bey. — Seine Stirne faltete ſich und ſein Auge ſchien umwölkt bey dieſem Wort.

Helvetiens Männer verſtanden die warnende Gottheit und lebten Jahrhunderte in Bergen und Thälern wie Brüder. —

Oft glimmte zwar auch ein Funken der Zwietracht, aber der Schutzgeiſt Helvetiens zerſtreute ihn ſchnell, denn die Männer Helvetiens lebten wie Brüder, und die Kinder der Großen und Edeln gingen Hand in Hand, und Arm an Arm mit den Kindern des gemeinen Mannes, der, weil er höchſt gefreyt, auch edel iſt. Kein Eidgenoß ſagte dem Kleinern: „du biſt nicht meines gleichen.“

Unſer Volk fürchtete Gott und liebte ſeine Obrigkeit. — Sie war das gute Kind des Schutzgeiſtes des Landes und die Pflegerin und Amme ſeiner Freyheit.

Unſer Volk war männlich und ſtark, treu und bieder, ungegleisnet und unbetrogen, arbeitſam und glücklich, ſparſam und barmherzig, und die Häuſer der Großen und die Hütte der Gemeinen waren geſegnet.

Der große Helvetier war gemein, und der Gemeine war ſtolz, denn beyde waren glücklich und mäßig. —

Schutzgeiſt Helvetiens, zeig' mir wieder Helvetiens Väter!

Bild der Stifter des Bundes der Freyheit, erſcheine, erſcheine vor meinen Augen!

Ich ſeh' ſie, ich ſeh' ſie — große, bärtige, ſtarkſtämmige Männer, große Schwerter an ihrer Seite; aber ihr Antlitz iſt freundlich und heiter, und am eiſernen Arm öffnet ihre Hand ſich leicht zur frommen Umarmung, ihr Handſchlag iſt ewige Treue; ſie leben für den, den ſie küſſen, und ſterben für den, dem ſie huldigen.

Ich ſeh' ſie, ich ſeh' ſie — die Väter des Bundes im Tempel der Freyheit verſammelt; Helvetiens Engel ſtralet im Dunkel des Allerheiligſten! Die Väter des Bundes fallen nieder und ſchwören zu Gott und den Heiligen: dem Vaterland ewige Freyheit! —

Izt ſchallet eine Stimme durch die Hallen des Tempels —

Die **Rechte** eurer Städte und eurer Länder ſind der Schutz eurer Freyheit. Knieet nieder, ihr Väter! und ſchwöret von Neuem! — Und die Väter Helvetiens knieeten nieder, und ſchwuren dem Geſetz und den Rechten ihrer Städte und Länder ewige Treue.

Dreymal hallete es wieder in den Gewölben des Tempels, und dreymal ſtralte der Engel im Allerheiligſten, wie die Flamme der himmliſchen Sonne. —

Jahrhunderte blieb das Wunder beym Bundſchwur im Angedenken der Söhne der Männer, die im Tempel waren.

Und die edeln Frauen lernten Jahrhunderte die Kinder Helvetiens das Gebet der Väter, das ſie beteten bey der Erſcheinung des Engels der Freyheit im Tempel, und das Lied von der Umarmung der Eintracht am Nachtmahl des Tages.

Heilige das Angedenken des Tages! — Knie nieder, Helvetier, und danke dem Schützgriſt! Er gab uns Jahrhunderte Väter, die Helvetiens Freyheit dem Volke Helvetiens gönnten, und mit der Hand des Freundes den letzten Mitbürger die Würde fühlen ließen, das geliebte und geſchonte, das geehrte und beſchützte Kind ſeines Landesvaters zu ſeyn.

Schutzgeiſt Helvetiens! Du gabſt uns Jahrhunderte Väter, die das Freyheitsrecht des Vaterlands, das dem Geiſt der Briefe und Sigel aller Stände im Land zum

Grund lag, als das oberſte Staatsgeſetz Helvetiens erkannten und dieſem Geſetz des Staats gehorſam, unterthan und anhänglich waren, wie die letzten Kinder des Landes — Väter, die kein Brod aßen, das durch das Vaterlandsrecht und nach des Vaterlands Geſetz dem Tiſch des Bürgers, dem Tiſch des Armen, dem Tiſch der Wittwe und des Waiſen geſchützt und geſichert ſeyn und bleiben ſollte — Väter, die dergleichen vom Vaterland nichts wollten, weil ſie eigenes Brod hatten und wenig brauchten.

Schutzgeiſt des Landes! Du gabſt uns Jahrhunderte Väter, die ſich dem Vaterland opferten und die Würde ihrer Geſchlechter durch Einſchränkung erhielten; Väter, die ihr Hausglück im Hausglück des Landes geſichert, und im Tumult der Familien-Ausſchweifungen zernichtet wußten.

Schutzgeiſt des Landes! Jahrhunderte ſahen die Väter Helvetiens — nur auf die Bedürfniſſe des öffentlichen Wohlſtands, und verachteten die Anmaßungen der Kinder des Muthwillens, die, zum Unglück der Welt, in den Palläſten der Lieblinge und Gauller der Könige geboren worden.

Jahrhunderte blühte Helvetien unter der Leitung und Obſorge von Männern, die zu unſerm Volke nie ſagten: „wir regieren dich als deine Könige, und unſer Recht gegen dich iſt wie das Recht der Könige gegen ihr Volk.“

Jahrhunderte blühte Helvetien unter der Leitung von

Männern, die ihre Kinder, ihre Städte und ihre Länder mit dem Gewäſch dieſer böſen Rede nie anſteckten.

Eintracht und Friede, Lebensgenuß und Wonne, Frommkeit und Unſchuld, Muth und Treue, Gerechtigkeit und Liebe, Gehorſam und Weisheit verbanden Helvetiens ungleiche Männer zu einem Einzigen.

Schutzgeiſt des Landes! Vor deinem Altar kniete, ſein Dankopfer der Freyheit bringend, der arme Helvetier an der Seite des Großen und Reichen, der ſein Wohlthäter und ſein Vater war.

Aber, verhüllte dein Antlitz — traure, Prieſter der Freyheit! Deine Altäre ſind opferleer! Das Volk Helvetiens räuchert auf Altären fremder Gottheiten!

Söhne der Männer, die nur das Vaterland kannten, kennen itzt nur ſich ſelber, und werden täglich pünktlicher ob dem, was die Ehre und der Nutzen ihres Hauſes, als ob dem, was die Ehre und der Nutzen des Vaterlands iſt, welches ihr Haus gemacht und aus dem Nichts gezogen! —

Prieſter der Freyheit! Verhülle dein Antlitz! Die Völker Helvetiens opfern auf den Altären der falſchen Ehre, — ſie opfern auf den Altären des Geitzes und der Verſchwendung. —

Böſe Menſchen kläuben und wörteln ob den Rechten der Väter des Vaterlands, und eitle und engherzige Söhne der Zeitgünſtlinge im Land ſtoßen täglich unverſchämter die Söhne des Volks von ſich weg und ſagen zu ihnen: „wir haben keine Gemeinſchaft mit euch, denn wir ſind die Söhne der Könige, denen ihr dient.“ — Und unter

Helvetiens Volk und unter den Verſtoſſenen, an die der Sinn dieſer Rede gerichtet iſt, ſind Männer, deren Väter legitim auf Thronen *) ſaßen am Tage des Bundes der Freyheit. Es geſchieht ihnen Unrecht, es geſchieht ihnen großes Unrecht.

Schutzgeiſt Helvetiens! Erſcheine, erſcheine doch wieder, und ſey uns gnädig, wie du den Vätern gnädig wareſt! —

Zeige dich wieder im Wunderglanz deiner Erſcheinung am Tage des Bundes der Freyheit!

Er kommt, er kommt, der Schutzgeiſt der Freyheit! Ich ſeh ihn! Aber ſein Antlitz iſt verhüllet, ſein Auge weint, und im tiefen Trauerton ſchallet durch Berg und Thal die Warnung des Gottes, der Helvetien lieb hat.

Männer Helvetiens! Was waret ihr am Tage, als ich euerm Land Freyheit gab, und was ſuchtet ihr da zu werden?

Männer Helvetiens! Bleibet, was ihr da waret, und ſuchet nicht mehr, als ihr da ſuchet! — Ihr ſeyd nicht Söhne der Könige, Ihr Großen! und Ihr, Kinder des Landes, erkaufet wieder das Herz eurer Väter, und auch das Herz der Irrenden unter den Söhnen der Großen!, deren Ahnen ihr Dank und Liebe und Treue ſchuldig! —

Kinder des Landes, zanket nicht mit Euern Vätern!

---

*) Thron heißt in der Schweizerſprache der Sitz der erſten Magiſtratsperſon.

Erkaufet ihr Herz wieder mit Liebe und Treue und Dank und Gehorſam!

Schutzgeiſt Helvetiens, ertöne lauter! Dein Wort erſchalle durch Berg und Thal!

Männer Helvetiens! Fliehet die Zwietracht! Durch Zwietracht ſinket ihr in Tiefen von Ländern hinunter, in denen niemand kein Heimweh bekommt, in denen niemand keinen Kuhreihen ſingt. Ja, Männer Helvetiens! Durch Zwietracht ſinket ihr in die Tiefe von Ländern hinunter, in denen niemand jauchzt und jubelt, als wer Gnadenbrod ißt, und es nicht achtet, daß Schweiß und Blut daran hängt und davon hinabtrieſt.

Männer Helvetiens, große und kleine! Arbeit und Vaterlandsdienſte bauten Eure Häuſer! Weichet nicht von en Sitten eurer Ahnen und von den Pflichten eures Stands! Ewig blühen eure Häuſer nur, wenn ſie auf rbeit und Vaterlandsdienſte gegründet ſind!

Helvetiens Schutzgeiſt! Ertöne lauter und donnere Wahrheit durch Berg und Thal, daß im Buſen der Red- chen das Herz ſchlage, und Helvetiens edle Männer, n ihres Vaterlands willen, ewig gemein *) und bür- erlich bleiben!

Schutzgeiſt Helvetiens! Ertöne lauter und donnere ahrheit durch Berg und Thal, daß im Buſen der Red- hen das Herz ſchlage, und Helvetiens Männer ewig ih- Vätern treu bleiben und Dank ſagen, und in Unſchuld Einfalt anhangen!

---

*) d. i. volksthümlich und volksrein.

Schutzgeiſt Helvetiens! Ertöne lauter und donnere Wahrheit durch Berg und Thal, daß unſre Edeln ewig dem Lande treu bleiben, und dem Volke des Landes Dank haben, das ihnen Gutes gethan, wie kein König ihnen allen Gutes gethan hätte!

Schutzgeiſt des Landes! Ertöne lauter und donnere Wahrheit durch Berg und Thal, daß die Freyheit des Landes dem Volk iſt, und daß ihre Verweſer dem Land und dem Geſetz des Landes ewige Treue ſchuldig! — Donnere laut die ewige Wahrheit, daß die Freyheit aller in dem Schutz der Rechte von allen beſtehet.

Engel der Freyheit, ſchütze, ach! ſchütze den kleinen Theil Erde ewig in der Hand der Schweizer!

Schutzgeiſt des Landes! Erhalte die obern Schweizermänner ewig als Väter der niedern im Land, knüpfe immer, immer enger das Band des allgemeinen Vaterlands! Und denn erhebe uns wieder und hauche den letzten Funken des Feuers im Schweizerblut zur lodernden Flamme auf, wenn Gefahren des Vaterlands drohen und wilde Waldwaſſer gegen unſre Fluren antreiben — denn fodere den letzten Funken im Schweizerblut auf, daß wir dann nicht neutral bleiben, ſondern uns ſchlagen und ſterben fürs Vaterland!

Nachtrag von 1782.

— Ich las das Ding geſtern vier Menſchen vor.

O Gott! ſagte der erſte, und eine Zähre war in ſeinem Antlitz.

— Alte Thorheit für die Verſtorbenen, ſagte der andre, und ſchnupfte Tabak.

— Ha, dirli, dirli, dirli dum,
So gehts, und anders nicht.
Der Krug am Brunnen geht herum
So lange, bis er bricht —

Das ſagte der dritte.

— Der vierte gab dem Sänger Dirli dumms die Hand vors Maul und küßte den Mann mit der Zähre im Auge.

Nachtrag von 1814.

Vaterland!

Dein großer, dein entſcheidender Tag iſt da. Wirſt du an demſelben und für denſelben erwachen, wie deine Väter an ihrem großen, entſcheidenden Tag im Grütli wach waren? Werden deine Väter an deinem Tage gerecht und deine Söhne weiſe ſeyn, wie ihre Väter an ihrem großen, an ihrem entſcheidenden Tage gerecht und weiſe waren?!!

Nachtrag von 1815.

Lücke.

Möge ſie hinter meinem Grabe ein Mann im Geiſt dieſer Bogen ausfüllen. Was ich allein noch zu ſagen habe, iſt dieſes: daß die meiſten dieſer Bogen ſchon 1814 gedruckt worden, und alſo ihrethalben der Verdacht nicht auf mich fallen kann — daß ich den Mantel nach dem Winde hänge!!!

Nachtrag von 1820.

Es ſind wieder fünf Jahre verfloſſen und ich habe nichts Neues zu ſagen.

Ende des ſechsten Theils.

R

Peſtalozzi's

ſämmtliche Schriften.

Siebenter Band.

Mit den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers aller Reuſſen und Königs von Polen, des Königs von Preuſſen, des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der hochlöblichen Cantonsregierungen der Eidgenoſſenſchaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1 8 2 1.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meine

Nachforſchungen

über den Gang der Natur

in der

Entwiklung des Menſchengeſchlechts.

1797

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1 8 2 1.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Fortſetzung der Liſte der Unterzeichnungen.

Namen der Unterzeichner.	Betrag der Unterzeichnungen.
Baltimore (Maryland) vereinigte Staaten in Nordamerika.	
Herr Carl Morton, Studioſus . . .	1 Fr. S. W.
Baſel.	
Herr Greaves, an der Miſſionsanſtalt . .	1 – – –
Berlin.	
Herr Nicolovius, geheimer Staatsrath .	3 – – –
Florenz.	
Herr Gino Capponi, Marquis . . .	1 – – –
Frankfurt a. M.	
Herr Schloſſer, Rath und Doctor . .	1 – – –
Hamburg.	
Herr Hoffmann und Campe, Buchhändler .	4 – – –
Heriſau.	
Herr Friſchknecht, Jakob	1 – – –
Kayſerslautern.	
Herr Balbier, Schul-Direktor im Rheinkreiſe	1 – – –
Kempen (bei Wartenberg in Schleſien)	
Herr Walther, Joh., bei Hrn. von Müller	1 – – –
Kirchheim.	
Herr Bahnmeyer, Doctor	1 – – –
Langenthal.	
Herr Andriſt, Ludwig, Kaufmann . .	1 – – –
— Dennler, Friedrich, Apotheker . .	1 – – –
— Geißer Schneeberger, zum Löwen . .	1 – – –
— Gugelmann, Joh. Friedrich, Med. Doct.	1 – – –
— Hauſer, Ph. Friedrich, Handelsmann .	1 – – –
— Segeſſer, Jakob, Kaufmann . .	1 – – –
— Zumſtein, J., Inſtitut-Vorſteher .	1 – – –
Leipzig.	
Herr Kummer, Paul Gotthelf, Buchhändler	2 – – –
London.	
Herr Allen, William	1 – – –
Luſtnau (bei Tübingen.)	
Herr Riecke, Pfarrer	3 – – –
Newyork.	
Herr Grellet, Stephan	1 – – –

Namen der Unterzeichner.	Betrag der Unterzeichnungen.
Peſth.	
Herr Erdöſch, Alexander, Erzieher eines jungen Grafen Teleky	1 Ex. S. W
Potsdam.	
Frau Philippi, Maria, geb. Krumwiede .	1 - - -
Alt St. Johann. (Canton St. Gallen.)	
Herr Amann, U., Inſtrumentenmacher . .	1 - - -
Straßburg.	
Herr Hepp, G. Ph., Profeſſor extraord. der Rechte	1 - - -
Wien.	
Herr Graf Colloredo	1 - - -
— Jäk, Paſtor	1 - - -
Zürich.	
Frau Wegmann, Witwe	1 - - -

Zuſchrift

an

einen edeln Mann,

den ich aus Ehrfurcht nicht nenne,

der es aber zu fühlen vermag, daß ich Ihn, nur Ihn
im Auge hatte.

LXXX.

Zwei Männer in einem Lande ſuchten Wahrheit fürs Volk —

Der eine Hochgeboren, durchwachte ſeine Nächte, und opferte ſeine Tage dem Lande, in dem er herrſchte, Gutes zu thun. —

Er erreichte ſein Ziel —
Sein Land war durch ſeine Weisheit geſegnet —
Lob und Ehre krönten ſein Haupt —
Seine Edeln trauten auf ihn —
Und das Volk gehorchte ihm ſchweigend —
Der andere, ein Müdling *), erreichte ſein Ziel nicht;
Jede ſeiner Bemühungen ſcheiterte. —
Er diente ſeinem Lande nicht —
Unglück, Leiden und Irrthum bogen ſein Haupt,
Sie entriſſen ſeiner Wahrheit jede Kraft —
Und ſeinem Daſeyn jeden Einfluß —
Die Edeln im Land kennen ihn nicht —
Und das Volk ſpottet ſeiner. —

---

*) Müdling iſt ein Provinzialausdruck, der einen Mann bezeichnet, der in irgend einer Anſtrengung ſeines Lebens ohne Erfolg ermüdet werden.

Welcher von beiden, meinſt du, Herr! hat die Wahrheit fürs Volk wirklich gefunden?

Die Welt wird augenblicklich antworten:

Der Müdling iſt ein Träumer, und die Wahrheit iſt auf der Seite des Hochgebornen. —

— Aber dieſer urtheilte nicht alſo —

Da er von dem unabläßlichen Forſchen des Müdlings nach Wahrheit fürs Volk hörte, gieng er in ſeine Hütte und fragte ihn: was haſt du geſehen?

Da erzählte dieſer dem Edeln den Gang ſeines Lebens; und der Edle entwickelte jenem den Zuſtand vieler Verhältniſſe, die dieſer nicht kannte —

Der Müdling ließ dem Edeln Gerechtigkeit wiederfahren, und der Edle gönnte den Erfahrungen des Müdlings ſeine Aufmerkſamkeit —

Stiller Ernſt war auf der Stirne von beiden, als ſie ſchieden, und auf beider Lippen lagen die Worte: ..

— Wir meinten es beide gut —

— Und wir irrten beide. —

Die Widerſprüche, die in der menſchlichen Natur zu liegen ſcheinen, wirken vielleicht auf wenige Sterbliche ſo gewaltſam als auf einen Menſchen, deſſen Lage und Umſtände auf eine ſeltene Art zuſammentrafen, die Gefühle eines zwangloſen und ungebogenen Naturlebens mitten durch eine nicht anſpruchloſe aber äußerſt gehemmte — und in einem hohen Grad unbefriedigende Thätigkeit bis an ſein nahendes Alter lebhaft zu erhalten.

Jetzt ſitze ich endend und ermüdet nieder, und freue mich, wiewohl gekränkt, und in meinem Innerſten verwundet, des Kinderſinns, mit dem ich mich ſelbſt frage:

Was bin ich, und was iſt das Menſchengeſchlecht?

Was hab ich gethan? und was thut das Menſchengeſchlecht?

Ich will wiſſen, was der Gang meines Lebens, wie er war, aus mir gemacht hat; ich will wiſſen, was der Gang des Lebens, wie er iſt, aus dem Menſchengeſchlecht macht.

Ich will wiſſen, von was für Fundamenten mein Thun und Laſſen, und von was für Geſichtspunkten meine weſentlichſten Meinungen eigentlich ausgehen, und unter den Umſtänden, unter denen ich lebe, eigentlich ausgehen müſſen.

Ich will wiſſen, von was für Fundamenten das Thun und Laſſen meines Geſchlechts, und welchen Geſichtspunkten ſeine weſentlichſten Meinungen eigentlich ausgehen — und unter den Umſtänden, unter denen es lebt, eigentlich ausgehen müſſen.

Der Gang meiner Unterſuchung kann ſeiner Natur nach keine andere Richtung nehmen, als diejenige, die die Natur meiner individuellen Entwickelung ſelbſt gegeben; ich kann alſo in derſelben in keinem Stück von irgend einem beſtimmten philoſophiſchen Grundſatz ausgehen; ich muß ſogar von dem Punkt der Erleuchtung, auf welchem unſer Jahrhundert über dieſen Gegenſtand ſteht, keine Notiz nehmen. Ich kann und ſoll hier eigentlich nichts wiſſen, und nichts ſuchen, als die Wahrheit, die in mir ſelbſt liegt, das iſt, die einfachen Reſultate, zu welchen die Erfahrungen meines Lebens mich hingeführt haben; aber eben darum werden dieſe Nachforſchungen einem großen Theil meines Geſchlechts, einen ihrer Art und Weiſe die Sachen dieſer Welt anzuſehen, naheſtehenden Aufſchluß über ihre weſentlichſten Angelegenheiten ertheilen.

Vom Throne bis zur Leimhütte nimmt die Geſchäftswelt, wie ich, weder von der Philoſophie der Vorzeit, noch von derjenigen der Gegenwart, irgend eine Kunde; aber das Unrecht der Menſchen und ihre Thorheiten führen allenthalben eben die Erfahrungen, eben die Gefühle und eben die Leiden herbei — die meiner individuellen

Anſchauungsart der Dinge die Richtung gegeben, die ſie genommen.

Ich bin überzeugt, der größte Theil der lebenden Menſchen trägt die Fundamente meiner Wahrheit und meiner Irrthümer, mit meinen Gefühlen belebt, in ſeinem Buſen — und die Welt im Großen ſteht den Geſichtspunkten nahe, von denen meine weſentlichſten Meinungen eigentlich ausgehen. Ich bin überzeugt, meine Wahrheit iſt Volkswahrheit, und mein Irrthum iſt Volksirrthum. Das Volk ſpricht freilich die Grundſätze nicht beſtimmt ſo aus, wie ich ſie jetzt und hier ausſpreche; aber auch ich ſprach dieſelben nicht aus, da ſie ſchon längſt zu ſichern Gefühlen in mir gereift waren. Ich trug die Frage: was bin ich? Jahre lang ſchwankend im Buſen, bis mir endlich nach langem und langem Suchen folgende Sätze den Faden zu enthalten ſchienen, an welchem ich den Pfad der Natur in jeder Entwicklung des Menſchengeſchlechts mit Sicherheit nachſpüren, und ihn von ſeinem Anfang an, bis zu ſeiner Vollendung, verfolgen könnte.

Die Grundlage meiner Nachforſchungen.

Der Menſch kommt durch die Unbehülflichkeit ſeines thieriſchen Zuſtandes zu Einſichten.

Seine Einſichten führen ihn zum Erwerb.

Der Erwerb zum Beſitzſtand.

Der Beſitzſtand zum geſellſchaftlichen Zuſtand.

Der geſellſchaftliche Zuſtand zur Macht und zur Ehre.

Ehre und Macht zur Unterwerfung, zur Beherrſchung.

Unterwerfung und Beherrſchung zum Adel, zum Dienſtſtand, zur Krone.

Alle dieſe Verhältniſſe rufen einen geſetzlichen Rechtszuſtand herbey.

Das geſetzliche Recht ruft der bürgerlichen Freyheit.

Der Mangel dieſes Rechts führt die Tyranney und die Sklaverey herbey, d. i. einen Zuſtand, in welchem die Menſchen ohne gegenſeitig bildende und bindende Geſetze dennoch geſellſchaftlich vereinigt leben.

Ich folge dem Gang der Natur von einer andern Seite. Ich finde in mir ſelbſt ein Wohlwollen, bey deſſen Daſeyn Erwerb, Ehre, Eigenthum und Macht mich in meinem Innerſten veredeln, und durch deſſen Mangel alle dieſe Vorzüge meines geſellſchaftlichen Daſeyns auf Erden mich in meinem Innerſten entwürdigen.

Ich forſche der Natur dieſes Wohlwollens nach, und finde daſſelbe in ſeinem Weſen ſinnlich und thieriſch; aber ich erkenne auch eine Kraft in mir ſelbſt, daſſelbe in meinem Innerſten zu veredeln, und heiße dieſes alſo veredelte Wohlwollen Liebe. Aber auch die Liebe gefahret durch mein Lechzen nach eigener Behaglichkeit, ſich in meinem Innerſten zu verlieren; wenn dieſes geſchehen, ſo finde ich mich in mir ſelbſt verödet und als eine Waiſe: dann ſuche ich mich durch die Kraft meines Ahnungsvermögens über die Grenzen alles hier möglichen Forſchens und Wiſſens, zu der Quelle meines Daſeyns zu erheben, und bei ihr Handbietung gegen die Verödung meiner ſelbſt in mir ſelbſt und gegen alle Uebel und Schwächen meiner Natur zu ſuchen.

Ich frage mich jetzt: iſt die Reihe dieſer Vorſtellungen richtig? geht die Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts dieſen Weg? — und faßte dann jeden Hauptbegriff dieſer Sätze einzeln ins Auge.

Die Kenntniſſe, das Wiſſen des Menſchen. —

Der Menſch labet ſich an der Quelle ſeines Wiſſens mit reinem Waſſer, und wann er ſich weiter wagt, wann er die großen Wellen der ewigen Meere durchbricht, und über ihre unergründlichen Tiefen daher ſchwimmt, ſo erhebt ſich ſein Herz im ſchwellenden Buſen. Einer trinkt dann auch wohl in der Brandung am Felſengeſtad giftigen Schaum; einer wagt ſich in Untiefen, die er nicht kennt; ein anderer in den Strom, wo er Gebirge mit ſich in ſeinen Schlund reißt; ſie gehen in der Kühnheit ihrer Beſtrebungen einzeln vielſeitig dem Tod entgegen. Aber das Grab der Menſchheit, worein unſer Geſchlecht ungezählt und zu Haufen hineinſinkt, ſind die weiten Ebenen, wo eingezwungene Waſſer zum ſtehenden Sumpf werden; du findeſt in ihrem weiten Raum keine Stelle zum Trinken, keine zum Schwimmen, keine zum Baden, aber du ſinkeſt mit jedem Schritt in ihren unergründlichen Koth.

Die menſchliche Erkenntniß entſpringt aus der Unbehülflichkeit unſerer Natur in ihrer thieriſchen Freiheit, dieſe führt unſer Geſchlecht zur Vereinigung ſeiner Kräfte, und der erſte Zweck dieſer Vereinigung iſt, die Genüſſe des Lebens, die unſere Natur fordert, uns ſelber leichter, ſicherer und befriedigender verſchaffen zu können, als dieſes uns ohne Vereinigung unſerer Kräfte mit andern möglich wäre.

Der urſprüngliche Zweck des menſchlichen Wiſſens iſt ſeiner Natur nach mit dem Zweck der menſchlichen Vereinigung der nemliche; aber es iſt nichts deſto weniger gewiß, daß die geſellſchaftliche Menſchheit ſich durch ihr Wiſſen immer mehr von dieſem Zweck entfernt — daß unſere Kenntniſſe immer mehr auf einer ſchwärmenden Neigung beruhen, uns den Kopf mit fremden, uns gar nicht mehr berührenden Gegenſtänden anzufüllen. Daher eine Menge Menſchen mit den ausgebreiteſten Kenntniſſen, dennoch in ihren weſentlichſten Angelegenheiten handeln, als wenn ſie nichts wüßten, und verführt durch die Ausartung ihrer Kenntniſſe, dahin kommen, Träumer, Bettler und Schurken zu werden.

Gott ſprach zum Menſchen in Eden: du ſollt die Früchte des Baums der Erkenntniß nicht mit thieriſcher Rohheit an dich reißen — thuſt du es, ſo wird deine Erkenntniß eine unverſiegliche Quelle des Todes für dich ſeyn, wirſt du dich aber, deiner Pflicht getreu, zum ruhigen Beſchauen ſeiner Früchte erheben, ſo wirſt du glücklich leben auf Erden, ich ſelber will mit dir in deinen Gefilden wohnen. Aber der Thierſinn des Menſchen wand ſich wie eine Schlange um den Baum der Erkenntniß — und ſagte zum lüſternen Geſchlecht: warum ſollteſt du ſehen, was wahr und was gut iſt, und nicht mit aller Macht, die in deiner Hand iſt, darnach greifen? da riß ſeine thieriſche Begierlichkeit mit weibiſcher

Schwäche die verbotene Frucht von den Aeſten des Baums — jezt war ſeine Unſchuld dahin — die Schaam blieb ihm übrig — er ſuchte jezt Feigenblätter gegen die Wahrheit ſeiner Natur und ein Recht gegen ſeinen Verführer — So war es im Anfang, und ſo iſt es immer.

Erwerb.

Er entſpringt, wie die Erkenntniß, aus der Unbehülflichkeit meines Geſchlechts im Verderben ſeines Naturſtands. Dieſe führt uns durch die Vereinigung unſrer Kräfte zu den unzähligen Mitteln, Künſten, Fertigkeiten, Einrichtungen, Verträgen, Verkommniſſen und Geſetzen, durch welche wir im geſellſchaftlichen Zuſtand den Endzweck zu erzielen ſuchen, uns unter einander unſere Lebensgenüſſe leichter, ſicherer und befriedigender machen zu können.

Der Erwerb geht alſo ebenfalls von meiner Selbſtſorge aus, und ſoll mich, ſeiner Natur und ſeinem Zweck gemäß, einfach und gerade zur Befriedigung meiner ſelbſt in meinen nächſten Verhältniſſen hinführen.

Das Recht des Erwerbs ruhet daher auf dem Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung. Aber der Menſch dehnt im geſellſchaftlichen Zuſtand das Recht des Erwerbs weit über den Zweck dieſer Vereinigung aus; darum giebt der geſellſchaftliche Zuſtand dem Menſchen auch bald allgemein die verſchrobene Richtung, daß er den Zweck deſſelben nicht erzielt, wohl aber durch die Schwerfälligkeit ſeiner Anſtrengung die wonnevolle Behaglichkeit des Naturlebens in ſich ſelbſt auslöſcht, und die wohlwollende Gemüthsſtimmung ganz verliert, die das weſentliche Kennzeichen ſeiner innern Befriedigung und ſeiner Kraft iſt, ſeine Nebenmenſchen in irgend einer Sache durch ſich ſelbſt freundlich und froh befriedigen zu können.

Eigenthum — Beſitzſtand.

Sein Zweck und ſein Recht muß ebenfalls von meiner Selbſtſorge ausgehen, und mich zur Befriedigung meiner ſelbſt in meinen nächſten Verhältniſſen hinführen. Aber der geſellſchaftliche Menſch genießt dieſes Recht, und erkennt dieſen Zweck nicht; im Gegentheil das Eigenthum iſt in ſeiner Hand Pandorens Büchſe geworden, aus der alle Uebel der Erde entſprungen. Es iſt durch die Nahrung, die es der Selbſtſucht unſerer thieriſchen Natur giebt, das große Hinderniß des geſellſchaftlichen Zwecks geworden, und hat den Menſchen bald allgemein dahin gebracht, daß er daſſelbe entweder wie ein beladener Eſel auf wundem Rücken herumträgt, oder wie ein ſpielendes Kind als ein nichtiges Ding verſplittert.

Eine urſprüngliche Rechtmäßigkeit des Beſitzſtandes, oder eine Möglichkeit, den urſprünglich rechtmäßigen von dem urſprünglich unrechtmäßigen Beſitzſtand zu ſondern, vermag ich mir nicht zu denken.

Der Beſitzſtand iſt geheiliget, weil wir geſellſchaftlich vereiniget ſind — und wir ſind geſellſchaftlich vereiniget, weil der Beſitzſtand geheiliget iſt. Welchen Urſprung er auch immer gehabt habe, das geht uns weiter nichts an, wir müſſen ihn reſpektiren, weil er iſt; und größtentheils wie er iſt, oder unſere Bande alle auflöſen. — Aber wie er gebraucht wird, und wie er gebraucht werden dürfe, das geht uns unendlich viel an. Je größer das geſellſchaftliche Eigenthum, je mehr iſt es mit den Rechten vieler anderer, die auf eine nähere oder entferntere Art daran Theil haben, belaſtet, und kann folglich dem Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung nur in ſoweit ein Genüge leiſten, als die an demſelben theilnehmenden Mitnutznießer derſelben, in ihren Rechten geſichert, ſich durch daſſelbe einen befriedigenden Erſatz ihrer Naturrechte verſchaffen können. Die Beſchränkung der Nutznießung des Eigenthums muß daher nach dem Grad ſeiner Ausdehnung immer ſteigen, und nach dem Grad ſeiner Einſchränkung muß die Nutznießung immer abnehmen. Die Natur führt uns allgemein auf dieſe Bahn. Der Mann mit beſchränktem Vermögen zieht, mit gleicher Thätigkeit, und mit gleichen Kenntniſſen, Nutzen aus denſelben, dem ſich der große Reichthum nie nähern kann.

Auch ruhet dieſer Grundſatz ganz und gar nicht auf willkührlichen Vorausſetzungen, ſondern auf der Natur der geſellſchaftlichen Rechtmäßigkeit des Beſitzſtands ſelber. Wann dieſer nicht als der fortdauernde Genuß aller Folgen meiner blos thieriſchen Kraft ſoll angeſehen werden, ſo muß ſeine Benutzung nothwendig ſo weit in geſetzliche Schranken gelenkt werden, daß es dem untergeordneten Nutznießer des großen Beſitzſtands immer möglich bleibt, im geſellſchaftlichen Zuſtand durch dieſe Nutznießung diejenige Befriedigung zu finden, um deren willen er das bürgerliche Joch beruhiget am Halſe trägt. Hier ſchlägt alſo natürlich die Frage ein: was iſt in einem Staat das Verhältniß der Eigenthümer gegen die Nichteigenthümer? — Der Beſitzſtand gegen die Menſchen, die keinen

Theil an der Welt haben? — Gehört dieſen unſeren Mitmenſchen, die mit gleichen Naturrechten, wie wir geboren, uns den Beſitzern der Erde mit gleichen Anſprüchen ins Angeſicht ſehen — gehört dieſen Staatsbürgern — die jede Laſt der geſellſchaftlichen Vereinigung ſiebenfach tragen — keine ihre Natur befriedigende Stellung in unſerer Mitte? — Fürchtet euch nicht, Beſitzer der Erde — es iſt hierin wahrlich mehr um Grundſätze, als um Allmoſen, mehr um Rechtsgefühl, als um Spitäler — mehr um Selbſtſtändigkeit, als um Gnaden zu thun.

Aber wenn ich frage: kennt die Welt dieſen Grundſatz? findet der Menſch, der keinen Theil an der Welt hat, in den beſtehenden Einrichtungen der Staaten einen wirklichen Erſatz ſeiner Naturanſprüche an das Gemeinrecht der Erde? oder findet er in denſelben ſichere Bildung und Mittel, ſich dieſen Erſatz wirklich zu verſchaffen?

Wenn ich das und dergleichen frage, ſo kann ich mir nicht verhehlen — das erleuchtete Jahrhundert kennt dieſen Grundſatz nicht — je aufgeklärter unſre Zeiten werden, je weniger laſſen die Staaten ſolche Fragen an ſich kommen. Unſere Geſetzgebungen haben ſich zu einer ſolchen Höhe geſchwungen, daß es ihnen unmöglich iſt, an die Menſchen zu denken — Sie beſorgen den Staat — und machen alle Kronen glänzend — indeſſen iſt der, ſo keinen Theil an der Welt hat, zum voraus von ihnen vergeſſen — man ſteckt ihn aber unter das Militär — oder erlaubt ihm, ſich ſelber darunter zu ſtecken — zu

Zeiten macht man für ihn eine Lotterie, darin ein jeder ſein Glück mit wenigen Kreuzern probiren kann.

Gewiß iſt es, daß der große Beſitzſtand in der Welt nicht einmal in einem realen Verhältniß mit dem Kleinen belaſtet iſt, und daß man die Reichen ihre Fonds täglich mehr auf eine Art anhäufen läßt, die die Welt mit elenden, tief verdorbenen Menſchen voll macht. Auch das iſt wahr, wenn die Folgen dieſes Volksverderbens ſichtbar werden, ſo wirft man die Schuld auf diejenigen, die verdorben worden ſind, und nicht auf diejenigen, ſo ſie verdorben haben, und immer fortfahren, zu Befriedigung ihrer Selbſtſucht und ihrer Gelüſte tauſend Umſtände zu veranſtalten, einzulenken, durchſchlüpfen zu laſſen und ſogar mit Gewalt zu erzwingen, durch deren Daſeyn das Volk immer von Schlechtheit zu Schlechtheit, von Verderben zu Verderben, von Niedrigkeit zu Niedrigkeit herabſinken muß. Gewöhnlich ſieht die Schwachheit des Volks nicht, was diesfalls zu ſeinem Nachtheil geſchieht, und wenn der Fall eintritt, daß dennoch zur Sprache kommt, was diesfalls wahr iſt, ſo werfen dieſe Leute im Gefühl deſſen, was ſie im Land dürfen, ein beati possidentes zu ihrer Rechtfertigung hin und ſchicken die Klagenden mit einem — ſie ſind ſelber ſchuld — und habeant sibi vor die Thüre.

Geſellſchaftlicher Zuſtand.

Bis die Macht das Wort ausſpricht, ſie wolle, daß der geſellſchaftliche Zuſtand als ein nur auf ihrer Liſt, auf ihrer Gewalt, und auf ihrem Glück ruhender Zuſtand angeſehen werde, nimmt der Menſch allgemein an, ſie wolle, daß dieſer Zuſtand als geſellſchaftlich rechtmäßig angeſehen werde, und handelt auf der ganzen Erde, wie er ohne dieſe Vorausſetzung nicht handeln würde, und nicht handeln könnte.

Er legt mit der trägen Gutmüthigkeit ſeiner ſinnlichen Natur das Unrecht, aus welchen der Beſitzſtand und die beſtehende Gewalt entſprungen ſeyn mag, allenthalben gerne in ewige Vergeſſenheit, und begnügt ſich, mit der ſchwankenden Hoffnung, daß das fernere Beyeinanderwohnen der Staatsbürger vor Gewaltthätigkeit und Unrecht geſichert werde. Sowohl das Eigenthum als der geſellſchaftliche Zuſtand wird durch den Anſpruch an Rechtmäßigkeit, etwas, das er vorher und in ſeinem Urſprung nicht war, nemlich ein, auf einem ſtillen aber wahren Vertrag ruhender, Beſitzſtand, deſſen erſte Bedingung iſt, alles Unrecht ihres Urſprungs zu vergeſſen, aber daſſelbe für die Zukunft unmöglich zu machen. Wenn es alſo ſchon wahr iſt, daß die Staaten ſich nicht durch einen geſellſchaftlichen Vertrag gebildet, ſo iſt dennoch auch wahr, daß die Menſchen nicht ohne den Geiſt eines ſolchen Vertrags in der bürgerlichen Geſellſchaft leben, und daß Recht und Gerechtigkeit, auf welche alle Staaten ihre Einrichtungen zu gründen ſich rühmen — nichts anders ſind, als ein lautes Anerkennen des allgemeinen Beſtehens eines ſolchen Vertrags, der ihre Verwalter zu dem Weſen deſſelben, zu Recht und Gerechtigkeit, als zu ihrer Pflicht, hinlenkt.

Indeſſen ſagen die Erfahrungen aller Zeiten, daß der Mann am Platz jeden Verein zwiſchen ſich und ſeinen

Untergebenen zuerſt zu ſeinen Gunſten motiviren, ſtiliſiren, zu Zeiten auch radiren und variren läßt, und dann noch das wenige, was nach allen dieſem den Untergebenen noch dienen könnte, als der Herrſchaft läſtige Eingriffe erklärt, die als bloſſe Gnadenſachen, gar nicht nach dem Buchſtaben, ſondern nach dem Befinden der Herrſchaft erklärt werden müſſen.

Allenthalben wendet der Menſch im Beſitz der Macht alles Mögliche an, um ohne wirkliche Anerkennung des geſellſchaftlichen Rechts in der bürgerlichen Geſellſchaft doch Meiſter zu ſeyn. Die Urſachen davon liegen ſo tief in unſrer thieriſchen Natur, daß wir uns darüber gar nicht verwundern ſollen.

Alles geſellſchaftliche Unrecht iſt in ſeinem Weſen immer eine Folge des freien Spielraums, den meine thieriſche Natur im geſellſchaftlichen Zuſtand — gegen den Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung findet. Alle Maaßregeln der geſellſchaftlichen Ordnung ſind daher nichts anders, als geſellſchaftliche Einrichtungen, dieſen Spielraum meiner thieriſchen Natur, zu Gunſten des geſellſchaftlichen Zwecks, einzuſchränken; und der geſellſchaftliche Vertrag ſelber iſt nichts anders, als der ſichere Willen geſellſchaftlich vereinter Menſchen, der dieſe Einſchränkung zu Gunſten des geſellſchaftlichen Zwecks gebietet. Der Geiſt dieſes Vertrags ſoll mich ſichern, das nicht zu entbehren, was ich vermög meiner Natur im geſellſchaftlichen Zuſtand immer wollen muß, und das nicht zu leiden, was ich in demſelben nicht wollen kann.

Macht.

Die Macht kann dem Vertrauen, das die gutmüthige Schwäche meines Geſchlechts allenthalben in ſie ſetzt, als Macht nicht entſprechen. Wenn ich in ihrem Beſitz Löwenkräfte in meinen Gebeinen fühle, was ſoll mir das Recht der kleinen Thiere, und der kindiſche Wahn, ſie haben mich zum Löwen gemacht? Gehen ihre Schaaren zu Grunde, ich bin der Löwe, meine Zähne und meine Klauen ſind mein. Alſo denke ich im Beſitz der Macht, nicht weil ich ein Narr bin, oder ein Sonderling, oder ein vorzüglich ungerechter Mann, ich denke alſo, weil ich den Kopf gern in den Lüften trage, und am milden Strahl der Sonne gern der Vergangenheit und der Zukunft vergeſſe.

Aber muß ſich der Menſch der Macht in dieſem Sinne unterwerfen, muß er ihre Anſprüche, die einfache Folge ihrer thieriſchen Begierlichkeit ſind, als ſolche anerkennen?

Er thut es.

Soweit die Erde rechtlos iſt, hat ſie auch den Begriff und die Vorſtellung von ihrem Recht verloren.

Der Menſch ſieht in dieſer Lage vor dem Bild ſeines eigenen Rechts wie ein Verſchnittener vor dem Bild der Göttin, die er bedient, er hat ſie geſehen, denkt an ſich ſelber, ſchüttelt den Kopf, und geht von ihr weg, zu ſeinem Reistopf. Aber iſt eine ſolche Unterwerfung unter den Thierſinn der Macht, Pflicht der Menſchen? — Als man Jeſum Chriſtum dieſes fragte, nahm er einen Pfenning und ſagte: wes iſt das Bild und die Ueberſchrift? Sollte er mit dieſen Worten mehr geſagt haben, als der Menſch müſſe ſich, vermög ſeiner Natur, nothwendig dem unterwerfen, der Gewalt über ihn hat; ſollte er damit mehr geſagt haben, als die Pflicht der Menſchen in dieſer Lage ſeye ſeine Noth, und was Gott und ihr gutes Herz weiter aus dieſer Noth heraus zu bringen vermögen.

Einmal eine geſellſchaftliche Pflicht, das iſt eine Folge des geſellſchaftlichen Rechts, kann eine ſolche Unterwerfung nicht ſeyn. Der Menſch thut in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht einſeitig auf ſein Naturrecht Verzicht; die Macht thut es wie der Menſch — wann nun dieſe ihr Wort bricht und ihrer Seits das bluttrieſende Recht der Naturverwilderung aufſtellt, ſo tritt ſie mit dieſem Schritt unwiderſprechlich in den Naturſtand, und probirt ihre Thierkraft auſſer allen Schranken des Rechts, was ſoll dann das Volk, was iſt ſein unwillkührliches allgemeines Wollen in dieſer Lage? Im innerſten ſeines Gefühls iſt ſein Vertrag mit der Macht gebrochen, woher ſoll ihm jezt das bindende Gefühl ſeiner Pflicht kommen? durch was für Mittel muß es in ſeine Seele hineingebracht werden? Die Macht habe nicht blos Gewalt, ſondern auch ein Recht, gegen das allgemeine unwillkührliche Naturwollen des Volks. Entweder ſchüttelt das Volk beim Fühlen des allgemeinen Unrechts, wie der Verſchnittene den Kopf, oder es erwachen in ihm die lebhaften Gefühle der Selbſterhaltung.

Ein dritter Fall iſt möglich: Ein Menſch, aber nicht ein Volk, höher als ſein Geſchlecht, entweicht dem Unrecht einer ſolchen geſellſchaftlichen Zerrüttung, und ſtirbt in lauter Verehrung von Pflichten, die höher ſind als die geſellſchaftlichen, ihnen zum Zeugniß einen Tod, der wenigen Sterblichen zu ſterben vergönnt iſt. Aber die geſellſchaftliche Menſchheit iſt auf der ganzen Erde fern von dieſer Höhe; und das geſellſchaftliche Recht nimmt von ihr keine Kunde. Das menſchliche Geſchlecht theilt ſich beim Leiden des äußerſten Unrechts nur in zwei Theile; entweder greiſt es nach ſeinen Erdäpfeln, oder nach ſeiner Keule.

Das iſt nicht meine, das iſt die Meinung meiner Natur, deren hohen ewigen Gang die Meinungen der Zeit weder viel fördern noch viel hindern.

Möge deine Geſetzgebung noch ſo eine trefflich geweiſſete Wand ſeyn, möge der Thierſinn der Macht ſich hinter ihrem Blendwerk auch noch ſo menſchlich gebehrden, ewig unterwirft ſich der Menſch mit wahrem, freiem Willen nie einer Ordnung, die irgend Jemand das Recht giebt, ihm in den Verirrungen ſeines Thierſinns die Haut über die Ohren herabzuziehen. Das Verhältniß der Menſchen im Staat gegen einander, iſt ein blos thieriſches Verhältnis. Der Menſch als Geſchlecht, als Volk, unterwirſt ſich dem Staat gar nicht als ein ſittliches Weſen; er tritt nichts weniger als deswegen in die bürgerliche Geſellſchaft, damit er Gott diene und ſeinen Nächſten lieben könne. Er tritt in die bürgerliche Geſellſchaft, ſeines Lebens froh zu werden, und alles das zu genieſſen, was er als ein ſinnliches thieriſches Weſen unumgänglich genieſſen muß, um ſeine Tage froh und befriediget auf dieſer Erde zu durchleben.

Das geſellſchaftliche Recht iſt daher ganz und gar kein ſittliches Recht, ſondern eine bloſſe Modifikation des thieriſchen.

Inzwiſchen liegt der Macht freilich alles daran, daß ich ein ſittlicher Menſch ſey, und ſie nie in den Fall komme, daß mein Thierſinn ſich an dem ihrigen reibe. Sie leitet es deswegen auf der ganzen Erde dahin, dem Menſchengeſchlecht das Verhältniß zwiſchen ihr und dem Volk und zwar einſeitig als ein ſittliches Verhältniß in die Augen fallen zu machen. Aber die Neigung der Macht, ſich für ein ſittliches Verhältniß auszugeben, ändert die wahre Lage ihres Verhältniſſes gegen das Volk nicht, und wann das Perſonale der Macht dieſe Neigung, von innerer Unſittlichkeit gereizt, nur für eigenen Vortheil nähret, und ſie nur zum Dekmantel ihrer bürgerlichen Geſezloſigkeit und ihres geſellſchaftlichen Unrechts braucht, ſo thut ſie hierin nichts anders, als was der Wolf und der Fuchs, wann ſie könnten, auch thun würden, um das Schaaf und die Henne zu einem unbedingten Zutrauen zu bewegen. Indeſſen thut die Henne wohl, wenn ſie deß Nachts auf den Bäumen ſchläft, und das Schaaf, wenn es troz allem, was der Wolf ſagt, ſich an den Hirten hält.

Wahr iſt indeſſen doch auch, wann die Macht durch perſönlichen Edelmuth freiwillig, oder durch die Weisheit der Geſeze gezwungen, in den Schranken einer geſezlichen Rechtlichkeit feſt ſteht, ſo iſt ihre desfalſige Meinung, wenn ſie ſich ſchon auf Irrthum gründet, in dieſem Fall dem Staat oft ganz unſchädlich, ſie kann ihm unter gewiſſen Umſtänden ſogar vortheilhaft ſeyn. Wenn ſie aber, aus welchen Urſachen es auch immer ſeyn mag, dahin verſunken iſt — Volksdummheit und Volksſittlichkeit in ihren Begriffen mit einander zu verwechſeln, und beide als Polſter ihrer thieriſchen Behaglichkeit und als Mittel anzuſehen, ſich ſelbſt im Beſiz jedes geſellſchaftlichen Unrechts, ſo weit zu ſichern, daß ſie weder durch die Kraft der Geſeze, noch durch diejenige des Volks im Genuß derſelben beeinträchtiget werden, ſondern in Sardanapaliſcher Sorgloſigkeit jede noch ſo unrechtmäſſige Handlungsweiſe ohne irgend eine Art von ihrer Sinnlichkeit unangenehmen Folgen zu gefahren, forthin als rechtmäßig, oder wenigſtens als ſicher behaupten kann. In dieſem Fall iſt dann aber freylich die ſinnliche Neigung der Macht, ihr Verhältniß zum Volk dieſem als ein ſittliches Verhältniß in die Augen fallen zu machen, durchaus nichts anders als ein Ausdruck der Selbſtſucht ihres eignen, innern Verderbens.

Indeſſen wird ſie in jedem, ſo auch in dieſem Fall dich allemal mit der Miene der Unſchuld fragen: Wie ſollte ein Staat beſtehen können, deſſen Geſezgebung nicht auf Sittlichkeit gegründet iſt? Sie ſollte zwar freilich dieſe Frage nicht thun, um den Verirrungen ihres eigenen Thierſinns einen Anſtrich zu geben. Aber es begegnet ihr in dieſem Fall, was dem Menſchen überhaupt begegnet, wenn er ſeinen Leidenſchaften unterliegt. Sie kommt mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, und glaubt auf der einen Seite wirklich der Staat müſſe auf Sittlichkeit gegründet ſeyn, auf der andern Seite führt ſie ihre Bürger ſelber zu hundert und hundert Verhältniſſen, Umſtänden und Genüſſen, die alle Fundamente der Sittlichkeit in unſerm Geſchlecht auslöſchen, und im Gegentheil dem Thierſinn des Volks eine geſellſchaftliche Verhärtung, Schlauheit und Verwegenheit ertheilen, daß das Zwiſchenſpiel der mitten durch alle dieſe Umſtände angeprieſenen Sittlichkeit ſelbſt zu dem frommen Betrug nicht mehr dienen kann, zu dem es eigentlich beſtimmt iſt. Wenn es alſo der Macht ſchon zu verzeihen iſt, daß ſie das Verhältniß des Volks gegen ſich ſelbſt als ein ſittliches anſehe und anpreiſe, ſo darf ein Geſezgeber ſich von dieſem Irrthum nicht täuſchen laſſen, er darf weder den König, noch das Volk ſittlich glauben, und muß die Rechte und Pflichten aller Stände im Staat alſo beſtimmen; daß der allgemeine Thierſinn unſerer Natur bei dem erſten Bürger wie bei dem lezten nicht zum Nachtheil der andern in ſeiner bürgerlichen Lage Nahrung und Begünſtigung finde.

So ſehr alſo die Macht wünſcht, daß ich ein ſittlicher Menſch ſeie, ſo darf ſie es als Macht nicht von mir fordern.

Die Macht darf nur in ſoweit von mir fordern, daß ich ein ſittlicher Menſch ſeie, als ſie ſelbſt ſittlich, das iſt, als ſie nicht Macht iſt, nicht als Macht handelt. Sie darf es nur in ſoweit von mir fordern, als ſie in der Göttlichkeit ihrer Kraft lebet und wallet, nicht, daß ihr gedienet werde, ſondern daß ſie diene, und ihr Leben gebe zur Erlöſung für viele. Das iſt der Stein in der Krone der Fürſten, der ihr Recht göttlich macht.

Wo er glänzt, da kniet das Volk und begehrt kein Recht, aber wo er mangelt und falſch iſt, da hat es ein Recht nöthig.

Die Macht, als Macht, iſt auf der ganzen Erde geſezlos, und die geſezloſe Macht iſt wie das Schlagen der Wellen im Sturm, dieſe vergeht, indem ſie eine andere verſchlingt.

Wer will das Recht dieſer Wellen, dieſes Verſchlingens, dieſes Vergehens anſprechen?

Herr, verzeihe ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!

Ehre.

Wenn der Wilde in ſeine Haut wie in ein hölzernes Brett ſchneidet, wenn er ſich Farben anſtreicht, die ſchlechter ſind, als er ſelber, wenn er ſich Naſe und Ohren durchſticht, damit etwas an ihm hange, das glänzt; ſo thut er mit allen dieſem weniger, und macht ſich weniger Plage, als der Europäer zu gleichem Zweck.

Der Schmukkaſten des Otaheiten iſt von dem Schmukkaſten des Europäers nicht ſehr verſchieden, und der Beinorden des Südländers iſt mit allen Orden unſers Welttheile die nämliche Sache.

Allenthalben führt der Trieb zur Auszeichnung den thieriſchen Menſchen dahin, daß er die Schleppe ſeines Kleides und einen Ring an der Naſe mehr achtet, als ſich ſelber, und für Brandtwein, Glaskorallen und Bänder, einen jeden todtſchlägt, der dahin gekommen, um Mord und Unterdrückung ſeines Geſchlechts, durch Glaskorallen, Brandtewein und Orden anzuzetteln und bezahlen zu können.

Unterwerfung.

Der Grund der Unterwerfung iſt nichts weniger als ein unſerm Geſchlecht natürlicher Dienſtwille; es iſt keine Spur eines ſolchen Willens in unſerer thieriſchen Natur.

Der Grund der Unterwerfung iſt Selbſtſorge.

Das geſellſchaftliche Recht kann alſo die Grundſätze der Unterwerfung auf kein anderes Fundament bauen, als auf dasjenige, auf welches unſere Natur ſie ſelber gebauet hat. Auch kann die äuſere Form, in welcher der unterworfene Menſch den thieriſchen Trieben ſeiner Selbſterhaltung und Selbſtverſorgung entgegen zu ſtreben genöthiget iſt, das Weſen ſeines geſellſchaftlichen Rechts auf keine Weiſe verändern. Er ſoll durch Unterwerfung nichts weniger, als den Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung, den Erſaz ſeiner Naturanſprüche verlieren, er ſoll ihn vielmehr durch dieſelbe ſicher ſtellen. Er hat, als unterworfener Mann, vorzüglich Anſpruch an eine weiſe Organiſation des bürgerlichen Erwerbs, an geſezliche Sicherſtellung der niederen Rechte des untergeordneten Eigenthums, an geſicherte und allgemeine Volksbildungsanſtalten, an Schuz eines jeden, dem Armen möglichen Erwerbs, an geſezliche Beſchränkung des Reichen in jeder gemeinſchädlichen Benuzung ihrer Fonds.

Eine andere Frage iſt: Genießt der unterworfene Mann in den wirklich beſtehenden bürgerlichen Einrichtungen ſein geſellſchaftliches Recht? Oder iſt im Gegentheil wahr, daß die Unterwerfung in den Jahrbüchern des Menſchengeſchlechts allgemein blos als ein Zwang- und Nothſtand zum Vorſchein kommt, in welchem die Schwäche unſers Geſchlechts, von aller Sicherheit des Rechts ſoviel als geſezlich ausgeſchloſſen, und in den weſentlichſten Bedürfniſſen des Lebens beeinträchtiget, ſich in Lagen verſezt ſiehet, die ihm nicht einmal erlauben, ſein Leben anders, wenn auch nicht mühſam und elend, doch in ſeinen erſten Gefühlen gekränkt, und durch Rechtloſigkeit und Ehrloſigkeit erniedriget, zu durchſterben. Eben dieſe Jahrbücher aber ſagen dann auch, daß das Menſchengeſchlecht unter dieſen Umſtänden allgemein neidiſch, tückiſch, diebiſch, niederträchtig, untreu und verrätheriſch werde, daß ſein Innerſtes ſich gegen jede größere geſellſchaftliche Kraft, und gegen einen jeden Menſchen, der in einer geſellſchaftlich beſſern Lage iſt, empöre.

Die thieriſche Selbſtſtändigkeit, die meine Natur fordert, findet nur in der geſellſchaftlichen Selbſtſtändigkeit einen befriedigenden Erſaz.

Die Grundgefühle meiner thieriſchen Natur ſind alle wider die Unterwerfung, ſie ſtößt in ihrem Weſen an den gewaltſamen Trieb, in den Angelegenheiten meiner Selbſterhaltung unabhängig und ſelbſtſtändig zu ſeyn, oder wenigſtens mich unabhängig und ſelbſtſtändig machen zu können, und gegen das mit ſo vieler Kraft in mir liegende Mißtrauen, gegen alles, was dieſe Selbſtſtändigkeit entreiſſen oder erſchweren kann.

Das Gefühl meiner rechtloſen unſichern Lage im geſellſchaftlichen Zuſtand, tödtet alle Grundlagen des menſchlichen Geiſtes, durch welche die Veredlung der Nation allein möglich gemacht wird. Die Geſchlechter der Menſchen verſinken durch bürgerliche Erniedrigung in jedem Staat in Sümpfe hinab, in denen ſich die Schlechtheit der Menſchennatur ſo behaglich befindet als die Fröſche in der Fette des Teichs und das Schwein in der Fette der Pfütze. Dieſe Geſchlechter aber erheben ſich denn auch durch die geſellſchaftliche Selbſtſtändigkeit, in welcher ſich die bürgerliche Würde entfaltet, zu jeder Kraft und zu jeder Tugend des geſellſchaftlichen Zuſtands. Daher der Unterſchied zwiſchen dem Edelmuth des ungariſchen Adels und der Kriecherey des ᶜᶜſchen und °°ſchen; daher der Unterſchied zwiſchen einem geſetzlich geſicherten Handlungsſtand und tief erniedrigten, auch reichen Fabrikknechten, zwiſchen einem ehrenveſten bürgerlichen Arbeitſtand und ehrloſen Fabrikgeſindel; daher auch beſtimmt der Unterſchied zwiſchen den freyen Hirtenvölkern in Helvetiens Bergen und den belandvogteten Bewohnern ihrer Acker- und Weinbautreibender Thalbauern.

Beherrſchung.

Weſentlich von der Regierung verſchieden, iſt ſie eine bloſſe Folge des Privateigenthums, der Privatbedürniſſe und der Privatrechte. Die Regierung hingegen iſt eine beſtimmte Folge des allgemeinen Eigenthums, der allgemeinen Bedürfniſſe und Rechte.

Sowohl Beherrſchung als Regierung müſſen den Grund ihres Rechts beiderſeits in dem Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung ſuchen. Die Beherrſchung muß ihr Recht mehr als die Regierung auf dieſen Zweck, in ſo ferne er durch die Bedürfniſſe und Neigungen der Individuen im Staat beſtimmt wird, gründen. Die Regierung hingegen muß daſſelbe mehr als die Beherrſchung auf dieſen Zweck, in ſo ferne er durch die Abſtraktion der allgemeinen Bedürfniſſe, und des allgemeinen Willens beſtimmt iſt, gründen.

Es liegen aber ſowohl in der Natur der herrſchaftlichen, als der Regierungsrechte, ſo viele Reize gegen dieſe beiden Grundgeſichtspunkte, daß es unmöglich zu erwarten iſt, daß dieſelben den Menſchen, die im Beſiz ſowohl der einen als der andern geſellſchaftlichen Vorzüge ſtehen, von ſelbſt auffallen. Sowohl im einen als im andern Fall iſt ſeine ganz thieriſche Stellung dagegen, er faßt ſie alſo nicht.

Es iſt nicht möglich, es kann im Beſiz groſſer geſellſchaftlicher Kräfte nie mein thieriſcher Wille ſeyn, mich im Gefühl meiner Rechte durch allgemeine oder durch Privatbedürfniſſe und Neigungen eingeſchränkt und gehemmt zu ſehen.

Es kann im Beſiz der Macht nie mein thieriſcher Wille ſeyn, den Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung gegen mich ſelbſt anzuerkennen, und im Gefolg dieſer Anerkennung nicht anders als geſellſchaftlich rechtmäſſig zu regieren.

Dieſer Wille beſtehet in einem jeden Staat nur in ſoweit, als die Weisheit und Kraft der Geſetzgebung die

Anſprüche unſerer thieriſchen Natur in den Theilhabern der geſellſchaftlichen Vereinigung allgemein mildert, indem ſie die urſprünglich ungeſellſchaftliche und geſellſchaftlich unrechtmäßige Ungleichheit aller geſellſchaftlichen Kräfte, durch eine mit dem Endzweck der geſellſchaftlichen Vereinigung übereinſtimmende Organiſation des Gebrauchs derſelben rechtmäßig zu machen, und durch Vorſorge für die Menſchenrechte deren, die keinen Theil an der Welt haben, den Geiſt des geſellſchaftlichen Vertrags in ein Geſchlecht hinein zu bringen ſucht, bei welchem die Natur den Hang zu allem geſellſchaftlichen Unrecht mit ſolchem Reiz verwoben. Es iſt gewiß, der reine geſellſchaftliche Wille beſteht in einem jeden Staat nur in ſoweit, als die Geſetzgebung das ganze Wirrwarr des im namenloſen Chaos des Zufalls, wie in Mackbeths Keſſel gekochten Undings unſers Reichthums, und unſerer Armuth — unſerer Rechte und unſerer Rechtloſigkeit, unſerer Anſprüche und unſerer Niederträchtigkeiten in eine ſolche Ordnung zu bringen ſucht, die auch der Schwäche unſers Geſchlechts die Möglichkeit offen läßt — durch den geſellſchaftlichen Zuſtand wirklich geſellſchaftliche Rechte zu erhalten, und durch dieſelbe unter den Schranken der bürgerlichen Vereinigung wahre Befriedigung zu finden.

Freylich geſchiehet das alles nicht — unſere Geſetzgebungen laſſen der Hexe ihren Keſſel, und wir leben in dem Unding, das ſie uns gekocht hat — wie die Fröſche im Sumpf, unbeſorgt für die, ſo der Storch frißt. — Der alternde Welttheil hat die Grundſätze der wahren geſellſchaftlichen Ordnung wie aus dem Gedächtniß verloren.

Die Maſſe des Volks hat keinen Begriff von ſeinem geſellſchaftlichen Recht — alſo auch keinen geſellſchaftlichen Willen; und Verkleiſterungsmittel unſerer bürgerlichen Entmannung ſind weder ein Erſaz des mangelnden bürgerlichen Rechts — noch ein Fundament einer wahren geſellſchaftlichen Ordnung — und die Gewaltsordnung, die die Macht nicht für das Menſchengeſchlecht, ſondern für ihren Dienſt einrichtet, iſt noch ſchlimmer als das Unding, das uns die Hexe gekocht hat.

Indeſſen iſt das, was geſchiehet um deswillen nicht das, was geſchehen ſoll.

Der herrſchaftliche Stand iſt gar nicht durch ſeinen Urſprung, ſondern nur durch das Geſez rechtmäßig, das Geſez aber darf den Grund ſeiner Rechte weder in den Gewaltgelüſten übergroſſer Herren, noch in den demüthigen Niederträchtigkeiten überſchwacher Knechte ſuchen. Es muß ihn in dem Zweck und dem Weſen der Geſellſchaftlichen Vereinigung ſuchen. Aber die meiſten Staaten tummeln ſich in den barocken Formen des Unrechts, dem ſie die Geſtalt des Rechts und der Ordnung, wie dem Eſel die Löwenhaut über die Ohren herumziehen. Wenn wir indeſſen von Herrſchaftswegen Genüſſe und Rechte fordern, die den Zuſtand derer, die ſich um unſer Eigenthum bewerben, um unſers gröſſern Vortheils willen abhängig, ehrlos und rechtlos machen, ſo handelten wir — wenn auch die ganze Welt das gleiche thut, hierin nicht nach den Geſetzen des geſellſchaftlichen Rechts — ſondern nach denjenigen unſerer thieriſchen Selbſtſucht — und die Folgen, die dieſe Handlungsweiſe dann haben mag —

ſind in jedem Fall nicht Folgen unſerer geſellſchaftlichen Rechtlichkeit, ſondern des Gegentheils.

Geſellſchaftliches Recht.

Ich ſahe unter allen vorſtehenden Abſchnitten den entſcheidenden Einfluß meiner ſelbſtſüchtigen Natur auf das allgemeine Zugrundrichten des geſellſchaftlichen Zwecks im geſellſchaftlichen Zuſtand.

Die erſten Bedürfniſſe der geſellſchaftlichen Menſchheit rufen deswegen gebietend einer Kraft, die den Vergehungen meiner Selbſtſucht in dieſem Zuſtand allgemein und wirkſam Einhalt zu thun im Stande ſey.

In dem Gefühl dieſer Bedürfniſſe liegt der Urſprung aller geſezlichen Einrichtungen unſers Geſchlechts.

In der Uebereinſtimmung dieſer Einrichtungen mit dem geſellſchaftlichen Zweck liegt das Weſen des geſellſchaftlichen Rechts.

Im Mangel dieſer Uebereinſtimmung hingegen liegt das Weſen des geſellſchaftlichen Unrechts — oder die Quelle der Uebereinſtimmung derſelben, mit dem Gelüſten derer, die das phyſiſche Uebergewicht der Gewalt, die in ihrer Hand iſt, zum Fundament ihrer geſellſchaftlichen Einrichtungen legen und vermög ihrer Natur nicht anders können als dieſes zu thun.

Der Menſch kann und will als thieriſches Geſchöpf nicht anders als ſelbſtſüchtig handeln; er iſt in den freien Spielraum ſeiner Naturtriebe allenthalben zur Geſezloſigkeit geneigt, und lebt als Tyrann und Sklave nach den gleichen Grundtrieben ſeiner thieriſchen Gefühle; und wenn er jezt im öffentlichen Getümmel des Aufruhrs wüthet — ſo ſchlich er vorher in trügender Staatsruh der Rechtloſigkeit — wie ein ſtilles grundfreſſendes Waſſer einher.

Man muß daher das lezte Unglück des Staats nie ohne Rückſicht auf den Einfluß ihres frühern Verderbens ins Auge faſſen. Nur Betrüger und Betrogene berühren die Urſachen nicht — wenn von Wirkungen die Rede iſt.

Adel.

Meine thieriſche Natur bindet mich durch meine Ehre wie durch mein Gut an mein Kind — ich muß, vermöge derſelben, nothwendig es dahin lenken, jeden Lebensgenuß, den ich in meine Hand gebracht, in der Hand meines Kindes fortdauernd zu machen — alſo liegt Anſpruch an erbliche Ehre in dem Grundgefühl meiner thieriſchen Natur, wie der Anſpruch an erbliches Eigenthum.

Der Grad der Kultur und des Bedürfniſſes, die weſentliche Eigenheit des Beſizſtands — kurz der beſtehende Fuß aller Dinge entſcheidet an jedem Ort und in jedem Zeitalter über die Schiklichkeit oder Unſchiklichkeit eines jeden Mittels, unſer Geſchlecht dem Endzweck der geſellſchaftlichen Vereinigung näher zu bringen.

Der Adel war in der Feudalform der Vorzeit als der Mittelpunkt des allgemeinen Beſizſtands, ein Mittel zu dieſem Zweck. Es iſt wahr — das Mittel fraß den Zweck — der Adel ſtellte den Fortſchritt des Menſchengeſchlechts ſtill, wie die Prieſter — er haßte das Recht der Schwächern, inſofern es ihm entgegenſtand, wie alle

Stärke der Welt das Recht der Schwäche, das ihr ent-
gegenſieht, haßt. Er ward ſelbſtſüchtig wie die Reichen
und gewaltthätig wie die, die Gewalt haben. Aber ſein
Unrecht lag offen und ſcheinend vor den Augen der Welt.
Es ward ihm ſelbſt zur Laſt — und gerieth ihm ſelbſt
um ſchnellen Verderben — da hingegen das Unrecht der
Könige und der Großreichen, in deren Händen das Un-
echt, in deren Seelen die Irrthümer des Adels hinü-
er gegangen — ihnen nicht ſo leicht ſelber zur Laſt fal-
en, und nicht ſo leicht zum ſchnellen Verderben gereichen
erden.

Die Welt wird groſſe Mühe haben, über das Un-
echt und die Ungeſellſchaftlichkeit unſerer Souverenitäts-
nd Finanzanmaſſungen das zu gewinnen, was ſie über
es Unrecht und Ungeſellſchaftlichkeit des Feudaleinfluſſes
irklich gewann. Die Welt, die in der Feudalform der
orzeit wie in eiſernen Banden ſtill ſtand — iſt jezt durch
ie Coalition der Gewaltsrechte des Throns, mit allen
Schlüpfrigkeiten des Geldeinfluſſes zu einer Tontine ge-
acht worden, wo endlich niemand und nichts bleibt, was
iſt, und was es war.

Indeſſen hat die Handlung, die jezt auf den Trüm-
ern des Adels und durch die Finanzlücken der Höhe ihr
lmächtig gewordenes Haupt emporhebt, nirgends als in
ngland, einen in das Weſen der Regierung eingewebe-
n groſſen Geiſt, wie das Feudalſyſtem der Vorzeit ei-
n ſolchen hatte.

Jezt iſt die Welt in der Hand des Gelds, oder viel-
ehr des Geldmangels und der gefährlichen Nothhelfer

im Geldmangel, der Hoſjuden, und dieſe in der Hand des Volks, das die Schätze der Welt in der Mitte der dürren Ebenen ſeiner eigenen Volksarmuth als Hügel und Berge des Einzelnreichthums aufgethürmt. Indeſſen flattert der allgemeine Beſitzſtand des Lands, vom Boden losgemacht, wie ein verſcheuchter Vogel auf demſelben herum. Vor altem garantirte das Landeigenthum dem Staat die Treue und Anhänglichkeit des Großreichthums; der Edelmann ſaß auf ſeiner Burg wie der Adler auf ſeinem Neſt; ſeine Burg war auf Felſen gebaut und dadurch an ſein Land gekettet. Seit ein paar Jahrhunderten fangen viele Staaten an, eine Vorliebe für das herumflatternde Fluggeld der Handlung zu zeigen. Der Wahn iſt eingeriſſen, das Fluggeld trage mehr Zins ein als das angebundene, und man ſagt auch als Beleg zu der Wahrheit dieſer Anſicht: die kleinen Vögel legen mehr Eyer als die groſſen. Und das iſt auch bey den Vögeln ganz wahr, die Hühner legen mehr Eyer als die Adler; aber dann iſt auch wahr, die Handlung umwandelt oft durch Glücksſtreiche eyerlegende Hühner in hühnerfreſſende Raubthiere, in Adler; und der Staat muß die Gegenwirkung des Geldeigenthums auf das Landeigenthum, und des Landeigenthums auf das Geldeigenthum in jedem Fall genau ins Aug faſſen, wenn er irgend ein groſſes Neſt im Staat zu Gunſten eines andern zerſtören will, ſey es jetzt um das Seine in das Gold der Welt einzufaſſen, oder das Gold der Welt in demſelben zu verſplittern; ob die Zeitmacht bey irgend einem Eingriff in Geldangelegenheiten das einte oder das andere bezwecke, das iſt gleich viel; auf dem einten und auf dem andern Weg wird das Geld des Welttheils verſchwinden, und wir werden nach einigen Erfahrungen, die nahe ſind, wieder froh ſeyn, unſer Eigenthum, wie vor Alters, an Grund und Boden anzuketten. Wenn man ndeſſen die Formen der Vorzeit für den Geiſt unſrer Tage zu eng findet — ſo werfe man dennoch kein Mittel, as unſer Geſchlecht einmal wirklich weiter gebracht hat — nit unbedingter Sorgloſigkeit weg.

Der Barbar lebt nur unter der willkührlichen Gewalt geſellſchaftlich — und welche Form der Beſitzſtand auch mmer in einem Staat haben mag; ſo iſt dieſes gewiß, enn der Endzweck der geſellſchaftlichen Vereinigung in emſelben erzielt werden ſoll, ſo muß man dem Bürger n demſelben immer einen, ſeinem Eigenthum verhältniß- näßigen geſetzlichen Werth und Einfluß ertheilen.

Das Eigenthum regiert immer beſſer als der Menſch.

Ich glaube wenigſtens, es ſey nur durch den Geiſt en Geſetzen, die dieſen Geſichtspunkt zum Fundamen aben, möglich dem alternden Welttheil vor der gedoppel n Gefahr zu bewahren, in allen ſeinen Abtheilungen ntweder von den Anmaſſungen der Krone verſchlungen — er den Anmaſſungen des Sansculotiſm zerriſſen zu werden.

So lebhaft uns auch die Irrthümer und das Unrecht es Adels vor Augen ſtehen, ſo ſollen wir doch nicht ver- ſſen, daß das Eigenthum immer der Fuß unſers geſell- haftlichen Daſeyns iſt und ſeyn muß — und daß alſo der aturkampf zwiſchen dem Eigenthümer und Nichteigen- ümer, im geſellſchaftlichen Zuſtand ewig nicht aufhören ann. — Wir dürfen das alte Heiligthum des Pflugs und ſeinen ewigen Vorzug vor allem Judenweſen ohne Gefahr für die Pflanzſchule aller wahren Staatskräfte, ohne Gefahr für den Mittelſtand und den mit der Kraft des Mittelſtands innig zuſammenhangenden, allgemeinen Wohlſtand des Volks nicht aus den Augen verlieren. Man mache einen Unterſchied zwiſchen dem Recht des Adels als Eigenthümer und den Anmaſſungen dieſes Stands, die keinen Grund im Recht des Eigenthums haben; man überlaſſe die leztern dem Zahn der Zeit, der ſo kraftvoll an ihrem Irrthum nagt, und unterwerfe die erſten den Grundſäzzen, ohne welche das Eigenthum kein geſellſchaftliches Recht ſeyn kann; ſo ſcheint mir der Streit gehoben, der, indem er in unſern Tagen ohne Edelmuth und ohne groſſen geſezgeberiſchen Geiſt geführt worden iſt, nicht anders konnte, als das Wohlwollen des Menſchengeſchlechts unter einander weit mehr als es gut und nüzlich geweſen iſt, zu ſtören.

Kronrecht.

In ſeinem Urſprung ſchwankend, zwiſchen den Gefühlen des Privatrechts, oder vielmehr der Privatanmaſſungen in dem Beſiz der verhältnißmäſſigen geſellſchaftlichen Kräfte, und den Anſprüchen des öffentlichen Rechts und des öffentlichen Bedürfniſſes. Einzig durch ſeine Uebereinſtimmung mit dem geſellſchaftlichen Zweck und dem geſellſchaftlichen Recht geſellſchaftlich — und nur in ſoweit rechtmäſſig.

In der Hand der Individuen als ſolche, iſt es bloſſe thieriſche Kraft, und in ſoweit in ſeinen Wirkungen nicht bloſs wie das Eigenthum, die Macht und die Ehre, allgemeine Nahrung unſers thieriſchen Sinns und aller Verirrungen, zu welchen dieſer Sinn uns alle hinführt — ſondern die beſtimmte höchſte Stufe, das beſtimmte non plus ultra aller möglichen Attentate gegen alle Fundamente der geſellſchaftlichen Wahrheit und des geſellſchaftlichen Rechts.

Könige können Anbetung verdienen, aber es iſt gleich wahr — der Begriff des Kronrechts, als ein allgemeiner Begriff, erregt beim ſinnlichen, ſelbſtſüchtigen Menſchen eben die Gefühle, welche die Wörter Freiheit und Gleichheit beim franzöſiſchen Sansculotten erregt haben.

Freiheit.

Unſer Geſchlecht hat eine allgemeine und ſtarke Neigung in dem Genuß ſeiner Lebensanſprüche unabhängig und ſelbſtſtändig zu ſeyn. Naturfreiheit iſt Genuß dieſer Selbſtſtändigkeit in vollem Leben meiner thieriſchen Kraft. Bürgerliche Freiheit iſt Erſaz der Naturfreiheit, Beſiz geſellſchaftlicher Selbſtſtändigkeit. Das Recht der Naturfreiheit ruhet auf dem allgemeinen unwillkührlichen und unwandelbaren Gefühl des Bedürfniſſes meiner Selbſtſtändigkeit im Naturſtand.

Das Recht der bürgerlichen Freiheit ruhet auf dem eben ſo allgemeinen Gefühl des Bedürfniſſes eines Erſazzes dieſer Naturfreiheit im geſellſchaftlichen Zuſtand.

Der thieriſche Reiz dieſes Gefühls iſt eine einfache Folge der Eigenheiten der Thierart meines Geſchlechts. Ich bin vermöge deſſelben kein trauliches kraftloſes Hausthier, das unter den Füſſen eines ſtärkern ruhig gaukelt und frißt; im Gegentheil, ich gehöre vielmehr zu den gewaltſamen, unruhigen, die Sicherheit ſelbſt dem Genuſſe vorziehenden Raub- und Waldthieren. Es iſt freilich auch wahr, meine Neigung zur Selbſtſtändigkeit wird durch meine Trägheit, und mein Hang zur Sicherſtellung meines Rechts, durch denjenigen zum Genuß in mir ſelbſt geſchwächt, und es iſt unſtreitig, man kann mich durch ſichern Sinnengenuß unter allen Umſtänden zum ſchwächlichern Hausthier umbilden — aber von Natur bin ich kein ſolches, ich will ja immer lieber herrſchen als dienen.

Das Mittel zwiſchen Herrſchen, Dienen, Selbſtſtändigkeit, iſt Bedürfniß meiner Natur. Das Herrſchen iſt Bedürfniß überwiegender thieriſcher Kräfte, oder wenigſtens der Einbildung davon. Das Dienen iſt Bedürfniß verlorner oder geſchwächter thieriſcher Kräfte, oder wenigſtens der Einbildung davon. Auch gemäſſigte thieriſche Kraft ſpricht in ihrem geſunden Zuſtand Selbſtſtändigkeit an. Dieſer Anſpruch iſt in meinem Geſchlecht eine unwillkührliche Folge der Unverdorbenheit meines Bluts und des freien Spieles meiner Säfte in Hirn und Herzen. Ich verlange ſie, weil dieſes Herz in mir wie in einem Mann ſchlägt, weil dieſes Hirn nicht vom Schlag getroffen in einem ohnmächtigen bettlägrigen Kopf ſteckt — ich verlange ſie, weil mein Blut in Jünglingsfarbe meinen Geiſt in jeder Ader frei und ohne Gift nähret. Alſo beſchaffen, muß ich ſie verlangen, weil ich bin, was ich bin, und ich höre auf zu ſeyn, was ich im geſunden thieriſchen Zuſtand nothwendig bin, wenn ich aufhöre thieriſche Selbſtſtändigkeit zu verlangen.

Im bürgerlichen Leben iſt alles Thun und Laſſen des geſellſchaftlichen Menſchen ein ewiges Haſchen nach Selbſtſtändigkeit — freilich ein ohnmächtiges, und faſt immer mit der Kränkung des Fehlgreifens gebrandmarktes Haſchen. Es läßt ſich gar nicht läugnen, es gelingt ihm in dieſem Zuſtand ſelten, von Geſetzen abzuhangen, die auf dem Recht ruhen, das in ſeiner Bruſt ſchlägt, und das er ſich ſelber gegeben.

Bald hängt er allgemein von der Willkühr der Gewalt, die immer nur darnach trachtet, unſer Geſchlecht auf den Ruinen ſeiner zertrümmerten Selbſtſtändigkeit, als ein neugeſchaffenes, menſchheitloſes und menſchheitleeres Weſen — blos zu regieren, demſelben alle Kraft und alles Recht ſeiner Natur zu rauben, und dann wenn dieſes geſchehen, in ihm die alſo erniedrigte Menſchheit zu beglücken und zu begnaden.

Armes Geſchlecht, das höchſte Ziel deiner Geſetzgebung geht dahin, dich entwürdigt zu füttern, und der alternde Welttheil lobt ſeine Weisheit, wenn du von dieſem Futter nur fett wirſt.

Tyranney.

Tyranney iſt Kränkung meiner Selbſtſtändigkeit ohne und wider den geſellſchaftlichen Zweck. Es giebt eine barbariſche und eine civiliſirte Tyranney. Unter der barbariſchen blute, unter der civiliſirten ſchmachte ich; ihr Weſen iſt in beiden Fällen das nämliche, Gebrauch der Macht ohne Reſpekt für ihre Beſtandtheile, und ohne Rückſicht auf ihren Zweck. Sie ruhet allgemein auf dem Thierſinn meiner Natur, der im Vollgefühl unverhältnißmäſſiger Kräfte nicht anders kann, als die Schwäche meines Geſchlechts zu erniedrigen und mißbrauchen.

Sie iſt nichts anders als die Unterdrückung des bürgerlichen Rechts durch die Naturfreiheit der Macht.

Wer dieſe Unterdrückung leiden muß iſt Sklav.

Wer ſie nicht leiden muß iſt frei.

Wer ſie leiden macht iſt Tyrann.

Wer ſie leiden machen kann, kann Tyrann ſeyn.

Wer das nicht kann, kann nicht Tyrann ſeyn.

Völker, deren Fürſten nicht Tyrannen ſeyn können, haben ein Recht.

Völker, deren Fürſten Tyrannen ſeyn können, haben kein Recht,

Fürſten, die Tyrannen ſeyn können, und nicht ſind, ſind Engel oder Schatten.

Der Anſpruch an Tyranney iſt nicht Bosheit, er iſt Menſchennatur, Nur der Schaafskopf ſpricht ſie nicht an wenn er kann. Der wahrhaft Reine, Tugendhafte freilich auch nicht — aber es iſt von reiner Tugend nicht die Rede, wenn man vom geſellſchaftlichen Recht und von der öffentlichen Einrichtung des bürgerlichen Verhältniſſes als ſolchen ſpricht,

Aufruhr.

Das Wimmern des Menſchengeſchlechts unter dem Druck des geſellſchaftlichen Unrechts — und der geſezloſen Gewalt, iſt nicht Aufruhr. Auch lauter Tadel der öffentlichen Unordnung, iſt an ſich nicht Aufruhr. Das Streden des Menſchengeſchlechts, die Maasregeln der öffentlichen Ordnung und des geſellſchaftlichen Rechts, wo ſie mangeln, einzuführen, und wo ſie geſchwächt ſind, zu ſtärken — dieſes Streben liegt im Innerſten meiner unentwürdigten Natur — jedes Volk, dem es mangelt, iſt in tiefe niedere Schlechtheit verſenkt worden. Hin biſt du, Name Vaterland! wenn dieſes Streben in der Bruſt deiner Bürger todt iſt! deine entwürdigten Söhne ſind nicht mehr Staatsbürger, ſie ſind in der Erniedrigung eines verdorbenen Staatsdienſts als Bürger zu Grund gegangen, und als Menſchen iſt jede gute Kraft, die ſie noch zu beſitzen vermögen, auſſer allen Einfluß auf den Volksſegen, auf das Wohl des Vaterlands geworfen, folglich für ſie als Bürger zu einer todten Kraft geworden.

Selbſt du, meine Menſchlichkeit biſt hin, wenn ich, ohne Intereſſe für das öffentliche Recht, und ohne Abneigung gegen das öffentliche Unrecht und gegen ſeine Quelle, die willkührliche Gewalt, in der bürgerlichen Geſellſchaft lebe. Aber wie kann man das Intereſſe für die Angelegenheiten des Vaterlands bei den Individuen im Land alſo lebhaft werden laſſen, und dabei den Staat auf jeden Fall vor Aufruhr ſicher ſtellen?

Alſo fragt ein Zeitalter — das nie einfach und gerade hin recht thun — aber ſich bei allem Nichtrechtthun ſelber beſtens geſichert wiſſen will.

Ich weiß auf dieſe Frage, wie ſie geſtellt iſt keine Antwort. Ich weiß gegen die Ausartung keiner einzigen menſchlichen Kraft, und keiner einzigen menſchlichen Tugend auf jeden Fall Mittel. Aber das weiß ich doch, daß keine Kraft und keine Tugend in meiner Seele deswegen ausgelöſcht werden ſoll, damit ſie nicht ausarten könne, und daß die lebendige Anhänglichkeit des Bürgers an das Recht ſeines Landes, eben ſo wenig zu einer Kraftloſigkeit, in der ſie gar kein geſellſchaftliches Uebel mehr veranlaſſen könne, verſenkt werden darf. Gewiß iſt wenigſtens, um dem Aufruhr vorzubeugen, muß ich doch nicht die menſchliche Seele ändern, daß ſie zu allen Phantaſien der Willkühr, und zu allen Unflath der Rechtloſigkeit paſſe.

Wenn aber eine Regierung aus Gründen, die ſie nicht protokollirt, die Grundfrage des bürgerlichen Rechts und der bürgerlichen Selbſtſtändigkeit nicht mehr will, oder nicht mehr darf, an ſich kommen laſſen, dann bleibt gegen den Aufruhr, das iſt, gegen die beim Volke unter dieſen Umſtänden nothwendig erwachenden lebhaften Gefühle von der Unſicherheit und Unrechtmäſſigkeit ihrer Lage, freilich kein Mittel übrig, als der Gebrauch phyſiſcher Kraft, ratio ultima regum — und dieſes wirket dann auch ſo viel ſicherer, wenn man im Fall iſt, mit ganz verſtockter Stille zu Werke zu gehen, das aber weis ich freilich dann auch nicht, wie dieſes auf jeden Fall möglich iſt, ohne das Volk noch ſchlechter zu machen, als es durch den Aufruhr ſelber kaum hätte werden können.

Wenn ich indeſſen ſchon zweifle, ob die Lage der Umſtände, unter denen der Menſch zum Giftmiſchen gereizt werden kann, denen vorzuziehen ſei, durch die wir gereizt werden, mit Kains Keule zu morden, ſo billige ich das Todtſchlagen mit der Keule ſo wenig als das Giftmiſchen.

Und wenn ich ſchon zweiße, ob das Volk durch den Aufruhr ſchlechter werde, als durch politiſche Täuſchung, ſo billige ich den Aufruhr ſo wenig, als die falſche Gewaltthätigkeit der Staatskunſt. Das Verderben des geſellſchaftlichen Zuſtandes führet uns offenbar zu zwei Extremen, die unſer Geſchlecht auf ungleichen Wegen, aber beiderſeits gleich zu Grund richten, und dieſe ſind Ruchloſigkeit und Erſchlaffung. Wir dürfen aber, um der Gefahren willen, welche die Ruchloſigkeit und ihr äußerſtes Verderben der Aufruhr, über unſer Geſchlecht bringt, diejenigen nicht verkennen, welche die bürgerliche Erſchlaffung im geſellſchaftlichen Zuſtande veranlaßt. Und wenn auch mein Zeitalter, durch Umſtände verführt, der letzten allgemein das Wort redet, oder wenigſtens über ſie hinſchlüpft, wie über glühendes Eiſen, ich werde es nie thun. Sie iſt gänzlicher Mangel des Glaubens an bürgerliche Tugend, gänzliche Gleichgültigkeit für das Weſen des geſellſchaftlichen Rechts. Wer durch ſie entwürdigt iſt, verachtet ſich elber, und haſſet den, der es nicht thut.

Wenn vom Recht die Rede iſt, ſo ſpricht er, wir ha- en ja zu eſſen und zu trinken, und ſchöne Häuſer; wenn om Volk die Rede iſt, ſo fragt er; was iſt das? Das Menſchengeſchlecht, meynt er, ſei die Geldkiſte, Freiheit, lles was einträgt, und alles was wohlthut, Sklaverei, lles was koſtet und alles was wehthut.

Mein Geſchlecht verbindet in dieſem Zuſtand die ekel- aſteſte Großſprecherei mit der tiefſten Niederträchtigkeit. elaſtet mit Fluch des bürgerlichen Jochs, ohne bürger- che Kraft, entblößt von irgend einem ſtärkenden Gefühl einer befriedigenden Selbſtſtändigkeit, tanzt es dann, den Ring an der Naſe, ums Brod, bückt ſich, kniet und purzelt vor dem Mann, der es dieſen Dienſttanz mit dem Prügel in der Hand gelehrt hat. Der Menſch trägt in dieſem Zuſtand nicht einmal die Kraft und die Ruhe des ſtärkern Viehs in ſeiner Bruſt, das Herzklopfen des Schwächſten wird dann ſein Theil. Von jedem Reitz gelockt, und von jeder Drohung geſchreckt, meint er dann, alles, was er thut, ſei Sünde, und thut doch alles, was er meynt, das Sünde ſei. Er iſt ohne Wohlwollen gegen ſein eigen Geſchlecht; wenn von der Noth ſeiner Kinder die Rede iſt, ſo ſagt er, ſorgen ſie auch, ich habe auch müſſen ſorgen, und eben ſo wenig rührt ihn die Nachwelt, ſein Geſchlecht und ſein Volk.

Die Frage, ob der Menſch durch eine ſolche Erſchlaffung nicht ſchlechter werden könne, als durch den Aufruhr, iſt alſo, ſo Gott will, keine verfängliche Frage.

Staatsrecht.

Es ahndete mir jetzt, alle Wonne des Lebens ſcheitere an den öffentlichen Einrichtungen des geſellſchaftlichen Zuſtands, ich mußte mich fragen: was iſt das Staatsrecht? aber unwillkührlich ſtand mir Göthes Lied vor der Seele:

Edel ſei der Menſch,
Hülfreich und gut,
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Vor allen Weſen
Die wir kennen.

Heil den Unbekannten
Höhern Weſen
Die wir ahnden,
Ihr Beiſpiel lehr uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Iſt die Natur.
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böſe und Gute;
Und dem Verbrecher
Glänzet wie dem Beſten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Sturm,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg
Vorübereilend
Und ergreifend
Einen um den andern.

Auch das Glük
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch des kahlen
Alten ſchuldigen Scheitel.

Nach ewigen ehrnen
Groſſen Geſetzen
Müſſen wir alle
Unſeres Daſeyns
Kreiſe vollenden,

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche;
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet,
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unſterblichen
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Groſſen,
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Menſch
Sei hülfreich und gut,
Unverändert ſchaffe er
Das nützliche Rechte,
Sei nur ein Beiſpiel
Jenes geahndeten Weſen.

Warum ſteht dieſes Bild meiner Natur vor meiner Seele, wenn ich mich frage, was iſt das Staatsrecht? Iſt es, weil wir alle nach ewig ehernen, groſſen Geſetzen unſers Daſeyns Kreiſe vollenden, alſo kein Recht, folglich auch kein Staatsrecht ſtatt hat. Oder iſt es, weil jedes Recht meines Geſchlechts, folglich auch das Staatsrecht, weſentlich dahin wirken ſoll, das, was den Menſchen von allen Weſen, die wir kennen, unterſcheidet, in ihm ſeiner möglichſten Entwicklung näher zu bringen. Unſtreitig würde die Staatskunſt, wenn ſie ſich die Entwicklung der menſchlichen Kräfte als ihre Beſtimmung vorſetzte, mehr leiſten, als die Welt bis jetzt von ihr empfangen zu haben ſcheint. Aber kann ſie ſich dieſen Zweck vorſetzen, würde ſie durch Anerkennung derſelben in der Hand der Gewalt, in der ſie immer ſeyn muß, dadurch das Menſchengeſchlecht nicht mehr verhunzen, als ſelbiges durch alle Noth und den unſäglichen Drang, zu welchen es ihre Fundament- und Rechtloſigkeit ſeit einem Jahrhundert hingeführt hat, wirklich verhunzt worden iſt?

Aber ich wollte mit dieſer Frage: was iſt das Staatsrecht? eigentlich nicht ſo viel wiſſen; ſie war eine bloße Folge der Ahnung: alle wahre, alle gegründete, alle meine Ruhe ſichernde Wonne des Lebens ſcheitere an den öffentlichen Einrichtungen des geſellſchaftlichen Zuſtands, und wollte in Verbindung mit den Gefühlen, welche die Gegenſtände, die ich bis jetzt ins Auge faßte, in mir rege gemacht, eigentlich ſo viel ſagen. Iſt die Staatskunſt geſellſchaftlich rechtmäſſig, wenn der Menſch in und zu ihrem Dienſt, durch ſein Wiſſen und ſeine Kenntniſſe zum Träumer, zum Schurken und zum Bettler gemacht wird. Wenn das Eigenthum in ſeiner Hand, vorzöglich durch ihre Einmiſchung in und zu ihrem Dienſt zu Pandorens Büchſe wird, aus der alle Uebel ſich über die Erde verbreiten.

Hat ſie ein Recht gegen das allgemeine unwillkührliche

Naturwollen des Volks, und gegen den Geiſt des geſellſchaftlichen Vertrags, der auf dieſem Naturwollen ruht. Hat ſie ein Recht, den geſellſchaftlichen Zuſtand auf die Liſt, die Gewalt und den Betrug der Macht zu gründen — Iſt ſie geſellſchaftlich rechtmäſſig, wenn ſie ſelber die Auswahl der Bürger durch die Verirrungen der Ehre bis dahin entmenſchlichet, daß dieſe ihr eigen Geſchlecht auf den Wink eines jeden todtſchlagen, der ſo weit gekommen, über Glaskorallen, Brandtewein, Liqueurs, Edelſteine und Ordensbänder disponiren zu können? Darf ſie meinem Geſchlecht durch Unterwerfung den Erſatz ſeiner Naturanſprüche entreiſſen, und für den herrſchenden Stand dieſen Erſatz in Genüſſe verwandeln, die ihn zu aller Sinnlichkeit und zu aller Gewaltthätigkeit des Naturlebens herabwürdigen müſſen? Darf ſie die Unverdorbenheit meines Bluts, und das freie Spiel meiner Säfte in Hirn und Herz mir zu Grund richten, und wider meinen Willen und wider mein Recht mich dahin bringen, daß dieſes Herz in mir nicht mehr wie in einem Manne ſchlägt; daß dieſes Hirn wie vom Schlage getroffen, in meinem ohnmächtigen Kopfe ſtockt, und mein Blut in Todesfarbe umwandelt, in jeder Ader vergiftet dahin flieſſe? Iſt ſie geſellſchaftlich rechtmäſſig, wenn ſie mein Geſchlecht dahin erniedrigt, ſich ſelber als ein bloſſes Mittel den Thierſinn der Macht zu befriedigen und allmählig zu verfeinern, anzuſehen? Iſt ſie geſellſchaftlich rechtmäſſig, wenn ſie mein Geſchlecht durch Rechtloſigkeit und Ehrloſigkeit zum Geſindel macht? und zur Erhaltung der Staatsruhe die Leiber und Seelen der Menſchen dahin entnervt, daß ſie zu allen Phantaſien der willkührlichen Gewalt, und zu allem Unflat der Rechtloſigkeit paſſen? Hat ſie ein Recht, das Ebenmaas der bürgerlichen Stände aufzuheben, welches beſtehen muß, wenn die Menſchen nicht in einem ewigen Krieg miteinander ſich ſelber auffreſſen, oder zu einer ſolchen bürgerlichen Erſchlaffung verſinken ſollen, daß es denn ſelber einem Duc d'Alba keine Freude machen könnte, daſſelbe noch ferner zu drücken? Iſt ſie geſellſchaftlich rechtmäſſig, wenn ſie die Privatangelegenheiten ihrer Günſtlinge, die Ausſchweifungen der Staatsehre, die Staatshoffarth, die Staatseitelkeit und die Staatsgemächlichkeit eine Richtung nehmen läßt, die, indem ſie bei dem Perſonale der Menſchen, die auf die Sitten des Landes den größten Einfluß haben, Anmaſſungen, Bedürfniſſe und Gelüſte erzeugt, die, da ſie mit dem wirklichen Fundament des Staats kein Verhältniß haben, dahin wirken müſſen, der arbeitenden und erwerbenden Klaſſe der Bürger die Gewohnheiten, Sitten und Lebensart, und ſelber den bürgerlichen Spielraum zu rauben, der weſentlich iſt, ſie im Stand zu erhalten, die geſellſchaftlichen Rechte und Vorzüge, die ſie von ihren Vätern geerbt, ihren Kindern, nicht als ein bloſſes Schattenwerk, ſondern wirklich zu hinterlaſſen? Ich gehe weiter. —

Wohlwollen.

Harmloſe Behaglichkeit iſt die Mutter meines bloß thieriſchen Wohlwollens.

Du findeſt daſſelbe beim unmündigen Kind und beim behaglichen Wilden, wie beim Hirten, der ſeine Weiden nicht verzinſet, und mit ſeinen Nachbarn nicht marktet, du findeſt es allenthalben wo der Sinnengenuß des Menſchen erquickend und leicht iſt.

Aber ſo wie es Anſtrengung erfordert, ſo wie er durch Sorgen und Angſt unterbrochen, ſo wie er mit Gefahr und Kränkung begleitet iſt, ſo wie meine thieriſche Natur ſeine harmloſe Befriedigung mehr findet, alſo mindert ſich dieſes Wohlwollen in derſelben. So wie das Kind das Uebel empfindet, ſo wie es weint, ſo wie es leidet und margelt, alſo mindert ſich bei ihm dieſe thieriſche Quelle ſeines Wohlwollens, ſeine Harmloſigkeit. Alſo auch beim Wilden, ſo wie ihm Behaglichkeit mangelt, ſo wie ſeine Sonne nicht mild iſt, ſo wie er ſich des vergangenen Uebels erinnert, das zukünftige fürchtet, und vom gegenwärtigen leidet, alſo mindert ſich ſein Wohlwollen.

Da wo ſeine Haut vom Froſt erſtarrt, und er beſchneites Moos mit ſeinem magern Rennthier theilt, da wird er falſch und hart wie der Bauer, der den unbezahlten Pflug auf rohem Land treibt, und der mühſelig lebende Bürger. Auch der Hirt, wenn er hinter magerm Vieh auf dürren Haiden flucht, und jeden Zuber Milch hinter Schloß und Riegel verwahrt, iſt ohne dieſes Wohlwollen. Es verliert ſich allenthalben da, wo der Sinnengenuß meiner Natur für mein Geſchlecht mühſam iſt und Anſtrengung fordert: und dieſes iſt bald auf der ganzen weiten Erde der Fall, nur ſelten gönnt ein ewiger Frühling den flötenden Hirten einen immerwährenden Scherz mit ſeinen Heerden und mit ſeinem Geſchlecht.

Aber es iſt für den geſellſchaftlichen Menſchen wirklich gut, daß es ſo iſt, das Menſchengeſchlecht bildet ſich durch eben die Hemmungen, durch welche ſein thieriſches Wohlwollen verloren geht, und es iſt für dieſe Ausbildung weſentlich wichtig, daß der Boden, den er baut, Geld ko-[illegible] ſich ſonnen, [illegible] es für Weib und Kind Milch bekommt von der Kuh, die nicht ſein iſt, und Brod von dem Acker, den er für einen fremden Mann bauet. Dennoch iſt behagliche Wonne das allgemeine Ziel meines thieriſchen und meines geſellſchaftlichen Daſeyns auf Erden.

Alle Kunſt des Eigenthums iſt nichts anders, als das Streben meines Geſchlechts, die Behaglichkeit der ganzen Erde auf den Flek zuſammen zu bringen, auf dem ein jeder lebt.

Alle Kunſt des Staats iſt nichts anders, als das Streben meines Geſchlechts, die Behaglichkeit der ganzen Erde auf den Fleck zuſammen zu bringen, auf welchem die Menſchen leben, für die er wirklich ſorgt, ſeyen dieſe jezt, welche ſie wollen; ſeyen es nur ſeine Lieblinge oder auch die Nothleidenden unter den Seinigen; ſeyen es wenige Auserwählte oder alle, die ein Recht auf ſeine Vorſorge haben. — Alle Kunſt des Staats iſt in jedem Fall nichts anders als die Folge des Strebens meines Geſchlechts, die Behaglichkeit der ganzen Erde auf den Fleck zuſammenzubringen, auf dem diejenigen leben, für die er wirklich ſorgt.

Der Menſch ſezt, ſo wie ihm dies gelingt, ſich ſelbſt in eben die Lage, in welcher der harmloſe Südländer die Gutmüthigkeit mit ſich ins Grab trägt, die die belaſteten Völker nur mit ſich auf die Welt bringen, und der Staat thut, inſoweit er ſeine Bürger in eine harmloſe Lage ſezt, in Rückſicht auf diejenigen, die er alſo ſezt, die nämliche Sache. Das Wohlwollen der Paläſte iſt daher im allgemeinen nichts anders, als die Wirkung einer ſolchen Südſeeluft und einer ſolchen Südſeefülle.

Zürnet nicht, gute Töchter von Menſchen, deren Amtleute hart ſind, wenn ich die Liebe zu eurem Papagey und zu eurer Tante für nichts anders erkläre. Wenn ihr mitten in Genüſſen, die auf dem Unrecht vollendeter Staatsverhärtung ruhen, wie die ſchuldloſen Südländerinnen, empfindet, ſo iſt euer Wohlwollen nichts anders, als der Selbſtbetrug der thieriſchen Neigung zur harmloſen Behaglichkeit, die auch den roheſten Mann dahin bringt, daß es ihm lieb iſt, wenn ohne ſeiner Abbruch andre Leute auch eſſen, trinken und ſchlafen können.

Dieſe Neigung zur Behaglichkeit iſt die allgemeine Triebfeder unſers thieriſchen Daſeyns. Du dankeſt ihr deine Betriebſamkeit, aber wenn du aus Unbetriebſamkeit verfauleſt, ſo geſchiehet es aus gleicher Neigung. Um ihretwillen biſt du barmherzig, aber auch um ihretwillen zerfleiſcheſt du unſer Geſchlecht. Um ihretwillen frohneſt du der Meinung des Volks, aber auch um ihretwillen höhneſt du das Urtheil deines Geſchlechts. Um ihretwillen baueſt du der Ehre Altäre, und um ihretwillen gründeſt du den Siz der Thronen auf die Ehrloſigkeit des Menſchengeſchlechts. Um ihretwillen erſcheinſt du unter deinem Geſchlecht gern als geprieſene Mutter der Gnaden; aber auch um ihretwillen zertrittſt du das Recht deines Geſchlechts. Sie iſt es, die zum Heldenſinn der Freiheit erhebt; aber ſie iſt es auch, was dich jedes Joch der Knechtſchaft zu ertragen gewöhnt.

Liebe.

Wenn der Menſch in aller Gedankenloſigkeit ſeiner ſinnlichen Natur ſein Daſeyn an der Sonne verträumt, und in allem Nebel ſeines Thierſinns, mit ſeinem ſchweifenden irrenden Wiſſen weit von ſich weg fliegt, die Noth der Seinen bricht ihm doch das Herz, er wirft die Afterkrone ſeines Wiſſens zu ihren Füſſen, und liegt ſeiner Wirthſchaft ob, ihr Leben zu retten.

Wenn vom ewigen Reiben des Eigenthums ſeine Hand hart wird wie ein Stahl, wie der Fuß des ſchwerfälligſten Thiers; das Sinnengefühl ſeiner thieriſchen Theilnehmung erhält ihm dennoch ſein Herz noch weich. Der Mann, der an ſeinem Pult für die Ordnung eines Kreuzers unerbittlich iſt, giebt dem Elenden unter ſeiner Thüre ungezähltes Geld.

Wenn du im Beſiz der Macht mit unermeßlichem Thierſinn den Nacken der Völker unter deinem Fuß fühlſt, dieſer Sinnengenuß hält dich zurück, daß du mit deiner Ferſe weniger hart auftrittſt auf den Nacken der liegenden Völker. Und wenn dir der Athem faſt ſtille ſteht, vor dem Gefühle der Ehre, und du das Blut und den Hohn der Unſchuld nicht achteſt, damit ein Weichling dir lächle, und tauſend Narren deinen Namen nennen, dieſes Sinnengefühl bringt dich zu dir ſelber; daß das Lächeln des Schwächlings dir den Mord der Unſchuld und den Hohn des Elends weniger vergütet, und die tauſende, die deinen

Namen kennen, dir nicht mehr werth ſind, um ihretwillen mit dir ſelber im Streit, und ein Schurke zu ſeyn vor deinem eigenen innern Richter.

Das thut die Liebe in der Hülle des thieriſchen Wohlwollens, aus dem ſie entkeimt. Noch iſt ſie nicht Liebe! — ſie iſt es nur, wenn ſie ſich zum Götterſinn einer zuverläſſigen Treue zu erheben vermag. Aber wo findeſt du dieſen Götterſinn der zuverläſſigen Treue? — Ich habe ſie auf Erden geſucht und nirgend anders gefunden als gepfropft auf Gehorſam und Furcht. Zeitalter! ich danke es dir nicht, auch ich warf in deinen Fluthen Zwang und Furcht als ein läſtiges Gewand weg, wie deine Jünglinge alle. Die Nachwelt wird ſie wieder ſuchen, die heilige Furcht und den frommen Gehorſam, auf dem ſo menſchliche Früchte gedeihen.

Sie weilen nicht ewig auf dem Stamm, dem ſie entkeimten. Wenn dem Menſchen auf Weisheit gegründete Furcht und auf Liebe ruhender Gehorſam, zur zweiten Natur geworden, ſo finden die gereiften Früchte an dem Stamm, dem ſie entkeimet, keine Nahrung mehr, und das groſſe Werk, das der Menſch in ſich ſelbſt erſchaft, ſeine zuverläſſige Treue wird dann frei.

So allgemein das thieriſche Wohlwollen, ſo ſelten iſt die Liebe. Wo du ſie ſuchſt, da findeſt du Untreue, und wo du einen Menſchen treu glaubſt, da findeſt du ihn kraftlos.

Aber der Trug des Wohlwollens, und die Lügen ſeiner Schwächen ſind noch verachtenswürdiger als die Kraft des liebloſen Mannes.

Die Armſeligkeit des thieriſchen Wohlwollens untergräbt alle Fundamente des geſellſchaftlichen Lebens, ſeine Schwäche iſt gedankenlos und fahrläſſig, jeder Erwerb entſchlüpft der ohnmächtigen Hand, die es mit der ganzen Welt wohl meint. Undank überlebt den armſeligen Mann, dieſer hat von jeher das gedankenloſe Wohlwollen mit Verachtung bezahlt; auch endet der Menſch dieſe Laufbahn ſo oft damit, daß er entweder ein Narr wird, oder ein Menſchenfeind.

Selber die Macht geht durch den Trug dieſes Wohlwollens zu Grund, ſie kann nicht anders, ihr Weſen ruhet auf kraftvoller Erhaltung ihrer thieriſchen Stellung. Auf die Liebe macht ſie zwar ſelten Anſpruch, aber ihre Neigung zur Behaglichkeit reizt ſie zuweilen, auch dem Sinnengenuß des harmloſen Wohlwollens zu gelüſten, dann verdirbt ſie ſich ſelber; eben ſo die Ehre. Schande iſt die ewige Gefährtin aller blos thieriſchen Harmloſigkeit.

Religion.

Das kühnſte Wagſtück deiner Natur, o unbegreiflicher Menſch, die Erhebung deines Ahndungsvermögens über die Grenzen alles hier möglichen Forſchens und Wiſſens — auch dieſes iſt in ſeinem Urſprung ein Kind deiner thieriſchen Neigung zur Behaglichkeit.

Kronen und Scepter, den Göttern gleich werden, ſitzen auf Thronen, weder hungern noch dürſten, weder Froſt noch Hitze dulden, mit erwünſchten Leuten ſchmauſen, alle dieſe Bilder zeigen, daß ſie aus dem Hirn deiner nach Harmloſigkeit ſchmachtenden Natur entſprungen ſind.

Aber ſei mir auch in aller Schwäche deines Urſprungs, ſei mir auch im Lallen deiner kindlichen Selbſtſucht ehrwürdig, göttliche, weit angebetete Mutter meines Geſchlechts.

Wenn ich dich in der Hülle deines Entſtehens für thieriſch erkläre, ſo ſetze ich das Ziel deiner Vollendung gar nicht in die Grenzen der Hülle deines Entſtehens.

Ich achte das Innere deines Weſens für göttlich, wie das innere Weſen meiner Natur; aber wie dieſes in meinem thieriſchen Leib ruhet, und aus dem Moder ſeines Todes entkeimt, ſo entkeimſt und walleſt auch du in meinem thieriſchen Leib, und in dem Moder ſeines Todes.

Wenn der Menſch einen Baum oder eine Blume pflanzet, ſo gräbt er die Erde um, er legt Miſt an die Wurzeln und deckt ſie wieder mit Erde. Was thut er mit allem dieſem für das innere Weſen des Baums und der Blume?

Der Stoff, durch den ſich jeder Keim entwickelt, iſt in der ganzen Natur unendlich geringer an Werth, als der Keim ſelber.

Darum ſeyd meine Richter, ihr freundlichen Guten, die ihr in der Weihe des himmliſchen Funkens göttlicher lebet als unſer Geſchlecht. Seid meine Richter, verdunkle ich damit der Sonne Licht, wenn ich ſage, alle Wärme der Erde entkeimt aus dem Boden dieſer Erde; oder wenn ich ſage, der Säugling müſſe nach thieriſchen Geſetzen entwöhnt werden, behaupte ich damit, es gebe gar kein ſittliches Geſetz in meiner Natur?

Nenne es Abtödtung, nenne es Wiedergeburt dieſes kühne Wagſtück deiner Natur, dieſen salto mortale auſſer dich ſelbſt, in ſofern du nur ſinnliche Natur biſt.

Es iſt die höchſte Anſtrengung deines ganzen Weſens, den Geiſt herrſchen zu machen über das Fleiſch, eine in meiner Natur lebende beſſere Kraft, die ſelbſt mein thieriſches Weſen entflammt, gegen mich ſelbſt, und meine Hand aufhebt, zu einem unbegreiflichen Kampf.

Der Menſch findet in ſeiner Natur keine Beruhigung, bis er das Recht ſeiner thieriſchen Sinnlichkeit in ſich ſelbſt verdammt hat, gegen ſich ſelbſt, und gegen ſein ganzes Geſchlecht. Aber er ſcheint die Kraft nicht zu beſitzen, dieſem Bedürfniß ſeines Weſens ein Genüge zu leiſten. Die ganze Macht ſeiner ganzen thieriſchen Natur ſträubt ſich gegen dieſen ihr ſo ſchrecklichen Schritt. Aber er ſetzt die Kraft ſeines Willens der Macht ſeiner Natur entgegen.

Er will einen Gott fürchten, damit er Recht thun könne; er will einen Gott fürchten, damit der Thierſinn ſeiner Natur, den er an ſich ſelber verachtet, ihn nicht länger in ſeinem Innerſten entwürdige. Er fühlt, was er in dieſer Rückſicht kann, und macht ſich nun das, was er kann, zum Geſetz deſſen, was er ſoll. Dieſem Geſetz, das er ſich ſelber giebt, unterworfen, unterſcheidet er ſich vor allen Weſen, die wir kennen.

Ihm allein mangelt die Schuldloſigkeit des Inſtinkts, durch deſſen Genuß das Vieh beruhiget, auf dem Punkt bleibt, den dieſer ihm anweißt.

Er allein vermag es nicht, auf dieſem Punkt ſtehen zu bleiben, er muß ſich entweder über denſelben erheben, oder unter denſelben verſinken. Er hat eine Kraft, getrennt vom Inſtinkt, Ueberlegung und Gedanken in ſich ſelbſt wollen zu laſſen, auch gegen den Inſtinkt.

Er hat eine Kraft, in ſich ſelbſt den Gedanken herrſchen zu laſſen über den Inſtinkt. Er kann aber im Gebrauch dieſer Kraft von dem gedoppelten Geſichtspunkt, entweder deſſen, was er ſoll, oder deſſen, was er gelüſtet, ausgehen.

Wenn er im Gebrauch derſelben von dem letzten ausgeht, ſo führt ſie ihn dahin, ohne alle Aufmerkſamkeit auf den Trug und das Unrecht ſeiner thieriſchen Natur zu handeln, ſie führt ihn auf die Höhe des Tempels, zeigt ihm alle Reiche der Welt, und liſpelt ihm zu, das alles iſt dein, wenn du nur willſt.

Dann lebt der Menſch im Glauben an das Wort ſeiner thieriſchen Selbſtſucht, unter ſeinem Geſchlecht ein Verderber. Sein Auge glühet gegen den Mann, der ſeyn will was Er iſt, auf ſeiner Lippe iſt Hohn gegen die Wahrheit, und gegen das Recht ſeines Geſchlechts, er liebt die Trägheit, die Gewaltthätigkeit, die Galeeren, die Monopole, die Chikane, den Eigenſinn, und die geſellſchaftliche Kraft des Eigenſinns, die willkührliche Gewalt. — Wenn er aber im Gebrauch dieſer Kraft von dem ausgeht, was er ſoll, ſo führt ſie ihn zu einer Gemüthsſtimmung, in der der Trug und das Unrecht, die Trägheit, die Gewaltthätigkeit, die Galeeren, die Chikane, die Monopole, der Eigenſinn und die willkührliche Gewalt von ihm verachtet werden, in der er tief fühlend, mit der ganzen Fülle ſeines Weſens ſtrebend nach dem Beſten, Edelſten, das er zu erkennen vermag, nur innere Vollkommenheit ſucht und nichts anders.

Und es iſt in der Weihe dieſes Strebens, daß er ſeine Traumkraft über die Grenzen der ſinnlichen Wahrnehmung erhebe, damit er finde das Bild eines Gottes, das ihm Kraft gebe, gegen den Thierſinn ſeiner Natur. Sollte der Menſch dieſes nicht thun, ſollte er die Handbietung ſeiner ſinnlichen Natur, ſollte er ſein Ahndungsvermögen, über die Grenzen alles hier möglichen Wiſſens, nicht benutzen? Sollte er der Wahrheit um der Wahrheit, und dem Recht um des Rechts willen getreu ſeyn? Fordre das nicht von ihm, bis ers kann, und denke nicht, daß ers könne, ſo lange er ein Thier iſt, und eben ſo wenig, daß er anders als thieriſch dahin gebracht werden könne, ein Menſch ſeyn zu wollen.

Störe alſo das Werk deiner Natur, die thieriſche Einlenkung in das Gebiet der Sittlichkeit nicht durch die Anmaſſungen deines Thierſinns ſelber. Hätte der Menſch die ſinnliche thieriſche Ahndung einer Hoffnung über das Grab nicht, ſo wäre Recht und Wahrheit von der Erde verbannt, es würde ſichs dem thieriſchen Menſchen um der Seifenblaſe einer nichtigen Meinung willen nicht lohnen, ſich aus Wahrheit und Recht, wie er ſolche in dieſem Zuſtand zu erkennen vermöchte, vieles zu machen.

Alſo ſei mir heilig, kühnſtes Wageſtück meiner Natur, Erhebung meiner Traumkraft über ihre thieriſchen Grenzen, du erhältſt die Schaamröthe im Leib meines Todes, du erzeugeſt die Thränen des reuenden Sünders, des kämpfenden Beters mächtige Kraft; des hohen Dulders ſich opfernden Sinn, der Demuth nie ermüdete Weisheit, und der Selbſtverläugnung menſchenändernde Tugend.

Holde Mutter meines Geſchlechts, wenn der Schwindelgeiſt meiner Natur ſich in ſeinem Wiſſen und Nichtwiſſen blähet, ich knie vor deinem Altar, und der Dunſt meines Kopfs weichet vor meiner Ahndung, wenn die bleierne Laſt meines nichtigen Daſeyns mich Himmel und Erde und mich ſelber vergeſſen macht; ich knie vor deinem Altar und vergeſſe Himmel und Erde und mich ſelber nicht mehr. Wenn das Joch des Eigenthums meinen Nacken beugt, und ich im Wühlen ſeines Koths gegen die Wahrheit kalt, und gegen das Recht hart werde, wenn auch die Liebe durch mein Lechzen nach eigner Behaglichkeit dahingeht, und mir jezt ſogar auch die armſelige Kraft des thieriſchen Wohlwollens in meinem Innerſten mangelt, wenn nun mein Auge zum Schuz meiner Höhle glühet, wie das Auge des Tigers; wenn im Sinnengenuß der Eitelkeit mir der Athem faſt ſtill ſteht vor dem tiefen Gefühl der Ehre, und ich im Beſiz der Macht die Menſchen, die mich umſchwärmen, wie das Licht trauliche Mücken, verbrenne. Kurz, wenn ich in den Verirrungen des Wiſſens, der Macht, der Ehre und ſelber der Liebe, auch den lezten Funken der Menſchlichkeit in meinem Innerſten verloren, wenn Nacht und Tod mich umgiebt, und ſelber das Leben keinen Werth für mich hat, weil ich ſeiner nicht werth bin; was iſt Wahrheit und was iſt Recht für mich in dieſem Zuſtand?

Es ſind Worte, die noch im Trugſinn meines Thierſinns glänzen, wie die Sterne am Himmel. Aber ſie leiden weder mein Gehen noch mein Stehen, weder mein Liegen noch mein Auſſtehen.

Ohne der Gottesfurcht ſinnliche Handbietung iſt Wahrheit und Recht meinem Geſchlecht nur Täuſchung und Schein.

Entwürdige ich damit das Heiligthum meiner Natur? Ich meine nein! Wie bei der Treue und dem frommen Gehorſam die Früchte der Gottesfurcht nicht mehr an dem Stamm, dem ſie entkeimen, angeheftet bleiben; Engel tragen ſie dann in heiligen Händen.

Alles Aeußere der Religion iſt innigſt mit meiner thieriſchen Natur verwoben.

Ihr Weſen allein iſt göttlich.

Ihr Aeußeres iſt nur gottesdienſtlich.

Ihr Weſen aber iſt nichts anders, als das innere Urtheil meiner ſelbſt von der Wahrheit und dem Weſen meiner ſelbſt. Es iſt nichts anders als der göttliche Funken meiner Natur und meiner Kraft, mich ſelbſt in mir ſelbſt zu richten, zu verdammen und loszuſprechen.

Das Aeuſſere der Religion iſt jede in die Sinne fallende Wartung und Pflege dieſes Funkens.

Die Wahrheit der Religion iſt die Uebereinſtimmung dieſer Wartung mit ihrem Weſen.

Offenbarung: jede Führung zu irgend einer Wartung dieſes Funkens, die ſich meiner Vorſtellungskraft, als von höhern Weſen herrührend, dargethan hat.

Glaube, eine auf reiner Neigung zu innerer Vervollkommnung ruhende Vorliebe für die Wahrheit von Geſchichten, Meinungen und Lebensregeln, die ſich meiner

Vorſtellungskraft als von höhern Weſen herrührend dargethan haben.

Andacht; jede an ſolche Geſchichten, Meinungen, Lebensregeln angekettete Erhebung meiner Seele, die zum Zweck hat, den Reiz meiner thieriſchen Sinnlichkeit durch die Kraft dieſer Vorſtellungen zu ſchwächen.

Alle äußere Folgen der Erhebung meiner Traumkraft über ihre thieriſchen Grenzen, Gebet, Andacht, Glauben u. ſ. w. ſind an ſich nicht göttlich, ſondern nur gottesdienſtlich, und vermöge ihres Urſprungs mit ſinnlichen Vorſtellungen und thieriſchen Begierden innigſt verwoben, alſo in ihrem Weſen allgemeine Nahrung meines thieriſchen Sinns, und aller Verirrungen, zu welchen dieſer Sinn uns alle hinführt. Deswegen auch die Erfahrungen aller Zeiten und aller Welttheile laut ſagen, die Religionen geben dem Menſchengeſchlecht allgemein die verſchobene Richtung, daß ihre Wirkungen, wie die Wirkungen des Eigenthums, der Macht und der Ehre, in den Jahrbüchern der Welt, faſt immer nur als ſchaudernde Denkmäler unſers kalten, ſelbſtſüchtigen, und blutdürſtigen Thierſinns, und aller Liſt, alles Betrugs, und aller Windbeutelei derſelben zum Vorſchein kommen.

Es iſt nichts anders möglich, wo immer dein Geiſt, ehe er vom innern Weſen der Religion geheiligt iſt, an irgend einem Bild deiner Traumkraft verweilet, da findeſt du im Bild deines Gottes das Bild deiner ſelbſt.

Biſt du dann dumm, dein Gott lohnt die Dummheit mit dem ewigen Leben, und den Menſchenverſtand mit der ewigen Verdammniß.

Biſt du ein Tyrann, dein Gott kennt keine Tugend als Unterthänigkeit, und ſeine Engel bücken ſich vor ſeinem Thron, wie deine Sklaven vor dir.

Biſt du gefräſſig, du legeſt die Fette der Stiere auf den Altar deines Gottes, und deine Knechte machen das Recht deines Bratens zur ° ° ° des Menſchengeſchlechts.

Verſchobener Menſchenverſtand macht ſich dann zum Lehrer des Volks:

Es iſt dieſem dann nicht genug, daß man blos unwiſſend ſei:

Bloſſe Unwiſſenheit läßt dem Menſchenſinn noch Spielraum.

Es erfordert dann Hörſäle, Akademien, Edikte, Seminare und militäriſche Gewalt, den verworfenen Menſchenverſtand gehörig, ſicher und allgemein zu verſchieben.

Die Guillotine des Wahns wird dann nothwendig, Menſchenfreſſer braten dir dann dein Herz, und ſcalpiren dir deinen innern Schädel.

Beklage dich nicht, ohne das könnte die Macht die Welt nicht mit den Prieſtern theilen, und dein König könnte nicht an einen Gott glauben, der die Wahrheit ſo ſchwachköpfig fürchtet, und das Recht ſo ſtarrköpfig haſſet wie er.

Ohne das würde die Menſchheit ihr groſſes Verderben nicht auf den Thronen vergöttern, und den vergötterten Elenden noch edler und reiner finden als ſeinen oberſten Prieſter, deſſen Veſtalin dem Schönſten aller Schönen an einem ſchmuzigen Kreuz liebäugelt, und deſſen

Mönche die erſten Grundſätze des geſellſchaftlichen Rechts für Verbrechen der beleidigten Majeſtät erklären.

Bild des Menſchen,

wie es ſich meiner Individualität vor Augen ſtellt.

Ich ſehe den Menſchen in ſeiner Höhle, er wandelt in derſelben als ein Raub jeder Naturkraft dahin, das ſtärkere Thier zerreißt ihn, das ſchwächere vergiftet ihn: die Sonne trocknet ſeine Quelle auf, der Regen füllet ſeine Höhle mit Schlamm; Flüſſe durchfreſſen den Damm ſeiner Wohnung, und er findet in ſandigen Ebenen ſein Grab; die Gluth der Winde wehet ihn blind; das Gift der Sümpfe raubt ihm ſeinen Athem, und wenn er drei Tage keinen Fiſch und keine Ratte findet, ſo ſtirbt er.

Dennoch erhält er unter allen Himmelsſtrichen ſein Daſeyn, und ſiegt allenthalben über alle Uebel der Erde.

Sein Leichtſinn iſt unausſprechlich, wo ihm Nichts mangelt, da ſchläft er, wo er nichts fürchtet, da ſonnet er ſich, wo er ſich nicht ſonnet, da geht er auf Raub aus.

Allenthalben trieft er von dem Blut ſeines Geſchlechts, er ſchützt ſeine Höhle wie ein Tyger, und tödtet ſein eigen Geſchlecht, er ſpricht die Gränzen der Erde als ſein an, er thut unter der Sonne was er will.

Er kennt kein Recht, er kennt keinen Herrn; ſein Wille iſt ſein einziges Geſetz, und von der Sünde fragt er, was iſt ſie?

Aber wie ſehr ſie ihn auch reizt, die bluttriefende Freiheit der Erde, er kann ſie nicht tragen, er erſchlaft unter dem ſonnigten Palmbaum: wo er Ueberfluß findet, da tödtet ihn eine Mücke, wo er Mangel leidet, da tödtet ihn ſelber ſein Jngrimm.

Jn allen Lagen ſehnet er ſich nach einem beſſern Recht, als nach dem Recht ſeiner Keule.

Jn allen Lagen wird er müde des Kriegs mit ſeinem Geſchlecht; in allen Lagen ſehnet er ſich nach der Vereinigung mit den Menſchen, die er mordet.

Aber trotzend und furchtſam wagt er unter dem eiſernen Norden Jahrtauſende den Schritt nicht, gefroren wie ſeine Erde iſt ihm ſein Herz in ſeinem Buſen erſtarrt, ehe er ein Menſch iſt, und unter der glühenden Sonne verzehrt ſich ſein Hirn, in der Wuth ob dem Unrecht und ob dem Elend wieder, ehe er ein Menſch iſt.

Auch unter dem mildeſten Himmel fürchtet er ſein eigen Geſchlecht, fliehet vor dem Mann, der jenſeits des Gebürgs lebt, und tödtet den Fremden, vor deſſen Volk er ſich fürchtet.

Dennoch bietet er ſeinem Geſchlecht unter einem ſolchen Himmel früher die Hände.

Jn der Harmonie der höchſten thieriſchen Befriedigung iſt größere Ruhe in ſeinem Geiſt, als wo die Natur ihn erſchöpft, und leicht preiß giebt.

Schüchtern, aber nicht wild, geht er unter einem milden Himmel aus ſeiner Höhle, ein Stein iſt ihm zu ſchwer, ein Aſt iſt ihm zu hoch, er fühlt; wenn noch ein Menſch bei mir wäre, ich höbe den Stein, ich pflückte den Aſt;

jetzt ſieht er einen Mann neben dem Stein, unter dem Aſt; es drängt ihn ein Gefühl wie der Hunger und der mächtige Durſt; er muß zu dem Manne neben dem Stein und unter dem Aſt; jetzt ſteht er neben dem Mann, in ſeinem Auge ſtrahlt ein Blick, der noch nie darin ſtrahlte, es iſt der Gedanke, wir können uns dienen; im Auge des Nachbars ſtrahlt der nämliche Blick; ihre Buſen wallen, ſie fühlen, was ſie noch nie fühlten; ihre Hände ſchlingen ſich in einander, ſie heben den Stein, ſie pflücken den Aſt; jetzt lachen ſie ein Lachen das ſie noch nie lachten; ſie fühlen was ſie vereinigt vermögen.

Sie genießen ihre Erkenntniß, ihre Kraft wächſt mit ihrer Erkenntniß, ihr Genuß mit ihrer Kraft, die Zeichen ihrer Vereinigung vermehren ſich, der Laut ihres Mundes wird Sprache.

Sie reden.

Jetzt iſt es geſchehen, wie das Meer am Felſengeſtade, alſo findet die bluttriefende Freiheit meines Geſchlechts am Wort des Menſchen ihr Ziel.

Denn öde war ſie und wüſte, ehe der Hauch ſeines Mundes, ehe das Wort des Menſchen über die Erde ſchwebte.

Aber mit dem Hauch ſeines Mundes baut der Menſch ſeinen Welttheil, und mit ſeinem Wort bauet er ſich ſelber.

Er iſt ſtumm, er iſt ein Vieh.

Er redet, er iſt ein Menſch geworden.

Unkunde und Mißtrauen, Mangel und Furcht verlieren jetzt ihre entſetzliche Allmacht, und ihr grimmiges Allrecht.

Der Menſch erkennt jezt in ſeinem Wort den Grund ſeines Rechts und den Grund ſeiner Pflicht.

Er hat jezt der bluttriefenden Freiheit ſeiner Natur entſagt, gegen ſich ſelbſt, und gegen ſein ganzes Geſchlecht.

Er iſt durch ſein Wort Menſch geworden, dem Geſez unterworfen, das in ihm ſelbſt liegt, und das er ſich ſelber gegeben.

Darum macht er auch alles aus ſeinem Wort, er will, daß es ewiglich lebe, er gräbt es in ſteinerne Tafeln, er gießt es in ewiges Erz, und Barden preiſen in hohen Geſängen das Recht, das er ſich ſelber gegeben, und das ſein Recht iſt und keines andern.

Aber wie? die Freiheit meiner Natur war alſo bluttriefend, ehe ſie ein Recht kannte, ich war ein Vieh, ehe ich redete? Unkunde und Mißtrauen giengen auf dieſer Erde der Liebe, dem Zutrauen, der Erkenntniß vor, wie Dorn und Diſtel der angebauten und gedüngten Feldfrucht, und ein grimmiges Thierrecht befleckte die Erde, ehe Menſchentreue und Menſchenrechte ſie wieder mit ihren Opfern verſöhnte?

Alſo iſt es nicht wahr, daß der Urmenſch friedlich lebte auf Erden, es iſt nicht wahr, daß er die Erde ohne Gewalt, ohne Unrecht, und ohne Blut vertheilt hat; es iſt nicht wahr, daß der Urſprung des Meins und des Deins in meinem Gefühle der Billigkeit und des Rechts zu ſuchen iſt.

Es iſt im Gegentheil wahr, das Menſchengeſchlecht theilte die Erde, ehe es ſich auf ihr vereinigte, der Menſch riß an ſich, ehe er etwas hatte, er frevelte, ehe er arbeitete, er richtete zu Grunde, ehe er etwas hervorbrachte, er unterdrückte, ehe er verſorgte, er mordete, ehe er antwortete, der Hauch ſeines Mundes athmete Wortbruch, ehe der Laut eines Worts auf ſeiner Zunge gebildet, ein Recht verlangte.

Ich war thieriſch verdorben, ehe ich menſchlich gebildet wurde, die Zeit meiner thieriſchen Unſchuld gieng wie ein Augenblick vorüber, mein thieriſches Verderben war plötzlich da, und dauerte lange, und ich ſchmiegte mich nur durch das Elend ſeiner Folgen gebeugt, ins Joch des bildenden geſellſchaftlichen Lebens.

Aber es iſt geſchehen, aller Koth der Erde hat nun ſeinen Herrn, rühre ihn nicht an, wenn er nicht dein iſt; der Vogel in der Luft und der Fiſch im Waſſer hat ſeinen Meiſter; wenn du ſchon dürſteſt, wälze den Stein nicht von der Quelle, die nicht dein iſt; wenn du ſchon hungerſt, reiß keine Frucht von dem Baum; brich keine Aehre ab vom Halme; erlege das Wild nicht, das dir aufſtößt.

Sie werden dich würgen — ſchaudere nicht, du haſt dich ſelber dem Geſetz unterworfen; und die Erde wäre wüſte geblieben, ein Wohnſitz der Thiere; und dein Geſchlecht das unbehülflichſte in der ganzen Wildniß, wenn du es nicht gethan hätteſt.

Aber du haſt es gethan, nun wird deine Höhle ein Haus; dein Haus trennt dich von der Erde, bindet dich an das Deinige, und das Deinige vereiniget dich wieder mit deinem ganzen Geſchlecht. Du biſt jetzt Eigenthümer; du dehneſt deine Sorge aus über Geliebte und Mitarbeiter; du ſorgeſt über dein Grab hinaus, dein Sohn iſt dein Erbe, dein Bruder ſchüzt deine Wittwe, und dein Freund erzieht dein unmündiges Kind. Was haſt du verloren?

Du findeſt auf Millionen Wegen Mittel, durch Anſtrengung, Ordnung und Kenntniſſe mit der Würde des Rechts, das du dir ſelber gegeben, menſchlich zu benutzen, was du thieriſch ungenuzt lieſſeſt.

Auf unüberſehbaren Haiden wachſen im freien Gemiſch namenloſe Pflanzen; du tödteſt ſie alle, und baueſt auf den unabſehbaren Haiden ein nüzliches Korn.

Du ſchlägſt die Krone der Berge, und baueſt auf ihren Hügeln einen einzigen Strauch.

Du thürmeſt dein Geſchlecht auf einander wie Wind und Welle nichtigen Sand. Völker wohnen aufeinander wie Heeringe in einer Bucht und Ameiſen auf einem handbreiten Haufen. Du ſchlieſſeſt Nationen mit einem Riegel ein. Am Morgen öfnet ſich ein Thor, und eine Welt durchwallet die Erde, du ſprichſt zu dem Abgrund, reiß du den Sand, der Jahrtauſende dein Eigenthum war, nicht ferner vom Ufer.

Du pflanzeſt das Waſſerrohr in dürren Haiden und die Sonnenröthe des Grapps in der Tiefe der Sümpfe.

Du miſſeſt die Kreiſe der Sterne, und irrſt in dem Schatten der Welten in tauſend Jahren um keine Stunde.

Einer bauet eine Strecke des Landes auf der hunderte wohnen könnten, ein anderer nährt ſich auf einem Raum, der kaum etwas gröſſer iſt als ſeine Grabſtätte.

Ein Mann redet ein Wort, und die Erzeugniſſe der

Welttheile wechſeln ſich wie die Erzeugniſſe nachbarlicher Gärten.

Ein Handzug mangelt, und tauſende zittern für ihr Leben, das Brod der Menge hängt an dieſem Handzug.

Der Menſch iſt ein hohes Wunder im chaotiſchen Dunkel der unerforſchten Natur.

In einem ewigen Wechſel tödtet er ſein Glück durch den Anſpruch an ſein Recht, und ſein Recht durch den Anſpruch an ſein Glück. So geht er elend und rechtlos dahin, und trägt die Schuld ſeiner Erſchöpfung in ſich ſelber. Auf der Richtſtätte blutet ein Weib edler und gröſſer als das Geſchlecht, unter dem ſie lebte. In der Verbannung fühlt ſich ein Bettler höher als ſein König, der ihm ſagte: weich du! und ihn nicht hörte.

Ein entwürdigter Mann nähret Menſchenverachtung in ſeinem Buſen, trotzet dem Irrthum, und reizt den Verläumder, daß er noch mehr auf ihn ſchmähe.

Der Hohn ſeines Stolzes entwürdigt ihn ſelber, und macht des Verläumders Lügen in ſeinem Innerſten zur Wahrheit.

Indeſſen weint die jungfräuliche Röthe eines betenden Weibs über ein kränkendes Wort, das ihren Lippen entſchlüpft, ſie ſchlägt ihre Augen nieder vor dem Mann, den weder die Wohnſtuben noch das Blut an ſie bindet. Ein angebetetes Weib dienet in dunkler Vergeſſenheit einem verworfenen Mann, und die Bosheit des Elenden vermag nicht die Ruhe ihrer Lippen zu wandeln — Was iſt das? —

Völker verzeihen einem Mann, der die Gefühle der

Menſchlichkeit in den Einwohnern des Landes auslöſcht, wie ſie in ihm ausgelöſcht ſind, ſie verzeihen einem Mann, der ihre Söhne dem Tod weihet, und ihre Töchter der Entehrung, einem Mann, der die Rechte ihrer Städte und ihrer Dörfer der Büberek preis gab; einem Mann, der das Vaterland zu einer Wüſte, ihre Häuſer zu Brandſtätten, und ihre Gärten zu Einöden gemacht hat.

Hier folgen Nationen wie gehörnte Stiere einem Kinde, das ſie an einem Zwirnsfaden führt, und verſprützen ihr Blut für jeden Einfall des unmündigen Kinds oder ſeiner Amme. Hier erſticken Völker in der windigen Leerheit der Macht wie Mücken im luftleeren Raum, dort erſticken ſie im Ueberfluß ihrer eigenen Kraft, wie Bienen im überflieſſenden Honig. Ein Mann wird ein Narr und redet Unſinn wie ihn die Erde noch nie gehört hat, Völker fallen vor ihm auf die Knie, bauen ihm Altäre und werden fromm, gehorſam, arbeitſam und menſchlich bei der Anbetung eines Kalbs oder des Teufels. Legionen Buben lauren in den Wohnungen der Gerechtigkeit wie hungrige Kazen vor den Löchern der Mäuſe, und mein Geſchlecht wird in Jahrhunderten nicht müde, ſich von ihnen freſſen zu laſſen.

Aber wie will ich den Faden finden, von dem dieſes Gewinde von Elend und Wohlſtand, von Weisheit und Thorheit, von Wahnſinn und groſſer Erhebung des Geiſtes ausgeht.

Der Menſch iſt ſchon in ſeiner Höhle nicht gleich; unter dem Dach, hinter Riegel und Wänden wächſt dieſe Ungleichheit mächtig, und wenn er zu hunderten und tauſenden zuſammen ſteht, ſo iſt er gezwungen, ob er will oder nicht will, er muß zu dem Starken ſagen, ſei du mein Schild, zu dem Liſtigen, ſei du mein Führer, und zu dem Reichen, ſei du mein Erhalter.

Das iſt der Urſprung der Macht, der tief in unſerer Natur liegt; und ſich auf das weſentliche Bedürfniß der Entwicklung des ganzen Geſchlechts gründet. Aber freylich auch wie der Strom, der innert Geſetzen, die Dämme und Schleuſſen ihm auflegen, Länder wäſſert und ſegnet; aber wenn er, Dämme und Schleuſſen zerreiſſend, auſſer ſeine Ufer tritt, dieſe Gegenden auch wieder verheert. Die Macht und alle ihre Folgen ſind heilig, wenn der Mann, der ſie in der Hand hat, das Recht ſeines Geſchlechts anerkennt und ihm treu iſt.

Es iſt nicht die Macht, es iſt der Menſch, der ſie in ſeiner Hand hat oder frevelnd den Mann irrleitet, in deſſen Hand ſie gelegt iſt — der Menſch iſt ſchuld an dem Verderben unſers Geſchlechts. Die Macht und alle ihre Folgen ſind in der Hand des Manns heilig und ſegnend, der dem Geſez ſeines Geſchlechts, das in ſeiner Bruſt ſchlägt, getreu iſt, ſo lange ſein Wort ein biederes Wort iſt und ſeine Treue unbeweglich, wie die unbeweglichen Sterne.

Aber wenn der Menſch ſich nicht zum Götterſinn der Treue zu erheben vermag, wenn ſein Wort ein Rohr iſt, das der Wind bewegt, wenn er ſich im Beſitz der Macht nicht höher fühlt, als das Geſchlecht, deſſen Recht in ſeiner Hand iſt, wenn er untreu iſt wie der Menſch, deſſen Schwäche auch ihm zu Leid geht, ſo zertrümmert er, mit der Kraft, die in ſeiner Hand liegt, das Recht des Menſchengeſchlechts, das aber nicht ſein Recht iſt, und düngt mit dem Blut der Menſchen, denen er nicht Wort hält, und kein Recht läßt, die Erde, die er verwüſtet.

Aber auch im Kampf der Lügen und des Unrechts bildet ſich unſer Geſchlecht, und erhebt ſich zum Gefühl jeder Würde, und zum Beſitz jeder Kraft, die in ſeiner Natur liegt.

Alſo gehe ruhig im Kampf der Wahrheit und des Rechts, zittre nicht bei dem Siege der Lügen, lerne den Unwerth des Thierſinns deines Geſchlechts nur deſto tiefer kennen, je mehr er über Recht und Wahrheit gewinnt, und wenn du in den Banden der Rechtloſigkeit gefangen liegſt, wie eine Mücke in den Banden der mordenden Spinne, ſo lerne zu ſterben, damit du Menſch bleiben, und deinem Geſchlecht dienen könneſt.

Es iſt geſchehen, in der Weihe der Thierkraft, die die entheiligte Macht angebetet, iſt der Erdkreis verwildert.

Die ſinnloſe Untreue der Macht, hat die Gefühle der Selbſterhaltung unter der verdorbenen Menge rege gemacht, jetzt greift das raſende Volk der ſchuldigen Macht an die Kehle.

Alle Stricke ſind aufgelöſt, die vormals die Macht banden, daß ſie bei dem Sirenengeſang aller Reitze zur Untreue und zum Wortbruch nicht ſo leicht ihren guten Sinn und Denk verlieren konnte.

Das Elend des alternden Welttheils iſt unabſehbar. Nach ewigen, ehrnen, unwandelbaren Geſetzen lenkt ſich das ſterbliche Weſen immer zum Uebergewicht ſeines Thierſinns und ſeiner Thierkraft, und ewig ſagt der Menſch, der mächtig und thieriſch zugleich iſt, zu der Schwäche ſeines Geſchlechts: Du biſt um meinetwillen da; und ſpielt dann über die gereiheten Schaaren derſelben, wie über gereihete Saiten des Hackbretts, was achtet er das Springen der Saiten, es ſind ja nur Saiten, ſo viel Männer im Land ſind, ſo viel hat er ja Saiten, ſo viel ihrer zerſpringen, ſo viel wirft er weg, und ſo viel er wegwirft, ſo viel ſpannt er wieder über ſein lächerliches, klimperndes Bret, es ſind ja nur Saiten.

Ha es ſind Menſchen! Und ſie werden in der namenloſen Erniedrigung eines rechtloſen Dienſts, wie die Pfoten an den Klauen des Bären, ſie wiſſen gar nicht, was das murrende Thier will, das auf ihren Vieren ſteht, aber ſie klammern ſich veſt in die Eingeweide eines jeden, gegen den es brummet.

Ha es ſind Menſchen! und ihr Geſchlecht wird in der Erniedrigung eines ſolchen Dienſts wieder was es vorher war, ehe es die Macht aus dem Nichts rufte, und zu der Stärke ſeines Geſchlechts ſagte, ſei du mein Schild und mein König.

Wenn die Macht einmal zur Untreue verſunken, und das Unrecht des Wortbruchs mit kaltem Geſchwätz zu übertünchen gelernt hat, ſo iſt das Recht des Menſchengeſchlechts von der Erde gewichen.

Sie ſagt dann zu der Schwäche ihres Geſchlechts, das iſt mein Geſetz, dem mußt du gehorchen, ich verkauſe dich dem löbriglichen Volk, das mir Geld giebt für dein

Leben und für dein Sterben, rühre die Trommel, und juble dem königlichen Volk, das für die Menſchen ſo viel zahlt. Heil ihm, dem hohen Geſchlecht, das bei den Königen anfragt, wie theuer iſt das Menſchengeſchlecht feil, Heil ihm, und Jubel und Dank, es leitet ſeine Goldbäche in den Schoos der männerfeiltragenden Könige, damit ſie auf ihren Thronen geſichert, der männerbedürftigen Inſel unſer Geſchlecht forthin feil tragen, und der alternde Welttheil bleibe was er iſt, ein morſches, ſeinem Zuſammenſtürzen unaufhaltſam entgegeneilendes groſſes Gebäude; daß er bleibe, was er iſt, rechtlos, entzweit, unbehelflich und unbeholfen, und kein Volk auf Erden werde, was das königliche iſt, das die Meere beherrſchet, und das veſte Land gängelt. Es iſt geſchehen, in der Weihe der Thierkraft, die die entheiligte Macht angebetet, iſt der Erdkreis verwildert.

Wenn du einen Stein findeſt, der an der Sonne glänzt, ſo ſpricht dein Gewaltiger: Du und deine Kinder ſollen wohnen in der ewigen Nacht, dein lebelang ſollſt du unter der Erde ſuchen den glänzenden Stein.

In der Tiefe der Erden, und in der ſchauerichten Nacht ewiger Dünſte vergißt die unrechtleidende Mutter der ewig mangelnden Sonne, und des nie geſehenen Tageslichts, ſie lobet den Herrn, der ihr Brod ſendet in die Gewölbe der Nacht, ſie danket ihm in der tödtenden Luft, die ſie athmet, für ein Glas ſtärkenden Trank; ſie drückt den ſterbenden Erben ihrer kurzen Tage, den ſie kaum ſiehet, mit innerer Wonne an ihr Herz, und freuet ſich in täglicher Pflichttreue des Steins, den ſie findet und ihn hinaufſendet dem Herrn, der die Sonne ſiehet, und alle Wonne des Tages genieſſet.

Iſt ſie nicht ein Engel in den Gewölben der Nacht? aber das Menſchengeſchlecht iſt nicht dieſer Engel!

An den Ketten der Macht, die kein Recht kennt gegen ſich ſelber, ſinkt der Menſch wieder zu aller Unbehelflichkeit, und zu aller Gefühlloſigkeit ſeines verdorbenen Naturſtands hinab, dann nähert ſich die Auflöſung der Staaten durch das Allgemeinwerden der innern Gefühle des Sanscülottism. —

Ehe dieſes geſchehen, werden die Könige auf ihren Thronen hart, wie die eiſerne Eiche, tiefes Entſetzen umgiebt ihre Kronen, wie die todte Natur in den Abgründen ſtrauchloſer Gebirge, ehloſe Mönche, und freudenloſe Hageſtolze werden dann die letzten Stützen der Staaten, bis auch dieſe ſinken, und die Völker ſich im Elend der Anarchie, zu dem ſie durch den Muthwillen der Rechtloſigkeit gebildet und erzogen worden, auflöſen wie die Leichname der Menſchen im Grab.

Die Staaten blühen und verderben wie der Menſch, ſie ſind Nichts als der Menſch ſelber, wie er öffentlich blühet, und öffentlich verdirbt, wie er vereinigt ſeine Kraft braucht zu ſeinem Wohl und zu ſeinem Verderben.

Ich will zur Vollendung des Bilds der Menſchen einige Züge der nahenden Auflöſung der Staaten entwerfen.

Die öffentliche Verwaltung ſpricht dann dem Geiſt aller Verfaſſungen Hohn, unter denen die Menſchen ein ſelbſtſtändiges, von der willkührlichen Gewalt nicht gekränktes, vom Geſetz wider die Macht geſchütztes Leben führen könnten.

Das Gefühl des Volks wird dann in der Nutzung ſeines Eigenthums, in ſeinem häuslichen Leben, in der rechtlichen Verwaltung ſeiner Dorf- und Stadt-Befugniſſe ohne Noth, wider Recht und wider die Uebung väterlicher Sitten gekränkt.

Allenthalben wird dann das Mittel über den Zweck, der Schein über das Weſen, die Gewalt über die Treue, die Liſt über die Rechtſchaffenheit, die Glückſeligkeit über das Recht, Empfindelei über die Vernunft, Kunſt über die Wahrheit, und der Dienſt über das Verdienſt erhoben.

In dieſer Richtung der menſchlichen Gefühle wird dann der Rang nothwendig der einzige Maaßſtab der Achtung, und die Menſchen erſcheinen in dieſem Zeitpunkt allgemein ohne ſchlichte Menſchenſtellung, ohne ſchlichten Menſchenſinn, zugeſchnitten für eine Dienſtform, für einen Dienſtlärm, und für einen Dienſtglanz, der wider die Natur iſt, und der innern Veredlung meines Geſchlechts unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legt. Die ſchläfrige Sittlichkeit reicher, behaglicher Menſchen vereiniget ſich dann mit den Anſprüchen der Macht, die erwerbenden Stände, in dem Fall, wo ſie den Anmaſſungen des Reichthums und der Gewalt im Wege ſtehen, allemal für Geſindel zu taxiren, und in dem Fall, wo ſie dieſen Anmaſſungen nicht im Weg ſtehen, ſie als Maſchinen zu gebrauchen.

Das Glück des Lebens und Wallens auf Erden wird dann in die Kunſt des Aufwartens auf Erden verwandelt und die Selbſtkraft des Volks, die nach einem dauernden rechtlichen Wohlſtand ſtrebt, geht dann in den trügenden Schimmer einer fundamentloſen Beruhigung — in die Trugruhe der bürgerlichen Gleichgültigkeit hinüber, die bey den größten Gefahren und bey den unglücklichſten Zufällen des Vaterlands kein Troſtwort mehr im Mund hat, als — es iſt nun einmal ſo, was wollen wir machen? — Das Volk aber, das denn, alſo von der Macht verlaſſen, dieſes Todeswort ſeiner Entkräftung ausſpricht, verläßt dann die Macht auch, und ſie, die Macht, die dann alſo vom Volk verlaſſen, daſteht und tief fühlt, daß das heilige Band, das die Menſchen wirklich bindet, aus ihrer Hand gefallen, ſieht ſich dann genöthigt, das Volk mit heilloſen Verkünſtlungsmitteln taliter qualiter zuſammenzuhalten und ſich mit ſchwerer Belaſtung des in ſich ſelbſt entkräfteten Volks zum Schein zu geben, was ſie durch gebildete und geſicherte Volkskraft zum Segen deſſelben in der Wahrheit und mit heiligem Recht in der Hand haben würde. Es iſt nicht anders möglich. So wie die innere Kraft des Menſchen, ſich ſelber und ſeinem Geſchlecht wahrhaft ſelbſtſtändig und rechtlich zu helfen, aufgelöſt wird, ſo tritt dann das öffentliche Bedürfniß ein, die Welt durch einen unverhältnißmäſſig groſſen Dienſtſtand in den Scheinzuſtand der Kraft zu erheben, den ſie — aber auch nur da wirklich hat, wo die Individuen im Staat ſich in einem hohen Grad allgemein ſelbſt helfen können.

Jede unnatürliche und unverhältnißmäſſige Erhöhung des Dienſtſtands führt natürlich einen eben ſo unnatürlichen Zuſtand des Dienſtgeiſts und ſeines esprit du corps herbey. Auch hat ſie ihrer Natur nach hinwieder eine unnatürliche Verhärtung der Anſtöſſe und Reibungen der verſchiedenen Dienſtarten im Land zur Folge, die denn wie vieles andere die Belebung und Benuzung der Schlechtheit aller Individuen im Staat zum Dienſt ſeines Verderbens zur Folge haben und zur Folge haben müſſen.

Forſcheſt du in der Geſchichte oder blickſt du nur mit offenem Aug auf das hin, was um dich geſchieht, ſo wirſt du allenthalben finden, wo der Dienſtſtand unnatürlich vergröſſert, da iſt er auch unnatürlich verdorben, und wo er unnatürlich verdorben, da iſt ſein esprit du corps auch unnatürlich verhärtet. Es kann nicht anders ſeyn. Der Boden des reinen, gegenſeitigen Wohlwollens und des nur aus der Erhaltung dieſes Wohlwollens hervorgehenden, gegenſeitigen Vertrauens iſt unter dieſen Umſtänden ganz eingetreten, und der Urzuſtand der menſchlichen Natur, ſein ſinnliches Wohlwollen, iſt denn ganz der Unnatur unſrer verdorbenen Kunſt dargeworfen. Denn aber iſt auch die Welt zum Theater der unglaublichſten Bizzarrerien geworden. Beamtete, die an Ort und Stelle zu Strickreutern tauglich wären, ſind denn noch in einem hohen Grad gewandt und im Stand, alles Verderben, das ihre Derbheit und ihre Argliſt über das Land bringt, mit der Larve einer heiligen Sorge für das Wohl des Menſchengeſchlechts zu bedecken, und Offizire, die im Stand wären, auf dem Theater die Rolle der ſchwächſten Mädchen zu ſpielen, machen ſich unter dieſen Umſtänden gar nichts daraus, über die Mannskraft und über die Mittel, ſie im Heer allgemein einzuführen, öffentliche Vorleſungen zu halten.

Doch, ich will das Bild der Armſeligkeit, wohin das Aeuſſerſte der Verkünſtlung der öffentlichen Einrichtungen unſern Welttheil hinführen könnte, nicht weiter ausführen.

Ich bemerke nur noch dieſes: Wo immer das Aeuſſerſte dieſes Verkünſtlungsverderbens in einem Staat nähert, da wird denn auch das Mark des Lands, der Mittelſtand, allgemein verunglimpft, hintangeſetzt und gedrückt; denn aber ſchleicht ſich auch das Mißvergnügen in die Herzen von Menſchen, die die einzigen im Lande ſind, durch die es noch möglich wäre, die alte bürgerliche Tugend wieder zu beleben, und den erſten Quellen des Verderbens im Lande wahrhaft Einhalt zu thun.

Indeſſen wird Wahrheit und Recht in dieſem Zeitpunkt nicht ſogleich mit Gewalt, beydes wird aber durch Argliſt und durch ſogenannte Sitte (Etiquette) erſtickt.

Es ſchleicht dann eine Philoſophie des Unrechts und der Lügen im Gewand des Anſtands, der Weisheit und der Ordnung umher.

Die Verführerin eilt der unbefangenen Gutmüthigkeit als die Unſchuld ſelber in die Arme; ſie erſcheint allenthalben mit dem Anſtrich des Edelmuths, der Rechtlichkeit und der Tugend; ſelber ihre Bedächtlichkeit hat gefallenden Anſtand. Wo du auch immer hinſiehſt, ſie ſtellt alles um dich her in Schatten.

Du mußt ſie lieben, bis du ihre Politik berührſt. Thuſt du das, rührſt du in den Koth, den ſie vor dir ver-

verbergen will, ſo fallſt du plötzlich auſſer ihre Gnaden, und ſie fallen faſt eben ſo plötzlich auſſer die Unbefangenheit ihres artigen Anſtands. Sie verlieren denn ſehr oft ihre ganze contenence, und der Fall iſt nicht ſelten, daß bey einer ſolchen Gelegenheit ihr Anſtand, ihre Würde, ihr Edelmuth und ſelber ihre Vernunft ſtarr wird und ſtill ſteht, wie der Fuß eines Pferds, das, wie die Bauren ſagen, an einem Ort, wo es nicht richtig, ein Geſpenſt wittert.

Ich will einige Züge ihres Benehmens in dieſem Zeitpunkt entwerfen.

Wenn du von den Freiheiten deines Stands, deiner Stadt, mit der Unſchuld deiner Ahnen mit ihr redeſt, ſo wird ſie die Grundſätze, die auf der Natur der menſchlichen Seele ruhen, als excentriſch, und wenn ſie auf Vernunftſchlüſſen ruhen, als idealiſch verwerfen.

Wenn du deine Geſichtspunkte auf Geſchichte und Erfahrung gründeſt, ſo wird ſie dir ſagen, Geſchichte und Erfahrung paſſen nicht auf deinen Fall, und wenn ſie nicht abläugnen kann, daß ſie darauf paſſen, ſo wird ſie dir einwenden, deine Grundſätze ſtreiten mit den höhern Geſichtspunkten der Philoſophie und der Staatskunſt, und wohl auch, wenn du ein Menſch darnach biſt, der Religion.

Alſo wird ſie mit dir aber nur reden, wenn du als ein Fremder, und ohne ein Intereſſe gegen ihr Unrecht vor ihr ſtehſt; wenn du aber als auf irgend eine Art von ihrer Amtsſtelle abhängig vor ihr erſcheinſt, ſo iſt ihr Benehmen ganz anders.

Dich entfernende Hoheit ſtrahlt dann auf ihrer Stirne, glühender Argwohn in ihren Augen und drückende Verbiſſenheit herrſcht auf ihrer Lippe. Wenn du an ſie ein Recht begehrſt, ſo haſt du Unrecht, weil du unverſchämt Anſprüche machſt; du biſt undankbar, weil du klagſt, frech, weil du bitteſt. Sie wird deine ernſte Sorge für das Wohl des Landes, für bübiſche Einmiſchung in Sachen, die dich nichts angehen, erklären; weiſes Forſchen nach den Fundamenten des geſellſchaftlichen Rechts, mit oberflächlichem Geſchwätz über Sachen, die du nicht verſtehſt, und beſcheidne Behauptung des geſellſchaftlichen Rechts, mit der unruhigen Zudringlichkeit einer geſetzloſen Neuerungsſucht verwechſeln.

Jedes Beſorgniß für das Recht des Volks wird ſie dir als Geſpenſterſeherei, und jede Aufmerkſamkeit auf das Benehmen der Macht, wo nicht als Klubiſten-Tand, doch als Mißtrauen in ihre Güte aufnehmen, ſie wird die Ruhe der Regierung mit der Ruhe des Staats, und deine Pflicht gegen den letztern mit deinen Attentionen gegen den erſtern verwechſeln.

Wenn du es wagſt, der Ehrfurcht zu nahe zu treten, mit der ſie für die Paliative ihrer Staatskunſt Anbetung fordert, ſo wird ſie dich, wo nicht des Sansculottism, doch ſicher einer gefährlichen Neigung zu Grundſätzen, die zu demſelben führen, comme il faut, bezüchtigen. Eben ſo, wenn du den Ariſtokratism auf Grundſätzen gebaut wiſſen willſt, die mit der Menſchennatur und mit dem Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung übereinſtimmen, ſo entgeheſt du ihrer Nachrede, daß du ein Demokrat biſt, unmöglich.

Freund der Wahrheit, denke nicht, daß es in dieſem Zeitpunkt anders ſeyn könne, die politiſchen Halbköpfe und Viertelsherzen deſſelben vermögen es nicht, irgend eine einfache Wahrheit, und noch weniger den ganzen Sinn eines einfachen Mannes zu ertragen.

Sie vermögen es nicht einmal, die Feſtigkeit eines einzigen Grundſatzes, als desjenigen des Machiavelliſm, oder vielmehr ihres Halbmachiavelliſm, zu ertragen. Wahrheit und Recht iſt in ihren Köpfen allgemein den Bedürfniſſen ihrer Routine, und allen Elendigkeiten, dieſe Rou- ine in alle Ewigkeit zu erhalten, untergeordnet.

Selbſt die Religion iſt in ihrer Hand nichts anders als ein elendes Dienſtmittel ihrer Schiefköpfigkeit und ih- er Herzloſigkeit, und ein Lückenbüßer ihrer elenden Poli- ei und ihrer Staatsmängel.

Eine jede Seele ſei unterthan der obrigkeitlichen Ge- valt, dieſer wahre Ausdruck der Geſinnungen der Un- huld und Rechtſchaffenheit, dieſen reinen Sinn Jeſu Chri- i, der ſeinem Vater und aller Ordnung der Welt gehor- am war, bis zum Tode des Kreutzes, dieſe hohe Lehre der Sittlichkeit wird dann auſſer Verbindung mit dem weſent- chen Geiſt des Chriſtenthums dahin gemißbraucht, die Maſſa der geſellſchaftlichen Menſchheit als ſolche zu bere- en, daß ſie gegen die Willkühr der Macht kein geſell- haftliches Recht habe.

Die Stelle: Fürchte dich nicht vor denen, die nur en Leib tödten können, wird dann nimmermehr dahin klärt, als ob du auch in Behauptung deines bürgerlichen echts, als ein ſtandhafter Mann zu handeln, und der

Wahrheit gegen jedes Unrecht Zeugniß zu geben, ſchuldig und befugt ſeyeſt. Sie werden dir nicht ſagen, daß du auch als Bürger Gott mehr gehorſamen müſſeſt als den Menſchen.

Sie werden dir nicht einmal das Benehmen Jeſu Chriſti gegen die geiſtlichen und weltlichen Vorgeſetzte ſeines Landes, als ein Beiſpiel eines wahrhaft chriſtlichen Betragens gegen heuchleriſche und gewaltthätige Landesbeamte anpreiſen.

Die Prieſter ſtehen in dieſem Zeitpunkt in jedem Streit der Macht gegen das Volk, auf der Seite der erſten, und ſie können nicht anders, ſie ſtehen in ihrem Dienſt, ſie eſſen in demſelben denn immer ganz das Brod der Macht und nicht mehr das Brod des Volks, und was man auch immer mit vieler Höflichkeit dagegen einzuwenden beliebt, ſo bleibt, ſo lange die Welt ſteht; das Sprüchwort: Wes Brod ich eſſe, des Lied ich ſinge, bei allen Menſchen wahr, die gerne eſſen.

Wir müſſen es ihnen alſo auf jeden Fall verzeihen, aber wir müſſen es auf jeden Fall auch wiſſen. Ihr Benehmen iſt dem Weſen des geſellſchaftlichen Rechts um ſo gefährlicher, wenn ſie in den Augenblicken, in denen ſie zur Untergrabung deiner geſellſchaftlichen Kraft alles mögliche beitragen, zugleich Menſchlichkeit und Mitleiden für dich predigen.

Das non plus ultra ihrer Kunſt, das Recht, das ihrem Unrecht im Weg ſteht, der Maſſa des Volks ſelber als Unrecht in die Augen fallen zu machen, beſteht in ihrer Manier, die erſten Fragen des geſellſchaftlichen Rechts, das Intereſſe für die Freiheit ſelber, und die einfachen, aber erſten Geſichtspunkte unſers Forſchens über dieſen Gegenſtand, unſern reichen, behaglichen und unſern nach Behaglichkeit ſchmachtenden armen und armſeligen Zeitmenſchen, ganz aus den Augen zu rücken, ihnen dieſe Geſichtspunkte als für ihre Glückſeligkeit unbedeutend, und ſogar für ihre Sittlichkeit gefährlich, in die Augen fallen zu machen, und dabei den Anſehnlichen unter ihnen den Antheil, den ſie an dem göttlichen Recht der Macht ſelber haben, zu releviren, und den Hoffarthskützel, den ſie alſo in ihnen verſtärken, durch den Wonnegenuß der Gnade und des Mitleids zu verfeinern, auch tiefen Argwohn und Unwillen gegen jeden Mann rege zu machen, der es wagt, ihr ruchloſes Auslöſchen der bürgerlichen Tugend durch den Trug einer wahrheitleeren Sittlichkeit, und ihr Verſcharren des Rechts in die Miſtgrube der Gnade, für das zu erklären, was es wirklich iſt. Wenn du in dieſem Zeitpunkt Gutes thuſt, oder wenigſtens das thuſt, was deine Väter Gutesthun hieſſen, wenn du die Grundſätze der geſellſchaftlichen Ordnung wider den Thierſinn der Macht ins Licht ſetzeſt, und auf das Recht, und die gute Ordnung deiner Väter dringeſt, und gegen die Mißbräuche der Macht eiferſt, ſo fürchte dich, denn ſie trägt in dieſem Zeitpunkt das Schwerd zur Beſchützung ihrer eignen thieriſchen Selbſtſucht. Thuſt du aber Böſes, oder wenigſtens das, was deine Väter Böſes thun hieſſen, und hilfeſt du ihr dann die Menſchheit entadeln, den rechtlichen Freiheitsſinn in einen das Innerſte der menſchlichen Natur entwürdigenden thieriſchen Dienſtſinn umzuwandeln;

ſo wirſt du Lob von derſelben haben, denn ſie iſt in dieſem Zeitpunkt ein Diener ihrer eignen Selbſtſucht.

Uebergang zu dem Weſentlichen meines Buchs.

Ich hätte alſo das Bild der Menſchen und mit ihm das Bild der nahenden Auflöſung der Staaten vollendet.

Es iſt mir ganz Wahrheit, das heißt, es ſteht meiner Individualität ſo und nicht anders vor Augen. Es trägt darum aber auch das Gepräge, das die Natur meiner individuellen Entwicklung ſelbſt gegeben, und ſteht folglich mit der ganzen Einſeitigkeit da, mit welcher einige Gegenſtände der Welt, im Gang meines Lebens, mit vielem Reitz verwoben, andere mit vielem Eckel umhüllt, einige mit groſſen Erfahrungen belegt, andere von dem Schatten der Erfahrungsloſigkeit verdunkelt, vor meinen Augen erſcheinen. Es ſoll alſo ſeyn. Mein Bild vom Menſchen ſoll wie mein Buch Nichts ſeyn, als die Wahrheit, die in mir ſelbſt liegt, ſonſt wäre ſie ein Gewebe von Lügen wider mich ſelbſt, und wider meinen Zweck.

Ich gieng jetzt weiter und fragte mich: aber warum iſt es alſo? warum geht mein Geſchlecht im Jammer der Rechtloſigkeit und im Elend innerer Entwürdigung dahin, indeſſen einzelne Menſchen ſich zu einer merklichen Höhe bürgerlichen Wohlſtands und ſittlicher Veredlung erheben. Hier muß ich Licht finden, oder der Eindruck, den der Gang meines Lebens auf mich gemacht hat, bleibt bis an mein Grab ein Chaos vor meinen Augen.

Soviel ſahe ich bald, die Umſtände machen den Menſchen, aber ich ſahe eben ſobald, der Menſch macht die Umſtände, er hat eine Kraft in ſich ſelbſt, ſelbige vielfältig nach ſeinem Willen zu lenken.

So wie er dieſes thut, nimmt er ſelbſt Antheil an der Bildung ſeiner ſelbſt, und an dem Einfluß der Umſtände, die auf ihn wirken. Ich ſuchte jetzt dieſes Gemiſch von Zufall und Freiheit, welches das Geſchick meines Daſeyns auf Erden zu ſeyn ſcheint, mir ſelbſt näher zu entwickeln, und fragte mich zuerſt, wie bin ich das, was ich wirklich bin, geworden? wie kommt der Menſch dahin, daß er wirklich iſt, was er iſt?

Ich fragte mich, geht auch ein Kind, wenn es nicht dazu gezogen und angehalten wird, am Morgen früh an ſeine Arbeit, und macht ruhig und zufrieden ſein Tagewerk, bis die Sonne ſich neiget, und die müden Glieder ſich nach Ruhe ſehnen, und der Bauer, wenn er ſonſt hätte, was er wollte, würde er den Tag hinüber und das Jahr hindurch in Holz und Feld ſchwitzen und frieren, wie ers jetzt thut? alſo auch der Kaufmann und der Handwerker, würden auch dieſe den Tag über und das Jahr durch alſo an ihrem Pult und an ihrer Werkbank angeſchloſſen ſitzen, wenn ſie nicht ſämtlich von Jugend auf mit Zwang dahin gebracht worden wären, in tauſend Dingen anders zu empfinden, zu denken und zu handeln, als der Menſch ohne Zwang und Gewalt auf der ganzen Erde ſonſt allgemein empfindet, denkt und handelt.

Ich müßte mir antworten, alle dieſe Leute würden, wenn ſie ſonſt hätten was ſie wollten, dieſes alles nicht thun, im Gegentheil ſie würden in dieſem Fall nur dahin trachten, ihrer Ruh zu pflegen, ihren Freuden nachzujagen, ſich um niemand als um ſich ſelber zu bekümmern, und ihre Tage ohne Mühſeligkeit und ohne Leiden und ohne Anſtrengung zu durchleben ſuchen. Alſo iſt der Menſch, was er iſt, durch den Zwang und die Mühe, durch die er dahin gebracht wird, in ſeinen weſentlichſten Angelegenheiten anders zu empfinden, zu denken und zu handeln, als er ohne Zwang und Mühe empfinden, denken und handeln würde. Es iſt aber offenbar, wenn der geſellſchaftliche Menſch ſich ohne dieſen Zwang ſelbſt überlaſſen würde, ſo würden alle Bande der Welt aufgelöſt, und namenloſes Elend würde wie ein Engel des Todes über der zerrütteten Erde ſchweben.

Indeſſen muß ich mich dennoch, vermöge der erſten Grundgefühle meiner Natur, in dieſer Lage nothwendig fragen: muß ich alſo nicht mein Recht und mein Glück dahin geben, damit die Welt in einer Ordnung bleibe, von der ich im Grunde nicht weiß, ob ſie gut oder böſe iſt.

Aber ich kann es bei mir ſelbſt nicht verhüten, daß ich wirklich nicht zu wiſſen verlange, ob die Ordnung der Welt, durch die ich bin, was ich bin, gut oder böſe ſei, Ich kann mich unmöglich überreden, daß die Zwangloſigkeit, die meine Natur begehrt, für mein Geſchlecht gut ſeyn könnte, indem ſie mich unwiderſprechlich dahin führen würde, alles das zu verſäumen, wodurch ich allein dahin gelangen kann, alſo zu leben, daß mich mein Weib lieben, daß mich mein Sohn ehren, daß mir mein Freund trauen, daß der Arme mich ſegnen und mein Land mir Dank haben könne.

Wenn ich denn aber alles dieſes weiß, höre ich dann um deswillen auf, die zwangloſe Freiheit meiner thieriſchen Natur mit der ganzen Gewaltſamkeit meiner erſten thieriſchen Triebe zu fordern? Ich muß wieder antworten: Nichts weniger! Ich kann auf der einen Seite freilich die Folgen ſelber nicht tragen, die es auf mich hat, wenn ich den thieriſchen Trieben meiner Natur gegen meine Ueberzeugung unterliege.

Auf der andern Seite iſt der Grad der Sinnengewalt, dem ich unterliege, meiner Natur weſentlich.

Ich kann die Grundgefühle meiner thieriſchen Natur nicht unentkräftet in meinem Buſen tragen, ohne mich ſelig zu fühlen, wenn ich am milden Strahl der Sonne, der Vergangenheit und der Zukunft vergeſſend, meine Augenblicke träumend durchlebe.

Ich kann nicht mit den Thieren des Feldes die Aehnlichkeit haben, die ich habe, ohne meine Hand mit unbeſchränkter Freiheit auszuſtrecken nach der Frucht des Felds und des Weinſtocks. Ich kann nicht ſeyn, wer ich bin, und den Vorrath meiner Höhle gern und willig mit einem Mann theilen, der mir nicht half, ſie zu ſammeln. Und doch muß ich das und tauſend Dinge, die dem gleich ſind, als Bauer und Bürger, Handwerker u. ſ. w. nicht blos können, ſondern auch wollen. Und wenn ich mich denn frage: warum bin ich Bürger, Bauer, Handwerker u. ſ. w. warum will ich nicht lieber blos Menſch ſeyn? ſo finde ich, ich genieſſe in allen dieſen Verhältniſſen Vortheile, die ich mir auſſer denſelben nicht verſchaffen kann, und die meine thieriſche Natur, auch für den ganzen Werth ihrer thieriſchen Zwangloſigkeit nicht geneigt iſt, fahren zu laſſen.

Es iſt alſo mitten in den Einſchränkungen meiner geſellſchaftlichen Bildung dennoch mein thieriſcher Vortheil, folglich auch mein thieriſcher Wille, daß die Verhältniſſe fortdauern, ohne deren Daſeyn ich die Vortheile derſelben nicht genieſſen könnte. Wenn alſo ſchon die Grundlage meiner geſellſchaftlichen Bildung weſentlich eine auf thieriſchen Zwang gegründete Einſchränkung meiner Naturfreiheit und ihrer ganzen Wonne iſt, ſo iſt es gleich wahr, die Erfahrungen meines Lebens führen mich immer mit ſicherm Schritt dahin, den Folgen meines thieriſchen Zwangs, durch meinen Willen ſelber Dauer zu verleihen. Unwiſſend und ohne Kunde deſſen, was ich durch Zufall und Erfahrung geleitet, aus mir ſelber machen werde, und eben ſo, ohne vorzügliche Sorgfalt für das, was die Kunſt meines Geſchlechts aus mir machen möchte, ſetzte mich die Natur mit einer vorzüglichen Kraft auf die Erde, mein thieriſches Daſeyn allenthalben durch mich ſelbſt, ohne Zuthun der Kunſt meines Geſchlechts, ſicher ſtellen zu können.

In der Einfachheit dieſer urſprünglichen Grundkraft meiner Natur, in meinem Inſtinkt, liegt das Weſen meines geſunden thieriſchen Empfindens, Denkens und Handelns.

Sobald ich aber mehr ſeyn will, oder mehr ſeyn muß, als die Natur allgemein aus meinem Geſchlecht gemacht hat, ſo muß ich mich zum Herrn über den einfachen Führer meines ungekünſtelten und ungebildeten Daſeyns auf Erden emporheben.

Die Natur kann das nicht für mich thun.

Sie kann mich nicht mit dem Geſetz ihrer Allmacht zwingen, daß ich den Kopf nicht in den Lüften trage, daß ich nicht gern am milden Strahl der Sonne der Vergangenheit und der Zukunft vergeſſe, eben ſo wenig, daß ich ohne mein Zuthun, und wider meinen Willen ein guter Schneider, ein guter Schuhmacher werde. Wenn ſie das könnte und thäte, ſo wäre ich nicht Menſch, die ganze Grundlage, durch die ich mich ſelber dazu machen muß, mangelte mir dann.

Sie konnte eben ſo wenig den Grad der thieriſchen Kraft, den der Menſch in der Unbehülflichkeit der ungebauten Erde unter allen Himmelsſtrichen nöthig hat, zu der Schwäche erniedrigen, daß es einem jeden Scheerenſchleifer und einem jeden Fürſten immer gar leicht ſeyn müßte, ſich bei allem Eigenſinne, vor aller Sorge, aller Noth und aller Schande zu bewahren. Auch das Daſeyn unſers Geſchlechts würde in Gefahr geſetzt, wenn die Verirrungen unſrer Selbſtſucht im geſellſchaftlichen Leben nicht in den ſtarken Gefühlen unſrer Selbſterhaltung ein Gegengewicht fänden.

Das iſt ſo wahr, daß ſelbſt die Dorfſchulzen die Welt ſchon zur Wüſte gemacht hätten, wenn die Gewaltſamkeit, mit der ſie in den Rauchwinkeln ihrer Schenkſtuben ſich einer Allgewalt anmaſſen, nicht in der Stärke der erſten

Grundgefühle unſrer Natur ein allgemeines und ſichres Gegengewicht finden würde.

Was die Schulzen mit den Schenkſtuben, das probieren Könige mit dem Scepter, Eroberer mit dem Schwerdt, Pinſel mit Schwatzen, Pfaffen mit Klöſtern, Edelleute mit Schlöſſern, Obrigkeiten mit Kammern, kurz ein jeder mit der Eigenheit der phyſiſchen Kraft, die in ſeiner Hand iſt.

Das Unrecht der Welt endet daher allenthalben nur durch Gewalt.

Thieriſcher Unſinn weichet keinem Recht, und geſellſchaftlicher Unſinn iſt nichts anders als geſellſchaftlich verſteckter und geſellſchaftlich organiſirter thieriſcher Unſinn.

Sollte um deswillen Wahrheit und Recht meinem Geſchlechte gar Nichts ſeyn?

Sollte es unbedingt wahr ſeyn, daß alle Vorfälle des Lebens für daſſelbe allgemein nur Zauberauftritte ſeyen, die ihm den innern Unterſchied aller Dinge mit einem undurchdringlichen Nebel umhüllen?

Nein auch dieſes iſt nicht ſo, wenn ſchon Wahrheit und Recht dem Menſchen nicht von ſelbſt in die Hand fallen, ſo iſt es um deswillen doch nicht wahr, daß er Wahrheit und Recht gar nicht in ſeine Hand bringen kann.

Nein, das Modewort unſrer Zeit: was nutzt alles Forſchen nach Wahrheit und Recht, es kommt doch nichts dabei heraus, iſt nicht Wahrheit, es iſt nur ein Stoßſeufzer unſrer Verlegenheit und unſrer Abneigung gegen Wahrheit und Recht, inſofern ſie uns nicht dienet.

Auch wenn wir uns nur ein wenig umſehen, wer von jeher die Leute geweſen, die dieſes Modewort unſerer

Zeit am meiſten im Munde geführt haben und noch heute im Munde führen, ſo zeigt es ſich allgemein, daß die Meiſten von ihnen ſicher ihren Tiſch ändern müßten, wenn man von dem, was ſie notiren, enregiſtriren, controliren, ausfertigen, beſiegeln, beloben, befehlen und predigen, etwas in der Nähe unterſuchen dürfte, ob es weis oder ſchwarz iſt.

Aber ſolche Menſchen ſind in ſoweit alle zu den Wägen ihres Thierſinns eigen geſtempelt. Ihre Stimme entſcheidet deswegen in Rückſicht auf die Kraft des Menſchengeſchlechts für Wahrheit und Recht gar nichts.

Wir kennen ihr Lirumlarum, wir wiſſen, was ihr Dudeldumdei will.

Ehrliche Leute rufen ſo wenig in den Haufen: ihr ſeyd alle Narren, als ihr ſeyd alle Canaillen.

Aber das Menſchengeſchlecht iſt in Sachen, die ſeinen Tiſch ändern konnten, nicht ehrlich, ſelten iſt es der Menſch. In Rückſicht auf die Kraft des Menſchengeſchlechts für Wahrheit und Recht, iſt ſoviel wahr:

Wir ſehen alle Tage Leute, die jeden Vorfall des Lebens, der ſie nahe berührt, mit offenen ruhigen Sinnen, wie er wirklich iſt, ins Auge faſſen. Wir ſehen aber freilich auch ſolche, die täglich in den weſentlichſten Angelegenheiten ihres Lebens, wie im Rauſch handeln, und mit zerſtreuten Sinnen und mit einem unruhigen zerrütteten Innern, beinahe alles was weiß iſt, wirklich für ſchwarz, und was ſchwarz iſt, wirklich für weiß anſehen. Aber die einen ſind ſo wenig allgemein mit ihrem ofnen Kopf, als die andern mit ihrem Bret vor der Stirne, auf die Welt gekommen.

Wahrheit und Recht iſt für unſer Geſchlecht, inſofern es blos thieriſch handelt, blos phyſiſche Kraft iſt, freilich gar Nichts.

Wahrheit und Recht iſt ihm nur etwas, inſofern es ſich etwas daraus macht, inſofern es nicht blos thieriſch handelt, nicht blos phyſiſche Kraft iſt. Die Frage, warum mein Geſchlecht alſo im Jammer der Rechtloſigkeit, und im Elend innerer Zerrüttung dahin gehe, indeſſen einzelne Menſchen ſich zu einer merklichen Höhe bürgerlicher Glückſeligkeit und innerer Veredelung erheben, ſchien mir jetzt ſich alſo aufzulöſen: Der Menſch iſt rechtlos, und zerrüttet, weil er ſich aus Wahrheit und Recht Nichts macht.

Aber er findet Wahrheit, wenn er Wahrheit ſucht.

Er hat ein Recht, wenn er eines will.

Der Menſch iſt alſo durch ſeinen Willen ſehend, aber auch durch ſeinen Willen blind. Er iſt durch ſeinen Willen frei und durch ſeinen Willen Sklav. Er iſt durch ſeinen Willen redlich, und durch ſeinen Willen ein Schurke. Dieſer Geſichtspunkt veranlaſſete folgendes Geſpräch:

Die Immergleichheit der menſchlichen Verirrungen.

Er. Hat der Menſch den veſten und reinen Willen, durch den er zur Wahrheit und zum Recht zu gelangen vermag, wenn er empfindet, denkt und handelt, wie er ohne allen Zwang und Gewalt immer thut.

Ich. Das iſt nicht möglich.

Er. Warum?

Ich. Weil er in dieſem Fall in ſeinem Empfinden, Denken und Handeln, ganz von dem Punkt ausgeht, auf welchem mein Geſchlecht in wirklicher Unempfänglichkeit für Wahrheit und Recht blos thieriſch dahin geht.

Er. Wohin muß aber dieſe Beſchaffenheit meiner ſelbſt mich in allen Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens hinführen?

Ich. Zur Untreue am geſellſchaftlichen Recht.

Er. Worin beſteht dieſe Untreue?

Ich. In der Unredlichkeit, die Entſagung des Rechts der bluttriefenden Freiheit der Naturverwilderung nur zu heucheln, im Grund aber mitten in der bürgerlichen Geſellſchaft das gewaltthätige, blutdürſtige Raubthier zu bleiben, das der Menſch im thieriſchen Verderben ſeiner Naturverwilderung im Walde iſt.

Er. Wie äußert der Menſch dieſe Untreue auf dem Thron?

Ich. Durch Neigung zur Tyranney.

Er. Geſteht aber der Menſch auf dem Thron dieſe Neigung zur Tyranney?

Ich. Nichts weniger.

Er. Wie heißt er dieſelbe?

Ich. Feſtigkeit in der Erhaltung ſeiner hoheitlichen, ſeiner Souveränitäts- ſeiner Kronrechte, und wie die hohen Namen alle heiſſen.

Er. Wie äußert der Menſch dieſe Untreue unter dem Strohdach?

Ich. Durch Neigung zur Anarchie, zur Standesauflöſung, zum Sansculottiſm.

Er. Aber geſieht er unter dem Strohdach ſeine Neigung zur Anarchie und zur Standesauflöſung?

Ich. Nichts weniger.

Er. Wie heißt er dieſelbe?

Ich. Sorgfalt für Menſchenrechte, für Freiheit, für Gleichheit, und wie die ſchönen Namen alle heiſſen.

Er. Wie äußert der Patrizier dieſe Untreue am geſellſchaftlichen Recht?

Ich. Durch Neigung zur Oligarchie.

Er. Geſieht aber der Patrizier dieſe Neigung zur Oligarchie?

Ich. Nichts weniger.

Er. Wie heißt er dieſelbe?

Ich. Neigung zur Ariſtokratie.

Er. Und wenn das böſe Leben der Oligarchie den zum Blendwerk dargeworfenen Namen Ariſtokratie, auch bei der blinden Menge gebrandmarkt hat, wie heißt er dann ſeine Untreue am geſellſchaftlichen Recht?

Ich. Wie es kommt, bald landesherrliche Sorgfalt, landesherrliche Treue.

Er. Wie äußert der Edelmann dieſe Untreue am geſellſchaftlichen Recht?

Ich. Durch Verfeinerung aller Heilloſigkeiten unter dem Strohdach, durch Wild und Jagdverſchwendung, und durch Tracaſſerien ſeiner Amtleute, mit ſeinen Wirthshäuſern,

ſern, Mühlen, mit ſeinem Maaß und Gewicht, kurz mit allen Eigenheiten der amtlichen Manier, in Behandlung der herrſchaftlichen Einkünſte.

Er. Geſteht aber der Edelmann in dieſem Fall, daß er ein ſo heilloſer Menſch iſt, wie ſein verdorbener Bauer?

Ich. Nichts weniger.

Er. Wie heißt er ſeine Heilloſigkeit?

Ich. Standesmäßige Aufführung.

Er. Geſteht aber ſein Amtmann dieſe Untreue am geſellſchaftlichen Recht?

Ich. Gott behüte!

Er. Wie redet er von derſelben?

Ich. Als von ſeiner großen Treue und Sorgfalt in der Verwaltung der herrſchaftlichen Gefälle, die ſich alle auf heitere klare Rechte, auf vormundſchaftliche Rechte, auf Schirmrechte, auf Lehnsrechte, Canzleirechte, Zollrechte, Wegrechte, Zehendrechte, Frohnrechte, Lieferungsrechte, Jagdrechte, Fiſchrechte, Waiderechte u. ſ. w. gründen, und alle vollkommen in der Ordnung ſeyen, daß auch kein Menſch im geringſten daran zu zweifeln habe.

Er. Und der Kaufmann und der Handwerker, wie äußern dieſe ihre Neigung zum geſellſchaftlichen Unrecht?

Ich. Durch Vorliebe zu Monopolien.

Er. Was iſt ein Monopol?

Ich. Ich denke ſoviel als eine Bemächtigung, irgend eine Sache mit geſellſchaftlich unrechtmäßiger Beſchränkung ſeiner Nebenmenſchen benutzen zu dürfen.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Er. Alſo wäre ein Monopoliſt ſo ziemlich ein in der bürgerlichen Geſellſchaft privilegiertes Naturthier?

Ich. Ich denke nicht viel anders.

Er. Und die Cyklopen, die mit ihrer Keule zu todt ſchlugen, was in der Nähe ihrer Höhlen zu waiden wagte, wären alſo die erſten Monopoliſten?

Ich. Ja! aber doch privilegierten dieſe dennoch ſich ſelber, und waren alſo in ihrer eigenen Sache ſelber Richter, die neuern gehn doch nicht ſo völlig via facti zu Werke, ſie laſſen wohl auch ganz nahe an ihrem Wege leben, was lebet, und mögen zu Zeiten, wann ſie bei guter Laune ſind, es noch gar wohl leiden, wann ſich etwan ein braver Mann bei ihnen um ein Stück Brod meldet, das macht doch einen groſſen Unterſchied zwiſchen ihnen und den einäugigen Menſchenfreſſern.

Er. Es macht einen Unterſchied, aber wir wollen ihn nicht zu genau entwickeln. Wie äuſert ſich die Untreue an dem geſellſchaftlichen Recht bei dem Gelehrten?

Ich. Durch Streit und Zank, vorzüglich aber durch das Hungergewäſch ihrer unbehelflichen Seelen.

Er. Wie heiſſen ſie ihren Streit und Zank?

Ich. Eifer für Wahrheit und Recht.

Er. Und das Hungergewäſch ihrer unbehelflichen Seelen?

Ich. Geiſtesprodukt.

Er. Und die Geiſtlichen, wie äuſern dieſe ihre Untreue am geſellſchaftlichen Recht?

Ich. Durch Schlaf und Herrſchſucht, durch Einmiſchung, und durch ihre allerunterthänigſte Unterthänigkeit.

Er. Wie heiſſen ſie ihre Schlafſucht?

Ich. Ruhe in Gott.

Er. Und ihre Herrſchſucht?

Ich. Königliches Prieſterthum.

Er. Und ihre Einmiſchung?

Ich. Heilige Pflichttreue.

Er. Und ihre allerunterthänigſte Unterthänigkeit?

Ich. Nachfolge eines Mannes, der zwar freilich der Ordnung der Welt bis in den Tod gehorſam war, aber ſeinen Rücken dennoch nie vor Unrecht, Anmaßungen und Heuchelei bog.

Er. Sind aber dieſe Anmaßungen der Untreue unſers Geſchlechts an Wahrheit und Recht allgemein etwas anders, als Folgen des Uebergewichts unſerer thieriſchen Neigung, mitten in der bürgerlichen Geſellſchaft alſo zu leben, wie der Menſch ohne allen Zwang und Gewalt im Wald lebt?

Ich. Sie ſind allgemein nichts anders, als Folgen der Heilloſigkeit im Gebrauch jeder geſellſchaftlichen Kraft zu dieſem Zweck; daher iſt die Neigung des Königs zur Tyrannei, und die Neigung des Bauern zur Anarchie, in ihrem Weſen die nämliche Sache, daher ſpricht der Oligarch und der Sansculott aus einem Munde, daher ſind die Heilloſigkeiten des adelichen Landlebens bloße Verfeinerungen der Heilloſigkeiten unter dem Strohdach, und eben ſo die Tracaſſerien des Amtmanns mit den Tracaſſerien des Geiſtlichen, und hinwieder die monopoliſchen Großſprechereien der Kaufleute mit den monopoliſchen

Gewaltthätigkeiten und den Innungsarmſeligkeiten der gelehrten Republik eine und eben dieſelbe Sache.

Erſte Darlegung meines weſentlichſten Geſichtspunkts.

Es ward mir immer heiterer — der Menſch, oder vielmehr ich ſelbſt ſtelle mir Wahrheit und Recht weſentlich ungleich vor, wenn ich empfinde, denke und handle, wie der Menſch ohne Zwang und Gewalt immer empfindet, denkt und handelt — oder wenn ich empfinde, denke und handle, wie der Menſch durch die Kunſt und den Zwang des bürgerlichen Lebens zu empfinden, zu denken und zu handeln lernt.

Oder endlich, wenn ich empfinde, denke und handle, wie ich ſoll, wenn ich meine innere Unabhängigkeit von meiner thieriſchen Begierlichkeit und von meinen geſellſchaftlichen Anſprüchen als das Fundament meines Urtheils über Wahrheit und Recht anerkenne.

Es ſchien mir heller — Wahrheit und Recht kommen mir in einem ungleichen Licht vor — wenn ich meinen Inſtinkt — oder wenn ich meine bürgerliche Anmaſſungen — oder wenn ich die Uebereinſtimmung mit dem Edelſten, Beſten, das ich zu erkennen vermag, in mir ſelbſt zum Fundament meines Urtheils über Wahrheit und Recht anerkenne. Ich glaubte jetzt, ich müßte den Aufſchluß der Widerſprüche, die in meiner Natur zu liegen ſcheinen, in dieſem weſentlichen Unterſchied der Vorſtellungsart von Wahrheit und Recht, deren meine Natur fähig iſt, ſuchen.

Nähere Beſtimmung dieſes weſentlichen Geſichtspunkts.

Ich nahm alſo an, der Menſch, oder vielmehr ich ſelbſt, ſtelle mir die Welt auf drei verſchiedene Arten vor, und deswegen ſei die Vorſtellung von Wahrheit und Recht in mir ſelbſt, im Gefolge dieſer dreifachen Geſichtspunkte weſentlich verſchieden; ich erſchaffe mir durch einen jeden derſelben, in mir ſelbſt eine für denſelben ausſchließend paſſende Vorſtellung von Wahrheit und Recht.

Alſo habe ich in mir ſelbſt eine thieriſche Wahrheit, das iſt, ich habe in mir ſelbſt eine Kraft, alle Dinge dieſer Welt als ein für mich ſelbſt beſtehendes Thier anzuſehen.

Ich habe eine geſellſchaftliche Wahrheit, das iſt, ich habe eine Kraft, alle Dinge dieſer Welt, als ein mit ſeinem Nebenmenſchen in Vertrag und Verkommniß ſtehendes Geſchöpf anzuſehen.

Ich habe eine ſittliche Wahrheit, das iſt, ich habe eine Kraft, alle Dinge dieſer Welt unabhängig von meinen thieriſchen Bedürfniſſen und von meinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen gänzlich nur in dem Geſichtspunkt, was ſelbige zu meiner innern Veredelung beitragen, ins Auge zu faſſen.

Alſo habe ich hinwieder ein thieriſches Recht, das iſt, es entſpringt aus der Art und Weiſe, wie ich alle Dinge dieſer Welt als ein für mich ſelbſt beſtehendes

Thier anſehe, ein allgemeines, unwillkührliches und einfaches Bedürfniß, auf dieſelben, zu Folge dieſes Geſichtspunkts, einen thieriſchen Anſpruch zu machen.

Ich habe ein geſellſchaftliches Recht, das iſt, es entſpringt aus der Art und Weiſe, wie ich alle Dinge dieſer Welt als ein in Verkommniſſe und Vertrag ſtehendes Geſchöpf anſehe, ein allgemeines, unwillkührliches und einfaches Gefühl, wie ich auf alle dieſe Dinge, im Gefolg dieſes Geſichtspunkts, Anſprüche machen darf und Anſprüche machen ſoll.

Ich habe ein ſittliches Recht, das iſt, es entſpringt aus der Art und Weiſe, wie ich alle Dinge dieſer Welt unabhängig von meinen thieriſchen Bedürfniſſen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen ins Auge faſſe, ein allgemeines, unwillkührliches und einfaches Gefühl, daß ich alle dieſe Dinge gänzlich nur nach dem Maßſtaab ihres Einfluſſes auf meine innere Veredelung begehren oder verwerfen ſoll.

So wie meine Vorſtellungen von Wahrheit und Recht in mir ſelbſt, eine Folge meines thieriſchen Inſtinkts, oder meiner geſellſchaftlichen Anſprüche, oder meiner ſittlichen Kraft ſind, alſo bin ich in mir ſelbſt ein dreifach verſchiedenes, ein thieriſches, ein geſellſchaftliches und ein ſittliches Weſen, und eben ſo finde ich in dieſem dreifachen Unterſchied meiner ſelbſt, gegen mich ſelbſt, gegen andere, und gegen alles was iſt, den Grund, warum ich mir bei gewiſſen Anſprüchen, die ich in mir ſelbſt nähre, vorſtelle, ſie gründen ſich auf ein Naturrecht; bei andern, ſie gründen ſich auf ein geſellſchaftliches, und wieder bei andern, ſie gründen ſich auf ein ſittliches Recht.

Und die Frage: was iſt Naturrecht — was iſt geſellſchaftliches Recht — was iſt ſittliches Recht? ſchien mir jetzt Nichts anders ſagen zu wollen, als was macht die dreifach verſchiedene Vorſtellungsart von Wahrheit und Recht, deren meine Natur fähig iſt, in jedem Fall aus mir ſelber?

Was bin ich, wann die Welt meiner ſinnlichen Begierlichkeit ohne Rückſicht auf den geſellſchaftlichen Zuſtand, ins Auge fällt?

Was bin ich, wenn die Welt meiner ſinnlichen Begierlichkeit mit Rückſicht auf dieſen Zuſtand, ins Auge fällt?

Was bin ich, wenn ſelbige mir blos in Rückſicht auf meine innere Veredelung ins Auge fällt?

Ich nahm alſo für wahr an, der erſte Zuſtand ſei der Naturſtand, der zweite der geſellſchaftliche, und der dritte der ſittliche, und faßte nun den Menſchen in dieſen dreifachen verſchiedenen Geſichtspunkten ins Auge.

Was bin ich im Naturſtand?

Die Art, wie die Welt mir, wenn ich mir dieſelbe mitten in der bürgerlichen Geſellſchaft lebend, als ein vor mich ſelbſt beſtehendes Thier vorſtelle, iſt gar nicht die nämliche mit derjenigen, wie ich mir dieſelbe im wirklichen Naturſtand meines Geſchlechts vorſtellen kann, und vorſtellen muß.

Naturſtand, im wahren Sinn des Worts, iſt der höchſte Grad thieriſcher Unverdorbenheit.

Der Menſch in dieſem Zuſtand iſt ein reines Kind ſeines Inſtinkts, der ihn einfach und harmlos zu jedem Sinnengenuß hinführt.

Voll Wohlwollen liebt er ſeine Gaſelle, ſeine Marmotte, ſein Weib, ſein Kind, ſeinen Hund, ſein Pferd, er weiß nicht was Gott, und was Sünde iſt, einen Teufel fürchtet er nicht, Licht, Wald und Flur ſind ihm heilig, wie ſie Gott ſchuf, die aufgebrochne Erde iſt ihm ein Fluch, er wechſelt ſeine Stunden zwiſchen Schlaf und Sinnengenuß; Trunkenheit des Geiſtes, Leerheit des Kopfes, und das Verſinken in taumelndes Träumen iſt ihm Wonne des Lebens; er liebt Spiel, Wein, Mädchen und Mährchen; den fremden Mann führet er in ſeine Hütte, und fragt ihn, nachdem er gegeſſen und getrunken, woher er komme, und wie es in ſeinem Land gehe; für den morgenden Tag ſteht er dir heute nicht vom Stuhl auf, er giebt ſeine einzige Kuh für gläſerne Korallen, und das Leben des künftigen Jahrs kauft er dir nicht um die Pfeiſe Taback, die er im Munde hat.

So lebt er auf der ganzen Erde, wenn er ohne Anſtrengung Sinnengenuß, und ohne Sorgen Sicherheit findet.

Aber wir nennen ihn doch noch Naturmenſch, wenn er ſeinen Sinnengenuß längſt mit Anſtrengung, und ſeine Sicherheit längſt mit Sorgen erkauft hat. Er wirft jetzt den Wurfſpieß, mit dem er den Feind tödtet, zur täglichen Uebung an die Wand, er achtet ſeinen Bogen höher als Weib und Kind, wir nennen ihn doch noch Naturmenſch.

Jünglinge verſammeln ſich hinter ihm in Reihen, er führt ſie zum Streit an, wir nennen ihn doch noch Naturmenſch. Jezt iſt in ſeinem Buſen kein Wohlwollen mehr, ſein Weib iſt ſeine Sklavin, der ſchwächere Mann ſein Knecht; wir heiſſen ihn doch noch Naturmenſch.

Wer ihm im Wege ſteht, den tödtet er, wer ihm ausweicht, der muß ihm dienen; wir heißen ihn doch noch Naturmenſch.

Er kennt jezt die unſterblichen Götter, aber er ſagt mit den Cyclopen, wir ſind beſſer als ſie; wir nennen ihn doch noch Naturmenſch.

Die Welt, die ihn umgiebt, zittert vor ſeiner Stirne, ſein Wille iſt ſeines Nachbars Geſez, er behauptet ihn mit Geiſſel, mit Schwerdt, mit bindenden Stricken, er jagt das genoſſene Weib, und den erzeugten Sohn aus ſeiner Höhle; noch nennen wir den Barbaren Naturmenſch.

Jezt iſt ihm Berg und Flur nicht mehr heilig, wie ſie Gott ſchuf, die aufgebrochene Erde kein Fluch mehr; ſoweit er den ſchwächern Mann fliehen gemacht, nimmt er die Erde in Anſpruch, das heißt: er nimmt ſie zuerſt ganz, und theilt dann, was ihm weder zum Nuzen, noch zur Luſt dienet, zu Lehn und um Zins aus.

Jezt nennen wir ihn nicht mehr Naturmenſch; wenn der Ochs am Pfluge geht und der Menſch um des Zinſes willen, den er von der Erde, die er baut, zahlen muß, von der Sonne aufſteht, ſo ſagen wir: er iſt in den geſellſchaftlichen Zuſtand hinübergegangen.

Er geht zwar nicht einzig auf dieſem Wege, in denſelben hinüber; wenn in Aſiens fetten Waiden die Stämme der unbefleckten Hirten ſich mehren, ſo marken ſie ihre Waiden oft friedlich, bauen den milden Boden zufrieden und einig, werden arm und reich, kennen Eigenthum und Recht, ohne die Gewaltsverhärtung unſerer Zeit; ſie gehorchen dem Mann, der die Vorwelt geſehen; oft lehren auch Sänger das träge Geſchlecht Arbeit und Fleiß, und ſich fürchten vor dem heiligen Blut.

Immer enden wir in unſern Begriffen den Naturſtand erſt da, wo der Zuſtand unſers Geſchlechts in einem hohen Grad verwickelt und mühſelig zu werden anfängt.

Bis auf dieſen Punkt nennen wir den Menſchen in unendlich verſchiedenen Abſtufungen ſeines Daſeyns immer Naturmenſch.

Aber wir theilen ihn in dieſen Abſtufungen in den verdorbenen und unverdorbenen Naturmenſchen.

So lange er einfach und harmlos an der Hand des Inſtinkts, leichten Sinnengenuß findet, nennen wir ihn einen unverdorbenen Naturmenſchen; wenn er aber dieſen Sinnengenuß nicht mehr ſorgenlos und leicht findet, und dadurch ſeine Harmloſigkeit und ſein thieriſches Wohlwollen dahin geht, ſo heiſſen wir ihn einen verdorbenen Naturmenſchen.

Aber wir ſetzen die Gränzen der Unverdorbenheit des Naturmenſchen zu weit, und beſtimmen den Anfang ſeines Verderbens nicht richtig. Wir nennen ihn noch lange

Naturmenſch, wenn die Art und Weiſe, wie die Welt ſeiner thieriſchen Begierlichkeit ins Auge fällt, ſchon längſt durch Rückſichten auf den geſellſchaftlichen Zuſtand beſtimmt ſind.

In allen Epochen ſeines thieriſchen Verderbens, bis an die Gränzen der gänzlichen Unterjochung ſeines Inſtinkts, unter anerkannte und ausgeſprochene Geſetze des geſellſchaftlichen Zuſtandes, bis an die Gränzen wo Könige, Geſetze, Schwerd und Beruf, ihm den Inſtinkt bis an ſeine Wurzel auslöſchen, bis an die Grenzen in welchen er der vollendeten Schiefheit und Verhärtung des geſellſchaftlichen Zuſtands unterliegt; nennen wir ihn immer Naturmenſch.

Aber worin beſteht denn die Unverdorbenheit des Naturmenſchen, von was für einem Punkt ſeines Daſeyns geht ſie aus? und was iſt ihr Weſen? Sie geht unſtreitig von der Behaglichkeit aus, die allgemein aus der leichten Befriedigung unſerer Wünſche, die ohne Anſtrengung, ohne Schmerz, ohne Abhänglichkeit von irgend einer unſichern Sache, und von irgend einem unſichern Willen Platz hat, entſpringt.

Aber iſt ein ſolcher Zuſtand unſers Geſchlechts denkbar? lebten die Menſchen jemals in gänzlicher Unkunde des Uebels? — ohne Beſorgniſſe, ohne Mißtrauen, und ohne Abhänglichkeit von irgend einer unſichern Sache, von irgend einem fremden Willen?

Dieſe Frage iſt die nämliche mit derjenigen: giebt es einen Zeitpunkt, in welchem der Kinderzuſtand des Menſchen ganz rein iſt? das iſt, in welchem das Kind ganz ohne Kenntniß des Uebels, des Schmerzes, des Hungers, alſo ganz ohne Leiden, ohne Beſorgniſſe, ohne Mißtrauen und ohne Abhänglichkeits- und Unſicherheitsgefühl in der Welt lebte?

Allerdings giebt es einen ſolchen Zuſtand, es iſt der Augenblick, in welchem das Kind auf die Welt kommt.

Aber ſo wie dieſer Augenblick da iſt, ſo iſt er vorüber.

Beim erſten weinenden Laut iſt der Punkt ſchon überſchritten, von der die thieriſche Harmloſigkeit des Kindes eigentlich ausgeht.

Von dieſem erſten Laut an entfernt ſich das Kind mit jedem Gefühl eines unbefriedigten Bedürfniſſes, eines unerfüllten Wunſches, eines jeden Schmerzes, immer weiter von dieſem Punkt ins Unendliche.

So wie ſeine Erfahrungen wechſeln, kommt es in Proportionen, die ſich immer verdoppeln, von dem Punkt weg, von dem die Reinheit ſeiner Unſchuld eigentlich ausgeht.

Alſo der Menſch, wie er aus der Hand der Natur kommt, iſt er ganz Unſchuld, und es ſcheint unſtreitig, die innere Reinheit ſeiner Natur, und die wirkliche Unverdorbenheit derſelben, geht von dem Punkt dieſer Unſchuld aus, den wir freilich an ihm nur ahnden, aber nicht kennen. Sie waren bei ihm, wie beim Kinde, in dem Augenblick da, da es ganz ohne Kunde des Uebels lebte, ſo wie ſie da war, gieng ſie vorüber, mit der Erkenntniß des erſten Irrthums, der erſten Täuſchung, war der Punkt ſchon überſchritten, von der die Unverdorbenheit ſeiner Natur eigentlich ausgeht.

Von dieſem Augenblick an entfernt ſich der Menſch, wie das Kind, mit jedem Irrthum, mit jeder Täuſchung, immer weiter von dieſem Punkt bis ins Unendliche.

So wie ſeine Erfahrungen wachſen, ſo wie er das vergangene Uebel kennt, das zukünftige fürchtet, und vom gegenwärtigen leidet, alſo kommt er in Proportionen, die ſich immer verdoppeln, von dem Punkt weg, auf dem die Unverdorbenheit ſeiner Natur eigentlich ruhet. Unſer thieriſches Verderben entſpringt aus allem dem, was dem guten Zuſtand unſers thieriſchen Daſeyns entgegen ſteht.

Wir ſind aber als Thiermenſchen nicht blos dann verdorben, wenn wir einen Höcker haben, und lahm ſind, ſondern auch wenn wir die Fähigkeit verloren haben, in Sachen, die unſer thieriſches Wohlſeyn betreffen, als Thiermenſchen richtig zu urtheilen, als ſolche uns kraftvoll und conſequent zu helfen, und als ſolche unſere Tage beruhigt und wonnevoll zu verträumen.

Das thieriſche Verderben unſerer Natur fängt alſo von dem Punkt an, wo der Takt unſerer thieriſchen Natur, der Inſtinkt, und die Saite unſerer thieriſchen Harmonie, unſer thieriſches Wohlwollen, anfängt in uns kraftlos und unſicher zu werden.

Die Unverdorbenheit meiner thieriſchen Natur wäre folglich das Befinden meiner ſelbſt, in dem Zeitpunkt, in welchem weder mein Inſtinkt, noch mein Wohlwollen in mir angefangen hatten, ihre Kraft zu verlieren.

Ich habe eine Art Bewußtſeyn, des wirklichen Daſeyns eines ſolchen Zeitpunkts.

Ich beſitze eine Fähigkeit, mich ſelbſt im Genuß der vollen Kraft meines Inſtinkts, und der ganzen Reinheit meines Wohlwollens zu denken, wie ich mich, wenn ich einen Arm oder ein Bein in Mutterleib verloren hätte, dennoch im Beſitz dieſes Gliedes denken könnte.

Durch dieſe Fähigkeit erzeuge ich in mir ſelbſt das Bild der Unſchuld, die ich verloren, das iſt: eine Vorſtellung von der Beſchaffenheit meiner ſelbſt, außer meinem Verderben. Dieſe Unſchuld aber fällt mir in einem gedoppelten Geſichtspunkt ins Auge.

Im erſten, wie ich beſchaffen ſeyn würde, wenn der Eindruck des Uebels gar nicht auf mich gewirkt hätte:

Im andern, wie ich beſchaffen ſeyn würde, wenn der Eindruck des Uebels wieder in mir ausgelöſcht wäre.

Wenn ich dann mit dem letzten Geſichtspunkt die Kraft verbinde, zu ſtreben nach dem Edelſten, Beſten, das ich erkenne, und das ich ſuchen ſoll, ſo wird dieſes Bild der Unſchuld, in mir das Ziel der Vollkommenheit wornach ich ſtrebe, das iſt, das Fundament meines ſittlichen Zuſtands.

Aber niemals kann es das Fundament meines geſellſchaftlichen Rechts ſeyn.

Es läßt ſich an den Punkt, von welchem die Unverdorbenheit des Naturſtands eigentlich ausgeht, ſo wenig ein Begriff eines Rechts anknüpfen, als an denjenigen, von welchem die Harmloſigkeit des Kinderſtandes eigentlich ausgeht.

Ohne Bewußtſeyn des Unrechts kommt der Begriff des Rechts, und ohne Leiden des Unrechts, das Gefühl des Rechts nicht in meine Seele.

Daher iſt jeder Rechtsbegriff ein geſellſchaftlicher Begriff, und jedes Rechtsgefühl ein geſellſchaftliches Gefühl, und alſo der Begriff eines Naturrechts, rein genommen, nichts anders, als eine Täuſchung. Da ſich aber das geſellſchaftliche Gefühl des Rechts wirklich an die äuſſerſten uns bekannten Grenzen, von denen der Zuſtand unſer ſelbſt, den wir Naturmenſch heiſſen, ausgeht, anſchließt, ſo heiſſen wir jeden Begriff des geſellſchaftlichen Rechts, inſofern wir ihn als dieſen Grenzen nahe ſtehend anerkennen, ein Naturrecht.

Dieſes Naturrecht aber iſt nichts anders als eine einfache Folge des Gefühls, daß die Einrichtungen, Verkommniſſe und Verträge des geſellſchaftlichen Lebens alle auf Regeln und Grundſätzen ruhen ſollen, die mit unſerer unverdorbenen Natur, das iſt, mit uns ſelbſt, inſofern das thieriſche Wohlwollen unſerer Natur noch nicht in uns ſelbſt zu Grund gerichtet, übereinſtimmend ſind.

Wir wollen nämlich, daß der Mittelbegriff zwiſchen jeder Forderung und jeder Schuldigkeit, das iſt, unſere Vorſtellung von Recht und Pflicht auf Gründen ruhen, die dem Edelſten, Beſten, das wir zu erkennen vermögen, nicht widerſprechen. Dieſer Wille in uns ſelbſt iſt alſo die Quelle deſſen, was wir Naturrecht heiſſen.

Aber das Naturrecht, oder vielmehr die geſellſchaftlichen Begriffe, die wir Naturrecht heiſſen, ſind gar nicht die Quelle dieſes Willens. Es liegt von dieſem Recht, im unentwickelten thieriſchen Menſchen, beſtimmt und allgemein gar Nichts, als der Trieb zur Selbſterhaltung. Die Art und Weiſe aber, wie dieſer Trieb unſer Geſchlecht durch ſeine Erfahrungen zu Gefühlen und Neigungen hinführt, die mit dem, was wir Naturrecht heiſſen, gänzlich übereinſtimmen, iſt dieſe:

Vermöge dieſer ſtärkſten aller meiner Triebe, empört ſich das Innerſte meiner Natur gegen alles, von dem ich zu erkennen vermag, daß ſelbiges mittelbar oder unmittelbar meinem thieriſchen Wohlſtand und meinem thieriſchen Daſeyn Gefahr und Nachtheil bringen könnte:

Dadurch lerne ich die mich in dieſer Welt umgebende Gefahren kennen.

Unzweideutige Erfahrungen überzeugen mich, daß mein Geſchlecht im geſellſchaftlichen Zuſtand fähig iſt, auf eine ſolche Art gegen mich zu handeln, wie ich nach dem thieriſchen Wohlwollen, wovon wenigſtens immer noch eine Regung in meiner Bruſt bleibt, mich nicht fähig glaube, gegen meinen Nebenmenſchen handeln zu können:

Dadurch führt meine Selbſtſucht mich ganz einfach und nothwendig auf den Begriff, es wäre gut, daß keiner von dem andern eine feindſelige Handlungsweiſe zu befahren hätte.

Ich kann nicht anders, wenn ich den getödteten Mann vor meiner Thüre ſehe, ſo führt mich meine Selbſtſucht bei ſeinem Anblick ſelber unwillkührlich und nothwendig auf den Gedanken, die Menſchen könnten mich tödten, wie ſie ihn getödtet haben. Dieſer Gedanke, ruft einen zweiten: es wäre gut, daß keiner getödtet würde, ich nicht, und er nicht. Und dieſer, in Verbindung mit dem thieriſchen Wohlwollen, bringt dann nothwendig die Gemüthsſtimmung hervor, in welcher der Menſch alsdann

durch

durch ſeine Selbſtſucht ſelber das geſellſchaftliche Gebot, du ſollſt nicht tödten, erſchafft.

Er hebt es aber eben durch dieſe Selbſtſucht augenblicklich wieder auf, ſobald es mit den ſtarken Gefühlen ſeiner wahren oder geglaubten Selbſterhaltung in Streit kommt.

Gewiß iſt dieſes Gebot, ſo wenig als jeder Begriff des von uns ſo geheißnen Naturrechts, ganz und gar keine Folge eines von den Grundgefühlen unſerer thieriſchen Selbſterhaltung unabhängigen und ſelbſtſtändigen in uns liegenden Gefühls, von irgend einem Recht.

Der Trieb der Selbſterhaltung iſt weſentlich individuel; ohne geſellſchaftliche Erfahrungen iſt er von dem Gefühl der Theilnehmung, ſo wie von dem Begriff von Recht und Unrecht gänzlich entblößt, er wird aber theilnehmend, inſofern geſellſchaftliche Erfahrungen ihn durch Vereinigung der Gefühle unſerer Selbſtſucht und unſers Wohlwollens theilnehmend machen. Der Begriff eines Naturrechts ommt alſo offenbar als eine Folge von Gefahren zum Vorſchein, von denen beunruhiget, wir den Mangel eines Rechts in der Welt, zugleich aber auch eine Kraft n uns ſelbſt zu erkennen vermögen, ein ſolches durch nſern Willen zu erſchaffen.

Eben dieſes iſt auch vom geſellſchaftlichen Vertrag ahr. Urſprünglich liegt von demſelben in uns ſelbſt ichts, als eine Kraft zu empfinden, daß kein ſolcher ertrag in der Natur iſt, daß wir aber eine Kraft beſitzen, einen ſolchen durch unſern Willen in die Natur hineinzubringen.

Das Gefühl des Unrechtleidens iſt der Boden, aus dem der Begriff des Rechts im menſchlichen Geiſt entkeimet.

Deswegen iſt die individuelle Beſchaffenheit dieſes Gefühls für den Menſchen von der erſten Wichtigkeit, ſeine Wahrheits- und Rechtsempfänglichkeit iſt gänzlich eine Folge der Unverdorbenheit, oder vielmehr des guten Zuſtands dieſes Gefühls.

Wenn die Eindrücke des Unrechtleidens ſich in meinem Innerſten mit Wohlwollen, und mit einem Beſtreben nach Vollkommenheit verbinden, ſo erzeugen ſie in mir reine Begriffe von Wahrheit und Recht, ich kann dann nicht anders, ich biete meinem Geſchlecht freundlich die Hände.

Wenn dieſes aber nicht iſt, wenn mein Gefühl beim Unrechtleiden in meinem Innerſten ohne Wohlwollen tobet, und mit keinem Streben nach innerer Veredelung verbunden iſt, ſo erzeugt mein leiſeſtes Ahnden, daß mir Unrecht geſchehen könnte, jede Greuelthat, deren meine Natur fähig iſt.

Der thieriſche, ſo wie der geſellſchaftliche Menſch, erlaubt ſich alles Unrecht, damit ihm nicht Unrecht geſchehen könne.

Auch die Repräſentation der Geſellſchaft, die Regierung, thut das nämliche, ſie iſt im Augenblick gewaltſam und grauſam, wenn ſie fürchtet Unrecht zu leiden.

Die geſellſchaftliche Bildung als ſolche, ſchützt das innere meines Weſens nicht vor den einfachen Folgen meiner thieriſchen Selbſtſucht.

Nur als ſittliches Weſen vermag ich mich ſelbſt durch meinen Willen dahin zu erheben, lieber Unrecht zu leiden ls Unrecht zu thun.

Als thieriſches Weſen verhärtet mich die entfernteſte hndung des Unrechtleidens.

Als ſolches verwildere ich beim wirklichen Unrechtlei- en; als ſittliches Weſen werde ich durch die Ahndung nd durch das Leiden des Unrechts weiſe und ſanft.

Was bin ich im geſellſchaftlichen Zuſtand?

Der geſellſchaftliche Zuſtand beſtehet weſentlich in inſchränkungen des Naturſtandes.

Aber der Menſch ſchränkt die Wonne dieſes Standes ht ein, bis er muß, und er muß es nicht, bis er in ſem Stand tief verdorben, und ſein thieriſches Wohl- lich in demſelben dahin iſt.

Er tritt alſo, in ſeinen Grundlagen verhärtet, als verdorbener Naturmenſch in den geſellſchaftlichen Zu- nd.

Er hat auch beim Uebergang in denſelben den be- nnten Zweck, die Folgen, die ſein thieriſches Verder- auf ſeine thieriſche Glückſeligkeit hat, zu mildern, ſich durch die Schranken dieſes Zuſtands ſicher zu en, die Bedürfniſſe ſeiner thieriſchen Natur ſich leich- ſicherer, befriedigender zu verſchaffen, als er ſelbige der Vorſtellungsart, die ihm in dieſem Zuſtand möglich iſt, ſich in der Freiheit des Naturlebens verſchaffen könnte.

Auch braucht der Menſch, im geſellſchaftlichen Zuſtand, zur Erreichung ſeines Zwecks keine andern Mittel, als diejenigen, die er im Naturſtand zur Befriedigung ſeines Inſtinkts auch gebraucht hat, thieriſche Kraft.

Aber dieſe Kraft iſt durch ſein thieriſches Verderben, ſchon ehe er in dieſen Zuſtand getreten, geſchwächt, und die Maßregeln der geſellſchaftlichen Ordnung ſind nichts weniger als dazu gemacht, dieſe Kraft wieder herzuſtellen, im Gegentheil ſie zernichten in ihrem Weſen die harmloſe Behaglichkeit des Naturſtandes, ſie zerſtören die Sorgloſigkeit ſeines Allrechts, ſie binden unſer Daſeyn an einen ſchwerfälligen Verdienſt, und an ein mühſeliges Leben, ſelbſt indem ſie unſere Genüſſe vervielfältigen, erhöhen ſie unſere Laſten, und erheben Ungleichheiten, die wir im Naturſtand kaum achten, zu den bitterſten Gefühlen. Das alles hat auf den Zweck, um deswillen der Menſch in die bürgerliche Geſellſchaft tritt, den entſcheidenden Einfluß, daß er denſelben durch dieſen Schritt nicht erhält.

Einfacher Genuß iſt das Theil des Naturſtandes.

Hoffen und Harren iſt das Theil des geſellſchaftlichen Lebens. Es kann nicht anders ſeyn, die ganze Stellung des geſellſchaftlichen Lebens ruhet auf Vorſtellungen von Sachen, die im Grund eigentlich nicht da ſind, das iſt, ſie iſt Repräſentation. Eigenthum, Erwerb, Beruf, Obrigkeit, Geſetze, ſind alles künſtliche Mittel, meine thieriſche Natur beim Mangel thieriſcher Freiheit, dennoch zu befriedigen.

Eigenthum iſt Repräſentation meiner Naturkraft zu meiner Erhaltung. Geſetz, Obrigkeit, Repräſentation meiner Naturkraft, zu meiner Beſchützung.

Was dem Wilden ſeine Keule, das iſt dem Schneider ſeine Nadel, dem Schreiber ſeine Feder, dem Kaufmann ſeine Kniffe, dem Bauer ſeine Heerde, dem Edelmann ſein Land, dem König ſeine Krone.

Aber welch ein Unterſchied zwiſchen dem thieriſchen Genuß, wenn ich ſorgenlos zwiſchen ewigen Gewürzen lebe, und wenn ich um ein halbes Procent mit einem Juden keife, oder meinem Amtmann hundert Bauern für das künftige Jahr für einige hundert Gulden höher verſteigere.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Genuß! wenn ich froh und ſtark, jeden Tag ſicher mein Wild finde, und ſorgenlos durch Berg und Thal reite, einen Mann zu jagen, der einen Mantel hat, den ich brauchen kann, und aller Laſt der Jahrsconto, der Dankſagungsadreſſen, und ſelber der Rathhausſtellen und der ehrbaren Reinlichkeit! Der Naturmenſch weiß nicht, was er durch dieſen Uebergang verliert, dieſer Schritt iſt für ihn vollends die Wirkung einer Täuſchung.

Er ſucht thieriſchen Genuß, und verliert in dieſer Rückſicht unendlich.

Die Unbehaglichkeit, die er flieht, wird das Fundament des Lebens, in das er ſich ſtürzt. Er will die Wonne des verlornen Naturlebens wieder herſtellen, dafür wird der eine ein Schneider, der andre Gelehrt, einer treibt dafür Eſel über den Berg, ein anderer Bauern in den Wald, einer putzt dafür dem andern den Bart, einer ſucht dieſe Wonne mit dem Kopfe, ein anderer mit dem Herzen, einer mit Künſten gegen den Kopf, ein anderer mit Künſten gegen das Herz. Schon in dieſem Unterſchied liegen unſägliche Quellen der Unbehaglichkeit unſers Geſchlechts. Der Gelehrte hat von dem Scheitel bis zu den Füßen einen ſchwerfälligen Leib, der Schmied einen Arm, der ſtärker iſt, als ſeine beyden Füße; der Schneider wackelt, wenn er geht und der Ackerbauer hat einen Schritt wie der Ochs, mit dem er pflügt.

Ob der Menſch will oder ob er nicht will, er iſt im Joch des geſellſchaftlichen Lebens gezwungen, das Glied am Leib, und die Kraft der Seele, auf die ihm ſein Brod und ſein Haarpuder im geſellſchaftlichen Zuſtand angewieſen ſind, vorzugsweiſe und zum Nachtheil aller ſeiner übrigen Glieder und Kräfte zu gebrauchen.

Das geht ſo weit, daß viele Regenten ſich auf ſolche Fundamente Regiſter machen laſſen, aus welchen zu erſehn, was für Subjekte aus ihren Unterthanen als vorzüglich gute Ohren, als vorzüglich gute Mundſtücke, als vorzüglich gute Schreibmaſchinen, als vorzüglich gute Blasbälge u. ſ. w. zu gebrauchen ſind.

Zwar iſt dann freilich auch gar oft ſo ein Brauchſtück einer ſolchen Duodezmenſchlichkeit an ſeinen übrigen Organen ganz lahm, dieſes aber achtet man im gewöhnlichen Dienſtleben unſers alternden Welttheils denn weiter auch gar Nichts. Dieſe Nichtachtung kann freilich auch

Folgen auf die Grundkräfte unſerer Natur haben, indem wir gezwungen werden aus unſerer Naſe, aus unſerm Mund, unſern Ohren, und wohl auch aus unſerm Hammer, aus unſerm Ellenſtab, aus unſern Wappen, und aus unſerer Krone alles in allem zu machen.

Die allgemeine Schiefheit der Menſchen, in allen bürgerlichen Verhältniſſen, und ihre allgemeine Verhärtung im geſellſchaftlichen Zuſtand iſt eine Folge der innern Verſtümmelung der Naturkräfte unſers Geſchlechts in dieſem Stand.

Aus ihr entſpringen die beſondern Gefühle des esprit du corps, in allen Verhältniſſen: die Patriziergefühle, die Adelichengefühle, die Staats- und Rathsmännergefühle, und mit ihnen alle Arten bürgerlicher Anmaſſungen, mit welchen der Menſch ſeine thieriſche Stellung im geſellſchaftlichen Zuſtand, wie der Tiger ſeine Höhle, beſchüzt. — Dieſe Verirrungen gehen denn aber in hart und tief verkünſtelten Klein- und Großſtaaten oft auch ſehr weit. —, Guter Ausburger nicht blos fürſtlich, ſondern auch republikaniſch beherrſchter Staaten, wirf einen offenen, die Geſchichte deines Lands nicht blos zu ſeiner Schein- und Trugehre verkünſtelnden Blik auf die Thatſachen, die hierüber Licht geben könnten, und antworte: was haben hie und da nicht ſelber Rathsherren kleiner Städte ſich gegen Männer im Land erlaubt, die etwa gegen ihre Mitbürger die Aeußerung wagten, ſie ſeyen ihnen, den Rathsherren, und niemand in der Welt ſchuldig, in Sachen, die wider Gott, wider das Vaterland, und wider das Heil des Menſchengeſchlechts ſeyn könnten, einen unbedingt blinden Gehorſam ſchuldig, oder gar, jeder von dieſen Herren ſollte in jedem Fall an Leib und Seele nüchtern ſeyn, wenn er dazu berufen wird, auf ſeinem Stuhl über das Gut und Blut ſeiner Mitbürger abzuſprechen. Doch ſelber zünftige Schneider ſind nicht immer an Leib und Seele nüchtern, wenn es darum zu thun iſt, über das Recht eines Mitſchneiders, das dem ihrigen Eintrag thun könnte, zunftförmlich abzuſprechen. Es iſt in der Welt alles gleich. Die Menſchlichkeit eines Rathsherrn iſt in Dingen, die mit der Selbſtſucht ſeiner bürgerlichen Stellung in Streit kommen könnte, nicht kleiner als die Menſchlichkeit des Schneiders im gleichen Fall.

Der Vorſatz, die Anſprüche meiner thieriſchen Natur im geſellſchaftlichen Zuſtand durch jede Kraft, die ich in meine Hand bringe, und durch jedes Raſinement, deſſen meine Argliſt fähig iſt, gegen jedermänniglich zu behaupten, ruhet auf dem allgemeinen Zweck, um deſſen Willen der Menſch in die bürgerliche Geſellſchaft tritt, und dieſem Zweck iſt jeder getreu, ich, der Schneider, der König, und alle, ein jeder nach ſeiner Lage und nach ſeiner Kraft.

Je größer dieſe Kraft, je größer iſt auch der Reitz meiner thieriſchen Selbſtſucht, zu gewaltſamer Beſchützung meiner thieriſchen Anmaßung. Daher die Uebel des geſellſchaftlichen Zuſtands immer in dem Grad ſteigen, als unverhältnißmäßige thieriſche Kräfte in demſelben freien Spielraum finden.

Mein Geſchlecht iſt, als thieriſches Weſen ins Aug gefaßt, allgemein nur bey einem gewiſſen Maas phyſiſcher Kräfte fähig, nicht Barbar, und nur bey einem gewiſſen Maas geſellſchaftlicher Kräfte nicht Tyrann zu werden, das iſt, ſein wahres Verhältniß gegen ſeine Mitmenſchen nicht zu verkennen.

Es iſt ſchon an ſich ſelbſt wahr, daß das Weſen des geſellſchaftlichen Zuſtands das thieriſche Wohlwollen meiner Natur in mir ſchwächt, wenn dann noch zu dieſem allgemeinen Grundübel dieſes Zuſtands ein großes Uebergewicht geſellſchaftlicher Kräfte, mitten in dieſem Zuſtand, einen ungezähmten Spielraum findet, wer kann die menſchliche Natur kennen, und glauben, daß es in der Welt anders ausſehen ſollte, als es wirklich darin ausſieht.

Der geſellſchaftliche Zuſtand iſt in ſeinem Weſen eine Fortſetzung des Kriegs aller gegen alle, der im Verderben des Naturſtandes anfängt, und im geſellſchaftlichen nur die Form ändert, aber um deswillen nicht mit weniger Leidenſchaft geführt wird, im Gegentheil der Menſch führt ihn in dieſem Zuſtand mit der ganzen Schiefheit und Härte ſeiner verſtümmelten und unbefriedigten Natur.

Der geſellſchaftliche Menſch als ſolcher, ſitzt auf dem Blut ſeines Inſtinkts, und auf dem Grabe ſeines Wohlwollens, wie ein Mörder auf dem Blut ſeines Erſchlagenen; ſeye er geweſen wer er wolle, der Leichnam des Getödteten hat für ihn keinen Werth mehr; er zählt auf ihm ſeinen gefundenen Beutel.

Alſo ſorgt der geſellſchaftliche Held auf dem Leichnam des Inſtinkts für das geſellſchaftliche Wohl, und berechnet auf dem Grab des thieriſchen Wohlwollens die Finanzen des Staats.

Der thieriſche Heldenſinn des geſellſchaftlichen Lebens muß es haſſen, wenn nur noch ein Schatten dieſes Wohlwollens in den Fundamenten der bürgerlichen Einrichtungen ſpuckt.

Er bauet die ganze Ordnung der Welt auf pſychologiſche Mittel; Wohlwollen und Zutrauen im Gang der Geſchäfte auſſer Einfluß zu ſetzen. Und wenn man conſequent iſt, und den Grundſatz von der Schädlichkeit des Wohlwollens und Zutrauens in den öffentlichen Angelegenheiten eben ſo gegen die Macht als wahr annimmt, wie man ſie gegen das Volk als wahr erkennt, ſo iſt man vollkommen in der Ordnung.

Die Regel gründet ſich auf das unausweichliche Verderben, das der geſellſchaftliche Zuſtand über unſere thieriſche Natur verhängt.

Aber ſie iſt Volkswahrheit wie Regierungswahrheit; ſie lebt im Gefühl der beherrſchten Menge wie im Gefühl der herrſchenden Macht; deswegen iſt auch die ihr widerſprechende Regel: *das Volk muß Zutrauen haben, ohne Zutrauen kann kein Volk beſtehen* — ohne die weiſe, rechtliche und menſchliche Einſchränkung, die auch im entgegengeſetzten Fall ſtatt hat, nicht wahr. Denn es läßt ſich auch ohne eine weiſe, rechtliche und menſchliche Einſchränkung durchaus nicht behaupten, *die Regierung müſſe Zutrauen haben, ohne Zutrauen könne keine Regierung beſtehen.* Es iſt bey einer gut organiſirten Regierung freylich weſentlich, daß das Volk zum Perſonale der Regierung Zutrauen habe; aber das iſt für die Erreichung des geſellſchaftlichen Zwecks auch weſentlich, daß das Volk zu dem Geſetz Zutrauen haben könne; das zwiſchen ihm und dieſem Perſonale, um ſein Recht gegen daſſelbe zu ſichern, da ſtehet, oder wenigſtens da ſtehen ſollte.

Aber die Selbſtſucht der Menſchen am Platz, ſucht natürlich immer alles auf, was ihre Lage gemächlicher, einträglicher und einflußvoller machen kann. Die allgemeine Seligpreiſung dieſes Zutrauens in unſern Tagen iſt eigentlich nichts anders, als ein Verkleiſterungsmittel des weſentlichen Uebels unſers hinfälligen Zuſtandes, und ein Bonmot der Selbſtſucht unſerer comme il faut Kinbiſten, das gegen Vernunft und Erfahrung eben ſo wie gegen die erſten Fundamente des geſellſchaftlichen Rechts gleich ſtreitet, es iſt nichts anders als eine Folge des Verſinkens der geſellſchaftlichen Menſchheit, in den Sumpf der Rechtloſigkeit. Es kommt aber aus dieſem elenden Erſchleichen gerade ſo viel heraus, als wenn ein Vater ſeine Kinder teſtamentlich dahin anweiſen dürfte, von ihrem lieben älteſten Bruder, ohne weitere Unterſuchung und ohne weiteres Recht, als ihr Erbtheil ſo viel anzunehmen, als dieſer ihnen herauszugeben ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet finden würde, mit dem Zuſatz, er werde nach ſeiner erprobten Redlichkeit nicht ermangeln, hierin gegen ſie alſo zu handeln, wie er es vor Gott ſeinem Richter, dem er hierüber allein Rechenſchaft zu geben habe und vor ſeinem verſtorbenen Vater, der hierüber mit ihm beſtimmte Abrede getroffen, werde verantworten können.

Das Perſonale der edelmüthigſten Regierung, ſteht in ſeinem Naturgefühl dem Volke nicht näher, als liebe Geſchwiſter einem älteſten ſonſt redlichen Bruder.

Als Privattugend ſind Zutrauen und Wohlwollen ewig der liebliche Schatten der Unſchuld, die wir verloren.

Aber mein Geſchlecht als ſolches kann nichts weniger als auf Unſchuld Anſprüche machen, und wenn es im geſellſchaftlichen Zuſtand umwölkt von ihrem Schatten einhergeht, ſo wandelt es in den Labyrinthen des Trugs, mit denen der Boden der geſellſchaftlichen Erde bedeckt iſt.

Es iſt unſtreitig, Zutrauen und Wohlwollen iſt eine Inconſequenz gegen das Weſen des geſellſchaftlichen Zuſtands, und wenn die Sicherheit irgend einer bürgerlichen Einrichtung darauf gebauet wird, ſo wird die menſchliche Tugend eine öffentliche Narrheit.

Freilich iſt es wahr, wenn das Volk rechtlos iſt, ſo iſt das heitere Denken über dieſen Gegenſtand ihm und der öffentlichen Ruhe gefährlich. Wenn es aber nicht rechtlos iſt, ſondern ein Recht hat, und Formen des Rechts, die es ſchützen, ſo darf es denn auch über dieſen Punkt heiter denken. Das geſellſchaftliche Recht ſichert den Fortſchritt der menſchlichen Veredelung eben ſo allgemein, als ihn Rechtloſigkeit allgemein ſtille ſtellt. Daher nimmt immer in dem Grad, als die Rechtloſigkeit in einem Lande groß iſt, auch die ſittliche Abſtumpfung zu.

Ein rechtloſes Volk muß durch die Loslaſſung der Argliſt und des Geizes, und durch alle Verirrungen des

Drucks und des Schimmers, des Genuſſes und des Mangels, der Freundlichkeit und des Schreckens, der Empfindſamkeit und der Unempfindlichkeit zur Dummheit zurückgezäumt, und dahin gebracht werden, ſelber zu empfinden, wie elend es wäre, wenn es ſo, wie es iſt, ein Recht kannte, ein Recht hätte und einem Recht anhänglich wäre.

Alſo wird dann freylich durch die Erſchaffung einer abgeſtumpften Entmannung und einer niedergedrückten Kraftloſigkeit das Zutrauen zu einer jeden Regierung, oder vielmehr ein ſchafmäßiges ſich Ueberlaſſen an dieſelbige, dem Volk ein weſentliches Bedürfniß; denn wahres Zutrauen hat in dieſem Fall nicht Platz; dieſes kettet ſich nur an Recht und Sicherheit, und läßt ſich bei Rechtloſigkeit und Erſchlaffung nicht denken. Die Macht als ſolche irrt ſich über dieſen Punkt nie, und ſie denkt auf der ganzen Erde allenthalben ſehr heiter über die Thorheit des Zutrauens in jeder öffentlichen Angelegenheit. Mißtrauen iſt im Charakter der Macht; auch ſteht ſie ohne dieſen Zug in ihrem Standesgeiſt nicht leicht auf icherm Boden; doch iſt es gut, wenn ſie täglich im Man- el des Wohlwollens umhergeht, und es iſt Segen für's and, wenn ſie dieſen Mantel gern und mit Würde trägt; ndeſſen ſpiegelt die verdorbene Macht das Tragen dieſes Mantels, ſo wie es die Edelmuth der Macht nie zu thun ermag. Es iſt auch natürlich, die verdorbene Macht hat n nöthig, ſich mit ihm zu bedecken. Das Volk kann hne Empörung die Rechtloſigkeit der Macht nicht bis uf ihre Schamtheile entblößt vor ſeinen Augen ſehen;

darum iſt auch das höchſte Verderben der Macht genöthigt, in gewiſſen Augenblicken von dem äuſſern Schein des Wohlwollens, ob ſie gleich ſein Weſen tief in ihrem Innern verachtet, einen in die Augen fallenden, ſchimmernden Gebrauch zu machen.

Ein zweyter Fall, in dem ſie in der Hülle des Wohlwollens und Zutrauens erſcheint, iſt dieſer, ſie vergißt zu Zeiten in der Behaglichkeit ihrer Schäferſtunden, daß ſie Macht iſt, und nimmt im Taumel ſolcher Wonnetage den Sinnengenuß des thieriſchen Wohlwollens mit, wie ihre Geige, ihre Maitreſſe, ihre Trommeln, und den ganzen Quark ihres menſchlichen Spiels.

Indeſſen glaubt ſie freilich in dieſem Falle nie, daß ihr Wohlwollen zu dieſem Quark gehöre.

Der thieriſch ſinnliche Menſch weiß es nie an ſich ſelber, wenn er aus Selbſtſucht handelt; die thieriſch ſinnliche Macht eben ſo wenig. Beyde dichten ſich in allem ihrem Thun edlere Beweggründe an, als die, die ſie wirklich darin leiten, und beyde ſind in dieſem Zuſtand unfähig, das Verderben der Reitze zu erkennen, welche die Anſprüche an die Gegenſtände ihrer Leidenſchaft in ihrem Innerſten beleben. Daher glaubt die Macht auch in jedem Fall, ſie haſſe das Recht des Volks nicht, ſondern nur ſeinen Mißverſtand und ſeinen Mißbrauch, und auch dieſen nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um des öffentlichen Wohls willen, und wenn ſie auch noch ſo empört über deinen Anſpruch mit dir im Streit iſt, ſo wird ſie dir immer antworten, ſie begehre für ſich nichts, ſie wolle gern jedermann alle Freiheit und alles Recht laſſen, das ein jeder, immer wünſchen könne, wenn es nur möglich wäre, aber ſie ſieht in jedem ſolchen Fall immer die ſchrecklichſten Gefahren, die es haben müſſe, wenn man Schwäche genug hätte, auch nur daran zu gedenken, den Wünſchen des Volks nachzugeben, und irgend ein Gefühl es Bedürfniſſes einer wirklichen bürgerlichen Selbſtſtän- igkeit in ihm rege werden zu laſſen, oder ihm auch nur inen Schatten einer ihm geſetzlich ſichernden Rechtsform u geſtatten. Dieſe Sprache aber zu verſtehen, mußt du arauf achten, wie ſie ſich benimmt, wenn die Sache ih- es Dienſts Schritte fodert, deren Kühnheit und deren Geſetzloſigkeit das Land allerdings in Gefahr bringen önnte.

In dieſem Fall wirſt du ſie immer auf blos mög- che Gefahren keine Rückſicht nehmen, ſondern vielmehr re Gelüſte immer ſtandhaft durchſetzen ſehen.

Aber hingegen wo ſie beſtimmt das Gegentheil von m wünſcht, was ſie diplomatiſch als ihren Willen und s ihre Meinung beurkundet, da handelt ſie denn freilich r nicht ſelten mit einer Großmutterängſtlichkeit, die ſich ihrem Backenbart und zu ihrer Stirne gar nicht ſchickt.

Sie ſieht in dieſem Fall immer Geſpenſter, an die in ihren Schäferſtunden gar nicht glaubt, die ſie aber den Stunden ihrer Sorgen immer gern für das Volk den Kalender ſezt, ſie wird auch in unſern Tagen, in n Bedürfniß den Glauben an die Geſpenſter durch den lender zu befördern, trefflich bedient.

Die Kunſt der Diplomatik und ihrer Kanzleien hat im Greiſſenalter des Welttheils mit der Kunſt der

Gelehrten, der Volksſchriftſteller, der Kalendermacher vereinigt, die öffentliche Angelegenheit des Menſchengeſchlechts allgemein zu Gunſten der Macht in ein triegendes Licht zu ſetzen.

Unſere Väter verſtunden es kaum, ihr beſtes Recht zur Schau zu tragen, wie jetzt ein gemeiner Sekretär das ſchreiendeſte Unrecht ſeiner Stelle als ihr hohes Recht, und ihre große Gnade zur Schau zu tragen, Fertigkeit hat.

Aber dieſe Sekretärs- Kalendermacher- und Schriftſtellerfertigkeiten, inſofern ſie alſo die Wahrheit und das Recht der leidenden Menge mit einem Nebel umhüllen, und das Unrecht der Gewalt in ein triegendes, ſchimmerndes Licht ſetzen, und der Nationen Verblendung gegen ſich ſelbſt, ſind alles Folgen der traurigen Wahrheit, daß die Verwirrung unſerer alternden Staatskünſte, das Weſen unſers guten menſchlichen Daſeyns verſchlungen habe, und Sittlichkeit, häusliche Kraft und geſetzliches Recht allgemein dem glänzenden Elend der öffentlichen Staatsſcheinordnung unterliegen müſſen.

Sie ſind alle Folgen der hieraus entſtehenden bürgerlichen Entmannung aller Stände, der Aufhebung des Gleichgewichts aller innern Kräfte des Staats, ſie ſind Folgen der traurigen Wahrheit, daß wir nur öffentliche Menſchen geworden ſind, und keine Privatmenſchen mehr ſeyn können.

Durch ſie haben wir den ſüſſen Namen Vaterland verloren, und ſind Staatsbürger geworden. Durch ſie haben wir die gemäßigte Stimmung des obrigkeitlichen Anſehens verloren, und ihr die kitzelnde Anmaſſungen der

Sou-

Souveränitätsrechte unterſchieben gelernt; durch ſie iſt der Heldenſinn des Kabinetsgeiſtes, der dem letzten Nachfolger Ludwig XIV. ſein Schickſal bereitete, bis in die Rathsſtuben der reichsſtädtiſchen Ehrbarkeit gedrungen, und hat den Mann am Platz, auch in Verfaſſungen, die mit der franzöſiſchen Monarchie gar keine Aehnlichkeit haben, dahin gebracht, mit der ganzen Staatskunſt ihrer Kabinetskrümmungen und ihrer Kabinetsgewaltthätigkeiten regieren zu wollen, und die Individuen im Staat blos als Kopf, Nummer, Gewehr, kurz als ein todtes Verhältniß eines nur als Maſſe exiſtirenden Weſens anzuſehen.

Es iſt aber für Europa wichtig, daß ſeine à la Louis XIV. Exiſtenz, oder vielmehr das Affenſpiel ihrer armſeligen und allgemeinen Nachahmung endlich ſein Ziel finde, und der Menſch im Vaterlande allgemein wieder vor ſich ſelbſt, und vor ſeiner Obrigkeit als Er ſelbſt erſcheinen dürfe.

Ich will einige Züge der Schwäche und der Geſetzloſigkeit, zu welchen das Heldenſyſtem eines ſolchen Hoheits- und Kabinetsgeiſts die thieriſchen Neigungen der Gewalthaber in unſerm Welttheil ſo vielſeitig hingelenkt haben, entwerfen, und ſelbige mit den Geſinnungen und dem Betragen einer wahrhaft geſetzlichen Gemüthsſtimmung, und einer wahrhaft rechtlichen Handlungsweiſe des gemäßigten bürgerlichen Regierungsanſehens in Vergleichung ſetzen.

Die geſetzloſe Gewalt glaubt, ſie ſeye ſelber das Geſeꝧ, ſie wähnt, Geſeꝧ und Recht liege in ihr, wie die Eyer in den Hühnern.

Was der Unterthan im Schweiß ſeines Angeſichts verdient, und was ihm Gott in ſeiner Gnade giebt, das meint ſie ſeyen alles ihre Eyer.

Wenn ſie den Wohlſtand im Lande ſieht, ſo ſpricht ſie, die Hand auf dem Wanſt, ich habe ihn mit Schmerzen geboren, und wenn es übel im Lande geht, ſo ſagt ſie, den Zeigefinger über die Naſe: die gottloſen Leute, ich habe ſie treulich gewarnt, aber wer vermag etwas wider den, der im Himmel regiert.

Das geſellſchaftliche Recht nicht alſo, wenn es ſchon im Lande gut geht, ſo glaubt es doch nicht, daß es darum übel gehen müſſe, wenn die Macht ſchon nicht über die Geſeꝧe erhoben, und das Recht des Volks ſchon nicht in der Hand der Willkühr wäre. Es meint gar nicht, daß der gute Zuſtand des Menſchengeſchlechts auf das gedoppelte Elend des Dienſtbrods und Gnadenbrods gebauet werden müſſe.

Es erkennet, daß derſelbe auf den Verdienſt des ſelbſtſtändigen Mannes, und auf die Kraft und Wahrheit eines geſicherten geſellſchaftlichen Rechts gebauet werden ſoll.

Der Kabinetsgeiſt der franzöſiſchen Politik, oder die willkührliche Gewalt hingegen, will das Menſchengeſchlecht nur am Dienſttiſch ſehen, nur mit Gnadenbrod füttern.

Die Macht iſt desnahen auch in ihrer höchſten Spannung für die Erhaltung des behaglichen Luſtlebens ihrer Willkühr, ſo lange ſie auf ihrem Thron das ihr entgegenſtehende Recht als ein Schemel zu ihren Füßen liegen ſieht, von Herzen gern eine hochgeſchmückte, angebetete Mutter der Gnaden; aber ſie wird dadurch nichts weniger als ein Vater irgend eines geſetzlichen Rechts. Sie haſſet das Recht bis auf ſeinen Namen. Wenn die Spur eines ſolchen Anſpruchs auf dem Wege iſt, du kennſt die Mutter der Gnaden nicht mehr, ſie ſieht denn unter ihren Kindern, wie die Engländer in Indien. Sie kennt dann die Kinder nicht mehr, ſie ſieht denn nur Volk, und im Volk den Feind ihres Thierſinns, der ihr nicht für die Welt, geſchweige für das dumme Zeug, das das Volksrecht heißt, feil iſt.

Das geſellſchaftliche Recht macht Treue und Wahrheit zur gegenſeitigen Pflicht aller geſellſchaftlich vereinigten Menſchen. Der Heldenſinn der franzöſiſchen Staatskünſte meint freilich auch, alles ſeye ihm Treue und Wahrheit ſchuldig, er aber niemand. Das geſellſchaftliche Recht weiß, daß aller Menſchen Augen ſehen, aller Menſchen Ohren hören, und aller Menſchen Köpfe denken ſollen, nach ihrer Kraft und nach ihrer Nothdurft. Das geſellſchaftliche Unrecht hingegen meynt, ſeine Augen ſehen für alle, ſeine Ohren hören für alle, und ſein Schädel denke für alle.

Das geſellſchaftliche Recht gründet die Selbſtſtändigkeit des Staats auf die Selbſtſtändigkeit des Bürgers, und den Reichthum des Staats auf den ſichern Wohlſtand der Individuen. Aber die geſetzloſe Gewalt gründet die Selbſtſtändigkeit des Staats auf den willenloſen Gehorſam eines rechtloſen Volks, und den Nationalreichthum auf die Leichtigkeit der Eingriffe in die Taſche der Bürger.

Ein ſolcher Reichthum aber iſt denn auch hors des loi, und eine ſolche Selbſtſtändigkeit hors de loi.

Das geſellſchaftliche Recht kennt kein Ganzes als in den Individuen, und keine geſellſchaftliche Vollkommenheit des Ganzen, die auf das geſellſchaftliche Verderben der Individuen gegründet iſt.

Aber auf dem Schleichwege der Uſurpation wittert man überall Gräber, und fürchtet, wenn von der geſellſchaftlichen Selbſtſtändigkeit der Individuen die Rede iſt, nichts ſo ſehr, als einen offenen Rath.

Das geſellſchaftliche Recht kennt die Schwäche und das Verderben der Grundkräfte unſerer thieriſchen Natur im geſellſchaftlichen Zuſtand, und ſchont denſelben, wie ein Menſch ſeine Eingeweide, wenn er weiß, daß ſie krank ſind. Aber das geſellſchaftliche Unrecht weiß nichts von dieſer Schonung, es iſt ihm gar nichts daran gelegen, daß die Eingeweide des Volks geſund ſeyen. Im Gegentheil, es fürchtet das Mark in den Gebeinen des Mannes, und findet im Geruch der Verweſung des Volks, die Sicherheit ihres Dienſts.

Das geſellſchaftliche Recht erkennt in der Macht den Mittelpunkt aller phyſiſchen, das iſt, aller thieriſchen Kraft, folglich auch aller thieriſchen Leidenſchaft, und giebt deswegen die heiligen Worte: Schuldig oder Unſchuldig, ſo wenig als das Gut und das Blut des Volks in die Hand ihrer ungezähmten und unbeſchränkten Willkühr, es erkennt den Anſpruch der Macht an willkührliche Gewalt, als eine unzweideutige und pſychologiſch nothwendige Folge des freien Spiels ihres Thierſinns, und unterwirft das Recht des Volks in keinem Fall der Selbſtſucht und dem Selbſtbetrug ihres Verderbens. Der allgemeine Grund des geſellſchaftlichen Zuſtands, und vorzüglich der individuellen Gefühle meines Geſchlechts, im Beſiz unverhältnißmäßiger geſellſchaftlicher Kräfte fordern dieſe Vorſicht unumgänglich.

Die Macht läßt es freilich nie an ſich kommen, daß ſie im Fall ſie begehrt, und in jedem Anſpruch ex plenitudine potestatis, wie der H. Vater ex plenitudine sanctitatis, daß das Volk ſie für partheiiſch anerkenne, und geberdet ſich allemal, wenn dieſes gegen ihre himmelreine Unſchuld und Unpartheilichkeit einen Zweifel zu äußern wagt, wie auch Se. Heiligkeit es gethan haben, da einſt ihre Söhne, unſre Väter, an ſeiner allerheiligſten Unſchuld und an ſeiner unbezweifelten Unpartheilichkeit zu zweifeln anfingen. Indeſſen fanden ſie doch damals, wie wir jezt, der Papſt und die Macht ſpreche in dieſem Falle in ihrer eigenen Sache, und die menſchliche Natur zeuge laut wider den Spruch ihrer beiderſeitigen Selbſtſucht. Wer ſagt, daß er unpartheiiſch Anſprüche mache, der ſagt, daß er gelüſte, ohne daß er wolle, und das können die Menſchen nicht, die wir kennen, darum glaubten es unſere Väter dem Papſt nicht, und darum glauben wir es der Macht nicht, ſo heilig beide es uns auch zuſichern.

Jede Macht kennt den Grund der Hartgläubigkeit des Menſchengeſchlechtes über dieſen Gegenſtand ganz wohl. Sie hat beynahen auch in ihrer Verlegenheit, in der ſie ſich befindet, keine größere Angelegenheit, als das Zutrauen des Volks an ihre Weisheit und Güte, vorzüglich aber an den Reichthum ihrer Gnadenfülle in dem Grad zu befördern, als ſie durch die Umſtände der Zeit dahin getrieben wird, um der nun einmal beſtehenden Ordnung willen und von der Sorge der Selbſterhaltung gedrängt, nun für einmal widerrechtlich und gewaltſam handeln zu müſſen. So wie ſie durch Betrachtungen dieſer Art, ihre Ceremonienexiſtenz auf die Spitze geſtellt, und dadurch ſich in Verlegenheit ſieht, wird ſie dann auch vermöge ihrer Natur, immer lebhafter und thätiger im Geiſt der alten franzöſiſchen Politik, alle Wahrheit und alles Recht, das ihrer Selbſtſucht entgegen ſteht, unwirkſam zu machen, und beſonders alle Formen zu entkräften zu ſuchen, durch welche ihre Verfahren geſetzlich gezwungen werden, die Worte ſchuldig oder unſchuldig in dem Munde der anſpruchloſen Unpartheilichkeit zu laſſen. Der alte Ueberreſt dieſer alle Staatskunſt zugrundrichtenden Staatsmäcklerkunſt vermag es nicht anders.

Aber das geſellſchaftliche Recht, der ächte Magiſtratsgeiſt, der ächte ſtändiſche, der ächte Parlaments- der ächte deutſche Regierungsgeiſt erhebt ſich über dieſe Schwächen dieſer alten franzöſiſchen Selbſtſucht.

Er ſieht in den geſetzlichen Zwangsmitteln gegen ſeine Willkühr eben ſowohl, als in den geſetzlichen Zwangsmitteln gegen die Begierlichkeit des Volks, die Sicherheit ſeiner rechtlichen Stellung, und die Sicherheit der rechtlichen Stellung des Volks.

Er erkennt daher den Anſpruch des Volks an Selbſtſtändigkeit in ſeinem Recht, als einen weſentlichen Theil einer wirklich rechtmäßigen geſellſchaftlichen Verfaſſung, und ſucht im Gefolg dieſer Ueberzeugung, in jedem Fall demſelben mit heiliger Sorgfalt die Rechte und Freiheiten, und alle pacta conventa aufrecht zu erhalten, die von frommen ernſten Vätern zur Sicherheit eines geſegneten und löblich gefreiten Zuſtandes ihrer Nachkommen, in Urkunden verfaßt und beſtimmt waren, Jahrhunderte da zu ſtehen, als ein reiner geſellſchaftlicher Wille, gegen alles Unrecht, und gegen alle Mummereien der Macht.

Und wenn es auch im Lauf der Zeiten geſchiehet, daß der Buchſtabe ſolcher Urkunden, dem Volke wirklich unnütz und ſogar ſchädlich werden könnte, ſo forſchet das geſellſchaftliche Recht mit treuem offenen Ernſt dem Geiſt und dem Weſen dieſer Urkunden nach, und trachtet den Grad der Ehrenveſtigkeit, der Selbſtſtändigkeit, und des unkränkbaren rechtlich geſicherten Zuſtandes, den dieſe Urkunden für das Volk anſprechen, demſelben auch dennoch zu erhalten, wenn der Buchſtabe der Urkunde, der Macht auch wirklich Gelegenheit und Entſchuldigungsgründe an die Hand geben würde, auch das Weſen dieſer Rechte, mit ihrer veralteten Form unter den Tiſch ſchlüpfen zu laſſen.

Ich will mit der Aeußerung nichts weniger, als die Wahrheit entkräften, daß die Reitze, dieſen Grundſätzen entgegen zu handeln, vorzüglich in unſern Tagen, ſehr groß ſind, wo Recht und Geſetz auf der ganzen Weite unſers Welttheils, das weſentliche ihrer Kraft, den thieriſchen Reitz, ſelbige handhaben zu wollen, ſo vielſeitig verloren haben.

Ich geſtehe ſogar, auch wo das Staatsgebäude in ſeinen innern Theilen noch nicht ſo morſch iſt, als die meiſten europäiſchen, kommt die menſchliche Natur dem geſellſchaftlichen Recht dennoch immer in die Quere. Der Mann am Platz hat immer gegen ſeine Mitbürger Kräfte in ſeiner Hand, deren Maaß nicht ſorgfältig genug mit den Kräften ſeiner Mitbürger abgemeſſen iſt, und der Beſitz unverhältnißmäßiger geſellſchaftlicher Kräfte, hat indeſſen in jedem Fall auf unſer Geſchlecht die entſcheidende Wirkung, daß er geſellſchaftlich unrechtmäßige Gelüſte und Anſprüche, und zugleich mit ihnen die Täuſchung in unſerm Innerſten erzeugt, daß dieſe Gelüſte und Anſprüche geſellſchaftlich rechtmäßig ſeyen. Alſo in den Fundamenten unſers Rechts, durch unſere Selbſtſucht getäuſcht, kommen wir im Beſitz der Macht immer leichter dahin altfranzöſiſch, und nicht altdeutſch regieren zu wollen, und werden durch die Gutmüthigkeit unſerer Schwäche und den Reichthum unſerer Zeit in unſerer Politik bis zur Bizarrerie inconſequent, wohlthätig und tyranniſch, raubſüchtig und barmherzig, blutdürſtig und milde, billig und ungerecht, liederlich und mörderiſch, alles durcheinander, je nachdem die Zeit und die Stunde.

Wir vergeben nämlich von dem, was wir ſelber für unſer Recht erklären oder einmal dafür erklärt haben, nie nichts, und beſchützen jede unverhältnißmäßige, thieriſche Kraft, die im geſellſchaftlichen Zuſtande in unſerer Hand iſt, mit aller Gewaltſamkeit und mit aller Liſt, deren unſere thieriſche Natur fähig iſt, verbinden aber mit aller dieſer ſtaatsbürgerlichen Verhärtung dennoch, wo wir uns immer können, das thieriſche Wohlwollen, das beim Beſitz großer thieriſcher Kräfte vorzügliche Reize für unſere eben ſo gemächliche als ſtolze, eben ſo träge als kühne, eben ſo matt ſinnliche, als blutdürſtige Natur hat. Der Cyklop ſtreichelt die Widder und Schaafe, die er melket und ſchlachtet, und wenn der europäiſche Feudalherr das gerichtlich an ſeine Erdſcholle angeſchriebene Volk zu ſolchen Widdern und Schaafen erniedrigt hat, ſo verbindet, wo nicht er ſelber, doch etwa ſeine Frau oder eine Tante, das ernſte Beharren auf allen, auch den kleinſten ſolcher Rechte, zu Zeiten mit einer Chriſtenmilde gegen die Unglücklichſten unter ihren rechtloſen Leuten, die von den Lehrern und Predigern der Nachbarſchaft von allen Kanzeln als unübertreffliche Muſter der höchſten menſchlichen Tugend angeprieſen wird.

Unſere thieriſche Natur vermag es nicht, im Beſitz unverhältnißmäßiger geſellſchaftlicher Kräfte, ihr wahres Verhältniß gegen unſere Mitmenſchen nicht zu mißkennen.

Solche Kräfte löſchen das Gefühl unſerer Perſonalſchwäche, und die dieſer Schwäche angemeſſene Mäßigung unſerer thieriſchen Anſprüche in unſerm Innern aus.

Das iſt wahr, vom großen König bis auf den niedrigſten Büttel, der im Namen des Staats, als ein Unmenſch, mit trotziger Gebehrde zu dem Unglücklichen kommt, der die drückenden Auflagen nicht erſchwingen kann, und ihm ſein kümmerliches tägliches Brod wegnimmt.

Der Menſch iſt beym vollen Leben der thieriſchen Grundgefühle ſeiner Natur unfähig, geſellſchaftlich gut, das iſt, geſellſchaftlich rechtlich zu regieren.

Er wird es nur durch die Kraft der Geſeze, die ihn im Beſiz unverhältnißmäßiger geſellſchaftlicher Kräfte, in die Schranken des geſellſchaftlichen Rechts hinein nöthigen.

Das Bedürfniß dieſer Einſchränkung iſt im geſellſchaftlichen Zuſtand um ſo weſentlicher, da die Anſprüche auf den Beſizſtand in demſelben, im Innerſten unſerer Natur, durch eben die Gefühle belebt werden, die die Anſprüche des einfachen Thierrechtes und der einfachen Thierkraft zum Verderben des Naturſtandes beleben.

Allenthalben ſpricht der Menſch im bürgerlichen Leben das Monopolium der Harmloſigkeit an. Lebe er in der ſorgloſen Kraft des Löwen, oder als ein um ſeine Nahrung bekümmerter Wolf, oder habe er vor Alter und vor Gram, den Wolf und den Tyger abgeleget, und geruhe jezt ſich als ein geladener Eſel durch die Welt zu ſchleppen, in allen Fällen ſpricht er für ſich ſelbſt ein Recht an, das, wie das Bild der Ewigkeit, von ihm ſelbſt ausgeht, und in ihn ſelbſt zurückkehrt.

Der Menſch gehet, **entweder durch thieriſche Unthätigkeit gezwungen, oder durch den Beſiz überwiegender Kräfte gereizt, freiwillig** in den geſellſchaftlichen Zuſtand hinüber.

Im erſten Fall erſcheint er in demſelben furchtſam, kriechend, hinterliſtig, und niederträchtig.

Im andern Fall kalt, anmaßlich, nach Gewalt lüſtern, und wo er hierin Widerſtand findet, trozend, gewaltthätig, blutdürſtend und grauſam.

Dennoch erſcheint er, mitten in aller dieſer Verſchiedenheit, welche die zwei Grundquellen des geſellſchaftlichen Zuſtandes über ihn verhängen, in demſelben weſentlich, als das nämliche Geſchöpf, welches er im einfachen erſten Verderben des Naturſtandes ſchon anfieng zu werden.

Alle ſeine geſellſchaftliche Angewöhnungen vermögen es nicht, die Neigungen ſeiner urſprünglichen blos thieriſchen Entwickelung in ihm auszulöſchen. Auch da, wo König und Schwerdt, Geſetz und Beruf, den Inſtinkt bis auf ſeine Wurzeln auszulöſchen ſcheinen, auch da liebt der Menſch ſeine Marmotte, ſeine Gazelle, ſein Kind, ſeinen Hund und ſein Pferd. Leerheit des Geiſtes, und das Verſinken in taumelndes Träumen, iſt ihm Wonne des Lebens, und er liebt alles was neu iſt, und alles was glänzt. Dem Fuchsjäger im Bergſchloß iſt Wald und Flur heilig, wie ſie ſein Gott ſchuf, die aufgeworfene Erde ein Fluch.

Der Kaufmann führet den fremden Mann in ſein Haus, und frägt ihn, nachdem er gegeſſen und getrunken, wie es in ſeinem Lande geht.

In jedem Stand und in jedem Alter findeſt du Leute, die dir für den morgenden Tag heute nicht vom Stuhl aufſtehen, und das Glück eines künftigen Jahres nicht mit einer Pfeiſe Taback kaufen, die ſie eben im Munde haben.

Auch königliche Kunſt iſt nicht im Stande, dem weſentlichen Geiſt des Naturlebens eine andere Richtung zu geben als diejenige, die er im mühſeligen Kreis des ſklaviſchen Bauernlebens und in der freyen Gaukelpflege des Jauner- und Bettlerlebens auch nimmt.

Der Menſch wird durch alle Vortheile und durch alle Nachtheile des geſellſchaftlichen Zuſtandes genau auf eben die Art modificirt, wie ihn die Vortheile oder Nachtheile des Natureinfluſſes ſelber modificiren.

Der Reichthum macht ihn ſchlapp, wie der Genuß der ſchwelgenden Natur. Monopolien und übel calculirte Standesrechte machen ihn barbariſch, wie die Rieſenkraft, und die Mühſeligkeit in der Wohnſtube beugt ſeinen Nacken, wie die Mühſeligkeit in Grüften und Höhlen, und wenn er im Beſitz des Reichthums und der Macht, gewaltſamer erſcheint, als in Abhänglichkeit und Armuth, ſo iſt dieſer Unterſchied nicht weſentlich; ein lahmer Affe und eine ſterbende Katze nähren in ihrem Innerſten eben die Gefühle, die dieſe Thiere in ihrem geſunden Zuſtande beleben. Die Grundlagen der menſchlichen Natur bleiben in allen Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens immer die nämlichen.

Der Menſch als Geſchlecht iſt nur thieriſch, und als thieriſch ſich immer gleich.

Deswegen iſt auch die Selbſtſtändigkeit, auf die der Menſch im geſellſchaftlichen Leben Anſprüche macht, allgemein mit der ganzen Lebhaftigkeit ſeiner thieriſchen Naturgefühle belebt.

Das geſellſchaftliche Recht ſondert zwar freylich die Anſprüche meiner thieriſchen Natur, von denjenigen meiner geſellſchaftlichen Rechtlichkeit; aber meine Natur ſondert ſie nicht, und ſo wie die Kraft der Geſetzgebung meine Natur nicht bändigt, ſo verſchlingt unſere thieriſche Selbſtſucht allenthalben unſere geſellſchaftliche Rechtlichkeit, und führt uns mit ſtarker Hand dahin, in allen Verhältniſſen den Begriff unſerer bürgerlichen Selbſtſtändigkeit, an die ſelbſtſüchtigen Gefühle unſerer beſondern Lagen anzuketten.

Dadurch aber verengern wir unſer Herz gegen alle wirkliche geſellſchaftliche Wahrheit und gegen alles wirkliche geſellſchaftliche Recht, und werfen mitten unter den raſendſten Anſprüchen an die ausſchweifendſten geſellſchaftlichen Genüſſe, das Fundament des geſellſchaftlichen Rechts, die geſetzliche Selbſtſtändigkeit des Bürgers, allgemein als ein nichtiges Zeug weg.

Sie iſt uns mit dieſer Stimmung allgemein für jeden Sinnengenuß feil; der Arme giebt ſie für ſein Brod, der Reiche für Spielwerk, das noch weniger als Brod werth iſt. Der Mann am Platz verhandelt ſie in ſeinem Stimmengewerb, der Pfaff opfert ſie ſeiner Kutte, und im Streit der Macht und des Rechts hilft das Volk immer der erſtern gegen das letztere, und ſchlägt für wenige Kreuzer des Tags im Dienſt der Macht den rechtlichen Mann im Lande todt, ſobald dieſe nur pfeift oder trompetet.

Naturfreiheit und geſellſchaftliches Recht ſind in unſerm Geſchlecht ewig im Kampf.

Der Aufrührer und der König, der Edelmann und der Jud, der Patricier und der Leibeigene, ſtreben alle nach den Monopolien der Naturfreiheit für ſich und gegen alle andere.

Daher ruhet das geſellſchaftliche Recht, und mit ihm die bürgerliche Selbſtſtändigkeit weſentlich auf einer die ndividuellen Anſprüche unſerer thieriſchen Natur allgemein hemmenden Anordnung der Berufsbildung des bürgerlichen Menſchen. Dieſe aber auf der Kunſt die innerſten Gefühle meiner thieriſchen Natur zu Gunſten des geſellſchaftlichen Rechts, und der geſellſchaftlichen Ordnung umzuſtimmen und zu verſtümmeln.

Die Kunſt dieſer Verſtümmlung aber ruhet ganz auf den Geſetzen meiner thieriſchen Täuſchung.

Der Thierſinn deiner Natur muß es nicht ahnden, daß du ihn ſchwächſt, er muß glauben, du gebeſt ihm, was du ihm nur läßt, er muß nicht wiſſen, was du ihm nimmſt; er muß dir nicht zuſchreiben, was du ihn leiden machſt, er muß das ſelber wünſchen, wozu du ihn hinlenkſt, und das, was du ihm zur andern Natur macheſt, kaum von dem unterſcheiden, was in ſeiner erſten ſchon da war.

Anſtrengung, Lebensordnung, des ſchlichte wandeln im ewig gleichen Berufspfad, muß ihm werden, was ihm ſein Inſtinkt war.

Er muß es nicht ausſtehen können, il faut qu'il se desole, wenn er auſſer dem Gleis ſeiner bürgerlichen Beſchränkung wandelt.

Jeder Lebensgenuß muß in ſeiner getäuſchten Vorſtellung am Verdienſt hangen, wie die Blüthe am Baum, und er muß gewohnt werden, den ganzen Sommer ſeines Lebens ruhig auf die Früchte ſeiner Arbeit zu warten, wie der Bauer ſeinen Sommer über auf das Reifen ſeiner Früchte wartet.

So, und nicht anders, machſt du den Menſchen zum Bürger. Es iſt nicht leicht, die blutende Wunde, die du ſeinem Thierſinn beibringeſt, muß beinahe heil ſeyn, ehe er weiß, was links oder rechts iſt; warteſt du bis alle Gefühle ſeiner thieriſchen Selbſtſucht und ſeines Trotzes in vollem Leben da ſtehen, mit dieſer Täuſchung, ſo haſt du den einzigen ſichern Zeitpunkt dieſer Täuſchung ungenützt vorbeigehen laſſen, und mußt dann unter Martern und Qualen zum Tode bringen, was du mit einem leichten Hauch hätteſt auslöſchen können.

Und wenn du dann nach den Geſetzen deiner ſittlichen Natur zu dieſem Ziel kommen willſt, ſo wirſt du dieſes nicht anders als mit unendlicher Mühe höchſt unſicher erreichen.

Tauſendmal werden dich Mißmuth und Noth zu den Geſetzen deiner thieriſchen Natur zurücklenken, aber nur ſelten wird es nicht zu ſpät ſeyn.

Dieſe Verſtümmelung beim Menſchen, der zum vollen Leben ſeiner thieriſchen Kraft gereifet, iſt beinahe nicht mehr möglich, ohne daß ſie ein Gift in ſeinem Innerſten erzeuge, das ſelten anders als mit dem Tode ſeiner Menſchlichkeit endet.

Vollendeſt du ſie aber durch eine weiſe menſchliche Täuſchung, ehe der Menſch weiß was links oder rechts iſt, ſo bauet dann die Kraft ſeiner thieriſchen Natur ſelber ihr Werk auf das Fundament deiner vollendeten Kunſt.

Die Grundwahrheit der thieriſchen Natur, das iſt, die Anſprüche meiner unverſtümmelten thieriſchen Kraft, verſchwinden dann im Menſchen, ſoweit du ihn thieriſche Vorſtellungen, die dieſer Grundwahrheit ſeiner Natur entgegen ſtehen, unterſchoben haſt. Dann geht der Menſch im Joch des bürgerlichen Lebens einher, ohne die Wonne des Naturſtandes gekannt zu haben, und iſt durch ſeine Täuſchung befriedigt, und im Stande ſich ſelber mitten durch alle Beſchwerlichkeiten des bürgerlichen Lebens einen ihm befriedigenden Erſatz, des nicht gekannten und nicht genoſſenen Naturſtandes zu verſchaffen, und die bildende Kraft des geſellſchaftlichen Zuſtandes mit allen ihren Vortheilen zu genieſſen, ohne durch das Bewußtſeyn des verlornen Naturſtandes und ſeiner Reitze ſich immerwährend gequält und unglücklich zu fühlen. Sein Verſtand iſt gebildet; er erkennt in demſelben einen ſicherern Führer ſeines Lebens, als ſeinen Inſtinkt, jedes Werk ſeiner Hände machet ihm Freude, was ihn ſchwer dünkt, befriedigt ihn höher, ſeine Laſten ſind Sorgen für die, ſo er liebt; die Ruhe ſeines Alters iſt ſicher; ſein Wille wirkt über ſein Grab.

Er ſchließt ſein Eigenthum mit einem Riegel, und die Welt hat kein Recht gegen dieſen Riegel.

Aber du haſt ihn getäuſcht.

Was kannſt du dafür, daß du ihn verſtümmeln mußteſt? Sollteſt du ihn durch deine Verſtümmelung raſend machen, damit er nicht getäuſcht werde?

Oder ſollteſt du ihn gar nicht verſtümmeln?

Könnte er da ſeyn und leben im geſellſchaftlichen Zuſtand, ohne dieſe Verſtümmelung?

Es iſt nicht möglich, es bleibt keine Frage übrig, als dieſe: muß ſie nach den Geſetzen meiner thieriſchen, oder nach denjenigen meiner ſittlichen Natur erzielet werden?

Erzielet muß ſie ſeyn, oder der Menſch wird kein geſellſchaftliches Geſchöpf, und lebt in der bürgerlichen Ge-

ſell-

ſellſchaft als ein elender, verdorbener, unbrauchbarer Naturmenſch.

Aber wird der Menſch durch die Folgen dieſer Verſtümmelung vollendet? Wird er durch die Folgen ſeiner bürgerlichen Bildung und ſeines geſellſchaftlichen Rechts in ſeinem Innerſten beruhiget? Befriedigt auch der beſte geſellſchaftliche Zuſtand mein Geſchlecht zuverläßig?

Wann ich in meinem Stand und Beruf alles bin, was ich darin werden kann, wenn mein Glück durch mein Recht geſichert würde, und ich ſelbſt dahin gelangte, wo ſo wenig Sterbliche gelangen, daß die Art und Weiſe, wie ich als Bürger die Welt anſehe, mit derjenigen, wie ſie mein Richter ins Auge faßt, die nämliche iſt; ſelbſt wenn ich den Irrthum und den Thierſinn der Macht, unter der ich ſtehe, vom Geſetz, wie den meinigen beſchränkt ſehe, und in jedem Streit meines unpartheiiſchen Rechts ſicher bin, kurz, wenn ich im vollen Sinne des Worts Bürger bin, und das Wort meiner Väter, das im Munde ihrer Söhne erſtikt, und durch mein Leben entweihet wurde, wenn das Wort meiner Väter: Freiheit — Freiheit — wieder laut ſchallen würde, im Mund glücklicher, ungekränkter, rechtlicher Menſchen, wäre ich dann in meinem Innerſten befriedigt? Ich ſollte es denken, aber es ſt nicht wahr, der Traum iſt verſchwunden, der mein eben verſchlang; das geſellſchaftliche Recht befriedigt mich cht, der geſellſchaftliche Zuſtand vollendet mich nicht; h vermag es ſo wenig, auf dem Punkt meiner bürgerchen Ausbildung beruhiget ſtehen zu bleiben, als auf demjenigen des bloſen thieriſchen Sinnengenuſſes, ich bin in jedem Fall durch ſeine Ausbildung verſtümmelt, Mißtrauen, Schiefheit und Unruhe iſt in meine Seele gekommen, die kein geſellſchaftliches Recht je ganz auslöſcht.

Ich lebe als Thiermenſch vollends unbefriedigt im geſellſchaftlichen Zuſtand, der Genuß des Rechts iſt für mein thieriſches Weſen nur Schein. Für dieſes iſt mir die volle Kraft meines Inſtinkts und ſeiner unbeſchränkten Freiheit wirkliches Recht. Dieſes mangelt mir im bürgerlichen Leben ganz, ich finde mich deswegen in meinen thieriſchen Anſprüchen am Ende einer jeden bürgerlichen Laufbahn immer betrogen.

Der geſellſchaftliche Zuſtand weckt in jedem Verhältniß Bedürfniſſe, die er nicht befriedigt, und Neigungen, die er wieder erſtickt.

Er löſet das Fundament meiner thieriſchen Harmloſigkeit, die Harmonie meiner thieriſchen Kräfte, in meinem Innerſten auf, und untergräbt dadurch das Fundament meiner thieriſchen Glückſeligkeit in ſeinem Weſen. Ich gäbe Reichthum und Ehre, könnte ich dieſe thieriſche Harmonie und das Wohlwollen meiner Selbſt wieder herſtellen.

Ich kann es nicht. — Der Staat gehet zu Grunde, wenn es da iſt, und ich gehe zu Grunde wenn es mangelt. Freiheit! Freiheit! auch du biſt ein Kind dieſer geopferten Harmonie meiner thieriſchen Kräfte, auch du ruheſt auf tiefem Verderben meiner Natur, und auf dem ganzen Verluſt meines Inſtinkts und meines Wohlwollens.

Wäreſt du rein auf Erden *), lebte man deinen Grundſätzen ganz conſequent, du wäreſt erſchrecklich, ich

---

*) Auch der reinſte geſellſchaftliche Freiheitsbegriff, inſofern er nur geſellſchaftlich iſt, iſt bloß an ſich ein Regulativ meines thieriſchen Verderbens, und ruhet als ſolcher ganz auf dem Egoismus dieſes Verderbens. Sein Recht iſt aber an ſich nichts weniger als reines Recht, und ſeine Mittel an ſich ſelbſt ſind und müſſen, wie die Mittel der Macht, inſoweit bloße thieriſche Gewaltthätigkeit ſeyn.

Auch wirſt du ſie nie anders finden, das aber ändert ihren bürgerlichen Werth nicht, der geſellſchaftliche Zuſtand iſt in ſeinem Weſen ein Gewaltszuſtand, und die Gewalt des geſellſchaftlichen Rechts iſt bei allem ſeinem Verderben, und bei allem ſeinem Nachſtehen hinter der gewaltloſen Moralität, dennoch unendlich mehr werth, als die Gewalt der Rechtloſigkeit.

Indeſſen iſt es gleich wahr, ein conſequentes Freiheitsregiment, und ein conſequentes Deſpotenregiment, gränzen in den Gewaltsmitteln aneinander.

Darum aber erſcheint die bürgerliche Freiheit auf Erden nie rein — ich ſage noch mehr, Freiheit, bloß geſellſchaftlich calculirt, iſt für unſer Geſchlecht ein unmöglicher Zuſtand, auch erſchien ſie auf Erden noch nie in aller Blöße ihrer innern Wahrheit.

Wie ſie wirklich in der Welt erſcheinet, iſt ſie wie alle wirkliche Formen der geſellſchaftlichen Ordnung, nirgend ein Werk eines reinen Calculs, ſondern immer ein Reſultat des Gemiſches meiner thieriſchen, geſellſchaftlichen, und ſittlichen Zwecke, nur ein Werk des Zufalls und die bürgerliche Freiheit, wie ſie wirklich in der Welt iſt, alſo diejenige würde mich vor dir fürchten, wie vor einem Geſpenſt. Aber wo du auch biſt, da biſt du nirgends rein auf Er-

---

von der ich allein rede, iſt wie alle wirklichen Formen der geſellſchaftlichen Ordnung, nirgends ein Werk der reinen Vernunft, ſondern allenthalben ein Werk des Zufalls, und meiſtentheils die Wirkung von Augenblicken, die das freie Spiel der individuellen Gelüſte der Menge, gegen die individuellen Anmaſſungen derer, die vor der Freiheitsepoche Meiſter im Lande waren, begünſtigen.

Der Royalism, der Ariſtokratism und der Demokratism, ſind deswegen in ihrem Urſprung ſowohl, als in ihren Wirkungen auf die Gemüthsbeſtimmung und innere Endzwecke der Gewalthaber eine und eben dieſelbe Sache.

Allenthalben lenken ſie die Inhaber der Macht dahin, ihre individuellen Anſprüche an die Freiheit des Naturlebens ſo hoch zu ſpannen als möglich, und den ſchwächern Mann im Lande zu zwingen, zu ihren Gunſten eben dieſen Anſprüchen zu entſagen. Der innere Zweck des Royalism iſt alſo Naturfreiheit des Königs ſeiner Familie und ſeines Dienſtperſonale.

Der innere Zweck der Ariſtokratie iſt Naturfreiheit der Senatoren ihrer Familien und ihres Dienſtperſonale.

Der innere Zweck der Demokratie iſt dem Schein nach Naturfreiheit der Menge, bewirkt und erhalten durch die Dienſtleiſtungen der Demagogen, in der Wahrheit aber Naturfreiheit der Demagogen, bewirkt und erhalten durch die Dienſtleiſtungen der Menge.

Volksfreiheit, wie ſie in der Welt als Staatsform zum Vorſchein kam, iſt beynahe faſt ohne Ausnahme eine Folge der aufgeſchreckten Volkskraft gegen die Anſprüche der Macht.

den, niergends in deinen Grundſätzen ganz conſequent. Alle Folgen der bürgerlichen Freiheit beleben das thieriſche Wohl-

---

Demokratiſm iſt als Regierungsform nicht Freiheit, ſondern Regierungsform, und wird daher bei den Theilhabern der öffentlichen Macht, mit eben dem Gefühl belebt, die dem reinen Recht des Menſchengeſchlechts auf den Thronen, in den Rathhäuſern, in den Klöſtern, und ſelber in den Fabrikſtuben allenthalben in den Weg ſtehen.

Die Folgen, die das Gefühl des thieriſchen Uebergewichts über meine Nebenmenſchen auf das Verderben meiner geſellſchaftlichen Rechtlichkeit haben, ſind im Demokratiſm, im Royaliſm und im Ariſtokratiſm die nämliche Sache.

Allenthalben endet der oberſte Gewalthaber, ſein Name heiſſe wie er wolle, ſeine Maasregeln zu Beſchützung ſeiner individuellen Anſprüche, wenn er dieſe in Gefahr glaubt, mit dem Schreckenſyſtem, und mildert ſein Schreckenſyſtem wieder durch Inconſequenzen gegen ſeine Grundſätze.

Die von Gott befreiten Staaten erliegen unter dieſer menſchlichen Schwäche, wie die von Gott in ſeinem ewigen Rath zur Regierung der Völker beſtimmte Fürſtenſöhne und Töchter.

Jede Regierungsform ſchwebt, vermöge ihres Weſens, immer ſchwankend zwiſchen den ſelbſtſüchtigen Anſprüchen unſerer thieriſchen Natur, und der Reinheit der öffentlichen Bedürfniſſe und des öffentlichen Willens.

Alle Regierungen taugen deswegen immer nur in ſoweit etwas, als ſie dem reinen Willen des öffentlichen Bedürfniſſes ein ſicheres Uebergewicht über die thieriſchen Anſprüche der Macht, in weſſen Hand ſie ſich auch immer befinden mag, verſchaffen.

wollen wieder, auf deſſen Grabſtätte ihre Mutter, das geſellſchaftliche Recht gebauet iſt.

Allenthalben kommſt du zu deinem Verderben mit allen Reizen dieſes Wohlwollens belebt, zum Vorſchein.

Auch wird die Freiheit, oder welches eben ſoviel iſt, der wirkliche Genuß des geſellſchaftlichen Rechts dem Menſchengeſchlecht nur durch die Kraft von Geſetzen, die den Privategoismus der Gewalthaber in jedem Staat mit Weisheit und Kraft im Zaum zu halten im Stand ſind, verſichert.

Die Möglichkeit dieſes zu thun, oder welches eben ſoviel iſt, das phyſiſche Uebergewicht des geſellſchaftlichen Rechts gegen die phyſiſche Kraft geſellſchaftlich unrechtmäßiger Anſprüche, wird freilich faſt immer nur im öffentlichen Getümmel erzeugt.

Es iſt nichts anders möglich, die thieriſche Kraft des geſellſchaftlichen Unrechts weicht dem geſellſchaftlichen Recht nie, bis ſie muß, das iſt, bis ſie thieriſch dazu gezwungen wird.

Alſo iſt die Geburtsſtunde der Freiheit auf der ganzen Erde Mord und Gewalt.

Aber ſolange dieſe dauert, iſt die Freiheit freilich noch nicht da.

So wie ſie wirklich da iſt, erſcheint ſie immer als die erſte Feindin der bürgerlichen Verwirrung, unter welcher ſie erzeugt worden. Aber eben ſo erſcheint ſie, wie ſie wirklich iſt, als eine erklärte Feindin der vermummten Liſt und der trügenden Anſprüche, der ſich ſo heiſſenden väterlichen Gewalt, mit denen der Thierſinn der Macht immer die erſten Schritte ſeiner weſentlichen unväterlichen Anſprüche umhüllet.

Allenthalben wirſt du durch eben die Vorſtellungen belebt, durch welche das ſittliche Recht, das dem Weſen deiner Härte den Tod droht, in mir erzeugt wird. Es iſt meine Beſtimmung, daß ich mich auf den Punkt meiner geſellſchaftlichen Ausbildung ſo wenig vollendet glaube, als auf demjenigen des bloßen Sinnengenuſſes.

Die Lücke, die meine geſellſchaftliche Verſtümmelung in meine thieriſche Natur hineingebracht hat, fordert gebietend eine Ausfüllung, und hier iſt es, wo ſich die geſellſchaftliche Kraft meiner Natur an die ſittliche anſchließt.

Die höchſte Zierde meines thieriſchen Daſeyns, die Reinheit meines Inſtinkts, und das auf demſelben ruhende thieriſche Wohlwollen muß dahin gehen, um der höchſten Würde meiner Natur den freien menſchlichen Willen, und der auf demſelben ruhenden ſittlichen Kraft, meiner Natur Platz zu machen.

Der Menſch muß auf den Trümmern ſeines Inſtinkts durch die Anſtrengung ſeiner verdorbenen Thierkraft, die Erfahrungen ſammeln, die ihn von dem Irrthum und dem Unwerth ſeiner thieriſchen Natur allgemein überzeugen, und dadurch zur Anerkennung des ſittlichen Rechts hinführen.

In dieſem Zuſtand, von beiden Seiten gedrängt, ein unbefriedigtes Opfer meiner Selbſtſucht und meiner Schwäche, entſpringt in meinem Innerſten ein neues Bedürfniß, deſſen Befriedigung mich zur Anerkennung der Pflicht hinführt, alles Verderben meiner thieriſchen Natur und meiner geſellſchaftlichen Verhärtung in mir ſelbſt auszulöſchen, und zu vertilgen.

Erhaben ſtehest du in dieſem Augenblick vor mir, du meine Natur! die ich jammernd beweinte.

Auf den Trümmern meiner Selbſt lächle ich dir wieder, und auf dem Schutt ihrer Ruinen baue ich mich ſelbſt wieder auf zu einem beſſern Leben.

Auf dem Grabe meines thieriſchen Wohlwollens hebt das geſellſchaftliche Recht ſtolz und ſtark ſein hartes Haupt empor, und baut auf dem Grabe meiner geſchwächten, liegenden thieriſchen Kraft ſich ſelbſt einen hohen Altar; aber die Göttin, die in meiner Natur thronte, ehe das geſellſchaftliche Recht auf der Welt war, lacht meines vermeſſenen Thuns. Von jedem Opfer auf ſeinem Altar fließt ein Balſam auf das Grab meiner geſchwächt liegenden aber noch lebenden Kraft, die denn von dieſen Opfern ſelber geſtärkt, zu einem neuen Leben wieder erwacht.

Es iſt in Wahrheit nicht anders — das geſellſchaftliche Recht tritt mit aller Härte ſeines Weſens das geſchwächte Wohlwollen meines verdorbenen Thierſinns vollends in Staub, und bauet auf das Fundament meiner zu Grund gerichteten Inſtinkte ſein Werk, ohne Rückſicht auf die geſchwächten Grundkräfte meiner Natur, dieſe aber, die in meinem Innerſten thronten, ehe das geſellſchaftliche Recht auf der Welt war, ſtärken ſich durch alle Folgen der bürgerlichen Ordnung in meinem Innerſten wieder, und erheben mich mitten im Anſchein meines tiefſten thieriſchen Verderbens zu der Kraft, mich ſelbſt wieder herzuſtellen in meinem Verderben.

Zuſatz zu dieſem Abſchnitt.

Der gute Zuſtand meiner thieriſchen Natur ruhet weſentlich auf der Harmonie meiner thieriſchen Kraft mit meinen thieriſchen Begierden.

Ich bin daher in meinem unverdorbenen thieriſchen Zuſtand ein freundliches, gutmüthiges und wohlwollendes Geſchöpf.

Sobald ich dieſes nicht mehr bin, bin ich nicht mehr thieriſch unverdorben.

Eben ſo ruhet die wirkliche Freiheit meiner Natur auf dieſer Harmonie meiner Kraft und meiner Begierde.

Es mangelt mir daher die wirkliche Freiheit meiner Natur immer in dem Grad, als ich thieriſch verdorben bin, oder als ich um dieſes Verderbens aufhören muß, ein friedliches, theilnehmendes und gutmüthiges Geſchöpf zu ſeyn.

Jede Nothwendigkeit irgend eine thieriſche Kraft unverhältnißmäßig und erſchöpfend anzuſtrengen, iſt Quelle und Folge meines thieriſchen Verderbens und des daraus entſpringenden Verluſts der wirklichen Freiheit meiner Natur. Schon das Gefühl des Bedürfniſſes der Vereinigung fremder Kräfte mit den meinigen, ſchon dieſes Gefühl iſt Zeuge des Zurückſtehens meiner thieriſchen Kraft gegen meine thieriſche Begierde.

So wie ich anderer bedarf, und ſo wie andere meiner bedürfen, iſt das Fundament der wirklichen Freiheit meiner Natur ſchon untergraben. Der Menſch iſt daher im geſellſchaftlichen Zuſtand, der Beſchaffenheit ſeiner ſelbſt, die der wirklichen Freiheit ſeiner Natur weſentlich iſt, nicht theilhaftig. Der geſellſchaftliche Zuſtand kann in ſeinem Weſen nicht als ein freier, er muß weſentlich als ein rechtlicher Zuſtand angeſehen werden.

Das, was wir in dieſem Zuſtand Freiheit heiſſen, iſt eigentlich Nichts weniger als Freiheit, es iſt Nichts weniger als eine reine Folge der Harmonie meiner Kraft mit meinen Begierden, Nichts weniger als eine Folge von Umſtänden, Lagen und Verhältniſſen, durch die ich an ſich ſelbſt ein friedliches, gutmüthiges und wohlwollendes Geſchöpf werden kann. Würde das, was wir in dieſem Zuſtand Freiheit heiſſen, die wirkliche Freiheit meiner Natur ſeyn, ſo würde ſie mich freilich an ſich ſelbſt friedlich, gutmüthig und theilnehmend machen, ſie könnte nicht anders, ſie würde auf der ungeſtörten Harmonie meiner Kraft mit meinen Begierden ruhen. Aber das, was wir in dieſem Zuſtand Freiheit heiſſen, ruhet gar nicht auf dieſer Harmonie, und hat an ſich gar nicht dieſe Wirkung.

Die Grundſtimmung der geſellſchaftlichen Menſchen als einer ſolchen, iſt weſentlich ſelbſtſüchtig.

Der geſellſchaftliche Zuſtand als ſolcher, iſt weſentlich vom Gefühl der Theilnehmung entblößt.

Der geſellſchaftliche Menſch als ſolcher, iſt weder theilnehmend noch gerecht.

Er wird weder das eine noch das andere durch den thieriſchen individuellen Zweck ſeiner Geſellſchaftlichkeit.

Die Freiheit, die der Menſch im geſellſchaftlichen Zuſtand zu genieſſen im Stande iſt, iſt nichts anders, als geſellſchaftlicher Spielraum, ſich für die Anſprüche und

Genieſſungen der wirklichen Freiheit ſeiner Natur einen befriedigenden Erſatz verſchaffen zu können.

Die Mittel zu dieſem Zweck ſind Erwerb, Eigenthum und Verdienſt.

Alle dieſe Mittel aber ſind als ſolche in ihrem Weſen von dem ſelbſtſuchtloſen Gefühl der wirklichen Theilnehmung und des anmaßungsloſen Wohlwollens gänzlich entblößt.

Die Kunſt der Geſellſchaft und nicht ihr Zweck macht den Menſchen gerecht und theilnehmend, eben ſo iſt es auch die Kunſt der Freiheit, und nicht ihr urſprünglicher Zweck, was beim Bürger Gemeingeiſt und Rechtlichkeit erzeugt.

Die Kunſt der Geſellſchaft iſt aber offenbar nicht eine einfache Folge ihres Zwecks, ſondern im Gegentheil eine Folge der Verirrungen, zu welchen der individuelle Zweck des geſellſchaftlichen Menſchen ihn in dieſem Zuſtand allgemein hinführt. Eben ſo iſt die Kunſt des Eigenthums, des Erwerbs und Verdienſts, nichts weniger als eine Folge der Rechtlichkeit meines Geſchlechts, ſondern im Gegentheil der Verirrungen, zu welchen Erwerb, Eigenthum und Verdienſt den Menſchen durch die erſten Gefühle ſeiner Natur, das iſt, durch das Weſen der wirklichen Freiheit ſeiner Natur allgemein hinreiſſen.

So wie es die ganze Weisheit einer tief wirkenden Geſetzgebung erfordert, beim geſellſchaftlichen Menſchen die Gefühle ſeiner verdorbenen Selbſtſucht mit denjenigen ſeines abgeſchwächten Wohlwollens zu vereinigen, und ihm mitten in dem Verderben dieſes Zuſtandes, in einer freundlichen, gutmüthigen und wohlwollenden Stimmung zu erhalten: ſo fordert es eben dieſe Weisheit einer auf Erwerb, Eigenthum und Verdienſt tiefwirkenden Geſetzgebung, um dem Menſchen durch den Beſitz bürgerlicher Rechte und Freiheiten zum Gemeingeiſt, zur Rechtlichkeit und zur Theilnehmung zu erheben. So wie die Geſetzgebung die Gefühle meiner Selbſtſucht und meines Wohlwollens im geſellſchaftlichen Zuſtand in mir vereiniget, alſo iſt ſie in mir eine Quelle dieſes Gemeingeiſtes, dieſer Rechtlichkeit und dieſer bürgerlichen Theilnahme.

So wie ſie dieſe Gefühle in mir trennt, alſo iſt ſie in mir Quelle meiner thieriſchen Verhärtung gegen Rechtlichkeit, Gemeingeiſt und bürgerliche Theilnahme.

Wenn wir alſo fragen, in wie weit und wie befördert das; was wir bürgerliche Freiheit heiſſen, Gemeingeiſt, Rechtlichkeit und bürgerliche Theilnahme, ſo fragen wir, in wie weit und wie vereiniget das, was wir Freiheit heiſſen, die Gefühle unſerer Selbſtſucht mit denjenigen unſers Wohlwollens?

Es erhellet aber aus der Natur des menſchlichen Geiſtes, daß dieſes ganz und gar nicht durch Freiheit oder die Belebung des individuellen Einfluſſes der Bürger auf die Verwaltung des Staats, wohl aber durch ein weiſes Anketten der Sicherheit des Verdienſts und des Rechts an alles, was den Herzen der Individuen im Staat lieb und werth iſt, erzielet wird.

Selbſtſucht und Wohlwollen vereinigen ſich nicht durch die Gewaltſamkeit des Berufslebens, nicht durch die Härte der öffentlichen Verwaltung, nicht durch den Dienſt des

Herrſchens, nicht durch das Getümmel des öffentlichen Eifers, nicht durch den Ruf zu den Waffen, noch weniger zum ſchrecklichen Aufſtand.

Freiheit als eifrige mißtrauiſche Selbſthalterin einer geſetzlich ſchwankenden Staatskraft, trennt das Wohlwollen von meiner Selbſtſucht, und giebt mir dadurch als Bürger, zwar thieriſche und geſellſchaftliche Kraft, aber ſchwächt dabei in mir ſelbſt als Menſch das Fundament der Harmonie meiner ſelbſt mit mir ſelbſt.

Freiheit, die an Haus und Hof, an Weib und Kind, an Freund und Nachbar und an das Vaterland kettet, die an Haus und Hof, an Weib und Kind, an Dorf und Stadt väterlich handelt, und vermöge der Kraft weiſer Geſetze nicht anders kann, und nicht anders will, als väterlich handeln, dieſe Freiheit ruhet auf der Vereinigung der Gefühle meiner Selbſtſucht mit denjenigen meines Wohlwollens, und giebt mir als Bürger menſchliche Kraft, indem ſie die Fundamente der Harmonie mit mir ſelbſt nähret und ſtärket.

Rechte, Privilegien, Freiheiten, machen mich daher immer nur inſoweit theilnehmend und gerecht, als ſie die Gefühle meiner Selbſtſucht und meines Wohlwollens in mir vereinigen, inſofern ſie dieſes aber nicht thun, inſofern ſie nur die Kraft des thieriſchen Selbſtgenuſſes in den Individuen der bürgerlichen Geſellſchaft ſtärken, inſofern machen ſie auch allem Gefühl des Gemeingeiſts, der Theilnahme des Rechts und des Wohlwollens ein Ende, und führen unſer Geſchlecht mit Kronen auf den Häuptern und mit Innungspapieren in den Händen, zum gleichen

Unrecht der bürgerlichen Bethörung. Alſo im Innerſten entwürdigt, lebt die thieriſche Macht nirgend wohl, nirgend befriedigt, nirgend ſich frey fühlend, als im Schooß der Schmeicheley und der ſorgloſen Sicherheit ihrer Gewalt.

Aber die privilegirten Bürger haben auch ihre Heloten, und die Einwohner vieler Freyſtaaten theilen ſich, eben wie die Einwohner vieler Königreiche, in rechtloſe Leute und in privilegierte Nutznieſſer der Rechtloſigkeit des Volks.

Es iſt wenig auf wirkliche Vereinigung der Gefühle der Selbſtſucht und des Wohlwollens gegründete Freiheit auf Erden.

Das Gleichgewicht der Gewalten, worauf man die Freiheit gründen will, iſt nicht möglich; es endet immer mit dem Uebergewicht der größern phyſiſchen Kraft, alſo kann das Recht der geſellſchaftlichen Menſchheit nicht auf demſelben ruhen. Die Vereinigung des Wohlwollens mit der Selbſtſucht iſt nur durch das Uebergewicht des Wohlwollens möglich, alſo muß die bürgerliche Freiheit weſentlich auf dem Uebergewicht des geſellſchaftlichen Wohlwollens, das iſt, geſetzlich geſicherten und allgemeinen Veredelungsmitteln unſers Geſchlechts ruhen.

Die Harmonie meiner thieriſchen Kraft mit meinen thieriſchen Begierden, iſt im geſellſchaftlichen Zuſtand nur eine Folge der unterjochten thieriſchen Begierde unter das veredelte Wohlwollen meiner Natur.

Indeſſen iſt freilich eben ſo gewiß, es läßt ſich ein bürgerliches Recht denken, das ganz auf dieſer Harmonie ruhet.

Es läßt ſich kein geſellſchaftlicher Zuſtand denken, in welchem der Bürger als ſolcher, ganz ein friedliches, gutmüthiges und wohlwollendes Geſchöpf ſeyn könnte.

Der Mangel an gänzlicher Harmonie meiner Kraft, mit meiner Begierde, iſt eine unausweichliche Folge der Grundſchwäche meiner thieriſchen Natur und der auf derſelben ruhenden Neigung zu immerwährender Vergrößerung meiner thieriſchen Kraft. Das bürgerliche Recht ſchwanket daher immer zwiſchen dieſer Neigung und der Reinheit des öffentlichen Willens, zwiſchen dem Endzweck der geſellſchaftlichen Vereinigung und dem Egoism aller Bürger.

Es iſt auch nicht möglich, dieſen ſich millionenfach durchkreuzenden individuellen Egoism in irgend ein Gleichgewicht zu bringen.

Alle Privilegien einzelner Menſchen und einzelner Stände im Staat, ſind in ihrem Weſen phyſiſche Befriedigung der individuellen Bedürfniſſe und Gelüſte dieſer Menſchen und dieſer Stände.

Wenn die Freiheit eines Staats auf nichts anders, als auf einer Sammlung ſich alſo durchkreuzender individueller Befriedigungen ruhet, ſo iſt ſie inſoweit nichts anders, als ein Reſultat ſich durchkreuzender kleiner und großer Monopolien und Gewalts- oder Kronrechte.

Inſoweit ſind die bürgerlichen Handwerksrechte nichts anders, als ſolche Monopolien und Gewaltsrechte.

Jeder privilegierte Fabrikant, Handwerker und Krämer, iſt als ein blos ſinnliches und ein blos ſinnlich bürgerliches Weſen, eben wie der privilegierte Erbherr, Freiheit halber für den Staat das nehmliche Weſen. Alle Privilegien dieſer Menſchen und Stände zeugen nicht von der Freiheit des Staats, wohl aber vom Durchkreuzen unverhältnißmäßiger Rechte in demſelben. Sie trennen alle die Gefühle der Selbſtſucht und des Wohlwollens, ſie ſind daher der reinen Entwickelung der Gefühle der Billigkeit, des Rechts, des Gemeingeiſts und des Wohlwollens, und alſo der innern Veredlung unſers Geſchlechts weſentlich entgegen, ſie erſchweren allgemein den Endzweck, uns durch den geſellſchaftlichen Zuſtand in den weſentlichſten Bedürfniſſen unſerer Natur zu befriedigen, und uns mitten im geſellſchaftlichen Zuſtand als friedliche, wohlwollende und theilnehmende Geſchöpfe zu erhalten.

Befördert aber die Aufhebung dieſer Privilegien dieſen Zweck?

Ja! wenn es möglich iſt, ſie durch den Edelmuth einer ſich allgemein nähernden Mäßigung aller Stände zu erzielen.

Nein! wenn dieſes nicht möglich iſt, und die Selbſtſucht der Individuen ohne Rückſicht auf Gerechtigkeit, und ohne Wohlwollen darauf Anſprüche macht.

Was ich von der Aufhebung des Adels ſagte, das ſage ich jetzt allgemein: „man mache einen Unterſchied zwiſchen dem Recht des Adels als Eigenthümer und den Anmaſſungen dieſes Standes, die keinen Grund im Eigenthum haben, man überlaſſe die letzten dem Wurm der Zeit, der ſo kräftig an ihrem Irrthum nagt, und ſchütze die erſtern, ohne welche kein Beſitzſtand, kein geſellſchaftliches Recht ſeyn kann.“

Ich füge hinzu, man mäßige die Härte, die allen öffentlichen Gewalten weſentlich iſt, mit geſetzlicher Anerkennung der Sicherheitsmittel des allgemeinen Wohlwollens, oder des Uebergewichts der Veredelungsmittel unſerer Natur über alle Gewalt.

Freilich muß mein Geſchlecht einfältiger oder weiſer ſeyn, als es in der letzten Hälfte unſers Jahrhunderts nicht iſt, um für ſo etwas, auch beim auffallendſten Bedürfniß einen Sinn zu haben.

Indeſſen iſt es gleich wahr, die mehr oder mindere Näherung zum Uebergewicht des Rechts über die Gewalt, des Wohlwollens über die Selbſtſucht, der Theilnehmung über die Gierigkeit, iſt der einzige wahre Maaſſtab, der mehr oder minder großen Freiheit, die ſich in einem Staat wirklich findet.

So ſehr indeſſen der Individualitätsegoism der Freiheitspatente der wirklichen Veredlung des Menſchengeſchlechts im Wege ſteht, ſo thut er dieſes doch noch weit weniger, als die Allmachtsträume der Souveränitätsanſprüche und des Sansculottism.

Daher iſt die Feſthaltung der Privilegien in einem Lande, der Freiheit des Menſchengeſchlechts dennoch unendlich dienlicher, als die Gleichmachung derſelben zu Gunſten der Naturfreiheit der Kronen oder derjenigen der Menge.

Die Gleichmachung der geſellſchaftlichen Menſchheit, durch irgend eine Organiſation, welche die Naturgelüſte unſerer ſinnlichen Selbſtſucht, unbeſchränkt reitzen und unbeſchränkt befriedigen ſoll, iſt in jedem Fall das äußerſte

Hinderniß der geſellſchaftlichen Zwecke und aller möglichen Veredelungsmittel unſers Geſchlechts. Auch ſind die Folgen dieſes Fundamentalanſtoſſens gegen das geſellſchaftliche Recht die nämlichen, wie wenn die Anſprüche an die Loslaſſung und Befriedigung des thieriſchen Inſtinkts, für einen — für viele — für alle, und ebenſo, wenn ſie durch die Dragoner der Krone oder durch die Pickenmänner der Anarchie erzwungen werden oder erzwungen werden ſollen.

Was bin ich im ſittlichen Zuſtande?

Ich beſitze eine Kraft in mir ſelbſt, alle Dinge dieſer Welt mir ſelbſt, unabhängig von meiner thieriſchen Begierlichkeit und von meinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, gänzlich nur im Geſichtspunkt, was ſie zu meiner innern Veredlung beitragen, vorzuſtellen und dieſelbe nur in dieſem Geſichtspunkte zu verlangen oder zu verwerfen. Dieſe Kraft iſt im Innerſten meiner Natur ſelbſtſtändig; ihr Weſen iſt auf keine Weiſe eine Folge irgend einer andern Kraft meiner Natur.

Sie iſt, weil ich bin, und ich bin, weil ſie iſt.

Sie entſpringt aus dem mir weſentlich einwohnenden Gefühl: ich vervollkommne mich ſelbſt, wenn ich mir das, was ich ſoll, zum Geſetz deſſen mache, was ich will.

Meine thieriſche Natur kennt dieſe Kraft nicht. Als thieriſches Geſchöpf vermag ich in mir ſelbſt nichts gegen mein eigenes thieriſches Weſen; als ſolches kann ich mir nicht vorſtellen, daß ich mich durch irgend etwas auf Gefahr meines thieriſchen Wohlbefindens und meiner thieriſchen Selbſterhaltung vervollkommnen könne.

Als geſellſchaftliches Geſchöpf kann ich dieſes eben ſo wenig.

Das Zugrundgehen der Verhältniſſe und Lagen, die ein Volk als die Fundamente ſeines Wohlſtands, als die Fundamente des Segens ſeiner geſellſchaftlichen Verhältniſſe anſieht, iſt in den Augen des Volks in jedem Fall das Zugrundgehen des Staats; und dieſes iſt jedem Volk, das noch Volk iſt, das Schrecklichſte, das es ſich zu denken vermag und dem es ſich mit aller ſeiner Kraft und ſelbſt auch in aller ſeiner Ohnmacht noch entgegenſträubt. Aber ebenſo iſt auch das Zugrundgehen der Verhältniſſe, Lagen, Vortheile und Genießungen, die jeder Einzelne im Volk, ſey er groß oder klein, mächtig oder gewaltlos, wahr oder falſch, als die Fundamente ſeines individuellen Wohlſtands, als die Fundamente ſeiner häuslichen Befriedigung anſieht, das Schrecklichſte, das jeder Bürger individualiter ſich zu denken vermag und wegegen er ſich auch individualiter mit aller ſeiner Kraft und auch in aller ſeiner Ohnmacht entgegenſträubt. Man kann und muß ſich aber auch nicht verhehlen, wenn ſich das Urtheil und die Sorge über die Gefahr des Zugrundgehens des Staats in einer einzelnen Klaſſe der Bürger mit ausgezeichnet ſinnlicher Belebung ausſpricht, ſo iſt, wo nicht ganz gewiß, doch wenigſtens in zehen Fällen gegen einen, die in dieſem Stand wahr oder falſch geahnte Gefährdung der Vortheile und Lagen, die derſelbe im Staat beſonders genieſt, die Haupturſache ſeiner diesfälligen, ſich ausgezeichnet unterſcheidenden Belebung. Der Bürger, als ſolcher, faßt weder das Blühen noch das Zugrundgehen des Staats überwägend in ſittlicher Hinſicht ins Aug.

Der Menſch bedarf der Sittlichkeit als geſellſchaftliches Geſchöpf ſo wenig, als er ſelbiger als thieriſches Weſen fähig iſt.

Wir können im geſellſchaftlichen Zuſtand ganz füglich ohne Sittlichkeit unter einander leben; einander Gutes thun, einander willfahren, Recht und Gerechtigkeit unter einander handhaben, ohne alle Sittlichkeit.

Die Sittlichkeit iſt ganz individuell, ſie beſteht nicht unter zweyen.

Kein Menſch kann für mich fühlen, ich bin.

Kein Menſch kann für mich fühlen, ich bin ſittlich.

Wir müſſen geſellſchaftlich, ganz ohne Glauben an gegenſeitige Sittlichkeit, unter einander leben, aber mitten durch dieſen Unglauben bildet ſich ihr Bedürfniß in meinem Innerſten und erhebt mich zu dem Gefühl, daß es in meiner Hand iſt, mich ſelbſt zu einem edlern Geſchöpf zu machen, als Natur und Geſchlecht mich als blos thieriſches und geſellſchaftliches Geſchöpf zu machen im Stande ſind.

Sinnengenuß, geſellſchaftliches Recht und Sittlichkeit ſcheinen ſich gegen einander zu verhalten, wie Kinderjahre, Jünglingsjahre und Männeralter. Als Kind bin ich meiner thieriſchen Unverdorbenheit am meiſten nahe, aber eben darum auch am meiſten thieriſch.

Die Zwecke dieſes Zuſtands ſind alle einfach; Sinnengenuß iſt mein Alles; aber ich vergehe durch den Irrthum meiner Luſt, wie durch die Wahrheit meines Schmerzes.

Ich muß deswegen einer Kraft entgegen ſtreben, durch die ich die Uebel beides, meiner Luſt und meines Schmerzes in meine Hand zu bringen vermag, und ich ſuche dieſe Kraft in dem Mittelzuſtand zwiſchen meiner Kinderluſt, meinem Mannsrecht in meinem Lehrlingsſtand.

In dieſem Stande verliere ich allen Reiz meiner Kindertage, und genieſſe eben ſo wenig die Freiheit und das Recht meines Mannesalters. Der Mann, dem mich mein Vater anvertraut, zwingt mich mit ſeinem Meiſterrecht, dem Recht meiner Natur für einen Zweck zu entſagen, um den ſich meine Selbſtſucht im Grunde weniger bekümmert, als um den gegenwärtigen Augenblick. In meiner jetzigen Lage iſt kein Recht.

Ich bin jezt ein Geſchöpf des Verkommniſſes und des Vertrages, ich muß alles in dem Bezug des Verhältniſſes gegen meinen Meiſter ins Auge faſſen.

Die Hoffnung meines künftigen Genuſſes von etwas, das man vielleicht aus mir macht, und vielleicht auch nicht, dieſe Hoffnung muß in dieſem Zeitpunkt der Erſatz der Freiheit und des Rechts ſeyn, das ich in demſelben beiderſeits vermiſſe.

Es iſt aber nicht möglich, daß der Traum dieſer Hoffnung meine thieriſche Natur wirklich befriedigen kann: Es ſtrebt daher ein jeder Lehrling mit ſeiner ganzen Kraft, einer Lage los zu werden, die ihn vielmehr zu ſeiner Beſtimmung als zu ſeinem Zwecke hinführt.

Das Glück und die Sicherheit meines künftigen Lebens hängt aber ganz von der gegenſeitigen Wahrheit, und gegenſeitigen Treue in dieſem Verhältniß ab, und dieſes fordert von meiner Seite ſtandhafte Entſagung meiner Naturfreiheit, und veſten Gehorſam gegen alle Einſchränkungen meiner Lehrlingsjahre.

Indeſſen geht dieſe Zeit wirklich vorüber, der Zuſtand meines Verkommniſſes hat ein Ende, wie der des bloßen Sinnengenuſſes.

Nun wirklich Meiſter, ſehe ich jezt alle Dinge in dem Geſichtspunkt ihres Einfluſſes auf mich ſelbſt und auf den ganzen Zweck meines Lebens an, und es iſt offenbar, Freiheit, Selbſtſtändigkeit und eigenes Recht, iſt für mein Daſeyn das ausſchlieſſende Eigenthum dieſes Zeitpunkts.

Die zwei vorhergehenden Arten, alle Dinge dieſer Welt anzuſehen, ſind augenſcheinlich Folgen meiner Unwiſſenheit, meiner Kraftloſigkeit und eines beſtimmten Mangels an Selbſtſtändigkeit und eigenem Recht, ſie gründen ſich alſo in ihrem Weſen auf Schein, und nicht auf Wahrheit, auf Mangel von Recht und nicht auf Recht, und dennoch iſt es wahr, daß ich nur durch den Traum ihrer Täuſchung, und durch das Joch ihrer Rechtloſigkeit zu meiner jetzigen Meiſterwahrheit und zu meinem jetzigen Meiſterrecht zu gelangen vermochte.

Ohne die Täuſchung meiner Kinderjahre, und ohne die Rechtloſigkeit meiner Lehrlingsjahre, mangelte mir der Drang, die Anſtrengung und die Kraft der Treue, ohne die der Menſch zu keiner Selbſtſtändigkeit in der Wahrheit und in dem Recht ſich zu erheben vermag.

Um zu dieſen beiden Grundkräften meiner geſellſchaftlichen und meiner ſittlichen Ausbildung zu gelangen, mußte ich nothwendig die Täuſchung meiner Unwiſſenheit und die Hemmung meiner Rechtloſigkeit in dieſem Zeitpunkt für Wahrheit und Recht anſehen, ſonſt lebte ich jezt ungebildet und verwirrt, nicht Mann, nicht Kind, nicht Lehrling, nicht Meiſter, ich ſtürbe dahin wie eine Frucht, die der Wind in ihrer zarten Blüthe verlezt.

Da aber Zwang und Täuſchung dieſes Unglück in mir verhütet, ſo iſt auch wahr, daß die Eindrücke der Täuſchung und der Rechtloſigkeit meiner Kinder- und Lehrlingsjahre nicht in mir verſchwinden, bis an mein Grab, deswegen auch meine Meiſterwahrheit nie unabhängig von dieſer Täuſchung, folglich nie reine Wahrheit ſeyn kann.

Alles, was von dem dreifachen Verhältniß des Kindes, des Lehrlings und des Mannes wahr iſt, das iſt es auch von den Verhältniſſen meiner thieriſchen, meiner geſellſchaftlichen und meiner ſittlichen Natur. In meinem thieriſchen Zuſtande faſſe ich eben ſo alle Dinge nach dem einfachen Eindruck des Sinnengenuſſes ins Auge, ich vergebe wieder durch den Irrthum meiner Luſt, wie durch die Wahrheit meines Schmerzes, ich muß wieder einer Kraft entgegen ſtreben, durch die ich die Uebel beider, meiner Luſt und meines Schmerzes in meine Hand zu bringen vermag, ich finde dieſe Kraft wieder in einem Mittelzuſtand zwiſchen meinem thieriſchen und meinem ſittichen Daſeyn im geſellſchaftlichen Zuſtande. Ich verliere n demſelben wieder allen Reiz meiner thieriſchen Freiheit, und genieſſe darin eben ſo wenig die ganze Kraft der vollendeten Selbſtſtändigkeit, deren meine ſittliche Natur fähig iſt.

Ich bin jetzt ein Geſchöpf des Verkommniſſes.

Der Staat, in den mich mein Schickſal hinein geworfen, zwingt mich, mit ſeinem Meiſterrecht dem Recht meiner Natur für einen Zweck zu entſagen, um den ſich meine Selbſtſucht ebenfalls weniger bekümmert, als um den gegenwärtigen Augenblick.

Indeſſen hängt alle Sicherheit und alles Glück meines Lebens an der gegenſeitigen Wahrheit und an der gegenſeitigen Treue, in dem Verhältniß zwiſchen mir und dem Staat ab, und dieſer fordert von meiner Seite ſtandhafte Entſagung meiner Naturfreiheit, und veſte Unterwerfung unter alle Beſchränkungen meiner bürgerlichen Verhältniſſe.

Es ſind auch hier, wie in den Lehrlingsjahren, täuſchende Hoffnungen von Dingen, zu denen ich vielleicht zu gelangen vermag, und vielleicht nicht, was mir in dieſem Zuſtand Erſatz der Anſprüche meines Naturrechts und meiner Naturfreiheit ſeyn ſollte.

Ich lebe daher wieder weſentlich unbefriediget in demſelben, und ſehne mich von einer Lage los zu werden, in der Recht und Geſetz mich, wie ein harter Meiſter den Lehrling, mehr zu meiner Beſtimmung als zu meinem Zweck hinführt.

Aber ich ſoll derſelben ſo wenig loswerden, als jener, bis ich in ihrem Erdulden zu einer höhern Selbſtſtändigkeit gereift — bis ich durch die Erfahrungen derſelben von dem Trug und dem Unwerth des thieriſchen Verderdens, auf welchem der geſellſchaftliche Zuſtand als ſolcher ruht, ganz überzeugt, dahin gelange, alle Dinge dieſer Welt im Geſichtspunkte ihres Einfluſſes auf meine innere Veredelung ins Auge zu faſſen.

Wenn ich aber den Sinnengenuß meiner thieriſchen Natur, und das Joch meines geſellſchaftlichen Zuſtandes für täuſchend und unrecht angeſehen hätte, ehe ich durch ihre Erfahrungen zur Anerkennung des ſittlichen Rechts gereift wäre, ſo lebte ich wieder ungebildet und verwirrt, nicht Bürger, nicht Wilder, nicht glücklich, nicht rechtlich, nicht ſittlich, weder durch Sinnengenuß noch durch Wahrheit, weder durch Rechtlichkeit noch durch Weisheit befriedigt. Wenn aber Zwang und Täuſchung dieſes Unglück in mir verhütet, ſo iſt hinwieder gleich wahr, daß ihre Eindrücke nicht in mir verſchwinden, bis in mein Grab, daß ich alſo ſo lange nicht rein ſittlich, das iſt, ganz unabhängig von meiner thieriſchen Natur und von meinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, zu empfinden, zu denken und zu handeln vermag.

Reine Sittlichkeit ſtreitet gegen die Wahrheit meiner Natur, in welcher die thieriſchen, die geſellſchaftlichen und die ſittlichen Kräfte nicht getrennt, ſondern innigſt mit einander verwoben, erſcheinen.

So wie ich die Folgen nicht tragen könnte, die es auf mich haben würde, wenn ich alle Dinge dieſer Welt blos als ein für mich ſelbſt beſtehendes Thier, oder blos als ein in bürgerlichen Verhältniſſen ſtehendes Weſen ins Auge faſſen würde, eben ſo wenig könnte ich die Folgen tragen, die es auf mich haben müßte, wenn ich jetzige einzig und ausſchlieſſend in dem Geſichtspunkt, was ſie zu meiner innern Veredlung beitragen, und von meiner thieriſchen Natur und von meinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen unabhängend ins Auge faſſen wollte.

Ein ſolches Ins Auge faſſen würde mich reizen, beides, die thieriſche und die geſellſchaftliche Kraft meiner Natur, ſo wie alle Formen des geſellſchaftlichen Zuſtandes, zu vernachläßigen, und ſo das Fundament des Mittelſtandes zu untergraben, durch deſſen Drang und Erfahrungen ich allein zur Anerkennung der wahren, und das ganze meiner Natur und meiner Verhältniſſe umfaſſenden und vervollkommnenden Sittlichkeit zu gelangen vermag. Der Anſpruch an eine ganz reine Sittlichkeit würde mich dahin bringen, mich der verlornen Unſchuld meiner Natur näher zu glauben, als ich im Verderben des geſellſchaftlichen Zuſtandes ihr nahe ſeyn kann; ſie würde mich mitten in den Leiden und den Hemmungen meines thieriſchen Verderbens, dennoch in den Traum der Unkunde des Uebels einwiegen, und zu aller Sorgloſigkeit des Lebens hinlenken.

Sorget nicht für euer Leben, würde mich eine ſolche Sittlichkeit lehren, noch was ihr eſſen oder was ihr trinken wollet.

Sie würde die Bande des Eigenthums wegwerfen; verkaufe was du haſt. —

Die Bande des Bluts würden vor ihren Augen verſchwinden; Weib, was geheſt du mich an? — Wer ſind meine Brüder und meine Schweſtern? Sie würde ihr Recht nur in der Kraft der Unſchuld ſuchen; habe ich unrecht geredet — Sie würde unſer ganzes Daſeyn an dieſe Unſchuld anketten; wenn ihr nicht werdet wie dieſe Kinder —

Sie würde auf die Menſchennatur bauen, als auf einen Felſen: ſeyd gerecht, würde ſie ſagen, und die Menſchen werden es nicht ausſtehen können, ungerecht zu ſeyn, wenn ſie ſehen werden eure guten Werke —

Sie würde gegen das Unrecht keine thieriſche Gewalt verſuchen; ſtecke dein Schwerd in die Scheide. — Sie würde in Knechtsgeſtalt einher gehen; die Füchſe haben Gruben, und die Vögel haben Neſter, aber ſie fände Nichts, wohin ſie mit Sicherheit und Recht ihr Haupt hinlegen könnte. —

Ganze Reinheit der Sittlichkeit muß nothwendig auf den Punkt hinführen, von dem ſie ausgeht, und dieſer iſt offenbar meine Unſchuld, das iſt, ich ſelbſt ohne Kunde des Uebels, des Laſters und der Gefahr.

Thieriſches Wohlwollen, ſorgenloſe Ruhe, Abſcheu vor dem Blut, Glauben an das Lächeln der Menſchen, dieſe Merkmale der Unverdorbenheit meiner Natur ſind auch die erſten Kennzeichen, an denen ich die Beſchaffenheit meines Geiſtes, von welcher meine Sittlichkeit ausgeht, wie in ihrer Knoſpe, ehe ſich noch ihre Blüthe entfaltet, zu erkennen vermag. Und wenn ich dann dieſe Beſchaffenheit meines Geiſtes wieder bis an die äußerſten Grenzen meiner ſittlichen Vollendung verfolge, ſo finde ich auf den äußerſten Punkten, auf denen ich die Vollendung der gereiften Früchte der Sittlichkeit zu erkennen vermag, eben dieſe Heiterkeit einer unumwölkten Stirne, eben dieſen Frieden der Seele, eben dieſen Abſcheu vor dem Blut, und eben dieſe Neigung zum Glauben an das Lächeln der Menſchen. Aber in der Mitte zwiſchen meiner thieriſchen Unſchuld und meiner ſittlichen Vollendung ſtehet eine Welt, die weder die Unſchuld der unentwickelten Knoſpe, noch diejenige ihrer gereiſten Früchte zu ertragen vermag.

Ein Geſchlecht, das eben ſo unvermögend iſt, in der Unſchuld ſeiner thieriſchen Natur ſich zu beruhigen, als in vollendeter ſittlicher Reinheit auf Erden zu leben.

Der Unſchuld unbeflecktes Eigenthum iſt nicht das Theil des ſterblichen Mannes, er hat ſie beim erſten weinenden Laut, an dem Schoos ſeiner Mutter verloren, und ſtirbt, ehe er ſie in ſeiner Bruſt wieder hergeſtellt hat.

Er ſieht ſie an den beiden Grenzen ſeines Daſeyns, und lebt in ihrer Mitte, umhergetrieben vom Sturm ſeiner Schuld; alſo ſieht ein Schiffer in Süden und Norden eine glänzende Stelle hinter den Wolken, indeſſen er auf ſeinem Schiff vom Sturm des Meeres und des Himmels bis zum Verſinken herumgetrieben wird.

Könnte ich das Weſen meiner Schuld und meines Verderbens entwickeln, ſo würde ich das Weſen der Unſchuld erkennen.

In den Wolken, die den Himmel der Harmloſigkeit meines thieriſchen Wohlwollens umhüllen, entkeimet das Verderben meiner ſchwachen Natur, das im geſellſchaftlichen Zuſtand die letzten Spuren der geahndeten Schönheit der Unſchuld zerrüttet, aber in eben demſelben entkeimet meine Kraft, mich ſelbſt wieder herzuſtellen aus meinem Verderben.

Brennende Gebirge verwüſten die unbeſchreibliche Schönheit einer umherliegenden Gegend, aber wenn der grauſe Berg, ſeines Wüthens müde, wieder ſtill iſt, ſo geht der Menſch aus ſeiner Höhle hervor, und verwendet ſein Leben, ſein verbranntes Haus wieder aufzubauen, und Feld und Flur von der grauſen Verheerung zu reinigen; alſo der Menſch, wenn er im ſchuldvollen Leben ſich verſchüttet ſiehet, wie ein überworfenes Gebürg, ſo geht er aus ſeiner Höhle, und verwendet ſein Leben, ſich ſelbſt wieder zu reinigen von den gräulichen Folgen ſeines thieriſchen Verderbens.

Da iſt es, wo ich auf den Trümmern meiner ſelbſt, meiner Natur wieder lächle, und auf dem Schutt ihrer Ruinen mich ſelbſt wieder aufbaue zu einem beſſern Leben.

Wir kennen von der Sittlichkeit unſerer Natur eigentlich wenig auſſer dieſer Arbeit an unſerm verſchütteten Selbſt.

Im Leib dieſes Todes wallet die Sittlichkeit nur umwölkt von den Schatten, die ihren Urſprung umhüllen bis ans Grab.

Die Sittlichkeit iſt daher, vermöge ihrer Natur, nichts weniger als an reine Begriffe von Recht und Wahrheit gebunden.

In ſeine Sphäre gebannt, kennt der Menſch allgemein nur die poſitiven Gegenſtände, die ihm nach den unwillkührlichen Eindrücken ſeiner thieriſchen Anſchauungsweiſe als wahr oder als falſch vorkommen; die Richtigkeit und Unrichtigkeit dieſer Begriffe kann alſo unmöglich das Fundament meiner Sittlichkeit ſeyn. Im Gegentheil, es iſt immer unabhängig von dieſer Richtigkeit oder Unrichtigkeit jede Handlung ſittlich, die ein ernſtes Beſtreben von aller Täuſchung meiner thieriſchen Natur los zu werden, auf eine ſolche Art zum Grund hat, das dieſelbige, ohne die Anſtrengung eines treuen, den thieriſchen Trieben meiner Natur entgegen ſtehenden Willens mir nicht möglich geweſen wäre.

Meine Sittlichkeit iſt eigentlich nichts anders, als die Art und Weiſe, wie ich den reinen Willen, mich zu veredeln, oder in der gemeinen Sprache, Recht zu thun, an das beſtimmte Maaß meiner Erkenntniß, und an den beſtimmten Zuſtand meiner Verhältniſſe ankette, und als Vater, als Sohn, als Obrigkeit, als Unterthan, als freier Mann, als Sklav, mir reine und aufrichtige Mühe gebe, in allen dieſen Verhältniſſen nicht ſowohl meinen eigenen Nutzen und meine eigene Befriedigung als den Nutzen und die Befriedigung aller derjenigen zu ſuchen, denen ich nach meiner Ueberzeugung, ſowohl Obſorge, Pflege, Schutz und Recht, als auch Gehorſam, Treue, Dankbarkeit und Ergebenheit ſchuldig bin. Je näher die Natur mein thieriſches Daſeyn an einen ſittlichen Gegenſtand ankettet, von je mehrern Punkten mich ſein thieriſches Wohl wie ſein thieriſches Weh berührt, je mehr finde ich in demſelben Reitze, Beweggründe und Mittel zur Sittlichkeit.

Jemehr die Natur mein thieriſches Daſeyn von einem ſittlichen Gegenſtand entfernt, je weniger ſolche Reitze, Beweggründe und Mittel zur Sittlichkeit finde ich in demſelben.

Daher die geſellſchaftlichen Pflichten meine Sittlichkeit immer in dem Grad begünſtigen, als ſie von Gegenſtänden herrühren, die meiner Individualität thieriſch nahe ſtehen.

Und hinwieder reizen die geſellſchaftlichen Pflichten meine Natur immer in dem Grad zur Unſittlichkeit, als die Beweggründe zu denſelben von Gegenſtänden herrühren, die von meiner Individualität thieriſch entfernt ſtehen.

Rein ſittlich ſind für mich nur diejenigen Beweggründe zur Pflicht, die meiner Individualität ganz eigen ſind.

Jeder Beweggrund zur Pflicht, den ich mit andern theile, iſt es nicht, er hat im Gegentheil in ſo weit für mich immer Reitze zur Unſittlichkeit, das iſt, zur Unaufmerkſamkeit auf den Trug meiner thieriſchen Natur und das Unrecht meiner geſellſchaftlichen Verhärtung in ſeinem Weſen.

Je größer die Zahl derer iſt, mit denen ich meine Pflicht theile, je ſtärker und vielfältiger ſind die Reitze zur Unſittlichkeit, die mit dieſer Pflicht verbunden ſind.

Hinwieder je weiter die Gegenſtände, von denen ſich meine Pflicht herſchreibt, von meiner Individualität entfernt ſtehen, deſto ſtärker wirken die Reize zur Unſittlichkeit, die damit verbunden ſind, auf meine Natur.

Alles, was ich als Glied eines Korps, einer Gemeinde — noch mehr, was ich als Glied einer Innung, einer Faktion zu fordern habe, das entmenſchlichet mich immer mehr oder weniger *).

---

*) Entmenſchlichet, ich ſollte ſagen entſittlichet, da aber dieſes Wort ganz ungewöhnlich iſt, bediene ich mich des an-

Je größer das Corps, die Gemeinde — die Innung oder Faktion, von der ſich mein Recht und meine Pflicht herſchreibt, je größer iſt auch die Gefahr meiner Entmenſchlichung, das iſt, meiner geſellſchaftlichen Verhärtung gegen alle Anſprüche der Sittlichkeit auf dieſe Pflicht und auf dieſes Recht.

Das iſt ſo wahr, daß mit dem Tage, an welchem die Welt einem einzigen Herrn unterworfen ſeyn würde, alle thieriſche Reize der Sittlichkeit von der Erden verſchwinden würden.

Um eine Coalition vieler Mächte *), welche zum Endzweck haben würde, die bürgerlichen Grundſätze eines ganzen Welttheils den Bedürfniſſen ihres Dienſtes, und dem Gelüſten ihrer Selbſtſucht mit Gewalt entſprechend zu erhalten, müßte ihrer Natur nach, in Rückſicht auf die Stillſtellung unſers Geſchlechts, im Gebrauch aller möglichen Mittel ſeiner Veredelung, beinahe mit der Unterwerfung des Welttheils unter einen einzigen Herrn, ein und eben dieſelbe Wirkung hervorbringen.

Sollte indeſſen Europa auch nicht einmal fühlen dür-

---

dern, und will damit ſagen, es verhärtet mich gegen das Weſen meiner wirklichen Menſchlichkeit, meiner ſittlichen Veredlung.

*) Dieſe Stelle, bis in die Mitte des künftigen Blatts, ſcheint mit der einfachen Rückſichtloſigkeit dieſer Bögen zu kontraſtiren, aber ich bitte zu bemerken, daß ſie 1797 alſo gedruckt worden.

ſen, daß es eine ſolche Unterwerfung aller bürgerlichen Meinung unter die vereinigten Dragoner des Welttheils zu befürchten hat; wenn ° ° ° noch lange im Fall bleiben wird, das gigantiſche Projekt forthin zu bezahlen, und ſollte eine ſolche Gefahr nicht dir und mir zurufen, kaufe keinen ° ° ° Faden, und keine ° ° ° Schnalle u. d. m. bis dieſes Reich wieder für ſich ſelbſt ſorgt, und aufhört aus Sorgfalt für die Sicherſtellung ſeines Monopols, mit der Humanität des Welttheils ein Spiel zu treiben, wodurch es entweder ſich ſelbſt mit dem Welttheil in Barbarei ſtürzen, oder den Letzten dahin bringen muß, wohin es J ° ° ° gebracht hat.

Man muß die Gefahr des Einfluſſes thieriſch von unſerer Individualität entfernt ſtehender Gegenſtände auf unſere Sittlichkeit richtig zu beurtheilen, die Natur der Mittel, durch welche der geſellſchaftliche Zuſtand den Menſchen ſeiner Veredlung näher bringt, feſt in den Augen halten.

Aus dieſem Geſichtspunkt müſſen wir auch beurtheilen, wohin es unſern Welttheil führen konnte, wenn wir uns um der Macht willen gegen die Annahme aller ihr mißfallender Meinungen würden verhärten müſſen, wie der Aberglauben in dunkelſten Zeiten um des Molochsdienſtes willen ſich gegen die Wahrheit verhärten mußte.

Das geſellſchaftliche Leben iſt ganz eine Folge des Bedürfniſſes, einer allgemeinen und gegenſeitigen Theilnehmung, und in ſeinem Weſen eine Kette von Vorſtellungen, die die Gefühle meiner Selbſtſucht und diejenigen meines Wohlwollens, in einem ewigen Wechſel bald vereinigen bald von einander trennen.

So wie ſie das erſte bewirken, veredeln, und ſo wie ſie das zweite bewirken, verhärten ſie uns.

Der geſellſchaftliche Zuſtand iſt deswegen immer in dem Grad ein Mittel zu unſrer wirklichen Veredlung, als ſich die Rechte und Pflichten deſſelben von ſittlichen Gegenſtänden herſchreiben, die unſerer Individualität thieriſch nahe ſtehen.

Er trägt hingegen immer eben alſo den Samen unſers ſittlichen Zugrundgehens wieder in dem Grad in ſich ſelbſt, als die Pflichten und Rechte dieſes Zuſtandes im Innerſten unſerer Gefühle von ſittlichen Gegenſtänden belebt werden, die von unſerer Individualität thieriſch entfernt ſind.

Eben ſo wahr iſt, wir genieſſen die weſentlichſten Veredelungsmittel unſerer Natur im geſellſchaftlichen Zuſtand immer in dem Grad, und wir müſſen uns in demſelben gegen die Wahrheit und das Recht immer in dem Grad weniger verhärten, als die Pflichten, die uns in dieſem Zuſtande obliegen, und die Rechte, die wir in demſelben anſprechen, von ſolchen uns thieriſch und ſinnlich nahe ſtehenden ſittlichen Gegenſtänden herrühren und belebt werden.

Daher hat auch Sittlichkeit im geſellſchaftlichen Zuſtande immer nur in dem Grad ſtatt, als die Geſetze und Sitten eines Landes ſich rein und feſt an dieſen Maaßſtab der geſellſchaftlichen Veredelung, den uns die Natur ſelbſt anweist, anketten.

Daher iſt auch Sittlichkeit des geſellſchaftlichen Menſchen immer in dem Grad reiner, als die Geſetze und Sitten eines Landes ſich rein und feſt an dieſen Maasſtab, den uns die Natur anweiſt, anketten.

Dieſer Geſichtspunkt herrſchet vorzüglich in einer Zeitſchrift, woraus ich folgende Stelle aushebe: „Ich glaubte
„zuverläſſig, ihr ſuchet durch Freiheit nichts anders als
„einen ehrenveſten, geſicherten, beruhigten und ungekränk-
„ten häuslichen Zuſtand, ich dachte nichts anders, als ihr
„ſuchtet durch ſie Mittel, eure Armen beſſer zu verſorgen,
„eure Waiſen beſſer zu erziehen, und euch ſelbſt allgemein
„den Bedürfniſſen eures erhöheten Wohlſtandes angemeſ-
„ſen und übereinſtimmend hinzurichten, um das Glück
„des Lebens, das ihr wirklich genieſſet, mit Sicherheit
„und Ehre, euren Kindern und Kindskindern hinterlaſſen
„zu können.“

„Ich glaubte zuverläſſig, euer Eifer und euer Un-
„willen gegen Unrecht und Unterdrückung, gehe weſentlich
„und vorzüglich gegen Umſtände und Lagen, die euch auf
„irgend eine Art an ſolchen menſchenfreundlichen, vaterlän-
„diſchen und frommen Endzwecken hinderlich ſeyn könnten.“

„Meine Vaterlands- und meine Freiheitsliebe nahm
„deswegen voll Zutrauen und Unſchuld oft ſelber an die-
„ſem Unwillen Theil; ich ſahe freilich die erſten Hinder-
„niſſe eurer Wünſche, und die erſten Quellen des Zurück-
„ſtehens in vielen wahren Bedürfniſſen, liegen in eurer
„Mitte.“

„Das iſt aber allgemein das Schickſal des geſellſchaft-
„lichen Menſchen, ſein gröſtes Verderben gehet immer

„von ſeinen nächſten Verhältniſſen aus, und ſein größtes
„Uebel entquillt immer in ihm ſelber. Daher iſt die Kraft
„der Vaterlands- und der Freiheitsliebe immer in dem
„Grad ſtark und ſicher, als ſie in jedem Ort vorzüglich
„gegen die Uebel gerichtet wird, die an dieſem Ort ſelber
„entquellen; auch kann der Menſch durch veſte Kraft gegen
„die einzelnen Uebel, die ſeine Brüder, ſeine Nachbarn
„und ſeine Dorfgenoſſen an ſeiner Seite leiden, am
„vorzüglichſten dahin wirken, den Grad der Freiheit, den
„ein Land genießt, zu erhöhen.“

„Ich hätte daher, wenn Lage und Umſtände mich begünſtigt
„hätten, unter euch geſucht, dieſe einzelne Kraft
„der Menſchen gegen einzelne Uebel des Landes an einem
„jeden Ort zu verſtärken.“

„Ich hätte eure Wohlthätigkeit zu Erziehungsanſtalten,
„eure Ehrliebe zu Verfeinerung eurer Sitten, eurer
„Gefühle und zur Ausdehnung eurer Kenntniſſe, ich hätte
„eure Vaterlandsliebe zu Verbindungen eingelenkt, die
„den Wohlſtand eines jeden einzelnen Dorfs auf ſeinen
„oberſten Gipfel zu bringen, und auf die ſpäteſte Nachwelt
„ſicher zu ſtellen, geſchickt geweſen wären; ich hätte
„getrachtet, euren Unwillen gegen Unrecht und Unterdrückung
„auf jede Art, auf die Umſtände hinzulenken, durch
„welche in euren Dörfern ſelber die Unſchuld gekränkt, die
„Schwäche hintangeſetzt, und der Verlaſſene unterdrückt
„wird.“

„Freunde! wenn Lage und Umſtände mich begünſtigt
„hätten, ſo hätte ich euch euer Glück und den großen
„Vorzug, den ihr vor dem bürgerlichen, jetzt ſo geſun-

„kenen Handwerksſtand *) genieſſet, in ſeiner ganzen Ausdehnung fühlen gelehrt, nicht euch ſtill zu ſtellen auf dem „Punkt, auf dem ihr ſtehet, ſondern um dieſen Punkt „richtig zu kennen, zu ſchätzen, und in ſeiner ganzen Ausdehnung zu benutzen.“

„Ich hätte den Endzweck, das weſentliche eurer Wünſche „zu begünſtigen, unter euch auf den Grundſatz gebauet, „daß ein Land, deſſen Einwohner allgemein wirthſchaftlich gut ſtehen, das Fundament der wahren bürgerlichen „Freiheit unter ſich ſelbſt mit einer Sicherheit gelegt hat, „die keine Geſetzgebung einem verſchwenderiſchen, eiteln, „unruhigen, nach fremden unbekannten Lagen lüſternden, „und ſein Hausweſen vernachläßigenden Volk je ertheilen kann.“

„Ich hätte den Geiſt der Wirthſchaft und der Erſparniſſe in alle, vorzüglich aber in die untern Klaſſen „eurer Einwohner zu bringen, und Ehrliebe, und wirthſchaftliche Zwecke auch der ärmſten Jugend eurer Dörfer „einzuflößen geſucht.“

„Ich hätte den Lauf eurer alles Maas überſteigenden „Bevölkerung zwar nicht zu hemmen, aber euch auf die „Folgen aufmerkſam zu machen geſucht, die eine augen-

---

*) Anmerkung. Die ganze Stelle iſt beym Ausbruch der Schweizeriſchen Revolution in einer Flugſchrift eingerückt geweſen, die an das Zürcheriſche Landvolk, beſonders an ſeine Seegegend, gerichtet war, wo ſelbſt das Volk durch das Gewerbsmonopol, das ſich die Hauptſtadt des Kantons vermög' und in Kraft ihrer Innungs- und Zunftrechte ſelbſt gab, ſich ſehr beeinträchtigt fühlte.

„blickliche Stockung der Gewerbſamkeit auf euch haben
„könnte."

„Ihr müßt es wiſſen, euer wirthſchaftliche Zuſtand
„iſt geſpannt, ihr bedürfet zehnfach verſtärkter Vorſehungs-
„anſtalten, gegen Gegenden, wo Bevölkerung und Land-
„eigenthum noch in einem natürlichen Verhältniſſe gegen
„einander ſtehen, aber euer Wohlſtand und eure Hülfs-
„quellen ſichern euch genugſam gegen dieſe Gefahren."

„Europa hat kein Land, das euch gleich kommt, wenn
„ihr eure Vaterlandsliebe dahin erhebet, den Wohlſtand
„eurer Dörfer allgemein und nach Grundſätzen zu ſichern,
„wie ihr könnet, und wie ihr es ſollt, wenn ihr die wahre
„Freiheit des Landes mit Thaten der Rechtſchaffenheit in
„ihren Fundamenten gründen, und eurem Vaterlande zei-
„gen wollt, daß ihr den ehrenveſten Zuſtand, dem ihr
„entgegen ſtrebet, nicht blos als reiche Leute, die ihr ein-
„zeln ſeyd, genieſſen wollet, ſondern als Glieder von euren
„Gemeinden, in euren Dörfern, ſoviel möglich allgemein
„machen, und auf Kind und Kindskind zu erhalten ſucht."

Die thieriſche Näherung ſittlicher Gegenſtände, und die Vereinigung der Gefühle meiner Selbſtſucht und meines Wohlwollens, zu welcher dieſe Näherung den geſellſchaftlichen Menſchen hinlenkt, macht mich zwar an ſich nicht ſittlich; ich werde gänzlich nur durch mich ſelbſt, durch meine eigene Kraft ſittlich.

Dieſe Harmonie meiner Selbſtſucht mit meinem Wohlwollen, iſt an ſich ſelbſt nichts anders, als eine ſinnliche thieriſche Einlenkung zu der Gemüthsſtimmung, in welcher die Sittlichkeit, das iſt, das Uebergewicht meines gereinigten und erhöhten Wohlwollens, aber meine Selbſtſucht, meiner Natur möglich wird.

Die Religion iſt die höchſte meiner Natur mögliche Kraft dieſer Einlenkung, aber auch das Aeuſſerſte, was ſie zur Begünſtigung der Harmonie meiner Selbſtſucht und meines Wohlwollens als ſolche zu thun vermag, macht den geſellſchaftlichen Menſchen als ſolchen an ſich ſelbſt nicht ſittlich.

So wenig als alles, was der Staat zur Erhaltung des Gleichgewichts ſeiner Selbſtſucht und ſeines Wohlwollens verſucht — vermag er durch alles, was er äuſſerlich und bürgerlich auf die Maſſe der geſellſchaftlichen Vereinigung einwirkt, ſie, die bürgerliche Geſellſchaft, oder welches gleichviel iſt, den geſellſchaftlichen Menſchen als ſolchen ſittlich zu machen.

Das Gleichgewicht des Wohlwollens und der Selbſtſucht iſt im geſellſchaftlichen Zuſtand nicht einmal möglich. Das, was wir in demſelben dieſes Gleichgewicht heiſſen, iſt in ſeinem Weſen Einlenkung und Näherung zu der Gemüthsſtimmung, die dieſes Gleichgewicht weſentlich aufhebt, indem ſie gänzlich auf dem Uebergewicht des Wohlwollens und der Selbſtſucht ruhet.

Auch wird mein Geſchlecht immer nur durch dieſes Uebergewicht ſittlich, indem ich durch die Freiheit meines Willens die Grundlage der Harmonie meiner thieriſchen Natur ſelber aufhebe, und mich ſelbſt, mit allen Anſprüchen meiner thieriſchen Selbſtſucht, der Freiheit meines Willens und ſeines gereinigten Wohlwollens unterwerfe. So lange dieſes nicht geſchehen, ſo nähern und trennen ſich Naturanſprüche und Sittlichkeit in mir ſelbſt gegenſeitig durch das ſchwankende Uebergewicht meiner Selbſtſucht und meines Wohlwollens.

Daher ſind auch häusliche und bürgerliche Pflichten, die offenbar auf den Fundamenten meiner thieriſchen Selbſtſucht ruhen, in ſoweit keine ſittlichen Pflichten.

Sie können als ſolche geradezu meiner Sittlichkeit entgegen ſtehen, und mich in meinem Innerſten gegen alles Gefühl meiner wahren Veredlung verhärten, auch thun ſie dieſes immer, ſobald ſie meine Selbſtſucht zum Nachtheil der Freiheit meines Willens und ſeines Wohlwollens nähren und ſtärken.

Das Weſen des geſellſchaftlichen Zuſtandes hebt die Harmonie meiner thieriſchen Natur ganz auf, daher iſt das Rechtsgefühl, das dieſem Zuſtand als ſolchen zum Grund liegt, allgemein ſelbſtſüchtig, mißtrauiſch und gewaltſam, und erzeugt, als ſolches nothwendig eine Gemüthsſtimmung beim geſellſchaftlichen Menſchen, die derjenigen, die ſeiner ſittlichen Veredlung zum Grund liegen muß, geradezu entgegen ſtehet; daher iſt die Zwiſchenkunft einer weiſen nicht blos in den Schranken der thieriſchen Kraftwirkung ſtehen bleibenden, ſondern höher und nach der innern Veredlung unſrer Natur hinſtrebenden Geſetzgebung im geſellſchaftlichen Zuſtande weſentlich nothwendig, um das gänzliche Unterliegen meiner Natur unter mein thieriſches Kraftgefühl, und unter meine thieriſche Trägheit in dieſem Zuſtande zu verhüten, und mir mitten in ſeinem Verderben dennoch eine Gemüthsſtimmung zu erhalten, die mir als Individuum um meiner weſentlich höhern, menſchlichen Beſtimmung willen, d. h. um durch den geſellſchaftlichen Zuſtand meiner wirklichen Veredlung entgegenſtreben zu können.

Je mehr daher die Geſetzgebung in einem Land die Bande des Bluts im Gefühl der Bürger als heilige Bande ſtärkt und ihnen den Boden der Wohnſtube als einen heiligen Boden ins Aug fallen macht und ans Herz kettet, je mehr ſie die wohlwollenden Verhältniſſe aller ſich phyſiſch nahe ſtehender Menſchen belebt, je mehr ſie der ſinnlichen Selbſtſucht der öffentlichen Macht einen ſtörenden Einfluß in das Heiligthum des häuslichen Lebens der Bürger erſchwert und den Einfluß aller Staatshärte auf die Trennung ſich nahe ſtehender Menſchen vermindert, und jemehr die Begriffe der Zeit, die Ruhe der Umſtände, und die Mäßigung der öffentlichen Bedürfniſſe eine Staatsverwaltung anſpruchlos machen, deſtomehr wird die Gemüthsſtimmung der Bürger, die ihrer innern Veredlung weſentlich iſt, in einem Lande begünſtigt. Im Gegen- heil, je anſpruchvoller der Staat iſt, je mehr er durch en Geiſt der Zeit, und die Gewalt der Umſtände genö- higt iſt, die Bande des Bluts und die wohlwollenden Verhältniſſe aller ſich nahe ſtehenden Menſchen zu tren- en und den Landeinwohner auch in ſeiner Wohnſtube, uch an der Seite ſeiner Braut, an der Wiege ſeines Säuglings und ſelber in der Geberſtunde, in der er mit en Seinigen vor Gott kniet, fühlen zu machen, daß al- es Heiligthum ſeines menſchlichen Daſeyns der Kunſt- ärte eines Staats untergeordnet iſt, der daſſelbe nicht chtet, deſto mehr und deſto gewaltſamer wird auch die

Gemüthsſtimmung der Bürger, die ihrer innern Veredlung weſentlich iſt, untergraben. Es iſt wahr, je mehr, je vielſeitiger der Bürger in der Lage iſt, täglich zu fühlen, daß ihm die nöthigen Mittel das Heilige ſeiner Verhältniſſe gegen jeden Eingriff des Unheiligen, und die ewigen, von Gott gegebenen Fundamente alles wahren Menſchenſegens ſich und den Seinigen zu ſchützen und zu ſchirmen, je ſicherer iſt auch unter dieſen Umſtänden die Wahrheit, daß in dieſen Verhältniſſen die erſten und ewigen Fundamente des ſittlichen Lebens der Bürger, ich möchte ſagen; auf Tod und Leben angegriffen ſind, und ſie individualiter gleichſam mit Gewalt von allem dem abgelenkt werden, wodurch ſie dem wahren ſittlichen Segen unſers Geſchlechts wirklich nahe gebracht werden könnten und ſollten.

Die Nationalſittlichkeit iſt beynahen immer eine Folge der mehr oder minder geſetzgeberiſchen Weisheit, die Gewalt dem Recht und die Selbſtſucht dem Wohlwollen unterzuordnen.

Hinwieder iſt die Nationalunſittlichkeit immer eine Folge der geſetzgeberiſchen Verirrung, dieſen Geſichtspunkt im Regieren der Bürger aus den Augen zu ſetzen; Kraft und Begierde in ihrer Mitte ein ungleiches Spiel treiben zu laſſen, und Zutrauen und Wohlwollen, ſowohl durch die Erſchöpfung einer allzu gehemmten, als durch die Leichtfertigkeiten einer allzu privilegierten Selbſtſucht verſchwinden zu machen.

Nach gleichen Geſichtspunkten wirkt die Pflicht, die ich mir blos durch mein Urtheil, durch meine Meinung, durch meine Grundſätze auflege, auf die Entwicklung der erſten Grundlagen meiner Sittlichkeit, nicht auf die nämliche Weiſe, wie diejenige, die mir durch den Eindruck von Gegenſtänden, die meiner Individualität ſinnlich und thieriſch nahe ſtehen, ans Herz geht.

Alles, was ich als Demokrat, als Ariſtokrat, kurz als Theilnehmer irgend eines geſellſchaftlichen Rechtsgrundſatzes für meine Pflicht achte, befördert meine Sittlichkeit nicht auf die Weiſe und nicht in dem Grad, als das, was ich mir in Gefolg meines Naturverhältniſſes zu irgend einem mir ſinnlich nahe ſtehenden Gegenſtand als meine Pflicht vorſtelle. Selbſt die Vorſtellung der Vaterpflicht begünſtigt die ſinnlichen Grundlagen der Sittlichkeit eines Manns, der von ſeinem Kind ferne iſt, nicht in dem Grad, wie das Lächeln und die Thränen ſeines, in der Wiege vor ſeinen Augen liegenden Säuglings; ebenſo begünſtigt die Theilnahme an Vaterlandsnoth und Vaterlandsfreuden die Grundlage meiner Sittlichkeit mehr als irgend eine Vorſtellung von meiner Vaterlandspflicht ſie begünſtigen konnte, keine auch noch ſo reine Regierungsgrundſätze, bewahren das menſchliche Herz vor der geſellſchaftlichen Verhärtung, wenn es nicht durch das ſinnliche Naheſtehen reiner geſellſchaftlicher Freuden, oder drückender geſellſchaftlicher Leiden menſchlich erhalten wird.

Die geſellſchaftlichen Pflichten begünſtigen meine Sittlichkeit immer vorzüglich in dem Grad, als die Beweggründe, zu denſelben nicht blos als Folge des Rechts und der Gewalt der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, nicht blos als König — Korporal — Schulze u. ſ. w. — ſondern vielmehr als Folge der einfachen wohlwollenden Verhältniſſe meiner Natur als Menſch — der für mich nicht Korporal, nicht Schulz und nicht König, ſondern Menſch iſt — auf mich wirken.

Aber die ſelbſtſüchtige Fratze der Staatskunſt, die Staatsmännerkunſt, ſetzt dieſes alles aus den Augen, und verengert dem Mann am Platz täglich den Spielraum, unter ſeinen Mitbürgern als Menſch gegen Menſch ſtehen zu können.

So weit ſie dieſes thut, und das Menſchengeſchlecht von aller Härte ihrer wahrheits-, recht- und menſchlichkeitsloſen Staatskünſteley und der aus ihrer Täuſchung ſo natürlich hervorgehenden Staatstrunkenheit unterwirft, inſoweit entfernt ſie auch ſelbſt die Möglichkeit von der Erde, unſer Geſchlecht durch den geſellſchäftlichen Zuſtand ſeiner Beſtimmung näher zu bringen.

In unſern Zeiten hat die Kunſt das Menſchengeſchlecht alſo unbedingt der phyſiſchen Staatskraft und allen Verirrungen ihrer thieriſchen Selbſtſucht unterzuordnen, niemand mit mehr Conſequenz und Pſychologie betrieben, als F * * * niemand mit mehr Oſtentation und Inconſequenz als J * * * niemand mit mehr Schlauheit als K * * * niemand mit mehr Spielerkühnheit und geſellſchaftlicher Verhärtung als P * * *.

Aber wer will die Zahl derer nennen, die dieſes mit namenloſer Perſonalſchwäche betreiben, und wer will ſagen, was aus dieſem Gewirr der Schwäche und Kraft für die äußerſte Entwürdigung unſers Welttheils endlich herauskommen wird.

Das Weſen meines Buchs.

Wenn ich nun zurückſchlage, und mich frage, wo bin ich an dem Faden, an dem ich den Gang der Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts verfolgte, endlich hingekommen, ſo finde ich in folgenden Sätzen das weſentliche Reſultat meiner Nachforſchungen. Meine Natur vermag es nicht auf dem Punkt des bloßen Sinnengenuſſes ſtehen zu bleiben, ich muß vermöge meines Weſens dieſen Sinnengenuß zum Mittel meines Strebens, und der Zwecke, worauf dieſes Streben ruhet, machen.

Daraus entſtehen Verhältniſſe, die ohne dieſes Streben nicht in der Natur wären, die ich aber durch daſſelbe, und alſo durch meinen Willen, in die Natur hinein bringe.

So wie dieſes geſchehen, höre ich auf das einfache Weſen zu ſeyn, daß ich aus der Hand der Natur in die Welt kam.

Ich kann nicht mehr als dieſes einfache Weſen empfinden, denken und handeln.

Ich muß jetzt übereinſtimmend ſowohl mit den Verhältniſſen handeln, die ich ſelbſt in die Welt hineingebracht habe, als auch mit mir, in ſofern ich mich durch dieſe Verhältniſſe verändert habe. Ich werde ſelbſt Welt — und die Welt wird durch mich Welt — ich ungeſondert von ihr, bin ein Werk der Welt — ſie ungeſondert von mir, iſt mein Werk.

Aber ich habe eine Kraft in mir, mich von der Welt und die Welt von mir zu ſondern, durch dieſe Kraft werde ich ein Werk meiner ſelbſt. Ich fühle mich alſo auf eine dreifache Art in der Welt.

I. Als Werk der Natur:

Als ſolches bin ich ein Werk der Nothwendigkeit, das gleiche thieriſche Weſen, das nach Jahrtauſenden kein Haar auf ſeinem Haupt, und keine auch die leiſeſte Neigung ſeines Weſens in ſich ſelbſt auszulöſchen vermöchte. Als ſolches lenkt mich die Natur, ohne Kunde der Verhältniſſe, die ich ſelber erſchaffen, als lebte ich im ſchuldloſen thieriſchen Zuſtande, mit dem Geſetz ihrer Allmacht zum Sinnengenuß hin, wie der Adler zum Aas, das Schwein in die Pfütze, den Ochſen auf die Triſten, die Ziege auf den Felſen, und den Haaſen unter die Staude.

II. Als Werk meines Geſchlechts, als Werk der Welt.

Als ſolches bin ich ein Tropfen der von der Spitze der Alpen in einen Bach fällt.

Unſichtbar, ein nichtiges Weſen, falle ich belaſtet mit dem Staub ſeines Mooſes von meinem Felſen, glänze bald in ſilbernen Strahlen der Sonne, fließe bald im Dunkel der Höhlen, ſtehe hier im reinen Waſſer der Seen, dort im Koth der Sümpfe gleich ſtill, falle aus Sümpfen und Seen dann wieder ins Treiben der Flüſſe, und ſchwimme in der Gewalt ihrer Wogen bald hell, bald trüb, bald ſanftwallend, bald wirbelſprudelnd, bald zwiſchen reinen Gefilden, bald zwiſchen ſtinkenden Stätten, bald zwiſchen gräßlichen Ufern dahin, bis ich in den ewigen Meeren des Todes meine Auflöſung finde.

III. Als Werk meiner ſelbſt.

Als ſolches grabe ich mich ſelbſt in mich ſelbſt; ein unveränderliches Werk — keine Welle ſpühlt mich von meinem Felſen, und keine Zeit löſcht die Spur meines Werks aus, das ich als ſittliches Weſen in mir ſelber vollende.

Wenn brennende Klüfte den Moder der Meere trocknen, und aus ihren Tiefen Berge aufthürmen, ſo graben ſie alſo die vergängliche Schnecke, und den faulenden Fiſch in die werdenden Steine, keine Welle ſpühlt jetzt die ewigen Thiere weg, und keine Zeit löſcht ihre Spur in dem veſten Stein aus.

Alſo bin ich ein Werk der Natur.
Ein Werk meines Geſchlechts.
Und ein Werk meiner Selbſt.

Dieſe drei Verſchiedenheiten meiner ſelbſt aber ſind nichts anders, als einfache und nothwendige Folgen der drei verſchiedenen Arten alle Dinge dieſer Welt anzuſehen, deren meine Natur fähig iſt.

Als Werk der Natur fühle ich mich in der Welt frey, zu thun, was mich gelüſtet, und berechtigt, zu thun, was mir dient.

Als Werk meines Geſchlechts fühle ich mich in der Welt als durch Verhältniſſe und Verträge gebunden, zu thun und zu leiden, was dieſe Verhältniſſe mir zur Pflicht machen.

Als Werk meiner ſelbſt fühle ich mich unabhängig von der Selbſtſucht meiner thieriſchen Natur und meiner geſellſchaftlichen Verhältniſſe; gleich berechtigt und gleich verpflichtet, zu thun, was mich heiligt und meine Umgebungen ſegnet.

Ich habe daher als Werk der Natur eine thieriſche, als Werk des Geſchlechts eine geſellſchaftliche und als Werk meiner ſelbſt eine ſittliche Vorſtellung von der Welt, ihrer Wahrheit und ihrem Recht, ſo wie von ihrer Täuſchung und ihrem Unrecht.

Mein Inſtinkt macht mich zum Werk der Natur; der geſellſchaftliche Zuſtand zum Werk meines Geſchlechts, und mein Gewiſſen zum Werk meiner ſelbſt.

Als Werk der Natur beſitze ich phyſiſche Kraft, Thierkraft und Thiergewandtheit für thieriſche Anſprachen. Als Werk meines Geſchlechts beſitze ich geſellſchaftliche Kraft, Gemeinkraft, Geſchicklichkeit und Gewandtheit für mein geſellſchaftliches Recht.

Als Werk der Natur ſträube ich mich gegen das Werk meines Geſchlechts und gegen das Werk meiner Selbſt, das iſt, ich habe als ſolches kein Gewiſſen und erkenne als ſolches kein Recht.

Als Werk meiner Selbſt erhebe ich mich ſelbſt über den Irrthum und das Unrecht meiner Selbſt, inſofern ich ein Werk der Natur, und ein Werk des Geſchlechts bin, das iſt, ich erkenne durch die Kraft meines Gewiſſens das Unrecht meiner thieriſchen Natur und meiner geſellſchaftlichen

lichen Verhärtung. Als Werk des Geſchlechts ſtehe ich ſchwankend und von beiden Seiten gedrängt zwiſchen dem Werk meiner Natur und dem Werk meiner Selbſt, das iſt, im geſellſchaftlichen Zuſtand als ſolchen, mangelt mir ſowohl die Reinheit meines thieriſchen Wohlwollens, als diejenige meines unverhärteten Gewiſſens.

Durch das Werk meiner Selbſt bin ich ſittliche Kraft, Tugend.

Als reines Werk der Natur, als thieriſches Geſchöpf, bin ich in meinem unverdorbenen Zuſtand ein friedliches, gutmüthiges und wohlwollendes Weſen. Meine Kraft ſteht in dieſem Zuſtande mit meiner Begierde im Gleichgewicht, ich lebe in demſelben in völliger Harmonie mit mir ſelbſt.

Mein Wohlwollen iſt mit meiner Selbſtſucht innigſt vereinigt, ich kenne in dieſem Zuſtand ſelbſt die Schwächen meiner Natur nicht.

Aber ich finde mein Geſchlecht nirgend in dieſem Zuſtande; das erſte Leiden eines Uebels von meines Gleichen hebt ihn auf. Ich finde daſſelbe auf der ganzen Erde, allenthalben auſſer das Gleichgewicht ſeiner Kräfte geworfen, mehr und minder mißtrauiſch, gewaltſam, verwegen und kleinlaut, und nur inſoweit wohlwollend, als es ſich durch dieſes Wohlwollen in der Befriedigung ſeiner Begierden, die mit ſeiner Kraft nicht mehr in Harmonie ſtehen, nicht zurückgeſetzt glaubt.

Als Werk des Geſchlechts, als geſellſchaftlicher Menſch, als Bürger, lebe ich in vollkommner Anerkennung des Mißverhältniſſes meiner thieriſchen Kraft mit meiner thieriſchen Begierde, folglich ohne Harmonie meiner Selbſtſucht mit meiner Begierde, aber ich will durch eben dieſen Zuſtand die Harmonie in mir ſelbſt wieder herſtellen.

Die ganze Kunſt deſſelben iſt ein beſtändiges Streben nach dieſem Zweck, aber freilich ein mit tauſendfältigen Fehlgriffen gebrandmarktes Streben.

Nur als Werk meiner Selbſt vermag ich die Harmonie meiner Selbſt, mit mir ſelbſt wieder herzuſtellen. Ich erkenne als ſolches, daß kein thieriſches Gleichgewicht zwiſchen meiner Kraft und meiner Begierde in mir ſelbſt, wie ich wirklich bin, haltbar iſt; daß meine Selbſtſucht und mein Wohlwollen im geſellſchaftlichen Menſchen weſentlich nicht harmoniſch exiſtiren kann; daß ich in dieſem Zuſtande aufhören müſſe, ſelbſtſüchtig unwohlwollend, um wohlwollend unſelbſtſüchtig exiſtiren zu können.

Alſo komme ich als Werk meiner ſelbſt durch meinen Willen dahin, auf den Ruinen der zertrümmerten thieriſchen Harmonie meiner Selbſt das Wohlwollen meiner Natur auf die Unterjochung meiner Selbſtſucht unter meine ſittliche Kraft zu gründen, und alſo mitten im Verderben eines Zuſtandes, der meine Selbſtſucht weſentlich verhärtet, mich ſelbſt dennoch wieder zu dem friedlichen, gutmüthigen und wohlwollenden Geſchöpf zu machen, das ich als Werk der Natur nicht bleiben, und als Werk des Geſchlechts nicht werden kann.

Als Werk der Natur, als Thier, bin ich vollendet, und ſpüre in dieſem Zuſtand, als ſolchen, nicht einmal, daß ich als Menſch unvollendet bin.

Als Werk meines Geſchlechts ſtrebe ich auf einer

Weg nach Vollendung meiner Natur, auf welchem dieſe nicht erreichbar iſt.

Als Werk meiner ſelbſt ſtrebe ich durch Belebung des Göttlichen und Ewigen, das in meiner Natur liegt, auf einem Weg nach meiner Vollendung, den meine thieriſche Natur nicht kennt und mein geſellſchaftliches Verhältniß, als ſolches, nicht ſucht und nicht bedarf.

Die Natur hat ihr Werk ganz gethan, alſo thue auch du das deine.

Erkenne dich ſelbſt und baue das Werk deiner Veredlung auf inniges Bewußtſeyn deiner thieriſchen Natur, aber auch mit vollem Bewußtſeyn deiner innern Kraft, mitten in den Banden des Fleiſches göttlich zu leben.

Wer du auch biſt, du wirſt auf dieſem Wege Mittel finden, deine Natur mit dir ſelbſt in Uebereinſtimmung zu bringen.

Willſt du aber dein Werk nur halb thun, da die Natur das ihre ganz gethan hat?

Willſt du auf der Zwiſchenſtufe deines thieriſchen und deines ſittlichen Daſeyns, auf welcher die Vollendung deiner Selbſt nicht möglich iſt, ſtehen bleiben, ſo verwundere dich dann nicht, daß du ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Scheerenſchleifer und ein Fürſt bleibſt, und kein Menſch wirſt.

Verwundere dich dann nicht, daß dein Leben ein Kampf iſt ohne Sieg, und daß du nicht einmal das wirſt, was die Natur ohne dein Zuthun aus dir gemacht hat, ſondern gar viel weniger, ein bürgerlicher Halbmenſch.

Einige Reſultate meines weſentlichſten Geſichtspunkts.

Der gute Zuſtand meiner Selbſt als Werk der Natur, ruhet auf dem vollen Leben meines Inſtinkts.

Der gute Zuſtand meiner Selbſt als Werk des Geſchlechts, ruhet auf der Kraft meines thieriſchen Gedankens gegen meinen Inſtinkt, oder vielmehr auf der Kraft meines durch dieſen Gedanken erhöhten und gebildeten Thierſinns.

Der gute Zuſtand meiner Selbſt als Werk meiner Selbſt, ruhet auf der Reinheit und Stärke meines Willens, die Kraft meines Gedankens nicht zur Verfeinerung meines Thierſinns, ſondern zur Veredlung meiner Selbſt gegen meinen Thierſinn zu gebrauchen.

Ich erhalte mich ſelbſt als Werk der Natur in dem beſten Zuſtand, in welchem ich als ſolches zu leben vermag, durch thieriſche Kraft.

Ich erhalte mich als Werk des Geſchlechts in dem beſten Zuſtand, in welchem ich als ſolches zu leben vermag, durch geſellſchaftliche Kraft.

Ich erhebe mich als Werk meiner Selbſt, durch meine ſittliche Kraft, zu der höchſten Würde, deren meine Natur fähig iſt.

Die Unſchuld meiner Natur thront an den Grenzen aller dieſer Beſchaffenheiten meiner Selbſt.

Auf der erſten Stufe meines Daſeyns ſtehe ich ihrem Bilde am meiſten, aber in kindlicher Schwäche und nur träumend, nahe.

Durch mein thieriſches Verderben entferne ich mich
von ihr ins Unendliche.

Im geſellſchaftlichen Zuſtand verſtärkt ſich auf der
einen Seite mein thieriſches Verderben durch die rohe Härte
der Gewalts- und Maſſaformen deſſelben, auf der andern
Seite bringt mich derſelbe durch die höhere Sicherung
meines häuslichen Verhältniſſes durch Treue und Glau-
en, die dieſer Zuſtand, wenn auch nur geſellſchaftlich be-
ründet, von dieſer Seite dem thieriſchen Wohlwollen mei-
er unverdorbenen Natur wieder näher.

Durch Sittlichkeit erhebe ich mich zu der oberſten Höhe,
der ſich meine Natur, nach ihrer Vollendung ſtrebend,
r Kinderunſchuld empor, zu der göttliche Kräfte und
ttliche Gnaden meine Natur fähig machen.

Erziehung und Geſetzgebung müſſen dieſem Gang der
atur folgen. Sie müſſen ihm das thieriſche Wohlwol-
durch das häusliche Leben zu einem menſchlichen Wohl-
ollen umwandeln und ſelbiges durch die Treue und den
lauben, die der geſellſchaftliche Zuſtand anſpricht, mit-
in der Gewaltſamkeit, mit welcher der geſellſchaftliche
ſtand auf das Verderben dieſes Zuſtands einwirkt, daſ-
be dennoch zu erhalten ſuchen.

Sie müſſen ihn endlich durch Selbſtverläugnung zu
Kraft emporheben, durch die er allein im Stande iſt,
Weſen der Unſchuld in ſich ſelbſt wieder herzuſtellen,
ſich ſelbſt durch ſeine ſittliche Kraft wieder zu dem
dlichen, gutmüthigen und wohlwollenden Geſchöpf zu
hen, das er in der Unverdorbenheit ſeines thieriſchen
andes auch iſt.

Fortſetzung dieſer Reſultate.

Ich erſcheine im geſellſchaftlichen Zuſtand als ſolchem immer als ein verwirrtes, verdorbenes Mittelding zwiſchen meiner thieriſchen Schuldloſigkeit und meiner ſittlichen Reinheit.

Ich will auf der einen Seite in demſelben jeden thieriſchen Lebensgenuß, den ich in meine Hand zu bringen vermag, mir ſelbſt mit aller Kraft ſicher ſtellen.

Auf der andern Seite will ich freilich auch, daß die Einrichtungen und Verkommniſſe dieſes Zuſtandes auf Regeln und Grundſätzen ruhen ſollen, die dem Edelſten, das ich zu erkennen vermag, nicht widerſprechen.

Aber mein Zweck ſelber und meine thieriſche Natur, in welcher dieſer Zweck mit der ganzen Kraft meiner ſtärkſten Triebe belebt iſt, ſetzt dieſem Edelſten, Beſten, das ich zu erkennen vermag, in dieſem Zuſtand als ſolchem, unabänderliche Grenzen, indem mein Wille edelmüthig und rechtlich zu handeln in demſelben immer dem thieriſchen Bedürfniß der Selbſterhaltung in meiner Lage als untergeordnet erſcheint.

Ich bin daher als Bürger immer aller Wahrheit und allem Recht entgegen, inſofern es mir auch nur möglich ſcheint, daß die Sicherheit der weſentlichſten Vortheile meiner geſellſchaftlichen Stellung durch dieſelbe in Gefahr geſetzt werden könnte.

Die Repräſentation der Maſſe, die geſellſchaftliche Gewalt, handelt hierin völlig wie die Individuen der Maſſe.

Sie erſcheint in jedem Fall, wo das Weſen ihrer geſellſchaftlichen Stellung in Gefahr zu ſeyn ſcheint, immer wie der Menſch veſt entſchloſſen, ſelbige mit jedem Mittel, das die Vorſehung in ihre Hand gelegt, gegen jedermänniglich zu beſchützen und zu erhalten.

Sie iſt als Gewalt, inſofern ſie nicht mehr iſt, eben wie der Bürger, inſofern er nicht mehr iſt, unfähig, edelmüthig, gerecht und menſchlich zu handeln, ſobald ſie glaubt, daß eine ſolche Handlungsweiſe mit den Vorrechten, in deren Beſitz ſie ſich nun einmal befindet, nicht beſtehen könne. Als geſellſchaftlicher Menſch thue ich in allen Verhältniſſen immer alles Unrecht, damit mir nicht Unrecht geſchehen könne.

Die ſanften Gefühle meines Wohlwollens, die mir im beruhigten thieriſchen Zuſtande ſo natürlich ſind, verlieren ſich augenblicklich in mir, wenn die Sicherheit des Fortgenuſſes ſinnlicher Reize, die mir nun einmal zu Bedürfniſſen geworden ſind, in Gefahr zu ſeyn ſcheint. Das iſt vom Demokraten wahr, wie vom Ariſtokraten, vom Könige wie vom Schneider, vom Schneider wie vom Gelehrten, und vom Gelehrten wie vom Bauer.

Die geſellſchaftliche Menſchheit tanzet den Zwiſchenanz ihrer thieriſchen Rohheit, und ihrer ſittlichen Verdlung allenthalben auf die nämliche Weiſe. Sie ſingt llenthalben ihr altes Lied:

mundus vult decipi
ergo decipiatur.

Der König kennt keine Wahrheit gegen ſein Kronecht, der Schneider keine gegen ſein Nadelrecht, der Patriſter keine gegen ſein Geſchlechtsrecht, der Pfaff keine gegen ſeine Kuttenrechte; mach' ihn ſo vernünftig, ſo ſchlau, ſo gewandt, ſo pfiffig als du immer willſt, er wird vernünftig, ſchlau, gewandt und pfiffig werden, aber immer überwägend für ſeine Kutte und für ſein Kuttenrecht.

Darum findet auch jeder Weiſe und jeder Narr, wo er immer hinkommt, es gehe daſelbſt wie da, wo er zu Haus iſt.

Allenthalben erſcheint der geſellſchaftliche Menſch, inſofern er nicht mehr iſt, als dem Werk ſeiner Natur unterliegend, und das Recht ſeines Geſchlechts nicht anerkennend.

Uebereinſtimmung meiner weſentlichſten Grundſätze mit den einfachen Geſichtspunkten, die mir beim erſten ins Auge Faſſen meines Gegenſtandes aufſielen.

Hiermit nähert ſich mein Buch ſeiner Vollendung. Die Widerſprüche, die in meiner Natur zu liegen ſcheinen, finden in der dreifach verſchiedenen Art alle Dinge dieſer Welt anzuſehen, deren meine Natur fähig iſt, allgemein ihren Aufſchluß. Sie ſind alle in ihrem Weſen einfache, und in der Art, wie ſie wirklich in mir erſcheinen, mehr oder minder verwickelte Folgen dieſer innern Verſchiedenheit meiner Anſchauungsart aller Dinge, und der mir im geſellſchaftlichen Zuſtand weſentlich einwohnenden, und durch denſelben millionenfach genährten und befeſtigten Neigung, auf der Stufe meiner geſellſchaftlichen Ausbildung ſtehen zu bleiben, und mich bei der Art und Weiſe, wie die Gegenſtände dieſer Welt im Verderben dieſes Zuſtandes meiner Selbſtſucht in die Augen fallen, zu beruhigen. Dieſe Widerſprüche ſind nichts anders, als das Schwanken meiner Selbſt zwiſchen mir ſelbſt als Werk der Natur, und als Werk meiner ſelbſt, zwiſchen meinen thieriſchen Anſprüchen, und dem Recht meines Gewiſſens.

Der geſellſchaftliche Menſch lebt und ſchwebt als ſolcher ganz in dieſem Schwanken, und die Gewaltſamkeit, mit der die Menſchen das Glück und die Ruhe ihres Geſchlechts allgemein untergraben, ruhet gänzlich auf der thieriſchen Neigung, auf dem Punkt der Ausbildung, auf welchem die Vollendung ihres Selbſt nicht möglich iſt, ſich vollendet zu glauben, und auf den Stufen dieſer geſellſchaftlichen Ausbildung ſtehen zu bleiben.

Der Menſch muß vermöge ſeiner Natur immer entweder unter dieſen Punkt ſeiner Ausbildung verſinken, oder ſich über denſelben erheben, das iſt, er muß als Werk des Geſchlechts entweder dem Werk ſeiner Natur unterliegen, oder ſich über ſich ſelbſt als Werk des Geſchlechts erheben. Und er rettet ſich daher nur dadurch von dem Unglück, mitten im geſellſchaftlichen Zuſtand dem ganzen Verderben ſeiner thieriſchen Natur zu unterliegen, wenn er als Werk ſeines Geſchlechts in ſich ſelbſt geht, und in ſich ſelbſt eine Kraft ſucht, ſowohl gegen das Unrecht ſeiner geſellſchaftlichen Verhärtung, als gegen den Irrthum ſeiner thieriſchen Natur, das iſt, er rettet ſich im geſellſchaftlichen Zuſtand nur als Werk ſeiner ſelbſt vom Unterliegen als Werk des Geſchlechts unter ſich ſelbſt, als verdorbenes Werk der Natur. Da er aber als Werk ſeiner ſelbſt nichts anders iſt, als ſein inneres Urtheil von der Wahrheit und dem Weſen ſeiner ſelbſt, ſo iſt es klar, er rettet ſich nur durch eine Gemüthsſtimmung, die mit derjenigen, auf welcher das Weſen der Religion ruhet, die nämliche iſt, von der Gefahr im geſellſchaftlichen Zuſtand gegen das Verderben ſeiner thieriſchen Natur, weſentlich kraftlos zu erſcheinen, und findet nur durch eine ſolche Gemüthsſtimmung wirkliche Mittel, die Widerſprüche, die in ſeiner Natur zu liegen ſcheinen, in ſich ſelbſt aufzulöſen und unwirkſam zu machen.

Ich finde mich hier alſo wieder vollends auf dem Punkt, auf welchem ich im Abſchnitt Religion ſtand.

„Der Menſch findet in ſeiner Natur keine Beruhl-
„gung, bis er das Recht ſeiner thieriſchen Sinnlichkeit in
„ſich ſelbſt verdammt hat, gegen ſich ſelbſt und gegen ſein
„ganzes Geſchlecht.“

„Aber er ſcheint die Kraft nicht zu beſitzen, dieſem
„Bedürfniß ſeines Weſens ein Genüge zu leiſten.“

„Die ganze Macht ſeiner thieriſchen Natur ſträubt
„ſich gegen dieſen ihm ſo ſchrecklichen Schritt, aber er ſetzt
„die Macht ſeines Willens der Macht ſeiner Natur ent-
„gegen.“

„Er will einen Gott fürchten, damit er nach dem
„innerſten Urtheil ſeiner ſelbſt für ſich ſelbſt recht thun
„könne.“

„Er fühlt was er kann, und macht ſich das, was er
„kann, zum Geſetz deſſen, was er will. Dieſem Geſetz,

„das er ſich ſelbſt gab, unterworfen, unterſcheidet er ſich
„vor allen Weſen, die wir kennen."

„Ihm allein mangelt die Schuldloſigkeit des Inſtinkts,
„durch deſſen Genuß das Vieh beruhiget, auf dem Punkte
„ſteht, den dieſer ihm anweist."

„Er allein vermag es nicht auf dieſem Punkte ſtehen
„zu bleiben, er muß entweder unter denſelben verſinken,
„oder ſich über denſelben erheben."

Ich gehe weiter zu ſehen, wie weit die einfachen Geſichtspunkte, die mir beim erſten Anblick meines Gegenſtandes ins Auge fielen, mit den weſentlichſten Reſultaten meiner Nachforſchungen übereinſtimmen.

Die Frage, kommt der Menſch in dem nichtigen Lauf ſeines Daſeyns auf Erden dahin, daß ihm die einzelnen Vorfälle des Lebens nicht Zauberauftritte ſind, die ihm allen innern Unterſchied der Dinge wie mit einem ewigen Nebel umhüllen? Dieſe Frage beantwortet ſich jetzt ganz einfach:

Als Werk der Natur kommt er nicht dahin, als ſolches verträumt er ſeine Tage; Leerheit des Geiſtes, Trunkenheit der Sinnen, und taumelndes Träumen iſt ihm Wonne des Lebens.

Als Werk des Geſchlechts kommt er in ſoweit dahin, als er als ſolches ſich ſelbſt als Werk der Natur nicht unterliegt.

Als Werk ſeiner ſelbſt, iſt er Herr über ſich ſelbſt und über allen Zauber ſeiner thieriſchen Natur.

Die Untreue am geſellſchaftlichen Recht, die den König zu tyranniſchen, den Patrizier zu oligarchiſchen, den Edelmann zu ſtandesmäßigen, den Kaufmann zu monopoliſchen, den Reichen zu ſchimmernden, den Armen zu kothfarbigen, den Geiſtlichen zu ſich einmiſchenden, den Gelehrten zu ſonderbaren, den Amtmann zu einträglichen und den Bürger zu zunftmäßigen und engherzigen Heilloſigkeiten hinführt, iſt allgemein nichts anders, als das einfache Benehmen meiner ſelbſt, beim Unterliegen als Werk des Geſchlechts unter mich ſelbſt, als ein verdorbenes Werk der Natur, und das allgemeine Umtaufen dieſer Heilloſigkeiten, in die hohen Namen: Souveränitätsrechte, Ariſtokratie, landesväterliche Sorgfalt, Menſchenrechte, Freiheit, ſtandesmäßige Aufführung, Liebe zur Wahrheit, Geiſtesprodukt, königliches Prieſterthum u. ſ. w. ſind alle wieder nichts anders, als einfache Folgen der Täuſchung, mit welcher das verdorbene Werk meiner Natur ſein Spiel mit mir treibt und mich über mein ganzes Thun und Laſſen in mir ſelbſt in den tiefſten Selbſtbetrug hineinſtürzt.

Mein Bild des Menſchen, von dem Punkt an, wo er aus ſeiner Höhle herausgeht, bis auf denjenigen, wo er das Verderben der geſellſchaftlichen Verirrungen vollends bis an ſeine Grenzen durchlaufen, nun am Abgrund dieſes Verderbens daſteht, wo alle Völker ihrer Auflöſung, dem Ende ihrer Verwilderung und ihrer Abſchwächung entgegengehn; mein Bild iſt nichts anders, als die Darlegung des endlichen Zuſtands, zu dem das Unterliegen meines Geſchlechts unter die Anſprüche ſeiner thieriſchen

Natur im geſellſchaftlichen Zuſtand daſſelbe immer hin- ührt; es iſt nichts anders, als der Nachhall des Zuſtands, u dem der dreifache Unterſchied meiner ſelbſt mich im Krieg meiner ſelbſt mit mir ſelbſt hinführt, wenn ich mich icht durch meine ſittliche Kraft über die ſinnlichen An- prüche meiner thieriſchen Natur und meiner geſellſchaft- ichen Verhärtung erhebe.

Als Werk meiner Natur gebe ich ein Raub jeder Naturkraft dahin, und ſiege dennoch über alle Uebel der Erde.

Als Werk meines Geſchlechts ſehne ich mich nach der Vereinigung mit Menſchen, die ich morde; als ſolches Er- enne ich in meinem Wort den Grund meines Rechts nd meiner Pflicht, ich mache daher alles aus demſelben, h will, daß es ewiglich lebe, ich grabe es in ſteinerne Tafeln und gieſſe es in ewiges Erz.

Als Werk ſeines Geſchlechts bauet der Menſch ſeinen Welttheil.

Als Werk ſeiner ſelbſt bauet er ſich ſelber, als ſolcher eint die jungfräuliche Röthe des pflichttreuen Weibes, ber ein kränkendes Wort, das ihren Lippen entſchlüpft, ls ſolches dient ſie in dunkler Vergeſſenheit einem ver- orfnen Mann, deſſen Bosheit die Ruhe ihrer Lippen icht zu wandeln vermag.

Die Kennzeichen der nahenden Auflöſung der Staa- en ſind nichts anders, als einfache Folgen des Unterlie- ens der Maſſe des Volks und ihrer Repräſentation, der ürgerlichen Gewalt, als Werk des Geſchlechts unter ſich elbſt, als Werk der Natur.

Allenthalben erkennt in einem ſolchen Zeitpunkt das Volk und die Repräſentation des Volks, die Obrigkeit, kein geſellſchaftliches Recht gegen ſich ſelbſt.

Allenthalben mangelt in demſelben, dem Menſchengeſchlecht und ſeiner Repräſentation, reine geſellſchaftliche Kraft, und die Gefahr, die dem Staat in demſelben drohet, iſt nichts anders, als das Vergehen deſſelben, durch die Auflöſung des Rechts meines Geſchlechts, und die Freilaſſung der Individuen und ihres verwilderten Inſtinkts gegen dieſes Recht.

Göthens Lied ſagt nichts anders, als der Menſch als Werk der Natur ſey unfühlend, und tappe wie das Glück blind unter die Gegenſtände, die ſeine Sinnen berühren.

Als Werk des Geſchlechts vermöge er das Unmögliche, er unterſcheide, er richte, er könne dem Augenblick Dauer verleihen.

Kenntniß und Wiſſen.

Die Quelle der Erkenntniß, an der ſich der Menſch mit reinem Waſſer labet, iſt Unſchuld. Aber er lebt im geſellſchaftlichen Zuſtande nichts weniger als in der Unſchuld. Das Wiſſen meiner Natur verwebt ſich in dieſem Zuſtand mit dem Wiſſen meines Geſchlechts; darum trinke ich als Werk der Natur im geſellſchaftlichen Zuſtand nach Kenntniſſen haſchend, bald am Geſtad wüthender Ufer giftigen Schaum, wage mich bald in Untiefen, die ich nicht kenne, bald in den Strom, wo er Gebirge mit ſich in den Schlund reißt, ſchweife ungefeſſelt von Verhältniſſen, deren Recht ich nicht anerkenne, zwar ermüdet von vielerlei Wiſſen, aber dennoch mitten im Forſchen ein Liebhaber des taumelnden Träumens und der Leerheit des Geiſtes, mit fremdem Wiſſen belaſtet, unwiſſend in den Nothwendigkeiten des Lebens, ungeſchickt zu jeder Pflicht, und unpaſſend in jedes Verhältniß, durch mein Wiſſen ſelber mein eigener Verderber, und ein elendes Werk meines Geſchlechts, an dem Geſtade des Irrthums und des Unrechts herum. Freilich als Werk meines Geſchlechts ohne meine Schuld.

Beides, das unnatürliche Treiben unſers Wiſſens durch Akademien, Hörſäle und Schulſtuben, deren Einfluß mit den Bedürfniſſen der Wohnſtube und dem Zuſtand des Hausſegens eines jeden im Mißverhältniß und ſelber im Widerſpruch ſteht, und hinwieder das unnatürliche Hemmen der Ausbreitung des Segens guter Wahrheits- und Rechtskenntniſſe durch Regierungsmaßregeln und Machtſprüche, die keine Rückſicht auf die Fundamente des Hausſegens im Volk und ſeines Wohnſtubenheils nehmen, beides, dieſes unnatürliche Betreiben des Unnütz- und Vielwiſſens und dieſes unnatürliche Hemmen des Gut- und Nothwiſſens macht das Wiſſen des Volks im alternden Welttheil bald zum eiteln Luftgebild der Traumſucht unſrer kranken Einbildungskraft, bald zum ſtinkenden Sumpf, worin wir in unſerm kranken Thierſinn verſunken. In ihren Wolken thront die Guillotine des Wahns und hinter ihren Nebeln bergen ſich Menſchenfreſſer. Fällſt du ihnen in die Hände, ſie braten dir dein Herz und ſkalpieren dir im Innern deinen Schädel.

Du biſt als Werk der Natur unwiſſend. Als Werk des Geſchlechts iſt es noch eine Frage, ob du dich durch dein Wiſſen allgemein in dem Grad geſellſchaftlich beſſer ſetzeſt, als du dich durch daſſelbe thieriſch verdirbſt. So viel iſt gewiß, thieriſch ins Auge gefaßt, iſt unter der Sonne kaum ein elenderes Geſchöpf, als ein leſender ſtudierender Menſch; und geſellſchaftlich ins Auge gefaßt, iſt er faſt immer eine ziemliche Zweideutigkeit. Der Menſch geht als geſellſchaftlicher Menſch in ſeinem Wiſſen ſelten einfach und rein von ſeiner Selbſtſorge aus, und kettet daſſelbe ſelten an die Bedürfniſſe ſeiner nächſten Verhältniſſe, darum unterliegt er mit ſeinem ſchweifenden Wiſſen ſo allgemein dem Verderben ſeiner thieriſchen Natur.

Aber als Werk ſeiner ſelbſt, das iſt, wenn ſein Wiſſen nicht von dem ausgeht, was er gelüſtet, ſondern von dem, was er ſoll, kann er dann durch ſein Wiſſen ſich ſelber veredeln, und ſein Geſchlecht beglücken.

Darum ſprach Gott in Eden zu dir: dein Wiſſen werde ein Werk deiner ſelbſt; es werde nie ein Werk deines ſinnlichen Verderbens und deines, im Koth der Erde ſich mit Schlangengewandtheit herumtreibenden, Thierſinns im geſellſchaftlichen Zuſtand.

Erwerb.

Als Werk der Natur erkenne ich keinen. Thieriſche Unſchuld erwirbt nicht. Als Werk meines Geſchlechts nimmt der Erwerb eine ungleiche Richtung, wenn ich den Zweck und das Recht der geſellſchaftlichen Vereinigung anerkenne, oder wenn ich ihn nicht anerkenne.

Im erſten Fall gehet der Anſpruch auf ſein Recht bei mir von einer in mir ſelbſt in geſellſchaftlich rechtmäßige Schranken eingelenkten Selbſtſorge aus, und führt mich innerhalb dieſen Schranken zur Befriedigung meiner ſelbſt in meinen nächſten Verhältniſſen.

Im andern Fall mache ich auf ein Erwerberecht Anſpruch, das ganz auf der Freiheit meiner thieriſchen Selbſtſucht ruhet, und erſcheine in der bürgerlichen Geſellſchaft ohne geſellſchaftliche Kraft, gegen mich ſelbſt, ohne eine in geſellſchaftliche Schranken eingelenkten geſellſchaftlichen Willen, den thieriſchen Gefühlen meiner verdorbenen Natur, das iſt, mir ſelbſt als Werk der Natur unterliegend *).

Eigenthum und Beſitzſtand.

Als Werk der Natur kenne ich keinen, thieriſche Unſchuld beſitzt nichts.

Dem Werk der Natur unterliegend, ſuche ich im Beſitz des Eigenthums mein Recht weiter aufzudehnen, als es der Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung zu erlauben vermag; es kümmert mich in dieſem Zuſtand meiner Selbſt gar Nichts, die Laſten, der mir durch mein Eigenthum untergeordneten Menſchen ohne Rückſicht auf we-

---

*) Ich will dieſe Beſchaffenheit meiner ſelbſt, die Schwerfälligkeiten der Wiederholungen zu vermeiden, in den künftigen Abſchnitten nur mit den Worten, dem Werk der Natur unterliegend, bezeichnen.

ſenkliche Befriedigung, die den Bewerbern des geſellſchaftlichen Eigenthums wie den Eigenthümern gebührt, zu erhöhen. Es iſt mir in dieſem Zuſtand meiner ſelbſt nicht genug, daß die mir untergeordneten Nuznieſer meines Eigenthums, das urſprüngliche Unrecht des Beſitzſtandes gut und recht ſeyn laſſen, ich will noch, daß ſie mir im Gebrauch derſelben eben die thieriſche Freiheit geſtatten, durch die das Eigenthum in der Welt faſt allgemein ſeinen Urſprung erhalten.

Wenn ich daher das Recht meines Geſchlechts anerkennend, das größere Eigenthum mit der Nothdurft des kleinern belaſte, ſo belaſte ich, dem Werk der Natur unterliegend, des kleinern Eigenthum mit den Gelüſten des größern.

Hinwieder, wenn ich, das Recht meines Geſchlechts anerkennend, den Menſchen, die keinen Theil an der Welt haben, keinen ſie befriedigenden Erſatz ihrer Naturrechte zu geben ſuche, ſo verweigere ich ihnen, dem Werk der Natur unterliegend, ihr geſellſchaftliches Recht.

Als Werk meines Geſchlechts, und ſein Recht anerkennend, iſt Eigenthum und Beſitzſtand die Grundſäule des geſellſchaftlichen Zuſtandes und der Kräfte, die unſer Geſchlecht entwickeln und bilden.

Dem Werk der Natur unterliegend iſt es, aber Pandorens Büchſe, aus der alle Uebel der Erde entſprungen.

Als Werk meiner ſelbſt, erkenne ich den Beſitzſtand eines jeden, in meiner Hand aber mir ſelber iſt er ſoviel als nicht Beſitzſtand, ſondern vielmehr ein Mittel, auch auf Gefahr meines Rechts und meiner Benutzung, mich ſelbſt zu veredeln, und mein Geſchlecht zu beglücken.

Recht.

Das Recht meines Inſtinkts iſt in ſeinem Weſen nichts anders, als ein Gefühl meines thieriſchen Bedürfniſſes, und meiner thieriſchen Kraft, ſelbige befriedigen zu können. Das geſellſchaftliche Recht iſt in ſeinem Weſen ein Gefühl meiner geſellſchaftlichen Bedürfniſſe, und meiner geſellſchaftlichen Kraft ſelbige befriedigen zu können. Das Recht der Beſitznehmung iſt in ſeinem Weſen eine einfache Folge meines Inſtinkts, ohne Rückſicht auf irgend eine Pflicht.

Eigenthum, Geſetz, Kultur, geſellſchaftlicher Zuſtand, ſind in ihrem Weſen nichts anders, als einfache Folgen der Beſitznehmung, das iſt, des ſelbſtſüchtigen Gebrauchs meiner thieriſchen Kraft, ohne Rückſicht auf Recht oder Pflicht.

Der Beſitzſtand, und mit ihm der geſellſchaftliche Zuſtand, ruhet alſo auf dem einfachen thieriſchen Gefühl, alle Mittel der Selbſterhaltung benutzen zu dürfen, und der thieriſchen Kraft, ſelbige benutzen zu können.

Daher iſt auch der Anſpruch an die freie Benutzung der Erde, meiner thieriſchen Natur weſentlich; ſie hat als ſolche keine Kraft in ſich ſelbſt, dieſen Anſpruch für ſich ſelbſt oder für ihr Geſchlecht jemals zu veräuſſern.

Das thieriſche Gefühl des Unrechts einer ſolchen Veräuſſerung, bleibt daher in uns, ſo lange wir hungern, dürſten und frieren.

Es hat in den erſten Bedürfniſſen unſerer Natur, ſo wie in ihren erſten Grundgefühlen, ſeine unaustilgbare Kraft. Alſo wäre die Ungleichheit der Güter, und alle Folgen der vertheilten Erde an ſich ſelbſt ein poſitives Unrecht gegen unſere thieriſche Natur; das iſt gewiß, aber ſollte um deßwillen die Erde nicht getheilt ſeyn? und die Ungleichheit der Güter nicht ſtatt finden? — Das folgt nicht.

Unſere thieriſche Natur bewerkſtelligt dieſe Vertheilung, vermöge eben der Grundgefühle, die uns hernach vermögen über das zu klagen, was wir ſelbſt gethan haben, und augenblicklich wieder thun würden, wenn es noch nicht geſchehen wäre. Dieſe Vertheilung iſt eine unausweichliche Folge unſers thieriſchen Verderbens, ein Uebel, das der Kampf unſerer thieriſchen Kraft und unſerer thieriſchen Ohnmacht vollendet, ehe wir zu wiſſen vermögen, ob ein Recht in der Welt iſt, oder ob eines darinnen ſeyn ſoll. Sie iſt eine einfache Folge der Ungleichheit meiner phyſiſchen Kraft, die Ohnmacht unſerer Natur muß jeder größern Kraft weichen. Der Menſch muß vermöge dieſer Natur nothwendig der Kraft des Stärkern, der Liſt des Schlauern, und den Hülfsmitteln des Glücklichern unterliegen, und hiemit iſt die Erde via facti getheilt.

Indeſſen iſt es immer eine Thorheit, daß wir die Notheinrichtungen unſers thieriſchen Verderbens an ſich ſelbſt ein Recht heiſſen, und Begriffe von ſo geheiſſenen unveräußerlichen Naturrechten, auf das Fundament offenbar rechtloſer thieriſcher Gewaltthätigkeiten gründen.

Wir müſſen den Beſitzſtand ſicher reſpektiren, aber nicht darum, weil die erſten Beſitznehmer ein Recht hatten, ſondern weil der Menſch thieriſch und rechtlos Beſitz nimmt, und Beſitz nehmen muß, und weil wir die Folgen dieſes thieriſch eingelenkten und thieriſch vollendeten Naturſchritts, weder durch ein geſellſchaftliches noch durch ein ſittliches Recht aufheben können und aufheben wollen.

Geſellſchaftlicher Zuſtand.

Als Werk der Natur erkenne ich keinen, thieriſche Unſchuld iſt pflichtlos ungefeſſelt, und unbeſtimmt, dem Werk der Natur unterliegend will ich in demſelben leben, wie im Stande der Wildheit. Ich haſſe Geſetz und Recht, das mich einſchnürt zu einer Weſpengeſtalt.

Alſo beſchaffen, will ich nicht, daß der geſellſchaftliche Zuſtand, ſoweit ich darin wirke, anſpreche und wandle, ein Recht habe; aber ſoweit jeder andere darin wirkt, anſpricht und wandelt, ſoweit möchte ich denn freilich gern, daß er einem ſtrengen Recht und einem harten Geſetz unterworfen wäre.

Wenn mein Geſchlecht gutmüthig und träge meiner thieriſchen Kraft weicht, und ſein geſellſchaftliches Recht leicht und ohne Mühe in meine Hände kommt, wie die Fröſche in den Schnabel des Storchen, ſo trage ich es, dem Werk der Natur unterliegend, mit mir in den Lüften herum, wohin es mir beliebt, oder verſchlinge es mit meinen Lieblingen in meinem Neſt.

Ich muß im geſellſchaftlichen Zuſtand, dem Werk der Natur unterliegend, beim Beſitz unverhältnißmäßiger Kräfte, nothwendig dahin kommen, das Recht meines Geſchlechts nichts zu achten, im Gegentheil alles das zu untergraben, zu ſchwächen, zu zernichten und aufzulöſen, was immer die von mir gekränkten und mißbrauchten Menſchen dahin bringen könnte, in geſetzlicher Selbſtſtändigkeit, Sicherheit gegen den Unfug und das Unrecht meiner Anſprüche zu ſuchen.

Macht.

Als Werk der Natur erkenne ich wohl die Gewalt der Macht, aber nicht ihr Recht.

Dem Werk der Natur unterliegend, laſſe ich im Beſitz der Macht die Frage nicht an mich kommen, was ich dem Volk ſchuldig ſey, ich gebe ihm aus Gnade was es braucht, ſich in Rechtloſigkeit und Ehrloſigkeit eingewiegt, einen guten Tag zu machen.

Als ſolches verberge ich mich immer gegen den Anſpruch des Volks auf irgend ein Recht, entweder hinter mein Militär, oder hinter meine Gnadenlügen, oder hinter meine Schreckenswahrheit.

Aber das Recht meines Geſchlechts anerkennend, weiß ich, daß ich im Beſitz der Macht, Geſetz und Recht, und bindende Stricke gegen den Sirenengeſang meines Thierſinns nothwendig habe, eben wie das Volk.

Als Werk meines Geſchlechts ſoll ich im Beſitz der Macht freilich kein Recht zur Geſetzloſigkeit ſuchen.

Aber nur als Werk meiner ſelbſt will ich keines ſuchen.

Ehre.

Als Werk der Natur kenne ich die Ehre nicht. Thieriſche Unſchuld lebt in einer namenloſen Ehrloſigkeit; aber im thieriſchen Verderben des geſellſchaftlichen Zuſtands bringt mich die Liebe zur Auszeichnung, die den Verirrungen des Ehrtriebs zum Grund liegt, dahin, daß ich in meine Haut, wie in ein hölzernes Brett ſchneide, daß ich Naſen und Ohren durchſteche, daß ich die Schleppe meines Kleides höher achte, als mich ſelber, und für einen jeden Beinorden und für jeden Kreuzorden das Menſchengeſchlecht todt ſchlage.

Als Werk meines Geſchlechts, und ſein Recht anerkennend, giebt ſie mir Kraft gegen mich ſelbſt, und nährt in mir Gefühle, die mich durch Achtung meiner Selbſt, gegen mich Selbſt, gegen mein Geſchlecht, und dadurch zur Anerkennung des ſittlichen Rechts hinführen.

Unterwerfung.

Als Werk der Natur kenne ich keine; thieriſche Unſchuld und Unterwerfung neben einander gehören ins Reich der Träume, wo der Wolf und das Lamm nebeneinander auf einer Wieſe waiden.

Dem Werk der Natur unterliegend, ſträube ich mich gegen ihr Recht und gegen ihr Unrecht. Das Recht meines Geſchlechts anerkennend, ſträube ich mich nur gegen ihr Unrecht; ich will nämlich in dieſer Beſchaffenheit meiner Selbſt, daß die Unterwerfung geſellſchaftlich rechtmäßig ſey.

Dem Werk der Natur unterliegend, erkenne ich die Pflicht der Unterwerfung gar nicht.

Das Recht meines Geſchlechts anerkennend, ſoll ich die Pflicht der Unterwerfung anerkennen.

Als Werk meiner ſelbſt will ich ſie anerkennen.

Im erſten Fall verwildere ich durch den Zwang der Unterwerfung.

Im andern durch das Unrecht der Unterjochung.

Im dritten erhebe ich mich durch mich ſelbſt, über alle Gefahr, durch irgend einen Irrthum und durch irgend ein Unrecht des geſellſchaftlichen Zuſtands in mir zu verwildern.

Im erſten Fall empört ſich mein Innerſtes darüber, daß meine Lebensgenüſſe und Lebensanſprüche von irgend einer fremden Kraft abhangen.

Im zweiten, daß ſelbige ohne geſellſchaftliches Recht von einer fremden Kraft abhängen.

Im dritten ſuche ich, mitten in allem Unrecht der Geſetzloſigkeit mich ſelbſt zu veredeln, und meinem Geſchlecht nützlich zu ſeyn.

Im erſten Fall greife ich das Recht des Eigenthums an. Im zweiten das Unrecht ſeines Gebrauchs. Im dritten ſuche ich den Zweck des Eigenthums auch mitten im Chaos ſeines geſetzloſen, ungeſellſchaftlichen, unrechtmäßigen Gebrauchs mir ſelbſt und meinem Geſchlecht durch Weisheit und Mäßigung ſicher zu ſtellen.

Wenn ich im erſten Fall, thieriſche Selbſtſtändigkeit, im zweiten einen befriedigenden Erſatz derſelben fordere, ſo gebe ich mir im dritten Fall mehr, unendlich mehr als dieſes alles, indem ich mein Eigenthum und ſein Recht dahin benutze, den Hungrigen zu ſpeiſen, den Durſtigen zu tränken, den Nackenden zu bekleiden, den Gefangenen, wo es erlaubt iſt, zu beſuchen, mein Weib, mein Kind, meinen Freund, den Sohn des Armen, der mir dient, zwiſchen den Wänden meines Hauſes, von dem thieriſchen und geſellſchaftlichen Verderben der Welt zu ſondern, und indem ich ſie an das Heil meiner Wohnſtube kette, zu veredeln und zu ſegnen.

Aber alſo über das Recht meines Geſchlechts, durch mich ſelbſt erhoben, vergebe ich dennoch meinem Geſchlecht als ſolchem gar nichts, ich trenne die innere Hoheit meiner Sittlichkeit von allen Verhältniſſen, in denen die Menſchen geſellſchaftlich gegen einander ſtehen; ich weiß, daß dieſe Verhältniſſe nicht auf Sittlichkeit gegründet ſeyn können; ich weiß, daß wenn nur zwei Menſchen zuſammen ſtehen, um ſittlich zu ſeyn, ſicher eine Lüge zwiſchen ihnen den Bund trennt.

Selbſt ein ſittliches Weſen, erkenne ich dennoch kein Land, keine Stadt, kein Dorf für ſittlich, und fordere als ſolches, auch ſelbſt in geſellſchaftlichen Verbindungen lebend, dennoch von keinem Dorf, von keinem Land, von keiner Stadt, Sittlichkeit als geſellſchaftliche Pflicht.

Ich weiß in dieſer Beſchaffenheit meiner ſelbſt, daß das geſellſchaftliche Recht eine bloße Modifikation des thieriſchen Rechts iſt, und halte deswegen Sittlichkeit, Zutrauen, Dankbarkeit, u. ſ. w. in ſofern ſelbige als Werk der Maſſe oder der Repräſentation der Maſſe zum Verſchein kommen, für nichts anders, als für einen frommen Betrug.

Beherrſchung.

Als Werk der Natur erkenne ich ſie nicht; thieriſche Unſchuld beherrſcht nicht.

Dem Werk der Natur unterliegend, finde ich im Beſitz der Macht einen unauslöſchlichen Reiz, die Menſchen, deren Lebensgenüſſe von mir abhängen, als bloße Mittel zur Befriedigung meines Thierſinns anzuſehen.

In dieſem Fall kann es nie mein Wille ſeyn, nach den Grundſätzen eines wirklich geſellſchaftlichen Vertrags, und deſſen Recht ſelbſt unterworfen, zu herrſchen, ſo wenig als den Menſchen, die keinen Theil an der Welt haben, mit Beſchränkung meiner eigenen großen Kräfte einen befriedigenden Erſatz ihres Naturrechts zu verſchaffen. Aber das Recht meines Geſchlechts anerkennend, und dem Werk meiner Natur nicht unterliegend, ſetze ich die Grenzen meines geſellſchaftlichen Rechts weder bis an die Gewaltsgelüſte übergroßer Herrn noch bis an die Erſchlaffungsdemüthigkeiten überſchwacher Knechte.

Als Werk meiner ſelbſt, als ſittliches Weſen will ich nicht herrſchen. Meine ſinnliche Neigung zum herrſchen iſt in dieſem Fall der höhern Anſicht des Lebens, die ſich im Bruderſinn des Menſchengeſchlechts ausſpricht, untergeordnet. Aber indem ich als ſittliches Weſen die Herrſchaft zwar nicht als mein Recht anſpreche, benutze ich die diesfalls beſtehende Ordnung der Welt zum Segen meiner Umgebungen.

Adel.

Thieriſche Unſchuld kennt ihn nicht; er iſt als Folge des Eigenthums, eben wie dieſes, ein Werk meines thieriſchen Verderbens und als ſolches allen Gelüſten, allen Anmaſſungen und allem Unrecht dieſes Verderbens unterliegend; und inſofern er Rechte fordert, die die Lebensgenüſſe und den ganzen Zuſtand, der ſeinem höheren Beſitzſtand unterworfenen Menſchen prekär, ehrlos und rechtlos macht, iſt er Werk des Geſchlechts, dem Werk der Natur unterliegend, und in ſoweit geſellſchaftlich unrechtmäßig.

Aber innerhalb geſetzlicher Schranken, die verhüten, daß der Zuſtand, der ſein Eigenthum bearbeitenden Menſchen, nicht prekär, ehrlos und rechtlos werde, — Werk des Geſchlechts und ſein Recht anerkennend, — iſt er geſellſchaftlich rechtmäßig. Ein Edler, oder vielmehr ein Territorialeigenthümer, der dieſe Rechtſchaffenheit gegen die ſein Eigenthum bearbeitende Menſchen thatſächlich und freiwillig beurkundet, iſt ein das Recht ſeines Stands durch Sittlichkeit erhöhender Edler.

Handlung.

Als Werk der Natur kenne ich keine; thieriſche Unſchuld handelt nicht.

Sie kommt zwar ſchon an den Grenzen ihres goldenen Alters dahin, das Ueberflüßige, das in ihrer Hand iſt, gegen etwas, das ihr beſſer dient, zu vertauſchen;

aber das, was wir handeln, Handlung und Handelsſtand nennen, kennt ſie durchaus nicht.

Gewerb und Handlung iſt ein Kunſtzuſtand eines weit vorgerückten, geſellſchaftlichen Raffniements.

Der Kaufmann, der die von ihm abhangenden Arbeiter als bloße in ſeiner Hand befindliche Mittel, zur Bearbeitung ſeiner Fonds anſiehet, iſt ein Werk des Geſchlechts, dem Werk der Natur unterliegend.

Der Kaufmann, der durch den Zwang der Geſetze genöthiget wird, ſeine Arbeiter als ſelbſtſtändige, einen befriedigenden Erſatz ihrer Naturanſprüche, mit gleichem Recht fordernde Geſchöpfe anzuſehen, iſt ein Werk des Geſchlechts, das deſſen Recht anerkennt.

Der Kaufmann, der ohne Zwang der Geſetze ſie alſo anſieht, iſt ein ſittlicher Mann.

Alſo iſt Handlung mit monopoliſch erblichen Rechten, geſellſchaftlich unrechtmäßig, wie der Adel mit gleichen Anſprüchen.

Handlung mit Gebräuchen, Gewohnheiten und Anmaſſungen, welche den Zuſtand der von ihrem hohen Beſitzſtand abhängigen Menſchen prekär, ehrlos und rechtlos machen, iſt in ſoweit geſellſchaftlich unrechtmäßig, wie der Adel mit gleichen Gewohnheiten und Anmaſſungen. Handlung, innerhalb geſetzlicher Schranken, die dieſes verhüten, iſt geſellſchaftlich rechtmäßig, wie der Adel innerhalb gleicher Schranken.

Kronrecht.

Thieriſche Unſchuld weiß nicht, was dieſes Recht iſt; die Natur kennt keine Krone.

Der Kamm auf dem Kopf der Schlange iſt ſo wenig eine Krone, als der auf dem Kopf eines Hahns.

Als Anſpruch auf den unbedingten Gebrauch der Staatskräfte, und als Stand der erblichen Willkühr, iſt es ein Werk des Geſchlechts, dem Werk der Natur unterliegend, und das Recht des Geſchlechts nicht anerkennend, und iſt in ſoweit geſellſchaftlich unrechtmäßig, wie alles, was in dieſem Zuſtand das Recht und den Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung gegen ſich ſelbſt nicht anerkennet.

Innerhalb ſolcher Schranken, die vermögend ſind, die geſellſchaftliche Menſchheit vor dem Gebrauch der Staatsmacht gegen das Recht und den Zweck der geſellſchaftlichen Vereinigung zu verhüten, iſt es geſellſchaftlich rechtmäßig, wie alles, was die Bande der Geſellſchaft unter einander vereiniget und ſichert.

Der König, der ohne Zwang der Geſetze das geſellſchaftliche Recht gegen ſich ſelber erkennt, dieſer König wird angebetet werden, wenn er erſcheint; aber jeder König iſt Menſch und jeder Zeitkönig iſt Zeitmenſch; er hat ſchwer, ſich über ſeine Zeit zu erheben und im Wirrwarr der Geſetzloſigkeit ſeiner Tage, mehr als geſetzlich, rein rechtlich und zwar freiwillig rein rechtlich zu handeln. Der ſinnliche Menſch in Königshöhen iſt noch mehr als der Menſch im Schwulſt des Reichthums an den Irrthum und das Unrecht der Welt gekettet, und der göttliche Herzenskenner hat ſchon von dem Mann, der nur an Reichthum gekettet, ausgeſprochen: es iſt ſchwer, daß ein Reicher in das Reich der rückſichtsloſen Wahrheit und der ſelbſtſuchtloſen Liebe, in das Reich Gottes eingehe.

Geſetzliches Recht.

Dem Werk der Natur unterliegend will ich keines; als ſolches bin ich Sanskülott, geſetzlos, ſtandeslos, herrenlos und rechtlos.

Ich will auch als ſolches nichts anders ſeyn.

Mein Geſchlecht wird nur durch den Zwang und die Zucht des Geſetzes zur Anerkennung des Rechts gebracht. Ohne Zwang wird es in allen Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens dem Endzweck der geſellſchaftlichen Vereinigung, bei jedem Vortheil, den es dadurch erhäſchen kann, ungetreu.

Freiheit.

Als Werk der Natur mache ich Anſpruch auf thieriſche Freiheit.

Als Werk meines Geſchlechts auf bürgerliche.

Als Werk meiner Selbſt auf ſittliche.

Der thieriſche Anſpruch an Freiheit iſt urſprünglich nicht gewaltthätig.

Thieriſche Unſchuld kennt keine Gewaltthätigkeit.

Sobald dieſer Anſpruch gewaltthätig iſt, iſt er eine Folge des thieriſchen Verderbens, folglich ein Werk des Geſchlechts, geſellſchaftlich. Als ſolcher iſt er entweder dem Werk der Natur unterliegend, Sansculottism; oder das Recht meines Geſchlechts anerkennend, rechtlich.

In beiden Fällen ſpreche ich die Freiheit mit der ganzen Gewaltſamkeit meiner thieriſchen Natur an.

Als ſittliches Weſen ſuche ich dem thieriſchen dieſes Anſpruchs in mir ſelbſt diejenige Gränzen zu ſetzen, die das Weſen der Sittlichkeit ihm unabänderlich ſetzt.

Tyranney iſt Naturleben im Beſitz der Macht. Sklaverey thieriſches Dulden dieſes Lebens. Aufruhr thieriſches Widerſtreben gegen daſſelbe.

Dem Werk der Natur unterliegend, bin ich immer entweder Tyrann oder Sklav oder Aufrührer.

Das Recht meines Geſchlechts anerkennend, ſoll ich keines von allen ſeyn.

Als Werk meiner ſelbſt will ich keins von beiden ſeyn.

Im erſten Fall überlaſſe ich mich im Beſitz der Macht den thieriſchen Reizen der Trägheit, der Gewaltthätigkeit, der Windbeutelei und Gedankenloſigkeit, die einfache Folgen des freien Spiels meiner thieriſchen Selbſtſucht ſind.

Der Macht ſelbſt unterworfen aber trage ich in dieſem Fall das geſellſchaftliche Unrecht ihrer thieriſchen Selbſtſucht, mit der Gleichgültigkeit meiner thieriſchen Entkräftung, und ſuche ſoviel mir möglich, ſelbſt an den Sinnlichkeitsgenüſſen ihres Verderbens Theil zu bekommen; oder ich neige mich, wie ſie, zur geſetzloſen Gewaltthätigkeit hin, ſuche mit ebenſo verdorbenem Thierſinn das Unrecht, das ſie mir thut, über ihren Kopf zu bringen, und ſetze zum Dienſt meiner ſinnlichen Gelüſte die Ruhe, das Recht und das Glück des Lands aufs Spiel, wie ſie ebenſo das alles in ihrem Verderben darauf geſetzt hat.

Im zweiten Fall ſoll ich das alles nicht thun. Ich ſoll weder Tyrann, noch Sklav, noch Aufrührer ſeyn.

Im dritten will ich es nicht thun, als ſittliches Weſen will ich weder Tyrann noch Sklav noch Aufrührer ſeyn.

Aufruhr.

Er iſt ein einfaches Benehmen meiner thieriſchen Natur, beim allgemeinen Fühlen, oder auch beim allgemeinen Glauben des öffentlichen Unrechtleidens, Freilaſſung meines verdorbenen, verwilderten Inſtinkts beim Naturempfinden der Unerträglichkeit irgend einer geſellſchaftlichen Lage.

Alſo iſt auch Tyranney, einfaches Benehmen meiner thieriſchen Natur, beim individuellen Gefühl des Uebergewichts meiner thieriſchen oder geſellſchaftlichen Kraft, über die thieriſchen und geſellſchaftlichen Kräfte meiner Nebenmenſchen; Freilaſſung meines verdorbenen, verwilderten Inſtinkts beim Naturempfinden der Möglichkeit, mein thieriſches Wohl durch Unterjochung meines Geſchlechts zu vergrößern.

Hinwieder iſt Sklaverey, das ſchiefe und falſche Benehmen meiner thieriſchen Entmannung beim Naturempfinden der Erträglichkeit, wohl auch der Behaglichkeit einer geſellſchaftlich rechtloſen Lage — die Unterdrückung meines verdorbenen geſchwächten Inſtinkts beim Fühlen des Mangels phyſiſcher und geſellſchaftlicher Kraft mein thieriſches

Wohl

Wohl durch Widerſetzung gegen phyſiſche Gewalt, unter der ich ſtehe, zu befördern.

Mit dem Aufruhr iſt die Neigung zum Freilaſſen meines verdorbenen, verwilderten Inſtinkts weſentlich verbunden.

Dieſe Neigung aber lebt allgemein im erniedrigten rechtloſen Menſchen, daher ſteht der Sklav immer an den Grenzen des Aufruhrs. Auch beſtehet die Kraft der Tyrannen weſentlich in der Kunſt, die Vorſtellung von der Unerträglichkeit einer rechtloſen Lage meinem Geſchlecht aus ſeiner Einbildungskraft zu entfernen, und ihm dagegen Vorſtellungen von Glückſeligkeit und ſinnlichen Genüſſen zu unterſchieben.

Brandtenwein, Komödienhäuſer, Gaſſengaukeleyen, Knechtenfreuden, Mädchentaumel, Spürhundslohn, Verräthersold, ferner zweckmäſige Leitung des bonton's und des Dienſtglanzes, ebenſo katechetiſche Auseinanderſetzung und volksthümliche Lobreden der heiligen und unnachläßlichen Vorbereitungsmittel zur Blindheit im Gehorſam, ſind alles vortreffliche Mittel zu dieſem Zweck; und wenn das Verderben der öffentlichen Macht ſolchen Mitteln auch nur ein wenig Ehre anthut, und den Glauben an die Vortheile der öffentlichen Blindheit der Bürger, auch nur mit ein wenig Mäßigung begünſtiget, ſo findet ſie immer unzählige Mittel, die Völker, ohne Gefahr des Aufruhrs, zu ermüden, das iſt, durch thieriſche Uebung an die Unterjochung ſo zu gewöhnen, daß die Gefühle der Unerträglichkeit ihrer Lage bei ihnen nicht rege werden, bis ſie alles, was dem kraftvollen, an Leib und Seele geſunden

Mann unerträglich iſt und unerträglich ſeyn muß, nun in der Kraftloſigkeit ihrer Entmannung erträglich finden und erträglich finden müſſen, weil ihnen in ſittlicher, geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht die Kräfte mangeln, die unumgänglich erfordert werden, wo immer von einem Volk auch nur geahndet werden darf, daß es im Stand ſey, ſich gegen irgend eine Art von Unrechtleiden würdig und mit Erfolg zu ſchützen.

Der Aufruhr iſt nie recht.

Die Freilaſſung des verwilderten Inſtinkts ſchließt jeden Begriff eines Rechts aus.

Aber es iſt gleich wahr, das Volk hat in Maſſe beim allgemeinen Fühlen des geſellſchaftlichen Unrechts nie einen andern Willen, als zum Aufruhr, und es kann, vermöge ſeiner Natur, als Volk, als Maſſe, in dieſem Fall keinen andern haben.

Auch iſt es eben um deswillen am Aufruhr höchſt ſelten Schuld, das heißt, der Grund, warum das Gefühl der geſellſchaftlichen Rechtlichkeit in den Individuen der Maſſe verſchwindet, liegt höchſt ſelten in Umſtänden und Lagen, an deren Daſeyn dieſe Individuen als ſchuldtragende Urſachen können angeſehen werden.

Eben ſo wird es gar oft mit ſehr viel Unrecht für den Aufruhr beſtraft, das heißt, es wird gar oft für die einfachen Folgen von Lagen und Umſtänden, in denen der Menſch als Bürger keinen andern Willen haben kann, als zum Widerſtand gegen die wahren und vermutheten Urſachen ſeines Zuſtands geſtraft, als ob dieſe Urſachen nicht da geweſen wären und als ob ſie ihrer Natur nach anders auf die Maſſe des Volks hätten wirken können, als ſie wirklich gethan haben; ferner, als ob ſie nicht hätten verhütet werden ſollen, ehe ſie dieſe Wirkung gehabt haben, und endlich ob ſie nicht in ihrem Keim und zwar an ganz andern Menſchen hätten beſtraft werden ſollen, als an denjenigen, die dem böſen Wachsthum ihres Verderbens endlich unterlegen.

Die Herrenknechte, die die Schlüſſel, mit denen man das Volk aufzieht und ſtill ſtellt, in den Händen haben, ſind gewöhnlich allein ſchuld, wenn ſeine Glocke in den Tagen der Landesverwirrung ihren guten Ton verliert, falſch ſchlägt und falſch läutet; und dieſe ſind es, die man nach meiner Meinung vor dem Aufruhr vorzüglich im Zaum halten, und nach demſelben vorzüglich beſtrafen ſollte.

Aber die Selbſtſucht der Macht iſt im Fall öffentlicher Gährungen, immer auf die Bereitwilligkeit derber und argliſtiger Menſchen, ängſtlich aufmerkſam, und für die armſelige Augenblickswirkung trügender Palliative ſchwachmüthig dankbar, ſie kommt deswegen auf dieſem Wege natürlich immer auch dahin, Menſchen, die ich wegen vorzüglichem Einfluß auf die Fundamentalquellen des Aufruhrs, und namentlich wegen des Einfluſſes ihrer Derbheit und ihrer Argliſt, auf die Auslöſchung der rechtlichen Gemüthsſtimmung der Landeseinwohner, vorzüglich beſtrafen würde; wegen vorzüglichen Dienſtleiſtungen und Landestreue, zu belohnen, ohne jedoch den kützlichten Punkt, was ſie eigentlich Landestreue heiſſen, gar zu heiter zu machen.

Soviel iſt gewiß, alles was die geſellſchaftliche Rechtlichkeit im Volk auslöſcht, das iſt immer die eigentliche und urſprüngliche Quelle des Aufruhrs.

Wer alſo in einem jeden Staat die meiſten Sachen thut, durch die ſich die geſellſchaftliche Rechtlichkeit im Volk auslöſcht, der iſt es auch, der in demſelben den Saamen des Aufruhrs am meiſten ausſäet, und ich denke, der ihn am meiſten ausſäet, iſt auch am meiſten Schuld, wenn er aufgehet.

Eben ſo, wer Umſtände, Lagen in einem Lande einlenkt und beſchützt, die dem Rechte des Volks ſeine reine Kraft nehmen; hinwieder, wer Verhältniſſe in einem Lande ewig und allgemein erhalten wiſſen will, die den erleuchteten eben wie den redlichen Mann im Land empören, der bereitet den Aufruhr.

Man muß freilich oft Menſchenalter zurückgehen, um den erſten Säemann dieſes lezten Uebels der Staaten zu entdecken, und die erſte Quelle zu finden, durch welche ein Volk nach und nach dahin gebracht worden iſt, endlich in ſeiner Lage und in ſeinem Herzen gleich große Reize zum Aufruhr zu finden, und zu der Stimmung zu gelangen, in welcher es dann die Staatsoberhäupter und das Geſez für Spinnengewebe, das Recht für Betrug, die Ordnung für Unrecht, und die Staatsdiener ſelbſt, mittelbar oder unmittelbar, für Diebe an ſeiner Thüre achtet, und dahin kommt, die Vortheile von Glück und Ruhe zu miſkennen, und ſie als ein nichtiges Ding mit dir auf die Karten zu ſetzen.

Wenn das Volk einmal dahin gebracht iſt, ſo hat denn Wahrheit und Recht keine Wirkung mehr auf daſſelbe, und kann in dieſer Stimmung keine haben.

Wenn du ihm denn ſchon predigeſt, es habe kein Recht zum Aufruhr, deine weiſe, aber für daſſelbe zu ſpäte und zur Unzeit kommende Sprüche, ſind ihm denn ein Galimathias, von dem es nichts verſteht, und nichts ahndet, als daß du um deiner Sorgen und um deines Unrechts willen, ihm leere Worte hinwerfeſt und hinwerfen müſſeſt.

Die menſchliche Natur vermag es nicht anders, ſie muß durch Rechtloſigkeit am Ende in dieſe Stimmung verſinken. Wenn du deinem Nachbar ſein Haus anzündeſt, und er dir hernach deine Bäume umhauet, ſich wieder ein neues zu bauen, was meynſt du, was er dabei denke, wann du ihm zurufſt: halt! halt Nachbar! du haſt kein Recht zu dieſen Bäumen.

Wenn die Macht das Volk rechtlos gemacht hat, ſo iſt kein Gefühl des Rechts mehr in ſeiner Bruſt, und in dieſem Fall wirkt das Gefühl des Unrechtleidens auf die Individuen deſſelben, als auf Geſchöpfe, die den Zaum der Rechtlichkeit nicht mehr in ihrem Munde haben. Die Folgen ſind klar, Rechtloſigkeit und Zaumloſigkeit gehen immer gepaaret, und der Zaum des Trugs und des Schreckenſyſtems, den man dem Volk dann anzulegen verſucht, iſt eine ſtählerne Kette, die dir am erſten zerſpringt, wann du ſie am ſtärkſten an dich zu ziehen genöthiget biſt.

Daß ſich doch Europa nicht länger blende; ſeine Kunſt zu herrſchen nähret den Sansculottism, und ſeine Kunſt zu zäumen, die Zaumloſigkeit im innerſten Buſen der Menſchen. Es macht mit ſeinem Herrſchen und Zäumen das Volk in ſeinem Innerſten lieblos, treulos, verwegen, ſtolz, erbittert und ehrlos; und wann es einmal auf dieſem Punkt iſt, ſo braucht es dann nur einen Augenblick der Staatsſchwäche und der Staatsnoth, ſo haſt du kein Vaterland mehr, und dein blendender Kunſtzaum iſt dann ein Spinnengewebe, mit dem du kein Kind mehr hältſt, und wäre er denn nur das! es iſt denn eine feurige Ruthe, mit der du den zaumloſen Gaul am Rande eines Abgrunds aufs Blut peitſcheſt.

Du willt das Volk in deinem Dienſt zu einer leidenden Rechtloſigkeit erniedrigen, aber es hat im Weſen ſeiner Natur die gleichen Zwecke, wie du, es lenkt, vermöge ſeiner erſten Triebe dahin, den luſtigen weiten Rock der Rechtloſigkeit zu wenden, und ihn in ſeinem eigenen Dienſt, und dir zum Troz anzuziehen.

Der rechtliche Mann im Lande ſiehet die Gefahr dieſer Wendung, ſobald ſie ſich nähert, und dringet, ſie zu verhüten, auf die Sicherſtellung des geſellſchaftlichen Rechts der Bürger aus allen Ständen.

Aber die Macht, die als ſolche im geſellſchaftlichen Zuſtand immer dem Verderben ihrer thieriſchen Naturanſprüche, oder welches eben ſo viel iſt, ſich ſelbſt als Werk der Natur unterliegt, und das Geſindel, in ſoferne es das Werk einer ſolchen Macht iſt, vereinigen ſich in dieſem

Fall gar oft, den Wunſch der Landesrechtlichkeit zu hintertreiben.

„Lieber gehe der Staat zu Grunde, als daß die Frage „an uns komme, wie weit das Mißvergnügen des Volks „in ſeiner Rechtloſigkeit ſeinen Grund habe, und wie weit „ihm etwan durch Geſeze vorgebeugt werden könnte, die „dem Thierſinn der Willkühr, und ſeiner gleich verderblichen Gnadenfälle und Gnadenloſigkeit Einhalt thun „könnten!“

Alſo ſpricht der Heldenſinn, der Staatskünſtler in Süden und Norden.

Aber der Menſch beugt ſich unter dem Geiſt dieſer Rede, nur wo er blind iſt, und wo er muß. Er nährt m bodenloſen Elend der Rechtloſigkeit allenthalben eben ie Gefühle, die in der geſezloſen Macht dieſe Grundſäze rzeugen, und faßt gegen ſie, eben wie ſie gegen ihn, eine thieriſchen Anſprüche mit der ganzen Gierigkeit ſei- es thieriſchen Verderbens ins Auge.

Das Benehmen ihrer Geſezloſigkeit kränkt ihn immer m ſo mehr, je deutlicher er es einſiehet, was ſie eigent- ch will.

Wann der Menſch einſiehet, daß er durch ſie recht- s iſt, ſo macht es ihm keine Freude mehr, für ſie recht- h zu ſeyn. Eben ſo, wenn er einſiehet, daß das geſell- aftliche Recht für ihn keine Kraft hat, ſo bekümmert er h auch nicht drum, ob es für einen andern Kraft habe, nähret alſo unter dieſen Umſtänden immer Gefühle, ihn dahin lenken, wenn der Fall da iſt, im Strom der Empörung mit zu ſchwimmen, und in der Thierprobe, wer der Stärkſte im Lande ſey, ſeine Rolle mit zu ſpielen.

Nur als Werk ſeiner ſelbſt, nur als ſittliches Weſen lenkt ſich der Menſch in dieſer Lage nicht zum Aufruhr.

Und wann die Empörung dann doch ausbricht, ſo wird dieſer feſt ſtehen zwiſchen dem Unrecht der Macht und dem Toben des Volks, ſeiner Wahrheit getreu, aber keiner Parthei.

Es wird Nichts nützen:

Die Macht wird zu ihm ſagen: du mußt nur ſo reden, wenn du willſt, daß wir alles, was wir nun einmal beſitzen, verlieren.

Und das Volk hinwieder: du mußt nur ſo reden, wenn du willſt, daß wir von allem dem, was uns von Gott und rechtswegen gehört, nichts erhalten.

Alſo wird er in der Mitte ſtehen, zwiſchen Menſchen, die ſeine Wahrheit auf beiden Seiten nicht wollen, und gar leicht ein Opfer ſeiner Gutmüthigkeit werden, durch die Leidenſchaften der einen wie der andern.

Staatsrecht.

Ganz ein Werk meines Geſchlechts. In ſeinem Zweck thieriſch, in ſeinen Mitteln vernünftig, ein Geſchöpf der Maſſe ohne den Geiſt der Individualität, und ohne ihre Gefühle, folglich in ſeinem Weſen ohne Sittlichkeit, dennoch aber dem Recht meines Geſchlechts unterworfen; in ſeinen Folgen Quelle der bürgerlichen Ordnung, und in der Hand der Individuen, fähig durch ſich ſelber, ſich über ſich ſelbſt, und über das Weſen ſeiner urſprünglichen Natur zu erheben.

Aber die Gewaltsordnung, die wir nicht einmal Tyrannenrecht nennen können, iſt Nichts anders, als eine Folge des Erliegens des Staatsrechts unter das thieriſche Verderben der Staatsmänner.

Der Menſch, als Bürger, kennt die Sittlichkeit nicht, folglich iſt ſie nie Pflicht des Staatsmanns als ſeines ſolchen, aber wenn er durch innere Veredlung ſeiner Individualität, als Menſch ſeiner Beſtimmung näher kommt, ſo wird er dadurch unfähig, als Staatsmann auf dem Punkt der bloßen thieriſchen Kraftwirkung, auf der die ganze äußere Form des Staats eigentlich ruhet, beſchränkt zu bleiben, er wird als Menſch in ſich ſelbſt genöthiget, für das Menſchengeſchlecht mehr zu ſeyn, als er als Staatsmann eigentlich dafür ſeyn ſoll. Er wird als ſolcher unwillkührlich durch ſich ſelbſt genöthiget, ſeine Staatskunſt den Grundſätzen, die ihm als Werk ſeiner ſelbſt für das Menſchengeſchlecht die wichtigſten ſeyn müſſen, näher zu bringen. Er iſt als ſittliches Weſen in ſich ſelbſt unfähig, das für den Vortheil des Staats zu erkennen, was auf die Zerſtörung der erſten Grundſätze, der innern Veredlung unſerer Natur gebaut iſt.

Er iſt als ſolches unfähig irgend etwas als Nachtheil für den Staat anzuſehen, was weſentlich geſchehen muß, wenn dem Fortſchritt der innern Veredlung ſeines Geſchlechts nicht immer und ewig von Staatswegen unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt werden ſollen.

Alſo iſt es gleich wahr, der Staatsmann als ſolcher kennt keine Sittlichkeit, aber wenn er ein ſittlicher Menſch iſt, ſo kann er dennoch in der Verwaltung des Staats nicht innerhalb den Grenzen der geſellſchaftlichen Verhärtung ſtehen bleiben, auf welche der Staat als ſolcher gegründet iſt.

Thieriſches Wohlwollen.

Reiner Sinnengenuß deiner höchſten thieriſchen Befriedigung, Gefühl des Einklangs ihrer harmoniſch tönenden Saiten, Werk der Natur ewig und unveränderlich, meine Natur ſelber in der Wonne ihrer Harmloſigkeit ruhend. Als Werk der Natur verderbt ſich dieſes Wohlwollen durch den geſellſchaftlichen Zuſtand. Aber in der Kraft dieſes Zuſtandes entkeimt aus der Hülle ſeines Vergehens das Werk meines Geſchlechts, die Liebe. Dieſe erhebt ſich durch Treue zum Werk meiner ſelbſt, und entwickelt als ſolches die mein Weſen in meinem innerſten vollendende Selbſtverläugnung.

Liebe.

Das Werk meiner Natur, der Einklang ihrer harmoniſch tönenden Saiten, mein thieriſches Wohlwollen iſt beim Sinnengenuß meiner thieriſchen Befriedigung allgemein.

Die Liebe wählt ſich den kleinen Ort, auf den ſie ſcheinen will, alles übrige ſteht bei ihr im Schatten.

Sie ruhet als Werk meines Geſchlechts auf meiner Kraft dem Augenblick Dauer zu verleihen.

Ohne dieſe Kraft erſtickt ſie im Verderben des thieriſchen Wohlwollens, aus dem ſie entkeimt.

Wie ich auch meinen Sohn liebe, wenn mein Leben ſeiner Wirthſchaft ſchadet, das Band iſt zerriſſen.

Wie ich auch mein Weib liebe, wenn ihr Leben um meinetwillen mühſelig wird, das Band iſt zerriſſen.

Auch wie du dein Vaterland liebſt, wenn dir bürgerliche Geſchicklichkeit und bürgerliche Kraft mangelt, ſo iſt kein Band zwiſchen dir und ihm, das nicht ſchnell reißt.

Das iſt freilich alles ganz anders, wenn die Liebe ein Werk deiner ſelbſt iſt, dann weint dein Sohn ob deiner zerrütteten Wirthſchaft, und dein Weib ob deinem Elend mehr als ob dem ihrigen.

Das Unglück giebt deiner Selbſtverläugnung Kraft und du gewinnſt in deiner Liebe durch dein Elend.

Aber die Welt kennt deine Liebe nicht, in ſofern ſie ein Werk deiner ſelbſt iſt, ſie will nur durch deine bürgerliche Kraft und deine bürgerliche Geſchicklichkeit, von deiner Liebe, ſie danket dir nur in ſofern du ein Werk des Geſchlechts biſt, für das Werk deiner Natur dein thieriſches Wohlwollen: ohne bürgerliche Kraft iſt dieſes Wohlwollen in der Welt eine Armſeligkeit, mit der du dir ſelbſt und andern zur Laſt fällſt; zu glücklich, wenn du die Verachtung der Welt nicht fühlſt, bis du ihrer werth biſt.

Religion.

Als reines Werk der Natur hat mein Geſchlecht keine; thieriſche Unſchuld opfert nicht, betet nicht, ſegnet und fluchet nicht.

Als Werk meiner verdorbenen Natur iſt die Religion Irrthum.

Als Werk meines Geſchlechts, als Werk des Staats iſt ſie Betrug.

Nur als Werk meiner ſelbſt iſt ſie Wahrheit.

Als Werk der Natur in ihrem erſten Verderben iſt ſie eine Gefährtin meiner Blindheit auf dieſer Stufe meines thieriſchen Daſeyns, meiner ängſtlichen und immer betrogenen Selbſtſucht in dieſem Zuſtand.

Als ſolches iſt ſie ganz Aberglauben. Ihr Gott iſt die Natur ſelber, in ſofern ſie ſchauerlich, unerklärlich und wunderbar vor meinen Augen ſteht.

Meine Götter und meine Teufel ſind in dieſem Zuſtand meiner ſelbſt, Bilder der todten und ſchrecklichen Natur.

Als Werk meines Geſchlechts iſt ſie rathgebend, helfend, kunſterfindend, als ſolches benuzt ſie die Religion der Natur mit allem Verderben ihrer geſellſchaftlichen Irrthümer und Anſprüche, dadurch aber wird ſie nach den Bedürfniſſen, Umſtänden und Vortheilen eines jeden Staats leicht ſelbſtſüchtig, feindſelig, rachgierig, gewaltthätig und betrügeriſch. Ihre Götter ſind alle eifrige Götter, und ihre Teufel alle eifrige Teufel.

Je ſchauerlicher ein Naturgott, je größer iſt er.

Je eifriger ein Nationalgott, je größer iſt er.

Als Werk meines Geſchlechts iſt die Religion Dienerin der Verhältniſſe, die ich ſelber erſchaffen, Dienerin des Mittelpunkts dieſer Verhältniſſe der Staatsmacht. Als ſolche iſt ſie Mutter königlicher Mönchsmummereien, und mönchiſcher Königsmummereien, ſelten Dienerin des geſellſchaftlichen Rechts, allgemeine Hebamme des Unrechts der Macht, mit der Glorie des Heiligthums um das Geſicht der Selbſtſucht, ſtrahlt ſie Bann, und ſchwingt das Schwerdt über das Haupt derer, die den Heidenſinn lügenhafter Offenbarungen und prophetiſch ſeyn ſollender Aufſchlüſſe aus der Geiſterwelt, ſo wie den Judenſinn Glauben-, Liebe-, Wahrheit- und Rechtloſer Worterklä- ungen und Wortanwendungen der wahren Offenbarung nicht im Gehorſam des Glaubens unbedingte Anhänglich- keit, d. i. göttliche Verehrung zu erweiſen, ſich blindlings geneigt zeigen.

Als Werk meines Geſchlechts iſt die Religion wilde Natur im unnatürlichen Treibhaus zur Kunſt, mit dem Zwang der Macht und der Kraft der Heucheley in ihrer Hand.

Verwerfe ich damit die Religion, inſofern ſie ein Werk meines Geſchlechts iſt?

So wenig als ich ſie als Werk der Natur verwerfe. Als ſolches iſt ſie eine unausweichliche Folge meiner thie- iſchen Beſchränkung, und der Eindrücke, die die Natur uf dieſer Stufe meines Daſeyns auf mich machen muß; nd als Werk meines Geſchlechts iſt ſie hinwieder eine Folge meiner geſellſchaftlichen Beſchränkung und eine Quelle alles Trugs und alles Unrechts, das ſie als ſolche ber das Menſchengeſchlecht verhängt. Nur als Werk mei- er ſelbſt, nur als innere Wahrheit meiner ſelbſt erhebt mich die Religion über den Trug und das Unrecht ihrer hieriſchen Beſchränkung und ihrer geſellſchaftlichen Ver- ärtung. Indeſſen bedarf der Menſch als Werk der Na- ur und als Werk des Geſchlechts ſinnlicher, thieriſcher

Beweggründe, Reize und Mittel, um ſich auch nur von ferne den Vorhöfen der Religion und einer Gemüthsſtimmung zu nähern, welche das Weſen der Religion vorausſezt.

Ich bin auf dieſer Stufe meines Daſeyns nur in ſoweit einer Näherung zum Weſen der wahren Religion fähig.

Als Werk der Natur finde ich dieſe ſinnliche Einlenkung zur Religion in dem Irrthum des Aberglaubens.

Als Werk des Geſchlechts finde ich dieſelbe im Selbſtbetrug des Eiferglaubens und in den Verhärtungstäuſchungen und Anſprüchen des Sektengeiſts.

Alſo iſt auf Irrthum gegründeter Aberglauben, auf Betrug gegründeter Eiferglauben und mit beſchränkter Verhärtung verbundener Sektengeiſt dem Menſchengeſchlecht in verſchiedenen Stufen ſeines Daſeyns dennoch weſentlich dienlich.

Wie der Menſch die Täuſchung des Sinnengenuſſes, und den Zwang der Lehrlingsjahre bedarf, alſo bedarf er auch die Täuſchung des Aberglaubens, und den Zwang des Eiferglaubens, bis Anſtrengung, Treue und Gewalt über ſich ſelbſt, ihm zur andern Natur geworden, und die gereiften Früchte ſeiner Sittlichkeit an dem Stamm, an dem ſie entkeimten, keine Nahrung mehr finden, und keine Nahrung mehr brauchen.

Ich erkenne alſo die Schonung der Nationalreligion als die Pflicht aller geſellſchaftlich vereinigten Menſchen, aber ich erkenne zugleich die Grenzen dieſer Schonung.

Der Menſch muß die Nationalreligion um der wahren Religion willen ſchonen.

Er muß das Unrecht des Mittels, um der Wichtigkeit des Zwecks willen tragen.

Aber er darf nicht den Zweck zu Grund richten, damit ſich das Mittel erhalte.

So wie ein Meiſter den Lehrling täuſchen darf, damit er ein guter Meiſter werde; aber nicht damit er, durch ſeine Täuſchung entkräftet, für ſein Leben von dem Meiſter, der ihn alſo betrogen, abhänglich werde. Hinwieder, wie der Staat die Naturfreiheit des Bürgers beſchränken darf, damit er ihn dadurch geſellſchaftlich frei, aber nicht damit er ihn bürgerlich ehrlos und rechtlos machen könne.

Alſo darf die Nationalreligion den Menſchen durch Zwang oder Täuſchung zu der Gemüthsſtimmung hinlenken, die das Weſen der Religion iſt, aber ſie darf ihn nicht durch Zwang oder Täuſchung von dieſer Stimmung ablenken. Der Menſch muß alſo den Irrthum der Na- urreligion, und den Betrug der Staatsreligion reſpektiren, n ſoweit durch dieſelbe dieſe Gemüthsſtimmung erzeugt nd erhalten wird, er muß ſie aber nicht reſpektiren, inſofern das Gegentheil dadurch erzeugt wird. Die Natur ührt den Menſchen ſelber auf dieſen Pfad, ſie gab ihm ine Kraft, jede Religion in ſich ſelbſt zum Werk ſeiner elbſt zu machen.

Kennt er den Irrthum ſeiner Naturreligion und den etrug ſeiner Staatsreligion nicht, ſo iſt er in ſoweit nfähig, in irgend einer andern Form, als in dieſer die innliche Handbietung zu genießen, die das Gottesdienſt- iche der Religion dem Menſchen in tauſend Geſtalten gegen die Quelle ſeiner Sinnlichkeit anbietet.

Kennt er aber den Irrthum des Aberglaubens und den Betrug des Eiferglaubens, oder der Staatsreligion, und ſieht, daß ſelbige dem Weſen der wahren Religion oder der innern Veredlung ſeines Geſchlechts wirklich im Wege ſteht, ſo darf er nicht nur ſein Geſchlecht auf das Verderben einer ſolchen Religionsform aufmerkſam machen, ſondern er iſt es noch zu thun ſchuldig; freilich aber auf eine Weiſe, die dem Weſen der Religion nicht etwan mehr ſchadet, als der Irrthum, den er dem Volk aufdeckt, indeſſen iſt die Religion, in ſofern ſie wirkliche und wahre Religion iſt, wie die Sittlichkeit, gänzlich nur die Sache des einzelnen Menſchen; ihre Wahrheit geht den Staat eigentlich nichts an, als nur in ſofern er ſchuldig iſt, das Recht der Individuen, ihrer Ueberzeugung auf jedem Fall getreu zu ſeyn, zu beſchützen und zu erhalten.

Die Religionsvorkehrungen im Staat ſind deswegen an ſich ſelbſt und in ihrem Weſen nicht Vorkehrungen des Staats, ſondern Vorkehrungen der Individuen, die das Recht ihrer Ueberzeugung getreu zu ſeyn, in demſelben mit Freiheit ausüben ſollen und wollen.

Der rechtliche Staat, oder das geſellſchaftliche Recht begehrt auch nichts mehr, wohl aber das geſellſchaftliche Unrecht, die willkührliche Gewalt. Dieſe gönnt dem Menſchengeſchlecht die Freiheit des Gewiſſens ſo wenig; als die Sicherheit des Brods und des Athems.

Sie kann nicht, ſie hat immer ein überwiegendes Intereſſe dafür, daß das Volk ſich niemal von dem Geiſt der Barbarei entferne, in welchem es ihm allein möglich iſt, die thieriſche Willkühr der Macht als das Fundament ir-

gend

gend einer für das Menſchengeſchlecht ſchicklichen Regierungsform zu erkennen.

Darum ſtrebt ſie auch allenthalben dahin, veralterte Religionsformen lange über die Zeit hinaus zu erhalten, in welcher dieſe Formen mit dem ganzen Zuſtand der Völker harmoniſch, wirklich geſchickt waren dieſelben dem Weſen der Religion und ihrer innern Veredlung in dem Grad näher zurücken, als ſie ſelbige jetzo wieder von demſelben entfernen.

Aber wenn dieſes Näherrücken zur innern Veredlung der Völker von dem Aberglauben und dem Eiferglauben gehindert wird, ſo wird ſelbiges durch den Unglauben ſoviel als ganz unmöglich gemacht.

Dieſer iſt gänzlicher Mangel des Gefühls, daß die Erkenntniß der Irrthümer meiner thieriſchen Natur, und des Unrechts meiner geſellſchaftlichen Verhärtung, ſo wie das Daſeyn pſychologiſcher Mittel, dieſe Erkenntniß in mir lebendig zu erhalten, meinem Geſchlecht weſentlich nothwendig ſeyen.

Er iſt, wie er jetzt erſcheint, tiefes Verſinken in ſinnlich gedankenloſe Sorgloſigkeit, und führt daher das Menſchengeſchlecht noch weit mehr als der Aberglauben und der Eiferglauben von der Gemüthsſtimmung ab, die das Weſen der Sittlichkeit und der auf derſelben ruhenden innern Veredlung unſers Geſchlechts ausmacht. Er iſt Sorgloſigkeit des Naturſtandes, mitten in dem verfeinerten Genuß aller geſellſchaftlichen Verbrechen.

Es iſt daher etwas ganz anders, wenn die thieriſche Unſchuld nicht weiß, was Gott und was Sünde iſt, als wenn ein, ich möchte faſt ſagen, ſchwarz verkünſtelter, großſtädtiſch gebildeter Bürger in der Fülle der Anmaßung ſeines Vielwiſſens oder gar ſeines Allwiſſens es ausſpricht: es iſt kein Gott und die Sünde iſt nichts. Die thieriſche Unſchuld thut um ihrer Religionsloſigkeit willen niemand nichts Böſes, und verliert um ihretwillen weder die Harmloſigkeit noch das Wohlwollen ihrer Natur. Aber der Bürger, der Gott läugnet, erklärt ſich dadurch, daß er mitten in der bürgerlichen Geſellſchaft die Freiheit ſeines Inſtinkts anſpreche, und dieſen als den ſichern Führer ſeines Lebens erkenne, damit aber ſtellt er jede Kraft, die die innere Veredlung ſeiner ſelbſt, ſo wie die Sicherheit ſeiner geſellſchaftlichen Ausbildung möglich macht, in ſich ſelbſt ſtill.

Ein ſolcher Unglauben ſetzt eine Gemüthsſtimmung voraus, die für alle Empfänglichkeit von Wahrheit und Recht eben das iſt, was ein Acker, in den weder Pflug noch Saamen gekommen, für die Hoffnung der Erndte, ſein Zuſtand ſchließt ſogar die Möglichkeit derſelben ganz aus.

Aberglauben und Eiferglauben ſind hingegen in dieſer Rückſicht, was ein ſchlecht bearbeiteter und unordentlich angeſäter Acker. Sein Zuſtand ſchließt die Möglichkeit der Erndte nicht aus, ſie beſchränkt nur die Hoffnung derſelben.

Ganz anders iſt der Fall, wenn der Aberglauben beym Unglauben im Dienſte ſteht, und blos eine Staatsmanipulation zu Gunſten der Macht wider das Volk iſt.

Ein ſolcher Aberglauben iſt denn freilich nicht mehr blos einem ſchlecht bearbeiteten, er iſt einem Acker zu vergleichen, in den der Satan in einer böſen Stunde ſeiner hohen Gewalt Diſteln, Neſſeln und Schierling geſäet.

Ein ſolcher manipulirter Aberglauben iſt denn freilich das non plus ultra alles götzendienſtlichen Verderbens.

Die Religion muß die Sache der Sittlichkeit ſeyn, als Sache der Macht iſt ſie in ihrem Weſen nicht Religion, und das Finanzgeſchrei der durch ihre philoſophiſchen Irrthümer und durch ihre politiſchen Gewaltthätigkeiten bankerot gewordenen Staatskünſtler, daß wir wieder zu Religioſität zurückgeſtimmt werden müſſen; dieſes Finanzgeſchrei einer Staatskunſt, die, nachdem ſie das Menſchengeſchlecht auf das Aeußerſte gebracht hat, ſich nun auch ſelber auf dieſem Aeußerſten findet, wird uns, ſo wie es iſt, weder zur Religion noch zur Sittlichkeit, noch irgend wohin bringen.

Wir ſind durch die Gewaltſamkeit und das Naturleben ihrer Selbſtſucht, ſelber aller Empfänglichkeit für ihre Großmütterkünſte beraubt worden, und wären nun, wenn wir auch wollten, nicht mehr im Stande, an dieſem Seil, das ſie uns ſelber verächtlich gemacht haben, für ſie forthin zu tanzen, und für ſie forthin Brod zu verdienen. Ich lenke wieder in meine Bahn. Als Werk der Natur in ihrer Unſchuld kenne ich Gott nicht.

Als Werk der Natur in ihrem Verderben diene ich ihm, berauſcht von meiner ſinnlichen Natur, mit Furcht und Zittern einen unwürdigen Dienſt.

Als Werk meines Geſchlechts eifere ich für das Geſetz meines Gottes wie ein tapferer, aber die Welt nur in ſeinen Mauern kennender Schildbürger für das Recht ſeiner Municipalſtadt.

Als Werk meiner ſelbſt iſt meine Religion eben ſo unberauſcht von meiner Sinnlichkeit, als frei von jeder Schildbürgerhärte, als ſolches ſtrebe ich in der vollen Kraft meines ſittlichen Weſens nach dem Edelſten, das ich zu erkennen vermag.

Als Werk der Natur, oder vielmehr als Werk meines thieriſchen Verderbens führt mich die Religion zum Beten mit den Lippen, zum Singen mit der Kehle, zum Opfern, zum Zaubern und zum Fluchen.

Als Werk meines Geſchlechts, oder meines geſellſchaftlichen Verderbens, führt ſie mich gegen die Ungläubigen, in Streit. Als Werk meiner ſelbſt führt ſie mich zur innern Veredlung meiner ſelbſt. Die Religion iſt mir ſelbſt ein Werk der Natur, ein Werk des Geſchlechts und ein Werk meiner ſelbſt, ſo wie ich in mir ſelbſt ein Werk der Natur, ein Werk des Geſchlechts, oder ein Werk meiner ſelbſt bin. Göttlich iſt die Religion einem jeden Menſchen nur in ſoweit, als ſie in ihm ſelbſt ein Werk ſeiner ſelbſt iſt; — in ſoweit ſie in ihm ein Werk ſeines thieriſchen und ſeines geſellſchaftlichen Verderbens iſt, in ſoweit iſt ſie nur gottesdienſtlich; ſie wird aber, indem ſie ſich, ſey es jezt im Naturſtand oder im geſellſchaftlichen, mit den ſinnlichen Neigungen und Begierden unſrer thieriſchen Natur innig verwebt, dadurch eigentlich und weſentlich götzendienſtlich.

Die Religionsform iſt in jedem Fall nur das äuſere Kleid der religiöſen Erſcheinung der Maſſe unſers Geſchlechts: desnahen iſt auch diejenige Religionsform die beſte, die durch ihr Weſen das Innere, Göttliche der Religion am meiſten belebt, in ihrer äußern Erſcheinung aber, zwar genugſam gottesdienſtlich, aber nicht durch ſinnliches Blendwerk das Volk vom Weſentlichen der innern Kraft und Erhebung der Religion zu den Verirrungen des Götzendienſts und des Aberglaubens hinlenken könnte.

In jedem Fall iſt für jeden Staat und für jedes Volk diejenige Religionsform die beſte, die mit dem Grad der Kultur, auf dem dieſer Staat und dieſes Volk ſteht, in Uebereinſtimmung, dennoch auch durch die Sinnlichkeit ihrer äußern Erſcheinung kraftvoll dahin wirkt, den Geiſt der Individuen in allen Ständen herrſchen zu machen über das Fleiſch.

Das iſt ein aufrichtiges Opfer auf den Altar Jeſu Chriſti, aber ich muß ihm beifügen: Der Irrthum und das Unrecht der Juden und der Griechen mußten der Lehre Jeſu Chriſti vorhergehen, um die Menſchen für ſie empfänglich zu machen.

Das Chriſtenthum iſt ganz Sittlichkeit; darum auch ganz die Sache der Individualität des einzelnen Menſchen.

Es iſt auf keine Weiſe das Werk meines Geſchlechts, auf keine Weiſe eine Staatsreligion oder ein Staatsmittel zu irgend einem Gewaltszweck.

Wenn es das wäre, ſo müßte es in Eiferglauben ausarten, und blind werden gegen alles Unrecht des Staats und gegen allen Betrug derer, die es für ihren Vortheil achten, die bürgerlichen und religiöſen Irrthümer der Völker bis in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten.

Darum haben wir auch als Staaten, als Nationen noch kein Chriſtenthum, und werden und ſollen als Nationen keines haben. Die Nationalreligionen, die den Fiſcherring und das Kreuz zu den Staats- und Standesinſignien erwählt haben, dieſe Chriſtenthümer ſind nicht die Lehre Jeſu. Alles äußere des Chriſtenthums, Hoſtie, Tauf Prieſterweihe, Prozeſſionen Gelübde, ſind wie das Kreuz und der Fiſcherring, Folgen der Religion, in ſofern ſie nur ein Werk der Natur und ein Werk des Geſchlechts iſt.

Das wirkliche Chriſtenthum ſcheint immer noch durch eben das Unrecht und durch eben die Irrthümer verdrängt zu werden, die ihm bei ſeinem Urſprung im Wege ſtunden.

Es ſcheint, die Welt ſei durch die Nationalunchriſtlichkeiten unſerer Nationalchriſtenthümer auf eben den Punkt gekommen, auf den ſie durch die Nationalausartung der Juden und Griechen gebracht worden iſt, ehe ein Galiläer die Maſſa des Volks durch den Glauben an ſeine göttliche Lehre bald allgemein aus dem Neutirzuſtand ihres ſinnlichen Verderbens der heiligen Kraft ihrer innern Selbſtſtändigkeit wieder nahe brachte. — Glauben vermochte es — Glauben vermag es noch heute — es ſind dem Glauben alle Dinge möglich — aber heute vermag er es, wo er es immer vermag, nur an der Seite von Wahrheit und Recht — nur durch Wahrheit und Recht. — Aber was iſt

Wahrheit und Recht?

Beides, Wahrheit und Recht, ſind für mein Geſchlecht nur Täuſchung und Schein, in ſofern er blos thieriſch handelt, blos phyſiſche Kraft iſt. Der freie menſchliche Wille, das iſt, die Kraft meiner innern Natur, mich durch eignes Streben von dem Irrthum und dem Unrecht meiner thieriſchen Natur los zu machen, iſt alſo für den Menſchen die einzige Quelle ſeiner wirklichen Wahrheit und ſeines wirklichen Rechts.

Als Werk der Natur habe ich dieſen reinen Willen gar nicht, weder in meiner thieriſchen Unſchuld noch in meinem thieriſchen Verderben.

Ich erliege als Werk der Natur in jedem Fall der Gewaltſamkeit meines Inſtinkts, deſſen Weſen der Empfänglichkeit meiner Natur für Wahrheit und Recht geradezu entgegen ſteht.

Als Werk des Geſchlechts habe ich dieſen Willen eben ſo wenig.

Der geſellſchaftliche Zuſtand iſt eine bloſſe Modifikation des Naturſtandes.

Bürgerliche Anmaſſungen treten in demſelben an die Stelle des Inſtinkts, dieſe ruhen aber eben wie er auf thieriſchen Bedürfniſſen und thieriſchen Zwecken, die der Reinheit aller Wahrheit und alles Rechts nicht weniger als er ſelber entgegen ſtehen.

Wahrheit und Recht ſind daher für mein Geſchlecht unzweideutig das ausſchlieſſende Eigenthum ſeiner Sittlichkeit.

Aber ich habe als thieriſches Weſen eine Kraft in mir ſelbſt, entblößt von aller wirklichen Wahrheit und von allem wirklichen Recht, mir als Wahrheit und als Recht vorzuſtellen, was meinen thieriſchen Sinn, in der Zwangloſigkeit ſeiner thieriſchen Verwilderung, und in der Gewaltſamkeit ſeiner bürgerlichen Verhärtung, als Wahrheit und Recht vorkommt.

Zufolge der dreifach verſchiedenen Art, mir alle Dinge dieſer Welt vorzuſtellen, welcher meine Natur fähig iſt, kann ich nicht anders. Das Fauſtrecht, der Machiavelliſm, die willkührliche Gewalt, der Sansculottiſm und der Terroriſm, iſt mir Wahrheit und Recht, wenn ich mich für nichts anders, als für ein thieriſches Weſen erkenne, und mich und mein Geſchlecht beſtimmt glaube, auf dieſer Stufe meines Daſeyns ſtehen zu bleiben.

Das geſellſchaftliche Recht iſt mir Wahrheit, wenn ich mich ſelbſt als Geſchlecht, und verbunden mit meinem Geſchlecht, fähig und beſtimmt glaube, das Recht meines Geſchlechts, das nicht in meiner Natur liegt, von dem ich aber fühle, daß ich es durch meinen Willen in die Natur hinein bringen könne, wirklich in daſſelbige hinein zu bringen.

Das ſittliche Recht iſt mir Wahrheit, wenn ich mich ſelbſt als Individuum, und getrennt von meinem Geſchlecht, fähig und beſtimmt glaube das Recht meiner ſelbſt, das nicht in meiner Natur liegt, von dem ich aber fühle, daß ich es durch meinen Willen in meine Natur hinein zu bringen vermag, wirklich in dieſelbe hinein zu bringen.

Ich kann als Thier, oder als Bürger, oder als ſittlicher Menſch leben, ich kann die Heerſtraße der thieriſchen Verwilderung betreten, ich kann in den Schranken des geſellſchaftlichen Rechts bürgerliche Selbſtſtändigkeit behaupten, und endlich mich zur Anerkennung alles Irrthums meiner thieriſchen Natur, und alles Unrechts meiner geſellſchaftlichen Verhärtung empor heben.

Aber nur im letzten Fall iſt Wahrheit und Recht das Theil meines Geſchlechts, und es iſt hinwieder gänzlich nur durch Sittlichkeit möglich, die Widerſprüche, die in meiner Natur zu liegen ſcheinen, verſchwinden zu machen.

Ach ſie verſchwinden ſo ſelten — Wahrheit und Recht ſind ſo ſelten das Theil meines Geſchlechts, es erhebt ſich ſo ſelten dahin, die erſte zu wollen und das zweite zu verdienen.

Er geht lieber allenthalben irrend und rechtlos dahin, als ſich über ſich ſelbſt zu einer wirklichen Veredlung ſeiner Natur zu erheben.

Von den Reizen ſeiner thieriſchen Natur hingeriſſen, und von den Genüſſen ſeiner geſellſchaftlichen Vorzüge verhärtet — iſt es meiner Natur in allen Verhältniſſen des Lebens groſſer thieriſcher Selbſtgenuß, täglich fortzuſchwimmen im Meer der Sinnlichkeit und des Selbſtbetrugs, der ſchweifenden Einbildungskraft ihr phyſiſches Uebergewicht über die Vernunft ruhig zu laſſen, und das Unterliegen meiner ſelbſt, als Werk des Geſchlechts unter mich ſelbſt als Werk der Natur nicht zu ahnden. Mein Geſchlecht wiegt ſich in allen Lagen gern in dieſen Schlaf ein, der in Rückſicht auf Wahrheit und Recht und wirkliche Veredlung ſein Tod iſt, und der ſich mir beim erſten ins Augfaſſen meiner Geſichtspunkte alſo darſtellte:

„Voll Wohlwollen liebt er ſeine Gazelle, ſeine Mar„motte, ſein Weib, ſein Pferd, ſeinen Hund, er weiß „nicht was Gott und was Sünde iſt, einen Teufel fürch-

„let er leicht, Wald und Flur iſt ihm heilig, wie ſie Gott ſchuf, die aufgebrochene Erde ein Fluch; er wechſelt ſeine Stunden zwiſchen Schlaf und Sinnengenuß, Trunkenheit des Geiſtes, Leerheit des Kopfes, und das Verſinken in taumelndes Träumen iſt ihm Wonne des Lebens, er liebt Spiel, Tanz, Wein, Mädchen und Mährchen, den fremden Mann führt er in ſeine Hütte, und fragt ihn, nachdem er gegeſſen und getrunken, woher er komme, und wie es in ſeinem Land gehe? Für den morgenden Tag ſieht er dir heute nicht vom Stuhl auf, und kauft dir das Leben des künftigen Jahrs nicht mit der Pfeiſe Taback, die er im Mund hat.“

Und im Bild des Menſchen:

„Sein Leichtſinn iſt unausſprechlich, wo ihm nichts mangelt, da ſchläft er, wo er nichts fürchtet, da ſonnet er ſich, und wo er ſich nicht ſonnet, da gehet er auf den Raub aus, allenthalben trieſt er von dem Blut ſeines Geſchlechts, er ſchützt ſeine Höhle wie ein Tieger, und thut unter der Sonne was er will, er kennt kein Recht und keinen Herrn, und von der Sünde frägt er, was iſt ſie?“

Allenthalben ſträubt ſich mein Geſchlecht mit der ganzen Kraft ſeiner thieriſchen Grundanlagen dagegen, aus dieſem Schlaf zu erwachen.

Noch iſt das Bild meiner bürgerlichen Verhärtung gegen Wahrheit und Recht nicht vollendet. Die Gewaltſamkeit, die dem geſellſchaftlichen Zuſtand weſentlich iſt, führt den Menſchen in dieſem Zuſtand zu einer Verhär-

, zu der er in der Unſchuld des Naturlebens und in
m anmaſſungsloſen Sinnengenuß nicht hingeführt wird.
Was bei dieſem — Schlaf ſeiner Unſchuld iſt, das
beim andern taumelndes Wachen eines berauſchten
nes; der Menſch verficht im geſellſchaftlichen Zuſtand
nſprüche ſeiner thieriſchen Natur mit der ganzen Zie-
irle ſeines Rauſches, und die unſchuldige Handlungs-
ſeines unentwickelten thieriſchen Zuſtandes wird durch
ſche Ausbildung im geſellſchaftlichen, zur Untreue und
Verbrechen — Sie kann nicht anders.

Der Egoismus der geſellſchaftlichen Kräfte ruhet in
n Weſen auf innerer Verhärtung gegen das thieriſche
wollen meiner Natur, und führt daher in ſeinen Fol-
nausweichlich zur Untreue am geſellſchaftlichen Recht.
Dadurch erſcheint er in ſeinem Weſen als Quelle aller
lichen Verbrechen, und es iſt alſo ganz heiter, wie
Menſch im geſellſchaftlichen Zuſtand durch die Beibe-
ng ſeines Inſtinkts mit ſich ſelbſt nicht blos in Wi-
uch kommt, ſondern gänzlich der Härte und Ge-
mkeit unterliegen muß, mit der er als Natur-
ch in dieſem Zuſtand lebend, heute Sinnenge-
ür ſein Recht, und morgen ſein Recht für Sinnen-
dahin giebt, heute das Wohlwollen ſeiner Natur
tet, und morgen ſich ihm unbedingt überläßt, mit
in einem ewigen Wechſel, heute Treue fordert und
n ſein Wort bricht, heute Recht und Vertrag für
erklärt, und morgen ſie als unbedeutend und durch
Willen kraftlos, unter den Tiſch wirft. Die Vor-
gen von Recht und Pflicht wirbeln in dieſem Zu-

ſtande nur leidenſchaftlich in ſeiner zerrütteten Einbildungskraft, und haben weder in ſeinem Kopf noch in ſeinem Herzen einen reinen Gehalt. Ich finde mich hier noch einmal auf dem Punkt wie oben.

„Die Widerſprüche, die in meiner Natur zu liegen ſcheinen, ſo wie der Mangel von Wahrheit und Recht, dem mein Geſchlecht im geſellſchaftlichen Zuſtand, als ſolchem allgemein unterliegt, und unterliegen muß, ſind beides Folgen meiner ſinnlichen thieriſchen Neigung, auf einem Punkt der Ausbildung, auf dem ich nur ein Werk meines Geſchlechts und nicht ein Werk meiner ſelbſt bin, ſtehen zu bleiben, und mich auf dieſen Punkt, auf dem die innere Veredlung meiner ſelbſt nicht erzielet werden kann, vollendet zu glauben;“ daraus folget nun ganz einfach

Das endliche Reſultat meines Buchs.

Der Menſch iſt nur in ſoweit fähig, die Widerſprüche, die in ſeiner Natur zu liegen ſcheinen, in ſich ſelbſt aufzuheben, und die Folgen derſelben, die ihn im geſellſchaftlichen Zuſtand ſo vielſeitig drücken, zu mildern, als er einſieht, daß dieſer Zuſtand, ſich ſelbſt allein überlaſſen, der innern Veredlung der Menſchennatur weſentlich entgegenſteht und als er ſeine Anſprüche als bloße Anſprüche ſeiner thieriſchen Natur erkennt, und ſelbige in ſoweit verdammt, gegen ſich ſelbſt und gegen ſein ganzes Geſchlecht.

Der Grundſatz, Menſchenwohl und Menſchenrecht ruhet ganz auf der Unterordnung meiner thieriſchen und meiner geſellſchaftlichen Anſprüche, unter meinem ſittlichen

iſſen, iſt blos eine verſchiedene Art, das obige Reſultat
eines Buchs auszudrücken.

Menſchenwohl und Menſchenrecht ruhet weſentlich auf
er Unterordnung meiner ſelbſt, als Werk der Natur und
s Werk des Geſchlechts unter mich ſelbſt, als Werk mei-
er ſelbſt, auf der Unterordnung meiner ſelbſt, als Thier
nd Bürger unter mich ſelbſt, als Menſch.

Menſchenwohl und Menſchenrecht fodert daher eben
beſtimmt die Unterordnung der öffentlichen Willkühr,
e nichts anders iſt, als die Vereinigung der thieriſchen
nſprüche der Maſſe mit den Privatgelüſten derer, die die
hyſiſche Kraft, die Anſprüche der Maſſe geltend zu ma-
en, in ihrer Hand haben, unter die weſentlichen Mittel,
ein Geſchlecht mitten im Verderben des geſellſchaftlichen
uſtands für Wahrheit und Recht, dennoch empfänglich zu
halten, und ihm dadurch ſeiner urſprünglichen Beſchaf-
nheit, das iſt, einer friedlichen, gutmüthigen und wohl-
ollenden Gemüthsſtimmung wieder näher zu bringen.

Ich ſchlieſſe mein Buch mit dieſem Geſichtspunkt.
ein Zweck iſt vollendet, ich habe, ſo viel als ich es zu
un vermochte, in mir ſelbſt erforſcht, was der Gang
eines Lebens, wie er war, aus mir gemacht hat, und
durch zu erforſchen geſucht, was der Gang des Lebens,
ie er iſt, aus dem Menſchengeſchlecht macht. Ich habe
viel als ich es zu thun vermochte, in mir ſelbſt Auf-
luß geſucht, von welchen Fundamenten mein Thun und
ſſen, und von welchen Geſichtspunkten meine weſent-
hſten Meinungen eigentlich ausgehen.

Ich habe, ſoviel als ich es zu thun vermochte, in mir ſelbſt Aufſchluß geſucht, von welchen Fundamenten das Thun und Laſſen meines Geſchlechts, und von welchen Geſichtspunkten ſeine weſentlichſten Meinungen eigentlich ausgehen.

Männer meines Zeitalters, nehmet dieſen Beitrag der Eindrücke, den die lezte Hälfte dieſes Jahrhunderts auf die Wahrheitsliebe, auf die Menſchenliebe und auf die Freiheitsliebe eines Mannes gemacht hat, deſſen Lagen und Umſtände auf eine ſeltene Art zuſammen trafen, die Gefühle eines zwangloſen und ungebognen Naturlebens, mitten durch eine gehemmte und unbefriedigte Thätigkeit bis an ſein nahendes Alter lebhaft zu erhalten, für das auf, was er iſt und ſeyn ſoll.

Und wenn ihr auf gebahntern Wegen in der Erkenntniß der Wahrheit und des Rechts weiter gekommen ſeyd, als ich auf den dornigten Pfaden meines Lebens, und in einem gänzlichen Mangel des Gebrauchs aller Zeitmittel, der wiſſenſchaftlichen Ausbildung, ſo gönnet meinem graden Sinn, gönnet meiner Offenheit dennoch eure Aufmerkſamkeit, und meinem Irrthum eure Widerlegung. Würdiget ſelbſt meine Anmaſſung, der Hauſe der lebenden Menſchen trage die Fundamente meiner Wahrheit und meiner Irrthümer, mit gleichen Gefühlen belebt, wie ich, in ſeinem Buſen, würdiget ſelbſt dieſe Anmaſſung, wenn ſie unrichtig iſt, eurer Widerlegung *).

---

*) Anmerkung. Dieſe Bitte iſt nicht erhört worden. Es hat beinahe niemand von dem Daſeyn dieſer Nachforſchungen, die ſchon vor mehr als zwanzig Jahren im Publikum

Ich habe den Gang meines Lebens für mein Geſchlecht dlich und ernſt zu benutzen geſucht, ich werde jede Be- hrung redlich und ernſt zu benutzen trachten; und faſſe um Beſchluß die drei Geſichtspunkte: was bin ich als erk der Natur? was bin ich als Werk meines Ge- hlechts? was bin ich als Werk meiner ſelbſt? noch ein- al ins Auge.

Was bin ich als Werk der Natur?

Iſt es wahr, daß ich als ſolches auſſer meinem Sin- ngenuß weder Wahrheit noch Recht kenne, und deswe- n in den weſentlichſten Verhältniſſen des geſellſchaftli- en Zuſtands als ſolches, als ein elendes, unbrauchbares, rächtliches und verachtetes Geſchöpf erſcheine, iſt es wahr, ß ich als ſolches in dieſem Zuſtande durch mein Wiſſen der zum Schurken, Bettler und Träumer verſinke, daß im Beſitz der Ehre die Menſchen, die mich umſchwär-

---

erſchienen, Notiz genommen. Dieſes Stillſchweigen meiner Zeitgenoſſen iſt mir aber nichts weniger als gleichgültig. Edle meines Zeitalters! Ich wiederhole meine Bitte: würdigt die Anſichten dieſer Bögen und würdigt ſelbſt meine Anmaſſung, daß der große Haufen der lebenden Zeitmenſchen die Anſichten dieſer Bögen mit mir getheilt haben und noch mit mir theilen, eurer Prüfung, und wenn ſie unrichtig ſind, eurer Widerlegung. — Meine Anſichten gehen ins Leben, und ich erkläre ſie, wenn ſie unrichtig ſind, ſelber zwar nicht für gefährlich, aber dennoch einer volksthümlichen Widerlegung im höchſten Grad bedürftig.

nen, wie das Licht, trauliche Möcken verbrenne, daß ich im Beſiz der Macht den unterworfenen Mann auch rechtlos mache u. ſ. w. Das alles iſt wahr, ich bin als Werk der Natur phyſiſche Kraft, Thier, als ſolches ein Werk der Nothwendigkeit, ewig unveränder ich das gleiche thieriſche Weſen, das nach Jahrtauſenden kein Haar auf ſeinem Haupt, und keine auch die leiſeſten ſeiner Triebe auszulöſchen vermochte.

Ich bin als Werk der Natur ein reiner aber ein roher und harter Marmor, tief in den Felſen meiner Thierart eingeſchichtet; aber dennoch mit einer Kraft begabt, als Geſchlecht, und in Verbindung mit ihm, und als Individuum auſſer Verbindung mit ihm mich von meinem Felſen los zu machen, und von meinem Geſchlecht als Geſchlecht, und von mir ſelbſt als Individualität bearbeitet zu werden. Meine thieriſche Natur iſt dieſer gedoppelten Bearbeitung meiner ſelbſt gleich entgegen. Aber die Welt bliebe eine Wüſte ohne die erſte, und ich ſelbſt das elendeſte Geſchöpf dieſer Wüſte, ohne die zweite, darum lechzet mein Geſchlecht allgemein nach den Genüſſen, die Folgen dieſer Bearbeitung meiner ſelbſt ſind, während meine thieriſche Natur derſelben mit aller ihrer Gewaltſamkeit entgegen ſtrebt.

Ich muß mich als Werk meiner ſelbſt durch mich ſelbſt zu jeder Vollkommenheit erheben, der meine Natur fähig iſt.

Ich muß mich als Werk der Welt paſſend machen für eine jede Ecke der Welt, in die mich mein Loos wirft.

Als Werk der Natur paſſe ich in keine Ecke der Welt,

und

und findet mich die Welt alſo, ob durch meine Schuld oder durch die Schuld eines andern, das fragt ſie mich nicht; genug, findet ſie mich alſo, ſo zerſchlägt ſie mich wie der Maurer einen unbrauchbaren Stein mit ſeinem iſernen Hammer, und braucht mich zum Lückenfüller zwiſchen die ſchlechteſten Brocken.

Das iſt das Schickſal des Naturmenſchen im geſell- haftlichen Zuſtand, es kann ihn in demſelben kein beſſe- es treffen.

In den Bau der Welt taugt nur der abgeſchliffene Stein.

Was bin ich als Werk meines Geſchlechts?

Iſt es wahr, daß ich als ſolches ſchwankend ſtehe zwi- hen dem Werk meiner Natur und dem Werk meiner lbſt?

Iſt es wahr, daß ich als ſolches keinen feſten Stand- unkt finde, weder für meine thieriſche Befriedigung noch r meine ſittliche Veredlung?

Wahr, daß ich in meinen Grundlagen verhärtet, als n verderbener Naturmenſch in die bürgerliche Geſell- aft trete?

Daß dieſer Zuſtand ganz auf der Verſtümmlung mei- r thieriſchen Natur ruhet, und daß mir in dieſem Zu- nd als ſolchem, beides die Harmonie meiner thieriſchen aft und diejenige meiner ſittlichen Veredlung gleich ngelt; daß ich in dieſem Duodezzuſtand meiner ſelbſt meine Menſchlichkeit bald meinem Fürſell, bald meiner N bel, bald meiner Hausfarbe, bald meiner Kutte, bald meiner Krone aufopfere und aufopfern müſſe.

Das alles iſt wahr, ich vermag ſo wenig auf dem Punkt meiner geſellſchaftlichen Ausbildung ſtehen zu bleiben, als auf demjenigen des bloſſen Sinnengenuſſes. Ich muß im geſellſchaftlichen Zuſtand tief unter die Behaglichkeit des befriedigten thieriſchen Naturlebens verſinken, oder mich hoch über das Verderben ſeiner geſellſchaftlichen Verhärtung emporheben.

Ich muß entweder im Verderben der geſellſchaftlichen Verhärtung meine Menſchlichkeit verlieren, oder in demſelben auf den Trümmern meines Inſtinkts die Erfahrungen ſammeln, die mich von allem Unrecht ſeiner Verhärtung überzeugen, und auf dieſer Bahn zu Anerkennung des ſittlichen Rechts hinführen.

Was bin ich als Werk meiner ſelbſt?

Iſt es wahr, daß Naturzuſtand, bürgerliche Bildung und Sittlichkeit ſich gegen einander verhalten wie Kinderzuſtand, Lehrlingsjahre und Männeralter?

Wahr, daß ich ohne den Irrthum meines Sinnengenuſſes, und ohne das Unrecht meiner geſellſchaftlichen Anſprüche nicht zu der Gemüthsſtimmung gelangen würde, die die Sittlichkeit vorausſezt. Iſt es wahr, daß Wahrheit und Recht das ausſchlieſſende Eigenthum dieſer Gemüthsſtimmung ſind? Wahr, daß ſie ganz ausſchlieſſend die Sache des Individuums iſt; daß Sittlichkeit unter zweien, als Sache dieſer zweien nicht zu beſtehen vermag; daß der Naturſtand ſie nicht kennt, und der geſellſchaftliche nicht auf ihr ruhet? Wahr, daß die thieriſche Nähe und Ferne ſittlicher Gegenſtände die beſtimmte Natureinlenkung zur wahren Sittlichkeit iſt? Wahr, daß die bürgerliche Pflicht als ſolche mich nicht ſittlich machet? Wahr, daß alles was ich als Zunft, als Maſſe ſchuldig bin, in ſich ſelbſt Reize zur Unſittlichkeit für mich hat?

Das alles iſt wahr!

Die Sittlichkeit iſt beim Individuum innigſt mit ſeiner thieriſchen Natur und ſeinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen verbunden. In ihrem Weſen aber ruhet ſie ganz auf der Freiheit meines Willens, das iſt auf der Beſchaffenheit meiner ſelbſt, durch die ich mich ſelbſt in mir ſelbſt unabhängig von meiner thieriſchen Begierlichkeit fühle.

Als ſittliches Weſen wandle ich ausſchlieſſend der Vollendung meiner ſelbſt entgegen, und werde als ſolches ausſchlieſſend fähig, die Widerſprüche, die in meiner Natur zu liegen ſcheinen, in mir ſelbſt auszulöſchen.

Tauſende gehen, als Werk der Natur, im Verderben des Sinnengenuſſes dahin, und wollen nichts mehr.

Zehntauſende erliegen unter der Laſt ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone, und wollen ichts mehr.

Ich kenne einen Menſchen, der mehr wollte, in ihm ag die Wonne der Unſchuld, und ein Glauben an die Menſchen, den wenige Sterbliche kennen, ſein Herz war für Freundſchaft geſchaffen, Liebe war ſeine Natur, und Treu ſeine innigſte Neigung.

Aber er war kein Werk der Welt, er paßte in keine Ekke derſelben.

Und die Welt, die ihn alſo fand, und nicht fragte, ob durch ſeine Schuld, oder durch die eines andern, zerſchlug ihn mit ihrem eiſernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lükkenfüllen zwiſchen den ſchlechteſten Brokken.

Noch zerſchlagen glaubte er an das Menſchengeſchlecht, mehr als an ſich ſelber, ſezte ſich einen Zweck vor, und lernte unter blutigem Leiden für dieſen Zweck, was wenige Sterbliche können.

Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden, und er wollte es auch nicht: aber für ſeinen Zweck würde er es mehr als irgend einer; Er erwartete jezt Gerechtigkeit von dem Geſchlecht, das er noch immer harmlos liebte. Er erhielt ſie nicht. Leute, die ſich zu ſeinen Richtern aufwarfen, ohne ein einziges Verhör, beharrten auf dem Zeugniß, er ſei allgemein und unbedingt unbrauchbar.

Das war das Sandkorn auf der ſtehenden Wage ſeines Elends.

Er iſt nicht mehr, du kennſt ihn nicht mehr, was von ihm übrig iſt, ſind zerrüttete Spuren ſeines zertretenen Daſeyns.

Er fiel; ſo fällt eine Frucht, wenn der Nordwind ſie in ihrer Blüthe verlezt, und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfreſſen, unreif vom Baum.

Wanderer, weihe ihr eine Zähre, ſie neigte noch im Fallen ihr Haupt gegen den Stamm an deſſen Aeſten ſie ihren Sommer durchkrankte, und liſpelte dem Horchenden hörbar, „ich will dennoch auch in meinem Vergehn ſeine „Wurzeln noch ſtärken.“

Wanderer, ſchone der liegenden ſich auflöſenden Frucht, und laß den lezten Staub ihres Vergehens die Wurzeln des Baums noch ſtärken, an deſſen Aeſten ſie ihren Sommer durchkrankte *).

---

*) Anmerkung. Ich muß zu der Stelle, mit der ich dieſe Bögen 1797 geſchloſſen, noch hinzuſetzen: Der Mann, der damals dieſes Klaglied angeſtimmt, lebt noch, und die Leiden, über die er klagte, dauerten in verſchiedenen Geſtalten noch lange fort; aber ſie ſind ihm zum hohen Segen geworden und er ſchreitet jezt erheitert, wie er es nie mehr hoffen zu dürfen glaubte, dem Ziel ſeiner Lebensbeſtrebungen entgegen.

Ueber

Geſetzgebung

und

Kindermord.

Wahrheiten und Träume,

Nachforſchungen und Bilder.

1789

Vorrede.

Dieſe vor vierzig Jahren von mir geſchriebenen Anſichten über Geſetzgebung und Kindermord ſind ein Reſultat theils von meinen eigenen, theils von den Erfahrungen der nächſten Umgebungen meiner Mitwelt. Sie gehen über ein Jahrhundert zurück, und ſprechen die Wahrheit dieſes Zeitpunktes in ſeinem Licht und in ſeinem Schatten, wie er ſich im kleinen Kreis meiner Umgebungen und Verhältniße darſtellte, offen und frei aus. Jetzt ſcheint alles anders. Wir ſcheinen in einer andern Welt zu leben. Aber iſt es wahr? Iſt jetzt wirklich alles anders? Sind wir in den Fundamenten des Segens unſers Geſchlechts wirklich vorgeſchritten? Wir dürfen uns darüber nicht täuſchen. Wir müſſen uns fragen: iſt die bloſſe Aenderung der Formen unſrer Sinnlichkeit und unſerer Selbſtſucht — iſt das Wachsthum in den Raffinementskünſten der Sinnlichkeit und der Selbſtſucht — iſt ſelber die höchſte Verſtärkung der Kraft unſrer Natur, die durch das Raffinement dieſer Künſte erzielt werden kann, ein wirklicher Vorſchritt der Welt? und kann die höchſte, durch den Vorſchritt eines ſolchen Raffinements errungene Aenderung der Welt nicht ein wirklicher Rückſchritt in den weſentlichen

Fundamenten des wahren Menſchenſegens ſeyn? — Es iſt freylich wahr, dieſe Fundamente waren ſchon im Anfang der Epoche meines Lebens tief erſchüttert; die Uebel der Geſetzloſigkeit, d. h. die Nachtheile des Mangels guter, der Menſchennatur angemeſſener Geſetze, die eben wie die Herrenloſigkeit in allen Ständen die Quelle des Geſindellebens, des Sansculotiſmus iſt, war ſchon in dieſer Epoche nicht nur vielſeitig im Land ſichtbar, ſie ſpricht ſich in dieſen Blättern in Thatſachen aus, die ſelber bey den ſchlechtern unſrer Zeitmenſchen Eckel erregen, und wir glauben und zweifeln nicht, die Zeiten ſolcher Schanden ſind vorüber und ihre Quellen ſind verſtopft. Aber täuſchen wir uns nicht. Die Zeiten dieſer Schanden ſind nur in ſoweit vorüber und ihre Quellen ſind nur in ſo weit verſtopft, als unſere jezigen Geſetze in ihrer Form, in ihrem Geiſt und in ihrer Vollziehung dahin wirken, daß dem Weſen des Geſindellebens und den Thatſachen, die in dieſen Blättern ſchaudern machen, in ihrer Quelle, in der Sinnlichkeit und Selbſtſucht unſrer Natur auf eine Weiſe wirklich Einhalt geſchehe, wie dieſes in der Epoche, die wir vielleicht mit Unrecht und aus bloſſer Oberflächlichkeit verächteln, nicht geſchehen.

Der Vorſchritt einer Epoche in irgend einem Scheinguten iſt gar oft ein Rückſchritt derſelben im wahren Guten. Wahrlich, es eckelt der Zeitwelt viel, gar zu viel vor dem Bild der Schwächen der Vorzeit. Das

Buch der Vorwelt hat freylich ſeine eckeln Blätter, aber es iſt ein offenes Buch; das Buch der Zeit iſt dieſes nicht; es verſiegelt das Eckelhafte ſeines Thuns und ſeines Seyns mit ſieben Siegel. Es iſt wunderbar, wie wir gegenwärtig dem Geiſt der Aenderungen, dem Geiſt der Neuerungen bald das Wort reden, und bald ihn verdammen, und wie oft wir in dem diesfälligen Loben und Tadeln verirren. — Wie ein einzelner Menſch, alſo kann auch ein ganzes Zeitalter im Wiſſen des Wahren ſehr ſtarke Fortſchritte machen, indeſſen es im Wollen des Guten mächtig zurückſteht. Leſer! Du ſiehſt in dieſen Bögen das große Zurückſtehen unſrer Väter in deutlichen Erkenntniſſen und beſtimmten Begriffen von dem, was bürgerlich wahr und recht iſt. Du ſiehſt die traurigen Folgen ihres diesfälligen Zurückſtehens auf die Störung und Minderung des Landesſegens, beſonders in den Hütten des Armen und Schwachen; aber du ſiehſt dann auch den Eindruck, den die Folgen dieſes Zurückſtehens bey dem reinen, lebendigen Willen des Guten, der in dieſem Zeitpunkt noch ſtatt hatte, hervorbrachten. Du ſiehſt den glühenden Eifer der Theilnahme, der ſich bey der ſichtbaren Unkunde des Rechts, beym Mangel, beydes, litterariſcher Bildung und bürgerlicher Geſchäftskenntniß beym Verfaſſer dieſer Blätter ausſpricht; und Tauſende und Tauſende im Volk, die gleich unkundig im Rechten, gleich undeutlich in Begriffen, gleich unbeſtimmt in Ausdrücken mit ihm dachten, ſprachen ſich damals dennoch über ſeinen Gegenſtand mit ihm gleich kraftvoll, gleich ernſt, gleich gefühlvoll und warm aus. Jetzt iſt es nicht mehr ſo. Aber Leſer! verachte dieſes Denkmal des Zurückſtehens unſrer Väter in der Erkenntniß von vielem Wahren nicht allzuſehr; es iſt zugleich ein Denkmal des Zurückſtehens ihrer Söhne im Wollen von vielem Guten — und dann, Leſer! laß mich dieſer Blätter halber noch das ſagen: diejenigen Wahrheiten, die jeder einzelne gute Menſch auch in der höchſten wiſſenſchaftlichen Unkunde und Bildungsloſigkeit als unwiderſprechlich in ſeinem Geiſt feſthält und in Unſchuld des Herzens warm und lebendig in ſich ſelbſt trägt, ſind diejenigen Wahrheiten, die der Menſchheit zum weſentlichſten Segen gereichen, und die Sorge für die allgemeine Anerkennung derſelben, ſo wie die Sicherſtellung der öffentlichen Theilnahme an ihnen ſollte in jedem Staat der Kunſtſorge für die gröſſere Ausdehnung der Wahrheitserkenntniſſe der Bürger zum Grund liegen und ihr als Quelle ihrer Reinheit und als Sicherſtellung ihres Segens vorausgehen.

Der Verfaſſer.

Iferten, den 18. Februar 1821.

Der Gegenſtand Kindermord, wie er mir beym erſten Anblick ins Aug fiel.

Kindermord! — Träum' ich oder wach' ich? Iſt ſie möglich, die That? Geſchieht ſie? geſchieht das namenloſe — nein, nicht das namenloſe, das genannte, das in Wort gebrachte Verbrechen?

Verhülle dein Antlitz, Jahrhundert! beug' dich nieder, Europa! vor deinen Richterſtühlen erſchallt die Antwort: zu Tauſenden werden meine Kinder von der Hand der Gebährenden erſchlagen.

Verhülle dein Antlitz, Jahrhundert! beug' dich nieder, Europa! Die Antwort deiner Richterſtühle erſchüttert die Menſchheit! Barbaren im Orient, Barbaren im Norden, Barbaren im Weſten und Süden haben Richterſtühle, in denen namenlos iſt dieſer Greuel deiner Richterſtühle!

Europa! Was bringt deine Gebährerin zum Mord ihres Kindes? Woher quillt die Verzweiflung im Buſen des Mädchens, daß es, o Gott! vor der Stunde des Gebährens erbebt und im Fieber ſeiner Schmerzen ausſtreckt die Hand der Wuth und erwürgt das Kind ſeiner Schmerzen?! —

Bey ſeinen Sinnen tödtet ein Menſch ſein Fleiſch und Blut nicht, und ein Mädchen, das bey ſeinen Sinnen iſt, ſtreckt ſeine Hand nicht aus gegen ſein Kind, und würgt nicht ſeinen Gebornen am Hals, bis er erblaſſet.

Steck' ein das Schwert deiner Henker Europa! Es zerfleiſcht die Mörderinnen umſonſt! Ohne ſtilles Raſen, ohne innere, verzweifelnde Wuth würgt kein Mädchen ſein Kind, und von den Raſenden, Verzweifelnden allen fürchtet keine dein Schwert.

Keine, keine von allen erſpiegelt ſich am Blut, das auf deinen Gerüſten herabfließt, o Gott! oft von dem Hals der Betrogenen, Verführten, die vor wenigen Monathen noch unmündig ſcherzten und im Taumel gereizter Lüſte umarmten einen Jüngling, der ihnen Treue, ewige Treue, Brod und Freuden und Seide und Gold zuſchwur beym Eide Gottes ihnen zuſchwur und nichts zu halten im Sinn hatte.

Vergebens fließt das Blut deiner Kindermörderinnen, Europa! Laß deine Herrſcher aufheben die Urſache ihrer Verzweiflung, ſo wirſt du ihre Kinder erretten.

Dein Schwert tödete viele bey meinem Gedenken, aber nur die Geſchichte der erſten Ermordeten, von der ich reden hörte, will ich erzählen.

Sie blühte wie die reinſte Roſe des Gartens. Kaum war ihre Knoſpe entfaltet, als ein Verderber ſie abriß von ihrem Stock, roch ihren Wohlgeruch, und ſie dann hinwarf ins Koth, zertrat mit ſeinen Füßen, und dann forteilte vom Garten, wo die Roſe aufwuchs, ſich enthüllte und einen Morgen blos ihren Wohlgeruch duftete.

Er war hin, der Verderber. Meere und Königreiche

ſen jetzt den Verbrecher von der Verführten, von
deln und reinen Verführten; denn, bey Gott im
mel! das war ſie, ehe der Verführer der lachenden,
n, wonnevollen Unſchuld Schlingen legte und Fall
, ehe ſie von ihm hörte das Lob ihres Herzens, ehe
chwur, daß ſie im größten Reiche die erſte der An
ten ſeyn werde, ehe ſie ihn ſah auswerfen das Geld
ende und Bettler, ehe ſie ſeinem Herzen traute, ehe
ſank von Dankempfindung in ſeine Arme, da er ihren
mit einer Wohlthat erquickt hatte; bey Gott im Him
ſie war edel und rein, bis er ſie mit allem dieſem ver
und dann am Abend des Gaſtmahls geſchwächt hat —
recklichen Abend! wo der Wagen zur Abreiſe ſchon
ackt war, der dann am frühen Morgen den Ver
dem Auge der klagenden Unſchuld entriß! —

tt! Du weißt, ſie war geſchaffen zu den reinſten
rfreuden, zu hangen am Kinde ihres Herzens mit
enne und Liebe, mit der ſie hieng am Verbrecher,
edel und gut glaubte.

er der Verführer hat ihr den Abgrund der Greuel
enſchheit eröffnet und die Unerfahrne hingeſtürzt in
und Elend und Sorgen, daß ihr ganze Monate
hr Herz zitterte, bebte und klopfte, ſtärker bebte,
und klopfte, als es zitterte, bebte und klopfte am
rer Enthauptung.

nze Monathe durch verfolgte die Elende das Bild
rführers, an dem ihr Herz gehangen und dem ſie
hte in ihrem greulichen Jammer.

Menſchheit Stützen ſinken dahin beym Mädchen, welches dem Jüngling, an dem ſein Herz gehangen, jezt fluchen muß; bey ihm ſtirbt jede Hoffnung, und jeder Gedanke an die Freuden der Mutter iſt ihm erſchütterndes Elend. Wie eine Giftbeule, die Tod und Verderben droht, wächſt in ihr das Kind des Verbrechers. Sie trägt's und fühlt keine Mutterempfindung; ſie fühlt nicht, daß das Kind ihres Herzens dennoch Gottes heilige Gabe und auch ihr Kind iſt; ſie fühlt nur den Greuel des Vaters und der Aengſtigungen Menge und der Erwartungen Schreckniſſe.

So giengen der Elenden ihre Monathe vorüber. Sie ſchmachtete nach Hülfe und Rath, aber Verzweiflung im Herzen nahm ihr in jedem Augenblick Kraft zum Entſchluß, und zernichtete jeden Vorſaz zur Rettung; Scham und Angſt und inneres Beben des Herzens hemmten den Mund; ſie durfte nichts reden — vor ihren Geſpielen, vor ihrer frommen Mutter durfte ſie's nie wagen, hierüber den Mund zu öffnen; zehnmal verſuchte ſie es, und wollte es wagen, der liebſten Geſpielin ihren Jammer zu klagen, aber allemal erſtarrte auf ihrer Zunge das Wort; ſie konnte nicht reden; Thränen floßen von ihren ſtarren Augen und rollten über ihre blaſſen, kalten Wangen; dann entfloh ſie ihren Geſpielen; ſie entfloh dem Antliz der innig geliebten Mutter und dem Auge des gefürchteten Prieſters, trug's mit ſich ſelber, wollt's immer noch ſagen, ſchob's immer doch auf — —

Und plözlich war ſie da, die Stunde des Schmerzes der Mutter; und die Stunde der lezten Verzweiflung — ſie ſtählte den Arm der Mutter, zu würgen das Kind

nd zu ſtampfen mit ihrem Fuße gegen ſein Herz. —
hr war's, das zeugte ſie bey Gott in der Stunde des To-
es, ihr war's als ſie würgte und ſtampfte, ſie würge mit
r Hand den Verbrecher und ſtampfe mit dem Fuße ſein
erz.

Jetzt war's geſchehn. Das Kind ihres Herzens war
dt. Sie ſah's und ſank mit Todesgeſchrey und der er-
n Mutter- und Mörderempfindung in Ohnmacht!

Als ſie wieder erwachte, nannte ſie ſchauernd und be-
nd den Namen des Verbrechers, bath um den Tod und
machtete nach der Erlöſung aus ihrem Leiden und nach
Umarmung des getödeten, des erretteten, des ermorde-
Kinds. — — Das iſt die Geſchichte der erſten Kin-
mörderin, von der ich reden hörte. Die Hand des
nkers ſchlug ihr das Haupt ab.

Wie bange! wie bange! wie bange war's allen, die
herſtanden, als ſie fiel, die Enthauptete, von ihrem
hl. — Weſſen Herz ſchlug Unſchuld und weſſen In-
es zeugte dem Frömmſten und Beſten, ich bin reiner
dieſe?! —

Sie war's nicht allein. In meinem Leben ſah ich
rere dieſe Strafe leiden. Zwar ſchien mir keine rein,
in ihrer Unſchuld geſchlachtet wie dieſe; alle, alle,
denen ich hörte, waren hingeriſſen zur That von Bil-
grauſamer Schreckniſſe und marternder Beängſtigungen.
llenthalben, allenthalben ruft der Mörderinnen Ge-
te, daß es unendlich wenig brauche, den Kopf eines
ſſenen Mädchens zu verwirren, und daß, wenn ſein
geängſtigt und ſeine Sinne verwirrt, eine ſolche Elen-

de' unausſprechlich ſchnell und leicht zu dieſer ſchrecklichen That hingeriſſen werde.

Die Beſchwerden des ſchwangern Weibs ſind an ſich groß, und der Zuſtand einer verlaſſenen Geſchwächten iſt ohne alle Vergleichung ermattend. Die Vaterliebe und das frohe Sehnen nach der wachſenden Hoffnung, dieſes Gegengewicht der Beſchwerden einer geſegneten Mutter, mangelt den armen Verlaſſenen; darum erſchöpfen ihnen die Beſchwerden dieſes Zuſtands ſo leicht ihre Kraft und ihren Muth, darum verwirren ſie ihnen ſo leicht Gedanken und Sinne.

Meiſtens tragen dieſe Elenden ihren Jammer mit ſich ſelber allein, und erſticken ihre Unruhe unter dem wallenden Buſen, laſſen Tage und Monathe ohne einen Entſchluß vorüber, und leben in Angſt, Sorgen und Unwiſſenheit ihres Schickſals, bis der Augenblick des letzten Entſetzens nun da iſt, in deſſen bebender Verwirrung ſie dann morden.

Zahllos ſind die Leiden ihres Zuſtands und unausſprechlich das Entſetzen ihrer Sorgen, und der Troſt der Elenden auf Erden, das Gefühl der Erbarmungen Gottes wird im leichtſinnigen, lachenden Leben der Jugend nicht mächtig in ihnen gebildet, und die ſchwache Jugendlehre des Volks wird von der Verführungen Anzahl, von der Läſterungen Greuel, von der Reizung namenloſer Menge und von dem allgewaltigen Beyſpiel des ungöttlichen Lebens der Zeit frühe in ihnen erloſchen; ſie faßt bey wenigen Menſchen im Innern ihres Herzens Wurzel; bey wenigen keimt ſie mit Kraft und wächst zur reinern, warmen Kinderempfindung empor, die in Elend und Noth in Gottes Vaterarme hinfällt, ſeine Erbarmungen findet und ſich rettet.

Das iſt der Zuſtand der zahlloſen Menge der verführten Mädchen. Ihre Kräfte ſind ungleich, und viele unter ihnen ſind in jeder Abſicht unendlich zu ſchwach, die Laſt ihres Elends zu tragen.

Gottes Erbarmen rettet unzählige Schwache, die ſich in ihrem Elend erheben und durchdringen zum Gefühl ſeiner Liebe.

Aber viele erliegen auch unter der Laſt ihres Elends nd des bebenden Jammers, vergeſſen Gottes, des Vaters er Menſchen, ſchlucken in ſich Verzweiflung und freſſen tille Wuth und grimmige Rache; lange geängſtigte Tage nd hundert harte, ſchlafloſe Nächte freſſen ſie in ſich die ftvolle Speiſe, die ihre Sinne verwirrt und oft langſam rbreitet den Gedanken des Mords, oft aber ihn auch ßſchnell erzeugt in dem Entſetzen der letzten Verzweifng und im Fieber der Mutterſchmerzen.

Verſunken im Meer ihrer Verzweiflung ſieht dann die ende auf den ängſtigenden Fluthen vor ihren verirrten gen einen Strohhalm; er ſcheint ihr ein Maſtbaum, ſcheint ihr ein rettendes Schiff; haſtig ſtreckt die Elennach ihm die Hand aus — ſie bebt, die Hand, die ſie ſtreckt, das Auge iſt ſtarre Verzweiflung, und die Gererin mordet.

Gott iſt die einzige Stütze des bebenden Elends, und Menſchheit, die ſich im hohen, ängſtigenden Jammer gegen ihn neigt, ſinkt unausſprechlich leicht hinab in Tiefen der Verzweiflung — und dieſe gebiert dann unaufhaltſam die erbarmungswürdigen Thaten, die wir Greuel heiſſen, die aber in Vergleichung mit kaltblütigen Thaten, die ſo oft bey uns auf das mindeſte nicht entehren, nicht Greuel ſind.

Mit eherner Bruſt vergiftet der Verführer dem Mädchen die Quellen aller Genieſſungen dieſes Lebens und lacht; das verzweifelte Mädchen tränkt mit dem Giftquell ſein Kind, weißt nicht, was es thut, und ſtirbt vor Jammer, und mordet ſein Kind!

Menſchen! Wäget die Verbrechen, ehe ihr die That einer Verzweifelnden einen Greuel heißt.

Nicht blos eine mit Raſen geäußerte Wuth iſt Verzweiflung; die Verzweiflung äußert ſich oft gar nicht in wilden Thaten; oft nicht einmal im wilden, ſtarren Blick; ſie iſt oft bloſſe Verwirrung des Kopfs, bloſſe Abſchwächung der Kräfte, der Gedanken und Sinne.

Bey dem Schwachen, bey dem Entkräfteten, bey dem Unverſtändigen wird Verzweiflung nur größere Schwäche und größere Entkräftung des Verſtands und des Herzens; darum ſagt nicht, Menſchen, daß ein Mädchen, welches ſeine Verzweiflung nicht heftig geäuſſert, darum ſicher mit Vorſatz gehandelt habe, wenn es ſein Kind ermordet.

Die Wirkung der Verzweiflung des Schwächſten iſt gedankenloſer Unſinn, namenloſe Verſtockung und thieriſcher Mangel an Vorſicht, und wo ihr dieſes ſeht mit tiefer Beklemmung und Schwäche begleitet, ſo ſagt nicht, daß wirklicher Vorſatz die Hand der Elenden geleitet, die ihr Kind getödet.

Es iſt menſchlicher, die Quellen der Verzweiflung dieſer Elenden zu erforſchen, als ſie einer ſtarken, innern Bosheit anzuklagen, die vergleichungsweiſe oft ſo auffallend nicht da iſt.

Schwärzer, weit ſchwärzer iſt, wenn du die innere Laſterhaftigkeit von Handlungen abwägen willſt, die Bosheit und die Untreue der meiſten Verführer, die das Herz der Elenden überwältigen und zu Handlungen des Leichtſinns verleiten, deren Folgen dieſe Elenden in den weit mehrern Fällen nur um der Hartherzigkeit der Verführer willen zum Kindermord verleitet.

Des Mädchens Handlung iſt gar nicht eine ſolche ſchwarze, kaltblütige Bosheit, wie diejenige, mit welcher der Jüngling ſeine Betrüge ſpielt.

Ach, die Elende mordet nur, weil ſie verzweifelt, und verzweifelt nur, weil ſie einem Verbrecher anhing; und ſie mordet, weil ihr der gute, tröſtende Glaube an die Vatergüte Gottes, der alle Menſchheit im Elend rettet, mangelt.

Wäre dieſer Troſt in ihrem Herzen, die Verlaſſene würde nicht verzweifeln und in ihren Tiefen dennoch rettende Mutterempfindungen fühlen; aber wenn einmal der Grund der Verzweiflung gelegt iſt und Monathe lang in der Tiefe des Herzens das letzte Gefühl der Menſchlichkeit zernichtet und nun hin iſt der letzte Funke der Liebe zu Gott und des rettenden Glaubens an Ihn, dann mordet, ja, dann mordet das Mädchen.

Dann mordet, ja, dann mordet das Mädchen, und die ſanfte, furchtſame, ſchüchterne Tochter, die vom Blut einer erſchlagenen Taube erblaßt — würgt ihr Kind. —

In der ſchwarzen, ſchauervollen Finſterniß dieſer Lage werden dann kleine, unbeträchtliche Umſtände, die äuſſere Veranlaſſung der ſchrecklichen That, in der angſtvollen Verwirrung ſeines Jammers werden die Vorſtellungen von wirklichen, oder auch nur möglichen Gefahren, die auf ihns warten, dem Mädchen zum Rieſengebürge, das auf ihns fallen will.

Hier giebt einer Geſchwächten die Furcht vor der Barbarey geſetzlicher Strafen der Unzucht den ſchrecklichen Gedanken ins Herz.

Dort muß ein armes Mädchen den Werth eines Jahrlohns zahlen an Edle Herren, die Gericht halten über die Unzucht, und die Summe eines halben an ihre ſchäckichte Knechte, Weibel, Läufer und Wächter, bis auf den Pfarrer — und iſt das Elend des Mädchens recht groß, hat der Verführer ſich nicht dem Mädchen allein, hat er ſich auch den Gerichten entzogen, ſo muß die Elende Verlaſſene die Koſten und Sportelgebühren allein und ohne Entſchädigung zahlen; denn auch die Sittengerichte ſind in den Sporteln genau, und nehmen mehrentheils den Fehlenden ab, ſo viel ſie fordern dürfen.

Darum aber ſind arme, verführte Mädchen oft übel dran, denn dieſe genauen Gerichte finden ihre Gebühren nicht beym Entlaufenen, ſie dürfen ſie beym Soldaten nicht ſuchen, und bey dem höher Gebornen iſt, und dann noch an Orten, wo eigentlich gar kein Menſch hochgeboren iſt, immer auch nur das arme Mädchen im Fehler.

Aber es iſt ein gerades ſchreyendes Unrecht, daß ein Mädchen, welches von einem Verführer verlaſſen, oder von einem Krieger, vom ſchönen, reizenden, in allen Verführungskünſten geübten Krieger geſchwächt wird, ein Mädchen, das — o Gott! von dem Mann, dem ſein Stand kein Weib läßt, von dem Mann, den ſein Fürſt ſeinem Vater ins Haus einquartirt und mit dem er, damit keine Scene im Hauſe begegne, die ſeinem Weib und ſeinen Kindern das Herz im Leib klopfen machen, ſein Bett theilen und ihm die Kammer ſeiner Kinder einräumen muß — o Gott! es iſt unrecht, daß das Mädchen, das von einem ſolchen Verführer verlaſſen, oder von einem Junker, der den Gerichten nicht antwortet, geſchwächt iſt, den Gerichten an Sportelgebühren ſo viel bezahle als das glücklichere oder verſchmitztere Mädchen, das es verſteht, ſich darüber von dem Mann, den es anklagt, entſchädigen zu machen.

Dieſes Unrecht iſt um ſoviel ſchreyender, wenn dieſe Sportelgebühren groß ſind, und ſie ſind wahrlich noch an vielen Orten recht groß und den mehrern Verlaſſenen unerſchwinglich — denn nur wenige Jünglinge, die in dieſem Fall ſind, verlaſſen ihr Mädchen um der Ehre, ſie verlaſſen es faſt allgemein nur um der Armuth willen.

Ich darf nicht fortſchreiben und erzählen, was dann an vielen Orten ſelber in unſerm Vaterland auf die Elenden wartet, die den Lohn für die Sittengerichte am Buſſentag nicht mit ſich im Sack bringen.

Hier wird eine ſolche Unglückliche fortgeſchleppt, von Eltern, von Verwandten, von Nachbarn, welche die Umſtände kannten, Mitleiden hätten und milde und hülfreich an ihr handeln würden, in ein Zuchthaus, zu wohnen unter dem Abſchaum von Menſchen, zu erſticken in ihr ſelber den letzten Funken der Liebe zu Gott und den Menſchen, zu verhärten in ihr ſelber ihr Herz; dort werden der Elenden um den Hals eiſerne Ringe geſchmiedet, klingende Schellen hangen ihr hoch über dem Kopf, und ſie muß als ein Vorwurf des unſittlichſten Spotts die Straſſen der ſtolzen Gerichtsſtadt reinigen, bis der Werth deſſen mit ihrer Arbeit bezahlt iſt, was ſie am frommen Bußtag nicht für ihre Richter mit ſich im Sack brachte.

Dort werden ſie mit von Stroh geflochtenen Kränzen und Zöpfen, mit Trommeln und Pfeifen zum Schauſpiel des Muthwillens herumgeführt, und man erzählt von Orten, in denen die Bürgersknaben nicht daran geſtört werden, wenn ſie den Unglücklichen Koth und Hühnereyer, ſoviel ſie wollten, ins Antlitz warfen; doch ſezt man hinzu, die Freiheit dieſer Bürgerluſt ſeye ſchon ſeit Menſchengedenken abgeſchaft, und auch damals, da ſie noch ſtatt hatte, habe der edle Rath immer ſoviel Weisheit und Güte gehabt, einen Wächter mit der Stadtfarbe dafür ſorgen gemacht, daß die Knaben nicht etwa auch Steine nehmen.

Dort wird das Mädchen gebüßt mit der Strafe eines ſchwarzen, greuelvollen Gefängniſſes, in deſſen finſterer Nacht es wochenlang bei Waſſer und Brod hungert, friert, zittert und bebt.

Jn °°° reißt ein roher Gefängnißknecht dieſen Elenden die Kleider vom Rücken und ſchlägt ſie mit harten Ruthenſtreichen bis aufs Blut, die Sünde zu büßen. Das alles ſind gerichtliche Strafen ſolcher Mädchen, wenn ſie arm ſind, daß aber alle, die Geld haben ſich davon loskaufen können — das verſteht ſich von ſelbſt. —

Von den ſtillen Schleichwegen und dem Gerechtigkeitsſpott, den ſich, beſonders an kleinen ehrbaren Orten, oft ſelbſt die Gerichte gegen Mädchen erlauben, die einen Geehrteren des Orts als ihren Verführer anklagen, will ich nicht reden; ſie ſind ſo entſetzlich, ſo allgemein und ſo bekannt, daß die armen, unglücklichen Mädchen, die an Ort und Stelle in eine ſo mißliche Lage gerathen, faſt nirgends mehr klagen, ſondern mehrentheils lieber ſonſt alles thun, was ſie können und mögen; das aber, was ſie können und mögen, iſt, leider Gott erbarm! nicht ſelten das Unglück, von dem jetzt die Rede iſt.

Das Bild, von dem ich rede, iſt dunkel; aber noch dunkler als die Härte öffentlicher Geſetze, und weit allgemeiner bedrückend, als die, Gottlob! doch ſeltnen Schleichwege meineider und partheiiſcher Gerichtsſtellen, ſind für die Verführten die verfänglichen Schlingen der Geſetzverſtändigen Männer, die von den Reichern und Geehrtern im Land, dieſe Elenden zu bethören und zu unterdrücken, landskundig vielſeitig gebraucht werden; dieſe Leute, vor denen der ſtille Mann im Land zittert, finden oft ſelbſt in den Geſetzen des Landes, ſelbſt in den beſtgemeinten Vorbeugungsgeſetzen Mittel und Wege, unberathene Verführte zu bethören und die heiligſten Verſicherungen der Jünglinge dem Mädchen aus den Händen zu reißen; ihre Künſte ſind ohne Zahl; hier rathet ein ſolcher dem Böſewicht, er ſoll dem Mädchen ein beſſeres Eheſchreiben verſprechen, und ſagen, er wolle ihm Zeugen darunter ſtellen und Siegel daran hängen; damit lockt er das alte Verſprechen heraus; das Mädchen gibt das ſchriftliche Zeugniß, der Sieger der Hölle lauft fort und das Mädchen iſt ohne Retſung verloren; die Geſetze fodern dieſes ſchriftliche Zeugniß; es mangelt; das Mädchen hat tauſend anders, das beweiſt, das in die Sinnen fällt, das heiter iſt, wie der Tag am Himmel, es iſt vergebens, die Geſetze wollen das Zeugniß; es mangelt, der Betrieger ſiegt, und das Mädchen verzweifelt. —

An einem andern Orte fodern die Geſetze, daß das verführte Mädchen in einer gewißen Zeit ſeine Schwangerſchaft anzeige, und ſichern den Jüngling, den dieſes in der beſtimmten Zeit nicht anzeigt, vor aller Verantwortung; die eigentlichen Wüſtlinge im Land, Söhne und Töchter, die das Laſter wie ein Handwerk treiben, und gegenſeitig die Unſchuld verführen, wiſſen das gar wohl; aber das verführte Mädchen weiß es weniger; es glaubt und vertraut auf den Jüngling, den es liebt; kennt keine Geſetze, und ſcheut gewöhnlich Menſchen, die den Namen Geſetzkundige haben, und die an Unglücklichen ſelten väterlich, redlich und treu handeln. Indeſſen liebkoßt ſein Böſewicht, ſchmeichelt, verſpricht, kurz, er zieht ſeine Betrogene auf, bis die Stunde da iſt, in welcher die Geſetze ihn ſchützen, dann ſpottet er der Verführten, und ſendet ihr wohl noch ſelbſt einen ſo geſetzverſtändigen Unmenſchen zu Haus und zu Hof, mit dem Leib und Seel durchdringenden Anſinnen, daß ſie ſich gewahre, was ſie rede, und wenn es wahr ſey, was man höre, daß ſie über die beſtimmten Monate ſchwanger, ſo ſoll ſie nur nachfragen, ob die Gerichte ihre Klagen anhören können. — Der Satansgeſandte verrichtet die Botſchaft, und fügt den Rath bei, das beſte ſeye, zu ſehen, daß nichts unter die Leute komm. Das Mädchen höret in ſtummer Verzweiflung, verflucht den Verfluchten und mordet das Kind. —

Auch die dringende Armuth des Volks veranlaſſet die That; doch dieſe allein würde es unausſprechlich ſelten thun, wenn nicht andere Nebenumſtände mitwirkten, wie z. B. bei dienenden Mädchen der Umſtand hinzukommt, daß ſie durch tauſenderlei Verwöhnungen des Dienſtenlebens vielfache, ihren Stand und Umſtände überſteigende, Bedürfniſſe haben; die Verzärtelten erzittern vor dem Gedanken, mit einer zu ernährenden Laſt in ihre Dörfer zurück zu treten, wieder unter dem rohern Volk zu wohnen, und mit harter Arbeit ſich und ihr Kind zu erhalten. — Oft iſt's auch jugendliche Unerfahrenheit und Vorſtellung vor Gefahren, die nicht da ſind, was ſie zu ihrer That verleitet.

Das war der Fall eines Dienſtmädchens, das ſeinem Geiſtlichen geſtund, der Gedanke, dienſtlos zu werden, ſeye die Urſache ſeiner That geweſen; es konnte ſich nicht vorſtellen, daß ein ehrlicher Menſch ein Mädchen, das ein uneheliches Kind gehabt, in ſeinen Dienſt nehmen werde — und es ſtarb mit ganzer Ruhe, in der fortdauernden Beglaubigung, es würden auf der ganzen Erde für ihns keine Auswege zur Ruhe und leidenlichen Umſtänden mehr ſeyn. — So unauslöſchlich tief war ihm dieſer Gedanke ins Herz gegraben.

Ein anderes Mädchen hat ſich erklärt, daß die Drohung des Eherichters: wenn ſie noch einmal mit einem unehelichen Kind kommen würde, ſo werde ſie unter des

Henkers Händen für ihren Fehler bezahlen müſſen, ſie zu dieſer That verleitet.

Es kommen aber auch Mädchen von beſſerem Stande, die ganz nicht in unbehülflichen Umſtänden ſind, in die Verſuchung zu dieſer That; dann oft werden auch ſolche ohne Heurathsanſichten geſchwächt; und dieſer ihre Lage iſt faſt immer noch weit entſetzlicher, als die Lage der Verlaſſenen in den niedern Hütten.

Mehrentheils iſt in den niedern Hütten der erſchlagne Vater und die jammernde Mutter des unglücklichen Mädchens ihm noch zum Troſt und zur Hülfe, ſeine Brüder und Schweſtern beweinen meiſtens mit Wehmuth und Theilnahme ſein Elend, und dieſe häusliche Liebe, die bei dem Niedern und Armen noch ſo oft da iſt, rettet Tauſende vor dem Verderben und der letzten Verzweiflung.

Aber wenn in den Wohnungen der anmaſſungsvollen Eitelkeit die Schwächung eines unglücklichen Mädchens zur öffentlichen Kunde kommt, ſo erheben ſich oft im Innern des Hauſes Greuel einer raſenden Wuth, vor denen eine elende Tochter ſchrecklicher erbebt, als die Arme vor Gefängniß und unter Streichen. —

Der Name „Familien-Ehre“ iſt das Loszeichen dieſer Greuel, und der raſende Vater und die wüthende Mutter, und der fluchende Bruder und die läſternde Schweſter verſtopfen ihre Herzen gegen die elende, um Erbarmung und Mitleiden flehende Schweſter.

Indeſſen wüthet das Gift der Verführung in eben den Häuſern am ſtärkſten, die über ihre Folgen am heftigſten raſen.

Der Grad der Wuth und des Stolzes iſt mehrmals der
chtigſte Maßſtab der allgemeinen Unſittlichkeit des Her-
ms. Auch verbannen die Sitten ſolcher Häuſer den wil-
m Genuß der Wolluſt ganz und gar nicht; ihr Stolz
ill nur ihre Schande bedecken, und ſehr viele ſolcher ſeh-
nden Töchter finden in der Erleuchtung unſers Zeitalters
ilfe, bleiben die Ehre ihrer Familie, und werden nicht
hwanger.

Aber auch Eltern, die nicht eitel ſind, ſind oft unna-
rlich ſtrenge in dieſem Fall; wahre Ehrliebe, wahrer Un-
ille und herzlicher Abſcheu über das Schändliche der That
mpört ihr Innerſtes; die Feſthaltung dieſer redlichen El-
rn an den Sitten und Begriffen der alten Zeit, in der
nendlich weniger Verführung ſtatt fand, läßt ihrem be-
egten Herzen nicht Raum zu irgend einiger Entſchuldi-
ung, und ihrem entpörten, eifernden Zorn nicht zum Mit-
iden gegen das flehende Kind. —

Oft aber iſts auch eine Reihe von alten, vorhergehen-
en Fehlern, von langem, frühern Ungehorſam und Trotz,
elches das Herz der entpörten Eltern entpört und jetzt
n Unglück unbiegſam macht.

Ich komme ſpät zu einer Hauptquelle des Uebels. —
er ſteife Sinn heuchleriſcher Landesſitten, der Anſtrich
on Demuth, der nur Mode iſt, und innerer Hochmuth,
er Anſtrich von Eingezogenheit außer der Hausthüre, ver-
unden mit Freſſen und Saufen und Schlupfwinkelfreu-
en innert der Thüre, iſt die eigentliche Brutſtube der gröſ-
en Greuel.

In Städten, wo der Pfarrer den öffentlichen Tanz als eine Handlung der Hölle, und die Kegelſpiele der lachenden Jünglinge und die Reigen der ſcherzenden Mädchen als ſataniſchen Muthwillen erklärt, an dunkeln Orten, wo der mürriſche Prieſter von einer entdeckten Schwangerſchaft wie von der Sünde Sodoms und Gomorrha, die der lieben Stadt den Boden ausdrücken werden, redet, an Orten, wo die Kleidung der Nonne im Kloſter natürlicher und reizender iſt, als die alle menſchliche Bildung verläugnende, bizzargezwungene Ehrbarkeitsröcke der ſtillen, andächtelnden Mädchen, an ſolchen Orten geſchehen oft vielmehr geheime Greuel, als da, wo Jünglinge und Mädchen viel lachen und ſelbſt an Feſttagen tanzen.

Denn, wo ein Volk blos aus Mode über eine jede uneheliche Schwangerſchaft allgemein bittern und ärgernden Lerm ſchlagt, ſo iſt die natürliche Folge, daß Jünglinge und Mädchen, welche Heuchlern und Narren nie gerne zum Opfer werden, lieber alles wagen, als ſich der gränzenloſen Verſpottung und Verachtung eines Volks blos geben, das ſie nicht für beſſer halten als ſich ſelbſt; und ſicher werden lebhafte Jünglinge und Mädchen, denen Schande tödtende Bitterkeit iſt, immer eher zu allem Zuflucht nehmen, als lebenslänglich der unbemitleidende Fingerzeig einer boshaften Hartherzigkeit ſeye, derer Laſterhaftigkeit ſie fühlen müßen.

Ein ſolcher affecktirter, die Fehler übertreibender, Nationalton iſt beſonders noch jezt in kleinern Städten gar nichts Seltenes. —

Mein Freund Sch^{c} hat in ſeiner Reiſebeſchreibung den Geiſt dieſer ſteifen, aber nicht reinen Nationalehrbareit mit einem Meiſterzug entwickelt. Ich will die Stelle ſeines Manuſcripts einrücken; aber den Ort, den ſchönen, reichen, ehrbaren und häuslichen Ort darf ich nicht nennen. Die Stelle lautet alſo:

„Da wir in °°° ankamen, beſahen wir, wie gewohnt, die öffentlichen Gebäude; auf dem Rathhaus ſaß eine gefangene Tochter; die Frau Rathhausverwalterin zeigte uns dieſelbe mit einem höhniſchen Lächeln durchs Gitter. Ich fragte die Frau, was dieſes Menſch gethan habe? B'hüt uns Gott davor, antwortete die Frau Verwalterin, ſie iſt geſegneten Leibes; und das zehnjährige Töchterchen, das neben ihr ſtund, unterhielte uns nicht ohne bemerkbare Weitläufigkeit von den Straſen der Huren, und den Spielen, die man mit ihnen treibe. Ich ſchüttelte den Kopf ob dem Seufzen der Mutter und ob der Erzählung der wohlunterrichteten Tochter, zahlte das Trinkgeld für das Geſehene und gieng wieder ins Wirthshaus. Hier aber bemitleidigte alles die gefangene Tochter, und Niemand lobte die Frau Rathhausverwalterin, die, b'hüt uns Gott davor, ihren Kaffee und Zuckerzeug, welches ſie wie Brod freſſe, dieſen armen Mädchen zu danken habe, die ſo mit geſegnetem Leib an ihre Koſt kommen.“

Arme Mädchen! ihr müßt eben vielen Leuten Gutes thun mit euerer Sünde, und oft vielen harten, böſen Leuten.

Erſter Schritt, die Quellen des Uebels und die Hülfsmittel dagegen näher zu erforſchen, und Beſtimmung des vorzüglichſten Geſichtspunktes aller menſchlichen Geſetzgebung.

Ich wende mich auf eine andere Seite; der Gedanke vom Abtreiben und Ermorden kommt in hundert Herzen durch das Beiſpiel der öffentlichen Strafen, durch das laute Gerede von Greuelthaten, deren Beyſpiel man in die Schatten der Nacht um ſo mehr vergraben ſollte, da nicht die Strafen der Verbrechen, ſondern vielmehr die Bildung der Menſchen zum Guten und die Erſtickung der erſteren Keime der kleineren Menſchenlaſter, das iſt, was das Land im allgemeinen vor Greuelthaten bewahret.

In dieſem Geſichtspunkt würde ich es für eines der erſten Kennzeichen des Vorſchritts einer beſſern Geſetzgebung anſehen, wenn ein Fürſt überall alle Verbrechen, gegen welche er einen ſtarken Abſcheu im Volk unterhalten will, aus keinen Gründen mehr öffentlich ſtrafen laſſen würde. — Auch der Selbſtmord wäre mir ein Verbrechen von dieſer Art. — Ich würde ihn gar nicht beſtrafen, er führt ja ſeine Strafe bey ſich. — — Keine Lehrſtühle ſollten mir ſein Unrecht beweiſen; es iſt in dem Innern des Menſchen, im Abſcheu ſeines Herzens vor der That mehr als bewieſen.

Ich würde den Mann, der einen ſolchen Unglücklichen fände, belohnen, aber er müßte mir ſchwören, zu ſchweigen und die That zu verhehlen, daß kein Unglücklicher im Land das Beiſpiel vernehme, in Kopf faſſe und im Blödſinn ſeiner Verwirrung in einer unglücklichen Stunde der Leidenſchaft, von dieſen Vorſtellungen verleitet, ihm nachfolge. —

Nie erhört, erſchrecklich zu ſagen, daß man ſich davor behütet und ſegnet, das iſt der Ausdruck des Volks über Sachen, die ihm wahrhaft ein Greuel ſind. — Wenn dann aber die innere Kraft dieſes wirklichen Grauſens, welches das Volk vor den Sachen, die es verabſcheuet hat, geſchwächt wird, ſo wird aus dem Greuel ein Verbrechen, aus dem Verbrechen ein Etwas, das man freilich noch für Sünde hält, mit dem aber Knaben und Töchter und Jedermann ſo bekannt wird, daß in der Stund der großen Verſuchung kein innerer Abſcheu mehr die Hand des Elenden vor der Ausübung der That, mit Kraft zurück hält.

Ich wünſchte, daß man in dieſem Geſichtspunkt die Geſchichte der Selbſtmörder, Kindermörder und aller Verbrecher überhaupt unterſuchen möchte.

Der berührte Grundſatz iſt beſonders in Beziehung auf diejenigen Verbrecher höchſt wichtig, welche gemeiniglich mit Kopfesverwirrung und tiefem beunruhigendem Elend vergeſellſchaftet ſind.

Es fordert in den fürchterlichſten Augenblicken der tiefſten Beklemmung nur den geringſten, kleinſten veranlaſſenden Umſtand, nur einen Wink, nur ein Beyſpiel, nur ein den Gedanken erregendes Wort, ſo iſt das Bild zu den fürchterlichſten Entſchlüſſen in dem abgeſchwächten Kopf des Elenden unauslöſchlich eingegraben, und bereitet den Armen von nun an, in ſeinem ſteifen ſtarren Sinn gewaltſam fortwirkend, auf das Unglück der letzten Verwirrung, in welcher er endlich erliegt. Aber ich kehre auf meinen Gegenſtand zurück. Die Grundlage guter und wirkſamer Vorbeugungsmittel gegen alle Verbrechen muß auf richtige Kenntniſſe der Grundtriebe des menſchlichen Herzens gebaut werden.

Die menſchliche Beruhigung, dieſer ewige, innere Endzweck aller Geſetzgebung, fordert die Veredlung aller Grundtriebe, Grundanlagen und Kräften der Menſchheit.

Ihre Erſchlaffung und Ertödtung iſt eben ſo wohl Quelle von Unglück und Laſter, als ihre verwildernde Ausartung. —

Die Veredlung der Grundtriebe des menſchlichen Herzens ſetzt beym Menſchen ihre Befriedigung voraus; die Schranken ihres Genuſſes aber ſind durch ewige Pfeiler eines unauslöſchlichen Gefühls im menſchlichen Herzen genugſam und allgemein bezeichnet.

So einfach iſt die Bahn der Natur, die den Menſchen zur Weisheit und Tugend führt, aber die Geſetzgebung gehet ſelten und ungern auf dieſem einfachen Pfad der Natur, und hat allenthalben ſo viele einführende Nebenwege und krumme, aber prunkvolle Prachtſtraßen, deren Ende die Abgründe der Unmenſchlichkeit ſind.

Indeſſen was auch immer im Jahrhundert durch die Routine ein Moderecht erhalten oder auch zu einer Modeverſäumniß geworden, ſo muß ein weißer Geſetzgeber dennoch ſuchen, die erſten innern und äußern Bedürfniſſe ſeines Volks zu befriedigen, ehe er die Ausartung rechtmäßiger Wünſche, dieſe große Quelle der bürgerlichen Verbrechen, ſtrafen will.

Regenten, die Aufmerkſamkeit auf die wahren Bedürfniſſe der Menſchheit, die Uebereinſtimmung euerer Geſetze und euerer Forderungen mit dieſen Bedürfniſſen, und das ſanfte, väterliche Einlenken euerer Forderungen in das Gefühl des Menſchherzens, das in jeder Bruſt ſchlägt, das iſt, was zur Bildung eueres Volks, welches ihr immer mehr leiten als richten ſollet, euerer Strafgeſetzgebung vorgehen ſoll.

Vater der Völker! Wenn euere Strafgeſetzgebung durch die Härte das Gefühl der Menſchheit empöret, ſo veranlaſſen euere Geſetze zehen Verbrechen gegen eines, dem ſie ſteuren; das iſt im gemeinen Leben ſo wahr, als in der öffentlichen Geſetzgebung; ich habe mehrmalen einer ſehr braven, aber etwas lebhaften Hausmutter geſagt, der erſte Grundſatz in der Regierung der Hausdienſte iſt, auch m Kleinſten, im Allergeringſten in im Unrecht gegen ſie zu rſcheinen; das Gefühl, Unrecht zu leiden, verderbt mehr ls alles in der Welt das Menſchenherz; und wenn ich e in meinem Leben eine Erfahrung ſicher, vielfach und ichtig gemacht habe, ſo iſt es dieſe, daß, mit Unrecht aneklagt und beſchuldigt zu werden, einen ſo entſetzlich Herz erderbenden Eindruck macht, daß Leute, denen dieſes beegnet, hernach bey allem, was ſie fehlen, ſich immer nur n der Unwahrheit der übertriebenen Klage und dem Unecht, das ſie leiden, halten, und ihre wahre Fehler je läner je mehr verkennen. So wird die Unvorſichtigkeit, das efühl des menſchlichen Herzens, im häuslichen Leben geen ſeine Dienſte nicht zu ſchonen, zur Quelle der gröſſn Dienſtlaſter, die dann unausſprechlich leicht in gränloſe Vergehungen ausarten, indem das empörte, menſchliche Herz gegen Leute, die es als ungerecht und hartherzig anſiehet, ſich alles erlaubt.

In dieſem Geſichtspunkt halte ich auch davor, daß die Hartherzigkeit der in oberkeitlich- und herrſchaftlichen Sachen angeſtellten Dienerſchaft eine der vorzüglichſten Urſachen der Unſittlichkeit des Volks und ſeiner wichtigſten Verbrechen gegen die Obrigkeit ſeye.

Ich ſahe im gemeinen Leben ſo auffallende Wirkungen von der Beobachtung des Grundſatzes, das Gefühl der Menſchen zu ſchonen, daß nichts in der Welt mehr im Stand ſeyn wird, meine diesfällige Ueberzeugung zu ſchwächen und meinen Glauben an die unauslöſchliche, innere Reizbarkeit des Menſchen für Wahrheit und Tugend auszulöſchen. Ich ſehe dieſe Wirkungen im Volk von der unterſten Tiefe —— ich ſahe ſie bey dem ruchloſeſten und härteſten — die Geſchichte der Welt in allen Volksepochen beweiſt den Grundſatz — — die Führer des Volks zum Streit und zum Altar, alle kannten ihn, übten ihn aus; aber ſehr viele freylich zu Endzwecken des Irrthums und Laſters. —

Aber an ſich; geſondert von den Fehlern des Mannes, der ihn braucht, iſt der Grundſatz, das Gefühl der Menſchen zu ſchonen und unſere Endzwecke, Forderungen und ganzes Verhalten als gerecht, menſchlich, und liebreich und großmüthig ins Aug fallen zu machen, unzweydeutig die Grundlag aller reinen, wahren Regierungsweisheit, obwohl ſie ebenfalls auch das feine Herrſchergeheimniß iſt, welches alle Tyrannen brauchen müſſen, ſo lang ihr Volk noch nicht, beydes, für das Gute und für das Böſe gleich todt iſt.

Aber dieſe Reizbarkeit der Menſchen für Recht und Pflicht, für Tugend und Weisheit ſtirbt und löſchet aus, wenn der Menſch um ſich her nur Eindrücke der Bosheit, der Grauſamkeit, der Pflichtvergeſſenheit, der Treuloſigkeit, des Eigennutzes und der Gewaltthätigkeit ſiehet. — Und wo dieſes innere Gefühl des Herzens alſo ſchlafend und erloſchen erſcheint, daſelbſt wirken die Kräfte und Anlagen des Menſchen ohne innere Stimmung für Tugend und Weisheit, und führen ihrer Natur nach zu Verbrechen.

Man gehe auf der andern Seite gegen den Gefühlloſeſten und Härteſten mit feſter Schonung ſeines Gefühls für Ehre und Pflicht, und ein edles Betragen; und ſehe dann die Wirkung des pflichtmäßigen Verhaltens gegen ſeine Nebenmenſchen. — Wenn es dem Verſtockteſten auffält, daß du gegen ihn gerecht, edelmüthig und ſchonend biſt, der Mann wird ſtaunend vor dir da ſtehen, er ſiehet; was er nicht glaubt, denn kein Verbrecher glaubt ſeinem Nebenmenſchen beſſer als ſich ſelbſt, und edel und gut — er wird ſtaunend vor dir ſtehen, und wenigſtens in dieſem Augenblick gegen dich fühlen, was ein Verbrecher gegen einem jeden, der ihm ſein Verbrechen vorhält, ſonſt allgemein nicht fühlt.

Aber die Beyſpiele des wahren Edelmuths, reiner Güte und wahrer Volksſchonung ſind ſo ſelten unter den Menſchen; das Uebergewicht der Eindrücke, die das Volk bilden, verhärten daſſelbe, und tauſendfache Aeußerungen in der Tiefe des Volks haben mir entſcheidend gezeigt, daß die Laſterhaftigkeit des Volks gränzenlos wachſt, weil man täglich weniger die innere Zartheit des unverdorbenen Menſchengefühls bei ihm ſchonet, und täglich weniger die Keime des Großen und Guten, das in allen Menſchen liegt bey ihm empor zu heben ſucht. —

Eben ſo auffallend zeigen auch zahlloſe Aeußerungen in der Tiefe des Volks, daß der Mangel ihrer Delikateſſe und Schonung gegen daſſelbe ſeinen Grund wirklich im Geiſt unſerer Geſetzgebung und wenigſtens im Geiſt ihrer Verwaltung, beſonders im Hochflug armer Amtleuten- und Büraliſtenfamilien, die ſich täglich ſteifer anmaſſen, einen obern ob allem unbeſtallten Volk höher ſtehenden Stand auszumachen. Und da ich annehme, daß in dem innern Gefühl der Menſchheit für Recht und Pflicht, für Tugend und Edelmuth die eigentlichen Keime der Triebfedern, durch welche alle Grundanlagen der Menſchheit gebildet und vor Ausartung beſchützt werden müſſen, liegen, ſo glaube ich, die bürgerliche Geſetzgebung, welche die wahre Beruhigung der menſchlichen Geſellſchaft zum Endzweck hat, müſſe ſich ſtark und feſt auf ſanfte, menſchliche Enthüllung und auf eine väterliche Schonung dieſes innern Gefühls der Menſchheit gründen, oder welches eben ſoviel iſt, ſie einſt mit den ewigen Grundbegriffen der Menſchheit von Recht und Pflicht, von Tugend und Größe nicht nur übereinſtimmen, ſondern in ihren Wirkungen, in ſo fern dieſe dem einzelnen Einwohner ſichtbar werden, auffallend dieſen Grundempfindungen des Herzens ähnlich und zu allgemeiner Emporhebung und Stärkung derſelben geſchickt ſeye, und ich glaube, es ſeye die höchſte Weisheit, folglich die erſte Pflicht der Regierung; nicht nur wirklich herzlich und väterlich gegen das Volk geſinnet zu ſeyn und zu handeln, ſondern über das noch den Ton, das Aeußerliche, das Auffallende ihrer zahlloſen Handlungen ſo ſchonend, ſo väterlich, ſo ſeelemporhebend in den niederſten Hütten auffallend zu machen, als es immer mit der Kraft des nothwendig mitzuerzielenden Kindergehorſams beſtehen kann.

Die große Wirkung ſchonender und liebreicher Grundſätze für die Sittlichkeit und Glückſeligkeit der Nationen zeigt ſich dem aufmerkſamen Beobachter von allen Seiten; — inſonderheit giebt die häusliche Verfaſſung des Menſchen diesfalls helles Licht. —

Man kann im weiten Kreis der Fürſtenthümer und Reiche nicht ſo feſt und im Detail unverwirrt beobachten und durchſehen, was die Art, wie man mit den Leuten umgehet, für Wirkung auf ihre Sitten, ihre Bedürfniſſe und auf ihre Glückſeligkeit habe; hingegen iſt es ſehr leicht, richtig und genau die Wirkungen zu beobachten, welche die Art und Weiſe, mit der man mit Hausdienſten umgeht, auf ſie ſelbſt und auf alle häusliche Verhältniſſe hat.

Desnahen der weiſe Geſezgeber, wenn er im häuslichen Leben die Wirkung der Schonung und Sorgfalt, die Endzwecke herzlicher Liebe und feſter Gerechtigkeit und unerſchütterter Treu auffallend zu machen, allgemein von geſegnetem Erfolg ſiehet; wenn er die widrigen, Unſittlichkeit befördernden, Wirkungen der Vernachläßigung dieſer Sorgfalt auch allgemein ſiehet, ſo wird er unzweydeutig die Grundſätze ſeiner Staatsverwaltung auf dieſen erſten Grundſatz der wahren häuslichen Weisheit bauen.

Das Bild ſcheint entfernt von ſeinem Gegenſtand, aber ich hoffe, es gebe dem Lauf meiner fortgehenden Betrachtungen Licht, da es die erſten Lineamente des eigentlichen Geſichtspunkts, in welchem ich meinen Gegenſtand ins Aug faſſen werde, enthaltet.

Näherung zu meinem Gegenſtand, und Erörterung zweyer Vorfragen.

Aber ich ſchreite weiter. — Wenn ich den Detail der Urſachen des Kindermords zuſammenfaſſe, ſo zeigt ſich der Gegenſtand mir in zwey allgemeinen Geſichtspunkten. —

Ich ſehe erſtlich, daß der allgemeine Endzweck aller unverehlichten, ſchwangern Mädchen, ihre Schande zu decken und ihrer Kinder los zu werden, bey allen Kindermörderinnen die veranlaſſende Urſache ihrer That iſt.

Ich ſehe ferner, daß dieſe elenden, ſo wie überhaupt alle unverehlichten Schwangern, eben ſo allgemein noch mit unendlich beunruhigenden, äußern Umſtänden belaſtet werden, welche ſie unausſprechlich abſchwächen, verwirren und an den Rand der Verzweiflung führen.

Die Grundſätze, welche zu wahren und realen Hülfsmitteln wider den Kindermord führen, liegen zu ſichtbar in dem Weſen dieſer Beobachtung, als daß ich nicht annehmen ſollte, man fühle zum voraus, wohin ſich das Reſultat der Abhandlung lenken werde. — Um aber aller Mißdeutung vorzubeugen, welche das Anrathen ſchonender und hülfleiſtender Grundſätze gegen unverehlichte Schwangere noch immer ausgeſetzt iſt, ſo will ich vor allem nur folgende zwey Vorfragen ins Licht zu ſetzen ſuchen.

I. Ob der allgemeine Endzweck der unverehlichten ſchwan-
rn Mädchen, ihre Schande zu bedecken und ihrer Kin-
r los zu werden, an ſich ſelbſt bös, ſchändlich und la-
erhaft ſeye.

II. Ob dadurch, daß man ihnen zu demſelben Hand
ethen würde, die Sittlichkeit und Glückſeligkeit der menſch-
chen Geſellſchaft wahrſcheinlich mehr befördert, oder mehr
ehindert würde, als wenn man ihnen nicht Hand dazu
leihet.

Es fragt ſich, in Rückſicht auf ſie, erſtens: woher die-
e allgemeine Endzweck der unverehlichten, ſchwangern
Mädchen entſpringe?

Zweytens wohin derſelbe führe?

Wenn ich den erſten Geſichtspunkt der Sache ins Aug
aſſe, ſo kann ich mir nicht verhehlen, er liege im Innern
es menſchlichen Herzens und beſonders in den weſentlichen
Grundanlagen der weiblichen Natur.

Ich ſehe im Weſen des menſchlichen Herzens allge-
nein einen tief eingegrabenen Abſcheu gegen die Gefahr,
Vorwürfe eines unanſtändigen, ſchändlichen Betragens an
ich kommen zu laſſen, und offenbar iſt der Abſcheu gegen
ie äußern Zeichen der Schande und Verachtung beym
weiblichen Geſchlecht noch größer als beym männlichen.

Ich ſehe zugleich, daß die Lebhaftigkeit und Stärke dieſes Abſcheus zur Erhaltung der Zartheit der weiblichen Anlagen und der Eigenthümlichkeit des weiblichen Charakters zum Schutz der weiblichen Tugend und zum Glück des ehelichen Lebens weſentlich nothwendig iſt.

Ich ſchließe alſo, daß, da die erſte Urſache, woraus dieſer allgemeine Endzweck der unverehlichten Schwangern entſteht, in Trieben und Neigungen zu ſuchen, deren lebhaft wirkendes Daſeyn der Menſchheit und beſonders dem weiblichen Geſchlecht weſentlich nothwendig und für ſeine Tugend und Beſtimmung unentbehrlich iſt, ſo ſey auch der Endzweck, der eine gerade, natürliche und nothwendige Folge dieſer Grundtriebe iſt, an ſich ſelbſt nicht unrecht, nicht laſterhaft und nicht ſchändlich.

Dieſes entſcheidend zu urtheilen, werde ich um ſo mehr bewogen, da es ein offenbares Naturbedürfniß der Menſchheit iſt, daß eine jede Mutter zu Erziehung und Erhaltung ihres Kinds einen Vater und den ganzen fortdauernden Genuß dieſes Verhältniſſes, der ſich mit keinem ſchnöden Jahrgeld vergüten läßt, an der Hand habe.

Der Endzweck dieſer Elenden, ihrer Kinder los zu werden, gründet ſich alſo auf ein wahres Realbedürfniß der menſchlichen Natur, welcher die bürgerliche Geſellſchaft Befriedigung zu verſchaffen mir um ſo viel mehr verpflichtet ſcheint, als unendlich viele Jünglinge zu Verführung, und Veranlaſſung der Mädchen durch bürgerliche, conventionelle Beweggründe gereizt und veranlaßt werden.

Der zweyte Geſichtspunkt der Sache iſt: wohin führt dieſer Endzweck? — Zum Kindermord, antwortet ihr.

Ich aber frage: wann? und warum?

Wann und warum ſtürzen Endzwecke; deren Entſtehung ſich auf innere Grundlagen unſrer Natur und auf Realbedürfniſſe der Menſchheit gründen, folglich in ihrem Weſen weder unrecht noch ſchändlich ſind, den Menſchen in die unterſten Tiefen der Unmenſchlichkeit hinab? Und da zeigt ſich dann bald, daß conventionelle Nebenumſtände die Urſachen ſind, warum dieſe natürlich nicht zur Unmenſchlichkeit führenden Endzwecke in dieſen Elenden einen Grad von verwirrter, wilder Heftigkeit erhalten, der die eigentliche Urſache iſt, welche ſie in die Abſcheulichkeiten ihrer letzten Verzweiflung hinabſtürzt.

Um ganz natürlich von der Sache zu reden, verhält ſie ſich alſo: Staatsverfaſſung und Sitten untergraben die Keuſchheit des Volks und verkürzen dann das gemeine Mädchen, wenn es unter geduldeten und ſogar begünſtigten Verſuchungen unglücklich worden, willkührlich an dem Troſt, den die Natur jedem Vater als Schuldigkeit für ihns auflegt, auf vielfache Art. Noch mehr, Sitten und Geſetze legen über dies noch Schande und Spott, Verhöhnung und Beſtrafung auf die Elenden, denen ſie eine reale und dauerhafte, entſchädigende Vaterhülfe entreißen. Noch mehr, der Staat, der pflichthalber aller Waiſen Vater, dieſer Staat, der ſo vielfach dem Mädchen den Vater ſeines Kinds von ſeinen weſentlichen, natürlichen Pflichten ganz losſpricht, und wo er es nicht ganz thut, der Elenden nur einen feilen, nichtigen Lohn und nicht Vaterhülfe zuſpricht, dieſer Staat, der doch ſonſt in andern Verhältniſſen ſeine Vaterpflicht an vielen Orten gegen die Waiſen erkennt, erkennt ſie gegen dieſe Elenden, die ihrer am vorzüglichſten bedürfen, in unſerm Vaterland, wenigſtens ſo viel ich weiß, ausgenommen in Neuenburg, gar nicht, und überläßt ſie in dunkler Unberathenheit ganz ſich ſelber.

Es ſind alſo zufällige, äußere Nebenumſtände die Urſache, warum dieſer Endzweck dieſe Elenden in die Tiefe verzweifelnder Unmenſchlichkeit herabſtürzt, und nicht der Endzweck an ſich ſelber.

Wenn nicht irrige Geſetze und Sitten die Gefahren der Verführung willkührlich erhöheten, die Sorgen der Unglücklichen ohne alles Verhältniß gegen ihren Fehler vermehrten und die offenbarſten Pflichten der Schonung, des Mitleidens und der Hülfe widernatürlich verkennten, ſo würden dieſe Endzwecke kein Mädchen zur Verzweiflung und keines zu unmenſchlichen Thaten bringen.

Nein! der Abſcheu vor Mord, das zitternde Beben des Weibs vor dem Blut, die ganze Kraft der Weiblichkeit und die Mutterempfindung, die auch die elendeſte Verlaſſene noch hat, würde dieſen Endzwecken mit der Menſchlichkeit vereinbare Schranken ſetzen und nicht zur Unmenſchlichkeit hinführen, wenn nicht conventionelle Umſtände mit einem Gewicht hinzuſchlagen würden, unter welchem dieſe Elenden oft erliegen müſſen.

Und ohne Umſchweif zu reden, ſo iſt nichts heiterer als dieſes, daß allenthalben, wo dieſe Elenden zu Erreichung ihres Endzwecks Mittel und Wege ohne Greuelthat finden, ſie gewiß auch keine begehren würden.

Und endlich, um über den Gegenſtand von der Leber weg zu reden, was thut das Mädchen am End gegen den Staat, wenn es ſein Kind mordet?

Ich ſehe nichts anders, als es unterhaltet den unter den Umſtänden, unſrer Zeit ſo auffallend unnatürlichen und gewaltſamen Zuſtand, in welchem es kein Kind gebähren darf, bis es verheurathet; es thut in Beziehung auf den Staat nichts anders, als daß es ſucht, kinderlos zu bleiben, weil der Staat will, daß es kinderlos ſey, und ihm droht, weil es nicht kinderlos iſt.

Daß es ſeine ſinnlichen Begierden befriedigt, das verweigert ihm der Staat nicht; er kann es nicht; es iſt auch nicht ſeine Sache, ob er's wohl freilich, wie es jezt an vielen Orten in der Welt iſt, auch noch thäte, wenn es nur wäre, um dem armen Menſchengeſchlecht zu zeigen, daß es mit Leib und Seele ſein iſt, und daß ſein Thun und Laſſen, ſein Reiten und Fahren, ſein Sitzen und Liegen, ſein Aufſtehen und Niedergehn unter ſeiner alleinflieſſenden Botmäſſigkeit ſteht und wenigſtens für ſeine Finanzen nicht ungenuzt gelaſſen werden darf; aber er kann's nicht und ſchränkt darum ſeine diesfällige Ahndung auf diejenigen ein, die vor ihm als Vater und Mutter erſcheinen, ehe ſie verheurathet ſind, d. h. auf diejenigen, die in der Befriedigung ihres Naturtriebs im eheloſen Leben nicht ſo unnatürlich handeln als Tauſende, die nicht vor ſeinen Richterſtuhl kommen — und die ganze Laſt ſeiner Ahndung fällt auf die Schwächern, auf die weniger Schuldigen.

Der Jüngling, der ſeinen Naturtrieb befriedigt und nicht Vater wird, und jeder Wüſtling, der ſich ſelbſt befleckt, iſt Kindermörder wie das Mädchen, das ſein Kind abtreibt und in der Geburt erſtickt; und das Mädchen, das ſeine ſinnlichen Begierden befriedigt und muthwillig nicht ſchwanger wird, iſt für den Staat Kindermörderin wie der erſte. Aber wer will hier ſtrafen? und wer bliebe zu ſtrafen übrig? und wie auffallend iſt es, daß die erſte Urſache des Kindermords, die Handlungen der Unkeuſchheit unverehlichter Menſchen, nicht unter die öffentliche Ahndung des Staats gehören. —

Man darf faſt nicht ins Chaos der Verwirrung der Begriffe, die diesfalls unſere Geſetzgebung irre lenken, hineinſehen. Der Staat will die Kinderloſigkeit von Millionen Menſchen, die er weder heiligen, noch reinigen, noch wiedergebähren kann, von dem Geluſt des Fleiſches, durch deſſen Befriedigung die Kinder der Menſchen geboren werden; darum muß er dieſe Kinderloſigkeit, die wider die Natur der Sterblichen iſt, mit der ganzen Härte ſeiner Strafgerechtigkeit zu erzwingen ſuchen; er muß millionenfaches Elend auf Erden, um dieſer ſeiner Einmiſchung willen veranlaſſen, und tödet endlich die Hand der Verzweiflung, welche nur die Erhaltung dieſer erzwungenen Kinderloſigkeit erzielt hat.

Darum ſcheint mir, die erſte Frage dieſes Gegenſtands ſey dieſe: iſt der Wille des Staats, daß unverheurathete Mädchen nie ſchwanger werden ſollen, in ſo fern er ſich als Staatswille und ſtrafend äuſſert, recht? und gehört es ſich, daß der Richterſtuhl des Staats ſich in dieſen Fehler, ſo groß er ſittlich auch immer ſeyn mag, miſche?

Ich glaube nein —

Und meyne, der Staat müſſe freilich die Reinigkeit der Sitten begünſtigen und beſchützen, aber nicht durch gewaltſame Hinderung des befruchtenden Beyſchlafs von Leuten die geil ſind, und die er auf tauſend Wegen unendlich mehr zur Geilheit anreizt, als dieſes die Natur nicht thut.

Ich meyne, der Staat müſſe der Keuſchheit der Nation nicht durch die Büſſung der Huren, und dem Kindermord nicht durch die Enthauptung der Verzweifelten hüten, ſondern werde dieſem beydem am beſten ſteuern, wenn er allgemein im Volk die Furcht Gottes und Treue und Glauben und häusliche Kraft und häusliche Tugend beſördern wird.

Der Staat muß wiſſen, das Volk hat den Beyſchlaf im reifen Alter nöthig, und der Menſch muß höchſt edel, er muß ſo edel ſeyn, wie ihn der Staat nie machen und wie er, als Staat, es nie fordern kann, daß er werde, wenn er in Lagen, die ihn nicht heurathen laſſen, ſich nicht verunreinigen ſoll; und man darf ſich's nicht verhehlen, daß, wo das Heurathen ſchwierig und das Volk doch nicht beſſer iſt, als wir's gemeiniglich haben, da iſt die allgemeine Verhütung eines vielfachen unehelichen Beyſchlafs unmöglich — und der Staat, der in dieſer Lage ſein hohes Mißfallen über die Folgen dieſer Sache mit Härte äuſſert, ſteuert der Geilheit und dem unehelichen Beyſchlaf im mindeſten nicht, aber er veranlaßt die Greuel, denen wir nachforſchen.

Desnahen wiederhole ich die Forderung des Sittenlehrers, daß unverheurathete Jünglinge und Mädchen ſich des Beyſchlafs enthalten, iſt für Menſchen, die dahin erhoben werden, den höhern Beweggründen der Sittlichkeit zu folgen, aufs kräftigſte bindend; iſt ſie eine, die Kräfte der Menſchheit aufs vorzüglichſte ausbildende und ſeine Tugend durch die edelſten Ueberwindungshandlungen ſicherſtellende Pflicht, und ihre allgemeine Ausübung ſollte das eigentliche Kennzeichen des Volks ſeyn, das ſich zu Jeſu Lehre bekennt. Aber damit punktum. Der Staat darf ſeine Saiten gar nicht ſo hoch ſpannen als der Sittenlehrer, und am wenigſten als der chriſtliche Sittenlehrer — und die unbedingte Forderung des Staats, daß unverheurathete Mädchen ſeinetwegen nicht ſchwanger werden ſollen, iſt ganz gewiß nicht gerecht — daß er aber eine Strafe und Buſſe darauf ſetzt, bey welcher er es denſelben verbiethet, iſt noch etwas mehr.

Geſetzgeber der Welt! und ihr, Richter über die armen Gefangenen! Laßt es euch ſagen, es iſt ſicher immer ein eigenes Ding in der Welt um ein Mädchen, das ſein eigenes Fleiſch und Blut tödet, und es braucht gewiß viel, ein ſolches dahin zu bringen, daß es mordet.

Menſchen! Geſetzgeber und Richter! Laßt mich reden, und die Umſtände des Kindermords, wie ſie ſeyn müſſen und nicht anders ſeyn können, euch vormahlen — und dann laßt mich euch fragen: ſind ſie nicht faſt allgemein immer mit einem Gefühl von Selbſtvertheidigung und Nothwehr verbunden, bey welchen man ſonſt in ähnlichen Fällen beynahe allgemein den Mord zu entſchuldigen geneigt iſt? — Das Kind, welches das Mädchen gebähren ſoll, raubt ihm Ruhe und Ehre und allen Lebensgenuß — und ich töde den Mann, der wider meine Börſe die Hand ausſtreckt, und ich werde gerechtfertigt.

Ich weiß den Unterſchied wohl, aber ich fühle auch die verwirrende Stärke der Empfindung, welche den Kindermord in dem Augenblick, in dem er geſchieht, mir in meinen Augen gar oft beinahe zur völlig unwillkührlichen Handlung macht.

Nach ſeiner verwirrten Augenblicksempfindung, nach

dem

dem Eindruck der Bilder und Vorſtellungen, die im Augenblick des Gebährens das Mädchen zum Mord bringen können, iſt es nicht anders möglich, das Mädchen fühlt nicht, glaubt nicht, weiß nicht, daß es einen Menſchen tödet, nicht, daß es ein Kind mordet — es tödet nichts, das ſchon da iſt — nichts, das da ſeyn ſoll — nichts, das es geſehn, als Menſch, als lebend geſehn, — nichts, das es als Menſch gehaßt oder geliebt; es tödet wohl etwas, deſſen mögliche oder wirkliche Erſcheinung in der Welt wie ein Geſpenſt vor ihm ſieht, das ihm auf Tod und Leben zu Leib geht und das es zu einem Leben, das ihm nicht anders als wie eine Hölle vorkommen muß; hinführt.

Seine Handlung iſt wohl Unſinn, ſeine Handlung iſt wohl Verzweiflung, aber ſie iſt nicht Mord. Das Kind iſt noch nicht da; es will nur kommen, es iſt noch nicht da. Aber es kommt — es kommt — es zerreißt dir deine Eingeweide — deine Zähne kirren vom Fieber deiner Schmerzen — es kommt — es zerreißt dir deine Eingeweide — es kommt — es wird ſeyn — es wird dir dein Leben vergiften — es wird dein Leben zur Hölle führen — es kommt — es kommt — Schmerzen zerreiſſen dein Innerſtes — dein Athem würgt dein Herz — du verbeißeſt deinen Laut und kirrſt im Entſetzen deiner Leiden — unter der Hülle deines Betts verbirgſt du dich ſelber und verfluchſt den Tag, an dem du das Licht ſahſt — du wünſcheſt dich ſelber tauſendfach zernichtet — vergraben — und mußt dir helfen — und weißt dir nicht zu helfen — du biſt nicht bey deinen Sinnen — du ſiehſt und hörſt und fühlſt nicht, was um dich her iſt — ſiehſt und fühlſt und kennſt nicht, was du gebierſt — ſo wenig als was du jezt ſelbſt biſt — du mordeſt, du erdrückſt, und weißt nicht, was du thuſt — du erdrückſt, was wenigſtens für dich noch nicht Menſch war, und für dich und durch dich nie Menſch werden ſollte — du tödeſt, du zernichteſt dein Kind, das dir alles wäre, wenn es ungekränkt das deinige ſeyn dürfte — du erdrückſt und tödeſt dein Kind, das dir nichts iſt, weil du kinderlos ſeyn ſollteſt, und tauſendfaches Entſetzen auf dich wartet, weil du es nicht biſt.

Solche Vorſtellungsarten, die im heiſſen Gehirn der Gebährerin noch tauſendmal ſtärkere Bilder erzeugen, als dieſe Worte da ausdrücken, ſolche Vorſtellungsarten ſind es, welche den Geiſt des Mords in den Unglücklichen erzeugen, die ihre Kinder entleiben, und dieſe Vorſtellungen enthalten auch die Beweggründe, warum ich ſo warm der Schonung für die Elenden das Wort rede.

Verzeih' mir, Leſer! die Verwirrung meiner Bilder. Ich ſchilderte den Zuſtand der tiefſten Verwirrung, und mein Herz nahm auf eine Art an dem, was ich ſagte, Theil, daß ich weder Kraft noch Willen hatte, meine Worte ſo genau abzuwägen. Ich kann deswegen in einzelnen Ausdrücken leicht zu viel geredt haben; aber, Leſer! wenn du mir hierüber antworten oder mich richten willſt, ſo forſche dem Weſen meines Geſichtspunkts nach. Das allein will ich noch beyfügen: ich glaube an das, was ich ſagte, und mein Inneres macht mir keine Vorwürfe.

Aber es iſt Zeit, fortzuſchreiten.

Die zweyte zu unterſuchende Vorfrage iſt: ob man dadurch, daß man den unverehelichten, ſchwangern Mädchen mit Hülfe und Rath zu den Endzwecken, ihre Schande zu bedecken und ihrer Kinder los zu werden, an die Hand gehn würde, der Sittlichkeit und Glückſeligkeit der Nationen wahrſcheinlich mehr ſchaden als nützen würde? —

Dieſes zu beantworten, muß man nicht blos nachforſchen, was daraus entſtehen würde, wenn man's thäte; man muß vielmehr, ja man muß zuerſt auch nachforſchen, was wirklich daraus entſteht, daß man's nicht thut.

Und da hat man ſich nicht lange umzuſehen; tauſend Greuel von Kindsverderben und Kindermord ſind ſichtbar und auffallend Folgen dieſes Nichthelfens.

Ja, Menſchen! Mangel von Rath und Hülfe und Rettung in Tiefen, die kein Verhältniß mit den Fehlern eines übereilten Augenblicks haben —

Mangel von Hülfe und Rath in Lagen, wo ſie unumgängliches Bedürfniß und offenbare Pflicht deſſen, der ſie unterläßt, iſt —

Mangel von Hülfe und Rath gegen die Schwächſten, gegen die elendeſten, unterdrückten Verlaſſenen —

Mangel an Hülfe und Rath gegen Leute, von denen tauſendfache Erfahrung lehrt, daß Unberathenheit ſie ſo leicht in die Tiefen der Verzweiflung hinabſtürzt —

Dieſes Menſchen! kann zu nichts Gutem führen, und kann unmöglich Sittlichkeit und Glückſeligkeit der Nationen, oder welches eben ſo viel iſt, ſittliche und menſchliche Geſinnungen unter den Menſchen befördern.

Das menſchliche Herz verhärtet im Elend, und das Weib, das in Schande und Spott dahingegeben wird, verliert alle Empfindſamkeit der Grundanlagen und Grundtriebe, welche die Stütze ſeiner Geſchlechtsvorzüge und ſeiner Beſtimmung ſind, und wenn ſein Herz in tiefer Schande noch mit innerm Gefühl, daß ihm Unrecht geſchehn, und daß ihm Leute helfen ſollten und könnten, die es nicht thun, in ſich ſelber die Bitterkeit des Zorns und der Rache hinunterſchluckt, ſo iſt ja ſein Zuſtand unzweydeutig leicht zur Verzweiflung führend.

So viel, und minder nicht, entſteht daraus, wenn man den ſchwangern Mädchen nicht mit Rath und Hülfe an die Hand geht.

Wenn man aber das Gegentheil thäte und denſelben, ich ſoll nicht ſagen, zu ihren Endzwecken, ich ſoll im Gegentheil ſagen, in ihrem dringendſten Bedürfniſſe Hülfe und Handbiethung leiſten würde, ſo würde hieraus gränzenloſe Ausſchweifung, eine allgemeine Verbreitung der Luſtſeuche und ein öffentliches, ſchamloſes Wüthen der Wohlluſt entſtehen.

So antwortet der ſteife Sittenrichter, runzelt in viele Falten ſein Antlitz; denn er iſt ernſthaft beſorgt für das Anſehn der Geſetzlehre, die er in ſeiner Jugend, um einen ordentlichen Beruf zu haben, ſtudirt.

Der Geſetzlehrer auf dem Katheder antwortet das gleiche; denn es ſtimmt mit dem Codex ſeiner Rechtslehre und mit ſeiner ganzen Lebensweiſe überein.

Ebenſo findet der Juriſt es mit ſeinem Lebensverdienſt nicht im Widerſpruch.

Auch der ſchüchterne Pfarrer, der auf ſeiner Studierſtube eingeſperrt lebt, iſt dieſer Meynung; denn er findet ſie mit der Stille ſeines heiligen Amts und mit allen wohlhergebrachten Uebungen ſeines Pfarramts ſo wie mit allen obrigkeitlichen Verordnungen, mit denen er hie und da mehr beſchäftigt iſt, als mit dem Evangelio Jeſu Chriſti, übereinſtimmend.

Neben dieſen, mit denen ſich vielleicht noch auf die eine oder andere Manier reden lieſſe, ſind aber andere, die einen gräßlichen Laut geben, und mit ſchlechterdings unbeantwortlichen Gründen die Meynung, die armen, verlaſſenen Mädchen nicht ohne rettende Hülfe und Rath zu laſſen, überſchreyen und verwerfen —

Und das ſind — wer ſollte es denken —! Schaaren von Heuchlerinnen, von ſteifen Matronen, es ſind alternde Töchter, die ihre Hauptgefahren überſtanden — es ſind ſogar die ſchlauſten Verderberinnen der Menſchheit, die Töchter der Wohlluſt, die ihren Gift trinken wie Waſſer — aber im Stillen.

Alle dieſe ſtimmen mit lautem Geſchrey dem Wahn bey, es ſeyen Strafen, ſehr ſtrenge Strafen nothwendig für alle Unzucht, die in der Welt iſt.

Nach ihnen folgen an vielen Orten des Vaterlands, neben der groſſen Anzahl der Herren, die Gericht halten über alle Unzucht, und die Buſſen derſelben als geſetzliches Einkommen ihrer geiſtlichen und weltlichen Stellen einziehn, Schaaren von Läufern, Wächtern, Gerichtsdienern, denen ſamt und ſonders auch etwas von den Broſamen, die von dieſen Buſſentiſchen fallen, zuſließt, und dann ferner hie und da auch Rathhausdiener und Rathhausdienerinnen ſind mit ſteifen Air und länglicht gezogenen Geſichtern der pflichtvollen Meynung, daß —

„Ein ſothaner geſchehener Vorſchlag, benanntlich wegen den Buſſen, Gefangenſetzung und Abſtrafung der ſ. v. Huren, in ſo fern er, der benannte Vorſchlag, ihnen oder ihren reſp. Nachfolgern an ihrem wohlhergebrachten Einkommen, Buſſengeldern, Tiſchgeldern, Trinkgeldern, Einſetzungsgeldern, Loslaſſungsgeldern und ſonſten Honorarien, was Namens ſie haben, Eintrag und Nachtheil bringen möchte, oder in Zukunft hierin bedrohend angeſehen werden könnte, unzuläßlich und ohne einiges weiteres Eintreten als dem Intereſſe des Staats entgegenſtehend zu verwerfen ſey.“

Aber mein Geſetzgeber iſt überzeugt, daß die Unzuchtsgeſetze, welche die Geſchwächte ohne Hülfe und Rath ihrem Elend und ihrer Verzweiflung überlaſſen, den Bedürfniſſen des menſchlichen Herzens nicht genug thun und nicht auf den Grundfeſten der innern Menſchennatur gebaut ſind.

Daher irrt ihn das tauſendſtimmige Gelärm dieſer voreilenden Urtheilsſprüche nicht um ein Haar.

Gleich als ob keine Zunge ſich regte, ſetzt er ſich hin, zu unterſuchen, ob es dann wirklich wahr, daß wenn man den armen, geſchwächten Verlaſſenen Rath und Hülfe zeigen würde, ihre Schande zu verbergen und ihrer Kinder los zu werden, dadurch dann nothwendig gränzenloſe Ausſchweifungen, eine allgemeine Verbreitung der Luſtſeuche und ein öffentliches, ſchamloſes Wüthen der Wohlluſt entſtehen müßte.

Der allgemeine Grund dieſer Behauptung iſt dieſer, daß dann zumal ſich niemand mehr vor der Strafe der Unzucht fürchten würde.

Ich antworte aber darauf: wenn es gleich wahr iſt, daß dann zumal der allgemeine Brodſchlag (Tarif) der Unzucht, den unſere weiſen, billigen und gerechten Geſetze vom Armen wie vom Reichen, vom Edelmann wie von der Tochter ſeines Forſtknechts, vom Verführer wie von der Verführten abfordern, wegfallen und unſere Gerechtigkeit dieſen Unzuchtstarif ihren geldhungrigen Dienern nicht mehr blindlings zuwägen könnte, ſo iſt um deswillen denn doch noch nicht wahr, daß dann zumal alle von der Unzucht abſchreckende Beweggründe wegfallen würden; es iſt im Gegentheil wahr, nur die ſchlechten, nur die Scheingründe gegen die Unzucht, die ewig kein Mädchen züchtig machen, würden wegfallen; kein Beweggrund, kein einziger, der wahrhaft auf die Zucht und Ehre des Lands Einfluß zu haben vermag, würde dadurch geſchwächt; alle dieſe würden dadurch weſentlich geſtärkt.

Die erſten, wichtigſten und weſentlichſten Beweggründe, welche den Menſchen von der Unzucht abſchrecken und zu reinen, züchtigen und ehrbaren Sitten bewegen, liegen, Gottlob! tief im Innern der menſchlichen Natur, und das Gewicht, mit welchem die Tarifbeweggründe hinzuſchlagen, iſt leider freilich groß genug, um Mord und Abtreibungskünſte zu veranlaſſen, aber es iſt äußerſt klein, um Keuſchheit und Tugend zu befördern, und wirkt vielmehr zur Verhärtung des Herzens, folglich zum Gegentheil; zudem würden weiſe, ſchonende, Anſtalten durch die Hülfe, die ſie den Elenden gewähren könnten, bey weitem nicht alle die vielfachen, äußern, beunruhigenden Umſtände derſelben aufheben; ſie würden höchſtens das Gräßliche ihrer unnatürlichen Lage mildern können.

Aber hingegen würden menſchliche, helfende und rathende Anſtalten hierin, wie in allem, wo die Menſchheit Hülfe und Liebe und Berathung findet, unzweydeutig zu Wiederaufweckung und erneuerter Belebung der ſchlafenden guten Anlagen und Geſinnungen, die auch im noch ſo ſehr fehlenden Menſchen nie ganz erſterben, wohlthätig einwirken.

Es iſt im Innern der Begriffe von Hülfe und Rath und Liebe ſo auffallend, daß ihre natürlichen Folgen Weisheit, Beſſerung, Dank und Zutrauen ſeyn müſſen; und das elende, errettete Mädchen ſollte durch wahre Hülfe nicht zu beſſern Geſinnungen, zu reinern und edlern Grundſätzen gebracht werden können? Warum doch das? O Menſchheit! die du nie auf die großen Wirkungen der Liebe und hülfreichen Geſinnungen trauen willſt, die doch Gott zur Grundlage deines Herzens in dich ſelbſt und in dein Inneres gelegt, und die vor deinen Augen gegen alle die, mit denen du umgehſt, ſo unausſprechlich heiter wirkt.

O Menſchheit! daß du der größten Kraft, die in deiner Hand iſt, mißtrauſt und blind biſt gegen ihre auffallenden Wirkungen, die alle Tage vor deinen Augen liegen; daß du lieber auf Thorheit und Unſinn bauſt, als auf deine Kräfte, daß du lieber auf Träume bauſt, von denen du alle Morgen wieder erwachſt!!

O Menſchheit! wird es ewig ſo dauern, dieſes dein Schwindeln? Werden deine Geſetzgeber ewig zur Liebe ſagen: du biſt Thorheit! — und zum Frieden; du biſt nicht brauchbar! — und zur Sanftmuth: du machſt das Volk wild! —

O Menſchheit! wird das ewig dauern? Werden deine Geſetzgeber ewig zum Fluch ſagen: ſey meine Hülfe! — und zum Laſter: ſey der Segen des Lands! — und zur Ungerechtigkeit: ſey ſeine Stütze! — und zum Henker: ſchlag' die Jünglinge und Mädchen, daß ſie keuſch werden! — und zum Richter: nimm das Geld aus dem Land, daß das Volk arbeite; zerbrich ihre Feyertage und verwandle ſie in Frohndienſte, denn es iſt müſſig; ſtraf' es, daß ſein Herz vor dir bebe, daß es ſich vor dir fürchte, unſre Werke ſchaffe und uns diene!

Mit welchem Namen müßte man dieſes alles nennen, Geſetzgeber und Fürſten! wenn Gott nicht euer Böſes ſo oft in Gutes verwandelte, und den Erdenmenſchen unter Leiden und Elend in ſeinen innern Kräften emporhöbe und ſegnete?

Doch, ihr ſeyd Götter! Erbebe dich, Erde! Jahrhundert, verlängere deine ſinkenden Tage und erfülle unſere Hoffnung! *) Wahrheit ſtrahlt auf Thronen, bring' ihren Glanz herab auf unſre niedern Hütten.

Nein, Menſchen! die Hülfe, mit der man armen verlaſſenen Mädchen in der Tiefe ihrer Noth an die Hand gehn würde, würde die Gränzen der ausſchweifenden Wohlluſt nicht erweitern. Keuſches Jahrhundert! Du biſt freylich nicht ohne Urſache eiferſüchtig auf dieſen Vorzug; aber ſorge nichts, du verlierſt deinen Kranz gewiß nicht durch deine Güte.

Indeſſen laß es dir doch ſagen, der ſteife Unzuchtsla-

---

*) Es iſt vorüber, das achtzehnte Jahrhundert, in dem ich dieſes ſchrieb.

rlf und alle dießfälligen bürgerlichen Strafen ſind wahrlich nichts weniger als ächte, dem Laſter feſt und ſtark entgegenwirkende Mittel. Die ausſchweifende Wohlluſt ſpottet der armſeligen Verfügungen einer ſolchen Geſetzgebung, hebt ihr Haupt unbeſcholten und ſtolz empor, und blöde ſchleicht die blinde Gerechtigkeit neben der Spottenden hin, faßt mit ihrem ſtrafenden Arm aus allen ihren Kräften die arme Verführte, die keinen Schutz findet, und treibt dann mit dieſer ihre fade Grimaçe ganz ernſthaft.

Dieſe Grimaçe gegen die armen Sünder würde nun freylich verſchwinden, wenn man den Elendern und Unglücklichern Mittel und Wege zeigte, ihre Schande zu bedecken und ihrer Kinder los zu werden, ſo wie ſie die Glücklichern ohne Hülfe des Staatswegen dazu von ſelbſt finden.

Und ſo viel durch dieſe Einrichtung der Landes-Gerechtigkeit an ihren Grimaçe-Künſten verlieren, ſo viel würde ſie an ihrer innern Kraft und Menſchlichkeit gewinnen; denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie bey aller Hülfe und allem Rath, den ſie den Unglücklichen erzeigen würden, den Zweck ihrer ſittlichen Beſſerung und überhaupt der Verminderung aller Arten Verführung zur Wohlluſt im Auge haben müßte und haben würde.

Steife Menſchen! ſagt nicht, daß dieſes ohne verheerende Strafgeſetze nicht möglich; es iſt das Weſen einer edeln, guten Erziehung, daß ſie überhaupt nicht viel auf das Kind ſchlage, aber beſtändig, anhaltend und richtig auf Herz, Kopf und Hand des Kinds wirke.

Es iſt das Weſen einer guten, edeln Geſetzgebung, daß ſie überhaupt nicht viel auf das Volk ſchlage, aber beſtändig, anhaltend und richtig auf Herz, Kopf und Hand des Volks wirke.

Und jetzt näher zur Sache.

Die Geſetzgebung, die den Quellen des Kindermords entgegen wirken will, muß alſo ohne anders Vorſehung thun, dieſen Unglücklichen ihre Kinder abzunehmen und die Verbergung ihrer traurigen Umſtände auf alle Weiſe zu begünſtigen.

Ich halte für einen der vorzüglichſten Grundpfeiler der Glückſeligkeit der Nationen, daß der Staat im eigentlichen Verſtand des Worts Vater der Waiſen ſey.

Wer dieſes nicht zugiebt, mit dem rede ich nicht; wer es aber zugiebt, der wird nicht in Abrede ſeyn, daß keine Waiſenkinder ſo ſehr und ſo dringend, wie uneheliche Kinder armer Mädchen, es nöthig haben, daß der Staat ſeine Vaterpflicht gegen ſie im ausgedehnteſten Sinne treu und wahrhaft erfülle; denn ſie werden allenthalben auf dem Rand des Abgrunds und Verderbens dahin geworfen, daß alle Menſchheit, die ihren Zuſtand nahe anſieht, davon erzittert.

Und die allgemeine Pflicht des Staats, Vater dieſer Elenden zu ſeyn, wird an Ort und Stelle oft noch durch beſondere Umſtände dringender und heiliger. Wo z. E. Staatsgrundſätze, Staatsbedürfniſſe, Staatseitelkeiten, die Urſache des Daſeyns und die Quelle der Vaterloſigkeit dieſer Elenden ſind, da wo der Krieger, der außer Heurathsfähigkeit geſetzt, und der Student vom Geſetze geſchützt, dem klagenden Mädchen nicht antwortet, wo der Regierungspump und der Zuſammenfluß aller aus den Provinzen gepreßten Landesgelder alle Ausſchweifungen von Wohlluſt zum Ton des täglichen Lebens macht, wo der reiche Lohn der alles gewinnenden Hauptſtadt die Töchter des Lands ſchaarenweiſe zuſammenlockt, unter täglichen Verführungen der Wohlluſt darin zu dienen und verloren zu gehn, da, glaube ich, ſollte auch dem roheſten Menſchen etwas von der Localpflicht waiſenväterlicher Anſtalten gegen dieſe Elenden ahnen *).

Aber es iſt freylich nicht leicht, und in der Verkünſtlung unſers Welttheils ſorgen unſre Geſetzgeber immer ſehr für die Gemächlichkeit der Staatsdiener, und zwar an Leib und Seele. Sie wiſſen, daß in der Schwäche unſrer Tage alles das nicht gethan oder wenigſtens nicht recht ge-

---

*) Anmerkung. Ich weiß nicht, wie ich in Rückſicht auf meinen Gegenſtand meinen Blick von den Lücken der Geſetzgebungen, die in meinen republikaniſchen Umgebungen ſtatt fanden, weg und ihn auf Reſidenz- und Regierungsſtädte ꝛc. hinlenken konnte, da doch ſchon in der Zeit, in der ich dieſes ſchrieb, die Einrichtungen der meiſten großen fürſtlichen Städte hierin der Menſchennatur weit angemeſſener waren, als die Maßregeln, zu denen uns unſere Scheinanhänglichkeit an das Alte verleitete, die aber im Grund nichts weniger, als eine wahre Anhänglichkeit an das Alte, ſondern im Gegentheil eine ſeit langem eingeführte Kunſtbedeckung von einer Neuerungsſucht und von wirklichen Neuerungen iſt, die dem Geiſt des wahren Alten mehr ans Herz greifen als alle offene Neuerungsſucht und alle offenen Thaten der Neuerer dieſes je thun können,

than wird, was viel Denkens erfordert oder auch gar zu nahe ans Herz greifen, und überhaupt alles, wobey man leicht gar zu müde werden könnte. Indeſſen iſt eine Geſetzgebung ſicher immer ſchlecht, die es nicht darauf anlegt, daß diejenigen Menſchen, die die Geſetze zu handhaben angeſtellt werden, in allen wichtigen Fällen müde werden müſſen, und der Gegenſtand waiſenväterlicher Anſtalten iſt wahrlich von einer Natur, daß man ſich nicht verhehlen kann, der Geiſt des Staats und der Staatsgeſetzgebung neigt ſich zu einer Härte und Blindheit, die zur Unmenſchlichkeit führt. Der Geiſt des Staats und der Staatsgeſetzgebung, der durch das öffentliche Leben ſeiner Honoratioren, Notablen, Reichen und Angeſtellten und durch die öffentlichen Anſtalten für dieſes Leben die Menge der Armen des Volks mit unwiderſtehlichen Reizen zu aller Verführung des Leichtſinns, der Sinnlichkeit und der Unzucht hinlockt und die unſchuldigſten und elendeſten unter den, durch die eigentlichen Schwächen der Staatsgeſetzgebung verführten Unglücklichen ihrem Elend überläßt, als wenn ſie, dieſe Unglücklichen ſelber, und nicht die Staatsgeſetzgebung oder wenigſtens das Sinnlichkeits- und Freudenleben der Honoratioren, der Notablen, der Reichen und Angeſtellten die eigentliche Urſache ihres Elends wären, dieſer Geiſt einer Staatsverfaſſung oder vielmehr einer Staatsexiſtenz fordert waiſenväterliche Anſtalten für ſolche verunglückte Mädchen, freylich unter dieſen Umſtänden nicht eigentlich von der Weisheit des Staats, aber doch wohl von dem Menſchenherzen der Staatsglieder, das ſich auch in großen Abweichungen von der Staatsweisheit in den

Individuen der Staatsmänner immer, oft ſelbſt den Grundſätzen ihrer Staatsverirrungen entgegen, beſonders gegen einzelne unglücklichen Menſchen zu erhalten vermag.

Der Zuſtand dieſer Elenden ſpricht nicht nur die Staatsweisheit, er ſpricht das Herz an, und der Troſt, daß dieſes auch durch die feſte Mauer unſrer Scheinanhänglichkeit ans Alte, die keine Anhänglichkeit an die Wahrheit des wirklichen Alten iſt, durchbrechen werde, wird auch uns nicht lange mehr mangeln.

Und wer ſollte diesfalls beſonders auch in großen Staaten nicht fühlen, daß der Staat, der dem Krieger kein Weib läßt, der Ort, der ſich von Studenten nährt, und die Stadt, die die Unſchuld der Mädchen im Land mit Gold und Seite verheert, den unglücklichen Opfern unſerer überweidig hoffärtigen, bürgerlichen Einrichtungen eine Thräne und ein Almoſen ſchuldig.

„Eine Thräne im Auge eines Mannes, der vor ſeinem Fürſten ſteht, ob dieſem Unrecht, könnte dieſem hohen Bedürfniſſe der Erde vielleicht genug thun. Aber wer wird im Taumelleben der Sinnlichkeitsſchwäche unſrer Zeit zu ſeinem Fürſten hineilen, um vor ihm eine Menſchlichkeitsthräne für dieſe Verlaſſenen im Land zu weinen, und zu welcher Stunde müßte er kommen, um nicht das Geſpött derer zu ſeyn, die ſchon da ſtehn und Menſchenthränen als nicht dahin gehörend achten?! —

Ich ſehe indeſſen wohl ein, wie weit der allgemeine Rath, der Staat ſoll Vater aller unehelichen Kinder ſeyn, führt, und beſonders wo er in Staaten und Zeiten führt, in welchen die Kenntniſſe und Fertigkeiten der Vaterarbeitens gegen Arme und Elende mit den Kenntniſſen und Fertigkeiten der Menſchen, die Einfluß haben, und mit dem ganzen Ton ihrer Sitten ſo gotteserbärmlich contraſtiren, wie ſie es in unſerm Zeitalter thun — in Zeiten, wo der Geiſt des allgemein unnatürlich verkünſtelten Regierungsgeſchäfts mit dem bon ton der Ausſchweifungen des Reichthums und mit dem Pumpton der Ausſchweifungen der Gewalt, ſelber bis auf den Fuß unſrer freyen Berge, ſo innig verwoben iſt, wie in unſern Tagen, in denen der Menſch weder in den Palläſten der Groſſen noch in den Hütten der Armen mit Sorgfalt gebildet wird, in ſeinem Verhältniß Vater- und Mutterpflicht in Unſchuld, Kraft und Treue zu erfüllen.

Ich ſoll die Schwierigkeiten des diesfälligen großen Bedürfniſſes der Zeit auf keine Weiſe verhehlen.

Eine tiefer greifende Sorgfalt und Schonung gegen unglückliche Opfer unſers Zeitverderbens und der allgemeinen Abſchwächung unſers Geſchlechts iſt nicht bloß heilige Pflicht der Menſchlichkeit und unnachläßliche Schuldigkeit der Menſchenfreundlichkeit, ſie iſt auch dringendes Bedürfniß des Staats. Ihr Daſeyn und ihr Nichtdaſeyn wirkt in entgegengeſetzter Richtung tief auf Gegenſtände, die der Staat unumgänglich als die wichtigſten und heiligſten ſeiner Verhältniſſe anerkennen muß.

Sie hat freylich Schwierigkeiten, dieſe Sorgfalt und Schonung. Sie muß von oben herab im Geiſt und in der Wahrheit eingelenkt und im Geiſt und in der Wahrheit gehandhabt und geleitet werden. Blos Befehle und Geſetze darüber ſind ein eitler Tand. Der Wille für den

Geiſt und das Weſen der Zwecke, die dieſe Sorgfalt und Schonung dem Staat zur Pflicht macht, muß bey den höhern Klaſſen der Staatsbürger belebt werden. Die Aufſicht über die Ausführung und über die Ausführungsmittel dieſer Sorgfalt und Schonung iſt das Weſentlichſte, aber auch das Schwierigſte der Sache. Es braucht die gröſte Behutſamkeit in der Wahl der Leute, die zur Erzielung dieſes Endzwecks erforderlich ſind. Es braucht geiſtige Kraft, ſittliche Reinheit und tiefe Volkskenntniß, um für ein ſolches Ziel mit Erfolg zu wirken. Auch findet man die Menſchen, die hiefür vorzüglich tauglich wären, ſelten unter den, in unſrer geiſt- und herzloſen Form- und Modelwelt, ſo vorzüglich als brauchbar geachteten Geſchäftsmenſchen.

Edler Theilnehmer am Wohl der Menſchheit, am Wohl des Staats! Wenn die Zeit bös iſt für ſolche Zwecke, wenn dich dein Jahrhundert nicht gelehrt hat, Vater der Waiſen zu ſeyn, ſo erhebe dich über die allgemeine Schwäche des großen Erziehungsjahrhunderts empor! und lehr' es dich ſelber; lehr dich ſelber, was man dich am vorzüglichſten hätte lehren ſollen, weil man es am vorzüglichſten brauchte, aber nicht gelehrt haſt, weil es nicht ſchlimmert; edler Mann! lehr's du dich ſelber, denn es iſt der erſte Dienſt, den du deinem Fürſten und deinem Land thun kannſt *).

Du

---

*) Anmerkung. Ich bitte, die Vorſchläge, die ich hier mache, als vor vierzig Jahren geſchrieben und auf Anſichten beruhend, die mit dem damaligen Zuſtand unſerer Geſetzgebun-

Du bedarfſt keiner ſtolzen Waiſenpaläſte; der ſtille Gang der ernſten Aufmerkſamkeit auf die Realbedürfniſſe des Menſchen und auf die künftige Lebensbeſtimmung des armen Kinds führt zu weit einfachern Anſtalten. Der Arme muß zur Armuth und zu ſolchen Fertigkeiten und Ue-

---

gen, unſerer Sitten, unſrer Kultur, unſrer Mittel und Nichtmittel, beſonders aber mit dem damaligen Ausdruck unſrer öffentlichen Einſeitigkeit und Beſchränkung im innigſten Zuſammenhang ſtanden, anzuſehn. Jetzt iſt in Rückſicht auf dieſen Gegenſtand auch bey uns alles anders. Ich ſelber bin vierzig Jahr älter. Meine Anſicht des Gegenſtands, beſonders auf Armenverſorgung und ihre weſentlichen Mittel — der Zuſtand unſerer Geſetzgebung, unſerer Sitten, unſerer Kultur, unſerer Mittel und unſerer Nichtmittel, und beſonders des Ausdruck unſerer öffentlichen Einſeitigkeit und Beſchränkung iſt nicht mehr der nämliche. Alles iſt anders worden, als es damals war. Ich würde jetzt den Gegenſtand nicht in der Wahrheit der Vorzeit, ſondern in der Wahrheit der Gegenwart ins Aug faſſen, und ihn beſtimmt mit den Anſichten über Geſetzgebung und Armenverſorgung, wie ich ſie in der neuen Edition meiner Schriften und beſonders in den letzten Theilen von Lienhard und Gertrud darlege, in Uebereinſtimmung bringen; ich würde beſonders weniger auf einzelne Verſorgung armer Kinder als auf allgemeine Maßregeln für genugthuende Volksbildungs- und Volkserziehungsanſtalten antragen. Nur da, wo für alle genugſam geſorgt iſt, nur da wird der Schwache, Unbeſchützte und Unbegünſtigte vom Starken, Beſchützten und Begünſtigten nicht vom Recht ſeines Mitgenuſſes an jeder öffentlichen Verſorge weggedrängt.

bungen gezogen werden, die ihn in ſeinem künftigen Leben ruhig und zufrieden machen können. Die Fertigkeiten, die Brod ſchaffen, die gewöhnlichſten Uebungen der gemeinen Arbeitſamkeit des Lands, darin er wohnt, das iſt es, was am meiſten in ihm entwickelt und gebildet werden muß. Darum wird der Waiſe und der Arme am beſten bey geſchickten Landleuten oder bey verſtändigen, gemeinen Handwerksleuten auferzogen; und es braucht eigentlich gar nichts, als die Aufmerkſamkeit des Volks einmal mit einiger Lebhaftigkeit auf die Vortheile zu lenken, die ein verſtändiger Arbeiter in den meiſten Berufen aus der Arbeit eines ihm unter billigen Bedingniſſen überlaſſenen Kinds *) ziehn kann, ſo würde die Furcht der mitten im Selbſtgenuß der Folgen einer immer ſteigenden, böſen Staatsverſchwendung, für die Armen immer ſparſamer werdenden Diener des Staats vor der Koſtbarkeit einer ſolchen Waiſenvatersſtelle von ſich ſelbſt verſchwinden. Die Vortheile, die ein verſtändiger Arbeiter von ſolchen Kindern in der Welt ziehen kann, wenn ſie nämlich nicht in ſtolzen Waiſenhäuſern unter den Händen verkünſtelter Herren und Frauen im bettelhaften Halbgenuß der Modecultur anmaßlich und abgeſchwächt, in der Begierlich-

---

*) Anmerkung. Dieſer Troſt ſetzt voraus, daß das Groſſe der Arbeiter im Land wirklich gebildet und verſtändig ſeyn müſſe. Das iſt aber der Fall nicht. Dieſer Zuſtand muß erſt durch Maßregeln einer tiefer greifenden Volkserziehung herbeygebracht werden, ehe man ihn als wirklich beſtehend anſehn und in Rückſicht auf Verſorgungsmaßregeln für Verlaſſene und Unglückliche auf ihn bauen kann.

keit groß und in der Ausführung ohnmächtig, denn noch mit leerem Beutel in die Welt hineingeſetzt werden, ſind ſo groß und ſo allgemein ſicher, daß ich mit einer Ueberzeugung, mit welcher ich ſehr wenig Sachen ſo bejahen könnte, behaupten darf, alſo errettete und beſorgte Kinder würden unfehlbar in Stand geſetzt, dem Staat alle Auslagen, die er für ſie gehabt hätte, wieder zu erſtatten. Aber es dünkte mich freylich nicht recht, es von ihnen zu fordern, und ich glaube, ein jeder Staat überhaupt und beſonders ein ſolcher, deſſen bürgerliche Verirrungen in ihren Folgen die eigentliche Urſache des Daſeyns und der Vaterloſigkeit dieſer Elenden ſind, ſeyen ihnen, wie ich oben geſagt, ſo etwas Weniges als ein völliges Almoſen und nicht als ein bloſſer Vorſchuß ſchuldig.

Das Weſentliche, das die Pflicht des Staats gegen Waiſen und uneheliche Kinder fordert, iſt warme, reale Theilnahme an dem Perſonale dieſer Unglücklichen, die ſich in einer erleuchteten, feſten und allſeitigen Aufmerkſamkeit auf ihren Individualzuſtand und beſonders auf ihre kleinen, aber ſie ſtark anſprechenden Bedürfniſſe ꝛc. entſpricht.

Männer, die ihr dazu berufen ſeyd! brauchet gemeine Leute zu dieſem Geſchäft; ſuchet dazu Weiber auf den Dörfern aus, denen ihr arme Kinder mit Lachen und Freuden nachlaufen und an ihren Arm ſpringen ſeht; und Männer, die in aller Einfalt und Stille ihre gemeinen Berufe ordentlich treiben, fleiſſig zur Kirche gehn und mit ihren Nachbarn wohl ſtehn. Das ſind Leute, durch die ihr eure Vaterpflicht gegen verwaiſte und uneheliche Kinder ſicher mit geſegnetem Erfolg und wohlfeil erfüllen werdet. Aber hütet euch vor Leuten, die ſich unterthänig zu ſolchen Vaterpflichten empfehlen, und gebt doch keinem Menſchen ein fremdes Kind an die Koſt, dem ſein eigenes weglaufen würde, wenn es nur wüßte, wohin es könnte.

Der Pfarrer, der die Hemder, die er für alte, gebrechliche Leute beſtimmt, zuerſt jungen Arbeitern zu tragen gab, daß das Tuch geſchmeidig und weich werde, und die linden Alten, die er erwärmen wollte, nicht wund reibe, das wäre mir ſo ein Mann, der ein öffentlicher, bürgerlicher Waiſenvater ſeyn könnte.

Ueberhaupt aber haben dieſe feſte, menſchliche Aufmerkſamkeit auf die vielfachen, kleinen Bedürfniſſe des Lebens diejenigen Menſchen viel beſſer, welche ſelber arbeiten und ſich und ihre Kinder ſelber bedienen, als diejenigen, welche von den Arbeiten der Menſchen viel leſen, ihre Hausgeſchäfte befehlen, über die Bedürfniſſe der Armen weinen und ihnen allfällig Hülfe, Rath und Troſt in Geld, Kleidern, Wein und Speiſe durch ihre Kammerdiener und Kammermädchen ins Haus ſenden; und es iſt doch dieſe feſte Aufmerkſamkeit auf ſolche kleine Bedürfniſſe und ihre herzliche, liebreiche Befriedigung, worauf es bey der Auferziehung der Kinder auch dieſer Unglücklichen, die als die erſte Pflicht ihrer Waiſenväter erſcheint, eben ſowohl als bey derjenigen der Kinder des Reichen ankommt.

Aber ich kehre in meine Bahn. Der Vorſchlag, den verlaſſenen Mädchen ihre Kinder als Waiſen des Staats abzunehmen, fordert Details-Einrichtungen, und dieſe müſſen ſo einfach, ſo geräuſchleer als immer möglich ſeyn, dabey aber im Ganzen des Staats allgemein wirken, und neben dem Endzweck, den Schwangern die Kinder abzunehmen, auch dieſelben vor äußerer Schande zu bewahren, ſo viel als möglich geſchickt ſeyn. Denn Schande pflanzt keine Tugend, Entehrung ſteuert keinem unzüchtigen Leben; aber Menſchlichkeit und Schonung führt zur Tugend und zu reinen Sitten zurück. Doch genug hievon.

Die Details-Einrichtungen, ſo zu dieſem Endzweck nothwendig, ſcheinen mir folgende zu ſeyn:

1. Ein geheimes, hohes Sittentribunal.

2. Allenthalben im Land etablirte Provinzial-Adminiſtrationen des Sittengerichts.

3. Allenthalben im Land etablirte, einzelne Gewiſſensräthe, bey welchen alle ſchwangern Mädchen Rath und Hülfe zu ſuchen, nicht nur berechtigt, ſondern befelchnet werden müßten.

4. Stille und geheime, aber genugſame und heitere Inſtruktionen und Vollmachten für dieſe Gewiſſensräthe, für jeden Fall Vorkehrungen zu machen, daß die Mädchen bey gemeinen Landleuten im Stillen ſicher und unentdeckt, aber auch ungebrandſchatzt kindbetten können.

5. Eine öffentliche Bekanntmachung, daß dieſe Gewiſſensräthe alles ihnen Anvertraute bey Ehre und Eid verſchweigen, daß ſie gänzlich nur zum Rath und zur Hülfe da ſind, und zu keiner Ahndung, Beſtrafung oder Ausforſchung einiges Recht haben, auch daß ein jedes ſchwangeres Mädchen, das ſich bey ihnen gemeldet, vor aller weitern Gefahr und Verantwortung geſchützt und geſichert ſeyn ſoll.

6. Genugſam beeidigte Hebammen unter dem Befehl der Gewiſſensräthe.

Schwierigkeiten der vorgeſchlagenen Maßnehmungen, und Anrathung, ganz anders zu handeln für ein beſonders Local, nebſt den Gründen dazu.

Das ſind aber jetzt alle bloſſe leere Rubriken, und ihre Ausfüllung mit landesverderblichem Unſinn iſt zehnmal leichter, und wie die Sachen jetzt ſtehn, zehnmal wahrſcheinlicher als ihre Ausfüllung mit wahrhaft weiſen, dem Land realen Segen bringenden Verfügungen.

Ich will mich nicht lange beym Ausmahlen des Traumbilds, zu welchem dieſe Rubriken Stoff geben könnten, aufhalten, ſondern ſo viel möglich, unverblendet von den Hoffartsidealen unſrer Zeit, mit welchen man ſich über das Elend, dem niemand abhilft, wie die kleinen Kinder mit ihren Puppen, beſchäftigt und tröſtet, forteilen, die Schwierigkeiten des Gegenſtands und die Sorgfalt, welche die Ausführung der Sache nöthig hat, zu entwickeln.

Und indem ich dieſes thun werde, Leſer! werden dir auch die Gründe auffallen, warum ich beynahe zwey Jahre nachher, als dieſe Abhandlung ſchon geſchrieben war, in meinen Schweizerblättern Nro. 3. für einen beſondern Staat die ganze Ausführung dieſes Ideals und beſonders Accouchements- und Findelhäuſer mißrathen, und warum ich wahrſcheinlich an ſehr vielen Orten, und beſonders aber in kleinen Staaten dieſelbe immer mißrathen mußte.

Ich wiederhole dir, Leſer! den Geſichtspunkt, den ich damals hatte. S. Schweizerblatt Nro. 3. pag. 35.

Die Hinrichtung zweyer Schweſtern im Welſchberngebieth wegen gedoppeltem Kindermord, die Flucht zweyer ihrer Brüder, der ſittliche Zuſtand dieſer Unglücklichen und ihrer Mutter hat in dieſem Land beſondere Aufmerkſamkeit erregt und auch ein Projekt veranlaßt, durch Einrichtung eines Findelhauſes und mehrerer Accouchementshäuſer dem Schrecklichen ſolcher Scenen in Zukunft vorzubiegen und dem Vaterland mehrere unglückliche Mitglieder dadurch zu retten. Das Projekt, welches in der Hauptſtadt ſehr eifrigen Widerſtand, aber auch ſehr warme Theilnehmung gefunden, verdient die ernſthafteſte Ueberlegung; und ich wage es, über den Gegenſtand einige flüchtige Bemerkungen hinzuwerfen.

Das Erſchütternde zweyer hingerichteten Schweſtern bleibt dem politiſchen Forſcher nicht ſo lebhaft wie dem Bürger, der an Ort und Stelle zuſah, und dem Geiſtlichen, der davon predigte; es reducirt ſich z. E. im Geſichtspunkt der Landesbevölkerung auf zwey mangelnde Perſonen, zwey ermordete Kinder machen vier, zwey flüchtige Brüder machen ſechs; ins Warme der Umſtände kann die den Gegenſtand von dieſer Seite ins Aug faſſende Staatskunſt nicht eintreten; ſie fragt ganz einfach: kann die Anzahl der Menſchen, welche der Kindermord bey uns hinrafft, durch Findelhäuſer vermindert werden?

Ich meine aber nein, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Wir haben keine großen Städte und keine ſehr entfernte Provinzen; man kann ſich bey uns nicht leicht im Großen vor einander verbergen; wir ſind zu klein, als

daß unſre Töchter dem Auge der Tadelſucht, des Neids und Verdachts in groſer Anzahl entgehen ſollten; die unehelichen Schwangerſchaften kommen überhaupt genommen faſt immer an Tag.

2. Es ſind noch wirkliche Sitten in den Städten und auf dem Lande, die bey verdächtigen Umſtänden nicht gleichgültig ſchweigen, ſondern das ſich verſteckende Laſter noch altväteriſch aus ſeinen Schlupfwinkeln herausrufen.

3. Unſere Geſetze, unſre Gleichheit und unſre Freyheit machen das Verbergen der Schwangerſchaften, folglich auch den Verſuch des Kindermords ſchwer, und erleichtern in beyden Fällen das Ruchtbarwerden des geheimen Vergehens.

4. Zeigt die Seltenheit der Sache ſich in der Seltenheit der Strafe und in der noch zehnmal gröſſern Seltenheit von Spuren, daß das Verbrechen geſchehn und unentdeckt geblieben. *)

Ich glaube alſo, man ſey bey uns um der Bevölkerungsgründe willen nicht im Fall, dem Uebel des Kindermords durch Findel- und Accouchements Häuſer abzuhelfen.

Ferner halte ich Findel- und Accouchements Häuſer nicht einmal für ein Mittel der Geſellſchaft, den kleinern Schaden in der Bevölkerung zu erſetzen, und glaube dieſes aus folgenden Gründen behaupten zu dürfen.

Erſtlich kommen nicht blos diejenigen Kinder in die

---

*) Anmerkung. Alle dieſe Anſichten ſind von dem Zuſtand des Vaterlands, wie er vor vierzig Jahren war, und nicht wie er jetzt iſt, abſtrahirt.

Findelhäuſer, welche ſonſt ermordet worden wären, ſondern zehn und zwanzigmal mehr ſolche, die wiewohl unehelich, doch Vater- und Mutter-, und wenn man's geben will, auch Landeshülfe genieſſen könnten und genoſſen hätten, wenn dieſe Häuſer nicht da wären; alſo iſt, was das Findelhaus beym Leben erhalten wird, nicht reiner Gewinnſt für die Bevölkerung, ſondern es iſt blos allgemeine Verpflanzung der unehelichen Kinder in eine öffentliche Anſtalt.

Ob die Bevölkerung bey dieſer Verpflanzung gewinne; ob durch ſie die Anzahl der Geretteten und beym Leben Erhaltenen im Durchſchnitt erhöht werde, das ſind Fragen, über die man nicht lange im Zweifel ſtehen darf.

Wer wird glauben, die Mortalität dieſer Häuſer werde im Ganzen nicht gröſſer ſeyn, als die Mortalität dieſer Kinder in ihrer Zerſtreuung? wer, der überhaupt die Folgen der Muttertreue auch in tiefer Armuth und Elend geſehn? und wer von denen, die das allgemeine Hinſterben dieſer Unglücklichen in allen öffentlichen Anſtalten Europens kennen, wird das glauben?

Nur die zwey einzigen Umſtände will ich noch berühren: Accouchements-Häuſer können auch unzeitige und erzwungene Geburten veranlaſſen. Das Mädchen iſt entlaufen und iſt in Todesangſt, wieder bey Hauſe zu ſeyn, wenn es ſollte; und dann die Beſorgung der Kinder, der Transport an Ort und Stelle, welche Sorgfalt, welchen Sinn der Menſchlichkeit ſetzt es im Nationalgeiſt voraus, wenn dieſe Elenden nicht aufgeopfert und verloren gehn ſollen.

Ferner iſt die Vaterloſigkeit eines Kinds der Bevölkerung zum zweytenmal ſchädlich; ein Kind aus einem Findelhaus verheurathet ſich nicht leicht; alſo iſt ſein Daſeyn an einem ſolchen Orte ein beynahe todes Kapital — da hingegen ſein Daſeyn mit verſicherter Heymath Bevölkerungshalber wie ein guter, zinstragender Fonds anzuſehn.

Drittens werden ſolche Häuſer die Anzahl der von Eltern beſorgten und für die Bevölkerung wichtigern Menſchen geringer und die Anzahl der von den Eltern verlaſſenen, einem künſtlichen, für Geſundheit, Leben und Vermögen mißlichen Zuſtand übergebenen und für die Bevölkerung weit unwichtigern Menſchen größer machen.

Und endlich viertens werden ſie überhaupt die Ausſchweifung erleichtern, das eheloſe Leben ausbreiten und damit indirecte die Anzahl der muthwilligen Kinderloſigkeit im Eheſtand begünſtigen, die Belebung der jugendlichen und ehelichen Liebe noch mehr vermindern, und wahrſcheinlich auch auf die Jünglinge des Lands einen die Nation immer mehr entkräftenden und abſchwächenden Einfluß haben. Alles zuſammengenommen ſcheint auffallend, die Ausführung des Projects würde für die Bevölkerung nicht nur keinen vortheilhaften, ſondern offenbar einen für ſelbige nachtheiligen Einfluß haben.

Sollte man aber, aus Menſchlichkeit von dem ſchauernden Anblick unglücklicher, hingerichteter Mädchen gerührt, hiezu Hand biethen? Ich meine nein. Der Anblick ſolcher hingerichteter Mädchen ſoll und muß wohl einen tiefen Schauer gegen das Hinrichten der Kindesmörderinnen in uns erzeugen; aber ſoll er uns darum vermögen, zu Einrichtungen von Findel- und Accouchements-

Häuſern Hand zu biethen. — Die Staatskunſt darf ob einzelnen Vorfällen nicht zu warm werden und ſich vom Menſchlichkeitsgefühl, die ſolche Zufälle allgemein erregen, nicht zu Projecten hinreiſſen laſſen, die anderweitige, groſſe Gefahren veranlaſſen könnten.

Daß ſich das Intereſſe der Menſchlichkeit für dieſen Gegenſtand immer mehr vermehre, thut freylich auch bey uns noth, aber um deswillen müſſen wir noch nicht zu ſolchen Häuſern unſre Zuflucht nehmen. Wir haben noch weit wirkſamere Mittel, um gegen dieſe Unglücklichen menſchlich zu handeln. Unſer Schweizerherz iſt auch von dieſer Seite noch nicht ausgelöſcht; es lebt noch im Nationalgeiſt des Vaterlands; es lebt noch in tauſend und tauſend einzelnen Individuen in Berg und Thal, Städten und Dörfern; es braucht nur bey ihnen belebt und angeregt zu werden; es braucht nur, daß die Noth und das Elend dieſer Unglücklichen der Anſchauung unſrer Edeln nahe gebracht werde; ihr Herz iſt ſchon zum voraus für ſie offen, und dann iſt die Hülfe, die es fordert, nicht einmal leſibar. Zwanzig Gulden auf arme, uneheliche Kinder vertheilt, ſo wie ſie das Schickſal ſelber zerſtreut, wenn dieſes Geld unter guter Aufſicht wohl verwandt würde, könnte und müßte zur nothwendigen Handbiethung für dieſe unglücklichen Mädchen, zur Beförderung des Glücks ihrer Kinder, nach ihren Umſtänden, ſo wie im Ganzen zur Aeufnung des Landeswohls mehr beytragen, als hundert Gulden, die auf Gerathwohlhin in den Fonds eines Findelhauſes hineingeworfen würden.

Zweytens bin ich überzeugt, daß eine geheimere Behandlung der Chorgerichtsgeſchäfte, mehr wahre Nachforſchung und weniger Geräuſch, Entfernung alles Entehrenden, wo es nicht nothwendig, allgemeine, aber höchſt geheime, unentdeckbare und unverweisbare Viſitationen bey entſtandenem Verdacht, und endlich ein ausgeſetzter Preis auf die Entdeckung einer auf ſechs Monathe vorgerückten Schwangerſchaft ſicher in unſrer Lage beynahe alle heimlichen Geburten, folglich allen Kindermord unmöglich machen würden, und daß man hiemit ohne Gefahr, unſre Sitten preis zu geben, Mittel in Händen habe, dem Uebel durch Weisheit und Wohlthätigkeit auf eine edlere und dem Nationalglück unzweydeutig vortheilhaftere Art in ſeinen Quellen Einhalt zu thun, als durch ſolche Häuſer, deren Vortheile ſelbſt in den ungeheuern Städten, in denen jährlich der Raub halber Königreiche verzehrt wird, nicht mehr ſo groß geachtet werden, wie ehedem, ob man ſie gleich daſelbſt noch immer nöthig hat und trägt, wie die übrigen Laſten des ungeheuern Zuſammenfluſſes von Menſchen und Geldmaſſen.

So weit berührtes Schweizerblatt.

Du ſiehſt, Leſer! der Geſichtspunkt meines Gegenſtands iſt hier local berührt, und die beſondern Gründe für dieſes Locale unterſchreibe ich auch in der gegenwärtigen allgemeinen Anſicht deſſelben.

Ein jedes einzelnes Geſetz und eine jede geſetzliche Einrichtung muß in einem jeden Staat mit dem Geiſt ſeiner übrigen geſetzlichen Einrichtungen in Uebereinſtimmung ſeyn — und wo man mit einem einzigen mehr erzielen will,

er Geiſt der übrigen Geſetzgebung in ihren andern Thei-
zu erzielen ſucht, ſo erzielt man nichts.

Das aber, was allgemein wider ſolche Accouchements-
Findelhäuſer redet, ſind die äußerſt großen Schwierig-
n, dieſelbe auf eine Art von Vollkommenheit zu brin-
welche ihren Endzwecken befriedigend entſprechen wür-
und die auffallende Wahrheit, daß es ohne alle Verglei-
g beſſer iſt, keine ſolche Anſtalten zu haben als ſchlechte,
daß alle dieſe Anſtalten ſchlecht ſind, wenn ſie nicht that-
ich entſcheidend beweiſen, daß ſie ihren Endzwecken
Weſentlichen ihres ganzen Umfangs entſprechen. Auch
unwiderſprechlich, ſolche Anſtalten müſſen in jedem Staat
an jedem Ort ſchlecht werden, wo man zu Sachen,
unendlich weniger Menſchlichkeit und Weisheit fordern,
en Sinn und keine Leute hat, die im Stand ſind, ſie
auszuführen; und endlich hat man noch zu bedenken,
es bey uns, wo man allgemein affectirt am Alten zu
gen, und überhaupt allenthalben, wo es noch den An-
n hat, daß das gemeine Volk auch etwas zu den öf-
lichen Angelegenheiten zu ſagen habe, weit aus in den
rern Fällen beſſer iſt, wenn alles ſeinen alten Train
geht und creti und pleti ordentlich forttreiben, was ſie
l können, und dieſes allfällig in der alten Form und
nung beſſer zu machen lernen, als mit ihnen gar zu
Neues probieren, und ſie viele Sachen, zu denen ſie
t vorbereitet, nicht eingerichtet und nicht geſchickt ſind,
Hand nehmen zu machen.

Wenn ich aber behaupte, daß Findel- und Accou-
ments-Häuſer in unſern Städten, bey unſern Geſetzen,

und unſern Sitten, der Bevölkerung und dem Nationalwohlſtand ſchädlich ſind, ſo behaupte ich damit gar nicht, daß dieſes unter andern Umſtänden nicht auch anders ſeyn könnte, und möchte nichts weniger als das Gefühl, das im Land anfängt Fuß zu greifen, daß man unverehlichten Schwangern ihrer Kinder halber mit Rath und That ernſthaft und liebreich an die Hand gehen ſollte, mindern. Ich möchte im Gegentheil dieſes Gefühl der Menſchlichkeit im Vaterland erhöhn, und würde es für das gröſte Unglück erkennen, wenn die Sinnlichkeitsfehler des Lands ſich beym Steigern der landskundigen, aber folgenloſen Unzucht noch mit Hartherzigkeit gegen die Unglücklichen, die die Folgen ihres Fehlers auch verbergen wollten, aber es nicht konnten, verbinden würde. Ich rede vorzüglich in dieſer Hinſicht wider Accouchements- und Findelhäuſer; und denn auch darum, weil nur im Kleinen unſrer Schweizeriſchen Verhältniſſe das Sprichwort: parturiunt montes nascitur ridiculus mus — verhaßt iſt, und dann liebe ich überhaupt nicht alle Arten von Staatsgebäuden, die ihr Haupt ſo ſtolz erheben und in ihrem Innern ſo wenig Weſentliches zeigen, als der Stiftstempel zu °°, in deſſen hohen Marmorhallen ein ſchwindſüchtiger Pfaffe griesgrammt, daß der Kaiſer ſein halbes Reich nicht mehr in Kutten ſtecken will.

Eine vom vorigen Abſchnitt veranlaßte Epiſode, darin der Autor noch länger auſſer ſeinem Gleis bleibt und wie im Traum herumſpringt.

Wenn der Staat das Wort Kindermord ausſpricht, ſo ſollte er dieſes, ohne einen ernſten Hinblick auf den Zuſtand aller Menſchen, die ſeinethalben keine Kinder haben dürfen, nie thun.

Alle Grundſätze, Sitten, Geſetze, Rechte, Freyheiten, Uebungen, Vorurtheile und Meynungen, um deren willen fruchtbare Menſchen unfruchtbar bleiben ſollten, ſind die unzweydeutigen Quellen des ganzen Umfangs derjenigen Verirrungen, Fehler und Verbrechen, unter deren Rubrik auch der Kindermord gehört.

Der Unterſchied der Zeit, nach welcher dieſer Unfruchtbarkeitszwang bald länger bald kürzer dauert, verändert die Sache in ihrem Weſen nicht. Sie iſt und bleibt immer dieſelbe, nämlich allgemeiner Staatskindermord; nur daß der eine länger, der andre kürzer dauert, oder noch beſtimmter, daß der eine öfterer, der andere weniger oft wiederholt wird.

Aber die Verbrechen gegen die Leibesfrucht aller dieſer Menſchen, die keine Kinder haben dürfen, verändert durch die Gewaltſamkeit des Zuſtands, in welchen ſie geſetzt ſind, ihre Natur; denn ſo lange dem Vater und der Mutter eines Kindes Kinderloſigkeit gebothen iſt, ſo iſt ihr Kind eigentlich kein Kind des Staats, es iſt eine vom Staat verbothene Frucht; ſeine Erſcheinung iſt freylich mit unter auch der Wille des Staats, aber ſein Daſeyn, ſein

Nichtentſtehen, ſein Nichterzeugt- und Nichtgebornwerden iſt der erſte, vorzüglichere, frühere, auf das Mädchen weit kräftiger wirkende Wille des Staats als ſeine Erhaltung.

Daher iſt auch ſein Mord eigentlich nicht Handlung wider den Staat, ſondern wider die Eingeweide der Elenden, die ob dem Willen des Staats, nach welchem ſie nicht gebähren und kinderlos ſeyn ſoll, in ihrem Kopf und in ihrem Herzen verwirrt und zur Verzweiflung gebracht worden.

Die Strafen des Staats gegen dieſe Unglücklichen ruhen desnahen in ihrem Weſen auf einem unrichtigen Grundſaz; er hat in einem gewiſſen Sinn, in einem gewiſſen Geſichtspunkt gar nichts zu ſtrafen. Will er dem Uebel vorbiegen, ſo muß er verhüten, daß ſo wenig Menſchen als möglich kinderlos, unfruchtbar und unverheurathet in ſeinem Schoos leben, und wenn er's nicht kann, wenn er's veranlaßt oder duldet, daß Schaaren von fruchtbaren Menſchen in ſeinem Schoos leben, die kinderlos bleiben ſollen, ſo muß er die Natur der Menſchheit nicht verkennen; er muß wiſſen, daß dieſe Herrſcherin in alle Geſchlechter der Erde einen unwiderſtehlichen Trieb zur Fortpflanzung gelegt hat, und er muß Handlungen, die mit gegenſeitiger Einwilligung die Befriedigung dieſes Naturtriebs zum Endzweck hatten, in ihren Folgen nicht willkührlich drückend und hart machen.

Die Natur legt aller Menſchheit, die in Befriedigung dieſes Naturtriebs ſich fortpflanzt, Vater- und Mutterpflichten auf.

Sitten und Geſeze heiligen dieſe Pflichten im Eheſtand; ſie ſind bey unverehelichten Eltern nicht minder heilig, und die Staatsgrundſätze, welche dieſelben bey dieſen mißkennen, ſind eine vorzügliche Quelle der Unkeuſchheitsgreuel Europa's.

Hingegen wären auf der andern Seite Geſetze und Sitten, welche unverehelichte Eltern zur freien und gutmüthigen Erfüllung ihrer Naturpflicht hinlenken, und ſie, ſo weit ſie Eltern ſind, folglich ſo lange das Kind lebt, zur gegenſeitigen Mitwirkung zu dieſem Endzweck verbinden und zu gegenſeitiger Menſchlichkeitsgenieſſung und Freude am Erfolg dieſer Erfüllung ihrer Naturpflicht und am Segen Gottes, des Menſchen Vaters, der oft ſo vorzügliche Gaben in uneheliche Kinder gelegt hat, aufmuntern würden, ſolche Geſetze wären ein ſicheres, allgemeines und vielleicht das einzige Mittel, die unzählbaren Greuelfolgen der Unkeuſchheitsfehler Europa's zu hemmen.

Und es ſcheint mir, es ſtehe einer erlauchten Regierung nur in ſo weit frey, ihre Geſetzgebung und die Sitten ihres Volks nicht dahin zu lenken, als ſie ſich über die Schuldigkeit, das unverletzliche, ewige Band der heiligen Naturpflichten bey ihrem Volk nicht zu zerreiſſen, herausſetzt.

Ohne ſo weit zu gehn, darf ein Staat wie's mich einmal dünkt, keinem Menſchen, der ſich ſelbſt Vater- und Mutterpflichten auflegt, die Erfüllung derſelben ſchenken; r darf das Band der unverehelichten Verbindungen, beonders in ſo fern es Mutter und Kind beruhigen ſoll, icht trennen.

Er darf den Vater von der ganzen ausgedehnten Pflicht, ie die Natur ihm für Mutter und Kind aufgelegt, nicht entlaſſen, oder er zeige dieſen einen Realerſatz dagegen, und dieſer Erſatz kann für das Mädchen in nicht weniger beſtehn, als daß ihm ſein Mutterſtand nicht zur Kränkung und ſein Kind nicht zur Laſt werde.

Die Feſthaltung an den erſten Bedürfniſſen unſrer Natur und die unbezweifelte Wahrheit, daß die Verbrechen der Menſchheit aus dem Mangel einer freyen und einfachen Befriedigung derſelben entſtehn —

Die höhern Geſichtspunkte von allgemeiner Veredlung der Menſchheit, von allgemeiner Empfindſamkeit gegen alle Leidenden und von der heiligen Gerechtigkeitspflicht gegen die Niederſten —

Die Endzwecke der Weisheit und Menſchlichkeit, zu retten, was zu retten iſt, zu bilden, was zu bilden iſt, empor zu heben, was empor zu heben iſt —

Die Pflichten der Religion, zu heiligen, was unheilig, zu reinigen, was unrein, und dem Vater der Menſchen wieder zuzuführen, was ſich von ihm verirrt —

Das menſchliche Gefühl, das ſich ſelbſt im rohſten Bauern laut ausſpricht, auch eine trächtige Kuh nicht zu überlaſten und nicht zu verderben, und Leben und Daſeyn und Wohlſtand auch unter ſeinem Vieh zu befördern —

Alles dieſes ruft laut:

Fürſt! Verheurathe deine Jugend, und ſtrafe das unverſorgte Volk, das nicht heurathen kann, nicht, wenn es die Bedürfniſſe ſeiner Natur befriedigt und nicht kinderlos bleibt, ſondern lenke alle Väter und Mütter deines Reichs mit Kraft dahin, daß ſie alle, alle, die Unverehelichten wie

Verehelichten, ihre Kinder lieben, erhalten und verſor-
wollen, und lieben, erhalten und verſorgen können.

Für den Staat iſt ein uneheliches Kind, eben wie ein
liches, nur in ſo fern Laſt und Schaden, als es nicht
t erzogen wird.

Für die Menſchheit und den Staat iſt ein uneheliches
d unzweydeutig Segen und Gewinnſt, wenn es recht
gen wird.

Und für ſeinen Vater und für ſeine Mutter iſt ein
heliches Kind ein Band ihrer Menſchlichkeit und ein
tel ihrer Beſſerung, ſo bald und ſo lange ſie es unge-
kt lieben dürfen; es wird ihnen aber zur Quelle ihrer
n Verheerung, wenn ſein Daſeyn ihnen ihr Leben
iſtet.

Der Mittelpunkt alles Menſchenverderbens iſt Ver-
ng des Herzens. Die einfache Befriedigung ſeines
rtriebs aber führt unendlich weniger zur Verhärtung
Herzens als die gewaltſame, ſittlichkeitsleeren und von
Beweggründen innerer Veredlung entblößten Ueber-
ungen und die krummen Ausweichungsarten des na-
gen Beyſchlafs.

ber unſre Sitten und Geſetze ſind wie dazu einge-
, den Menſchen zu verhärten.

uf der einen Seite macht man ihn durch willkühr-
Folgen und Strafen von Handlungen, die ihn zwar
em ſchwachen Licht zeigen, ihn aber bey ihren na-
en Folgen dennoch gut, menſchlich und aller Vered-
und Emporhebung fähig lieſſen, zum verhärte-
nmenſchen,

Auf der andern Seite verleitet man ihn zu den Leib und Seele verzehrenden und erſtarrenden Unfruchtbarkeits-Geheimniſſen die ihn ſo frühe um ſeine Farbe und den Aerzten unter die Hände bringen; und man iſt dieſes Menſchenſpitals ſo gewohnt, daß man gar viel weniger daraus macht, als aus den natürlichen Folgen des Beyſchlafs.

Ich unterdrücke mein Gefühl über die zahlloſen, in Sinnlichkeitsſchwächen veralteten, Hageſtolze und Mädchen. Man kann ſie ihres Zuſtands halber nicht loben, aber man ſoll auch kein Wort zu ihrer Kränkung ausſprechen, ſondern ihrer vielmehr im Gefühl des groſſen Worts „wer ohne Sünde iſt“ gedenken; ſie ſind ein Opfer der Zeiten, und die Welt kann ſie nicht von den ausgezeichnet Edeln unterſcheiden, die in reiner Erhabenheit den eheloſen Stand unter ihren Umſtänden und Verhältniſſen dem verehelichten vorzuziehn ſich verpflichtet halten.

Aber im Ganzen wird die Nationalabſchwächung unſers eheloſen Volks in den niederſten Ständen immer leichtſinniger und im ehemals ſo ehrenfeſten Mittelſtand eines immer weniger heurathenden Zeitalters immer bedenklicher.

Zu Tauſenden ſchleichen im Mittelſtand unverheurathete, blaſſe, ſerbende Geſichter umher und ſuchen den Arzt. Ein Volk, in dem Tauſende blaß und ſerbend umherſchleichen und den Arzt ſuchen, iſt ein ſchlechtes Volk, und ein Stand, in dem dieſes der Fall iſt, iſt auf dem Weg, ein ſchlechter Stand zu werden, und es liegt der Menſchheit, es liegt dem Vaterland alles daran, daß unſer Mittelſtand von der Gefahr, auf dieſem Weg ſeine alte Ehre und ſeine alte Kraft zu verlieren, abgehalten werde.

Vaterland! Menſchheit! Wo immer der Mittelſtand dahin verſinkt, daß ſeine Glieder zu Tauſenden blaß und ſterbend umherſchleichen und in Winkeln mit ihren Aerzten reden müſſen, da wird allmählig ein Volk im Ganzen und Allgemeinen ein ſchlechtes Volk; es wird im Ganzen und Allgemeinen für die Haupteigenſchaften, Hauptkräfte und Hauptbedürfniſſe unſrer Natur verdorben und zerrüttet und für die Hauptbeſtimmungen unſers Geſchlechts unbrauchbar; es wird im Großen und Allgemeinen ein unedles, niederes, aus Selbſtſucht ſich ſelbſt und andern leiden machendes Volk; und wenn hie und da eine uneheliche Schwangerſchaft dem ſiechen Leben verlorner Jünglinge und Töchter abgeholfen hätte, ſo könnte dieſes in ſo weit doch wohl als ein erwünſchtes Mittel gegen größere Uebel angeſehn werden.

Fürſten! Mücken ſeigen und Kameele verſchlucken iſt der Geiſt unſrer Geſetzgebung und Sitten, ſonſt würden wir Menſchlichkeit höher achten, als Unfruchtbarkeit, und Kinderloſigkeit nicht mit Menſchenverheerung erkaufen.

Zeitalter! Wäreſt du einfältig und fromm und minder ausgeſpitzt (raffiné), wären deine Führer natürlicher, unverderbter und geſünder, wäre das Hüten deiner unverehelichten Heerſchaaren reines, bildendes Hüten der Keuſchheit, und ſeine Folge ſpätes Reifen deiner Jugend und lange erhaltene Schamhaftigkeit deines Volks, ich würde anders reden und auf dieſe Schamhaftigkeit bauen; aber ſie iſt nicht mehr da und ich baue auch nicht auf ſie.

Willſt du dieſelbe zurückrufen, Zeitalter?! Erkenne zuerſt, wie entfernt du von dieſem Ziel und aller wahren

Volkskeuſchheit ſiehſt; und wiſſe und erkenne, Gewalt und Befehle machen kein Volk keuſch, und Buſſen, die das Herz verhärten, und Spott und Schande, die die letzte Spur der Schamröthe auf der Wange des Mädchens auslöſchen, verwandeln die Unkeuſchheitsſchwächen des Volks in Unkeuſchheitsgreuel.

Zeitalter! du glaubſt dich erleuchtet; aber das Licht deiner Erleuchtung brennt wahrlich nicht helle; der Rauch eines unreinen, gewaltſamen Feuers bedeckt die Erde und erſtickt allenthalben die reine Flamme des alten Lichts, das zwar klein war und ſtille und geräuſchlos brannte, aber das gute, fromme Volk der Vorzeit in ſeinen Hauptſachen mit Sicherheit auf ebener Bahn führte.

Unſer Daſeyn und Leben, Zeitalter! iſt jetzt ein Miſchmaſch von Licht und Schatten — Standpunkt zwiſchen Rauch und Dampf, der einſt wohl Licht werden mag, aber es gewiß noch nicht iſt. Denn wo Licht iſt, wo wahrhaft Licht da iſt, da iſt auch Ruhe und Befriedigung; und unſer Zeitalter iſt ein Denkmal von Unruhe, von unbefriedigten Wünſchen und daraus entſtehenden Umtrieben und Bewegungen, deren Unordnung und Verwirrung ich mit nichts beſſer vergleichen kann als mit dem Thun eines Mann's, der, weil er in ſeinem Land weder Steg noch Weg kennt, in ferne Länder lauft und ſich daſelbſt zwiſchen Felſen und Abgründen in wilder Kühnheit herumtreibt.

In einer benachbarten, unerleuchteten Gegend meines Vaterlands gehen die Knaben öffentlich des Nachts zu den Mädchen, aber die Mütter ſind nach altem Brauch alle da, und kein Jüngling ſchleicht mit dem Mädchen beyſeits — das iſt wider die Landesſitten, welchen entgegen zuhandeln ſich jeder entehrte. — In dieſem Ländchen gehen Jahre vorbey, ehe du ein Beyſpiel fändeſt, daß ein Mädchen ſich verheurathen muß, weil ſie ſchwanger iſt.

In einer andern, an dieſe angränzenden Gegend, die in der Scheinverfeinerung unſerer Tage weit mehr vorgeſchritten, geht faſt kein Sonntag vorbey, daß nicht eine ſolche Nothhochzeit verkündet wird; — hier ſind die öffentlichen Lichtſtuben, die ehemals auch landesüblich waren, gegenwärtig verbothen, die Knaben gehen da *nur heimlich* zu den Mädchen und in ihre Kammer.

Ach! Man hat die Macht der alten Nationalſitten aufgelöſt, und uns nichts dagegen gegeben als Worte. Darum ſtehn wir auch, wo wir ſtehn.

In eben dieſem altväteriſchen Ländchen verkündet der Prieſter die verſprochenen Ehen, mit den Worten: „Die ehr- und ſittſamen, beſcheidenen, mit Namen der und der“ — und läßt dieſen Titul aus, wenn das Mädchen ſchwanger iſt; und wo dieſer Titul ausgelaſſen wird, da wird ſich ein Ehepaar Jahr und Tag faſt nirgend öffentlich zeigen; — ſo viel wirkt die unabgelenkte Anhänglichkeit an alte Nationalſitten.

In der andern erleuchtetern Gegend werden alle Ehen ohne einige Rückſicht auf ihre Beſchaffenheit mit dem bloſſen Namen verkündet, und der Unterſchied zwiſchen der ſchwangern und nicht ſchwangern Braut iſt daſelbſt für alles Volk ein bloſſer Spaß.

Ein alter Kapuciner, mit dem ich vor vielen Jahren über das Glück ſolcher reinen Nationalſitten redte, gab mir die merkwürdige Antwort: „man darf den guten Leuten, bey denen es unter dem Bauernvolk noch ſo altväteriſch dahergeht, nicht ſagen, wie viel man bey ihnen dem l. Gott näher ſteht, als in den hoffärtigen Städten, wo alles, bis auf's Naſenſchneuzen, ſo neumodiſch betrieben wird, in denen aber faſt keinem Menſchen in ſeiner Haut mehr wohl iſt."

Ach, es iſt jetzt ſo lange ſeither, und die Oerter, in denen man das altväteriſche Gute noch leben läßt, werden auch in unſerm Schweizerlande von Jahr zu Jahr immer ſeltener, und man findet ihre Spur jezo faſt nur noch in Bergwinkeln, wo (wie wir uns ausdrücken) nie jemand rechter hinkommt; im Gegentheil, wo immer Leute hinkommen, die, wie wir ſagen, etwas Rechtes ſind, d. h. in der Kutſche fahren, Epauletten und Sonnenſchirme tragen, ſeyen es dann Fremde oder Einheimiſche, da ſieht es jetzt auf dem Dorf aus wie in den Städten; es iſt auch bald alles neumodig und hoffärtig, und es iſt auch bald niemand mehr wohl in ſeiner Haut.

Ich ſage noch ein Wort von dem altväteriſch gebliebenen Schweizerwinkel, von dem ich redte, in welchem die Knaben die Mädchen öffentlich nächtlich beſuchen; wenn man in dieſem Landwinkel einem Knaben bey dieſen Beſuchen das geringſte Ungebührliche zumuthet, wie ein Vieh iſt er unter allen Mädchen verſchrien, ſo daß keins ſeiner nichts will; Hund und Schwein ſind die Namen, die ſie ſich ins Ohr flüſtern, daß er ſey; und wenn ihrer etliche bey einander ſind, und er vorbeygeht, ſo ſtellen ſie ſich

Hand in Hand geſchlungen, an einen Reihen, und lachen ihm ſo Verachtung unter die Naſe.

Europa! Wenn deine Kultur dein Volk zu der Einfalt hinführte, daß das zarte Lächeln eines Mädchens unkeuſche Buben in guter Geſellſchaft ſchamroth machen würde, dann ſtünde ſie auf einer Höhe, die dein Volk ſegnete. Aber, Zeitalter! Vaterland! deine Kultur ſteht nicht auf dieſen Höhen; ſie modelt uns freilich, ſie büſſet uns freylich, ſie ſchränkt uns freylich ein, aber indem ſie uns einſchränkt, verkrüppelt ſie uns, indem ſie uns modelt, vermodelt ſie uns, und jemehr ſie uns Buſſengelder abnimmt, jemehr macht ſie im Land das Buſſthun abnehmen.

Es iſt indeſſen, wenn von dem Abweichen von dem altväteriſchen Geiſt des Lands die Rede iſt, nicht zu läugnen, daß das Rücklenken gegen denſelben in unſerm Zeitpunkt unendlich ſchwierig iſt. Eigentlich können wir gar nicht die altväteriſche Einfalt des Lands zurückführen. Wir müſſen vorwärts. Wir ſind ſo weit verkünſtelt, daß uns die Einfalt nicht zu helfen vermag. Ein Volk, das durch Verkünſtlung geſchwächt iſt, kann nur durch den Segen der wahren Kunſt wieder zu der Kraft erhoben werden, die es durch die Scheinkünſte verloren. Wir müſſen vorwärts. Wir können nicht anders. Wir müſſen durch ein ſorgfältiges, wohlgeleitetes Vorſchreiten wieder zu der Einfalt hinlenken, die wir durch unſre Verkünſtlung verloren. Aber das Zeitalter erſchreckt vor dem Wort, Vorſchritt, wenn auch ſchon nur ein Rückſchritt damit gemeynt iſt. Schwache wollen nicht vorwärts, und weniger aufwärts. Aber wir ſind in der Tiefe. Wir können beſonders in

Rückſicht auf den Gegenſtand, von dem die Rede iſt, nicht liegen bleiben, wo wir liegen. Wir reden auch noch nicht von der Höhe der Kunſt, durch die ein durch Verkünſtlung ſchamlos gewordenes Geſchlecht zu der zarten Kraft ſeiner verlornen alten Nationalſchamhaftigkeit zurückgelenkt werden könne. Es iſt noch nur darum zu thun, zu verhüten, daß unſer Nationalgeiſt und unſer Geſezgeber nicht beym Vorſchritt unſrer Unkeuſchheit in ihrer Blindheit noch unmenſchlich werden. Das, was wir hierin fordern, iſt eigentlich nur eine Nothforderung zur Verhütung des Wachsthums in der Schlechtheit bis zur Verhärtung. Die Forderung iſt noch unendlich weit von der Spur des Pfads entfernt, den wir betreten müſſen, um durch den Umfang der hohen Mittel der wahren Kunſtbildung uns aus den Sümpfen der Verkünſtlung, in denen wir ſtecken, wirklich herauszuheben.

Zurücklenkung zu ſpeciellen Vorſchlägen von Vorbeugungsmitteln gegen den Kindermord *).

Ich kehre von meiner langen Ausſchweifung in meine Bahn zurück und die nächſten Bögen werden etwas lang-

---

*) Anmerkung. Dieſe Vorſchläge tragen ſo ſehr das Gepräg des allgemeinen Zurückſtehens des Zeitpunkts, in dem ſie geſchrieben worden und auch des damaligen Mangels an Reifung meiner eignen Begriffe über meinen Gegenſtand, daß ich ſie in dieſer neuen Ausgabe meiner Schriften unterdrückt hätte, wenn nicht Freunde, deren Urtheil ich ſchätze, mich mit der Vorſtellung davon abgehalten: der Gang meiner Idee, wie ſie ſich durch meinen Lebenslauf und meine

weiliger werden; aber der Detail meines Ideals, der ſeine Vorzüge und ſeine Schwierigkeiten heiter ins Licht ſetzt, und der Antheil, den ich am Gegenſtand nehme, macht mich der Mode der Schriftſteller, die wichtigſten Seiten ihrer Gegenſtände ihrem Lieblingston aufzuopfern, entgegenhandeln. Leſer! Laß den Antheil, den du am Gegenſtand nimmſt, dich auch bewegen, der Mode entgegen mich als Schriftſteller zu vergeſſen und mit mir Hand in Hand, ohne andere Geſichtspunkte, in den Irrwegen herumzuwandeln, deren Ausgänge uns beyden ſo wichtig ſind.

Die Erreichung des ganzen Ideals, von dem wir von dieſer Ausſchweifung redten, hangt unzweydeutig von der Wahl des Perſonale ab, welches man in dieſem Geſchäft zu Gewiſſensräthen brauchen würde. Nicht weniger aber als ihre Wahl, haben auch ihre Inſtruktionen große Schwierigkeiten.

Soll und muß das Mädchen ſeinen Vater angeben?

Soll und muß man den Angegebenen ſeinen Vaterſtand bekennen machen?

Wenn er ihn geſteht, was hat er für Vaterpflichten?

Wenn er ihn läugnet, was ſoll der Gewiſſensrath weiter thun?

Erziehungsverſuche allmälig entfaltet, bis ich zu dem letzten Thun und zu den letzten Aeußerungen meines Lebens gelangt, werde noch lange hinter meinem Grabe ernſte Forſcher pſychologiſcher Entfaltungen intereſſiren. — Ob ich recht gethan habe, weiß ich nicht; aber ich ließ dieſe Bogen, auf dieſe Bemerkung hin, bis auf einige Auslaſſungen, die ich für nothwendig fand, ſo viel als unverändert.

Ueber alles dieſes müſſen ihm beſtimmte Verhaltungsbefehle gegeben werden.

Es iſt für den Staat ſowohl als für einen jeden beſondern Menſchen äußerſt wichtig, daß ein jedes Kind ſeine Heimath habe, und es zeigt ſich aus dem Unterſchied der Sitten eingeſeſſener Leute und des herumſtreifenden Volks, wie wichtig es iſt, daß keine Landeseinwohner dieſes weſentlichen Bedürfniſſes des geſellſchaftlichen Zuſtands beraubt ſeyen. Darum muß der Geſetzgeber dieſen vorzüglichen Punkt der Pflichten der Gewiſſensräthe auf das Sorgfältigſte in Acht nehmen, und dieſe Männer durch erleuchtende Anleitungen dahin erheben und ſtimmen, daß ſie mit Menſchlichkeit und Weisheit zu dieſem Ziel, welches ſo oft und viel durch Zwangsmittel nicht erreicht wird, einzuwirken ſuchen.

Ich baue auch hier auf die allgemeine, innere Reizbarkeit und Güte des menſchlichen Herzens.

Und behaupte, eine wahrhaft weiſe, ſtille, ſchonende, väterliche Geſetzgebung werde, überhaupt genommen, durch ihre Güte und durch weiſe Leitung des Menſchengefühls weit öfterer und ſicherer die Entdeckung des wahren Vaters erzielen, als es die ſchreckenden und Herz verhärtenden Zwangsmittel oft nicht gethan haben.

Der Innhalt der Inſtruktion an die Gewiſſensräthe ſcheint mir, müſſe über dieſen Punkt ſehr beſtimmt und ausführlich ſeyn, und nicht nur einen Befehl, was ſie thun, ſondern eine Anweiſung, wie ſie es anzuſtellen haben, enthalten, und in ſeinen Haupttheilen alſo lauten:

1. Wenn ein, Hülfe und Rath ſuchendes Mädchen dem

ewiſſensrath den Vater des Kinds nicht von ſich ſelbſt ſagen
ll, ſo ſoll er zuerſt nicht einmal nach ihm fragen, ſondern mit
armer Theilnehmung für einmal ſich dahin einſchränken,
nlbares Zutrauen von der Leidenden zu erhalten, und
nn erſt hernach allgemach ihr die vielen Gefahren, de-
n ſie ihr Kind für ſein ganzes Leben ausſetze, wenn ſie
er dieſen Punkt nicht mit gehöriger Vorſicht zu Werke
he, zu Gemüth führen, und dem Mädchen nur über-
upt den Unbeſtand der Menſchen vorſtellen, wie die
ebe erkalte, wie Zeit und Jahre uns in allem verän-
rn und, wie thöricht man handle, wenn man in Sa-
en, die ſo viel antreffen, auf bloſſe Worte von Treue
nd Glauben ganz baue, und ſich nicht auch mit einem
erſtändigen und weiſen Mann zu ſeiner Sicherheit be-
athe. Die Gewiſſensräthe ſollen feſt im Auge halten,
aß nur ihre Menſchlichkeit, nur ihr Theilnehmen, nur
ie innere Wahrheit ihrer Rede und die Kraft ihrer Liebe
ie zu dieſem Ziel führen, und daß jeder Schatte von Zu-
ringlichkeit und Liebloſigkeit ſie von dieſem entfernen wird.
Sie ſollen deßnahen immer alles ohne Zudringlichkeit fra-
gen, aber hingegen ſehr aufmerkſam ſeyn auf ein jedes
Wort, welches ihnen etwa einen merklichen Eindruck beym
Mädchen zu machen ſcheint, und dann im Fortgang der
Unterhandlung in den Augenblicken, wo Thränen in
den Augen des Mädchens, Unruhe in ſeinem Geſicht und
Seufzer aus ſeinem Herzen dringen, herzlich und väter-
lich den Geſichtspunkt wieder hervorbringen, von welchem
ſie geſehn, daß er den ſtärkſten Eindruck gemacht. Fer-
ner ſollen ſie mit der möglichſten Sorgfalt ſelbſt nachſpü-

ten, wer wahrſcheinlich der Vater des Kinds ſeyn möchte, und dann ſolche Beweggründe zum Geſtändniß des Vaters anzubringen ſuchen, die auf den Perſonalcharakter und die Perſonallage des Jünglings ſchicklich, ohne ihn zu nennen.

2. Wenn das Mädchen den Vater angegeben, ſo hat der Gewiſſensrath denſelben durch einen ſtillen, vertrauten Drittman zu ſich zu berufen und gegen denſelben alſo zu Werk zu gehn. Er fängt zuerſt nicht mit der Ausſage des Mädchens an, ſondern berichtet mit liebreicher Güte dieſem Menſchen, wie ſchonend und väterlich die Geſetze für Leute, die in dieſen Fehler gefallen, gegenwärtig ſeyen, und wie ein armer Menſch, der vor Zeiten um deswillen um Ehr' und Gut und oft um die erſten Bedürfniſſe ſeines Lebens gebracht worden, jetzt von der Obrigkeit keine Strafe zu befürchten habe, wenn er nur ſelber ſich keiner Ungerechtigkeit und keiner muthwilligen, unmenſchlichen Unbarmherzigkeit, und keiner unnatürlichen Hartherzigkeit ſchuldig machen wolle. Er zeigt ihm, wie die Landesgeſetze den Fehlenden diesfalls mit Rath und Liebe an die Hand gehen. Er nennt ihm nicht einmal den Namen der Klägerin. Er redet ihm nur warm ans Herz, macht ihm den Kopf über die Ungefährlichkeit des Bekenntniſſes heiter, und zeigt ihm klar und deutlich, daß alles, was er allfällig hier reden würde, bey Ehr' und Eid verſchwiegen bleiben müſſe. Ehe dann der Jüngling antwortet, ſobald er gerührt ſcheint, giebt der Gewiſſensrath dem Mädchen ein Zeichen; dieſe dringt plötzlich in die Stube, ſetzt ſich neben den Knaben; Todesſtille herrſcht im Zimmer, und der Gewiſſensrath bittet den Jüngling

m Gottes, um der Stunde ſeines Todes, um des guten erzens willen, das in ſeiner Bruſt ſchlägt, ſein Fleiſch nd Blut vor den Augen des Mädchens, das er um- ermt, und vor den Augen Gottes, dem er Rechenſchaft huldig, nicht zu verläugnen, ſondern ihm und dem Kind le Treue und Hülfe, die er ihnen vor Gott ſchuldig y, zu erweiſen.

So redet der Mann. Niemand antwortet. Er ent- ernt ſich, und das unterwieſene Mädchen vollendet mit inen Thränen das, was der Gewiſſensrath ſuchte.

Menſchen! Irr' ich mich in meinem Glauben an das enſchliche Herz, das mich nicht zweifeln läßt, wenige ünglinge, die ſchuldig ſind, werden der Kraft dieſer An- alten widerſtehn und ihren Vaterland verläugnen?

Ja, du irrſt, rufen mir von allen Seiten Richter und echtſprecher, Schriftgelehrte und Sadducäer, Prieſter d alte Weiber, Offiziere und Kanzliſten, Bürger und auern; aber es irrt mich nicht, was Menſchen ſagen, die cht verſuchen und nicht verſuchen wollen, was Menſch- hkeit, Schonung und Liebe bey dem Geſchlecht der Sterb- hen wirken.

Ich antworte euch nicht, ſtolze, thörichte Menſchen!

Verſucht die Liebe, die eure Pflicht iſt.

Braucht die Menſchlichkeit vor den Geſetzen —

Und Jeſu Chriſti Lehren vor dem obrigkeitlichen Arm! —

Und wenn euch Menſchlichkeit und Liebe und Jeſu Chriſti inn fehlgeſchlagen — dann kommt und redet, und ſucht ülfe — bey allem namenloſen Wuſt des abſcheulichen Un- ns, mit welchem der Gewalt des Rächer- und Richterarms in aller Welt, von ihrem Anfang bis auf unſre Zeiten, ſo unfruchtbar und verheerend gegen die arme, fehlende Menſchheit gehandelt hat — — bis dann antworte ich euch nicht. Die Natur eures Herzens und die tägliche Erfahrung antwortet euch; aber ihr ſeyd blind und wollt nicht ſehn, ihr Unglaubige! und werdet auch die Erfahrung für nichts achten, die ich zum Ueberfluß noch erzählen will.

In °°°° verführte ein Knabe ein Mädchen. Die Sache wurde entdeckt und war auffallend wahr. Das Sittengericht ſtellt das Mädchen zur Rede; es läugnet. Man droht; es läugnet. Man ſchimpft, redet von abſcheulichen Thaten, von verfluchter Verſtockung und aus dem Himmel ausſchlieſſender Beharrlichkeit; es läugnet. Der Diener des Evangeliums redet aus Gottes Wort, redet vom Todbette; es läugnet. Er redet vom Himmel und Hölle; es läugnet. Der Pfarrer eifert; das Mädchen behauptet noch kühner: es iſt doch nicht wahr. Der Pfarrer fängt an, die Hölle recht heiß machen zu wollen; das Mädchen fängt an, ſich zu verſchwören und zu verfluchen wie Petrus: ich kenne den Menſchen nicht. Der Pfarrer kommt auſſer Faſſung, redet mit Eifer und Zorn und öffnet der Unverbeſſerlichen die Thüre; das Mädchen lacht ihm unter der Thüre. Der Pfarrer berichtete mit Aengſtlichkeit den Vorfall ſeinem Oberherrn. Dieſer ließ das läugnende Mädchen zu ſich kommen und zeigte ihm ganz einfach, daß es beym Läugnen viel Ungemach auf ſich ziehe und beym Bekennen eben nicht ſo viel zu gefahren hätte, als die Leute ihm angäben.

Und

Und das Mädchen hatte in der zweyten Minute Thrä-
in den Augen, und in der dritten ſagte es: „Ja, gnä-
er Herr! es iſt in Gottes Namen wie Sie ſagen.“

Ich kehre in meine Bahn zurück. Der Gewiſſens-
h hat, im Fall der Jüngling ſeinen Vaterſtand bekennt,
mit einem beeidigten Mann, den der Jüngling ſelbſt
hlt, zum Pfarrer des Orts zu begeben, oder wenn der
ngling lieber will, zum Präſident des Provinzial-Sit-
gerichts; daſelbſt muß der Jüngling, gegen die ihm er-
lte, ernſthafte Verſicherung des Stillſchweigens der als
gen gegenwärtigen Perſonen, ſich erklären, daß er Va-
eines Kinds ſey, deſſen Mutter ſich beym Gewiſſens-
gemeldet, und daß er dieſe Erklärung zu dem End-
k thue, damit der Gewiſſensrath unter dem Zeugniß
gegenwärtigen Perſonen ſeiner Zeit dem Kind einen
mathſchein, in welchem aber wieder weder der Vater-
der Muttername genannt werden ſoll, ausfertigen
e. Solche Heymathſcheine müſſen alle an das hohe
engericht unentgeldlich zur Beſiglung eingeliefert und
Gemeinden befelchnet werden, alſo beſcheinigte Hey-
ſcheine als authentiſch und gültig zu erkennen, ohne
ihnen das Recht geſtattet werde, dem Vater oder der
ter des Kinds weiter nachzufragen, wenn ſie ſich ver-
n halten können oder wollen.

Um aber die Gemeinden ſicher zu ſtellen, daß ihnen
ſolche geheime Vatererklärungen nicht Unrecht ge-
en könne, würde ich dann feſtſetzen:

. Daß der Pfarrer, der Gewiſſensrath und die Zeu-
ihre hohe und eidliche Pflicht haben, der Wahrheit

und Unverdächtigkeit der Ausſage ernſthaft nachzuſpüren;

2. Daß die Entdeckung eines diesfälligen Betrugs den Thäter ohne Schonung ſein Bürgerrecht koſten ſolle;

3. Daß die Entdeckung eines ſolchen Betrugs nicht durch Verjährung ſolle gehindert, ſondern ſo lange ſtatt haben müſſe, als der angebliche Vater am Leben;

4. Daß derjenige, welcher darthun und beweiſen würde, wer ihn zu einer ſolchen That verleitet, vom Staat belohnt, und der Verführer als ein Landsbetrüger an Ehr' und Gut ſoll beſtraft werden;

5. Daß im Fall eines obwaltenden Verdachts die Ausſage nicht angenommen werden ſoll, ſondern der Gewiſſensrath die Unterzeichnung der Ausſage nur dann zumal zugeben könne, wenn man einmüthig beym Eide dieſelbe als unverdächtig erkennt hat.

Der Gewiſſensrath hat im Fall' eines obwaltenden Verdachts die Sache aufzuſchieben und die Unterzeichnung der Ausſage nicht auszufertigen, bis man alles gethan hat, was zur Aufklärung der Sache möglich ſeyn wird; er muß aber beſonders in ſeiner geheimen diesfälligen Inſtruktion angewieſen werden, durch vielerley, mit Klugheit und Beſtimmtheit abgefaßte, Fragen die Uebereinſtimmung der Ausſagen des Mädchens und des Jünglings zu prüfen, und im Falle ihrer Ungleichheit höhern Orts Verhaltungsbefehle zu ſuchen.

Man darf aber von der Einfalt dieſer Maßregeln, von der Rührung der empfohlenen Umſtände, von der gänzlichen Abweſenheit der Advokaten und aller Beyſtänder und endlich von der Uebung der Gewiſſensräthe, deren Poſten le-

benslänglich ſeyn ſoll, ſich alles für die Wahrheit und Zu-
verläſſigkeit ſolcher Ausſagen und Zeugniſſe verſprechen.

Ich darf aber auch nicht verhehlen, daß ungeachtet deſ-
ſen dennoch Fälle möglich ſind, wo der Jüngling trotz al-
ler Schonung dem Mädchen gegen die Wahrheit läugnen
wird. Es kann begegnen, daß der Jüngling einem Mäd-
chen ſolche Sachen verſprochen, die er jezt nicht halten
will; Fälle, wo der Jüngling das Mädchen als laſterhaft
und ſeiner Liebe unwürdig kennen gelernt hat; Fälle, wo
Zorn und Unwillen über niederträchtige oder gefährdende
Handlungen das Herz unſchuldiger, aber erbitterter Jüng-
nge gegen das Mädchen empören.

In dieſen und ähnlichen Fällen kann die Schonung der
eſetze nicht ſicher vom Jüngling das Bekenntniß ſeines
aterſtands hervorbringen.

Für alle dieſe Fälle müſſen unſre Gewiſſensräthe feſte
d beſtimmte Verhaltungsbefehle haben.

Um aber die Grundſätze feſtzuſetzen, auf welche dieſe
rhaltungsbefehle gebaut werden müſſen, muß man den
zweck der zu etablirenden Gewiſſensräthe und der gan-
umzuſchaffenden Unzuchtsgeſetzgebung ins Aug faſſen;
dieſer iſt nichts anders, als das Unglück des unehel-
Beyſchlafs zu mildern. Dieſer Endzweck ſoll aber
t hindern, der Bosheit, den frechen Wünſchen und
Fallſtricken laſterhafter Dirnen Schranken zu ſetzen,
unbewahrte Jünglinge vor der Gefahr, von dieſen
erinnen der Wolluſt in fortdauernde, Herz und Sit-
verderbende, Beängſtigungen und Brandſchatzungen
zt zu werden, zu bewahren.

Mein Geſetzgeber wird auf den Fall, daß ein Jüngling die Ausſagen des Mädchens verneint, ſeine Gewiſſensräthe mit der tiefen Pſychologie, mit welcher ein Gottgeweihter Biſchoff die Edelſten ſeiner Pfarrherren zu den ſchwierigſten Fällen ihrer Pfarrpflichten tüchtig zu machen ſucht, dahin inſtruiren:

1. Die Partheyen durch vielerley beſtimmte und den Lügner zu verwirren geſchickte Fragen zu prüfen und in dieſem Geiſt milde und ſchonend, aber genau und ernſt nachzuſpüren, wohin die innern Beweggründe des Bejahens und Verneinens der Partheyen eigentlich hinlangen.

2. Haben ſie in dieſem Fall vom Mädchen beſonders eine Erklärung zu fordern, warum es glaube, daß der Jüngling ſeine Klage läugne. Wenn das Mädchen dieſe Erklärung gegeben, ſo wird ſelbige allerhand Umſtände enthalten, von denen der Gewiſſensrath fragen muß, ob einige davon beweisbar ſeyen, und ob und welche von dieſen es dem Jüngling ſelber unter die Augen ſagen dürfe und wolle. Bey dieſen Fragen hat der Gewiſſensrath ſehr Acht zu haben, wie ſich das Mädchen gebehrde, ob es geſchwind und ruhig antworte, oder ob es ſeine Worte auf die Spitze ſtelle und verkünſtle; ferner hat er genau in Acht zu nehmen, von was für einer Art die Umſtände ſeyen, welche das Mädchen ſich getraut, dem Jüngling unter die Augen zu ſagen, und von welcher Art diejenigen, die es ihm nicht unter Augen ſagen will.

3. Sobald aber der Gewiſſensrath in die Lauterkeit oder Unlauterkeit der Ausſagen des Mädchens hineinſieht, ſo veranſtaltet er demſelben eine Zuſammenkunft mit dem

Jüngling, hört daſſelbe ab, wie es ihm die abgeredten Umſtände unter Augen ſagt, prüft mit genauem Auge den krummen oder geraden, einfachen oder künſtlichen Gang des redenden Mädchens, und den Eindruck, den ſein Benehmen und ſeine Antworten auf den Jüngling macht.

4. Fordert er auch vom Jüngling ebenſo eine offenherzige Aeußerung, warum er glaube, daß das Mädchen eben ihn und keinen andern anklage.

5. Die gegenſeitigen Ausſagen müſſen im höchſten Grad heim gehalten, aber genau protocollirt, von Zeugen unterſchrieben, und dem Pfarrer und Gewiſſensrath eine gewiſſe Zeit gelaſſen werden, ihrer Wahrheit oder Unwahrheit gehörig nachzuforſchen.

Bey dieſer vorgeſchriebenen Handlungsweiſe muß allemal von drey Sachen eine herauskommen.

Entweder wird wahrſcheinlich, der Junge ſey unſchuldig angeklagt; oder es wird wahrſcheinlich, er ſey ſchuldig; oder die Umſtände ſind ſo verworren, daß die Zeugen ſich nicht getrauen, zu entſcheiden, auf welcher Seite as Recht ſey.

1. Im erſten Fall muß der Gewiſſensrath dem Mädchen die ſtandhafte Verneinung des Jünglings anzeigen und ihm dabey die Hülfe des Staats zur Verſorgung ſeines Kinds anbiethen, wenn es ſchweige, mit dem Vertrauen, wenn es ſeine Klage an offenes Recht bringen wolle, ſo möge es ſelbiges thun, doch werde in dieſem Fall er Richter, wenn er ſeine Klage falſch und ſein Benehmen ſchlecht finde, es geſezlich und ſtrenge beſtrafen.

2. Iſt aber das Mädchen unbeſcholten, ſind ſeine Aus-

ſagen nicht widerſprechend und vom Jüngling nicht gefälſcht, ſo darf ein Gewiſſensrath bey Ehr' und Eid nicht urtheilen, daß ſeine Anlage unwahrſcheinlich ſey, ſondern hat in dieſem Falle folgende Maßregeln zu nehmen.

Vor allem aus gibt er dem klagenden Mädchen alle von dem Geſetze befohlene Hülfe und Rath für ſeine Umſtände.

Ferner legt er dem läugnenden Jüngling bey einer von den Geſetzen beſtimmenden Strafe das Stillſchweigen ſowohl über die Umſtände des Mädchens als über ſeine Klage auf.

Dann verſchiebt er die Verfügungen über das Vaterzeugniß und ſpürt mit der möglichſten Sorgfalt den Urſachen nach, warum der Jüngling die Klage des Mädchens läugne.

Iſt er in ſeinem Poſten geübt, ſo kömmt er in den meiſten Fällen der Sache leicht auf die Spur.

Und dann gibt ihm die Entdeckung der Urſachen, warum der Jüngling ſich vorſetzt, zu läugnen, die Mittel an die Hand, welche in dieſem Fall die beſten ſind, ihn zum Geſtändniß zu bringen.

Dieſe Urſachen ſind von der verſchiedenſten Art.

Oft iſt gar nicht der Widerwillen des Jünglings gegen das Mädchen, gar nicht der aus ihm ſelbſt hervorgehende Entſchluß, es nicht zu heurathen, die Urſach ſeines ſträflichen Benehmens; oft ſind es ſchwarze Vorſtellungen von ihm widrigen Umſtänden, von ihm nahe gehenden Gefahren, die ihn, mitten im innern Wunſch, das Gegentheil zu thun, dahin bringen, warum er gegen ſeine

Ueberzeugung in Rückſicht auf ſeine That und auf ſeine Verſprechungen ſeine Zuflucht zum Läugnen nimmt.

In allen dieſen Fällen ſucht der Gewiſſensrath dem Jüngling ans Herz zu reden und ſein Zutrauen zu gewinnen. Er ſagt ihm oft ſelber, was er vermuthe, daß die Urſache ſeines Läugnens ſey, und verkleinert die Gründe, um welcher willen er läugnet, gar nicht; er läßt ihnen vielmehr alles Gewicht und alle Stärke, die ſie in der Wahrheit haben können; er lobt ſogar, was recht und gut und in denſelben lobenswerth iſt, aber lenkt zugleich mit allem dem Uebergewicht, welche ſeine Geſchäftsübung, ſei- e Gutherzigkeit und ſeine Einſichten ihm gegen den Jüng- ing geben, denſelben dahin, daß er erkenne, er könne ſei- em Mädchen Gerechtigkeit und ſeinem Kind Treue und Hülfe und Liebe wiederfahren laſſen, ohne den ihn inſVer- genheit ſetzenden Umſtänden allzunahe zu treten.

Laßt mich jetzt einen Augenblick dem Traum der edeln nd guten Thaten, zu denen meine Gewiſſensräthe ſo un- eydeutig Anlaß haben werden, nachſtaunen, und ver- önnt mir einen Augenblick, dieſer himmliſchen Ausſicht ich zu erfreuen.

Hier ſehe ich weinende Jünglinge am Arm meiner ewiſſensräthe; dort ſehe ich einen, wie er der verlaſſenen eliebten wieder Treue ſchwört, und ihr feſte und heilige d gültige Sicherheit gibt, ihr treu zu bleiben, bis der üthende zitternde Vater, bis die ſich grämende Mutter, s der ihn enterbende Oheim, ſich nicht mehr grämen, cht mehr wüthen, ihn nicht mehr enterben werden.

Ich ſehe einen andern — ſchamroth ſteht er da vor dem lieben frommen Gewiſſensrath — der ihm ans Herz redet — von der ſchwarzen Schande des Geizes, des Hochmuths, wenn man um deswillen ein braves Mädchen, das ihn liebt, hintanſetzt. Die Röthe auf der Wange des Jünglings ſteigt — ſein Auge glüht — er erblaßt — er ſtammelt — umarmt den Mann, der ihm die Wahrheit ſagte — heurathet die Verlaſſene, und lebt glücklich mit ihr.

Dort ſehe ich meinen Gewiſſensrath einen unglücklichen, von einer laſterhaften Tochter betrogenen Jüngling zur böſen Dirne hinführen, ernſt und männlich ein unvorſichtiges Eheverſprechen zurückzufordern. Ich ſehe den Jüngling ſeine Thorheit nach allen Kräften mit warmem Pflichtgefühl vergüten, und dem böſen Mädchen mehr geben, als ihm gebührt, und dabey tief fühlen, daß edel handeln ſchöner iſt, als Gerechtigkeit erfüllen.

Ich ſehe einen andern mit der wärmſten Geſchäftigkeit ſeine unglückliche Betrogene, die er um ſeiner Pflicht willen verlaſſen muß, mit Vertrauen verſorgen und das Opfer ſeines Leichtſinns mit Hülfe und Rath und Troſt erquicken.

So ſehe ich tauſend Thaten der reinſten Menſchenliebe und Güte von dem weiſen Verhalten meiner Gewiſſensräthe entſpringen. Allenthalben iſt mein Gewiſſensrath Freund und Vater der Unglücklichen, die ihn ſuchen oder ſuchen müſſen.

Ich ſehe ihn auch, wie er einem läugnenden Jünglinge, deſſen Mädchen nicht brav und gut, ſo väterlich rathet. Wie ein Freund, wie ein Bruder ſagt er zu ihm:

ich weiß, daß dein Mädchen deiner Liebe nicht werth iſt, ich ſehe, du haſt Urſache, die Verführerin zu fürchten und zu ſorgen, daß dein Bekenntniß ſie kühn mache, dir dein Leben zu verbittern, dich zu kränken, zu beſchämen und zu plagen; aber, Jüngling, die Geſetze helfen auch hier; die Verführerin ſoll dein Geſtändniß nicht wiſſen; thuſt du nur gegen dein Kind deine Pflicht, ſo habe ich genug; du ſollſt dich vor dem böſen Mädchen nicht fürchten.

So viel muß der Gewiſſensrath Vollmacht haben, zu reden und zu halten; und ich glaube, die Folgen, die die pflichtmäßige Erfüllung ſeiner Stelle haben würde, wäre einer ſolchen Vollmacht werth.

Im Fall aber ein Jüngling dieſer Güte trotzen und bey auffallender Schuld gegen das jammernde Mädchen dennoch fortfahren würde, zu läugnen, ſo hat der Gewiſſensrath das Mädchen zu ſtärken, daß es den böſen Jüngling vor den offenen Gerichten belange, wenn es den Anſchein hat, daß er ſich hievor fürchte; in jedem Fall aber hat er dem Mädchen die Hülfe des Staats für die Verſorgung des Kinds ſicher zu ſtellen und einzuleiten.

3. So iſt es auch im dritten Fall, wo die Nachforſchungen des Gewiſſensraths ihn im Zweifel laſſen, ob ie Klage des Mädchens wahrhaft oder falſch ſey. Er muß, ie oben, alle Beweggründe, die ihm ſeine Menſchenkenntiſſe und Localkenntniſſe an die Hand biethen, brauchen, n Jüngling zum Geſtändniß der Wahrheit zu bewegen; Fall er aber auf der Verneinung der That beharrt, m Mädchen die Freyheit laſſen, ihn vor öffentlichen Gehten zu belangen; im Fall ſie aber ſchweigen will, ihr

die nöthigen, vom Staat feſtgeſetzten Handbiethungen, ihre Umſtände zu erleichtern, ertheilen. In dieſem Fall aber muß ſie in Gegenwart geheim zugezogener Zeugen von ihrer Vaterklage abſtehen und das Kind bekömmt nach oben angeführten Grundſätzen ein Zeugniß der Heymath ſeiner Mutter, welches die Gemeinde, wenn es in Form ausgefertigt, auch ohne den Namen ſeiner Mutter öffentlich wiſſen zu dürfen, anerkennen muß.

Ich will mich noch einen Augenblick aufhalten, den Geiſt dieſes Vorſchlags näher zu enthüllen.

Die Stelle eines Gewiſſensraths muß eine Volksſtelle ſeyn, die ganz von allem äußern Pump entblößt iſt; der erleuchtete Landmann wird die Stelle in ſeinem Dorf am beſten erfüllen; daher müſſen Leute von dieſer Klaſſe dazu gebildet und ausgeſucht werden.

Die ſchönſten ihrer geheimen, weiſe und glücklich ausgeführten Thaten ſollen von der Provinzial-Adminiſtration an das hohe Sittengericht, und von dieſer an den Fürſten berichtet und belohnt werden.

Der Innhalt ihrer vorzüglichen Thaten muß auf eine, den Geiſt und das Weſen ihres Benehmens heiter ins Licht ſetzende, aber in jedem Fall auf eine niemand compromittirende Art durch den Druck bekannt gemacht werden.

Sowohl die Inſtruktionen an die Gewiſſensräthe als auch dieſe Bekanntmachungen ihres Benehmens müßten in jedem Fall ganz im Ton und Geiſt der reinen, einfachen Volks- und Landesſprache verfaßt und ſo eingerichtet ſeyn, daß der Mutterwitz und nicht der Schulwitz darin Nahrung fände; denn wenn man die gemeinen Landleute zu etwas Wichtigem brauchen und hinlenken und ſie ſogar zu der Tüchtigkeit einer Stelle, wie die Stelle eines Gewiſſensraths iſt, emporheben will, ſo muß man in der Art, mit ihnen umzugehn, und ſie zu dem, was man aus ihnen zu machen ſucht, ihrem Kopf und derjenigen Richtung ihres Geiſts, die ihnen eigen iſt, und nicht ſeinem Kopf und der Richtung, die dieſem eigen iſt, folgen.

Und jedermann, der das Landvolk kennt, und unter ihnen diejenigen, die ſich eigentlich durch ihre Brauchbarkeit in Geſchäften auszeichnen, näher ins Aug gefaßt hat, wird mir beyſtimmen, daß dieſe faſt immer einen freyen, eigenen, treffenden Mutterwitz haben, der aber niemals mit dem Wortgepräng und der Ausſtaffirung des Stadt-, Regierungs- und Gelehrtentons einige Aehnlichkeit hat, ſondern vielmehr durch Geſchäfte des gemeinen Lebens, und Vorfälle, an welchen ſie thatſächlichen Antheil und weſentliches Intereſſe genommen, gebildet worden. Das Gefühl des Landmanns iſt einfach, und er muß mit ſeinen ihm geläufigen Bildern, die eben ſo einfach, aber auch eben ſo ſtark ſind, gereizt werden. Er iſt für vieles Städtiſches, Aeſthetiſches, Philoſophiſches und Tiefſcheinendes, wenn es nicht in eine ihm geläufige Sprache hinübergetragen und in ihm bekannten Bildern dargeſtellt wird, ganz ſtumpf. Sein Gefühl iſt überhaupt mit jedem ihm fremden Ton ſchwer zu treffen. Selbſt jeder ihm fremde Mann trifft es nicht leicht; aber wenn man's getroffen, dann iſt dieſes einfache Gefühl geſchickt, ſeinen Mann beſtimmt zu ſolchen Thaten zu ſtimmen, die, weil ſie viel Mühe, viel Arbeit, viel Durchſetzens und vieler Anſtrengung brauchen, dem entkräfteten Städter und Höfling zu beſchwerlich, zu unangenehm und beynahe unerträglich und unmöglich ſind. Es brauchte einen Schiffsbuben, um ein Cooke zu werden, und Jahre lang zwiſchen Klippen und Felſen unzählige Tiefen zu meſſen, unzählige Gefahren nur abzulenken und fortzuſchiffen, wie wenn ſie nicht da wären, und Jahre lang nur einen Zweck, nur einen Gegenſtand mit unermüdeter Kraft zu ſuchen, ja, es braucht einen Schiffsjungen und eines armen Manns Lage, um eine ſolche Kraft in der einförmigſten Bildung zu erhalten.

Es liegen im gemeinen, arbeitenden Mann allenthalben Kräfte und Anlagen zu den gröſten Thaten. Man ſieht ſie beym Wiedertäufer, beym Herrenhuter, in den kleinen Schweizer-Kantons, und allenthalben, wo man die Menſchen in engern Kreiſen mit angeſporntem Intereſſe für ihr allgemeines Wohlſeyn mit einander ſelber ſorgen macht und ſorgen läßt. Aber man kann die freye Ausbildung der Menſchen in engern Kreiſen in unſrer toleranten Welt je länger je weniger leiden, und kann ſolche Menſchen in unſrer philoſophiſchen, durch allgemeine Anſichten, die in uns wie ausgebrauchte Maſchinen feſtſtehn, verkünſtelten und ſo vielſeitig durch blinde und todte Triebräder nur für die Bedürfniſſe des Kriegs und die Unnatur des Großſtädterlebens gut organiſirten Erde je länger je weniger brauchen. Sie ſind aber auch je länger je weniger da und müſſen je länger je weniger da ſeyn. Das fällt auch einer Menge unſrer Zeitmenſchen ſehr auf, und ich höre ſogar in unſern kleinen Umgebungen Menſchen, die Volksbrod eſſen, und mit der Art, wie ſie es eſſen, das

Volk tief verderben, mit der gröſten Unverſchämtheit ausſprechen: wo ſoll der Staat ein ſolches Ueberbein ſeiner jezigen Geſtaltung, wie dieſe Gewiſſensräthe wären, hernehmen, und wie ſoll er ſie bezahlen? Viele dieſer Menſchen verdienen perſönlich durchaus keine Antwort. Aber es erſchrecken in unſrer Zeit ſo viele ehrliche Leute ob dem Wort, daß etwas den Staat viel koſten könnte, ſo ſehr, daß ich um dieſer willen froh bin, mit Ueberzeugung ſagen zu können: dieſe Gewiſſensräthe würden den Staat nicht viel koſten, und je beſſer ſie ausfallen und je beſſer ſie gewählt würden, je weniger würden ſie den Staat koſten. Ihr Daſeyn würde in den weit mehrern Fällen dahin wirken, das Herz der Eltern zur Verſorgung ihrer unehelichen Kinder zu bewegen, und ſo würde die Laſt des Staats, dieſe Verlaſſenen als ſeine Waiſen anzunehmen, ſich in dem Grad verringern, als die Aufklärung und der Eifer dieſer Männer, ihre Pflichten zu erfüllen, zunehmen würde. Die Handbiethung, zu der die Gewiſſensräthe unglücklichen Mädchen Hoffnung machen dürften, müßte auch ganz einfach ſeyn und ſich nur auf ihre nothwendigſten Bedürfniſſe beſchränken. Die öffentliche Annahme der Kinder müßte auch mit Anſtalten verbunden ſeyn, welche dieſe Kinder ſehr frühe zur Arbeit hielten, durch welche ſie ihr Brod verdienten. Nein, die Schwierigkeit des Vorſchlags beſteht ganz unzweydeutig nicht darin, daß er ökonomiſch zu weit führen würde, ſondern darin, daß ſeine Ausführung im ganzen Ton des angeſtellten Regierungsperſonale ein zartes Gefühl der Menſchlichkeit vorausſezt, und daß allenthalben, wo ihr hoher und edler Geiſt die

Triebräder der Regierung nicht mit ernſter Kraft dahin lenkt, das Volk in den verſchiedenen Ständen zur Weisheit und Tugend empor zu bilden, an die Ausführung einer ſolchen menſchlichen Behandlungsweiſe dieſer Elenden nicht zu gedenken iſt.

Ich will mich erklären, damit man mich nicht mißverſtehe. Ich meyne, der Bauer, der im ganzen Ton ſeiner weltlichen und geiſtlichen Herrſchaft keinen Vaterſinn ſieht, der Bauer, den unſittliche Knechte ſeiner Herrſchaft ungeſtraft kränken, beſchimpfen und ausſaugen, der Bauer, der den Hund, der ihm Haus und Heerd hüten ſoll, Tag und Nacht anbinden, und den Jagdhunden armſeliger Schloßknechte Tag und Nacht durch ſeinen Garten und ſelber durch ſein Tenn freyen Lauf laſſen muß, dieſer Bauer kann unmöglich zu den Tugenden, Geſinnungen und Thaten emporgehoben werden, welche ein Gewiſſensrath haben muß, wenn ſeine Stelle nicht das fünfte Rad am Wagen werden ſoll. Wo es ſo iſt, thut man wahrlich am beſten, man ſchweige überall von guten Projekten, und erinnere ſich des Worts unſers Meiſters, der die Sache wohl verſtanden und ſehr weislich geſagt hat: man faſſe keinen neuen Wein in alte Schläuche, und ſetze nicht neue Plätze auf alte Röcke.

Nein, wo das ganze Regierungsſyſtem hart, erdrückend und erniedrigend iſt, wo das Volk in keinem ſeiner Herren einen Vater mehr ſieht, da hüte dich, aus dem Bauern Gewiſſensräthe machen zu wollen. Der Bauer wird da ein geſchlagener Ochs, der an ſeinem Bahren frißt und ſonſt nichts achtet. Wie ein Hund wird er, der ſeine geſtohlnen Beine in den Boden verſcharrt, ſie vor ſeinen Brüdern verbirgt und allein frißt.

O Gott! wie muß ich vom Menſchen reden, vom Menſchen, von deſſen innerer Würde, von deſſen erhabener Beſtimmung ich ſo unausſprechlich überzeugt bin; wie muß ich vom Menſchen reden, deſſen innere Natur auch im Grab des Erdenlebens nicht ſtirbt, ſondern ihre Göttlichkeit und ihr höchſtes Weſen ſelbſt durch die Greuel aller Menſchenthaten — nein, nicht blos aller Menſchenthaten, ſondern ſelber aller Wüſtlingsthaten hindurch erhält; wie muß ich vom Menſchen reden, der das Ebenbild ſeines Gottes ſeyn könnte, und vom armen Bauern, der das geliebte, erleuchtete Kind ſeines Vaters ſeyn ſollte! —

Zwar ſind in den niederſten Tiefen, in dem unterſten zertretenen Volk allenthalben noch Menſchen, die ihre Knie nicht gebogen haben vor den Götzen unſrer Zeit, die das reine Gefühl der erhabenen Beſtimmung unſrer Natur noch nicht verloren und im heiligen Schatten häuslicher Tugend ihre Köpfe, ihre Herzen und ihre Hände noch rein und unbefleckt erhalten vor dem Mittelpunkt ſeiner Verhärtung, ſeiner Selbſtſucht und ſeiner Niedrigkeit.

Aber dieſe fliehn das Modegeräuſch der Zeitverbildung des Volks, und der Herrſcher kennt ſie nicht; ſie fliehn weg von dem Lermgewühl des far niente ſeiner Knechte.

Doch, ich ſchreite weiter.

Erſte Quelle des Kindermords:

Untreue und Betrug verführender Jünglinge.

Auch das gröſte Aergerniß des ſchandbarſten Beyſchlafs gehört unter die bloße Ahndung der Sittengerichte, die ihrer Natur nach von aller eigentlichen Beſtrafungsgewalt entblößt, aber hingegen mit deſto mehr beſſernden, bildenden und erhebenden innern Kräften verſehen und wirkſam gemacht werden ſollten. Die Klage über geſpielten Betrug hingegen gehört unzweydeutig vor den Richterſtuhl der öffentlichen Juſtiz, und beſonders da, wo der angeklagte Betrüger von einem höhern Stand iſt, als das klagende Mädchen.

Die Juſtiz handelt gegen die erſten Pflichten, die ſie dem Staat und der Menſchheit ſchuldig iſt, wenn ſie dadurch, daß ſie bey Klagen von dieſer Art zum Präjudiz der Mädchen ſchwach und gegen den Jüngling nachſichtig handelt, das allgemeine Zutrauen zur Gerechtigkeit und Hülfe der öffentlichen Gerichte bey ſolchen Elenden zu Grund richtet und dadurch mehrere Unglückliche, die im gleichen Falle ſind, zum Kindermord veranlaßt.

Man präſumirt gegen einen Mann, der in einem Schlaghandel verklagt wird, alles Böſe, wenn der Kläger mit einem blutenden Kopf vor die Gerichte kommt; man geht gegen den Beklagten zehnmal ernſthafter, als wenn der Kläger nicht blutete.

Menſchen! und ihr ſeht nicht, daß ihr präſumiren dürft, wenn ein Weib gegen einen Mann, wenn eine Schwangere gegen einen Verführer Männerthaten und Männer-

rliche Klage, die das Weib nicht kennt, und Reihen von
Umſtänden, die nicht nach Mädchenerfindung riechen, mit
inem Eifer herzählt, wie man keine Lügen erzählt, und
Thaten erzählt, denen ihr nachforſchen, die ihr unterſuchen
nntet. Aber ihr wollt nicht präſumiren. Sie ſoll beweiſen,
beweiſen!!!! Ihr wollt nicht präſumiren!!!! Das Land
rſieht den Sinn des Worts, der Jüngling ſpielt ſeine Be-
üge, die Betrogene hofft von euch keine Hülfe, und mar-
t — denn ihr wollt nicht präſumiren, wo ihr nicht helfen
llt — aber ihr enthauptet dann und tröſtet die Elende
t einem ſchrecklichen „helf' dir Gott!!!!“ — ſie hört
ſes euer letztes Wort, und der Henker führt ſie fort.

Ich wende mein Auge weg.

Ihr Herren! Ihr präſumirt doch gerne, wo etwa reichen
ten die Caſſen erbrochen und einige Thaler daraus ge-
len werden.

Der Geſetzgeber ſoll den Quellen des Männerbetrugs,
die Gerichte ſo ungerne zu Gunſten armer, klagender
dchen präſumiren, zu ſteuern, durch weiſe Feſthaltung
s Geſichtspunkts in allen ſeinen Verfügungen über
Gegenſtand der Unkeuſchheit von oben herab vorzu-
n ſuchen.

In dieſem Geſichtspunkt müſſen verſchiedene Geſetze,
. das Geſetz, daß ein Mädchen ſeine Schwangerſchaft
ewiſſen Monathen anzeigen ſolle, item das Geſetz, daß
gewiſſe Sachen, z. E. eigenhändig unterſchriebene Ur-
n als wahre Eheverſprechen angeſehen werden ſol-
ferner, daß alle Eheverſprechen des Adels, der Stu-
n, des Militärs gegen Bürgerstöchter, und was weiß

ich, was für hundert Arten ähnlicher Geſetze in den politiſchen Kunſtkammern unſers Convenienzlebens täglich ausgeheckt werden, kurz, alle Geſetze, von welchen uns die Erfahrung bewieſen hat, daß die Künſte der Rechtsgelehrten dieſelben zur Baſis krummer Streiche und zu Fundamenten von Schlüſſen machen, durch welche arme, elende Töchter um ihre Rechte und Hoffnungen, mit denen ſie zu ihrem Falle verleitet worden, gebracht werden können; alle dieſe Geſetze müſſen revidirt und mit den ewigen Anſprüchen der Menſchlichkeit und ſchuldigen Treue an heilig gegebene Verſprechen in Uebereinſtimmung gebracht werden.

Das Wenigſte, was die Gerechtigkeit in einem Land, in dem über unſern Gegenſtand noch vielſeitige, des höchſten Mißbrauchs fähige, der Verfänglichkeit gegen Unſchuld und Leichtgläubigkeit einen böſen Spielraum gebende Geſetze zu Gunſten der Wüſtlinge im Land beſtehen, der öffentlichen Sicherheit und der Unſchuld und Schwäche ſchuldig, ſcheint mir zu ſeyn:

1. Unausſprechlich ernſte und mit realer Kraft in die Haushaltungen hineinwirkende Localſorgfalt, die Hausväter und die Hausmütter, deren Töchter durch ſolche Geſetze in Gefahr geſetzt werden, von der Lage der Sache zu unterrichten und zu warnen, und die Sitten der gemeinen Städte überhaupt in einem ſolchen ſtillen, ehrbaren Ton zu erhalten, welcher im Groſſen und Ganzen mit Kraft der Verführung dieſer Umſtände entgegenzuwirken im Stande ſeyn wird.

2. Denjenigen Verführer, welcher den Schutz der Ge-

ſetze zu offenbaren Betrugshandlungen mißbraucht, mit allem Ernſt nicht zu Haltung ſeines Verſprechens zu zwingen, aber als einen Mann, der der Unſchuld mit Abſicht Fallſtricke zu legen, betriegliche Handlungen gethan und den Schutz der Geſetze zu Schelmenſtreichen mißbraucht, nzuſehen und zu behandeln.“ Die Ehre der Stände, die man durch ſolche Geſetze vor Kränkung und Erniedrigung chützen will, fordert auch, daß man die Standeserhaben- eit unſrer Bürgerklaſſen, die bey uns ſolche Anſprüche machen, vor der Schande bewahre, unter dem Schutze ürgerlicher Vorrechte Handlungen der tiefſten Niederträch- gkeit zu begehn.

3. Leute, die einem Betrieger gegen ein Mädchen, wel- es mit einem Eheverſprechen beruhigt iſt, mit betrügli- er Hülfe und Beyſtand an die Hand gehn, das Mäd- en um ſeine Ehepfänder zu bringen, Leute, welche mit rohungen, mit Verſprechungen, mit Geſchenken, oder im ugenblik der Leidenſchaften, des Zorns, der Unruhe, oder Taumel eines verirrenden Gaſtmahls ihm ein Ehe- rſprechen herauslocken, oder Umſtände einlenken, die- Verſprechen zu ſchwächen und zu entkräften, alle dieſe ute müſſen mit Ernſt angeſehn, und die Klage des Mäd- ns, über Handlungen von ſolcher Art, als eine Klage geſehn werden, „welche, wenn ſie nicht auf eine ſehr nſthafte und von ähnlichen Handlungen mit Kraft ab- hreckende Art beſtraft werde, leicht eine der erſten Quel- n der Ausbreitung und Vervielfältigung des Kinder- rderbens und Kindermords werden kann.“

Wenn man die eigentliche Natur des Verführungslaſters ins Auge faßt, ſo erhellet, daß es in dem Grad groß und ſtrafbar iſt,

1. als die Mittel und Wege, dazu zu gelangen, niederträchtig und laſterhaft,

2. als die verführte Perſon ſchwach und bethörbar,

3. als der Verführer ſtark, und an Erfahrung, Alter und Anſehn der verführten Perſon überlegen.

Hieraus erhellet, daß die Verführung eigentlich und juſt in den Fällen, wo ſie am vorzüglichſten ſtrafbar, ein Männerlaſter iſt.

Daher die ihr real entgegen wirkenden Geſetze mit dem Uebergewicht ihrer Abſchreckung auch gegen das männliche Geſchlecht wirken ſollen; und ich mache mir kein Bedenken, hier im gemeinen Menſchenton beyzufügen, wenn die Compilateurs der Codices, die uns richten, ſich in dieſem Fache mehr mit Weibern beſprachet hatten, wir wären darin ſolider bedient.

Ueberhaupt aber paßt die ganze alte Unzuchts-Geſetzgebung für unſern Zuſtand, für unſre Sitten und unſre Denkungsart gewiß nicht mehr. Sie war im alten, ächten Geiſt eigentlich kirchlich und nicht bürgerlich, d. h. die Religionsgrundſätze der Zeit und die Sorgfalt der Kirche für die Reinigkeit der Sitten war das Fundament der alten Unzuchtsbeſtrafungen.

Zweyte Quelle des Kindermords

Die geſetzlichen Strafen der Unzucht.

Ich ſchreite weiters zu unterſuchen, in wie weit die

Strafen der Unzucht als veranlaſſende Urſachen des Kindermords können angeſehen werden.

In allen Fällen, wo die Furcht vor der Strafe ein Mädchen der Verzweiflung nahe bringt, kann dieſe unglückliche That daraus flieſen.

Und dieſes geſchieht:

I. Wenn die Strafgeſetze offenbar ungerecht ſind und nothwendig im Mädchen das tiefe Gefühl des leidenden Unrechts rege machen; und dieſer Fall iſt allemal da, wenn dieſe Geſetze nicht auf Grundſätze gebaut ſind, welche den obberührten Quellen des Kindermords der Untreue, dem Betrug und den Verführungshandlungen der Jünglinge Einhalt zu thun geſchickt ſind; wenn dieſe Geſetze die leidende Betrogene in ihrem Elend verſchmachten laſſen, wenn die Strafe der Unzucht ein Stück Geld iſt, das der reiche Wüſtling mit Lachen darwirft, und hingegen die arme Betrogene im Unglück der Entehrung ihres Lebens, und im Elend, das ſie mit ſich herumträgt, das gleiche Stück Geld nicht zu erſchwingen vermag und dabey oft noch ſehen muß, daß ſelber die Sittengerichte beym Schreyen der Armuth nicht barmherzig, beym Fühlen des Unglücks nicht milde, beym Verbrechen der Bosheit nicht gerecht und beym Klagen über greuliche Thaten der Männer nicht helfend und ſchützend, dann iſts freylich nicht anders möglich, unter den Elenden raſen einige in ihrer Verzweiflung — und morden. Dieſem Umſtand vorzubiegen, muß:

1. Der unvernünftige Tarif der Unzuchtsbuſſen abgeſchafft und die Fehler wegen der Unkeuſchheit, welche vor

den Gerichten geklagt werden, nach dem Grad der Niederträchtigkeit und der damit verbundenen Thaten des Betrugs und der Untreue beſtraft werden; denn dieſe ſind es eigentlich, welche vor das Forum der Obrigkeit gehören, und nicht die bloſſe Unkeuſchheitshandlung, deren Ahndung völlig die Sache einer Sittenaufſicht ſeyn ſollte, die hierin immer in dem Grad ſchonend, evangeliſch und ſtille handeln muß, als ſie wahrhaft weiſe und wahrhaft chriſtlich iſt.

II. Muß die Strafe des Jünglings, der ein Mädchen ſchwächt und ſelbiges nicht freiwillig in eine Lage ſetzen wollte, in welcher es ſeine Umſtände beruhigt ertragen könnte, den Vermögensumſtänden des Verführers und der Koſtbarkeit Generoſität und der ganzen Weiſe, mit welcher er in der Zeit ſeiner Buhlſchaft gegen es gehandelt, in allen Fällen gemäß eingerichtet werden, in welchem das Mädchen nicht durch erweisbare Künſte dem Jüngling auch Gelds halber Fallſtricke gelegt, ſondern dieſer vielmehr durch erweisbare Verſchwendungsthaten als Verführer der Unſchuld zum Vorſchein kommt.

Wenn ich hier von einer Strafe rede, ſo verſtehe ich nichts weniger darunter, als eine Summe Geld, die die Sittengerichte in dieſem Falle für ſich anſprechen. In Beziehung auf dieſen Gegenſtand thut die Obrigkeit ſicher immer unrecht, wenn ſie dieſe Buſſe als ein Regale für ihre Schatzkammer anſieht, als wenn ſie ſie als Nadelngelder für die Frauen der Sittenrichter und als Schuhwachskugeln-Einkünfte für die entkräfteten Gerichtsdiener benutzen läßt.

Mein Zeitalter, und hie und da mein Vaterland, das gegen die Verführer armer Mädchen, wenn ſie Geld haben und im Anſehn ſind, und um dieſer willen oft auch gegen die andern ſo ſchonend denkt und handelt, wird meine Meynung hart finden, aber ich habe folgende Gründe dafür.

1. Weil ohne beträchtliche Ehr- und Geldgefahren tauſend und tauſend Jünglinge in unſern ſinnlichen Zeiten nicht von Verführungshandlungen ablaſſen werden.

2. Weil große Gefahren beyder Art, welche Verführungshandlungen haben würden, Eltern und Verwandte ſolcher Herren mehr als alles andere bewegen werden, den Anfangsquellen eines unſittlichen Lebens in der Auferzie- ung der Jugend Einhalt zu thun.

3. Weil die Einrichtung der Strafgeſetze nach dieſem Grundſatze an ſich billig und gerecht iſt.

4. Weil Strafgeſetze der Unzucht, die auf ſolche Grund- tze gebaut wären, die fehlenden Jünglinge und auch ihre Eltern und Vögte, die für ſie zahlen müſſen und ſich gar ſt hart und ungerecht gegen das arme Mädchen zeigen, icht mehr, von der Härte unempfindlicher Geſetze geſchützt, ch ſo leicht wie jetzt durch unbarmherzige und unmenſch- che Trinkgelder von Handlungen loskaufen könnten, die t über das Elend des ganzen Lebens eines Mädchens tſcheiden.

Endlich 5. weil die durch dieſen Grundſatz zu erzie- nde, menſchlichere Behandlung der geſchwächten Mäd- en überhaupt das unſittliche Lermgeräuſch über die Un- cht verringern würde, und ich nach meiner Anſicht feſt überzeugt bin, die Minderung des Volksgeſchwätzes über die Unzucht würde auch ihre Thaten vermindern.

III. Müſſen ebenſo alle auf bloſſe Unzuchtshandlungen Entehrung und tiefe Kränkung ſetzende Geſetze abgeſchafft werden.

Ein Mädchen, welches die Handlung eines ſchwindlichten Augenblicks mit Zuchthausſtrafen, mit Gefängniß büſſen muß, ein Mädchen, das ſpöttiſche Gaukelſpiele, Schellenwerk, Karren, Strohkränze u. ſ. w. als die Strafe ſeiner Sünde und ſeiner Armuth zuſammen genommen vorausſieht, muß fühlen, daß ihm zu viel geſchieht, und gute Geſetze ſollten in jedem Fall auch das Gefühl der Fehlenden alſo ſchonen, daß ſelbige nie leicht in ihrem Herzen glauben könnten, es geſchehe ihnen zu viel. Die Abſchaffung ſolcher unmenſchlichen, harten und den armen Fehlenden ſelber dem Gaukelſpiel dargebenden Geſetze iſt um ſo dringender.

1. weil täglich mehr Leute, die auch Bürger ſind und folglich einer jeden gerechten Strafgeſetzgebung im Ernſt, und nicht zum Schein, mit unterworfen ſeyn ſollen, öffentlich Aergerniß gegen die Keuſchheitsgeſetze geben, ohne ſich im geringſten öffentlicher bürgerlicher Schande zuzuziehn;

2. weil tiefe und unauslöſchlich entehrende Strafen der Unkeuſchheit genau das Mittel ſind, aus unglücklichen Mädchen Schanddirnen zu machen; denn wenn je etwas in der Welt geſchickt iſt, den letzten Funken des Guten, der noch im Menſchen iſt, zu erſticken, ſo iſts das Gefühl der zum Hohn und Spott dahin geworfenen Schwäche und Armuth.

3. Weil alle ſo tiefe Erniedrigung mit ſich führende Unzuchtsgeſetze nur gegen die Arme ausgeübt werden, und der Reiche ſich allenthalben mit einem ſchnöden, nichtigen Pfenning von ihrer Laſt erlöst; da doch die Unzuchtshandlungen des Reichen und Vornehmen weit mehr Unglück hervorbringen und mit weit mehr Verführungsverbrechen und Betrugshandlungen verbunden, folglich weit ſtrafbarer ſind, auch weit eher zum Verbrechen von Mord und Greuel führen als die Unkeuſchheitshandlungen der Armen.

4. Weil das äuſſerliche, aus alten Zeiten beybehaltene Harte, Entehrende, da es mit dem übrigen ſpaßhaften Ton der Behandlung des Gegenſtands zu ſehr contraſtirt, wirklich nur dem Anſchein nach beybehalten wird und in eine förmliche Convenienzſtrafe ausartet. Was aber ſolche Convenienzſtrafen für Handlungen, die man im bon ton der Welt eigentlich nicht mehr für Sünden achtet, aber vom gemeinen Volk doch nicht gethan haben will, für das menſchliche Herz ſeyen, das mag ich nicht weitläufig erläutern.

Männer, die ihr zu Gericht ſitzet und richtet über die Unkeuſchheitsſünde des Volks! wenn das geſchwächte Mädchen in eurer Geſetzgebung nur Sorgfalt für den Sündenlohn, den ihr fordert, und keine, keine für ihns, keine, keine für ſein Kind findet — wenn es die Erhaltung ſeines Lebens und des armen Geſchöpfs, das es gebähren ſoll, ſich durch eure Strafgeſetzgebung erſchwert — wenn es durch eure Gerechtigkeitspflege nur ſeine Noth erhöht und den Mangel der nöthigen Vaterhülfe verdoppelt, und dann ſeinen Zuſtand und das Schickſal ſeines Kinds unerträglich und hoffnungslos findet — dann verwundert euch nicht, wenn es in der Stunde der Geburt verzweifelt, und der armen, elenden, hoffnungsloſen Kreatur ab der Noth hilft.

O, ihr Richter! das Mädchen hat ſein Kind geliebt, und um eurer Strafgeſetze willen dennoch getödet.

Sie gebahr. Vor ihr ſtand das Bild des Elends des Lebens, und das Bild des Elends des Lebens ihres geliebten Kinds ſtand vor ihren verwirrten Augen.

Menſchen und Richter! höret die Elende, ſie redet. Ihre Worte durchſchneiden mein Herz. — „Es wartet nur „Elend und Leiden auf dich, du armes Geſchöpf — es „iſt dir beſſer, daß du ſterbeſt, als daß du lebeſt — dein „Vater iſt ein Hund und kein Menſch — und mir hilft „niemand, mich verfolgt alles.“

Sie zittert, ſie raſet, ſie wüthet — o, Gott! ſie ſtreckt die Hand aus, ihr Kind zu töden — ſie bebt, ihre Hand — ſie iſt Mutter, und kann es nicht töden, und wollte doch, daß es todt wäre.

Menſchen! Menſchen! Sie ſteht vor mir. Seht ihr ſie nicht, wie ſie kämpft mit ihrem Innern, mit ihrer Natur, und mit ihrem Elend. Sie redet wieder. Das Bild des Elends des Lebens, das Bild der Strafen der Unzucht, das unbehelfliche Leben des Kinds und der Gedanke: bis jetzt iſt alles verborgen geblieben, und ich kann aller Noth und aller Strafe entgehn — erhebt ſie zur Stärke des Menſchen im Fieber, ſie erwürgt das Kind.

O, ihr Menſchen! Sie hat ihr Kind geliebt, und um eurer Strafgeſetze willen es dennoch in der Verwirrung ihres Elends getödet.

Unſere Geſetze treiben dießfalls elende, unglückliche Menſchen zur Verzweiflung, und die Verzweifelnden morden.

Ich füge den Beweggründen, die Ahndung und Strafen der Unzucht billig, gerecht, ſchonend und gleichförmig zu machen, noch dieſes bey, daß das Gewiſſen der Menſchen ſeine dießfällige Pflicht ſo laut und ſo allgemein redet, daß ſelbſt die offenen Artikel der Pastoralklugheit fordern, daß man z. E. die Sünden des Ehebruchs, die Menſchen aus innerer Bekümmerniß entdecken ſollten, bedecken und geheim halten, folglich ungeahndet und ungeſtraft laſſen ſolle; über das kommen auch an den Orten, wo man die unvernünftige Härte gegen geklagte Unzuchtsſünden auf das allerhöchſte treibt, und die armen Schlachtopfer ſoviel man kann und darf, mit Schande und Geldbuſſen belegt, immer mitunter ſolche Fälle, bey welchen die Herren Inquiſitoren durch die Finger ſehen müſſen. Aber die Folgen ſolcher ſtill motivirten Abweichungen, und der Eindruck, den ſie auf das Volk und die Volksbegriffe von der öffentlichen Gerechtigkeit machen, ſind dann auch auffallend.

Dritte Quelle des Uebels:

Armuth.

Ich ſchreite weiter zu unterſuchen, in wie weit die Armuth der ſchwangern Mädchen als ein Beweggrund dieſer unglücklichen That könne angeſehn werden.

Ich erforſche, was Armuth ſey, und ſehe bald, daß vielleicht kein Gegenſtand in der Welt von ſo ungleichen Geſichtspunkten betrachtet wird, als das Wort Armuth.

Die ganze Welt bewegt ſich, um nicht arm zu ſeyn, und iſt arm, und hie und da iſt der, der ſich am ſtärkſten für Reichthum bewegt, am ſichtbarſten arm.

Aber wer ſein Weniges mit Ruhe und Freude genießt, iſt allenthalben und unter allen Umſtänden reich.

Die ſchimmernden Haufen des Hofs und der Stadt ziehn daher in unſäglicher Pracht. In dem Haarflechten über der Stirne der erſten Dame glänzt ein Stein, und blitzt wie die Sterne am Himmel. Verkaufe den Stein, du wirſt zwanzig Dörfer nähren und kleiden mit ſeinem Werth. Ha! da iſt Reichthum. Heller blitzt jetzt der Stein. Die Dame ſchwenkt; die ſchimmernden Haufen folgen ihr gegen das Thor. Sie ſtehn. Die Dame ſteht. Es bettelt ein Mann bey dem Thore; Ruhe leuchtet aus ſeinem Auge, Friede ruht auf ſeiner Stirne, ſeine Wangen lächeln Gottes Segen, wie die ſchöne Wange der Roſe Gottes Segen lächelt — die ſchimmernden Haufen fühlen den Reichthum des Mannes, und ihre Armuth. Sie ſchweigen, die ſchimmernden Haufen. Die Dame ſchwenkt gegen den Schatten. Der blitzende Stein ſtrahlt nicht mehr. Das Auge der Fürſtin iſt dunkel, und Wolken umhüllen den Haufen, der ihr folgt — — aber der Bettler bleibt am Thor; ihn umwölkt kein Schatten; die Sonne ſcheint für ihn, nicht für die Fürſtin und ihr ſchimmerndes Gefolge. — Was iſt dann Reichthum, und was iſt Armuth? —

Der Menſch kann unausſprechlich viel mangeln; er kann unausſprechlich viel leiden; er kann unausſprechlich viel wirken.

Und der Drang der Armuth und der Zwang der Noth,
ie Bedürfniſſe des Lebens und die Endzwecke der Men-
chen mit Mühe und Arbeit durchzuſetzen und zu erſtrei-
en, das ſind alles Quellen zur Ausbildung der gröſten
räfte und Anlagen der Menſchheit.

Daher die Ruhe des ſterbenden Armen beym Anſchein
es bitterſten Elends.

Daher ſeine Geduld und ſeine Gleichmüthigkeit beym
Rangel der erſten Bedürfniſſe des Lebens.

Daher die unerreichbare Größe des Armen, der weiſe
t.

Daher die unerreichbare Gröſſe des Armen, der tugend-
aft iſt.

Alſo giebt es eine Armuth, die zur Emporbildung der
nenſchlichen Kräfte und zur Grundlage ſeines Glücks und
einer innern Größe dient.

Aber es giebt auch eine Armuth, die zur Verzweiflung
ührt.

„Ja, hungernde Kinder an meiner Seite und vor der
Thüre eines Bluthunds, der Steuer eintreibt und den
letzten Heller will, der meinem Fleiſch und Blut Brod
geben ſollte — !!!! das führt zur Verzweiflung. —
Wäre ich allein, ich würfe ihn ihm dar, den letzten Hel-
ler, und hungerte, und arbeitete heute und morgen, wür-
de nicht eſſen und doch nicht verzweifeln; aber acht Kin-
der an meiner Seite — ich kann ſie nicht hungern ſehn,
den ganzen langen, langen Tag — und morgen, den
entſetzlichen Tag, der Ewigkeiten dauern wird — ich

„kann ſie nicht hungern ſehn — er nimmt den letzten Heller,
„der Bluthund — ich verzweifle.“

Ja es giebt eine Armuth, die zur Verzweiflung führt.
— „Ich war ein armes Waislein. Mein Vater war todt.
„Ich kannte ihn nie. Meine Mutter war arm, und nichts
„auf Erden war unſer. Aber die Mutter war fromm,
„bethete, arbeitete, ſparte jeden Biſſen, theilte jedes Mahl
„ab und der Segen war da. Wir hatten genug, dankten
„Gott, wünſchten nichts mehr als tägliches Brod für tägliche
„Arbeit.“

„Dieſe ſchönen Tage ſind hin, und kommen nicht wieder.
„Die Mutter iſt todt, und ich bin verloren. Hand
„und Fuß, Herz und Mund, alles, was ich brauche, um
„arm und froh zu ſeyn, iſt hin und ewig verloren. Meine
„Arme ſind zu ſchwach für jede Arbeit, die Brod ſchafft.
„Mein Fuß blutet, wenn ich in Stroſſeln wandle — o
„weh! mein Kinderfuß ſprang über Berg und Thal, ſchmerzte
„mich nicht und blutete nie. Die Wurzeln im Feld und die
„Blüthen der Stauden ſchmeckten meinem Munde ſüß wie
„Honig, wenn ich am ſpäten Abend noch wie ein Reh in
„den Wald ſprang und ſingend und lachend ſchwere Bürden
„Holz der Mutter heimbrachte. Jetzt kann ich die Wurzeln
„nicht mehr eſſen. Sie drücken den Magen, ſie ekeln
„dem Munde, und Bürden kann ich keine mehr tragen,
„ſie drücken den Kopf. Hinter dem Hauſe, an der
„Quelle, trank ich Waſſer kühl und friſch; jetzt will's nicht
„mehr herunter. Es ſchauert mir Kälte und Froſt, wenn
„ich die Quelle nur ſehe.

„O, meine Mutter iſt todt, und ich bin verloren. Sie

„ſtarb mir, die Mutter; da ſagte der Vetter: „„geh' in
„die Stadt, verdiene dir etwas, und komm dann wieder.““

„Ja, komm' dann wieder! Ja, komm' dann wieder! Ja,
„ja, guter Vetter! würdeſt du leben, und ſäheſt du, wie
ich wieder komme, wie würdeſt du die Hände zuſammenſchlagen
„und jammern, daß du zu mir geſagt: „„geh'
„in die Stadt, und komm' dann wieder.““

„Guter Vetter! ich gieng in die Stadt, wie du mir
„rietheſt, ſah hinauf an die großen Häuſer, ſah hinein
„in die ſchönen Läden (Buden), gieng große Gaſſen auf
„und große Gaſſen ab, und ſah mich um, ob mich niemand
„brauche. Da ſtand unter einem Haus eine Jungfrau
„und fragte mich: Kind, was thuſt du in der Stadt?
„— Ich ſuche halt einen Dienſt, war meine Antwort. —
„Aber, was kannſt du? fragte die Jungfer. — Was
„weiß ich, Jungfer, was man in der Stadt thut? auf
„dem Land kann ich halt alles, ſchneiden und mähen, treiben
„und pflügen, Schweine kann ich mäſten, und Kühe
„hirten und Geiſſen; ich kann ſpinnen und nähen, den
„Garten kann ich beſorgen, und Köhl und Kürbis pflanzen
„wie Zäber. Meine Mutter lehrte mich das alles,
„aber ſie iſt jezt todt, und ich habe niemand daheim und
„möchte gerne etwas verdienen.“

„Die Jungfer lachte und fragte dann: aber was wolltest
du Lohn fordern? — ha, was weiß ich, was ihr in der
„Stadt gebet? ich denke, ihr werdet auch zuerſt ſehn wollen,
wie ich mich anſchicke, und das iſt mir auch recht.
„— Komm' mit mir hinauf zu meiner Frauen, ſagte die
Jungfer. — Das Herz klopfte mir, als ich die große

„Treppe hinauf gieng; aber die Frau war freundlich und
„gut. Die Jungfer ſagte ihr alle Worte haarklein, die ich
„mit ihr redte. Mir wäre das nicht möglich, ſo acht zu
„geben auf jedes Wörtchen, und es dann wieder zu erzäh-
„len aufs Düpfli. — Nun, wenn du treu ſeyn willſt,
„und thun, was man dir ſagt, ſo kannſt du bleiben, ich
„will für dich ſorgen, wie eine Mutter, ſagte die Frau.
„— Mir ſchoſſen Thränen in die Augen, als ſie ſo redte.
„Sie ſah es und ſagte: Fürchte dich nicht, Kind! man
„muß dir alles mit Liebe zeigen, bis du es begreifen wirſt.
„— Aber ich fürchtete mich nicht. Die Thränen ſchoſſen
„mir in die Augen, weil ſie ſagte, ſie wolle mir ſeyn wie
„ eine Mutter. Eine fremde Frau, eine Stadtfrau ſollte
„das einem armen Bauernmädchen nicht ſagen, ſie kann
„es nicht halten, wenn ſie auch will.

„Meine Mutter ſtand am Morgen früh auf, weckte
„mich aus dem Schlummer, ſang ihr munteres Morgen-
„lied, ſchon ehe ich aufſtand: dann ſchämte ich mich, ſprang
„aus dem Bette und war den ganzen Tag über noch fleiſ-
„ſiger, weil die Mutter vor mir auf war."

„In der Stadt ſtand meine Herrſchaft ſpät auf, und
„ich mußte am Morgen faſt auf den Zehen gehn, daß ich
„ſie nicht weckte; da blieb ich lieber dann auch noch im
„Bette, und ſchlief bis die Sonne ſchon hoch war."

„Wenn zu Zeiten auf dem Land mich der Kopf ſchmerz-
„te, ſo ſagte die Mutter: Kind! an die friſche Luft und
„an eine Arbeit, die Schweiß treibt. — Ich folgte der
„Mutter, und das Uebel war bald hin."

„In der Stadt, wenn mich der Kopf ſchmerzte, ſagte

„die Frau: Steh' doch heute nicht auf, Kind, bleib im Bette
„und iß gute Brühe. — Ich thats und folgte der Frauen,
„aber mein Kopfweh war immer härter, kam öfterer,
„und ich ward immer kränker."

„So war's in allem. Speiſe und Trank, Arbeit und
„Schlafen, Kleider und Better, alles war gut und ſchön,
„aber von allem ward ich immer ſchwächer und kränker,
„und die gute Frau glaubte, ſie thue Mutterwerke an einer
„Waiſe."

„Aber, was that der Herr? Guter Vetter! könnte ich
„dir nur auch noch das klagen!"

„Einſt an einem ſchönen Frühlingsmorgen mußte ich
„ſeinen Bilderſaal auskehren. Es war das erſtemal, daß
„ich den Saal ſah. Er iſt herrlich und ſchön, ſchöner
„als eine Kirche im Pabſtthum, und voll von Bildern.
„Ich ſah an die Bilder, und je mehr ich ſie anſah, je
„mehr mußte ich ſie ſehn. Da kam ich auf eines; mein
„Auge ſtarrte und mein Herz klopfte mir, da ich es ſah
„— ein Jüngling, gerade und ſchön, mit offenen Haaren,
„in einem Hirtenkleide, im Sommerhut und ohne
„Strümpfe bey einem Mädchen. Der Jüngling ſah aus,
„wie der Heinrich ausſah, den mir die Werber geſtohlen.
„— Armes Land! dachte ich, ſie ſtehlen deine ſchönen Knaben
„und bilden ſie dann in Figuren ab; denn in der
„Stadt haben ſie keine dergleichen — und mein Beſen fiel
„mir über den Schäfer, der wie Heinrich ausſah — da brach
„das Bild, und ſein Glas ſchmetterte in tauſend Stücken
„zu Boden. Mir war grün und ſchwarz und alle Farben
„vor den Augen; ich zitterte an Händ' und Füßen."

„Da kam der Herr, der Glas brechen hörte, in den „Saal, ſah mein Entſetzen und ſagte lächelnd und freundlich: Fürchte dich nicht, der Schaden iſt nicht groß, es muß „dich nichts koſten. — Da erholte ich mich wieder, und „lächelte ihm, dankte ihm, meinem Herrn. Er aber nahm „mir freundlich die Hand, umſchlang meinen Hals. Ich „widerſtand ſeinem Kuſſe nicht; ich war voll Dank und „Freude, daß er ſo gut war. Da gab er mir eine Schale voll ſtärkenden Saft für den Schrecken, und Zuckerzeug. Ich aß es. Und ſeit der Zeit küßte mich mein „Herr immer, wo er mich allein ſah, und gab mir Zuckerzeug. Das gieng Jahre hin, und das Zuckergefräß verdarb mich vollends. Die Jungfer, die mich ins Haus „brachte, merkte es endlich und ſagte es der Frauen, die „mich dann überraſchte, da er mich küßte. Die Zuckererbschen fielen mir aus der Hand auf den Boden, wie „ſie die Thüre aufmachte. Aber, o! o! die Mutter! wie „ſie raſete, daß kein Thier ſo abſcheulich wäre, wie ich. „O Elend! o Jammer! o Verheerung der Stadt! ich will „dir entfliehn, ſo arm, ſo elend ich bin, ich will dir entfliehn. Ja, jezt bin ich arm, mit allen meinen Jahrlöhnen im Sack. Bei meiner Mutter war ich reich. Guter Vetter! daß du mir ſagteſt: geh' in die Stadt und „komm' dann wieder!“

Ja, es giebt eine Armuth, die zur Verzweiflung führt.

„Ich bin ein junger Mann, bin fromm und treu, aber „arm. Ich habe ſeit vier Jahren ein Weib und eben ſo „viel Kinder. Der brave Conrad, mein Nachbar, der „reich iſt und mich kannte, hatte Mitleiden mit mir und

„ſagte: „„ich will dir meine Kuh anvertrauen über den Sommer, du kannſt ſie bis auf den Herbſt nutzen und auf der Gemeindweid erhalten; du mußt mir auch nichts für ſie zahlen, bis dann, wenn du ſie wieder verkaufſt."" "

„Ich dankte dem Conrad, und gedachte, Gott iſt wohl der Gott der Armen. Mein Weib und meine Kinder hatten Milch den ganzen Sommer über, und das Kalb meiner Kuh wuchs und ward ſchöner als keins im Dorf."

„Lachend und froh fuhr ich am erſten herbſtlichen Markttag mit Kuh und Kalb ins nächſte Städtchen. Aber unſers Vogts Bub gelüſtete nach meinem Kalb. Er both mir einen Spottpreis, und meynte, ich müßte es ihm doch geben, weil er's wäre. Ich lachte über ſein Biethen und ſagte: „„es gilt auf dem Markt wohl noch einmal dein Anboth."" — „„Probier' es,"" antwortete der Räuber, und ſchlich dem Kalb nach, wo ich's immer hinführte, ſchalt es mager und krank und von böſer Art. Da ſagte ich nur: „„es iſt ſchlimmer als ſtehlen, wie du es mir machſt."" — Der Böſewicht mahnte jetzt Zeugen auf, daß ich ihn auf offenem Markte geſcholten, und die hungrigen Herren des Städtchens nahmen Kuh und Kalb in Schutz, bis es ausgemacht wäre, warum ich des Vogts Sohn innert ihrem Bahn und ihren Mauern geſcholten. Aber das Ausmachen fraß Kuh und Kalb auf mit Haut und Haar."

„Jetzt kann ich den frommen Konrad nicht zahlen. O meine Kinder! ſo ein Sommer und täglich Milch kommt uns nicht wieder — ob einem einzigen Wörtli."

Ja es giebt eine Armuth, die zur Verzweiflung führt.

„Ich war ein armes Bauernkind. Mich verführte ein
„Junker. Er hielt mich Jahre lang beſſer als kein Hirt das
„ſchönſte Schaf hält, das er innig liebt. Ich aß aus ſeiner
„Hand; ich trank aus ſeinem Schooß; ich liebte ihn wieder,
„that, was er wollte, und dachte, er iſt ein guter Hirt, er wird
„mich halten wie ſein Schaf, auch wenn mir ein Unglück
„begegnete. Aber ja, — — Hirt. Er iſt kein Menſch,
„er iſt härter als ein Hund. Er jagt mich jetzt fort und
„giebt mir kein Brod mehr. Unter meinem Herzen athmet
„ſein Kind. Wolle Gott, daß ich mein Elend trage
„und ihm nichts Böſes thue."

Ja, Menſchen! es gibt eine Armuth, die zur Verzweiflung führt.

„Ich bin eine Wittwe. Mein Geliebter iſt todt, aber
„ſein Vater und ſeine Mutter haben des Todten vergeſſen.
„Sie haben einen, der lebt, und den lieben ſie allein.
„Und der Liebling verſchwendet das Gut des Vaters und
„der Mutter, und ſie lieben ihn doch, und zürnen es,
„wenn ich über ihn klage. Hätte ich weniger Kinder, ich
„ſchwiege und opferte mich gerne Vater und Mutter, und
„freute mich ihrer Liebe, und traute auf den, der die Sperlinge erhält.
„Aber der Kinder ſind ſieben, und wenn ſie
„an meiner Seite bethen und mich umarmen, dann wankt
„mein Glaube, dann traue ich nicht mehr auf den, der
„die Sperlinge erhält. Zahllos ſind meine Sorgen, und
„meiner Tage und meiner Nächte zahlloſe Leiden. Hätte
„ich nichts zu hoffen vom Vater und Mutter, ich hoffen
„auf den, der die Sperlinge erhält; aber ihr Unrecht nagt

„mir das Herz, und macht meine Kinder zu gedoppelten „Waiſen.“

Aber wozu dieſe Bilder? Willſt du nicht enden mit deinen Schauergemälden? Ich antworte: ich wollte das Gefühl, welches mein Innerſtes durchdringt, daß nämlich irrige, conventionelle, häusliche und öffentliche Grundſätze, und nicht das innere Weſen der Armuth, die Menſchen zur Verzweiflung bringt, ſo ſtark und warm und vielſeitig rege machen, als es in mir ſelbſt liegt und als es mir immer möglich geweſen.

Ich wollte dieſe wichtige, für unſre Sitten ſo weſentliche, Wahrheit nicht blos in ein helles Licht ſetzen, ich wollte ſie ſo warm und lebhaft ans Menſchenherz bringen, als ich immer konnte.

Ich wollte zeigen, daß die Armuth nur dann zur Verzweiflung führe, wenn die Irrthümer der Geſetze und die Ausſchweifungen der Sitten das menſchliche Herz gegen die Hülfe, den Schutz und das Recht, welches man der Armuth ſchuldig iſt, verhärten.

Ja, Menſchen! wo ihr eure Bedürfniſſe über eure Kräfte und Umſtände erhöht —

Wo ihr dem Fehltritte der Elenden auflauert, daß ihr hn büſſet —

Wo euer Hochmuth, eure Pracht, eure Laſterausgaben groß ſind, daß euch nichts mehr für die Elenden übrig leibt —

Wo es mit den Bedürfniſſen der Menſchen ſo weit ekommen, daß bald im Land niemand mehr mit ſeinen inkünften auskommt, und da ein Vater ſeinem Sohn und dort ein Sohn ſeinem Vater, wenn er ihn ein groſſes Almoſen ausgeben ſieht, ſagen muß: du mußt dich doch in acht nehmen, wie weit das in deine Einkünfte eingreife, du darfſt nicht auf Gefahr, das Nöthige für dich und deine Ehren- und Standesausgaben zu behalten, Almoſen ausgeben — kurz, wo alles, was du um dich her ſiehſt und hörſt, das ſanfte Gefühl der Liebe und Hülfe gegen den Elenden niederſchlägt, wo Hartherzigkeit die Grundlage der meiſten Berufsgeſchäfte alſo wird, daß man ohne dieſelbe ſein Brod nicht mehr dabei findet, ja, wo tödende Hartherzigkeit ſo ganz in das Gemeinmodel und in die Gemeinform aller Regierungsgeſchäfte und ſich ſelber mit ihrem Ton und Styl, als wären ſie ihr Weſen, ſo innig verwoben, daß aller Vaterſinn und alle einfache, gerade Hülfe gegen den Elenden von dem weſentlichen Geiſt der Geſetzgebung, von dem innern Endzweck des Regierungsſyſtems und von den unnatürlichen, emporgehebten Bedürfniſſen aller derer, die an öffentlichen Geſchäften Theil haben, geradezu gehindert und faſt unmöglich gemacht wird, da ſinkt der Arme in Tiefen, die zur Verzweiflung führen.

Aber du, heilige Armuth! wie du von Gottes wegen unter Menſchen und Chriſten daſtehn und dahin wirken ſollteſt, daß der Menſch im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod eſſe, du, heilige Armuth! wie du von Gottes wegen auf Erden daſtehn ſollteſt, du biſt nicht die Quelle der Verzweiflung.

Nein, ſo iſt ſie nicht das Werk Gottes, ſo iſt ſie das Werk der gegen Gottes Führung und gegen ihre innerſte

Ueberzeugung für ein falſches Glück tändelnden und künſtelnden, menſchlichen Selbſtſucht und einer aus ihr hervorgegangenen ſelbſtſüchtigen Geſetzgebung und Regierungsverwaltung.

Nein, die Armuth, die zur Verzweiflung führet und die Hand der Gebährerin zum Mord ihres Kinds ſtärkt, iſt nicht die Armuth der Erde, die Gottes Werk iſt, der nicht will, daß jemand auf ihr verzweifle, ſondern alle Leben und Brod zum Leben finden.

Die Bettlerin am Wege, die kein Dach findet und unter freyem Himmel gebiehrt, tödet ihr Kind nicht. Sie läuft mit ihm durch Haid' und Wald, und es wächset und blüht wie eine Roſe, das Kind der Bettlerin am Wege, denn die Gerichte treiben ihr Räubergejäge *) nicht bis zu den Wohnungen der Waldbewohnerinnen, und ſie gebiehrt und tödet das Kind nicht; aber unſre Dienſtmägde töden und kleine Bürgerinnen erwürgen ſie, weil ſie die Kräfte der Bettlerin nicht haben.

Doch, ich ſollte kaltblütiger reden.

Ich glaube, die Armuth führe ein ſchwangeres Mäd-

---

*) Anmerkung. Ich bitte um Vergebung. Ich heiße „Räubergejäge der Gerichte" alle Härte und Strenge, welche ſie um der Privatſelbſtſucht einzelner Menſchen willen gegen Arme ausüben, ungeachtet der traurigen Folgen, die man davon ſieht. Wo die Gerichte nicht ſo handeln und keine ſolche Handlungen einlenken und begünſtigen, da iſt kein Raubgejäge, und wo keines iſt, da paßt meine Stelle nicht. — Wie man ſich doch zu Zeiten, auch in unſerm Land, entſchuldigen muß.

chen nur in ſo fern zum Kindermord, als die natürliche Laſt der Armuth und ſeiner Umſtände durch die Verheerung ſeiner Sitten, durch die Erhöhung ſeiner Bedürfniſſe, durch die Zerſtörung ſeiner Arbeitſamkeit und Genügſamkeit durch alle die Künſte, womit man die elenden Opfer bis an den Tag ihrer Verſtoſſung ſchmeichelt, ihm um ſo viel erſchwert wird.

Und behaupte: nicht das arme Mädchen, ſondern das in ſeiner Armuth in Seide geſteckte und mit ſtädtiſcher Gemächlichkeit zu Grunde gerichtete — nicht das arme Mädchen, ſondern das Mädchen, dem die Werber ſeinen Knaben geſtohlen, und das den Lohn ſeiner Verführung, den die Gerichte anſprechen, nicht bey ſich hat — nicht das arme, nein, das mit Gefängniß und Zuchthaus bedrohte — nicht das arme, nein, das elende, aus ſeiner Heimath geſtoſſene, ohne Brod und ohne Obdach mit ſeinem Kind verbannt im Land herumirrende Mädchen tödet ſein Kind.

Ich ſehe es auſſer den Mauern der Stadt, in der es verführet worden, herum irren. Schon über ein Jahr trägt es ſeine Bürde auf ſeinem Rücken — und hat nicht Brod und findet kein Obdach. Es fleht vor den Fenſtern der Bauern um Brod und Obdach — aber heute umſonſt, und morgen umſonſt. Zwei Tage im Jenner leidet es Hunger und Mangel — zwey Nächte im Jenner hat es kein Obdach — es ſchneyt — es iſt Nacht — die Winde wehn — die Stürme brauſen — das Mädchen lauft unſinnig umher — es hat kein Obdach! Am Rande des Rheins ſitzt die Verzweifelnde nieder — ſie nährt den Gedanken des Mords — am Rande des Rheins ſäugt und tödt-

[illegible] die Mutter ihr weinendes Kind — und die Verzweifelnde legt es ins Waſſer — und die Mutter ſpringt tief über die Kniee in daſſelbe, es wieder zu retten — umſonſt — es iſt Nacht — ſie greift in den Wellen umher — ſie watet in den Wellen herum und ſucht ihr Kind — aber vergeblich — es iſt in der Tiefe.

Ziehe den Vorhang, Geſchichte! Die Räthe und Aelteſten der Stadt, in der ſie verführt worden, empfinden nicht daß ſie Mitleid verdiene, und die Richter der Stadt bekümmern ſich nicht darum, daß die Quellen des Mords und der Verheerung des Mädchens innert ihren Mauern liegen, und gedenken nur nicht, daß das Schwert ihrer Gerechtigkeit Mehrers zu ahnden habe, als die Handlung der Verzweifelnden am Rhein.

Die Räthe und Aelteſten und Richter der Stadt, in der das Mädchen verführt und dann verbannt worden, unterdrücken die Ausſagen der Elenden über den Namen und die Härte des Vaters und über das Unrecht ihrer Verbannung, und befehlen dem Schreiber, von allem, was ſie ſage, nichts aufzuzeichnen, als was ihre letzte Mißhandlung gegen ihr Kind am Ufer des Rheins angehe — und für dieſe enthaupten ſie dann das Mädchen.

Aber, Geſchichte! wenn du den Vater, die Richter und die Aelteſten verbirgſt, ſo zerreiße dennoch den Vorhang in einem Ecken und zeige uns wenigſtens die Menſchlichkeit der getödeten Mutter.

Sie iſt jetzt im Gefängniß! Ihr Richter fragt. Sie antwortet laut authentiſchen Acten alſo.

Fr. Warum es im Gefängniß?

Antw. Weil es unchriſtlich gehandelt, und ſein eigen Fleiſch und Blut verſcherzt.

Fr. Was das ſagen wolle?

Antw. Daß es ſein lieb Kind in den Rhein geworfen.

Fr. Wo es ſolches gethan?

Antw. Oberhalb A°, beym O°°dorf. Es habe allda um Gottes willen um ein Nachtlager gebeten, und man habe es nicht über Nacht haben wollen, und das Kind habe zwey Tage nichts zu eſſen gehabt.

Fr. Wie es das gemacht, daß es das Kind in Rhein geworfen?

Antw. Es habe daſſelbe neben dem Rhein geſäugt und trocken gelegt, weil es geweint und gehungert — und hernach in den Rhein geworfen; es ſey ihns aber ſogleich wieder gereuen, es ſey im Augenblick bis über die Knie in den Rhein hineingewattet, ihns wieder heraus zu nehmen, aber es habe ihns nicht mehr finden können, weil es vollends Nacht geweſen.

Fr. Um welche Zeit iſt es geweſen?

Antw. Zwiſchen 7 und 8 Uhr.

Fr. Ob es betrunken geweſen?

Antw. Es habe weder gegeſſen noch getrunken.

Fr. Es hätte alles anwenden ſollen, ſein Kind zu ernähren.

Antw. Es ſey' ihm wohl leid.

Fr. Wenn es ihm Ernſt geweſen, es hätte es wohl wieder aus dem Waſſer nehmen können.

Antw. Es ſeye an dem Ort hineingeſprungen, wo es das Kind hineingelegt, aber es ſey ſtockdunkel geweſen.

Fr. Warum es nicht in ſeiner Heimath geblieben?

Antw. Man habe es nach der Kindbeth nicht mehr annehmen wollen, ſondern mit dem Profoſen fortgeſchickt bis auf fremden Boden ꝛc.

Ich ſage über dieſen Abſchnitt nichts weiter als dieſes,

Die ächten Mittel, zu verhüten, daß die Armuth des Volks nicht zur Quelle der Verzweiflung geſchwächter Mädchen werde, muß *erſtlich* durch die Weisheit, Gerechtigkeit und Großmuth der obern Stände, welche die niedern Stände zur Ehrenfeſtigkeit, zur Arbeitſamkeit, zum allgemeinen Genuß der Rechte und Segnungen der Menſchheit, und zu einem heitern, ruhigen und ſichern Hausglück emporheben würden, und dann *zweytens* durch ſie, im Unglück und Elend, den Mädchen Schutz, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit erzeigende, und beſonders den Quellen der Verheerung, die außer ihnen liegen, mit Kraft entgegenwirkende Geſetze erzielt werden.

Vierte Quelle des Uebels.

Die Umſtände vieler dienenden Schloß- und Stadtmädchen.

Ich ſchreite weiters, um beſonders die Umſtände, in welchen ſich, in tief verdorbenen Orten und Epochen, ſo viele dienende Schloſ- und Stadtmädchen in dieſer Rückſicht befinden, zu erwägen.

1. Sie gewöhnen ſich in dieſem Stand an eine Le-

bensart und an Sitten, welche ihnen die Hoffnung eines glücklichen Eheſtands in ihrer Heimath unendlich ſchwächen müſſen.

2. Der wenig ſchamhafte Ton, der gegen ſie allgemein gebraucht wird, verderbt ihr Innerſtes.

3. Das ſtädtiſche Eſſen und Trinken und ſelbſt die ſtädtiſche Arbeit iſt dem Landmädchen eine, den Geſchlechtstrieb wirklich erhöhende Abänderung.

4. Falſtricke, Verführung und Untreue gegen dieſen Stand ſind [illegible] und da dem ſtädtiſchen Wüſtling Spiel und Scherze.

5. Die Geſeze ſind dieſem Stand in Sachen des Geſchlechtstriebs [illegible] nirgends tröſtlich, und die Sitten, Gebräuche, Herkommen und Schleike ſelbſt der Gerichte gegen die Dienſtmägde, die gegen Bürger und Honoratiores klagend einkommen, ſind oft abſcheulich.

6. Die Strafen gegen die Unzuchtsfehler, wenn ſie überhaupt hart ſind, ſind gegen dieſe Klaſſe von Leuten, in Betracht der Gefahren und Verſuchungen, unter denen ſie um ihrer Armuth willen leben müſſen, unmenſchlich.

7. Dieſe Strafen ſind ihnen auch in Betracht des Hochmuths und der Eitelkeit, zu welcher ſie verführt werden, und ebenſo in Betracht der körperlichen Abſchwächung, in die ſie in dieſem Stand ſo vielſeitig verſinken, gedoppelt ſchwer.

8. Das Verſtoſſen, das auf die ſchwangern Dienſtmägde, wartet, und die Nothwendigkeit, in welche dieſe Elenden kommen, in dieſen Umſtänden in ihre Dörfer zurückzukehren, iſt nach allem, womit ſie von ihrer alten

Lebensart abgeführt worden, natürlich ein zur Verzweiflung führendes Beſorgniß.

Alles dieſes zuſammen genommen muß den allgemeinen Endzweck der Unverehelichten, ihrer Kinder los zu werden und ihre Schande zu bedecken, bey ſolchen Dienſtmägden auf einen Grad von Heftigkeit bringen, der den greulichſten Gedanken Statt und Platz giebt. Auch zeigt oft die Geſchichte des Kindermords und Kinderverderbens, daß dieſe Greuel weit am vorzüglichſten unter dieſer Klaſſe Menſchen im Schwang gehn.

Zu allem Geſagten ſchlagt dann noch:

9. Das hundertfache Gerede des ehrbaren Stadtlebens von allem Detail der Kindermordsgeſchichten, und die leichtere Verſchaffung der Abtreibungemittel, welches dann leider nur zu oft entſcheidenden Einfluß zu der unglücklichen That hat.

Die beſondern Quellen des Uebels in dieſem Stand führen auffallend die Geſichtspunkte bey ſich, nach welchen es möglich, für dieſen Stand in Beziehung des Kindermords Vorſehung zu thun. Aber ich komme noch einmal zu dieſem Geſichtspunkt. Ich ſchreite desnahen ſogleich weiter.

Fünfte Quelle des Uebels.

Furcht vor Eltern, Verwandten, Vormündern.

Und finde, daß ſehr oft zitterndes Beſorgniß vor ihren Eltern, Vormündern und nächſten Verwandten die Urſache der That iſt.

Von deinem Vater, von deiner Mutter, von deiner Schweſter, von deinem Bruder ſollteſt du Hülfe finden, unglückliches Mädchen! in deiner Noth; aber ſie raſen in wilder Wuth um dich her, und du mordeſt dein Kind!

Laßt mich reden, Menſchen! wie's mir ums Herz iſt. Die Quelle der häuslichen Unmenſchlichkeit der Väter, der Brüder, der Vormünder dieſer Elenden muß wahrlich in der Rohheit und Härte, mit welcher überhaupt Geſetze, Regierung und Sitten den Armen und Elenden behandeln, geſucht werden. Die Nationalbildung hängt, wie oben geſagt, nicht von der Reinigkeit unſrer Sittenlehren, ſondern von dem Ton, der das Volk in allen ſeinen Kreiſen ſtimmenden Cercles, von der Höhe der Aſſemblees bis auf die der niederſten Landwirthshausbrüder hinunter ab; und der Ton dieſer ſo ungleichen Cercles wird in aller Welt von oben herab von dem Ton der Regierung und ihres Gefolgs und vom innern Geiſt und den innern Endzwecken der Staatsgeſetzgebung geſtimmt, und wo dieſe in ihrem Weſen, in ihren Endzwecken Mitteln und Wirkungen hart, grauſam, unmenſchlich gegen Arme und Elende ſind, da werden Väter, Vormünder und Brüder unglücklicher Töchter überhaupt gewiß auch hartherzig und grauſam handeln. Die innere Härte der Geſetzgebung macht den Richter hart; der harte Richter iſt harter Hausvater; und der Regent, deſſen Irrthümer und Schwächen die Richter und Hausväter, die ihm nahe ſtehn, hart machen, wird in der Folge auch hart. Und wenn er dieſes iſt, ſo iſt er's nicht für ſich allein. Nach ihm bildet ſich das Nahe und das Ferne. Seine Räthe, ſeine Schreiber, ſeine Beamteten, ſeine Vögte, ſeine Weibel, bis ins niederſte Dorf, bilden ſich alle nach ſeinem Vorbild; alle dieſe Beamteten und ihre Brüder und ihre Verwandten und ihre Kinder werden hart wie er, und der Niederſte im Volk, der vom unterſten Vorgeſetzten oder Amtsknecht hart gehalten wird, rächt ſein Sklavenjoch in ſeiner Wohnſtube und wird Wütherich an Weib und Kind. So unausſprechlich wichtig iſt es, daß der Geiſt der Geſetzgebung den Regenten und Richtern Menſchlichkeit, Schonung und reinen Vaterſinn einflöſſe. Denn wo die Geſetze und der Regierungston von oben herab ihnen das Gegentheil einflöſſen, da wird das reine Hausglück aller Stände, das ſich ſo unumgänglich auf Liebe, Schonung und Menſchlichkeit gründet, in ſeinem Keim zernichtet, und die Greuel, die das Herz der Eltern in den Stunden der Noth vor dem Elend ihrer Kinder verhärten, finden gar oft hier ihre Quelle.

Ich beweine das Unglück des Landes, wo die Geſetzgebung, die Polizei und der allgemeine Regierungston den Stolz der Edeln im Land alſo verhärten und ihn in wüthende Unmenſchlichkeit gegen Elende ausarten macht, und verabſcheue die Sitten, welche von höher gebornen Töchtern fordern, daß ſie ihre ganze Weiblichkeit Familienanſprüchen aufopfern ſollen, und dann gegen die Elenden wüthen, welche es gemeiniglich nur darum nicht nach hochadelichen Begriffen auszirkeln, von wem ſie ſich ſchwängern laſſen, weil ihr hochadeliches Haus, gegen welches ſie fehlen, ſie nicht hochadelich ausſteuert.

Deine Wuth, unſinniger Bruder! gegen die Elende iſt Verbrechen gegen die Menſchheit. Wer biſt du, Raſender! der du arme Mädchen in frommen Landhütten ſchändeſt, und den jammernden Vater und die verzweifelnde Mutter aushöhnſt? Wer biſt du, der du deinen Vater zur Rache reizeſt und deine Schweſter in Abgründe ſtürzeſt, weil ein Bürger ſie geſchwächt hat?

Es iſt ein weſentliches Bedürfniß für die menſchliche Glückſeligkeit und ein vorzüglicher Gegenſtand der Staatsgeſetzgebung, daß der Vorrang der bürgerlichen Verhältniſſe nicht in unmenſchliche Härte gegen den Niedern und Unglücklichen ausarte. Aber bis jetzt führen Staatsvorurtheile noch in tiefe Abgründe; was will ich ſagen, alles im Leben iſt unausſprechlich zuſammenhangend; man kann den Vorurtheilen von keiner Art einzeln mit Erfolg entgegenarbeiten; aber das, was in allen Ständen vor Abwegen ſichert, muß uns auch vor Abwegen, zu welchen politiſche Verhältniſſe uns hinlenken, ſicher ſtellen. Und das ſind die Pflichten der weiſen Demuth, und die ſanfte Beſcheidenheit, die die innere Natur des Menſchen von uns allen, alſo auch von dem höchſten und Oberſten, fordert.

Ich verlaſſe dieſen Geſichtspunkt mit wahrer Hoffnung, die Geſetzgebung der Welt erleuchte ſich über dieſen Punkt. Ich ſehe Prinzen auf Thronen, mit ſtillem, ſanftem Glanz vorleuchten; die niederern Herren werden ihnen nachfolgen — ein jeder, wenn ſeine Stunde kommen wird.

Ich wende mein Angeſicht von ihren Paläſten zu den niedern Hütten.

Ihr, Eltern in dieſen niedern Hütten! Euer oberſtes Ziel ſey immer, daß eure Kinder menſchlich bleiben, dafür

aber

aber müßt ihr es aber auch ſelbſt bleiben, was auch immer ihnen begegnet.

Väter und Mütter! Wenn ihr in den Gegenſtänden der Liebe gegen eure Kinder nicht ſchonend handelt, ſo zündet ihr ein Feuer an, das ihre Menſchheit verzehret. Bleibt doch rein von allen Anmaſſungen der Groſſen, welche ihre Geſchlechter verheeren, und fürchtet für eure Töchter keinen Werber, als einen, der keinen ehrlichen Namen, keinen ehrlichen Beruf und kein ruhiges Brod hat. Alles, was ihr thun könnt und ſollt, iſt, eure Kinder edel, kraftvoll und ſchamhaft zu erziehn. Wenn ihr das gethan habt, ſo iſt euer Werk vollendet. Miſcht euch nicht weiter in die Wahl ihrer Gatten. Wenn ihr aber das erſte nicht gethan habt, ſo möget ihr machen, was ihr wollt, ihr habet die Hauptſache vergeſſen.

Aber wenn eure Hoffartsanſprüche und euer Stolz die Liebe eurer Kinder durchkreuzen, ſo werden ſie im Unglück um ſo viel eher verzweifeln, je lieber ihr ihnen ſeyd.

Sie war das geliebte Kind einer frommen Mutter und eines redlichen Vaters. Sanft und ſtille floß ihre Jugend in Unſchuld vorüber. Schön wie die Morgenröthe, und heiter wie der ſtille Mond am Himmel ward ſie der Stolz ihrer Eltern. Jezt liebte ſie — aber nicht wie ihre Eltern wollten. Sie meynten, ach, ſie meynten, ſie müſſe einen andern anhören. Sie aber hatte gewählt, und hieng an dem Geliebten, und zitterte vor Vater und Mutter — und verbarg ihre Liebe — und genoß ihren Jüngling im Verborgenen. Jezt wird ſie ſchwanger. O Gott! wer mahlt mir die Tage ihrer langen, langen Leiden?! wer zeichnet ſie mir in der ſtillen Verzweiflung des Gebährens?! wer beſchreibt mir die Unſchuld des Mädchens, und den Streit ihrer Schaam, ihres Gehorſams, ihrer Liebe und ihres Elends?! wer drückt das ſtarre Erſticken aus, das ihre Worte zurückhielt, daß ſie nicht reden konnte, da ſie reden wollte, vor ihrem Unglück?! wer zeichnet den Augenblick, der wie ein Bliz vorübergieng, in dem ſie mordete?! und ihr Hinſinken, und ihre Ohnmacht, als ſie ihr Kind todt anſah?! — Ich lege meine Feder ab — zittere, weine und ſchweige.

Sie iſt jezt im Gefängniß. Neben ihr zittert und bebt ihre Mutter, und faltet und ringet ihre Hände auf zu Gott. Ihr Vater ſteht da, ſprachlos in ſtummer Verzweiflung — und das Mädchen wirft ſich zu ihren Füßen: vergebet, vergebet mir den Jammer, den ich euch anrichte! Ich wußte, daß es nicht recht war, und folgte Gott nicht, und euch nicht.

Nein, nein, antwortete Vater und Mutter, du biſt nicht ſchuldig. Wir ſind es. Wir ſind an deinem Unglück ſchuldig. Jeſus! Jeſus! wir hätten dir ihn laſſen ſollen.

Iſt je ein Mädchen ſanft und unſchuldig und rein, iſt je ein Mädchen voll innerer Würde und Tugend, hat je ein Menſch ſchön und edel auf die Stunde ſeines Todes gewartet, hat je ein Menſch gelaſſen ſeine Leiden getragen und die Laſt ſeiner Sünden auf ſich genommen, und keinem, keinem ſeiner Mitmenſchen ſein Unglück beygemeſſen, hat je ein Menſch ſeine Eltern ſo geliebt, und für Freund und Feind ſo eifrig gebethet und Tag und Nacht die Erbarmungen des Allmächtigen erfleht?! —

Die Sonne fand ſie bey ihrem Aufgang bethend und bey ihrem Niedergang auf den Knieen, und in der Mitternachtſtunde floſſen die Thränen der Buſſe und tönten die ſehnenden Seufzer nach einem ſeligen Ende.

Vor ihrer Unſchuld bebte dem Richter das Herz. Er ſprach aus ſtarren Lippen, nur weil er mußte: ſie iſt des Todes ſchuldig. — Sein Inneres zeugte ihm wider das Geſetz, deſſen Worte er ſtammelnd ausſprach.

Der Engel des Herrn hat ihre letzten Stunden erheitert. Drey Nächte vor ihrer Enthauptung entſchlief ſie, ermattet vom Wachen und Bethen, vom Weinen und Seufzen. Als ſie wieder erwachte, trocknete ſie ihre Thränen. Ihr Antlitz war heiter. Ruhe und Wonne herrſchte in ihrem Auge und auf ihrer Stirne. Sie lobpreiste und dankte Gott — und erzählte, daß ſie dieſe Nacht geſtorben und einen Engel in einem weißen Kleide geſehn, der ſey ihr entgegengelaufen und habe ſie umhalſet — und der Engel ſey ihr lieb Kind geweſen und habe ihr Mutter! Mutter! gerufen, und geſagt, daß es auf ſie warte und ſich nach ihr ſehne.

Von dieſer Stunde an war ihr Auge unbethränt und ihre Heiterkeit verließ ſie auch im Augenblick des Schwertſtreichs nicht mehr.

Väter und Mütter! Preist den Herrn für ihr fröhliches, ſeliges Ende, und erkennt, wie eine gute Auferziehung ein unglückliches Kind auch in den tiefſten Tiefen unausſprechlich emporhebt.

Aber, Väter und Mütter! wenn das am grünen Holz geſchieht, was wird auf diejenigen warten, die ihren Kindern mit böſen Beyſpielen vorgehn, die ihr Herz mit Zoten und Poſſen, mit Fluchen und Schandthaten verderben? — Unglückliche! Wenn die Laſter, die ihr gebildet, nun ausbrechen und die ſchwangere Tochter in ihrem Unglück zu euren Füßen fallt, und ihr ſie dann mit den Füßen, die ſie jammernd umfaſſen will, fortſtoßt, ſo mordet nicht ſie, ihr mordet ihr Kind.

Eine andere weiß euer Wüthen zum voraus, verbirgt ihren Jammer und mordet mit einem Herzen, das ſie ererbt hat, und das dem euren gleich iſt — aber auch dieſe mordet nicht ſelber, ihr mordet ihr Kind.

Eine andere flieht das Haus des Vaters, ſcheut ſein Angeſicht. Sie war von Jugend auf ungehorſam, und tauſendfacher Groll und Unwillen gegen ſie herrſcht im Herzen des Vaters. Jezt iſt ſie elend, darf nicht zu ihm nahn, darf nicht auf ſeine Erbarmungen hoffen. Sie hat keine Hülfe, kein Obdach. Sie verzweifelt und mordet.

So verſchieden ſind die Umſtände der Unglücklichen, die aus Furcht vor Eltern, Vormündern und nächſten Verwandten zu dieſer Greuelthat verleitet werden.

Ich weiß nichts weiters zu ſagen, als was ich ſchon oben ſagte, daß Schonung im ganzen Geiſt der Geſezgebung, und Menſchlichkeit im Aeußern des Regierungsſtands das vorzüglichſte Mittel ſeyen, dieſer Quelle des Uebels zu helfen. Wo von der Höhe der Geſezgebung herab Menſchlichkeit ins Volk ſtrahlt, da erwacht ſanfte Güte allgemein in den ſtillen Hütten des Bürgers.

Und wo dieſes nicht zu hoffen und zu erhalten, da wende ich mich an euch, ihr Männer! die ihr das Evangeſinnt unter den Menſchen verkündigt, trachtet deſto eifriger warme, häusliche Liebe, ſtille, einfache Sitten und reinen, frommen Gehorſam in den niedern Hütten des Volks zu pflanzen, je verderbener ihr die Höhen der Herrſcher, unter denen ihr lebt, finden werdet; und das Volk wird es euch danken, wenn ihr Schonung und Mitleiden in die Herzen der Menſchen bringen werdet, deren Kinder, vom Verderben des Staats zu Grunde gerichtet, in ihrem Unglück und Elend zu ihren Füſſen fallen werden.

Sechste Quelle des Uebels.

Heuchleriſcher Ehrbarkeitsſchnitt.

Der ſteife Heuchlerton einer anſcheinenden Landesehrbarkeit, die ſich nicht auf innere Reinigkeit des Herzens gründet, und nur Mode und Form iſt, einer Ehrbarkeit, bey welcher alle ſinnlichen Genieſſungen in einer Art von frommer Geſtaltung und in Oberkleidern hervortreten, deren Heiligkeitszuſchnitt unter gewiſſen Umſtänden jedem Heuchler und jeder Heuchlerin im Volk Würde und Achtung zu verſchaffen vermögen, iſt gar oft eine groſſe Quelle des Kindermords.

Vor der Thüre der ehrbaren Frauen hungert der Bettler, vor ihrer Schwelle flieht die muntere Unſchuld des Kinds, aber ein frommer Bruder macht ihr ſeine Aufwart, und die Fromme iſt ſchwach und gelehrig.

Dieſer Nationalehrbarkeitsſchnitt mit tiefen, eingewurzelten Nationalſinnlichkeitsſchwächen verdient die ernſte Aufmerkſamkeit der Menſchenfreunde und der Regierung;

ſie iſt eine vielſeitige Quelle aller Arten von Nationalverderben.

Alle Wahrheit, alle Gerechtigkeit wird an ſolchen Orten unter der Larve der Frommkeit erdrückt.

Der Mann, der über Untreue in öffentlichem Gut, über Drangſale von Wittwen und Waiſen klagt, und Heuchlern unter Augen ſteht, kann an ſolchen Orten leicht ein Rebell heißen, und der Mann, der die Dummheit, die Trägheit, den Geiz und die Wolluſt der Prieſter ahndet, ein Gottes- und Religionsverächter.

Der Jüngling, der mit frohem Muth und heiterer Stirne ein Mädchen auf offener Straße grüßt, heißt an ſolchen Orten leicht ein unkeuſcher Menſch; und das Mädchen, das ihm mit Lachen dankt und ihre Haube nicht trägt wie ihre Muhme, findet daſelbſt gar leicht einen ehrenrührigen Namen.

So wird jedermann, der im Ehrbarkeitstanz einen Fehltritt begeht, verleumdet, verunglimpft und bezüchtigt.

Indeſſen ärgert ſich an ſolchen Orten niemand mehr darob, wenn daſelbſt geiſtliche und weltliche Ehrbarkeitsprieſter und Ehrbarkeitsrichter, deren Söhne, Töchter, Nepoten, Günſtlinge und Domeſtiken in wohlbeſchloſſenen, wohlgeheizten, wohlerleuchteten und wohlmeublirten Zimmern die Ausſchweifungen der Wolluſt ungeſehn und ungekränkt genieſſen, zu Gericht ſitzen wider die Unzucht; nein, es ärgert ſich an ſolchen Orten niemand mehr darob, wenn die Väter, Patronen und Herren ſolcher Wüſtlinge die diesfälligen Sünden der Armen, die nicht verborgen werden konnten, auf ihren Stühlen mit Inquiſitionshärte erforſchen und beſtrafen, und zugleich die Klagen der Armen gegen Unkeuſchheitshandlungen der Reichen mit Inquiſitionskunſt und Inquiſitionsgewalt zum Stillſchweigen bringen.

Die Lage eines Orts, die nach ſolchen Greueln riecht, fordert nachdrückliche Hülfe.

Aber man muß nicht der Larve des Laſters, man muß dem Laſter ſelbſt zu Leib gehn, man muß den Thaten der Gerichte, der Tribunale, der Juſtiz- und Criminal-Adminiſtration, wo Leute von dieſer Art präſidiren, ſigeln und ſchreiben, auflauern und warten, bis man den Verkappten in ihrem Thun verſtrickt — dann iſts Zeit, mit der Larve des Heuchlers herunter, das Volk fällt dann zumal gerne auf die Seite der Wahrheit, und hilft mit, allen Schimpf und allen Hohn und allen Spott auf den Mann zu bringen, von dem es jezt fühlt, daß er's längſt verdient. Dieſe Umſtände finden vorzüglich an ſolchen Orten ſtatt, wo das Licht, der Geiſt, die Wahrheit, die Liebe, die Einfalt und die Kraft alter Geſezgebungen gänzlich erloſchen, und die Ausübung ihres Todtengeripps in Hände von Menſchen gefallen, denen die Landesgeſeze in dem Zuſtand, in dem ſie ſich befinden, immer in dem Grad lieb ſind, als ſie durch ihre Lücken und durch ihre Zweydeutigkeit ihnen Mittel zu Ausnahmen, Verdrehungen und willkührlichen Handlungen anbiethen.

Unter dieſen Umſtänden fordern die Endzwecke des Menſchenfreunds wahre Schlangenklugheit. Er muß, bis er mit den Beweiſen von der innern Fäulniß dieſer geweißgeten Gräber vollkommen verſehn, hinter dem Berg tragen, ſie nicht vor den Kopf ſtoſſen, und nicht einmal aufmerkſam auf ſich machen, und beſonders ſich nie dahin blos geben, gegen irgend einige, von der Nationalmeynung geheiligte und an ſich gute, Ehrbarkeit, Ordnung und Frommkeit befördernde Gebräuche Bitterkeit oder Verachtung zu zeigen, wenn dieſelben ſchon jezt in der Hand dieſer Unheiligen nur Unglück und Unheil erzeugen — „denn es „iſt das Meiſterſtück in der Kunſt, die unterdrückte Wahr„heit und Gerechtigkeit gegen Lügen und Bosheit, die auf „dem Thron ſitzen, ſiegen zu machen, das Heiligthum in „der Hand des Satans und die Wahrheit in dem Mund „des Lügners gedoppelt zu ehren.“

Ende des ſiebenten Bandes.

Peſtalozzi's

ſämmtliche Schriften.

Achter Band.

t den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers
r Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen,
Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seine
Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen
Cantonsregierungen der Eidgenoſſenſchaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1822.

Ueber

Geſetzgebung

und

Kindermord.

(Fortſetzung.)

Siebente Quelle des Uebels.

Innere und äußere Folgen früherer Laſter.

Siebentens ſind die innern und äußern Folgen eines frühern laſterhaften Lebens eine der vorzüglichſten Quellen des Kindermords.

Bei den einten artet das Elend, welches das Laſter immer verfolgt, in eine Maßleidigkeit des Lebens aus. Das Gefühl ihrer Noth, Mangel von irgend einer Ausſicht für die Beſſerung ihrer Umſtände und ihres Herzens, und ein dunkles, verwirrtes Ahnen, ihr Kind werde in jeder Rückſicht eben ſo elend, ja noch ſchlimmer werden als ſie, bringt eine ſolche unglückliche Mutter gar leicht zum Gedanken an dieſe ſchreckliche That.

Bei gar vielen andern arten dieſe Folgen der Laſters in harte Gefühlloſigkeit und in eine, alle innere Menſchlichkeit verläugnende Verſtockung aus.

Als Quellen dieſer gedoppelten, ſpätern Folgen des Laſters und des daraus entſtehenden vielfachen Kindermords gehören hieher:

Erſtens, das flüchtige Leben aller weggejagten, verbannten und heymathloſen Menſchen. Zweytens, das freywillige Herumſtreichen alles müſſigen Geſindels. Drittens, die Ruchloſigkeit, welche durch die meiſten Beſtraſungsarten des Laſters im Innern des Menſchen noch erhöht und verſtärkt wird. Viertens, das gewaltſame Verbergen geſchehener Verbrechen, welches den Menſchen immer in einen Zuſtand von Frechheit und Gewaltthätigkeit bildender, Unruhe verſetzt und ihm alle ſittliche Beſſerung und häusliche Ordnung faſt unmöglich macht. Fünftens gehört beſonders hieher die innere Verhärtung der Mädchen, die ſchon ein merkliches Alter haben, und bey einem unkeuſchen Leben es dennoch nie dahin bringen können, einen Mann zu bekommen.

Man erſtaunt, in den Criminalacten die gröſte Anzahl Kindermörderinnen zwiſchen 30 und 40 Jahren zu finden, und man erzittert, wenn man den auffallenden Unterſchied von Gewaltſamkeit, von wilder Rohheit und innerer, harter Unmenſchlichkeit, welcher die Thaten dieſer veralteten verglichen mit den Thaten der jüngern Kindesmörderinnen begleitet, bemerkt.

Menſchenfreund! Wenn du vor ihnen erbebſt, ſo wende dein Angeſicht nicht weg; erforſche die Quelle dieſer Verheerung.

Sie iſt das uneheliche Leben der Zeit. Alles, ſelbſt die Veränderung in den Berufsarten, im Eſſen und Trinken, reizt das Volk zur Ausartung der Sinnlichkeit. Die Schaaren von Unverehelichten überlaſſen ſich ohne Maß allen Reizungen ihres Naturbedürfniſſes, ohne die Freyheit zu beſitzen, es in Unſchuld und Rechtlichkeit befriedigen zu dürfen; und keine Macht der Ehrenfeſtigkeit oder ſchützen-

Nationalſitten ſteuert dem Verderben des Landes, haben nicht einmal die Beicht mehr. *)

Ich ſchalte hier die in meinem Schweizerblatt unter den aus dieſem Manuſcript ausgelöſchenen Stellen ſich befindende Bemerkung ein.

„Ich habe erſt neulich meinen guten Nachbar L* von H* „gefragt, warum bey ihnen im Freyamt ſo wenig Exempel „vom Kindermord vorkommen."

„Das macht die Beicht, war die Antwort. Nein, wir hören, nicht wie ihr. Ich war auch jung, aber man ſagt's einem ſo allein und ſo ans Herz; man wiederholt's ſo oft „und ſo feyerlich, und rathet nicht in Tag hinein, ſondern „auch juſt und eigentlich auf das, was noth iſt und obhanden ſchwebt, daß es hilft, wo ſo ein Unglück geſchehen „könnte. Der Pfarrer kömmt mit der Beicht immer leicht „vorher auf den Grund, und hütet den Anfängen, wo man „ſich auch noch ſo ſcheut und ſchämt. Und dann iſt's noch das: „man hört bey uns mit der Unterweiſung nicht auf, wenn die „Kinder 14 bis 15 Jahr alt ſind. Jeſus Maria! die Seelſorge ſollte ja eigentlich erſt dann für ſie recht angehn."

Es iſt Wahrheit in dieſer Antwort, und wenn ſie ſchon mißbraucht worden ſeyn mag, ſo hat die Beicht dennoch in ihrem Weſen gewiß große Kräfte für die Bildung des Volks.

Die Reformation gab uns, indem ſie dieſelbe abſchaffte, Männer mit wahrem Seelſorgerherzen; aber ſie hat das Band aufgelöſet, welches das Volk zu dem Ohr ſeiner Seelſorger, die jetzt nicht mehr Reformationseifer und Reformatorenachtung beſitzen, hinzulenkte, und man darf ſich nicht verläugnen, das Weſentliche der prieſterlichen Seelſorge, die enge, nahe Kenntniß der Pfarrkinder, verliert ſich durch die Folgen der zu allgemein und zu unbedingt weggeworfenen

Das Mädchen genieſt Jahre lang, ohne daß ſich jemand darum bekümmert, die wollüſtigen Beſuche geiler Buben, und hütet ſich dabei, daß es nicht ſchwanger werde; aber die größere Wildheit immer gereizter Begierden, ein Anfall von geilem Furor, in welchem es ſeiner nicht mehr mächtig, oft nur ein Glas zu viel Wein, zerreißt dann das Band ſeiner Menſchen verheerenden Verächtlichkeit, und das Mädchen wird ſchwanger. Alle Anmuth und Kinderliebe muß ſo einem Mädchen nothwendig mangeln. Die Leibesfrucht in ihr ſelber iſt ihr ein Gegenſtand des Haſſes und der Sorgen, und gebildete Unmenſchlichkeit iſt eine Folge des fortdauernden Genuſſes der Wolluſt, mit Erſtickung ihrer Folgen, und die Sorgfalt, kinderlos zu bleiben

---

weicht täglich mehr, und ebenſo entkräften ſich die engen, das Herz wahrhaft zuſammenbindenden Verhältniſſe zwiſchen den Pfarrern und dem Volk immer ſichtbarer.

Und doch ſoll eine jede wahre Volkserleuchtung alle Bande der Herzlichkeit zwiſchen väterlichen und kindlichen Verhältniſſen vorzüglich ſicher ſtellen. Die Reformatoren thaten es, und waren des Volks innig geliebte Väter und der Fürſten treue, biderbe, älteſte und weiſeſte Kinder.

Aber die Prieſter des Lands ſind dieſes bey uns nicht mehr alſo. Sie ſind in unſerer Mitte vielſeitig geſunken zu gelehrten, vom Volk nicht verſtandenen Predigern, und zum Spott der armſeligſten, niederſten Laune eines jeden, auch des unwürdigſten Beamten im Land, ſo wie jedes Reichen.

Das heißt aber weniger nicht, als die Kraft ihres Stands zur Beförderung und Sicherſtellung der Sittlichkeit und Glückſeligkeit der Nation hat ſich in ſo weit bey uns aufgelöſt.

eym Genuß der Leichtfertigkeit und wollüſtiger Beywoh-
ungen iſt nichts weniger als tägliche Uebung im Weſent-
chen des Greuels des Kindermords.

Das iſt die Lage von tauſend liederlichen, unzüchtigen
Mädchen, die nicht heurathen können.

Menſchheit! auch ſie verdienen Mitleiden; denn das
emeine Volk bildet ſich nie ſelber, und iſt nicht ſchuld,
venn das Heurathen im Land allgemein ſchwer und der
Nationalton allgemein zur Wolluſt und zum Müſſiggang
inlenkt. Ich will über dieſen beſondern Artikel nichts wei-
er ſagen, ſondern mache nur allgemein über den ganzen
Geſichtspunkt dieſer Quelle unſers Uebels folgende Bemer-
ung.

Die Folgen der geſchehenen Verbrechen im Verbrecher
lbſt auszulöſchen, ſoll um ſo mehr ein weſentliches Ziel
es Geſetzgebers ſeyn, als die bürgerliche Genugthuung, um
elcher willen er den Verbrechern eine Strafe auflegt, in
en weit meiſten Fällen am ſicherſten durch eben dieſe in-
ere Auslöſchung der Folgen des Verbrechens im Verbre-
er ſelber erzielt werden kann.

Das Weſentliche der Genugthuung, die ein Verbrecher
r Geſellſchaft ſchuldig iſt, beſteht darin, daß er ſich den
mſtänden, Lagen und Verhältniſſen unterziehe, durch welche
er Fortgang ſeines Verbrechens am beſten im Volk ge-
ndert und vermindert wird.

Und das vorzüglichſte Mittel, durch ihn ſelber eine wirkliche,
ale Hinderung und Minderung ſeines Verbrechens zu
zielen, iſt ſeine ſittliche Beſſerung und die daraus flieſ-
nde Hoffnung ſeiner bürgerlichen Wiederherſtellung.

Dieſes groſſe Ziel einer weiſen und menſchlichen Geſetzgebung fordert vor allem aus die wirkſame Sorgfalt, daß die erſtern und kleinern Vergehungen der Verbrecher nicht wirkliche Quelle und Urſache ihrer ſpätern und mehrern und größern Greuel werden.

Der Geſetzgeber muß desnahen Vorſehung thun, daß die letzten Funken des Guten, der im Menſchenherzen des Verbrechers noch lodert, nicht durch die Beſtrafungsarten ſeiner Verbrechen ausgelöſcht werden; er muß ferner die Gefahren und Umſtände des verborgenen und verſchwiegenen Laſters ſo wenig als möglich drückend, verwirrend und herzverderbend werden laſſen, und inſonderheit gegen die erſten kleinen Ausbrüche des neuen, unverhärteten Laſters mit Behutſamkeit, Schonung, mehr bildend, hütend und im Geheim zurechtweiſend, als öffentlich beſtrafend zu Werk gehn.

In dieſem Geſichtspunkt können alle Beſtrafungen des Laſters, in ſo fern das Uebergewicht ihres Eindrucks für den Verbrecher nicht Sitten verbeſſernd, nicht anders als landgefährlich angeſehn werden, indem ſie den Geiſt des Verbrechens im Innern der Thäter nur ſtärken, und dann in der Folge durch ſie auch im Volk allgemein ausbreiten.

Achte Quelle des Uebels.

Die äußern Umſtände der Mädchen während ihrer Geburtsſtunde.

Die Verwirrung, die Beunruhigung, das Entſetzen, die unmenſchliche Verlaſſung, Verſtoſſung und Vernachläſſigung dieſer Elenden vor, während und gerade nach ih-

er Geburtsſtunde, iſt in den weit meiſten Fällen die ent-
heidende Quelle des Kindermords.

Auch das Thier fordert einen ruhigen Winkel zum Ge-
ähren, und wählt und bereitet ihn zu dieſer Stunde.

Und der Menſch hat in ſeinem Leben keinen Augen-
lick, keinen Zeitpunkt, in dem ihm der Genuß von Ruhe
nd Hülfe und Menſchlichkeit ſo unumgängliches Bedürf-
iß ſeiner Natur iſt, als in der Stunde ſeines Gebährens.

Mangelt der Gebährenden dieſe Hülfe in dieſer Stunde,
kommt ſie in raſende Wuth, wird Thier und Unmenſch,
nd alles, was ſie in dieſer Lage thut, iſt thieriſche Hand-
ung der Fieberverwirrung und innern Wuth.

Menſchen! Das begegnet dem Vieh des Feldes. Thiere,
e in ihrer Geburtsſtunde verwirrt und beunruhigt wer-
en, verlieren die Anmuth für ihre Jungen. Noch vor
enig Tagen ſah man eine Katze, welcher man inwäh-
nd ihrem Ablegen die zwey erſten Jungen aus dem Neſt
ethan, welches ſie ſich wählte, dieſe zwey Jungen zuerſt
erlaſſen, und hernach ſelber freſſen. Zu den zwey andern,
elche ſie hernach ablegte, trug ſie alle Sorge, und wohl
emerkt, es war nicht der Kater, ſondern die Mutter ſel-
er, welche die Kätzchen fraß. Man traf ſie unzweydeu-
g mit einem angefreſſenen, noch lebendigen, blutenden
ätzchen im Maul an.

Menſchen! Geſetzgeber und Richter! Das Mäd-
en, welches in ſeiner Geburtsſtunde verwirrt und beäng-
igt wird, verliert, wie nothwendig, in dieſen Umſtän-
en ſelbſt die thieriſche Anmuth für ſein Junges.

Das Mädchen, das in dieſer Stunde von dem Jüngling, der es umarmt, verlaſſen, und von allen Menſchen verſtoſſen, vernachläſſigt, und von allen Umſtänden beunruhigt und geängſtigt wird, und ohne Hülfe gebiehrt und ohne Hülfe gebähren muß, iſt in Lagen und Umſtände verſetzt, in welchen ſeine Verzweiflung und ſein Mord als faſt unausweichliche Folge ſeiner unbefriedigten thieriſchen Bedürfniſſe in der Geburtsſtunde erſcheinen.

Ich will nicht wiederholen, was ich ſchon geſagt, aber ich glaube, es ſey nothwendig, daß die Geſetze Verfügungen treffen —

1. Daß jedermann, wer er ſey, der ein Mädchen geſchwängert und ſchwanger wiſſe, und nicht für ihn's dahin Sorge trägt, daß es beruhigt und beſorgt kindbetten könne, dafür verantwortlich ſey, und nach Umſtänden für die Folgen ſeiner Unmenſchlichkeit an Ehr' und Gut geſtraft werden ſoll.

2. Daß keine Stadt oder Gemeinde ein ſchwangeres und nöthiges Weib fort- oder weiters ſchicken dürfe, ohne beſtimmte Sorgfalt, daß es ruhig auf dem Weg kindbetten könne, wenn es allfällig vor Erreichung ſeiner Heymath niederkommen ſollte.

3. Daß kein Wirth einem hochſchwangern Weibe die Nachtherberg abſchlagen dürfe, ſondern demſelben, wenn es allfällig niederkommen ſollte, die nothwendige Hülfe auf Koſten des Staats angedeihn laſſen müſſe.

4. Daß weder Herrſchaften noch Meiſterleute eine Dienſtmagd aus Urſache der Schwangerſchaft fortſchicken dürfen, ohne die von der Polizey zu beſtimmenden Schritte zu thun, durch welche das Mädchen dem Auge der öf-

fentlichen Aufſicht und der wohlthätigen Verſorgung des Staats für dieſen Umſtand unterworfen würde.

5. Daß alle Perſonen, welche eine Gebährende ſchreyen und um Hülfe rufen gehört, oder Zeichen ihrer Noth und ihres Bedürfniſſes zu geben geſehn haben, und ihr nicht mit Rath und That beygeſprungen, item alle Herrſchaften und Meiſterleute, welche eine ſolche Perſon immediat vor oder nach der Geburt, mit Verwiſſen ihrer Umſtände, ohne Sorgfalt für ſie und das Kind zum Haus hinaus ſchicken, als muthwillige Veranlaſſer des Kindermords angeſehn und beſtraft werden ſollen.

Der Geſetzgeber muß immer vorher mit den Nüchtern reden, ehe er ſich an die Betrunkenen wendet, und muß ſich vorzüglich an denen halten, die bey ihren Sinnen ſind; erſt wenn er das gethan, kann er noch ſehn, ob er ſich auch den Stummen und Tauben, und denen, ſo vor Angſt und Noth am ganzen Leib zittern und beben, verſtändlich machen könne.

Einige Reſultate

ſowohl dieſer allgemeinen als beſondern Betrachtungen, und Feſtſetzung des Mittelpunkts aller Geſichtspunkte über dieſen Gegenſtand, und aller ächten Vorbeugungsmittel gegen dieſes Uebel.

Wenn ich jetzt alles Geſagte wieder zuſammen ins Aug faſſe, ſo zeigt es ſich:

1. Daß die Handlung des Kindermords allemal eine Folge gegenſeitiger Leidenſchaften, Fehler und Sünden ſowohl des Mädchens als des Jünglings iſt.

2. Daß auch Fehler, Leidenſchaften und Sünden des Drittmanns, oder ſolcher Perſonen und Umſtände, welche man ganz auſſer dem Kreis derer, die im Verbrechen verwickelt ſind, anzuſehn gewohnt iſt, oft die eigentliche Quelle des Uebels ſind.

3. Daß überhaupt, ſo verſchieden die Quellen des Uebels zu ſeyn ſcheinen, ſie dennoch unendlich unter ſich verwoben ſind, ſo daß immer eine neben der andern wirkt, eine die andere veranlaßt und verſtärkt.

Ich will das Weſentliche dieſer Beobachtung eine Weile verfolgen.

1. Ich ſagte erſtlich, Kindermord ſey allemal eine Folge gegenſeitiger Leidenſchaften, Fehler und Sünden, ſowohl des Mädchens als des Jünglings; ich hätt' aber vielleicht richtiger geſagt, der Kindermord ſey das letzte Reſultat einer Reihe von menſchlichen Schwächen und Sünden auf beyden Seiten, wovon aber die letzten, die That immediat veranlaſſenden Urſachen oft einſeitig, und mehrentheils nicht bey der Thäterin, ſondern bey dem Jüngling zu ſuchen ſind.

Die bloſſen natürlichen Folgen des unehelichen Beyſchlafs führen nicht zum Kindermord. Der Jüngling, der nicht durch anderwärtiges, inneres Verderben ſein Menſchenherz verloren, oder wenigſtens in ſich ſelber erſtickt und vergraben hat, weint in den Armen des Mädchens, daß er nicht heurathen kann, und iſt ihm Hülfe und Troſt, und das Mädchen denkt nicht daran, ſein Kind zu ermorden, ſo ſehr es leidet. Aber es mordet, wenn ſein Jüngling ein Unmenſch, deſſen Herz durch Laſter, die von ganz anderer Art ſeyn können, verhärtet, und ſein Beyſchlaf ohne Neigung für das Mädchen, die bloſſe Handlung allgemein ausartender, geſetzloſer, ehrloſer und ſchändlicher Sinnlichkeit eines zu allem Verbrechen und zu aller Menſchenzerſtörung gebildeten und verheerten Herzens iſt, oder auch, wenn er um äußerer Umſtände willen ſich als ein Unmenſch bezeigen muß, ob er's gleich nicht iſt, ja, dann mordet ſeine Betrogene, die lieber ſäugte; ſie mordet, denn ſie verzweifelt. Wäre der Jüngling Menſch, ſähe das Mädchen oft nur eine Thräne zur rechten Zeit in ſeinem Auge, es würde nicht verzweifeln — nicht tödten.

In dieſer Vorſtellung der Sache, dünkt mich, enthülle ſich eine ſehr entſcheidende Seite der Schwäche der Criminalgeſetzgebung in dieſem und vielleicht in andern Verbrechen.

Hier iſt der Jüngling Mörder, und geht leer aus; das Mädchen raſt, und wird geſchlachtet; ſo ſichtbar iſt Irrthum in den Grundſätzen vieler Todesurtheile.

Und eben ſo ſichtbar erhellet, daß eine Criminalgeſetzgebung, die auf Gerechtigkeit und Menſchlichkeit gegründet, der wahren Nationalſittlichkeit beförderlich ſeyn ſoll, in der Unterſuchung eines jeden Verbrechens zu den Realquellen der zu beſtrafenden That hinauf dringen muß.

Ich hoffe aber, man verſtehe, daß ich nicht ſage, zur Erforſchung der Herzensgeſinnungen und Endzwecke der Verbrecher, ſondern nur, einerſeits zu den beweisbaren Thaten der das Verbrechen veranlaſſenden Mitſchuldner, anderſeits freylich auch zu den äußern Umſtänden, welche zum Verbrechen verleitenden Reiz hatten; denn auch dieſen glaube ich, ſey die öffentliche Gerechtigkeit ſchuldig, ſo viel entſchuldigendes Gewicht zu geben, als ſie in der That veranlaſſendes Gewicht hatten.

2. Ich ſagte ferner, auch Fehler, Leidenſchaften und Irrthümer des Drittmanns, oder ſolcher Perſonen und Umſtände, die eigentlich ganz außer dem Kreis der Perſonen zu ſeyn ſcheinen, welche man als in dieſer Handlung verwickelt anzuſehn gewohnt iſt, ſeyen oft die wahre, eigentliche, veranlaſſende Urſache des Uebels.

Und da offenbar auf der einen Seite in dem Grad, in welchem der Kindermord eine Folge von feſt und enge zuſammenhängenden Sünden, Laſtern und Irrthümern mehrerer Perſonen iſt, die harte einzelne Beſtrafung der Mörderin nicht dasjenige iſt, was ſie ſeyn ſollte, nämlich eine, den allgemeinen Quellen des Uebels allſeitig entgegenwirkende Handlung, und auf der andern Seite die Stopfung der Quellen großer Landesverbrechen dem Staat um ſo viel wichtiger iſt, je mehr Theile des Staatskörpers Einfluß und Antheil an denſelbigen haben, ſo iſt es ſehr wichtig, daß man ohne Umſchweif hierüber auch die Geſetzgebung und die Staatsverwaltung in ihren Verirrungen nicht in der Blindheit laſſe, wenn ihr Einfluß ſelber eine vorzügliche Quelle ſolcher unglücklicher Handlungen iſt.

Geſetzgebung und Staatsverwaltung ſind und werden in dem Grad unfähig, den Quellen des Uebels real Einhalt zu thun, als ſie ſelbſt daran Theil haben. So wenig als der hartherzige Privatmann ſein Unrecht gegen ein Mädchen damit gut machen kann, wenn er ihm auf ſeine Klage hin die Thüre weiſt, ſo wenig kann die Geſetzgebung und die Staatsverwaltung das diesfällige Unrecht im Land damit heilen und den Quellen der dießfälligen Uebel damit Einhalt thun, wenn ſie mit den Kindermörderinnen ſo kurzen Proceß machen, und ihnen den Kopf vor die Füße legen.

Man ſehe die Sache doch noch einmal in dem einfachen Geſichtspunkt an, irrige bürgerliche Grundſätze und Verfaſſungen verderben das Herz des Manns, und der Mann verderbt das Weib; dann droht das Geſetz dem zu Grunde gerichteten Weibe, und dieſes ſucht Rettung gegen das unweiſe Geſetz, und nimmt zum Mord ſeine Zuflucht. So ſichtbar hat eine jede Geſetzgebung, welche nicht allgemein zur Ausbildung und Veredlung unſrer Natur hinzielt, Antheil an einer Handlung, welche das Reſultat vielfach verwickelter Thorheit, Laſterhaftigkeit und Hartherzigkeit iſt; daher der Geſetzgeber, welcher den Quellen dieſes Uebels ſteuern will, den allgemeinen Quellen der Laſter, und beſonders denen, welche eine irrige Staatsgeſetzgebung am leichteſten ſelbſt anfachet, dem Stolz, dem Familienhochmuth, dem Geiz, dem Müſſiggang, dem Luxus, der böſen Quelle von allem dieſem, der thieriſchen Selbſtſucht unſrer Natur, entgegenwirken muß, wenn er dem Kindermord real entgegen wirken ſoll.

3. Die dritte allgemeine Beobachtung, die ich über die Quellen des Kindermords machte, iſt, daß, ſo verſchieden ſie überhaupt ſcheinen, ſie dennoch unendlich unter ſich verwoben ſind, ſo daß immer eine neben der andern wirkt, eine die andere veranlaßt und verſtärkt.

Hier iſt Untreue die Quelle der That, aber ſie iſt eine Folge der Armuth; dort iſt Armuth die Quelle der That, aber ſie iſt eine Folge der Untreue; hier iſt Hochmuth und bürgerliche Anmaſſung die Quelle der That, aber ſie ſind eine Folge der irrigen Geſezgebung; dort ſind irrige Geſeze die Quelle der That, aber ſie ſind eine Folge des Hochmuths und der bürgerlichen Anmaſſung; hier iſt Hartherzigkeit die Quelle der That, aber ſie iſt eine Folge des Betrugs und der Verführung; dort iſt Betrug und Verführung die Quelle der That, aber ſie ſind eine Folge der Hartherzigkeit und der Geſeze und Sitten, die hartherzig machen; hier iſt Verſtellung, Heuchlerſitten Quelle der That, aber ſie iſt Folge der Unnatur der Geſezgebung und Sitten, die ſie in das Leben der Menſchen hineinbringen; dort iſt's Elternhärte, aber ſie iſt Folge des Kinder-Ungehorſams; dort iſt's Kinder-Ungehorſam, aber er iſt Folge der Elternhärte, u. ſ. w. In allen Nüancen der Kindermordsgeſchichten ſind die Quellen der That unendlich verwickelt.

Ihr Anblick ſcheint in dieſem Geſichtspunkt ein Gewebe, deſſen Fäden kaum zu ſondern, und deſſen Anfang, Ordnung und Fortgang gänzliche Verwirrung vieler einzeln durch einander wirkender Urſachen zeigt.

Man ſcheint in einen ewigen Cirkel geſtellt, der ſich in Millionen Punkten anfängt, und allenthalben wieder ſeinen Anfang verliert.

Wenn wir aber näher ſehn, ſo zeigt ſich, daß es nicht Verwirrung in den Keimen des Uebels, ſondern in dem Sproſſengewebe ihres Wachsthums iſt.

Und wenn wir alle Arten von Laſtern im Bild ihrer verheerenden Wirkungen betrachten, ſo finden wir, daß immer die gleiche Verwirrung in den Reſultaten der Laſterhaftigkeit einer jeden Art herrſche, indeſſen die Keime und allgemeinen Quellen der Laſterhaftigkeit ſehr einfach ſind.

So lange aber der Geſezgeber ſeine Aufmerkſamkeit nur auf das verwirrte Gewebe der tauſend Folgen der Laſterhaftigkeit wirft, ſo lange er nur gegen die einzelnen Verbrechen und die ſpätern Reſultate der Laſterhaftigkeit wirken will, ſo ſtößt er immer unabwendbar auf die groſſen Klippen, an welchen die Geſezgebung der Welt ſo unendlich viel ſcheitert; nämlich Sünden und Laſter, die aus Selbſtſucht entſpringen und in der Selbſtſucht Nahrung finden, durch Geſeze und Mittel zu heilen, die ebenſo aus Selbſtſucht entſpringen und in der Selbſtſucht ihre Nahrung finden, d. i. Laſter durch Laſter und Leidenſchaften durch Leidenſchaften vertilgen zu wollen.

Aber alle Geſezgebung, die das thut, und nicht feſt und ſtark und einfach gegen die allgemeinen Quellen des Laſters einwirkt, ſteht auf keinem feſten, die Glückſeligkeit der Menſchen befördernden Fuß.

Und der Mann, deſſen Geſezgebung der Laſterhaftigkeit der einen Kreiſe mit der Laſterhaftigkeit der andern durchkreuzen und hemmen will, bringt Verheerung über ſein Land.

Ja, die Geſezgebung bringt Verheerung über das Land, die dem Hochmuth des Bürgers den Stolz ihrer Räthe, dem Geiz der Geiſtlichkeit die Gierigkeit der Civilbeamten, der Unzucht des Volks die Habſucht der Sittengerichte, und dem Raſen der elenden, bemitleidenswürdigen Mörderin das Schwert und kaltblütige Urtheilsſprüche einſeitiger, beſchränkter und ſelbſtſüchtiger Richter entgegenſezt.

Nein, Menſchen! mit Schwächen und Laſtern hemmt man keine Laſter, und mit Unmenſchlichkeit bildet man keine Menſchlichkeit.

Geſetzgeber der Welt! Eine jede Schwäche und ein jedes Laſter, das euern Schutz findet, erhöht die Stärke aller derer, die ihr unterdrücken wollt. Wenn ihr auf euern Richterſtühlen zum Schutz eines Theilhabers an einem Verbrechen den andern Theilhaber an demſelben mit der Geiſſel und dem Schwerdt eurer Macht, als den allein Schuldigen, ſtrafet, ſo macht ihr die Gerechtigkeit des Landes zu einer Dienſtſtelle der Sünde ſelber, die ihr ſtraft. Ihr gebt ihr Kraft und Leben, wo ſie ſiebenfach ſchadet, und tödet ſie oft, wo ſie in ihrem Jammer, ohne weiter gefährdenden Einfluß auf andere, ſchon von ſich ſelber vergeht.

Aus allem Geſagten erhellet:

1. Daß die ächten Grundſätze gegen die Quellen des Kindermords nicht in der Beſtrafung der einzelnen Ausbrüche dieſer That ſelber zu ſuchen.

2. Daß auch Grundſätze, Handlungen und Geſinnungen anderer Menſchen, die nicht geſetzlich als Mitverbrecher können angeſehn werden, dennoch mehrentheils einen weit ſtärkern Einfluß auf die That ſelbſt haben, als die innere Laſterhaftigkeit der Thäterin; daß alſo Geſetze, welche weſentlich und real gegen die Quellen des Kindermords wirken ſollen, den Grundſätzen und Thaten dieſer andern Menſchen ebenſo rechtlich anpaſſend ſeyn ſollen, als der einzelnen Thathandlung der Unglücklichen.

3. Daß die anſcheinende Verwirrung der Quellen des

Kindermords ſich allein in der Erforſchung der einfachen Quellen der allgemeinen Unſittlichkeit aller Stände auflöſe.

4. Daß die Geſetze, welche wahre und eigentliche Hülfsmittel dagegen ſeyn ſollen, mit pſychologiſch tiefgreifender Kraft auf die erſten einfachen Quellen der Unſittlichkeit der Menſchen einwirken müſſen.

5. Daß die Geſetze gegen den Kindermord, welche dieſes nicht thun, auch nicht als wahre und gute Hülfsmittel gegen denſelben können angeſehn werden.

6. Daß überhaupt alle Geſetze, ſie mögen ſeyn von welcher Art ſie wollen, welche zu Erhöhung laſterhafter Neigungen und Unſittlichkeiten Anlaß, Reiz und Spielraum geben, in unſerm Fall, wie bey allen andern Verbrechen, zu nichts anderm hinwirken, „als das unendlich verwirrte „Gewebe der allgemeinen Quellen des Kindermords ſo „wie der allgemeinen Laſterhaftigkeit des Lands noch mehr „zu verknüpfen und zu verwirren, und alſo im Innern „des menſchlichen Herzens die Quellen der Greuel zu verſtärken, gegen welche zu wirken ſie beſtimmt ſcheinen.“

Aus allem dieſem ziehe ich dann folgenden allgemeinen Schluß, daß die ächten, wahren und allgemeinen Hülfsmittel gegen den Kindermord in der ernſthaften Ergreifung aller derjenigen Mittel und Wege beſtehen, durch welche in allem Volk, beym großen wie beym kleinen, wahre, innere Herzenstugend und ungeheuchelte Freude an allem Schönen, Edeln und Guten, und ein wahrer, ernſter und ſtiller Abſcheu vor allem Böſen und Schändlichen erzielt werden könne.

Aber man wird mir hier einwerfen, es ſey eigentlich jetzt nicht die Frage von allgemeinen Beförderungsmitteln der Sittlichkeit, ſondern von eigentlichen und beſtimmten Hülfsmitteln, um dem Kindermord abhelfliches Maß zu ſchaffen. *)

1. Ich antworte hierauf, wenn bey der ſorgfältigſten Betrachtung allein und ausſchlieſſend nur auf den Kindermord paſſender Hülfsmittel gar nichts herauskommt —

2. Wenn ferner auch bey Betrachtung der beſondern Hülfsmittel gegen die nähern Veranlaſſungen der einzelnen Thaten wieder faſt nichts, wenigſtens nichts allgemein Heilendes und Tröſtendes herauskömmt, als nur, in ſo fern dieſe auch auf entfernte Quellen der That paſſen, und auf Grundſätze gebaut ſind, die allgemein gegen alle Arten der Unſittlichkeit und des Laſters wirken, ſo denke ich doch, werde man die Nothwendigkeit zu den allgemeinen Quellen der Unſittlichkeit und des Laſters empor zu ſteigen geſtehen müſſen.

Ob es ſich aber wirklich ſo verhalte?

Ich will noch einmal zurückſehn auf allen Detail des Kindermords.

Verläugne es dir, Leſer! wenn du kannſt, daß hier kindiſcher Ehrgeiz, dort jugendlicher Ungehorſam, hier Gefallen an leichtfertigen Worten, dort armſelige Schleckereyen, hier verſpieltes Geld, dort unſinnig gekaufte Koſtbarkeiten, hier Stolz, dort Geiz, hier Herrſchaftsſitten, dort Sklavenränke, hier Heucheley, dort Frechheit u. ſ. w. gleichſam

---

*) Dieſe Stelle bezieht ſich auf die Einſchränkung des Geſichtspunkts des Verfaſſers, in ſo fern er damals mit Abſicht auf die ausgeſchriebene Preisfrage geſchrieben.

ls die vorbereitenden Urſachen der eigentlichen, nähern
uellen des Kindermords müſſen angeſehn werden.

Und nun, Leſer! wirf deinen Blick auf's Ganze, und
ntworte, ſollte es möglich ſeyn, die wahren Hülfsmittel
er Millionen Nüançen der Quellen des Kindermords, die
ch in ihrem Lauf unendlich durchkreuzen, anders als bei
n allgemeinen Quellen der Laſterhaftigkeit des menſchli-
en Herzens zu finden.

Ich bin mit allem dieſem weit entfernt, zu behaupten,
an müſſe nicht auch gegen die verſchiedenen Arten der
ähern Quellen des Kindermords mit möglichſter Detail-
rgfalt arbeiten.

Aber ich wiederhole, dieſes alles wirkt nicht weit, nicht
äftig, nicht vielſeitig, viel weniger allgemein.

Man prüfe die Natur aller dieſer Detailshülfe, man
erfolge ihr Weſen mit feſtem Auge bis in ihr Innerſtes,
nd ſehe ihre äußern Theile genau und von allen Seiten
n, und man wird auf allen dieſen Wegen allemal fin-
en, daß, je beſſer und ſicherer jedes dieſer Mittel beſtimmt
ie Ort und Platz, wo es wirken ſoll, erfunden werden
ird, deſto mehr werde es auch zu der allgemeinen Em-
orhebung der Sittlichkeit mitwirken.

Man wird finden, daß es unmöglich ſeyn wird, von
gend einem Detailshülfsmittel in einem groſſen Grad
offnung zu ſchöpfen, daß es real und kräftig helfen werde,
ls nur nach Maßgebung, daß daſſelbe ſich den Grund-
ätzen nähert, welche die Menſchheit überhaupt zu allem
Guten allgemein emporheben wollen, zu den Grundſätzen,
elche die Glückſeligkeit der Menſchen, nur in ſeiner allge-

meinen Ausbildung zur Tugend, und wahre Tugend nur in übereinſtimmenden und allgemein in Ordnung gehaltenen Grundtrieben des menſchlichen Herzens anerkennen.

„Daher die innere Veredlung des geſetzgeberiſchen Willens und der obrigkeitlichen Gewalt das einige Fundament aller tiefwirkenden und im Allgemeinen wahrhaft Hülfe verſprechende Gegenmittel gegen die Verbrechen anzuſehn iſt und angeſehn werden muß."

NUBES TESTIUM.

Ehe ich weiter ſchreite, will ich den Gegenſtand, den ich behandle, durch wörtliche Darlegung der Ausſagen einiger Criminalacta verhörter Kindesmörderinnen zu beleuchten ſuchen.

Leſer! Ich war nicht in der Lage, zu wählen; es ſind ganz zufällig die Fälle, ſo mir in dem Landwinkel, in dem ich lebe, zur Hand zu bringen möglich geweſen. Aber daß ſie aus Originalacten mit wörtlicher Genauigkeit abgeſchrieben worden, dafür ſtehe ich.

I. Dorothe St°° alt 22 bis 23 Jahr.

Von wem ſie ſchwanger?

Von einem Fridli aus dem Wirtemberger Land, der ihr noch vor acht Tagen die Ehe verſprochen, aber ihr verbotten, es Jemand zu ſagen, daß ſie ſchwanger, mit verdeuten, ſie ſoll noch ein paar Wochen warten, bis ihr Dienſtziel vollbracht, ſo wolle er ſie zur Kirche führen.

Warum es keinem Menſchen ſeine Schwangerſchaft geſagt?

Es habe es nicht ſagen dörfen, aus Forcht, der Fridli werde böhn (zornig).

Ob das Kind, wie es auf die Welt kommen, gelebt?

Ja, es habe ſich gerodt, die Augen auf und zu gethan, ein wenig geſchrieen, ſie ſey aber bei Zerreißung der Nabelſchnur hinter ſich in Ohnmacht gefallen, da ſie aber wieder zu ſich ſelber gekommen, habe das Kind kein Lebenszeichen mehr gegeben.

Bericht des Geiſtlichen.

Sie hat eine entſezliche Forcht vor dem Tod, und flehet alle Menſchen um der Erbärmden Gottes willen an, ob doch keine Rettung ihres Lebens Statt habe ꝛc. —

II. 1708. Regula R°°.

Ob ſie gewiß wiſſe, daß der Rudi, des Müllers Knecht, Vater ihres Kinds ſeye?

Ja, es ſeye gewiß wahr.

Warum es ſo unglückhaftig geweſen, daß es ſeine Schwangerſchaft Niemand geoffenbaret?

Es hätte gern gewünſcht, den Rudi zu ſehen, und es ihm zu offenbaren, habe ihn aber nie können zu Geſicht kriegen, im Haus hätte es ſolches auch etlichemal gern geſagt, aber es habe leider die Leut geförchtet, aber unſern Herr Gott nicht.

Wie, und wann es das Kind umgebracht, vor oder nach der Geburt?

Es habe das Kindli nach der Geburt mit der einen Hand beym Hälsli umgedrehet.

Ob es dieß gethan, ſobald es geboren war?

Ja, das Kindli habe auch, indem ſie in dieſer That begriffen war, ein klein Gebäli (Schrey) g'laſſen, nach dem ſeyen ihm die Aeuglein eingefallen, ſie aber alſo erſchrocken, daß ſie zu ſich ſelber geſagt: ach, mein Gott! wie haſt du das thun können; und ſey darauf in ein Ohnmacht gefallen.

III. 1729. Margaretha L°° 24 Jahr alt.

Von wem ſie ſchwanger?

Von Rudolph H°°.

Ob ſie mit ſelbigem verſprochen geweſen?

Er habe ſollen einen Schein vom Ehegericht holen, ſeye aber weggegangen.

Ob man ihr im Dorf die Schwangerſchaft vorgeworfen?

Ja, und ſie hab bekannt, daß ſie ſchwanger.

Wo ſie niedergekommen?

Im Wagenſchopf neben der Scheuer.

Ob ſie dieſen Ort mit allem Fleiß vorgeſehen, um daſelbſt zu gebähren?

Ja.

Ob ſie nicht gerufen, da das Kind werden ſollen?

Nein.

Warum ſie das nicht gethan?

Weil ſie eine ſchwer und große Sünderin.

Ob das Kind wirklich geſchrien?

Ja, ſie hab es wirklich ſchreyen gehört.

Wie ſie hernach mit dem Kind umgegangen?

Sie müſſe bekennen, ſie habe das Kind am Hals gefaßt, und ſelbigem mit den Fingern zwey Drück gegeben, und

ß um deßwillen, mit ſelbiges niemand höre ſchreyen,
ſie ſolches, wenn es todt, in die Gülle thun könne.

Wie lang ſie ſchon von Haus?

Sieben Jahr.

7.1752. **Veronika H** von R** alt 21 Jahr.**

Aus was für Urſachen es ſich von Haus begeben?

Seine Baas Barbara W** habe Tuch ab einer Bleiche
ſtohlen, und weil das Geſchäft kundbar worden, habe
, weil es auch mit intereßirt geweſen, ſich davon ge-
acht.

Ob es ſchon damals gewußt, daß es ſchwanger?

Es habe damals noch gezweifelt, ob es ſey oder nicht.

Wie es mit dem Kind umgegangen?

Unten an der Stegen des Geſellenhauſes ſey das Kind
en ihm auf den Boden gefallen, ſie habe es ſogleich auf-
ehebt, und zu dem nächſt dem Haus befindlichen Brunnen
getragen, daſelbſt die Erde unter dem Kengel weggeſcharrt,
nd das Kind dahin gelegt, auch 2 Steine genommen, der
ine größer als der ander, worauf das Kind einen Schrey
gethan — hierauf ſey ſie wieder in die Stube gegangen.

Wer der Vater des Kinds ſey?

J. M**, von dem ſie vor 2 Jahren auch ſchon ein
Kind gehabt. Delinquentin bittet, daß man ihr zu Ver-
richtung ihres nöthigen Gebets einige Tage ſchenken wolle.

V. Anna Br** ſagte aus:

Nachdem es am Sonntag am Morgen in Geburts-
ſchmerzen war, habe es jener Meiſterin gerufen und geſagt,

es ſey ihm erſchröcklich weh, daß es nicht mehr aufſtehen möge, ſie aber habe ihm alle Schand und Spott und Fluch angehenkt und geſagt, daß ſie die Nacht über wohl gemerkt, daß es ſo etwas abſetzen werde. Worauf es ihr geantwortet: ach, mein Gott! anſtatt, daß ihr mir helfen und rathen ſolltet, ſchwöret und fluchet ihr über mich.

Es geſteht, daß es nicht eigentlich genamſet, daß es in Kindesnöthen, und ſagt, es habe ſich auf alles, was vorgegangen, geförchtet, und ſich ſo gut möglich ſelbſt geholfen; weiter aber dem Kind kein Gewalt angethan, ſie ſehe zwar ſelbſt ein, daß ihr Kind hätte bey Leben bleiben können, wo ſie die nöthige Hilf gehabt hätte, deſſen Ermanglung ſie lediglich ihrer Verſtockung und erwähnter Forcht zugeſchrieben.

Bericht des Geiſtlichen.

Sie hat zwar im Anfang behauptet, und noch jetzt, daß ſie keine vorſetzliche Mörderin ihres Kinds geweſen; ſie geſteht aber doch, daß ſie ſich durch das Verſchweigen ihrer Umſtände eines vorſetzlichen Mords höchſt verdächtig gemacht ꝛc.

VI. Aus dem Verhör der B°° H°° von B°° zeichne ich folgende Umſtände aus.

Ihr Alter 44. Jahr.

Sie war von ihrer Hausfrau dem Chorgerichte und von dieſem dem Pfarrer als ſchwanger angegeben, und dieſer befahl augenblicklich, ſie aus dem Dorfe fortzuſchaffen. Als ſie ihr Kind ſchon getödet, kam ſie

ber in's Dorf, und ſagte ihrer Hausfrau: „der Herr
ott habe das Kind gereicht (geholt), und es ſey unter
icht bey der Abenddämmerung) nahe bey einer Kirche
graben worden.“ — Sie ließ darauf den Ehemann,
e dem ſie ſchwanger geweſen, in einen Nebenweg rufen,
läugnete ihm im Anfang, daß das Kind todt ſey, und
nach, daß ſie ihm Gewalt angethan. Sie übernachtete
dieſe Unterredung unter einem Baum. Sie war ſchon
Jahr von ihrem Manne weg, und ſeit der Zeit war
es das zweyte uneheliche Kind.

VII. Anna B°° 1723.

Wie alt ſie ſey?

Fünfzig Jahr.

Ob ſie verheurathet?

Nein, ſie ſey mit einem Bernhard M°° verſprochen
eſen, auch von demſelben ſchwanger worden, er habe
aber nicht wollen zur Kirche führen, er ſey davon ge-
fen.

Wie lange es ſeit dem ſey?

Acht oder neun Jahr.

Ob das Kind noch lebe?

Nein, ſie hab es in Buch in ein Scheuer liegen laſ-
, und es ſey von Bättlerleuten weggetragen worden.

Dieſes behauptete ſie gegen alle, ihr zur
nfrontation, ſie verwirrenden Zeugen, hielt
e Tortur aus, am 18. Julius, und beharrte auf ih-
Ausſage. Am 24. aber geſtand ſie dem Geiſtlichen

freywillig, daß ſie das Kind ertränkt habe, und gab den 25. den Inquiſitoren folgende Antwort:

Sie ſeye an einem Morgen früh mit ihrem fünfvierteljährigen Kind gegen die L°° gegangen, und habe daſſelbe, da es friſch und geſund geweſen, hineingeworfen, das Kind ſey auch lang auf dem Waſſer geſchwommen, ehe es untergeſunken.

Was ſie zu dieſer erſchrecklichen That vermocht?

Nichts als der Hunger, indem ſie daſſelbe nicht mehr zu erhalten gewußt.

Extract aus dem Ehegerichts-Manual wegen Anna G°° Ao 1721. Im December ward ſie wegen ihrer Schwangerſchaft conſtituirt, und hat zum Vater ihres 25 Wochen tragenden Kinds angegeben, den in der Fremde ſich befindenden Bernhard M°°. 1722 iſt ſie dieſes Kinds geneſen, und hat es zu B°° taufen laſſen, zu W°° bey einem Haus niedergelegt, und davon gegangen. Als ſie nun den 21. Julii hierfür zur Red geſtellt worden, iſt ſie beharret, der Vater des Kinds ſeye bedeuter M°°, die Urſache aber, daß ſie das Kind niedergelegt, ſey die Armuth, daß ſie ſolches zu erhalten außer Stands.

Als ſie nun den 24. Julii, den 29. Julii, den 5. Auguſt, den 25. Aug. und 14 Sept. in Gefangenſchaft ernſtlich examinirt, und mit der Ruthe gezüchtigt, verbliebe ſie auf dem Bernhard M°°, daß er der Vater des Kinds ſey, geſtund aber doch dabey, daß 6 Wochen hernach Jacob K°° von L°° ſie auch beſchlafen.

Deßnahen ward erkennt:

Daß, weil G** zwaren auf dem Vater des Kinds, NB. an der Tortur beharret, aber die Schwängerung nach ihrer Ausſag mit der Entbindung nicht übereinſtimme, ſo habe ſie den rechten Vater noch nicht angegeben, deßnahen ſie die G** das Kind an ſich ſelber haben, und ſammt dem Kind Stadt und Lands verwieſen ſeyn ſolle.

Sie erhielt's noch faſt ein Jahr, und endlich ertränkt ſie es.

Barbara B** hat Folgendes aufgeſagt:

Es ſey die verhaßte G** am Tag, da ſie ihr Kind ertränkt, zu ihr gekommen, ihr Bübli auf dem Arm tragend, da habe ſie ihr das Kind, welches ſtark geſchryen und gehungert, genommen, ihm Brod gekäuet, und es ihm zu eſſen gegeben, auch ſelbiges aufgewunden, und geſehen, daß es große Schwillen an dem Leibli gehabt, worauf ſie zu der G** geſagt: ſchau, wie das Kind ausſieht! worauf der Senn aus dem H** dazu gekommen, und geſagt, daß er ihr Milch gegeben, und daß ſie das Kind in die Neſſeln geworfen; ſie die G** habe darauf das Kind wieder genommen, ſey dem Hochgericht zugegangen, und habe dem armen Kind etliche Schläg auf den Hintern gegeben, von da ſey ſie dem Waſſerrad zugegangen, welches die Schnitter geſehn.

VIII. Verhör mit einer Dienſtmagd in **.

Ich hatte am Sonntag Nachts ein heftiges Grimmen, ſo daß die Nebenmagd vor meinem Aechzen nicht ſchlaſen konnte; da blieb ich in dem Beth mit Wiſſen meiner Herrſchaft, das dauerte bis am Montag Mittag.

War niemand bey euch?

Ja, man brachte mir Thee und Kirſchenwaſſer; endlich, da ich allein war, bekam ich das Kind; ich ward aber ſo ſchwach ob dem Geneſen, daß ich das Kind neben mich legte, und liegen ließ, bis ich mich erholt hatte, da ſah ich, daß das Kind todt war, und wickelte es in ein altes Hembd, und legte einen Ziegel davor.

Seydt ihr nachher im Hauß über Nacht geblieben?

Ja.

Was iſt am Dienſttag begegnet?

Die Jungfer kam und ſagte: man ſollte meynen, es wäre eine Kindbetterin da geweſen; gab mir meinen Lohn, und ſchikte mich fort. Es war ſchon ſpäth. Ich kehrte bei einem Lehenmann an der Schützenmatt ein. Wie ich da war, kam die ältere Jungfer, und fragte, ob ich nicht ein Kind zurückgelaſſen? ich ſagte ja, da ſprach ſie, ich ſoll kommen und es reichen. Ich gieng hin mit der Lehenfrau, dieſelbe und die Magd giengen mit mir zum Kind, da war es ſchon ſtarrend. Da hab' ich's eingewickelt und in den Stall gelegt, und bin dort über Nacht geblieben. Morndes kam die Hebamm, beſah das Kind, und ſagte, ſie müſſe es anzeigen.

Iſt das Kind todt oder lebendig zur Welt gekommen?

Ich mußte mir helfen, und konnte nicht anderſt als ihns drücken ꝛc.

Warum ſie von ihrem Mann weg?

Er habe ſie verflucht, und ſie ihn, welches ihr jetzt gar ſchwer falle.

Warum ſie einander ſo verflucht?

Er ſey ein zornmüthiger Mann, und nicht völlig beym
erſtand geweſen, er habe auch ſchon eine Frau gehabt,
elche deßwegen nicht mit ihm leben können, und Jeder-
ann habe ſie gleich unglücklich geachtet, da ſie ihn ge-
mmen.

Ob ſie dem Gutſchner ihre Schwangerſchaft eröffnet?

Nein, ſie hätte gern mit ihm geredt, aber niemals können.

Ob ſie auch mit Jemand anderm etwas zu thun ge-
ht?

Ja, mit einem Herr Apotheker.

Ob ſie mit dieſem hernach geredt?

Nicht ſelber, aber ſie habe ihm durch eine Magd ſa-
laſſen, daß ſie ſchwanger, und ſie glaube von ihm,
her aber habe ſehr wüſt gethan, und ihr drohen
ſen, er wolle alles anwenden, daß ſie ans
lseiſen müſſe.

Ob ſie hernach mit ihm geredt?

Nein, ſie habe ihm durch die Magd ſagen laſſen:
ſoll ſie nicht unglücklich machen, damit
in einem Dienſt bleiben könne.

Ob ſie ihrer Nebenmagd auch nicht geſagt, daß ſie
de niederkommen?

Nein, es ſey gar bös geweſen, es hätte es eher der
gfer geſagt.

Ob ſie in den Schmerzen Jemand gerufen?

Sie hab gerufen: Herr Jeſus! Herr Jeſus! ich muß
en. Aber es ſey Niemand gekommen.

Warum ſie nicht expreß um Hilf gerufen?

Sie habe gefürchtet, die Magd thue ihr gar wüſt, und reiße ſie aus dem Beth.

Ob, da das Kind aus Mutterleib geweſen, ſie annoch ein gefährliche Hand an ihns gelegt?

Ach Jeſus nein.

Zweyte Information.

Warum ſie in den größten Schmerzen nicht jemand ihre Umſtänd eröffnet?

Weil ſie gefürchtet, man möchte ſie aus dem Beth reißen und fortjagen.

Ob ſie nicht denken ſollen, daß, wenn ihr Niemand zu Hilf komme, ſie und das Kind in der größten Lebensgefahr ſich befinden, und das Kind nothwendiger Weiß umkommen müſſe?

Ja, ſie habe es wohl gedacht.

Hiermit ſey ihr nichts daran gelegen geweſen, ob das Kind todt auf die Welt komme?

Sie ſagte weinend nein.

Sie habe ſich hiermit auch vorgenommen, das Kind auf die Welt zu bringen, wenn daſſelbe auch ſchon das Leben darob hätte einbüſſen müſſen?

Ja.

Warum ſie ſo heftig an des Kinds Hälsli gezogen?

Der böſe Geiſt habe ihr ſolcher Geſtalten zugeſezt und geſagt, ſie ſey grad gleich verlohren, und werde weder Gnad noch Barmherzigkeit mehr bey Gott erlangen, und das Kind

würde

würde noch viel *gottloſer* werden als ſie; darauf habe ſie das Kind beym Hälsli gedruckt.

Wie lang ſie es am Hälsli gedruckt?

Nicht lang, es ſey gleich geſtorben.

Ob ſie es *hiermit* gedrückt bis es geſtorben?

Ja.

Hiermit habe ſie es mit Vorſatz gedrückt, daß es ſterben müſſen.

IX. 1713. Anna B**.

Bericht von den Vorgeſetzten und Aelteſten.

Das Menſch ſey viele Jahre ausſchweifend hin und her gereiſt unter dem Vorwand des Bothens, der Herr Pfarrer habe es ihm oft verwieſen, und auch ihre Mutter zu Red geſtellt, daß es ſich des Herumſchweifens müſſige und zu Haus bleibe. Letztverwichenes Jahr iſt es gar allezeit dem Krieg nachgezogen, und hat bey einem Krämer gedient, und ſo viel als gehulfen marquetenten. Anderer Verdacht iſt auch viel auf ihr geruhet. Ihre Schwangerſchaft hat ſie hartnäckig geläugnet.

Ihr Verhör iſt wegen eines heftigen Krebsſchadens im Mund verwirrt und unverſtändlich. Ihr Alter war 30 Jahr.

Wegen dieſes Schadens iſt folgender Bericht des Geiſtlichen merkwürdig.

Wir haben auf hohen Befehl das Menſch beſucht, und vorderſt befunden, daß ſie nichts im Stand iſt zu reden, das man klar verſtehen könne von wegen einem Krebsſchaden, der ihr, Gott b'hüt' uns! Mund und Kiefel angegriffen, und dem noch nicht geholfen werden mögen, ſonder das Uebel und Schmerzen frißt um ſich, daß es nicht lang mehr dauern dürfte, und beſorglich der Ort auch etwas unbequem.

X. Von Anna S°°.

Lautet des Pfarrers Bericht: Sie ſey von armen Eltern erzeugt, als ein vaterloſes und mutterloſes Waisli aus dem Almoſen erzogen worden. In ihrem 15ten Jahr gieng ſie fort in einen Dienſt, ward bald darauf von einem Ehemann ſchwanger, das Kind aber iſt geſtorben. Was ſie ſint dieſem erſten Fehler für einen Wandel geführt, ſey ihm unbewußt, er habe ſie bis in leztern Heumonath nicht geſehen, da ſie gekommen anzuzeigen, daß ſie ſchwanger. Sie gab einen Jacob Z°° als Vater an, welcher läugnete, ſie beharrte aber beſtändig auf ihm, ſogar in während den ſtärkſten Geburtsſchmerzen. Verwichenen Freytag kam ihr Hausmeiſter zu mir und ſagte, das Menſch habe am Abend ihr Kind friſch und geſund zu Beth getragen, um Mitternacht haben ſie es gehört ſchreyen, am Morgen aber ſey ſie zu ſeiner Frau gekommen, und habe ihr geſagt, es bewege ſich nicht mehr, ſie wiſſe nicht, ob es todt ſey oder nicht. Ich ließ das Kind viſitiren, des Scherers Bericht beunruhigte mich. Ich gieng zu der Perſon hin, ſie geſtund jezt, daß ſie den unrechten Vater angegeben, der Z°°, ob er ihr ſchon auch in Unehren beygewohnt, ſey nicht der rechte Vater, ſonder ein Schwab; ihr Schwager °° habe es ihr angerathen und befohlen, den erſten anzugeben, und geſagt, ſie ſolle in allen Geburtsſchmerzen auf ihm beharren, und ſich nicht förchten, wenn es Zeit ſey, ſo könne ſie das Kind gebähren, ſie möge den rechten oder unrechten Vater angeben; der Z** ſey ein Landskind, von dem bekomme ſie das Fronfaſtengeld, vom Schwab nichts. In Anſehung des Kinds ſagte ſie, ſie habe es geſäugt, und ſey dabey entſchlafen, und auf das Kind zu liegen gekommen, und da ſie erwachet ſey es todt unter ihr gelegen. Auf dieſer Auſſag beharrete ſie bis der Amtsboth kam, ſie abzuholen, und man ihr noch einmal das Kind vor Augen legte, da ſie dann bekannte, das Kind habe viel in der Nacht geweint, darüber ſey ſie erzörnet worden, und habe ſelbiges an ihrer Bruſt erdrückt. Da das arme Kindli mit dem Tod ringend angefangen erbärmlich zu gröchſeln (röcheln) habe es ſie ſehr erbarmet, daß ſie ihns ſchier nicht völlig umbringen können ꝛc.

Verhör mit ihr.

Wie alt?

35 Jahr.

Ob es wiſſe, warum es gefangen?

Weil es ſein armes Kind umgebracht.

Wann und wo es Kindbetteri worden?

Vor 3 Wochen in des Ehegaumer B** Haus.

Ob es ſich mit ſeinem Kind allzeit da aufgehalten?

Ja.

Ob es dem Kind ordentlich gewartet?

Ja, es ſey ihm lieb geweſen.

Wo es das Kind gewöhnlich gehabt?

Allzeit in ſeinem Beth.

Ob nicht es und ſein Kind vergangenen Donnerſtag mit einander friſch und geſund ins Beth gegangen, was es mit dem Kind in dieſer Nacht vorgenommen?

Das Kind habe gſchreyen, es habe ſolches um Mitternacht gerathſammet und geſäugt, um 2 Uhr habe es ſein Geſchrey wiederum angefangen, da ſey es verdrieslich worden, ſonderlich weil es ſtark gefroren, ſo daß es das Kind von der Bruſt weggenommen, am Hals und G'nik mit der Hand gedrückt.

Wie lang es gewärt, bis das arme Kind todt geweſen?

Da es ſelbiges einige Zeitlang gedrückt, und ſolches unterdeſſen 2 oder 3 Schrey gelaſſen, es auch gemerkt, daß etwas am Hirnſchädeli gewichen, habe es ſolches gehen laſſen, worauf das Kind noch eine Weile gröchelet, und die Händli gewunden, bald darauf aber kein Lebenszeichen von ſich gegeben.

Was es da mit dem Kind weiter vorgenommen?

Es ſey am Morgen in die Stube gegangen, und habe des Ehegaumers Frau geſagt, es glaub, ſein Kind ſey todt, dieſe habe ihm geantwortet, ſie ſoll es herunterbringen, welches ſie gethan, mit verdeuten, ſie wiſſe nicht, wie es zugegangen.

XI. Anna G** 32 Jahr alt.

Erſtes Verhör.

Ob ſie dem Menſchen, von dem ſie ſchwanger geweſen, ihre Schwangerſchaft eröffnet?

Nein, ſie habe ihn auſſer einem einzigen Mal nicht mehr geſehn, und ihm auch die Schwangerſchaft nicht geoffenbaret, und auch keinem andern Menſchen.

Warum das?

Weil ſie immer geglaubt, es müſſe nicht auskommen.

Ob ſie nicht von der Hebam befragt, warum ſie einen ſo groſſen Bauch habe?

Wohl, aber ſie habe geantwortet, ſie ſey ein verderbtes Menſch von wegen der ſchlechten Speis, weil ſie über die theure Zeit nur Rauchmehl eſſen müſſen.

Wie es mit der Geburt zugegangen?

Es ſey die ganze Nacht bis am Morgen in Kindesnöthen gelegen, das Kind ſey todt zur Welt kommen, und ſie habe ſolches 4 bis 5 Wochen nicht empfunden.

Ob ſie ſolches nicht mißhandelt?

Nein, Gott wiſſe, daß ſie ihm nichts gethan.

Zweytes Verhör.

Ob ſie mit gutem Gewiſſen ſagen könne, das Kind ſey todt zur Welt gekommen?

Es habe ein einziges Athemzügli gethan.

Ob ſie mit gutem Gewiſſen ſagen könne, ſie habe keine Hand an ihns gelegt?

Nein, ſie könn es leider nicht.

Ob ſie ihm keinen Streich auf den Kopf verſetzt?

Sie habe ihm mit dem rechten Bein das Köpfli zerdrückt.

Ob ſie dem Kind nicht auch Stich verſetzt habe?

Nein.

Ob ſie kein Meſſer im Sack getragen?

Wohl freylich.

Man zeigte ihr das Meſſer, und ſie geſtund jetzt, daß ſie mit demſelben dem Kind erſtlich eine Wunde in das Halsli, eine in das Brüſtli, eine in das Köpſli, und eine in das Schenkeli, und überhaupt etwan 6 Stich verſetzt habe.

Ob es nicht noch mehr Stich gethan?

Es iſt leider Gott erbarm an dieſen genug.

Bericht des Geiſtlichen.

Wir gewahreten eine recht viehiſche Gefühlloſigkeit an dieſem Menſchen ꝛc.

XII. 1692. Elsbeth S** ſagt aus:

Daß ſie vor dem an zerſchiedenen Orten gedienet, ſint ungefähr 5 oder 6 Jahren in der Stadt, hernach vor 2 Jahren auf dem Land, da ihres Meiſters Sohn ſie auf die Ehe hin beſchlafen, aber da er ſie ſchwanger geſehn, ſich aus dem Staub gemacht, worauf ſie ins B. B. gegangen, und das Kind zu L** nach dem Namen ſeines Vaters taufen laſſen. Da ſeye es ſeither im Land herum gezogen, und wenige Zeit vor ſeiner letzten Niederkunft von S** wieder heimkommen, am Tag vorher habe es ſich bey ſeines Vaters Bruders Frau, einer Hebamme gemeldt, und ſey da morndes in den Nähen eines todten Kinds geneſen, und habe ſelbiges in einer Drucken (Schachtel) daſelbſt vergraben. Es wiſſe nicht, ob es das Kind vor der Geburt noch empfunden, ſie habe das kalt Weh gehabt.

Das Kind hat ein Athemzügli gethan, wills nur ſagen, die Herren ſind gar gut — hans (habe es) druckt ins Hälsli, weiß nüd ob vornen oder hinden — hat nüd lang mit ihm gewähret — iſt bald todt gſi — han das Kind nit in Trucken knütſcht, ſie iſt groß gnug gſi — han ſinther manchmal denkt, hätt ichs nur ins Zürgärtli gnommen, und gen Sch[illegible] treit (getragen), 's iſt mich herzlich g'rauen, ach, mein Gott! wie will ich doch noch bäten — ach, mein Gott! hätt ich doch das nit than! han wohl denkt, es werd auslo, wenn ich mehr auf dem Herzen hätti, ſo weiti mehr bekennen — daß Gott erbarm! will Gott um ein ſeliges End bäten.

XIII. 1709. Bericht eines Pfarrers wegen einer Blutſchand und Kindermord.

Was die Bosheit will verbergen,
Oeffnet Gott durch ſeine Schergen —

iſt ein Sprichwort der Alten.

Dieſe zwey Menſchen waren ſint 3 Jahren, daß das Anneli bey ihm dient, im Verdacht allzugroſſer Vertraulichkeit. Ich ſtellte ihn zu Red mit verdeuten, daß ich gern ſähe, wenn das Menſch wegen des böſen Geſchreys aus dem Dienſt gehn würde. Er machte Einwendung, es werde ihm geſtohlen, er dörfe Niemand anderm trauen; er ſetzte hinzu, er wiſſe wohl, daß es ſeiner Mutter Schweſter, und was darauf ſtehe.

Nachher vermehrte ſich das Gerücht, daß ſie ſchwanger. Auf meine Vorſtellung verſprach er, ſie wegzuſchicken, that's aber nicht.

Auf Anfrag an die Nachbarn, wie die Schwangerſchaft habe verborgen bleiben können, antworteten:

1. F**. Sie habe nur keine Schwangerſchaft vermuthet; ſie habe ihns in der Ernd ernſthaft mit 15 bis 20 Schnittern ſchneiden geſehen, und nichts gemerkt; und es habe noch eine gute Farb gehabt, da es ſchon geneſen ſeyn ſoll.

2. N. G**. Er habe mit dem Delinquenten wegen ſeines unguten Weſens wenig Gemeinſchaft gehabt; er ſey ihm über die Aecker gefahren ꝛc.

3. B. Schw**. Sie hätte ihm dergleichen nie getraut. Sie hätte Leib und Leben gelaſſen, es wäre unſchuldig. Freytag vor dem traurigen Sonntag habe ſie einen Wagen aus dem Schopf hinaus ziehn ſollen, deſſen Räder ſo voll Koth geweſen, daß ſie Hilf haben müſſen, da ſey es ihr kommen helfen, darüber ſie ſich jetzt hernach beſtürze, daß es ein nähiges Weibsbild ſoviel thun mögen, und den Sonntag darauf 8 Tag nach der Gemißt habe es ſich luſtig gemacht, und auf Vernehmen, was das Gemürmel von ihm rede, ſchollenweis (unmäſſig) gelachet.

4. S. Fr**. Es ſey wahr, die Weiber haben in der Erndt gemurmelt, es ſtehe mit dem Menſchen nicht richtig, er ſelbſt aber habe nichts bemerkt, das Gered ſey in den benachbarten Dörfern größer geweſen, als bei ihnen ſelber; er denke, man habe ſich gefürchtet, man werde beym Wort genommen, wofür der Heini gut genug geweſen, denn er habe das noch gedrehet, da das Kind ſchon todt im Haus gelegen. Zudem ſolle man ſich erinnern, daß

das Meidli den Gebrauch gehabt, den Zipfel ſeiner Schürze in der Hand zu haben, und ins Maul zu nehmen.

Dieſes Menſch begehrte in ſeiner Gefangenſchaft drungenlich ihren Seelſorger, und bekannte nichts, bis dieſer kam. Zu dieſem ſagte ſie dann: Ach, ich darf es ſonſt Niemand ſagen, und bitte, nehmet es von mir an; ach, ich darf es nicht ſagen, der Heini iſt beym letzten Heukrebahnen betrunken heim gekommen, da hab ich ihn ausziehn müſſen ꝛc. ſie ſey ganz allein geweſen, da ſie die Wehen angekommen; ſie ſey aus Ohnmacht auf das Kindli gefallen, da ſie ſich eher wieder erholt, habe es noch gelebt.

XIV. Maria B[illegible] 23 Jahre alt,

eine Seidenweberinn.

Wann ſie ihre Zeit verloren?

Sie habe ſelbige zwey Jahre faſt nicht geſpürt.

Ob ſie das Kind während der Schwangerſchaft nicht empfunden?

Sie wiſſe einmal nichts darum, und habe keine Achtung darauf gegeben.

Sie ſoll eine runde Bekanntnuß thun, wie es zugegangen.

Sie habe am Mittwoch den ganzen Tag gewimmet (Trauben geleſen), als ſie am Abend heimgekommen, habe ſie zur Mutter geſagt, der Bauch thue ihr wehe. Dieſe hab' ihr zur Antwort gegeben: ich denk', du habeſt gar viel Trauben gefreſſen, du Sau. Auf dieſes hin ſey ſie ins Bett gegangen, und die ganze Nacht durch mit ihr ſelbſt wegen empfundenen groſſen Schmerzen zu thun gehabt, und morndes am Morgen, als die Mutter aufgeſtanden, und aus der Kammer hinausgegangen, ſeyen endlich die ſtärkſten Schmerzen gekommen, da Niemand bey ihr geweſen.

Ob das Kind nach der Geburt noch gelebt?

Anfangs wollte die Delinquentin dieſen Umſtand nicht wiſſen, mit Vorgeben, ſie ſey in einem ſochen Stand geweſen, daß ſie vor Forcht und Schrecken deſſen nicht wahrgenommen. Auf geſchehenen ernſthaften Zuſpruch aber und Vorhalten, daß ſie ſolches allbereit zweymal bekennt, geſtund ſie, ja das Kind habe gelebt, und wirklich ein Schreyli gelaſſen.

Ob es ein Knäbli oder ein Töchterli geweſen?

Das könne ſie nicht ſagen, ſie habe ſolches aus groſſer Furcht und Schrecken nicht wahrgenommen, ſonder geſchwind gefochten, und ſo zu reden gezappelt, damit es Niemand merke.

Ob die Mutter ſelbige Nacht auch bey ihr gelegen?

Ja.

Ob ſelbige nichts wahrgenommen?

Sie höre nicht wohl, daher ſelbige nichts verſpüren mögen.

Ob gewiß Niemand bey Handen geweſen, da ſie niedergekommen?

Sie könne mit gutem Gewiſſen ſagen, kein einziger Menſch, auch habe ſie der Mutter nichts dörfen ſagen; denn Delinquentin geförchtet, ſie ſchlage ſie zu todt.

Was ſie vermögen, ihre Schwangerſchaft zu verhehlen?

Sie wiſſe es eigentlich nicht, ſie habe geförchtet, die Mutter ſchlage ſie zu todt.

Im zweyten Examen.

Ob ihre Mutter nichts davon gewußt?

Weder wenig noch viel, mit dem weitern hinzuthun, ſie habe öfters vor der Mutter geſchworen, ſie gehe nicht mit dem Kind, und alſo ſie und andre Leut betrogen; auch daure ſie Niemand ſo wie ihre alte Mutter.

Des Pfarrers Bericht von dieſer Perſon.

Sie iſt 1707 von einem Vater erzeugt, der ſich nicht lang nach ihrer Geburt mit einer Huren zum Land hinaus gemacht, und ſo ohne einen Vater auferzogen worden, ſie hat von Jugend auf den Müſſiggang geliebt, worüber ſie auch von meinem Vater und mir oft beſchuldigt worden. Als ſie zu mehrern Jahren gekommen, hat ſie geſtohlen, und iſt dafür mit Gefängniß und der Ruthen beſtraft worden. Sither hab' ich gar nichts mehr von ihr gehört, bis ſie mich 14 Tag vor dem Unglück frecherweis auf dem Weg aus der Kirchen angeredt, ich ſoll ihr zu ihrem ehrlichen Namen helfen, es gebe gottloſe Leute, die ſagen, ſie ſey ſchwanger, welches faul und falſch. Ich habe meinem Ehergericht befohlen, auf die Reden hierüber Acht zu geben, und etlich Tag hernach ernſtlich mit ihrer Mutter geredt, wie es eigentlich mit ihrer Tochter ſtehe, die mir dann bezeugt, ſie habe die Tochter gehandhabet, und es ſtehe alles richtig, ich ſolle ohne Sorg ſchlafen; ich bin alſo von der Tochter ſowohl als von der Mutter übel betrogen worden.

XV. Ueber alle Maßen merkwürdig ſind die Criminal acta gegen Verena K**, welche im October 1699 hingerichtet worden.

Verhör vom 18ten September.

Warum ſie ihre Geburtsſchmerzen ſo zu Nacht, un als ihr Bruder um 12 Uhr, da der Wächter vorbeygegangen, ſie gefragt, ob er die nöthigen Leut kommen laſſen müſſe, und auch morndes ihrer Schweſter die Gebur verläugnet?

Sie habe vierzehn Tage vor der Geburt ein ſtarke Naſenbluten und Kopfſchmerzen gehabt, davon ſie gan ſinnlos worden. Da ſie des Kindes geneſen, ſey ſie in de Sinnloſigkeit zweymal aus dem Bett aufgeſtanden, weſwegen ſie das andere Mal willens ihre Nothdurft zu verrichten, das Kind über die Gelten (Züber) geboren, darau ſie wieder ins Bett gegangen, und ſinnlos als ein Stoc geblieben.

Daß ſie aber an der Nacht ihrem Bruder, der die nöthigen Leut ihr hab' kommen laſſen wollen, keine Antwort gegeben, und morndes ihrer Schweſter die Geburt nicht geſagt, ſey die Urſache, weil Gott ihr die Gnad, ehrliche Leut anzuſprechen, wie vormals nicht hab werden laſſen.

Weilen nicht zu glauben, daß ſie verwirrt geweſen, ſ ſolle ſie ſagen, was ſie zu ſo einem unmenſchlichen Ueberſitzen, über einen ſo garſtigen Zuber beym Gebähren veranlaſſet, und was für Gedanken ſie gehabt?

Nach langem Inſiſtiren antwortete ſie, der Te ſel habe ſie getrieben, Gott b'hüt uns darvor, die Gedanken aber wiſſe ſie nicht, als daß ſie nicht werde gute Gedanken gehabt haben; worüber ſie ferner auch auf ſeelzerſchneidendes Zuſprechen bis nichts bekennen wollen, deßwegen gut erachtet worden, die aus dem göttlichen Wort rührende Schmelzung des annoch ſteinernen Herzens durch Herrn Pfarrer *** interveniren zu laſſen, welche doch ſo viel als unfruchtbar bis auf den ſpäten Abend ſich erzeigt, da ſie dann auf herzzerſchneidendes Zuſprechen bekennt:

1. An der Geburt, Nachts um 12 Uhr, habe ihr Bruder ſie gefragt, ob er die Weiber ſolle heiſſen kommen? ſie aber, weilen ſie ſchon geboren, und durch den Trieb des Satans, Gott bewahr! wie vormals beſchehen, nicht um Hilf bitten können, ihme kein Antwort gegeben, ſonder im Bett bis morndes um 8 Uhr als ein Stock gelegen, und die Geburt verſchwiegen.

2. Sey ſie etwa 2 Stund im Bett gelegen, da ſie die Kindswehe angekommen, darauf ſie aufgeſtanden, und ſonſt über den Zuber geſeſſen, worauf die Noth ſie angekommen, und die Geburt in die Gelten fallen laſſen.

3. Sie habe allzeit gemeint, es habe ihr eine böſe Frau angethan, daß ſie ihr Kind ſo gebären müſſen; denn als ſie 14 Tag vor der Geburt ſo ſehr geblutet, habe ſelbige, *als der Scherer ihr das Blut geſtellt, gezaubert und* geſagt, du kommſt jetzt nur ein ſchöneres Kind über, ſie habe geantwortet: das geb' Gott! und die Frau: o du Maulaffi! du mußt dir nicht förchten. Von da an ſey

ſie allerweil nicht rechten Sinns geweſen; ſie habe ſich mit weißem Zeug auf das Kind verſehen.

Als dieſe Ausſag ihr als ihrem Gewiſſen widerſprechend zu ſeyn ausgelegt worden, und ſie zu Entläſtigung ihres bey Verhehlung der Wahrheit beſchwerten Herzens, vermahnt worden, hat ſie endlich bekennt:

a) Der böſe Geiſt habe ſie beredt, Gott b'hüt! mit dem Einſprechen: „Gang (gehe) mit deiner Bürde über „die Gelten, und laß ſie darin, ſo kommſt deiner Be„ſchwerd ab, und wird dir wieder wohl.“ Als es geſchehen war, habe ſie geſagt, b'hüt uns Gott darvor; er habe ihr aber die Gnad Gottes hinterhalten, daß ſie es nicht mehr heraus nehmen können, darauf ſie ins Bett gelegen, und wie ein Stock geblieben.

b) Seit dem ſie ſo ſtark durch die Naſe geblutet, nämlich 10 oder 14 Tag vor ihrer Geburt, habe ſie den Gedanken gehabt, wenn ihr Kind nur todt geboren würde; auch habe ſie ſelbiger Zeit das Kind in den Zuber zu gebären vorbedacht.

c) Sie glaube, wenn ſie ihrem Bruder die Sache, als er ſie um 12 Uhr wegen der Hebamme gefragt, geſagt hätte, das Kind wäre errettet worden.

d) Sie müſſe geſtehen, daß ſie die Urſache des elenden Tods ihres Kinds ſey.

Ausſagen der K°°° halber.

a) Ihr Bruder, ein alberner, faſt blinder Menſch, ſagt, daß an der Nacht, da die elende Geburt geſchehen, er

iner Schweſter gewachet, in der Stube, er habe ſie gehört
der Stube herum muchen, und im Kopf g'heben (klagen),
nd als er ſie um Mitternacht gefragt, ob er ſolle die
Weiber heißen kommen, habe ſie ihm nichts geantwortet,
s, ſie werde erſt in 14 Tagen Kindbetterinn.

b) Ihr Ehemann: er habe 10 Jahr in ſeinem Ehe-
and von ſeiner Frauen nichts verwirrtes oder ungebühr-
hes gehört oder gemerkt, ſie habe auch gebetet; er ſey
der erſt 10 Tag nach der Geburt aus dem Schwaben-
nd heimgekommen. Wenn er zu Haus geweſen wäre,
wäre das Unglück eigentlich nicht begegnet, er wiſſe
cht, und könne nicht ſagen, (man wirds ihn gefragt
aben), ob ſie die grauſame That aus Urſach, daß das
ind nicht möchte erhalten werden, gethan, er habe ſie,
er ins Schwabenland gegangen, zum Gebet vermahnt,
nd daß ſie ſich mit Lupfen und Tragen nicht zu ſtark
mühe.

c) Die Hebamme ſagt, ſie ſeye von der Vrena die
anze Zeit, da ſie ſchwanger geweſen, nie beſchickt wor-
n. Am Morgen um 6 Uhr, da das Kind ſchon gebo-
n geweſen, habe man ſie beſchickt, ſie habe das Kind
s der Gelten genommen, und geſagt: Vreneli! b'hüt
s Gott! was haſt du geſinnet, daß du dein Kind dahin
legt haſt? Worauf ſich dieſe nicht rechten Sinnes ge-
ellt, und geſagt: Will mans taufen? Sie habe ihr
antwortet: ich meyne, du haſt ihns getauft. Weiter ſey
nichts im Wiſſen.

d) Anna M— der Vrena Gſchwey ſagt: ſie habe ihr
n Mittwochen einen Botten geſchickt, und da ſie zu ihr

kommen, geſagt, der Kopf thut mir ſo grauſam weh, koch doch meinen Kindern, und trag mir das Waſſer ein, welches ſie gethan, Abends habe ſie wieder geſchaut, wie es um ſie ſtehe, ſie habe aber allzeit grauſam Kopfwehe gehabt, deßnahen ſie zu ihrer Schweſter Barbel gegangen, und geſagt: ich weiß nicht, wie es mit dem Brene iſt, es g'hebt ſich ſo grauſam im Kopf, worauf ſie mit ihr hingegangen, ein gleiches Klagen über Kopfweh gehört, ſie habe aber allzeit geſagt, es wäre ihr nicht wehe zum Kind. Morgens grad nach der Battzeit, da das Kind ſchon von ihr geweſen, ſey ſie wieder zu ihr gekommen, und habe gefragt: wie es um ſie ſtehe, und warum ſie nicht auf wolle? Worauf ſi egeſagt, was ſie aufthun wollte, es ſey ihr wieder beſſer. Uebrigens habe ſie nicht können merken, daß ſie nicht bey Sinnen.

e) Die Barbel ſagt: am Mittwochen Morgen ſey die Brena ſo grauſam in dem Haus aus einem Gemach in das andere gelaufen, ſich im Kopf gehebente, ſey aber bey gutem Verſtand geweſen, alſo daß die Nachbarsfrau zu ihr geſagt: es kann nicht anders ſeyn, als die Brena hat Kindsnoth. Sie aber habe nichts reden wollen.

Als ihr im zweyten Examen die Wahrheit zu reden ernſtlich zu Sinn gelegt worden, hat ſie ihre letzte Ausſag beſtätiget, und geſagt:

1. Seit dem Bluten habe ſie je länger je böſere Gedanken, und im Sinn gehabt, das Kind wie geſchehen hinzurichten, aus dem Grund, es habe dann ſchon genug gedient und geſſen.

2. Daß ſie, da ſie in Kindsnöthen geweſen, Niemand

geru-

erufen, ſey die Urſach, weil ſie ein hartes Herz gehabt
nd das Kind nicht gewünſcht.

3. Erſt um 11 Uhr habe ſie das erſte Weh bekommen,
a ſey ſie aufgeſtanden, und wieder niedergelegen; als ſie
as andere Weh angekommen, ſeye ſie aufgeſtanden, über
ie Gelten geſeſſen, ſie habe nicht können hinweg kommen,
is die Nabelſchnur zerriſſen, das Kind habe ſie ſo in
em Zuber liegen laſſen, und gemeynt, es wäre ſchon
odt. Den 27. September auf beſchehene Citation der Leu-
en, die wiſſen möchten, daß Vrena noch bey ledigem
eib ſchwanger geweſen, ſind die Ausſagen des Ehemanns:
s möchte geweſen ſeyn, aber ihm unwiſſend, ſonſt hätte
r ſie nicht zur Kirche geführt. Maria T*** ſagt, ſie
abe dem Herrn Pfarrer nichts geſagt, als was im gan-
en Städtlein geredt worden, ſie könne aber keinen Be-
tand darum thun, noch einige Anzeig. Der Ehemann
eſtätigte ſeine Unwiſſenheit, auf ernſtes Andringen ſagte
r, er habe das Gemurmel auch gehört, und ſie gefragt,
r wiſſe nicht mehr, was ſie geantwortet; und nach lan-
em Staunen ſagte er, ſie habe nicht geläugnet, aber ge-
agt: was geht es jezt dich an, du mußt die Leut reden
aſſen. Dabey es geblieben; er beharrte darauf, daß wäh-
end der Zeit er zu ihr gegangen, kein andrer bey ihr ge-
eſen.

Auf dieſes hin iſt die K** ernſtlich befragt worden;
e behauptete, hierin geſchehe ihr Unrecht, Gott wiſſe es,
aß ſie unſchuldig ꝛc.

Hierüber iſt ſie an die Folter geſchlagen, und aufge-
egen worden, da ſie beſtändig ausgerufen: Gott weiß!

Gott weiß! daß ich unſchuldig bin, ich muß um einer Sache willen, in der ich unſchuldig bin, gepeinigt werden. Beteurt ihre anderen Verbrechen, und jammerte immerhin, wenn ſie nur bey ihrem Söhnli wäre!

Seelſorger-Bericht.

Das Menſch ſeye ſehr unwiſſend, und glaube auf den Herbſt heimzukommen.

Späterer Bericht: Es nehme zu an der Erkenntniß ſeines Heils.

Letzter Bericht. Es habe herzliche Reue, und einen reinen Glauben an Jeſum.

Poſtſcriptum: Dieſen Morgen hat ſie ſchwere Rüng (Gemüthsunruhe); ihre Schweſter hatte ſie auch beſſer vergaumen können, aber auf Zuſpruch ſich wieder gefaßt.

Vorſchritt zu einem größeren und noch entfernteren Ideal.

Ich ſtelle mir einen Fürſten vor, deſſen Geſetzgebung *im Ganzen* den weſentlichen Bedürfniſſen der menſchlichen Natur entſprechen würde, und erforſche die Bahn, auf welcher *dieſer* dem Gräuel des Kindermords entgegenwirken würde.

Ueberzeugt von dem allgemeinen Zuſammenhang aller Schwächen, Fehler und Laſter des Menſchengeſchlechts und von den grenzenloſen Folgen dieſes Zuſammenhangs, wenn ſeine unter ſich ſo enge verbundenen Verirrungen nicht im Innern der Menſchennatur ein abſchreckendes und zu einer entgegengeſetzten Richtung des Geiſtes und des Herzens hinlenkendes Gegengewicht finden — überzeugt, auf der andern Seite, von dem eben ſo allgemeinen Zuſammenhang alles Guten unter einander, von dem Einfluß einer jeden guten That, einer jeden reinen Geſinnung, einer jeden wahren Erkenntniß und einer jeden rechtlichen und menſchlichen Anſicht der Dinge auf die allgemeine Entfaltung, Belebung, Ausbildung, Veredlung und Wiederherſtellung aller Grundlagen und Grundkräfte der Menſchennatur, gründet mein Geſetzgeber das Werk ſeiner Geſetze auf die innern, höhern Anlagen, die Gott ſelbſt in die Menſchheit gelegt hat.

Das Wohl der Menſchheit auf die Ausbildung und Veredlung ihrer Anlagen zu bauen, die Menſchheit auf die Höhen innerer Größe und reiner Tugend empor zu lenken, und ſie vor der Zerrüttung ihrer Grundtriebe und vor den Tiefen des Laſters zu bewahren, das iſt der oberſte Endzweck ſeiner Geſetzgebung.

Und ſo wie er aus der innern Natur unſers Weſens die Regeln und Grundſätze ſeiner Geſetzgebung erforſcht, ſo erforſcht er auch die Wege Gottes, und die Art und Weiſe, mit welcher er die Menſchheit durch ihre Verhältniſſe und durch die Genießungen zufälliger Güter ſegnet, und ſucht auch diesfalls in ſeiner Tiefe der Bahn zu folgen, welche ihm in himmliſchen Höhen Der vorzeichnet, der alles gut gemacht hat. Alles, wodurch er ſieht, daß Gottes Vorſehung den Segen der einzelnen Menſchen und ganzer Gegenden befördert, alles dieſes braucht er als Wegweiſung, die ihm von oben herab zu ſeinem Zweck vorleuchtet. Landesreligion, Nationalerleuchtung, Nationalvorurtheil, Nationalreichthum, Nationalarmuth, Begegniſſe von Glück und Unglück, die Thaten der Weiſen und den Unſinn der Thoren, alles, beſonders aber die Bande des Bluts und der Natur, die Bande der Freundſchaft und Liebe, ſo wie die Bande der bürgerlichen Verhältniſſe, braucht er zu ſeinem Endzweck, um auf allen dieſen Wegen Ruhe, Tugend und Weisheit in die Herzen und Hütten ſeines Volks zu bringen. Er ſieht, daß die Mittel, durch welche Gott den Segen der Menſchen befördert, in ihrem Weſen ungleich ſind. Er ſieht innere Grundbegriffe in unſrer Natur, deren feſtes und unerſchüttertes Daſeyn allen Menſchen unumgängliches Bedürfniß ihres Segens iſt. Er ſieht, daß ohne ein, in ſeinem Innern zufriedenes Herz kein Menſch glücklich, und daß zur allgemeinen Befriedigung dieſes Naturbedürfniſſes Zutrauen auf Gott, Glaube des Herzens an ſeine Vatergüte in das Innere der Menſchennatur gelegt iſt.

Darum baut er auf den Glauben an Gott, die Tugend ſeines Volks, als auf den Fels, den Gott ihm gezeigt.

Der Menſch kann leiden und ſterben und befriedigt ſeyn beym Glauben an Gott, d. h. alle Bedürfniſſe des Körpers und des Geiſts können durch das Zutrauen an die Vatergüte der Gottheit erſetzt und entbehrlich gemacht werden; aber den Mangel dieſes Zutrauens erſetzen der Menſchheit keine Genießungen der Erde, keine Ausbildung des Geiſtes und kein Sinnengenuß des Herzens. Alle dieſe Vorzüge und Genießungen ſegnen den Menſchen nur dadurch und nur dann, wenn ſie auf dieſes oberſte Bedürfniß unſrer Natur feſt gebaut ſind.

Mein Geſetzgeber wirft ſeinen Blick auf das Gewirre des Erdenlebens, und die zufälligen Güter der Menſchheit rſcheinen ihm ſelber in Verbindung mit dem Gebrauch, den der einzelne Menſch von ſeinen Kräften und Anlagen macht, in einer faſt unerklärbaren Verwirrung vor den Augen. Hier ſieht er einen mit vielem Verſtand ſich ſelbſt, ſeine Leibes- und Seelenkräfte zu Grunde richten; dort einen andern mit wenig Anlagen ſeine Leibes- und Seelenkräfte in Ordnung halten, äufnen, ausbilden und Stuffen von Vollkommenheit erreichen, die für ſeine Anlagen unerreichbar ſcheinen. Hier ſieht er unbegreifliche Dummheit an einem, der weiſe ſeyn könnte; dort unbegreifliche Kraft in der Anwendung ſeines Verſtands an einem, der ſeiner Anlagen halber Mühe hatte, nicht als ein Dummkopf zu erſcheinen. Hier ſieht er einen, der mitten unter begünſtigenden Umſtänden nichts anfangen, nichts aufrichten, nichts durchſetzen kann; dort einen andern, der allen Hinderniſſen trotzt, alle Schwierigkeiten überſteigt, allen Mangel überwindet, keine Kraft außer ſich ſelbſt ſucht, und Höhen anklimmt, die für ihn unerreichbar ſcheinen; dort einen wie einen Müdling hinanklimmen, einen andern hinaufſliegend nach gleichem Ziel, und beym Ziel ſelbſt iſt bald der Müdling unzufrieden, bald der ſo hinaufflog, und bald beyde. Hier ſieht er einen mitten im Gewühl des Reichthums weiſe, dort einen beym einfachſten Leben thörichter als alle Reichen. Hier ſieht er einen Armen ſich emporbilden zur Ruhe, zur Weisheit und Tugend; dort ſieht er einen andern ob dem bloßen Schein, ob der bloßen Gefahr der Armuth verzweifeln. Eine ſolche Verwirrung findet mein Geſezgeber in den Folgen der zufälligen Gaben Gottes an die Menſchen. Aber in allem dieſem Gewirre entdeckt er immer den unausſprechlichen lauten Ruf der Gottheit an das innerſte Heiligthum des menſchlichen Herzens, dieſe Gaben allgemein als Gaben ſeiner Vatergüte zu erkennen, ſie in Liebe mit einander zu genießen und ihren frohen Genuß keinem Erdenſohn, keinem unſerer Brüder drückend mangeln zu laſſen, weil für alle genug da iſt. Er ſieht aber auch, daß dieſer Ruf Gottes an die Menſchheit im allgemeinen nichts weniger als erkannt und beherzigt wird. Er iſt aber zugleich überzeugt, daß er von dem Menſchengeſchlecht nur in ſo weit wahrhaft anerkannt und beherzigt werden kann, als es ſich durch Gottesfurcht zu der ſittlichen Kraft, dieſe Anſicht wahrhaft beherzigen zu können, zu erheben vermag. Er ſieht, daß der Menſch beym Mangel der Liebe Gottes und des Nächſten ſich ſelbſt allen Genuß der Erdengüter verbittert, und hingegen den Mangel der Erdengüter beym reinen Genuß der Liebe Gottes und des nächſten leicht trägt. Er ſieht dieſe reine Gottes- und Menſchenliebe ſich allgemein durch die einfachſten Wege in aller Menſchheit enthüllen. Er ſieht ſie in der ſtillen Hütte des Landmanns, in der Vaterliebe gegen ſeine Kinder und in der Kinderliebe gegen ihren Vater ſich entfalten. Er ſieht ſie auf der blühenden Wieſe, beym reifenden Korn und beym Genuſſe des frohen Safts der Trauben und des milden Safts der reinen Milch, beym Anblick der wärmenden Sonne und der ſeelerhebenden Freuden der Nacht — auf allen dieſen Wegen ſieht er die Güter der Erde dem frommen, gottesfürchtigen Sinn der Menſchennatur zum Segen werden.

Er ſieht, beſonders auf dieſer Bahn, häusliche Liebe und Liebe Gottes, häusliche Freuden und Freuden der Religion mit ſchweſterlich umſchlingenden Armen neben einander wohnen. Er ſieht im Gegentheil hinwieder, auf entgegengeſetzter Bahn, ſteigende Leidenſchaften und wilde Begierden die reinen Genießungen des häuslichen Lebens und ſeiner Segnungen zerſtören. Er ſieht in den Schranken der häuslichen Genießungen und der anſpruchloſen Arbeitſamkeit die Liebe Gottes und des Nächſten am einfachſten ſich bilden, erhalten und ſtärken, und je genauer er die Folgen des Glücks und Unglücks, das in der Welt iſt, ins Aug faßt, deſto auffallender wird ihm —

1. Daß alle zufälligen Genießungen des Glücks ohne Liebe Gottes und des Nächſten den wahren Segen der Menſchennatur nicht begründen, ſondern im Gegentheil untergraben;

2. Daß alles Leiden des Menſchen, der ſeinen Gott und ſeinen Nächſten aufrichtig liebt, ihn nicht wahrhaftig unglücklich macht, ſondern ſeine innern Kräfte ſtärkt und bildet, und ihn ſelbſt über alles Elend emporhebt;

3. Daß die reine Liebe Gottes und des Nächſten, die ſo unumgängliches Bedürfniß unſerer Natur iſt, am reinſten und beſten im frommen und frohen Genuſſe unſerer Familienverhältniſſe emporkeimen.

Desnahen ſucht mein Geſezgeber ſein Volk auf den einfachen Wegen der Natur zur Liebe Gottes und des

Nächſten, zur Begründung, Sicherſtellung, Belebung und Veredlung der Segnungen des häuslichen Lebens emporzuheben und darinn ſicher zu ſtellen.

Aber es iſt hier nicht der Ort, zu zeigen, wie er dieſes im Allgemeinen auszuführen verſuche; ich muß mich dem urſprünglichen Gegenſtand, von dem meine geäußerten Anſichten ausgingen, wieder nähern, und wenn ich dem Faden meiner Betrachtungen von oben herab folge, ſo ſehe ich, daß der Staat, der dem Kindermord Einhalt thun will, dahin zielen muß, daß die ganze Kraft ſeiner Geſetzgebung dahin lenke, reine Gottes- und Nächſtenliebe und ſtille, bildende häusliche Genießungen allgemein ſicher zu ſtellen. Faſſet die Reihe der Quellen des Kindermords noch einmal ins Auge, und ſagt, ob nicht in der ganzen Verſchiedenheit ihres Anſcheins dennoch allenthalben auffallend iſt, daß Mangel der Liebe Gottes und des Nächſten, und zerſtörte häusliche Tugend und zerſtörter häuslicher Segen, welcher immer in aller Menſchheit den Mangel der Liebe Gottes und des Nächſten begleitet, die höhern und vorſtehenden Urſachen und Quellen der unglücklichen That geweſen, und daß überhaupt alle Menſchen, welche Gott und den Nächſten lieben, und ihre Fähigkeiten, Anlagen, Verhältniſſe und Umſtände, ſie mögen noch ſo klein und eingeſchränkt ſeyn als ſie wollen, ſtille, beſcheiden; thätig und dankbar gegen Gott und den Menſchen zu Nutzen ziehn, dadurch auf die beſte, allgemeinſte und ſicherſte Art vor den Tiefen des Elends und den Verſuchungen des Laſters und der Verbrechen bewahrt werden. Könnt ihr das läugnen? Menſchen! ſo redet. Könnt ihr es nicht,

ſeyd nicht unbillig, die Behauptung, daß mein Geſetz-
er ſein Werk in dieſen Höhen anfangen und all ſein
iteres Thun auf die Sicherſtellung dieſer vorzüglichen
d erſten Bedürfniſſe der menſchlichen Glückſeligkeit bauen
ſſe, zu verſpotten.

Er wird auch herunterkommen von ſeinen Höhen in
ern Geſichtskreis, ihr Unglaubige! Ja, Menſchen! er-
chtete, weiſe, bedächtliche, gutherzige, geſchäftige Men-
en! ihr ſeyd ungläubig gegen alles, was hohe, einfache,
he und allgemeine Wirkung aufs menſchliche Herz ſucht.
er mein Geſetzgeber geht die Wege, die ihm der Ur-
ber ſeiner Natur in ihm ſelber enthüllt, mit Glauben
d Zutrauen auf Den, der das Menſchenherz gebildet.
d mit Glauben auf Den, der alles gut gemacht hat,
gt er beſonders den Spuren der göttlichen Weisheit in
r Beförderung der Mittel und Wege, die erſten, vor-
glichſten und ſtärkſten Wünſche der Menſchheit allgemein
befriedigen. Ha, mit reicher Hand hat der Herr ſie
sgeſtreut, die Freuden des Lebens, und die Befriedigung
r erſten Wünſche deines Herzens iſt allenthalben an dei-
r Hand und an deiner Seite, Sohn der Erde! Aber
r Menſchen haben die Güte des Herrn, der die Erde
it Ueberfluß ſegnete, verkannt. Unbrüderlich häuft der
tarke die Blumen des Lebens zuſammen; aber die Blu-
en des Lebens faulen auf ſeinem ſündlichen Haufen, und
welken in der Hand deſſen, der ſie raubgierig ſammelt.
n, der Herr hat ſie nicht geſchaffen, daß ſie nur Wenige
len, darum duften ſie nicht Wohlgeruch für den Mann,
r ſie überweitig und gewaltthätig ſeinen Brüdern raubt.

Das Feld iſt weit, in welchem mein Bild von allen Seiten im hellen Licht ſteht; aber ich habe jetzt nur einen Geſichtspunkt im Auge, und ſchränke mich ein.

Unſere politiſche Einrichtungen, welche in tauſenderley Formen unſere Eitelkeit über das Verhältniß unſers Brodkorbs emporheben und dadurch das eheloſe Leben ſo allgemein verbreiten, ſind die vorzügliche und erſte Quelle der Gräuelthaten, denen wir nachforſchen.

Der verworfene Jude, deſſen Glauben ihn zwingt, ſeinem Sohne, ſobald er mannbar, Brod und ein Weib zu verſchaffen, weiß nichts von dieſen Gräueln, und ſo unter den Chriſten einige von den Sekten, die es ſich zur Angelegenheit machen, der Eitelkeit und dem Hochmuth ihrer Brüder gelinde Schranken zu ſetzen, und keinen von ihnen ſo leicht ohne Brod und ohne ein Weib zu laſſen, ſind im gleichen Fall. Und mein Geſetzgeber findet es nicht unter ſich, von der Weisheit der Verworfenen, und von den Erfahrungen der Verachteten Nutzen zu ziehn, und ſorgt dafür, daß ſein Volk allgemein Brod und die Söhne ſeines Lands allgemein und zu rechter Zeit Weiber finden; und damit das möglich werde, ſo ſorgt er, daß die etwas reicher und wohlhabender gewordenen Nachkommen der zünftigen Handwerker unſerer Städte ihr Seyn und Leben, ihr Thun und Laſſen nicht zum Ruin ihres Stands ihnen unpaſſenden Etiquetten-Anmaßungen unterwerfen, ſondern ſich an Lebensweiſen gewöhnen, bey welchen ſie auch wieder, wie ihre Väter, in den Stand kommen können, ſich ſchlecht und recht, und ſo wie ſie wohl können und mögen, aber mit Gott und Ehren, mit Weib und Kind durch die arme Welt zu bringen.

Er fängt aber auch hier ſein Werk nicht bey den niedern, ſondern bey den höhern Ständen an. Er ſetzt feſte und ſtarke Gränzen den ausſchweifenden Sitten der Edeln, der Krieger und ihrer bürgerlichen Affen, und es iſt ſein Ernſt, daß dieſe vorzügliche Volksklaſſe ſich nicht durch ihre Sitten in Lagen ſetze, in denen ſie ſo viel als allgemein nicht heurathen dürfen; es iſt ſein Ernſt, daß der Vorrang der höhern Volksklaſſen ſie nicht zu Handlungen und Lebensweiſen berechtige, und nicht zu Sitten verführe, die unumgänglich dahin wirken müſſen, die reine, ſtille, häusliche Glückſeligkeit der niedern Volksklaſſen zu untergraben.

Er ſetzt auch dem Unweſen der Gilden- und Zunfteinrichtungen, welche ehedem unſchädlicher geweſen ſeyn mögen, gegenwärtig Schranken, und ſchont eben ſo wenig den Ausſchweifungen, welche von den Freyheiten des Akademieweſens veranlaßt werden. Er ſieht den Hochmuth des gemeinen Manns Millionen Menſchen, deren Stand ſie zu Handarbeiten führen ſollte, dieſen immer mehr ausartenden Schulen für müſſigere und hoffärtigere Brodquellen, die aber bey hundert und hundert von ihnen zu Hunger- und Elendquellen werden, aufopfern. Er ſieht zahlloſe dieſer akademiſchen Handwerksburſche zu Grunde gerichtet in ihre bürgerlichen Häuſer zurückkehren, und unter Verachtung, Hohn und Elend ſich ſelbſt und dem Vaterland ein Leben verlieren, welches bey gemeinen Berufen ihnen ſelbſt und dem Vaterlande ſegensvoll hätte werden können. Er entdeckt in dem Müſſiggang und in den Anmaſungen dieſer in und für ihren Stand ſo vielſeitig mißleiteten Bürgersſöhne eine ausgedehnte Quelle des immer ſteigenden Sittenverderbens des ganzen bürgerlichen Stands, und des damit verbundenen Steigens aller Arten von Verbrechen und Noth und Gräuelthaten.

Ihn lenkt weder das Brodgeſchrey der mäſſigen Bürger, noch der geſigelte Proteſtationsbrief des Stadtraths, der die Schwächung ſeiner Zollrechte auf Menſchen, Wagen und Vieh vorweiſt, von ſeiner geraden Bahn. Er antwortet dem Stadtrath, der Zoll ſey um des Menſchen und der Menſch nicht um des Zolls willen erſchaffen, und es ſey beſſer, der Zoll gehe um des Menſchen willen, als der Menſch um des Zolls willen verloren — und den Bürgern, es ſey ihnen beſſer, daß ſie bey einem grünen Kraut die Tugend und die Selbſtſtändigkeit ihrer Geſchlechter erhalten, als daß ihre Söhne, wie es bey ſo vielen unter ihnen der Fall iſt, in Hauslehrer-, Schreiber- und andern Dienſten die Sitten, Ehre, Kräfte und Tugenden ihres Stands verlieren und ihre Schweſtern noch anreizen, in Kinder-, Stuben- und Kammermädchendienſten dem nämlichen Schickſal entgegen zu gehn.

Einlenkung des Gegenſtands auf die Natur ächter Schulanſtalten.

Er fängt auch ſeinen geſezgeberiſchen Einfluß gegen den Kindermord ſchon bey den erſten Stufen des menſchlichen Alters an. Er ſieht im Ungehorſam und in der Frechheit und noch mehr in der Heucheley und Verſtellung des Kinverſtands eine vorzügliche Quelle des Uebels, und weiß, daß ein reines, beſcheidenes, folgſames Kinderherz ſelten in Lagen kommt, die zu dieſen Gräueln auch nur anreizen. Darum ſucht er ſein Volk dahin zu lenken, daß ſeine Hausväter und Hausmütter ihre Kinder allgemein zu einem reinen, frommen Gehorſam und überhaupt zu einem ſtillen, edeln, eingezogenen, beſcheidenen Weſen emporheben. Er ſucht in dieſem Geſichtspunkt die Eltern ſeines Lands in den Stand zu ſtellen, ihren Kindern den Realunterricht, den ſie bedürfen, ſo leicht, ſo einfach und rein allgemein, ſelber in ihrer Wohnſtube und an ihrer Seite, geben zu können, als ſie dieſes wahrlich in einigen beſondern Stücken mit ihrem guten Rath und ihren reinen Zurechtweiſungen und den feſten Anweiſungen, allerhand Sachen recht anzugreifen und zu behandeln, ſchon tauſendfach thun, ohne es zu wiſſen.

Er verhehlt dem Staat die auffallende Wahrheit nicht, daß durch blindes Zutrauen auf ſchlechte Schulanſtalten zahlloſe Menſchen verloren gehn, und die erſten Grundkeime der Schamloſigkeit, der Unſittlichkeit, der ſchädlichſten, trotzigſten Vorurtheile und einer unglaublichen Entkräftung der Menſchheit, in den Irrthümern dieſer Anſtalten zu ſuchen ſind, deren Verbeſſerung ohne vorhergehende Emporhebung des Volks zu Erfüllung ſeiner Hauspflichten freylich unerreichbar iſt.

Man rühme, was man will von den guten Folgen der Schule, ich werde nicht widerſprechen, alles iſt wahr, wenn es da iſt; aber die Haut des Menſchen iſt mehr werth als ſein Rock, und das Kind ſeines Vaters und ſeiner Mutter bleiben iſt mehr werth als ſchreiben und leſen können. Und noch mehr, Unwiſſenheit iſt beſſer als Erkenntniß, die nur Vorurtheil und Brille iſt, und langſam ſelber auf eigene Erfahrungen kommen iſt beſſer, als ſchnell Wahrheiten, die andre Leute einſehn, durchs Auswendiglernen ins Gedächtniß bringen, und mit Worten geſättigt, den freyen, aufmerkſamen und forſchenden Beobachtungsgeiſt ſeines eignen Kopfs verlieren. Noch mehr, die Unwiſſenheit des Hauskinds iſt lernbegierig, der Irrthum des Schulkinds iſt unauslöſchlich. Das Hauskind braucht ſeine Augen und Ohren in allweg, das Schulkind ſieht und hört mit den Augen und Ohren des Schulmeiſters. Noch mehr, der Vater hat ſein Kind allein, der Schulmeiſter die Kinder des ganzen Dorfs; der Vater, der es will, kann ſeine Wohnſtube leicht ſo froh und rein und gut ſtimmen, als es zur freyen, edeln, guten und reinen Bildung ſeines Kinds nothwendig iſt — und der Schulmeiſter, der das kann — gieb ihm alle deine Kinder, Stadt und Dorf, wo er wohnt — er thut göttliche Werke — — aber ich kenne ihn nicht.

Ich will mit allem dem nicht mehr ſagen, als daß die Schulanſtalten im Allgemeinen nur in ſo fern zur Beförderung der Sittlichkeit und Glückſeligkeit der Menſchen wirken, als ſie auf die höher und weiter führende Erziehung, die nur Eltern geben können, gegründet und dieſer mit weiſem Verhältniß untergeordnet ſind.

Dieſe Wahrheit wird reifen, wie alle andere Wahrheit reifen muß, und im nächſten Jahrhundert wird man die Fähigkeiten der Schulmeiſter „an der Biegſamkeit, mit

„ihren Lehrfächern in die beſondern Lagen der einzelnen
„Hausväter hineinzuſchalten, und nahe und ſichtbare End-
„zwecke für das Hausglück und für Berufsbildung ihrer
„Eleven zu erzielen“ prüfen.

Ich habe aber die Pflicht der Väter und Mütter, ihre Kinder, was ſie immer können und mögen, ſelber zu lehren, jetzt nur als Mittel zur Sicherſtellung, Veredlung und Verengerung der Naturverhältniſſe zwiſchen Eltern und Kindern angeſehn, in ſo fern ich dafür halte, daß in der reinen Ausbildung dieſer Verhältniſſe die allgemeinſten Quellen alles Menſchenſegens, der auf einem ſtillen, frommen, verſtändigen und arbeitſamen Leben beruht, liegen, und in dem folglich auch die vorzüglichſten Mittel gegen alle Verbrechen, welche durch die Auflöſung der Kraft dieſer häuslichen Verhältniſſe erzeugt und veranlaßt werden, geſucht werden müſſen. In dieſem Geſichtspunkt ſoll das Kind meines Geſetzgebers an der Hand ſeines Vaters und an dem Arm ſeiner Mutter, als ſeinen erſten Lehrern und Wohlthätern, emporwachſen, und ſein Vater und ſeine Mutter werden an ſeiner Seite, ſo gewiß ihnen ein wahres Vater- und Mutterherz nicht mangeln wird, lernen, ihm mehr Vater und mehr Mutter zu ſeyn, als wenn ſie auf der erſten Akademie unſers Welttheils drey Jahre lang über das Weſen und den Umfang der Vater- und Mutterpflichten die beſten Vorleſungen angehört hätten. Und die Kinder! o Menſchen! dürft ihr zweifeln, daß ihre Bildung nicht tiefer, reiner und feſter ſeyn würde, wenn ſie ihre Pflichten im Heiligthum ihrer Wohnſtube und in Anſchauungen, die dem Heiligthum der Wohnſtube eigen ſind,

erlernen würden; dürft ihr zweifeln, daß ſie an der Sei
guter Eltern nicht beſſer zu aller Weisheit und zu alle
Tugend gebildet würden, als wenn ſie von ihrer Sei
weggeriſſen ohne Vater- und Muttereinfluß auf ihre Bi
dung gelaſſen würden. Nein, nein, der Menſch darf auc
in dieſem Fall den Brunnen des lebendigen Waſſers nic
verlaſſen, und auf Sodbrünnen, die kein Waſſer haben, ſei
Hoffnung ſetzen. Die Stimme der Natur, die Stimme de
veredelten, der ſittlich erhobenen Natur iſt allmächtig. Si
machte Joſeph in der Stunde der Verſuchung ausſprechen
„wie ſollte ich ein ſo großes Uebel thun, und wider me
nen Gott ſündigen.“ Und wahrlich, das Gefühl der ve
edelten, der erhabenen Natur, das ſich in den Gefühle
der Kinderliebe gegen ihre Eltern allgemein ſo rein, ſo zar
ſo kraftvoll ausſpricht, macht tauſend und tauſend Kinde
guter Eltern in der Stunde der Verſuchung ausſprechen
wie ſollte ich ein ſo großes Uebel thun, und meinem gute
Vater und meiner guten Mutter mit dieſer Sünde eine
ſolchen Jammer anrichten. So rettet die Stimme de
Natur, die ſich im kindlichen Pflichtgefühl ausſpricht, tau
ſend und Millionen Kinder guter Eltern in der Stunde de
Verſuchung, und es iſt in der Belebung, in der Erhaltung
in der Verſtärkung und in der Veredlung dieſes Pflich
gefühls, worin mein Geſetzgeber die erſten Hülfsmittel gege
die Uebel des Kindermords und aller Verbrechen, welch
in der Schwächung der Stimme der veredelten Natur, di
ſich in den reinen Verhältniſſen des häuslichen Lebens ſ
mächtig und kraftvoll ausſpricht, ihre Quelle zu ſuchen.

Aber wer wird ſie hören, die Stimme dieſes Geſe gebers in dem Lermgeräuſch des Laſters unſrer Zeit, deren Staatskunſt lieber den jauchzenden Ruf des Werbers: „wer Vater und Mutter nicht folgen will, der komme zu „mir und diene dem König, zu dem ich ihn von Vater „und Mutter weg hinführen will“ hört, als die ſtille Stimme der Weisheit: „Kind! geh' in deine Hütte, folge deinem „Vater und deiner Mutter, auf daß es dir wohl gehe „dein Lebenlang“ —!

Von dem Geſchlechtstrieb und den Urſachen ſeiner allzufrühen Entwicklung.

Auch die Sorgfalt der Natur, den Geſchlechtstrieb langſam zu entwickeln, iſt meinem Geſetzgeber Wegweiſung in ſeiner Art und Weiſe, den Quellen des Kindermords Einhalt zu thun; und er findet, daß der Menſch, der im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod ißt, langſam reift. Er ſieht den Sohn und die Tochter des weiſen Landmanns (Kleinjogg) in einer Kammer ſchlafen, ihre Schamhaftigkeit erhalten und reines Herzens ſeyn — im reifenden Alter. Der ſtaunende Städter fragt den weiſen Landmann: hat das da keine Gefahr? — Und ſeiner Sache ſicher, antwortet der Landmann: nein, das hat keine Gefahr bey Leuten, die müde ins Bett gehn.

Aber mein Geſetzgeber ſieht dann auch gute Söhne frommer Bürger und weiſer Edler, die nicht im Schweiß ihres Angeſichts Brod ſuchen und nicht müde ins Bett gehn, dennoch ſpät reifen; aber er findet, daß auch dieſe, den Tag über in thätiger Geſchäftigkeit eine Erziehung genoßen, in welcher ihr Gehirn nicht durch die böſen Bilder einer erhitzten Einbildungskraft, die im Müſſiggang, in niederer Sinnlichkeit und in den Tiefen der Gottesvergeſſenheit Nahrung finden, verdorben worden. — Hingegen ſieht er auch auf dem Land den müſſig erzogenen, einzigen Sohn des Schulzen, den gemäſteten Sohn des Wirths, des Müllers und des Krämers, und in der Stadt Herrchen von aller Art, lüſtige Romanenhelden und magere Amazonen vor ihrer Mannbarkeit der Geilheit aufgeopfert, entkräftet und ſerbend.

Das Auge weiſer Eltern, einfache und reine häusliche Sitten, ernſte, geſchäftige Thätigkeit in allen Ständen, Entfernung der Weichlichkeit in den Sitten der Jugend, nicht beſondere Zimmer für das unerzogene Volk, und Aufſicht, die Liebe iſt und zu Liebe hin führt, reine Freuden erlaubt und zu Hoffnungen, zu guten, reinen Hoffnungen für Zeit und Ewigkeit erhebt, das iſt die Grundſtimmung der Sitten, durch welche mein Geſetzgeber bey ſeinem Volk und beſonders bey ſeinen Edeln der frühzeitigen Entwicklung des Geſchlechtstriebs vorzubiegen ſucht. Und indem er den reifenden Geſchlechtstrieb durch die ſich weit vor dieſem in ihm entwickelnde Schamhaftigkeit in feſten Schranken zu erhalten trachtet, unterſcheidet er die wahre Schamhaftigkeit der Natur vor ihrer heuchleriſchen Nachäffung. Dieſe, die vor der Natur und dem Natürlichen ſelber erröthet und Eckel faßt gegen das, was Pflicht iſt, dieſe Nachäffung der Schamhaftigkeit, die aber keine wahre Schamhaftigkeit, ſondern ein bloßer Selbſtbetrug und ein Zeugniß der menſchlichen Schwäche und Kraftloſigkeit iſt, iſt dem kraftvollen Volk meines Geſetzgebers ein Vorwurf ſeiner Verachtung und ſeines Spotts. Die wahre Schamhaftigkeit, zu welcher er ſein Volk bildet, mildert die Rohheit unſrer Begierden, ſie lenkt uns ab von dem ſtillen Gift geiler Vorſtellungen, ſie hebt uns über unreine Wünſche, die ohne edlere Empfindungen von Liebe und Treue nur thieriſch raſen, empor, kurz, ſie iſt ein hohes, heiliges Veredlungsmittel der Genießungen des Geſchlechtstriebs, und ein reiner, freyer und froher Muth iſt immer der weſentliche Ausdruck der wahren Schamhaftigkeit, wie er ebenſo immer der weſentliche Ausdruck der wahren Unſchuld iſt. Mein Geſetzgeber geht auch hierin nicht ſchwächer in der Ausbildung ſeines Volks als die Natur ſelbſt. Er verhehlt dem reifenden Alter die Gegenſtände der ehelichen Pflicht nicht. Er entfernt die reifende Tochter nicht von den Schmerzen der Geburt ihrer Mutter. Er läßt ſie nicht unbekannt mit den Beſchwerden und Zufällen des ſchwangern Weibs. Er verbirgt und verdunkelt dem reifenden Jüngling nicht die Geſtalt des Mädchens. So wie Gottes Natur alle Schönheit nicht in nackter Blöße, aber immer im leichten Kleid und nie in einem, das Weſen der Schönheit ſelbſt verunſtaltenden und verkrüppelnden Gewand darſtellt, ſo iſt die Kleidung, die mein Geſetzgeber dem Mädchen des Lands gibt, rein, edel, leicht, würdig und die Bildung der Natur eben ſo ausdrückend als bedeckend. Und im Heiligthum der Wohnſtube ſcheut die ſäugende Mutter den reifenden Sohn nicht. Sie fürchtet nichts Böſes von der Erfüllung deſſen, was ihre tägliche Pflicht iſt.

Der Sohn des Landmanns, der an der Seite der ſäugenden Mutter ſein Morgen- und Abendgebet verrichtet, tritt ſpät — und der Sohn der ſtädtiſchen Dame, die ſich mit dem Säugling in ihr Kabinet flüchtet, damit er ihre Entblößung bey ihrer Pflichthandlung nicht ſehe, zahlt frühe die Kammerjungfer für die Oeffnung des Mieders, ſieht die Brüſte einer Hure, die er nicht zu ſehen ſuchen würde, wenn ſeine Mutter ihren Säugling in ihrer Wohnſtube nicht mit unnatürlicher Sorgfalt gegen ihn und ſeine Unſchuld gehüllt hätte.

Aber indem mein Geſetzgeber den frohen, offenen, heitern Gang der Unſchuld befördert, hütet er ebenſo mit ernſter Kraft den erſten Keimen der Frechheit und Ungebundenheit des jungen Volks. Er befeſtnet alle Schranken von Ordnung und alle Bande der Beſcheidenheit und Sitten, deren Auflöſung die innere Schamhaftigkeit des Volks zerſtört, und er hält dieſe für einen heiligen Ausfluß der allgemeinen ſittlichen Kraft des menſchlichen Herzens, welche von allen Arten von Handlungen, die irgend einen Anſchein von Schlechtheit und Unwürdigkeit an ſich tragen, gleich empört, die Gefühle des Gehorſams, der Treue, des Glaubens, der Liebe und der Ehrerbietung ebenſo gut bildet und ſchützt, als diejenigen der Keuſchheit. Er glaubt, daß, wo die wahre Kraft der Schamhaftigkeit einem Menſchen in irgend einer Reihe ſeiner Handlungen mangelt, da ſey ſie auch im Ganzen ſeines Charakters, und alſo auch in Rückſicht auf die Keuſchheit, nicht in zuverläſſiger Wahrheit in ihm gegründet.

Desnahen fordert mein Geſetzgeber, daß ſein Volk nicht blos in Sachen der Keuſchheit ſchamhaft ſcheine, ſondern daß überhaupt wahre und allgemeine Schamhaftigkeit ſeine Tugend und Sittlichkeit in allen Verhältniſſen und Beziehungen ſicher ſtelle, und lenkt desnahen ſeine ganze Kraft zur Ausbildung und Sicherſtellung der häuslichen Tugend ſeines Volks.

Aus dieſen Anſichten fangen dann aber auch die weſentlichen Quellen unſerer Zeitunſittlichkeit und unſerer Zeitabſchwächung an, ſich zu enthüllen. Es mangelt nämlich unſern Staatsgeſetzgebungen am allgemeinen, feſten, einfachen, bildenden Einfluß auf die wahren Fundamente der häuslichen Kraft und der häuslichen Tugend des Volks. Die durch unſere egoiſtiſche Zeitverkünſtlung irrgeführten Staaten konnten faſt nicht anders, ſie mußten egoiſtiſch werden, wie unſere Zeit es allgemein ſelbſt iſt, und in der Verblendung dieſes Zeitgeiſtes faſſen ſie das Menſchengeſchlecht nur in ſeinen collectiven Verhältniſſen ins Auge. Die Individualverhältniſſe der einzelnen Menſchen und mit ihnen das innere, heilige Weſen der wahren Bedürfniſſe der Menſchennatur fallen ihnen unter dieſen Umſtänden täglich mehr aus den Augen. Die Folgen davon ſind heiter. Der einzelne Bürger geht dem Verſinken ſeiner ſelbſt auf den Wegen der Privatſelbſtſucht entgegen und die Staaten gehen dieſem Selbſtverſinken auf den Wegen der öffentlichen Selbſtſucht entgegen. So wie die anſchwellende Privatſelbſtſucht die heiligen Bande der Verhältniſſe zwiſchen Eltern, Geſchwiſtern, Verwandten, Nachbaren, Geſpielen u. ſ. w. auflöst, ſo löst die öffentliche Selbſtſucht die heiligen Bande, die, indem ſie alle Stände im Staat unter einander verbinden, das ſittliche, geiſtige, häusliche und bürgerliche Wohl des Ganzen begründen, in ihrem Weſen auf; und es muß in beyden Verhältniſſen allenthalben dahin kommen, wo dem Verderben der öffentlichen und Privatſelbſtſucht nicht in ſeinen Anfangspunkten, in ſeinen Quellen Einhalt gethan wird; es muß allenthalben dahin kommen, wo es an ernſter und weiſer Sorgfalt mangelt, die Jugend des Landes in den Schranken der wahren, ächten Schamhaftigkeit zu aller häuslichen Weisheit und zu aller bürgerlichen Kraft zu erziehn, deren ſie in ihren Privat- und in ihren öffentlichen Verhältniſſen bedürfen.

Und hier zeigt ſich eigentlich, was uns am vorzüglichſten mangelt, und worin wir im eigentlichen Verſtand vielſeitig ſelber hinter denjenigen Völkern zurückſtehn, die wir Barbaren nennen, die aber vor einem grauen Haupt aufſtehn und die Alten ehren, und vorzüglich hinter unſern ſo geheißnen unerleuchteten Altvätern, bey denen Väter und Mütter allgemein in hohen Ehren ſtanden, und jeder, auch der unbedeutendeſte Lehrer bey ſeinen Zöglingen, denen er ſich aber auch ſchlecht und recht und ohne Anmaßung widmete, ein Anſehn hatte, das Gehorſam und Ehrerbietigkeit in die Herzen der Jugend zu pflanzen geſchickt war und das Menſchengeſchlecht in ſeinen erſten Bedürfniſſen Ordnung und Weisheit lehrte.

Aber die raſenden Verheerungen einer falſchen Ehrliebe, die ſich täglich ſtärker in den Geiſt der Zeit und durch ihn in den Geiſt der Staatsverwaltung eben wie in den Geiſt des Privatlebens aller Bürger hineindringt, lenkt die Kraft alles deſſen, was die reinern und edlern Geſinnungen des Menſchengeſchlechts und ſeine wichtigſten und beſten Genleitungen ſichern ſollte, immer mehr beyſeits, und zerſtöret ie beſten Grundlagen der Menſchheit, die ſeine Tugend und Weisheit in einfältigern Zeiten ſchätzten.

Ich wende mich auf eine andere Seite des Gegenſtands. Es iſt immer ein vorzügliches Ziel der Staatsgeſetzgebung, die Handlungen der Regierung zu vereinfachen, und dieſe Vereinfachung iſt immer nur inſofern nöglich, als die Regierung dieſelbe vorzüglich und allgemein durch die Mitwirkung der ſtillen, geſicherten Wohnſtube des Bürgers zu erzielen ſucht.

Desnahen iſt es auch in dieſem Geſichtspunkt ein vorzügliches Ziel der Staatsgeſetzgebung, die häusliche Weisheit nd Kraft des Bürgers allgemein zu befördern und zu dieſem Endzweck die engern Verhältniſſe der Menſchheit allgemein arm und edelmüthig belebt im Volk zu erhalten. Der Bürger muß allgemein und vorzüglich für Weib und Kind, ür Freund und Bruder, für Nachbar und Gemeindsge- oß ſorgen lernen; aber das ſollte er auch in Rückſicht uf den Staat wohl lernen, denn es iſt auf dieſer Bahn, orauf er weſentlich und allgemein für dieſes Verhältniß rgen und ihm dienen lernt. Der Vaterlandsgeiſt unſer Vorfahren hatte in dieſer engen Bildung ſeine erſte ahrung; aber jetzt ſchwatzen unſere unbärtigen Knaben n allen Winkeln von den Bedürfniſſen des Staats, folgen eder Vater noch Mutter, verſpotten die Unſchuld, be- himpfen das Alter, verwirren den Sinn derer, die der auszucht, der Gemeindsordnung, der Schul- und Kirchen- ucht mit Ernſt das Wort reden; mitten indem ſie mit großen Worten vom Menſchenrecht und leiblicher und geiſtiger Freyheit und ſolchen hohen Dingen ſprechen und dem oberflächlichen Geſchwaz darüber das Wort reden, gibt ihre öffentliche Denk- und Handlungsweiſe dem Geiſt aller Verbrechen Nahrung, und das wahre Wohl eines jeden Landes iſt ſicher gefährdet, wo dergleichen Leute in öffentlichen Geſchäften als vorzüglich brauchbar angeſehn werden. Ich ſage auch dieſes nicht ohne Rückſicht auf meine Anſichten über die Urſachen des Kindermords. Die unglücklichen Folgen des raſend wachſenden Ehrgeizes unſers Zeitgeiſts und aller Erbärmlichkeiten ſeiner Eitelkeitsanhängſel ſprechen die Aufmerkſamkeit meines Geſezgebers im höchſten Grad an. Er unterdrückt in ſeiner Nationalauferziehung mit jeder Kraft, die in ſeiner Hand iſt, die erſten Keime des unſittlichen Hochmuths und der früh frechen Anmaßungsſucht der Kinder ſeines Volks in allen Ständen. Er ſieht im Frühreifen der Standesanmaßungen, wie im Frühreifen des Geſchlechtstriebs, die erſten Quellen der Abſchwächung unſerer Staaten, und er hält auch das Vorziehn unwürdiger und unfähiger Männer und das Nachſezen erfahrner und ihrer Stelle gewachſener Männer um ihres mindern Standes willen, ſo wie alle Urſachen, welche das ſtolze Herabblicken der Höhern gegen die Niedern, ſo wie die Frechheit der Vorzugsanſprüche im Flügelkleid und in Bubenſchuhen nähren und beleben, für die eine ſehr vorzügliche Quelle unſerer weſentlichſten Zeitübel. Er lehrt desnahen den jungen Edelmann, wie den Bürger, Brod für ſeinen Stand bey Arbeit, und Ehre und Würde bey den Folgen der Arbeit, bey dem Verdienſt ſeines Stands

uchen und finden. Er verhärtet das Herz und verwirrt
en Kopf ſeiner jungen Edeln nicht mit Affenſpielen von
räſidenten und Commandoſtellen, ehe ihnen ihre Kin-
erſtimme gebrochen, und wirkt ſo auf dieſer Bahn von
ben herab gegen den hohen Kitzel der Eitelkeit und der
elbſtſucht, deren Folgen in allen Verhältniſſen namenlos
nd. Er iſt überzeugt, daß er die Schamhaftigkeit der
lation in der Kraft ihres Weſens nicht wieder herzuſtel-
n vermag, wenn er nicht auf der einen Seite den Ver-
erungen der Eitelkeit in allen Ständen in ihren Quellen
inhalt zu thun, auf der andern Seite die Ehrenfeſtigkeit
ler und beſonders der niedern Stände auf eine ſolide Weiſe
begründen im Stande ſeyn wird. Er ſucht desnahen
e Ehrengenießungen der niedern Stände, die genoſſenen
hrenrechte aller, auch der kleinſten Städte und ſogar der
meinſten Dörfer in ihrem Weſen zu erhalten und zu
ützen. Er achtet die Erhaltung dieſer Ehkengenießungen
r den weſentlichen Pfeiler des reinen Segens des Mit-
ſtands. In eben dieſer Rückſicht und mit eben dieſer
rgfalt ſchützt er denn auch die Nationaltrachten, Hand-
rksverbindungen und Bauernanhänglichkeiten an die Sit-
und Gebräuche ihrer Vorältern, in ſo fern dieſe Bür-
trachten, dieſe Handwerksverbindungen, dieſe Bauern-
hänglichkeiten ſolche Sitten, Denkungsarten und Geſin-
ngen befördern, welche dieſen Ständen, ihren Erwerbs-
teln und Erwerbsverhältniſſen angemeſſen und geeignet
, bey den Individuen eines jeden Standes eine Le-
sweiſe zu erzeugen, zu erhalten und ſicher zu ſtellen,
mit den weſentlichen Fundamenten alles deſſen in Ueber-

einſtimmung ſteht, was den wahren Segen dieſer Stände zu begründen geeignet iſt.

Beſondere Einleitung des Gegenſtands auf die Umſtände der Dienſtbothen.

Das Volk der Dienſtbothen erregt in dieſer Abſicht ſeine beſondere Aufmerkſamkeit. Er ſieht ihre zahlloſe Menge im eheloſen Leben ſich ſelbſt verderben. Er ſieht ſie in ihrem Alter vielſeitig mit den Schandzeichen des tiefſten Elends gebrandmarkt, als den verheerten Auswurf der Nation und die verſpottete Hefe des menſchlichen Geſchlechts unter allen Leiden der Entkräftung, Unzufriedenheit und Schande dahingehn. Er unterwirft desnahen ihren Stand einer Staatsſorgfalt, deren Beſtimmung dahin geht, der Verheerung deſſelben Einhalt zu thun, und zu ſorgen, daß die aus den Dienſten getretenen Knechte und Mägde überhaupt als Mitglieder der Geſellſchaft zurückkommen, die am Ort ihrer Heimath noch brauchbar ſind. Er weiß, daß überhaupt an allen Orten, wo viele Dienſte gehalten werden, denſelben ſehr leicht wäre, ſich verſchiedene Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erwerben und eigen zu machen, die ſie nicht blos mit Nutzen auf ihren Dörfern treiben, ſondern durch welche ſie ſich noch ſelber einen Vorſprung der Erwerbsmittel und Erwerbskräfte vor ihren dießfalls weniger gebildeten Mitdorfgenoſſen verſichern könnten.

Und er ſieht in dieſen Ausſichten, welche eine weiſe Benutzung der Dienſtzeit dieſer unglücklichen Klaſſe von Menſchen eröffnen könnte, einen weſentlichen Standpunkt, uf welchen der Einfluß ſeiner dießfälligen Staatsſorgfalt und der dafür errichteten Behörde gerichtet ſeyn muß.

Er fordert desnahen die in Berufsangelegenheiten überhaupt und in den Localquellen der gemeinen Arbeitſamkeit eſonders erfahrnen und erleuchteten Männer auf, Mitglieder der verſchiedenen Behörden im Land, die er dießfalls aufſtellte, zu werden. Ob ihnen allen iſt eine hohe Staatsoberaufſicht. Alle Dienſte der Städte ſind unter die Auſſicht der Mitglieder dieſer Behörden vertheilt. Ein jedes erſelben muß zu Handen der Oberbehörde dieſer Staatsobſorge Ueberſehungstabellen über die ihm übergebene Zahl Dienſte halten, welche die allgemeinen und beſondern Ausſichten, die der Staat und ihre Heimath ſich von dieſen Leuten verſprechen dürfen, mit einem beſtimmten Detail ins Licht zu ſetzen geſchickt ſind. Die Gewiſſensräthe in den Provinzen, und bürgerliche, mit den Berufsſachen und Verdienſtquellen vorzüglich bekannte und erfahrne Männer ſind die Räthe dieſer Staatsoberaufſicht über die im Lande organiſirten, dießfälligen Unterbehörden. Die Pflicht jedes Mitglieds dieſer Behörden geht dahin, den ihm anvertrauten Dienſtbothen ausführlich die verſchiedenen Erwerbsbranchen und Verdienſtquellen bekannt zu machen, die in der Stadt, in welcher ſie dienen, leicht zu erlernen und ihnen beym Zurücktreten auf ihre Dörfer zu genugſamen Quellen eines ehrlichen Unterhalts dienen können.

Sie haben ſich in der Art und Weiſe, ihren dießfälligen Pflegekindern Rath und Wegweiſung in dieſem Fache zu ertheilen, genau nach den Localumſtänden ihrer Heimath zu erkundigen, um ſicher zu gehn, daß ſie mit ihrem

Rath und mit ihren Wegweiſungen ſich nicht ſelber zum Schaden dieſer Leute irren, und ſie nicht auf ſolche Verdienſtbranchen lenken, die um beſonderer Localumſtände willen in ihren Dörfern allzuſchwierig oder gar unmöglich wären. Sie haben in den Berathungsſtunden, welche ſie dieſen Verlaſſenen ertheilen, dahin zu ſehn, daß die vielfachen Ausſichten eines gewiſſen und ſichern Verdienſts den Muth dieſer Leute emporheben, und daß die Luſt und Liebe, ſich dereinſt wieder in ihren Dörfern häuslich niederzulaſſen, warm und lebhaft in ihnen bleibe. Mein Geſetzgeber hält es für eine vorzügliche Angelegenheit des Staats, daß dieſe Luſt und Liebe, ſich wieder in ihrer Heimath zu ſetzen, im Dienſtenvolk lebhaft unterhalten werde, und darum ſchränkt er ihren Aufwand, ſo lange ſie in Dienſten ſind, ein, damit ſie ſo viel möglich nicht allgemein verzärtelt und von unſinniger, unverhältnißmäßiger Gemächlichkeit von der Anhänglichkeit an ihre Heimath zurückzukehren abgelenkt werden; und er braucht die Knechte und Mägde ſeiner Städte jährlich etliche Tage zu beſtimmten, gemeinen, öffentlichen Frohndienſten, und das nur, um den verheerenden Ausartungen ihres Hochmuths, ihrer Gemächlichkeit und ihres Müſſiggangs Schranken zu ſetzen.

Seine Sittenaufſicht theilt alljährlich einigen, auf ihre Dörfer zurückgetretenen Dienſten, welche ſich weiſe verheurathet und für ihre Dörfer wichtige, neue Erwerbsbranchen und Verdienſtquellen eröffnet haben, ehrende Ermunterungspreiſe aus ꝛc. ꝛc.

Freunde der Menſchheit! Ausſicht und Hoffnung zum ehelichen Leben iſt aller Menſchheit Schutzwehr, die Schamhaftigkeit zu ſichern, und Rath und väterliche Wegweiſung in Berufs- und Brodangelegenheiten iſt der einfachſte Weg, Ausſichten und Hoffnungen zu einem glücklichen, ehelichen Leben auf eine vernünftige Art im niedern Volk allgemein zu machen. Und die geſicherte Schamhaftigkeit des Volks, die eine Folge der allgemein geſicherten Ausſicht zu Erwerbung eines rechtmäßigen Brods und zum ehelichen Stand iſt, iſt oberſtes und allgemeines Naturvorbeugungsmittel gegen die Thaten, die zu den Gräueln des Kindermords führen. *)

Mein Geſezgeber baut wieder auf die innern Anlagen und Neigungen unſrer Natur.

Ich ſchreite weiter, zu ſehn, wie mein Geſezgeber auch die innern Anlagen, Neigungen und Kräfte, welche bey Jünglingen und Mädchen, bey reifendem Alter, als Anlagen, Kräfte und Neigungen dieſes Zeitpunkts erſcheinen, benuze, die wahre Schamhaftigkeit im Volk allgemein ſicher zu ſtellen und dadurch den Quellen unſers Uebels abzuhelfen.

Er ſieht beym Jüngling durch das lebendige Gefühl ſeiner ausgebildeten Kräfte ſich einen mächtigen Stolz auf ſich ſelber, ſeine Unabhängigkeit und Freyheit entwickeln.

---

*) **Anmerkung.** Ich bin überzeugt, der Traum dieſes Vorſchlags und aller möglichen ähnlichen iſt nur durch den Vorſchritt von Erziehungsmaßregeln möglich, die aber unendlich tiefer wirken müſſen, als unſere, vom wirklichen Menſchenleben abgeſonderte und darum auch daſſelbe in ſeinem Stand zu befriedigen fähige Schul- und Unterrichtsmittel dieſes nicht zu thun vermögen.

Dieſer Jünglingsſtolz, dieſes Gefühl ſeiner Freyheit, bis er ſchmachtet, liebt und gebunden iſt, iſt das hohe Naturband ſeiner Schamhaftigkeit, das ihn auf reinen und heiligen Wegen zum dauerhaften Glück der ehelichen Genießungen leitet. Daher hütet ſich mein Geſetzgeber, dieſen ſtolzen Jünglingsmuth in ſeinem Land zu ſchwächen; im Gegentheil, er ſucht dieſen Muth vielmehr zu ſtärken. Durch ländliche, mit Muth erfüllende Spiele belebt er die natürlichen Anlagen dieſes Zeitpunkts. Er ſieht die ſtarken, freyen Aeußerungen dieſes Jünglingsmuths, wenn auch ſchon nicht immer kalte Bedächtlichkeit ſie genugſam leitet, mit der Nachſicht an, die ein weiſer Vater ſeinem eigenen Sohne gönnt, wenn ſich ſeine Kräfte in dieſem Zeitpunkt enthüllen; denn er weiß, daß dem Jüngling den Muth dieſes Alters zu nehmen, ohne ihm denſelben durch die ſanftern Bande der Liebe oder einer höhern Weisheit zu beſchränken, nichts anders iſt, als die gefährlichſten Keime des ſtillen Laſters und verborgener Verbrechen in ihm zu entwickeln. Er hütet ſich daher, kleine jugendliche Kühnheiten mit tiefer Beſchämung und entehrender Härte zu ſtrafen. Er mißbilligt Geſetze und Sitten, welche die ſich eben enthüllenden Kräfte der Menſchheit erſchütternd zurückſtoſſen; und den Jüngling, der ſeinem Beleidiger etwa einen kräftigen Schlag ſetzt, wirft er nicht leicht in den entehrenden Thurm, ſondern weiſt ihn väterlich zurecht mit Schonung ſeines Gefühls; denn er fürchtet ſich, einen Verbrecher zu bilden, und weiß, daß er es thun würde, wenn er den eben ſich enthüllenden Jugendſtolz ob einer Handlung, die nicht Bosheit war, allzubeſchämend kränken würde. Nein, er ſchont den Jünglingen, und mindert die Knabenfreuden des Landes nicht. Aber er ſucht ihren Stolz zum Edelmuth emporzuheben und ihre Freuden vor aller Niederträchtigkeit und Schandbarkeit zu reinigen. National- und Localkenntniſſe, Erleuchtung, Sittengewohnheiten und Vorurtheile u. ſ. w. geben dem Geſetzgeber dann nähere Leitung, wodurch und wie er an jedem Ort dieſen Endzweck der Veredlung des Jünglingsmuths, und dieſer Knabenſpiele erzielen könne.

Eben ſo wie der Jünglingsmuth iſt ihm der Mädchenſtolz Sicherſtellung ihrer Schamhaftigkeit und ihrer Tugend.

Aber er weiß, daß der Mädchenſtolz ſich verliert, wo das Mädchen ohne Ausſicht und unglücklich iſt; ſo wie der Jünglingsmuth ſich verliert, wo die Jünglinge im Land weder Hand noch Fuß regen, will geſchweigen, den Mund aufthun dürfen, ohne Gefahr, dafür verantwortlich gemacht zu werden und beweiſen zu müſſen, daß die Bewegung ihrer Hände, ihrer Füße und ihres Munds dem Vaterland keinen Nachtheil und keine Gefahr bringen könne.

Er ſorgt dafür, daß die Jünglinge des Landes frühe lernen, für die Quelle des ſichern Frohſinns ihrer Tage, für ſelbſtſtändiges Brod, mit eigenen Händen zu ſorgen. Er ſorgt dafür, daß das Heurathen armer Mädchen und armer Jünglinge allgemein leicht werde und die Ausſichten zum Eheſtand wohlerzogener Menſchen durchaus nicht ſchwer fallen müſſe. Mädchenſtolz und Knabenſtolz ſtirbt, wo dieſe Ausſicht mangelt; aber wo dieſe Ausſicht geſichert iſt, und Körbe geben den Mädchen ein Spiel, und Körbe empfangen den Knaben ſchwere Laſt iſt und ſchwere Bürde, ja, wo die Knaben um die Braven und Schönen eifernd buhlen, da werden die Knaben beym Buhlen noch bräver, und bey den Mädchen wird unter dem Buhlen die Brävſte noch bräver und die Schönſte noch ſchöner. Die Freuden der Mädchen in dieſem Zeitpunkt ſollten dieſe meinem Geſetzgeber entgehn, daß er ſie nicht benutzte zur Sicherſtellung aller Kräfte und Tugenden ſeines Volks, wozu ſie die Vorſehung ſo ſichtbar beſtimmt hat? Nein, ſie entgehn meinem Geſetzgeber nicht, und auch ſein Alter erneuert ſich beym Anblick jugendlicher Freuden, und die Freuden des Mädchenſtands ſind dem Geiſt ſeiner Geſetzgebung heilig. Ja, das ſtolze Mädchengefühl, das den Frauenſtand für Schande und Laſt hält, bis es liebt, die muntere Luſt des Mädchens, dem Jüngling zu ſagen, „ich „will dich nicht — ich will keinen — ich will frey ſeyn — „ihr böſe Knaben — ich will euer Joch nicht“ — die kurze Freude des Mädchens, dieſes zu ſagen, bis es liebt und hinſinkt in den Arm des Jünglings, dem es geſtern ſagte, „ich will dich nicht“ — die freye und frohe Munterkeit des reinen und guten Mädchenſtande, der den Jüngling ſo ſtolz macht, wenn ſeine Geliebte ihm endlich „ja“ ſagt, iſt in der Hand meines Geſetzgebers ein kräftiges Mittel, die reine Tugend und Glückſeligkeit ſeines Volks ſicher zu ſtellen, und er iſt weit entfernt, daß er den ländlichen und auch den kleinſtädtiſchen Aeußerungen dieſes Mädchenſtolzes in ihren Verbindungen, Bruderſchaften, Gleichkleidungen, mit allen ihren kleinen Pumpaffektationen, Hinderniſſe in den Weg legen ſollte; er ſucht vielmehr, wie bey den Jünglingen durch Veredlung ihres Stolzes

und

und nicht durch ſeine Unterdrückung, noch viel weniger durch Trennung der allgemeinen Mädchenverbindungen, die Freuden dieſes Stands zu hemmen, und es iſt ihm leid, wenn die Sitten des Volks ſo fein werden, daß ſelbſt die Mädchen keine allgemeine Freuden mehr mit einander und öffentlich haben, und ihr Stolz, in der Kirche und auf dem Markt Hand in Hand geſchlungen mit einander zu Dutzenden zu erſcheinen, ſich verliert, und dieſe allgemeine und öffentliche Eitelkeit des Corps in die beſondere, weit gefährlichere Eitelkeit des einzelnen Mädchens, alle andern auszuſtechen und allein zu ſchimmern, ausartet. Und ſo wie den lachenden, fröhlichen Muth des Mädchens, ſo braucht mein Geſetzgeber auch das empörende Gefühl deſſelben wider alles, was unanſtändig iſt und Schande veranlaſſen kann, und ſucht mit allem ſeinem Einfluß auch dieſen Grundtrieb des Geſchlechts bey ſeinem Volk ſicher zu ſtellen und rein zu erhalten.

Aber er weiß auch, daß es unumgänglich einen Grad von geſicherter Ehrenfeſtigkeit im Volk fordert, ehe der Geſetzgeber auf ausgebildete Grundtriebe der Menſchheit bauen kann; denn die höhern Gefühle der Natur erſterben im Herzen des Elenden, der mit ewiger, unauslöſchlicher Schande belegt, durch keine ungekränkten Menſchengenießungen zum Selbſtgefühl ſeiner Anlagen, ſeiner Kräfte und ſeiner Rechte emporgehoben wird.

Was ſoll die Schamhaftigkeit der Negerin, deren Leib nicht ihr Eigenthum iſt? Was ſoll ſie dem Sklavenmädchen, welches bald ein edelgeborner Bärenjäger, bald des

Bärenjägers Meiſter, ein Koſakenlieutenant, aus Laune mit der Knute geißelt?

Mein Geſetzgeber gründet alſo die Nationalſchamhaftigkeit des Volks auf einen Grad der Ehrenfeſtigkeit und geſicherten Lebensgenuß in den niedern Ständen, ohne welche das reine Naturgefühl des Menſchen gewaltſam gehindert wird. Aufhebung der Leibeigenſchaft, wie ſie jetzt iſt, und aller Rechte, welche den Bauern in ſeinen Lebensgenießungen noch unter den Zuſtand der Leibeigenſchaft hinabſetzen, kurz, allgemeine Feſtſetzung des Stands der niederſten Menſchheit in Lagen und Verhältniſſe, welche das Gefühl der innern Würde und Hoheit unſrer Natur nicht zernichten, das ſind unumgängliche Folgen des eben vorſtehenden Grundſatzes meines Geſetzgebers. Aber was ich fordere — das iſt — viel? — oder wenig? — wie ihr wollt, Menſchen! oder wie ihrs gebet. Denn es iſt gewiß, daß das alles bey ſehr kleinen Genießungen dennoch Platz haben könnte, wenn man dem Menſchen dieſes Wenige auf eine, ſein Herz erhebende und ſeinen Geiſt belebende Weiſe geben würde. Man mag nun gegen die Menſchheit thun, was man will und wie man's will, ſo wird ewig eine unwiderſprechliche Wahrheit bleiben, daß die Emporhebung der niederſten Stände aus Lagen und Verhältniſſen, die die reine Entfaltung der höhern Kräfte der Menſchennatur unmöglich machen, unumgängliches Bedürfniß der Nationalwürde aller Stände iſt, und daß in dem niederſten und letzten Dorfe eine jede brave, arbeitſame, unbeſcholtene Ehren-Haushaltung eine Art von Achtung genießen ſollte, die ſie ſichtbar von allen liederlichen, verſchwenderiſchen, beſcholtenen Haushaltungen unterſcheiden und auszeichnen würde, und daß im niederſten Dorf die Ehrliebe des Volks allgemein zu einem Ehrenfeſtigkeitston gereizt und emporgehoben werden ſollte; ja, das gute Mütterchen im Dorf ſoll auf ſeinen vollgeſtopften Kleiderſchaft, an dem es die Tage ſeines Lebens für ſeine Kinder ſparte, und künſtelte, bis ſie ihn voll hatte, ſie darf und ſoll auf dieſen vollgeſtopften Schaft ſtolz ſeyn. Laß auch den Alten ſtolz ſeyn auf ſeine Freundſchaft mit dem braven Pfarrer, auf ſeine Erkenntniß in der heidelbergiſchen Heilslehre, oder wenn du lieber willſt und er's wohl hat, auf ſeine Kühe, auf ſeine Aecker, auf ſeine blühenden Söhne, oder worauf du in der Welt willſt, nur gieb ihm etwas, daß er nicht ohne Stolz ſey, und ſein Thun alle Aufmerkſamkeit auf Ehrenfeſtigkeit verliere und ſo ſich zur Niederträchtigkeit hinlenke; und beym niederſten Mädchen im Land lenke ſeinen Stolz, den du ihm nicht geben mußt, auf ein verdientes Bett und Kaſten und auf ſtarke reinliche Kleider.

Es iſt Erfahrungsſache, daß wo die äußern Zeichen ehrenfeſter Sitten vernachläſſigt werden, ſich auch das innere Weſen der wahren Schamhaftigkeit verliert, mit welchem Verluſt dann die Grundlage aller Verbrechen gelegt wird.

Daher hütet mein Geſetzgeber der Ehrenfeſtigkeit ſeines Volks und allen Sitten und Gebräuchen im Land, die ſie ſchützen und befördern. Aber auch hier iſt ſein Hüten nicht Herrſcherhut, welche die Menſchheit nicht bildet; nein, ſein Hüten iſt das muntere Hüten eines Hirten, der ſeinen Schafen auf der ſanfteſten Flöte vorſpielt. Die

Wölfe ſind fern, die Hunde ſchweigen, die Lüfte kühlen, die Schafe drängen ſich um den Baum des Hirten, er ſteht in ihrer Mitte und flötet.

Wann er ſchweigt, drängen ſie ſich enger an ihn, lecken ihm Hand und Stab und Flöte und [illegible]. Mein Geſetzgeber ſitzt mitten unter ſeinem Volk, wie ein Schäfer, und ſingt ihm Lieder.

Spottlieder über den Verſchwender, der Aecker und Wieſen durch ſeine Gurgel hinabſchlürft — Spottlieder über den Jüngling, der frühe aufſteht zur Buhlſchaft und ſpät zu der Arbeit, die dem Mädchen, um welches er wirbt, Brod ſchaffen ſollte — Spottlieder über das Mädchen, das träge iſt am Spinnrad, an dem es ſein Brautbett ſpinnt und deſſen Fäden zu dieſem Bett grob ſind, das ſchön und rein ſeyn ſollte, zur Freude des Jünglings und zur ſpäten Zierde des Hauſes — Spottlieder über das Hoffartsmädchen, das nichts ſpart, und bunte Röcke und Bänder nur hat und keine guten Hemder — Spottlieder über Jünglinge, die beym Trunk und Spiel Thaler zeigen, und keine Aecker, keine Kühe und keine Webſtühle haben — Spottlieder über Jünglinge, die Liebe lügen und Geld ſuchen — Spottlieder über Keßlervolk, das Ehepfänder nimmt, wieder zurückgibt, und wieder nimmt — Ehrenlieder der Arbeit, dem Fleiß, dem treuen Ausharren, dem braven Stillſchweigen in der Liebe — Ehrenlieder dem Bräutigam der ſeine Braut ausſtattet und hält wie brav — Ehrenlieder der Braut, die ihrem Bräutigam mitbringt, was bräuchlich iſt, und ihn hält wie brav iſt — — über das alles, und noch über viel mehr, gibt mein Geſetzgeber ſeinem Volke warme Lieder, und ſucht beſonders den Mädchen im Land dadurch das Gefühl für Schönheit und Ehre und den Abſcheu vor Schande und Spott auf Gegenſtände zu lenken, die die wahre Schamhaftigkeit der Nation ſicher ſtellen.

Ein, mit meinem Hauptgeſichtspunkt in Verbindung ſtehenden, Hinblick auf Glücksgüter, Nepotisme, Staatsverſchwendung und Finanzoperationen.

Ich verfolge meinen Pfad noch einen Schritt weiter.
Mein Geſetzgeber ſieht die Natur eben ſo ſparſam das,
was man großes und ſchnelles Glück heißt, ertheilen, als
ſie überflüſſig und wohlthätig in der Befriedigung deſſen,
was die wahren Bedürfniſſe der Menſchheit ſind, antrifft.
Sie ertheilt ihren Günſtlingen nicht an jeder Morgenauf-
art und bey jedem Handkuß überwaidige Gaben, aber
ſichert der Menſchheit allenthalben bey einem weiſen
und arbeitſamen Leben genugſamen Unterhalt. Sie ſcheint
ch nicht beſonders beſorgt für die eigentliche Beruhigung
er anſcheinenden Günſtlinge, aber ſie zeigt ſich allge-
in beſorgt für die Beruhigung des anſpruchsloſen, ſtil-
, arbeitſamen Haushaltungstons. Und es fällt allent-
ben auf, daß wahre Beruhigung und häusliche Glück-
gkeit beym Beſitz ausgezeichneter Glücksgüter ohne Ver-
ichung ſchwieriger zu erhalten, als beym Genuſſe der
geſchränkten Umſtände, bey welchen der Menſch mit
tt und Ehren, ohne kränkende Sorgen und ohne er-
öpfende Anſtrengungen ſein Brod ſucht und findet.

Die Natur lenkt den aufmerkſamen, weiſen Menſchen durch auffallenden Mangel von einem wahren Glück, welches ſo gewöhnlich den Beſitz großer Güter begleitet, von dem Wunſche nach ſchnellen Abwechslungen ſeiner Glücksumſtände ab, und zeugt in zahlloſen Beyſpielen, daß dem Menſchen überhaupt keine Glücksumſtände ſo ſehr zur wahren und dauerhaften Freude werden, als diejenigen, welche durch ſeinen Fleiß gegründet und weiters mit eben der Sorgfalt, mit eben dem Fleiß müſſen erhalten werden, mit welchem ſie erworben worden ſind. So zeigt die Erfahrung auch allenthalben, daß der Menſch immer am vorzüglichſten glücklich iſt, wenn er unbeneidet im Kreiſe derjenigen Nachbaren, Verwandten und Freunde lebt und ſtirbt, unter denen er aufwuchs. Ebenſo zeigt ſie, daß die Vorſehung oft in denjenigen Lagen, die man Unglück und Elend heißt, wahre innere Größe entfalte, und da die Grundlage erhabener Glückſeligkeit legt, wo äußere Verheerung den Menſchen unter den tiefſten Ruinen zu begraben ſcheint. Mein Geſetzgeber ſieht zahlloſe Menſchen in Noth und Elend ſich Wege zur Ruhe und Freude bahnen. Er ſieht aus den unterſten Tiefen des Unglücks Männer Höhen erſteigen, auf welche niemand hinanzuklimmen ſich wagt, als wer ſich im ſtarken Durcharbeiten ſolcher ſchauervollen Tiefen Kräfte gebildet. Er ſieht im ſtillen Gang des glücklichen Mittelſtands den reinſten Genuß der Segnungen des Glücks. Er ſieht die Natur in dieſem glücklichen Mittelſtand den Menſchen allenthalben am reinſten und ſicherſten durch den allgemeinen Trieb der Kinderliebe zu Einrichtungen, Anſtalten und Vorſorgen für das Glück ſeiner Familie hinlenken, und ſo durch die Liebe zum häuslichen Segen durch Eigenthum die Bande der Familienverhältniſſe, die in ſo vielen andern Geſichtspunkten Grundlagen der Nationalglückſeligkeit ſind, noch enger knüpfen.

Mein Geſetzgeber folgt auch hierin der Leitung ſeiner weiſen Führerin, und dieſe entfernt ihn mit Macht von dem Geiſt der Staatsgeſetzgebungen, welche unaufmerkſam auf den Familienwohlſtand des gemeinen Manns ſo unendlich künſteln, um in allen Ecken ihre Günſtlinge ohne alles Verhältniß für ihre Lage und für ihren Verdienſt zu bereichern, zu verſinnlichen, und gedankenlos über das Bedürfniß der innern Veredlung, der häuslichen Weisheit und der geiſtigen und ſittlichen Kraft der höhern Stände nur ihre äußere Vergoldung ſuchen, wünſchen und betreiben. Er weiß, daß es ein unumgängliches Bedürfniß für die Sitten und die Glückſeligkeit der Nation iſt, daß der Reichthum, den Regierungskenntniſſe, Regierungsarbeiten und Regierungsſtellen bringen, eben ſo wohl als der Reichthum, den andere Arten von Kenntniſſen, Arbeiten und Berufen bringen, dem Verhältniß des innern Realverdienſts derer, die ihn beziehn, angemeſſen ſeyn ſoll; und er iſt überzeugt, daß Regierungsſtellen und Regierungsarbeiten, die ihre Beſitzer ſchnell in Lagen ſetzen, welche mit ihren ehemaligen Umſtänden ſo wie mit dem innern Weſen ihres Verdienſts und ihrer Verdienſtkräfte unnatürlich contraſtiren, eine der vorzüglichſten Quellen der Nationalunſittlichkeit und der Zerſtörung der häuslichen Glückſeligkeit aller Stände iſt.

Ueberhaupt iſt aller ſchnell gewonnene Reichthum ſittenverderbend. Der Gnadenreichthum iſt es um einen Grad mehr als der Kaufmannsreichthum; und der Nepotenreichthum iſt die oberſte Stuffe dieſes Landverderbens. Das Gift ſeines Verderbens geht noch über dasjenige des Spielerreichthums empor. Der Nepotenreichthum, der Königreiche eben ſo ſehr zu Grunde richtet, als er in Städten, die nur ein paar Gaſſen haben, das Hausglück der guten Bürger verderbt, dieſer Nepotenreichthum, der ganz nicht vom Verdienſt und Arbeitſamkeit abhängt, ſondern vielmehr ſchon im Schulknaben den Keim aller Thätigkeit, aller anſprachloſen Wetteiferung und aller innern Stärke und reinen Menſchenwürde zernichtet, iſt eine der vorzüglichſten Landesgefahren, denen mein Geſetzgeber zu Leibe geht.

Leſer! Ich bin an den Grenzen meiner Bahn, und nähere mich den Höhen, auf denen die Quellen der Irrthümer und Laſter entſpringen, die unſere Thäler verheeren.

Die in unſerm Zeitalter aufs höchſte geſtiegene Staatseitelkeit hat unſägliche Quellen des Nepotism eröffnet, und die Fürſten und Oberkeiten werden durch die Irrthümer ihrer Finanzen und ihrer Hausunordnung gehindert, den Landesverheerungen dieſes in ſchrecklichen Progreſſionen im Lande vorſchreitenden Nepotenverderbens in dieſen Quellen Einhalt zu thun.

Wo der Edelmann ſeinem Intendanten ſchuldig iſt, da werden die Herrſchaften ausgeſogen, und wer zuſehen muß, und nicht helfen kann, iſt der Edelmann ſelber.

Die Sitten der Zeit helfen ihm zwar in der Bitterkeit dieſer Leiden; er geht dann aus ſeiner Provinz in die Hauptſtadt, ruft die ausgeſogenen Herrſchaften in Papier zu ſich ins Hotel, und richtet ſich ein, daß er bey Abtretung eines Theils ſeiner anererbten Güter in fremde Hände dennoch ſtandesmäßig leben kann; er erſpart ſich bey dieſer Einrichtung gewöhnlich die Ausgaben für eheliche Kinder und die Sorgen einer läſtigen, die Oekonomie ſeiner Haushaltung auf einen feſten Fuß gründenden, oder dieſelbe auf einem ſolchen erhaltenden Hausordnung.

Das Finanzſyſtem der Fürſten iſt freylich nirgends vollends alſo; aber ihre Finanzoperationen bilden gar oft und viel in ihren Umgebungen Leute, die ſo leben; und viele von ihnen opfern doch unwiderſprechlich den guten Zuſtand ihres Volks gar oft ihren Schuldſachen, ihren Entlehnungsmanieren und ihrer häuslichen Unordnung auf.

Ob Millionen Gräuel, Landesverheerungen und Verbrechen aus der ihnen einträglichern Entlehnungsmanier im Land entſtehn, das iſt ein Geſichtspunkt, der in dieſem Fall gar oft nur als Nebenſache in Betrachtung kömmt. In der Colliſion eines chimeriſchen Finanzzuſtandes und dem Hauswohlſtand der gemeinen Landeseinwohner entſcheidet in dieſem Fall leider gar oft blos die Gegenwart wahrer oder blos anſcheinender Geldbedürfniſſe, und werden hie und da wahrſcheinlich ſo lange darüber entſcheiden, bis die Einkünfte einiger Reiche für Jahrhunderte an die Staatsgläubiger verpfändet ſind. Dieſe Umſtände erſchweren natürlich die innere Veredlung des geſetzgeberiſchen Willens, und der Macht, in deren Hand dieſer

Wille gelegt iſt; und ohne innere Veredlung dieſer äußern Macht iſt keine wahrhaft wirkſame Landesgerechtigkeit möglich.

Die Race des Menſchengeſchlechts gleicht nichts wenigers als einem Kloze Erz oder einem Stück Holz, dem es gleichgültig iſt, wer es zu gießen, zu modeln oder zu hobeln in die Hand nimmt. Sie iſt wie außer ihr Klima verſezt, wenn es ihren Führern an wahrer Weisheit und innerer Menſchlichkeit mangelt. Wenn du das nicht haſt, ſo magſt du ſonſt mit ihr machen, was du willſt, ſie liebt dich nicht, ſie achtet deiner Lehre nicht und bäumt und ſträubt ſich wider deine Gewalt. Dann werden ihre Gebrechen Verbrechen. Sie ſind und bleiben aber immer Folgen der Irrthümer, Leidenſchaften und Fehler der Führer des Volks, welche daſſelbe nicht nach ſeiner Natur und nach ſeinen innern Bedürfniſſen beſorgen, und das Blendwerk der öffentlichen Gerechtigkeit und der äußerlichen Wohlthätigkeitsanſtalten, welches dann mit Arbeits- und Zuchthäuſern, mit Schwert, mit Galgen und Rad, mit Galeeren, Karren, Findelhäuſern, Spitälern, Halseiſen, Bußenregiſtern, Tarifkunſtwerken, Geſezfolianten, Almoſenanſtalten, Wittwencaſſen, Stiftungen, Lotterien, Erziehungshäuſern, Verpfründungshäuſern, und was weiß ich, was alles ins Mittel treten will, bleibt in alle Ewigkeit ohne Realwirkung fürs Volk, ſo lange als die innere Stimmung der oberkeitlichen Macht nicht edel und rein iſt, und das Volk nicht überhaupt nach dem wahren Geiſt einer wirklich menſchlichen Regierungskunſt geleitet und in ſeinen vorzüglichſten Bedürfniſſen ſeiner innern wahren

atur gemäß behandelt und befriedigt wird. Aber eben
eſes, nämlich das Volk in ſeinen vorzüglichſten Bedürf-
ſſen ſeiner wahren, innern, veredelten und zu veredeln-
n Natur gemäß zu behandeln, iſt der Stein des An-
ßens. Ohne innere Veredlung der höhern Stände, und
hne äußere, gute Hausordnung der Höfe und der Per-
nen, welche den Willen und die Macht der Geſetzgebung
n ihrer Hand haben, hat keine ernſte Aufmerkſamkeit auf
e erſten Bedürfniſſe der Menſchheit, folglich keine wahre
Befriedigung derſelben ſtatt. Und wo dieſes fehlt, da
angelt das reine, weſentliche und heilige Band der öf-
entlichen Landesgerechtigkeit; und in dieſem Fall ſteht
ann das Götzenbild, das dann zumal mit dem Namen
erechtigkeit unverdienter- und unverſchuldeterweiſe prangt,
cht als heiliger Segen im Land. Ich ſpreche es aus;
enn es iſt wahr, die Scheingerechtigkeit, die in dieſem
Fall als Götzenbild im Land daſteht, iſt nicht ſegen-, nein,
e iſt als Götzenbild fluchbringend im Land. Sie pflanzt
n dieſem Fall, mitten indem ſie getödete, eingeſperrte und
erheerte Verbrecher zu Hügeln aufthürmt, Haufen und
Berge Verbrechen. Es iſt wichtig, dieſe Anſicht in ihren
weſentlichen Urſachen und Quellen ins Aug zu faſſen. Wo
mmer die Finanzen des Staats in der Unordnung ſind,
a kann die Regierung den wahren Quellen der häuslichen
Unordnung und des häuslichen Unglücks des Volks ſelten
Einhalt thun, ſie muß leider nur gar zu oft den Verhee-
ungen, welche aus dem Daſeyn dieſer Umſtände entſtehn,
kraftlos mit in einander geſchlungenen Händen zuſehn.
In dieſen Umſtänden aber ſind dann der Fürſt und das

Volk wahrlich gleich zu bedauern. Wer vorzüglich darunter leidet, daß er den Verwüſtungen im Innern des Reichs nicht abhelfen kann, iſt der Fürſt ſelber; wer aber vorzüglich daran Schuld iſt, indem er in gemächlicher Ruhe die Fette des Landes ausſaugt, das älteſte Kind des Staats, den Adel, im Innern ſeiner weſentlichen Verhältniſſe zu Grunde richtet, und den jüngern Sohn des Lands, der ſich zu ſeiner Stütze erheben will, die Handlung, eben ſo wie den Adel, in ſeinen innerſten Kräften erlahmt, wer auch dem Mittelſtand im Heiligthum ſeiner Kräfte ans Herz greift und in Millionen ehemals geſegneten Hütten im Land den Fluch der Zerrüttung, der Verwirrung, des Unfriedens und des Unſegens hineinbringt, iſt der Geiſt der Zeit, der durch das zügelloſe Uebergewicht unſerer Sinnlichkeit und unſers Luxus über die Anſprachen unſers Geiſts und unſers Herzens den gegenſeitigen Einfluß aller Stände gegen einander ſo verderblich gemacht hat, als er den erſten Fundamenten des Privatwohls der Individuen im Heiligthum ihres Einfluſſes in der Wohnſtube des Volks verderblich ans Herz gegriffen. Mit der aus dieſen Umſtänden nothwendig hervorgehenden Abſchwächung aller Stände mußte, troz allem Schein des Gegentheils, nothwendig das Weſen der Verarmung, oder vielmehr des innern Verſinkens unſerer meiſten Staaten erfolgen. Wir mußten dahin kommen, wo wir wirklich ſind; und ich muß, wenn ich auch in dieſer Hinſicht den weſentlichen Gegenſtand dieſer Bögen ins Aug faſſe, noch einmal wiederholen: in der ewigen Nothwendigkeit der Anlockung des Volks der Einwohner auf Anſichten, Grund-

ge und Bedürfniſſe, die eine Folge dieſer Umſtände, ſind
e erſten Urſachen der vorzüglichſten Verbrechen und alles
nglücks, das aus ihnen entſpringt, zu ſuchen.

Es iſt in der groſſen Oekonomie wie in der kleinen
ehr, wenn einmal die Erſchwingung der Zinſe der Haupt-
ſichtspunkt der Finanzoperationen ſeyn muß, ſo geht
ſt nothwendig der Endzweck, um deſſentwillen man das
pital aufgenommen, verloren.

Es iſt in der öffentlichen wie in der Privatökonomie
ehr, man muß immer ein wenig reicher ſeyn als man
ut; wenn man aber arm iſt, ſo muß man nicht beym
ahrlohn der Untermagd, noch bey dem Taglohn des Waſ-
trägers und Holzſpalters, ſondern bey dem Tanz, Ceri-
onienmeiſters und Leuten ihres gleichen anfangen, ſich
zuſchränken; man muß den Speck mit mehr Sorgfalt
r der Katze als vor den Mäuſen einſperren und mit
n Gaſtmählern und Einladungen auf eine Weiſe zu Werke
hn, daß es keine Gefahr mehr hat, daß man mit der
rnen Tafel ſein Haus auffreſſe.

Das iſt freylich für tauſend und tauſend Menſchen,
ſonders für ſolche, die ſich einbilden, es habe ihnen in
ückſicht auf den Gebrauch ihres Eigenthums und ihrer
echte niemand nichts zu befehlen, eine harte Rede, von
r ſie ſagen: wer mag ſie hören! Aber wenn unſer Zeit-
er je eine Wahrheit laut zu hören nothwendig hat, ſo
es dieſe. Die Weisheit, die Ordnung und Unabhängig-
t der Höfe in Geldſachen iſt das Fundament der Stärke
s Reichs, des allgemeinen Volksglücks und der öffent-
gen Landesgerechtigkeit. Menſchheit und Fürſten! Ohne

dieſes Fundament ſind alle Projekte, irgend einer Branche der Nationalunſittlichkeit und irgend eines Nationalunglücks Einhalt zu thun, nichts anders als Schlöſſer in der Luft, die der Wind mit den Wolken herbeyführt und mit den Wolken wieder verſchwinden macht. Sie entſtehn in einem Augenblick und verſchwinden eben ſo ſchnell. *)

Ganz im Geiſt einer wahren, den Quellen der Nationalverbrechen real entgegenwirkenden Geſetzgebung waren die Erſparungs-Maßregeln Frankreichs unter Nekker, und wenn je ein Rieſenſchritt gegen die vorzüglichſten Quellen der Ausſchweifungsgräuel in einem von der häuslichen Unordnung der obern Stände verheerten Land verſucht worden, ſo iſt es das Edikt von der Aufhebung der Generaleinnehmer in Frankreich.

Ludwig fühlte auch, was er gethan, und es iſt wahr, er durfte als Menſch ſagen, was er als König geſagt: „daß er ein Werk gethan, welches ſeinen Abſichten von Sparſamkeit, von Einſchränkung und guter Wirthſchaft angemeſſen, und durch die Hinderniſſe, welche ſelbiges dem Luxus in den Weg lege, für die Sitten heilſam ſeyn werde; ein Werk, welches durch Zernichtung der Mittel, durch bloße Gunſt zu großen Reichthümern zu gelangen, alles aufmuntern werde, die mühſamen Pfade zu betreten, wo Fleiß und Talente nur langſam zu mäßigen Belohnungen führen." So lautet das königliche Zeugniß von den wahren Quellen des Nationalverderbens

---

*) Ich bitte auch hier zu bemerken, daß dieſe Stelle vor vierzig Jahren geſchrieben worden.

Europa's und von den ächten Mitteln, denſelben wahrhaft Einhalt zu thun. Ich weiß nichts hinzuzuſezen; der ganze Geiſt meiner Abhandlung ruht in dieſem Wort des Königs.

Abermaliger Rückblick auf das Ganze, und Betrachtungen über das Hausglück des Volks.

Ich nehme die Reihe der Urſachen des Kindermords noch einmal vor mich, und faſſe von neuem die Natur der Quellen und der Gegenmittel des Uebels ins Auge; ich ſehe, daß ſich die Quellen der That allgemein von Geſinnungen und Umſtänden, bey denen das reine Glück der ſtillen häuslichen Genießungen untergraben, herleiten laſſen, und daß die Mittel, welche demſelben entgegen wirken, mit gleicher Kraft für die Sicherſtellung des Hausglücks wirken müſſen.

Daher nehme ich den Hausſegen des Volks für den Mittelpunkt an, gegen welchen ſich mein Gegenſtand von allen Seiten [illegible]rücklenken, und von welchem er auf alle Seiten wieder ausgehn muß.

Alles, was von nahem oder von fernem den Hausſegen des Volks untergräbt und zerſtört, befördert nahe oder ferne den Kindermord, und alles, was nahe oder ferne den Hausſegen ſichert, in Ordnung bringt und in Ordnung erhält, verhütet eben ſo nahe oder ferne den Kindermord. Mein Geſezgeber findet desnahen, die Regierung habe nach dem Maß, in welchem das Hausglück der Einwohner durch das Steigen der ſich ſelbſt, d. i. den

Anſprüchen der Sinnlichkeit und der Gierigkeit überlaſſenen Nationalreichthümer und der von der verderblichen Kunſt ihres Luxus ausgehenden Nationalverfeinerung untergraben wird, ihre Maßregeln zum Schutze des eigenthumsloſen Volks, welches bey einreißenden, verführenden Sitten am meiſten leidet, zu verdoppeln.

Aber er läßt ſich auch hierin von keinem einſeitigen Geſichtspunkte irre lenken. Die Freyheit, mit welcher Gottes Führung die Menſchheit leitet, die Weisheit, mit welcher ſie auch Noth, Elend, Tiefe und beſonders die das Mehr der Menſchheit anſcheinend läſtende Ungleichheit zur Ausbildung der Kräfte und Anlagen unſrer Natur, und zur Vermehrung und Veredlung der Genießungen des Ganzen gebraucht, und das Uebergewicht, das auch bey der einfachſten Entwicklung der menſchlichen Kräfte dem Arbeitſamen Brod, dem Kühnen Glück, dem Träumer Hoffnung, dem Schlauen Einfluß, dem Starken Gewalt giebt, und überwiegenden Kräften Gehorſam verſchafft, dieſe auch in der einfachſten Entwicklung der menſchlichen Anlagen auffallenden Naturquellen aller Standes und Vermögensunterſcheidungen ſichern ihn vor allen Träumen einer idealiſchen Gleichheit unter den Menſchen. Eben ſo wenig ſucht er durch Einſchränkung der Nationalreichthümer oder der Nationalaufklärung dem Sittenverderbniß Einhalt zu thun, durch welches die niedern Stände ſo oft verheert werden. Er weiß, daß bey Völkern, die an Einſichten, Genießungen, Erfahrungen und Fertigkeiten tief zurückſtehn, allenthalben die Fundamente des allgemeinen Menſchenſegens und der allgemeinen Menſchenberuhigung

man-

mangeln, daß ſie folglich nicht auf dieſer Stufe gelaſſen, noch weniger mit Kunſt und Willen darauf feſtgehalten werden dürfen. Er findet auf der ganzen Erde den ungebildeten, zurückgeſetzten Mann auch in den glücklichſten Umſtänden nicht menſchlich, ſondern nur ſinnlich gebildet und in unglücklichen Umſtänden immer thieriſch verwildert. Hier ſieht er Haufen Sklaven in Ehrloſigkeit, Unverſtand, in dunkeln Rauchhütten in ſinnlicher Behaglichkeit ihr Leben verlieren, dort ſieht er ſie in ſinnlicher Unbehaglichkeit daſſelbe verwünſchen; hier ſtehn ſie wild, gewaltſam, grauſam und muthvoll, dort niedergeſchlagen, niederträchtig, falſch und furchtſam vor ſeinen Augen; hier ſieht er ſie in dummer Leichtgläubigkeit zu jedem Kreuzzug, dort in dummer Gierigkeit zu jedem Raubzug bereitwillig und hinwieder in dummer Leidenſchaftlichkeit zu jedem Aufruhr geneigt; hier ſieht er ſie in barbariſcher Rechtloſigkeit einem in Felſen niſtenden Zwingherrn gehorchen, dort in ſteinharten Ketten unſinniger Rechtsformen durch ihr Leben an der Naſe herumgeführt.

Er weiß zwar wohl und läugnet es gar nicht, daß ſolche, bildungshalber verwahrloſete und hintangeſetzte, Menſchen durchaus nicht allgemein ſinnlich unglücklich ſind. Er weiß, daß ſie ſich gar oft thieriſch und ſinnlich ganz wohl und glücklich fühlen, und den Zuſtand, in dem ſie ſich befinden, um keinen Preis mit dem Zuſtand gebildeter Menſchen und Völker vertauſchen wollten, und er iſt dabey auch ſo feſt überzeugt, daß ſie ſich in dieſem Zuſtand wirklich beſſer befinden, als wenn ſie dem Verderben einer, von den Fundamenten aller wahren Menſchenbildung entblößten, böſen Volksverkünſtlung preis gegeben würden. Er erkennt, daß es wirklich wahr iſt, daß je weniger der Menſch braucht, je leichter er das findet, was er bedarf, je milder die Sonne in ſeinem Klima ob ihm ſcheint, je ruhiger er in ihrem Schatten ſchlaft, je behaglicher er ſich beym täglichen Baden entkleidet und wieder abtrocknet, deſto mehr iſt er im Allgemeinen auch ſinnlich gutmüthig und von roher Grauſamkeit und Gewaltthätigkeit ferne. Aber mein Geſetzgeber achtet dieſe Sinnlichkeitsvortheile für das Menſchengeſchlecht gar nicht wichtig, und iſt dabey überzeugt, daß die Horizonte, wo die Menſchen ſich einer ſolchen ſinnlichen Behaglichkeit überlaſſen können, ohne durch Hunger und Mangel darin geſtört zu werden, auf dieſer Erde, die allenthalben Dornen und Diſteln trägt, ſehr ſelten ſind, und weiß dabey noch, daß das menſchliche Herz die Keime des Emporſtrebens ſeiner Natur in der unruhigen Hülle ſeines Fleiſches und ſeines Bluts in ſich ſelber trägt, das ihn auch in den reichſten, glücklichſten Zonen das ſinnliche Glück dieſer, durch das Stillſtellen der Belebung ſeiner Kräfte zu erkaufenden, Behaglichkeit nicht ungeſtört und ungekränkt genießen läßt;-aber in den meiſten Horizonten der Erde fordert das bloße Brod, welches der Menſch haben muß, allgemein eine ſehr ausgebildete Ueberwindungsſtärke gegen die Gelüſte dieſer idealiſchen Sinnlichkeitsbehaglichkeit, die den Menſchen gewiß ſonſt allgemein anwandeln würden, wenn er nicht lieber Brod äße als hungerte.

Und ſo iſt unzweydeutig im ſtrengen Brodbedürfniß der zwangvolle Uebergangspunkt von der geprieſenen Sinfalt des Kinderalters des Menſchengeſchlechts in das Joch der Sitten und Künſte, und einmal hinübergegangen aus dieſen eliſiſchen Feldern in den brodbedürftigen Erdball, dann iſt unſtreitig gewiß ein höherer Grad der Entwicklung der Kräfte und Anlagen der Menſchheit beſſer als ein kleinerer.

Mein Geſetzgeber läßt ſich beym Anblick des Männerunglücks und der Verheerungen, welche die mehrern Kräfte und Wünſche dieſes Alters veranlaſſen, nicht irrlenken. Er weiß, daß Kinder unglücklich ſeyn können wie Jünglinge und Männer, und er vergleicht den Zuſtand der vorgeſchrittenen Nationalerleuchtung unbefangen mit dem Kinderzuſtand der Menſchheit, in welchem der unentwickelte, rohe Sennenmann vor ſeinen Augen erſcheint. Bey dieſer Vergleichung findet er unzweydeutig viel Glück und viel Unglück in beyden Altern der Menſchheit; aber er findet auch, daß das Unglück des Kinderſtands der Menſchheit nicht durch die Kunſt widernatürlich lange in dieſem Kinderzuſtand zu bleiben, ſondern durch eine weiſe Emporbildung zur Befriedigung der Bedürfniſſe des Männeralters geheilt werden kann; und wieder, daß das Unglück des Männerſtands nicht in der Zurücklenkung der Nationen zu ihrem Kinderſtand, ſondern in der Ausbildung und Veredlung der Männerkräfte zu der beruhigenden Weisheit des alles vollendenden Alters zu ſuchen.

Die Natur will allenthalben vollendete Reifung, aber es fordert ſchwache Blüthen und heiße Sommertage, ehe der Segen des Herbſts ſeine Früchte zum Koſten anbietet. Ewiger Winter iſt der Stand der Natur, den du lobteſt, guter Rouſſeau; aber du ſahſt nur heiße, brennende Sommertage über die Menſchheit und einen hohen Grad ihrer Verheerung. Du lebteſt neben böſen Weiſen, die der Welt wenig Gutes zu thun geſchienen haben, und es ging dir wie einem Mädchen, das edel und gut, aber auch träumend und träge hinblickt in die arge, böſe Welt und alle ihre Mühſeligkeiten und Gefahren; das gute Mädchen wünſcht wieder ein Kind zu ſeyn, und hat auf eine Art wohl recht, aber es iſt zu Mutterpflichten und Mutterſorgen beſtimmt und darf die Fortdauer ſeiner Kinderſpiele nicht einmal wünſchen.

Mein Geſetzgeber ſieht freylich, daß große Genießungen große Begierden erregen, aber er ſieht auch, daß große Begierden große Kräfte enthüllen, und daß die Anlagen der Menſchheit ohne emporhebende Endzwecke und große Begierden erſterben. Er ſieht, daß ohne Verſuchung keine Ueberwindung, und ohne Ueberwindung keine Stärke im Menſchen iſt. Er ſieht, daß ohne den Drang nöthigender Umſtände, großer Bedürfniſſe und hoher Endzwecke nirgends ſich der alles durchſetzende Muth enthülle, der in allen Lagen und Umſtänden die Wohlthäter der Menſchheit bildet. Kurz, alles zeigt ihm, daß die Menſchheit zur Ausbildung ihrer Anlagen beſtimmt, und alſo die Aufklärung der Nationen ein unumgängliches Bedürfniß der Welt iſt.

Auf der andern Seite aber weiß er auch, daß alle Aufklärung der Menſchen, wenn ſie wirklich Gutes wirken und den Volksſegen wirklich befördern ſoll, wahrhaft ſeyn, d. i. auf pſychologiſch wohlgeordneten Fundamenten ruhen und aus denſelben hervorgehn muß. Er weiß, daß die wahre Volkserleuchtung nicht auf der Ausdehnung ſeiner wörtlichen Erkenntniſſe, ſondern auf der geiſtigen Erhebung dieſer Erkenntniſſe über den Trug ihrer wörtlichen Oberflächlichkeit ruht. Er weiß, daß die wahre Volkserleuchtung nur aus der Erhöhung ſeiner ſittlichen, geiſtigen und Kunſtkräfte hervorgeht, ſo wie ſie vorzüglich dazu hinführt. Er weiß, daß ſie weſentlich in der Uebereinſtimmung ſeiner Kenntniſſe mit ſeinen vorzüglichſten Bedürfniſſen und ſeinen weſentlichſten Verhältniſſen beſteht, und auf der Unterordnung ſeiner Neigungen unter ſeine beſten Einſichten, auf der Uebereinſtimmung ſeiner Fertigkeiten, Uebungen und Sitten mit den richtigſten Urtheilen ſeines Kopfs, und endlich auf einer ſorgfältigen Stimmung der Aufmerkſamkeit und der Anhänglichkeit des Volks zu dem Wichtigſten, Weſentlichſten und Nothwendigſten.

Mein Geſetzgeber hält die Klage über die Verheerung der Sitten, welche von der Ausdehnung des Erwerbs und der Einſichten einer Nation herrühren, für die Klage eines Manns, der einen fetten Bach in ſeinem ganzen wilden Lauf durch ſeine Matte ſtrömen läßt, und dann klagt, ſein Waſſer trage ihm nur Grien und Sand in dieſelbe; er muß den Bach in Schleuſen faſſen und ihn zu vielfacher, ſtiller Vertheilung über ſeinen Boden führen, dann wird er ihm auf eben der Matte, die er ohne dieſe Sorgfalt verheert, reiches Futter pflanzen. Er hält es für die Klage ſchwacher Augen, daß die Sonne jemal zu hell ſcheine, und die Sprache der alles erſtickenden Armuth und des eigenſüchtigen Neids, daß zu viel Reichthum im Land ſey; wenn er aber ſeine Augen auf die auffallende Schiefe und Einſeitigkeit unſrer gegenwärtigen Aufklärung, auf die Hintanſetzung der weſentlichſten Theile einer wahrhaften Nationalerleuchtung wirft, wenn er die allgemeine Erkaltung unſrer Zeit über alles Wichtige und Nahe, und den Raſereydrang zu Tändeley und Spielwerk und zu allem Fremden und Unnützen, wenn er das ſchwere Gefühl einer allenthalben herrſchenden Unzufriedenheit mit ſeinen Umſtänden, wenn er die auffallende Ungenügſamkeit des Nationalvermögens zu den Sitten der Zeit, wenn er den täglich ſich vermindernden Genuß häuslicher Freuden und den ebenſo täglich ſteigenden Prunk der öffentlichen Erſcheinungen und die auffallende Leerheit dieſer letzten an Bildung zu wahrer, ermunternder Freude und Ruhe und Lebensgenießung ſieht, ſo glaubt er, man habe nicht über Erleuchtung, ſondern über Dunkelheit, und nicht über Reichthum, ſondern über Mangel zu klagen, und er verhehlt es nicht, daß unſer Zuſtand ihm bloß als ein Zuſtand der Dämmerung vorkommt.

Inzwiſchen iſt Dämmerung freylich beſſer als Nacht, und es iſt niemand, der den Reichthum Hollands nicht der Armuth der elenden Schiffer, die ein paar Jahrhundert früher in dieſen Provinzen gelebt, vorziehe. Es iſt niemand, der Petersburg von der See verſchlungen wünſche, damit Rußland geblieben wäre, was es geweſen iſt. Es iſt auch kaum jemand, der den auf die Reformation immediat folgenden Volksvorſchritt in der Nationalerleuchtung nicht für beſſer halte, als die ihr vorhergegangene dunkle Zeit. So entſcheidend iſt der Vorzug des Lichts

r der Finſterniß, der Aufklärung vor dem Aberglauben,
d des Ueberfluſſes vor dem Mangel. Und wir müſſen,
erſeits um den Punkt, auf welchem wir dießfalls ſtehn,
htig zu beurtheilen, anderſeits um den Vorſchritt unſrer
leuchtung und unſrer Reichthümer weiſe zu leiten, ſolche
eſichtsdata ins Auge faſſen, und dann fragen: warum
der eine Menſch bey ſeinem Reichthum glücklich, und
r andere nicht? warum iſt der eine bey vielen Einſich-
minder glücklich als der andere bey wenigern? warum
der Herrenhuter, der Mennoniſt, der Quäker ſo ſicht-
r bey großen Reichthümern glücklicher als die reichen
ben der Generaleinnehmer in Frankreich? warum ſind
Söhne des Landadels im Gebrauche ihrer Reich-
ämer gewöhnlich weiſer als die Söhne des Hofadels?
arum ſpart der Holländer ſeinen Reichthum ſo allgemein?
rum der Engelländer nicht alſo? warum jagt das eine
orf ſeinen Verdienſt durch die Gurgel, und iſt elend?
arum ſpart das andere bey ſeiner Gewerbſamkeit, und
blühend? Noch mehr. Warum war die Nationaler-
chtung bey der Reformation den guten Sitten und dem
usſegen der Nationen ſo offenbar vortheilhaft? warum
die Nationalerleuchtung unſrer Zeit den guten Sitten
d dem Hausſegen der Nationen ſo offenbar hinderlich?
Die Reſultate ernſter Betrachtungen über die Funda-
nte des Hausſegens aller Stände über die Geſchichtsdata
d Weltepochen, die über dieſen Gegenſtand vorzügliches
ht geben, werden uns zeigen, daß der Wachsthum an
nſichten bey einzelnen Menſchen, und bey ganzen Na-
nen, auf eine gar ungleiche Weiſe Platz greift; daß

einige Menſchen, und einige Nationen, ſich in weiſer Ordnung erleuchten und ihre Aufmerkſamkeit auf Gegenſtände lenken, welche die Sittlichkeit und den Hausſegen des Volks befördern, und daß hingegen andere dieſen Wachsthum der Nationalkenntniſſe auf Gegenſtände lenken, welche den Hausſegen und die Sittlichkeit der Nation untergraben, u. ſ. w.

Und hieraus erhellet, daß die Leitung und Führung der Nationen bey ihren ſteigenden Einſichten und Reichthümern auf diejenigen Kenntniſſe und zur Bildung derjenigen Neigungen, welche ihnen in ihrer Lage die nothwendigſten und wichtigſten ſind, dasjenige iſt, was das Steigen der Kenntniſſe und Reichthümer zum Segen des Volks macht. Aber dann erhellet aus eben dieſen Beobachtungen weiter, daß der beſtimmte Punkt unſrer Zeiterleuchtung und unſrer Zeitreichthümer weit größer in ſeinem Schein als in ſeinem Weſen iſt, und daß es uns auffallend an Ordnung und Verhältnißmäßigkeit im Beſitz und im Gebrauch dieſer beyden Vorzüge fehlt.

Allenthalben ſchimmern Detailkenntniſſe, aber immer wird feſter, reiner und uns in unſern nächſten Lagen beruhigender Wahrheitsſinn ſeltener. Man ſieht die halbe Welt das Einmaleins auswendig können, aber auch das gedankenloſe Rechnen und in ſo weit das Gedankenloſeyn unter uns ſo allgemein werden als das Auswendigkönnen des Einmaleins. Man ſieht zahlloſe Dichter, aber unter ihnen nur ſehr wenige, die dieſe zahlloſen verdrängen. Man ſieht bald mehr Gelehrte als Kammerdiener, aber man bedarf jetzt mehr Kammerdiener als Gelehrt. Man erhebt ſich in einzelnen Auszeichnungen dem Anſchein nach über die Wolken, aber das Ganze unſers Thuns und Laſſens, unſers Wiſſens und Könnens iſt, wie der Zuſtand der Feudalbauern, feſt an den Koth der Erde gebunden, über den wir uns nicht zu erheben vermögen. Unſer Thun und Laſſen, unſer Wiſſen und Können hat keinen feſten Zuſammenhang unter ſich ſelber. Unſere Nationalerleuchtung ruht nicht auf feſtem Wahrheitsſinn und ausgebildeter Menſchenkraft, ſonſt würde ſie ſtärker wirken, weniger poſaunen und weiter führen. So iſt's auch mit dem Reichthum. Man ſieht allenthalben tauſend Triebräder in Bewegung, das Volk zu lehren, zu zwingen, zu treiben, Geld zu verdienen; aber man vergißt, daß das Volk nur in ſo weit wahrhaft Geld verdienen kann, als es zum weiſen Anwenden des Gelds, eben wie zu ſeinem Erwerben, gebildet und emporgehoben iſt. Und ſo fehlt es allenthalben an Fundament und Ordnung in den neuen Weisheits- und Geldfiſcherey-Anſtalten unſrer Zeit.

Der Schluß dieſer Nachforſchungen wird alſo dahin auslaufen, man müſſe das Volk, das man erleuchten will, durch Mittel zu erleuchten ſuchen, die die Menſchen in ihrem Weſen allgemein und tief für den ganzen Umfang alles deſſen, was ihnen an Leib und Seele nothwendig iſt, ergreifen und ſie zu demſelben mit pſychologiſch-wirkſamer Kraft hinlenken. Es iſt desnahen unmöglich zu verkennen, daß das Fundament einer jeden wahren Nationalerleuchtung ſowohl als das Fundament aller Weisheit im Erwerb und Gebrauch der Reichthümer eines und eben daſſelbe iſt, nämlich die allgemeine innere Veredlung der Grundtriebe des Volks, welche beym armen, gebrechlichen Menſchen nur durch ſeine Hinlenkung zum wahren, lebendigen Glauben an Gott und an die Seligkeit der Liebe zu erzielen iſt.

Iſt das Wahrheit, Menſchen! ſo iſt meine Bahn heiter. Aber eben ſo heiter iſt dann auch, daß der Gang der gegenwärtigen Zeiterleuchtung im Großen und Allgemeinen nicht in der Ordnung. Die ſtolze Erleuchtung ſpottet der Tempel und Heiligthümer, und raubt dem armen Volk des Lands den Stecken und Stab, woran es ſtille und fromm zur Ewigkeit hinwandelte, und die Grundſätze, worauf es bisher ſein gutes Herz, ſein Hausglück und alle Freuden des Lebens und alle Hoffnungen des Todbettes gegründet, und gibt ihm dagegen nichts als Leichtſinn und Unruhe und einen verhärteten Sinn.

Dieſer Geſichtspunkt ſetzt den Unterſchied der Epoche von Luther's Volkserleuchtung und von der gegenwärtigen Welterleuchtung, die von Frankreich ausgegangen, in ein heiteres Licht. Ich rede aber dießfalls gar nicht von dem Unterſchied des Meynungenſtreits der damaligen und der gegenwärtigen Zeit, ſondern von dem Unterſchied der Anſichten über die Fundamente des Volksglücks und des Nationalſegens und dem mehr oder mindern Wahrheitsſinn, der dießfalls in der Reformationsepoche und in der unſrigen ſtatt findet.

Und nun, Zeitalter! ich leere mein Herz aus, und ſage es, wie ich es denke: wer nicht an Gott glaubt, dem mangelt die Liebe des Nächſten, und wem die Liebe Got-

s und des Nächſten mangelt, dem mangelt das Intereſſe
r die erſten Angelegenheiten des Menſchen und mit ihm
s Fundament der wahren Weisheit des Lebens.

Desnahen iſt Unglaube und Mangel von Liebe eine
uelle von Unordnung in dem Vorſchritt der Erkenntniſſe
s Menſchen, deren Folgen auf keine Art durch die Hei-
keit und Ausdehnung alles übrigen, was der Menſch
nſt wiſſen mag, vergütet werden kann; und alle Er-
uchtung des Menſchen, die ſich nicht auf Gottesfurcht
d Liebe gründet, iſt ewig des Fundaments beraubt,
f welches der ſchwache Sterbliche die Werke ſeines Kopfs
uen muß, wenn er ſeinen Kopf ſelber vor Verwirrung
d Irrthum bewahren will.

Das zweyte Bedürfniß einer wahren Nationalerleuch-
ng iſt, daß [illegible] lerne, ſein Wiſſen und ſein Wollen in
n Schranken deſſen zu erhalten, was es wirklich bedarf,
d was ihm wirklich dient, und weder durch den Trug-
ein des Vielwiſſens noch durch denjenigen des Reich-
ums von der Bahn, in Uebereinſtimmung mit ſich ſelber
leben, abgelenkt und abgehalten werde.

Mein Geſetzgeber ſucht desnahen ſein Volk mit Sorg-
lt zum Genuß des Vorſchritts der Einſichten und des
werbs, zu welchem er daſſelbe hinleiten will, vorzube-
iten; und es iſt ſo entfernt, daß der bloſe Vorſchritt
r Reichthümer oder der Erleuchtung, unabhängend von
r Art und Weiſe, wie die Nation von beyden einen
ebrauch macht, ihn befriedigen oder erfreuen ſollte, daß
vielmehr einen kleinen Vorſchritt ſeines Volks in beyden
ücken für wichtiger und ſegensreicher für ihns hält,

wenn er in Ordnung geleitet, als einen größern, der des Fundaments der wahren menſchlichen Beruhigung beraubt, den Wohlſtand der Nation nur anſcheinend erhöht.

Ich falle bey den Nachforſchungen dieſer Begriffe wieder auf das Beyſpiel einiger Sekten, und beſonders auf die Wiedertäufer.

Dieſes ihr Hausglück iſt ſo allgemein, und ihre häusliche Weisheit und Ordnung der erlauchteten Rechtgläubigen ſo überwägend, daß ſie z. E. auf Lehen, von denen ſie einen Drittheil mehr Pacht zahlen als ihre nicht ſektiriſchen Vorfahren, allen häuslichen Wohlſtand, den ſie wünſchen, genießen, indeſſen, daß die erſten mit Noth und Elend ihren kleinen Pachtzins nicht haben erſchwingen können.

Und die Urſachen hievon ſind ſo offenbar in dem Unterſchied ihrer, auf Religionsgrundſätzen ruhenden und zu häuslicher Glückſeligkeit hinzweckenden Verfaſſung gegründet, daß ein patriotiſcher Bürger an einem Ort, wo man ſie bisher geduldet, ihre dortige Einſchränkung unumgänglich nothwendig findet, „weil wir (ſo ſagte er zu mir) „unſre Geſetzgebung und Polizey unmöglich zu der einfachen Weisheit der ihren emporheben können, und da „wir das nicht können, ſo würden unſre Angehörigen, die „hieran nicht ſchuld ſind, Unrecht leiden, wenn ſie nach „und nach von dieſen Sektirern allgemein von ihren Lehen „verdrängt würden, welches gewiß geſchehen würde, wenn „man ihnen eine uneingeſchränkte Duldung geſtattete; denn „es iſt unmöglich (fährt er fort), daß unſer Bauer, der „tröhlt und ſpielt und ſauft und flucht und ſeinen Ruhe-

„tag im Schenkhaus, welches gewöhnlich das Wohnhaus „ſeines Schulzen, oft ſelber ein Lehenhaus ſeines Land„vogts iſt, verteufelt, und in ſeiner Mitte keinen „Menſchen ehrt, keinen Menſchen hochachtet und keinen „Menſchen rathsfragt, ökonomiſch mit dem Wiedertäufer „concurriren, und ebenſo haushälteriſch, weiſe und glück„lich ſeyn könne als dieſe, die nicht tröhlen, nicht ſpielen, „nicht ſaufen, und freylich keine Richthäuſer und keine „Pfarrhäuſer haben, aber in ihrer Mitte häusliche „Weisheit ehren und in ihrer Religion die eigentlichen „Grundſtützen ihres Wohlſtands und einfache, weiſe Bil„dung dazu finden.“

Mein Geſetzgeber wird ſich über die Schwierigkeiten
emporſetzen, welche einen eingeſchränkten Magiſtrat um
unabhelflich genannter Verfaſſungsfehler willen zur Un-
uldſamkeit gegen die erſten Beyſpiele einer wahren, reinen,
äuslichen Weisheit verleiten, und mit hoher, einfacher
raft dahin ſtreben, daß man in ſeinem Reich auch Men-
en dulden könne, die alle Einfalt und haushälteriſche
ugend dieſer Sektirer beſitzen.

---

herung zu meinem letzten Wort über Geſetzgebung und Kindermord.

Leſer! Wirf deinen Blick noch einmal zurück auf die
n Aeußerungen meiner Gefühle über dieſen Gegenſtand
vergleiche ſie mit den letzten, zu denen mich die Nach-
ungen über denſelben hinführten, und du wirſt ſehn,
was allgemein mangelt, den Menſchen durch den

Genuß des Wohlſtands und der Aufklärung glücklich zu machen, auch dasjenige iſt, was mangelt, um den Gefahren, welchen die ſteigenden Nationalreichthümer und Nationalkenntniſſe die gemeinen Stände ausſetzen, Einhalt zu thun; und wieder, daß dasjenige, was dießfalls mangelt, eben dasjenige iſt, was auch mangelt, um den vorzüglichſten Quellen des Kindermords Einhalt zu thun.

Dieſer auffallende Zuſammenhang des Ganzen und die Verknüpfung und innere Verbindung dieſer Gegenſtände als Ringe an einer Kette gründet ſich auf das allgemeine Bedürfniß unſrer Natur der Entwicklung unſrer Kräfte, und die Veredlung ihres Gebrauchs auf rein pſychologiſche Fundamente und auf den ewigen, unerſchütterlichen Felſen der Reinigung, Heiligung und Sicherſtellung dieſer Fundamente auf Gottesfurcht gegründet. Mein Geſetzgeber braucht desnahen alle Nationalverhältniſſe, alle Locallagen, allen öffentlichen Einfluß, ſo wie alle Regierungskräfte, die in ſeiner Hand ſind, und alle Privatkräfte, die er zu beleben im Stand iſt, zu dieſem Endzweck.

Er lenkt den Reiz aller Volksgegenſtände, den Ton der öffentlichen Befehle, die Laune der öffentlichen Spiele, die Anmuth der Kunſtwerke; er leitet den Vorſchritt der rechnenden Weisheit, die Lebhaftigkeit der erhöhten Empfindſamkeit, die Gewalt der Beredſamkeit, den Reiz der Dichtkunſt, die Macht der Regierungsſprache, und ſelbſt den Fratzeneindruck der Theater- und Charlatanskünſte, kurz alles, ſo entfernt es etwas beytragen kann, dieſen Grundpfeiler der menſchlichen Erkenntniſſe im Volk zu dieſem Endzweck ſicher zu ſtellen.

Aber er weiß auch, daß wahre Gottesfurcht und wahre
eisheit eins und eben daſſelbe iſt, und er kennt keine Got-
furcht und keine Gottesliebe auf Erden, als nur beym
eitſamen, ordentlichen, haushälteriſchen, gerechten und
igen Menſchen. Hausordnung und Hausglück ſind ihm
zig und ewig das unzweydeutige Merkmahl eines gottes-
chtigen Volks; und er erkennt hier den eigentlichen Schei-
ngspunkt wahrhaft weiſer Regierungsgrundſätze von allen
lſeitigen Abweichungen der tauſenderley ſich auf Irrthum
d Unmenſchlichkeit gründenden Regierungsabwege; denn er
lt alle Regierungen nur in dem Maß für weiſe, als ſie das
nglück und die Verbrechen des Volks zu verhüten geeig-
t ſind. Und das Unglück des Volks verhütet ſich nur
rch ſeine häusliche Weisheit und durch ſeinen, aus den
wigen, unveränderlichen Grundſätzen der wahren Men-
enbildung hervorgehenden und in der Gottesfurcht ge-
iligten Hausſegen des Volks.

Mein Geſetzgeber kennt die Wahrheit dieſer Grundſätze
ſonders in dem vorliegenden Gegenſtand. Vor der ſtil-
n Gottesverehrerin ſtirbt frühe der Keim der unedeln
ünſche, die in ihren ſpätern Folgen die Gräuel veranlaſſen,
nen wir nachforſchten. Er hält desnahen dieſe, beym Volk
lgemein früh entfaltete und rein erhaltene Gottesfurcht
r das vorzüglichſte Mittel, zu verhüten, daß die Reize
s Geſchlechtstriebs daſſelbe nicht gewaltſam verleiten, ſeine
aturkräfte ohne Sorgfalt und Weisheit aus bloßem Sinn-
chkeitsendzweck zu erſchöpfen, und braucht daher ſeinen
anzen Einfluß, dieſen Endzweck zu erzielen.

Es ſind unter ſeinem Volk reine, einfache, aber warme

Lieder von der Liebe Gottes, und der Liebe frommer Jünglinge und Mädchen, von der Seligkeit des Eheſtands; Loblieder auf Jünglinge, denen Gott Kraft gibt zu Ueberwindungen, die ſchwer ſind; Loblieder dem frommen und reinen Mädchen, das ſeinem Geliebten ausharrt und wartet, und viele fromme Lieder reiner Haushaltungsfreuden, ſogar von ewigen Belohnungen der Keuſchheit, und von den hohen Freuden des Manns und des Weibs, wenn ſie mit ihren Frommen allen vor Gott ſtehn und ſagen: „Siehe, hier ſind wir und die Kinder, die du uns gegeben haſt.“ Solche hohe, aber menſchliche, ſolche ferne, aber wirkſame und ſtimmende Bilder der Dichtkunſt braucht mein Geſetzgeber, den Quellen des Kindermords, oder vielmehr überhaupt der Unordnung im Innern des Menſchen zu ſteuern. Lieder der Ewigkeit, die den Erdenmenſchen, den Vater, den Sohn, den Bruder, den Ehemann, das Kind, den Unterthan, den König, den Lehrer, den Reichen und den Bettler vor Gott ſtellen, mit aller Menſchlichkeit ihres Erdenlebens — nicht Ewigkeitslieder, die den Wurm im Staub zum Weltenſchöpfer emporbilden. Der Erlöſte meines Geſetzgebers iſt kleiner als **Lavater's**, ſo fromm und warm und liebend und gläubig wie der ſeinige; aber nicht Thronen und Reiche beſchäftigen ihn, wenn ſeine Hinterlaſſenen ihn ſingen; nicht ferne Welten und unendliche Sonnenſyſteme, wenn das Glück ſeines Erdballs ihn anſpricht; nein, ſeine Hinterlaſſenen, ſeine Kinder, ſeine Geliebte, ſein König und ſein Bettler ſind die Bilder, die den Erlöſten meines Geſetzgebers in Volksliedern vor dem Angeſicht Gottes beſchäftigen. Doch,

was

was ſage ich ſo viel von den Liedern des Volks. Von oben herab, vom Throne meines Geſetzgebers, vom innerſten Laut ſeines Hauſes ſtrömt Liebe zu Gott und den Menſchen herab in ſein Volk, und ertönt gleich in dem Machtſpruch ſeiner Geſetzgebung, in dem Jubel ſeiner Feſte, in dem Geſang ſeiner Kirchen und in den Spielen ſeines fröhlichen Volks; mit einem Wort:

er iſt ein Chriſt.

Er opfert ſich ſeinem Volk, und weiß, daß ohne dieſes Opfer des Herrſchers keine die Menſchheit befriedigende Geſetzgebung möglich iſt.

Doch, ich erwache von meinem Traum. Ich ſehe die Zeitwelt in ihrem ganzen Thun und Laſſen, und beſonders die meinen Gegenſtand näher berührende Juſtiz in ihren Geſetzen, Verhältniſſen, Beamteten und Handlangern vor mir ſtehn. Es iſt mir, ich höre ganze Haufen ſolcher Menſchen mit vereinigter Stimme mich anrufen: du haſt jetzt ſo lange geredt, aber höre, du haſt uns mit allem dem, was du geſagt, von nichts überzeugt, als daß du träumſt und nicht in der Welt lebſt, wie ſie wirklich iſt; es iſt dir alles nicht recht, was wir deiner Mörderinnen halber gethan haben und was wir ihrenthalben thun könnten, und was, ſo lange die Welt ſteht, ihrenthalben geſchehen iſt. Sag' doch denn einmal nur beſtimmt, was wir, wenn der Fall wieder eintritt, ihrenthalben thun ſollen.

Aber, wenn ich mir das Bild der Fragenden, wie ich mir daſſelbe denke, dann vorſtelle, ſo ſieht mir das Wort im Munde ſtill. Ich weiß für Leute, die nach allem, was ich geſagt, jetzo noch alſo fragen können, keine Antwort, ſo wenig als ich Hülfsmittel für Staaten weiß, die weder durch ernſthafte Bildung für die Sittlichkeit des Volks ſorgen, noch durch Einſchränkung irriger, verführender, bürgerlicher Grundſätze den Quellen des Uebels vorbeugen, noch durch edle, den politiſchen Verführungen und Unordnungen angemeſſene Hülfe die elenden Opfer unſerer Verkünſtlung vor der Verſuchung zum Kindermord bewahren wollen, für ſolche Staaten weiß ich dießfalls keine Hülfe.

Und du, Bild der Gerechtigkeit auf alten Brünnen, blind an Augen, taub an Ohren und lahm an Händ' und Füßen, mit dir rede ich gar nicht — ich weiß keine Specifica und keine Arcana für deinen menſchenverderblichen Apothekerkram — alter Charlatan, mit dir rede ich nicht. Ich hoffe auf beſſere Zeiten — ich hoffe auf ein beſſeres, auf ein einfacheres, auf ein weniger verkünſteltes Geſchlecht. Es wird kommen — es wird gewiß kommen. Aber es iſt noch nicht da. Doch, es bereitet ſich vor. Es bereitet ſich ſelber durch die äußerſten Folgen, die ſein langes Nichtdaſeyn herbeygeführt haben, mit Sicherheit vor. Auch der kleinſte Mann, der in einem Winkel des Welttheils tief fühlt, daß wir die Erneuerung des Wohnſtubenſegens, den unſere Väter genoßen, in allen Ständen verloren und dringend wieder bedürfen, auch der kleinſte Mann, der in einem Winkel Europa's empfindet, daß der ganze Geiſt der Geſetzgebung und der öffentliche Wille ihrer heiligen Macht auf den Pfeilern

einer Gerechtigkeit, die auf Gottesfurcht gebaut,
einer Menſchlichkeit, die auf Demuth ruht,
einer Schonung, die aus Liebe entquillt,
einer Weisheit, die dem Böſen, ehe es da iſt, verbeugt,
und eines Edelmuths ruhen ſoll, der ſich dem Land und dem Volk des Lands opfert, wann und wo es nöthig,

auch der kleinſte Mann, der in einem Winkel Europa's dieſes alles fühlt, iſt in der Hand Gottes ein Werkzeug, durch welches Gott ſelber dieſe beſſere Zeit, an die ich im Vertrauen auf ihn glaube, herbey führen wird. Sie iſt freylich noch ferne, doch ich hoffe auf ſie, ich hoffe auf einen König, einen Menſchenfreund, einen Menſchenvater, einen Diener und einen Bruder ſeines Volks, der auf ſeinem Throne die Folgen unſerer allgemeinen Verkünſtlung und alle Menſchenleiden, die daraus entſtanden, fühlen wird, wie ſie jetzt ſchon tauſend und tauſend edle Menſchen im Land, auf die niemand ſieht und die niemand hört, ſehn und fühlen. Er wird kommen, er wird kommen, und wird auf ſeinem Throne ſehn, hören und fühlen, was jetzt nur wenige, die in ſeinen Höhen leben, auch nur ahnen. Und wenn er erſcheinen, wenn er da ſeyn wird, wird ſich in allem Volk die Stimme erneuern: der Thron iſt ein Stuhl Gottes, der der Menſchheit geweiht iſt, und die erſten Stützen des Throns ſind in allen Ständen die Männer, deren hoher, edler Sinn mit dem Thron, dieſem geheiligten Stuhl Gottes, für die Menſchheit einig iſt.

Ueber die

Idee der Elementarbildung.

Eine Rede,

gehalten vor der Geſellſchaft der Schweizeriſchen Erziehungsfreunde, in Lenzburg im Jahr 1809.

von

Heinrich Peſtalozzi.

Vorrede.

Dieſe Rede, die von derjenigen, welche ich in Lenzburg wirklich gehalten, merklich verſchieden iſt und das Gepräg eines fremden, auf mich wirkenden Einfluſſes ſichtbar an ſich trägt, läßt den in dieſem Zeitpunkt in unſerer Mitte herrſchenden, voreilenden Drang zu einer philoſophiſch begründeten Darſtellung der Idee der Elementarbildung im ganzen Umfang ihres Zuſammenhangs mit ihrem tiefern, innern Weſen, mitten durch die unwiderſprechliche Wahrheit ihrer Hauptanſicht, auffallend durchſchimmern. Sie iſt alſo von dieſer Seite als ein bedeutendes Beleg der Geſchichte meines Hauſes und meiner Beſtrebungen in dieſem Zeitpunkt anzuſehn. Es iſt aber nicht zu läugnen, daß dieſe Voreilung in dieſem Zeitpunkt uns zu groſſen Uebereilungen und vorzüglich dahin führte, daß ſich das Bild des groſſen Gedankens, der unbeſtreitbar der Idee der Elementarbildung zum Grunde ligt, in uns ſelber mit dem Bild unſers, dieſe Idee betreffenden, wirklichen Thuns auf eine Weiſe vermiſchte, daß wir den Einfluß der Schwäche des letzten auf unſere Anſicht von der Natur und der Wahrheit des erſten nicht mehr, wie wir ſollten, in uns ſelber erkannten, und uns im Gegentheil dahin verirrten, das Traumbild unſerer, in ihrer Wahrheit noch gar nicht erkannten, Idee, als wäre es dieſe, in ihrem ganzen Umfang von uns erkannte, Wahrheit ſelber, ins Aug' zu faſſen, und im Gefolg dieſes Grundirrthums nicht nur die literariſche Erforſchung dieſer Idee ſelber, ſondern ſogar die öffentliche Darſtellung und allgemeine Bekanntmachung der beſchränkten Vorſtellung, die wir von ihr hatten, weit wichtiger zu achten und zu behandeln, als die praktiſche Bearbeitung der Mittel, durch die ſie allein wahrhaft dargeſtellt und ins Leben geſetzt werden kann. Dieſer Irrthum führte uns weit, und ich darf wohl ſagen: hinc illæ lacrymæ Wahrlich, er machte uns im innerſten Weſen unſerer Beſtrebungen und unſerer Pflichten verirren. Ich ſchweige davon, und berühre nur eine Anſicht meines Gegenſtands, von der mir aber ſehr wichtig iſt, daß man ſich über mein wahres Urtheil diesfalls nicht irre. Die Kunſt der Elementarbildung iſt in ihrem Weſen als eine menſchliche Kunſt, oder vielmehr als eine menſchliche Zugabe der göttlichen Grundlage der innern Naturgemäßheit in der Entfaltung unſerer Kräfte, die im Weſen dieſer Kräfte ſelbſt ligt, anzuſehn. Vermög dieſer Anſicht ſind alle Kunſtbemühungen unſers Geſchlechts, die die Entfaltung und Bildung unſerer geiſtigen und phyſiſchen Kräfte, zu deren pſychologiſchen Begründung die Idee der Elementarbildung hinlenkt, zum Zwecke haben, den hö hern Geſetzen der ſittlichen und religiöſen Bildung unſers Geſchlechts zu unterordnen.

So unſtreitig dieſes aber iſt, ſo unſtreitig iſt auch wahr, die geiſtigen und phyſiſchen Anlagen unſrer Natur haben, eben wie die ſittlichen, die ewigen und ſelbſtſtändigen Fundamente ihrer Wahrheit und ihres Rechts in ſich ſelbſt; und die Unterordnung ihrer menſchlichen Bildungsmittel unter das Recht und die Wahrheit der ſittlichen Anſprüche unſrer Natur iſt nicht die Unterordnung des göttlichen, ewigen Rechts der Wahrheit und Selbſtſtändigkeit dieſer Kräfte unter die Wahrheit, das Recht und die Selbſtſtändigkeit irgend einer andern Wahrheit und irgend eines andern Rechts. Weit entfernt, daß die Unterordnung der menſchlichen Bildungsmittel der Denk- und Kunſtkraft unter die höhern Geſetze der Sittlichkeit und Religioſität das Recht und die Wahrheit der geiſtigen und phyſiſchen Kräfte unſerer Natur beſchränken, und ihre Selbſtſtändigkeit gefährden, iſt ſie vielmehr geeignet, die Freyheit, Stärkung, Veredlung und Selbſtſtändigkeit dieſer Kräfte und Anlagen ſelber zu begründen und zu ſtärken. Dieſe Unterordnung iſt eine Unterordnung des Göttlichen im Göttlichen; aber keine menſchliche Anmaßung darf ſich an die Stelle dieſes göttlichen Rechts hinſtellen, um die Unterordnung der geiſtigen und phyſiſchen Bildungsmittel unter das Getrieb ihres menſchlichen Einfluſſes auf die ſittliche Bildung des Kinds zum Dienſt der menſchlichen Selbſtſucht und der menſchlichen Anmaßung dahin zu mißbrauchen, die Selbſtſtändigkeit, Freyheit, Stärkung und Veredlung der geiſtigen und phyſiſchen Anlagen unſers Geſchlechts zu verwirren, zu hemmen und zu ſchwächen; und es iſt ſicher, alle, auf der Bahn einer ſolchen ungöttlichen, menſchlichen Verirrung erzeugte und dadurch verödet und iſolirt in der Menſchennatur daſtehende, ſittlich und religiös dargelegte Anſprüche und Geſinnungen, wenn ſie auch noch ſo ſehr durch die höchſte Ueberſpannung der Imagination belebt und unterſtützt würden, ſind durchaus als keine befriedigende Bildungsmittel der Segenskräfte des wahren Glaubens und der wahren Liebe anzuſehn. Jede, das heilige, innere Weſen der göttlichen Unterordnung des Menſchlichen, Wechſelnden und Willkührlichen unter das Göttliche, Ewige und Bleibende der Menſchennatur mißkennende, ſo wie jede, auf die Einheit und Gemeinkraft derſelben ſtörend einwirkende Bildungs- und Unterrichtsweiſe deſſelben trägt das Gepräg ihrer ungöttlichen, menſchlichen Verirrung in ſich ſelber, und zwar in dem Grad um ſo mehr, als ſie den Mittelpunkt ihrer Verirrung durch die thieriſche Sinnlichkeit ihrer Selbſtſucht, oder auch durch die geiſtigere Sinnlichkeit einer, für ihren Irrthum unnatürlich belebten, Einbildungskraft unterſtützt. So ſelbſtſtändig und genugthuend die Fundamente der Sittlichkeit, Glauben und Liebe, nach ewigen Geſetzen entfaltet und ihrer Reiſung entgegengeführt werden müßen, ſo ſelbſtſtändig und genugthuend müßen auch die Denk- und Kunſtkräfte der Menſchennatur entfaltet und ihrer Reifung näher gebracht werden. Die menſchliche Kunſteinmiſchung in die Entfaltung der ſittlichen und religiöſen Geſinnungen iſt der Abirrung zur unnatürlichen Zerſtörung der Segenskräfte der Einheit der Menſchennatur eben ſo unterworfen, als dieſes die menſchliche Kunſteinmiſchung in die Entfaltung der geiſtigen und phyſiſchen Segenskräfte unſrer Natur auch iſt. Es iſt aber auch die eigentliche Beſtimmung der Idee der Elementarbildung, dieſen gedoppelten Abwegen der Einmiſchung der menſchlichen Kunſt in die Entfaltung unſerer Kräfte und Anlagen vorzubeugen; und ſo wie ſie in dieſer Rückſicht das Bedürfniß der Unterordnung aller ihrer Mittel unter die Wahrheit und das Recht der ſittlichen und religiöſen Anſprachen unſerer Natur anerkennt, erkennt ſie auch das Bedürfniß der ſelbſtſtändigen und genugthuenden Entfaltung jeder einzelnen Kraft unſerer Natur, und ſpricht in dieſer Rückſicht die Trennung der Entfaltungsmittel unſerer Kräfte und Anlagen von den Bildungsmitteln der Fertigkeiten, die der Anwendung dieſer Kräfte zum Grunde liegen, als weſentliches Bedürfniß ihrer Beſtimmung an, und fordert, daß die Bemühungen für die Entfaltung der Kräfte denjenigen für die Ausbildung ihrer Anwendungsfertigkeiten weſentlich vorhergehen. Sie muß es fordern. Ohne Anerkennung der Wahrheit dieſer Anſicht iſt keine pſychologiſche Organiſation der Bildungs- und Unterrichtsmittel unſers Geſchlechts denkbar, ſo wenig als ohne Hinlenkung der Bildungs- und Unterrichtsmittel unſers Geſchlechts zur ſelbſtſtändigen und genugthuenden Ausbildung jeder einzelnen, menſchlichen Kraſt die heilige und ewige Bahn geöffnet werden kann, die zur Harmonie unſerer Kräfte und zum Gleichgewichte derſelben unter einander hinzuführen vermag, ohne deren Erzielung durchaus kein allgemeiner Vorſchritt zur Begründung der ſittlichen, häuslichen und bürgerlichen Beruhigung unſers Geſchlechts durch die Erziehung denkbar iſt. Aber dieſes groſſe Ziel, welchem das Menſchengeſchlecht von jeher nachſtrebte und welchem es auch jezt nachſtreben muß, geht durchaus nicht aus der geiſtigen Tiefe der Nachforſchungen über das Weſen der Menſchennatur und dem aus ihr herzuleitenden Weſen der Entfaltungsmittel ihrer Kräfte hervor; im Gegentheil, es geht weſentlich und allgemein aus tauſend partiellen Erfahrungen des wirklichen Thuns der Natur in der Entfaltung unſerer Kräfte ſelbſt hervor; und dieſe Erfahrungen ergeben ſich im allgemeinen weit lebendiger aus dem, was wir thun, als aus dem, worüber wir nachdenken. Die Wirkung des Thuns iſt in dieſer Rückſicht unendlich weit eingreiſender auf die Belebung des ganzen Umfangs unſerer Kräfte und Anlagen, als dieſes das iſolirte Nachdenken über unſere Kräfte ſelber je zu ſeyn

vermag; und wir müſſen auch in dieſer Rückſicht feſt
ins Aug' faſſen, unſer Wiſſen und unſer Können iſt
Stückwerk, und der Weg zur Erkenntniß der Wahr-
heit, beydes, in unſerm Wiſſen und in unſerm Kön-
nen, geht von dieſem Stückwerk aus, und iſt ſeiner
Natur nach ein durch dieſes Stückwerk zerriſſener Weg.
Aber wir müſſen ihn wandeln. Wir müſſen ihn auch
in der Erforſchung und Bearbeitung der Idee der
Elementarbildung wandeln. Die wahren Mittel zu
ihrer Beförderung liegen, wie diejenigen der allge-
meinen Cultur unſers Geſchlechts, in ihrer unendli-
hen Verſchiedenheit in der Hand des Menſchenge-
ſchlechts ſelber und aller ſeiner, die Cultur dieſes Ge-
ſchlechts zu fördern fähigen, Kenntniſſe, Kräfte und
Tugenden. Jedes Scherflein, das einzelne Men-
ſchen zu ihrer Beförderung beytragen, ob es gleich als
in nichtiger Tropfen in ein unermeßliches Meer fällt,
ſt dennoch in jedem Fall in dem Grad geſegnet, als
r Menſch es anmaßungslos hingibt und ſich nicht
wärmeriſch über den Werth ſeiner Gabe und über den
Einfluß derſelben ſelbſtſüchtig verirrt. Jeder Men-
henfreund freue ſich zwar des kleinſten Scherfleins,
as er zur Beförderung dieſer Idee beyzutragen ver-
ag; aber keiner, keiner von allen werfe ſich auf zum
elden und Schöpfer des groſſen Gedankens; keiner,
iner werfe ſich auf zum Richter, Leiter und Schätzer
r Gaben, die ein anderer für dieſen Zweck dar-
ingt. Jeder, jeder wandle in Unſchuld und Rein-

heit in den Schranken, in denen ihm ſein eigenes Licht zu zünden vermag. Der Reiz, auſſer dieſe Schranken herauszutreten, iſt zwar in unſerer Mitte verſchwunden, oder wenigſtens gemindert; aber, Freunde! laßt das Ende unſrer diesfälligen Verirrung nicht den Anfang der Erſchlaffung unſers Eifers zur Beförderung der groſſen Folgen ſeyn, die auch ein kleiner, einzelner Schritt zur Aeufnung, Förderung und Erweiterung der wahren, ächten Mittel der Elementarbildung nothwendig haben muß. Freunde der Menſchheit und der Erziehung! laßt uns in unſern weitern Beſtrebungen für dieſen Zweck beym Feſthalten der heiligen Ueberzeugung von dem ſegensvollen Einfluß der Religion auf die Reinigung und Heiligung aller Kräfte und Anlagen der Menſchennatur in der Beurtheilung und in der Benutzung der menſchlichen Bildungsmittel unſers Geſchlechts das weſentliche Bedürfniß der Harmonie unſrer Kräfte und des durch ſie zu erzielenden Gleichgewichtes derſelben nie aus den Augen verlieren, und uns ſorgfältig davor hüten, daß keine unſrer Erziehungsweiſen und ſogar keines unſerer Erziehungsmittel überwägend weder zu einer herzloſen Verſtandesthätigkeit, noch zu einer geiſt- und gedankenloſen Herzensbelebung hinlenke. Hüten wir uns beſonders, die Mittel gegen das Scheitern an dieſer beydſeitigen Klippe in irgend einer Maßregel zu ſuchen, die ein vielſeitig belebtes Uebergewicht einer einzelnen, menſchlichen Anlage über alle andern zu [illegible]

n Folge haben könnte. Wir müſſen die Mittel ge-
n dieſe gegenſeitigen Verirrungen in ſolchen Maß-
geln ſuchen, die ihrer Natur nach geeignet ſind, die
rmonie der menſchlichen Kräfte und durch ſie das
leichgewicht derſelben unter einander mit pſychologi-
er Sicherheit zu begründen und zu erhalten. In
m, durch das Stückwerk des menſchlichen Lebens
riſſenen, Gang der Cultur unſers Geſchlechts iſt
s Ergreifen des einzelnen Guten, das jedem Au-
nblick des Lebens eigen iſt und weſentlich den Ge-
n dieſes Augenbliks ausmacht, und das Feſthalten
ſelben mit dem ganzen Umfang unſrer Kräfte,
t Herz, Geiſt und Hand, das erſte, weſentliche
förderungsmittel der wahren, menſchlichen Kunſt.
eſes Mittel aber iſt in ſeinem ganzen Umfang durch-
s nicht ein Reſultat des vielſeitig belebten, menſchli-
n Denkens und Forſchens, es iſt im Gegentheil
Reſultat des allſeitig belebten, menſchlichen Thuns,
thätigen Lebens in Wahrheit und Liebe. Alle
ere, wahre Kraft des Denkens und Forſchens, ſo-
des Denkens und Forſchens im Göttlichen und
ligen, wird durch dieſes Thun im Leben begrün-
und ſtark. Die Anſtrengung in allem guten
n des Lebens, die unermüdete Anſtrengung in
füllung ſeiner Pflichten und in der vielſeitigen
lbſtüberwindung, die eine ſolche Anſtrengung er-
ert, iſt wahrlich dann auch das höchſte Glau-
s- und Dankopfer, das du dem Schöpfer dei-

ner Gaben und Anlagen zu bringen vermagſt. Wahrlich, wahrlich, es iſt das heiligſte Gebeth, das aus der tiefen Kraft deines glaubenden und liebenden Herzens zu Gott deinem Vater aufzuſteigen vermag.

Iferten, am 16. October 1821.

Der Verfaſſer.

Verehrte Herren und Freunde!

Ich halte, die Urſache, warum ihr mich zu euerm
räſidenten erwählt, ruhe weſentlich auf dem Erfolg mei-
r pädagogiſchen Unternehmung und auf der Zahl mei-
r Dienſtjahre in dieſem Fache. Ich kann zwar die letz-
Urſache nicht eigentlich loben; eine junge Geſellſchaft
t nicht wohl unter einem alten Führer. Ihr bedürft
nen von reifem Alter, aber nicht einen von überreifem.
hr habt indeſſen zum Theil gegen die Folgen dieſes Um-
ands Vorſehung gethan, und erwartet von mir als Füh-
r zum Voraus nicht viel. Ihr fühlt in euch ſelbſt Kraft
r eure Führung. Das beruhigt mich, und ich freue
ich darüber. Ich könnte euch nicht führen, wenn ich
ch ſollte. Meine Zeit iſt vorüber, meine Kräfte neh-
en ab, und meine Tageslaſt wird indeſſen immer gröſ-
r und immer überſpannter.

Indem ich jedoch mit aller kindlichen Anhänglichkeit
allem ſtehe, wozu ihr euch für die Menſchheit und
s Vaterland verbindet, weiß ich meinen Dank für die
htung, die ihr mir mit eurer Wahl erwieſen, nicht beſ-
ausƶudrücken, als wenn ich euch die Anſichten meines
huns und Treibens in meiner Anſtalt nach ihren we-
tlichſten Geſichtspunkten vor Augen lege.

So wie meine Stellung gegen euch über meine Kräfte
, ſo iſt es auch diejenige zu meinem Unternehmen. Es

iſt eigentlich nicht das Meine; ich vermochte das nicht, was ich gethan, weder an Geiſteskraft noch an phyſiſchen Mitteln. Wie hätte ich bey dem Bewußtſeyn des beſchränkten Grads meiner Kräfte und bei meiner Lage auch nur daran denken dürfen, das unternehmen zu wollen, was aus den ſchwachen Anfängen meines ſo vielſeitig beſchränkten Thuns entſprungen!

Jetzt ſteht es da, vor den Augen der Welt, beides als große Idee und als große Anſtalt, in meiner Hand und auf meinen Schultern eine Laſt, die ich kaum zu tragen vermag, angefangen und unvollendet; in einigen Theilen kaum noch blühend, in andern der Reifung nahe; in einigen ſeelerhebend, in andern mit Sorgen belaſtet; von einigen Seiten des Erfolgs ſicher, von andern der nöthigen Mittel beraubt; gelobt von Einigen, getadelt von Andern; beurtheilt von Vielen, gekannt von Wenigen; nachgeahmt, ehe es da, verpfuſcht, ehe es gekannt iſt; überall in ſeinem Aeußern zwiſchen Mißverſtand und Unkunde ſchwankend. So lag das Unternehmen, ſo liegt es noch jetzt. Wäre ich jung, ſo könnte es liegen und reifen, und ich dürfte nicht zudringlich ſeyn, viel darüber zu reden und ins Licht zu ſetzen, was man nicht ſieht; aber da ich alt bin, ſo liegt mir der ſchnellere Erfolg meines Thuns ſehr am Herzen. Dieſer hängt indeſſen vielſeitig von der Fixirung der öffentlichen Meinung über daſſelbe ab. Auch machte mich das Schwanken dieſer Meinung für meine Zwecke ſehr beſorgt. Ich wünſchte lange eine ernſte öffentliche Prüfung meines Gegenſtandes, und glaube einiges gethan zu haben, ſie zu verdienen; aber die

Neigung hierzu ſchien ſeit einer Weile in der Nähe, ſie ſchien im Vaterlande ſich eher zu vermindern als zu vermehren; im Gegentheil, es ſchien ſich hie und da in demſelben einige Neigung zum Entſtellen der Sache, zum bloſſen Belächeln derſelben zu äußern. So wie man ſich z. B. gefiel, in öffentlichen Blättern zu äußern, daß man n den bedeutendſten Städten des Vaterlandes kaum das Daſeyn eurer Geſellſchaft, verehrte Herren, kenne; ſo ge- iel man ſich hie und da, den Gegenſtand meiner Unter- ehmung als unter der Würde und unter dem Geſichts- reiſe von Männern, die das Erziehungsweſen und die enſchliche Kultur wiſſenſchaftlich und nach höhern Anſich- n ins Auge faſſen, anzuſehen, und die Aufmerkſamkeit r bedeutenden Fremden auf denſelben als eine Folge ih- r Unbekanntheit mit der wirklichen Wahrheit, die man der Nähe beſſer kennen müſſe, in die Augen fallen zu achen. Das Lebendige des Widerſpruchs ſchien zwar ei- ge Zeit ſich durch das Wachſen der Gleichgültigkeit zu indern; aber das war eigentlich das Schlimmſte, was gegnen konnte. Es iſt Kraft im Widerſpruch, er bringt jedem Falle dem, der deſſen werth iſt, Segen; aber uheit und Kaltſinn bringen nie Segen. Wer immer Wahrheit und den Menſchen liebt, muß deßwegen Lauheit und dem Kaltſinn in jedem Falle mehr als n Widerſpruch entgegen wirken. Wo Lauheit und Kalt- n, dieſes Erbtheil eines jeden tief verdorbenen und tief würdigten Geſchlechtes, platzgreift, da iſt die Seele der ahrheit und Liebe verſcheucht, und die Seele des Irr- ms und der Selbſtſucht findet auf allen Seiten ihre

Armſeſſel, um darin ihre ſpottende Stimme gegen die Wahrheit und Liebe gemächlich laut werden zu laſſen. Aber umgekehrt, wo die Lauheit nicht platzgreift, da findet die Seele der Wahrheit und Liebe immer in warmen Herzen der Menſchen einen bereiteten Wohnplatz, und dem Irrthum mangelt dann in unſerer Natur das Heer der Dienſtknechte, mit dem die niedere Selbſtſucht die Schwächen der Menſchen zu umgeben gewohnt iſt. Es war mir wichtig, in Rückſicht auf meinen Gegenſtand den Zuſtand dieſer Lauheit in meinen nächſten Umgebungen zu entfernen, und ich bath in dieſer Abſicht die Tagſatzung des Vaterlandes um den offiziellen Schritt der Prüfung meines Unternehmens. Sie hat meine Bitte gewährt; ich danke es dem edeln Greiſen, der ihr vorſtand. Sie wird mein Unternehmen prüfen, und was auch immer das Reſultat ihrer Unterſuchung ſeyn wird, ſie wird dem Zuſtande des Kaltſinnes über den Gegenſtand ein Ende machen; ihre Wahrheit wird die Wahrheit des Vaterlandes, und ihre Zweifel werden die der Edelſten des Vaterlandes werden, und dieſe werden zur Wahrheit durchdringen, und mein Alter wird in der Belebung des Forſchens nach Wahrheit über meinen Gegenſtand Befriedigung finden.

Aber auch euch, verſammelte Freunde! bitte ich aus gleicher Abſicht, prüfet daſſelbe; auch euch bitte ich, widerſtehet dem Kaltſinn und der Lauheit, mit der die Selbſtſucht des ſchwachen Zeitgeiſtes aller Liebe des reinen guten Herzens den Tod gibt.

Wie an die Tagſatzung, alſo wende ich mich auch an euch, Freunde der Erziehung, Freunde der Jugend, und mit euch an den weiten Umfang der Freunde der Menſchheit, wo ſie immer leben und ſeyen. Das, was ich euch jetzt vorleſe, und was ich mit euch dem weiten Umfang der Freunde der Menſchheit ans Herz legen werde, iſt eben das, deſſen That und Wahrheit die öffentlichen Deputirten an Ort und Stelle unterſuchen werden. Auch auf euch, verſammelte Männer, in denen ich mir gleichſam die uns nähere Repräſentation der Volksliebe, die in den Herzen der edlern Menſchen allgemein ſchlägt, vorſtelle, ja auch auf euch, Männer der Menſchheit, Männer des Volks, auch auf euer Urtheil über mein Thun ſchaut das Vaterland, und mit ihm die Menſchheit; auch euch ſoll ich, ſo viel an mir iſt, in den Stand ſtellen, von meinem Thun, von meinen Zwecken und von meinen Mitteln, richtig urtheilen zu können.

Es iſt indeſſen nichts weniger als die Vorleſung einer Rede, die dieſes erzielen kann. Ohne die Ausführung meines Gegenſtandes in der Nähe zu ſehen, iſt kein entſcheidendes ſicheres Urtheil über denſelben möglich; ſelber macht auch das Sehen der Unternehmung der Methode in der Anſtalt nicht unmittelbar ein gründliches Urtheil möglich. Der Umfang der Zweige der erſtern, ſo wie des Perſonals des letztern iſt zu groß, um leicht überblickt werden zu können. Einige Eigenthümlichkeiten beider ſind von dem Gewöhnlichen des Unterrichts und der Erziehung zu abſtechend, und hängen mit der Entſtehung und dem Gange des Ganzen zu tief und zu innig zuſammen, als daß ihre Natur bey einer bloßen allgemeinen An- und

Ueberſicht auffaſſen könnte. Die Sache kann ferner in Perſönlichkeiten erſcheinen, die viele gar nicht anſprechen, die manche ſo gar zurückſtoßen, und deren Eindruck, wer Wahrheit ſucht, überwinden, und von dem Gegenſtande rein zu ſondern fähig ſeyn muß. Die Stuffe, auf der die Unternehmung gegenwärtig ſteht, iſt das Reſultat in ihr ſelbſt gereifter Verſuche, Beobachtungen, Erfahrungen und Forſchungen, die ſich auf das gründen und unaufhörlich wieder durch dasjenige erweiterten und ergänzten, was mir und den mit mir vereinigten Freunden und Gehülfen täglich vor Augen lag, und worauf einerſeits ein Spielraum, anderſeits Bedürfniſſe hinführten, die ſonſt an keinem Orte und in keiner Haushaltung, und eben ſo wenig in einer Privat- oder öffentlichen Schule Statt finden.

Es iſt natürlich, daß, wer die Sache ſehen will, auch muß ſehen können; daß er, hellen und unbefangenen Geiſtes und reinen Gemüthes, für das Weſentliche der Grundſätze wie der Ausübung Sinn habe, und ſich für daſſelbe eine Zeitlang gleichſam außer ſeine gewohnten Anſichten und Gefühle müſſe heraus verſetzen können — aber auch dieß iſt für eine richtige Prüfung des Gegenſtandes noch nicht einmal genug — er muß ſogar über ſeinen gewohnten Geſichtskreis und über die Methode zugleich hinaus, einen höhern Standpunkt der Vereinigung beider und der Erkenntniß ihres Verhältniſſes zu faſſen fähig ſeyn. Wie dieß nur durch hohe Kraft möglich iſt, ſo iſt es von einer andern Seite nur dadurch möglich, wenn durch Verſuche und Erfahrung die Methode in ihm ſelbſt zu eben ſo deutlichen und feſten Reſultaten reift, als ſeine bisherige Anſicht und Ueberzeugung durch die Eindrücke ſeines vorhergehenden Lebens und Studiums zu deutlichen und feſten Reſultaten gereift iſt.

Was ich euch vorleſe, ſoll deßwegen nur ſo viel wirken, denjenigen von euch, denen die wahre Prüfung der Sache am Herzen liegt, genugſame Beweggründe zu geben, meiner Anſtalt, wenn es immer möglich iſt, einige Tage der Prüfung zu ſchenken. Selbſt dieſe Prüfung, um die ich euch bitte, ſoll nur dazu dienen, einen feſten Punkt zu gewinnen, auf den die verſchiedenen Darſtellungen der Methode, die Einwürfe und Rechtfertigungen, zurückgeführt werden müſſen, um zu deutlichen Reſultaten zu führen — nur dazu, um ſich durch die beſtehenden Thatſachen zur Ahnung des Geiſtes und des Umfangs des Ganzen zu erheben, und zu einer anhaltenden Erforſchung deſſelben zu erwecken, wodurch es allein erkannt, und ohne die kein einzelner Theil recht begriffen werden, und kein unternommener Verſuch weder gelingen noch zur Wahrheit führen kann. Ich weiß zwar, eine Reiſe zu uns iſt vielen von euch nicht möglich, aber vielen iſt ſie auch jetzt oder in der Zukunft leicht möglich; und viele, denen ſie nicht leicht oder gar nicht möglich iſt, haben Freunde und Bekannte, die einer ſolchen ernſthaften Prüfung meines Gegenſtandes fähig, und in der Lage ſind, derſelben die nöthige Zeit aufzuopfern.

Nicht nur der geſicherte Fortgang dieſer Verſuche, die an ſo vielen Orten zur Einführung der Methode oder ihrer einzelnen Theile gemacht werden, ſondern der geſicherte Fortgang der Menſchen- und Volksbildung überhaupt fordert, daß man über dieſen Gegenſtand richtig urtheile. Wohin aber auch immer einzelne Urtheile über meine Bemühungen ausſchlagen werden; daran liegt nichts. Die Sache iſt zu einer Kraft gediehen, deren Wirkung mitten im Schatten ihres äußerlichen Daſeyns nur durch eine höhere Kraft ſtill geſtellt werden kann, und nichts iſt mir ſchätzbarer, als dieſe höhere, mein Thun ſelber, wenn es durch ſeine Schwäche mit ihr in Conflict kommen könnte, ſtillſtellende Kraft. Ich ſuche ſie; ſie iſt mir als die ſchönſte Blume, die ich mir auf mein Grab wünſchen kann, ſchätzbar, und je größer der Schatten ſeyn wird, den ſie auf mein Grab werfen wird, je ſeliger werde ich in demſelben ruhen!—

Doch ich gehe zur Sache!

Um unterſuchen zu können, ob und wie weit die von mir bezweckte Erziehungsweiſe der Menſchheit und dem Vaterlande wirkliche Vortheile gewähren könne, muß man nothwendig vor allem aus beſtimmen, was ſie iſt, oder wenigſtens ſeyn ſoll. Sie iſt und ſoll elementariſch und als Elementarmethode organiſch-genetiſch ſeyn. Ich nenne die Methode organiſch-genetiſch im Gegenſatze gegen den Begriff einer hiſtoriſch-genetiſchen, weil dieſer Begriff zu der Anſicht führen könnte, als müſſe die Entwicklung und der Unterricht alle die Umwege, Krümmungen und Verirrungen durchlaufen, oder wenigſtens mehr oder minder darſtellen, um zur Wahrheit und Selbſtſtändigkeit zu gelangen, die das Menſchengeſchlecht, wenn es blos nach ſeinem empiriſchen Gange ins Auge gefaßt wird, durchlaufen hat. Dieß iſt keineswegs meine

Meinung. Ich anerkenne vielmehr Anfangspunkte der Erziehung, die in dem Weſen der Menſchennatur liegen, ſchon an ſich Wahrheit und die Wirkung der Selbſtſtändigkeit dieſer Natur ſelbſt ſind, und durch deren reines Auffaſſen und Entwickeln dem Kinde eben jene zu zahlloſen Irrthümern führende Abwege und Umwege erſpart werden ſollen, denen der Menſch jedesmal auf einem blos ſinnlichen Gange, deſſen Reſultate er eben ſo ſinnlich und verwirrt auffaßt, unterliegt. Doch ich mache den Verſuch, die dießfälligen Eigenthümlichkeiten meiner Anſichten von der Methode im Einzelnen näher zu erklären.

Sie bezweckt das Auffinden und Feſthalten weſentlicher Elemente, d. h. unveränderlicher Anfangs- und Fortleitungspunkte alles Unterrichts und aller Erziehung. Sie bezweckt das *Auffinden*, nicht das *Erfinden* der Elemente. Nicht um neuen, bisher noch nicht vorhandenen Bildungsſtoff, ſondern um eine richtige Würdigung, Auffaſſung und Bearbeitung des mit der Schöpfung des Menſchengeſchlechtes ſchon vorhandenen; nicht um eine bisher unbekannte Bildungsform der kindlichen Natur, ſondern um das Verſtehen und um die Anwendung derjenigen iſt es zu thun, nach der die Gottheit ſelbſt von je her in dem Seyn und Wirken aller Kreaturen ſich offenbarte. Nur das Verkannte ſoll beſſer und allgemeiner anerkannt, das Zerſtreute ſoll geſammelt, das Verwirrte geſondert und geordnet werden. Die Erziehung ſoll ſich ſelbſt begreifen lernen, und der Erzieher dadurch in ſeine Würde eintreten, daß er in Einheit mit der Natur den Willen und das Werk der

Vorſehung am Zögling nach ihrem in ihm ſelbſt aufgedrückten Geſetze erfülle. Sie bezweckt das Feſthalten, nicht das Aufſtellen der Elemente. Denn eben, was Gott von je her in der Natur aufgeſtellt und dem Menſchengeſchlecht in ihr dargeboten hat, ſoll dieſes ins Auge faſſen und zu ſeiner Bildung benutzen. Nur die Willkür ſoll verbannt werden, und das Thun des Nothwendigen mit Freyheit an ihre Stelle treten. Was der reine Inſtinkt bewußtlos, aber mit ſicherm Erfolg that, ſoll der Erzieher mit Einſicht und anſchauender Erkenntniß thun; was die Natur mit Nothwendigkeit hervorbrachte, ſoll die Erziehung mit Vernunft übernehmen, und in ihrem Verfahren eben ſo umfaſſend und eben ſo ſicher des Erfolgs ſeyn. Der Inſtinkt, mit einem Wort, ſoll ſich, ohne von ſeiner Kraft zu verlieren, in Erkenntniß, die Empirie, ohne ihre Unſchuld und ihren reinen Sinn für die Beobachtung der Natur in allen Geſtalten aufzuopfern, in Geſetz, und das Geſetz, ohne von ſeiner Strenge etwas nachzulaſſen, in Liebe verwandeln.

Elemente einer ſolchen organiſch-genetiſchen Methode ſind diejenigen Anfangspunkte des Kennens, Könnens und Wollens, die gleich dem Saamenkorn, das in die Erde gelegt, und durch ihre erregenden Einflüſſe befruchtet zum Halm, zur Blüthe und zur Frucht erwächst, das Menſchliche im Kinde, ſeine Humanität oder die Keime der Erkenntniß des Wahren, des Gefühls des Schönen und der Kraft des Guten, in ihrem ganzen Umfang in ſich ſchließen und, in der vollendeten Ent-

wicklung dieſer Keime, die Wahrheit, die
Schönheit und die Güte im Kinde ſelbſt vol-
lendet verwirklichen. Die Methode ſoll in der Ent-
altung derſelben, und unmittelbar durch ſie, zugleich den
Willen des Kindes, ſeinen Trieb zum Wahren, ſein
Wohlgefallen am Schönen und ſeinen Eifer für das Gute
o ſelbſtſtändig und lebendig wieder in Anſpruch nehmen,
aß ſich die Erkenntniß des erſten, der Sinn fürs zweyte
nd die Kraft für das dritte in ihm, ſo weit das Maß
nd die Schranken ſeiner Natur deſſen nur immer fähig
ind, harmoniſch entfaltet. Sie ſoll durch die Art, wie
ie dabey verfährt, den Stuffengang der Natur in der Ent-
wicklung des Menſchen, den Vorſchritt, nach dem dieſer
as Kind allmählig zu immer weiterer Einſicht, immer
öherer Kraft und immer reinerer Liebe erhebt, nicht nur
rfolgen, ſondern ihn in ihrem Organismus ſelbſt anſchau-
ch machen und weſentlich ausdrücken. Sie ſoll die menſch-
che Erkenntniß und die menſchliche Kunſt ſelbſt, wie ſie aus
ren eigenthümlichen einfachſten Keimen entſpringt, eben ſo
eſentlich und anſchaulich, nicht nur von ihm, ſondern durch
aſſelbe ſelbſt entſtehen laſſen. Sie ſoll dasjenige, was die
latur, das Leben, die Geſchichte, als Reſultat des Daſeyns
er Erfahrung und der Weisheit der Jahrhunderte, dem Kin-
e zum Lernen aufſtellt, mit demjenigen ins Gleichgewicht
ringen, was es aus ſich ſelbſt erzeugen muß, um ſeine
raft mit ſeinem Wiſſen, ſeine Bedürfniſſe mit ſeinen
rieben, die Forderungen ſeiner äußern Lage und Ver-
ältniſſe mit dem, was es in ſich trägt, in Uebereinſtim-
ung zu erhalten.

Um ihrer Aufgabe gewachſen zu ſeyn und ihren Namen zu verdienen, muß die Methode auf den Urſprung aller Erziehung zurückgeführt werden. Sie muß das, was die Natur ſchon, ehe die Erziehung als Menſchenwerk vorhanden war, that, um das Daſeyn der letztern auch nur möglich zu machen, aufſuchen, und die Punkte zur Klarheit bringen, durch welche ſie als Menſchenwerk wirklich wurde. Dieſe liegen in dem, worin der Menſch, ungeachtet aller Kultur und aller äußern und ſcheinbaren Veränderungen, welche die letztere bey ihm hervorgebracht hat, ſich immer gleich iſt, was er unter allen Himmelsſtrichen noch iſt, geweſen iſt, was er bleiben wird, und was ihm als angeſtammtes ewiges Gut bleiben muß, ſo lange er ſich nicht ſelbſt aufgibt. Die Geſammtkultur unſers Geſchlechts macht aber ſelbſt wieder einen nothwendigen Theil dieſes ſeines urſprünglichen, d. h., in ſeinem Weſen gegründeten Daſeyns aus. Wie ihre Bedeutung nur in dem, was ihr vorherging und unabhängig von ihr da iſt, vollſtändig gefaßt werden kann, ſo wird hinwiederum dieſes Vorhergehende durch ſie erſt vollſtändig, deutlich und erklärbar. Dieſe Kultur gibt, als ein ſolcher weſentlicher Theil des Daſeyns unſers Geſchlechts begriffen, über den Gang ſeiner Entfaltung, über ſeine Bedürfniſſe zum Behuſe der Erziehung, eben ſo urſprüngliche Aufſchlüſſe.

In dieſem Geiſte und nach dieſer Anſicht geht die Methode nicht nur auf das Urſprüngliche der Menſchennatur, ſondern eben ſo auf das Urſprüngliche jedes

nzelnen Unterrichtsgegenſtandes, und jedes
iſſens, Könnens und Wollens, das dem Kinde
rch die Erziehung und den Unterricht eigen gemacht
erden ſoll, zurück. Sie faßt in jedem Fall bey ihren
ſten Anfängen ſowohl als bey ihrem Vorſchritt mit lind-
hem Sinn die ſich entfaltende Natur in ihrem Keim.
hre Bildungsmittel beruhen nicht auf den zufälligen Ver-
ltniſſen, Lagen und Umſtänden, in denen ſich das ein-
lne Kind befindet, ſondern vielmehr auf den Kräften
r Menſchennatur ſelber und auf den Realgegenſtänden,
s welchen die Verhältniſſe der Menſchen, und die Wahr-
iten, die ſich von dieſen Verhältniſſen ableiten, entſprin-
n. Sie iſt aber eben ſo wenig jenen äußern Verhält-
ſſen, Lagen und Umſtänden entgegen geſetzt, als die
enſchennatur und die Realgegenſtände, aus denen das
ufällige entſpringt, in der Natur der Dinge dem letztern
tgegen geſetzt ſind.

Die Methode ſoll ſich nicht nur überhaupt auf die
enſchennatur gründen und aus ihr hervorgehen; ſie
ll dieſelbe in ihrer Individualität ſelbſt im
inde unmittelbar darſtellen. Die Menſchenna-
r im ganzen Umfange ihrer Anlagen, Kräfte, Bedürf-
ſſe und Verhältniſſe iſt nicht nur der Anfangs- und Mit-
lpunkt, ſondern auch das letzte Ziel, der ausſchließende
egenſtand ihrer Aufgabe. Sie muß ſich daher vor al-
m aus von dem Weſen dieſer Natur Rechenſchaft geben;
nd eben hier theils in dem beſtimmten Bewußtſeyn ei-
r ſelbſtſtändigen Anſicht von der Menſchennatur an ſich
nd dem Kinde, das erzogen werden ſoll, theils in der

Eigenthümlichkeit dieſer Anſicht unterſcheidet ſich ganz vorzüglich die Methode von den bisherigen Erziehungsarten und Grundſätzen. Sie iſt der gewöhnlichen Meinung ganz entgegen, daß das Kind noch nicht menſchlich, erſt durch Bildung und Unterricht zum Menſchen erhoben, daß es anfangs eine blos thieriſche Natur, erſt durch thieriſche Thätigkeit und thieriſche Erziehungsmittel zu einer geiſtigen Natur umgeſchaffen werden müſſe. Ihr unbedingter Grundſatz iſt: Was nicht ſchon in ſeinem erſten Urſprung menſchlich, was nicht ſchon in ſeinem früheſten Entkeimen geiſtig, was nicht ſchon in ſeinen leiſeſten Regungen ſittlich ſey, werde es nie, ſo hoch man es auch ſteigere, in ſo weiter Umfaſſung man es entfalte. So wenig aus Böſem je Gutes hervorgehen könne, ſo wenig könne ſich aus an ſich Thieriſchem je Menſchliches, aus an ſich Sinnlichem je Geiſtiges, aus an ſich Unreinem je Sittliches erzeugen. Ihr dießfälliger Zweck geht daher eben ſo unbedingt und allgemein dahin, das an ſich und urſprünglich Menſchliche, Geiſtige und Sittliche im Kinde zu erfaſſen, zu beleben und zu ſtärken. Mit andern Worten, ſie betrachtet und behandelt daſſelbe mit dem erſten Augenblicke als eine menſchliche, geiſtige und ſittliche Natur und anerkennt in ihm gar kein anderes Daſeyn und Wirken. Die erſte göttliche Offenbarung über den Menſchen iſt ihr erſtes Vertrauen zu ihm, es iſt ihr in der That und Wahrheit Bild Gottes. Sie ſieht es eben ſo wenig als eine tabula rasa an, die erſt von außen beſchrieben, als ein leeres hohles Gefäß, das erſt mit fremdem Stoff angefüllt werden müſſe, um etwas zu enthalten; ſondern als eine wirkliche, lebendige, ſelbſtthätige Kraft, die mit dem erſten Augenblicke des Daſeyns auf ihre eigene Entwicklung und Erweiterung organiſirend und organiſch wirkt, die erzeugt, wie ſie aufnimmt, die formt und geſtaltet, wie ſie hervorbringt und indem ſie es thut. Die äußere Natur, die mütterliche Beſorgung, die häusliche Umgebung bewegt und beſtimmt, richtet und leitet zwar durch ihre Eindrücke die Thätigkeit dieſer Kraft; aber auf ihre Natur vermag ſie nichts. Sie führt ihr vermittelſt der durch jene Eindrücke hervorgebrachten Anſchauungen und Gefühle Nahrung und Lebensreize zu; aber indem die Natur des Kindes dieſe aufnimmt, trägt ſie ſelbſtſtändig in ſich den Grund ihres Lebens und die Geſetze ihrer Thätigkeit. Die Anſchauungen und Gefühle ſelber, welche die äußern Eindrücke veranlaſſen, gehören der innern Kraft des Kindes an. Sie ſind als ihre Erzeugniſſe ſchon urſprünglich menſchlich, geiſtig und ſittlich. Von den äuſſern Gegenſtänden, an denen ſie der Menſch zuerſt, und eben dadurch an ihnen ſich ſelbſt und ſein Inneres wahrnimmt, getrennt, rein und ſelbſtſtändig angeſchaut und empfunden, werden und ſind ſie die einfachen und unveränderlichen Elemente aller rein menſchlichen, rein geiſtigen, rein ſittlichen Kultur der Kindheit und der Menſchheit.

Durch dieſe Anſicht von der Menſchennatur wird die Methode erſtens weſentlich poſitiv; dieß iſt ein weiterer eigenthümlicher Charakter von ihr. Die Humanität, die ſie im Kinde vorausſetzt, bildet eine volle Knoſey, ein beſeeltes Ganzes, einen Inbegriff ſtrebender oder energiſcher Anlagen und aufnehmender Fähigkeiten, die in unzertrennlicher Einheit unter ſich nach allen Seiten des Daſeyns ausſtrahlen und von allen Seiten daſſelbe einſaugen; Anlagen, die ſich als Triebe und Kräfte, Fähigkeiten, die ſich als Sinne offenbaren, und die alle dadurch, daß ihre Thätigkeit und Empfänglichkeit ſich ſelbſt nach innern Geſetzen begränzt und ſchließt, ein individuelles Daſeyn erhalten. Die Methode ſoll die humanen Triebe des Kindes innerhalb ihrer eigenthümlichen Schranken, d. h. an dem durch ſie ſelbſt erzeugten und eben dadurch ihre Natur ausſprechenden Stoff, und an der durch ſie ſelbſt befolgten und eben dadurch ihre Geſetze verkündenden Form human bethätigen. Sie ſoll die humanen Sinne des Kindes innerhalb eben dieſer Schranken, d. h. an der durch ſie ſelbſt geforderten und eben dadurch ihnen entſprechenden Gegenſtänden der äußern Natur, und in der durch den Umfang und den Grad ihrer Faſſungskraft bedingten Menge und Reihenfolge derſelben human befähigen. Dieſe Bethätigung und Befähigung aber iſt nicht Beſchränkung von außen, ſondern Erweiterung von innen. Sie geht nicht auf negative Hinderung des Böſen, ſondern auf poſitive Belebung des Guten. Sie arbeitet gegen die Schwäche durch Vermehrung der wirklich vorhandenen Kraft; gegen den Irrthum durch die Entwicklung der inwohnenden Keime der Wahrheit; gegen die Sinnlichkeit durch Nährung und Stärkung des Geiſtes. Die Reinheit und Unſchuld, mit der ſie das Kind empfängt, iſt ihre eigne Reinheit und Unſchuld; ihr lebentiger, durch die Liebe thätiger Glaube an daſſelbe iſt ihre Gewißheit und Garantie. Sie nimmt, ihrer Beſtimmung, daß ſie nur dem Höhern über ſie, der göttlichen Natur im Kinde, dienen und zur vollen Erſcheinung im Daſeyn verhelfen, nicht ſie ſich unterwerfen ſoll, vollkommen bewußt und derſelben beſtändig eingedenk, im Erzieher Knechtesgeſtalt an, und gibt ſich, zwar nicht ſeiner ſinnlichen Willkür, nicht ſeiner Perſönlichkeit, aber dem Leben und dem Geſetz in ihm, mit freudigem Gehorſam, als dem Willen der Gottheit ſelbſt hin. Der ächte Lehrer der Methode, voll Demuth die Schwäche und Beſchränkung ſeiner eigenen Perſönlichkeit fühlend, wagt es nicht, gewaltſam in den Gang des Zöglings einzugreifen, ſeine Richtung willkürlich zu beſtimmen, ſeine Begriffe, ſeine Zwecke und ſeine Meinung ihm aufzudringen. Mit heiliger Scheu nährt und pflegt ihr Lehrer das Vorhandene als eine Pflanze, die der himmliſche Vater gepflanzt hat. Er öffnet ihm immer weitern Spielraum. Er hütet ſich wohl, etwas davon ausrotten zu wollen, damit er nicht den Weizen mit dem Unkraut ausrotte. Wie er in dieſem Geiſte, in chriſtlichem Sinne, voll anſpruchloſer Beſcheidenheit und Hingebung, die menſchliche Natur unbedingt achtet und als ſtilles Werkzeug im Reiche Gottes wirkt, ſo ſteht er in prieſterlicher Würde als Mittler da, zwiſchen dem Kind und dem Leben. Er iſt im ſokratiſchen Sinn der Geburtshelfer ſeiner menſchlichen und geiſtigen Selbſtſtändigkeit, ſeiner Individualität, d. h. der göttlichen Idee in ihm, die in ſeiner Perſönlichkeit ſichtbar und wirklich werden ſoll.

Unmittelbar alſo, indem die Methode poſitiv iſt, geht ſie zweytens individuell vom Kinde ſelbſt, das ſie vor ſich hat, aus, ja es gibt überall kein Poſitives in der Erziehung und dem Unterrichte, als eben das Kind als Individuum, und die individuell in ihm vorhandene Kraft. Ueberall ſo gar, wo Methode iſt, in Kunſt, in Wiſſenſchaft, im Leben, iſt ſie durch ſich ſelbſt nothwendig individualiſirt, und individualiſirend. Es iſt daher nicht möglich, die Natur der Dinge und des Menſchen mehr zu mißkennen, als durch den Vorwurf, eine allgemeine Erziehungsweiſe ſey der Individualität entgegen. Einzig darin beſteht eben ihre Allgemeinheit, daß ſie die Individualität jedes Einzelnen als ſolche darſtellt und bildet. Die Methode will nichts entwickeln, als was im Kinde als Anlage vorhanden iſt, und dieſe Anlage ſelbſt hinwiederum einzig von ihr aus, und aus ihrem innern Mittelpunkte. Eben ſie anerkennt und macht anerkennen, daß ſo wie jeder Zögling ein geſchloſſenes Ganzes, ein bey allem Reichthum und allem Umfang ſeiner Fähigkeiten gerade ſo und nicht anders, nach nothwendigen Geſetzen ſich entfaltendes Individuum ausmacht, eben ſo auch jede einzelne Anlage deſſelben hinwiederum ein individuelles Daſeyn ausmache, das zwar mit hohem Reichthum und unendlicher Vielſeitigkeit, aber zugleich mit unabänderlicher Nothwendigkeit, den Gang und die Geſetze ſeiner Entfaltung in ſich trägt. Der Reichthum und die Vielſeitigkeit dieſer Anlagen und Fähigkeiten, dieſes Gangs und dieſer Geſetze, kann zwar den ſchwachen und oberflächlichen Beobachter verwirren, daß er, ihren Faden auf-

zufinden und feſtzuhalten unfähig, ſich ins Meer der Empirie und willkürlichen Herumtappens verliert. Aber die
Natur behauptet dennoch ihr Recht, und die Methode wird
hrem treuen Beobachter das Mittel darreichen, in den
Organismus ihrer Bildungsſtufen zu blicken, um wenig-
lens zu ahnen und ſich von dem beſtimmen zu laſſen,
as er nicht durchdringt. Eben das Vermögen, die In-
ividualität im Kinde, ſeine Selbſtſtändigkeit als Indivi-
uum zu ſchauen, zu erkennen, wie ſich die Humanität
n unendlichen Geſtalten ausgebiert und auf unzählige
eiſen in jedem einzelnen Daſeyn eigenthümlich wird,
nd wie doch wieder die eine Menſchheit in allen erſcheint,
ie jeder ein Spiegel des Ganzen iſt, und dieſes, als das
ine, Unwandelbare und Ewige, mehr oder minder ſicht-
ar, in weiterm oder engerm Umfange, mit größerer oder
ringerer Herrlichkeit offenbaret; dieſes zu erkennen iſt
e Wonne des Methodikers, d. h. des Erziehers, der ſei-
Aufgabe und ſein Verhältniß zur Menſchheit erkennt.
ie iſt ſein Werth, ſeine Kraft, ſein Lohn, der uner-
öpfliche Quell ſeiner Liebe und der begeiſternde Trieb
ner Thätigkeit. So niedrig und gering das einzelne
dividuum, ſo beſchränkt und unvollkommen ſeine An-
ge ſey, er betrachtet es als ein Bild der Humanität, er
ht in ihm, mit Ehrfurcht, eine Offenbarung der gött-
hen Idee. Mit dieſer Anſicht vom Menſchen ſteigt und
edelt ſich ſeine Anſicht von der ganzen Natur. Er
ſt wird edler durch den Adel ſeines Geſchäftes, und
em er andere erzieht, bildet er nur ſich ſelbſt, und er-
t ſich zur wahrhaften Erkenntniß und zum wahrhaften

leben. Das Wahre ſchon in ſeinem Keim erfaſſend, das Schöne in jeder Geſtalt begrüßend, von jeder leiſen Regung des Guten hingeriſſen, durch das Aeußere nie gehindert, das Innere wahrzunehmen, iſt liebende Sorgfalt gegen alle ſeine Natur, und ohne ſich über die Eigenthümlichkeit und die durch ſie geſetzten Schranken eines Individuums zu täuſchen, ohne ſie über ſich ſelbſt erheben oder aus ihrer Beſchränkung herausreißen zu wollen, ſtellt ſich ihm, in jedem Kinde, die Würde und der Adel der Menſchheit, nur in einer andern Geſtalt dar. Er will nichts anders, als daß es das, was es iſt und ſeyn kann, vollkommen ſey, und er vermag dieß, wie er jenes erkennt.

Wie die Methode in Hinſicht auf das Kind poſitiv iſt, und vom Selbſtſtändigen, d. h. Individuellen in ihm ausgeht, ſo iſt ſie es *in Hinſicht auf den Unterricht*, oder auf das Können und Wiſſen. Sie geht eben ſo vom Selbſtſtändigen jedes Unterrichtsfaches aus, das ſie mittheilt. Nicht zum Reflektiren über das, was die Dinge nicht ſind, ſondern zur Intuition, zum unmittelbaren *Bewußtſeyn* deſſen ſich zu bringen, was ſie wirklich ſind, iſt ihr dießfälliges Beſtreben ohne Ausnahme. Was ihr von den Keimen in der ſinnlichen Natur, was ihr von den Anlagen und Fähigkeiten des Menſchen überhaupt gilt, daß ſie nämlich produktiv ſind, und ſich aus ihrem ſelbſtſtändigen Anfangs- und Mittelpunkte organiſch entwickeln, das gilt ihr auch von den Elementen aller menſchlichen Kunſt und aller menſchlichen Wiſſenſchaft. Sie geht von dem Grundſatz aus, daß alles menſchliche Wiſſen und

Können reelle Anfangspunkte habe, in denen jede einzelne Wiſſenſchaft und Kunſt als in ihrem Keim enthalten iſt, in denen ſie in ihrer Unendlichkeit und Begränzung eingeſchloſſen liegt; durch die ſie ein Geſondertes im Gebiete des Daſeyns ausmacht; daß dieſe Elemente ihr Weſen ſelbſt ausſprechen; daß ſie in Hinſicht ihrer nothwendig, konſtitutiv, abſolut ſind, ewig an ihr Daſeyn gebunden, und nur aufhören, wenn ſie ſelbſt aufhört. Das Reich des Geiſtes iſt ihr wie das Reich der Natur, nach einem Geſetz, dem der Organiſation, in unzählige Individuen zerfallend, die eben alle dieſes Geſetz ſogleich unmittelbar ausdrücken, und in ihrem Stufengange nur höhere Erſcheinungen und Bilder, nur geſteigerte Potenzen einer und eben derſelben alles beſeelenden Urkraft ſind. An das Auffinden dieſer urſprünglich individualiſirten Keime des Wiſſens und Könnens, durch die jede einzelne Uebung der Humanität gerade dieſe und keine andere ausmacht, iſt der wahre Unterricht und die pädagogiſche Gymnaſtik im weiteſten Sinne geknüpft. Wie der Inſtinkt dieſe Keime u aller Zeit nothwendig hervorbringt, ſo hat er ſie auch u aller Zeit entwickelt und ihre Geſetze befolgt. Der wa[illegible]e Unterricht iſt deßwegen das, was das ächte Genie on je her gethan; er iſt der Weg, den dieſes von je her us eigener Fülle gefunden, und eben darum als unwan-elbare Wahrheit, als den Gang der Natur und des Gei-es, als Methode ausgeſprochen hat. Dieſe unmittelbar, nbedingt, als Thatſache in ſeinem eigenen Gange aufſtellen, iſt der eigenthümliche Charakter der Genialität. ie Methode hinwiederum am tiefſten aufgefaßt, am lebendigſten begriffen, iſt nichts anders, als was das Genie, d. h. die ganze Natur, wo ſie in der höchſten Energie, und am beſtimmteſten individualiſirt hervortritt, produzirt. Sie gibt ſich bey den Heroen jeder Kunſt und Wiſſenſchaft als ſolche und als Ausdruck der Menſchennatur zugleich kund. Freylich hat die organiſch-genetiſche Elementarmethode nicht den Wahn, das Kind von gemeinen Anlagen zum Fluge des Genies zu erheben; ſie kennt, wie keine andere, aus Thatſachen und Erfahrungen, die Verſchiedenheit der Anlagen und Stufen des geiſtigen Daſeyns, und unterſcheidet ſie wohl; aber ſie bleibt auch feſt bey dem Grundſatze, daß die geiſtige Natur überall als ſolche wirkt, daß es eben die kulturgeſchichtliche, d. h. pädagogiſche Bedeutung des Genies iſt, die Bahn zur Wahrheit und zur Kraft für alle zu beſchreiben und vorzuzeichnen, daß das, was das Genie ſchöpferiſch hervorruft, nach dem gleichen Gange vom genieloſen Menſchen durch geiſtigen Sinn und Empfänglichkeit aufgenommen werden ſoll, damit es Gemeingut für die Menſchheit werde. Es nach den beſtimmten Abſtufungen und Schranken, welche die Verſchiedenheit des Alters, der Kräfte, der Stände u. ſ. w. mit ſich bringt, kurz nach dem Bedürfniß jedes Einzelnen zu dieſem Gemeingut zu machen, darnach ſtrebt die Humanität der Methode. In dieſem Sinne will ſie, daß allen geholfen werde und jeder zur Erkenntniß der Wahrheit komme, nämlich: ſo weit er ſie faſſen kann; und nur auf ihrem Wege iſt die Ausführung dieſes Grundſatzes, einem jeden gerade das zu geben an Bildung, was ihm Noth thut, möglich, weil ſie in dieſer Bildung gerade den der Kraft jedes beſtimmten Individuums, von der beſtimmten Stufe, auf der es jedesmal ſteht, von dem Gange der Zeit in ihm und von dem beſtimmten Verhältniſſe, in dem es jedesmal lebt, ſelbſt ausgeht. In dieſem Sinne erwartet ſie eine Zeit der Ausgießung des Geiſtes über alles Fleiſch, wo die höhere Wahrheit einzelner Menſchen zu einem allgemeinen Wahrheitsſinn, die höhere Kraft der Einzelnen zu einer Geſammtkraft erwachſen wird. Sie bleibt ihrem Entwicklungs- und Erweiterungsgrundſatz auch hierin getreu, und glaubt dem Ausgezeichneten und Großen unter den Menſchen, ſo wie in Kunſt und Wiſſenſchaft, eben dadurch am würdigſten zu huldigen, daß ſie es nationell macht, und ins Leben des Volkes nicht durch Populariſirung des erſten, ſondern durch die Krafterhebung und Weckung des letztern unmittelbar einführt.

Aus dieſen Geſichtspunkten ſoll es denn uch eine allgemeine Methode ſeyn, und ſie muß es. Nicht nach der verkehrten Anſicht: die Men- hen, die Kräfte, die Charaktere, die Geſinnungen und Handlungsweiſen der Zöglinge gleich zu machen und die Stände und Verhältniſſe zu vermiſchen. Nein, die Methode will, daß jeder Zögling aus ſich ſelbſt n ſein Verhältniß und in ſeine Umgebungen ineinwachſe. Ihre Allgemeinheit liegt in den bisher ufgeſtellten Grundſätzen, daß jede menſchliche Anlage im inde auf dem gleichen organiſchen Trieb beruht, daß jede unſt oder Erkenntniß, eben darum weil ſie individuell , für alle unwandelbar gleiche, ewig feſte Elemente hat, und ihre Natur nie verändern kann. So wird, um Beyſpiele zu geben, ewig das Fundament aller körperlichen Entwicklung, die Bewegung und Uebung des Körpers und ſeiner Gelenkigkeit ſelbſt ſeyn; ewig wird das mathematiſche Talent, inſofern Mathematik überhaupt nur bleiben kann, ſich nur an Zahl und Form, Einheit und Vielheit, Größe und Figur, an ihren Verhältniſſen und Kombinationen entfalten können, und ewig bleibt der Stufengang, in dem dieſes geſchehen muß, durch den geiſtigen Organismus des Menſchen beſtimmt, der ſelbſt wieder nach beſtimmter Ordnung wirkt. Ewig wird die Entwicklung der Denkkraft des Menſchen an die Entwicklung ſeiner Sprachkraft geknüpft, und die Sprache das Objekt ſeyn, an dem er ſeines geiſtigen Weſens und der geiſtigen Natur der Dinge überhaupt gewahr wird. So wird das Auge des Menſchen, und jedes Auge ohne Ausnahme gleich, ſich nur am Sichtbaren, das Ohr am Hörbaren, das Gefühl am Empfindbaren üben und ſchärfen. Der Sinn und die Kraft für die Wahrheit im engern Sinn, muß bey allen ſich an Anſchauung des Reellen, der Sinn für das Schöne und Gute an Anſchauung der idealen Reihe der Exiſtenz, jener nur an der realen, dieſer an der idealen Seite der einzelnen Dinge entzünden und bilden. Das jedem einzelnen Sinn der Menſchennatur entſprechende Objekt, die jede einzelne Anlage des Kindes in Anſpruch nehmende That aufzufinden, und in der Form darzuſtellen, wie es die ſteigende Fähigkeit jener Sinne, der ſich erweiternde Umfang dieſer Kräfte fordert, das iſt das

Allgemeinheits-Prinzip, auf deſſen Realiſirung die Methode ausgeht. *)

Wenn und inſofern ſie dieſes leiſtet, erſcheint ſie als wirkliche Vermittlerin aller pädagogiſchen Gegenſäze, von denen aus ſie theils von Seite des Realismus, theils von Seite des Formalismus, theils von Philanthropiſten, theils von Humaniſten einſeitig ins Auge gefaßt wird; ſie ſoll die Erforderniſſe der Menſchen- und der Berufs-, der individuellen und der bürgerlichen, der häuslichen und der öffentlichen Bildung, jede zu ihrer Zeit und auf ihrer Stufe vereinigen; ſie ſoll den geſunden Verſtand, wie jede Höhe des Geiſtes und Herzens befriedigen. Unterricht und Lehre unmittelbar an das Unveränderliche und Ewige der Umgebungen der Menſchennatur und ihres Seyns ſelber anknüpfend, kommt ſie dahin, nicht nur den bisherigen Gegenſaz zwiſchen Elementar- und angewandtem Unterricht, ſondern auch zwiſchen der Formal- und Realbildung, und eben ſo zwiſchen einer ſogenannten vorbereitenden Kraftentwicklung zur Wiſſenſchaft und dem Wiſſenſchaftlichen ſelbſt, wie er in der bisherigen Form ſtatt fand, ganz aufzuheben. Sie bildet, wie es ewig in der Natur der Menſchheit liegt, die Kraft und das Organ zur Wiſſenſchaft durch Mitthei-

---

*) Man würde uns ſehr mißverſtehen, wenn man aus dieſem Grundſaz, wie er da ſteht, folgern wollte, als ſollte überall und alles und für alle methodiſirt werden. Die Rede iſt von dem, was für jede Anlage als Bildungsmittel bearbeitet werden muß. Außerdem bleiben die Menſchen, die Natur und das Leben, ja noch überall unendlich.

lung wahrhaften Wiſſens, und erzeugt wahrhaftes Wiſſen umgekehrt eben durch die Entfaltung des Organs der Wiſſenſchaft. Sie ahmt auf dem geiſtigen Gebiete das hohe Thun der Natur in der Körperwelt nach. Wie dieſe in jedem Gewächs auf jeder Stufe ſeiner Entfaltung Stoff und Form in ihrer gegenſeitigen Durchdringung harmoniſch darſtellt und entwickelt, und wie jedes Gewächs in der ganzen Zeit ſeines Wachsthums auf der einen Seite in jedem Punkt ſeines ganzen Seyns vollendet, d. h. als ein ganzes in harmoniſcher Uebereinſtimmung ſeiner ſelbſt, in keinem Theil und von keiner Seite ſeines Wachsthums weder zu weit vorgeſchritten noch zurückſtehend, auf der andern Seite aber dennoch unvollendet, d. i. in beſtändigem Wachsthum begriffen, erſcheint: alſo ſucht die Elementar-Bildung Stoff und Form im Kinde auf jedem Punkt ſeiner Bildung in gegenſeitiger Durchdringung harmoniſch, und das Kind ihrer Führung erſcheint in der ganzen Zeit ſeiner Bildung von der einen Seite auf jedem Punkt dieſer Bildung vollendet, d. h. als ein Ganzes in harmoniſcher Uebereinſtimmung ſeiner ſelbſt, in keinem Theil und auf keiner Seite ſeines Wachsthums weder zu weit vorgeſchritten, noch zurückſtehend, von der andern Seite aber dennoch unvollendet, nicht zum Ziel ſeiner Reifung gebracht, ſondern immer noch in einem beſtändigen Wachsthum begriffen. So bringt ſie ihren Zögling dahin, daß er die Lebenswiſſenſchaft und Kunſt als ein organiſches Ganze aus ſich ſelber erzeuge. Wie ſie von der erſten Seite an ſich wiſſenſchaftlich iſt, ſo iſt ſie von dieſer Seite an ſich im

en Sinne des Worts künſtleriſch. Sie ſucht auch von
er aus weſentlich der Idee der Erziehungskunſt zu ent-
echen. Sie iſt in ihrem Weſen ſelbſt die Natur, vom
enſchen begriffen, wie ſie im hohen Gang ihrer ſelbſt
ſieht und darin aufrecht einherwandelt, ihres Ziels ſicher,
ſelbſt in allen ihren Kräften ergreifend und bildend als
Ganzes in der Einheit ihres göttlichen Daſeyns. Wenn
ſich ſelbſt treu bleibt, ihre Bedeutung nicht mißverſteht,
ihre Elemente nicht einſeitig auflöſt, ſo führt ſie den
erricht durch alle Gegenſätze hindurch und läßt jeden an
em Ort und zu ſeiner Zeit erſcheinen. Reich wie die Na-
hat ſie Empfänglichkeit, Gelenkigkeit und Weite des Sin-
genug, um jedes Gewächs aufzunehmen, das aus dem
en der Humanität entſprießt. Ein beſchränkter Geiſt
ſie beſchränken, und der Thor ſie zum Gefäſſe ſeiner
nen Thorheit mißbrauchen, aber ſie bleibt dennoch, was
iſt, in ihrem wahren Umfang begriffen, nicht das Werk
elner Individuen, noch viel weniger das Werk einiger
älligen Perſönlichkeiten, ſondern die Aufgabe der Ge-
hte, das Geſchäft der menſchlichen Kultur im Ganzen
Großen, das Werk der Natur ſelbſt im Gange der Ent-
ſung des menſchlichen Geſchlechtes. Sie wird ſich er-
ern und ausbilden, wie die Menſchheit ſich ihrer von
ihr aufgegebenen Beſtimmung ſtufenweiſe nähert, und
itt für Schritt die Hülfsmittel entdeckt, die er ihr in
ſelbſt und in der Natur zu ihrer Erreichung dargebo-
.

Freunde, ich ſtaune ſelber vor dem Bilde der Größe
er Natur und ihrer heiligen Anſprüche; aber die reine

Natur iſt ſich in jeder Höhe ihrer Schwäche bewußt, und muß es ſeyn. Der Menſch, wenn er in ſich ſelber blickt, fühlt, bei jedem unſchuldigen Bewußtſeyn ſeiner innern Höhe die Schranken ſeiner Kraft und ſein Unvermögen, ſich ſelbſt in den Anſprüchen ſeines höhern Seyns ein Genüge zu leiſten. Aber die Schwäche des Einzelnen iſt nicht die Schwäche der Menſchen; die Schwäche der Menſchen iſt nicht die Schwäche der Methode. Ob du vor der Idee in ihrem Umfang ſtauneſt, ob du noch ſo ſehr das Zurückbleiben der That hinter ihr fühleſt; du gelangſt auch zu der That, der du fähig biſt, nicht, ohne das Feſthalten der ganzen Idee. Daß aber die leztere gegründet, daß ihre Ausführung die Aufgabe der Erziehung und kein Traum ſey, das beweiſt die Thatſache, daß ſie in ihren Anfangspunkten in der Menſchennatur wirklich iſt, daß die Erfahrung die Methode ſelbſt in ihrer lebendigen Einheit und Harmonie, im inſtinktmäßigen Verfahren der Mutter gegen das Kind, unwiderſprechlich aufſtellt.

In der That, ſo rein und ſo hehr ſpricht ſich das Daſeyn und der Zuſammenhang des Ganzen der Methode nirgend aus, als in der Handlungsweiſe der entweder ganz gebildeten, oder ganz einfachen und menſchlich natürlichen Mutter gegen ihren Säugling. Dieſe Handlungsweiſe iſt rein urſprünglich; da miſcht ſich noch keine menſchliche Kunſt, keine menſchliche Verirrung ein. Sie iſt rein elementariſch; da ſpricht ſich die Natur noch ganz aus: ihr Inſtinkt redet in dieſer Handlungsweiſe noch lebendig, und ſo weit und ſo lang er darinn lebendig redet, iſt in allem Thun der Mutter Einheit, lebendige Einheit für Weckung.

ür Belebung des Geiſtes, des Herzens und der phyſiſchen
Kräfte des Kindes. Sie iſt rein poſitiv. Ohne Umwege,
ohne Ungewißheit und Zweifel geht ſie aus der unmittelba-
en Anſchauung der Bedürfniſſe des Kindes hervor, geht
uf ihre unmittelbare Befriedigung. Sie iſt rein organiſch.
Da ſproſſen durch ſie allenthalben die geweckten Kräfte des
Kindes als Keime weiterer Fortſchritte; freylich iſt ſie nur
Weckung des erſten einfachſten Selbſtgefühls dieſer Kräfte,
ber für ihr aller *gemeinſames* Gefühl, oder vielmehr
ie Weckung der Einheit der ganzen kindlichen Natur, die
ei jedem Theil ihrer Entfaltung im Weſentlichen als ein
Ganzes, als eine unzertrennte Einheit angeſprochen wird
nd angeſprochen werden muß. Aber ſie bietet in dieſer
Einheit und durch ſie überall die Anfangspunkte und den
Faden für die Entfaltung jeder eigenthümlichen Anlage dar.
Sie umfaßt das Kennen, Können und Wollen des Kindes
ugleich, und wirkt doch auf jedes derſelben auf das Indi-
iduellſte und Beſtimmteſte. Sie iſt allgemein, wie ſich
e Bedürfniſſe aller Kinder im Weſentlichen gleich ſind.
ie iſt aber eben ſo vermittelnd durch die Art des Daſtehens
r mütterlichen Perſönlichkeit zwiſchen dem Kinde und ſei-
ſämmtlichen Umgebungen und Verhältniſſen, zwiſchen
r Perſönlichkeit des Kindes ſelbſt und der in ihm nur noch
s Inſtinkt wirkenden Vernunft, d. h., ſeiner Idee. In
r ſind die Gegenſätze, die das Leben aufſtellt, zwar be-
mmt ausgedrückt, und doch in der höchſten Harmonie ver-
nigt. Das Kind iſt der Mutter gegenüber als Indivi-
uum durchaus ſelbſtſtändig. Die Mutter ſucht nicht ſich,
dern das Kind. Sein Leben, wie es iſt, iſt ihre Luſt,

und die Beſorgung dieſes Lebens ihre heiligſte Treue. Als Kind aber iſt das Individuum in ihm in dieſer Freyheit zugleich gehorſam, und der gebildeten Vernunft der Mutter unterworfen. Auch iſt die Elementar Bildung unſers Geſchlechts nichts anders, als eine aus dem Gefühl der Einheit und Nothwendigkeit dieſer Handlungsweiſe hervorgehende Sorgfalt, im ganzen Umfang aller Mittel für die Entfaltung der einzelnen Anlagen und Kräfte unſerer Natur, mit den Anſprüchen dieſer Einheit derſelben in Uebereinſtimmung zu bleiben. Daher findet ſie auch im Thun der Mutter den reinen und allgemeinen Anfangspunkt ihres Strebens, ihr in der Wirklichkeit durch Gott ſelbſt geoffenbartes Urbild, und mit ihm das Fundament aller Grundſätze, auf denen ſie ruht, und aller Mittel, deren ſie bedarf. Von dieſem Keim ausgehend beſteht beſonders die Kunſt der Elementar-Bildung weſentlich in einem lückenloſen Anknüpfen aller Erziehungsmittel an das Weſen dieſer rein mütterlichen Handlungsweiſe gegen das Kind. Jedes Erziehungsmittel, das nicht in ſeinem Weſen von dieſer Handlungsweiſe ausgeht, und die Entfaltung der einzelnen Anlagen nicht mit dem Geiſt und der Kraft, mit der Einfalt und Harmonie betreibt, iſt daher nicht methodiſch, ſondern gehört unter die vielſeitigen Nothbehelfe irgend eines Mangels genugthuender, elementariſcher Erziehungskräfte und Erziehungemittel, und kann auch nur in ſo weit als nützlich und brauchbar angeſehen werden, als es da ſteht, um Erziehungslücken auszufüllen, die nicht da ſeyn ſollten, und Folgen von Erziehungs-Verirrungen ſtill zu ſtellen, die das Kind ſchon auf Abwege gegen die

atur geführet haben. So weit in Uebereinſtimmung mit
n Zwecken der elementariſchen Bildung kann freylich auch
s Thun eines ſolchen nicht rein elementariſchen Mittels
hin wirken, die zerſtörte Einheit unſerer Natur wieder
rzuſtellen, die Verwirrung, die aus den Reſultaten un-
higer Mittel unſerer einzelnen Kräfte entſprungen iſt,
vermindern, und den Zuſtand der Gewaltthätigkeit ſtill
ſtellen, der bei der zerſtörten Einheit unſerer Natur
thwendig gegen uns ſelbſt und gegen unſer Geſchlecht
tſteht. Denn wir ſind alle, wenn die Einheit unſerer
atur zerſtört, und ihre göttliche Harmonie in uns nicht
alten oder wieder hergeſtellt iſt, ein ſchwaches, anmaſſli-
s Geſchlecht, gegen uns ſowohl, als gegen unſere Brü-
.

So wie das ſinnliche Gefühl jedes Uebergewichts von
erlichen Kräften, von welcher Art dieſe auch immer ſeyn
gen, die innere Einheit in uns ſelbſt zerſtört, und uns
in führet, unſern Mitmenſchen die Benutzung jedes
nkels der Erde, der uns nahe berühet, nur unter der
dingniß ſeiner Unterordnung unter unſere Selbſtſucht,
ne zu erlauben und ihn, nur auf dieſe Art brüderlich
, uns vereinigt, auf demſelben Gotteswege zu ſeiner Ver-
ng gehen laſſen zu wollen; ſo zerſtören wir auch durch
ſinnliche anmaſſliche Feſthaltung des Uebergewichtes ein-
er Kräfte zum Nachtheil der andern, in uns ſelber das
ligſte unſerer Natur. Die berührten Folgen davon ſind
uusweichlich. Jedes Zeitverderben der Erziehung hat
en Grund in der Hinlenkung unſerer Natur zu den
wächen und der Anmaſſung, welche die einſeitige Ent-

faltung irgend einer einzelnen menſchlichen Kraft mit ſich führt; und man kann nicht in Abrede ſeyn, dieſe Hinlenkung ſelbſt wieder hat ihren Grund im Mangel an Feſthaltung der elementariſchen Fundaments der Erziehung, der Einheit unſerer Natur. Und ſo wie dieſes wahr iſt, ſo iſt eben ſo gewiß, daß die Anſichten, Grundſätze und Fertigkeiten, welche die Elementar-Bildung, wenn ſie wahrhaft iſt, gibt, geeignet ſeyn müſſen, den Folgen dieſer Verirrung mit Kraft Einhalt zu thun. Sie muß zwar, in Folge der Eigenthümlichkeit der Erſcheinung unſerer Natur im wirklichen Daſeyn, in die ſittliche, geiſtige und phyſiſche Elementar-Bildung eingetheilt werden. Sie zerfällt ſelbſt von ihrem Anfangspunkte, vom Thun der Mutter aus, in dieſe drei Richtungen, deren erſtere im Wollen, deren zweite im Kennen, und deren dritte im Können des Kindes urſprünglich begründet iſt, und daſſelbe wieder begründet. Aber dennoch iſt es gewiß, nirgends erſcheint das Fundament der Elementar-Bildung, die Einheit unſerer Natur, und der unzertrennte innere Zuſammenhang aller unſerer Kräfte heller, als wenn wir die elementariſche Bildung der einzelnen Kräfte unſerer Natur in ihren verſchiedenen Abtheilungen aufſtellen.

Ich unternehme es indeſſen nicht, das Weſen dieſer Abtheilungen aus dem Weſen der menſchlichen Natur in ihrem Umfang zu entwickeln; ich werfe nur einen Blick auf die Eigenthümlichkeiten einer jeden dieſer Abtheilungen und auf ihre innere Harmonie nach bekannten Geſichtspunkten. Dabei muß ich Sie aber, meine verehrten Herren, zum Voraus bitten, die allfälligen Kunſtausdrücke, deren ich mich der Kürze halber bediene, in dem Sinne zu nehmen, den ihnen der Zuſammenhang gibt, und ſie als nichts anders anzuſehen, als das Reſultat des Bedürfniſſes, die bezeichnenden Worte zu finden.

Die ſittliche Elementar-Bildung iſt nichts anders als die reine Entfaltung des menſchlichen Weſens durch die höhern Gefühle der Liebe, der Dankbarkeit und des Vertrauens auf das Fundament der Vollkommenheit, in der ſie ſich in ihrem erſten Entkeimen im reinen Verhältniſſe zwiſchen Mutter und Kind ausſprechen. Das Ziel dieſer Bildung iſt ſittliche Vollendung unſerer Natur; ihre Mittel ſind Uebungen im Streben nach Vollkommenheit im ſittlichen Denken, Fühlen und Thun. Auf das Sichtbare gerichtet, offenbart ſie ſich als Moral im Handeln (phyſiſch), auf das Unſichtbare, als Religion im Fühlen oder Schauen (gemüthlich hyperphyſiſch). In jener ſtellt ſich die reale, in dieſer die ideale Seite eines und eben deſſelben Anfangspunktes des ſittlichen Lebens dar. Die vermittelnde Einheit, das Band beider iſt, intellektuell erſcheinend, die Erſcheinung, die weſentlich den Charakter des Menſchen begründet. Als Erkenntniſſe werden die Moral und die Religion zugleich wiederum Gegenſtände der intellektuellen Bildung, und jene nimmt dadurch einen idealen, dieſe einen reellen Charakter an. Alle dieſe Seiten und Elemente ſind in der elementariſchen Entwicklung der ſittlichen Gefühle harmoniſch und lückenlos vereinigt. Da unſere Natur die Vollkommenheit der Sittlichkeit nur in einem höhern Weſen, nur in Gott zu erkennen vermag, ſo knüpft ſich das erſte durch die Mutterliebe und den Glauben an ſie erzeugte

Streben nach ſittlichem Denken, Fühlen und Thun, an die Ahnung des Glaubens an Gott, die aus der Wahrheit der kindlichen Liebe, des kindlichen Dankes und des kindlichen Vertrauens ſo einfach und natürlich hervorgeht. Die Reihenfolgen der Mittel zur Sittlichkeit von ihrem Urſprung aus, von der mit ſo vielen Reizen begleiteten Mutter- und Kindesliebe bis zum chriſtlichen Dahingeben ſeiner ſelbſt für Wahrheit und Liebe in den Tod, finden nur in reinem Glauben an Gott und in wahrer Religioſität ihre Quelle und ihre reine und ſichere Stütze. Keine menſchliche Kunſt und keine menſchliche Kraft kann ihnen etwas anders unterſchieben. Sie ſind und bleiben die einzigen Mittel der reinen und wahren Sittlichkeit, und die Stufenfolgen ihrer Entwicklung ruhen auf nichts anderm, als auf der Wahrheit ihres Wachsthums ſelbſt, die aus ſich ſelbſt ausgeht, und nur in der Reinheit ihrer Kraft den Trieb des Fortſchrittes in ſich ſelbſt fühlt.

Die intellektuelle Elementarbildung iſt hinwieder nichts anders, als die reine Entfaltung des menſchlichen Kennens oder unſerer Vernunftkraft, durch ein höchſt einfaches Habituellmachen ihres Gebrauches ſelber. Und da dieſe Kraft in ihrem Weſen ſich erſtens an die Anſchauungseindrücke, welche die Gegenſtände der Welt auf unſere Sinne machen, anſchließt, zweitens auf der gebildeten Leichtigkeit ruhet, dieſe Ur-Eindrücke, oder vielmehr die einfachen Reſultate ihrer Wirkung auf unſer Inneres, als die Elemente aller menſchlichen Erkenntniß, in uns ſelbſt zuſammenzuſetzen, zu trennen und zu vergleichen, ſo fordert die intellektuelle Elementar-Bildung 1) pſychologiſche Leitung der Einwirung der Natur auf das Vernunftweſen zur Anregung und Sammlung der Eindrücke, welche die Vernunft, d. h. die lebendige, geiſtige Kraft im Kinde, bei der Anſchauung und im Leben der Natur nothwendig erzeugt; 2) pſychologiſche Benutzung dieſer Eindrücke, als der von der Natur ſelbſt weſentlich und unveränderlich gegebenen Mittel, wodurch die geſammte Geiſtes- oder Vernunftkraft in uns am leichteſten ausgebildet werden kann. Die Mittel, in denen ſich das Werk der Vernunft in uns in der Natur ſelbſt offenbart, ſind Sprache, Zahl und Form. Auf das Hervorbringenkönnen und Verſtehen der in ihnen liegenden Wahrheiten und Verhältniſſe gerichtet, erzeugen ſie die Verſtandesbildung; auf das Hervorbringenkönnen und Fühlen der ihnen inwohnenden Schönheit, Harmonie und Vollkommenheit gerichtet, erzeugen ſie die äſthetiſche Bildung.

Die Mittel unſerer intellektuellen Elementar-Bildung müſſen, wie die der ſittlichen, rein vom Gebrauche dieſer Kraft ſelbſt ausgehen; und ſo wie das Kind von dem Anfangspunkte der vollkommenen Mutterliebe, und von dieſer bis zur Liebe entfernter Menſchen ſich erweitern muß, und wie mit dieſer Erweiterung zugleich ſein ganzes Inneres menſchlich höher ſteigt und ſich ſittlich emporhebt, ſo muß auch die elementariſche Entfaltung unſerer Geiſteskraft von der hohen Vollendung der höchſt einfachen Anfangspunkte im Denken, durch lückenloſe Schritte ſich erweitern, und mit dieſer Erweiterung und durch ſie zu den höhern Stufen des verwickeltern und tiefern Denkens und zu der Erkenntniß verwickelter Gegenſtände und Anſichten emporſteigen.

Der innern Einheit unſerer Natur gemäß, iſt endlich auch die phyſiſche Elementar-Bildung nichts anders, als eine pſychologiſche Entfaltung des Könnens oder der dem Kinde inwohnenden vielſeitigen phyſiſchen Kräfte, die gleichfalls wiederum durch nichts anders, als durch ein höchſt einfaches Habituellmachen ihres Gebrauches ſelber erzielt wird. Die Entfaltung dieſer Kräfte geht von dem einfachen Anfangspunkte der Bewegung aus. Die Bewegung auf ſelbſtſtändige Leichtigkeit und Sicherheit im Gebrauche der Glieder und auf Ueberwindung körperlicher Hinderniſſe gerichtet, erzeugt Kraft; auf geſetzmäßigen und harmoniſchen Ausdruck gerichtet, Anſtand, mit Bewußtſeyn und nach Zwecken geſteigert, jene Berufs-, dieſe Kunſtfertigkeit. Sie ſchließt ſich an das tägliche Bedürfniß und an die Beſorgung ſeiner ſelbſt beym Kinde an; ſie erweitert ſich durch die häusliche Sorgfalt für die Umgebungen, durch welche ſie zugleich menſchlich empor gehoben und geheiligt wird.

Auf dem nämlichen Wege, auf dem ſich das Kind zur ſittlichen und geiſtigen Selbſtſtändigkeit erhebt, erhebt es ſich auf dieſe Weiſe durch lückenloſen Vorſchritt und umfaſſenden Gebrauch ſeiner körperlichen Kräfte, auch zur phyſiſchen Gewandtheit und bürgerlichen Selbſtſtändigkeit empor. Von keinem geſchloſſenen Kreiſe, von dem aus es ſich ſelbſt nur verengern könnte, ſondern vom Mittelpunkte ſeines Weſens ſelbſt ausgehend, verbreitet es den Umfang ſeiner Thätigkeit nach allen Seiten, ſo weit ſeine Kräfte reichen.

So ſelbſtſtändig alſo die Elementar-Bildung jede Richtung dieſer Menſchenkräfte, und hinwiederum die einzel-

Anlagen und Thätigkeiten, in welche jede derſelben aufs
zerfällt, ins Auge faßt und von ihrem Anfangspunkt
entwickelt, ſo nimmt eben ſo ihr Gang bey der Ue-
g jeder Einzelnen ganz im Geiſte der Mutter ſeine Hu-
nität allgemein in Anſpruch. Die Elementar-Bildung
einzelnen Anlage des Herzens beſchäftigt und übt alle
ühle des Herzens, die der einzelnen Anlage des Gei-
alle Kräfte des Geiſtes, und die der Sinne und der
ber den ganzen Körper. Eben ſo ſetzt der Gang ih-
ſittlichen Uebung auch die Geiſtes- und Körperkräfte des
des, der Gang ihrer geiſtigen Entfaltung auch die des
zens und ſeiner ſinnlichen Organe, und die körperliche
mnaſtik die geiſtige und ſittliche Natur deſſelben, gleich
Inſtrument, deſſen eine rein geſtimmte Saite zugleich
ere harmoniſch geſtimmte Saiten anklingt, in Bewe-
g und Thätigkeit. Alles poſitive in der menſchlichen
tur wirkt durchgreifend wie in dem Poſitivſten und Le-
digſten des menſchlichen Thuns, dem Trachten nach dem
ch Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, das Uebrige
Menſchen von ſelbſt zufällt.

Wenn, nach dieſen Geſichtspunkten, über den Zweck
Umfang der Elementar-Bildung in der Hauptſache
Streit ſeyn kann; wenn ſie möglich ſeyn muß, weil
Natur ſie in der Mutter und im Inſtinkt des Genies,
überall in ihrem Thun ſelbſt aufſtellt, weil ſie alſo in
oriſcher Hinſicht oder als Thatſache und auf einzelnen
nkten allgemein ſelbſt anerkannt und durchaus wirklich
und immer war; wenn ferner die ausgeſprochenen For-
ungen gegründet ſind, weil die Menſchennatur ſie macht;

und wenn endlich ihre Erfüllung nothwendig iſt, damit dieſe Natur befriedigt werde; ſo fragt es ſich, in wie weit leiſten die von uns in unſrer Anſtalt als elementariſch angeſehenen und erklärten Bildungs- und Unterrichtsmittel dieſen Forderungen ein Genüge? und in wie weit entſprechen ſie in ſittlicher, intellektueller und phyſiſcher Hinſicht der Idee und dem zu ihrer Beurtheilung hier an ſie gelegten Maßſtab? Eine genügende Antwort dieſer Fragen kann eben ſo wenig Gegenſtand dieſer Rede ſeyn, als es eine genügende Erörterung der Grundſätze ſelber wäre. Ich werfe auch darauf einige Blicke, weniger für die Beſtimmung der Sache ſelber, als vielmehr Winke zu geben, wie die Unterſuchung angeſtellt und wovon ausgegangen werden muß, um ſichere Reſultate zu erzielen.

Vor allem ſehe ich mich hier zu der Bemerkung veranlaßt, daß bei dieſer Unterſuchung nicht von dem ausgegangen werden darf, was der Unternehmung noch fehlt, ſondern von dem, was in ihr nach der Idee des Ganzen poſitiv da, was durch ſie wirklich ſchon hervorgebracht iſt. Dieſes Einzelne aber muß eben ſo nothwendig, nicht in ſeiner Einzelnheit, ſondern in ſeinem Verhältniß zum Ganzen betrachtet werden. Jeder einzelne Theil eines erſt im Beginnen ſeiner Laufbahn, in den Anfängen ſeiner Entwicklung begriffenen Syſtems iſt nur ein Bruchſtück, und jede Beurtheilung, welche, ohne den Begriff des Ganzen vollſtändig gefaßt zu haben und den Theil in dieſem zu begreifen, vielmehr das Ganze aus dieſem beurtheilen, und es verwerfen wollte, wäre eben ſo unverſtändig als ungerecht. Aber um ſo gerechter ſind dann die Fragen, und

m ſo ſtrenger fordere ich zu ihrer Feſthaltung ſelbſt auf:
ſt jeder einzelne Theil, ſo wie er ausgeführt da ſteht, noth-
endig im Ganzen begriffen? Stellt er ein organiſches
Glied deſſelben dar? Spricht er ſeinen Geiſt mit Klarheit
as? Entſpricht er den Forderungen aller übrigen Glieder
erade auf der Stelle, auf die er hingehört? Ergänzt er
ine weſentliche Lücke, gerade ſo wie ſie ergänzt werden
muß, und wie ſie ohne ihn nicht ergänzt werden könnte.

Weſentlich als ſolche haben ſich die bisher ausgear-
eiteten und erſchienenen Elemente und Formen der Ele-
mentar-Bildung angekündigt, und zwar als dem Geiſte
er leztern gemäß, d. h., wirkend auf die menſchliche Na-
ur, ihren Bedürfniſſen und ihrem Geſammtzuſtand auf
er Elementarſtufe entſprechend. Sind ſie dieſes? Be-
eichnen ſie eine nothwendige Epoche, ein beſtimmtes Ge-
iet der geiſtigen Entwicklung? iſt ihre Beſchaffenheit mit
inem Worte den Geſichtspunkten gemäß, die wir im An-
ange als die Aufgabe der Methode bezeichneten?

Wir erkennen, daß der Umfang der intellektuellen Ele-
mentarmittel allgemein von Zahl, Form und Sprache aus-
eht; wir müſſen alſo, um dieſe Fragen richtig beantwor-
en zu können, näher ins Auge faſſen, was Zahl, Form
nd Sprache eigentlich zur Entfaltung der intellektuellen
Kräfte unſerer Natur beytragen, und in dieſer Rückſicht
ſt offenbar: Die Anfangspunkte, von denen ſie ausgehen,
ind Elemente der Erkenntniß. Sie ſind dem Menſchen
igenthümlich. Sie liegen im Organismus ſeiner geiſtigen
Natur. Sie ſind Produkte ihrer Thätigkeit. Sie ſind im
nveränderlichen Weſen der Humanität gegeben, als die

erſten ſelbſtſtändigen Keime ihrer Aeußerungen und ihrer Entfaltung; ſie ſind poſitiver Natur. Sie können nicht ſelbſtthätig dem Kinde zur Anſchauung gebracht und entfaltet werden, ohne Hand und Auge zu üben, ohne Luſt und Gefühl anzuregen, ohne das Herz und den Willen in Anſpruch zu nehmen. Der allgemeinen Form der Geiſtesthätigkeit gemäß führen ſie dieſelbe von ihrem erſten vollendet beſtimmten Hervortreten ins Aeußere bis auf die Stufe des ſelbſtſtändigen Bildes der Begriffe von Seiten des Verſtandes, und bis zum erwachenden Bewußtſeyn der Ideen von Seiten der Vernunft; dadurch insbeſondere vom bisherigen Gange verſchieden, daß dieſer Begriffe gab ohne Elemente, Ideen gab ohne Anſchauung und Entwicklung. Als allgemeine Elemente der Humanität ſind ſie eben ſo offenbar wieder Fundamente der humanen Berufsbildung; überall fordert das Leben ihre Erkenntniß, wie die durch ſie geübten Kräfte und Fertigkeiten.

Die Elementarübungen der Zahl insbeſondere ſind geeignet, die Kraft des reinen geiſtigen Schließens von ihrer erſten keimenden Entſtehung bis zu ihrem Daſtehen in hoher Vollendung zu entfalten, und aus ihr entſpinnen ſich die reinen, lückenloſen, ſelbſtſtändigen innern Mittel dieſer Entfaltung. Die elementariſchen Uebungen der Form entwickeln ebenfalls die geiſtige Schlußkraft, ſo wohl durch den unfehlbaren und nothwendigen Eindruck ihrer ſelbſt, als durch die Reſultate lückenloſer und jede Aufgabe ganz erſchöpfender Zuſammenſetzungen von den geraden und krummen Linien, und den daraus hervorgehenden nothwendigen Wahrheitsverhältniſſen. Alle Wahrheit und alle

Schlüſſe, die ich durch die Zahl hervorbringe, entfalten ſich aus dem reinen Weſen der menſchlichen Denkkraft ſelber, d. h. die Denkkraft entfaltet ſich beym Gebrauch dieſer Mittel gleichſam durch ſich ſelbſt. Hingegen alle Wahrheit und alle Schlüſſe, die ich durch Bearbeitung der Form hervorbringe, liegen als reine und vollendete Produkte des Geiſtes im Weſen der geraden und krummen Linien, und der durch ſie möglichen Zuſammenſetzungen.

Beide, ſo wohl die elementariſche Zahl, als die elementariſchen Form-Uebungen, führen nicht bloß zum Erkennen der Wahrheit, ſondern auch beſtimmt zu ihrem Erſuchen. Sie beſchäftigen nicht bloß die Denkkraft im Unterſuchen derſelben, ſondern ſie beleben auch die Einbildungskraft zum freyen Spiel ihres Aufſuchens und ihres ſchöpferiſchen Zuſammenſetzens. Vermöge der innern Kraft, die ſich durch Uebungen der Zahl in mir entfaltet, bringe ich die Wahrheiten, die rein innerlich in meiner Natur liegen, mir zum Bewußtſeyn. Zur Auffindung von reinen Verhältnißwahrheiten, die aus der Betrachtung äußerer ſinnlicher Gegenſtände entſpringen, kann mir nur die Formenlehre, das iſt, die Kenntniß des Weſens und der möglichen Verbindungen der Formen, den Weg bahnen. Die Art, wie beide Gegenſtände in der Zahlen- und Formenlehre dem Kinde zum Bewußtſeyn gebracht werden, ſchließt ſich unmittelbar an das Thun der Natur und an das Thun der Mutter an, und ſteht mit beiden in hoher Uebereinſtimmung. Der Anfang von dieſen beiden Mitteln unſerer intellektuellen Entfaltung, geht weſentlich von dem erſten kindlichen Bewußtſeyn der äußern Eindrücke aus. Zwar iſt ſchon die erſte Wirkung dieſer Eindrücke, wie ſie auf die Sinne ſinnlich iſt, auf die geiſtige Natur des Kindes oder auf ſein Inneres geiſtig, wenn das Kind gleich dieſes Geiſtige lange nicht zu unterſcheiden vermag; aber ſie erſcheint in ihrem erſten Sichtbarwerden als Sinnenerfahrung.

Die Erfahrung, zum Beyſpiel, daß das Feuer mehr brennt, als laues Waſſer, iſt eine ſolche, durch das Bewußtſeyn des Mehrs oder Minders und durch die Anſchauungserkenntniß des Feuers und des Waſſers, in der kindlichen Seele entfaltete Wahrheit. In den Anfangseindrücken, durch die ſie entfaltet worden, erſcheint Zahl und Form in der Anſicht des Kindes noch unzertrennt. Das Mehrſeyn und das Feuer, das Minderſeyn und das laue Waſſer, iſt im Anfangseindruck des Kindes gar nicht verſchieden; wiederholt es eben dieſe Erfahrungen des Mehrs und des Minders an andern Gegenſtänden, ſo lernt es allmählig das Mehr und Minder von den Gegenſtänden trennen, in denen es erſcheint; es erhebt ſich zum dunkeln Bewußtſeyn der Fundamente der Zahl und ihrer Verſchiedenheit von der Eigenſchaft und der Form; es ſieht nun das Feuer und das Waſſer an ſich an, und denkt ſich das Mehr und Minder in andern Gegenſtänden, eben ſo wie in dieſen. Das Bewußtſeyn des Vielerley ſo wohl in den Formen als in den Zahlen dehnt ſich allmählig aus, und der Augenblick erſcheint, wo man die erſten einfachen Uebungen der Zahl und Formenlehre dem Kinde geordnet beybringen kann. Natürlich müſſen die Fundamente der erſten reinen Anſchauungen von Form und Zahl, die es jetzt verſuchen ſoll, ihm durch Gegenſtände, die es im Kreiſe ſeines häus-

en Lebens vorher ſchon lebendig erkannt hat, beygebracht
den. Es erſcheint deßnahen auch von dieſer Seite,
die Mutter, die es ſchon von ſeinem erſten Erwachen
im dunkeln Bewußtſeyn dieſer Fundamente belebte, es
h jetzt zu dem deutlichen Erkennen derſelben hinführen
; und ſie muß dieſes natürlich an eben den Gegenſtän-
verſuchen, die dem Kinde ſchon lange vorher ohne die-
Zweck zum feſten Bewußtſeyn ſind gebracht worden.
wo die Abſtraktion, oder vielmehr die Kraft der reinen
ldung und Anſchauung der Zahl und der Form, im Kinde
ch die Mutter bewirkt iſt, was weniger von dem Al-
des erſtern als von ſeiner frühern oder ſpätern, lang-
ern oder ſchnellern Entwicklung abhängt, greift nun die
mentarmethode ſelbſtſtändig ein, und führt auf dieſe
ndamente ihr Gebäude auf.

In Rückſicht auf das dritte Bildungsmittel unſrer
ellektuellen Kräfte, die Sprache, ſehen wir, ſie iſt wie
hl und Form, ein unnachläßliches Bedingniß der Ent-
ung der Menſchlichkeit unſerer Natur. Wie dem Thier
e eigene Tonart gegeben iſt, um ſeine Empfindungen
zudrücken, ſo iſt dem höher begabten Menſchen die
rache als Mittel, ſeine Erkenntniſſe, ſeine Gefühle, ſeine
ecke, ſeine Hoffnungen und ſeine Sorgen ausdrücken
können, gegeben. Die Sprache iſt an ſich, in der all-
einſten pädagogiſchen Bedeutung betrachtet, der Inbe-
f des geiſtigen Bewußtſeyns des Menſchengeſchlechts
ſich ſelbſt und von der Natur. Wie daher jede
nſchliche Thätigkeit vom Bewußtſeyn unzertrennlich
und durch dieſes ſich ihrem Charakter nach als menſch-

lich offenbart, ſo iſt das Sprechen unzertrennlich von allem menſchlichen Lernen und Ueben. So wenig das Kind ohne Sprache ſich der Naturanſchauungen und Eindrücke deutlich bewußt werden kann, ſo wenig kann es ohne ſie zur Erkenntniß auch nur der allererſten Elemente von Form und Zahl geführt werden. Ich betrachte die Sprache hier als eine allgemeine Darſtellungskraft alles deſſen, was durch den Umfang aller Fundamente und aller Quellen der menſchlichen Erkenntniß in uns entfaltet worden iſt. Und hier iſt offenbar, daß ſie ebenfalls, wie Zahl und Form, ſelbſtſtändig und von den Gegenſtänden, an denen ſich ihre Kraft übt, unabhängend, mit beiden gleichartig und gemeinſam wirkend, dabey aber in ihren Entfaltungsmitteln ihrer Natur nach, an den Gang der ihr vorhergehenden Entfaltungsmittel der menſchlichen Kräfte gebunden iſt. Und, ſo wie in ſittlicher Hinſicht, gehen hier in intellektueller, alle ihre Mittel von der Natur der Selbſtbeſorgung des Kindes, von ſeinen Bedürfniſſen und von dem Einfluß ſeiner nächſten Umgebungen aus. Der Gang, durch den die Sprache das Kind menſchlich zu entfalten geſchickt iſt, muß deßnahen der nämliche ſeyn, durch den Zahl und Form dieſes ebenfalls zu thun geſchickt iſt. Der Gang, durch den das Kind reden lernt, und der, durch den es denken lernt, muß alſo einer und eben derſelbe ſeyn. So ſteht die Einheit der Menſchennatur in allen Mitteln der Elementar-Bildung in erhabener Uebereinſtimmung vor unſern Augen. Selber die erſte mechaniſche Developpirung der Sprachkraft drückt das feſte Band dieſes von der Elementarführung überall reſpektirten

Ganges der Natur mit Kraft dadurch aus, daß das gedop-
pelte Fondament der Sprachkraft, der innere Drang, ſich
durch Töne zu äußern, und der dieſen Drang belebende
Eindruck der mütterlichen Rede, ſich in der Vorſtellung
des Kindes mit einander vermiſcht; ſo wie Zahl und Form
ſich in ihrem erſten Eindruck mit der Vorſtellung des Ge-
genſtandes, in dem ihm dieſe erſcheinen, auch vermiſcht.
Das Wort der Mutter iſt dem Kinde im Anfang ſchon
ein bloß thieriſcher Laut. Wenn es gleich nicht unmittel-
ar das Wort, das es aus ihrem Munde hört, von an-
ern Tönen zu unterſcheiden vermag, ſo ſpricht es daſſelbe
och menſchlich an, ſein Eindruck iſt doch bleibend und
ereitet die Bildung ſeiner Sprachkraft ſchon mitten in
er noch beſtehenden Unmöglichkeit des Redens, Könnens
nd in der gänzlichen Unfähigkeit des Verſtehens der Worte,
ie es hört. So wie es bloß durch die ſinnliche Einwir-
ung ihm vorſchwebender Gegenſtände auf ſeine Sinne
um erſten Bewußtſeyn von Zahl und Form gelangt, ſo
eht es in ſeinen Anfangsbeſtrebungen zur Sprache zu
elangen, von dem ſeinem kindlichen Alter eigenem Tone
eines ſinnlichen Bedürfniſſes, vom Schreyen aus, ſteigt
ann bald von dieſem zum lachenden lieblichen Lallen.
Das Wort ſeiner liebenden Mutter iſt ihm ein ähnliches,
ebliches, lachendes Lallen. Es ſieht ſchon Liebe, Sorg-
alt, Leitung und Ernſt in dieſem mütterlichen Lallen. Es
ingt an, das Lallen der Liebe vom Lallen des Ernſtes,
nd das Lallen der Sorgfalt vom Lallen der Freundlich-
eit zu unterſcheiden. Es wird ſich mit jedem Tage meh-
erer Worte der Liebe, mehrerer Worte des Ernſtes und
er Sorgfalt bewußt.

Der Ton ſeines ſinnlichen Bedürfniſſes kann ihm jetzt nicht mehr genügen; ſein Schreyen mindert, ſein Lallen mehrt; es möchte jetzt das Lallen der Mutter, es möchte den Ton ihrer Liebe, den Ton ihres Ernſtes nachmachen. Das Bewußtſeyn des Worts der Mutter iſt ihm nicht mehr ein leerer Schall, das erſte Bewußtſeyn beides, der Sprache und der Sprachfähigkeit, hat ſich in ihm entfaltet. Der Drang reden zu können, wird in ihm immer lebendiger: es wird ihm noch ſchwer, aber es wendet Kraft an, es will reden; ein Wort geräth ihm. Die Mutter iſt entzückt, ſie herzt das redende Kind, es iſt ihr wie eine neue Erſcheinung, es erſcheint ihr wie ein Kind einer neuen Schöpfung. Es erſcheint ihr als ein menſchlicheres Weſen. Das Kraftgefühl des Kindes wird beides, durch das Bewußtſeyn ſeines Erfolgs und durch die Liebe der Mutter, belebt. Es redet immer mehr; und die Mutter bemühet ſich immer mehr mit dem beſeligenden Gefühle der Freude und der Liebe, den Rededrang des Kindes zu befriedigen und zu beleben. Das geiſtige Ich des Kindes organiſirt ſich. Sein inneres Bewußtſeyn von ſich erwacht. Mit dem Wort Ich, das es zum erſten Mahl ausſpricht, mit dem erhabenen Ausdruck: ich bin hat es ſich ſelbſt gewonnen, und mit ihm einen ewig feſten Mittelpunkt aller Weltanſchauung und aller Welterfahrung. Dieſes ſein Selbſt, ein Spiegel der Welt, der es zugleich unaufhörlich und auf unendliche Weiſe an die Welt und ihre Gegenſtände knüpft, wird wiederum der allgemeine Anfangspunkt, an dem die Elementarlehre der Sprache nach allen Seiten ſich fortleitet, deren vereinigen-

em Mittelpunkt wir in der Idee des Buchs der Mütter
ufzuſtellen geſucht haben.

Das Ich des Kindes, als Mittelpunkt ſelbſtſtändiger
eiſtesentwicklung, zerfällt wie die Elementar-Bildung,
hon urſprünglich und mit dem Daſeyn in drey Richtun-
n; wie nämlich jene als Bildung des Herzens, als
ildung des Geiſtes und als Bildung des Körpers in's
uge gefaßt werden muß, ſo muß das Buch der Mütter,
s Kind von ſeinem einen Element aus, dem Ganzen
ner ſelbſt, ſeinem Ich, ſich als Herz, als Geiſt, als Kör-
r in's Aug faſſen lehren. Als Körper iſt es ſich Ge-
nſtand der Selbſtanſchauung und Selbſtempfindung;
s Geiſt, Gegenſtand der Selbſtthätigkeit und des Selbſt-
wußtſeyns; als Herz, Gegenſtand des Selbſtwollens und
lbſtgefühls. Das Daſeyn jeder dieſer drey Kräfte zer-
lt wieder in das Räumliche und in das Zeitliche, in
wirkende und aufnehmende Seite derſelben. Am Kör-
erſcheint erſtre in den Gliedern, die zweite in den Sin-
; am Geiſte offenbart ſich jene als die innern Kräfte,
e als die innern Sinne, nämlich als Wahrheitsſinn,
Kunſtſinn, als moraliſcher Sinn und als religiöſer Sinn.
ſechs erſten Uebungen des Buchs der Mütter ſtellen
Kinde das Räumliche ſeines körperlichen Daſeyns, die
eder und ihre Eigenſchaften; die ſiebente, das zeitliche
lben, die Sinne und ihre Thätigkeiten, bis auf eine
iſſe Stufe dar. Bloß von der Empfindung oder von
nd einer einzelnen Kraft oder Empfänglichkeit des Kin-
auszugehen, wäre hier eben ſo viel, als wenn man
er Mathematik die Formenlehre, anſtatt durch Kon-

ſtruktion alle Formen durchzuführen, und zu erſchöpfen, ſie einſeitig bloß auf das Dreyeck oder Viereck gründen wollte. Der Gang der aufgeſtellten Uebungen läßt das Kind unmittelbare Thatſachen, reine Reſultate ſeines Bewußtſeyns und ſeiner Wahrnehmung ausſprechen. Weit entfernt, daß ſeine Aufmerkſamkeit und Thätigkeit dabey ein einſeitiges Voreilen des Verſtandes, das Werk der Reflexion wäre, ſammelt es dadurch umfaſſenden Stoff, reelle Fundamente zu künftiger, gründlicher Reflexion, zur Kraft eines hellen und geſunden Verſtandes.

Wie die Zahl, die Form und die Sprache von den ſinnlichen Gegenſtänden, an denen ſich das Kind ihrer zuerſt ſinnlich bewußt wird, getrennt, an ſich und ſelbſtſtändig dargeſtellt, angeſchaut, aufgefaßt und aus ſich entwickelt werden müſſen, um zu Elementar Mitteln der geiſtigen Entwicklung erhoben zu werden; wie ohne dieſe reine objektive Sönderung und Darſtellung ewig nie weder ein Zahlenſyſtem, noch die Mathematik, noch die Sprachlehre hätte entſtehen können, ſo iſt dieß eben ſo ſchlechthin mit der Natur des Kindes oder mit ſeinem Ich als Gegenſtand ſeiner Entwicklung der Fall. Es muß unbedingt nothwendig, um in ſeinem Verhältniß zur Welt, oder vielmehr zum Weltall, einerſeits zur Selbſtſtändigkeit zu gelangen, anderſeits ſich ſelbſt wiederum als lebendiges Organ zu bilden, das das Leben einfach und kraftvoll in ſich aufnimmt, ſich an ſich, geſöndert von den äußerlichen Dingen, ins Auge faſſen, und was es als ſolches iſt, hat, will, kann, ſoll, muß, elementariſch lückenlos überſchauen lernen, d. h., es muß ſich ſelbſt objektiv werden, um von einer durchgeführten Anſchauung ſeiner Beziehungen, Kräfte, Berührungen mit dem Daſeyn, empfänglich für alles und geſchikt zu allem, was ihm aufgegeben iſt, auf einer höhern Stufe in die Natur zurückzutreten, und in voller Harmonie ſich mit ihr auf immer zu vereinigen. Auch hier iſt die Forderung, welche die Elementar-Bildung macht, kein leerer Wunſch, und der Stoff, den ſie darbietet, kein eitler Begriff. Die Menſchlichkeit ſelbſt und die Philoſophie ſind ihr zu aller Zeit darin vorangegangen. Die Entwicklung der letztern war von je her an dieſen Punkt geknüpft. Es iſt Faktum der Geſchichte, daß jeder Menſch und jedes Zeitalter nur ſo viel wahre Humanität, Weisheit, Güte, Tugend, Religion beſeſſen haben, als ſie ſich ſelbſt auf dieſe Weiſe in ihrer Natur, ihren Kräften und Bedürfniſſen, durchfühlten und durchſchauten, daß ſie die Welt, das Leben, die Kunſt, die Wiſſenſchaft, kurz alles Vorhandene nur in ſo weit human zu erkennen, zu betreiben, zu genießen fähig waren, als ſie es in dieſem Punkte gebracht hatten.

Wundern wir uns nicht über die Inhumanität eines Zeitalters, das dieſer Idee nicht fähig iſt, das ſo gar den Sinn für ſie in ſich völlig, wenigſtens in der Erziehung, ausgelöſcht zu haben ſcheint. Kaum gibt es eine merkwürdigere Thatſache, als die ihm beſonders angehörende Verzauberung auch der beſſern Köpfe, ja ſo gar der ausgezeichnetſten Denker, daß ſie ihre eignen Ideen nicht mehr erkennen, ſo bald ſie als Thatſachen aufgeſtellt ſind; aß ſie ſich in ihren Forderungen, die ſie als Begriffe usſprechen, überall verwirren, wo es Wirklichkeit und

Realiſirung gilt. Aber ſie läßt ſich aus der allgemeinen Abweichung: Die geſammelten Kenntniſſe und die vorhandenen Einrichtungen, in ihrem Urſprunge, wie ſie aus der Menſchennatur hervorgingen, und wie ſie im Weſen der letztern liegen, anzuſchauen, und ſie darauf zu beziehen, erklären.

Nirgend hat ſich dieß offenbarer als in den Urtheilen über das Buch der Mütter, in der Art, wie man es gebrauchte, und in der Anwendung, die man von ſeiner Idee und von ſeiner Form auf andere Gegenſtände machte, gezeigt. Freylich iſt die Sprache ſchon an ſich, und noch mehr als Organ aller andern Erkenntniſſe, und als Bedingung der Mittheilung, von unendlicher Vielſeitigkeit. Leicht mögen jedoch der Anfangspunkt ihrer formalen Entwicklung und die Mittelglieder ihrer Fortleitung gefunden werden. Um ſo ſchwerer aber iſt es, in Hinſicht auf die Seite der reellen Entwicklung den Mittelpunkt und Inbegriff der Elementar-Anſchauungen, d. h. der Eindrücke, Vorſtellungen, Begriffe und Ideen, an den alles Wiſſen des Kindes ſich anknüpft, und durch den es zur Wahrheit über ſich ſelbſt und ſeine Umgebungen gelangt, aufzufinden, und ihn anzuerkennen, ob gleich er von der Natur aufs deutlichſte bezeichnet iſt; um ſo ſchwerer iſt es, ihn auch, wo er aufgefaßt und anerkannt iſt, einfach, harmoniſch, lückenlos und allſeitig, und doch weder weitläufig noch pedantiſch, durchzuführen.

Von ſehr richtigem Gefühl des Bedürfniſſes eines ſolchen Mittelpunkts ausgehend, ihn als Prinzip ſo gar lebendig fühlend, gerieth Comenius in der Ausführung ohne Einheit, ohne Zuſammenhang, ohne Philoſophie, ohne Anſchauung des innern organiſchen Lebens im Kinde auf die Menge der Dinge — Verſtändiger dennoch als die, denen (das Objektive und Subjektive durchaus vermiſchend) jeder einzelne ſinnliche Gegenſtand zur Uebung der Sprache und Anſchauung gleich gilt, wollte er dem Kinde alle Gegenſtände des Daſeyns empiriſch verführen. Aber der Kreis der Gegenſtände um den Menſchen her iſt beſchränkt, und weil Comenius ſeine Idee nur in dem Prinzip der ſinnlichen Anſchauung faßte, die ſich ihm, als der einigende Mittelpunkt (denn einen ſolchen mußte er doch haben) darſtellte, ſo gerieth er aus Bedürfniß auf Abbildungen, und ſchuf ſeine gemählte Welt. Baſedow dehnte in ſeinem Elementar-Werk, indem er zu ſeinem Hundert Kupfertafeln eben ſo wohl hundert Bände hätte liefern können, nur aus, was Comenius angefangen hatte. Kühn und groß in ſeinen Beſtrebungen, aber die geiſtige Selbſtſtändigkeit der Menſchennatur verkennend, bloß im Materiellen und in ſinnlichen Begriffen lebend, materialiſirte er die Erziehung vollkommen und unterwarf das Kind unbedingt der objektiven ſinnlichen Welt. Nicht nur, was das Kind in ſeinen Umgebungen in der Natur nicht ſehen konnte, wurde ihm nun in Abbildungen vorgeführt, ſondern auch das, was es jeden Tag in der Natur ſelbſt wahr und vollkommen ſehen kann. Man nahm den Reiz und die Leichtigkeit, die ſinnliche Schwäche des Kindes zu zerſtreuen, für das Kriterium der pädagogiſchen Zweckmäßigkeit an; und in dem man die Natur ſuchte, gerieth man in die abſoluteſte Unnatur, eben weil man ſie da ſuchte, wo ſie nicht iſt, im bloß äußern und ſinnlichen Daſeyn. Es war das Verdienſt der Reviſoren, den Baſedowiſchen Materialismus wenigſtens zu pſychologiſiren; aber leider, nur ihn, nicht die Erziehung, pſychologiſirten ſie. Sie gaben wenigſtens die ſinnliche Anſchauung, den reellen Eindruck der Naturgegenſtände, dem Unterricht wieder zurück; und ihre Schuld iſt es nicht, wenn noch heute Buchfabrikanten und Krämerſeelen das ſchlechthinnige Verwerfen von Bildern und Kupferſtichen für die Elementar-Entwicklung, der Dürftigkeit ihres Urſprungs zuſchreiben. Schon vor Baſedow erſchien zwar Rouſſeau, wie eine höhere Natur, als Wendepunkt der alten und neuen Welt in der Pädagogik. Von der allgewaltigen Natur allgewaltig ergriffen, die Entfernung ſeiner Zeitgenoſſen vom ſinnlichkräftigen eben ſo wohl, als vom geiſtigen Leben, wie kein anderer fühlend, ſprengte er mit herkuliſcher Kraft die Feſſeln des Geiſtes, und gab das Kind ſich ſelbſt, gab die Erziehung dem Kinde und der menſchlichen Natur zurück. Allein im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, im Widerſpruch mit der Geſellſchaft und ihren unveränderlichen Bedürfniſſen, im Widerſpruch ſelbſt mit dem menſchlichen Geiſte und den Geſetzen ſeiner Entfaltung im Daſeyn, weil er ſich des höhern Punktes der Einheit der Natur und der Kultur, von dem erſt ihre Verſchiedenheit ausgeht, nicht bewußt wurde, war er weder im Stande, die Selbſtſtändigkeit des Kindes durch die organiſche Belebung und Entwicklung ſeiner geiſtigen Selbſtthätigkeit zu behaupten, noch die innere Welt des Menchen mit ſeiner äußern in Harmonie zu bringen. Wenn arum das Zeitalter ihn nicht faßte, und nur im Gegenatze mit ſich ſelbſt begriff, ſo wurde er beſonders von den rziehern faſt ohne Ausnahme mißverſtanden. Nur abttiſche Verehrer, oder blödſinnige Erklärer oder erbitterte egner findend, blieb ſein Emil in ſeiner erhabnen, als hatſache der Kultur welthiſtoriſchen Bedeutung (eben ſo ohl, als die große Idee vom Comenius) ein verſiegel s Buch, und bewirkte keine einzige Erſcheinung, die ſein Geiſt in's Licht geſetzt hätte.

Das Buch der Mütter, vom Selbſt des Kindes, als m durch die Mutter entwickelten Anfangspunkt ausgend, und ſich dadurch an ihr Thun, ſo wie an das Thun r Natur im Kinde harmoniſch anſchließend, macht das ind in Hinſicht auf Sprache als Nomenklatur mit allen edetheilen, ſo mit der Verbindung der Worte zu Sätzen, kannt und prägt ſie ihm übend ein. Indem es die heile und Gegenſtände, die es benennt, ſelbſt aufſuchen uß, ſetzt es ſeine Anſchauungs- und ſeine Bemerkungshigkeit in Thätigkeit. Zuerſt ſein räumliches Daſeyn, ne Glieder, ihre Eigenſchaften, ihre äußern Verhältniſſe s Auge faſſend, dann zu den Fähigkeiten und Thätigiten ſeines zeitlichen Daſeyns, ſeines Vermögens zu emangen und zu wirken, zu ſeinen Sinnen und ſeinen räften fortſchreitend, wird es ſeiner ſelbſt im Einzelnen wußter und erwacht ſo zu einer immer klarer und umſſender werdenden Ahnung ſeiner Verhältniſſe zur Natur d zu ſeinen Umgebungen. Im zuſammenhangenden rtſchritte vereinigt ſich das Sinnliche und das Geiſtige zur Einheit einer Erkenntniß bey ihm. Das Aeußere und das Innere, das Subjektive und das Objektive, Sprach- und Erkenntnißkraft knüpfen ſich an einander. Wie das einigende äußere Band davon die Sprache iſt, ſo iſt das einigende innere Band das Ich des Kindes, d. h. ſein Bewußtſeyn, ſeine Anſchauung, ſein Gefühl von ſich ſelbſt. Der Zögling tritt mit voller Unſchuld und kindlicher Unbefangenheit, aber zugleich mit Sicherheit in's Gebiet der Selbſt-, der Welt-, der Menſchen-Kenntniß und Erfahrung zugleich ein. Ohne Anmaßung lernt er ſich in den nothwendigen Schranken und Verhältniſſen ſeiner Natur zugleich kennen, fühlen und bewegen. Zwar kommt er dadurch nicht dahin, über alles zu reden; er kann's nicht, und will's nicht. Aber ſein Reden iſt das Reden der Wahrheit und der Empfindung, nicht des Scheins und der Täuſchung.

Wer hätte nicht darauf rechnen ſollen, ein ſolcher Verſuch, der den Bedürfniſſen der Zeit um ſo angemeſſener ſchien, je mehr die Klage über das zerſtückelte Wiſſen und die Kraftloſigkeit der pädagogiſchen Brockenlehre laut geworden war, würde wenigſtens, als Verſuch, in ſeiner Bedeutung gefaßt und in ſeiner Tendenz anerkannt werden. Aber nichts weniger als dieſes. Er ſoll das Kind zu ſich ſelbſt hinführen, den blinden Eindrücken der Außenwelt und der ſklaviſchen Hingebung an ſie entziehen; er ſoll ein feſter Punkt ſeyn, an dem es, indem es ſich ſelbſt findet, zugleich den Schlüſſel der Dinge finden kann; und auf's neue mißbraucht man ſeine Form, um das Kind dem Objektiven zu unterwerfen. Es entſteht ein neuer Comenianismus, der ſich nur darin vom alten unterſcheidet, daß er ſich auf die umgebenden Gegenſtände beſchränkt und keine Bilder zu Hülfe nimmt. Hier wird es nur formal aufgefaßt: man ſpinnt aus ihm einen logiſchen Schematismus von Haupt- und Neben-Grund- und untergeordneten Abtheilungen, und verliert ſich ſo in's Mechaniſche und Leere. Dort verliert man ſich in's Materielle und findet es zuträglicher, ſtatt das Kind ſich ſelbſt in's Auge faſſen zu laſſen, es mit Tiſchen und Bänken, Scheren und Lichtputzen nach jenem Typus zu beſchäftigen. Was bei Baſedow mißleitete, die empiriſche Anſicht und der ganz mißverſtandene Begriff: der Unterricht müſſe ſich nach dem ſinnlichen Intereſſe und dem körperlichen Reitze des Kindes richten (ein Begriff, in dem ſich alles Verderben der ausübenden Pädagogik als in ſeinem Centrum vereinigt, und der nur da Statt findet, wo man ſeine höhere geiſtige Natur nicht anzuregen, zu bethätigen, ſo zu intereſſiren weiß, daß das Kind des körperlichen Reizes vergißt), wird der Forderung der Elementar-Methode: der Unterricht müſſe naturgemäß und für das Kind belebend ſeyn, untergeſchoben. Der Idealismus ſelber verſinkt am Buche der Mütter zum Materialismus, und macht bloße körperliche Senſationen zum Mittelpunkt ſeiner Ausführung. Es fehlte nur noch, daß man, was wirklich geſchah, um den Grundſatz der Anſchauung und des organiſchen Zuſammenhangs, dem die Elementar-Methode eine ganz andere, ganz geiſtige Bedeutung gab, für die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe auszuführen, ſie in Form eines Stammbaums darſtellte, wie man eben ſo die Formenlehre als Kinderſpiel ſchon in die Pädagogik eingeführt hat. Nichts in der Methode iſt den Empirikern empiriſch, den Wiſſenſchaftsmenſchen wiſſenſchaftlich, den zartgebildeten fein und glatt genug. Man ſetzte hinzu, man that davon, man riß aus dem Zuſammenhang, man entſtellte den Geſichtspunkt; aber wenige überließen ſich mit Ruhe dem Faden eines Verſuchs, deſſen wiederholte Anſicht und Durchführung ihnen den enthüllten Geiſt offenbaren und ſie in den Stand ſetzen konnte, ſelbſtſtändig das Mangelnde zu ergänzen, das Abgebrochene fortzuſetzen und zu vollenden.

Freylich iſt dieſe Ergänzung nicht möglich, ohne den reinſten Sinn kindlicher und mütterlicher Unſchuld und Einfalt, ohne den anſpruchloſen und göttlichen, durch keine Weltanſichten und Weltzwecke verwirrten Sinn der Liebe und Hingebung an das in der Sprache ſich offenbarende Gemüth des Kindes. Dieſe Vollendung iſt nicht möglich, ohne die Menſchennatur im hiſtoriſchen Gang der Sprachentwicklung, ja aller menſchlichen Bildung überhaupt, mit eben ſo hoher Geiſteskraft als friſcher Lebensfülle erforſcht zu haben. Sie iſt nicht möglich, ohne zartes Auffaſſen der Lebensregungen des Kindes in ihren leiſeſten Anklängen, und ohne den Sinn für die Harmonie aller Thätigkeiten, welche die es umgebenden Geſtalten der Natur in ihm aufregen. Aber eben dieſes entſpringt nicht aus einem empiriſchen Beobachten des Einzelnen, nicht aus einem willkührlichen, von den Aeußerungen des Kindes abſtrahirten pädagogiſchen Silhouettenziehen der Umriſſe ſeiner Seele, ſondern aus einem genialen Schauen der Bedeutung dieſer Aeußerungen; aus dem Erfaſſen und Durchdringen der Seele ſelbſt, die ſich darin ſpiegelt. Sie fordert jenes in-

ere Auge, mit dem. Haman und Herder die Menſchheit,
it dem Novalis die Natur in ihren Erſcheinungen ſahen.

Wie jezt die Elementar-Bildung, ſo wie ſie ſchon
sgeführt iſt, die Verſtandes- und Erkenntnißkraft des
indes urſprünglich poſitiv, harmoniſch und umfaſſend in
nſpruch nimmt, und alſo die reelle Seite der Elemente
nd Gegenſtände, die in ihrem Weſen liegen lückenlos
rſtellt; ſo wird dadurch auch zur Anſchauung und Er-
nntniß ihrer rein ideellen und ſymboliſchen Seite das
undament gelegt — eine Seite der Bildung, die bey den
lten wirklich ſelbſtſtändig vorhanden war, die als Trieb
nd Bedürfniß auf dem Gebiete der Kunſt, des Lebens und der
eligion, theils in zerſtückelten Ueberreſten, theils in einer
Menge einzelner Geſtaltungen noch lebendig von Zeit zu
eit neu hervorbricht und ihr allgemeines Wiedererwachen
rophetiſch verkündet.

Es iſt indeß nicht genug, daß die Grundſätze und die
usführung der intellektuellen Elementar-Bildung ſich nur
n Hinſicht auf die geiſtige Natur und Entwicklung des
Menſchen bewähren. Sie müſſen ſich auch eben ſo noth-
endig durch ihre allgemeine Uebereinſtimmung mit den
brigen Anlagen und Fähigkeiten deſſelben rechtfertigen.
Sie müſſen nicht nur mit dem Entfaltungsgange der letz-
ern überhaupt in Harmonie ſtehen, ſondern auch ihn aus-
prechen. Sie müſſen ein weſentlich die Selbſtſtändigkeit
ener übrigen Anlagen anſprechendes und beförderndes Mit-
el ihrer Entwicklung ſelbſt ſeyn. Verhält ſich dieſes mit
er intellektuellen Elementar-Bildung wirklich ſo? Iſt ſie
er allem aus mit der ſittlichen Natur des Menſchen, iſt

ſie mit den weſentlichen Thatſachen, welche die Geſchichte der Menſchheit im Gang ihrer ſittlichen Entwicklung aufſtellt, in vollendeter Uebereinſtimmung?

Gehen wir zur Beantwortung dieſer Fragen einerſeits zurück auf die im vorhergehenden aufgeſtellten Grundſätze der ſittlichen Elementar-Bildung, ſo ſehen wir, daß auch der ganze Umfang dieſer Uebungen nichts anders iſt, als ein Reſultat des pſychologiſch geordneten und belebten Gebrauchs der in uns wohnenden ſittlichen Kraft, eben ſo nach dem Impuls des Strebens der ſittlichen Natur ſelber zu ihrer dießfälligen Entfaltung. Faſſen wir anderſeits vom ſittlichen Standpunkte aus die bisherige Darlegung der Natur und des Weſens der einzelnen Abtheilungen der intellektuellen Elementar-Bildung und ihrer Mittel in's Auge; ſo erkennen wir in ihr nicht nur die aus der Einheit unſrer Natur nothwendig hervorgehende innere Uebereinſtimmung aller unſrer Kräfte und Anlagen und ihren unzertrennlichen ewigen Zuſammenhang unwiderſprechlich, ſondern es erhellet aus derſelben eben ſo heiter, daß der Mittelpunkt, von dem dieſe Uebereinſtimmung weſentlich ausgeht, und nothwendig angeſprochen wird, nicht die intellektuelle und noch weniger die phyſiſche, ſondern die ſittliche Kraft unſrer Natur iſt, und daß folglich die intellektuelle Bildung an ſich ſchon den Menſchen ſittlich in Anſpruch nimmt.

Die höchſte Thatſache des Weſens und Gangs der ſittlichen Entwicklung des Menſchengeſchlechtes, welche die Geſchichte der Menſchheit ausweist, iſt keine andere als die des Chriſtenthums. Dieſe Thatſache iſt der Inbe-

und der Erkenntnißgrund aller übrigen ſittlichen Thal-
en unſrer Natur. Die Sittlichkeit ſelbſt, wie ſie in
unwandelbaren und ewigen Beſchaffenheit des Men-
liegt, hat ſich in der Perſon und im Geiſte ſeines
ters geoffenbart; und der dießfällige Zweck ſeines Da-
s, die Menſchheit in allen ihren Individuen auf eine
ganzes Daſeyn umfaſſende Weiſe zu verſittlichen, d. h.
ch zu erziehen, erhebt das Chriſtenthum ſelbſt wieder
zum unwandelbaren und ewigen Prüfſtein jeder ſitt-
n That — zum Prüfſtein des ſittlichen Werths jedes
iehungsverſuches in ſeinem Weſen.

Unterſuchen wir das Chriſtenthum nach unſrer im
ang aufgeſtellten Idee der Elementar-Bildung näher,
nden wir in ihm, als dem göttlichen Erziehungsmit-
es Menſchengeſchlechts zur Sittlichkeit, alles, was wir
den Inhalt und die Aufgabe jener Idee forderten, mit
größten Klarheit und in einem überſinnlichen Lichte
geſtellt, und wir können unſre Forderungen und Grund-
als eben ſo viele Forderungen und Grundſätze des
ſtenthums anſehen, nur daß ſie in dieſem weit erhab-
erſcheinen als wir ſie darzuſtellen vermögen. Es ſtellt
nur in der Idee, von der es ausgegangen, ſondern
eben ſo vollendet in den Mitteln, die es organiſirte,
er Thatſache der Bildung, die ſich hiſtoriſch von ihm
hreibt, eine elementariſch-ſittliche Erziehung auf. We-
iche Elemente, d. h. unveränderliche Anfangs- und
leitungspunkte dieſer Erziehung, ſind von ihm aufge-
und bearbeitet. Dieſe Elemente ſind, wie ſeine Fort-
ite, allenthalben durchaus poſitiv und individualiſirt.

Sie ſtellen die Individualität der ſittlichen Natur des Menſchen und die Individualität der Sittlichkeit an ſich in ihrer reinſten und geſchloſſenſten Erſcheinung dar. Ueberall vergleicht ſein Stifter die Gründung ſeines Reichs mit dem organiſchen Bildungsgang der Natur. Frey von allen äußern Formen hat er es im Innern des Menſchen gegründet. Mit einem Schlag das ganze Gebiet der Menſchenſatzungen niederwerfend, oder vielmehr ſich durch den Standpunkt, auf dem er ſteht und auf den er alles ſtellt, mit einem Mahl darüber erhebend, führt er die ſittliche Erziehung unbedingt auf das urſprüngliche, Einfache, Reine und Unvermittelte aller ſittlichen Regung, auf die Gefühle der Liebe, des Danks und des Vertrauens zurück.

Das unwandelbare, abſolut allgemeine und zugleich eben ſo abſolut individualiſirte d. h. in jedem Individuum als ſolchem Tugend und Gewiſſen begründende Weſen der Sittlichkeit ſetzte er in jedem Menſchen voraus, in dem er die Freyheit des Willens vorausſetzte. Freyheit des Willens hinwieder ſetzte er faktiſch, d. h. im wirklichen Daſeyn des Menſchen erſcheinend, geiſtig in die Wahrheit, die von Gott ausgeht und von der Gott das Urbild iſt; gemüthlich in die Liebe, die von Gott ausgeht, und von der Gott das Urbild iſt; phyſiſch in das Handeln in der Wahrheit und in der Liebe, das von Gott ausgeht und von dem Gott das Urbild iſt. Die in der Sittlichkeit des Menſchen dargeſtellte Harmonie und Einheit dieſer Wahrheit, dieſer Liebe und dieſes Handelns, ſtellt er als das höchſte Ziel, als das wahrhaftige Daſeyn des Menſchen, als Vollkommenheit dar. Vollkommen ſollen wir ſeyn,

e der Vater im Himmel. Der Weg zu dieſer Voll-
mmenheit iſt Gehorſam in unbedingter Hingebung an
n Willen Gottes; Tugendübung, Selbſtverläugnung,
rnichtung der Perſönlichkeit. Dieſe Selbſtverläugnung,
ſe Vernichtung der Perſönlichkeit iſt aber ſelbſt nichts
ders als das Leben der göttlichen Idee in uns, das ſitt-
e, das ewige Leben. Der Gehorſam hinwieder, durch
n dieſes Leben realiſirt wird, iſt kein knechtiſcher, ſon-
n ein kindlicher Gehorſam, kein Hingeben an einen frem-
Willen, ſondern der eigne freye Wille ſelber; das Ge-
, das in der Natur, im Weſen der Freyheit, der Wahr-
t und Liebe liegt, und das dieſe ſich ſelbſt auflegt. Es
das Geſetz der eignen Vollkommenheit, nach welcher der
enſch nicht anders als ſtreben, der Seligkeit, die
nicht anders als wollen kann. Es iſt als Geſetz,
Gehorſam fordert, zwar unbedingt nothwendig, aber
ein Geſetz, das die Freyheit des Individuums ſich ſelbſt
die Bedingung ihres Daſeyns, als ſeinen eignen höch-
Werth, und als ſeine Vollkommenheit und Seligkeit
legt, unbedingt frey. Dieſe Freyheit hat der Menſch
in der ihm inwohnenden Idee, aber nicht als irdiſches
turweſen, nicht als ſinnliches Geſchöpf, weil er als letz-
es, die ewige Wahrheit nicht erkennt, die ewige Liebe
t fühlt, und fern vom göttlichen Handeln, d. h. im
fall von Gott iſt. Soll er frey werden, ſo muß ihn
Sohn frey machen, d. h. er muß die in ihm geoffen-
te göttliche Idee durch Gehorſam ſich aneignen, und im
horſam göttliche Wahrheit und Liebe lernen und üben;
r dieß kann er immer nur als Erfüllung des Geſetzes

ſeiner eigenen Natur, als Entwicklung der göttlichen Idee in ihm ſelber, ſeine Liebe zu ihr, und ſeines Lebens in ihr.

So gründete Jeſus das Werk der Sittlichkeit auf die göttliche Würde der menſchlichen Natur im Kinde, in dem er dieſe Würde als urſprünglich anerkannte oder vielmehr wiederherſtellte, und die ganze Anſicht und Behandlung des Menſchen und des Kindes auf die ſymboliſche Darſtellung dieſer ſeiner göttlichen Natur (in der Taufe) baute. Er ſetzte eine Fülle ſittlicher Anlagen im Menſchen voraus, die er durch lückenloſe Uebung, durch ſich unaufhörlich erweiterndes Thun zur Selbſtſtändigkeit erhob. Er gab der Thätigkeit dieſer Anlagen eine allſeitig vollendete Anſchauung in ſeiner Perſon und knüpfte ſie an das Höchſte, an die Idee der Gottheit, die er ſelbſt vergegenwärtigte und ſichtbar machte. In dieſer Idee gab er den Menſchen einen höchſten Geſetzgeber und Richter, einen allgegenwärtigen Zeugen ſeiner Handlungen und ſeiner innerſten Geſinnung und entwickelte aus ihr die reinſte Gewiſſenhaftigkeit. Nie ging er in ſeiner Handlungsweiſe und in ſeinen Abſichten auf etwas anders als auf die Natur, als auf das Individuum, das er vor ſich hatte, als auf das in ihm Gegebene und das durch ſeine Beſchränkung Mögliche: denn eben darin lag das Weſen ſeiner eignen ſittlichen Anſchauungsweiſe der Dinge, und in ihr die Macht der Humanität, die das zerſtoßene Rohr nicht zerbrach, ſondern ſtärkte, den glimmenden Docht nicht auslöſchte, ſondern anfachte und nährte. Eben das Allgemeine, Urſprüngliche und Poſitive ſeiner Verfahrungsart eſtand darin, die ſittliche Individualität jedes Einzelnen und hinwiederum dieſe für ihre Verhältniſſe des Daſeyns, ür ihren Stand und Beruf, erhaben zu vollenden. So var ſeine Anſicht und ſein Gang der ſittlichen Bildung m Geiſt und in der Wahrheit univerſell. So vernichtete r alle Widerſprüche der ſittlichen Exiſtenz, vereinigte alle Gegenſätze derſelben in eine göttliche Harmonie, und ſtellte den Gang Gottes, die ewigen Geſetze, die der Schöpfer in die Menſchennatur unmittelbar gelegt hat, in ihrem eben ſo unmittelbaren Ausdruck dar. So werden alle Fortſchritte, alle ſittliche Entwicklungen des Menſchengeſchlechts nur ſein Prinzip entwickeln, bis ans Ende der Tage.

Die hohe Uebereinſtimmung zwiſchen dem ſittlichen Geiſte des Chriſtenthums und zwiſchen dem Gang und allen dießfälligen Wirkungen der menſchlichen Naturverhältniſſe, insbeſondere aber zwiſchen der ſittlichen Handlungsweiſe der Mutter gegen ihr Kind, fällt in die Augen. Die Mutter behandelt bewußtlos ihr Kind als Zögling zur Sittlichkeit, wie das Chriſtenthum mit Bewußtſeyn den Menſchen als Zögling zur Sittlichkeit behandelt; und das Chriſtenthum ſelbſt iſt, von dieſer Seite in's Auge gefaßt, nichts anders als die Erhebung des Inſtinkts zur Vernunft, der Natur zur Höhe einer göttlichen Offenbarung.

Die Mutter anerkennt keine *ſinnliche* Freyheit des Kindes. Wie ſie ſich ihm in Liebe hingibt und ſeine Bedürfniſſe befriedigt, ſo fordert ſie von ihm Gehorſam. Aber wie ſie es durch die Liebe, mit der ſie ſich ihm hingibt, zur Wahrheit erhebt, ſo erhebt ſie es durch den Gehorſam, den ſie von ihm fordert, zur Freyheit. Ihre ganze Liebe geht dahin, wie der ganze Gehorſam des Kindes dahin wirkt, daſſelbe einſichtsvoll und kraftvoll, d. h. von ihr unabhängig, ſelbſtſtändig, frey zu machen. Im Kinde hinwiederum iſt es denn die edle Frucht ſeiner Selbſtſtändigkeit und ſittlichen Freyheit, daß es ihr in Liebe diene, und durch freywillige und freudige Unterwerfung ihr ſeine Dankbarkeit zeige. Sie lehrt es gehen, damit es ihrer Leitung nicht mehr bedürfe; können, damit es ſich ſelbſt helfe; kennen, damit es ſelbſt wiſſe, was ihm Noth thut. Sie freut ſich, wenn es mehr als ſie ſelber vermag, mehr erkennt als ſie ſelbſt weiß, mehr wird als ſie ſelbſt iſt. Der Gehorſam, den ſie fordert, iſt kein andrer als der gegen ſeine eigne Natur und Bedürfniſſe; ihr Wille kein andrer als das Geſetz, welches ihm ſeine Vernunft, wäre es mündig, d. h. frey, ſelbſt auflegte, und wozu es ſich aus eignem Trieb beſtimmen würde. Aber ſie ſetzt dieſen Willen, ſie ſetzt die ganze Fülle ſittlicher Anlagen der Menſchennatur im Kinde voraus. Sie vertraut der Vernunft, die in ihm ſich erſt noch entwickeln ſoll, unbedingt, wie ihrer eignen Vernunft. Mitten in dem ſie Gehorſam von ihm fordert, ja eben, daß ſie dieß und durch die Art, wie ſie es thut, muthet ſie ihm dieſelbe als etwas Gegebenes, als eine Thatſache an. Sie züchtigt ihr Kind, ſie fordert Rechenſchaft von ihm, ſie zieht es zur Verantwortung, und erklärt es eben dadurch, ohne zu wiſſen was ſie thut, als ein freyes, vernünftiges Geſchöpf. Seine Schwäche iſt ihre Stärke, ſein Bedürfniß ihre Liebe und ihre begeiſternde Hoffnung das, was es einſt ſeyn wird. Sie gibt der Uebung des Kindes im

ſitt-

ſittlichen Fühlen, Reden und Thun, durch welche ſie es zur Selbſtſtändigkeit erhebt, ein lebendiges Muſter in ihrem eignen ſittlichen Fühlen, Reden und Thun. Ihre Gegenwart, der ganze Eindruck ihres Daſeyns erzeugt im Kinde das ſittliche Bewußtſeyn, die Keime und Elemente der Idee des Guten.

Ihre Aufſicht, unter der es während ihrer Abweſenheit ſteht, die Forderung, die ſie an das Kind macht, auch während derſelben zu handeln, als wäre ſie zugegen, bringt in ihm die Gewohnheit und Fertigkeit hervor, überall vor ihren Augen zu wandeln. Sein Gewiſſen erwacht. Die Vorſtellung ſeiner Mutter erzeugt Gewiſſenhaftigkeit in ihm. Das Bild ſeiner Mutter, das es überall begleitet, wird ſelbſt ſein Gewiſſen. Sie iſt eben ſo die erſte ihm bewußte Vorſehung. Wie ſie es richtet, lernt es ſich ſelbſt richten. Wie ſie es, dadurch daß ſie es richtet, ſich ſelbſt richten lehrt, ſo zeigt ſie ihm in Gott, da — wo ihre Gegenwart nicht mehr hingelangt, und ihre Einſicht zu ſchwach iſt, den höchſten, einen allgegenwärtigen und allwiſſenden, einen heiligen und gerechten Richter. Sie ſanktionirt, ſie heiligt die Vorſchriften und Geſetze, die ſie als Stellvertreterinn der Natur und des Gewiſſens des Kindes ihm auflegt, als göttliche Gebothe, und erweitert auf dieſem Wege, wie ſich die Einſichten, die Kräfte und die Bedürfniſſe ihres Kindes ſelbſt erweitern, ſeine ſittliche Stimmung zu einer durchgeführten ſittlichen Lebens- und Weltanſicht. Dieſe Anſicht aber, indem ſie einerſeits die unveränderliche und ewige Natur der Sittlichkeit ſelbſt ausdrückt, ſchließt ſich in allen ihren

Theilen an die Individualität des Kindes, ſeiner Aeußerungen und ſeiner Verhältniſſe mit ſeinen Geſchwiſtern, Verwandten, Kammeraden u. ſ. w. an. Es iſt dem kindlichen Vorſchritt ſeiner allſeitigen Entfaltung gemäß, und ſeinem Weſen nach ſelbſt nichts anders, als die Erweiterung der Thätigkeit und des Umfangs ſeiner urſprünglichen ſittlichen Natur ſelber. Wie die gute Mutter dießfalls handelt, ſo handelt der gute Vater, ſo bringt es das häusliche Naturverhältniß in jeder Beziehung von ſelbſt mit ſich.

Alles, was die ſittliche Elementar-Bildung dem Kinde ſeyn kann, das muß ſie ihm in dieſem Geiſte der Mutter und des Chriſtenthums ſeyn. Wo die Mutter dem Kinde mangelt, da muß ſie ihm dieſelbe durch den reinen menſchlichen Geiſt, der im Lehrer lebt, erſetzen. Wo die Mutter die Grundlage gelegt hat, da muß ſie fortbauen, und ihre Eindrücke und Wirkungen aus dieſer Grundlage ſelbſt entwickeln. Sie darf es mit ſeinen frühern Verhältniſſen der Geſinnung und Stimmung nach auf keine Weiſe in Widerſpruch ſetzen, ſondern ſoll ihr ganzes Thun damit in organiſchen Zuſammenhang bringen. Die Wichtigkeit iſt unbedingt groß, welche dieſer Geſichtspunkt in der Erziehung auf Lehre und Anſtalten behauptet.

Wenn aber irgendwo, ſo wird es hier auffallend, daß umfaſſende, der menſchlichen Natur entſprechende, ſittliche Erziehungsgrundſätze und Erziehungsmittel nur da in der That und Wahrheit Statt finden können, wo die Menſchen und das Leben ſelbſt ſittlich ſind, und daß, ehe die Erziehungskunſt zu irgend einiger Vollkommenheit von dieſer Seite erhoben werden kann, ihr eine vollendete ſittliche Anſicht der Menſchennatur, wie ſich dieſe auf allen Stufen des menſchlichen Daſeyns und in allen Geſtalten ausbildet, vorausgehen muß. Für meinen Zweck genügt es hier, den dießfälligen Standpunkt und die Tendenz unſrer Unternehmung zu bezeichnen. Alles, was die menſchlichen Naturanlagen und ihren Stufengang, was Belohnungen und Strafen, was die häuslichen und bürgerlichen Berührungspunkte, was Beruf, was Stand, was Amt betrifft, gehört mit in den Kreis dieſer Unterſuchung.

Wenn, in ſo fern die Anſicht von dem Weſen der Elementar-Bildung mit dem Weſen des Chriſtenthums, in ſo weit dieſes als die Offenbarung unſrer ſittlichen Natur und ihrer Entwicklung betrachtet wird, in vollendeter Uebereinſtimmung, folglich das Weſen der erſtern mit dem des letztern unmittelbar Eins iſt, wenn ich kühn die Grundſätze, die der erſten entgegen ſind, als unchriſtlich bezeichnen darf; wenn folglich die Elementar-Mittel der ſittlichen Bildung, und mit ihnen das allgemeine Fundament aller Elementar-Bildung, nicht die Sache einer menſchlichen Kunſt, einer menſchlichen Erfindung iſt, ſondern im Gegentheil im Weſen des Chriſtenthums ſchon da liegt; ſo fragt ſich's nun noch insbeſondere: ſind die dargeſtellten Mittel der intellektuellen Elementar-Bildung mit der anerkannten allgemeinen Baſis aller Elementar-Bildung, mit dem Chriſtenthum, in Uebereinſtimmung? Dieſe Uebereinſtimmung kann aber weder dem tiefern Forſcher der Menſchennatur, noch dem unbefangenen Beobachter der Reſultate der Methode entgehen. Gerade ſie iſt indeß der weſentlichſte Geſichtspunkt, aus dem die Methode betrachtet werden kann, und es iſt mir um ſo wichtiger, einige einzelne Züge derſelben noch insbeſondere zu beleuchten.

Eben wie die hohe Vollendung der ſittlichen Bildung im Chriſtenthum, alſo greift auch die intellektuelle Elementar-Bildung tief in die Einheit unſers ganzen Seyns und Weſens, und ſpricht wie jenes den Menſchen in allen ſeinen Kräften und Anlagen zugleich an. Eben wie das Chriſtenthum, ſpricht die Elementar-Bildung die Entfaltung der höchſten und heiligſten Anlagen im Menſchen, nämlich das Göttliche unſrer Natur ſelbſt an, als ein Gemeingut der Menſchheit, das hoch über allen Stand und Beruf erhaben iſt, und lenkt in Uebereinſtimmung mit ihm dahin, die Mittel dieſer Entfaltung allgemein zu machen. Auch theilt ſie gerade hier mit ihm das gleiche Schickſal. Juden und Heiden ſtießen ſich bey der Erſcheinung des Chriſtenthums auf die auffallendſte Art an der Allgemeinheit der Anſprüche der Menſchennatur auf die innere Wahrheit in der Entfaltung ihrer ſittlichen Kräfte. In ſelbſtſüchtiger Scheinbildung und oberflächlicher Wortgelehrſamkeit zur kalten Unmenſchlichkeit herabgeſunken, wollten ſie in ſittlicher und religiöſer Hinſicht dieſe Allgemeinheit nicht; ſie war ihnen ein Gräuel; ſie wollten in ſektireriſch beſchränkter, jüdiſcher Sittlichkeit und in ſelbſtſüchtig freyer, heidniſcher Gewaltthätigkeit trennen, was Gott hoch über jeden ſinnlich beſchränkten Sektengeiſt, ſo wie über jede ſinnlich belebte Gewaltthätigkeit erhaben göttlich und menſchlich zuſammengefügt hat. Und je tiefer ſie in das Verderben ihrer gegenſeitigen, gleichbeſchränkten Zeiterziehung verſunken waren, deſto anmaßlicher und frecher zeigten ſie ſich in der liebloſen unmenſchlichen Mißkennung, beides der Allgemeinheit und der Reinheit der Anſprüche der Natur in der ſittlichen und religiöſen Bildung. Eben ſo ſtoßen ſich heute Menſchen, von einem gleichen Zeitgeiſt ergriffen, an der Allgemeinheit der Anſprüche der Menſchennatur auf die Entfaltung ihrer intellektuellen und Kunſtkräfte. Mit roher Gewalt wollen ſie hierin eine Scheidewand feſt halten, die ihr ungöttlicher Sinn zwiſchen ihnen und dem Volke aufgeſtellt hat. Aber nein! ſo wie das Chriſtenthum auch in ſeinen erhabenſten Reſultaten allgemeiner Antheil der Menſchheit, und durchaus nicht ein ausſchließlicher Beſitz, und vorzüglich nicht ein Vorrecht des Glücklichen iſt, das dem Unglücklichen und Elenden unerreichbar wäre, ſo wenig iſt dieß die intellektuelle Elementar-Bildung. Nein! ſo wenig als die Lehre Jeſu, wo ſie immer im Geiſt und in der Wahrheit gepredigt wird, ihrem Geiſt und Weſen nach dem Niedrigen und Armen im Lande entzogen werden kann, und ſo wenig dieſer im Glauben an Jeſum Chriſtum ſtill geſtellt und gehindert werden kann, durch ihn zu der höchſten Reinheit des Herzens, zu welcher das Chriſtenthum unſer Geſchlecht zu erheben vermag, zu gelangen; ſo wenig iſt es möglich, das Weſen der intellektuellen Elementar-Bildung, wenn ſie einmal in ihrem Geiſte und in ihrem Weſen feſtſteht, dem Glücklichen zum ausſchließlichen Erbtheil zu machen, und ſie dem armen und niedern

Mann im Lande zu entziehen, und dieſen im Glauben an ſie ſtill zu ſtellen und ihn zu hindern, durch ſie nicht zum höchſten Gipfel der Verſtandes- und Kunſtkräfte zu gelangen, zu denen ihm ſein Vater im Himmel Anlagen gegeben. Er iſt es, Gott iſt es ſelber, der die Ungleichheit der Menſchen durch die Ungleichheit der Gaben, die er einem jeden von uns von innen verliehen, gegründet; aber er hat ſie mit väterlicher Liebe und Weisheit unter ſeine Kinder vertheilt, und wir ſollen darin mit menſchlicher Liebe und Weisheit benützen und leiſten, was er mit göttlicher Liebe und Weisheit alſo gegründet. Der reine Sinn der unſchuldigen Natur thut dieſes in jedem Falle gern. Er ſieht in jedem Falle mit Ehrfurcht vor der heiligen Quelle dieſes Unterſchiedes, und ſieht ſie mit Dank und Liebe aus der Segenshand ſeines Vaters fließen, wohin ſie will. Wie ihn keine menſchliche, keine irdiſche Größe erhebt, ſo erhebt ihn der Gedanke, daß alle Kinder der Menſchen vor dem Angeſichte des Vaters der Menſchen gleich ſind, und daß er, indem er ſeine Gaben unter ſie austheilt, nicht darauf achtet, ob eines derſelben eine Handvoll Erdenkoth mehr als das andere in ſeiner Hand habe.

Auch der gute Menſch achtet die höhern Gaben des Geiſtes und des Herzens mehr als alle irdiſche Gaben des Glücks, und hält ſie ſeiner heiligſten, ſeiner treueſten Pflege mehr werth, als die andern. Oder wäre er ein guter Menſch, wenn er das nicht thäte? Iſt es denkbar, iſt es möglich, daß ein Menſch, der die Ordnung Gottes liebt, und das Wort: was Gott thut, das iſt wohl gethan —

in einziges Mahl mit reinem Herzen ausgeſprochen, um
es Orts willen, an den Gott dieſe guten Gaben hinlegt,
ie verſchmähen; und ſie nicht mehr für eine gute Gabe,
e nicht mehr ſeiner Pflege würdig achten könnte? Nein,
önde er ſie auch im elendeſten, verachtetſten Winkel des
andes; der gute Menſch fühlt, wo ſie immer iſt, daß ſie
ottes gute Gabe und ſeiner Achtung und Wartung wür-
ig iſt. Er erkennt ſie, wo er ſie immer findet, als eine
rt höhern göttlichen Eigenthums. Der niedere, der der
elbſtſucht hingegebene Menſch, wenn er den Namen Eigenthum hört, erhebt ſich in aller Lebendigkeit ſeines be-
chränkten Sinnes. Ja! das Eigenthum muß man ach-
en, ſchützen und bauen, in weſſen Hand es ſich auch im-
ner befindet: ſonſt geht die Erde zu Grunde. Armer
Menſch, du haſt freylich Recht; aber Gottes höhere Ga-
en ſind der Menſchen höheres Eigenthum, und man
nuß ſie achten, ſchützen und bauen, in weſſen Hand ſie
ich immer befinden: ſonſt geht die Menſchheit zu Grunde.
Und doch, dächte ich, das Eigenthum iſt um des Men-
chen, und der Menſch nicht um des Eigenthums willen
a. Und wenn Erziehung und Staatskunſt Hand in
Hand ſchlagen, daß dieſes letzte nicht zu Grunde gehe,
ondern Zins trage, in weſſen Hand es ſich immer befin-
et; ſo ſoll doch, ob Gott will, auch das Herz der Beſſern beym Gefühl der Verwahrloſung unſers Geſchlechtes
n Rückſicht auf das erſte, auf das höhere Eigenthum
nſrer Natur, ſich in ſeinem Innerſten zum hohen menſch-
ichen Beſtreben erheben, daß auch Gottes höhere Gaben
es Geiſtes, des Herzens und der Kunſt in ihrer Mitte

allgemein die Pflege und Achtung finden, die der Erdenkoth ſo weſentlich bedarf und ſo allgemein findet. In Uebereinſtimmung mit dieſem Geſichtspunkt lenkt die Elementar-Bildung zu dieſem Ziel, und erkennt es für ihre heiligſte Pflicht, die Menſchheit in ihren erſten göttlichen Gaben nicht unbeholfen und ungepflegt zu Grunde gehen zu laſſen, ſondern die Anlagen und Kräfte der Menſchennatur, in weſſen Hand ſie ſich immer befinden, in dem Grade wirkſam und lebendig zu entfalten, in dem ſie ihr wirklich gegeben ſind. Sie erhebt den ſeltnen Mann, in dem ſie die erforderlichen hohen Anlagen dazu antrifft, zur Heldengröße des Geiſtes und der Kunſt. Eben ſo wie das Chriſtenthum den, der deſſen fähig iſt, zur Heldenhöhe des Herzens erhebt. Und wie das letzte dieſes durch eben die Mittel bewirkt, durch die es auch die ſchwache, weinende Mutter, den Unbeholfnen und den Leidenden, ja ſelbſt den Jammernden, den verſunkenen Unglücklichen, wenn auch keine Ader von ſeltner Heldenkraft in ihm ſchlägt, dennoch zu höherer innerer Beruhigung emporhebt; alſo entfaltet die intellektuelle Elementar-Bildung die Heldenkräfte des Geiſtes, wo ihre Anlagen immer da ſind, durch eben die Mittel, durch die ſie auch ſchwächere Kräfte von Menſchen, in denen eben ſo wenig eine Ader von geiſtiger Heldenkraft ſchlägt, dennoch zu einer befriedigenden Beruhigung emporhebt, indem ſie alles in ihnen belebt, was nicht außer dem Erreichungsvermögen ihrer ſelbſt liegt.

Es iſt indeſſen eben ſo wahr, wenn die intellektuelle Elementar-Bildung es für ihre höchſte Pflicht erkennt,

ie Menſchheit in ihren erſten göttlichen Gaben nicht un-
rholſen zu Grund gehen zu laſſen, wenn ſie ihren höch-
en Vorzug darin erkennt, dem Volk und der Kindheit
ierzu die Hand zu bieten, ſo iſt ſie eben ſo wenig als
Treiberinn mit ihrem pädagogiſchen Stecken hinter ihnen
er, ſondern ſie ſezt einen eben ſo groſſen Vorzug darin,
adjenige anzuerkennen, was das Volk ſchon vor ihr in Rü-
cht auf die Entfaltung ſeiner Kräfte iſt, und was es durch
ie Natur, durch Noth und Bedürfniß, die es wecken,
arin zum voraus hat. Sie findet unabhängig von ihr
lbſt, in der urſprünglichen Volksweisheit wahre menſch-
che Weisheit, in der urſprünglichen Volkskraft wahre
menſchliche Kraft, und ſchäzt neben dem gelehrten Wiz
en Mutterwiz, neben dem gelehrten Verſtand den ge-
nden Verſtand, und neben dem vornehmen Lebensge-
uß den perſönlichen und häuslichen Freudengenuß des
Volks. Seine Verhältniſſe geben den leztern nicht ſelten
nmittelbar, was der Glückliche nach langem Umtrieb erſt
och künſtlich ſich zu verſchaffen bedarf. Wahrlich, wenn
er Gedanke: Die intellektuelle Elementar-Bildung gehöre
icht für das Kind des Armen im Lande, irgend einen
ernünftigen Sinn hätte, ſo müßte er darin liegen, daß
er einfache Naturmenſch durch die ſtarken Eindrücke ſei-
er eben ſo einfachen, aber kraftvollen Lage, diejenige
menſchliche Bildung lebendig und urkräftig findet, die
urch ſeine unnatürlich verſchrobene Exiſtenz dem ſo ge-
annten Gebildeten und Glücklichen entzogen iſt, und
hm auf anderm Wege erſezt werden muß.

Die höhere Wahrheit trifft auf jedem Standpunkt zuſammen. Die ſittliche Bildung iſt Menſchenbildung, die intellektuelle iſt es auch; darum können ſie ſich auf keinem Punkt, auf den ſie ſelbſt in Wahrheit gebracht ſind, entgegen ſtehen. Zwar iſt es des Chriſtenthums heiliger Standpunkt und höchſtes Ideal, daß das Kind ſchon in der Unſchuld ſeiner unmündigen Tage von ſeiner heiligen Kraft ergriffen, und durch eine ununterbrochene Reihenfolge chriſtlicher Uebungen ſeine ganzen Jugendjahre hindurch zu der Höhe des reinen chriſtlichen Lebens — erhoben werde. Dennoch iſt es auch gleich wahr: dieſes nämliche Chriſtenthum kann, wenn ein guter Menſch auch ohne eine ſo vorzügliche ſittliche Führung aufgewachſen, auch dann, wenn er ſchon von tauſend irrigen und ſelbſt niederen Anſichten des Lebens verwirrt, von allen Mitteln einer glücklichern Führung entblößt, gelebt, und kaum die Sprache des einfachſten Religionsunterrichts zu begreifen im Stande iſt, dieſen Menſchen mit ſeiner heiligen Kraft dennoch ergreifen, und ihn zur höchſten Erhabenheit der ſittlichen Bildung emporheben.

Auf gleiche Weiſe iſt es freylich auch der höchſte Standpunkt der intellektuellen Elementar-Bildung und ihr höchſtes Ideal, daß das Kind von ihr in der Unſchuld ſeiner unmündigen Tage ergriffen, und von dem einfachſten Anfangspunkte ihrer Mittel und ihrer lückenloſen Reihenfolgen zu der höchſten dießfälligen Kraft erhoben werde. Bey allem dieſem iſt auch hinwieder nicht weniger wahr, daß auch das Kind, das bey weitem nicht von ſeinen unmündigen Jahren an die Vortheile der Elementar-Bildung genoß, ſondern lange ohne ihre Kunſt und

Kraft aufgewachſen — es iſt ganz wahr, daß auch der Menſch, dem in ſeiner Jugend alles gemangelt, was zur frühern Entfaltung ſeiner dießfälligen Kraft nothwendig geweſen wäre, und ſo gar der, deſſen Anlagen nicht nur durch Vorurtheile und Irrthümer eine falſche Richtung erhalten, ſondern ſelber bis auf einen gewiſſen Grad verkrüppelt worden, noch in ſeinen Jünglingsjahren dennoch von den Mitteln der intellektuellen Elementar-Bildung Hülfe, nicht nur zu einer ihm genugthuenden, ſondern ſo gar zu einer ihn auszeichnenden Ausbildung, erhalten kann. Es iſt Thatſache, daß zwanzig und mehrjährige Jünglinge, ohne Vorkenntniſſe und ohne frühere Bildung, noch in dieſen Jahren es dahin gebracht haben, alles, was von der Methode in den Volksſchulen anwendbar iſt, d. h. die Methode, in ſo fern ſie bloß elementariſch im Gegenſatze gegen höhere Entwicklungs- und Bildungsſtufen iſt, nicht nur begreifen, ſondern wirklich auch andere lehren zu können. Die Mittel der Methode ſind alle einfach; ſie vermannigfaltigen ſich, und werden zuſammengeſetzter und verwickelter, einzig nach Maßgabe der Kraft, die ſich im Zöglinge entwickelt, das Mannigfaltigere, Zuſammengeſetztere, Verwickeltere zu faſſen, und es mit der gleichen Klarheit zu überſchauen, wie er vorher das Einfache faßte und überſchaute. Ihr weſentlicher Vorzug beſteht darin, daß jeder Punkt, auf dem das Kind ſteht, in ihm ſo vollendet werden muß, daß die Fähigkeit, das, was er kann, ſeinem Nebenkinde mitzutheilen, allgemein und nothwendig erzielt werden kann. Daher auch ganz richtig: wenn ein einziger Menſch in einem Dorfe der

Methode ganz mächtig iſt, ſo kann er, wenn er Liebe zur Jugend hat, und ſeine Vervollkommnung, ſeine innere Erhabenheit im Dienſte ſeiner Mitmenſchen ſucht, den Segen derſelben durch ſich ſelbſt, ohne Beyhülfe irgend eines andern Menſchen, allgemein machen.

Ich fahre in meiner Vergleichung fort. So wie in ſittlicher Hinſicht die Bildungs-Fundamente unſers Geſchlechtes, die Gefühle und Kräfte, von denen ſeine ſittliche Veredlung ausgeht, nicht durch irgend eine äußere Kunſt und Geſchicklichkeit in die menſchliche Seele hineingebracht werden können, und wie hinwieder das ſittliche Streben nach unendlicher Vollkommenheit in dieſen Gefühlen und Kräften, eine nothwendige, von der Natur ſelbſt eingelenkte und hervorgebrachte Folge der Wahrheit und des Lebens in dieſen Gefühlen und Kräften ſelbſt, und des Organismus ihres Wachsthumes ſelber iſt; alſo iſt auch die menſchliche Kraft, die Gegenſtände unſrer Anſchauung geiſtig zuſammen zu ſetzen, zu trennen und zu vergleichen, nicht durch irgend eine äußere Kunſt in die Seelen der Menſchen hineingebracht, ſie iſt ihrem Weſen eigen und von ihm untrennbar; und hinwieder iſt das Streben nach einem unendlichen Wachsthum dieſer Kraft nichts anders als eine Folge der Wahrheit und des Lebens in dieſer Kraft ſelber, und des Organismus ihrer eignen Entfaltung. In Verbindung mit dem Streben nach Unendlichkeit in der ſittlichen Kraft, wird dann das Streben nach der Unendlichkeit, oder nach unendlicher Vervollkommnung der intellektuellen Kunſtkräfte ſeiner ſelbſt, ein Streden nach göttlichen Kräften, oder vielmehr nach göttlicher Vollendung unſrer menſchlichen Kräfte.

Hinwieder, wie jede elementariſche Uebung der ſittlichen Kraft in ihrem Weſen nichts anders iſt, und nichts anders ſeyn kann, als eine ſittliche Handlung ſelber, und zwar eine ſolche, die dem Standpunkte der ſittlichen Entfaltung, auf dem das Kind ſteht, angemeſſen, von ſeiner ganzen ſittlichen Kraft als Folge ſeines ſittlichen Lebens zur Stärkung dieſes Lebens angeſprochen wird; ſo iſt auch jede Elementar-Uebung der geiſtigen Kräfte nichts anders, als eine Handlung unſrer geiſtigen Kraft ſelber, und zwar eine ſolche, die dem beſtimmten Entfaltungspunkt der dießfälligen Kraft, auf dem das Kind ſteht, angemeſſen, und darum auch von dieſer als Folge ſeines geiſtigen Lebens und als nothwendige, ihm zur Stärkung dieſes Lebens bedürftige, Handlung angeſprochen wird.

Dieſer Grundſatz ſpricht das praktiſche Urprinzip, deſſen Befolgung das Chriſtenthum vom Erzieher fordert, erſt das Innere zu reinigen, damit das Aeußere rein werde, als im Weſen der intellektuellen Bildung liegend, unbedingt aus. Seine Folgen ſind groß und über das Eigenthümliche des ſittlichen Gehalts der letztern entſcheidend. Es ergibt ſich aus ihm, daß keine äußern Beweggründe, die nicht rein aus der Natur der menſchlichen Kräfte hervorgehen, auf die wahrhaft elementariſche Entfaltung dieſer Kräfte einigen realen Einfluß haben können. Wie in der ſittlichen Bildung jede Einmiſchung von äuſſern zufälligen Folgen einer ſittlichen Handlung, jede Einmiſchung der Neigung zur Ehre und der Furcht vor der

Schande, der Reinheit und Heiligkeit der Entfaltung der dießfälligen Kräfte mehr nachtheilig iſt; wie ſo gar nicht einmal das idealiſche träumende Bewußtſeyn ſeiner ſittlichen Kraft ſelber, ſondern nur der immediate, die menſchliche Natur rein und innig beſeligende Eindruck der ſittlichen Kraft ſelber das einige wahr belohnende und die ſittliche Kraft rein ſtärkende Gefühl iſt, das von der Unſchuld der wahrhaft ſittlich erhabenen Natur des Kindes angeſprochen wird; ſo iſt auch in der geiſtigen Elementar-Bildung jede Einmiſchung von Ehre und Schande, jeder Antrieb der geiſtigen Kräfte durch Nacheiferung, ihrer weſentlichen richtigen und unſchuldigen Entfaltung mehr nachtheilig als förderlich. Selber das idealiſche träumende Bewußtſeyn ſeiner geiſtigen Kraft, und ſeiner Vergleichung mit dem Grade dieſer Kraft in irgend einem andern, iſt kein rein bildendes Mittel dieſer Kraft. Im Gegentheil, auch dieſes hemmt das göttliche Wachsthum derſelben in ihrer Unſchuld. Nur das reine, nur das die menſchliche Natur in Unſchuld erhebende Gefühl der Augenblicks-Handlung, in dem das Kind ein ihm gegebenes geiſtiges Problem in ſich ſelber aufgelöst hat, und ſich dieſer Auflöſung bewußt iſt, nur dieſes Gefühl iſt als rein geiſtige Kraftbildung, und als rein menſchlicher Reiz zum Fortſchritte, und als ein der Menſchheit wahrhaft würdiger Lohn ſeiner Kraft, anzuſehen.

Aber der große Haufe unſrer Zeitmenſchen iſt weit entfernt, dieſe Wahrheit zu erkennen. Es ſchwebt ein Geiſt einer gewaltſamen Einlenkung zur unbedingten Annahme entgegengeſetzter Grundſätze über unſrer Zeit, der

weit geht, daß man ſo gar die Hoffnung der Hülfe,
er Rettung aus den Schwächen, die man ſich nicht mehr
erbergen kann, auf die Anerkennung ſolcher, den unſrigen
ugegen ſtehender Grundſätze baut, und ſich dazu genö-
ügt glaubt, um die ſchwache, ſegensloſe und unbefriedi-
nde Gemüthsſtimmung, welche durch den zaumloſen
auf unſerer Leidenſchaften, durch falſche Ehrliebe, durch
lſche Scham, und durch ein ſchrankenlos nacheiferndes
aſchen nach Glück und Schein in uns erzeugt worden,
ieder durch eben die falſche Ehrliebe, durch falſche Scham,
nd durch die ſinnliche Erhitzung der Kinder zur Nachei-
rung in uns auslöſchen zu können. Unſre Schwäche
t uns dahin gebracht, daß wir die reinen Kräfte unſrer
atur zur Erhebung unſer ſelbſt über die Leidenſchaften,
ne ſie mehr zu kennen, als untauglich und ungenugthu-
d wegwerfen. Der Elementar-Bildung hingegen ſind
eſe höhern Kräfte in ihrem ganzen Umfang heilig. Sie
acht ſie, überall wo ſie wirkt und wirken kann, allge-
ein wieder erkennen und ſchätzen, ſie entſpringt ſelber
s ihrer reinen Ergreifung. Das Kind, in ihrem Geiſt
zogen, iſt in jeder ſittlicher, intellektueller und
unſt-Hinſicht geübt, den Reiz zur Anſtrengung ſei-
r Kräfte im Gebrauch dieſer Kräfte ſelber zu ſuchen.
ieſe Kraft, von allen Seiten auf ſich ſelbſt zu ſtehen,
ihm durch den Umfang der Methode von allen Seiten
bituell gemacht. Es vergleicht ſich von allen Seiten
it keinem Menſchen; es vergleicht ſich nur mit ſich ſelbſt.
e wie es ſich in ſittlicher Hinſicht nur fragt: Bin ich
rch die Verehrung Gottes, bin ich durch die Uebungen

meiner ſittlichen Kräfte heilig? — und wie bin ich dieſes mehr als irgend ein Anderer? ſo fragt es ſich auch in intellektueller Hinſicht: Kann ich die Probleme der Uebungen auflöſen, oder kann ich es nicht? und nie: Kann ich es beſſer als ein anderer? Es kennt keinen Maßſtab ſeiner Kraft außer ſich ſelber; und das Zeitalter oder wenigſtens der Zeitaugenblick unſrer Schwäche kennt keinen und ſucht keinen in uns ſelber. Wenigſtens zeigt es in ſeinen brillanteſten Erſcheinungen über dieſen Geſichtspunkt keinen hohen, keinen reinen Takt. Allenthalben mangelt ſeinen Erziehungsmitteln eine reine innere Belebung der Liebe und ein ſtilles Steigen zur Wahrheit. Sein äußeres leidenſchaftliches Antreiben unſrer Kräfte für einzelne Wahrheiten iſt gewöhnlich nichts anders als ein Jagen nach einem Gewild, das ſchon ein anderer aufgejagt hat. Es iſt wahr: wir ſuchen in tauſend Fällen weit weniger die Wahrheit zu erjagen, als ſie einander abzujagen. Aber es war nicht immer alſo; es waren beſſere Zeiten für die Erziehung und es werden wieder beſſere kommen. Wer das blitzende Auge des griechiſchen Jünglings, wann er ſein heiliges Wort: Hevrêka, ich habe es gefunden, ausſprach, ſich zu denken vermag, und wer das Auge meiner Zöglinge geſehen hat, wann ſie im Augenblicke der Auflöſung eines ihrer Probleme ihr unausſprechlich erhebendes: „Ich hab's," ausſprechen und ſich froh fühlen wie Engel — wer ſie geſehen, wie ſie ſich in dieſem Augenblicke ihrer göttlichen Natur mit eben dem Herzen bewußt ſind, das dieſes Göttliche der Natur im Auge der Unſchuld ausſpricht, wann es im Gefühl der innern Erhebung

hebung einer ſittlichen That in Thränen zerfließt — wer dieſes beides ſich vorzuſtellen vermag und geſehen; iſt ganz gewiß weit entfernt, zur Belebung der höchſten, ſittlichen und geiſtigen Anſtrengung der ſchwachen träumeriſchen Mittel der Ehre und Schande und der Nacheiferung zu bedürfen.

Die Menſchennatur iſt Gottes, ſie iſt eine göttliche Natur. Die Einmiſchung der Welt und ihrer Leidenſchaften bildet die Unſchuld des Menſchen nicht übereinſtimmend mit dem hohen heiligen Weſen ſeiner Natur; ſie bildet ihn nicht in ſeiner Einheit daſtehend als ein Ganzes, anſprechend an die Entfaltung ſeiner ſelbſt, in ſeinem ganzen Umfang, und übereinſtimmend mit ſich ſelbſt. Sie bildet ihn nicht elementariſch — ſie bildet ihn nicht einmal menſchlich. Das Menſchliche in unſrer Natur wird nur durch das Göttliche, das in ihr liegt, wahrhaft entfaltet. Alle unſre Anlagen bilden ſich nur in dieſer hohen reinen Entfaltung menſchlich. Von Leidenſchaften gereizt, und ihrer Unſchuld beraubt, in ſich ſelbſt ungöttlich, bilden ſie uns nicht menſchlich. Der Zeitgeiſt ſieht es nicht, wir glauben es nicht, wir verkennen das Reine im Menſchen, die Vorſtellung des Göttlichen ſelber iſt nicht rein, nicht erhaben in uns; darum ſind wir nicht menſchlich. Das ſtarke lebendige Gefühl des Bedürfniſſes und der Anſprüche unſrer Natur an eine harmoniſche Entfaltung unſrer Kräfte in uns iſt geſchwächt. Dieſer Zuſtand bringt uns in jedem Fall dahin, daß wir die erſten Bildungsmittel unſers Geſchlechtes, die von der Feſthaltung der Einheit unſrer Natur ausgehen, als unanwendbar anſehen, und erzeugt nothwendig die größten ſonderbarſten Widerſprüche und unbeſtimmteſten Anſichten in unſern Erziehungsbegriffen.

Auf alle Weiſe offenbart ſich dieſer unſittliche Geiſt der gewöhnlichen Pädagogik, mitten in dem er die Sittlichkeit anſpricht; am aller auffallendſten aber in dem Widerſpruch, in den er den Unterricht und die Erziehung mit dem innern und äußern Leben des Kindes ſetzt, und dieſen Widerſpruch ſo gar noch als Grundſatz aufſtellt, daß in den Schulſtunden bey Kindern ein ganz anderer Geiſt herrſchen müſſe, als in den Frey- und Spielſtunden, verbunden mit der prononcirteſten Neigung, noch allgemeiner die Schulſtunden in Spielſtunden als die Spielſtunden in Schulſtunden verwandeln zu wollen. Beym Hinſinken in dieſen Zuſtand von unbeſtimmten Meinungen, die wir beſtimmt glauben, und von Widerſprüchen, bey denen wir mit uns ſelber einig zu ſeyn glauben, gehen Wahrheit und Irrthum über unſre Lippen, ohne daß wir weder das Eine noch das Andere erkennen, und weder in dem Einen noch in dem Andern leben. Die Wahrheit, wie ſie uns anſpricht, gibt uns keine Ruhe, und der Irrthum, wie er in uns liegt, keine Kraft. Man hatte indeſſen mit der Meinung, daß in den Schulſtunden ein ganz anderer Geiſt herrſchen ſoll, als in den Spielſtunden, wohl Recht, wenn man ſie mit Feſthaltung der höhern Anſicht der Einheit unſerer Natur in's Auge faßte.

In dieſer Anſicht muß das Kind durch die Freyheit zur Nothwendigkeit erzogen, durch die Nothwendigkeit zur Freyheit gebildet, und ihrer fähig gemacht werden. Der ben die Unterrichtsſtunden einen andern Geiſt als die Frey- unden, ſo iſt es der, daß jene den Geiſt der Nothwendigkeit und des Gehorſams, dieſe den Geiſt der Freyheit und Selbſtſtändigkeit im Kinde ausſprechen, und dadurch beide den Geiſt des Seyns und Lebens. Die Nothwendigkeit, die ſtrenge Ordnung, die unwandelbare Geſetzmäßigkeit ſoll im Unterrichtsgange der Lehrſtunde herrſchen. Der Geiſt des Lehrers und ſeine Behandlung des Kindes ſoll aber dennoch während dieſer Stunde, wie immer, rein menſchlich, d. h. lebendig und frey ſeyn. Nur daß er den Lehrgegenſtand ſelbſt in ſtrenger Begränzung und Inſichgeſchloſſenheit erſcheinen laſſe, damit das Kind unverwirrt, die Sache ſelbſt und keinen Schatten ſehe, kein eeres Spiel treibe. Die Spielſtunde ſoll es losbinden von dieſer Beſchränkung. In ihr ſoll das Einzelne zu- ücktreten, das Kind ſich ungehemmt im Ganzen bewegen, ſein Leben ſoll im Leben des All ſich erſpiegeln und eine ſteife Form, keine Hemmung den Erguß ſeines In- ern in demſelben ſtören.

Das iſt der wahre Sinn des nöthigen Unterſchieds wiſchen dem Bedürfniß der Schulſtunden und der Frey- unden. Aber tauſende, die den Satz ausſprechen, gehen icht von der Einheit der Natur aus, ſondern denken ſich ieſe ungleichen Bedürfniſſe der Stellung und Lage des Kindes als Bedürfniſſe einer ungleichen Natur deſſelben; e ſondern den Unterricht von der Erziehung, und for- ern ſo gar für den Sprachunterricht einen andern Geiſt, ls für den Unterricht in der Mathematik und für den in er Naturgeſchichte einen andern, als für den in der Geſanglehre. Aber der Geiſt der Erziehung muß in jedem Augenblick der nämliche ſeyn; und da der Geiſt des Unterrichtes in jedem Falle mit dem Geiſt der Erziehung ein und eben derſelbe ſeyn ſoll, ſo muß auch der Geiſt des Unterrichts in jedem Fache des Unterrichts der nämliche ſeyn. So in der Spiel- und dann wieder in der Schulſtunde. Gibſt du dem Kinde in der Schulſtunde im ganzen Leben ſeines Seyns und Weſens Nahrung, wie du ihm in der Spielſtunde im ganzen Leben ſeines Seyns und Weſens Nahrung gibſt; ſo iſt dein Kind in deiner Schulſtunde belebt, wie in deiner Spielſtunde. Es braucht wahrlich in dieſer keine andern Geſetze und keine andern Grundſätze als in jener.

Das Kind der guten Mutter lebt in jeder Stunde des Tages in gleichem Geiſt; es lebt in der Arbeitsſtunde wie in der Spielſtunde ſein ganzes befriedigtes Leben. Und Erzieher, menſchlicher Erzieher! ſoll es in deiner Unterrichtsſtunde ſein Leben nur halb haben? Wirf, Erzieher, den Irrthum weg! er führt dahin, das Kind zu tödten, das du lebendig machen ſollſt; und du kannſt es, du kannſt es in jedem Augenblicke deines Unterrichts. Du kannſt, du ſollſt ſein Herz und ſeinen Geiſt in jedem deſſelben wahrhaft und höher beleben, als ſelber in der Spielſtunde. Kannſt du es, thuſt du es, ſo lebt es in deiner Schule vom Gefühl einer höhern, einer edlern Kraft entzückt, wie es in ſeiner Spielſtunde vom Gefühl niederer Kräfte entzückt lebt. Aber freylich iſt auch wahr: wenn du ſelber nicht in der einfachen, geraden Form des menſchlichen Erkennens lebſt, wenn du nicht im Stande biſt, das Kind in ſeiner Schulſtunde mit deiner Lehre in ſeinem ganzen Weſen zu ergreifen und höher zu beleben, als du es ſelber in ſeiner Spielſtunde belebteſt, wenn du im Gegentheil für dieſe Stunde die ſchwache kindliche Seele mit dem Höcker beladeſt, den du ſelber trägſt; ſo iſt denn freylich auch natürlich, daß in deiner Schulſtunde bey deinem Kind ein ganz andrer Geiſt herrſchen muß als in der Spielſtunde. Auf dieſem Wege kommſt du dann gewiß nicht dahin, daß bey deinen Kindern in deinen Schulſtunden eben der Geiſt herrſche, den ſie ſich in ihren Freyſtunden von ſelbſt geben. Du mußt die nach ihrer Entfaltung hungernde Seele des Kindes ſpeiſen und nähren, wie es ſeine eigne Natur fordert, und nicht, wie die Launen böſer Eigenheiten oder Verirrungen dich gelüſten machen; wenn du aber das Letzte thuſt, ſo wundre dich dann auch nicht, wenn du nicht zu deinem Ziele kommſt.

Sieheſt du einen Unſinnigen, der ſein Laſtthier anſtatt zu füttern, hungernd belaſtet, ſo wunderſt du dich doch nicht, wenn in der Stunde des traurigen Laſtens und Treibens in ſeinem Thier eine ganz andere Stimmung herrſcht, als in der Stunde, in der es unbelaſtet auf freyer Heide ſein Lieblingsfutter findet.

Verwundere dich alſo auch nicht, wenn in der traurigen Stunde unnatürlicher Belaſtung in der Seele deines Kindes ein ganz andrer Geiſt herrſcht, als in der frohen Stunde ſeiner Unabhängigkeit von dir und deinem mühſeligen Laſten und Treiben; verwundre dich dann nicht, wenn du in deiner Schulſtunde für deine Kinder ganz andre Grundſätze nöthig haſt, als in der Spielſtunde. Doch was will ich ſagen? Von zehn Schulmeiſtern, die in dieſe traurige Verirrung verſinken, ſind vielleicht neun, die mit ihrer Schule eben ſo hart und eben ſo unnatürlich beladen ſind, als ihre Schulkinder mit ihnen. Wir ſchenken ihnen unſer Mitleid von Herzen und bedauern ſie, daß ſie mit uns in einem Zeitalter leben, das im Allgemeinen für ſeine Schulmeiſter eben ſo wenig von reinen Anſichten der Menſchennatur ausgeht, als für ſeine Schulkinder.

Das anmaßliche Zeitalter, das in der Raffinirung und Vermehrung der Unterrichtsmittel; in der Kunſt ihrer Ausdehnung und Vielſeitigkeit, in der Detail-Bearbeitung und Scheinvollendung derſelben eine hochbelebte Thätigkeit zeigt, iſt dennoch im Ganzen der rein pſychologiſch und allgemein in unſer Weſen tief eingreifenden Erziehungskraft gegen einfachere, kraftvollere Zeitalter unendlich zurück. Der Geiſt der Elementar-Bildung, der im Fache der Erziehung der Geiſt der Wahrheit iſt, iſt aus demſelben ſo viel als verſchwunden. Sie, die Schulbildung unſrer Tage, wie ſie im Großen und im Allgemeinen auf die Maſſe der Menſchen wirkt, modelt an unſerm Verſtand und an unſrer Kunſtkraft durch die Wiſſenſchaften und die Kunſtwerke, wie wenn unſer Verſtand und unſre Verſtandesbildung aus der oberflächlichen Erkenntniß eines wiſſenſchaftlichen Wirrwarrs und unſere Kunſt und unſere Kunſtkräfte aus einem Wirrwarr oberflächlicher Erkenntniſſe iſolirter, gerathener und mißrathener Kunſtwerke und Kunſtmittel hervorgehn müßte. Sie ſtickt uns die Zierathen eines oberflächlichen und unnützen Vielwiſſens auf den Eitelkeitsanzug unſers nichtigen, in unſern weſentlichen Anlagen nicht entfalteten Sinns auf. Und es thut wahrlich noth, daß wir den Grad unſers diesfälligen Zurückſtehens in ſeinen Urſachen erkennen, und uns die Augen über ſeine Reſultate einmal aufgehen. Rohe Völker, mit denen wir uns gar nicht vergleichen, ſind doch wenigſtens einſeitig kraftvoll; wir ſind nicht einmal das. Wir wähnten es, vielſeitig zu ſeyn, und eine höhere Cultur ſollte die Kräfte unſrer Natur von allen Seiten entfalten. Sie that es nicht, ſie war für das Menſchengeſchlecht keine höhere Cultur, ſie war im Allgemeinen für daſſelbe ein bloßes Erſchlaffungsmittel.

Ohne ſittliche, innere Höhe, beſchränkt und dahin gegeben in einen leichten, irdiſchen Sinn, war die Entfaltung des ganzen Menſchen nicht einmal ihr Ziel; und die Entfaltung des Einzelnen in ihm mußte nothwendig mißrathen, weil ſie in der reinen allgemeinen Entfaltung des Ganzen keinen bindenden Zuſammenhang und kein bildendes Fundament fand. Beides, die Wahrheit und die Liebe, mangelte im Allgemeinen. Die Kraft von beiden war nicht entfaltet. Man fand in der nothwendigen, allgemeinen, zuſammenhangenden und übereinſtimmenden Belebung der Kräfte und Anlagen des Kindes, man fand im wirklichen Leben deſſelben kein allgemeines, genugthuendes Fundament einer ſichern, die Anſprüche des wirklichen Lebens befriedigenden Entfaltung und Uebung derſelben.

Die Folge davon war eben diejenige, die es in phyſiſcher Hinſicht hat, wenn ein Acker in der nöthigen zuſammenhangenden und übereinſtimmenden Bearbeitung kein allgemeines, alle ſeine Kräfte gleich reinigendes, nährendes, belebendes Fundament zur Entfaltung der Früchte, die er tragen ſoll, findet. Die Erde trägt ohne eine ſolche Beſorgung nur Unkraut, das den guten Samen erſtickt. Wahrheit und Liebe, dieſe Früchte des Geiſtes und des Herzens, erſticken, beides, im ungenugſam entfalteten Geiſt, und im ungenugſam entfalteten Herzen, wie der gute Same des Feldes im Unkraut. Ohne genugthuenden Anbau verwildert die Menſchheit, wie die Erde. Anſtatt der Wahrheit iſt dann der Schein, anſtatt der Liebe die Selbſtſucht, anſtatt gereifter Kräfte unreife, anmaßliche Schwäche, anſtatt Ruhe im Bewußtſeyn ſeines innern Werths die Unruhe, die der Mangel dieſes Bewußtſeyns in der menſchlichen Seele nothwendig erzeugt, unſer Theil.

Doch wir fühlten das Unbehagliche unſers Zuſtandes längſt, und wollten durch Anſtrengungen für Berufs- und Standesbildung verſuchen, uns dennoch wenigſtens behaglicher zu ſetzen, als wir uns ſelbſt fühlten. Aber, wie ein Menſch der im Sumpf ſteht, durch gewaltſame Anſtrengung ohne Handbietung und Stützpunkt ſich aus demſelben herauszuhelfen, ſich nur immer tiefer in denſelben hineinarbeitet; ſo ging es auch uns mit der einſeitigen Einlenkung zur Entfaltung einſeitiger Kräfte. Je größer die Lebendigkeit war, mit der wir auf dieſem unſrer Natur entgegenſtehenden Einſeitigkeits-Pfad wandelten; deſto tiefer verſanken wir in den Sumpf des Verderbens, aus dem wir uns heraushelfen wollten, und mußten auf dieſem bodenloſen Wege endlich dahin kommen, daß die auch noch ſo ſehr auf die Lieblingsirrthümer und Lieblingsſchwächen der Zeit gegründete, bloß von Sinnlichkeit und Selbſtſucht ausgehende Standes- und Berufsbildung unſrer Schwäche und Sinnlichkeit dennoch zu läſtig war, und wir endlich zu einem abſolut träumeriſchen Daſeyn hinlenkten. Beides, der phyſiſchen Kraftbildung und der Verſtandesbildung gleich mangelnd, warf ſich unſer Geſchlecht in zahlloſen Schwärmen in das unſerer Natur tödtliche Meer einer leeren oberflächlichen Aufklärung, und fiel, nur den Träumen eines leichten behaglichen Lebens nachjagend, in den Schlund der wirklichen Welt, wie arme Häringe mitten im behaglichen Schwimmen ihrer Schwärme zu ihrem Tod und Verderben in den Schlund der Wallfiſche hineinfallen. Es konnte nicht anders kommen. Standes- und Berufsbildung iſt ihrer Natur nach nur die Anpflanzung, Anſäung des Landes, das durch die Menſchenbildung gepflügt und zur Saat vorbereitet werden ſoll. Wo nun das erſte mangelt, da wird das andere umſonſt gethan. Standes- und Berufsbildung, die nicht auf das Fundament der Menſchenbildung gegründet iſt, verfehlt ſelber ihren eignen Zweck.

Sie muß es; ſie iſt mit ihr ſelbſt, ſie iſt mit dem Weſen der Menſchennatur, ſie iſt mit dem Weſen der Sittlichkeit im Widerſpruch. Wo reine Menſchenkraft mangelt, da iſt keine reine Menſchentugend möglich. Auch geht die Chriſtuslehre, in der Bildung der Menſchen zu ihrem höhern

Sinn, nichts weniger als von ihrem Verſtand und Beruf, ſondern vom Weſen ihrer innern Natur ſelber aus. Sie erkennt durchaus keine Berufs- und keine Standestugenden, wo keine Menſchenkraft und keine Menſchentugend Statt findet; dann freylich läßt ſie es auch an keiner Standes- und Berufs-Tugend mangeln, wo die Menſchenkraft durch ſie wahrhaft gegründet iſt.

Das Unglück der Zeit iſt nicht zu berechnen, daß zahlloſe Menſchen ſich durch den Schein einer äuſſerlichen oberflächlichen Aufklärung, die keine tiefe Verſtandesbildung und keine höhere Kraftbildung zu ihrem Fundamente hatte, ſich dennoch über die übrigen Menſchen, die Kraft hatten, und ohne Träume wirklich in der Welt leben, erhaben und ſich fähig glaubten, dieſe in der Realität des Lebens weiter als ſie vorgerückte Menſchenklaſſe als ihre Führer zu leiten, und ſie zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohl aufzuklären.

Man wollte in der Schwäche dieſer tiefen Verirrung die Menſchen durch Kenntniſſe vernünftig machen, und gab weder die Kenntniſſe den Menſchen vernünftig, noch den Menſchen Vernunft für die Erkenntniß. Man bildete in ihnen die Kraft der Vernunft bey weitem nicht, die das richtige Erkennen der Real-Gegenſtände vorausſetzt, und hinwieder bildet. Und doch maßte man ſich an, auf einem ſehr hohen Grad der Menſchenbildung zu ſtehen, und ſo gar den Pfad der hohen griechiſchen Cultur betreten zu haben.

Aber die Griechen hatten die Entfaltung der Menſchenkräfte durch freyes und ſelbſtſtändiges Menſchenleben und nicht die Ausdehnung ihres Wiſſens zum Fundament ihrer Bildung. Ihre Gymnaſien waren ſo wenig etwa philologiſche Seminarien, als ſie die Humanitätsbildung auf das Erlernen fremder, alter oder neuer Sprachen, auf die morgenländiſche oder die ägyptiſche Litteratur bauten, obgleich ihre Cultur ſo wenig als die unſrige urſprünglich war. Der ungeheure Irrthum war unſrer Zeit vorbehalten, das Leben im Todten zu ſuchen, ſtatt dieſes durch jenes zu beleben. Das mußte freylich das Reſultat einer Zeit ſeyn, in der das Leben aus der Gegenwart, dem Volk und dem Staat verſchwunden war.

Allein die Standes- und Berufsbildung der Griechen ging aus ihrer Menſchenbildung, und nicht ihre Menſchenbildung aus ihrer Standesbildung hervor. Ihre Menſchenbildung hinwieder war das Werk ihrer bürgerlichen Einrichtungen, ihrer Volkskraft, ihrer Geſetzgebung, ihrer Sitten. Auch wollte niemand weniger als ſie, die Wiſſenſchaften populariſiren. Es war uns, es war unſerm Zeitalter vorbehalten, die Unmündigen mit den Wiſſenſchaften zu ſpeiſen, damit ſie unmündig bleiben und kraftvoll ſcheinen können, ohne daß ihre Kraft irgend einem Schwächling auf Erden im Weg ſtehe. So machten's, ſo wollte'ns die Griechen nicht. Sie machten ihre Unmündigen durch die Erziehung wirklich mündig. Dann griffen die Kraftmenſchen unter ihren Mündigen natürlich ſelbſt nach dem höhern Standpunkte, den ihre wiſſenſchaftliche Kultur ihnen ertheilte. Dahin glaube ich, müſſe man wieder zielen, und ſo viel es in unſerer Hand liegt, beſtimmt durch eben die Mittel, durch welche die Griechen dahin gelangten.

Ob wir uns durch die Elementar-Erziehung dieſem Zuſtand nähern? Wir glauben es. So wie wir im Göttlichen des Chriſtenthums das vollendetſte Mittel der Sittlichkeit unſers Geſchlechts anerkennen, ſo erkennen wir in intellektueller Hinſicht Griechenlands Vorbild als das vollendetſte, das der Menſchheit hierin gegeben iſt; und ohne im geringſten vom Tode der griechiſchen Worte, und der noch ſo herrlichen Ueberreſte ihrer für uns erloſchenen inneren Wahrheit, auszugehen, und uns gänzlich nur am Weſen der Menſchennatur, von der auch ſie ausgingen, feſthaltend, glauben wir, daß es im Geiſt der Elementar-Bildung liegt, unſer Geſchlecht, durch die nothwendigen Folgen der Wahrheit in der Entfaltung ſeiner Kräfte, zu eben den Reſultaten zu führen, zu denen Griechenlands Bildung einen großen Theil ihres Volkes hinführte.

Sie hatten für ihre Erziehung Gymnaſien, d. h. lebendige, körperliche und geiſtige Uebungsplätze. Unſer Zeitalter hat dafür erſchlaffende, ſinnliche Lehr- und Abrichtungsplätze. Ganz gewiß iſt die größere Anzahl der gewöhnlichen Schulen nichts anders als dieſes. Aber wir glauben, die Methode der Elementar-Bildung ſey geeignet, die Gymnaſien, dem Sinn und dem Weſen nach, wieder herzuſtellen, und auch die Volksſchulen, nach einem höhern Begriff, als ihn ſelbſt die Griechen hatten, in körperliche und geiſtige Uebungsplätze zum freyen Kampf in Wahrheit und Liebe umzuſchaffen, und dadurch den gegenwärtigen vielſeitigen Verwirrungen, die in der Volksbildung Statt haben, mit Erfolg entgegen zu wirken.

Wenn von dieſer Seite die Harmonie der intellektuellen allen Elementar-Bildung mit der Geſchichte und dem Leben, und ihre ſittliche Uebereinſtimmung mit dem Chriſtenthum, ſchlechterdings nicht geläugnet werden kann, ſo bleibt jedoch immer noch die Frage übrig, ob ſie auch in Hinſicht auf religiöſe Entwicklung und Bildung mit dem letztern übereinſtimme, und auf welchen Geſichtspunkten die Methode dießfalls ruhe?

Wie die Elementar-Methode das Chriſtenthum in ſeinem Stifter als die abſolute und vollendete Offenbarung der ſittlichen Menſchennatur anerkennt, ſo anerkennt ſie hinwiederum eben dieſes Chriſtenthum in ſeinem Stifter als die abſolute und vollendete Offenbarung der religiöſen Menſchennatur, und eben darin die Erlöſung und den Erlöſer der Welt. Die Religion ſelbſt, wie ſie an ſich iſt, und wie ſie ſich im Menſchen ausbildet, iſt im Erlöſer erſchienen, und mit ihm hat ſich die Religion zu der das ganze Menſchengeſchlecht umfaſſenden Aufgabe mit Bewußtſeyn erheben: die Menſchen, jeden nach ſeinen individuellen Anlagen, Bedürfniſſen und Kräften mit Gott zu vereinigen, d. h. ſie allgemein religiös zu machen, von der Religion aus, die als das Siegel der Göttlichkeit der Menſchennatur, ſchon urſprünglich in einem jeden ſelbſt liegt. Ihre Beſtimmung als univerſelles Erziehungsmittel der Menſchheit, trat durch ihn mit der höchſten Klarheit und Macht hervor. Dadurch erhebt ſich nicht nur das Chriſtenthum zum unwandelbaren und ewigen Prüfſtein jeder religiöſen Erſcheinung, zum Prüfſtein jedes religiöſen Erziehungsverſuches in ſeinem Weſen, ſondern auch die Elemente und der Gang aller religiöſen

Entwicklung und Bildung ſind in ihm gegeben, und als ſolche in der Geſchichte vollſtändig entwickelt.

Forſchen wir nach dieſen Elementen und dieſem Gange der religiöſen Entwicklung des Chriſtenthums, ſo finden wir in ihm, in Hinſicht auf die Religion an ſich (objektiv), als den abſoluten Anfangs- und Mittelpunkt Gott, d. h. die Idee der Gottheit; in Hinſicht auf die Religion im Menſchen, (ſubjektiv) das Göttliche, den Geiſt Gottes, die dem Menſchen inwohnende göttliche Idee, durch die er Bild Gottes, und aller Religion einzig und allein empfänglich wird; in Hinſicht auf die Vermittlung des Objektiven und Subjektiven, Jeſum Chriſtum, als den im Sichtbaren erſcheinenden Gott, und als den vollendeten göttlichen Menſchen. Das Chriſtenthum iſt darin mit dem Anfang aller Offenbarung, mit der Schöpfung der Welt und des Menſchen, wie ſie die älteſte Urkunde von Moſes, dieſes ewige Symbol univerſeller Erziehung, erzählt, in der vollkommenſten Uebereinſtimmung, und für die ideale, geiſtige Stufe der Menſchheit eben das, was jene Urkunde für die reelle, nämlich der Lebenskeim einer organiſch-genetiſchen Entwicklung der Religion in der Geſchichte. Es ſpricht den Glauben des Menſchen an, indem es ihn vorausſezt, an den Menſchen ſelbſt glaubt, und das Reich Gottes als weſentlich in ihm, als das wahre poſitive Eigenthum der Kinder erklärt. Es muthet dem Menſchen den Glauben an Gott, urſprünglich als Faktum ſeiner religiöſen Natur, geradezu an, es fordert ihn unbedingt, wie es den reinen ſittlichen Willen als Faktum ſeiner ſittlichen

r fordert, und wie es das Daſeyn Gottes eben ſo
h, als den Grund und den Inbegriff alles Daſeyns, als
Seyn und Leben ſelbſt, kühn, frey, unbedingt auf-
Hiſtoriſch, ſehen wir, warf es mit Einem Schlage
eerheit der ſaduzäiſchen Wortbegriffe und Wortbe-
, die Heucheley des phariſäiſchen Ceremoniendienſtes
hrer Menſchenſatzung, und die Abgötterey der gan-
idiſchen Symbolik, in der das Aeußere an die Stelle
Innern, das Gemeine an die des Heiligen, das Zei-
an die der Idee, der Tempel an die der Religion,
er Altar an die der Gottheit getreten war, danie-
ndem es die Idee wieder herſtellte, und zwar in der
n des Stifters ſelbſt; in ihrer lebendigſten Wirklich-
nd in ihrer höchſten Verklärung. So ging Er, der
r, in ſeinem Gange auf das Urſprüngliche, das
egebne der Religion zurück. Sein Ziel war offen-
on dieſem aus in jedem Individuum eine geiſtige,
göttliche Anſicht, und durch dieſe in ihm einen gött-
d. h. religiös ſelbſtſtändigen Menſchen zu erzeu-
m dadurch den religiöſen Worten eine Grundlage,
egriffen Anſchauung, den Beweiſen Wahrheit und
eugung, den Gebräuchen Geiſt, den Uebungen
den Symbolen Bedeutung und Heiligkeit zu ver-
n; mit einem Wort: im Leben der Religion das
Leben der Menſchheit verherrlicht darzuſtellen, und
dürfniſſe der menſchlichen Natur zu befriedigen. Da-
rfuhr er auf die einfachſte und poſitivſte, auf eine
niſche und lückenloſe Weiſe. Weder einſeitig vom
, noch einſeitig vom Begriff, und noch viel weni-

ger von einem einzelnen Gefühl oder einem einzelnen Begriff, geht er aus. Vielmehr gründet er ſein Werk auf die ganze vollſtändige Entwicklung des menſchlichen Geiſtes, und auf die ganze vollſtändige Entwicklung des menſchlichen Herzens, und erweitert den Umfang ſeines Unterrichtes und ſeiner Uebungen genau in dem Maße, wie ſich Geiſt und Herz ſeiner Schüler erweitern. Die Grundlage, auf die er alle eigentliche Lehre von Gott als Erkenntniß baut, iſt: überall, wo ein wahrer Gedanke im Schüler erwacht, Gott zum Gegenſtand dieſes Gedankens; wo ein reines Gefühl in ihnen rege wird, Gott zum Gegenſtand dieſes Gefühls; wo eine gute Geſinnung in ihnen herrſchend geworden, Gott zum Bilde dieſer Geſinnung zu machen; und eben ſo beym Falſchen, Unreinen und Böſen, es durch den Gedanken an Gott aus ihnen zu entfernen. Sein Gang der Geiſtes- und Gefühlsbildung fiel durch dieſe Uebertragung der Gedanken und der Gefühle auf Gott mit der religiöſen Bildung überall in Eins zuſammen, und er fixirte eben durch dieſelbe die Idee von Gott im Menſchen und gab ihr Wahrheit, Bedeutung und Fülle. Mit dem Wachsthume ſeiner innern geiſtigen Kraft erweiterte er dieſe Idee, und erhob Gott in ihm zum höchſten Gegenſtande des Geiſtes, indem er ihm Gott als ſelbſt den vollkommenſten Geiſt, zum höchſten Gegenſtand des Herzens, indem er ihn als ſelbſt die Liebe; zum höchſten Gegenſtand der Nachahmung und des Gehorſams, indem er ihn als ſelbſt das Ideal unſrer Natur aufſtellte. Er vermittelte dieſe Vorſtellung und verwandelte ſie dadurch in Anſchauung, daß er, wie die Sitt-

lich-

ichkeit durch ſein Beyſpiel, eben ſo die Gottheit durch das
eben der Idee in ihm, und durch die ganze ſymboliſche
Bedeutung ſeines Thuns und ſeiner Schickſale ſichtbar
machte. Auf dieſem Wege bethätigte er eines jeden reli-
iöſen Sinn, und führte jeden ſeiner Jünger dahin, das
öttliche Leben ſelbſtſtändig in ſich aufzunehmen und aus
ch individuell wieder darzuſtellen. Durch die Gottheit
ihm erkannte er die Individualität eines jeden, und war
iederum fähig, der Mittelpunkt der religiöſen Anſchau-
ng eines jeden zu werden, der zu der geiſtigen Anſicht
r Dinge und des Lebens erhoben, die Religion geiſtig
ſnimmt. Ueber alle Schranken äußerlicher Verhältniſſe
naus, reinigte und heiligte er die menſchliche Natur ſelbſt
jedem Individuum. So vereinigte er alle Gegenſätze
religiöſen Bildung, vernichtete alle Widerſprüche des
ligiöſen Daſeyns, und ſo wird auch aller religiöſe Fort-
ritt des Menſchengeſchlechtes, bewußt oder unbewußt,
r ſein Prinzip entwickeln bis ans Ende der Tage.

Auch in dieſem Punkt findet ſich in allem Thun der
enſchennatur eine hohe göttliche Harmonie: denn auch
Inſtinkt der frommen Mutter thut, wenn gleich in
em unendlich beſchränktern Umfange an ihrem Kinde,
s das Chriſtenthum auch thut; und wie die Mutter
ußtlos und unwillkürlich aus reiner Liebe gegen ihr
d, wie Gott gegen den Menſchen handelt, eben ſo iſt
Chriſtenthum von dieſer Seite weſentlich nichts anders,
die vollendete Entwicklung und Darſtellung des müt-
ichen Seyns und Verhältniſſes. Wie daher das erſte
m der einfachen verſtändigen Mutter, Typus der Ver-

ſtandesbildung, und das der reinen unſchuldvollen und ſittlichen Mutter, Typus der ſittlichen Bildung iſt; ſo iſt auch das erſte Thun der religiöſen Mutter Typus der religiöſen Bildung. Ihr Kind iſt ihr ein heiliges, ein göttliches Geſchenk. Sie geht, um es zu Gott zu führen, von keinem Begriff aus, von keinem Beweis und von keiner Erklärung. Sie trägt vielmehr ihren Sinn und ihr Gefühl, ihren heiligen Glauben an Gott, als ihr höchſtes, und als ein unmittelbar gewiſſes Gut, gleichſam durch einen göttlichen Anhauch, unmittelbar in die Seele des Kindes über. Sie ſelbſt, das häusliche Leben unter den Eltern und Geſchwiſtern, die Natur ꝛc. ꝛc. ſprechen alle Gefühle des Kindes an, und bringen ſie zur Thätigkeit.

Die Mutter gibt allem religiöſe Bedeutung; ſie leitet ſie alle auf Gott. Angeregt von der Größe und Macht der Natur, nennt ſie ihm Gott, und es fängt an, ihn als den allmächtigen und unſichtbaren Schöpfer und Erhalter aller Dinge zu erkennen und zu bewundern. Angeregt von ihrer Wohlthätigkeit, nennt ſie ihm Gott, und es fängt an ihn als den freundlichen und milden Geber, als Güte zu empfinden und zu lieben. Angeregt von ihrer Schönheit und Ordnung, nennt ſie ihm Gott, und es fängt an, ihn als den Herrlichen und Weiſen zu verehren. Angeregt von den Wundern der Natur, die ſie ihm nicht erklären kann, nennt ſie ihm Gott, und es ahnet den Unerforſchlichen und Geheimnißvollen u. ſ. w. Wie ihm am Himmel und auf Erde, in der Natur und im Menſchen, in ihm und außer ihm der Sinn für einen neuen Gegenſtand aufgeht, ſo geht ihm an ihrer Hand eine neue göttliche

Erſcheinung auf. Immer aber bleibt die Mutter Vermittlerinn, und in ihr ſelbſt erſcheint ihm der unſichtbare Vater in der erfreulichſten und erquickendſten Geſtalt.

In gleichem Geiſte handelt der Vater, wo er ſein Kind religiös behandelt. Und wie dieſes ſeine Eltern liebt, ihnen dankt, vertraut; ſo umfaßt, verehrt es den himmliſchen Vater, und gibt ſich ſeiner Führung hin. Welchen Begriff oder welches Bild ſich das Kind von Gott mache, darüber iſt die Mutter nicht ängſtlich verlegen; und ſie bedarf es nicht: denn ihr Kind ſchreitet, durch ſie geleitet, fort in der Einheit ſeiner Natur. Ihre Führung bewahrt es vor dem Widerſpruch mit ſich ſelbſt, und dadurch vor der einzelnen Klippe, durch die irreligiöſer Sinn in ihm aufkeimen könnte. Eben weil ſie ihm Gott in allem zeigt, iſt es auch Eins, d. h. zufrieden mit allem, und beruhigt über alles. Gott iſt ihm in allem gegenwärtig. Es wandelt vor ihm und iſt fromm. Es perſonifizirt ſich Gott inſtinktartig, unvermeidlich, nothwendig. Und in dem Maße, wie ſich ſein Geiſt über die ſichtbare Natur erhebt, ſo erhebt ſich auch ſeine perſonifizirte Idee von Gott über alles Sichtbare und Vergängliche zur Vorſtellung eines unſichtbaren und ewigen Schöpfers und Herrn der Natur, eines in einem unzugänglichen Lichte wohnenden Führers und Vaters der Menſchheit, vor deſſen Auge alles aufgedekt iſt, dem ſich nur das Heilige nahen kann. Eben weil es ſich ſeine Begriffe von Gott ſelbſtthätig bildet, weil ſie aus dem Weſen ſeiner ganzen Führung heraus fallen, und dieſe Führung hinwieder eine, ihrer innerſten Natur nach, religiöſe, es befriedigende

Führung iſt, kann es nie dahin kommen, wohin es bey allem bisherigen Katechismus-Unterricht unvermeidlich kommen muß, weil dieſer ihm ſeine Erkenntniß von Gott in einſeitigen Begriffen, getrennt von innerer Anſchauung, vom Gefühl, von der Natur, vom Leben, vom Gang ſeiner Entwicklung, vom Grad ſeiner Kräfte und vom Bedürfniß ſeiner Lage gibt, daß es ſich unter Gott etwas denkt, von ihm etwas hofft, fordert, erwartet, das der Wirklichkeit, oder der Möglichkeit, wie ſie vor ihm ſteht und auf es wirkt, widerſpricht, und wodurch es ſich in Zweifel oder praktiſchen Unglauben ſtürzen muß.

In eben der Einheit ſeiner Natur, in der die Mutter das Kind zu Gott führt, führt ſie es zu Chriſtus, und auf die nämliche Weiſe poſitiv, hiſtoriſch, faktiſch, und übt es die lieblichen Phantaſien ſeiner Kindheit, ſeine Gedanken und Gefühle auf ihn überzutragen, und ſie zu reinigen, zu erheben, zu heiligen, indem es ſie ihm weiht und heiligt.

Die Elementar-Bildung gründet den Religionsunterricht auf das heilige Fundament des Chriſtenthums; und eben ſo baut ſie ihn auf das unerſchütterliche Fundament der mütterlichen Handlungsweiſe. Wie ſie die ſittliche und intellektuelle Entwiklung des Kindes, nach dem Geſichtspunkte des Buchs der Mütter, dann übernimmt, wann es zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt durch die Mutter nach allen Richtungen ſeines Weſens angeregt und erwacht iſt, und von ſich ſagen kann: Ich bin, ſo übernimmt ſie ſeine religiöſe Entwicklung nach dem Geſichtspunkt eben dieſes Buchs, wann es der Vorſtellung von Gott ſelbſtſtändig bewußt, das erhabene Wort zu denken vermag: Gott iſt. Mit dieſem Gedanken führt ſie es in die Natur, und zeigt ihm in ihr den in ihren Erſcheinungen und Geſtalten ſich offenbarenden, alle Tiefen ſeiner Gedanken und Gefühle anſprechenden Schöpfer und Herrn, und ſein Verhältniß zu ihm, wie ſein religiöſes Verhältniß zur Natur, wozu ſie an der Entwicklungs-Geſchichte der religiöſen Naturanſchauung, wie ſie das alte Teſtament aufweiſt, ein unvergleichliches Muſter hat. Mit ihm führt ſie es in ſich ſelbſt, und zeigt ihm den in ſeinen körperlichen, geiſtigen und ſittlichen Anlagen, in den Kräften und Geſetzen ſeiner Natur, in ſeiner Vernunft und in ſeinem Gewiſſen ſich offenbarenden Geſetzgeber und Richter, ſein Verhältniß zu ihm, und ſein religiöſes Verhältniß zu ſich ſelbſt, wozu ihm das Beyſpiel Jeſu Chriſti ein vollendetes Urbild aufſtellt. Mit ihm führt ſie es in die Geſchichte, und zeigt ihm die im Gang des Menſchengeſchlechts erſcheinende Vorſehung, den in ihm ſich darſtellenden göttlichen Erzieher und Vater, ſein Verhältniß zu ihm, und ſein religiöſes Verhältniß zur Menſchheit, wozu ſie nur die Offenbarung des Chriſtenthums darzuſtellen braucht. Doch, was ſage ich: Die Elementar-Bildung thut dieſes? Nein! ſie thut es nicht. Sie will, ſie verſucht, ſie fordert es nur. Sie ſtellt ihre Grundſätze auf, um jeden, der zu ihrer Ausführung Kraft fühlt, dazu aufzufordern, um ſie dankbar von ihm anzunehmen.

Es iſt unwiderſprechlich gewiß, daß ein ganz einfacher, aus dem Geiſt der Religion, des Chriſtenthums und der Menſchennatur geſchöpfter, ſie wiederum in ſich weſentlich vereinigender, religiöſer Unterrichtsgang nur das endliche Reſultat eines univerſellen Sinns für die Religion in allen Geſtalten, und für die Menſchheit auf allen Entwicklungsſtufen ſeyn kann. Es iſt aber eben ſo unwiderſprechlich gewiß, daß dieſer Sinn nur durch die intellektuelle Elementar-Bildung geweckt wird, und daß auch das Chriſtenthum die dadurch entwickelte Geiſteskraft nicht nur nicht verwirft, ſondern ſie vorausſetzt, ſie fordert. Denn wie ſoll der Menſch ohne geiſtige Entfaltung. Gott als Geiſt erkennen, ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten? — Und eben ſo gewiß iſt wieder, daß der religiöſe Unterricht des Kindes nur dann ſein Ziel erreichen kann, wann er aus dem ganzen Seyn und Thun des Kindes herausfällt, d. h. wenn es im umfaſſendſten Sinne, der Geſinnung nach religiös behandelt wird und das Leben ſelbſt religiös organiſirt iſt. Die Folgen dieſes Grundſatzes ſind höchſt umfaſſend und greifen, wie die Idee der Elementar-Bildung, als Fundament der National-Bildung, in alle Verhältniſſe des Lebens ein.

Man hat der intellektuellen Elementar-Bildung laut den Vorwurf gemacht, daß ſie ihren Zögling zu früh aus dem heiligen Dunkel der Ahnung der Wahrheit, und des frommen, vorgreifenden Glaubens herausreiße. Aber eine Methode, die nach ihrem Weſen die Menſchennatur als eine Einheit, als ein Ganzes, im Umfang aller ihrer Kräfte und Anlagen anſpricht; eine Methode, welche die Sittlichkeit und Religiöſität nicht bloß als ſchweſterliche Gehülfen der intellektuellen Bildung, ſondern als ihr abſolutes und nothwendiges Fundament anerkennt; eine Methode, die unſre Natur, ehe ſie ſelbige zur Einſicht und Erkenntniß führt, durch höhere Gefühle erhebt, und die zarten Bande der kindlichen und elterlichen Verhältniſſe, die ſich in Dankbarkeit, Liebe und Vertrauen ausſprechen, ſchon in der Unmündigkeit ihres Zöglings vom Vater und Mutter des zeitlichen Lebens auf ſeinen Vater im Himmel hinüberträgt, und die Einheit der menſchlichen Bildung und die Möglichkeit der harmoniſchen Vereinigung der Mittel ſeiner ſittlichen, intellektuellen und phyſiſchen Entfaltung nur durch die Uebertragung der kindlichen Gefühle gegen die Mutter auf den Glauben und die Anbethung Gottes erreichbar glaubt; eine Methode, die in jedem erſten Wort, das ſie lehrt, in jeder Kraft, die ſie übt, in jeder Wahrheit, die ſie mittheilt, nur Thatſachen und keine Begriffe gibt, und die jeden Begriff, den das Kind ſich bildet, auf die Anſchauungen von Thatſachen gründet — eine ſolche Methode kann wahrlich das Kind nicht mit muthwilligem Leichtſinn zu früh aus dem heiligen Dunkel der Ahnung, der Wahrheit, und des frommen, vorgreifenden Glaubens an ſie herausreiſſen. Nein! es iſt im Weſen derſelben gegründet, daß ſie dieſes Dunkel als die Wiege der Frömmigkeit und Weisheit, mit heiliger Sorgfalt pflege und das Kind, eben wie die Natur auch thut, nur durch eine langſam zerflieſſende Dämmerung zur Tageshelle der Wahrheit erhebe. Sie iſt weit entfernt, an den Flickwerken der Finſterniß der Zeit Theil zu nehmen, die ſich ſo vielſeitig bemühen, im Dunkel ihrer Mitternacht durch ſchimmernde Irrlichter den Schein des Tages da hervorzurufen, wo die dunkle Nacht noch vollkommen da iſt, und die armen Nachtlampen der Zeit dem Schlummernden, Unmündigen, als wären ſie Sonnenſtrahlen des Tages, vor die Augen zu bringen. Nein! ſie führt ihren Zögling nicht auf den Wegen der Nacht, als wären ſie Wege des Tages; ſie führt ihn nicht in den Wegen des Scheins, als wären ſie Wege der Wahrheit; ſie läßt ihren Zögling die Erquickung der Nacht genießen, wie das Leben des Tages, aber ſie läßt ihn auch das Leben des Tages nicht verſchlafen. Sie ſtellt den Naturlauf der den hellen Tag hervorbringenden Sonne nicht mit böſer Gewalt ſtill, und verlängert die nach Geſetzen des Ewigen feſt beſtimmte Zeit der Dämmerung nicht mit unnatürlicher Kunſt. Nein, kein wahrer und treuer Schüler der Methode reißt das Kind ſeiner Führung mit unpſychologiſcher Eile aus dem heiligen Dunkel ſeiner Ahnung. Das Wachsthum des Lichts, das die Uebungen der Methode über die Gegenſtände des Unterrichts der Kinder verbreiten, erweitert, wenn es häuslich, heimathlich, elterlich und herzlich, d. h. pſychologiſch wie es ſoll, gegeben wird, ganz gewiß zugleich das Dunkel dieſer Ahnungen und das Gefühl geheimnißvoller Abgründe, ſogar im Gebiete der Erkenntniß und des Lebens ſelber, im Kinde, indem es, je mehr es lernt, deſto mehr fühlt, wie wenig es in die innere Tiefe des Weſens der Dinge, die es lernend zu erkennen ſucht, einzudringen vermag, und wie vielſeitig, im Gegentheil, dieſes innere Weſen der Dinge, die es zu erkennen ſucht, noch wie ein verſchloſſenes Buch vor ihm daſteht.

Die Methode thut überall nichts gegen die Natur, ſondern alles in Uebereinſtimmung mit ihr. Sie läßt

Nacht ſeyn, wo Nacht hingehört, und ruft dem Tag, wo es ſich gebührt, daß es Tag ſey. Ihre Mittel ſind für das Bedürfniß der Nacht, in ſo weit es gut iſt, nur zuträglich, nicht verfänglich. Das Kind ihrer Führung tritt gar nicht durch die Blendwerke der Oberflächlichkeit, der Vielwiſſerey und ihrer Anmaßung irre geführt, zum Verderben ſeiner Natur, aus dem ſeligen Dunkel, dem die mütterliche Natur ihre erſte Entfaltung unterwirft, heraus. Nein! es tritt nur nach dem Genuß und durch den Genuß dieſer Sorgfalt, es tritt nur durch das Wachsthum und die Reifung des Lichts ſeiner intellektuellen Kraft aus demſelben heraus, und in jedem Fall nur für den Gegenſtand, für den das Licht ſeiner intellektuellen Bildung ihm genugſam leuchtet, und bleibt mitten in dem Heraustreten für dieſen Gegenſtand im Allgemeinen dennoch in ſeiner Beſchränkung ruhig, in ſeiner Unwiſſenheit forſchend, in ſeiner Liebe glaubend, eben wie in ſeiner Wahrheit feſt.

Allein wäre der Vorwurf, daß der Zögling der Methode durch ſie zu früh aus dem heiligen Dunkel der Wahrheit und des frommen Glaubens an ſie herausgeriſſen werde, nicht ſchon durch ihre Natur ſelbſt widerlegt, ſo würde er es durch die in ihrem Weſen gegründete Thatſache, daß ſie ſich nicht nur in ihren Mitteln, ſondern auch in dem Gange ihres Gebrauchs auf die Realität des menſchlichen Daſeyns im ganzen Umfange deſſelben gründet. Nichts iſt daher ungerechter als jener zweyte Vorwurf, den man ihr gewöhnlich, in Verbindung mit dem erſten und faſt eben ſo, gemacht, daß ſie nämlich ihre Bildungsmittel nicht genug an die Wahrheit der Verhältniſſe des perſönlichen und häuslichen Lebens und des wirklichen Seyns der Menſchen anketten wolle. Es iſt wahr: die Formen der intellektuellen Bildung, als einzelne Elementarmittel, erſcheinen in dieſer Einzelnheit einſeitig, und getrennt vom Zuſammenhang des ganzen kindlichen Daſeyns; aber ſie ſind es nur, in ſo fern ſie als einzeln in's Auge und vom Verſtand aufgefaßt werden. Sie ſind es nicht in der Unterrichtsſtunde, ſie ſind es nicht im Verhältniſſe des Lehrers zum Kinde; ſie ſind es nicht während der ſelbſtthätigen Anſtrengung des leztern; ſie ſind es nicht, weder in dem Zuſammenhange, aus dem ſie hervorgehen, noch in dem Zuſammenhange, mit dem ſie im Ganzen der Führung des Kindes verbunden ſind.

Wahrlich man hat, indem man der Methode dieſen Vorwurf gemacht, vergeſſen, daß die Idee der Elementar-Bildung eine allgemeine Idee iſt, die in ihrer Darſtellung und Ausführung zwar in die ſittliche, intellektuelle, phyſiſche u. ſ. w. eingetheilt werden muß; die aber im Menſchen und Leben ſelbſt nie getrennt ſind, ſondern ſich vielmehr in der Einheit der menſchlichen Natur in jedem Augenblick durchdringen. Man hat vergeſſen, daß dieſe Idee jeder weſentlich eigenthümlichen Stufe und Richtung der menſchlichen Entfaltung unbedingt Rechnung trägt; daß ſie, wie ſie die Erkenntniß rein und frey gibt, auch das Leben frey und rein wirken läßt; noch mehr, daß das Weſen der Elementar-Bildung nicht nur im feſten Verein aller dießfälligen Anſichten, ſondern beſtimmt in der Unterordnung der intellektuellen und phyſiſchen unter die höhern Anſprüche der ſittlichen Elementar-Bildung durch den häuslichen und geſelligen, menſchlichen Zuſammenhang beſteht; man hat vergeſſen, daß folglich die ſittliche Elementar-Bildung als Ausdruck des häuslichen Lebens eigentlich allein die ſelbſtſtändige Elementar-Bildung iſt; daß die intellektuelle und Kunſt-Elementar-Bildung nur untergeordnete Theile des großen Ganzen der ſittlichen Elementar-Bildung und beſtimmt nur Mittel ſind, die Geiſtes- und die Kunſtkraft des Menſchen in ihren äußerlichen Erſcheinungen und Wirkungen mit dem hohen göttlichen Sinn unſerer innern Veredlung in Uebereinſtimmung zu bringen. Daraus erhellet dann aber auch ganz klar, daß, wenn der Zuſammenhang der Elementar-Bildung mit dem häuslichen Leben und aller Wahrheit ſeiner wirklichen Lage und Verhältniſſe von ſittlicher Seite geſichert iſt, es auch weſentlich unmöglich ſeyn muß, daß die Elementar-Bildung in intellektueller und Kunſthinſicht, wenn ſie wahrhaft iſt, dieſem allgemeinen weſentlichen Fundament der Menſchenbildung mangeln könne.

Wenn man daher auch den Vorwurf zugeſtehen wollte, daß etwan eine intellektuelle und phyſiſche Anwendung der Methode möglich wäre, die auf das ſittliche Fundament der Elementar-Bildung nicht genugſam Rückſicht nähme, ſo ergibt ſich dennoch ſchon aus der nähern Anſchauung der intellektuellen und phyſiſchen Elementar-Bildungsmittel offenbar ſelber, daß dieſelbe, unabhängig von ihrer weſentlichen Unterordnung unter die Elementarmittel der ſittlichen Bildung in's Auge gefaßt, ſich ihrer Natur nach an ſich ſelbſt und nothwendig, feſt an den Kreis des häuslichen Lebens und der wahren Verhältniſſe des Kindes anketten und anketten müſſen.

Alle wahrhaft elementariſche Uebungen des Erkenntnißvermögens ſetzen nothwendig vollendete und gereifte Anſchauungen der Gegenſtände, um die ſich die Uebungen der Denkkraft herumtreiben, voraus. Dieſe den intellektuellen Bildungsmitteln ſo weſentlichen Anſchauungsübungen aber müſſen im kindlichen Alter nothwendig, ſie können nicht anders, aus dem Kreiſe des kindlichen Lebens hervorgehen. Es liegt auch weſentlich in der Natur der elementariſchen Anfangsübungen in Zahl, Form, Sprache, daß ſie an das wirkliche Leben, an das wirkliche Fühlen und Handeln des Kindes angekettet werden.

Es liegt weſentlich darin, daß die ganze Folge der dießfälligen Thätigkeit des Kindes ſich ganz in der Wahrheit ſeines wirklichen Seyns und ſeines lebendigen Wirkens in dieſem Seyn und Thun herumtreibe und ſeine täglichen und ſtündlichen Anſchauungen mit allem Reize ſeines häuslichen Lebens, ſeiner häuslichen Liebe und ſeines häuslichen Glücks verwoben werden. Der ganze Umfang der Fortbildung ſeiner Denkkraft muß, wenn er wahrhaft elementariſch ſeyn ſoll, nothwendig fortdauernd in einem lückenloſen Zuſammenhang mit dieſen erſten einfachen Entfaltungsmitteln unſrer Denkkraft in Uebereinſtimmung bleiben, und folglich, wenn er ſeine Natur nicht verläugnet und ſeinem Weſen nicht ungetreu werden will, in allen ſeinen Uebungen ununterbrochen an die Wahrheit des wirklichen Seyns und Lebens des Kindes angeknüpft werden.

So wenig iſt es wahr, daß der Geiſt der Methode behin lenkt, ſeinen Zögling aus dem frommen Sinn des häuslichen Lebens und ſeiner wahren wirklichen Verhältniſſe gewaltſam oder träumend herauszureißen. Nein! im Gegentheil liegt eben in ihrer Anwendung der Reiz und die Weckung des Gefühls, des Bedürfniſſes, ihn mehr als dieſes bisher wenigſtens in unſern Tagen geſchehen, in dieſen Verhältniſſen feſt zu halten. In allen ihren Schritten mit Ausharrung der Vollendung entgegen ſtrebend, muß und kann ſie dieſe innere Vollendung ihrer ſelbſt im ganzen Umfang ihres Thuns nirgends mehr ſuchen, als in dem Anfangspunkt, von dem ihr Streben nach Entfaltung aller ihrer Kräfte ausgeht; im Anſchließen ihrer ſelbſt an häusliches Leben. Die Methode müßte ſich ſelbſt verlieren, ſie müßte aus ihrem Weſen heraus treten, wenn ſie jemals dahin kommen ſollte, die reine Quelle ihres Seyns zu verlaſſen, und träumeriſch, wie die Ungezogenheit und Oberflächlichkeit des Zeitgeiſtes, außer dem Gleiſe dieſes Lebens und ſeines bildenden Seyns eine Befriedigung und ein Glück zu ſuchen, das ſie in dieſem Kreiſe ſich ſo leicht und ſo ſicher ſelbſt gibt. Ernſt, langſam, und in tiefem Zuſammenhang unter ſich ſelbſt, durch ihr Weſen allen eiteln Träumen entgegenwirkend, und für jede Lage, für jedes Bedürfniß kraftbildend iſt ſie von einer ſolchen Verirrung ferne.

Es iſt dieß ſchon ein nothwendiges Reſultat der Gründlichkeit der Methode und ihres Ganges. Auch zeichnet ſich das Kind der Methode beſtimmt hierdurch aus. Es ſchaut lang, feſt, lebendig, ehe es ſchließt. Es übt ſich weit weniger in der Ausdehnung des Schließens und Untheilens, als in der Bildung der Kraft, richtig urtheilen und ſchließen zu können, und entfaltet ſeine Kraft dafür weit mehr durch geordnete Thätigkeit, durch Fleiß und Arbeit, als durch eitles Haſchen nach der Ausdehnung ſeines Wiſſens. Auf dieſer Bahn wird ſein Urtheil in allen Stücken in ihm ſelber gereift, ehe es daſſelbe auch nur in ſich ſelber ausſpricht. Dieſes Urtheil iſt darum auch ſo wenig Willkür in ihm, als das Weſen der Methode ſelbſt Willkür in ihm iſt, ſondern Ausſpruch der Natur, der in ihm gereiften Wahrheit und Nothwendigkeit. Es iſt unbedingt, weil es nicht weiter geht als die Anſchauung ſelber. Der ruhige, freye, und einfache Natureindruck der Gegenſtände wird alſo durch die Methode nicht gemindert, wohl aber vielſeitiger und beſtimmter gemacht. Dieſe eingreifende umfaſſende Gründlichkeit der Methode führt ihren Zögling nothwendig vermöge ihres Weſens zur Befriedigung ſeiner ſelbſt in ſeiner Lage, und zu der innern Feſtigkeit und Ruhe, die vor aller Ueberſpannung ſichert; ſo wie zu der Zuverläſſigkeit und Treue, womit der befriedigte Menſch ſeinen Zuſtand, und die Vortheile deſſelben immer richtig zu würdigen und zu benutzen weiß. Sie ſteht alſo vorzüglich dem Geiſt der Zeitbildung entgegen, der ſich in nichts beſtimmter ausgeſprochen, als in der allgemeinen Veränderungsſucht und Projektmacherey, und der dieſem Geiſt ſo weſentlich und ſo nothwendig beywohnenden Entfernung von aller Reinheit der innern Menſchennatur und von der durch ſie entſpringenden Kraftloſigkeit für die wahre Uebereinſtimmung unſers Seyns und Thuns mit der Wirklichkeit unſrer Verhältniſſe und Lage.

Und doch wähnt der Zeitgeiſt, indem er in dieſe Un-
ur verſunken, er bilde ſeinen Zögling gut für das wirk-
e Leben, ſeine Erziehungs- und Unterrichtsmittel ketten
an die Wahrheit ſeines perſönlichen Seyns und ſeiner
klichen Verhältniſſe; und iſt weit entfernt einzuſehen,
es ein ganz ſeinem Geiſte entgegengeſetztes Benehmen
dert, um den Menſchen nicht nur für den Schein, ſon-
n in der That und Wahrheit, und auf die Probezeit
ner glücklichen und unglücklichen Tage, an die Wirklich-
ſeines Seyns und ſeiner Verhältniſſe zu knüpfen, und
mit denſelben in jedem Falle in Uebereinſtimmung zu
ngen. Noch mehr iſt es ſeinen Anſichten fremde, und
gar ihnen widerſprechend, daß in der Methode und in
em Fundamente, der reinen Naturgemäßheit der Erzie-
ng, die Möglichkeit, wahrhaft zu dieſem Ziel zu gelan-
, vorzüglich liege. Er erkennt als Thatſache die poſi-
e Unfähigkeit der meiſten Menſchen, ihren Verhältniſſen
Genüge zu thun, und ſchicklich und befriedigend in den-
en zu leben; aber unfähig, die eigne Schuld, die er
der Unpaſſenheit unſers Geſchlechts für ſein wirkliches
yn und Leben ſelbſt hat, zu erkennen, ſchiebt er, wie
Arzt, dem gar viele von ſeinen Kranken ſterben, die
huld ihres Todes eher auf alles andere, als auf ſich
er und auf ſeine Arzney.

Es iſt freylich ganz wahr, wenn die intellektuellen
mentar-Mittel, außer genugſamer Verbindung, oder
in Entgegenſtellung der häuslichen und ſittlichen Ele-
ntar-Bildungsmittel, betrieben würden; und hinwieder,
nn dieſe Uebungen in ihren Reihenfolgen, wie ſie ge-

druckt ſind, ohne Rückſicht auf den Zögling ihren unpſychologiſch und taktlos eingeübt würden, ſo könnte die Methode dem Vorwurf, daß ſie für die Ausbildung der Zöglinge, für das wirkliche Leben nicht paſſe, und überhaupt dem Vorwurf der Unnatur, nicht entgehen. Aber der Vorwurf träfe dann freylich nicht die reine Idee der Methode, ſondern die Taktloſigkeit und Unfähigkeit in ihrer Ausübung, und ſie könnte im Auge des Mannes, der ſie durchforſcht und in ihrem Weſen erkennt, nichts verlieren. Nicht nur fordert die Billigkeit, daß man die Güte oder Böſe einer Maßregel genau von der Art, ſie auszuüben, ſondere; und man darf für den Fall, von dem beſtimmt die Rede iſt, hinzuſetzen: Auch der Weiſe und Erfahrene wird es ſich bey der Unmündigkeit unſers großen aber neuen Verſuchs nicht verwundern laſſen, ſondern es uns herzlich gern verzeihen, wenn wir uns ſelber in der erſten Aufſuchung unſrer Mittel, und in ihrer Ausübung in etwas verirrt oder verwirrt hätten.

In jedem Falle iſt die Idee der Elementar-Bildung von ihrer Ausübung, und alſo auch von jedem Ausführungs-Verſuch derſelben, unabhängig; und nach der ſpeziellen Anſicht, die obſchwebt, iſt es eben ſo gewiß: Die intellektuelle Führung des Kindes iſt in keinem Falle elementariſch richtig, wenn ſie nicht mit dem ganzen Gang des innern und äußern Lebens des Kindes in Uebereinſtimmung ſteht. Es iſt unbedingt richtig: Das Kind muß glaubend, liebend und handelnd in ſeinen Umgebungen leben, und in thätiger Liebe und durch ſie, phyſiſch und intellektuell kraftvoll werden, wenn es elementariſch, wenn es nach der Methode phyſiſch und intellektuell kraftvoll gebildet werden ſoll. Je größer, je wahrer, je thätiger die Liebe in den Umgebungen des Kindes und in ihm ſelbſt wirklich herrſcht, deſto ſicherer iſt die Erzielung der menſchlichen Entfaltung der phyſiſchen und intellektuellen Kraft des Kindes.

Man kann hingegen nicht ſagen: Je ſtärker in den Umgebungen des Kindes die Kräfte der Fauſt ſich auszeichnen, und je mehr bloßer Verſtand, bloße Beſonnenheit in dieſen Umgebungen und im Kinde ſelber herrſcht, deſto ſicherer iſt auch die Erziehung ſeiner ſittlichen Kraft. Ohne Liebe bildet ſich weder die phyſiſche noch die intellektuelle Kraft des Kindes naturgemäß, das iſt menſchlich; aber in der Liebe lenken Verſtand und Fauſt ganz gewiß zur naturgemäßen, zur menſchlichen Anwendung ihrer Kräfte hin. Die Elementar-Bildung erkennt nur die ſchonende, die erfreuende, die erhebende, gemüthliche Liebe als das heilige Fundament von der ſie ausgeht und auf der ſie ruht; ſie erkennt kein Mittel der Verſtandesbildung, keine Uebung in Zahl, Form und Sprache, eben ſo kein Mittel der phyſiſchen Entfaltung, keine gymnaſtiſche Uebung für das Kind, naturgemäß elementariſch und menſchlich bildend, als in ſo fern ſie es mit dem unbedingten allgemeinen Fundament der Menſchenbildung, mit den ſittlichen Elementar-Bildungsmitteln, mit Liebe und Glauben, in Uebereinſtimmung ſetzt. Aber, in ſo fern dieſes Fundament geſichert iſt und feſt ſteht, in ſo fern iſt dann auch unbedingt gewiß, daß alle ihre Uebungen, und damit der ganze Umfang der phyſiſchen und intellektuellen Elementar-Mittel gemeinſam, mit ſicherm Erfolg gegen die Unnatur unſrer Zeit-Erziehung, und dahin wirken werden, ihren Zögling an die Wahrheit ſeines perſönlichen Seyns, an die Realität ſeines wirklichen Lebens und ſeiner wirklichen Verhältniſſe zu ketten, und ihn durch ſie und für ſie naturgemäß und menſchlich zu bilden. Die alſo beſtimmten Mittel der Elementar-Bildung gehen alle von der Realität des Lebens ſelber aus, und führen wieder zu derſelben hin.

Sollen wir alſo die Reſultate der Methode, ſollen wir die Wahrheit und Kraft unſers Menſchengeſchlechtes fürchten? Sollen wir die Unbehülflichkeit und Trug und Schwäche als Hülfsmittel der Ruhe, des Glücks und der Befriedigung deſſelben anſehen? Man entſchuldigt dieſe unglückliche Anſicht der Dinge freylich mit der Revolution, und heißt ſie eine unausweichlich nothwendige Folge dieſes Weltereigniſſes. Aber nein! ſie iſt nicht die Folge der Revolution; ſie iſt durchaus nicht die Folge einer Revolution, die uns an Leib und Seele in einem geſunden Zuſtand gefunden hätte; nein! ſie iſt eine Folge der Revolution, die uns in einem an Leib und Seele geſchwächten Zuſtand ergriffen. Dieſe elende Anſicht und Gemüthsſtimmung, daraus ſie entſprungen, iſt eine Folge des allgemeinen Verderbens, das vorausging; ſie iſt die Folge einer Sittlichkeits-Bildung, die uns menſchlich und bürgerlich, ſchon bevor die Revolution da war, zernichtete, indem ſie unſer Geſchlecht zum kraftloſeſten, anmaßlichſten Dünkel ihrer elenden Meinungen hinführte.

Aber wollen wir nun auch das Bleiben in dieſem Zuſtande mit der Revolution entſchuldigen, deren Verderben nicht alſo eingeriſſen hätte, wenn wir nicht an Leib und Seele kraftloſe Menſchen geweſen wären? Die Elementar-Bildung kämpft nicht nur gegen dieſe Uebel, ſondern gegen ihre Quelle ſelbſt. Das Kind der Methode iſt kein Kind des Traums, des Schwindels und der Schwäche; ſeine Wahrheit iſt in ihm ausdehnungshalber zwar klein, aber ihrem Weſen nach feſt und gegründet; ſie entkeimt aus ſeiner Unſchuld und iſt ein Kind ſeiner Kraft. Sie iſt beſchränkt, aber ſie liebt ihre Schranken und iſt darin glücklich; ich möchte von ihr ſagen:

Klein und arm iſt meine Hütte,
Doch ein Sitz der Fröhlichkeit.

Das Kind der Methode fliehet und fürchtet jede unbereitete, und ungegründete Ausdehnung ſeiner Kraft; es gehet in ſeiner Bildung zur Wahrheit täglich einen ſichern Gang, abgemeſſenen und nicht ermüdenden Schrittes. Es fürchtet der Meinungen vielköpfige Heere. Was ſich nicht einfach und leicht an das anſchließt, was ihm ſchon wahr, gewiß und lieb iſt, das haftet nicht leicht in ſeiner Seele; es geht in ihr als eine Erſcheinung, die nicht für ſein ganzes Seyn paßt, vorüber. Sein Leben in der Wahrheit iſt kraftvoll, und wenn bey dieſem Leben irgend einmal ſeine Wahrheit mit einer leeren Meinung verwoben in ihm erſcheint; ſo macht die Eitelkeit und Leerheit dieſer Meinung auf daſſelbe durchaus nicht die nämliche Wirkung, die ſie auf Kinder machen muß, deren Führung im Ganzen eitel und leer iſt. Gewiß! es wird in keinem Falle den Meinungs-Menſchen gleich, die in ſich ſelbſt wahrheitslos die wahrheitsloſen Meinungen andrer, wie hungerige Schwalben kleine Mücken in der Luft gierig aufgreifen und einſchnappen! Nein! ſolche Meinungs-Menſchen können die Kinder der Methode nicht werden. Ihre Meinungen alle entkeimen auf ſittlichem Boden, und wohnen im wahrheitsgeübten Kopf; ſie wachſen im Leben frommer, heiliger Gefühle auf, und indem ſie durch Entfaltung wahrer lebendiger Geiſteskraft ein inneres Gegengewicht gegen ihr Verderben finden, ſo verliert ſich in ihnen der eigentliche Stachel der Thorheit. Dieſe Meinungen können in ihnen nur in der Leerheit ihres wirklichen Seyns erſcheinen, und dieſes wird durch das Uebergewicht der Wahrheit, Liebe und Kraft, mit der es in ihnen verwoben erſcheint, unſchädlich. Es ſtoßt in jedem Falle an die Zartheit reiner unſchuldiger Gefühle, und an die Felſenwand unbeweglicher und unbeſtechlicher, in ihnen haftender Wahrheit.

Dieſe Vereinigung der Zartheit und Feſtigkeit iſt der Methode in allen ihren Theilen eigen. Im ganzen Umfang der Elementar-Bildung iſt jeder Schritt ihrer Uebungen, wie alle Schritte der heiligen Natur, unendlich zart und leicht, aber dabey nichts deſto weniger unerſchütterlich feſt, und bey dem höchſten Vollgefühl ſeiner Kraft, dem noch nie die Zartheit mangelte, die dieſe heiligt, ſeiner Reſultate ſicher.

Gehen wir an die reine Quelle der Elementar-Bildung, ſteigen wir zum Thun der Mutter hinauf, ſo finden wir: Schon ihre Hand, an der das Kind gehen lernt, ob ſie gleich ſanft iſt und ohne allen Drang handelt, iſt dennoch für ihre Beſtimmung und für ihr Kind eine feſte

Hand. Das Bildende, das Erhebende der Menſchlichkeit ihres dießfälligen Einfluſſes ruht freylich weſentlich auf der Leichtigkeit ihres Thuns; auf ihrem reinen ſanften Weſen, und auf der Entfernung alles das ganze Seyn und das ganze Weſen des Kindes ſtörenden Dranges. Aber was wäre auf der andern Seite dennoch ihr ſanftes leichtes Weſen, was wäre die Entfernung alles Eifers und alles Drangs aus ihrem Thun, ohne ihre innere Kraft, ohne das Bewußtſeyn derſelben, und ohne die in dieſem Bewußtſeyn ruhende innere Sicherheit ihrer Reſultate? In dieſem Geſichtspunkt erſcheint die Feſtigkeit und die Humanität des Zöglings der Methode in ihrem wahren Licht, und es erhellt, daß ſie durchaus nichts mit der Feſtigkeit ſcheinenden, aber Zartheit und Wahrheit gleich mangelnden Anmaßung, der in oberflächlichem Vielwiſſen aufgeſchwollenen und nicht zur Realkraft emporgewachſenen Scheinmenſchen zu vergleichen iſt. Nein! die Scheinfeſtigkeit der letztern verhält ſich gegen die wahre Feſtigkeit der erſten, wie die Feſtigkeit in's Unendliche ausdehnbaren Goldes gegen die Scheinfeſtigkeit des harten, ſpröden und unreinen Eiſens.

Auch von dieſer Seite zeigt es ſich: Der Geiſt der Methode zielt allenthalben in ſeinen erſten ſchwachen Anfangsſchritten, wie in ſeinen ſpäteſten Reſultaten, nach Reifung, nach Vollendung, nach Vollkommenheit. Alle Mittel der Methode ſind für dieſen Zweck berechnet, das Reſultat derſelben muß demnach nothwendig hohe, reine, vollendete Kraft der Menſchennatur ſeyn.

Denn auch hierin bewährt die Elementar-Lehre ihre Uebereinſtimmung mit dem Chriſtenthum, deſſen oberſter

Grundſatz ſich in dem Wort: „Werdet vollkommen, wie unſer Vater im Himmel vollkommen iſt!“ ausſpricht. Den Einwurf: Die Erreichung dieſes Ziels ſey nicht möglich, beantwortet Paulus mit den Worten: Nicht, daß ich's ſchon ergriffen habe; ich jage ihm aber nach, daß ich's ergreifen möge. Aber der Sinn der Welt mag in jedem Zeitpunkt die Dinge nicht faſſen, die des Geiſtes Gottes ſind. Sie ſind ihm eine Thorheit; er kann ſie nicht begreifen. Das iſt in unſern Zeiten ſo wahr als in den Zeiten des Heilands und ſeiner Apoſtel. Wir ſind auch in unſern Zeiten für die diesfällige Erhebung in unſerm Innern zu ermattet. Unſer Auge iſt für jede Anſicht, die uns dahin führen könnte, trübe, unſere Gefühle ſind geſtoſſen, unſre Gleichmüthigkeit iſt zerrüttet; wir haben die Zuverſicht für die Wahrheit verloren, und unſere Liebe hat ſich gemindert. Das Unglück der Zeit (wir machten ſie ſelbſt) hat uns verwirrt, man hat uns die Reſultate unſrer Scheinbildung als Reſultate der wahren Menſchenbildung; man hat uns die Reſultate unſerer verwirrten Kräfte als Reſultate wahrhaft erhöhter und gebildeter Kräfte unſerer Natur anſehn gemacht; man hat uns den Wirbel der Thorheit, der Anmaßungen und der höchſten Abſchwächung unſers Geſchlechts, man hat uns die künſtliche Belebung eines Zuſtands, deſſen Erlahmung nur in ſeiner Verwilderung, und deſſen Verwildernng nur in ſeiner Erlahmung ihr Gegengewicht fand, als den wahren Zuſtand der Menſchenbildung und als die Folge eines wirklichen und groſſen Fortſchrittes der Menſchheit durch die Erziehung in die Augen fallen gemacht; man fährt auch jezt noch fort, den Quellen beydes, der Erlahmung und der Verwilderung unſers Geſchlechts, ſogar durch neue Künſte und neue Organiſationen der Scheinerziehung, und der die Kräfte unſerer Natur immer mehr verwirrenden Oberflächlichkeitsmittel, Vorſchub zu thun.

Alles, was hierin unſere alten Uebel ſtärkt und erhält, iſt uns im Allgemeinen heute eben ſo lieb und werth, als wenn es uns keinen Schaden gebracht hätte. Man raffinirt heute noch, das Volk im Allgemeinen ſchreiben, leſen und rechnen zu machen, ohne Rückſicht, ob es auch reden und denken könne. Man arbeitet heute noch, das irregeführte Geſchlecht den abſchwächenden und verwirrenden Reſultaten aller Arten von eiteln Lebens-, Bücher- und Comödiantenträumen zu unterwerfen, ohne daran zu gedenken, wie nothwendig es, beſonders in unſrer Zeit, wäre, ernſte und befriedigende Maßregeln zu ergreifen, um das Volk in allen Ständen für die Wahrheit ſeines Lebens und für den Umfang und die Eigenheit der Kräfte, welche die Nothdurft ſeiner Lage und ſeiner Umſtände anſpricht, genugſam zu bilden, um daſſelbe auch durch den Einfluß der bürgerlichen Verhältniſſe, in welchen das Ganze zum Einzelnen und das Einzelne zum Ganzen ſteht, dahin zu erheben, daß es ſich nicht blos mit leerer Worte eitelm Schalle zu dieſen Pflichten bekenne und in der Kraftloſigkeit eines matten Willens über ſeine Unfähigkeit, dieſelben zu erfüllen, ſeufze, ſondern ſie mit einer, für dieſe Pflichten genugſam gebildeten Kraft und dadurch mit einem, menſchlicherweiſe davon zu reden, genugſam geſicherten Erfolge erfüllen könne. Alles, alles, auch das Beſte in unſerm Thun für das

Volk, iſt dem Verderben unſrer Schulſchwächen, und der Routinen-Anſicht ihrer Beſchränkung unterworfen. Wir ſtehen vor dem Kreis dieſes Verderbens und ſeiner Beſchränkung, und wagen es nicht ſeinen Zauber zu durchbrechen, und uns dem Mittelpunkt der Anſprüche der Menſchennatur ſelber zu nähern. Wir wagen es nicht, dieſe Anſprüche in ihrem Umfange und in ihrer reinen Anſicht unſerm Schulkarren und ſeinem Routinen-Gang gerade gegenüber in's Auge zu faſſen. Wir wagen es nicht, die Menſchheit im Kinde im Ganzen, und das Kind als ein Ganzes in's Auge zu faſſen; wir wagen es nicht, uns zu der Idee der vielſeitigen Gymnaſtik, die der Bildung des Menſchengeſchlechtes, welche zur Vollendung, zur Vollkommenheit ſeiner Kräfte hinführen ſoll, Vorſchub thun muß, zu erheben. Wir denken uns nicht einmal die Möglichkeit, unſre Volksſchulen alſo in ächte Gymnaſien zu erheben. Wir erſchreken vor dem bloßen Gedanken einer Erneuerung der Erziehung, einer neuen Methode.

Wirklich hört man den Ausruf vielfach wiederholen, die Methode ſey neu, und könne darum nichts taugen, weil nichts unter der Sonne neu ſey. Der Einwurf iſt ſonderbar in einem Zeitpunkt, in dem man alles neu haben will, und ſich allgemein eingeſteht, daß man in der Kirche, im Staat, in Finanzen und ſelber in der Gerechtigkeit, ſo gern man es auch wollte, mit dem Alten nicht mehr auszukommen vermöge. Es iſt ja im Privatleben ſelber niemand mehr mit dem alten Seyn und Thun zufrieden, und doch — ſchreit dann auch alles wieder gegen die Neuerungen, und die Neuerungsſucht. Dieſer Widerſpruch aber löſt ſich ganz einfach in der Eigenheit des Zeitgeiſtes auf. Jeder will das neu, was ſeiner Selbſtſucht als alt im Wege ſteht, oder ihr zu ſchlecht iſt. Aber er will dagegen dann hinwieder, daß alle andere Leute beym Alten bleiben, ohne Rückſicht zu nehmen, ob auch ihnen dieſes Alte im Wege ſtehe und zu ſchlecht ſey. Dieſe Erbärmlichkeit des Zeitgeiſtes zeigt ſich in den niedrigſten, häuslichen Angelegenheiten, wie in den erſten Verhältniſſen des Staats. Wenn ein unbedeutendes, bürgerliches Stadtweib zu einem neuen Putz zu gelangen vermag, ſo iſt ihr gewiß ihr alter ſogleich zu ſchlecht; aber hingegen möchte ſie gewiß auch gern, daß die andern Nachbarinnen und Stadtweiber bey ihrem alten blieben. So ſind gewöhnlich zehn Menſchen gegen einen, wider die Neuerungen, indeſſen iſt die Neuerungsſucht dennoch allgemein; ſo weit die Selbſtſucht des Zeitalters geht, ſo weit geht auch ſeine Neuerungsſucht. Welche Geſtalten ſie auch annehme, durch welche Krümmungen ſie ſich auch durchwinde, wie ſehr ſie ihren Schein verläugne und ihren Namen verfälſche, ſo iſt ſie allenthalben da. Wo immer Selbſtſucht da iſt, da iſt Neuerungsſucht auch da. Die widernatürliche Neigung, das Alte zu erhalten, wo es nicht mehr paßt und wo es ſogar darum, weil es nicht mehr paßt, verloren gegangen und ſelber verhaßt worden, iſt in ſeinem Weſen eben ſo ſehr eine Neuerungsſucht, als die Neigung, das Alte, wo es an die Wahrheit der Segensverhältniſſe des Volks noch anpaßt und ihm darum noch lieb iſt, unnatürlich verdrängen zu wollen. Da die Selbſtſucht, beydes, aus Schwäche erzeugt iſt und immer wachſende Schwäche zur Folge hat, ſo iſt auch klar, warum die Menſchen gewöhnlich dann am neuerungsſüchtigſten erſcheinen, wenn ſie am allerunfähigſten ſind, etwas wirklich Neues zu erfinden, zu geſtalten und zu beleben. Wer immer unter die Kraft, das Alte wohl zu benutzen, herabſinkt, der muß nothwendig etwas ſuchen in ſeine Gewalt zu bekommen, das er beſſer in ſeine Hände nehmen, und beſſer gebrauchen kann. Aber dann entſcheidet die Urſache, warum er das Alte nicht mehr zu benutzen vermag, gewöhnlich auch über ſeine Unfähigkeit, mit etwas Neuem zurecht zu kommen, und ſo müſſen ſich denn auch nothwendig unter ſolchen Umſtänden die neuerungsſüchtigen und die neuerungsfeindlichen Geſinnungen durchkreuzen und zu gleich unnatürlichen Anſtrengungen hinführen, wie wir ſie beyde in unſern Tagen ſo oft zu unnatürlichen Kunſtverſuchen hinlenken ſehn. Es erklärt ſich dann aber auch, warum man ſich in ſolchen Tagen, worinn jeder gerne für ſich etwas Neues hätte, allgemein fürchtet, daß die Menſchen überhaupt neu, und anders werden möchten, als ſie wirklich ſind, und warum in ſolchen Tagen das ſchwache Wort: wenn's nur immer ſo bliebe! auf ſo vieler Lippen haſtet, und man dennoch allenthalben vom Küſter an bis zum Rathsherrn mit traurigem Miene hinzuſetzt: es kann nicht immer ſo bleiben, und unter Sorgen und Kummer der Entſchluß beym Küſter und Rathsherrn reifet, alles Mögliche zu thun, daß der böſe Gedanke, die Menſchen anders werden zu laſſen, als ſie wirklich ſind, wenigſtens der Jugend nicht in den Kopf ſteige, und ſorgfältig verhütet werde, daß die Sachen im Land nicht dahin kommen, daß ſelber gemeine Leute ſich endlich unterfangen möchten, zu denken, daß ſie im Stande wären und ſelber das Recht hätten, auch einem Küſter und einem Rathsherrn einen Wink zu geben, wie es gut und recht wäre, daß der eine und der andere mit ihnen umgehn und ſich gegen ſie benehmen ſollte.

Das Gefühl ſeiner Schwächen führt unter gewiſſen Umſtänden eitle Menſchen zu ganz unglaublichen Sorgen. Das Unnatürlichſte wird ihnen in dieſem Zuſtand natürlich. Man weiß ja wohl, der Schwächling, der ſich als Reiter zeigen will, ſetzt ſich dafür nicht auf ein Pferd, das ihm neu iſt. Da er nicht reiten, ſondern ſich nur als Reiter zeigen will, ſo findet er in aller Welt nichts natürlicher, als daß er für ſeinen Ritt ein Pferd ausſuche, das in keinem Fall mit ihm durchgehe. Die Sache von dieſer Seite in's Auge gefaßt, iſt denn auch heiter: Die Schlechtheit der Zeit fürchtet das ſchlechte Neue nicht; ſie fürchtet die Aenderung des ſchlechten Alten, das ihr nun einmal lieb und werth geworden; ſie fürchtet das gute Neue, weil das ſchlechte Alte nicht neben ihm zu beſtehen vermag; indem ſie ſelber Neuerungen zu fürchten wähnt, fürchtet ſie eigentlich nur die Rückkehr zum alten Beſſern, da es ihr nun einmal ſo unbekannt geworden, daß es ihr wirklich neu ſcheint.

Indeſſen iſt ſo viel gewiß: Alles, was je Gutes in der Erziehung ſchon da war, das alles nimmt die Idee der Elementar-Bildung mit Kraft in ihren Schooß auf. Die einfache und geradſinnige Erziehungsweiſe unſrer Väter ſtand den Grundſätzen der Elementar-Bildung weit näher, als das künſtliche Erziehungs-Raffinement unſrer Zeitſchwäche und unſers Zeitverderbniſſes. Ja wohl, Vaterland, ſtandeſt du in deinen beſſern Tagen der Naturgemäßheit in der Erziehung näher, ja wohl war das Ziel, das du dir bey deinen Erziehungsmitteln vorſetzteſt mit dem, was wir durch die Elementarmittel zu bezwecken ſuchen, Eines und Ebendaſſelbe. Wie ſehr warſt du in jenen Tagen davon ferne, über Neues und Altes in der Erziehung zu träumen, wie der Menſch nur im Marasmus ſeines ſittlichen und bürgerlichen Hinſchwindens zu träumen vermag. Nein, Vaterland, in deinen guten Tagen träumteſt du nicht über das, was du thateſt und thun ſollteſt, wie wir darüber träumen, und litteſt nicht an den Folgen dieſes Träumens, wie wir daran leiden; du verſankeſt in demſelben nicht, wohin wir verſunken. Kein geachteter Mann ſprach innerhalb deiner Gränzen das Wort aus: das Volk habe keine gute, den Anſprüchen unſrer Natur in ihrem ganzen Umfange genugthuende Erziehung nöthig, und es bedürfe keine Veredlung mit Kraft bezweckende Schule; kein geachteter Mann im Lande ſprach innerhalb deiner Gränzen das Wort aus, man ſey dem Volk keine gute Erziehung ſchuldig, weil es ſie nicht brauchen könnte; man dürfe ihm keine ſolche geben, weil es im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen müſſe. Der edle, der geachtete Mann im Lande glaubte, das erhabene Wort: Im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen, gehe alle Menſchen an. Und du Vaterland, kannteſt die elende Anſicht nicht, das Schwitzen des Volks von ſeinem Brodeſſen zu ſöndern, und das erſte mit Kunſt zu organiſiren, das zweite aber mit aller Sorgloſigkeit dem Zufall zu überlaſſen. Vaterland, du kannteſt in deinen beſſern Tagen dieſen ungöttlichen Sinn

s, und wareſt groß in denſelben, weil du den ewigen
ndſätzen der Menſchenbildung in ihnen nahe ſtandeſt.
che nicht von dem Sinn der Väter, erneure wieder die-
alten guten Sinn! Vaterland, laß nicht glauben, du
ſt durch den Eindruck vorübergegangener widriger Zu-
für die hohe erhabene Reinheit deſſelben unfähig ge-
ht worden, und dahin verſunken, in einfachern Vor-
ägen zur Verbeſſerung des Unterrichts und der Erzie-
g gefährliche Neuerungsgelüſte zu wittern.

Vaterland, ein verſunkenes Zeitalter fällt ſo gern in
e Anſicht der Dinge, und ſie iſt auch mir eine Erſchei-
ng, die ſich bey jedem Verſuch, die Menſchen aus dem
lummer des Zeitverderbens wieder zu erwecken, immer
der erneuert. Selber bey der Erſcheinung Jeſu Chriſti
r die hohe, reine Herzenserhebung, die den Glauben
rahams bezeichnete und die der Erlöſer in der Menſch-
wieder herzuſtellen beſtimmt war, eine ſeinen Zeitzu-
ganz neue Erſcheinung. Der alte Glaube Abrahams
r ihnen jetzt ein ganz neuer Glaube.

Bey dem ewigen Trennen deſſen in unſerer Zeit, was
lt zuſammengefügt hat, bey ihrem ewigen iſolirten An-
en deſſen, was in der Natur nur im Zuſammenhang
t andern da iſt, kommen ſie dann freylich auch auf an-
e ſonderbare Grundſätze, auf die man jetzt alle Augen-
ke ſtößt, z. E. man müſſe nur für das Herz des
lks ſorgen, es ſey nicht nöthig, für ſeinen Verſtand
as zu thun; das Volk könne das weit beſſer, als irgend
nand, der ſich damit befaſſen wollte. Das Letzte iſt auch
ng wahr. Das Volk kann weit beſſer für ſich ſelber ſor-

gen, als irgend jemand, der es für daſſelbe thun wollte; aber es kann freylich auch nur da und nur in ſo weit, als die Menſchen, die in ſeinen Umgebungen äuſſern Einfluß auf ihns haben, ihm die Mittel, die ihm Gott dazu gegeben, mit gutem Willen laſſen und den guten Gebrauch derſelben noch mit menſchlicher Weisheit dahin fördern, daß das Volk mit innerer Ueberzeugung, auch an die Hausthüre derer, die in ſeiner Mitte keine Beamtete und keine Notablen ſind, den Spruch hinſchreiben darf: Deus nobis haec otia dedit, wie ehemals in unſrer Mitte glückliche Bauern ſelbſt an ihre Stallthüren hinſchrieben: mentem sanctam spontaneam etc. etc.

Das Innere der Menſchennatur erhält ſich nicht in der Liebe und bleibt nicht im Segen derſelben erhalten, wo das Aeußere deſſelben in ſchlauer Liebloſigkeit niedergedrückt iſt. Wo die Zeit dahin und verſchwunden iſt, in welcher das Volk ſolche Sprüche in Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und mit ſeiner Lage an ſeine Hausthüre und an ſeine Stallthüre ſchreiben kann, da fällt dann auch die Zumuthung, es ſolle für ſich ſelbſt ſorgen, in die Categorie von tauſend und tauſend Zumuthungen, die Menſchen machen, welche das Volk ſo wenig kennen als die Menſchennatur, in deren Benehmen aber auch die Kraft, das dem Volk wegzunehmen und in ſeiner Mitte unbrauchbar zu machen, wodurch daſſelbe in den Stand geſetzt würde, das menſchlich und ſegensvoll zu erfüllen, was man ihm zumuthet, zu einer ſo groſſen Realität wird, als die Zumuthung, ſelber wie ſie unter dieſen Umſtänden da ſteht, als ein leeres Wort angeſehn werden muß. Wenn man indeſſen gewiſſen Leuten verzeihen muß, daß ſie nicht wiſſen, was ſie thun, ſo hat man noch viel mehr Anlaß Leuten zu verzeihen, weil ſie nicht wiſſen, was ſie reden. Ich kenne einen armen verwirrten Menſchen, der alles, was er aß, auf der rechten Seite kaute und demnach glaubte, er verſchlucke es auch nur allein auf dieſer Seite; er hatte den Wahn, er ſey vom böſen Feind beſeſſen und dieſer ſitze ihm gerade unter dem Herzen an der linken Seite, und glaubte, er müſſe ihn hungern laſſen; wenn er ihn ſpeiſete und tränkte, würde er ihn noch doppelt plagen. Er war in ſeiner Verirrung ſo verhärtet, daß er feſt glaubte, wenn er ſeine Speiſen nur auf der rechten Seite kaue und herunterſchlucke, ſo werde dann nur ſeine rechte Seite davon genährt, ſeine linke aber nicht. Die Menſchen, die glauben, es ſey möglich nur für das Herz des Volks zu ſorgen, ohne zugleich ſeinen Kopf vorwärts zu bringen, ſind ganz gewiß in dieſen Anſichten dieſem verwirrten Menſchen gleich. Man kann den Kopf des Volks freylich nicht menſchlich bilden, ohne das Herz zu veredeln; aber es iſt umgekehrt eben ſo wahr, daß man, ohne ſeinen Kopf zu bilden, ſein Herz unmöglich menſchlich befriedigend veredeln kann.

Wenn ich aber an die Quelle denke, aus welcher dieſe Sonderungsneigung bey einigen für ſie laut ſich erklärenden Menſchen entſpringt, ſo ſcheint ſie mir oft aus Geſinnungen zu entſpringen, mit welchen die franzöſiſche Nationalverſammlung das Daſeyn eines höchſten Weſens anerkannte. Sie hätte in dieſem Augenblick auf keine Weiſe kraftvoller beſcheinigen können, daß ſie des Weſens, deſſen Daſeyn ſie erkannte, nicht viel wolle. Doch ſo bedeutungsvoll ſind die Worte, die dieſe ſorgenvolle Neigung ausſprechen, nur in weniger Mund; ihrer viele ſprechen daſſelbe und viele andere dergleichen Worte nur darum aus, weil ſie gewohnt ſind, den Mantel nach dem Winde zu hängen, und weil ſo ein Wort gerade auf dem Küchenzeddel in den Häuſern, an deren offenen Tafel ſie gerne zu Tiſche ſitzen, an der Tagesordnung ſind. Viele, die dieſe Art böſer Worte brauchen, wiſſen eigentlich gar ſelten, was die Worte, die ſie dazu brauchen, in ihrem ganzen Umfang ſagen wollen. Sie kennen weder die Urſachen, warum die Souffleurs dieſes täglichen Spielwerks ſie in Umlauf gebracht, noch die Folgen, die ihr Zirkuliren auf Große und Kleine im Volk hat. Dergleichen Menſchen finden ſo ein Wort im Strom, in dem ſie ſelber ſchwimmen, ganz zufällig; und wenn Morgen ein anderes dieſem entgegengeſetztes Wort oben auf ſchwimmt, ſo halten ſie ſich ebenfalls wieder an demſelben. Wer die Geſchichte der wechſelnden Meinungen ſolcher Menſchen, beſonders ſeit 20 und 30 Jahren bemerkt hat, der findet allenthalben die ſonderbarſten Widerſprüche derſelben. Ich will nur einen, der zu meiner Zeit in meinen nächſten Umgebungen ſtatt fand, berühren. Als Lavater das Herz des Volks nährte und dem Wort der Schrift glauben machte, wie es geſchrieben war und da ſtand, ſchrien dieſe Leute, ſo laut ſie konnten: Das Herz iſt nicht alles, der Glaube iſt nicht alles; das Volk braucht auch Kopf und Kopfsbildung für ſein Leben. Und da jetzt, ſo viele Jahre ſpäter, die Elementar-Bildung von einer Seite auch den Kopf anſpricht, ſchreyen ſie wieder: Hinweg mit dieſem! das Herz allein taugt etwas für's Volk.

Wahr-

Wahrlich ſie gleichen den Menſchen, von denen geſchrieben ſteht: Wir haben euch gepfiffen, und ihr habet nicht getanzt; wir haben euch Klagelieder geſungen, und ihr habet nicht getrauert. Dieſe Menſchen aber, die der Tageswind wie eine Wetterfahne treibt, ſind in Rückſicht auf ſich ſelbſt und perſönlich ins Aug gefaßt keiner groſſen Aufmerkſamkeit werth. Sie ſind meiſtens nur die Werkzeuge von Menſchen, die dieſe Meinungen in den Strom der Zeit hineinwerfen.

Dieſe ſind es, auf welche die Aufmerkſamkeit unſers Geſchlechts beſonders in den Tagen gerichtet ſeyn ſoll, wo öffentliche Verwirrungen die Leidenſchaften der Menſchen gereizt haben. In ſolchen Tagen erſcheinen ſolche zum Obenauf-Schwimmen gebrachte Meinungen, gewöhnlich mit einem Flitterglanze umgeben, in den Wellen des Zeitſtroms, und die Menge des nicht durch dieſe Meinungen, ſondern durch die Thatſache ſeiner wirklichen Umſtände aus dem Gleichgewicht gehobenen, neuerungsſüchtigen und oft in ſeiner Neuerungsſucht nothdürftigen Volks ergreift dann den Trugglanz ſolcher zum oben auf ſchwimmen gebrachten Meinungen, oft wie ein Schiffbrüchiger, der einen Strohhalm für einen Maſtbaum anſieht. Wo die Menſchenhaufen einmal, aus welchen Umſtänden es iſt, aus dem Gleichgewicht ihrer Ruhe und ihres innern Friedens gebracht ſind, da verlieren ſie ſo leicht ihren guten Sinn und Denk in einem Grad, der ſie unter Umſtänden, die ihre Verirrung nahe berühren, beynahe handeln macht wie den Brandbeſchädigten, der vor Schrecken über die Feuersbrunſt, die er litt, den Kopf ſo ſehr verlor, daß er in dem Hauſe, in dem er nachher wohnte, weder auf dem Heerd noch in dem Ofen mehr ein Feuer anzünden ließ.

Wenn indeſſen die Idee der Elementarbildung einigen, die das Licht ſcheuen und die Dunkelheit lieben, ein Licht ſcheint, das dem Volke zu hell zündet, ſo ſcheint ſie hingegen andern, die, weil ſie an Kunſtfeuer und Blendlaternen gewöhnt, das bloß natürliche Tageslicht für ihre Augen zu ſchwach finden, nicht hell genug, und es ſind nicht etwa bloß Männer, die für Licht und Wahrheit eifern, und Feuer und Leben für beide in die innern Verhältniſſe des Volkes bringen, ſondern auch ſolche, die in andern Verhältniſſen für Licht und Wahrheit eiskalt ſind, welche die Methode nicht hell, nicht eingreifend, nicht brennend genug finden. Es iſt merkwürdig: Männer, die nichts dagegen einwenden, wenn die Maſſe der Kinder ihres Landes von Morgen bis an den Abend dem elendeſten Schul-Mechanismus Preis gegeben werden, finden die Methode zu mechaniſch, zu langweilig, zu zeitfreſſend, als daß man zugeben könnte, daß die guten Landkinder ſich ein paar Jahre damit beſchäftigen; hingegen finden ſie in der Regel nur gar nichts dagegen einzuwenden, daß eben dieſe guten Landkinder gezwungen werden, die ganze Reihe ihrer Jugendjahre Schulen zu beſuchen, in denen ſie weder denken, noch reden, noch beobachten, noch arbeiten lernen, ſondern in allem dieſem noch verwirrt und gegen die Natur zurückgeſetzt werden. Dieſe Menſchen, von denen ich zwar nicht glaube, daß ſie in andern Dingen ſo unpſychologiſch und inconſequent urtheilen, entſchuldigen alles unläugbare Verderben in dem unläugbar unbefriedigenden Zu-

and der öffentlichen Schulen damit, daß immer einige gute
ubjekte, und achtungswürdige Männer aus denſelben her-
s kommen. Geſchieht denn doch auf Erden etwa eine
chlacht, aus der gar niemand mit heiler Haut ausgehe?
- Doch ſie möchten entſchuldigen, was ſie entſchuldigen;
er ſie fordern, daß aus unſern Verſuchen lauter gute Sub-
kte herausgehen, und wollen uns auf 20 und 30 Jahre
afür verantwortlich machen, was aus jedem Kind werde,
as bey uns gelernt hat. Ob ein unwiſſender Tropf, ob
n elender Knabe, den Schild der Methode um des lieben
Brods willen, oder um der Conſcription oder einem be-
hwerlichen Handwerk zu entgehen, ausgehängt, darnach
ragen ſie nicht. Wenn ſeine Kinder mißrathen, ſo iſt
icht der arme Tropf, ſondern die arme Methode Schuld.
Dieſe Leute, die einen jeden andern Schulmeiſter beloben,
wenn ſeine Kinder am Examen wohl beſtehen, und nicht
inmal fragen, durch welche Künſte er es dahin gebracht,
aß ſie an dieſem Tage mehr ſcheinen, als ſie einen Tag
vorher waren, und einen Tag ſpäter wieder ſind, fordern
von unſern Zöglingen ſammt und ſonders, daß ſie durch
hr ganzes Leben beweiſen, daß die Methode gut ſey. Ob
dieſe uns auch unreif aus den Händen genommen werden,
oder ob ſonſt ihre Bildung ſtörende Umſtände obgewaltet,
das achten ſie nicht; die Jahre, die ſie in unſern Händen
geweſen, entſcheiden ihnen nicht nur über den Werth des
Inſtituts, ſondern ſelbſt über denjenigen der Methode. Doch
genug hievon.

Noch habe ich die Elementar-Bildung von einer andern Seite nicht genug in's Auge gefaßt, nämlich von Selten ihres Einfluſſes auf die Kunſtbildung unſers Geſchlechtes. Auch dieſe muß, wenn ſie wahrhaft elementariſch ſeyn ſoll, von der Anerkennung der Einheit unſrer Natur ausgehen. Wenn die Kunſt menſchlich ſeyn ſoll, das heißt, wenn ſie den Menſchen wirklich zum Bewußtſeyn der Würde ſeiner Natur und zu den Fertigkeiten eines mit ihr übereinſtimmenden Seyns und Lebens hinführen ſoll, ſo muß ſie nothwendig von der Erhebung des Geiſtes und des Herzens, als von ihrem innern weſentlichen Fundament, ausgehen, und ſich dann durch Ausbildung unſrer Sinne und unſrer phyſiſchen Kräfte äußerlich ausſprechen. Gott iſt die Urquelle der höchſten, reinſten Erhebung des Herzens! In ſo weit die Anſichten und Gefühle eines Menſchen vom Höchſten, vom Erhabenſten, deſſen ſeine Natur fähig iſt, vom Göttlichen ausgehn, in ſo weit iſt er auch für das Weſentliche, Innere, Heilige und der Menſchennatur Segenbringende wahrhaft empfänglich und dadurch auch für die Erlernung aller äußern Mittel der Kunſt in ſo weit vorbereitet.

Der Menſch, dem die Welt, nur durch die Traumkunſt einer idealiſchen Schöpfung in den Wipfeln der Bäume, bey dem Sprudeln der Quelle, auf den Gipfeln der Berge, in der Unermeßlichkeit der Meere veredelt u. ſ. w. in's Auge fällt, ſteht darum auch auf einer weit niedrigern Stufe der Kunſtempfänglichkeit, als der, der in allen dieſen Erſcheinungen den Schöpfer ſeiner ſelbſt, und die Quelle jeder Veredlung, jeder Erhöhung, die in ihm ſelbſt und in ſeinen Umgebungen auffällt, erkennt, und in Folge deſſen alle dieſe

Erſcheinungen mit dem ganzen Feuer ſeines Genies in ſich ſelbſt und in ſein ganzes Weſen aufnimmt.

Ebenſo ſteht auch der Menſch, deſſen Kunſtbildung nur aus äußern Uebungen der Kunſtkraft, ſey es im allgemeinen oder in der Anwendung auf ein beſonderes Kunſtfach, ſowohl als der, deſſen Entfaltung zur Kunſt nur aus der Einſicht in das Geiſtige der Kunſtkräfte hervorgeht auf einer tiefern Stufe der Kunſt als der, deſſen Entfaltung zu hr aus dem Weſen ſeiner geiſtigen Natur ſelber hervorgeht; und der Menſch, deſſen Kunſtkraft aus den Uebungen n irgend einem Kunſtfach ſelber hervorgebracht worden, ſteht eben alſo auf einer weit niederern Stufe der Kunſtbildung, als der, deſſen dießfällige Kraft aus der reinen und allgemeinen Entfaltung ſeiner phyſiſchen Anlagen zur Kunſt ſelber hervorgeht.

Das ſittliche Element der Kunſtbildung iſt die ſittiche Natur unſers Geſchlechtes ſelber, die mit der Macht hres reinen göttlichen Weſens die phyſiſche Ausbildung uners Geſchlechtes zur Kunſt, eben wie die intellektuelle, ſich unterordnet, und weder der einen noch der andern eine von hr unabhangende Selbſtſtändigkeit geſtattet.

Das intellektuelle Element der Kunſtbildung iſt hinwieder die geiſtige Natur des Menſchen ſelber. Ihr vorügliches äußeres Mittel iſt dem Kind durch das Alphabet er Anſchauung, durch die Maaß- und Größenlehre, verunden mit der Entfaltung der Denkkraft, durch die elementariſchen Uebungen der Sprache und der Zahlverhältniſſe, gegeben.

Am Faden dieſer verbundenen Mittel entfaltet ſich die

Kunſtkraft des Kindes ganz geiſtig. Es ſchafft aus Verbindung von Linien Formen, und erſchöpft durch die Art, wie es das thut, die Gränzen des Möglichen in der Zuſammenſetzung derſelben. Sein gewecktes Verhältniß-Gefühl bildet ſich ein Skelet im Richtigen, eh es daran denkt, ihm Fleiſch, Farbe, Ründung und Schönheit zu geben. Es wird Schöpfer des Schönen, nicht durch die Anſchauung und Copierung einzelner ſchöner Geſtalten, die es ſieht, ſondern durch das innere, allgemeine Bewußtſeyn des Gefälligen, Schicklichen, Schönen, das ſich durch die Uebungen im Richtigen und Verhältnißmäßigen in ihm ſelber entfaltet, und ſeinen Geiſt unmerklich auch zum Gefühl des einfach Erhabenen im Aeuſſerlichen emporgehoben und dadurch diesfalls mit ſich ſelbſt in ſeinem Innerſten in Uebereinſtimmung gebracht und fähig gemacht, dieſe Uebereinſtimmung ſeiner ſelbſt auch äuſſerlich durch die Kunſt darzuſtellen.

Die phyſiſchen Elemente der Kunſt ſind erſtlich: die Sinne ſelber. Von dieſer Seite ſind ihre Mittel reine Sinnenübungen, vorzüglich des Auges und des Ohres; zweytens die mechaniſchen Kräfte unſrer Hände und unſeres Mundes, um die innerlich entfaltete Anſchauung der Kunſt auch äußerlich dem Auge und dem Ohr darzuſtellen. Dieſe fordern gedoppelte elementariſch-gymnaſtiſche Uebungen der Hand und der Finger, des Mundes und der Kehle. Die erſten umfaſſen alle Kunſtwerke der Zeichnung und der Plaſtik, die andern beſchränken ſich auf die Kunſt des Geſanges.

Die Natur iſt ſchön; das Kind ſieht ſie gern, die Mutter zeigt ſie ihm gern. Sein ganzes ſittliches und geiſtiges und phyſiſches Daſeyn belebt, ſeine ihm natürliche Aufmerkſamkeit auf alles, was ſchön iſt. Von dieſer Seite hat man ſich nur an das Thun und die Erſcheinungen der Natur ſelbſt anzuſchlieſſen. Himmel und Erde ſtehen in aller ihrer Schönheit vor den Augen des Kindes; und je mehr dieſes in ſittlicher und intellektueller Bildung elementariſch geweckt und genährt iſt, deſto gröſſer iſt auch ſeine innere Empfänglichkeit für alles Schöne. Das Kind der frommen Mutter ſteht anbetend vor der Schönheit der Schöpfung; der Anfangspunkt der Entfaltung des innern Schönheitsgefühls iſt in ihm durch die heilige Ahnung des Erhabenen, des Höchſten belebt. So ſteht auch die äuſſere mechaniſche Bildung zur Kunſt mit der intellektuellen im gleichen Zuſammenhang. Das mechaniſche Fundament aller Schönheit, die Grundlinie des Skelets alles deſſen, was ſchön iſt, geht aus dem Bewußtſeyn der Verhältnißmäßigkeit aller Formen gegen einander hervor. Sie fordert eine gebildete Kraft, die Proportion eines jeden Gegenſtandes, mit dem Ohr ſo wohl als mit dem Auge, wahrhaft zu faſſen und mit der Hand und dem Munde richtig auszudrücken.

Alſo durch die elementariſchen Uebungen in der Zahl- und Form- und in der Perſpectivlehre in Uebereinſtimmung mit der Erhabenheit der ſittlichen Belebungsmittel der Kunſt in den weſentlichen Anfangspunkten derſelben allgemein ergriffen, ſchreitet der Zögling der Methode dann, gleichſam zum voraus dafür vorbereitet und tüchtig gemacht, zu der Einübung der mechaniſchen Fertigkeiten, die zur äuſſern Darſtellung der Kunſt in den verſchiedenen Arten ihrer

Werkſtätte weſentlich ſind. Die Anfangspunkte hiezu müſſen nothwendig in einer naturgemäßen Entfaltung der dem Kinde inwohnenden Kraft geſucht, und durch ein höchſt einfaches Habituellmachen des Gebrauchs dieſer Kraft ſelber erzielt werden. Die Bemühungen zu dieſem Zweck gehen urſprünglich von höchſt einfachen kindlichen Bewegungen aus, ſchließen ſich an die täglichen Bedürfniſſe des Kindes und an die Beſorgung ſeiner ſelbſt, und erweitern ſich dann durch den Einfluß ſeiner äußern Umgebungen und ſeine erwachende Theilnahme und Sorgfalt für dieſe ſelber, wodurch ſie dann zugleich menſchlich emporgehoben und geheiligt werden.

Was dießfalls in Rückſicht auf die Kunſtwerke, die von Auge und Hand ausgehen, wahr iſt, das iſt es vollkommen auch von denen, die vom Ohr und von der Kehle ausgehen.

Innerlich durch das Gefühl der Ton-Harmonie gerührt, muß das Kind mit dem äußern Organ ſeines Mundes, und zum Theil ſeiner Finger, das Weſen der Kunſt auf die nämliche Art darſtellen, wie es von den Harmonien, deren es durch das Organ ſeines Auges bewußt wird, gerührt, auch dieſe äußerlich darſtellte. Im innigſten Zuſammenhange mit den geiſtigen Uebungen der Kunſtbildung, und nothwendig von der gebildeten Kraft des Auges und des Ohrs abhangend, ſind die mechaniſchen Mittel der Kunſtbildung oder die Gymnaſtik ihrer phyſiſchen Entfaltung den allgemeinen Geſetzen aller Elementar-Bildung nothwendig unterworfen. Sie gehn alle von körperlichen Uebungen aus, die das Kind die vorzüglichſten Bewegungen ſeiner

Glieder kennen und die ſchicklichen davon ſich einüben lehrt. Dieſe Gymnaſtik iſt aber nur in ſo weit elementariſch, als ſo lange ſie allgemein iſt, und hört alſobald auf, dieſes zu ſeyn, ſo bald ſie anfängt, Einübungsmittel irgend eines ſpeziellen Kunſtfachs zu werden. Dieſer Geſichtspunkt iſt darum wichtig, weil die ſpeziellen Anfangsmittel der Kunſt früher mit den allgemeinen beynahe ganz zuſammenfallen. Deſto nöthiger iſt es, ſie beyde getrennt in's Auge zu faſſen, und das reine, vollendete Einüben der erſten nicht durch die einſeitige Beſchränkung der zweiten zu ſchwächen. Nur dadurch veredelt ſich der Uebergang des einen zu dem andern, und nur dadurch erhalten dieſe Mittel auch beym Uebergang in die Anwendungsübungen der Berufsfertigkeiten eine reine Baſis der Humanität.

Die Folgen des Mangels einer ſolchen elementariſchen Kunſtgymnaſtik liegen drückend und zerſtörend auf Europa's, durch die Routineinduſtrie erniedrigten, Völkern. Thieriſch an die bloſſen Handgriffe einer einzelnen iſolirten Kunſt und Berufsfertigkeit gewöhnt, ſtirbt in dem von ihr verkrüppelten Volk der Geiſt der Kunſt und die Kräfte ſelber, aus der ſie weſentlich hervorgehen, und mit ihr der Geiſt der Erfindung und ihr erhebendes Selbſtgefühl; der Nachahmung ſchwache Nachtlampe erſcheint dem geblendeten engherzigen Zeitſtümper wie ein ewiges Himmelsgeſtirn; Gottes höhere Natur iſt in ihm nicht mehr lebendig; in ſeinen elenden Handwerksſumpf verſunken bleibt er innerlich unerhoben — vom reinen menſchlichen Sinne. Und ſo iſt es, daß der groſſe Haufen der Zeitmenſchen für die kraftvolle Ergreifung der wahren Fundamente für ihre Beruſe täglich unfähiger wird, und täglich mehr außer Stand kommt, dieſe weiter zu veredeln, tiefer zu nationaliſiren und ſogar auch nur ihrer Abtrags-Sicherheit eine größere Dauer zu verleihen.

So weit die Kunſtbildung geiſtig, ſelber auch ſo weit ſie rein ſinnlich (Sinnenübung) iſt, ſo weit iſt die Gefahr, durch ihre Reize die Aufmerkſamkeit auf die höhern Anſprüche unſerer edlern Anlagen zu verlieren, und durch ihre niederen Reize zur Gedankenloſigkeit und Pflichtvergeſſenheit hingeriſſen zu werden, weit weniger groß, als in ſo weit dieſe Bildung bloß mechaniſch iſt. So wie alles wahrhaft naturgemäße Streben und Thun des Menſchen, ſo geht auch die wahre und naturgemäße Bildung des Kindes zur Kunſt, und ihr äußeres Mittel, die Gymnaſtik, vom Nothwendigen und Einfachen zum Zufälligen und Willkührlichen, und nicht von dieſem zu jenem, und eben ſo nicht vom Schicklichen und Gefälligen zum Richtigen und Sichern, ſondern umgekehrt; und ſo iſt auch das, was dem Kinde täglich nothwendig, täglich nützlich, täglich brauchbar iſt, ohne alle Vergleichung der naturgemäßere Stoff ſeiner kunſtfälligen Uebungen, als das, was ihm ſelten nothwendig, ſelten nützlich und ſelten brauchbar iſt, und eben ſo als das, was nur zu beſondern und beſonders zu dem Leben des Individuums, das gebildet werden muß, heterogenen Zwecken anwendbar iſt. Daher liegt es im Weſen der elementariſchen Führung, die Uebungen im Letztern den Uebungen im Erſtern unterzuordnen, und ohne genugthuende Einübung des Erſtern nicht einmal an ein lebendiges Probiren des Letztern auch nur zu gedenken. Nach dieſen Grundſätzen müſſen alſo diejenigen der gymnaſtiſchen Uebungen, welche die Entfaltung der Kraft der Glieder des Kindes zum reinen und ungemiſchten Zweck haben, denen vorhergehen, welche die Fertigkeit derſelben zu einem beſondern Zweck ausbilden ſollen, noch mehr aber denen, welche bloß das Raffinement im Auffallenden, ſo gar im Auffallendgefälligen, Graziöſen im Auge haben.

Dießfalls aber wird in der gewohnten Weiſe, die körperlichen Kräfte zu entfalten, mehr als gefehlt — am wenigſten, wo die Natur noch uns durch die Nothdurft des Lebens zu Gunſten der Wahrheit im Zaum hält; aber wo nur das Geld gegen die Natur, und noch mehr wo nur die Ehre auch ohne Geld Reize gibt, gegen die Natur Gewalt zu gebrauchen, da hat die Unnatur in den körperlichen Uebungen, eben wie in den geiſtigen, freyen zügelloſen Lauf, und der Zeitgeiſt hat ihn mächtig und ſo weit benutzt, daß das den ſo geheiſſenen gebildeten Ständen noch faſt allein übrig gebliebene Uebungsmittel der körperlichen Kraft und Gewandtheit, die Tanzkunſt, dahin verſunken, daß einige Lehrer dieſer Kunſt die weſentlichſten Kraftübungen der Glieder als ihrer Kunſt nachtheilig anſehen, und ihrem Zögling ſo gar mißrathen, in der Zeit ihrer Tanzübung lange Spaziergänge zu machen, oder viel bergan und bergab zu ſteigen.

Aber die Idee der Elementar-Bildung iſt in phyſiſcher Hinſicht mit dieſen Anſprüchen zur Engfäßigkeit eben ſo unverträglich, als ſie in ſittlicher Hinſicht mit den Anſprüchen der Engherzigkeit, und in intellektueller mit den Anſprüchen der Engköpfigkeit unverträglich iſt.

Was aber dießfalls in Rückſicht der Gymnaſtik der Glieder auffällt, das iſt in Rückſicht auf die Gymnaſtik der Geſang- und Tonlehre eben ſo wahr. Wenn dieſe ſchon von einer Seite mehr als reinere und höhere Sinnenbildung in's Auge gefaßt werden kann, ſo iſt dieſes nur in ſo weit wahr, als ihre Mittel von der Bildung des Auges und des Ohres, und nicht, in ſo fern ſie von der Bildung der Kehle, als dem Organ der Vocal-, und derjenigen der Finger, als dem Organ der Inſtrumental-Muſik, abhangen. In letzter Hinſicht iſt auch die dießfällige Gymnaſtik bloß eine ſinnlich mechaniſche Uebung, und in ſo weit, im allgemeinen Falle der Gymnaſtik, in ſo fern dieſe durch einſeitig überwiegende ſinnliche Eindrücke den Zögling von der ſittlichen und geiſtigen Erhebung ſeines ganzen Weſens auf dem Wege der Kunſt zum niedrigen, thieriſchen, in ihm ſelbſt iſolirten Sinnengenuß derſelben, und damit zum Verſinken in Gedankenloſigkeit und Pflichtvergeſſenheit, im Verthören ſeiner ſelbſt an den ſinnlichen Reizen der Kunſt ſelber, hinlenkt und hinlenken muß. Der Geſanglehrer, der für die Bildung zur Muſik alles verloren gibt, wenn ſeine Zöglinge viel laut reden, oder auch nur viel laut reden hören, iſt in dieſer Rückſicht dem berühmten Tanzmeiſter nahe, der ſeine Zöglinge weder bergan noch bergab ſteigen laſſen wollte, damit ſie ihm ihre Füße für ſeine Kunſt nicht verderben. Beide opfern die Anſichten der Einheit und Kraft der Menſchenbildung dem Sinnlichkeits-Raffinement ihres Handwerks, oder wenn ihr lieber wollt, ihrer Liebhaberey auf, ſpreche ſich jetzt dieſes in der Grace eines Tänzer-Pas, im Kitzel eines Trillers, oder im Kehlenſpiel einer

Dreyviertels-Nachtigallſtimme aus. Dadurch hört aber auch die Gymnaſtik auf, ein elementariſches Fundament der Menſchenbildung zu ſeyn.

Dieſer Geſichtspunkt hat noch eine andere Seite: Je mehr einer unſerer Sinne ſelbſt ganz ungetheilt ſinnlich, ich möchte ſagen, ganz rein und unvermiſcht thieriſch iſt, und je weniger er darum auf die Wirkung des Lebens im Geiſt und Herzen des Menſchen Einfluß hat; deſto mehr und deſto allgemeiner iſt das weit getriebene Raffinement ſeiner iſolirten Ausbildung den Anſprüchen unſrer veredelten Natur und der Pflichtſtellung, aus der das Beſtimmte ihrer Anſprüche hervorgeht, entgegen.

Ob wohl Auge und Ohr den edlern Anſprüchen unſrer Natur näher zu ſtehen ſcheinen, als die drey andern Sinne, ſo ſind ſie um deßwillen doch von einer ſtarken Hinlenkung gegen die bloß thieriſchen Anſprüche unſrer Natur nichts weniger als frey. Ihre ſinnliche Richtung iſt, als ſolche, wie die Richtung aller Sinne, an ſich thieriſch und niedrig. Sie wird nur durch das Uebergewicht der Verſtandes- und Herzensbildung höher, menſchlicher. Wo dieſe mangeln, da wirkt die ſinnliche Kraft des Auges und des Ohres, eben wie die der Naſe, des Gaumens und der Fingerſpitze, nur thieriſch, d. h. nicht anders als ſtörend gegen die Einheit unſrer Natur, und gegen die Erhebung unſer ſelbſt zu reiner menſchlicher Kraft, folglich zur Entmenſchlichung unſer ſelbſt in unſern weſentlichſten Kräften und Anlagen. Die Folgen davon ſind für alle Stände der Menſchen allgemein wichtig und verderblich. Vorzüglich drückend aber wirken ſie auf die niedern Volksklaſſen.

Wahrlich, es iſt von dieſer Seite nicht abzuſehn, in welchem Grade es dieſer Klaſſe Menſchen beſonders ſchädlich iſt, wenn man ſie an dem Kitzel der Theater-Tänze, der Kehlen, des Koch- und Kleider-Raffinements der Menſchenklaſſe Theil nehmen läßt, deren geiſtiges, ſittliches und phyſiſches Leben ſich ganz in dem Kitzel des Raffinements dieſer Tänze, dieſer Schüſſel und dieſer Kleider herumtreibt. Es iſt gewiß: Man kann den Mann, der Erdäpfel baut, und das Weib, das Flachs ſpinnt und Schaafe hält, nicht wohl unglücklicher machen, als wenn man ſie dahin bringt, das nicht mehr gerne zu eſſen, was ſie pflanzen, und das nicht mehr gern am Leibe zu tragen, was ſie ſpinnen ꝛc. ꝛc.

Dieſe Umſtände, oder vielmehr dieſe großen Lebenswahrheiten, ſtehen mit der Naturgemäßheit der gymnaſtiſchen Elementarübungen im innigſten Zuſammenhang. Dieſe aber hat auch in jedem Falle nur in ſo weit ſtatt, als ihre Uebungen mit der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit auf die Verhältniſſe, in denen der Zögling lebt, und auf die Bedürfniſſe und Pflichten, die für ihn aus dieſen Verhältniſſen entſpringen, betrieben werden. Würden die Kinder den Reiz dieſer Uebungen ohne den Einfluß der dieſfalls nöthigen Rückſichten genießen, ſo würde man ſie wohl durch dieſelben dahin bringen, daß ſie wie Wilde ſpringen und klettern, aber der Mutter nicht gern helfen würden, einen Zwirnfaden aufwinden; ſie würden das Reiten, ja gar das Tanzen, Fechten und Spielen für einen beſſern Boden des menſchlichen Seyns und Treibens anſehen, als die ſtille Werkſtätte des Vaters, und das mühſelige Tagewerk am Pflug.

Aber damit würde die Gymnaſtik der Menſchheit keinen großen Dienſt thun. Als Theil der Elementar-Bildung hingegen, und in ihrem Geiſt wirkend, iſt ſie ſehr ferne von der Verirrung, ihren Zögling alſo mit ſeiner Lage, ſeinen Umſtänden, und mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu bringen, und ihn in ein, dieſen unpaſſendes, — der Wirklichkeit, der Weisheit, der Liebe, der Sittlichkeit und der Religioſität gleich entgegenſtehendes, anmaßliches Träumerleben hineinzuführen. In vollkommner Einheit mit dem Geiſt der Elementar-Bildung im Ganzen iſt ſie geeignet mitzuwirken, das in die Tiefen dieſes Träumerlebens verſunkene Geſchlecht aus demſelben wieder herauszuheben. Auch iſt der Weg, auf dem ſie es in phyſiſcher Hinſicht als Gymnaſtik thut, mit demjenigen, auf dem ſie durch ihre ſittlichen und intellektuellen Bildungsmittel zum gleichen Ziel wirket, der nämliche.

Sie lenkt ihren Zögling auch dießfalls an der Hand der ihm von der Natur gegebnen Führerinn, der Mutter, zu den erſten Fertigkeiten aller, in ſeiner Lage ihm nöthigen, nützlichen und für dieſelbe ſchicklichen Bewegungen; und es liegt weſentlich in ihrem Geiſt, daß dieſes von der Mutter nicht nur mit aller ihrer Liebe, ſondern auch mit aller ihrer Weisheit, d. i. mit ihrer feſten Aufmerkſamkeit auf die Lage, Umſtände, Verhältniſſe, und alle daraus flieſſende gegenwärtige und zukünftige Bedürfniſſe der Pflichten des wirklichen Lebens des Kindes geſchehe. Freylich iſt auch wahr: Dieſe Aufmerkſamkeit auf die gegenwärtigen und künftigen äußern Umſtände des Kindes muß der höhern Aufmerkſamkeit auf das Weſen ſeiner Natur ſelder untergeordnet werden; aber dafür hat die Natur ſelber geſorget. Das Weſen des Kindes, es ſelber, liegt der für ihre Beſtimmung nicht verdorbenen Mutter näher am Herzen, als alle ſeine Umſtände. Bey einer dafür verdorbenen Mutter iſt das freylich nicht ſo; aber dann ſteht auch in ſo weit alle Kunſt für das Kind ſtill, und ich weiß dem armen Kinde, das in dieſer Lage iſt, nichts zu ſagen, als: helf' dir Gott; er geb' dir eine edle Seele, einen Chriſten, einen Seelſorger, der für deinen Vater und deine Mutter ein Entfalter und Beleber des Heiligen, Hohen und Ewigen ſey, der in deiner Mutter für dich verloren gegangen und verdorben worden iſt. Zum Glück für das Menſchengeſchlecht iſt das diesfällige Verderben der Mutter im erſten Alter des Kindes ſelten ſichtbar und fühlbar. Die Möglichkeit der diesfälligen Verirrung hat ſogar nicht einmal ſtatt, ſo lange die Mutter noch rein inſtinktartig handelt. Sie geht erſt bey der eintretenden Schwächung ihres Inſtinktes an. Von dieſer Zeit hat ſie die Hülfe der Kunſt und die Weiſung feſter, heiterer Grundſätze erſt nöthig; und dieſe finden ſich auch in phyſiſcher Hinſicht in der allgemeinen Uebereinſtimmung aller elementariſchen Bildungsmittel. So wie die Harmonie der ſittlichen, intellektuellen und phyſiſchen Bildung unter ſich ſelber und in ihrer gegenſeitigen Einwirkung allgemein und ſicher ſeyn muß; ſo muß ſie auch, im ganzen Umfang ihrer gymnaſtiſchen Mittel und in allen ihren Zweigen, von den allgemeinen Mitteln der Elementar-Bildung zugleich belebt und dadurch in ſich geſchloſſen und vollendet ſeyn: ſonſt würde ſie, was ſie auch immer von gymnaſtiſcher Seite leiſten könnte, läken in's Ganze der Menſchenbildung hineinwerfen, die denen gleich ſind, denen ſie entgegen zu wirken beſtimmt iſt; ſie würde dann aber auch aufhören, elementariſch zu ſeyn, ſie würde aufhören mit der Einheit unſers Weſens in Uebereinſtimmung zu bleiben.

Aber, indem ſie dieſer Forderung des ewigen Fundaments aller menſchlichen Erziehung auch von phyſiſcher Seite genug thut, bewährt ſie auch von dieſer Seite ihren höchſten Werth, ihre hohe Uebereinſtimmung mit dem Chriſtenthum. Sie macht die Anſprüche unſrer Natur zum Höchſten, zum Erhabenſten in ihrem Fach, zum Gemeingut unſrer Natur. Sie bietet auch in dieſer Hinſicht dem Mann in der niedrigſten Hütte zu ſeiner dießfälligen Entfaltung eben ſo allgemein, eben ſo wahr und eben ſo thätig die Hand, als das Chriſtenthum dieſes zu ſeiner ſittlichen Entfaltung thut; ſie befriediget den Mann mit ſchwachen Anlagen zur Kunſt in den Schranken, in denen er der Kunſt fähig iſt, und zwar hinwieder durch eben die Mittel, durch die ſie den Heldenſinn des Kunſtgenies zur höchſten Kraftentfaltung ſeiner dießfälligen Anlagen emporhebt.

Auf die nämliche Weiſe können die Anlagen und Kräfte, von denen die menſchliche Veredlung durch die Kunſt ausgeht, nicht durch irgend eine äußere Geſchicklichkeit und Fertigkeit in die menſchliche Seele hineingebracht werden; und eben ſo iſt bey dem Kunſtgenie ſein angebornes Streben nach Vollendung, nach Vollkommenheit in ſeinem Thun, eine von der Natur ſelbſt hervorgebrachte Folge der Wahrheit und des Lebens in der Kunſt, und des Organismus ihres Wachsthums ſelber.

Hinwieder iſt auch jede elementariſche Uebung der Kunſtkraft in ihrem Weſen eine Handlung der Kunſt ſelber, und zwar eine ſolche, die von dem Standpunkt der Kunſt, auf dem das Kind ſteht, als Folge ſeines Kunſtlebens zur Stärkung dieſes Lebens und zur Vollendung ſeiner ſelbſt durch daſſelbe ausgeht.

Eben ſo iſt auch in Rückſicht auf die phyſiſche Bildung zur Kunſt wahr, daß die Reize und Beweggründe zur Anſtrengung in derſelben, in ſo fern ſie nicht aus dem Weſen der Kunſt und ihrem reinen Einfluß auf die Menſchennatur ſelber hervorgehen, auf die Entfaltung der Kräfte, aus denen die Kunſt hervorgeht und hervorgehen muß, nicht naturgemäß hinwirken, folglich auch zur reinen, in die ganze Menſchennatur zu ihrer Veredlung harmoniſch eingreifenden, Ausbildung derſelben nichts taugen, und daß jede Einmiſchung der Eindrücke der Ehre und Schande, ſelber das idealiſche träumende Bewußtſeyn der vielfältigen Kräfte, und die Vergleichung derſelben mit dem Grade dieſer Kräfte in einem andern, für den Zögling der Kunſt kein rein bildendes Mittel ihrer Entfaltung iſt. Nur das die Menſchennatur in Unſchuld erhebende Gefühl der gerathenen Kunſtarbeit, die Schöpfung des Kunſtwerks ſelber, nur dieſes iſt allein als rein kunſtbildend, dem Fortſchritte des Zöglings im ganzen Umfang der Anſprüche ſeiner Natur wahrhaft dienend, anzuſehen.

Von Leidenſchaften gereizt, ihrer Unſchuld beraubt, in ſich ſelbſt ungöttlich, bildet auch die Kunſt, und ihr elementariſches Mittel der phyſiſchen Gymnaſtik, den Menſchen nicht naturgemäß, nicht göttlich, nicht menſchlich.

Das Menſchliche in unſerer Natur entkeimt nur aus dem Göttlichen, das in ihr geſchont und gepflegt wird; aber der Zeitgeiſt ſieht und glaubt das nicht. Die Vorſtellung des Göttlichen, das lebhaft fühlende Bewußtſeyn des Bedürfniſſes, und mit ihm das Bedürfniß irgend einer wirklichen Harmonie in der Bildung unſer ſelbſt, iſt in ihm geſchwächt. Ohne ſittliche, innere Höhe, beſchränkt auf einen irdiſchen Sinn, hat die Zeitbildung zur Kunſt die Entfaltung des Menſchen in ſeiner Einheit zum hohen vollendeten Ausdruck derſelben, zum göttlichen Sinn nicht einmal zu ihrem Ziel, und ſo müſſen ihre Bemühungen zur Entfaltung einzelner Kunſtkräfte des Geſchlechts nach jeder höhern Anſicht nothwendig mißlingen. Die Zeitkunſt iſt kleinlich, ich möchte beynahe ſagen, kleinſtädtiſch; ſelber die Helden der Zeitkunſt erſcheinen ſehr oft, im ſchlechten Sinn des Worts, bürgerlich — unedel, und die gemeinen Haufen der Zeitkunſt zeigen ſich, wie Schnecken nach dem Regen, hinter allen Hecken und ſuchen Brod, und wenn ſie's haben, ſo kriechen ſie wieder in das Schneckenhaus ihrer Selbſtſucht. Der Zeitgeiſt der Kunſt iſt nicht edel — er kann es nicht ſeyn: der Zeitgeiſt der Menſchheit iſt es nicht; er iſt kein Grundgeiſt der Kunſt — er kann es nicht werden: ihm mangelt reine Einfachheit, edle Höhe. Wer dieſe hat, über den zukt das Glücksvolk der Künſtler die Achſel, und ſagt von ihm: Der Menſch weiß nicht ſeinen Weg zu machen; und die, ſo ihn zu machen wiſſen, gehen auf ihm meiſtens für das Hohe und Heilige der Kunſt verloren; ſie tragen es von Grund aus ſelten in ſich, und wenn ſie es auch in ſich tragen, ſo dünſtet

es in ihnen auf dem Glücksweg nicht ſelten aus. W
aber als Künſtler dieſes Hohe, Heilige in ſich ſelbſt tr
und höher als alles Aeußere ſchätzt, der bringt es in
Welt ſelten ſo weit, daß die gemeinen Zeitkünſtler, w
ſie über ihn urtheilen, nicht die Achſeln zucken.

Man entſchuldigt zwar dieſe böſen Umſtände, wo
ſich unläugbar zeigen, oft mit dem Sprüchwort: e
Schwalbe macht keinen Sommer — und Handlungen
Individuen beweiſen nichts gegen irgend einen Stand. W
es gibt in den böſen Tagen eines jeden Stands ein be
hendes Verderben des Standesgeiſts, deſſen allanſtecke
und ſich allgemein in allen Standesgliedern ausſpreche
Kraft man ſich durchaus nicht verläugnen kann, indem
ſich allgemein grell in allen Standesgliedern und oft
allergrellſten, bey denen man es wenigſtens erwarten ſo
ausſpricht. Das begegnete mir erſt kürzlich. In ein
Hauptſitze der Kunſt ward an einen, im Glück ſchwimm
den, Künſtler ein Jüngling, den eine Engelsſeele und
höchſten Anlagen zur Kunſt auszeichneten, empfohlen.
ſtand menſchlich vertrauend und von Hoffnungen ſi
heben, aber etwas armmüthig gekleidet vor dem Ma
Dieſer faßt ihn vom Kopf bis zu den Füßen in's Au
und das erſte Wort, als er das Empfehlungsſchreiben
der Hand hatte, das er ſagte, war: Hat er Geld? D
Jüngling erblaßte und ſchwieg, und der Glücksritter
Kunſt kehrte ſich ſogleich von ihm weg zu einem and
von ſeinem Orden, und ſagte zu dieſem: Wenn ein je
Bettler, der Kunſttalente hat, ſie auch ausüben könnte, w
würde dann aus uns werden? Er hatte Recht. Die Glü

ritter der Kunſt würden dabey verlieren, aber die Kunſt würde dabey gewinnen.

Der Vorfall ging mir ſehr zu Herzen. Ich faßte ihn mit dem Einfluß, den dieſer ſelbſtſüchtige Geiſt auf alles Seyn und Leben der Menſchen hat, das mit der Kunſt und dem Kunſtfleiß zuſammenhängt, in's Auge, und konnte mich nicht enthalten zu denken: Wenn das am grünen Holz geſchieht, wenn ausgezeichnete im Glück ſchwimmende Künſtler, die zugleich für die Erhebungen der Kunſt in den vortheilhafteſten Umgebungen leben, ſich gegen die Humanität in der Kunſt alſo verhärten; was muß denn wohl dem dürren Holz der niederen Kunſt, um das ſich gemeine Handwerks- und Fabrikſeelen herumtreiben, begegnen! wie grobſinnlich und armſelig müſſen ſich denn dieſe Leute wohl bey den Anſprüchen der Selbſtſucht ihrer Gilden und Zunftrechte gegen die Concurrenz derer benehmen, die in ihrer Stadt und ihrem Dorf mitſchneidern, mitſchuſtern und mitfabriciren, und ſie ſo aus der wohl hergebrachten Kommlichkeits-Lage ihrer Routinen-Genießungen gegen Fug und Recht herausſtoßen wollen, wenn ſie mit den Undelikateſſen der Denk- und Handlungsweiſe ſolcher Kunſtglücksritter auch nur an niveau ſtehen ſollen!

Der Einfluß dieſes niedern Sinnes in den höhern Regionen der Kunſt iſt beſonders in einem Zeitpunkt und in einem Land wichtig, wo die Eitelkeitsanſprüche vieler Menſchen und vieler Menſchenklaſſen durch die Umſtände ſchon außerordentlich gereizt, und der Brodneid vielſeitig noch durch die Gefühle ſtoßender Erniedrigung krampfhaft geworden. So groß indeſſen die innere Verhärtung iſt, zu der die gereizte Selbſtſucht der Zeitmenſchen unſers Geſchlechts dießfalls hinführt, und ſo ſehr ſie nicht nur in ſittlicher und intellektueller, ſondern auch in Kunſthinſicht in vielen Gegenden dahin gekommen, die beſten Köpfe, die Gott im Lande ſchuf, zu hindern, mit dem Tugend-, Weisheit- und Kunſtperſonale deſſelben in freyer, edler, ungekränkter Stellung zu concurriren; ſo vermochten dieſe harten Wächter der ihnen ungebührlich ſcheinenden Ausdehnung der Kraft-, Weisheit- und Kunſtconcurrenz es doch nicht, auch die Zahl der für die Wiſſenſchaft und Kunſt verbildeten Halbköpfe zu mindern, und die Menſchheit von der Ueberlaſt durch Hunger und Eitelkeit gleich ekelhaft belebter Pfuſcher in beiden zu erlöſen.

Die Zeitwelt, ſo ſehr ſie auch dem leeren Schein lebt und hierüber ſchwach iſt, erkennt es jetzt doch ſelber auch nach ihren beſchränkten Anſichten für ein Unglück, daß zahlloſe Menſchen vom leeren Wiſſen verblendet, ohne Entfaltung für innere Menſchenkraft und Menſchenwürde, Anſprüche an wiſſenſchaftliche Bildung machen, mit denen ſie am Ende zu ihrem Verderben in den offenen Schlund des gemeinen Weltſinns und aller ſeiner Niedrigkeit, wie arme Würmer und Häringe in den offenen Schlund des Raubthiers im Meer, des Wallfiſches, hineinfallen. Ebenſo groß iſt das Unglück, daß zahlloſe Menſchen ohne Kunſtanlagen und ohne Kunſtkraft Anſprüche auf Kunſtbildung machen, mit denen ſie am Ende nur dahin kommen, als Menſchen für ſich ſelber und für ihr Geſchlecht eben ſo wie für die Kunſt verloren zu gehen.

Die Quellen dieſes Unglücks liegen tief in unſrer Lage, und die Folgen ihres alten und tiefen Einwurzelns ſind groß. Wie es ſich von ſelbſt erklärt, daß ein Bach, der ſich ſein krummes und landverderbliches Bett ſeit Jahrhunderten gegraben, nun ſo lange in demſelben fortgelaufen, endlich auf keiner Stelle mehr eine ſtarke, kraftvolle Neigung zeigt, gegen die Punkte hinzulenken, von denen aus er in gerader Linie fortlaufen und wohlthätig auf ſeine beyden Ufer hinwirken könnte; ſo erklärt es ſich auch von ſelbſt, warum der Zeitgeiſt durchaus keine kraftvolle Neigung zeigt, Kunſt- und Wiſſenſchaftshalber auf einfache, gerade und naturgemäße Grundſätze und Mittel der Volksbildung hinzulenken; es erklärt ſich vollkommen, warum man in Rückſicht auf dieſe Bildung von der einen Seite ſo lang mit ſo großer Lauheit gehandelt, und ſo wenig gethan, ſie im Allgemeinen zu wecken und zu beleben; hingegen auf der andern Seite die Kunſt für Menſchen allgemein machen wollte, die ohne Anlagen für die Kunſt das Lehrgeld für einige hundert iſolirte Kunſtſtunden zu zahlen geneigt und im Stande wären. Eben ſo erklärt ſichs, warum man auch die Wiſſenſchaft, und zwar wieder ohne Rückſicht auf beides, auf den Grad der Anlagen des Zöglings und nicht ſelten auch des Lehrers, populariſiren wollte. Es war aber nicht immer alſo und wird nicht immer ſo bleiben. Die Einheit unſrer Natur, dieſes einzige Fundament einer wahrhaft ergreifenden Bildung, das vom Zeitgeiſt ſo ſehr und ſo allgemein mißkannt iſt, war es in der Vorwelt nicht alſo. Nein, es waren andere Zeiten und es werden wieder andere Zeiten kommen, und jener durch Einfachheit und Religioſität innerlich erhabene Zeitpunkt ſteht den Anſprüchen der Natur an unſre Bildung und dem Fundament der Elementar-Bildung unendlich näher; als unſer ohne dieſes Fundament in einer einſeitigen, oberflächlichen Kultur auf einen hohen Grad des Raffinements fortgeſchrittenes Zeitalter.

Männer des Vaterlandes! noch ſind in unſern Umgebungen überall Spuren von dem beſſern Geiſt der Erziehung in der Vorzeit. Aber wir ſind in Rückſicht dieſer Spuren einem Lande gleich, das, nachdem es ſeine Eiſenwerke, ſeine Hammerſchmieden und ſeine Schmelzhütten verloren, nun um den Ueberreſt ſeines alten Eiſen-Reichthums doch nicht ganz verroſten zu laſſen, zum Klemperhandwerk ſeine Zuflucht nimmt.

Wenn es aber auch nicht in der Sache ſelbſt läge, wenn auch das Weſen der Menſchennatur das Herabſinken der Kräfte unſers Geſchlechtes auf dieſer Bahn nicht an ſich ſelbſt erkennen und als nothwendig voraus ſehen laſſen würde, und wenn wir auch blind genug wären, unſre Natur von dieſer Seite nicht erkennen zu können, ſo ſollte uns doch die Macht der Erfahrung, die uns den Gang dieſer alſo verſuchten Standes- und Berufsbildung offen vor Augen gelegt, hierüber aufklären. Die Folgen ihres Verderbens ſind auf ihre oberſte Höhe geſtiegen. Sie konnten nicht anders. Sie iſt mit einem prononcirten Unglauben an das Hohe und Heilige der Menſchennatur und durch Mittel betrieben worden, welche die höhern Anſprüche der Menſchennatur dem irregeführten Geſchlechte faſt wie dem Bock, zu dem geſagt war: rühr nicht, es brennt! den heiſſen Aſchenhaufen in die Augen fallen machen mußten.

Aber auf der andern Seite konnte eben ſo wenig fehlen, das alte eingelenkte Klemperhandwerk der Berufs- und Standesbildung mußte ſein Verderben in ſich ſelbſt finden, es mußte den natürlichen Folgen ſeiner eignen Beſchränkung unterliegen.

Die Realität alles deſſen, was zu jeder, auch noch ſo beſchränkten, Standes- und Berufsbildung weſentlich nothwendig iſt, war der Schwäche des Zeitgeiſtes bald zu beſchwerlich. Er lenkte nun vollends zu einem idealiſchen Träumerleben.

Das Unglück davon iſt doppelt groß, weil die Menſchen, die in die Verirrungen eines ſolchen Träumerlebens hineinfallen, wenn ſie ſich auch geſtehen müſſen, daß ſie ihr Leben für den bildenden Einfluß auf ihre Brüder, die Menſchen, verlieren, es gemeiniglich noch gar nicht gern ſehen, wenn andere Leute ihr Leben dafür gewinnen wollen.

Am landesverderblichſten iſt dieſer Umſtand, wenn dieſe idealiſchen Träumermenſchen, in andern Rückſichten, noch die äuſſerlich Gebildeteſten im Lande ſind, und in beſtimmten Rückſichten nicht nur mehr glänzen, ſondern wirklich mehr ſind, als die, welche bey aller ihrer Schwäche und bey allem ihrem anderweitigen Zurückſtehen mehr Naturkraft an ſich ſelber erhalten und mit dieſer für das Volk verſuchen, was den andern nicht möglich iſt. In dieſem Fall zeigt das menſchliche Herz dann oft ſeine Tücke grell.

Die Elementar-Bildung reinigt durch ihr Weſen das Herz von dieſen Tücken; ſie macht den Menſchen die Größe der Menſchennatur mehr im Geſchlecht, als in ſich ſelbſt und in ſeiner Individual-Kraft ſuchen, erkennen und ſchägen. Der wahre Sohn der Elementar-Bildung iſt in jedem Fall fern davon, irgend einen Lichtſtrahl, den er nicht in den Focus ſeines Auges zu bringen vermag, für einen Glanz zu erklären, für den kein menſchliches Auge einen Focus habe. Im Gegentheil, er achtet die Kraft des einzelnen Menſchen in jedem Fall gering gegen die Kraft unſers Geſchlechtes, und ſchäzt die Wirkung der Methode nicht in ſo weit ihre Kraft im einzelnen Menſchen lebt und im einzelnen Menſchen wirkt, ſondern in ſo weit ſie im ganzen Geſchlecht liegt und durch unſer ganzes Geſchlecht wirkt, wichtig und hoch. Aber ſo von dieſem ausgehend, glaubt er denn auch ihre Kraft ſo weit gehend, als die Kräfte unſrer Natur ſelbſt hinführen?

In der beſondern Anſicht, die obwaltet, vertrauen wir ihr; ſie ſcheinet doch einen Kranz um ihre Cypreſſe; der Schein der Zeit beſteht nicht neben ihrer Wahrheit; der Traum der Zeit nicht neben ihrer Kraft. Wir haben in ſittlicher und intellektueller Hinſicht die Gründe in's Auge gefaßt, die uns zu dieſen Aeußerungen zu berechtigen ſcheinen; aber wir glauben es auch in Rückſicht auf die Kunſtbildung ſagen zu dürfen: Ihre Mittel beleben das Innerſte unſrer Natur; ſie geben dem Zögling ihren Geiſt; ſie machen den Künſtler ſeine Kraft und den Nichtkünſtler ſeine Ohnmacht in ſich ſelbſt fühlen; ſie ſchrecken den Untauglichen von ihrer Laufbahn ab, noch ehe er ſie betreten, und ziehen den Tauglichen mit einer Kraft zu ihr hin, der er nicht zu widerſtehen vermag.

Aber wenn man auch nun alles dieſes zugibt, iſt denn um deßwillen in unſrer wirklichen Welt der Sieg für die

Methode gewonnen? O, nein! die Zeitſprache ſieht ſich durch dieſe Anſichten nicht einen Augenblick in Verlegenheit geſetzt; ſie rümpft über die Unkunde derer, die nicht ſehen, was ſie ſieht, und nicht erkennen, was ſie erkennt, mächtig die Stirn, und ruft uns mit der Miene der Welt- und Menſchenkenntniß die Worte zu: Aber wozu die Erhöhung der Menſchenkraft? Man mache die Menſchen zuerſt höher, und dann, aber auch erſt dann gebe man ihnen höhere Kraft. Und um dieſem weiſen Rath das allerhöchſte Gewicht zu geben, ſetzen gar viele von den Leuten, die ihn zu ertheilen gewohnt ſind, noch hinzu: wir ſind ja auch groß geworden und wußten doch kein Wort von einer Elementarmethode.

So ſchön das tönt, iſt doch auch wahr: groſſe Leute ſagen nie, daß ſie gros ſind; hingegen ligt es in der Engherzigkeit aller Kleinen, daß ſie gros ſeyn möchten. Es iſt natürlich, der ſchwache Menſch wittert in der Nähe eines jeden Menſchen, der mehr Kraft hat, als er, Gefahr für ſeine Schwäche, und kommt in dieſem Fall ſehr leicht dahin, dieſe Gefahr, die ihm drohet, ſeinen lieben Mitbürgern gern als eine Gefahr für ſie alle, für ihre Stadt, für ihr Land, für ihre Herrſchaft und für ihren Glauben, für ihre Kinder und Kindskinder in die Augen fallen zu machen. Es iſt gewiß der Gedanke: Nützt denn die Erhöhung der Volkskraft auch etwas? kommt auf dieſem Weg in vieler Menſchen Herzen, ſo wie die dieſer Meinung zur Beſtätigung dienende Anſicht, der Drang höher zu ſtreben ſey in jedem Fall der menſchlichen Ruhe gefährlich, und es ſey immer beſſer, man laſſe ſchlafen, was ſchläft, und blind ſeyn, was blind iſt.

Gewiß wurmte es in der Seele eines ganz gewandten Geſchäftsmannes in dieſem Sinne, da er neulich in guter Geſellſchaft als Beleg des Machtſpruchs: es nütze nichts, das Volk gar zu gut zu ſchulen, anbrachte, es müſſe ja auch Maulwürfe haben; ſonſt hätte ja der liebe Gott keine geſchaffen, und wie unglücklich wären dieſe Thiere unter dem Boden, wenn ſie gute Augen hätten.

Was ſollen wir zu allem dieſem ſagen? Wir glauben an die allgemeine Güte aller Gaben Gottes, und denken es nicht möglich, daß die richtige naturgemäße Ausbildung dieſer Gaben dem Menſchengeſchlecht jemals zum Nachtheil gereichen könne; wir glauben im Gegentheil: die Ausbildung dieſer Gaben ſey durchaus nicht der Willkühr der Menſchen überlaſſen, ſondern ſie gehöre beſtimmt in den Mittelpunkt des Pflichtgebietes unſers Geſchlechts, oder vielmehr, ſie ſey dieſer Mittelpunkt ſelbſt; und dieſe richtigen Anſichten ſind auch durch die erſten, unabänderlichen Anſichten der Religion und des Chriſtenthums gerechtfertigt und beſtätiget.

Aber man entfernt die Anſicht der Pflicht und der Religion von dieſem Geſichtspunkt, und zeigt vielſeitig die Neigung, unſer Urtheil von der Nothwendigkeit, dem Volk durch höhere Entfaltung ſeiner Kräfte und Anlagen in ſeinen weſentlichſten Bedürfniſſen behülflich zu ſeyn und zu dienen, unſerm Zeitgeiſt nicht blos eine Sache der menſchlichen Selbſtſucht und ihrer böſen Eitelkeit in die Augen fallen machen, und wirft ſelber, in Rückſicht auf uns, der

inen Anſicht der Frage den böſen Mantel der Aufmerk-
mkeit auf die Perſönlichkeit unſers Seyns und Thuns um;
an rückt uns Stolz vor und behauptet: wir gäben der
dee der Elementar-Bildung einen größern Werth, als ſie
irklich habe. Es iſt wahr: wir geben dieſer Idee einen
hr großen Werth, und viele edle Männer in vielen Län-
n bauen mit uns wichtige Hoffnungen für das Wohl des
Menſchengeſchlechts auf ſie; und auch das iſt wahr: viele
on dieſen haben ſich mit Wärme und Lebendigkeit über
eſe Hoffnungen ausgedrückt, und einige von ihnen haben
irklich ausgeſprochen, es ſey von der Idee der Elemen-
r-Bildung eine ſittliche und intellektuelle Veredlung ihrer
öglinge, und durch ſie ein wichtiger Schritt zur intellek-
ellen und ſittlichen Veredlung einer großen Anzahl von
Menſchen, und wenn du willſt, wirklich eine Palingeneſie
s Menſchengeſchlechtes zu erwarten. Wir ſelbſt halten
eſe Idee für allerdings geeignet, die Erziehung zu einer
Wiſſenſchaft zu erheben, deren Reſultate unzweydeutig da-
n führen müſſen, ihrem Zögling die ſittlichen, geiſtigen
nd Kunſtkräfte, die in ihm liegen, in Uebereinſtimmung
nter ſich ſelbſt und auf eine ſeiner Natur genügende Weiſe
entfalten, und in ſo weit die ſittliche, intellektuelle und
unſtveredlung unſers Geſchlechts allgemein zu befördern
nd zu ſichern.

Damit ſagen wir aber gar nicht, daß das Schöpfungs-
erk der aufzuſtellenden Elementar-Bildung durchaus we-
r theoretiſch noch praktiſch wirklich aufgeſtellt ſey; wir
hauptten nicht einmal, daß wir es in unſerm Leben je
ch nur ſeiner Vollendung annähernd aufſtellen werden.

Wir freuen uns nur, daß uns ein Schritt gelungen, der einiges Licht gibt über dieſes Ziel, und viele edle Menſchen bewogen hat, nach ihm zu ſtreben. Sonſt träumen wir nicht gern, und lieben es noch weniger, Träume bey andern, inſonderheit bey unſerm ſchlummernden Zeitgeſchlechte zu erwecken; wir beſcheiden uns im Gegentheil gern, um einige Menſchen, die aus hoher Sorgfalt vor dem böſen Enthuſiasmus und den ſchrecklichen Gefahren der elenden Begeiſterung das nihil admirari der alten Weiſen in den Mund der neuen Schwächlinge und Thoren zu legen für gut gefunden, vollkommen zu beruhigen, ſehr gern dahin, daß uns für unſer Seyn und für unſre Lage die Hoffnung genügt, unſre Bemühungen, welche Schranken ſie auch immer in uns ſelber und in unſern Umſtänden gefunden haben, ermangeln doch nicht, wohlthätig und allgemein auf das außerordentlich tiefe Verderben der gemeinen und gewöhnlichen Zeit- und Volkserziehung zu wirken

So beſcheiden wir aber hierüber denken, ſo möchten wir doch noch äußern: Wenn es auch wäre, wenn auch einige unſrer Hoffnungen überſpannt wären, und es ſchliche ſich auch hier und dort etwa ein Irrthum, oder vielmehr, es ſchlichen ſich wirklich allſeitig auch Irrthümer in unſer menſchliches Thun, könnte es wohl anders? ich denke nein, und hätte im Bewußtſeyn des Ernſtes unſers Strebens nach dem Beſſern nicht viel darüber zu ſagen, als: man mache beſſer was wir ſchlecht machen! Man beſchäme uns durch höhere Anſichten, durch edlere Thaten, durch feſtere Kraft im Eingreifen in die wirkliche Welt; man ſtoße jede unſerer Anmaßungen zurück; man lenke die öffentliche Aufmerkſamkeit der Regierungen und der Völker durch evidentere Darſtellung, der Wahrheit, durch beſſer gelungene Verſuche, und durch glücklicher erzielte Reſultate von uns ab! Der Beſſere lenke es auf das Beſſere, der Höhere auf das Höhere; der Beſſere und der Höhere lenke es auf ſich in ſeiner höhern Wahrheit und ſeiner höhern Liebe! Wir begehren nichts mehr: es iſt Seligkeit zu verſchwinden; ſtill leben und unbemerkt ſterben iſt Seligkeit.

Ich habe das Erſte nicht genoſſen; mögen mir nur das Zweyte zu Theil werden! Nur möge mein Hinſchwinden ſtill ſeyn und ſanft und liebend auf meine Auflöſung wirken! Nur möge kein höhnender Spott, keine niedere Härte, die Ruhe des lieblichen Hinſchwindens ſtören, die mir Lavater wünſchte.

Freunde der Menſchheit und des Vaterlandes! wenn je ein Unternehmen geeignet iſt, den Menſchen zum Gefühl einer höhern Beſtimmung und des Bedürfniſſes höherer Kräfte zu erheben, und zugleich die Kenntniß ſeiner Ohnmacht und ſeiner Schwäche in ihm zu beleben, ſo iſt es gewiß die Idee der Elementar-Bildung, und der Verſuch, Hand an ihre Ausführung zu legen. Und, wenn je Beweggründe zur Demuth und zur Anmaßungsloſigkeit bey einem Menſchen durch eiſerne Umgebungen geſchärft worden ſind, ſo ſind ſie es gewiß durch meine geworden. Ohne Geduld und ohne Demuth ſtände mein Werk ſchon ängſt nicht mehr; ohne Geduld und ohne Demuth würde s ſich auch heute noch keine Stunde erhalten. Muth und Demuth war auch vom Augenblick an, als ich Hand an aſſelbe legte, mein Wahlſpruch. Worauf ſollte ich ſtolz ſeyn? Ich habe mein Werk nicht unternommen; es fiel in meine Hand, ehe ich es erkannte; und da ich es erkannte, konnte ich meine Hand nicht mehr zurückziehen; es war, ſo weit es mich jetzt auch führte, meine Pflicht. Und ich muß jetzt thun, was ich thue, und wenn auch Vieles davon in ſpem futuræ oblivionis geſchieht.

Vieles von dem, was im forſchenden Leben von Stanz aus bis hieher für die Methode geſchah, liegt ſchon alſo in der Vergeſſenheit Schatten begraben; deßwegen aber mußte es doch verſucht werden. Das Vollkommene geſtaltet ſich in den Menſchenhänden nur durch das Unvollkommene. Wer ſich nicht in den Tiefen duldet, verſtärkt ſich nicht in den Höhen; wer ſich in den erſten nicht ſäumte, der kommt in den zweyten nicht weit. Noch ſind wir unſers Zwecks halber in den Tiefen ſeines Anfangs, und es iſt nicht gut, daß wir uns viel in den Höhen ſeiner Vollendung verträumen. Vieles von dem, was jetzt noch verſucht wird, wird, wie viel Früheres, als unweſentlich oder unrichtig verſchwinden, und als leeres Gerüſt wegfallen, ſo bald unſer Gebäude ſeiner Vollendung ſich nähert. Aber dieſes iſt noch ferne davon, jetzt unter das Dach zu kommen; es ragt kaum ein wenig über den Boden des Anfangs ſeiner Fundamente hervor, und es wohnt ſich ſo übel in einem Haus, das nicht weiter vorgerückt iſt; und wenige urtheilen richtig über einen Bau, wenn er in ſeiner Kunſtanſicht vollends probhaltig, aber in Holz und Stein noch nicht aufgeführt iſt.

Der Punkt der Laufbahn, auf dem mein müder Fuß ſteht, iſt nichts weniger als glänzend; ſeine Mühſeligkeit

ſchreibt

ſchreibt ſich von langem her, und ihr Ende iſt nicht abzuſehen. Tauſendmal hätte ich, menſchlicher Weiſe davon zu reden, in meiner Lage zu Grunde gehen ſollen; ich ging doch nicht darin zu Grunde. Mich umwehen für mein Werk Segenslüfte, und es gedeiht faſt ohne meine Kraft und ohne mein Zuthun. Siehe die Pflanze wachſen, und n der Fülle ihres Seyns da ſtehen, du weißt nicht, wie ſie gedeiht; aber du ſiehſt ihr volles Aufblühen, und glaubſt feſt, ſie wird reifen, ohne daß du der Sonnenwärme und des Thaus und des Regens, die du für nöthig haſt, auch nur für den morgenden Tag ſicher biſt. Alſo ſehe ich nein Werk im Segen naher und ferner Umgebungen blü- ien, die eben ſo wenig in meiner Hand ſind; aber ich laube dennoch feſt an ſein Reifen. Dieſer Glaube, und elber das Vertrauen, das ich in Rückſicht auf daſſelbe auf nein Glück hege, iſt indeſſen mit tiefem Bewußtſeyn des Mangels genugſamer Kräfte für alles, was die wirklich vol- ndete Ausführung dieſer Idee erfordert, verbunden. Die Mittel dazu ſind mir in verſchiedenen Rückſichten noch ſehr unkel; ich ſehe den Boden meiner Schöpfung um mich er öde und wüſt, aber ein ſegnender Geiſt weht über ſeine Gewäſſer, ſeine Sonne wird ihm aufgeh'n; ich weiß es: er Tag meines Werks wird kommen.

Möge dieſer Glaube mir bleiben! Möge er alle, die it mir an meinem Werke Theil nehmen, unter allen Um- änden beruhigen und ſtärken; aber möge er auch keinen on uns ſchwindeln machen, daß er das Zufällige unſers orübergehenden Glücks für den hellen Tag unſers Werks lber anſehe! Mögen wir uns beym Anblick einzelner ge lungener Theile unſers Verſuchs nicht hinreißen laſſen, uns über das Zurückſtehen dieſes Verſuchs im Ganzen einen Augenblick zu täuſchen! Wahrlich, das wäre das größte Unglück, das wir unſern Zwecken und unſern Hoffnungen ſelber in Weg legen könnten. Mögen wir, indem wir unſers dießfälligen Glückes froh ſind, uns über den Grad deſſen, was zur gänzlichen Vollendung unſers Zweckes Noth thut, nicht täuſchen!

Wenn in den erſten Tagen des Frühlings einige ſchöne Blüthen an ſonnigen Geländern ſich zeigen, und ſelber, wenn im vollen Frühling der Fruchtbäume Menge in aller Pracht ihrer ganz entfalteten Schönheit da ſteht; ſo iſt man um deßwillen noch nicht ſicher, daß eine einzige dieſer Blüthen ihre Vollendung in ihrer gereiſten Frucht finden wird. Ein tödtender Nebel, ein ſchädlicher Wind wehet über die Bäume, ihre Blüthen erſticken, und die Hoffnung des Wachſens und Reifens ihrer Früchte iſt dahin.

Ach, ich bin ſchon ſo oft von ſchönen Träumen erwacht, und oft iſt mir, ich werde noch ein Mal von einem ſolchen erwachen; oft iſt mir, die Schwierigkeiten meines Werks wachſen mir über mein Haupt. Es iſt in der Anmaßung einer Mannsgeſtalt erſchienen, eh es ſeine Kinderjahre vollendet. Es kannte die Jünglingsjahre nicht, in denen es hätte reifen ſollen, ehe es ſich in Mannesgeſtalt zeigte. Das alles iſt auf Gefahr ſeines Lebens geſchehen. Der Gang, den es genommen, erhöht ſeine Schwierigkeiten ohne Maß. Oft iſt mir, dieſe vergrößern ſich wie ein Schneeklumpen, der von des Berges Spitze gegen das Thal herunterrollt. Dann ahnet mir, ſo ein Schneegeſtöber in der Höhe könnte als Lauwine auf das arme Seyn meines Thuns herabfallen. Das hätte ſchon ſo oft geſchehen können; daß es nicht geſchehen, dazu trug, nebſt vielem andern Großen und Wichtigen, vielleicht auch das etwas bey, daß mein unglück- und leidenvolles Leben mir es gar nicht ſchwer, ſondern gleichſam nothwendig und natürlich machte, im großen Kreis meiner Umgebungen anſpruchlos zu leben, das Widrige des chaotiſchen Wirbels, durch den ſich die Anſtalt in allen einzelnen Theilen nur langſam zum organiſchen Leben emporhob, mit ſchonender Geduld zu ertragen, und dem Verdienſt eines jeden mitwirkenden Menſchen, wenn er auch ſchon einſeitig und beſchränkt war, und hie und da anſtoßend in den Wirbel des Ganzen wirkte, dennoch mit perſönlicher Hingebung als Hülfe der Vorſehung, die ich für meine Schwäche nothwendig bedürfte, zu erkennen und zu ehren. — Ich ſage es frey: daß ich den bisherigen Erfolg meiner Anſtalt in vieler Hinſicht dem Umſtand zuſchreibe, daß ich ihr in dieſem Geiſte vorſtand; ich liebte ſie mehr, als ich ſie leitete; ich erhob ſie mehr, als ich ſie bildete. So kann ich mit Wahrheit ſagen: ſie war nicht mein; ich ſtehe noch heute in ihr dienend da, in der Schwäche meiner Tage; ich achte noch heute meiner nichts, als um ihretwillen; ich will noch heute nichts ſeyn, als für ſie, und für die, mit denen und durch welche ſie beſteht.

So bin ich mit der Anſtalt vereinigt. Sie beſteht durch ſich ſelbſt; ſie beſteht durch die Wahrheit und die Kraft, die für ihr inneres Weſen in einem jeden von uns ſelbſt liegt, und nicht durch mich. Meine Perſönlichkeit und ihr Einfluß kommt für das Weſen meines Thuns nicht mehr in Anſchlag. Ob die Hülle dieſer Perſönlichkeit heute zu Grunde gehe, ob ſich das Band unſers äuſſern Zuſammenlebens noch heute auflöſe; uns vereiniget ein inneres Band. Nur daß ſich dieſes immer enger knüpfe in Demuth, Liebe und Wahrheit — nur das thut Noth; nur, daß wir in dieſem Geiſt immer vorwärts kommen. Dann wird auch das Aeußere unſrer Vereinigung in jedem Fall die Richtung nehmen, die für ihr inneres Weſen die vortheilhafteſte ſeyn wird; und auch der Vorwurf des Stolzes und der Anmaßung wird mit vielem Andern wegfallen.

Er muß wegfallen; der Irrthum, aus dem er entſprungen, iſt heiter. Man hat das beſchränkte Thun meiner Individualität nicht von dem Ideal meines Zweckes — man hat den wirklichen poſitiven Zuſtand meiner Anſtalt nicht genug von dem, was durch die vollendete Elementar-Methode geſchehen könnte, geſondert; das muß aber jetzt geſchehen, und ich will mich darüber erklären.

In Rückſicht auf die ſittliche Elementar-Bildung iſt das große Natur-Fundament dieſer Bildung: — das mütterliche Habituell-Machen der Gefühle der Liebe, des Danks und des Vertrauens von der Wiege an, nebſt den Lagen und Umſtänden, die im häuslichen Leben ſolchen Folgen zu dieſem Zweck ſo natürlich hervorbringen, ihre Anwendung ſo leicht machen, und mit ſo vielen Reizen verweben — außer dem Zeitkreis unſrer Anſtalt. Wir empfangen unſre Kinder erſt dann, wann der vorzügliche Zeitpunkt der erſten Begründung ihrer ſittlichen Entfaltung ſchon vorüber iſt. Sie kommen auch gewöhnlich nichts weniger, als nach vollendetem reinen Genuß dieſer häuslichen Vorzüge, zu uns; ſondern gar oft verwildert, und mit Gewohnheiten, die gar oft ſchon aus wirklicher Abſtumpfung der lieblichen Gefühle und reinen Kräfte der kindlichen Unſchuld entſprungen ſind. Der poſitive Anfangspunkt des uns möglichen Einfluſſes auf die ſittliche Entfaltung unſrer Zöglinge muß deßwegen mehr als bloß nothbehülfliches Entgegenwirken gegen ſchon mehr oder minder eingewurzeltes Verderben; und weniger als ein lückenlos geordnetes Anknüpfen an reine elementariſche Anfangspunkte der ſittlichen Bildung der Kinder angeſehen werden. Die Concentration des vollen Lebens im häuslichen Geiſte, der unter den Kindern edler, rein häuslich lebender Eltern ſo vielſeitig herrſcht, die Tiefe und Stille, die Ruhe und Innigkeit, die Weisheit und Kraft dieſes Lebens, das Heiligſte und Erhabenſte deſſelben fehlt mehr oder minder jeder Erziehungsanſtalt. Auch die höchſte Kunſt ſtrebt, bis ſie ſelbſt wieder ganz Natur, volles Leben, geiſtig vollendete Liebe geworden, umſonſt dahin, das ganz zu thun, und das ganz zu ſeyn, was die Natur von ſich ſelbſt iſt, und darum auch mit der größten Leichtigkeit thut.

Aber auch in intellektueller Hinſicht iſt es das Nämliche. Die unbefangene, kindliche, ruhige, ungeſtört freye, und dadurch tief und vollendet eingreifende Anſchauung, durch welche die Natur ihrem Zögling ſeine erſten Urtheile ſo einfach leicht, aber dabey ſo kraftvoll und lebendig begründet, ſollte ihm eben ſo lange vor der Zeit gegeben und habituell gemacht werden, ehe er in unſere Anſtalt tritt.

Das aber geſchieht nicht, und wir können unſern Zögling, in Rückſicht auf die Entfaltung der erſten Anfangspunkte ſeines Denkens und Urtheilens, ſo wenig in reiner Naturgemäßheit behandeln, als wir dieſes in ſittlicher Hinſicht gekonnt. Unſre Zöglinge kommen meiſtens, ſchon in ihrer Unmündigkeit durch die A B C-Elendigkeiten, und ſpäter durch den Miſchmaſch allerley unverdauter Bücherkenntniſſe von der Aufmerkſamkeit auf ihre Umgebungen in der Wirklichkeit des bildenden Lebens ganz abgezogen, und ſo für die erſten und reinſten Eindrücke der Natur verdorben, oder wenigſtens von ihnen unergriffen und unbelebt zu uns; und es iſt ganz gewiß: je weiter ſie auf der Bahn einer geiſt- und herzverödenden falſchen Kunſtbildung vorgeſchritten, deſto unempfänglicher ſind ſie auch für jedes naturgemäße Mittel der reinen Entfaltung irgend einer menſchlichen Kraft. Sie lebten im Schein und Blendwerk unnatürlicher Künſte; und wie ihr Verderben darin groß geworden, ſo iſt auch ihre wahre Naturkraft in ihrem Wachsthum und Leben ſtill geſtellt worden.

Das iſt in phyſiſcher Hinſicht noch am auffallendſten. Viele, ſehr viele unſrer Kinder kommen von dieſer Seite ſchon verzärtelt, oder doch wenigſtens phyſiſch unentfaltet und ungewandt in unſre Anſtalt. Wir müſſen aber noch frey geſtehen: wenn auch dieſes nicht wäre, wenn ſie auch, eh ſie zu uns gekommen, im väterlichen Hauſe alles genoſſen hätten, was ihnen dießfalls zu geben möglich war, ſo wären wir doch nicht im Stande, auf die häusliche Entfaltung zu bauen, was im hiefür beſſer gelegnen häuslichen Leben darauf gebaut werden kann. Der Erfolg aller

phyſiſchen Kraftbildung hängt nothwendig von vielſeitiger ausharrender Anſtrengung der phyſiſchen Kräfte ab, welche vorzüglich durch die Real-Bedürfniſſe der Umgebungen, in denen das Kind lebt, ihm angewöhnt und leicht gemacht werden. Dieſe Bedürfniſſe wirken in dieſer Lage theils durch die Gewalt ihrer unabänderlichen und ſich immer wieder erneuernden Wahrheit, theils durch den Reiz, der dieſe Umgebungen und dieſe Bedürfniſſe eben ſo unabänderlich begleitenden und belebenden Liebe, ſo wie der ihnen eben ſo nothwendig beywohnenden und ſie belohnenden häuslichen Freuden. Die Anſtrengungen, die das unabläßliche Bedingniß der Angewöhnungen zur phyſiſchen Gewandtheit und Kraft ſind, werden dem Zögling im häuslichen Leben naturgemäß, d. h. in Uebereinſtimmung ſeiner übrigen Kräfte und Anlagen, folglich nicht im Widerſpruche mit ſeiner ſittlichen und geiſtigen Entfaltung, oder auf Koſten derſelben, gegeben. Sie werden ihm nicht einmal auf Ge-
ahr der Zartheit einiger dieſer Kräfte eingeübt. Der Zwang
es reinen häuslichen Lebens iſt ein lieblicher Zwang; wahr-
ich ſein Joch iſt kommlich, und ſeine Laſt leicht. Der
Sohn des armen Vaters, die Tochter der armen Mutter,
ächſt in der Ausharrung der phyſiſchen Anſtrengung gleich-
am als in dem ihnen angebornen Element auf; ihre Kraft
ird ihnen freylich durch den Drang der täglichen häus-
chen Bedürfniſſe eingeübt; aber dann auch hingegen in
dem Fall durch die Reize der häuslichen Verhältniſſe,
elche die Quellen dieſer Bedürfniſſe ſind, wieder gewürzt.
aher macht auch der Zwang, der ſie zu ihrer Kraft bil-
t, ſie nicht leiden. Die Kinder der Armuth müſſen zwar,

ſo wie ſich ihre Kräfte entfalten, ihren Verhältniſſen nothwendig dienen; aber ſie müſſen damit nur die Liebe und die Dienſte erwiedern, die ſie von dieſen Verhältniſſen zum voraus empfangen.

Dieſes heilige Fundament der phyſiſchen Anſtrengung hat keine Erziehungsanſtalt, und doch iſt die Elementar-Bildung, in Rückſicht auf ihren ganzen Volkseinfluß, ein Traum, wenn ihre Wirkung ſich nicht in der phyſiſchen Entfaltung des Zöglings für ſeine Kunſt- und Berufs Bildung bewährt.

Es war auch von Jugend auf der Zweck meines Lebens, vorzüglich von dieſer Seite auf die Bildung des Volks zur Induſtrie zu wirken. Ich wollte meine dießfälligen Endzwecke immer durch die Gründung einer Armen-Anſtalt zu erzielen ſuchen, und glaubte mich in Stanz meinem Ziele nahe. Auch in Burgdorf ſuchte ich durch meine Anſtalt anfangs nur Mittel, den Faden meiner Zwecke da wieder anzuknüpfen, wo ich ihn in Stanz gelaſſen; aber der allgemeinere und umfaſſendere Gang meiner Unternehmung, und ihre Schickſale bis auf dieſe Stunde, haben mich je länger je mehr von dieſem urſprünglich beſchränkten Ziele weggelenkt. Ich mußte mich bis auf heute an den Banden einer Penſions Anſtalt für den beſondern Zweck meines Lebens immer mehr beſchränken, ich möchte faſt ſagen, zernichten, und mich wenigſtens bis jetzt immer in einem Thätigkeits-Kreis herumtreiben, der mich ewig nicht befriedigen kann, weil er in meinem Seyn und Thun beſtimmt diejenigen Lücken offen läßt, die ich durch mein

Leben für das Volk und die Armen vorzüglich auszufällen geſucht habe.

So wahr und richtig alles dieſes iſt, ſo beweist es doch nur, daß die häusliche Erziehung an ſich *ſelbſt* beſſere und reinere Mittel zur Anwendung der Grundſätze der Elementar-Bildung anbietet, als irgend eine öffentliche oder Privat Erziehungs-Anſtalt anbieten. Aber wenn man dann fragt: Bietet die häusliche Erziehung, wie ſie iſt, dieſe Mittel der Maſſe der Menſchen in der That an, wird die Maſſe der Menſchheit dieſer theilhaft? — ſo fällt unwiderſprechlich auf: *In der Tiefe des Volks ſteht rohe Verwilderung; im Mittelſtand verwirren-e Anmaßung und Schwäche, in den höhern Ständen beynahe gänzlicher Mangel an Kraft und Wahrheit aller Fundamente des reinen häuslichen Lebens, der wirklichen Benuzung ieſer Mittel,* wie unerſchütterliche Felſen den Meereswellen, die daran anprallen, *entgegen.* Oder iſt es nicht n Allgemeinen, wie wenn dieſe Mittel für die Maſſe des Volks nicht da wären? Sind nicht immer zehntauſend Kinder, welche die häusliche Erziehung ohne fremdartige Einmiſchung genießen, gegen eines, das durch ein Inſtitut erzogen wird? Wenn man dann fragt: Wie ſteht's um dieſe ehntauſende, und wie ſteht's um dieſes einzige? was kommt enn heraus? Kann man ſich's verhehlen, daß die Hinder-iſſe der reinen häuslichen Bildung beynahe allgemein ſind? ann man ſich's verhehlen, daß es Bedürfniß der Zeit iſt, en dieſen reinen häuslichen Sinn wieder zu beleben, und n Eltern beides, neuen Willen und neue Kräfte und Mistel, der Gewalt der allenthalben herrſchenden Unnatur und der durch ſie entſprungenen Zerſtörung des rein bildenden Sinnes des häuslichen Lebens entgegen zu wirken, wieder zu geben?

Die Unnatur iſt in unſerer Mitte allmächtig; ſie wird durch den Zeitgeiſt aller Stände unterſtützt und belebt, und es bedarf allenthalben vorbereitende Anſtalten, um die Menſchen den Werth des häuslichen Lebens wieder fühlen und ſie ſeiner reinen Kräfte wieder theilhaftig zu machen. Das Ziel unſerer Vereinigung geht weſentlich dahin. Wir fühlen ſeine Schwierigkeiten, und haben gezeigt, daß wir den Punkt unſers dießfälligen Zurückſtehens kennen. Aber wir ſind uns auch des redlichen Eifers bewußt, die Mittel, unſer dießfälliges Zurückſtehen zu beſeitigen, in ihrem ganzen Umfang zu erforſchen, ſo wie auch die Wege, in unſern ſo laut ausgeſprochenen Zwecken mit geſichertem Erfolg vorzuſchreiten.

Es iſt unſtreitig, die freye Vereinigung vieler Menſchen zu dieſem Ziel gewährt ihnen Vortheile, die durch iſolirte und gebundene Exiſtenz weniger Menſchen ewig unerreichbar ſind.

So wie das häusliche Leben einzelner Kinder, vorzüglich für Gemüthlichkeit und Unſchuld, die ausgezeichnetesten Vorzüge hat, ſo hat dann hinwieder das gemeinſame Leben vieler Kinder bey einander, für die Kraftentfaltung und Wahrheit des wirklichen Lebens, Vorzüge, die im kleinen, häuslichen Verhältniß ſelten erreicht worden ſind. Sind etwa dieſe letzten mit den erſten nicht zu vereinen? Ich weiß, daß dieſes ſchwer iſt; aber ich fühle auch, daß dieſe Vereinigung das Ziel einer guten Erziehungsanſtalt ſeyn muß. Es iſt auch unſer Ziel. Daß wir noch ferne davon ſtehen, das weiß ich wohl; aber auch, daß wir darnach ſtreben, und die Möglichkeit ſeiner Erreichung ſelbſt mitten im ſchwerſten Druck ſeiner groſſen Schwierigkeiten fühlen. Die Macht der groſſen Idee, die uns vereinigte, leitete uns auch darin; aber ihre Leitung war lange mit Unkunde des Umfangs der Idee, und noch mehr mit Unkunde der Mittel, dieſer Idee in dieſem Umfange Genüge zu leiſten, begleitet. Unſere Individualitäten wirkten lange in vielfacher Einſeitigkeit der Harmonie dieſes Umfangs entgegen; doch ſie wirkten mit Kraft. Wir ſetzten einzelne Anſichten mit treuer Lebendigkeit durch; aber eben dieſe Lebendigkeit einzelner Anſichten, und das Glück ihres einſeitigen Erfolgs machte uns oft einzelne Unterrichtsgegenſtände zum Schaden der Anſicht des Lebens und ſeiner Bedürfniſſe im Ganzen betreiben. Die Vollendung der Wahrheit im Einzelnen rief indeſſen in jedem Fall der Bearbeitung der Wahrheit im Ganzen, und die Vollendung der Kräfte im Einzelnen der Vollendung der Kräfte im Ganzen. So war es nicht möglich, daß wir uns in jedem einzelnen Geſichtspunkt lange über die Nothwendigkeit irren konnten: die Anſicht des Lebens im Ganzen zum unerſchütterlichen Fundament nicht bloß des Geiſtes unſers Erziehungs-Einfluſſes im Allgemeinen, ſondern auch der Lehr- und Unterrichts-Mittel jedes einzelnen Fachs zu legen.

Gegenwärtig iſt unſer Bemühen lebendiger als je, dieſe Anſicht des Lebens im Ganzen und ihr allein reines Fundament: die häusliche Lieblichkeit des väterlichen und kindlichen Sinnes, in unſrer Mitte zu befördern, und der Kunſt unſers ganzen Thuns dieſem einen feſten, mit unſerer Natur übereinſtimmenden Haltpunkt zu geben. Die Geſchichte der dieſfälligen Reifung unſrer Anſichten, ſo wie die Urſachen, die uns in einzelnen Fächern von der feſten Aufmerkſamkeit auf das Leben im Ganzen abgelenkt haben, iſt merkwürdig; aber ihre Darſtellung fordert tiefen und ſelbſtſuchtloſen Hinblick auf das Ganze unſers Seyns, und ich werde vor meinem Tode mich darüber nicht frey und allſeitig ausſprechen.

Das erſte Bedürfniß der feſten Anſicht des Lebens im Ganzen in jeder Anſtalt und in jedem größern Verhältniß iſt: reiner, milder Einklang der Hauptgeſinnungen der Individuen, die dieſes Verhältniß konſtituiren. Aber dieſer Einklang im Leben iſt auch bey Männern, die Wahrheit wollen und den Kraft zu ihr ſuchen, nur ein Werk der Zeit und des Glücks. Auch ſolche Menſchen haben oft Fehler, die einem ſolchen Einklang mit unwiderſtehlicher Gewalt widerſtehen. In jedem Fall iſt ein ſolcher Einklang nur ein Werk der Zeit und des Glücks, und muß mit einer Weisheit, Liebe und ſelbſtſuchtloſen Geduld erkauft werden, die nicht jedermanns und auch nicht jedes guten Mannes Sache iſt, und die Verſchiedenheit der Meynungen und Anſichten muß in einem ſolchen Hauſe dem Einklang derſelben vorhergehen. Ohne die vorhergehende Einwirkung des Streits iſt in einem ſolchen Verhältniß keine Sicherheit des Friedens, als nur mit Aufopferung der Freyheit und der Wahrheit denkbar. Aber wenn die Zeit des Reibens ferner und eitler Meinungen vorüber, und die Anſicht des Lebens im Ganzen und ihre Wahrheit und ihre Liebe nunmehr der großen Mehrheit lebendig und klar iſt; dann hat es auch in ſeiner Ausdehnung ein Fundament des menſchlichen Wirkens auf menſchlichen Sinn, das in einem engern Verhältniß nicht erreichbar iſt.

Ein Erziehungs-Haus, vom Vaterſinn ausgehend und wirkend auf Kinderſinn, iſt eines der erſten Zeitmittel, das die Menſchheit bedarf, die Zerrüttung, die im wirklichen häuslichen Leben ſelbſt Statt findet, zu mildern und den mangelnden häuslichen Sinn unter den Menſchen gleichſam wieder neu zu erſchaffen. Ein ſolches Haus bietet unendliche Mittel zur Ausübung und Belebung häuslicher Tugenden dar, und gründet zu gleicher Zeit enge Bande freundſchaftlicher und liebender Verhältniſſe, die dann hinwieder einen entſcheidenden Einfluß auf die ſchöpferiſche Entfaltung der Gemüthlichkeit, die den häuslichen Tugenden als ihr ewiges Fundament zu Grunde egt, haben und haben müſſen.

Man mag es anſehen wie man will, wer ſich im Geiſt nd in der Wahrheit als Bruder von Hunderten fühlt, er iſt ein höherer Menſch als der zärtlichſte Bruder von inem.

Hebt ſich ein Erziehungs-Haus zur Kraft empor, die n Sinn zu entfalten, ſo iſt ſein Segen unermeßlich.

Ich geſtehe gern, es iſt ſchwer dahin zu gelangen. Wir wiſſen auch, daß wir noch nicht da ſind; aber das weiß ich zugleich, daß meinem Streben Ernſt iſt, darnach zu gelangen. Ich habe mich von Jugend auf nach dieſem Ziel geſehnt, und viele der Meinigen ſehnen ſich mit reinem Herzen nach demſelben; und bey allem Gefühl unſers zeitlichen Zurückſtehens iſt mein Glaube an das Wort: Wer ſucht, der findet — ewig feſt, ſo wie mein Vertrauen auf den mir von der Vorſehung ſo wunderbar verliehenen Kreis edler Menſchen, welche die Erreichung meines Ziels, als ihr Ziel anſehen, und mit Kräften darnach ſtreben, die mir mangeln, und von denen kein Menſch hätte ahnen können, daß ich ſie fände. Ach, ich hatte ihrer ſo nöthig, Gott! ich habe ihrer ſo nöthig! Mein Unternehmen war nicht bloß über meine Kraft, es war ſelbſt über meine Ahnung; und ſo weit ich es ahnete, und kannte, foderte es offenbar Mittel, zu denen faſt niemand weniger gebildete Fertigkeiten hatte als ich, und über deren eigentliche Beſchaffenheit ich lange mehr träumte, als mich ihrer deutlich bewußt war. So weit brauchte ich Hülfe, und ſo wenig hatte ich vollendete Kraft für mein Beſtreben. Aber ich hatte einen unerſchütterlichen Willen für dieſes Ziel in meinem Innerſten.

Es iſt in jedem Fall etwas Heiliges, etwas Segenbringendes in dieſem Willen. Auch liegt in der Erhebung meines Hauſes etwas Hohes, Erhabenes, das ohne das Segenbringende dieſes Willens nicht zu erklären wäre. Wir vereinigten uns beſtimmt aus Liebe zu einer großen Idee, und auf das Fundament der innern Ahnung der Möglichkeit einer Sache, die ich mit ſo viel Vertrauen und mit einem ſo entſchiedenen Willen ſuchte.

So lag ſchon in der Entſtehung meines Hauſes und in der Art ſeiner Zuſammenſetzung eine Erhebung des Gemüths für die Erziehung. Wir vereinigten uns beſtimmt aus Liebe zu ihr. Die Kräfte, die wir zuſammenbrachten, waren klein, aber einfach, vielſeitig und frey. Unſer Zuſammenhang gab jeder einzelnen Anſicht des Ganzen den unbedingteſten Spielraum. Unſer Streben nach Erfahrung und Einſicht über unſern Gegenſtand war ernſt und allgemein. Auch war der Kreis unſrer Erfahrung bald groß und vielſeitig, und es herrſchte von Anfang an in unſrer Mitte eine Lebendigkeit in unſern Anſichten, und eine Ausharrung, die um ſo nothwendiger war, weil wir auf einer ungebahnten Straße wandelten, und der Steine viel waren, die man uns in den Weg legte, die zum Theil auch von ſelbſt hineinfielen, zum Theil ſo gar uns von uns ſelber in den Weg gelegt wurden.

Aber dieſe Steine und der Drang des Widerſtandes, durch den wir uns durcharbeiten mußten, ſtärkte uns und hob uns höher. Wir fühlten uns als einzeln und als vereinigt, und wirkten auf einander als einzelne faſt unmerklich, als ein Ganzes kraftvoll. Aus dieſer Lage entfaltete ſich in unſrer Mitte ziemlich allgemein, was in jedem Einzelnen da lag, aber geweckt werden mußte, um ſich zu zeigen. Dieſe Reſultate unſrer Vereinigung in uns ſelber machen uns und in der Verbindung etwas ganz anders als, was wir einzeln waren, und was möglich ſchien, daß aus uns einzelnen hervorgehen könnte.

Auch der beſchränkte Endzweck: die gemeinen Lehr- und Unterrichtsmittel dem Volk nur zu vereinfachen, und ſie ihm dadurch nur zu erleichtern und allgemein beyzubringen, erweiterte ſich jetzt bald eben ſo nothwendig durch unſere praktiſchen Verſuche in jedem einzelnen Fache derſelben. Es entkeimten aus unſern Bemühungen dafür bald neue Verſuche, jedes einzelne dieſer Fächer mit den höhern und allgemeinern Anſichten für die Erziehung in Uebereinſtimmung zu bringen. Wir erkannten das Bedürfniß, das Leſen, Schreiben, Rechnen, Singen u. ſ. w., wie ſie in den Schulen getrieben werden, auf den reinen, elementariſchen Anfangspunkten des Wollens, des Könnens und des Wiſſens des Kindes, von deren naturgemäßer Belebung die Entfaltung aller weſentlichen Kräfte der menſchlichen Natur weſentlich ausgehen muß, zu entwickeln, und dadurch in weſentliche und reine elementariſche Mittel der Geiſtesbildung zu verwandeln. Empiriſch auf die Wahrheit dieſer Grundſätze geleitet, entglühte und entflammte ſie uns, eine Weile in einſeitiger, aber klarer und kraftvoller Bedeutung vor unſern Augen ſtehend, mit ihrer uns noch neuen Anſicht, daß wir uns mit Künſtler-Vorliebe ſelber für ihr noch unreifes Daſeyn enthuſiasmirten. Wir hatten nicht Unrecht. Das, was wir auch in dieſer Beſchränkung von ihr erkannten, war tief in die Natur eingreifende und ſich kraftvoll bewährende Wahrheit. Aber das Verhältniß dieſer Schulmittel zum Ganzen war uns noch verborgen. Ihr äußerer Erfolg ent-

ſprach

ſprach unſerm Vertrauen auf ſie vielleicht nur allzuſehr, gewiß allzufrüh. Der Unglaube, welcher der Prüfung unſers Gegenſtands zum Theil mit [illegible] vorherging, und der Zweifel, der zum Theil mit geſchloſſenem Augen ſie begleitete, wandelte ſich ſchnell in übertriebene Lobreden um. — Wir verdienten auch dießfalls etwas Aufmerkſamkeit, aber nicht den Enthuſiasmus, der jetzt wie aus den Wolken auf unſer Thun herabfiel. Man ſah unſere Kinder in einzelnen Unterrichts-Fächern eine Aufmerkſamkeit und Geiſteskraft zeigen, die man bey andern nicht fand. Man ſah ſie durch dieſe Kraft Reſultate hervorbringen, die andere Kinder bey keinem nicht hervorbrachten. Von dieſer Seite gewannen wir mit Recht allmählig Vertrauen, und von dieſem geſtärkt rückten wir langſam, aber ruhig und täglich mehr im Umfang deſſen, was zur Vervollkom-ung unſerer Idee noch mangelte, vorwärts. Ueberall hnten ſich unſere Erfahrungen aus, und reiften, zwar ht ohne Verirrungen und Leiden; aber ſie reiften. Meh-e Reſultate unſerer Verſuche, das dürfen wir ſagen, ſtejetzt da, als ein immer mehr ſich reinigendes Fundant einer vielſeitigen höhern Anſicht unſers Thuns und erer Zwecke.

Zwar iſt auch unläugbar: je mehr ſich die Anſicht unſerm Thun ausdehnte, je mehr mußte auch das fühl des Unvermögens unſrer einzelnen äfte für unſern geſammten Zweck nicht nur uns ſelber werden, ſondern ſich auch an dere offenbaren. Aber ſo wie dieſes wahr iſt, ſo ch wahr, daß das Ganze unſers Seyns in unſerer Vereinigung mitten in der Unverhältnißmäßigkeit unſerer Lage und Kräfte innerlich in uns ſelbſt feſt ſtehe, und immer feſt ſtehen wird.

Unſer Haus lebt in großen, bildenden, einzelnen Erfahrungen, und wir dürfen es ſagen: wir haben ganz gewiß von mehr als einer Seite für die Idee einer naturgemäßen Erziehung mit unſerer Einigung praktiſch das Eis gebrochen. Wir müſſen aber hinzuſetzen: was wir hierin gethan haben, ging bey weitem nicht von einem Einzelnen von uns aus. Es liegt eben ſo bey weitem nicht in einem jeden von uns gleich gewurzelt, weder in ſeinem Geiſt noch in ſeinem Herzen, noch in ſeinen praktiſchen Fertigkeiten. Einige von uns ſehen nur einen Punkt beſonders helle, und dienen dennoch dem Ganzen, indem ſie dieſem Punkt getreu ſind, und an ſeinem Faden fortſpinnen zur Erkenntniß des Ganzen. Andere leben in der Ahnung des Ganzen mit einer Kraft, in der ſie der Thatſache, die wir ausführen, weit vorauseilen. Andere wandeln dem Ziel mit einer durch Ausbildungs-Fertigkeiten geſtärkten Kraft entgegen. In allen, (weiß's Gott, darf ich ſagen: in allen), lebt eine reine Liebe zur Sache, hohe Ahnung von ihren Folgen, und feſtes Vertrauen zu denſelben. Wir ſind aber auch alle durch alles, was dem Menſchen heilig ſeyn kann, intereſſirt, daß wir die Hoffnung nicht ſinken machen, die wir erregt haben; und wir ſchwören es, und wir wollen es. Die Fundamente, auf denen unſer Thun ſeinem Plane nach ruhen ſoll, ſind gelegt, und die Männer, die es braucht, um auf das Fundament, das wir gelegt haben, fortzubauen, ſind zum Theil wirklich in unſerm Hauden, zum Theil fallen ſie jetzt auch ohne unſer Zuthun in dieſelben.

Die Art, wie ich über unſer Zurückſtehen in ſo vielem, das für die Erzielung einer naturgemäßen Erziehung weſentlich iſt, geredet habe, könnte indeſſen ſehr leicht mißverſtanden werden, wenn ich mich nicht über den Punkt, auf dem wir in Rückſicht auf die Anbahnung einer ſolchen Erziehungsweiſe in unſerer Anſtalt ſtehen, mit eben der Beſtimmtheit äußerte. Es gibt Gegenſtände in der Welt, in denen man, ohne in das innere Weſen derſelben einzudringen, ihre gute oder ſchlechte Beſchaffenheit an bloßen äußern Merkmalen mit Sicherheit erkennen kann; das iſt auch hier der Fall. Der Punkt der Naturgemäßheit, auf dem wir in unſrer Anſtalt ſtehen, drückt ſich ganz gewiß auffallend darin aus, daß unſere Kinder im Allgemeinen ſo froh und glücklich ſind, wie ſie ohne eine der Naturgemäßheit ſich nähernde Exiſtenz nicht ſeyn und leben könnten. Und wenn wir der Urſache dieſer unbeſtreitbaren Thatſache nachforſchen; ſo können wir uns nicht verhehlen, ſie liegt darin, daß der Grundſatz: das Kind müſſe bey jedem Schritt der Erziehung und des Unterrichtes als ein Ganzes in's Auge gefaßt, und als ein ſolches ergriffen werden, wenn er auch noch nicht in ſeiner hohen Vollendung von uns ausgeführt wird, dennoch von uns erkannt iſt, und wir uns ſeiner Anwendung vielſeitig nähern.

Wir haben es wenigſtens der Anerkennung und Feſthaltung deſſelben zu danken, daß das mens sana in corpore sano im Allgemeinen weit mehr der Zuſtand der Zög-

linge

linge unſers Inſtituts iſt, als man dieſes bey hundert und mehr zuſammen erzogenen Kindern, wenigſtens in unſrer Zeit, hoffen durfte. Von phyſiſcher Seite iſt es auch auffallend, daß nunmehr ſeit 9 Jahren noch kein Kind unter unſerer Pflege geſtorben, und der Geſundheitszuſtand aller außerordentlich gut iſt. Oft vergehen Monathe, ohne daß ein einziges auch nur über Beſchwerden klagt; ſie halten Anſtrengungen aus, die für ihr Alter und für ihre frühern Führungen außerordentlich ſind. Als letztes Jahr 120 bis 130 von ihnen, in verſchiedenen Abtheilungen über zum Theil beſchwerliche Berge, und unter vielem Wechſel des Wetters, Fußreiſen von 2 bis 3 Wochen machten, kam auch kein einziger von allen auch nur mit einem Schnuppen behaftet zurück. Auch das iſt eine unwiderſprechliche Thatſache, daß viele unſrer Kinder, die jetzt kraftvoll blühen, kraftlos in unſer Haus kamen. In der ganzen Zeit haben wir nur ein paar Beyſpiele, daß Kinder den Grad der Kraft, den ſie beym Eingehen in unſer Haus beſaßen, in etwas verloren. Der in dieſer Hinſicht blühende Zuſtand des Hauſes hat ſeinen Grund ganz gewiß im Ganzen ihrer, der Natur mehr gemäßen, Führung, und zwar nicht bloß in der Einfachheit ihrer Nahrung, in täglicher Bewegung und Thätigkeit, ſondern vorzüglich in dem größern Grade der innern Befriedigung und des Frohſinns, den ſie genießen.

Sie werden von keiner Seite durch den Unterricht abgemattet. Der Geiſt der Elementar-Uebungen iſt leicht; ſie ſtrengen die menſchlichen Kräfte nicht ſo an, wie irgend ein unelementariſch gegebener Lehrfach. Ein Punkt des Unterrichtes fließet in demſelben natürlich aus dem andern; daher belaſtet es den Geiſt nicht, es ſpricht ihn nur an, und macht ihre Reſultate einfach und natürlich aus ihnen hervorgehen. Jede neue Erkenntniß iſt dem Kind eine ſtärkende und erfreuende Beſtätigung ſeiner frühern Erkenntniß. Die erſte Quelle der jugendlichen Verirrungen, die, durch die Unnatur des Unterrichtes erzeugte lange Weile, findet, ſo weit als der Unterricht elementariſch gegeben wird, nicht Platz. So weit er alſo gegeben, ſo weit wird das Kind durch ihn im frohen Leben in der Natur geſtärkt, und vor allen Folgen der Unnatur im Unterricht und in der, aus Eigenſucht, willkürlichen Anwendung der menſchlichen Kräfte bewahrt.

Der Punkt, in dem dieſes geſchieht, iſt indeſſen beſonders für jüngere Kinder, noch bey weitem nicht befriedigend, und der Idee der Elementar-Bildung in fernem nicht genugthuend; die beſtehenden intellektuellen Elementar-Uebungen ſind noch nicht ganz genug mit den Bildungsmitteln der Anſchauungs Epoche des kindlichen Alters in Uebereinſtimmung gebracht; noch zu abgeriſſen vom Ideal der elementariſchen Führung der Unmündigkeit und der vollendeten Sicherheit ihrer heiligen Zartheit und Unſchuld, ſtehen ſie noch zu ſehr in ſich ſelbſt geſchloſſen, noch faſt iſolirt da. Aber das lebendige Gefühl dieſes Zurückſtehens iſt, ich darf es mit Zuverſicht ſagen, auch der erſte Schritt zu einem kraftvollen Einlenken auf den einfachen Pfad der Natur geworden. Es iſt unwiderſprechlich: das Uebergewicht einzelner Unterrichts-Fächer, und ihr Betreiben mit aller Macht der

Einſeitigkeit war unentbehrlich, nicht nur um den ſelbſtſtändigen Werth eines jeden, ſondern auch ſein Verhältniß zu den übrigen Bedürfniſſen der Menſchennatur zu erproben, und uns, beides auf den eigentlichen Punkt, von dem aus die Lücken entſtehen, und auf die wahren Mittel ſie auszufüllen, zu führen.

Wer indeſſen in den Elementar-Mitteln nur Bildung des Verſtandes, und nicht Bildung der Menſchheit in aller Fülle ihres hohen göttlichen Sinnes ſucht, der wird dieſe Lücken nicht fühlen. Auch iſt es gewiß: die Welt, wie ſie wirklich iſt, wird die durch dieſe Mittel bey unſern Zöglingen hervorgebrachten Fertigkeiten und Begriffe, begieriger auffaſſen, höher ſchätzen, als den Sinn der ganzen Fülle der Menſchlichkeit, deren Entfaltung die Aufgabe der Anſtalt iſt.

Aber auch in der Beſchränkung, in der wir noch durch ſie wirken, und im Sinne dieſer Weltanſicht, dürfen wir von ihnen ſo viel ſagen, daß ſie geeignet ſind, pſychologiſch und allgemein, nicht nur das, was man auf dem Wege der bisherigen Grammatik und der alten Sprachen für die Verſtandes-Bildung geſucht hat, ſondern weit mehr, und dieß weit Mehrere mit weit größerer Sicherheit zu erzielen. Der Zuſammenhang der mathematiſchen Elementar-Uebungen mit den Anſprüchen der Verſtandes-Bildung unſers Geſchlechtes im Allgemeinen, iſt offenbar heiterer und allgemeiner, als der Zuſammenhang der Grammatik und der todten Sprachen damit iſt. Die mathematiſchen Elementar-Uebungen erwecken die innere Lebendigkeit und elbſtthätiges Intereſſe, das die Baſis aller wahren Entfal- ung unſerer Kräfte iſt, damit ich wenig ſage, in jenen Kin- ern, wo die grammatikaliſchen Uebungen, und diejenigen er todten Sprachen in Einem Kinde. Darum achte ich auch den Weg der Verſtandes-Bildung durch die todten Sprachen, in ſo fern er iſolirt und einzig gegeben wird, als einen eigentlichen Umweg, der freylich einen geſchikten, der darauf nicht verirrt, wohl zum Ziel führen kann. Den Weg der mathematiſchen Geiſtesentfaltung hingegen achte ich dießfalls für die eigentliche Landſtraße, auf der ein jeder, der gute Beine hat, und ſie nicht ſchont, zum Ziel gelangt.

Wir haben in unſern intellektuellen Elementar-Uebungen dieſe Landſtraße betreten; und es iſt unläugbar: die allgemeine Aufmerkſamkeit der Welt- und Zeitmenſchen, die unſere Anſtalt nun ſo lange erregt und erhalten, ruht vorzüglich auf dem Erfolg unſrer mathematiſchen Uebungen. Dieſe haben unſtreitig Erwartungen hervorgebracht und Kräfte erzeugt, die man in andern Erziehungsanſtalten nicht fand. Das Urtheil dieſer Zeit- und Weltmenſchen iſt allgemein: Die Erhaltung und Fortdauer der ganzen Anſtalt ruhe auf dieſer Baſis; und mein Haus müßte in ſich ſelbſt zerfallen, es werde ſich auflöſen, ſo wie die Hauptſtütze dieſes Fachs ihm zu fehlen anfange! Sie irren! Sie mißkennen das höhere Band der Einheit und des Zuſammenhangs in der Menſchennatur. Man möchte auf ſie anwenden: ſie wiſſen den Grund der Dinge nicht, noch die Kraft Gottes.

Weniger allgemein ſichtbar iſt die Wirkung unſre Anſtalt, nach dieſer Weltanſicht, auf die Entfaltung d Zöglinge zur Kunſt. Allein ſie iſt eben ſo wahr und eb ſo entſchieden. Bis auf einen ziemlichen Punkt beſtäti die Erfahrung auch dieſe Behauptung. Wir ſind in d Bearbeitung der elementariſchen Bildung der Kinder z Kunſt mit dem ſichtbarſten Erfolg ſo weit vorwärts gerüc daß wir beſtimmt darüber ſagen können: Daß es nu der Theilnahme eines wahren und große Künſtlers, wie einen ſolchen ſchon die Geſan lehre gefunden hat, und ſeines Anſchließe an unſere Grundſätze und Elemente bedarf, u auch im Kunſtfache eben ſo große, eben ſo u widerſprechliche Reſultate hervorzubringe Dieſes alles aber auch zugeſtanden; der Mann, der Menſchheit, als ſolche, durch ihre Bildung im Allgemein ihrer Veredlung näher bringen will, der wahrhafte Men wird dadurch nicht befriedigt. Dieſer will von der M thode mehr; er will von ihr Sicherheit der ſittlichen u religiöſen Entfaltung des Kindes, er will in dieſer Sich heit das Fundament und die Baſis von allem, was w uns ſonſt von der Anſtalt verſprechen. Findet er dieſ nicht in ihr, ſo iſt ſie ihm nichts; und er hat Recht.

Ob die Anſtalt ihn hier befriedigen könne? Der Sche iſt dagegen, und es iſt durchaus nicht zu läugnen: D iſolirte Daſtehen der intellektuellen Elementar-Mittel u ihrer Wirkung, ſelber der Enthuſiasmus für ſie, und die ihres Gebrauchs, die ſich in gewiſſen Zeitpunkten und un gewiſſen Umſtänden, der Einſeitigkeit und beynahe der E wohlthätigkeit näherte; mußten faſt nothwendig die Vermuthung veranlaſſen: *das Weſen der Methode beſtehe in den Reihenfolgen der Elementar-Mittel der intellektuellen Bildung, und die Anſtalt beruhe auf ihrer iſolirten Anwendung.* Daher dann auch die ſtarken Urtheile: Sittlichkeit und Religion werde bey uns ganz vernachläſſigt, ſich ganz natürlich erklären und entſchuldigen laſſen.

Es war freylich ein Irrthum; aber der Schein der Sache war benutzt, und die Zahl zum Theil bedeutender Menſchen, die aus andern Gründen nicht Freunde der Anſtalt ſind, fanden hierin einen Stützpunkt, auf den ſie ſich mit Zuverſicht lehnten. Von dem, was im Haus wirklich gethan war: das reine Gefühl des Herzens und einen höhern religiöſen Sinn zu wecken und zu nähren, davon nahm man keine Notiz. Wer von der Sache redete, der redete von Zahl und Form; und wer von Reſultaten ſprach, der ſprach vom Rechnen und Zeichnen; nur wenige ſprachen vom Menſchen. Kurz, man ſprach nur von untergeordneten einzelnen Mitteln der Anſtalt. Man achtete ihre Fundamental-Mittel, man achtete das Centrum, worauf ſich alle ihre Mittel bezogen, wenig. Aber es iſt unbegreiflich, daß man nicht einſah: *wenn man in dieſer Anſicht Recht gehabt hätte,* wenn keine andern Bildungsmittel in die Führung des Hauſes Einfluß gehabt hätten, *das Haus wäre ſchon lange aufgelöſet.* Wer kennt die Menſchen, und kann nur ahnen, daß ſich das Haus, wie es iſt, ohne andere als intellektuelle Bildung durch Zahl und Form, ſo lange zuſammen zu halten vermocht hätte?! Es hat ſich durch Liebe, Geduld und Glauben gegründet, und wird ſich auch durch Liebe, Geduld und Glauben erhalten. Zahl und Form ſtehen im wirklichen Leben der Elementar-Bildungsweiſe des Inſtituts als einzelne, im Ganzen ſeiner Mittel verwebte Theile da. Wie die Anſprüche des Herzens und der Religiöſität in der Idee der Elementar-Bildung, ihrer Tendenz und ihrer Mittel anerkannt werden, werden ſie auch in der Ausbildung vom Perſonal meines Hauſes anerkannt.

Die Idee der Methode ſpricht die ſittliche und religiöſe Erhebung unſerer Natur in ihrer Selbſtſtändigkeit an. Sie *fordert ihre Mittel, als unabhängig von den geiſtigen Bildungsmitteln.* Sie erlaubt nicht, daß die heiligen veredelnden Gefühle unſerer Natur, Glaube, Hoffnung und Liebe, als bloße Zugaben der intellektuellen Bildung dürfen angeſehen werden. Die Idee der Elementar-Bildung ſieht ſie nicht dafür an, und kann ſie nicht dafür anſehen, und *in meiner Perſönlichkeit* lag es noch weniger, ſie dafür anzuſehen. Liebe und Glaube lagen, durch ſinnliche Neigungen unterſtützt, in meiner Natur. Zahl und Form, und Geiſteskraft für Zahl und Form, war beſtimmt das Gegenſtück von dem, wozu ich vermöge meiner individuellen Organiſation vorzüglich hinlenkte. Sie fiel wahrlich als das der Eigenheit meiner Individualität heterogenſte Erziehungsmittel, in meine Hand. Der ganze Einfluß meiner Individualität auf mein Haus war entweder gar nichts, oder er war es nicht dadurch. Auch iſt es Thatſache, daß das freye Einwirken der Organiſation des Hauſes auf die Entfaltung der ſittlichen und religiöſen

Anlagen der Zöglinge in der That vielſeitig und groß war; auch ſind ſeine Reſultate für alles, was von einzelnen Kindern nach dem Grad ihrer dießfälligen Anlagen und frühern Führung zu erwarten war, allgemein befriedigend, und im Einzelnen in einem hohen Grad erhebend. Eben ſo zeigen alle Eltern der Kinder meiner Anſtalt ihre dießfällige Zufriedenheit in einem Grad, der mein Gemüth weit mehr erhebt, als alles andere, was man über die Anſtalt Gutes ſagen könnte.

Das Lehrerperſonal meines Hauſes theilt meine dießfällige Ueberzeugung. *Es ſtrebt mit der gleichen Kraft nach der Erzeugung einer guten Geſinnung in den Kindern, als es ihnen Kenntniſſe und Fertigkeiten eigen zu machen ſucht.*

Die Elementar-Bildung iſt in ihrem Weſen geeignet, die Veredlung unſerer Natur im ganzen Umfang ihrer Mittel zu bezwecken. Sie iſt in ihrem Weſen nichts anders, als die Kunſt, jedes Gute der Anlagen der Menſchennatur aus ihr ſelber, als aus ihrem natürlichen Boden, hervorgehen zu machen. Sie iſt nichts anders, als die Menſchennatur ſelber, wie ſie mitten im Verderben ihrer Umgebungen, zwiſchen harten Unkrautswurzeln, Felſen und Steinen, ſich Luft und Platz mache. Thut die Elementar-Bildung dieſes, greift ſie mit ihren Wurzeln wirklich ſo tief in das Weſen der Menſchennatur, findet ſie wirklich, mitten durch alle Hinderniſſe hindurch, ihren der Entfaltung ihrer Kraft eignen natürlichen Boden, ſo ſind ihre Folgen auf die Bildung der menſchlichen Kräfte nicht nur im Allgemeinen entſchieden; auch ihr guter Einfluß auf die Bilbung der einzelnen Menſchen für das wirkliche Leben in ſeinen ſpeziellen Verhältniſſen, auch ihr Einfluß auf dieſe Verhältniſſe iſt dann durch ſie geſichert, und ſie iſt durch ihr Weſen geeignet, auch dem zufälligen Verderben zu ſteuern, dem das neue Wachsthum aller menſchlichen Kräfte in dieſer Welt nothwendig und allgemein ausgeſezt iſt.

Die Wahrheit dieſer Anſicht iſt in der phyſiſchen Natur allgemein anerkannt. Das tiefe Eingreifen der Wurzel der Eiche in den Boden, darauf ſie wächst, ſichert nicht nur das gedeihliche Wachsthum des Baumes im Allgemeinen, ſondern heilet auch das zufällige Verderben an ihren Aeſten und ihrer Rinde, und zwar durch eben die Mittel, durch welche ſie den Baum ſelber wachſen und gedeihen macht. Die Winde wehen, die Würmer nagen, das Waſſer fäulet, das Feuer brennt, der Menſch ſchneidet an einzelnen Aeſten des Baumes. Was macht ihm das? Wenn der Bauer ſelber eine Wurzel nahe an ſeinem Stamme abhaut, das ihn angreifende Verderben iſt nicht in den Umfang und die Tiefe der Fundamente ſeines Lebens gedrungen. So der Menſch, wenn ihn das Leben im Allgemeinen kraftvoll bildet. Er mag es dann leiden und tragen, wenn eben dieſes Leben ihn im Einzelnen plagt, drängt und ſchwächt.

Die Elementar-Bildung, die nichts iſt als das Leben ſelbſt, aufgefaßt in Wahrheit und Liebe, beherrſcht in ihrer Totalwirkung den Einfluß vieler ihr entgegenwirkenden elementariſchen Verirrungen in ſich ſelbſt. So weit ſie in ihren Mittel vollendet und ſo weit ſie in ihrer Ausübung conſequent iſt, ſo weit leiſtet ſie dieſes gewiß. Sie wirkt auf jeden Zögling in dem Verhältniß, worin er lebt, mit der ganzen Kraft ihrer Natur, und hat alſo in ihrem Weſen auch die entſchiedenſten Vorzüge für die Bildung zum wirklichen Leben in jedem Verhältniß. Und doch iſt es eben hier, wo man mit einem unpſychologiſchen Abſprung von der Sorgfalt auf das Innere der Schüſſel laute Klagen über den Mangel des Fegens an ihrer äußern Geſtalt erhebt.

Es iſt zwar wahr: Die Anſtalt iſt auf keinen äußern Firniß berechnet. Wir unterſcheiden die Bedürfniſſe des Menſchen nach ſeinen Verhältniſſen, und glauben dabey, was der Welt allein angehöre, könne auch zweckmäßig die Welt allein geben; den Weltanſtand könne man nur in der Welt lernen, lerne ihn leicht, wenn man mit Sinn und Kraft ausgerüſtet in die Welt trete, entbehre ihn aber mit Vortheil in engern Verhältniſſen.

Die Elementar-Lehre erkennt den Grundſatz: daß aller Unterricht eigentlich nur untergeordnete Benutzung des wirklichen Lebens der Kinder ſeyn ſoll; ſie erkennt, vielleicht wie es noch nie erkannt worden iſt: daß das Leben bildet. Sie erkennt: Das Leben in großen Umgebungen bildet kraftvoll; das Leben in häuslichen Umgebungen bildet liebevoll. Das liebevolle Leben veredelt; das Leben im Glauben ſichert und erhöht die Veredlung durch die Liebe; und die Elementar-Bildung iſt geeignet, dieſe Veredlung nach allen Beziehungen in der Kraft, in der Liebe und im Glauben zu erzielen.

Das iſt Wahrheit. Die Anſtalt baut im ganzen Umſang ihrer Einrichtungen und Uebungen auf ſie, und doch höre ich den Vorwurf: daß die in ihr elementariſch unterrichteten Kinder in den Verhältniſſen des wirklichen Lebens ſich ſchlechter benehmen werden, allgemein und auch von Leuten ausſprechen, von denen man es am wenigſten erwarten ſollte. Ich möchte dieſe Menſchen aber nur fragen, ob das freye und kraftvolle Leben unter hundert und mehr Kindern für die Menſchenkraft, die ſelber den Weltton anſpricht, nicht eine Schule ſey, wie wenige Kinder, die eigentlich für dieſen Ton erzogen werden, eine ſolche genießen?

Ich bin überzeugt, diejenigen Menſchen, die das, was eigentlich probhältiger und allgemein guter Weltton iſt, am tiefſten kennen, werden das Gewicht dieſer Frage fühlen. Indeſſen wird das servum pecus der Nachbether dieſer Meynungen, dem das innere Weſen des Welttons und die zartern Fäden ſeiner alltäuſchenden Zauberkraft ewig fremd ſind und fremd bleiben, auch ewig weder ſehen noch fühlen, was ich mit dieſer, ihr unerklärlichen Frage eigentlich wolle.

Gewohnt, auch ſelber die Scheinſtützen ihrer Scheinkraft nicht in ſich ſelber, ſondern nur in andern zu ſuchen, haben dieſe Menſchen keinen Sinn und keine Augen für das, was ihren vorgefaßten Meinungen einmal entgegen iſt. Wäre es auch der Fall, der es bey weitem nicht iſt: daß unſere Kinder, in den Schulſtunden wie in den Spielſtunden, allgemein gleich beliebt vor ihnen da ſtänden; würden ſie auch täglich vor ihren Augen, in aller Gewandtheit ihres geiſtigen und phyſiſchen Lebens, der Entfaltung jeder ihrer

Anlagen im freyen Kampf einfacher und kraftvoller Uebungen entgegen ſtreben; würden ſie dieſelben auch täglich mit Hausgenoſſen, Kameraden, Lehrern, Fremden und Obern nicht gehemmt und nicht hemmend, und weder ſelbſt in Verlegenheit, noch andere in Verlegenheit ſetzend, umgehen ſehen, ſie würden in alle dem kein Fundament von dem, was ſie guten Ton der Welt nennen, finden. Je weniger ſie ſelbſt im Geiſt und in der Kraft des wahren, guten Welttons leben, je mehr ſie ſelbſt dazu unfähig ſind, deſto weniger können ſie auch die Fundamente des guten Tons in irgend etwas erkennen, das nicht in ihnen ſelbſt ligt, und das, was die Elementar-Bildung aus ihren Zöglingen, ſelbſt in Rückſicht auf den guten Ton, machen ſoll und machen will, ligt nicht in ſolchen Menſchen. Der krähende Rabe verſucht den guten Ton der Nachtigall nicht; man ſagt ſogar, wenn dieſe auf einem ihm nahen Aſt abſitze, ſo fliege der andere vom Baume weg. Hingegen weiß man auch, die Papageyen thun dieſes gar nicht. Sie hören im Gegentheil allen Arten von Vögel- und Menſchentönen gerne zu, und machen ſo viele derſelben, als ſie können, gerne nach. Und ſo papageyenartig nähern ſich auch zu Zeiten die erbärmlichen Schwächlinge des Welttons, ungeachtet ihrer entſchiedenen Unfähigkeit, das Weſen davon und ſeine Kraft in ſich ſelber aufzunehmen, ſelber den erſten Tönen der Wahrheit und der Liebe, wenn nämlich das Glücksrad ſie zu Modeworten des Welttons gemacht hat. Aber die Kraftmänner des Welttons, die dieſen Armen in jedem Fall Zaum und Gebiß in's Maul legen, laſſen es damit nie zu weit kommen. Wenn es auch nur von vielen der Fall wäre, daß ein zu lauter Ton der Wahrheit und Liebe etwa eine ihrer Pfauenfedern in Unordnung bringen könnte, ſo finden ſie gleich Mittel, daß die Schonung des Welttons gegen die, ihre Pfauenfedern gefährdende, Wahrheit und Liebe plötzlich ihr Ziel und Ende finde. Dieſe Schonung iſt nur als ein täuſchendes Vorwerk der Selbſtſuchtsfeſtung, in der dieſe eigentlichen Kraftmänner des Welttons, im Leben ihrer Gewalt und Heucheley, mit dieſem Wechſelbalg hauſen, ſchalten und walten, anzuſehn; und ſo iſt es zu erklären, warum dieſer Ton ſo oft auf den Vorwerken ſeiner Feſtung auch ſeinen erklärteſten Feinden ein Glas Wein einſchenket, und ſie darauf zu Spiel und Tanz einladet. Er weiß wohl, was er damit thut. Die große Mehrheit ſeiner Feinde iſt oft ſo armſelig ſchwach, daß ſie ſich noch einbildet, dieſe ſchönen Vorwerke ſtehen eigentlich um ihretwillen, zu ihrer Freude und ihrem Tanz aufgeführt, da. Aber dieſe Täuſchung nimmt zu Zeiten ein Ende mit Schrecken. So bald der klügere Weltton in ſeiner Feſtung auch nur von fern einigen Unrath wittert, ſo ſetzt er ſeine Feſtung augenblicklich in ihrem ganzen Umfang in Kriegesſtand. Die freundliche Schonung und nachſichtsvolle Geduld gegen die Anſprüche der Wahrheit und Liebe ändert in dieſem Falle ſo geſchwind, wie ein Schauſpieler, der im Vorſpiel ſeiner Komödie als ein Harlequin, und im Nachſpiel als ein Gefangenſchafts-Wärter, mit ſeinem Anvertrauten am Strick, auf der Bühne erſcheint.

Dieſer Tonwechſel der Selbſtſucht, und dieſes Nichtbleiben in ihrer Scheinſchonung gegen ihre Feinde, iſt in jedem Fall der Wahrheit und Liebe weit vortheilhafter, als die lange Dauer ihres Weinſchenkens und ihrer Tranzparſchien auf den Vorwerken ihrer Feſtung.

Ich wiederhole es: Die Selbſtſucht, in ſo fern ſie mit offner Kraft gegen Wahrheit und Liebe wirkt, iſt auch in ihren härteſten Verirrungen der Sache der Wahrheit und der Liebe weit vortheilhafter, als die Erſcheinungen von ihr, in denen man die Schwäche der Wahrheit nicht mehr von den Schwächen des Irrthums, und die Schwächen der Liebe nicht mehr von den Schwächen der Liebloſigkeit zu unterſcheiden vermag. Das geiſtige und ſittliche Seyn des Menſchenlebens gleichet in dieſem Zuſtand nicht ſelten dem Leben in einem Irrenhaus, in dem ſich die Menſchen in der Fieberhitze und dem Hirnſchwindel ihres Zuſtandes gar oft durch die Anſprüche der Geſinnungen und Handlungen auszeichnen, die beides den Anſchein hoher Würde in ſich tragen, und mit feſter Conſequenz durchgeſetzt werden, ob ſie gleich in der Verödung des Weſens menſchlicher Kraft bloße Handlungen der Sinnloſigkeit ſind.

Es iſt beſtimmt kein ſchlechterer Zuſtand für den Wahreitsſinn und das Rechtsgefühl unſers Geſchlechts, als wenn ine Selbſtſucht ſelbſt ſo ſchwach wird, daß es ſelber den Muth zu lieben und zu haſſen, zu loben und zu ſchelten, u ſchmeicheln und zu toben, verliert. Gottlob! daß es Hinſicht der Erziehung und des Schulweſens nicht ſo eit gekommen! Nein, die Welt beſitzt dießfalls jetzt noch raft in ihrem Irrthum, und Muth in ihrer Liebloſigkeit; nd ſo ſehr ſie auch oft ſelbſt im Irrthum ſteckt, und ſo r ſie oft links geht, wo ſie rechts hin ſollte, ſo behauptet ſie dennoch immer Schritt für Schritt ihr Terrain, und weicht in keiner Stellung mit ängſtlicher Feigheit. Wahrlich es iſt immer noch eine Ehre, ihren Irrthum zu bekämpfen, und ihrer Liebloſigkeit ſich entgegen zu ſtellen. Ihre Mittel ſind oft nur zu gut, und ihre Kraft nur zu ſtark für ihre Zwecke; und es iſt beynahe kein Extrem von Abweichungen von den guten Erziehungs Grundſäzen, das nicht noch immer ſeine kraftvollen und gewandten Beſchüzer fände.

Dieß zeigt ſich beſonders auch in der Anſicht des Verhältniſſes deſſen, was in der Anſtalt gelehrt wird, zu den gewöhnlichen Schul- und Unterrichts-Mitteln, in Rückſicht auf das Leſen, Schreiben, Sprachlehre, Auswendiglernen u. ſ. w. und der Forderungen, die dießfalls an uns und unſere Zöglinge gemacht werden. Die leztern ſtimmen ganz mit den bisher berührten Irrthümern überein. Der Grundſaz der Elementar-Bildung iſt ausgeſprochen: den beſtehenden Widerſpruch zwiſchen der Verſtandes-Bildung und den mechaniſchen Schulfertigkeiten aufzuheben; ſo will und ſoll die Anſtalt, als Erziehungsanſtalt, das Fühlen und Denken, das Thun und das Reden des Kindes in Uebereinſtimmung erhalten.

Nun iſt offenbar: Da Leſen und Schreiben beides nur künſtliche Arten des Redens ſind, ſo müſſen ſie beide, wenn ihr Unterricht naturgemäß betrieben werden ſoll, dem wirklichen, gemeinen Redenkönnen nachgeſezt werden; und doch iſt die halbe Welt in Bewegung, daß das Leſen- und Schreibenlernen immer mehr vor dem Redenlernen und

Redenkönnen betrieben werde. Eben ſo iſt offenbar, daß das Reden ſelbſt ein künſtlicher Ausdruck unſers Empfindens und Denkens iſt, daß alſo das Kind, wenn es recht reden lernen ſoll, nothwendig auch recht empfinden und denken lernen muß; und dennoch iſt wieder die halbe Welt in Bewegung, das Redenlernen, geſondert vom Empfinden- und Denkenlernen zu betreiben, und dieſen letzten vorhergehend zu machen, wie die Blüthe der Frucht vorhergeht. Aber es iſt weit entfernt, daß das Redenlernen die wahre Blüthe des Empfindens und Denkens ſey; es ſoll ihre Frucht ſeyn. Nicht auf ſie gegründet, nicht aus ihrer Einheit hervorgehend, wird es der Wurm, der an der Blüthe des Empfindens und Denkens nagt, und ſeinen Keim auffrißt, ſelber ehe er noch in ſeiner erſten Entfaltung ſichtbar iſt. Eben ſo iſt offenbar: wenn die Mittel, das Kind reden zu lehren, außer dem Kreis ſeines wirklichen Lebens geſucht und gebraucht werden, ſo kann dieſes nicht anders, als zum Nachtheil der Entfaltung ſeines Beobachtungsgeiſtes, ſeiner Thatkraft und ſeines wahren, geiſtigen, ſittlichen und häuslichen Lebens geſchehen. Es iſt ganz gewiß, daß, ohne die Entfaltung der Redekraft des Kindes mit ſeiner Beobachtungs- und Thatkraft im Leben in Uebereinſtimmung zu bringen, oder, welches eben ſo viel iſt, ihm unterzuordnen, alle Bemühungen, das Kind reden zu lehren, ſich in gefährliche Künſte, das Kind ſchwatzen zu machen, umwandeln, und es dahin bringen, daß es die Wahrheit ſeiner ſelbſt, die Wahrheit ſeiner Gefühle, die Kraft ſeines Denkens und Handelns mit der Wahrheit ſeiner Kraft, über ſein Fühlen, Denken und Thun reden zu können, in ſich ſelber verwechſeln wird. Und doch iſt im Allgemeinen der jugendliche Volks und Schulunterricht ſo eingerichtet, wie wenn dieſes Verwechſeln der Kraft und der Wahrheit mit ihrem Schein und mit ihrem Laut der eigentliche Zweck der Erziehung und ihr endliches Ziel wäre.

Die Eltern unſrer Zöglinge leben faſt alle in der Täuſchung, die dieſer Irrthum hervorbringt. Sie müſſen es; denn das Zeitalter lebt darin. Sie fordern in Rückſicht auf Leſen, Schreiben und Sprachſtudium frühere Reſultate, als die erſten Bedingniſſe der Naturgemäßheit in der Erziehung geſtatten. Sie wiſſen nicht, wie ſehr ſie das Ziel, nach dem ſie ſtreben, dem Kinde dadurch ſelber erſchweren. Aber ſie fordern es. Wenn wir nicht allen Einfluß auf die Erziehung aufgeben wollen, ſo ſind wir gezwungen, ihren Forderungen bis auf einen gewiſſen Punkt nachzugeben.

Wir ſuchen aber dieſes auf diejenige Weiſe zu thun, die geſchickt iſt, den Schaden dieſes Irrthums ſo klein zu machen, als immer möglich, und trachten deßwegen den Mechanismus des früh Leſen- und Schreiben-Lehrens den Kindern ſo ſehr zu vereinfachen, daß ſein Einfluß im Ganzen ihrer Bildung gleichſam verſchwinde, oder wenigſtens gewichtlos erſcheine; und wenn man die Sinnenentfaltung des Kindes, und das damit ſo eng verbundene Beobachten, Denken und Thun, als das abſolute Fundament ſeiner ganzen Bildung anerkennt, ſo gibt ſich dieſes Gewichtlosmachen des Leſens und Schreibens ꝛc. gleichſam von ſelbſt. Der Fall ſcheint mir ziemlich mit demjenigen ähnlich, in dem ein armer Mann, aus Noth gezwungen, ſein ſchwächliches Kind wider ſein Herz Stein tragen machen muß. Er kommt gewiß von ſelbſt auf den Gedanken, ihm ſeinen Tragkorb dafür ſo leicht zu machen, als möglich. Das iſt leicht; aber zu machen, daß das Kind ſeinen gewichtlos gemachten Steinkorb, beym Unterricht, und ſein bloßes Steintragen nicht als etwas anders, und für etwas mehr anſehe, als es wirklich iſt, daß es die bloſe Mühſeligkeit des Zuſammentragens vom Material nicht für das Studium einer Wiſſenſchaft ſelber anſehe, das iſt dann ſchwerer.

Und wenn die Aufmerkſamkeit auf die Feſthaltung der weſentlichen Anſichten, der Elementar-Bildung in jedem Fall wichtig und nothwendig iſt, ſo iſt ſie es in den Augenblicken einer alſo durch die Umſtände nothwendig gemachten Abweichung von denſelben. Man kommt auf dem Pfade dieſer Abweichung ſo leicht ahin, wo Wahrheit und Irrthum ſich in unſerm Thun o ſehr vermiſcht, daß wir das Eine von dem Andern nicht ehr zu unterſcheiden vermögen. Bey dieſem in einander reifenden Vermiſchen der Wahrheit und des Irrthums der, fallen die Bäche des Irrthums in unſere ſinnliche Nar, wie in einem Strom zuſammen; die Quellen der Wahrit hingegen trocknen dabey in den Sandwüſten eben die r Natur, die der Strom des Irrthums und der Selbſtht in uns ſelber erſchafft, vollends auf. Es iſt darum ingend nothwendig, daß der in dieſem Fall nachgebende hrer ſich des Punkts des Nachgebens und der efahr, die dieſes Nachgeben auf das Ganze nes Thuns hat, beſtimmt und genau bewußt ſey; und eben ſo, daß er immer das Weſen der einzelnen Grundkraft, die jedes ſpezielle Mittel der Elementar-Bildung entfalten ſoll, ſo wie dieſes Spezial-Mittel ſelber, und jeden einzelnen Lehrſtoff an ſich ſelbſt in's Auge faſſe: ſonſt kann ſein Abweichen ſeinen Zögling leicht dahin bringen, daß ſich ſeine Kraft um etwas herumtreibt, von dem er glaubt, es ſey etwas ganz anders, als es wirklich iſt.

So iſt es z. B. weſentlich, daß man, was bloß als Gedächtnißübung etwas taugt, in keine Verſtandesübung umwandle, und was bloß die Hand mechaniſch zu bilden geſchickt iſt, nicht, als wäre es ein Mittel der Geiſtes- und der Kunſtentfaltung, benüge.

Eben ſo iſt es weſentlich, daß die Uebungen des bloßen Wortgedächtniſſes, von den Uebungen des durch Anſchauung begründeten Bewußtſeyns der Sacherinnerungen getrennt, in's Auge gefaßt und die Uebungen der erſten den Uebungen der zweyten untergeordnet werden. Dieſe Sönderung der Anſichten der Lehrgegenſtände, und dieſes lebendige Feſthalten des verhältnißmäſſigen Realgewichtes und Realwerthes, den ein jedes Lehrfach auf das Ganze der menſchlichen Bildung hat, iſt für die Sicherſtellung der Naturgemäßheit jeder Lehrart unumgänglich, um die Verwirrung zu verhüten, welche in den Köpfen der Kinder entſtehen muß, wenn ihnen Elendigkeiten und Wichtigkeiten auf gleiche Art beygebracht werden, und ihnen ſo gar, wie es oft geſchieht, das Höchſte, das Erhabenſte einer Wiſſenſchaft in den Mund gelegt wird, wie man zum Scherze zuweilen Kindern z. E. Schalen von Früchten in den Mund legt, deren Kern man ihnen, bis ſie ob ſeiner faden Schale den Kopf genug geſchüttelt, vorenthält.

Aber, wer ſollte das wohl thun? Der z. E. thut es, der bey der Erlernung einer Sprache den Wortreichthum den Kindern durch Bücher beybringt, deren erhabener Inhalt weit über die Faſſungs-, und ſelber über die Ahnungs-Kraft der Kinder hinausgeht; der thut es, der ganz jüngern Kindern die Materialien der todten Sprachen durch das Leſen des Homers, des Plato's, des Tacitus, und zwar gewöhnlich durch ganz unhomeriſche und unplatoniſche Lehrer beyzubringen ſucht. Es iſt gewiß; daß die Manier, mit welcher gemeine Kinderwärterinnen ganz unmündige Kinder reden lehren, weit unpſychologiſcher iſt, als dieſe Art, bey der man ſo taktlos verſäumt, das Schwerfällige
es Gegenſtandes dem Zögling durch Reize der Anſchau-
ng des ſinnlichen Intereſſe belebt zu machen. Dieſe Sorg-
alt iſt auch bey den hiſtoriſchen, geographiſchen, und allen
nterrichts-Fächern, die nicht rein elementariſch ſind, gleich
ſentlich. Alle dieſe Lehrgegenſtände haben ihren äuſſern
toff, deſſen Anſchauung und Nomenklatur dem Kind, das
der Lage iſt, ſie früher, als es naturgemäß geſchehen
lte, zu erlernen, lange vorhergegeben werden kann, ehe
zum ſittlichen und geiſtigen Leben in irgend einer Wiſ-
ſchaft hingeführt, oder auch nur fähig gemacht werden
n, ihm näher gebracht zu werden. Wo aber ein Kind
t irgend einer Wiſſenſchaft, als ſolcher, beſchäftigt wird,

ehe es zum wahren Leben in derſelben, das iſt: zu einer naturgemäßen Erlernung des Weſens derſelben, reif iſt, da iſt die Sönderung des eigentlichen Studiums der Wiſſenſchaften von dem, durch Anſchauungen und Gedächtnißübungen zu gebenden, Vorbereitungs-Unterricht weſentlich. Die Folgen des Mangels dieſer Sönderung ſind für das Ganze der menſchlichen Entwicklung, und auch für die Wahrheit der Erlernung des Weſens eines jeden Lehrgegenſtandes, entſcheidend verderblich.

Ich nehme nur das Beyſpiel der Geſchichte. Wenn der Zögling ſchon im kindlichen Alter mit den Thatſachen derſelben, ſo wie ſie im Zuſammenhang ihrer Urſachen und Folgen und mit Beurtheilung ihres Werths und Unwerths hiſtoriſch dargelegt werden, bekannt gemacht wird, ſo wird er nicht nur auf der einen Seite unnatürlich gereizt, ſchon in dieſem Alter über tauſend Weltbegegniſſe und Menſchenhandlungen zu urtheilen und abzuſprechen, zu deren wirklicher Beurtheilung ſeine Kräfte nicht hinreichen; ſondern er wird, was noch das Wichtigere iſt, ſchon in ſeiner Unſchuld zum Bewußtſeyn aller Verfänglichkeit, aller Niederträchtigkeit, aller Gewaltthätigkeit der Welt hingeführt. Daß aber dadurch der einfache, naturgemäße Gang ſeiner ſittlichen und intellektuellen Ausbildung in einem hohen Grade verwirrt und gehemmt wird, das iſt außer aller Frage.

Bey dieſer Anſicht der Dinge, und überhaupt bey der unbeſtreitbaren großen Gefahr, die Kinder früh in das Gebieth der Wiſſenſchaften, oder auch nur in ihre wirklichen Vorhöfe zu führen, kann der Lehrer, der im Fall iſt, ſeine

Kinder wiſſenſchaftlich erziehen zu müſſen, ſehr leicht dahin kommen, das Bewußtſeyn der Abweichung von dem einfachen Gang der Natur in ſich ſelbſt zu verlieren, und mit dieſem wäre dann auch alles verloren. Es iſt darum alles daran gelegen, daß er, wenn er in der Lage iſt, in irgend einem Fache ſeines Unterrichtes von der Naturgemäßheit ſeines Ganges abzuweichen, ſich dieſes Abweichens deutlich bewußt bleibe, um in jedem Fall den Folgen deſſelben mit Kraft entgegen zu wirken, und mitten durch die Schwierigkeiten einzelner Abweichungen den Geiſt des Ganzen der Führung lebendig zu erhalten, und ſeinem Zögling in ſeinem Innern das Gleichgewicht ſeiner Bildung zu ſichern, das auch bey Verirrungen im Einzelnen immer ſo helfend und heilend auf das Ganze wirkt.

Bey dieſer Sorgfalt kann dann aber auch der Lehrer, des Weſens und der Mittel einer naturgemäßen Erziehung mächtig, und ſeiner allgemeinen Sorgfalt für die Feſthaltung dieſes Weſens ſicher, bey ſeiner ſpeziellen Abweichung davon in ſeiner gehemmten Bahn ruhig fortwandeln. Sie ſt für ihn dann eine freye Bahn. Die Natur ſelbſt macht ie ihm frey; dieſe iſt groß, und ſteht neben allem Irr-hum, neben allen Lücken, und neben allen Blößen, welche ie Menſchen in ſie hineinbringen, in ſich ſelbſt da. Das l allenthalben wahr, wo ſie nicht im Ganzen getödtet und n ſich ſelbſt aufgelöst iſt. Es iſt allenthalben wahr: Wo e immer, auch nur von einer einzelnen Seite, kraftvoll rweckt, ihr eignes Leben, ſich ſelbſt treibend, noch durch h ſelber zu erhalten vermochte, da hilft ſie in einzelnen erirrungen der Menſchen immer noch ſich ſelbſt, und findet ſich immer wieder leichter zurecht, als wir es ſelbſt glauben und ahnen. Es iſt ohne Widerſpruch wahr: Da, wo das Uebergewicht der Führung des Kindes naturgemäß iſt, da ſtellt ſich das Gleichgewicht, bey der Störung deſſelben, immer leicht wieder her. Aber das iſt denn auch wahr und wichtig: Dieſes Uebergewicht muß dafür wahrhaft da ſeyn: ſonſt darf man auf ſeine heilende und helfende Wirkung nicht zählen; und hier wäre denn freylich eine Täuſchung äußerſt gefährlich. Nur wo das Herz des Zöglings für die Liebe warm, und nur, wo ſein Geiſt durch ſie in der Wahrheit kraftvoll, und ſeine Hand mächtig, treu und gewandt im Schaffen alles deſſen iſt, was ihm Liebe und Weisheit gebiethet, nur da iſt das Uebergewicht der Wahrheit über den Irrthum, oder vielmehr des reinen Wahrheitsſinnes — über den unreinen Schein des Irrthums geſichert.

Aber dann, wenn du mit deinem Kind da biſt, wenn das Uebergewicht deiner Führung deſſelben wirklich naturgemäß iſt, dann fürchte dich auch vor einzelnen Abweichungen in den äußern Formen von der ſtrengen Naturgemäßheit deines Thuns nicht mehr. Es mag dann etwas zu viel, oder etwas zu wenig auswendig lernen müſſen, es mag dann etwas zur Unzeit buchſtabiren, oder Latein, oder Franzöſiſch und auch den Catechismus und den Pſalter lernen müſſen, die Noth der Schulſtube mag ihm ſogar einige Lebensſtunden ſo ſchwer machen, als die Noth des Spinnrads tauſend andern Kindern ihre Lebensſtunden in der Wohnſtube ſchwer macht; das macht dann nicht mehr alles. Das Fehlerhafte im Einzelnen ſeiner Führung verſchwindet im kraftvoll geſicherten und richtig geleiteten Ganzen. Einzelne Vorurtheile liegen in dem Menſchen, deſſen Wahrheitsſinn lebendig und frey iſt, wie ein leichtes Wölkchen in der Abendröthe des hellen Himmels. Sein goldner Rand ſcheint einige Augenblicke noch heller, als der helle Himmel ſelber. Lücken in der Ausbildung einzelner Fertigkeiten, bey wohlbeſorgter und gelungener Ausbildung höherer Kräfte in ihrer Mitte, ſind wie wenn ſie nicht da wären.

Guter, edler Lehrer! erhebe dich in jeder Hemmung deines im Allgemeinen geſicherten guten Thuns zum Glauben an das Hohe und Heilige, das von Gotteswegen in der Menſchennatur, in der Natur deines Zöglings ſchon da iſt.

Mit dieſem bewährten Glauben an die Natur begründet ſich die Naturgemäßheit der Elementar-Bildung in jedem Fall durch reine Liebe; und ſo begründet, wird ihre Idee ſich beym Menſchengeſchlechte, unter allen Richtungen der äußern Formen ſeiner Geiſtes- und Herzens-Entfaltung, ihren Weg leicht bahnen, und jedem Vorſchritte der durch Naturgemäßheit zu erneuernden Erziehungs-Mittel einen richtigen Pfad bereiten.

Nur der Mangel eines feſten Hinblickes auf das Bedürfniß eines reinen Glaubens an die Natur, als das Fundament der Elementar-Bildung, iſt es, warum dieſe ſo vielſeitig, als mit irgend einem Guten, das in der Erziehung ſchon wirklich da iſt, unverträglich und als gegen daſſelbe unduldſam, angeſehn wurde, und warum beſonders der allgemeine und entſcheidende Einfluß derſelben auf die Bildung der Einſichten, der Treue, der Selbſtſtändigkeit der Schullehrer noch nicht gefühlt worden, wie er ſollte, wie ſie es verdient und wie ſie ſich dazu durch die Erfahrung ſicher den Weg bahnen wird.

Sie, die Methode, oder vielmehr die Idee der Elementar-Bildung, iſt nichts, gar nichts, wenn ihr allgemeiner und entſcheidender Einfluß nicht ſicher und geeignet iſt: den Schulſtand zu einem Grad reiner, auf Liebe gegründeter Treue, und einer auf vollendete Einſicht gegründeten Selbſtſtändigkeit zu erheben, den er, in beiden Rückſichten, in unſern Tagen ſo ausgezeichnet mangelt. Sie iſt aber durch ihr Weſen offenbar geeignet, dieſes zu leiſten, und dem Schwanken des Schulſtandes zwiſchen einem ihm gleich verderblichen Exaltiren und Decouragiren ihrer Glieder ein Ziel zu ſetzen, und einerſeits den Hochflug einzelner Individuen, welche die Menſchheit nach ihrer Perſönlichkeit modeln, und den freyen Einfluß des Lebens in Wahrheit und Liebe durch den Einfluß der Anmaßung ihrer Selbſtſucht beſchränken wollen, mit feſter Kraft entgegen, anderſeits aber auch eben ſo kräftig dahin zu wirken, daß die Gemüthsſtimmung und die Handlungsweiſe gegen die erſten Anſichten des Erziehungsweſens kalter, in ihrer Lage gedrückter, durch das Mißlingen eigner Verſuche und durch den widrigen Eindruck vieler andern Lebenserfahrungen nicht nur gegen alle Uebertreibungen, ſondern auch ſelber gegen alle Verſuche zu beſſern, ſcheu gewordener Müdlinge und Starrköpfe, nicht zum Maßſtab der Geſinnungen und Handlungsweiſe derer gemacht werde, die das Schulfeld immer neu zu erfriſchen und fortdauernd im guten Zuſtand zu erhalten, ſich zum Pflichtſtand ihres Lebens, zu ihrem Beruf, gemacht haben.

Man hat ſo viel über uns und unſer Thun geredet und geſchrieben; aber der Geſichtspunkt: ob unſere **Grundſätze und Mittel durch ihr Weſen vortheilhaft auf den Schulſtand zu wirken** vermögen, iſt noch nicht einmal mit Ernſt und Tiefblick in Unterſuchung genommen worden. Und doch glaube ich, werde eine tief dringende Prüfung deſſelben ihren dießfälligen, entſcheidenden Einfluß außer Zweifel ſetzen, und zeigen, **daß wir den Geiſt der Schulmeiſter-Bildung weſentlich in der Entfaltung des Geiſtes und des Lebens der Kinderſtube ſuchen, und daß wir die Gefahr der von dieſem Geiſt abweichenden Seminarien und ihres widernatürlichen Kunſtganges kennen.**

Aber dennoch ſind wir eben ſo weit entfernt, irgend
in Kunſtmittel, das der Lauf der Zeit für die Bildung un-
rs Geſchlechtes zur Reifung gebracht, aus dem Kreis der
Bildungsmittel der Schulmeiſter zu verbannen, und ihre
Bildung auf die mißlichen Spitzen des Urzuſtandes unſers
eſchlechtes, der nirgend mehr iſt, gründen zu wollen, und
re Mittel nur auf ſolche zu beſchränken, die dem Men-
engeſchlecht in dieſem Zuſtande ſchon möglich geweſen
ären.

Nein! **Wir wollen von dieſem nichts thun,**
hl aber trachten, dieſelben mit aller Wahrheit und

aller Liebe der Naturgemäßheit und ihres freyen lebendigen Seyns in Uebereinſtimmung zu bringen. Wir wollen den Schulſtand durch den Grundſatz der Naturgemäßheit in keiner Rückſicht berengen; wir wollen denſelben durch ihn in allen Rückſichten veredeln; wir wollen freylich allerdings die Volksſchulen nicht dazu brauchen, die Wiſſenſchaften in dem Haufen der Menſchen-Herden wie Pilze aufſchieſſen zu machen, die auf den ſie erzeugenden Miſthaufen in einer Regennacht zu tauſenden aufſchießen, und in der Sonnenhitze des kommenden Tages wieder eben ſo plötzlich vergehen; wir wollen nichts weniger, als in dieſem Haufen der Menſchen-Herden die eitle Hoffnung nähren, daß aus dieſen Pilzen dann einſt mit der Zeit Eichen, Tannen, Roſenſtöcke und Ananas-Früchte hervorgehen und emporwachſen werden. Nein! Wir werden vielmehr ſuchen, dieſen Träumen mit Kraft entgegen zu wirken, und die Ueberzeugung allgemein feſt zu gründen, daß alle Pilze, und auch die wiſſenſchaftlichen Pilze, nichts ſind und zu nichts führen; daß ſie vielmehr alle, ſo wie ſie aus nichts entkeimen, alſo auch als nichts wieder vergehen; aber, ſo wie wir das thun, ſo wie wir das Nichtige des oberflächlichen Wiſſens in aller ſeiner Blöße darzuſtellen uns ernſtlich bemühen werden; alſo werden wir auch das wahre Wiſſen in aller ſeiner Würde erſcheinen zu machen ſuchen, und alles thun, die Veredlung unſerer Natur durch daſſelbe zu befördern, und darum mit Kraft dem Irrthum entgegen wirken, als ob die höhern Kräfte der menſchlichen Natur eine Folge poſitiver Wiſſenſchaften ſeyen, und aus ihnen, wie aus ihren Wurzeln, hervorgehen. Die Methode wird unwiderſprechlich darthun, daß alle Wiſſenſchaften, als Früchte der Anlagen der Menſchennatur, aus der tiefen Wurzel und dem kraftvollen Stamm dieſer ſelbſt hervorgehen, und folglich das Daſeyn höherer Kräfte und Anlagen und ihre richtige Bildung vorausſetzen, wenn ſie als Früchte, die ſich in unſrer Mitte als wahrhaft vorzüglich bewähren, und der Menſchennatur würdig und ihr dienſtlich ſind, erſcheinen ſollen. Ihre Mittel, indem ſie das Weſen des Wiſſens in unſerm Innern heben, werden dadurch auch den äußern Stoff derſelben beſſer begründen. Die Reihenfolgen unſrer Mittel bringen ihre Anſchauungs-Fundamente und ihre Anfangsübungen mit der Menſchennatur in einen einfachen, wahren und umfaſſenden Zuſammenhang; ſie können darum in ihren Folgen nicht anders, als dahin wirken, auch die wiſſenſchaftliche Bildung unſers Geſchlechtes mit der Menſchennatur in einen reinern Zuſammenhang zu bringen, und dadurch ihre Erlernung, beides, in ihrem Weſen zu veredeln, und in ihren Formen zu erleichtern.

Der Zögling der Methode wird ſich freylich nicht *träumend über ſich ſelbſt*, *ungebildet in ſich ſelbſt*, und *ſchwärmend außer ſich ſelbſt*, in den weiten Meeren der Wiſſenſchaften verlieren. Im Gegentheil, er wird ſich im Hafen *ſeiner*, das heißt: derjenigen Wiſſenſchaft, die er ſich für die Wiſſenſchaft ſeines Lebens gewählt, in ſtiller Ruhe vor Anker halten, bis das Schiff ſeiner Wiſſenſchaft ausgerüſtet, und im Stand ſeyn wird, auf dieſen Meeren den Weg einzuſchlagen, der für ihn und für ſeine Wiſſenſchaft der einzige iſt, in dem er in der Wahrheit allein wandeln kann und pflichthalber wandeln ſoll.

Das Weſen unſrer Mittel muß dahin wirken, daß kein nach ihnen geführter Jüngling ſich auf eine wiſſenſchaftliche Laufbahn hinwagen wird, wenn nicht entſchiedene höhere Anlagen und Verhältniſſe des Lebens ihn dazu beſtimmen; aber, wenn er es dann gethan, wenn er ſich ſeine Lebenswiſſenſchaft gewählt, ſo wird er ſich dann auch tief in das Fach derſelben hineinarbeiten, und alle andern Fächer der Wiſſenſchaften immer in Beziehung auf dieſes, und für ihn nur untergeordnet, in's Auge faſſen.

Von je her haben alle ausgezeichneten Menſchen ſich in ihrem jugendlichen Alter vor der Verſplitterung ihrer Kräfte gehütet und ſind, nur durch die Vollendung ihrer ſelbſt in dem Fache ihres Lebens, dahin gekommen, im Zuſammenhang mit den Bedürfniſſen und Anſprüchen ihres eignen, auch andere Fächer menſchlicher Kenntniſſe oder Thätigkeiten, aber immer nur als dem übrigen für ſie untergeordnet, zu berühren. Zur Uebereinſtimmung mit dieſer Welt-Erfahrung ſoll die Elementarbildung ihre Zöglinge mit Kraft in dieſe Schranken, die eigentlich die wirklichen Schranken der Menſchennatur in allen ihrer Verhältniſſen ſind, hinlenken. Dadurch aber wird ſie dann freylich auch tauſend und tauſend Menſchen, die im Studien-Taumel der Zeit Doktoren und wiſſenſchaftliche Dilettanten geworden wären, dahin bringen, lieber bürgerliche Handthierungen zu ergreifen, als in der wiſſenſchaftlichen Laufbahn auf der einen Seite die Kräfte des

gemei-

gemeinen Menſchen zu verlieren, auf der andern Seite in ihrer höhern Bildung nicht weiter zu kommen, als ſich mit dem Flitter der Wiſſenſchaften zu zieren, oder vielmehr mit ihrem Schaum zu beſudeln. Aber ſie wird dieſe Tauſende nicht bloß von der wiſſenſchaftlichen Laufbahn, die für ſie eine Elendigkeits-Laufbahn geworden wäre, entfernen; ſie wird dieſelben auch dahin erheben, auf der gewählten bürgerlichen Laufbahn der Vollendung und Veredlung ihrer ſelbſt, mit einfacher, aber ungetheilter Kraft und mit übereinſtimmenden Mitteln, entgegen zu ſtreben, ob ſie ſchon jetzt dieſes bey den eiteln Anſprüchen von Gelehrſamkeit und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen in allen Ständen noch durchaus nicht kann.

Die wiſſenſchaftlichen und die arbeitenden Stände werden dadurch beide gewinnen. Die Menſchen werden in beidem, in dem, was ſie ſind und ſeyn ſollen, vollendeter, und dadurch glücklicher werden. Ganze Heere eitler Anmaßungen werden verſchwinden. Die Elementarbildung ſoll durch ihr Weſen beſtimmt da- in wirken, alle Arten von Anmaßungen in die Schran- en zurückzudrängen, in die ſie gehören. An ihrer Hand nd durch ihre Führung werden wiſſenſchaftliche Weiſe it den Weiſen des Lebens Hand in Hand ſchlagen. Die Weiſen des Lebens werden durch die Näherung und den influß wahrhaft wiſſenſchaftlich gebildeter Weiſer vermehrt, nd ich möchte vielmehr ſagen, ſelbſt ihr Daſeyn und ihr erden wird auf eine Weiſe möglich gemacht werden, ie dieſes bey der harten und unnatürlichen Sönderung r wiſſenſchaftlich gebildeten Menſchen, von den, ohne wiſſenſchaftliche Cultur, durch's Leben gebildeten nicht möglich war. Die Gebildeten von beiden Claſſen gehören, der Natur und der bürgerlichen Ordnung gemäß, zuſammen; wenn dieſes geſichert, ſo mögen die verbildeten von beiden ſich dann hinwieder ſo weit von einander trennen, als ſie nur können und wollen. Das hat ſeinen Weg. Alle Thorheit fährt für ſich ſelber beſſer, wenn ſie ſich von anderer Thorheit trennt; aber alle Weisheit und alle Wahrheit gewinnt durch Vereinigung, alles Gute iſt zur Vereinigung geſchaffen. Trennung des Guten iſt in jedem Fall Anbahnung zu ſeiner Zerſtörung. Es iſt keine wahre Kraft, die durch Vereinigung mit irgend einer andern wahren Kraft nicht gewinnt. Es iſt nur Schwäche, die Trennung irgend einer wahren Kraft ſucht oder bedarf, und doppelt elende Schwäche, wenn ſie ſich durch Trennung von irgend einer Kraft geehrt und erhoben glaubt.

Die Idee der Elementar-Bildung taugt nichts, gar nichts, oder ſie iſt beſtimmt geeignet, alles Wahre und alles Gute irgend einer Bildungsweiſe unſers Geſchlechtes, in welcher Hülle dieſes uns auch immer erſcheinen mag, in ſich aufzunehmen, und mit ihrer Wahrheit und mit ihrem Guten zu vereinigen.

Je mehr ſie in ihrer erſten Erſcheinung mit irgend etwas wirklich Gutem, das in der Erziehung und im Unterrichte ſchon da war, in Conflikt kam, je mehr bewies ſie dadurch, daß ſie in ihrem Weſen und in ihren Mitteln noch nicht vollendet, oder in beiden noch nicht verſtanden war. Auch zeigt die Erfahrung: ſo wie ſie ſich in ihrem Weſen immer beſtimmter ausſpricht, und ihre Mittel ihrer Reifung immer mehr entgegen gehen, ſo fangen die Widerſprüche zwiſchen ihr und allem Guten, das im Unterricht und der Erziehung wirklich ſchon da iſt, an, ſich allmählig zu verlieren; und wenn ſie vollends gereifet ſeyn wird, ſo werden dieſe Widerſprüche auch vollends verſchwinden. Iſt aber dieſer Zeitpunkt jetzo wirklich ſchon vorhanden? O, nein! ich werde ihn wahrlich nicht einmal ſehen! Aber ſo viel iſt doch jetzt ſchon wahr: Je tiefer der Mann, der die Methode prüft, die Menſchennatur kennt, je mehr er Pſycholog iſt; und je tiefer er ein Fach der Wiſſenſchaft und Kunſt, als Bildungsmittel der Menſchennatur, kennt, und je mehr er von der Wahrheit der ſittlichen und religiöſen Fundamente, deren die wiſſenſchaftliche und Kunſtbildung unſers Geſchlechtes bedarf, überzeugt iſt; je mehr muß ihm auffallen, daß das Verſchwindenmüſſen aller Widerſprüche der Elementar-Bildung mit irgend einer Wahrheit und irgend einem Guten, das in der Erziehung und dem Unterricht wirklich da iſt, kein eitler, täuſchender Traum, ſondern in einzelnen Theilen der Methode als unwiderſprechliche Thatſache da, und in andern durch die beſtehenden Thatſachen angebahnt iſt. Gewiß iſt: der Tag der Vereinigung der Widerſprüche irgend eines Guten mit der Idee der Elementar-Bildung wird, er muß kommen. Die Idee der Elementar-Bildung kann in ihrem Weſen nicht ergriffen werden, oder ſie muß Kräfte geben, welche die Aufhebung dieſer Art Widerſprüche zu ihrer nothwendigen Folge haben.

Aber, je mehr dieſes wahr iſt; je mehr wir uns von den Folgen dieſer Bildung verſprechen, und je zuverläſſiger wir, beſonders von ihrem Einfluß auf die Aufhebung der dießfälligen Widerſprüche, uns ausdrücken; deſto nothwendiger iſt es, zu verhüten, daß man ſich über das, was wahre Elementar-Bildung iſt, nicht irre, und niemand den Schein dieſer Idee für ihr Weſen anſehe. Dieſes zu verhüten und die Naturgemäßheit in der Erziehung richtig zu beurtheilen, muß man die Thatſachen der Entfaltung der Menſchennatur im ganzen Umfang ihrer Anlagen und Kräfte, und zwar von ihrem Keim aus, in's Auge faſſen.

Und hier, verehrte Herren und Freunde! bin ich auf der Stuffe angelangt, das Ganze meiner bisherigen Darſtellung in ſeinem Brennpunkte zuſammenzufaſſen, und von der Reihenfolge meiner ſpeziellen Grundſätze und Bemühungen hinweg, in die Werkſtätte der Natur, zum Kinde ſelbſt, wie es in den Erſcheinungen ſeines Daſeyns nach Entwicklung haſcht, zu führen, als zum Centrum, von dem alle Grundſätze und Mittel der Elementar-Bildung als einzelne Strahlen ausgehen.

Ich werfe alſo meinen Blick hierfür auf dieſes, wie es aus der Hand der Natur, von jedem Keim ſeiner Kräfte aus, ſich als ein ganzes, unzertrennliches Weſen entfaltet. Nur dadurch bin ich im Stande, die Natur in ihrem Elemente ſelbſt zu belauſchen, und ihre Mittel in der ganzen Einheit ihres göttlichen Thuns richtig zu erkennen.

Dieſe aber ſind in jedem Fall von den Reihenfolgen der beſondern Elementar-Mittel der intellektuellen und phyſiſchen Ausbildung des Kindes ganz verſchieden. Die Bildungsmittel ſind eigentlich nur Aeſte und Zweige des großen kraftvollen Stammes der Naturgemäßheit in der Erziehung. Die erſten, die allgemeinen Mittel der Elementar-Bildung, in denen ſich die Natur rein und umfaſſend in ihrer göttlichen Einheit ausſpricht, ſind in jedem Fall als den Stamm dieſer Bildung, an deſſen inneres Leben ſich das Leben aller Aeſte und Zweige der Elementar-Bildung anſchließen ſoll, anzuſehen; und ſo, wie alle Sicherheit des Fruchttragens der Zweige von der innern Kraft des Stammes und ſeinem ununterbrochenen Zuſammenhang mit ſeinen Aeſten und Zweigen abhängt, ſo hängt auch die Sicherheit des Erfolgs aller elementariſchen Spezial-Bildungsmittel von dem innern Leben der allgemeinen Elementar-Bildungsmittel unſers Geſchlechtes, und von ihrem ununterbrochenen Zuſammenhang mit dieſem innern Leben der lezten ab.

Die Kunſt muß die Natur vor allem aus in ihrem Selbſtwerk reifen machen, oder wenigſtens reifen laſſen; ſie darf ihre Mittel niemals an die für ſie noch ungereifete Naturkraft anknüpfen, ſonſt reifen auch ſie nicht, und können nicht reifen. Die Kunſt muß in jedem Fall im
einen vollendeten Bewußtſeyn des verhältnißmäßigen reif-
der unreif-Seyns der Naturkräfte des Kindes zu dem
peziellen Fall des Unterrichtsfaches, das mit ihm getrie-
en werden ſoll, leben. Dieſes Bewußtſeyn aber entfal-
t ſich nur durch die theilnehmende Aufmerkſamkeit auf
ie höchſt einfachen Wirkungen der Natur ſel-

der in den inſtinktartigen Erſcheinungen des Haſchens des Kindes ſelbſt nach Entfaltung, und in der Handlungsweiſe der Mutter gegen ihr Kind in dieſem ſeinem Haſchen nach Entfaltung. Nur auf dieſer Bahn triffſt du die Natur in ſich ſelbſt noch ganz unverkünſtelt und unumwunden an, und folglich iſt ſie auch nur allein auf dieſer die untrügliche Darſtellerinn und Lehrerinn ihrer ſelbſt und ihrer reinen Wahrheit. Faſſe alſo dein Kind in dieſem Geſichtspunkt in's Auge, und beobachte es, wo ſein eigner und ſeiner Mutter Inſtinkt, noch durch keine Kunſt, durch keine Noth und keinen Zwang der Welt verwirrt iſt, wo es ſich noch in dem Heiligthum ſeiner in Unſchuld wirkenden Kraft rein und frey in der Wahrheit bewegt.

Es ſelbſt und ſeine Mutter ſind ihm dieſe Wahrheit; es kennt keine andere, und hat keinen andern Freund der Wahrheit und der Menſchheit, weder für ſich, noch für dich. Du kannſt alſo in ihnen allein die allgemeinen Elemente der Menſchen-Entfaltung, und mit ihnen das innere Weſen der Allgemeinheit in der Reihenfolge der Entwicklungsmittel ihrer speziellen Kräfte auf das Kind mit Beſtimmtheit erkennen. Von ſeiner Geburt an geht ſeine erſte Entfaltung von ſeinem Bedürfniß aus. Und wie handelt die Natur in ihm? Wie behandelt ſie, in der Art, wie die Mutter in ihrem Thun das Kind aufnimmt, ſich ſelbſt? —

Es bedarf; die Mutter hat, was es bedarf; ſie gibt ihm, was es bedarf; ſie iſt ihm ſeine Welt, es erkennt dieſe nur durch ſie, und dieſe befriedigt es nur durch ſie. Es hungert, ſie ſtillt ſeinen Hunger; es iſt ihm jetzt wohl — es dürſtet, ſie ſtillet ſeinen Durſt; es iſt ihm jetzt wohl. Die Stelle, auf der es liegt, iſt ihm nicht behaglich, ſie nimmt es auf ihre Arme; es iſt ihm wohl. Wohl ſeyn und bei der Mutter ſeyn, verwebt ſich in ihm in einem und eben demſelben Begriffe. Die Ausdrücke des Wohlſeyns, die Ausdrücke der Befriedigung entfalten ſich in ihm allmälig; es lächelt, es iſt nicht blos befriedigt; es freut ſich, daß es befriedigt iſt. Es erkennt die Quelle ſeiner Befriedigung, es liebt ſie; es entfalten ſich Zeichen ſeiner Freude, ſeiner Liebe; es umſchlingt die Mutter, es herzet die Mutter. Dieſe Zeichen vermehren ſich, ſie werden beſtimmter; ihr Weſen geht jetzt in ſeiner Seele in bleibendes Bewußtſeyn, in bleibende Erkenntniß über. Es traut jetzt der Mutter, iſt ruhig, wenn ſie uch nicht da iſt, es weiß, daß ſie wieder kommt; es traut hrer Ordnung, es gewöhnt ſich an ſie. In dieſer Ruhe, n dieſer Befriedigung erweitert ſich ſeine Liebe. Der Cha- akter ſeiner Liebe ändert ſich, es will jetzt etwas mit ſei- er Liebe, es will, daß die Mutter ſie ſehe; es will, ſie ll ſehen, daß es ſich freut, daß es ſich ob ihr freut; es ill, daß ſie ſich auch freue, daß ſie ſich ob ihm freue; will, daß ſie ſich ob ſeiner Liebe freue, und dieſe ſeine ebe entfaltet dann allmälig in ihm das hohe Gefühl s Dankes.

Aber zu allem dieſem entfaltet ſich das ind auf dieſer Stuffe nicht durch Einſicht, ndern durch Genuß; es ſucht auf dieſer Stuffe durch- s nicht *Wahrheit*, es ſucht auf derſelben *Befrie-*

digung. Das erſte Reſultat ſeiner Erfahrung, ſeiner Entfaltung, wie es ſich in der Lebendigkeit ſeines ganzen Seyns ausſpricht, iſt alſo keineswegs die Deutlichkeit eines Begriffes über etwas, das es erkennt — nicht einmal einfaches, reines Fundament, das dazu führt; es iſt nur entfaltete Liebe, es iſt nur entfaltetes Vertrauen; es ſind nur Spuren des Dankes für das, was es genoſſen.

Dahin in ſeiner erſten Epoche gereifet, nähert es ſich dann allmählig ſeiner zweyten, der Ausdehnung ſeiner Liebe und ſeines Vertrauens außer und neben ſeiner Mutter. Dieſe Ausdehnung aber bildet ſich auch in dieſer Epoche himwieder nur durch die Mutter ſelber. So wie es jetzt Dinge außer ihr zu genießen fähig, ſo wie es jetzt Dinge außer ihr erfreuen, befriedigen und erquicken; ſo führt es die Mutter zu aller Art Gegenſtände, von denen ſie ſieht, daß es ſelbſt darnach Neigung zeigt, daß es nach ihnen unverwandt hinſchaut, daß es darnach haſcht; und wenn ſie es jetzt alſo zu einem bunten Kleid oder zu einer ſchönen Blume, zu der klingelnden Glocke, zu dem bellenden Hündchen u. ſ. w. hinführt, wenn ſie ihm die Gerüche der Roſe und des Veilchens an die Naſe hält, wenn ſie es die Wärme des Ofens fühlen läßt, wenn ſie es die ſüße Birne und den Honig ſchmecken macht, kurz, was ſie ihm immer thut, und mit ihm thut, ſo gibt ſie ihm dafür Worte; ſie nennt ihm die Gegenſtände ſeiner Bedürfniſſe und ſeiner Umgebungen, ſo wie ſie vor ſeinem Sinn ſtehen, ſo wie ſie es reizen, ſo wie ſie es erquicken und befriedigen. Was Natur und Bedürfniß dem Kind immer zum vollendeten Bewußtſeyn gebracht, dafür gibt ſie ihm Sprache, ſo weit ſie dieſe ſelbſt hat; aber nicht bloß eitle, leere Worte, ſie gibt ihm die Worte nach dem Maß, in dem die Sachen, die ſie ihm benennt, ihm Bedürfniß ſind, Freude machen, Vergnügen oder Unannehmlichkeiten veranlaßen oder verhüten. Ihre Sprachlehre iſt durchaus mit einem lebendigen Handeln, das auf die Gegenſtände, deren Nahmen ſie dem Kinde ausſpricht, Bezug hat, verbunden; ſie hält ihm ſein Händchen von der Flamme weg, wenn ſie ihm ſagt, das Feuer brennt; ſie lenkt es mit Kraft vom Ufer ab, wenn ſie ihm ſagt: du könnteſt da herabfallen und ertrinken. Alle ihre Reden mit dem Kinde ſind in ihrem Munde für ihr Kind Lehren der Wahrheit. Sie entfaltet und befeſtigt das Bewußtſeyn der Worte von ihnen durch ihre liebende That.

An ihrer Hand lernt das Kind um der Sachen wil-en reden, und nicht Sachen erkennen, damit es davon eden könne. Das Reden iſt ihm nur der Ausdruck der rkannten Sachen, und die Sache niemals das bloße Be-eg der Worte, die ſie es gelehrt. Daher folgt dann auch atürlich: je vollendeter das an der Hand der Mutter na-urgemäß erzogene Kind etwas erkennt, je mehr redet es avon; und je weniger es davon kennt, je weniger redet s davon. So geſchiehet die Entfaltung ſeiner Anlagen nd Kräfte allgemein durch die Wahrheit des wirklichen ebens. Es übt die Kräfte ſeiner Hände nicht blos, da-it es ſeine Hand übe, ſondern vorzüglich damit es ſel-ge nach dem Bedürfniß der Umſtände dieſes Lebens ſel-r brauche. Es bildet und ſtärkt ſeine Hand, weil es etwas damit ſchafft; und ſchafft nicht mit der Hand, damit es ſie ſtärke und bilde. So geht es auch nicht auf ſeinen Füßen, um dieſe zu ſtärken, ſondern es ſtärkt ſie, weil es darauf geht, und geht darauf, weil es darauf gehen will und gehen muß.

Wenn die erſte Epoche des mütterlichen Einfluſſes auf die Entfaltung der Anlagen des Kindes ſich im Kreiſe der bloßen einfachen Befriedigung ſeiner Kräfte herumtreibt, ſo *erregt ihr Einfluß in der zweyten Epoche bey ihrem Kinde das Bewußtſeyn der Wahrheit ſeiner ſelbſt und ſeiner nächſten Umgebungen, ſo wie des Verhältniſſes der einen zu den andern.* Seine ſich ſchärfenden Sinne, ſeine ſich ſtärkende Kraft werden ihm jetzt bewußt; es weiß, was es kann, es ahndet das Nächſte, das ſich an das, was es kann, leicht anſchließt; es will das auch können, es verſucht das. Sein Bedürfniß, ſein Gelüſten, das Gefühl ſeiner Kräfte drängt es; es muß vieles verſuchen, das es noch nicht kann. Es wächst am richtigen Urtheil über ſein Können ſo wohl, als über ſeine Umgebungen; weiß täglich mehr und kennt täglich mehr; es fürchtet täglich weniger, und fängt an, täglich den Umgebungen mehr zu trauen; aber dieſe Vorſchritte alle entfalten ſich jetzo noch immer nur an der Hand und an der Seite der Mutter, und in der Sicherheit ihres umſchwebenden Schutzes. Was es immer auch weiß, was es immer ſelbſt erfahren, es traut ſich noch in keinem Falle in nichts, als an ihrer Seite; es gefällt ſich noch nirgends beſſer, als in ihrer Stube; die Spiele in dieſer Stube befriedigen es noch ganz, wenn ſie auch in ihrer Beſchränkung ſeinen Geiſt und Körper nur ſchwach anſprechen. Es wagt ſich, doch nur bedächtlich vor die Thür derſelben, und ſchleicht nur langſam und umſchauend von ihr weg in das nahe Gärtchen, ſetzt ſich hin in's Grüne, athmet frey in der weiten Natur, pflückt ſich die Blümchen, ſammelt da Steinchen, Schnecken und Blumen. Aber, wann nur ein ſtarker Laut um es her tönt, wenn ſich nur eine fremde Geſtalt in ſeiner Nähe zeigt, ſchleicht es ſich wieder ſtill und ſorgſam in die ſichernde Stube zu der beſchützenden Mutter. Von ihr, von ihr allein geht ſein Vertrauen in dieſem Zeitpunkt noch aus.

Doch, ſo wie es öfters in das Gärtchen hinaus kommt,
mit ſeinen Umgebungen bekannter wird, fängt es nun auch
an, in der Ferne von der Mutter etwas ruhiger zu ſeyn.
Es erſchrickt allmälig weniger ob einem Laub, das rauſcht,
ob einer fremden Geſtalt, die vorbeygeht; es lockt jetzt
as Hündchen, das Schäfchen, das es oft geſehen, auch
enn die Mutter nicht da iſt, mit ſeinem Brot an die
Seite, bald wagt es ſich bis an das Ende des Gartens,
eht durch die Hecke nach der Straße, traut jetzt der Hecke,
ie es der Hausthür traute, freut ſich hinter ihr des An-
icks der Geſtalten, die vor ihm vorübergehen, wenn es
auch vorher noch nie ſah. Je weniger es ſie geſehen,
feſter ſchaut es ſie jetzt an; es iſt jetzt froh, wenn ſie
om ſtill ſtehen; es ſieht innerhalb der Hecke dem gro-
n Pferde ruhig zu, wenn es hart an ihm weidet; und
nn Menſchen nahe bey ihm, aber außer der Hecke, laut
en, ſo flieht es nicht mehr; es ſieht ſie mit einem ſe-

ſtern Blick an. Der Geluſt, mehr Leute, mehr Sachen zu ſehen, wird bey ihm immer ſtärker; von ihm getrieben, wagt es ſich unter die Thür des Gartens an der Straße, um weiter zu ſehen, näher zu hören, was außer ihm vorgeht.

Es geht allmälig in die dritte Epoche der kindlichen Entfaltung hinüber. Es fühlt jetzt die ſteigende Sicherheit, die ihm ſeine wachſenden Kenntniſſe und ſeine wachſenden Kräfte, auch entfernt von der Hand der Mutter und von dem Schutz ihrer Liebe, gewähren. Es traut ſich täglich mehr, es weiß täglich mehr, welchen Gegenſtänden es trauen und nicht trauen darf. Es fühlt ſich täglich mehr im Heranwachſen der Kräfte, ſich ſelber zu helfen, ſich ſelber zu ſchützen. Es muß zu dieſem Gefühl kommen; die Kräfte, die ſich in ihm entfalten, haben für daſſelbe alle in ihrem Weſen einen Reiz, ihre Anwendung ſelbſtſtändig zu verſuchen. Ohne Anlaß, ohne Gelegenheit ſie anzuwenden, bleibt ſeine Kraft in ihm ſelbſt unbefriedigt. Es fühlt das; es ſoll ſie anwenden und will ſie anwenden, wo es immer kann. Es will mehr können. Die Wohnſtube wird ihm für dieſen Willen zu enge. Selber die Mutter iſt ihm jetzt nicht mehr alles, ſie iſt ihm nicht mehr allein ſeine Welt. Es erkennt jetzt eine Welt außer ihr. Auch iſt ihm nicht mehr allein bey ihr wohl. Der Begriff: wohl ſeyn und bey der Mutter ſeyn, iſt ihm nicht mehr einer und eben derſelbe. Es iſt ihm auch entfernt von ihr wohl. Es ſpringt von ihr weg zu Knaben, die ſpielen; es achtet es nicht, ob welche darunter ſind, die es noch nie geſehen; es ſpielt mit ihnen, als wenn es ſie kennete, es iſt ihm wohl unter ihnen; es kommt morgen wieder, es kommt übermorgen wieder zu ihren Spielen; es ſchließt Verbindungen mit ihnen, es bringt ſie mit ſich in ſeine Wohnſtube; es ſagt: Vater und Mutter! ſieh, da habe ich Freunde. Auch ſie bringen es ihren Vätern, ihren Müttern, und ſagen ihnen: es iſt unſer Freund. Der Kreis ſeines Lebens, der Kreis ſeiner Erfahrungen iſt erweitert.

Seine Kräfte entfalten ſich an der Seite ſeiner Kameraden im Leben der Welt, wie ſie ſich an der Seite ſeiner Mutter im Leben des Hauſes entfalteten. Dieſe hat es gehen gelehrt, die Knaben lehren es laufen, ſpringen und klettern. Die Mutter hat es reden gelehrt, die Knaben lehren es ſingen, pfeifen und rufen. Die Mutter macht es angreifen, herzutragen, wegtragen, herbringen und fortbringen, was ſie oder es bedürfen; die Knaben machen es angreifen, tragen, anfaſſen und werfen, was ihm zu tragen, zu werfen Freude macht, auch was ſchwer iſt und Kraft braucht. Dieſe nimmt jetzt auch immer mehr zu, und mit der des Körpers auch die des Geiſtes. Es blickt jetzt freyer in die Welt um ſich her; auch ſein Herz erweitert ſich; der Kreis, den es liebt, der Kreis, dem es vertraut, wirkt jetzt hinwieder auf die Ausdehnung ſeiner Geiſtesthätigkeit und ſeiner phyſiſchen Kräfte. Dieſes wird ihm jetzt in allen Beziehungen größeres und allgemeineres Bedürfniß.

Es fühlt dieſes Bedürfniß, es wird von ihm getrieben; es fängt allmälig an, nach allem Wiſſen, Können und Haben der Welt zu haſchen.“ Jetzt iſt's, wie wenn der Geiſt ſeiner kindlichen Führung, wie wenn alles Gefühl ſeiner kindlichen Schwachheit und der daraus hervorgehenden Unſicherheit, Sorge und Zweifel ſeine Bedächtlichkeit ſtill ſtehen wolle; es iſt, wie wenn das Band, das zwiſchen ihm und der Mutter, als ein heiliger Anfang ſeiner ganzen Entfaltung da ſtand, ſich völlig auflöſen wolle; wie wenn es frey in die Welt hinein treten wolle, ohne einen Schutz, und ohne einen Führer. Aber kann es das? Darf der ſchüchterne, ſorgfältige Unmündigkeits Gang ſeiner erſten Entfaltung jetzt ſo plötzlich aufhören? Darf das ſchützende und bildende Band zwiſchen ihm und der Mutter, ohne daß ſich ein neues, ſchützendes und bildendes Band zwiſchen ihm und der Natur anknüpfe, zerriſſen werden? Soll das Kind jetzt alſo, im Mittelpunkt ſeines reinen ſeelerhebenden Weſens und Seyns, ſtill ſtehen? Soll und darf ſeine Mutter es jetzt unbeſorgt von ſich weggeben laſſen? Braucht es ſie nicht mehr, braucht es jetzt keinen Leiter, keinen Führer, der es in ihrem Geiſte leite? Muß ſie jetzt ſeinem erwachenden Hang zum freyen Haſchen nach allem Wiſſen, Können und Wollen der Welt, ohne alle Rückſicht auf den alten Geiſt ihres Thuns, ganz ſeinen freyen Lauf laſſen?

Man muß ſich hier fragen: Iſt dieſer anſcheinende Widerſpruch des gegenwärtigen Seyns und Thuns des Kindes gegen alles, was vorher in ſeinem Seyn und Thun lag, auf den Anſprüchen ſeiner Natur in ihrem ganzen Umgang gegründet, und iſt er in dieſer Rückſicht als [illegible] turgemäß anzuſehen, und ein reiner Ausdruck ihrer ganzen Fülle und ihrer ganzen Wahrheit, oder iſt er nur ein einſeitiges Streben ſeines ſinnlichen, thieriſchen Weſens?

Gute Mutter des Kindes! kannſt du dich enthalten, dich ſelber zu fragen: Was wird aus meinem Kinde, das ſich ſo lange, ſo ſorgſam, ſo geleitet von meiner ſchützenden Hand, entfaltet, nun jetzt in dieſem kühnen Wechſel ſeiner Stimmung werden? Was wird, wenn ihm das Gefühl ſeiner wachſenden phyſiſchen Kraft eine Richtung gibt, in der das Zartgefühl ſeiner unmündigen Entfaltung völlig verſchwindet, und an ſeiner Statt ein Muth und ein Vertrauen auf vorher unbekannte und ungebrauchte Kräfte eintritt, das höchſtens in phyſiſcher Hinſicht einiges Fundament haben kann, in ſittlicher und intellektueller hingegen völlig ohne Begründung da ſteht — was wird aus ihm werden? *Es iſt offenbar zu den Anſprüchen des Wiſſens, Könnens und Wollens, die es macht, nur thieriſch gereizt, und nicht menſchlich erhoben.*

Je mehr ich dieſen Zuſtand in's Auge faſſe, je mehr finde ich es in dieſem Augenblick in Gefahr, das weſentliche Fundament ſeiner Unſchuld, ſeine Reinheit zu verlieren; alles Heilige und Reine in ſeinem menſchlichen Seyn hat jetzt die Reize nicht mehr, die es hatte, als es an der ſchützenden und leitenden Hand ſeiner Mutter glauend und liebend einher ging. Aber braucht es ſie etwa nicht mehr, kann es jetzt ſelbſtſtändig einhergehen? Sind die Gefahren vorüber, um derentwillen es ſie vorher brauchte? — Ach Gott! ſie gehen erſt jetzt an: ſeine Unſchuld iſt dahin, ſein Irrthum iſt jetzt ſein Fehler, ſeine Luſt wird ihm Sünde; es kommt ganz mit ſich ſelbſt in Widerſpruch; ſeine Einſichten, ſeine Ueberzeugung ſtellen ſich ſeinen ſinnlichen Gelüſten entgegen; ſein Inſtinkt hat ſeine Unſchuld verloren; er unterſtützt jetzt ſeine thieriſchen Gelüſte, und iſt in ihm mächtig und alt. Ueberzeugung und Einſicht ſind nicht in ihm mächtig und alt; ſie ſind in ihm ſchwach und ihm neu, und wirken dem Inſtinkt nur ſchwach entgegen. Es hat jetzt das Böſe, als ſolches, kennen gelernt; es weiß, daß es böſe iſt, und thut es doch. Die Gefahren, die ihm Unwiſſenheit und Unkunde in der Unmündigkeit, brachten, verdoppeln ſich durch das Bewußtſeyn des Böſen und des Unrechts; und wie es ſich ehemals inſtinktartig vor dem Unbekannten und Fremden fürchtete, und ſich durch dieſe Furcht vor den Gefahren bewahrte, denen das Unbekannte und Fremde es ausſetzen konnten, ſo ſollte es ſich jetzt vor dem Unrecht und Böſen fürchten, und ſich durch dieſe Furcht vor den Uebeln bewahren, denen es dieſe ausſetzen könnten. Die ſinnliche Schüchternheit aus Scheu ſeiner Schwäche vor dem Unbekannten und Fremden, ſollte jetzt in die Scham und Scheu ſeiner ſittlichen und intellektuellen Schwäche vor dem Unrecht und vor dem Böſen übergehen; und wie es in den Gefahren ſeiner phyſiſchen Unmündigkeit, zu ſeiner Rettung und zu ſeiner Bildung, des Glaubens an die ſchützende und liebende Hand ſeiner Mutter bedurfte, ſo bedarf es jetzt in den Gefahren ſeiner ſittlichen und intellektuellen-Unmündigkeit eines erneuten **Glaubens zu ſeiner Rettung vor dem Böſen**, das es jetzt kennt, und zur Sicherheit ſeiner Bildung für das Gute. Es bedarf jetzt mehr als je der geſicherten Fortdauer der liebenden, glaubenden und erhebenden Gemüthsſtimmung, in der die erſten Keime ſeiner Ausbildung ſich ſo hehr und heilig entfaltet. Und es iſt gewiß: ſein neues Eingreifen in die Welt durch Wiſſen, Wollen und Thun kann für daſſelbe nur durch die Fortſetzung dieſer Gemüthsſtimmung bildend und naturgemäß wirken, und der Mangel der Fortdauer dieſer Gemüthsſtimmung beym lebendigen Erwachen des kindlichen Eingreifens dieſes Zeitpunkts in alles Wiſſen, Wollen und Thun der Welt iſt denn auch beſtimmt die Klippe, an der das Kind ohne eine ſchützende und leitende Obhand, auf der erſten dieſer Stufen ſeiner intellektuellen und phyſiſchen Entfaltung, ſo gewiß ſcheitern muß, als es ohne die ſchützende und leitende Hand der Mutter in der erſten Stufe ſeiner phyſiſchen Entfaltung geſcheitert hätte.

Das ſittliche Werden des Kinds iſt jetzt in ſeiner Geburt. Der Augenblick iſt für ſein Leben entſcheidend, und die Gefahr groß; ſo wenig als möglich, die intellektuelle Kraft des Kindes ohne belebende Uebung derſelben, ohne ein Habituellmachen ihres Gebrauchs, naturgemäß wachſen zu machen, und das Kind vor den nothwendigen Folgen der intellektuellen Schwäche zu bewahren, ſo wenig iſt es möglich, die ſittliche Kraft derſelben, ohne belebende Uebung ihrer ſelbſt, durch ein Habituellmachen ihres Gebrauchs, naturgemäß wachſen zu machen, und das Kind vor den nothwendigen Folgen der ſittlichen Schwäche zu bewahren.

Der Anfang der Bemühungen für dieſen Zweck fällt in den Augenblick, von dem wir reden. Das erſte Bedingniß der Erfüllung dieſer Bemühungen iſt, daß ſie naturgemäß ſeyen; und wie können, wie werden ſie dieſes ſeyn? Die Natur fordert für dieſen Zeitpunkt von der menſchlichen Sorgfalt die Weiterführung deſſen, was ſie bisher inſtinktartig gegründet; ſie fordert die menſchlich verſtändige Weiterführung der liebenden, glaubenden Gemüthsſtimmung, deren Wahrheit und deren Segen das Kind bis jetzt in der Unſchuld bewußtlos genoſſen. Das Fundament dieſes Zuſtandes, der Glaube an die Mutter, ſchwachet und wanket. Die Natur fordert erneuerte Mittel des Glaubens. Das Kind darf, ohne Gefahr, die Naturfäden ſeiner ſittlichen Entfaltung ganz zu zerſchneiden, aus der Epoche ſeines ſinnlich und inſtinktartig in ihm lebenden Glaubens an die Mutter nicht herausgehen, ohne daß ſchon in dieſen Epochen die erſte Grundlage des Glaubens an Gott tief in ſeine Seele gelegt ſey.

Dieſes aber iſt in dieſer Epoche nur durch ſinnliche Mittel möglich. Aber es iſt nothwendig. Die Natur fordert, daß ehe die ſinnlichen Reize des Glaubens an die Mutter im Kinde geſchwächt ſind, die ſinnlichen Reize des Glaubens an Gott ſchon in ihm lebendig entfaltet ſeyen. In dieſem ſinnlichen Hineinſchmelzen der Anfänge des Glaubens an Gott in die Wahrheit und die Kraft des gereiften Glaubens an die Mutter, liegt die einzige Möglichkeit der reinen, lückenloſen, naturgemäßen Fortbildung der kindlich reinen Gemüthsſtimmung, aus der die Sittlichkeit des Menſchen geweiht, heilig und hehr entkeimt. In ihr liegt die einzige Möglichkeit der Fortbildung unſrer Natur auf dem Wege des Glaubens und der Liebe. In ihr liegt die einzige Möglichkeit der Erhöhung der ſinnlichen Anhänglichkeit in eine ſittliche und geiſtige. Ohne ſie iſt das heilige Band, das die Natur zwiſchen der Unmündigkeit und dem Wachsthum unſrer Menſchlichkeit geknüpft, zerriſſen; ohne ſie iſt das große Naturwerk, das in der Liebe mächtig, dem Kinde durch den Glauben den Weg zur höchſten Veredlung ſeiner ſelbſt bahnte, umſonſt da.

Die Erhaltung dieſes großen Naturwerks in ſeiner Reinheit und in ſeiner Kraft iſt das weſentliche Fundament der Idee der Elementar-Bildung und ihrer Anſprüche zur Naturgemäßheit; und dieſe iſt hinwieder gänzlich nichts anders, als das Feſtbleiben der Kunſt auf dem Weg der Natur. Und auf dieſem Weg kann die Elementarbildung in der Epoche, von der wir reden, für die Fortbildung des Kindes zur Sittlichkeit nur ſinnlich wirken. Die Anfangsmittel der Sittlichkeit beym Kinde ſind in dieſem Zeitpunkt noch nicht geiſtig. Sie ſchließen ſich in demſelben bloß inſtinktartig an das Seyn und Leben des Kindes, und ihre dießfällige Anſchließung muß ſelber in der reinen, lebendigen Unſchuld es Inſtinkts, und nicht erſt dann beginnen, wann dieſes m Kind ſelber ſchon anfängt.

Es iſt deswegen für die ſittliche Bildung des Kindes weſentlich, daß der ſinnliche Eindruck des Glaubens ſeiner Eltern an Gott ſich mit dem erſten Anſchauungs-Eindruck des ganzen Seyns und Thuns ſeiner Eltern verwebe. Es iſt gut, daß es ſie täglich zu ſelner Zeit bethend ſehe, wie es ſie ſieht, ihm zur gleichen Zeit ſein Mittag- und ſein Abendeſſen bringen. Es iſt gut, daß es ihre Furcht vor Gott, ihre Scheu, nichts zu thun, das ſeinem Willen entgegen ſey, früh erkenne; wie es ihre Scham und Scheu vor fremden und höhern Menſchen, etwas ihnen Mißbeliebiges zu thun, früh erkennt. Es iſt gut, daß es ſie von Jeſus Chriſtus, von ſeinem guten Leben, und von ſeinem erhabenen Sterben ſo früh und ſo viel erzählen höre, als es ſie vom guten Leben und vom ſeligen Sterben ihres Vaters erzählen gehört. Es iſt gut, daß es das Bild des guten Jeſus oft ſehe; es iſt gut, daß ſeine Mutter es ihm oft zeigt, wie ſie ihm das Bild ihres Vaters oft zeigt, und dadurch ſeine Liebe zu ihm weckt; es iſt gut, daß der Tag des Herrn (der Sonntag) ihm ſchon in ſeiner Unmündigkeit als ein feyerlicher, als ein Gott geweihter Tag, erſcheine; es iſt gut, daß Kirchengeſang, Glockengeläut, Feyertags-Stille, ſchon in ſeiner Unmündigkeit einen tiefen Eindruck auf das Kind machen, und eine hohe Ehrfurcht vor Gott gleichſam ſinnlich erzeugen; es iſt gut, daß es keinen Löffel in die Hand nehme, um zu eſſen, ehe es ſeine Hände gefaltet, und ſein: Speiſ' Gott, Tröſt' Gott u. ſ. w. ausgeſprochen; es iſt gut, daß es ſich am Abend nicht zu Bette lege, ohne ſein: B'hüt mir Gott u. ſ. w. zu bethen, und am Morgen nicht aufſtehe, ohne vorher ſeinen Morgenſegen ausgeſprochen zu haben.

Die Elemente der Sittlichkeit gehn nicht von Begriffen, ſie gehn vom Glauben aus. Die höchſte Erhebung des Glaubens als unmittelbar praktiſch, berührt das Gebiet der Verſtandesbildung auf keine Weiſe ſtörend. Jede Bahn der Verſtandesbildung, welche die ſteigenden Kräfte des Glaubens hemmt und verwirrt, iſt nicht naturgemäß, ſondern führt zur Unnatur. Freilich iſt hingegen aber auch wahr, alles Menſchliche in der Bahn der ſittlichen und religiöſen Bildung, die die wachſenden Denk- und Kunſtkräfte unſers Geſchlechts hemmt und verwirrt, iſt nicht naturgemäß, ſondern führt zur Unnatur und entſpringt aus ihr. Und es iſt auch nur in feſter Anerkennung dieſes Gegenſatzes, wenn wir fortfahren zu ſagen, daß der Uebergang der zweyten kindlichen Epoche in die dritte nur durch den Uebergang der Liebe, des Vertrauens, und der Anhänglichkeit an die Mutter in die Liebe und das Vertrauen und in die Anhänglichkeit an Gott, für das Kind naturgemäß und wahrhaft bildend iſt, und daß in dieſer Rückſicht die Bilder, die dem Kind in dieſem Alter von Gott und allem Göttlichen beygebracht werden ſollen, mit dem Weſen ſeiner Unſchuld und Unkunde von allem Göttlichen und Menſchlichen in Uebereinſtimmung beygebracht werden müſſen. Der liebe Gott ſoll und darf ihm im Zeitpunkt dieſes Uebergangs nicht anders als ein Weſen voll mütterlicher Liebe und Sorgfalt vor die Sinne gebracht, und weſentlich verhütet werden, daß kein ſchreckendes Bild von Gott und der

Ewigkeit ſtörend auf das Gleichgewicht ſeiner Kräfte und auf den Frohſinn und die Unbefangenheit einwirke, die ihm zur ruhigen und naturgemäßen Entfaltung ſeiner ſelbſt in allen ſeinen Kräften unumgänglich nothwendig iſt. Dieſe Sorgfalt iſt unumgänglich nöthig, wenn im Kind das, was in der erſten kindlichen Epoche inſtinktartig in ihm entfaltet worden iſt, in der zweyten menſchlich, d. h. mit ſeinen wachſenden ſittlichen und geiſtigen Anlagen in Uebereinſtimmung erhalten werden ſoll. Durch dieſe, auf dieſe Weiſe geſicherte Fortdauer der liebenden, glaubenden, kindlichen Gemüthsſtimmung wird dann das Streben des Kinds nach einer allgemeinen Ausdehnung des Gebrauchs ſeiner Kräfte eigentlich nur ein Organ jedes Vorſchreitens zu einem wahrhaft naturgemäßen Wachsthum ſeiner Kräfte.

Das Kind dieſer Führung ruhet ſchon in dieſem Alter, glaubend und liebend, in den Armen ſeines Vaters im Himmel, wie es in den Armen ſeines Vaters auf Erden glaubend und liebend ruhet.

Der Gang, den ſeine weitere Entfaltung an Gottes Hand nimmt, iſt mit dem gänzlich übereinſtimmend, den ſeine erſte Entfaltung an der Hand ſeiner Mutter nahm. Wie die erſte Wirkung der Kenntniſſe der Mutterliebe dieſe war, daß ſich die Zeichen ſeiner Mutterliebe bald vermehren, ſo vermehren ſich jetzt auch die Zeichen und Aeuſſerungen ſeiner Gottesliebe. Die Vorſtellungen von Gott ſind ihm in dieſer Gemüthsſtimmung natürliche, liebliche und bleibende Vorſtellungen. Es unterhaltet, es beſchäftigt ſich gerne mit denſelben. Es will von Gott erden. Es will von ſeiner Liebe reden. Es will mit Gott reden. Aber ſo wenig es in ſeiner Unmündigkeit, aus Liebe zu ſeiner Mutter, allerley Meynungen über ſie nachjagte, ſo wenig jagt es jetzt, um ſeiner Gottesliebe willen, allerley Meynungen über Gott nach. Wie es in der Mutterliebe nur Befriedigung ſuchte, ſo ſucht es jetzt auch in ſeiner Gottesliebe nur dieſe. Seine Gottesliebe führt es zuerſt — nicht zu Verſtandesübungen über das, was Gott ſey. Das erſte Reſultat dieſer Liebe iſt: daß ſich ſein Herz zu Gott erhebt, um ihn zu lieben, um ihm dankend und glaubend zu leben. Das liebende, glaubende Leben vor dem Angeſicht Gottes iſt ihm jetzt das, was ihm das liebende, glaubende Leben vor dem Angeſicht der Mutter war. Es iſt ihm nur Fortſetzung, Wachsthum und Veredlung des Lebens, das es ſchon lebte.

Aber, wie ſteht das ſo geführte Kind zu den Verhältniſſen der Schule? Soll man es in die Schule ſchicken? Iſt es ſchulfähig? Was iſt das? Was will die Frage ſagen: iſt das Kind ſchulfähig? Gewiß iſt ein ſolches Kind zur kraftvollen Ergreifung alles deſſen fähig, was Natur, Umgebungen, und ſelber die Kunſt, in ſo fern ſie von der Natur ausgeht, und ſich an die Umgebungen des Kindes anſchließt, mit ſich bringt. Es kann nicht anders ſeyn. Auch der Wille eines alſo geführten Kindes, alles zu lernen, was ſeine Natur anſpricht, und wozu ſeine Umgebungen Reiz und Mittel geben, muß groß und lebendig ſeyn.

Aber, ſoll man es dafür in die Schule ſchikken? Im väterlichen Haus und an der Seite ſeiner Mutter treibt ſich alle Bildung des Könnens, Wollens und Wiſſens des Kindes um deſſen Bedarf. Die Schule ſoll den im väterlichen Hauſe gegründeten Geiſt dieſer Führung forthin erhalten, und in der Bildung des Kindes zu allem Wiſſen und Können das hinzuſetzen, wozu die Umſtände des häuslichen Lebens, und das auf die Kenntniſſe des Kindes in dieſem Leben Einfluß habende Perſonal nicht hinreichen. Wird die Schule das thun? wird ſie das Kind in Unſchuld, Glauben und Liebe den Weg fortwandeln machen, den es an der Seite ſeiner Mutter begonnen? Wird ſie das Wiſſen und Können, das ſie dem Kinde geben kann, mit feſtem Sinn an das anſchließen, was ihm die Mutter und ſein genoſſenes häusliches Leben im ganzen Umfang ſchon gegeben hat; was es ſchon weiß, ſchon hat und ſchon kann? Werden ihre Mittel an alles das ſich anpaſſen, was das Kind ſchon iſt; und werden ſie es in dem, was es lernen muß, auf dem Punkt ergreifen, auf dem es ſchon ſteht, und ſein Weiterſchreiten auf allen Seiten von dieſem Punkt ausgehen machen?

Dann muß man es, auch, wenn ſie das nur halb thut, ſo muß man es in die Schule ſchicken. Aber, wenn ſie davon gar nichts thut, wenn ihre Mittel und ihre Uebungen der naturgemäßen Bildungsweiſe, die das Kind in der erſten und zweyten Epoche ſeines kindlichen Seyns und Lebens genoſſen, geradezu entgegen ſtehen; wenn ſie das verwirren, was dieſe in Ordnung gebracht, wenn ſie das ſtill ſtellen, was dieſe in Bewegung geſetzt, wenn ſie das einſchläfern, was dieſe aufgeweckt, wenn ſie das tödten, was dieſe lebendig gemacht; ſoll man es dann doch in die Schule ſchicken, weil es jetzt ſchulfähig? Ich dächte, man ſollte ſich doch zuerſt fragen: **was die Schulfähigkeit denn eigentlich ſey**, zu der es jetzo gereift iſt. Gewiß iſt ſie nicht bloß eine Anreifung zu der Empfänglichkeit der A, B, C-Kunſt, und der Künſte des Schreibens, des Rechnens, des auswendig Lernens. Nein! ſie iſt gewiß nicht eine beſchränkte Dienerinn des Unnatürlichen und Willkürlichen im Einüben bloßer mechaniſcher Fertigkeiten des Unterrichtes; nein! ſie iſt ein reines Reſultat des inſtinktartig begonnenen Einfluſſes unſrer Natur ſelber auf unſre Entfaltung; ſie iſt ein reines Reſultat dieſes göttlichen Naturwerks ſelber, dahin lenkend, die Anſprüche unſrer Natur auf die Ausdehnung ihrer Kraft nach dem ganzen Umfange, ſo wohl ihrer Anlagen, als ihrer Verhältniſſe, zu befriedigen, und zu dieſem Endzweck die Anfangspunkte der gereiften menſchlichen Kunſt an die keimende menſchliche Kraft anzuknüpfen.

Das iſt die einzige, wahre Anſicht der Schulfähigkeit eines naturgemäß ſich entfaltenden Kindes.

Nach dieſer iſt daſſelbe **ſittlich** ſchulfähig, wenn es in der Unſchuld ſeines Lebens, und in der Kraft des Glaubens an ſeine Mutter, den Gott ſeiner Mutter kindlich liebend, dahin kommt, Erkenntniß und Sprache über Gott und ſeinen Willen zu ſuchen, wenn es durch das fromme Leben ſeiner häuslichen Umgebungen dahin gereift iſt, durch religiöſe Vorſtellungen, Gebethe und Geſänge, in ſeiner Unſchuld geſtärkt, und in ſeinem unſträflichen Wandel erhalten, oder vielmehr zu demſelben erhoben zu werden. Es iſt geiſtig ſchulfähig, wenn es durch ein in Unſchuld kraftvolles Leben in der Natur, den Anfängen des Unterrichtes näher gebracht worden, das iſt, wenn die Eindrücke einfach gereifter kindlicher Beobachtungen vielſeitige Fundamente der richtigen Urtheilskraft in daſſelbe gelegt, und die Fähigkeit, von gereiften, einzelnen Erfahrungen und Anſichten allgemeine Schlüſſe zu ziehen, und eine verſtändige Anwendung davon zu machen, in ihm geweckt und belebt iſt. Es iſt phyſiſch und kunſthalber ſchulfähig, wenn ſein Auge die Verhältnißmäßigkeit der Gegenſtände richtig zu faſſen, und ſeine Hand auf irgend eine Art, ſie richtig auszudrücken, reif wird, und es anfängt, von den Elementen der Geiſtesbildung, aus denen der ganze Umfang der Schulkünſte, wie die Werke einer Schöpfung aus dem Geiſt und der Kraft eines Schöpfers, hervorgehen, in ſich ſelbſt angeſprochen und innerlich belebt zu werden.

Die Schulfähigkeit des Kinds alſo beſtimmt, muß dann die Schule, in die man das Kind ſchicken ſoll, in ſittlicher Hinſicht Fortſetzung des ſittlichen Lebens an der Hand der Mutter und Stärkung des religiöſen Sinnes werden, der die Baſis der mütterlichen Führung zu ſeiner Sittlichkeit war; ſie muß in intellektueller Hinſicht Fortſetzung und Erweiterung des freyen, lebendigen Anſchauens der Natur, und von dieſer Seite geeignet ſeyn, das Leben in der Natur gleichſam in das Leben der Kunſt hinübergehen zu machen. Ihre Kunſt und der ganze Umfang ihrer Kunſtmittel müſſen das Kind geiſtig anſprechen, befriedigen, höher heben, und wachſen machen, wie es die

Mutter und das häusliche Leben in den zwey frühern kindlichen Epochen ſinnlich anſprach, befriedigte, höher hob, und wachſen machte.

Die Schulfähigkeit des Kinds muß in phyſiſcher Hinſicht hinwieder von allem dem ausgehen, wodurch das Kind an mütterlicher Hand zur Anwendung ſeiner phyſiſchen Kraft und zum Bewußtſeyn dieſer Kraft ſelbſt gebracht worden iſt. Sie muß in Kunſthinſicht geeignet ſeyn, das Kind d[illegible] Elemente der Kunſt mit dem ganzen Umfang ſeines Levens, d. h. mit der Kraft des in Bewegung geſetzten Geiſtes, des theilnehmenden Herzens, und der Gewandtheit der Sinne und Glieder, ergreifen zu machen. Bis ſie dieſes thut, iſt die Schulfähigkeit, zu der ſich das an der Hand der Mutter bis ſo weit naturgemäß geführte Kind zu erheben vermag, umſonſt für das Kind da. Die Schule iſt nicht fähig, ihm das zu geben, was ſeine Schulfähigkeit anſpricht.

Aber ſollte dieſe Lücke, wenn es ſo iſt, nicht auffallen? Sollten ſich nicht in allen Ecken Klagen erheben, daß die Schulen nicht leiſten, was ſie leiſten ſollen, und daß ſie mit der häuslichen Erziehung nicht in Uebereinſtimmung ſtehen, und ſich durchaus nicht rein und einfach an das naturgemäße Thun der Mutter anſchließen?

Die Antwort iſt leicht. Das naturgemäße Thun der Mutter mangelt eben, wie das naturgemäße Thun der Schule. Die Zeitverkünſtlung uners Geſchlechts iſt auf einen Punkt gelangt, daß man im allgemeinen beſtimmt ſagen kann: wenn die Mutter unerer Zeit in Rückſicht auf die naturgemäße Führungsweiſe gegen das Kind nicht viel geleiſtet, iſt ſie ſich deſſen auch nicht bewußt. Darum ſpürt ſie auch das nicht, was an das, was ſie geleiſtet, angeknüpft werden ſollte. Sie handelt ſelbſt im Ganzen nicht naturgemäß; darum fordert ſie auch nicht, daß die Schule am Kinde naturgemäß handle. Im Gegentheil, ſie will vielſeitig, daß die Unnatur, zu der ſie durch ihre Schule und durch ihr Leben geführt worden, auch die Baſis der Schule und des Lebens ihres Kindes werde. Sie iſt alſo wider die Naturgemäßheit der Schule ſelber. Wenn in der Schulbildung Naturgemäßheit ſtatt haben ſoll, ſo muß ſie zuerſt in den Haushaltungen wieder hergeſtellt werden. Aber es mangelt jetzt an beiden Orten gleich, und muß an beiden gleich geholfen werden, wenn auf der einen oder auf der andern Seite von Naturgemäßheit, auch nur von ferne, die Rede ſeyn ſoll.

Und bis wir da ſind, bis beide, die Schule und die Mutter, den Geiſt der Erziehung im hohen Sinn athmen, iſt es unmöglich, weder die häusliche Erziehung zum Fundament einer naturgemäßen Schulführung zu machen, noch die Schulführung auf die Baſis eines naturgemäßen häuslichen Einfluſſes zu bauen, und in beiden Verhältniſſen unterrichtend zu bilden, und bildend zu unterrichten, oder lebendig zu lehren, und lehrend zu leben.

Dahin iſt es aber auch ganz, wo die Idee der Elementar-Bildung hinſtrebt. So lange ſie noch nicht mit Erfolg auf dieſen Standpunkt wirkt, ſo hat ihre Ausführung noch bey fernem keinen, ſich der Vollendung nähernden, Umfang. Sie hat bis ſo lange keinen des Erfolgs

Mittel ſichern Boden. So lange ſie nicht da iſt, ſo
ſie eigentlich, noch in ſich ſelbſt kraftlos, bloß Lücken
, die gegen die Anſprüche der Naturgemäßheit in der
lichen Erziehung wirklich beſtehen; und arbeitet, in
eignen Mitteln unvollendet, nur einſeitig und ſchwach
Verderben entgegen, das bey einer naturgemäßen häus-
n Erziehung nicht da wäre. So lange aber das iſt,
ange ſind alle Verſuche in einer naturgemäßen Erzie-
gsanſtalt auch eigentlich noch keine Methode, ſondern
anpaſſende Annäherungs-Mittel.

Man hat das Wort Methode überall zu früh, viel zu
gebraucht, und übel gethan, die iſolirten Mittel und For-
der intellektuellen Elementar-Bildung, naturgemäße Er-
ungsmethode zu heiſſen. Was man mit Wahrheit allein
heißen kann und ſoll, iſt der ganze Umfang des We-
der naturgemäßen Erziehung, und gar nicht die be-
änkte Anſicht einzelner Erziehungsfächer und Unter-
smittel.

Das aber ändert den Werth der Idee der Elemen-
Bildung und ihrer Mittel gar nicht; eben ſo wenig
ert es das dringende Bedürfniß ihrer weitern Bearbei-
und Ausführung. Es zeigt nur, daß eine höhere,
ere Kraft der Menſchennatur in jedem Fall von der
ndbiethung aller äußern Formen der Kunſt unabhän-
ſey.

Ich muß hier, was ich oben geſagt, wiederholen:
ß iſt die Natur! Wo ſie nicht im Ganzen getödtet iſt,
eckt und belebt ſie allenthalben das Gefühl der Natur-
äßheit in der Erziehung, und ſtellt ſich dadurch ſelbſt

ken des menſchlichen Thuns, in ſich ſelbſt feſt, heilend und helfend entgegen. Die erhabene Größe der Natur wird dem Menſchen aber vorzüglich durch die Anerkennung des großen Geſetzes der Naturgemäßheit bewußt. Es iſt im eigentlichen Sinne die Offenbarung der Natur für das menſchliche Geſchlecht. Wer in ihrem Licht wandelt, der geht auf ebner Bahn.

Freunde und Brüder! wir wollen ihn erkennen, den Geiſt dieſes großen Geſetzes; wir wollen ihn ehren, und zwar nicht bloß da, wo er im Glanze ſeiner gereiften mächtigen Kraft da ſteht. Wo werden wir ihn alſo finden? Wo iſt er alſo? Wir wollen ihn auch in der Schwäche ſeiner Unſchuld ehren. Sollte er auch nur wie ein glimmender Docht, und ein zerknicktes Rohr vor uns erſcheinen; wir wollen verhüten, daß ſein glimmender Docht nicht auslöſche, und ſein zerknicktes Rohr nicht zerreiſſe.

Freunde! Brüder! In der Unſchuld des Landes, im fernen ſtillen Thal und auf hohen Bergen, deren ſchroffe Felſen das Zeitverderben unſrer Kunſt und ihre gierige Selbſtſucht noch nicht in ihren Schooß lockte, da iſt der Geiſt der Naturgemäßheit noch in ſeiner Unſchuld zu finden. Da wollen wir ihn ſuchen. Aber nicht da allein; er erſcheint dann auch wieder in der hohen Vollendung der Kunſt, und iſt in dieſer Vollendung der nämliche Geiſt, der er in ſeiner Unſchuld im ſtillen Thal und auf hohen Bergen erſcheint. Die Erhabenheit in der Kunſt iſt nichts anders, als die mit Bewußtſeyn verbundene Fortſetzung der Erhabenheit der Natur in ihrer Unſchuld. In der Mitte von beiden ſteht die unaustilgbare Höhe der innern

Menſchennatur, mitten in allem Verderben ihrer Umgebungen, in einzelnen Erſcheinungen und einſeitigen Richtungen, vielfach in hoher Erhabenheit allenthalben vor unſern Augen.

Gottes Natur wird auch vom böſeſten Thun der Menſchen in unſerm Geſchlechte niemals allgemein erſtickt. Auch im unbeſorgteſten, verwildertſten, ausgeſogenſten Acker wächst hie und da eine einzelne Pflanze, in aller Schönheit und Wahrheit ihrer Natur, dennoch hervor. Aber ein Volk, das dem hohen Geſetz der Natur in der Erziehung freyen Spielraum gibt, und mit Ehrfurcht auf ſeinem Pfade wandelt, iſt einem Acker zu vergleichen, in deſſen bereitetem Boden die Saat allgemein gleich, in der Kraft ihrer ungehemmten Entfaltung, emporwächst. Ein Volk hingegen, das in der offnen Empörung gegen dieß Geſetz, oder in der ſtillen, vergiftenden Umſchleichung deſſelben, einherwandelt, kann den Segen der Naturgemäßheit nicht allgemein erwarten. Nur ſelten, und nur zufällig, erheben ſich in ſeiner Mitte einzelne Menſchen zur Höhe der innern Vollendung. In den großen Zwiſchenreihen zwiſchen der Erhabenheit der Unſchuld, und der Erhabenheit der Kunſt, herrſcht allgemein ein großes, ſtörendes und entgegenwirkendes Verderben gegen die Naturgemäßheit. Aber es iſt nicht unbeſiegbar. Gott läßt ſich der Menſchheit auch in ihrem tiefſten Verderben nicht unbezeugt. Auch in dieſem finden Tugend und Liebe immer tiefe und ſtarke Eingreifungsmittel zur Entfaltung des Edlern, Höhern und Heiligern der Menſchennatur. Aber freylich iſt nur die Unſchuld der ſtillen und frommen Hütten, und die Erhabenheit der vollendeten Kunſt, der eigentliche Boden der reinen Naturgemäßheit des Lebens. Ihr Leben iſt in dieſem Boden.

Ich bin nicht darin aufgewachſen; ich lebe weder in der vollendeten Kraft der einfachen Natur, noch in der Vollendung der Kunſt. Im Gegentheil, ich bin von der kunſtloſen Erhabenheit ſo ferne, als von der Erhabenheit der Kunſt, und fühle in dieſer Hinſicht das Ungenugthuende meiner Individualität in beiden Rückſichten tief.

Aber die Idee der Elementar-Bildung iſt von der Schwäche meiner Individualität unabhängig, und über ſie erhaben, wie die Wahrheit über die Schwäche eines jeden, auch noch ſo guten, wahrheitsliebenden Menſchen erhaben iſt. Sie, dieſe Idee, vereinigt die Erhabenheit der Natur und der Kunſt in ihrem Weſen. Nicht ein Produkt der individuellen Beſchränkung eines einzelnen Menſchen, ſondern Reſultat der Menſchennatur ſelber, vereinigt ſie das Erhabene von beiden Anſichten in ſich ſelbſt. Sie geht von der Unſchuld der erſten aus und endet mit der Vollendung ihrer ſelbſt durch die zweyte. In ihrem Gange ſelbſtſtändig, bahnt ſie ihren Weg frey, und findet ihre Mittel in ſich ſelbſt. Sie ſelber hat mein ſchwaches Streben geſegnet, ſie hat mich mit der Hülfe kraftvoller Umgebungen geſtärkt und Kräfte an mein Thun gekettet, die ich nicht für mich ſelber anſpreche. Aber dieſe ſtärken meinen Muth und befeſtigen meinen Glauben an den Selbſtgang alles Guten in der Hand Gottes. So wie es von ihm in die Hand des Menſchen gelegt iſt, iſt es nur untergeordnet in ihrer Hand. Sie vermögen im Grunde nichts gegen den

bſtgang der kraftvollen göttlichen Natur; ſie vermögen
etwas für ihn, wenn ſie ſich an ihn anſchließen.
Freunde und Brüder! der Glaube an dieſen Selbſt-
der Natur erhebe uns, daß wir in Unſchuld und Ein-
ſeinen Geiſt ſuchen, nach ſeiner Kraft ſtreben, und in
muth darin wandeln, daß wir ihn in uns ſelbſt und
ndern frey machen, wo wir ihn an die Ketten der
ſtſucht gebunden und in den Stricken des Irrthums
ickelt finden.

Und nun, Freunde und Brüder, habe ich geſagt, was
gentlich zu ſagen hatte; der Zweck meiner Rede war,
glich einige Zweifel zu zerſtreuen, die noch immer
ich allgemein über mein Thun und mein Streben
lten. Verehrte Herren! es mußte mir daran liegen,
dahin zu bringen, daß Ihr einen Theil des Umfangs
chwierigkeiten meines Thuns fühltet. Es iſt nicht
gerathen. Es iſt weniges vollendet. Es ſchlichen
ele Menſchlichkeiten ein. Aber es iſt vieles geleiſtet,
vieles gerathen. Es iſt redlich, es iſt mit Hingebung
uſopferung, es iſt mit ſeltner Hingebung, es iſt mit ſelt-
fopferung gearbeitet worden. Verehrte Herren! es muß-
daran liegen, daß Ihr dieſes fühltet, und Euch über-
, daß ich nicht vollends einer der ſchwachen, eiteln
en ſey, die einige unreife und ungeprüfte Neuerun-
f Koſten des erprobten Alten für einen Augenblick
errlichen ſuchen. Es mußte mir daran gelegen ſeyn,
u überzeugen, daß mein Thun und mein Streben
oß von träumeriſchen Hoffnungen ausgehe, oder gar
gebührlichen Erwartungen ruhe. Es lag mir am

Herzen, Euch zu überzeugen, daß es auf dem Geiſt unſerer Väter, auf ihrer Liebe zur Wahrheit und zur Menſchheit ruhe; daß, wenn ich auf der einen Seite die Schlaffheit derer, die im Erziehungsweſen keinen Acker mehr tief pflügen, und in keinem mehr das Unkraut auch nur für die Nothdurft ausrotten wollen, nicht für die wahre und ächte Erziehungstugend unſrer Väter halte, ich auf der andern Seite eben ſo entfernt ſey, dem raſchen und unbändigen Neuerungstrieb unſrer Zeit raſch und unbändig Nahrung zu geben. Es war mir daran gelegen, Euch zu überzeugen, daß es für die Erziehung und für den Unterricht Elemente gebe, die im eigentlichen Sinn, als die unſerm Geſchlechte von der Natur ſelbſt gegebne, unabänderliche Grundlage jeder naturgemäßen Entfaltung unſrer Kräfte, angeſehen werden müſſen, und daß in dieſen, und zwar in ihnen allein, die ächten Mittel gegen den Marasmus unſers veralteten Erziehungs- und Schulweſens geſucht werden müſſen.

Verehrte Herren! es mußte mir daran liegen, daß man ſich an einer Stelle nicht allzuſehr in meinem Thun irre, von der ich ſo viel Gutes für mein Vaterland zu erwarten berechtigt bin.

Verehrte Herren! ich fühle mich glücklich in Eurer Mitte. Eure Gegenwart erhebt mein Herz, große Hoffnungen erheben mein Herz; Vaterland, Vaterland! du erhebſt noch einmal mein Herz. Von Euch, verehrte Herren, erwarte ich hierin einen großen Beitrag für mein Vaterland. Könnte ich Euch jezt meine Gefühle noch darlegen, und meine Hoffnungen und meinen Dank! aber meine Gefühle ſind zu mächtig in mir — ich ſchweige.

Ein einziger Gedanke drängt ſich noch in mir — den kann ich nicht verſchweigen: Verehrte Herren! wenn ihr Euch wieder verſammelt, ſo bin ich dann vielleicht nicht mehr in Euerer Mitte; ich bin dann vielleicht ſchon in meine Ruhe eingegangen. Dieſer Augenblick, in dem ich vor Euch ſtehe, wird mein Todbett umſchweben. Ich denke mir jezt den Zuſammenhang deſſelben mit ihm. Verehrte Herren! ich kann Euch dann nicht ſo um mich her verſammeln; ich kann dann nicht ſo meine Hand gegen Euch ausſtrecken, und Euch bitten: Prüſet, was ich verſucht; und vollendet, was ich begonnen; Ich muß das jezt thun; ich habe es gethan, und thue es eben. Darum iſt noch der Augenblick, in dem ich jezt vor Euch ſtehe, meinem Herzen heilig. Ich denke mir die Freude meines Todbettes, wenn es mir gelingen wird, Euer Herz für mein Unternehmen zu intereſſiren, und jetzo Euer Ja und lmen zu meiner Bitte in Euern Augen zu leſen.

Nach dem Stürmen meines Tages glänzt an ſeinem lbend, an fernen Bergen, hinter ſeinem Dunkel, mein immel mir hell. Ich ſtaune nach ihm hin. Die unter- ehende Sonne entweicht dem grauen Gewölk, das den immel ob mir bedeckt. Der Rand des weiten Gewöl- s röthet ſich an ſeinen Enden, und ſtrahlet im Goldglanz, ettkämpfend in Schönheit mit der untergehenden Sonne. h ſtaune nach ihm hin; ich wende mein Angeſicht von nem lieblichen Glanze. Aber ob mir iſt der ganze Him- l dunkel. Doch ich ſehe ihn nicht; ich ſehe den gerö- ten Goldglanz ſeines endlichen Randes. Männer und eunde! ich achte das Dunkel und den Schatten nichts, der noch heute, ſchreckend und drohend wie ein Gewitter, ob meinem Haupte ſteht. Ich ſehe und achte jetzt nur die Freude, die Euer Ja und Amen über mein Todbett verbreiten wird, und mein Blick weilet unverwandt auf dieſer Stelle *).

---

*) Anmerkung. Ich leſe die zwey letzten Seiten dieſer Rede mit inniger Wehmuth. Sie ſind in einer der letzten Verſammlungen dieſer Geſellſchaft geſprochen worden. Traurige Verhältniſſe und ſelber ökonomiſcher Drang erlaubten mir ſeither lange nicht mehr, ſie zuſammenzurufen. Ach! ich hatte mir von derſelben ſo große Hoffnungen für meine Zwecke und für mein Vaterland gemacht, ſah aber dabey die Hinderniſſe, die der einſtweiligen Erfüllung dieſer Hoffnungen im Wege ſtanden, nichts weniger als in ihrer Ausdehnung und in ihrem Gewicht. Sie lagen in dem unreifen Zuſtand meiner Beſtrebungen ſelber und in der Unverhältnißmäßigkeit meiner Kräfte und der Kräfte meines Hauſes zu den Anmaßungen, die uns im weſentlichen Mittelpunkt unſerer Hoffnungen und Beſtrebungen irreführten. Der dunkle Himmel, der, wie ich mir damals, in dieſer Verſammlung der Geſellſchaft, nicht verbergen konnte, ſchon ob meiner Unternehmung lag, ward von dieſer Stunde an mit jedem Tage dunkler, und das Gewitter, das ſich über meine Saat daherzog, ſchien geeignet, ſie unfehlbar und vollends zu zernichten. Ich lebte von dieſer Zeit an Tage der Verwirrung und Unruhe, die den Untergang meines Hauſes faſt unausweichlich zu machen ſchienen. Es ſtand Jahre lang als eine arme Hütte mitten in den Wellen eines reiſſenden und daſſelbe von allen Seiten untergrabenden Stroms. Aber Gott hat es in aller Dauer und in aller Größe ſeiner Gn

Jahren, wie durch ein Wunder, erhalten. Es iſt ſtehn geblieben, und der liebliche Sonnenglanz, den ich am Tage dieſer Rede ſo hoffnungsvoll träumte, erſcheint mir jetzt wieder. Mein Haus iſt gerettet. Es ſchreitet in ſeinem Innern, im Segen der Liebe und Eintracht, auf eine Weiſe vorwärts, daß die Gefühle, die mich in der Stunde dieſer Rede erhoben, mein Herz von neuem wieder beleben. Geliebte Mitglieder unſerer erloſchenen Geſellſchaft! Ich glaubte mich in dieſem Zeitpunkt für Euch und für die Zwecke, die mich mit Euch verbanden, auf immer verloren. Gott Lob! Ich bin es nicht. Zwar iſt der Erfolg meiner Beſtrebungen, den ich in Eurer Mitte und durch meine Verbindung mit Euch noch bey meinem Leben für mein Vaterland erwartete, vor meinen Augen verſchwunden; aber es iſt mir dennoch, mitten durch alle Leiden und durch alles Unglück meiner letzten Tage, möglich geworden, Vorbereitungen für die Erzielung wenigſtens einiger meiner weſentlichen Zwecke, hinter meinem Grabe einzulenken und zu begründen, die das liebliche Andenken unſerer Vereinigung und der Endzwecke, die wir für unſer geliebtes Vaterland hatten, in Euch wieder erneuern werden, wenn ich lange nicht mehr bin. Theure Mitglieder meiner erloſchenen Geſellſchaft, und mit Euch, Ihr, edle Freunde der Menſchheit, der Jugend und der Armuth, die ihr ehemals an dem glücklichen und unglücklichen Erfolg der Beſtrebungen meiner Tage vielſeitigen und herzlichen Antheil genommen, erneuert das Andenken an mich und mein Daſeyn noch einmal. Würdigt auch heute meine gegenwärtigen Verhältniſſe und meine gegenwärtigen Beſtrebungen Eurer Aufmerkſamkeit und Eurer Prüfung. Sie ſcheinen mir wichtig und ahnungsvoll, und der ernſten Sorgfalt edler Menſchen für ihre Reifung würdig. Aber ich habe mich in meinen Ahnungen und Hoffnungen ſo oft getäuſcht; ich bin in ſolchen Täuſchungen ſo oft beinahe zudringlich geworden; ich möchte das nicht noch einmal werden. Meinem Urtheil über mein Thun ſelber mißtrauend, ſuche ich für daſſelbe, weder Euren Beifall, noch Euer Lob; ich bitte nur um die Erneuerung Eurer dießfälligen Aufmerkſamkeit und um eine unbefangene, ernſte Prüfung deſſelben, damit Ihr, wenn Ihr etwas darin findet, deſſen weitere Beſorgung der Menſchheit und dem Vaterland wichtig werden könnte, Euch in der Lage findet, die weitere Führung deſſelben zu ſeiner Reifung auch hinter meinem Grabe nach Eurem Herzen und nach Euren Kräften zu befördern. Der Erfolg meiner Beſtrebungen hängt in meiner Lage vorzüglich von der prüfenden Aufmerkſamkeit, den ſie noch bey meinem Leben finden wird, ab. Mitglieder meiner erloſchenen Geſellſchaft! Freunde, der Menſchheit und der Erziehung! Von Euch allen iſt keiner, ganz gewiß iſt von Euch allen kein einziger, der mir die Erneuerung ſeiner prüfenden Aufmerkſamkeit für den Zweck, um deſſen willen ich ihn dafür bitte, verſagen wird.

Ich bitte Euch, Freunde! mit eben dem gerührten Herzen dafür, mit dem ich Euch vor ſo vielen Jahren in dieſer Rede für den damaligen Standpunkt meiner Beſtrebungen aufmerkſam zu machen und zu intereſſiren ſuchte.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

~~[illegible]~~

~~[illegible]~~

Peſtalozzi's
ſämmtliche Schriften.

Neunter Band.

Mit den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seine Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantonsregierungen der Eidgenoſſenſchaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vermiſchte Schriften

pädagogiſchen Inhalts.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Peſtalozzi's Brief
an einen Freund, über ſeinen Aufenthalt in Stanz.

Freund! Ich erwache abermal aus einem Traum, ſehe abermal mein Werk zernichtet und meine ſchwindende Kraft unnütze verſchwendet.

Aber ſo ſchwach, ſo unglücklich mein Verſuch war, ſo wird es jedem menſchenfreundlichen Herzen wohl thun, ſich einige Augenblicke ob demſelben zu verweilen, und die Gründe zu überlegen, die mich überzeugen, daß eine glückliche Nachwelt den Faden meiner Wünſche ſicher da wieder anknüpfen wird, wo ich ihn laſſen mußte.

Ich ſah die ganze Revolution von ihrem Urſprung an für eine einfache Folge der verwahrloſten Menſchennatur an, und achtete ihr Verderben für eine unausweichliche Nothwendigkeit, um die verwilderten Menſchen zur Beſonnenheit über ihre weſentlichſten Angelegenheiten zurück zu lenken.

Ohne Glauben an das Aeußere der politiſchen Form, die ſich die Maſſe ſolcher Menſchen ſelber würde geben können, hielt ich einige durch ſie zur Tagesordnung gebrachte Begriffe und rege gemachte

Intereſſen für ſchicklich, hie und da etwas für die Menſchheit wahrhaft Gutes anzuknüpfen.

Alſo brachte ich auch meine alten Volkserziehungswünſche, ſo viel ich konnte, in Umlauf, und legte ſie vorzüglich mit dem ganzen Umfang, in dem ich ſie denke, in den Schooß Legrands, (damals einer der Direktoren der Schweiz.) Er nahm nicht nur Intereſſe dafür, ſondern urtheilte mit mir, die Republik bedürfe der Umſchaffung des Erziehungsweſens unausweichlich, und war mit mir einig: die größtmöglichſte Wirkung der Volksbildung könnte durch die vollendete Erziehung einer merklichen Anzahl Individuen aus den ärmſten Kindern im Lande erzielt werden, wenn dieſe Kinder durch ihre Erziehung nicht aus ihrem Kreis gehoben, ſondern durch dieſelbe vielmehr feſter an denſelben angeknüpft würden.

Ich beſchränkte meine Wünſche auf dieſen Geſichtspunkt. Legrand begünſtigte ihn auf alle Weiſe. Er fand ihn ſo wichtig, daß er einmal zu mir ſagte: wenn ich auch von meinem Poſten abtrete, ſo geſchieht es nicht, bis du deine Laufbahn angetreten.

Da ich meinen Plan von der öffentlichen Erziehung der Armen im dritten und vierten Theil von Lienhard und Gertrud (erſte Ausgabe) umſtändlich dargelegt, ſo wiederhole ich ſeinen Inhalt nicht. Ich legte ihn mit dem ganzen Enthuſiasmus ſich nähernder Hoffnungen dem Miniſter Stapfer vor. Er begünſtigte ihn mit der Wärme eines edlen, die Bedürfniſſe der Volksbildung aus den weſentlichſten und höchſten Geſichtspunkten umfaſſenden Mannes. Eben dieß that auch der Miniſter des Innern Rengger.

Meine Abſicht war zu meinem Zweck im Zürichgebieth, oder Argau ein Lokale zu wählen, das durch Vereinigung der Lokalvortheile der Induſtrie, der Landkultur, und der äuſſern Erziehungsmittel, mir den Weg ſowohl zur Ausdehnung meiner Anſtalt, als zur Vollendung ihrer innern Zwecke erleichterte. Aber das Unglück von Unterwalden (im September 1798) entſchied über das Lokal, das ich wählen mußte. Die Regierung ſah es als dringend an, dieſem Diſtrikt wieder aufzuhelfen, und bat mich für einmal den Verſuch meiner Unternehmung an einem Ort zu machen, dem wahrlich alles mangelte, was den glücklichen Erfolg derſelben auf einige Weiſe befördern könnte.

Ich gieng gern. Ich hoffte zu der Unſchuld des Landes einen Erſatz ſeiner Mängel, und in ſeinem Elend ein Fundament ſeiner Dankbarkeit zu finden. Mein Eifer, einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchſten Alpen, ich möchte ſagen, ohne Feuer und Waſſer anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen laſſen.

Die Regierung wieß mir zwar das neue Gebäude der Kloſterfrauen (Urſulinerinnen) in Stanz zur Wohnung an. Allein dieſes war, als ich ſchon ankam, theils noch nicht vollendet, theils zu dem Zwecke eines Waiſenhauſes einer beträchtlichen Anzahl Kinder keineswegs eingerichtet.

Es mußte daher vor allem aus in brauchbaren Stand geſtellt werden. Darzu ließ die Regierung die nöthigen Anſtalten treffen, und Rengger betrieb die Angelegenheiten mit Aufwand, Kraft und Thätigkeit. Ueberhaupt ließ es mir die Regierung an Geld zu den nöthigen Einrichtungen der Sache nicht fehlen.

Bei allem Willen, und aller Unterſtützung jedoch, forderten dieſe Vorbereitungsanſtalten wenigſtens Zeit. Aber gerade dieſe fand ſich bei der Nothwendigkeit, die Menge theils verwahrloſter Kinder, theils durch die vorhergehenden blutigen Ereigniſſe verwaiſter Kinder ſchnell zu verſorgen, am wenigſten.

Auſſer dem nöthigen Geld mangelte es übrigens an allem, und die Kinder drängten ſich herzu, ehe weder Küche, noch Zimmer, noch Betten für ſie in Ordnung ſeyn konnten. Das verwirrte den Anfang der Sache unglaublich. Ich war in den erſten Wochen in einem Zimmer eingeſchloſſen, das keine 24 Schuh ins Gevierte hatte. Der Dunſtkreis war ungeſund, ſchlechtes Wetter ſchlug noch dazu, und der Mauerſtaub, der alle Gänge füllte, vollendete das Unbehagliche des Anfangs.

Ich mußte im Anfang die armen Kinder wegen Mangel an Betten des Nachts zum Theil heimſchicken. Dieſe alle kamen denn am Morgen mit Ungeziefer beladen zurück. Die meiſten dieſer Kinder waren, da ſie eintraten, in dem Zuſtand, den die äuſſerſte Zurückſetzung der Menſchennatur allgemein zu ſeiner nothwendigen Folge haben muß. Viele traten mit eingewurzelter Krätze ein, daß ſie kaum gehen konnten, viele mit aufgebrochenen Köpfen, viele mit Hudeln, die mit Ungeziefer beladen waren, viele hager, wie ausgezehrte Gerippe, gelb, grinzend, mit Augen voll Angſt, und Stirnen voll Runzeln des Mißtrauens und der Sorge, einige voll kühner Frechheit, des Bettelns, des Heuchelns und aller Falſchheit gewöhnt; andere vom Elend erdrückt, dultſam, aber mistrauiſch, lieblos und furchtſam. Zwiſchen hinein einige Zärtlinge, die zum Theil ehemals in einem gemächlichen Zuſtand lebten, dieſe waren voll Anſprüche, hielten zuſammen, warfen auf die Bettel- und Hausarmen-Kinder Verachtung, fanden ſich in dieſer neuen Gleichheit nicht wohl, und die Beſorgung der Armen, wie ſie war, war mit ihren alten Genieſungen nicht übereinſtimmend, folglich ihren Wünſchen nicht entſprechend. Träge Unthätigkeit, Mangel an Uebung der Geiſtesanlagen, und weſentlicher körperlicher Fertigkeiten, waren allgemein. Unter zehn Kindern, konnte kaum eins das A b c. Von anderm Schulunterrichte, oder weſentlichen Bildungsmitteln der Erziehung war noch weniger die Rede.

Der gänzliche Mangel an Schulbildung war indeſſen gerade das, was mich am wenigſten beunruhigte, den Kräften der menſchlichen Natur, „die Gott auch in die ärmſten und vernachläßigteſten Kinder legte, vertrauend, hatten mich nicht nur frühere Erfahrung ſchon längſt be- ehrt, daß dieſe Natur mitten im Schlamm der Rohheit, er Verwilderung und der Zerrüttung die herrlichſten An- agen und Fähigkeiten entfaltet, ſondern ich ſah auch bei meinen Kindern, mitten in ihrer Rohheit dieſe lebendige Naturkraft allenthalben hervor brechen. Ich wußte, wie ſehr die Noth und die Bedürfniſſe des Lebens ſelbſt dazu beitragen, die weſentlichſten Verhältniſſe der Dinge dem Menſchen anſchaulich zu machen, geſunden Sinn und Mutterwitz zu entwickeln, und Kräfte anzuregen, die zwar in dieſer Tiefe des Daſeyns mit Unrath bedeckt zu ſeyn ſcheinen, die aber vom Schlamme dieſer Umgebungen gereinigt, in hellem Glanze ſtrahlen. Das wollte ich thun. Aus dieſem Schlamm wollte ich ſie herausheben, und in einfache, aber reine häusliche Umgebungen und Verhältniſſe verſetzen. Ich war gewiß, es brauchte nur dieſes, und ſie würden als höhern Sinn und höhere Thatkraft erſcheinen, und ſich als Tüchtigkeit zu allem erproben, was nur immer den Geiſt befriedigen, und das Herz in ſeiner innerſten Neigung anſprechen kann.

Ich ſah alſo meine Wünſche erfüllt, und war überzeugt, mein Herz werde den Zuſtand meiner Kinder ſo ſchnell ändern, als die Frühlingsſonne den erſtarrten Boden des Winters.

Ich irrte mich nicht; ehe die Frühlingsſonne den Schnee unſerer Berge ſchmelzte, kannte man meine Kinder nicht mehr.

Aber ich will mir nicht voreilen. Freund, ich will dich den Wachsthum meiner Pflanze zuſchauen machen, wie ich oft am Abend meinen Kürbis zuſchaute, der ſchnell an meinem Gebäude aufſchoß, und dir auch den Wurm nicht verſchweigen der oft an den Blättern dieſes Kürbis, und nicht ſelten auch an ſeinem Herzen nagte.

Außer einer Haushälterin allein, ohne Gehülfen, weder für den Unterricht der Kinder, noch für ihre häusliche Beſorgung, trat ich unter ſie, und eröffnete meine Anſtalt. Ich wollte es allein, und ich mußte es ſchlechterdings, wenn mein Zweck erreicht werden ſollte. Auf Gottes Erdboden zeigte ſich niemand, der in meine Geſichtspunkte für den Unterricht, und die Führung der Kinder hätte eintreten wollen. Auch kannte ich damals beinahe niemand, der es auch nur hätte können. Je gelehrter und gebildeter die meiſten Menſchen waren, mit denen eine Verbindung möglich geweſen, deſto weniger verſtunden ſie mich, und deſto unfähiger zeigten ſie ſich die Anfangspunkte auch nur theoretiſch feſtzuhalten, auf die ich zurück zu gehen ſuchte. Der ganze Gang ihrer Anſichten über die Einrichtungen, über die Bedürfniſſe der Unternehmung u. ſ. w. waren meinen Anſichten durchaus fremd. Am meiſten aber widerſtrebte ihnen der Gedanke und die Möglichkeit ſeiner Ausführung, keine künſtliche Hülfsmittel, ſondern blos die die Kinder umgebende Natur, die täglichen Bedürfniſſe, und die immer rege Thätigkeit derſelben ſelbſt als Bildungsmittel derſelben zu benutzen.

Und doch war es eben dieſer Gedanke, auf den ich die ganze Ausführung meines Unternehmens gründete. Er war auch der Mittelpunkt, an den ſich eine Menge anderer Geſichtspunkte anreihete und gleichſam daraus entwickelte.

Gebildete Schulleute konnten mir alſo nicht helfen. Mit rohen und ungebildeten war natürlich noch weniger auszurichten. Ich hatte keinen beſtimmten und ſichern Faden, den ich einem Gehülfen hätte an die Hand geben, und eben ſo wenig eine Thatſache, einen Gegenſtand der Anſchauung, an den ich meine Idee und meinen Gang hätte verſinnlichen können. Ob ich alſo wollte, oder nicht, ich mußte erſt eine Thatſache durch mich ſelbſt aufſtellen, und durch das, was ich that und vornahm, das Weſen meiner Anſichten klar machen, ehe ich auf fremde Unterſtützung in dieſer Hinſicht rechnen durfte. Es konnte mir in dieſer Stellung im Weſentlichen kein Menſch helfen. Ich mußte mir ſelbſt helfen.

Meine Ueberzeugung war mit meinem Zweck Eins.

Ich wollte eigentlich durch meinen Verſuch beweiſen, daß die Vorzüge, die die häusliche Erziehung hat, von der öffentlichen müſſe nachgeahmt werden, und daß die leztere nur durch die Nachahmung der Erſtern für das Menſchengeſchlecht einen Werth hat.

Schulunterricht ohne Umfaſſung des ganzen Geiſtes, den die Menſchenerziehung bedarf, und ohne auf das ganze Leben der häuslichen Verhältniſſe gebannt, führt in meinen Augen nicht weiter, als zu einer künſtlichen Verſchrumpfungsmethode unſers Geſchlechts.

Jede gute Menſchenerziehung fordert, daß das Mutteraug in der Wohnſtube täglich und ſtündlich jede Veränderung des Seelenzuſtandes ihres Kindes mit Sicherheit in ſeinem Auge, auf ſeinem Munde und ſeiner Stirne leſe.

Sie forderte weſentlich, daß die Kraft des Erziehers reine, und durch das Daſeyn des ganzen Umfangs der häuslichen Verhältniſſe allgemein belebte Vaterkraft ſey.

Hierauf baute ich. Daß mein Herz an meinen Kindern bange, daß ihr Glück mein Glück, ihre Freude meine Freude ſey, das ſollten meine Kinder vom frühen Morgen bis an den ſpäten Abend, in jedem Augenblick auf meiner Stirne ſehen, und auf meinen Lippen ahnden.

Der Menſch will ſo gerne das Gute, das Kind hat ſo gerne ein offenes Ohr dafür; aber e[illegible]s nicht für dich, Lehrer, es will es nicht für dich, Erzieher, es will es für ſich ſelber. Das Gute, zu dem du es hinführen ſollſt, darf kein Einfall deiner Laune und deiner Leidenſchaft, es muß der Natur der Sache nach an ſich gut ſeyn und dem Kind als gut in die Augen fallen. Es muß die Nothwendigkeit deines Willens nach ſeiner Lage und ſeinen Bedürfniſſen fühlen, ehe es daſſelbe will.

Alles, was es lieb macht, das will es. Alles, was ihm Ehre bringt, das will es. Alles, was große Erwartungen in ihm rege macht, das will es. Alles, was in ihm Kräfte erzeugt, was es ausſprechen macht, ich kann es, das will es.

Aber dieſer Wille wird nicht durch Worte, ſondern durch die allſeitige Beſorgung des Kindes, und durch die Gefühle und Kräfte, die durch dieſe allſeitige Beſorgung in ihm rege gemacht werden, erzeugt. Die Worte geben nicht die Sache ſelbſt, ſondern nur eine deutliche Einſicht, das Bewußtſeyn von ihr.

Vor allem aus wollte und mußte ich alſo das Zutrauen der Kinder, und ihre Anhänglichkeit zu gewinnen ſuchen. Gelang mir dieſes, ſo erwartete ich zuverſichtlich alles Uebrige von ſelbſt. Freund, denke dir aber meine Lage, die Stimmung des Volks und der Kinder, und fühle dann, welche Hinderniſſe ich dabey zu überwinden hatte.

Das unglückliche Land hatte durch Feuer und Schwert alle Schreckniſſe des Krieges erfahren. Das Volk verabſcheute größtentheils die neue Verfaſſung. Es war erbittert gegen die Regierung, und hielt ſelbſt ihre Hülfe für verdächtig. Durch ſeinen von Natur melancholiſchen Karakter, hieng es, allem Fremden als Neuerung abgeneigt, mit bitterer und mistrauiſcher Hartnäckigkeit an dem ganzen Umfange ſeines alten, auch noch ſo elenden Daſeyns.

Ich ſtand unter ihnen als ein Geſchöpf der neuen verhaßten Ordnung. Zwar nicht als ihr Werkzeug, aber als ein Mittel in der Hand von Menſchen, die ſie ſich auf der einen Seite im Zuſammenhang mit ihrem Unglück dachten, und von denen ſie auf der andern Seite im Ganzen ihrer ſich vielfach durchkreuzenden Anſichten, Wünſche und Vorurtheile unmöglich befriedigt werden konnten. Dieſe politiſche Misſtimmung war dann noch durch eine eben ſo ſtarke religiöſe Misſtimmung verſtärkt. Man ſah mich als einen Ketzer an, der bey einigem Guten, das er den Kindern thue, ihr Seelenheil in Gefahr bringe. Dieſe Leute hatten noch nie einen Reformirten in irgend einem öffentlichen Dienſt, will geſchweigen, als Erzieher und Lehrer ihrer Kinder in ihrer Mitte wohnen, und in Thätigkeit geſehen, und der Zeitpunkt begünſtigte das religiöſe Mistrauen im innigſten Zuſammenhang mit dem politiſchen Zittern, Zagen, und zum Theil Heucheln, das damals mehr als je, ſo lange Stanz ſteht, an der Tagesordnung war.

Denke dir Freund, dieſe Stimmung des Volks, und dann meine ſo wenig imponirende Kraft, und meine Lage. Denke dir, wie vielem ich perſönlich, beynahe öffentlich ausgeſetzt ſeyn mußte, und wie viel Gutmüthigkeit es unter dieſen Umſtänden, ſelbſt bey dieſem Volke bedurfte, um ungehindert meinen Gang fortgehen zu können.

Indeſſen ſo drückend und ſtoßend die Hülfloſigkeit, in der ich mich befand, war, ſo war ſie von einer andern Seite dem Innern meiner Zwecke günſtig. Sie nöthigte mich meinen Kindern alles in allem zu ſeyn. Ich war von Morgen bis Abend, ſo viel als allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geſchah, gieng aus meiner Hand. Jede Hülfe, jede Handbiethung in der Noth, jede Lehre, die ſie erhielten, gieng unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Aug' ruhte auf ihrem Aug'.

Meine Thränen floſſen mit deu ihrigen, und mein ächeln begleitete das ihrige. Sie waren auſſer der Welt, ie waren auſſer Stanz, ſie waren bei mir, und ich war ei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war er meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushalng, keine Freunde, keine Dienſte um mich, ich hatte nur e. Waren ſie geſund, ich ſtand in ihrer Mitte, waren e krank, ich war an ihrer Seite. Ich ſchlief in ihrer itte. Ich war am Abend der Letzte, der ins Bett gieng, d am Morgen der Erſte, der aufſtand. Ich betete und rte noch im Bett mit ihnen, bis ſie einſchliefen, ſie woll es ſo. Alle Augenblicke mit Gefahren einer gedoppel Anſteckung umgeben, beſorgte ich die beinahe unbeſiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider, und ihrer Perſonen. Dadurch aber war es denn freylich auch allein möglich, daß ſich die Kinder allmählich, und einige innigſt und ſo weit an mich anſchloſſen, daß ſie dem, was ſie Dummes und Verächtliches ſelber von ihren Eltern und Freunden gegen mich hörten, widerſprachen. Sie fühlten, daß mir Unrecht geſchah, und ich möchte ſagen, ſie liebten mich doppelt dafür. Aber was hilfts, wenn die Küchlein in ihrem Neſt ihre Mutter lieben, wenn der Raubvogel, der ihnen allen den Todt droht, täglich mit ſeiner Gewalt ob ihrem Neſte ſchwebt!

Auch war die erſte Wirkung dieſer Grundſätze und dieſes Thuns nichts weniger als allgemein befriedigend, und konnte es nicht ſeyn. Die Kinder glaubten nicht ſo leicht an meine Liebe. Des Müßiggangs, eines zügelloſen Lebens, aller Verwilderung und ihrer unregelmäßigen Genüſſe gewohnt, und von der Hoffnung getäuſcht, im Kloſter nach Kloſterweiſe gefüttert zu werden, und müßig bleiben zu können, beklagten ſich bald mehrere ob der langen Zeit, und wollten nicht bleiben. Mehrere redeten von einem Schulfieber, das die Kinder befallen, wenn ſie den ganzen Tag lernen ſollten. Dieſe Mißſtimmung der erſten Monathe wurde noch vorzüglich dadurch befördert, daß die Abänderung der ganzen Lebensart, die ſchlechte Witterung und die feuchte Kälte der Kloſtergänge, zuſammen ſchlug, mehrere Kinder krank zu machen. Es riß bald allgemein ein mich beunruhigender Huſten ein, und ein Faulfieber, das in der ganzen Gegend herrſchte, legte bald mehrere Kinder ins Bette.

Dieſes Fieber griff immer mit Erbrechen an; aber auch die Abänderung der Speiſen, ohne Fieber-Anfall veranlaßte oft Erbrechen. Man ſchrieb es allgemein ihrer ſchlechten Beſchaffenheit zu, was, wie der Erfolg offenbar zeigte, eine Folge der berührten vereinigten Umſtände war. Kein Einziges ſtarb jedoch.

Und es wurde in der Folge vollends heiter, daß das Uebelbefinden vieler Kinder zwar von der Nahrung herkam; aber für ihre Geſundheit wirklich wohlthätig war. Die Erfahrung war merkwürdig. Die Kinder hatten im Anfange gar viel Habergrütze genoſſen. Das Volk ſchrieb allgemein den langen eingeriſſenen Huſten dieſem Nahrungsmittel zu. Jetzt zeigte es ſich, daß es wahr war, aber nicht in dem Sinn, in welchem das Volk von dem Haberſchlürf als einem elenden Nahrungsmittel redete; ch ſchrieb ihr ſelber das öftere Erbrechen meiner Kinder u; aber ſie veranlaßte dieſe Wirkung nicht als ſchlechtes ahrungsmittel, ſondern als Arzney. Die Beſchaffenheit er Kinder war durch vorhergehende ſchlechte Beſchaffen- it ihrer Nahrung tief verdorben; die wenigen, die ge- nd waren, trüheten von Anfang, aber nun auch die erdorbenen. Sobald der Frühling da war, blühten die inder allgemein und auffallend; nicht nur ihr Wuchs, dern auch ihre Farbe änderte ſich ſichtbar, ſchnell und f eine Art, wie Menſchen nur nach glücklich gemach- Kuren zunehmen, das iſt ſo wahr, daß Geiſtliche und rgeſetzte, die ſie ſpäter ſahen, ſich allgemein äußerten, kannten die Kinder nicht mehr, ſo habe ſich ihr Aus- n gebeſſert.

Der krankhafte Zuſtand mehrerer dauerte indeſſen ziemlich lang, und ward durch Einwirkung der Eltern noch verſchlimmert. Du gutes Kind, wie elend ſiehſt du aus, ich vermag dich noch immer ſo gut zu erhalten, als du's hier haſt, komm du heim. So ſprachen viele Mütter, die mit ihren Kindern von Haus zu Haus bettelnd herumzogen, laut vor allen Kindern, ſo bald ſie in die Stube kamen. Der Sonntag war mir über dieſen Zeitpunkt ein ſchrecklicher Tag. Da kamen ſolche Mütter, Väter, Bruder, Schweſter zu ganzen Haufen, zogen meine Kinder auf der Straße und in dem Haus in alle Winkel, redeten meiſtens mit naſſen Augen mit ihnen, dann weinten meine Kinder auch, und wurden heimwehig. Bey Monaten war bald kein Sonntag, da nicht mehrere weggelockt wurden; aber immer kamen doch wieder andere. Es war bald wie ein Taubenhaus, darin bald eine ein, bald eine ausflog.

Man kann ſich die Folgen dieſes wechſelnden Einundausfliegens in einer ſolchen keimenden Anſtalt denken.

Eltern und Kinder meinten bald perſönlich mir eine Gnade zu erweiſen, wenn ſie blieben; und ihrer viele fragten bey den Kapuzinern und anderswo nach, ob ich doch auch gar nichts anders zu erhalten wiſſe, daß mir am Behalten dieſer Kinder ſo viel läge. Dieſe Leute nahmen allgemein an, ich unterziehe mich nur aus Armuth dieſer Mühe, und dieſe Vorausſetzung gab ihrem Benehmen gegen mich natürlich eine große Nonchalance.

Einige forderten mir ſogar Allmoſen, wenn ſie die Kinder da laſſen müßten, und ſagten, es gehe ihnen jezt

gar

ar viel ab, weil ſie dieſelben beym Betteln nicht mehr ey ſich hätten; andere ſagten mit dem Hut auf dem opf, ſie wollen's noch ein paar Tage probieren, andre ollten mir Bedingniſſe vorſchreiben, wie oft ich ſie zu nen heim laſſen müßte.

So giengen Monate hin, ehe ich die Freude hatte, ß ein Vater oder eine Mutter mir mit einem heitern nkvollen Auge die Hand drückte. Die Kinder kamen üher zu ſich ſelber. Ich habe in dieſem Zeitpunkte mehre weinen geſehen, daß ihre Eltern kamen und giengen, ne mich zu grüßen, oder zu behüten. Viele fühlten ſich cklich, und was auch ihre Mütter zu ihnen ſagten, antorteten ſie ihnen, ich habe es beſſer, als zu Haus. Wenn einzeln mit ihnen redete, ſo erzählten ſie mir gern, e unglücklich ſie wären; die einten, wie ſie täglich in nk und Streit leben müßten, wie ſie nie keinen ruhigen, udigen Augenblick hätten; die andern, wie ſie oft tageg keine Suppe, kein Brod zu ſehen bekämen; wieder ere, wie ſie das Jahr durch in kein Bett gekommen, andere, wie ſie von einer Stiefmutter verfolgt, und täglich mit Unrecht geſchlagen würden. Und doch n eben dieſe Kinder den Morgen darauf mit den ltern wieder fort.

Einige hingegen, nicht wenige, ſahen bald, daß ſie mir etwas lernen, und etwas werden könnten, und en in der Anhänglichkeit, und dem Eifer, den ſie von ng zeigten, ſtandhaft. Es gieng nicht lange, ſo zeig- dieſe eine ſo innige Anhänglichkeit, und eine ſo herzliche Zuneigung, daß viele aus Eiferſucht nachahmten, was ſie nicht fühlten.

Sichtbar waren die, welche entliefen, immer die ſchlechteſten und unfähigſten.

Auch war ich ſicher, man lockte mir die Kinder nur dann heim, wenn ſie von Ungeziefer und von ihren Hudeln befreit waren. Denn offenbar traten viele mit der beſtimmten Abſicht ein, ſich reinigen und ſich kleiden zu laſſen, und dann wieder zu gehen.

Aber endlich ſetzte ihre eigene Ueberzeugung der Liebloſigkeit ihres Eintretens ein Ziel. Die Anſtalt wuchs immer an, ſo daß ich 1799 bei achtzig Kinder hatte. Die meiſten dieſer Kinder hatten gute, und einige ausgezeichnete Anlagen. Das Lernen war ihnen meiſtens ganz neu, und ſobald einige ſahen, daß ſie es zu etwas bringen, ſo ward ihr Eifer unermüdet. Kinder, die in ihrem Leben kein Buch in der Hand gehabt, kaum das Vaterunſer und Ave Maria auswendig konnten, kamen in wenig Wochen dahin, daß ſie mit dem größten Intereſſe vom frühen Morgen bis an den ſpäten Abend faſt unabläßig lernten. Sie gaben mir ſelbſt nach dem Nachteſſen, inſonderheit im Anfang, wenn ich ſie fragte: Kinder, wollt ihr jetzt lieber ſchlafen, oder lernen? gewöhnlich zur Antwort, lernen. Das erkaltete freylich ſpäter, da ſie früher aufſtehen mußten.

Aber der erſte Eifer gab dem Ganzen ſeine Richtung, und dem Lernen einen Erfolg, der meine Erwartungen ſelber weit übertraf.

Indeſſen hatte ich's dennoch unausſprechlich ſchwer.

Eine gute Organiſation des Unterrichts zu treffen, war noch unmöglich.

Die Verwilderung der Einzelnen und die Verwirrung des Ganzen war mit allem Zutrauen und mit allem Eifer noch nicht gehoben. Ich mußte für die Ordnung des Ganges im Ganzen ſelbſt noch ein höheres Fundament ſuchen, und daſſelbe gleichſam hervorbringen. Ehe dieſes Fundament da war, konnte ſogar weder der Unterricht, noch die Oekonomie und das Lernen der Anſtalt gehörig organiſirt werden. Ich wollte auch das nicht. Beydes ſollte ſtatt eines vorgefaßten Planes viel mehr aus meinem Verhältniſſe mit den Kindern hervorgehen. Ich ſuchte auch darin höhere Grundſätze und bildende Kräfte. Es ſollte das Erzeugniß des höhern Geiſtes der Anſtalt und der harmoniſchen Aufmerkſamkeit und Thätigkeit der Kinder ſelbſt werden, und aus ihrem Daſeyn, ihren Bedürfniſſen, und ihrem gemeinſchaftlichen Zuſammenhange unmittelbar hervorgehen. Es war überhaupt weder das Oekonomiſche, noch irgend ein anderes Aeußeres, von dem ich in meinem Gange ausgehen, und womit ich den Anfang machen konnte und ſollte, meine Kinder aus dem Schlamm und der Rohheit ihrer Umgebungen, durch den ſie in ihrem Innern ſelbſt geſunken und verwildert waren, heraus zu heben. Es war ſo wenig möglich, gleich Anfangs durch Steifigkeit den Zwang einer äußern Ordnung und Ordentlichkeit, oder durch ein Einpredigen von Regeln und Vorſchriften, ihr Inneres zu veredeln, daß ich bei der Zügelloſigkeit und dem Verderben ihrer diesfälligen Stimmung ſie vielmehr gerade dadurch von mir entfernt, und ihre vorhandene wilde Naturkraft unmittelbar gegen meine Zwecke gerichtet hätte. Nothwendig mußte ich erſt ihr Inneres Selbſt und eine rechtliche und ſittliche Gemüthsſtimmung in ihnen wecken und beleben, um ſie dadurch auch für das Aeußere thätig, aufmerkſam, geneigt, gehorſam zu machen. Ich konnte nicht anders, ich mußte auf den erhabenen Grundſatz Jeſu Chriſti bauen: macht erſt das Inwendige rein, damit auch das Aeußere rein werde — und wenn je, ſo hat ſich dieſer Grundſatz in meinem Gange unwiderſprechlich erprobet.

Mein weſentlicher Geſichtspunkt gieng jetzt aller erſt darauf, die Kinder durch die erſten Gefühle ihres Beyſammenſeyns, und bey der erſten Entwicklung ihrer Kräfte zu Geſchwiſtern zu machen, das Haus in den einfachen Geiſt einer großen Haushaltung zuſammen zu ſchmelzen, und auf der Baſis eines ſolchen Verhältniſſes und der aus ihm hervorgehenden Stimmung das rechtliche und ſittliche Gefühl allgemein zu beleben.

Ich erreichte dieſen Zweck mit ziemlichem Glück. Man ſah in Kurzem bey ſiebenzig ſo verwilderte Bettelkinder mit einem Frieden, mit einer Liebe, mit einer Aufmerkſamkeit und Herzlichkeit untereinander leben, die in wenigen kleinen Haushaltungen zwiſchen Geſchwiſtern ſtatt findet.

Meine dießfällige Handlungsweiſe gieng von dem Grundſatz aus: Suche deine Kinder zuerſt weitherzig zu machen, und Liebe und Wohlthätigkeit ihnen durch die Befriedigung ihrer täglichen Bedürfniſſe, ihren Empfindungen, ihrer Erfahrung und ihrem Thun nahe zu legen, ſie dadurch in ihrem Innern zu gründen und zu ſichern, dann ihnen viele Fertigkeiten anzugewöhnen, um dieſes Wohlwollen in ihrem Kreiſe ſicher und ausgebreitet ausüben zu können.

Endlich und zuletzt komme mit den gefährlichen Zeichen des Guten und Böſen, mit den Wörtern: Knüpfe dieſe an die täglichen häuslichen Auftritte und Umgebungen an, und ſorge dafür, daß ſie gänzlich darauf gegründet ſeyen, um deinen Kindern klarer zu machen, was in ihnen und um ſie vorgeht, um eine rechtliche und ſittliche Anſicht ihres Lebens und ihrer Verhältniſſe mit ihnen zu erzeugen. Aber wenn du Nächte durchwachen müßteſt, um mit zwey Worten zu ſagen, was andere mit zwanzig erklären, ſo laß dich deine ſchlafloſe Nächte nicht dauern.

Ich habe meinen Kindern unendlich wenig erklärt; ich habe ſie weder Moral, noch Religion gelehrt; aber, wenn ſie ſtill waren, daß man eines jeden Athemzug hörte, dann fragte ich ſie: Werdet ihr nicht vernünftiger und braver, wenn ihr ſo ſeyd, als wenn ihr lärmet? Wenn ſie mir an meinen Hals fielen, und mich Vater hießen, fragte ich ſie: Kinder, dürft ihr eurem Vater heucheln? Iſt [illegible] recht, mich zu küſſen, und hinter meinem Rücken zu thun, was mich kränkt? Wenn von dem Elend des Landes die Rede war, und ſie froh waren, und ſich glücklich fühlten, dann ſagte ich zu ihnen: Iſt Gott nicht gut, der das Menſchenherz mitleidig erſchaffen?

Auch fragte ich ſie zu Zeiten: Iſt es nicht ein Unterſchied zwiſchen einer Obrigkeit, die die Armen erzieht, daß ſie ſich für ihr ganzes Leben ſelber helfen können, und einer, die ſie entweder ſich ſelbſt überläßt, oder ſie mit Bettelbrod und in Spitälern erhält, ohne ihrem Elend wirklich abzuhelfen, und ihrem Laſter und Müſſiggang ein wirkliches Ende zu machen?

Viel und oft ſchilderte ich ihnen das Glück einer ſtillen, friedlichen Haushaltung, die durch Ueberlegung und Fleiß zu einem ſichern Brod, und in die Lage gekommen, unwiſſenden, unerzognen und unglücklichen Menſchen zu rathen und zu helfen. An meinen Buſen hingelehnt, fragte ich manche der gefühlvollſten ſchon in den erſten Monaten: Wollteſt du nicht auch gern wie ich im Kreis armer Unglücklicher leben, ſie erziehen, ſie zu gebildeten Menſchen machen? Gott, wie ſich ihre Gefühle erhoben, wie Thränen in ihren Augen waren, wenn ſie mir antworteten: Jeſus Maria! wenn ich es auch dahin bringen könnte.

Ueber alles erhob ſie die Ausſicht, nicht ewig elend zu bleiben, ſondern einſt unter ihren Mitmenſchen mit gebildeten Kenntniſſen und Fertigkeiten zu erſcheinen, ihnen nützlich werden zu können, und ihre Achtung zu genießen. Sie fühlten, daß ich ſie weiter bringe, als andere Kinder; ſie erkannten den innern Zuſammenhang meiner Führung mit ihrem künftigen Leben lebhaft, und eine glückliche Zukunft ſtellte ſich ihrer Einbildung als erreichbar und ſicher dar. Darum ward ihnen die Anſtrengung bald leicht. Ihre Wünſche und ihre Hoffnungen waren mit dem Zweck derſelben harmoniſch. Freund, Tugend entkeimt aus dieſer Uebereinſtimmung, wie die junge Pflanze aus der Uebereinſtimmung des Bodens mit der Natur und den Bedürfniſſen ihrer zarteſten Faſern.

Ich habe eine innere Kraft in den Kindern aufwachſen ſehen, deren Allgemeinheit meine Erwartung weit übertraf, und deren Aeuſerungen mich oft ſo ſehr in Erſtaunen ſetzten, als rührten.

Da Altdorf verbrannte, verſammelte ich ſie um mich her, und ſagte zu ihnen: Altdorf iſt verbrannt, vielleicht ſind in dieſem Augenblick hundert Kinder ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Kleidung, wollet ihr nicht unſere gute Obrigkeit bitten, daß ſie etwa 20 dieſer Kinder in nſer Haus aufnehme? Ich ſehe die Rührung, mit der hr ach ja, ach mein Gott ja, begleitet war, noch jezt vor neinen Augen. Aber, Kinder, ſagte ich dann: denket em nach, was ihr begehret. Unſer Haus hat nicht Geld o viel, als es will, es iſt nicht ſicher, daß wir um dier armen Kinder willen mehr, als vorher bekommen. hr könntet alſo in die Lage kommen um dieſer Kinder illen, mehr für euern Unterricht arbeiten zu müſſen, eniger zu eſſen zu bekommen, und ſogar eure Kleider it ihnen theilen zu müſſen. Saget alſo nicht, daß ihr eſe Kinder wünſcht, als wenn ihr euch alles dieſes um rer Noth willen auch gern und aufrichtig gefallen laſſen ollet; ich ſagte dies mit aller Stärke, die mir möglich ar, ich ließ ſie ſelber wiederholen, was ich geſagt hatte, n mich ſicher zu ſtellen, daß ſie deutlich verſtehen, won ihr Anerbieten führe, aber ſie blieben ſtandhaft, und ederholten ja, ja, wenn wir auch ſchlechter zu eſſen bemmen, und mehr arbeiten, und unſere Kleider mit ihnen theilen müſſen, ſo freut es uns doch, wenn ſie kommen.

Da einige emigrirte Bündner mit einer ſtillen Thräne mir einige Thaler für ſie in die Hand drückten, ließ ich die Männer nicht gehen, ich rief den Kindern und ſagte: Kinder, dieſe Männer ſind aus ihrer Heimath entflohen, und wiſſen vielleicht morgen nicht, wo ſie ſelber ein Obdach und Auskommen finden, und doch geben ſie in ihrer eignen Noth euch dieſe Gabe; kommt, danket ihnen. Die Rührung der Kinder erregte lautes Schluchzen bey den Männern.

So war es, daß ich belebte Gefühle jeder Tugend dem Reden von dieſer Tugend vorher gehen ließ; denn ich achtete es für bös mit Kindern von irgend einer Sache zu reden, von der ſie nicht auch wiſſen, was ſie ſagen.

An dieſe Gefühle knüpfte ich ferner Uebungen der Selbſtüberwindung, um dadurch denſelben unmittelbare Anwendung und Haltung im Leben zu geben.

Eine organiſirte Disziplin der Anſtalt war freylich in dieſer Rückſicht eben ſo wenig möglich. Auch ſie ſollte aus dem von Stufe zu Stufe ſich ergebenden Bedürfniſſe, hervorgehen.

Stille als Mittel die Thätigkeit zu erzielen, iſt vielleicht das erſte Geheimniß einer ſolchen Anſtalt.

Die Stille, die ich forderte, wenn ich da war und lehrte, war mir ein großes Mittel zu meinem Ziele, und eben ſo die Feſthaltung auf der körperlichen Stellung, in der ſie da ſitzen mußten.

Mit der Stille brachte ich es dahin, daß in dem

Augenblick, wo ich es forderte, auch beim Nachſprechen
aller Kinder jeder Mißlaut fühlbar war, daß ich ferner
auch mit leiſer heiſerer Stimme lehren konnte, und kein
Laut gehört ward, ohne den, den ich vorſprach, und die
Kinder nachſprechen mußten. Freylich war es nicht im-
mer alſo.

Ich forderte unter anderm zum Scherz, daß ſie wäh-
end dem Nachſprechen deſſen, was ich vorſagte, ihr Aug
uf den großen Finger halten ſollten.

Es iſt unglaublich, was die Feſthaltung ſolcher Klei-
igkeiten dem Erzieher für Fundamente zu großen Zwe-
en giebt.

Ein verwildertes Mädchen, das ſich angewöhnt ſtun-
nlang Leib und Kopf gerade zu tragen, und die Augen
cht herumſchweifen zu laſſen, erhält blos dadurch ſchon
nen Vorſchritt zur ſittlichen Bildung, die ohne Erfah-
ng niemand glauben würde.

Dieſe Erfahrungen aber haben mich gelehrt, daß die
igewöhnungen an die bloße Attitüde eines tugendhaften
bens unendlich mehr zur wirklichen Erziehung tugend-
fter Fertigkeiten beytragen, als alle Lehren und Predig-
, die ohne Ausbildung dieſer Fertigkeiten gelaſſen werden.

Auch war die Gemüthsſtimmung meiner Kinder durch
folgung dieſes Grundſatzes offenbar heiterer, ruhiger,
d zu allem Edeln und Guten bereiteter, als man die-
bey der ganzen Leerheit ihrer Köpfe in allen Begrif-
des Guten hätte vermuthen ſollen. Dieſe Leerheit
derte mich wenig, ſie genirte mich kaum. Im Gegen-
l ich fand ſie bey dem einfachen Gang meiner Hand-

lungsweiſe mir wirklich vortheilhaft, und hatte wirklich unvergleich weniger Mühe, ganz unwiſſenden Kindern einfache Begriffe beyzubringen, als denen, die ſchon dieſes und das krumme Zeug im Kopf hatten.

Auch waren ſie für die Einfachheit reiner Gefühle unendlich weniger verhärtet, als die Erſtern.

Wenn ſich indeſſen Härte und Rohheit bey den Kindern zeigte, ſo war ich ſtreng, und gebrauchte körperliche Züchtigungen.

Lieber Freund, der pädagogiſche Grundſatz, mit bloßen Worten ſich des Geiſtes und Herzens einer Schaar Kinder zu bemächtigen, und ſo den Eindruck körperlicher Strafen nicht zu bedürfen, iſt freylich ausführbar bey glücklichen Kindern, und in glücklichen Lagen; aber im Gemiſch meiner ungleichen Bettelkinder, bey ihrem Alter, bey ihren eingewurzelten Gewohnheiten, und bey dem Bedürfniß durch einfache Mittel ſicher und ſchnell auf alle zu wirken, bey allem zu einem Ziel zu kommen, war der Eindruck körperlicher Strafen weſentlich, und die Sorge, dadurch das Vertrauen der Kinder zu verlieren, iſt ganz unrichtig. Es ſind nicht einzelne ſeltene Handlungen, welche die Gemüthsſtimmung und Denkungsweiſe der Kinder beſtimmen, es iſt die Maſſe der täglich und ſtündlich wiederholten und vor ihren Augen ſtehenden Wahrheit deiner Gemüthsbeſchaffenheit und des Grades deiner Neigung oder Abneigung gegen ſie ſelber, was ihre Gefühle gegen dich entſcheidend beſtimmt, und ſo, wie dieſes geſchehen, wird jeder Eindruck, der einzelnen Handlungen, durch das feſte Daſeyn dieſer allgemeinen Herzensſtimmung der Kinder beſtimmt.

Vater- und Mutterſtrafen machen daher ſelten einen ſchlimmen Eindruck. Ganz anders iſt es mit den Strafen der Schul- und andern Lehrer, die nicht Tag und Nacht in ganz reinen Verhältniſſen mit den Kindern leben, und eine Haushaltung mit ihnen ausmachen. Dieſen mangelt das Fundament von tauſend das Herz der Kinder anziehenden, und feſthaltenden Umſtänden, deren Mangel ſie den Kindern fremd, und für ſie zu ganz andern Menſchen macht, als ihnen diejenigen ſind, die durch den ganzen reinen Umfang dieſes Verhältniſſes mit ihnen verknüpft ſind.

Keine meiner Strafen erregte Starrſinn; ach, ſie freuten ſich, wenn ich ihnen einen Augenblick darauf die Hand bot, und ſie wieder küßte. Wonnevoll zeigten ſie mir, daß ſie zufrieden, und über meine Ohrfeigen froh waren; das ſtärkſte, das ich hierüber erfahren, war dieſes: eines meiner liebſten Kinder mißbrauchte die Sicherheit meiner Liebe, und drohete einem andern mit Unrecht, das empörte mich, ich gab ihm mit harter Hand meinen Unwillen zu fühlen. Das Kind ſchien vor Wehmuth zu vergehen, und weinte eine Viertelſtunde ununterbrochen, und ſobald ich zur Thüre hinaus war, ſtand es wieder auf, gieng zu dem Kind, das es verklagt hatte, bat es um Verzeihung, und dankte ihm, daß es ſein wüſtes Betragen gegen es angezeigt. Freund, es war keine Comedie, das Kind hat vorher nichts ähnliches geſehen.

Lieber Freund, meine Ohrfeigen konnten darum keinen böſen Eindruck auf meine Kinder machen, weil ich den ganzen Tag mit meiner ganzen reinen Zuneigung unter ihnen ſtand, und mich ihnen aufopferte. Sie mißdeuteten meine Handlungen nicht, weil ſie mein Herz nicht mißkennen konnten, wohl aber die Eltern, Freunde, beſuchende Fremde und Pädagogen. Auch das war natürlich. Ich achtete aber der ganzen Welt nicht, wenn mich nur meine Kinder verſtunden.

Ich that aber auch alles, ſie in allem, was ihre Aufmerkſamkeit rege machen, oder ihre Leidenſchaften reitzen konnte, deutlich, klar einſehen zu machen, warum ich handle, wie ich handle. Dieß Freund, führt mich auf den ganzen Umfang des ſittlichen Thuns in einem wahrhaft häuslichen Erziehungsverhältniſſe zurück.

Der Umfang der ſittlichen Elementarbildung beruht überhaupt auf den drey Geſichtspunkten, der Erzielung einer ſittlichen Gemüthsſtimmung durch reine Gefühle; ſittlicher Uebungen durch Selbſtüberwindung und Anſtrengung in dem, was recht und gut iſt; und endlich die Bewirkung einer ſittlichen Anſicht durch das Nachdenken und Vergleichen der Rechts- und Sittlichkeitsverhältniſſe, in denen das Kind ſchon durch ſein Daſeyn und ſeinen Umgebungen ſteht.

Ich habe dich bisher lieber Freund, auf einiges in meinem Gange in Hinſicht der zwey erſten Geſichtspunkte aufmerkſam gemacht. Mein Gang: die Vorſtellungen und Begriffe von Recht und Pflicht bey meinen Kindern zu erzeugen, war eben ſo einfach, und gründete ſich, wie in beyden andern Fällen ganz auf die täglichen Anſchau-

ungen und Erfahrungen ihres Kreiſes. Wenn ſie z. B.
redeten, und Getümmel war, ſo durfte ich mich nur auf
ihr eigenes Gefühl berufen, ob es möglich ſey, alſo zu
lehren. Aber ich werde es in meinem Leben nicht ver-
geſſen, wie ich ihr Rechts- und Billigkeitsgefühl allgemein
ſtark und ohne Steifheit gefunden, und wie reines Wohl-
wollen dieſes Gefühl erhöhte und ſicherte.

Ich wandte mich in jedem Vorfall des Hauſes an
e ſelber, und an dieſes Gefühl. Ich fragte ſie meiſtens
einer ſtillen Abendſtunde um ihr freyes Urtheil. Wenn
an z. B. im Dorf ſagte, ſie haben nicht genug zu eſſen,
gte ich ihnen: Kinder, ſaget es mir ſelber, ſeyd ihr
cht beſſer gehalten, als ihr es zu Hauſe waret? Denket
ch, und ſaget ſelber, wäre es auch gut, wenn ihr auf
ie Art unterhalten würdet, daß ihr es mit Fleiß und
beit nicht dahin bringen könntet, das forthin kaufen
zahlen zu können, was ihr euch täglich zu genießen
öhnt habe; oder mangelt euch die Nothdurft? Saget
er, meinet ihr, ich könne mehr an euch thun mit Ver-
ſt und Billigkeit? Wollet ihr ſelber, daß mit dem
, das ich habe, nur 30 oder 40 Kinder erhalten wer-
könnten, da ich, wie ihr es jetzt ſeht, 70 bis 80 er-
n kann, wäre es recht?

Eben ſo handelte ich, da man im Dorf ſagte, ich
zu hart mit ihnen um. Sobald ich es hörte, ſagte
nen: Kinder, ihr wiſſet, wie lieb ihr mir ſeyd, aber
mir ſelber, wollet ihr, daß ich euch nicht mehr ab-
? Kann ich ohne Ohrfeigen machen, daß ihr euch
öhnt, was ſo lange in euch eingewurzelt iſt? Sie-

net ihr ohne Ohrfeigen daran, wenn ich etwas zu euch ſage. Du haſt geſehen, Freund, wie ſie unter deinen Augen behüt mir Gott d'Ohrfeigen rieſen, und mit welcher Herzlichkeit ſie mich baten, ihnen nicht zu ſchonen, wenn ſie fehlten.

Ich konnte wegen ihrer Menge vieles nicht dulden, das in einer kleinen Haushaltung leicht geduldet werden kann; aber ich zeigte ihnen in jedem Fall den Unterſchied heiter, und berief mich dann immer auf ſie ſelber, ob dieſes oder jenes unter Umſtänden, wie ſie ſelber ſehen möglich oder zu leiden wäre. Ich ſprach zwar das Wort Freyheit und Gleichheit nie unter ihnen aus, aber ich ſetzte ſie in allem, was ihr Recht war, ſo ganz in Freyheit mit mir und à leur aise, daß ein täglich freyer und heiteres Athmen, einen Blick und Augen erzeugte, die nach meiner Erfahrung nur bey einer ſehr liberalen Erziehung ſich alſo erzeugen. Aber ich war entfernt, das Blitzen dieſes Auges zu täuſchen. Ich ſuchte täglich feſtere Kraft zur häuslichen Selbſtſtändigkeit in ihren zu erzielen, ohne daß die Engelsaugen ſich ſo oft in Krötenhölen verwandeln. Aber mir waren dieſe Engelsaugen hoher Lebensgenuß. Auch duldete ich keine gerunzelte Stirne, ich rieb ſie ihnen ſelber glatt, dann lächelten ſie, und ſcheueten ſich unter einander ſelber, Runzeln zu haben.

Ihre Menge gab mir jeden Tag Gelegenheit unter ihnen, ihnen anſchaulich zu machen, was ſchön und was häßlich, was recht und was unrecht iſt.

Beydes war täglich gleich anſteckend, und in eben dem Grade, in welchem die größere Anzahl Kinder die

Gefahr groß machte, durch das vielſeitige Böſe, das ſich die Einzelnen durch Unordnung, durch uneingeſehene und ungekannte Fehler zu Schulden kommen lieſſen, das Innere der Anſtalt tief in ſeinem Weſen zu verheeren; eben ſo gab dieſe Menge täglich einen Ueberfluß von Berührungspunkten und Anläſſen, das Gute, das Seltene lebendiger zu entwickeln, und feſter zu gründen, als es unter Wenigen möglich iſt. Auch hierüber redete ich offen mit meinen Kindern. Ich werde in meinem Leben den Eindruck nicht vergeſſen, den es auf ſie machte, da ich bey einer eingeſchlichenen Unordnung einmal zu ihnen ſagte: Kinder, es iſt bey uns wie in einer jeden andern Haushaltung. Wo immer viel Kinder ſind, da bringt die tägliche Verwirrung und Noth, die aus jeder Unordnung entſteht, auch bald die ſchwächſte und ſchlechteſte Mutter dahin, daß ſie vernünftiger mit ihren Kindern umgehen, und Ordnung und Rechtthun unter ihnen erzwingen muß; wahrlich ſo geht es gerade hier zu; wenn ich auch noch ſo gern wie ein ſchwacher Tropf an euch handeln, und euch bey euern Fehlern durch die Finger ſehen wollte, ſo kann ich nicht, weil eurer zu viel da ſind. Da eurer ſo viele ſind, und jedes unter euch die Fehler und die ſchlechte Sachen, die es ſich angewöhnt, treiben könnte, ſo würdet hr ſiebenzigfach von aller Art Böſen angeſteckt, und vieleicht ſiebenzigfach ſchlechter werden, als ihr zu Hauſe nicht ättet werden können. Es iſt immer der Fall, daß man n einer ſolchen Haushaltung einige Sachen nicht dulden ann, deren böſe Folgen in einer kleinen nicht auffallen, nd nicht drückend werden. Aber, wenn ihr euch der Ordnung, die unter ſolchen Umſtänden nothwendig iſt, nicht unterziehen würdet, ſo könnte das Haus nicht beſtehen, und ihr würdet alle in euer altes Elend zurück ſinken, denket ſelber, euer ſorgloſes Eſſen, eure beſſere Kleider wären dann ſelbſt ein Mittel euch elender zu machen, als ihr bey Hunger und Mangel nie hättet werden können; Kinder in der Welt lernt der Menſch nur aus Noth, oder Ueberzeugung. Wenn er ſich nicht mit Vernunft leiten laſſen will, und doch außer aller Noth iſt, ſo wird er abſcheulich. Denket, wenn ihr ſo einsmal außer alle Noth geſetzt, euch der Sorgloſigkeit und dem Muthwillen überlaſſen, und das, was wahr und gut iſt, keinen Eindruck mehr auf euch machen laſſen wolltet, was aus euch werden müßte.

Ihr hattet daheim immer doch jemand, der zu euch ſah, und weil ihr wenige waret, leicht zu euch ſehen konnte; und dann wirkt die Noth und die Armuth ſelber viel Gutes. Sie zwingt uns in hundert Fällen zur Vernunft, wenn wir auch nicht gern wollten. Aber es iſt auch umgekehrt, wenn ihr aus Ueberzeugung Recht thut, wie ihr ehemals aus Noth einiges Gutes nicht habt unterlaſſen dürfen, ſo könnt ihr es auch dann unendlich weiter bringen, als es euch zu Hauſe immer möglich geweſen wäre. Wenn ihr freywillig dieſem nachſtrebt, was jetzt und einſt euer Wohl ausmacht, ſo habt ihr denn untereinander auch ſiebenzigfache Aufmunterung, und ſeht dann daſſelbe ſiebenzigfach unter euch leben, und lebendig daſtehen.

So redete ich oft mit ihnen, ganz unbekümmert, ob ein jedes alle Worte verſtehe; aber ich ſtellte mich ſicher, daß der Eindruck des Ganzen über alle verbreitet war.

Auch

Auch die Vorſtellung lebhafter Bilder von dem Zuſtand, in den ſie in ſpätern Tagen kommen mußten, machte großen Eindruck. Ich zeigte ihnen bey jeder Art Fehler, wohin ſie führen, fragte ſie ſelber: kennſt du nicht Menſchen, die wegen ihrer böſen Zunge, wegen ihren frechen, ehrabſchneideriſchen Reden allen Menſchen zum Abſcheu ſind; möchteſt du dich in deinen alten Tagen, deinen Nachbarn, deinen Hausgenoſſen und ſelber den Kindern ſo zum Abſcheu und zum Eckel machen? So führte ich ihre eignen Erfahrungen an, zum ſinnlichen Anſchauen des äußerſten Verderbens, wohin Fehler uns führen; eben ſo auch zu lebhaften Vorſtellungen von den Folgen alles Guten; hauptſächlich aber zum deutlichen Bewußtſeyn der ſo ungleichen Folgen einer guten und einer verwahrloſten Erziehung. Kennſt du nicht Menſchen, die nur darum unglücklich ſind, weil ſie in der Jugend nicht zum Nachdenken und Ueberlegen gewöhnt worden ſind? Kennſt du nicht Leute, die drey und viermal mehr verdienen könnten, wenn ſie nur ſchreiben und leſen könnten, und kömmt dir's nicht über's Herz, durch deine Schuld im Alter ohne einen Nothpfennig zu ſeyn, und vielleicht deinen eigenen Kindern, oder den Allmoſen zur Laſt zu fallen, wenn du jetzt etwas zu lernen verſäumteſt?

Auch folgende Geſichtspunkte machten tiefen Eindruck auf die Kinder. Kennſt du etwas Größeres und Schöneres, als den Armen zu rathen, und dem Leidenden aus ſeiner Noth, aus ſeinem Elend zu helfen? Aber kannſt du das, wenn du nichts verſtehſt, mußt du nicht mit dem beſten Herzen um deiner Unwiſſenheit willen ſelber alles gehen laſſen, wie es geht? Aber ſo wie du viel weiſt, kannſt du viel rathen, und ſo, wie du viel verſtehſt, kannſt du vielen Menſchen aus ihrer Noth helfen.

Ueberhaupt habe ich gefunden, daß große viel umfaſſende Begriffe zur erſten Entwicklung weiſer Geſinnungen und ſtandhafter Entſchloſſenheit weſentlich und unerſetzbar ſind.

Solche große, das Ganze unſrer Anlagen und unſrer Verhältniſſe umfaſſende Sätze, wenn ſie mit reiner Pſychologie, d. i. mit Einfachheit, Liebe und ruhiger Kraft in die Seele des Menſchen gelegt werden, führen ihn vermöge ihrer Natur nothwendig zu einer wohlwollenden, und für Wahrheit und Recht empfänglichen Gemüthsſtimmung, in welcher hundert und hundert dieſen großen Wahrheiten untergeordnete Sätze ihnen dann von ſelbſt auffallen, und ſich tief in ihrem Erkenntnißvermögen feſt gründen, wenn ſie auch nie dahin kommen, dieſe Wahrheit wörtlich auszuſprechen. Dieſes wörtliche Ausſprechen der Wahrheiten, deren man ſich bedient, und nach denen man handelt, iſt für das Menſchengeſchlecht bey weitem nicht ſo allgemein dienſtlich, als wir es uns in unſerm ſchon ſeit Jahrhunderten von der Chriſtenlehre und den Predigten zu einem ſo weitläufigen als oberflächlichen Red und Antwort geben, gewöhnten, und ſeit einem Menſchenalter von ſich nennenden Aufklärern noch tiefer in die armſeligſte Redſeligkeit hineingezogenes erſchlafften Zeitalter uns vorſtellen.

Vorzüglich glaube ich, daß die erſte Epoche des Nachdenkens bey den Kindern durch einen wortreichen, und mit der Geiſtesbeſchaffenheit des Lernenden und ſeinen äußern Verhältniſſen unpaſſenden Unterricht verwirrt werde.

Nach meiner Erfahrung hängt alles davon ab, daß jeder Lehrſatz ihnen durch das Bewußtſeyn intuitiver an Realverhältniſſe angeketteter Erfahrung ſich ſelber als wahr darſtelle.

Die Wahrheit ohne einen ſolchen Hintergrund iſt für ſie ein bloßes, ihnen meiſtens noch unangemeſſenes und für ſie läſtiges Spielwerk. Gewiß iſt: die Wahrheit und Rechtsfähigkeit des Menſchen iſt ihrem Weſen nach ein hoher, reiner allgemeiner Sinn, der durch die Einfachheit wortleerer und umfaſſender großer Anſichten, Beſtrebungen und Gefühle eine Nahrung finden kann, die ihm einen für Wahrheit und Recht ſehr feſten und ſehr ſichern Takt geben, ohne daß er ſehr viel äußere Zeichen ſeiner gebildeten innern Kraft beſitzt.

Und auch das iſt wahr: ſolche den Menſchen einfach zu einem tief entwickelten und wortleeren Wahrheits- und Rechtsgefühl führende Hauptſätze der menſchlichen Erkenntniß haben dadurch gegen die wichtigſten und verderblichſten Folgen aller Art von Vorurtheilen ein reines Gegengewicht in ihrem Innern. In ſolchen Menſchen kann um ihrer Vorurtheile willen nie ein ſo verkehrter böſer Saame des Unterrichts entkeimen, und die Vorurtheile, und ſogar die Unwiſſenheit, und der Aberglaube ſelbſt, ſo wenig ſie an ſich gut ſind, können in ihnen gar nicht ſeyn und werden, was ſie liebloſen und rechtsloſen Schwätzern von Religion und Recht ewig ſind, und ewig bleiben werden.

Solche Hauptſätze der menſchlichen Erkenntniß ſind wie reines Gold, gegen welches die ihnen untergeordneten, und von ihnen abhängenden Wahrheiten als bloße Scheidemünze anzuſehen ſind. Ich kann mich nicht enthalten, ſolche im Meere tauſendfacher aber kleiner Tropfen-Wahrheiten ſchwimmende und verſunkene Menſchen kommen mir immer wie ein alter Krämer vor, der im Zuſammenleſen kleiner Kreuzervortheile endlich reich geworden, und ſich zuletzt einen ſolchen Reſpekt, nicht blos für das Kreuzerſammeln, ſondern für die Kreuzer ſelber angewöhnt, daß ihm auf die gleiche Weiſe angſt wird, wenn ein Kreuzer oder ein Louisd'or verloren gehen könnte.

Wo die Harmonie der Seelenkräfte und ihrer Neigungen durch den ſtillen Gang der menſchlichen Pflichtübung gegründet iſt, wo die höhere Reize rein genoſſener Menſchenverhältniſſe belebt, und durch Feſthaltung hoher einfacher Wahrheiten geſichert ſind, ſo laß dann ruhig einzelne Vorurtheile in der Maſſe dieſer noch ſo beſchränkten aber realen Erleuchtung ſtehen, ſie werden im Uebergewicht der reinen Entwicklung und Veredlung deiner Natur daſtehen, wie wenn ſie nicht da wären, und leicht von ſelbſt vergehen, wie der Schatten im Licht — wenn die entwickelte Kraft ſolcher Menſchen ſie auf dieſen Punkt führen.

Die eigentlichen Vortheile der menſchlichen Kenntniſſe und des Wiſſens beſtehen für das Menſchengeſchlecht in der Sicherheit der Fundamente, von denen ſie ausgehen, und auf denen ſie ruhen. Der Menſch, der viel weiß, muß mehr, und künſtlicher als jeder andere zur Einigkeit ſei er ſelbſt mit ſich ſelbſt zur Harmonie ſeines Wiſſens mit ſeinen Verhältniſſen, und zur Gleichförmigkeit in der Entwicklung aller ſeiner Seelenkräfte geführt werden. Iſt dieß nicht, ſo wird ſein Wiſſen in ihm ſelber ein Irrlicht, das Zerrüttung in ſein Innerſtes bringt, und ihn äußerlich der weſentlichen Lebensgenießungen beraubt, die ein einfacher gerader mit ſich ſelbſt einſtimmiger Sinn dem unentwickelteſten und gemeinſten Menſchen gewährt. Dieß, lieber Freund, ſind die Geſichtspunkte, um deren willen ich es für ſo wichtig achte, daß dieſe Harmonie der Seelenkräfte, zu der unſere Natur und unſere erſten Verhältniſſe hinführen, nicht durch die Irrthümer der menſchlichen Kunſt verdorben werden.

Ich habe dir nun, Freund, meine Anſichten über den häuslichen Geiſt einer Schulanſtalt und meinen Verſuch zur Löſung ſeines Problems dargeſtellt. Ich will dich auch noch mit einigen weſentlichen Geſichtspunkten meines Unterrichtsganges und mit dem Lernen der Kinder bekannt machen.

Ich kannte keine Ordnung, keine Methode, keine Kunſt, die nicht auf den einfachen Folgen der Ueberzeugung meiner Liebe gegen meine Kinder ruhen ſollten. Ich wollte keine kennen.

Auf dieſe Weiſe unterordnete ich auch das Lernen der Kinder dem höhern Geſichtspunkte, ihren beſſern Sinn allgemein anzuregen, und das Naturverhältniß, indem ſie untereinander, und unter meiner Beſorgung lebten mit voller Kraft auf ſie wirken zu laſſen.

Ich hatte zwar Gedicke's Leſebuch, aber ſein Gebrauch war mir ſo wenig weſentlich als der anderer Schulbücher, denn ich ſah das erſte Lernen eines ſolchen gemiſchten Haufens von Kindern von ungleichen Alter überhaupt vorzüglich für ein Mittel an, das Ganze zu einer mit meinem Zweck harmoniſchen Stimmung zu vereinigen. Ich begriff die Unmöglichkeit ganz wohl, in der Form einer vollendeten guten Schulanſtalt zu lehren.

Ueberhaupt achtete ich das Lernen als Wortſach in Rückſicht auf die Worte, die ſie lernen mußten, und ſelbſt auf die Begriffe, die ſie bezeichneten für ziemlich unwichtig.

Ich ging eigentlich darauf aus, das Lernen mit dem Arbeiten, die Unterrichts- mit der Induſtrie-Anſtalt zu verbinden, und beydes in einander zu ſchmelzen. Allein ich konnte dieſen Verſuch um ſo weniger realiſiren, da ich dafür noch gar nicht, weder in der Rückſicht des Perſonals, noch der Arbeiten, noch der dazu nöthigen Maſchinen eingerichtet war. Kurze Zeit vor der Auflöſung erſt hatten einige Kinder mit Spinnen angefangen. Und auch das war mir klar, daß ehe von einer ſolchen Zuſammenſchmelzung die Rede ſeyn konnte, erſt die Elementarbildung des Lernens und des Arbeitens in ihrer reinen Sönderung und Selbſtſtändigkeit aufgeſtellt, und die beſondere Natur und Bedürfniſſe eines jeden dieſer Fächer klar gemacht ſeyn mußten.

Indeſſen betrachtete ich ſchon in dieſem Anfangspunkt die Arbeitſamkeit mehr im Geſichtspunkte der körperlichen Uebung zur Arbeit und Verdienſtfähigkeit, als in Rückſicht auf den Gewinnſt der Arbeit. Und eben ſo ſah ich das eigentlich ſo geheißene Lernen eben ſo allgemein als Uebung der Seelenkräfte an, und hielt beſonders dafür, die Uebung der Aufmerkſamkeit, der Bedachtſamkeit, und der feſten Erinnerungskraft müſſe der Kunſtübung zu urtheilen und zu ſchließen vorhergehen, und die erſtern müſſen feſtgegründet ſeyn, ehe die leztern vor der Gefahr bewahrt werden können, durch die Fertigkeiten äußerer, wörtlicher Erleichterungsmittel zur Oberflächlichkeit und zum anmaslichen, täuſchenden Urtheilen geführt zu werden, welches ich für das Menſchenglück und die menſchliche Beſtimmung für viel gefährlicher achte, als eine Unwiſſenheit in hundert Dingen, die aber mit einer feſten anſchauenden Erkenntniß ſeiner weſentlichen nächſten Verhältniſſe, und durch ein einfaches reines aber feſt entwickeltes Kraftgefühl geſichert iſt. Ich glaube im Gegentheil, die für das Menſchengeſchlecht ſegensreichſten Erkenntniſſe gehen allgemein von dieſem Geſichtspunkt aus, und finden ſich am reinſten in der wiſſenſchaftlich beſchränkteſten Menſchenklaſſe.

Von dieſen Grundſätzen geleitet, ſuchte ich alſo gerade im Anfang nicht ſo feſt, daß meine Kinder im Buchſtabieren, Leſen und Schreiben weit kommen, als daß ſie durch dieſe Uebungen ihre Seelenkräfte allgemein ſo vielſeitig und ſo wirkſam entwickeln, als nur möglich. Ich machte ſie auswendig buchſtabieren, ehe ſie das Abc kannten, und die ganze Stube konnte die ſchwerſten Wörter auswendig buchſtabieren, ohne noch einen Buchſtaben zu kennen. Man denke ſich den Grad der Faſſungskraft, den dieſes bey ſolchen Kindern vorausſezt. Ich folgte im Anfang bey den Worten, die ich ſie alſo buchſtabieren lehrte, **Gedicke's** Leſeübung. Später aber fand ich für die allgemeine und erſte Uebung der Kräfte noch weit zuträglicher das ganze Alphabet fünffach nach allen Vokalen zuſammen zu ſetzen, und die Kinder alſo die einfache Uebung aller Sylben vollkommen auswendig zu lehren. Ich werde die Reihenordnung und Grundlage des Leſens und Schreibens drucken laſſen *). Alle Conſonanten laufen durch alle Vokalen vorwärts und zurück: ab, ba, ec, ce, di, id, fo, of, gu, ug u. ſ. w. Dann verfolgte ich die Methode mit drey Buchſtaben: bud, dub, bic, cib, fag, gaf, gob, hog.

Schon in dieſer Verbindung kommen für die Ausſprache und das Gedächtniß äuſerſt ſchwere Ton-Fügungen vor, wie z. B. ig, igm; ek, ekp, lug, ulg, quaſt, ſtaqu, ev, evk.

Jede zwey Reihen der Buchſtaben müſſen von den Kindern vollkommen gelernt ſeyn, ehe man zu einer neuen fortſchreitet. In der dritten Reihe folgen Zuſammenſetzungen und Verminderungen von vier und fünf Buchſtaben, z. B. dud, dude, rek, reken, erk, erken. Von da aus hänge ich denn die von dieſer einfachen Urgrundlage ausgehende Worte an ihre Fundamente an, z. B. eph, ephra, ephraim, buc, buce, bucephal, qua, quak, quaken, quakken, aphphor, aphoris, aphorismus, mu, muni, munici, municipal, municipalität, ul, ult, ultra, ulteram, ultramon, ultramontaniſch. Man würde es kaum vermuthen, wie leicht und wie richtig die Kinder leſen lernen, wenn ſie die Urſügungen des Leſens ihrem Gedächtniſſe allgemein eingeprägt haben, und ihre Organe zur leichten Ausſprechung derſelben gewohnt ſind. Sie müſſen denn auf dem Papier die doppelten, dreyfachen, und vierfachen Buchſtabenreihen, wie ſie zuſammen ſtehen nicht mehr buchſtabieren, ſondern dieſelben auf einmal in's Auge faſſen und ausſprechen. Aber ich zeigte ihnen jede Reihenfolge erſt dann auf dem Papier, wenn ſie dieſelben vollkommen auswendig buchſtabieren konnten; und zwar zuerſt geſchrieben, und dann hernach gedruckt, weil mit den Uebungen ſchreiben zu lernen, eine Art Repetition des Buchſtabierens verbunden werden kann, die von doppeltem Nutzen iſt.

---

*) Dieß geſchah auch in „Anweiſung Buchſtabieren und Leſen zu lehren, nebſt Beylagen, Zürich und Bern bey Geßner 1801.“

Wenn ſie die geſchriebenen Reihen der Urſägungen leſen, ſo leſen ſie in ein paar Tagen auch die gedruckten, und wieder in ein paar Tagen dieſelben auch mit lateiniſchen Buchſtaben.

Im Schreiben war meine Methode: ſehr lange bey drey vier Buchſtaben, welche die Grundzüge vieler andern enthalten, ſtehen zu bleiben, und Worte aus dieſen zu formen, und zuſammen zu ſetzen, ehe ſie einen andern verſuchen durften. Sobald ſie m und a konnten, ſo mußten ſie man ſchreiben, und das ſo lange, bis ſie das Wort in vollkommen gerader Linie, und die Buchſtaben mit Richtigkeit geſchrieben hatten. So gieng ich immer, wie ſie einen neuen Buchſtaben mehr konnten, zu einem Wort hinüber, das dieſelben in Verbindung mit denen, die ſie ſchon konnten, enthielt. So ſchrieben ſie Worte auf einen gewiſſen Grad vollkommen, ehe ſie noch den dritten Theil vom Abc ſchreiben konnten.

Wenn Kinder auf dieſe Weiſe nur drey Buchſtaben auf einen merklichen Grad richtig und fertig ſchreiben, ſo lernen ſie die übrigen mit großer Leichtigkeit.

Ich hatte flüchtig mit ihnen die Bruchſtücke der Geographie und Naturhiſtorie, die Gedicke's Leſebuch enthält, durchgemacht. Noch ohne einen Buchſtaben zu kennen, ſprachen ſie ganze Reihen Ländernamen richtig auswendig aus, und zeigten in den Anfangsbegriffen der Naturhiſtorie einen ſolchen bon sens, das Ganze, was ſie aus der Erfahrung im Thier- und Pflanzenreich kannten, an die Kunſtworte, die die allgemeinen Begriffe ihrer Erfahrungen enthielten, anzuſchließen, daß ich vollkommen überzeugt war, ich hätte mit meiner einfachen Manier, und bey meiner Fertigkeit in jedem Fach allgemein und ſchnell aus ihnen heraus zu locken, was ſie durch ihren Erfahrungskreis in dieſem Fache ſelber haben wiſſen können, mit ihnen einen beſtimmten Kurs vollenden können, der einerſeits das Ganze derjenigen Kenntniſſe umfaßt hätte, die der Maſſe der Menſchen weſentlich dienlich; anderſeits jedem in irgend einem Fache vorzügliche Talente beſitzenden Kinde genugſame Vorkenntniſſe verſchafft haben würde, um ſich ſelber den weitern individuellen Fortgang ſeiner Kultur zu erleichtern, ohne das Gange aus dem einfachen Geiſte der Beſchränkung heraus zu heben, die ihre Lage im Allgemeinen bedarf, und deren pſychologiſch menſchliche Feſthaltung ich ſelber für das vorzüglichſte Mittel achte, die Talente der Menſchen richtig unterſcheiden, und der wahren Auszeichnung real und mit Kraft forthelfen zu können.

Ueberall war mein Grundſatz: das Unbedeutendſte, ſo die Kinder lernten, zur Vollkommenheit zu bringen, und nie in nichts zurück zu gehen, ſie kein Wort, das ſie einmal gelernt hatten, vergeſſen, keinen einzigen Buchſtaben, den ſie wohl geſchrieben, jemals wieder ſchlechter ſchreiben zu laſſen. Ich war mit den langſamſten geduldig; aber wenn eines etwas ſchlechter machte, als es daſſelbe ſchon gemacht hatte, war ich ſtreng.

Die Menge und Ungleichheit der Kinder erleichterten meinen Gang. So wie das ältere und fähigere Geſchwiſter unter dem Auge der Mutter den kleinern Geſchwiſtern leicht alles zeigt, was es kann, und ſich froh und groß fühlt, wenn es alſo die Mutterſtelle vertritt, ſo freuten ſich meine Kinder, das, was ſie konnten, die andern zu lehren. Ihr Ehrgefühl erwachte, und ſie lernten ſelber gedoppelt, indem ſie das, was ſie wiederholten, andere nachſprechen machten. So hatte ich ſchnell unter meinen Kindern ſelbſt Gehülfen und Mitarbeiter. Ich machte ſie in den erſten Tagen einige ſehr ſchwere Wörter auswendig buchſtabieren, und ſo wie eines das Wort konnte, nahm es ſogleich etliche, die es noch nicht konnten, zu ſich, und lehrte dieſelben. So bildete ich mir von Anfang Gehülfen. Ich hatte in Kurzem unter meinen Kindern Mitarbeiter, die in den Fertigkeiten, die Schwächern, das, ſo dieſe noch nicht konnten zu lehren, mit der

Anſtalt immer vorgerückt, und für die Augenblicksbedürfniſſe der Anſtalt ohne Zweydeutigkeit brauchbarer und vielſeitig brauchbarer geworden wären, als angeſtellte Lehrer.

Ich lernte ſelber mit ihnen. Das Ganze der Anſtalt ruhte auf einer ſo kunſtloſen Einfalt, daß ich keinen Lehrer gefunden hätte, dem es nicht zu ſchlecht geweſen wäre, ſo wie ich zu lehren und zu lernen.

Mein Zweck dabey war: die Vereinfachung aller Lehrmittel ſo weit zu treiben, daß jeder gemeine Menſch leicht dahin zu bringen ſeyn könne, ſeine Kinder zu lehren, und allmählig die Schulen nach und nach für die erſten Elemente beynahe überflüſſig zu machen. Wie die Mutter die erſte Nährerinn des Phyſiſchen ihres Kindes iſt, ſo ſoll ſie auch von Gottes wegen ſeine erſte geiſtige Nährerinn ſeyn; und ich achte die Uebel, die durch das zu frühe Schulen und alles das, was an den Kindern außer der Wohnſtube gekünſtelt wird, erzeugt worden ſind, ſehr groß. Jener Zeitpunkt nähert ſich, ſobald wir die Unterrichtsmittel ſo vereinfachen werden, daß jede Mutter ohne fremde Hülfe ſelber lehren, und dadurch zugleich immer ſelbſt lernend fortſchreiten kann. Meine Erfahrung beſtätigt hierin mein Urtheil. Ich ſah in meinem Kreiſe Kinder empor wachſen, die darin meine Bahn verfolgt hatten. Auch bin ich mehr als je überzeugt, ſobald die Lehranſtalten jemals mit Kraft und Pſychologie mit Arbeitsanſtalten verbunden werden, ſo wird nothwendig ein Geſchlecht entſtehen, das einerſeits durch Erfahrung lernet, daß das bisherige Lernen nicht den zehnten Theil der Zeit und Kraftanwendung bedürfe, die gewöhnlich darauf verwendet wird; andererſeits, daß dieſer Unterricht der Zeit, der Kräfte, und der Hülfsmittel halber mit den häuslichen Bedürfniſſen ſo in Uebereinſtimmung gebracht werden könne, daß die gemeinen Eltern allenthalben ſich ſelbſt, oder jemand von ihren gewöhnlichen Hausgenoſſen dazu geſchickt zu machen ſuchen werden, welches durch die Vereinfachung der Lehrmethode und durch die ſteigende Anzahl vollendet geſchulter Menſchen immer leichter werden wird.

Für die Herannäherung dieſes wünſchbaren Zeitpunkts ſind zwey meiner Erfahrungen ſehr wichtig. Erſtens daß es möglich und leicht iſt, eine ſehr ſtarke Anzahl Kinder, ſelbſt von ſehr ungleichem Alter auf einmal in Maſſe zu lehren und ſehr weit zu bringen; zweytens, daß dieſe Maſſe in ſehr Vielem, mitten in ihrer Arbeit unterrichtet werden kann. Es verſteht ſich, daß dieſe Unterrichtsart Gedächtnißwerk ſcheinen, und ſeiner äußern Form nach, auch wirklich als Gedächtnißwerk getrieben werden muß.

Aber das Gedächtniß, das durch pſychologiſch gut gereihte Erkenntniſſe fortſchreitet, ſetzt an ſich ſelbſt die andern Seelenkräfte in Bewegung. Das Gedächtniß, das ſchwere Buchſtaben kompinirt, belebt die Einbildungskraft; das Gedächtniß, das Zahlenreihen verfolgt, heftet den Geiſt an ihre innern Verhältniſſe; das Gedächtniß, das ſich vielumfaſſende Wahrheiten einprägt, bereitet den Geiſt zur Aufmerkſamkeit auf das Einfache und Vielumfaſſende vor.

Das Gedächtniß, das Geſang und Lieder umfaßt, entwickelt in der Seele Sinn für Harmonie und hohe Gefühle. Alſo giebt es eine Kunſt, die Kinder auch blos durch Gedächtniß zu jeder Art von Geiſtesübung allgemein und ſicher vorzubereiten.

Das Reſultat dieſer Uebungen erzeugte bey meinen Kindern allgemein nicht blos eine ſteigende Bedächtlichkeit, ſondern offenbar einen das Ganze der Seelenkräfte umfaſſenden Wachsthum derſelben, und brachte allgemein eine Gemüthsſtimmung hervor, in der ich die Fundamente der Menſchenweisheit vielſeitig und ſicher entwickelt ſah.

Du ſahſt Freund, wie die leichtſinnigſten in Thränen zerfloſſen, wie der Muth der Unſchuld ſich entwickelte, wie die innere Erhebung der Verſtändigſten ſich belebte; aber irre dich darum nicht. Träume dir noch kein vollendetes Werk. Augenblicke der höchſten Erhebung wechſelten mit Stunden der Unordnung, des Verdruſſes, und der Sorgen.

Auch war ich nichts weniger als immer mir ſelbſt gleich; Du kennſt mich, wenn Bosheit und Hohn mich umſchweben. Wie der Wurm ſich leicht in ſchnell wachſende Pflanzen hinein wirft, alſo nagte ſchleichende Bosheit tief an den Wurzeln meines Werks.

Das Läſtigſte war: Menſchen, die einen Augenblick in's Unermeßliche meiner Laſt hinein guckten, und hie und da etwas ſahen, das ſie in ihrer Stube, und in ihrer Küche ordentlicher hatten, oder das nicht ſo war, wie in einem Inſtitut, das mit Hunderttauſenden fundirt iſt, benahmen ſich dann in ihrer Weisheit mir Rath und Weiſung zu geben, und wenn ich einen Leiſt, den ſie für ihre Füße brauchten, für meine nicht paſſend fand, ſo glaubten ſie mich unfähig, weiſen und guten Rath anzunehmen, und giengen wohl ſo weit, ſich einander zuzuflüſtern: es ſeye mit dieſem Menſchen nichts anzufangen, er habe einen Sparren im Kopf.

Freund, kannſt Du's glauben, die größte Herzlichkeit für mein Werk fand ich bey den Kapuzinern und Kloſterfrauen. Thätiges Intereſſe an der Sache nahmen wenige, außer Truttmann. Die, von denen ich am meiſten hoffte, waren ſo ſehr in politiſche Verbindungen und Intereſſen vergraben, daß dieſe Kleinigkeit ihnen bey ihrem großen Wirkungskreis nicht bedeutend ſeyn konnte.

Das waren meine Träume; ich mußte Stanz verlaſſen, da ich jetzt ſo nahe an ihrer Erfüllung zu ſeyn geglaubt habe.

Anſichten
über
Induſtrie, Erziehung und Politik,
mit Rückſicht auf unſern diesfälligen Zuſtand vor
und nach der Revolution.

Nosce te ipsum.

Der große Wechſel des alten Ganges faſt aller Europäiſchen Erwerbsbranchen hat, ſo wie Neuenburg, ſehr viele induſtriöſe Gegenden meines Schweizeriſchen Vaterandes dahin gebracht, daß ſie gefahren, daß ihr Boden ſie nicht mehr nähre, daß ihre Güter ſich nicht mehr verzinſen, daß ihre Capitalien in Rauch aufgehen und ſelber Gültbriefe mit Unterpfand, wie unverſichertes Papiergeld, endlich ein Spiel des Agiotages werden. Durch die Kunſt in paradieſiſche Gegenden verwandelte Einöden gefahren jetzt wieder die Wildniſſe zu werden, die ſie vorher waren, und Berge und Thäler, die durch ein momentanes Scheinglück, das in ſeinem Weſen keine genugſame Fundamente hatte, blühend geworden und jetzt mit niedlichen Hütten überſäet ſind, und Sumpf und Felſen, die durch unſern Fleiß in dieſem Zeitpunkte in Gärten verwandelt, gefahren wieder als Sumpf und Felſen vor unſern Augen zu erſcheinen. Wir gehen höchſt wahrſcheinlich einem Zeitpunkt entgegen, in dem wir das nicht einmal nothdürftig mehr werden unterhalten können, was unſere Väter mit aller Leichtigkeit und ſelber mit verſchwenderiſchem Aufwand erbaut und uns zum Theil nicht blos in einem ſoliden, ſondern ſelbſt in einem, für unſere Verhältniſſe glänzenden Zuſtande hinterlaſſen haben. Es iſt an den, durch die Umſtände am meiſten gefährdeten Orten des Vaterlands nicht blos ein zeitlicher Abtrag unſerer Beſitzungen, den wir jetzt zu verlieren gefahren, es ſind unſere Beſitzungen ſelber, die an dieſen Orten wie Goldau vor unſern Augen zu verſinken drohen.

Die Stockung unſerer Erwerbſamkeit gefährdet die Möglichkeit des Lebens und des weitern Daſeyns der größern Volksmenge in den blühendſten Gegenden unſrer nächſten Umgebungen, und der Augenblick nahet mit fruchtbarem Schritte, in welchem die gewöhnlichen Mittel, mit denen wir bisher der Noth und der Armuth des Landes mit Leichtigkeit Vorſehen gethan haben, durchaus kein Verhältniß mehr mit den unausweichlichen, eintretenden, allgemeinen Bedürfniſſen deſſelben haben werden, ſondern ſich auch bey der beſten Verwaltung wirkungslos in ſich ſelber verzehren müſſen.

Mit Recht ſind die Beſorgniſſe der Menſchheit und Vaterlandsliebe in den bedrohten Gegenden allgemein rege; das Elend iſt, beydes, unausweichlich und unabſehbar, wenn ihr Zuſtand jetzo, wie bisher, nur ſich ſelbſt und dem Zufall überlaſſen, ohne höhern, tief eingreifenden und ſchnelle Rettung bereitenden Einfluß bleibt.

Die öffentliche Stimme, mit welcher der Staatsrath von Neuenburg dieſe Gefahr, in der ſich ein großer Theil ſeines, bis jetzt ſo glücklichen Landes befindet, anerkennend, für ſein ſo ausgezeichnet gebildetes, ſeines Glücks würdiges und eines noch höhern ſo vorzüglich fähiges Volk bey ihm ſelbſt, bey ſeinem Edelmuth und bey aller Kraft, die in ihm ſelbſt liegt, Hülfe ſucht, hat mich um ſo mehr gerührt, da einige an Bevölkerung, Geld, Reichthum und induſtriöſen Reſſourçen ſich vorzüglich auszeichnende Gegenden meines Schweizeriſchen Vaterlandes ſich mit dem Neuenburgergebieth gegenwärtig diesfalls in der gleichen und zum Theil in einer noch weit bedenklichern Lage befinden und einem unabſehbaren Elend entgegengehen, wenn die Rettung des Landes nicht eilend (denn es könnte ſchnell zu ſpät ſeyn) bey ihm ſelbſt, bey ſeinem Edelmuth und bey aller Kraft, die in ihm ſelbſt liegt, geſucht wird.

Ich hoffe, die Mitglieder des Staatsraths von Neuenburg werden es nicht für Zudringlichkeit achten, wenn ein Schweizeriſcher Greis, der einen großen Theil ſeines Lebens auf die Nachforſchungen verwendet, wie den wirthſchaftlichen Gefahren, die uns jetzo unvorbereitet überfallen, in ſeinem Vaterlande frühe hätte vorgebeugt werden können, Ihnen ehrerbiethig die Anſichten zur Prüfung vorlegt, nach welchen er glaubt, daß dieſe Uebel, die jetzt wirklich, ſowohl bey ihnen als bey uns eintreten, nicht blos in ihrer gegenwärtigen Erſcheinung gemildert, ſondern ſelber in ihren Quellen geſtopft, und auch ihre Wiedererſcheinung in Zukunft, ſo viel als menſchenmöglich, verhütet werden könne.

Der täuſchenden Palliative müde, womit unſer Zeitalter diesfalls alles thun will und nichts ausrichtet, und von den Projekten der tauſendfarbigen Allmoſenſpendungen der öffentlichen und Privatwohlthätigkeit und aller bettlerbildenden, heuchlerpflanzenden und in tauſend Anſichten unlautern und den einfachen Sinn der Menſchennatur ſtoßenden Armenhülfe bis zum Eckel geſättigt, erhob es mein Herz, bey dem erſten Anblick Ihrer Vorſchläge zu ſehen, daß tiefere Anſichten den Staatsrath von Neuenburg dem Zeitgeiſt entgegen, von dem Schein dieſer Täuſchungen ab und auf Geſichtspunkte hinlenkt, deren Reſultate einen reellen, ſichern Einfluß auf den diesfalls zu erzielenden, endlichen Zweck haben müſſen.

Wenn es aber je Noth that, dieſen in ſeiner Tiefe zu erforſchen, ſo iſt es gewiß jezt. Von der Erfahrung aufgeſchreckt, ſieht das Schweizeriſche Vaterland im ganzen Umfang ſeiner Fabrikgegenden ſein Glück, wie Segensbäche in haltungsloſe Sandberge, nach allen Seiten vor unſern Augen ſich verlieren und verſchwinden. Wir können uns nicht mehr täuſchen, ohne zu den Quellen hinaufzuſteigen, und zu forſchen, durch was für Mittel dieſe in ihrem Lauf gleichſam in dem Felſenbette ihres Urſprungs feſtgehalten und ihr allmäliges, eben ſo wie ihr plözliches, Verſchwinden in den Sandſteppen, nach denen ſie ihren natürlichen Lauf hinnehmen, verhütet werde, iſt es ganz unmöglich, weder unſere gefährdete Induſtrie für die Gegenwart genugthuend zu unterſtützen, noch viel weniger jeder neuen Gefährdung derſelben für die Zukunft mit Sicherheit vorzubeugen; und wir mögen, ohne dieſen Geſichtspunkt feſtzuhalten, für dieſen Zweck mit dem ganzen Umfang unſerer Palliative aller Art uns auch anſtrengen, wie wir immer wollen, ſo bleiben wir bey dem beſten Willen, den Gefahren, die uns diesfalls drohen, abzuhelfen, in unſrer Kraft gelähmt, in unſerm Streben einſeitig, in unſern Reſultaten beſchränkt und in unſern Mitteln inconſequent, und werden dadurch endlich im mühſeligen Herumtreiben unſrer ſelbſt und unſrer Kräfte in dieſem Geiſt in uns ſelbſt ſchwach, achten dann endlich den beſſern Zuſtand unſers Vaterlands gleichſam für ein verlornes Spiel, ſeine Wiederherſtellung für einen Traum, deſſen mehr oder mindere Realiſirung wir nothwendig aus dem Kopfe ſchlagen müſſen. Wir können nicht anders, wir verlieren in dieſem Zuſtand den Glauben an die tiefern Anſichten der wirklichen Rettungsmittel des Landes und werden vom drückenden Augenblick der Gegenwart befangen, gleichgültig für die ſpätere Zukunft und was uns in derſelben immer begegnen möchte. Aber ſo unglücklich dieſer Zuſtand iſt, ſo unverzeihlich wäre auch unſere Gleichgültigkeit und Muthloſigkeit in demſelben. Die höchſte Anſtrengung für die Auffindung und Anwendung tief greifender und wahrhaft helfender Rettungsmittel für unſer Vaterland, und die Erneuerung unſerer ſelbſt in allen Kräften, die wir jetzo bedürfen, ſollte jetzt die ernſte Sorge aller Edeln, die im Kreiſe der bedrohten Gegenden wohnen, es ſollte der ernſte und vorherrſchende Gegenſtand der Regierungsweisheit dieſer Länder ſeyn.

Wenn ein Privatmann durch äußere, von ſeiner Vorſicht unabhängende und ganz außer dem Kreis ſeiner Kraft liegende Staatsbegegniſſe, den Abſatz des Artikels ſeiner Induſtrie plötzlich verliert, und dadurch in die Lage geſetzt wird, ſeine Engagements nicht weiter zu honoriren, oder für die Zukunft keine ſolche mehr anknüpfen zu können, folglich in ſeinem Berufe außer Thätigkeit und Verdienſt geſetzt wird, ſo iſt er in den meiſten Fällen als ganz unſchuldig an ſeinem Unglücke anzuſehen. Nicht ſo die Staaten. Nein, wenn auch der kleinſte derſelben es nicht zum voraus verhütet, daß äußere, von ſeiner Macht unabhängende, Umſtände es dahin bringen können, daß ein, in der Gewerbſamkeit ſeine einzige Reſſourçe findendes, Volk durch das eintretende Stocken ſeiner Branchen gefahren kann, allgemein brodlos zu werden, und alle Schreckniſſe dieſes Zuſtandes bey ſich eintreten zu ſehen, ſo fühlt die höhere Staatsweisheit, die Staatsmenſchlichkeit ſelbſt, daß man es nicht dahin hätte kommen laſſen ſollen. Das Herz des edlern, einſichtsvollern Mannes muß in der tiefſten Verlegenheit ſeyn, wenn er ſein Vaterland nun in Gefahr ſieht, daß das Leben und die Exiſtenz der größern Volksmaſſe auch nur zu retten, es die Kräfte deſſelben faſt überſteigen muß, und wenn man ſich im Drange der Umſtände endlich genöthigt ſieht, gegen die Augenblicksgefahren Mittel anzuwenden, die, ob ſie gleich geeignet ſind, die innern Gefühle der edlern Menſchennatur und des höhern Nationalgeiſtes gewaltſam zu ſtoßen und innig zu kränken, doch nichts weiter wirken, als höchſtens das freſſende Gift des Staats aus einem Gliede deſſelben in ein anderes zu treiben, ſo iſt der Gang der Staatsverwaltung, die dies ſo weit hat kommen laſſen, ehe ſie aufgewacht iſt, ganz gewiß nicht zu entſchuldigen, und kann ſich gegen den Vorwurf des Mangels einer tiefern Weisheit und eines höhern, erleuchteten, vaterländiſchen Regierungsſinnes durchaus nicht rechtfertigen.

Der Erwerber im Staat nährt ſich durch die in demſelben beſtehende Branche. Die Beziehung ſeiner Nahrungsquelle mit äußern Verhältniſſen des Staats iſt im Allgemeinen eben ſo außer dem Kreis ſeines Forſchens, wie ihre Leitung außer dem Kreis ſeiner Macht iſt. Es iſt am Staat, dem Erwerber hierin Vorſehen zu thun und in jedem Fall der Möglichkeit des Eintretens eines ihn im allgemeinen gefährdenden Zuſtandes vorzubeugen; und hiezu muß er den Weg theils in der Realerhöhung der induſtriöſen Kräfte des Volks ſelber, theils in der Natur und Beſchaffenheit der induſtriöſen Branchen, deren Betreibung ihm zu Gebothe ſtehen, ſuchen und erforſchen. Er kann ſich dieſen Weg nicht anders bahnen, als durch inen ſcharfen Rückblick auf den Zuſtand des Volks vor em Zeitpunkt, ehe die Einführung der Artikel den alten Zuſtand ſeiner Induſtrie verändert, und zugleich in die Art und Weiſe, wie ſich dieſe Artikel in ſeiner Mitte eta- lirt und welchen poſitiven Einfluß ſie auf den alten Segenszuſtand aller Stände des Landes gehabt haben. So numgänglich dieſer Rückblick für den Zweck, den wir ſo ringend bedürfen, nothwendig iſt, ſo gewiß iſt es den- och, daß tauſend und tauſend Routinemänner, ſowohl er Privatinduſtrie als der öffentlichen Verwaltung unſers ndes, mit einer ungleichen und hie und da gar nicht idenſchaftloſen Gemüthsſtimmung die Frage aufgeworfen ben: aber, wenn das Unglück einmal da iſt, wozu ſoll nn der zu ſpäte Rückblick, wie ihm hätte vorgebeugt erden können, dienen? Es iſt jetzt um Mittel zu thun, n Uebeln, die wirklich ſind, und nicht mehr denen, die on vorübergegangen und nur in ihren Folgen noch beſtehen, abzuhelfen. — Man will vielſeitig die Augen über die Urſachen der Verſchlimmerung des Zuſtands ſo vieler Gegenden, ſo vieler Stände und einer ſo großen Mehrzahl des Volks in ſo vielen Gegenden, und ſogar über den Grad und die Wahrheit des Elends, in dem ſich einige dieſer Gegenden wirklich befinden, muthwillig verſchließen, und glaubt ſogar, die Ehre des Vaterlands ſey damit verbunden, das Licht der diesfälligen hiſtoriſchen Wahrheit auszulöſchen. Man hat aber unrecht. Wahrlich, man ſollte im Gegentheil die ungetrübte Flamme dieſes Lichts mit Wohlgefallen in unſerer Mitte brennen ſehen. Sie allein kann uns den Weg zeigen, den wir zu unſerer Rettung und zu unſrer mehr oder mindern Erhebung unſrer ſelbſt, deren wir noch fähig ſind, hinführen, und uns über die Natur des gegenwärtigen, wirklichen Zuſtands, in dem wir uns befinden, die Augen öffnen. Wahrlich, das Licht der hiſtoriſchen Wahrheit, über dieſen Gegenſtand, mit freyem Willen und beſtimmt abſichtmäſſig auszulöſchen, wäre unter dieſen Umſtänden das non plus ultra, wozu die verhärteteſte Selbſtſucht erniedrigter Völker, die allen Glauben an die Möglichkeit irgend einer Wiederherſtellung ihrer ſelbſt weder in ſittlicher noch in bürgerlicher Hinſicht aufgegeben hat, hinführt. Aber ich kann dieſen Geſichtspunkt jetzo nichts weniger als in ſeiner ganzen Ausdehnung ins Licht ſetzen; ich muß ihn nur von der Seite meines vorliegenden Geſichtspunkts ins Aug' faſſen, und von dieſer Seite iſt das Bedürfniß der höchſten Aufmerkſamkeit auf die hiſtoriſchen Thatſachen, die den ſo tief gefährdeten, guten Zuſtand ſo vieler

unſerer Fabrikgegenden wirklich gebracht, unzweydeutig ein
in dem Fall dringendes Bedürfniß, wenn die Möglichkeit,
den Uebeln, die uns in dieſen Gegenden bedrohen, in ih-
ren Folgen abzuhelfen und ihnen für die Zukunft vorzu-
eugen, die nämlichen ſind, durch deren Anwendung man
hnen früher hätte vorbeugen können. Es iſt aber un-
zweydeutig, daß wir nur durch die tiefe Einſicht in die
Mittel, die in der Vergangenheit gegen die Urſachen der
Gefahren, die uns jetzt bedrohen, hätten angewandt wer-
en ſollen, zu wahrer und tiefer Einſicht in diejenigen ge-
angen können, deren wir in der Gegenwart bedürfen,
m die Folgen deſſen, was in der Vorzeit diesfalls ver-
ſäumt worden, in unſerer Mitte ſtille zu ſtellen und dem
Weitergreifen derſelben ein Ziel zu ſetzen. Die Urmittel
ller wirthſchaftlichen Solidität liegen im Weſen der Men-
chennatur ſelber, inſofern dieſe durch die Natur und die
igenheit ſeiner Erwerbsmittel und den Genuß ihrer Re-
ltate beſtimmt wird. So wie die weſentlichen Grund-
gen der Geſundheit des menſchlichen Körpers bey ein-
etender Krankheit auch wieder die Grundlagen aller äch-
n Hülfsmittel dagegen ſind, ſo ſind die ewigen, unab-
derlichen Grundlagen der wirthſchaftlichen Solidität bey
ntretender wirthſchaftlicher Verwirrung und Stockung
ch hinwieder die Grundlagen aller ächten Hülfsmittel
gen die Uebel derſelben.

Allenthalben führt die Noth der Lagen und der Um-
ände des Menſchen zur Anſtrengung für die Erhaltung
s Lebens, und dieſe Anſtrengung dann hinwieder zur
findung und Benutzung der Mittel dieſer Erfahrung.

Die Geſchichte der Welt und die Geſchichte des Vaterlands beſtätigt dieſes von allen Seiten. Je drangvoller die Noth, deſto lebendiger iſt die Anſtrengung der Menſchen; und je fähiger, je talentvoller der einzelne Menſch oder auch eine Gegend in dieſer Lage iſt, deſto erfinderiſcher zeigen ſich beyde hierin; hinwieder je erfinderiſcher ſie ſind, deſto mehr dehnen ſie den äußern Umfang ihrer Erwerbsquellen, ſowohl für die Aeufnung des Privatwohls einzelner Menſchen als für die Erhöhung des öffentlichen und allgemeinen Landesſegens aus; und je häuslich und ſittlich gebildeter ſie ſind, je mehr die Fertigkeiten ihrer Induſtrie durch häusliche Weisheit und gebildete, wirthſchaftliche Kraft unterſtützt ſind, deſto tiefer begründen ſie das innere Weſen des gedoppelten, öffentlichen und Privatſegens ihrer Erwerbsbranchen. Der unendlich ungleiche Punkt, auf welchem die Menſchheit in jeder einzelnen Gegend, in Rückſicht des beſtimmten Grads der Noth der geiſtigen Lebendigkeit, der häuslichen Tugend und wirthſchaftlichen Kraft, in dem Zeitpunkt ſtand, in welchem große Branchen der Induſtrie in ihrer Mitte ſich etablirten, beſtimmt die unendlich ungleichen Folgen, welche die Etablirung dieſer Branchen für die Beförderung des allgemeinen Wohls dieſer Gegenden und für die Sicherſtellung ihrer Dauer haben können und haben müſſen.

Viele Schweizeriſche Gegenden waren bey der Etablirung ihrer größern Induſtriebranchen diesfalls in einer ausgezeichnet guten Lage. Auf der einen Seite war die Noth, die ſie zur Anſtrengung führte, bey vielen entſcheidend. Sie konnten ohne ausgezeichnete Anſtrengung nicht leben. Ihr Boden nährte ſie durchaus nicht mehr befriedigend. Auf der andern Seite ſind die ausgezeichnet höhern, geiſtigen Anlagen unſrer Gegenden, ſo wenig als der Vorzug, den ſie durch die Erziehung zu Ergreifung der in dieſer Lage nothwendigen Mittel hatten, unverkennbar. Die Männer und Geſchlechter, von denen die Einführung unſerer induſtriöſen Branchen eigentlich ausgieng, die ihn auch mehrere Menſchenalter hindurch im Kreis ihrer Haushaltungen äufneten und den vaterländiſchen Wohlſtand diesfalls gründeten, waren keine, durch ihre Umſtände und Verhältniſſe über das Bedürfniß der gemeinen, bürgerlichen Thätigkeit erhabene, Edelleute und Reiche. Sie waren in dieſen Gegenden allgemein Männer, die ihr Brod durch Betreibung gemeinbürgerlicher Berufe verdienen mußten. Aber ſie waren in ſich ſelbſt im umfaſſenden Suchen induſtriöſer Reſſourçen geiſtig, erfinderiſch und thätig, und eben ſo zu jeder häuslichen Sorgfalt und den aus ihr hervorgehenden, weiſen und kraftvollen Gebrauch ihres Verdienſtes, in den meiſten dieſer Gegenden, von ihren Vätern herab gebildet und dadurch ganz ausgezeichnet fähig, jede angefangene Branche der Induſtrie leicht und ſicher auszudehnen und in ihrer Mitte zu conſolidiren. Es iſt der Stolz des Landes, es mit Wahrheit ſagen zu dürfen, die Gegenden und das Volk des Vaterlands, das zuerſt kraftvoll wichtige Branchen der Induſtrie ergriff, war eben ſo wenig ein erniedrigtes, der häuslichen Tugend und der Nationalerhebung gleich ermangelndes, Geſindel, in deſſen Mitte ein reicher Aventürier zufällig einen precairen Brodverdienſt hineinwarf; im Gegentheil, dieſe jetzt noch ſich ſo auszeichnenden Städte und Gegenden beſaßen in dem beſtimmten Zeitpunkt der Gründung der größern Zweige ihrer Induſtrie in ſich ſelbſt einen, von der Induſtrie unabhängenden, hohen Grad allgemeiner Volksbildung, einen hohen Grad ernſter Religioſität, häuslicher Ehrenfeſtigkeit, bürgerlicher Würde, geſellſchaftlicher Rechtlichkeit und ernſter Kunſt- und Berufsbildung im ſtillen Leben erblicher Anhänglichkeit an väterliche Hütten, väterlichen Wohnort und väterliches Land. Sie beſaßen dadurch in einem hohen Grad die weſentlichen Fundamente einer wahren, allgemeinen, ſegensvollen Volksbildung, wie ebenſo die Reize und Mittel der väterlichen und mütterlichen Kraft, ihre Kinder wohl zu ziehen und auch äußerlich wohl zu ſetzen, und ſelber ihr Glück auf die ſpäte Nachkommenſchaft herabzuſichern. Das Volk unſers Landes war im allgemeinen von ſeinen Vätern zu dem hohen Sinn erhoben, einfach und angeſtrengt zu leben, für ſeine Kinder väterlich und mütterlich und für die Armen mit chriſtlich mildem Herzen zu ſorgen, als Gemeindsgenoſſen und Mitbürger ſich als Brüder anzuſehen und diesfalls Gut und Blut zu allem zu ſetzen, was ihr Gewiſſen und das Heil des Vaterlandes darin von ihnen fordern würde. Ich darf es beſtimmt ſagen, wir ſtanden an den Orten, von denen der Kern unſrer Induſtrie und unſers wirthſchaftlichen Emporſteigens ausgieng, in dem Zeitpunkt, in welchem ſich die größern Branchen unſrer Induſtrie in dieſen Gegenden etablirten, im allgemeinen und weſentlichen der Nationalkultur und wirthſchaftlichen Nationalkraft, den meiſten Gegenden Europa's weit vor. Daher erklärt ſich auch die faſt wunderbare Größe der Ausdehnung und der Reſultate aller, in der Schweiz eingeführten, größern Branchen der Induſtrie. Man darf dieſe Reſultate durchaus nicht blos als Folgen eines zufälligen Glücks, man muß ſie nothwendig als Folgen einer allgemeinen und tief begründeten, ſeltenen, häuslichen und wirthſchaftlichen Nationalſolidität anſehen. Nur dadurch erklärt es ſich, daß eine ſo große Anzahl ſtädtiſcher und ländlicher Familien, deren Großväter mit der Noth des Lebens kämpften, in unſrer Mitte ſich zu einem ſo bedeutenden Wohlſtand erhoben und ihn bis auf dieſe Stunde noch unerſchüttert erhalten haben; daher erklärt es ſich allein, daß das Eigenthum in den meiſten unſrer Fabrikgegenden, Gottlob, bis jetzt noch ſo wenig in die Hand großer, reicher Spekulanten hinübergegangen, ſondern in unzähligen kleinen Abtheilungen alſo ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht immer erhaltenes und vermehrendes Erbeigenthum von tauſend und tauſend kleinen Beſitzern geworden, und dadurch zu einem Abtrag und zu einem innern Landeswerth ſich erhoben hat, zu welchem es in der Hand großer Beſitzer in Ewigkeit nicht hätte gelangen können. In Städten und Dörfern haben die Einwohner, bis auf den ärmſten Mann herab, die häuslichen Tugenden und die häusliche Bildung geerbt, und ſind dadurch dahin gekommen, den Segen ihrer Anſtrengungen auf Kindskinder hinabzubringen. In dieſer Anſicht des Gegenſtandes fallen die Urſachen von ſelbſt auf, warum wir durch die Induſtrie geworden ſind, was wir wirklich ſind, und wir können auch die Natur der Gefahr, darin wir uns jezt befinden, ſo wenig als die Mittel, uns in dieſer Gefahr zu helfen, richtig erkennen, wenn wir uns einen Augenblick von dem Geſichtspunkt, durch den unſere Väter unſer Glück ſowohl haben begründen können, als wirklich begründet haben, ablenken laſſen.

Unſere Gefahr entſpringt gar nicht einſeitig und allein, ſie entſpringt nicht einmal weſentlich aus dem gegenwärtigen Zuſtande der, unſere Handlung ſtörenden, Maaßregeln der auf unſere Induſtrie Einfluß habenden Staaten; der Flor unſrer meiſten Gewerbſamkeitsbranchen wäre äußerlich, ohne dieſen Umſtand, in ſeinem Weſen nur weniger auffallend und weniger plötzlich, aber gleich ſeinem Verſinken entgegengegangen. Unſere Gefahr, oder die Urſachen, warum der Flor unſrer Handlung, auch ohne dieſe Umſtände, ſeinem Verſinken entgegengegangen wäre, beſteht weſentlich in der innern Abſchwächung der Fundamente, aus denen die Kraft unſrer Induſtrie in ihrem Urſprunge ſelber hervorgieng; und dieſe Abſchwächung dieſer Fundamente ergab ſich, wie dies in der Welt allenthalben der Fall iſt, aus den einfachen Folgen, die ein leichter Uebergang aus der Beſchränkung und Noth zum Ueberfluß und großen, leichten Lebensgenuß auf die ſinnliche Menſchennatur allgemein hat, und die ſich in jeder Haushaltung, in jedem Land, an jedem Ort in dem Grad mehr oder minder ſchnell zerſtörend zeigt, als Glück und Wohlſtand bey ſeiner erſten Erſcheinung auf den Boden einer mehr oder minder ſolid gegründeten, häuslichen Kraft und Tugend gefallen iſt.

Dennoch

Dennoch erliegen am Ende auch die am ſolideſten gegründeten Fabrik- und Induſtriegegenden der unwiderſtehlichen Gewalt, die der ſich ſelbſt überlaſſene Reichthum und Wohlſtand auf die ſinnliche Menſchennatur allgemein hat.

Der ſich ſelbſt überlaſſene, d. i. weder durch religiöſe noch durch bürgerlich innerliche Erhebungsmittel ſolid gemachte, Wohlſtand iſt in jedem Fall in ſeinen Folgen für die Abſchwächung der weſentlichen Kräfte, aus denen der Segen der Induſtrie hervorgeht, entſcheidend. Er tödtet den innern Geiſt, aus dem die Mittel der Induſtrie ſelber entſprungen und der allein im Stande iſt, ihr geſichertes, fruchtbringendes Daſeyn und ihr wirkliches, menſchliches Leben zu erhalten. Er zernichtet allmählig jedes freye und lebendige Suchen des bildenden Stoffes der Anſtrengungen und verdunkelt alle tiefere Einſicht in das innere Weſen derſelben. Er erlähmt die Thätigkeit und Gewandtheit in ſeiner Behandlung. Er zernichtet die Weisheit und Kraft ſeiner Benutzung. Er erniedrigt und umwandelt die allgemeine, freye und ſelbſtſtändige Kraft des Erfindens, Suchens, Behandelns und Feſthaltens jeder Lebensreſſource in die todte Kunſt der Ausübung einzelner mechaniſcher Fertigkeiten, die der Gedankenloſigkeit, der ſittlichen Erniedrigung und der ſinnlichen Abſchwächung eben ſo leicht und oft für eine Weile mehr Brod geben, als die Erfinder und Gründer der, in dieſen Gegenden eingeführten, induſtriöſen Branchen ihrer Zeitgenoſſen durch ihre Tugend und Weisheit und innere Höhe ihrer Erwerbskraft je gegeben haben und je haben geben können. Wir dürfen uns nicht verhehlen, die Gefahren, denen wir entgegengehen, liegen weſentlich in dem beſtimmten Zuſtand unſrer ſelbſt, in den wir dadurch verſunken, daß wir uns gedankenlos den natürlichen Folgen, die die ſchnelle Erhöhung unſers äußern Wohlſtandes auf die innere Abſchwächung unſerer Kräfte allenthalben nothwendig hat, überlaſſen haben. Unſere allgemeine Erwerbskraft iſt in unſerm Vaterland vielſeitig zu einer einzelnen Kraft mechaniſcher Fertigkeiten verſunken. Man kennt an den jetzt am meiſten gefährdeten Orten unſer Volk in Rückſicht auf ſeine Urkraft zur Induſtrie kaum mehr. Das innere, freye, geiſtige Leben, aus dem ſie hervorgieng, iſt in unſrer Mitte vielſeitig geſchwächt; die häusliche Solidität, die bürgerliche Selbſtſtändigkeit, die ihren Segen ſchützte, und die ſittliche Würde, die ihn ſicherte und heiligte, hat ihren allgemeinen Einfluß auf die Maſſe des Volks verloren, und alle höhern Mittel der Volkskultur, bis auf die Schulen hinab, leben und wirken nach dem Verhältniß unſerer Zeitbedürfniſſe durchaus nicht mehr in der hohen, bildenden Kraft, in der ſie in den beſſern Zeiten, in denen ſich unſre Induſtrie bey uns gründete, in unſrer Mitte lebten und wirkten. Die Gefahren, in denen wir ſchweben, ſchreiben ſich weſentlich daher, daß wir uns durch die verführeriſchen Reize allgemein leichterer, unſere perſonelle und individuelle, geiſtige und phyſiſche Anſtrengung weniger zu bedürfen ſcheinender, Lebensweiſen und Erwerbsmittel von den Geſinnungen und Tugenden, durch welche unſre Väter unſern Wohlſtand begründet haben, zu einer unfeſten, ſchwachen, anmaßlichen Lebensweiſe haben hinlenken laſſen, die die Fundamente, auf denen das Glück unſrer Vorzeit ruhte, in ihrem Weſen untergraben haben.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, die Gedankenloſigkeit im Gebrauche unſers Glücks und träumeriſche, anmaßliche Vorſtellungen aller Stände über das, was ein jeder in ſeiner Lage gegen die andern rechtlich und geſetzlich in unſerer Mitte wirklich iſt und ſeyn ſoll, hat in mehrern unſrer Fabrikgegenden die bildende Würde unſrer alt-Schweizeriſchen bürgerlichen Verhältniſſe gegen einander tief in ihren Fundamenten erſchüttert; es hat hie und da den Vaterſinn der Obern und den Kinderſinn der Untern, durch die Schwächen des unerhobenen und unveredelten Reichthums und Anſehens, im innerſten Heiligthum ſeines innern Weſens, angegriffen. Wir ſind nicht mehr, was wir waren, uud konnten, wie wir waren, es nicht bleiben. Der blendende Uebergang aus dem ſeligen Mittelſtand der Väter in eine uns fürchterlich blendende Höhe der Anmaßungen unſrer, ſo geheißenen, vornehmen Leute, oder wenn ihr lieber wollt, Stände, und hinwieder das trügende Füllhorn ungeſicherter, precairer Lebensgenießungen, in welchem alle Arten von Sinnlichkeitsgenießungen, auch den gemeinſten Leuten, ſo leicht waren, daß ſie, wie im Schlaraffenland, ihnen gleichſam als gebratene Tauben in's Maul flogen, hat Tauſende und Tauſende von uns in allen Ständen dahin gebracht, daß ſie das Kopfkiſſen einer geiſtigen, ſittlichen, bürgerlichen und häuslichen Trägheit ſich mit Wohlgefallen unter die Schläfe legen und den Schlendrian eines geiſt- und kraftloſen Routinelebens faſt allgemein ſo weit in unſrer Mitte haben einreiſſen laſſen können, daß es jezt einige unſerer Individuen und Stände gleichſam als ihr Erbrecht anſehen, dieſen Zuſtand in unſerer Mitte ewig zu erhalten und gleichſam unſterblich zu machen, uneingedenk, daß das Gegentheil dieſer Routine das eigentliche Stammhaus ihrer Väter und ihres Glücks war, und daß eine, ewig ſich erneuernde, Belebung ſeines Geiſtes und ſeiner Kraft hohes und dringendes Bedürfniß unſerer Zeit iſt. Es iſt wahr und ich muß es frey ſagen, der berührte, blendende Uebergang aus dem ſeligen Mittelſtand unſerer Väter hat uns in Regierungsſtädten und Fabrikgegenden unſers Lands dahin gebracht, daß Treue, Ehre, Sorgfalt und Mäßigung, die das Fundament unſers urſprünglichen Wohlſtands und die Urquelle unſers Glücks ausmacht, der jezo, wie nie, unſer dringendes Bedürfniß und nicht mehr der allgemeine Geiſt unſers Seyns und beſonders unſers merkantiliſchen Verkehrs iſt, ſondern ſich hie und da die gefährliche Frechheit und der böſe Spielergeiſt in unſern Verkehr einmiſcht, den unſere Väter nicht kannten, und die Ehre ihrer Häuſer und die Ehre unſers Vaterlands im Gegenſaz der diesfalls verſchreyten, fremden Gegenden macht. Daher kommt es auch, daß die Volksmenge dieſer Gegenden, die eine ſo lange Reihe von Jahren einen ſo unverhältnißmäßig großen Verdienſt hatte, nie daran dachte und auch nie dahin gebracht und nie dazu aufgemuntert ward, einige Sparpfennige beyſeitszulegen, welches auch damals dem kleinſten Ort zum öffentlichen und jedem Kind zum häuslichen Behelf ſo leicht möglich, und ſittlich, burgerlich und ökonomiſch ſo nüzlich geweſen wäre. Daher kommt es auch, daß dieſe

Volksmenge an ſo wenigen von unſern Fabrikorten jezt die nöthigen Mittel beſizt, einige vorübergehende Stockungsjahre ihrer Induſtrie mit Leichtigkeit zu ertragen, und in Gefolg vorhergenommener, leichter Einrichtungen jezt für einige Jahre ruhig, ohne die Vortheile, zu leben, die ſie vorher genoſſen. Daher aber kam es auch beſtimmt, daß alle Vorſchläge zu Maaßregeln, die unſern gegenwärtigen, ökonomiſchen Gefahren gröſtentheils hätten vorbeugen können, ſo wenig Aufmerkſamkeit und Theilnahme fanden, und nicht nur die Sparpfennige, die in den Tagen, in denen es in dieſen Gegenden den Leuten das Geld gleichſam zum Dach hineinregnete, ſo leicht hätten zuſammengebracht werden können, der groſſen Maſſe des Volks nun faſt allgemein mangeln, ſondern daß auch jezt noch, da Noth und Gefahr ſelber ſichtbar anrückt, dieſer Geiſt der öffentlichen und allgemeinen Sorgfalt nicht blos in der Maſſe des Volks, ſondern ſelber im Geiſt der rleuchtetern und einſichtsvollern Bürger dieſer Gegenden öchſtens ſchwach und unbelebt und unerleuchtet daſteht. Das Uebel liegt tiefer, als wir es glauben. Unſer höchtes Gut, der alte, ausgezeichnete Vaterſinn und die eben o allgemeine und ausgezeichnete Kindertreue des Schweieriſchen Volks, dieſe reine Baſis der öffentlichen Treue nd der ſich daraus ergebenden, innern, allgemeinen, öfntlichen Solidität ſowohl als des ſich eben daraus ergeenden, geſicherten Privatkredits iſt weit und breit in unrer Mitte durch die Schwächen unſers, nicht nur unerbenen und unveredelten, ſondern ſelber unſichern und allgemeinen, ich möchte ſagen, grund- und bodenloſen

Reichthums, im Heiligthum ſeines innerſten Weſens angegriffen und untergraben worden. Der Segen unſrer Induſtrie ſcheitert nicht weſentlich an den, dem äuſſern Erfolg derſelben gegenwärtig ungünſtigen, Umſtänden, ſo groß dieſe Ungunſt der Zeit diesfalls auch immer ſeyn mag; ihr weſentlicher, ſowohl Privat- als öffentlicher Segen, ſcheitert vorzüglich an dem Felſen der Selbſtſucht, der ſich täglich tiefer in den Eingeweiden unſers bürgerlichen Daſeyns feſtſetzt. Das iſt unſer Uebel. Es iſt nicht das ſtürmiſche Meer, das ſich um uns her in hohen Wogen gegen unſre Induſtrie bewegt, ſondern die Schwäche des, in ſeinem Innern ſchon lange leck gewordenen, Schiffs unſerer Induſtrie ſelber, was uns am meiſten bedroht und das Weſen unſers Wohlſtands in Gefahr ſetzt. Es iſt durch dieſe, in unſrer Mitte immer lebendiger geworden, häuslich und bürgerlich grenzenlos unvorſichtig und gedankenlos genährte, Selbſtſucht und Schwäche, daß unſre Induſtrie, ſelber in ihrem brillanteſten Zuſtand, verheerend und auf eine ſolche Weiſe auf uns gewirkt hat, wie Segensbäche, die, nachdem ſie ihre Dämme zerriſſen und aus ihren Ufern getreten, in wildem Lauf daherſtrömen und Gefilde verwüſten, die ſie Jahrhunderte vorher durch ihren regelmäßigen Lauf ſegnend bewäſſerten, und ferner noch beym bleibenden, regelmäßigen Lauf, in guten und ſchlechten Jahren, noch Jahrhunderte ſegnend hätten bewäſſern können.

Ich werfe einen Blick auf die Vorzeit hin, in der ſich unſere Induſtrie gegründet. Der arme Mann fand in der Stadt und in dem Dorf der Väter voll Unſchuld und häuslichen Lebens einen Erwerbszweig, durch deſſen Genuß er zuerſt ſeine Stube wärmer heizen, ſein Weib und ſeine Kinder befriedigender nähren, kleiden und beſchulen konnte. Er dankte Gott und ſegnete ſein Glück. Fleißig und fromm befand er ſich glücklich in ſeiner Stube, trug das Werk ſeiner Hände alle Wochen mit Demuth und Freude zu einem reichern Manne, der ihm mit Liebe und Freundlichkeit den Stoff der Arbeit, die er ihm wöchentlich zahlte, anvertraute. Er lernte ſeinen Beruf immer beſſer. Dieſer trug ihm immer mehr ein. Seine Kinder wuchſen heran. Sein Sohn webte ihm. Seine Tochter zettelte ihm. Er konnte jetzt ſeine Tücher monatelang in ſeiner Kammer liegen laſſen, und gewann mehr an denſelben, als da er ſie noch einzeln verkaufen mußte. Er ward ſo allmählig wohlhabend. Seine Berufsabhänglichkeit gieng in eine kleine, aber ſelbſtſtändige Gewerbſamkeit hinüber. Dieſe ſtieg bey ſeinem Fleiße, bey ſeiner Treue und bey der Hülfe, die er an ſeinen Kindern und Hausgenoſſen fand, immer. Er lebte lange und ſtarb reich. Sein Sohn handelte mit allen Branchen des Artikels, von denen ſein Vater nur eine betrieb. Noch blieb der Geiſt des beſchränkten, väterlichen Hauſes derjenige des Sohns und ſeines Hauſes. Er konnte nicht fehlen: ſein Vermögen ſtieg immer. Sein Wohlſtand war ausgezeichnet groß. Nun aber entfernt ſich der Sohnsſohn von den Sitten, Gewohnheiten und Anſtrengungen, durch welche der Wohlſtand ſeines Hauſes gegründet wurde. Er vergißt, woher er ſtammt. Er verſchwägert ſich mit einer anmaßlichen Familie. Seine Lebensart entfernt ihn von dem eigentlichen Geſchlecht ſeines Urſprungs; ſie entfernt ihn von dem gemeinen, arbeitenden Volk. Er ſieht ſich nicht mehr als zu ihm gehörend an. Seine Bedienten ſehen jetzt mit verächtlichem Blick auf den armen Arbeiter, der heute iſt, was vor hundert Jahren der Großvater ihres Chefs auch war, und bey welchen dieſe armen Leute heute zum Segen des Landes und zum dauernden Glück des neuen, reichen Hauſes die Demuth, Treue und innere Kraft finden ſollten, die der Stammvater ſeines Wohlſtands bey einem edeln, reichen Manne der Vorzeit auch fand, und zu deren Darlegung, Entfaltung und Benutzung er ihm durch ſein freundliches, einfaches und ſich ihm wohlwollend näherndes, alt-Schweizeriſches Benehmen die Hand both. Ihre Umgebungen löſchen jetzt in den Kindskindern aus, was die beſſere Vorzeit in ihrem Großvater entfaltete. So wie ihr Geſchlecht täglich vor ihnen ſteht und in ihren Umgebungen erſcheint, ſo verſchwindet allmählig in ihrem Geiſt und in ihrem Herzen der Eindruck, den der Menſch in der Unſchuld des Lebens nothwendig auf den andern macht. Sie werden jetzt nur vom Reichthum, vom Rang, vom Anſehen, von Benutzung des Individuums, das vor ihnen ſteht, und nicht vom Individuum ſelber berührt. Der Menſch, als Menſch, verſchwindet aus ihren Augen. Er ſteht nur in den Geſichtspunkten, in denen er ihre Eitelkeit oder ihren Nutzen berührt, vor ihnen. Sie ſehen ſelber Reichthum, Ehre und Nutzen in ihm nicht mehr in ihrem Keim, nicht mehr in der Kraft, aus der dieſe Vorzüge des geſellſchaftlichen Zuſtands alle hervorgehen, ſondenn ſie ſehen ſie nur in ihrem wirklichen Daſeyn und in der unreinen, trüben, gehemmten und verwirrten Erſcheinung, in der dieſe Vorzüge jetzt vor ihren Augen ſtehen. Mit dieſer Richtung ihres Geiſtes und ihres Herzens ſtirbt allmählig die Kraft, den Menſchen, der in niedern, abhänglichen Verhältniſſen vor ihnen ſteht, als ihren Mitmenſchen, als ihren Bruder, als ihren Mitchriſten und in ſo weit als ihresgleichen ins Aug' zu faſſen. Eine niedere, ſinnliche Selbſtſucht hat jetzt in dieſer Rückſicht in ihnen Fuß gegriffen, und ſo wie dieſes geſchehen, von dem Augenblick an, in welchem die ihnen dienenden Mitmenſchen ihnen alſo in die Augen fallen, iſt auch das wahre Fundament der Selbſtachtung, die ihren Großvater und auch noch ihren Vater ihre Mitmenſchen in einem höhern, beſſern Licht ins Aug' faſſen machte, in ihnen erloſchen; und ſo wie ſie dadurch unfähig werden, den Hausſegen ihrer Arbeiter durch das Verhältniß, in dem ſie zu ihnen ſtehen, zu ſichern und zu befördern, ſo werden ſie auch unfähiger, das innere Weſen des Haus-egens, den ihnen ihre Eltern hinterlaſſen, in ſeiner Wahr-eit und Reinheit zu erhalten, zu ſichern, zu äufnen und u benutzen. Es geht von dieſem Augenblick an mit ih-en ſelber und mit ihrem Hauſe von der reinen Höhe, a der ſie ihre Voreltern erhoben, wieder hinunter, und war nicht immer nur in ſittlicher und menſchlicher Hin-ht, ſondern öfters auch im Aeußerlichen ihres Reich-ums und ihrer wirthſchaftlichen Höhe. Sehr oft, ſehr t geht es dann mit ihnen auch äußerlich von der Höhe ter Häuſer hinunter in die Tiefe, aus der ſie die Zugend und Kraft ihrer Vorfahren erhob. Nicht ſelten zerſpringt dann auch das Aeußere der Schale, in der das Glück ihrer Häuſer zuſammengehalten ſich entfaltete, aufwuchs und reifte, und keine ſtarke, keine genugſame Kraft hält dieſes jetzt von ſeiner Zerſplitterung zuſammen. Ein leichter Wind verweht es in ſeinen, von einander geriſſenen, einzelnen Theilen, eben wie er die einzelnen Fäden der Baumwollenpflanze verweht, wenn ihre gereifte Schale nunmehr zerſprungen, den innern Reichthum, der in ihr aufwuchs, mit keinem äußern Band mehr zuſammenhält. Ich habe hundert und hunderte von Gewerbshäuſern, die alſo den Geiſt ihrer Stifter verloren, theils ökonomiſch, theils ſittlich, alſo zu Grund gehen und dem Land eben ſo viel Schaden zufügen geſehen, als ihre Vorfahren ihm Segen bereiteten. Das ſittliche Zugrundgehen der Gewerbshäuſer und das Abſterben ihrer innern Humanität wirkt auf das, mit ihrem Beruf eng verbundene, Volk mit einer tiefen, zerſtörenden Kraft.

Der Zuſtand eines Landes wird durch die Gewerbſamkeit in einem hohen Grad künſtlich. Der Reiche ſteht, als Gewerbsmann, in dem Kunſtzuſtand ſeiner induſtriöſen Verhältniſſe im Lande wie ein Baum da, an deſſen Aeſten das eigenthumsloſe Volk gleichſam wie eine Frucht hängt und ſeine Nahrung, ſein Wachsthum und ſein Gedeihen in einem Zuſtand bey ihm ſucht, in dem es alle Augenblicke nicht ſicher iſt, ob die Wurzel ſeines Baums vertrocknet, verfault oder abgehauen wird, und der Baum ſelber mit dem ganzen Umfang ſeiner Krone in den Koth hinfällt, aus dem ihn die Sorge eines guten Mannes, der ihn pflanzte und ſchützte, emporhob.

Ich muß hier einen Augenblick ſtille ſtehen, und die innere Gleichheit und den innern Zuſammenhang ins Aug faſſen, der zwiſchen dem armen Manne, der durch eine beſchränkte Arbeitſamkeit zuerſt ſein Haus allmählig zu einem geſegneten Wohlſtand erhebt, dann reich wird und im Reichthum die geiſtigen und häuslichen Kräfte wieder verliert, und Städten und Orten, die eben ſo aus beſchränkten, ökonomiſchen Verhältniſſen durch Gewerbſamkeit ſich zu höherm Wohlſtand und Reichthum erheben, ſtatt findet. Jede Stadt und jeder Ort iſt in dieſer, wie in jeder andern, Rückſicht nichts anders als eine Sammlung einzelner Menſchen, die durch ihren Einfluß auf das Ganze ihrer gegenſeitigen Verhältniſſe auf eine nämliche Weiſe auf einander ſegnend und verheerend einwirken, wie der einzelne Gewerber auf ſeine Umgebungen und beſonders auf die Verhältniſſe, in denen er zu ſeinen, ihm arbeitenden und von ihm und ſeiner Gewerbſamkeit abhänglichen, Menſchen ſteht. Jede Stadt und jeder Ort, die aus beſchränkten, ökonomiſchen Lagen in den Wohlſtand glücklicher, induſtriöſer Gegenden hinübergehen, durchlaufen in Rückſicht auf die Begründung des Segens ihres höhern Wohlſtands, ſo wie auf den Mißbrauch dieſes Segens und den daraus erfolgenden Verluſt ihres höhern Wohlſtands die nämliche Bahn, welche der einzelne Gewerber in der Begründung ſeines Wohlſtands und dann hinwieder in der Untergrabung deſſelben auch macht. Die nämlichen Kräfte und Fertigkeiten, die den erſten aus der

Armuth zum begüterten Manne machen, erheben ein armes, unbedeutendes Ort, eine arme, unbedeutende Stadt in einen hohen, oft ſeltenen Wohlſtand; aber es iſt auch der Verluſt der nämlichen Kräfte, Sitten und Fertigkeiten, die den Privatwohlſtand eines Gewerbshauſes untergrabt und ihn in den Zuſtand der Armuth, aus dem er hervorgegangen, hinabſtürzt, was ganze Städte und Orte hinwieder aus ihrem blühenden in den unbedeutenden Zuſtand zurückſtößt, aus dem ſie hervorgegangen. Die nämliche Anſicht dehnt ſich ſogar über Staaten aus, die in Rückſicht auf den Einfluß ihrer Gewerbſamkeit im gleichen Fall ſind. Doch in großen Staaten unterſtützen die Kräfte, die ſelber aus der Größe ihres Verderbens hervorgehen, hinwieder die Schwächen, die aus dieſem Verderben entſpringen, und bringen einen Zuſtand hervor, in dem die Segensloſigkeit der ſich durchkreuzenden Kräfte und Schwächen im Taumel der Sinnlichkeitsgewaltthätigkeiten, die bey der Größe dieſer Verhältniſſe immer nothwendig ſtatt hat, dem keinen reinen Segen mehr kennenden und keinen reinen Segen mehr ſuchenden Volk nicht mehr leicht in die Augen fällt. Das iſt bey uns nicht der Fall. In kleinen Gewerbsſtaaten iſt der Uebergang des Segenszuſtands ihrer Begründung in den ſegensloſen ihres Verſinkens weit ſichtbarer und weit drückender. Das Emporſteigen einzelner kaufmänniſcher Familien, die von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr aus dem Geleiſe der Sitten, der gemäßigten, bürgerlichen Lebensart ihrer Väter austreten und einen Ton annehmen, der der ganzen Maſſe der alt-ehrenfeſten Einwohner ihres Orts unerſchwinglich iſt, wirkt in einem unverhältnißmäßig ſchnellern und ſtärkern Grad auf das Verderben dieſer Oerter, als dieſelben in einem hohen Grad ehrenfeſt waren, d. h. als eine große Anzahl von Familien und Häuſern an dem, was an dieſen Orten das Höchſte war, Theil nehmen konnte, und das ſich hinter ſeinen Mitbürgern nicht zurückgeſetzt zu ſehen der Geiſt und der Anſpruch der mehrern Einwohner eines ſolchen Landes war. Jedermann, der an einem ſolchen Orte als ein Ehrenmann, und jede Haushaltung, die in demſelben als eine Ehrenhaushaltung erſcheinen und daſtehen will, thut dann alles mögliche, um mit dem Prunkton dieſer neuen vornehmen Mitbürger, wo nicht in Uebereinſtimmung zu kommen, doch nicht gar zu ſehr hinter denſelben zurückzuſtehen, und ſo lange das Seiden- und Baumwollenweben und das Krämerweſen des Orts große Geldmaſſen in demſelben circuliren macht, finden immer ſehr viele Leute Mittel, ohne ſich eigentlich zu ruiniren, an dieſem Prunkton mehr und minder Theil zu nehmen, und gefallen ſich gewöhnlich in dieſer langſamen Abſchwächung der Grundlagen ihres Wohlſtands noch ſelbſt. Wenn dann aber die Gewerbſamkeit ſolcher Oerter, und die Geldcirculation, die die Theilnahme aller ſogeheißenen Ehrenleute an dieſem Prunkton ſo lange möglich macht, ins Stocken geräth, ſo wird das Nachſtreben nach ihm der größern Anzahl derſelben drückend und unerſchwinglich. Aber ſie ſind daran gewöhnt. Sie haben die Kräfte des ſtillen, beſchränkten, aber kraftvollen, angeſtrengten und anmaßungsloſen häuslichen Lebens in ſich ſelber verloren. Sie treiben das offene Spiel der Nachahmung eines unpaſſenden Prunktons ſelber in ſeiner abnehmenden, eckeln Geſtaltung fort, ſo lange ſie nur können, und hiemit iſt der Abgrund geöffnet, in welchem die größere Anzahl ſolcher, ſich durch allgemeine Ehrenfeſtigkeit und anmaßungsloſe Gewerbskraft ausgezeichnete Oerter dann zum verworfenen Geſindel verſinkt, in deren Mitte eine kleine Anzahl reicher oder reich ſcheinender Leute ſich daſelbſt in Scheinhöhen erhalten, die auch nur als Scheinhöhen keine Realfundamente mehr haben, aber die Fortſetzung eines abgeſchwächten Prunktons noch in engern Kreiſen möglich machen, indem ſie dann gewöhnlich einige ihrer Mitbürger, die ſie ſelber Standeshalber zum Geſindel rechnen, an den Sinnlichkeitsgenießungen ihrer Scheinhöhe direkte oder indirekte Theil nehmen laſſen, und beſonders, wenn ſie jung und ſchön ſind und ihnen mit Geigen, Singen, Tanzen und Schwatzen die Zeit wohl vertreiben können, Zutritt in ihre Häuſer verſchaffen. Dieſe alle zählen ſich dann auch, ſo lange ſie alſo in Gnaden ſtehen, nicht mehr zum Volk, d. h. zu der Menſchenklaſſe, die im Schweiß ihres Angeſichts ihr Brod ſucht, ſondern zu derjenigen, die daſſelbe mit aufrechtem Rücken zu finden, wo nicht berechtigt, doch dazu begünſtigt und befohlen wird. Ich ſpreche es geradezu aus, und es iſt Pflicht eines Mannes, der ſein Vaterland liebt, es geradezu auszuſprechen: die Afferey des unpaſſenden Pruntkons, den ſo viele einzelne Mitglieder zunftbürgerlicher Stadt- und Ortsbehörden einiger unſrer Gewerbsorte, in Verbindung mit einigen reichen Descendenten von klein- und gemeinbürgerlichen Gewerbshäuſern ſeit einem halben Jahrhundert angefangen haben, ſich zu erlauben, und der Einfluß, den dieſer Hochton auf die Ungebühr der Lebensweiſe des Aufwands und der Anmaßung des Schweizeriſchen Bürgerſtands und Landvolks allgemein, bis auf die niederſten Volksklaſſen hinab, hatte, war offenbar in einem hohen Grad geeignet, die Folgen der erſten Stockung unſrer precairen Gewerbſamkeit, ſo wie des erſten Landesunglücks, ſey es Theuerung oder Krieg, auf die äußerſten Höhen zu bringen. Wir haben es erfahren und es fällt auch von ſelbſt auf, daß ein armes und in ſeiner Armuth von allen Seiten geſperrtes und gezäuntes Ländchen einen ſolchen Hochton zünftig gemeinbürgerlicher Familien, welche Form und Geſtalt er auch immer anzunehmen verſuche, in keiner ſeiner, auch der begünſtigtern Gegenden für die Dauer auszuhalten vermag.

Ich muß dieſer Anſicht noch beyfügen: die Gegenden, deren Reſſourçen vom Fabrikverdienſt abhangen, ſind in dieſer Rückſicht weit größern Gefahren ausgeſetzt und fordern eine tiefer ſehende Kraft in ihrer öffentlichen Verwaltung, als Gegenden, deren Reſſourçen weſentlich im Landbau beſtehen. Es iſt in die Augen fallend, daß der Mann, deſſen Grundeigenthum die Menge der Menſchen, die um ihn her wohnen, bearbeiten, in der Regel weit mehr einem Baum gleicht, der in ſeinem Stamm und in ſeinen Wurzeln nicht ſo leicht faul und wurmſtichig wird, als der Mann, der das ihn umgebende, eigenthumsloſe Volk durch einen Fabrikartikel nährt. Der Uebergang des kraftvollen Wohlſtands und der bürgerlichen Ehrenfeſtigkeit alter, in beſchränkten, aber allgemein vertheilten, bürgerlichen Erwerbsbranchen in das gewöhnliche ſittliche und häusliche Verderben gemeiner Fabrikörter iſt in jedem Fall ſchnell, tiefgreifend und immer enge mit den unausweichlichen Folgen des Glückswechſels der Häuſer, die der Maſſe des Volks Brod geben, verbunden; und der Zeitpunkt, in dem wir leben, zeichnet ſich beſonders bey der ſpielenden Richtung, die der Handels- und Gewerbsſtand ſeit einem halben Menſchenalter, ſelber in unſerer Mitte und ſogar in den dießfalls blühendſten Orten unſers Vaterlands, genommen, in Rückſicht auf die Gefahr und die Schnelligkeit dieſes Uebergangs ſehr aus. Es konnte nicht anders kommen. Wir ſind in den meiſten unſerer Fabrikgegenden ſehr ſchnell und ſehr leicht, ich möchte faſt ſagen, wunderbar ſchnell und wunderbar leicht reich geworden, und das Sprüchwort: „wie gewonnen, ſo zerronnen" — kann nicht mehr anders, es muß an uns wahr werden. Aber wir haben das auch nur vor zwanzig Jahren noch nicht geahnt. Hätten wir es geahnt, Privatſorge und Vaterlandsliebe hätten Tauſende von uns dahin gebracht, Maaßregeln zu ergreifen, die in den ſogeheißenen guten Fabrikjahren unſers Landes allgemein leicht geweſen wären, die wir aber eben darum verſäumt haben, weil die damalige Leichtigkeit des Geldverdienſts uns in öffentlichen und Privatverhältniſſen leichtſinnig gemacht hat. Die Folgen davon werden aber auch mit dem Verſchwinden unſerer precairen Reſſourcen immer vielſeitiger und drückender werden.

Wenn,

Wenn, wie ich dieſes in dem kleinen Kreis meiner Erfahrungen ein Vaterland ſelber vielſeitig geſehen, die Stuffe des Fabrikverderbens ſeine oberſte Höhe erreicht und menſchenhöhnende Selbſtſucht in den Häuſern von Leuten Ton wird, von denen das Brod der Menge abhängt, wie iſt's möglich, daß die ihr Brod eſſen, nicht auch ſelbſtſüchtig und menſchenverachtend ihr Geſchlecht höhnen werden? Wenn eitler Schein, unpaſſende Anmaßungen, täglich mehr Sitte dieſer Häuſer wird, ſo ſchleicht der Wurm, der an den Fundamenten des erworbenen Reichthums nagt, *nothwendig auch in den erwerbenden* Stand und in ſeinen niederſten Punkt, in die Hütte der Armuth, hinüber, und zernagt die Quelle ihres Wohlſtands im Keim oft ſelber, ehe ſich auch nur noch ihre Blüthe entfaltet hat. Wahrlich, dieſer Wurm iſt im Gewand des Fabrikverdienſts und einer einſeitig beſchränkten Induſtrie der Menſchheit gefährlicher und verderblicher als in irgend einem andern. Bey dieſer Geiſtes- und Herzensrichtung des Handels- und Fabrikſtands muß der Geiſt dieſes Stands nothwendig dahin lenken, die innere Solidität ſeiner ſelbſt zu verlieren und allmählig verfänglich, betrügeriſch und waghalſeriſch zu werden, wie er vorher unermüdet erfinderiſch, auf Treue, Ehre und Wahrheit feſthaltend war; wenn dieſer Zuſtand Geiſt der obern Leitung der Handlung im Contor iſt, ſo wird er denn auch gar bald Geiſt des Perſonale, das in den Werk- und Arbeitsſtuben eine untergeordnete Rolle auf die Führung und Bildung des arbeitenden Fabrikvolks hat. Dieſe Unterbehörden kommen leicht in die Lage, durch Vervortheilung der Arbeiter im Gewicht der Waaren, in ihrer Bezahlung und in anderweitiger Begünſtigung und Bedrückung der Arbeiter Vortheile zu finden, die für die Selbſtſucht der Menſchennatur ſehr anlockend ſind; und unter gewiſſen Umſtänden, iſt hie und da nicht wohl zu verhüten, daß Handlungsweiſen dieſer Art das Herz von Menſchen vergiften, von deren Treue und Fleiß der Wohlſtand der Häuſer, denen ſie arbeiten, abhängt. Ich habe in meinem Leben oft geſehn, daß der Sturz vieler Gewerbshäuſer innig mit der Minderung der Sorgfalt und Treue gegen ihre Arbeiter zuſammenhieng. Indeſſen fallen die drückenden Folgen des Falles ſolcher Häuſer immer mehr auf das von ihrem Fabrikartikel ſich nährende Volk als auf ſolche Handlungshäuſer ſelber. Dieſe verſtehn es meiſtens gar wohl, wenn ihre ſittlichen Fehler ihren Wohlſtand untergraben, die Folgen ihrer Fehler auf ihre Creditoren zu werfen, und ſich ſelber in eine Lage zu ſetzen, bey allem Verluſt ihres Erbs und ihres Eigenthums ihren Kindern dennoch auf eine Art Handbiethung leiſten zu können, daß ſie forthin eitle, anmaßliche, ſich über die arbeitenden Stände emporgehobene und dieſelben höhnend zu behandeln berechtigte Menſchen bleiben und hiemit diejenigen Fehler in ihrem ganzen Umfang, ich möchte ſagen, in ihrer ganzen Abgeſchmacktheit, forttreiben können, durch die ſie ſich ſelber zu Grund gerichtet haben. Wenn aber ein ſolcher Unrath vielſeitig in den Gliedern eines dem Anſchein nach höhern, oder wenigſtens zum Höherſteigen eigens privilegirten Handelſtands Fuß greift, ſo iſt es dann ganz begreiflich, daß das untergeordnete Perſonale und die Arbeiter ſolcher Häuſer das ſchlechte

Herz und den ſchwachen Geiſt ihrer Chefs und ihrer obern Führung zu ihrem Geiſt und zu ihrem Herzen machen, und in Geldverlegenheiten bey der erſten ſich darbiethenden Gelegenheit ſich des nämlichen Benehmens ſchuldig machen, um bei ihrer verlornen Ehre den Troſt mit ſich unter den Boden nehmen zu können, auch ihren Kindern die Mittel geſichert zu haben, forthin ſo unverſchämt, ſo frech und ſo liederlich leben zu können, als ſie ihnen mit ihrem Beyſpiel vorhergegangen. Das Bild eines, in ſeiner Induſtrie ſo weit verſunkenen Orts und Landes iſt freylich nicht lieblich zu hören, aber es iſt wahr, und wir dürfen uns nicht verhehlen, wie vielſeitig es in unſern Umgebungen geſchichtlich beſtätigt iſt, wie leicht der Verkehr von Handelshäuſern, deren Stifter dem Land zum höchſten Segen gereichten, durch unſittliches Austreten aus den Schranken der Lebensweiſe ihrer Väter, eben dieſem Land zum höchſten Unglück gereicht und hohes Verderben über daſſelbe verbreitet haben. Das iſt unbedingt der Fall, wenn das innere, menſchliche Verhältniß, das in der Unſchuld aller urſprünglichen Gewerbſamkeit zwiſchen dem Arbeiter und dem Manne, der ihn arbeiten macht, ſtatt hat, deſſen Weſen eine ſeelerhebende Näherung eines reinen Gefühls des gegenſeitigen Segens aller menſchlichen Dienſte und Gegendienſte iſt, aus welchen Gründen dieſes jetzt auch immer ſeyn mag, im Geiſt der mehrern Gewerbshäuſer eines Orts oder einer Gegend gänzlich erloſchen. Es iſt unbedingt der Fall, wo ſolche Häuſer, die die ihr dienende Menſchheit durchaus nicht mehr als Menſchheit ins Aug faſſen, ſondern in jedem Augenblick nur darauf ſehn, was ſie an ihr gewinnen, wie ſie dieſen Gewinnſt auch für die Zukunft ſicher ſtellen und den Arbeiter auf die wohlfeilſte Weiſe ſich anbinden und ihn zwingen können, ſeine Arbeit ihnen auf das wohlfeilſte zu liefern und auſſer ihnen niemand anbiethen zu dürfen. Es muß dieſes noch entſcheidender und gleichſam nothwendig der Fall werden, wo ſolche Häuſer noch von Staatswegen eigentlich für den Irrthum und das Unrecht einer ſolchen Handlungsweiſe durch Privilegien bürgerlich berechtigt und dieſelbe, wenn auch nur dem Schein nach, ihnen ökonomiſch abträglich gemacht wird. Wo dieſes alles alſo iſt, ſo iſt dann auch nichts natürlicher, als daß der Arbeiter ſolcher Häuſer auch bald ſelber nicht mehr nach dem fragt, was er gegen dieſelben als Menſch iſt, und als Menſch ſeyn ſoll, ſondern nur nach dem, was er mit ſeiner Hand und mit ſeinem Mund von dem erſchnappen könne, der ihn mit Fäden an ſich knüpft, dieweil ſie ihn nur erniedrigen, ihm nicht anders als unmenſchlich ins Aug fallen können. So wird durch die Folgen des unerhobenen und unveredelten Gewerbs- und Fabrikreichthums die häusliche Tugend, aus welcher er ſelber entſprungen, in der Maſſe des Volks allgemein untergraben und unbeachtet, ihrem unausweichlichen Verderben preis gegeben, und in der niedern Volksclaſſe Geſindelgeſinnungen und Handlungsweiſen organiſirt, durch die denn in der Zukunft die öde Leerheit der Trennung, die zwiſchen ihm und ſeinem Ernährer ſtatt hat, nunmehr durch die tiefſte Verwilderung des erſtern ſo viel als nothwendig und bleibend gemacht wird. Denn obgleich dieſe Trennung im Anfang durch die Fehler des unter gewiſſen Umſtänden oft wiederrechtlich bereicherten Bürgerſtands und ſein Wegweichen von dem Geiſt der Mäſſigung und Sittlichkeit der Väter veranlaßt und herbeygeführt worden, ſo erkennt ſich der reiche Bürger in dieſem Zuſtand nie mehr als Urſache der ſittlichen Uebel, die ihn in der Perſon und im Leben ſeiner Arbeiter umgeben; er ſieht nur die Uebel und ſpricht in ſeiner Selbſttäuſchung das Wort aus: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin und nicht lebe, wie das Geſindel um mich her.“ Er weiß aber gar oft ſo wenig, was er in dieſer Rückſicht wirklich ſelber iſt und wie er diesfalls ſelber lebt, als er das Wort verſteht, das er ausſpricht. Es iſt indeſſen nicht abzuſehn, von welchen Folgen für das allgemeine Wohl oder vielmehr für die Fun- amente des häuslichen und ſittlichen guten Zuſtandes ines Orts und eines Lands es ſeyn muß, wenn die igentlichen Urſachen des tiefen Volkverſinkens vor den lugen derer, die es durch ihre Entfernung von den eſſern Sitten ihrer Väter herbeygeführt und nothwendig emacht haben, verſchwunden ſind, und doch iſt es in nſrer Zeit und beſonders in Gegenden, deren Reſſourçen abrikverdienſt iſt, wo nicht allgemein, doch vielſeitig ſo. Wer immer noch etwas Geld oder irgend eine usſicht zu etwas hat, das dem Geld gleich iſt und eich wirkt, der zählt ſich unter ſolchen Umſtänden nie dem verſunkenen Volk, das er vor ſich ſieht, und im gemeinen erſcheint er wirklich äuſſerlich auch nicht in r erniedrigten, ſittlichen Tiefe, oder wenigſtens nicht in der eckelhaften Geſtalt, in welcher das verdorbene, niedere Geſindel in dieſem Zeitpunkt daſteht.

Ob ſich gleich das Weſen der wahren Ehrenfeſtigkeit vieler, unter dieſen Umſtänden reich gewordener, Menſchen in dieſem Zuſtand in der Traumwolke ihrer Eitelkeit verliert, ſo heuchelt ſie dennoch im Schimmer des Aufwands und der äuſſern Ordnung und des äuſſern Anſtands trügend, wo nicht gewöhnlich, doch nicht ſelten ihr innerlich und weſentlich verſchwundenes Daſeyn. Indem viele Einzelne von ihnen ſo mit ihrem Scheinbeyſpiele und mit ihrem eiteln Maulbrauchen Ordnung und Anſtand und alle Tugenden dem durch ſie der Verwilderung preis gegebenen Volk heuchleriſch vorpredigen, wirken ſie mit der Thatſache und dem innern Geiſt ihres Lebens forthin auf eine Weiſe auf daſſelbe, die ſeiner Natur nach das Gegentheil von allem dieſem nothwendig hervorbringen muß, indeſſen eben dieſe Eitelkeit bey den verirrten und innerlich kraftlos gewordenen Reichen auch nicht den leiſeſten Gedanken aufkeimen läßt, als ob ſie, die ſelber reinlich, an der Unreinlichkeit, ſie, die ſelber ordentlich, an der Unordnung, ſie, die ſelber geſchliffen, an der Ungeſchliffenheit, ſie, die alles Blendwerk, einer brillanten Erziehung durchlaufen, an der Ungezogenheit und Verwilderung des in der Erziehung vernachläſſigten Volks ſchuld ſeyen. Die Humanität bildet ſich unter Menſchen, die einander gegenſeitig, wahrhaft und nothwendig, bedürfen, weit eher rein und edel als unter ſolchen, bey denen dieſes Bedürfniß nur einſeitig iſt. Desnahen iſt es auch heiter, warum der ausgeartete und verdorbene Geiſt ſo vieler, inſonderheit leicht und ſchnell reich gewordener, Fabrik- und Gewerbshäuſer und Oerter auf das induſtriös arbeitende Volk nicht bildend und erhebend, ſondern verheerend einwirkt, und ebenſo, warum die Abnahme geiſtiger und ſittlicher Kräfte im Fabrikſtand und in Fabrikgegenden, verbunden mit der Abnahme des bürgerlichen Gemeingeiſts und der anmaßungsloſen Näherung der Glieder dieſes Standes unter einander in einem ſo auffallenden Grad für das Volk verderblich iſt, daß die Gleichheit des bürgerlichen Stands unter ſeinen Gliedern den ſittlich, geiſtig, häuslich und bürgerlich erhebenden und ſtärkenden Boden des in der Vorzeit geſetzlich gegründeten und belebten Zuſammenhangs gänzlich verloren, der ſich im Stand der Edelleute noch immer erhalten und dem armen Edelmann im Genuß der Ehr- und Rechtsſachen ſeines Stands dem reichen unendlich näher bringt, als der arme, gemeine Mann des bürgerlichen Stands im Genuß der Ehr- und Rechtsſachen ſeiner Stadt und ſeines Orts dem reichen und vornehmen darin nahe zu kommen vermag. Die Sache geht ſo weit, daß an verſchiedenen reichen Fabrikörtern unſers Vaterlands auch der letzte Schimmer dieſer alten, bürgerlichen Näherung und ihres ſeelerhebenden Zuſammenhangs vollends dahin iſt. Wo es aber ſo iſt, wo Gewerbsſtädte zu dieſer Unbürgerlichkeit verſinken, da wirkt ihr Verderben nicht nur auf den Kreis ihrer Umgebungen innert ihren Mauern, er wirkt auch auf ihre Umgebungen auſſer denſelben. Er wirkt, wie wir im republikaniſchen Canzleyſtyl uns ausdrücken, auf Stadt und

Land. Es iſt wahr, an ſolchen Orten wird die Maſſe des Volks zu Stadt und Land zu allen unpaſſenden Scheingenieſſungen des Lebens gereizt und gewöhnt, wodurch dann natürlich die Anſpruchsloſigkeit, Beſcheidenheit und Ehrbarkeit, die in der Vorzeit die Grundlage des häuslichen Segens und des bürgerlichen Wohlſtands in ihrem Kreiſe war, verloren gehn, indeſſen ebenſo dieſe, in den Fundamenten ihres häuslichen und bürgerlichen Wohlſtands zu Grund gerichtete, arme und zugleich ſchlechte Leute ſich dabey noch auſſer alle Communication mit den äuſſerlich ehrenfeſten und beſſer gebildeten Menſchen hinausgeworfen und ſo viel als ganz von ihnen abgeſchnitten ſehn und ſo nothwendig in die Gleichgültigkeit und Gewaltthätigkeit eines ehrloſen Lebens hinabſinken müſſen. Wir dürfen uns deshalben nicht verhehlen, daß der ſittlich und bürgerlich erniedrigte Zuſtand dieſer, in Rückſicht auf Ehre, Selbſtgefühl und innere Würde ſo ſehr leidenden und gefährdeten Menſchen nichts weniger als eine einfache Folge ihrer Eigenthumsloſigkeit und der Beſchränkung ihrer ökonomiſchen Reſſourçen, noch weniger des hohen Grads ihrer perſönlichen Unſittlichkeit und Fehlerhaftigkeit allein iſt, ſondern vielſeitig als eine weſentliche Folge der geminderten bürgerlichen, wirthſchaftlichen und ſittlichen Solidität der höhern Klaſſen ihrer Mitbürger, und beſonders des Fabrikverderbens, wie dieſes vorzüglich beim ſchnellen Wachsthum ſeines öffentlichen Scheinglücks und hinwieder beym plötzlichen Stocken ſeines Verkehrs von oben herab auf das niedere Volk wirkt, angeſehn werden muß. Eben ſo wenig können wir uns verhehlen, daß alles, was ſich ſolche Häuſer in Rückſicht auf den Zuſtand des Volks zu Schulden kommen laſſen (mit oder ohne Bewußtſeyn, das iſt gleich viel), in vollkommener Uebereinſtimmung mit allem dem ſteht, wodurch ſich ſo viele von ihnen auch in ihrem Innern auflöſen, wenn die Einſichten, Tugenden, Kräfte und Fertigkeiten, durch die die Stifter unſrer beſſern Häuſer ihr Glück gegründet, in ihnen erloſchen ſind. So iſt der Zuſammenhang der Schwäche und des innern Verderbens der Gewerbshäuſer mit dem zu Grund gehn des niedern, ihnen arbeitenden, Volks in die Augen fallend. Beyde haben ihre gemeinſame Quelle in dem allgemeinen Verluſt der reinen, häuslichen Kräfte des bürgerlichen Gemeinſinns, des einfachen Lebens der belebten Anſtrengungen und der ſeelerhebenden, ſelbſtſuchtloſen Landesſitten unſrer Väter. Wenn aber dieſes alles unwiderſprechlich in die Augen fallend iſt, warum verhehlen wir uns dann, daß das innere Sinken der Reinheit der Kräfte, aus denen unſer Wohlſtand entſprungen, auch die Urſache an der innern Zernichtung der Mittel ſey, durch die wir uns dieſelben noch erhalten und im Fall der Noth wieder herſtellen könnten? Denn dieſe ſind allerdings in dem guten ſittlichen und häuslichen Zuſtand der Individuen des Volks zu ſuchen, und was dieſen immer verdirbt und untergräbt, das erſchwert auch alle Beſtrebungen und ſelber die Möglichkeit der Wiederherſtellung unſrer ſelbſt in uns ſelbſt. So innig hängt das Gute und das Böſe, das in einem Lande iſt, unter ſich zuſammen! und es iſt auch nur durch die höchſte Aufmerkſamkeit und Sorgfalt der noch in unſerer Mitte ſich befindenden Ueberreſte der häuslichen und bürgerlichen, beſſern Kräfte unſrer Väter, wodurch ſich die wahren Mittel, uns in unſern gegenwärtigen Verlegenheiten mit Solidität zu helfen, herleiten laſſen. Nur das Gute, das noch in uns iſt, kann uns zu dem Beſſern helfen, das uns mangelt. Es muß uns in unſern Verhältniſſen alles daran liegen, den Einfluß des einen auf das andere, wie derſelbe in unſrer Mitte feſtſteht und gegenſeitig auf einander zu wirken vermag, in ſeinem ganzen Umfang zu kennen, um uns in Rückſicht auf den Zuſtand, in dem wir uns diesfalls befinden, auf keine Weiſe zu verblenden.

Ich habe durch mein Leben den Gang unſerer diesfälligen Blendwerke in vielſeitigem Wechſel geſehn; ich berühre ſie jezt aber nur im Zuſammenhang mit den ökonomiſchen Verhältniſſen, zu denen mich der Gegenſtand, von dem ich ausgehe, nothwendig und weſentlich hinführt.

Selbſtſüchtige, aber im Privatgeiſt und in den Irrthümern der Privatſelbſtſucht und der Familienanmaßungen aufgewachſene, ehemals ſehr ſolide Häuſer, die aber ungewohnt waren, in ihren Fabrikartikeln viele Concurrenz zu ſehn und dieſe auch beim Schlendrian des Routinegangs ihrer Gewerbe nicht lieben konnten, widerſezten ſich ſchon ſeit mehr als einem halben Jahrhundert vielſeitig mit Undelicateſſe und hie und da ſelber oft mit niedrigen Mitteln dem Aufkommen neuer Häuſer in ihren Fächern. Der Strom der Zeit war ihren Bemühungen im allgemeinen entgegen; aber indem ſie die concurrirende Thätigkeit ihrer Mitbürger unbillig drückten und kränkten, untergruben ſie zugleich die weſentlichen Kräfte in ſich ſelbſt, die eine ſolide und weitführende Betreibung der Handlungsartikel, die ſie ausſchließlich zu beſitzen ſuchten, forderte und vorausſetzte; und in den Verlegenheiten, die in der Folge nothwendig aus dieſem Zuſtand entſtehn mußten, verloren ſie allmälig immer mehr von dem moraliſchen Tact, der früher auch mitten unter ihren unbürgerlichen Anmaßungen und merkantiliſchen Irrthümern ſtatt fand, und was vorher in der bürgerlichen Mäſſigung des Schweizeriſchen Handelsſtands ganz unerhört war, ſuchten mehrere ſolcher Häuſer nunmehr in den Verlegenheiten ihrer Lage, die ihnen ihre immer wachſende Eitelkeit und Anmaßung zuziehen mußte, durch unbeſonnene Kühnheit ihrer Unternehmungen und eigentlichen kaufmänniſchen Spielergeiſt ſich zu helfen, und machten mit gänzlichem Abweichen von dem ſoliden Gewerbsgang ihrer Väter Geſchäfte, die weder mit ihren Fonds, noch mit ihren Geiſteskräften, noch mit ihren Handlungskenntniſſen in irgend einem Verhältniß ſtanden. Wir haben die Thatſache ihres Ruins alle vor Augen geſehn, aber weder das Weſen ſeiner Urſachen genugſam ins Aug' gefaßt, noch die Folgen deſſelben mit der Aufmerkſamkeit beherzigt, die ſie verdienen. Indeſſen bleiben alle Mittel, den Uebeln unſerer, in ihrer Induſtrie gefährdeten Gegenden zu helfen, ſo lange fruchtlos, als wir vor den Urſachen dieſer Uebel und beſonders vor den Fehlern, durch die wir ſie uns ſelber zugezogen haben, fortdauernd die Augen gewaltſam zuſchlieſſen. Je inniger das Gute und das Böſe in einem Lande zuſammenhangen und je größer der Einfluß dieſes Zuſammenhanges bey eintretender Gefährdung des wirthſchaftlichen Zuſtands einer Gegend iſt, deſto nothwendiger iſt es, die Thatſachen dieſes Einfluſſes in ihren Urſachen und in ihren Folgen genau zu erkennen. Man nehme mir alſo die Freymüthigkeit, mit der ich mich darüber ausgedrückt, nicht übel; ich rede als Schweizer und als Bürger eines, durch den Irrthum und die Einſeitigkeit ſeiner Induſtrie in einem hohen Grad zurückgebrachten und in einem noch weit höhern gefährdeten, geliebten Lands. Der Zuſtand und die Bedürfniſſe einiger, mir am Herzen liegender Gegenden meines Vaterlandes zwingen mich, hierüber laut und beſtimmt zu reden. Meine Erfahrungen über dieſen Gegenſtand, wenn gleich in einem engen Kreiſe, umfaſſen ein halbes Jahrhundert und geben vielſeitig Licht über das, was wir bedürfen.

Ich werfe in dieſer Rückſicht einen Blick auf den ganzen, weiten Umfang der induſtriöſen Gegenden unſers Schweizeriſchen Vaterlandes und auf die zahlloſen Nachkommen der Männer zu Stadt und Land, die ihre Häuſer durch die Kräfte und Tugenden der Vorzeit gegründet und mehr oder weniger bedeutend gemacht haben. Ich ſehe ihre Mehrzahl, bey ſchon merklich gemindertem Vermögen, aber hie und da in unſrer Mitte mit Höckern von Anmaßungen und Anſprüchen beladen, herumwandeln, die zum Geiſt des niedern und mittlern bürgerlichen Handelsſtands, zu dem ſie gehören, gar nicht paſſen und wirklich geeignet ſind, die Ueberreſte ihres ſchon ſchmelzenden Vermögens nothwendig ſchnelle und ganz im Rauch aufgehn zu machen. Wäre es nur dieſes, wären ſie nur auf dem Wege, ſich dadurch ökonomiſch ſelber zu ſchaden, ſo dächte ich, ſie wären auf dem Wege, weiſer zu werden. Ich würde dann meinen Mund nicht darüber aufthun, ſondern ſie ruhig auf dieſem, ihnen gebührenden und in ſo weit dienlichen Wege fortwandeln laſſen. Aber der Geiſt des Landes, den unſre Väter beſaſſen und durch den ſie unſer Glück gründeten, muß überall und unerrettbar zu Grunde gehn, wenn die Häuſer und Menſchen, von denen in dieſen Gegenden das Brod des Landes abhängig iſt, gänzlich aufhören, beydes, den Hausſegen, den ſie von ihren Vätern geerbt, mit Weisheit und Sorgfalt in ihren Familien zu erhalten und ungeſchwächt auf Kinder und Kindeskinder herabzubringen, und hinwieder dieſen Hausſegen des Landes, wie ihre Väter es gethan, forthin zu fördern und, wie ſie, väterlich am Volk des Landes zu handeln. Ich ſage es frey, unſer allgemeiner Landesſegen muß unumgänglich zu Grunde gehn, wenn unſer mittlerer Gewerbs- und Handelsſtand ſich forthin in den Träumen eitler, unpaſſender Anmaßungen dahin verliert, die Ehrenfeſtigkeit und Würde des alten, bürgerlichen, anmaßungsloſen, aber wohlhabenden, allgemein geachteten und geſetzlich aller, auch der höchſten Ehren fähigen, gemeinen Erwerbs- und Handwerksſtands nicht mehr mit bürgerlicher Sorgfalt und Näherung ins Aug' zu faſſen, und dieſen Stand, der in ſeinem Perſonale, in unſrer Mitte, noch vielſeitig nicht nur in Geburt und Recht, ſondern auch im Vermögenszuſtand unſern mittlern Kaufmanns- und Fabrikleuten noch nicht ſehr ungleich iſt, mit dem Blick unbegründeter Anmaßungen gleichſam als im Dienſt ihrer Kaufmanns- und Frabrikantenſelbſtſucht daſtehend anzuſehn, und in Verbindung des, in unſrer Mitte, ſowohl in Rückſicht auf ſein Perſonale als auf ſeine Anmaßungen unverhältnißmäßig anwachſenden Standes der Schreiber, Beamteten ꝛc. ꝛc., den handarbeitenden Bürgerſtand als einen, ihnen in perſönlicher und Familienrückſicht untergeordneten, an ſich niedrigen Stand ins Auge faſſen und die Individua deſſelben beynahe als der glebae ihrer höhern Standesanmaßungen adscriptos homines zu behandeln.

Ich mache indeſſen mit dem, was ich ſage, keinem jetzt lebenden, einzelnen Menſchen und nicht einmal dem gegenwärtig lebenden Zeitgeſchlecht einen Vorwurf. Die Uebel unſerer gegenwärtigen Zeit ſchreiben ſich von ferne her. Wir mußten beynahe diesfalls dahin kommen, wo wir jetzt ſtehn.

Ich darf es frey ſagen, wo immer der bürgerliche Fabrik- und Handelsſtand durch eine lange Reihe von Jahren ſo weit begünſtigt worden, daß das öffentliche Anſehen und der öffentliche Einfluß und mit ihm die Regierungsgewalt des Landes allgemein in die Hand von Menſchen fällt, die entweder aus dieſem Stand, oder mit ihm verſchwägert und ſonſt von ihm abhänglich ſind, da iſt nicht nur der ganze Umfang der Einwohner eines, von einer alſo organiſirten Staatsgewalt regierten Gebiethes im Vor-

chritt ſeiner Kultur und aller ſeiner, das Menſchenge-
chlecht veredelnden, häuslichen und bürgerlichen Folgen
nnatürlich gehemmt und beengt, ſondern die Maſſe der
Stadtbürger, deren Stadtrechte die urſprüngliche Urſache
er Zurückſetzung der ihr unterworſenen Landesleute an
en Segnungen einer wahren Kultur iſt, wird unter die-
en Umſtänden in jedem Fall denn auch ſelbſt der con-
titutionellen Fundamente ihrer genoſſenen Vorzüge in der
Kultur und der auf ihr ruhenden und aus ihr hervorge-
enden, höhern, bürgerlichen und häuslichen Segnungen
eraubt. Die Maſſe der Glieder des gemeinbürgerlichen
Gewerbs- und Handwerksſtands, der Jahrhunderte lang
er höchſten Ehre ihrer Stadt fähig und einer bürgerli-
hen, vertrauensvollen Näherung zu ihren Obern, wo
icht in allem, doch in ſehr vielem, das das gemeine
Wohl des Landes betraf, gewohnt war, und alles dieſe
ls ihr, von den Vätern geerbtes Recht ihrer Stadt an-
ah, innert deren Mauern ſie eigentlich keine Regierung,
ondern nur eine, durch gegenſeitig beſchworne Verträge
eſchränkte, aus ihr ſelbſt hervorgehende und zum Theil
ielſeitig in Form und Realität von ihr abhängliche, liebe,
ertraute Obrigkeit anerkannte, fühlt ſich unter dieſen
mſtänden gleichſam auſſer die rechtlichen Fundamente
es Segenszuſtands ihrer Väter und der daraus entſprun-
enen allgemeinen Ehrenfeſtigkeit und Ehrwürdigkeit ihres
tandes geworfen. Die Maſſe einer ſolchen Bürgerſchaft
trägt zwar dieſes Verſinken ihrer conſtitutionellen, bür-
erlichen Realkraft als Maſſa gewöhnlich ſo lange mit
roſſem Leichtſinn, als eine, vom begünſtigten Handels-

ſtand ausgehende und mit verführeriſcher Leichtigkeit ins Volk geworfene Geldcirculation auf ihre Küchen- und Kellergenieſſungen und auf alle Arten von Befriedigungsmitteln ihrer Eitelkeit und Hoffart einen ſie verführenden und von allem reinen und guten Bürgerſinn und Bürgerleben ablenkenden Einfluß hat. Wenn aber dieſe Geldcirculation zu verſchwinden und die Lockſpeiſe ihrer Verführung nicht nur ihren Wohlgeruch zu verlieren anfangt, ſondern ſelber den eckeln Geſtank eines unbekannten drückenden und ängſtigenden Elends und Nothzuſtands hinterläßt, ſo erwacht gewöhnlich die Rückerinnerung der verlornen, innern Fundamente des häuslichen Segens und der zu Grunde gegangenen Ehrenfeſtigkeit und Ehrwürdigkeit ihres Standes im beſſern Theil der Bürger einer ſolchen Stadt, aber meiſtens mehr mit Wehmuth als mit Kraft und Weisheit. Der gröſſere, erniedrigte, häuslich vielſeitig zur Eigenthumsloſigkeit und Verdienſtloſigkeit, bürgerlich eben ſo vielſeitig zur Abhänglichkeit und Rechtloſigkeit und innerlich zur Kraft-, Würde- und Sittenloſigkeit verſunkene Theil der Bürgerſchaft nimmt unter dieſen Umſtänden keinen Theil an der ſchwachen Wehmuth ſeiner beſſern Bürger und ſtrebt auf den krummen Wegen, zu denen ihn ſein häuslicher, bürgerlicher und ſittlicher Zuſtand mit gleicher Gewalt hinlockt, nur dahin, vom Ueberreſt der Sinnlichkeitsgenieſſungen, die er ſich in den ſogeheiſſenen guten Tagen ſeiner Stadt angewöhnt, ſich noch ſo viel zu erhalten, als es ihm immer möglich iſt. Indeſſen ſinkt er unter dieſen Umſtänden, Schritt für Schritt, immer tiefer in eine würdeloſe

Gleich-

Gleichgültigkeit über die ſittlichen und bürgerlichen Fundamente des Wohlſtands und der Ehre ſeiner Väter.

Wenn aber beym dauernden Sinken ſolcher Orte ſelber auch Haushaltungen, die mit denjenigen Familien, welche fortdauernd den höchſten Einfluß und die höchſte Gewalt am Orte in den Händen haben, verwandt ſind oder ſonſt mit ihnen in nähern Verhältniſſen ſtehn, zur Eigenthumsloſigkeit und Abhänglichkeit herabzuſinken anfangen, dabey aber nicht nur ihre Anſprüche zu einem ſogeheiſſenen ſtandesmäſſigen Auskommen immer fortbehaupten, ſondern darin noch von Leuten und Stellen, die alles vermögen, unterſtützt werden, ſo fallen von nun an die Stadtreſſourçen, die ehemals den allgemeinen und öffentlichen Bedürfniſſen, ohne Rückſicht auf Name und Geſchlecht, zudienten, nothwendig beynahe ausſchließlich in die Hände von Menſchen, denen allgemeine bürgerliche Erwerbskraft mangelt und die zugleich auch in der höchſten Armuth jede Verdienſtart, bey der ihre Kleider beſchmutzt oder ihre Naſe einem unangenehmen Geruche ausgeſetzt werden könnten, als unter ihrem Stande und unter ihrer Würde erklären. Wenn es aber an einem Orte ſo weit kommt und die Anſprüche an gemeinbürgerliche Reſſourçen kein moraliſches Fundament mehr beſitzen, da iſt denn freylich der Zuſtand eines ſolchen Ortes im höchſten Grad mißlich und für die größere Anzahl der Einwohner deſſelben im höchſten Grad drückend. Es iſt auch nicht nur an einem Orte, daß ich oft edle Männer bey Erfahrungen, die unter dieſen Umſtänden häufig ſind

BAYERISCHE
STAATS-

und faſt täglich vorfallen, ausſprechen gehört: wenn die Bürger, die nur vor hundert Jahren in unſrer Stadt lebten, den diesfälligen Zuſtand ihrer Kindeskinder ſähen, ſie würden ſich in einen andern Welttheil verſetzt glauben. — Das Verderben unſrer Zeitverkünſtlung und der damit innig verbundenen Kunſtformen und Kunſtgeſtaltungen unſrer Civiliſation führt uns vielſeitig, wo nicht von der Erkenntniß, doch von der ernſten Beherzigung der wahren Fundamente des bürgerlichen und öffentlichen Wohls ab und auf die Irrwege des häuslichen und bürgerlichen Verderbens. Die Kunſt unſerer Civiliſation faßt das Menſchengeſchlecht immer unendlich feſter und beſtimmter in ſeiner Maſſageſtalt, in ſeinen Maſſabedürfniſſen, in ſeiner Maſſakraft und in ſeinem Maſſawerth ins Auge, als in den Bedürfniſſen, Eigenheiten, Kräften und im Werth ſeiner Individualitätserſcheinung. Indeſſen aber geht die richtige Erkenntniß der Menſchennatur und ihrer wahren Bedürfniſſe weit mehr aus der Aufmerkſamkeit auf die Individualitätserſcheinungen unſers Geſchlechts als aus der Kenntniß ſeiner Maſſaerſcheinungen hervor. Es iſt aber leider ganz unſtreitig, daß hie und da auch in unſrer Mitte eine, ich will nicht einmal ſagen, ganz einſeitige, ſondern auch nur eine etwas überwägend und con amore feſtgehaltene Aufmerkſamkeit auf die Maſſaanſprüche und Maſſaerſcheinungen unſers Geſchlechts der freyen, unbefangenen, ſelbſtſuchtloſen Beachtung der Individualerſcheinungen und Bedürfniſſe der Menſchennatur, ich weiß nicht, ob ich ſagen will, etwas unfürſtlich oder etwas unrepublikaniſch, aber ich muß ſagen, auf eine

Weiſe in die Queere kommt, die unter leicht möglichen Umſtänden für uns bedenklich werden könnte.

Es iſt unläugbar, daß die Fundamente aller höhern, ſittlichen und geiſtigen Kräfte der Menſchennatur im Allgemeinen durch das Uebergewicht der Maſſaanſprüche unſers Geſchlechts über ſeine Individualitätsbedürfniſſe, das jeder Civiliſationsform, als ſolcher, eigen iſt, auf eine ſolche Weiſe untergraben und geſchwächt werden, daß beym fortdauernden Steigen des Civiliſationsverderbens endlich vom Volk ſelbſt durchaus kein richtiges Urtheil, weder über die Fundamente ſeines Wohlſtands, noch über die Realität ſeiner Bedürfniſſe, ſo wenig als über die Fundamente ſeiner Anſprüche erwartet werden darf, indem bey jedem hohen Grad des Civiliſationsverderbens das einige, wahre Fundament der Richtigkeit eines ſolchen Urtheils, das unverhärtete und unbefangene Zartgefühl jedes Standes gegen den andern, in der Maſſa des Volks allgemein dahin iſt und zwar in der Maſſa der höhern ebenſowohl als in derjenigen der niedern Stände. Das Civiliſationsverderben bringt die Maſſa des Volks, und zwar den eigenthumsloſen Mann eben ſo ſehr als den Eigenthümer, immer ſehr leicht dahin, daß ſich jeder von beyden in der rechtlichen Anſicht dieſes Gegenſtands leicht verirrt und die eigentlichen, weſentlichen Fundamente ſowohl ſeiner Anſprüche als ſeiner Schuldigkeiten mißkennt. Es iſt allgemein, daß der eigenthumsloſe Mann, der im Strom dieſes Verderbens mitſchwimmt, in ſeinen Anſprüchen an die Handbiethung des Eigenthümers, oder welches eben ſo viel iſt, des Staats, eben ſo ſehr verirrt, als der Eigenthümer in der Beurtheilung des Weſentlichen und Eigenthümlichen dieſer Handbiethung. Beyde Theile verlieren in den Labyrinthen deſſelben die weſentlichen Fundamente ihrer diesfälligen Anſichten ſo aus den Augen, daß ſie mit ihnen in offenbaren Widerſpruch gerathen.

Ich halte mich noch gerne einen Augenblick bey dieſem Geſichtspunkt auf. Das Eigenthum, deſſen geſetzliche Anerkennung in ſeinem Weſen als ein Kunſtmittel, den Wohlſtand unſers Geſchlechts durch den vergröſſerten Abtrag der Erde allgemein zu erhöhen und zu beleben, angeſehn werden muß, dieſes Eigenthum hat durch die Folgen der natürlich nothwendigen Einrichtungen zu ſeiner Sicherheit die weit größere Mehrheit der Menſchen eigenthumslos gemacht; und je größer und raffinirter der Kunſtzuſtand des Menſchengeſchlechts iſt, der unter dieſen Umſtänden zur Sicherſtellung des Eigenthums und aller Vorzüge und Genieſſungen ſeines Beſitzes und ſeiner Bewerbung ſtatt finden und ſtatt finden müſſen, deſto mehr muß ſich auch die Zahl der armen und eigenthumsloſen Menſchen im Land vermehren, und deſto gewiſſer geht unter dieſen Umſtänden ein Zuſtand der Dinge hervor, in welchem der ungleich größern Mehrheit des Volks zur Sicherſtellung und Aeufnung ihres menſchlichen Daſeyns nichts übrig bleibt, als die Anwendung ihrer phyſiſchen und geiſtigen Kräfte, auf deren Gebrauch ſie ſich als auf das einzige, ihr übrig gebliebene Mittel ihrer Selbſterhaltung angewieſen und damit gleichſam ausgeſteuert ſieht. Aber dieſe Anweiſung bleibt für den armen, eigenthumsloſen Mann ihrer Natur nach ohne alle Segensfolgen, ſo lange ſie nicht mit Einrichtungen und Mitteln begleitet iſt, die ihm einen Grad der Ausbildung ſeiner Kräfte und Anlagen verſichern, der mit demjenigen der Kunſtkräfte und Kunſtfertigkeiten, die er zur Befriedigung der weſentlichen Bedürfniſſe ſeines menſchlichen Daſeyns nothwendig hat, in einem befriedigenden Verhältniß ſteht. So lange dieſes nicht iſt, ſo lange dieſe bürgerliche Anweiſung auf ſeine Kräfte und Anlagen nicht mit ſolchen Einrichtungen für die Entfaltung und Ausbildung derſelben begleitet iſt, ſo iſt ſie ſelber nur illuſoriſch und trügeriſch. Die Kräfte und Anlagen der Menſchennatur gehn nur durch die Kunſt einer genugthuenden Entfaltung und Ausbildung in Fertigkeiten hinüber, die geeignet ſind, dem Menſchen im geſellſchaftlichen Zuſtand die Fähigkeit zu verſchaffen, ſie auf eine Weiſe zu gebrauchen und anzuwenden, die dem armen, eigenthumsloſen Mann im Land durch ihre Folgen als ein Erſatz des für ihn verloren gegangenen Antheils an dem freyen Abtrag der Erde dienen und von ihm dafür angeſehn werden kann. Der Anſpruch an genugſame Mittel zur Entfaltung und Ausbildung dieſer Kräfte iſt alſo unſtreitig ſein bürgerlich geſellſchaftliches Recht. Es iſt das einzige Mittel, das er äuſſerlich zur Sicherſtellung der weſentlichen Bedürfniſſe ſeines menſchlichen Daſeyns in ſeiner Hand hat, und der einzige Weg, durch den er in die Künſte und Mittel der groſen Weltbewegung zur Selbſterhaltung und allgemeinen Aeufnung des Wohlſtands unſers Geſchlechts, in Uebereinſtimmung mit dem öffentlichen Recht der civiliſirten Welt einzugreifen vermag. Es iſt auf den weiten Meeren dieſer Weltbewegung der einzige Punkt, auf dem es ihm rechtlich erlaubt iſt, ſeinen Angel auszuwerfen und zu verſuchen, ob etwa im millionenfachen Reichthum, der ihn ſchwimmend umgiebt, auch ein Fiſchgen nach der Lockſpeiſe ſeines getödeten Würmchens gelüſten und für ihn an ſeinen Angel anbeiſſen werde. Der Anſpruch des eigenthumsloſen Mannes an die geſellſchaftliche Handbiethung zu dieſer Entfaltung ſeiner Kräfte und Anlagen, iſt indeſſen aber auch nicht blos um ſeiner ſelbſt willen ſein unbeſtreitbares, heiliges Recht, er iſt es um des Eigenthümers willen eben ſo ſehr. Der Kunſtzuſtand der Civiliſation hat ohne die Anerkennung dieſes Rechts ſelber keine rechtliche und keine menſchliche Baſis. Der Todeswurm der Rechtloſigkeit greift bey jedem Mangel einer edeln und freyen Anerkennung dieſes Rechts des Armen verheerend in die tiefſten Eingeweide des geſellſchaftlichen Zuſtands, und führt ihn, mitten durch allen Trugſchein innerlich bodenloſer, wenn auch äuſſerlich noch ſo blendender Rechtsformen, zur innern Verwilderung der Menſchennatur, die ſich im geſellſchaftlichen Zuſtand vorzüglich durch die Folgen des Einfluſſes der ſinnlichen Maſſagewalt gegen die Wahrheit und das Recht der Individualanſprüche der Menſchennatur äuſſert und ausſpricht; und man kann ſich beſonders in Rückſicht auf dieſen Geſichtspunkt nicht verhehlen, die Anerkennung der Pflicht der öffentlichen Handbiethung zu dieſer Entfaltung und Ausbildung der Anlagen und Kräfte der Menſchennatur beym armen, eigenthumsloſen Mann iſt unſtreitig als ein weſentlicher Eckſtein des hohen Kunſtgebäudes unſers geſellſchaftlichen Zuſtands, und die mit der Anerkennung der Unverletzlichkeit des Eigenthums mitwirkende Baſis der Sicherſtellung des ganzen Umfangs der Segnungen der Civiliſation anzuſehn, und ihr bürgerliches Recht iſt im Weſen des geſellſchaftlichen Zuſtands tief und unwiderſprechlich begründet. Ebenſo unſtreitig iſt hinwieder, die Sittlichkeit, dieſe menſchliche Frucht aller Wahrheit und alles Rechts, das in der Civiliſation ſelbſt liegt, erhebt und veredelt den bürgerlichen Rechtsanſpruch an dieſe Handbiethung im ganzen Umfang ihres Einfluſſes auf unſer Geſchlecht. Je höher die Völker in der Wahrheit ihrer Civiliſation und in den Segnungen ihres ſittlichen Einfluſſes emporſtiegen, deſto mehr huldigten ſie dem Recht dieſer Anſprüche und deſto humaner, freyer und edler ſtrebten ſie dahin, alles Volk des Segens der Entfaltungs- und Bildungsmittel der menſchlichen Kräfte theilhaft zu machen. Es iſt unſtreitig wahr, je höher die Völker zur ſittlichen Wahrheit und zum ſittlichen Recht der Civiliſation emporſtiegen, deſto tiefer und deſto richtiger erkannten ſie die höhere, heilige Natur dieſer Handbiethung und das innere, dem armen, eigenthumsloſen Mann wahrhaft und weſentlich helfende Weſen reiner Entfaltungs- und Bildungsmittel ſeiner Kräfte, und deſto ſelbſtſuchtloſer und hingebender forſchten ſie für alles Volk nach dem ganzen Umfang ihrer Mittel. Auch iſt der Gegenſatz eben ſo wahr und eben ſo durch die Geſchichte der Welt von jeher auffallend beſtätigt, je mehr die Völker aus dem bürgerlichen Segen der wahren Civiliſation herausgefallen und in das Verderben, die Unſittlichkeit und die Gewaltthätigkeit der Scheincultur und ihres Unrechts verſunken, deſto unſinniger mißkannten ſie auch das tiefe, innere Weſen der bürgerlichen und öffentlichen Handbiethung, die der arme, eigenthumsloſe Mann zur Entfaltung der Kräfte und Anlagen ſeiner Natur bedarf, und die ihm die menſchliche Geſellſchaft, deren Mitglied er iſt, hiefür zu leiſten ſchuldig. Wenn nun das Recht der Anſprüche an dieſe Handbiethung aus den weſentlichen Grundlagen des geſellſchaftlichen Zuſtands hervorgeht, wenn die Natur der Sittlichkeit unſers Geſchlechts mit dem Recht dieſes Anſpruchs in gänzlichem Einklang ſteht und noch ſeine Natur weſentlich erhöht und veredelt, wenn das Recht der geſellſchaftlichen Vereinigung ſeine Anſprüche dem allgemeinen und öffentlichen Eigenthum, als eine rechtliche Beläſtigung, zuſchreibt und ihre Anerkennung dem Beſitzſtand zur Pflicht macht und die Menſchennatur ſich durch die Erfüllung dieſer Pflicht weſentlich veredelt, ſo geht die Chriſtusreligion, und ſogar ihr, in politiſcher und bürgerlicher, ſo wie in humaner Hinſicht bewundernswürdiger Vorläufer, die jüdiſche Religion, in Hinſicht auf dieſen Rechtsanſpruch des Eigenthumsloſen im Volk noch viel weiter. Die moſaiſche Religion iſt als Staatsgeſetzgebung der eigentliche Gegenſatz aller heidniſchen Härte in den Rechts- und Gewaltsanſprüchen des Eigenthums, und das reinſte Denkmal hoher, geſetzgeberiſcher Sorgfalt für den armen, eigenthumsloſen Mann in Iſrael. Selber die ungöttliche Kunſt und das, alle reinen Fundamente der Wahrheit, Weisheit und Frommkeit mißkennende Spielwerk des Talmuds iſt mitten in ſeinem Unſinn ein äuſſerſt merkwürdiges Denkmal der hohen, geſetzgeberiſchen Kunſt, durch welche das jüdiſche Volk zu einer, wenn auch noch ſo einſeitigen und irregelenkten Ausbildung ſeiner Geiſteskräfte hingeführt worden, die auch jezo noch, beym ſittlichen und religiöſen Verderben dieſes Volks, dem letzten Betteljuden in den Erwerbungsmitteln von Eigenthum ein Uebergewicht gibt, zu welchem der arme und eigenthumsloſe Mann, der nicht Jude iſt, in keinem Reiche der Welt noch gelangt iſt.

Die Chriſtusreligion unterwirft den Beſitz des Eigenthums unbedingt dem Geſetze der Liebe, die ein Chriſt dem andern, als ſeinem Bruder, ſchuldig iſt. Der chriſtliche Begriff des Eigenthums iſt ein mit den Anſprüchen der Noth und der Leiden der Mitmenſchen eigentlich belaſteter Beſitzſtand. Wie groß und von welcher Art das Eigenthum des Chriſten auch ſeyn mag, er iſt im Gefolg der chriſtlichen Anſicht deſſelben verpflichtet, dem armen, eigenthumsloſen Mann, den die Vorſehung ihm nahe geſtellt, mit der Gabe, die er empfangen hat, auf eine Weiſe zu dienen, wie er, wenn er ſelbſt arm und eigenthumslos wäre, beſonders in Rückſicht auf die Ausbildung der Anlagen und Kräfte, die er, zu ſeiner Selbſthülfe, von Gott ſelber empfangen, wünſchen würde und wünſchen müßte, daß ihm gedient würde. Der Chriſt weiß und es liegt tief im Geiſt der Fundamentalanſichten ſeiner Religion, daß Gott, der die erhabenen Anlagen der Menſchennatur allem Volk gegeben und keinen Stand davon ausgeſchloſſen, nicht will, daß ſie in irgend einem Individuum, noch viel weniger in irgend einem Stand verloren gehen, ſondern in allem Volk das Leben erhalten. Der wahre Chriſt ſieht die Handbiethung, die er dem armen, eigenthumsloſen Manne im Land diesfalls ertheilt, ſelber als einen Gottesdienſt und als eine Handlung der Nachfolge Jeſu Chriſti an. Und als Bürger, als Glied irgend eines geſellſchaftlichen Staatvereins iſt er, durch den Geiſt ſeines Glaubens, in ſeinem Innerſten nicht nur überzeugt, ſondern von der Wahrheit dieſes Grundſatzes innig belebt, daß der ganze Innere Segen des geſellſchaftlichen Vereins nur in dem Fall real erreicht werden kann, wenn die Pflicht dieſer Handbiethung in ihrem ganzen Umfang und in der ganzen Heiligkeit ihrer innern Bedeutung als ein aus der Natur der geſellſchaftlichen Vereinigung weſentlich hervorgehendes Recht anerkannt wird. Die Geſchichte aller Völker thut ebenſo unwiderſprechlich dar, daß der ſittliche Werth und der häusliche Wohlſtand aller Völker immer in dem Grad groß war, als eine weiſe und menſchliche Ausübung dieſer Pflichten eine Folge ihrer geſezgeberiſchen Einrichtungen und des durch dieſe Einrichtungen erhobenen und veredelten Nationalkarakters eines Volks iſt, und hinwieder iſt geſchichtlich ebenſo wahr, daß das Sittlichkeitsverderben, ſowie die häusliche und bürgerliche Erniedrigung der Völker immer in dem Grad groß war, als ſie die Anſprüche der größern Volksmaſſe auf eine edle Handbiethung zur Entfaltung ihrer Geiſtes- und Kunſtkräfte mit Gleichgültigkeit ins Aug' faßten, den Mangel ihres Eifers dafür mit trügenden Scheinausflüchten entſchuldigten und den Anſpruch an dieſelbe gar oft mit höhnendem Spott zurückwieſen. Aber höher als alle Verpflichtungen der Welt geben diesfalls die Verpflichtungen des Chriſtenthums. Der Chriſt, nämlich der wahre Chriſt, erkennt in ſeinem Glauben und durch denſelben, daß er das Opfer ſeines Eigenthums, wie dasjenige ſeiner ſelbſt, dem Wohl ſeiner Brüder ſchuldig iſt, und achtet ſeinen Beſitzſtand in der hohen Anſpruchsloſigkeit ſeines, ſich Gott und dem Nächſten hingebenden und aufopfernden Glaubens nicht als ein eigentliches Recht, ſondern als eine ihm göttlich anvertraute Gabe, die zur heiligen Verwaltung im Dienſt der Liebe in ſeine Hand gelegt wurde.

So unſtreitig aber auch dieſe Anſicht immer iſt, ſo dürfen wir uns doch nicht verhehlen, die Allgemeinheit einer rein-chriſtlichen Anſicht dieſes Gegenſtands, welche die diesfälligen Anſprüche an unſere ſelbſtſuchtloſe Hingebung zum Dienſt Gottes und der Armuth in einem noch weit ſtärkern Grad von uns fordert, als dieſelbe uns aus den richtigen Anſichten von der Natur des Eigenthums und den weſentlichen Bedürfniſſen des geſellſchaftlichen Zuſtands als unſere Pflicht herausfälle, mangelt unſerm Zeitgeiſt in einem hohen Grad; hingegen iſt des eiteln Gereds über die Scheinpalliative, mit denen wir die Nichterfüllung des Weſentlichſten und Heiligſten in dieſer Pflicht überkleiſtern und unſcheinbar zu machen ſuchen, ſo viel und ſo groß und der Trug ihrer Kunſt wird mit ſo viel Beyfall und Erfolg in unſerer Mitte getrieben, daß man beynahe in Verſuchung iſt, zu glauben, ob es nicht für die Armen und Leidenden im Land beſſer wäre, von dem eigentlichen innern Fundamenten der Pflicht dieſer Handbiethung völlig zu ſchweigen, und ſich zu begnügen, in dem Kitzel der Zeiteitelkeit dieſes anmaßungsvollen Selbſtbetrugs und ſeines Geſchwätzwerks für den armen, nothleidenden Mann im Land eine Art von Surrogat des uns mangelnden, höhern Sinns der Menſchlichkeit und des Chriſtenthums zu ſuchen und ſicher zu ſtellen.

Doch nein. Mein Innerſtes bebt vor dieſem Gedanken zurück. Nein, nein, wir wollen, können und ſollen uns nicht dahin erniedrigen, unſere Hoffnung, den Armen und Nothleidenden im Land helfen zu können, auf die Selbſtſucht und Liebloſigkeit unſers ſinnlichen Verderbens und der beſchränkten niedern Denkungsart, die aus demſelben hervorgeht, zu bauen. Nein, nein, wir wollen und wir dürfen die Hülfe und Rettung für den armen, eigenthumsloſen Mann im Land nicht in der Täuſchung und in dem Selbſtbetrug des Verderbens ſuchen, woraus ſein. Noth, ſeine Hintanſetzung und ſein Elend ſelber entſprungen. Wir müſſen ſeine Hülfe und Rettung in unſrer Mitte in der Erneuerung der Kräfte und der Mittel ſuchen, durch die dem Elend, in das er verſunken, hätte vorgebeugt werden können. Wir müſſen ſie nothwendig in der erneuerten Belebung alles Wahren und Guten, das in unſerer Mitte da iſt, ſuchen, und uns über dieſes Gute ſelber nicht täuſchen. Denn ſo wenig alles Gold iſt, was glänzt, eben ſo wenig iſt alles gut, was gut ſcheint. Wir dürfen in Rückſicht auf das Gute, das noch in unſerer Mitte feſtſteht, unſern Zuſtand durchaus nicht oberflächlich ins Aug' faſſen, wir müſſen ihn im Gegentheil bis in das Innerſte der Anſichten, Geſinnungen und Urtheile, die ſich der Köpfe unſrer Zeitmenſchen bemeiſtern, und ebenſo bis auf das Innerſte der Gefühle, Neigungen, Gelüſte, Anſprüche und Anmaßungen, die die Herzen unſrer Zeitmenſchen beſtimmen, zu erforſchen ſuchen, wenn wir in dieſer Angelegenheit nicht Schlöſſer in die Luft bauen und nicht auf Sachen zählen wollen, die nicht da ſind, und auf Menſchen, denen Kräfte, Einſichten und Tugenden, von welchen eine höhere Sorgfalt für den armen, eigenthumsloſen Mann im Land allein auszugehn vermag, gänzlich mangeln, und in denen ebenſo die Motive, die ſie beſtimmen konnten, im Ernſte nach dieſer höhern Sorgfalt für den Armen auch nur zu ſtreben, ſo viel als ausgelöſcht ſind.

Bey der Sinnlichkeits- und Selbſtſuchtsſchwäche unſrer Tage iſt in Rückſicht auf eine höhere Sorgfalt für den Armen im Land einiges Mißtrauen auch in unſrer Mitte, beſonders in den Fabrikgegenden, deren Zuſtand in dieſem Augenblick ſo mißlich und für die Zukunft ſo gefährdet iſt, nothwendig. Ohne das tiefere Eindringen in die weſentlichen Fundamente der Kraftbildung der Individuen dieſer Gegenden ſind alle Vorbeugungsmittel gegen die Gefahren, die ſie bedrohen, als unzulänglich und eigentlich nicht helfend anzuſehn. Ich muß wiederholen, wenn die Folgen des precairen Glücks eines oder mehrerer, in der Lage eines Orts nicht ſolide Fundamente genieſſender Fabrikartikel an dieſem Orte ſeit Menſchengedenken dahin gewirkt haben, daß das ganze induſtriöſe Seyn und

Treiben eines ſolchen Orts, nicht mehr die hohen, reinen, menſchlichen Zwecke der Vater- und Mutterſorge für das ſtille Wachsthum und die Selbſtſtändigkeit ihres Hausglücks und mit ihm für das zeitliche und ewige Heil ihrer Kinder zum Fundament hat, ſondern in ein blos ſinnlich belebtes und ſinnlich unterſtütztes Treibjagen nach Geldgewinnſt, und in, aus dieſer Sinnlichkeit hervorgehende, ſelbſtſüchtige Anwendungsweiſen des verdienten Gelds im Dienſt lebhaft gereizter Ehr- und Eitelkeitsgelüſte ausartet, ſo ſind denn auch alle Fundamente, auf denen die richtigen Anſichten über die Handbietung, die das öffentliche und allgemeine Eigenthum dem armen, eigenthumsloſen Mann im Land, beſonders in Rückſicht auf die Entfaltung der Kräfte und Anlagen der Menſchennatur, ſchuldig iſt, eigentlich und vorzüglich ruhen, in ihrem Weſen untergraben. Sie können unter dieſen Umſtänden nicht feſt ſtehen bleiben, ſie müſſen mit Gewalt einſtürzen. Der ſinnlich erniedrigte und verhärtete Menſch ſetzt in dieſer Lage ſein ganzes Heil auf den Irrthum und das Unrecht ſeiner diesfälligen Anſichten und Genieſſungen und an die Ewigerhaltung ſeiner daraus hervorgehenden Rechtsanſprüche. In dieſem Zuſtand der Dinge fallen die Einwohner eines ſolchen Ortes in allen Ständen, beſonders aber in den höhern Klaſſen, von denen die Hülfe für den armen, eigenthumsloſen Mann allein ausgehn und bey denen diesfalls ein vorzüglich reiner und guter Geiſt eingeprägt und herrſchend ſeyn ſollte, ſehr leicht in einen Gemeingeiſt ihrer anmaßungsvollen Irrthümer, und ſetzen dann mit vereinigter Kraft alles auf's Spiel, um ihre diesfälligen, mit der Muttermilch eingeſogenen Irrthümer, mit allen ihren Anſprüchen und Folgen, auf Kinder und Kindeskinder herab, und zwar meiſtens ohne groſſes Zartgefühl und mit ganz geringer Rückſicht auf Mitbürger und Vaterland, wohl auch zu Zeiten per fas et ne fas, zu erhalten. Es iſt im höchſten Grad merkwürdig und auffallend, daß beſonders an kleinen, für die Handlung nicht günſtig gelegenen Orten dieſe Denkungs- und Handlungsart, und zwar nicht nur bey einigen Glückspilſen, die darin aufgeſchoſſen, ſondern allgemein immer in dem Grad ſich zu ihrer höchſten Erſtarrung erhebt, als das Scheinglück derſelben ſich einer Cataſtrophe nähert, die ihren unnatürlichen Glückstaumel in ſchreyendes Unglück zu umwandeln droht. Es iſt faktiſch erwieſen, daß an dieſen Orten ſelber dannzumal, wenn eine ſolche Cataſtrophe ſchon vor der Thüre iſt, ſich immer dennoch hundert und hundert Stimmen der Selbſtſucht erheben und in kraftvolle und wirkſame Bewegung ſetzen, theils um die wahren Urſachen des ſich diesfalls zeigenden, übeln Zuſtands aller Volksklaſſen zu verkleiſtern, theils um die wahren und tiefgreifenden Mittel, denſelben entgegenzuwirken, zu verunglimpfen ihre Anwendbarkeit zu beſtreiten und die herrſchende Thatſache ihrer Nichtanwendung zu beloben, ſo wie auch alle Beſtrebungen dazu als träumeriſche Verirrungen von Schwachköpfen, denen es an Menſchen-, Welt- und reeller Sachkenntniß fehle, zu erklären und zu verſchreyen.

Zwar würde man meynen, beydes, ſowohl die Kenntniß der Menſchennatur als die Geſchichte der Welt in größern Verhältniſſen, ſollten ſolche Orte und Oertchen genugſam warnen und belehren, wie weit die Ueberſpannung der Eitelkeit und die Täuſchungen der Selbſtſucht Städte und Gegenden, deren Lage in kaufmänniſcher Hinſicht aufgedunſen und beengt zugleich iſt, hinzuführen im Stande ſind. Aber thatſächlich ſah ich immer das Gegentheil begegnen, und die Fälle haben ſich bey meinem Leben gehäuft, die beſonders in Rückſicht auf die Irrthümer und Täuſchungen der Privilegienſucht unwiderſprechlich beweiſen, daß, obſchon der Ueberzeugung des öffentlichen und allgemeinen Feſthaltens an den Realfundamenten des gemeinbürgerlichen Berufslebens in die Anhänglichkeit an ſolche Privilegien, in der Folge thatſächlich eben ſo ungünſtig auf den Wohlſtand der begünſtigten Häuſer gewirkt hat, als er im Anfang dem Wohlſtand der, von der Concurrenz mit ihnen ausgeſchloſſenen Mitbürger nachtheilig war, ſo hat dieſes den verderblichen Geiſt des Glaubens an ſolche Privilegien an einigen dieſer Orte ſo wenig gemindert, daß ſelbige vielmehr ſich ſelber und ihre beßten Häuſer dem Ruin nahe kommen und Unglück über Unglück hervorrufen geſehn, ehe ſie ihren dießfälligen Irrthum erkannten und davon abſtanden. Ich habe vielſeitig geſehn, wie Individuen ſolcher Orte in den täuſchenden Irrthümern ihrer Anmaßungen ſich immer in dem Grad mehr verſtärkten, als dieſe ihnen anfiengen, nachtheilig zu werden. Unter dieſen Umſtänden verloren ſie meiſtens auch gewöhnlich das Gefühl des Bedürfniſſes der ernſten Aufmerkſamkeit auf die innern Fundamente der productiven Thätigkeit ihres Hauſes

und

und ſelber auf die Sollidität der Artikel ihres Gewerbs, und dieſes in dem Grad mit mehrerm Leichtſinn und Gedankenloſigkeit, als ſie ſich überzeugt glaubte, daß ſie in ihren Verhältniſſen unter keinen Umſtänden je wieder in den Stand gemeiner Mitbürger zurückfallen, ſondern immer Mittel finden werden, ſich als zu den höhern Ständen gehörend zu erhalten.

Doch, ich breche meinen Aufſatz hier ab. Er gieng viel weiter. Er ſtellte viele Vergleichungen an, und machte inſonderheit den diesfällig vorzüglich guten Zuſtand Neuenburg's auffallend. Aber ich will nicht weiter in den Zuſammenhang unſerer kaufmänniſchen Anmaßungen und unſrer bürgerlichen Verirrungen eintreten. Ich mußte mich ſelber fragen: was nützt es jetzt mehr, daß du dieſes Alte, Vergangene wieder ins Gedächtniß zurückrufeſt? Ich fühlte ſogar eine Neigung in mir, das Wenige, das ich darüber geſagt, wieder zurückzunehmen und durchzuſtreichen. Aber ich konnte meiner Neigung doch nicht folgen. Ich bin überzeugt, es wäre nicht gut, es wäre gar nicht gut, wenn wir die Schattenſeite unſerer nähern Vorzeit ganz aus den Augen verlören; und es ſchien mir unwiderſprechlich, ein weiſer Rückſchritt zu der Denkungs- und Handlungsart unſerer frühern und fernern Vorzeit könne ſich nur durch die richtige Erkenntniß der Fehler und Schwächen unſerer nähern Vorzeit mit einiger Hoffnung eines guten Erfolgs anbahnen. Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, wir ſehen im allgemeinen gar nicht gerne in dieſe Mittelzeit, die doch unſern gegenwärtigen Zuſtand mit ſeinem Guten und mit ſeinem Schlechten immediat hervorgebracht, mit offenen Augen hinein. Aber wir haben unrecht, wir haben darin ſehr unrecht. Die Irrthümer und Fehler, die in der Schwäche, ich möchte ſagen, in der Ohnmacht unſrer nähern Vorzeit in unſrer Mitte herrſchend waren, ſind durch die Abänderungen unſrer Regimentsformen weder in unſerm Geiſt noch in unſerm Fleiſch verſchwunden. Sie konnten dadurch nicht verſchwinden. Was einzelnen Menſchen, einzelnen Ständen und ganzen Communen Jahrhunderte durch zur andern Natur geworden, von dem bleibt ewig wahr, was die Alten ſagten: naturam expellas furca.

Die Engherzigkeit der nähern Vorzeit, die wir ſo gerne im Dunkel der Vergeſſenheit vergraben wiſſen möchten, verliert das Schädliche, das Eingreifende, das Drückende ihres Karakters nicht dadurch, daß man ihre grellen Erſcheinungen in aller Stille mit einiger Sorgfalt ſich mindern macht; ſie verliert ihren Karakter nicht einmal dadurch, daß man ihre grellen Erſcheinungen mit beſtimmtem Gewalt zurückdrängt und bis auf einen gewiſſen Punkt wirklich unmöglich macht. Nein, nein, ſie verliert ihren Karakter durch keine, wenn auch noch ſo ängſtliche Sorgfalt der Kleinherzigkeit, am allerwenigſten durch irgend eine Art von krummen Wegen, zu denen die Kleinherzigkeit unſer Geſchlecht ſo allgemein hinführt. Sie verliert ihn nur durch Näherung zur Selbſtſuchtloſigkeit und Edelmuth. Die Schwächen der Kleinherzigkeit ſind mit denjenigen der Engherzigkeit die nämlichen. Die Aengſt-

hkeit und die Muthloſigkeit der Kleinherzigkeit iſt dem
delmuth fremde, und es iſt nur durch die Belebung der
zten, wodurch einzelne Menſchen und ganze Stände
n den Schwächen der Engherzigkeit zu der Kraft der
ochherzigkeit hinübergehen. Dieſe, die Großherzigkeit
ſers Geſchlechts bildet ſich nicht im Koth der menſchli-
en Selbſtſucht, aus dem alle äuſſern Formen der Ge-
einkraft und des Gemeinweſens hervorgehn; und die
ortführer ſolcher Formen ſind ſelten Männer, von de-
n aus der Geiſt der wahren Großherzigkeit auszugehn
d in die Maſſa des Volks einzudringen vermag. Die
ationen werden weder durch das Aeuſſere der Formen
er Regierungen, noch durch das Wortgepräng, mit
n dieſes beleuchtet oder verdunkelt, belobt oder beſtritten
rd, hochherzig. Sie werden durch keine Art von Wie-
legung kleinherziger Geſinnungen, ſie werden durch
ne Art von Darlegung kleinherziger Handlungen groß-
zig, ſie werden nur durch Thaten der Großherzigkeit
der zur Großherzigkeit erhoben. Laßt uns alſo dem
uſſern der conſtitutionellen Veränderungen auch in
ckſicht des Zuſammenhangs unſrer ökonomiſchen, mer-
tiliſchen und bürgerlichen Verhältniſſe nicht mehr Werth
en, als es wirklich hat. Wir werden uns nur durch
ſtille Thun des Individualedelmuths, der in unſrer
itte in allen unſern Ständen noch ſtatt findet, wir
rden uns nur durch die Führung, Bildung und Erzie-
g der Individuen unſers Volks in allen Ständen zu
m, was gut, was edel, was ſchön iſt und wohl lautet,
der Denkungs- und Handlungsweiſe unſrer frühern

Vorzeit und zu der Großherzigkeit, die in dieſer Vorzeit der Segen aller Stände im Vaterland und vorzüglich auch der Segen des armen, eigenthumsloſen Mannes im Land war, erheben. Laßt uns dieſes einzige Mittel, was uns als Bürger und Schweizer dem Zuſtand wieder näher bringen kann, aus dem der ausgezeichnete Segen unſerer Väter hervorgieng, mit gemeinſamem Eifer ergreifen, und in der edeln Stimmung, die dieſes Ergreifen vorausſetzt und ohne deren Daſeyn es nicht denkbar iſt, auch mit Schonung und Liebe auf die Fehler und Schwächen der nähern Vorzeit, die wir indeſſen nie aus den Augen verlieren dürfen, zurückſehen. Auch das Bild, das ich von einigen Schattenſeiten dieſer nähern Vorzeit machte, möchte ich beym ernſten Feſthalten ſeiner lehrreichen Wahrheit doch mit Schonung und Liebe ins Aug' gefaßt wiſſen. Es iſt in einem Zeitpunkt entworfen worden, in dem uns in ökonomiſcher und bürgerlicher Hinſicht die äuſſerſten Gefahren umſchwebten und mit allen ihren Schreckniſſen vor der Thüre zu ſtehen ſchienen. Die Beſorgniſſe, die jeder Vaterlandsfreund, welche Anſicht er auch über die Urſachen derſelben gehabt haben mag, in dieſem Zeitpunkt in ſich ſelber nährte, ſind Gottlob glücklich, aber wir müſſen ſagen, unerwartet und ſo ziemlich ohne unſer eigenes groſſes Verdienſt unbegreiflich glücklich vorübergegangen. Das aber ändert die Wahrheit des Zuſtands, in dem wir waren, und die Natur der Gefahren, die uns obſchwebten, ſo wenig als die Möglichkeit des Wiederkommens ähnlicher Umſtände und ähnlicher Gefahren auf keine Weiſe, und das um ſo weniger, da die moraliſchen

Fundamente unſers alten, guten Zuſtands und die Mittel der Selbſthülfe, die jeder von uns zur Erhaltung deſſelben für ſeine Individualität bedarf, durch das lange und in die Menſchennatur tief eingreifende Kunſtgetrieb, das ſich die gegenſeitige Selbſtſucht unſrer Partheyen in unſrer Mitte erlaubte, in der Maſſa unſers Volks unendlich gemindert, und zwar in der Maſſa der *geführten* noch gar viel mehr als in der Maſſa der *führenden* Stände. Das iſt in allen bürgerlichen Umwälzungen immer der Fall. Die Mittel der Umtriebe, die darin zur Rettung und Erhaltung leidenſchaftlich belebter Anſprüche gebraucht werden, wirken immer im höchſten Grad auf die Minderung und Zerſtörung der moraliſchen Kräfte der Selbſthülfe des Volks, beſonders in den niedern Ständen, und gar oft muß man noch hinzuſetzen, je ſtiller, je geheimnißreicher die Umtriebe der bürgerlichen Selbſtſucht unter dieſen Umſtänden in einem Land ſind und je weniger gewaltthätig und blutig ſie äuſſerlich erſcheinen, deſto tiefer und verheerender wirken ſie oft auf die moraliſchen Mittel und Kräfte der Selbſthülfe, beſonders in den niedern Ständen des Volks. Auf der andern Seite aber muß man auch ſagen, die *Minderung* vieles Nahrungsſtoffes der Irrthümer, Anmaßungen und Anſprüche unſerer Leidenſchaftlichkeit, die die Aenderung unſerer conſtitutionellen Verhältniſſe hervorgebracht, war auch, obſchon, wie das nicht zu läugnen iſt, auf keine Weiſe das Erzeugniß einer lieblichen Freywilligkeit, geeignet, die Hauptquellen einiger unſerer ſprudelnden Anmaßungen und Anſprüche etwas zu dämpfen und hie und da den ruhigen Gefühlen der Mäſſigung und der Rechtlichkeit in unſerm Gemeinweſen einen gröſſern *Spielraum* zu geben.

Doch, ich glaube genug geſagt zu haben, um die Abkürzung meiner Anſichten über den Geiſt unſerer *nähern Vorzeit* und beſonders über die Art und Weiſe, wie ſich dieſer Geiſt in der Epoche, in die meine Lebenszeit hineinfiel, ausſprach, ich weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, zu entſchuldigen oder zu rechtfertigen. Ich beſeitige desnahen alles weitere, was in dieſer Abhandlung die wirthſchaftlichen und bürgerlichen Verhältniſſe unſers Vaterlands anbetrifft, und behalte nur das davon bey, was in derſelben meine damaligen, durch die Umſtände der Zeit belebten Anſichten über die Handbiethung, die wir unter dieſen Umſtänden dem Armen im Land ſchuldig ſind, beſonders aber über die Erziehung des Volks, dieſem einzigen, wirkſamen Mittel, die edle und großherzige Denkungs- und Handlungsart der frühern Vorzeit in unſerer Mitte wieder herzuſtellen, immediat betrifft. Ich muß dabey aber zum voraus bemerken, daß die in dieſem Zeitpunkt hierüber geäuſſerten Anſichten mich durchaus nicht mehr befriedigen. Ich hatte zwar ſchon damals gefühlt, daß die Erhebung unſers Volks zu der edeln Hochherzigkeit, die ſo lange der Segen unſers Vaterlandes war, nur durch die Erneuerung des Wohnſtubeneinfluſſes auf die Erziehung aller Stände, ſo wie durch die tiefere Einſicht unſers Volks in das Weſen dieſer hohen, menſchlichen Kunſt und durch das höchſte Raffinement in der Vereinfachung der Mittel des Volksunterrichts zu erzielen möglich iſt.

Ich ſah, daß es zu dieſem Endzweck unumgänglich nothwendig ſey, den Volksgeiſt hiefür durch tief eingreifende Mittel zu beleben, erkannte aber zugleich, daß es nur durch die Thatſache der tiefern Erforſchung und Erheiterung der Erziehungsgrundſätze, und ebenſo durch die fortdauernde Bearbeitung der Unterrichtsmittel zu ihrer höchſten Vereinfachung möglich ſey, mit Erfolg auf dieſes Ziel einzuwirken; und je heiterer dieſe Anſicht mir ward, deſto mehr belebte ſich in mir die Sehnſucht, mein Scherflein zu dieſem Ziel beytragen zu können; aber zugleich erweiterte ſich auch meine Ueberzeugung von dem unermeßlichen Umfang dieſes Ziels, und die Nichtigkeit der iſolirten Kräfte, die mir hiefür zu Gebothe ſtanden. Die Idee der Elementarbildung, deren Wort und Name wir ſo frühe ausſprachen, ſtand mir im Wirrwarr, in dem wir dieſem Ziel in dieſem Zeitpunkt entgegenſtrebten, wie ein Traum vor Augen, von deſſen Täuſchungen wir erſt eben erwachen, und zu uns ſelbſt, zum Bewußtſeyn der Realität unſers Seyns und Strebens gelangen ſollten; und ich danke es dem mir unbewußten Weſen des Ideengangs dieſes Zeitpunkts, daß ſich in demſelben allmählig in mir die Ueberzeugung ausbildete: es ſey kein weſentlicher Schritt zu dem groſſen Ziel, die Wohnſtubenkräfte des Volks für die Erziehung zu erhöhen, möglich, bis eine Anzahl Menſchen für den ganzen Umfang deſſen, was in Rückſicht auf die tiefere Erforſchung der Idee der Elementarbildung ſowohl als in Rückſicht auf die elementariſche Vereinfachung und Ausarbeitung einiger unſrer Unterrichtsmittel ſchon geſchehen und in unſerer Hand liegt, vollkommen ausgebildet und ſich daſſelbe in ſeinem ganzen Umfang eigen gemacht haben. Ich war überzeugt, daß es nur durch die Thatſache des Daſeyns ſo weit gebildeter Menſchen und durch die anſchauliche Darſtellung ihres Könnens und Wollens möglich iſt, den Geiſt und das Weſen der Elementarbildung gleichſam zu Tag zu fördern, das Urtheil über ſie aus der Volksüberzeugung ihres Werths und ihres Segens ſelber hervorgehn zu machen und dadurch das öffentliche Intereſſe aller Stände für ſie zu beleben.

Die Errichtung meiner Anſtalt für die Bildung von Erziehern und Erzieherinnen entſtand aus dieſer Ueberzeugung. Dieſe Anſtalt beſteht nun gegen vier Jahre, und hat durch ihre Reſultate dem aufmerkſamen Beobachter unwiderſprechlich bewieſen, daß, wenn es darum zu thun iſt, einem Volk durch die Erhöhung der Kunſt der Erziehung neue Belebungsmittel zur Entfaltung ſeiner Kräfte zu geben, ſo müſſen die Leute, durch welche dieſer Zweck erzielt oder auch nur ſeine Erzielung angebahnt werden ſoll, dieſe neuen Belebungsmittel ſelber in einem befriedigenden Grad erkennen lernen und ſich vollkommen eigen zu machen ſuchen; denn niemand kann einem andern geben, was er ſelbſt nicht hat, und es iſt immer eine böſe Sache um den Willen, etwas zu thun, das man nicht kann. Wer immer für eine Sache Hülfe ſucht, der muß vor allem aus erkennen, daß er das nicht ſelber hat, wofür er Hülfe ſucht, und daß man das, was nicht da iſt, wenn man es haben will, eigentlich ſo viel als erſchaffen, d. h. in dieſem Falle, daß man das Erziehungserſonale, das in Stand geſezt werden ſoll, einem Volk urch die Erziehung neue Belebungsmittel ſeiner Kräfte u geben, dafür ſelber erzogen werden muß. Sie, dieſe erſuche, haben wenigſtens mir entſcheidend bewieſen, aß es nur durch den Zwiſchenſchritt ſolcher Bildungsan-talten für Erzieher möglich iſt, den Segen der Elementar-ildungsmittel aus dem Traumgeſchwaz darüber in die ealität einer wahren, in die Wohnſtuben des Volks ſel-er eindringenden, höhern Erziehungskraft zu umwandeln. ch habe den Zweck und die Mittel dieſer Anſtalt in einer Rede vom 12ten Januar 1818., die ich dieſem Band beyfüge, in den erſten Tagen, in denen ich ſie be-onnen, ins Licht geſezt. Der Erfolg der Anſtalt war, o weit die Kinder darin gut und zweckmäſſig gewählt urden, entſchieden. Er bewies unwiderſprechlich, daß ie Elementarbildungsmittel in der Hand wirklich elementariſch gebildeter Erzieher die ganze Maſſa der ihrer ührung anvertrauten Kinder mit überwägender Gewalt greifen und ihren bildenden Einfluß beynahe ohne alle usnahme an ihnen bewähren. Aber mitten indem die eſultate dieſer Anſtalt mich in ſo weit befriedigten, zeig-n ſie auf der andern Seite, daß die Anwendungsweiſe er elementariſchen Entfaltungsmittel unſers Geſchlechts uf die groſſe Menſchenklaſſe, die ihr Brod mit Hand-nd Landarbeit verdienen muß und zum Theil ganz ei-nthumslos iſt, von der Anwendungsweiſe dieſer Mittel u denjenigen Ständen, deren Brod durch ihr Eigenthum ſichert oder die ſich daſſelbe durch eine höhere, über die gentliche Hand- und Landarbeit emporſtehende Kunſtbil dung zu erwerben, Beruf, Gelegenheit und Mittel in der Hand hat, weſentlich verſchieden ſeyn muß. Es hat ſich ſogar aus den Erfahrungen dieſer Verſuche thatſächlich bewieſen, daß die Theilnahme an der Anwendungsweiſe der elementariſchen Entfaltungsweiſe, die nur für dieſe letzte Volksklaſſe geeignet, das Perſonale meiner zu Erziehern und Erzieherinnen beſtimmten Zöglinge in der Brauchbarkeit für die Anwendung dieſer Mittel für die Volksklaſſen, die ihr Brod mit Handarbeit und mit Landbau verdienen müſſen, geſchwächt; und es erhellet aus dieſer Thatſache ſo wie aus den Erfahrungen des dießfälligen Verſuchs, daß der urſprüngliche Zweck meiner Lebensbeſtrebungen, durch Vereinfachung der Unterrichtsmittel, die Wohnſtubenkräfte des Volks für die Erziehung, beſonders für die arbeitende, niedere Volksklaſſe zu ſtärken und zu vermehren, Bildungsanſtalten erfordern, die zwar in Rückſicht auf die Entfaltungsmittel der Kräfte der Menſchennatur mit denjenigen, durch welche dieſe Kräfte in den höhern Ständen entfaltet werden, vollkommen die nämlichen ſind, die aber in Rückſicht auf die Ausbildung der Fertigkeiten, die der gemeine Handarbeiter und Landbauer zur Anwendung dieſer Kräfte nothwendig hat, von der Bildungsweiſe der Fertigkeiten ganz verſchieden ſind, die die höhern Stände und der bürgerlich gebildete Kunſtarbeiter dazu nothwendig hat.

Dieſe Ueberzeugung brachte mich, mitten im eigentlichen Entzücken über das Weſentliche des Erfolgs meiner Bildungsanſtalt für Erzieher, dahin, das Bedürfniß einer zweyten, durch welche die Anwendungsweiſe der elementariſch entfalteten Kräfte mit der Lage, den Umſtänden und Verhältniſſen des gemeinen Handarbeiters und Landbauers in genaue Uebereinſtimmung zu bringen, lebhaft zu fühlen.

Ich füge dieſen Bogen die Broſchüre bey, die über die Folgen, welche die diesfällige Ueberzeugung auf mich hatte, und die Schritte, die ich in Gefolg derſelben zur Errichtung einer Anſtalt gethan habe, die, wie ich hoffe, geeignet ſeyn wird, die Anwendung der Elementarbildungsmittel bey der handarbeitenden, niedern Volksklaſſe und bey dem Landbauer zu befördern, und überhaupt vielſeitigen Aufſchluß über die Frage zu geben, was zur Beförderung der Idee der Elementarbildung, in ſo fern ſie als ein ſolides Fundament der Erneuerung der Volkskräfte in allen Ständen und als ein zuverläſſiges Mittel, die Wohnſtubenkräfte des Volks für die Erziehung allgemein zu erhöhen und zu veredeln, angeſehn würde, gethan werden könnte und gethan werden ſollte.

Die Sache iſt wichtig, und ich werde bis an mein Grab trachten, für dieſen Zweck ſo viel zu leiſten, als es mir möglich iſt.

Jetzt will ich, mit Beſeitigung der ökonomiſchen und bürgerlichen Anſichten dieſer Abhandlung, nur noch einige Stellen aus derſelben, die mir von weſentlicher Bedeutung ſcheinen, anführen. Sie ſind folgende.

In Rückſicht auf das, was in der gegenwärtigen Lage unſerer theils wirklich ſehr leidenden, theils noch weit mehr bedrohten Fabrikgegenden unumgänglich zu thun nothwendig iſt, fällt es auf, daß die öffentliche Wohlttigkeit vor allem aus von denjenigen Menſchen angeſprochen wird, die durch Krankheit, oder wodurch es immer ſey, geſchwächt, die Mittel und Kräfte verloren, ſich ſelber die Bedürfniſſe des Lebens genugthuend zu verſchaffen. Und es fragt ſich: wie ſollen wir unter gegebenen Umſtänden dieſem Anſpruche im Vaterland ein Genüge leiſten? Sollen wir uns in Tagen der öffentlichen Gefahr mit dem bloſſen Hinwerfen der von uns für Handlungen der Wohlthätigkeit beſtimmten Pfenninge begnügen? Bedarf das hinfällige Alter, bedarf der leidende Kranke, bedarf das gefährdete Vaterland nicht des Geiſtes der Wohlthätigkeit, der ein hoher, reiner, heiliger Geiſt iſt, für ſich ſelber und für die Unglücklichen, die es in ſeinem Schooß trägt? Bedarf es nur unſers Gelds? Und was iſt unſer Geld ſelber im Ganzen deſſen, was es bedarf? Wir kennen das, was es wirklich bedarf, nicht, wenn wir dieſes mehr als die äuſſere Hülle deſſen, was es wirklich bedarf, anſehn. Nein, das Vaterland, die leidende Armuth und das Alter bedarf mehr. Es bedarf weſentlich der Erneuerung des innern Edelmuths und der innern Menſchlichkeit in uns ſelbſt. Täuſchen wir uns nicht. Der arme, kranke Alte bedarf der Gegenwart des liebenden Herzens ſelber, aus deſſen Augen die Thränen der Wehmuth für ſein Leiden und die Sehnſucht für ſeine Rettung auf ſeine Wangen herabfallen? Aber werden die Thränen der Reichen dahin fallen? Oder ſind ſie es allein, die darauf fallen ſollen? Hat denn der Arme kein Herz für dieſe Thränen? Oder thut die Thräne des Armen dem Leidenden nicht wohl? Silber und Gold hat er für ihn dahin

Aber man mache ihn fühlen, was er hat, was er dießfalls in ſich ſelbſt trägt, und gebe ihm Gelegenheit, den Bedrängten und Leidenden mit dem, was er für ihn in ſich ſelbſt trägt, zu erquicken. Die öffentliche Tugend iſt das Gemeingut des Armen wie des Reichen, und die Liebe des Armen, die er mitten durch die Härte ſeiner Lage in ſich ſelber erhalten, iſt, wie das Gold, das durch Feuer geläutert, eine erhabene Liebe. Die Thräne, die er an der Seite des Leidenden, deſſen Hand er in der ſeinigen hat, auf ſein Antlitz hinab weint, iſt die Thräne des Bruders, die im Menſchenherzen Glauben und Dank findet, wie keine Gabe des Reichen. Die Thräne des Reichen, die auf das Antlitz des Armen herabfällt, iſt zwar noch mehr: ſie iſt eine Engelsthräne. Doch Engel erſcheinen dem Armen ſelten in Menſchengeſtalt, oder vielmehr Menſchen erſcheinen dem Armen ſelten in Engelsgeſtalt. Aber bedarf denn der Arme, Leidende und Elende nur der Hülfe des Reichen und ſeines Gelds? O nein! o nein! Die Gabe des Armen geht aller Menſchheit ans Herz. Wo ſie immer Spielraum findet, da leuchtet ihre unerwartete und ungeahnte Kraft zur Beförderung des hohen Segens des Lands. Wahrlich, ihre Kraft iſt auch für den Reichen bildend, wenn er ſie ſieht und in ihrer Wahrheit erkennt. Aber er ſieht und erkennt ſie ſelten. Da er den Armen nicht kennt und nicht ſieht, da der Arme ſelten anders als im Bild des verdorbenen, verwilderten Geſindels vor ſeinen Augen ſteht, ſo kann er die Kraft zum Guten, die im armen, erniedrigten Mann im Land vorliegt, nicht leicht erkennen. Aber wo der Arme im Land für die Kraft zum Guten, die in ihm liegt, Spielraum findet, daß ſie Menſchen von höhern Ständen in ihrer Wahrheit in die Augen zu fallen vermögen, da hat ihre Kraft auch für dieſe Stände einen hohen, bildenden Einfluß. Es iſt unſtreitig, wenn irgend ein gutgeſinnter Menſch aus den höhern Ständen dahin kommt, von Angeſicht zu Angeſicht einen Armen zu ſehn, der, ob er gleich nicht hat, wo er ſein Haupt hinlege, höhere Tugenden ausübt, als die, deren er ſich ſelber bewußt iſt, dann erhebt ſich ſein Herz zum Gedanken: es wäre ihm gut, wenn er auch wäre, wie dieſer einer. Es erhebt ſich ſein Herz zum Gedanken: es wäre ſeinen Kindern gut, wenn ſie würden, wie er iſt. Er wirſt jetzt ſeine Augen näher auf dieſen Armen. Er gewinnt ihn lieb. Er traut ihm. Er legt den Pfenning, den er für einen Leidenden, Armen, Kranken beſtimmt, in ſeine Hand und ſagt ihm: nimm ihn du für ihn hin, gieb ihn ihm; er iſt ihm viel mehr werth, wenn du ihn mit den Thränen deiner Liebe benetzeſt. — So nähert ſich dann das bewegte Herz des Reichen gegen den edlern Armen, ſobald dieſer in die Lage kommt, vor ihm nicht blos als ein erniedrigter, unglücklicher, verdorbener und verhärteter, ſondern als ein edler, würdiger und ſelber als ein Menſch, der erhabener, groſſer Tugenden und Handlungen fähig und innerlich für ſie belebt iſt, vor ihm zu ſtehn. Sein Werth wird ihm jetzt auffallend, er wird ihm wichtig. Es kann nicht fehlen. Er wird allmählig mit ihm vertraut. Er hört ihn an, wie er einen ſeines gleichen anhört. Er hört ihn an, wie er ihm die Geſchichte ſeines Lebens, ſeine Schickſale erzählt. Auch dieſe gewinnt jezt in ihm eine höhere Bedeutung. Er ſieht in ihr das Bild (le tableau) der Menſchennatur und die Geſchichte des Menſchengeſchlechts. Sie wird ihm Spiegel ſeiner ſelbſt und der Möglichkeit und ſelber der Wahrſcheinlichkeit ſeiner Schickſale und der Schickſale der Seinen. Der Gedanke: ich bin ein Menſch wie er, und mir kann begegnen, was ihm begegnet — wird jezt lebendiger in ihm, als er es in ſeinem Leben je war. Das Bild der Noth und das Leiden des Mannes knüpft ſich jezt in ſeiner Einbildung an die Vorſtellung der Gefahren der Zeit, und der Noth und der Leiden, welche jezt für Tauſend und Tauſende und ſelber für ganze Stände möglich und ſogar wahrſcheinlich werden. Beſonnen und ernſt denkt jezt die milder gewordene Seele des Mannes, wie er es wahrſcheinlich in ſeinem Leben noch nie gedacht: vielleicht bin ich, ehe ich ſterbe, ſelber in einer Lage, in der ich des thränenden Auges und des zarten, ſanften Handdrucks eines Menſchen bedarf, der in Liebe und Theilnahme dem Armen gleich iſt, der jezt vor mir ſteht. — Wird der Mittelmann und der Reiche einmal ſo auf den edlern Armen aufmerkſam gemacht, wird er mit dem Umfang ſeiner Leiden, mit der Wahrheit ſeiner Kraft und mit der Bedeutung ſeines Lebens ſo näher bekannt, ſo bewegt ſich das Heiligſte, das Menſchlichſte in ihm lebendiger, als es ſich je ohne dieſe Näherung gegen den edlern Armen in ihm hätte bewegen können. Er fühlt die Würde der Menſchennatur in dem Unglücklichen höher als er ſie beym Anblick glücklicher Menſchen vielleicht nie und wahrlich beym Anblick ſeiner ſelbſt vielleicht eben ſo wenig in ſich ſelber gefühlt. Das ändert denn das Innerſte ſeiner Denkungs- und Handlungsweiſe gegen den Armen. Es kann nicht anders, es muß ſie in ſeinem Innerſten ändern. Er findet es jetzt nicht mehr unter ſeiner Standeswürde, dieſen armen Mann auf eben die Weiſe und in eben dem Grad hochzuachten, in dem er wünſchen muß, daß die Armen im Land den Edelſten unter den Edeln hochachten. Es erniedrigt ihn jetzt nicht mehr, ſeine Hand in die Hand des Armen zu legen, und die Thränen, die in ſeinem Auge ſchwimmen, mit den ſeinen zu erwiedern. Die Schickſale unſers Geſchlechts erſcheinen ihm in einer neuen, in einer höhern, heiligen Anſicht. Er ſieht jetzt, wie er es noch nie ſah, nicht nur wie wenig Reichthum und Ehre den innern Werth ſeiner Natur wirklich erhöhen, ſondern auch, wie wenig ſie ſeinen Beſitzer ſogar gegen die weſentlichen Gefahren des Unglücks und aller ſeiner Leiden ſichern. Wenn er jetzt auch denken darf, es iſt dennoch wahrſcheinlich, daß ich, ohne die tiefen Leiden der Armuth zu fühlen, meine Laufbahn vollende, und es iſt eben ſo wahrſcheinlich, daß auch meine Kinder einſt den Gefahren der Armuth nicht unterliegen werden, ſo fühlt er doch tiefer, als er es nie fühlte: tauſend Umſtände können meinen Leib zerrütten, mein Gemüth angreifen, meinen Geiſt verwirren, daß ich Mitleiden und Liebe eigentlich auf die Art und in der Eigenheit, wie der Unglückliche, Leidende in der niederſten Volksklaſſe, bedarf. Dieſe Näherung des edlern Armen zu der Beſonnenheit und der Tugend des Mittelſtandes

und

und der Reichen iſt es, was in Zeiten, wie die ſind, in denen ein Land mit groſſen ökonomiſchen Gefahren bedroht iſt, mehr als je Noth thut. Die Gemeinkraft und die Gemeintugend findet nur in dieſer Näherung die Allgemeinheit die Belebung und die Nahrung, ohne die ſie ſich niemals mächtig und gewaltſam entfaltet; und doch ſind die Mittel einer wahren Gemeinhülfe ohne eine tiefe Entfaltung der reinen Grundanlagen der Menſchlichkeit nicht denkbar. Ich nehme alſo unbedingt an, daß es für die in unſerer Mitte und beſonders in den jetzt ökonomiſch gefährdeten Gegenden zu erzielenden Endzwecke dringend ſey, die Belebung eines milden, liebenden Sinns im Nationalgeiſt durch jedes Mittel, das in der Hand der Weisheit und der Tugend des Staats und aller ſeiner edeln Individuen liegt, allgemein und in den niedern Ständen mit eben der Sorgfalt wie in den höhern zu betreiben. Die Mittel dazu bedürfen keiner umſtändlichen Ausführung, und ich habe in Rückſicht auf das, was in einem Zeitpunkt, in welchem die Zahl der alten, gebrechlichen, kranken und ihr Brod genugthuend verdienen zu können unfähigen Menſchen, die ſich ohne alles Maaß und ohne alles Verhältniß vermehren könnte, dießfalls nichts weiter zu ſagen.

Ich gehe weiter. Die zweyte Aufmerkſamkeit, die weſentlich und gegenwärtig noth thut, muß auf die Kinder gerichtet ſeyn, deren Eltern durch die Umſtände auſſer Stand gebracht worden, ihr Brod mit Gott und Ehren zu verdienen. Hierüber ſoll ich jetzt reden. Ich ſoll das Wort ausſprechen, deſſen Gedanke mich durch mein Leben beſchäftigt; ich ſoll über die Wichtigkeit und Heiligkeit der Armenhülfe, in ſo fern ſie von der Erziehung ausgeht, auf eine Weiſe reden, die wenigſtens auch mich ſelber befriedigt. Ich ſoll den Mittelpunkt, aus dem ſie, die Erziehung des Volks, hervorgehen muß, in dasjenige Licht ſetzen, in dem es meiner Seele durch mein Leben immer vorſchwebte und noch heute in eben dem Grad, indem ich mich dazu unfähig fühle, mit gleicher Lebendigkeit anſpricht, und mir keine Ruhe und keinen Frieden übrig läßt und bis an mein Grab keine Ruhe und keinen Frieden übrig laſſen wird, bis ich hierüber mit mir ſelber, ſo weit es mir immer möglich, ins Klare gekommen.

Dieſe Stelle iſt in Rückſicht auf den Entfaltungsgang meiner Begriffe über die Volkserziehung, da ſie wirklich vor mehr als zehen Jahren geſchrieben, von weſentlicher Bedeutung. Das Gefühl, daß meine Einſichten über dieſen Gegenſtand noch nicht zu genugſamer Reife gelangt, erlaubte mir noch nicht, oder vielmehr ſetzte mich noch nicht in Stand, mich dießfalls mit der Freyheit, Beſtimmtheit und Zuverſicht im Detail darüber auszuſprechen; es hinderte mich ſogar, mich für einmal dem tiefern Nachforſchen über dieſen Gegenſtand hinzugeben. Ich trieb mich auch in der ganzen Fortſetzung dieſer Bögen vielſeitig um Geſichtspunkte herum, die noch in einem chaotiſchen Dunkel in mir lagen und nur hie und da einzelne Lichtſtrahlen der tiefern Wahrheiten, die dieſen

Geſichtspunkten zum Grunde gelegt werden müſſen, hervorſchimmern ließen. Es konnte nicht anders ſeyn. Ich kannte die Idee der Elementarbildung, ſo ſehr mich ihre Ahnung und die Erſcheinung einzelner Reſultate derſelben intereſſirten und zum Theil wirklich begeiſterten, durchaus noch nicht auf eine mich befriedigende Weiſe. Ich kenne ſie auch jezo noch nicht auf dieſe Weiſe. Aber ich fühle doch, daß ich ſeit dieſer Zeit in ihrer Erkenntniß weſentlich vorgeſchritten, und darf wenigſtens mit voller Ueberzeugung ſagen, ich habe die nähere Erforſchung dieſer Idee ſeit dieſer Zeit zum täglichen Geſchäft meines Lebens gemacht, und gegenwärtig lege ich meine Anſichten darüber vorzüglich in einer Schrift über die Errichtung einer neuen Anſtalt im Aargau und noch beſtimmter und umſtändlicher im fünften Theil von Lienhard und Gertrud dem Publikum vor Augen, und hoffe, das geſchehe auf eine Weiſe, die die einſtweilige Beſeitigung deſſen, was ich über dieſen Gegenſtand in der gegenwärtigen Abhandlung geſagt habe, entſchuldigen wird. Ich füge davon hier nur dasjenige noch bey, was in der Wochenſchrift für Menſchenbildung, 4. Band, S. 218. eingerückt wurde.

Bild eines Armenhauſes.

Sey es ein mit Moos bedecktes Strohdach, es iſt gut genug für den ganzen Umfang der Bedürfniſſe dieſes Hauſes. Müſſen die Kinder der Anſtalt auf Stroh und Laub ſchlafen, es iſt für ihre Bildung recht. Genieſſen ſie das Jahr hindurch, wenn ſie geſund ſind, auch keinen Tropfen Wein und nur ſelten etwas Fleiſch, erſpare ihnen der Genuß der Erdäpfel das theurere Brod, wenn ſie Milch und Obſt neben ihnen haben, ſo ſind ſie geſund genährt; ſeyen ihre Kleider von der roheſten Wolle und vom gemeinſten Zwilch, es iſt ihnen unendlich beſſer, als daß ſie ſich in irgend einen Fetzen abgelegter Kleider der Eitelkeit und des Reichthums hineinwerfen; das taugt für ihr, durch die Einfachheit und Harmonie ihres ganzen Seyns in der Unſchuld zu erhaltendes Aufblühen gar nicht. Ihre Kleidung muß wie ihr Eſſen, und ihr Lager mit ihrer Armuth und mit allen Beſchwerlichkeitsarten ihrer Lage und ihrer Umſtände in einer gleichartigen und allgemein auf ihre Bildung kraftvoll hinwirkenden Uebereinſtimmung ſtehen. Es muß ihnen durchaus nicht unbehaglich ſcheinen, und bey ihnen keine Art von unangenehmer Empfindung erregen, in Kleidern dazuſtehen, die mit dem ihrer Arbeitsgattung nothwendig beiwohnenden Staub, Schmutz und Koth bedeckt ſind.

Um die ganze Laſt des Tages ſo tragen zu lernen, daß ſie ihnen keine Laſt mehr ſcheint, müſſen ſie gewöhnt werden, alles, was dieſe Laſt, wie ſie ſpeziell und individuell in ihren einzelnen Theilen auf ſie hinwirkt, von ihnen fordert, durchaus nicht als laſtend zu fühlen und zu denken. Im Gegentheil müſſen ſie gewohnt werden, ſich das tägliche Leben in derſelben zur unbedingten Gewohnheit und gleichſam zur andern Natur zu machen. Sie müſſen ſich demſelben nicht nur in leidender und gekränkter Standhaftigkeit für den Augenblick unterwerfen, ſondern ſich daſſelbe ſo angewöhnen, daß kein Gefühl einer leidenden und gekränkten Ueberwindung diesfalls ihren Zuſtand auch nur einen Augenblick trübt, ſo wie ein Fußbote, der ſein Brod nur mit täglich belaſtetem Wandern über Berg und Thal verdienen kann, ſich den Wechſel des Froſts und der Hitze, des Windes und des Regens nicht nur in jedem einzelnen Augenblick mit einer jammernden Geduld unterziehen, ſondern ſich in jedem Fall an den ſtrengſten Wechſel dieſer Beſchwerlichkeiten ſeines Standes allgemein gewöhnen und ſich ſicher ſtellen muß, daß ihr ſtrenges Wiederkommen durchaus nicht den Einfluß auf ihn haben könne, den es allgemein und nothwendig auf Menſchen hat, die bey irgend einer Art Unwetter nur in bedeckten Wagen fahren, und ſich dann gar nicht an die Luft hinaus wagen; der Arme kann im Allgemeinen nur durch die Kraft, das Uebel leicht zu ertragen, dahin erhoben werden, daſſelbe zu beſiegen und ſich darüber zu erheben.

Die Menſchheit, die ihn zu dieſer Kraft erziehen ſoll, kann ihm deswegen ſeinen Weg dazu nicht mit Roſen beſtreuen. Sie iſt ihm das auch nicht ſchuldig. Aber ſchuldig iſt ſie ihm: die eiteln und thörichten Verhacke der Leidenſchaft und der Niederträchtigkeit, in deren Gewirr er ſeine Kräfte unnöthigerweiſe, aber bis zur Erlahmung erſchöpfen ſollte, aus dem Weg zu räumen. Sie thut dieſes weſentlich immer nur in ſo weit, als ſie ihn zur ruhigen Kraft, ſich ſelber zu helfen, emporhebt. Es iſt nicht die Noth, die den Menſchen verwildert, es iſt die Willkühr, die Leidenſchaft, es iſt die Niederträchtigkeit, mit der die Menſchen ſich das Leben ſauer machen, was das Innere unſerer Natur vorzüglich verwildert. Was immer die menſchliche Kraft erhöht, das erniedrigt ſein Inneres nicht, und indem ich ihn zur Unterwerfung unter alle Noth des Lebens kraftvoll erziehe, will ich nichts weniger, als ihn in ſeinem Innern erniedrigen; das Gegentheil, indem ich die eitle Begierde nach aller Scheinhöhe, die nicht für ihn paßt, in ihm auslöſche, erhebe ich ihn zu der Kraft der innern wahren Höhe, die er mit Recht anſprechen darf, und mache ihn mitten in der niedrigſten Tiefe ſeiner äuſſern Erſcheinung ſich ſelbſt in der ganzen Würde ſeiner Natur, ich mache ihn ſich ſelbſt im ganzen Umfang des Worts, als Menſch fühlen.

Man irre ſich nicht, ſelber indem ich ihn allen Schmutz, allen Koth und allen Staub ſeines Standes mit Standhaftigkeit ertragen lehre, will ich, ſo ſehr es auch das Gegentheil ſcheinen mag, nichts weniger, als ihn auf irgend eine Weiſe der Unreinlichkeit preis geben, noch dadurch das Gefühl der innern Zartheit der befriedigten, und auch der äuſſern Achtung entgegenſtrebenden Menſchheit in ihm erlöſchen. Nein, ich will ihn eben dadurch beides, über den Geiſt der Unreinlichkeit, und über die Noth, in der ſie für den Armen faſt unausweichlich wird, erheben. Man irre ſich aber nicht, es iſt nicht der Schein der Unreinlichkeit, es iſt der Geiſt der Unreinlichkeit, der bey dem Armen vermieden werden kann und vermieden werden muß. Dieſem, der ſein ekles Daſeyn ſo oft mit dem trügenden Schein des Gegentheils bedeckt, muß beim Armen, der ſich tauſendmal dem Schein derſelben unterwerfen muß, mit der höchſten Sorgfalt vorgebeugt werden. Und zur Ehre der Schweizeriſchen niedern Stände ſey es geſagt, es herrſcht in vielen Gegenden unſers Vaterlandes ein Erbgeiſt von ausgezeichneter Reinlichkeit bis in die niederſten Hütten herab, der in ſeinen Urſachen und in ſeinen Wirkungen mit der allgemeinen Ehrbarkeit und Ehrenfeſtigkeit unſerer Väter, eben ſo wie mit dem Nationalglück, das wir in der Induſtrie fanden, innig zuſammenhängt. Es erhebt wahrlich mein Innerſtes immer, wenn ich in einigen Gegenden der Schweiz die Sorge für das Weſen der Reinlichkeit auch mit dem kraftvollſten Unterziehen unter die eckelhafteſten Theile unſrer ländlichen wirthſchaftlichen Arbeit vereinigt ſehe, und Männer, die ſich z. B. im kraftvollen Behandeln der düngenden Jauche auf das Aeuſſerſte befleckt, von ihrer Arbeit ſogleich wegeilen und mit der höchſten Sorgfalt ſich Arme, Füße und Geſicht abwaſchen und eben ſo Töchtern vom ſchönſten Wuchs kraftvoll den Stall miſten und mit entblößten Füßen in ſeinen tiefſten Koth ſtehen ſehe, bis ſie die Arbeit vollendet, dann aber wie ſie augenblicklich zum Brunnen eilen und ſich mit Sorgfalt wieder reinigen. Nein, der Leib des Armen ſey reinlich, er kann, er muß es ſeyn. Ihr Kleid kann es nicht immer ſeyn, aber am Sonntag ſey das Kleid auch des Aermſten ein reinliches Kleid. Die Sorge, die die Vorzeit hiefür hatte, am Sonntag in der Kirche und im Haus immer reinlich zu erſcheinen, war eine hohe, das Volk diesfalls in der Wahrheit bildende Sitte.

Sie muß im Armenhaus, das ich vorſchlage, mit der ganzen Kraft des Alterthums wieder ermuntert werden. Der Arme erſcheine auch am Sonntag äuſſerlich unbeſchmutzt vom Koth der Erde, deſſen Laſt er an dieſem Tage nicht tragen ſoll. Und auch in den Werktagen mangle die Sorgfalt für die Reinlichkeit des Kindes nie, wenn ſie anwendbar und ſchicklich iſt. Was zur Verhütung der Hautkrankheiten und des Ungeziefers noth thut, das mangele in keinem Stück. Auch keine Spur davon werde im Armenhaus geduldet. Seine Kinder müſſen ſich, ſo lange es die Jahreszeit duldet, jede Woche wenigſtens einmal baden; ſie waſchen ihr Geſicht jeden Morgen Sommers und Winters mit Sorgfalt und die Hände nach jeder ſie beſchmutzigenden Arbeit, ſo bald ſie können, und in jedem Fall immer vor dem Eſſen. Sie werden gewöhnt, kein Stück Brod, keinen Löffel, kein Glas mit ungewaſchnen Händen anzurühren.

Die Sorge ihrer Reinlichkeit aber, ſo wahr und vollendet ſie ſeyn ſoll, ſey dennoch der Sorge für ihre Kraft und der Uebung in derſelben tief untergeordnet.

So wenig der Soldat fürchten darf, die Zärte des Gehörgefühls, das ein feiner Sänger bedarf, durch den Kanonendonner, wenn er ihm ſeine Gehörnerven auch noch ſo nahe berührt, zu verlieren, ſo wenig darf der Arme, wenn er durch die Natur ſeiner Arbeitsbeſchäftigung genöthiget iſt, ſich in Staub, Schmutz und Koth herumzutreiben, fürchten, die Zartheit ſeiner Haut preis zu geben. Die Schwielen ſeiner Hände ſind ſeine wahre Ehre, und ſie fördern den männlichen Wuchs unſers Geſchlechts und ſelber ſeine Schönheit weit mehr, als die Sorge für die Zartheit der Haut.

Die Mittel, ſich die Reinlichkeit ſeiner Lage für ſein Leben zu erhalten, ergeben ſich bey dem Armen nur durch die ſtandhafte Unterwerfung der Augenblicks-Unreinheit, zu der ihn ſeine Lage und ſein Beruf nöthigt. Die Reinlichkeit des Armen muß blos die Aeuſſerung ſeiner Kraft ſeyn, für ſein Leben reinlich bleiben zu können. Sie müſſen in ihm nur als Mittel dieſer Kraft mit Erfolg der Armuth, der traurigſten aller Quellen der Unreinlichkeit entgegenzuwirken, erſcheinen, und ihm heute keinen höhern Grad der Reinlichkeit möglich machen, als denjenigen, der die Sicherheit dieſer Reinlichkeit bis an ſein Grab zu erhalten in ihm begründet und feſtſetzt. Was hilft es der aufwachſenden Jugend im Jünglings- und Mädchenalter, vom Morgen bis Abend auf eine Weiſe für ihre Reinlichkeit zu ſorgen, durch die ſie den Grund der häuslichen und bürgerlichen Kraftloſigkeit ihres Mittelalters legen, und ſich der Gefahr ausſetzen, im grauen Alter die Leiden der Unreinlichkeit, zu der das irre gelenkte Leben des Armen ſie am Ende immer hinführt, in Schwäche und troſtloſer Verlaſſenheit bis an ihr Grab dulden zu müſſen?

Stärke und Gewandtheit ſey alſo das erſte, das vorzüglichere Ziel ihrer Erziehung. Ihre Gymnaſtik ſey vielſeitig, aber in ihrem Weſen feſt von den einzelnen Bewegungen des Leibes, die ſeine künftige Arbeitsgattung erfordert ausgehend, und dieſer untergeordnet.

Um laufen zu lernen, hüten ſie frühe die Gänſe, Schaafe und Ziegen. Suchen ſie das Verlorne bis ſie es gefunden, laufen ſie eilend, Berichte abzuſtatten und Berichte zu holen. Klettern lernen ſie nicht an hiefür aufgerichteten Stangen, ſie lernen es an den Bäumen, auf die ſie hinanſteigen müſſen, um ihre Früchte zu pflücken. Ihre Uebungen ſeyen ſelten ſpielend, ſie ſeyen es nur im Fall, wenn ihre Arbeitsarten eine das allgemeine Entfalten ihrer körperlichen Kraft nothwendig anſprechende Bewegung nicht veranlaſſen. Sie müſſen frühe und allgemein in dem ganzen Umfang der Urbewegungen, die alle Theile der gemeinen Arbeitſamkeit des Volks anſprechen, geübt werden. Aber dieſe Einübung muß freilich mit aller Kunſt und in ſorgfältigen Verhältniſſen mit dem Wachsthum ihrer Kräfte ſtatt finden. Man lenke daher die Thätigkeit des für ſeine Beſtimmung zu bildenden Armen früh auf Bewegungen hin, die, indem ſie ihn zu einzelnen Arbeitsgewandtheiten bilden, ſeinen Körper im allgemeinen und ganzen Umfange anſprechen, und die Kräfte der Glieder im Zuſammenhang entfalten. Hierin darf man dem armen Kind nicht mangeln. Seine Kräfte müſſen in harmoniſcher Allgemeinheit und in allgemeiner Harmonie entfaltet werden. Und jede Bewegung, die in das Ganze weſentlich eingreift, muß ihm genugthuend eingeübt werden. Man mache ſie in den verſchiedenſten Stellungen arbeiten, mache ſie rechen, Steine aufleſen, mache ſie jäten, daß ſie ſich in jeder, auch in der beſchwerlichſten Stellung des Leibes ungehemmt und leicht bewegen. Die Uebungen ihres Körpers ſeyen mit dem

Organiſmus ſeiner Natur in völliger Uebereinſtimmung. Die Uebung ſeiner größern und mehrern Theile gehen unbedingt der Uebung der kleinern, wenigern und einzelnen voraus. Die Uebung, die den Arm anſpricht, gehe derjenigen voraus, die nur die Hand und die Finger anſpricht. Die angeſtrengte Hand erlahmt und verbreitet Siechthum über den ganzen Körper, wenn der Arm nicht zum Voraus kraftvoll gebildet iſt, und der Fuß des Webers, der ſich nur ſitzend bewegt, macht ſeine Schenkel und ſeine Gebeine eben ſo kraftlos, wenn er dieſen nicht durch nöthige Bewegungen Vorſehung thut.

Sie werden überall in denjenigen Arbeitsgattungen, die eine ſtehende oder wandelnde Bewegung des Leibes erfordern, weit früher und vorzüglicher geübt, als in denjenigen, die ſie ſitzend verrichten können oder verrichten müſſen. Die ſitzende Stellung iſt für das jugendliche Alter die unnatürlichſte, und wenn ſie anhaltend iſt, dem geſunden Wachsthum des Körpers und der allgemeinen harmoniſchen Entfaltung ſeiner Kräfte höchſt nachtheilig. Selber die liegende, wenn ſie ſchon nicht kraftbildend iſt, iſt für die Jugend nicht ſo nachtheilig. So viel aber auch die ſitzende Arbeit Nachtheiliges hat, es iſt unausweichlich, der Arme muß ſich an dieſelbe gewöhnen; nur geſchehe dieſe Angewöhnung mit Bewußtſeyn der Gefahr, die dabey iſt, mit dem nöthigen Wechſel ſeiner Stellung und mit der möglichſten Minderung der Dauer jeder einzelnen ſitzenden Arbeit.

Die Sorgfalt dieſes Wechſels iſt allgemein und in einem hohen Grad auch bey den Uebungen der feinern weiblichen und männlichen Arbeit nöthig, die das Kind des Armen auch im jugendlichen Alter nothwendig treiben muß. So wie aber die Bildung zur Reinlichkeit des Armen der Bildung zur Kraft untergeordnet und nachgeſetzt ſeyn muß, ſo muß auch die Bildung zur feinern Arbeit bei ihm nothwendig derjenigen zur ſtärkern untergeordnet und nachgeſetzt ſeyn. Und, es iſt für den guten Erfolg ſeiner Menſchlichkeitsbildung dringend, daß er im kindlichen Alter in keinem Fall durch das anhaltende Treiben einzelner, ſeine Kräfte im Allgemeinen nur ſchwach und einſeitig feinern anſprechenden Arbeitsgattungen, in der kraftvollen Entfaltung ſeiner allgemeinen phyſiſchen Anlagen gelähmt und gefährdet werde.

Das Haus des Armen muß jeden Heller, den es vermag dafür anwenden, daß die Noth des Lebens zwar auf der einen Seite zur Entfaltung der Kräfte der Kinder in einem hohen Grad benutzt werde, aber immer auf eine Weiſe, daß ſie durchaus nicht die nachtheiligen Folgen auf die phyſiſche Entfaltung der Kinder habe, wie bey den, in der ſich ſelbſt überlaſſenen Armen Unbehülflichkeit ihres vernachläſſigten Zuſtandes ſo oft der Fall iſt. Man erleichtere ihnen die Einübung aller Arten von Gewandtheiten und Fertigkeiten, die bey der ihnen nothwendigen Arbeitſamkeit einſt ihre Kräfte ſtark anſprechen werden.

Man gebe ihnen frühe Hämmerchen zum Schlagen, Beilchen Keile und Schlägelchen zum Spalten, Seile zum Anziehen, Flegelchen zum Dreſchen, Stangen um herabzulangen, was den Händen nicht erreichbar iſt.

Man gebe ihnen Räder zum Treiben; ſie ſtampfen ſchon mit ihren Kinderfüßen den Lehm in der Tenne; ſie tragen in den Händen, auf dem Rücken, auf den Kopf, in mäßigem und ſtehendem Verhältniß was Zeit und Arbeit immer zu tragen hervorbringt. Sie werden geübt, das Gewicht deſſen, was ſie tragen, auf jede Weiſe richtig zu ſchätzen. Das Gefühl ihrer Kräfte werde ihnen von allen Seiten zum heitern Bewußtſeyn gebracht. Sie haben keinen Theil an der Erde. Ihre Kraft iſt ihr einziges Erbtheil und das einzige Fundament irgend eines rechtlichen Anſpruchs an die Genießung derſelben. Wenn ſie alſo in der Welt verſorgt ſeyn ſollen, ſo muß dieſe hiefür in ihnen genugthuend entfaltet werden. Man bringe es dahin, daß das Gefühl ihrer Kraft ihnen zur Freude werde und in ihnen ſelbſt ein freyes lebendiges Streben errege, dieſe in ihrem ganzen Umfang immer mehr zu ſtärken und zu beleben. Ihre Entfaltung aber muß in jedem Fach in einem hohen Grad naturgemäß und einfach ſeyn. Ihr Körper bewege ſich nie zu ſeinem Verderben, er bewege ſich nie zu ſeiner Abſchwächung, er bewege ſich nur zu immer höher ſteigender Entfaltung ſeiner Kraft.

Ihr Unterricht ſey in ſeinem ganzen Umfange nichts anders, als kraftvolle Entfaltung ihrer ſelbſt für alles, was ſie wirklich ſind und wirklich ſeyn ſollen. Im engern Sinn des Worts, als wirkliche Lehre ins Aug gefaßt, iſt er nur das an die Bildung ihres wirklichen Lebens angeknüpfte und anpaſſende Wort. Er diene weſentlich dahin, ihnen dieſes immer mehr in ſeiner wahren

Bedeutung zum feſten Bewußtſeyn zu bringen. Dies Wort gehe lebendig und kraftvoll von ihrer Arbeit aus. Es werde durch ihr Intereſſe in ihnen belebt; es ergreiſe ſie in jedem Fall im ganzen Umfang ihres Seyns und Weſens. Ihr Herz und Geiſt nehme an allem Theil, was ihr Leib ſchafft, aber das Thun ihrer Hand verſchlinge dennoch die Kraft ihres Geiſtes nicht. Sie werden frühe gewöhnt, ihre Gedanken während der Arbeit feſtzuhalten, frühe das innere Leben ihres Geiſtes von jeder äuſſern Bewegung ihres Leibes unabhängig zu fühlen. Sie lernen auffaſſen, nachdenken und behalten, während dem ſie arbeiten, ſo daß ihr Geiſt und ihr Herz ſich auch mitten im ſtrengſten Betreiben ihrer äuſſern Thätigkeit keinen Augenblick nahrungslos in öder Leerheit, ſeiner ſelbſt nicht bewußt, verträume. Ferne ſey in ihrer Mitte jedes mit dem Umfang ihres Thuns unzuſammenhängende Geſchwätz und von irgend einem Wiſſen, das mit ihrem wirklichen Leben in keiner Verbindung ſteht. Die Aufmerkſamkeit auf ihre Arbeit werde durch kein Wort eines ſolchen unnöthigen Wiſſens gelöst; alles werde mit dem größten Ernſt dahin gelenkt, daß ſie ſich für jede Arbeit, die ſie in ihrer Hand haben, mit allen Kräften und mit allen Sinnen zuſammenfaſſen, und ihre vollkommene Ausführung, ſo wie ihre ſchnelle Vollendung jeden Augenblick als das Ziel, nach dem ſie ſtreben, lebendig vor Augen haben. Wenn das erzielt iſt, dann werde ihr Frohſinn geweckt, ihre Arbeit durch heitern Geſang belebt und erquickende Spiele beleben ihren Geiſt und bilden ihre Gewandtheit. Frühe erhebe ſich in ihnen das Bewußtſeyn ihrer Kraft, ihr Glück ſich ſelber gründen zu können und dieſes werde eben ſo früh mit dem erhebenden Gefühl: das Glück ihrer Nebenmenſchen durch ihre gebildete Kraft in dem Grad befördern zu können, als dieſe Kraft ſelbſt in ihnen groß und vollendet iſt, innig und lebendig verwoben. Alſo erſcheinen ihnen ihre Kräfte frühe als heilige, göttliche, wachſende Kräfte zum Dienſt der Wahrheit und der Liebe und zum Dienſt Gottes, mitten unter ihrem Geſchlecht. Dieſe Stimmung tief begründet, entfaltet ſich im Innern der Kinder faſt nothwendig eine erhebende, lebendige Sehnſucht nach jeder, ihnen für dieſe Zwecke dienenden Bildung, daß ſie froh und lebendig die Stunden der Freyheit und der Ruhe als Stunden des Unterrichts benutzen, und ſich jeder Anſtrengung gerne unterziehn, die ſie in der Bildung ihres Geiſtes, Herzens und ihrer Kunſtkraft weiter zu bringen im Stande iſt.

Religiöſe Bildung der Kinder der Armen.

Wie es alle Kunſt erfordert, die Unterrichtsfächer des menſchlichen Wiſſens gleichſam gewichtlos in die menſchliche Seele hineingehen zu machen, ſo iſt es im Gegentheil im höchſten Grad weſentlich, daß der Religionsunterricht gewichtvoll auf den Geiſt und das Herz der Kinder hinwirke, und ſie in jedem Fall im ganzen Umfang ihrer höhern Kräfte ergreife. Das Geſetz der heiligen Ruhe und der feierlichen Stille, ſowohl am Tag des Herrn, als in jedem Augenblick, den ſie Gott und der

Ewigkeit zu weihen beſtimmt ſind, ſey ein feſtes Geſetz unſers Armenhauſes, und werde in demſelben in jeder einzelnen religiöſen Handlung genau beobachtet. Das Kind des Armen werde auf keine Weiſe während der Arbeit in der Religion unterrichtet. Die Arbeit iſt des Armen Welt, und die Kraft, mit der es dieſe an ſie kettet, macht es in jedem Fall zum erniedrigten Sklaven ihres Koths, wenn es ſich nicht in ſich ſelbſt als ein höheres Weſen, als einen Sohn der Ewigkeit, als ein Kind Gottes fühlen lernt. Es iſt alſo weſentlich, daß der Eindruck, den die Welt mit allen ihren Reitzen und allen ihren Laſten auf ihn macht und machen muß, in ſeinem Innern der ewigen göttlichen Anſicht aller Dinge feſt und kraftvoll untergeordnet werde. Der Grad der Kraft, mit der es an die Welt gefeſſelt iſt, beſtimmt auch den Grad derjenigen, mit der es über dieſelben erhoben werden muß, und es iſt für den Armen, den die Noth in verſchiedenen Rückſichten, ſo gewaltſam in den niedern Koth der Welt hinabzieht, und ihm tauſend Mittel, ſich wenigſtens etwas über ſeine eckelſte Schlechtheit zu erheben, die der Reiche in ſeiner Hand hat, alle entreißt, dringend, daß ſeine durch ſinnliche Beweggründe belebten Kräfte in ihm ſelber in ihrer innern Unſchuld erhalten und in ihm ſelbſt als höhere göttliche Kräfte und zwar nicht blos in leichten vorübergehenden Augenblicken erſcheinen, ſondern tief und feſt in ihm begründet ſeyen, ſo daß ſie ihm ein mit ihr übereinſtimmendes Denken, Handeln und Fühlen allgemein habituell mache, und es über die Welt, die es nicht lieblich umſchwebt und über ſich ſelbſt und über ein Ver-

ſinken

ſinken in eine noch größere Unlieblichkeit, als diejenige, die es umſchwebt, erheben. Deßnahen muß der Religionsunterricht dem Kind dieſes Hauſes zur ſichern Auffaſſung der wahren Bedeutung ſeines Lebens, aller Verhältniſſe und aller ſeiner Anſtrengungen und Mühſeligkeiten, eben wie zur heiligen höhern Auffaſſung jedes andern Unterrichtsgegenſtandes mit hoher und mit einer überwältigenden Kraft gegeben werden.

Frühe werden die Kinder dieſes Hauſes mit allem, was aus der Bibel ihr Gemüth zu ergreifen und zu Gott und Chriſto zu erheben geeignet iſt, bekannt gemacht. Die Anſichten des ewigen Lebens vereinigen ſich frühe in hnen mit allem Heiligen, Göttlichen und Erhebenden, hres zeitlichen Seyns und ihrer menſchlichen Umgebung. Seyen ſie von Vater oder Mutter verlaſſen, ſo lernen ſie durch die Thatſache ihrer ſegnenden und befriedigenden Umgebungen frühe erkennen, daß Gott ſie nicht verlaſſe, ſondern mehr für ſie ſorget, als ihr Vater und ihre Muter je für ſie hätten ſorgen können.

Das tiefe Bewußtſeyn ihres Glücks, zu dem ſie durch ie höhern und göttlichen Anſichten deſſelben hingelenkt werden müſſen, führe ſie mit ſiegender Kraft zur Anſtrenung ihres innern Seyns in der Liebe und Vertrauen zu hrem Vater im Himmel, eben wie die Noth ihres äuſern Lebens ſie zur bildenden Anſtrengung ihrer äußern Kraft erhebend anhaltet.

Ohne Gebet werde in dieſem Armenhauſe kein Morgen begonnen, ohne Gebet werde kein Tag ihrer Abende beſchloſſen. Wenn ſie auch hungerig zu Tiſche kommen, eine eingeübte heilige Scheu hindere ſie nach einer Speiſe zu greifen, ehe ſie die Hände betend gefalten. Nie ſtehen ſie von Tiſche auf, ohne ihm, ihrem Schöpfer gedankt zu haben. Eine hohe heilige Sorge lehre ſie Gottes kleinſte Gabe mit Ehrfurcht behandeln.

Was an ihrer Speiſe genießbar iſt, werde vollends genoſſen. Nie werfen ſie den geringſten Ueberreſt, der noch menſchlich genießbar iſt, leichtſinnig weg. Selber das, was dem Menſchen ungenießbar, werde ihnen auch in ſeiner kleinſten Erſcheinung dennoch bedeutungsvoll; es werde von ihnen mit Sorgfalt erhalten, wo ſie es immer finden, zuſammengeleſen und dem Vieh zur Nahrung gegeben, und was auch dieſem nicht genießbar iſt, der Fäulniß übergeben, um die Segensgabe wieder zu erzeugen, deren ungenießbare Ueberreſte oder Hülſen es waren. Wenn ihnen die Zerſtreuungen des Leichtſinnes, wenn ihnen die milde Freiheit des ungebundenen Lebens ganz mangelt, und ſie, auf die nothwendigen aber befriedigenden Lebensgenüſſe beſchränkt, den Kitzel des Gaumens kaum kennen, ſo bleibe ihre Seele nie leer vom Selbſtgefühl ihres höhern, edlen, innern Werths, und jede Kraft, die in ihnen wohnt und als Keim derſelben alles menſchliche Gute in ihnen belebt.

Wenn ihre Hand matt iſt, und die Stunde des Ausruhens ihrem ermüdeten Leib Bedürfniß wird, auch dann ſtehe ihr Auge nicht ſtill im feſten Hinblick auf alles was ſie umgibt. Ihr Geiſt bleibe auch dennoch lebendig bewegt zum Forſchen und Denken über alles, was ihres Thuns und ihr Heil iſt, über alles was bildend und erhebend ihr Inneres zu ergreifen vermag. So wie die göttliche Anſicht des Glaubens ſie zu einer in ihrer Lage und ihren Umſtänden allein wahren Weisheit emporheben wird, ſo wird ſie die göttliche Anſicht des Lebens zur höchſten und wahren Weisheit deſſelben erheben; aber das Höchſte dieſer Weisheit iſt ewig die göttliche Liebe, in der ſich ihre Weisheit in allen Beziehungen und Verhältniſſen des Lebens ausdrücken wird. Mangle ihnen alles, was den guten Sinn der Reichen verwirrt, und ihre Kraft ſchwächt. Aber höher beinahe als er dieſem erreichbar iſt, genieſſen ſie den Segen dieſer Liebe. Mehr als alles Wiſſen der Welt beſorge ihr Führer, daß ſie nicht nur im Allgemeinen freundlich und lieblich unter einander wohnen und zu Zeiten einzelne auffallende Proben dieſer Geſinnung geben, ſondern daß das Leben im Dienſt der Liebe ihnen als das Leben ihrer höchſten Freude und einer ſie beſeligenden Begeiſterung erſcheine.

Weſentlich iſt, daß der Führer des Hauſes ſelbſt ein Mann von reiner kindlicher Liebe ſey. Wenn er auch der erſte Mann der Welt wäre, die Arbeits- und Verdienſtzwecke des Hauſes mit Wunderkraft zu erzielen, hätte aber die Liebe nicht, ſo wäre er für dieſes Haus ein tömendes Erz und eine klingende Schelle. Wenn ein Haus in der Welt iſt, dem ſolche Schelle ein entſchiedenes Hinderniß ſeiner Zwecke iſt, ſo iſt es ein ſolches Armenhaus. Aber wenn ich den Führer des Hauſes mir als den Mann der Liebe denke, ſo fordere ich von ihm nicht weniger, als er ſey auch ein Mann der Kraft. Seine Liebe ſey hohe Weisheit, ihre Wirkung ſicherer Segen, ihr Leben eingreifende Thatkraft. Seine Liebe drücke ſich in der ganzen Führung des Hauſes als dieſe hohe Kraft aus. Jeder Karſtſtreich und jeder Nadelſtich ſey in dieſem Hauß eine ſolche. Die That der Liebe werde darin nie durch das Geſchwäz der Liebe geſtört; nie werde in ihm ihre Darlegung bei den Kindern der Armuth im Spiel der Schwächung der Worte, ein leeres eitles Geſchäft der Unterhaltung. Der Gedanke, das ſchön ſagen zu lernen, was man gut thun ſoll, ſey ferne von der Führung des Hauſes, und nie entweihe das eingeübte Spielwerk des Schwatzens die heilige Zunge des Armen. Sie, die Heilige, lebe mit den Kindern der Armuth, im ſtillen geſchloſſenen Gefühl, und äuſſere ſich nur durch Thaten der Hülfe und Thränen der Reue, die dem liebenden Kind in dem heiligſten Augenblicke entlockt werden müſſen, wenn es jemals in ſeinen Umgebungen der Liebe gemangelt hat. Es werde frühe gewöhnt, dem ſchwächern Kind, das neben ihm iſt, in allem, wozu es im Stand iſt, zu dienen, und der Führer des Hauſes verwendet eine unermüdete Sorgfalt darauf, daß dieſes täglich mit einer Si-

rheit geſchehe, die derjenigen gleich iſt, welche die
utter bei ihrem Säugling dafür verwendet.

Jede Handlung der Menſchenliebe ſey ihnen ein Aus-
ß ihrer göttlichen Liebe und dadurch innig mit dem Ge-
l des Dankes gegen diejenigen verbunden, die ihnen
Väter, als Retter und Verſorger vorſtehen.

Menſchen, die ſie lieben, mit Thaten der Liebe zu
rraſchen, erſcheinen in ihrem Haus bei jeder Gelegen-
t als die größte Freude deſſelben. Die Beiſpiele, daß
Kind dafür Nächte durchwache und mit aller Kunſt
berge, was es diesfalls vorhat, vervielfältigen ſich bei
r ſich anbietenden Gelegenheit, und die Theilnahme
de immer mit Sorgfalt belebt und allgemein gemacht.
nährte Empfänglichkeit zur Freude und eingeübtes lieb-
es Weſen in ihrem Innern und ihren Umgebungen
ge ihnen den Mangel der Freuden der Welt, die äuſ-
ch tauſchen, den innern Frieden ſtören, das Gift na-
der Laune nähren, und im Innern den Keim des
hſinns, der ein heiliger Keim iſt, gewaltſam erſticken.
der innern hohen Befriedigung, die die Liebe der
nſchennatur giebt, liegen dann auch die Mittel, alle
irrungen und alle Leiden der Eitelkeit aus dem Kreis
r Kinder ſo zu entfernen, daß ihre Reize ihnen bey-
e unbekannt bleiben müſſen, und das höhere Gefühl
rer wahrer Ehre ſie die nichtigen Anſprüche dieſer
ſchlichen Schwäche kraftvoll verſchmähen machen wird.

Dieſes, die gemeinen Eitelkeitsanſprüche verſchmähende höhere Streben wird dem Armen in dieſem Haus durch ſeine Umgebungen, ſo wie durch ſein tägliches Seyn und Treiben gleichſam natürlich gemacht, und das muß ſeyn.

Rede

an mein Haus;

gehalten den 12ten Jänner 1818.

Ich befinde mich gegenwärtig in der Lage eines Hausvaters, der, ſein nahes Hinwegſcheiden von ſeiner Haushaltung vor ſich ſehend, ſein Haus für dieſen Fall beſtellen will, und zu dieſem Endzweck die Seinigen, ſo viel ihrer ſind, in einem feyerlichen Augenblicke um ſich her verſammelt und ihnen die Lage ſeiner Haushaltung, die Wünſche ſeines Lebens, die Hoffnungen in ſeinen Beſtrebungen zu eröffnen, und die Bitten, die er dieſer Wünſche und Hoffnungen halber an ſie hat, mit Vaterliebe an ihr Herz zu legen ſich bemüht.

Ich trete mit heute das 73ſte Jahr meines Lebens an, das ſich in vielen Rückſichten mehr zu einem öffentlichen als zu einem Privat-Leben geſtaltet hat; auch fühle ich mich in dieſer Stunde mehr im öffentlichen Dienſt als in meinen Privatverhältniſſen lebend, und mehr dahin ſtrebend, die Verhältniſſe meiner öffentlichen Stellung ins Reine zu bringen, als irgend eine Sache meiner Privatverhältniſſe zu berühren. Ja, Freunde, es iſt der Erwerb meines öffentlichen und nicht derjenige meines Privatlebens, den ich dieſen Augenblick ins Aug faſſe, um den Segen deſſelben auch nach meinem Tod ſicher zu ſtellen und fortdauern zu machen, und dieſer Erwerb iſt einzig das Scherflein, das ich zur Belebung, zur Erheiterung der Begriffe der Erziehung und des Armenweſens und der Anregung des Intereſſes vieler Menſchen für dieſen Gegenſtand auf den Altar der Menſchheit und des Vaterlandes jetzo hinzulegen mich beſtrebe.

Freunde! Ich ſehe mich in dieſem Augenblick verpflichtet, es auszuſprechen: Meine Ueberzeugung iſt vollſtändig, unſer Welttheil ſteht im Großen und Allgemeinen in Rückſicht auf die wirklich beſtehenden allgemein und real ausgeübten Mittel der Erziehung und des Armenweſens im Dunkel eines Kunſtnebels, den weder die Sonnenkraft der Wahrheit noch des ſtillen Mondes ſanfte Liebe zu durchdringen und aufzuhellen vermag. Ich weiß, das Wort, das ich diesfalls jetzt ausſpreche, wird vielſeitig mißverſtanden; aber es muß mißverſtanden werden, denn der Kunſtnebel, über den ich klage, iſt wahrlich zum Element geworden, in dem wir leben, ſchweben und ſind. Ich faſſe denſelben nur in den zwey Geſichtspunkten der Volksbildung und des Armenweſens ins Aug, und ſpreche es noch einmal aus, wir leben in einem, der Baſis aller wahren Kunſt mangelnden, Verkünſtlungsverderben, in deſſen Dunkel wir freylich in einigen andern Gegenſtänden, wie z. E. in Viehzucht, Feldbau, Kunſt- und Fabrikſachen u. ſ. w. viel heller ſehen und uns weit erleuchteter benehmen, als im Erziehungs- und Armenweſen, und überhaupt in Gegenſtänden, die die höhern Angelegenheiten unſrer Natur betreffen, aber dann auch eben dadurch dahin kommen, uns über die Verirrungen, in denen wir der höhern Angelegenheiten der Menſchheit halber leben, zu täuſchen, und gehindert werden, die

Tiefe des Verderbens, darin wir diesfalls ſtecken, zu erkennen, und beſonders die Quellen unſers Verderbens mit dem Gefühl der Erſchütterung, die diesfalls die reine, unverkünſtelte Natur in uns ausſpricht, zu fühlen und zu erkennen, daß dieſes Verderben ſeine wahre Quelle in tief feſtſtehenden, in all' unſer Seyn und Thun eingreifenden und unſere Geiſtes- und Herzensſtimmung ganz beherrſchenden Anſichten, Geſinnungen, Gelüſten und Gewohnheiten unſers allgemeinen Zeitlebens habe, und zwar eben ſowohl in den Anſichten, Geſinnungen, Gelüſten und Gewohnheiten derjenigen Menſchen und Stände, die berufen ſind, in den Angelegenheiten der Erziehung und des Armenweſens dem Volk und der Jugend zu helfen, als in den Anſichten, Gelüſten und Gewohnheiten derer, denen geholfen werden ſollte, liegen. Iſt das aber wahr, ſo iſt auch offenbar, daß dem Verderben, das diesfalls in unſrer Mitte ſtatt findet, unmöglich kann abgeholfen werden, als durch Maaßregeln und Mittel, die durch ihr Weſen tief und gleichſam beherrſchend in die Anſichten, Geſinnungen, Neigungen, Gelüſte und Gewohnheiten unſrer Zeitwelt und unſers Zeitlebens einzugreifen geeignet. Aber wo dieſe Mittel finden? Wo die Lehre dieſer Mittel und ihre Lehrer zu finden? Wo ihre Schüler zu ſuchen? Das ganze Leben unſrer Zeit iſt eigentlich eine beſtehende Weltordnung gegen daſſelbe, in deren Verkünſtlung wir uns ſelbſt in dieſer Rückſicht nicht mehr in uns ſelber erkennen. Das iſt ſo wahr, daß wir die Anſprüche der Menſchennatur in dieſer Rückſicht nicht mehr rein in uns ſelber fühlen, und ihr dießfälliges reines Recht nicht mehr für uns ſelber anſprechen; darum iſt es uns auch unmöglich, daſſelbe für die Volkserziehung und die Armuth anzuſprechen. Ich bin der Zeit abgeſtorben. Die Welt, die Zeitwelt iſt mir nichts mehr. Sie iſt nicht die Welt meiner Zeit, ſie iſt nicht meine Welt. Mich füllet ein Traum, mich füllet das Bild der Erziehung, der Menſchenerziehung, mich füllet das Bild der Volkserziehung, der Armenerziehung, deren Ausführung aber freylich eine minder verkünſtelte Welt vorausſetzt. Aber ich überlaſſe mich meinem Traum. Ich träume, ich träume begeiſtert. Das Bild der Erziehung, das innere, heilige Weſen einer beſſern Erziehung ſteht im Bild eines Baums, der an den Waſſerbächen gepflanzt iſt, vor meinen Augen. Siehe, was iſt er? Woraus entſpringt er? Woher kommt er mit ſeinen Wurzeln, mit ſeinem Stamm, mit ſeinen Aeſten, mit ſeinen Zweigen, mit ſeinen Früchten? Siehe, du legſt einen kleinen Kern in die Erde. In ihm iſt des Baumes Geiſt. In ihm iſt des Baumes Weſen. Er iſt des Baumes Saamen.

Gott iſt ſein Vater,
Gott iſt ſein Schöpfer.
Groß iſt Gott
Im Kern des Baumes.
Menſchenhand! Menſchenhand!
Du legſt ihn als Gottes Kern
In die wilde Erde,
Du legſt ihn als Gottes Kern
In Gottes Land,
In deines Gottes liebes Land;

Menſchenhand! Menſchenhand!
Du legſt ihn als Gottes Kern
In die milde Erde.

Der Kern iſt des Baumes Geiſt, der ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt den Leib ſchafft. Siehe ihn an, wie er ſich aus der Muttererde entfaltet. Schon ehe du ihn ſiehſt, ſchon ehe er aus der Erde hervorbricht, hat er in ihr Wurzel geſchlagen. So wie ſich das innere Weſen des Kerns entfaltet, verſchwindet ſeine äuſſere Hülle. Der Kern verfaulet, wenn er entkeimt. Er verſchwindet, ſo wie er ſich entfaltet. Sein inneres organiſirtes Leben iſt in die Wurzel hinübergegangen. Er iſt Wurzel. Seine Kraft iſt Wurzelkraft geworden. Siehe ſie an, die Wurzel des Baumes. Der Baum bis an die äuſſerſten Zweige, an denen ſeine Frucht hängt, iſt aus ſeiner Wurzel hervorgegangen. Er iſt in ſeinem ganzen Weſen nichts anders, als eine ununterbrochene Fortſetzung von Beſtandtheilen, die in ſeiner Wurzel ſchon da waren. Das Mark, das Holz, der Baſt, die Rinde iſt in den äuſſerſten Zweigen des Baums das nehmliche Mark, das nehmliche Holz, der nehmliche Baſt und die nehmliche Rinde, die n den Wurzeln ſchon da waren, und die in unabgeän- erter Gleichheit ihres Weſens und ſogar in unabgeän- erter Gleichheit ihrer Form und ihrer Faſern in voll- ommenem und ununterbrochenem, ſelbſtſtändigem Zuſam- nenhang ſich durch den Stamm hinauf bis an ſeine äuſ- rſte Zweige als das gleiche Mark, als das gleiche Holz, ls der gleiche Baſt und als die gleiche Rinde fortſetzt. iehe alle dieſe Grundtheile des Baumes unvermiſcht jedes weſentlich von dem andern getrennt, ſich ſelbſtſtändig, jedes nach den individuellen Geſetzen ſeines Weſens, bis an die äuſſerſten Zweige fortbilden, aber in ihrem Innern dennoch von dem organiſchen Geiſt des Baums zu der Gemeinwirkung vereinigt werden, durch welche ſie das Reſultat der Beſtimmung des Baums, die Hülle des heiligen Kerns, aus dem die Frucht ſelber entſprungen, hervorbringt. So wie den Baum, ſehe ich auch den Menſchen aufwachſen. Unſichtbar liegen im Kind, ſchon ehe es geboren, die Keime der Anlagen, die ſich in ihm durch ſein Leben entfalten. Dem Baum gleich bilden ſich die einzelnen Kräfte ſeines Seyns und Lebens durch die ganze Bildungsepoche des Menſchen, d. i. durch ſein ganzes Leben, eben wie die Grundtheile des Baums ſin ewig gegründeter Trennung und Selbſtſtändigkeit neben einander. Aber eben ſo wie die ewig geſönderten Grundtheile des Baums durch den unſichtbaren Geiſt ſeines phyſiſchen Organismus in hoher, göttlich gegründeter und göttlich geſicherter Uebereinſtimmung zur Ausbildung des ewigen Reſultats aller Kräfte des Baums, zur Ausbildung ſeiner Frucht hinwirken, alſo wirken auch die ewig geſönderten Grundkräfte alles Wiſſens, alles Thuns, alles Kennens, Könnens und Wollens der Menſchen durch den unſichtbaren Geiſt des menſchlichen Organismus, durch die Kraft ſeines göttlichen Herzens, durch die Kraft des Glaubens und der Liebe in hoher, göttlich gegründeter und göttlich geſicherter Uebereinſtimmung verbunden zur Bildung des ewigen Reſultats aller in Harmonie ſtehender Kräfte der Menſchennatur, zur Bildung der Menſchlichkeit, zur Ausbildung des Menſchen, deſſen Inneres vom Fleiſch und Blut unabhängiges Weſen aus Gott geſchaffen iſt, in vollkommener Gerechtigkeit und Heiligkeit zur Ausbildung des Menſchen ſelber, der geſchaffen iſt zum Ebenbild Gottes, um vollkommen zu werden, wie ſein Vater im Himmel vollkommen iſt. Der Geiſt iſt, der da lebendig macht, das Fleiſch iſt gar nichts nutz. Der Geiſt des Menſchen liegt nicht in irgend einer ſeiner einzelnen Kräfte. Er liegt nicht in dem, was wir Kraft heißen. Er liegt nicht in ſeiner Fauſt, er liegt in ſeinem Hirn. Das Vereinigungsmittel aller ſeiner Kräfte, ſeine wahre, ſeine eigentliche Kraft liegt in ſeinem Glauben und in ſeiner Liebe. In dieſer liegt der heilige Vereinigungspunkt der Kräfte des Kennens, des Könnens, des Wiſſens und Thuns, durch den ſie, dieſe Kräfte, Kräfte der wahren Menſchlichkeit, wahre menſchliche Kräfte werden; ich möchte ſagen, der ganze Menſchlichkeitsgeiſt unſerer Kräfte liegt im Glauben und in der Liebe. Die Kräfte des Herzens, der Glauben und die Liebe, ſind für den Menſchen, als für ein zu bildendes und zu erziehendes göttliches ewiges Weſen eben was die Wurzel für das Wachsthum des Baumes. In ihr liegt die Kraft, die Nahrung aller ſeiner Grundtheile aus der Erde zu ziehn. Menſch, ſieh ſie an, dieſe Einſaugungskraft der Wurzel in aller innern Tiefe ihres erhabenen Weſens. Siehe, wie ſie in milder Erde, in der Sonnenwärme und in des Bodens Feuchte ihren Baum wachſen macht, daß er in ſeiner Art vollkommen als ein erhabenes Werk Gottes, als hohe Vollendung der organiſchen Schöpfung im Pflanzenreich daſteht. Aber ſiehe ſie doch nicht einſeitig an, dieſe erhabene Wurzelkraft des Baums. Siehe auch, wie ſie am undurchdringlichen Stein und in der ſteinernen Härte der dürren Erde und in der Glut des brennenden Sandes in ſich ſelbſt vertrocknet, daß ihr Baum zugleich mit ihr abſterben muß. Siehe ſie wieder im Sumpf des ſtehenden Waſſers im Mißverhältniß mit ihrer Einſaugungskraft und in der Fette des Düngers im Mißverhältniß mit ihrer Verdauungskraft des Baums durch Ueberfüllung in Fäulniß fallen und mit ihrem Baum zu Grund gehen.

Menſch, ſieh ihn alſo nicht einſeitig an, den Organismus des Baums, ſieh ihn in den Quellen und Mitteln ſeines organiſchen Lebens, ſieh ihn aber auch an in den Quellen und Urſachen ſeines organiſchen Sterbens, und wenn du ihn alſo angeſehen, ſo ſieh dich ſelbſt an und den organiſchen Gang, durch den auch du in allen deinen Kräften zum Leben gelangſt, und hinwieder dich ſelbſt in allen deinen Kräften ins Verderben ſtürzeſt und zum Tod bringſt. Frage dich ſelbſt, worin biſt du dem Baum gleich und worin biſt du ihm ungleich, worin iſt dein organiſches Weſen mit dem ſeinigen das nehmliche und worin iſt es von demſelben verſchieden?

Deine Kräfte ſind alle, wie die Beſtandtheile des Baums, im Ganzen ihres organiſchen Daſeyns ſelbſtſtändig. Aber ſo wie die verſchiedenen Beſtandtheile des Baums durch den organiſchen Geiſt, der in ſeinen Wurzeln lebt, unter ſich ſelbſt vereinigt werden, um gemeinſam zum Ziel der Frucht, die der Baum tragen ſoll, hinzu-

nzuwirken, alſo werden auch deine Kräfte, ob ſie gleich
de an ſich ſelbſtſtändig und getrennt, jede nach eigenen
eſetzen regiert, in dir ſelbſt feſt ſteht, dennoch durch
nen innern Gemeingeiſt ſeines menſchlichen Organismus
m gleichen Zweck der Hervorbringung deiner Menſch-
hkeit unter ſich vereinigt. Wenn der organiſche Ge-
eingeiſt, der in der Wurzel des Baums iſt, bald in
r Muttererde für alle Beſtandtheile ſeines Baums Nah-
ung einſaugt, bald aber in eben dieſer Erde abtrocknet,
erdorrt oder verfault, ſo hat auch dein menſchlich orga-
ſirtes Weſen in ſeinem innerſten Seyn eine Wurzel,
der der Geiſt ſeines ganzen Seyns und Lebens wohnt,
nd aus allem, was nicht er ſelbſt iſt, aus ſeinem Leib
lber und aus ſeinen Umgebungen Kräfte des menſchli-
hen Lebens ſammelt und gleichſam einſaugt, aber auch
uellen ſeines Todes und des Abtrocknens und Abfaulens
lles Heiligen und wahrhaft Menſchlichen, das in ihm
l, findet. Menſch, dein Organismus iſt nicht der Orga-
ismus einer ungeiſtigen, phyſiſchen Welterſcheinung, er
t nicht der Organismus des Pflanzenreichs, er iſt nicht
er Organismus des Thierreichs, er iſt der Organismus
iner ſinnlichen Hülle, in der ein göttliches Weſen ruht
nd lebt. Die Wurzel deines Lebens, die Gutes und
Böſes, Heiliges und Unheiliges aus ihrem ſinnlichen
Selbſt und aus ihren ſinnlichen Umgebungen einſaugt, iſt
icht phyſiſch gebunden, ſie iſt über alle phyſiſche Bande
haben, ſie iſt frey. Sie verbindet die Kräfte des phy-
ſchen Wachsthums, die in ihr wie in der Pflanze lie-
gen, mit der Kraft des Gärtners, der, wenn die Erde,

die um einen Baum herum iſt, hart iſt, wie ein Fels und ein Stein, ſie zu bewäſſern und zu befeuchten vermag, aber auch ſie unbewäſſert und unbefeuchtet ihrem Verderben überlaſſen kann, und der eben ſo, wenn ſein Baum im Sumpf ſteht, daß ſeine Wurzeln abfaulen könnten, den Sumpf abgraben kann, daß dieſelben wieder im Trocknen ſtehen und nur die nöthige Feuchte haben, hinwieder aber auch im Sumpf ſtehen und darin verfaulen laſſen kann. Wie immer der Baum den Einflüſſen der todten Natur unterliegt und der Geiſt ſeines Organismus gegen dieſelbe keine Gewalt hat, ſo iſt hingegen der höhere Geiſt, der im menſchlichen Organismus lebt, frey ſeine ſinnliche Natur und ſeine ſinnlichen Umgebungen zu ſeinem Verderben auf ſich einwirken zu laſſen, oder aber auch ihren Gewalt ſtill zu ſtellen und ſie mit der Kraft des lebendigen Gottes, der in ihm iſt, zu beherrſchen.

Seine ſinnliche Natur, er ſelbſt in der Erbſünde ſeines ſinnlichen Daſeyns in ſeinem Fleiſch und in ſeinem Blut, er ſelbſt in den Umgebungen der Welt, die nicht als homogen mit ſeinem Geiſt und ſeinem Herzen, ſondern mit ſeinem Fleiſch und ſeinem Blut vor ihm ſteht und auf ihn einwirkt, iſt für ihn und für ſein menſchlich-göttliches, inneres Weſen eben was die verhärtete Erde, der Fels, der Stein, der brennende Sand und der ſtehende Sumpf für die Wurzel des Baums iſt, der ſie abtrocknet und abfaulen macht, indeſſen aber der Baum gegen den äuſſern Einfluß ſeiner Umgebungen keine Gewalt in ſich ſelbſt hat, der Tröckne nicht ſagen kann:

weiche von mir, und der Feuchte nicht: komm zu mir, und darum ohne Gewalt gegen ſeine äuſſern Umgebungen ihnen unterliegen und in ihrem Verderben ſterben muß, wenn dieſe auf ſein Leben mit überwiegendem Verderben einwirken, ſo iſt hingegen die innere höhere Kraft der Menſchennatur, die den äuſſern Organismus ſeiner Kräfte zu ihrer letzten Beſtimmung, zur Erzeugung der Menſchlichkeit in ihm vereinigt, frey, der Wille des Menſchen, dieſer eigentliche Geiſt der Einſaugungskraft des Guten und des Böſen, der in der Menſchennatur iſt, iſt frey. Der Menſch hat ein Gewiſſen. Die Stimme Gottes redet in jedem Menſchen und läßt keinem unbezeugt, was gut und was bös, was recht und was unrecht iſt. Gott iſt in ihm und ruft ihm durch Glauben, Liebe, Wahrheit und Recht zur Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, und durch Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt zu Gott. Der Menſch kann dieſe Stimme Gottes in ſich ſelbſt hören und in der Freyheit ſeines Willens leben; er kann auch der Stimme Gottes, der Stimme ſeines Gewiſſens ſein Ohr verſchlieſſen; er kann der Freyheit ſeines Willens entſagen und den Gelüſten ſeiner Sinne und der Welt, die nicht als Gottes Welt, ſondern als Sinnenwelt vor ihm ſteht und auf ihn wirkt, ſich unterwerfen. Er kann die Liebe, die Wahrheit, den Glauben und das Recht von ſich wegwerfen; er kann wie ein Thier leben und zu ſich ſelber und zu jedem, der ſich ihm nahet, ſagen: dieſe Dinge gefallen mir nicht. Er kann mit ſich ſelbſt im Widerſpruch und mit ſeinem Geſchlecht in Zerwürfniß leben und im Widerſpruch mit ſich ſelbſt und im Zerwürfniß mit ſeinem Geſchlecht dahin kommen, alles was göttlich und menſchlich iſt weniger zu achten als ſeine Klauen, ſeine Zähne und die Derbheit ſeiner Fauſt.

Menſch, ſieh dich ſelbſt an und forſche, auf welchen Wegen du in Uebereinſtimmung mit dir ſelbſt und auf welchen du in Widerſpruch mit dir ſelbſt und in Zerwürfniß mit deinem Geſchlecht gelangſt. Sieh, auf welchen Wegen du ein Freund des Glaubens, der Liebe, der Wahrheit und des Rechts, ein Freund Gottes und der Menſchen werden kannſt, und auf welchen Wegen du ein Feind des Glaubens, der Liebe, der Wahrheit und des Rechts, ein Feind Gottes und der Menſchen werden müſſeſt. Siehe dich um, ſiehe dich näher um. Faſſe den Menſchen im ganzen Umfang ſeiner Entfaltung ins Aug. Siehe, er wächst, er wird gebildet, er wird erzogen. Er wächst durch die Kraft ſeiner ſelbſt, er wächst durch die Kraft ſeines weſentlichen Seyns ſelber. Er wird gebildet durch den Zufall, durch das Zufällige, das in ſeiner Lage, in ſeinen Umſtänden und in ſeinen Verhältniſſen liegt.

Er wird erzogen durch die Kunſt und den Willen des Menſchen. Das Wachsthum des Menſchen und ſeiner Kräfte iſt Gottes Sache. Es geſchieht nach ewigen göttlichen Geſetzen. Die Bildung des Menſchen iſt zufällig und abhänglich von wechſelnden Umſtänden, darin ſich der Menſch befindet. Die Erziehung des Menſchen iſt ſittlich. Sie iſt ein Reſultat der Freyheit des menſchlichen Willens, in ſofern ſie auf die Entfaltung ſeiner Kräfte und Anlagen Einfluß hat.

Durch das *Wachsthum* ſeiner Anlagen und Kräfte iſt der Menſch ein Reſultat ewiger göttlicher Geſetze, die in ihm ſelbſt liegen.

Durch ſeine *Bildung* iſt er ein Reſultat des Einfluſſes, den zufällige Umſtände und Verhältniſſe auf die Freyheit und Reinheit des Wachsthums ſeiner Kräfte haben.

Durch ſeine *Erziehung* iſt er ein Reſultat des Einfluſſes, den der ſittliche Wille des Menſchen auf die Freyheit und Reinheit ſeiner Kräfte hat.

Göttlich und ewig iſt an ſich ſelbſt im Menſchen das Geſetz ſeines Wachsthums.

Irrdiſch und ſinnlich iſt an ſich ſelbſt der Einfluß ſeiner Bildung.

Zufällig und unſicher iſt an ſich ſelbſt der Einfluß ſeiner Erziehung.

Die Bildung und Erziehung des Menſchen iſt weſentlich als eine, dem innern Entfaltungstrieb der menſchlichen Kräfte beywohnende Mitwirkung anzuſehen. Der Einfluß der Bildung *kann* mit den ewigen Geſetzen des Wachsthums der menſchlichen Kräfte in Uebereinſtimmung gebracht werden. Die Erziehung *ſoll* mit denſelben in Uebereinſtimmung gebracht werden. Aber beyde können auch mit denſelben in Widerſpruch geſetzt werden. Durch Uebereinſtimmung des Bildungs- und Erziehungs-Einfluſſes mit den ewigen Geſetzen des menſchlichen Wachsthums wird der Menſch allein wirklich gebildet und erzogen; durch den Widerſpruch ſeiner Bildungs- und Erziehungsmittel mit dieſen ewigen Geſetzen wird der Menſch verbildet und verzogen, eben wie die Pflanze durch den äuſſern Gewalt verkrüppelt wird, der den phyſiſchen Organiſmus ſeiner Theile zerrüttet und ſtört. Der Widerſpruch der Erziehung und der Bildungsmittel mit den ewigen Geſetzen des Wachsthums der menſchlichen Kräfte und Reinheit und Unſchuld des menſchlichen Willens, durch welche dieſe Kräfte zum Ziel ihrer gemeinſamen Beſtimmung vereinigt werden, iſt äuſſere Gewalt gegen die ewigen Geſetze des menſchlichen Organiſmus, die verheerend auf ſie wirken, eben wie jede äuſſere Gewalt, die verheerend auf den Organiſmus einer Pflanze oder eines Thiers einwirkt und ſie verkrüppelt. Im Menſchen liegen freylich von Gottes wegen alle Kräfte ſeines Könnens und Wiſſens ſelbſtſtändig und unter ſich getrennt, aber ewig unter ſich ſelbſt wieder verbunden durch die Kraft des menſchlichen Willens, der durch Glauben und Liebe göttlich frey auf die Ausbildung aller Kräfte unſers Kennens und Könnens zur reinen Entfaltung der innern Menſchlichkeit unſers Seyns einwirkt, und die Begierlichkeit unſers Fleiſches und Blutes mit Gott den Anſichten des Glaubens und der Liebe, der Wahrheit und des Rechts unterordnet, aber ohne Gott auch ganz in der ſinnlichen Menſchennatur daſteht, in allem Verderben der Herrſchaft ſeines Fleiſches und ſeines Bluts auf ihn wirkt, und die Fundamente aller Menſchlichkeit und aller innern Segnungen des Glaubens und der Liebe in ihm abſterben macht.

Des Menſchen Wille iſt frey, und es iſt des Menſchen Sache, Gott zu ſuchen oder vielmehr die Hand Gottes, die ſich mit dem Vaterauge der Sehnſucht gegen jeden Menſchen hinlenkt. Aber der Menſch kann die Hand Gottes wegwerfen und zu ſich ſelbſt ſagen: ich will für mich meinem Fleiſch und Blut folgen und unter meinen Mitmenſchen nicht als ihr Bruder, nicht als ein Kind Gottes leben. Es iſt zwar keine Betrübniß in Gott, aber der Menſch, der Kind Gottes iſt, kann ſich den Vater der Menſchen betrübt denken, wenn der Menſch die Hand ſeines Vaters von ſich weiſ't, der Menſch, der Kind Gottes ſeyn ſollte und von dem Gott ſelbſt ſagt: „ich habe euch unter meine Flügel, wie eine Henne ihre „Jungen verſammelt, und ihr habt nicht wollen". Aber ſo wie es wahr iſt, daß Gott mit jedem Menſchen durch ſein Gewiſſen ſelbſt redet und ſich keinem einzigen unbezeugt läßt, ſo iſt doch auch wahr, die Lagen und Umſtände des einzelnen Menſchen ſind für die Entfaltung der Gefühle des Glaubens, der Liebe, für die Erkenntniß der Wahrheit und des Rechts unendlich vortheilhafter als für die andern. Der Eine findet den Weg zum Glauben, zur Liebe, zur Menſchlichkeit gleichſam gebahnt vor ſeinen Augen liegen, indeſſen der Andere den Weg zum Unglauben, zur Liebloſigkeit und zur Unmenſchlichkeit mit hoher Kunſt um ſich her bereitet und gebahnt findet, und ieſer Unterſchied, der zwiſchen einzelnen Menſchen ſtatt indet, findet ſich auch zwiſchen ganzen Zeitpunkten, in eren einen der Weg des Glaubens und der Liebe, des Rechts und der Wahrheit, wenigſtens vergleichungsweiſe, leichſam gebahnt vor den Augen der Menſchen liegen, nd hinwieder Zeitpunkte, in denen der Weg des Ver- erbens, des Unglaubens, der Liebloſigkeit und des Unrechts gleichſam mit Roſen beſtreut und mit groſſer Kunſt eben gebahnt und in täuſchender Gefahrloſigkeit vor den Augen der Menſchen erſcheint; und wir dürfen uns nicht verhehlen, die Tage, in denen wir leben, ſind wirklich Tage einer hohen und raffinirten Verkünſtlung unſers Geſchlechts gegen den reinen und hohen Sinn der Unſchuld, der Liebe und des Glaubens und der aus ihnen hervorgehenden, kraftvollen Anhänglichkeit an Wahrheit und Recht. Wer von uns nicht ein Fremdling und weder die Tage unſrer Gegenwart und ihren Geiſt kennt, noch die Tage der Väter und ihren Geiſt erforſcht hat, muß nicht eingeſtehen, die Tage unſerer Väter waren beſſere Tage, ihr Geiſt war ein beſſerer Geiſt, die Reinheit ihres Willens war durch Religioſität des Herzens, durch kraftvollen Ernſt im häuslichen und bürgerlichen Leben und durch tägliche Uebungen des Fleiſſes in den guten Werken eines einfachen befriedigenden Berufslebens unendlich tiefer und beſſer begründet, als er es in unſerm unermeßlichen Zutodtkünſteln unſerer Leibs- und Seelenkräfte unmöglich ſeyn kann. Die Alten waren in hoher Einfachheit gutmüthig, verſtändig und wohlwollend. Ihre Umgebungen waren kraftvoll geeignet, ſie täglich und ſtündlich in aller Unſchuld im Glauben und in der Liebe zur Gutmüthigkeit, zur Ueberlegung, zum Fleiß und zur Arbeitſamkeit hinzulenken; aber das Leben unſerer Väter und die Quellen ihrer ſittlichen, häuslichen und bürgerlichen Höhe ſind uns durch unſre Verkünſtlung zum Eckel geworden. Wir ſind gleichſam ganz aus ihrem Geiſt und aus ihrem Leben herausgefallen. Darum aber iſt es auch, warum wir in Rückſicht auf Armenbildung und Volkserziehung in die Tiefen verſunken, in denen wir leben. Wir haben jezt den Schein des Glaubens ohne Glauben, den Schein der Liebe, ohne Liebe, den Schein der Weisheit ohne Weisheit und Leben in dem Blendwerk unſers Seyns wirklich ohne die Kräfte unſerer Väter, indeſſen dieſe im Beſiz ihrer Kräfte durchaus nicht, wie wir, mit ſich ſelbſt zufrieden waren. Der gute fromme Boden, den unſre Väter in ihrem Leben ſelber für ihre Anſichten, Geſinnungen, Meinungen und Gewohnheiten überhaupt und beſonders in Rückſicht der Kinderzucht und des Armenweſens hatten, iſt durch den Trug des Kunſtzuſtandes unſers in der Frivolität gewaltſam und in der Gewaltſamkeit frivolen Zeitlebens unter unſern Füßen verſunken. Wir ſind nicht mehr was wir waren, und haben ſogar das Gefühl, daß wir im Geiſt und in der Wahrheit wieder werden ſollten, was wir waren, in uns ſelbſt verloren. Indeſſen heucheln wir zu unſrer Väter Lob mit dem Mund, mit dem Herzen ſind wir fern von ihnen und mit unſerm Thun ſtehen wir ihnen auf eine Weiſe entgegen, daß die Gegenfüßler auf unſerm Erdball uns unmöglich auf eine grellere Art entgegen ſtehen könnten. Wir haben ihr Wohlkönnen des Nothwendigen und ihr Nichtwiſſen des Unnüzen in das Vielwiſſen des Unnüzen und in das Nichtkönnen des Nothwendigen umwandelt. Anſtatt ihres geſunden, im Mutterwiz geübten Geiſtes haben wir Weltformen nicht ſo vaſt des Denkens als der wörtlichen Ausdrücke über das Gedachte, die dem Bonſens das Blut ausſaugen, wie ein Marder, der ſich an den Hals einer armen Taube anſetzt. Wir kennen unſere Nachbaren, unſere Mitbürger, ſelber unſere ärmern Verwandten nicht mehr, dafür aber leſen wir die Zeitungen und Journale, kennen die Geſchlechtsregiſter der Könige der Welt, die Anekdoten der Höfe, des Theaters, der Hauptſtädte und erheben uns ſelber in politiſchen und religiöſen Meinungen zu einem täglichen Wechſel, wie in den Kleidern, und gehen auf der einen Seite vom Unglauben zur Capucinade und von der Capucinade zum Unglauben, eben wie von der Hoſenloſigkeit zum Tragen von Schnürbrüſten und Führbändern hinüber. Die Väter bildeten ihre Denkkraft allgemein einfach und kraftvoll, aber wenige von ihnen bemüheten ſich mit Nachforſchungen über höhere, ſchwer zu ergründende Wahrheiten; wir aber thun gar wenig, zur Bildung einer allgemeinen und tiefen Denk- und Nachforſchungskraft fähig zu werden; aber wir lernen alle von erhabenen und faſt unergründlichen Wahrheiten viel ſchwatzen, und ſtreben ſehr eifrig darnach, durch populäre Wortdarſtellungen die Reſultate des tiefſten Denkens in Kalendern und täglichen Flugſchriften zu leſen zu bekommen und ſie dem John Bull allgemein in den Mund zu bringen. Bey den Vätern ſuchte jeder brave Mann wenigſtens eine Arbeit, nehmlich diejenige, die ſein Beruf war, wohl zu können, und jedermann durfte mit Ehren jeden Beruf lernen und auslernen; jetzt werden unſere Notablen meiſtens zu ihren Berufen geboren. Zahlloſe Menſchen ſchämen ſich des Standes und des Berufs ihrer Väter und glauben ſich berufen, die Berufswiſſenſchaft aller

Stände zu erforſchen und zu bekriteln, und das Schwäzeln über alle Berufe und das Schlechtbetreiben ſeines eignen Berufs wird unter unſern notabeln und unnotablen Zeitmenſchen immer allgemeiner. Aller Geiſt der bürgerlichen Kraft iſt aus unſrer Mitte gewichen. Wir fragen in unſern Umgebungen nicht mehr darnach, was wir eigentlich ſind, ſondern was wir haben und was wir wiſſen, und wie wir all unſer Haben und all unſer Wiſſen zur Schau ausſtellen, feil tragen und gegen Mittel, uns gütlich zu thun, austauſchen können, um uns mit den Raffinementsgenieſſungen aller fünf Welttheile zu kitzeln, deren Gelüſte bey einem ſolchen Benehmen faſt unausweichlich in uns erzeugt werden müſſen; und wenn wir es auf dieſem Weg dahin gebracht haben, in Rückſicht auf die reinen Anſprüche der Menſchlichkeit unſrer Natur und des ewigen göttlichen Weſens ihrer Fundamente an Leib und Seel kraftlos und entwürdigt dazuſtehen, ſo ſuchen wir dann im Taumel unſrer Fieberſchwäche noch den Schein deſſen zu erzwingen, deſſen wahres und reines Weſen uns ganz mangelt. Wir ſuchen dann in dieſer Lage mit Gewaltſtreichen von Geiſt und Herztödtenden Abrichtungs- und Verhüllungsmitteln die äuſſern Erſcheinungen unſrer Kraftloſigkeit und Verödung zu bedecken, und wahrlich, wir ſind in vielen Gegenſtänden der Volkserziehung und des Armenweſens zu ſolchen Geiſt, Herz und Menſchlichkeit tödtenden Abrichtungsmitteln und Verhüllungseinrichtungen verſunken.

So iſt es, daß wir das innere Weſen unſrer Kräfte, unſere göttlich menſchlichen Anlagen in uns ſelber tödten, und wenn denn noch ein Schatten der getödteten Kräfte in uns ſpuckt, ſo verzieren wir die Werke ſeines Spuckens noch mit goldenen Rahmen, hängen ſie in Prachtzimmer auf, deren gleißender Boden keine guten Werke des gewohnten Erdenlebens zu tragen vermag.

Auf dieſer Bahn, deren Verwüſtungen vor meinen Augen ein halbes Jahrhundert immer zunahmen, ſind wir in Rückſicht auf unſere Erziehung und auf unſer Armenweſen in das Verderben einer Verkünſtlung verſunken, die durch die Anſichten, Geſinnungen, Liebhabereyen und Gewohnheiten, ich möchte ſagen, des guten Tons einer halben Welt unterſtützt werden, und denen darum mit Hoffnung einigen Erfolgs unmöglich anders als durch Mittel entgegengewirkt werden kann, die durch die ſichere Kraft ihres Weſens geeignet ſind, tief in die Menſchennatur und dadurch in die Anſichten Geſinnungen, Neigungen und Gewohnheiten unſers Zeitlebens einzuwirken. Der Kunſtnebel, in deſſen Täuſchung wir uns ſelbſt verträumen und mitten in dem Verkünſtlungsverderben unſrer Volkserziehung und unſers Armenweſens uns noch befriedigt fühlen, muß durch die Kraft der wahren Erziehungskunſt, die mit der wahren Armenverſorgungskunſt die nehmliche iſt, vor unſern Augen aufgelößt und aus unſerm Dunſtkreis entfernt werden. Aber worin beſteht dieſe Kunſt und was iſt ſie? Ich antworte: ſie iſt die Kunſt des Gärtners, unter deſſen Obſorg tauſend Bäume blühn und wachſen. Siehe, er thut nichts zum Weſen ihres Wachsthums und ihres Blühens, das Weſen ihres Wachsthums und ihres Blühens liegt in ihnen ſelber. Er pflanzt und wäſſert, Gott aber giebt das Gedeihn. Nicht der Gärtner iſt es, der die Wurzel der Bäume öffnet, daß ſie den Segen der Erde einfangen; er iſt es nicht, der das Mark der Bäume von ihrem Holz und das Holz von ihrer Rinde ſondert, und ſo ſeine geſönderten Theile von ihrer Wurzel an bis an die äuſſerſten Aeſte des Baums fortführt und in der unbedingteſten Sönderung derſelben ſie in der ewigen Einheit ihres innerlich vereinigten Weſens zuſammenhält, und dadurch das endliche Reſultat ihres Daſeyns, die Frucht des Baums, erzeugt und hervorbringt. Von allem dieſem thut er nichts. Er wäſſert nur die trockne Erde, daß die Wurzel nicht an ſie, wie an einen Stein, anſtoße; er leitet nur das ſtehende Waſſer ab, daß ſie in ſeiner Stockung nicht verfaule; er hütet nur, daß keine äuſſere Gewalt weder die Wurzel, noch den Stamm, noch die Aeſte des Baumes verletze und die Ordnung der Natur ſtöre, in welcher alle ſeine Theile nebeneinander wachſend das Gedeihen des Baumes begründen und ſichern. So der Erzieher. Er iſt es nicht, der irgend eine Kraft des Menſchen in ihn hineinlegt, er iſt es nicht, der irgend einer Kraft Leben und Athem giebt; er ſorgt nur, daß keine äuſſere Gewalt den Entfaltungsgang der Natur in ſeinen einzelnen Kräften hemme und ſtöre; er ſorgt dafür, daß die Entfaltung jeder einzelnen Kraft der Menſchennatur nach den Geſetzen derſelben ihren ungehemmten Lauf finde. Aber die Kunſt der Erziehung, und der Erzieher, der mit der Kunſt der Erziehung des Menſchengeſchlechts auf eine naturgemäße Weiſe auf die

Entfaltung der menſchlichen Kräfte einwirken will, ſoll das Weſen des reinen Geiſts des menſchlichen Organismus in ſeiner Tiefe erkennen, die geeignet iſt, die Geſammtheit der menſchlichen Kräfte für das Ziel ihrer letzten Beſtimmung in der Freyheit des menſchlichen Willens durch Glauben und Liebe zu vereinigen. Er weiß, daß ſo wie die wahren Mittel der Volkserziehung in der Uebereinſtimmung der menſchlichen Kunſt in der Entfaltung unſerer Kräfte mit den ewigen Geſetzen, nach welchen ſich dieſe Kräfte ſelber entfalten, in Uebereinſtimmung ſtehen müſſen, ſo müſſen eben dieſe Mittel vorzüglich in allem demjenigen geſucht werden, was das ſittlich religiöſe Vereinigungsband aller unſrer Kräfte ſtärkt und reinigt. Die ſittlichen, die geiſtigen und die Kunſtkräfte unſrer Natur müſſen an ſich gleichſam aus ſich ſelbſt hervorgehen, und durchaus nicht aus den Folgen der Kunſt, die ſich in die Bildung derſelben eingemiſcht hat. Der Glauben muß wieder durch das Glauben und nicht durch das Wiſſen und Verſtehen des Geglaubten; das Denken muß wieder durch das Denken und nicht durch das Wiſſen und Kennen des Gedachten oder der Geſetze des Denkens; die Liebe muß wieder aus dem Lieben und nicht aus dem Wiſſen und Kennen des Liebenswürdigen und der Liebe ſelber, und auch die Kunſt muß wieder aus dem Können und nicht aus dem tauſendfachen Gered über das Können hervorgebracht werden, und dieſer Rückſchritt auf den wahren Organismus der Menſchennatur in der Entfaltung unſrer Kräfte kann durchaus nicht anders, als durch die Unterordnung des menſchlichen Einfluſſes auf die Bildung alles Kennens und Könnens unſrer Natur unter die höhern Geſetze unſers Wollens erzielt werden. Hierin, und hierin allein liegt die Möglichkeit einer tiefen und reinen Begründung der Bildung und Erziehung unſers Geſchlechts, und mit ihr die Wiederherſtellung der Kräfte unſrer Menſchennatur, wie ſie ſich in erhabner Zuſammenſtimmung einfach und wahr als probhaltende Menſchlichkeit ausſpricht, und es thut wahrlich noth, daß wir uns nicht verhehlen, daß die Aufmerkſamkeit auf das nnere Band unſrer Kräfte, auf die Reinheit unſers Willens in dem, was die Kunſt des Menſchengeſchlechts gegenwärtig zur Volksbildung und Volkserziehung ſo viel als gänzlich verloren gegangen, und daß es ohne erneuerte Aufmerkſamkeit auf dieſes Fundament der Menſchenbildung gänzlich unmöglich iſt, den immer tiefer greifenden Folgen des Verkünſtlungsverderbens unſers Geſchlechts n dem Durcheinanderwerfen unſrer unreifen ſich ſelbſt unter einander ſtörenden und verderbenden Kräfte ein Ziel u ſetzen.

Freunde der Menſchheit! Von Jugend auf gieng das Ziel meines Lebens dahin, den Armen im Land durch iefere Begründung und Vereinfachung ſeiner Erziehungs- und Unterrichtsmittel ein beſſeres Schickſal zu verſchaffen. Es gelang mir aber durch mein Leben nicht, uf irgend eine Weiſe unmittelbar auf die Erziehung des Armen einwirken zu können. Ich ſuchte durch den Umweg einer Penſionsanſtalt die Mittel zu finden, zu meinem Ziel zu gelangen. Aber dieſe hatten von ökonomiſcher Seite nicht den Erfolg, den ich diesfalls wohl bezweckte, aber nicht im Stand war zu erzielen. Ich kam aber auf dem Weg, den ich dafür zu betreten genöthigt war, in die Lage, die Mittel genauer und vielſeitiger zu erforſchen, die im Allgemeinen für die Erziehung und Bildung unſers Geſchlechts nothwendig ſind, und war hierin von mitarbeitenden Freunden unterſtützt, an deren Seite ſich die Idee der Elementarbildung, durch welche ſich unſere Beſtrebungen vorzüglich auszeichnen, in mir entfalteten und allmählig in unſerm Haus als eine eigentliche elementariſche Erziehungsmethode angeſehen, erforſcht und bearbeitet worden. Es iſt aber auch ganz gewiß, die Idee der Elementarbildung iſt nichts anders, als ein lebendiger Ausdruck des Bedürfniſſes des oben berührten doppelten Geſichtspunkts in der Bildung und Erziehung des Menſchen, und das Streben meiner Tage gieng von meiner Jugend auf von dem dunkeln Gefühl dieſes Bedürfniſſes aus, und zwar nicht blos, wie es allgemein in der Menſchennatur liegt, ſondern wie es ſich beſonders als Bedürfniß unſrer Zeit und unſrer Tage ausſpricht; denn wir dürfen uns nicht verhehlen: In Tagen, in denen das Wollen, das Können und das Kennen der Menſchen durch die Mittel eines einfachern und kraftvollern Lebens genährt und gebildet werden, ſind die Nachforſchungen nach einem höhern Grad der Kunſt in den Bildungsmitteln unſers Geſchlechts weit weniger dringend, als in Tagen, in denen die Verzeihung und Verbildung unſers Geſchlechts durch ein Verkünſtlungsraffinement in dem Grad unterſtützt und belebt wird, wie in dem unſrigen. Alſo für die tiefere Erforſchung der Grundſätze

der

der Elementarbildung in ſehr vortheilhaften Umgebungen und Verhältniſſen lebend und ſehr viele Jahre lang in der Ausübung der Anfangspunkte dieſer Bildung gleichſam mit Gewalt aufgehalten, konnte es nicht wohl anders kommen, als daß die dießfälligen Grundideen und Grundſätze in mir allmählig zu einer merklichen Klarheit gedeihen mußten. So wie indeſſen der Anfang der vereinigten Thätigkeit meines Hauſes in einem hohen Grad lebendig und kraftvoll war und zur Erwartung ſchneller und vielſeitiger Reſultate zu berechtigen ſchien, ſo waren die ſpätern Jahre unſrer Verſuche von der Lebendigkeit und der Erhebung unſrer erſten Jahre entblößt, und ſchienen den Hoffnungen nicht zu entſprechen, die wir im Anfang erregten. Es konnte nicht anders ſeyn. Wir waren der unermeßlichen Aufgabe, die [illegible] uns ſelbſt gaben, nicht gewachſen, und es liegt in den Schranken der Menſchennatur, daß wir ihr nicht gewachſen ſeyn konnten. Wir hätten ſie uns nicht aufgeben ſollen, und doch iſt es gut, daß wir ſie uns aufgegeben haben. Wir ſtießen freylich an tauſend Schwierigkeiten, an die wir vorher nicht dachten. Aber im Innerſten der Erreichbarkeit unſrer Zwecke überzeugt, verſuchten wir jedes Mittel, das uns zu unſerm Ziel führen ſollte, und ſo wurden uns der Aufenthalt unſrer Vorſchritte Bildungstage zu unſerm Zwecke, und dieſe Tage waren für uns wahrlich wichtig. Ich gelangte in denſelben frühe zur Erkenntniß der innern Gleichheit des Weſens in der Erziehung aller Stände und zugleich zur Ueberzeugung, daß es durchaus nicht die Ausbildung von irgend einer Art einzelner Kenntniſſe, einzelnen Wiſſens und einzelner Fertigkeiten unſers Geſchlechts, ſondern die Ausbildung der Kräfte der Menſchennatur ſelber es iſt, was das Weſen der Erziehung der Kinder aller Stände vom Reichſten bis zum Aermſten hinab ausmacht. Ich ſprach das Bedürfniß einer höhern Sorgfalt für den Mittelpunkt aller menſchlichen Kräfte und des Segens aller ſeiner Verhältniſſe, der höhern Sorgfalt für den reinen Willen der Menſchennatur, in Lienhard und Gertrud ſchon frühe aus, und ſuchte die Wohnſtube als den Anfangs- und Stützpunkt aller diesfälligen Maaßregeln ins Aug faſſen zu machen. In meinen ſpätern Jahren, und beſonders ſeit dem Anfang meiner Penſionsanſtalt habe ich, vereinigt mit meinen Freunden, die elementariſch geſonderten Entfaltungsmittel der einzelnen Kräfte und Anlagen unſers Geſchlechts mit dem organiſchen Gang, durch den die Natur dieſe Anlagen ſelbſt entfaltet, in pſychologiſchen Reihenfolgen zu ordnen und darzulegen geſucht. Die geſonderte Bildung dieſer Kräfte auch durch die Kunſt naturgemäß zu erzielen, ſchien meinem Haus faſt ſeit ſeiner Entſtehung das Problem, deſſen Auflöſung als die Aufgabe der Pädagogik unſerer Zeit angeſehen werden ſoll. Die Vereinigung von Freunden, die ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts mein Haus ausmachte, hat dieſe ganze Zeit über ſich mit Thätigkeit den Nachforſchungen über dieſen Gegenſtand gewidmet. Wir fühlen zwar alle, daß wir in dem, was wir diesfalls geſucht und geleiſtet, unendlich hinter dem Reſultat, das wir uns vorſetzten, zurück ſind. Auch haben ſich große Menſchenkräfte in unſer großes und menſchliches Thun eingemiſcht. Aber in welchem großen Unternehmen iſt das anders? Wenn der Gedanke eines Menſchen der Gedanke von Hunderten wird, ſo werden aus einem Gedanken hundert Gedanken, von denen kein einziger mehr der Gedanke des erſten iſt, von dem dieſer ausgegangen. Das iſt Gottes Ordnung. Das Meinige, wenn es in hundert andere übergegangen, bleibt nicht mehr das Meinige, es wird das Seinige eines jeden, der es in ſich ſelber ſelbſtſtändig bearbeitet. So trennt ſich auch das Erhabenſte in der menſchlichen Wahrheit, nur ſoll es in der Liebe geſchehen. Keines Menſchen menſchliche Wahrheit iſt die Wahrheit des andern; jeder ſoll die ſeine in ſich ſelber vor Gott bewahren und im Frieden leben mit dem, der dem Menſchlichen in ſeiner Wahrheit widerſpricht, und auch ſelber mit dem, der die Krone des Ruhms, die der Wandel der Zeit ihm mit Unrecht auf den Scheitel ſeiner Menſchlichkeit und ſeiner Schwäche geſetzt, von der Stirne reißt; wenn er edelmüthig iſt, er ſoll mit ihm im Frieden leben, auch wenn er ihm dieſe Krone ſeiner Menſchlichkeit vor ſeinen Augen ins Koth wirft, und mit Füßen tritt. Ich fühle, daß das die Pflicht, der wahre Edelmuth der Menſchennatur iſt. Ich will auch keine Ehre, ich will auch keinen Ruhm, der mir nicht gebührt. Ich weiß, daß mein einfaches Denken in Anſichten ins Aug gefaßt worden, wo meine Geiſteskräfte nicht hinreichen, ſelbſtſtändig mitzuwirken. Suum cuique. Gott und mein Segen ſey mit jedem, der in irgend einer meiner Lieblingsanſichten weiter als ich ſieht. Meine Ehre werde ſeine Ehre und mein Dank begleite ſeinen verdienſtvollen, mir vereilenden Gang. Nur ſoll ich das in mir ſelbſt rein bewahren, was meine eigene Kraft iſt, damit es nicht in der Menſchlichkeit der Kraft irgend eines andern zu Grund gehe, ſondern mit der Göttlichkeit der Kräfte eines jeden andern mitwirke zum großen Ziel, das einſt hinter unſer aller Grab alle Menſchlichkeiten verſchwinden machen und nur das Göttliche unſrer Beſtrebungen bleibend erhalten wird. Ja, dafür ſoll und muß ich mich zuſammenhalten im Selbſtgefühl meiner Kraft, wenn ſie auch noch ſo klein iſt, im Hochgefühl der Kraft Gottes, die mich auch in meiner Schwäche belebt und mich bisher im Dankgefühl der Kräfte erhielt, die mir Gott in Tagen ihres höchſten Bedürfniſſes gegeben; ja im Dankgefühl der mißkannten Kräfte, die Gott mir gegeben, will ich mich in der Selbſtſtändigkeit meiner Wahrheit und meines Rechts offen vor Gott und Menſchen zu erhalten ſuchen. Ich war auch nicht ganz unglücklich im Thun meiner Schwäche, ſo ſehr es durch die Begegniſſe der Zeit erſchüttert werden. Ich glaube es ausſprechen zu dürfen, das Jahrhundert, bey deſſen Anfang unſere pädagogiſchen Nachforſchungen begonnen, wird noch an ſeinem Ende die ununterbrochene Fortſetzung unſrer Anſtrengungen in Händen von Männern ſehen, die ihre Anſichten und Mittel den vereinigten Kräften unſers Hauſes danken. Ich glaube an die Dauer meiner Beſtrebungen unerſchüttert und bin ſogar in Rückſicht aller Umſtände, die ihre Reſultate verſpätet, ihren Gang verwirrt und oft große Zweifel über ihre Anſichten in mir ſelbſt hervorgebracht haben, jetzo beruhigt. Die dießfälligen Leiden meines Lebens waren wirklich groß, aber das Ende meiner Laufbahn iſt heiter. Selbſt was ich ſo lang für das höchſte Unglück meines Lebens angeſehen, daß ich nehmlich ein Greis werden mußte, ehe ich praktiſch an die eigentliche Volks- und Armenbildung Hand anlegen konnte und worüber ich durch mein Leben ſo oft und ſo tief trauerte, iſt von mir gewichen. Ich bin jetzt feſt überzeugt, wenn ich in frühern Tagen an die eigentliche Volks- und Armenbildung hätte Hand anlegen können, ſo wäre ich durchaus nicht auf eine ſolche Weiſe dazu reif geweſen, wie der es nothwendig ſeyn muß, der hiefür Vorſchläge thun und durch ſein Thun Mittel anbahnen will, die wirklich auf Nationalkultur, Volkszuſtand im Allgemeinen, und beſonders auf das reale Heil, auf die realen Segens- und Lebensgenießungen der Armen entſcheidenden Einfluß haben ſoll. Ich wäre im beſchränkten Streben, dem einzelnen Menſchen durch einzelne Mittel, durch äuſſerlichen Einfluß auf ſein individuelles Daſeyn zu helfen ſtehen geblieben und wahrſcheinlich dahin gelangt, ihm dafür Mittel zu geben und Fertigkeiten einzuüben, die ihm wirklich äuſſerſt nützlich hätten werden können, aber der Armuth und dem Weſen ihrer Leiden nicht wahrhaft, nicht auf eine die Menſchennatur befriedigende Art hätten helfen können. Ich hätte den ſittlichen Tod, der den Armen umgiebt, nicht mit der Erſchütterung in mir ſelber ins Aug gefaßt, mit der er ins Aug gefaßt werden muß, wenn die Quellen der Armuth, die auſſer dem Armen ſelbſt liegen, aufhören ſollen, mit der ganzen Gräßlichkeit ihres Verderbens über ihn herzuſtrömen, und alle wahren Kräfte ſeiner Selbſthülfe ſo zu untergraben, daß er in das Verderben ihrer böſen Gewalt hinſinken und darin zu Grund gehen muß, wie eine kleine Hütte, die von einer, von der Himmelshöhe der Berge hinabſtürzenden Lawine überſchüttet, oder vom reiſſenden Waldſtrom untergraben, ergriffen und in das wilde Verderben ſeines unaufhaltſamen Laufs hinſtrömen muß. Nein, ich hätte die Quellen der Armuth, die auſſer dem Armen liegen, nicht mit der Erſchütterung ins Aug gefaßt und dargeſtellt, wie ſie ins Aug gefaßt und dargeſtellt werden müſſen, wenn ſie einmal dahin wirken ſollen, das Herz derer zu ergreifen, die durch ihr ſinnliches, gedankenloſes Weltleben dem Elend, der Verwirrung und der Noth der Armen täglich neue Quellen öffnen, und ohne zu wiſſen was ſie thun, durch Vergiftung der ſittlichen Gefühle der Armen ihr Elend unheilbar machen und ſogar die Unheilbarkeit derſelben bey ihnen bis ins ſiebente und achte Geſchlecht fortpflanzen. Ich hätte den ſittlichen Tod, der den Armen umgiebt und vergiftet, nicht in der Tiefe erkannt, mit der er erkannt werden muß, wenn ſeine Darſtellung ſo dahin wirken ſoll, daß für Armuth, für Volksbildung und Volkserziehung im Geiſt und in der Wahrheit von da aus geſorgt werde, von wo aus der Geiſt und das innere Weſen des Volksverderbens, wie es jetzt wirklich iſt, unzweydeutig herrührt und ausgeht. Ich hätte endlich eben ſo die Quellen der Hülfe gegen die Armuth, die im Armen ſelbſt liegen, nicht mit der Erhebung, mit der Innigkeit ins Aug gefaßt, mit der ſie ins Aug gefaßt und dargeſtellt werden müſſen, wenn ſie je als das Heilige und Große dieſer Hülfsquellen im Armen ſelbſt im Geiſt und in der Wahrheit erwecken und dadurch als ernſte wirkliche That- und Nationalkraft der Armenhülfe erſcheinen ſoll. Freunde! Brüder! Ohne den Gang der Vorſehung, die ob mir waltete, wäre auch im Kunſtnebel der Zeit, den weder die Kraftſonne der Wahrheit noch des Mondes ſanfte Liebe zu durchdringen vermag, ſtehen geblieben. Ja, auch ich hätte an der böſen Verkünſtlung unſers Geſchlechts, die das innere Höchſte und Heilige der menſchlichen Kunſt zum Tod bringt, blindlings Theil genommen; auch ich hätte an den Irrthümern dieſer Verkünſtlung, die ihr Verderben in ſo vielfachen Formen, bald mit äußerer Gewaltthätigkeit, bald mit der Heucheley weit gefährlicherer Kräfte gelten zu machen, und ihre Maßregeln, als wären ſie Rettungsmittel gegen das Uebel, die durch dieſe Verkünſtlung ſelber entſprungen, darzuſtellen weiß, blindlings Theil genommen und mit dem Luftgebäude dieſer Scheinrettungsmittel des Volks, wills Gott, nicht gewindbeutelt, doch gewiß an ihnen getaglöhnt. Ich hätte die Urſachen der Armennoth bey tauſend und tauſend Einflußhabenden Menſchen nicht ſo tief und klar in ihrem *Nichtwollen*, der Armuth in ihren erſten Quellen zu helfen, gekannt. Ich hätte ſie nicht ſo lebendig und vielſeitig in der Allgemeinheit der Anſichten, Geſinnungen, Gelüſte und Lebensweiſen unſrer Zeit geſucht und erkannt, wie ſie als darin liegend erkannt werden müſſen, wenn die Hoffnung, daß den Armen und der Armuth auf eine Weiſe Verſehung gethan werden ſoll, die den Folgen der diesfälligen fehlerhaften und ungenugthuenden Anſichten, Geſinnungen, Gelüſten und Lebensweiſen diesfalls genugthuend Einhalt thut, erfüllt ſeyn ſoll. Freunde, Brüder! Ich danke Gott, daß der Drang meines Lebens mir nicht erlaubt, diesfalls auf dem platten Boden einer ſelbſtgefälligen Behaglichkeit ſtehen zu bleiben. Ich danke Gott und dem Drang meiner Lebensnoth, die mich tiefer in den Gang der Natur in der Entfaltung der menſchlichen Kräfte und damit in die einzigen ewigen Fundamente aller wahren Volks- und Menſchenbildung hineinzuſehen gezwungen. Meine Ueberzeugung iſt jetzt vollkommen. Gereifte Ideen über das Weſen der Elementarbildung ſind unumgänglich nothwendig, um zu entſcheidenden und genugthuenden Anſichten über Volksbildung und die mit ihr ſo innig verbundenen Armenverſorgung zu gelangen. Dieſe gereiften Ideen fordern auf der einen Seite die Entfaltung jeder einzelnen menſchlichen Kraft und Anlage nach den ewigen Geſetzen ihrer eigenen ſelbſtſtändigen Natur, die feſte Anerkennung und Beachtung eines organiſchen Mittelpunkts aller menſchlichen Kräfte im hohen freyen Willen der Menſchennatur. Sie fordert abſolut die Anerkennung der Pflicht, dieſen Mittelpunkt der Menſchlichkeit in allen unſern Kräften, dieſen Willen der Menſchennatur durch Glauben und Liebe zur Selbſtſuchtloſigkeit, zur Hingebungs- und Aufopferungskraft für die Wahrheit und das Recht, für die Wahrheit Gottes und das Recht unſerer Brüder zu erheben. Ich gehe weiter. Die gereifte Idee der Elementarbildung fordert unumgänglich, daß die wiſſenſchaftliche Erkenntniß aus den gebildeten Kräften der Menſchennatur, die dieſe Kräfte vorausſetzen, hervorgebracht, und nicht die Kräfte der Menſchennatur aus Erkenntniſſen, die ohne die gebildeten Kräfte der Menſchennatur ewig nie wahrhaft da ſeyn können, hervorgelockt werden; und wie in geiſtiger alſo fordern ſie auch in phyſiſcher Hinſicht das nehmliche; man muß die phyſiſchen Handwerks- und Berufsfertigkeiten aus den gebildeten Kräften, die dieſe Fertigkeiten vorausſetzen, und nicht die Kräfte aus den Fertigkeiten, die dieſe Kräfte vorausſetzen, hervorzurufen ſuchen. Es iſt keine wahre Kunſt der Erziehung, es iſt keine wahre Bildungskunſt zur Menſchlichkeit, ohne Verehrung der göttlichen Ordnung der Bildungsgeſetze, die in der Menſchennatur ſelbſt liegen, denkbar und möglich. Alle diesfälligen Maaßregeln und Mittel, denen dieſes Fundament mangelt, ſind, was ich mehrmal wiederholt, nichts anders als eitles Taglöhnen an dem Luftgebäude einer Scheinkultur, die die Kräfte der Menſchennatur nur verwirrt, zerſtört und in ihrem Weſen geeignet iſt, der Selbſtſucht eines unbrüderlichen und unchriſtlichen Lebens Nahrung und Spielraum zu geben, und führen durchaus nirgend hin, als zu einer fortdauernden Verkünſtlung unſers in ſeiner Verkünſtlung immer mehr gleiſenden, aber ſich ſelbſt immer unglücklicher fühlenden Welttheils, deſſen tiefes Verderben wir vor unſern Augen ſehen, und das in ſeinem Weſen nichts anders, als eine Zernichtung der erſten Fundamente der Menſchlichkeit, zu der der Glückliche und Eigenthümer durch *Verhätſchlung*, der Unglückliche und

Eigenthumsloſe aber durch Verwahrloſung hingeführt wird.

Darum danke ich Gott, daß ich durch mein Leben nie daurende Hand an die eigentliche Volks- und Armenbildung habe legen können, bis ich zur Erkenntniß der dießfälligen höhern Anſichten und zur Ueberzeugung gelangt bin, die Erziehungskunſt müſſe weſentlich und in allen ihren Theilen zu einer Wiſſenſchaft erhoben werden, die aus der tiefſten Kenntniß der Menſchennatur hervorgehen und auf ſie gebaut werden muß. Ich bin freylich ferne von der Erkenntniß dieſer Wiſſenſchaft. Sie liegt kaum als vollendete Ahndung in meiner Seele. Aber dieſe Ahndung iſt in mir zu einer Lebendigkeit gelangt, daß ſie meine ganze Seele füllt, und, als wäre ſie in mir ſelbſt vollendete Wahrheit, in mir liegt. Sie liegt aber nicht bloß in mir. Die Umſtände der Zeit haben ſie zum Bedürfniß der Welt gemacht. Die Welt wird ſie erkennen und gewiß auch das Scherflein mit Liebe und Schonung ins Aug faſſen, das ich mich auch noch heute, habe es noch ſo ſehr das Gepräg meiner Altersſchwäche, in dieſer feyerlichen Stunde auf den Altar der Menſchheit zu legen bemühe, in der ich auch Euch, Freunde! Brüder! um mich her verſammelt, um Euch zu bitten und aufzufordern, mitzuwürken zu allem dem, was ich zur Anbahnung, Einlenkung und beſſern Begründung mehr naturgemäßer und pädagogiſch beſſer geordneter Grundſätze und Mittel der Volkserziehung und Armenbildung auch noch in meinem Leben mich im Stand glaube, und auch hinter meinem Grab zu erhalten und ſicher zu ſtellen, entſchloſſen und bereitet bin. Aber indem ich alſo das Eigene deſſen darlege, was ich noch für Volksbildung und Armenverſorgung thun möchte, ſehe ich um mich her. Ein thätiges Bemühen von Tauſenden, der Noth und dem Elend der Armen abzuhelfen, es begnügt mich nicht; aber ich ſoll es ins Aug faſſen und ſeinen Werth nicht mißkennen. Das Menſchenherz iſt der Armuth bey jedem Menſchen, der nicht in ganz unbeſonnener und gefühlloſer Selbſtſucht durch die Welt taumelt, allenthalben offen, und in der alten Zeit, die einfach war und mild, geſchah in der Stille der Individualſorge einzelner vermöglicher Menſchen gegen die Unvermöglichen wahrlich ſo viel als jetzt bey der öffentlichen Thätigkeit der Armenhülfe beynahe nicht möglich iſt. Das Kunſtleben unſrer taumelnden und ſchwelgenden Selbſtſucht macht jetzt tauſend leidende Arme, wo unter den beſonnenen eingeſchränkten Alten nicht hundert waren; auch wurde die Armenhülfe bey den Alten mehr als jetzt durch einen heiligen Reſpect an die Wahrheit der Verhältniſſe und Umſtände der Menſchen unter einander belebt, die nun jetzt bey unſerm uns von dem Armen entfremdenden Taumel- und Geſellſchaftsleben uns nicht mehr alſo anſprechen. Der arme Herrſchaftsangehörige, der arme Nachbar, der arme Verwandte, der arme Dienſtbothe, der arme Pathe ſpricht uns nicht mehr ſo von Angeſicht zu Angeſicht an, wie ehemals der arme Herrſchaftsangehörige ſeinen Herrſchaftsherrn und ſeine Herrſchaftsfrau von Angeſicht zu Angeſicht anſprach. Der arme Nachbar ſpricht ſeinen reichen Nachbar, der arme

Dienſtbothe ſeinen ehemaligen Meiſter, das arme Pathenkind ſeinen Pathen nicht mehr ſo an, wie dieſes in dem einfachen geſunden Leben der Alten allgemein geſchah. Die Ungleichheit der Stände, die ehemals durch edle freye Näherung für den Armen helfend und erhebend war, gereicht ihm jetzt zum Verderben. Jede Näherung des Armen zum Taumel lebender Reichen macht den Armen durch jede Theilnahme an dieſem Leben noch zum unwürdigen Armen; und das Menſchenherz iſt für den unwürdigen Armen immer verſchloſſen. So machen wir den Armen durch den Taumel unſers Zeitlebens und durch die Verkünſtlung, zu der wir ihn im Dienſt dieſes Lebens abrichten, zum unwürdigen Armen, und entſchuldigen dann unſere Unaufmerkſamkeit auf ihn mit ſeiner Unwürdigkeit. Wir ſtecken ihn mit unſerm Verderben an, und ſcheuen uns dann, uns dem Angeſteckten zu nähern. Er fällt durch die Heterogenität ſeines Elends mit der Zierde unſers Kunſtlebens auſſer unſrer Beachtung. Indeſſen geſchieht mitten in der Allgemeinheit unſers in Rückſicht auf Erziehung und Armuth äuſſerſt verkünſtelten und durch Verkünſtlung verdorbenen Zeitgeiſts dennoch ſehr viel, um der wirklichen Noth der Armuth abzuhelfen. Die Selbſtſucht der Menſchen, die bey ihrer wachſenden Verkünſtlung zwar immer unvernünftiger und taktloſer, aber auch immer lebendiger, und oft ſelber bis zu gichteriſchen Krämpfungen lebendig wird, läßt auch die taumelndſte Zeit nie ohne vielſeitige Sorgfaltsmaßregeln für die Armen, und in den Schreckenstagen, in denen die Ungenügſamkeit aller ephemeriſchen Armenſorge auffällt, ſchwillt die Almoſenader unter dieſen Umſtänden oft an Orten auf, wo man faſt keinen Tropfen Blut von wahrer Liebe für die Armen mehr ahnden dürfte. Dieſe Augenblicksaufwallung der menſchlichen Almoſenader kann aber der Armuth im Weſentlichen nicht helfen, bis die Ueberzeugung allgemeiner wird, daß im Menſchen, folglich auch im armen Menſchen Kräfte, die für jeden, der ſie zu benutzen weiß, unerſchöpfliche Schätze ſind, verborgen liegen. Doch es ſind eben Tage der höchſten Noth, die Wahrheiten dieſer Art in die Köpfe von Menſchen bringen, in die ſie am vorzüglichſten hineingebracht werden ſollten, und wills Gott werden auch unſre jetzigen Tage etwas dazu beytragen, daß auch von der nur Geld und Luſt und Ehre ſuchenden Welt doch allmählig wird erkannt werden, daß ein wohlbeſorgtes armes Kind mehr abträgt, als ein wohl beſorgtes Merinos, daß aus der Armuth und Elend zu einem glücklichen ſelbſtſtändigen Menſchenleben erhobene Dörfer mehr Ehre bringen, als Prachtſäle für Muſik und Tanz, und daß aus der Verwilderung zum Dank und zum Dienſteifer erhobene Menſchen mehr Luſt und Freude gewähren, als ganze Ställe voll Prachtpferde, Jagdhunde und ſelber auch noch ſo viele dumme ſchlechte Kerls, die in Prachtlivreen hinten und vornen an deinem Wagen ſtehen und dich an deinem Tiſch und wo du gehſt und ſtehſt, geniren. Doch auch jetzt, wo alles dieſes noch gar nicht allgemein erkannt wird, geſchieht noch viel für den Armen und kann viel für ihn geſchehen; und es iſt ſo leicht und es thut ſo noth, daß jetzt für den würdigen oder unwürdigen Armen geſorgt werde. Es thut noth, daß den Armen geholfen werde. Die Neigung dazu wird auch in dem Grad allgemeiner, je mehr die Wahrheit, wie leichter es iſt und wie nützlicher es gemacht werden kann, an Tag gefördert wird. Ich gehe hier einen Augenblick ins Detail. Je beſſer ein Privathaus für ſich ſelbſt, für ſeinen Broderwerb, für ſeine Erziehung, ſelber für ſeine Annehmlichkeiten ſolid eingerichtet, deſto leichter iſt es ihm, einen Armen in ſein Haus aufzunehmen, ihm für die Geſchäfte in ſeiner Werkſtätte, in ſeinem Keller und in ſeinem Garten Arbeit zu geben, ihn durch dieſe Arbeit verſtändig; gewandt und brauchbar zu machen. Wie für die Menſchheit und für die Menſchenbildung unausſprechlich weit führende Schritte in der Hand der arbeitenden Stände wären, wenn ſie diesfalls ihre Lage richtig erkennten, das fällt bey näherer Anſicht des Gegenſtands ganz auf. Es iſt in ihrer Hand, tauſend und tauſend ausgezeichnete talentvolle Jünglinge und Mädchen aus dem Sumpf der Landesverkünſtlung, in dem ſie nicht etwa wie die glücklichern Fröſchen oben auf ſchwimmen, hüpfen und quacken, ſondern als zertrettene Würmer in ſeinem tiefſten Koth ſtecken geblieben, daraus zu erretten, und ihre Kräfte im Dienſt der Menſchheit und des Staats in Thätigkeit zu ſetzen. Wahrlich, der Vortheil wäre nicht blos allein auf Seiten der Armen, und wir wiſſen nicht, wie viel die reichen und auf Notabilität Anſpruch machenden Haushaltungen dadurch gewinnen würden, wenn einmal die ſchwächlichern Kinder dieſer anmaßvollen Zeitnotablen mit den kraftvollen, anmaßungsleſen Kindern der, nach den Zeitregiſtern der Städte und Orte unnotablen, aber nach den Geſetzen der Menſchennatur höchſt notablen, niedern Stände in nähere Berührung kommen würden. Mehr als dem Menſchen von bürgerlicher Betriebſamkeit öffnen ſich dem Lehnherrn, ſo wie jedem größern Gutsbeſitzer unermeßliche Mittel, der Volkserziehung und der Armuth des Landes Vorſehung zu thun. Im Beſitz des Bodens und durch denſelben zu ſeinem Anbau genöthigt, folglich an die erſten und einfachſten Culturmittel unſers Geſchlechts angebunden, kann der größere Landeigenthümer die Kräfte armer Kinder Jahr aus und ein mit ſeinem Vortheil benutzen. Je mehr er ſie übt, je höher er ihre Fertigkeiten diesfalls benutzt, deſto größer iſt auch der Vortheil, den er aus ihnen ziehen kann, oder den er ihnen als ein Werk der chriſtlichen Barmherzigkeit zu ihrem Segen und zum Heil ihrer Kinder und Kindeskinder ſelbſt laſſen kann. Es koſtet den Landeigenthümer nichts, neben jedem paar Ochſen, die er aufzieht, damit ſie ihm pflügen, auch ein paar Kinder zu erziehn, damit ſie ihm ſo lange im Dienſt bleiben, als ungefähr ein Ochs dienſtfähig iſt; aber wenn er ſie zu ſelbſtſtändigen Menſchen erhebt, welch einen Genuß hat er von ihnen, und wenn er auch nur ein wenig Humanität in ihre Benutzung hineinbringt, ſo kanns ſeinen Armen wirklich wohl bey ihm werden. Es kann ſie ohne Müh' und Koſten mit ſeinem Nutzen über die Stumpfheit und Unbehülflichkeit des gemeinen Bauern und Taglöhners und dahin erheben, daß ſie unter ihren Mitlandleuten als vorzügliche Arbeiter und Beyſpiele daſtehen, und auf die allgemeine Beförderung des Feldbaus in einem Land vorzüglich gut einwirken können. Jeder große Lehenherr, der nicht lieber ſeine meiſte Zeit bey Hof in der Hauptſtadt, im Wald oder bey den feinern oder rohern Minucies der ſinnlichen Zerſtreuungen, die auf ſeinem Landhof möglich ſind, zubringt, kann auf dieſer Bahn im Kreis ſeiner Lage dahin kommen, zum großen Nutzen des Staats und zur Aeufnung und Förderung der erſten Stützen einer allgemeinen wahren Nationalcultur allmählig ſelber den ſchlechteſten und unbehülflichſten ſeiner Dienſtleute zu Erblehen Leuten, d. i. zu ſelbſtſtändigen Eigenthümern kleiner Beſitzungen zu machen, durch welche der Abtrag des Lands und mit ihm der Werth deſſelben, die Bevölkerung und der Wohlſtand ſeiner Herrſchaft ohne ſein Zuthun zu ſeinem Nutzen auf eine Höhe gebracht werden kann, zu der derſelbe ohne die Selbſtſtändigkeit der Landarbeiter, die er durch Wohlthätigkeit an die Armen bewirken kann, niemal gekommen wäre. Faſt die nehmliche Gelegenheit, den Armen zu helfen und zu ihrer Bildung ſelber mit ihrem Vortheil einzuwirken, hat in großen und kleinen Städten jeder, der an der Spitze großer oder kleiner Fächer irgend eines bedeutenden Fachs der Induſtrie ſteht; dieſe wiſſen alle, daß der Menſchen Hände Goldgruben ſind, wenn ſie wohl benutzt werden, und ſie ſind alle in der Lage, auf die Bildung, den Wohlſtand und die Erziehung des Volks weſentlichen Einfluß zu haben, wenn ſie einerſeits etwas dafür thun, die Kinder ihrer Arbeiter zur Solidität in dem Umfang der Kenntniſſe und Fertigkeiten, die das

Fach

Fach ihrer Induſtrie ſelber vorausſetzt, zu bilden, anderſeits Einrichtungen treffen, daß ſie von ihrem Verdienſt Sparpfenninge beyſeits legen und dadurch ſchon in ihren jüngern Jahren zum Anfang eines kleinen Eigenthums gelangen. Es iſt nicht zu berechnen, was durch die Achtung für das Eigenthum und durch den Geiſt der Sparſamkeit, durch den der Arme allein zu einem Eigenthum zu gelangen vermag, zur Erhebung der Ehrenfeſtigkeit und Sittlichkeit unter den Armen eingewirkt werden kann. Was dießfalls einzelne Innhaber von Fächern groſer Induſtriezweige können, das können in gröſern und kleinern Städten, und zwar noch in einem höhern Licht, auch Vereinigungen edler Menſchen durch Armenſchulen, in denen nicht blos einige iſolirte Arbeitsgattungen gelehrt, ſondern die geiſtigen und phyſiſchen Kräfte, welche den Umfang aller weiblichen und männlichen Induſtrie zu ihrem Fundament haben, geübt, und die Kinder der Armen allgemein unterrichtet und zu einem hohen Grad von Fertigkeit gebracht werden. Es iſt gewiß, daß auf dieſem Weg die arme ſtädtiſche Jugend wieder zu dem Grad des Broderwerbs der häuslichen Selbſtſtändigkeit und der damit ſo innig verbundenen Ehrenfeſtigkeit und Sittlichkeit erhoben werden kann, deſſen Zeitbedürfniß ſo nnig und allgemein gefühlt und wodurch zugleich die Unabhängigkeit der ſtädtiſchen Arbeitsbedürfniſſe vom Aus- nd und die groſen Erſparniſſe, die dadurch für die Städte erzielt werden könnten, angebahnt und allmählig mmer allgemeiner gemacht und ſicher geſtellt werden nnten.

Endlich iſt für den höchſten Schritt der Volkserziehung und Armenbildung noch der hohe Weg der Vereinigung der landwirthſchaftlichen Cultur mit Unternehmungen der bürgerlichen Induſtrie an den Orten offen, wo die Armuth des Landes und ſeine Unfruchtbarkeit durch den Feldbau der beſtehenden Bevölkerung nicht genugthuende Reſſourcen oder beſondere Lokalität der Vereinigung der landwirthſchaftlichen und bürgerlichen Induſtrie von ſelbſt vortheilhaft einlenkt und ſichert. Dieſe Vereinigung der Vortheile der ländlichen und der bürgerlichen Induſtrie, wo ſie immer thunlich, war von Jugend auf der Geſichtspunkt, wo ich glaubte, die wahre und allgemeine Baſis aller Volksbildung und Volkscultur zu erzielen, und wodurch das höchſte Reſultat der Landerbevölkerung und des Landes Wohl wenn es wohl geleitet, mit Solidität erzielt werden kann. Ich ſelbſt habe vor mehr als vierzig Jahren auf meinem Neuhof eine Armenanſtalt errichtet, deren Baſis auf der Vereinigung der landwirthſchaftlichen Cultur mit einem Zweig unſrer Induſtrie beruhen ſollte. Meine Ungeſchicklichkeit machte den ſchönen Verſuch mißlingen. Aber ſelbſt in ſeinem Mißlingen habe ich ſeine Wahrheit im höchſten Grad erkennen gelernt; auch iſt mir dieſes Gut um dieſes Verſuches und auch um der langen Trauer willen, in die mich dieſer Verſuch ſtürzte, unausſprechlich lieb. Ich habe daſſelbe nun über vierzig Jahre zu meinem fortdauernden Schaden behalten. Es koſtet mich ſicher zweymal mehr als es werth iſt; aber das Andenken an die Tage, in denen ich darauf lebte, iſt mir mehr als Geld, und der ſeit dieſer Zeit immer mehr wachſende Gedanke: du kannſt noch einſt eine Armenanſtalt darauf errichten, machte es mir unmöglich, es zu verkaufen. Dieſe Anſicht führte mich ſehr jung zu frühen mißrathenen Verſuchen, im Geiſt dieſer Vereinigung; doch ſind die Vortheile derſelben mir bis auf dieſe Stunde in ihrer ganzen Wichtigkeit und Wahrheit klar vor den Augen geblieben. Ich habe auch jetzo noch bey meinen abgeänderten Grundſätzen über das, was für der Armen Heil weſentlich noth thut, auch noch jetzt eine Art von Geluſt, der mich unwiderſtehlich dringt, keine Zeit zu verſäumen, um wenigſtens auch etwas von meinen ehemaligen Zwecken auf dieſem Hof zu erzielen. Ich werde auch in künftigem Frühjahr ungeſäumt die nöthigen Einrichtungen treffen, und dieſelbe nach den beſchränkten ökonomiſchen und pädagogiſchen Mitteln, die ich mir jetzt noch auf dieſem Hof verſchaffen kann, erzielen zu laſſen ſuchen, muß aber jetzo mir feyerlich vorbehalten, daß ich dieſen Schritt durchaus nicht als den wirklichen Anfang meiner eigentlichen Armenerziehungsanſtalt, zu deren Begründung meine Stiftung beſtimmt iſt, angeſehen wiſſen will. Die Wichtigkeit dieſes letzten Schritts meines Lebens fordert die höchſte Sorgfalt in der Vorbereitung ihrer Mittel, und dieſe will ich meiner Armenanſtalt angedeihen laſſen, ehe ich ſie als eigentlich angefangen erkläre und angeſehen wiſſen will. Das festina lente iſt ein Wort, dem ich in meinem Leben nie folgte; aber es hat mich auch tauſend Thränen und tauſend Opfer gekoſtet, daß ich es nie that, und jetzt am Rand meines Grabs will ich doch nicht noch den

Segen der lezten und wichtigſten Handlung meines Lebens mir durch eben dieſen Fehler vor meinen Augen zu Grund richten. Indeſſen kann ich bey der Leichtigkeit und Wohlfeile, mit welcher arme Kinder auf einem jeden Gut erhalten werden können, leicht vorläufig diesfalls etwas Weniges in der Zwiſchenzeit thun, die ich nicht nöthig habe, das Beſſere und Weſentliche, was ich eigentlich ſuche, zu begründen, und es liegt mir äuſſerſt dran, daß in den Zeiten der gegenwärtigen Noth und Gefahr des Vaterlands alle möglichen Schritte für die Rettung der Armen gethan werden, und inſonderheit die Vereinigung der jezt ſo wenig abträglichen Artikel der vaterländiſchen Induſtrie mit dem höchſten Raffinement in der Benuzung des Bodens und in Verbindung mit den ausgedehnteſten Kenntniſſen der häuslichen Erſparniſſe auf allen Punkten des Vaterlands und mit allen Vortheilen der Lokalitäten verſucht werde. Ich habe mich noch Anno 1812 in der Wochenſchrift für Menſchenbildung S. 218 ganz in dieſem Geiſt ausgeſprochen. Das Ideal, das ich in dieſer Stelle und in dem ganzen (ungedruckten) Aufſaz, wovon dieſe Stelle ein Bruchſtück iſt, aufgeſtellt iſt mir auch heute noch in ſehr vielen Theilen befriedigend. Seine Ausführung iſt leicht, und die Vortheile, die die Vereinigung der ländlichen Lage mit der bürgerlichen Kunſtbildung zu gewähren vermag, ſind eigentlich unermeßlich. Ich habe durch mein Leben geſtrebt, zur Möglichkeit der Ausführung dieſer Idee zu gelangen, und ſegne heute den Mann, der die Ausführung dieſer Idee mit der Liebe und Religioſität begunnen möchte, die zur Ausführung in ihrem Geiſt und in ihrer Wahrheit weſentlich iſt, und im Landwirthſchaftlichen und Induſtriöſen die vollendete Reifung der Kenntniß beſitzt, die hiefür nothwendig iſt. Für ihre Ausführung iſt jeder der verſchiedenen Wege, auf denen der Noth des Volks durch Beförderung ſeiner Cultur Hand gebothen werden kann, wichtig.

Aber alle dieſe auf tauſenderley Art modifizirte Mittel, dem Nothverderben der Armuth abzuhelfen, ſind durchaus nicht als wahre Mittel der Nationalhülfe und eines genugthuenden öffentlichen Einfluſſes gegen die jetzige Noth der Armuth anzuſehen. Sie gleichen in ihrer Ausführung gar oft dem Thun eines Mannes, der einem Armen, der ohne Hoſen und Strümpf im Schnee vor ſeinem Fenſter bettelt, ein paar Schuhſchnallen zum Almoſen darwirft; und auch bey einer beſſern, auch bey der beſten Ausführung ſind ſie durchaus nicht geeignet, mit Kraft und Erfolg gegen die Urquellen unſers diesfälligen Nationalverderbens zu wirken. Wir wiſſen, daß dieſes *in tief feſt ſtehenden in unſer ganzes Seyn und Thun eingreifenden und unſere Geiſtes- und Herzensſtimmung beherrſchenden Anſichten, Geſinnungen, Gelüſten und Gewohnheiten unſers allgemeinen Zeitlebens* und der Unnatur unſrer diesfälligen Verkünſtlung zu ſuchen, und wir wiſſen eben ſo, daß unſerm diesfälligen Nationalverderben unmöglich ſolid abzuhelfen iſt, als durch Mittel und Maßregeln, die durch ihr Weſen tief und beherrſchend in dieſe Urquellen unſers Verderbens, in die Anſichten, Geſinnungen, Gelüſte und Gewohnheiten unſerer Zeitwelt und unſers Zeitlebens einzugreifen geeignet ſind.

Sehen wir ſie näher an, alle dieſe oben berührten üblichen Mittel der Armenhülfe, ſo können wir uns nicht verhehlen, ſie mangeln im Allgemeinen alle die feſte Sicherheit des innern reinen Geiſts aller wahren tief greifenden Menſchenbildung, den göttlich gegebenen Vater- und Muttertrieb, den göttlich erhebenden Reiz des Kinderſinns, die ewig nie über den engen Kreis der häuslichen Verhältniſſe hinaus ehende Reinheit der Bruderliebe und Schweſtertreue; ſie mangeln alle die Sicherheit und Continuität des Zuſammenhangs der ſinnlichen Reize des Glaubens und der Liebe mit gleich kraftvollen, das Ganze der Menſchennatur in Freyheit und durch Ueberzeugung ergreifenden Reizen der geiſtigen und phyſiſchen Thätigkeit. Sie mangeln alle des hohen heiligen Einfluſſes der Wohnſtuben. Sie ſind alle einerſeits durch ihre äuſſere Größe der gemüthlichen Innigkeit des häuslichen Lebens beraubt, die nur im engen Kreis kleiner enger Verhältniſſe ſtatt finden; anderſeits haben ſie in ihrem Weſen immer mehr den Kraftausdruck der öffentlichen oder wenigſtens äuſſern Gewalt, als den Segensnachdruck des häuslichen Heiligthums, und wer kann es ſich verbergen, welch unväterlichen und unmütterlichen Menſchlichkeiten ſolche Anſtalten durch ihre Umgebungen und beſonders durch allerley Einfluß und Intereſſe von Seite der Direktoren, Verwalter, Oekonomen ꝛc. ꝛc. ſolche Anſtalten ausgeſetzt werden können? Wer kann die Schwierigkeiten, die hieraus für das innere, heilige Weſen der wirklichen Menſchenbildung in ſolchen Anſtalten ſtatt finden können, berechnen? Sie, dieſe Anſtalten, ſind zwar bey dem gegenwärtigen Zuſtand der Volksnichtcultur und ſeiner ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Verkünſtlungsverödung und der daraus entſtandenen und hie und da dem Staat ſelber über den Kopf wachſenden großen Allgemeinheit des Nothzuſtandes des Volks gegenwärtig nothwendig und dringend, und Gott gebe, daß das Herz der Zeitwelt ſich immer hiefür erhebe, und ſich der Noth und der Zurückſetzung der Armen in allem dem, was ſie an Seel und Leib bedürfen, auch nach den beſchränkten Anſichten der Zeit erbarmen, aber daß wir dabey doch nicht vergeſſen, daß gute Anſtalten für Feuers- und Waſſersnoth doch noch nicht gute Volksbildungsanſtalten ſind. Wohl können Vorſichtsmaßregeln gegen die Entſtehung von Feuers- und Waſſersnoth auf eine Art unter die Rubrik der Volksbildungsanſtalten gebracht werden, aber die Anſtalten für die wirklich eingebrochene Feuers- und Waſſersnoth können unmöglich dazu gezählt werden.

Der einzige ſichere Boden, auf dem wir Volksbildungs-, Nationalkultur und Armenhülfe halber zu ſtehen ſuchen müſſen, iſt das Vater- und Mutterherz, das durch die Unſchuld, Wahrheit, Kraft und Reinheit ihrer Liebe den Glauben der Liebe in ihren Kindern entzündet, durch deſſen Inneres alle Leibs- und Seelenkräfte der Kinder zum Gehorſam in der Liebe und zur Thätigkeit im Gehorſam vereinigt werden.

Im Heiligthum der Wohnſtuben iſt es, wo das Gleichgewicht der menſchlichen Kräfte in ihrer Entfaltung gleichſam von der Natur ſelbſt eingelenkt, gehandhabt und geſichert wird, und auf dieſem Punkt iſt es, auf welchen von Seite der Erziehungskunſt hingewirkt werden muß, wenn die Erziehung als Nationalſache dem Volk wahrhaft Vorſehung thun und in ſeinem Bildungseinfluß das Aeußere des menſchlichen Kennens, Könnens und Treibens mit dem innern, ewigen, göttlichen, Weſen unſerer Natur in Uebereinſtimmung bringen ſoll.

Wenn das Wort wahr iſt: **inventis facile est addere**, ſo iſt noch unendlich wahrer: Zu dem vom gegebenen innern ewigen Gut der Menſchennatur iſt das äuſſere Gute, das die menſchliche Kunſt unſerm Geſchlecht geben kann, leicht hinzuzuſetzen; aber das umzukehren, und das göttliche ewige Gut der Menſchennatur aus der Armſeligkeit unſerer von ihrem göttlichen Fundament entblößten menſchlichen Kunſt hervorgehen machen zu wollen, iſt die Sache der tiefſten Verwirrung unſerer armſeligen Zeitverkünſtlung. Die Wohnſtube des Volks, ich ſage nicht die Wohnſtube des Geſindels, das Geſindel hat keine Wohnſtube, — ich ſage die Wohnſtube des Volks iſt gleichſam der Mittelpunkt, worin ſich alles Göttliche, das in den Bildungskräften der Menſchennatur liegt, vereinigt. In ihr, wo von Gottes wegen Schätze der Kraft vorliegen, hat die Kunſt leicht das Schärflein ihres Dienſts ihnen beyzulegen; wo aber die Kunſt, den heiligen Ort der Weihe ihrer Kraft nicht achtend, ihr armes Schärflein außer dieſem Mittelpunkt des Glaubens und der Liebe in den Koth der Welt hineinwirft, oder es gar als ein Götzenopfer auf den Altar ihrer Selbſtſucht hinlegt, und ohne Vater und Mutter und ich möchte ſagen ohne Gott und ohne Wohnſtuben die Kinder der Menſchen erziehen will, da iſt die Kunſt ihr weniges, weil ſie es zu nichts hinzulegt, und ihr weniges wird dann nichts, und wann es einmal nichts iſt, ſo erwahret ſich dann in ihm das Wort: „wer „nichts hat, von dem wird auch das genommen, was er hat", und wir dürfen es uns nicht verhehlen, unſer Zeitgeiſt hat uns dahin gebracht, daß wir der Wohnſtuben und ihres Segens halber beynahe in den Lüften ſchweben. Wir ſind nicht nur im Aeuſſern unſers Zeitlebens und ſeiner Gewohnheiten, Formen und Anmaßungen halber für den reinen Genuß der bildenden Wohnſtuben zu Grund gerichtet. Unſer verkünſtelte Zeitgeiſt hat auch den Einfluß, den der religiöſe Sinn unſrer Väter auf dieſen Mittelpunkt des menſchlichen Wohlſtands macht, zernichtet. Dieſer religiöſe Geiſt, der das Heil der ſtillen beſchränkten häuslichen Verhältniſſe machte, iſt in unſrer Mitte, alles innern Lebens beraubt, zu einem lüſtigen Raiſonnirgeiſt über alles Heilige und Göttliche verſunken; doch müſſen wir auch geſtehen, die erſte Quelle des eigentlichen Gifts unſrer Verkünſtlung, der religiöſe Sinn er Zeitwelt ſcheint im Innerſten ſeiner verderblichen Kräfte erſchüttert; der Segensgeiſt der wahren Chriſtus- hre ſcheint mitten im Verderben unſers Geſchlechts wie- er tiefere Wurzel zu ſchlagen und in tauſend und tau- nd Menſchen inneres, reines Leben zu erhalten, und es iſt wahrlich nur allein von dieſer Seite zu erwarten, daß wir uns Volksbildung halber wirklich zu Maaßregeln erheben werden, die geeignet ſind, mit genugſamer Kraft in die Anſichten, Geſinnungen, Gelüſte und Gewohnheiten unſers Zeitlebens einzugreifen, die wir als die Urquelle unſers Volksverderbens und unſers Zeitunglücks anſehen und anerkennen müſſen. Es iſt nur von dieſer Seite zu erwarten, daß wir die wahren und einzigen Mittel der Volksbildung und Nationalkultur, die Gott ſelbſt in den Schooß der Wohnſtuben gelegt, und dieſelben vom Anfang der Tage bis auf heute durch die unauslöſchlichen Triebe des Vater- und Mutterherzens belebt erhalten, mit Kraft ergreifen und zu unſerm Segen benutzen werden.

Das große dießfällige Zeitübel und das große faſt unüberſteigliche Hinderniß der Wirkung aller ſoliden Mittel dagegen iſt dieſes: unſere Zeitväter und Zeitmütter ſind faſt allgemein aus dem Bewußtſeyn, daß ſie etwas, daß ſie alles für die Erziehung ihrer Kinder thun können, herausgefallen. Dieſer große Abfall der Väter und Mütter vom Glauben an ſich ſelbſt, iſt die allgemeine Quelle der Bodenloſigkeit unſerer Erziehungsmittel.

Um alſo der Volkserziehung als Nationalſache und im allgemeinen aufzuhelfen, iſt vor allem aus nothwendig, daß das Selbſtbewußtſeyn der Eltern, daß ſie etwas, daß ſie viel, daß ſie alles für die Erziehung ihrer Kinder thun können, in ihnen wieder belebt werde. Die Väter und Mütter der Zeit müſſen vor allem aus wieder dahin gebracht werden, es lebendig in ſich ſelbſt zu fühlen, wie erhaben ſie der Erziehung ihrer Kinder halber ob allen denen ſtehen, die als Lehrer und Gehülfen einer Sache, die von Gottes und ihres Gewiſſens wegen die Sache der Eltern iſt, ihnen an die Hand gehen, und es ſt von dieſer Seite dringend, daß das Gefühl der Alten, daß jedes Kind, das Vater und Mutter verloren, auch dann noch eine arme bedauernswürdige Wayſe ſey, wenn ein Vogt ſchon in der Lage iſt, aus den Erziehungsherren er Welt den erſten Mann für daſſelbe zum Erzieher auszuwählen und zu bezahlen, in der öffentlichen Meinung wieder erneuert und allgemein gemacht werde; und och dringender als dieſes iſt, daß die hohe himmliſche Wonne, die der perſönliche Vater- und Muttereinfluß uf die Bildung ihrer Kinder dem Menſchenherzen der Eltern beſchert, im Nationalgeiſt wieder mit der Lebenigkeit anerkannt werde, die nothwendig iſt, um die heige Sehnſucht nach dem ausgedehnteſten Genuß dieſes Einfluſſes in den Herzen der Eltern allgemein wieder reg u machen. Es iſt dringend, daß die Eltern unſrer Zeit wieder zum Gefühl der innern öden Leerheit gebracht erden, in die jede Menſchenſeele verſinken muß, die e Vater- und Mutterkraft für die Bildung und Erzieung ihrer Kinder in ſich ſelber verloren. Es iſt drinend, daß die Zeitwelt ſich ſchnell überzeuge, daß ſie urch den Verluſt des Vater- und Muttereinfluſſes auf e Menſchenbildung beydes, nicht nur die hohe bürgerhe Sicherheit und Befriedigung unſrer Väter in allen tänden verloren, ſondern auch das heiligſte Fundament eines reinen, edeln, chriſtlichen Hauslebens in ſich ſelber zu Grund gerichtet. Es iſt dringend, daß die Väter und Mütter unſrer Zeit ſich in ihren Haushaltungen in dieſer Hinſicht wieder orientiren und fühlen und erkennen lernen, was ſie von Gotteswegen und mit ihren göttlich einwohnenden Kräften ihren Kindern ſind und ſeyn ſollen. Es iſt wichtig, daß ſie wieder zum Gefühl der höchſten Kraft der Menſchlichkeit, die in ihnen liegt, emporgehoben, und die Mutter ihre glühende Liebe zum Säugling und ihre unerſchöpfliche Kraft, ihm zu dienen, forthin und immer mehr nicht blos als einen ſinnlichen Naturtrieb, den ſie mit den Thieren des Feldes gemein haben, anſehen, ſondern in ihm eine der menſchlichen Natur eigene göttliche Kraft erkennen lernen, durch welche ſie in den Stand geſetzt werden, die hohe göttliche Vereinigungskraft aller Anlagen und Triebe der Menſchennatur, Glauben und Liebe von der Stund ſeiner Geburt an im Kind zu erzeugen und in der Bildungsepoche des Kindes, die in ihrer Hand iſt, als göttliches Erziehungsprinzip zur Menſchlichkeit feſtzuhalten. Es iſt dringend, daß der Vater ſeine eigene Kraft ſeiner Liebe eben wie die Mutter nicht als eine ſinnliche Kraft ſeiner männlichen Selbſtſucht, ſondern als eine göttliche Kraft anſehe, ſein Kind zum Gehorſam des Glaubens und durch den Gehorſam des Glaubens, zu aller Thätigkeit in vielen guten Werken hinzuführen. Es iſt dringend, daß die Väter und Mütter aller Stände wieder einmal lebendig erkennen lernen, daß die hohe Kraft der Erziehungskunſt von Gottes wegen in ihnen liegt, und daß die Wahrheit

res Glaubens an Gott mit dem ſeelerhebenden Gefühl
eſer Kraft innig verbunden iſt, und ſich in jedem Fall
der göttlich und menſchlich belebten Neigung, in der
ahrheit und im Geiſt dieſer Kraft für ihre Kinder zu
ben, offenbart. Man darf ſich nicht verhehlen, es iſt
dem Zuſammenhang des Innern und Aeuſſern unſers
egenſtands, es iſt in dem Uebergewicht, das ſeinem
nnern über ſein Aeuſſeres gegeben wird, wodurch es
lein möglich iſt, die wahren Mittel zu finden, einer
irklichen Volks- und Nationalkultur entgegen zu ſchreiten
d den Uebeln unſerer diesfälligen Nationalverirrungen
it Erfolg entgegenzuwirken. Ich will die Maßregeln nicht
rühren, die von Seite der Kirche und des Staats ge-
nommen werden ſollten, um diesfalls wieder einen beſ-
n Geiſt in das Herz der Haushaltungen hineinzubrin-
n; ich will nur die Mittel berühren, die von einer
euchteten und menſchenfreundlichen Pädagogik diesfalls
sgehen könnten.

Die vereinigten Freunde der Erziehung ſollten vor
em aus für ein allgemeines Volksbuch ſorgen, das ge-
net wäre, die Väter und Mütter aller Stände den
nzen Umfang ihrer Kraft für die Erziehung ihrer Kin-
fühlen zu lernen. Dies wäre ein Mutter, ein Wohn-
benbuch. Dieſer Endzweck fordert in der Lage, in die
s das Verderben unſers Zeitgeiſts diesfalls geſetzt hat,
allem Aufweckungsmittel gegen die Schlafſucht, in
uns die Anſichten, Geſinnungen, Gefühle und Ge-
hnheiten der Zeit über unſern Gegenſtand verſetzt haben.
fordert vielleicht eine Herkulesarbeit, es fordert die

Vereinigung der höhern Menſchlichkeit unſers Zeitalters, es fordert die Vereinigung der ausgezeichnetſten Kräfte der Gemüthlichkeit, der Einſicht und der Kunſtkraft unſers Geſchlechts zur allmähligen Verfaſſung und Vervollkommnung eines ſolchen Mutter- oder Wohnſtubenbuchs, das mit geſichertem Erfolg dahin wirken ſoll, den Glauben der einzelnen Väter und einzelnen Mütter aller Stände an ſich ſelbſt und an ihre Kraft auf die Bildung und Erziehung ihrer Kinder in ihnen von neuem zu beleben. Es ſoll mit lebendiger Kraft das Gemüth der Väter und Mütter zu den Lieblichkeiten ihrer diesfälligen Pflicht hinreißen, es ſoll in einfachen Darſtellungen und mit überzeugender Heiterkeit die vielſeitigen Lagen und Umſtände entfalten, die den Müttern und Vätern in der Wohnſtube von der Wiege an in der Hand liegen, ihre Kinder zu den Uebungen ihrer Sinne, zu erhebenden Gefühlen ihres innern Lebens, zu bildenden Anſchauungen ihrer Umgebungen und zu allmähligen, pſychologiſch eingelenkten, ſtuffenweiſe vorſchreitenden Anſchauungserkenntniſſen der Gegenſtände der Natur und der Kunſt einzulenken, in deren vollendeten Erkenntniß die Anfangspunkte der wiſſenſchaftlichen Anſicht dieſer Gegenſtände wahrhaft und naturgemäß vorliegen. Es ſoll endlich Vätern und Müttern mit eben der Einfachheit die Mittel vorlegen, die Denkkraft ihrer Kinder in Stuffenfolgen zu bilden, die ihr Reſultat unfehlbar machen, ſo wie ſie zu den verſchiedenen Fertigkeiten zu gewöhnen, die alle Kunſt- und Berufsbildung des Menſchen vorausſetzt: mit einem Wort, es ſoll mit der höchſten Einfachheit und

Kunſt dahin wirken, das Wollen, Kennen und Können
es Guten unſers Geſchlechts auch in den Wohnſtuben
er Armen durch ausführbare Mittel in den Kindern auf
ine, mit dem Weſen der Menſchennatur übereinſtim-
nende Weiſe zu entfalten.

Es iſt aber unmöglich, zu dieſem Ziel zu gelangen,
nd dieſes Buch iſt weſentlich ſo lang unausführbar,
enn die Bemühungen dafür nicht von einer anhaltenden
nd fortdauernden Erforſchung der Mittel und Wege un-
rſtützt wird, wie die Menſchennatur ſelber jede einzelne
raft unſers Geſchlechts nach eigenen Geſetzen entfaltet
nd dann hinwieder dieſe einzelnen Kräfte nach höhern
eſetzen mit der Geſammtheit ihrer Kräfte in Ueberein-
mmung bringt. Die Bemühungen der Menſchenfreunde
r Anbahnung und Begründung einer realen National-
nd Volkskultur müſſen alſo von einer ſorgfältig erhalte-
n Fortdauer der Erforſchung der Wege der Natur ſelber
der Entfaltung unſers Geſchlechts ausgehen und dar-
f gegründet werden.

Zu dieſem Endzweck iſt drittens eben ſo wichtig, daß
erwähnte Unterricht jeder einzelnen Wiſſenſchaft im
ſammenhang mit den Grundkräften der Menſchennatur,
en Ausbildung dieſe Wiſſenſchaft vorausſetzt, ins Aug
aßt und praktiſch ausgemittelt werde, ob die Mittel
Uebungen, durch welche dieſe Wiſſenſchaft erlernt
d, auch mit dem Gang übereinſtimmen, durch wel-
n die Natur der Kräfte, deren Ausbildung dieſe Wiſ-
chaft vorausſetzt, ſelber entfaltet wird; und eben ſo
ß bey dem Nachforſchen in dem Gang der Natur in

der Erlernung jeder Wiſſenſchaft ausgemittelt werden, was in jeder Wiſſenſchaft die Beſtandtheile ſeyen, deren Kenntniß dem Kind 1ſtens durch die einfache Anſchauung, 2tens durch das Gedächtniß, 3tens durch die Einbildungskraft richtig und genugthuend beygebracht werden können, und wie ſolche Beſtandtheile der Wiſſenſchaft einerſeits als Mittel der Ausbildung und Uebung der Grundkräfte der Natur ſelber können benutzt, anderſeits als bloße Materialien für die Erlernung dieſer Wiſſenſchaft können herbeygeführt werden, ehe die Zeit, das Alter und die Geiſtes- und Kunſtkräfte wirklich da ſind, die eigentliche Erlernung dieſer Wiſſenſchaft als gebildet vorausſetzt, ſo wie man oft lange vorher Holz und Stein und Kalk und Sand an einen Bauplatz herbeyführt, ehe man daran denkt, das Gebäude aufzuführen, für welches dieſe Materialien lang zum voraus brauchbar vorliegen.

Eben ſo weſentlich iſt es für den Endzweck, eine wirkliche allgemeine Volks- und Nationalkultur einzuleiten und zu begründen, daß die Bemühungen, Sprach, Zahl und Form als reine Elemente des Denkens zu benutzen, mit der höchſten Thätigkeit und Sorgfalt fortgeſetzt und in ihrer Anwendung mit den Elementarübungen, durch welche ſich die gemüthlichen Kräfte des Glaubens und der Liebe, ſo wie die Elemente der phyſiſchen Thatkräfte unſers Geſchlechts naturgemäß entfalten, in Uebereinſtimmung gebracht werden.

Dieſes offenbare Bedürfniß der Anbahnung einer wahren Nationalkultur führt dann ferner zu der Noth-

wendig-

wendigkeit, die Zahl und Form als geiſtige Mittel aller Kunſtkräfte mit einer Elementarbildung der phyſiſchen Ausübungskräfte aller Kunſt, die vorzüglich von der elementariſchen Ausbildung des Augs und der Hand abhängen, zu verbinden, und überhaupt die Einführung einer allgemeinen Gymnaſtik der phyſiſchen Kräfte unſrer Natur hinzulenken. Es iſt auf der einen Seite gewiß, ein Kind, das in Zahl und Form elementariſch genugſam geübt iſt, beſizt in ſich ſelbſt das Geiſtige der Kunſtkräfte aller menſchlichen Berufe in ſeinem ganzen Umfang, und hat beym Eintreten in irgend einen Kunſtberuf nur noch die mechaniſchen äuſſern Fertigkeiten deſſelben zu erlernen; auf der andern Seite iſt eben ſo gewiß, eine jede Berufsart der männlichen und weiblichen Induſtrie ſezt in ihrer Erlernung eine Stufenfolge der Mittel voraus, die wie in intellektueller alſo auch in phyſiſcher Hinſicht vom Leichtern zum Schwerern und vom Einfachern zum Verwickeltern vorſchreitet. Dieſe in der Natur unſrer Kräfte liegende Wahrheit ruft in Rückſicht auf die Erlernung aller männlichen und weiblichen Berufsarbeiten einer Spezialgymnaſtik als weſentliches Vorbereitungsmittel zu Erlernung derſelben, und jeder ernſte Zweck auf die wirkliche Erzielung einer Nationalkultur oder Volksbildung hinzuwirken, fordert auch hiefür die Aufmerkſamkeit und Thätigkeit der Menſchenfreunde.

Es iſt aber unmöglich, daß alle dieſe Mittel und Anſichten einen Realeinfluß auf die Volkskultur ſelbſt haben können, wenn nicht Wege gefunden werden, die diesfälligen Kenntniſſe und Fertigkeiten allgemein zu machen. Es iſt desnahen unumgänglich nothwendig, daß eine gegenſeitige Einwirkung der Wohnſtubenbildung und der Schulbildung erzielt werde. Nur dadurch allein können dieſe Kenntniſſe und Fertigkeiten zum Gemeingut des Volks erhoben, und als wirkliche Mittel des allgemeinen Haus- und Landesſegens angeſehen und benutzt werden. Es müſſen alſo durchaus Probſchulen errichtet werden, in welchen die geiſtigen und phyſiſchen Elementarbildungsmittel des Volks in ihrer ganzen Reinheit und Ausdehnung den Kindern ſo weit von Grund auf eigen gemacht würden, daß ein jedes aus dieſer Schule austretendes Kind mit Sicherheit im Stand ſeyn könne, alle in ihm in der Schule entfalteten Kräfte und beygebrachten Fertigkeiten auch in ſeinen Geſchwiſterten genugthuend zu entfalten und ihnen beyzubringen, wodurch denn der höhere Zweck, die Eltern im Land allgemein in den Stand zu ſtellen, nicht nur das innere Weſen der Bildung ihrer Kinder, ſondern auch die Einübung ihrer äuſſern Fertigkeiten in ihren Wohnſtuben mit entſchiedenem Erfolg zu betreiben, angebahnt und allmählig mit Sicherheit erzielt werden könnte.

Um aber auch nur daran zu gedenken, ſolche Probſchulen einführen zu können, müßte vor allem aus für das ſichere Daſeyn von Männern geſorgt werden, welche, der Aufgabe einer ſolchen elementariſchen Probſchule mit Erfolg vorzuſtehen, zuverläſſig gewachſen wären, und zwar in Rückſicht auf weibliche Bildung ſo gut als auf männliche. Es iſt alſo, wenn man die Erzielung einer pſychologiſch begründeten National- und Volkscultur wirkſich will, dringend, daß vor allem aus eine wo immer möglich nicht ganz unbedeutende Anzahl armer Jünglinge und Mädchen von ausgezeichneten Talenten, geſicherter Sittlichkeit und erprobter Thätigkeit ausgeſucht und mit der höchſten Sorgfalt zu dieſer Beſtimmung ausgebildet würden, die in dem ganzen Umfang der elementariſchen Entfaltung der menſchlichen Kräfte und Fertigkeiten, in ſo weit ſie allgemein anwendbar und in den Wohnſtuben des Volks ausführbar ſind, alles das genoſſen, was diesfalls gegenwärtig noch gegeben werden kann.

Wenn ich nun die ſieben Bedingniſſe, unter welchen ich ſelbſt die Anbahnung einer wahren, pſychologiſch tief begründeten Nationalbildung und Volkskultur allein möglich glaube, ins Aug faſſe, ſo finde ich freylich die Sache nichts weniger als leicht. Aber unſere Landesübel ſind groß, und wir dürfen nicht daran denken, ſie, ich möchte faſt ſagen, im Schlaf, und mit ganz leichten Mitteln zu beſiegen. Ich wiederhole es noch einmal, die Uebel unſrer Nichtkultur und unſrer Volkszurückſetzung in ſittlicher, geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht haben ihre Quellen in tief feſtſtehenden, in all unſer Thun und Seyn eingreifenden Anſichten, Geſinnungen, Gelüſten und Gewohnheiten unſers allgemeinen Zeitlebens, ich möchte noch einmal ſagen, ſie gehen beynahe aus einer feſtſtehenden Weltordnung hervor, und es müſſen zur Wiederherſtellung beſſerer Grundſätze und Mittel der Volkserziehung und der Armenbeſorgung Maßregeln ergriffen werden, die den Fehlern und Irrthümern, die unſern Uebeln zum Grund liegen, mit Kraft entgegenwirken. Ich weiß indeſſen wohl, das Ziel der Umwandlung der beſtehenden Volksbildungsmittel iſt nur durch Zeit und Muth zu erreichen, und ich weiß wohl, daß das, was ich dazu beytragen kann, nur ein Schärflein iſt zu dem groſſen Opfer, das die Menſchenfreundlichkeit und Erleuchtung unſers Geſchlechts der Noth der Zeit darzubringen hat. Aber eben dieſe Noth der Zeit belebt meine Hoffnung. Tauſende von Menſchenfreunden werden das Ihrige zur Erzielung dieſes Zwecks beytragen. Ich für mich ließe es mir für mein Leben nicht nehmen, alles in der Welt zu verſuchen, um durch mein Schärflein mit der möglichſten Sorgfalt zu dieſem Endzweck mitzuwirken. Ich bin auch wirklich durch den Gang meines Lebens dahin gelenkt worden, in verſchiedenen Geſichtspunkten, vielleicht mehr als viele andere, zu dieſem Ziel beytragen zu können. Die ſieben Bedingniſſe, unter denen ich die Anbahnung einer allgemeinen National- und Volkskultur allein möglich glaube, ſind größtentheils weſentliche Gegenſtände der Nachforſchungen und der Thätigkeit meines ganzen Lebens, und für einige ſind meine gegenwärtige Lage und Verhältniſſe wie geeignet, noch bey meinem Leben und hinter meinem Grab für ihre weitere Prüfung, Forſchung und Anbahnung zu wirken. Das Hauptbedürfniß der Zeit, ein Handbuch für die Mütter, darin ſie in Rückſicht auf die Bildungsmittel, die ſie für ihre Kinder in ihrer Hand haben, war von jeher ein Lieblingsgegenſtand meiner Nachforſchungen, und ich werde, ſo lange ich lebe, mit aller mir möglichen Anſtrengung an Beyträgen für dieſes weſentliche Mittel der

Volksbildung arbeiten; [und ſo wie ich mich in Rückſicht auf dieſes erſte Bedingniß der Möglichkeit einer anzubahnenden und einzuleitenden Nationalkultur und Volksbildung auch in meinen alten Tagen noch nicht ganz kraftlos fühle, finde ich mich auch in Rückſicht auf die ſechs übrigen Bedingniſſe dieſes Geſichtspunkts durch meine Lage in Iferten nicht unvortheilhaft gelegen; ich glaube im Gegentheil es ausſprechen zu dürfen, daß es in Rückſicht auf das, was das zweyte, dritte, vierte und zum Theil fünfte Bedingniß anbetrifft, nicht leicht möglich wäre, in einer für die Beſorgung dieſer Bedürfniſſe vortheilhaftern Lage zu ſeyn; und ſo wie unſer hieſiges Local der Bildung des Perſonale, welches zur Aufſtellung einer, dem Zweck einer real in die Nationalbildung wahrhaft eingreifenden elementariſchen Probſchule nach oben berührten Geſichtspunkten des zweyten, dritten, vierten und zum Theil fünften Bedingniſſes vorzüglich gut iſt, ſo iſt es auch in Rückſicht des fünften, ſechsten und ſiebenten Bedürfniſſes der elementariſchen Volksbildung zur Induſtrie ſicher, daß unſer hieſiges Local für dieſen Zweck große Vorzüge hat. Die gymnaſtiſchen Vorübungen der Induſtrie fordern unumgänglich ein ſtädtiſches Local, und man wäre für dieſen Zweck auf einem Dorf, oder auf einem Landſitz gar nicht wohl; und da die elementariſche Gymnaſtik zur Induſtrie auf das innigſte mit geiſtigen Bildungsmitteln des Denkens und der Kunſt zuſammenhangen und weſentlich von denſelben ausgehen, ſo iſt unſer Lokal für die Bildung von Perſonen, die als erſte Lehrer einer elementariſchen Probſchule für die

Volksbildung angenommen werden ſollen, offenbar das vorzüglichſte, das ſich beynahe denken läßt, und alſo auch als bloßes Gebäud iſt unſer Local noch für eine vielſeitige Ausdehnung ſeines Gebrauchs vorzüglich geeignet. Zu den ſchon gegenwärtig überflüſſigen laſſen ſich auf eine ſehr leichte Art noch gegen ein Dutzend kleinere und gröſſere Arbeitszimmer in demſelben anbringen. Auch iſt es nicht möglich die mehrern oder wenigern Jünglinge, die wir jetzt für unſere Zwecke zu bilden annehmen werden, genugthuend anderswo wohlfeiler zu erhalten. Da das Perſonale für ihre Bildung, und auch für ihre ökonomiſche Beſorgung ſchon da iſt, und gar nicht als um ihrentwillen und für ihre Rechnung angenommen und daſtehend angeſehen werden kann, ſo kann ich auch von dieſer Seite mit wenigern Mitteln mehr thun, als irgend ein anderer. Man würdiget überhaupt nie genugſam, was ein jedes altes Neſt faſt in jedem Fall gegen neue Einrichtungen für Vorzüge hat. Nur mein Land ins Aug gefaßt. Es iſt durch 13 Kulturjahre aus elendem trockenem Wieſenland zum Gartenland geworden, ſo daß ich auch von dieſer Seite mit meinem ganzen Haus wohlfeiler eſſe, als ich dieſes an irgend einem andern Ort thun würde, und in jedem Fall ohne eigentliche perſönliche Schwierigkeiten mehrere junge Leute an meinen Tiſch nehmen, und ſo von allen Seiten vorbereitende Schritte für eine meinen Zwecken genugthuende Armenanſtalt leichter machen kann, als es mir ſonſt an irgend einem andern Ort möglich wäre. Mit einem Wort, die Summe der Vortheile, die ich durch die Länge der Zeit meines Lebens, und die Dauer meiner Verhältniſſe für meine Zwecke mir in Iferten angebahnt, ſind ſo groß, daß die Folgen meines Lebens, die, wenn ſie von einem Mann, der hier auf dem Platz iſt, benutzt werden, ihm gleichſam von ſelbſt in die Hand fallen, kaum zu berechnen ſind. Ich muß noch hinzuſetzen, das liebliche Iferten hat die ganze Zeit meines hieſigen Aufenthalts mein Unternehmen in einem hohen Grad begünſtigt, und ich bin auch ſicher, daß ich nicht leicht eine Stadt gefunden hätte, in der mich die kleinlichen Tracaſſerien, mit welchen man ſonſt faſt an allen Orten neue Unternehmungen, inſonderheit den Fremden, erſchwert, mich weniger genirt hätten, als es hier geſchehen; und ich muß es ſagen, das war ein groſſes Glück für mich. Die Natur meines Unternehmens hätte, ohne gefährdet zu werden, dieſe Art von Bedrückungen nicht zu erdulden vermögen, und ich muß geradezu bekennen, ohne dieſes edle Benehmen der Stadt gegen mich, wäre ich höchſt wahrſcheinlich den ſo lange gedauerten innern Gährungen meines Hauſes unterlegen. Aber ſie hat ihre Uebel durch keine Art von Einmiſchung wichtiger gemacht, als ſie ſchon wirklich waren; keine Art von Klatſchereyen griffen bis jetzt hierüber in den guten Ton der Stadt; ſie blieben bis jetzt in Kreiſen und Mäulern, in denen ſie von uns ruhig verachtet werden konnten. Wer immer in der Stadt den Lebenstakt hatte, der in ſolchen Verhältniſſen ichtig führt, fühlte, daß er über das, was er nicht ſehen und nicht hören konnte, auch nicht ſein Maul brauchen urfte. Es iſt allerdings nicht zu läugnen, daß dieſer

Umſtand über die Möglichkeit meines Bleibens oder Nichtbleibens in Iferten entſcheidend einwirkte. Jetzt ſind Gottlob dieſe Schwierigkeiten überſtanden; aber ich weiß indeſſen, was ich dem guten dießfälligen Ton der Stadt in den lange dauernden Schwierigkeiten meines Hauſes zu danken habe.

Ich kehre in mein Gleis zurück. Das Ziel jeder tiefer greifenden Erziehungsanſtalt ſoll durch ihre Grundſätze, Mittel und Folgen nicht blos auf die Bildung einzelner Menſchen und Stände, ſondern auf das Weſen der Menſchennatur in allen Verhältniſſen und Lagen dahin wirken, daß das Wollen, Kennen und Können des Guten und Nöthigen in allen Ständen gleich verbreitet werde, d. h. in denſelben gleichen Reiz und Mittel finde, Wurzel zu faſſen, zu keimen und zu wachſen. In allen Ständen ſoll der Menſch dahin gebracht werden, gottesfürchtig, einſichtsvoll, menſchenliebend und häuslich und bürgerlich brauchbar zu werden. Die Reize und Mittel zu allem dieſem liegen nirgend rein in den Ständen und Verhältniſſen des Menſchen; ſie liegen nur rein in dem höhern und edlern Weſen der Menſchennatur ſelber und in allem dem, was ſie rein, heilig und kraftvoll dafür belebt. Allenthalben hingegen liegen in den Ständen und Verhältniſſen der Menſchen, ſo wie in ſeinem Fleiſch und Blut Reize und Beweggründe zur Gottesvergeſſenheit, zur Selbſtſucht, zur Liebloſigkeit, Gedankenloſigkeit und Trägheit, kurz zu allem Unrecht und zu aller Thorheit des Lebens. Allenthalben ſoll die Erziehung durch Einſicht und Angewöhnungen die Reize der ſinnlichen Schwäche unſrer Natur überwinden, und dem Menſchen die Fertigkeiten des entgegengeſetzten Guten habituell machen, und ihn zu den ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Anſtrengungen und Fertigkeiten gewöhnen, ohne die ein höheres und edleres Menſchenleben nicht denkbar iſt. Nun aber iſt offenbar, daß in den ärmern Ständen Noth und Bedürfniß den Menſchen auf eine Weiſe und mit einer Kraft zum Nachdenken, zur Thätigkeit, zur Selbſtüberwindung, zur Anſtrengung, zur Mäſſigung, zur Geduld und zu tauſend Fertigkeiten des Lebens hinführt, wie dieſes in den obern Ständen nicht iſt. Die Erziehung muß dem reichen und vornehmen Kind zu vielem, zu ſehr vielem durch ihre Kunſt Hand bieten, was das arme Kind und das Kind des Mittelſtands gleichſam von ſelbſt hat. Der Unterſchied der Standeserziehung beſteht auch weſentlich darin, daß das Kind des Reichen durch höhere Einſicht zur Anſtrengung und Thätigkeit, hingegen das Kind des Armen durch Anſtrengung, durch Mühe und Arbeit zum Denken, zum Ueberlegen, zu Einſichten und Kenntniſſen geführt werden muß. Beyde Wege führen ndeſſen zu gegenſeitigen Klippen, deren Gefahren im Mittelſtand durchaus geringer ſind, als im Reichthum nd Armuth; und wenn ich nur den höchſten Einfluß er Erziehungskunſt als allgemeine Angelegenheit der Menſchheit und der Staatskunſt denke, ſo fühle ich, eine rziehungsanſtalt, die auf das Ganze der diesfälligen Bedürfniſſe des Menſchengeſchlechts Einfluß haben will, uß wirklich hierin trachten, der Menſchennatur in allen ieſen Rückſichten ein Genüge zu leiſten. Sie kann das aber nur dadurch thun, wenn ſie praktiſch ins Licht ſetzt, daß die wahre Führung zu jeder Art Wiſſenſchaft und Kunſt weſentlich von eben den Grundſätzen und Mitteln ausgeht, durch welche das Kind in der niederſten Hütte dahin geführt werden muß, dem engen Kreis ſeiner häuslichen Verhältniſſe ein wahres Genüge zu leiſten. Aus dieſem Geſichtspunkt erklären ſich dann aber die Vorzüge des Mittelſtandes für die Erleichterung einer die Menſchennatur wahrhaft befriedigenden Erziehung. Der Spruch iſt göttlich und alt: „Herr! gieb mir weder Reichthum „noch Armuth, ſondern laß mich nur meinen beſcheidenen „Theil haben". Auch ſind die Vorzüge des Mittelſtands zu allen Zeiten in allen vorzüglichen Epochen und in allen vorzüglichen Staaten erkannt worden, und ich möchte ſagen, das Chriſtenthum iſt die göttliche Führung zu dem Gebet der **Weisheit**: „Herr! gieb mir weder Reichthum „noch Armuth, ſondern laß mir nur meinen beſcheidenen „Theil", welcher Gedanken auch mit hoher Erhabenheit im Gebet des Herrn mit den Worten: „gieb „uns heut unſer täglich Brod", ausgedrückt iſt. Ich verweile mich gern noch einen Augenblick bey dieſem Geſichtspunkt. Der arme Mann des Mittelſtands ſteht dem unbeſorgten Armen ſo nahe, und der Einfluß, den die Cultur des Mittelſtands auf die Bildung des Rechten und Guten im Volk, d. i. auf die wirkliche Volkskultur hat, iſt in der Wahrheit ſeiner Mittel und Folgen ſo wichtig und überwägend, und ich muß ſagen, ſo weſentlich dem verderblichen Einfluß der Verkünſtlung der Reichen und Notablen, ſo wie der Rohheitsverwilderung der tiefſten

Dürftigkeit entgegenwirkend, daß er wahrlich als der Stüzpunkt der allgemeinen Landes- und Volkskultur angeſehen werden muß, und ganz gewiß die Aufmerkſamkeit und die Sorgfalt des Staats und der Menſchenfreunde weſentlich, und von dieſer Seite wahrlich mehr als die Anſtalt für ſehr viele wiſſenſchaftliche Fächer anzuſprechen geeignet iſt.

Der Geſichtspunkt, durch meine Bemühungen auf dieſen zurückgeſezten, und vom Zeitgeiſt beynahe zum Geſindel herabgewürdigten beſonders armen Mittelſtand im Volk, und durch denſelben gleichſam auf das Herz des Volks zu wirken, war von jeher eine meiner Lieblingsbeſtrebungen. Auf der einen Seite findet ſich unter dem minder begüterten Mittelſtand ganz gewiß die größte Anzahl von Vätern und Müttern, die zu jeder auch noch ſo ſchmerzlichen Aufopferung bereitwillig wären, um ihren Kindern eine Erziehung geben zu können, die ſie in der Ehrenfeſtigkeit ihres Standes erhalten würde, und es bey der Koſtſpieligkeit unſerer Anſtalten doch nicht vermögen; auf der andern Seite ſind die Kinder ſolcher Haushaltungen gewiß in ſittlicher, geiſtiger und Berufshinſicht die vorzüglichſten, die man ſich in eine Erziehungsanſtalt wünſchen darf, und die, wie keine andern, für höhere Zwecke der Menſchlichkeit häuslich vorbereitet, und durch ihre Umſtände zum voraus ſich geneigt finden würden, in jede Laufbahn einzutreten, in der ſie der Menſchheit und ihren Standesgenoſſen dienen, und ihnen und dem Vaterland nüzen können, das der Mittelſtand im Allgemeinen weit beſſer kennt und weit mehr liebt, als dieſes im allgemeinen die meiſten Individuen thun, die ſich per fas und ne fas über dieſen Stand erhaben fühlen oder auch nur glauben, ſo wie auf der andern Seite die niederſte ganz eigenthumsloſe Volksklaſſe, die zu tief verſunken iſt, um den hohen Segen des Mittelſtands und der wahren Volkskultur richtig zu erkennen und kraftvoll darnach zu ſtreben.

So weit ſchrieb ich am Abend vor der Weihnacht. Ich entſchlief, und war ermüdet. Mein Herz war voll von Gedanken und Vorſätzen auf den heutigen Tag. Die Mitternacht nahte und mir träumte, ich arbeite an dieſen Blättern fort. Lichthelle Gedanken über meinen Gegenſtand floſſen aus meiner Feder. Einer hielt mich feſt. Ich bearbeitete ihn. Ich ſchrieb ihn nieder, änderte, beſſerte, las ihn wieder und wieder und hielt ihn feſt, als den wichtigſten meiner Gedanken. Da erwachte ich und meinte, ich denke ihn noch, den Gedanken. Ich meinte, er fülle noch meine ganze Seele. Ich wollte ihn mir ſelber wiederholen. Es war mir, ich wiſſe ihn. Ich glaubte, ich wiſſe ihn, aber ich fand ihn nicht mehr. Ich entſchlief wieder, und er war wieder da. Ich lebte wieder in ihm. Ich ſchrieb ihn wieder nieder, bearbeitete ihn wieder, änderte wieder, beſſerte wieder, las ihn wieder und lebte wieder in ihm, als im wichtigſten meiner Gedanken, als im höchſten Lichtgedanken, für die Rede und Vorſätze des heutigen Tags; aber ich erwachte wieder, meinte wieder, er fülle meine ganze Seele. Ich meinte wieder, ich lebte in ihm, als im lebendigſten meiner Gedanken. Ich meinte wieder, ich könne ſeine

Worte auswendig, wie die Worte des Unſer Vater. Ich wandte alle Kräfte an, ihn wieder zu finden. Aber es war umſonſt, es war mir nicht möglich, auch nur auf die entfernteſte Spur deſſelben zu kommen. Es war jetzt Mitternacht. Es ſchlug zwölf Uhr. — Ich hörte es ſchlagen, die Mitternachtsſtunde der Chriſtenfeyer über die Geburt des Erlöſers; ich hörte ſie ſchlagen die Feyer hoher Gebete und hoher Entſchlüſſe von Millionen Chriſten; ich hörte ſie ſchlagen, und ſchlief wieder ein. Jetzt ſtand ein armer junger Menſch vor mir. Es ſchien mir Nacht zu ſeyn, und es war keine Lampe um mich her; aber der junge Menſch ſtand im Licht des vollen Tags vor mir in meiner Stuben. Ich ſehe ihn jetzt noch vor meinen Augen. Könnte ich zeichnen, ich fehlte keinen ſeiner Züge; ſonſt fallen mir die Menſchen faſt augenblicklich aus den Augen, aber er blieb mir unvergeßlich. Ich ſeh ihn noch, wie er vor mir ſteht und mich bittet, ihn als einen armen Zögling in mein Haus aufzunehmen. Ich ſeh ihn noch. Er bat mich mit Muth. Er gefiel mir. Ich antwortete ihm freundlich: er komme in einem Augenblick, wo ich eben einige arme Jünglinge aufzunehmen ſuche. Jetzt belebte ſich ſein Angeſicht. Er ſchien mir in meine Arme fallen zu wollen, nahm wie unwillkührlich meine Hand, und ſagte mir: erinnert Ihr Euch jetzt auch nicht mehr, daß Ihr vor ſieben Jahren einen Knaben ab der Straſſe mit Euch heimnahmet, und in Euer Haus aufnehmen wolltet, aber ihn nicht darin behalten konntet. Ich bin dieſer Knabe; und es war mir im Traum, wie wenn das wirklich alſo geweſen. Es war mir, ich ſeh ihn noch vor mir, wie ich ihn auf der Straſſe angetroffen, wie er mir gefallen, wie ich ihn mit mir heimgenommen. Es war mir, ich wiſſe die Umſtände noch, wie und warum ich ihn wieder habe von mir laſſen müſſen. Eine unausſprechliche Rührung überfiel mich jetzt, daß der Knabe nach ſieben Jahren eben jetzt wieder zu mir kam. Wahrlich, es war mir, wie wenn ihn Gott in dieſem Augenblick zu mir ſandte, und wie wenn eine Stimme vom Himmel zu mir ſagte: mach' daß du ihn nicht noch einmal von dir wegſenden müſſeſt. Ein Augenblick darauf war mir, als ob ich die Worte: „mach', daß du ihn nicht wieder fortſenden müſſeſt", auf ſeinen Lippen leſe. Es war mir, wie wenn ſie mit Buchſtaben geſchrieben aus ſeinem Mund herausfielen, wie in alten Gemälden oft Bibelſprüche mit gothiſchen Buchſtaben geſchrieben, aus dem Mund von Prieſtern und Layen herausfallen. Meine Rührung war groß. Der Jüngling, der meine Hand nicht verließ, ſah meine Rührung. Ich weinte, er nicht. Der Muth, und der Glaube höherer Erwartungen ſtrahlte aus ſeinen Augen. Mir war jetzt, ich eile von ihm weg zu Schmid. Ich erzählte ihm, was mir begegnet, bat ihn, mit mir in meine Stube zu kommen, wo der Jüngling noch ſey, führte ihn ohne Licht im Dunkel der Nacht zu ihm, der noch von einem unſichtbaren Licht beſtrahlt, wie wenn es heller Tag wäre, vor meinem Bett ſtand. Jetzt erwachte ich, eilte wirklich zu Schmid, erzählte ihm meinen Traum. Er war noch im Bett. Das Wort, das in mir lag, wie wenn es eine Stimme vom Himmel zu

mir geredet, das Wort: „mach, daß du ihn nicht wieder
„von dir ſenden müſſeſt“, lag mir ſchwer auf dem Her-
gen. Wie wenn der Knab jezt noch vor mir ſtünde,
ſagte ich Schmid: „mach', daß ich ihn nicht wieder fort-
„ſenden müſſe“. Er ſah meine Rührung. Er ſah, daß
ch noch wie halbträumend, wie halb verwirrt vor ihm
ſtand. Er nahm mich bey der Hand und ſagte mir:
„ich will machen, daß du in nichts, was du jezt anfan-
geſt, wieder aufhören müſſeſt“, und er hatte Thränen
n den Augen. Aber mehr als ſeine Thränen, mehr als
das Wort des Jünglings war mir jezt der Gedanke: es
ſt Weihnacht, da dir dies alles begegnet. Es iſt Mit-
ernachtſtunde der Weihnacht. Ich verließ Schmid. Der
Gedanke, es iſt die Nacht, an der jezt Millionen Chri-
ſten an das arme Kind der Weihnacht und an ſeine arme
Mutter denken; es iſt die Nacht, an der tauſend und
auſend Arme im Glauben an ihren Erlöſer in ihrer Noth
und in ihrem Elend Gott bitten, daß ſie Chriſten finden,
ie ſich ihrer erbarmen, dieſer Gedanke füllte jezt mein
Herz. Ich war allein. Es war Todesſtille um mich
er. Mein Blut war in Wallung. Es war mir, die
Engel der Weihnachten umſchweben mich jezt. Es war
nir, ich höre ihren Geſang: „Ehre ſey Gott in der Höhe“;
s war mir, ich ſehe die Worte dieſes Geſangs in mei-
em Betſaal an der Weihnacht flammen, wie ich ſie oft
n der Weihnacht darin flammen ſah. Der Gedanke der
Weihnacht füllte mein ganzes Herz und erhob mich zu
em Entſchluß, meine menſchliche Gabe auf den Altar
er göttlichen Weihnacht zu legen, und dem Geſang der

Engel der Weihnacht zum Opfer zu bringen. In der menſchlichen Anſicht meines Strebens ſtand mir der Gedanke vor der Seele: der Glaube vieler Menſchen an dich iſt groß, und vielleicht betete in dieſer Stunde, in der du alſo träumteſt, mehr als eine fromme liebende Seele, von Chriſtus Glauben erhoben, für dich und dein Werk, und vielleicht haben viele, viele, von dieſem Glauben erhoben, an deinem Werk nicht gezweifelt, und in demſelben für deine Schriften unterſchrieben. Selber der heilige Bund ſchwebte in der Stunde dieſer Erhebung vor mir. In welch einer Zeit, ſagte ich zu mir ſelber, fällt dir deine jezige Stimmung. Ich blieb in derſelben, bis es zur Kirche läutete, ging dann in der Erhebung dieſer Stimmung zur Kirche, und nahm darin das Nachtmahl des Herrn. Noch iſt ſie mir gegenwärtig, die Stimmung dieſer Stunde und dieſes Nachtmahls, und die Rührung, in der ich Gott dankte für das äuſſerliche Gelingen meines Strebens; wie ich ihn für das höhere innere Gelingen deſſelben bat, und um die heilige Kraft, die ich ſelber dazu nothwendig habe. Ich brachte den Abend in ſtillem feyerlichem Ernſt bey mir ſelbſt, und mit mir ſelbſt zu. Das Weſen meiner Zwecke und das lezte Ziel, nach dem ich ſtrebe, ſtellte ſich mir lebhaft vor Augen. Ich dachte mir das Heil und den Segen der Armen in der erneuerten Kraft ihrer Wohnſtuben. Wahrlich, wahrlich, wie die Krippe, in der der arme Heiland lag, alſo erſchien mir die Wohnſtube des Volks als die Krippe, in der uns das Göttliche, das Heilige,

das

das in der Menſchheit ſich entfaltet, keimen, aufwachſen, und zur Reifung gedeihen ſoll.

In ihr, in der Wohnſtube des Menſchen, vereinigt ſich alles, was ich für das Volk und den Armen das Höchſte, Heiligſte achte. — Ihr Heil, das Heil der Wohnſtube iſt es, was dem Volk allein zu helfen vermag, und das erſte, deſſen Beſorgung für daſſelbe noththut. — Von ihr, von ihr allein geht die Wahrheit, die Kraft und der Segen der Volkskultur aus. Wo keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen in der Wohnſtube des Volks iſt, da iſt keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen in der Volkskultur, da iſt keine wirkliche Volkskultur da. Auf ſie, auf ſie, auf die Wohnſtube des Volks, muß die Menſchenfreundlichkeit unſers Geſchlechts einwirken, wenn ſie nicht nur den Schein ſeines Wohls, ſondern ſein wirkliches Wohl bezweckt. Auf ſie, auf ſie muß die Menſchenfreundlichkeit einwirken, wenn ſie nicht bloß die taliter-qualiter-Rettung und die taliter-qualiter-Erhaltung einzelner armer Menſchen erzielen, ſondern der Armuth in ihren Quellen vorbiegen und die Maſſe der armen Individuen ſo viel als möglich allgemein zur ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Selbſtkraft erheben will, ohne die eine allgemeine Vorbeugung der Volksarmuth, des Volkselends und des Volksverderbens ſo wenig denkbar iſt, als eine reelle National- und Volkskultur ſelbſt. Nein, es iſt unwiderſprechlich, es iſt keine andere Rettung fürs Volk möglich, es iſt keine andere Baſis der wahren Volkskultur denkbar, als eine weiſe und kraftvolle Sorgfalt für den guten Zuſtand der Wohnſtube des Volks; ſo wie ſich in der Wurzel des Baums der Mittelpunkt aller Kräfte deſſelben vereinigt, die durch Stamm, Aeſte und Zweige hindurch in ununterbrochenem Zuſammenhang auf die Entfaltung ſeiner Früchte bis zu ihrer vollendeten Reifung entfalten können und ſollen. Die Idee der Elementarbildung iſt ganz aus dieſem Streben entſtanden, und ich kann alles, was unſere gemeinſame hieſige Vereinigung bisher in dieſer Rückſicht gethan, für nichts anders als Bruchſtücke von Verſuchen anſehen, die Menſchenbildung, und, was eben ſoviel iſt, die Volkskultur oder die Cultur der Anlagen der Menſchennatur im Volk, dem Ganze der Natur, in der ſich ihre Entfaltung in der Wohnſtube ausſpricht, näher zu bringen. Indem ich alſo den großen Zweck der Menſchenbildung oder der Nationalkultur von der Wohnſtubenhilfe, und hinwieder die Wohnſtubenhilfe von dem Vorſchritt der Erziehungskunſt durch elementariſch begründete und geordnete Erziehungsmittel abhänglich achte, ſehe ich die Elementarbildung im ganzen Umfang ihrer Mittel für nichts anders an, als für eine Mitwirkung der menſchlichen Kunſt unſers Geſchlechts, den Menſchen durch Glauben und Liebe zu allem Wollen, Kennen, Können und Thun deſſen, was er ſoll, und was recht iſt und frommet, hinzulenken, d. h. ihn zu erziehn.

Die ächte Menſchenbildung iſt alſo, als Fundament der Volkskultur, in ihrem Weſen eine hohe erhabene Kunſt, die ſich zwar in den Kräften und Trieben jedes unverdorbenen und unverkünſtelten Vater- und Mutter-

Herzens in den Kräften, die ihr zum Grund liegen, laut und rein ausſpricht, die aber auch im Verderben unſerer Zeitverkünſtlung ſo viel als nirgend mehr da iſt. Ihre hohe einfache Kraft liegt zwar in dem Innern, Höhern und Heiligen der Menſchennatur allgemein vor, aber im Verderben unſrer Zeitverkünſtlung iſt Einfachheit, ich möchte ſagen in jedem Fall, wo es nur möglich iſt, daß ſie wahrhaft erſcheinen könne, ein ſeltenes Reſultat der höchſten, erhabenſten Kunſt unſers jetzigen Zeitgeſchlechts und ein kraftvoller gelungener Rückſchritt von der Verkünſtlungserniedrigung, in der wir leben, zur ſegensvollen Erhebung der wahrhaften Kunſt unſers Geſchlechts.

Eben ſo iſt die Elementarbildung in ihrem Weſen nichts anders, als ein erhabener Rückſchritt zur wahren Erziehungskunſt und der Einfachheit der Wohnſtubenbildung. Dieſe Kunſt iſt wahrlich erhaben. Ihre Mittel, die wirklichen Mittel der Elementarbildung ſind auch nicht einzelne Gaben des Wiſſens oder der Kunſt, die dem Waſſer gleichen, das man in Zübern herträgt und auf den dürren Boden ausſchüttet. Dieſes ausgeſchüttete Waſſer verliert ſich bald. Der Boden trocknet wieder auf und wartet trocken, bis wieder ein guter Menſch einen neuen Zuber auf ihn ausſchüttet, und ihn damit wieder anfeuchtet. Nein, nein, die Mittel der wahren Elementarbildung ſind Quellen gleich, die, wenn ſie einmal eröffnet, den Boden, den ſie ſegnen, ewig nie wieder auftrocknen laſſen. Nein, nein die Folgen wahrer Elementarmittel ſind nicht vorübergehend, ſie ſind nicht der eitle Genuß einzelner Gaben des Wiſſens und der Kunſt, ſie ſind reine Belebung der Kräfte der Menſchennatur, aus denen das Wiſſen und Können unſers Geſchlechts ausſtrömet, wie lebendiges Waſſer aus unergründlichen Felſen. Sie ſind in ihrem Weſen mit dem Geiſt und dem Segen des reinen Wohnſtubenlebens eins, und die Segensfolgen, die ihre reine Vereinigung mit dieſem Leben haben müſſen, ſind nicht zu berechnen. Wenn ich mich alſo frage: was kann und was ſoll ich zur weſentlichen Begründung einer wahren National- und Volkskultur thun, ſo muß ich mir antworten: **Die Elementarmittel der Geiſtes- und Kunſtbildung in ihrem ganzen Umfang in allen ihren Branchen zu einer Einfachheit zu erheben, die ſie in den Wohnſtuben des gemeinen Mannes anwendbar machen, und dadurch in das Heiligthum des Glaubens und der Liebe hineinführen, der im engen Kreis von Vater, Mutter und Kindern, von Gott ſelbſt als ewig beſtehend der Menſchheit gegeben und geſichert iſt.** Und da die Entſchlieſſungen des heutigen Tags ſolche ſind, die ich zur Sicherſtellung meiner Lebenszwecke hinter meinem Grab nothwendig nehmen muß, ſo muß ich mich über dieſelben etwas näher erklären.

Es iſt unſtreitig, in der Wohnſtube einer jeden Haushaltung vereinigen ſich die weſentlichen Grundmittel aller wahren Menſchenbildung in ihrem ganzen Umfang. In ſittlicher und religiöſer Rückſicht iſt das Band zwiſchen Vater, Mutter und Kindern gleichſam der irdiſch belebte Keim aller Anſichten und Gefühle, die den Menſchen durch Glauben und Liebe zu allem Höhern und Ewigen hinführen, und ihn ſchon im irdiſchen Genuß der Segnungen der Vater- und Mutterliebe zum höhern Segen der Kindſchaft Gottes gleichſam bereiten, und durch den Gehorſam des Glaubens an Vater und Mutter zum Gehorſam des Glaubens an Gott erheben.

In intellectueller Hinſicht geht alles Forſchen und alles Nachdenken der Glieder der Haushaltung aus der Liebe, dem Dank und dem Vertrauen hervor, die dieſelben unter einander verbindet.

In phyſiſcher Hinſicht iſt es das Nehmliche. Alles Thun der Glieder der Haushaltung, alle Thätigkeit des Vaters und der Mutter in der Beſorgung ihrer Kinder, ſo wie alle Anſtrengung der Kinder im Gehorſam gegen ihre Eltern und in der Mitwirkung zu allem Dienſt des Hauſes, geht hinwieder aus Glauben und Liebe hervor.

So ſind Herz, Geiſt und Hand durch die Verhältniſſe der Wohnſtube gleichſam ſinnlich verbunden zu allem Dienſt des Lebens, in aller Gemeinwahrheit, und in allem Gemeinrecht des Hauſes, und dadurch wird ſie, die Wohnſtube eines jeden, der von Gott gegebene Boden aller wahren zur innern Befriedigung der Menſchennatur hinführenden Volks- und Nationalkultur, die in ihrem Weſen nichts anders iſt, als die Bildung aller Individuen im Volk zu allem Guten und Nöthigen, das ſie bedürfen; für welche Bildung in der Wohnſtube Millionen Kräfte von Gott ſelbſt in eine lebendige Bewegung geſetzt, und auf eine Weiſe zur Thätigkeit in aller

Menſchlichkeit, dieſem letzten Ziele aller Volkskultur, aufgefordert und belebt ſind, wie ſie in keinem Verhältniß der Zeit, welchen Namen es immer haben mag, aufgefordert und belebt werden kann.

Was für den Vogel das Neſt iſt, in dem er dem Ey entſchläpft und aufwächſt, und ſowohl das Streben als die Ruhe ſeines ganzen Lebens vereinigt, ſo iſt die Wohnſtube dem Volk der Mittelpunkt, in dem und durch den ſich alle Kräfte ſeines Lebens bewegen, und hinwieder darin ruhen. Nimm dem Vogel ſein Neſt, verdirb ihm ſein Neſt, ſo haſt du ihm ſein Leben verdorben; laß dem Volk ſeine Wohnſtuben im Verderben, ſo läſſeſt du ihm ſein Leben im Verderben. Iſt ſeine Wohnſtube im Verderben, ſo iſt es nicht mehr Volk, es iſt Geſindel, und zwar, menſchlicherweiſe davon zu reden, unheilbares, unerrettbares Geſindel. Ich ſage, menſchlicherweiſe davon zu reden; denn ich will gar nicht ſagen, daß die Gnade Gottes ſich nicht auch in den verderbteſten Wohnſtuben an den Individuen derſelben kräftig erweiſe; ich weiß, Gott ruft den Menſchen auch in ſeinem tiefſten Verderben, auch in den Höhlen der Mörder und Räuber zur Buß und zum Glauben, und in ſeine Arme; aber was den Menſchen *menſchlich* zu den Fundamenten ſeines zeitlichen und ewigen Glücks und ſeines zeitlichen und ewigen Segens hinführen kann, und wirklich hinführt, iſt der gute Zuſtand ſeiner Wohnſtube. Wenn im Menſchen ſelbſt alle ſittlichen und geiſtigen und Kunſtkräfte als von Gott gegebene Grundkräfte ſeiner Natur liegen, deren Entfaltung die Volksbildung und Nationalkultur fordert, ſo liegen in dem guten Zuſtand der Wohnſtube, d. h. in den rein erhaltenen und menſchlich belebten Verhältniſſen zwiſchen Vater, Mutter und Kindern alle nöthigen Grundmittel zur harmoniſchen und genugthuenden Entfaltung dieſer Kräfte in hohen von Gott ſelbſt belebten Naturkräften und Naturtrieben. Alſo iſt die Sache der Volkskultur und der Menſchenbildung von Gotteswegen im Innern unſrer Natur durch das Daſeyn unſerer Kräfte ſelbſt begründet, und die Mittel der harmoniſchen Entfaltung derſelben zur Begründung der Volkskultur und Nationalbildung ſind hinwieder durch die Wohnſtuben mit göttlich gegebenen Reizen in uns belebt.

Aber wir haben die Kraft der Wohnſtuben in unſerer Mitte verödet und zernichtet. Ihr guter Zuſtand mangelt in unſerer Mitte ſo gut als die Segensfolgen der Nationalbildung und Volkskultur, die aus demſelben hervorgehen würden, wenn er da wäre, und es iſt dringendes Bedürfniß, daß unſere ſittliche, geiſtige und Kunſtkraft dahin gerichtet werde, uns auf dieſen Punkt wieder herzuſtellen, von dem das Verderben unſerer Zeit allgemein ausgeht. Es fordert aber auch ein tiefes Eingreifen in die pſychologiſchen Fundamente aller unſerer Bildungs- und Unterrichtsmittel, um dieſelben mit der hohen Naturkraft, die der Wohnſtube eigen iſt, in Uebereinſtimmung bringen zu können, und die Bildungs- und Unterrichtsmittel des Volks auf eine Weiſe zu vereinfachen, daß ſie auf der einen Seite mehr als Bildungsmittel der Kräfte der Menſchennatur als als Unterrichtsmittel einzelner

Kenntniſſe und Fertigkeiten des Lebens erſcheinen, und anderſeits aber in den Händen der Väter und Mütter des Volks allgemein ausführbar und anwendbar werden. Es iſt desnahen weſentlich, daß jedes Kind, alles was es lernt, auch auslerne, d. i. dahin gebracht werde, den ganzen Umfang deſſen, was es gelernt, daheim ſeine Geſchwiſterte und allfällig auch eine kleinere oder größere Anzahl fremder Kinder lehren zu können, und zwar in der Vollendung, in welcher es ihm ſelbſt beygebracht worden. Dadurch allein wird das Reſultat des Lernens, das Können des Volks zum Mittel der allgemeinen Ausbreitung der Nationalkultur und der Volksbildung. Dadurch allein bringt das dem Volk nöthige Können und Kennen der Einzelnen in die Wohnſtuben des Volks, und bleibt bleibendes und dauerndes Fundament ſeiner allgemeinen Cultur und ihres Segens. Es iſt gewiß, die Wohnſtube wird durch das Auslernen der Kinder in allem, was ſie lernen, zum Vorhof des Culturtempels erhoben, der allenthalben da iſt, wo Volkskultur und Nationalbildung im Geiſt und in der Wahrheit ſtatt findet. Aber dieſer Zuſtand der Bildung, das Daſeyn irgend einer wahren Nationalkultur und allgemeinen Volksbildung iſt (ich muß das wiederholen) ohne Vereinfachung der Mittel der Volkskultur nicht denkbar; und eben ſo iſt die Vereinfachung der Bildungsmittel des Volks, ohne tiefere Ergründung der allgemeinen Fundamente des Kennens und Könnens im Volk nicht möglich. Durch ſie allein wird auch die Möglichkeit des Auslernens alles deſſen im Volk erzielt, wodurch die wahre Nationalkultur ſowohl ſelber herbeygeführt, als der Segen ihres Daſeyns in ihm erhalten und die Möglichkeit erzielt werden kann, alles dem Volk nöthige Können und Kennen in ſeiner Mitte in algebraiſcher Progreſſion verſchreitend ſich ausbreiten und Fuß greifen zu machen. Aber man kann ſich eben ſo wenig verhehlen, dieſes Auslernen alles Kennens und Könnens, das die Nationalkultur dem Volk zu geben beſtimmt iſt, darf nicht ohne die ſittliche Begründung, deren alles Kennen und Können des Volks bedarf, ins Aug gefaßt werden. Der Menſch, der in Rückſicht auf ſeinen Einfluß auf Nationalkultur und Volksbildung als ein in irgend einem Gegenſtand *ausgelernter* Menſch ins Aug gefaßt werden darf, muß ſeines Auslernens halber dahin gebracht werden, daß er ſeinen Gegenſtand ſeinen Mitmenſchen nicht bloß in geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht handwerksmäßig genugthuend auszuüben, lehren kann, ſondern auch im Stand ſey, die religiöſen und ſittlichen Beweggründe des Ausübens dieſes Gegenſtandes in ſeinem Zögling zu beleben und ſein Innerſtes väterlich und mütterlich zu dieſer innern Anſicht alles äuſſern menſchlichen Thuns zu erheben. Er muß in ſeiner Neigung, ſeinen Zögling durch ſeinen Gegenſtand ſittlich zu erheben, eben ſo kraftvoll daſtehen, als er in phyſiſcher und geiſtiger Hinſicht geſchickt iſt, ihm dieſen Gegenſtand äuſſerlich genugthuend einzuüben und beyzubringen. Das Bedürfniß dieſes Auslernens ruhet ganz auf der Harmonie, zu welcher alle menſchlichen Kräfte erhoben werden ſollen. Alſo erhellet auch von dieſer Seite der innige Zuſammenhang der Wohnſtube des Volks mit der Möglichkeit der Erzielung einer allgemeinen Volks- und Nationalkultur, und es erſcheint auch von dieſer Seite als unausſprechliche Wahrheit, alles Können und Kennen des Menſchen muß in ſeinen erſten Keimen von ihr ausgehen; es muß in ſeinem Wachsthum ſich in ihr ſtärken und in ſeiner Vollendung als hoher erhabener Segen in ihrer Mitte daſtehen; und es erhellet daraus eben ſo unwiderſprechlich, alle Geiſtes-, alle Kunſt- und alle Erwerbskräfte, die ſich auſſer dem Gleis dieſer göttlich begründeten menſchlichen Ordnung herumtreiben und nicht im Heiligthum dieſes heiligen Tempels der innern Menſchennatur keimen, wachſen und ſtark werden, ſind allgemein, das Weſen alles durch Nationalkultur und Volksbildung zu erzielenden Segen, ſtörende Kräfte. Sie ſtehen in unſerer Mitte da als verderblich einwirkende Kräfte der individuellen thieriſchen Selbſtſucht unſerer menſchlichen Erbſünde und unſers bürgerlichen Verderbens, und ſind für das Ziel der wahren Menſchenkultur ſo entſcheidend tödtlich, als ſie ihre wahren Mittel in ihrem Weſen vergiften.

Wenn ich alſo meinem Zweck mit unumwundenem Gradſinn entgegengehen und durch meine Subſcription dasjenige ſicher ſtellen und befördern ſoll, was nach *meiner Ueberzeugung für die Anbahnung und Begründung einer wahren Volksbildung und Nationalkultur das Weſentlichſte iſt, ſo muß ich durch ſie nothwendig alles das zu befördern ſuchen, was zur Begründung, Aeuſſ-*

nung und Sicherſtellung des guten Zuſtands der Wohnſtube des Volks beyzutragen vermag.

Ich beſtimme alſo die Summe von 50,000 franz. Livres, die die Subſcription mir abtragen wird, als ein ewig unveräuſſerliches Capital, deſſen jährlicher Zins zu ewigen Zeiten zu nichts anderm angewandt werden darf und ſoll, als: *)

1) Zu weiterer und immer fortdauernder Erforſchung und Prüfung der Grundſätze und Erfahrungen, durch welche die Mittel der Menſchenbildung und des Volksunterrichts immer mehr *vereinfacht*, und für die Anwendung in der Wohnſtube des Volks geſchickt gemacht werden kann.

2) Zur Bildung von in dieſem Geiſt und zu dieſem Zweck *ausgelernten* Volkslehrern und Volkslehrerinnen.

3) Zu Errichtung einer oder mehrerer Probſchulen, in welchen die Kinder in Rückſicht auf elementariſch geordnete und vereinfachte Kenntniſſe und Fertigkeiten nach oben berührten Beſtimmungen *ausgelernt werden ſollen.*

4) Zu fortdauernder Bearbeitung aller Mittel des

---

*) Anmerkung. Zu der alſo zu verſichernden Summe ſoll auch dasjenige hinzugeſchlagen werden, was die Fortdauer der Subſcription auf meine Schriften ferner eintragen wird.

häuslichen Unterrichts und der häuslichen Bildung fürs Volk.

Freunde der Menſchheit! Ihr ſeht, daß der Mittelpunkt aller meiner Beſtrebungen auf eine ſolide Begründung des guten Zuſtands der Wohnſtube hinlenkt, und ich dächte, das tiefe Verſinken, in das uns die religiöſe und politiſche, oder vielmehr irreligiöſe und unpolitiſche Unaufmerkſamkeit auf dieſes Fundament des Volkstheils in den neuern Zeiten hingeführt hat, ſollte uns für die Erkenntniß dieſer Wahrheit und ſelber für ein tieferes Fühlen derſelben reif gemacht, oder vielmehr uns zu den reifern Anſichten zurückgelenkt haben, die unſere Voreltern auf Jahrhunderte hinauf hierüber richtiger leiteten, als die Anſichten der Gegenwart unſere Zeitmenſchen. Die Geſchichte von Europa zeigt, daß unſer Welttheil in verſchiedenen Epochen ſich der Reifung in der Erkenntniß und im Fühlen dieſer Wahrheit oft ſehr lebendig genährt; aber um über den hohen Werth des guten Zuſtands der Wohnſtube des Volks und ihre Allmacht auf die wahre Volkskultur auch in hiſtoriſcher Rückſicht richtig zu urtheilen, werfe man nur einen Blick auf die Reformationsepoche, deren drittes Jubelfeſt wir eben gefeyert haben, und ſehe, wie in dieſer Epoche jede einzelne Haushaltung durch den damaligen Zeitgeiſt in ihrer häuslichen Vereinigung einen gemeinſamen Mittelpunkt zur innern Erhebung des guten Zuſtands ihrer Wohnſtuben, und mit dieſem eine Baſis einer allgemeinen ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Kulturſtuffe fand, deren Folgen die erſten Fundamente des öffentlichen und allgemeinen Wohlſtands der Völker in einem Grad beförderten, von welchem die Länder, die an dieſem Vorſchritt der Cultur nicht Theil genommen, bis auf den heutigen Tag zurückgeblieben. Es iſt notoriſch, daß diejenigen Europäiſchen Länder, die in dieſer Epoche des Kulturvorſchritts der Völker ſich vorzüglich belebten, ſich allgemein auch zu einer auffallenden Erhöhung der allgemeinen ſittlichen, geiſtigen und Gewerbskräfte der groſſen Mehrheit der Individuen dieſer Länder erhoben. In einfacher Erhabenheit bildeten ſich in dieſem Zeitpunkt Wohnſtubenſitten, deren Geiſt ſich im Schweizeriſchen Sprichwort: „bett' „und knett" mit unzweydeutiger Klarheit ausſprach. Die häusliche Liebe war in dieſem Zeitpunkt durch den neu belebten Glauben lebendige und ausgebreitete Liebe zu ſeinen Glaubensgenoſſen, aus deren Reinheit dann aber die allgemeine Liebe zu allen Geſchlechtern der Menſchen, die Kinder Gottes zu werden berufen ſind, hervorgieng. Das Gebet war der Mittelpunkt der damals ſo lebendigen Erwärmungsmittel für das innere Leben der Liebe, ſo wie auf der andern Seite ein aus dem Geiſt dieſes Kulturvorſchritts hervorgegangener tief begründeter und erleuchteter Fleiß das Fundament der damals ſo belebten Thatkraft der Liebe, und hohes erhabenes Mittel, den Bruderſinn der Menſchheit und mit ihm den frommen Willen, ſeinen Nächſten nach allen Kräften zu rathen, zu helfen und zu dienen, ſegensvoll in Ausübung bringen zu können; und in dieſem Geſichtspunkt iſt es, daß die frühe Vorwelt das Weſen und die Folgen des guten Zuſtands der Wohnſtuben in ihrem Sprichwort: „bett

„und knett“ beydes in ſeiner innern Tiefe und in ſeiner äuſſern Wahrheit richtig ausſprach. Auch hielt ſich der erhabene Vorſprung des ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Wohlſtands der Völker, die an der Belebung dieſer Epoche Theil nahmen und der hohe Schwung dieſer Kulturepoche in allen Ländern nur ſo lang, als dieſelben die hohe Sorgfalt für den Mittelpunkt alles Volksſegens, für den guten Zuſtand der Wohnſtuben der Individuen des Volks zu erhalten vermochten; ſobald aber die großen ökonomiſchen Folgen des beſſern Erwerbs dieſer Staaten den ſittlichen und geiſtigen Segen der Wohnſtuben des Volks überwältigten und das pſychologiſch begründete Band ihres guten Zuſtands aufzulöſen vermochten, verſchwanden auch in dieſen Staaten die Fundamente aller wahren, häuslichen, bürgerlichen und ſittlichen Individualkraft der Völker und mit ihr die Baſis aller pſychologiſch begründeten und dadurch wahrhaft progreſſiven Volks- und Nationalkultur. Sobald unſer ſich von langem her ſchreibendes Zeitverderben der Wohnſtube beynahe allen ihren reinen und gemeinſam wirkenden Einfluß auf die ſittliche, geiſtige und Kunſtbildung des Volks genommen und den armen Ueberreſt unſers in ſeinem innern Geiſt und Leben getödteten Hausfleiſſes zum elenden Mittel gieriger Nachſtrebungen nach unerſättlichen ſinnlichen Genieſſungen gemacht hat, ſo iſt auch der Unterſchied des Nationalglücks der Völker, die an dem damaligen Kulturverſchritt Theil genommen, und derjenigen, die nicht daran Theil genommen, ſo viel als gänzlich verſchwunden, und wir ſind in allen Gegenden des Welttheils gemeinſam in der Lage, daß das tiefe Volksverderben unſrer Zeit, von dem Ruin des beſſern Zuſtands der Wohnſtube des Volks, der ehemals ſtatt gehabt hat, herrührt, und es iſt gewiß, daß die Tiefe dieſes Verderbens die Unſchuld, den Ernſt und den Edelmuth unſers Geſchlechts in allen Ständen und Verhältniſſen aufruft, alles Mögliche zu thun, das erſte und allgemeine Fundament des wahren Volksſegens und der wahren Volkskultur, den guten Zuſtand der Wohnſtube des Volks, wieder zu erneuern.

Werden wir dazu gelangen, das Gefühl der Nothdurft des Strebens nach dieſer innern und weſentlichen Erneurung unſrer ſelbſt in die Palläſte der Großen, in die Hütten des Volks und vorzüglich in die Herzen ſeiner Prieſter und in den guten Ton ſeiner höhern und niederern Richterſtühle zu bringen, ſo werden wir ganz gewiß dahin kommen, einen Vorſchritt der Nationalkultur anzubahnen, der zwar das Volk in Rückſicht auf ſeine Glaubensmeinungen nicht trennen, aber auf ſeine ſittliche, geiſtige und häusliche Bildung, auf ſeine Erziehung und Armenverſorgung ſegensreiche und beſtimmt ſolche Folgen haben wird, die den reinen und unſchuldigen Folgen der Reformationsepoche ähnlich ſeyn werden, und aber durch ihre Natur geeignet ſind, keine Art von bürgerlichen Verirrungen und kirchlichen Spaltungen hervorzubringen. Wir dürfen uns aber durchaus nicht verhehlen, daß die Erzielung dieſer Zwecke, die durchaus nicht von einſeitig menſchlich und ſinnlich belebten Glaubensmeinungen oder Bürgermeinungen ausgehen, eine deſto tiefer pſychologiſch begründete Anbahnung und Betreibung ihrer Mittel erfordern. Freunde der Menſchheit! Ich habe das Meinige nach meinen Kräften dafür gethan. Mein Schärflein iſt dafür auf den Altar des Vaterlands und der Menſchheit gelegt.

Ich weiß indeſſen wohl, daß die Summe meiner Subſcriptionsgelder für die Zwecke, die durch ſie angebahnt werden ſollen, ganz unbedeutend iſt; indeſſen achte ich alles, was bisher von meinem ganzen Haus für dieſen Zweck vorbereitend gethan worden iſt, für das wirkliche Capital unſrer Stiftung, das für daſſelbe zuſammengelegt worden, wozu die gegenwärtige dargebotene Summe bloß als ein Beytrag anzuſehen iſt. Durch dieſes erſte Capital dieſer Stiftung, durch die Beſtrebungen meines ganzen Lebens und die Mitwirkung Niederer's, Krüſi's, Mieg's, Jüllien's, v. Muralt's, Henning's und ſo vieler meiſtens von mir jetzt entfernter Freunde ſind zahlloſe Menſchen für die Zwecke unſrer Beſtrebungen angeregt und belebt worden, und ich bin in Rückſicht auf dieſe und überhaupt in Rückſicht auf die jetzt ſo lebhaft erweckte Menſchenfreundlichkeit dieſer Zeit überzeugt, mein Schärflein wird nicht allein bleiben; viele meiner Zeitgenoſſen werden von der Wichtigkeit meiner Zwecke überzeugt, an denſelben Theil nehmen, und wills Gott das Unbedeutende meines Thuns im Bedeutendern des ihren verſchwinden machen. Indeſſen will ich von meiner Seite bey meinem Leben noch alles thun, meine für meine Zwecke ſo kleine Gabe wo möglich noch etwas zu verſtärken. Ich habe noch einige angefangene Manuſcripte, an deren Ausarbeitung

ich,

ich, ſo viel mir Zeit und Kräfte erlauben, unermüdet arbeiten werde, und den Subſcriptionsertrag auch von dieſen will ich, in Uebereinſtimmung mit dem, was ich in Rückſicht auf alle meine Schriften gethan habe, dem Fond meines unveräuſſerlichen Stiftungskapitals zuſchlagen. Ich gedenke auch noch im Lauf dieſes Jahrs ein Journal unter dem Titel: „Stiftungsblätter von Iferten" zu eröffnen, das ganz den Nachforſchungen über Erziehung und Armuth gewidmet ſeyn ſoll. Ich hoffe, Alter, Erfahrung und Lebensverbindungen ſetzen mich in die Lage, dieſe Gegenſtände mit Einfachheit, Vielſeitigkeit und Wärme ins Aug zu faſſen und zu behandeln. Ich werde auch nicht ohne in meine Geſichtspunkte eintretende Mitarbeiter bleiben, und da ich das Journal als ein einzig den Zwecken der Stiftung gewidmetes Unternehmen anſehe, dafür ſorgen, daß die Bemühungen dafür durch meinen Tod nicht unterbrochen werden. Auch das Journal ſoll auf Subſcription gedruckt und der Ertrag der Subſcriptionsgelder in Uebereinſtimmung mit dem, was ich mit meinen übrigen Schriften gethan habe, dem Kapital meiner Stiftung zugeſchlagen werden; und ich bin überzeugt, mein Zeitalter wird mir auch dieſen Schritt zu meinem Ziel durch ſeine Theilnahme erleichtern. Ueberhaupt darf ich jetzo an dem fortdauernden Wachsthum der Mittel zu meinen Zwecken nicht mehr zweifeln. Das Glück, das ich beym Beginnen meiner jetzigen Mittel genieße, dieſer neue Sonnenblick in mein altes dunkles Gewitter, giebt mir Muth und macht mich an mein weiteres Glück glauben, wie wenn ich ſeiner ſicher wäre. —

Ja, ich bin ſeiner ſicher. Der Herr hat geholfen; er wird ferner helfen. Auch die Menſchen haben mir zu meinen Zwecken geholfen, wie ich es nie hätte hoffen dürfen. Die Art, wie Herr Cotta meine Zwecke begünſtigt, iſt auſſerordentlich. Ich will auch ſeine diesfälligen, meinen Zwecken ſo wohlthätige Geſinnungen benutzen ſo viel ich kann. Ich mache ihm einen Vorſchlag, Einrichtungen mit mir zu treffen, durch welche eine fortdauernd bleibende Subſcription auf meine Schriften zu Gunſten meiner Anſtalt ſtatt haben kann. Ich zweifle an ſeiner dießfälligen Gewogenheit nicht, und darf, indem ich dieſe Stelle jezo (1822) wieder drucken laſſe, ſagen, daß ſie wirklich ſtatt findet. Ihre Gönner und Beförderer werden für den nämlichen Zweck und unter den gleichen Bedingniſſen ferner wie bis dahin bey mir auf meine Schriften ſubſcribiren können; denn ich kann mir nicht verhehlen, daß die Maßregel, beynahe alles was ich habe, zu einem unveräuſſerlichen Kapital zu machen, meine Kraft in Betreibung deſſen, was gegenwärtig für meine Zwecke von meiner Seite und zum Theil durch mich ſelbſt gethan werden könnte, in einem hohen Grad ſchwächt. Indeſſen waren die Gründe hiefür überwägend, und ich mußte alſo handeln, und bleibe in allen Rückſichten bey dieſer genommenen Maßregel feſt. Nach den gleichen Grundſätzen werde ich auch die Reſſourcen meiner jetzigen Anſtalt von dieſem Augenblick an nicht mehr als die Sache meines Eigenthums und des Eigenthums der Meinigen anſehen, ſondern als eine rein moraliſch beſtehende, und in ökonomiſcher Hinſicht ſich ſelbſt allein dienende

Anſtalt, deren Ertrag in jedem Fall meinen Zwecken geweiht ſeyn ſoll. Indeſſen darf man ſich gegenwärtig von dem reinen Ertrag meiner Anſtalt, nach allen Vorfallenheiten der letzten Jahre eben nicht vieles verſprechen, und es iſt meine Pflicht, das Publikum auf meine diesfällige Lage aufmerkſam zu machen, damit es nicht auf das Fundament meiner gegebenen Verſprechungen zu viel erwarte. Aus dem nämlichen Grund muß ich das Publikum auch auf dieſen Umſtand aufmerkſam machen, daß die Herausgabe meiner Schriften ſich erſt im dritten Jahr vollenden wird, daß ich folglich auch von dieſer Seite nicht in der Lage bin, gegenwärtig die Zwecke meiner Stiftung in ihrer ganzen Ausdehnung und mit dem ganzen Umfang der Mittel, die ich dafür bedarf, zu befördern, und den Hoffnungen, die ich darüber erregt, ein Genüge zu leiſten; was ich aber zur Vorbereitung und Anbahnung dieſes meinen Zwecken beſſern Zuſtands meiner Lage durch die Mittel, die gegenwärtig in meiner Hand ſind, immer thun kann, davon will ich wills Gott nichts verſäumen. Dieſe Vorbereitungsſchritte für meine Zwecke will ich zum Theil von hier aus, zum Theil von meinem Gut im Aargau aus, beſorgen. Es iſt jetzt fünfzig Jahr, daß ich auf dieſem Gut mit einer edlen jungen Frau die höchſten Ideale der Volksbildung und Volksverſorgung geträumt und thätige Hand zu dieſen Zwecken angelegt. Sie ſcheiterten zwar dieſe Plane. Ich verlor dabey mein Vermögen und lebte mit meiner ſich für meine Zwecke aufopfernden Gemahlin eine lange, lange Reihe von Jahren in namenloſem Elend, ja, in namenloſer Mißkennung und Hintanſetzung. In dieſen

Umſtänden hätte ich durch den Verkauf meines Guts die Leiden meines Lebens mir in ökonomiſcher Hinſicht merklich erleichtern können; aber ich vermochte es nicht über mein Herz zu bringen, dieſen alten Siz, beydes meiner Jugendträume und meiner Lebensleiden zu verkaufen, und erhöhte dadurch den Drang meiner Umſtände dieſe lange Zeit über ſehr ſtark; denn ich vermochte es nicht, das Gut durch die nöthigen Geldvorſchüſſe in einen abträglichen Zuſtand zu bringen. Es aß wirklich täglich mit mir aus der Schüſſel meiner Armuth und war bey meinen damaligen äuſſerſt kleinen Reſſourcen in einem hohen Grad auffreſſend für mich, und ich vermochte es nicht, mich dieſer unter meinen Umſtänden mich äuſſerſt drückenden Laſt zu entladen, und daſſelbe zu verkaufen. Der Gedanke: vielleicht kannſt du noch, eh du ſtirbſt, den Faden deiner Zwecke an dem Ort wieder anknüpfen, wo du ihn haſt abbrechen müſſen — dieſer Gedanke ſchwebte mir immer vor meiner Träumerſeele, und meine Hoffnung, noch zu dieſem Ziel zu gelangen, verließ mich nie. — Jezt iſt es da. — Mit welcher Erhebung mit welcher Wehmuth ſpreche ich es jezt aus! Nach fünfzig Jahren einer mir durch kindiſchen Leichtſinn zugezogenen Prüfung bin ich jezt auf dem Punkt, den Faden meiner Jugendträume wieder da anzuknüpfen, wo ich ihn vor ſo langer Zeit habe liegen laſſen müſſen. Aber die Freundin meiner Jugend, die ſich den unreifen Träumen meiner Jugend aufgeopfert, iſt nicht mehr da. Sie liegt hier, unter meinen Nußbäumen in Iferten im Grab, und ſieht den endlichen Sieg, zu dem Gott mich durch den Segen ihrer

Lebensaufopferung am Ziel meiner Laufbahn noch hinführte, nicht mehr. — Möchte ſie ihn doch noch ſehen! — Eitler Wunſch. — Sie trägt die Krone der Ueberwindung im beſſern Leben; aber ihrem Angedenken will ich Neuhofs Trümmer zum Dienſt der hohen Endzwecke, denen ſie ſich mit mir weihte, wieder aufbauen. Ich kann es, und ſoll es. Das Gut iſt für meine Armenanſtalt, beſonders nach den Anſichten, nach welchen dieſer Gegenſtand jezt ins Aug gefaßt wird, ſehr wohl gelegen, und ich finde für das, was ſich jezt dießfalls auf dem Hof thun läßt, und was man jezt dießfalls beynahe allein ſucht und faſt allein ſuchen kann, genugſame Mittel. Die Einzelnverſorgung armer Kinder, die jezt im Vaterland faſt in zahlloſer Menge Brod ſucht, iſt im Vaterland dringender geworden, als ſie in meinem Leben je war, und da die Mittel für die Erzielung deſſen, was ür die Zwecke meiner Stiftung weſentlich und nothwen- ig iſt, noch nicht in meiner Hand ſind, ſondern erſt an- ebahnt und vorbereitet werden müſſen, ſo erquickt es mein Herz, von dieſer Seite der Noth des Augenblicks Hand bieten zu können und mein Gut dazu zu benutzen. Ich werde auch ungeſäumt, d. h. im Lauf dieſes Sommers die nöthigen Anſtalten und Vorkehrungen treffen, theils Gebäuds halber, theils des Perſonals halber, das dazu nothwendig iſt, um eine Anzahl armer Kinder auf m Gut aufnehmen zu können, und ſie in landwirth- haftlicher und induſtriöſer Hinſicht den Grad der Bil- ung genieſſen zu machen, der durch die Mittel, die ge- nwärtig in meiner Hand ſind, erreichbar iſt.

Freunde! Ihr wißt, wie ſehr es im Geiſt dieſer Zwecke liegt, die Gleichheit des innern Weſens der Erziehung der Kinder aus allen Ständen, ſo wie die nothwendige Ungleichheit ihrer äuſſern Erſcheinung durch die Reſultate praktiſcher Verſuche darzuthun, und beſonders die Natur der Eigenheit, die in den äuſſern Erziehungsmitteln der Kinder der Armen, des Mittelſtands und der Reichen, ſelber bey der reinſten Feſthaltung des innern Weſens aller Bildungsmittel der Menſchennatur dennoch ſtatt findet, in ein entſcheidendes Licht zu ſetzen. Bey dieſem feſtgehaltenen Endzweck meiner Beſtrebungen muß mir alles daran liegen, meine hieſige Anſtalt in Rückſicht auf die Bedürfniſſe einer wohlbegründeten, wiſſenſchaftlichen Bildung in einen ſich immer mehr verbeſſernden Zuſtand zu bringen. Es muß mir diesfalls beſonders daran liegen, einerſeits für das immer weitere Vorſchreiten der elementariſchen Entfaltungsmittel der menſchlichen Natur in ihrem ganzen Umfang zu ſorgen, anderſeits aber auch die ſtufenweiſe pſychologiſche Anwendung dieſer Kräfte mit ebenſo pſychologiſch begründeten und ſtuffenweiſe geordneten Unterrichtsmitteln in den wiſſenſchaftlichen Fächern in elementariſche Uebereinſtimmung zu bringen. Ohne dieſes iſt die Erzielung einer weſentlichen Einwirkung auf die Bedürfniſſe der Bildung, deren Kinder aus wohlhabenden und höhern Ständen bedürfen, nicht denkbar. Aber eben ſo weſentlich iſt es für die Zwecke einer wohl zu begründenden Volksbildung und Nationalkultur, auch die Mittel, die eine genugthuende Bildung des Mittelſtands zu er-

zielen geeignet ſind, mit der höchſten Sorgfalt vorzube-
reiten und anzubahnen. Es iſt unwiderſprechlich, daß in
dieſem Stand die größten Kräfte zur Beförderung der
Anbahnung einer wahren National- und Volkskultur lie-
gen, und ich muß hier beſtimmt ſagen, Kinder aus dem
ärmern Mittelſtand haben in Rückſicht auf die allgemeine
Stimmung, die die größten Reſultate einer guten Erzie-
hung hoffen läßt, außerordentliche Vorzüge, und ſind be-
ſonders in Rückſicht auf die Einſchränkungen und Ueber-
windungen, die eine ökonomiſch beſchränkte Erziehung
ordert, weit beſſer gewohnt, als die Kinder der durch
Armuth in Gedankenloſigkeit, Sorgloſigkeit und Unord-
nung tief verſunkenen Volksklaſſe.

Freunde und Brüder! Indem ich jetzo, gleichſam
on Euch Abſchied nehmend, den ganzen Umfang mei-
er Zwecke ins Aug faſſe und Euch die Mittel darlege,
urch welche ich das Aeußerſte verſuche, die Zwecke mei-
es Lebens forthin zu begründen und über mein Grab
inaus ſicher zu ſtellen, erblicke ich in Eurer Mitte
meinen einzigen Nachkömmling.

Lieber Enkel! Ich blicke mit einiger Wehmuth auf
ch hin, und mit ihr auf mein ganzes vergangenes Le-
en, deſſen Drang und deſſen Verirrungen mich zu viel,
el zu viel von deiner Seite und von der Seite aller
Meinigen wegriß; dieſer Drang und dieſe Verwirrungen
eines Lebens, die mich ſo oft über meinen häuslichen
reis empor- oder vielmehr aus demſelben herausriß,
nd durch die luftigen Höhen einer ſich leicht zu verſtei-
nden Einbildungskraft Abgründen nahe brachte, in die

ich, ohne Gottes ob mir waltende Vorſehung, unerrettbar hineingeſtürzt wäre — dieſer alte Drang meines Lebens riß mich auch eben ſo von der Seite deines Vaters weg, und iſt vielleicht die Urſche ſeines frühzeitigen Todes. Deine Großmutter war wohlhabend, ihr Vermögen iſt größtentheils in meiner Hand zu Grund gegangen. Du warſt eine Waiſe, wahrlich eine arme Waiſe. Deine Großmutter litt unausſprechlich durch die Sorgloſigkeit meines Lebens für die Meinigen. Sie hoffte aber immer an meiner Seite das Beſſere, und litt durch ihr ganzes Leben geduldig, da meine ökonomiſchen Hoffnungen mir immer ſcheiterten. So ſehr ſie aber darunter litt, ſo liebevoll vergab ſie mir die Täuſchungen meines Lebens, und trug die Leiden deſſelben mit einer Höhe der Unſchuld, mit einem Engelsherzen, das ein beſſeres Schickſal verdient hätte. In den äuſſerſten Gefahren für ihr Alter und für dich, Lieber, fiel ihr noch durch ein unerwartetes Glück ein Erb zu, das ſie denn Gottlob endlich meiner Schwäche und meiner Sorgloſigkeit für die Meinigen entriß, und dir aufbehielt. Aber es war nicht groß genug, um dich für dein Leben unabhängend zu ſetzen. Man war für dich beſorgt, und fürchtete, du verliereſt an meiner Seite alle Kräfte, dich einſt als braven Hausvater wirthſchaftlich wohl zu verſorgen, und da du in meinen Umgebungen auch nicht geiſtig belebt erſchieneſt, und meine Umſtände in dieſem Zeitpunkt für mich und für meine Lage immer gröſſere Beſorgniſſe erzeugten, vereinigten ſich die Wünſche deiner Großmutter und deiner Mutter mit den treuſten meiner Freunde dahin, du müſſeſt eine bürgerliche Begangenſchaft lernen. Dich phyſiſch ſtark fühlend, und Handarbeit der Kopfarbeit vorziehend, wählteſt du das Gerberhandwerk, und ich ſah ſo die lezte Hoffnung, das Streben meines Lebens, in meinen alten Tagen und nach meinem Tod von irgend jemand der Meinigen fortgeſezt und erhalten zu werden, hinſchwinden. Ich ſah auch dein Scheiden als ein Zeichen des unausweichlichen Verſinkens meiner ſelbſt, und meiner Lage an, lobte indeſſen die Vorſicht der Meinigen für dich, und war betrübt in mir ſelbſt. Aber das Wort des Todbetts deiner Mutter: was Gott thut, das iſt wohl gethan im Himmel und auf Erden, dieſes Wort deiner Mutter erfüllte ſich auch an dir. Du haſt dich in den vier Jahren deiner Abweſenheit zu Kräften erhoben, zu denen du an meiner Seite nicht gelangt wäreſt; du haſt als Lehrknab deines Handwerks an Anſtrengung, an Fleiß, an Ausharrung gewonnen. Du haſt ohne die kleinlichen Anmaſſungen der Zeitnotablen im Bürgerſtand, die ſich bald mit jedem Tag in unſerer Mitte in einer immer wachſenden Erbärmlichkeit ausſpricht, leben gelernt. Du haſt ſowohl beydes, die wachſende Schlechtheit des handarbeitenden Volks als auch die feſte Ehrenfeſtigkeit des alten häuslichen Sinnes, und die alte Kraft des Bonſens, und den Edelmuth, die ſich in den beſſern Haushaltungen der gemeinen Stände noch erhalten, geſehen. Eben ſo haſt du die Zurückſezung, die Erniedrigung und das Verſinken dieſer Stände und die immer mehr ſteigende Unmöglichkeit, ſich durch ihre Berufe zu der bürgerlichen Würde zu erheben, in der unſere Väter mitten im Treiben dieſer Berufe dennoch lebten, geſehen; du haſt die ſich fühlende Kraft der Beſſern dieſer Stände gegen die einſchmeichelnde Biegſamkeit des an ihrer ſtatt jezt unter uns immer mehr emporwachſenden Knechtengeiſtes der gemeinen bürgerlichen Stände geſehen; kurz, du haſt vieles von dem, was dem Volke ſeine Leiden bereitet und zum Theil unheilbar macht, geſehen, und lehrteſt auf der einen Seite die Wichtigkeit des Strebens meiner Lebenstage erkennen, und wollteſt auf der andern Seite nicht in das Elend hinabſinken, wo tauſend und tauſend Menſchen in den niedern Ständen, jezt für ſich und das Vaterland verloren gehen müſſen; du erhobeſt dich zu dem Gedanken, an meiner Seite dem Vaterland, und der Menſchheit in den Angelegenheiten zu dienen, die deine Lebenserfahrungen dich jezt als im höchſten Grad wichtig erkennen gelernt haben, und kamſt zu mir, um an meiner Seite das zu werden, was du fühlteſt, das man ſeyn und werden muß, um in der Welt nicht bloß in unbedeutender Selbſtſorge des Lebens dahin zu verſinken, ſondern als Menſch wirklich der Menſchheit zu leben, und der göttlichen Beſtimmung eines Chriſten würdig zu leben. Du kamſt zurück und ſagteſt: Vater, ich will ſeyn was du biſt, ich will werden, was du biſt. Lieber! du machteſt mich durch dieſes Wort glücklich, wie ich nicht leicht durch irgend ein Wort hätte glücklich werden können. Und ſiehe, ſo groß meine Freude über dein Zurückkommen und über dein Wort war: ich will ſeyn, was du biſt, und will haben, was du haſt, ſiehe ſo gebe ich heute dennoch das, was du,

wenn du es mit den Augen der Welt anſäheſt, als das
Deinige achten könnteſt; denn ich fühle wohl, der Ge-
danke, ich könnte den Ertrag meiner Schriften und das,
was ich allfällig noch erwerben könnte, dir als einen Er-
ſatz für das, was von deinen Erbhoffnungen in meiner
Hand zu Grund gegangen, überlaſſen — ich weiß, dieſer
Gedanke könnte leicht in deiner Seele aufſteigen, und ich
weiß, daß es dir vielſeitig zu Ohren kommen wird, ich
habe nicht für dich geſorgt, wie ich für dich hätte ſorgen
ollen, und hinterlaſſe dir nicht, was ich dir hätte hinter-
oſſen ſollen. Aber ich achte es nicht. Ich will den Feh-
er, von dieſer Seite nicht wohl für dich geſorgt zu
aben, wie er wahrhaftig iſt, mit mir ins Grab tragen;
ber ich will ihn nicht mit dem zweyten Fehler, auch
eine Beſtrebungen für die Erziehung und die Armuth
urch eben dieſe Schwäche vereitelt zu ſehen, noch ver-
oppeln, und ihm den Charakter der Schlechtheit geben,
a er jezt doch nur noch denjenigen der Schwäche hat.
nd wenn ichs auch thäte, wenn ich dir auch den ganzen
rtrag meiner Schriften zuhändigte, ſo würde dir das
cht helfen. Deine Großmutter hat zur Sicherſtellung
ner ſtillen, thätigen, bürgerlichen Laufbahn genugſam
r dich geſorgt. Für die Bedürfniſſe eines unthätigen,
maßlichen, fratzenartig adelichen Bürgerlebens ſind 1000
d 2000 Louisd'or ſo viel als nichts. Ich entziehe dir
ſo ruhig, was heute in meine Hand fällt, und was
noch für dich erwerben könnte, und laſſe dir nichts,
was dir deine gute ſelige Großmutter verſichert hat.
er indem ich dir das entziehe, gebe ich dir mehr, als

ich dir entziehe, und Gottlob, du weißt es. Du haſt es ausgeſprochen. Du willſt ſeyn, was ich bin, du willſt werden, was ich bin. Silber und Gold macht dich nicht zu dem, was Ich bin. Ich bin durch mein Herz, was ich bin. Nimm das Werk meiner Tage, nimm den Sinn meiner heutigen Stiftung in dein Herz, und zeige dich, wenn meine Gebeine ruhen, für die Zwecke meines Lebens und meiner Stiftung thätig und kraftvoll, und werde in deinem Innern für das Weſen derſelben belebt und durch daſſelbe erhoben; dann wirſt du beſitzen, was ich beſitze, und ſeyn, was ich bin, und Silber und Gold werden dir dann nicht geben können, was du beſitzeſt. Die Armuth meines Geſchlechts, der ich nichts zu geben vermochte, wird durch dein Leben und durch dein Thun erkennen, was ich ihr geben wollte, und bey meinem Leben nicht geben konnte. Werde die Stütze meiner Stiftung mit meinem Herzen, und mit Kräften, die mir mangelten, und die Gott dir an deine Seite geben wird, und das Schärflein, das ich heute auf den Altar der Menſchheit lege, wird dir ein Erbe werden, wie wenige Kinder ein Erbe von ihren Eltern erhalten. Einziger meiner Nachkömmlinge! An deiner Freude über meine Stiftung, die du heute mir ſo warm und innig zeigteſt, erkenne ich, daß du in Wahrheit und Unſchuld werden willſt, was ich bin. Ich habe deine Freude in deinen Augen geleſen, als du vor mir das Wort ausſpracheſt: „wenn es auch noch mehr wäre, was du mir „entziehſt, es würde mich nicht freuen zu beſitzen". Lieber! dieſe Worte der Unſchuld und Liebe rührten mein

Herz, und ich habe Glauben an ſie, und die Stunde meines Todes wird auch deinethalben heiter für mich ſeyn.

Die Freunde meiner Tage werden ſich um dich her vereinigen. Auch die, die in den Tagen meiner innern tiefſten Leiden mich verkannt haben, werden mich in dir wieder erkennen, und an deiner Seite auf meinem Grab die Täuſchung erkennen, um deren willen ſie mir ihre Herzen und ihre Hand entzogen. Lieber! die Welt um mich geht dahin; die, in der ich jetzt lebe, iſt nicht mehr die meinige, und, Lieber! deine Welt iſt in den bedeutendſten Punkten für dich, menſchlicherweiſe davon zu reden, auch zu frühe von dir geſchieden. Dein ſeliger, im Leben unglücklicher Vater iſt todt. Deine edle Mutter iſt todt. Ihre Freundin, die aufgeopferte, durch ein Leben voll Leiden gewandelte Großmutter iſt auch ſchon in dem beſſern Leben, dem wir alle hoffnungsvoll entgegen gehen. Nur ich und dein zweyter Vater ſind dir noch übrig geblieben, und deine treue Gotten, die innige Freundin deiner edlen Großmutter und Mutter, die edle, treue Pflegerin deines ſo lange kranken Vaters, die treuſte kraftvollſte, und unerſchüttert ſich über dreyſſig Jahr in aufopferndem Dienſt hingebende Stütze meines Hauſes, ſie allein lebt noch, und auch mein Daſeyn kann, menſchlicherweiſe davon zu reden, nicht mehr lange dauern. Aber fürchte dich nicht. Glaub an das Wort deiner Mutter: Gott hilft, er hat immer geholfen und wird ferner helfen; wie, und wenn ers thut, ſollen wir nicht fragen; ſeine Wege ſind wunderbar und unerforſchlich, aber wenn die Noth am größten, ſo iſt ſeine Hülfe am nächſten. Höre, ich will dir etwas erzählen. — Als ich in deinem Alter faſt wie ein Kind lebte, und in den Tag hinein das Gute ſuchte, aber meine Augen weder links noch rechts kehrte, zu ſehen, was daneben lag, und mit meiner Einbildungskraft allem, was mir gut ſchien, entgegen ſtrebte, und nach Höhen emporflog, wie eine Lerche, die ſich auf Höhen ſchwingen will, die nur der Adler zu erfliegen im Stand iſt, da lebte ich dem Anſchein nach ſchöne Tage. Ja, ſie ſchienen ſchön, und waren zum Theil ſchön, dieſe Tage des jugendlichen Aufſtrebens zu allem Guten. Die edlere Jugend, die mich umgab, lebte damals im religiöſen und politiſchen Aufſtreben in Träumen, die den meinigen in ihrem Weſen ähnlich waren. Nichts ſchien uns zu kühn, nichts ſchien uns zu ſchwer; ein Einziger von uns warnte; er wollte auch das Höchſte, das er erkannte, aber er warnte vor dem leichtſinnigen Glauben an das Erreichen des Guten, das man kraftlos nur wünſche. Es war ſein Wort: Man muß von ſchwachen, niedern Stauden keine Körbe voll Frucht erwarten; der Baum muß ſtark und groß ſeyn, der viel Früchte tragen ſoll. Er warnte vorzüglich mich. Ich hieng an dieſem Mann, und glaubte nicht an meine Kraft, ich glaubte nur an die ſeine; aber in ſeiner Kraft glaubte ich mächtig zu ſeyn für alles, was ich wünſchte; da ich ſo auf ihn vertraute, und mein Leben an ſeine Kraft ſetzte, da ſtarb er. Die Worte ſeines Abſchieds ſind dieſe: Peſtalozzi, laß dich in kein Unternehmen hinein, das auf irgend eine Art ins Große gehen und mißlich werden kann, ohne einen kalten, überlegten Mann, der mit Feſtigkeit, und mit Mißtrauen gegen ſeine Umgebungen zu Werke geht. Die Menſchen ſind ſchwach, und werden aus Schwäche ſchlecht. Sie werden dich mißbrauchen. Wo es gut geht, wirſt du ihr Knecht und der Narr im Spiel ſeyn, und wo es böſe geht, wirſt du das Opfer ihres Spiels werden, zu dem ſie dich nicht um deinetwillen hinzugezogen haben. Zu welchem Haufen du dich auch hinſtellſt, der Haufen wird ſicher nie wirklich wollen, was du willſt, und ſicher nie wirklich ſuchen, was du ſuchſt. Eine Weile darauf ſagte er dann noch: wüßte ich dir nur einen Freund, der kraftvoll, muthvoll und mißtrauiſch wäre, wie du einen brauchſt, ich würde deinethalben ruhiger ſterben. — So nahm er von mir Abſchied, und wenige Tage darauf ſtarb er. Lavater zeichnete mir den Freund im Sarg ab; ach! ich habe auch dieſes Kleinod meiner jungen Tage verloren. Lavater mußte mich von ſeinem Sarg wegreiſſen, daß ich meine Sinne nicht verliere, ſo gieng mir ſein Tod zu Herzen. Wie wahr hat er geredet, wie ſehr hat er in ſeiner Jugend ſchon die Welt gekannt. Wie ſehr mangelte mir durch mein Leben ein ruhiger, bedächtlicher, gegen die Schwäche und die Tücke des menſchlichen Herzens gleich mißtrauiſcher Mann. Ich war tauſendmal das Opfer dieſer Schwäche und dieſer Tücke, und du würdeſt es mit deinem Herzen, das ſchwach und gut iſt, wie das meine, auch ſeyn, wenn in irgend einem größern Verhältniß du nicht einen Mann neben dir hätteſt, wie mein Freund auf ſeinem Todbett mir einen wünſchte. Ich fand ihn lange nicht. Meine Haare fingen an grau zu werden, ehe ich ihn fand. Endlich doch gab mir ihn Gott. Er wuchs an meiner Seite auf. Er erkannte mein Vaterherz, und wuchs als liebendes Kind an meiner Seite zum Manne, zum Manne, der jetzt die Stütze meines Alters iſt, auf. O Gott! durch welch eine Welt wand ich mich, ohne ſolch einen Mann an meiner Seite zu haben, mit meinem Herzen. Ich glaubte der Menſchen Worte, und ſie gaben mir Worte. Von mir wollten viele mehr; ich gab ihnen, was ich hatte. Oft wenn ich die Hand voll hatte, nahm einer, was darin war; meine Hand wollte er nicht, und oft that ihm das nicht einmal wohl, was er hinnahm. Hätte mein Freund gelebt, er hätte das Gute, das ich that, mit mir ſelbſt in Zuſammenhang gebracht und dadurch wirkſam gemacht. Ich ließ es zerſplittern, und es blieb ohne Wirkung. Mich ſelbſt vernachläſſigte ich ganz, und lebte wahrlich in Rückſicht auf mich und die Meinigen und auf meine alten Tage, auf eine Weiſe, von der das Volk in ſeiner Sprache ſagt: „es iſt Gott verſucht". Ich ſtehe jetzt freylich da, und ſpreche es mit Dank gegen Gott aus: er hat mit den Wundern ſeiner Güte mir die Tage meines Alters leicht gemacht; aber Freunde! die Ihr jetzt um mich her verſammelt daſteht, nehmet keinen Theil an dieſem Fehler, nehmet keinen Theil an dieſem Unrecht meines Lebens; lebet Eurer alten Tage halber, lebet der Eurigen halber nie auf eine Weiſe, von der es heißen kann, ſie iſt Gott verſucht; wirket Euer Heil von dieſer Seite, weil es Tag iſt, eh' dann die Nacht kommt, und die Tage erſcheinen, von denen wir ſagen, ſie gefallen mir nicht. Die Gefahren meines Lebens waren von dieſer Seite unermeßlich. So gern ich jedem meine Hand both, ſo ſehr fühlte ich, wie ſehr ich die ſeine wieder bedürfte. In der Lage, in die ich mich ſtürzte, iſt es nicht möglich, einen hülfsbedürftigern Menſchen zu denken, als ich war und als ich mich fühlte. Ich konnte von dem, was ich in meiner Lage können ſollte, ſo wenig, und noch viel weniger von dem, was ich wollte, ſuchte ſo oft ins Blinde hinein Hülfe, und fand dann natürlich nur Halbhülfe; und Halbhülfe iſt wie keine. Ich aber wußte es nicht und glaubte daran, und war dadurch ſo unglücklich, als mir mein Freund vorausgeſagt. Hätte er gelebt, das alles wäre mir, menſchlicherweiſe davon zu reden, nicht begegnet. Hätte er gelebt, ich wäre gewiß nicht in den Zuſtand gekommen, in dem ich, ich möchte ſagen, in meinem Elend gleichſam ausreifend, endlich mich ſelbſt verlor und der Verzweiflung nahe gebracht war, die meinen Umgebungen nur Furcht über meinen Zuſtand und Verachtung erweckte, und faſt von jedermann mit einer Art von Widerwillen und Aengſtlichkeit, und von vielen noch mit dem Urtheil: ich habe mir mein Schickſal ſelbſt zugezogen und verdient, ins Aug gefaßt war, als ſie mich, unbeholfen und unberathen, dennoch auf einem großen Kampfplatz, von dem ich in dieſer Lage nicht einmal abtreten durfte, ſtehend ſahen. Freunde! Es ſind Scenen von dieſem Zuſtand niedergelegt; möge ſie die Welt nie ſehen und ihr Entſetzen niemand erſchüttern, der nie ſo etwas geſehen. Ich raſete, ja ich raſete in dieſer Zeit vor Liebe zu denen, die mich jetzt verließen, und der Kummer für dich, gutes Werk meines Lebens, das man jetzt bald in meinen nächſten Umgebungen in meiner Hand als in der Hand eines verlornen, und, ich muß faſt ſagen, als in der Hand eines unwürdigen, eines verworfenen Mannes anſah und behandelte. Mein äuſſerlicher gänzlicher Ruin, das gänzliche Auflöſen aller äuſſern Mittel meines Thuns ſchien jetzt entſchieden; da ſandte mir Gott einen Mann, wie mein Freund vor fünfzig Jahren mir einen wünſchte. Dieſer Mann warf ſich wie eine harte Schaale um den Kern meines hinſchwindenden Thuns, und rettete mich. — Er rettete mich. Ohne ihn, lieber Enkel, wäreſt du jetzt nicht da; ohne ihn ſprächeſt du jetzt das Wort nicht vor mir aus: Vater, ich will ſeyn was du biſt, ich will werden, was du biſt! Auch ich wäre jetzt nicht da. Ich wäre nichts mehr für dich; ich hätte hier nichts mehr für dich. Das Werk meiner Tage wäre jetzt auſſer meiner Hand; und an mein Elend, darin ich jetzt wäre, wollt' ich dich nicht ketten. Aber ich bin errettet, von ihm errettet, von ihm, den ich erzogen, von ihm, den ich von der erſten Stund an erkannt und gleichſam ſeine Hoffnung für mich ahnend mit unauslöſchlichen Gefühlen an mein Herz gekettet. Dieſer Mann wird auch deine Schwäche, er wird auch die Schwäche deiner Jugend und deines Herzens, die der meinigen gleich iſt, ſchützen. Er wird das Aeuſſere meines Werks ſchützen, wie ein Felſen, der, unerſchüttert in der Tiefe der Erde gegründet, ewig feſt daſteht. Auch das Innere meines Thuns iſt ihm heilig. Lieber Enkel! Auch dir wird er ſeyn, was ich dir un-

möglich ſeyn konnte, ob ichs gleich ſollte. Er wird dir
ſeyn, was ich dir ſeyn ſollte, obwohl er mir durchaus
nicht gleich iſt. Lieber Enkel! Es iſt kaum möglich, daß
zwey Menſchen im Weſen ihrer Anlagen verſchiedener
ſeyen, als er und ich; aber was ich bedurfte, was ich
durch mein Leben für dich bedurfte, und was ich jetzt
auch für dich bedarf, lieber Enkel! was mein ſterben-
der Freund als die einzig mögliche Rettung meiner Le-
benstage anſah, das beſitzt er in einem hohen Grad und
hat damit meine durch mein ſchwaches Leben immer ge-
ährdete, und in den letzten Jahren nicht mehr nur ge-
ährdete, ſondern zertretene Selbſtſtändigkeit gleichſam aus
em Feuer gerettet, und mir wieder gegeben. Ueberzeu-
ung, Dankbarkeit und namenloſes Zuſammentreffen von
auſend und tauſend Anſichten des Lebens ketteten mich
inge mit unauflöslichen Banden an ihn, ehe mein En-
l, deſſen er ſich wie ein Vater annimmt, wieder zu-
ickkam, und lange, ehe von meiner Stiftung die Rede
ar, für die er mir jetzt alle Kräfte ſeines Lebens hin-
ebt, und wofür ich ihn jetzt mit Dankbarkeit gegen die
örſehung als den Mitſtifter meiner Vergabung, als
n Mann erkläre, von deſſen That und Leben ich die
öchſte Segenshoffnung für meine Zwecke, und wahrlich,
hrlich für das Innerſte, Heiligſte, Höchſte ihres We-
s in mir ſelber nähre. Freunde! Freunde! Ich muß
ine innerſte Ueberzeugung hierüber noch ausſprechen;
legt das Opfer ſeines Lebens nicht auf den Altar
iner Selbſtſucht. Ich wollte es aber auch nicht. Ich
l es nicht. Nein, nein, ich ſuchte dieſes Opfer und

ſuche es noch heute zum Dienſt des Höchſten, des Heiligſten, zu dem ſich meine Seele in ihrem reinſten Streben zu erheben vermochte. Und, Freunde! Brüder! das Opfer ſeines Lebens, nicht das Opfer ſeines Gelds, nein, das Opfer ſeines Lebens liegt da, um mir zum Dienſt dieſes Höchſten in meinen Umgebungen wieder den Spielraum zu geben, den ich darin verloren, um mich alſo frey und ſelbſtſtändig zu erhalten bis an mein Grab; und ich bedurfte dieſes Opfers, ich bedurfte dieſer Hülfe, um dem Werk meines Lebens durch mich ſelbſt in meinem Geiſt und in meiner Wahrheit auch hinter meinem Grab eine ſichere Dauer zu verſchaffen, und von meiner Seite noch bey meinem Leben etwas dazu beytragen zu können, daß alle, die das Streben meines Lebens als Wahrheit und als Recht anerkannt haben, ſich unter einander dahin vereinigen, auch die Wichtigkeit der heiligen Sorgfalt für die äuſſern Mittel zu unſerm Ziel mit ſelbſtſuchtloſer Aufopferungs- und That-Kraft zu befördern. Freunde! Wie oft muß ich noch in meiner Lage wiederholen: Wenn die Schaale meines Kerns zertreten wird, ſo leidet auch der Kern, und wenn er unreif in der zertretenen Schaale liegt, ſo gelangt er ewig nicht zur Reifung. Freunde! Nehmet doch dieſes Wort als das erläuternde Wort meines Benehmens in meiner Lage zu Herzen, und glaubet doch nicht, daß ich irgend eine Schaale, als ſolche, beachte, oder daß ich irgend einen von Euch in irgend einem Fall um des äuſſern Dienſts einer ſolchen Schaale willen um mich vereinigt wünſche; nein, nein, ich bitte Euch vor Gott und meinem Gewiſſen, den innern Zwecken meines Lebens zu dienen; aber freylich dann auch meine Sorge für die äuſſere Schaale derſelben nicht gedankenlos und ſorglos zu verſchmähen. Verachte doch auch in dieſer Rückſicht keiner von Euch des andern Gabe, und des andern Kräfte. Der Bau der Wahrheit und des Guten fordert allerley Gaben, allerley Kräfte, allerley Mittel. Freunde! Brüder! Die Kraft in der Sorge für die äuſſern Mittel des Guten iſt eine Gabe Gottes, die nur der verkennt, der auch für das innere Weſen des Guten gedankenlos, kraftlos und leichtſinnig iſt. Der Kern der Dinge iſt freylich alles, die Schaale iſt freylich nichts, wenn nehmlich der Kern reif iſt, und der Schaale nicht mehr bedarf. Das war aber ſicher nicht unſer Fall. Die vielſeitige Vernachläſſigung der Schaale unſers Thuns hat bey uns den Kern deſſelben in ſeinem innerſten Weſen angegriffen. Ich läugne es zwar gar nicht, der Fehler dieſer Vernachläſſigung gieng von mir ſelbſt, und von meiner faſt beyſpielloſen Gedankenloſigkeit hierüber aus. Er fand zwar durch die Eigenheit meines Charakters in mir ſelbſt ein Gegengewicht gegen das Aeußerſte ſeiner Folgen; aber das war denn doch nicht der Fall bey allen denen, die er anſteckte, und das Sprichwort: „das Gleiche, wenn es zwey „thun, iſt nicht immer das Gleiche“, ward in meiner Lage dem ſehenden Aug diesfalls ſehr heiter. Der Geiſt meiner Nachläſſigkeit hatte ſichtbar eine andere Natur, als die Maſſenachläſſigkeit, die mich, der ich ſonſt in meinen Umgebungen in nichts einen Drang, mich nachzuahmen verſpürte, hier allgemein nachahmte. Wie ich aber mich und andere darinn immer entſchuldigte, ſo ändert das nicht, daß am Ende ihre und meine diesfällige Fehler mir und meinem Haus auf eine Weiſe über den Kopf wuchſen, daß ich dringend Hülfe zu unſerer Rettung bedurfte. — Und Gott gab ſie mir, nicht in einem fehlerloſen, ſondern in einem Menſchen, wie wir alle ſind; aber in einem Menſchen, der beſtimmt die Kräfte hatte, deren Mangel mein Haus an den äuſſerſten Rand des Abgrunds, und mich der Verzweiflung nahe gebracht hatte. Gott gab mir in ihm Hülfe in der Zeit der Noth, wo keine andere Hülfe mehr um den Weg war, und wo niemand in meiner Nähe auch nur den Willen für die Kräfte mehr hatte, deren ich in dieſem Augenblick dringend zu meiner Rettung bedurfte. Er aber hatte ſie. Er hat ſie, und mit ihnen den Willen und die Liebe, ſie für mich zum Dienſt meiner Zwecke hinzugeben. Ja, Freunde! zum Dienſt meiner Zwecke! Und ihr thut mir unrecht, jeder thut mir unrecht, der einen Augenblick glaubt, daß ich ſeine Hülfe nur um des Aeußern ihrer Folgen willen ſchätze, und die hohe und wahre Kraft des Heils, die ich, wenn auch ungeſchickt, doch ſo lange und ſo ernſt mit Euch ſuchte, um des Blendwerks dieſes Aeußern willen verläugne und verlaſſe, und die Kraft dieſes Mannes dahin brauchen wolle, den tiefen ewigen Felſen, auf den wir unſer Haus zu bauen geſucht haben, durch ihn auszugraben, um daſſelbe dann auch wieder durch ihn auf einen Sandhaufen zu bauen. Nein, Freunde! ich habe mir ihn nicht zu einem Götzen ausgeſucht, in deſſen blinder Verehrung ich mich ſelbſt zu verlieren gedenke. Nein, ich will mich nicht in mir ſelber verlieren. Ich will aus ihm nicht mehr machen, als er mir iſt. Ich kenne ihn. Ich weiß, was er iſt, und was er nicht iſt; und was er nicht iſt, und was er nicht hat, das träume ich nicht in ihm und ſuch' es nicht bey ihm, aber ich wünſche es ihm von Gott, und den Menſchen in der Liebe und durch die Liebe. Ich weiß, es fehlt ihm an tauſenden, das andere haben. Es fehlt ihm an Wiſſenſchaften. Es fehlt ihm an Kunſt. Er iſt litterariſch ſo unwiſſend als ich, und ich ſpreche es ſeinethalben aus, daß ich es gegen meinen Feind nicht beſtimmter ausſprechen könnte: er hat ſeine Fehler und ich muß auch ſeinethalben, wie meinethalben Gott bitten, daß er ihn bewahre vor aller Verirrung des Fleiſches und des Geiſtes. Aber von welchem Menſchen muß ich das nicht Gott bitten? — Er hat eine Naturkraft, die in ihrer Kunſtloſigkeit hindringt, wo eine große Kunſt oft vor meinen Augen zurückſtand, und es geht mir ſeinethalben oft wie einem Mann, der vor einem großen Birnbaum, der neben ſeinem Garten ſtand, oft ſagte: ich wollte, er hätte einen Aſt weniger, er gäbe mir dann freylich weniger Birnen, aber er machte mir dann auch weniger Schatten im Garten. Aber ſo oft er das ſagte, ſo hieb er den Aſt doch nie ab. So gehts mir auch mit Schmid, und ihr glaubt mir es wohl, er genirt mich mit ſeiner Kraft oft recht tüchtig, vielleicht mehr, als der Birnbaum den Mann, der lieber mehr Sonne im Garten gehabt hätte als Birnen, und doch den Aſt am Baum, der ihm Schatten machte, nicht abhieb.

Freunde! Mein Reſpekt für die Naturkräfte, wie ſie unverkünſtelt im Volk daſtehen, iſt groß, und hat, ſeitdem ich Schmid kenne, bey mir in eben dem Grad zugenommen, als mein Mißtrauen gegen die Anmaſſungen unſrer vielſeitigen Verkünſtlung. Ich ſag' es frey, dieſer Reſpekt für die ſo ſehr mißkannten Naturkräfte im Volk iſt bey mir auch da noch groß, wo ſie aus Mangel von Pflege zum Theil verlezt und verunſtaltet erſcheinen. Die verlezte Natur kann ſich in tauſend Fällen wieder von ſelbſt heilen, aber die verunſtaltete Kunſt iſt meiſtens unheilbar. Freunde! In dieſer Anſicht liegt der innerſte Aufſchluß meiner diesfälligen Denkungs- und Handlungsweiſe in Rükſicht auf Schmid." Ich ſchäze freylich auch ſeine äuſſere Kraft enthuſiaſtiſch hoch, und mußte es, weil ich, menſchlicherweiſe davon zu reden, ohne ſie keine Kraft mehr gehabt hätte, und keine mehr gefunden hätte, das Innere meines Thuns ſelber zu retten. Aber man geht im Unrecht, das man mir ſeinethalben thut, auſſer alle Schranken. Man wirft mir ſogar vor, ich ſey um ſeinetwillen gegen jedermann, und ſelber gegen Männer, die großes Verdienſt um mich haben, undankbar. Freunde! Ich habe 73 Jahr nicht undankbar gelebt, und ſeitdem ich an der Spize meiner Anſtalt lebe, war immer die Klage, daß ich den Werth und den Verdienſt von Menſchen, die mir dienten, und ſelber von Zöglingen, die mich befriedigten, immer unvernünftig überſchäze, und ſie dadurch verderbe. Und es iſt wahr, das war meine Schwäche. Aber wenn man dieſe Schwäche gegen mich dann mißbrauchte, und mich mit meinem

Fehler ſelber gegen mich ſelbſt überwältigte, um die letzte Spur meiner Selbſtſtändigkeit in mir ſelbſt und in meinen Umgebungen auszulöſchen, war das dann auch ganz und allein mein Fehler? Die Wahrheit, und der Geiſt der Wahrheit überwältigt die Schwäche nie alſo, — und ſollte wohl der Irrthum dieſes Recht der Ueberwältigung der Schwäche anſprechen dürfen? Und wer darf behaupten, es wäre Undankbarkeit, wenn ſich ein Menſch endlich den Folgen einer ſolchen Ueberwältigung widerſetzte? Wer darf es ausſprechen, es ſey Undankbarkeit, daß ich dieſes endlich noch mit dem einzigen Mittel, das in meiner Hand übergeblieben, zu thun verſuchte? Nein, das thut niemand, der in der Wahrheit lebt; das thut niemand, der in der Liebe lebt! Auch die Schwäche hat ihr Recht, und eben weil ſie ſchwach iſt, muß man es ihr mehr als der Felſenkraft, die unumſtößlich iſt, verzeihen, wenn ſie, im Fall ſie ſich nicht mehr erwehren kann, unter den Pantoffel höherer Kräfte zu fallen, doch noch etwas empfindlich iſt, und es eben nicht gern hat, wenn der ſie meiſternde Pantoffel auch gar zu hart auf ſie auftritt; und dann war ich ſeit vielen Jahren immer wie der Vogel auf dem Zweig, und ſtand tauſendmal an Abgründen meines Ruins, bey denen ich mich nur wie durch ein Wunder gerettet fühlte. Daß ich aber in dieſer Lage etwas ängſtlich geworden und bang hatte vor einem jeden Mann, der unter dieſen Umſtänden noch die Streitkolbe gegen mich aufhub, und damit die Laſten meiner Lage dadurch noch bis ins Unerträgliche erhöhte, iſt mir doch wohl zu verzeihen, und ich wäre gewiß auch nicht undankbar, wenn ich unter dieſen Umſtänden einen ſolchen Mann, ungeachtet aller ſeiner anderweitigen Verdienſte, in einem ſolchen Augenblick nicht nach ſeinem vollen Werth gewürdigt hätte. Oder iſt es anders? Bin ich wirklich darin undankbar? Nun denn. — Wer immer ſo lang, wie ich, in ſeiner Lage wie der Vogel auf dem Zweig geſeſſen, und an Abgründen ſtand, wie die meinigen waren, der ſtehe auf, und werfe den Stein, den er gegen mich, als gegen einen Undankbaren, in ſeiner Hand hat, auf mich, wenn ers darf; darf ers aber nicht, ſo lege er ſeinen Stein aus der Hand und bete jeden Mann, der unter dieſen Umſtänden mit dem Streitkolben in der Hand gegen mich daſtand, die Thränen, die dießfalls in meinen Augen ſind, zu ſehen und ſein Aug einer Thräne für mich nicht zu verſchließen. Er bitte ihn um einen Blick für mich, der die Furcht aus meiner Seele jage. Ich bin einer hohen innigen Liebe in mir ſelbſt für ihn ſicher. Nur ſoll er nicht fordern, daß ich das an ihm würdige, was ich nicht verſtehe; nur ſoll er die Schwäche meines Kopfs nicht der Härte meines Herzens zuſchreiben, und mich nicht darum für undankbar erklären, weil ich das nicht genugſam würdige, was ich nicht genugſam erkenne. Doch was will ich ſagen? Eben hier liegt die Grundanklage, die gegen mich ſtatt hat, „ich vermöge nehmlich dem Geiſt, der meinem Streben zum Grund liegt, nicht mehr zu folgen, und ſtöre und erlahme durch mein dießfälliges Unvermögen die Kraft derer, die im Geiſt und in der Wahrheit meines Strebens weiter vorgerückt ſeyen als ich“. Es iſt ſchon eine alte Klage: „mein Geiſt habe mich verlaſſen; ich habe mich ſelbſt überlebt, und die Wahrheit und das Recht meines Strebens ſey aus meiner Hand in andere übergegangen“. Ich weiß auch wohl und fühle es tief, daß ich einige Kräfte, die zur Beförderung meiner Zwecke weſentlich ſind, ganz und gar nicht beſitze; hingegen weiß ich eben ſo beſtimmt, daß ich alle diejenigen Kräfte, die ich jemals hiezu beſeſſen, gewiß auch jetzt noch mit einiger Lebendigkeit und mit einigem Drang ſie anwenden und benutzen zu können, in mir ſelbſt fühle. Ich habe inzwiſchen dieſes Todesurtheil gegen mein geiſtiges und ſittliches früheres Leben ſchon lange mit tiefer Kränkung ſich hie und da künſtlich entfalten und immer tiefer greifen, aber zugleich auch die Hülfe und Theilnahme, der ich bedurfte, in dem Grad abnehmen geſehen, als das Kunſtgered über mein ſittliches und geiſtiges Verſinken immer größer wurde und weiter griff. Ich ſah die Kräfte, die mir mangelten, und die andere beſaſſen, anſtatt ſich mit den meinigen zu vereinigen, ſich immer mehr von denſelben trennen, und iſolirt eine ſelbſtſtändige Allmacht anſprechen, die gar oft nicht blos der Eigenheit meiner Anſichten, ſondern meinen Rechten ſelber geradezu entgegenwirkten, und dadurch den Zuſtand des Ganzen in ſich ſelbſt nothwendig verwirren mußten. Meine Individualität war jetzt in ihren für das Ganze meiner Zwecke wirklich einſeitigen und ungenugthuenden Kräften ſich ſelbſt überlaſſen, und ich mußte unter dieſen Umſtänden in meinen Umgebungen nicht nur ſchwächer erſcheinen, ſondern wirklich ſchwächer werden und ſchwächer wirken, als es unter andern Umſtänden nicht der Fall geweſen wäre. Das ſah ich wohl, mit allen ſeinen Folgen; was ich aber nicht ſah, und doch war, iſt dieſes: die ſich entgegengeſetzten Kräfte meines Hauſes ſtärkten ſich mitten indem ſie ſich iſolirten und hemmten; und ſo ſehr dieſes für den Augenblick meinem Hauſe, meinen Zwecken und meiner perſönlichen Beruhigung nachtheilig war, ſo ſehr hatte es weſentliche Vortheile für die Stärkung der Kräfte einiger Glieder meines Hauſes, und für die weitern und allgemeinen Folgen, die ihre Kräfte auf die Beförderung unſerer gemeinſamen Zwecke haben können und haben werden. So wie indeſſen mein Starrſinn mich in einigen meiner individuellen Anſichten ſtärkte, ſo hatte der nehmliche Fehler bey andern Gliedern meines Hauſes die nehmliche Wirkung. Im begründeten oder unbegründeten Selbſtgefühl ſeines Rechts ſtand bald ein jeder in der Einſeitigkeit ſeiner Anſichten und Mittel ſo weit kraftvoll da, als die Einſeitigkeit kraftvoll zu machen vermag. Aber indem alſo keiner dem andern wich, war der Strom unſers Lebens freylich im Allgemeinen aufgehalten. Das Zuſtrömen ſeines Waſſers minderte ſich indeſſen um deswillen nicht. Es ſtand jetzt nur in ſich ſelbſt ſtill; aber freylich muß uns alles daran liegen, den Damm, den wir durch die Iſolirung unſerer Individualkräfte in gegenſeitiger Einſeitigkeit gegen den Lauf unſers Stroms ſelbſt aufgeworfen haben, wieder durchzubrechen. Das iſt aber freylich durchaus nichts leichtes. Wahrlich, wir ſind einem groſſen Weltübel unterlegen, und es iſt Zeit, daß wir tief fühlen und erkennen lernen, wohin es den Menſchen führt, wenn er in irgend einer auch noch ſo großen Idee auſſer das Gleichgewicht ihrer unbefangenen Anſicht geworfen wird.

Die Wahrheit iſt allenthalben und nirgend, und nur der, der ſie allenthalben, als eine mit tauſend andern verbundene Erſcheinung, und nirgend als einen anſpruchsvollen, iſolirten Götzen vor ſich ſtehen ſieht, nur der lebt in der Wahrheit. Aber des Menſchen traumvolle Schwäche führt ihn ſo leicht dahin, aus jeder großen Idee, die er zu ſeinem Schoßkind gemacht, ſich ein Götzenbild zu ſchnitzeln, und alle Wahrheit und alles Recht des Menſchengeſchlechts nur in der einſeitigen Anſicht dieſes Götzenbildes und alles deſſen, was daſſelbe zum Dienſt ſeiner Selbſtſucht anſpricht, zu ſehen und zu erkennen. Selbſt große Männer, ſelbſt tiefe Denker ſind vor der Gefahr nicht ſicher, einzelne Anſichten ihres Denkens in eine Art von fixer Idee hinüber gehen zu ſehen, die freylich in ihnen nicht zu dem Grad der abſoluten Verſteinerung gelangen, in welchem ſolche Ideen ſich, zum Entſetzen der Menſchheit, bey ganz verlornen Tollhäuslern äußert; aber unläugbar iſt dennoch, daß einſeitig betriebene Lieblingsideen und tägliche Gewohnheitsanſichten auch in tiefern Denkern leicht zu einer Art Verhärtung gelangen, die ſie leicht dahin bringt, daß ſie dieſer Ideen halber ſich ſittlich und geiſtig nicht mehr vollkommen unbefangen und frey bewegen können, ſondern in dieſer Rückſicht nicht ſelten als Dienſtleute von wenigſtens halbfixen Ideen erſcheinen. Die Welt iſt voll ſolcher in einzelnen Anſichten befangener Menſchen. Oder ſind nicht in jedem Berufsſache, ſey es im Militär, ſey es im Civil, ſey es im Juſtizweſen oder in welchem Fach es immer ſey, hundert und hundert ſich darin auszeichnende Menſchen in den Anſichten ihrer Lieblingsgegenſtände auf eine Art befangen, die mit derjenigen, durch welche die Menſchen zu fixen Ideen gelangen, wenigſtens gar viel Aehnliches hat? Ich muß noch weiter gehen. Ich muß ſelber fragen, haben ſich nicht in unſrer Mitte vielſeitige Spuren dieſer Verhärtung in der Anſicht großer Ideen gezeigt? Ich muß beſtimmt fragen: haben ſich nicht auch ſelber in unſrer Mitte einige entgegengeſetzte Ideen in unſern Köpfen gleichſam fixirt? Das iſt, nach meiner Anſicht, ſo wahr, daß ich durchaus glaube, wir können auf keine andere Weiſe zu einer allgemeinen innern Vereinigung unſers Hauſes, und zu einer reellen Harmonie in der Anſicht deſſen, was wir unſere Methode heißen, gelangen, als durch unſere Beſtrebungen, jede Anſicht derſelben, ſey es die mathematiſche, ſey es die theologiſch-philoſophiſche, ſey es die natur-philoſophiſche, ſey es die humaniſtiſche, ſey es die philantropiſche, oder welche es immer ſey, mit allen übrigen in uns ſelbſt ins Gleichgewicht zu bringen, und uns von keiner derſelben alſo beherrſchen zu laſſen, wie jede Idee, die auf dem Weg iſt, mit mehr oder minderer Härte zu einer fixen oder halbfixen Idee zu werden, den Menſchen beherrſcht, und befangen hält. Werden wir uns dahin erheben, ſo wird der Stillſtand, der in unſern Beſtrebungen durch die Feſtigkeit einiger ſich in uns verhärten zu wollen, ſcheinenden Anſichten hervorgebracht worden, durch die höhere Kraft, die jeder von uns ſich ſelber in ſeiner Einſeitigkeit erwerben, für das Ganze unſerer Beſtrebungen wirklich vortheilhaft werden. Ich bin auch deſſen ſicher, daß in dieſem Fall gar niemand in unſrer Mitte aus dem Kreis derer herausfallen wird, die für die weitere Beförderung unſers Gegenſtandes tüchtig geachtet werden müſſen. Auch ich werde in dieſem Fall nicht ganz aus dieſem Kreis hinausfallen; im Gegentheil, ich bin ſicher, das Todesurtheil über mein ſittliches und geiſtiges Verſchwinden wird dann nicht mehr ſo vielſeitig cum studio et amore ausgeſprochen werden, wie es nun ſeit Jahren in meinen Umgebungen ausgeſprochen worden iſt. Vieles, das ich erlebt, wird dann gewiß vorübergegangen ſeyn. Die Mißverſtändniſſe, die im großen Wirbel meiner Lage ſich alle Augenblicke entſpannen, und entſpinnen mußten, ſind unzählbar. Wenn ſie aber darum, weil ſie lange dauerten, und mit der ganzen Lebhaftigkeit weit umher belebter Menſchlichkeiten begleitet worden, ohne Prüfung und ohne Verantwortung für immer und ewig als Wahrheit wider mich anerkannt würden, was müßte ich von meinem Schickſal denken? Was ich aber jetzt darüber denke, iſt: Gerichtſtellen, die den Angeklagten auf ſolche Fundamente verurtheilten, würden von der ganzen unbefangenen Welt verabſcheut werden. Und für die Zukunft bin ich diesfalls ohne Furcht. Ich bin nicht undankbar, und werde nie als undankbar erkannt werden. Nein, es iſt nicht möglich, ich werde um deswillen, daß ich mich heute feſt an das kette, was ich zur Rettung meiner Lebenszwecke unumgänglich bedarf, nicht in Zeit und Ewigkeit als undankbar erkennt und erklärt werden. Für einen vorübergehenden Augenblick kann man den dankbarſten Menſchen als undankbar erſcheinen machen, man kann das brennende Licht der reinſten Dankbarkeit unter ein Viertel ſtellen, daß ſein Strahl, ob es gleich hell brennt, aller Menſchen Augen entzogen wird; ja, man kann auch die Bande der Dankbarkeit alle abſchneiden. Es iſt aber denn freylich auch der höchſte Grad von Härte, mit der man die Unſchuld und Treu des menſchlichen Herzens verletzen kann, wenn man dem dankbaren Menſchen die Möglichkeit, ſeine Dankbarkeit beſcheinen zu können, gewaltſam und leidenſchaftlich abſchneidet; aber dennoch kann man auch damit das dankbare Herz nicht undankbar machen. Und wer will ſo leicht über einen Menſchen das ſchreckliche Wort ausſprechen: er iſt undankbar? Die wahren, tiefer liegenden Urſachen des Erkaltens menſchlicher Bande ſind oft denen ſelber ein Geheimniß, die gegenſeitig erkalten. Was wollen die darüber reden, die in Rückſicht auf die Urſachen dieſes Erkaltens gleichſam in einem andern Welttheil leben? Freunde! Brüder! Auch in unſrer Mitte ſind Erkältungen eingetreten, die ein Reſultat, des ganzen Umfangs der Geſchichte unſerer Vereinigung und des äußern chaotiſchen Wirbels ſind, durch den ſich das Gute und Edle, das in unſerer Vereinigung zum Grund lag, und noch jetzt zum Grund liegt, durchdrängen müſſen, und uns dahin gebracht, daß hie und da einer unter uns den andern mit einer Brille ins Aug faßte, deren Gläſer nicht mehr ſpiegelrein waren und nicht mehr ſpiegelrein ſeyn konnten. Freunde!

Brü-

Brüder! die Uebel unſers Hauſes ſind nicht von heute, ſie ſind nicht von geſtern, ſie ſchreiben ſich von tiefen Fernen her. Wir haben von Anfang unſerer Vereinigung an, Gewohnheiten und Lebensweiſen in unſrer Mitte einreiſſen laſſen, die ihrer Natur nach nothwendig Mißſtimmungen hervorbringen mußten, und es iſt dringend, daß wir in Rückſicht auf die Beurtheilung dieſer Mißſtimmungen mit ſcharfem Blick auf die Tage des Urſprungs unſerer Vereinigung zurückblicken. Wahrlich, ſie ſind es, in denen ſich die Urſachen der Uebel, unter denen wir ſo lange litten, entkeimten und Wurzel faßten. Was hinter uns iſt, iſt freylich nicht mehr da; aber wenn wir es ſchon vergeſſen, ſo wirken ſeine Folgen um deswillen nicht weniger auf unſere vergeßloſe Gegenwart. Freunde! Brüder! Die Stunden, in denen wir uns im Anfang verbanden, waren Stunden der größten Welträume. Es waren Stunden der höchſten Verirrungen in dieſen Träumen. Die Welt ſchien in dieſen Tagen zu ſuchen, was wir ſuchten, und zu lieben, was wir liebten. Der Wahn der Zeit ſprach unſerm Streben das Wort; das Intereſſe der öffentlichen Gewalten ſchien in dieſem Zeitpunkt mit dem unſern das nehmliche geweſen zu ſeyn; ſelber die Selbſtſucht von Tauſenden, die jetzt mit uns in Widerſpruch iſt, ſchien damals mit uns einerley Meinung zu ſeyn. Man fand, was wir thaten, vortrefflich, ehe man es kannte, ſogar ehe wir es ſelber kannten. Ehre und Ruhm liefen uns beynahe unanſtändig von ſelbſt nach. Das ökonomiſche Gelingen unſers Beſtrebens ſchien uns faſt ohne Mühe und ohne Sorgen geſichert. Aber der Anſchein dieſes Paradieſes in der Luft war bald vorüber. Die Dornen und Diſteln der Welt fingen bald an um uns her zu wachſen, wie ſie um aller Menſchen Leben und aller Menſchen Thun herum wachſen. Aber der Traum dieſer Tage nützte uns nichts. Er ſchwächte unſere Kräfte, deren Stärkung wir ſo vielſeitig und ſo dringend bedurften. Wahrlich, das Klima dieſer Tage war zu gut für uns. Wir bildeten uns, wie wenn wir im warmen Süden lebten, und ſtrenge kalte Tage des Nordens warteten auf uns. Warum ſollten wir es uns verhehlen? Die Kraft des reinen Glühens für unſere Zwecke ſchwächte ſich in dieſen Tagen in unſerer Mitte, und wurde hie und da bey einigen wirklich ein bloßes Scheinglühen im Glück, das die Kraft der Glut nicht kennt, die im Unglück noch brennt, und in den Tagen hoher Trübſalen nicht erlöſcht. Ich einmal erkenne in den Schwächen dieſer Tage die Urſachen der Uebel, an denen wir hernach litten, und halte alle Urtheile über unſere ſpätern Verhältniſſe für unrichtig, die nicht zu den frühern Quellen derſelben hinaufſteigen; ſo wie es überhaupt nothwendig iſt, daß wir in der Beurtheilung einer jeden einzelnen Lage und einer jeden einzelnen Begegniß, die Eigenheit der Ketten feſt ins Aug faſſen, die unſer Zuſammenleben unter einander verband, und die ihre Eigenheit weſentlich darin ausſprach, daß keiner von uns an der Kette dieſes Verbands irgend etwas anders ward, als das, wozu ihn die Eigenheit ſeiner Natur in ſeiner perſönlichen Individualität ſelber hinlockte, es zu werden. Faſſet die Wichtigkeit dieſes Umſtands, daß in unſrer Mitte die Natur alles, die Kunſt aber nichts wirkte, in ſeiner ganzen Bedeutung ins Aug. Wir lebten in Rückſicht auf das Perſonale der erwachſenen Glieder unſers Hauſes eigentlich ohne Regierung und ohne Gehorſam. Eine freyere Entwicklung unſrer Individualitäten, aber auch eben ſo eine für mein Haus und meine Stellung gefährlichere und drückendere Lage iſt nicht denkbar. Freunde! Faſſet in der Beurtheilung meiner Lage und meines Benehmens dieſes ins Aug, und denket dann Euch noch ferner den ſo ſehr ins Große gehenden Zudrang von Menſchen, die Glieder unſers Hauſes wurden, und nicht wußten, was wir wollten, nicht ſuchten, was wir hatten, nicht kannten, was wir bedurften, und dabey in Rückſicht auf mich in dem Grade anmaßlich waren, und ungenirt lebten, als ich ihrenthalben genirt war. Freunde! Faſſet unſer Haus im Umfang aller Verhältniſſe, in denen es ſtand; aller Bedürfniſſe, in die ich mich hineinſtürzte, aller Laſten, die auf mich fielen, und in Verbindung mit der Entblößung aller Mittel und aller Kräfte ins Aug, deren ich bedurfte, der äußern und innern Anſprüche unſerer Vereinigung auch nur auf eine von ferne genugthuende Art zu entſprechen. Freunde! Wir dürfen vom Anfang unſerer Vereinigung an, unſere Unſchuld loben, und wir dürfen die Zwecke unſerer Unſchuld preiſen. Aber hat die Unſchuld ſich je der

Gewalt der Menge bemächtigt? und liegt es nicht in ihrer Natur, daß ſie in dieſer Gewalt immer unterliegen muß? Oder hat ſie je ein Werk zum Ziel gebracht, das ſich mit ihrer äußern Schwäche in die Gewalt der Welt und in den Strom derſelben, ohne einen ſtarken Steuermann hineingewagt, wie wir uns darein hineingeworfen haben? Wahrlich wir ſuchten im Traum unſerer Anfangsunſchuld ein Leben, wie ſich die alte Frommkeit eines in den Klöſtern träumte, und lebten dabey individualiter in der höchſt denkbaren Ungenirtheit. Unſere jüngſten Leute ſprachen bald allgemein eine Freyheit an, die bey keinen Novizen in der Welt angeht, und von den ältern träumte ſich nicht nur einer das Recht zu einer Pater Priors-Freyheit, bey deren Allgemeinheit alle innere Kloſterkraft ein Traum iſt; und ich ſollte den Abt im Kloſter vorſtellen, und taugte in gewiſſen Rückſichten wahrlich mehr zum Kloſtereſel oder wenigſtens zum Kloſterſchaaf als zum Kloſterabt. Freunde! Ich rede frey heraus. Alles dieſes iſt jetzt überſtanden und benimmt dem wirklich Guten, das in unſerer Mitte keimte, Wurzel faßte, und noch jetzt ſtatt findet, und das ſich durch den Erfolg an ſo vielen unſerer Zöglinge, und auch an dem Benehmen und dem Schickſal ſo vieler erwachſener Menſchen, die ſich in unſerer Mitte bildeten, notoriſch erprobte, ſeinen Werth gar nicht. Aber die Zeit iſt einmal da, und es wird jetzt Pflicht, einen Gegenſtand, der in ſeinem Weſen gros iſt, und nach verſchiedenen Rückſichten die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich zog, mit Wahrheit, Freyheit und Ruh ins Aug zu faſſen. Wir mußten auf eine Art unter der Laſt unſerer Verhältniſſe erliegen, und es war gut, daß unſer Gefühl, wir ſeyen darunter erlegen, tief in uns reg geworden. Wir konnten nicht anders, als darunter erliegen. Alles Edle und Reine, auch das Edelſte, das Reinſte in der Welt, wenn es ſich ſchnell häufet und viel wird, mindert in ſeinem Weſen und ſchlechtet; und wir waren zu viel, wahrlich, wir waren viel zu viel, und wir häuften uns freylich zu einem guten Ziel auf, aber ohne die Maßregeln genugſam zu kennen und zu benutzen, die dem Wachsthum des Guten in ſeiner einzelnen Stellung alle nöthige Mittel herbeyſchafft und ſichert. Die große Mehrzahl derer, die ſich die Unſern nannten, kam mehr durch Zufall als durch Ueberlegung und Wahl in unſere Mitte, und ſo ſehr die zufällige Erſcheinung von Vielen es jedem in ſolchen Verhältniſſen geübten Aug auffallen machte, daß ihre Erſcheinung bey uns nur ephemeriſch ſeyn ſollte, machte meine unbeſonnene Schwäche ſie immer leicht perennirend. Das konnte freylich nicht anders, als dahin wirken, beynahe unheilbare Uebel in unſrer Mitte zu erzeugen. Auch das beſte, wenn es ſich ſchnell anhäuſt und allgemein zu werden ſcheint, wird nicht nur gemein, und dadurch das Gemeinböſe und Gemeinſchlechte des Haufens, in den es ſich eingeſchlichen; als ſolches greift es dann mit der rohen Wurzelkraft, die das Schlechte und Böſe immer hat, unter die gemeinlich ſchwächern Wurzeln des Guten mit Gewalt ein, und wird dann bald mitten unter dem ſchwachen unterwurzelten Guten der eigentliche Werbungsposten zum Böſen, auf dem dann auch jeder, der ſich unvorſichtig dem Poſten nähert, geworben wird; und die Erfahrung zeigt, die für das Schlechte und Böſe geworbene Menſchen werden dann noch gar leicht für das Schlechte und Böſe, für das ſie geworben ſind, verſchworne Menſchen, und ſolche für das Unrechte und Schlechte verſchworne Menſchen brauchen dann, wenn ſie auch ſonſt im Leben die erſten Schwächlinge ſind, böſen Liſt und großen Gewalt, um ihr Schlechtes und Böſes, ſey es Trägheit, ſey es Unordnung, ſey es Frechheit oder was es immer ſey, herrſchend zu machen, oder wenigſtens dahin zu kommen, vom Gegentheil deſſelben auf keine Weiſe gehemmt zu werden. Wo es aber bey einer größern oder kleinern Vereinigung von Menſchen ſo weit kommt, ſo wird dann freylich auch das Bedürfniß einer Regierung, die dieſem Zuſtand hätte vorbeugen ſollen, immer allgemein, als dringend anerkannt, und ſucht dann, ſo ſehr es zu ſpät iſt, Hülfe von Regierungskräften. Aber man iſt um deswillen, daß man ſie jetzt ſucht, dann noch nicht fähig, ſie zu beurtheilen. Man irrt ſich in ſolchen Fällen gewöhnlich, und die Noth, in die man dann dießfalls ſchon hineingeſunken, iſt faſt immer auch ein böſer Rathgeber. Das war auch bey uns der Fall. Man ſuchte und ſuchte, und fand nicht, was man bedurfte. An mir irrte ſich dießfalls niemand mehr. Jedermann hielt mich für regierungsunfähig; aber man ließ mich doch daſtehen, als ob ich fähig wäre, und blieb in Verhältniſſen zu mir, als ob mans erkannte. Dieſe Lage braucht keiner Erläuterung. Ich wäre ihr ſicher ganz unterlegen, wenn nicht Gottes ob mir waltende Vorſehung meinen Beſtrebungen auf eine Weiſe ſo gnädig geweſen wäre, daß auch die ganz unvermeidlich ſcheinenden Folgen meiner Schwäche oft vorübergegangen, als wenn ſie nicht da geweſen wären. Das iſt ſo wahr, daß ich ſelber nicht weiß und es mir nicht erklären kann, wie ich durch die empörende Verwirrung des Chaos, in das ich mich hineingeſtürzt, ohne meinen gänzlichen Ruin habe durch und auf den Punkt der Kraft und der Mittel kommen können, auf dem ich mich doch jetzt ſtehend ſehe und fühle. Ich weiß nur das, und Gottlob, daß ich noch das weiß: einige Augenblicke meiner letzten Verzweiflungstage ausgenommen, habe ich den Glauben und die Hoffnung an meine Rettung mitten in allem Anſchein der Unerrettbarkeit meiner Lage nie verloren. Ich werfe meinen Blick noch einmal mit innerer Erhebung auf dieſen Glauben, der mich nie verlaſſen. Freunde! Wie habe ich dieſen Glauben in mir erhalten können? Wer ſtärkte ihn in mir? Was ſtärkte ihn in mir? War es nicht Gott und war es nicht darum, damit ich vor meinem Hinſcheiden nach dem Ziel gelange, nach dem ich durch mein Leben geſtrebt und zu deſſen Anbahnung ich heute Mittel in meiner Hand finde, die ich mit dem Glauben und der Hoffnung ergreife, die der Sehnſucht gleich iſt, mit welcher ich ſo lange darnach geſtrebt. Ich danke Gott. Er hat meinen Glauben in mir erhalten und dieſen meinen erhaltenen Glauben mit einem Erfolg gekrönt, den ich durch mein Leben weder ahndete noch verdiente, und in der Schwäche meines Alters und am Ende meiner Tage menſchlicherweiſe durchaus nicht mehr erwarten durfte. Freunde! Meine Erquickung iſt gros, wie es mein Unglück auch war. Gott iſt gros im Segen des Glücks, er iſt größer im Segen des Unglücks. Freunde! Brüder! Mein Unglück dauerte lange, und viele Freunde haben es lange mit mir getragen. Aber endlich forderte der Grad unſrer Verwirrung faſt übermenſchliche Kräfte, ſie zu ertragen, und wo das der Fall iſt, wo Umſtände und Lagen eintreten, von denen man ſagen muß, auch die Auserwählten möchten ihnen unterliegen, da umwandelt endlich und endlich die menſchliche Schwäche auch die Gutmüthigkeit der Edlern in Gewaltthätigkeit, ihre Unſchuld in Streitſucht, ihr Bewußtſeyn des Rechts im Einzelnen in Rechthaberey in Allem; ach, es umwandelt dann oft bey ihnen ſelber die ſtillen Laute der ſanften Unſchuld in rohe Töne des derben Unrechts, und des Glaubens heiligen Eifer in der Verfolgung unheilige Selbſtſucht. Ja, es iſt ſo. In der äußerſten Verwirrung menſchlicher Gewaltslagen verlieren auch die edelſten Menſchen immer viel von dem Colorit, in dem ſie in den beſſern gewaltloſen Tagen ihres Lebens da geſtanden. Der reine göttliche Eifer für die Wahrheit umwandelt ſich in dieſer Lage dann leicht in Vielen von ihnen in einen leidenſchaftlichen Eifer für ihre Wahrheit, d. i. für die Anſicht der Wahrheit, wie ſie, von der Menſchlichkeit ihrer Individualität umnebelt, in ihnen ſelbſt liegt, und dann ſprechen ſie für ihre ſo benebelte Anſicht der Wahrheit das Recht der Wahrheit ſelber an, als wäre ihre Wahrheit göttliche Wahrheit, als wäre ſie die Wahrheit Gottes ſelber; und das wirkt denn freylich eben nicht nach den höchſten Anſichten der göttlichen Wahrheit auf ihr Leben und auf ihr Benehmen gegen die Mitmenſchen in ihren nächſten Umgebungen, die dem Geiſt ihrer Wahrheit nicht gehorſam ſind. Es bringt ſie leicht dahin, daß ſie die Pflichten der geſelligen Freundlichkeit und Schonung nicht mehr gegen jedermann beobachten, ſondern jedermann, an dem ſie um ihrer Wahrheit willen Aergerniß nehmen, davon auszuſchließen, alle Zartheit ihres innern Gemüths verlieren und ſich in ſich ſelbſt ſo verhärten, daß ſie endlich dahin kommen, die unzweydeutigſten Geſinnungen und Handlungen der Leidenſchaft gegen Leute, an denen ſie alſo Aergerniß genommen, nicht nur zu entſchuldigen, ſondern ſogar als pflichtmäſſige Handlungen, die ſie der Liebe zur Wahrheit und ihrem Gewiſſen ſchuldig ſeyen, und die eigentlich ſelbſt aus wahrer, reiner und ſtarker Liebe gegen dieſe Leute ſelber herrühren, rechtfertigen, und es für ihre Pflicht erklären, den Folgen ſolcher Geſinnungen und Handlungen, ſo viel an ihnen iſt, ewige Dauer zu erzwingen, auch wenn die ſegensvollſten menſchlichen Verhältniſſe dadurch geſtört und geſchwächt worden. Die Geſchichte der Welt, und vorzüglich die Kirchengeſchichte, iſt voll von Beyſpielen von in ihren Anlagen und auſſer dieſem Verhältniß ſehr edlen Menſchen, die auf der Bahn ſolcher Menſchlichkeitsverirrungen in der Liebe zur Wahrheit ſelber Martyrer ihrer verhärteten Anſichten geworden; und unſtreitig ſind ſolche aus wirklicher Liebe zur Wahrheit in ihren Bewegungen für die Wahrheit ſo überſteif gewordene Menſchen dennoch unendlich mehr werth, als diejenigen, die ſich ihrer Wahrheitsbekenntniſſe halber gleichſam in Regimenter einſchreiben laſſen und Regimentsbekenntniſſe ihres Glaubens ablegen, deren Ueberzeugung weſentlich mit nichts, als mit der richtigen Bezahlung ihres Solds und der Befriedigung, die ſie in ihrem Regimentsdienſt finden, zuſammenhangen. Ich rechne es nicht zur Ehre unſrer Verhältniſſe, daß ſich ſelber in unſrer Mitte einige Anfangsſpuren von ſolchen Verirrungen in den Anſichten der Wahrheit gezeigt haben. Nebendem ſehe ich auch ſehr wohl ein, wenn je ein Menſch geeignet geweſen, in ſeinen Umgebungen eine Gemüthsſtimmung herbeyzuführen, die etwas Ähnliches von einem ſolchen Eifer in gegenſeitigen Anſichten der Wahrheit zur Folge haben mußte, ſo bin ich es. Ich wäre es aber freylich auch gewiß nicht geworden, wenn ich in dem ruhigen Zuſtand eines beſchränkten häuslichen Privatlebens geblieben wäre; aber in den großen und heterogenen Umgebungen, in die ich in meiner Anſtalt gleichſam hineingeworfen worden, mußte ich bey meiner unübertrefflichen Regierungsunfähigkeit ſo viel als nothwendig dahin kommen, Uebel von dieſer Art in unſrer Mitte zu erzeugen. Es iſt meine Schuld. Ich klage darüber auch niemand an; aber wahrlich, die Laſt, die ich mir dadurch zugezogen, war groß. Die höchſte Staatsſünde, regieren zu ſcheinen, und nicht zu regieren, fiel mit allen Schreckniſſen ihres ſtrengſten Strafgerichts auf mein armes ſchwaches Haupt. Die Gemeinde meines Hauſes wollte regieren, und war von oben bis unten ſo wenig regierungsfähig als ich. Aber keiner, keiner von den Gliedern meines Hauſes ſah ſeine eigene Regierungsunfähigkeit, jeder ſah nur die meine, und was jede rechtloſe *Gemeinmeinung* im Staat erzeugt, wenn ſie in *Gemeinanmaſſung* hinübergeht, das erzeugte jetzt die Gemeinmeinung meines Hauſes von meiner Regierungsunfähigkeit, die gar ſchnell in Gemeinanmaſſung, meiner eben nicht viel achten zu müſſen, hinübergieng, und Jahre lang in der fieberiſchen Schwachheitskraft dieſer Anmaſſung ihr Weſen um mich her trieb. Endlich und endlich aber erzeugte der Ultra-Effect dieſer Gemeinmeinung von meiner Regierungsunfähigkeit und die allgemeine Anmaſſung des Bedürfniſſes einer Generalſubſtitution meines Rechts eine Art von Regierungsfähigkeit in mir, die ich ſelbſt nicht in mir ahndete. Sie belebte endlich meine innere, ſtille, furchtſame Willenskraft dahin, daß ich ausſprach und wollte, das Haus *müſſe* regiert ſeyn. Nun beharrete ich auf dem, was ich wollte; widerſtand dem, was ich nicht wollte, ſuchte *Hülfe* zu dem, was ich nicht konnte. Dieſes Benehmen war aber freylich bey den nun Jahre lang eingewurzelten Geſinnungen, Anſichten und Handlungsweiſen meines Hauſes kein Weg zum Hausfrieden; es konnte es für einmal nicht ſeyn. Meine armen neuen Regierungskräfte fanden keinen Glauben. Sie ſchienen leere Anmaſſung zu ſeyn. An ihr Recht dachte niemand, und Stütze meines Rechts zu ſeyn, war auſſer der Tagesordnung. Aber je mehr ich dieſes ſah, je mehr fühlte ich ſein Unrecht und mit ihm mein Recht, und dieſes Gefühl gab mir Kraft zum Entſchluß zu regieren, ſo gut ich konnte, Hülfe dazu zu ſuchen, wo ich ſie finde, und mit Starrſinn darauf zu beharren, mir keine Kraft entreiſſen zu laſſen, die ich zur Regierung meines Hauſes immer nothwendig fühlte. Mein Zuſtand war vorher in dieſer Rückſicht unbegreiflich unglücklich. Die Regel der Weisheit: „wirke dein Heil mit Furcht und Zittern", war ſchon längſt bey mir in phyſiſche Furchtſamkeit hinübergegangen. Ich konnte mich ſchon lange nicht mehr zur Furchtloſigkeit vor Menſchen erheben, deren Thun meinem Streben nachtheilig war. Ich zeigte ihnen meine Furchtſamkeit jeden Augenblick offen. Ich gab ihnen oft, meinen innerſten Gefühlen entgegen, gute Worte, verbarg mein zerriſſenes Herz und lebte dießfalls Jahre lang in meinem Haus, wie ein Schiffbrüchiger, der ſich an jedem Strohhalm hält. Jetzt ſtärkte ſelber mein Starrſinn im ungeſchickten Regieren das Selbſtgefühl meiner Kraft. Meine Furchtſamkeit vor Menſchen und Sachen, die mir ſchaden konnten, minderte ſich in dem Grad, als ich mich durch mein Regieren ſelbſt und durch die Hülfe, die ich jetzt dazu fand, im Gefühl meiner Selbſtkraft täglich ſtärker. Aber der Kampf, der aus dieſem Entſchluß entſprungen und mein unbewegliches Feſthalten an demſelben, hat auch einige Jammerſcenen in meinem Haus hervorgebracht, die ich nicht mehr berühren will. Aber was auch immer geſchah, ich wollte das Haus nicht mehr unregiert ſich ſelbſt und ſeiner Anmaſſung überlaſſen. Ich wollte mich auch ſelbſt nicht mehr *wider mein Gefühl und wider meine Ueberzeugung* regieren laſſen. Ich wollte mir auch nicht wider meine Ueberzeugung helfen laſſen. In dieſer Lage war ich freylich zu Zeiten ſchwach, zu Zeiten gewaltſam, und ſchien mir ſelber oft ungleich. Ich wußte nicht, wo alles endlich hinaus wolle; aber im Innerſten ſprach eine Stimme zu mir: laß den Muth nicht fallen und weiche nicht von deinem Recht. Ich ſtand Jahre lang wie ein verlorner Felſen im Strom. Meine einzige Kraft war noch die in meinem Innerſten immer lebende Stimme: weiche nicht von deinem Recht. Dieſer Gedanke allein gab mir Muth zum Widerſtand. Die Gewäſſer um mich her achteten freylich meinen Widerſtand ſo viel als nichts, und floſſen daher, wie wenn ich nicht da wäre. Ich ſchien wirklich in den Augen meiner Umgebungen nicht mehr da zu ſeyn. Das Verſchwinden der Selbſtſtändigkeit meines Strebens erſchien ſo viel als dem ganzen Kreis meiner Umgebungen zur Rettung meiner Anſtalt und meiner Zwecke unumgänglich nothwendig. Die höchſte Liebe, die ich noch genoß, war Mitleiden, über meine

Altersſchwäche, die mein Haus ſich auflöſen mache um meines Starrſinns willen. Kein Menſch glaubte im Anfang des vergangenen Jahrs, daß am Ende deſſelben noch Lehrer und Kinder in dieſem Haus um mich her verſammelt ſeyn würden. Aber Gott half. Er, der das zerknickte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöſcht, ſtärkte mich, dem Strom nicht zu weichen, der hoch empor ſchwellend und an mich anſtoſſend um mich her floß. Er rettete mich und rettete mein Haus gegen aller Menſchen Glauben. Armer, armer Fels, der du ſo lange verloren und von allen Seiten vom Land abgeſchnitten, wie eine Schildwache auf einem verlornen Poſten daſtandeſt, der Strom legte endlich von ſelbſt wieder feſtes Grien an dich und verband dich wieder mit dem Land, von dem du noch vor ſo kurzem für die Ewigkeit abgeſchnitten ſchienſt. Gott hat es gethan. — Ich bin gerettet. — Ich bin gerettet. — Meine Seele lobe den Herrn! — Ich habe unendlich vieles, das mir bisher zur Anbahnung und weitern Betreibung der Endzwecke meines Lebens mangelte, jezo in meiner Hand. Ich bedarf der Menſchenhülfe weniger als je, und finde ſie leichter als je. Der Herr hat geholfen. Aber das Meinige ſoll ich jezt für mein Ziel auch thun. Ich ſoll es mit mehr Leben, mit mehr Anſtrengung thun, als ich es je gethan, und ich kann es auch mit mehr Glauben und mit mehr Hoffnung thun als je. Es iſt dringend nothwendig, daß ich noch einige ſehr edle und einſichtsvolle Männer und Jünglinge um mich her verſammle; es iſt dringend nothwendig, daß ich die edelſten und einſichtsvollſten Männer, die ich zu finden vermag, um mich her zu verſammeln ſuche, um jetzt, da mir äußere Kräfte dazu nicht mehr mangeln, das Höchſte, das ich je in meinem Leben zu erzielen geſucht, nunmehr mit der möglichſten Anſtrengung in Wahrheit, Liebe und Treue anzubahnen und zu erzielen zu ſuchen; und auch das iſt dringend, daß ich jetzt alles thue, um die Schande von mir zu wälzen, daß ich mich ſelbſt verlaſſen und verloren, und nur noch wie eine Ruine meiner ſelbſt unter den Meinigen daſtehe; es iſt dringend, daß ich Zeugen um mich her verſammle, daß es nicht wahr ſey, daß ich das Hohe, das Reine, das Edle, das ich in meinem Leben geſucht, jetzt nicht mehr ſuche. Ich, ich muß, ich muß noch, ehe ich ſterbe, die Schande von mir wälzen, daß der alte Peſtalozzi zum Todtengerippe geworden, und keine Ader mehr von ſeinem ehemaligen Geiſt, von ſeinem ehemaligen Herzen in ſich ſelbſt trage; ich muß Zeugen, ich muß zuverläſſige Zeugen um mich her haben, daß ich noch nicht als ein abgebrauntes Haus daſtehe, in dem, bis es wieder neu aufgebaut, niemand mehr wohnen könne; ich muß von dem, was ich vom Morgen bis an den Abend und ſelber die Nacht durch für meine Zwecke noch bin und thue, zuverläſſige Zeugen um mich herum haben, und zwar nicht um meiner ſelbſt ſondern um meiner Beſtrebungen willen. Ich muß unverwerfliche Zeugen um mich her haben, daß ich das Höchſte, das Reinſte, was ich je in meinem Leben für Erziehung und Armuth gedacht und gewollt, noch heute ſuche, denke und wolle. Ich muß Männer um mich haben, die durch ihre Einſichten, durch ihre Würde, durch ihre Thätigkeit und durch ihre Liebe mir für meine Zwecke im Geiſt ihrer höchſten Reinheit Hand bieten, und beſonders jetzt helfen, alles das einzurichten anzubahnen und vorzubereiten, was den jetzt noch leeren Traum meiner Stiftung in eine ſolid begründete und in allen Theilen in Ausübung gebrachte Anſtalt zu erheben nothwendig iſt.

Cenſurlücke, die ich durch Umſtände, welche mir tief zu Herzen gegangen, gegen meinen Willen und gegen meine Erwartung, zu machen mich gezwungen ſehe.

Ich wende mich an Euch alle, alle Lehrer meines Hauſes, die Ihr hier vor mir ſteht, und auch an alle, die noch kommen werden, die herzuberufen wird der Herr unſer Gott; Euch alle, alle rufe ich auf, zu fortdauernder lebendiger, geiſtig und herzlich thätiger Theilnahme an den Beſtrebungen meines Lebens. Gottes ob uns waltende Vorſehung hat heute meinem Beſtreben Kraft gegeben, die auch für die Zukunft der Menſchheit und dem Vaterland zum Segen gereichen kann. Freunde! Brüder!

der! Laßt uns der Wohlthaten der ob uns waltenden Vorſehung würdig leben und uns mit reinem hohen Ernſt zu allem verpflichten, was dieſe Wohlthaten der Vorſehung von uns fordern. Freunde! Das Weſentlichſte, was uns hier in dieſem Haus unter einander vereinigt, iſt nicht die Erfindung einer neuen Unterrichtsweiſe, es iſt nicht eine neue Erziehungsmethode; nein, ſo ſehr auch die Idee der Elementarbildung in ihrem Weſen das Höchſte iſt, zu dem die menſchliche Kunſt der Erziehung, die Menſchenbildung, in ihren Beſtrebungen ſich zu erheben ſuchen muß, ſo ſehr ſie auch in ihren Zwecken und Mitteln mit dem Geiſt der Liebe und des Glaubens, mit dem Geiſt des Chriſtenthums in Uebereinſtimmung ſteht, und ſo ſehr ſie auch in ihrem Weſen, ich möchte ſagen, die menſchliche Kunſt des Chriſtenthums ſelbſt iſt, oder wenigſtens in ihrer Vollendung werden kann, und ſo ſehr ſie auch in ihrem Grundmittel, in ihrer Sorgfalt für die Erhebung und Heiligung der Wohnſtube das Höchſte menſchlich zu begründen ſucht, was zur allgemeinen Begründung und Anbahnung eines liebevollen, chriſtlichen, häuslichen Lebens und Wandels nothwendig und weſentlich iſt, ſo iſt ihre Erforſchung als wiſſenſchaftliche Unterrichtsmethode doch nicht das höchſte, das oberſte Pflichtband, das uns alle als ſolches gemeinſam untereinander vereinigt; nein, das höchſte und oberſte Band, das uns unter einander verbindet, iſt die Pflicht, die uns anvertrauten Kinder gewiſſenhaft und auf eine Weiſe zu verſorgen, die den Hoffnungen gemäß iſt, die wir diesfalls erregt, und den Verſprechungen, die wir diesfalls gegeben. Freunde! Brüder! Die heilige Erfüllung dieſer Pflicht iſt unbedingt der oberſte und erſte Geſichtspunkt unſers Pflichtverhältniſſes. Freunde! Brüder! Ich weiß wohl, ich ſtehe oben in dieſem Pflichtverhältniß als der erſte Schuldner; aber überladen mit faſt unerträglichen Laſten, zerriſſen von unausweichlichen Zerſtreuungen, ermattet in mir ſelbſt und 73 Jahre alt, bedarf ich in meiner Lage Hülfe, wie wenig Menſchen ſo dringend bedürfen, und ich ſuche dieſe Hülfe und habe ſie immer geſucht. Ich darf wohl ſagen, wie ein gejagter Hirſch ſchreyt nach friſchem Waſſer, alſo ſchreyt meine Seele nach ihr. Ich ſuchte dieſe Hülfe immer, und habe oft auch Hülfe genoſſen, oft aber mangelte ſie mir auch drückend; dennoch habe ich in meiner Hülfloſigkeit nie meinen Muth verloren; auch da, wo es ſchien, daß mir ihrer viele mehr zu enthelfen als zu helfen ſuchten, habe ich meinen Muth nie ganz ſinken laſſen. Jetzt hebt er ſich höher als je. Ich weiß es, ich weiß es, ich werde nicht ſterben, eh' ich alles finde, was ich nöthig habe, um vom Morgen bis an den Abend meine Kinder jeden Augenblick unter Augen von Männern zu wiſſen, die ihr eigen Heil mit Furcht und Zittern, und das Heil unſrer Kinder, wie ihr eigenes beſorgen werden. Freunde! die Ihr mich heute umgebet, Ihr laßt mich nicht ſterben, nein, Ihr laßt mich nicht mehr lange leben, ehe dieſes Ziel in unſerer Mitte erreicht iſt. Was ich immer in der Schwäche meines Alters und im Drang meiner

Lage noch hiezu beyzutragen vermag, das will ich nicht verſäumen. Sagt mir frey, brüderlich, offen und täglich, was ich noch dazu beytragen kann. Ich will thun, was ich kann, und Gott wird mich ſtärken, noch immer mehr thun zu können. Aber mangelt mir auch in nichts. Geht mir in allem dem brüderlich und kindlich an die Hand, was ich im Weſentlichſten meiner hieſigen Pflichtſtellung von Euch bedarf. Ich danke Euch für alles, was Ihr mir ſonſt thut, für jeden Vorſchritt der Wiſſenſchaft und Kunſt, den Ihr in unſrer Mitte befördert, für jede wirthſchaftliche und litterariſche Hülfe, die ich von Euch genieſſe; aber was ich von Euch als hohe und erſte Gemeinpflicht unſers Hauſes und unſrer Vereinigung fordere, iſt: wachet über meine Kinder und betet mit ihnen und betet für ſie. Freunde! Brüder! Ergreifet ihre Herzen im Glauben und in der Liebe und mangelt keinem Fleiß, keiner Anſtrengung, keiner Ordnung, keiner Selbſtüberwindung deren Ihr bedürfet, um im Kreis unſrer Kinder an Gottes Statt als ihre Väter und als ihre Lehrer dazuſtehen, und ihnen durch Euer Leben ein Beyſpiel in allem dem zu ſeyn, was ſie zu rechtſchaffenen und chriſtlich edeln Menſchen zu erheben geeignet iſt. Hiezu, Freunde! Brüder! rufe ich Euch in dieſer feyerlichen Stunde mit bewegter Seele auf. Nur dadurch, nur dadurch befriedigt Ihr mich, nur dadurch nehmet Ihr an meiner Stiftung Theil; nur dadurch machet Ihr auch mein Haus an meiner Stiftung Theil nehmen; nur dadurch, nur dadurch allein machet Ihr es möglich, daß ihr Segen auch unter dem Dach des Hauſes offenbar werde, aus dem der erſte Gedanke davon hervorgegangen und in dem viele Mittel dafür mit Eifer, Liebe- und Ernſt geſucht und zum Theil bearbeitet worden. Freunde! Brüder! In welch einem hohen Grad ſind wir Gott, uns ſelber und den innern Zwecken unſerer Vereinigung dieſes ſchuldig. — Auch der Welt ſind wir es ſchuldig. Sie ſieht auf uns, und zwar gegenwärtig mit dem Aug eines ſehr aufgeweckten Scharfblicks — und mit dem Aug gerechter Zweifel. Freunde! Brüder! Laſſet Euer Licht leuchten vor den Menſchen, daß die Aenderung und Beſſerung unſers Thuns in allem dem, was geändert und verbeſſert werden ſoll, ſichtbar werde vor Gott und den Menſchen. Laſſet uns anmaſſungslos und ſelbſtſuchtlos unſere Pflicht thun und unſerm Ziel entgegenſchreiten. Noch einmal, Freunde! Brüder! laſſet Euer Licht leuchten vor den Menſchen, daß ſie erkennen, daß wir unſer Thun und Streben im Bewußtſeyn unſrer Schwäche nur als ein Schärflein zu den allgemeinen Beſtrebungen unſers Geſchlechts anſehen und anerkennen. Laſſet Euer Licht leuchten in Demuth und Liebe vor den Menſchen, daß alle und jede, die den himmliſchen Segen der Wahrheit, des Rechts und der Liebe in ihrem Fleiſch und ihrem Blut betreiben, auch den himmliſchen Segen der Wahrheit, des Rechts und der Liebe, das wir in unſerm Fleiſch und in unſerm Blut betreiben, mit der Milde, Schonung und Herzlichkeit ins Aug faſſen und beurtheilen, die die beſſern Menſchen allenthalben allen denen gern ſchenken, die in ihren Urtheilen und Thun ſchonend und mild vor ihnen ſtehen. Freunde! Brüder! Denket an das Wort: richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet; denn mit welchem Maaß Ihr meſſet, wird Euch wieder gemeſſen werden. Freunde! Brüder! Mein Greiſenalter ruft mich bald von hinnen. Das Streben meines Lebens fällt bald aus meiner Hand, und ich habe keine größere Angelegenheit mehr, als zu ſorgen, daß der Geiſt der Weisheit, der Liebe und Sorgfalt der Geiſt der Männer bleibe, durch die das gleichſam noch im Koth ſeines erſten Entkeimens ſtecken gebliebene Thun meines Lebens hinter meinem Grab, wie vom Frühlingsthau belebt, ſich wieder ſtärke und emporwachſe und die Fundamente meines ſchwachen menſchlichen Beſtrebens hinter meinem Grab immer mehr in ihrer Tiefe erforſcht und in ihrer Wahrheit und in ihrer Reinheit erkannt werden, als dieſes bey meinem Leben nie der Fall war. Freunde! Ihr alle, die Ihr hier um mich verſammelt, Ihr ſeyd es, auf die mein Aug dießfalls hinblickt; auch du biſt unter ihnen, mein einziger Nachkömmling! — Freunde! Brüder! Er, mein Enkel, ſteht in Eurer Mitte jetzt als Zögling unſeres Hauſes, aber mit der Beſtimmung, ſich einſt den Zwecken meines Lebens zu widmen. Freunde! Brüder! Nehmet ihn als Euren jüngern Bruder in Euren Kreis, und erhebet ihn mit Euch zum lebendigſten Streben nach dem höchſten, nach dem edelſten Ziel unſerer Vereinigung. Noch einmal. Ihr ſeyd es, auf die mein Auge dießfalls hinblickt. Ihr kennet meine Wünſche, ihr kennet mein Ziel. Erhebet Euch zu der Kraft, die Ihr dazu bedürft. Erhebet auch meinen Enkel zu der Kraft, die er bedarf, um an Eurer Seite und mit Euch vereinigt mitzuwirken, das gleichſam im Koth ſeines erſten Entkeimens ſtecken gebliebene Thun meines Lebens emporwachſen und blühen zu machen. Erhebet ihn mit Euch zu der frommen, ſtillen, göttlichen Kraft des Glaubens, der Liebe und der Weisheit, die er nöthig hat, um an Eurer Seite mit Erfolg mitzuwirken, daß die innern und weſentlichen Fundamente meines Beſtrebens, ſo wie die äußern Mittel ihrer Antagförderung immer tiefer erforſcht und immer mehr in ihrer Reinheit und Wahrheit erkannt werden. Freunde! Brüder! Am feyerlichen Tage, an dem ich mein Haus beſtelle, um hinzugeben aus dem Thal des Todes in die Gefilde der Auferſtehung und des Lebens; am Tage, wo ich, eingedenk der nahenden Auflöſung meiner vorübergehenden Erſcheinung, im Leib meines Todes, den Unwerth des irdiſchen Lebens faſt hinter mir ſehend, dem ewigen Werth des Göttlichen, das in unſrer Natur iſt, dem Glauben und der Liebe, noch in meiner irdiſchen Hülle ein Denkmal zu ſtiften gedenke, ſtehe ich vor Euch, und bitte Euch, ſeht mich heute nicht an in der Schwäche meines Lebens, ſeht mich nicht an in der Nichtigkeit meiner Zeiterſcheinung, in der ich ſo oft wie ein Rohr, das vom Wind getrieben wird, ach, wie ein zerklecktes Rohr und ein nur noch glimmender Dacht vor Euern Augen erſchien; ſeht mich nicht an in der Schwäche meines hinſchwindenden Lebens, und nehmet die Worte dieſer Rede nicht auf, wie ſo viele Worte meines irdiſchen Lebens, die ſo oft kraftlos vor Euern Ohren erſchallten; denket mich jezt lieber der Hülle meines Todes wirklich entſchwunden; denket mich jezt wirklich im Grab, und nehmet meine Worte auf, als wären ſie Worte meiner Wiedererſcheinung aus jenem Leben. — Doch was iſt das?! — Meine Gebeine zittern, indem ich das ausſpreche. — Was iſt das?! — Darf ich das nicht ausſprechen? — Nein, ich darf es nicht. — Ich hätte denn das Angeſicht des Herrn geſehen und redete wieder mit Euch. — Nein, ich darf den Gedanken nicht denken. — Ich hätte das Angeſicht des Herrn geſehn und redete jezt wieder mit Euch. O nein! O nein! Meine Rede an Euch iſt die Rede meines Fleiſches und meines Bluts. Sie iſt ganz die Rede meiner irdiſchen Schwäche, voll guten menſchlichen Willens, mitten durch Irrthum und Unrecht hinſtrömend, wie mein Leben. Aber ernſter, feyerlicher iſt dieſe Rede doch, als tauſend Reden meines Lebens, und wenn ich je Sorge getragen und mich vorbereitet, mich Eurer Aufmerkſamkeit und Eures Vertrauens zu verſichern, ſo iſt es gewiß heute. Freunde! Brüder! Gönnet meinen Worten eine Aufmerkſamkeit, die des feyerlichſten Tags meines Lebens würdig iſt. Gönnet ſie ihnen als Worten Eures ſeinem Grabe nahenden Vaters. Nehmet ſie auf als Worte der Erhebung, die er an einem feyerlichen Tag in der Stunde eines frommen Entſchluſſes vor Euch ausſpricht. Nehmet ſie auf als Worte eines Ruhe und Troſt ſuchenden Mannes, der ſeinem Grabe nahet. Nehmet ſie als Worte eines Mannes auf, dem die Noth der Armen und beſonders die aus Mangel an Erziehungshülfe herrührende Noth der Armen immer zu Herzen gegangen, der aber in ſeinem Streben, dieſer Noth und ihrer vorzüglichen Quelle abzuhelfen, ſo viel als nirgend hingekommen, und jetzt am Ende ſeiner Laufbahn noch ſeine letzten Kräfte zuſammenrafft, um hinter ſeinem Grab wachſen und vorrücken zu machen, was er in den Mühſeligkeiten, Hemmungen und Schwächen ſeines Lebens nicht hat weiter bringen können. Ja, Freunde! in meinem Innerſten für meine Zwecke aufgeregt, wie noch nie, bitte ich Euch: vergeſſet meiner Rede nicht; vergeſſet keins meiner Worte. Vergeſſet den Kern nicht, der in Boden geworfen, entkeimt, wächſt und zum Baum wird, unter dem die Vögel des Himmels niſten. Vergeſſet es nicht, wie alle Theile des Baums, ſein Mark, ſein Holz, ſein Baſt, ſeine Rinde im Kern ſchon da ſind, wie ſie ſich in der Wurzel entfalten und nach ewigen Geſetzen in getrennter Selbſtſtändigkeit ſich durch Stamm, Aeſte und Zweige hindurch fortbilden, bis ſie am Ende der Zweige im heiligen geheimnißvollen Dunkel ſich zur Bildung der Frucht des Baums wieder vereinigen. Vergeſſet nicht, wie in dieſer Rückſicht die Kräfte und Anlagen der Menſchennatur in ihrer Entfaltungsweiſe dem Baum gleich ſind, aber auch wie ſie ihm darin ungleich ſind. Vergeſſet meiner Gefühle und meiner Worte für die Armuth und die Grundbedingniſſe nicht, wenn die Armenhülfe wirklich und reell ſegensvoll auf ihre Quellen einwirken muß. Vergeſſet meinen Enkel nicht. Auch den Jüngling vergeſſet nicht, von dem es mir ſchien, als wenn eine Stimme aus dem Himmel zu mir ſagte: mach, daß du ihn nicht wieder fortſchicken müſſeſt. Vergeſſet meiner Weihnacht, meines Nachtmahls und der Erhebung nicht, in der der gereifte Entſchluß meiner Stiftung für die Wohnſtube des Volks ſich in mir heiligte und erhabener als je aus meiner Seele hervorbrach. Vergeſſet nicht, daß ſie, die Wohnſtube des Volks, der Mittelpunkt unſerer Beſtrebungen und unſers Ziels iſt. Meine Sorge für dieſes Heiligthum aller Menſchenbildung werde Eure Sorge. Ihr Bild, das Bild ihres beſſern Zuſtands, erfülle Eure Seele. Es werde ihr heilig. Von ihr allein, von der innern Veredlung der Wohnſtube, hängt der ganze Umfang aller äußerlichen bürgerlichen Mittel zu einem allgemein weiſen, frommen, kraftvollen, chriſtlichen Leben des Volks ab, deren erneuerte Wiederherſtellung unſer Zeitalter ſo ſehr bedarf. Freunde! Brüder! Vergeſſet dieſes Fundaments alles wahren Volksheils Euer ganzes Leben nicht. Dadurch allein haltet Ihr Euch ſicher auf der Bahn, jemal in Eurem Leben wahrhaft für das Volk wirken zu können. Der Verein unſrer Stiftung für das Wohnſtubenheil werde alſo der heilige Mittelpunkt der Vereinigung unſers Hauſes. Freunde! Brüder! Werdet Forſcher ihrer Wahrheit. Werdet Lehrer ihrer Mittel, Erkenner ihrer Zwecke. Werder Beſchützer ihres Rechts, Diener ihrer Pflicht und Helden im Krieg wider den Zeitgeiſt, der ihrem Segen entgegen ſtrebt. Die Sache der Wohnſtube des Volks ergreife Euch im Innerſten Eurer Menſchlichkeit, als die Sache der Menſchheit ſelber, als die Sache Gottes, als die einzige Baſis der Möglichkeit der Wiederherſtellung des wahren brüderlichen Sinns, der in chriſtlichen Staaten ſich nicht blos in Worten, ſondern in organiſirten Hülfsmitteln zum Dienſt der Menſchheit und der Armuth ausſprechen ſoll. Freunde! Brüder! In dieſem Sinn werdet Erneuerer meines Hauſes, Wiederherſteller ſeines alten Geiſts, und Zeugen, daß der Sinn meiner Jugend, daß der Sinn, der ſich in „Lienhard und Gertrud" blühend, und in „wie Gertrud ihre Kinder lehrt", der Reifung näher ſich ausſpricht, noch in mir lebe. Ja, er lebt noch in mir; ich lebe noch in ihm, und ich will in ihm leben bis an mein Grab. Freunde! Brüder! In dieſem Sinn meiner jungen, und in dieſem Sinn meiner jetzigen Tage werdet Mitſtifter des heutigen Reſultats der alten, urſprünglichen menſchenfreundlichen und wohlthätigen Zwecke meines Hauſes. In dieſem Sinn und in keinem andern rufe ich Euch alle, alle Glieder meines Hauſes! zu einer heiligen Vereinigung unſrer ſelbſt in der Liebe und durch die Liebe. Liebet einander, wie uns Jeſus Chriſtus geliebet hat. Die Liebe iſt langmüthig und freundlich; die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, ſie blähet ſich nicht. Sie ſtellet ſich nicht ungeberdig; ſie ſuchet nicht das ihre; ſie läßt ſich nicht erbittern; ſie trachtet nicht nach Schaden. Sie freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freuet ſich aber der Wahrheit. Sie verträgt alles; ſie glaubet alles; ſie hoffet alles; ſie duldet alles. Freunde! Brüder! Thut Gutes denen, die Euch haſſen, ſegnet die, die Euch verfluchen. Sammelt feurige Kohlen auf das Haupt Eurer Feinde. Laſſet die Sonne nicht untergehen über Euerm Zorn. Wenn du opferſt, verſöhne dich zuerſt mit deinem Bruder, und dann erſt opfere deine Gabe. Jede ſchonungsloſe Härte ſey ferne von unſerm Haus, ſie ſey auch gegen den ferne, der uns unrecht thut. Jede menſchliche Härte verliere ſich in der Sanftheit unſers Glaubens. Sie muß ſich in der Sanftheit des chriſtlichen Glaubens verlieren. Keiner unter Euch entſchuldige ſeine Härte gegen den, der unrecht hat. Keiner ſage, Jeſus Chriſtus hat den nicht geliebt, der unrecht hatte und unrecht that. Er hat ihn geliebt. Er hat ihn mit göttlicher Liebe geliebt. Er iſt für ihn geſtorben. Er hat nicht die Gerechten, er hat die Sünder berufen zur Buſſe. Er hat auch den Sünder nicht gläubig gefunden, er hat ihn gläubig gemacht, er hat ihn durch ſeinen Glauben gläubig gemacht. Er hat ihn auch nicht demüthig gefunden, er hat ihn demüthig gemacht, er hat ihn durch ſeine Demuth demüthig gemacht. Wahrlich, wahrlich, es iſt mit dem hohen göttlichen Dienſt ſeiner Demuth, daß er den Stolz des Sünders überwunden, und ihn durch den Glauben an das göttliche Herz ſeiner Liebe gekettet. Freunde! Brüder! Werden wir dieſes thun, werden wir einander lieben, wie uns Jeſus Chriſtus geliebet hat, ſo werden wir alle Schwierigkeiten, die dem Ziel unſers Lebens entgegenſtehn, überwinden, und im Stand ſeyn, das Wohl unſers Hauſes auf den ewigen Felſen zu gründen, auf den Gott ſelber das Wohl des Menſchengeſchlechts durch Jeſum Chriſtum gebaut hat. Amen!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Peſtalozzi's

ſämmtliche Schriften.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zehnter Band.

Mit den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seine Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantonsregierungen der Eidgenoſſenſchaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1 8 2 3.

Figuren

zu

meinem ABC-Buch

oder

zu den Anfangsgründen meines Denkens.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sui nemo tam similis est, quam omnes sunt omnium.
Itaque quaecunque est hominis natura una in omnes valet.

Cicero.

Vorrede.

Was ſoll ich zu dieſen Bögen ſagen?

Wenn du nichts zu ihnen hinzudenkſt, Leſer! ſo wirſt du ihre Einfalt unerträglich finden.

Wenn aber deine Erfahrungen ähnliche Gefühle bei dir rege machen werden, mit denjenigen, die mich belebten, da ich ſie hinwarf, ſo wirſt du ihre Einfalt lieben.

Du wirſt ſie aber auch haſſen, wenn die Beſchränktheit eines Kopfs ohne Grundſätze und ohne ausgedehnte Erfahrungen dich verleiten wird, das, was ich für das Menſchengeſchlecht wahr fand, für etwas anzuſehen, das ich eigens von der Naſe deines Herrn Vetters oder deiner Frau Baſe abkopiert habe.

Die Veranlaſſung dieſes Buchs.

Die Welt iſt immer ſich ſelbſt gleich, und doch iſt der Menſch über alles, was iſt, ſo ungleicher Meinung. — Alſo ſagte der Bauer Waldmann, neben welchem ich am Tiſche ſaß.

Seine Frau antwortete ihm: die Welt iſt wohl gleich; aber um Mitternacht fällt ſie dir anders in die Augen, als in der Mittagsſtunde, und beym Nebel anders als beim Sonnenſchein.

Es iſt nicht nur das, ſagte der Knecht Stoffel, der auch am Tiſche ſaß, der Stier ſiehet ſie anders an als das Pferd, der Hund anders als der Eſel, der Fiſch anders als der Vogel und das Gras anders als der Stein.

Vergiß nicht, Stoffel! ſagte der Großvater im Lehnſeſſel — die Welt fällt dem Menſchen nur dann recht in die Augen — wenn ſie ihm auf eine Art darein fällt, wie ſie keinem Gras und keinem Stein und keinem Vieh auf Erden alſo darein fallen kann.

Ich merkte mir das, und fragte mich ſeither bey allem, was in der Welt immer einen merklichen Eindruck auf mich machte: war es Tag oder Nacht — Sonnenſchein oder Nebel, da ich es ſah — oder war es Katze oder Hund, Affe oder Elephant, Fuchs oder Eſel — welcher mir die Sache vor die Augen brachte? vorzüglich aber fragte ich mich ſelbſt: fällt mir mein Gegenſtand alſo in die Augen, wie er keinem Vieh auf Erden darein fallen kann?

Früher oder ſpäter, aber immer gewiß wird ſich die Natur an allem Thun der Menſchen rächen, das wider ſie ſelbſt iſt.

Vorrede

zu der neuen Ausgabe dieſer Bögen.

Es war in Tagen der annähernden franzöſi-
en Revolution und in den erſten Spuren der Ge-
hren, die ihr Einfluß auf die Schweiz haben könnte,
ß meine Volks-, Vaterlands- und Freiheitsliebe
ch unwiderſtehlich hinriß, dieſe Bögen zu ſchreiben.
ie tragen auch als ein beſtimmtes Reſultat meiner,
rch den Eindruck dieſer Epoche belebten Einbil-
ngskraft auf der einen Seite das Gepräge des
nfluſſes dieſes Zeitpunkts auf die Augenblicksdar-
llung meiner Anſichten über die weſentlichen Fun-
mente unſerer ſocietätiſchen Verhältniſſe ſichtbar an
), auf der andern Seite aber ſind viele derſelben
wieder eben ſo ſehr ein vollgültiges Zeugniß mei-
s tiefen, innern Gefühls von der in dieſem Zeit-
nkt ſichtbar gewordenen, allgemeinen Abſchwä-
ng der weſentlichen Fundamente, auf welchen der
e Segenszuſtand des Schweizerlands ruhete, als
h von meiner damals eben ſo lebhaften Ueberzeu-

gung von der Gefahr, die in unſerm Vaterlande jeder Verſuch, dieſe alten Fundamente unſers bürgerlichen Wohlſtands durch die Theilnahme an den ſich damals organiſirenden Volksbewegungen und den ihnen zum Grunde liegenden Anſprachen auf mehr oder minder direkten Volksgewalt auf unſer Vaterland haben mußte.

Der Irrthum und die unpſychologiſche Taktloſigkeit, die der Gang dieſer Weltepoche von Anfang an bezeichnete, ſtand mir damals ſchon lebhaft vor Augen; und man kann ſich auch nicht wohl ſtärker und offener darüber ausſprechen, als dieſes einerſeits mit klaren und beſtimmten Worten in einigen dieſer figürlichen Darſtellungen geſchieht, und als es anderſeits aus dem Geiſt aller offen heraus fällt. Sie alle erklären den Fundamentalirrthum dieſes Zeitpunkts, den ſelbſtſüchtig belebten Anſpruch an Volksgewalt, als dem Wohl und Segen des Menſchengeſchlechts und ſeiner Beſtimmung weſentlich entgegenſtehend. Ich habe deßnahen dieſes Denkmal meiner, in dieſem Zeitpunkte ſo ſehr belebten Anſichten ſo viel als unverändert ſtehen laſſen, wie es damals aus meiner Feder floß. Indeſſen konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß meine hie und da durch Zeit und Ort etwas unbeſtimmte und beſchränkte Belebung meiner diesfälligen Anſichten, beſonders in der bildlichen Geſtalt, in der ſie dargeſtellt worden, gegenwärtig einiger Mißdeutungen fähig ſeyen, und im Zuſammenhang mit Geſichtspunkten, die ganz nicht die meinigen ſind, und mit Thatſachen ins Aug' gefaßt werden konnten, die in den Jahren zwiſchen 1780 und 1790, in welchen dieſe Bögen geſchrieben worden, noch gar nicht geſchehen ſind. Ich habe deßnahen, ohne demjenigen im geringſten vorgreifen zu wollen, was ein jeder beim Leſen dieſer Schrift gerne ſelber denkt, dennoch gut gefunden, in dieſer neuen Ausgabe hie und da **einen Wink zu geben**, in welcher Ausdehnung oder in welcher Beſchränkung ich meine Figuren ſelber ins Aug gefaßt habe.

Zu dieſem Endzwecke, und auch damit diejenigen meiner Leſer, die in dieſen Figuren gar nichts zu denken finden möchten, wenigſtens auf eine, wenn auch einſeitige Anſicht deſſen, was ſich dabei denken läßt, hingeführt werden, habe ich gut gefunden, faſt einer jeden dieſer Figuren nach dem Zeichen ═══ einen meiſt ganz kleinen Zuſatz beyzufügen, der den Leſer wenigſtens von einer Seite auf das Weſentliche des Geſichtspunkts, den ich bei jeder Figur ſelber im Auge hatte, aufmerkſam zu machen, geeignet iſt. Ich glaube auch dadurch, daß ich die thieriſchen Anſichten und Anſprüche der Menſchennatur, in welcher großen oder kleinen Thiergeſtalt ſie zum Vorſchein kommen, allgemein als dem Heil des Menſchengeſchlechts und ſeiner hohen Beſtimmung entgegenwirkend, erklärt und ſo viel mir bewußt iſt, dieſen Geſichtspunkt in keiner einzigen dieſer Figuren aus dem Auge gelaſſen, von der Rechtlichkeit meines Zeitalters fordern und von ſeiner Billigkeit erwarten zu dürfen, daß ich dießfalls in keiner derſelben weſentlich mißverſtanden und als ein Menſch angeſehn werde, der durch bürgerliche Verirrungen den frommen, reinen, heiligen Sinn der Menſchlichkeit in ſich ſelber verhärtet und ſogar mit Bewußtſeyn das Seinige dazu beyzutragen geſucht, dieſen guten, frommen Sinn der Menſchennatur zum Dienſt vorübergehender Zeitverirrungen in ſeinen Mitbürgern ſelber zu ſchwächen und zu verderben.

Inhalt.

Seite.

Der Menſchenmaler 1
Der Raupenjäger 3
Der Regentropfen 5
Der Kieſel und der Fels. 6
Der Berg und die Ebene. 7
See und Fluß. 8
Das Meer und alle Waſſer der Erde. . . . 9
Schwamm und Gras. 10
Sonne und Mond. 11
0. Noch einmal Sonne und Mond. . . . 12
1. Der Strahl und der Graswurm. . . . 13
2. Der Sturm und die Schneeflocke. . . . —
3. Das Himmelblau und die Wolken. . . . 14
4. Die brennbare Erde. . . . . . —
5. Die waſſerreiche Erde. 15
6. Die Brücke und der Weg. 16
7. Der gebrochene Marmor. 17
8. Die Quelle und der Berg. 18
9. Die Entſtehung der Berge. . . . . . —
0. Ebeniſten- und Naturpärke. 19
1. Der Vogelſang. 20
2. Das Feuer und das Eiſen. 21

	Seite.
23. Handlanger-Werth.	22
24. Die Anbetung des Teufels.	—
25. Der Cyclopen-Schutz.	23
26. Zwey Füllen.	24
27. Die zwei Bären.	25
28. Die Flamme und die Kerze.	29
29. Das ewige Licht.	—
30. Ein mit großer Kunſt verfälſchter Wein . .	30
31. Das inwendige Toben.	31
32. Die Philoſophie des Auerhahns.	—
33. Der Heerochs.	32
34. Der alte Thurm.	33
35. Die goldene Mittelſtraße.	34
36. Der Urſprung der Glocken.	35
37. Das Hahnen-Geſchrei.	—
38. Der Thoren Recht.	36
39. Das Trinkglas und der ſilberne Becher. . .	37
40. Der Stern mit der Ruthe.	38
41. Der Kröten-Troſt.	39
42. Die aufgeopferten Steine.	40
43. Aufmerkſamkeiten.	42
44. Nur noch jetzt nicht.	43
45. Die Affen-Beichte.	44
46. Was der Affe bey der Schlange gelernt hat. .	45
47. Der Hunde Beſcheidenheit.	46
48. Der Plünderer und das Kloſtergut. . . .	47
49. Der Thor, der Feuer ſucht.	—
50. Der Schiffer ohne ſeinesgleichen.	48
51. Der Thor, der Feuer löſcht.	49
52. Der Kutſcher, wie es deren viele giebt. . .	50
53. Stoffels Brunnen.	51

54. Löwe und Reh. 52
55. Roßfliege und Horniß. . . . . . . —
56. Kauz und Adler. 53
57. Gauch und Käfer. . . . . . . —
58. Löwen-Schwäche, Stieren Art und Fuchſenliſt. . 54
59. Der Richter in der Sache ſeines eigenen Bratens. 55
60. Der Gutsherr und ſein Erblehnträger . . . 56
61. Fleiſchendorn. 58
62. Die undankbare Henne. 59
63. Die reiche Quelle. 60
64. Das Veilchen und die Steinblume. . . . 61
65. Der Eſel, der vom Fuchs herkommt. . . . 62
66. Der Fuchs. . . . . —
67. Der Nebelmacher. 63
68. O du heilige Einfalt. 64
69. Die alte Mauer und das Bürgerhaus. . . 65
70. Der Löwe, die Schlange und der Teufel. . . 66
71. Das Gras unter der Eiche. 67
72. Wieder die Eiche und das Gras. . . . 68
73. Noch einmal die große, harte Eiche. . . . 69
74. Der veraltete Kuhſtelſen. 70
75. Zwo Weiden. 71
76. Der unglückliche, verirrte Menſch. . . . 72
77. Der Stein aus der Höhe. 74
78. Hühner, Adler und Mäuſe. 75
79. Bach und Garten. 76
80. Die verdorbene Straße. 77
81. Der alte Bär auf der Tanne. 78
82. Zwei Schäfer. 79
83. Der Tolenmacher Toffel. 80
84. Von Tannen mit faulem Holze und von ſchlechten Dorfvorgeſetzten. 81

85. Die Waage und der Troſtbaum. 83
86. Das Inwendige des Hügels. 84
87. Der unbekannte Ausweg. 86
88. Des Hanſen Rock. 87
89. Stoffel und ſeine Uhr. 88
90. Graf Albo. 89
91. Nero. 90
92. Die Linde und der König. 92
93. Noch einmal die Linde und der König. . . 92
94. Faule Eichen und junge Tannen. . . . 93
95. Das Recht der Heuerlinge. 94
96. Die Erfahrung, wie ſie ein Narr braucht. . . 95
97. Noch einmal die Erfahrung, wie ſie ein Narr braucht. 96
98. Das Storchenland. 97
99. Die jauchzende Hölle. 98
100. Das Nachenrecht und ſeine Folgen. . . . 99
101. Sprüchwörter-Folgen. 101
102. Das Erdbeben, ein Traum. 103
103. Bajazet und ſein König. 104
104. Wallo und ein anderer Bajazet. . . . 105
105. Das kranke Bäumchen. 106
106. Die feiernden Kinder. 107
107. Die Schandbüttlerin und das Saamenkorn. . 108
108. Eine Tanne, die der Stolz tödtet. . . . 109
109. Der Bauer und die Eiche. 111
110. Der Urſprung des Blutdurſts. 112
111. Was iſt der Menſch? — Blatt oder Stamm? . 113
112. Alte Zeit, gute Zeit. 114
113. Die Unverſchämtheit des unbrauchbaren Mannes. —
114. Die Armbruſt und der Degen. 115
115. Das ungleiche Obdach. 116
116. Das unauslöſchliche Gleichheitsgefühl. . . 117

117. Das

7. Das Schuhmaaß der Gleichheit. 118
8. Das Katzen-Seelenmachen. 118
9. Der gefrorne See. 119
0. Der Schöppe Plumb. 120
1. Die mürben Stricke. 121
2. Der seltene Pfirſich. 122
3. Die Feldmuſik. 123
4. Die unheilbarſte aller Krankheiten, das ſchleichende Mittelmäßigkeitsfieber. 124
5. Das Spatzenſchieſſen. 125
6. Ein Amtmann, der blind an dem Bauern iſt, den er liebt, und ſehend an dem, den er haßt. . . 126
7. Die Welle und das Ufer. . . . . . —
8. Der Maurer und ſein Junge. 127
9. Ein Eſel und ein Löwenſchädel. . . . . —
0. Der Löwe und ſein Rathgeber. 128
1. Wo wird es ſich enden? . . . . . . —
2. Noch einmal — wo wird es ſich enden. . . 129
3. Eis und Eiſen. 131
4. Zwei Dorfmeiſter. 132
35. Das ungleiche Gefühl eines Pfarrers und eines Bauern über den Schaden, den ein Waldbach ihrem Dorfe that. 133
6. Eine Dame, zwey Kammerfrauen und ein Juſtizbeamteter. 134
37. Zwey Pferde und die Deichſel. 135
8. Die verwandelten Schaafe. 136
9. Gemeingeiſt und Gemeinkraft. 137
0. Eine Kinderverderberin — und ein Narr. . . 140
41. Die ungleichen Herren. 141
42. Mauſchelroſen. 142
43. Ein Fuchs und ein Eſel. 143

144. Der Halbfuchs und der Ganzfuchs. . . . 144
145. Kik und [illegible]. 145
146. Ein Sprachfehler in der Beurtheilung der Wolke. 146
147. Das Menſchenerziehen. 147
148. Das hohe Roß und der Zwerg. 148
149. Meinungen über die beſte Welt. 149
150. Ein großes Bedenken. 151
151. Das Wallen und Weben der Menſchen. . . 152
152. Der Geiſt der menſchlichen Entſchuldigungen. . 154
153. Noch einmal der Geiſt der menſchlichen Entſchuldigungen. 157
154. Untreue Schaafhirten im Sumpflande. . . 159
155. Von des Hanſen Hauſe und von ſchwerem Holze. . 160
156. Noch einmal der Geiſt der menſchlichen Entſchuldigungen. 161
157. Wie Edwich ſein Vaterherz verliert. . . . 163
158. Spital Ordnung. 164
159. Das zerriſſene Herz. 165
160. Junker Fritz und ſeine Bauern. 166
161. Ein [illegible] — und ein Geiſtlicher, wie es viele, — und ein Pfarrer, wie es wenige giebt. . . . 168
162. Das Pflanzenerziehen. 171
163. Großdumm und Kleindumm. 172
164. Der Unrath im Fiſchteich. 173
165. Der gute Rath. 174
166. Die Tugend des Todbettes. 175
167. Ulo's Geſang. 176
168. Die Biderenaer Liebhaberey. 178
169. Veraltete Ehre. 179
170. Nilos Fiſcher-Ordnung. 180
171. Verirrungen eines Schaaf- und eines Roßhirten. . 181
172. [illegible] und Kabinetsweisheit. . . . 183
173. Von elf Sorgen. 184
174. Der Schmidsjunge und die Zange. . . . 185

175. Der Löwe und der Thiere Erleuchtung. . . . 186
176. Die unglückliche Halb-Aufklärung. . . . 187
177. Die Bärenaufklärung. 191
178. Der Wind und der Schiffer. 193
179. Meine Angst vor dem Hunde. (Ein Traum.) . 194
180. Der Hirt und das Schaaf. 197
181. Der Zankapfel. 198
182. Ein alter Elephant. 199
183. Der Streit über die Elle, das Pfund und den Eimer. 201
184. Heidensorgen. 203
185. Der Streit einer Bande. 207
186. Herr Frommann und ein Buchhändler. (Keine Fabel, sondern eine Wahrheit.) 210
187. Der Thiere Gerechtigkeitspflege. 216
188. Die Affen-Gerechtigkeit. 217
189. Die Gerechtigkeit im Waaghause. . . . 218
190. Die Schwanen-Gerechtigkeit. 220
191. Die Baukunst in Nollingen, und ein Hansmichel, der sie beurtheilt. 222
192. Die Freßordnung im Hühnerstalle. . . . 224
193. Das Zutrauen der Thiere. 227
194. Milka und Emma. 229
195. Die Lobrede des Maulbrauchens und der Frechheit vom [illegible]. 232
196. Der Junker Milchmus. 235
197. Eben dieser Junker Milchmus. 236
198. Der Sieg ohne Lohnen. 238
199. Ein Klubb im Thierreiche. 244
200. Die Katzen-Gerechtigkeit. 260
201. Auszug aus der Anrede der T. T. Maus, welche von aller Mäuse wegen die T. T. Katzengesandtschaft bekomplimentirt hat. 266
202. Der große Thierkrieg mit seinen Ursachen und Folgen. 276
203. Die Menschengerechtigkeit. 287
204. Der allgemeine Thiervorschritt in der Gerechtigkeit. . 289
205. Die Löwen-Gerechtigkeit. 291
206. Der Fuchs arbeitet gegen das goldene Zeitalter. . 292

207. Der Fuchs arbeitet noch mehr gegen die Ehrliebe. . . 293
208. Der Fuchs ſimplificirt das Syſtem der Natur. . . 297
209. Der Fuchs erklärt das Wort Uſurpation. . . . 298
210. Fuchs und Eſel beurtheilen den Löwen. . . . 299
211. Das Rechtsgefühl der Thiere. 300
212. Die Freiheitsbegriffe der Thiere. 302
213. Wie die Thiere überhaupt regieren würden. . . 305
214. Der Elephant motivirt ſein Urtheil über die Regierungsunfähigkeit der Thiere. 308
215. Das höchſte Geſetz. 310
216. Die Staatswirthſchaft. 312
217. Der Staats-Horoſcop. 314
218. Der Staatsdienſt. 315
219. Das Staatsrecht. 316
220. Das blinde Vertrauen. 318
221. Leander und ſeine drei Söhne. 328
222. Leonor, Matthias, Selmar und Nilſen. Vier Geiſtliche 328
223. Verderbte Rede und ein Thier-Predikant. . . 335
224. Hans und Benedikt. 337
225. Der Biber und der Marder. 340
226. Ein Stier und ein Biber. 341
227. Eine Kuppel Jagdhunde, ein Jäger und ein Junker. 343
228. Die Begriffe der Bienen von der Freiheit und der Gerechtigkeit. 345
229. Der Urſprung der Kronen. 353
230. Der Schneidertraum 355
231. Der Patrioten-Traum. 357
232. Der Seelenverkäufer. 360
233. Das liebe Leiden 363
234. Es giebt Leute, die gehen werden. 365
235. Die Felsmaſſe. 366
236. Der Thiermaler und ein Affe. 367
237. Der Unterſchied des Waldlebens und des geſellſchaftlichen Zuſtands 369
Nachſchrift. 370

1.

Der Menſchenmaler.

Er ſtand da — ſie drängten ſich um ihn her, und einer agte: Du biſt alſo unſer Maler geworden? Du hätteſt ahrlich beſſer gethan, uns unſre Schuhe zu flicken.

Er antwortete ihnen: Ich hätte ſie euch geflickt, ich ätte für euch Steine getragen, ich hätte für euch Waſſer rſchöpft, ich wäre für euch geſtorben, aber ihr wolltet einer nicht, und es blieb mir in der gezwungenen Leer-eit meines zertretenen Daſeyns nichts übrig, als malen u lernen.

Als ich dieſe erſte Figur zu meinem A B Cbuch ei-em Manne verlas, der es recht wohl verſteht, die Welt, ie ſie wirklich iſt, zu gebrauchen, und denn auch hinwie-er ſich von ihr gebrauchen zu laſſen, ſagte er zu mir: o, ſo, Sie wollen alſo ein Menſchenmaler werden; es raucht viel, ſehr viel, dieſes Handwerk mit Erfolg zu eiben.

Ich erwiederte: Ich werde in keinem Falle mehr oder was anders von ihnen maleriſch darzuſtellen ſuchen, als h bey ihnen und an ihnen wirklich geſehn.

Er. Sagen Sie lieber: als was ich von ihnen wirklich geſehn zu haben glaube.

Ich. Warum meinen Sie, daß ich nicht ſagen dürfe, das was ich bey ihnen wirklich geſeh'n?

Er. Weil Sie das, was Sie geſeh'n, mit Mißmuth ins Aug' gefaßt; und wer etwas mit Mißmuth anſieht, ſieht es nicht, wie es iſt, ſondern wie es ihm in ſeiner Stimmung ins Aug' fällt.

Ich. Aber warum glauben Sie, daß ich alles mit Mißmuth ins Aug' gefaßt habe?

Er. Wie Sie es ſelber ſagen. —

Ich ſtutzte und er fuhr fort: Kann man ſtärker den Mißmuth ſeiner Seele ausdrücken, als wenn man von ſeinen nächſten Umgebungen ſagt: „ich hätte euch eure Schuhe „geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich wäre für „euch geſtorben, aber ihr habt meiner nichts wollen.“ Wahrlich, wer ſo redet, der kann nicht wollen, daß man dem Colorit ſeiner Farben ganz traue.

Ich war betroffen, und weiß gar nicht mehr, was ich ihm geantwortet. Aber jetzt, da ich dieſe Figuren faſt nach vierzig Jahren noch einmal ins Aug' faſſe, finde ich, der Mann, der wie damals auch jetzt über vieles gar nicht wie ich dachte, aber die Welt und die Menſchen beſſer als ich kannte, habe in ſeinem Urtheil, ich habe die Menſchen in dieſem Zeitpunkt mit Mißmuth ins Aug' gefaßt, nicht ganz unrecht gehabt, und ich müſſe bey jeder dieſer Figuren mich ſelbſt fragen: habe ich die Gegenſtände, die ich dabey im Aug' gehabt, richtig angeſehn? und hinwieder, ſehe ich ſie jetzt mit unbefangenen Augen an?

Ich glaube zwar nicht, daß ich meine Anſichten über vieles merklich geändert; ich bin vielmehr überzeugt, daß ich die meiſten Gegenſtände des Menſchenlebens heute noch wie damals mit kindlicher Unbefangenheit ins Aug' faſſe. Doch darf ich auch nicht denken, ſo alt geworden zu ſeyn, ohne daß viele meiner Anſichten in mir ſelbſt einige Veränderungen erlitten. Es liegt in der Menſchennatur und es iſt unausweichlich, der Menſch *verſtärkt* und *verfeinert* innert einer ſolchen groſſen Epoche die *Wahrheit* ſeiner Anſichten und beſonders ſeiner Lieblingsanſichten fühlbar, oder er *verhärtet* ſich in dem *Irrthum* derſelben eben ſo ſehr.

2.

Der Raupenfänger.

Sie flog vor ihm als Schmetterling einher. Er jagte ihr durch Feld und Flur nach; aber das Volk, das die Erde baute, klagte, er verderbe ihm mit ſeinem Thun ſein Gras und ſein Korn.

Sie kroch vor ihm auf dem wachſenden Kohlſtocke, auf dem blättervollen Baume und an der grünenden Hecke; er haſchte ſie wieder; — aber ſie ſtarb in ſeiner Hand und er warf ſie als ein faulendes Aas weg.

Jetzt hing ſie am ſich entblätternden Baume und an den kahlen Wänden des Hauſes — er haſchte ſie noch einmal und wartet jetzt bis ihre todte Larve für ihn ſicher zum Leben erwacht.

Wenn du die Wahrheit ſuchſt, ſo jage ihr nicht nach, haſche nicht nach ihr, warte ihrer in Liebe, Ruhe und Geduld. Thuſt du dieſes, ſie kommt ſelbſt zu dir; ſie klopft an deiner Thüre an und will Wohnung bei dir machen; beſonders aber jag' ihr nicht nach, wenn ſie vor dir in den Lüften ſchwebt, und von dir weg fliegt. Jagſt du ihr dann nach, ſo zertritteſt du mit deinen Jagdſprüngen nach ihr, Segenswahrheiten, die du ſchon im Beſitz haſt, und die dir ohne alles Maaß mehr werth ſind, als die, denen du nachjagſt. Am allerwenigſten reiſſe die Wahrheit, wenn ſie vor deinen Augen, zu deinen Füßen gedeiht, mit hartem, frevelm Gewalt von dem Platze weg, auf dem ſie Nahrung findet, um ſie, ohne Rückſicht auf ihre Nahrung, hinzutragen, wo es dich gelüſtet. Thuſt du dieſes, ſo wird ſie in deiner Hand zum ſtinkenden Aas. Nur allein, wenn du der Wahrheit, in welchem Zuſtand ſie auch vor dir ſteht, wäre es auch in einer todt ſcheinenden Hülle, mit Ruhe, Geduld und Liebe warteſt, bis ſie für dich ſich zum Leben entfaltet, nur dann wird die Wahrheit, die du ſuchſt, heilige, ſegnende Wahrheit, nur dann wird ſie für dich wirkliche Wahrheit ſeyn.

3.

Der Regentropfen.

Die Erde ſagte zu ihm: Wer biſt du? Er antwortete: ich erſcheine in meiner Geburtsſtadt, als das nichtigſte aller verachteten Weſen, ich ſtehe auf dem Boden als Nebel, in den Höhen trage ich die Farbe des Elends; — aber von ihrem Verderben entzündet, durchblitze ich mich ſelber im Lichtglanz. Die todte Straße und den unbeſäeten Acker verwandle ich in Koth; aber ich ſegne die Saaten des Landes — und wenn mich die kalten windigen Höhen der Oberwelt ergreifen und drängen, ſo falle ich als verhärteter Stein, und als verheerender Guß aus den Wolken.

Alſo — was des Segens empfänglich, das ſegnet der Regentropfen, was aber an ſich ſelbſt in ſeinem Zuſtand eines Segens empfänglich, das ſegnet er nicht, er kann es in dem Zuſtand, in dem er iſt, nicht ſegnen, und was den Keim des Verderbens in ſich ſelbſt trägt, deſſen Verderben erhöht er durch eben die Kraft, durch die er das, was des Segens empfänglich, ſegnet.

4.

Der Kieſel und der Fels.

Was nützt es, daß du dein Haupt über die Wellen empor hebeſt? Du halteſt ſeinen Lauf doch nicht auf — alſo ſagten neidiſche Kieſel, die der Strom fortrollte, zum Felſen, der in den Wellen ſtehen blieb.

Aber der Fels antwortete ihnen: ich liebe das Stehenbleiben, auch wenn ich nichts nütze; und ein Kranich, der auf dem Fels ſtand, rief lächelnd in die Fluthen hinab zu den rollenden Steinen: wenn auch der Strom einmal an den Felſen anlegt und ihr dann ſelber zum liegen bleiben kommt, ſo werdet auch ihr nicht mehr ſagen, daß er nichts nütze.

Wer Kraft hat, gefällt ſich in ſeiner Kraft, auch wenn ſie ihm für den Augenblick nichts nützt. Er läßt ſich auch lieber von einem Vogel, der für ſeine Ruhe und Sicherheit auf ihm abſitzt, eine Lobrede auf ſeine Kraft machen, als daß er ſie ſelber macht.

5.

Der Berg und die Ebene.

Der Berg ſagte zur Ebene: ich bin höher als du.

Kann ſeyn, erwiederte die Ebene; aber ich bin alles, und du biſt nur eine Ausnahme von mir.

Der Theil wäre immer ſo gerne mehr als das Ganze; das Zufällige erhebt ſich ſo gerne über das Weſentliche; alles Gemeine ſpricht ſo gerne die Eigenthümlichkeit des Vorzüglichen an; der Dachziegel ſelber ſcheint ſich in ſeiner Höhe weit mehr zu fühlen als die Quaderſtücke, auf denen die Mauern ſeines Hauſes ruhen. Auch das Menſchengeſchlecht wirft allgemein auf die Ausnahmen der Dinge eine weit größere Aufmerkſamkeit als auf das, was dieſe Dinge in der Regel allgemein ſind. Das geht ſo weit, daß man gewöhnlich in den Anſtalten für Blinde und Taubſtumme einen ſehr groſſen pſychologiſchen Takt in ihren Unterrichtsweiſen angewandt findet und allgemein als nothwendig anerkannt, indeſſen man in gewohnten Volksſchulen kaum daran denkt, daß für den Unterricht gemeiner Kinder, die alle fünf Sinne in der Ordnung haben, auch ſo ein pſychologiſcher Takt in ihrer Unterrichtsweiſe nothwendig wäre.

6.

See und Fluß.

Ich ruhe in ewiger Klarheit und Stille in meinem unveränderlichen Selbſt. — Und ich fließe in ewiger Freiheit ins Weltmeer. —

Alſo ſtreiten ſich See und Fluß miteinander. Die Thoren! Der See dankt die Klarheit und Ruhe ſeines Waſſers den Flüſſen und Bächen, die in wilden, trüben Wirbeln in ſein Beet hineinſtrömen; und Fluß und Bach neigen ſich in aller Unruhe ihres Laufes, und mit allem Koth, den ſie mit ſich führen, zu der Ruhe und dem Gleichgewicht, in dem ſich der See in ſtiller, klarer Reinheit ſpiegelt.

Die Selbſtſucht der Menſchennatur rühmt ſich in allen Verhältniſſen jeder Kraft und jedes Vorzugs, die ſie in ſich ſelbſt fühlt, und iſt gränzenlos unaufmerkſam auf die Mittel und Urſachen, durch welche ihr dieſe Kräfte und Vorzüge eigen geworden.

Die todte Natur iſt unfühlend, und die lebendige, in ſo fern ihr Leben der Selbſtſucht des Fleiſches und des Bluts ausgeht, iſt es auf eine Art noch weit mehr.

7.

Das Meer und alle Waſſer der Erde.

Ich umfaſſe das All der Welten, ich wohne im Unergründlichen und eure Waſſer alle flieſſen in meinen Schooß — alſo ſagte das Meer zu allen Waſſern der Erde.

Dieſe antworteten ihm: aber eben darum, weil du alles Gift, alle Salze und alles Verderben der Erde in dir ſelber geſammelt, biſt du auch unermeßlich oder unergründlich in dir ſelber verderben.

Die Fiſche des Meeres und des Landes nahmen Theil an dieſem Streit. Der Walfiſch und die zahlloſen Bewohner des Abgrundes erwiederten: Unſer Waſſer iſt nicht verdorben; das Salz iſt die Würze des Waſſers, und wir werden darinn groß und ſtark, und mehren uns, und füllen die Meere, und im unermeßlichen Schlamm unſers Abgrunds wächſt uns unermeßliche Nahrung; ihr aber bleibet Zwerge und eurer ſind nur wenige.

Die Fiſche des ſüßen Waſſers erwiederten: Nur unſer Waſſer iſt rein; wir allein ſind reine Fiſche. Wir brauchen keine unermeßlichen Sümpfe zu unſerer Nahrung und im Schlamm unſerer Ufer leben nur Krebſe, Schlangen und Kröten.

8.

Schwamm und Gras.

Der Schwamm ſagte zum Gras: ich ſchieſſe in einem Augenblick auf, indeſſen du einen ganzen Sommer durch wachſen mußt, um zu werden, was ich in einem Augenblick bin. —

Es iſt wahr, erwiederte das Gras, ehe ich etwas werth bin, kann dein ewiger Unwerth hundertmal entſtehen, und hundertmal wieder vergehen.

Das ſchnell Entſtehende und ſchnell Vergehende der tauſendfältig wechſelnden Treibhausreſultate unſerer Zeitverkünſtlungs-Erſcheinungen verhält ſich zu dem Unwandelbaren, Ewigbleibenden, der wahren Entfaltungsmittel der Kräfte und Anlagen der Menſchen-Natur, wie der elende Schwamm, der auf dem Miſthaufen in einer Nacht entſteht, und in der andern wieder vergeht, zu allen Pflanzen der Erde, die zu ihrem Wachsthum Jahre brauchen.

9.

Sonne und Mond.

Wenn der Mond ſich verdunkelt, ſo iſt er dann nur, wie er in ſich ſelbſt iſt, und du achteſt es nicht; aber wenn die Sonne in einen Schatten fällt, ſo verdunkelt ſich das Licht, das in ihrer Natur ſelbſt liegt, und deine ganze Aufmerkſamkeit wird auf den Schatten gerichtet, der auf ſie fällt.

Bei dem gemeinen Menſchen achteſt du es nicht viel, wenn du ſchon etwas Schwaches und Gemeines von ihm höreſt, aber wenn dir von einem Menſchen, den du doch achteſt, plötzlich eine Schwäche und ein Fehler auffällt, ſo vergiſſeſt du in dieſem Augenblick leicht ſeinen in dir ſelbſt tief gegründeten Werth und ſiehſt und fühlſt jetzt nur die vorübergehende Blöſſe, die er ſich in dieſem Augenblick gegeben; und wahrlich, je kleiner du ſelbſt biſt, deſto gröſſer ſcheint dir dieſe Augenblicksſchwäche des Mannes.

10.

Noch einmal Sonne und Mond.

Das Mondenlicht iſt entlehnt — es iſt ewig kalt, niemals ſich ſelbſt gleich, und wenn es hell ſcheint, ſo iſt es gewiß Nacht.

Die Sonne hat ihren Strahl in ſich ſelbſt, ſie iſt ewig warm, ewig ſich ſelbſt gleich, und wenn ſie ſcheint, ſo iſt es gewiß Tag.

Viele Dinge, die die Menſchen Wahrheit heiſſen, ſind eben ſo ewig kalt und niemals ſich ſelbſt gleich; je größeres Gewicht der Menſch einer ſolchen Scheinwahrheit gibt, deſto mehr lebt er in der Finſterniß.

Die Wahrheit, die nicht Schein-, ſondern wirkliche Wahrheit iſt, und das Menſchengeſchlecht ſegnet, hat den Strahl ihres lebendigen Seyns in ſich ſelbſt. Sie iſt ewig warm; ſie iſt ewig ſich ſelbſt gleich; wo ſie ſtrahlet, iſt es gewiß Tag, und jemehr der Menſch ihr in ſich ſelbſt Gewicht giebt, jemehr lebt er im Licht.

11.

Der Strahl und der Graswurm.

Die Menſchen klagen ſo viel über mich, und ich nage doch nur an einem armſeligen Blatt, du hingegen verbrenneſt Häuſer und Dörfer. Alſo ſagte der Graswurm zum ſchrecklichen Strahl.

Kleiner Heuchler! donnerte ihm dieſer herunter, du verheerſt mit ſtillem Blätterfreſſen weit mehr, als ich mit meiner lauten gewaltigen Kraft.

Unbemerkte, aber in die Fundamente des häuslichen Wohls des niedern Volks tief eingreifende Landesübel, von denen du oft Jahre lang keinen öffentlichen Laut hörſt, wirken gemeiniglich weit verderblicher, als einzelne Verheerungen und Schreckniſſe, von denen die Jahrbücher aller Länder voll ſind.

12.

Der Sturm und die Schneeflocke.

Der Sturm brach hie und dort einen Aſt von den Bäumen, aber da er nachließ, fiel ohne ein Lüftchen, ein Schnee, deſſen kleine Flocken tauſend Aeſte von den Bäumen brachen, gegen einen, den der Sturm abriß.

Es iſt ein altes Sprichwort: Stille Waſſer freſſen auch Grund. Darum verachte die klein ſcheinende Kraft nicht; der Regentropfen, der von der Rinne fällt, durchlöchert den Felſen.

13.

Das Himmelblau und die Wolken.

Ein Bauernkind verachtete die Wolken, und ſagte zum Vater: wenn ſie nur auch den ſchönen blauen Himmel nie mehr bedeckten! Der Vater antwortete ihm: armes Kind! was haſt du vom ſchönen Himmelblau? Die grauen Wolken ſind für uns der ſegnende Himmel.

Wenn ich Schaaren glänzender Müßiggänger, die als Fruges consumere nati in Gold und Seide doch erſtroßen, und neben ihnen einen Kirchgang in Zwillich gekleideter Landarbeiter vorbeigehen ſehe, ſo denke ich an dieſes Himmelblau und an dieſes Wolkengrau.

14.

Die brennbare Erde.

Dieſe Erde iſt außerordentlich fett, ſagte ein Mann, der ſie fühlte.

Aber einer, der ſie kannte, antwortete: ſie iſt ſo fett, daß wenn ein Funken darein fällt, ſo frißt ſie ſich ſelbſt auf.

Europa's mäſſige Fruchtbarkeit iſt dem Menſchengeſchlechte unendlich mehr werth, als Aſiens ſchwülſtiger Reichthum; und die mäßige Wohlhabenheit des Landeigenthümers und Landbauers auf dem Continent iſt der Menſchennatur unendlich angemeſſener und dem Menſchengeſchlechte unendlich ſegensreicher, als der ſchwülſtige Reichthum der engliſchen Millionärs dem eigenthumsloſen engliſchen Volk iſt.

15.

Die waſſerreiche Erde.

Dieſes Thal muß geſegnet ſeyn, ſagte ein Mann, da er eine Menge Quellen vom nahen Berge in daſſelbe hinabfließen ſah.

Aber ein Mann, der im Thal wohnte, antwortete: es ſind der Quellen zu viel da, ſie machen die Ebene zum Sumpf.

So werden oft einzelne, an ſich unbedeutend kleine Punkte des Landes durch unverhältnißmäſſige Quellen des Reichthums, die in ſie hineinfließen, zu einem unfruchtbaren Sumpf, indeſſen die größten Bezirke dieſes Landes, denen dieſe Quellen zum Segen werden könnten, aus Mangel an Waſſer zu dürren Angern werden, auf denen keine fetten Stiere, ſondern nur magere Schaafe unbefriedigende Nahrung finden.

16.

Die Brücke und der Weg.

Die Brücke ſagte zum Weg: was ſchönes an dir iſt, bin ich.

Kann ſeyn, erwiederte der Weg, aber wenn du abgetragen oder weggeſchwemmet wirſt, bleibe ich, und warte ruhig bis man dich wieder macht.

So ſagte ein Mann, der in einer Hauptſtadt Bürger war: im ganzen Reiche ſieht man nicht ſo viel Schönes und Rares, als in der kleinſten Gaſſe unſerer Stadt. Ihm antwortete ein Mann, der kein Spießbürger dieſer Stadt war: aber wenn deine Stadt nicht mehr unſere Hauptſtadt iſt, ſo bleibet jeder Winkel im Lande doch wenigſtens, was er vorher war, nur deine Stadt allein nicht.

17.

Der gebrochene Marmor.

Als die Menſchen weit her kamen, um die Schönheit eines gebrochenen Stückes Marmor zu ſehen, ſagte der Fels, von dem er gebrochen war, zu ihm: elendes Nichts, du lagſt in meinem Bauche, wie die Ameiſe in ihrem Haufen, was brüſteſt du dich? — Der Marmor antwortete: ich brüſtete mich auch nicht, ſo lange ich darinn lag; ich brüſte mich nur, ſeitdem ich aus demſelben heraus bin.

Die unermeßlichſten Schätze, die in der Erde verborgen, ſind wie ein Licht unter dem Viertel, und haben nur in ſoweit einen Werth, als ſie aus den Tiefen, in denen ſie begraben liegen, zu Tage gefördert und ans Licht gebracht werden; ſo iſt auch eine kleine Kraft, die im Volk entfaltet, zur Reifung gebracht und zu Tag gefördert wird, dem Lande mehr werth, als unendlich größere Kräfte, die unentwickelt im Volk nur noch ſchlummern.

18.

Die Quelle und der Berg.

Wenn die Menſchen mein Innwendiges kennten, ſo würden ſie den elenden Schweiß, der aus meinem Kothe fließet, nicht verehren; alſo ſagte der Berg, da die Menſchen einer Quelle an ſeinem Fuße opferten.

Die Quelle aber antwortete ihm: ſie verehren mich nur, weil ich zu ihnen herauskomme und mit meiner Segenskraft lebendig über ihr Land herflieſſend, mich in jeden Winkel hindränge, deſſen Boden ich befeuchtend, fruchtbar zu machen geeignet bin.

Aller Staatsreichthum, der nicht ſo ſegnend im Lande herumflieſſend, an den Hausthüren der Bürger anklopft, ihnen ſein Daſeyn verkündet, und ſeine Kraft in ihre Hand legt, iſt für die Bürger gar nicht und für den Staat nur halb da.

19.

Die Entſtehung der Berge.

Die Erde wunderte ſich einmal, wie die Berge ſich auf ihr haben bilden können.

Dieſe antworteten ihr, es geſchah nur durch die Verhärtung deſſen, was du ſchon ſelbſt biſt.

Die Verhärtung der Beſtandtheile der Erde erzeugt viele Höhen und Gröſſen, aber je höher die Erde als Berg daſteht, je unfruchtbarer werden auch ihre Gipfel; und wo ihre oberſten Höhen im eiskalten Dunſtkreiſe mit ewigem Schnee bedeckt ſtehen, da wächſt weder Laub noch Gras mehr.

20.

Ebeniſten- und Naturſtärke.

Mein Meiſter ſetzt die Pracht meiner Theile ſo gut zuſammen, als die Natur das todte Weſen deiner Faſern; — alſo ſagte eine künſtliche Ebeniſten Arbeit zu einem einfachen Schreinerſchrank. Aber da ſie beide an einen feuchten Ort hingeſtellt wurden, löste ſich die Ebeniſten Arbeit ganz auf, und der alte Schrank blieb in der unverkünſtelten Einfachheit ſeiner Naturkraft, was er vorher war.

Die Zeitverkünſtlung, deren ſchimmernder Trug aus der Kraftloſigkeit ihrer Theile hervorgeht, löst ſich wie dieſe Ebeniſten-Arbeit in die Nichtigkeit ihrer ſchwachen Beſtandtheile auf, ſobald Tage und Stunden erſcheinen, die zur Prüfung ihrer Kräfte wie die Stunden des Trübſals zur Prüfung der menſchlichen Weisheit und Frömmigkeit geeignet ſind.

21.

Der Vogelſang.

Wenn Leander durch einen Wald gieng, in welchem Vogelſang war, ſagte er: „hier iſt ein milder Himmel!“ und wenn er auf den Bäumen keine Singvögel antraf, ſo ſagte er: „Hier wehen die Nordwinde!“

Das iſt wohl wahr, aber der Reiſende würde ſich doch irren, der die frohen Menſchen allgemein in dem milden, von Weihrauch duftenden Dunſtkreis des Innern der Zimmer in hohen Paläſten ſuchte und glaubte, wo Arme in Wind und Regen, in Hitze und Froſt arbeiten müſſen, da ſei das Menſchengeſchlecht allgemein niedergeſchlagen und traurig.

22.

Das Feuer und das Eiſen.

Das Feuer ſagte zum Eiſen: ich bin dein rechtmäſſiger Herr.

Das Eiſen antwortete: ich kenne deine Gewalt über mich; aber ich achte ſie nie weniger für rechtmäſſig, als wenn du mich ſchmelzeſt.

Dieſe Antwort mißfiel der hochfahrenden Flamme; ſie kneiſterte, rauchte und ſprach: der mich ſchuf, gab mir meine Gewalt über dich.

Das Eiſen erwiederte: es ſind indeſſen doch nur Menſchenhände, die mich in die Eſſe und in den Tiegel legen.

Ein Prachtgeländer von Eiſen, das dieſes Geſpräch hörte, erwiederte: ich lobe mir das Feuer, das mich ſchmelzt, ich lobe mir die Zange, die mich in die Eſſe legt und die Menſchenhand, die mich ſchmiedet, ſonſt wäre ich noch elendes Erz, deren es Berge voll hat, und auf das niemand achtet.

So verſchieden ſind die Anſichten über den nämlichen Gegenſtand, wenn ſie von verſchiedenen Standpunkten ins Aug gefaßt werden.

23.

Handlanger-Werth.

Zangen, Hammer und Feile ſagten zu allem Eiſen: unſer Herr, der Schmied, waffnet ſeine Rechte mit uns, wenn er euch ſchmiedet.

Alles Eiſen ſchwieg — nur ein altes Hufeiſen antwortete: ich habe einmal einen König ſagen gehört, er verachte unter den Menſchen niemand ſo ſehr als diejenigen, die er ſich an die Hand dingen müſſe, um die andern durch ſie zu packen, zu hämmern und zu feilen.

Es iſt der Menſchennatur unwürdig, ihre Kräfte mißbrauchen zu laſſen; aber es iſt ihrer noch unwürdiger, ſie zu mißbrauchen.

24.

Die Anbetung des Teufels.

Als einſt das Feuer einen Wald ſtärker als gewöhnlich brandſchatzte, ſagte ein alter erſchrockener Stock zu den übriggebliebenen Tannen: „Ich habe einſt gehört, die „Menſchen beten den Teufel an, und dann thue er ihnen „nichts, wie wäre es, wenn wir das Feuer anbeteten, „vielleicht wäre es auch dankbar wie der Teufel.“

Dieſer Vorſchlag gefiel den furchtſamen Tannen, aber das Feuer war nicht dankbar; es kneiſierte von nun an vor Hohnlächeln noch lauter, wenn es die dummen Tannen verzehrte, und forderte jetzt nebſt ſeinem alten Feuerrecht noch als ein Altarrecht, einen ewigbrennenden Holzſtoß, zum Dienſt der ihm verſprochenen Anbetung.

25.

Der Cyclopen-Schutz.

In der Cyclopen-Zeit dachte ein Schwächling: ich will mich ſeinem Schutz anbefehlen, er thut mir dann nichts.

Das iſt wohlgethan, ſagte der Cyclop; nimm jetzt nur dieſen Faden in die Hand, und ich will dich daran leiten, wo du links oder rechts gehen mußt.

Dieſes Mitgehen mit dem einäugigen Großen erſchreckte den Schwächling; er zitterte am ganzen Leibe; doch er nahm den Faden in die Hand, aber ſchon morgens ſagte der Cyclop: dieſer Faden könnte brechen, und bot ihm dafür eine Schnur in die Hand.

Wenige Tage darauf ſagte ihm der Rieſe: Der Faden und die Schnur, waren nur für die Probezeit, für die Zukunft mußt du dieſes Schutzſeil in die Hand nehmen, und mir ſchwören, daſſelbe weder bei Tage noch bei Nacht aus den Händen fallen zu laſſen.

Todtenblaß ſchwur jetzt der Menſch, was nicht möglich war, zu halten. Das Seil fiel ihm bald aus den Händen, und er eilte nur nicht, es von dem Boden, auf den es hinfiel, aufzuheben.

Darüber zürnte der Wüthrich und ſagte: das iſt Untreue und Meineid, dem muß man vorbeugen. Mit dem knüttelte er ihm das Schutzſeil um beide Hände. Alſo gebunden ſeufzte der Mann: ſelig ſind die, die er ohne Schutz frißt, und nagte dann einmal eine Nacht durch mit den Zähnen an dieſem Schutzſeile, und wollte es durchfreſſen, aber das Ungeheuer erwachte, ehe er los war, und band ihm jezt das gefürchtete Seil um den kizlichen Hals mit ernſter Bedrohung des ſchrecklichen Zuknüpfens beim erſten Fehler wider den heiligen Schuz.

26.

Zwei Füllen.

Zwei Füllen, die ſich in Wuchs und Bildung, wie ein Ei dem andern glichen, fielen in ungleiche Hände. Das eine kaufte ein Bauer und gewöhnte es, ohne Rükſicht auf die Veredlung ſeiner Natur, zum niedern Dienſte am Pflug und an den Karren; das andere fiel in die Hand eines Bereuters. Dieſer bauete die Kunſt ſeines Dienſtes auf die Veredlung ſeiner Natur, d. i. auf die Erhaltung und Ausbildung ſeiner Feinheit, ſeiner Kraft, ſeines Muths. Es ward ein edles Geſchöpf, indeſſen das andere alle Spuren ſeiner edlern Natur an ſich ſelber verlor.

Väter und Mütter! Wenn eure Kinder weder an Eurer, noch an der Hand derer, denen ihr ſie übergebet, Reiz und Mittel zur Ausbildung ihrer Anlagen finden, ſo ſind dieſe Kräfte für ſie in dem Grad umſonſt, als ſie gros ſind, und die edlern Anlagen der Menſchennatur ſind ihnen ſogar in dem Grad gefährlich und verderblich, als ſie gros ſind.

27.

Die zwei Bären.

Ein Bärenführer führte zwei Bären im Lande herum. Der eine davon war ſchon ausgewachſen, als er ihn in einer Grube fieng, und es brauchte viele Wochen lang große Prügelgewalt, ehe er ſich daran gewöhnen wollte, auf zwei Beinen zu ſtehn und nach der Trommel zu tanzen. Doch endlich und endlich ward er ein abgerichteter Tanzbär.

Den zweiten hatte er von einem Jäger bekommen, der ihn noch ganz jung aus ſeinem Neſte genommen. Dieſer lernte, das auf zwei Beinen ſtehen, und nach der Trommel tanzen, ſo viel als von ſich ſelbſt. Er ſtand nicht nur ſogleich auf ſeine zwei Beine, wenn der Meiſter ihm von ferne einen Biſſen Fleiſch zeigte, er gewöhnte ſich ſogar daran, ſobald der Meiſter nur um den Weg war, ſogleich ſtundenlang auf ſeinen zwei Hinterfüßen vor ihm ſtehen zu bleiben, und ſo mit ihm herumzugehen. Dadurch gewöhnte er ſich aber auch, das auf allen vieren gehen endlich ganz ab. Er gieng, wie der Orangutang, den ganzen Tag mit einem Stocke in der Tatze ſeinem Meiſter nach, wo er immer zum Tanz ihn hinführte.

So einen Tanzbären hatte die Gegend noch nie geſehn. Wenn er in ein Dorf kam, ſo liefen alle Bauren aus ihren Häuſern, der Schulmeiſter ließ ſogar die Kinder aus der Schule, um den Wunderbären zu ſehen. Das ſchien für den Bärenführer ein großes Glück. Er gewann mehr als noch je ein Polack mit ſeinen Tanzbären gewonnen.

Die Bauern fütterten ihm ſeine zwei Thiere umſonſt; aber der Meiſter machte keinen guten Gebrauch von ſeinem Glücke; er überſoff und überfraß ſich jetzt alle Tage; damit ſchwächte er ſich nur, bekam geſchwollene Beine, und als er einſt mit ſeinem Bären beſoffen über einen Steg mußte, glitſchte ihm ſein Fuß aus; er fiel in den Bach und verwundete ſich tödtlich am Kopfe. Beide Bären ſprangen ihm nach, riſſen ihn aus dem Waſſer und leckten ſeine Wunden. Aber es half nichts. Er ſtarb unter ihrer Sorgfalt.

Jetzt hatten die armen Thiere keinen Meiſter, keine Speiſe, den Hunger im Leibe und die Schnörren im Maulkorb, ſo daß, wenn ſie auch im Hunger den todten Meiſter hätten freſſen wollen, es ihnen nicht möglich geweſen wäre.

Sie verſuchten zwar mit ihren Klauen ihre Körbe vom Maul zu reiſſen; aber ſie verwundeten nur ihre Schnörren und brachten die Körbe nicht los.

Nun ertönte ihr Geheul weit und breit durch die waldige Einöde und lockte endlich einige ihrer freien Waldbrüder zu ihnen. Dieſe nahmen ihre Noth zu Herzen und biſſen ihnen mit ihren Bärenzähnen die Eiſengitter entzwei, hinter denen die armen Thiere ohne dieſe Hülfe hätten verhungern müſſen.

Darauf gaben ſie ihnen zu verſtehn, ſie müſſen mit ihnen in die Tiefe des Waldes, wo ſie Honig und Wildbrett finden werden. Aber als der eine dieſer Tanzbären mit der Vordertatze einen Stock vom Boden aufnahm, und ſo wie ein Menſch auf den Hinterbeinen ihnen in den Wald folgte, ſahen ſie dieſes Gaukelwunder von einem Bären mit großem Erſtaunen an, und einer ſagte zu dem andern: nein, ſolche widerſinnige Kunſtnarren hätten wir doch nicht geglaubt, daß Thiere von unſerer Kraft und von unſerer Art werden könnten, wenn ſie unter Menſchenhände gerathen. —

Die armen Tanzbären konnten, ſo ſehr ſie hungerten, nur nicht mehr wie die Waldbären zu ihrem Fraß hinlaufen.

Dieſe mußten ihnen alle Augenblicke warten, damit ſie ihnen nachkommen konnten. Aber als ſie endlich zu einem Honigbaum gelangten, machten ſie ſich mit einem Eifer hinter den Fraß, daß ein Waldbär zum andern ſagte: ſie können doch auch noch wie wir freſſen. — Aber mit dem Freſſenſuchen wird es ſchwer halten, erwiederte der andere. — Der erſte aber meinte, ſie werden die Mühe, Freſſen ſuchen zu müſſen, gar nicht lange haben. Er ſagte: ſie können ja nicht gehen; der erſte Jäger, der in den Wald kommt, ſchießt ſie nieder.

Indeſſen lernte der eine Tanzbär, der in der Jugend im Wald aufgewachſen, allmälig doch wieder ſchneller laufen, und ſich hie und da etwas Fleiſch erjagen; aber der andere lief ihm und jedem andern Bären, der an einem Fraß nagte, nach, und meinte, daß ihm jeder Bär aus Mitleiden etwas von dem, was er ſelber gerne fraß, zuwerfen müſſe.

Das geſchah auch zu Zeiten. Aber alle Bären verachteten ihn und hießen ihn nur den Bärenbettler, oder den Menſchenaffen.

Er hatte ein elendes Leben. Indeſſen geſchah auch, was einer der Waldbären voraus ſagte. Sein Elend dauerte nicht lange. Der erſte Jäger, der in dieſem Wald auf die Bärenjagd ausgieng, kam ihm bald auf die Spur und ſchoß ihn nieder.

Unſere Zeitverkünſtlung macht Tauſende und Tauſende durch ihre Erziehung zu ſolchen armſeligen, der ſittlichen, geiſtigen und ſelbſt phyſiſchen Kräfte ihrer Selbſterhaltung und Selbſtverſorgung ganz mangelnden Menſchenbettlern und Menſchenaffen. Man ſchießt ſie zwar in unſerer Mitte nicht nieder, wie es dem armen Tanzbären im Wald begegnet; aber ſie ſind wie er auch unter uns läſtige Bettler.

Doch ſie haben in unſerer Mitte nicht allenthalben üble Zeit. Die verkünſtelte Welt hat allgemein Mitleiden mit ihnen; und ſie muß wohl; die armen, verkünſtelten Schwächlinge haben ja keine andern, als die allgemeinen Zeitfehler, die auch vielſeitig denjenigen, die ihnen Mitleiden bezeugen, nicht fremd ſind, und die, obwohl ſie in Ueberfluß und Gemächlichkeit leben, in vielen Rückſichten verkünſtelte Schwächlinge, wie ſie ſind, und durch ihr Leben die Quellen der Erſchlaffung, die die Armen unter ihnen elend machen, täglich mehr vermehren und verſtärken.

28.

Die Flamme und die Kerze.

Ich ſchäme mich immer, wenn ich mich ſo nahe bei dir erblicke — alſo ſagte die Flamme zur Kerze. Dieſe antwortete: ich glaubte bisher, du ſchämeſt dich, wenn ich vergehe, indem du dann allemal ſelber erlöſcheſt.

Thörichter Schmutz! erwiederte die Flamme: ich glänze freilich nur ſo lange ich dich freſſe, aber ich ſchäme mich, daß man es ſieht.

29.

Das ewige Licht.

Als die ſclaviſchen Menſchen das Feuer anbeteten, wollten ſie ihm auch die Schaamröthe erſparen, und hiengen das ewige Licht in ihren Tempeln in eine Höhe, in der das Volk nur ſeinen Glanz, nicht ſeinen Schmuk ſehen konnte.

Man erzählt noch, daß den Mesmern Jahrhunderte lang zur heiligen Pflicht gemacht wurde, die Lampe des ewigen Lichts nur in der Mitternachtsſtunde mit Oehl anzufüllen und keinen Tropfen davon auf den Boden fallen zu laſſen, damit ja keinem Baurenweib in der Kirche der Sinn daran kommen möchte, das Licht, das in der Höhe des Tempels leuchtet, nähre ſich von ſo elendem Schmutz.

30.

Ein mit groſer Kunſt verfälſchter Wein ſagte zu einem Glas unverfälſchten:

Ich bin mehr werth als du.

Dieſer erwiederte: ich vergleiche mich nicht mit dir, was ich werth bin, verdanke ich mir ſelbſt, was man für dich zahlt, dankſt du deiner Kunſtſchlechtheit, mit der man deine Naturſchlechtheit äuſſerlich unſcheinbar macht, aber innerlich verdoppelt.

Würde ſich doch dieſes Handwerk, die Naturſchlechtheit einer Sache mit dem Zuſatz einer Kunſtſchlechtheit noch zu verdoppeln, nur auf die Weine, und auf die Kellergeſchäfte beſchränken; aber dieſe Kunſt dehnt ſich auf Gegenſtände von der höchſten Wichtigkeit und von der höchſten Würde aus, die unglücklicherweiſe in Hände von Menſchen fallen, welche alſo durch Beimiſchung des Schlechten zum Schlechten, allem Schwachen vielſeitig einen Trugſchein des Starken, und allem Böſen einen Trugſchein des Guten beizufügen verſtehn.

31.

Das innwendige Toben.

Ich verachte jedermann, der innwendig tobet — ſagte Lebon.

Milo erwiederte: ſchweig' doch mit dieſer Lehre, bis du deine Lieblings-Bouteille geleert haſt. — Lebon öffnete eben eine Bouteille Champagnerwein.

Wer den Reiz zum Toben nicht in ſich ſelber und um ſich ſelber zu entfernen vermag, dem ſchaue ich zweimal in die Augen, wenn er zu mir ſagt, er verachte jeden, der wirklich tobet.

32.

Die Philoſophie des Auerhahns.

Als man den Auerhahn fragte: woher alle Uebel im Thierreiche entſpringen, antwortete er: Sie kommen nur daher, weil ſich die unvernünftigen Geſchöpfe alle einbilden, das Recht, ſich zu ſträußen und zu kollern, welches der große Jupiter unſerm Geſchlechte ausſchließend verliehen, ſey ein allgemeines Thierrecht.

Ich möchte faſt glauben, der Auerhahn habe zweierlei Arten von Menſchen gekannt, von denen die einen ſich einbilden, das Recht, ſich zu ſträußen und zu kollern, ſey ein ausſchließliches Recht der privilegirten Stände, die andern aber, es ſey ein allgemeines Menſchen-, es ſey ein Freiheitsrecht.

33.

Der Heerochs.

Der Heerochs war alt; ſeine Hörner waren abgeſtoſſen; ſein dicker Kragen hieng nicht mehr am breiten, mächtigen Nacken; ſein Fußtritt ſchwankte bey jedem Schritte, und Berg und Thal erſchallte nicht mehr von ſeinem mächtigen Brummen.

Kühe und Stiere gehen ihren Weg, wie wenn ſie niemand führte, und jedes Kalb meynt, es ſey ſo wohl und ſo gut zum künftigen Heerochs erkohren als jedes andere. Es iſt keine Ordnung mehr auf dem Berge, und es wird keine geben, bis unter der Heerde wieder ein Machtſtier erſcheinen wird, dem Kühe und Kälber von ſelbſt folgen, wo er nur hingeht.

Ohne Erneuerung der Naturkraft erhaltet ſich keine Ordnung unter den Thieren, noch viel weniger unter den, durch Verkünſtlung entnervten und abgeſchwächten Menſchen.

34.

Der alte Thurm.

Ein alter Thurm drohete ſeinen Einſturz; täglich fielen Ziegel und Steine von ihm herab.

Mißmuthig, daß er den ſchlechten Zuſtand ſeines alten Thurmes nicht mehr vor Fremden verbergen könne, ließ ſein armſeliger, ſpießbürgerlicher Bewohner alle Abende, was den Tag über von ihm herabfiel, wieder zuſammen leſen und an den Rand einer Nebenmauer anlegen.

Ein Nachbar, der es ſah, ſagte zu ihm: das wird dem Umſturz deines Thurmes nicht vorbeugen. — Er antwortete: ich weiß es wohl, aber ich muß doch einmal den Boden von dem reinigen, was von ihm herabfällt. Der Nachbar aber erwiederte noch einmal: das wird dem Thurme nichts helfen.

Er: Ich weiß auch das wohl, aber ſchweig' doch und plage mich nicht mit ſolchen Bemerkungen über mein Elend. Ich bin zufrieden, wenn es nur niemand ſieht.

Jetzt ſchwieg der Nachbar, aber ſah ihn mitleidig an. Dieſer verſtand den Blick und ſagte noch: ich bin zuletzt zufrieden, wenn ich nur machen kann, daß ich ſelber meine, es ſehe mein Elend niemand.

Fraget mich nicht, wer der Beſitzer dieſes alten Thurmes ſey, wenn ihr ihm auch ſchon ein Almoſen geben wolltet — ich darf es euch nicht ſagen.

35.

Die goldene Mittelſtraſſe.

Von meinen Mitthieren kleben einige an den Boden, andere verſteigen ſich in die Lüfte; ich aber will die goldne Mittelſtraſſe halten — alſo ſprach der Affe Minike, und betrat die Erde nicht mehr; er verſtieg ſich auch nicht in die Wolken; aber er brachte ſich mit einem Affenſprung von einem Aſte auf den andern.

Auch die Fledermaus meinte, ſie gehe die goldene Mittelſtraſſe zwiſchen den Vögeln und Säugethieren; aber Affen und Fledermäuſe ſind nicht geeignet, ſie zu betreten; nur Ruhe und Kraft vermag es, ſich auf ihr zu erhalten, Unruhe und Kraftloſigkeit führen in jedem Fall von ihr ab.

36.

Der Urſprung der Glocken.

Als der Schöpfer des Himmels die Chriſtus-Lehre zum tönenden Erze und zum Schemel ſeiner Füße gemacht, goß er von einem Theil ſeines Erzes für ſeinen Schemeldienſt klingende Schellen.

Seitdem rufen beym Mangel des lebendigen Geiſtes, der jeden einzelnen Chriſten mit der Chriſtusgemeinde als einen Bruder vereinigt, in allen Ecken und Enden groſſe Glocken auf hohen Thürmen den Nachkommen der geiſt-, kraft- und thatvollen Chriſten zu, ſich zu verſammeln, um noch die Worte des Glaubens und der Liebe zu hören, deren innern Geiſt und Kraft ſie ſo vielſeitig verlaſſen.

37.

Das Hahnen-Geſchrei.

Meiſter Erdwuſt: warum krähet der Hahn allemal, ehe du aufſteheſt?

Knecht Frohmuth: damit ich noch einen Augenblick als ein Menſch denken könne, ehe ich als ein Vieh arbeiten muß.

Dieſer Meiſter Erdwuſt ſagte auch einmal zu ſeinem Knecht, es ſey mit dem Ruhetag, den man den Sontag heiſſe, eine bloſſe Narrheit, wir haben ja in der Woche ſieben Ruhenächte.

38.

Der Thoren Recht.

Du ſagſt, es lohnt ſich nicht der Mühe, abzuwiegen, wer im Streite zwiſchen zwei Thoren und Schalken das gröſte Recht habe.

Es iſt vielleicht wahr; doch das iſt auch wahr; der ſchwächere Thor, wenn er von dem ſtärkern gedrückt wird, und der ſchwächere Schalk, wenn er von dem ſtärkern geneckt wird, hat auch bei dem Weiſeſten einen gerechten Anſpruch an ein wohlwollendes Verhör.

Die Kaltſinnigkeit, mit der viele Leute das Wort: es lohnt ſich der Mühe nicht — ſo leicht ausſprechen, iſt gar oft der Ausdruck einer groſen, innern Herzenshärte; den wahren Zuſammenhang dieſes Worts mit der Herzenshärte der Menſchen zu verbergen, möchten oft viele Leute, die gar nicht träge ſind, dieſes Wort als ein bloſſes Wort ihrer Trägheit paſſiren laſſen.

39.

Das Trinkglas und der ſilberne Becher.

Das zerbrechliche Trinkglas ſagte zum ſilbernen Becher: ſeitdem die Menſchen mich kennen, trinken ſie nicht mehr aus dir, alſo iſt klar, daß ich ihnen mehr werth bin als du.

Der Becher antwortete: ich laſſe dich das gerne ſagen, denn ich ſehe täglich von meiner Ruheſtelle hinunter, wie leicht du brichſt und wie leicht man dich, wenn du gebrochen, als unnützes Zeug, wenn du gleich noch Glas biſt, wegwirft.

So ſagte ein Schwächling im Hofglanz zu einem anmaßungsloſen, aber feſten Landedelmann: ein Leben, wie das deinige, hat in meinen Augen keinen Werth.

Darüber antwortete ihm der Landedelmann: das laſſe ich dich gern ſagen; ſelber mein Ahnherr war ſchon lange gewohnt, ſich in den Zeitungen zu merken, wie das Hofleben, dem du allein einen Werth giebſt, die Mauern der Schlöſſer untergräbt, in denen wir ſchon Jahrhunderte gelebt, und noch gerne viele Jahrhunderte leben möchten.

40.

Der Stern mit der Ruthe.

Gott ſchuf! — Millionen Welten wirbelten in neuen Sphären; Sonnenſyſteme floſſen in einem ewigen neuen Gang, wie Regentropfen in einer Rinne, nur ein kleiner Mond wollte ſtehen bleiben, wo er ſtand.

Da warf ihn der Engel der Schöpfung aus dem Kreislauf der Welten, und gebot ihm: Wandle du ewig im unermeßlichen Dunkel einen elenden Quergang, nie werde ein Menſch auf deinen Flächen geboren. Wenn du der Sonne dich näherſt, ſo leide in dir ſelbſt marternde Pein, und wenn du den vollendeten Welten erſcheineſt, ſo zeige dich ihnen als Irrwiſch. Jetzt geht der elende Erdball ewig ſeinen verworfenen Gang, nie wird ein Menſch auf ſeinen Flächen geboren; wenn er der Sonne ſich nähert, ſo leidet er in ſich ſelbſt marternde Pein, und wenn er den beſſern Welten erſcheint, ſo geſchieht es nicht anders, als mit der feurigen Ruthe, mit der er die elenden Halbweſen züchtigt, die im ewigen Quergang empfinden, daß ihr Mond beim Vorſchritte aller Welten hat ſtehen bleiben wollen, wo er damals ſtand.

41.

Der Kröten-Troſt.

Ein Land war zum Sumpf, alles, was darin lebte, mußte ſterben, Kröten und Würmer wandelten einzig auf ihm herum; nur auf einem Felſen lag noch ein Reh und ein Schaaf, jammernd des Todes erwartend.

Eine Kröte, die ſich unten im Sumpf blähete, quakte zu den leidenden Thieren hinauf: Was jammert ihr ſo! ſterbet in Gottes Namen, warum ſeyd ihr nicht Kröten geworden.

Kommt doch in unſere Stadt und wohnet bei uns, ſagte einſt ein Bürger einer Stadt, die ganz ominos Krotenburg hieß, zu einem Bauern, der ihm klagte, es ſey ſo viel Noth und ſo viel Armuth in ihrem Dorf, und man könne mit allem Fleiß und aller Arbeitſamkeit kaum das liebe Brod erwerben.

Nun, wie habet ihr es denn in eurer Stadt? erwiederte der magere Bauer. Der fette Bürger antwortete: Die Herren auf unſerm Rathhaus haben einen Gemeindſeckel, der ſo reich iſt, daß ſie jedem dummen Jungen und jedem Pflaſtertretter, der Bürger iſt, eine Pfrund geben können, und unſer Spital hat ſoviel Einkünfte, daß er die ganze Stadt mit Wein, Fleiſch und Brod verſorgen könnte, und er muß es thun, ſobald ein Bürger nur um eine Armenpfrund anhaltet. Und der magere Bauer antwortete dem dicken Bürger: ich möchte bei allem dem doch nicht

Bürger in eurer Krotenburg ſeyn. — Warum? warum? fragte der Bürger. Der Bauer aber ſchwieg, und ſagte ihm den Grund nicht, der darinn beſtand: Die Bürger von Krotenburg waren weit und breit in der ganzen Nachbarſchaft als die dümmſten und anmaßlichſten Tröpfe bekannt, die auf Gottes Erdboden herumgehen.

42.

Die aufgeopferten Steine.

Große Quaderſteine, die unter ein ſinkendes Schloß gebracht wurden, klagten der Mauer, daß ſie ihr alſo aufgeopfert werden.

Doch ehe noch dieſe antworten konnte, ſchrien die Hoffartsſteine der Fenſter und Thüren: Wir ſind die Prachtſteine des Hauſes, und wir wollen, daß man euch unter uns in den Sumpf lege. Was braucht es weiter? Wir wollen es alſo. — Aber die Mauer ſelber war billiger. Sobald ſie vor dem Gebrüll der Prachtſteine zu Rede kommen konnte, ſagte ſie zu den in Sumpf und Koth verſenkten Quaderſteinen: liebe aufgeopferte Steine! ich werde niemals vergeſſen, daß ihr, um mich vor dem Umſturze zu retten, unter den Boden gebracht worden ſeyd, und daß ich, ſo lange ich ſtehe, auf euch ruhen muß; indeſſen die Hoffartsſteine nur an meinem Rand kleben.

Dieſe Antwort freute die aufgeopferten Steine; ſie hatten ſie nicht erwartet, und antworteten: wenn nur die Hoffartsſteine, die nur deine Löcher ausfüllen und ſelber nichts tragen, mit ihrem wir wollen, wir wollen, das Maul hielten. Die Mauer oder vielmehr das ganze Schloß erwiederte ihnen, ich höre ihr anmaſſungsvolles Brüllen ſelber nicht gerne, aber ich vermag es nicht, ſie ſchweigen zu machen.

Sie ſetzte hinzu: es iſt, ſo lange die Welt ſteht, kaum irgend einer Kraft gelungen, dem Maulbrauchen der ſchwachen Eitelkeit Meiſter zu werden.

Das war übrigens noch eine Mauer von alter Art. Es gibt jetzt Mauren, und zwar hohe, groſſe Mauren, die von ihren Hoffartsſteinen ſo umſchlungen und ſo verblendwerket werden, daß ſie ſelber zu glauben ſcheinen, ſie ſeyen nur zur Unterſtützung und zum Behufe ihrer Hoffartsſteine da, und zu gar keinem andern Zwecke ſo hoch aufgethürmt worden.

43.

Aufmerkſamkeiten.

Graf Frickhart ſagte vom Bürger Frohmann: dieſer Menſch hat auch gar keine Aufmerkſamkeit, weder für das Intereſſe meines Standes, noch für die Gefühle, die demſelben eigen ſind.

Darauf antwortete Graf Ellwich: das kommt nur daher, weil du weder für die Intreſſen, die ſeinem Herzen, noch für die Gefühle, die ſeiner Natur eigen ſind, die geringſte Aufmerkſamkeit haſt.

Aber meinſt du, erwiederte Frickhart, es ſey an mir, mit dergleichen Aufmerkſamkeiten den Anfang zu machen?

Ellwich mußte lachen, kehrte ſich um und ſagte zu ſich ſelber: wie er iſt, hat er ganz recht, je ſchwächer ein Tropf iſt, je mehr muß er aus lieber Noth Aufmerkſamkeiten auf ſeine Erbärmlichkeiten fordern. Dieſer Frickhart war ein Schwächling, wo ihn die Haut anrührt; und bei ſolchen Leuten muß jeder kraftvolle Mann mit jeder Art von Aufmerkſamkeit auf Erbärmlichkeiten nothwendig den Anfang machen, wenn ihm etwas daran liegt, daß der andere es hintennach auch thue.

44.

Nur noch jezt nicht.

Die Woge ſchwoll, es war keine Rettung für das Dorf, als den Damm im Park zu durchſchneiden und ihn mit allen ſeinen Rebhünern, Rehen und Haſen den Wellen Preis zu geben.

Das Volk bat. Nur noch jezt nicht, erwiederte der Junker. Die Gefahr ward dringender. Das Volk kniete und bat: wir ſind mit Haus und Hof, mit Weib und Kind verloren, wenn ſie den Damm nicht durchſchneiden laſſen.

Aber der Junker liebte das Vieh im Park, und kannte das Volk im Dorfe kaum. Darum ſchien ihm auch ihre Bitte eine ſträfliche Unaufmerkſamkeit auf den Parkſchaden, den ihm die Durchbrechung des Damms zuziehen müßte. Er hielt deßwegen auch ihr Knien für eine unanſtändige Zudringlichkeit, ſchüttelte den Kopf darob und ſprach ernſt und unwillig: Nur noch jezt nicht — und noch einmal, nur noch jezt nicht war auf ſeinen Lippen, als der Damm brach, und Land und Park und Rebhüner und Menſchen mit einander verſchlang.

Der verhärtete Welt- und Thier-Sinn erkennt die Zeit und Stunde nicht, die zu ſeinem Heil und Frieden dient, und wenn ein altes Sprüchwort heißt —

45.

Die Affen-Beichte.

Dieſer Ochs weidet ſo ruhig, indeſſen wir, die wir doch von einem vornehmern Geſchlecht ſind, uns ſo unruhig herumtreiben müſſen.

Alſo ſagte ein Affe zu ſeiner Gemahlinn, da ein Ochs unter ſeinem Baum ruhig Gras fraß.

Dieſe antwortete: wir ſind freylich von einem vornehmern Geſchlechte, aber auch unendlich mehr Affen als vornehm.

Ich kannte einen Mann, der vom ganzen Menſchengeſchlechte ſagte: es ſey ein imitatorum servum pecus, und die Beichte dieſes Affenweibs ſcheint ihm ganz recht zu geben; indeſſen iſt in jedem Fall das Vornehmthun ſo im höchſten Grad gemeiner Thiere, wie die Affen ſind, das Lächerlichſte aber auch das Drückendſte in allen Formen, in denen die Armſeligkeit dieſes Thuns erſcheint.

46.

Was der Affe bei der Schlange gelernt hat.

Ein junger Affe ſtudierte lange und konnte nicht ergründen, was Beſcheidenheit ſey; endlich ſah er eine Schlange auf dem Bauche kriechen, und ſagte zu ſeiner Mutter: ſo ohne Hände und Füße ſich durch die Welt zu winden, das wird wohl Beſcheidenheit ſeyn.

Der gute Junge wußte nicht, wie leicht und wie hoch die Schlange ihren Kopf in die Höhe heben, und wie ſie ihren Leib zu einem Kameelrücken machen kann, wenn ſie ſich auf die Kraftſprünge vorbereitet, mit denen ſie nicht bloß ſchwache Affen, ſondern auch ſtarke Thiere mörderiſch anfällt, um den Demuthsbauch ihres kriechenden Leibes vollzuſtopfen. Glaube doch niemand, daß, wer Gift hinter ſeinem Zahn hat, und ſich bei ſeinem Kriechen gerne und leicht unſichtbar macht, demüthig ſey.

47.

Der Hunde Beſcheidenheit.

Als einſt der Löwe dem Hunde das Zeugniß gab: ich habe ihn immer beſcheiden gefunden, antwortete ein armer Eſel: er mag wohl beſcheiden ſeyn, aber er iſt es gewiß nicht gegen einen armen Eſel.

Als ich dem Schneider Mizli ſagte: Junker Großeug ſey ein guter Herr — antwortete er mir ebenſo: er mag wohl ein guter Herr ſeyn, aber gewiß nicht gegen einen armen Schneider.

Es iſt ein eigenes Ding mit dieſem Zeugniß der Beſcheidenheit, das ſich ein Hund von einem Löwen geben läßt. Ich denke kaum, daß irgend ein Thier mit einer guten Naſe einem ſolchen Zeugniß einen groſſen Glauben beimeſſen werde. Einmal unter den Menſchen würde man allgemein einem ſolchen Beſcheidenheits-Zeugniß eher glauben, wenn es von einem Schwachen und Armen einem Reichen und Starken, als wenn es von einem Reichen und Starken einem Schwachen und Armen gegeben würde.

48.

Der Plünderer und das Kloſtergut.

Als ein Plünderer den Abt Wyler fragte: wozu der Kloſterreichthum im Lande diene? antwortete ihm dieſer: es iſt am Ende doch immer gut, daß auch jemand der Lezte ſeye, den ihr plündert.

Und als ich einen Bauern fragte, wozu ein Steinhauſen diene, der vor ſeinem Haus lag, antwortete er mir: wird er mir weniger dienen, weil ich jezt noch nicht weiß, wozu ich ihn brauche?

Die Sparpfennige der Alten waren eine gute Sache, aber wir kennen ſie nicht mehr. Wie dieſe ihre Kraft anwandten, Sparpfennige zu beſizen, verwenden wir ſie auf die Kunſt, Schulden zu machen, und auf Ausgaben, die uns dazu nöthigen, ohne im geringſten einen Realwerth auf unſere Befriedigung zu haben.

49.

Der Thor, der Feuer ſucht.

Er las jede Kohle vom Boden und jeden erloſchenen Tocht vom Tiſche auf; damit verhütete er freylich keine Feuersbrunſt, aber er machte ſich täglich garſtige, ſchmuzige Hände.

Die Furcht iſt ein böſer Rathgeber, und es iſt ein Glück, wenn die Verirrungen, zu denen ſie die Menſchen hinführt, ihnen, wie dieſem Thoren, nur ſchmuzige Hände machen.

50.

Der Schiffer ohne ſeinesgleichen.

Ha, wie er auf ſeinem Meere fährt! es iſt mit tauſend Klippen beſäet, er ſegelt, wie wenn ſie nicht wären. Auch der Sturm iſt ihm nichts, er tanzt zwiſchen ſeinen Wellen wie ein Jüngling im Kreiſe hüpfender Mädchen. Er ſteuert zur Luſt um den gewaltigen Wirbel. Er fährt beym Queerwind gerade und beym geraden in die Queere. Er thut auf ſeinem Meere was er will. Er iſt weit und breit der Schiffer ohne ſeinesgleichen.

Dennoch bittet ſein Schiffsvolk alle Tage: Lieber Gott! gib uns einen Führer, der weniger geſchickt iſt. — Und geſtern fluchte ſein älteſter Bootsknecht: es iſt bei Gott beſſer, auch einmal zu erſaufen, als immer und immer nur zu rudern und zu klettern.

Dieſes rohe Wort des wilden Bootknechts hat doch etwas Wahrheit. Dem ſinnlichen, thieriſchen Menſchen behagt das einmal auch ſterben beſſer als immer und immer zu leben, um für nichts und aber nichts immer nur geplagt und gequält zu werden.

51.

Der Thor, der Feuer löſcht.

Er roch um Mitternacht Feuer, ſtand plötzlich auf und fand das Feuer auf dem Heerde in vollen Flammen und eine glühende Kohle im Stroh, das nahe am brennenden Heerd lag. Er löſchte das Feuer auf dem Heerde mit Geräuſch, und trat die glühende Kohle, um das Feuer zu löſchen, mit ſeinen Schuhen noch tiefer ins Stroh, das dann nach einer Stunde in Flammen ausbrach, und das Haus vollends verzehrte.

52.

Der Kutſcher, wie es deren viele giebt.

Ich will es durchſetzen und den Wagen auf dieſem und keinem andern Wege an ſeine Stelle bringen — alſo ſpricht Nilſon und fährt eine Weile zwiſchen Wand und Wellen einher. Er drängt ſich feſt an den Felſen; aber die Pferde ſind wund und der Wagen leidet Noth. Doch es geht. Jetzt muß er ſchwenken, der entſcheidende Augenblick iſt da; es geht nicht; der Wagen muß zu tief in den Strom; ich ſehe es; es geht nicht; ich ſehe es, bey Gott, er ſchwenkt nicht einmal gut; der Wagen iſt hin — und er — thut, was gut iſt und frommt, um nicht zu ertrinken.

Was ſollte er anders? Der Wagen war ja nicht ſein, er war ja nur Kutſcher und hatte einen guten Herrn. Er gieng ſo naß als er aus den Wellen kam, heim; ſein Herr hatte Mitleiden mit ihm, und er bekam ſeinen Abſchied, wie Viele, die als Staatskutſcher mit ihren Staatswagen ſtark und frech einherfahren und lange durchſetzen, aber am Ende überſchwenken und dennoch oft nicht einmal ihren Abſchied begehren müſſen.

53.

Stoffels Brunnen.

Als des eiteln armen Stoffels Hausbrunnen beinahe abſtund, befahl er ſeinem Knecht:

Wenn niemand um den Weg iſt, ſo ſtopfe die Röhre, wenn aber ein Fremder durch den Hof geht, ſo laſſe ſie laufen.

Der Knecht antwortete: damit wird der Brunnen immer ſchlechter, und ich kann weder zur rechten Zeit tränken, noch zur rechten Zeit ſchöpfen.

Der Meiſter erwiederte: ich will für einmal alles lieber, als daß mein Herr Nachbar merke, daß mein Brunnen ſchlecht iſt.

Man ſollte nicht glauben, wie viele ſolche eitle Gimpel es in unſrer Zeit giebt.

Ganz neulich ſagte in meiner Gegenwart eine ſolche Gimpelmutter zu ihrem Kinde: mach' doch in allem, was du thuſt, daß es auch eine Art hat. — Aber wie muß ich das machen, fragte das Kind. Die Mutter erwiederte:

Ich will es dir ſagen; in allem was du thuſt, mußt du immer darauf ſehen, daß niemand merke, was du damit ſucheſt, und dir niemand anſehe, was du dabei denkeſt.

Das verſtand ein Hummel vom Dorfe vortrefflich; er ſagte auch ſeinem Vertrauten es gerade heraus: wenn er einen Burſchen, den er haſſe, auf der Mücke habe, und ihn ſicher zu Grunde richten wolle, ſo ſei er Jahr und Tag freundlicher mit ihm, als mit keinem andern im Dorfe.

54.

Löwe und Reh.

Der Löwe meinte, das Reh ſollte in jedem Falle ſtille ſtehen, wenn er rufe.

Aber das Reh antwortete ihm: der große Jupiter hat das meinem Herzen verboten, wie dir das Gras freſſen.

Jupiter hatte ſehr recht; ſonſt würde es gewiß dahin kommen, daß auch die Mäuſe den Katzen ſtill ſtehen müßten, wenn ſie nur miauten.

55.

Roßfliege und Horniß.

Die Roßfliege wollte den Rang vor der Weſpe; damit ſie ihn bekomme, gieng ſie zu der Horniß in Dienſt, und lekte dieſer den Angel im Leibe, der ihr zu Zeiten wehe thut.

Es macht mich nichts ſo ſehr lachen, als wenn ich ſolche Roßfliegen ſehe, die ſich im Dienſte einen höhern Rang zum Nachtheil kraftvollerer Männer, die dieſen Rang verdient haben, durch Niederträchtigkeit zu erſchleichen gewußt. Ich kann nicht verhehlen, die Roßfliege und ihr Verdienſt um die Horniß kommt mir in dieſem Falle dann immer in Sinn.

56.

Kanz und Adler.

Als die Vögel einen Kauzen aushöhnten, ſagte ihnen ein zuſchauender Menſch: dem Adler, dem Adler ſolltet ihr euren Unwillen alſo zeigen!

Die Vögel erwiederten: wir wiſſen wohl, daß der Adler viele von uns frißt; aber wir verſpotten den Kauzen nicht, weil er uns frißt, ſondern weil er wie ein Narr Augen macht, wenn er uns anſchaut.

Die Vögel hatten Recht. Es kann Jemanden, der weiß, was die Augen im Menſchenkopf bedeuten ſollen, nichts widrigers ſeyn, als von Jemand mit Nachteulenaugen angeguckt zu werden.

57.

Gauch und Käfer.

Ein ſchwarzer Käfer warf dem Gauch vor: er ſtinke. Aber dieſer antwortete ihm: ich bin doch ſchöner als du, und wenn mich einer geſehen hat, ſo bedarf er eben nicht noch an mir zu riechen.

Es ſind ſehr viele Menſchen, denen es wie dieſem Gauch behagen würde, wenn man das, was ſie ſind und thun, nicht mit allen fünf Sinnen beachten dürfte, ſondern ſelbiges mit einem einzigen und zwar mit dem geſetzlich dafür Beſtimmten thun müßte.

58.

Löwen-Schwäche, Stieren-Art und Fuchſenliſt.

König Löwe wollte einmal allein brüllen, und verbot allem Vieh und namentlich den Stieren, jemals einen Laut, der dem ſeinigen gleichſcheinen könnte, von ſich hören zu laſſen.

Aber es war den Stieren nicht möglich, den alten Laut ihres Rachens zu unterdrücken; wo ſie immer glaubten, der Löwe ſey nicht um den Weg, da brüllten ſie forthin, wie ſie von Alter her thaten und wie es ihre Natur mitbringt.

Darüber zürnte der Löwe; er faßte ein Paar der ſtärkſten beim Horn, und warf ſie in eine dunkle Grube.

Aber als die Gefangenen heilig verſprachen, nicht mehr zu brüllen hatte der Löwe Mitleiden mit ihnen und wollte ſie loslaſſen. Aber der Fuchs mißrieth ihm das und ſagte: du kannſt den Stieren das Brüllen unmöglich ganz abgewöhnen, ohne ſie durch das Entſetzen deiner Standhaftigkeit überall ſtumm zu machen.

Der Fuchs hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, ſo erwachte in der milder gewordenen Seele des Löwen der alte, böſe Sinn der blinden Regierungsſtandhaftigkeit, den Fuchſenſeelen ihm ſchon in ſeiner Unmündigkeit eingeflößt haben. Und die armen Stiere mußten im Gefolge dieſer böſen Regierungsſtandhaftigkeit im Loch verrecken.

Es iſt ewig Schade, wenn brauchbare Thiere um ſolcher, von Füchſen herkommenden, Einflüſterungen in Löchern verrecken müßen.

59.

Der Richter in der Sache ſeines eigenen Bratens.

Warum friſſeſt du mich nicht ohne dieſe Marter? alſo ſagte ein Käfer zur Dornelſter, die ihn an der Hecke geſpießt bratete. Dieſe antwortete ihm: was kann ich dafür, daß du ein rohes und verderbtes Fleiſch haſt? und bin ich Schuld daran, daß du mir beſſer ſchmekſt, wenn du gebraten biſt, als wenn ich dich roh freſſe. Sie ſezte hinzu: es iſt mir, wenn ich dich brate, gar oft noch recht leid, daß ich ſo lange warten muß, bis ich dich freſſen kann.

Ein Zeiſig, der auch in der Hecke hüpfte, ſagte zu ihr: du könnteſt ihn ja tödten, und dann hernach braten. Aber die Elſter erwiederte: was macht mir das, wenn er zappelt, ſo lange ich warten muß.

Das Menſchenverderben, zu der das Raffinement der Kochkunſt unſerer Zeit vorzüglich gehört, iſt unmenſchlich; aber daß dieſes böſe Raffinement auch ins Thierreich eingegriffen, und ein Vogelherz in dem Grad verhärtet, als ich ſehe, daß es bei dieſer Elſter der Fall iſt, das hätte ich doch nicht gedacht.

60.

Der Gutsherr und ſein Erblehnsträger.

Auch du biſt von dem Geiſt der ungenügſamen Zeit angeſteckt, du haſt dein Leben wie unter meinem Ahnherrn und biſt nicht zufrieden — alſo ſagte ein Gutsherr zu ſeinem Lehnträger. Dieſer antwortete: Euer Gnaden verzeihen, man iſt mir freilich die Erbpacht auf den Fuß ſchuldig, wie meine Vorfahren dieſelbe beſaßen, aber ich genieße dieſelbe bei weitem nicht alſo. — Wie das? fragte der Graf, und der Lehenträger erwiederte: Euer Ahnherr ließ meinen Vorfahren das Gut anſpruchlos ohne Herrenprunk und ohne Eitelkeitsfragen als ein Baurengut anbauen, und Korn und Wein auf das Höchſte treiben, davon hatte die Erbpacht die Hälfte; Euer Großvater legte den großen Schloßgarten, den neuen Lindenplatz und den Fiſchteich an; ſo viel gieng von Korn und Weinbau ab. Euer Vater ſchlug den Haſenberg zur Jagd ein; das gieng wieder von Korn und Weinbau ab, und Euer Gnaden fodern jetzt ſieben Aecker zu Schattengängen und Erlenwegen, dieſe werden wieder von Korn und Weinbau abgehen; wie können Sie alſo ſagen, ich genieße das Leben, wie meine Vorfahren unter eueren Ahnherren? Nein, gnädiger Herr! die immer ſteigende Eitelkeit des herrſchaftlichen Tons machen es geradezu unmöglich, daß ſich irgend ein Rechtsverhältniß zwiſchen der Herrſchaft und den Untergebenen rein erhalte.

Der Graf war ein edler Mann; er ſchlug dem Pächter auf die Schulter und ſagte: ich danke dir, daß du mir die Wahrheit geſagt haſt; ich glaubte, du ſeieſt vom Geiſt der ungenügſamen Zeit angeſteckt, aber du haſt mir gezeigt, daß ich es ſelber bin.

* * *

Ich weiß, tauſend Edelleute fühlen und denken im Innerſten ihres Herzen ebenſo menſchenfreundlich als dieſer, aber es iſt ein Unglück, daß es in den Häuſern der meiſten ſeit ihrer Väterzeiten zur Uebung geworden, mit ihren Lehenleuten nicht von Angeſicht zu Angeſicht, ſondern blos durch Mittelsperſonen zu reden (gewohnt ſind). Wahrlich das von Angeſicht zu Angeſicht einander ſehen und von Mund zu Mund mit einander reden, iſt zur gegenſeitigen Erkenntniß der Wahrheit, ſo wie zu gegenſeitiger Belebung der Menſchlichkeit und Liebe nothwendig. Aber hierfür ſollte der Große den Kleinen ſuchen, der Kleine darf den Groſſen nicht immer ſuchen, und wenn er es thun will und thun muß, ſo iſt er ſelten ſo glüklich, ihn zu finden.

Der Mittelmann, der als Amtmann gewohnt iſt und ſeinen Vortheil dabey findet, an ſeiner Statt mit dem Erbherrn zu reden, findet in jedem Falle Mittel und Gelegenheit, den armen Dienſtmann daran zu hindern und ihm das Glück und den Segen zu rauben, den ihm das Recht, mit ſeiner Herrſchaft von Angeſicht zu Angeſicht reden zu können, gewähren würde.

61.

Hirſchenhorn.

Ein Menſch, der noch wenig Thiere geſehen hatte, kam plötzlich in einen Thiergarten, und ſtaunte über die Pracht der zahmen und wilden Geſchöpfe; aber das Horn des Hirſchen gieng ihm über alles, er ſagte zum Wärter: die Natur hat dieſes Thier gewiß zum König der Thiere beſtimmt. Warum meinſt du das? fragte ihn der Wärter. Der Neuling im Thierreich antwortete: ſein mächtiges Horn zeugt von unermeßlicher Kraft. — O nein, erwiederte der Wärter, es iſt nur ein ſchwülſtiger Auswuchs ſeiner mittelmäßigen Kraft.

Neuling. Ich hielt es für eine Naturkrone, die alle Thiere als das über ſein Haupt emporſtrebende Zeichen ſeiner allgemeinen innern Kraft anerkennen und reſpektiren müßen.

Der Wärter erwiederte: die Kraft der Hirſche liege weſentlich in ihren Beinen, und dieſe brauchen ſie vorzüglich zum Fliehen, wenn ſie auch nur einen kleinen Hund bellen hören.

Ein alter Soldat, der dieſe Erzählung über das Hirſchenhorn und die Hirſchenkraft hörte, ſagte darüber: ich kenne ein Leibregiment, das auf der Parade ſich auch ſeiner Kleidung, aber auch in der Schlacht im Fliehen auszeichnete, wie der Hirſch mit ſeinem Horn und mit ſeinen Beinen.

62.

Die undankbare Henne.

Freſſe ich dich, ſo bin ich morgen wieder nüchtern, laſſe ich dich leben, ſo legſt du mir täglich ein Ey — alſo ſprach Reinecke, der ſchlaueſte der Füchſe, da er eine Henne gefangen; er raufte ihr nur das Gefieder aus den Flügeln, und zeichnete ſie ein wenig mit einem Biß am Beine; dann ließ er ſie leben und fütterte ſie reichlich; aber es war der Henne nicht wohl beym Futter des Fuchſen; ſie legte wenig Eier, brütete keine Jungen, und hieng täglich den Kopf; ihre federloſen Flügel machten ſie traurig, und der Biß am Beine machte ſie hinken. Ein Eſel, der in der Freiheit herumgieng, und die Henne alſo im Fuchshofe den Kopf hängen ſah, ſagte zu ihr: y—ah —y—ah— du biſt doch ein unglückliches und undankbares Geſchöpf, daß du ſo wenig Zutrauen zeigeſt zu deinem Wohlthäter und väterlichen Erhalter! y—ah—y—ah— es iſt auf der ganzen Erde nicht möglich, daß ein Fuchs edelmüthiger an einer gefangenen Henne handle, als Reinecke an dir thut. — Die Henne erwiederte: ich glaube wohl, jeder Eſel, den ein Fuchs in ſeiner Hofſtatt wie dieſer mich fütterte, würde gar wohl damit zufrieden ſeyn, ich aber bin kein Eſel; ich möchte jährlich gerne eine Schaar Junge auferziehen, und laſſe meine Eier mir nicht gern alle Morgen im Neſt auffreſſen.

Die Henne hatte wahrlich Recht, und ein Eſel iſt ganz ſicher kein guter Richter über die Dankbarkeit, die eine Henne dem Fuchs, der ſie in der Gefangenſchaft füttert, ſchuldig iſt.

63.

Die reiche Quelle.

Glück auf! ſagte der Berg Gott und die Quelle war zehnfach reicher; aber ſie ſollte forthin durch die Röhre laufen, die für das zehnfach ſchwächere Waſſer gemacht war.

Das konnte ſie nicht, und ſagte zu ihrem Meiſter: mache mir jetzt eine größere Röhre.

Dieſer antwortete: biſt du nicht vergnügt mit deinem Reichthume, warum willſt du jetzt noch eine Röhre?

Die Brunnquelle erwiederte: ich will eine, damit ſich mein Waſſer nicht unnütz verſchütte.

Aber der Meiſter ſchalt ſie, und ſagte: ich kenne dich als ein ungenügſames, unruhiges, immer weiter greifendes Weſen, aber darum mußt du dich auch mit deiner alten Röhre behelfen. — Jetzt behilft ſie ſich wirklich damit, aber ſie verſchüttet nun auch neun Zehntheile ihres Waſſers, und um ſie her iſt ein ewiger Koth.

Thoren ſinds, die dem Volk in einem Lande großen Reichthum und großen Ueberfluß wünſchen, in welchem die Bildungsmittel, durch die es allein zu dem Willen und zu der Kraft, einen guten Gebrauch von ſeinem Ueberfluſſe zu machen, erhoben werden kann, allgemein mangeln.

64.

Das Veilchen und die Steinblume.

Als man Hanſen fragte, warum er das Veilchen auf den Miſt werfe, und hingegen gelbe Stinkblumen in ſeinen Garten pflanze? antwortete er: es ſieht ja das elende Veilchen kein Menſch, meine gelbe Blumen aber ſcheinen in alle Gaſſen.

Als ich den Schulmeiſter in.... fragte, warum er ein Kind, das mir beim erſten Augenblick als eine dumme Gans in die Augen fiel, als das erſte oben an ſetze? antwortete er: es kann wirklich das alles vollkommen, was ich kann. Und auf die Frage: warum er ein anderes, das mir ſehr lebendig vorkam, untenan ſetze, und warum es Thränen in den Augen habe? antwortete er mir wieder: Es iſt ein Unglück mit dieſem Kinde, ich verſtehe nicht, was es meint, und es begreift nicht, was ich ihm erkläre. Er ſetzte noch hinzu: die ganze Kirchhöre bewundert das Erſte, und dieſes geſchickte Kind hat mir ſelber geſagt, das andere Kind werde noch ein Narr werden. Es iſt auch kein Kind in der Schule, das dieſes nicht glaubt. Ich ſchüttelte den Kopf, der Schulmeiſter, der dieſes ſah, ſagte darnach: wenn ich es brav ſtrafe und zu Schanden mache, ſo kann ich, wills Gott, auch noch etwas in es hineinbringen.

65.

Der Eſel, der vom Fuchs herkommt.

Ein Eſel bat einen Schäfer um ein Nachtlager. Dieſer erlaubte es ihm gern, aber ein Hund beroch den Eſel, und fand, daß er eben von einem Fuchs herkomme; da ſchlug ihm der Schäfer das Nachtlager ab.

Wo Füchſe um den Weg ſind, da muß man keine Eſel zu Rathgebern wählen, Haushunde mit guten Naſen ſind in dieſem Falle brauchbarer.

66.

Der Luchs.

Der Luchs rühmte ſich vor allen Thieren ſeiner mittelmäßigen Kraft und ſeines ſtarken Auges.

Ein Mann, der es hörte, antwortete ihm: du haſt nur zu viel Aug' für deine mittelmäßige Kraft. Der Luchs glaubte das nicht und ſagte: mein ſtarkes Auge iſt beſtimmt, das, was ich bei der Mittelmäßigkeit meiner ſonſtigen Kraft vorzüglich bedarf, zu erſetzen.

Der Mann ſtaunte einen Augenblick ob dieſer Antwort, und ſagte dann: ich fühle, du ſagſt eine große Thierwahrheit; aber für die Menſchen iſt das Gleichgewicht der Kräfte der Probeſtein der Zuverläßigkeit jeder einzelnen derſelben.

67.

Der Nebelmacher.

Ein Sylve gab ihm das Geheimniß, ſich in einen undurchdringlichen Nebel einzuhüllen.

Alſo gieng er unter ſeinen Mitbürgern einher; aber ſein Geheimniß kam ihm aus; man hieß ihn allgemein den Nebelwandler.

Das machte ihn nicht betroffen; er behauptete kühn, der Nebel ſei nur in den Köpfen ſeiner Mitbürger, die träumen ſich Schatten um ihn her, indeſſen er im Licht wandle, das ſie mit ihren dicken Köpfen nicht zu erkennen vermögen.

Mit dieſer Kühnheit brachte er es mit Zeit und Geduld endlich dahin, daß ſeine Mitbürger jezt allgemein glauben, die Kunſt des Nebelmachens gehöre zu den Weisheits- und Kraftsmitteln ſeines Amtes, und auch ſie können nur dadurch auf den Standpunkt einer höhern Aufklärung gelangen, wenn ſie an der Kunſt des Nebelmachens, ſo viel es ihnen immer möglich, auch Mitantheil nehmen.

Ein Mann, der die Geiſtesbildung des Volkes in einem hohen Grade fürchtete und ſogar bei der Herzens- und Berufsbildung es mit der Goldwage abgemeſſen wünſchte, ie weit man beim Volk darin gehen dürfe, redte doch alen böſen Künſten des Nebelmachens das Wort, ob es gleich hm manchmal ſelber darob angſt ward, das immer vorhreitende Raffinement an den Künſten des Nebelmachens önnte am Ende auf eine gefährliche Art auf die Befördeung der Volksaufklärung, die er ſo ſehr fürchtete, einwirken.

68.

O du heilige Einfalt.

O du heilige Einfalt! — ſagte Huß, da ein ſchwacher, alter Bauer noch eine Bürde zu dem Scheiterhaufen, auf dem er verbrannt werden ſollte, hinzutrug; und auch ich ſage oft: die Einfalt iſt heilig; aber wenn ich den Fiſch an jedem Angel anbeißen, wenn ich die Henne vor dem Fuchsloch ſcharren, weiden, wenn ich die Kühe für den Küher melken, und das Schaaf für den Metzger fett machen ſehe, ſo lobe ich mir den Mann, der das Wort: Seid einfältig wie die Tauben an das zweite: ſeid klug wie die Schlangen, angeknüpft, und beide unzertrennlich miteinander verbunden.

69.

Die alte Mauer und das Bürgerhaus.

Eine alte Mauer verachtete das Bürgerhaus, das man auf ſie baute und ſagte zu ihm: ich ſtand ehemals unter einem Schloſſe. Das Haus antwortete ihr: das iſt wohl wahr, aber es iſt auch wahr, daß die Ueberreſte deiner zerfallenen Hoheit mich, wie ich jetzt bin, inwendig und auswendig verunſtalten, und für meine Bewohner ein ewiges Hinderniß in allem dem ſind, was ſie jetzt als ihnen bequem und angenehm ſuchen.

Das Alterthum war freilich in weſentlichen Rückſichten erhaben und groß, aber alles Irdiſche und Menſchliche, wenn es auch noch ſo erhaben und groß iſt, zerfällt mit der Zeit, und alles, was einmal bis zur Unbrauchbarkeit zerfallen, dürfen wir, wenn es auch ehemals noch ſo groß und noch ſo erhaben geweſen, nicht mehr in ſeiner zerſtörten Geſtalt, wir dürfen es dann nur noch in dem ewig lebendigen Geiſt ſeiner innern Würde und Größe zurückwünſchen und zu erhalten ſuchen.

70.

Der Löwe, die Schlange und der Teufel.

Der Löwe ſtritt einſt mit der Schlange, wer von beiden eines höhern Geſchlechts ſeie? Der Löwe ſagte: der groſſe Jupiter ſchuf mir hinter meinem Rachen eine ſorgenfreie Bruſt. Die Schlange antwortete: und mir gab er eine Kraft zu tödten, die keinen Schein hat, und eine Wohnung, zu welcher niemand kommen kann. — Der Teufel hörte ihr Geſpräch, und ſagte zu ſich ſelber: bei meiner Hölle, wenn die Kräfte, die in dieſen zwei Thieren liegen, in einem einzeln vereinigt wären, ich hätte vor dieſem faſt ſoviel als nichts zum Voraus.

Ein Mann, der dieſes Geſpräch hörte, ſagte: wenn der Teufel dieſe doppelte Thierkraft unter den Menſchen geſucht hätte, ſo hätte er ſie hie und da ganz gewiß vereinigt gefunden. Er ſetzte dann noch hinzu: aber Gnade Gott einem jeden Menſchen, der unter die Hände einer dieſer vereinigt gedoppelten Thierkraft zu fallen, das Unglück hat.

71.

Das Gras unter der Eiche.

Das Gras unter einer Eiche ſagte einſt zu ſeinem ſtolzen Obdach: ich gedeihe in Feld und Wieſen nirgends ſo ſchlecht als unter dir.

Sein Baum antwortete ihm: darum biſt du auch Eichengras, und es geht dich gar nichts an, wie das Feld- und Wieſengras ausſieht.

Nun doch, ſagte das Eichengras: wenn einmal der Bauer dich umhaut, ſo kann er dann, wenn er will, mich doch auch zu Feld- und Wieſengras machen.

Die Eiche aber meinte, es habe noch nie ein Bauer eine hohe Eiche darum niedergehauen, damit das Gras, das unter ihrem Schatten ſerbte, fettes, hohes und blühendes Wieſengras werde. Die Eiche mag im Allgemeinen Recht haben, doch könnte es auch Ausnahmen geben; es könnte Umſtände geben, daß dem Bauer fettes grünendes Gras mehr dienen könnte, und ſogar, daß er es weit mehr nothwendig hätte, als den gröſten eicheren Kloß.

72.

Wieder die Eiche und das Gras.

Gleich morgens ſagte die Eiche zu ihrem Bodengras: du biſt undankbar, daß du den Segen meiner Herbſtblätter, die ich alle Jahre wie ein Winterkleid auf dich lege, nicht anerkennſt.

Aber das Gras antwortete ihr: du nimmſt mir mit Stamm und Gipfel mein Recht an Sonne, Thau und Regen, und mit deinen Wurzeln meinen Anſpruch an die Nahrung des Bodens, in welchem ich ſtehe; laß jetzt das genug ſeyn, und plaudere mir nicht noch von dem Allmoſen des Winterkleides, das du um deiner Wurzeln willen, auf mein Elend zu legen, genöthigt biſt.

So, ſo, die Eiche wollte noch Dankbarkeit von dem Graſe, das unter ihrem Schatten zu ſerben gezwungen war. Dieſe Anmaßung iſt faſt ſo ſtark, als die Anmaßung des Dei's von Algier, der von ſeinen Sclaven noch fordert, ſie ſollen bei dem Unrecht, das ſie in der Sclaverei leiden, ihm dennoch für den Schutz danken, den ſie dadurch genießen, daß ſie die Luft *ſeines* Reichs einathmen und ſich an der Sonne *ſeines* Reichs wärmen dürfen.

73.

Noch einmal die große, harte Eiche.

Da ſich das Bodengras alſo mit Scheingründen nicht beruhigen ließ, ſträubte der Baum ſeine Aeſte gegen den Himmel, und ſagte zu Sonne, Thau und Regen: ich muß jezt noch Schuld ſeyn, daß ihr dem Bettlergras nicht alles thut, was es gerne hätte!

Dennoch ſchien Sonne, Thau und Regen über dieſen Gegenſtand nicht mit ihr gleich zu denken. Die Sonne, die in ihrer Himmelshöhe dem großen Jupiter näher ſtand, dachte nicht daran, daß etwas auf Erden anders ſeyn ſollte, als *er* es gemacht hatte. Aber der milde Thau und der naſſe Regen ſchienen faſt ſich untereinander in Zweifel zu fragen, warum doch Jupiter die Eiche ſo groß und Millionen Gräſer ſo klein geſchaffen. Aber der hohe Jupiter donnerte jezt, den milden Thau und den naſſen Regen zu belehren, vom hohen Himmel hinunter. Alles Gras der Erde, das Kleingras eben wie das Großgras, iſt gleicher Natur. Wenn es tiefe Wurzeln ſchlägt und wohl genährt iſt, wird es ſchwülſtig, anmaßlich und eine Schmarozerpflanze gegen ſein Nebengras, eben wie die Eiche gegen das Bodengras, das unter ſeinem Schatten wächſt, dieſes auch iſt.

74.

Der veraltete Kuhfelſen.

Die Zeit hatte den Felſen, unter welchem die Heerden Jahrhunderte bei Sonnenſchein und Regen ſich ſchützte, mürbe gemacht.

Jetzt fallen täglich Steine von ihm hinab auf die weidenden Stiere und Kühe, darum ſcheuen dieſe jetzt allgemein den ihnen ehemals freilich lieblichen Ruheplatz.

Aber der alte Hirt, der nur am linken Ohr hört, und am rechten Auge blind iſt, meint, die Heerde ſei von böſen Leuten verzaubert, und die Kühe und Stiere ſcheuen den ihnen ehmals ſo lieben Ruheplatz nur darum, weil ſie von Leuten, die ihm übel wollen, dafür bearbeitet worden ſeyen.

Es iſt ſchlimm, wenn ſolche alte Schutzfelſen von Kühen und Stieren mürben und faulen, aber noch ſchlimmer iſt es, wenn dergleichen Kühheerden ſo blind werden, daß ſie das Mürbewerden derſelben nicht mehr ſehen, und ſo taub, daß ſie die auf Kühe und Kälber herabfallenden Steine nicht mehr hören.

75.

Zwo Weiden.

Die eine war gut, aber des Tages kränkten grinzende Affen die weidenden Thiere, und des Nachts laureten braune Füchſe auf ihr Leben.

Die andere war mager und ſchlecht, aber kein Affe kränkte die weidenden Thiere, und kein Wolf und kein Fuchs lauerte auf ihr Leben.

Als die Schaafe beides erfahren, baten ſie den Hirten: lieber Vater! führ uns doch nie mehr auf dieſe fette Weide, wenn wir ſicher und ungekränkt ſeyn können, ſo wollen wir wahrlich lieber ein wenig hungern, als unter Unſicherheit und Kränkung uns täglich vollfreſſen.

Heil dem Volke, das von Armuth und Reichthum Erfahrungen gemacht hat, die dieſer Schaaferfahrung gleichen; und tauſendmal Heil dem Hirten, der die Herzensſprache aller guten Schaafe, die dieſe Erfahrung ausdrückt, würdiget.

76.

Der unglückliche, verirrte Menſch.

Ich wollte lieber ſieben Tage und ſieben Nächte zu Fuſſe gehen, als noch einmal alſo eine Nacht auf einem Schiff fahren, ſagte Lebon, da er einmal in einem Marktſchiffe zwiſchen Waaren und Vieh eingepackt, ſich krumm und lahm lag.

Darüber zürnte der Schiffmann und ſagte zu allen Schiffleuten im Lande: Lebon ſei ein allgemeiner Läſterer der Seefahrer, und erlaube ſich, wenn er ein Schiff betrete, Reden und Thaten, die nicht nur in einem jeden Schiffe Unordnung veranlaſſen, ſondern auch dabei den Zorn der Götter dahin reitzen müſſen, daß ein ganzes Schiff um ſeinetwillen mit Maus und Mann in den Abgrund verſinken könnte.

Die ganze Zunft der ſchifffahrenden Brüder kreuzigt und ſegnet ſich nun ob dem unglücklichen verruchten Menſchen, dem Lebon, und wo er von nun an ein Schiff betreten wollte, da war allenthalben nur eine Sprache: vor einem Menſchen, wie du biſt, muß man ſich auf dem troknen Boden hüten, geſchweige auf dem gefährlichen Waſſer.

Die Folgen eines, in Gegenwart ſchwacher und böſer Menſchen ausgeſprochenen, unvorſichtigen Wortes führen oft unglaublich weit. Ein Satan von Menſchen, der das wohl wußte und zu Zeiten teufliſch benutzte, ſagte in einem Augenblick, der mir ewig unvergeßlich ſeyn wird, zu jemand in meiner Gegenwart: Wenn du einen Menſchen auf den Tod haſſeſt und ihn, es mag koſten, was es will, zu Grund richten willſt, ſo paſſe ihm, wenn es ſeyn muß, Jahr und Tag auf, bis er, ſei es auch im hinterſten Winkel ſeines Hauſes, etwas geredt oder gethan hat, deſſen er ſich ſchämen müßte, wenn es ihm auskäme. Er ſetzte hinzu: Es iſt kein Menſch, dem nicht mit Zeit und Gelegenheit ſo etwas entwiſcht, und ſagte dann weiter, biſt du ſo glüklich, es ausgeforſcht und ihn darob ertappt zu haben, ſo biſt du deines Feindes Meiſter, du kannſt ihn von nun an an dieſem Faden hinbringen, wo du ihn nur immer hinführen willſt. Je bräver und gutmüthiger er ſonſt iſt, jemehr wird er ſich fürchten und thun, was du in der Welt willſt, damit ihm ſeine Schande nicht auskomme.

77.

Der Stein aus der Höhe.

Ein kleiner Stein, der aus der Höhe mir auf den Kopf fällt, kann mich tödten, indeſſen ich einen hundertfach ſchwerern, der auf dem Boden liegt, ſpielend auf meiner Hand trage — das antwortete Edwich dem Hummel, der ihm zumuthete: er ſolle ein drohendes Wort eines böſen und gefährlichen Mannes, der aber dabei beeidigt und ein Vorgeſetzter war, aufnehmen, wie wenn ein Anderer gemeiner Nachbar es zu ihm geſagt hätte.

Edwich konnte dieſen Rath ſich um ſo weniger gefallen laſſen, weil der Hummel auch ein ſchlechter Mann, auch beeidigt und auch Vorgeſetzter war. Sonſt möchte ich es auch mit den Drohworten eines Großen, oder eines Großſprechers, nicht eben ſo ſchwer aufnehmen, ich fürchtete in jedem Falle das Stillſchweigen eines Großen, der mich haßt, weit mehr als ſeine lauten, böſen Worte.

78.

Hühner, Adler und Mäuſe.

Die Hühner rühmten ihr Geſicht, und ſagten ſelber zum Adler: auch das kleinſte Korn liegt heiter vor unſern Augen. — Arme Hühner! erwiederte dieſer, das erſte Kennzeichen eines guten Geſichts iſt dieſes, von allem dem nichts zu ſehen, was euch in die Augen fällt. — Alſo ſagten auch die Maulwürfe: Die ſchreckliche Sonne iſt der Tod alles Lichts, und es iſt nur unter dem Boden recht heiter. — Alle Mäuſe gaben ihnen Beifall, und eine jede betet täglich zum großen Jupiter: bewahre uns vor dem Blendwerk der Sonne, und erhalte uns das milde Licht unſerer Löcher von nun an bis in Ewigkeit.

Die vielerley Arten von Menſchen, die bey der Nacht und bey dem Nebel, der ſie umhüllt, mit Blendlaternen herumgehn, und dabey glauben, ihre Blendlaternen ſeyen helles Sonnenlicht, kommen zu Zeiten auch in den Fall dieſer Maulwürfe und Fledermäuſe.

79.

Bach und Garten.

Ein Bach, der die Wieſen des Dorfs wäſſerte, machte die Grienwege im Schloßgarten kothig, darum ließ ihn die Herrſchaft abgraben.

Jetzt macht er freilich keine Ecke der Spaziergänge im Schloßparke mehr kothig, aber er wäſſert auch die dürren Triſten mehrerer herrſchaftlicher Dörfer nicht mehr, die er vorher Jahrhunderte ſegnend befeuchtete.

Der Zeitgeiſt unſerer Tage, oder vielmehr die Verkünſtlungsmaßregeln in der Leitung der Segensquellen des Landes troknen gegenwärtig oft die weſentlichen Fundamente eines daurenden bleibenden Volkswohlſtands mit unbegreiflich gedankenloſen Maßregeln, die gewöhnlich in ihren Folgen dem Mann, deſſen übermäßige Sinnlichkeits-, Gemächlichkeits- und Auszeichnungsluſt ſie kitzeln ſollte, ſelber in einem hohen Grad mißmuthig und mit ſich ſelber unzufrieden machen.

80.

Die verdorbene Straße.

Ich werde noch raſend, daß ich meinen Fuß alle Augenblicke an dieſe Steine anſtoße — alſo fluchte Kunz, da er mit Heinz über eine, ehemals mit groſſen Steinen bepflaſterte, aber jezt ganz verdorbene und aufgelöste Straße gieng. Was magſt du ſo fluchen, erwiederte Henz, es iſt allenthalben ſo, wo die Fundamente einer alten Sache aufgelöst ſind, da kommen dem Wanderer die losgewordenen Steine zwiſchen die Füſſe.

Kunz. Das iſt wohl ſo; aber es wäre indeſſen doch möglich, die Steine von der Straße wegzuſchaffen.

Heinz. Damit aber wäre ſie denn doch noch nicht in der Ordnung.

Kunz. Meinetwegen; wenn ich nur heute meine Hühneraugen nicht alle Augenblicke daran anſtoßen müßte.

Heinz. Aber ich habe keine Hühneraugen, und mag es gar wohl leiden, daß der Wanderer täglich und anhaltend ad hominem erinnert werde, daß die Straße nicht in der Ordnung iſt; ich möchte ſogar auch wünſchen, daß beſtimmt die Leute, die beauftragt ſind, ſie wieder herzuſtellen und das Geld dazu ſchon im Beutel mit ſich herumtragen, genöthigt wären, dieſe Straße zu wandern und mit groſſen Hühneraugen an alle Steine anſtoſſen würden.

Des Heinzen Wunſch iſt ſicher nicht aus der Luft gegriffen. Es wäre gewiß allgemein zu wünſchen, daß die Folgen der aufgelösten Fundamente aller öffentlichen Ordnung und alles öffentlichen Segens beſtimmt denjenigen Perſonen zum ſchmerzhaften Anſtoß zwiſchen die Füſſe kommen würden, die zu ihrer Erhaltung und allfälligen Wiederherſtellung beauftragt und oft durch noch größere Fehler an der Auflöſung ihrer Fundamente ſelbſt Schuld ſind.

81.

Der alte Bär auf der Tanne.

Nun, wann willſt du uns einſt ins Honigland führen? ſagte eine Schaar junger Bären zu einem alten.

Dieſer erwiederte: Das will ich gleich thun, aber vorher ſollt ihr noch ſehn und erkennen, was ich für ein Bär bin. Seht dieſe Tanne; ſo weit ſie geſchunden iſt, haben ſie vorher ſchon andere Bären erklommen, ich aber will ihre oberſten Gipfel erklimmen.

Alſo ſprach er, und kletterte die hohe Tanne hinan. So weit ſie geſchunden war, gieng es wie nichts, aber da er höher kam, ſchwankte der Baum mit jedem Schritte mehr auf beide Seiten. Doch, er ſtrengte ſich an und klammerte die wunden Tatzen in den ſchwankenden Baum. So gieng es langſam, doch eine Weile immer höher hinan. Aber jetzt weht der Sturm; der Bär bohrt ſeine blutenden Klauen mit äußerſter Kraft in den ſchwankenden Baum. Alſo überlebt er den Sturm; aber ſeine Kraft iſt dahin; er kann die eingebohrten Klauen nicht mehr aus dem erklimmten Holze herausbringen; er fühlt, daß ſein Leben dahin iſt und ruft von ſeiner Höhe hinab den jammernden Jungen: meine große That iſt mein Tod; ich führe euch nicht ins Honigland, aber das ſeht ihr und das könnt ihr zeugen, daß ich auf dieſer Tanne als der allerhöchſte Bär v..... bin.

Ich hätte nicht geglaubt, daß alte Bären ſolche große menſchliche Schwachheiten haben könnten; aber ein wildes, ohne Unglück überſtandenes Kraft- und Gewaltsleben führt, ſcheint es, auch alte Bären in ihren letzten Tagen zu Narrheiten, die denen gleich ſind, deren ſich oft alte Menſchen ſchuldig machen, welche durch ihr Leben mehr ſcheinen wollten, als ſie wirklich waren.

82.

Zwei Schäfer.

Der eine hütete die Schaafe mit einem Hunde, der ohne Noth keinen Laut gab, aber ſtark war und Wolf und Fuchs bis in ihre Höhlen verfolgte.

Der andere hütete ſie mit einem, der, wenn ſein Meiſter flötete, ihm tanzte, und wenn er ſchlief, unter der Heerde herumſprang, und die Zucht und Unzucht aller ihrer Ecken und Winkeln auskundſchaftete.

Das war freilich für die Kurzweile und die Trägheit des Schäfers gut ausgedacht; aber die Heerde hielt dieſen Hund für ihren Teufel; und Fuchs und Wolf ſagten unter einander: wir haben auf hundert Stunden weit keinen beſſern Freund, als dieſen Hund.

So habe ich oft Bauern in den Schenkhäuſern von ihren Vorgeſetzten, die viel und oft in das Oberamt laufen und daſelbſt an den Gaukeleyen der Schloßdienſtleute Theil nehmen, und nebenbei, was in allen Häuſern im Dorf gethan und geredt wird, ins Schloß tragen, ſagen gehört, ſie ſeien wahre Dorfteufel. Hingegen freut es ſie, und ſie danken Gott für jeden Vorgeſetzten, der ohne Noth und ohne Befehl nie ins Oberamt läuft, und hingegen den ganzen Tag ſtille ſeinem Dienſt abwartet, und in jeder Noth und Gefahr, die dem Dorfe oder jedem von ihnen aufſtoßt, mit Rath und That für ſie bei der Hecke und zu Hauſe iſt.

83.

Der Tolenmacher Toffel.

Toffel erbte den ſumpfigen Riedhof, und beſſerte denſelben durch Tolenmachen ſehr weſentlich.

Aber da er den Hof nun ausgetolet und trocken gelegt hatte, zeigte er ſich als ein ungeſchickter Anbauer des von ihm gebeſſerten Landes.

Er lebte und ſtarb indeſſen im Wahn, Tolenmachen ſei die einzige wichtige Arbeit im Feldbau.

Die Kunſt, Vorbereitungsarbeiten für irgend einen Zweck zu machen, iſt immer von der Kunſt, dieſe Vorbereitungsarbeiten für den endlichen Zweck ſeines Gegenſtands wohl zu benutzen, unendlich verſchieden.

Die Möglichkeit des guten Anbaues des Riedhofs foderte ganz andere Kenntniſſe und Fertigkeiten, als diejenigen, zu denen ſich der gute Stoffel in ſeinem Leben durch Tolenmachen tüchtig gemacht hat.

84.

Von Zäunen mit faulem Holze und von ſchlechten Dorfvorgeſetzten.

Man zäunt hie und da auf den Bergen mit ſtarkem gutem Holze, weil man daſelbſt ſolches im Ueberfluß hat; im Thal aber, wo es hie und da ſelten iſt, zäunen arme Leute gar oft mit ſchwachem, ſchlechtem und oft halbfaulem Holze. Das antwortete mir ein Bauer, als ich ihn fragte, warum ſein Junker ſo ſchlechte Burſche in ſeinem Dorfe zu Vorgeſetzten mache. Ich erwiederte ihm: aber wozu dient denn ein Zaun, wenn ſein Holz faul iſt? Er antwortete: Die Sache hat dennoch mehr Vortheile, als man glaubt; denn erſtlich verſieht ein ſolcher Zaun, was ein guter, ſo lange kein Stier ſein Horn daran ſtößt und kein Wind bläst. Zweitens: und was dumm unter dem Vieh iſt, ahnet nicht einmal, daß das Zaun-Holz faul iſt, wenn es nur da ſteht; und endlich glauben die fau- en Zaunſtöcke, ſo lange ſie immer noch ſtehen, ſie ſeien gutes Holz, und dieſer Glaube an ſich ſelbſt macht ihnen Freude.

Ich antwortete ihm: Und ſo meinſt du, denke ich, der Junker mache ſolche ſchlechte Burſche zu Vorgeſetzten, weil r keine beſſern habe, und die meiſten Bauern merken nicht inmal, ob ſie ſchlecht oder gut ſeien. Er erwiederte, das i ſicher, ein ſchlechter Zaun iſt immer beſſer als gar kei- er. Das meiſte und beſte Weidvieh probiert ihn nicht einmal, und weidet in ſeinen Grenzen ſo ruhig, als wenn er der beſte wäre.

Und ſo iſt es auch bei den Menſchen; denn man hat die Mittel der öffentlichen Ordnung nothwendig und gerne, auch wenn ſie nur halb gut ſind, und auch der ſchlechteſte Burſche, wenn er in einem Dorfe Vorgeſetzter oder in einer Stadt Rathsherr wird, meint von der Stunde an, er ſei ein ganz vorzüglicher Menſch, und dieſer Glaube an ſich ſelbſt macht auch wirklich, daß mancher in ſeinem Amte und durch daſſelbe etwas mehr und etwas beſſer wird, als er ohne ſeine Stelle nie geworden wäre.

85.

Die Waage und der Trottbaum.

Auch die weiſeſten Männer wiſſen nicht eigentlich, was zwiſchen Freiheit und Sclaverei für ein Unterſchied iſt — alſo ſprach Magiſter Kleinſchmied zum Bauer Stoffel. Dieſer antwortete ihm: Es iſt dann doch ſchlimm, wenn euere weiſen Leute nicht mehr eigentlich wiſſen, was zwiſchen einer Waage und einem Trottbaum für ein Unterſchied iſt.

Magiſter. Was meinſt du mit dieſer Vergleichung?

Stoffel. Was ich damit meyne? ich meyne der Menſch ſei frei; wenn ſein Richter für ihn die Waage brauchen muß, und er ſei ein Sclave, wenn er wider ihn den Trottbaum brauchen darf.

Magiſter. Das ſind nur Vergleichungen, aber omne simile claudicat — wenn man den Begriff irgend eines Wortes wahrhaft ergründen will, ſo muß man denſelben auflöſen und gleichſam anatomiren.

Der Stoffel aber ſchüttelte den Kopf ob dem Worte anatomiren, und ſagte: man muß ja einen Menſchen und ein Thier zuerſt todt machen, ehe man ihn anatomiren kann, und ich fürchte, es könnte mit dem Begriff der Freiheit auch ſo gehen, wenn man das Wort, das dieſen Begriff ausdrückt, zuerſt auch anatomiren müßte, ehe man zur Erkenntniß ſeiner Wahrheit gelangen möchte.

Magiſter. Die Erforſchung des Freiheitbegriffs muß in jedem Falle ganz unabhängend von dem Beſitz derſelben ins Auge gefaßt werden; die Erkenntniß der Freiheit iſt die Sache des innern Weſentlichen der Menſchennatur, der Beſitz der Freiheit aber iſt nur die Sache der äußern menſchlichen Verhältniſſe oder Umſtände.

Stoffel. Ich verſtehe dieſen Unterſchied nicht, aber das Todtmachen der Thiere und Menſchen, ehe man ſie anatomiren kann, macht unwillkührlich den Gedanken in mir rege, es möchte beim Anatomiren des Freiheitsbegriffs ſo ein etwelches Todtenmachen des Gegenſtandes, den dieſer Begriff bezeichnet, vorhergehen müſſen. Ich muß dir geſtehen: trotz deines omne simile claudicat ſcheint mir in dieſer Rückſicht das Waagerecht unendlich mehr werth, als dein Anatomiren.

Magiſter. Ich muß dir das zu gut halten; du haſt keine Metaphyſik ſtudirt, und mußt dich alſo mit der materiellen Erkenntniß der Gegenſtände begnügen, weil du es nicht vermagſt, dich zu den höhern geiſtigen Anſichten derſelben zu erheben.

86.

Das Innwendige des Hügels.

Ein Narr ſah einen grasreichen Hügel und dachte: unter dieſem Graſe muß bis in die unterſte Tiefe lauter gute Erde liegen; aber ein Mann, der den Hügel in ſeiner Tiefe kannte, führte ihn an eine Stelle, da er das Innwendige deſſelben ſah, das lauter Grien war.

Die Erdenhügel, wenn ſie in ihrer Oberfläche auch noch ſo grasreich ſind, haben faſt immer ſo harte und unfruchtbare Felſen und Steinhaufen zum Grunde liegend; und die menſchlichen Höhen, zu denen ſich unſer Geiſt und unſer Herz emporſchwingt, finden in unſerm Fleiſch und in unſerm Blute immer eine Grundlage der Schlechtheit und Verderbtheit, die mit dem todten unfruchtbaren Grien, das dem graſigen Hügel zum Grunde lag, große Aehnlichkeit haben.

Und auch die äußern Höhen der Macht und Ehre haben bei aller Menſchlichkeit und Würde, in der ſie oft daſtehen, allenthalben die harten und unfruchtbaren Felſen des Verderbens der Menſchennatur zu ihrer ſehr belebten Unterlage, darum iſt aber auch in den höchſten Verhältniſſen der Menſchennatur die große Regel anwendbar: Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Verſuchung eingeht; der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.

87.

Der unbekannte Ausweg.

Wir ſind doch unglücklich, daß aus unſerm Thale kein Ausweg ſtatt findet — alſo jammerten Schaafe und Kühe in einer eingeſchloſſenen Bergweide. Ein Reh, das ihre Klagen hörte, ſagte zu ihnen: Es hat freilich Auswege aus eurer Weide, aber Hirt und Metzger werden ſie euch nicht zeigen, und um ſie ſelber zu finden, muß man weder Kuh noch Schaaf ſeyn.

Der Eigenthümer des Berges, der die Aeußerung des Rehes an ſeine Kühe und Schaafe hörte, ſagte darüber: Dieſes Reh ſcheint eine beſtimmte Neigung zu haben, eine böſe Aufklärung unter mein Vieh zu bringen; meine Kühe und Schaafe haben gar kein Recht, einen andern Ausweg aus ihrer Weide zu ſuchen, als denjenigen, durch den ſie meine Knechte in meinen Stall, oder in meine Metzge zu führen gewohnt ſind und Befehl haben.

88.

Des Hanſen Rock.

Beim lebendigen Gott! in dieſem Kleide kann es keinem Menſchen wohl ſeyn — alſo ſagte Joſt, da er Hanſen in einem Rocke ſah, in welchem er, wie in einem Sack ſteckte. — Schweig doch, Joſt! erwiederte Hans, unter allen Formen von Kleidern iſt dieſe die einzige, die mir anpaßt.

Joſt. Das iſt nicht möglich, dein Kleid paßt auf keine Menſchenform, und du wirſt doch ein Menſch ſeyn.

Hans. Ich muß dir eben mein Geheimniß entdecken. Ich darf von meinem ganzen Leibe nichts hervorgucken laſſen, als meinen Kopf.

Joſt. Warum doch das?

Hans. Alles übrige daran iſt elend und krumm.

Ich weiß nicht, was ich von dem Kopf des Hanſen denken ſoll. Wenn er ſeinem Leibe in gar nichts gleich ſieht, ſo gehört er nicht auf denſelben. Es iſt aber unmöglich, daß er ihm in nichts, in gar nichts gleich geweſen: er muß das Gepräge ſeines Krummſeyns und ſeines Elends auf irgend eine Weiſe auch an ſich getragen haben.

89.

Stoffel und ſeine Uhr.

Wenn du geheſt, ſo ſchleifſt du dich aus; wenn ich dich aufziehe, ſo kannſt du zerſpringen — alſo ſprach Stoffel, der blinde Erbe der Uhr, und machte nach reifem Bedenken der Sache, ihr endlich das Urtheil: Steh ſtill — und meinethalben verroſte.

Es gehen tauſendmal mehr Kräfte der Menſchennatur dadurch verloren, daß man ſie ſtillſtehen und ungebraucht verroſten läßt, als dadurch, daß man ſie durch überſpannte Anſtrengung in ſich ſelber zerſprengt, oder durch langen, anhaltenden Gebrauch abſchleift, und durch Ermüdung unbrauchbar macht.

Indeſſen iſt Stoffels Wort: meinethalben verroſte — eine eigentliche Schwachheitsäußerung unſers Zeitgeiſtes, der in jedem Anſtrengung anſprechenden Fall lieber den Knoten zerſchneidet als ihn aufzulöſen verſucht, und im Dunkeln immer lieber das Kind mit dem Bad ausſchüttet, als vorher aus der Stube herausgeht, ein Licht anzündet, und nachſieht, was ſich eigentlich im Züber befinde, ehe man ihn mit Fug und Recht zum Fenſter hinausſchütten darf.

90.

Graf Albo.

Graf Albo hielt ſeinem jungen Verwandten Jahre lang widerrechtlich ein Erbgut zurück, das er ihm herauszugeben ſchuldig war. Da er aber hörte, daß er ſich darüber beklage, rief er ſeinen Sekretär und alle Bediente zuſammen, und befahl ihnen, den jungen Herrn in allen Stücken ehrerbietig zu bedienen. — Aber ich bin überzeugt, dieſer Befehl des Grafen, der in ſeinem Weſen das Gepräge der tiefſten Verhöhnung des Rechts iſt, hat den jungen Edelmann mehr empört, als die Hinterhaltung ſeines Erbguts dieſes je zu thun vermögend war.

91.

Nero.

Ein Bürger von Rom ſpritzte Nero, da er durch die Gaſſen der Stadt fuhr, von ſeinem Fenſter herunter Waſſer an die Naſe.

Der erzürnte Unmenſch ließ darauf alle Spritzen in Rom zu Grunde richten, und zündete ein paar Gaſſen der Stadt an, um zu ſehen, ob während der Brunſt ſich etwa eine gegen ſeinen Befehl dem Staate vorenthaltene Spritze hervorzeige.

Der Bürger hätte das ihm an die Naſe ſpritzen wohl bleiben laſſen können; wäre er ein gemeiner Bauer und nicht ein Herr und Bürger oder gar ein Patrizier von Rom geweſen, ſo hätte er das Sprichwort gekannt: es iſt nicht gut, mit groſſen Herren Kirſchen zu eſſen, ſie werfen einem gar leicht die Stiele ins Geſicht. Doch es gibt Gottlob auch wenige Nero in der Welt, aber Gefühle, die ſich ſeiner Gewaltthätigkeit nähern, gibt es viele, und unter Heiden und Türken ſind Greuelſcenen dieſer Art möglich, und was ihnen in chriſtlichen Landen auch nur von ferne ſich nähern zu können ſcheinen würde, das geht aus Heidenſeelen und aus Heidengeiſt hervor und iſt bei einer, auch ſchwachen chriſtlichen Polizei, in keinen Formen und Geſtalten nur denkbar und möglich.

92.

Die Linde und der König.

Als ein König einſam unter ſeiner Linde an ihren Gipfel emporſtaunte, ſagte er zu ſich ſelbſt: wenn meine Unterthanen auch an mir hiengen, wie deine Blätter an dir!

Die Linde antwortete ihm: ich treibe den Saft meines Stammes mit weit mehr Gewalt in meine Blätter; als ich denſelben auch von ihnen in mich ſelbſt zurückſauge.

Der König war von der Antwort betroffen, aber mit höchſtem innerem Edelmuth ſagte er nach einer Weile zu ſich ſelbſt: ach, könnte ich das auch thun, könnte ich das auch ſagen! — Er fühlte tief, daß das Weſen des Heiligthums der königlichen Gewalt in dieſer Kraft beſtehe, und ſagte dann ferner zu ſich ſelbſt: ich wollte einen Finger von der Hand geben, ich fände den Mann, der mir in Treue und Würde ſagen könnte, was ich für dieſen Zweck zu thun im Stande ſeyn könnte.

93.

Noch einmal die Linde und der König.

Ein andermal, da er unter eben dieſer Linde das Spiel ihrer kleinen Aeſte, Zweige und Blätter in den Lüften ſah, ſagte er wieder: auch dieſen Spielraum kann ich meinen Unterthanen nicht geſtatten.

Die Linde erwiederte: ich kann es nur darum, weil meine größern Aeſte, durch welche ich die Segenskräfte meiner Wurzel in die Zweige und Blätter hineintreibe, in dieſem ihrem Dienſt auf meinem Stamme unbeweglich ſtille ſtehen müſſen.

Ohne das feſte Stillſtehn und ohne den geſunden Zuſtand der großen, zwiſchen Stamm und Zweigen ſtehenden Aeſte, ſind alle Segenskräfte des Baumes gelähmt, wenn ſeine Wurzel auch noch ſo rein und noch ſo geſund iſt, und die Segenskräfte der Erde, in der ſie ſteht, mit noch ſo viel Kraft in ihren gewaltigen Stamm und ihre Linde hinauftritt.

94.

Faule Eichen und junge Tannen.

Du haſt die Pracht und die Zierde aller unſerer Nachkommen niedergemacht — alſo ſagten alte und hohe, aber ſchon faule Eichen, da ſie in ihrem Falle junge Bäume zu tauſenden niederſchlugen, zum Bauer, der ſie umhieb. Aber die übergebliebenen unbeſchädigten Tannen und Eichen tröſteten ihn und ſagten: Das Elend, welches ihr Fall über uns verbreitet, iſt viel kleiner, als dasjenige, welches ihr Leben über uns verhängte; denn wir werden von nun an ſicher aufhören, die elenden Serblinge zu ſeyn, welche wir um ihretwillen immer waren, und in dieſem Augenblicke durch die Zerſtörung, die die Erfahrung unter uns gebracht hat, noch mehr als je ſcheinen.

Man muß ein gegenwärtiges, wenn auch großes Uebel, das die Quellen bleibender und immer wieder kommender Uebel von Grund auf aufhebt, in jedem Falle mit Geduld tragen, und mitten, indem man das Augenblicksunglück der Gegenwart mit warmer Theilnahme zu Herzen nimmt, darf man ſich dennoch der Segensfolgen deſſelben eben ſo von Herzen freuen und ſelbige mit edler, feſter und reiner Kraft zu befördern ſuchen. Aber hingegen darf man nie junge, kraftvolle, geſunde Eichen aus Selbſtſucht als faulende, den Tod in ſich ſelbſt tragende und keinen Segen, ſondern nur Schaden bringende Bäume behandeln. Es iſt ein großes Ding in der Welt, die Zeichen der Zeit richtig zu erkennen.

95.

Das Recht der Heuerlinge.

Einſt beklagten ſich die Heuerlinge, ſie werden in einer Bucht mehr, als in keiner andern von den Hechten verfolgt. — Hierüber erkannte ein alter Hecht, der in der Bucht der Fiſche Richter war; die Beklagten ſollen, ihren Fehler zu büſſen, alljährlich zwei Heuerlinge zu Hechten werden laſſen.

Ich darf keine Anmerkung zu dieſer Fabel machen; ſie iſt ſeiner Zeit an einem mir lieben Ort nur gar zu wohl verſtanden worden, aber ohne Folgen. Ich hätte es von mir ſelber denken ſollen und habe es auch gedacht, — aber mit dem Zuſatz: wenn man einer ſegensreichen Wahrheit auch *heute* keinen Eingang verſchaffen könne, ſo müſſe man um deßwillen gar nicht aufhören, darnach zu ſtreben, ſondern nur deſto eifriger daran arbeiten, ihr auf *morgen* Eingang zu verſchaffen.

96.

Die Erfahrung, wie ſie ein Narr braucht.

Da der Sturm auf einem Hofe viele Bäume entzwei brach, kam ein Narr, ſah ſie liegen und ſagte zu ſich ſelber: ich möchte für mein Leben keinen Hof, auf welchem junge Bäume ſtehen.

Ein Hauseigenthümer war einſt von ſeinem Hausmann beleidigt, ſeitdem miethete er das Haus nicht mehr aus, und ſagte Jedermann, er wolle es lieber ſtehen laſſen, als jemals wieder einen Menſchen, der ihn beleidigen oder ihm ſchaden könnte, darein aufnehmen. Es gibt ſo viele Menſchen, die bei der größten Unaufmerkſamkeit und Gedankenloſigkeit über das Weſentliche und Bleibende der Dinge dem Zufälligen und Vorübergehenden derſelben ein Gewicht und einen Werth geben, der ſich gar oft bei ihnen bis zu einer fixen Idee erhöht; daher ſich auch die Erfahrung beſtätigt, daß der größte Theil der Menſchen in gewiſſen einzelnen Gegenſtänden gar nicht den gewohnten Grad ihrer Vernunft und Ueberlegung zeigen, ſondern darin wie eigentliche Narren befangen ſind und handeln.

97.

Noch einmal die Erfahrung, wie ſie ein Narr braucht.

An einem Bache gediehen (gedeihten) die Saarbachen, und die Eichen ſerbten; daraus ſchloſſen die Uferbewohner dieſes Baches, die Saarbachen ſeien eine vorzüglich gute, und die Eiche eine vorzüglich ſchlechte Holzart.

Ich kenne Schulmeiſter, die ob ihren Schulkindern, Geiſtliche, die ob ihren Pfarrkindern, und Beamtete, die ob ihren Amtsangehörigen in Rückſicht auf die innern Fundamente ihres Werths, ihrer Talente und ihrer Brauchbarkeit, eben ſo ſehr verirren als dieſe Dorfleute über den gegenſeitigen Werth der Saarbachen und der Eiche verirrt ſind.

98.

Das Storchenland.

Ein Reiſender verirrte ſich in ein abgelegenes Thal, darin er keine Stimme hörte, als quakende Fröſche; er konnte nicht weiter, alles war Sumpf. Doch ehe er zurückgieng, fragte er noch einen Froſch, warum hier zu Lande alles quake. — Der Froſch erwiederte: unſer glückliches Land iſt wie kein anderes, bis auf ſeine hinterſte Winkel für unſern Dei organiſirt. — Und wer iſt denn euer Dei? ſagte der Fremde. Der Froſch antwortete: der Storch.

Der Menſch wunderte ſich, daß die Fröſche ihr Leben unter ihrem Dei, dem Storchen, glücklich finden könnten. Er hatte Unrecht, die Fröſche haben ſo wenig als jedes andere Thier auf der Welt eine Menſchenſeele; die thieriſchen Gefühle ſind gar nicht menſchliche Gefühle; es macht dem Geſammthaufen dieſer Thierart gar nichts, wenn alle Augenblicke ein Bruder oder eine Schweſter von ihnen vom Storchen gefreſſen wird; ſie hüpfen und quaken und ſingen fort, wie wenn gar nichts begegnet wäre.

99.

Die jauchzende Hölle.

Als Mephiſtopheles das Elend des Indus, — Jahrtauſende ſind ſchon ſeitdem verfloſſen, — durch blutige Fehden auf's höchſte gebracht hatte, ſprach er zur jauchzenden Hölle: Ich habe am Ganges alles teufliſch getrennt, jetzt will ich alles noch teufliſcher wieder vereinigen. Ich fahre in die bauchredenden Pfaffen des ſonnengeweiheten Landes, und ſpreche aus ihrem Munde zum erſchrockenen Volk: „vereiniget euch, Menſchen! Jeder Gewaltige iſt „ein Lama, er iſt der Herr, er thue was ihm wohlgefällt. „Ihr andern! Vollbringet ihr nur ſeinen Willen.“ Dann fahre ich in meine geſalbeten Lamas, und blaſe in ihre Eingeweide meinen Willen, daß ſie auf ihren Stühlen durch meine Verſtellung, und durch mein Entſetzen regieren, und den hohen Völkern am Ganges mit Verachtung zubrüllen: „Was wir wollen iſt recht. Wenn aber jemand von euch „andern eine Bitte an uns hat, der bleibe dem göttergleichen Sohn der Sonne dreißig Schritte vom Leibe. Er „werfe ſich genau in dieſer Entfernung zur Erde, lege ſeine „Hand unter ſeinen Bauch, halte die am Boden geſtreckten „Beine feſt neben einander, bete dann zum oberſten Lama „ein Gebet für alle Lamas am Indus. Dann grüße er den „göttergleichen Sohn der Sonne in dieſer Stellung dreimal „mit Emporhebung ſeines Kopfs, und dreimal wälze er „dieſes wieder in Staub. Dann trage er in fünf und dreißig „gemeſſenen Worten ſein Anliegen vor, und wenn er ſich

„hierin in keinem Wort und in keiner Sylbe verfehlt hat, „ſo wollen wir, wenn wir es gut finden, ſeiner Bitte halber mit unſerer Gnade über ihn walten.“

Alſo, Fürſten der Hölle! Sollen Sterblinge von Menſchen Jahrtauſende die hohen Völker des Indus beherrſchen; dann aber wird auch das Wort meines Herzens erfüllt, und das ſerbende Elend des Ganges größer ſeyn als ſein blutendes je war.

100.

Das Rachenrecht und ſeine Folgen.

Die Hyäne war bey dem Löwen wegen ihres Ueberdranges gegen die Thiere verklagt; aber der Löwe getraute ſich, aus Furcht, dem Gewaltsrecht ſeines eigenen Rachens zu nahe zu treten, nicht, den Thieren gegen ſie Recht zu verſchaffen. —

Vom Löwengericht alſo abgewieſen, jammerten dieſe, daß kein Recht mehr im Löwenlande Statt finde.

Aber ein Ritter, der in der Nähe wohnte, und Weiden in dem Löwenlande hatte, ſagte zu ſeinem Vieh: Narren ſind, die ſich einbilden, daß Thiere Thiere beſchränken, aber traut ihr auf mich. — Damit umgürtete er ſein Schwert und tödtete zur Sicherheit ſeiner Kühe, Stiere und Schaafe, beides, den Löwen und die Hyäne.

Ein Einſiedler, der in der Nähe Gott und die Natur verehrte, lobte den Schöpfer aller Kreaturen, und ſagte:

Die Gewalt des Thierrechts auf Erden findet nur in de höhern Gewalt des Menſchenrechts ihr Ziel. —

Aber alle Thiere, deren Rachen das Blut liebt, ſprachen unter einander: kann auch in unſerm Lande etwa bedenklicheres geſchehen, als daß Löwen und Hyänen un elender Kühe und Schaafe willen ſollen getödtet werden? —

Ich lobe meinen Ritter, der den ſchwachen Thieren gegen die Gewaltthätigkeit der Starken, Hülfe ſchaffte, abe ich möchte den Einſiedler, der Gott dafür lobte, und de Löwen- und Hyänenmord in ſeinem Geiſt mit dem Menſchenrecht in Verbindung brachte, aufmerkſam machen, da auf dem wahren Menſchenrecht keine Art von Blutſchul liegt, und daß das Schwerdt dem Menſchengeſchlecht ewi nicht zu ſeinem wahren Recht hilft. Das Menſchenrecht i ſeiner heiligen Reinheit geht ewig nur aus der Wahrhei in der Liebe hervor, und ewig iſt es eine göttliche Weiſung des wahren Wegs, ſein Recht unter den Menſchen zu ſuchen. Stecke dein Schwert in die Scheide; denn alle, die das Schwert brauchen, werden mit dem Schwert umkommen.

101.

Sprüchwörter-Folgen.

Es iſt doch traurig, daß man beim Fuhrweſen ſo oft, auch wider ſeinen Willen und gegen ſein Herz, hart ſeyn muß — alſo ſagte ein gutmüthiger Fuhrmann allemal, wenn er einen überladenen Karren mit Gewalt forttreiben mußte, und nach und nach ward ihm dieſes Wort ſo geläufig, wie ein: „Gott grüß' euch, und Gott behüt' euch!“ Er dachte am Ende, wenn er es brauchte, gar nichts mehr dabei; aber das hatte für die Karrenroſſe und für die Jochochſen allgemein die verderblichſten Folgen; denn es ward unter den Fuhrleuten zum Sprüchwort, und ein jeder Troßbube, wenn er auch noch ſo arg mit dem Zugvieh umgeht, antwortet dir jetzt auf der Stelle: Es iſt in Gottesnamen nicht anders möglich, man muß beim Fuhrweſen auch wider ſein Herz und wider ſeinen Willen gar oft hart ſeyn und hart werden.

Dieſes, mit großer Gedankenloſigkeit gebrauchte Wort: man muß in der Welt oft auch wider ſeinen Willen hart ſeyn — iſt gar nicht allein im Kreiſe der Fuhrleute und ähnlicher, niederer Menſchenklaſſen gebräuchlich, man hört es in höhern Verhältniſſen eben ſo oft und eben ſo allgemein. Ich führe nur *ein* Beiſpiel an.

Ein Rathsherr, der in ſeiner Vaterſtadt allgemein als ein gutmüthiger und gutthätiger Menſch bekannt war, ſagte auch einmal bei dem Urtheil eines Verbrechers eben alſo:

Seine Strafe iſt hart, aber man kann nicht anders, man muß in Gottesnamen zu Zeiten in ſolchen Fällen etwas hart ſeyn! – Das war einigen hartherzigen und leidenſchaftlichen Regierungsgliedern dieſer Rathſtube ein angemeſſenes Wort. Wenn ſie einen Mitbürger, den ſie haßten, auf das Unbilligſte und Niederträchtigſte behandelten, ſo hatten ſie daſſelbe immer im Mund, und wiederholten es ſogar in allen Stadtgaſſen und bei allen Frau Baſen immer als das Wort dieſes menſchenfreundlichen und reſpectablen Amtsbruders. Und ſo gehts mit vielen Sprüchwörtern, die zuerſt aus Unſchuld und reiner Liebe hervorgehen, aber gar oft im Mund derer, die ſie ihnen nachſprechen, in ſataniſche Worte der Liebloſigkeit und Hartherzigkeit ausarten. Und von dieſer Seite darf man das Sprüchwort: eine That, die ein Menſch thut, iſt nicht mehr die nämliche, wenn ſie ein andrer thut — auch in das zweite umwandeln: ein Wort, das ein Menſch redet, iſt nicht mehr das nämliche, wenn es ein anderer ausſpricht.

102.

Das Erdbeben, ein Traum.

Ich ſaß am Rain; unter mir trübte ſich ein Bach und wirbelte, wie wenn große Quellen in ſeiner Tiefe hervorſprudelten. Aber ſo wie er ſich trübte, ſo heiterte er wieder, und wie ſeine Wirbel emporſprudelten, ſo zerfloſſen ſie in ihm ſelbſt, und die Erde unter mir bewegte ſich nur leicht.

Aber jenſeits des Baches ſah ich einen felſigten Hügel, wie eine Griengrube geſpalten, aus ſeinem Schlund glühenden Sand auswerfen, und in die Ebene um ihn her, ſich wie das Meer, das der Sturm treibt, in Wellen bewegen.

Ich ſtand von meinem Sitz auf, gieng jenſeits des Baches, um die zerriſſene Erde, und den geſpaltenen Hügel näher zu ſehen, aber plötzlich bedeckte mich der glühende Sand, den er auswarf. Da erwachte ich und dachte mir folgende Lehre:

Gieße über den Brennpunkt des Aufruhrs ſegnendes Waſſer. —

Decke ihn nie mit der Laſt der harten fühlloſen Gewalt. —

Und wenn es an deinem Rain ſtill iſt, ſo ſtehe nicht von deinem Sitze auf, um zu ſehen, wie es jenſeits des Baches brennt.

103.

Bajazet und ſein König.

Wenn ich den Stein nicht zu Pulver verſtoße, ſo finde ich ſein Gold nicht — alſo ſagte Bajazet zu ſeinem König. — Dieſer antwortete ihm: Und wenn du es gethan haſt, ſo brauchſt du das Gold, um wieder Steine zu kaufen.

Hermes, der beiden zuhörte, ſagte: Ich verſtehe weder Bajazets Goldmachen, noch Bajazets Steine kaufen, aber unter meiner Hand wird jeder Stein Gold werth, indem ich ihn mit ſchonendem Meißel zum Ebenbild der Götter und der Menſchen erhebe.

Unſere, die Menſchennatur mißkennende und in ihr wie in einem fremden Gebiet, oft gar wie in einem eroberten Lande herumtappende Zeit erſchöpft jeden Brunnen des Volksſegens, und kauft denn, wenn einer erſchöpft iſt, immer wieder einen neuen, erſchöpft ihn auch wieder mit gleicher Schnelligkeit, und geht ſo immer weiter im Erſchöpfen und Wiederkaufen des neu zu Erſchöpfenden. Aber wo wird das enden?

Die Noth wird uns am Ende wieder dahin führen, daß wir in der ſchöpferiſchen Kraft des Hermes Hülfsmittel, ſo wohl gegen unſere dieſfällige Erſchöpfungs- als gegen unſere dießfällige Kaufkünſte ſuchen müſſen; und Hermes wird ſie uns in eben den Mitteln zeigen, durch welche unſere Alten dieſe Brunnen wahrlich bis zum Ueberfüllen voll zu machen im Stande waren.

104.

Wallo und ein anderer Bajazet.

Als Wallo die Stände ſeines Reichs nicht wie er wollte, unterjochen konnte, ſagte ihm ein chriſtkirchlicher Bajazet:

Wenn du einen Pfahl nicht in den Boden zu bringen vermagſt, ſo läſſeſt du den Bätz auf ihn fallen; wenn du einen Stein nicht aus ſeinem Neſt zu heben vermagſt, ſo unterlegſt du ihm das Hebeiſen, und wenn du ihn in die Luft emporbringen willſt, ſo faſſeſt du ihn mit dem krummen eingreifenden Krahnen.

Wallo verſtand Bajazet, und brauchte, ſeine Stände zu unterjochen, von nun an Leute, deren Gemüthsſtimmung und Geiſteskräfte mit der Schlagkraft des Bätzen, mit der Emporhebungsgewalt des Hebeiſens, und mit dem krummen Stachel des eingreifenden Krahnen gar nicht im Widerſpruch waren.

Mann, wer du biſt, wenn deine Zwecke tief aus deiner thieriſchen Selbſtſucht hervorgehen, ſo mußt du, um ſie zu erreichen, Mittel brauchen, in denen Kräfte liegen, die denjenigen des Bätzen, des Hebeiſens und des Krahnen gleich ſind. Aber auch dann biſt du deines Zieles noch nicht allemal ſicher. Die größte Gewalt der Schlagkraft, der ſtärkſte Hebel der Emporhebungskraft und die mächtigſten Krümmungen tief eingreifender Verfänglichkeiten und Gefährden reichen doch nicht immer dahin, die Begierden der unerſättlichen Selbſtſucht zu befriedigen.

105.

Das kranke Bäumchen.

Sein Vater hatte es gepflanzet — es wuchs mit ihm auf, er liebte es wie eine Schweſter, und wartete ſeiner, wie ſeiner Kaninchen und ſeiner Schäfchen.

Aber das Bäumchen war krank; täglich welkten ſeine Blätter. Das gute Kind jammerte; riß ihm täglich die welkenden Blätter von ſeinen Zweigen, und goß dann auch täglich gutes, nährendes Waſſer auf ſeine Wurzeln.

Aber einmal neigte das leidende Bäumchen ſeinen Gipfel gegen das liebende Kind, und ſagte zu ihm: Mein Verderben liegt in meinen Wurzeln, wenn du mir da hilfſt, ſo werden meine Blätter von ſelbſt wieder grünen.

Da grub das Kind unter das Bäumchen und fand ein Mäuſeneſt unter ſeinen Wurzeln.

Wo das Volk ſerbt, und leidet, da ſucht nur ein Thor ihm dadurch zu helfen, daß er die äußern Zeichen ſeines Elendes den Augen oberflächlicher Beobachter entrückt. Wer nicht Thor iſt, der gräbt in jedem Fall, wo er das Volk leiden ſieht, den Mäuſen nach, die ihre Neſter gerne ins Dunkle unter den Boden eingraben, und ungeſehen an den zarten Wurzeln des Volksſegens nagen und ſie verderben.

106.

Die frierenden Kinder.

Der Tag war ſchön, die Kinder waren leicht bekleidet, aber es war kalt, und Liſe, die neben ihrer Gouvernante ſaß, ſagte zu ihr: „Deck' mich doch, und nimm mich auf deinen Schooß.“ — Die Gouvernante antwortete: Was denkſt du auch? In der Kirche dich auf den Schooß nehmen? Ich müßte mich ja ſchämen. Dulde dich, andere Leute müſſen ja auch frieren.

Emma ſaß zwiſchen Mutter und Tante. Dieſe ſahen, ehe es ſich beklagte, daß es friere, hüllten es von beiden Seiten in ihr Gewand und nahmen links und rechts ſeine beiden Aermchen in ihre Pelze.

Mit dem Wonneblick eines Engels ſah das Kind, die ganze Kirche durch, an die wärmende Mutter und Tante hinauf, und eilte dann an ihrer Hand, wie eine Roſe blühend, zum Vater; indeſſen das andere, ſobald es heim kam, ſich zu Bette legen mußte. Da es ſtarb, machte Milſon der harten ſtolzen Gouvernante Vorwürfe; aber ſie antwortete ihm: man muß in allen Stücken Feſtigkeit und Energie zeigen; wenn auch ſchon einzelne Uebel daraus entſtehen, ſo iſt es doch immer das Beſte. —

Milſon erwiederte: du haſt mit deiner Energie das Kind getödtet.

Darüber antwortete die Gouvernante nichts, ſie kehrte ſich aber um und ſagte zu ſich ſelber: was macht das, wenn es darauf ankömmt, Grundſätze zu erhalten, die für das Menſchengeſchlecht die einzigen guten ſind.

107.

Die Schaubhütlerin und das Saamenkorn.

Ich bin doch unglücklich, daß ich in deine und nicht in eines Bauern Hand falle — alſo ſagte das Saamenkorn zu einer Schaubhütlerin, die ſelbiges eben in ihren Acker ſäen wollte.

Die Schaubhütlerin antwortete: es wird dir ja gleich ſeyn, ob du in meinem oder eines Bauren Acker wächſeſt und keimeſt.

Das Saamenkorn erwiederte: Siehe, wenn der Bauer mich in ſeinen Acker wirft, ſo falle ich freylich, wie bei dir, von ſeiner Hand geſäet unter ſeine Schollen; aber er läßt mich auswachſen und reif werden, du aber ſäeſt mich aus, um mich zu verderben, ehe ich zum Gebären meiner Frucht reif bin. —

Die Schaubhütlerinn war eben ſchwanger, Thränen fielen auf ihre Wangen. —

Sie küßte das Korn in ihrer Hand, und ſagte: Falle ruhig, von mir geſäet, in dein Grab! Ich ſchneide dich nicht wieder, bis du zum Gebären deiner Frucht reif ſeyn wirſt.

108.

Eine Tanne, die der Stolz tödtet.

Sie rang, ihr Leben hindurch, die höchſte unter allen Tannen zu werden. Nun war ſie es, — und war jezt zufrieden; aber da ſie hörte, die Tannen auf dem Libanon ſeyen höher als ſie, ſo wollte ſie auch ſo hoch wachſen als dieſe.

Umſonſt ſagte ihr alles, was Freund war: ſie ſtehe nicht in Libanons Boden, und nicht an Libanons Sonne. —

Was eine Tanne werden, was eine Tanne ſcheinen kann, das will auch ich werden, das will auch ich ſcheinen — alſo ſprach ſie, und trieb dieſen Sommer über eine neue Krone und ſtarke Schößlinge in allen Aeſten.

Das ganze Dorf gieng hinaus, die Wundertanne zu ſehen, die in ihrem Alter noch alſo Schößlinge trieb. —

Aber ein alter Hirt ſagte zum gaffenden Volk: der Tod wird ſie auch bald, und vor allen andern heimſuchen.

Der Ritterſtand des europäiſchen Welttheils hatte ſich vor Jahrhunderten in Uebereinſtimmung mit allem dem, was in unſerm Welttheile der Ausbildung von Kraft, Würde, Selbſtſtändigkeit und Gemeingeiſt weſentlich eigen iſt, allgemein zu einer Höhe erhoben, wie die Welt kaum je einen Stand ſich zu dieſer Höhe erheben geſehn; als aber die Jeruſalems-Ritter unſers Welttheils bei ihren Jeruſalems-Zügen ſich von dem Schimmer der in einer Stunde unnatürlich ſteifen, und in der andern unnatürlich lockern, aſiatiſchen Magnaten, und Halb- und Viertels-Magnaten blenden, und ſich in unſerm Welttheil auch zu dieſer Miſchung der Steifigkeit und Lockerheit der aſiatiſchen Großen erheben wollten, ſo bahnten ſie ſich wahrlich in verſchiedenen Richtungen den Weg zu einem Zuſtand, deſſenthalben ihnen ſchon damals ein kluger Mann ihres Zeitalters hätte prophezeien können, was der alte Hirt der ſtolzen Tanne prophezeite, die auf Europa's magern Boden, und an Europa's kühlerer Sonne glaubte, auch das ſcheinen und werden zu können, was eine Tanne auf Libanons Höhen, in Libanons Boden und an Libanons Sonne werden kann.

109.

Der Bauer und die Eiche.

Der Bauer ſagte zur Eiche: Der Boden, den du um dich her verödeſt, ſchadet mir mehr, als du werth biſt.

Du kannſt ihn ja, erwiederte die Eiche, wenn es dir darauf ankömmt, mit kleinem Geſträuch bepflanzen.

Aber der Bauer antwortete: ich fahre beſſer, wenn ich dich umhaue, und den Boden um dich her ganz mit Gras oder gleichſtämmigen Holze anſäe.

So leicht nimmt es doch nicht jeder Bauer auf mit dem Umhauen eines Eichbaums. Hart Holz iſt gut Holz, man bezahlt es oft ſehr theuer; ein Mann, der viele Eichen hat, iſt ein reicher Mann, und was alle Jahre wächset, und alle Jahre wieder vergeht, wird auch gar oft ſchnell und in jedem Falle leichtſinniger verbraucht, als was Jahrhunderte fordert, um es beſitzen zu können; und überall thut man wohl, wenn man ſich zehnmal beſinnt, ehe man irgend etwas recht Groſes, tief Eingewurzeltes und Feſtſtehendes umhaut oder niederreißt.

110.

Der Urſprung des Blutdurſts.

Warum thut ſie auch das? fragte ein Kind ſeinen Vater, da es eine Katze mit ihrer gefangenen Maus ſpielen ſah.

Ich weiß es nicht, antwortete dieſer; aber ich denke, mit der erſten Blutſchuld kömmt auch die Luſt zum Spielen mit Blut — in die Seelen von Katzen.

Es iſt eine Erfahrungsſache; der Menſch, der an Ort und Stelle aufgewachſen, wo man viel ſchlachtet, metzget und tödtet, wenn er auch ſonſt ein guter Menſch iſt, gewöhnt ſich an's Tödten. Er wird gleich allmählig auch bei grellen Erſcheinungen des Blutvergießens gleichgültig. Iſt er aber ein unedler leidenſchaftlicher Menſch, ſo geht ſeine Gleichgültigkeit beim Blutvergießen gar leicht in eine Luſt am Blutvergießen, in Blutgierigkeit hinüber.

III.

Was iſt der Menſch? — Blatt oder Stamm?

Mißmuthig über den Tod ſeiner Erſchlagenen, neigte ein ſiegender König ſein Haupt gegen den Boden. Ein Schmeichler, der merkte, was den Fürſten drückte, zeigte ihm zahlloſe, am Boden liegende Blätter unter einer Linde, bei der ſie eben ſtanden, und fragte den König: werden dieſe nicht wieder wachſen? —

Das empörte einen edlen Mann, der neben ihm ſtand. Dieſer führte den König in den Dickicht des Waldes, zeigte ihm tauſend vom Sturme niedergeſtürzte Tannen, und ſagte zu ihm: „Werden denn dieſe auch wieder wachſen?“ —

Nein, nein, der Menſch im Staate iſt für den Fürſten durchaus nicht nur ein Blatt am Baume, das jeden Herbſt abfällt, und jeden Frühling wiederkommt; nein, nein, er iſt im Staate und für den Fürſten ein ſittlich, geiſtig, bürgerlich und religiös ſelbſtſtändiges Weſen, das die Staatsgeſetzgebung in der Wahrheit ſeines reinen, göttlich gegebenen Weſens mit heiligem Ernſte als ſolches zu erkennen, und zu ſichern, heilig verpflichtet iſt.

112.

Alte Zeit, gute Zeit.

Die Alten machten alles ohne Wirthſchaft. Ich wollte aus einer ſolchen Eiche zwölf Ruhbänke machen; die eben ſo dienen — ſagte Schaffner Chriſtoph zu ſeinem Herrn, der eben auf einer Eiche ſaß, die ſein Ahnherr zu einem Ruhbanke vor ſein Schloß legen ließ.

Nun, ſo nimm eine ſolche Eiche, antwortete ſein Herr, und mache zwölf ſolche Ruhbänke daraus. — Der Schaffner that es; aber die Ruhbänke ſind ſchon alle wieder verfault, und des Großvaters Eiche liegt noch unverſehrt da, und wird in hundert Jahren bei ſpäten Enkeln noch unverſehrt da liegen.

113.

Die Unverſchämtheit des unbrauchbaren Mannes.

Wie darfſt du dich auch neben mir zeigen? ſagte ein unbrauchbarer Mahlſtein zu einem abgeſchliffenen alten, der neben ihm lag.

Dieſer antwortete ihm: wir ſind jetzt freylich beide unbrauchbar; aber ich, weil ich ausgebraucht bin, und du, weil man dich nie gebraucht hat und nie brauchen kann.

Friedrich der Große ließ ſich alle Jahre die Liſte von allen penſionirten Staatsdienern vorlegen, und von allen mußte bemerkt werden, was ſie noch thun.

Einmal fand er von einem, dem die Behörde nicht gewogen geweſen zu ſeyn ſchien, dieſe Frage mit den Worten beantwortet: er thut nichts.

Friedrich, der ihn kannte, ſchrieb einfach daneben: er hat gethan.

114.

Die Armbruſt und der Degen.

Der edle Kraftmann liebte ſeines Großvaters Armbruſt, die mit Gold und Perlenmutter geziert, vortrefflich gearbeitet, aber ſtark und ſchwer war, für ſein Leben; aber ſein Sohnsſohn, der böſe Augen hatte, und an den Händen etwas zitterte, hieß es eine bäuriſche Waffe, und ſagte: ein Degen mit einer weißen Scheide, die ſich zu den weißen ſeidenen Strümpfen ſchicke, ſtehe einem Patrizier beſſer an, als die köſtlichſte, ſchönſte Armbruſt.

Ein Freund, dem ich dieſe Stelle las, ſagte: Es nimmt mich nur Wunder, daß dieſer Liebhaber des Degens in der weißen Scheide nicht noch hinzuſetzte: Ein Patrizier ſollte ſich ſchämen, das Wort Armbruſt auch nur in den Mund zu nehmen; es habe ja einmal ein unuhiger Bauer ſeinen Landvogt damit erſchoſſen.

115.

Das ungleiche Obdach.

Ein Bauer baute ſich unter dem Schutze einer eiſernen Nagelflüe ein Haus. —

Dieſes ſtand Jahrhunderte unter ſeinem Obdache.

Ein anderer bauete ſich das ſeine an den Fuß eines Sandfelſen; aber dieſes war bald unter dem Schutte ſeines Obdaches begraben.

Wenn du auch Schutz nöthig haſt, ſo ſuche keinen, ehe du ihn geprüft. Scheinſtärke iſt oft Schwäche; darum ſieh' dem Manne in jedem Falle ſteif ins Geſicht, der zu dir ſagt: er wolle dich auf ſeine Schultern nehmen und über einen reißenden Bach tragen.

116.

Das unauslöſchliche Gleichheitsgefühl.

Ein Hirt nährte ſeine Schaafe in einem magern Thal parſam, aber alle gleich, und die Thiere waren dennoch allgemein zufrieden.

Jetzt aber füttert er ein Dutzend Lieblingsſchaafe mit ausgezeichnetem Ueberfluſſe. Nun iſt die ganze Heerde unzufrieden, und gar viele unter den Schaaſen tödtet der Aerger.

Die Anſprüche der Menſchennatur ſind im Allgemeinen leicht zu befriedigen, aber die Verweigerung des Rechts an dieſe Anſprüche verdappelt die Lebendigkeit derſelben und macht aus den Bedürfniſſen der Natur Anſprüche der Einbildungskraft und der Leidenſchaften, deren Gewaltſamkeit alle Ruhe und allen Segen unſers Geſchlechts untergrabt und zernichtet. Das geht ſo weit, daß unter hundert Fällen des Selbſtmords, kaum einer iſt, der nicht Anſprüche der Einbildungskraft, die ſich zu Anſprüchen der Leidenſchaft erhoben, zu ſeinem Grund hat.

117.

Das Schuhmaaß der Gleichheit.

Ein Zwerg ſagte zum Rieſen: ich habe mit dir gleiches Recht. — Der Rieſe erwiederte: Freund! das iſt wahr; aber du kannſt in meinen Schuhen nicht gehen.

Das ſollte man dem Dorfvogt antworten, der eine Stadtpolizey auf ſeinem Dorfe haben möchte, und dem Stadtburgermeiſter, der eine Wacht vor ſeinem Rathhaus und vor dem Stadtthor, auf Koſten der Stadt, in fürſtlicher Parade aufziehen zu machen gelüſtete.

118.

Das Katzen-Seelenmachen.

Ein Bauer ſagte zu mir: ſein Nachbar Stoffel habe ein Schaaf und eine Kuh, die dir Augen machen wie Katzen. Da bat ich den Bauer, mich den Stoffel kennen zu lernen, und ſagte: ein Menſch, der Katzenſeelen in die Unſchuld hineinbringen kann, verdient und findet in der ganzen Welt Aufmerkſamkeit. Und das iſt gar recht, aber Zutrauen muß man ihm nicht ſchenken.

Aber warum möchteſt du dieſen Stoffel kennen? erwiederte mir der Bauer. Ich antwortete ihm: damit ich einen jeden Menſchen, der ihm auch nur ein wenig gleich ſieht, wie die Peſt fliehen könne.

Er. Ich will dich morgen zu ihm führen; denn er iſt wirklich ein Mann, den man wie die Peſt fliehen muß.

Ich. Warum das?

Er. Er kann aus einer Engelsſeele, die in ſeine Klauen fällt, einen Satan machen, eben wie in einen guten Schaafskopf Katzenaugen hineinbringen.

119.

Der gefrorne See.

Eine ſo gute Straße iſt auf der ganzen Erde keine — ſagte ein Fuhrmann, da er über einen gefrornen See fuhr. — Aber dieſer antwortete; wenn ich wieder aufgefroren bin, ſo bin ich denn noch unendlich mehr werth. Des Fuhrmanns Lob gründet ſich auf meinen Tod, ich bin aber lieber lebend und für Fuhrleute unbrauchbar.

O, wie recht hat dieſer See. Wie unendlich mehr iſt er in dem Zuſtande ſeines offenen Lebens werth, in dem ihn alle Winde bewegen, als im Zuſtande ſeines Gefrorenſeyns, in welchem er, wie eine Karrenſtraße, zum Dienſt roher Fuhrleute und Viehtreiber, Laſtwagen über ſich fahren und Viehheerden über ſich treiben laſſen muß.

120.

Der Schöppe Plumb.

Der Schöppe Plumb gieng heute, wie täglich, berauſcht aus der Schenke, und traf auf dem Wege den Schneider Klein an, der auch ſo berauſcht heimgieng. — Das konnte der Schöppe nicht leiden; er entrüſtete ſich und ſagte zu ſeinem Büttel: Büttel, ſtell' mich an die Wand, und führ' den Schneider Klein ins Gefängniß nach den Rechten der Stadt pag. 71 in den Satzungen. — Der Büttel that, was ihm der Schöppe befohlen, und führte den Bürger ins Gefängniß nach den Rechten der Stadt. — Dann kam er wieder, und führte den Schöppen zu ſeiner Frau nach den **Freiheiten der nämlichen Stadt.**

Je kleiner und kleinſtädtiſcher der Bürgerſtand eines Ortes organiſirt iſt, deſto größer und bis zur Lächerlichkeit auffallend iſt in Zeiten, in denen die ſittlichen und rechtlichen Fundamente des bürgerlichen Wohlſtandes und ſeines ſittlichen und häuslichen Kraftzuſtandes untergraben ſind, der Unterſchied zwiſchen den Rechten und Schuldigkeiten der gemeinen Bürger und den Privilegien und Ausnahmsübungen ihrer Schöppen, Richter und aller derjenigen Perſonen, an deren Händen der ſchmutzige Abgang des Einnehmens und Ausgebens ihrer Stadtrevenüen vorzüglich klebt und von deren Privatſelbſtſucht alles Kunſtmanöveriren für die wachſende Vergrößerung dieſer Revenüen und die Organiſation ihres Gebrauches, ſo wie die Beſtimmung der Hände, durch welche dieſer Gebrauch gehen ſoll, allgemein abhängt.

121.

Die mürben Stricke.

Sie waren alle mürbe, aber er mahlte ſie alle ſchwarz, grau und violetblau.

Das half nichts, die grauen, die blauen, die gelben und grünen zerriſſen wie vorhin, und Hans — der Knecht ſagte zu ſeinem Meiſter, der ſeine faulen Stricke alſo mahlen ließ: ich kann mit dieſem Fuhrwerk nicht mehr fahren.

Mach du nur, erwiederte der Meiſter, daß die Pferde immer alle gleich ziehen, und keines mehr als das andre angeſtrengt werde.

Der Knecht antwortete: wenn ich ſchon gegen deine Pferde gerecht bin, deine Stricke ſind um deßwillen nicht deſto weniger faul, und wenn ſie reißen, ſo wird der Wagen troz aller meiner Gerechtigkeit, und troz allem deinem Schwarz, Grau und Violetblau doch ſtille ſtehen.

Anſtreicher-Künſte machen keine alten Wände neu, und keine faulen Stricke ſtark. Wo die wahren Kraftmittel des Rechts faul ſind, da vermögen alle Prunkmittel und Prunkformen der Scheingerechtigkeit es nicht, das Aeußerliche des Gerechtigkeitkarrens ins Gleis der Unſchuld hinzubringen, in der er allein das Volk zu ſegnen vermag.

122.

Der ſeltene Pfirſich.

Ein Bauer hörte, daß im Schloßgarten ſeiner Herrſchaft ein ſeltener, köſtlicher Pfirſich wachſe, und ruhete nicht, bis er einen Stein von dieſer Frucht hatte.

Da er ſo glücklich war, ſetzte er ihn eilend in den Boden; aber an einem ſchattichten, windichten Ort. Nun fällt ſeine Frucht ihm alle Jahre unreif vom Baume, indeſſen glaubt er doch, er eſſe alle Jahre den ſeltenen Pfirſich, der an ſeines Herrn warmen, windſtillen Geländer köſtlich ausreift.

Auch von den Conſtitutionskernen darf man nicht glauben, man könne ſie ſo mit roher Hand vom Boden aufleſen, und in jeden Boden hineinſetzen, wo man nur immer will. O nein, o nein, dergleichen Kerne wachſen nicht in jedem Boden, und ſie zu verſetzen, daß ſie wachſen, gedeihen und reifen, iſt eine weit größere Kunſt, als ſie vom Boden aufzuleſen.

123.

Die Feldmuſik.

Trommel. Ich verkündige das Recht und die Ordnung des Kolbens.

Pfeife. Damit die Menſchen ihr Entſetzen ertragen, pfeife ich zwiſchen hinein Lieder des Leichtſinns.

Pauke. Ich verkündige das Recht und die Ordnung des Bügels.

Trompete. Ich übertreffe im ſchmetternden Ruf zu den Freuden des Leichtſinns die Pfeife, — wie die Pauke die Trommel, und der Hufſchlag den Fußtritt.

Ein frommer Bauer, der einen Soldaten dieſen Wettſtreit der Feldmuſik erzählen hörte, ſagte dem jungen Krieger: ich lobe mir meine Kirchenglocke, und wollte hundert Meſſen dafür leſen laſſen, ich könnte machen, daß dieſe Glocke das Feldgeſchrei der Trommeln, Pauken und Pfeifen ſo überſchreien würde, daß man auf hundert und ein Jahr keine von ihnen mehr hören würde.

124.

Die unheilbarſte aller Krankheiten, das ſchleichende Mittelmäßigkeitsfieber.

Ein Tannenwald in ſeinem beſten Jugendwuchs, ſagte zu ſich ſelbſt: ſo lange ich jung bin, bricht mich jeder Knabe ab, wenn ich alt, ſo haut mich mein Bauer um, Alſo will ich immer bleiben, was ich jetzt bin.

Die armen Tannen dachten nicht, daß ſie ſich dadurch zur unheilbarſten aller Krankheiten, zum Mittelmäßigkeitsfieber verdammt hatten.

Alle unſere Kräfte haben in ſich ſelbſt einen Trieb, ſich immer mehr zu entfalten, und ſtärker und brauchbarer zu werden; das Stillſtehen dieſes Triebs iſt die Quelle des Zurückſchreitens aller unſerer Kräfte und der damit verbundenen Krankheit des Mittelmäſſigkeitsfiebers, dieſes unendlichen Verſinkens unſerer ſelbſt in uns ſelbſt. Die Anfänge dieſes äuſſerſten Verſinkens in dieſes tiefe Verderben der Menſchennatur fängt gewöhnlich mit einer groſſen Gleichgültigkeit auf Gegenſtände an, die die Aufmerkſamkeit und das Intreſſe jedes geſund belebten Menſchen anſprechen; der Menſch in dieſem Zuſtande äußert ſich gewöhnlich in einem ſolchen Falle mit den Worten: es iſt nichts daran gelegen — es iſt mir nichts daran gelegen. — Wer immer dieſes Wort auf eine auffallende Art im Munde führt, von dem kannſt du ſicher glauben, er iſt in einem hohen Grad von dieſer Kranheit, die das Heilige aller Kräfte der Menſchennatur in uns ſelber tödtet, ergriffen.

125.

Das Spatzenſchieſſen.

Als die diebiſchen Spatzen in Altnau einſt vorzüglich viele Früchte verderbten, ergriffen einige ſchlaue Jagd-Leute, die ſchon längſt den Tauben im Dorf gern zu Leibe gegangen wären, den Anlaß, die Bauern daſelbſt zu bereden, jedermann zu erlauben, alle Vögel ohne Unterſchied zu erſchieſſen.

Aber dieſe Erlaubniß war kaum gegeben, ſo redeten die lüſternen Jäger, hinter Mauern, Scheunen und Hecken mit den untreuen Spatzen ab, ihnen das Leben zu ſchenken, wenn ſie ihnen nur alle Tauben auskundſchaften und verrathen würden.

Jäger ſind Leute, die gerne vielerlei Gewild tödten, vielerlei Künſte brauchen, es zu fangen, und gar oft groſſe Geduld ausüben, auf daſſelbe zu lauern, und endlich auch gewöhnlich einem groſſen Braten lieber nachjagen, als einem kleinen; und bey ſolchen Geſinnungen und Neigungen kommt die menſchliche Schwäche leicht dahin, ſich zu Unterhandlungen brauchen zu laſſen, die ungefähr denen gleich ſind, welche die Jäger von Altnau mit den diebiſchen Spatzen gepflogen.

126.

Ein Amtmann, der blind an dem Bauern iſt, den er liebt, und ſehend an dem, den er haßt.

Der Amtmann Kleinmeyer liebte den Niklas und haßte ſeinen Bruder. Als aber der erſte ein Schelmenſtück ausübte, ſagte er zum letztern: da ſieht man jetzt, was *ihr* für Burſche ſeyd.

Dieſer antwortete darauf: Gnädiger Herr! wenn *ich* das Schelmenſtück begangen hätte, ſo würden Euer Gnaden nur ſagen: da ſieht man jetzt, was *du* für ein Burſche biſt.

In tauſend Fällen iſt es nicht die Wahrheit oder die Unwahrheit, nicht das Recht oder das Unrecht einer Thatſache, die unſer Urtheil darüber beſtimmt; ſondern blos die Neigung oder die Abneigung, die wir für oder wider die Perſon haben, die ſie gethan hat.

127.

Die Welle und das Ufer.

Das Ufer ſagte zur Welle: warum beſchädigſt du mich?

Die Welle antwortete: Die Gewalt meines Strohms wirft mich zu meinem eigenen Verderben an dich hin.

Alle menſchliche Kraft, die ohne ihr Wiſſen und wider ihren Willen der Schwäche, dem Irrthum und der Gewaltthätigkeit irgend einer andern menſchlichen Kraft als todtes Werkzeug und Mittel dient, iſt dieſer Welle gleich, und kann gegen jedermann, den ſie ſchädigt, mit Recht die gleiche Entſchuldigung anbringen.

128.

Der Maurer und ſein Junge.

Man kann ja auch groſſe Steine auf die kleinen hinaufſetzen — ſagte ein Maurerknabe zu ſeinem Meiſter.

Dieſer antwortete: Ja, aber dazu braucht es Kunſt; und es iſt immer beſſer, die kleinen auf die groſſen zu ſetzen.

Ein guter Baumeiſter unterlegt den groſſen, ſchweren Fundamentſteinen eines Gebäuds gar oft kleine, wohlgeordnete Kieſel; hingegen iſt es auch eine allgemeine Regel der Baukunſt, das drückende Gewicht der groſſen Steine muß in jedem Gebäude in dem Grad abnehmen, als die Mauer deſſelben hoch aufgeführt iſt.

129.

Ein Eſel und ein Löwenſchädel.

Ein Eſel fand einen ſolchen. Es ſchauerte ihm noch vor dem todten Gebiß. Der Schädel, der es ſah, ſagte ihm ſpottend: Siehe da neben mir den groſſen Elephantenzahn; das iſt etwas zum Zittern.

Aber der Eſel antwortete ihm: nein, nein, dieſer ſagt mir nur, thue recht! — du aber ſagſt mir: ich freſſe dich!

Ich darf doch wohl fragen: hat es der Eſel richtig getroffen? und iſt der Unterſchied des Eindrucks, den der Löwenſchädel auf ihn machte, ein richtiges Bild des Unterſchieds, den der Eindruck der böſen und der guten Gewalt ſelber in ihren äuſſern, todten Zeichen auf die Menſchennatur allgemein macht?

130.

Der Löwe und ſein Rathgeber.

Ich ſehe ungerne, daß man immer mehr Hunde in meinen Dienſt nimmt — Alſo ſagte ein Löwe, der ſeinem Ende nahete, zu ſeinem Vertrauten.

Dieſer wußte nicht, was er dem ſterbenden Löwen antworten ſollte; aber er fühlte tief im Herzen die drückende Wahrheit ſo wie die Löwen unbrauchbar werden, werden die Hunde unentbehrliche Thiere.

131.

Wo wird es ſich enden?

Sein Ahnherr traute auf Harniſch und Schwerdt.

Sein Großvater auf ſeine Fauſt.

Sein Vater auf ſein Maulbrauchen.

Er auf ſeinen Federkiel.

Sagt mir! wo wird ſich das enden? worauf wird wohl ſein Sohn noch vertrauen.

Es bleibt ihm nichts übrig, als der Strohhalm der Schiffbrüchigen.

Ich kenne ihn. Er hat den Halm ſchon zum voraus in ſeiner Rechten, und mit ſeiner Linken dekt er ſein Angeſicht mit einer Larve, die auf ſeines Großvaters Geſicht paßt.

132.

Noch einmal — wo wird es ſich enden?

Sein Urvater baute auf Siegel und Briefe, ſein Ahnherr auf die Grundſäze des Rechts, ſein Großvater auf Frömmigkeit und Mäßigung, ſein Vater auf Schleichwege, er auf das mir nichts und dir nichts der offenen Gewalt.

Wo wird ſich das enden?

Es wird wieder zurückkehren von der offenen Gewalt zu Schleichwegen, von den Schleichwegen zur Mäßigung, von der Mäßigung zu Grundſäzen, und von Grundſäzen zu Siegel und Briefen.

So ſagte ich; aber mein Freund meinte, es werde gar nicht ſo kommen. Die offene Gewalt, ſagte er, wird ein à tout ſpielen, und ſelbiges entweder gewinnen, oder verlieren. Ich antwortete ihm: dann wünſche ich zu ſterben, ehe das eine oder das andere geſchehen ſeyn wird.

Ich wiederhole auch hier gerne: es iſt jezt bald vierzig Jahre, ſeitdem ich dieſes geſchrieben, und man hat in dieſer Zeit oft und unter verſchiedenen Umſtänden ſo ein à tout-Spiel, das, wie man meynte, hätte gewonnen werden oder verloren gehn ſollen, mit allen ſeinen grellen Folgen erwartet und gefürchtet; aber es iſt Gott Lob nie ganz gewonnen und nie ganz verloren worden; es wird auch niemals, wenn es je wieder geſpielt werden ſollte, weder gewonnen werden noch verloren gehn. Die Menſchennatur ſträubt ſich, beydes, gleich wider das gänzliche gewonnen werden und wieder das gänzliche verloren gehen eines ſolchen à tout-Spiels. Sie, die Menſchennatur iſt ewig, denn ſie iſt göttlich gegeben; die Luſt zum trüglichen Spielen aber mit dem Menſchenwohl iſt vergänglich; denn ſie iſt menſchlich, und die menſchlichen Gedanken und die menſchlichen Gelüſte, ſelber die lebendigſten und durch Kaltblütigkeit ſtarken und feſten Gelüſte, die Gelüſte des Ehrgeizes, ſind veränderlich. Und wo immer das Verderben des geſellſchaftlichen Lebens, nach welcher Richtung dieſes auch geſchehen ſeyn mag, ſeinen oberſten Gipfel erhalten, da lenkt die Natur von ſelbſt wieder zur Wiederherſtellung ihrer ſelbſt. Dieſe Wahrheit, die die frommen Alten mit dem Worte ausdrückten: wo die Noth am größten, da iſt Gottes Hülfe am nächſten — iſt in Rückſicht auf gedrückte, leidende Völker ebenſo in der Menſchennatur begründet und durch die Erfahrung beſtätigt, als in den Erfahrungen der Noth einzelner, gedrückter, leidender Menſchen.

133.

Eis und Eiſen.

Du drückſt mich eben, wie das Stück Eiſen, das neben dir liegt — alſo ſagte die Erde zu einer Eisſcholle, die der Bach auf ſie hinwarf.

Dieſe antwortete: ja! aber beim erſten lieblichen Tag vergehe ich wieder.

Darauf ſagte das Eiſen; ich vergehe ja auch, wenn die Hitze groß genug iſt.

Aber die Erde erwiederte: behüte mich Gott davor, daß ſie jemals für mich ſo groß werde.

Und der Eisklumpen ſetzte noch hinzu: es iſt nicht einmal wahr, daß du jemals vergehſt; wenn du auch in der höchſten Glut flieſſend, wie wallendes Feuer ſcheinſt, ſo biſt du doch Eiſen, und wenn du geſchmolzen wieder erkalteſt, ſo biſt du nur anders geformt.

Das härteſte Metall erſcheint freylich unter gewiſſen Umſtänden als fließendes Waſſer, aber ſeine Natur iſt Härte. Welche Feuersgewalt auch für den Augenblick in ihm den Anſchein der Zartheit und Weichheit hervorbringt! ſeine Natur bleibt immer die nämliche; ſo wie es erkaltet, iſt es wieder hartes, unbiegſames Eiſen.

134.

Zwei Dorfmeiſter.

Ich bin heute abermals ſterbens müde, und man iſt doch nicht mit mir zufrieden. Alſo ſagte am Abend eines Gerichtstages ein mühſeliger Dorfvogt.

Einer, der das Regieren vortreflich verſtand, antwortete ihm: ich hingegen werde nie müde, und man iſt doch mit mir zufrieden.

Der Mühſelige. Ich würde dein Geheimniß mit Gold kaufen, wenn es feil wäre.

Der Vortreffliche. Es iſt für dich umſonſt feil. Wenn die Margreth ihre Rüben kocht, wenn der Hans ſeinen Acker miſtet, und der Heini ſeinen Eſel tränkt, ſo pfeife ich mein Lied und denke, das geht dich nichts an!

Der Mühſelige. Und ich einmal meinte, das Dorf müßte zu Grunde gehen, wenn ich nicht von Allem unterrichtet wäre.

Die geheime Geſchichte des Dorfs, in dem beide wohnten, ſagt: der mühſelige Dorfvogt habe ein böſes Gewiſſen gehabt, und aus Gründen, über die er niemanden gerne Licht gab, ſo allen Elendigkeiten, die im Dorfe vorgiengen, nachgefragt; der andere aber ſey ein unſchuldiger, braver Mann geweſen, der in allem ſeinem Thun und Laſſen aus reinem Herzen gehandelt und durchaus in keinen Verhältniſſen geſtanden, die ihn hätten veranlaſſen können, irgend etwas im Dorfe nachzuforſchen, wozu ihn nicht Pflicht, Ehre und Wohlwollen ſelbſt aufgefordert hätten.

135.

Das ungleiche Gefühl eines Pfarrers und eines Bauern über den Schaden, den ein Waldbach ihrem Dorfe that.

Ich verabſcheue dieſen Bach von Grund meines Herzens. Alſo ſagte ein Pfarrer, da ein Waldbach ihm Dorf und Kirche weggeſchwemmt hatte.

Ein Bauer antwortete ihm: verabſcheuen Sie lieber den Unſinn, mit dem wir ſeit zwanzig Jahren verſäumt haben, den Bach bei ſeinem Urſprunge vom Dorfe abzuleiten; und dann auch die Selbſtſucht, mit der wir die vom Strome zuerſt angegriffenen Häuſer, auf Gefahr des ganzen Dorfes, nicht haben Preis geben und umreiſſen wollen.

Der Pfarrer wandte ſich von dem Manne, der ihm das antwortete, weg. Ich aber fragte ihn: hat der Mann nicht recht?

Da ſah mich der Pfarrer ſteif an, ſchüttelte den Kopf, hob den Zeigefinger in die Höhe und ſagte: wehe dem Manne, der in der Welt bey irgend einem Elend und bey irgend einem Unglück zu ſagen wagt, daß er die lebendigen, entfernten Realurſachen deſſelben mehr verabſcheue, als ſeine zufälligen, lebloſen und unſchuldigen Augenblicksveranlaſſungen.

Es iſt ein Unglück, daß die Menſchen ſo wenig zu en höhern und frühern Urſachen der Unfälle, die ihnen egegnen, hinaufſteigen, aber es iſt noch ein größeres Unlück für ſie, daß ſie es oft nicht dürften, wenn ſie es auch och ſo gerne wollten.

136.

Eine Dame, zwey Kammerfrauen und ein Juſtizbeamteter.

Meine gnädige Frau ſteht ſo oft vor ihrem Portrait und ſo ſelten vor ihrem Spiegel — alſo ſagte eine junge, muntere Kammerfrau zu einer andern, die aber etwas betagt, mißmuthig und mit ihrem Stande unzufrieden war.

Dieſe antwortete ihr: Schwächlinge und Zieraffen wägen ſich immer gerne auf irgend einer käuflichen Trugwaage der menſchlichen Kunſt, meiden aber eben ſo gerne und eben ſo allgemein die unbeſtechliche Waage der treuen Natur und ihrer göttlichen Kunſt.

Ein Juſtizbeamter, der ihr Geſpräch hörte, ſagte zu ſich ſelber: wenn ich von der Anhänglichkeit unſrer Zeitmenſchen an die beſtechliche Waage der menſchlichen Kunſt und von ihrer Abneigung vor der unbeſtechlichen Waage der treuen Natur reden höre, ſo kommt mir der Sinn an ganz andere Menſchen und an ganz andere Gegenſtände, als an eine ſolche gnädige Frau, ihren Spiegel und ihr Portrait.

Dieſer Juſtizbeamte muß in den Geſchäften ſeines Tribunals über die Anhänglichkeit an die beſtechlichen Waagen der Kunſt und über die Ausweichungs- und Beyſeitſetzungskünſte der Waage der treuen Natur ganz andere und wie es ſcheint, intereſſantere Erfahrungen gemacht haben, als diejenige war, die die junge Kammerfrau bey ihrer Meiſterinn zu machen Gelegenheit gehabt.

137.

Zwei Pferde und die Deichſel.

Die Deichſel brach vom Wagen, und die Pferde ſprangen wüthend mit ihr über Stauden und Stöcke. Da ſie aufgefangen wurden, ſagte die Deichſel zu ihnen: ihr geht ſonſt ſo ſtill neben mir euern Weg, warum wüthetet ihr jezt alſo an meiner Seite? die Pferde antworteten: ſo lange du ſelbſt am Wagen angekettet als eine todte Stange in dir ſelbſt unbeweglich in Ruhe zwiſchen uns lageſt, ſo giengen wir freylich auch ruhig an deiner Seite unſern Weg, da du jetzt aber vom Wagen abgeriſſen ſelbſt ungebunden, in wilden, böſen Sprüngen um unſere Beine herumtanzeſt, ſo macht uns das wüthend.

Eben ſo können Regierungsmaßregeln, die in willkührlichen Sprüngen den Geldſeckel, den Brodkorb, die Ehrliebe und das Rechts- und Sicherheitsbedürfniß eines Volks verletzend angreifen, bei den Menſchen die gleiche Wirkung hervorbringen, wie die vom Wagen abgeriſſene Deichſel, wenn ſie in willkührlichen Sprüngen um die Füße der Pferde herumtanzt.

138.

Die verwandelten Schaafe.

Die Heerden des größern Viehs vertrieben die ſchwächern Schaafe aus allen Ebenen, bis an die ſteilen Gebirge. Dahin verjagt, jammerten ſie für ihr Leben; da erbarmte ſich Jupiter, der aller Armen Vater iſt, ihrer gedrängten Schwäche, ſchuf ihnen ſtarke Gelenke zum Springen, Hörner, ſich in die Felſen zu klammern, und eiſerne Schenkelgebeine.

Alſo ward das wilde Gemsgeſchlecht, das in glücklichen Höhen ſein Gras findet, erſchaffen, und lebte Jahrhunderte ferne von den gefürchteten Menſchen und Heerden.

Aber einſt gelüſtete ein weibliches Gemsthier, beides, auf den Bergen und in den Thälern zu leben, und bat um ein Herz, das ſich nicht mehr vor Menſchen und Heerden entſetze.

Jupiter erhörte auch dieſen Wunſch, und machte ſie zur Stammmutter der elenden Ziegen.

Ich habe einmal gehört, am hohen Indus lebe ein Stamm eines weiſen und frommen Volks, deſſen Prieſter alljährlich ein feierliches Gebet vor dem Altare der Sonne verrichten, darinn ſie ihre Gottheit bitten, daß ſie doch von den Bitten der ſterblichen Menſchen nur ſelten eine erhöre, und die Geſchichte des Volks ſagt: daß es ſeine Ruhe und ſein Glück vorzüglich dem Gebeth dieſer Prieſter und der Stimmung danke, die ihm dieſes Gebeth einflößt.

Bemerkung über dieſe Anſicht heidniſcher Prieſter von dem menſchlichen Bethen.

Ich las dieſen Abſchnitt zweyen Menſchen vor, davon der eine ein ſtilles, chriſtliches, frommes und in einem hohen Grad wohlthätiges Leben führte, aber in keiner Rückſicht in der Welt und nicht einmal in ſeinen nächſten Umgebungen viel von ſich reden machte, der andere aber als ein eifriger und renomirter Streiter für das Eigenthümliche ſeiner Glaubensmeinungen weit und breit bekannt, und dabei berichtiget war, daß er jedermann, der dieſe Meinungen nicht in gleichen Sylben, Buchſtaben und Phraſen wie er ausdrücke, nicht bloß mit entſchiedenem Verdacht ins Aug faſſe, ſondern ihn vielmehr, wo er immer könne und möge, verunglimpfe, verdächtige und ſogar, wo er Gelegenheit dazu finde, ihm Steine in den Weg lege oder auch ins Fenſter werfe.

Der erſte fand in dieſer indiſchen Erzählung eine große Wahrheit für zweierlei Gattungen von Menſchen. Erſtlich für diejenigen, die das Gebeth als eine Art von Sühnopfer für die Schwachheiten und Sünden, die ſie täglich wiederholen und täglich wieder abbitten, anſehen, ohne ſich weder heute noch morgen im geringſten zu bemühen, ſelbige im Ernſte abzulegen. Und dann zweitens für diejenigen, welche daſſelbe dahin mißbrauchen, den Gelüſten ihrer Selbſtſucht und Sinnlichkeit eine Art von heiligem Schein zu geben, und ſich durch daſſelbe im Mittelpunkt ihrer Verirrungen immer mehr zu verſtärken und zu verblenden. Der andere aber ſagte, er könne nicht anders, er müſſe dieſe Fabel als eine eigentliche Läſterung gegen das Gebeth ſelber anſehen, und es ſey ſeine Pflicht, alle ſeine Gläubigen vor dem ſataniſchen Gift derſelben zu warnen. — Ich hörte ihm eine Weile ruhig zu; da er aber ſeinen Kutteln über dieſen Gegenſtand auf eine wirklich beleidigende Art Luft zu machen fortfuhr, gefiel es mir auch nicht länger, ihm ſtillſchweigend zuzuhören; ich antwortete ihm: lieber, wilder Menſch! Du kennſt das Wort nicht, das auch zu dir und deinesgleichen geſagt iſt: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; denn mit welchem Maaß ihr meſſet, wird euch wieder gemeſſen werden. —

Ich mußte alſo ſprechen. Die Sache iſt wichtig. Religionsverirrungen, die in ſinnliche Verhärtungen des Geiſtes und des Herzens ausarten, ſind dadurch geeignet, in die Angelegenheiten des ſtillen, chriſtlichen Glaubens und der ſtillen, chriſtlichen Liebe Gleichgültigkeit, Kaltſinn, Liebloſigkeit, Rechthaberey und Streitſucht zu veranlaſſen und zu nähren, und ohne allen Widerſpruch als Sachen anzuſehen, die dem Geiſt des wahren Chriſtenthums im höchſten Grad entgegenſtreben, und zu ſeinem größten Nachtheil auf das Menſchengeſchlecht einwirken.

139.

Gemeingeiſt und Gemeinkraft.

Ein ſchwatzender Gaukler klagte, es ſey ſo wenig Gemeingeiſt unter den Menſchen.

Ein Bauer, der ihn hörte, atwortete ihm: ich fordere on meinem Zugvieh keinen Gemeingeiſt, ich fordere von m nur Gemeinkraft.

Dieſes Wort iſt im Munde eines Mannes, der mit ieh umgeht, und das Vieh braucht, ganz paſſend, aber ir das Menſchengeſchlecht iſt es bei weitem nicht auf gleie Weiſe anwendbar. Gemeinkraft ohne Gemeingeiſt iſt r das Menſchengeſchlecht keine Menſchenkraft, ſie iſt für iſſelbe eine reine, völlig vom menſchlichen Geiſt und vom enſchlichen Herzen entblößte Thierkraft; aber wenn man nkt, was es braucht, ein Volk zu der menſchlichen Kraft erheben, die nicht blos Spielerey des Gemeingeiſts, ſonrn wahrer Gemeingeiſt iſt, ſo muß man in Rückſicht auf r Kunſtführung der Völker, die man Politik nennt, auch s Wort anwenden, das uns in religiöſer Hinſicht gegen iſt: der Geiſt iſt zwar geneigt, aber das eiſch iſt ſchwach. Wir können es uns nicht verheh-, der Geiſt und Sinn unſerer Zeit iſt in der Bildung Gemeinkraft der Völker weit, ſehr weit mehr vorgeitten, als in der Bildung ſeines Gemeingeiſts.

140.

Eine Kindsverderberinn — und ein Narr.

Eine raſende Frau erdroſſelte ihr Kind. Ein Menſch, dem verſchrobene Lehrer von Kindesbeinen an auch ſeinen Kopf eben ſo verſchroben gebildet, als der ihrige war, meinte: es geſchehe der Mutter Unrecht; es ſey wider die Natur, folglich ganz unmöglich, daß eine Mutter ihr Kind auch nur tödten wolle, will geſchweigen wirklich tödte, und fügte denn dieſer, wie er meinte, tief aus der Menſchennatur herausfallenden Wahrheit noch bey: es ſey eine böſe Gewohnheit, daß wir alle Uebel, die wir leider, fremden Urſachen, die nicht in uns ſelbſt liegen, zuſchreiben.

Ich habe in unſern Tagen Leute, die ſonſt ſehr klug ſind, dieſe Meinung, daß es ein groſſer Irrthum ſey, wenn die Menſchen Unglück und Uebel, die ſie leiden, fremden Urſachen, die auſſer ihnen ſelbſt liegen, zuſchreiben, dahin anwenden gehört, man müſſe alle Uebel und alle Leiden, die ein Volk treffen, von welcher Art ſie auch immer ſeyen, nur dem Volk ſelber zuſchreiben.

141.

Die ungleichen Herren.

Der eine darf trauen und glauben, der andere muß lauern und fangen; darum liebt der eine das Recht und die friedliche Weisheit, der andere Argliſt und derbe Gewalt. Auch leben in den Dörfern des erſten fromme, frohſinnige, glückliche Menſchen; in den Dörfern des andern viel freches, verfängliches, mißtrauiſches und gewaltthätiges Geſindel.

Auch ſagte ein armer Mann, der ſich durch's Land bettelte, einmal zu mir: da die Leute in einem Dorfe gutmüthig und frohſinnig ſind, da ſuche ich mein Almoſen gewöhnlich im Schloß, wo ich ſie aber unglücklich und mißmuthig finde, da ſuche ich daſſelbe lieber im Pfarrhaus; doch, ſezte er noch hinzu, giebt es auch Oerter, wo in Rückſicht auf die Barmherzigkeit und das Almoſen im Schloß und im Pfarrhaus ein Herr iſt wie der andere.

142.

Mauſchelhofen.

Es war ein geſegnetes Dorf, aber Juden, man ſagte mir nicht, ob getaufte oder ungetaufte, niſteten ſich ein, wurden reich und das Dorf arm.

Jezt ſtehen die Kinder ſeiner ehmals geſegneten Häuſer, täglich als Bettler, vor den harten Thüren der Juden, und die armen Leute müſſen in allweg thun, was die Judengaſſe will.

Neulich wollte ſich ein reicher unabhängender Mann im Dorfe einkaufen; das behagte der Judengaſſe nicht, und der Mann hatte an der Gemeinde, welche aus 83 Bürgern beſteht, nicht 7 Stimmen.

So iſt es jederzeit, und ſo lang' es ſo iſt, werden die Juden in Mauſchelhofen geſegnet, und die alten Einwohner Bettler bleiben, bis ſie endlich, vom Gefühle ihres Elends und ihres Rechts dahin gebracht werden, mit der Judengaſſe — nicht mehr als Schuldner und Bettler, — ſondern als Gemeinde zu reden.

Die guten Leute werden das wohl bleiben laſſen, mit der Judengaſſe als Gemeinde zu reden. Wo Juden und Judengenoſſen einniſten, da iſt auſſer der Judengaſſe kein Gemeingeiſt mehr denkbar; und wo in einer Gemeinde kein Gemeingeiſt mehr denkbar iſt, da iſt auch jede Gemeinde keine wirkliche Gemeinde mehr. Dieſem Uebel aber ſollte freylich mit der gröſten Sorgfalt vorgebeugt werden. Aber auch dieſes geſchieht je länger je weniger. Wo

z. E. nimmer unpſychologiſch und unmoraliſch organiſirte Volkswahlen eingeführt ſind, da ſind alle Gemeindrechte und die Fundamente aller Segnungen der Gemeinde ein bloſſes Spielwerk. Die Gemeinde ſelber iſt ein Weſen ihrer Gemeindkraft nicht mehr Gemeinde. Das ſelbſtſüchtige Treiben von Juden und Judengenoſſen wird durch die Einführung ſolcher Wahlen zum geſetzlichen Fundament der Staatskunſt und der Staatsrechte ſelber, ſo wie der Privilegien und Freiheiten der Bürger auf der einen und der Laſten und Bedrängniſſe derſelben auf der andern Seite.

143.

Ein Fuchs und ein Eſel.

Ich freue mich allemal, wenn ich einen unſrer Feinde, Treiber und Mörder hieher bringen ſehe und denke, es ligt wieder einer unſrer Feinde bey der Menge derer, die ſchon tod ſind — alſo ſagte ein Eſel auf einem Kirchhofe zum Fuchs. Aber dieſer antwortete ihm: ich hingegen erſchrecke immer bey einem Leichenbegräbniß. Es kommt mir bey einem ſolchen immer kein Sinn an den einzelnen Menſchen, den man ins Grab legt, ich denke nur an die Menge derer, die um daſſelbe herumſtehn.

Es iſt doch gut, daß die Menſchengefühle bey einem Begräbniß gewöhnlich weder Fuchſen- noch Eſelgefühle ſind.

144.

Der Halb-Fuchs und der Ganz-Fuchs.

Ein junger Fuchs kam nur mit drey Beinen ins Neſt. Seine Mutter jammerte darüber, aber der Vater ſchalt ſie, und ſagte: wir Füchſe müſſen uns deſſen verſehen und ruhig ſeyn, wenn unſre Kinder alle alſo, und wenn ſie auch gar nicht mehr ins Neſt kommen.

Die Mutter erwiederte: auf dieſe Art wollte ich lieber eine Schaafsmutter ſeyn, und ein Schaafsherz im Leibe tragen.

Pfui! ſagte der Vater, ein ächter Fuchs muß eher im Fangeiſen erſticken, als einen Augenblick anders als ein Fuchs denken.

Er hatte Recht. Wer Fuchs iſt, muß es ganz ſeyn, ein Halb-Fuchs hat um deswillen kein Schaafsherz, und bekommt darum, weil er ein Halb-Fuchs iſt, in Ewigkeit keines.

Es iſt jeder Schwächlinge Art, wenn ſie nicht Kraft genug haben, zu dem, was ſie gelüſtet, ſo kommen ihnen ſchwere Gedanken ins Herz, und ſie möchten in ihrem Mißmuth gar oft, ſie hätten andere Kräfte, als die, in denen ſie ſich Schwächlinge fühlen. Das iſt gar oft auch der Fall der Menſchen, die nothgedrungen ins Feld ziehn, aber am Tage der Schlacht es beynahe gar nicht verbergen können, daß ihnen die Gefahr, auf dem Bett der Ehre zu ſterben, groſſe Mühe macht.

145.

Fiſi und Hallo.

Wenn der Löwe den Eſel ehrt, ſo haben alle Eſeleyen einen königlichen Stempel — und wenn er die Hudeln ſeines Lagers in ſtinkendes Blut tunkt, und dem eingeſperrten Hunde alſo vor den Mund legt; ſo muß dieſer wohl noch froh ſeyn, an ihnen zu nagen. Das antwortete Hallo, als ihn Fiſi fragte: wie es auch möglich ſey, daß man Dummheit und Elend dem Volke noch lieb und werth machen könne.

Die Sinnlichkeit und die Selbſtſucht der Menſchennatur ſind die unzweifelhaften Quellen aller Volksdummheit und alles Volkselends. Die Menſchennatur führt unſer Geſchlecht an tauſend Fäden ſelber zu dieſen Quellen, und der Menſch kennt in ſeinem ſinnlichen Zuſtand keine größere Luſt und keine größere Freude, als ſich an dieſen Quellen zu erfriſchen und zu erquicken. Darum iſt auch die Frage, wie es möglich ſey, daß man Dummheit und Elend dem Volke noch lieb machen könne, ſelber eine dumme Frage. Je erniedrigter und im Weſen elender ein Volk iſt, deſto mehr liebt es einige Gauklerſtunden, und vergißt im höchſten Elende bey einem Kruge Wein und einem Braten den morndrigen Tag und das Kind in der Wiege, das ihm nicht vor den Augen liegt. Es iſt alſo eine weit wichtigere Frage, wie es möglich ſey, zu machen, daß ein verwahrloſtes Volk dahin komme, zu wünſchen, ſeiner Dummheit und ſeines Elends los zu werden, als wie es möglich ſey, daß man ihm Dummheit und Elend lieb machen könne.

146.

Ein Sprachfehler in der Beurtheilung der Wolle.

Junker Frickhart ſperrt ſeine Hunde und ſeine Schaafe in einen Stall. Jetzo heiſſen alle Käufer ſeine Wolle Hundswolle. Aber wenn er ſchon alle ſeine Hundsfelle verkaufen würde, ſo würde dennoch Niemand ſagen, ſie ſeyen Schaaffelle.

Man denkt bei Schelt- und Schimpfreden nie eigentlich das, was die Worte, die man ausſpricht, gewöhnlich bedeuten. Es kam von den Leuten, die Frickhard's Wolle kauften, niemand in den Sinn, daß ſie wirklich von ſeinen Hunden ſey, und doch hieſſen ſie ſie Hundswolle. So wenig muß und darf man es mit den Worten, die viele Leute reden, genau nehmen. Ich möchte faſt ſagen, um eines jeden Mannes Worte in ihrem wahren Werth zu ſchätzen, muß man mit dem Mann ſelber, eben wie wenn man mit ihm Freundſchaft ſtiften wollte, vorher ein Viertel Salz eſſen.

147.

Das Menſchenvertilgen.

Es entſtand einſt im weiten Reiche der Thiere ein groſſes Geflüſter, ſie müſſen ſich alle mit einander vereinigen, ihre grauſamen Feinde, die allmörderiſchen Menſchen, zu vertilgen.

Aber die **Elephanten**, die Löwen, die Tiger und die Bären wollten nichts mit dieſer Vereinigung zu thun haben. Sie ſagten: wenn uns jemand angreift, ſo wollen wir uns wehren.

Die Schlange hingegen klagte über den Mangel an Gemeingeiſt unter den gröſſern Thieren, und bot ganze Haufen Gift an, gegen die Menſchen, das ſie an geheimen Orten verborgen hatte.

Der Fuchs bot alle ſeine Liſt an.

Der Eſel meinte, wenn nur ein jedes Thier hartnä- ig genug wäre, ſich eher zu Tod ſchlagen zu laſſen, als as zu thun, was die Menſchen von ihm forderten, oder ödthig hätten.

Die Kuh meinte: wenn nur ein jedes Thier ſich Hörner aufſetzen lieſſe, wie ſie ein paar auf dem Kopfe roge, und dann dem erſten beſten Menſchen wenigſtens ins davon in den Leib hineinſtoſſen würde; ſo könnte der Krieg mit den Menſchen nicht fehlen.

Der Affe ſagte: wenn nur jedes Thier ſo ein Paar Kletterbeine, wie ich, hätte, ſo könnten wir die Menſchen hne Gefahr von den Bäumen herunter mit Steinen zu odt werfen.

Das Stärkſte aber trugen die Hunde an. Sie meinten: man könnte die Menſchen mit dem Maulbrauchen vertilgen, und behaupteten, dieſe ihrem Geſchlechte eigene Kraft ſey dem Menſchen ſo fürchterlich, daß ſich ſicher eine Möglichkeit denken laſſe, ſie alle mit einander — — zu Tode zu bellen.

Es iſt wahr, die thieriſche Natur hat groſſe Mittel gegen das Menſchengeſchlecht in ihrer Hand, und ich muß geſtehen, unter allen ſchien mir keines nachtheiliger, als das hündiſche Maulbrauchen; aber ich begreife auch ganz wohl, daß es die Elephanten, die Tiger und die Löwen unter ihrer Würde finden, an den Vorſchlägen von Hunden, Affen und Kühen des Menſchenvertilgens halber den mindeſten Antheil zu nehmen.

148.

Das hohe Roß und der Zwerg.

Ein Zwerg wollte hoch ſcheinen; dafür ſezte er ſich auf das höchſte Roß, das im Lande war. Ein Bauer, der ihn antraf, glaubte, es ſitze ein Kind auf dieſem Roſſe, und ſagte zu ihm: du haſt gewiß keinen Vater daheim, daß man dich auf das höchſte Roß ſezt. Komm! ich will dir hinunter helfen; du könnteſt ſonſt zu tode fallen.

Man denke ſich jezt die Augen des Zwergs, aber auch das Lachen des Bauers, da er ſah und erkannte, wen er vor ſich hatte.

Ich mag keinen Zuſatz zu dieſer Stelle machen.

149.

Meinungen über die beſte Welt.

Der Hans meinte, man könne nicht ſagen, daß dieſe Welt die beſte möglichſte ſey, ſo lange dem Schaafe auf der Weide, der Kuh am Baren und der Henne an der Hausthüre vor dem Recht und der Freyheit des Wolfs, des Fuchſen und des Bären bange iſt.

Ebenſo meinte der Jakob, er könne nicht glauben, daß die Welt die beſte möglichſte ſey, ſo lange der Niggel im Kazfelderſchloſſe behaupten dürfe, die Kutteln im Leibe ſeiner Bauern ſeyen ſein Eigenthum.

Und der Rudolph meynte ſogar, die Welt könne nicht die beſte möglichſte ſeyn, da in ſeinem Vaterlande ſo viele Leute mager ſeyen.

Und alle meynten in ihrer Verirrung über die beſte Welt, der liebe Gott könnte doch auch wohl machen, daß es allenthalben beſſer gienge, als es geht.

Ein alter Mann, der das Plappergewäſch hörte, ſagte zu ihnen: wir müſſen das ſelber thun.

Die drey Thoren verſtanden ihn nicht und ſagten: du läſterſt ja.

Er antwortete ihnen: nein, nein, ihr läſtert.

Sie glaubten das nicht, aber fragten doch noch: wie meynſt du das?

Er erwiederte ich meyne, wenn wir wollen, daß es in der kleinſten Strohhütte, wie in der ganzen Welt, beſſer gehe, als es wirklich geht, ſo müſſen wir das, was wir dazu beytragen können, ſelber thun. Und ich glaube, ihr läſtert, weil ihr meynet, der liebe Gott ſollte es für uns und ohne unſer Zuthun an unſrer Statt thun.

Und der Mann hatte recht. Die Meynung, Gott ſolle ſelber in Rückſicht auf unſer zeitliches Wohl für uns das thun, was uns Sünde iſt, wenn wir es nicht ſelbſt thun, heißt Gott verſucht, und Gott verſuchen iſt thatſächlich Gott läſtern. Das Sprichwort: wie ſich der Menſch bettet, ſo liegt er — iſt beſonders in Rückſicht auf ſeine irdiſchen und zeitlichen Angelegenheiten auch wahr, wenn man es ausſpricht: wie ſich die Welt bettet, ſo liegt ſie — wie ſich das Dorf bettet, ſo liegt es — wie ſich jede einzelne Haushaltung bettet, ſo liegt ſie — und wie ſich das Vaterland bettet, ſo liegt es.

Der Menſch, der es in irgend einem Verhältniß, in dem er lebt, gerne beſſer hätte, als er's darin findet, ſoll vor allem aus damit anfangen, ſo viel an ihm iſt, das Seine dazu beyzutragen, daß es darinn beſſer gehe, und unbedingt als wahr annehmen, es ſey Gottes Ordnung, daß es in der Welt, d. h. in allen öffentlichen und Privatverhältniſſen des Lebens durchaus nicht beſſer gehn könne, als die Menſchen durch den guten Gebrauch aller Gnaden und Gaben, die er ihnen dazu verliehn, ſich ſelber dazu helfen.

150.

Ein groſſes Bedenken.

Die drey Plapperer über die Weltordnung und über das, was, der liebe Gott darinn ändern ſollte, waren von den Aeuſſerungen des alten Mannes ſehr verwirrt; ſie wußten nicht, was ſie ihm darüber antworten ſollten; nur der Rudolph, der noch der Vernünftigſte unter ihnen war, ſagte zu ihm: aber dein: *wir müſſen es ſelbſt thun* — hat doch immer ein groſſes Bedenken.

Der Alte. Worin?

Rudolph. Ich wollte lieber alle Uebel der Welt tragen, als da wohnen, wo ein jeder Narr glauben würde, er müſſe allem Uebel abhelfen.

Der Alte. Aber du würdeſt doch gerne da wohnen, wo es der Weiſe wirklich könnte.

Rudolph. Ja freilich. Aber wo iſt dieſer Weiſe?

Der Alte. Nirgend und allenthalben. Nirgend, wo man ſeyn Daſeyn unter'm Schall der Trompeten verkündet, und allenthalben, wo man ſeinem ſtillwirkenden Daſeyn in allen Verhältniſſen und Lagen mit chriſtlicher Sorgfalt und Liebe Hand biethet und aufhilft.

151.

Das Wallen und Weben der Menſchen.

Der Menſch ſezt ſich auf den Stuhl der Natur, und webt mit ſeinem Geſchlechte ein groſſes Gewebe.

Einer macht Schaaren von Menſchen wie eine Hand voll Fäden zur Kette deſſelben, und bildet aus ihnen todte Blumen einer elenden Kunſt, indem er die Edelſten ſeines Geſchlechtes zu elenden Nadeln ſeines Webſtuhls erniedriget, und ſie mit ſeinem Fußtritte zur ewigen Unbrauchbarkeit abſchleift.

Ein anderer nimmt die Fäden ſeines Gewebes nicht einmal regelmäſſig zur Hand, ſondern dreht ſie mit zügelloſer Gewalt in ſchreklicher Verwirrung durcheinander, wie der Seiler nichtigen Kuder, den er zum ſchlechteſten Stricke dreht.

Einer ſizt in ſeinem Gewebe, wie die Spinne im Netze ihrer Selbſtſucht; er duldet in ſeinem Gehege kein ihm gleiches Geſchöpf. Seine Welt iſt ein einziger aus ſich ſelbſt geſponnener Faden, in deſſen Todtengewebe er ſeine Tage in wilder Selbſtſucht durchruht, und in ewiger Spannung lebend, nichts thut, als lauren, fangen, morden, ſaugen und dann das Todtengewebe ſeines Daſeyns immer wieder aus ſich ſelbſt herausſpinnen, und immer wieder in ſich ſelbſt erſchaffen.

Alſo ſitzen Spinnenſeelen von Menſchen im Luftgewebe ihrer Macht.

Aber Göttin! die du mir zu jedem Gedanken des Herzens ein Bild zeigſt, warum zeigſt du mir im Wallen und Weben des Menſchen nur Bilder ſeines Unrechts und ſeiner böſen Gewalt? Göttin! haſt du für mich kein Bild ſeiner geſelligen Freiheit, und ſeines geſellſchaftlichen Rechts?

Alſo bat ich, und die Göttin erſchien mir im Lichtglanze des Himmels. Sie hatte in ihrer Rechten einen goldenen Bienenkorb, den eine Sonne umſtrahlte, und ſie redete mich an: Liebling des geſellſchaftlichen Rechts! du biſt dennoch ein Schalk, daß du mich zwingſt, dir aus dem goldenen Himmel zu bringen, was du auf deinem Boden täglich vor Augen ſiehſt. Der Korb der geſelligen Biene iſt das Bild des geſellſchaftlichen Menſchen, der in ſeinem Rechte feſt ſizt, und in demſelben feſtſizend, ſeine Pflicht thut.

Wenn Könige das Menſchengeſchlecht zuſammen zetteln, wie eine Hand voll nichtiger Fäden, und die Edelſten unter ihnen zu elenden Nadeln ihres Webſtuhls abſchleifen, ſo webt die Biene ohne Blutſchuld gegen ihr eigen Geſchlecht, ein ſtilles, genußreiches, ſelbſtſtändiges, eigenes Gewebe.

Wenn Tyrannen und Aufrührer das Menſchengeſchlecht in einander wirbeln, wie der Seiler nichtigen Kuder, den er zum ſchlechteſten Stricke dreht; ſo lebt die Biene, in ihrer millionenfachen Vereinigung, ohne Kunde der Verwirrung des Unrechts, und der böſen Gewalt. Und wenn die Spinnenſeelen der Macht das Gewebe ihrer Selbſtſucht ausdehnen, ſo weit ſie nur können; ſo ſchränkt die geſellige Biene das Gewebe ihrer Rechtlichkeit ein, ſo weit es allen dienlich und recht iſt.

Wenn die Mörderinn im Size ihrer Gewalt, für Unrecht und Raub frey iſt; ſo iſt es die Biene für den Segen, den ſie ſich ſelbſt giebt.

Ihre Zellen ſind innigſt verwoben, aber auch haarſcharf getrennt, und die Selbſtſtändigkeit der einzelnen Bienen iſt geſichert, wie die Selbſtſtändigkeit des Korbs. Ihr König hat keinen Zutritt, weder zu ihrem Honig noch zu ihrer Brut. Er iſt mächtig und ſie ſind frei: aber ſie ſind nicht frei, weil er mächtig iſt; — er iſt mächtig, weil ſie frei ſind.

Ihr Reich erhält ſich gar nicht durch die Ausleerung ihrer Zellen zum Dienſte ihrer Führung; es erhält ſich durch die Sicherſtellung ihrer Selbſtkraft, d. i. ihres Honigs und ihrer Brut, und das auf dieſer Selbſtkraft ruhenden Gemeingeiſts bei jedem allgemeinen Bedürfniſſe.

152.

Der Geiſt der menſchlichen Entſchuldigungen.

Das Waſſer von Oberwyl floß in die Felder von Niederwyl herab, und machte hie und da die Ebenen des Dorfs ſumpficht.

Doch die Niederwyler waren fleiſſige Leute, ſie gruben ihre Aecker aus, legten das Land trocken, und beklagten ſich nicht. Im Gegentheil, ſie benutzten jeden Tropfen dieſes Waſſers zur Aufnahme ihrer Güter.

Aber jezt leiteten die Oberweiler einen Bach in ihr Dorf. Dieſer ſtürzte nun mit Gewalt in die Ebenen der Niederweiler hinunter und machte ſie in ihrer ganzen Weite zum Sumpf. Nun klagten dieſe. Die Oberweiler aber antworteten, wir wollen gerecht ſeyn und unſer Waſſer in Dämme einſchlieſſen. — Das thaten ſie auch, und hierauf ſtürzte das Waſſer wirklich nicht mehr in ihre Ebenen hinunter. Es ſank von nun an nur noch durch das Grien unter dem Boden in ſie hinab — aber ſie wurden um deßwillen nicht weniger täglich zu einem immer gröſſern Sumpf.

Indeſſen behaupteten die Oberweiler, ſie haben bereits alles gethan, was die Niederweiler von Gott und Rechtswegen diesfalls von ihnen fordern können, und es fehle nun an nichts mehr, als daß auch die Niederweiler zu ihrer Rettung das ihrige beitragen, und ſo wie ihre Sümpfe zunehmen, ihren Fleiß im Ausgraben derſelben verdoppeln.

Die Niederweiler aber wollten von der Tugendvergröſſerung, die die Oberweiler um der Sünde willen, die ſie ſich gegen ſie erlaubten, von ihnen forderten, gar nichts hören, ſondern klagten immer lauter über das Unrecht, das ihnen geſchehe, und ſchimpften die Oberweiler (als) ſchlechte, niederträchtige und gewaltthätige Leute. Dieſe aber, die weil die reichern waren, ſpotteten über dieſe Klagen, und ſagten laut: die, ſo in der Höhe wohnen, laſſen ſich von denen, auf die ſie herabſehen können, nicht in ihrem Recht kränken. Sie ſollen, anſtatt beſtändig nur ihr Maul über das Unglück ihrer Verſumpfung aufzuthun, nur immer fleiſſiger ihr Sumpfland ausgraben, mit hinzuſetzen, ihre Liederlichkeit ſey allein daran Schuld, daß ihre Sümpfe immer mehr zunehmen, und ihr Land eben ſo, wie ſie ſelber, immer ſchlechter werde.

Es iſt indeſſen nicht zu läugnen, daß die Niederweiler, ſeitdem ſie von den Oberweilern alſo behandelt und in ihrem Recht gekränkt worden, auch immer liederlicher und nachläſſiger in der Beſorgung ihres Landes wurden; aber es kommt keinem Oberweiler auch nur von ferne in den Sinn, daß ſie an dem immer Schlechterwerden der Niederweiler auch nur die mindeſte Schuld haben.

Es iſt traurig, aber es iſt wahr, auch ſonſt gutmüthige Menſchen werden gar oft dadurch, daß ſie lange und anhaltend groſſes Unrecht leiden müſſen, zu mißmuthigen, rohen, und erbitterten Menſchen, und ihre diesfälligen, aus dem Unrechtleiden erzeugten, Fehler gehen eben ſo oft in Vernachläſſigung ihrer Pflichten, und ſogar in Vernachläſſigung der ihnen übergebliebenen Mittel der Selbſthülfe und mit einem Worte in ein allgemeines Schlechterwerden über.

Noch trauriger iſt es, daß Menſchen, die beſonders in öffentlichen Verhältniſſen dem Armen und Schwachen im Lande am meiſten Unrecht thun, und ihrem Wohlſtand die größten Hinderniſſe in den Weg legen, ſo ſchwer und ſo ſelten dahin zu bringen ſind, einzuſehen, warum das Geſindel und die ſchlechten Leute im Lande von Tag zu Tag zunehmen, und in welchem Grad ihre Irrthümer und Fehler an dem ſittlichen und bürgerlichen Verſinken der niedern Volksklaſſen ſchuldig ſind.

153.

Noch einmal der Geiſt der menſchlichen Entſchuldigungen.

Dein Gewicht und deine Waage ſind falſch; du mußt ſie uns ändern. — Alſo ſprachen erbitterte Käufer zu einem Krämer, der ihnen ſonſt lieb war.

Dieſer antwortete ihnen: ich weiß wohl, daß meine Waage eben nicht die richtigſte iſt, und daß mein Gewicht ſich etwas abgeſchliffen hat; aber ich bin einmal derſelben gewohnt, mein Vater und mein Großvater brauchten ſie auch, und dann kennen wir ja einander. Ihr wißt, ich bin ein guter Menſch, und es kommt mir nicht darauf an, einem guten Freunde noch eine Handvoll hinzuzuthun, wenn er meynt, es ſeye ihm Unrecht geſchehen.

Die Käufer antworteten ihm: es iſt wahr, du thuſt das hier und dort einem guten Freunde, der ſich ordentlich beklagt. Aber dieſes Sichordentlichbeklagen ſteht in dergleichen Sachen nicht jedermann wohl an, und dann wiegſt du ja ſelten ſelbſt aus, und dein Knecht, der es gewöhnlich für dich thut, gibt nicht nur Niemand nichts nach, ſondern er fährt im Gegentheil einen jeden, der ſich beklagt, an, wie wenn er das größte Unrecht hätte. Indeſſen ſteht dieſer Menſch bei dir auf einem Fuße, daß du, wenn du auch wollteſt, ihn nicht in der Ordnung halten kannſt. Es iſt alſo in Gottes Namen das Beſte, du läſſeſt deine Waage und dein Gewicht ändern, wie recht iſt.

Das kann jezt nicht ſeyn! das kann jezt nicht ſeyn!

antwortete der Mann: ich gehe nicht aus meiner Ordnung heraus, ich bin dabey noch immer wohl gefahren, und Niemand ſo gar übel.

Es fehlt dieſer Erzählung an innerer Haltung; ſie paßt in allen ihren Aeußerungen gar nicht auf die Art und Weiſe, wie ſich gemeine Krämer in ſolchen Lagen und Verhältniſſen benehmen und ausdrücken; es iſt einem vielmehr, man höre einen gemeinen Bürger mit ſeinem kleinſtädtiſchen Rathsherrn über die abgeſchliffenen Stadtrechte und Bürgerprivilegien reden und höre dann den Rathsherrn recht ſtadtbürgerlich freundlich ſeinen Mitbürger über die Unwichtigkeit dieſes Abſchleifens der Stadtrechte berichten, die diesfällige Mäßigung ſeiner Mitrathsherren loben, dann aber über die Klage, daß die dienenden Unterbehörden (mit, oder ohne Befehl, wird nicht berührt) das abgeſchliffene Gewicht des bürgerlichen Rechts nicht mit gleicher Mäßigung wie der Stadtrath ſelber gebrauchen, ganz politiſch ausweichend behandeln, und mit Stillſchweigen übergehen.

154.

Untreue Schaafhirten im Sumpflande.

Im Lande *** trieben arme und geizige Schäferknechte ihre Heerden in's ſumpfige Thal, ſezten ſich da in's Rohr, ſchnitten Pfeifen, fingen Fröſche, und trieben Handel.

Wer durch ihr Thal ging, ſagte ihnen: treibet doch eure Heerden in's Trockne, ſie gehen im Sumpflande zu Grunde.

Das verdroß die Schäfer im Rohre. Sie ſagten unter einander: was ſich doch fremde Leute anmaſſen, über unſere Ordnung zu richten! Wir allein wiſſen, was uns die Pfeifen, was uns die Fröſche, und was uns die Schaafe eintragen.

Damit ſie aber dennoch auch vor den Fremden in einem guten Lichte zum Vorſcheine kommen mochten, antworteten ſie dieſen: Wie ſollten wir es wagen, mit ſo kränklichen Heerden auf die Berge zu treiben? Wartet, bis unſere Schaafe alle wieder hergeſtellt ſind; wir wollen dann gewiß nicht ſäumen, ſie auf geſundere Weiden zu treiben.

Es gibt Staatsleute, die, wenn von unwiderſprechlich vortheilhaften Landesverbeſſerungen, die aber ſich mit ihrem ſelbſtſüchtigen Privatintereſſe nicht wohl vertragen, die Rede iſt, eben wie dieſe Schäfer im Sumpflande, unter ſich ſelber, und durch ihre Verbindungen alles thun, was ihnen möglich iſt, um dieſe Verbeſſerungen zu hintertreiben, und das alte Verderben, dem dadurch abgeholfen werden ſollte, mit aller Kunſt und aller Gewalt feſtzuhalten, und für immer beſtehen zu machen; äuſerlich aber den Fremden und Einheimiſchen die laute Verſicherung geben, ſie wollen dieſe guten und nützlichen Verbeſſerungen ganz gewiß bewerkſtelligen, ſobald die Umſtände dafür günſtig ſeyen. Aber ſie wiſſen zum Voraus, daß dieſe Umſtände nie eintreffen werden, weil es vollkommen in ihrer Hand iſt, es zu verhindern.

155.

Von des Hauſen Hauſe und von ſchwerem Holze.

Als Hanſens Haus einfiel, und ihn die Nachbarn fragten: warum haſt du die groſſen Eichen, die dein Vater zur Unterſtüzung des Hauſes hauen ließ, ungebraucht liegen laſſen? antwortete er: ich habe es in meinem Leben immer gehaſſet, mit ſchwerem Holze umzugehn.

Es haſſen es ſo viele Leute, und beſonders ſolche, die viel mit leichten Federn zu thun haben, mit ſchwerem Holze umzugehen und laſſen darum hundertmal kraftvolle Hülfsmittel, weil ſie für ihre Hände zu ſchwer ſind, ungebraucht liegen. Kraftvolle Männer hingegen lieben, was ihre Kraft anſtrengt. Aber alle Schwächlinge lieben es nicht, ſolche Männer in ihrer Mitte zu haben. Das wird beſonders in kleinen und anmaßlichen Städten oft ſehr auffallend. Männer, die durch das Bewußtſeyn ihrer Kraft ſich zur Gradſinnigkeit und Freymüthigkeit erheben, haben oft unendlich mehr Schwierigkeiten, an ſolchen Orten etwa eine Rathsherrnſtelle zu erhalten, indeſſen geſchmeidige Schwächlinge gar leicht dazu gelangen. Die Wahlherrn ſtrecken an ſolchen Orten gemeiniglich noch ſelber beide Hände nach ihnen aus und bitten ſie, ihresgleichen zu werden.

156.

Noch einmal der Geiſt der menſchlichen Entſchuldigungen.

Herr Amtmann! Herr Amtmann! die Ruhr herrſcht in unſrem Dorfe. Alſo ſprach Joggli Bohnenbluſt zum Amtmann in Kilchau.

Aber dieſer maß eben Haber. Doch er antwortete dem Bohnenbluſt: nun Joggli! wenn du mich ſo eifrig an die kranken Leute erinnerſt, ſo ſage mir auch, wie ſoll man ihnen helfen?

Der Joggli erwiederte: das weiß ich nicht. — Und der Amtmann: nun, wenn du das nicht weißt, ſo nüzt es eben nicht viel, daß du dich in dieſes Geſchäft miſcheſt. Es hat ja für dieß, wie für alles, ſeine eigene Leute.

Damit fing der Amtmann wieder an, ſeine Haber-Viertel zu zählen.

Der Bohnenbluſt aber ſagte im Heimgehen zu ſich ſelber: O du gnädiger Gott! was bringt doch das Habermeſſen und das Kornmeſſen den Leuten aus dem Kopf, das ſie darin haben ſollten.

Das Wort: Was geht dich das an? es hat für alles in der Welt ſeine eigenen Leute, — wenn es in einem Lande zum Modewört der Beamteten wird, iſt geeignet, den lezten Funken der Theilnahme an der öffentlichen Landesnoth, am öffentlichen Landeswohl und am öffentlichen Landesſeegen im Herzen der Bürger gänzlich auszulöſchen, und die Sorgfalt, beides, für dieſe Noth und für dieſen

Seegen mit entſchiedener Gleichgültigkeit denen zu überlaſſen, die dafür angeſtellt ſind.

Es muß dahin wirken; denn es iſt Niemand gerne für das Intereſſe, das er an der Sache des Vaterlandes und der Menſchheit nimmt, mit Wegwerfung und Verachtung bezahlt.

157.

Wie Edwich ſein Vaterherz verliert.

Edwich war ſeinen Söhnen ihr Muttergut herauszugeben ſchuldig, aber er haßte den Gedanken, daß ein Vater ſeinen Kindern je etwas ſchuldig ſeyn müſſe, und behauptete, er, als Vater, ſey diesfalls weder ſeinen Söhnen, noch irgend jemand in der Welt, ſondern nur Gott allein Rechenſchaft ſchuldig. Das führte ihn aber gar weit.

Es machte ihn tief leidenſchaftlich gegen ſeine Söhne und verdarb ihm ſein Vaterherz ſo ſehr, daß er den Niederträchtigſten unter ihnen ausſuchte, um alle Tage zu vernehmen, was diejenigen, die ſich am lauteſten beklagt hatten, etwa gegen ihn vorhaben möchten.

Damit brachte er es freylich dahin, daß er bis an ſein Ende im Beſitze ihres Mutterguts blieb; aber auf dem Todbette geſtand er doch ſeinem Beichtvater, er habe unrecht an ſeinen Kindern gehandelt, und es mache ihm unausſprechliche Mühe, als ein ungerechter Vater ins Grab gehen zu müſſen.

Edwichs Geſchichte machte folgende Gedanken in mir lebendig. 1) Wer ſich den blinden Trieben ſeines Fleiſches und ſeines Blutes überläßt, der wird durch ſeine Irrthümer und Leidenſchaften gefühllos, wie die todte Natur. 2) Wer immer in einer Höhe lebt, daß er ſeines Benehmens halber gegen die Menſchen Niemand auf Erden, ſondern nur Gott Rechenſchaft ſchuldig iſt, für den ſollte jede fromme Seele täglich beten, daß er ſeiner Todesſtunde und Gott ſeines einzigen Richters nicht vergeſſe. 3) Ein ſolcher Menſch ſollte auch ſelber unausſprechlich froh ſeyn, in dieſer Welt Freunde und Mittel zu finden, die ihn vor Mißſchritten in ſeinem Benehmen gegen ſeine Mitmenſchen, ſo weit es menſchlicherweiſe möglich iſt, ſichern könnten, Wahrlich, er ſollte zu Gott ſelber täglich dafür beten.

158.

Spital-Ordnung. *)

Nein! es iſt nicht auszuſtehen, wie man in dieſem Hauſe mit den Menſchen umgeht.

Alſo ſprach eine Schaar Spital-Brüder, da ihnen einmal ihr Brey und ihr Trank nicht gut genug war.

Die Hausverwaltung, deren Einkünfte in dem Grade anwuchs, als die Spital-Brüder ſchlechter zu eſſen und zu trinken bekamen, lachte über ihre Klagen, und hieß ſie eine Hausungebühr, die man nicht ungeſtraft hingehen laſſen könne.

Sie ließ auch einige Spital-Brüder, die ſich am meiſten darüber beklagten, in ein Loch werfen, wo weder Sonne noch Mond hineinſchienen, auch berichtete ſie der Behörde, der ſie Rechenſchaft geben mußte, bey denen ſich aber auch ein freundlicher Herr Vetter befand, den Vorfall, mit dem Zuſatz, man könne in einem Hauſe, das mit Lumpen und Bettlern angefüllt ſey, keine Ordnung machen, wie in ihrem Rechte ſtehende Männer eine ſolche bedürfen und zu fordern befugt ſind.

Wo an einem Orte in einem Armenhauſe eine ſolche Ordnung iſt, und der Spital oder das Armenhaus zugleich eine Oberaufſicht hat, an die ihre untergeordnete Behörde auf dieſe Weiſe einberichten darf, da ſollte man in der Kirche öffentlich zu Gott beten, daß er die Armen dieſes Orts, oder dieſer Stadt, aus der Hand ihrer Armenpflege erlöſe.

---

*) Der Spital iſt in verſchiedenen Städten ein Verſorgungsort nicht blos für Kranke, ſondern auch für Arme und Wahnſinnige.

159.

Das zerriſſene Herz.

Als ein Hahn ein Küchlein aufs Blut pikte, und die Mutter dem Hahn ohne Gegenwehr zuſah, entfloh das verwundete Küchlein unter einen Holzſtoß, und kam nicht mehr hervor; ſo ſehr auch die Henne ihm lockend rief, blieb es doch unbewegt unter dem Holzſtoſſe, und ſtarb voll gleichen Entſetzens über das Picken des Vaters und über das Zuſehen der Mutter.

Wenn Theilnahme und Hülfe mangeln, wo Natur und Pflicht Hülfe gebiethen, dann ergreift Entſetzen das verwahrloſte Herz. Das iſt bey einem Kinde wahr, dem die Eltern in dieſem Grade mangeln. Es kann aber auch bey ganzen Menſchenhaufen wahr werden; es kann das Herz eines Volks ergreifen, das von denen, die es zu verſorgen Pflicht und Eid auf ſich haben, ſo auf eine herzzerreiſſende Weiſe verwahrloſt, hintangeſezt und gedrükt wird.

160.

Junker Friz und ſeine Bauern.

Ich thue doch vieles, um euch glücklich und eures Lebens froh zu machen — alſo ſagte Junker Friz zu ſeinen Bauern in Kohlhofen. Es iſt wahr, es iſt wahr, ihr ſeyd ein gütiger Junker. Es geht allemal luſtig, wenn ihr um den Weg ſeyd, und wir haben euch vieles zu danken — alſo antworteten die Bauern in Kohlhofen faſt aus einem Munde.

Nur einer ſchwieg bey ihrem Danken, und ſagte: gnädiger Herr! darf ich euch etwas fragen? Warum das nicht, antwortete Friz. Darauf ſagte der Bauer: ich habe zwei Aecker, der eine iſt ſtark gemiſtet, aber ſchlechtgefahren, und voller Unkraut; der andere aber iſt weniger gemiſtet, aber wohl gefahren und rein von Unkraut. Welcher von beyden glauben jezt Euer Gnaden! wird mir mehr abtragen? Natürlich der lezte, ſagte der Junker: Du haſt dieſem, ſo viel als du konnteſt, ſein ganzes Recht wiederfahren laſſen, den andern aber nur gemiſtet. Lieber Junker! erwiederte der Bauer, auch wir gedeihen beſſer, wenn Sie uns unſer Recht wiederfahren laſſen, als wenn ſie uns mit Gutthaten — übermiſten.

Das Bild dieſer zwey ſo ungleich beſorgten Aecker führt weit. So wie der Acker, dem ſein ganzes Recht wiederfahren iſt, gleichſam von ſelbſt gute und reiche Früchte trägt, und hinwieder, ſo wie der andere, der nur übermiſtet iſt, unmöglich viel abtragen kann, weil ihn eingewurzeltes Unkraut und die Härte der Erde daran hindert; ſo kommt auch der Menſch, der im ganzen Umfang ſeines Rechts wohl beſorgt und geſichert iſt, leicht dahin, ſich ſelber wohl verſorgen und eben ſo leicht Segen und Wohlſtand um ſich her verbreiten zu können. Aber der Menſch, der im Weſentlichen ſeiner Bedürfniſſe verwahrloſet und im Genuß billiger und lange genoſſener Rechte geſtört, gefährdet und beunruhigt wird, kommt dadurch, daß man ihn zu Zeiten mit Wohlthaten übermiſtet, d. h., daß man ihm zu Zeiten oder noch gar öfters luſtige Tage und Sinnlichkeitsgenieſſungen verſchafft, die für ſeine Lage nicht paſſen, auf keine Weiſe dahin, weder ſich ſelbſt und die Seinigen, wohl verſorgen, noch weit weniger Wohlſtand, Seegen, Weisheit und Tugend um ſich her verbreiten zu können.

161.

Er wieder — und ein Geiſtlicher, wie es viele, — und ein Pfarrer, wie es wenige giebt.

„Mit Gutthaten übermiſten" dieſes Wort kränkte den Friz. Er ſagte noch an dieſem Abend im Pfarrhaus: „Ich hätte ſo etwas von dieſem Manne doch nicht erwartet."

Was wollen Ewr. Gnaden ſagen? antwortete ihm ſchnell ein junger Vicari, ein Bauer iſt immer ein undankbares Geſchöpf, wenn Sie ihm den Finger geben, ſo wird er die Hand von Ihnen fordern.

Dieſe Rede empörte den alten, ehrwürdigen Pfarrer. Er antwortete ſeinem Vicari: Junger Menſch! Ihr ſeyd eben der Stadt und der Schule entronnen, und verurtheilt das Volk, das ihr nicht kennet. Ich weiß, wie Ihr, die Bauern ſind undankbar; aber ich weiß auch, warum ſie es ſind, und an Euch, junger Menſch! iſt es, dieſes zu ſtudieren, ehe ihr davon redet.

Dann wandte er ſich an den Junker und ſagte: Gnädiger Herr! auch Ihnen ſoll es nichts weniger als gleichgültig ſeyn, hierüber die Wahrheit zu wiſſen.

Der Junker erwiederte: es iſt mir gewiß nichts gleichgültig. Und dann der Pfarrer: — Lieber Junker! die Dankbarkeit iſt kein Unkraut, das auf jedem Boden gedeiht; ſie iſt eine zarte, feine Pflanze, die, eben ſo blühend als ſaftvoll, in der harten verdorrten Erde ſo wenig, als im naſſen verſchwemmten Boden gut fortkömmt; und es iſt ein böſes Vorurtheil meines Zeitalters geweſen, daß man es allgemein für leicht angeſehen hat, das Unrecht mit Wohlthaten zu verkleiſtern.

Es geht nicht. Die erſten Gefühle der Menſchennatur verbieten dem unrechtleidenden Mann, in ſolchem Almoſen den Erſatz des Rechts zu erkennen, das ſein Herz anſpricht. Und das Menſchengeſchlecht — nicht blos der Bauer, ſondern alle Stände verſinken durch den Irrthum dieſer öffentlichen Verirrung immer dahin, in ihrer Obergewalt nichts mehr zu erkennen, als die Alternative eines bodenloſen Gnadenbrunnens, und eines eben ſo bodenloſen Ungnadenwirbels.

Ich weiß zwar wohl, und habe es oft geſehen, daß die Gemüthsſtimmung, welche die Gelüſte und die Schrekniſſe dieſer Alternative hervorbringt, nicht ſelten zu momentanen Staatsvortheilen benuzt werden, und unſtreitig oft allerhand Augenblicksgut veranlaſſen können: aber eben ſo gewiß bin ich, daß ſie in Ewigkeit nie eine dankbare Volksſtimmung erzeugen.

Laſſen Sie mich mehr ſagen, Junker! wo immer Ungerechtigkeit herrſchet, da hat das Volk, menſchlicher Weiſe davon zu reden, keine Tugend, und wo immer das Volk keine Tugend hat, da herrſchet Ungerechtigkeit.

Auch iſt es hierinn gleichviel, die Ungerechtigkeiten der Strenge; die Unpaſſenheit der Almoſen-Verirrungen, ſo wie die Ungerechtigkeit der Schreckens-Syſteme, ſind in ihren Folgen auf die Volkstugend und Volkskraft eine und eben dieſelbe Sache.

Volkstugend bildet ſich ewig nur durch Volksrecht und die durch dasſelbe erzeugte, ſittliche Volksberuhigung. Die empörenden Gefühle des Unrechtleidens ſind eben wie die ſchwelgenden Gefühle des Unrechtthuns, der eigentliche Tod der Gemüthsſtimmung, die jede Tugend vorausſezt.

Der Bauer iſt, und kann wie alle andere Stände nur da, und nur in ſo weit dankbar ſeyn, als Lage und Umſtände, Recht und Geſez den Boden ſeines, wenn auch noch ſo kleinen Hauſes mit der guten Erde bedecken, in welcher dieſe reine Pflanze zu gedeihen vermag. Aber wo ihm alles das, was er nothwendig und weſentlich braucht, das Innere ſeiner Natur zu veredeln, ganz mangelt; und hingegen alles, was die Menſchennatur entwürdigt, um ſeine arme Hütte herum freyen Spielraum findet, da begegnet ihm natürlich, was dem verachteten Bürger, dem armen Edelmann und dem abhängigen Geiſtlichen nicht ſelten hie und da auch begegnet: er wird nämlich zu ſchlecht, um das ganz zu beſitzen, wovon die Dankbarkeit nur ein Theil iſt. In dieſem Falle wird er ihnen freylich auch die Hand fordern, wenn ſie ihm den Finger anbieten, und in dieſer Stimmung weiß der arme Tropf nie, ob man ihm die Hand, oder den Finger, oder gar nichts ſchuldig iſt.

Der Junker umarmte den Pfarrer, da er ausgeredet hatte, und ſagte: Behüt mir Gott die alten Leute! wo würde ich hinkommen, wenn ich die derben Grundſäze der neuen jungen Welt annehmen würde, wie man ſie uns jezt auftiſchet.

162.

Das Pflanzenverſetzen.

Da der Schloßgarten einer Erbherrſchaft, deſſen Eigenthümer ein nicht gar reicher Hofjunker war, wie es vielen ſolchen Schloßgärten begegnet, verwilderte, und indeſſen die Gärten der Schloßpächter, Schloßſchreiber und Schloßvögte, wie auch dieſes unter ſolchen Umſtänden ſehr oft begegnet, in groſſe Aufnahme gelangten und voll ſeltener Gewächſe und Blumen waren, ſuchte ein gutmüthiger Schloßdiener dem ärgerlichen Unterſchied zwiſchen dem Zuſtand dieſer Gärten und dem Schloßgarten abzuhelfen, und verſezte einige der ſeltenſten und ſchönſten Pflanzen aus den wohlbeſorgten Gärten der Pächter und Schreiber in den verwilderten Garten des Schloſſes. Aber ſie gediehen gar nicht; ſie verdarben noch weit ſchneller im Unkraut und in der ausgeſogenen, harten, vertrokneten Erde des verwilderten Gartens, als die Serblinge, die darinn erzeugt und geboren ihrer magern Nahrung im verwilderten Boden und des Dranges, mit dem das Unkraut den Wachsthum ihrer Wurzeln drengte, von Jugend auf gewohnt waren.

Es iſt nicht gut und führt zu nichts, den Hoffartszuſtand einer zu Grunde gerichteten Sache oder auch eines zu Grunde gerichteten Hauſes wieder herzuſtellen, ehe ſeinem Nothzuſtand abgeholfen iſt.

Die Hoffart, die in ihrem Weſen dennoch immer ein

Auswuchs einer Kraftäuſſerung iſt, ſpricht, wie alle Kraftäuſſerungen, die zu irgend einem gedeihlichen Zweck hinführen ſollen, eine ihr beywohnende Zartheit, und wenn auch nur Scheinzartheit, an. Wo dieſe der Hoffart in irgend einer ihrer windigen Erſcheinungen mangelt, ſo wird ſie, wenn ſie auch von einer andern Seite von den höchſten Reizen der Sinnlichkeit belebt iſt, der Menſchennatur dennoch eckelhaft.

163.

Großdumm und Kleindumm.

Womit ſoll ich dieſen Mann vergleichen? Er iſt immer Großdumm.

Ich fand ſein Bild auf dem Thore eines deutſchen Schlachthauſes. Es war ein ſteinerner Ochs; unter ihm ſtand die Aufſchrift:

„Dieſer Ochs war niemals ein Kalb.“

Andere bleiben ewig Kleindumm. Man ſollte für ſie Kälber in Stein hauen, und unter ſie die Aufſchrift eingraben:

„Laß ſie Methuſalems Alter erleben, ſie werden nicht einmal Ochſen.“

Es iſt merkwürdig, wie gewiſſe Leute im Verſtändigſeyn und im Dummſeyn auf eine Weiſe immer grosartig erſcheinen, indeſſen andere eben ſo im Verſtändigſeyn und im Dummſeyn immer kleinlich und zwergartig ſich zeigen.

164.

Der Unrath im Fiſchteich.

Der Unrath aus des Grafen von Rothfelden Bergſchloſſe floß ganz in den Teich, und machte nicht ſelten die Fiſche darinn erkranken; dafür aber hatte der Teichvogt jährlich eine Schweinung derſelben zu berechnen. Beyden Uebel abzuhelfen, wollte der Schloßvogt den Unrath vom Teich abgraben. Dagegen proteſtirte der Teichvogt, weil es möglich seyn könnte, daß man ihm dann hernach die jährliche Schweinung der Fiſche in der Rechnung nicht mehr paſſiren laſſen möchte.

Und die Schloßgerichte erſter und zweiter Jnſtanz erkannten hierüber, wie folgt:

„Da es wirklich an dem ſey, daß dieſe Neuerung ei-
„nigen nachtheiligen Einfluß in die wohl hergebrachten Rechte
„und Einkünfte eines Schloßbeamteten haben konnten, und
„man nebenhin nicht abſehen könne, wie weit die verderb-
„liche Neigung, den gewöhnlichen Lauf der Ableitungs-Ca-
„näle alles Unraths abzuändern, beſonders in unſern Zei-
„ten noch führen könnte, ſo finden ſie, in devoteſter Sub-
„miſſion unter dem allerhöchſten Willen Serenissimi, für
„einmal für beſſer: der Schloßunrath flieſſe forthin, wie
„bisher in — Fiſchteich.“

165.

Der gute Rath.

Haltet nur eure Neſter gut in der Ordnung, ſo ſeyd ihr ſo glücklich, als es euer Geſchlecht nur immer werden kann. Alſo ſprachen einmal die groſſen Vögel zu der Schaar der Kleinen.

Dieſe antworteten ihnen: was ihr ſagt, iſt wahr; aber es iſt für uns kein Neſt in der Ordnung, zu dem ihr leicht kommen könnet; denn ihr eſſet gerne Eyer.

Groſſe Vögel bekommen allenthalben leicht Zugang zu den Neſtern der Kleinen. Wer doch nicht ſchon zu David's Zeiten ein Mann, der nur ein einziges Schaaf hatte, im Fall, daß ihm ſo ein groſſer Vogel daſſelbe aus ſeinem Stalle raubte und in den ſeinigen ſtellte. Er zog ſich daben freylich eine, in unſerm Tagen altmodiſche Strafpredigt zu.

166.

Die Tugend des Todtbettes.

Es würde mir das Herz im Rachen erquicken, wenn mir meine Söhne in meinen ſterbenden Tagen verſprechen würden, daß ſie gegen ihre Mitthiere nicht ſo grauſam und blutdürſtig handeln wollen, als ich es, leider! gethan habe.

Alſo ſagte ein ſterbender Löwe zu einem Rehbock, der ſein Beichtvater war. Dieſer, der zum Glück in einer ehrlichen Haut ſtekte, antwortete ihm: hüte dich, die Todtentugend deiner jetzigen Stunde, zur Lebenstugend deines Geſchlechtes machen zu wollen.

Der Rehbock hatte Recht. Eine lebendige Aufmerkſamkeit auf das Angſtwort des Großvaters hätte die jungen Löwen nur zu Augenblicksheuchlern gemacht; und Löwen, die heucheln und freſſen, drücken und ſchaden mehr, als Löwen, die nur freſſen.

— Dieſe Wahrheit iſt wichtig —

Heucheley iſt die Mutter aller Entkräftung. Ihre Kinder ſind Schwächlinge, und Schwächlinge, die Gewalt haben, ſind in jedem Falle drückender und gewaltthätiger, als geſunde und kraftvolle, wenn auch rohe und harte Männer.

167.

Ulo's Geſang.

Der Lechſtrom unterfraß das Land, das er beſpühlte, und riß jährlich viele Anker zu beyden Seiten in ſeinen Runz.

Ulo beſang ſein Verderben, aber die reichen Leute, denen das Land, das er den Ufern nahm, und in ſeinen Runz anlegte, zufiel, nannten Ulo einen einſeitigen Mann, und behaupteten, nicht nur er, ſondern auch die Uferbewohner ſollen den Schachenvortheil der Reichen bey der Berechnung des Stromsſchadens auch mit in Anſchlag bringen, und tröſteten die dadurch leidenden Armen noch damit: das allgemeine Streben des Waſſers nach Gleichgewicht mache den Strom allenthalben, wo er anſchwelle, auch wieder abflieſſen, und verhüte dadurch, daß ſein Verderben nicht allgemein werden könne.

Ulo's Geſang war gefühlvoll. Der Schaden, den der Fluß den unglücklichen Uferbewohnern that, rührte ſein Herz, und jede Zeile ſeines Liedes gieng wieder zum Herz. Aber als er hörte, wie die reichen Leute, denen der Strom das auf beyden Seiten abgeriſſene Land zuſchwemmte, von den Armen, denen es genommen war, noch forderten, daß ſie den Schaden, der ihnen dadurch zufloß, als eine Wohlthat der Natur erkennen und ſo gar lobpreiſen ſollten, legte er vor Rührung ſeines Herzens ſeine Flöte nieder und konnte ſein Lied nicht mehr ſingen.

Wenn man ſieht, wie Selbſtſucht und Sinnlichkeit bei ſo vielen Reichen ihren Geiſt geiſtlos und ihr Gemüth herzlos macht, ſo möchte man wohl auch fragen: Kann auch ein Reicher in das Reich Gottes eingehen? Aber die Menſchennatur iſt auch im Reichen höher als der Menſch (das Individuum), und das Höhere, Göttliche unſers innern Weſens liegt tiefer in uns, als ſelber unſer Verderben. Was wir durch Gottes Gnade ſind und durch ſie aus uns ſelbſt machen können, das reinigt, erhöht und veredelt alles, was wir beſitzen; es macht den Reichthum, deſſen Verderben uns zu Kindern der Welt macht, zu Mitteln der Kindſchaft Gottes, und alles Menſchenſegens, der aus ihrer Hand fließt.

Die Tugend des Reichen, das Chriſtenthum des Reichen iſt, wenn es wahrhaft iſt, in dem Grad eine erhabene Tugend, ein erhabenes Chriſtenthum, als es ſich aus den Feſſeln, mit denen der Reichthum die Menſchennatur an den Koth der Erde bindet, zu der Freiheit der Kinder Gottes erhebt.

168.

Die Biberegger Liebhaberey.

Im Städtchen Biberegg hielt der Stadtſchreiber **Hochgrün**, am Schwörtage, nach alter Gewohnheit eine Rede von allerley ſchönen Dingen, die man in alten Reichsſtädten an ſolchen Tagen einer ehrſamen Bürgerſchaft herzuzählen gewohnt iſt.

Ein paar Tage darauf prahlte der dicke Bürger Bandli in der Schenke: Ja, ja, ihr Herrn! man muß doch manche Gaſſen durchlaufen, ehe man eine Reichsſtadt findet, die einen Stadtſchreiber hat, wie der unſrige iſt; ſeine Rede war ein Meiſterſtück. — Nun, was hat er denn geſagt? fragte hierauf ein Fremder.

Bandli erwiederte: wenn der Herr ein Reichsbürger wäre, ſo würde er das nicht fragen; dergleichen Sachen ſind Liebhabereyen, wie Steine und Muſcheln in den Cabinetern. Ein gemeiner Bürger, wenn er ſo etwas auch zehnmal hört, kann es weder behalten noch begreifen.

Wo der Stadtgeiſt, der vor Jahrhunderten durch eine Stadtſchreiberrede belebt und erhoben worden, an einem Orte erloſchen iſt, wie das Licht einer abgebrannten Lampe, da kann eine ehrende Bürgerſchaft in den ſchönſten Stadtſchreiberreden nichts anders mehr finden, und verſteht davon wirklich nicht mehr, als was der Bürger Bandli in ſeines Stadtſchreibers Rede auch fand und darinn verſtand.

169.

Veraltete Ehre.

Der Preis des Wettlaufs war eine Krone, die der Schmied dem ſiegenden Pferde auf die Haut brannte.

Hiero hat dieſe Krone erhalten, und er trägt ſie nun ſchon ſeit zehn Jahren auf ſteifen, eingerittenen Beinen umher, aber dabey iſt er auf ſie ſtolzer als er es war, da er ſie verdiente.

Es iſt traurig, wenn edler Stämme Nachkommen in der Erniedrigung ihrer Schwäche auf Helme, Wappen und Namen ſtolz ſind, die ihre Väter zwar verdient, die aber gegenwärtig ihrer Verdienſte halber, auf ſie ſo wenig paſſen, als die Krone Hiero's auf ſeine lahmen Beine.

Noch trauriger, und ich möchte mehr ſagen, noch — — iſt es, wenn jeder Schwächling im Lande mit einem elenden Stück Geld Helme, Wappen und Namen kaufen kann, die in den guten Zeiten, in denen ſie wahre Ehrenſache waren, nur durch's Verdienſt erworben, dazumal gar nicht um einen ſchnöden Pfenning feil geboten wurden.

170.

Milos Fiſcher-Ordnung.

Auf der ganzen Erde iſt keine ſo gute Ordnung im Fiſchen, alſo ſprach **Milos**, da er im Schlafrocke und in der Schlafmütze vor ſeinem Schloſſe angelte.

Ich hörte das, und fragte ſeine Nachbarin, worinn dieſe vortreffliche Fiſcher-Ordnung beſtehe. Sie antworteten: in nichts anderm, als daß er auf dem ganzen See das einzige Netz hat, und die Fiſche lieber von den Hechten freſſen läßt, als uns auch zu fiſchen erlaubt.

Ich lebte vielſeitig in Umgebungen, wo die Monopolprivilegien zu gemeinen Rechten ganzer Städte, zu Munizipalitätsprivilegien erhoben wurden, die zur Folge hatten, daß jeder einzelne Gemeindbürger eines ſolchen Orts gleichſam es als ein Geburtsrecht anſah, auch ſo im Schlafrock und unter den Fenſtern in ſeinem Stadtteich Fiſche zu fangen. Aber ich habe auch erfahren, daß ſolche allgemeine Privilegienfiſchteiche, auch wenn ſie im Anfange fiſchreich wären, leicht und oft plötzlich fiſcharm werden können, und daß in den Zeiten, in denen ſie noch fiſchreich ſind, gewöhnlich die pfiffigſten ſolcher Privilegienbürger ſich nicht begnügen, den Tag über im Schlafrock und unter ihren Fenſtern zu fiſchen, ſondern vielmehr bey Nacht und Nebel den Stadtteich mit groſſen Netzen ausfiſchen, und für die gefangenen Stadtteichfiſche eigene Hausteiche graben laſſen, in denen ſie ſich denn auf jeden Fall, wenn der Stadtfiſchteich auch ausgefiſcht ſeyn oder gar austrocknen würde, das Fiſcheſſen auf Kind und Kindeskinder ſicher ſtellen, indeſſen ſie denn den übrigen Mitbürgern, die am Stadtfiſchteich mit ihnen Theil hatten, es ſelbſt überlaſſen, wie ſie ſich beim Mangel des Fiſcheſſens, deſſen ihre Väter gewohnt waren, Käs und Brod und Erdäpfel zu verſchaffen im Stande ſeyn werden.

171.

Verirrungen eines Schaaf- und eines Roßhirten.

Der Schäfer Hans wollte nicht mehr der Hirt der Schaafe, ſondern der Hirt der Heerde heißen. Ich muß über die Beſorgung der Heerde befehlen, aber die Knechte beſorgen die Schaafe, alſo ſagte er. Aber die Knechte beſorgten ſie nicht. Sie ſprangen unter der Heerde herum, wie Herren-Wächter an einem Markttage unter dem Volke.

Jauch, der Roßhirt erwiederte: der Hans iſt ein Narr! freylich muß ein Hirt die einzelnen Thiere beſorgen. Man ſehe nur, was ich thue. Und was that er dann? Er machte alle ſeine Hengſte zu Wallachen, und band jedem weidenden Pferde die Naſe mit einem kurzen Stricke an den vordern Fuß.

Alſo baute der Roßhirt die Erhaltung der Heerde auf die Lähmung der Kraft der Thiere, indeſſen der Schäfer Hans ſie auf Knechtentreue baute.

Ich weiß nicht, welcher Fehler in den Haushaltungen und in Regierungsangelegenheiten der größere iſt, der Hochmuth, der die Ehre der Befehlenden in Stuffenfolgen von einander trennt, daß es, wie eine Mesallianze, eine Schande im Land iſt, wenn einer, der auf einer höhern Ehrenſtuffe ſteht, im Geſchäft, das einer, der auf einer niedern ſteht, auch thut, in die Hand nimmt; oder die Trägheit, die mit Gewaltsformen die Kräfte, die die Menſchen zu ihrer Nahrung und Erhaltung nothwendig haben, in ihnen abſchwächt und erlahmet.

Damit die Oberbehörde im Land in den Ruhbettern, die ihr auf der Stuffenfolge ihrer Gewalt, ihrer Untergebenen halber, ſo ruhig ſchlafen können, als der Roßhirt ſeiner Pferde halber, deren Naſen er mit einem kurzen Strick an den vordern Fuß band.

172.

Bürgereinfalt und Kabinetsweisheit.

Als die Reichsſtadt Krautmarkt königlich wurde, befahl die neue Regierung, ein paar Bürgergaſſen abzutragen, um für ein künftig zu erbauendes Stadt-Haus genugſam Plaz zu finden. Der alte Bürgerrath meynte freylich, es wäre noch Zeit mit dem Abtragen der Bürgergaſſen, wenn das Geld zum neuen Stadthauſe wirklich bey der Hand wäre; aber der neue Stadt-Chef fand, die Umſtände fordern auch, unabhängend vom Stadthauſe, die Abtragung einiger im Wege ſtehender, alter Bürgerhäuſer, eben wie die Abtragung einiger, im Wege ſtehender, alter Bürgergeſinnungen.

Es ſcheint, der neue Stadt-Chef habe mit ſeinem Befehl, die Bürgergaſſen abzutragen, der löblichen Bürgerſchaft vorläufig den Puls darüber greifen wollen, wie weit die alten, jezt nicht mehr paſſenden Bürgergeſinnungen darinn ſchon wirklich abgetragen ſeyen.

173.

Teufels-Sorgen.

Der Kuttenteufel ſagte zum Ohne-Hoſenteufel: du bringſt mich mit deiner Ohnehoſenbarbarey um das alte Recht meiner Kuttenbarbarey.

Siehſt du denn nicht, antwortete dieſer, daß ich mit dem vorübergehenden Sturme meiner Ohnehoſenbarbarey nichts anders treibe, und nichts anders ſuche, als das alte Recht deiner Kuttenbarbarey wieder herzuſtellen.

Sey nicht furchtſam, Kuttenteufel! ſagte der Satan, ich bin dir Bürge dafür, der Ohnehoſenteufel arbeitet für dich und in deinem Dienſte.

Ein Bauer, der dem Unweſen der Kutten- und der Ohnehoſen-Barbarey gleich gram war, ſagte ſpottend: in unſerm Dorfe würde ſich kein Menſch, wie dieſer dumme Teufel, darüber zanken; es weiß ja jedermann, daß die Kuttenbrüder von allen Farben keine Hoſen tragen.

174.

Der Schmiedjunge und die Zange.

Ein Schmiedjunge traute auf ſeine eiſerne Hand, und verachtete die Zange, wie der Junker Wildhans das Evangelium.

Aber einmal verbrannte er ſich ſeine Hand bis aufs Mark; ſeitdem faßt er auch das kalte Eiſen mit der liebgewordenen Zange an; und ſeitdem Junker Wildhans erfahren hat, daß auch das Volk brennt, faßt er daſſelbe, ſo ſehr er das Evangelium forthin verachtet, eben ſo mit Capucinaden.

Es ſind ſchlimme Zeiten für ein Volk, wenn ſeine edlere Natur an dem glühenden Eiſen des Unglaubens bis aufs Mark verbrennt wird; aber ſie ſind nicht weniger ſchlimm, wenn im perſönlichen Unglauben bis zur höchſten Verſtockung verhärtete Männer, die aber ihre Selbſtſucht durch den Volksunglauben gefährdet achten, demſelben jezt als ſeine Glaubensführer und Glaubenseiferer mit Kreuz und Fahne, großen Roſenkränzen in den Händen und geweihten Skapuliren unter dem Bruſttuch, in feyerlichen Umzügen vorhergehen.

175.

Der Löwe und der Thiere Erleuchtung.

Seine Thiere wurden immer dümmer. Aber der oberſte Kauz behauptete dennoch, der Löwe ſey der Thiere Erleuchtung gar nicht entgegen. Er hatte recht.

Er war der Erleuchtung des oberſten Kauzen, ſo wie derjenigen vielerley Dienſt- und Gewaltsthiere gar nicht entgegen; er trachtete nur zu verhüten, daß die Erleuchtung der niedern und gemeinen Thiergeſchlechter den edlern und ſtärkern Thieren auf keine Weiſe beſchwerlich falle, und in den Vorzügen, die ihnen vermög ihrer höhern Natur zukommen, einigen Eintrag thun. Er wollte auf dieſe Art die Erleuchtung der höhern und der niederern Thiere in gehörige Uebereinſtimmung bringen.

Es gibt Verſuche, gewiſſe heterogene Gegenſtände mit einander in Uebereinſtimmung zu bringen, die die gleiche Wirkung hervorbringen, wie das Waſſer, wenn man das Feuer mit ihm auslöſcht, oder das Feuer, wenn man das Waſſer durch ſeine Gewalt ausdünſten macht. Beydes geſchieht wirklich durch den innigſten Zuſammenhang der Naturen von beyden und das tiefſte Eindringen der einen in die andere.

176.

Die unglückliche Halb-Aufklärung.

Die Kinder Iſraels durften unter dem Pharao in ihrer Dienſtbarkeit weder das Hebeiſen, noch die Winde, noch den Schubkarren gebrauchen. Dieſes alles war gegen ſie ein geſezliches Vorrecht der Egyptier.

Aber zu Moſes Zeiten fiengen die Juden an, ſich über das Unrecht und die Thorheit dieſer egyptiſchen Einrichtungen unter einander zu beſprechen.

Das hießen die Egyptier eine unglückliche Halb-Aufklärung, wodurch ſich das elende Volk nur die geſezlichen Schranken ſeines Standes zur Laſt machen und ſonſt nichts gewinnen werde.

Und eine Tradition ſagt: „Moſes habe den Egyptier eben bey einem Streite über das Recht der Aufklärung, das heißt, über das Recht zum Gebrauch des Hebeiſens, der Winde und des Schubkarrens erſchlagen.“

Ich kann dieſe, mir vor vierzig Jahren wahrlich aus gutem Herzen gefloſſene Rubrik von den Anſprüchen des Mannes Gottes, Moſes an die wahre Volksaufklärung nicht ſtehen laſſen, ohne mich über dieſen Gegenſtand, wie es mir jezt nach ſo langer Zeit, zwar in gleichen Geſichtspunkten, aber mit etwas mehr Beſtimmtheit, als damals ins Aug fällt, zu äußern. Wer Menſch iſt, und als Menſch zu einem gottesfürchtigen verſtändigen und in der Liebe thätigen Leben auferzogen werden ſoll, der hat unumgänglich nöthig, in und durch die Erziehung alle menſchliche Handbietung und Sorgfalt zu genießen, die zur Erzielung dieſes Zweckes erforderlich ſind. Offenbar iſt das Weſen der wahren Volksaufklärung durch dieſes allgemeine Fundament der Bildungsbedürfniſſe des Menſchengeſchlechts beſtimmt, und die ächte Volksaufklärung, die aus dieſem Bedürfniß hervorgeht, führt durch ihr Weſen nothwendig zum Beten, Denken und Arbeiten, und zwar zu einem gefühlvollen, herzlichen Beten, zu einem kraftvollen, richtigen Denken, und zu einem verſtändigen und gewandten Arbeiten, folglich auch zum Einüben aller Fertigkeiten und Kenntniſſe, ſo wie zum Habituelmachen der Anſtrengungs-, Ausharrungs- und Ueberwindungskräfte, welche alles, aus den erſten Bedürfniſſen der Menſchennatur hervorgehende Beten, Denken und Arbeiten anſpricht und vorausſezt. Dieſe Art von Volksaufklärung, die indeſſen die einzige wahre iſt, muß ihrer Natur nach jedermann, dem ein menſchliches Herz im Buſen ſchlägt, lieb und werth ſeyn. Jeder Vater und jede Mutter, denen das Wohl ihrer Kinder, und jede Landesbehörde, der das Wohl ihrer Angehörigen am Herzen liegt, kann keine größere Angelegenheit haben, als dieſe Volksaufklärung in ihrem Kreiſe mit den Mitteln, die in ihrer Hand ſind, zu fördern. Aber das Unglück der Zeit, unſre Verkünſtlung, hat den guten Namen, Volksaufklärung, einem Unding gegeben, das im eigentlichen Verſtand der beſtimmteſte Gegenſaz aller wahren Aufklärung und das größte Hinderniß iſt, welches das Verderben der Zeit ihr in den Weg legt. Sie hat ihn, dieſen guten Namen, ihrem angebeteten Gözen, der

Halbaufklärung gegeben, und dieſe hat durch die Reize und Umtriebe ihres Verderbens in der Maßa der Völker ſo viel als alles das ausgelöſcht, woraus das einzige, wahre Fundament der ächten Volksaufklärung, die Vereinigung der Gottesfurcht und Menſchenliebe mit den weſentlichen Bildungsmitteln der häuslichen und bürgerlichen Weisheit und Kraft, und der ganze Umfang ihrer Segensfolgen allein hervorzugehen vermag. Dieſe Halbaufklärung geht aus dem Zeitdrange, viel Unnützes und Segenloſes, wenn auch nur oberflächlich und ſchlecht zu wiſſen und zu können, hervor, und ſteht mit dem Anſpruch der wahren Aufklärung, das was einem jeden Menſchen nothwendig und ſegensreich iſt, wenn auch beſchränkt, recht zu wiſſen und recht zu können, im entſcheidenſten Widerſpruche; und es iſt unſtreitig, ſo wie die Halbaufklärung das kraftvollſte Mittel iſt, den Segen der wahren Aufklärung im Volke zu zernichten, ſo iſt hinwieder die wahre Aufklärung das weſentliche und kraftvollſte Mittel, dem Verderben der Halbaufklärung im Volke Einhalt zu thun. Aus dieſer Anſicht geht dann aber auch unſtreitig hervor, wer den weſentlichen Bildungsmitteln der wahren Aufklärung entgegenwirkt, der fördert dadurch das Verderben der Halbaufklärung im ganzen Umfange ſeiner Wirkung. Es geht daraus unſtreitig hervor, wer immer die einfachen und reinen Erleichterungsmitteln der menſchlichen Denk- und Kunſtkraft als im Allgemeinen für das Volk nicht anwendbar und ſeiner Erziehung ſelber nachtheilig erklärt, der erklärt auch zugleich die Bildungsmittel der menſchlichen Kräfte, durch deren Entfaltung und Belebung der Segenseinfluß des Glaubens und der Liebe allein in thatſächliche Beweiſe ihrer Reinheit und Wahrheit, in Thaten der Liebe, des Erbarmens, in Handlungen der Hülfe und Handbietung, in allen Leiden unſers Geſchlechts hinüberzugehen vermag, als im Allgemeinen für die Maſſa des Volks unanwendbar und ſogar der Volkserziehung, als ſolche, nachtheilig. Aber kann das ein Menſch, der reines Herzens iſt? Darf das ein Chriſt, der in Chriſto alle ſeine Mitmenſchen als ſeine Brüder erklärt? Nein, er kann, er darf das nicht. Mit der Erklärung, daß die Erleichterungsmittel des richtigen Denkens und des nöthigen Kunſtfleiſſes für die Maſſe des Volks nicht anwendbar und ihr im Gegentheil als nachtheilig vorenthalten werden müſſen, wäre der Weg zu der Finſterniß der egyptiſchen Dienſtbarkeit ohne Widerrede vollkommen auf gutem Fuße angebahnt. Der Grundſatz, daß die Erleuchterungsmittel des richtigen Denkens und des nöthigen Könnens dem niedern Volk nur die geſezlichen Schranken ſeines Standes zur Laſt machen und ihm ſonſt nichts helfen würden, wäre mit dem Grundſatze, daß der Gebrauch des Schubkarrens, des Hebeiſens und der Winde bey dem Volk Iſrael dieſe und keine andere Wirkung haben würde, in vollkommener Uebereinſtimmung. Aber im Chriſtenland wird es, wills Gott! nicht dahin kommen. Wir werden, wills Gott! in Ewigkeit nie keinen Moſes nöthig haben, der die Kinder Iſrael aus den böſen Schranken der egyptiſchen Finſterniß erlöst, und ſie im gelobten Lande nicht nur zum freyen Gebrauche des Hebeiſens, des Schubkarrens und der Winde, ſondern ſelber zum freyen

Gebrauche aller Erleichterungsmittel des richtigen Denkens, des frommen und edlen Forſchens in ihrem heiligen Glauben und des verſtändigen und gebildeten Handels und Wandels im häuslichen und bürgerlichen Leben und zu allen Segnungen hingeführt, die ein freyer Spielraum der gebildeten Kräfte unſrer Natur dem Menſchengeſchlecht allgemein gewährt.

177.

Die Bärenaufklärung.

Da ſieht man jezt, was es mit der Aufklärung für eine herrliche Sache iſt; würde man doch alles laſſen, wie es iſt, und den Bär im Walde! — alſo ſprach Momus, als Pez, der erſte der Tanzbären, ſeinen Führer mit Haut und Haaren fraß.

Aber Momus vergaß, daß der gefreſſene Bärenführer nicht der Mann war, der den Pez tanzen gelehrt, ſondern ſein Knecht, den dieſer einige Wochen vor ſeinem Tode in ſeinen Dienſt nahm. Dieſer wollte ſich das Bärenführerhandwerk bequemlicher machen, als es ſein Vorfahrer betrieb. Dafür legte er dem Bären einen weit größern Ring an die Naſe, als er vorher trug, prügelte ihn untreulich, da er den erſten murrenden Laut über dieſe Neuerung im an der Naſe führen gab, und ſtieß überhaupt alle Tage unvernünftiger gegen die Natur des armen Thieres an; das er an der Kette hatte. Dieſes trug es eine ziemliche Zeit geduldig und gieng nur mißmuthig und kopfhängend hinter dem neuen böſen Meiſter her; aber da er es einmal in einem Augenblick, in dem es eben ſo mißmuthig und trübſinnig hinter ihm einher gieng, mit ſeiner Kette ſo ſtark an der Naſe riß, daß es blutete, ward der Bär plözlich wüthend; die ganze Kunſtſchwäche ſeiner Sclavengeduld verſchwand jezt in ihm; er fuhr wie ein angeſchoßner Waldbär auf den Jäger, der ihn nur halb getroffen, auf ſeinen Meiſter und zerriß ihn.

Man kann auch die wildeſten Thiere zur höchſten Unnatur im Dienſtgebrauch ihrer Kräfte hinführen; aber je weiter man dieſe Verkünſtlungsgaukeleyen mit ihnen treibt, deſto ſorgfältiger muß man auch verhüten, daß die Schwachheitsgrimaçen, die man ihnen zur andern Natur gemacht, ihrer urſprünglichen Natur nicht plözlich Plaz machen, und dadurch Unglücke veranlaſſen, die auf keine Weiſe wieder gut gemacht werden können.

178.

Der Wind und der Schiffer.

Wenn ich hinauf will, ſo weheſt du hinab, und wenn ich hinab will, ſo weheſt du hinauf — alſo ſprach der Schiffer für gut derb zum Windegott Aeolus.

Weißt du was? erwiederte dieſer. Wenn ich hinab blaſe, ſo fahre du hinab, und wenn ich hinaufblaſe, ſo fahre du hinauf. Dient dir aber das nicht, und findeſt du mich dennoch dir entgegen, ſo arbeite du gegen mich, wie ich gegen dich.

Man kann Naturkräfte nicht mit Geſchwazwerk zurückdrängen, man muß ſie mit Fleiß und Arbeit zu überwinden ſuchen. Kräfte können nur durch Kräfte beſiegt werden. Selber der Wind kann nur durch einen andern Wind und durchaus nicht durch eine Theorie vom Winde, und noch weniger durch einen Befehl, daß ein anderer Wind wehen ſolle, beſiegt werden.

179.

Meine Angſt vor dem Hunde.

(Ein Traum.)

Mit der Kette am Hals, aber nicht angeſchloſſen, legte der Bullenbeißer Tiran ſeinen Kopf ſchmeichelnd auf meinen Schooß; als eben ein Thor aufgieng, und ein Bär aus einer Scheune hervorkam.

Augenblicklich entſtand ein Geſchrei: mit den Hunden an die Ketten! man wollte den Bären ohne einen blutigen Kampf mit ihnen zum Thor hinauslocken. Die Knechte lieſen auf allen Seiten gegen Sultan, der frei im Hof herumlief. An Tiran, der auf meinem Schooße lag, dachte Niemand. Indeſſen ſtuzte dieſer die Ohren, und hielt den Kopf gegen den Bären in die Höhe.

Ich griff ſchnell an ſeinen Halsring, und hell wie die Wahrheit lag der Gedanke in meiner Seele, du mußt mit deiner Hand vom Halsring weg, das Ende der Kette anfaſſen, und ihn anſchließen; aber ich vermochte es nicht, meine Hand war wie am Halsringe des Hundes angeſtarrt. Entſezen durchfuhr mich, und ich erwachte am ganzen Leibe bebend.

Ich träumte das wirklich, und ein kalter Schweiß triefte wirklich von meiner Stirne herab, als ich erwachte. Auch war der Eindruck, den der Traum auf mich machte, ſehr groß. Ich konnte nicht anders, ich mußte zu mir ſagen, er iſt eine Folge der Umſtände, in denen ich lebe.

Es zeigten ſich nämlich in dieſer Zeit Volksbewegungen in meiner Nähe, die mich beunruhigten. Ich ſchrieb auch den Traum dieſer Unruhe zu. Ich konnte nicht anders, ich mußte zu mir ſelber ſagen: es hat mir nicht umſonſt geträumt, und es muß mir nicht umſonſt geträumt haben. Ich mußte mir denken, der Traum ſolle und wolle mir ſagen: die Gemein-Kraft eines Volks, das, aus welcher Urſache es auch immer ſei, lebendig zur Selbſthülfe gereizt, leidenſchaftlich in Bewegung geräth, ſei ſo ſchwer vor den äußerſten Ausbrüchen der thieriſchen Verwilderung zu bewahren und an den Ketten der Vernunft und der Ordnung, die dieſe gebiethet, feſt zu halten, als es mir im Traum ſchwer ſchien, den Bullenbeißer, der mir ſchmeichelnd auf dem Schooße lag, bei der Erſcheinung des Bären an die Kette zu legen, an die ich ihn, vor Angſt und Furcht zitternd anzulegen ſuchte. Ich mußte mir ſagen, träume ſich doch Niemand unter ſolchen Umſtänden, ein ſinnlich lebendig bewegtes Volk in die Schranken zu lenken und in den Schranken zu erhalten, die erforderlich ſind, und dahin wirken, daß die Aeußerungen und Ausbrüche des belebten Strebens nach Selbſthülfe nicht das Heilige der Fundamente untergraben, auf denen alle wahren Segensgenießungen des Volks ruhen. Aber dieſe Erklärung befriedigte mich noch nicht; ich fühlte tief, es brauche hiefür eine Gewaltkraft, die weder in dem Einfluß der Maſſe des Volks auf ſeine Individuen, noch von dem Einfluß einzelner Individuen auf die Maſſe des Volks zu erwarten ſind. Ich fühlte tief, daß ich, um über dieſen Gegenſtand in mir einig zu werden, in mich ſelbſt gehen, und die Mittel, wie einem Volke unter dieſen Umſtänden zu helfen ſei, in mir ſelbſt ſuchen müſſe. Ich gieng in mich ſelbſt und fragte mich: wenn das thieriſche Streben nach Selbſthülfe ſo lebendig in mir gereizt wird, wie das bei dem Bullenbeißer, der mir auf dem Schooße lag, als er den wilden Bären plötzlich erblickte, der Fall war, was muß ich denn thun, um nicht der in einem ſolchen Augenblicke in mir ſelbſt ſo lebendig belebten, thieriſchen Selbſtſucht zu unterliegen? Ich konnte nicht anders, ich mußte mir antworten: es ſei nur durch den, in mir ſelbſt wahrhaft belebten, göttlichen Glauben, und die in mir ſelbſt wahrhaft belebte, göttliche Liebe möglich. Damit aber ſchien mir auch das Problem völlig aufgelöſt, wie es möglich ſei, ein Volk vor den Ausbrüchen der Rohheit, welche die Reitze der ſinnlich belebten Gemeinkraft im Streben nach Selbſthülfe im Menſchen allgemein erzeugen, zu bewahren. Es war mir vollkommen heiter, daß dieſes nur durch Mittel geſchehen könne, welche auf der einen Seite der Erſcheinung dieſe Reitze, auf der andern der Empfänglichkeit des Volks, von ihnen verführt zu werden, zum voraus vorbeugen. Es war mir vollkommen heiter, dieſes ſey nur durch pſychologiſche, tief in das Weſen der Menſchennatur eingreifende, Mittel der wahren Veredlung des Menſchengeſchlechts, es ſei nur durch eine, von dem einzelnen Falle eines ſolchen Empörungsaugenblicks ganz unabhängend in's Aug gefaßte Bildung des Volks zu einer allgemeinen, durch Gottesfurcht gereinigten und geheiligten Menſchenliebe zu erreichen möglich. —

180.

Der Hirt und das Schaaf.

Dieſer Zuſtand iſt unleidentlich, ſagte ein Schaaf, da es aus einer reinen Heerde in eine angeſteckte verſetzt wurde. Der Hirt antwortete ihm: ich will dich gerne beſonders verſorgen, aber ſage doch den andern Schaafen nicht, daß du ihren Zuſtand unerträglich findeſt.

Hierauf erwiederte das Schaaf, wenn ich ein eigenſüchtiger Hund wäre, ſo würde mir deine Antwort behagen, da ich aber ein Schaaf bin, ſo finde ich ſie abſcheulich.

Hirt. Gutes Thier! überlege es doch, die Heerde fühlt ja nicht einmal, daß ihr etwas fehlt.

Schaaf. Wenn ich auch keinen Grund hätte, der Heerde ihre Gefahr nicht zu verhehlen, ſo wäre mir dieſer genug, daß ſie dieſelbe nicht einmal kennt.

Hirt. Deine Grundſätze ſind der Heerde ſelber verderblich.

Schaaf. Vielleicht; aber ſicher nur in ſo weit du ein ſchlechter Hirt biſt.

Hirt. Du thuſt mir unrecht; ich bin um deswillen, was ich dir anbiethe, gewiß kein ſchlechter Hirt. Hundert andere Thiere würden mir dafür danken.

Schaaf. Das weiß ich wohl; aber es gibt auch hundert Thiere, denen das Herz im Leibe gar nicht ob allem dem zittert, was mir das meinige zittern macht.

Auch unter den Menſchen ſind die Urtheile und Meinungen über Privilegien und Ausnahmgeſetze ſehr ungleich.

Was diesfalls einigen derſelben das Herz im Leibe zittern macht, finden andere ſehr rechtmäßig, oder wenigſtens in Rückſicht auf ſeinen Schaden unbedeutend.

181.

Der Zankapfel.

Affenkinder baten ihren Vater um einige Aepfel aus dem Vorrathe, den er vor ihnen verborgen hatte. Er antwortete ihnen: ihr ſeid mir lieb, aber der große Jupiter hat euch Hände und Füße gegeben, wie mir, alſo ſeht, wie ihr ſelbſt Aepfel findet. — Indeſſen warf er ihnen einen, aber nur einen dar.

Sie zerrißen ſich ob demſelben alle mit einander die Haut.

Das ſind böſe Thiere, dieſe Affenkinder, daß ſie einander ob dieſem Apfel ſo herumzauſen, aber ich frage mich doch: warum ſind ſie ſo böſe Thiere? und muß mir antworten: ſie ſind es nur, weil ihr Vater ein Affe und ein Narr iſt; wäre er das nicht, ſo würde er gewuſt haben, daß wenn man Zankäpfel ſelber unter die Menſchen wirft, dieſes ein Mittel iſt, ſie ganz gewiß zu viel ſchlechtern Menſchen zu machen, als ſie ohne dieſe, ihnen zugeworfenen Aepfel gewiß nicht geworden wären.

Es freute indeſſen den alten Affen, zu ſehen, wie ſich ſeine Jungen darüber zerkratzten. In ſeiner Affenſeele, in der er ſich keine andere Thierkraft, als eine Affenkraft zu denken vermochte, ſtellte er ſich vor, indem ſie ſich alſo dafür zerkratzen, ſtärken ſie ſich die Kräfte, die ſie nöthig haben, ſich in Zukunft auch ſelber Aepfel und was ſie ſonſt alles bedürfen, zu verſchaffen, wodurch denn auch die Gründe, weiter für ſie zu ſorgen, von ſelbſt wegfallen werden.

182.

Ein alter Elephant.

Er war eben nicht der klügſte aus ſeinem Geſchlechte aber er bekam dennoch wegen der Ordnung, die er unter den Thieren eines kleinen Bezirks hatte, einen ſo guten Namen, daß ihn die Thiere eines großen Landes baten: werde unſer König.

Er wollte im Anfange nicht, und ſagte: ich will bei meinen alten Thieren leben und ſterben. — Aber auch dieſe baten ihn und ſagten: nimm die Ehre an und werde ein König.

Er that es endlich, aber die Folge davon war, die Thiere des alten Bezirks verloren einen Führer, mit dem ſie zufrieden waren, und die Thiere des großen Landes bekamen einen, mit dem ſie unzufrieden werden mußten.

Das alte Thier war zu kleinlich für ein Königreich, aber durch ſein Königreich zugleich auch unfähig, ſeinen alten Forſt ſo ordentlich und ſorgfältig zu verwalten, als er es vorher gethan.

Das Sprichwort iſt ſehr wahr: man muß einen alten Baum nicht leicht verſetzen — thut man es, ſo ſterben hunderte gegen einen, der ſich dabey beym Leben erhaltet. Mit dem alten Menſchen aus ihrem gewohnten Lebensgange wegzunehmen und ſie in einen andern zu verſetzen, iſt es das Nämliche. Man ſtellt das Gute, das ſie ſich durch ihr Leben eingeübt und jezt wohl können, ſtill, und macht ihnen etwas Gutes zur Pflicht, das ſie ſich erſt jezt einüben ſollten und nicht mehr wohl einüben können. Der Fehler iſt auffallend, obgleich die Uebung an vielen Orten ziemlich allgemein iſt, auf gute Pfründe gewöhnlich ſehr alte Pfarrer hinzuſchicken. Wahrlich das Bleben bey den Seinigen, bis der Tod uns ſcheidet, iſt in tauſend Verhältniſſen des Lebens eine heilige Sache. Der Pfenning iſt nirgend mehr werth, als wo er geſchlagen worden, und das iſt noch am meiſten von einem alten, abgeſchliffenen Pfenning wahr. Auch ſchwache Menſchen von wenig Anlagen kommen in Sachen, die ſie durch ihr Leben immer betrieben, zu einer Art von Gewandtheit und Vollendung; ſie werden aber durch ihr Alter in eben dem Grad zu allem dem, was ſie durch ihr Leben nie betrieben, unfähiger.

170.

Der Streit über die Elle, das Pfund und den Eimer.

Im Lande °°° war noch weder Elle, noch Maas, noch Gewicht eingerichtet. Das bloße Augenmaas beſtimmte allen Verkehr, und wer kein gutes hatte, der irrte ſich täglich.

Dieſem Uebel abzuhelfen, rieth ein Mann, der die Auswelt geſehen hatte, dem Volke an, Maas und Gewicht im Lande einzuführen. Aber die Leute, die ein gutes Augenmaas hatten, beſchwerten ſich darüber, und ſagten unter einander: ſollen wir es dulden, daß uns dadurch alle Vortheile entriſſen werden, die uns das Uebergewicht unſrer Naturgaben, unſers Fleißes und unſrer Erfahrungen bisher zugeſichert haben, und ſoll zugleich auch der Reiz des Selbſtdenkens und Selbſtforſchens durch dergleichen Kunſtſtücke, um der Dummheit und der Trägheit willen, alſo unter uns vermindert werden?

Alles Volk gab ihnen Beifall. Unſere Alten hatten ja auch weder Pfund, noch Elle, noch Eimer, und doch giengs beſſer als jezt, alſo ſagte die blinde Menge. Einige Schlauen ſezten hinzu, und das Volk ſprach ihnen nach:

„wenn von der Hülfe und Sorgfalt, die man den Armen und Schwachen im Lande ſchuldig ſeyn mag, die Rede iſt, ſo iſt ein freundliches Wort von einem gutmüthigen Menſchen, der ein ſcharfes Auge hat, für dergleichen Leute unendlich mehr werth, als alle dieſe Kunſtſtücke, die man ihnen ja auch verfälſchen kann.“

In der alten, treuen, frommen, unverfänglichen Zeit waren die Geſeze in den meiſten Ländern vielſeitig unbeſtimmt und die Willkühr der Richter ſehr groß. Aber dieſe waren im Allgemeinen einfach, fromm und treu, eben wie das Volk. Sie waren im Allgemeinen Freunde des Volks, Volksmänner, ohne Falſchheit und ohne verfängliche Kunſtumtriebe. Aber da die Zeiten ſich änderten und eine verfängliche Gerechtigkeitskunſt im Lande allgemein wurde, wie der naſſe Boden beym anhaltenden Regen, fühlte jedermann, der ſeinen Kopf und ſein Herz am rechten Fleck hatte, die Nothwendigkeit, die für die Unſchuld der Vorzeit paſſenden Landesgeſeze in ſolche, die für die Verfänglichkeit der gegenwärtigen Zeit paſſen, zu umwandeln. Aber es gieng mit dieſem Umwandlungsprojekte eben ſo, wie mit dem Projekte, Elle, Maas und Gewicht im Lande einzuführen, wo ſie vorher nicht eingeführt waren. Jedermann im Land, dem die Unbeſtimmtheit der Geſeze dazu diente, ſeinen Beutel zu füllen und ſeine Leidenſchaften zu befriedigen, that, was er immer konnte, die Einführung dieſes Projekts zu verhüten, eben wie jedermann im Lande *** ſeinen Beutel damit ſpicken könnte, daß weder Elle, noch Maas, noch Gewicht darinn eingeführt waren, auch alles that, dieſe Einführung zu verhüten.

184.

Heidenſorgen.

Da einſt die blinden Heiden in *** zur Erkenntniß des einigen wahren Gottes gelangen wollten, jammerten die meiſten alten Leute, was doch ihrem Lande für ein großes Unglück bevorſtehe, und ſogar diejenigen von ihnen, die den Unſinn ihres alten Molochdienſtes ganz bekannten, behaupteten dennoch, die unglücklichen, neuerungsſüchtigen Menſchen werden ſich mit ihrem neuen Gotte und mit aller ſeiner Wahrheit doch den Felſen ihres Heils, die Stützen ihres häuslichen Glücks untergraben, und Mord und Raub und Brand werde die unfehlbare Folge dieſes ſo unglücklich einreiſſenden Aufklärungsfiebers ſeyn.

Dieſen ängſtlichen Alten antwortete die muthvollere Jugend: Ha! wenn wir ſchon aufhören werden, den Moloch zu verehren, ſo werden wir um deßwillen doch nicht uns auch die Hälſe abſchneiden müſſen.

Ja! ja! ſagten die ängſtlichen Alten, ſo dachten wir auch, da wir noch jung waren, und ſo denken alle guten Menſchen, bis ſie durch Alter und Erfahrung zur Ueberzeugung gelangt ſind, daß das irgend von einer Molochsfurcht entledigte menſchliche Herz nicht anders kann, als zu Raub, Mord und Brand hinlenken.

Die jungen Leute erwiederten: es iſt freilich wahr, wenn man irgend einen Moloch verabſchiedet, ſo muß man in dieſem, wie in jedem Falle, wo die Menſchen durch Umſtände gereizt werden könnten, das Kind mit dem Bade auszuſchütten, die Gelüſte nach bürgerlicher Verwilderung durch gute Geſetze zu verhüten trachten.

O du allmächtiger Moloch! was müſſen wir noch erleben, erwiederten die Alten, ihr wollet alſo euere Glaubensſchwärmereyen noch mit Bürgersſchwärmereyen übertünchen. Aber ihr werdet wohl erfahren, wohin das führt; ohne den Moloch und ohne ſeinen feurigen Ofen ſind alle bürgerlichen Geſetze nur Täuſchung, Schein und eitles Blendwerk.

Die muntere Jugend erwiederte: ſo lange ihr den Moloch verehrt und ſeine Unmenſchlichkeiten euer höchſtes Geſez und die oberſte Richtſchnur eures Fühlens, Denkens und Handelns iſt, ſo dürft ihr nicht von guten bürgerlichen Geſetzen reden; ihr habt keine, und könnet keine haben, die euch ihrer Zwecke halber ſicher ſtellen. Bey ſeinem Dienſte ſind alle bürgerlichen Geſetze für euch Spinnengewebe, durch die jeder Käfer, der auch nur ſo groß als eine Bohne iſt, durchſchlüpft und in denen nur völlig gewichtloſe Fliegen hangen bleiben. Ihr redet alſo von dem, was gute Geſetze im Lande leiſten können, wie die Blinden von den Farben, und könnet durchaus nicht wiſſen, was eine gute, mit der Menſchennatur wahrhaft übereinſtimmende Geſezgebung wirken würde, wenn ſie einmal da wäre.

Dieſe Heidenſorgen betreffen einen Punkt, den freilich die alten Molochsdiener zu ſchwer, aber auch die jungen ganz gewiß zu leicht ins Aug' gefaßt haben. Die Aeuſſerungen dieſer jungen Heiden könnten in unſern Tagen

Mißverſtändniſſe erzeugen. Es kann zwar gegenwärtig in unſerm Welttheil nicht mehr vom Uebergang der Völker von einer Heidenreligion zur chriſtlichen, wohl aber vom Uebergang eines chriſtlichen Volks von den Glaubensmeynungen einer chriſtlichen Parthey zu denjenigen einer andern die Rede ſeyn; indeſſen iſt die Sache eines jeden Uebergangs von religiöſen Meynungen zu andern in jedem Falle eine ſehr kizliche Sache, und das noch in dem Grad, als er auf der einen Seite ernſtlich gemeynt, auf der andern Seite menſchlich, künſtlich und lebendig betrieben wird.

Man muß ſeinen Boden um ſich her wohl kennen, wenn man es wagen will, irgend einer menſchlichen Betriebſamkeit für die öffentliche Aenderung religiöſer Meinungen unter dem Schilde eines heiligen Eifers für allein ſeligmachende Glaubenswahrheiten Theil zu nehmen und ihnen das Wort zu reden. Das innere Weſen des wahren Glaubens, der das Herz des Menſchen reinigt und ihm göttliche Kraft zu allem Göttlichen verleiht, iſt eine Kraft, die über den Schall und den Ton menſchlicher Meinungen, Ausdrücke und Wortfügungen unendlich erhaben, auch von aller Wortdeutlichkeit und Erklärungsbeſtimmtheit, ganz unabhängend, die Menſchennatur im ganzen Umfang ihrer Kräfte ſie heiligend ergreift. Als Meinung, als menſchlich beſtimmte, als menſchlich gemodelte, geſiebte und decretirte Wahrheit, iſt jede religiöſe Anſicht nur eine todte Schaale des innern Weſens der Religion, des wahren Glaubens. Und es iſt nur die innere Reinheit der göttlichen Gewalt, mit der die Menſchennatur im ganzen Umfang ihrer Kräfte für das innere Weſen irgend einer menſchlich ausgeſprochenen Glaubenswahrheit ergriffen wird, wodurch ihr dieſe Glaubenswahrheit individualiter zum Fundament ſeines wahren, ihn wirklich ſeligmachenden Glaubens wird. Aber in dieſem Falle wird dem, durch ſeinen Glauben wahrhaft veredelten Menſchen freilich auch die menſchliche Schaale, in der ihm das innere Weſen ſeines Glaubens von Jugend auf beygebracht und zu einem heiligen, göttlichen und göttlich wahren Weſen eingeübt worden, an ſich ſelbſt heilig und in ihm ſelbſt in der Anſicht ihres Heiligthums unverlezlich. Ein ſolcher Menſch denkt ſich das heilige Fundament ſeiner innern Veredlung in jedem Fall in den ihm menſchlich gegebenen Namen, Wortfügungen und Bildern ſeiner kirchlichen Glaubenslehren im innigſten Zuſammenhange. Es iſt desnahen offenbar, mit welcher Schonung und Zartheit auch die Irrthümer jeder von Jugend auf dem Menſchen beigebrachten, religiöſen Meinung, d. i. auch die Flecken der Schaale, mit der ihr inneres, ſegnendes Weſen dem Menſchen menſchlich in die Hand gelegt worden, behandelt werden muß. Wahrlich, es iſt in dieſer Rückſicht ein großes Wort: wehe dem, der Aergerniß gibt. — Und ich muß aufrichtig ſagen, es ligt in der Anſicht der alten Molochsdiener, die in Rückſicht auf den Uebergang aus dem Heidenthum zu einer wahren, aber ihnen noch nicht durch die Erfahrung bekannten Religion ein achtungsvolles Fundament, das weit aus mehr pſychologiſchem Takt verachtet, als der ſchonungsloſe, und ich möchte beynahe ſagen, unchriſtliche Worteifer, mit dem dieſe heidniſche Jugend ihren menſchlichen Muth zu ihrem Uebergang ausgedrükt hat und ihm das Wort redet.

185.

Der Streit einer Bande.

Nein! die Hälfte unſers Raubs laſſen wir dir nicht mehr, und bei Sachen, wo Leib und Leben darauf ſtehen, mußt du mit uns zu Rathe gehen.

Alſo ſprach einſt eine Räuberbande zu ihrem Führer.

Dieſer antwortete kalt und entſchloſſen: thut was ihr wollt, aber wenn ihr mir die Mittel entzieht, alles, was uns dienen kann, auszukundſchaften, und zu veranſtalten, ſo ſeht denn, was ihr forthin zu theilen haben werdet; und mich mit euch zu berathen, über das, was uns einträglich werden ſoll, heißt in meinen Augen eben ſo viel als machen, daß uns alles fehlſchlage, was uns einträglich werden könnte; wenn es aber euch nicht mehr behagt, euch von eurem Führer meiſtern zu laſſen, ſo ſeht denn, ob es euch beſſer behage, euch vom Henker meiſtern zu laſſen.

Seine Kameraden erwiederten: etwas folgen wollen wir auch, aber zu viel iſt zu viel; du treibſt Recht und Ordnung bey uns über alle Maaßen.

Nichts! Nichts! antwortete dieſer, wenn ich unter euch bleiben ſoll, ſo muß alles forthin ſeyn und beſtehen, wie es jezt iſt; ich thue es nicht anders, und den erſten, der ſich widerſezt, ſchieße ich vor den Kopf.

Was? Was? riefen die Andern, wenn's Schießen gilt, ſo können wir auch ſchießen, und unſer ſind viel. — Doch ſie ſchoßen nicht, und der Chef ſchoß auch nicht; aber alles gieng unzufrieden aus einander, und Rerin der im

Walde aufgewachſen, noch keine Ordnung und kein Recht in der Welt kannte, als die Ordnung und das Recht ihrer Bande, ſchlich ſich einſam in's Gebüſche, ſtaunte über ſein Leben, und ſagte endlich zu ſich ſelbſt: Unſer Handwerk muß wohl ſelber nichts taugen, da wir uns über die Art, daſſelbe zu treiben, ſo ſchwer vereinigen können.

Ein Philoſoph, der zufälligerweiſe auf ſeinem Spaziergange dahin verirrte, hörte den unſchuldigen Dieb, und rief ihm durch den Strauch zu: rem acu tedigisti! Ihr könnt euch über das Treiben eures Handwerks eben darum nicht vergleichen, weil es nichts taugt.

Lachend antwortete ihm Nerin: wenn du ſo Beſcheid weißeſt, ſo ſag mir zugleich auch, was müſſen wir denn thun? Dieſe Frage machte den Philoſophen einen Augenblick verlegen, doch er beſann ſich, und rief ihm zurück: ihr müßt, denke ich, aufhören Unrecht thun, und lernen Recht thun.

Und ich denke, erwiederte der Dieb, unſere Bande wird das weder können noch wollen.

Der Philoſoph: Ich ſagte es auch nicht der Bande, ich ſage es dir.

Dieſe Auszeichnung freute den Nerin. Er trat aus dem Gebüſche hervor, und ſagte zu dem Philoſophen: Höre! ich habe längſt gewünſcht, einen Menſchen zu finden, der glauben könnte, ich ſei auch einer.

Du haſt einen gefunden, antwortete dieſer. Nerin ſetzte ſich zu ihm hin, und der Philoſoph fand in ihm eine Reinheit des Herzens, einen Glauben an ſich ſelbſt, eine Anhänglichkeit an jeden Zug der Gutmüthigkeit, eine Aufmerkſamkeit auf jede Aeußerung von Wahrheit und Recht, und einen Tiefblick ins menſchliche Herz, den er im bürgerlichen Leben ſelten gefunden hatte.

Nach einer Stunde warf ſich der wilde Jüngling, mit einer Zähre im Auge, in die Arme des weiſen Bürgers, und ſie blieben von dieſer Stunde an ungetrennte Freunde.

Ich kann bei dieſer Rubrik mich nicht enthalten, die Bemerkung zu wiederholen, die beynahe allgemein anerkantn, aber auch eben ſo allgemein ohne große, gute Folgen als wahr anerkannt wird, daß nämlich aus Mangel von genugſamer Sorgfalt für die innere Veredlung der weſentlichſten bürgerlichen Einrichtungen zahlloſe gute Kräfte der Menſchennatur verloren gehen, und ſelber erhabene Kräfte die beim tiefern Eingreifen der bürgerlichen Einrichtungen in die weſentlichen Fundamente der Veredlung unſers Geſchlechts dem Vaterlande zu hohem Segen gedeihn könnten, demſelben beym Mangel höherer Sorgfalt in dieſen Einrichtungen zum Fluch werden.

186.

Herr Frommann und ein Zuchthäusler.

(Keine Fabel, ſondern eine Wahrheit.)

Herr Frommann, ein wohlhabender Mann, deſſen Haus ſchon vom Vater und Großvater her mitten im Genuß aller Bequemlichkeiten des Lebens ein ſtilles, frommes, und exemplariſches Leben führte, und jedermann, inſonderheit die in ſeinen Umgebungen lebenden Armen, mit treflichen Worten zu einem eben ſo frommen, exemplariſchen Leben aufzumuntern gewohnt war, kam vor einiger Zeit auch mit einem Mann in Bekanntſchaft, deſſen Geſichtsbildung ihm auſſerordentlich auffiel, und ſuchte, obgleich er wußte, daß er vor kurzem aus dem Zuchthaus entlaſſen wurde, ſich öfters mit ihm in dem Geiſt, wie er mit jedermann that, zu unterhalten. Einmal aber ſagte er in aller Herzensgutmüthigkeit zu ihm, er könne nicht begreifen, wie ſo viele arme Leute alle Jahre in's Zuchthaus und an den Karren kommen. Der Zuchthäusler antwortete ihm: Herr Frommann, die armen Leute haben eine Natur wie die Reichen, und ſie kommen gar oft für Handlungen in's Zuchthaus und an den Karren, die, wenn ſie ihnen im Großen und Allgemeinen gelungen wären, ſie in den Stand ſetzen würden, eben ſo bequem, fromm zu ſeyn und exemplariſch zu leben, als es die Reichen gar leicht können.

Der Frommann, über dieſe Antwort betroffen, ſchwieg einen Augenblick; der Zuchthäusler aber fuhr ſogleich fort:

Herr Frommann: die armen Leute ſuchen durch ſehr viele Handlungen, die ſie alſo in's Unglück bringen, beſtimmt nichts anders als Mittel zu den Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten, die ſich die Reichen bey allem ihrem frommen, exemplariſchen Leben keinen Augenblick ermangeln laſſen. Dazu kommt denn auch, daß dieſe Armen auf der einen Seite von der Wiege an, auf alle Weiſe dazu gereizt werden, nach dieſen Bequemlichkeiten zu gelüſten, und als das einzige Gute, das ihnen in ihrem Leben als wünſchbar vor die Augen geſtellet wird, anzuſehen, indeſſen ſie auf der andern Seite bis an's Grab ohne alle Bildungsmittel und ohne alle Gelegenheit gelaſſen werden, durch welche es ihnen möglich werden könnte, ſich irgend etwas Bedeutendes und Befriedigendes davon mit Fug und Recht zu erwerben.

Herr Frommann meinte, die chriſtlichen Ermahnungen zu einem guten und frommen Leben, die dieſe Leute doch immer von allen Seiten erhalten, und die auch er nie ermangle, allen Armen, die in ſeinen Umgebungen wohnen, zu ertheilen, ſollten doch mehr fruchten, als es wirklich geſchehe. Der Zuchthäusler meinte das nicht; er erwiederte ihm: er ſollte ſelber begreifen, wie wenig ſolche leere Ermahnungsworte, die von Leuten herkommen, die bey ihrem exemplariſchen Leben alle Kommlichkeiten und Gemächlichkeiten, die ſie nur wünſchen, genieſſen, und ſich von dieſer Seite nie nichts verſagen, auf Leute wirken können, die die gleichen Bedürfniſſe und Gelüſte mit ihnen theilen, aber dabey auf keine Weiſe, Mittel, Bildung und Handbietung finden, wodurch es ihnen möglich würde, ihre Sinnlichkeit auch nur auf eine, die erſten Anſprüche der Menſchennatur genugthuende Art rechtmäſſig zu befriedigen.

Herr Frommann gieng betroffen von dem Manne weg. Er wagte es nicht, dem Zuchthäusler den Eindruck zu geſtehen, den die Anſichten dieſes Gegenſtandes auf ihn gemacht hatten. Aber er war groß und mußte es ſeyn, denn Frommann war ein ehrlicher Mann, und kannte die diesfällige Schwäche vieler Menſchen in ſeinen Umgebungen, auf welche die Bemerkung des Zuchthäuslers vollkommen paßten.

Er fühlte tief, daß ſolche zudringliche Predigten vom Frommſeyn, Rechtthun und exemplariſchen Leben aus dem Munde von Menſchen, die durch den Genuß aller Bequemlichkeiten des Lebens alle Anſtrengungskraft im Denken, alle Ausharrungskraft im Arbeiten alle Aufopferungskraft im Lieben, alle Zuverläſſigkeitskraft in Treue, Glauben und Zutrauen in ſich ſelber verloren, auf ſolche arme, unglückliche und in allen Rückſichten unbeholfene Menſchen keinen, ſie wirklich bildenden und dadurch ihnen real dienenden Eindruk machen können. Der Grund, warum tauſend alſo hintangeſetzte und verwahrloſte Menſchen Verbrecher werden, geht weſentlich davon aus, daß ihnen Bildung, Gelegenheit und Aufmunterung zu allem dem fehlt, was ſie eigentlich lernen können und ſeyn ſollten, um mit Erfolg von den Reitzen und Gelüſten ab- und zurückgehalten zu werden, die ſie zu den Verbrechen hinleiten, durch welche ſie unglücklich werden können; und es ſind in der Welt Gottes keine Menſchen in dem Grad unfähig, auf ſolche Menſchen einen, in dieſer Rückſicht ſie kraftvoll bildenden Einfluß zu haben, als ſolche, im Seſſel des Glücks und aller Bequemlichkeit behaglich ſitzende Tugendprediger. Selbſt aller ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Anſtrengungen umgewandt, ſind ſie unfähig, dieſen Unglücklichen das zu geben, was ſie bedürfen; ſie haben es ſelbſt nicht, und ſind darum durchaus unfähig, ſolchen Menſchen den Kopf zu einem kraftvollen Denken und zu einem gewandten und angeſtrengten Arbeiten hinzulenken. Darum ſcheitern auch ihre Bemühungen, das Gemüth dieſer Leute zu der wahren Kraft des Glaubens und der Liebe zu erheben, die allein fähig ſind, das Denken und Arbeiten dem Menſchen und beſonders dem armen Menſchen zum wahren Seegen zu machen.

Doch ich weiß nicht, wie es kommt, noch hat keine meiner Figuren mich, ich weiß nicht ob ich ſagen ſoll, aus dem Geiſt oder aus der Form meines Buchs hinausgeführt. Es ſollte nur winken, es ſollte nur anregen und beleben. Jezt ſcheint es faſt, ich wolle recht haben, und Rechthaberey, ſelber auch nur der Schein von Rechthaberey, iſt was ich in dieſem Buche ausweichen ſoll. Aber der Gegenſtand iſt mir zu wichtig. Ich will und muß dahin trachten, ihn, ſo viel nur möglich iſt, überzeugend klar zu machen.

Es iſt wahr, ich will es, ich muß es. Mein Gegenſtand iſt keine Fabel, er iſt eine Wahrheit. Er iſt eine große, weit eingreifende Zeitwahrheit. Die Nichtigkeit der Beſtrebungen ſchwacher, blos gutmüthiger Menſchen in ihren Beſtrebungen gegen das Zeitverderben, in ihrem ganzen Umfang, ins Klare zu ſetzen, iſt dringend nothwendig. Man darf nichts verſäumen, was dießfalls einiges Licht zu geben und einige Kräfte zu wecken geeignet iſt. Aber indem man das thut, muß man zugleich auch die Bemühungen des Zeitgeiſts, dem rohen Verderben des Volks, durch welches die Folgen ſeiner Verwahrloſung zu Quellen ſeiner Verworfenheit geſteigert werden, wenn dieſe Bemühungen an ſich und einzeln auch noch ſo ſchwach und ſegenslos wären, mit der höchſten Schonung behandeln. Die Schwäche der diesfälligen Zeitgutmüthigkeit muß geſtärkt und nichts weniger als mit Unaufmerkſamkeit behandelt, oder gar der Verachtung preisgegeben werden. Man muß ihrenthalben das große Wort der Weisheit ins Auge faſſen: du mußt das zerklebte Rohr nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht nicht auslöſchen. — Dieſe Anſicht iſt beſonders auf die gegenwärtigen Zeitbewegungen der Welt zur Förderung eines ſittlich religiöſen Vorſchrittes von der größten Wichtigkeit; denn wenn wir dieſelbe auch wegen ihrer, nichts weniger als allgemein aus der Fülle ſittlicher und religiöſer Kraft hervorgehenden, ſondern vielſeitig auch aus einer, vom Mangel dieſer höhern Kraft herrührenden Belebung der Einbildungskraft und des ihr immer beywohnenden, ſinnlichen Wortweſens nichts weniger als mit allgemeiner Befriedigung ins Auge faſſen können, ſo müſſen wir denn doch bedenken, daß das Zeitverderben wenigſtens dieſen Beſtrebungen vorhergieng, die Fehler der ſinnlichen Belebung unſrer Einbildungskraft und unſers Wortweſens nur in andern, und zwar der Menſchennatur noch weit gefährlichern Geſtaltungen ſchon in ſich ſelbſt trug, und daß der Uebergang von dem Verderden der exaltirten Einbildungskraft und ſeines Wortweſens, in dem wir uns irreligiös und unſittlich ſehr lebendig bewegten, in den ſittlich religiöſen, beſſern Zuſtand, dem wir jezt entgegenſtreben zu wollen ſcheinen, ſich nicht wohl anders geſtatten könnte, als dieſes wirklich geſchehn.

Indem wir aber dieſes im ganzen Umfange anerkennen, und aller Schonung, die unter dieſen Umſtänden den Beſchränkungen und Schwachheiten der diesfälligen Zeitbeſtrebung ſchuldig ſind, mit Gewiſſenhaftigkeit Rechnung tragen ſollen, können wir auf der andern Seite uns auch nicht verhehlen, wie nothwendig es iſt, daß jeder Vorſchritt wahrer, religiöſer Geſinnungen das wirkliche Daſeyn und die ſorgfältige Benutzung des ganzen Umfangs aller ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Bildungsmittel, durch welche die Anſtrengungs- und Aufopferungskraft für Wahrheit und Liebe, für Gott und Menſchen, auch menſchlicherweiſe unſerm Geſchlechte eingeübt und habituel gemacht werden kann, vorausſezt.

187.

Der Thiere Gerechtigkeitspflege.

Der Löwe zerreißt das beklagte Thier; denn in ſeinem Rachen ſteht geſchrieben: es iſt des Todes ſchuldig.

Um die Wahrheit von dem Beklagten zu ergründen, ſchlägt ihm der Stier ſeinen Farrenſchwanz über den Rücken.

Der Hund ſucht ſein Bekenntniß durch die Beängſtigungen des Bellens und die Qualen des Beiſſens zu erzwingen.

Der Affe fragt das beklagte Thier auch, aber wie ein Affe, und wenn er dann mit ſeinen Affenfragen nichts herausbringt, ſo wird er wild, und nimmt zu den Maßregeln des Hunds und des Stiers ſeine Zuflucht.

Der Elephant hingegen fragt daſſelbe, aber auf eine Weiſe, daß er es, wenn es ſich im dritten Verhör nicht ſelbſt verſtrickt hat, mit Sicherheit aus ſeinem Gehäge laſſen kann.

Auch hierinn zeigt ſich die Wahrheit, daß die thieriſche Menſchennatur alle Schwächen und Einſeitigkeiten aller Thierarten in ſich ſelber vereinige und im einzelnen Menſchen in den Eigenheiten aller Thierarten und darin in allen Geſtalten, von den Kräften des Löwen bis zu den Schwächen des Faulthiers und der Mäuſegeſchlechter hinunter, in einzelner Menſchen Beiſpiele aufſtelle, die mit den Schwächen und Eigenheiten der verſchiedenen Thiere die auffallendſte Aehnlichkeit haben.

188.

Die Affen-Gerechtigkeit.

Der Thron des Thierreichs fiel einmal auch den Affen anheim. In dieſem Zeitpunkte redeten einige Haupt-Affen miteinander ab, ſie wollten in keinem Falle eine Ungerechtigkeit an ſich kommen laſſen. Die armen Thiere, es kam ihnen nicht einmal in Sinn, daß ſie vermög' ihrer Natur nicht anders können, als verſtellte, heuchleriſche, naſchende und beiſſende Thiere zu Handlangern ihrer Gerechtigkeit anzuſtellen.

Im Affenreich als Affen regieren, und keine Ungerechtigkeit an ſich kommen zu laſſen, kann nur Affen in Sinn kommen. Die Ungerechtigkeit fließt ſo nothwendig aus ihrer Natur, wie der Bach aus ſeiner Quelle; das iſt ſo wahr, daß man beſtimmt ſagen darf: die Erſcheinung der hellen Mittagsſonne in der Mitternachtsſtunde wäre kein größeres Wunder, als die Erſcheinung der Gerechtigkeit im Affenreiche. Und dann kommt diesfalls noch eine Betrachtung, wer in irgend einem Geſchäfte ſchlechte Handlanger anſtellen muß, deſſen Sache iſt zum voraus als verloren anzuſehn, und da auch der niederſte Handlanger, ſo weit der Wirkungskreis ſeines Auftrags hinlangt, als Stellvertreter ſeines Committenten angeſehn werden muß, ſo iſt offenbar, daß die Affengerechtigkeit im Affenreiche in allen Mitteln und Maßregeln, die von ihr bis auf den Einfluß des niederſten Handlangers ihrer Gerechtigkeitsmuhmereyen ausgehn, nicht anders als affenartig, d. i. nicht anders als ſo ſeyn könne, wie ſie aus dem Fleiſch und Blut unruhiger verſtellter, heuchleriſcher, naſchender und beiſſender Thiere hervorzugehn vermag.

189.

Die Gerechtigkeit im Waaghauſe.

Die Waage muß inneſtehen, ſagte ein Mann, der immer mehr auf eine nie ſinkende Schale auflegte.

Ein Armer, dem er nahm, was er der Schale auflegte, grämte ſich. Aber der Waagmeiſter fuhr ihn rauh an, und ſagte: du ſiehſt ja, daß die Waage nicht inneſteht, und ich muß doch mit Gerechtigkeit wägen.

Ja, wenn du das willſt, erwiederte der Arme, ſo mußt du zuerſt von der andern Schaale mit Gerechtigkeit wegnehmen, was mit Unrecht drauf liegt.

Ich ſage nicht, der Menſch, wie er ſeyn ſollte und ſeyn könnte, ſondern nur der Menſch, wie er iſt, wie er allgemein vor unſern Augen daſteht, legt ſich nie von ſelbſt und von freyen Stücken eine Laſt auf, und der Menſch, der Gewalt hat, fühlt in ſich ſelbſt und in ſeiner Gewalt große, entſcheidende Reize, Laſten, die er tragen ſollte, dem aufzuladen, über den er Gewalt hat. Der Reiche ſieht im Reichen ſich ſelbſt; daher liegen auch in ihm, vermög ſeines Reichthums, entſchiedene Reize, wo es um's Belaſten zu thun iſt, nicht den Reichen, ſondern den Armen zu belaſten. Nicht der Menſch, wie er in dem Haufen daſteht, nur der Edle, der gewöhnlich außer dem Haufen allein ſteht, aber darum auch ſelten Gewalt hat, nur der Edle, wenn er Gewalt hat, belaſtet den Reichen, und entlaſtet den Armen; und nur innig belebte Gottesfurcht und Menſchenliebe iſt geeignet, den Sinn der Gerechtigkeit zu der chriſtlichen und wahrhaft bürgerlichen Höhe zu erheben, in welcher der Arme, ich will nicht ſagen, im Verhältniß zu ſeinen Kräften, wie es der Reiche nach den ſeinigen ſeyn ſollte, ich ſage nur, auf eine, dem allgemeinen Wohl wahrhaft zuträgliche und die weſentlichſten und vorzüglichſten, innern Kräfte des Staates wahrhaft äufnende Art belaſtet iſt.

190.

Die Spinnen-Gerechtigkeit.

Auch die Spinne wollte einſt gerecht ſeyn, und ſagte der Beſenfrau, welche alle Wochen einmal ihr Haus in den Staub legte: ſie ſey gewiß kein ſo böſes Geſchöpf, als man ſie allgemein dafür halte; es ſey freylich wahr, ſie empfinde nicht alles immer richtig, was an den äuſſerſten Spitzen ihrer langen Spindelgebeine vorgehe, und wenn ſie zu Zeiten genöthigt ſey, ein unglückliches Thier, wegen Frevel und Unruhe, ſo ſelbiges in ihrer verfaſſungsmäſſigen Exiſtenz anrichte, zu ihrem Haupt bringen zu laſſen, ſo ſey ſie ganz unſchuldig, wenn ihre gefühlloſen Fingerſpitzen ein ſolches Thier etwa zu hart in die Klauen faſſen.

Die große Kunſtgewalt zum Morden, die der Spinne einwohnt, fiel mir auf. Es wunderte mich zum Erſtaunen, wie dieſes elende Thierchen dahin gekommen, im Mittelpunkt eines für ſie mit ſo viel Kunſtorganiſirten Mörderſitzes zu wohnen und gleichſam einen, zum Dienſt ihres Lauerns und Mordens geſchaffenen Weltkreis um ſich her zu beſitzen, den ſie dennoch im Falle ſeiner Verletzung und ſogar im Falle ſeiner gänzlichen Zerſtörung aus ſich ſelbſt wieder herzuſtellen im Stande iſt. Doch, es fiel mir bald auf, daß je kleiner das Thier iſt, das vom Morden lebt, deſto mehr bedarf es der thieriſchen Kunſt, dieſer großen Dienſtmagd des thieriſchen Lauerns, Fangens und Mordens, zu ſeiner thieriſchen Erhaltung; und in dieſem

Geſichtspunkt war mir ganz heiter, daß das elende Thierchen, die kleine Spinne, eine ſo ganze Kunſtwelt zu ihrem Dienſt nothwendig hat. Sie müßte ja ohne dieſe Kunſtwelt, die ihr zu allen Bedürfniſſen ihres Lauerns, Fangens und Mordens dienend die Hand biethet, wahrlich verrecken oder betteln gehn.

Die Sache der Spinne ſchien mir jezt vollkommen gerechtfertigt oder wenigſtens erklärt. Indeſſen möchte ich doch um alles in der Welt kein Faden ihres Gewebes ſeyn, noch viel weniger ein Spinnenbein, das ſie nach allen Richtungen zu ihrem Fraße hinträgt und unglückliche, gefangene Thierchen zu ihrem Haupt bringt und ihr vor's Maul legt.

191.

Die Baukunſt in Rollingen, und ein Hansmichel, der ſie beurtheilt.

Ehemals ſtand Rollingen auf feſtem Boden; aber der Runz des Lechſtromes nahm ſeine Richtung gegen die Mauern der Stadt und untergrub ſie. Natürlich ward der Boden unter den untergrabenen Mauern und Häuſern der Stadt locker; indeſſen bauten die Herren von Rollingen forthin auf den weichenden Grund, und unterſtützen und verblenden jezt ſeit Menſchengedenken ihre ſinkenden Mauern auf alle erdenkliche Weiſe. Auch ſind ſie hierinn ſo weit gekommen, daß es wirklich wahr iſt, was ſie von ſich rühmen: man könne in der Welt die zerriſſenen Mauern nirgends beſſer flicken, verblenden und unterſtützen, als in Rollingen.

Aber ein Hansmichel, der die Kunſt der Blendwerke in der Nothhülfe verachtete, und glaubte, man müſſe der Noth ſelbſt und ihren Urſachen abhelfen, trug den Bürgern von Rollingen an, ihnen über die Baukunſt Vorleſungen zu halten. Die Herren von Rollingen glaubten zwar, dieſe Kunſt ſey in ihrer Stadt zu der größten Vollkommenheit gebracht und ſie habe alſo keine ſolche Vorleſungen nöthig; doch wollten ſie gerne hören, was ihnen der Hansmichel etwa von neuen Künſten und Ausflicken, Verblenden und Unterſtützen von zerriſſenen Mauern erzählen möchte; freylich alles dieſes in der zuverſichtlichen Hoffnung, daß er den dießfälligen Baukenntniſſen eines hochpreislichen Stadtrathes und den Bauwerken der löblichen Stadt volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen werde.

Aber als er in ſeiner erſten Vorleſung über die Flick- und Verblendungskünſte des Bauweſens überhaupt und über die Unpaſſenheit ihrer Maßregeln gegen den Lechſtrom, ſein Geſpötte trieb, und Maßregeln gegen ſein Eingreifen anrieth, von denen kein Mitglied des wohlweiſen Stadtrathes vorher auch nur ein Wort reden gehört, wurden ſie aufs äusserſte entrüſtet, verbothen dem Hansmichel bei hoher Strafe und Ungnade, weder öffentlich, noch viel weniger in Privathäuſern weitere Vorleſungen über dieſen Gegenſtand zu halten. Auch forderten ſie, die Ehre eines wohlweiſen Rathes und einer löblichen Stadt zu retten, alle Baumeiſter der Stadt auf, die Irrthümer dieſes Neulings in der Baukunſt und die Unthunlichkeit aller ſeiner Vorſchläge in ein helles Licht zu ſetzen, und verſprachen dem Baumeiſter, der dieſe Aufgabe am beſten vollbringen würde, eine Belohnung, die größer war, als man je einem Bürger, der ſich um das Vaterland und die Stadt verdient gemacht, ertheilt hat.

Es herrſcht an kleinen Oertern, die Rechte und Privilegien haben, die nur durch groſſe Mittel und große Männer mit Würde ſouteuirt werden können, faſt allgemein immer ein Kleingeiſt im Großsthun, der den Mangel an Großgeiſt im Kleinſeyn oft bis zur Lächerlichkeit auffallen macht.

An ſolchen Orten ſchlägt hie und da das Herz der wohlgebornen Stadtbehörden für keine Angelegenheit der

Stadt ſo ſtark, ich möchte faſt ſagen, ſo fieberiſch ſtark, als wo es eine Eitelkeits-Farce betrifft, die in ihrer Ausführung nur darum nicht immer öffentliches Geſpött veranlaßt, weil ſie gewöhnlich niemand ſieht, als die Herren ſelber.

Wer klein iſt, ſollte immer klein thun, und man ſollte allen Kindern einſchärfen: thut doch immer klein, ſo lange ihr klein ſeyd; wenn ihr groß thut, ſo lange ihr klein ſeyd, ſo gefahrt ihr, daß man von euch ſage, ihr habet euere Unſchuld wie die Herren von Rollingen verloren.

192.

Die Freßordnung im Hühnerſtalle.

Eine Hühnermagd fütterte alles Gefieder aus einem Troge. Die Starken hatten es gut; aber die Schwachen, Kranken und Jungen kamen täglich zu kurz, und wurden gedrückt und zertreten.

Das gieng einem alten Hahn, der ſchon einmal auf dem Todbette gelegen hatte, ans Herz. Da nach dem Mittagsmahle wieder eine junge Ente vor dem Troge todt lag, redete er die Häupter und die ganze Gemeinde im Hühnerſtalle alſo an:

„Edle, gefiederte, zweybeinige Thiere!"

„Wir ſind doch alle von einem ſchuldloſen Geſchlechte,
„und handeln auf keine Weiſe, wie die groſſen Böſewich-
„ter, die Katzen und die abſcheulichen Marder, welche al-
„les Geflügel eſſen, und ſelbſt der heiligen Eier nicht ſcho-

„nen, noch das geweihete Blut ſche[illegible]n; darum — ich weiß „es, der Jammer geht euch allen zu Herzen, den die Frau „Reichsvögtin unſers Gemeinweſens über unſre Armen „und Schwachen verhängt: ich weiß es, ihr wollt alle lie„ber mit Gerechtigkeit freſſen, als dieſem Jammer länger „zuſehen."

Aber die Hühner und Gänſe verſtanden gar nicht, was das ſey, mit Gerechtigkeit freſſen.

Der alte Hahn machte es ihnen begreiflich und ſagte: es laſſe ein jeder von uns ſich ſeinen Schnabel meſſen, und je nachdem dieſer groß iſt, beſtimme man ihm ſein Freßrecht. Dann wechsle täglich ein Hahn und eine Gans in der Freßſtunde als Hüter. Der Hahn hüte den Gänſen und Enten, und die Gans hüte den Hähnen und Hühnern. Wer denn im Freſſen nicht bey ſeinem Schnabelrecht bleibt, den ſtrafen ſie mit rechtlichem Picken am Kopfe und Rupfen am Halſe.

Wer bisher in der Freßſtunde zu kurz kam, der ſtimmte von Herzen zu der Meinung des Hahns. Anders wars mit den Häuptern und Vorſtehern der Hühnergemeinde. Dieſe fanden die Sache in ihrer Weisheit bedenklich. Doch endlich auf Fürſprache des alten, geliebten Mithahns willigten auch ſie darein, mit einem ſolchen Gerechtigkeitsfreſſen auf ein Jahr hin, und auf Zuſehen eine Probe zu machen.

Alſo war die Meinung des alten Hahns, inſoweit, im Hühnerſtalle zum Geſetze gemacht.

Aber die Hähne und Gänſe übten das Geſez aus wie Hähne und Gänſe. Sie thaten ſämmtlich ein Auge zu, wenn die Stärkern fraſſen, und es blieb den Schwachen und Kleinen täglich weniger übrig, wenn die Ordnung des Freſſens an ſie kam, und dieſes Wenige ward ihnen noch durch dieſes neue Gerechtigkeits-Picken und Gerechtigkeits-Rupfen unerträglich verbittert. Auch ſtarben bey dieſem Gerechtigkeits-Elend weit mehr Hühner und Gänſe, als bey dem Freiheits-Elend der Vorzeit in der Freßſtunde umkamen.

Zum Glücke dauerte das neue Unglück im Hühnerſtalle nur bis zur Lichtmeſſe, wo dann eine neue Hühnermagd eintrat, und alſobald die einzige Gerechtigkeit, die im Hühnerſtalle möglich war, einführte: indem ſie die ſtärkern Thiere einſperrte, wenn ſie den Schwächern ihr Freſſen vorſtellte.

193.

Das Zutrauen der Thiere.

Die Löwen ſchenken ihr Zutrauen dem entſchloſſenen Tiger, dem bedächtlichen Bären, dem ſchwachen, aber liſtigen Fuchs, dem weitſehenden Luchs und ſelbſt dem Oppoſitions-Chef ihrer Rachengelüſte, dem hohen, menſchlichen Elephanten.

Der Stier ſchenkt daſſelbe der gutmüthigen Kuh und dem ihn fütternden, aber auch anjochenden Knechte.

Das wiehernde Pferd ſchenkt es dem Manne, der die Luſt zum Reiten mit ihm theilt, und es damit bei ſeinem Reiten nie plagt, als um in ihm ſelber die Luſt des Reitens durch die Kunſt deſſelben zu erhöhn.

Der Eſel hat den Widerſpruch gegen das Zutrauen in ſeinen hintern Beinen, mit denen er gegen jedermann, der ihm von hinten zu nahe kommt, ohne zu wiſſen wer es iſt, ausſchlägt.

Der Hund ſchenkt ſein Zutrauen im ächten, niedrigen, aber ſo ziemlich allgemeinen Geiſt des unedlern Dienſtlebens jedermann, der ihn füttert.

Der Fuchs buhlet bey allen Thieren, die er zu freſſen gelüſtet, um Zutrauen. Er aber ſchenkt das ſeinige niemand als ſeinen Neſtfüchſen.

Und die Schlange verbirgt ſich unter den Boden, weil ſie weiß, daß ihr auf der Welt von allem was lebt, niemand traut, und ſie hinwieder ebenfalls das nämliche gegen alles, was auf Erden lebt, thut. Wenn ſie ſich aber aus der Höhle, in die ſie ſich verbirgt, hervorläßt, ſo flieht auch alles vor ihr; ſie aber hält dannzumal den Kopf in die Höhe, und lauert, ob noch irgend ein Thier ihr ſo nahe ſtehn geblieben, daß ſie es mit einem Sprunge erhaſchen und tödten könne.

Es iſt ein eigenes Ding um das Zutrauen. Die Thiere verirren weit weniger darinn als die Menſchen. Die erſten gehen nur auf Thatſachen, ſie bauen darinn nur auf Anſchauung und Erfahrungen; die Menſchen gehen darinn zu oft auf Halbe- und Viertelserfahrungen und bauen auf ihre Neigung zum Glauben an Treue und Unſchuld des Herzens träumeriſch ihr Zutrauen; dann aber ſtoſſen ſie auch oft damit ihre Köpfe ſo hart an, daß ſie ihr Zutrauen nicht nur in dem, worinn es unrichtig begründet, ſondern auch in dem, worinn es wohl begründet war, verlieren. Unglücklicher aber kann nicht leicht jemand ſeyn, als Menſchen es werden, die in ihrem Zutrauen ſo leichtgläubig ſind, daß ſie, ſobald ſie an einem Menſchen etwas Gutes, das ſie anſpricht, ſehen, ſogleich glauben, er ſey überall gut, und in dieſem Vertrauen ſich gar leicht in die Arme eines jeden werfen. Solche Menſchen machen oft Erfahrungen, die ihnen das Wort: verflucht iſt, wer auf Menſchen traut — auf eine Weiſe erklären, daß ich meinem ärgſten Feinde nicht wünſchen dürfte, daß ihm dieſer Spruch alſo erklärt würde.

194.

Milka und Emma.

Milka. Liebe Emma! ſie iſt doch immer unſre Mutter.

Emma. Ich weiß es.

Milka. Wenn wir ihre Schande auskommen laſſen, ſo wird jedermann von uns ſagen, wir ſeyen unnatürliche Kinder.

Emma. Das, was jedermann darüber ſagen möchte, iſt doch nicht die Hauptſache. Die Hauptſache iſt, ob wir forthin lügen, betrügen und zu einem Unrecht nach dem andern Hand bieten dürfen, damit ſie ſich ihrer Schandthaten ewig nie ſchämen müſſe.

Milka ſchweigt, ſtaunt, verhüllt ihr Angeſicht und Emma fährt fort: Du weißt, wo unſer Thun hinlängt; wenn wir ihre Schande verbergen wollen, ſo dürfen wir alles, alles thun, damit ſie ſich ewig nie ſchämen müſſe; und was wird daraus erfolgen, wenn ſie ſich ewig nie ſchämt?

Jezt rollen heiße Thränen der Milka über die Wangen; aber ſie ſagt: nein, nein, wir dürfen nicht alles thun, damit ſie ſich nie ſchämen müſſe.

Ich habe in meinem Leben mehreremale eitle Stadträthe behaupten gehört, man ſollte alle Papiere, welche eine ſchlechte Handlung ihres Stadtrathes oder irgend eines ſeiner bedeutenden Mitglieder unwiderſprechlich documentiren würde, in den Archiven zernichten und ihre Offenkundigkeit für alle Ewigkeit unmöglich machen. Er ſetzte hinzu: jedes vorzügliche Glied des Stadtraths ſey, wie jedes Haupt der Stadt, als ein Vater des Vaterlands anzuſehn, und man müſſe alles thun, einem ſolchen Mitglied gehörenden Reſpekt, ganz unabhängend von ſeinem Verdienſt, oder Nichtverdienſt, nach ſeinem Tode eben ſo wie bei ſeinem Leben unverletzt zu erhalten. Und ſo wie die gute Milka meynte, man müſſe alles thun, um die Schande ihrer Mutter zu verbergen, und zu ihrer Schweſter ſagte: wenn ſie es nicht thun würden, ſo würde jedermann von ihnen ſagen, ſie ſeyen unnatürliche Kinder — ſo meynten dieſe Regierungsglieder auch einſtimmig, ſie müſſen die auf ihr Rathhaus oder auch nur auf ein bedeutendes Familienglied ihrer Rathſtube fallende Schande auf alle nur mögliche Weiſe vor der Welt und vor der Nachwelt zu verbergen ſuchen. Ich hörte auch einen von ihnen, eben wie die Milka, mit Beſtimmtheit ausſprechen: wenn wir das nicht thäten, und irgend eine Schande, die wir verhüten könnten, auf unſere Rathſtube oder auf eines unſerer Mitglieder fallen laſſen würden, ſo würde die Welt und die Nachwelt von uns ſagen, wir ſeyen unnatürliche Rathsherren. — Man kann zwar dieſen Herren eben ſo triſtige Gründe gegen ihre Meynung anbringen, als die verſtändige Emma ihrer Schweſter gegen die ihrige angebracht hat; aber ich glaube nicht, daß viele von ihnen, die darauf antragen, durch Entfernung von Papieren, die ihre Schande documentiren, ſich ewig nie ſchämen zu müſſen, durch ähnliche Gründe, wie Milka, zum Weinen gebracht werden möchten.

Wo man die Frage aufwerfen kann: darf man in ir-
nd einem Verhältniß des häuslichen oder des bürgerlichen
bens Schandthaten fortdauern machen und fortdauern laſ-
n, damit man denen, die ſie begangen, die Schamröthe
ſparen könne? d. i. darf man die moraliſche Kraft wider
as Laſter der Aufmerkſamkeit auf die Perſonen, die daſſelbe
egehn, unterordnen? da iſt dieſe Kraft gegen das Laſter
n innern Weſen ihrer pſychologiſchen Begründung unter-
raben. Das Heilige der geſetzlichen Staatskraft gegen die
erbrechen der Bürger wird zu einem Traumbild und zu
nem Popanz. Das iſt ſie und mehr nicht, wo ſie der
chterlichen Aufmerkſamkeit auf die Perſonen, welche dieſe
aſter begehen, untergeordnet daſteht. Wie weit das führt,
t heiter. Es verhärtet die Zartheit des Pflichtgefühls der
Nenſchennatur an Ort und Stelle, wo die Menſchheit der-
lben am meiſten bedarf. Es bringt Männer, die die
Stütze der Unſchuld und der Schwäche ſeyn ſollten, dahin,
aß ſie in Fällen, wo ihre Gerechtigkeitskraft am ſtärk-
en angeſprochen wird, das Wort der Milka: „nein, nein,
ir dürfen das nicht —" nicht mit ihrem Gefühl und mit
ren Thränen ausſprechen.

195.

Die Lobrede des Maulbrauchens und der Frechheit vom Mephiſtopheles.

Die Fürſten der Hölle beklagten ſich einmal in ihrem gemeinen Rath, es gehe im Reiche der Lügen und des Unrechts nicht wie es ſollte vorwärts. Die Gewaltsmittel, welche die Diener der Hölle wider ihre Erzfeinde, die Wahrheit, die Liebe und das Recht gebrauchen, verfehlen ganz ihre Zwecke. Die Zeugen der Wahrheit, die Helden der Liebe, die Opfer des Rechts leiden ihre Marter umſonſt. Je mehr man die Feinde der Hölle verfolge, je mehr ſcheine ſie Anhänger zu gewinnen. Eine Weile ſtand die Hölle von dieſer Antwort betroffen. Dann ſtand aber Mephiſtopheles auf und ſagte zur verſammelten Hölle: es iſt wahr, unſere Diener verſtehen es nicht, unſer Reich unter den Menſchen zu fördern. Sie ſollten den Erbfeind unſers Reiches, die Wahrheit und die Liebe, nicht nur mit Feuer und Schwerdt, ſie ſollten ihn weit mehr mit Maulbrauchen verfolgen. Sie müſſen beſſer lernen, den Menſchen mit leeren Worten Staub in die Augen zu werfen, und die Sache des Unrechts, als wäre ſie die Sache des Rechts, die Sache der Lügen, als wäre ſie die Sache der Wahrheit, zu plaidiren und demonſtriren, das Krumme gerade, und das Gerade krumm zu machen und jedem Gegner das Wort der Wahrheit, faſt ehe er es ausgeſprochen, im Munde zu verdrehen sie müſſen lernen, die Aeuſſerungen von Gutmüthigkeit, Wohlwollen und Liebe als die Sache menſchlicher Erbärmlichkeiten und Schwächen, mit denen man nur Mitleid haben müſſe, in die Augen fallen zu machen. Nur auf dieſem Wege geht es in der Welt, wie ſie jezt iſt, für uns vorwärts wie es ſoll; dazu aber braucht es wahre Teufelskräfte; Leute, die uns jezt wahrhaft dienen können, dürfen durchaus nicht alle Menſchenſchwächen in ſich ſelber vereinigt tragen, wie viele dieſer Thoren, die uns gerne dienen möchten, zu glauben ſcheinen. Wir müſſen unter den Schwächlingen des Menſchengeſchlechts die Frechſten, die wir finden können, in unſern Dienſt bringen. Frechheit im Maulbrauchen mit Schlauheit im Stillſchweigen und Geheimnißmacherey verbunden, kann uns allein zu der Siegeskrone helfen, für die wir einſt mit dem Himmelskönige ſelber Krieg führten, und jezt noch mit den Schwächlingen des Menſchengeſchlechts gegen die Broſamen von Liebe und Wahrheit, die von unſerm feindſeligen Himmel auf ihre arme Erde herabfallen, ein Nebenwerk von Kleinkrieg zu führen genöthigt ſind. Die einzige Kraft unſrer Feinde auf Erden liegt in dieſen Broſamen von Liebe und Wahrheit, die ihnen vom Himmel zugefallen; aber dieſes Geſchenk liegt in den Händen von großen Schwächlingen, gegen die wir nichts anders und nichts mehr als Frechheit im Maulbrauchen bedürfen. Wer frech iſt, zudringlich und ſchlau, der arbeitet in unſerm Dienſte. Welche Farbe, welche Meinung und welchen Glauben jeder unſerer dießfälligen Diener und Handlanger auch habe, macht uns gar nichts; wenn er nur alſo teufliſch frech iſt, ſo haben wir alles, was wir von ihm bedürfen. Wir können die

Frechheit nicht genug loben. Liebloſigkeit, Rechtloſigkeit, Hartherzigkeit und ein eingewurzelter Lügengeiſt ſind der Frechheit angeboren und von ihr unzertrennlich. Und das iſt ja alles, was wir bedürfen, um unſern Kampf gegen das Himmelsgeſchenk von Wahrheit und Liebe unter den Schwächlingen von Menſchen ſiegend zum Ziele zu führen.

Die ganze Hölle jubelte dem Mephiſtopheles Beyfall entgegen; und der Fürſt der Hölle ſprach das Wort aus, ſo muß es ſeyn, ſo muß es geſchehen, unſer Reich muß unter den Schwächlingen des Menſchengeſchlechts nicht durch Henkersgewalt, es muß mit Maulbrauchen und Frechheit geäufnet werden.

Die ganze Hölle horchte, und alle Teufel gehorchten.

196.

Der Junker Milichius.

Seine Bauern beſaſſen einen Weg in den Berg als ein Dorfrecht, und er hatte den Mitgenuß des Wegs als ein Bauernrecht. Aber er verwandelte ſein Bauernrecht in ein Schloßrecht und verboth dann ſeinen Bauern den Mitgenuß des Schloßwegs.

Sie machten Vorſtellungen dagegen; aber es ward ihnen durch die Kanzley bedeutet: was von Seite Sr. Wohlgeboren zu erkennen und zu verordnen beliebt und geruht worden, dabey habe es ſein endliches Bewenden. Um ihnen aber ſein anderweitiges hohes und geneigtes Wohlwollen zu beſcheinen, erlaubte er ihrem Dorfe ein neues Schenkhaus.

Wenn der Bauer, der einzig mit den Gutthaten des Junker Fritzen, von dem oben die Rede war, nicht zufrieden, ihm antwortete: „wir gedeihen beſſer, wenn Sie uns „unſer Recht widerfahren laſſen, als wenn ſie uns mit „Gutthaten übermiſten“ — jezt da geweſen wäre, er hatte dem Junker Milichius für das neue Schenkhaus gewiß auch nicht gedankt, ſondern das liebe, alte Wegrecht der neuen Schenke weit vorgezogen, ob man gleich in unſern Tagen immer mehr in der Uebung hat, alle Dörfer mit Schenkhäuſern und vielerley Arten von Freyheiten für dieſelben ebenſo zu übermiſten.

197.

Eben dieſer Junker Milichius.

Auf ſeinem Gute Hertenſtein mußte jeden zwanzigſten Tag aus jedem Hauſe ein Mann und ein Weib Frohndienſte thun.

Ihre Arbeit war vormals Heuen, Emden, Aerndten und Herbſten. Dennoch gab ſchon damals jeder ehrenfeſte Dorfmann einem Paar armen Leuten den Taglohn, und ließ ſie für ſich frohnen.

Unter Milichius aber mußten ſie die Treppen und Böden im Schloſſe waſchen und in den Höfen das Gras zwiſchen den Steinen herauskratzen. Natürlich ſcheute ſich deſſen ein jeder. Wer immer konnte, bezahlte den Frohntag und kam nicht ſelbſt.

Aber Milichius hieß das Bauern-Unfug. Er ſprach und befahl: es müſſe mehr eine Gleichheit im Dienſte ſeyn. Die reichen Dienſtleute müſſen mir, wie die armen, am Boden kratzen.

Wenn du Ehre im Leibe haſt, ſo fühlſt du, wie das wehe that.

Aber der Junker lachte, und das Geſindel, das ſchon lange den Boden gekrazt hatte, fand es gar luſtig, daß die hoffärtigen Reichen mit ihnen den Boden kratzen mußten.

Indeſſen gewöhnt ſich der Menſch an alles. So wehe es that, die reichen Dienſtleute lernten jezt, was die armen ſchon konnten.

Aber ſo wie die erſten mit dem Geſindel vermiſcht ſchamlos wurden, alſo wurde das Geſindel mit jenem vermiſcht, frech.

Sein Lachen über die Gleichheit im Dienſte verwandelte ſich allmälich in ein Geflüſter über die Gleichheit im Rechte, und bald fragten die Leute auf allen Vieren, ſich ohne Umſchweif unter einander: wenn wird die Reihe auch an ihn kommen?

Ein ſchwarzes Buch ſagt: die neuen Wörter, Freyheit und Gleichheit, ſeyen alſo von der ſchrecklichen Dienſtgleichheit erzeugt, und von Leuten auf allen Vieren ausgeheckt worden.

Es muß auch etwas hieran wahr ſeyn, ſonſt hätten ſie nicht ſo viel Uebel in der Welt veranlaſſen können und ſo viele gelehrt auf allen Vieren am Boden kratzen, die ſich deſſen noch weit weniger gewohnt waren, als die reichen Dienſtleute des Junkers Milichius.

Auch der niederſte, ärmſte Menſch hat in ſeinem Innerſten ein Ehrgefühl, deſſen Verletzung ihn, wenn er ein guter Menſch iſt, zu Thränen, und wenn er ein böſer iſt, zur Wuth bringt. Wer klug iſt, und gerne Ruhe um ſich her hat, der hütet ſich in jedem Fall eben ſo ſehr, das Ehrgefühl der Niedern im Land zu verletzen, als auch die Unklugen gewohnt ſind und gewöhnt werden, es bei den Reichen und Großen im Land zu ſchonen.

198.

Der Steg ohne Lehnen.

Eben dieſer Milichius machte ſeinen Bauern ihren Kirchſteg über den Dorfbach wieder zurechte. Aber nicht wie ihn die Alten beſeſſen hatten; denn vormals war er von breiten Eichen, jetzt machte er ihn von ſchmalen Tannen.

Doch das hätte noch angehen können; aber er machte ihn ohne Lehnen, und die Bauern konnten nun nicht mehr, wie ſie es vorhin gethan hatten, an den Sonntagen, und oft auch an den Werktagen, auf ihn hingelehnt, den Fiſchen und Fröſchen zuſehen und mit einander plaudern.

Das that ihnen wehe. Einige Tage flüſterten ſie dies und das unter einander. Die einen ſagten: es iſt vor Gott und Menſchen nicht recht, wie man mit uns umgehet. Andere: wer bei Nacht und Nebel über den Steg geht, der gefahret in den Bach zu fallen, und beim großen Waſſer zu ertrinken. Wieder andere: ja! ja! wir ſind mit ihm an Leib und Seel verſorget. Wenn dann einer ertrinkt, ſo macht er noch auf Koſten der Erben ein Visum repertum.

So wurmte es vier oder fünf Tage in den Köpfen der Bauern. Am ſechsten fluchten ſie: er ſey ihnen einen Steg ſchuldig, wie ihn ihre Vorfahren beſeſſen hatten; und bald ſetzten ſie hinzu: wenn einer von uns den Steg, wie er jetzt iſt, mit einem Fuße betritt, ſo iſt er nicht werth, daß er auf den Kirchhof zu den ehrlichen Alten ins Grab kömmt. Und damit keiner ein Mameluk ſeyn, und ihn doch betreten könne, ſo warfen ſie ſelbſt ihn an dieſem Abend in den Bach.

Indeſſen war es Samſtag; ſie ſollten morgen zur Kirche, und hatten keinen andern Weg, als über den Steg. Was war jetzt zu machen? Sie riethen, da das Waſſer jetzt klein ſey, ſo wollten ſie durchwatten. Geſagt, gethan! Am Sonntag des Morgens ſetzten ſich Männer und Weiber am Reihen vor den Bach, zogen Schuhe und Strümpfe ab, und watteten durch.

Aber [illegible] war in Jupiters gaukelnder hoher Verſammlung beſchloſſen, und eine Hexe hatte es den ſterblichen Menſchen verkündet: „der Steg ohne Lehnen ſolle Milichius Bauern einen traurigen, drangvollen Tag bereiten; dann aber werde Milichius, von einem Prädikanten erweckt, ſich ihrer endlich erbarmen, und ihnen „am Plauderſtege des heiligen Sonntags wieder eine Lehne erſchaffen.“ Was die Hexe den ſterblichen Menſchen verkündete, das iſt auch alles erfüllet.

Milichius Bauern kamen naß und erfroren zur Kirche. Der Pfarrer predigte lang, und hatte zu taufen. Aber das war nur der Anfang der Schmerzen.

Wie in den Tagen der Sündflut, alſo regnete es heute in den Gebirgen, und der Bach ward während der Predigt zum Strome. Man denke ſich das Entſetzen der lieben Gemeinde, die jetzt jenſeits des Bachs war, und nicht mehr durchwatten konnte. Freilich war noch eine Schloßbrücke neben dem Stege: aber ſie war beſchloſſen, ſie war die Brücke des Junkers Milichius, und nicht die Brücke des Volks.

Indeſſen baten die Leute, die Männer zogen die Hüte ab; die Töchter neigten ſich; eisgraue Männer, ſchwangere Frauen, und unmündige Kinder ſtellten ſich voran, und rangen die Hände, der Siegriſt und der Schulmeiſter knieten vor Demuth in den Koth.

Doch iſt es leichter, daß ein Kameel durch eine Nadelöhre eingehe, als daß Menſchen von höherm Stand, die ſich einmal bis zu den eckeln Gefühlen des Geſindellebens erniedrigt, den Koth von ſich waſchen, in dem ſie ſich täglich herumwühlen. Man muß von ſolchen Milichiusſeelen beſtimmt fragen: kann auch ein Mohr ſeine Haut und ein Panter ſeine Flecken ändern?

Es eckelt mir. Ich ſehe den Junker in ſeinem Prachtzimmer hoch auflachen über den Glücksſtreich, der ihm mit dieſem Regen begegnet. Ich ſehe ſelber den Pfarrer hinter ſeinem Vorhange über die Trübſale ſeiner Gemeinde am Bache Kedron ſeinen Muthwillen treiben, und Milichius ſcheut ſich gar nicht, ſeine Freude darüber zu bezeugen, daß die armen Leute bei dieſem Anlaſſe alle ihre Sonntags- und Hoffarts-Kleider zu Grund richten werden.

Meine Muſe! Trage mich wieder aus dem glänzenden Zimmer der niedrigen Herrſchaft, zum armen, lieben, fehlenden Volke.

Die guten Leute mußten jetzt zwey Stunden weit über Stauden und Stöcke, durch Sumpf und Dornen, einen Heimweg ſuchen, den ſie noch nie betreten hatten.

Als ſie heimkamen, vergaßen ſie eine Weile ihren Jammer, und ſuchten nur den warmen Ofen und ihre Mittagsſuppe. Während dem Eſſen geſtanden ſich auch viele, ſie

itten beſſer gethan, über den Steg ohne Lehnen zu gehen,
s zu rebelliren.

Aber ſo wie ſie wieder erwärmet waren, ſo wurden ſie
üthender als je, und redeten ſelbſt über den Pfarrer ſo
ſtige Worte, daß der Siegriſt noch an dieſem Abende,
d faſt außer Athem ins Pfarrhaus kam, und dem Wohl-
rwürdigen ſagte: Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! Ihr ge-
hret, weiß Gott! um alle eure Accidenzien zu kommen,
enn ihr den Junker nicht dahin bringet, den Bauern einen
teg und eine Lehne zu machen, wie ihn die Alten ge-
acht haben.

Auf einen ſolchen Berich [illegible]d ein jeder Milichius-
arrer ein Volksmann. Auch unſerer ward's. Er eilte
nell zum Junker, um ihn für ſeine Bauern um einen
eg mit zwei Lehnen zu bitten. Aber dieſer lachte ihm
ter die Naſe, und ſagte: ihr! als ein geiſtlicher, frommer
rr ſolltet von Amtswegen und ex officio glauben, der
be Gott habe geſtern nur um deßwillen in den Gebirgen
regnen laſſen, damit dieſes Geſindel alſo unter meinen
nſtern zu Schanden werde, wie ihr geſehen habt, daß es
Schanden worden iſt.

Der Pfarrer ſäumete nicht, ihro Gnaden mit dem ge-
hnlichen Weidſpruche hierüber ſein chriſtliches Dienſt-
Amts-Kompliment zu machen, lenkte dann aber bald
, und kam wieder mit der Bitte für ſeine Bauern. Das
örte den Junker. Er hieß ſeine Bitte eine Narrenforde-
g, und ſagte: er ſollte ſich ſchämen, ihm im Ernſte mit
twas zu kommen.

Aber der Pfarrer kannte die Bauern, und wollte eine

Lehne. Er ging alſo um einen Schritt weiter, und wie einſt der große Chriſtoffel das Stadtthor auf ſeine Schultern nahm, und über den Bach trug, alſo nahm er jezt ſeinen heiligen Amtsmuth auf ſeine Schultern, und ſagte dem Edelveſten, Geſtrengen: er ſolle ſich doch bedenken, wenn etwan eine ſchwangere Frau, oder ein unſchuldiges Kind aus Mangel an Lehnen in den Bach fallen, und ertrinken ſollte, ſo könnte die böſe Welt — — — damit hielt er ſtille, und ſezte dann noch leiſe, wie eine Schnecke geht, hinzu: er müſſe ihm ſagen, ein Zufall von dieſer Art könnte ihm, bei den fortdauernden Diffikultäten mit ſeinen Dörfern, ſelbſt bei den allerhöchſten Gerichten in *** nachtheilig ſeyn.

Wenn du ein Schaaf oder einen Rehbock geſehen, das das Meſſer im Halſe hat, ſo haſt du die Augen geſehen, die der Junker Milichius machte.

Aber der Pfarrer kannte dieſes Augenmachen, und wußte, daß es nichts anders bedeute, als daß er ſich zum Nachgeben gezwungen fühle. Er war alſo zum voraus der Reſolution ſicher, die dann nach dem Mittagseſſen erfolgte, und dahin gieng: Herr Pfarrer! Euch zu gefallen will ich Ihnen eine Lehne an dem Stege machen laſſen; aber verſteht mich wohl, nur eine, und nur auf der linken Seite. Hingegen das ſchwör' ich Euch, bei der alten Ewigkeit meines Hauſes, und bei der unveräußerlichen Ehre meines Degens: von zwo Lehnen, oder von einer Lehne auf der rechten Seite des Steges ſoll in Ewigkeit keine Rede ſeyn. — Der Pfarrer wollte nicht mehr. Er gab alſo in den Ausdrücken der tiefſten Ehrfurcht nach, eilte dann aber zu ſeinen Bauern, und erzählte ihnen noch dieſen Abend, was für ein Mann er ſey, und was für ein Pfarrer- und Ritterſtück er für ſie ausgerichtet habe.

Nun iſt alles in der Ordnung. Die Bauern gehen zufrieden über den Steg mit der halben Lehne. Der Pfarrer kriegt ſeine Accidenzien wie vorhin, und die Kinder und die Schwangeren, die Betrunkenen und die Alten halten ſich, in Gottes Namen, an der linken Seite des Steges, weil ſie es an der rechten nicht können.

199.

Ein Klubb im Thierreiche.

Zwiſchen Himmel und Erde ſind keine verfluchte Vögel; ſprach König Rulph, der ſtärkſte der Geier, da ih eine Schaar von Dohlen durch das ganze Krauchthal ve folgte.

Alle Geier fanden, wie Rulph, es wäre gut, wer kein ſolcher Mittelſtand wäre zwiſchen den Vögeln. Ab ſie glaubten alle, ſeine Vertilgung ſey unmöglich.

Nur der ſtaatskluge Rulph, der unter ſeinem Geſied eine Fuchsſeele verbarg, erhob ſich über den Kreis deſſe was gewöhnlich gefiederte Weſen für möglich finden könne und faßte den, für eine Vogelſeele bewundernswürdigen G danken, das ganze Geſchlecht der frechen Dohlen und Kr hen zu vertilgen.

Aber wie das machen? das ſagte er freylich Nieman Nur einmal entrann ihm das Wort: „Was die Köni „nicht vermögen, das müſſen die Bettler vollbringen.“

Doch ſchon an dieſem Abend ſah man den Erzvater d Kauze im Geheimſitz des Königs, und bald darauf predig das Dienſtgeſchlecht der Kauze auf allen geweiheten Aeſt gegen alle Vereinigungen der Vögelgeſchlechter, vorzügli aber gegen diejenigen der Dohlen und Krähen, und hob ein großes Geſchrey an, wie der hohe und erhabene Jupit nicht mehr anders könne, als ſeiner Langmuth endlich e Ende machen, und alle Vögel mit ſchrecklichem Ernſt vertilgen, weil ſie in ihrer Bosheit ſo weit gekommen, ſ nicht mehr zu begnügen, wie dieſes auch vorhin geſchehen, einzeln und unter gehöriger Anführung zu ſündigen, ſondern ſich jetzt auf eine unerhörte Weiſe zu ganzen Geſchlechtern vereinigten, um die unnatürlichſten Thaten mit eigener Gewalt auf die ſchrecklichſte und ſtrafbarſte Weiſe zu vollbringen und durchzuſetzen erfrechen. Sie predigten mit großem, ſonderbarem Ernſt, wie alle Arten von Vereinigungen unter den Vögeln zu gar nichts Gutem und Nützlichem führen, wie ſolche ganz einzig von dem höchſten Verderben des Vogelherzens, und der darinn lebenden, ewigen Gelüſte nach allem, was dem geiſtlichen und weltlichen Vögelrecht entgegen ſey, herrühre; und wie dergleichen ſträfliche Vereinigungen den betrogenen Vögeln in ihrem Innerſten das gute und edle Gefühl ihrer natürlichen Schwäche und Ohnmacht rauben, und ſie dagegen frech, übermüthig und gewaltthätig machen; wie beſonders die Dohlen ſich ohne Scheu und Scham täglich mehr an der Hoheit der mächtigſten Vögel vergreifen, und auch den friedlichen Geſchlechtern der Vögel zum Trotz, was dieſe in ihren unſchuldigen Seelen verabſcheuen, vollbringen, und täglich auf die mächtigſten Geyer und Weihen eine Luſtjagd nach der andern anſtellen. Sie predigten ferner: wie die ſchändlichen Dohlen auch den Brodrechten der gemeinen, ſchwächern und kleinern Vögeln auf die ſträflichſte Weiſe zu nahe treten, indem ſie auf allen Miſthäufen und auf allen neu gedüngten Aeckern alle eingemachte Früchte, die beſte Nahrung der Vögel, ihnen alſo in Haufen vereinigt vor dem Schnabel wegſchnappen, endlich bezeugten ſie noch, die Dohlen ſeyen von den Göttern verflucht, und von jeher mit der Farbe des Unglücks bezeichnet geweſen, und ſchoßen dann von ihren geweiheten Aeſten herab, dahin, man könnte weder Tugend noch Recht unter ſeinen Fittigen tragen, wenn man es auf irgend eine Art mit der Dohlen-Parthey halten wollte.

Die dummen Vögelhorden glaubten, und hoben ein großes Geſchrey an: ſie wollten alle Dohlen vertilgen.

Viele Tauben wurden auch gegen die armen Dohlen aufgebracht, daß ſie auf die höchſten Gebirge hinflogen, ihnen ihre Eier, die ſie in den Klippen und Felsritzen verborgen, aufzupicken und zu verderben. Aber ſo wie die guten Vögel die Dohlen vertilgten, ſo gediehen die Geyer, und endlich merkten die dummen Vögel doch an ihren leeren Neſtern, daß ſie übel gethan hatten, den Mittelſtand vertilgen zu wollen, den die Natur ihnen zum Schutz gegen die Geyer erſchaffen hatte.

Seit dieſer Zeit aber herrſcht auch ein ewiger Haß zwiſchen den friedlichen Vögeln und dem Kauzengeſchlechte, das alſo verführt, zu Gunſten ihrer Tyrannen ihre frommen und friedlichen Schutzherren vertilgen zu wollen.

Ich muß über die Darſtellung dieſes Traums aus dem Thierreiche ſagen: Sie iſt vor mehr als dreißig Jahren geſchrieben worden, und veranlaßt mich jetzo, folgendes beyzufügen: Die Erhaltung und das Wohlbefinden der größern Anzahl der Thiergeſchlechte hängt vielſeitig von der, ihnen innwohnenden und mit großem Reitze belebten Kraft, ſich untereinander zu beſchädigen, zu befriegen und zu vertilgen, ab; offenbar aber liegt dieſem weſentlichen Fundamente der thieriſchen Selbſterhaltung ein entſchiedener, der thieriſchen Natur innwohnender Mangel an Menſchlichkeit, der dann ſeiner Natur nach auch einen eben ſo mit vielen Sinnlichkeitsreizen unterſtützten Hang zur Unmenſchlichkeit ſowohl vorausgeſetzt als zur Folge hat, zum Grunde.

Bey dem Menſchengeſchlecht iſt dieſes geradezu umgekehrt, ſeine Selbſterhaltung und der ganze Umfang der Beförderungs- und Sicherungsmittel ſeines Wohlſtandes hängt unbedingt und weſentlich von dem ſeiner Natur innwohnenden Sinn der Menſchlichkeit, und von der Unterdrückung des, in unſerm Fleiſch und Blut, eben wie im Fleiſch und Blut der Thiere liegenden, ſinnlichen Reize zur Unmenſchlichkeit, das iſt, von der Unterdrückung der thieriſchen Neigung einander zu beſchädigen, zu bekriegen und zu vertilgen, ab. So wie die Thiere durch die Befriedigung ihres Unmenſchlichkeitstriebs ſich erhalten, ſicher ſtellen und befriedigen, ſo richtet der Menſch durch die Befriedigung dieſes thieriſchen Unmenſchlichkeitstriebes ſich ſelbſt zu Grunde.

Was immer der Menſch von ſinnlicher Selbſtſucht und thieriſcher Gewaltthätigkeit getrieben, zum Nachtheil, zur Minderung des Wohlſtandes ſeines Nebenmenſchen, zu deſſen Schwächung, Erniedrigung und Vertilgung thut, ſchwächt und entwürdigt er ſich ſelber, und mit ihm den guten Zuſtand aller ſeiner Umgebungen, das iſt, ſeines Geſchlechts in dem ganzen Umfang, indem er auf daſſelbe eingewirkt und Einfluß hat, und von demſelben berührt wird.

Dieſe Anſicht wird noch von einer andern Seite ganz klar.

Der Menſch wird nicht, wie das Thier, zu dem, was er ſeyn und werden ſoll, geboren, er wird, was er werden ſoll, nicht von ſich ſelbſt, er wird es nur durch die Erhebung ſeiner Natur zur Wahrheit und Liebe.

Dieſe Erhebung aber ſetzt weſentlich die Ausbildung des ganzen Umfangs der Kräfte voraus, durch die ſich unſere Menſchlichkeit ausſpricht, das iſt, durch die wir den innerlich belebten gereinigten und geheiligten Sinn derſelben, äußerlich in göttlichen Thaten der Liebe, der Selbſtverläugnung und der Aufopferungskraft unſerer ſelbſt für Wahrheit, Recht und Menſchenſeegen darzuſtellen vermögen.

Dieſe Ausbildung des Geſchlechts ſowohl in Rückſicht der inneren Reinheit, als der äußeren Fertigkeiten, deren Vereinigung das wirkliche Leben mit Wahrheit und Liebe allein möglich machen, geht indeſſen durchaus nicht aus der Maßabbildung unſers Geſchlechts, es geht weſentlich aus der Individualbildung des einzelnen Menſchen, als ſolchen, hervor. Die Anmerkung dieſer Wahrheit iſt in Rückſicht auf die Bildung unſers Geſchlechts und in Rückſicht auf die Anſicht und Beurtheilung des ganzen Umfangs ihrer Mittel von der höchſten Wichtigkeit, und es iſt nothwendig, die Wahrheit dieſes Grundſatzes pſychologiſchen Urſachen und Folgen, in ihrem ganzen Umfang, in ihrer ganzen Tiefe und in aller Vielſeitigkeit ſeiner Anwendungsmittel, Anwendungskräfte und Anwendungspflichten ins Auge zu faſſen. Es iſt klar, wie weit dieſe Anſicht hinführt. Ich ſage über dieſelbe nur dieſes: Ich beſchränke mich aber hierinn auf den einzigen Geſichtspunkt, zu dem mir die Darſtellung des Thierklubbs Veranlaſſung giebt.

Die Ausbildung der Gemeinkraft mehrerer vereinigter Menſchen führt durch ihr Weſen vorzüglich überwiegend zu der Stärkung der Kräfte, die wir mit dem Thiere gemein haben, und es iſt unſtreitig, daß die vorzügliche und einſeitige Verſtärkung der diesfälligen Kräfte die höhern Anlagen der Menſchennatur ſchwächt, und hingegen den entgegengeſetzten niedern, thieriſchen Kräften überwiegende ſinnliche Reitze, Nahrung und Spielraum verſchafft, und dadurch die Fundamente, auf denen das eigenthümliche und weſentliche Heil unſers Geſchlechts ruht, untergrabt und in unſerm Innerſten auslöſcht. Man kann durchaus nicht in Abrede ſeyn, daß das lebhafte Gefühl der Gemeinkraft unſeres Geſchlechts, wie es ſich durch die Zuſammenſtellung von vielen ausſpricht, der Reinerhaltung des Selbſtgefühls der menſchlichen Schwäche im hohen Grade nachtheilig iſt, und daß es dadurch die zur Ausbildung der Menſchlichkeit ſo weſentlichen Eigenſchaften, der Demuth, der Theilnahme, der Beſcheidenheit, der Geduld und des Mitleidens gegen die Schwächern und Hülfsbedürftigen im innerſten Heiligthum unſerer Natur, unter beinahe allgemein eintretenden Umſtänden, zu ſchwächen und zu untergraben geeignet iſt.

So wie der Sinn der Menſchlichkeit, der von Liebe und Vertrauen ausgeht, und vom Gefühl der Schwäche des einzelnſtehenden Menſchen unterſtützt und in ſeiner urſprünglichen Natürlichkeit und Reinheit erhalten wird, ſo wird hingegen dieſer reine, unſchuldige Sinn der Menſchlichkeit mit dem ganzen Umfang ſeiner Segensfolgen durch jede Art des Zuſammenſtehens der Menge untergraben, geſchwächt und im Heiligthum ſeines innern Weſens geſtört.

Das Wahre, Heilige der Menſchenbildung geht im Weſen aller ſeiner Mittel von der Einheit der Menſchennatur aus, und bewährt ſeine Wahrheit und Kraft, eben ſo weſentlich im ganzen Umfang ſeiner Reſultate durch ſeinen Einfluß auf die Erhaltung, Stärkung und Belebung dieſer Einheit. Sie, dieſe Baſis der Harmonie unſrer Kräfte, iſt indeſſen für jeden Menſchen die Sache ſeiner Individualität. Wo auch nur zwey bey einander ſtehen, da iſt, ſo weit ſie zuſammen ſtehen, dieſe Einheit nicht mehr in ihrer individuellen Reinheit da, ſie iſt in Zweyheit hinüber gegangen und ſteht in ihr alſo gebrochen und getheilt da; ſo wie mehrere zuſammenſtehen, geht ſie in Dreyheit, Vierheit und endlich in Vielheit hinüber. Mit jeder Vermehrung der alſo verbundenen Menſchen, mit jeder Ausdehnung ihrer Vielheit, vermehrt ſich das Uebergewicht der Bedürfniſſe und Neigungen, die aus der Maſſa der Vielheit ihres Zuſammenſtehens hervorgeht, und durch ſie erzeugt und veranlaßt werden, auf Gefahr und zum Nachtheil deſſen, was die Menſchheit, als Individuum, zu ſolider Begründung ihres Wohlſtandes allgemein und einzeln bedarf.

So weit iſt es gewiß, daß das Heilige der menſchlichen Individualveredlung und aller ſeiner Mittel durch die Folgen ihrer ſinnlichen und phyſiſchen Vereinigung durch den Einfluß, den die Maſſabedürfniſſe und die Maſſaneigungen vermöge der Menſchennatur allgemein auf den esprit du corps der Vereinigten unausweichlich hat und haben muß, geſchwächt und gefährdet wird, und zwar in jedem Fall in dem Grade, als das Gefühl der ſinnlichen Maſſabedürfniſſe und der ſinnlichen Maſſaneigungen und Maſſakräfte noch in den Verhältniſſen und Umſtänden der vereinigten Menſchen durch große, ſinnliche Reize und Mittel unterſtützt, belebt und erhöht wird.

Aus allem dieſem folgt offenbar, daß das thieriſche Rechtsgefühl der Dohlen ſich gegen den Feind ihres Lebens, ihrer Jungen und ihrer Eier, gegen den Geyer, zu vereinigen, und ſo vereinigt auf Tod und Leben Jagd auf ihn zu machen, kein Beyſpiel iſt, aus welchem ein Recht des Menſchengeſchlechts, ſich eben ſo gewaltſam gegen irgend einen Feind, den die Menſchen zu beſiegen nicht vermöchten, zu vereinigen, herleiten läßt.

Das Menſchenrecht darf durchaus weder durch die rechtloſe Gewaltthätigkeit der Stärkern gegen die Schwächern, noch durch die rechtloſe Vereinigung der Schwächern gegen die Gewaltthätigkeit der Stärkern, geſucht, betrieben und erzielt werden.

Das reine, heilige, von Gott ſelbſt in die Seele der Menſchennatur gelegte Gefühl des wahren Menſchenrechts ſchließt die thieriſche Vereinigungsluſt der Schwächern gegen die Stärkern, das Dohlen- und Krähenrecht gegen die Geyer, beym Menſchengeſchlecht aber ſowohl aus, als es auch kein geſetzloſes Gewaltsrecht des Stärkern gegen den Schwächern, kein Recht menſchlicher Geyer gegen menſchliche Dohlen, als ein menſchliches, will geſchweigen, als ein göttliches Recht anerkennt.

Aus der Wahrheit und Reinheit der Menſchennatur und aus dem Bedürfniſſe ſeines wirklichen Wohlſtandes geht ſo wenig ein äußerliches Vereinigungsrecht des Schwächern gegen den Stärkern, als ein Gewaltthätigkeitsrecht des Stärkern gegen den Schwächern hervor; der Anſpruch an beydes iſt in ſeinem Weſen ein Anſpruch gegen die heiligſten Fundamente des öffentlichen und Individual-Wohlſtandes unſers Geſchlechts.

Was immer der Menſch einzeln oder vereiniget, von ſinnlicher Selbſtſucht und thieriſcher Gewaltthätigkeit getrieben, zum Nachtheil, zur Minderung des Wohlſtandes ſeines Nebenmenſchen, zu ſeiner Schwächung, Erniedrigung und Vertilgung thut, dadurch untergräbt er die Fundamente ſeines eigenen Wohlſtandes, ſeiner Selbſtſtändigkeit und ſeiner Veredlung.

Die Maſſa-Gewalt irgend einer Art vereinigter Menſchenhaufen, die nicht auf die vorhergehende und geſicherte Individual-Veredlung der Kräfte unſrer Natur gebauet iſt, iſt in jedem Fall eine, den Wohlſtand und Segen unſeres Geſchlechts gefährdende Gewalt.

Ich faſſe die erhabenſte Vereinigung, die je auf Erden ſtatt fand, die chriſtliche Vereinigung ins Auge. Selbſt die Glieder dieſer Vereinigung, ſelbſt die Bekenner der göttlichen Lehre des Erlöſers dürfen zur Beförderung ihrer heiligen Zwecke nicht auf die Gewaltskräfte ihrer menſchlichen Vereinigung bauen. Sie dürfen den Erfolg ihres äußern Einfluſſes zur Beförderung des Chriſtenthums nur von der Veredlung ihrer Individual-Kräfte in Wahrheit und Liebe erwarten. Das Chriſtenthum ſelber iſt nur durch den Individual-Gebrauch aller ſeiner Segensmittel in ſeinem Weſen eine wahre, unſichtbare Kirche; ſie iſt auch nur durch die Unſichtbarkeit ihres heiligen, innern Weſens, nur durch das Heiligthum des Segens ihres Individual-Einfluſſes auf die Veredlung des Menſchengeſchlechtes, eine wahre, chriſtliche Kirche, das iſt, eine geiſtige, unſichtbare Vereinigung der wahren Nachfolger Chriſti.

Aber wo finde ich ſie, dieſe unſichtbare, chriſtliche Kirche? Sie iſt nirgends und allenthalben, ſie ſteht nirgends in Maſſa vereinigt, der Welt ſichtbar vor Augen, aber ſie ſteht in jedem einzelnen Individuum, der ein wahrer Chriſt iſt, unſichtbar der Welt, ihre Umgebungen heiligend und ſegnend wirklich da; als äußerliche Vereinigung von Menſchen, als Gemeinkraft, als Volkskraft, als Reſultat der äußern Vereinigung. Von vielen iſt ſie *nirgends*; als Reſultat der göttlichen Mittel, die die Menſchennatur in ihren Individuen reiniget, heiliget und ſegnet, iſt ſie *allenthalben*; aber die Welt, als Welt, erkennt ſie nicht; wo die Welt ſie ſucht, iſt ſie nicht da; ſie iſt in keiner Art von Verbindungen da, die aus den Bedürfniſſen der Maſſavereinigung irgend eines Standes hervor geht.

Faſſe ich den Adelſtand, den Bürger-, den Bauern-, den Handwerks-, den Kaufmannsſtand, faſſe ich den Stand der verſchiedenen Regierungs-Behörden, faſſe ich den chriſtlichen und ſogar den Kloſterſtand ins Auge, ſo finde ich allenthalben zum Dienſt ihrer, in der äußern Vereinigung der Stände und in den beſtehenden Mitteln ihrer Organiſation große und ſehr belebte Reize zum Uebergewicht ihrer Maſſaneigungen und ihrer Maſſa-Anſprüche über die Anſprüche der individuellen Exiſtenz ihrer Glieder, und dadurch über das heilige, innere Fundament aller, unſer Geſchlecht wahrhaft ſegnenden, äußeren menſchlichen Verbindungen und Vereinigungen; ich finde in ihnen allenthalben den Keim des Widerſpruchs gegen das reine Leben in Wahrheit und Liebe, dieſer weſentlichen, göttlichen Eigenheit des wahren Chriſtenthums.

Jede geſellſchaftliche Maſſavereinigung, die auf irgend eine Art die ſinnliche Neigung eines Standes zu fördern, zu befriedigen, zu erhöhen und zu ſichern geeignet iſt, iſt in ſo weit durch ihre äußere menſchliche Organiſation dem hohen und reinen innern Sinne des Chriſtenthums entgegen. Sie hat, wenn auch noch ſo verſteckt, den böſen Sinn der thieriſchen Natur und mit ihm den Keim des Krieges aller gegen alle, den Keim der Neigung, den Sinnlichkeitsgenießungen der Glieder ſeines Standes ohne reine menſchliche ſelbſtſuchtloſe Rückſicht auf Wahrheit und Liebe im Genüge zu leiſten, in ſich ſelbſt, und führt in jeder Abtheilung der Stände die Glieder derſelben zu einem esprit du corps, welcher ſie bald das honorificum, bald das utile ihres Stands als oberſtes Geſetz deſſelben anſehen und die Anſprüche ihrer Nebenmenſchen aus andern Ständen und andern Verhältniſſen als ihr untergeordnet, anzuſehen verleitet. Das iſt ſo wahr, daß jeder armſelige Handwerkspfuſcher die Vortheile ſeines Handwerks und die Rechte ſeiner

Zunftinnung zum Nachtheil ſeiner ganzen Vaterſtadt und ſeines lieben Wohnorts mit eben dem esprit du corps behaupten wird, als der ſich in Vereinigung aller, auch der höhern Stände in Rückſicht auf das utile und honorificum jedes Standes gleich laut, gleich lebendig und gleich ſelbſtſüchtig ausſpricht. Die Täuſchung, in der die Welt über das Unrecht des Uebergewichts der Maſſaanſprüche vereinigter Menſchen und Stände und des esprit du corps ihrer Selbſtſucht über das Heilige, Ewige und ſich ſelbſt immer Gleiche der reinen Anſprüche in der Individualität der Glieder aller menſchlichen Vereinigungen lebt, iſt unermeßlich groß, und das Unterliegen des Menſchengeſchlechts unter dieſelben ſo viel als allgemein, es hängt mit den Sinnlichkeitsgenießungen und Sinnlichkeitsanſprüchen in allen Ständen zuſammen und wird durch die Verſtärkung und Verhärtung dieſer Anſprüche, die aus den Maſſavereinigungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes entſpringen, immer größer, und dem heiligen Uebergewicht unſerer geiſtigen und ſinnlichen Anlagen über die Anſprüche unſerer Sinnlichkeit, immermehr allgemein nachtheilig.

Je ausgedehnter jede menſchliche Vereinigung iſt, die zur Beförderung der Sinnlichkeitsneigungen und Sinnlichkeitsgenießungen große Reitze und Mittel in ſich ſelbſt trägt, deſtomehr vermehrt ſich auch die innere, geiſtige und ſittliche Schwäche der Menſchennatur, ſowohl im einzelnen Mitglied der Vereinigung, als in der Maſſa, in der ſie vereinigt daſteht.

Der böſe Sinn der Selbſtſucht unſerer Natur und ſein mächtiger Einfluß auf die Abſchwächung und das Verderben unſerer edlern Anlagen ſteht ſchon ſelber in jedem Individuum unſers Geſchlechts iſolirt und an ſich feſt, und wenn er dann noch durch das ſinnliche Intreſſe irgend eines Standes und ſeines esprit du corps gereizt, belebt, geſtärkt und vergiftet wird, ſo iſt ſeine Wirkung auf das Verderben unſers Geſchlechts doppelt groß und doppelt entſchieden. So heiter iſt es, daß die Maſſavereinigung irgend eines Standes nur in ſo weit als dem Menſchengeſchlecht wohlthätig und wahrhaſt zum Segen gereichend angeſehen werden kann, als die Glieder dieſer Vereinigung das Leben in der Wahrheit und Liebe höher achten als den ganzen Umfang der Sinnlichkeitsgenießungen, die ihnen ihre Standesverbindungen und Anſprüche gewähren können. Eben ſo heiter iſt, daß die Maſſavereinigung irgend eines Menſchenhaufens ganz gewiß in dem Grade als dem Menſchengeſchlecht nachtheilig und weſentlich zum Verderben gereichend angeſehen werden muß, als die Glieder dieſer Vereinigung die Sinnlichkeitsanſprüche und die Sinnlichkeitsgenießungen, die ihnen ihre Standesverbindung zu verſchaffen, verſichern und zu erhöhen geeignet ſind, höher achten als das Leben in der Wahrheit und in der Liebe.

Es iſt alſo offenbar, daß das Segnende alles Zuſammenſtehens der Menſchenhaufen, das Segnende aller bürgerlichen Vereinigungen, das veredelte Daſeyn der Glieder dieſer Vereinigung als ihr nothwendig vorhergehend oder wenigſtens beywohnend vorausſetzt, und daß die Mittel, welche gegen jede Art des geſellſchaftlichen Verderbens als real wirkſam angeſehen werden können, durch keine Art von ſinnlich belebten Volksbewegungen und Volksverei-

ni-

nigungen ausgehen können. Ich habe mich vielleicht zu weitläufig über den Zuſammenhang, den man in der Darſtellung dieſer Thierklubbs mit klubbiſtiſchen Menſchen und Volksvereinigungen finden könnte, aufgehalten; aber es war mir wichtig, daß meine Anſichten über dieſen Gegenſtand nicht mißverſtanden werden, und aus den gleichen Gründen muß ich auch darüber, daß das Krähengeſchlecht als ein Mittelſtand zwiſchen den mörderiſchen Gewaltsvögeln und zwiſchen den ſanften Hühnergeſchlechtern und Singvögeln dargeſtellt wird, einige Bemerkungen hinwerfen.

Es hat unter den Thiergeſchlechtern durchaus keinen eigentlichen Mittelſtand; ſie ſcheiden ſich ihrer Natur nach in Thiere, die freſſen, und in Thiere, die gefreſſen werden, davon die lezten ſchwächern allgemein dennoch mit einigen Vertheidigungskräften und einigen Ausweichungsmitteln, die andern aber mit Angriffskräften und Ueberliſtungsmitteln verſehen ſind. Zwiſchen beyden aber iſt kein Mittelſtand, der zur Beförderung des Wohlſtandes, beydes, der Schwächern und der Stärkern geeignet wäre, auch nur denkbar.

Unter den Menſchen hingegen iſt ein Mittelſtand zwiſchen den Mächtigen und Schwachen, zwiſchen den Großen und Kleinen nicht nur denkbar, er iſt ein weſentliches Bedürfniß des geſellſchaftlichen Zuſtandes, das vorzüglichſte Mittel der Bildung, Erhaltung und Sicherung des allgemeinen Spielraumes und der allgemeinen Belebung der ſittlichen, geiſtigen und Kunſtkräfte, von denen alle wahren Segnungen des Menſchengeſchlechts und mit ihnen die wahren Quellen der öffentlichen, allgemeinen und des Privatwohlſtandes unſers Geſchlechts ausgehen; aber dieſer Mittelſtand kann und darf in keinem Lande in einem Perſonale geſucht werden, das im Dienſt der Macht ſtehend, das Uebergewicht des Spielraums ſeiner Sinnlichkeitsgenießungen und damit auch des Spielraums ſeiner Leidenſchaften dieſen Dienſtſtand zu verdanken hat; er darf aber auch nicht in einem Land geſucht werden, von dem man nur von Ferne vermuthen könnte, daß er in ſeinen Umſtänden und Lagen Urſache und Neigung, und in ſeinen Anlagen und Kräften Mittel ſuchen und finden möchte, im Dienſt des Volkes und im Einfluß auf die Meinungen, Anſprüche, Verbindungen und Bewegungen deſſelben, Mittel und Wege zu einem ähnlichen Uebergewicht des Spielraums ſeiner Sinnlichkeitsgenießungen und ſeiner Leidenſchaften zu gelangen. Nein! der Mittelſtand des Volkes darf weder in einem Perſonale geſucht werden, das in den ſchon erworbenen Mitteln der Sinnlichkeitsgenießungen der Possidenti von Alters her bis zur Abſchwächung ſeiner ſelbſt und ſeiner weſentlichen Kräfte zu ſchwelgen gewohnt war, noch in einem, das in ſeiner Lage Reitze finden und Mittel ſuchen möchte, im Dienſt des Volke den nämlichen Spielraum, die die Possidenti in dem Dienſt ſtand der Macht ſchon von Alters her genoſſen haben, ſic durch ihren Einfluß auf das Volk, ſeine Meinungen un Anſprüche zu verſchaffen und dieſelben dann hinwieder eben wie die andern, zur Abſchwächung ihrer ſelbſt, ihre Kräfte und ihrer Mittel ſchwelgend zu mißbrauchen. Nein der Mittelſtand des Volks, dieſer Mittelpunkt der ſchöpf riſchen Kraft aller wahren geſellſchaftlichen Volksſegnungen muß in einem Perſonale geſucht und anerkannt werden, das ſowohl von dem Kraftdienſtſtand der Macht unabhängend, als von dem Traumdienſtſtand des Volks ungeblendet durch die belebteſten Intereſſe ſeiner Realverhältniſſe an die Einſichten, Kräfte, Fertigkeiten und Tugenden des Privatlebens und der häuslichen Selbſtſtändigkeit gleichſam angebunden und durch ſeinen Lebensgang dieſe Einſichten, Kräfte und Fertigkeiten durch Erfahrung und Benutzung ſich einzuüben und habituel zu machen in ſeinem täglichen Leben Reitze, Spielraum, Gelegenheit und Bildung findet und genießt; er muß in einem Perſonale geſucht und anerkannt werden, das die innern Fundamente des öffentlichen Wohlſtandes, die Bildungsmittel der häuslichen Kräfte unſers Geſchlechts und die Sicherheit der häuslichen Beruhigung durch eigene Erfahrung erkennen und mit auffallender Kraft benutzen gelernt hat; er muß durch Männer erzielt werden, die als perſönlich redende Beiſpiele daſtehen, welche auffallend beweiſen, durch was für Mittel die Kräfte des Landes, für deren Mißbrauch und Zerſtörung die ſinnliche Selbſtſucht des Menſchengeſchlechts, ſobald ſie einmal da ſind, und zur Benutzung vorliegen, allgemein reizt, wirklich erworben und gleichſam aus dem Nichts erſchaffen werden können. Er, dieſer Mittelſtand, der als die ſchöpferiſche Kraft alles wahren Landesſegens und aller guten Landeskräfte anzuſehen iſt, muß in einem Perſonale geſucht werden, das Kräfte und Mittel in ſich ſelbſt trägt, als dieſe ſchöpferiſche Segenskraft im Lande ſelber dazuſtehen, d. h. durch irgend eine Art thatſächlicher

Erwerbskräſte und Erwerbsthätigkeit auf das Wachsthum des Landesſegens und ſeiner Erquickungs- und Beruhigungsmittel mit auffallendem Erfolg einzuwirken und nicht aus einem, das als fruges consumere nato daſteht, noch weniger aus einem, das ſich ſichtbar dahin drängt, eben dieſes zu werden.

200.

Die Katzen-Gerechtigkeit.

Wo wir uns nur zeigen, da heißt es: hier ſind die untreuen, diebiſchen Katzen! Könnten wir nicht auch zu Futter und Mahl kommen, ohne dieſen böſen Namen?

Alſo ſprach neulich eine Katzenſchaar, da ein Paar von ihnen über der That ertappt, mit wundem Felle ihrer Strafe entronnen. Eine fette Schooskatze antwortete ihnen: Kinder! ſchmeichelt den Menſchen, und ſie werden euch füttern, wie mich die Tante, die mir alle Sorge des Stehlens, und alle Mühe des Mauſens mit ihrem eignen Brod und mit ihrem eignen Braten erſpart.

Das hilft nur, ſagte eine arme, magere, wenn man ein Fell hat, das dem lüſternen Mannthier gefällt, oder ſonſt ſo glücklich iſt, eine Katzentante zu finden, wie du eine haſt.

Ja! Ja! die Schooskatzen haben gut reden, ſchrien jetzt alle magern Katzen, wir andere mögen lange miauen, es bringt uns dafür niemand weder Braten noch Brod.

Das verdroß die alte Schooskatze; ſie ſagte zu ihrer

Nachbarinn: das Bettelvolk iſt allenthalben gleich, es läßt ſich nie rathen; wenn ſie Verſtand hätten, ſo würden ſie doch an meinem Seſſel und an meinem Tiſche merken, daß ich es wohl verſtanden habe, mich durch die Welt zu ziehen. — Mit dem ſchlich ſie ſich fort. Darauf ſagte die alte, arme magere, die aber auch nur auf eine andere Art, als die Schooskatze, einen verdrehten Kopf, voll der Dünſten, träumeriſchen Einbildungen hatte, zu ihren magern Geſpielen: ärgert euch nicht! ſie meint es nicht böſe, aber das Seſſelſitzen macht alle Katzen zu Narren. Mich hat es nicht verderbt; mein mageres Fell zeuget, daß ich alles Katzenelend ſelbſt erfahren und ſelbſt getragen habe.

Ich weiß alſo aus ſichern, eigenen Erfahrungen nicht blos, wo es uns fehlt, ſondern auch noch, wo es uns in Zukunft fehlen wird.

Auf dieſe Erfahrungen geſtützt, glaube ich, es ſey ein einziges Mittel zu unſerer Errettung übrig. Wir müſſen uns nämlich mit den Mäuſen vergleichen, daß ſie uns Futter und Mahl ſelbſt zuſammentragen, und wir hingegen ſie dann auch nicht mehr freſſen.

Erſtaunt ſtand die Katzenſchaar da. Der Vorſchlag ſchien ihr eine weſentliche Neuerung gegen die uralte Verfaſſung der Welt und gegen die urſprünglichen Naturanſprüche und Gewaltsrechte ihres Standes.

Doch allmählich wurden ſie mit dem Gedanken an eine ſolche Vereinigung vertrauter, und fingen an, ihn allerdings mit dem Geiſt der Zeit und der Umſtände übereinſtimmend zu finden. Er gefiel vorzüglich den Armen und Magern. Von den Jungen und Starken hingegen ſagten einige: die ſo allenthalben zuſammengetragene Mäuſeſpeiſe kann uns nicht dienen, und es iſt uns ewige Schande, alſo an der Mäuſe Koſt zu kommen, und von ihnen das Gnadenbrod zu eſſen.

Andere hingegen behaupteten: dieſe Ehrenbedenklichkeiten gegen Mäuſe ſind weit unter uns, und jetzo gar zur Unzeit. Was uns Thiere bringen, die wir freſſen könnten, kann uns in Ewigkeit keine Schande ſeyn.

Eine arme, magere, die dieſe Ehrenbedenklichkeiten auch zur Unzeit angebracht fand, ſagte annoch: glaubet mir, ich habe es erfahren, Mäuſeſpeiſen ſind Leckerbiſſen, und wenn ſie es auch nicht wären, ſo bedenket, wenn wir uns forthin ohne eine Nachhülfe, blos mit Mäuſefleiſch erhalten wollen, ſo müſſen dieſe Thiere, ſie können nicht anders, nach und nach ausſterben, und dann wird das hartherzige Mannthier, das uns nicht ferner brauchen kann, uns zu Tauſenden zu Tode ſchlagen.

Vor dieſem Gedanken entſetzten ſich alle Katzen, und hoch ſchwoll jezt in ihrem Herzen der Wunſch, mit Mäuſebrod verſorget, ein ehrliches und gerechtes Auskommen zu haben, und die Mäuſe dann nicht mehr zu freſſen.

Dieſe wurden alſo verſammelt; die würden Katzen gaben ihnen Geleitsbriefe, und ein katzenfeindlicher Dogge war ihnen für das Worthalten der untreuen Mäuſerinnen Gewährmann.

Indeſſen hatten es die ſchlauen Thiere durch Hoffnungen, die ſie bei einigen Mäuſen erregten, beim einzuführenden Katzentribut als Commissaires angeſtellt zu werden, dahin gebracht, daß ihre Geſandtſchaft mit großen Ehren empfangen, und mit einer feierlichen Anrede bekomplimentirt wurde, deren Auszug den Akten beigefügt iſt.

Sobald die Komplimentirmaus ausgeredet hatte, ſo trat dann der Katzengeſandte mit gemeſſenem Schritte hervor, ſtellte ſich ganz beſcheiden an die Seite ſeines Gewährmannes, dankte vorläufig für den freundlichen, ehrenhaften Empfang, und verſicherte darauf von aller Katzen wegen: ihr jezt lebendes Geſchlecht ſei mit dem Geiſte der Zeit unendlich vorgeſchritten, und habe ſelbiges an der Liebe, die nunmehr alle Thiergeſchlechter zur Gerechtigkeit, zur Mäſſigung und zur Sittlichkeit zu zeigen anfangen, ſein gröſtes Wohlgefallen, ſie wünſchen auch nichts mehr und nichts ſehnlicher, als das goldene Zeitalter, in welchem alle Thiere friedlich untereinander lebten, wieder herzuſtellen, und beſonders ſchickliche Mittel ausfindig zu machen, den alten Zwiſt, der zwiſchen ihrem gewaltigen und ſtarken Geſchlechte, und dem gutmüthigen, beſcheidenen, aber ſchwächern Mäuſegeſchlecht, ſeit der Erſchaffung der Welt, unglücklicher Weiſe obgewaltet hat, wenn es immer möglich wäre, ein beförderliches und glückliches Ende zu machen; ſie ſeyen auch ihrerſeits feſt entſchloſſen, das Mäuſegeſchlecht von nun an nicht mehr als ein ihnen mit Leib und Blut zu dienender Fraß, ſondern als ein mit ihnen freiwillig und rechtlich verbundenes Volk anzuſehen und zu betrachten; hoffen dann aber, daß die Mäuſe hierin ihren Edelmuth ganz erkennen, und auch ihrerſeits alles dasjenige thun werden, was unumgänglich erfordert werde, eine ſo glückliche Vereinigung des gegenſeitigen Intereſſes beyder Geſchlechter zu Stande zu bringen.

Darauf ließ ſie von der Spitzmaus, welche die Feder führte, das weitläufige Projekt dieſer ewigen Vereinigung ableſen; und nachdem dieſes geſchehen war, ſagte ſie dann noch mit katzenfreundlichen Worten: Es iſt ja nur eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, was die mächtigen und edelmüthigen Katzen von euch zu fordern geruhen, und ihr könnet jetzo, was ihr nie hattet hoffen dürfen, Sicherheit, Leben und häusliche Ruhe mit unglaublich kleinen Dienſtleiſtungen erkaufen.

Aber kaum hatte ſie ausgeredet, ſo trat eine Maus, deren Kühnheit ſie zum Sprecher ihres Geſchlechts machte, auf und ſagte: Brüder und Schweſtern! bisher fieng uns doch nur das Mannthier mit Speck; laßt uns nicht dahin verſinken, ſelbſt am Katzenſpeck anzubeißen, und uns durch Verräther aus unſerer Mitte und ihre freche Beredſamkeit ſelbſt dahin verführen, uns, unſere Kinder und Nachkommen zu ewigen Katzenknechten zu machen. Die Natur, fuhr ſie fort, hat uns gelehrt, unſer Heil in unſern Löchern zu ſuchen, und es unſerm Herzen verboten, daſſelbe jemals von Katzen-Gunſt vnd Katzen-Gnade zu erwarten.

Das war allen guten Mäuſen wie aus dem Herzen geredet; ſie flohen in ihre Löcher, und was auch die Komplimentirmaus immer that, es zu verhüten, ſo konnte ſie die Mäuſe nicht mehr zum Stehenbleiben bringen, und die deputirte Katze mußte mit dem Bericht zurück; wenn ſie leben wollen, ſo müſſen ſie ſich forthin allen Beſchwerden des Laurens, allen Mühſeligkeiten des Mauſens und allen Gefahren des Stehlens unterziehen. Die unnatürlichen und verſtokten Mausthiere ſeyen ganz unmöglich dahin zu bringen, ihnen aus freiem Willen ein ehrliches und gerechtes Auskommen zu verſichern.

Das hatten die ſtolzen Katzen nicht erwartet; ſie glaubten im Gegentheil, die Mäuſe würden alles in der Welt thun, um ſich von ihrem Blutrecht loszukaufen. Da es aber alſo nicht geſchah, ſchrien ſie aus einem Munde: „Es iſt nichts daran gelegen, wir wollen es ihnen jetzo ſchon machen.“ Doch miaute noch eine zwiſchen hinein: es iſt verflucht, daß wir mit dieſem unvorſichtigen Antrage unſern ganzen Katzenſtand kompromittirt haben, aber wenn ich dabei geweſen wäre, ſo wäre es gewiß nicht geſchehen.

201.

Auszug aus der Anrede der T. T. Maus, welche von aller Mäuſe wegen die T. T. Katzengeſandtſchaft bekomplimentirt hat.

Sie theilte ihre Rede in Quis? Quem? Ad quem? das iſt, Wer? Wen? Zu wem? ab, und ſagte dann: „es fragt ſich alſo erſtlich: quis? wer ſendet, in dem wichtigen Zeitpunkt einer allgemeinen Gährung im Thierreiche, ihre hohe Geſandtſchaft an unſer Geſchlecht? dieß iſt das erhabene königliche Katzengeſchlecht, das von dem ſich veränderten Geiſt der Zeit, in ſeiner hohen Seele durchdrungen, uns nicht ferner nur im ſchrecklichen Munde und zwiſchen den Zähnen vor ſeine Audienz zu tragen geſinnt iſt, ſondern vielmehr geruhet, an uns, wie wenn wir ſeinesgleichen wären, ſeine hohe Geſandtſchaft abzuſenden.“

„Es frägt ſich dann ferner: Quem? Wen ſendet dieſes hohe königliche Geſchlecht an uns? Und dieſes iſt der Hochgeborne, gnädige Kater, Kater Mameliſki, deſſen hohes Geſchlecht aus der Arche Noä entſprungen, in Syrien und Egypten mit Löwen und Leoparden verſchwägert, und in Europa ſeit undenklichen Zeiten bei allen Katzenfürſten in Gnade geſtanden hat, und alſo auch die wichtigſten Stellen in Kirche und Staat verwaltet.“

„Endlich frägt es ſich: Ad quem? Zu wem ſendet das hohe Katzengeſchlecht den Hochgebornen Kater, Ka-

„ter Mamelitski? Und auch dieſes iſt kein unrühmliches Geſchlecht. Auch unter uns haben von jeher Helden gelebt, die ſich mit unglaublichem Muthe, ſelbſt am hellen Tage, ihren Feinden vor Augen ſtellten; noch weit mehr aber, Weiſe, die uns die künſtlichſten Schleichwege zu unſrer Errettung und zu unſrer Erhaltung gelehrt haben."

„Endlich könnte man noch fragen: Quare? Das iſt: Warum ſendet das königliche Katzengeſchlecht in der Perſon des erlauchten Katers, ſeinen Geſandten an uns? dieſes wäre aber ganz augenſcheinlich dem Gegenſtande vorgegriffen, dem wir aus dem beredten Munde Sr. Excellenz, den ich in aller Mäuſe Namen und mit wahrer Mäuſebeſcheidenheit zu begleiten die Ehre habe, in aller Ehrfurcht zu vernehmen uns eigentlich verſammelt haben."

„Es bleibt uns alſo nichts übrig, als zum voraus uns mit allem Zutrauen der freudigen Hoffnung zu überlaſſen, von Seite der königlichen Katzen Vorſchläge zu erhalten, die auf Gerechtigkeit und Billigkeit gegründet, die dankbare Anerkennung unſeres Geſchlechts für uns und unſere Nachkommen erfordern werden."

Dieſe Katzenvorſchläge an die Mäuſe, wenn man die Angelegenheiten der Katzen an die Mäuſegeſchlechter mit den Angelegenheiten des Menſchengeſchlechts vergleichen darf, ſind ein eigentliches Bild der Unnatur, in welche die Schwächlinge des Menſchengeſchlechts durch die Folgen des Verkünſtlungsraffinements unſers Civiliſationsverderbens verſunken, und ſo heiter es aus der Anſicht, die der Darſtellung des Thierklubbs zum Grunde liegt, hervorgeht, daß der Menſch ſeine Selbſterhaltung und den ganzen Umfang ſeines Wohlſtands nur durch das Uebergewicht des ſittlichen und geiſtigen Weſens unſerer innern Natur über ſeine äuſſern und thieriſchen Anſprüche zu erzielen, zu befördern und zu erhalten vermag, und ſo gewiß es iſt, daß das Uebergewicht ſeiner ſinnlichen Anſprüche den wahren Wohlſtand unſers Geſchlechts in allen ſeinen Fundamenten gefährdet und untergräbt, und den Krieg aller gegen alle im Menſchengeſchlecht in dem Grade mehr nährt, belebt und erhaltet, indem er den Reſultaten der ſinnlichen Selbſtſucht unſers Verderbens in allen Standes-, Berufs-, Kunſt-, Gewerbs- und Gewaltsvereinigungen mehr oder minder großen Spielraum verſchafft; ſo gewiß iſt es hinwieder, daß das Uebergewicht unſers ſittlichen und geiſtigen Weſens über unſer ſinnliches Verderben alle Fundamente unſerer Selbſterhaltung und alle Mittel der Stärkung und Veredlung unſerer Kräfte und Verhältniſſe ſtärkt, belebt, erhaltet, und dadurch unſrer ſinnlichen Neigung zum Krieg aller gegen alle im innerſten Heiligthum unſrer Natur ſelbſt entgegenwirkt, und durch Begründung des innern Friedens unſrer ſelbſt mit uns ſelbſt uns mit unſerm ganzen Geſchlecht verſöhnt; ſo unſtreitig iſt es hingegen, daß die Welt nicht in dieſem Frieden lebt, daß der Krieg aller gegen alle, in jeder Form der menſchlichen Vereinigung, welche äußere Geſtaltung ſie auch immer haben mag, vom Anfang der Welt bis auf dieſe Stunde fortdauert, und bis ans Ende der Welt fortdauern wird.

Es kann nicht anders ſeyn, die Welt in allen ihren Verbindungen und allen ihren Geſtaltungen liegt im Argen. Der Krieg aller gegen alle iſt das Erbtheil unſers Geſchlechts. Aber die Art, wie er geführt wird, iſt ſo verſchieden als die Geſtaltung der äußern Verhältniſſe der Welt, die ihn veranlaſſen, nähren und unterhalten. Er wird in rohen, barbariſchen Zeiten ſichtbar roh und barbariſch geführt. In civiliſirten, auch eben ſo wie in rohen, kulturloſen Zeiten geht er zwar aus dem gleichen barbariſchen, in ſeinem endlichen Reſultat zur Unmenſchlichkeit hinlenkenden Sinne unſers thieriſchen Verderbens hervor, und iſt in ſeinen Urſachen und Wirkungen in beiden Verhältniſſen innerlich durchaus ſich ſelbſt gleich, äuſſerlich aber verliert er, auch im tiefſten Verderben des civiliſirten Zuſtands, den grellen Schein ſeines, das Göttliche unſrer Natur vergiftenden Weſens, aber wahrlich nur auf Gefahr der Verſtärkung ſeines unſichtbaren, innern Gifts ſelber. Dieſes erzeugt ſeiner Natur nach in ſeinem Verhältniß und in ſeinen Umgebungen einen Verkünſtlungszuſtand, deſſen Natur unſer Geſchlecht in ſittlicher und geiſtiger Hinſicht immer mehr abſchwächt und entkräftet, und dadurch den Krieg aller gegen alle in ſeinen verſchiedenen Erſcheinungen nicht ſo faſt blutig, als auf Abſchwächung und Entkräftung einwirkend, in die Augen fallen macht. Je weiter indeſſen in einem Lande ein Volk in dieſem Abſchwächungs- und Entkräftungszuſtand vorſchreitet, je mehr führt es daſſelbe dahin, daß es bald keine größere Angelegenheit kennt, als das Verderben ſeines innern Weſens zu übertünchen und zu verblenden, und mitten im wachſenden Gift ſeiner Unmenſchlichkeit, bei allen, auch bei den ſtärkſten Schritten ſeines fortdauernd immer mehr belebten Kriegs aller gegen alle, einen blendenden Schein der Neigung zum Frieden, und ſelber zu einer, alle Pflichten der Menſchlichkeit anerkennenden, Cultur vor ſich zu tragen.

In dieſem Zuſtand gefährdet der Krieg aller gegen alle unſer Geſchlecht in Rückſicht auf die ſteigende Minderung aller wahren Fundamente der menſchlichen Cultur, ſo wie auf die ſteigende Abſchwächung des innern Heiligthums aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe und ihrer Segnungen in einem gleichwachſenden Verhältniß. In allen dieſen Rückſichten wird er in ſeinem Einfluß auf die Untergrabung aller ſittlichen, geiſtigen, häuslichen und bürgerlichen Fundamente des menſchlichen Wohlſtands in allen Ständen immer verfänglicher, und das innere Heiligthum des geſellſchaftlichen Zuſtandes im Allgemeinen weit gefährdender, als er es in rohen, barbariſchen Zeiten durchaus nicht in dieſer Allgemeinheit und Ausdehnung werden könnte. Die roheſten Zeiten ſind wenigſtens in chriſtlichen Staaten ſo viel als allgemein, mit einem, wenn auch der Erkenntniß- und Kunſtmittel halber beſchränkten Gemeingeiſt, und einer dadurch erzeugten, innern, gleichartigen Gemeinkraft belebt, deren Einfachheit und Unverſchrobenheit die allgemeine Abſchwächung der Kräfte der Menſchennatur, die ein hoher Grad des Verkünſtlungsverderbens unſers Geſchlechts nothwendig mit ſich führt, unmöglich und undenkbar macht, geradezu ausſchließt.

Desnahen iſt die Verſchiedenheit im höchſten Grad merkwürdig, die in der Art der Volksbewegungen zur Selbſthülfe in den Epochen ihres mehr oder minder rohen, und in denjenigen ihres mehr oder minder raffinirten Verkünſtlungszuſtands ſtatt findet; in dem erſten gehen die Bewegungen der Völker zur Selbſthülfe und Empörung gewöhnlich von Gewaltthaten wirklich ſchreiender Unmenſchlichkeiten, von Verweigerung des geſezlichen Rechts, vom Gefühle kränkender Verletzungen wirklich beſitzender Privilegien, von warmer Theilnahme an dem Unrechtleiden gekränkter und mißhandelter Menſchen, beſonders ſolcher, die öffentliche Achtung und allgemeines Vertrauen im Lande beſitzen, hervor; auch ſind ſie, dieſe Volksbewegungen zur Selbſthülfe, in einer ſolchen Epoche vielſeitig mit heiſſen Thränen der Wehmuth und Demuth begleitet, und erſcheinen in dieſem Falle immer als Reſultate des Gemeingeiſtes und der Gemeinkraft des Volks mit großer gradſinniger Entſchiedenheit, ſo wie ſie ſich mit muthvoller, freiwilliger Hingebung des Volks zur Darbietung ſeines Haab und Guts, ſeines Leibes und Lebens, ſeines Guts und Bluts, für Weib und Kind, zum Schutz ſeines Hausſegens und des Vaterlands äußern. In den raffinirten Epochen unſers Verkünſtlungsverderbens hingegen iſt dieſes gar nicht der Fall, und wenn man auch nicht behaupten kann, daß die Volksbewegungen zur Selbſthülfe in ſolchen Epochen allein und einzig aus den natürlichen Folgen des beſtehenden Abſchwächungszuſtands und Verkünſtlungsverderbens aller Stände hervorgehen, ſo iſt doch unwiderſprechlich, daß ſie in denſelben allgemein mit den belebteſten Folgen dieſer Abſchwächung innig verwoben ſind, und das Gepräge der Unnatur des Verkünſtlungsverderbens ihrer Epochen und alle ſeine Folgen allgemein an ſich tragen und auffallend als Aeuſſerung einer allgemeinen und raſend gereizten Begierlichkeit, zu erndten, wo man nicht geſät, erſcheinen und von, im höchſten Grad ſinnlich belebten Gelüſten, auf der faulen Haut zu liegen und mit aufrechtem Rücken herumzugehn, herrühren; und ſo wie die Geſchichte und die Erfahrungen beweiſen, daß die Volksbewegungen zur Selbſthülfe in rohen Epochen, ſo viel als allgemein, von einer warmen Theilnahme am wirklichen Leiden des Volks ausgehen und gemeiniglich mit heißen Thränen der Wehmuth und Demuth begleitet ſind, ſo gehen dieſe Bewegungen in verkünſtelten Zeiten gar oft vom Uebermuth im Wohlſtand, vom Lachen des Hochmuths aus; und wie ſie in der erſten Epoche ſich als Reſultate des Gemeingeiſtes und der Gemeinkraft mit großer Entſchiedenheit und mit muthvoller Darbietung von Haab und Gut, von Leib und Blut, beides, für Weib und Kind und für das Vaterland ausſprechen, ſo ſprechen ſie ſich in den Verkünſtlungsepochen als Reſultate des Partheigeiſtes und der Partheikräfte, und vielſeitig mit zweideutiger Unentſchloſſenheit, mit Muthloſigkeit im Unglück, und mit allen Kleinlichkeitsrückſichten auf das, was jeder einzeln in dieſem Volk ſpielt, zu gewinnen und zu verlieren hat, und mit mehr Rückſicht auf die Erhöhung der ſinnlichen Lebensgenieſſungen ihrer Weiber, ihrer Kinder und ihrer Stände, als auf die allgemeinen Fundamente des häuslichen und bürgerlichen Segens und der häuslichen und bürgerlichen Selbſtſtändigkeit aus. Sie ſind in ſolchen Epochen gar oft Folgen von Aufwieglungen und

Aufbrauſungen eines künſtlich belebten Modetons, und hangen in denſelben eben ſo oft mit einem großen Apparell eines unruhigen und nicht ſelten belebten Cerimonien- und Comödiantenlebens affenmäſſig und mit einer, in allen Ständen allgemein gewordenen Abneigung vom Leben und den Lebensgenieſſungen im väterlichen Hauſe und im väterlichen Stande, innig zuſammen, und äuſſern ſich ebenſo in einer raſendbelebten Neigung, zu fliegen ehe man Federn hat, zu einem allgemeinen träumeriſchen Streben nach Luftſchlöſſern, mitten indem man in der Realität ſeines wirklichen Seins immer tiefer in den bodenloſen Sumpf, auf dem man wirklich ſteht, hinein ſinkt. Er, dieſer Krieg aller gegen alle, bezeichnet ſich in einer ſolchen Epoche weſentlich durch einen traurigen Verluſt von der reinen Anhänglichkeit an beſitzende Rechte, an das innere Heiligthum aller wahren Rechte, an das Rechtthun ſelber, und erzeugt allgemein im Volke ſelber träumeriſche Modenurtheile, Modenmeynungen und Modengrundſätze über das Volksrecht, die ohne Rückſicht auf die Fundamente der Segenskräfte aller wahren Rechte und aller wahren Volkshülfe leidenſchaftlich auf das Volk wirken, und durch die Intreſſe der ſich durchkreuzenden Selbſtſucht aller Stände geeignet ſind, in ihren Folgen auf die Edlern ihres Landes dahin einzuwirken, um auch ſie zu Partheimännern umzuſtempeln, daß in ſolchen Epochen auch ſie mit dem beſten Herzen von den gegenſeitigen Blendwerken der bürgerlichen Zeitmeinungen und Modebeſtrebungen irregeführt, die reinen Anſichten von den Fundamenten der wahren Volkshülfe und des wahren Volksſegens aus den Augen verlieren, und das Heil des Landes, oft wie Tollhäusler, deren Gehirn von einer fixen Idee überworfen iſt, einzig und allein in dem Sieg der Herrſchafft ihrer Partheimeinungen und Partheigelüſte und in der Allmacht des esprit du corps ihrer ſelbſtſüchtigen Vereinigungen erkennen.

Er, dieſer Krieg aller gegen alle, iſt in dieſer Epoche geeignet, jeden Staat im ganzen Umfang ſeiner allgemeinen Intereſſe in die Hand einer einſeitigen Clique zu liefern, und das Heil des Landes im Allgemeinen auf die Spielkarte des Glückes oder Unglücks dieſer Clique zu ſetzen, und dadurch ihn an den Rand des äußerſten Verderbens und dahin zu bringen, die fixen Ideen jedes ſelbſtſüchtigen Partheigeiſts ſelber den Umgebungen der Thronen näher zu bringen, und ſelber auf den Stufen des Throns feſtſtehen zu machen, die dem geheiligten Herzen des Fürſten nahe ſtehen, und zugleich mit eben dieſen fixen Ideen den göttlich gegebenen Boden der Throne zum Tumultplatz der Verwirrung und der Zwietracht zu machen, und ſo den Mittelpunkt aller wahren Segensgenießungen der Staaten in ſeinem Innerſten zu erſchüttern, und in einen Schwachheitszuſtand zu verſetzen, wie dieſes in rohen, barbariſchen Zeiten durchaus nicht der Fall ſeyn kann. Nein, nein, dieſer Grad des allgemeinen Staatsverderbens kann nur durch die Reſultate des Verkünſtlungszuſtandes des Kriegs aller gegen alle, die die äußerſte und unſinnigſte Trennung der Intereſſe der Poſſidenti und der Eigenthumsloſen, er kann nur durch den Alleinbeſitz der Ehre in der Hand ſtolzer Gewalthaber, an der Seite der erbitterten Ehrloſigkeit verdienſtvoller Männer Statt finden, er kann nur durch den vollendeteſten Sieg der Unnatur und Verkünſtlung über die Natur und Kunſt ſelber herbeigeführt werden. Die Unnatur der Reſultate einer ſolchen Epoche führt aber auch in allen Ständen zu Auftritten, Projekten und Begegniſſen, die den Auftritten und Begegniſſen, die in der Darſtellung der Katzen- und Mäuſe-Vereinigungsprojekte vorfielen, wie ein Ei dem andern gleichſehen; und erzeugt hinwieder unter den vorzüglichern Theilhabern der Volksbewegung Charaktere, die den Charakteren und Auftritten, die beim obgewalteten Vereinigungsprojekt der Katzen und Mäuſe ſtatt fanden, wie ein Ei dem andern gleichen. Man erinnere ſich nur des Projekts der Freßordnung, die der alte Hahn im Hühnerſtalle vorſchlug, und des Füchſen mit rothen, glühenden Augen im Kreiſe der fleiſchfreſſenden Thiere und aller Vorſchläge, die er ihnen machte; und in Rückſicht auf die Gleichheit der Charaktere, die ſich in einer ſolchen, aus der Abſchwächung aller Stände hervorgehenden Volksbewegung entfalten, mit den ſich in dieſer Katzen- und Mäuſeangelegenheit auszeichnenden Charakteren, und denke namentlich an die fette Schooskatze, die den magern anrieth, wie ſie dadurch, daß ſie den Menſchen ſchmeicheln, alle zu guten Biſſen gelangen können, und dann nebſt vielen andern noch an die Spitzmaus, die gerne von den Katzen als Commiſſär angeſtellt werden möchte, und an die künſtliche Rede, die ſie in quis, quam, ad quem abtheilte, hingegen aber das quare gar nicht berührte, ſondern den verſammelten Mäuſen anrieth, daſſelbe mit vollkommenen Zutrauen aus dem Munde des erlauchten Katers, Katers Mameliſki zu erwarten.

202.

Der große Thierkrieg mit ſeinen Urſachen und Folgen.

Die die Erde beherrſchenden Löwen verſanken einmal, durch Jupiters alles verhängenden Willen, in Blödſinn, und ſetzten, von innerer Unfähigkeit des Herrſchens erniedrigt, die ganze Kraft ihrer kranken und exaltirten Herrſchergefühle an den Schein der Sache, deren Weſen ihnen die heiligen Götter geraubt hatten.

Vorher ſollte täglich ein Rehbok, oder ein anderes vollwichtiges Thier ſeinen Magen den Natur-Zoll ſeines Geſchlechts nach des Löwen wirklichem Bedürfniß.

Jezt aber ſollten alle Rehböcke zuſammen und alle Geſchlechter der Thiere ihrer zerrütteten Einbildungskraft, einen eben ſo kränkenden und erniedrigenden, als unnützen Augendienſt leiſten.

Die Blödſinnigen hatten alles Gefühl der Natur verloren. Sie bedurften des Regierens, wie hyſteriſche Weiber Nerven ſtärkender Gerüche. Sie fielen vom Gedanken, es nicht mehr regieren zu können, in Ohnmacht. Alſo im Innerſten widernatürlich geſtimmt, wollten ſie immer, und alles regieren, und alle Thiere der Erde glauben machen, daß ſie ſämmtlich unfähig ſeyen, ſich ſelbſt zu regieren, und nur durch das Wohlgefallen ihres Maulverzerrens, das ſie lachen hießen, Thiere werden könnten, wie ſie ſeyn ſollen und müſſen. Auch fanden ſie jezt keinen Gefallen mehr an irgend einem Dienſte der Thiere, als inſoweit er wider ihre Natur war.

Ihre Tiger mußten mit Seife gewaſchen vor ihnen erſcheinen; ihre Wölfe hatten Hofkleider von Lämmerfällen; ihre Bären trugen Maulkörbe, und giengen an Stecken; ihre Adler hatten Pfauenſchwänze, ihre Geyer zwangen den knorrichten Hals in Schwanengeſtalt; ihre Schlangen giengen auf Stelzen; ihre Kauzen hatten haarloſe Köpfe, und mußten, ihnen zur Freude, oft am hellen Mittage an der Sonne fliegen; ihre Stiere mußten Bärendienſte thun; ihre Kühe wurden für Hunde, und ihre Eſel für Parden gebraucht, und den Hunden war vielſeitig aufgetragen, was ſonſt die Löwen ſelbſt verrichteten. Auch der hohe Elephant war, wider ſeine Natur, zum Blutdurſt gereizt; und das reine und edle Geſchöpf, das ſich, voll Verachtung von jedem Viehe trennt, an dem ein Blutstropfe hängt, das Pferd, athmete am vollen Haberbaren grimmige Kriegsluſt.

Aber dadurch, daß ſie alſo einem jeden Thiere die Tugend ſeines Geſchlechts raubten, erhielten dieſe ſämmtlich die einzige Eigenſchaft darinn ſie alle zuſammen kommen konnten, ſie wurden alle zu Affen, und erhielten, anſtatt der verlorenen Tugenden ihrer eigenen Natur, die weſentliche Eigenſchaft ihres neuen Geſchlechts: Die Fehler ihrer Meiſter zu riechen, und mit zitternder Ungeduld zu gelüſten, ſich über dieſelbe zu erheben.

Hieraus entſtand in ihren verdorbenen Seelen der widernatürliche Wunſch: „Wir wollen alle mit einander regieren.“ Dieſer Wunſch liegt ſonſt gar nicht in den Seelen der Thiere, aber jezt ſprach ihn ein Einziger aus, und wie ein Bliz war er in den Seelen von Allen.

Allein er erſchien in den einen als ein Kazengefühl in Mäuſeſeelen; in dem andern als ein Hundgefühl in erbitterten Schaafen. Hier als ein Schlangenwind im ungebändigten Stiere; dort als ein Tigergeluſt in der Kälbergebährenden Kuh; und oft als eine Löwenbegierde im wunden, elenden Eſel.

Indeſſen war die Affenmeinung, wir wollen alle mit einander regieren, nichts mehr und nichts weniger, als eine Kriegserklärung wider die Meinung des Wahnſinnes: wir wollen wie hyſteriſche Weiber, und immer und alles regieren. Auch ſtanden die Krautfreſſenden Thiere plözlich und allgemein gegen die Fleiſchfreſſenden im Aufruhre.

Da ſie aber ſämmtlich zu Affen geworden waren, ſo ſtanden viele Fleiſchfreſſer auf die Seite der Krautfreſſer, und viele Krautfreſſer auf die Seite der Fleiſchfreſſer. Schlangen und Füchſe ſtellten ſich auf beiden Seiten voran. Der Krieg war erſchreklich. Weit und breit waren alle Wälder und Berge damit erfüllt.

Selbſt in Aſiens fetten Weiden erſchallte der Ruf der vielſiegenden Krautthiere, und was in dieſen Gegenden noch nie erhört worden war, geſchah jezt.

Zahlloſe Affen riefen, auf ihren Bäumen verſammelt, allen Thieren, und dem Elephanten ſelbſt, der im ihrem Forſte Recht und Gerechtigkeit verwaltet, das neue Krautfreſſer-Geſchrei zu: „wir wollen alle mit einander regieren, und zu Felde ziehen wider Tiger und Löwen.

Der Elephant that eine Weile, wie wenn er nichts hörte; aber da ſich immer mehr Thiere, oben in den Lüften, und unten auf dem Boden, bei den Affenbäumen verſammelten, wollte ihm dieſes Geſchrei nicht mehr behagen. Er warf ſeinen Rüſſel gegen die Affenbäume auf, und ſagte: ihr elenden Thiere! eſſet doch ferner eure Nüſſe und Mandeln, und ſuchet in jeder Gefahr, mit euern langen Beinen, das Heil über Stauden und Stöcke; aber maßet euch nicht an, die Ruhe meines Forſtes zu ſtören.

Dann wandte er ſich an die andern Thiere, und ſagte zu ihnen: ihr ſtehet hier nicht unter wahnſinnigen Löwen. Ich ſchütze euch ſelbſt vor dem Unfuge dieſer wilden Höhlenbewohner; ich ehre in eurer Natur einem jeden ſein Recht, und gönne ihm dieſes Recht als ſeine Freiheit. Was wollet ihr mehr? Wollet ihr unter Füchſen und Schlangen, gegen Löwen und Tiger zu Felde ziehen? Wiſſet ihr auch, was das iſt? Ich ſtoße meinen Zahn dem Löwen in den Rachen; ich werfe den Tiger mit meinem Rüſſel über meinen Rücken; ich bringe den wildeſten Stier unter meinen Fuß; ich drücke den Bären mit meinem Bauche an die Wand, bis er dünne iſt, aber ich habe mein einziges Kind nicht vor den Stichen der Klapperſchlange erretten können, und ich vermag es nicht, mein liebſtes Gefieder vor den Schleichwegen der Füchſe ſicher zu ſtellen. Alſo ſeht, was ihr thut! Ich will forthin in meinem Forſte Recht und Gerechtigkeit ausüben; aber hinter Schlangen und Füchſen über die Berge laufen, und Löwen und Tiger aufſuchen, die nicht wiſſen, daß wir in der Welt ſind, das ſind Affengelüſte, die in keine Elephanten-Seele hineinkommen können. Darauf ſezt er noch hinzu: die Affen ſind von den Göttern verflucht, ſie haben eine erſchreckliche Krankheit. Es iſt ihnen nie wohl; ſie wiſſen nicht, was ſie ſind, und nicht, was ſie wollen. Und da ihr hier unter ihnen lebet, ſo ſollte es, ob Jupiter will! doch nicht ſo leicht ſeyn, euch ſelbſt zu ſo armſeligen Thieren zu machen, als dieſes in dem ſchlechtern Welttheil nicht ſeyn mag, wo man die Affen nicht weniger kennt, und ſich alſo weniger ſcheut, ihnen zu gleichen.

Damit ſchwieg er. Aber das Krautfreſſergeſchrei hätte ſelbſt Aſiens feinere Naſen neuerungsſüchtig gemacht. Der Elephant ſah es, warf ſeinen Rüſſel noch einmal auf, und ſchrie ſchrecklich: was iſt das? Alle mit einander regieren? Soll ich euch alle mit einander zertreten?

Das entſchied jezt. Die nahen Hunde krochen, die Affen ſchwiegen, Aſiens Thiere giengen auseinander, und der Elephant naſchte wieder an ſeinem Lotus.

Indeſſen verbanden ſich die fleiſchfreſſenden Thiere immer enger und allgemeiner zuſammen, und die Zahl der Krautfreſſenden, die zu Grunde gieng, ward mit jedem Tage größer, und bald unermeßlich.

Da erhob ſich im großen Elend dieſer Tage ein Kranich, und ſchrie, wie wenn ihn ein himmliſcher ſtärkte: „Auf! Auf! Ihr Thiere, zum ewigen Frieden!“

Der Adler aber, welcher das Aas liebt, ſchoß über den Kranich, und tödtete ihn, und die wegen dieſem bedenklichen Vogelgeſchrei, eigentlich verſammelten Seifen-Tyger, Tanz-Bären, Lämmer-Wölfe, nebſt feierlichem Zuzuge, Stelzen-Schlangen und haarloſe Kauzen, erklärten einmüthig das Kranichgeſchrei für gefährlich und zur Unzeit angebracht, und dekretirten hoheitlich und kirchlich: „Krieg iſt der Thiere Natur, und es iſt uns wohl im Dienſte der ſtreitenden Löwen.“ Ferner: bis ſich alle Krautfreſſer zum Ziel gelegt haben würden, dürfe der Gedanke an einen Frieden mit denſelben, ſo wenig als derjenige an ein den Löwen genierendes Thierrecht, in den Krautthieren weder erzeugt, noch erhalten werden; es ſey vielmehr an dem, daß das zweideutige Gefühl für Wahrheit und Recht, welches etwan beſorglich in den Seelen der Kühe, Eſel und Schaafe rege gemacht worden, ſelbſt mit aller Kunſt auf das ſorgfältigſte und väterlichſte erſtickt, und wo es nicht anders möglich, auch mit dem größten Ernſte herausgepeitſcht und herausgemezelt werden müſſe.

Auch ließ der Apoſtel der Thiere, an dem Faden, an den ſich dergleichen Apoſtel alle anbinden laſſen, dahinbringen, alles Unglück dieſes Thierkrieges ausſchließend den Krautfreſſergeſchlechtern zuzuſchreiben, und die Lehre des Kranichs, ob ſie gleich die alte orthodoxe Lehre ſeiner heiligen Bücher iſt, dennoch in den Bann zu thun: 1°. weil ſelbige von dem unverſchämten Vogel nicht in der vorgeſchriebenen myſtiſchen Form ſtyliſirt; 2°. weil ſie auf einmal gar zu vielen Schaafen, Eſeln und Kühen zu Ohren gekommen ſey; 3°. endlich aber und vorzüglich, weil der offenbar ungläubige Elephant und das heterodoxe Pferd ihr öffentlich ihren Beifall bezeugt haben.

Von dieſer Zeit an werden alle Kraniche von den Adlern und Geyern verfolgt: der ungläubige Elephant und das zweifelnde Pferd ſind den Füchſen und Schlangen zum getreuen Aufſehen empfohlen; gegen die hartnäckigen Eſel wird die Schärfe der Ruthe gebraucht; die neuerungsſüchtigen, aber furchtſamen Affen werden mit ihr bedrohet, und die Prieſter der Thiere lehren die Kinder der Kühe und Schaafe, ſelbſt auch die armen Haſen, und die ſchuldloſen Rehe, mit einer beiſpielloſen Anſtrengung:" „der Krieg ſey ihre Natur, der Löwendienſt, wie er iſt, ihre unbedingte Pflicht, und die Lehre der Kraniche, ſo wie ſie von den Kühen, Eſeln und Schaafen verſtanden werde, allerhöchſt verdammlich; ſo wie das freche Reden über den Wahnſinn der Löwen eine todeswürdige Sünde."

Den ſämmtlichen Kauzenſtühlen wurde beförderlich und dringend aufgetragen, von den Löwen-Sünden und Löwen-Schanden immer nur mit groſſer Vorſicht und mit gehörigem Reſpekte zu reden, und beſonders dem irrigen Wahne, daß ſelbige ſo vielen Einfluß auf das Wohl und Weh der übrigen Thiere habe, mit allem Eifer, und mit aller Sorgfalt entgegen zu wirken, auch alles nur mögliche zu thun, um unter den Stieren, Kühen und Eſeln die beruhigende Ueberzeugung zu verbreiten, daß ſie, unter allen Umſtänden, an ihrem Verderben einzig und allein ſelbſt Schuld ſeyen.

Ich füge dieſer Rubrik, ungeachtet alles deſſen, was ich ſchon bey mehrern Nummern dieſes Buches geſagt habe, nochmal hinzu: Sie iſt ſchon vor mehr als zwanzig Jahren in meiner Vaterſtadt, mit Bewilligung ihrer Cenſur, gedrukt worden. Ihr Zweck iſt offenbar auf mein Vaterland beſchränkt' und warnend gegen alle Theilnahme an den Volksbewegungen des damaligen Zeitpunkts gerichtet. Der Erfolg des großen Weltbegegniſſes entſprach meiner diesfälligen Anſicht auf eine auffallende Weiſe. Ich mußte indeſſen in dieſem Zeitpunkt mich beſchränken, den Gegenſtand, der mein Herz bewegte, blos bildlich zu behandeln, und weiß gar wohl, daß jeder blos bildlich dargelegte Gegenſtand das Gepräg ſeiner Einſeitigkeit in ſich ſelbſt trägt, und ob ich gleich nicht fürchten darf, daß das, was ich in dieſem Zeitpunkt und in dieſer Beſchränkung für mein Vaterland geſagt habe, mißverſtanden und als Anſpielungen auf Begegniſſe, die ganz außer meinem Kreiſe liegen, angedeutet werden könnte, ſo glaube ich gleichwohl, es ſey, wo nicht nothwendig, doch dienlich, meine erſten, wahren und innern Anſichten über den Gegenſtand, der dieſer bildlichen Darſtellung zum Grunde liegt, mit einiger Beſtimmtheit auszuſprechen. Das Menſchenrecht, d. i. die Pflicht der Anerkennung des Uebergewichts der göttlich gegebenen, hohen und heiligen Anſprüche der innern Menſchennatur über die niedern Anſprüche der Selbſtſucht unſers ſinnlichen, thieriſchen Verderbens iſt an ſich ſelbſt unſtreitig ein heiliges, göttliches Recht, und ſeine ehrfurchtsvolle Anerkennung in den menſchlichen Organiſationen des geſellſchaftlichen Zuſtands und beſonders in den chriſtlich zu organiſirenden Gemeinheiten dieſes Zuſtands iſt ohne allen Widerſpruch die Pflicht aller Individuen in allen Ständen deſſelben. Es geht aus der Natur dieſes Rechts ſelber hervor, daß wenn es durch eine, im Staat geſetzlich auctoriſirt beſtehende Macht mit phyſiſcher Gewalt auch noch ſo ſehr verletzt würde, die Entgegenſetzung einer andern, phyſiſchen

Gewalt nicht als ein geſezlich rechtmäſſiges Mittel gegen das Unrecht der herrſchenden Gewalt angeſehen werden darf. Dieſes Entgegenſezen führt in jedem Falle das innere, heilige Weſen aller wahren Segnungen des geſellſchaftlichen Zuſtands in ſeinen ewigen, unveränderlichen Fundamenten ſeinem unausweichlichen Verderben entgegen. Nein, das Menſchenrecht darf nicht thieriſch geſucht, es kann und darf nicht thieriſch erhalten, es kann und darf nicht thieriſch medizinirt, es muß in allen Verhältniſſen menſchlich geſucht und menſchlich erhalten, und auch wenn es verlezt iſt, mit Mitteln der Weisheit und Liebe, die aus reinem Herzen hervorgehn, wieder hergeſtellt werden. Wenn die geſezliche Macht, von menſchlichem Irrthum verleitet, ſich ſelbſt und dem Volke Unrecht thut, ſo kann der dadurch gefährdete und verlezte Segen des geſellſchaftlichen Zuſtands nur durch Mittel wieder hergeſtellt werden, die an ſich geeignet ſind, das innere, reine Weſen des geſellſchaftlichen Segens, beides, in den Herzen des unrechtleidenden Volkes und in denjenigen der irrenden Mächtigen mit innerer, göttlicher Kraft zu beleben und zu ſtärken, und dadurch die reinen, ewigen Fundamente eines wahrhaft geſellſchaftlichen Rechtszuſtands, ſo ſehr er auch durch den Irrthum und die Schwächen der Macht verlezt worden wäre, durch erneuerte Belebung dieſer Fundamente wieder herzuſtellen und einen Zuſtand der Dinge herbeyzuführen, in welchem die Uebel der Gegenwart in jedem Falle gemildert und die Bahn zu dieſem beſſern, ſegensvollern Zuſtand mit der möglichſten Sorgfalt geöffnet werden kann. In der phyſiſchen Maſſa des Volkes und noch weniger in einer ungeſetzlichen Bewegung dieſer Maſſa liegt durchaus keine Hülfe gegen das Unrechtleiden deſſelben, und weder ein göttlich geheiligtes, noch ein menſchlich rechtlich begründetes Mittel zur Erzielung der reinen Segnungen des geſellſchaftlichen Zuſtands, und noch weniger zur Wiederherſtellung derſelben, wenn ſie in einem hohen Grad gefährdet würden; aber in der Individualkraft veredelter, weiſer und frommer Menſchen aus allen Ständen liegt eine, von Gott geſegnete und menſchlich rechtlich begründete; allmächtige Kraft gegen das Unrecht menſchlicher Herrſcher und herrſchender Behörden. Ich ſage nichts mehr; es iſt hier nicht der Ort, dieſe Anſicht auszuführen; aber auch heute Feind und Verächter des thieriſchen Volkskriegs, ſuche ich, wie damals, da ich die Rubrik dieſes Thierkriegs in meinem Vaterlande und für daſſelbe ſchrieb, nichts anders, als die Förderung der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Segenskräfte des Volks in allen Ständen als das weſentliche Fundament alles wahren, wirklichen Nationalſegens und aller, von Gott geheiligten, wahren Nationalkräfte in die Augen fallen zu machen, und auf der reinen Bahn der wahrhaft rechtlichen Menſchlichkeit und des hohen Chriſtenthums dahin zu wirken, jeden Keim einer ſelbſtſüchtigen Neigung zum Mißbrauch der Gewalt und zur Unterdrückung der Schwachen im Lande, der in den Menſchlichkeiten der Macht liegen möchte, ſo wie jeden Keim der Frechheit und Gewaltthätigkeit, der aus der Verwilderung der verwahrloſeten Menge hervorgehn könnte, im Wachsthum ſeines gegenſeitigen Verderbens durch reine Belebung der, dieſem Verderben entgegenſtehenden, höhern, heiligen Kräfte, Neigungen und Anſichten ſtille zu ſtellen und in ſich ſelbſt zu erſticken. Und indem ich die, den guten und edeln Menſchen aller Zeiten heiligen Worte der Freiheit und des Rechts durch mein ganzes Leben mit Anhänglichkeit ausſprach, und bis an mein Grab anhänglich ausſprechen werde, erkenne ich die Fundamente alles wahren Volksrechts und aller wahren Volksfreiheit einzig in der Sicherſtellung der ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Kräfte, in der bürgerlichen Sicherſtellung ihrer Bildungsmittel, deren edle und genugthuende Ausbildung jedes Individuum in allen Ständen nothwendig hat, um unter ſeinem Weinſtok und Feigenbaum, ſo weit es Menſchen möglich iſt, ſicher zu ruhn, d. h. in ſittlicher, geiſtiger und häuslicher Selbſtſtändigkeit ſein zeitliches und ewiges Wohl im Schoos ſeiner Familie, von keiner böſen Gewalt unrechtlich gehemmt, verwirrt und gekränkt, zu beſorgen; und bin zugleich vollkommen überzeugt, daß dieſes alles nur durch einen großen, ſoliden Vorſchritt des Erziehungsweſens unſrer Zeit erzielt werden kann.

203.

Die Menſchengerechtigkeit.

Weibel und Schulze wünſchten ihm Glück. Der neue Richter antwortete: ich will mich einmal nicht beſtechen laſſen.

Der Schulze erwiederte: das iſt recht und wohl gethan. Tugend und Rechtſchaffenheit ſind immer die erſten Stützen des Staats, und hierin wird dem Herrn, er darf es verſichert ſeyn, unſerſeits gewiß niemand etwas in den Weg legen. Aber in die vorläufigen Abreden, die wir in jedem Falle miteinander treffen, wird der Herr doch hoffentlich auch eintreten.

Der neue Richter wußte gar nicht, was das ſagen wollte. Allein der Weibel, der ſein alter Schulkamerad war, nahm ihn beiſeits und ſagte: es iſt einmal bei uns ſo, eine Hand waſcht die andere, und wenn du es nicht mithalten wollteſt, ſo würde es mit dem Nutzen und mit der Ehre deiner Stelle nicht viel ſeyn.

Der neue Richter antwortete: ich will natürlich aus meiner Stelle auch ziehen, was jeder andere. — Der Schulze, der bald ſah, daß er es näher gab, ſchlug ihm auf die Achſel und ſagte: ich ſehe ſchon, der Herr wird als ein freundlicher, braver, neuer Gerichtsbruder das Utile und das Honorificum ſeiner Stelle ſich nicht ſchmälern laſſen, ſondern auch, wie unſer einer, dahin trachten, daß das, was wir von unſern Voreltern empfangen haben, auch ungeſchmälert auf unſere Nachkommen herabfließe, und dabey darf der Herr nicht aus den Augen laſſen, daß die von der Bürgerſchaft beſchwornen Stadtrechte in Rathhausübungen hinübergegangen und als ſolche ſeit undenklichen Zeiten Vorzüge der regierenden Familien und der jeweilig von ihnen zugezogenen bürgerlichen Rathsverwandten geworden ſind.

Der neue Richter. Ich werde mir es zur heiligſten Pflicht machen, dieſen, in meiner Stellung, wie ich wohl ſehe, höchſt wichtigen Geſichtspunkt nie aus den Augen zu verlieren.

Aber er ſah bei dieſer Art ſo verwirrt und betroffen aus, daß der Weibel es merkte, und für gut fand, um ihm den Puls darüber noch mehr zu greifen, ihn, als ſeinen alten Schulkameraden und Duzfreund, noch einmal auf die Seite zu nehmen und ihm zu ſagen: es wird dir freilich im Anfange gar nicht alles gefallen, was wir in unſern Abendſtunden mit einander verabreden; aber wenn du einmal ein paar Jahre dabei geweſen ſeyn wirſt, ſo wirſt du ſicher finden, es ſey in jedem Falle beſſer, daß wir uns verabreden und Freunde bleiben, als daß wir uns zanken und Feinde werden.

Ja! Ja! antwortete jetzt der neue Richter, Streit und Zank iſt in jedem Falle immer das allergrößte Uebel.

Aber vom ſich nicht beſtechen laſſen, und von der Tugend und Rechtſchaffenheit, als den erſten Stützen des Staats war doch keine Rede mehr.

Es iſt heiter, der neuerwählte Rathsherr muß nicht aus den alten und auch nicht aus den neueingeweihten Geſchlechtern der Rathsfreunde geweſen ſeyn, ſonſt hätte er in den erſten Tagen ſeiner Rathsherrnwahl zu Gunſten der lieben gemeinen Bürgerſchaft ein wenig den Oppoſitions-Mann gegen die alte Rathsherrngewohnheit geſpielt und dem Sprichwort: „Die neuen Beſen wiſchen wohl,“ ein wenig Ehre zu machen geſucht; aber man ſieht ſchon daraus, daß er den [illegible]ten Ton der hohen Bürger im Städtchen nicht einmal kannte, da er ſich von ſeinem alten Schulfreunde, dem Weibel, als Rathsherr noch jetzt duzen ließ.

204.

Der allgemeine Thiervorſchritt in der Gerechtigkeit.

In der Gaukelzeit, in welcher die wilden fleiſchfreſſenden Thiere, eben wie die krautfreſſenden, allgemein über die Gerechtigkeit unter einander ein großes Maulwaſchen hatten, verſammelten ſich die Fleiſchfreſſenden einmal, um ſich zu berathen, wie ſie ſich unter obwaltenden Umſtänden zu benehmen hätten. In dieſer Verſammlung rieth ihnen der Fuchs, fürohin und in Zukunft niemal mehr ganze Heerden von Vieh miteinander anzugreifen; zweitens keine Ställe und keine Wohnungen mehr gewaltſam zu erbrechen; und drittens vorzüglich unter allem Vieh dem verirrten, verlaufenen und unbekannten aufzulauren, und ſich wo immer möglich mit dem Fraß von Thieren, deren Verſchwinden kein großes Aufſehen im Thierreich zu machen geeignet ſey, zu begnügen, vor allem aus aber, ſich ſorgfältig zu hüten, irgend ein Thier mörderiſch anzufallen, wenn andere Thiere um den Weg ſeyn möchten, die als Zeugen ihrer That dem krautfreſſenden Geſindel im Land ein Geſchrei gegen ſie machen könnten.

Dieſer Fuchſenrath hatte höchſt wahrſcheinlich in dem gleichen Zeitpunkt Statt, in welchem eine närriſche, träumeriſche, alte Katze ihrem Geſchlechte den Rath gab, die Mäuſe nicht mehr zu freſſen, ſondern ſich mit ihnen über ihren nothwendigen Unterhalt freundlich zu verſtehen. Es war nämlich der noch nicht gar lang verfloſſene Zeitpunkt, in welchem eine Menge Thiere aus allem Vieh den alten Traum vom goldenen Zeitalter wieder aufwärmten, in welchem alle Thiere auf Erden in frommer Eintracht glücklich neben einander lebten, keines das andere fraß, keines vom andern gefreſſen wurde, in welchem ſogar keines das andere drückte, und keines vom andern gedrückt wurde; und ich denke, es ſey im gleichen Zeitpunkt geweſen, in welchem der alte Hahn im Hühnerſtall ein Gerechtigkeitsfreſſen einführen und jedem freſſenden Huhn und jeder freſſenden Gans den Schnabel meſſen laſſen wollte.

205.

Die Löwen-Gerechtigkeit.

Da alſo alle Thiere gerecht ſeyn wollten, wollte es der Löwe auch ſeyn, und proclamirte in feyerlichen Edikten, daß er allerhöchſt gerecht ſey, und daß alles, was in ſeinem Namen Frevelhaftes und Ungerechtes im Löwenreiche begegne, ohne ſein Wiſſen und wider ſeinen Willen geſchehe, daß er auch gegen daſſelbe für ſich und in ſeinem und ſeiner Erben Namen auf das feyerlichſte proteſtire und in ſo weit etwas davon im Nahen oder Fernen, ihm und ihnen zum Nachtheil und Schaden gereichen möchte, als ungeſchehen erkläre und vor allen Gerichten ohne weiteres Eintreten und Nachtreten anderweitiger Umſtände als ungeſchehen beurtheilt, behandelt und erklärt wiſſen wolle.

Der Meiſter Löwe erſcheint hier als der Schöpfer einer Thierkraft, die man bisher weder Engeln noch Menſchen zugeſtand und die ſelber auch der Teufel noch nie anſprach, nämlich der Kraft, das Geſchehene ungeſchehen zu machen. Dieſe Kraft aber ſteckt auch wirklich nirgend als in der träumeriſchen Hirnverirrung des alten Löwen. Ewig, ſo lange die Welt ſteht, iſt noch nichts, das geſchehen, in ſeinen Folgen als ungeſchehen erſchienen, und ewig wird auch nichts, das geſchehen, als ungeſchehen daſtehen; und was die Folgen der Löwenerklärung betrifft, ſo iſt gewiß, daß wer immer in ſeinem Reiche durch geſchehene, jetzt aber als ungeſchehen erklärte Ungerechtigkeiten um Haab und Gut, um Ehre und guten Namen gekommen, der hat den Doctor noch nicht bezahlt, der ihn von den tiefen Wunden der Löwenungerechtigkeit heilte.

206.

Der Fuchs arbeitet gegen das goldene Zeitalter.

Wie unter den Menſchen, alſo pflanzet ſich auch unter den Thieren, wie oben geſagt, noch immer ein Traum von einem goldenen Zeitalter, in welchem alle Thiere friedlich mit einander lebten, von Geſchlecht zu Geſchlecht fort. Und in den glücklichſten Tagen des Thierreichs ſuchten die friedlichen Geſchlechter immer dahin, durch Schonung und gegenſeitige Ehrliebe einen Schatten dieſer goldenen Zeit wieder herzuſtellen.

Aber die Fleiſchfreſſenden ſind dem Angedenken dieſer glücklichen Tage, und vorzüglich dem Schatten derſelben, der Ehrliebe, unter dem krautfreſſenden Volke, alle entgegen. Und als in den neuen Zeiten, durch die Ausſchweifungen des fleiſchfreſſenden Thiervolkes, das Gerede über dieſe goldene Tage, unter den Krautfreſſenden allgemein ward, ſo gab ſich der Fuchs vorzüglich Mühe, die Wirkung dieſes Geredes in den Seelen der Thiere zu verderben, und hauptſächlich den Begriff der Ehrliebe in ihren Köpfen zu verdrehen. Indeſſen redete er nichts weniger als geradezu gegen denſelben. Er lobte vielmehr, jetzo mehr als je, das Glück der durch die Tugend aller Ehren werthen, niedern und gemeinen Krautfreſſerthiere.

Aber er ſuchte, mit raſtloſer Thätigkeit im Thierreiche den Begriff feſtzuſetzen, die beſondern Thiertugenden müſſen in jedem Falle einer allgemeinen Reichs- und Landestugend untergeordnet ſeyn, und dieſe Abertugend im Löwenreiche ſey der Löwendienſt, und alle Ehre, von welcher Art und Gattung ſie immer ſey, und welche Art von Verdienſt ſie im Land auch immer zum Grund haben möge, müſſe in jedem Fall dem Rang, den ein jedes Thier im Löwendienſt habe, untergeordnet werden.

207.

Der Fuchs arbeitet noch mehr gegen die Ehrliebe.

Alles Fuchshütens ungeachtet, geſchah es doch einmal, daß ein Löwe in einer goldenen Fürſtenſtunde den Befehl gab, das Hundegefühl der Ehrloſigkeit in ſeinem ganzen Reiche auszulöſchen.

Man denke ſich das Entſetzen der Füchſe. Mit Flor behängt, und mit rothem glühenden Auge erſcheint der Hauptfuchs im Löwenreiche als Sprecher im Kreiſe der fleiſchfreſſenden Thiere. Laßt einmal, ſo ſagt er zu ihnen, einen Schatten eurer Ehre, an Schaafe, an Kühe, an Eſel und Gänſe kommen, und ſeht dann, ob euch nicht von allen euren Blutrechten eines nach dem andern entriſſen werde.

Die Natur, ſprach er weiter, hat den Blut- und den Ehrdurſt im Innerſten unſers Rachens zuſammengefügt, und wenn euere Unvorſichtigkeit ſie in den Begriffen der Thiere, die ihr, ſeitdem die Welt ſteht, zu freſſen in thatſächlichem Recht ſteht, trennen läßt, ſo ſeht dann, wie ihr euch erhaltet. Der Fall iſt dringend, die ganze Ordnung im Thierreiche, alle unſere Vorzüge, ſelbſt die Erhaltung unſers Lebens ſteht auf dem Spiel, und unſere alte Löwentreue verpflichtet uns jetzt ſogar, ſelbſt ſeinem Befehle entgegen zu handeln, indem wir in Fällen, wo er ſein eigenes Geſchlecht Preis gibt, mehr zur Treue gegen dieſes, als zum Gehorſam gegen ihn, verpflichtet ſind.

Die verſammelten Thiere fanden die Sache, wie der Fuchs, dringend, und beſchloſſen, man müſſe den Löwen allgemein und von Reichswegen bearbeiten, und wenn dieſes nicht helfe, ſich wieder verſammeln; aber es half.

Der Löwe war bald zur Erkenntniß ſeiner Löwenſünde und dahin gebracht, daß er dem Fuchs, der ihn vorzüglich, und ex officio bearbeitete, ganz reumüthig geſtand, er habe dieſen unvorſichtigen Befehl in einem Anfall unfürſtlicher Schullehre gegeben.

Um aber jetzt einerſeits die Rücknahme deſſelben weniger auffallend zu machen; anderſeits die nun einmal zur Mode gewordenen Thiergelüſte nach Ehrenfeſtigkeit nicht allzuſehr zu ſtoßen, rieth Reinecke dem König, zuerſt im Stillen die Grundſätze einer unüberſteiglichen Demarcationslinie der hohen und allein realen Ehrart für die fleiſchfreſſenden Thiere, unabänderlich feſtzuſetzen; und dann, wenn dieſes geſchehen, für die niedern Thiere eine, mit der Ehrloſigkeit gar nicht unverträgliche, eigne Krautfreſſerehre zu erſchaffen, und im ganzen Löwenreiche zu etabliren.

Das iſt auch alles geſchehen, und der im Löwenreich allgemein gewordene Hundeſtolz iſt eine Folge dieſer Maßregel.

Die Aeußerungen dieſer Rubrik, die beiläufig nichts weniger als eine Aeußerung neuerer Zeit, ſondern vierzigjährig iſt, iſt der Ausguß meiner innigſten Ueberzeugung, daß die Ehre des Menſchengeſchlechts in ihrer Reinheit, Wahrheit und Würde, eben wie ſeine Tugend, ein allgemeines göttlich gegebenes und tief im Innerſten unſers Weſens allgemein und kraftvoll belebtes Bedürfniß unſers Geſchlechts iſt, das ohne den Ruin des ganzen Umfangs unſerer Veredlungsbedürfniſſe nicht mißkannt und nicht erniedriget werden darf. In dieſer Rückſicht iſt es unwiderſprechlich, daß die wahre Ehre der Menſchennatur auch in bürgerlicher Rückſicht als in ihrem Weſen hoch über jeden blendenden Schimmer der Weltehre und ihrer tauſendfach trügendem Blendwerke emporſtehend und beſtimmt als göttlich über allen Trugſchein erhaben anerkannt werden ſoll. Es iſt unwiderſprechlich, daß die Umtriebe unſrer verkünſtelten Welt, inſoweit ſie dahin zielen, die wahre allgemeine, dem Verdienſt und der Tugend aller Stände gleichgebührende, göttlich begründete Ehre hinter den Schimmer der trüglichen Weltehre zurück und in Schatten zu ſetzen, den weſentlichen Fundamenten eines beruhigten, geſellſchaftlichen Zuſtandes tief ans Herz greifen, und in dieſer Rückſicht die ernſte Aufmerkſamkeit der menſchlichen Geſetzgebungen verdienen. Wird der Modeton unſerer verkünſtelten Zeit dem Weltſchimmer der äußern Ehre, dem Reichthum und Gewalt, und ſelber dem übel erworbenen und ſchlecht benutzten Reichthum und dem böſen, übel erworbenen und ſchlecht angewandten Gewalt, eben wie dem guten Gewalt und dem wohl erworbenen und edelmüthig benutzten Reichthum, unbedingt zur willkührlichen Benutzung in die Hand zu legen, nicht durch geſetzliche Sorgfalt für die Sicherſtellung des Spielraumes und des Segens der wahren Ehre in allen Ständen in die Schranken geſetzt, die das allgemeine Wohl weſentlich erfordert, ſo ſind die Folgen davon auf die Minderung der erſten Segnungen des geſellſchaftlichen Lebens nicht zu berechnen.

Ich erinnere mich auch immer lachend eines Mannes, der einen großen Theil von Europa durchreiſte und gewöhnlich, wenn er in eine neue Gegend kam, ſich vor allem aus erkundigte: was thut man in dieſem Lande, zu Gunſten der allgemeinen Volks- und Landesehre, gegen die Büchſe? Die Frage war ihm ſo wichtig, daß er allemal, wenn man ihm das oder dieſes, was in einem Lande diesfalls Gutes und Zweckmäßiges geſchehe, nachfragte: aber ſind es nur vorübergehende, durch Augenblicksbegegniſſe der Gegenwart veranlaßte, oder geſetzliche, allgemein tief auf die Segensquellen des öffentlichen Wohlſtands eingreifende Maßregeln?

208.

Der Fuchs ſimplificirt das Syſtem der Natur.

Eben dieſer Sprecher, der ſich ſo beißenden edlern Thiere, behauptete einmal: alle Uebel im Thierreiche entſpringen nur daher, daß zu vielerlei Geſchlechter und Arten derſelben in der Natur ſeyen; und wie ein Bäcker den zahlloſen Mehlſtaub zuſammen knetet, und daraus ein paar Brodte macht, alſo knetete er die zahlloſen Geſchlechter der Thiere zuſammen, und backte aus ihnen zwey einzige Arten.

Die erſte hieß er die Löwenklaſſe. Darein ſetzte er ſich ſelbſt, alle Thiere, welche die andern freſſen, und das Hundegeſchlecht.

In die zweyte ſetzte er alle Thiere, welche die andern nicht freſſen; mit Ausſchluß der oben benannten Hunde.

Dieſes Fundament nun einmal angenommen, etablirte er dann, von Löwens wegen, eine allgemeine Reichs- und Landesordnung, darinn freilich ein jedes Thier, das nicht Löwe, Fuchs, Schlange oder Hund war, zurückgeſetzt ward, darinn hingegen auch ein jedes, in dem Grade als es hinterliſtig, niederträchtig und gewaltthätig iſt, ſich wohl verſorget findet, und wohlverſorget finden muß.

Es iſt heiter, dieſe Simplification des Naturſyſtems iſt nur ein einzelner bildlicher Beitrag zu den vielſeitigen Umtrieben, deren ſich viele im Verkünſtlungsverderben unſers Geſchlechts irrgeführte und durch daſſelbe verblendete und dabei Einfluß habende Glieder des geſellſchaftlichen Zuſtandes hie und da ſchuldig machen, daß ſie die Anſprüche der wahren, göttlich begründeten Ehre unſers Geſchlechts dem Trugſchein der Weltehre und ihren, das Heilige der Menſchennatur oft ſo wenig ſchonenden Anſprüchen unterordnen und nachſetzen.

209.

Der Fuchs erklärt das Wort Uſurpation.

Als dieſes Wort durch widerliche Umſtände auch unter den größern Thieren zur Sprache kam, fragte König Löwe, was es auch eigentlich bedeute?

Sire! antwortete der Fuchs, es iſt in ſeinem Weſen nichts anderes, als eine abſcheuliche Folge der irrigen und gefährlichen Lehre von einem Krautfreſſer-Recht, dem man uns, die wir keine ſind, und keine ſeyn wollen, wider unſre Natur und wider unſern Willen zu unterwerfen, ſich freſentlich anmaßet.

Das iſt freilich eine einſeitige Zeiterklärung, derenthalben es ein großes Unglück wäre, wenn ihre Urſachen auf unſerm Wohnplatze vergeſſen und ſo lange die Welt ſteht, nicht mehr zur Sprache kommen würden. Das aber iſt nicht zu fürchten. Die diesfälligen Irrthümer ſind nur vorübergehende Zeitirrthümer, und eben ſo iſt die diesfällige Blindheit ſelber nur eine vorübergehende Zeitblindheit; und es iſt Welterfahrung, eine Zeit ſticht der andern den Staar, und, Gottlob, fallen die Schuppen von dergleichen Irrthümern den Völkern gar oft von den Augen, ehe es noch noth thut oder auch nur noch zu wünſchen wäre, daß die Vorſehung ihnen darüber den Staar ſelber ſtechen möchte.

210.

Fuchs und Eſel beurtheilen den Löwen.

Da einſt ein Löwe, ſo gut er konnte, gerecht war; das heißt, da er die Thiere ſeines Waldes gar nie zu ſeiner Luſt zu Tode jagte, ſondern nur zu ſeiner Erhaltung auffraß, erhub ein Eſel gegen den Elephanten ein großes Geſchrei, und ſagte: Du großer Baumnaſcher! komm und ſiehe, ob es wahr ſey, was du immer behaupteſt, daß die Löwen zu regieren nichts taugen?

Der Elephant ließ ihn reden, und pflückte Cocusnüſſe von ſeinem Baume. Aber ein Fuchs, der eben jetzt nicht im Löwendienſt war, antwortete ihm: wenn du nicht ein Eſel wäreſt, ſo würdeſt du begreifen, daß Thiere, die nicht leben können, ohne andere zu freſſen, ewig nie gegen eben dieſe Thiere gerecht ſeyn können.

Das denk' ich, Du; — aber Er iſt doch gerecht, unſer Herr, erwiederte der Eſel.

Und der Fuchs: Ja, er hat eben geſtern, ich denke, aus Vollmaaß (ex plenitudine) ſeiner Gerechtigkeit ein Pferd zerriſſen, weil es geſagt hat, er regiere um ſeiner ſelbſt, und nicht um des andern Viehs willen.

Der Eſel war unterrichtet, und antwortete: Der Fall, wie du ihn erzählſt, iſt entſtellt. Der Löwe hat das Thier nicht um der Gerechtigkeit willen zerriſſen, er hat es um der opinion publique willen thun müſſen.

Der Fuchs, wenn er ſchon ein mitfreſſender Thierſchalk war, hatte doch recht. Die Thiere haben keinen

Frieden und keine Gerechtigkeit, weil ſie Thiere ſind, und als Thiere nur thieriſch fühlen, denken und handeln; und umgekehrt haben die Menſchen nur in ſo weit Frieden unter ſich und Gerechtigkeit unter einander, als ſie wahrhaft menſchlich denken, fühlen und handeln; in ſo weit ſie aber thieriſch fühlen, denken und handeln, iſt er auch von ihnen ſo ferne, als er bei den Thieren undenkbar iſt. Daß aber der Fuchs dieſe Wahrheit ausſpricht, iſt leicht dadurch zu erklären, daß er nicht mehr im Löwendienſt war; denn man weiß ja, Thiere außer dem Dienſt reden ganz anders als Thiere im Dienſt. Weit unerklärlicher ſcheint mir die Antwort des unterrichteten Eſels; man ſollte faſt denken, er wäre an des Fuchſen Statt im Löwendienſt angeſtellt geweſen. Wie wäre ſonſt ein armer Diſtelfreſſer und der Unterricht zuſammen gekommen?

211.

Das Rechtsgefühl der Thiere.

Der Löwe ſagte: Wenn ich mein rechtliches Mahl zu mir genommen habe, ſo bin ich die edelmüthigſte Thierheit unter der Sonne. Nur das Wort Schuldigkeit ſpreche niemand gegen mich aus. Es empört ſich etwas hinter meinem Rachen, wenn ich dieſes Wort höre.

Der Stier ſagte: Ich bin nicht ſo, ich erkenne mich gerne ſchuldig, wenn ich etwas ſchuldig bin.

Der Fuchs ſagte: Allenthalben in der Welt muß Rechnung und Gegenrechnung Statt finden; wenn der Löwe jemand etwas ſchuldig iſt, ſo ſage man es nur mir.

Der Hund ſagte: Wer vor den Großen wohl kriecht, und gegen die Kleinen laut billt, der kommt gewiß zu ſeinem Recht.

Der Affe ſagte: Narren ſinds, die an Schuldigkeit glauben. Lange Arme ſind ein großes Recht, und lange Finger eine große Kommlichkeit.

Die Schlange ſagte: Ich finde das Recht, deſſen ich bedarf, nur durch das Verbergen meines Daſeyns, durch einen ſchleichenden Gang und durch Kraftſprünge, die ich, wenn ein Fang mir in der Nähe iſt, auch ohne Füße und Klauen dem Fuchs und dem Tiger gleich zu machen im Stande bin.

Der Elephant hörte mit großer Verachtung, was Löwe, Stier, Hund, Affe und Schlange von der Gerechtigkeit ſagten. Denn er fühlte ſich in ſeiner hohen Kraft ſo anſpruchslos als gutmüthig, und meinte, ſo ſehr er ſonſt auch ein Thier iſt und wie die andern gerne gute Sachen frißt, ſo habe er, weil das, was er freſſe, niemand wehe thue und niemand nachtheilig ſey, alle Eigenſchaften, die zur Gerechtigkeit nothwendig, die aber allen fleiſchfreſſenden Thieren eben ſo allgemein mangeln müſſen.

Es iſt merkwürdig, wie die Thiernatur in der Menſchengeſtalt ſo gerne den Schein der Menſchennatur und der menſchlichen Gerechtigkeit an ſich tragen möchte, und wie die Gierigkeit nach dieſem Schein der Menſchlichkeit zu haſchen, beim Menſchen ſelber auch den letzten Funken ihres Lichts in ihm auslöſcht.

212.

Die Freiheitsbegriffe der Thiere.

König Löwe verwunderte ſich einmal, was doch die Thiere darunter verſtehen möchten, wenn ſie von Freiheit reden?

Der Stier, dem er es zu verſtehen gab, antwortete ihm: Nie ins Joch geſpannt, aber wohl immer an vollen Bahren angebunden zu ſeyn, das wäre mir eine wünſchenswürdige Freiheit.

Der Affe ſagte: Ich kann mich nicht frei denken, ſo lange ich Haare am Leib und einen Schwanz habe; wenn ich das nicht hätte, ſo wäre ich ein vollkommener Menſch, und damit auch ganz frei.

Das Karrenroß ſagte: Wenn mir mein Knecht alles vom Leibe ſchafft, was ich nicht ſelbſt bin, ſo fühle ich mich frei.

Das Prachtpferd ſagte: Wenn ich vom vollen Bahren weg den Prachtſattel auf meinem Rücken oder das Prachtgeſchirr am Hals und den Prachtwagen zu einem kurzen Spaziergang hinter mir habe, ſo fühle ich mich freier als der Freiherr, der hinter mir im Wagen ſitzt.

Der Eſel ſagte: Durch ſein ganzes Leben keinen Korb und keinen Sack auf dem Rücken tragen zu müſſen, das wäre ein großes Freiheitsleben.

Das Faulthier ſagte: Wenn mich jemand von dem Aſt, den ich abgefreſſen, auf ſeinen Armen auf einen andern tragen, und mir die Blätter, die ich liebe, mit ſeinen Händen vor das Maul hinlegen würde, ſo wäre ich frei.

Der Fuchs ſagte: Wenn ich meinen Fraß ohne meine Liſt, ohne meine Stille und ohne meine Furcht finden könnte, ſo wäre ich frei.

Ein Menſch, der dieſe Viehäußerungen über die Freiheit hörte, ſagte zu ſich ſelber: So darf doch nur das Vieh gelüſten, frei zu ſeyn. — Und er hatte Recht. Jeder Geluſt und jeder Anſpruch an eine viehmäßige Freiheit tödtet den einzigen wahren Begriff, den eine reine, menſchliche Seele ſich von ihr machen kann.

Indeſſen iſt nichts weniger als wahr, daß die Menſchen, wie ſie wirklich ſind, in irgend einem Stand ſich allgemein wahre, gereinigte Begriffe von der Freiheit machen. Auch iſt eben ſo gewiß, daß der Sinn des innern Weſens der wahren Freiheit ſich in den urſprünglichen Urkunden aller poſitiven Rechte und Freiheiten der Völker ſich durchaus nicht rein menſchlich ausſpricht. Es iſt merkwürdig, daß ſie durchaus nicht von allgemeinen theoretiſchen Grundſätzen von Freiheit, am allerwenigſten von dem Grundſatze ausgehen, alles thun zu dürfen, was nicht geſetzlich verboten iſt, daß ſie hingegen allgemein von den einſeitig beſchränkten Anſichten ſelbſtſüchtiger Privatvortheile der einzelnen Stände und Oerter, ſelber der einzelnen Handwerker- und Berufsvortheile ausgehen, und dahin lenken, den Gliedern dieſes Standes, dieſes Ortes und dieſer Innung die ſinnlichen Lebensgenießungen der Glieder derſelben, leichter, bequemer und ſicherer zu machen, als ſie es den nämlichen Ständen, ohne dieſe Privilegien, nicht ſind und nicht werden können.

Dieſe urſprünglichen, aus wahren, aber dunkeln und einſeitig beſchränkten und darum ſtandesmäßig ſelbſtſüchtig ausgeſprochenen Anſichten von der Freiheit hervorgegangenen Urkunden der Rechte und Privilegien einzelner Stände, Oerter und Innungen ſind überhaupt von einer Natur, daß ſie als eine Art von ſtiller, geräuſchloſer, gemäßigter und geſetzlich geregelter Fortſetzung des alten Naturkriegs aller gegen alle daſtehen und geeignet ſind, in unſerer Mitte iſolirte Gefühle und Begriffe von der Freiheit zu entfalten und zu nähren, die mit den Freiheitsbegriffen des Stiers, des Affen, des Eſels und anderer Thiere in großer Uebereinſtimmung ſtehen, auch vielſeitig und beinahe allgemein alles das mangeln, was den Beſitzern dieſer Privilegien die allgemeinen äußern und innern Bildungsmittel zu den Pflichten, Fertigkeiten und Kräften, die ein würdiger, menſchlicher Gebrauch der wahren Freiheit von allem aus anſpricht und vorausſetzt, zu ſichern, und die Individuen dieſer bürgerlichen Vereinigungen fähig und geneigt zu machen, mit Anſtrengung ihrer ſelbſtſtändigen Kraft ihre Rechte und Privilegien gegenſeitig zum Segen aller Stände und aller Mitglieder derſelben zu benutzen. Dieſer Anfangsfehler der poſitiven Rechte und Freiheiten der Stände, der indeſſen ſeinen Urſprung in der Unſchuld, Gutmüthigkeit und gegenſeitig altchriſtlichen und altbürgerlichen Zutrauen gegen einander zu ſuchen hat, iſt in der Folge der Zeit und des durch unſer Civiliſations-Raffinement eingeriſſenen Verkünſtlungsverderbens aller Stände und der allgemeinen Abſchwächungsfolgen, die es auf dieſelbe hatte, dem Menſchengeſchlecht zu unermeßlich großem Nachtheil gereicht.

213.

Wie die Thiere überhaupt regieren würden.

Wenn wir jetzt auch Menſchen wären, und wie ſie die Erde regieren könnten, was würden wir auch thun? Alſo ſagte ein Affe zu einer Thierſchaar.

Der Löwe antwortete: Ich würde thun, was mich gelüſtete, und es denn darauf ankommen laſſen, was daraus entſtünde.

Der Eſel ſagte: Ich würde in eine Schule gehen, und was ich darinnen lernen würde, das müßten mir Menſchen und Thiere dann alle auch lernen und betreiben.

Das Schwein ſagte: Ich würde die ganze Erde mit Eicheln beſäen, und dafür ſorgen, daß die gemäſteten Thiere allenthalben Pfützen fänden, ſich darinn zu erquicken.

Der Hund ſagte: Ich würde, denke ich, auch dann ein Hund bleiben, und alſo dem dienen, der mich fütterte und ſtreichelte, und den anbellen, an den er mich hetzte.

Der Stier ſagte: Ich würde eine große Rathsſtube erbauen; alles müßte mir beim offenen Mehr verhandelt werden, und Recht ſeyn, was das Mehr wollte.

Der Fuchs ſagte: Die Stierenordnung würde mir recht ſeyn; aber ich würde mich hinter den Rathsbänken hindurch in ein Geheimneſt unter den Thron hinſchleichen, und dann da freilich nicht für das Stierenmehr, ſondern für meine Fuchsgelüſte zu arbeiten ſuchen.

Die Schlange ſagte: Sie wolle der Thiere Teufel ſeyn, und ſie durch Entſetzen zu allem dem hinführen, was ihre weiſern Oberthiere von ihnen fodern würden.

Der Rehbock fand den Antrag der Schlange abſcheulich, und trug ſeinerſeits an, die Thiere von des großen Jupiters wegen und mit lauter Liebe zu eben dieſem Endzwecke hinzuführen.

Der Affe ſagte: Bald denke ich, ich wollte alle Thiere thun laſſen, was ſie gelüſtete, und Freude haben am Spiel ihrer Freiheit; bald aber, ich wollte mich auf einen Thron ſetzen, der wie die Sonne glänzte, und alle Thiere der Erde müßten mir mit dem Schilde meiner Herrſchaft auf eine Weiſe bezeichnet ſeyn, daß man ſie daran auf tauſend Schritte hin als Unterthanen meiner Hoheit und Herrſchaft erkennen würde.

Der Elephant wollte lange ſeine Meinung nicht ſagen, da aber vom Löwen an bis zum Eſel hinunter alles in ihn drang, ſagte er: Wenn ich regieren müßte, ſo würde ich glauben, in allewege nur in ſo weit gut zu regieren, als ich verhüten könnte, daß von allem dem, was ihr in dieſem Falle thun würdet, gar nichts geſchähe.

Ich würde alſo trachten, daß König Löwe gar nicht thun dürfte, was ihn gelüſtete.

Ich würde dem Rathsherrn Eſel bedeuten, die Eſeleien ſeiner Schuljahre für ſich ſelbſt zu behalten und ſie gar nicht zu Normalformen der allgemeinen Bildung des Viehreichs zu machen.

Ich würde dem Gemeinmann Schwein ſagen, daß Menſchen und Vieh nicht allein von Eicheln leben, und daß die Pfützenordnung, die ihm ſo lieb ſey, und ſeine wilden Borſten eigentlich nicht ſchlechter machen, als ſie ſchon ſeyen, den meiſten andern Thieren ihr Fell verderben würde.

Dem Allerweltsknecht Hunde würde ich erklären, daß er kurzum nicht mehr Hund ſeyn, oder nicht regieren müſſe.

Dem Innungsmeiſter Stier würde ich ſagen, daß bei einem Gemeinmehr, bei welchem ein Stier präſidire, der Stier ſelber auf ſeinem Präſidentenſtuhl von den Füchſen unter dem Thron einem Metzger verkauft werden könnte.

Dem Geheimrath Fuchs würde ich ſeine Höhle unter dem Thron mit einer Glasthüre beleuchten, und ihm alle Schleichwege hinter den Rathsbänken verrammeln.

Dem infamen Affen würde ich das Viehmäßige, beides, ſeiner Freiheits- und ſeiner Regierungsgelüſte, mit der Knutte auf ſeinem Hintern austreiben.

Die ſataniſche Schlange würde ich fangen und würgen, wo ich ſie fände.

Der geweiheten Einfalt des Rehbocks würde ich die Schädel aller wilden Thiere an ſeine Hörner aufhängen, damit er ſich anatomiſch und phyſionomiſch überzeugen lerne, wie groß die Thorheit ſey, Menſchenwahrheit und Menſchenrecht in Löwenſchädel, in Stierenköpfe, in Hundsbäuche und in Schlangenhäute hineinpredigen zu wollen.

Der ganze Thierkreis ſchnitt lange Geſichter, aber er ſchwieg. Nur der Löwe antwortete: Ich weiß es ſchon lange, daß du den Adel aller Bluthiere verachteſt, und dich allein den ſchwachen, aber hinterliſtigen Feinden unſers Geſchlechts, den Menſchen, gleich glaubſt.

Der Elephant verſetzte: Von mir ſagte ich nichts, aber was ich über euch urtheilte, das iſt Wahrheit. Ihr ſeyd alle an Hirn und Herz nicht ſo beſchaffen, daß es gut gehen könnte, wenn ihr regieren würdet, den Fall ausgenommen, wenn ihr mit Gewalt gehindert würdet, nach eurem Herzen und nach eurem Kopfe zu regieren.

Aber das würden wir in keinem Falle leiden, ſchrie jetzt der ganze Thierkreis, und der Elephant antwortete: Eben ſo ſchreien auch unter den Menſchen alle die, ſo euch gleichen, wenn Recht und Geſetze ſie hindern wollen, gewaltthätig, hinterliſtig, niederträchtig, dumm, herzlos und affenſüchtig, das heißt, alſo zu regieren, wie ihr es allenfalls auch könntet, wie ich es aber in keinem Fall möchte.

214.

Der Elephant motivirt ſein Urtheil über die Regierungsunfähigkeit der Thiere.

Ein Menſch, der dieſe Elephantenäußerung hörte, ſagte zu ihm: Ich wünſchte zu wiſſen, wie du dein Urtheil über die Regierungsunfähigkeit der Thiere gegen ſie einzeln begründen könnteſt. Der Elephant erwiederte: Beim Löwen ſind, außer ſeinem, in Blutſachen allen Verſtand tödtenden, Rachengefühle noch ſeine allgemeine Verachtung der Thiere, ſein ſtolzer Anſpruch an unerhörte

Ruhe, und ſeine, den Mord wie ein Nichts vollbringende, Organiſation ein ewiges Hinderniß der Theilnahme, ohne die keine Regierungsfähigkeit Statt findet.

Daß auch die Eſel gerne regieren möchten, iſt ſehr natürlich, indem ihnen kein anderes Mittel übrig bleibt, ſich einem elenden Leben zu entziehen, als dieſes einzige. Aber ewig lebt unter einem abgeriebenen Fell die Beruhigung nicht, ohne die ebenfalls keine wahre Regierungsfähigkeit Statt hat.

Auch der Stier wird am Pfluge zu müde, als daß er ſich zu einer ruhigen, von Selbſtſucht freien Gemeinnützigkeit emporheben könnte. Der Hund iſt zum Knechte geboren. Lecken und Bellen in einem Munde, gehört ewig an die Kette.

Der Fuchs vereinigt, neben der Mordluſt des Löwen, die ängſtliche Beſorgniß ſelbſt gefreſſen oder zu todt geprügelt zu werden. Hieraus entſpringt eine Gemüthsſtimmung, die die Theilnahme und die Zuverläſſigkeit zugleich ausſchließt.

Die Schlange iſt nichts anderes, als ein Fuchs ohne Beine, mit noch tauſendmal ſtillerer Mordkraft.

Der Rehbock kömmt durch die Eitelkeit, die neben ſeiner Guthmüthigkeit, unter ſeinem Horn und hinter ſeiner Naſe ſitzt, alle Augenblicke in Gefahr, in ſeinem Einfluß auf die friedlichen Thiere, ein Spiel der Fleiſchfreſſenden zu werden.

215.

Das höchſte Geſetz.

Lehrer. Irre dich nicht! ſetze die Grundſätze feſt, und unterſcheide genau: die Ruhe des Staats iſt das höchſte Geſetz. Dieſer Ruhe iſt der Gemeingeiſt entgegen, alſo ſondere das Volk in Gemeinheiten. Das Uebrige wird dann die Natur für dich ſelbſt thun.

Schüler. Wie das?

Lehrer. Sie wird im getheilten Volk den Geiſt der Gemeinheiten, (Esprit du Corps) erzeugen, und mit dieſem wird der Gemeingeiſt dahin ſeyn.

Schüler. Alſo pereat Gemeingeiſt! Vivant Gemeinheiten!

Lehrer. Ja, ja! es kann nicht anders ſeyn; der Gemeingeiſt muß dem Geiſte der Gemeinheiten untergeordnet werden.

Schüler. Es iſt doch etwas ſtark, pereat Gemeingeiſt, vivant Gemeinheiten.

Lehrer. Es verſteht ſich, pſychologiſch getrennte Gemeinten.

Schüler. Ich verſtehe das nicht, ich meine: pereat Gemeingeiſt — vivant Gemeinheiten, wollen nichts weniger ſagen, als vivat l'Esprit du Corps! Pereat Patriotisme!

Lehrer. Der Esprit du Corps kann pſychologiſch zum Patriotismus erhoben werden.

Schüler. Iſt das wahr? Kann der Esprit du Corps wirklich ſo leicht zum Patriotismus erhoben werden?

und iſt es thatſächlich und geſchichtlich richtig, daß dieſes vielſeitig wirklich geſchieht, und daß man den Esprit du Corps gewöhnlich nur darum mit ſo viel Sorgfalt, Kunſt und Gewandtheit cajolirt, damit man ihn dadurch zum Gemeingeiſt, zum Patriotismus, erhebe?

Lehrer (den Kopf ſchüttelnd). Ich will das eigentlich nicht behaupten, aber gewiß iſt immer: die Ruhe des Staats iſt das höchſte Geſetz.

Der Schüler ſchüttelte jetzt auch den Kopf und ſagte: Sie meinen doch die wahre Ruhe, und nicht eine bloße Scheinruhe.

Lehrer. Es verſteht ſich, daß ich das meine.

Schüler. Alſo wäre doch nur die wahre, in ihrem ganzen Umfang menſchlich begründete Ruhe das höchſte Geſetz des Staates.

Lehrer. Man darf ſich in dieſem kitzlichen Gegenſtand nicht in Spitzfindigkeiten und methaphyſiſche Abſtraktionen hineinlaſſen.

Schüler. Ich ſehe doch nicht, daß man den Grundſatz, die Ruhe des Staats, wenn ſie als das erſte Geſetz deſſelben anerkannt werden ſoll, müſſe eine wahre und wohl begründete, und nicht blos eine Scheinruhe ſeyn, als eine Spitzfündigkeit und methaphyſiſche Abſtraktion anſehen und alſo behandeln dürfe.

Der arme Lehrer hatte große Mühe, die Natur im Kopfe ſeines Schülers durch ſeine Schulmeiſterkünſte ſo ſehr zu verdrehen, als ſie in dem ſeinigen verdreht und verkrüppelt daſteht.

Der Kampf der Unnatur mit der Natur, ſo wie der Kampf der Verkünſtlung mit der Kunſt, führt indeſſen in dieſer Welt gar oft zu Erbärmlichkeiten, die ins Lächerliche fallen, aber dabei ſo enge mit Speiſe und Trank, mit Lob und Ehre zuſammenhangen, daß bei weitem nicht ein jeder, der ſie lächerlich findet, auch darob lacht.

216.

Die Staatswirthſchaft.

Sohn. Papa! in Berlin will ich dann auch einen Curs in der Staatswirthſchaft machen.

Papa. Du kannſt ja dieſen Curs in meinem Hauſe machen.

Sohn. Das iſt nicht möglich! Es verſteht bei uns dieſe Wiſſenſchaft kein Menſch.

Papa. Einfalt! Deine Vorfahren von väterlicher und mütterlicher Seite haben alle aus Staatspfenningen gelebt; alſo wird, ob Gott will! die Staatswirthſchaft unſerm Hauſe kein fremdes Feld ſeyn.

Sohn. Papa! Das iſt die praktiſche; aber ich glaube, es könne uns jetzt auch etwas dienen, ein wenig in der theoretiſchen zu ſchnüffeln.

Das Geſpräch dieſes Beamteten, das er als Papa und Hausvater ſo ganz confidentiell mit ſeinem Sohne über die Bildung zur praktiſchen Staatswirthſchaft hielt, die man durch die Aemterverwaltung in den Amthäuſern ſelbſt haben könne, iſt im Grunde ein zwar einſeitiges und beſchränktes, aber ſehr belebtes Beleg von dem Unterſchied, der zwiſchen der thieriſchen und menſchlichen, zwiſchen der ſelbſtſüchtigen und ſelbſtſuchtloſen Anſicht von Wahrheit und Recht in tauſend andern Verhältniſſen Statt findet.

Aber es iſt traurig, daß des guten Papa's, aus ſeinen eignen, häuslichen Verhältniſſen hervorgehende, einſeitige und beſchränkte, praktiſche Kenntniß der Staatswirthſchaft ſo allgemein zum Fundament alles deſſen gelegt wird, was man von der theoretiſchen als allgemein anwendbar anzuerkennen geruht.

217.

Der Staats-Horoſcop.

Dieſer Sterbling wird bald ſterben, ſagte Kunz. Nein! er wird noch lange leben, erwiederte Heinz, und bewies ſeinen Satz aus der Beſchaffenheit der feſten Theile eines Todtengerippes.

Dieſer Horoſcop war wohl ein Narr; aber doch iſt wahr, das die Ueberreſte kraftvoller und tiefgegründeter Staatseinrichtungen, auch wenn ſie durch Alter und Abſchwächung zu einem bloßen Knochengerippe geworden, den Staat dennoch auf eine Weiſe zuſammenhalten können, die ohne die Segensfolgen, welche das Mark dieſer Knochen ehmals ins ganze Leben des Staates verbreitete, nicht denkbar und nicht möglich wäre. Man hat desnahen unrecht, ſolche veraltete Knochen, ohne Dankbarkeit für ihren ehmaligen Staatseinfluß ihres geſunden Marks, unter das alte Eiſen zu werfen.

218.

Der Staatsdienſt.

Mit Blut an der Schnauze, warf König Löwe den Fürſten der Thiere die Frage auf: was iſt der Staatsdienſt?

Der erſte Hofſchranze, der aber etwas dumm geweſen zu ſeyn ſcheint, antwortete: daß deine mächtige Schnauze täglich ihr Mahl finden und es täglich in ihrem hohen Wohlſeyn verzehren möge, das iſt Jupiters erſtes Geſetz, und die höchſte, ewige Wahrheit der Thiere.

Was, erwiederte wüthend der Löwe, das iſt der Hyäne, der Leoparden, der Bären, aller meiner großen Gewaltsthiere, und ihres niedrigen Anhängſels, der Wölfe, der Luchſen, der Marder und Katzen erſtes Geſetz und ihre einzige Wahrheit. Er ſetzte hinzu: Es iſt aber auch für ſie nicht Staatsgeſetz, es iſt ein Privatgeſetz, das aus Privatbedürfniſſen entſprungen, deren Befriedigung ich nicht zu hindern vermag, und auch nicht zu hindern gedenke; aber mein Wille und mein Wohlgefallen iſt es dennoch, daß keines von allen meinen Großthieren und ihrem Anhängſel das Freßrecht, das ihnen als eine Bewilligung und Erlaubniß für ihre Nothdurft und nicht als ein Recht meines ganzen Forſts gegeben iſt, durchaus nicht als ein allgemeines, ihm zu freier, unbeſchränkter Benutzung gegebenes Recht anſehe. — Ja! ja das erſte Geſetz deines Reiches iſt, daß Gerechtigkeit in demſelben herrſche. — Und alle Großthiere des Reiches und ihr ganzer Anhang, ſchreien jezt dem Fuchs nach: ja, ja, das erſte Geſetz im Thierreiche und die Grundſäulen alles Rechts und alles Dienſts in deinem Reiche iſt, daß Gerechtigkeit unter uns herrſche; dafür biſt du auch, o großer Löwe, unſer König.

Auch dieſe Rubrik iſt ein redender Beleg der für das Menſchengeſchlecht ſo wichtigen Wahrheit, daß die thieriſche Natur, ſo ſehr ſie auch in ihrem Fühlen, Denken und Handeln zur Unmenſchlichkeit verſunken, ſich dennoch allgemein beſtrebt, den Schein der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit an ſich zu tragen.

219.

Das Staatsrecht.

Nicht an einem Feſttage, (ich glaube, es war in der widerlichen Stunde eines gefahrenden Aufruhrs,) fragte dieſer König eben dieſe Fürſten und Edlen: was iſt das Staatsrecht?

Allein der erſte Hofſchranze antwortete jetzt nicht. Er fand in dieſer Frage ſelbſt einen Staatsfehler des Löwen, indem er dafür hielt, die fleiſchfreſſenden Thiere müſſen dieſelbe ſo wenig aufwerfen, als ſelbige von außen auf irgend eine Art an ſich kommen laſſen.

Alſo verlegen winkte er dem Kautze, der, weil ſein Geſchlecht Mäuſe frißt, bei der Löwen-Aufwart auch Zutritt hat, er ſolle ſich weislich bedenken, und gut herausziehen.

Dieſer hüpfte aus ſeinem Winkel hervor, ſtellte ſich vor den König auf den Kanzleitiſch, ſchüttelte das mächtige Haar von ſeinem dunkeln Geſichte und ſagte: Herr König! das Staatsrecht iſt eine Sammlung trefflicher, wirkſamer Mittel, einerſeits deine heilige Macht zu ſichern, daß du in der vollen Kraft deiner königlichen Thierheit immer und ewig bleiben kannſt, wer du biſt; anderſeits uns deinen getreuen und ungetreuen Unterthanen die erhabenen Tugenden der Menſchen anzugewöhnen, und uns mit Glimpf und Ernſt dahin zu bringen, unſrer urſprünglichen Natur, nach deinem allerhöchſten Willen, zu entſagen, und nur inſoweit Thiere zu bleiben nach unſerer Art und Gattung, als es deiner heiligen Macht dienlich, erſprießlich und wohlgefällig ſeyn mag.

Der Kauz verſtand es vollkommen, mit ſchlauer Schonung des edeln fürſtlichen Löwenherzens die ſeinem Fleiſch und Blut inwohnende Anſprüche ſeiner Thierheit und mit ihnen auch diejenigen aller fleiſchfreſſenden Gewaltsthiere zu ſichern, und die letzten von den Gefahren zu ſchützen, denen ſie hätten ausgeſetzt werden können, wenn die Menſchenfreundlichkeit des Löwen nicht in die, dem Thierreich unumgänglich nöthigen Schranken zurückgedrängt worden wäre.

220.

Das blinde Vertrauen.

Sey du jetzt unſer Vater! Alſo ſprachen unerzogene Kinder zu ihrem älteſten Bruder vor dem Sarge ihres Vaters.

Dieſer aber war ein feſter Mann, und antwortete ihnen: wenn ich euer Vater ſeyn ſoll, ſo müßt ihr mir als meine Kinder gehorchen.

Das wollen wir gerne thun, antworteten die Kinder. Er erwiederte ihnen: Das iſt bald geſagt. Aber es giebt Stunden, wo es ſchwer fallen könnte, euer Wort zu halten, und auch ich bin ein Menſch. Ich habe ein Weib und eigene Kinder und eigene Verhältniſſe. Tauſend Umſtände könnten eintreffen, wo auch dieſe Verhältniſſe ſelbſt mich an meiner Pflicht gegen euch hindern, und gegen meinen Willen zu eurem Schaden blind machen könnten. Wählet alſo aus den Freunden unſers Vaters zwei Männer, die mir auf der einen Seite euern Gehorſam und eure Mithülfe verſichern; auf der andern Seite aber mich zu einer genauen Rechenſchaft von allem, was ich in eurem Namen verwalten werde, anhalten ſollen.

Wir trauen dir ja ohne alles dieſes, erwiederten die Kinder. Aber er antwortete ihnen: ich traue mir ſelbſt nicht, und bin überzeugt, der Menſch thut ſeine Pflicht in jedem Falle zehnmal beſſer, wenn er für dieſelbe verantwortlich iſt, als wenn er darüber, wie man zu reden pflegt, niemanden als dem lieben Gott Rechenſchaft zu geben ſchuldig iſt.

Wie der Glaube und die Gottesfurcht beten, arbeiten und rechtthun lehrt, alſo lehrt auch die Verantwortlichkeit unſer Geſchlecht das nämliche: aber der Mangel an ihrer Realität iſt allenthalben, wo das Truggewand unſerer Verkünſtlungsformen ſie allgemein ſo unübertrefflich bedeckt, ſo groß, daß das hohe Glaubenswort: „Verflucht iſt wer auf Menſchen vertraut" — täglich neue, das Menſchenherz empörende Belege erhaltet. Ein Menſch darf den andern nur in ſoweit und in dem trauen, worinn er ſich bewährt hat, daß er Glauben verdiene. So wie niemand gut iſt als nur einer, ſo verdient auch niemand Vertrauen, als nur Gott; vorzüglich darf der Menſch auf ſich ſelber nicht allgemein das Vertrauen ſetzen; darum iſt aber auch jeder edle Menſch in dem, was ihm vertraut wird, gerne verantwortlich; und nur ein ſchwacher leichtſinniger Menſch nimmt das unbedingte Zutrauen der Gutmüthigkeit, ohne in Verbindung mit der Pflicht der Verantwortlichkeit, gerne an.

221.

Leander und ſeine drei Söhne.

Leander, der ſeinen drei Söhnen drei gleiche, aber verwilderte Höfe hinterließ, ſagte auf ſeinem Todtenbette zu ihnen: bauet ſie wohl, und ihr werdet glücklicher werden, als ich es war.

Aber der erſte Sohn dachte in ſeinem Herzen: was will ich mit meinem verderbten Hofe machen? Ich will darauf wachſen laſſen, was wächſt, und übrigens warten, bis meine Kinder erzogen ſind. Vielleicht iſt es dann etwan mit ihrer Hülfe möglich, denſelben in eine beſſere Ordnung zu bringen. — Aber er that von dem gar nichts, was unumgänglich nöthig geweſen wäre, um in ſeinen Kindern, durch eine gute Erziehung, die Kräfte und Fertigkeiten zu entfalten, die in ihnen den Willen und die Luſt erzeugen konnten, ihm in ihren erwachſenen Tagen zur Verbeſſerung ſeines verwilderten Hofes mit Kraft und aufopfernder Hingebung an die Hand zu gehen.

Er hatte Unrecht und bereitete ſich ſelber großes Verderben. Da ſeine Kinder erwachſen waren, fanden ſie, er ſey kein Vater an ihnen geweſen, und giengen in ihrem Unwillen darüber ſo weit, daß ſein älteſter Sohn, der durch ſeine Verwahrloſung im äußerſten Grade roh und derb geworden, ihm ins Geſicht ſagte: du biſt ein alter Lump, und haſt uns und den Hof, beide, gleich verwahrloſet!

Sein zweiter Sohn gab ſich alle Mühe, ein paar Aecker ſeines Hofes in den höchſten Abtrag zu bringen, und ſagte darauf ſeinen Kindern: ihr könnet an dieſen Aeckern ſehen, wie glücklich ihr ſeyn werdet, wenn ihr einſt den ganzen Hof alſo bearbeitet.

Lieber Vater! antworteten die anwachſenden Kinder, gieb die Aecker, welche du nicht anbauſt, uns in freie Hand, zu bearbeiten und zu benutzen, ſo ſiehſt du dann noch bei deinem Leben ſelber, wie du uns durch das Beiſpiel und die Lehre deiner zwei ſo unübertreflich wohl beſorgten Aecker, und durch die Freiheit, deinen ganzen Hof eben ſo gut zu beſorgen, glücklich machen kannſt. Der Vater aber war ein ängſtlicher, kleinlicher Mann. Er dachte bei ſich ſelbſt: es iſt ein altes Sprüchwort, und ich habe es ſchon von vielen braven und klugen Vätern nachſprechen gehört: man muß den Löffel nicht eher aus den Händen geben, bis man ſelber geeſſen hat. — Er that alſo das nicht, warum ſeine Söhne in herzlicher, kindlicher Gutmüthigkeit ihn baten. Dadurch wurden nun aber dieſe auch mißmuthig, und fiengen an, das Muſterkartenleben des Vaters mit ſeinen zwei Aeckern und ſeine eigennützige Schwäche zu verachten, und daſſelbe eben ſo mit ſelbſtſüchtigen und eigennützigen Augen ins Auge zu faſſen, und unter einander ſich in die Ohren zu flüſtern, wenn er alles allein haben will, ſo kann er auch alles allein machen, und wenn er, wie der Junker, der ſeine Fiſche lieber im Teich von den Hechten freſſen, als irgend jemand ausfiſchen laſſen wollte, auch ſo ſeinen Hof lieber unabträglich verwildern, als uns erlauben, ihn für ihn und uns abträglich zu machen, ſo müſſen wir, weil er uns nicht, wie er wohl könnte, helfen will, trachten, uns ſelber zu helfen. Zwei ſeiner Söhne verließen auch wirklich ſein Haus, und ſuchten ſich jeder eine ſelbſtſtändige Laufbahn. Und der Vater hatte ein elendes Leben, er brachte es mit ſeinem Muſterkartenleben nirgendwo hin, und ſeine zwei unübertreſſlich wohl beſorgten Aecker ſtanden auf ſeinem verwahrloſeten Hof, wie ein künſtlich in Marmor gehauenes Prachtpflaſter in der zerfallenen Mauer eines verlumpeten Hauſes.

Der dritte Sohn zog ſeine Kinder von Jugend auf, wozu er ſie brauchte, um ſeinen Hof mit ihnen und durch ſie, ſo geſchwind als möglich, in eine gute abträgliche Ordnung zu bringen. Er freute ſich jeder Kraft des Leibes und der Seele, die er in ihnen entwickelte. Sein höchſter Stolz war, Söhne und Töchter vor ſeinen Augen zu ſehen, die einſt mehr als er wiſſen, verſtehen und beſitzen würden. Je mehr ſie waren, je mehr vertraute er ihnen, und je mehr er ihnen vertraute, je weiter brachten ſie es.

Er genoß ein frohes, glückliches Leben, und brachte ſeinen Hof, bei ſeinen Lebzeiten, auf einen Ertrag, auf den er ihn, ohne die freye und thätige Theilnahme und Mithülfe aller ſeiner, für dieſelben wohl erzogenen Kinder, in Ewigkeit nicht hätte bringen können.

Es iſt traurig, daß ſo viele Menſchen, theils als Individuen im Privatſtand, theils im öffentlichen Leben als Regierungsglieder und Regierungsbehörden den progreſſiven Fortſchritt der menſchlichen Cultur, und den dadurch zu erzielenden Fortſchritt des menſchlichen Wohlſtandes durch die mißmuthige Unzufriedenheit, die ſie, wie der erſte dieſer Väter, darüber zeigen, daß das noch nicht in der

Ordnung iſt, was ſie in Ordnung machen ſollten, und dadurch mit ihm in eine Gemüthsſtimmung gelangen, die ihnen das Todeswort aller menſchlichen Vorſchritte auf die Zunge legt: Das Beſte ſey bei ihrem Leben alles bleiben zu laſſen, wie es iſt, in der Hoffnung, daß denn nach ihrem Tode vielleicht wohl jemand kommen könne, der das, was etwa einer immer gefährlichen Neuerung bedürfen möchte, dann zumal auf ſeine Rechnung und auf ſeine Gefahr verſuchen und probiren könne.

Eben ſo traurig iſt das, was in Rückſicht auf den zweiten Vater wahr iſt, wenn der erbärmliche Grundſatz, man muß den Löffel nicht aus den Händen geben, bis man ſelber geeſſen, ſchwache, kleinliche Eltern dahin bringt, aus unpaſſender Sparſamkeit das zu verſäumen, was weſentlich nothwenig wäre, ihre Kinder von Jugend auf zu einer ſelbſtſtändigen Mitwirkung in allem dem, was die Führung ihrer Haushaltungen weſentlich bedarf, kraftvoll und gebildet zu erziehen, und ihnen, wenn ſie erwachſen, aus Furcht, ſie möchten ihnen über den Kopf wachſen, eine freie, ſelbſtſtändige Mitwirkung ihres Hausweſens zu verſagen. Dieſes kleinherzige Benehmen wird in ſeinen Folgen noch bedeutender, und in die Störung des öffentlichen Wohls allgemein eingreifend; wenn dieſe kleinliche Selbſtſucht ſich ſelber in Regierungsgrundſätzen und Regierungsmaximen im Munde von Beamteten ausſpricht, und Perſonen von öffentlichem und bedeutendem Einfluß ſich durch erbärmliche Sprüchwörter, Modenmeinungen und Kameradenäußerungen ihres Esprit du Corps dahin verleiten laſſen, aus Furcht, ihre Untergebenen möchten ihnen einſt über den Kopf wachſen, alles das verſäumen, was ſie als Präſidenten unumgänglich thun müſſen, um für den Dienſt des Vaterlandes tüchtige Mitglieder ihrer Collegien und Tribunalien, als Chefs ihres Büreau's tüchtige Sekretärs, als Landvögte tüchtige Untervögte und überhaupt als Oberbeamtete tüchtige Unterbehörden ſich zu bilden und zu erhalten und ihre Stellen nicht blos als einen Beſitz des utile und honorificum, das ihnen rechtlich beigefügt wird, ſondern als ein Bedürfniß des öffentlichen Wohls und als ein Inbegriff heiliger Pflichten anerkennen, ohne deren Erfüllung ſie das öffentliche Wohl nicht zu fördern, ſondern vielmehr ihm entgegen zu wirken, geeignet ſind. Unſer Verkünſtlungs-Zeitalter und die abſchwächende Epidemie, zu der es ſeiner Natur nach allgemein hinführen muß, hat uns in allen Ständen und in allen Verhältniſſen in dem, was zur Aeufnung ſowohl des Privat- als des öffentlichen Wohls diesfalls geſchehen ſollte, unausſprechlich zurückgeſetzt.

Millionen Hausväter, deren Familienglück, ſowohl in Rückſicht auf die Sicherſtellung ihrer Gegenwartsbedürfniſſe als in Rückſicht auf diejenigen ihrer Nachkommenſchaft, größtentheils von einer Handlungsweiſe abhängt, durch welche der dritte dieſer Väter ſein Vaterherz befriedigt, ſeine Kinder wohl erzogen und das Glück ſeiner Nachkommenſchaft vielleicht auf Jahrhunderte begründet, ſind für alles das, was in ihnen ſelbſt kraftvoll belebt ſeyn ſollte, abgeſtumpft, und ſtehen im ganzen Umfang ihrer Umgebungen diesfalls verödet und unbeholfen in unſerer Mitte.

Die Art und Weiſe, wie dieſer Vater ſeinen Hof durch ſeine Kinder ſelber auf den größten Abtrag gebracht, indem er ſie zu dem Geiſt und der Kraft einer Lebensweiſe erhoben, durch die ſie hinwieder fähig werden, das nämliche an ihren Kindern zu thun, dieſe Art und Weiſe des reinen, kraftvollen, häuslichen Familienlebens iſt im Allgemeinen mit allen Segenskräften, die ſie zur Folge hat, gleichſam aus unſerer Mitte verſchwunden; und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir für alles dieſes Geiſt und Herzens halber vielſeitig, ſo viel als abgeſtumpft da ſtehen; und wie dieſes wahr, und hinwieder, wie es unwiderſprechlich iſt, daß durch die Fehler und Schwächen des Privatlebens auch die guten Kräfte des öffentlichen Lebens gefährdet, untergraben und abgeſchwächt werden, ſo iſt eben ſo wahr und unwiderſprechlich, daß die, in unſerer Mitte tief erſchütterten Fundamente des öffentlichen Wohlſtandes hinwieder auf die immer ſteigende Abſchwächung, Untergrabung und Erſchütterung der Fundamente des Privat-Wohlſtandes einwirken, und daß, um gerade heraus zu reden, zum Exempel die Folgen eines verkehrten Benehmens der Präſidenten gegen die Mitglieder, der Collegien, der Chefs gegen ihre Subalternen, der Landvögte gegen ihre Dorfvögte, auf die Untergrabung der Fundamente des Privatwohls der einzelnen Glieder des Staats einen nicht zu berechnenden Einfluß hat; und daß Millionen Menſchen im Lande dadurch in den Mitteln ihren Privatwohlſtand und durch denſelben auch den öffentlichen Wohlſtand ruhig, kraft- und ſegensvoll zu fördern, gehemmt, ſtillgeſtellt und verwirrt werden.

Wenn die Oberbehörden in einem Lande durch die

Folgen unſerer Zeitverkünſtlung und der, ihrer Modenſchwäche immer beiwohnenden, unpaſſenden Anmaßungen, hierin den guten, alten Sinn ihrer Stellen gänzlich verlieren, und die größere Anzahl der Präſidenten, Direktoren, Chefs und Oberamtleute dahin gebracht werden, alles Intereſſe, alle Uebungen und alle Gewandtheit in allem dem zu mangeln, wofür ſie in ihren höhern Stellen unumgänglich Takt, Intereſſe, Uebung und Gewandtheit haben ſollten, um durch ihren Einfluß ihre untergeordneten Mitglieder der Collegien, Tribunalien, Secretär's und alle Arten von Unterbeamteten im Innern ihrer Denkungsart und ihrer Beſtrebungen in dem Geiſt leben und handeln zu machen, der allein geſchickt iſt, durch den Erfolg ihrer Stellen des Landes Wohl wirklich zu befördern, und für dieſen Zweck bildend und erhebend auf das Volk, d. h. auf jedermann, der durch ihre Stellung und durch ihren Einfluß mit ihnen in Berührung iſt, einzuwirken, ſo ſind die verderblichen Folgen dieſes Abſchwächungs- und Verkünſtlungszuſtands im Lande in allen Ständen doch gewiß nicht zu berechnen. Möge doch die Wichtigkeit dieſer Anſicht, für die uns das oberflächliche Leben unſerer Verkünſtlung faſt allgemein blind gemacht, bald mit einem größern Intereſſe beherzigt und die Ueberzeugung allmälig in unſerer Mitte allgemein werden, daß das Volksheil und der Volksſegen einzig und allein aus der Volksführung hervorgehen, und daß dieſes hohe Reſultat nur durch die Weisheit, Edelmuth und Tugend des hohen Perſonals, in deſſen Hand die weſentlichen Beförderungsmittel des öffentlichen Volkſegens gelegt iſt, vorzüglich zu erzielen geſucht werden müſſen, und daß es nur durch die Sicherſtellung des höhern Staatsgeiſts in den Oberbehörden im Lande möglich iſt, den Staatsgeiſt der niedern Stände ſowohl mit den weſentlichen Bedürfniſſen der Menſchennatur, als mit denjenigen des Staats ſelber, in eine wirkliche, ſegensreiche Uebereinſtimmung zu bringen.

Möge man doch bald und allgemein erkennen, daß im Staate, wie in einer Haushaltung, nur ein Geiſt herrſchen ſoll, und daß der Gemeingeiſt aller Stände nur durch den Zuſammenhang deſſelben erzielt werden kann. Möge doch die Ueberzeugung bald allgemein werden, wie wichtig die Folgen des Zuſtands in jedem Staate ſind, wenn durch den Mangel des innern, geiſtigen und ſittlichen Zuſammenhangs der Ober- und Unterbehörden in einem Lande, d. h. durch den Mangel an intellectueller und ſittlicher Einheit im Staatsgeiſt und im Staatsdienſt die öffentlichen Behörden mit den weſentlichen Bedürfniſſen des Volksſegens nicht nur nicht in Uebereinſtimmung, ſondern ſogar ſichtbar in offenem Widerſpruche mit einander ſtehen.

222.

Leonor, Matthias, Selmar und Nilſon.

Vier Geiſtliche.

Sie waren ehemals Schulfreunde, aber ſie hatten ſich jezt dreißig Jahre nicht mehr geſehen; nun führte ſie ein Zufall zuſammen.

Sie freuten ſich eine Weile ihres Zuſammentreffens; dann aber ſagte Leonor: wir waren alle vier brave Jungens, und wollten das Gute, aber was haben wir nun in der Welt ausgerichtet?

Matthias antwortete: ich habe mich durch eine einſeitige Neigung zu vielerlei Wiſſen und durch ewiges, meiſtens oberflächliches und unverdautes Herumtappen in Büchern, Journalen bis auf die täglichen Zeitungen herab, gleichſam aus der Welt heraus geträumt, und alle Kraft eines wahrhaft belebten, wirklichen Zuſammenhangs mit meinen Gemeindsgenoſſen durch dieſelben verloren. Auch näherte ich mich ſchon den grauen Haaren, ehe ich merkte, daß alles mein Wiſſen und Kennen mich in meiner Stellung und meinem Beruf zum fünften Rad am Wagen gemacht, und daß ich durchaus nicht einmal im Stande ſey, meinen Leuten in irgend einem Fall einen Rath und eine Wegweiſung zu geben, die auf ihre Umſtände wirklich paſſend. Und ich hingegen, erwiederte Selmar, habe eben dadurch, daß ich mich der Geſchäfte und Angelegenheiten meiner Leute zu ſehr annahm und in allen Stücken ihnen mit gutem Rath beiſtehen wollte, den Namen eines Menſchen erhalten, der ſich in Sachen, die ihn nichts angehen, miſcht. Indeſſen bin ich dadurch für ſie der Mann des Tages geworden, dem ſie nachlieſen, wenn ſie ihn brauchten, den ſie aber auch ſtehen ließen, ſo bald ſie ihn nicht mehr nöthig hatten. Es konnte wohl nicht anders kommen. Die guten Räthe, die ich ihnen geben wollte, hatten in mir ſelbſt kein ſolides Fundament und konnten in der Zerſtreuung, in der ich lebte, keines in mir finden. Ich merkte aber auch erſt in meinen grauen Haaren, wie viel mir fehlte, um meinen Pfarrkindern das wirklich zu ſeyn, was ich ihnen hätte ſeyn ſollen, und gerne geweſen wäre, wenn ich es nur hätte können.

Nilſon ſagte: ich ſahe frühe ein, daß für uns Geiſtliche bei aller Kunſt des Einfluſſes auf das Zeitliche nichts heraus kommt, und daß überhaupt Leiden, Unrecht und böſe Gewalt auf der Erde ſeyn werden, ſo lange die Menſchen, wie unſer Katechismus ſagt, fortfahren, Gott und ſeinem Geſetze zu widerſtreben und ihren Nächſten zu haſſen. Ich ſuchte deswegen die Menſchen zur Verachtung des ganzen irdiſchen Lebens und aller ſeiner Güter und Segnungen hinzuführen, und ſelber von allem Glauben an die Möglichkeit einer irdiſchen Ruhe und Zufriedenheit abzulenken, und ich bin auch erſt in meinen alten Tagen dahin gekommen, einzuſehen, daß meine Beſtrebungen das Volk aus der Wahrheit deſſen, was es in der Welt wirklich iſt und wofür es wirklich da ſeyn und leben ſoll, hinaus zu reißen und in dem Träumerleben, in dem es weder in ſich ſelbſt noch in ſeinen Umgebungen ein erhebendes und ſtärkendes Fundament fand, ſein Heil zu ſuchen, ein Mißgriff war, durch den das Volk auf das, was wirklich göttlich, ewig und erhaben iſt, durchaus nichts gewann, hingegen was es in Rückſicht auf ſein zeitliches Daſeyn wirklich bedarf und was ihm Gott dafür wirklich gegeben, alles zu verlieren oder diesfalls in einen ewigen Widerſpruch mit ſich ſelber zu fallen gefahren. Ich richtete mit meinen Beſtrebungen durchaus nichts aus. Die Gelüſte meiner Gemeinde nach allen Genießungen, die ſie kennen, und nach allen, ſelbſt den unſinnigſten Rechten, die ihnen dieſe Gelüſte zu verſchaffen und ſicher zu ſtellen geeignet ſchienen, ſind ſeit dreißig Jahren, da ich ihr Pfarrer bin, immer die nämlichen geblieben; indeſſen iſt es mir jezt zur innigſten Ueberzeugung klar geworden, und ich darf und ſoll es mir nicht verhehlen, ich habe mit meiner träumeriſchen Sönderung deſſen, was der Menſch zum Segen, zur Aeufnung und zur Ruhe ſeines zeitlichen Lebens wahrhaft bedarf, von dem, worauf das Heil ſeines ewigen Lebens ruht und mit der daraus herfließenden Vernachläſſigung zur Genugthuung, Bildung und Ergreifung des Volks zu dem, was es in der erſten Rückſicht bedarf, ſtörend auf die allgemeinen Fundamente des Wohlſtandes meiner Gemeinde eingewirkt, indem ich die Unſchuld und das leichte Joch des unbefangenen Lebens in Liebe und Glauben in den Köpfen ſchwacher und gutmüthiger Menſchen in das Kettengewand von Meinungen über die Pflichten der Liebe und des Glaubens umwandelt, das ſie jezt wie ein Geſpenſt, wo ſie gehen und ſtehen, verfolgt, und ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe läßt, indem es ſie ſo aus ſich ſelber und aus der Wahrheit ihrer Verhältniſſe heraus hebt, daß viele derſelben aus lauter Eifer für die Erkenntniß und freundlich müſſiggängeriſche Beſprechung über dieſe Pflichten nicht mehr Zeit genug dafür finden, die weſentlichſten derſelben auch nur halb ſo gut auszuüben, als ſie es vorher thaten.

Mehrere von ihnen ſind dadurch ſehr ſchlechte Hausväter und ſehr ſchlechte Hausmütter geworden, und nicht nur für den Augenblick in ihrem diesfälligen Wohlſtande zurückgekommen, ſondern eigentlich in ſich ſelber unfähig geworden, zur weitern Beförderung, zur diesfälligen Wiederherſtellung ihrer ſelbſt mit den Kräften, mit der Anſtrengung und mit dem Intereſſe zu arbeiten, mit dem ſie es vorher thaten. Es mußte mir ſehr zu Herzen gehen, daß die Folgen dieſer Verirrung auf die Umſtände einiger Perſonen, die mir vorher ſehr anhänglich waren, ſo verwildernd einwirkten, daß ſie hernach ihre Anhänglichkeit an mich ſelber laut und öffentlich verwünſchten, und in der, ſich durch die Folgen meiner diesfälligen Unvorſichtigkeit zugezogenen Armuth, in Laſter und Verbrechen hineinfielen, daß wirklich drei Kinder aus Haushaltungen, die mir lange anhänglich waren, jetzt im Zuchthauſe ſtecken.

Das alles gieng dem guten Manne ſo ſehr zu Herzen, daß er mit Thränen in den Augen zu ſeinen Freunden ſagte: ich bin unter euch allen der Unglücklichſte geweſen.

Seine Freunde antworteten ihm: du dauerſt uns ſehr; wir kennen deinen Gang; du haſt von dir reden gemacht; Freunde und Feinde geben dir das Zeugniß, du habeſt es gut gemeint; aber Freunde und Feinde ſagen auch überall, du ſeyeſt die Unnatur ſelber. Wir widerſprechen es auch nicht; aber wir fühlen dabei, daß auch wir den ſchlichten, einfachen Gang der Natur verfehlt haben, der in ſeiner Schwachheit und in ſeiner Kraft dahin lenkt, alles zu vereinigen und nichts getrennt und iſolirt ſtehen und wirken zu laſſen, alles mit ſich ſelbſt und mit ſeinen Umgebungen in Uebereinſtimmung zu bringen. Indeſſen iſt gewiß, ob wir gleich, wie du, in unſerm Thun und in unſern Beſtrebungen nicht in Uebereinſtimmung mit unſern Umgebungen zu handeln vermochten, ſo giengeſt du in deiner Unnatur dennoch unendlich weiter als wir. Wir waren in unſerm Einfluß auf das Volk unſtreitig ungeſchickt, eben wie du; aber wir giengen in unſrer Ungeſchicklichkeit nur oberflächlich und äußerlich zu Werke; du aber wollteſt tiefer wirken, und brauchteſt Gewalt, innerlich durch die Belebung der Einbildungskraft einen Schein deſſen hervorzubringen, was wirklich nicht da war; du wollteſt einen Schein des Göttlichen herrſchen machen, wo durchaus die Wahrheit des Göttlichen noch nicht da war, und wo ſogar in dem Perſonale und in den Umgebungen deiner Anhänger alles das mangelt, was nothwendig da ſeyn und gethan werden mußte, um die Kräfte, Fertigkeiten, Geſinnungen und Anſichten menſchlich zu entfalten und menſchlich zu beleben, die den wirklich göttlichen Kräften unſrer Natur immer nothwendig beiwohnen, wo Natur und Gnade im menſchlichen Leben ſich im ganzen Umfang ihrer beiderſeits göttlich gegebenen Kräfte und Segnungen wirklich vereinigen.

Selmar ſagte nach allem dieſem: eure Erfahrungen ſind alle wahr; aber ein Hauptgrund, warum wir Geiſtliche bei allen unſern Beſtrebungen, etwas Gutes darinn zu ſtiften, nicht dahin gelangten, wo wir wollten, iſt auch dieſer: wir werden in unſern Tagen immer mehr unter das Volk, ohne genugſame Kraft und ohne genugſame Mittel, auf daſſelbe zu wirken, wie ein Angel ohne Lockſpeiſe unter die Fiſche, hingeworfen. Wirth, Weibel, Schulze, Schreiber, Werber, kurz alle Gewalt- und alle Geldmenſchen angeln das Volk mit allem, was unſer Geſchlecht zu reizen im Stande iſt, und die Welt, wie ſie jezt iſt, kennt gegen dieſes Angeln beinahe kein wirkſames Recht mehr und vielleicht noch weniger einen wirkſamen Willen. Der Geiſt des Zeitalters iſt ohne Gewiſſenhaftigkeit, und ohne Kraft gegen ſeine ſinnliche Selbſtſucht.

Das Schickſal dieſer verſchiedenen Geiſtlichen iſt ein eben ſo ſprechendes, als merkwürdiges Beleg von der Wahrheit, in welchem Grad das Verkünſtlungsverderben unſrer Zeit unſer Geſchlecht in allen Ständen und Verhältniſſen von dem Gange der Natur in der Entfaltung unſrer Kräfte abgelenkt, ſie dadurch in ſich ſelber entkräftet und jede ſegensreiche Anwendung derſelben im Allgemeinen ſo viel als unmöglich gemacht.

Die Individualität dieſer vier Männer war, ſie konnte nicht mehr, unter einander verſchieden, und ihre Lebenszwecke waren, obgleich im Weſen allgemein die nämlichen, wohlthätigen, und ſich dem Dienſte ihrer Mitmenſchen als aufopfernd und hingebend auszeichnenden, dennoch durch die Individualität des Charakters und der Bildung eines jeden, äußerſt ungleich und beinahe ſich allſeitig entgegenſtehend beſtimmt. Sie, dieſe Männer, waren im Grunde unter ſich ſelbſt ſo ungleich, als nur immer Menſchen unter einander ungleich ſeyn können. Der eine lebte in den Büchern, gleichſam außer ſich ſelbſt. Der andere verlor durch die Aufmerkſamkeiten auf ſeine Umgebungen ſich ſelbſt in ſich ſelbſt, er wollte auf die Welt wirken, aber ſein Wirken gieng nicht aus ihm ſelbſt hervor; darum wirkte er nicht auf die Welt, die Welt wirkte auf ihn. Der dritte wollte eine Gewalt brauchen gegen die Welt, und trennte zu dieſem Endzwecke, was Gott von Ewigkeit her in der Menſchheit zuſammengefügt. Der vierte wollte die Unſchicklichkeit aller durch die Unpaſſenheit der Stellung, in der ſie gegen das Volk gelaſſen wurden, erklären, und alle Schuld des Nichterfolgs ihrer Beſtrebungen auf dieſen Umſtand hinſchieben. Aber die Wahrheit von allem dieſem iſt: die Welt, die ſie umgab und auf die ſie Einfluß ſuchten, lebte, eben wie ſie, in der höchſten Unnatur unſers Verkünſtlungsverderbens, und die wahren Urſachen des allſeitigen Mißlingens ihrer Beſtrebungen müſſen offenbar in dem Zuſammentreffen des Verkünſtlungsverderbens, das in ihren Umgebungen, und in demjenigen, das in ihnen ſelbſt lag, geſucht und anerkannt werden.

223.

Verderbte Rehe und ein Thier-Predikant.

Einer Göttin geweiht, und von blutgefärbten Thieren und Menſchen getrennt, lebte vormals eine Schaar von Rehen, glückliche Tage, Friede malte ſich auf jeder Stirne, Ruhe in jedem Auge und Anmuth auf jeder Lippe.

Aber ein wilder Berggott entweihte den heiligen Wald. Er verſcheuchte die ſchüchterne Göttin von ihren geliebten Rehen; Löwen, Menſchen und Hunde niſteten ſich ein.

Jetzt ſind die armen Thiere nicht mehr ſich ſelbſt gleich. Wer die Vorwelt geſehen hat, der jammert über ihr verderbtes Geſchlecht. Ihre Stirnen ſind voll Runzeln, ihre Augen trübe, und ihre Lippen hängen anmuthlos und mißmuthig gegen die Erde.

Ein Thier-Prädikant meinte, er könne ihnen helfen, und predigte ihnen: ſie ſollten deſto ruhiger ſeyn, je größer die Uebel ſeyen, welche ſie leiden. Er meinte, ſie müßten nur die Augenblicke ihrer Sicherheit und ihres Glückes mit deſto mehr zuſammengefaßter Kraft feſt halten, je ſeltener ſie ſeyen.

Aber ein Reh, daß die Vorzeit geſehen hatte, ſchalt den predigenden Affen, und ſagte zu ihm: elender Träumer! entweihe den heiligen Aſt nicht länger mit deinem grundloſen Geſchwätze. Die Tugend unſers Geſchlechtes iſt ein Geſchenk der Gottheit, die wir verehrt haben. So lange ihr Altar brannte, war kein Verderben in den Herzen der Rehe. Aber jetzt iſt unſere Tugend unwiederbringlich verloren. Ich weiß es noch, wie wenn es geſtern geweſen wäre, an einem Abend, (die Sonne gieng in Blut gefärbt unter,) hörten wir den erſten jagenden Hund, und in der ſchrecklichen Nacht, (Donner und Bliz verkündeten unſer Unglück) hörten wir das erſte Löwengebrüll. Am Morgen darauf war unſere Göttin verſchwunden. Kannſt du uns helfen, ſo vertilge die Hunde, tödte die Löwen und die wilden, jagenden Menſchen; dann wird die ſchüchterne Göttin wieder zu ihren geliebten Rehen zurückkehren, und uns ihr hohes Geſchenk, die Tugend unſers Geſchlechtes, wiederbringen. Kannſt du das nicht, ſo überlaſſe uns dem verderbten, verhärteten Zuſtande, den uns das tägliche Hetzen und Jagen zu unſrer Natur macht, und ſchweige lieber, als uns mit deinem Geſchwäzwerke von Laſtern, die mehr unſer Unglück, als unſere Fehler ſind, noch das Bischen Kopf und Kraft zu rauben, das uns übrig geblieben iſt, und deſſen wir ſo ſehr bedürfen.

Was ſoll ich zu dieſem Bild ſagen, als wer nichts taugt, um den Lauf der Uebel und Leiden, durch die das Volk allen Reiz und alle Kraft zu dem, was ſein Segen und ſein Heil iſt, verliert in ſeinen Quellen zu hemmen, der thut übel, wenn er als Tröſter unter ihm auftritt; die empörte Menſchennatur kennt das öde, leere Weſen des Maulbrauchens, und will nichts von ihm. Wer den Schaden Iſraels heilen will, der muß in Iſrael die Kräfte wieder herſtellen, durch die Iſrael Iſrael geworden, und durch die es allein wieder Iſrael werden kann.

224.

Hans und Benedikt.

Benedikt. Sey ruhig, lieber Hans!

Hans. Ich kann nicht, ich leide Unrecht.

Benedikt. Die Religion ſollte dich tröſten.

Hans. Sie ſollte mir helfen.

Benedikt. Sie wird dir in deinem Innern helfen.

Hans. Das iſt nicht wahr! Wenn ſie mir in meinem Aeußern nicht hilft, ſo iſt ſie für mein Inneres nicht da.

Benedikt. Du läſterſt!

Hans. Ich rede die Wahrheit, „*Gott iſt nicht da, und der Glaube an Gott iſt nicht da, wenn das Unrechtleiden nicht aufhört.*“

Benedikt. Ich zittere.

Hans. Wenn du keine Kraft haſt gegen das Unrecht, ſo lege deine Kutte ab, diene für feilen Gewinn, und trage die Livree der Herrſchaft, der du gehörſt.

Benedikt. Das hätte ſich freilich der Heiland und ſeine Apoſtel nicht ſagen laſſen.

Hans. Auch dein Großvater, der bei uns Pfarrer war, hätte ſich das nicht ſagen laſſen.

Das Wort des Hanſen iſt freilich ein Wort der Verzweiflung, aber es hängt dennoch mit einer großen, tiefen Wahrheit zuſammen. Die Religion iſt in ihrem Weſen eine Kraft Gottes zum Heil einem jeden, der da glaubt; und ſie ſollte auch in ihrem Aeußerlichen kraftvolle Mittel beſitzen, der Noth und dem Elend der Menſchen abzuhelfen, wo dieſe ſich immer befinden. Und es iſt unſtreitig, da ſie das Volk vorzüglich bei ſeinen Geiſtlichen ſucht, ſo ſollte ſie auch vorzüglich bei ihnen zu finden ſeyn, ſie ſollte ihnen auch vorzüglich gegeben ſeyn, und zwar nicht durch äußern Reichthum, ſondern durch innere, göttliche, heilige Kraft in ihrer Theilnahme am Leiden ihrer Brüder. Es läßt ſich nichts Herzzerſchneidenderes denken, als die Erſcheinung eines Geiſtlichen im Kreiſe armer, unrechtleidender Menſchen, mit einem Schwall armſeliger, eitler Troſtworte Wunden zu heilen, die ſich nicht vom bloßen Winde heilen laſſen, ſondern Oehl und Eſſig für ihren Schmerz anſprechen. Ihr kennet den Eindruck noch, den es auf euch gemacht hat, als ein Geiſtlicher, den ſein Pfarrkind um Gotteswillen bat, er ſolle bei dem Landvogt, der ihm Unrecht gethan, einen Vorſpruch einlegen, geantwortet: muthet mir das doch nicht zu, ich bin mit meinem gnädigen Herrn in Verhältniſſen, daß ich das nicht thun darf. Moraliſche Kraftloſigkeit kann in tauſend Fällen Menſchen zu Gefühlen und Ausdrücken bringen, die dem Wort des Hanſen: Gott iſt nicht da, und der Glaube an Gott iſt nicht da, wenn das Unrechtleiden nicht aufhört — vollkommen gleich ſind. Denke doch ein jeder, den das Wort des Hanſen empört zu ſeiner Entſchuldigung, man ſuche zarte, feine und wohl beſorgte Pflanzen in einem Garten umſonſt, deſſen Gärtner im Winter den Froſt ſcheut und im Sommer die halbe Zeit des Tages unter Schattenbäumen auf der faulen

Haut liegt. Der fromme, chriſtlich gläubige Menſch trägt ein ſanftes, mildes, liebendes Herz in ſeiner Bruſt. Er ſieht den Armen und Leidenden als ſein Kind an, das er von Gottes wegen auf alle Weiſe zu erquicken und zu behelfen verpflichtet iſt. Wie Vater und Mutter einem kranken Kinde ſeine Schmerzen zu mildern ſuchen, alſo ſucht er den Armen und Leidenden in ſeiner Noth und in ſeinem Schmerz wirklich zu dienen. Er trocknet ihm den Schweiß von ſeiner Stirne. Er ermüdet nicht, jedes Labſal für ihn aufzuſuchen, das in ſeiner Hand iſt. Er bricht ſich den Schlaf ab, für ihn zu wachen, und ſcheut die Laſten des Tages nicht in ſeinem Dienſte. Er wirft ſich in die Arme des Leidenden, und benetzt des Kranken Angeſicht mit ſeiner Thräne. Aber der leidige Tröſter, der zum armen Job kam und zu ihm ſagte: du haſt dein Unglück mit deinen Sünden verdienet, und mußt jetzt den Troſt, den du bedarfſt, in dir ſelber, in deiner Beſſerung ſuchen; es kann dir ihn niemand geben und niemand für dich ſuchen — hat den Geiſt des wahren, chriſtlichen Troſts nicht in ſeinem Herzen. Er braucht in der Härte ſeiner Gefühle Kunſt- und Bücherphraſen einer Troſtart, die niemand tröſtet. Die Einfalt des chriſtlichen, liebenden, ſchonenden und helfenden Sinnes braucht ſolche Phraſen, denen der wirkliche Geiſt des Evangeliums mangelt, nicht. Sie kennt ſie nicht von ſich ſelbſt; ſie kennt ſie nur, wenn ſie ſie auswendig gelernt hat, und braucht ſie in dieſer Leerheit und Verödung nur im Nachſprechen deſſen, was ſie alſo wörtlich gelernt hat.

225.

Der Biber und der Marder.

Es iſt ein eckelichtes Ding um deinen Zahn, und ich ſehe nicht einmal ein, daß du ihn zu deinem Fraße nöthig haſt, alſo ſagte ein Marder zu einem Biber. Dieſer antwortete ihm: ich kann freilich meine Fiſche ſo gut ohne meinen Zahn fangen und freſſen, als du deine Eier und Vögel ohne einen ſolchen auch finden und freſſen kannſt. Aber mein Zahn iſt ein Kunſtzahn, und du und deinesgleichen wiſſen nicht einmal, was das für eine Luſt iſt, einen Kunſtzahn in ſeinem Kiefel zu haben; ich aber weiß es, und will dir nur ſagen: er iſt mir faſt mehr werth als mein ganzes Freßgebiß, und ich kann dich verſichern, das Ausüben meiner Baukunſt iſt mir viel lieber als das Fiſcheſſen.

Der Biber macht ſeiner Kunſt eine Lobrede, die nicht alle menſchlichen Künſtler der ihrigen machen können. Die Menſchenkunſt iſt weit mehr abhängig vom Menſchenbrod als die Thierkunſt vom Thierfraß. Auch iſt nur der Menſch unerſättlich im Jagen nach Brod, das Thier aber gar nicht.

226.

Ein Stier und ein Biber.

Auch der Stier ſagte zum Biber: So ein Leben unter dem Waſſer, wie du eins haſt, möchte ich um aller Welt willen nicht haben. Der Biber ſchwieg und antwortete ihm nicht. Aber der Stier fuhr fort und machte jeʒt eine Lobrede ſeines beſſern und glücklichern Lebens. Mein Stall, ſagte er, iſt beinahe ſo viel werth als eine Menſchenwohnung, und dann muß ich ihn nicht einmal bauen; der Bauer, der mich futtert, baut mir ihn ſelbſt. — Der Biber antwortete ihm: ich weiß wohl, daß es viele Stierenſtälle giebt, die beſſer ausſehen und im Winter gar viel wärmer ſind als tauſend und tauſend armer Leute Wohnſtuben, und ich kann auch gar wohl denken, es gefalle dir wohl darinn, wenn dein Bahren recht voll und dein Gras und dein Heu darinn recht gut ſind. Ich aber liebe die Wohnung, die ich mir ſelbſt baue, und in der ich frei bin, und möchte um alles in der Welt nicht eine Wohnung, die mir ein anderer baute, und mich nicht wie dich darinn angebunden finden, wenn er dich anjochet und zum Pflug oder Wagen anſpannen will.

Ein wohl beſorgter Stallſtier hat freilich eine bequemere Wohnung als ein Biber unter dem Waſſer. Aber der Biber hat auch recht, daß er lieber frei lebt als bequem ſchläft. Wem ſeine Freiheit und ſein Recht nicht mehr iſt als ſeine Bequemlichkeit, der iſt in jedem Falle ein armſeliger Tropf. Ich habe in meinem Leben unter allen Gefangenen, die ich ſah, niemals ob keinem lachen müſſen, als ob einem, an Händen und Füßen gefeſſelten Manne, der mit ſtolzer Behaglichkeit in ſeinem dunkeln Loche ſaß.

227.

Eine Kuppel Jagdhunde, ein Jäger und ein Junker.

Eine Kuppel Jagdhunde beklagte ſich einmal beim Meiſter im Hundsſtall, beim Jäger, daß er alle Tage ſich voll ſaufe und ſie dann im Rauſche bald hungern, bald durſten laſſe, und des Strohes halber bei Froſt und Näſſe auch ſo halte, daß ſie alle Kraft in den Beinen und allen Geruch in der Naſe verlieren, und ſie dann, wenn ſie in dieſem Zuſtande nicht gut jagen, noch untreulich prügle, ſo daß ſie, wenn dieſes ſo fortdaure, abſerben und unfehlbar ſterben müſſen. Der Jäger antwortete ihnen mit der Knute in der Hand: ihr Hunde, meint ihr, ich ſoll euch anders als Hunde behandeln? Nein, nein, fuhr er fort: wenn ihr auch alle verrecktet, ich will um deswillen kein Glas weniger trinken, und keinen Augenblick weniger auf der faulen Haut liegen, als es mir gefällt. — Aber endlich erkannte der Junker, dem die Hunde gehörten, ihren ſchlechten Zuſtand; und kam den Urſachen deſſelben bald auf die Spur. Er gieng ſelber in den Hundsſtall, um mit eigenen Augen zu ſehen, was an der Sache ſey. Da erzählte ihm dann ein halblahmer Jagdhund faſt mit menſchlicher Wehmuth vor ihm kriechend umſtändlich, wie ſie ſich beim Jäger darüber beklagt, und was er ihnen geantwortet. Das empörte den Junker im höchſten Grad. Er ließ den Jäger auf der Stelle zu ſich kommen, redte ihn roh an und ſagte zu ihm: ich habe geglaubt, meine Hunde einem Menſchen anvertraut zu haben, und du biſt mehr Hund als ſie alle. Meinſt du, die Hunde ſeyen in deinem Dienſte? Nein, nein, du biſt in ihrem Dienſt, und du gehſt mit ihnen um, daß es unter den Hunden und nicht blos unter den Menſchen ein Gräuel iſt; wenn ſie dein wären, du dürfteſt nicht ſo mit ihnen umgehen; aber es iſt kein Haar, das auf ihrer Haut wächst, dein, geſchweige denn die Hunde ſelber. Meinſt du, ich bezahle dich, daß du dich täglich voll und toll ſaufeſt, auf der faulen Haut liegeſt, und meine Hunde verrecken laſſeſt? Das iſt dem nicht ſo, ich bezahle, wie ich einen guten Hundsknecht nöthig habe, und ich glaubte, du ſeyeſt einer oder könneſt wenigſtens einer werden; und jetzt gehſt du mit meinen Hunden ſo um. Aendert ſich aber das nicht auf der Stelle, ſo kann ich meinen Hunden gar leicht helfen, wie es dir aber dann dabei gehe, da ſieh' denn du zu. — Das war ein guter Tag für die Hunde. Der Jäger ſoff ſich von nun an erſt dann voll, und legte ſich von nun an erſt dann auf die faule Haut, wenn ſeine Hunde beſorgt waren, wie recht iſt; auch beſſerte es ihnen an den Beinen, an der Naſe und an der Jagdluſt von Tag zu Tag; und der Junker ſagte nach einigen Wochen dem Jäger, der ihm ſonſt lieb war, im Spaß: es dünkt mich, ich komme mit dir doch noch dahin, daß du mir am Ende noch etwas mehr werth werdeſt, als meine Hunde.

Ach! daß ſolche Auftritte doch nur in Hundsſtällen Platz hätten. Aber der thieriſche Sinn der menſchlichen Selbſtſucht bringt unſer Geſchlecht in den verſchiedenſten Verhältniſſen des Lebens, im Bauernſtand, im Bürgerſtand, im Kaufmannsſtand, im Adelſtand und ſelber im Stand der Beamteten und der öffentlichen Behörden gar oft dahin, die ihm untergeordnete Schwäche ſeiner Mitmenſchen, eben wie dieſer Jäger die Hunde, die nicht ſeyn, ſondern ſeines Herrn waren, zu behandeln. Es iſt unwiderſprechlich, es giebt in allen dieſen Verhältniſſen, ich weiß nicht, ob ich ſagen darf, Menſchen, oder ob ich ſagen muß, Unmenſchen, welche die in ihren Verhältniſſen ihnen untergeordneten Menſchen, wie dieſer Jäger ſeine Hunde behandeln, wenn ihre Selbſtſucht mit der Selbſtſucht ihrer Untergebenen in Conflikt kommt. Es iſt unwiderſprechlich, daß es in allen dieſen Verhältniſſen Menſchen giebt, die ſich nicht ſchämen, das arme, niedere Volk, deſſen Heil und Segen durch den Geiſt und die Sitten unſers Civiliſationsverderbens mit großer Kunſt in die Hand harten Reichthums und harter Gewaltsmenſchen gegeben iſt, ein Hundepack (la canaille) zu nennen, und ſie auf das Fundament dieſes ſchönen Rechtstitels alſo zu behandeln, wie dieſer Jäger die ihm anvertrauten Jagdthiere. Und das Allerbedauernswürdigſte in dieſer Lage iſt denn noch, daß die Unglücklichſten unter dieſem alſo betitelten Hundepack (la canaille) oft im höchſten, ſchreienden Unrechtleiden bei weitem nicht ſo leicht einen Mann aus einer höhern Behörde finden, der die diesfalls auch im höchſten Grad fehlenden Unmenſchen, zu Gunſten derſelben, mit der Kraft und Entſchloſſenheit zur Rede ſtellt, wie dieſer Junker ſeinen Jäger, zu Gunſten ſeiner Hunde, mit Kraft und Entſchloſſenheit zur Rede geſtellt hat.

228.

Die Begriffe der Bienen von der Freiheit und der Gerechtigkeit.

Die guten Bienen, die bei ihrem Honigſuchen in aller Welt herumſchwärmen, hörten in allen Ecken die thieriſchen Begriffe, die ſich die Löwen und Bären, die Füchſe und Marder, die Ochſen und Eſel, die Auerhähne und Spatzen, die Hunde und Katzen von der Freiheit und der Gerechtigkeit machten; aber obwohl ſie dieſe großen Thiere alle für höhere Weſen anſahen als ſich ſelber, ſo konnten ſie, ſo klein ſie ſich auch immer gegen ſie fühlten, doch nicht begreifen, daß irgend etwas von alle dem, was dieſe Thiere für ſich als Freiheit und Gerechtigkeit anſprachen, wirkliche Freiheit und Gerechtigkeit ſey; und jemehr ſie dieſes Geſchwatzwerk über dieſe zwei großen Menſchenwörter hörten, je mehr freuten ſie ſich, ſtille, kleine Bienen, und nicht ſo anmaßliche, große Thiere zu ſeyn. Vorher, ehe ſie ihr fades Geſchwatz treiben hörten, fühlten ſie ſich in ihren Körben nur glücklich; ſie wußten nicht, daß etwas in der Welt ſey, daß unter den Menſchen Freiheit und Gerechtigkeit heißt, und von dem auch alle Thiere der Welt auf die verſchiedenſte Weiſe, jedes nach ſeiner Gattung, das Maul brauchen. In Polens Wäldern, wo ſie, von Menſchen geſondert, ihre Wohnungen ſelbſt bauten und ihren Honig mehr mit den Bären als mit den Menſchen theilten, wußten ſie nicht, daß etwas in der Welt ſey, das Freiheit und Gerechtigkeit heißt; aber in den civiliſirten Staaten, wo verkünſtelte Menſchen ihnen mit ihrer Hand Körbe und Häuſer ſelbſt bauten, auch den Honig jährlich mit ihnen theilten und dabei allerlei Arten von Unfug und Gewaltthätigkeit mit großer Mordluſt an ihnen ausüben, hörten ſie in allen Ecken und Enden dieſe Wörter, die an den Orten, wo ſie von den Menſchen geſondert und ihrenthalben ihres eigenen Rechts ſicher waren, nie vor ihren Ohren erſchallten und nie über ihre Lippen hinausgiengen. Aber jetzt ſprachen ſie es auch aus: Unſere Brutzellen ſind bequem für unſere Brut, und unſre Honigzellen für unſre Arbeit im Sommer und für unſere Nahrung im Winter. Jede einzelne Biene lebt befriedigt in unſerm Korbe und ungeſtört in ihrer Zelle. Keine von den Tauſenden und Tauſenden, die neben einander aus- und einfliegen, hindert irgend eine andere weder an ihrer Brut noch an ihrer Arbeit. Alles, was wir ſeyn ſollen, die Kräfte und Fertigkeiten, die wir zum Honigſuchen, zum Wachsbereiten, zum Zellenbauen, nothwendig haben, liegen in uns ſelber zur höchſten Kunſtvollkommenheit entwickelt und erhaben. Die Ordnung und die Rechte der Lebensthätigkeit und Lebensgenießung jeder einzelnen Biene ſind durch Schranken geſichert, die die Selbſtſucht keiner einzelnen Biene zum Nachtheil der andern zu überſchreiten vermag. Wir ſind alle inner dieſen Schranken geſegnet und frei, und ſie, dieſe Schranken, ſind ſelber das Weſen der Gerechtigkeit, die wir bedürfen; ſie ſind unſer geliebtes, heiliges Recht. Wir ſind durch ſie ſelber glücklich und frei. Unſere Königinn iſt eine liebende Mutter. Jede einzelne unſrer Zellen iſt durch ſie geſegnet, und gegen die trägen, müſſigen Hummel haben wir einen Stachel. Wir ſtoßen ſie aus, und ſumſen und lachen, wenn die Faulen vor unſern Zellen verfaulen.

Ein Menſch, der von dem Mißbrauch, den ſeine Zeitgenoſſen in Rückſicht auf den ganzen Umfang ihrer bürgerlichen Begriffe ſo allgemein verkünſtelten und in den Lobpreiſungen und den Verwünſchungen der einſeitigen Anſichten derſelben, gegenſeitig ſo hartnäckig, wie erbitterte Stiere an einander anſtießen, ſeit langem mißmuthig gemacht, jetzt in ſeinen alten Tagen weder zum Guten noch zum Böſen kein Wort mehr von irgend einer Anſicht des bürgerlichen Rechts und der bürgerlichen Freiheit weiter hören wollte, freute ſich, dieſe guten Thierchen von dieſen zwei ehemals dem Vaterlande und der Menſchheit ſo heiligen Begriffen auf eine Weiſe reden zu hören, wie er ſchon ſeit ſo langem im Kreiſe ſeiner Umgebungen keinen ſolchen Ton mehr vor ſeinen Ohren erſchallen gehört.

Man weiß, der Uebergang von lange gedauertem und tiefgewurzeltem Mißmuth zu einem, in irgend einer Sache befriedigtern Zuſtand erzeugt zu Zeiten, beſonders in edeln, tiefſühlenden Seelen, einen Aufflug eines hohen erhebenden Entzückens. In einem ſolchen ſprach jetzt der Mann: Heil, Heil mir, daß ich jetzt die Bienen von Freiheit und Recht reden höre, wie ehemals die Menſchen davon redeten. Er ſtand von ſeinem Stuhl auf, gieng wie in einem erneuerten Leben, mit aufgerichtetem Haupte im einſamen Zimmer hinauf und hinunter, redte laut mit ſich ſelber und ſagte: Ja, ja, alle edeln Männer des Vaterlands, alle ſeine edeln Söhne redeten ehemals von den Fundamenten der Freiheit und des Rechts im Land, eben wie dieſe guten Thierchen von ihrem, durch Recht und Ordnung geſegneten, glücklichen und freien Leben in ihren Körben. Sie konnten nicht anders. Unſere Väter haben unſern Landesſegen in ſeinem Umfang mit eben den Mitteln begründet, durch deren Genuß die guten ſtillen Thierchen Freiheit und Recht in ihren geſegneten Körben zu beſitzen fühlen. Das hohe Ziel ihres Kampfs für das Vaterland, das hohe Ziel der kraftvollen Aufopferung ihres Guts und ihres Bluts für daſſelbe, war kein anderes, als die Sicherſtellung ihres Hausſegens in ſeinem ganzen Umfang, die Sicherſtellung der weſentlichen Fundamente des ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Wohlſtands ihrer Weiber, ihrer Kinder und ihrer Mitbürger. Sie erkannten in ihm, in ihm allein, im wohlgegründeten und wohlgeſicherten Individualſegen der einzelnen Haushaltungen, das einzige, wahre und allgemeine Fundament des öffentlichen Wohls. Und wie die Bienen in der, einer jeden von ihnen einzeln gegebenen und inſtinktartig inwohnenden Kunſtvollendung aller Kräfte und Fertigkeiten, die ſie nöthig haben, ſich ihre Bedürfniſſe und ihre Lebensgenießungen zu verſchaffen, die Fundamente ihres geſegneten Rechts erkennen, ſo fanden auch unſere Väter in der Ausbildung der Anlagen und Kräfte ihrer Kinder zum allgemeinen Dienſt ihrer Lebenspflichten und Lebensbedürfniſſe weſentlich die Fundamente des Lebensglücks derſelben, und förderten alles, was ſie zur Aeufnung der häuslichen Erziehung und der öffentlichen Schulen, und zur Erhebung derſelben zum höchſten, ihnen bekannten Grad der Kunſtvollendung, alles was ihnen immer möglich und erreichbar war. Die Volkskultur, d. i. die Bildung der Individuen in allen Ständen zu den, *ihnen einzeln in ihren Lagen und Verhältniſſen* nothwendigen und dienlichen Kenntniſſen und Fertigkeiten, ſo wie die Sicherſtellung eines, von keiner Selbſtſucht und keiner böſen Anmaſſung gehemmten Gebrauchs dieſer gebildeten, eigentlichen Hauskräfte und Hausfertigkeiten, war in ihren Augen der heilige Mittelpunkt alles Segens, den ſie durch die Erhaltung und Beſchützung ihrer Freiheit und ihrer Rechte zu erzielen ſuchten, und das ſie mehr oder minder Jahrhunderte durch in ihren kleinen Verbindungsſtaaten, wie die guten Bienchen in ihren geſegneten Körben, genoſſen. Die Natur des Menſchengeſchlechts, die in ihrem Weſen nicht die Natur unſres Fleiſches und Blutes, ſondern die Natur unſers Geiſtes, unſers Herzens und unſrer Menſchlichkeit iſt, macht auch keine andern Anſprüche an Freiheiten und Rechte, als ſolche, die aus dem Uebergewicht des Geiſtes und Herzens über unſer Fleiſch und Blut herſtammen, und dieſes Uebergewicht durch ihren Genuß immer mehr zu ſtärken, zu befeſtigen und zu heiligen, geeignet ſind.

Dieſe vorſtehende, enthuſiaſtiſche Lobrede der Bienenanſicht über Freiheit und Recht befriedigte einen zweiten Mann, dem ſie der erſte erzählte, ganz und gar nicht. Er erwiederte ihm: dieſe Bienenanſicht von Freiheit und Recht iſt doch in ihrem Weſen durchaus keine rein menſchliche, ſondern im Weſen eine thieriſch-ſinnliche Anſicht; es liegt aber in der Natur aller ſinnlich-thieriſchen Anſichten, daß ihnen die weſentlichen Fundamente der menſchlichen Anſichten, die Menſchlichkeit ſelber, mangelt. Das iſt von den Anſichten des Eſels bis zu den Anſichten des Löwen hinauf gleich wahr; ſelber der hohe Elephant kann ſich nur in ſo weit zu menſchlichen Begriffen von Freiheit und Recht nähern, als er das gegenſeitige Schädigen, Morden und Auffreſſen der Thiere unter einander als ein Unrecht erklärt, und der Eigenheit ſeiner thieriſchen Natur nach als ein Unrecht erklären muß; aber er hat in ſeiner Natur auch nicht die geringſte Ahnung von dem Segenseinfluß, den die menſchliche Freiheit und die menſchliche Gerechtigkeit durch gegenſeitige Näherung, Handbiethung und Theilnehmung unſerm Geſchlechte zu gewähren vermag. Auch er hat durchaus keinen Begriff von dem innern, göttlichen Weſen des eigentlich Menſchlichen, das den Anſprüchen an Freiheit und Recht weſentlich zum Grunde liegt; und durch ſeine Ausbildung und Belebung zum progreſſiven Wachsthum der wahren Segnungen unſers Geſchlechts und mit ihnen zur wirklichen Veredlung deſſelben hinführt, deren Stufen daſſelbe bis zur Wiedergeburt und Heiligung emporheben.

Er ſagte ferner: die Zellenordnung der Bienen iſt freilich eine bewundrungswürdige Kunſteinrichtung zur Sicherſtellung der ſinnlichen Lebensbedürfniſſe und Anſprüche eines jeden dieſer Thierchen, im Gefolge ihres Rechts und Verdienſts an dieſelbe; die Brutzellen ſind unverletzliche Bollwerke für die Sicherheit ihrer Brut, und die Honigzellen ſind unverletzliche Bollwerke des Eingriffes aller Bienen gegen das Eigenthum und den Beſitz einer jeden derſelben, indem ſie den Zugang einer jeden in die Zelle der andern unmöglich machen; aber die menſchliche Freiheit und das menſchliche Recht, ſo wie die weſentlichen Bedürfniſſe des Segens von beiden, verwerfen ſolche Bollwerke in ihrem ganzen Umfange. Sie fordern beiderſeits offenen und ungehemmten Zuſammenhang der Segenskräfte der einzelnen Menſchen und der einzelnen Stände gegen einander. Sie müſſen ihn fordern. Das weſentliche und eigentliche Fundament aller wahren menſchlichen Freiheit und alles wahren menſchlichen Rechts geht von Theilnahme und Liebe aus, und wird nur durch Vereinigung der Wahrheit mit der Liebe — eine, unſer Geſchlecht wahrhaft ſegnende Kraft. Eben ſo iſt auch das Bewundrungswürdigſte, das in der Kunſtkraft der Bienen liegt, durchaus nicht mit der Kunſtkraft des Menſchengeſchlechts zu vergleichen. Die thieriſche Kunſtkraft iſt in ihrem Weſen, auch wie ſie bei den Bienen, bei dem Biber und bei hundert andern Thieren unſere Bewunderung anſpricht, nicht anders als ein, in die Organiſation des Thieres in der höchſten

Vollendung ſeines Zwecks hineingelegter, der Menſchen-Natur ganz unbegreiflicher und unerklärlicher Sinn, der in Rückſicht auf das Thier dem Sinn ſeines Augs, ſeines Ohrs und ſeiner Naſe ganz gleich iſt, und wie dieſer, vom Willen des Thiers ganz unabhängender Sinn, von ihm weder gebeſſert noch verſchlechtert werden kann. Die menſchliche Kunſt hingegen iſt eine, unſerm Geiſt und unſerm Herzen und unſerer Hand ganz untergeordnete Kraft, deren Wartung und Beſorgung allgemein und speziell in die Hand eines jeden Individuums gelegt iſt. Wir können den Keim unſerer Kunſtkraft, deſſen gereifte Vollendung noch kein ſterbliches Auge geſehen, dennoch durch dieſe Wartung ſeiner Reifung vielſeitig näher bringen, und zwar collektif durch die Folgen, die die Geſammtheit der Theilhaber jeder einzelnen Kunſt auf den progreſſiven Vorſchritt derſelben hat, als auch durch diejenigen Folgen, die der Individual-Einfluß eines jeden einzelnen Künſtlers auf dieſen Vorſchritt der Kunſt hat. Der Keim der menſchlichen Kunſt iſt, als aus dem Innerſten unſers Weſens, aus dem tiefen Zuſammenhang unſerer geiſtigen, ſittlichen und phyſiſchen Kräfte hervorgehend, eine in uns ſelbſtſtändig liegende Kraft. Und ſo wie es gewiß iſt, daß kein Thier auf Erde auch nur einen Funken dieſes menſchlichen Kunſtkeims in ſich ſelber hat, ſo iſt eben ſo gewiß, daß jeder Menſch, der dem Thierſinn und der Selbſtſucht unſerer ſinnlichen Natur unterliegt, dadurch auch das eigentliche Weſentliche ſeines Kunſtſinns untergräbt, und mitten im Beſitz großer einſeitiger Kunſtfertigkeiten zu einem thieriſchen Handwerksknecht der Kunſt herabſinkend, das Göttliche und Menſchliche der Kunſt in ſich ſelber abſchwächen, verderben, und ſogar verteufeln kann.

229.

Der Urſprung der Kronen.

Im tiefſten Dunkel der Vorwelt umwand ein angebeteter König, im Greiſenalter, ſeine Stirne mit einer Binde, die ſchwachenden Sinne feſter bei einander zu halten.

Da er ſtarb, umwand ſein Sohn ſeine Schläfe mit der Binde des Vaters, und Jahrhunderte gehorchte das Volk dem Geſchlechte williger, in welchem ſich die Binde des angebeteten Königs erbte. Aber die Zeit, welche das Angedenken aller Dinge wie einen nichtigen Schatten auslöſcht, machte den heiligen Urſprung der Binde verſchallen. Die Enkel des Königs erkannten in ihr nichts mehr als das Symbol ihrer Macht. Sie legten das heilige Tuch in ein Todtengewölbe, und umwanden ihre Stirnen mit Bändern von Gold geſtikt und mit Steinen beſezt.

Darauf verhärteten, dieſe, ihre Enkel, das Symbol der Macht, und trugen gegoſſene goldene Ringe um ihre Schläfe. Dieſe Ringe umwanden dankende Völker einem ſiegenden Könige mit Lorbeer, und Jahrhunderte trugen die Könige Kronen mit Lorbeer umwunden.

Aber ein geſchlagener, mißmuthiger König umwandelte die Blätter des Lorbeers in zakichte Spitzen, und Jahrhunderte trugen die Könige das Symbol der Macht mit harten, zakichten Spitzen; bis endlich im dunkelſten Alter des Welttheiles die Gewaltthätigkeit und die Eitelkeit der Macht mönchiſch verhärtet, ſich in gothiſchen Verſchnörkelungen zierte.

In dieſem Zeitpunkte ſind unſre Kronen, wie ſie wirklich ſind, und unſere Verfaſſungen, wie ſie wirklich ſind, ausgeheckt und verſchnörkelt worden.

Das Heilige des Kronrechts ruhet auf der göttlichen Salbung. Die Religion ſalbet nicht den Gekrönten, ſie krönt den Geſalbten, und der Chriſt kniet in Demuth vor dem Gekrönten, weil er in ihm den Geſalbten des Herrn erkennt.

230.

Der Schneider-Traum.

Willſt du mich heute nicht aufdingen? Alſo ſagte Jakobli Trüb zum Schneider Mellhorn.

Meiſter Mellhorn antwortete: Jakobli! was hat dir geträumt?

Mir hat geträumt, erwiederte Jakobli, ich habe in eine Lotterie gelegt, und vieles gewonnen.

Der Meiſter verſetzte: Jakobli! heute dinge ich dich nicht auf!

Am andern Morgen fragte der Junge wieder das nehmliche, und ſo fünf Tage nach einander. Aber allemal, wenn er ſeinen Traum erzählte, antwortete ihm der Meiſter: ich dinge dich heute nicht auf.

Am ſechsten erzählte der Jakobli: heute träumte mir, ich ſitze auf meinem Schneiderſtuhl und ſchwitze den ganzen Tag bei meiner Arbeit, daß mir die Tropfen von Stirn und Wange auf meine Kleider hinabfielen, und am Abend, da ich meine Nadel endlich abgelegt hatte, fand ich ſie ganz golden.

Gut! ſagte der Meiſter, das iſt der Schneidertraum, den jeder Junge träumen muß, ehe man ihn aufdingt.

Ja! das war ein guter Meiſter, der alſo auf dieſen Traum wartete, ehe er ſeinen Jakobli aufdingte; aber der Jakobli war auch ein, für ſeinen Stand wohl erzogner, Knabe, ſonſt hätte er dieſen Traum nicht geträumt. Solche Träume träumten die Kinder aus dem Handwerks-

Stand nur in der Zeit, als das Sprüchwort wahr war: das Handwerk hat einen goldenen Boden. Und es war nur ſo lange wahr, als der bürgerliche Mittelſtand durch das Altſtädtiſche der bürgerlichen Regierungsformen ein Ehrenſtand war, und durch die, dem Handwerksſtand ſich nähernden, reichern und angeſehenern Bürger den Handwerksmann als einen Mann von gleichem Stand mit ihnen anerkannte, und ſeine Ehrliebe ihm durch ihre Sitten ſicherten, wie ſein häusliches Einkommen durch das Eigenthümliche der Stadtgeſetze und durch die Uebereinſtimmung des öffentlichen Lebens der reichern und angeſehenern Bürger mit dem urſprünglichen Geiſt der ſtädtiſchen Verfaſſungen im Einklang ſtand. Solche Träume konnten Kinder im Handwerksſtand nur ſo lange träumen, als der Mittelſtand im Lande, der von jeher der Mittelpunkt der Segenskraft eines Volkes iſt, im wohlhabenden und dadurch ſelbſtſtändigen und unabhängenden Handwerks- und Berufsſtand anerkannt, geſucht und reſpektirt wurde.

231.

Der Patrioten-Traum.

Als Agis den Schneidertraum hörte, ſagte er zu Selkopf: was meinſt du? was war der Patriotentraum der Söhne des Vaterlandes, ſeitdem wir das Vaterland kennen?

Selkopf antwortete: „die Söhne des Vaterlandes haben in ſeiner erſten Epoche von Ueberdrang der geſetzloſen Macht: von der Fürſtendiener und des ſtolzen Adels böſem Gewalt, von ihrem großen und böſen Unrecht gegen ein unſchuldiges und gutes Volk, vom Lachen des Hochmuths und vom Weinen der Demuth geträumt.“

„In der zweyten Epoche von den einfachen Folgen ihrer Thorheit, ihres Unrechts und ihres Irrthums, vom hohen Glauben des Volks an ſich ſelbſt, und an ſein Recht; vom Gemeingeiſte der Freiheit; von Tellen- und Winkelrieden-Thaten; vom Vaterlandsrecht; von Vaterlandstreue und vom Heldentod für ſein Weib, für ſein Kind und ſein Land.“

„In der dritten von der Ausartung der Freiheit in Uebermuth; vom Erobern von Land und Leuten; vom Mißbrauche des Volkes; vom Menſchenhandel mit Königen und Fürſten.“

„In der vierten von einem neuen Hochflug des Geiſtes; vom Volksrecht über ſein eigen Gewiſſen; von ſeiner Kraft, ſich ſelbſt aus den Sümpfen des Irrthums zu erheben; von Huttens und Zwinglins Tugend; vom Leben und Sterben für die Wahrheit, und vom hohen Dienen des Staates um Gotteswillen.“

„In der fünften vom Stilleſtehen dieſes Hochflugs; vom Einlenken in den Karren der Routine; von dem ſeelenloſen Anbeten des Meiſterworts; vom Erſchlaffen der Volkskraft im Handeln und Denken, im Wiſſen und Wollen; von Wahrheit erſtickenden Formen der Lehre; von Tugend tödtenden Formen des Glaubens: von Wort und Treue tödtenden Formen des Rechts; von Siegel und Briefe untergrabenden Formen des Herrſchens; von Ehre tödtenden Formen der Macht, und von den Schleichwegen, in denen der böſe Geiſt dieſer Dinge im Lande herumſpuckt.“

„In der ſechsten Epoche, von den vielſeitigen Folgen dieſes Stillſtehens des Guten; von Vorſchritten in allem Böſen; von einem neuen Einfluſſe des Auslandes auf Oben und Unten; von einem neuen Lachen des Hochmuths; von einem neuen Weinen der Demuth; von Kiſten mit Geld; von goldenen Ketten; von Seiden, von Baumwolle, vom Poltern und Kriechen; von großen Perrücken; kurz von einer, alle Staatskraft auflöſenden Loslaſſung einer zügelloſen Selbſtſucht, die die Abſchwächung und innere Erniedrigung aller Stände und aller Verhältniſſe nothwendig zur Folge haben mußte.“

„In der ſiebenten vom Sichtbarwerden aller Folgen dieſer Selbſtſucht und der lange verborgenen Unpaſſenheit und Unverhältnißmäßigkeit in allem Seyn und Thun unſrer ſelbſt mit der Wahrheit unſrer ſelbſt und mit den Fundamenten unſrer Kräfte und unſers Segens; vom böſen Rathgeben der Noth und mitunter etwas von dem Keſſel, in welchem die Natur eine neue Ordnung der Dinge nun kochet.“

Alſo erzählte Selkopf, was von den erſten Zeiten der Vorwelt bis in unſern Tagen den Söhnen des Vaterlandes geträumt hat.

Und Selkopf! erwiederte hierauf Agis, wenn wir jetzt könnten Träume machen, was meinſt du? was würde den Söhnen des Vaterlandes jetzt träumen?

„Es würde ihnen, verſetzte Selkopf, wieder von der Tugend der Telle und Zwingli, von den Rechten des Landes und der Wahrheit; von dem Segen der Freiheit, vom Gemeingeiſte der Liebe, vom Vaterlandswohl und Vaterlandstreue, vom hohen Vertrauen aufs Volk, von der frohen Liebe der Bürger; vom Dienen des Staats um Gotteswillen, und von nichts anderem träumen. Der Patriotentraum der Söhne des Vaterlandes wäre ein Volksfeſt, zur Ehre der hoch über Könige ſiegenden Ahnen, und hoch über Vorurtheile ſiegenden Väter. Es wäre ein Handſchlag der Treue und der Freude einem jeden biedern, rechtlichen Manne, der im Lande wohnt, und der Wahlſpruch des Patrioten wäre: „Das Vaterland wird ſeine Freiheit nur durch Wiederbelebung der Volkskraft, Volkserleuchtung und Volkstugend erhalten, durch welche es ſich bey der Erwerbung und Gründung ſeines hohen Wohlſtandes und Segens ausgezeichnet hat.

Ich hoffe, der Geſchichtſchreiber des Vaterlandes werde die Beſchreibung der Träume unſrer Patrioten in allen ſeinen Epochen nicht im Widerſpruche mit der wirklichen Geſchichte jeder dieſer Zeiträume finden; und hinwieder, die biedern Schweizer werden mit mir wünſchen, daß jeder brave Mann im Land gegenwärtig mit ſeinen Träumen über das Vaterland nicht mit dem im Widerſpruche ſey, was ich als den Patriotentraum der Gegenwart dargeſtellt habe.

232.

Der Seelenverkäufer.

Er hatte ſie jetzt alle am Bord; aber ſie ſerbten auch alle. Das Unrecht, das ſie litten, drohte den Edelſten unter ihnen den Tod.

Es gieng dem Räuber ſelber ans Herz.

Er ſetzte ſich unter ſie hin, redete mit ihnen und ſagte: ihr werdet an dem Orte, wo ich euch hinführe, glücklicher ſeyn, als ihr zu Hauſe waret. Während der Reiſe will ich euch alles geſtatten, was ich immer kann, und wenn ſich einer über irgend etwas zu beklagen hat, ſo rede er, ich will ihm Recht ſchaffen.

Die Sklaven bogen ihr Haupt; die meiſten ſchwiegen, aber einer ſagte: wir ſind durch Unrecht und böſe Gewalt in deiner Hand, und ich für mich will lieber ſterben, als einen Mann, wie du biſt, von Recht und Gerechtigkeit reden hören.

Der Seelenverkäufer antwortete: du biſt ein exaltirter Menſch, und könnteſt mich in Zorn bringen; aber ich will deiner ſchonen, und allen die auf meinem Schiffe ſind, zeigen, daß ihr es in der That beſſer haben ſollet, als irgend jemand, der in eurer Lage iſt.

Der Sklave erwiederte: dem ſei wie ihm wolle. Es bleibt gleich wahr, daß zwiſchen dir und uns kein Recht ſtatt hat und keines ſtatt haben kann, ſo lange wir auf deinem Schiffe und an deinen Ketten ſind.

Seelenverkäufer. Aber warum ſollte ich nicht zwiſchen Leuten, die allerſeits in meiner Gewalt und auf meinem Schiffe ſind, Recht und Gerechtigkeit ausüben können?

Sklave: Gott ſchenke dir Unrecht! und in der Stunde deines tiefſten Leidens wird er unauslöſchlich das Wort in deine Seele legen: Es hat kein Recht ſtatt, und kein Glaube an das Recht, ſo lange das Unrechtleiden nicht aufhört.

Seelenverkäufer. Mann! du haſt recht. Ich war ein Gefangener, und in der Stunde meines tiefſten Leidens hat Gott ſein Wort, wie du es ausſprachſt, in meine Seele gelegt: aber ich habe es wieder vergeſſen. Steuermann! kehre zurück! die Gefangenen ſind frei, und du! den ich nicht frei machen kann, weil dein Herz dich in meinen Banden frei läßt, edler Mann! wenn du auf dem Boden deines Landes angekommen ſeyn wirſt, ſo frage dich ſelbſt, ob du mein Freund ſeyn könneſt.

Große Gabe der Menſchennatur! Scheidungspunkt meines innern, göttlichen Weſens von meiner thieriſchen Hülle! o, du, mein Gewiſſen, wie erhaben drükſt du dich aus, wenn du im Menſchen mit deiner göttlichen Kraft durch die Hülle der Selbſtſucht ſeines Fleiſches und Blutes durchzudringen und ihn zum lebendigen Gefühl ſeines innern, heiligen, göttlichen Weſens zu erheben vermagſt. Des Seelenverkäufers hart gebundenes Herz wird in dem Augenblicke frey, in dem deine göttliche Kraft in ihm ſelbſt frey wird. Ob uns waltet ein höheres Weſen, ob uns waltet dein göttlicher Schöpfer; o du mein Gewiſſen, er iſt es, der die Hülle unſers Fleiſches und Bluts in dem Augenblicke ſeiner Gnade in uns erſchüttert, daß wir vor uns ſelber erzittern. Heil denen, die in dieſem Augenblicken der göttlichen Gnade nicht von ſich ſelber und von der Stimme entfliehen, die göttlich in ihnen ſie zum Göttlichen hinruft. Heil! ewiges Heil denen, deren ſteinernes Herz in den höchſten Augenblicken der göttlichen Gnade, wie das Herz dieſes Seelenverkäufers, ein fleiſchernes Herz wird, daß ſie vom reinen, göttlichen Sinn ihrer innern Natur ergriffen, dem Steuermann ihres alten, böſen Lebens zurufen: kehre zurück! — Heil ihnen! ewiges Heil ihnen! wenn ſie Menſchen, die ſie durch Unrecht und böſe Gewalt in tiefes Leiden und Elend geſtürzt, plötzlich und ganz, wie der Seelenverkäufer, wieder daraus erlöſen, und ſo an ihnen handeln, daß ſie nicht anders können, als ſich als ihre dankbaren Kinder in ihre Vaterarme hinwerfen.

233.

Das liebe Leiden.

Heinz. Es iſt ſchlimm, wenn in einem Lande die Herrſcher nichts taugen.

Kunz. Es iſt noch ſchlimmer darin, wenn die Beherrſchten nichts taugen.

Heinz. Wenn ſie aber beide nichts taugen, was iſt dann zu machen?

Kunz. Zu machen iſt dann eben nicht viel, wohl aber zu leiden.

Heinz. Aber was ſoll dieſes Leiden? Wozu wird es dienen?

Kunz. Das Leiden dienet immer, und es wird auch in dieſem Falle dienen; es wird die einen dahin bringen, daß ſie wieder beſſer regieren, und die andern, daß ſie ſich wieder beſſer regieren laſſen.

Heinz. Wenn's ſo iſt, liebes Leiden! ſo komm doch, und komm bald! damit du beides die, ſo regieren, und die ſo regiert werden, *noch bei einander, und wo möglich, mit Kopf und Herz vereiniget, bei einander antreffeſt.*

Kunz. Das gebe Gott! ſonſt giebt es Leute, *die gehen werden.*

Ich habe dieſer Rubrik nichts beizufügen, als dieſes: Sie iſt bald vor vierzig Jahren geſchrieben worden, und doch muß ich noch jetzt fragen, iſt dieſes liebe Leiden wirklich gekommen, und war es in unſerer Mitte geeignet, um mit gutem Erfolg dahin zu wirken, daß die, ſo jezt regieren, durch dieſes Leiden der Zeit im Innerſten ihrer Menſchlichkeit tief ergriffen, in der Unſchuld ihres Herzens höher erhoben und in der Unbefangenheit ihres Geiſtes zu richtigern und edlern Begriffen von den Pflichten und Rechten des Regierens gekommen, als es diejenigen waren, die vor dieſem Leiden in unſrer Mitte regiert haben? und hinwieder, ſind diejenigen, die regiert werden ſollen, durch dieſe Leiden im Innerſten ihrer Menſchlichkeit eben ſo tief ergriffen, ſind auch ſie in der Unſchuld ihrer Herzen und durch die Unbefangenheit ihres Geiſtes zu richtigern Begriffen von den Pflichten des Gehorſams und von den weſentlichen Bedürfniſſen der öffentlichen Ordnung gelangt als ſie es vor dieſen Leiden waren? Und wenn wir dieſe zwei Fragen nicht mit Ja beantworten dürfen, und im Gegentheil fürchten müſſen, die Leiden, die uns unſere bürgerlichen Verirrungen zugezogen, ſeien nicht groß genug geweſen um uns diesfalls weiſer zu machen, und es fordere noch größere, weil größere Leiden für dieſe Zwecke, ſo drängt mich mein Herz, ein Gottlob! auszuſprechen daß ich ſo alt bin und von den Leiden, die zu unſerm Heil noch kommen müſſen, nicht noch vieles erleben werde.

234.

Es giebt Leute, die gehen werden.

Baron. Ich bin doch gewiß ein guter Herr.

Abbe. Du biſt gewiß ein guter Menſch: aber jag' die Schurken fort, welche in deinem Namen böſes thun.

Baron. Du weißeſt wohl, ich kann das nicht.

Abbe. Nun wenn du es nicht kannſt, ſo laß es gut ſeyn; aber wundere dich dann doch auch nicht, daß deine Leute es nicht alle merken, daß du gern gut wäreſt.

Baron. Wenn ich nur meine Herrſchaft verkaufen und mit dem Gelde in einen andern Welttheil fortgehen könnte.

Abbe. Du mußt mich dann einmal auch mitnehmen.

Was ſoll ich zu dem Wort unſers Zeit-Leichtſinns ſagen: Es giebt Leute die gehen werden.

Es iſt ein heiliges Wort: bleib im Land und nähre dich redlich.

Die Anhänglichkeit unſerer Vorfahren an väterlichen Heerd, an unſer väterliches Erb, väterliches Haus und Haab, an väterlichen Stand, väterliches Land und an väterliche Fürſten-Häuſer iſt eine heilige Anhänglichkeit.

Es iſt ein böſes Wort ubi bene ubi patria.

Das große Zeichen des innern Verluſts unſerer ſchweizeriſchen Nationalität iſt der Verluſt unſers Heimwehs.

Die große Regierungs-Kunſt, deren wir bedürfen, geht wahrlich aus dem Wort hervor: bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Dieſes heilige Wort kann aber nur durch den Wachsthum der Bildungsmittel des Volks in allen Ständen, ſich redlich nähren zu können, erzielt werden; im Allgemeinen aber hängt die Redlichkeit des Volks in den Mitteln, ſich zu nähren, von der Ausbildung ſeiner Kräfte, dieſes mit geſegnetem Erfolg thun zu können, ab, durch die es in dieſer wichtigen Angelegenheit ſeines Lebens ſich zur Selbſtſtändigkeit im Beſitz dieſer Mittel erhebt. Denn je abhänglicher der Menſch von den Mitteln, durch die er ſich und die Seinen zu ernähren vermag, iſt, je mehr gefährdet das innere Heiligthum, auf welchem das ſich redlich nähren in den innern Fundamenten ſeines Könnens und Wollens ruht.

235.

Die Felsmaſſe.

Sie ſtand plötzlich und ſchauerlich, ihnen vorüber. Eine Weile ſchwieg alles. Doch jetzt begann ein Gerede.

Einer ſagte: wenn ſie jetzt auch noch mit Geſchmack angelegt wäre.

Ein anderer: ich kann nicht begreifen, was man ſchönes daran ſehen kann.

Und noch ein anderer: ihre Wildniß iſt ſchauerlich; man könnte in ihrem Anſchauen zum Narren werden. Laſſet uns von hinnen ziehen!

Es iſt mir, der Menſchenmahler wolle zum Abſchied die zu erwartende Kritik ſeiner Gemählde ſelber vorlegen, und ich denke wirklich, ſie werden viele Leſer finden, denen ſie geſchmacklos in die Augen fallen. Andre die gar nicht viel Schönes darinn ſehen, und allenthalben die Regeln der Aeſthetik nicht beobachtet finden werden; und noch Andre, die wie der Mann, der beim Anblick der Felsmaſſen, eine ſchauerliche Wildniß darinn finden, und mit ihm unwillig ausſprechen: man könnte beim Anblick dieſer Figuren zum Narren werden, laßt uns Bücher in die Hand nehmen, die mit unſerm Sein und Thun, mit unſerm Fühlen, Denken, Handeln und Wandeln beſſer in Uebereinſtimmung ſtehen. Doch das närriſche Buch hat mit allem dem etwas Anziehendes an ſich, und wir wollen, ehe wir es ganz auf die Seite legen, doch noch den Affen hören, wie er den Thiermahler ins Aug faßt, und ſeine Gemählde kritiſirt.

236.

Der Thiermaler und ein Affe.

Der Thiermaler wies ſeine Thierzüge einem Affen. Dieſer fand ſie in ſeiner Gaukelſeele bedenklich, runzelte die Stirne und ſagte: ſo! ſo! wenn das nicht heißt, im Thierreiche alles gleich machen, und dadurch Recht und Ordnung wie ſie in der Welt ſind, aufheben, ſo weiß ich denn nichts mehr.

Der Maler. Aber Affe! wie kann ich auch der Anerkennung der millionenfachen Ungleichheit unter den

Thieren, wie kann ich dem Bedürfniſſe einer friedlichen Ordnung im Thierreiche und eines verhältnißmäßigen, aber ruhigen und ungewaltſamen Einfluſſes aller Vorzüge und Kräfte mehr das Wort reden, als ich es allenthalben durch die Vorliebe, die ich für den Elephanten zeige, gethan habe.

Affe. Ja! aber wenn die Gewalt im Thierreiche, wie ſie wirklich ausgeübt wird, blutdürſtig, ungerecht, hinterliſtig und niederträchtig wäre, was ſollte dann dein Elephant?

Maler. Habe keinen Kummer, Affe! auch in dieſem Falle wird er ſich der Anordnung, der Gewaltthätigkeit und allem Spiele der Leidenſchaften mit aller ſeiner Kraft entgegenſtellen.

Affe. Dummer Menſch! du verſtehſt mich nicht; ich habe vor nichts in der Welt Kummer, als vor eben dieſem.

Maler. Warum doch das?

Affe. Meine Natur vermag es nicht, ſich anderſt, als mitten im Treiben aller Leidenſchaften zu beruhigen.

Maler. Dann iſt freilich mein Reich nicht von dieſer Welt.

237.

Der Unterſchied des Waldlebens und des geſellſchaftlichen Zuſtands.

Nerin und **Philo**, zwei Freunde, beſuchten ſich alle Jahre an dem nämlichen Tag und an dem nämlichen Ort, an dem ſie ſich zuerſt kennen lernten, um das Band ihrer damals geſchloſſenen Freundſchaft zu erneuern.

Am vierten Jahre hatten ſie im Schatten der Bäume, mit welchen dieſer Platz bewachſen war, folgendes Geſpräch.

Nerin. Bei allem, was ich bisher erfahren, iſt mir doch noch nicht heiter, worin der Unterſchied zwiſchen dem Waldleben und dem geſellſchaftlichen bürgerlichen Zuſtande eigentlich beſtehe; im Gegentheil, ich ſehe täglich mehr, daß der Starke in dem einen Zuſtand eben wie in dem andern, den Schwachen augenblicklich als Zange und Angel zu ſeinem Dienſte braucht, ſobald er etwas im Waſſer oder im Feuer ſieht, das er lieber mit einer fremden Hand als mit der Seinigen daraus herausnehmen und herausfiſchen möchte.

Philo. Das iſt allgemein ſo, wenn der Menſch im geſellſchaftlichen Zuſtand nicht zur Erkenntniß einer höhern Wahrheit und eines höhern Rechts gebracht wird, als diejenige iſt, die er bei der ſinnlich-thieriſch befangenen Anſicht dieſer Gegenſtände ſchon im Waldleben beſitzt.

Nerin. Und was iſt denn dieſe höhere Wahrheit, die der Menſch im geſellſchaftlichen Zuſtand erkennen muß, wenn ihn dieſer Zuſtand wirklich höher heben ſoll, als er im bloßen Waldleben zu gelangen vermag?

Philo. Sie iſt nichts anders, als die Erkenntniß, daß der Segen des geſellſchaftlichen Zuſtands, ſowohl in ſeinem Einfluß auf das Privatleben ſeiner einzelnen Glieder, als auf den öffentlichen Zuſtand des geſellſchaftlichen Lebens überhaupt, nicht aus dem Fleiſch und Blut unſerer ſinnlich-thieriſchen Natur, ſondern aus dem Geiſt und Leben des innern, göttlichen Weſens unſerer Menſchlichkeit ſelber hervorgeht.

Nerin. Aber kann die Erkenntniß dieſer Wahrheit aus dem Dichten und Trachten des geſellſchaftlichen Zuſtands, als ſolchem, hervorgehen?

Philo. Nein, die reine Anſicht einer ſolchen höhern Wahrheit und eines ſolchen höhern Rechts kann nicht aus der Natur des geſellſchaftlichen Zuſtandes, als ſolchem, hervorgehen, wohl aber kann der geſellſchaftliche Zuſtand durch die Belebung des innern, göttlichen Weſens der Menſchennatur in den Individuen der Geſellſchaft durch Reinigung und Heiligung ihrer ſelbſt in allen Ständen mit den Anſprüchen einer ſolchen höhern Wahrheit und eines ſolchen höhern Rechts in Uebereinſtimmung gebracht werden. Dieſes aber kann nur dadurch und nur in ſo weit geſchehen, als die einzelnen Glieder des geſellſchaftlichen Zuſtands in allen Ständen ſich über die Selbſtſucht ihrer ſinnlichen Natur und ihrer Anſprüche erheben.

Nerin. Das iſt richtig. Daß reine Weſen aller wahren Fundamente des Menſchenſegens, die Menſchlichkeit ſelber geht durchaus nicht aus Gefühlen, Anſichten, Neigungen, die dem kollectiven Zuſtand unſers Geſchlechts, als ſolchem, eigen ſind, ſondern einzig und allein aus Gefühlen, Anſichten und Neigungen hervor, die die individuelle Veredlung unſers Geſchlechts und ihr feſtes Emporſtehen über die Neigungen unſerer ſinnlichen thieriſchen Natur, anſpricht und ſich eigen macht.

Das iſt aber durchaus nicht die Sache des geſellſchaftlichen Zuſtand's; der Trieb dazu geht durchaus nicht aus der Natur dieſes Zuſtands hervor, und wird eben ſo wenig durch die Formen und Geſtaltungen deſſelben in der Reinheit ſeines innern Weſens belebt. Wir können uns nicht verhehlen, das Streben, die Gefühle, Geſinnungen und Fertigkeiten, die der Individual-Veredlung unſers Geſchlechts eigen ſind, pſychologiſch ſo rein und tief zu begründen, als es nothwendig wäre, wenn ſie vom geſellſchaftlichen Zuſtand ſelber als das oberſte Geſetz ſeiner Vereinigung erkennt werden müßte, liegt durchaus nicht in dem Weſen des geſellſchaftlichen Zuſtands. Es kann aber auch nicht darin liegen. Es iſt im Gegentheil wahr, ſo wohl die weſentliche Natur des geſellſchaftlichen Zuſtands, als ſeine Formen und Geſtaltungen, wirken im Gefolge des Uebergewichts ihrer kollectiven Anſicht und Behandlung des Menſchengeſchlechtes den weſentlichen Anſprüchen der Individual-Veredlung deſſelben mit großen Sinnlichkeitsreizungen entgegen, und entfalten, nähren und beleben in der Menge des Volks, in allen Ständen, beinahe unwiderſtehliche Neigungen, Geſinnungen, Anſprüche, und Angewöhnungen, die den weſentlichen Bedürfniſſen ſeiner Veredlung, das iſt, des progreſſiven Wachsthums der geiſtigen, ſittlichen, häuslichen und bürgerlichen Kräfte, die der Menſchlichkeit und allen ihren Segnungen zum Grund liegen und aus ihr hervorgehen, entgegen.

Es iſt unwiderſprechlich; es mangeln der Maſſakultur unſers Geſchlechts und der einzig möglichen Maſſabehandlung deſſelben weſentliche Fundamente, deren feſtes, geſichertes Daſeyn die Individual-Cultur deſſelben weſentlich anſpricht und anſprechen muß. — Noch mehr, ſie, die Maſſenkultur unſers Geſchlechts ruht als ſolche weſentlich auf Fundamenten, die den Anſprüchen unſrer Individualkultur unwiderſprechlich entgegenſtehen. Die Maſſakultur, und mit ihr die weſentlichen Formen und Geſtaltungen des geſellſchaftlichen Zuſtands gehen unwiderſprechlich überwiegend von den Anſprüchen unſers Fleiſches und unſers Blutes aus. Die Individual-Kultur und die weſentlichen Bedürfniſſe unſerer ſittlichen und geiſtigen Veredlung, ſo wie unſeres häuslichen Lebens und Wohlſtands gehen überwiegend von den Anſprüchen unſers innern, höhern und göttlichen Weſens aus.

Philo. Wenn man dieſe Anſicht tiefer in ihrem pſychologiſchen Zuſammenhang mit dem Weſen der Menſchennatur auffaßt, ſo erklärt es ſich dann auch ganz heiter, warum der geſellſchaftliche Zuſtand in unſerer Mitte ſo vielſeitig nur als eine künſtliche Umwandlung der eckelhaften, rohen Auſſenſeite der thieriſchen Verwilderung im Waldleben, in eine, das Eckelhafte, Rohe dieſer Auſſenſeite mildernde, aber das Innere ihrer Verwilderung feſt erhaltende Kunſtform dieſer Auſſenſeite erſcheint; deren täuſchendes Blendwerk ſich oft bis zum Schein des Aeſthetiſch-

Artigen erhebt und in Gewändern auftritt, die unſerer Zeit-Schneider-Kunſt nicht bloß bei eiteln Damen, ſondern ſelber bei der ſtolzeſten Armee unſers Welttheils Ehre machen könnten. So weit indeſſen die Kunſt dieſer Umwandlung der thieriſchen Rohheit des Waldlebens in gefällige Formen des Civiliſationsverderbens getrieben iſt; ſo iſt unſtreitig, daß ohne Erkenntniß der höhern Wahrheit, die aus den Tiefen des innern Weſens der Menſchlichkeit ſelber hervorgeht, nicht einmal der einzelne Menſch, will geſchweigen, die Maſſe des geſellſchaftlichen Zuſtands ſich über die ſelbſtſüchtigen Gefühle, Anſichten und Neigungen der ſinnlichen, thieriſchen Menſchennatur, und die ihr weſentlich beiwohnende Unrechtlichkeit, Liebloſigkeit und Unedelmuth zu den Geſinnungen der wahren Menſchlichkeit zu erheben vermag. Der thieriſche Sinn unſers Geſchlechts kennt das Weſentliche der Menſchlichkeit und ſeiner, aus dem innern, göttlichen Weſen hervorgehenden Anſprüche nicht. Er kann ſie nicht erkennen. Die Anerkennung ihres reinen, heiligen, ſelbſtſuchtloſen Weſens iſt keine Folge der Erfahrungen äuſſerer Dinge, ſie iſt keine Folge der Erfahrungen von Welterſcheinungen in ihrer äuſſern Geſtalt; ſie iſt eine Erfahrung meiner ſelbſt in mir ſelbſt, und der Kraft meiner ſelbſt über mich ſelbſt, und über mein ſinnliches, thieriſches Weſen. Aber der geſellſchaftliche Zuſtand, der in ſeinem Weſen nicht aus den innern Individualerfahrungen meiner ſelbſt in mir ſelbſt, ſondern aus den Erfahrungen äußerer Dinge und äußerer Verhältniſſe und ihres Eindrucks auf mich ausgeht, lenkt in allen Ständen an ſich ſelbſt durchaus nicht zur Entfaltung, Nahrung und Belebung der Erfahrungen meiner ſelbſt in mir ſelbſt, ſondern vielmehr zur Belebung und Entfaltung von Erfahrungen äußerer Welterſcheinungen, die aus der Selbſtſucht unſerer thieriſchen Natur hervorgehen.

Nerin ſtaunte. Dieſe Anſicht ſchien ihm im ganzen Umfang gleich wichtig und heiter, und Philo fuhr fort: Alle ſich auf ihren äuſſern, ſinnlichen Erfahrungskreis einſchränkende Menſchen kommen deswegen auch allgemein dahin, den Zweck des geſellſchaftlichen Zuſtandes in allen Ständen auf die Ausdehnung, Sicherſtellung, und Beruhigung ſich angewöhnter Sinnlichkeitsgenießungen einzuſchränken; ſie untergraben aber in ſich ſelbſt dadurch die Kraft unſerer wirklichen Menſchlichkeit.

Aus dieſer Anſicht erhellet denn auch ganz klar, warum beſonders in Tagen, in denen die ſinnliche Selbſtſucht aller Stände durch ihre geſteigerte Kunſt, wo nicht ſo gewaltthätig, doch gewiß ſo gierig und zaumlos iſt, als ſie beinahe je geweſen, ſo viele Menſchen in den verſchiedenen Ständen im geſellſchaftlichen Zuſtand gegenſeitig ſo leidenſchaftliche Anſprüche an Menſchlichkeit gegen einander machen, und ſich hinwieder eben ſo leidenſchaftlich über die Verletzung der Menſchlichkeit gegenſeitig anklagen. Und hinwieder erhellet aus eben dieſer Anſicht, wie leicht in unſern Tagen eine Menge Leute dahin kommen, ſich vollkommen überzeugt zu halten, der Menſch könne im geſellſchaftlichen Zuſtand gar nicht durch die Ueberzeugung des Rechts, er müſſe unwiderſprechlich nur durch Täuſchung, Gewalt, Schrecken und Zerſtreuung dahin gebracht, zu thun, was das oft nichtige und irrende Blendwerk äuſſerer Verhältniſſen unabhängig von den innern Anſprüchen ſeiner Natur, ſelber mit Erdrückung und Verkrüppelung der Kraftanlagen, die die göttliche Verſehung zur Begründung ſeiner ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Selbſtſtändigkeit in ihn gelegt hat, von ihm fordert.

Die beiden Freunde fragten ſich noch, ehe ſie aus einander giengen, durch was für Mittel der Vorſchritt des Civiliſationsverderbens, das in unſern Tagen durch die zügelloſe Selbſtſucht unſrer Zeit, ſo allgemein verheerend auf alle Stände des geſellſchaftlichen Zuſtands einwirkt, Einhalt gethan werden könne — und fanden einſtimmig, dieſes könne nur durch Mittel geſchehen, die geeignet ſeyen, die ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Segenskräfte der Menſchennatur in den Individuen unſers Geſchlechts in der Tiefe unſers innern Weſens zu erneuern, um ihnen dadurch ein Uebergewicht über das geſellſchaftliche Verderben, das die Quellen des Menſchenſegens nach allen Richtungen untergräbt, zu verſchaffen. Sie fanden, das einzige Heilmittel unſrer Tage beſtehe in der ſorgfältigſten Beförderung der Bildungsmittel der einzelnen Segenskräfte, die in allen Ständen des Landes wirklich da ſind und vorliegen, und deren erweiterten und geheiligten Spielraum, ich möchte ſagen, die Noth der Zeit ſo weſentlich fordert. Sie fanden ihn weſentlich in der Erhöhung der Wohnſtubenkräfte des Volks in allen Ständen, und ſahen die Möglichkeit dieſer Erhöhung nur in der Vereinfachung der Entfaltungs- und Bildungsmittel dieſer Kräfte, ſo wie hinwieder in der Vereinfachung ihrer Anwendungsmittel, welches beydes aber nur durch eine merkliche Rücktrettung unſrer Stände zu der kraftvollern und bedürfnißloſern Einfalt unſrer Väter möglich gemacht werden könne, indem dadurch allein die Mehrzahl unſrer abhänglichen, dienſtbedürftigen und gnadenſuchenden Landeseinwohner gemindert, und die Zahl der kraftvollen, unabhängenden Mitbürger in allen Ständen vermehrt und ſo eine neue Baſis einer ſolidern Selbſtſtändigkeit derſelben in unſerer Mitte gelegt werden könne. Mit einem Wort, ſie glaubten, die Uebel unſrer Zeit zu mindern müſſe man jeden Keim des Edeln, Guten und Schönen, wenn es auch nur noch ein halbes Leben zeigen ſollte, mit edler Schonung warten und pflegen, und beſonders groſſen Landesübeln mehr bey ihren Quellen Einhalt zu thun ſuchen, als bey ihrem Ausfluß mit groſſem Geräuſch eine überflüſſige und nichtshelfende Mühe zur Schau tragen. Auch dieſes meynten ſie, man müſſe vor der Wahrheit und vor dem Recht, wenn ſie etwa in großherzigen Erſcheinungen in unſrer Mitte hervortreten würden, zum voraus den Hut abziehn, und auch, wenn ſie ſich in ſchwacher, ohnmächtiger Geſtalt, ich möchte ſagen, im Bettelkleide, zeigen würden, ihnen nicht, wie aſiatiſche Thiermenſchen ihren Leibeigenen, ins Geſicht ſpeyen.

Ihr leztes, groſſes Wort war dieſes, die Veredlung des häuslichen Lebens in allen Ständen, und die Errichtung von Landesſchulen, die, indem ſie das Beten, das Denken und das Arbeiten mit pſychologiſcher Tiefe und in Uebereinſtimmung eines, in allen Ständen mit den Bedürfniſſen des veredelten Hausweſens zu befördern geeignet ſeyen, ſey der einzige wahre Anfangspunkt ächter und allgemeiner Hülfsmittel gegen die millionenfach ungleichen Erſcheinungen des innern Weſens unſers Zeitverderbens, über welches die Welt in allen Ständen allgemein, ſchon ſeit ſo langem, ein ſo lautes Klaggeſchrey erhebt, indeſſen aber nur wenige dieſer Klagenden groſſe Luſt und groſſe Gewandtheit zeigen, etwas tiefer in den Keſſel hineinzugucken, in dem ſich das innere Weſen dieſes Verderbens ſiedend kocht und täglich mehr in unſrer Mitte emporſprudelt.

Nachſchrift.

Ich fühlte ſchon bei der erſten Ausgabe dieſer Bögen, und man ſagte mir es auch ſchon damals, wie viel es auf ſich habe, als Menſchenmaler, und beſonders als Menſchenmaler ſeiner Epochen aufzutreten, und man bemerkte beſonders noch, daß ich durch mein ganzes Leben die Menſchen und die Vorfälle meiner Umgebungen zwar ſehr lebendig, aber auch ſehr einſeitig ins Aug gefaßt habe. Ich widerſpreche auch dieſes Urtheil gar nicht, ich ſetze ſogar noch hinzu: ich habe die Welt, ich möchte ſagen, nur ein paar Schritte vor meiner Hausthüre geſehen. Ich kenne ſie und ihr millionenfach verſchiedenes Sein und Thun nur in der Schweizertracht und in der Schweizerform, und es iſt ſogar wahr, ich kannte ſie vor meinen zwanziger Jahren, in denen ſich meine Hauptanſichten über das Sein, Thun und Leiden des Menſchengeſchlechts in mir ſelbſt bildeten, ich möchte faſt ſagen, fixirten, nur in ihrer Zürchertracht und in ihren Zürichformen, die aber auch noch dazu von ihrer jetzigen Tracht und Form in einem faſt unbegreiflich großen Grad verſchieden ſind.

Ich habe durch mein ganzes Leben die Welt außer den Grenzen meines Vaterlands kaum betreten. Meine bildliche Darſtellung von derſelben muß alſo, ſie kann nicht anders, in gewiſſen Rückſichten eben ſo beſchränkt ſeyn, als es der Erfahrungskreis, von dem ſie ausgieng, auch iſt. Ich muß viele Dinge in der Welt ſehr einſeitig ins Aug gefaßt haben, aber ich bin auch nichts weniger als ein unbedingter Feind und Verächter einſeitiger Anſichten, im Gegentheil, ich glaube, die Welt werde in allen Winkeln und in allen Ecken von einſeitig beſchränkten Anſichten regiert, und das Glück und der Segen von Millionen Menſchen hänge weſentlich von der ſtillen Reifung und innern Vollendung einſeitiger Anſichten ab. Ich bin vollkommen überzeugt, daß eine einſeitige, aber von vieler Anſchauungswahrheit unterſtützte und belebte Darſtellung des menſchlichen Lebens, und ſeiner Verhältniſſe, gar oft geeignet iſt, ein tiefgreifendes Fundament einer richtigen und ſoliden Anſicht derſelben zu gewähren, den eine vielſeitige Darſtellung deſſelben nicht ſelten in ihren weſentlichen Theilen zu erreichen vermag. Dieſe Wahrheit iſt in dieſen Bögen auffallend; ich habe das ſchon an ſich in beſchränkter Einſeitigkeit ins Aug gefaßte Thun und Laſſen unſers Geſchlechts mit dem ganzen Umfang ſeiner Anlagen, Neigungen im thieriſchen Gewande auftreten zu machen geſucht. Dadurch habe ich die lebendige Anſicht meiner einſeitigen Darſtellung auf der einen Seite zwar verdoppelt, bin aber auch auf der andern Seite dahin gekommen, das Edle und Erhabene der Menſchennatur, um deswillen ich das Schlechte, Thieriſche unſers Fleiſches und Blutes allenthalben vorherrſchend auffallen gemacht, mit lebendigerer Kraft durchſchimmern machen zu können, als dieſes mir möglich geweſen wäre, wenn ich nicht durch dieſe anſcheinende Einſeitigkeit meiner Darſtellung Mittel gefunden hätte, den weſentlichen Anſichten meines Gegenſtands einen belebten, und dem ſinnlichen Erfahrungskreis meiner Mitmenſchen in allen Ständen einen ſie lebendig anſprechenden Hintergrund zu geben.

Leſer! ich lege dir alſo dieſe Bögen als ein Bild meines Geſchlechts, wie dieſes meiner Individualität in einer für die Geſchichte der Menſchheit höchſt bedeutenden Epoche, war freilich nur in dem beſchränkten Erfahrungskreis, in dem ich lebte, und durch denſelben begründet in die Augen fiel, und ſich in der Eigenheit meiner Lage und Verhältniſſe in meiner Seele geſtaltete. Ich denke indeſſen nicht daran, daß die Welterſcheinungen meiner Epoche auf irgend jemand anders ganz und allgemein den gleichen Eindruck, wie auf mich gemacht, und glaube auch eben ſo wenig, daß meine individuelle Anſicht der Welt und meiner Epoche gar große Vorzüge von der Art und Weiſe haben möge, wie die Welt und dieſe Epoche hundert und hundert anderen meiner Zeitgenoſſen ins Aug gefallen ſeyn mag; aber ich wünſche von Herzen, daß mehrere meiner, beſonders vaterländiſchen Zeitgenoſſen ihre dießfälligen Anſichten mit eben der Einfachheit, Offenheit, Gradſinnigkeit und Unbefangenheit, wie ich es zu thun geſucht, und zwar mit einem, den meinigen weit übertreffendern Pinſel darlegen mögen.

Was ich mir allein anmaße, iſt: daß ich mich ernſthaft beſtrebt habe, jedes Bild meines Gegenſtands ſo darzuſtellen, wie es wirklich in meiner Seele lag. Ich weiß indeſſen auch wohl, daß das leichte Kleid, in dem ich meine Individualanſichten mehr zum belebten Anſchauen, als zum künſtlichen Zergliedern derſelben dargelegt, die große Menſchenzahl nicht befriedigen wird, die der Wahrheit nur dann huldigen, wenn ſie ihr wenigſtens dem Anſchein nach künſtlich zergliedert vor Augen gelegt wird. Aber dazu habe ich weder Luſt noch Fähigkeit. Ich bin durchaus nicht gemacht, Leuten, die das Leben der Wahrheit nur durch Zergliederung der Begriffe zu ſuchen, und nur in zergliederten Begriffen zu erkennen, gewohnt und geneigt ſind, diesfalls zu befriedigen; und finde noch viel weniger Luſt, Leuten, denen die Scheindeutlichkeit leerer Worte, wenn dieſer auch ſchon ſowohl der Hintergrund feſter Anſchauungen, als die Fülle innerer Tiefe der Erkenntniß mangelt, alles in allem iſt, Genüge zu leiſten. Ich wäre aber auch, wenn ich ſchon wollte, unfähig, weder der einen noch der andern dieſer mir auch einſeitig ſcheinenden Forderungen, einer ſolchen wirklichen oder bloß Scheinzergliederung der Begriffe zu entſprechen.

Ich bin mir ſelbſt nicht durch die Beſtimmtheit ſorgfältig gewählter und beſtimmt ausgeſprochener Worte, ich bin mir ſelber nur durch die Lebendigkeit meiner mehr oder minder gereiften Anſchauungen und Erfahrungen, der daraus hervorgegangenen Ueberzeugung von der Wahrheit meiner Anſchauungen und Erfahrungen in mir ſelber klar.

Was ich nicht habe, das kann und will ich auch niemand geben, und ich will in dieſen Bögen eigentliche nur im gemeinen Menſchenſinn, im bon sens unſers Geſchlechts Anregungen zu Gedanken und Ahnungen veranlaſſen, deren Keime in der Menſchennatur und in jedem Individuum derſelben eben ſo allgemein vorliegen, als ſie durch belebte Darſtellungen von Bildern, die mit dem Gang ihrer Lebenserfahrungen übereinſtimmen und in ihm ſich allgemein von ſelbſt zu Tag fördern, und frei und ſelbſtſtändig, und folglich als ihnen eigenthümliche Gedanken und Anſichten aus ihnen hervortreten.

So wie ich dieſe Bögen anſehe, ſollen alſo auch die Gedanken, die ſie anregen, und die Anſichten, die ſie veranlaſſen, nicht ſo faſt als meine Gedanken und als meine Anſichten, ſondern als diejenigen der Individuen, deren Lebenserfahrungen mit der bildlichen Darſtellung derſelben übereinſtimmend ſind, angeſehen werden.

Alſo, liebe Blätter! geht in Gottes Namen noch einmal aus meiner Stille in die Welt, in der ſo viele Winde wehen, und ſo viele Stürme bräuſen; wandert ſo weit ihr könnt den Weg meines Herzens, wandert auch diesmal ſo geräuſchlos einher, als ihr dieſes das erſtemal thatet.

Liebe Blätter! ich wünſche nicht mehr viel von euch zu hören, denn ich weiß, das wird nur in dem Fall geſchehen, wenn ihr aus Mißverſtand viel unnütze Worte veranlaſſen werdet, und, was am allerleichteſten geſchehen könnte, aber für mich auch das Allerempfindlichſte wäre, wenn meine, im leichten Gewand, ohne eine Pickelhaube auf dem Kopf, ohne ein Schwerdt an der Seite und ohne einen Prügelſtab in der Hand hingeworfenen Bilder den leidenſchaftlichen Produkten irgend eines Partheigeiſts unſerer Tage gleichgeſtellt, und mit denſelben, wie wir Schweizer ſagen, in einen Kübel geworfen würden.

Erklärung
einiger, in dieſem Buche vorkommender Provinzialwörter.

Abtrag/ das iſt Ertrag.

Aerger, Unwillen, Verdruß.

Ankenballen, Butter in Form von ovalen Kugeln gebildet, womit an einigen Orten Geſchenke gemacht werden.

Baare, das iſt Krippe.

Bäz, ein Inſtrument von 2. 3. 5. und mehr Zentner ſchwer, von Eiſen oder Metall verfertiget, das man braucht Pfähle in die Erde oder in das Waſſer hineinzuſchlagen.

Beſenfrau, hier, ein Weib, welche mit dem Beſen etwas auskehrt.

Emden, d. i. das Grummet abmähen.

Gauch, eine Art kleiner ſtinkender Käfer.

Gefahren, Zeitwort: heißt Gefahr laufen, in Gefahr kommen.

Gemeinmann, ſo heißen an einigen Orten die Vorgeſetzte einer Stadt, Kommune, oder Dorfgemeine.

Grien, d. i. Kieſelſand.

Herbſten, d. i. Trauben leſen.

Heuen, d. i. Gras abmähen, und zu Heu dörren laſſen.

Hudeln, d. i. alte Lumpen von Leinwand.

Jucharten, ein Maaß Landes, ohngefähr ſoviel als ein Morgen.

Kindsverderberinn, nennt man an einigen Orten eine Kindsmörderinn.

Kollern, oder auch **Koldern**, zanken, ſchimpfen.

Kuder, iſt eine Gattung ſchlechten Hanfes.

Lande, auch **Landeren**, die zwey Stangen des Vorzugs an einem einſpännigen Wagen.

Mahlſtein, d. i. Mühlſtein.

Mehr, d. i. Mehrheit der Stimmen. **Offenes Mehr**, wo die Meynung, für welche man ſeine Stimme giebt, mit Emporhebung der rechten Hand zu Tage gelegt wird.

Nagelfluhe, ein Bergfelſen, beſonders in den höchſten Alpen.

Obwelt, Oberwelt.

Rain, Abhang eines Hügels, auch deſſen Rand.

Runz oder **Runs**, das Bett eines Bächleins, oder kleinen Fluſſes.

Saarbache, Pappelweide.

Schädigen, d. i. beſchädigen, Schaden zufügen.

Schaubhütlerin, heißt eine Perſon, welche Strohhüte verfertigt.

Schlüßler, Schlüſſelbewahrer oder Thorſchließer.

Scholle, d. i. Erdſcholle.

Schwachen, d. i. abnehmen, ſchwach werden.

Schweinung, d. i. Abgang, Verminderung.

Serben, (von den Bäumen und Pflanzen ſowohl als von dem Menſchen gebräuchlich) das iſt abdorren, ausdorren, abzehren.

Serbling, ein abzehrendes, ſchwaches Geſchöpfe.

Siegeriſt, d. i. der Küſter, Meßner.

Sothane, (Kanzleyſtyl) ſolche.

Sträußen, d. i. ſich brüſten.

Tolen, heißt man kleine, unter der Erde angelegte Kanäle, welche das Waſſer, oder auch Unreinigkeiten abführen.

Trottbaum, Kelterbaum.

Vergehen, hier ſo viel als ſchmelzen.

Verleider, heimliche Auskundſchafter und Angeber, oder Ankläger.

Um den Weg ſeyn, das iſt gegenwärtig, an einem Ort ſeyn, zugegen ſeyn.

Weibel, d. i. Amtsbote, Gerichtsbote.

Weyhen, eine Art Geyer, gemeiniglich Hühnerweyhen genannt.

Ende des zehnten Bands.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Peſtalozzi's

ſämmtliche Schriften.

Eilfter Band.

Mit den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers
aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen,
des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seine
Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen
Cantonsregierungen der Eidgenoſſenſchaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

So wie überhaupt meine Schriften nur in ſo weit und nur in dem Grad als ein Denkmal meines Lebens und meiner Beſtrebungen anzuſehn ſind, als ſie in einem belebten Zuſammenhange mit den Thatſachen derſelben ins Auge gefaßt werden, ſo ſind auch die Aufſätze dieſes Bändchens von einer Natur, daß der Eindruck, den ſie auf das Publikum machen können, nur durch die Geſchichte dieſer Erfahrungen ſelber ein ſolides Fundament zu ihrer wahren Würdigung erhält. Das iſt beſonders bey der Ankündigung der Zeitſchrift von 1807 wahr. Dieſe Schrift iſt eigentlich nicht als mein perſönlicher Aufſatz, ſondern vielmehr als der allgemeine Ausdruck der Anſichten der mit mir damals verbundenen Freunde zu betrachten. Die unnatürlichen Anmaßungen deſſelben und die unbegreifliche Mißkennung unſrer ſelbſt, unſrer Kräfte und unſrer Mittel, die darin herrſcht, muß das Publikum um ſo mehr intereſſiren, als die erſte und allgemeine Quelle alles Unglücks, aller Erniedrigung und alles Jammers, das ſpäter meine Perſon, meine Familie und mein Haus traf und meine Beſtrebungen an den Rand ihres Verderbens brachte, im phantaſtiſchen Taumel jenes Zeitpunkts ligt. Unter dieſen Umſtänden hielt ich es für meine Pflicht, dieſe Aktenſtücke dem Publikum nicht vorzuenthalten, ſondern vielmehr die Denkmäler der, in dieſen Epochen erzeugten, pädagogiſchen Hoffnungen, Gefahren, Anſichten und Erfahrungen meinen ſämmtlichen Werken einzuverleiben. Ohne aber gegenwärtig in die geſchichtliche Erörterung dieſer Epochen einzutreten, behalte ich mir vor, die diesfällige Würdigung dieſer Bruchſtücke auf den letzten Band meiner Schriften zu verſchieben, in der Ueberzeugung, daß dieſelben ſchon in ihrer abgeſchnittenen Darſtellung, wie ſie jetzo daſtehn, als einzelne ſelbſtſtändige Thatſachen dieſer Epochen das Publikum über ihre Würdigung zum voraus vorbereiten werden.

Iferten, den 24ten Auguſt 1823.

Der Verfaſſer.

Anſichten und Erfahrungen,

die

Idee der Elementarbildung

betreffend,

in Verbindung mit Aufſätzen und Bruchſtücken, die
den Gang und die Geſchichte meiner Lebensbeſtrebungen
erheitern.

Es lag von meiner Kindheit auf in der Eigenheit meines Charakters und meiner häuslichen Bildung, wohlwollend und gutmüthig zu ſeyn, und mich den Menſchen, die mich umgaben, mit unbedingtem Vertrauen hinzugeben; und da Umſtände und Lagen mich frühe in die Kreiſe leidender und zurückgeſetzter Wittwen, Waiſen und armer belaſteter Leute aller Art hinführten, ſo mußten die vielfachen Erfahrungen, die ich, ſchon in meiner Unſchuld, über die Menge und die Natur ihrer Leiden machte, nothwendig eine innige Wehmuth über ihren Zuſtand in mir erregen.

Zu einer Zeit und in einem Vaterlande lebend, wo die beſſer gebildete Jugend zu freyem Forſchen nach den Urſachen der Landesübel, wie und wo ſie immer vorlagen, und zu einem lebendigen Eifer ihnen abzuhelfen, allgemein empor gehoben wurde, forſchte auch ich, wie dieſes die Zöglinge eines Bodmers und eines Breitingers alle thaten, und wie es dem Zeitgenoſſen eines Iſelins, eines Blaarers, eines Tſchiffelis, eines Jetzelers, eines Fellenbergs, mehrerer Eſcher, Hirzel, Tſcharner, Wattenwyle, Grafenriede und ſo vieler edler Männer gebührte — den Quellen der Uebel nach, die auch das Volk unſers Vaterlandes tief unter das, was es ſeyn könnte und ſeyn ſollte, herabſetzten. *)

Wie allenthalben, fanden wir ſie im Zuſammenfluß von einer Menge ungleichartiger, aber ſtark in einander greifender und tief und vielſeitig wirkender Umſtände, Verhältniſſe, Anſichten, Einrichtungen und Gewohnheiten, wodurch der einzelne Menſch im Lande, in ſeiner Lage und durch dieſelbe, zu einer Kraftloſigkeit und Unbehülflichkeit verſinken mußte, die es ihm unmöglich machte, in derſelben das zu ſeyn, was er als Menſch von Gottes-, und als Bürger von Rechts- und Nothwegen darin hätte ſeyn und werden ſollen.

Ich überzeugte mich bald, daß für jeden Menſchen in ſeiner Natur urſprünglich genugſame Kräfte und Mittel liegen, ſich ein befriedigendes Daſeyn zu verſchaffen, und daß die Hinderniſſe, die ſich der Entwicklung der menſchlichen Anlagen und Kräfte in den äußern Umſtänden entgegenſetzen, ihrer Natur nach beſiegbar ſeyen. So wie dieſe Ueberzeugung in mir reifte, ſah ich auch die Bemühung, ſie wirklich zu beſiegen, als eine Pflicht an, deren Erfüllung ſich beſſere Menſchen allgemein zur ernſten Angelegenheit ihres Lebens machen ſollten.

---

*) Anmerkung zur neuen Ausgabe. Dieſer Zeitpunkt meiner frühern Jugend und der Zuſammenfluß ſo vieler edler, patriotiſcher Männer erſcheint mir jetzt, wenn ich ihn mit dem Zuſtand des Vaterlandes in meinen ſpätern Jahren vergleiche, nicht anders als einer Flamme gleich, die oft bei ihrem Erlöſchen noch einen glänzenden Strahl von ſich wirft und dann auf immer verſchwindet.

Je gröſſer die Uebel waren, deren Beſeitigung ich alſo wünſchte, und je lebhafter ich es fühlte, daß die phyſiſchen und geiſtigen Kräfte des Volks zur Hebung derſelben weit um mich her unnatürlich gehemmt, und faſt gänzlich gelähmt waren, — deſto mehr zeigte mir die Erfahrung, daß die Gnaden- und Erbarmungsmittel der Bettelhülfe, die man dieſen Uebeln entgegenſetzte, anſtatt ihnen abzuhelfen, ſie weſentlich nur nährten und reizten, und daß das einzige, ihnen wahrhaft abzuhelfende fähige Mittel darin beſtehe, die in jedem Menſchen urſprünglich wohnende Kraft, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen und den Geſchäften, Pflichten und Verhältniſſen ſeines Daſeyns genugthuend zu entſprechen, zu entwickeln, zu beleben und ſie dadurch für Ruhe und Nothdurft ſelbſtſtändig zu machen.

Je deutlicher ich dieſes einſah, deſto mehr wuchs der Drang meines Innern, dieſem Zwecke entgegen zu ſtreben.

Ich wollte frühe für denſelben entſcheidend handeln; ich wollte nicht blos einige Beiſpiele einer beſſern Manier der Verſorgung der Armen aufſtellen, ſondern es auch dem Aermſten im Lande möglich machen, ſeine körperlichen, geiſtigen und ſittlichen Anlagen durch ſich ſelbſt und durch die nothwendigen Umſtände, in denen er theils perſönlich, theils häuslich, theils bürgerlich lebt, mit Sicherheit auszubilden und durch dieſe Ausbildung ein feſtes Fundament für ſein beruhigtes und befriedigtes Daſeyn zu legen.

Der erſte Schritt hiefür, zu dem mich meine Ueberzeugung und mein Herz mit vereinigter Gewalt hintrieden, beſtand darin, daß ich eine beträchtliche Anzahl der Bettel- und aller Verwahrloſung hingegebener Kinder in mein Haus aufnahm, um ſie ihrem erniedrigten Zuſtande zu entreißen; ſie der Menſchheit und ihrer höhern Beſtimmung wieder zu geben, und durch ſie die Wahrheit meiner dießfälligen Anſichten mir ſelbſt und meinen Umgebungen immer mehr heiter zu machen.

Von allen Seiten einfach, tiefgreifend und weitführend, ſollte mein ganzes Thun alle ſeine Mittel für dieſen Zweck vorzüglich auf denjenigen Punkten ſuchen, wo die Noth der Selbſthülfe und der Mangel äußerer Mittel dem Menſchen die Entfaltung großer Kräfte zum dringenden Bedürfniß ſeiner Lage machen und ihn dadurch zu Anſtrengungen nöthigen, durch die die Entfaltung dieſer Kräfte nothwendig erzielt wird.*)

---

*) **Anmerkung zur neuen Ausgabe.** Es iſt merkwürdig, wie der Plan meiner, vor vier Jahren angefangenen Anſtalt für Erzieher und Erzieherinnen in der innern Anſicht ſeiner Grundſätze und Mittel dem ſo vollkommen ähnlich iſt, den ich der Ausführung der diesfälligen Jugendträume, die mir ſo ſehr fehlſchlugen, zum Grunde legte; und noch merkwürdiger iſt es, wie das Fehlſchlagen dieſer Verſuche bei dem fortdauernden Drange meines lebendigen Strebens zur Ausführung meiner diesfälligen Zwecke mich perſönlich nicht fähiger und nicht klüger machte, aber dennoch meine Begriffe über meine Zwecke und ihre Ausführungsmittel in mir immer mehr erheiterte, und mitten im ununterbrochenen, blinden Herumtappen meines diesfälligen praktiſchen Einfluſſes und aller dauernden Verwirrung und Noth, in die ich mich

Aber nicht blos nothwendig, ſondern auch human ſollte dieſe Entfaltung ſeyn, und hiefür in ihrem Keime und in ihren Mitteln auf dem Geiſte einer wohlgeordneten Wohnſtube, oder vielmehr auf dem Weſentlichen der elterlichen Einwirkung auf die Bildung des Kindes, ruhen.

Was dieſe Einwirkung dem Kinde unter den vortheilhafteſten Umſtänden zu ertheilen im Stande iſt, das ſollte meine Anſtalt ihm auch ertheilen, und die Mittel, durch die ihm jene ertheilt, was ſie ihm ertheilt, ſollten im Weſen mit denjenigen, durch die ich in meiner Anſtalt meine Kinder bilden wollte, die nehmlichen ſeyn.

---

durch dieſes Herumtappen ſtürzte, mich dennoch zur Erkenntniß der Bedürfniſſe dieſer Ausführung in ihrem ganzen Umfang immer mehr in mir ſelbſt reif machte. Aber über allen Glauben merkwürdig, wahrlich bis ans Wunderbare grenzend iſt es, wie Gottes ob mir waltende Vorſehung, indem ſie meinen Glauben an die Möglichkeit der Ausführung meiner Zwecke durch mich ſelber und durch meine perſönliche Kräfte in mir ſelber durch das immerwährende Fehlſchlagen meiner Verſuche bis an mein Greiſenalter zernichtete, dann am Ende meiner Laufbahn mir beſtimmt in dem Eigenthümlichen der praktiſchen Ausführungskraft, die mir mangelte, wie aus den Wolken eine Hülfe von diesfalls ſo ausgezeichneten und ſeltenen Kräften ſandte, durch welche ich meine Lebensbeſtrebungen aus dem Grabe ihrer tiefſten Zerſtörung ins Leben hervorrufen und an die Anfangspunkte wieder anknüpfen konnte, deren Wahrheit und Tiefe, ich möchte ſagen, von Kindheit auf träumend im Sinn lag, aber praktiſch immer wieder aus den Händen fiel.

Ich hatte von Jugend auf eine Art von Verehrung für den häuslichen Einfluß auf die Bildung der Kinder, und eben ſo eine entſchiedene Vorliebe für den Feldbau als das allgemeinſte, umfaſſendſte und reinſte äuſſere Fundament der Volksbildung, und verabſcheute dabey — vielleicht zu einſeitig — das Feudalſyſtem, deſſen Weſen den Stand des Landbauers unter die Würde, die die Menſchennatur für ihn anſpricht, herabſetzt, und das beſonders mit der, anderweitig in die Fundamente der freyen vaterländiſchen Verfaſſungen tief hineingelegten, Belebung eines ſtarken Strebens nach ſittlicher, intellektueller und häuslicher Selbſtſtändigkeit, eben ſo wie nach rechtlich geſichertem Eigenthum und einer dieſem Zuſtand eigenthümlichen allgemeinen Ehrenfeſtigkeit des Landes, äußerſt kontraſtirte.

Gedrängte und ſtarke Lebenserfahrungen, die mir täglich vor Augen ſtanden, bewieſen mir unwiderſprechlich, daß die Verirrungen des Feudalſyſtems meinem Vaterlande um ſo verderblicher waren *), da dieſes in ſeinem

---

*) Anmerkung zur neuen Ausgabe. Die Urſachen, warum die Ueberreſte der im Vaterlande noch ſtatt findenden Feudaleinrichtungen dem Lande drückend wurden, waren vorzüglich dieſe, daß die Schweizeriſchen Regierungen zur Beſtreitung ihrer Staatsausgaben ſich vorzüglich an Einkünften, die aus dem Feudalweſen herſtammten, halten mußten, und da die Regierungen der größern Kantone ausſchließlich aus Bürgern der Hauptſtadt beſtanden, die den Landbürgern durchaus keinen Einfluß in die Staatsverwaltung geſtatteten, ſo fiel es dieſen Regierungen bis zur Abänderung ihrer Conſtitutionen

Weſen aufgehoben, in ſeinen Ueberbleibſeln nicht mehr leicht, einfach, geradſinnig und offen erhalten werden konnte. Dennoch fand ich den Zuſtand des Landvolkes, das die Wirkung dieſes, nach meiner Anſicht unrichtigen Syſtems am ſtärkſten fühlte, immer noch vorzüglicher, als den Zuſtand des in unſerer Mitte immer mehr anwachſenden Fabrikvolkes, das einem Politik, Polizey und Humanität gleich mangelnden merkantiliſchen Aventüren-Daſeyn Preis gegeben, in der zufälligen Noth ſelbſt nicht mehr ein Beſſerungsmittel ſeines tiefen Verderbens finden kann.

Das Verderben dieſer Menſchen, deſſen Daſeyn und Beiſpiel beim Sonnenſchein ihrer ſo geheißenen guten Jahre dem Privatglück von tauſend und tauſend Individuen den Hals bricht, und dem öffentlichen Wohl auch des bravſten Volkes ſein Grab bereitet, hing indeſſen bey uns in ſeinen Urſachen und Wirkungen mit dem Verderben, das der Mangel an Einfachheit, Geradſinnigkeit und offener Unſchuld im Gebrauch der Feudalrudera haben mußte, tief und innig zuſammen, und mein Vaterland ſtand, beydes durch die Irrthümer der Feudalerniedrigungen und der Fabrikverwilderungen in meinem Zeitpunkte, mit der häuslichen Kraft und Ehrenfeſtigkeit, die einſt daſſelbe vor Europa auszeichneten, in ſeinem letzten verderblichen Kampfe.

äuſſerſt ſchwer, ſich durch Auflagen auf irgend eine Art andere Reſſourcen, als dieſe von Altem her beſtehenden, zu verſchaffen.

Von einer Liebe für mein Vaterland voll, die beynahe auch das Unmögliche für daſſelbe hoffte, und es durchaus nicht über das Herz bringen konnte, ſeine Rücklenkung zu den Fundamenten ſeiner urſprünglichen Würde und Kraft als unmöglich anzuſehen, fühlte, dachte und handelte ich, als ob ich unbedingt gewiß wäre, daß es dieſen Kampf beſtehen möge, und ſuchte mit der größten Thätigkeit die Mittel auf, durch die es nicht nur möglich und wahrſcheinlich, ſondern gewiß ſeyn ſollte, ſeinem dießfälligen Unterliegen noch vorzubeugen, und den Ueberreſt des alten Hausglückes, der alten Hauskraft, der alten häuslichen Beſchränkung und eben ſo der alten Achtung, die nicht blos für den Feldbau, ſondern auch für den Feld-bauenden Mann tief in dem Geiſt der wahren Freyheitsgenießungen des Landes lag, von neuem zu beleben.

Ich fühlte zwar, daß das Verderben der Volkserniedrigung, das beydes, die Verirrungen des Feudalſyſtems, und das ſchwankende Glücksſpiel des Fabrikweſens, zum Grund hatte, dieſen Endzwecken große Hinderniſſe in den Weg legen mußte, indem es den natürlichen alten Geiſt des Landes nicht nur untergrub, ſondern höhnend vor den Kopf ſtieß. Aber ich war noch jung und glaubte an die, damals wie Modewaare herumgetragenen und feilgebotenen Aeußerungen von Tugend-, Menſchlichkeits- und Vaterlandsliebe, ohne auch nur von ferne zu ahnden, daß weil der größere Theil derſelben von innerer Wahrheit und Kraft entblößte Comödiantenäußerungen ſeyn könnten, mit denen die große Menge der in der Welt dieſe oder jene Rolle ſpielenden Acteurs die von ihnen gekannte und verachtete Schwäche der Menſchen, für ihr Geld, täglich mit Vorſtellungen von der Erhabenheit der Menſchennatur amüſiren und bey guter Laune einſchlafen machen. Selbſt die Mittel der Rettung des Vaterlandes ſchienen mir heiter und anwendbar; ich glaubte den drückendſten Folgen der Feudalverirrungen und des Fabrikverderbens durch erneuerte Bemühung für die Bildung des Volks zur Erhöhung des Landertrags, des Hausverdienſtes und der ländlichen und häuslichen Ehrenfeſtigkeit, ſo wie durch erneuert belebte Beſtrebungen zur Erheiterung edler, rein menſchlicher und ſelbſtſuchtloſer Staatsgrundſätze, ein helfendes Gegengewicht ſetzen zu können.

Ich wollte indeſſen nicht blos die Möglichkeit, daß hierin geholfen werden könne, träumen, und träumend in's Blinde hinein arbeiten, noch weniger, durch Ausſchmückung eines Schau- und Scheinwinkels des öffentlichen Wohlſtandes, mich ſelbſt irre führen und mich von den weſentlichen Punkten meiner Zwecke ablenken laſſen; ich wollte auf eine Art Hand anlegen, wie es die Natur des Menſchen und die Natur der Umſtände, in denen der Menſch Hülfe bedarf, anſpricht und anſprechen muß, wenn ihm wahrhaft geholfen werden ſoll.

Meine Anſtalt ſollte ein Fundament von Thatſachen werden, durch deren Aufſtellung ich mich ſelbſt für meine Zwecke bilden und die Menſchen um mich her von der Wahrheit meiner Anſichten über meinen Gegenſtand überzeugen und dadurch für dieſelben intereſſiren könnte.

Ich wollte in derſelben eine genugthuende Bildung zum Feldbau, zur häuslichen Wirthſchaft und zur Induſtrie vereinigt umfaſſen.

Aber ſo ſehr ich fühlte, daß meine Anſtalt dieſes fordere, ſo ſehr war ich überzeugt, daß jede Berufs- und Kunſtbildung, die dem Menſchen ohne eine mit der Kraft und den Mitteln dieſer Bildung verhältnißmäßige und übereinſtimmende Geiſtesentwickelung und Herzenserhebung zu Theil würde, ihm nicht nur nicht genugthuend, ſondern im Gegentheil ſeiner unwürdig ſeyn, und ihn zum viehiſchgeübten Werkzeug ſeines erniedrigten Brodverdienſtes herabſetzen.

Feldbau, häusliche Wirthſchaft und Induſtrie konnten alſo durchaus nicht mein Zweck ſeyn. Bildung zur Menſchlichkeit war dieſer Zweck, zu deſſen Erreichung ich Feldbau, häusliche Wirthſchaft und Induſtrie nur als untergeordnete Mittel anſah.

Je mehr ich das Vaterland unter dem Geldregen eines vorübergehenden, unverhältnißmäßigen Verdienſtes, der ohne höhern Sinn und ohne höheres Streben, theils durch bloße mechaniſche Handgriffe, theils durch das blinde Ereigniß hierzu vortheilhafter Umſtände erliegen ſah, deſto weniger ſuchte ich für daſſelbe Geldreſſourcen und eben ſo wenig Verfeinerung der Zweige ſeiner Induſtrie an ſich ſelbſt, ſondern beydes als Mittel für das, was eigentlich Noth thut, für die Erhaltung und Belebung reiner Menſchlichkeit in allem Volke des Landes. Für dieſen über alle Rückſichten des Erwerbs und der Kunſt erhabenen Zweck wollte ich den ganzen Umfang ſeiner ſittlichen, intellektuellen und phyſiſchen Anlagen in ihrem gemeinſchaftlichen

Mittelpunkte wohl beſorgt und dieſen vor allen einzelnen Theilen der menſchlichen Bildung und allen untergeordneten Zwecken derſelben zum Voraus geſichert wiſſen.

Ich wollte beym anderweitigen nothwendigen Sicherſtellen der phyſiſchen Erhaltung durch einen ſichern Broderwerb, unabhängend von dieſem, mit entſchiedener Zuverläſſigkeit auf den Geiſt und das Herz des Kindes hingewirkt wiſſen, überzeugt, daß dadurch die ganze Exiſtenz deſſelben höher gehoben, folglich auch die Kräfte ſeines Broderwerbs beſſer gegründet, und beſonders alle Bemühungen dafür im Kinde ihre blos thieriſche Bedeutung verlieren und mithin einen höhern Werth in ihm gewinnen müßten.

Wenn ich aber bey dieſer Anſicht der Dinge die große Mehrheit der Menſchenmaſſe blos zur Fertigkeit gewiſſer Handgriffe gebildet, und ſie durch ihre Umſtände und Erziehung ſelber dahin gebracht ſah, ohne wahrhaft in ihrem Innerſten entwickelte Menſchlichkeit, ihre Lebenstage in einem Kopf- und Herzloſen Treiben ſolcher Handgriffe zu verlieren, ſo konnte dieſer Zuſtand nicht anders als ein herzliches Mitleiden für die hierin zurückgeſetzte leidende Menge in mir erzeugen. Und wenn ich dann noch ferner ſah, daß weit und breit Menſchen, die in Kirchen und Staat Stellen bekleiden, die dazu geeignet ſind, um die intellektuell, ſittlich und wirthſchaftlich zurückgeſetzte Menſchheit in ihrer Lage zu erleichtern, und den Folgen ihres unnatürlich beengten und beſchränkten Zuſtandes ein Ende zu machen, wie Verſchworne vereinigt daſtehen, um den thieriſchen Zuſtand des Volks und alle Zurückſetzung des Menſchen an Seele und Leib als gut zu erklären, und alles mögliche zu thun, um denſelben mit dem ganzen Einfluß ihres Anſehens ewig zu erhalten, ſo erhob ſich mein Mitleiden zur ernſten Empörung meines Innerſten gegen das Unrecht und die böſe Gewalt, der die arme Menge unſers Geſchlechts ſo vielfältig unterliegen muß, und durch die ſie zu einem Zuſtand herabgewürdiget wird, der dem Zuſtand des Ochſen vor dem Pflug, des Pferdes unter dem Sattel, des Hundes vor der Hausthüre und der Katze auf der Mäuſejagd ähnlicher iſt, als dem Zuſtand des Menſchen in der Würde und Kraft der innern Veredlung, zu welcher er durch die Natur ſeiner Anlagen und durch das Daſeyn großer, ſeit Jahrtauſenden vorbereiteter Hülfsmittel von Gotteswegen berufen und beſtimmt iſt.

Ich hatte Freunde, ich liebte, ich hatte ein Vaterland, ich hatte Rechte, aber ich mochte nicht leben, und mir war: kein Menſch, deſſen Herz für Freundſchaft, Liebe und Vaterland, für Menſchennatur und für die Würde derſelben ſchlägt, ſollte in einer Lage leben mögen, in der er ſelbſt, ſo wie ſeine Kinder, ſeine Freunde, ſeine Verwandten, ſeine Mitbürger gefahren, aller Mittel der Menſchlichkeit beraubt, einem blos thieriſchen Daſeyn hingeworfen zu werden. Der Gedanke, auch meine Nachkommenſchaft, auch die Nachkommenſchaft meiner Freunde und tauſend edler guter Menſchen, die ich kenne, gefahre dieſe Entwürdigung, wenn der niedere Mann im Lande forthin der Seelenloſigkeit und Herzloſigkeit blos thieriſcher Beſorgung Preis gegeben, und nicht dahin gebracht wird, die erſten Bedürfniſſe zur genugthuenden Bildung des Geiſtes und des Herzens, eben wie diejenigen zu einem genugthuenden Broderwerb, mit Sicherheit und allgemeiner Leichtigkeit zu finden. Dieſer Gedanke bewegte mein Herz, und machte mich oft mit Wehmuth fühlen, daß es hohe unerläßliche Menſchenpflicht iſt, für den Armen und Elenden allgemein durch alle in der Hand unſers Geſchlechts liegende Mittel, folglich auch beſtimmt kirchlich und bürgerlich, ſo gut als individuell und häuslich, dahin zu wirken, daß das Bewußtſeyn ſeiner innern Würde durch das Gefühl ſeiner allgemein in ihm belebten Kräfte und Anlagen ſich dahin entfalten, daß er das Segenswort der Religion, der Menſch ſey nach Gottes Bild erſchaffen und müſſe im Gefühl ſeiner innern göttlichen Natur, als Kind Gottes leben und ſterben, nicht blos auswendig herplappern lerne, ſondern ſeine Wahrheit mit der Kraft Gottes, die in ihm ſelbſt liegt, auf eine Weiſe in ſich ſelbſt erfahre, die ihn nicht blos über den pflügenden Stier und den tragenden Eſel, ſondern auch über den Mann, der in Purpur und Seide ſeiner höhern Beſtimmung unwürdig lebt, weſentlich und nothwendig empor hebt.

Bei dieſer Anſicht der Dinge und in der Glauben- und Liebevollen Stimmung, die bey dieſer Anſicht natürlich und nothwendig iſt, ahndete ich ſchon als Jüngling das Weſen der Mittel, durch die es allein möglich iſt, den Bedürfniſſen der menſchlichen Natur in Rückſicht auf die Bildung unſers Geſchlechts ein wahres Genüge zu leiſten, und es erquickte mich vorzüglich, als mir bey dem ernſten Hinblick auf dieſen Gegenſtand auffiel: es lägen in den nothwendigen Umgebungen und Verhältniſſen des Armen und Elenden ſelbſt zwar ſehr verkannte, aber weſentliche und kraftvolle Mittel für dieſen Zweck. Es erhob mein Herz zu den größten Hoffnungen, daß ich überzeugt war, Noth und Mangel führe beym Kind des Armen das Weſentliche, was jeder Erzieher bey ſeinem Zöglinge nothwendig bedarf, nehmlich Aufmerkſamkeit, Anſtrengung und Ueberwindungskraft durch die Verhältniſſe, in denen der Arme immer lebt, gleichſam zwingend herbey, und alles, was immer im Kind alſo von der Natur nothwendig hervorgebracht wird, liege caeteris paribus auch tiefer und wahrer in ihm, als alles, was durch irgend eine Menſchenkunſt, ohne Mitwirkung der nöthigen Natur, in ihm rege gemacht worden. Es konnte nicht anders ſeyn, bey dieſen Anſichten mußten mich die lebhafteſten Ahndungen ergreifen, daß, wenn dieſer Umſtand beym Armen mit Sorgfalt und Liebe benutzt würde, ſo müßte und würde er ſich dadurch bald auf di Stufe erheben, auf welcher das Streben nach einer ſeine Lage genugthuenden Geiſtesbildung in ihm kraftvoll geweckt würde und wo der ganze Umfang der Erforderniſſ einer guten Erziehung ein ſicheres Fundament und di Entwicklung aller Anlagen und Kräfte unſrer Natur eine ſie unter ſich vereinigenden Mittelpunkt finden müßten Die Anſtrengungs- und Ueberwindungskraft, die die wohlthätige Gottesgehülfinn — die Noth — im Armen ſ vielſeitig belebt, könnte nicht anders, ſie müßte, wen das Gefühl der Liebe in ſeinem Herzen geweckt iſt, ih auch die Thaten der Liebe und mit ihnen die Bahn de

Tugen

Tugend leicht machen und ihm die Gemüths-Ruhe, die dieſer Bahn eigen iſt, ſichern, wie ſie dem Menſchen ohne tief gegründete Uebungen der Anſtrengung nicht geſichert werden kann. Die Ueberwindungskraft der Noth würde im Kind mit Sicherheit in die Ueberwindungskraft des freyen Willens hinübergehen, und wie es der Nothwendigkeit gehorchend, leicht vieles entbehrte, was dieſe ihm zu entbehren gebietet, würde es hinwieder, von der Liebe erhoben leicht entbehren, was zu entbehren ihm dieſer Liebe höhere Beweggründe darböten.

Aber ſo gewiß mit dieſem Geſichtspunkte das ganze Seyn des Armen und ſelbſt ſeine größte Noth als ein vorzügliches Fundament ſeiner höhern Bildung ins Auge fallen muß, ſo gewiß iſt es hinwieder, daß dieſes an ſich auch noch ſo gute Fundament nicht nur ſich in ein nichtiges unwirkſames und Folgeleeres Schattenweſen auflöſen, ſondern ſogar dieſer höhern Bildung kräftig entgegenwirken muß, wenn es nicht zweckmäßig benutzt und das Gute, das Menſchenliebe und Menſchenpflicht darauf zu bauen gebietet, nicht darauf gebaut wird.“ Es kann nicht anders kommen, wo immer weder zwingende Umſtände noch leitende Sorgfalt aus dem Menſchen und vorzüglich aus dem Armen machen, was ſie aus ihm machen ſollen, da wird er gewiß nicht, was er werden ſoll.

Der Arme erſcheint in dieſem Falle nothwendig in allen dem verwahrloſet, wozu er hätte gebildet und erzogen werden ſollen, und wird dadurch eben ſo nothwendig einer Erniedrigung Preis gegeben, darin er auch beym vollen Fühlen einſeitig in ihm geweckter Kräfte nur deſto roher verwildert und vielleicht, noch unglücklicher für ihn, ſogar dahin kommt, ſeine Verwilderung mit Heucheley zu übertünchen. Im Gefühle einer entwürdigten, ſich ſelbſt und die Menſchheit gleich verachtenden Kraft kommt er dann dahin, die Mittel der ungebändigten Gewaltſamkeit, mit denen er nach Lebensgenuß und geſellſchaftlicher Auszeichnung hinſtrebt, nicht blos mit Schlauheit zu verbergen und mit Hinterliſt an die Hand zu bringen, ſondern noch ſich ſelbſt als erlaubt und rechtmäßig vorzuſtellen und als eine bloße Vergeltung des Unrechts, das, wie er wähnt, ohne ſeine Schuld von der Geſellſchaft über ihn verhängt worden, anzuſehen und andern in die Augen fallen zu machen.

Die Gegenkraft, die der Arme aus ſeiner Lage hätte ziehen können, wird bey der Liebe- Schonungs- und Achtungs-loſen Behandlung, die jedem tiefern kirchlichen oder bürgerlichen Verderben eigen iſt, in dieſem Falle zur Quelle einer Rohheit und Gewaltſamkeit, die in ihm dann auch noch den Schein der Menſchlichkeit auslöſcht. Die Welt, d. h. die Menſchenmaſſe, die für den höhern Sinn unſerer Natur eben wie der verwahrloſte Arme innerlich gleich getödtet iſt, aber äußerlich noch ſeinen Schein an ſich trägt, hat für die Unglücklichen, die ſie in dieſem Zuſtande antrifft, alles von richtiger Einſicht unterſtützte Gefühl einer wahrhaft menſchlichen Theilnahme verloren. Ihre Selbſtſucht zwingt ſie ſogar, dieſe Unglücklichen als der Liebe, Achtung und Schonung, die unſer Geſchlecht ſich ſelbſt in allen ſeinen Gliedern ſchuldig iſt, unwerth und verluſtig zu erklären, wodurch dann aber auch nicht ſelten die lebendigſten und kraftvollſten unter ihnen dahin gebracht werden, daß eine Lebens- und Handlungsweiſe, gegen welche die bürgerliche Geſellſchaft nothwendig, aber ohnmächtig, Galgen und Rad braucht, nicht nur für ſie unwiderſtehliche Reize hat, ſondern ihnen auch als rechtmäßig ins Auge fallen muß.

Je weniger ich mich über den wahren Zuſtand des Armen täuſchen konnte, deſto mehr ſtrebte ich im Gefühle der Pflicht, ihm in dieſem Zuſtand eine den Anſprüchen ſeiner Lagen und Umſtände genugthuende Handbietung zu berei- en, darnach auch mein Scherflein zu dieſem Endzwecke eyzutragen. Der Erfahrung über die Größe der Kräfte, ie die Natur ſelber im Armen für ſeine Bildung entfaltet, getreu, mußte ich mich vor allem aus beeifern, in dieſer Kraft Mittel für ſeine Noth zu finden; ich mußte für die rmen Kinder, die ich zu mir in's Haus nahm, Arbeit und Bildung zur Arbeit ſuchen. Aber ich wollte nicht blos die- es, ich wollte während und durch ihre Arbeit ihr Herz erwärmen, und ihren Geiſt entfalten. Ich wollte ſie nicht los unterrichten, ich wollte, daß ihr Leben und Thun ſie elbſt unterrichte und beym Selbſtunterricht zum Gefühle er innern Würde ihrer Natur erhebe. Ich wollte ihrem Herzen, als dem Edelſten ihrer ſelbſt und als dem Mit- elpunkte, darin ſich das Reinſte und Höchſte aller Anla- en des Geiſtes und der Kunſt vereinigt, vor allem aus nd beſtimmt überwiegend Vorſehung thun. Ich war berzeugt, dadurch allein ſey es möglich, den Umfang al- er Bildungsmittel der Menſchheit, und beſonders der Armuth, zu einem Ganzen zu vereinigen und ſelbſt mitten nter hundert und hundert zu Rohheit und Wegwerfung hinlenkenden Umſtänden die Liebe-, Schonungs- und Achtungsvolle Behandlung zu erhalten, die allein fähig iſt, beydes der Erwerbs- und der Geiſtesbildung ihre höhere Bedeutung ſicher zu ſtellen.

In ſo weit war ich für mein Unternehmen in einer vorzüglich glücklichen Lage. Mein Leben war wie weniger Menſchen Leben durch einen Hintergrund von lebendigen Anſchauungen geeignet, mich zu einer unerſchütterlichen Ueberzeugung zu erheben, daß alles Mögliche, was man immer für die Sicherſtellung des Broderwerbs und ſelber für die Ausbildung der Geiſteskräfte des Armen zu thun verſuchen möchte, ohne eine das Herz befriedigende und erhebende Behandlungsweiſe ihn durchaus nicht wahrhaft menſchlich bilden könne.

Das Individuelle meiner Kräfte für dieſen Zweck lag beſtimmt in der Lebendigkeit, mit der mein Herz mich antrieb, Liebe zu ſuchen, wo ich ſie immer finden konnte; freundlich und gefällig zu handeln, wo ich immer freundlich und gefällig handeln konnte; zu dulden, mich zu überwinden und zu ſchonen, wo ich immer dulden, mich überwinden und ſchonen konnte. Ich kannte keinen größern Lebensgenuß, als das Auge des Danks und den Handdruck des Vertrauens. Es war mir ſogar Wonne, Dank und Vertrauen zu verdienen, auch wo ich ſie nicht zu erhalten hoffen konnte. In dieſer Stimmung war es, daß meine Umſtände mich vielſeitig dem Armen im Lande näher brachten. Ich ſuchte ihn, ich verweilte gerne bey ihm und auch dieſes ſtärkte meine Anſichten über meinen Lieblingsgegenſtand ſo weit, daß von dieſer Seite mein

Vertrauen auf mich ſelber und auf meine Zwecke in dem Grade unerſchütterlich war, als große und entſcheidende Erfahrungen mich täglich überzeugten, daß, durch das Daſeyn einer reinen ſelbſtſuchtloſen Liebe gegen den Armen, auch ſchwächere Bemühungen für ſeine Bildung einen Segen in ſich tragen, deſſen Folgen mit dem äußern Anſchein ihrer Mittel durchaus in keinem Verhältniſſe ſtehen, ſo wie bey einer entgegengeſetzten Richtung des Gemüths auch die glänzendſten Anſtalten für Volksbildung, Volkswohl und Armenverſorgung auf Sand gebaut ſind und den Grund ihres Einſtürzens in der Natur ihrer Fundamente ſelber zu ſuchen haben. Es mußte bey mir entſchiedene Erfahrungsſache werden, daß die Liebe auch hierin im Schwachen mächtig ſey, und die Liebloſigkeit auch hierin die Kräfte des Starken zerſplittere. Aber mein Unternehmen brauchte mehr als dieſe Ueberzeugung. Um eine Anſtalt zu gründen, die meinen Zwecken in ihrem ganzen Umfange genugthuend entſprechen konnte, forderte es beſonders vieles, das mir in eben dem Grade ausgezeichnet mangelte, als die Neigung zu einer ſolchen Anſtalt, deren es freylich auch vorzüglich bedurfte, ausgezeichnet in meiner Individualität lag.

Es mangelte mir weſentlich eine kaltblütige Anſicht des Gegenſtandes, dem ich entgegen ſtrebte, ſo wie eine ruhige Insaugefaſſung und Behandlung der Menſchen und Sachen, durch die ich dieſes Gegenſtandes halber zu meinem Ziele kommen ſollte. Es mangelte mir die in allen Dingen ſo nothwendige Kraft, das Einreißen eines jeden Verderbens in der Blüthe meiner Zwecke zu verhüten und den

Wachsthum jedes Theils meiner Anſtalt bis zu ſeiner Reifung ohne Ungeduld abzuwarten. Es mangelte mir ein feſtes und genugſames Eindringen beydes in das ganze Detail und den ganzen Umfang meines Thuns, und beſonders in das Detail und den Umfang der Lücken und Schwächen, die ſich in jedem Zeitpunkte meines Unternehmens in daſſelbe einſchlichen, ſo wie in die vielſeitigen Hinderniſſe, die ihm mehr oder minder, offen oder verſteckt im Wege ſtanden, oder in den Weg kommen konnten. Es mangelte mir ein genugſam gereiftes Verhältnißgefühl meiner Kräfte, Mittel und Wünſche, und dann natürlich auch ein richtiges Vorausſehen, wohin — jeder Schritt meines Thuns mich in allen Rückſichten eigentlich führen könne und führen müſſe. Ich wollte arme Kinder zum Feldbau, zur Induſtrie und zur häuslichen Wirthſchaft anführen und war in allen dieſen Stücken ſelbſt ungebildet. Die Anſtalt forderte eine Organiſation, die die Sicherheit der Erzielung ihrer Zwecke in ſich ſelbſt trug. Dieſe mangelte mir und mußte mir mangeln. Ich ſollte in allen Fächern, für die ich nicht gebildet war, gebildete Menſchen an der Hand haben; ich hatte ſie nicht. Mein Lokal ſollte mit Sorgfalt gewählt und für mein Unternehmen eingerichtet ſeyn; es war es nicht. Meine Umgebungen ſollten für meinen Zweck genugthuend ſeyn; ſie waren es nicht. Selbſt meine Neigung für meine Anſtalt und die Hingebung und Aufopferung, mit der ich mich meinen Zwecken widmete, legten noch drückende Hinderniſſe in meinen Gang. Sie konnten nicht anders. Ich gab mich hin, wo ich mich nicht hätte hingeben ſollen, ich wankte, wo ich hätte feſt ſtehn, ich hoffte, wo ich hätte fürchten, ich glaubte, wo ich hätte Rechnung fordern, ich dankte, wo ich hätte zur Verantwortung ziehn ſollen, ich legte auf meine Schultern, was ich nicht zu tragen vermochte, um es denen abzunehmen, die es tragen ſollten und wohl hätten tragen können.

So war ich. — Mein Unternehmen war in ſeinem Weſen eines Fürſten würdig; aber unvermögend zu erzielen, was ich ſuchte, erſchöpfte ich mich nur ſelbſt, ſtürzte mich in häusliche Verwirrung und in einen Zuſtand von Bedrängniſſen, deren Leiden unbeſchreiblich ſind und deren Folgen ein halbes Menſchenalter dauerten.

In dieſem langen Zeitraume verließ mich die Neigung meines Herzens, für den Armen und Elenden im Lande zu leben, dennoch niemals; aber umgeben von den vielſeitigſten Hinderniſſen und drückendſten Hemmungen, diente jetzt das Feuer dieſer Neigung, das in mir brannte, zu nichts; es verzehrte ſich unbenutzt mir ſelber und trug noch ſelbſt dazu bey, mich für alles übrige, das ich ſonſt in der Welt hätte ſeyn und thun können, immer unaufmerkſamer, unbehülflicher und intereſſeloſer zu machen.

Die Menſchen, die mich umgaben, ſahen dann auch nur dieſe damals wirklich in mir wachſende Unbehülflichkeit; für ihre Urſachen hingegen hatten ſie keinen Sinn, und noch weniger boten ſie mir auf irgend eine Art die Hand für das Einzige, deſſen ich fähig geweſen wäre.

Meine auffallende Unbehülflichkeit und Unthätigkeit für ſo vieles, das faſt allen andern Leuten ſehr leicht war, ſchien ihnen ein unumſtößlicher Beweis, daß ich zu gar nichts tüchtig und zu gar nichts brauchbar ſey, daß man mir folglich auch in meinem Lieblingsfach keine Handbietung weder leiſten könne noch leiſten ſolle. — Er zeige ſich für das Geringere tüchtig, ſo wollen wir ihm für das Größere glauben; er rette ſein eigen Elend, ſo wollen wir ihm zutrauen, er vermöge etwas gegen das Elend des Volks; er ſtelle Proben auf von dem, was er ſucht. — Werden dieſe gerathen, ſo wird ihm dann ſicher weder Zutrauen noch Handbietung fehlen. — Man ſtelle ſich das Erſchüttern meiner empfindſamen Seele vor. Es war mir, die Leute rieſen mir zu: ſteige vom Kreuze herab, ſo wollen wir dir glauben. Es war mein Schickſal — dieſes Todesurtheil über meine Unbrauchbarkeit und über meine Untauglichkeit war allgemein, ohne daß irgendwo eine prüfende Unterſuchung darüber vorhergieng, aber daß es eben die Aufſtellung dieſer Proben ſelbſt ſey, wozu ich die erſte und vielleicht die einzige Handbietung bedürfe, darüber ſchlüpfte meine Zeitwelt hinweg, wie ſie über alles wegſchlüpft, woran ſie kein wahres Intereſſe nimmt und doch ein Scheinintereſſe vorſpiegelt.

Gewiß iſt es indeſſen, wenn dieſe Proben dem in mir liegenden und meine ganze Kraft beſtimmenden Grundſätze, den Armen und ſein Kind durch ſich ſelbſt, d. i., durch ſeine natürlichen Anlagen und Fertigkeiten und durch die nothwendigen Verhältniſſe ſeines Daſeyns zu erziehen, gemäß und genugthuend hätten aufgeſtellt werden ſollen, ſo hätten ſie nur durch warme Theilnahme einer beträchtlichen Anzahl kraftvoller und wohlwollender Menſchen möglich gemacht werden können.

Lange, nur zu lange erwartete ich dieſe Theilnahme von meinem Zeitalter und von dem nähern Kreiſe, in dem ich lebte. Mit der ganzen Unbefangenheit eines noch unbetrogenen kindlichen Sinnes glaubte ich, es könne und werde nicht fehlen, ich werde Glauben und Handbietung für meine Zwecke finden.

Ich hätte mir, in der Unbekanntheit mit der Welt, nicht träumen laſſen, daß, gerade indem die Menſchen um mich her Geld wie Steine wegwarfen, und ſich tauſend Mühſeligkeiten unterzogen, um in allen Winkeln die grauſen Gräber der Liebe, des Geradſinns und der Menſchenkraft zu übertünchen, nicht auch einige Broſamen dieſer Weltkräfte auf das Streben eines Menſchen herabfallen laſſen würden, der nichts wollte, als Liebe, Geradſinn und Menſchenkraft aus den grauſen Gräbern des übertünchten und offenen Volkselendes zur Auferſtehung und ins Leben zu rufen, oder vielmehr, dieſes Uebertünchen durch die Erweckung des Armen und Elenden zur Selbſthülfe und Selbſtkraft in allem, was er für Nahrung, Unterhalt und Verſorgung für ſich und die Seinigen bedarf, als der menſchlichen Natur und Würde widerſprechend, wegfallen zu machen.

Ich irrte mich an meinem Zeitalter und an meinen Umgebungen. *)

---

*) Anmerkung zur neuen Ausgabe. Ich erkannte in dieſem Zeitpunkte bey weitem noch nicht genug, daß ich mich in Rückſicht auf alle meine Beſtrebungen in jedem Fall am meiſten an mir ſelber irrte, und daß das Mißlingen der-

Es lag tief im Geiſte meiner Erziehung, daß ich mich daran irren mußte; ich irrte mich an mir ſelber, wie an meinen Umgebungen.

Ich verdiente den Grad des Zutrauens nicht, den das Weſen meiner Unternehmung anſprach, genoß aber auch denjenigen nicht, den ich wirklich verdiente.

Durch die Folgen dieſer Umſtände aller Mittel beraubt, den Zweck meines Lebens nach meinem Sinne thätig zu befördern, that ich das Einzige, was noch dafür in meiner Hand lag: ich legte die Gefühle meines Herzens und die Erfahrung der Anſtrengungen für meinen Zweck in Lienhard und Gertrud nieder.

Das Bild, das ich vom Volke und von meinen Umgebungen in Rückſicht auf meinen Zweck aufgeſtellt hatte, gefiel als — Roman.

Tauſende ſprachen aus: er kennt das Volk, es iſt wie er ſagt, und bedarf was er ſagt, und es wäre wirklich ſchön, wenn viele Kinder Gertruden zu Müttern, viele Dörfer Arner zu Herren hätten, und viele Hum-

---

ſelben immer in Fehlern zu ſuchen war, die in mir ſelbſt lagen. Spätere traurige und bis in mein Greiſenalter fortdauernde Erfahrungen haben endlich das Gefühl meiner diesfälligen Schwächen zu einer gewiſſen Reifung und mich zu der tiefern Erkenntniß meiner ſelber gebracht, der ich das endliche gegenwärtige Gelingen einiger meiner Zwecke zu danken habe, indem dieſelben mir über die Mittel und Wege, durch welche es allein möglich iſt, mit einer vernünftigen Hoffnung eines geſegneten Erfolgs meinen Zwecken entgegen zu ſtreben, die Augen geöffnet.

mels ſolche Hünerträger — Uh! — Ah! — Uh! — ſchreyen hören müßten.

Aber weiter ging die Wirkung des Buches nicht. Es war allgemein unabhangend von meinem Thun und meinem Streben ins Auge gefaßt, und an ſich ſelbſt ungenugthuend, meine Zeitgenoſſen dahin zu erheben, wirklich zu verſuchen, in dem Geiſte zu handeln, der, indem er ſich in Arner, Gertrud und Glülphi ausſprach, vielſeitige Anſichten und Mittel an die Hand gab, die zum Heile des Volks nicht nur gemalt, ſondern ausgeübt werden ſollten.

Es konnte dafür nicht genugthuend ſeyn, wie ewig kein Buch, das nur ſagt und darſtellt was ſeyn ſollte, hiefür genugthuend ſeyn wird. Es braucht unendlich mehr, etwas Gutes in der Welt durchzuſetzen, als daſſelbe blos wie einen Traum den Menſchen gemahlt vor ihre Augen zu ſtellen, daß ſie darob ſtaunen und ſein Bild ſchön finden.

Es wird dafür erfordert, ſie dahin zu bringen, den Faden aufzufinden, an dem das ihnen vorgelegte Gute ſich ihres innern Lebens, ihrer Neigungen und ihres Strebens bemächtigt, und ihnen gleichſam Auge, Hand, Zunge und alles, was an ihnen Kräfte äußert, in Beſchlag nimmt.

Das wollte ich, aber weder die Anſtrengungen meiner kraftvollſten Jahre, noch der Nachhall derſelben, mein Schreiben, vermochte es, mir einen Wirkungskreis zu gewähren, von dem ausgehend ich mir dann durch Aufſtellung von Thatſachen, die das Weſen meiner Grundſätze ausgeſprochen und wirklich Vernunft, Liebe, Geradſinn und Kraft in einzelnen Verlaſſenen und Armen geweckt hätten, Theilnahme und Mittel zur weitern Betreibung der erſten Angelegenheit meines Herzens hätte verſchaffen können.

Der größte Theil meines Lebens verging in einem unruhigen, aber mich immer auf mein Vaterland beſchränkenden Suchen eines ſolchen Wirkungskreiſes; — ich konnte ihn ſo lange nicht finden.

Meine Umgebungen waren der Einfachheit und der Unſchuld meiner Geſichtspunkte entgegen. Der Wahn, durch Vielwiſſerey ein goldenes Zeitalter zu verſchaffen, hatte eben damals wie eine glänzende Lufterſcheinung die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gerichtet, und die Welt von den, aus der Lage, der Noth und den Bedürfniſſen der Menſchennatur hervorgehenden Geſichtspunkten in der Erziehung faſt gänzlich abgelenkt.

Beynahe alle Hülfsmittel der Erziehung und Bildung wurden in den Schulen und Büchern geſucht, und waren auf Bücher und Schulen berechnet. Das Leben, die häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſe, und die aus ihnen hervorgehenden Geſinnungen, Gewohnheiten, Vorſtellungen und Maximen, die deſto tiefer auf den ganzen Menſchen einwirken, je nothwendiger und bewußtloſer ſie von ihnen ergriffen und beſtimmt werden, blieben beynahe völlig unbeachtet. Die Einſeitigkeit, mit der man den Menſchen durch ein buntes oberflächliches Wiſſen ausbilden und ſeiner Beſtimmung entgegen führen wollte, brachte dann auch den Widerſpruch zwiſchen den öffentlichen gepradigten Grundſätzen und dem innern Geiſte der allgemeinen Handlungsweiſe unmerklich aber nothwendig bis auf den höchſten Punkt.

Mit dieſem Widerſpruche bemächtigte ſich die frohſte Willkühr aller feſten und großen Grundſätze der um die Menſchheit verdienteſten Männer der Vorwelt. Der Menſch, das Individuum, die Darſtellung der Menſchheit in ihm, wurde aus den Augen verloren, und das Heiligſte der Menſchennatur, Convenienzen, Leidenſchaften, ſinnlichen Genüſſen und ſelbſtſüchtigen Zwecken aller Art untergeordnet.

Es entſtand eine Zwiſchenepoche, die ſich nicht bloß durch Erlahmung aller Realkräfte der Menſchennatur, ſondern auch durch ein verwirrtes und ſchwankendes Benehmen in allen Modetändeleyen auszeichnete; ein Zuſtand, der dadurch, daß ſich die Menſchheit in einer und eben derſelben Stunde vor dem Erwarmen, und vor dem Erkalten ihrer Kräfte zugleich fürchtete, nicht bloß den Fortſchritt der menſchlichen Cultur ſtille ſtellen, ſondern die Menſchheit für die Erhaltung und das Daſeyn dieſer Kräfte ſelbſt beſorgt machen mußte; — ein Zuſtand, in dem die Menſchen unter der Laſt deſſen, was ſie ſind und deſſen, was ſie nicht ſind, auf die nehmliche Weiſe erliegen, und deſſen Verderben der höchſten Sanftheit und Liebe die Worte in den Mund legt: Ach daß du kalt oder warm wäreſt ꝛc. In dieſem Zuſtande verging ein großer Theil meines Lebens, und ſo traurig es iſt, ſo wahr iſt es, die unſelige Epoche der allgemeinen Erſchütterung, die die Revolutionsſtürme über mein Vaterland brachten, war die Geburtsſtunde meines praktiſchen Daſeyns für die Realiſirung des großen Traumes meines Lebens. Aber mir fehlte jetzt die Kraft der Jugend und die Erfahrungen, die ich in meinem Fache beſeſſen hätte, wenn ich mich in frühern Jahren wirklich praktiſch hätte damit beſchäftigen können. Dennoch vermochte ich in meiner Laufbahn, was ich nicht ahndete, und ſetzte durch, was ich nicht glaubte, und ſo unglücklich ich in meinem Leben in allem war, was dieſen Gegenſtand betraf, ſo glücklich war ich von dem Augenblicke an, in dem ich einmal einen ſichern Anfang der nöthigen Mittel hatte, um mit einiger Kraft für die Ausführung meines Lebenszweckes thätig wirken zu können.

Das unglückliche, zerſtörte Stanz, und das Verhältniß, in das ich daſelbſt mit einer großen Anzahl allgemein verwahrloſeter und zum Theil verwilderter aber kraftvoller Natur- und Bergkinder kam, gab mir ein glückliches Fundament, und, mitten unter äußern Hemmungen, Spielraum zu entſcheidenden Erfahrungen über den Umfang und den Grad der Kräfte, die im Kinde als Baſis ſeiner Bildung allgemein da ſind, und mit dieſem über das Weſen und den Umfang deſſen, was in Rückſicht auf Volksbildung eben ſo möglich und ausführbar iſt, als es Noth thut.

Und als mein Bleiben in Stanz durch die Zufälle des Kriegs unterbrochen war, und ich mich von neuem in die alte Ohnmacht meines Lebens zurückgeſtürzt glaubte, fand ich in Burgdorf plötzlich für meinen Zweck wieder, was ich in Stanz verlor.

Das Inſtitut, das ich daſelbſt zu errichten Gelegenheit fand, öffnete mir einen großen Spielraum zur Auffindung und Organiſirung der weſentlichen Mittel einer naturgemäßen Erziehungsweiſe.

Belebt durch dieſen Spielraum und die Erfahrungen, die ich darin machte, wagte ich es, frühe in dem Buche: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ den ganzen Umfang der Anſichten, Ahndungen und Hoffnungen, die ſich in dieſem Zeitpunkte in mir entfalteten, dem Publikum vorzulegen.

Der Eindruck, den dieſes Buch allgemein machte, erleichterte meinen Gang. Ein großes gewonnenes Zutrauen ſtärkte meinen Muth und erweiterte den Kreis meiner Thätigkeit. Menſchen aller Art, die für das Erziehungsweſen Intereſſe zeigten, drängten ſich zu mir; Erfahrungen häuften ſich auf Erfahrungen; und was damals nur noch Ahndung war, verwirklichte ſich und reifte zur unwiderſprechlichen Thatſache heran. Vorzüglich war ich darin glücklich, daß ich daſelbſt Männer an meine Seite erhielt, die den Faden der Anfangspunkte meines Verſuches mit Einfachheit ergriffen und ſich an demſelben kraftvoll für meine Zwecke emporbildeten.

Meine Stellung war mit jedem Tage mir ſelbſt und denen befriedigender, die mit mir zu gleichem Ziele Hand in Hand ſchlugen, und eignete ſich immer mehr die Reſultate meiner Bemühungen für die Auffindung einer naturgemäßen Erziehungsweiſe ihrer Vollendung näher zu bringen und die Mittel für dieſen Zweck dahin gedeihen zu machen, daß ſie nicht einzeln und abgeriſſen, ſondern in einem allgemeinen Zuſammenhang unter ſich ſelber daſtehen und in einer gegenſeitig in gleichem Verhältniß eingreifenden Wirkung das Ganze der Menſchennatur in Anſpruch nehmen und die Kräfte derſelben als Kräfte eines unzertrennten Ganzen harmoniſch ausbilden. Dieſe Mittel nähern ſich nun wirklich immer mehr dem Punkte, durch den ſie ſich einerſeits an die Lagen und Bedürfniſſe eines wohlgeordneten häuslichen Lebens mit Sicherheit anknüpfen, andrerſeits die weitern Fortſchritte in jeder wiſſenſchaftlichen Bildung auf eine allgemeine und ſolide Art begründen.

Sie gehen ſämmtlich von den einfachſten Regungen des menſchlichen Daſeyns aus, und beruhen auf dem Zwecke, die urſprünglichen Anfangspunkte aller menſchlichen Bildung aufzuſtellen, von denen aus, wenn ſie einmal aufgefaßt ſind, weder Einſeitigkeit, noch Verwicklung, noch Ablenkung von dem wahren Pfade mehr Statt finden kann.

Sie laſſen das Kind in der ganzen Selbſtſtändigkeit ſeines Weſens und legen weder etwas in daſſelbe hinein, das nicht in ihm iſt, noch dringen ſie den ihm einwohnenden Anlagen und Kräften eine willkührlich erzwungene, auf einen einſeitigen Zweck berechnete Richtung auf.

Sie erregen bey den Zöglingen Geiſtes und Herzens halber die lebendigſte innere Thätigkeit, und geben dieſer Thätigkeit allen Spielraum ſich eben ſo frey, nach den nothwendigen und ewigen Geſetzen des menſchlichen Geiſtes und Herzens auszuſprechen, um dadurch ihr eigenthümliches Weſen zu offenbaren.

Sie ſind weſentlich nichts anders, als die Darſtellung dieſer Thätigkeit und dieſes innern Lebens ſelbſt, das ſich in den Zöglingen auf die vielſeitigſte Weiſe regt und ausſpricht.

Darum aber machten ſie auch einerſeits den ſo laut angebrachten Einwurf: — man opfere die Kinder ſolchen Verſuchen auf — ſo ſchnell und ſo entſcheidend zu Schanden, und begründeten andrerſeits die Wahrheit, das gemeine Schulweſen und die darauf liegende Kultur Europa's ſey ohne Fundament, und dieſes Fundament müſſe ihr nothwendig gegeben werden, wenn ſie dahin gelangen ſolle, das Volk und die Kinder Europa's zur Kraft der Weisheit und Liebe und zu einem in allen Verhältniſſen befriedigenden Daſeyn zu führen.

Mit feſtem Bewußtſeyn deſſen, was wir wollten, und was wir ſollten, ſuchten wir mit Conzentrirung unſerer Kräfte ſichere und allgemeine Anfangspunkte zu unſerm Thun, und waren immer bemüht, am feſtgehaltenen Faden derſelben durch einen lückenloſen Stufengang zu dem, was wir wollten und ſollten, hinzuſchreiten.

Dadurch war es auch, daß wir im Suchen dieſer Mittel und in ihrer Anwendung, unſerer Thätigkeit freyen Spielraum geben konnten, ohne zu gefahren, gegen die ewigen Geſetze, denen die Natur, die Entwicklung unſers Geſchlechts unterworfen, anzuſtoßen.

Damit iſt indeſſen gar nicht geſagt, daß wir im Laufe dieſer Verſuche durchaus nie und in nichts gefehlt haben. Im Gegentheil, es war allerdings zu Zeiten der Fall, daß ein auffallendes und unſere Erwartungen ſelbſt übertreffendes Gelingen einiger dieſer Mittel uns dahin führte, dieſelben zu überwiegend und zu einſeitig zu gebrauchen, und dann unter dieſen Umſtänden, beſondere Unterrichtsfächer, die für das Weſen der Entwicklung der Kräfte des Menſchen weniger wichtig ſind, aber in den Schulen allgemein und ausſchließlich betrieben werden, gegen Gebühr und Ordnung für eine Weile an den Nagel zu hängen.

Das nahende Reifen des Wichtigen und Nothwendigen minderte aber natürlich die Gewaltſamkeit, mit der wir dieſes Weſentliche und Nothwendige in ſeinem erſten Entkeimen ergriffen und ergreifen mußten. Noch mehr, mitten indem dieſes Reifen des Weſentlichen, was die Erziehung forderte, das weniger Weſentliche derſelben bey unſerm Verfahren in das untergeordnete Verhältniß brachte, in dem es in der Natur des Menſchen ſelbſt daſteht, gab es uns auch für dieſes neue Reize und Hülfsmittel und erleichterte ſeine alſo untergeordnete, aber nothwendige Betreibung, ſo daß wir jetzt neben den reinen Elementarmitteln der Geiſtes- und Kunſtbildung, das Buchſtabiren, das Leſen, das Schreiben, die Grammatik, die Zifferrechnung ꝛc. mit ſo vielem Eifer und ſo gutem Erfolg betreiben, als man es da betreibt, wo man für das erſte — die reine Elementarbildung — nichts und alles blos für das Aeußere, nur untergeordnet Weſentliche — für Leſen, Schreiben, Grammatik ꝛc. thut.

Die ernſte Betreibung des Erſtern gab dem Letztern einen Gehalt und einen Werth, den es ohne jenes nie haben kann und nie haben wird, indem die ohne dieſes Fundament für den Geiſt leeren und todten Formen des Leſens, Schreibens, Rechnens ꝛc. nicht nur Bedeutung und Leben erhalten, ſondern auch als nothwendige Auffaſſungs- und Darſtellungsmittel der Geiſtesthätigkeit ſowohl unter ſich ſelbſt, als mit der menſchlichen Natur in Harmonie gebracht werden, und ſich gleichſam von ſelbſt als Fertigkeiten bey den Zöglingen von Stufe zu Stufe entwickeln.

Die bisher erſchienenen Elementarbücher ſtellen einzelne Richtungen dieſer geiſtigen Entwicklung in geordneten Reihenfolgen auf. Mit ihnen iſt aber das Gebiet der Geiſtesbildung keinesweges erſchöpft, und unſere fortgeſetzten Verſuche haben uns zu vielfachen Erweiterungen und zu neuen neben jenen aufgeſtellten Formen fortlaufenden Bildungs- und Uebungsmitteln geführt. Durch jene iſt indeſſen der Anfangspunkt und das unveränderliche Geſetz der Fortbildung und Erweiterung dieſer Mittel unwiderſprechlich gewonnen. Alle Verſuche, ſo viel ihrer auch noch ſtatt finden, ſind jetzt eigentlich nichts mehr, als nähere Beſtimmung und vielſeitigere Anwendung des Unwiderſprechlichen und Ewigen, das in den aufgeſtellten Fundamenten ſelber liegt. Dieß gilt beſonders in Hinſicht auf intellektuelle Entwicklung. Es iſt aber in Hinſicht auf ſittliche und religiöſe nicht minder der Fall.

Es iſt freylich wahr, daß in den bisher erſchienenen Elementarbüchern der Methode die Mittel der ſittlichen und religiöſen Bildung und ihre allgemeine Uebereinſtimmung mit dem Weſen derjenigen der intellektuellen, noch nicht beſtimmt ausgeſprochen und dargelegt ſind. Die Natur der Sache und die Eigenheit der Entſtehungsweiſe der Methode haben das Vorausgehen der Bearbeitung der intellektuellen Mittel nothwendig gemacht; aber es herrſcht in meinem Inſtitute in Rückſicht auf die ſittliche Führung der Kinder, ſo wie in Rückſicht auf die Auffindung wichtiger und genugthuender Elementargrundſätze für dieſe Führung, eben die vereinigte und kraftvolle Thätigkeit, die wir der intellektuellen Bildung ſchenken. Noch mehr, meine Erziehungsverſuche gingen gleich anfangs aus der innigſten Ueberzeugung hervor, daß alle Bemühungen für die intellektuelle Führung in ein Luftgebild ausarten, wenn das Heiligſte, das Höchſte, das in der Menſchennatur iſt, nicht vor allem aus belebt, geſichert und aller äußern Verſtandes- und Kunſtbildung zum unabänderlichen Fundament gelegt iſt.

Das, was wir in dieſer Rückſicht thun, kann freilich nicht ſo auffallen, wie das, was wir in intellektueller Hinſicht geleiſtet haben.

Die wahre ſittliche Elementarbildung führt vermöge ihres Weſens zum Fühlen, Schweigen und Thun.

Die Wahrheit einer gewiſſenhaften innern Stimmung, und die Kraft eines mit dieſer Stimmung harmonirenden Lebens, entfernen ſich ihrer Natur nach von jedem zerſtreuenden überflüßigen Worte.

Die Rede der Sittlichkeit iſt im Allgemeinen: ja! ja! und nein! nein! und je wahrer und tiefer gegründet ſie iſt, deſto mehr hält ſie alles, was darüber iſt, als aus dem Böſen.

Man kann die Kinder das geweckte Leben höherer Gefühle dem gemeinen Auge und Ohr des Neugierigen nicht vorweiſen und ausſprechen machen, wie man ſie die geweckten Kräfte ihres Geiſtes durch das Darlegen ihrer

Reſultate vorweiſen und ausſprechen machen kann. Man ſoll es nicht, und wo man es will, giebt man geradezu dadurch der reinen ſittlichen und religiöſen Stimmung in ihrem Weſen den Tod, und kömmt dadurch auf den Weg, anſtatt die Belebung des menſchlichen Geiſtes in der Wahrheit, im Glauben und in der Liebe thatſächlich und gründlich zu befördern, ganz das Gegentheil zu erzielen, und in einer Richtung Maulbraucherey und Schriftgelehrtengeſchwatz, in einer andern Richtung Kopfhängerey, verkehrte, ſtarre, gegen das Tempelgewölb und den Altar gerichtete Augen, Heucheley und alle Arten eines todten Formendienſtes und todter Formenübungen dem wahren Gottesdienſt, dem wirklichen Leben im Geiſt der Wahrheit und der Liebe zu ſubſtituiren, und dieſen, das Höchſte und Heiligſte ſubſtituirenden Armſeligkeiten einen Werth zu geben, der ihnen gar nicht gebührt und deren Anerkennung die weſentlichen Fundamente, beydes, des Aberglaubens und des Unglaubens mit gleichen Sinnlichkeits- und Selbſtſuchtsreizen belebt, und dadurch geeignet iſt, unſer armes Geſchlecht den doppelten Folgen dieſer beyden, der Menſchennatur gleich verderblichen Verirrungen preis zu geben.

Aber wenn man gleich das geweckte innere Leben höherer Gefühle in der Erziehung dem Auge des Neugierigen nicht vorweiſen kann, wie man in ihr das geweckte Leben des Geiſtes und der Kunſt durch ihre Reſultate vorweiſen kann, ſo iſt dennoch wahr, es liegen im Weſen der Methode einfache und ſichere Wege zum Herzen des Menſchen, wie in demſelben einfache und ſichere Wege zu ſeinem Kopfe liegen.

Unſere Erfahrung beſtätigt dieſes täglich. Der Vorwurf gegen die Methode, als ſey ſie nur auf einſeitige Verſtandesbildung berechnet, weil die Elementarbücher nur Form, Zahl und Sprache behandeln, beruht des nahen auf Mangel an Kenntniß ihrer Entſtehungsweiſe, eben ſo wie des natürlichen und nothwendigen Umfangs ihres Weſens. Jedes Elementarbuch der Geiſtesentwicklung muß ſeiner Natur nach nichts anders, als den Typus der menſchlichen Geiſtesthätigkeit ſelbſt, ſeines innern und nothwendigen Handelns beim Denken und Erkennen darſtellen. Geht dieſe Geiſtesentwicklung ihrem Weſen nach davon aus, die Mutter und den Lehrer dahin zu bringen, das Kind als eine freye und höhere Natur anzuſehen und zu behandeln, ſo wirkt ſie auch an ſich ſittlich und religiös. Jede entwickelte Menſchenkraft iſt an ſich eine wahrhaft ſittliche Kraft. Meine Elementarbücher der intellektuellen Entwicklung beruhen ganz auf dieſem Geſichtspunkt. Sie ſtellen einerſeits die freye ſelbſtſtändige Geiſteskraft der Zöglinge dar. Sie ſetzen andrerſeits die Mutter und den Lehrer mit dem Kinde in ein reinſittliches und religiöſes Verhältniß.

In meinem Buch der Mütter iſt unmittelbar und ausdrücklich auf dieſen Geſichtspunkt hingewieſen, und zwar ſowohl in den Winken an die Mutter über ihre Stellung zum Kinde, als dadurch, daß dieſes Buch als Hülfsmittel der Muttertreue und Sorgfalt den Müttern ganz eigentlich beſtimmt wurde.

Damit ſind aber eigenthümliche und ſelbſtſtändige Formen der ſittlichen und religiöſen Elementarbildung keineswegs für überflüſſig erklärt. Vielmehr hat uns die Methode ſelbſt zur Ahndung und zum Verſuche von geordneten Reihenfolgen einer ſolchen Entwicklung geführt, die, auf die ſittliche Freiheit und auf die religiöſe Anlage des Kindes gebaut, daſſelbe zum Bewußtſeyn derſelben und zu einer ſittlichen und religiöſen Anſicht der Dinge erheben, — Formen, die im Gegenſatze derjenigen der Geiſtesentwicklung die Natur ſeines ſittlichen und religiöſen Fühlens, Handelns und Glaubens in ihrem innern und nothwendigen Zuſammenhange darſtellen. Wie alſo die Kraft, die die Methode im Allgemeinen im Kinde entwickelt, auch die ſittlichen Triebe der Menſchennatur durch ſich ſelbſt nothwendig mit in Anſpruch nimmt, ſo bildet ſie hinwieder ihren Zögling eben ſo nothwendig für die Geſchäfte und Pflichten des Lebens aus.

Sie hat in Rückſicht auf dieſes letzte, in Rückſicht auf die Befriedigung ſeines Erdenlebens, die ſich der Menſch gewöhnlich nur durch die Vollendung ſeiner Berufskraft gewähret, das Eigene, daß ſie ihn, von der Wiege an, an den ganzen Umfang ſeiner nächſten Verhältniſſe und an die ganze Kraft ſeines häuslichen Seyns kettet, und an das Erwachen aller Kräfte ſeines Herzens und ſeines Geiſtes von dieſem Mittelpunkte ausgehen läßt.

Sie bemächtigt ſich der aufwachenden Menſchenkräfte weſentlich nach dem Maaß der häuslichen Bedürfniſſe und Lagen und bauet die Kräfte der Selbſthülfe und des Emporſtrebens auf das Fundament des lebendigen Bewußtſeyns von Gott gegebener Umgebungen und aus ihnen entſpringender Verhältniſſe und Bedürfniſſe. Sie ſpricht zwar den Mann, der unter einem Strohdache lebt, für dieſe Bedürfniſſe ſeiner Lage mit eben der Gewalt an, mit der ſie den Sohn des Fürſten in ſeinem Pallaſte dafür anſpricht, aber indem ſie dem Sohn des Staubes für ſeine Lage eben die Kraft giebt, zu der ſie den Sohn des blendenden Glanzes für die ſeinige erhebt, kettet ſie den einen ſowohl als den andern einfach und ſtark an die Wahrheit ſeiner nothwendigen Verhältniſſe, und führt auch den Niederſten für die Befriedigung ſeiner Realbedürfniſſe zu einem ſichern Ziele.

Sie macht dem Kinde das Denken, Lieben und Handeln, ſie macht ihm das Beten und Arbeiten, ſie macht ihm das gemeinſchaftliche Zuſammenwirken des ganzen Umfangs der weſentlichen Kräfte der Menſchennatur habituell.

Das Kind der Methode lebt gleichſam vom Morgen bis an den Abend im Forſchen und Erkennen von untrüglichen und über allen Zweifel erhabenen Wahrheitsverhältniſſen, und wird eben dadurch von allen trüglichen Grübeln und von allem anmaßenden, oberflächlichen Schein- und Wortweſen einer ſich — wiſſenſchaftlich nennenden Geiſtes- und Herzens-Verbildung entfernt, hingegen zu allem, was für ein ſolides Emporkommen nothwendig iſt, durch concentrirte Belebung aller ſeiner Anlagen für dieſes nothwendige in die Lage geſetzt, auf jeder Stelle, die die Vorſehung ihm angewieſen, ſich ſelbſt Mittel zu verſchaffen, den Weg des Lebens unter ſeinen Mitmenſchen mit Liebe, Kraft und Segen zu wandeln.

Der gemeine Menſch kommt durch die beſtehenden Mittel der Erziehung ſo ſelten dahin, ſich in ſeiner Lage und für dieſelbe helfen zu können.

Und unglücklicher Weiſe will er nicht einmal ſich ſelber helfen, wenn er nicht auf den Punkt gebracht wird, auf welchem das Selbſtgefühl in ihm geweckt wird, daß er es könne.

So geht die Maſſe der Völker ohne Menſchlichkeit und ohne Befriedigung verloren, weil allenthalben das bey ihr verſäumt wird, was unumgänglich nothwendig wäre, ihr auf dieſen erſten Punkt zu helfen. So lange aber die Menſchheit nicht auf dieſem Punkte iſt, iſt ihr auch wirklich nicht zu helfen, d. i. ſie in dem Umfang der heiligen, ewigen Anſprüche der Menſchennatur zu befriedigen.

An den Sumpf ſeines Verderbens thieriſch gewöhnt ſezt das Volk immer ſeine ganze Kraft ſelber daran, dieſen Sumpf um ſich her ewig zu erhalten.

Kreuzige ihn! und gieb uns Barrabam los! iſt allenthalben ſein Geſchrey gegen den Mann, der mit höherm Sinn und mit Achtung für die Menſchennatur dem Verwahrloſeten Hand bieten will.

Aber elender noch als dieſes Volk ſelbſt ſind die Wortführer ſeines Verderbens, die dem Mann, der ſeinen von Menſchlichkeit entblößten Zuſtand, und ſeinen Mangel an allem, was das innere Heiligthum unſerer Natur anſpricht, mit offenem Wahrheitsſinn und warmer Liebe entſchleyert — entgegenrufen: — das Volk bedarf keiner Hülfe, es bedarf keiner innern Erhebung: — was will man ihm einen höhern Sinn, Selbſtgefühl und Kraft aufdringen, da es nach allem dieſem nicht das geringſte Bedürfniß in ſich ſelbſt fühlt, und im Gegentheil noch Koth und Steine gegen den Mann aufhebt, der ihm zumuthen will, ſeine Tollheit mit Einſicht, ſeinen Müſſiggang mit Thätigkeit, ſeine Unordnung mit Ordnung, ſeine Gewaltthätigkeit mit ſtiller Weisheit, ſeine Selbſtſucht mit Aufopferungskraft, — kurz den Sinn des Verderbens dieſer Welt und des rohen Ausdruckes dieſes Verderbens in ſeinem Stande mit dem höhern Sinne der wirklichen Veredlung, die uns allein zu wahrer Beruhigung und zu einem mit der wahren Würde unſerer innern Menſchennatur harmoniſchen Daſeyn erheben kann, umzutauſchen!

Der Ruf der Welt, — laßt das Volk bleiben, wie es iſt, iſt das Wort der nehmlichen Erniedrigung mit dem Rufe des Volkes — kreuzige ihn!

Und es iſt gewiß, wo der Weltmann gegen den Volksfreund das erſte ausſpricht, da kommt das Volk immer dahin, das zweyte gegen ihn auszuſprechen.

Mitten indem alſo die feine und die niedere Welt, in ſo ferne ſie ſich als Maſſen ausſprechen, für eine der Natur des Menſchen gemäße, ihre beſſern Kräfte allgemein weckende und ſichernde Erziehungsweiſe ſo viel als todt ſind, ſprechen dann hinwieder zahlloſe Individuen aus dieſen Maſſen ihr Gefühl über den unbefriedigenden Zuſtand des Erziehungsweſens, und das Bedürfniß in die Menſchennatur tief eingreifender und innig mit ihr übereinſtimmender Maßregeln, laut aus.

Allenthalben ſieht und fühlt die gute Mutter, der gute Pfarrer und der gute Fürſt die Unzulänglichkeit der beſtehenden Mittel, die Kinder des Landes für das, was ſie als Glieder der häuslichen Familie, als Glieder der chriſtlichen Vereinigung und als Bürger des Staats in ihren Lagen und Verhältniſſen werden ſollten, mit der Menſchennatur übereinſtimmend, und dieſe in allen ihren Anſprüchen befriedigend zu erziehen, und wünſchten für ſich und ihre nähern Verhältniſſe einen beſſern Zuſtand der Dinge.

Ihrer ſind viele und in den meiſten von ihnen lebt ein großer Grad von Empfänglichkeit für alles, was Glück und Segen, Ruhe und Kraft in ihre Häuſer, in ihre Dörfer, ihre Städte, kurz in den ganzen Umfang ihrer ungleichen Umgebungen hineinzubringen geeignet und geſchickt iſt.

Die Bedürfniſſe und Wünſche aller Hausväter, aller geiſtlichen und weltlichen Vorgeſetzten und ſelber aller Fürſten, die die Anſichten und Anſprüche des Reinen und Heiligen, das in ihrer eigenen Natur liegt, in ſich ſelbſt zum Bewußtſeyn erhoben und zu feſten Grundſätzen ausgebildet haben, ſprechen ſich hierüber laut, beſtimmt und allgemein aus.

Sie ſtreben alle nach Mitteln, das Heil ihrer Kinder, ihrer Heerden und ihrer Völker von Zufall und Laune, von äußern Glücksumſtänden und von dem, was die Motten und der Roſt freſſen und wo Diebe nachgraben und ſtehlen können, unabhängig zu machen; nach Mitteln, die die innere Selbſtſtändigkeit der Menſchennatur in Anſpruch nehmen, und es in die Hand des Menſchen legen, über die äußern Umſtände durch dieſe innere Selbſtſtändigkeit erhaben zu ſeyn, ſie in ihrer Nothwendigkeit zu erkennen und ihnen durch dieſe Erkenntniß eben ſo frey zu gehorchen, als ſie da, wo ſie in ihrer Macht ſtehen, ihren höhern Bedürfniſſen gemäß zu ordnen und zu leiten.

Und wenn ich jezt meine Verſuche in dieſem Geſichtspunkt in's Auge faſſe, ſo darf ich mit Ruhe und Beſtimmtheit ſagen: ſie ſind geeignet den Beſtrebungen und Wünſchen der beſſern Menſchen hierüber vielſeitig an die Hand zu gehen.

Ihre erſten Reſultate entkeimten aus Mitleiden für den Armen im Lande, für den ich Handbietung und Hülfe ſuchte, aber ſie ſind nicht in dem engen Kreiſe der beſondern Bedürfniſſe dieſer Klaſſe ſtehen geblieben.

Meine Bemühungen, die Mittel, dem Armen Handbietung zu leiſten, aus dem Weſen der Menſchennatur herauszuheben, führten mich bald auf Reſultate, die mir unwiderſprechlich bewieſen, daß das, was immer für den Armen und Elenden als wahrhaft bildend angeſehen werden kann, dieſes nur darum iſt, weil es ſich für das Weſen der Menſchennatur, und ohne Rückſicht auf ſeinen Stand und ſeine Verhältniſſe, allgemein als bildend erprobet.

Ich ſah bald, daß Armuth und Reichthum auf die zu erzielende, wahre Bildung des Menſchengeſchlechts keinen, ſie in ihrem Weſen ändernden Einfluß weder haben können, noch haben ſollen, daß im Gegentheil hierinn das ewig Gleiche und Unveränderliche in der Menſchennatur, in jedem Fall nothwendig unabhängend und getrennt von allem Zufälligen und Aeußern, ins Auge gefaßt werden müſſe.

Es lebte die innerſte Ueberzeugung in mir, der Menſch, der in Rückſicht auf dieſes Letzte kraftvoll gebildet iſt, lenke und leite das Zufällige ſeiner äußern Lage, ſie möge ſeyn, welche ſie wolle, immer in Uebereinſtimmung mit dieſer in ihm entwickelten Kraft, nicht nur das, er brauche und benutze dieſes Aeußere zur Stärkung ſeiner innern Kraft und ihrer Anwendung und erhebe ſich ſelbſt dann, wenn die Grenzen ſeiner Kraft, ſeiner Einwirkung auf das Aeußere ſeiner Lage Schranken ſetzen, über dieſes Aeuſſere empor, und lebe in Armuth und Leiden in ſich ſelbſt eben ſo befriedigt, als er es im Glücke und Wohlſtand nur immer ſeyn könnte.

Dieſes Uebergewicht des Ewigen und Unveränderlichen über das Aeußere und Zufällige liegt von Gotteswegen im Weſen der Menſchennatur; deßwegen auch die beſondern Bildungsmittel irgend einer Menſchenklaſſe nothwendig auf das Fundament einer der Ausübung dieſer Mittel vorhergehenden Ergreifung und Bemächtigung dieſes Ewigen und Unveränderlichen in den menſchlichen Anlagen und Kräften gebaut werden müſſen. Die beſondere Handbietung für einen jeden Stand muß blos als ein Zuſatz, als eine Folge und als eine nähere Beſtimmung der kraftvollen Handbietung der Menſchennatur angeſehen werden.

Der Menſch muß in ſeinem Innern erhoben werden, wenn der Arme in ſeinem Aeußern erhoben werden ſoll, und ohne daß du den Menſchen in ſeinem Innern erhebeſt, ſinkt ſelbſt der erſte Reiche bey allem Glanze ſeiner äuſſern Herrlichkeit unter den Zuſtand des innerlich wirklich erhobenen Bettlers herab.

Ohne dieſe innere Erhebung theilſt du die Menſchen durch die Bildung der äuſſern Scheinkraft ihres Standes und ihrer Lage immer nur in thieriſch organiſirte, ſich ſelbſt nur feindlich entgegen wirkende Menſchentruppen und Standesheerden, wie die Thiere des Feldes in ſolche Truppen und Heerden ſich ewig befehdender Löwen, Füchſe ꝛc. getheilt ſind.

Es iſt ewig nur durch die Ausbildung des Unveränderlichen, Weſentlichen und Höhern der Menſchennatur möglich, die Wünſche der edlern Menſchen aus allen Ständen für das Heil ihres Geſchlechtes, ihrer Erfüllung näher, und die Lagen der Höhern mit den Bedürfniſſen der Niedern in wirkliche Uebereinſtimmung zu bringen, und in den Verhältniſſen unſers Geſchlechts die frohe, wohlwollende, ſich gegenſeitig helfende und gegenſeitig dienende Stimmung mit Sicherheit zu erzeugen, in welcher der Arme den Reichen mit Würde, und der Reiche den Armen mit Theilnahme und Liebe ins Auge faßt.

Es iſt dadurch allein möglich, den Armen dahin zu erheben, daß er neben dem Reichen mit einer gebildeten Kraft daſtehe, die im Stande iſt, das Intereſſe des Letzteren dahin zu reitzen, daß er ſich ihm nähere und freywillig und wahrhaft theilnehmend Hand biete.

Unabhängend von Stand und Lage muß eine wahrhaft gute Erziehungsweiſe von den unbedingten, ewigen und allgemeinen Anlagen und Kräften der Menſchennatur ausgehen, und indem ſie dem Kinde des Mannes, der nicht hat, wo er ſein Haupt hinlegen kann, Anfangspunkte des richtigen Denkens, des zarten Fühlens und des kraftvollen geübten Handelns eigen und geläufig macht, an deren Faden es ſich ſelbſtſtändig zur allgemeinen Entwicklung ſeiner Kräfte und Anlagen emporheben kann, muß ſie dem Kinde des Mannes, in deſſen Hand das Schickſal, das Brod, die Ehre und die Ruhe von Tauſenden hingelegt hat, — die nehmlichen Anfangspunkte an die Hand geben und es an eben denſelben zu allem hinführen, was die höchſte Ausbildung ſeiner Anlagen und Kräfte in ſeinen Lagen und Umſtänden bedarf und anſpricht.

Nur in ſo fern ſie dieſes thut, erſcheint ſie als eine Kunſt, die in ihrem Weſen unerſchütterlich gegründet, den Forderungen der Natur und der Geſellſchaft an ſie mit Zuverläſſigkeit zu entſprechen im Stande iſt.

Die Möglichkeit aber, die Erziehungskunſt auf dieſen Punkt zu erheben, ruht: Erſtens auf dem Daſeyn von Anſichten und Grundſätzen, die das Selbſtſtändige und Weſentliche der Menſchennatur in Rückſicht auf die gegebenen Geſichtspunkte der Erziehung aufſtellen und ausſprechen.

Zweytens auf dem Daſeyn und der Organiſation ſpecieller Erziehungs-, Bildungs- und Unterrichtsmittel, die von dieſen Anſichten und Grundſätzen ausgehen und mit ihnen in Uebereinſtimmung gebracht ſind.

Drittens auf dem Daſeyn beſonderer Anſtalten und Einrichtungen zur Bildung einer genugſamen Anzahl Menſchen, die, von dieſen Anſichten und Grundſätzen belebt, die Mittel ſie auszuüben vollkommen in ihrer Gewalt haben.

Das Buch — wie Gertrud ihre Kinder lehrt, war vor Jahren ein Verſuch, dem erſten von dieſen Geſichtspunkten ein Genüge zu leiſten. Gegenwärtig ſteht es in vielen Rückſichten hinter dem Punkte, auf dem die Anſichten, Mittel und Erfahrungen der Methode ſeither gebracht worden ſind, zurück.

Ich bearbeite deshalb den Gegenſtand in Verbindung mit dieſen Erfahrungen und Fortſchritten von neuem.

Eben ſo haben die bereits herausgekommenen Elementarmittel der Methode dem zweyten Geſichtspunkte zu entſprechen geſucht, und entſprechen ihm zum Theil wirklich. Aber obgleich ſie in ihrem Weſen unveränderlich und durch die Erfahrung bewährt daſtehen, ſo ſind ſie doch unverkennbar in der Anſtalt ſelbſt viel weiter gediehen und die Bemühungen beydes — ſowohl den wirklich erſchienenen mehr Vielſeitigkeit und Umfaſſung zu geben, als auch die nicht berührten Fächer der Elementarbildung zu organiſiren und ihre Bekanntmachung zu beſchleunigen — werden mit anhaltendem Eifer fortgeſetzt.

Dem dritten dieſer Geſichtspunkte waren die bisherigen Erziehungsanſtalten zu Burgdorf, Münchenbuchſee und Yverdun beſtimmt, die gegenwärtig an letzterm Orte in eine einzige vereinigt ſind, welche bey dem glücklichſten Fortgange und den froheſten Ausſichten ſich ihrem Ziele immer beſtimmter und umfaſſender nähert. Sie gewährt auf der einen Seite den freyſten und weiteſten Spielraum als eine, nach unerſchütterlichen Grundſätzen organiſirte, Experimentalſchule, die vorhandenen Lücken des Erziehungsweſens durch neue Verſuche und Beobachtungen auszufüllen; ſie erprobet auf der andern Seite die aufgeſtellten Entwicklungsmittel und Formen durch Erfahrung täglich.

Für den ganzen Umfang meiner Erziehungszwecke kann jedoch dieſe Eine Anſtalt nicht genügen. Die beſondere nothwendige Rückſicht auf die bürgerliche Beſtimmung und die daherigen Verhältniſſe der Zöglinge fordert, außer der allgemeinen Entwicklung und Bildung überhaupt, eine vorzügliche Richtung derſelben auf die Unterrichtsfächer insbeſondere, und auf eine mehr wiſſenſchaftliche Ausbildung. Allein eben ſo unentbehrlich nothwendig iſt auch noch einerſeits die Vorbereitung einer naturgemäßen Erziehungs- und Bildungsweiſe in den Haushaltungen, Hütten und Schulen des Volks, und andrerſeits eine durch ſie bezweckte Handbietung für das Kind des Armen und Unglücklichen, der ſeine Vater- und Mutterpflichten zu erfüllen außer Stand geſezt iſt.

Der gegenwärtige erſte Aufſatz dieſer Zeitſchrift iſt beſonders durch das Gefühl des Bedürfniſſes einer *Anſtalt zur Erziehung armer Kinder* veranlaßt worden, die, indem ſie im Allgemeinen mit Feſtigkeit *auf das Fundament der Methode gegründet*, dennoch mit beſonderer Sorgfalt *der Eigenheiten Rechnung tragen würde, die aus dem Individuellen der Lagen und Bedürfniſſe der Armen ſelber entſpringen*; einer Anſtalt, welche, *indem ſie den berührten zwey Geſichtspunkten ein* volles Genüge zu leiſten geeignet wäre, mir zugleich zur Einrichtung einer über mein Grab hinauswirkenden Pflanzſchule von Menſchen helfen würde, die, indem ſie im Geiſte der Methode erzogen, ihr alles zu verdanken hätten, auch ihr größtes Glück in der Reinerhaltung und Verbreitung derſelben ſuchen und finden würden.

Ich werde am Ende dieſes Aufſatzes mehr über dieſen Geſichtspunkt eintreten und meine Wünſche darüber mit Freymüthigkeit äußern.

Ehe ich jedoch über irgend einen Verſuch der Erziehungsweiſe einer beſondern Volksklaſſe und namentlich derjenigen, welcher Hand zu bieten, mein Herz mich bis an mein Grab vorzüglich hinlenkt, eintreten kann, muß ich nothwendig vorher den Gegenſtand der Menſchenerziehung noch ausführlicher und allgemeiner in Beziehung auf die oben berührten Geſichtspunkte ins Auge faſſen.

Aber es iſt unmöglich, in einem Aufſatz, wie der Gegenwärtige, in das Detail derſelben hinein zu gehen, wie es nothwendig wäre und meine Anſichten und Beſtrebungen in ihrem ganzen Umfange begründet und ausführlich darzulegen. Ich begnüge mich daher in drey Abſchnitten: erſtens aus der neuen Bearbeitung der Anſichten und Mittel meiner Methode einige über dieſen Gegenſtand vorzüglich Licht gebende Stellen vorzulegen; zweytens einen Blick auf die Eigenſchaften, die jeder Erziehungsverſuch haben ſoll, der auf allgemeinen Einfluß

Anſpruch macht, zu werfen; und endlich ein Wort über die Natur und den Umfang der äußern Maaßregeln, die einem ſolchen Verſuche, wenn er ſeinem Endzweck entſprechen ſoll, nothwendig ſind, beyzufügen.

Erſter Abſchnitt.

Ich wähle für den erſten Geſichtspunkt den 3ten, 4ten, 5ten, 6ten, 7ten und 8ten Brief aus dem über unſern Gegenſtand in Arbeit liegenden Manuſcripte.

Dritter Brief.

Freund! Um aus der Erfahrung zu entſcheiden, worin das Weſen einer guten Erziehung beſtehe, mußt du den Menſchen in allem Treiben, in allem Wirken und in allen Leiden ſeines Lebens in's Auge faſſen und dich umſehen, wo er in allem ſeinem Treiben und allem ſeinem Wirken und in allem ſeinem Leiden unter ſeinen Mitmenſchen daſtehe und ſo ſey, wie er ſeyn ſolle.

Wenn du das thuſt, und das Wort: *das iſt ein Menſch, wie alle ſeyn ſollten*, über einen Mann ausſprechen hörſt, der lebendig daſteht vor deinen Augen, und durch ſein Daſeyn noch auf den Geiſt und das Gemüth derer wirkt, die von ihm zeugen, ſo zweifle noch an der Wahrheit dieſes Wortes.

Aber wenn du dieſes Zeugniß auf ſeiner Grabſtätte, im Angeſicht ſeines Sarges, im Anblick der um ihn her fließenden Thränen weinender Kinder, weinender Greiſe und weinender Armen ausſprechen hörſt — dann ſey dir dieſe Stimme heilig.

Zwar werden hier Tauſende ſagen: 'wir haben dieſe Stimme nie gehört, ſie erſchallet nicht unter dem Menſchengeſchlechte! Auch wo einer iſt, der ſie verdient, erſchallet ſie nicht.

Ich aber ſage: ſtirbt denn Niemand, über den der Arme weint? — Stirbt denn niemand, von dem der Greis, der ihn kannte, die Wittwe, die ihn liebte, das Waiſlein, das ihn ehrte, und der Nachbar, der mit ihm in näheren Verhältniſſen lebte, es an ſeinem Grabe mit Thränen ausſpricht: hätte ich doch noch einen ſolchen Menſchen auf Erden — wären doch alle Menſchen wie er war!

Du ſagſt: die Beſten, die Edelſten gehen verkannt und oft noch verläſtert ins Grab.

Freund! Mitten in ihrer Verkennung, mitten in ihrer Verläſterung weinen die, ſo ſie näher kannten, um ſie, und ſprechen laut aus: wären doch die, die ſie nicht kannten, die ſie läſtern, — was die von ihnen Mißkannten und Verläſterten waren.

Aber gehe vor dieſen vorüber, — wer verläumdet, wer verläſtert ins Grab ſinkt, iſt nicht der Mann, auf den ich dich hinweiſe, — wer gut und edel lebte und doch verläſtert ins Grab ſinkt, der trat außer die Bahn des gemeinen Lebens und kämpfte einen Kampf, darin die Menſchennatur zwiſchen den Freuden der höchſten Erhebung und den Leiden der härteſten Anſtöße herumgetrieben und in ſich ſelbſt ſchwankend, kein Beiſpiel eines ſichern und gewöhnlichen Ganges zu unſerer Erhebung mehr ſeyn kann.

Ich weiſe dich nicht auf dieſe — gehe vor ihnen vorüber.

Es leben und ſterben Menſchen, die das Zeugniß: ſie waren Menſchen, wie wir alle ſeyn ſollten, — ohne ſo unglücklich, wie dieſe geweſen zu ſeyn — ohne Verläumdung und ohne Verläſterung mit ſich ins Grab tragen.

Aber ſuche ſie nicht im Getümmel der Welt, ſuche ſie in ſtillen friedlichen Hütten.

Nicht daß nicht auch Menſchen mitten in dieſem Getümmel und ſelbſt in den erſten Höhen der Welt mit dieſem Zeugniß ins Grab ſinken, — aber das Gewühl ihrer Umgebungen trübet die Reinheit ihres menſchlichen Daſeyns im Tode und den Ausdruck der Wahrheit ihres Zuſammenhanges mit dem Menſchengeſchlechte, wie ſie die Reinheit ihres menſchlichen Daſeyns und den Ausdruck ihres Zuſammenhanges mit dem Menſchengeſchlechte in ihrem Leben getrübet hat.

Freylich iſt auch in den niedern Hütten der Mann ſelten, über den das Volk, das ihn kennet, dieſes Zeugniß ausſpricht. Aber wenn du ihn da ſucheſt und durch die innere Stimmung deiner ſelbſt geeignet biſt, ihn da zu erkennen, ſo wirſt du ihn gewiß finden, du wirſt das Wort, das war ein Mann, das war ein Weib, wie alle ſeyn ſollten, an vielen Stellen mehr, als du je ahnden kannſt, ausſprechen hören.

Glaube ihm dann, es wird dich nicht irre führen, es führt dich auf die ſichere Spur, was du an deinem Kinde thun ſollſt, wenn du willſt, daß das Volk hinter ſeinem Grabe dieſes heilige Wort auch über daſſelbe ausſpreche.

Aber ſtehe nicht hier ſtille. Wende dich an den älteſten und zuverläſſigſten Mann unter denen, die dieſes

Wort ausſprechen, und frage ihn, was denn eigentlich das ſeye, was das Volk an dem Manne rühme, über den es dieſes Zeugniß ausſpricht?

Es fehlt nicht, er wird dir antworten: Es war ein Mann, auf den man Kopfs, Herzens und Pflichts halber unbedingt zählen konnte.

Es fehlt nicht, er wird Dir antworten: Dieſer Menſch zeugte in allem, worüber er urtheilte, in allem, wozu er rieth und in allem, was er unternahm, einen geſunden und geübten Verſtand, ein feſtes, kraftvolles, jeder Emporhebung und jeder Anſtrengung fähiges, wohlwollendes Herz und eine Gewandtheit und Ausharrung in ſeinem Thun, die ihm den Erfolg deſſen, was er wollte, in jedem Falle ſicherte.

Ueber den einſeitigen Mann, der nur in einem Fache des menſchlichen Rechtthuns vorzügliche Kraft zeigte, wirſt du das Wort: es war ein Mann wie alle ſeyn ſollten, vom ſchlichten Menſchenſinne nicht ausſprechen hören.

Nein, er wird dieſes Wort nicht von dem Manne ausſprechen, der bey der größten Geiſtesbildung, ſelbſt bey einem faſt übermenſchlichen Scharfblick, der Selbſtſucht ſeines ſchwächern Herzens unterliegend, ohne Liebe und ohne Theilnahme unter den Leidenden ſeines Geſchlechtes dahin lebte.

Bekannte und Nachbarn werden dieſes Wort nie von dem Manne ausſprechen, der zwar mit einem Engelsherzen und mit hoher Aufopferungskraft an den Leiden ſeiner Mitmenſchen Theil nahm, aber ſich in den Mitteln irrte, oder das ungeſchickt in die Hand nahm, womit er ſeine Theilnahme und ſeine Aufopferungskraft ſelbſt denen zeigen wollte, die er am meiſten liebte.

Eben ſo wenig wirſt du es von einem Manne hören, der im Treiben ſeines Berufes ein Muſter der Kunſt, der Treue und des Fleißes war, dabey aber der Aufmerkſamkeit, der Treue und des Fleißes, die er andern Gegenſtänden in ſeinen Verhältniſſen ſchuldig iſt, mangelte oder ungenügſam, unfreundlich und ſelbſtſüchtig, ohne Endzwecke der Weisheit und der Liebe nur Schätze ſammelte.

Der einfache Sinn der unverdorbenen Menſchennatur wird dieſes geweihte Wort nur von dem Manne ausſprechen, bey dem Einſicht, Kraft und Willen für das Gute ſich im Ebenmaaß vereinigte, von dem Manne, der die zum Weſen der Menſchheit gehörigen Geſinnungen und Kräfte in allen Berührungspunkten und Verhältniſſen ſeines äußern Daſeyns und ſeinem dießfälligen Thun und Wandel vollendet und harmoniſch darſtellt.

Wer das Beſte, das Edelſte, das er that und das er ſuchte, nicht in dieſer Vollendung, nicht in dieſer Harmonie in ſich ſelbſt trägt, und dennoch mit irgend einer Kraft des Guten über ſeine Nachbaren und Dorfgenoſſen emporragte und darin ausgezeichnet und verdienſtvoll, aber einſeitig lebte, an deſſen Grabſtätte wird der ſchlichte Mann im Lande nur ſagen, er war ein guter Kopf, er hatte ein gutes Herz, er zeichnete ſich in ſeinem Berufe aus; — aber er wird nicht ſagen — es ſollten alle Menſchen ſeyn wie er war.

Wenn du dann aber dieſes groſe Zeugniß wirklich hä-
, ſo begnüge dich nicht, blos zu wiſſen, was dieſer
nn war. — Forſche dann weiter; wie iſt er dahin gekom-
, zu ſeyn was er war? — und der Greis, der mit
ſeine Jugend durchlebte, wird dir in hundert Fällen
n einen antworten: Vater und Mutter, häusliche Um-
ngen und Verhältniſſe weckten und nährten in ihm
eitig die Kräfte und Neigungen zu allem Guten, das
durch ſein Leben auszeichnete. Geſellſchaft und Vater
erweiterten ihm vielſeitig den Kreis der Ausübung
s Guten, und ein frommer Glaube an Gott und Ewig-
hoben ihn in der Ausübung deſſelben über ſich ſelbſt,
ſein häusliches Verhältniß, über ſein Vaterland, über
Welt und alle ihre Selbſtſucht zu der hohen Aufopfe-
gskraft für Wahrheit und Recht, durch die er aller
ſchen Herzen gewann, empor.

Und hörteſt du ihn ſelbſt — könnte er noch auf ſeiner
bſtätte in der Demuth, die er liebte, in der Demuth,
die erſte Kraft ſeines Lebens war, Gott danken für
Führung, wie er ihm lebend dafür dankte, er würde
ſagen:

„Das Weſen der Bildung, die er genoſſen, beſtehe
n, daß er nicht Kopfs- daß er nicht Herzens- und daß
icht Berufshalber allein und überwiegend gereizt und
trieben, ſondern in allen drei Stücken gleich wohl und
einſtimmend beſorgt und geführt worden ſey. Er wür-
e Umſtände erzählen, durch die ſein Herz zu einem
rn Willen erhoben, und ſeinem Geiſte und ſeiner Hand
Anſtrengung zum Ziele ſeines Lebens erleichtert wurde.

Er würde dir ſagen, wie jede ſeiner Anſtrengungen durch die Harmonie einer allſeitigen guten, den Bedürfniſſen ſeines ganzen Weſens entſprechenden Verſorgung auf ihn zurückwirkte, wie ſeine Thätigkeit und Anſtrengung ſich in dieſer Harmonie ſpiegelte, wie ſie ihm eben dadurch zum Segen geworden und immer mehr ihn zum Dank und zur Liebe gegen Gott und die Menſchen emporhob, wie dieſer Dank und dieſe Liebe den Segen ſeines Lebens immer erhöhte, und es ihm mit jedem Tag leichter machte, zu thun, was er mußte und durch das Thun deſſen, was er mußte, zu werden — was er ſollte.“

Vierter Brief.

Freund! Das Zeugniß des ſchlichten Menſchenſinnes an der Grabſtätte des Edlen: er war ein Menſch, wie alle ſeyn ſollten, hat ganz gewiß das hohe Bewußtſeyn, der Menſch iſt ein ſelbſtſtändiges Ganzes und hat nur in ſo weit einen ihn in ſich ſelbſt und in ſeinen Umgebungen befriedigenden Werth, in ſo fern er als ein ſolches in allen Verhältniſſen iſt, was er ſeyn ſoll, zu ſeinem Fundamente.

Und wenn der tiefere Forſcher der Menſchennatur das Wort ausſpricht: der Menſch muß in ſeiner Bildung, wenn man ihn nicht durch dieſelbe ſchlechter machen will, als er ohne Einmiſchung irgend einer Art künſtlicher Bildungsmittel hätte werden können, als ein ſelbſtſtändiges Ganzes ins Auge gefaßt und behandelt, er muß ſo gebildet werden, daß alle innere weſentliche Elemente und Triebfedern ſeiner Natur harmoniſch angeregt, und in allem, was er iſt, und zu allem, was er thut, zugleich und gemeinſam wirkſam gemacht werden, ſo denkt er bey dieſem Wort im Weſentlichen nichts anders, als was der ſchlichte Menſchenſinn jeden braven Mann fühlen macht, der beym Grabe eines Edeln ausſpricht: Er war ein Mann, wie wir alle ſeyn ſollten.

Jeder tiefere Forſcher der Menſchennatur muß am Ende dahin kommen, zu erkennen, daß die Bildung des Menſchen kein anderes Ziel hat, als die harmoniſche Entwicklung der Kräfte und Anlagen, deren gemeinſames Beyeinanderſeyn aus ihm ſelbſt von Gotteswegen ein heilig zuſammengeflochtenes Ganzes ausmacht; er muß am Ende ſeines Forſchens immer dahin kommen, einzuſehen: —

Der Menſch iſt nur dann, was er ſeyn ſoll, wenn er dahin kommt, daß die, denen er das Leben dankt, die, ſo ihr Leben ihm danken, eben ſo wie die, die entferntere Bande des Schickſals ihm an die Seite gegeben — ſeine Nachbaren, ſeine Dorfs- und Vaterlandsgenoſſen, und vorzüglich die Verlaſſenen, die Nothleidenden und Unterdrückten unter ihnen, — ihm das Zeugniß gegeben: er war ein Mann, auf den man Kopfs-, Herzens- und Berufshalber zählen konnte; er zeigte in allem, worüber er urtheilte, einen geſunden Verſtand, in allem, wozu er rieth, was er unternahm und wozu er half, einen kraftvollen, jeder Anſtrengung und jeder Ausharrung fähigen Charakter, und in jedem Begegniß, das ſein Herz anſprach, einen unbeſtechlichen Geradſinn, eine allgemeine wohlwollende Liebe, und einen zu jeder weiſen Aufopferung fähigen, höhern Sinn; und indem alſo die Reſultate ſeines geübten Verſtandes, ſeines höhern Sinnes und ſeiner gebildeten Thatkraft in dem ganzen Umfange ſeines Wirkungskreiſes ſich wechſelſeitig durchdrangen, mußte alles, was er that, nothwendig ihn ſelbſt und alle ſeine Verhältniſſe befriedigen und er dadurch als ein Menſch, wie alle ſeyn ſollten, anerkannt und als ein ſolcher geſchätzt und geliebt werden.

Der Mann aber, der ſein Kind zu dieſem Ziele der Vollendung ſeiner ſelbſt erheben will, — ſey er ein tiefer Forſcher der Menſchennatur oder ein ſchlichter Mann im Lande, deſſen ganzes Denken an ſeinem Thun, wie die Frucht des Baumes an ihrem Aſte hängt, blühet und reifet, — der Mann, der aus ſeinem Kinde machen will, was es ſeiner Natur gemäß werden kann und werden ſoll, muß ſich vor allem ausfragen: was liegt, erſtens, im Kinde ſelbſt, und zweytens, in ſeinen nothwendigen Umgebungen und Verhältniſſen, das die Natur für die Bildung aller Menſchen benutzt und wodurch ſie aller dießfälligen Kunſt ein ſicheres Fundament und eine ſichere Richtſchnur vorweiſt und an die Hand giebt?

Die Beantwortung der zweyten Frage aber hängt durchaus von der Beantwortung der erſten ab, und es iſt nur durch ihre genugthuende Anmerkung und Auflöſung möglich, die zweyte zu beantworten. Beyde zuſammen ins

Auge gefaßt, iſt offenbar, daß Anlagen zum Fühlen, Denken und Thun im Kind ſelber, und Reiz zum Denken außer ihm der ganze Umfang alles deſſen ſind, was die Natur benutzt, um den Menſchen alſo ſeiner Natur gemäß zu bilden, und was ſie hinwieder zu dieſem Endzweck der Kunſt als ein ſicheres Fundament und eine untrügliche Richtſchnur vorweiſt und an die Hand giebt.

Vom Gefühl, von der Thätigkeit und von den Reizen zu beyden iſt alles ausgegangen, was der Menſch an Kräften und die Menſchheit an Ausbildungsfortſchritten unſers Geſchlechts im ganzen Umfang ſeiner Kultur vorweiſt; und das Leben des Menſchen und ſeines Geſchlechts im Allgemeinen betrachtet iſt nichts anders, als eine immerwährende Aeußerung und ein gemeinſchaftlicher Wechſel des Fühlens, des Thuns und der Reize zu beyden. Wenn man dann aber den ganzen Umfang des Fühlens, des Thuns und der Reize zu beyden ins Auge faßt, ſo fällt es auf, das Heilige, das Gute, das Bildende, das den Menſchen zur harmoniſchen Vollendung Führende von allem dieſem, geht von einem allgemeinen Mittelpunkt aus, und dieſer ordnet, leitet, belebt und beſchränkt daſſelbe nach einem höhern Sinne des innern Heiligthums unſerer Natur.

Und nun iſt unwiderſprechlich im ganzen Umfang der menſchlichen Gefühle das Gefühl der Liebe im Kinde dasjenige Gefühl, das das Weſen des höhern Sinnes der Menſchennatur allein rein ausſpricht und der Mittelpunkt iſt, von dem alles übrige Fühlen geordnet, geleitet, belebt und beſchränkt werden muß, um ſich mit dem höhern Sinne unſerer Natur in ſeinem ganzen Umfang in Harmonie zu erhalten.

Hinwieder iſt ebenfalls im ganzen Umfang des menſchlichen Thuns die Geiſtesthätigkeit, die, indem ſie in und mit Liebe in unſerer Natur entquillt, das Weſen dieſes höhern Sinnes rein ausſpricht, diejenige Thätigkeit, von der alles übrige Thun des Menſchen geleitet, geordnet, belebt und beſchränkt werden muß, wenn es eine harmoniſche und vollendete Entwicklung der Anlagen unſerer Natur und dadurch ihre wirkliche und untrügliche Veredlung bezwekken ſoll.

Liebe und eine mit Liebe im Kinde entquellende Geiſtesthätigkeit ſind alſo offenbar der gemeinſchaftliche poſitive und unveränderliche Anfangspunkt, von welchem die Entwicklung aller Anlagen zu unſerer Veredlung ausgeht und ausgehen muß.

Es iſt durchaus keine Möglichkeit denkbar, aus dem Kinde des Menſchen auf dieſer Welt das zu machen, was es werden und ſeyn ſoll, um unter ſeinen Mitmenſchen als ein edles, ſeinen Lagen und Verhältniſſen genugthuendes, in ſich ſelbſt befriedigtes Weſen zu erſcheinen, die nicht von der Sorgfalt ausgehen ſollte, Liebe und eine ſein geſammtes Daſeyn umfaſſende Geiſtesthätigkeit in ihm allgemein zu entwickeln und beyde in ihm in Uebereinſtimmung zu bringen.

Der Menſch als ein, ſich über die Anſprüche der Sinnlichkeit zu erheben, fähiges und zu erheben verpflichtetes Weſen, findet die Mittel, ſeiner Beſtimmung ein Genüge leiſten zu können, in nichts anderm als in dieſer Uebereinſtimmung ſeiner Liebe und ſeiner Thätigkeit.

Es iſt aber auch für dieſe Erhebung zu ſeiner Beſtimmung und zu ſeiner Pflicht ſo unbedingt und ſo vollendet organiſirt als die Tendenz zu dieſer Erhebung ſelbſt vollkommen human, das iſt, von Liebe ausgehend, auf Thätigkeit ruhend und mit Freyheit gepaart iſt.

Fünfter Brief.

So wie die Organiſation unſerer Natur für die Erhebung unſerer ſelbſt zur Liebe und zur Thätigkeit, unſerm Weſen und unſrer Beſtimmung genugthuend, in uns ſelbſt liegt, alſo liegt auch in den nothwendigen von Gott ſelbſt geordneten Umgebungen und Verhältniſſen des Kindes eine erhabene Organiſation vielſeitiger dem Weſen unſerer Natur und unſerer Beſtimmung genugthuender äußerer Reize; Antriebe und Belebungsmittel der in uns liegenden allgemeinen Urkraft unſerer Selbſtveredlung durch Liebe und Thätigkeit.

Und ſo wie das Heilige, das unſere Natur Erhebende, das uns ſelbſt unſerer Vollendung Näherbringende in allem unſerm Fühlen und in allem unſerm Thun, von dem Gefühle der Liebe und von einem aus der höhern Thätigkeit unſerer geiſtigen Natur entquellenden Bewußtſeyn, als von dem unabänderlichen Mittelpunkt aller Veredlungsmittel unſers Weſens ausgeht — eben ſo geht das Heilige, das Erhebende, das unſre Natur Vervollkommende des Einfluſſes der Reize aller Umgebungen und aller Verhältniſſe des Kindes für ſeine Liebe und ſeine Thätigkeit, von ſeinen Eltern und von ſeinen Verhältniſſen zu ihnen als von dem Mittelpunkte aus, durch deſſen belebten Zuſammenhang mit allen ſeinen übrigen Umgebungen und Verhältniſſen dieſe letztern ihm in Rückſicht ihres Einfluſſes auf ſeine Bildung für Liebe und Thätigkeit etwas ganz Anderes, etwas weit Höheres und etwas weit Edleres werden müſſen, als ſie ihm ohne dieſen Zuſammenhang nie geworden wären, und nie hätten werden können.

Alles, was das Kind an Leib und Seele gedeihen machen ſoll, geht, wie es innerlich vom Kind ſelbſt ausgeht, äußerlich von Vater- und Mutter-Sorgfalt aus, hängt durch tauſend Berührungspunkte mit ihr zuſammen, und iſt weſentlich von ihr unzertrennlich und abhängig.

Darum muß auch alles, was je als tüchtig angeſehen werden ſoll, den möglichen Fall des Mangels der Sorgfalt wirklicher Eltern zu erſetzen, in den Geiſt dieſer Sorgfalt hinüber getragen und künſtlich zu dem gemacht werden, was es in der Wahrheit nicht iſt.

Wenn auch Vater und Mutter, ſey es moraliſch, geiſtig oder phyſiſch, dem Kinde mangeln, ſo muß ihm der Vater- und Mutterſinn in der Erziehung, wenn es durch denſelben zur Menſchlichkeit erhoben werden ſoll, in ſeinem Weſen nicht mangeln, er muß ihm durch alle Mittel kirchlich oder bürgerlich für ſeine Erziehung gegeben werden; geſchieht das nicht, ſo mangelt dem armen, verwaisten Geſchöpf, trotz aller Schulen, die ihm offen ſtehen und trotz aller Brod- und Kleiderhülfe, die es erhält, das erſte äuſſere Fundament ſeiner Bildung zur Menſchlichkeit.

Aber ſo wie dieſer da iſt, ſo wie das Kind die Sorgfalt genießt, die eine nothwendige Folge dieſes Sinnes iſt, komme ſie dann im Fall der Noth auch vom fremdeſten Manne her, ſo iſt der Eindruck, den das Kind genießt, der Eindruck der Liebe, in dem ein, ſein ganzes Weſen in Anſpruch nehmender Reitz zur Gegenliebe, zum Dank, zum Vertrauen und zu aller innern und äuſſern Thätigkeit liegt, zu der dieſe Reitze die höhern Anlagen unſerer Natur hinzubringen vermögen.

So iſt dieſer Eindruck geeignet, den phyſiſchen und moraliſchen Mangel würklicher Eltern dem Kinde in Abſicht auf das Bedürfniß der weſentlichen Bildungsmittel zur Menſchlichkeit, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Punkt zu erſetzen; durch das Heilige der Vater- und Mutter-Sorgfalt erhebt ſich der ganze Umfang der Umgebungen des Kindes über den Tod ihres bloß phyſiſchen Einfluſſes auf ſein ſinnliches Daſeyn zu Mitteln der Befriedigung der Geiſtes- und Herzens-Bedürfniſſe eines höhern menſchlichen Lebens.

Jeder Biſſen Brod, den das Kind ißt, wird — wenn die liebende Mutter ihn ihm in die Hand giebt, — für ſeine Bildung zur Liebe und Thätigkeit etwas ganz anderes, als wenn es dieſen Biſſen auf der Straße findet, oder von fremder Hand empfängt.

Der Strumpf, den ſie ihm vor ſeinen Augen ſtrickt, iſt ihm für ſeine Bildung zur Liebe und Thätigkeit etwas ganz anderes als ein Strumpf, den es auf dem Markte kauft, oder ſonſt anzieht, ohne zu wiſſen, woher er in ſeine Hand gelangt.

Der Eindruck der Mutterliebe, der dem Kinde irgend einen Genuß bereitet, iſt der Eindruck eines unvergänglichen höhern innern Lebens, er iſt der Eindruck eines, das ganze Seyn des Kindes in Anſpruch nehmenden Reizes zur Gegenliebe, zum Dank, zum Vertrauen und zu aller innern und äußern Thätigkeit, zu der die durch dieſen Reiz geweckten Anlagen unſerer Natur uns zu erheben vermögen.

Daraus erhellet, warum das häusliche Leben als das einzige von Gott ſelbſt gegebene äußere Fundament der wahren menſchlichen Bildung angeſehen werden muß.

In ihm allein liegt der ganze Umfang der Reize, der Beweggründe und ſelbſt der Noth und des Zwanges, durch welches die Natur die Anlagen unſers Geſchlechts als göttliche Gewalthaberin in uns entwickelt und gegründet.

Das Band des häuslichen Lebens iſt in ſeinem Weſen ein Band der Liebe, und dadurch, das von Gott gegebene Weckungsmittel aller Thätigkeit für Liebe.

In ſeiner Reinheit iſt dieſes Leben das Höchſte, das Erhabenſte, was für die Erziehung unſers Geſchlechts auch nur gedacht und geträumt werden kann.

Es iſt unbedingt wahr: wo Liebe und Thätigkeit für Liebe im häuslichen Kreiſe wahrhaft ſtatt finden, da darf man zum voraus ausſprechen, ſeine Erziehung kann im Weſentlichen beynahe nicht mehr fehlen; das Kind muß, es kann beinahe nicht anders als gut werden. Der Erfolg ſeiner Erziehung iſt in dieſer Rückſicht beynahe nothwendig, und man darf beynahe mit Beſtimmtheit ausſprechen, wo immer das Kind des Menſchen nicht wohlwollend, nicht kraftvoll und thätig erſcheint, da liegt ganz gewiß die Schuld darin, daß ſeine Liebe und ſeine Thätigkeit für Liebe im häuslichen Leben nicht, wie ſie ſollten, Nahrung und Leitung gefunden. Wo immer das Kind des Menſchen dieſes rein findet, da wird es gewiß gut und gewiß kraftvoll.

Es kann nicht anders. Indem das Kind im Heiligthume dieſes Lebens täglich und ſtündlich mit aller Wonne der Liebe beſorgt wird, lebt es in dieſem Kreiſe mitten in — jeden Augenblick auf daſſelbe zuſtrömenden Reizen zur Liebe, und indem es an der Hand dieſer Liebe geführt, dann allmählich für die Mitwirkung zu ſeiner eignen Verſorgung ſelbſtthätig wird und zugleich anfängt, auch Vater und Mutter in dem, was ſie bedürfen und wünſchen, durch ſeine Selbſtthätigkeit an die Hand zu gehen, findet es in ſeiner alſo geweckten Liebe Antrieb zu jeder ihm wahrhaft dienlichen Thätigkeit, und hinwieder in ſeiner Thätigkeit Befriedigung ſeiner Liebe für jedes Verhältniß, in dem es ſteht.

Alſo ſchmelzen ſich im häuslichen Leben Arbeit und Liebe, Gehorſam und Anſtrengung, Dank und Fleiß gleichſam in einander und werden durch ihren gegenſeitigen Einfluß auf einander, gegenſeitig wahrhaft und ſtark.

Der Menſch, der liebt, ſcheut für das, was er liebt, keine Anſtrengung, und die Liebe, die arbeitet, führt durch die innere und äußere Thätigkeit, die ſie belebt und zu einer mit ihr harmoniſchen Geiſteskraft und zu einer unbedingten Fertigkeit, Geiſt und Herz in allem Thun des Lebens darzuſtellen, und alſo alles das, was Einſicht und Liebe ihm als das Ziel ſeines Strebens vorſetzen, auch äußerlich auszuführen und zu erreichen.

Freylich aber ſetzt die Sicherheit einer ſolchen, der Menſchennatur durch den Einfluß des häuslichen Lebens genugthuenden Bildung in jedem Fall einen Vater und eine Mutter voraus, die das Heiligthum der Liebe und der aus ihr entquellenden, höhern, menſchlichen Thätigkeit lebendig in ſich ſelbſt tragen. Sie ſetzt einen Vater und eine Mutter voraus, die das Verhältniß ihrer Stellung gegen ihr Kind von den Verhältniſſen aller ihrer übrigen Stellungen gegen die Welt und alles deſſen, was darinnen iſt, feſt zu ſondern und das erſte in ſich ſelbſt unbedingt über alle übrigen zu erheben im Stande ſind. Sie ſetzt Eltern voraus, denen die Welt in der That und in der Wahrheit nichts iſt gegen ihr Kind. Sie ſetzt Menſchen voraus, die, ſitzen ſie auf dem Throne oder wohnen ſie in niedern Hütten, — alle Anſprüche der Welt, inſofern ſie den Anſprüchen ihres Kindes für alles, was ſein Heil iſt, in dem Wege ſtehen, für nichts achten; Menſchen, die, im Bewußtſeyn ihrer innern Kraft, das hohe Wort in ſich ſelbſt wahr fühlen: „Könnte ich die ganze Welt gewinnen, litte aber Schaden an meinem Kinde, was würde ich mit allem dem zum Gegenwerthe für daſſelbe beſitzen“?

Es ſetzt Eltern voraus, die ſich dahin erheben, aller Umgebungen des Kindes ſich ſo weit zu bemeiſtern, um mit Sicherheit verhüten zu können, daß dieſe keinen, der

Liebe und der aus ihr entquellenden Thatkraft entgegenſtehenden und beyde zerſtörenden Einfluß haben, — die im Gegentheil im Stande ſind; alle Reize zur Liebe und Thatkraft, die in den beſondern Verhältniſſen und Stellungen eines jeden Kindes liegen, aufzuſuchen, feſtzuhalten und wo ſie ſich immer befinden, in aller ihrer Segensfülle für daſſelbe ans Licht zu ziehen, — und dieſes auch ſelbſt da, wo ſie vor der Menge und der Gewalt der Unheiligen, die ſie umſchweben, ſich zurückziehend und verbergend, in ihrer hohen Stille nur dem reinen Herzen ſichtbar vorliegen.

Alſo Mann der Liebe, der du die Veredlung deines Geſchlechts wünſcheſt und ſucheſt, lebeſt du auf einem Throne oder in einer niedern Hütte — was Noth thut, deinem Geſchlechte zu helfen, ſind Väter und Mütter, die den Kindern ſeyn wollen und ihnen ſeyn können, was ſie ihnen ſeyn ſollen.

Umſonſt liegt dir die Veredlung deines Geſchlechts am Herzen, wenn du die Fundamente derſelben nicht hier ſucheſt, ſie ſind nur hier, du findeſt ſie ſonſt nirgends.

Das Buch der innern Menſchennatur liegt für ihr Kind nur dem reinen Vater- und Mutterſinn offen vor Augen. Der heilige Ausdruck der reinern und edlern Geühle und Kräfte, die in dieſem Buche mit dem Flammenriffel des Schöpfers ſelbſt eingeprägt ſind, iſt der beimmte ewig ſich gleiche Ausdruck der ihrem Sinne und hren Verhältniſſen eignen Gefühle und ihrer von dieſem inne und von dieſen Verhältniſſen geweckten und gebilden Kräfte.

Es iſt das Leben, es iſt die Sitte ihres elterlichen

Seyns ſelber, die Wonne zu ſehen, die in dem Auge ihres Kindes ſtrahlt, wenn ſein Herz von Liebe überfließt. Es iſt Drang und Wonne ihres elterlichen Seyns und Quelle hoher innerer Beruhigung, die Ruhe zu ſehen, die auf ſeiner Stirne und auf ſeinen Lippen ſchwebt, wenn es in ihrem Arme oder auf ihrem Schooße innig zufrieden im Gefühlen des Vertrauens lebt, deren Sinn es noch nicht ahndet. — Sie fühlen ſich ſelig, wenn ſie im Auge des Kindes den Himmel des Danks und der Anhänglichkeit erkennen, in welchem es ſich verliert und ſtumm wird, indem es tauſendfach ausdrückt, daß Niemand und Nichts auf der Erde die Empfindungen in ihm aufregte, die Vater und Mutter in ihm aufregen.

Das Heiligſte ihrer Kräfte wird rege und lebendig, wenn ſie die Unſchuld ihres liebenden Kindes, wie durch eine innere Gewalt getrieben, das froh und gerne thun und froh und gerne meiden ſehen, was es ihnen nur an den Augen anſieht, das ſie gerne gethan oder vermieden hätten.

Es erhebt ihr Innerſtes, die Wonne der Liebe, den Himmel des Dankes, die Ruhe des Vertrauens, und die Unſchuld der in Anhänglichkeit und Gehorſam entwickelten Kräfte als das Heiligthum Gottes zu erkennen, das in ihrem Kinde lebt und deſſen Leben und Gedeihen ihnen als das Produkt einer höhern Menſchlichkeit ſeelerhebend am Herzen liegt als das Leben und Gedeihen ſeines Leibes.

Mit dieſen Gefühlen belebt muß ſie ihr Vater- und Mutterherz, es kann nicht anders, mit einer unwiderſtehlichen Gewalt antreiben, jeden Augenblick ihrem Kinde ganz und recht zu ſeyn, was ſie ihm ganz und recht ſeyn ſollen, und jeden Augenblick ganz und vollends zu meiden, was ganz und feſt vermieden werden muß, um dieſes Heiligthum Gottes rein in ihrem Kinde zu erhalten und in allen Theilen ſeiner Kraft wachſen und gedeihen zu machen.

Umhüllt von dem unreinen Boden der Welt ſproſſet dieſes Heiligthum aus dem Innerſten ſeines Weſens hervor; es bedarf, wie die zarteſte Pflanze im Boden der Erde, Wärme, Nahrung, Schutz und ſchonende Wartung und findet dieſes alles in der Kraft und Liebe des Vater- und Mutterſinnes.

Und wenn es dir dann gelingt und das innere Leben eines heiligen Sinnes durch die wartende, ſchützende, helfende Thatkraft deiner väterlichen und mütterlichen Treue ſich dann in der Unſchuld deines Kindes bewegt, rege wird, und wächſet und reifet zum vollen Ausdruck der Liebe und Kraft, und es dann liebend und handelnd als der Abglanz deiner ſelbſt vor dir daſteht und als dein Kind fühlt, wünſcht und handelt, wie du als Kind Gottes fühlſt, wünſcheſt und handelſt — Vater und Mutter — was iſt dann deine Kraft?

Sie iſt eine göttliche Kraft, alles Edle und Gute, das in der Menſchennatur liegt, in deinem Kinde durch die heilige Tugend deiner Wartung und Pflege ſich entwickeln zu machen und zu ſeiner Reifung zu bringen. Sie iſt eine göttliche Kraft auch die, dem Heiligen unſerer Entwicklung ſo nöthigen, aber ihr auch ſo leicht übermächtig und zerſtörend werdenden Sinnlichkeit von ihrem Erwachen an mit Weisheit zu leiten und mit Feſtigkeit in Schranken zu halten. Du vermagſt dann in deiner Kraft das Größte, das die vollendete Erziehungskunſt ſich zum Ziele ſetzt, — du vermagſt es, den Ablenkungen ſeiner Natur von Unſchuld und Wahrheit mit geſichertem Erfolg zu widerſtehen, ohne dadurch ſeine Liebe zu verlieren und ſeine kindlich trauliche Offenheit zu untergraben.

Je feſter ſich die Gewalt deiner Liebe ſeinem Irrthum und ſeinem Verderben entgegenſtemmt, deſto mehr gewinnſt du das Heilige ſeines Vertrauens und ketteſt das Reinſte ſeines Herzens noch mehr an dich. Du erweckeſt ſogar durch dein Thun im beginnenden Streit der ſinnlichen Natur mit ſeinem beſſern Selbſt Augenblicke der Unſchuld, in denen die Ueberzeugung, die Strenge deines Widerſtandes wolle mit der Sanftheit deiner Güte Eins und eben Daſſelbe, ſein ganzes Innerſtes in Bewegung ſetzt, mit eben dieſer Strenge in ſich ſelbſt ſich allem dem zu widerſetzen, dem Du dich widerſetzeſt und alle Gewalt anzuwenden, deine Kräfte für ſeine Veredlung zu den ſeinigen zu machen.

Und nun hingeriſſen von dem Bilde des gereinigten und veredelten Vater- und Mutter-Sinnes und der heiligen Kraft, den Einfluß ihrer Stellung auf die Bildung ihres Kindes ganz auf alles das zu gründen, was von Gotteswegen und nothwendig als unabänderliches Fundament dieſer Bildung angeſehen werden muß, und hingegen ſich über alles das zu erheben und alles das zu entfernen, was immer dieſem Fundament in den Umgebungen und Verhältniſſen der Welt, wäre es an ſich auch noch ſo anziehend, verfänglich und hinreißend, entgegenſteht, — hingeriſſen von dem Bilde der hohen Kraft des Vaters und der Mutter, die ſich alſo unverwirrt und unabgelenkt auf dieſem ſchmalen, aber einzigen Weg, der ihr Kind zum höhern Leben ſeiner Natur hinführt, durch alle Hinderniſſe ſiegend durchſchlagen — ſehe ich mich umringt von einer Welt, wo ich dieſen Vater und dieſe Mutter weit und breit ſonſt ſuche.

Die Welt, wie ſie in ihrem, der Sinnlichkeit und Selbſtſucht dahingegebenen Sinne wirklich iſt, liegt ſo ſchwer, ſo drückend und ſo allgemein auf dem Menſchen wider das innere, göttliche Weſen ſeiner Natur und wider ſein Leben in Wahrheit und Liebe. Auch der Vater und die Mutter ſind Genoſſen dieſer Welt. Es iſt auch in ihnen, es iſt in dem Vater und in der Mutter, es iſt in ſeinen Umgebungen, in der Noth und in den Genüſſen ſeiner Verhältniſſe, in der Härte und in der Schwulſt der Formen der bürgerlichen Bande und ihrem — der wirklichen Veredlung der Menſchennatur immer gefährlicher werdenden — Raffinement allenthalben ſo viel Geiſt und Herz verwirrender, Liebe tödtender, Kraft erſtickender und Gefühl entheiligender Widerſpruch, Anſtoß und Gewalt gegen das höhere Weſen, auf welchem die Erzielung des hohen Zweckes der Bildung des Kindes ruht, daß man ſich über die immer ſteigende Entfernung des lebenden Geſchlechts von der Bahn, die zu dieſem Ziele führt, nicht verwundern muß, wohl aber darüber, daß es der Macht dieſer Umſtände nicht ganz unterlegen, ſondern das Streben nach innerer Erhebung in ſich ſelber erhalten und mitten unter allen ſeinen Verirrungen und ſeiner Schwäche immer noch Liebe und Thätigkeit in der Liebe als das einzige Mittel ſeiner Erhebung anerkennt.

Dieſes Streben und dieſes Anerkennen der einzigen wahren Fundamente der Bildung unſers Geſchlechts kann und wird ſich ewig nie in unſerer Natur verlieren. Sie, dieſe Natur, müßte ſich eher ſelbſt in uns verlieren.

Die beſten und edelſten Menſchen werden ewig, und in allen Verhältniſſen, leben ſie auf dem Throne oder in den Hütten des Staubes, die Fundamente ihres Edelſinnes und ihrer innern Höhe nur in der Wahrheit ihres Vater- und Mutterſinnes anerkennen, und was ſich in der Erziehung unſers Geſchlechts immer als probhältig und genugthuend erzeigen wird, das wird ewig und unabänderlich mit dem heiligen Weſen dieſes väterlichen und mütterlichen Sinnes zuſammenhangen; es wird auch dann und auch da noch mit ihm zuſammenhangen, wenn und wo dieſer Sinn vom Troß einer verdorbenen Welt auch noch ſo ſehr beengt, auch noch ſo ſehr alles Reizes und alles Glanzes beraubt, und im Gegentheil dem unwürdigſten Spott und der unwürdigſten Erniedrigung Preis gegeben wird.

Indeſſen erſchwert das Verderben eines ſo unglücklichen, liebe-, weisheit- und kraftloſen Geiſtes der Zeit nicht bloß die Möglichkeit, den Segen dieſes Sinnes unter den Menſchen allgemein zu machen, ſondern es beengt, verwirrt und mißleitet ſelbſt die einzelnen Privatbemühungen des häuslichen Lebens der Edelſten und Beſten zu dieſem Ziele.

Sechster Brief.

Außer den Eltern und den nothwendigen Verhältniſſen zu ihnen iſt dem Kinde offenbar ſein eigen Geſchlecht, die ganze Maſſe der Weſen, die mit ihm ſelbſt und mit ſeinen Eltern von einer und eben derſelben Natur ſind, und der ganze Umfang der Verhältniſſe, durch die dieſe mit ihm in Berührung kommen, das Erſte und Vorzüglichſte in der Welt, das ihm für die Entwicklung ſeiner Liebe und ſeiner Thätigkeit an die Hand zu geben gegeben iſt.

Die Verhältniſſe mit ſeinem Geſchlechte ſind bey jedem Kinde von der Wiege an ausgedehnt und vielſeitig und die Berührungs-Punkte derſelben greifen mit jedem Tage tiefer in ſein ganzes Weſen ein. So wie es Kind ſeiner Eltern iſt, iſt es Bruder oder Schweſter ſeiner Geſchwiſter, es iſt den Menſchen verwandt, die ihm verwandt ſind, es iſt Nachbars Kind von denen, die ſeiner Eltern Nachbar ſind, Ortsgenoſſe der Stadt, des Dorfes, in dem ſeine Eltern wohnen u. ſ. w.

Indeſſen iſt ſich das Kind ſeiner Verhältniſſe freylich bei weitem nicht ſo geſchwind bewußt, als es in wirklichem Zuſammenhang mit ihnen ſteht, und durch dieſelben berührt wird.

Auch iſt der Eindruck dieſer Verhältniſſe für das Kind in der Stufenfolge ſeiner Entwicklung weſentlich verſchieden. Anfänglich erſchienen ihm die Menſchen um es her vorzüglich nach ihrem Einfluß auf die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe. Sie müſſen ihm in dieſem Zeitpunkt alſo erſcheinen.

Die Bedürfniſſe des Säuglings und die Natur ſeiner Umgebungen rufen dieſem Geſichtspunkte nothwendig. Seine Unmündigkeit fodert von allen Seiten her Hülfe, aber auch ſucht ihm jedermann, der ihm nahe kommt, dieſe zu geben. Vater und Mutter, und wer immer vor ſeiner Wiege erſcheint, erſcheint nur da um es zu erquicken. Wer ihm immer nahe tritt, der beſchäftigt ſich mit ihm, der dient ihm, hilft ihm, und erfreut es.

So lernt das Kind in dieſem Zeitpunkte die Menſchen um ſich her nur als erfreuende, ihm helfende und dienende Weſen erkennen. Es kennt kein anderes Verhältniß zu ſeinem Geſchlecht, als nur dieſes einzige.

Aber der Zuſtand dieſer beſchränkten kindlichen Anſicht kann nicht bleiben. Die Urſachen derſelben ſind ſchnell vorübergehend, ſie muß es alſo auch ſeyn.

Das Kind muß die Menſchheit und die Verhältniſſe, in die es mit derſelben zu ſtehen kommt, vielſeitiger, es muß ſie wahrhaft in's Auge faſſen, es muß im Menſchen alles kennen lernen, was es von ihm zu hoffen, zu erwarten und zu fürchten hat.

Die Natur führt unſer Geſchlecht nie einſeitig und ſteht der Erkenntniß der Wahrheit nie durch Beſchränkungen im Wege, an denen ſie weſentlich ſelbſt Schuld iſt. Sie, die das unmündige Kind durch dieſe erſte Anſicht ſeiner Verhältniſſe zu ſeinem Geſchlechte wie eine gute Mutter beruhigt, arbeitet nun bald, wie ein weiſer Vater, daſſelbe durch die Erweiterung ſeiner Anſichten dieſer Verhältniſſe für eine feſte und ſichere Benutzung derſelben zu bilden und zu ſtärken, das Kind faßt jetzt allmählig die Menſchen auch getrennt von den Verhältniſſen, in denen ſie vorzüglich gegen ihre Unmündigkeit und Unbehülflichkeit ſtanden, in's Auge.

Wenn es in Jakob und in Hans bis jetzt nur ihm dienende, ihm helfende und mit ihm ſpielende Menſchen erkannte, ſo fängt es jetzt allmählich an, in Jakob den Bruder ſeines Vaters und in Hans den Knecht deſſelben zu erkennen. Es fängt an einen Unterſchied zu machen zwiſchen der alten Frau, die Vater und Mutter als Großmutter ehren, und der alten Nachbarin, die bey ihnen Hülfe und Troſt ſucht.

Es fängt an einen Unterſchied zu machen zwiſchen den Menſchen, denen Vater und Mutter lachend die Hand entgegenſtrecken, wo ſie dieſelben ſehen, und Menſchen, bey deren Anblick ſie die Stirne runzeln und auf die Seite gehen. Das Seyn und Thun der Menſchen erſcheint ihm alſo immer mehr unabhängend von den Aufmerkſamkeiten und Bemühungen, die man ihm von allen Seiten ſchenkte. Es ſieht jetzt, daß ſogar ſeine Mutter nicht um ſeinetwillen allein in der Welt iſt, daß ſie oft gehindert wird, ſich mit ihm zu beſchäftigen. Je mehr es die Menſchen ſieht, deſto mehr erſcheinen ſie ihm in Verhältniſſen, die ihm fremde ſind; und je mehr es ſie in ſolchen Verhältniſſen ſieht, deſto mehr werden ſie ihm ſelbſt fremde. Der Kreis derer, die ihm dieſes nicht ſind, wird ihm vergleichungsweiſe gegen ſie, die es ihm ſind, immer kleiner. Wie es anfänglich alles um ſich her beſchäftigt ſah, ihm zu helfen und es zu erfreuen, ſieht es jetzt alles, was Menſch iſt, weit mehr mit jeder andern Sache beſchäftigt, als mit ihm. Es ſieht Menſchen, die ſeiner nichts achten wollen und andere, die in eigener Noth ſeiner nichts achten können, im Gegentheil Hülfe und Handbietung von ihm annähmen, wenn es ſie ihnen geben konnte; kurz — es ſieht allmählig das ganze Gewühl des Menſchenlebens, wie es wirklich iſt. Es ſelbſt aber fängt jetzt auch allmählig an der Wartung nicht mehr zu bedürfen, ohne die es nicht ſeyn und nicht leben, noch viel weniger froh ſeyn und froh leben konnte. Es kann jetzt dem, was man ihm bisher zutragen mußte, ſelbſt nachgehen, es erwachet in ihm ein Gefühl der Befriedigung ſich ſelbſt helfen zu können. Es ſieht um ſich her alles ſeine Kräfte anſtrengen, ſich ſelbſt zu helfen. Sein reger neuer Sinn reizt es mit hoher Gewalt zu dieſer Selbſthülfe, deren allmähliges Wachsthum die erſte Anſicht des Menſchengeſchlechts immer mehr in ihm mindert und auslöſcht, ihm aber zugleich in der neuen Anſicht der Dinge kraftvolle mit ſeinem jetzigen Seyn übereinſtimmende Reize zu eben der Liebe und der Thätigkeit in der Liebe ertheilt, deren wohlthätiges Gefühl es in der Unſchuld ſeiner erſten Epoche gleichſam verſchlungen hatte.

Es braucht jetzt nicht nur nicht mehr von Vater und Mutter angelächelt und auf den Händen getragen zu werden, um den Ausdruck der Liebe in ſeinem Auge und auf ſeinen Wangen zu wecken. Dieſer Ausdruck ſtrahlt jetzt auf ſeinem Auge und auf ſeinen Wangen, wenn es ſein jüngeres Geſchwiſter ſelbſt in ſeine Arme nimmt und ihm lächelt, wie ihm die Mutter einſt lächelte. Es wird jetzt aus dem Kinde, dem ſeine Eltern alles waren, ein Kind, das ſeinen Eltern auch etwas iſt, das ihnen täglich mehr iſt und durch Liebe und Thätigkeit in der Liebe täglich mehr wird.

In dieſer Liebe und ihrer Thätigkeit immer wachſend, den jedem ſeiner Verhältniſſe gleichſam ergriffen — reift es allmählig zum innern Selbſtgefühl und zu einem immer mehr ſich verdeutlichenden Bewußtſeyn ſeiner innern und äußern Selbſtſtändigkeit heran und dehnt den Kreis der Verhältniſſe, in denen es liebend zu handeln vermag, immer mehr aus.

Es ſteigt, wenn die Wonne ſeiner Kraft und ſeiner Liebe in ihm geſichert iſt, auf der gedoppelten Leiter der innern Menſchlichkeits- und der äußern Bürgerverhältniſſe von der Unſchuld ſeiner Unmündigkeits-Lage bis zur höchſten Ausdehnung aller Verwicklungen, die der Kreis des Wallens und Webens der Menſchen umſchreibt, hinauf, und benutzt den erweiterten Kreis ſeiner Verhältniſſe gegen ſein Geſchlecht mit eben der Liebe, mit der es in ſeiner Unmündigkeit den engern ſeine häuslichen Verhältniſſe umfaßte. Es wächſt jetzt in und durch die Reinheit und Hoheit der Kräfte, die die Bildung ſeiner Unmündigkeit in ihm entwickelten, von Jahr zu Jahr immer mehr dahin an, mit eben der Hoheit und Menſchlichkeit, mit der es in ſeiner häuslichen Familie Kind ſeines Vaters und ſeiner Mutter war, jetzt Bruder und Schweſter der größern Familie, deren Allvater Gott iſt, zu werden.

Die Gemeinſchaft alles Guten und alles Edlen dieſer großen Gottes-Familie wird jetzt der unveräußerliche Antheil ſeines Geiſtes und ſeines Herzens und der Mittelpunkt ſeiner Anſtrengungen ſowohl als ſeiner Genießungen.

Es hat ſich durch die Bildung ſeines häuslichen Kinderſinnes zum höhern Sinne der Kindſchaft Gottes und zum Vater- und Mutterſinne unter ſeinem Geſchlechte erheben und benutzt jezt als Bruder ſeines ganzen Geſchlechtes und als Vater der Armen den Spielraum ſeiner neuen Verhältniſſe zu immer größerer Belebung ſeiner Liebe und zu immer ſteigender Erhebung ſeiner Kraft, in dieſer Liebe thätig zu ſeyn und ſich durch dieſelbe immer mehr zu vervollkommnen.

Siebenter Brief.

An das Menſchengeſchlecht, das dem Kinde nach Vater und Mutter als das erſte gegeben iſt, wodurch es zur Liebe und zur Thätigkeit gereizt, geweckt und gebildet werden ſoll, ſchließt ſich dann die ganze Natur, alles Belebte und Unbelebte, das in der Welt iſt, und die Sinne des Kindes berührt, unmittelbar an.

Eben ſo wie dem Kinde das Menſchengeſchlecht zuerſt nur als ihm dienend, helfend und gleichſam um ſeinetwillen daſeyend ins Auge fällt, alſo fällt ihm hinwieder das, was in ſeinen Umgebungen außer dem Menſchen-Geſchlechte ſeine Sinne berührt, zuerſt nur von Seite ſeines unmittelbaren Einfluſſes auf die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe und zur Erquickung ſeiner Sinnlichkeit in's Auge, und es ſteigt dann gleichfalls von dieſer beſchränkten Anfangsanſicht der Dinge zu einer von ſeinen Bedürfniſſen und ſeinen Gelüſten unabhängenden Anſicht derſelben empor, in welcher alle Gegenſtände der Welt ihm immer mehr in einem Lichte erſcheinen müſſen, das mit dem, was ſie an ſich ſelbſt, und in andern dem Kinde fremden Beziehungen ſind, übereinſtimmt; das Brod, bloß als ſeinen Hunger ſtillend, das Waſſer, bloß als ſeinen Durſt ſtillend, die Birne,

Birne, die Traube, die Kirſche, bloß als ſeinen Gaumen reizend, haben für das Kind ein groſſes Intereſſe, ehe ein Gedanke in ihm aufſteigt, daß das Brod aus Erzeugniſſen des Pflanzenreichs verfertigt werde, daß das Waſſer zu den Flüſſigkeiten der Erde gehöre, und Birnen, Kirſchen und Trauben eigentliche Saamenbehältniſſe von Bäumen und Geſträuchen ſeyen. Seine gute Mutter hüllet es in Leinwand ein, ehe ſie ihm den wachſenden Hanf und den wachſenden Flachs zeigt; es kennt ſeine Schuhe, ehe es weiß, daß ſie von der Haut eines Thieres herrühren. Es ſchläft unter der wollenen Decke, ehe es weiß, daß die Wolle, von der Haut des Schaafes abgeſchoren, der Stoff dieſer Decke iſt.

Aber auch dieſer Zuſtand dauert nicht lange und kann nicht lange dauern. So wie das Menſchengeſchlecht, alſo erſcheinen ihm auch alle Dinge der Welt bald unabhängend von dem, was ſie ihm als bloſſe Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, und als Genießungen ſeiner Sinnlichkeit ſind.

Es ſieht jetzt die Wolle unabhängend von ſeiner Decke auf der Haut des Schaafes; es ſieht Flachs, Korn und Fell unabhängend von dem Hemde, das es trägt, von dem Brode, das es ißt, von dem Schuhe, in dem es geht, und unabhängend von dem Einfluſſe der Mutter, deren Hand ihm alles dieſes zuerſt vor ſeine Sinne brachte.

Alſo erſcheint ihm die Welt immer mehr in ſich erweiternden Verhältniſſen. Alle Gegenſtände zeigen ſich ihm immer mehr als das, was ſie an ſich ſelbſt und in entferntern Beziehungen auf daſſelbe ſind.

Es fällt aus den Mutterarmen, darin ſeine Unbehülflichkeit einen ſo nöthigen Schuz fand, in das unermeßliche Meer aller von der Mutter unabhängenden Umgebungen der Welt, und wird von dieſen durch tauſend neue Beziehungen berührt, an denen es nimmermehr Intereſſe nimmt; das gute Schaaf, das liebe Huhn, die trauliche Taube und alles was lebt, erfreut jezt das Kind, ſein Vertrauen auf alles Leben, das es umgiebt, erweitert ſich immer mehr, es iſt glücklich in dieſem wachſenden Vertrauen und wenn es ein liebes Thierchen, dem es ſo traut, auf den Schoos ſeiner Mutter hinlegt, iſt es voll Freude und Wonne; es legt dem guten Täubchen ein Körnchen von ſeinem Abendbrod vor den Schnabel, daß es daran picke, es ſucht dem lieben Schaaf ebenfalls auf der Weide die Kräuter und Blätter, die es gerne ißt, und wenn der liebende Knabe der Unmündigkeit kaum entronnen iſt, ſo kennt er keine größere Freude, als mit dem Vater und mit dem Knechte in den Stall oder auf die Weide zu den Stieren oder zu den Pferden zu gehen; wenn dieſer oder jener mit ihnen pflüget, wenn er ſie tränkt, wenn er ſie füttert, möchte er immer auch gern dabey ſeyn und möchte ſie auch gern tränken und füttern.

Aber das heilige Dunkel, das den erſten Eindruck aller Dinge begleitet und dem Kinde die Welt um es her nur in ſpielenden und hüpfenden Geſtalten erſcheinen macht — auch dieſes heilige Dunkel hellet ſich allmählig auf. Es ſieht, daß das Schaaf ſchauert und bebet, wenn man ihm die deckende wärmende Wolle von ſeiner Haut ſchneidet, daß der Stier am Pflug ſich nur gezwungen für ſeinen Vater ermüdet, daß ihn dieſer hart hält und mächtig bändigt, bis er ihm thut, was er ſoll, und daß die Mutter der armen Kuh ihr Kalb vom Euter wegnimmt, um mehr Milch für ihre Haushaltung zu bekommen.

Es ſieht die ſchöne Roſe Dornen tragen, es ſieht die ungebaute Erde mit Diſteln und ſchlechten Geſträuchen bewachſen, es ſieht den lieben Vater ermüdet und mit Schweiß bedeckt vom Felde heim kommen, es ſieht, daß dieſes Feld, ohne die ermüdende Anſtrengung unſers Geſchlechts, das nicht trägt, was wir von ihm wünſchen und ſuchen.

Die Erfahrung zeigt ihm noch mehr, ſie zeigt ihm Geſchöpfe, die anſtatt ihren Mitgeſchöpfen Freude zu machen, Entſetzen um ſich her verbreiten und Tod und Verderben über ſie verhängen. Es ſieht ſein geliebtes Täubchen vom Geyer ergriffen, und zum Tode hingeſchleppt. Es ſieht die böſe Katze mit der armen Maus, wenn ſie ſie ſchon gefangen und zwiſchen den Zähnen trägt, noch in ihrer Todesangſt ihr Spiel treiben. Es ſieht den Taubenſchlag vom Marder und den Hühnerſtall vom Fuchſe erbrochen. Es ſieht den treu und gut ſcheinenden Hund den armen Haſen und das leichte Reh auf den Tod verfolgen und Schaaf und Kalb mit der ſchrecklichen Gewalt ſeines Beißens und ſeines Bellens vor ſich her zur Schlachtbank treiben. Es ſieht ihn den armen Vogel im Neſte ausſpüren und ihn von ſeiner Brut weg dem Jäger in den Schuß und ins Garn treiben. —

Dennoch tödtet auch dieſe Erfahrung die Liebe nicht in dem Kinde, bey welchem ſie durch Muttertreue und Menſchentheilnahme erzeugt und gegründet iſt. Im Gegentheil, die böſe Gewalt, die das ſtärkere Thier am ſchwächern ausübt, weckt in einem ſolchen Kinde allgemein ein ſtilles, aber lebendiges Gefühl; der Menſch muß nicht ſeyn, wie dieſe Thiere; er muß an der Schwäche ſeines Geſchlechts nicht handeln, wie der Sperber an der Taube, die Katze an der Maus, der Hund am Haſen, am Schaafe und am Vogel. Das liebende Kind weint, wenn es ſeine liebe Taube, ſein gutes Schaaf vor ſeinen Augen todt ſieht. O! die Taube! O, das Schäfchen! — ruft es, und umfaßt weinend des Vaters Hand, dann geht dieſer hin, den Taubenſchlag mit Dornen und Stacheln gegen den Geyer und den Hühnerſtall mit ſtärkern Brettern gegen den Fuchs zu ſichern.

Ein ſolches Kind, in deſſen Hand die edlern Gefühle unſerer Natur durch Muttertreue und Vaterſorge tief gegründet ſind, iſt ſchon an ſich gut und milde und aller Eindruck der Natur, der Anblick der großen Werke Gottes, des Himmels und der Erde, iſt geeignet, es noch milder zu machen. Es kann die Sonne in der Pracht ihres Aufganges und im Glanze ihres Unterganges, es kann Mond und Sterne nicht ſehen ohne Gefühl von Wonne und Freude. Es lächelt der Blume, die es pflücket, und dem Baume, an deſſen Aeſten die Frucht reifet, die es liebet. Je mehr der Menſch gut iſt, je mehr Muttertreu und genoſſene Sorgfalt der Menſchen ihn ſanft und edel gemacht, deſto mehr weckt alle Schönheit und aller Segen der Natur ſeine Liebe und ihre Thatkraft.

Aber auch die todte Natur erſcheint dem Menſchen nicht immer in ihrer Schönheit und ſegenbringenden Geſtalt.

Der Fluß, der deine Auen wäſſert, tritt aus, verheert deine Felder, reißt dem Ufer bewohnenden Armen ſeine Hütte um, und Menſchen und Vieh finden in ſeinen Fluthen ihr Grab.

Das Feuer, ohne das du kein Brod äßeſt und dein Fleiſch blutend verzehren müßteſt, das Feuer, das deine Wohnſtube, auch wenn das Land um dich her vor Froſt erſtarret, milde macht, wie der ſchönſte Frühlingstag milde iſt, dieſes wohlthätige Feuer verbrennt Städte und Dörfer; und das Waſſer des Himmels, ohne deſſen ſegnendes Fallen weder Gras noch Korn, weder Wein noch Holz wachſen würde — dieſes Segenswaſſer der Obwelt fällt zu Zeiten in harten Schloßen auf die wachſende Saat, tödtet alle Hoffnungen der Erndte, und nimmt dann dem Armen und ſeinem Säuglinge den mit ſeinem Schweiß errungenen Troſtbiſſen ſeines Elendes für ein ganzes Jahr gleichſam vor dem Munde weg.

Aber auch wenn die Natur das thut, und oft mehr noch, wenn ſie es thut, als wenn ſie es nicht thut, erregt ſie dem Kinde, das Muttertreu und genoſſene Liebe der Menſchen ſanft und edel gemacht, die in ihm wohnende Liebe und ihre Thatkraft. Wo immer die Noth groß iſt, da fließen Thränen der Liebe. Selber wer gewöhnlich nicht Liebe fühlt, liebt, wenn und wo die Noth groß iſt.

Ob ſein Vater auch ein harter Mann iſt, ob die Selbſtſucht es auch ſchon ſelber ergriffen, das Kind des Reichen weint, wenn die Noth des Armen vor ſeinen Augen groß iſt, es eilet von dem Anblicke des Entſetzens weg, um ſeine Mutter um Kleider für die Unbekleideten, und Speiſe für die Hungernden zu bitten. — Knabe und Jüngling bis auf den ſchwankenden Greis eilen dem Nachbar zu helfen, deſſen Haus brennt; und wenn ſie es nicht zu retten vermochten, ſo kommen ſie wieder und bringen dem Unglücklichen Gaben, daß er ſich wieder ein Haus baue, wie er eines hatte. In jedem Fall, je größer die Noth iſt, deſto mehr wallet im Buſen der mit Sorgfalt zur Liebe gebildeten Menſchen der heilige Funke dieſer göttlichen Gabe zur lodernden Flamme auf, und auch die ſtarke Gewalt der mächtigen Selbſthülfe erwachet bey der zur Liebe erhobenen Menſchheit in ſolchen Augenblicken mit Macht. Der Mann, deſſen Feld von den Fluthen verheeret worden, arbeitet mit Weib und Kindern, wie ein angeketteter Sklave, an der Wiederherſtellung ſeines verheerten Landes, und die arme Wittwe, deren Troſtbiſſen der ſchreckliche Hagel für ein ganzes Jahr zernichtet hat, durchwachet dieſes Jahr die Hälfte aller Nächte, und ermüdet ſich mit täglichem Spinnen, damit ihr Säugling nicht hungere, und alle ihre Kinder eſſen und ſich kleiden können, wie ſie gegeſſen und ſich gekleidet hätten, wenn der ſchreckliche Hagel den Troſtbiſſen ihres Schweißes ihnen nicht alſo vernichtet hätte.

Alſo erregt nicht bloß die Schönheit und der Segen der todten Natur, ſondern auch ihr Glück und Ruhe ſtörender und Verheeren bringender Einfluß bey den Kindern der Menſchen Liebe und ihre Segen bringende Thatkraft, aber freylich nur bey ſolchen Kindern, die von Muttertreu und menſchlicher Theilnahme ſanft und edel gebildet, für die Gefühle der Liebe empfänglich gemacht worden.

Es würde mich hier zu weit führen, dieſen Eindruck der Umgebungen des Kindes auf ſeine Geſinnung bis zu ſeiner Vollendung zu verfolgen. Ich kehre um, und werfe nun, um das Geſagte durch das Entgegengeſetzte noch mehr ans Licht zu ſetzen, einen Blick auf die eben ſo unvermeidlichen Folgen, wo dem Kinde die erſte und höchſte Wohlthat der Natur, von der alle andern in Hinſicht auf ſeine Erhebung zu einem menſchlichen innerlich befriedigten Daſeyn ausgehen, mangelt.

Wo dem Kinde der Anfangspunkt aller Liebe, wo ihm Muttertreue und Menſchentheilnahme mangelt; wo Eltern in ihrem Verhältniß gegen ihr Kind von der Natur ſo weit abweichen, daß ſie ihm das Heiligſte, das ſie ihm ſchuldig ſind, ihre Mitwirkung zur Liebe verſagen, wo ein böſer Sinn der Welt das Weib des Mannes ſeines Kindes vergeſſen macht, damit es ſelbſt glänzend und in den Kreiſen großſtädtiſcher guter Tongeſellſchaften oder auch nur innert den Thoren von Kleinſtädten, Landſtädtchen, und ſelber eines Fleckens von ſich reden machen könne, was es gern will, das man von ihm rede; wo das Unglück des Landes und die Noth von Tauſenden nur eine Spekulation mehr für den Wucherer wird; wo ſelbſt der Vater ſein Unmündiges den Mutterarmen entreißt, damit dieſe keinen Tag und keine Stunde des Sinnengenuſſes berauſchender Weltfreuden entbehre, und dann, nachdem er die lebendige Quelle des Heils ſeinem Unmündigen alſo gewaltſam verſtopft, ganz geſchäftig herum läuft, in lockerm Boden, der ſein Waſſer hält, für das arme Geſchöpf durchlöcherte Erziehungsbrunnen zu graben, um für daſſelbe an Vater und Mutter ſtatt Erzieher zu ſuchen, denen auf Gottes Boden in der Welt nichts ſo ſehr mangelt, als unſchuldiger Vater- und Mutterſinn und gebildete Vater- und Mutter-Kraft. Sie werden ſie nicht finden, dieſe Kraft, denn ihre Reinheit iſt im fremden Mann ſo ſelten zu finden, als eine Quaterne im Lottoſpiel; wenn ſie ſie dann nicht finden und an ihrer Statt Menſchen erhalten, die nur den Schein von dem an ſich tragen, deſſen Weſen ſie bedürfen, dann iſt es auch ſicher um die Bildung zur Liebe und zur Thätigkeit in der Liebe für ihr Kind geſchehen. Betrug und Tand überwallet das arme Geſchöpf von der Wiege an. Wenn auch ſeine Amme es in ihrem Grimme nicht kneipet, ſo ſteht ſie doch, ſeiner nicht achtend, unter dem Fenſter, wenn es ſchreyt, und ſchöpft unter der Laſt, die ſie nicht gern trägt, Athem und Luft, und ſein Lehrer, wenn er auch gut iſt, hat doch ſicher in einem Hauſe, das ihn nur darum aufnahm, damit alles in demſelben, und nur er nicht, ſich den Kindern entziehen und der Welt leben könne, lange Zeit. Die Folge dieſer Umſtände für ſeine Ausbildung zur Liebe und zu aller ihrer Kraft iſt heiter. Da ihm der Urpunkt, von dem dieſe Ausbildung ausgehen ſollte, mangelt, ſo findet es auch in allen ſeinen Umgebungen keinen Faden, an den es die höhern und edlern Gefühle ſeiner Natur an ſein ödes Inneres anknüpfen könnte. Vater und Mutter ſind ihm für dieſe Bildung zur Liebe nicht, was ſie ihm ſeyn ſollten; alſo mangelt ihm dieſe Liebe durch die Schuld ſeines Vaters und ſeiner Mutter.

Es wird durch ſie lieblos in ſich ſelbſt und kommt in dieſem Sinne der Liebloſigkeit, der täglich in ihm aufwächſt und ſtärker wird, unter dieſen Umſtänden dahin, das Menſchengeſchlecht allgemein als ein böſes Geſchlecht, vor dem es ſich nur ärgert, anzuſehen. Der Trug dieſes Geſchlechts, ſein Schleichen, ſein Schimmern, ſein Heucheln, nähren in ihm nur Gefühle niederer Härte und Selbſtſucht. Es wird nicht edel, es wird nicht ſanft. Wenn ſeine Taube vom Geyer geraubt und ſein Schäfchen vom Wolfe zerriſſen wird, iſt es ferne davon, des Vaters Hand zu ſuchen und ihn zu bitten, den Taubenſchlag und den Hühnerſtall in eine Ordnung zu bringen, daß dieſen armen Thieren kein ſolches Unglück mehr begegnen könne. Im Gegentheile kommt es allmählig dahin, am Quälen und Plagen ſeiner Mitgeſchöpfe ſelbſt Gefallen zu tragen, und ſo wie es dahin kommt, und nun mit Wohlgefallen dem Hunde, dem Fuchſe, dem Geyer und dem Marder zuſieht, wenn ſie ihrem Raube nachgehen, wird es auch gegen das Leben der Menſchen, das dem Leben dieſer Thiere ähnlich iſt, und gegen ſeine böſe Gewalt allmählig gleichgültig — und der Gedanke: nein, unter den Menſchen muß es nicht alſo ſeyn, — entflammt ſich nicht mehr in ihm, wenn es das ſchwächere Thier vom ſtärkern zertreten und zerriſſen ſieht. Es kommt bald dahin, wenn nicht mit Worten auszuſprechen, doch in dunkeln Gefühlen ſich vorzuſtellen: es kann nicht anders, es muß alſo ſeyn, wenn es auch den ſchwächern Menſchen von dem ſtärkern erniedriget und zertreten ſieht. Mit dem Alter wachſen dann dieſe dunkeln Gefühle zu einer vollendeten Verhärtung des Herzens heran.

Wenn der Arme auch unter dem Drucke dieſer Umſtände ſtürbe — was liegt dem liebloſen Manne an ſeinem Tode? Warum iſt der Arme ein Wurm? Warum hat ſeine Haut keine Kraft gegen den Fußtritt des Mannes, der über ihn hingeht? Und was kann der Geyer dafür, daß ſein Gaumen nach Blut dürſtet?

Alle Anſicht der Welt wird für das Kind, deſſen Liebe nicht von Vater und Mutter geweckt iſt, nur thieriſch. Ein ſolches Kind iſt nur des Scheins der Liebe, nicht der Liebe ſelbſt fähig. Dieſer Schein iſt auch thieriſch, und dadurch mit der Anſicht der Welt, die ihm eigen gemacht iſt, übereinſtimmend.

Nur das Weſen der Liebe und ihrer Kraft iſt menſchlich, darum wird aber auch der Schein der Liebe von denen am meiſten geſucht, die ihrer Kraft ermangeln. Dieſer führt ſie dann zu dem Tand elender Liebkoſungen hin wo immer die Liebloſigkeit nicht vollends ſich verſchäm hat, da hüllet ſie ſich in den Mantel dieſes Tandes, dieſer iſt der Liebloſigkeit eigenes Gewand. Sie wagt e ſelten, in ihrer offenen Nacktheit zu erſcheinen.

Von dem armſeligen Weibe, das vor allen ihre Nachbarinnen die Thüre ſchließt, und mit Verſtoßung unglücklicher verwaiſter Kinder, ihrer nächſten Verhältniſ und Umgebungen ein elendes Schoosthier zu ſeinem Liebling erwählt, bis zur Fürſtinn hinauf, die ihren Herr und Gemal beredet, ſein Reich ihrem, nur der äußer Geſtalt nach nicht eben ſo thieriſchen, Lieblinge zu Abendſchmauſe vor den Mund zu legen, wie die erſte ihrem Schooshündchen einen guten Biſſen alſo zum Abend ſchmauſe verlegt, iſt gleichſam eine Kette des verſchiedenartigſten Zuſammenlebens der Liebloſigkeit und der Liebkoſungen organiſirt. In dieſer Kette, ſo verſchieden ſonſt ihre Zuſammenſetzung auch ſeyn kann, iſt das Weſen immer, daß edlere würdigere Menſchen verſchmäht und den ſchlechtern Preis gegeben werden. Allenthalben, wo ſich Lieblinge einſchleichen, da verſchwindet die Liebe, ihre Kraft fliehet das Blendwerk der Lieblinge, und haſſet ihren Betrug.

Und ſo wie die belebte Natur auf ein ſolches Kind keinen die Liebe und ihre Thatkraft ſichernden Einfluß hat, eben ſo iſt auch die todte Natur unfähig, dieſen Eindruck auf daſſelbe zu machen.

Himmel und Erde machen das Kind der Frau nicht edel und gut, die ob ihrem Flitterſtaat Himmel und Erde und es ſelbſt vergißt. Es faßt Himmel und Erde eben ſo wenig im Zuſammenhang mit den Gefühlen der Liebe ins Auge, als ſeine Mutter, bey der ſelbſt der Theil der Erde, der ihr Eigenthum iſt, nicht um des Einfluſſes willen einen Werth hat, den er auf das Wohl der Menſchen haben könnte, ſondern um desjenigen willen, den er auf den Tand der Eitelkeitsverirrungen ihres Lebens wirklich hat. Alle Anſichten der Natur ſind bey einem ſolchen Geſchlechte verwirrt und verdorben.

Wenn das Weib der Unſchuld und Liebe das Schaf, das ſein Haupt neben ihrem Kinde traulich auf ihren Schoos legt, darum werth achtet, weil es gut iſt und ſie mit ſeiner Wolle ihren Fleiß üben, ihre Haushaltung erfreuen und ihr Kind kleiden kann; wenn ihre Kuh ihr werth iſt, weil ſie mit ihrer Milch täglich Menſchen nährt, die ihr lieb ſind; wenn ihr Mann ſeinen Acker im Schweiße ſeines Angeſichtes baut, um ſich und den Seinigen alle Nothdurft des Lebens zu ſchaffen, und mit ſeinem Ertrag auch denen zu dienen und die zu unterſtützen, die keine Kuh, kein Schaf und keinen Acker beſitzen; wenn er in der Kraft ſeiner Liebe doppelt mächtig, ſich ſelbſt übertrifft im Anbau des Feldes — ſo hat der Mann und das Weib der Welt keinen Gefallen an dieſer Anſicht ſeines Thuns.

Die Pracht des Feldes und des Weinſtockes freut ſie nicht darum, weil der Segen ihrer Erndte dem Hungrigen Brod, dem Ermüdeten, der Gebährenden und dem Sterbenden Erquickung gewähret. Der Abtrag von dem Felde und dem Weinſtock freut ſie nur darum, weil ſie ihnen Mittel geben, im Prachtgenuß der Produkte aller Welttheile ſchwelgen, um ſich ſpiegeln zu können.

Dahin gefährdet der Menſch zu verſinken, der von Vater und Mutter nicht zur Liebe und zur Thatkraft in der Liebe erhoben worden. Das Menſchengeſchlecht, das ihn umgiebt, erhebt ihn nicht mehr dazu, die lebende Natur iſt ihm für dieſen Zweck todt, und die todte Natur vermag es nicht, in ihm lebendig zu machen, was die lebende Natur, was das Menſchengeſchlecht, was Vater und Mutter ſelbſt in ihm todt ließen.

Gottes Erde, wie ſie wirklich iſt, iſt für den Menſchen von einer ſolchen Gemüthsſtimmung unbefriedigend, ſie muß für einen ſolchen Menſchen unbefriedigend ſeyn.

Er möchte eine Welt für ſich und die Spießgeſellen ſeines Glückes, eingerichtet zur Sicherung ihrer Gaukelſpiele und ihrer Gewaltthätigkeit.

Aber unſre Welt iſt dieſes nicht, ſie hat von Gottes wegen und vermöge des Weſens der Menſchennatur ganz andere Fundamente ihres Heils, als diejenigen ſind, die ſein verdorbenes Herz zu faſſen, zu ahnden und ſie zu glauben im Stande iſt. Der Armen ſind Tauſende auf Erden, wo der Glücklichen Einer, und die Tauſende müſſen den Einen, ſie können nicht anders, auf tauſendfache Weiſe in Anſpruch nehmen. Das Herz der Selbſtſucht iſt freylich immer zu klein für die Anſprüche von Tauſenden, wenn dieſe auch noch ſo gerecht ſind. Darum aber muß auch die Welt, wie ſie wirklich iſt, und wie ſie von Gottes wegen ſeyn muß, und ewig ſeyn wird, dem Mann der Selbſtſucht eine ekle Erſcheinung ſeyn. In ihr lebend iſt ihm der Anblick von dem Hehrſten und Größten, was im großen Weltall ſeine Sinne berührt, ohne Werth.

Ja, wenn die Sonne für ihn allein aufgehen würde, und er in ihrem Wagen über die Erde dahin fahrend das Menſchengeſchlecht, das ihn nicht anbeten wollte, mit dem Flammenſchwung ſeiner Räder verzehren könnte, dann würde auch er die Sonne lieben, er würde auch Mond und Sterne lieben, wenn er ſie in ſein Gezelt einſchließen, und unter ihrem Glanze — aber Er — Er allein — Prachtnächte durchſchlummern könnte.

Achter Brief.

Freund! So wie es auf der einen Seite unwider-

ſprechlich iſt, daß jedes Individuum unſers Geſchlecht
mehr oder weniger Vater- oder Muttertreue, Theilnah
und Liebe ſeiner Mitmenſchen, und den hehr und h
zur Liebe reizenden und Kraft weckenden Anblick der g
zen Natur genießt, ſo iſt es auf der andern Seite e
ſo wahr, das Menſchengeſchlecht im Allgemeinen tr
das geahndete Reſultat dieſer Reize und Mittel nichts
niger als lebendig und hehr in ſich ſelbſt, es wan
nicht in der Liebe, es wandelt nicht in der Geradheit
Kraft ihrer Tugend einher. Im Gegentheil, das ga
Heer von Krümmungen und Laſtern, die Folgen der L
loſigkeit und Schwäche unſerer Natur ſind, iſt das
präge, das die Mehrheit unſers Geſchlechts offen an
Stirne herum trägt.

Forſchen wir aber den Urſachen dieſes anſcheinen
Widerſpruches nach, ſo ſehen wir bald, daß die Anla
zur Liebe und Kraft, die im Menſchengeſchlechte allgen
da ſind, im Kinde ſelbſt mit allen Reizen der zur Se
ſucht und Kraftloſigkeit führenden Sinnlichkeit verw
erſcheinen, daß hinwieder ſeine Eltern und das ganze
Kind umgebende Geſchlecht der Menſchen eben ſo
Allgemeinen mehr von Sinnlichkeit, Trägheit und Se
ſucht, als von den beſſern Trieben der Liebe und
höhern Leben der Kräfte, die durch die Liebe thätig
bewegt, und in Thätigkeit geſetzt werden, daß endlich
les Aeußere der Natur für unſer Geſchlecht allgemein
Saamen des Truges und der Täuſchung in ſich
trägt, und ſeine Reize ſelbſt eben ſo allgemein Rei
gen in unſerm Geſchlechte beleben, die dem Weſen

Liebe und ihrer heiligen Kraft geradezu entgegen ſtehen, und daß alſo der ganze Umfang aller Mittel, die für die Bildung des Kindes zur Liebe und Kraft, die in ſeinen Verbindungen mit den Menſchen und mit allen Dingen dieſer Welt liegen, nicht hinreichen können, ſeine Ausbildung für den vorgeſetzten Zweck beruhigend ſicher zu ſtellen.

Wer alſo das Ziel der Ausbildung des Kindes zur Liebe und Kraft geſichert wünſcht, muß in dieſer Rückſicht daſſelbe, ich möchte ſagen, Vater und Mutter, ſein ganzes Geſchlecht und Himmel und Erde verlaſſen und in ſich ſelbſt zurückkehren machen, um die tiefere Begründung und vollendete Sicherſtellung der Liebe und ihrer Kraft allein in ſich ſelbſt zu ſuchen und zu finden.

Es iſt allerdings nur durch das Zurücklenken des Kindes von ſeinen äußern Umgebungen und Verhältniſſen weg in das innerſte Heiligthum ſeines Weſens, wodurch ſeine Bildung zur Liebe und Kraft ein untrügliches und in allen Gefahren bewährtes Fundament erhalten kann. Und hiedurch ſehen wir uns, wie anfangs durch die höhere Anſicht der Natur des Menſchen ſeiner Anlagen und ſeiner Beſtimmung, hier durch die Ausartung und das Verderben dieſer Natur wieder auf den Anfangspunkt zurückgeführt, von dem wir ausgingen, auf die Nothwendigkeit, die Kunſtmittel der Erhebung und Vollendung des Menſchen aus dem Innerſten ſeines Weſens ſelbſt zu ſchöpfen, und ihnen in ihm ſelbſt ein ſicheres Fundament zu verſchaffen.

Jede gute Mutter, jeder weiſe Vater fühlt das Unzulängliche, das für eine befriedigende Sicherſtellung der heiligſten Anſprüche ihres Kindes in ihnen ſelbſt und in den

Verhältniſſen, in denen ſie ſich befinden, — liegt. E
fehlt bey keinem unter ihnen, ſie fühlen alle das Zurück
ſtehen ihrer ſelbſt in allem, was die ſichere Erreichung die
ſes Zieles bey ihrem Kinde weſentlich erfordert; ſie fühlen
alle, daß tauſend ihnen gewohnte Neigungen und Schwä
chen gegen die Ueberzeugung von dem, was die Erreichung
dieſes Zieles erforderte, handeln macht; ſie fühlen den fa
unverhütbaren Einfluß tauſend rauſchender Umgebungen
die die ſtillen Reize der Liebe und ihrer reinen Kraft gleich
ſam in jedem Augenblicke verſchlingen.

Es iſt nicht anders möglich, es iſt keine Mutter gu
es iſt keine Mutter für ihr Kind rein fühlend, die es nich
ſieht, daß das Leben der Liebe und ihrer Kraft, die m
durch die Weckung und Erhaltung unſers höhern Sinne
Nahrung in uns ſelbſt findet, von allem Verderben de
Menſchen gefährdet wird, und daß alle Reize der Schön
heit der Natur ſelbſt durch dieſes Verderben ohne wahrha
bildende Wirkung auf den Geiſt und das Herz des Kinde
vor ſeinen Sinnen ſtehen.

Je mehr ſie gut iſt dieſe Mutter, je mehr er we
iſt dieſer Vater, deſto mehr kränkt und drückt ſie das Ve
derben aller Umgebungen ihres Kindes, deſto unbefrie
gender iſt ihnen ihre Kraft und ihr eigenes Thun geg
dieſes Verderben. Je mehr wahre Liebe und wahre Kra
für ihr Kind in ihnen liegt, deſto mehr macht ſie di
Liebe und dieſe Kraft ſelber leiden, daß die erſte nicht r
ner, und die zweyte nicht mächtiger in ihnen lebt. J
beſſer und weiſer ſie ſind, deſto mehr ſind ſie durch d
Natur der Vorzüge, die in ihnen liegen, gezwungen, d

Ve

Bild höherer Liebe und höherer Kraft, als ſie ſelbſt zu beſitzen und zu zeigen fähig ſind, für ihr Kind in ihnen aufzuſtellen. Sie müſſen — wenn ſie gut und edel ſind, ſie können nicht anders — ſie können ihr Kind nicht lieben, ohne daſſelbe zu dem Bilde der höchſten Liebe und der höchſten Kraft, die in der Menſchennatur liegt, emporheben zu wollen.

Die Stimmung, die in ihnen ſelbſt liegt, zwingt ſie nothwendig, in ſich ſelbſt für ihr Kind ein Bild der Vollendung aller Liebe und aller Kraft zu ſuchen und zu beſitzen, gegen deſſen hohen, himmliſchen Glanz alle Liebe und alle Kraft, deren die Menſchen in der Hülle ihres Erdewallens fähig ſind, weit zurückſteht. Das Gute, das in ihnen liegt, hebt ſie in ſich ſelbſt über die Schranken alles menſchlichen Guten empor — ſie finden nur in Gott Befriedigung für alles Gute und für alle Kraft, die ſie für ihr Kind ſuchen.

Sie glauben an Gott.

Die Wahrheit der Liebe und Kraft, die in ihnen liegt, führt ſie zum Glauben an Gott, und der Glaube an Gott macht hinwieder die Liebe und die Kraft, die ſie zu dieſem Glauben hinführte, reiner und ſtärker.

Die edelſte Mutter glaubt um ihres Kindes willen reiner und feſter an Gott, ſie ſieht, daß ſie ihm um dieſes Glaubens willen täglich mehr iſt, als ſie ihm ohne denſelben je werden konnte.

Es iſt wahr, es iſt unwiderſprechlich: die edelſte Mutter fühlt ſich in ihren Bemühungen für ihr Kind in dem Grad ſtark und mächtig, als ſie ſich in denſelben von der

Welt trennt, und den Erfolg derſelben in den täglich anhaltenden Thaten ihrer Hingebung und Aufopferung für ihre Kräfte ihrem Gott und ihrem Vater anheimgeſtellt, und auch ihr Kind mehr als zu irgend etwas in der Welt zu dieſem Glauben an ihren Gott, ihren Schöpfer und Vater hinlenkt.

Sie ſieht es, ſie kann es ſich nicht verhehlen, dieſer Glaube iſt das Band der Liebe und der Kraft, die ſie für ihr Kind ſucht, ſie ſieht es, ſie kann es ſich nicht verhehlen, durch dieſen Glauben erhöhen ſich ihre Kräfte für das Wohl ihres Kindes. Sie ſieht es, ſie kann es ſich nicht verhehlen, ſo wie dieſer Glaube ihrer zu Gott erhobenen Liebe in ihr Kind hinübergeht, und in ihm zur Sicherung ſeiner Liebe und ſeiner Kraft wird, was er in ihr iſt, ſo wächſt ſeine Empfänglichkeit für alles Gute in eben dieſem Grade.

Das Innerſte, das Heiligſte ihrer Natur ruht auf dieſem Glauben, und die Erfahrung zeigt ihr in ihm den Faden, an welchem die Veredlung des Menſchengeſchlechts nothwendig angeknüpft werden muß. Je reiner, je edler ſie iſt, deſto mehr zeigt ihr die Erfahrung die Wahrheit und die Nothwendigkeit dieſes innern Rufes zur Sicherſtellung aller Fundamente der Bildung des Kindes.

Je reiner das Auge der Edeln iſt, mit dem ſie ſich in der Welt herumſieht, deſto mehr wird ſie durch ihre Erfahrung unwiderſprechlich überzeugt, wie der Menſchen Tauſende, die in ihrer Schwäche nicht fähig ſcheinen, ſich zu verſorgen, dennoch verſorgt werden; wie das Meiſte, das Beſte, was den Menſchen für ihre Verſorgung, für ihr Heil, für ihre Beruhigung zu Theil wird, ihnen ſo oft gleichſam von ſelbſt, ohne ihr Zuthun, in die Hand fällt. Je reiner ihr Auge iſt, deſto mehr wird die Ahndung der ewigen Hand, die über uns waltet, ihr zu einer unerſchütterlichen innern Wahrheit.

Das Schickſal der Menſchen erſcheint ihr täglich mehr von der Hand ihres Gottes, wie das Schickſal des Kindes von der Hand ſeiner Mutter abhängig.

Je edler ſie iſt, deſto mehr wallet ein unwiderſprechlicher Trieb in ihrem Herzen, das Wohl ihres Kindes beſſer und höher zu ſichern, als ſie es in der Schwachheit ihrer Menſchenkräfte ihm zu ſichern im Stande iſt.

Je edler ſie iſt, deſto unwiderſtehlicher wallet der Trieb in ihr, dem Kinde ihres Herzens einen Führer, einen Leiter, einen Vater zu ſuchen, der ſich nie zu ſeinem Schaden irren, der nie zu ſeinem Schaden fehlen, den kein Grab ihm entreißen und keine Welt ihm verderben kann.

Ihre Natur ſelbſt führt die Edle dahin, in der vertrauenden Anhänglichkeit an eine alles umfaſſende Liebe, an eine für jedes Bedürfniß überſchwengliche Macht, und eine — jeden Augenblick und in alle Ewigkeit mit dieſer Liebe und mit dieſer Kraft über ihrem Kinde waltenden Hand, die einzige, ſie befriedigende Sicherheit gegen das Ungenugthuende aller Mittel der Welt für ſeine Bildung zur Liebe und Kraft, deren es zur Beruhigung ſeiner Tage ſo unumgänglich bedarf, zu ſuchen. Sie findet in dieſer Anhänglichkeit an Gott für ihr Kind die ſeiner Natur unumgängliche Zugabe zu allen Mitteln, die für die Bildung deſſelben zu den Zwecken ihres reinen Mutterſinnes in ihrer Han und in der Welt liegen.

Dieſe Mittel werden ihr durch ihren Glauben a Gott ſelber heilig, ſie fühlt ſich durch ihn fähiger un williger, ſie für ihr Kind kraftvoller zu benutzen; ſie fin det in ihm ſelbſt ein für ihr Kind rettendes Gegengewich gegen die Schwäche ihrer Natur, und die Welt mit allem ihrem Trug und mit allem Druck wird ihr durch denſel ben eine höhere Welt, in der ſie täglich freyer, danken und liebend mehr innere Kräfte erhält zur Ausbildung alles Edeln und Guten, das in ihrem Kinde liegt, zu wirken und zu handeln.

Und das Kind, das an der Seite ſeiner Mutter bl erſten Keime ſeiner Neigungen, ſeiner Ahndungen un Kräfte entfaltet, dieſes Kind, das ſie täglich einen Vate im Himmel anbeten ſieht, der ewig kein Menſchenkin verläßt, das an ihm hanget und ſeine Liebe ſucht; dieſe Kind, das ſeine Mutter täglich, um des Vaters im Himmel willen, die Menſchen lieben, ihnen dienen, ſich ihne aufopfern, und in dieſer Geduld, in dieſer Liebe, und i dieſer Aufopferung ihr einziges Glück ſuchen und finde ſieht, — dieſes Kind wird durch das Innerſte ſeiner eigenen Natur gedrungen, neben ſeiner betenden Mutte auf die Knie zu fallen, und dieſen Vater ſeines Vater und ſeiner Mutter mit ihr anzubeten.

Es iſt nicht anders möglich, die Unſchuld ſeiner Natur zwingt es, für dieſen Vater etwas ähnliches zu fühlen, was ſeine Mutter für ihn fühlt.

Es iſt nicht anders, dieſes erſte Fühlen einer überſinnlichen Vereinigung der Menſchennatur mit einem überirrdiſchen, aber liebenden, helfenden göttlichen Weſen, muß jedes reine Gefühl, das in der Natur des Kindes liegt, höher heben. Es wird ſeinen Vater, ſeine Mutter mehr lieben, es wird ihnen inniger danken und wahrhafter vertrauen, wenn es an einen Gott glaubt, der ſeines Vaters Vater, der aller Väter Vater und aller Kinder Vater iſt.

Es wird, es muß jedes Geſchöpf ſeiner Art, in dem es ein Kind ſeines Gottes und ſeines Vaters erkennt, reiner lieben, ihm mit höherem Gemüthe und aus höhern Trieben die Hand bieten.

Die ganze Natur wird ihm als Offenbarung der Liebe und der Kraft ſeines Gottes und ſeines Vaters heiliger ſeyn, als ſie ihm ſonſt war.

Es wird in der ſcheinenden Sonne, in der träufelnden Wolke, im wachſenden Korne, in der Tiefe des Thals und in der Höhe der Berge ſeinen Gott und ſeinen Vater finden, und Sonne und Regen, und die Früchte des Thals und die Früchte der Berge höher achten und weiſer benutzen, als wenn es Gott nicht kennte.

Es wird ſich, wie ſeine Mutter, dahin erheben, daß ſelber Unglück und Leiden keine Verwilderung in ſeiner Natur erzeugen, ſondern im Gegentheil ihm weſentlich zum Beſten und dafür dienen, durch ſie die Kraft ſeiner Liebe, ſeines Vertrauens und ſeines Dankes zu läutern und zu bewähren.

Ueber die Grundſätze und den Plan einer, im Jahr 1807 angekündigten Zeitſchrift.

Es iſt ſchon über drey Jahre, daß unmittelbar mit der Ankündigung der Peſtalozziſchen Elementarbücher, von Burgdorf aus, ein pädagogiſches Journal angekündigt wurde. Dieſes ſollte nach ſeinem urſprünglichen Zweck eine Sammlung von Reſultaten, urkundlicher Beobachtungen und Verſuche über die pädagogiſche Idee enthalten, die ſich von dort aus, theils in der Schrift: wie Gertrud ihre Kinder lehrt, und in den Elementarbüchern ausgeſprochen hatte, theils in der dortigen Erziehungsanſtalt als Thatſache praktiſch fortbildete. Ueberdieß war es zu einem Archiv öffentlicher Zeugniſſe und Verhandlungen über Erfahrungen und Anſichten für und gegen die Thatſache und ihre Idee ſelbſt, beſtimmt, die, ſo wie das Publikum dieſelbe aufnahm und ergriff, nothwendig erfolgen mußten. Ihre ſelbſtſtändige Natur und ihre Eigenthümlichkeit, auf die, als auf ſeinen Mittelpunkt, ſich Alles bezöge, ſollte einerſeits das Unternehmen der Herausgabe einer neuen pädagogiſchen Zeitſchrift neben den Andern rechtfertigen; andrerſeits aber auch derſelben ihr individuelles unvermiſchtes Gebiet anweiſen und daſſelbe begrenzen. Wer Sinn für den Gegenſtand hätte, und denſelben, ſey es in häuslicher oder bürgerlicher, in pädagogiſcher oder wiſſenſchaftlicher Beziehung irgend eine intereſſante, wichtige und neue Seite abzugewinnen wüßte, wer Begriffe von ihm zu beſtimmen, verkehrte Vorſtellungen von ſeinem Standpunkte ſelbſt aus zu berichtigen, Mängel zu verbeſſern, Lücken auszufüllen, oder auch nur zu rügen; wer Falſches oder Einſeitiges in dieſem Standpunkt aufzudecken, Gefahren zu ahnden, und dieſes alles den Erforderniſſen der Sache gemäß darzuſtellen vermöchte, dem ſollte dieſe Zeitſchrift offen ſtehen, und Er eingeladen werden, zur endlichen Entſcheidung beyzutragen. Der Urheber des Ganzen betrachtete die Bildung, und zwar die Bildung des Volks insbeſondere, inſoferne ſie Kultur der Humanität an ſich iſt, (und anders hat er ſie nicht gedacht) als erſte Angelegenheit und höchſtes Bedürfniß der Menſchheit, indem ſie ihrer Idee nach, das ganze menſchliche Daſeyn als ſolches umfaßt, und dieſes in ſeiner wahren Natur, in ſeiner eigenthümlichen Vollkommenheit zu ergreifen, und dem Individuum anzueignen und zu gewähren hat. Er war überzeugt, die dieſer Idee gleich ſelbſtſtändige, die geſetzmäßige oder durch die unveränderlichen und organiſchen Naturgeſetze des menſchlichen Weſens und ſeiner Entwicklung ſelbſt bedingte praktiſche Form der urſprünglichen Entwicklung und Bildung aufgefunden zu haben. Er ahndete darin nicht nur die Möglichkeit, ſondern auch, was im Begriff der Sache ſelbſt liegt, eine ſichere Baſis zur Auffindung einer ſolchen, die Idee darſtellenden Entwicklungs- und Bildungsform für die höhern Standpunkte des Wiſſens und Handelns, d. i. der Wiſſenſchaft und der Kunſt, und für die äußern nothwendigen Beſtimmungen und Verhältniſſe des Daſeyns oder für das bürgerliche und Berufsleben. Durch dieſe Ueberzeugung, die er mit vielen theilte, mußte er in ſeinem Unternehmen nothwendig eine weſentliche Angelegenheit der Menſchheit ſelbſt erkennen, als in denen ſich keine Anſicht der Perſönlichkeit, ſondern das unveränderliche und ewige Weſen der Menſchennatur in Hinſicht auf Erziehung mit Beſtimmtheit ausſpreche. In ihr lag die Quelle ſeiner Begeiſterung für ſeinen Gegenſtand und ſeines Bedürfniſſes nach ſeiner Anerkennung und Verbreitung. In ihr lag aber auch, der menſchlichen Natur gemäß, die, je mehr ſie im Anſchauen der Idee lebt, deſto geringer von ſich ſelbſt denkt, und deſto weniger der individuellen Meinung Rechnung tragen kann, die wiederholte Aufforderung an das Zeitalter, entweder ſie in ihrer Richtigkeit darzuthun, oder in ihrer Totalität zu ergründen und aufzunehmen. Sie, dieſe Anſicht und Ueberzeugung von dem Weſen ſeiner Idee, und von ihren nothwendigen Reſultaten, war der Grund ſeines tiefen Gefühls: wie beſchränkt die individuelle Geſtalt ſey, in der ſie hervorbrach, und in ſeiner Umgebung unvermeidlicher ſcheinen mußte, wie ſehr daher ihre politiſche Realiſirung eine Concurrenz eben ſo kraftvoller für ſie gebildeter Talente als glücklicher Umſtände bedürfe, um von dieſer armen Hülle entkleidet, und in ihrer ganzen Herrlichkeit dargeſtellt zu werden. Aus dieſem Glauben an die Macht der Idee, entſprang aber auch der Glaube an die menſchliche Natur, und ſeine hohe Zuverſicht auf eine ſolche Concurrenz unter den Beſten der Zeitgenoſſen. Sie begeiſterte ihn, wie perſönlich für ſie

Alles zu wagen, ſo ſich auch jedem, der ſie ergriff oder zu ergreifen ſchien, rückſichtslos anzuvertrauen, jedem die Hand zur Ausführung zu reichen, und ſie von jedem, der ſie ihm böte, dankbar anzunehmen.

Es konnte daher nicht anders als wichtig ſcheinen, durch die Herausgabe einer Sammlung von Verhandlungen und Aufſätzen, einer ſolchen Sache, die gleich anfangs viel gehaßt, und viel, meiſt gleich ohne Einſicht, bewundert, aber nur wenig im Einzelnen, und im Ganzen faſt gar nicht begriffen wurde, die möglichſte Klarheit und Publicität zu geben. Sie mußte nicht nur praktiſch aus ihrem innern Princip vielſeitiger und vollſtändiger entwickelt werden, ſondern es war auch für die Erkenntniß der mitwirkenden Zeitgenoſſen nothwendig, ihr Verhältniß zur frühern Pädagogik, zu den Bedürfniſſen und zur ganzen Cultur des Zeitalters ins Licht zu ſetzen; ſie den Geſichtspunkten der Philoſophen, Pädagogen und Staatsmänner, die an ihr Intereſſe nahmen, näher zu rücken; Eltern, Lehrern, Menſchenfreunden dadurch Handbietung und Hülfsmittel für ihr eignes Thun zu geben, und ihnen die Bedeutung deſſelben zum höhern Bewußtſeyn zu bringen. Selbſt ſchon in bloß hiſtoriſcher und pſychologiſcher Hinſicht ſchien das Ganze dieſes Unternehmens wegen der Originalität ſeines Urſprungs, wegen der Beſonderheit ſeiner äußern Form und ſeiner Umgebungen, wegen der Beſchaffenheit ſeiner Schickſale, und endlich wegen der Individualitäten, in denen es ſich, und wegen der Art und Weiſe, wie es ſich fortbewegte, merkwürdig genug, um auch mit allen ſeinen Unvollkommenheiten und Mängeln gekannt zu ſeyn. Der letztere Geſichtspunkt gehörte ſoga wesentlich darzu. Denn es war urſprünglich darum zu thun, über die wiſſenſchaftliche und jede Art von beſonderer Cultur des Zeitalters hinaus liegende, in der menſchlichen Natur und in den unveränderlichen Bedingungen ihres Daſeyns unmittelbar gegründete Erziehungsmittel aufzuſtellen. Dieſe Mittel ſollten gleichfalls nach dem urſprünglichen Zweck eben ſo unabhängig von jener Cultur, auf die der Methode anvertrauten Subjekte wirken, und ſich in der Thatſache dieſer Wirkung an ihnen bewähren. Sie hatten dahe die Zöglinge und die Lehrer durch ſich ſelbſ zu bilden, und ganz ſo, wie dieſe Bildung ſich ergäbe, ſo ſollte es dargeſtellt werden. Beydes, damit man wiſſe was der menſchliche Bildungstrieb in den nothwendige Verhältniſſen des Daſeyns vermöge, und was die Wahrheit und die menſchliche Natur, durch ſich ſelbſt, ohne all Hülfsmittel der beſtehenden Kunſt der Formen und de Glücks, aber frey und ungehemmt wirkend, ausrichte um damit durch den Gang der bloßen Naturnothwendigkeit eine Bildung aufgefunden werde in der die Kunſt Natur, die Form nothwendi und zu der das Glück entbehrlich ſey.

Dieß ungefähr waren die Beſtandtheile der Anſich die damals von dem Zöglin und der Beſtimmung des p auszugebenden Journals gefaßt wurde. Auf hinreichend der Neubegierde, wie der ernſten Wißbegierde, dem ſpec lativen und wiſſenſchaftlichen Geiſt, wie dem ins Geb der Cultur unmittelbar praktiſch eingreifenden Manne, nicht genügenden doch intereſſanten Stoff rechnete man deſto ſicherer, da die Sache, wenigſtens dem Namen nach, faſt in alle Stände und Claſſen der Geſellſchaft gedrungen war. Mehrere ausländiſche Regierungen hatten bekanntlich Prüfung derſelben und Probeanſtalten beſchloſſen, und zu dieſem Zweck erfahrne Pädagogen nach Burgdorf beſtimmt oder ſchon abgeſandt. Die ſchweizeriſche Regierung insbeſondere hatte, die Sache als Nationalangelegenheit betrachtend, die Errichtung eines Schullehrerſeminars nach ihren Grundſätzen förmlich dekretirt, und durch öffentlich ausgeſprochenen Schutz, und theils ſchon geleiſtete, theils noch zu erwartende Unterſtützung ihrem Urheber und ſeinen Gehülfen ruhige Muße für ihre Arbeiten zugeſichert. Berühmte Erziehungsinſtitute erklärten ſich wenigſtens für Verſuche. Güterbeſitzer trafen Anſtalten ſie für die Kinder ihrer Dörfer zu benutzen. Privatmänner und Erzieher widmeten ſich ihrem Studium aus eignem Triebe, und auf mehrern Punkten hatte ſie ſchon in Landſchulen und Haushaltungen ihre Exiſtenz angeknüpft. Von dem größern Theile dieſer Theilnehmer war auch Mittheilung und Theilnahme an der fortgehenden Ausbildung der Sache zu erwarten. Von außen ſollten die Elementarbücher alle einzelnen Punkte und Verſuche fixiren, und indem ſie ihnen eine beſtimmte Richtung gäben, auch die Berührungs- und Geſichtspunkte der Mittheilung ſichern und leiten. Von Innen glaubte man nicht nur durch die fortgehende Entwicklung der Anſtalt als Erziehungsinſtitut, ſondern beſonders auch durch ihre Erweiterung auf Schullehrer-Bildung einer, auf Armen- und Waiſen-Erziehung anderſeits, auf eine Fülle ſich ergebender wichtiger Anſichten und Reſultate für das Publikum zählen zu dürfen. Aus dem Fehlſchlagen der einen, und aus dem Gelingen der andern Verſuche, aus der Verſchiedenheit der Individualität, der Bildung, der Standpunkte, der Perſonen, die ſich mit der Sache befaßten, aus der Verſchiedenheit der Umſtände, in denen ſie es thaten, aus dem Verhältniß, in welchem der P. Verſuch in Burgdorf ſelbſt, zu den anderweitig gemachten Verſuchen und Erfahrungen ſtand, mußten ſich Elemente von neuen Anſichten und Richtungen entwickeln. Es ſchien durch eine mögliche Vereinigung dieſer Elemente ſich ein Mittelpunkt der Kultur als Erziehungsſache an ſich und in beſondrer Beziehung auf die pädagogiſche Lage und Bedürfniſſe der Europäiſchen Menſchheit organiſiren zu können, der nach allen Richtungen des Daſeyns ſeine Strahlen werfend, und in Individuen faſt jeder Art von Cultur, und faſt aller Verhältniſſe ſich ausſprechend, überall Licht und Leben verbreiten könnte. Alles dieſes verſprach dem Vorhaben, in der projektirten Zeitſchrift das Organ eines ſolchen Mittelpunktes vorläufig, und bis ſich ein beſſeres bildete, aufzuſtellen, eine eben ſo leichte als ſichere Ausführung.

Allein dieſe Ausführung ſchob ſich von Zeit zu Zeit immer weiter hinaus, und zwar nicht ohne Mißtrauen gegen die Sache bey den einen, Tadel der Perſonen bei den andern, anſcheinenden Nachtheil für das Ganze in dem Urtheil aller zu veranlaſſen.

Ein Blick auf die Natur und den Gang der Sache wird jedoch hinreichen, dieſe Zögerung zu erklären, und, wo nicht zu rechtfertigen, ſo wenigſtens zu entſchuldigen. Ihr Grund liegt nämlich in der Art der öffentlichen Aufnahme des Verſuchs im Allgemeinen, und der Elementarbücher insbeſondere; in den Schickſalen der Anſtalt, und in dem Verhältniß der Idee des Ganzen zur Individualität und zur Bildung derer, in denen ſie ſich ausſprach.

1. An ſich ſchon war die Erſcheinung der Elementarbücher für den Urheber und ſeine Gehülfen ſelbſt ein unentbehrlicher Ruhepunkt, um ihre Idee und ihre Thätigkeit aufs neue zu fixiren, ſie in ihnen durch die Anſchauung der nun aufgeſtellten Baſis ihrer Form zu einem höhern Bewußtſeyn zu ſteigern, und ſich mit ihr vielſeitig gleichſam zu durchdringen. Die Idee hatte eine Welt von Ahndungen, und eine Unermeßlichkeit erhebender Ausſichten in ihnen angeregt. Aber dieſe Ahndungen waren noch nicht deutliche und vollſtändige Erkenntniß geworden, dieſe Ausſichten noch nicht zur Klarheit gekommen. Der Verſuch, ſie in der Anſtalt zu realiſiren, hatte bey den Zöglingen eine Fülle der regeſten und ſtrebſamſten Thätigkeit hervorgebracht, aber dieſe Thätigkeit hatte ſich noch nicht zu beſtimmten und vielſeitigen Richtungen organiſirt. Die Werkzeuge der Idee lebten, um es in einem Bilde auszudrücken, im Mittelpunkte eines ſich zu einer neuen Schöpfung geſtaltenden Stoffs, oder einer in der urſprünglichen Bildungsoperation begriffenen, ſich aus dem Chaos loswickelnden Sphäre, die ſich erſt vollſtändig abgeſondert und in ſich ſelbſt geſchloſſen haben mußte, ehe die zweyte Zeugungsoperation einzelner organiſcher Bildungen beginnen konnte. Wie die Gertrud ganz

das damalige Innere in dieſer Bildungsoperation begriffene individuelle Leben des Urhebers ausſpricht, ſo kam in den Elementarbüchern die Form dieſer individualiſirten ſelbſtſtändigen Sphäre in urſprünglicher ſtrenger Sonderung und Begrenzung zum Vorſchein. Aber die Totalität ihrer einzelnen Bildungskeime konnte nur die Zeit entwickeln. Allmählig mußte jede dieſer Entwicklungen aus dem Leben des Ganzen hervorgehen, wie dieſes Leben von Stufe zu Stufe in beſtimmtere Lebensthätigkeit überging. Sie mußten aber eben ſo durch ruhige innere Reifung das Werk der Natur und ihres ſelbſtſtändigen Bildungstriebs ſeyn, wie das Urſprüngliche, dem ſie entkeimten, das Werk der Natur und ihres ſelbſtſtändigen Bildungstriebs war. Dieſe Selbſtſtändigkeit im Fortbildungsgange der Unternehmung konnte, bey dem Andrang von außen, auf keine andre Weiſe, als durch das Streben nach rein ſelbſtſtändiger Erkenntniß des Ganzen geſichert werden. Die Theilnehmer mußten vor allem die Natur und die wahre Bedeutung ihrer Exiſtenz und ihrer Thätigkeit, frey von fremdartigen Geſichtspunkten, durch jene ſelbſt begreifen. Es wurde daher ein Bedürfniß ihres geiſtigen Daſeyns, den Blick nach innen zu richten; den Organiſmus der geiſtigen Thätigkeit, der ihnen ſich und ſeine Geſetze in einer Richtung und in einem Element der Bildung ſo beſtimmt enthüllt hatte, in mehrern Richtungen zu erforſchen. Dadurch wurde aber ihre Wirkſamkeit nach außen unvermeidlich ſtill geſtellt. Wie ſich ihr Gegenſtand am Ende zum Zeitalter und zur Cultur der Menſchheit verhalte, dazu kam es nicht auf ihre perſönlichen Anſichten an. An der Gegenwart und dem Augenblick war gleichfalls nichts gelegen. Alles hing vielmehr davon ab, den Gegenſtand an ſich und praktiſch zu einer Klarheit zu erheben und zu einer Vollſtändigkeit zu bringen, daß er ſich ſelbſt genau auch ſondere und beſtimme, und durch ſich zeuge. So verlor weder ſie ſelbſt, noch das Zeitalter im Verhältniß zu ihr, durch dieſen Ruhepunkt. Denn nur dadurch, daß ihr inneres Weſen und ihre Bearbeitung die Kraft der für dieſe ſich beſtimmenden Organe ungetheilt in Anſpruch nahm, geſchah es, daß dieſe ſich weder von der Hauptſache ablenkten, noch von der Perſönlichkeit hingeriſſen ſich in einen verderblichen, der Natur ihres Strebens unmittelbar entgegengeſetzten Meinungskampf einließen.

II. Dieſes Bedürfniß von innen ging von außen bald nach der Erſcheinung der Elementarbücher in ein unvermeidliches Schickſal über, durch den Einfluß gewaltiger, die Anſtalt ergreifender Ereigniſſe. Politiſche Veränderungen brachten auch eine gänzliche Veränderung ihres Verhältniſſes als einer öffentlichen Landesangelegenheit hervor. Die ſchweizeriſchen Kantonal-Regierungen im Kampf um ihre eigne Form legten ſie in die Hand des Urhebers als eine Privatſache zurück. Das projektirte Schullehrerſeminarium wurde durch dieſe Zurückgabe aufgehoben. Die Hülfsmittel zu ihrer Erweiterung auf Armen- und Waiſenbildung in beſondrer Hinſicht blieben aus, und waren dadurch vernichtet. Die Befriedigung aller Bedürfniſſe des ganzen, auf dieſe Erweiterung berechneten, und für ſie vorbereitend gebildeten zahlreichen Perſonals fiel den

Privatkräften und dem Privateinfluſſe des nun öffentlich, das Lokale ausgenommen, faſt gänzlich auf die innern Hülfsquellen der Penſionsanſtalt beſchränkten Unternehmers zur Laſt. Die ihm und den Lehrern zur Sicherung der für ihre Arbeiten nothwendigen Ruhe und Muße beſtimmten Beſoldungen fielen weg. Die Hoffnungen des von den Elementarbüchern für jenen Zweck erwarteten Ertrags gingen für einmal gänzlich verloren. Die Methode kämpfte um einen Mittelpunkt ihrer Fortbildung, und die Penſionsanſtalt um ihr Daſeyn und ihre Erhaltung. Das Wechſel des Lokals hatte eine mehrmalige Ortsveränderung mit allem damit verbundenen Einfluß auf Zeit, Ruhe, Geſundheit, Kräfte und Hülfsmittel zur Folge. Rechnet man zu dieſem Zuſammenfluß von Umſtänden, die freylich durch andre wohlthätig gemildert, doch ſo geeignet geweſen waren, ſelbſt für äußere, perſönliche und ökonomiſche Verhältniſſe ſehr gebildete und vollendete Kräfte, die hier nicht vorhanden waren, zu zerſtreuen; ſelbſt den klarſten und feſteſten Geiſt in ſeinem Gleichgewicht zu ſtören, und zu exzentriſchen Schwingungen zu bringen; den kühnſten Muth niederzuſchlagen, und durch und für ihren Mittelpunkt ganz gereifte Individualitäten zu erſchüttern, ſo wird man den Stillſtand der Mittheilungen an das Publikum, von dem ſeit der Herausgabe der Elementarbücher verfloſſenen Zeitraume ſehr erklärbar finden.

III. Die öffentliche Aufnahme der Letztern aber, und die Art und Weiſe der dabey zur Sprache gekommenen Verhandlungen vollendete die Nothwendigkeit des Stillſchweigens von Seite des Mittelpunkts der Unternehmung.

Wir ſprechen davon, inſofern ſich dieſe Verhandlungen als Reſultate des Zeitalters und ſeines pädagogiſchen Geiſtes insbeſondre ausſprechen. Denn wie in jeder, ſo gab es auch in dieſer Sache viele, die entweder durch ihren Standpunkt ihm entzogen, oder durchs Schickſal gereift, oder durch höhere Bildung zur Selbſtſtändigkeit gekommen, ſich über ſeinen Einfluß erhoben; von ſolchen iſt hier nicht die Rede. Nur die Pädagogik der ſpeziellen Zeitkultur und ihre Stellvertreter faſſen wir ins Auge.

Es bedarf zwar einer beſondern Abhandlung, um das Verhältniß der Methode zur pädagogiſchen Zeitkultur ins Licht zu ſetzen, und auf allen Punkten klar zu machen. Wir ſtellen deswegen blos den factiſchen Umriß deſſelben im Allgemeinen auf, um den Gegenſtand dieſer Zeitſchrift noch etwas ſpezieller zu beleuchten, indem wir die Urſachen ihrer Verſpätung aufzählen.

Die Pädagogik des Zeitalters nämlich, inſofern ſie ſich in ihren Stellvertretern über die Methode erklärte, ging weder in ihrer Anſicht und Beurtheilung der Idee, noch der Form, noch des Urſprungs, noch der Anſtalt ſelber, in der das Ganze zur Ausführung kam, und als Thatſache exiſtirte, von dem Mittelpunkt und innern Weſen der Unternehmung ſelbſt aus. Vielmehr faßte ſie denſelben in allen Beziehungen bloß von ihrem eignen Standpunkte, und mit aller nothwendig dadurch entſpringenden Einſeitigkeit und Beſchränkung auf. Eben dadurch iſolirte es aber die Unternehmung für eine Zeit auf ſich ſelbſt, und ſetzte ſich mit ihr außer Berührung und Mittheilung. Wie man von ihr aus während dieſer Epoche darauf Verzicht thun mußte, verſtanden zu werden, ſo verlor auch die Mittheilung gänzlich ihr Object und ihren Zweck.

Die Darſtellung der Idee der neuen Methode in ihrer erſten Geſtalt war unſtreitig beſchränkt und unvollſtändig. Mehr ein Abdruck der Individualität des Urhebers, als ein rein objectiver Ausdruck ihres innern Weſens, erſchien ſie bloß als der Reflex ſeines Conflicts mit dem Zeitalter und eines Kampfes mit der Sprache. Nur durch die Intuition einzelner Verhältniſſe bei ihm zum Bewußtſeyn gekommen; nur in einzelnen Erſcheinungen ins Daſeyn gedrungen; nur an einzelnen Bedürfniſſen des Zeitalters fixirt, und für ſie berechnet, ſtellte er ſie auch mehr in einzelnen generaliſirten Geſichtspunkten dar, als in ihrer ewigen Natur.

Sie forderte einerſeits, um verſtanden zu werden, Abſonderung des Individuellen. Man mußte ſich über das einzelne Wort, und ſelbſt über manchen Schein des Widerſpruchs des Verfaſſers hinaus, zum innern Weſen ſeiner Gedanken erheben können. Sie ſetzte andrerſeits ſich blos auf die Begründung eines Fundaments der praktiſchen Erziehung, auf Stoff und Form der Entwicklung und Bildung beſchränkend, den reellen Begriff der Erziehung; ſie ſetzte eine durchgeführte Anſicht der menſchlichen Natur als Gattungsbegriff, eine Conſtruction ihrer conſtitutiven Elemente, ihrer Kräfte, ihrer Thätigkeit, ihrer Bedingungen und Verhältniſſe im Daſeyn voraus. In wie weit jener Begriff und dieſe Anſicht der Pädagogik des Zeitalters mangelten, in ſo weit mangelte ihm auch der Wegweiſer, ſich in dem Standpunkt der neuen Methode zu orientiren, und ihre Beurtheilung von feſten Prinzipien aus zu beginnen. Die Idee der Methode lag ſelbſt im Ganzen genommen nicht in der Sphäre ſeiner pädagogiſchen Elemente und Begriffe. Sie konnte es nicht. Das Prinzip der Pädagogik war blos der Unterricht als Aufklärungsmittel des Verſtandes und nicht als Entwicklungsmittel der Kraft des Geiſtes und Gemüths in harmoniſcher Stufenfolge. Sie baute das Handeln aufs Wiſſen. Das Aeußere war ihr mehr als das innere Leben, die Erſcheinung mehr als das Weſentliche, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe und Bedürfniſſe höher als der Menſch ſelbſt. Ohne Einſicht in den durch wandelbare Geſetze bedingten Organismus der menſchlichen Natur hing ſie ſich an das Zufällige des Individuums, nicht an das Ewige der Gattung.

Was alſo geſchehen mußte, geſchah. Es konnte nicht anders als oft der Fall ſeyn, daß da, wo man ſich für die Methode, ehe ihre Formen erſchienen waren, von obigem Standpunkte aus begeiſterte, dieß blos deswegen geſchah, weil man ihren Zweck gänzlich mißverſtand, und unmittelbar das Gegentheil von dem erwartete, was ſie leiſten wollte. Man erwartete eine Fortbildung der pädagogiſchen Willkühr. Die Methode aber ſollte, ihrer Idee nach, eben dieſer Willkühr, durch Aufſtellung abſoluter Geſetze der menſchlichen Natur bedingter Principien und Formen, ein Ende machen. Man erwartete ein neues Hülfsmittel der Empirie. Die Methode aber ſollte ein entſcheidender Schritt ſeyn, ſie zu vernichten durch das Ergreifen und Fortbilden des rein in der Vernunft Gegebenen. Man erwartete einen Schlüſſel, die Kinder Wunder reden zu lehren, und eine Kunſt, die Verſtandes-Cultur auf den Gipfel der Macht und Herrlichkeit zu erheben. Die Methode ſollte aber nur die Wunder, die im Kinde wirklich liegen, anerkennen machen, und enthüllen, damit es anſchaue, was es durch ſich ſelbſt nothwendig weiß, und werde, was es durch ſich ſelbſt nothwendig iſt, ohne es zu wiſſen. Unmöglich konnte ſie daher die Anſprüche der gewöhnlichen Pädagogik befriedigen. Wo dieſe aber ſich geradezu zum voraus gegen die Methode erklärte, ſo mußte ſie auch ihr abſolutes Unvermögen, die Idee der Methode zu faſſen, unvermeidlich darthun, ſo bald ſie ihre Verwerfung rechtfertigen wollte. Sie that es auch wirklich dar. Denn man rieb ſich blos an dem Individuellen und Perſönlichen der Darſtellung und des Darſtellers. Man hing ſich nur an das Wort und den Ausdruck. Man hob das Einzelne und Unbeſtimmte, das Zufällige und Aeußere heraus, und argumentirte dagegen. Nichts hingegen that man von dieſer Seite, um den Gegenſtand aus der allgemeinen und weſentlichen Baſis der Urbegriffe zu erklären, oder das Beſchränkte in dieſer Baſis ſelbſt zu vertilgen. Man bewies das Unmögliche und Unthunliche der Sache a priori, ohne den Verſuch und die Erfahrung erſt abzuwarten. Man klagte ſie, wenn die Ausführung möglich ſey, zum voraus als eine Mutter aller der Uebel an, denen die einſeitige Richtung auf Verſtandesbildung ſchon den höchſten Grad der Entwicklung gegeben hatte, und denen die Methode eben dadurch abhelfen ſollte, daß ſie die Pädagogik auf ein ganz andres Gebiet verſetzte, und die gemeine Anſicht von der Erziehung und dem Unterrichte total veränderte.

Die Darſtellung der Form der neuen Methode in ihrer erſten Geſtalt in den Elementarbüchern war ferner unſtreitig nicht minder als die der Idee beſchränkt und unvollſtändig. Mehr ein Abdruck der Thätigkeit, wie ſie ſich anfänglich bey den Zöglingen der Anſtalt individuell angeknüpft und fortgeleitet hatte, als eine rein objective Abbildung und Conſtruction der urſprünglichen generiſchen Geiſtesthätigkeit, trug ſie einerſeits noch das Gepräge vom Willkührlichen und Zufälligen, und ſtellte andrerſeits nur einige Richtungen dieſer Thätigkeit dar. Sie war beſtimmt, den Gang der praktiſchen Ausführung und Anwendung der Idee in organiſchen Gebilden der Anſchauung hinzuſtellen, und denen, welche die Idee noch nicht durchdrungen hatten, Licht über ihr Weſen zu verſchaffen. Darzu aber hatte ſie noch Lücken. Sie ließ überdieß über den Gebrauch und die Bedeutung der einzelnen Formen, über die Zeit ihrer Anwendung und die äußern Hülfsmittel derſelben; über die Stellung des Erziehers zum Zögling; über den Zuſammenhang mit den zu entwickelnden Kräften und mit dem ganzen Daſeyn des Kindes; über die weitere Fortbildung und das endliche Reſultat des Ganzen ohne hinreichende Belehrung. Sie war darauf berechnet, die Werkzeuge im Gebiete der Pädagogik, die nur aus Trieb, nicht aus Erkenntniß handeln, in den Stand zu ſetzen, dem nothwendigen Gange der Geiſtesthätigkeit beym Unterrichte dennoch gemäß zu Werke zu gehen. Sie ſollte dadurch den Inſtinct ſelbſt zur Einſicht, den Gehorſam zur Freyheit hinauf leiten. Dieß verurſachte Ueberflüſſiges und Allzuweitläufiges für Andre. Sie wurde dem Zeitalter ohne weiters in die Hand gelegt, nicht als ein Leſebuch, ſondern zur ſelbſt thätigen Nachconſtruction, nicht als Unterhaltung über Regeln, ſondern als Ausdruck einer ewigen Norm und Regel, dadurch aber ſetzte es die Idee ſelbſt bey den Freyen, d. i., Erkennenden, voraus. Bey der zweifelnden und ſich die Eigenthümlichkeit der Sache erſt noch aneignenden Selbſtverläugnung, d. i. theils beſonnene, ruhig ausharrende Uebung, theils freyes Verzichtthun auf vorgefaßte Anſichten und Begriffe, ein treues Hingeben und Anſichkommenlaſſen der daraus entſpringenden Erfahrung bey ihrem Studium. Von den Werkzeugen aber foderte ſie Glauben und ſinnliche Anſchauung; Liebe der Sache und Unbefangenheit des Sinnes von allen. Man mußte daher auch hier das Weſentliche der Form von der individuellen Geſtalt des Buchs zu ſondern wiſſen; die intellectuelle Richtung der Geiſtesthätigkeit rein in ihrem ſelbſtſtändigen Gange auffaſſen; die äſthetiſche, die moraliſche, die religiöſe Richtung derſelben als eben ſo ſelbſtſtändig und einer eigenthümlichen Conſtruction von ihren Elementen aus unterworfen anerkennen. Man mußte endlich keine durch äußere Zwecke bedingte Reſultate, ſondern blos das durch den Begriff der Humanität ſelbſt bedingte Reſultat: freye Entfaltung, lebendiges Spiel der menſchlichen Kraft, feſte harmoniſche und geordnete Richtung ihrer Thätigkeit auf das Weſentliche der Dinge erwarten. Nur unter dieſen Bedingungen konnte die Einfachheit der Sache anſprechen, und die vertrauensvoll voraus geſetzte Leichtigkeit: Verſuche zu machen, ſtatt finden.

Allein mit der Idee mangelte der pädagogiſchen Zeit-Kultur natürlich der Sinn und die Empfänglichkeit für eine ſolche Form. In ihrem Begriff von Erziehung blos auf die Erzielung einzelner Zwecke, nicht auf die Realiſirung des Gattungsbegriffs im Individuum ausgehend, mußte ſie ſich vor allem aus gegen die Möglichkeit einer allgemeinen Entwicklungs-Form für alle Individuen erklären. Nur Kenntniſſe und Fertigkeiten für einzelne Stände und Geſchäfte erzielend, mußte ſie die Peſtalozziſchen Entwicklungsformen, weder für das Wiſſen noch für das Handeln genügend finden. Nicht für das Wiſſen, weil ſie nur Anſchauungen von Verhältniſſen, aber keine Begriffe gaben. Nicht für das Handeln, weil ſie nur die reine Kraft, Bewegungsrichtigkeit und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes bezweckten, aber nicht unmittelbare Anwendung im Kreiſe des ſinnlichen und bürgerlichen Lebens; nicht handgreifliche Vortheile für die empiriſche Praxis. Die für die Methode begeiſterten Anhänger dieſes Syſtems ließen ſie nun fahren, und bekannten ſich als getäuſcht, weil ihnen durch die Ausführung der Sache klar geworden, daß hier für ihre Zwecke nichts zu hoffen ſey. Sie wieſen deswegen auch mit voller Conſequenz die Anfoderung zu Verſuchen unbedingt von ſich. Man mußte ſich, von ſolchen Geſichtspunkten aus, irren in der Beurtheilung der Bücher. Denn anſtatt der Form konnte man nur das Förmliche derſelben auffaſſen. Man mußte ſich irren in den Reſultaten derſelben, weil man etwas ganz Andres erwartete, als ſie bewirken ſollten und konnten. Man mußte ſich noch vielmehr irren in den Vorſchlägen, den Mängeln derſelben abzuhelfen. Denn man ging dabey theils auf eine Abkürzung und Populariſirung aus, die ihrem Zwecke ganz fremde war, weil ſie keineswegs ein oberflächliches, immer in blinder Routine endigendes Wiſſen, oder eine mechaniſche Fertigkeit, ſondern eine intuitive Erkenntniß der Natur und Geſetze der Elemente des menſchlichen Denkens beabſichtigten. Eine Erkenntniß, von welcher alle Abkürzungsmittel weſentlich abführen. Theils trug man darauf an, die der Methode ſchlechthin weſentliche Sonderung und reine Darſtellung des Elementarſtoffs mit fremdartigen Elementen und Begriffen zu vermiſchen, und die Unlauterkeit in den pädagogiſchen Mitteln, um deren Willen ſich die Methode eigentlich von der Pädagogik des Zeitalters abgeſondert hatte, ihr unmittelbar wieder aufzudringen. — Dieß Alles aber konnte auch da, wo man Verſuche anſtellte, nichts anders, als ein gänzliches Mißlingen derſelben zur Folge haben. —

Bey dieſer Richtung auf das Individuelle, Einzelne und Perſönliche war natürlich, daß ſich die Zeitanſicht beſonders an den Urheber der Methode heftete. An ſich betrachtet nicht mit Unrecht. Seine Individualität lag der Sache weſentlich zu Grunde. Sie hatte ſich auch in inniger Durchdringung und Vermiſchung mit derſelben ausgeſprochen. Unſtreitig vermochte eine richtige Auffaſſung und Darſtellung dieſer Individualität der Sache ein vorzügliches Licht zu geben. Aber, wenn nur die in den Zeitanſichten befangenen Erklärer derſelben wenigſtens ſie, und mit ihr den Urſprung der Methode hätten begreifen können! Allein ſo wenig die Methode ein Product des pädagogiſchen Zeitalters war, und von dem Standpunkte ſeiner Anſichten aus in ihrer Totalität aufgefaßt und erklärt werden konnte, ſo wenig war ihr Urheber ein Product der Zeitcultur; ſo wenig konnte ihn dieſes begreifen und erklären. Unabhängig und frey von ihrem Wiſſen als ſolchem, oder vielmehr von ihrer Anſicht des Wiſſens; ſchon im frühen jugendlichen Kampfe mit ihren Geſichtspunkten; nicht durchs Lernen und ſich aneignen deſſen, vermittelſt der Gedächtnißkunſt, was andre vor ihm empfunden, gemeint, entworfen, und in Worte und Begriffe gefaßt hatten, ſondern ſelbſtſtändig fühlend, und in ſeinen Empfindungen, ſelbſtſtändig denkend, und in ſeinen Ideen, ſelbſtſtändig handelnd, und in ſeinen Entwürfen lebend, war er weniger durch Begriffe, als durch die lebendige Anſchauung wirklicher Naturverhältniſſe, weniger durch Lehren als durch Erfahrung, weniger durch Tradition als durch umfaſſende Unternehmungen, mit einem Wort: durch das Schickſal gereift, jenen Geſichtspunkten entgegen zu treten. Nicht eigner Wille, das Schickſal trieb ihn, außer der Cultur des Zeitalters etwas ſeyn zu wollen. Es trieb ihn zum Verſuch gegen das, was ihren eigenthümlichſten Beſtandtheil und Karakter ausmachte, mit Muth das Höhere und Beſſere, das Unabhängige und Selbſtſtändige aufzuſtellen. Unſtreitig genügte dieſe Individualität den Anſprüchen der Zeit-Cultur an den in öffentlichen Verhältniſſen lebenden Menſchen nicht. Die Kraft ihres Daſeyns gieng bei ihm in der Anſtrengung für dieſes Höhere und Bleibende auf, und verzehrte im unbefriedigten bis ins Alter nicht erreichten Streben, ihre Fähigkeit, ſich für die perſönlichen und äuſſern Verhältniſſe mit den Zeitgenoſſen ins Gleichgewicht zu ſetzen. Der beſtändige Widerſpruch, der zwiſchen jenem Streben und dieſen Verhältniſſen ſtatt fand, die zerſtörte Harmonie, die ſich dadurch auf das ganze Daſeyn dieſer Individualität verbreitete, offenbarte ſich unvermeidlich in den einzelnen Aeußerungen derſelben. Sollte Peſtalozzi in Beziehung auf ſeine Methode begriffen werden, ſo mußte man auch anerkennen, *daß Verhältniſſe höher liegen, ſelbſtſtändiger bilden, und unbedingter ſind, als die Tradition; daß die unmittelbare Erfahrung über dem Lernen, die Selbſtſtändigkeit über dem hiſtoriſchen Wiſſen, die Idee über der Form, die Kraft über angewöhnter Beſchränkung, und die Unbefangenheit im Auffaſſen der Eindrücke der Dinge, das Eindringen ins Innere derſelben über aller äußern Bildung, und über der Leitungsfähigkeit am Gängelband- angeerbter Meinungen und Manieren* ſtehet. Man mußte begreifen, daß das, was ſich im *Leben* der Zeitgenoſſen ausſpricht, auch den Standpunkt und das Weſen der eigenthümlichen Art ihrer Bildung erkläre, und in den Stand ſetze, dieſe Bildung zu würdigen. Eine richtige Beurtheilung ſeiner Methode aus der Kenntniß ſeiner Eigenthümlichkeit ſetzte ferner die Kraft voraus, das, was ſein Zeitalter aus ihm machte, von dem zu unterſcheiden, was er ſelbſt iſt. Sie ſetzte voraus die Anerkennung der abſoluten Selbſtſtändigkeit der menſchlichen Natur in Hinſicht auf Erziehung, oder mit andern Worten: eine ächt pädagogiſche Anſicht. Allein die pädagogiſche Zeit-Cultur hob ſich ſelbſt nur auf dem Wege der Ueberlieferung, als das Werk des Wiſſens und hiſtoriſcher Bildung, kurz als das reine Werk der Tradition und der Gewohnheit begriffen. Indem ſie die menſchliche Natur als ohne dieſes Wiſſen, dieſe Gewohnheit und dieſe Art der Mittheilung in ſich ſelbſt völlig leer, und als ſchlechterdings nichts, kein Element einer möglichen Entwicklung, keine freye, lebendige, in ſich ſelbſt beruhende, durch ſich ſelber Kraft und Freyheit, Licht und Leben ins Daſeyn, und über daſſelbe ergießende Idee, in ihrem Innern tragend, an ſich und voraus ſetzte, war ihr auch mit jenen alles genommen, was ſie ſelbſt beſaß, und was ſie als die einzig mögliche Bedingung, etwas für die Cultur zu leiſten, anzuerkennen vermochte. In dem Urſprung der neuen Methode, in der Art, wie die Verſuche dabei angeſtellt wurden, in allem dem, was der Urheber ergriff und feſt hielt, war für ihre Vorſtellung nur wenig von allem dem vorhanden, dem ſie Sinn und Bedeutung hätte geben können. Das Daſeyn eines einer fortſchreitenden Entwicklung fähigen Stoffs, einer ſich nothwendig und ſelbſt unabhängig von der Perſönlichkeit fortbildenden pädagogiſchen Idee entging ihr völlig. Sie mußte daher unvermeidlich in Hinſicht auf die Sache eine ſchnelle

Auflöſung in Nichts erwarten. Revolutionär begriff und erklärte ſie den Urheber, d. i. als auf Zerſtörung der Cultur und Wiſſenſchaft ausgehend; Revolutionär begriff und erklärte ſie ſein Unternehmen, das iſt, als niederreißend, Erziehung, Schulen und Unterricht; ohne auch nur Etwas, geſchweige dann etwas Beſſers an die Stelle zu ſetzen. Die Forderungen, die er im Namen der Idee an das Zeitalter machte, ſchienen ihm die ungeheuerſte Anmaßung der Perſönlichkeit. Die perſönliche Beſcheidenheit, durch die er alle individuelle Kraft und Selbſtſtändigkeit von ſich ablenkte, um nur die Idee geltend zu machen, nahm es als naive Geſtändniſſe abſoluter Unwiſſenheit und abſoluter Unfähigkeit auf.

Auch die in der Anſtalt als Thatſache aufgeſtellte Ausführung wurde nicht minder mißkannt. Die Beurtheilung deſſen, worauf es bey dieſer Anſtalt als auf die Hauptſache ankam, der alles andre durchaus untergeordnet werden mußte, hing ebenfalls ganz von der ſelbſtſtändigen Eigenthümlichkeit der pädagogiſchen Aufgabe, die darin gelöſ't werden ſollte, und von der Art ab, wie dieſe von Peſtalozzi und ſeinen Gehülfen begriffen wurde.

Weder die Pädagogik des Zeitalters, noch irgend einen Gegenſtand ſeiner Cultur ſollte ſie ausſprechen und darſtellen, ſondern die Entwicklung und Bildung der Humanität aus ihrem eignen innern Mittelpunkte, durch dieſe ſelbſt, wie ſie im Kinde und durch ſeine Umgebungen erſcheint. Nicht die pädagogiſchen Zwecke des Zeitalters wollte ſie daher an ihren Zöglingen in irgend einer einzelnen bürgerlichen, wiſſenſchaftlichen, kirchlichen oder

Berufs-Hinſicht erreichen. Sie wollte nicht das Organ des Zeitgeiſtes, nicht das vermittelnde Werkzeug der geſellſchaftlichen Meinungen und Begriffe für ſie ſeyn, ſondern das Werkzeug der Anlagen in ihnen ſelber, das Organ zu ſprechen ihre innere Natur und Bedürfniſſe; darzuſtellen die Triebe, den Gang und die Richtungen der freyen aber nothwendige Geſetze befolgenden Selbſtbeſtimmung des Kindes; kurz, deſſen, was ewig in dem ſich entwickelnden Geiſte, in dem ſich bildenden Herzen lebet. Nicht die pädagogiſchen Hülfsmittel und Formeln konnte ſie daher um ſich ſammeln und ſich damit bereichern, um ſie nach ihrer einzelnen Beſtimmung, und nach ihrer beſondern Zweckmäßigkeit ins Auge zu faſſen und etwa darnach zu verbeſſern, ſondern was die Natur in den Zöglingen wollte, und was ſie, nach feſten Prinzipien angeregt, in ihnen thut, ſollte in der Anſtalt lückenlos aufgefaßt, und in bleibende organiſche Gebilde geſtaltet werden, und zwar wie es im Weſen der Sache nothwendig lag, ohne alle Rückſicht auf die vorhandenen Erziehungsmittel und Verſuche, damit ſich, wenn ſie einmal aufgeſtellt ſeyn, zeige, in wie fern die gewöhnlichen Formen des Unterrichts den Ausſprüchen der Menſchennatur ſelbſt, und den Bedürfniſſen ihrer Entwicklung und Bildung entſprechen. Nicht alſo von ſchon vorhandenem als ſolchem, ſondern von zu producirendem, und zwar von der ſich bildenden Natur ſelbſt zu producirendem Bildungsſtoff ging die Anſtalt aus; nicht vom Seyn, ſondern vom Werden. Sie hatte ſich überdieß aufgegeben, die Totalität der Geſichtspunkte und Hülfsmittel einer Erziehungs-

anſtalt, durch die Bedürfniſſe einer ſolchen Anſtalt, un
nach Maaßgabe des Stufenganges und der Fortſchrit
der Zöglinge allmählig aus ſich ſelber zu entwickeln. S
ſtellte ſie den wahren weſentlichen Begriff einer Exper
mentalſchule, das Streben und die Thätigkeit der Ide
der Bildung dar, ſich in der Wirklichkeit zu erzeuge
und ſelbſtſtändig zu organiſiren. Hierbey kam allein au
Konſequenz und Feſthaltung des Princips, auf einen be
ſtändigen und reinen Fortgang in ſeiner Entwicklung A
les an. Vermochte die Anſtalt dieſes aufzuweiſen, b
währte ſie ſich durch wirkliche Entfaltung und Human
ſirung der Kraft in den Zöglingen, ſo hatte ſie alles e
füllet, und durfte, wie viel auch dem Ganzen noch man
geln möchte, jedem freudig zurufen: **Komm und ſieh**
Aber auch dieſe weſentliche Anſicht von ihrer Beſtimmun
lag außer den Geſichtspunkten der pädagogiſchen Zeitcu
tur. Nur ſich ſelbſt wollte und konnte ſie in der Anſta
ſehen. Unzähliger künſtlicher Hülfsmittel bedürftig, e
klärte ſie die durch die Aufgabe derſelben ſchlechthin geb
tene Verwerfung dieſer Hülfsmittel für einſeitige un
dürftige Beſchränkung auf die unterſten Klaſſen des Vol
In der vielſeitigen Anregung der Thätigkeit der Zögling
und dem freyen Spielraum ihrer Bewegung erblickte
blinde Empirie. Die Abweiſung fremder Geſichtspunk
war ihr Folge der Unwiſſenheit und Mangel an Kenn
niß der herrlichen pädagogiſchen Erfindungen und Fo
ſchritte der Zeit, von denen für die Anſtalt unſtrei
noch viel zu lernen war, die ſie eben darum, und eb
darum für einmal auch unbedingt unberührt laſſen mu

te, weil ſie gänzlich außer ihrem Geſichtskreis lagen. Die fortſchreitende Entwicklung ſelber und ihre Reſultate erkannte ſie eben als den wohlthätigen Einfluß dieſer Zeit, die ihre Cultur derſelben aufzuheften vermocht habe. Auf dieſe Weiſe in jeder Rückſicht außer dem Begriff der Sache war es nicht anders möglich, als daß von einer ſolchen Anſicht aus auch in der Anſtalt alles lückenhaft und einſeitig erſcheinen mußte. Das Mangelnde wurde auf alle Weiſe in Anſpruch genommen und getadelt, ohne Unterſuchung, ob es her gehöre, und das Mißverſtandene und Unbegriffene deſto mehr individuellen Angriffen und perſönlichem Spotte Preis gegeben, je weniger es begriffen wurde. Denn eben das iſt ja das Eigenthümlichſte einer Cultur, die blos auf Begriffe ausgeht, alles, was nicht in ihre Erkenntnißart fällt, und über ihrer Sphäre liegt, lächerlich zu machen.

Bey dieſer öffentlichen Aufnahme und Beurtheilung der Unternehmung, lag auch nur der Verſuch, ſich über ſie zu verſtändigen bey den ſo Befangenen, außer aller Möglichkeit. Die Fortbildner der Sache hätten ſie und ſich ſelbſt nicht verſtehen müſſen, wenn ſie es unternommen hätten, ſich in Erörterungen einzulaſſen, da aller Streit über das Einzelne, ohne der Erörterung zu Grunde liegende Principien, endlos iſt. Es gab nur einen Weg gegen ſolche Gegner, ihren Standpunkt durch die Erhaltung und Fortbildung der Thatſache ſelbſt zu widerlegen.

Was für die richtige Anſicht und Beförderung dieſer Thatſache geſagt werden konnte, ſagten edle Männer.

Ihre gehaltvollen Unterſuchungen und Erörterungen ha
eine Baſis aufgeſtellt, die Mittheilung von der Untern
mung aus wieder anzuknüpfen. Sie haben Berührun
punkte eröffnet, indem ſie die pädagogiſche Cultur
ſich ſelbſt beſſer verſtändigten, und ſie zur Reflexion ü
ihren Geiſt und ihr urſprüngliches eigenthümliches We
erhoben.

Was von der Anſtalt aus gethan werden muß
geſchah gleichfalls, abgerechnet den unvermeidlichen E
fluß der Perſönlichkeit und des beſchränkten Maaßes
Kraft. Die Anſtalt hat fortgedauert und ſich fortentw
kelt. Das Verhältniß der Unternehmung zum Zeital
wurde beſtimmter ins Auge gefaßt. Die Idee formte
in genauere Umriſſe. Die Formen haben ſich vollſtän
ger ausgebildet. Mehrere Bildungsmomente und Ueb
gänge eröffneten ſich. Anfänge zur Ausführung einzeln
Kenntnißfächer nach den organiſchen Geſetzen des Geiſ
ſind vorhanden. Die Organiſation eines rein pädago
ſchen Zuſammenlebens iſt in einiger Rückſicht begonnen

Einiges iſt geleiſtet, viel verſucht, mehreres geglü
manches verworfen worden, Materialien ſind geſamme
Mehrere können es werden. Wenig iſt vollendet, a
vieles angefangen, das hellern Köpfen hülfreich und
ſprießlich ſeyn, und ein vielſeitiges Streben nach eine
Ziel veranlaſſen kann. Nicht ohne Anſtrengung und W
derſtand, Verhältniſſen und Fehlern zuweilen faſt unt
liegend, nicht ſelten jedoch durch das Mangelhafte u
Verderblichſcheinende ſelbſt begünſtiget, ſteht das Gan
als ein Werk der Vorſehung da. Wie es wurde u

iſ

iſt, ſoll dieſes Journal nun nach und nach, nach Umſtänden und Kräften darthun, mit beſtändiger Hinſicht auf das, was es werden kann und werden ſoll. —

Nicht ohne Beſcheidenheit, denn niemand fühlt mehr als eben wir, wie unermeßlich weit wir vom Ziele ſind, aber auch nicht ohne Selbſtgefühl, daß der Weg, auf dem wir in pädagogiſcher Hinſicht wandeln, und das Ziel, das wir ſuchen, die rechten ſeyen. Die Anſicht von dem Bedürfniß der Sache, für die es beſtimmt iſt, und von den Geſichtspunkten und Beziehungen, nach denen es verfaßt werden, und denen es entſprechen ſoll, hat ſich ſeit dem erſten Entwurf im Weſentlichen nicht geändert; die einzelnen Rubriken, denen es gewidmet iſt, folgen hier, auf daß man beſtimmter wiſſe, was zu erwarten ſey, und nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig von uns fodre. Es ſoll enthalten:

1. Darſtellungen aus dem Gebiete der Pädagogik, vom Standpunkt der Methode aus, um die Idee derſelben in einem weitern Umfang ins Licht zu ſetzen und zu begründen.
2. Hiſtoriſche Erörterungen über ihren innern Urſprung, über ihren Gang und ihre Entwicklung, wie er theils im Allgemeinen, theils nach den beſondern Anſichten der Individuen der Anſtalt, und nach den einzelnen Elementen von Peſtalozzis Aufenthalt in Stanz an ſich ergeben hat. Verhältniß zur bisherigen Erziehungsweiſe.
3. Eine fortlaufende Reviſion und Kritik der bisher erſchienenen Abhandlungen und Darſtellungen von der

Methode, ſowohl gegen als für dieſelbe, von de
der Anſtalt gegenwärtig entwickelten Anſicht und
fahrung aus.

4. Aufſtellung von neuen Verſuchen und Formen, .
theils ſchon gemacht wurden, theils fortdaurend
arbeitet werden, beydes über die Elementarbild
im ganzen Umfange, d. i., inſofern ſie ſich inte
tuell, äſthetiſch ſittlich und religiös ausſpricht,
über ihre Anwendung auf die hiſtoriſchen Kenntn
In Hinſicht letzterer werden in den nächſten He
Arbeiten über den geographiſchen und über den
turhiſtoriſchen Unterricht als Proben erſcheinen.
5. Anſichten über häusliche Bildung, Volksbildung
Armenbildung, über wiſſenſchaftliche Bildung, u
w. insbeſondere.
6. Ueber Einführung der Methode in Landſchulen
die Mittel derſelben. Nachrichten von Erfahrun
und Thatſachen, die darüber aufgeſtellt worden ſ
und für die Zukunft ſtatt finden.
7. Briefe an Mütter von Peſtalozzi.
8. Darſtellung des hieſigen Erziehungsinſtituts, ſe
innern Organiſation, ſeiner Schickſale, ſeines
folgs, und ſeines gegenwärtigen Standpunktes.
9. Nachrichten und Vergleichungen aus den Erziehun
anſichten und von der Erziehungsweiſe früherer
ten, beſonders der Alten, die das Weſen einer
turgemäßen Erziehung ausſprechen. Eben ſo
merkwürdigen Vorſtellungen und Verfahrungsweiſ
die damit auffallend contraſtiren. Entdeckungen

Ereigniſſe, die auf die Pädagogik einen ſie weſentlich reformirenden Einfluß haben können.

10. Notizen von demjenigen, was in Hinſicht der Methode vom In- und Auslande geſchehen iſt, und fortdaurend geſchieht.

Um dieſe Zeitſchrift für den ihr beſtimmten Gegenſtand ſo reichhaltig, ſo vielſeitig und ſo gemeinnützig als möglich zu machen, wenden wir uns hiermit öffentlich an die Theilnehmer dieſer pädagogiſchen Erſcheinung, die uns mit ihren Anſichten, Erfahrungen und Nachrichten über ſie bereichern können, dieſe mögen günſtig oder ungünſtig für jene ſeyn, mit der dringenden Bitte, uns damit unter der Addreſſe an den Herausgeber, und unter Zuſicherung eines der Sache angemeſſenen Honorars, worüber man ſich mit ihnen beſonders verſtändigen wird, zu erfreuen; um aber dieſer Zeitſchrift dennoch ihr eigenthümliches Gebiet zu ſichern, wird nur unter der Bedingung von Mittheilungen Gebrauch gemacht, wenn ſie ſich nach den angegebenen Rubriken auf daſſelbe beziehen.

Die Herausgabe der einzelnen Hefte wird zwanglos erfolgen, je nachdem Stoff dazu geſammelt und bereitet iſt.

Da Theorie und Ausübung noch in unzertrennlicher Verbindung mit einander ſtehen, ſo werden ſie für den Anfang in dieſer Zeitſchrift nicht getrennt, bis ſie ſich entweder ſelbſt mehr ausgeſchieden haben, oder bis uns die Stimme des Publikums dazu auffodert.

Was wir geben werden, wird für einmal den Stempel der charakteriſtiſchen Individualität unſers Werks und unſerer Bildung tragen. *Auch Fehler werden lehr-*

reich, wenn ſie weiſer und kraftvoller zum Beſſern; Lücken werden wohlthätig, wenn ſie zum Vollendetern führen. Darum die Darſtellung unſers gemeinſamen Wirkens, wie es geweſen iſt und jezt iſt, damit Verzagte Muth faſſen, durch das, was Schwachen durch Zuſammenhang und Streben nach etwas Bleibendem möglich iſt; damit Voreilige beym Anblick fremder Irrthümer Vorſicht lernen; und damit, wer uns zu leſen und zu beurtheilen Luſt hat, ſein Urtheil auf die vollſtändige Thatſache bauen könne.

Wir ſind vorübergehend, aber die Naturgeſeze der menſchlichen Entwicklung bleiben. Manche ſchönblühende Frucht des Zeitalters iſt ſchnell-verwellend abgefallen. Das Peſtalozziſche Unternehmen widerſtand den Stürmen, und hat der Natur ſelbſt am Buſen eine feſte unerſchütterliche Wurzel gefaßt. Was in Stanz faſt wunderbar entſprungen, in Burgdorf glänzend hervorgebrochen iſt, in Buchſe ſich fixirt, und an die äuſſern Verhältniſſe des Daſeyn wohlthätig angeknüpft hat, was in Yverdun mit Erhaltung urſprünglicher Eigenthümlichkeit ſich fortbildete un erweiterte, und nun wir hoffen gänzlich befeſtigt hat trozend allen widrigen Verhältniſſen, und ſiegreich a Ende aus dem Kampfe hervorgehend, kann der Betrachtung der Zeitgenoſſen nicht gleichgültig ſeyn. Es ſind ſ che, denen die Sache ſelbſt Dank ſchuldig iſt, andre a die ſie heilſam wirkte. Werde ihr ferner wie bisher, au inſofern ſie als vorübergehend erſcheint, ein Blick der Au merkſamkeit zu Theil, damit ihre Idee deſto gewiſſer übergehend in den Geiſt, ſich ſo verbreite und befeſtige, d ſie keines beſondern Organs und Stützpunktes mehr bedürfe, ſondern in der Anſicht und Kraft der Menſchen lebend, allgemein von Mutter zu Tochter, von Lehrer zu Schüler in einer reinern Geſtalt ſich fortpflanze, bis ſie ihre Vollendung erreiche in der realiſirten Entwicklung des Menſchengeſchlechts.

Bericht an die Eltern und an das Publikum über den Zuſtand und die Einrichtungen der Peſtalozziſchen Anſtalt im Jahre 1807.

Schon längſt fühlte ich das Bedürfniß, ein gemeinſchaftliches Schreiben an die geehrten Eltern meiner lieben Zöglinge zu richten, um ihnen darin eine kurze, aber ſo viel als möglich beſtimmte und anſchauliche Darſtellung von meinen Erziehungsgrundſätzen, von dem Standpunkte auf dem jetzt meine Methode ſteht, von meinen ſonſtigen Anſichten, Wünſchen, Hoffnungen und Erwartungen zu geben. Ich fühlte das Bedürfniß, ihnen den gegenwärtigen Zuſtand des Inſtituts, worin ich dieſe Grundſätze ausübe, die Lage ihrer Kinder in demſelben, und alles, was auf ſie unmittelbaren Bezug haben kann, zu ſchildern; ihnen die Empfindungen auszudrücken, von denen mein Herz gegen ſie belebt iſt; ſie zur engſten Verbindung mit mir und zur warmen Theilnahme an meinem Thun und meiner Herzensangelegenheit aufzufordern; ſie zugleich dadurch in den Stand zu ſetzen, ein richtiges Urtheil über alles, was ſie ſo nahe angeht, fällen zu kön-

nen, und ſie über das zu beruhigen, worüber ſie, rückſicht
lich auf ihre mir anvertrauten Kinder, mit ſich ſelbſt im
Widerſpruch, oder doch im Zweifel ſeyn könnten. Auf de
andern Seite ſehe ich mich, durch die immer häufiger wer
denden Anfragen und Erkundigungen von ſo vielen Men
ſchen, die ſich für mein Inſtitut und die Methode intereſ
ſiren, gedrungen, dem Publikum eine gedrängte Ueberſich
deſſen zu geben, was man von beiden zu wiſſen verlan
gen möchte. Da es mir aber gegenwärtig durchaus an Muß
fehlt, beiden Bedürfniſſen abgeſondert zuvorzukommen
ſo muß ich mich darauf beſchränken, beides mit einande
zu vereinigen. Dieß geſchieht nun in dieſem Aufſatze. Mö
gen ihn die Eltern meiner Zöglinge als ein Zeichen mein
Liebe und meines Vertrauens zu ihnen, und das Publ
kum, welches mich durch ſeine Anfragen und ſein Intereſ
für meine Sache beehrt, als einen Beitrag zur Erfüllun
meines Wunſches annehmen, das, was ich bis jetzt getha
habe, und noch zu thun hoffe, ſo allgemein und ſo woh
thätig als möglich zu machen, bis mir meine Lage erlaub
einen vollſtändigern, umfaſſendern und zuſammenhänge
dern Proſpekt von meiner Anſtalt herauszugeben.

Die Schwierigkeiten, die meiner Unternehmung vo
Anfang an im Wege geſtanden, waren ſehr groß. I
mußte dieſelbe, unter den mißlichſten Umſtänden, ſo vi
als ohne Fonds und ohne Zutrauen anfangen. Die öffen
liche Meinung war ganz gegen mich. Man glaubte w
der mich noch meine Freunde und Mitarbeiter der Sac
gewachſen. Tauſende und Tauſende hielten den Ruh
meiner Anfangsverſuche für eitles Blendwerk, und glau

ten, er ruhe ganz auf einem Scharlatanismus, den gründliche Männer nicht ermangeln werden, ſehr bald zu entlarven. Faſt alles, was ſich für competent hielt, den Richter über das ſonderbare Phänomen zu machen, nahm für ausgemacht an, daß es nichts tauge. Nur ſtritt man noch darüber, worauf eigentlich ſeine Nichtswürdigkeit ruhe. Man rieth hin, man rieth her. Einige meinten, die Sache ſei ein bloßer einfältiger Mechanismus; die Kinder lernen das A B C und das Einmaleins, wie an einem Bändel, der ſich in ihrem Kopfe, wie der Faden um einen Haſpel herum drehe u. ſ. f. Andere glaubten es ſey ein bloßes Gedächtnißweſen, die Kinder lernen alles, und beſonders die ſchweren mathematiſchen Probleme, die ſie aufzulöſen ſcheinen nur auswendig; dieſes aber mache nothwendig alle ihre übrigen Seelenkräfte ſtumpf; der Verſtand werde dieſem Gedächtnißweſen ganz aufgeopfert. Andere behaupteten, die Einbildungskraft werde dadurch zu Grunde gerichtet, indem ſich die Kinder in dieſen Formen feſt rennen. Eben ſo hielten einige andere es für ausgemacht, die Hand unſerer Zöglinge werde durch unſere Kunſtmittel im Schreiben verhärtet, und wir legen dem Zart- und Schönſchreiben eigentlich ſelbſt die größten Hinderniſſe in den Weg. Eine andere Gattung von Leuten äuſſerte ſehr ernſthaft: wir fordern und geben durch unſere Mittel gar zu viel Verſtand, der Kopf des Kindes werde überladen und dadurch geſchwächt, und das Gedächtniß gar nicht geübt; die Kinder lernen nichts auswendig; ſie können ja keine Fabeln, keine Anekdoten und Geſchichten, keine Mythologie, keine grammatiſchen Regeln, keine Religionsſätze aufſagen,

und eben deswegen auch in keiner andern Schule fortko
men; auch werde durch dieſe zu große Geiſtesanſtrengung d
Herz gar zu ſehr aufgeopfert. Andere äuſſerten, wir h
ben und lehren keine Religion; noch andere, wir hab
revolutionaire Abſichten; und manche — — doch gen
dieſer Urtheile als Belege, wie auch die wichtigſte, umf
ſendſte und offenkundigſte Sache von Menſchen, die ih
nicht wollen und ihren Sinn nicht faſſen, auf die ob
flächlichſte, leichtſinnigſte, einſeitigſte und verkehrteſte W
ausgelegt und der Welt dargeſtellt werden kann.

Größtentheils jedoch kam man von ſolchen Irthüm
zurück, und ſpäter fing man an, den Gegenſtand noch
was näher ins Aug zu faſſen, und gab zu, daß er eini
Werth habe. Aber eine große Anzahl von Beurtheil
meinte, die naturgemäße Erziehung, die wir beabſichtig
tauge nur für kleine Kinder; wenn ſie über acht bis z
Jahre alt ſeyen, ſchicke ſie ſich gar nicht mehr für die
ben. Man müſſe dann nach ganz andern Grundſätzen l
ren und darauf ſehen, daß die Kinder ſchnell lernen, w
ſie zu wiſſen brauchen; das Inſtitut gebe nur den V
bereitungsunterricht. Dieſer ſey ſo leicht und ſo anziehe
daß zu beſorgen ſey, ſie möchten den ſchweren wiſſenſcha
lichen Anwendungsunterricht nicht faſſen, und ihm weg
ſeiner Dornen keinen Geſchmack abgewinnen. Andere h
ten dafür, eine ſolche Erziehung ſchicke ſich nur für K
der armer und gemeiner Leute, die Kinder der Vornehm
müſſen und ſollen nicht naturgemäß, ſondern nach d
hergebrachten Gebräuchen und den Anſichten der Welt d
über erzogen und gelehrt werden; denn ſie ſeyen ja

ſtimmt, einſt in der Welt zu leben. Viele gab es aber auch, die im Gegentheil meinten, eine ſolche zuſammenhängende, langſam fortſchreitende Erziehung, die zur harmoniſchen Entwickelung und Ausbildung aller Kräfte im Menſchen führe, gehöre ausſchließlich nur den höhern Ständen an; es wäre eine Peſt im Lande, wenn die Kinder gemeiner Leute naturgemäß erzogen würden.

Die Uebel, welche dieſer Wirrwarr von Einwendungen hätte ſtiften können, ſind Gott Lob überwunden *). Die Thatſache, die im Inſtitut aufgeſtellt iſt, hat zu viele und zu bedeutende Menſchen angeſprochen, als daß man jetzt noch mit Ehren ſowohl über die Idee, von der die Thatſache des Inſtituts ausgeht, als über das Inſtitut ſelbſt, in den Tag hinein abſprechen dürfte. Achtungswürdige Männer haben die Idee vielſeitig geprüft, und was darüber noch zu erörtern iſt, beruht auf Unterſuchungen, über die leichte und ſeichte Schwätzer nicht mehr gerne eintreten. Der Streit wird daher auch mit jedem Tage ernſthafter und ehrenvoller.

Auch in Rückſicht der Ausübung der Sache, in Rückſicht auf das Inſtitut, dürfen wir beſtimmt ſagen: ſie hat die Feuerprobe acht ſtrenger Jahre überſtanden, und iſt darin bewährt erfunden worden **). Wir dürfen uns

---

*) Anmerk. z. n. Ausgabe. Mein damaliger, frommer Glaube, daß ſie wirklich überwunden, hat ſich freylich in der Folge gar nicht erwahret. Die Urſachen, die die damaligen Vorurtheile erzeugten, haben ſich im Gegentheil von dieſer Zeit an in meinem Hauſe immer mehr verſtärkt und ihre Wirkungen ſind bis auf heute immer greller geworden.

**) Das, was zur Beſtätigung dieſer Anſicht hier geſagt wird, ruhig auf das Zeugniß aller derer berufen, die ſich Zeit Mühe gegeben, die Sache ernſt, vorurtheilsfrei und an tend zu unterſuchen. Wir dürfen es öffentlich mit gu Gewiſſen ſagen: die Kinder unſerer Anſtalt ſind froh glücklich, ihre Unſchuld wird bewahrt, ihre Religioſität nährt, ihr Geiſt gebildet, ihr Wiſſen vermehrt, ihr Her hoben. Die Einrichtungen, welche hiefür beſtehen, h eine ſtille innere Kraft. Sie ruhen vorzüglich auf dem reichen und wohlwollenden Karakter, der die Lehrer un Hauſes auszeichnet, und der durch eine kraftvolle Th keit unterſtützt iſt. Im Ganzen herrſcht der Geiſt großen häuslichen Vereins, in welchem nach dem Bed niß eines ſolchen ein reiner, väterlicher und brüderl Sinn überall hervorleuchtet. Die Kinder fühlen ſich ihre Thätigkeit findet in ihren Beſchäftigungen ſelbſt

---

iſt allgemein eine Folge der in dieſem Zeitpunkt ſtatt denen, groſſen Täuſchung, daß alles das, wozu wir fr einen ſehr belebten Willen und einige klare Anſichte uns ſelbſt trugen und was durch äußere, glückliche Umſ uns noch doppelt irre führte, wirklich ſo ſey, wie es ſeyn ſollen und wie wir es auch gerne gemacht hätten. die Folgen der einſeitigen Wahrheit, die wir diesfalls i ſelbſt trugen, wurden durch Mangel an genugſamen ten, Kenntniſſen und Fertigkeiten zu ihrer Ausführun unſrer Mitte allgemein ſtille geſtellt, verwirrt und zum men eines vielſeitigen Unkrautes, das die guten Körner in unſerm Boden lagen, von allen Seiten drängte, be und hie und da erſtickte. Auch haben wir es in dieſem punkt nicht erkannt, und kennten es, wie wir in dem lebten, dachten, handelten und träumten, nicht erkenn lebendigen Reitz; Anhänglichkeit und Vertrauen erhebt ihr Gemüth.

Ich will deswegen hier vor Allem aus mit ein paar Worten das berühren, was zur Sicherſtellung der Beſorgung eines jeden einzelnen Zöglings ſowohl, als der ganzen Maſſe geſchieht, und die Anordnungen anzeigen, die zur Beförderung der moraliſchen und religiöſen Bildung im Inſtitute ſtatt finden.

Das Leben des Hauſes iſt im vollen Sinne des Worts Erhebung und Lehre; aber nicht blos vorübergehende Erhebung einſeitiger Empfindungen und Gefühle, nicht blos Lehre der Schule. Erhaben über dieſe Beſchränkung iſt es Erhebung der ganzen Geſinnung und Stimmung des Kindes, es iſt Lehre der Natur, im Anblick des freyen ſelbſtſtändigen Lebens aller Individuen; es iſt Schule der häuslichen Anhänglichkeit und des häuslichen Zuſammenhangs in einem ſeltenen Umfange. Der größte Theil der Lehrer lebt den ganzen Tag unter den Kindern, ganz wie unter ihres Gleichen, in einer beſtimmten Gemeinſchaft des Geiſtes und des Herzens, der Aufmerkſamkeit und der Anſtrengung. Sie wohnen, arbeiten und ſchlafen mit ihnen in den gleichen Zimmern. Alle beſondern Beſorgungsfächer, welche unmittelbar auf die Zöglinge Bezug haben, ſind größtentheils unter die Lehrer ſelbſt vertheilt; ſie haben die Aufſicht über die Zimmer, über die Lehrmittel, über die Kleider über die Reinlichkeit, über die Geſundheit u. ſ. f., ſo, daß die Kinder in allen Verhältniſſen mit den Lehrern in Berührung kommen, und der Lehrer auch auſſer den Lektionen aufs vielſeitigſte auf den Zögling wirken kann. Alle gemeinſam, als ein organiſirtes Ganzes, thun das an allen, was die ſorgfältige Mutter allein an ihren wenigen Kindern thut. Unſere Erziehungsmittel haben in dieſer Rückſicht nur in ſo fern einen Werth, als ſie ſich denen einer wohl eingerichteten Haushaltung nähern, und ſie wirklich in ihrer ganzen Ausdehnung darſtellen. Die Lehrer wecken die Kinder; ſie ſind bey ihrem Aufſtehen und Ankleiden zugegen; ſie beobachten den Zuſtand ihrers Körpers und ihrer Kleidungsſtücke; ſie beſorgen ihr Waſchen und alles, was zur Reinerhaltung des Körpers nothwendig iſt; ſie ſtellen ſie täglich zweymal in die Reihe, und prüfen ihren Anzug; ſie begleiten ſie zur Morgen- und Abendandacht, eſſen mit ihnen, gehen mit ihnen in die Erholungsſtunden, führen ſie bey ihren Spielen an, und ſpielen ſelbſt mit, ſpazieren mit ihnen, und ſuchen ſie dabei auf die Beobachtung der Natur, auf das Sammeln von Pflanzen, Steinen u. ſ. w. aufmerkſam zu machen. Kurz, ſie verlaſſen dieſelben auch auſſer der Lehrzeit nicht, bis ſie ſich zur Ruhe gelegt haben und eingeſchlafen ſind. Alle Lehrer, die unverheurathet ſind, und daher im Hauſe ſelbſt wohnen können, ſchlafen auch bey den Zöglingen.

Dies iſt das Verhältniß der Lehrer zu den Zöglingen im Ganzen, und in Hinſicht der Beſorgung der einzelnen häuslichen und geſelligen Bedürfniſſe der Anſtalt. In Hinſicht auf die Beaufſichtigung der Kinder insbeſondere haben ſich, weil eine ununterbrochene Tagesaufſicht für dieſelben Lehrer, wenn ſie jeden Tag wiederkehrte, zu mühſam wäre, und unmöglich gehörig beſorgt werden könnte, die Lehrer und deren Gehülfen in drei Abtheilungen gebildet, und übernehmen ſo abwechſelnd dieſe allgemeine Tagesaufſicht, die alle Zöglinge in ſich ſchließt. Jeden dritten Tag kehrt dieſe an denſelben Lehrer wieder. Dadurch machen ſich die Lehrer mit den allgemeinen Bedürfniſſen der Anſtalt und mit dem Zuſtand und der Stimmung der Zöglinge überhaupt bekannt, ſo wie ſie durch die Vertheilung der Aufſicht über den Geſundheitszuſtand, die Reinlichkeit, die Zimmer u. ſ. w. zur Ueberſicht über die beſondern Verhältniſſe, Gegenſtände und Erſcheinungen des häuslichen und geſelligen Lebens geführt werden. Ich bemerke dieſen Geſichtspunkt, zu zeigen, wie ſehr die innere Organiſation der Anſtalt zum Zweck hat, ſie in eine häusliche Bildungsſchule, eben ſowohl für die Lehrer als für die Schüler zu verwandeln, um die wahre und warme Theilnahme aller an allem zu erhöhen und zu ſichern, und jeden Einzelnen mit lebendigem Intereſſe ans Ganze zu knüpfen.

Ferner ſind alle Zöglinge unter eine Spezialaufſicht vertheilt. Jeder der ältern Lehrer übernimmt nemlich zwölf bis ſechzehn Knaben, die ihm zur beſondern Beſorgung übergeben werden. Dadurch wird ihm zur Pflicht gemacht, die Stelle eines väterlichen Privaterziehers an dieſen Kindern zu vertreten. Sie haben ſich auch in allen Verhältniſſen, wo ſie etwas bedürfen oder wünſchen, unmittelbar an ihren Spezialaufſeher zu wenden. Dieſe beſondere Stellung ſoll die Lehrer zur Vertrautheit mit dem Umfang deſſen bringen, was das Kind als Kind, und der Menſch als Menſch nach jeder Richtung ſeines Weſens und

in jedem Verhältniß des Daſeyns, in dem es wirklich ſteh
zu ſeiner Befriedigung nöthig hat.

Wöchentlich finden ein paar mal mehrere Stunde
daurende Zuſammenkünfte ſtatt, wo das ſämmtlich
Lehrerperſonal ſich nach dem Nachteſſen ve
ſammelt. Dieſe ſind das einemal der Unterhaltu
über die Lehrart und den Unterricht gewidmet; das and
remal betreffen ſie den Gang der Unternehmung und d
Zuſtand der Zöglinge. In der einen Sitzung werden Ra
porte über einzelne Unterrichtszweige, in der andern üb
die Kinder ſelbſt vorgeleſen und beurtheilt. In dieſen G
ſellſchaften herrſcht die größte Freiheit und Unbefangenh
zwiſchen mir und allen Lehrern. Jeder freut ſich, ſei
Erfahrungen, ſeine Bemerkungen, ſeine beſondern Anſicht
und Wünſche hier der Prüfung aller vorzulegen, und ſ
mit ihnen vertraut darüber zu unterhalten. Alle Bem
kungen und Beſchlüſſe werden ſogleich in beſonders hie
beſtimmte Bücher eingetragen, und auf das Fundament d
ſen, was in dieſen Geſellſchaften über jedes einzelne Ki
geſprochen wird, werden dann entweder von mir oder
nem meiner Freunde die Berichte an die Eltern ausgef
tigt. Durch dieſe gegenſeitige offene und freye Mitt
lung und Berathung aller unter einander, bildet ſich no
wendig die Maſſe der Lehrer immer weiter aus. Sie
hebt ſich zur vollkommenſten Einheit des Sinns u
Thuns, und erſcheint den Kindern nur als ei
Perſon. Hiedurch wird es ferner möglich, daß je
wohl organiſirte Kopf unter den Lehrern in der Indivi
alität des Kindes anſchaulich lebt, wie eine verſtändige M

ter anſchaulich in ihrem Kinde lebte. Auch fällt dadurch die Einſeitigkeit in der Behandlung, und die Uebereilung in den Urtheilen über einzelne Aeuſſerungen und Handlungen der Kinder ganz weg. Der Lehrer wird weder durch einen zufälligen glücklichen Einfall eines ſolchen geblendet, noch durch eine einzelne Schwäche und Ungeſchicklichkeit zur Härte und Mißhandlungen verleitet. Er lernt den Schein der Kraft von der wahren Kraft, die flüchtige Neigung von einer beſtimmten Richtung und einem dauernden Triebe untrüglich unterſcheiden. Er kann gerecht ſeyn, und er iſt es, weil er die Natur des Kindes erfaßt hat, weil er die Bedeutung einer jeden beſondern Erſcheinung an ihm im Ganzen ſeines Charakters, ſeiner Anlagen und Fähigkeiten erkennt, und ſie auf daſſelbe zurückführt, weil jedesmal das, was das Kind überall iſt, vor ſeiner Seele ſteht. Die Sammlung der Anſichten und Bemerkungen über das Kind gewährt nicht nur einen leichten, ſichern Ueberblick über ſeine jeweilige Stimmung und ſeinen Standpunkt, ſondern ſie zeigt auch durch die Vergleichung ſeines körperlichen und geiſtigen Befindens, ſo wie der Zeiten und Umſtände, in denen es ſtill ſtand, rückwärts zu gehen ſchien, oder ſich entwickelte, theils den merkwürdigen Einfluß des Alters und des Körperlichen auf das Geiſtige und umgekehrt, theils die Irrthümer, wenn einer oder der andere Lehrer falſche Schlüſſe zog. Ueberhaupt iſt die daraus entſpringende Belehrung für den Lehrer, worauf er im Urtheil und der Behandlung des Kindes zu ſehen habe, von der unbegränzteſten Wichtigkeit.

Auſſer dieſen zwei genannten wöchentlichen Zuſammenkünften der Lehrer verſammeln ſie ſich jeden Sonnabend nach dem Nachteſſen, um ihre in dem Laufe der Woche gemachten Beobachtungen über die Kinder, den Unterricht, die Unterrichtsbedürfniſſe u. ſ. w. zuſammen zu tragen. In dieſer Verſammlung wird das äuſſere und geſellige Leben der Zöglinge beſonders betrachtet, und die Art, wie ſie ſich darin bewegen und ausſprechen, ins Aug gefaßt. Man unterhielt ſich da über alles, was ihnen zum Beobachten vorgeſtellt werden muß.

Das Protokoll dieſer Verhandlungen dient als Stoff der Aufmunterungen und Erinnerungen in einer Generalverſammlung der ſämmtlichen Lehrer und Zöglinge, die dazu beſtimmt iſt, die nothwendigen Verordnungen und allgemeinen Regeln des Verhaltens allen bekannt zu machen, vor Fehlern zu warnen, ausgezeichnete Unarten durch Auszeichnung zu beſſern. Dieſe Generalverſammlung findet alle Sonntag-Abend ſtatt. Ich benutze gewöhnlich dieſen Anlaß, die gemachten Fortſchritte, die Stimmung und den Geiſt des Ganzen den Kindern darzuſtellen, und ſie auf das Gute aufmerkſam zu machen, worin ſie fortſchreiten, aber auch die Punkte zu rügen, die ſie vermeiden ſollen. Bedarf ein Knabe einen perſönlichen Zuſpruch, ſo erhält er ihn unbefangen, mit der möglichſten Schonung des Zartgefühls, ſo, daß beſſere Vorſätze in ihm erzeugt werden, ohne eine ſinnliche Leidenſchaft in ihm aufzuregen. Der Sparſamkeit im Gebrauch dieſes Mittels, und der Entfernung von aller Auszeichnung ſchreibe ich es zu, daß es als Correktionsmittel von ausgezeichnetem Erfolg iſt.

Auſſer dieſen Geſellſchaften lebe ich ſelbſt, perſönlich

lich mit *jedem Lehrer in ununterbrochener Mittheilung*, und unterhalte mich mit ihm vertraulich und offen über ihn, ſeinen Geſchäftskreis, und ſeine Pflichten in ſeiner Stellung zur Anſtalt. Das gleiche findet auch in Rückſicht auf die Kinder ſtatt. Jeder Spezialaufſeher führt wöchentlich einmal die Knaben unter ſeiner Aufſicht zu mir, nachdem er mir vorher Bericht über ſie gegeben hat. Da gebe ich mir Mühe, ihnen mit einfachem, väterlichem Sinn ans Herz zu reden, ſie auf alles, worin es mit ihnen nicht vorwärts will, aufmerkſam zu machen, ſie mit Ernſt und Liebe in ſie ſelber zu führen, ſie zu lehren, ſich mit Freimüthigkeit und Gewiſſenhaftigkeit mit ſich ſelbſt, über ſich ſelbſt zu unterhalten, ihre Fehler mit Ernſt zu bereuen, und für die Zukunft gute Vorſätze zu faſſen. Sie geloben mir gewöhnlich mit einem warmen Kuß, und ſehr oft mit Thränen in den Augen Fortdauer ihres Fleiſſes, ihrer Aufmerkſamkeit und wenn ſie es bedürfen, Beſſerung. Auf dieſe Art unterhalte ich mich täglich mit zwei kleinen Abtheilungen.

Ueberdies *bete ich jeden Morgen und jeden Abend mit allen Kindern*. Dieſe Andacht wird gewöhnlich durch einen feierlichen Choralgeſang eingeleitet. In meiner Unterhaltung ſuche ich die Hauptgeſichtspunkte, durch die eine ernſte, fromme und weiſe Gemüthsſtimmung am vorzüglichſten erregt, belebt und unterhalten wird, ihnen lebendig und warm auf eine unauslöſchliche Weiſe einzuprägen.

Alle Sonntage beſuchen unſere Zöglinge Vormittags entweder *den deutſchen oder franzöſi-*

ſchen Gottesdienſt in der Stadtkirche. Zudem erhalten alle größern Zöglinge wöchentlich zweimal eigentlichen Religionsunterricht. Der Leitfaden, deſſen man ſich dazu bedient, iſt der in der heiligen Schrift, von den moſaiſchen Urkunden aus, dargeſtellte religiöſe Entwickelungsgang des menſchlichen Geſchlechts, und auf dieſen gegründet, die reine Lehre Jeſu Chriſti, wie er ſie in ſeinem Evangelium verkündigte. Wir legen der Pflichtenlehre die Bergpredigt Jeſu, und der Glaubenslehre das Evangelium von Johannes hauptſächlich zum Grund. Dies wird im Zuſammenhange geleſen, und aus ſich ſelbſt und der ewigen Grundanſicht Chriſti von Gott und von ihm ſelbſt, als dem ſichtbaren Bilde und Darſteller der Gottheit und des Göttlichen, des Verhältniſſes der Menſchheit zu Gott und des Lebens in Gott erklärt. Wir ſuchen an Chriſtus, an ſeinem Beiſpiele, und an ſeiner Art, wie er die Dinge, die Menſchen und deren Verhältniſſe anſah und behandelte, das im unwandelbaren Weſen der Religion gegründete Seyn und Handeln, Glauben und Hoffen in den Kindern anſchaulich zu beleben und ihnen habituell zu machen, und ſie durch die Entwickelung deſſen, wie ſich der Vater in ihm verklärte, zu einem ſolchen Sinn und Wandel zu erheben, daß ſich Gott in ihnen auch verkläre. Wir beſtreiten nicht die religiöſen Irrthümer, ſondern ſuchen nur die religiöſe Wahrheit zu geben. Wir ſuchen den Grund aller Dogmen, und die Quelle aller religiöſen Anſichten im Weſen der Religion, in der Natur des Menſchen und in ihren Trieben, Verhältniſſen, Kräften und Bedürfniſſen auf, damit das Kind die Wahrheit in jeder Hülle und das Weſen in jeder Form unterſcheiden lerne.

Der Gang zur Erzielung des leztern Geſichtspunkts oder der religiöſe Elementar- und Vorbereitungsunterricht auf die poſitiven Lehren der Offenbarung und des Chriſtenthums beruht ſpeziell auf der Beantwortung folgender Fragen: 1) Was liegt als urſprünglich religiöſe Anlage in der menſchlichen Natur, oder welches ſind die Elemente und Urſtoffe aller religiöſen Entwickelung und Bildung, in ſo fern dieſe im Menſchen und im Menſchengeſchlechte ſelbſt liegen, und als etwas von Gott in ſie gelegtes von ihnen ausgehen? Dieſe Elemente ſind Anſchauungen und Gefühle. 2) Wodurch und wie werden dieſe urſprünglich religiöſen Anſchauungen und Gefühle nothwendig in ihnen erregt und zum Bewußtſeyn gebracht? Hier ſind es beſonders die Eltern, die Natur und die Menſchheit, oder das reine Verhältniß zu Vater und Mutter, zur Natur und zur Geſellſchaft, die als religiöſe Erregungs- und Bildungsmittel ins Aug gefaßt werden. 3) Wodurch und wie drücken der Menſch und das Menſchengeſchlecht die in ihnen erregten religiöſen Anſchauungen und Gefühle urſprünglich und nothwendig aus? Und wozu leitet die Menſchen dieſes Alles? Wir finden hier weſentlich den Ausdruck der religiöſen Stimmung als Geberde; den Ausdruck der religiöſen Vorſtellung als Wort; den Ausdruck der religiöſen Anſchauung als Bild. Erſtere erſcheint und bildet ſich als Ceremonie, das Zweite als Unterricht und Lehre, das Lezte als Symbol und Bilderdienſt aus. An den Gang dieſer Ausbildung knüpft ſich die Entwickelung deſſen, was als wahrhafte und ewige Religion unwandelbar und überall wirkend in der Menſchennatur ſich ausſpricht, und was als ſinnliche Ausartung, als leidenſchaftliche Verirrung und perſönliches Verderben zum Aberglauben und zum Unglauben, zur Abgötterey und zum Götzendienſt, zur heuchleriſchen Täuſchung ſeiner ſelbſt und anderer und endlich zu ſchnöder Wegwerfung alles Göttlichen und Heiligen hinführt. Den Schlüſſel zur deutlichen Einſicht davon findet der Zögling in dem intuitiven Bewußtſeyn des Erwachens und Gangs ſeiner eigenen Gefühle, in den Eindrücken der Dinge auf ſein Gemüth und in den religiöſen Einrichtungen und Aeuſſerungen um ihn her. Als Thatſache iſt das Ganze in der religiöſen Kulturgeſchichte der Menſchheit von jeher ausgeſprochen. Die Bezeichnung dazu, oder der Faden, an den ſich die Darſtellung für den Unterricht anknüpfen muß, iſt in der Sprache eines jeden Volks vorhanden. Was dadurch im Zögling als nothwendig erzeugt werden ſoll, iſt: Er ſoll die Wahrheit und das Ewige in ihrem Urſprunge ergreifen. Er ſoll ſich ſelbſt und das Menſchengeſchlecht weſentlich religiös ins Auge faſſen, und als ein organiſch und nach nothwendigen und göttlichen Geſetzen ſich entwickelndes Ganzes, oder als eine religiöſe Natur anſchauen. Er ſoll den Abfall von Gott und dem Göttlichen eben ſo in ſeinem Urſprung und in ſeinem Wachsthum erkennend, ſich um ſo inniger und treuer an den Weg der Rückkehr zu Gott und an das Leben in ihm anſchlieſſen, damit ſo vorbereitet die Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit, die Bedeutung des ewigen Evangeliums ihm aufgehe; damit er zu einem innern göttlichen Daſeyn gelange, wie er äuſſerlich in einem verſtändigen Daſeyn lebt.

Je heiliger uns dieſe Sache iſt, und je ernſter und angelegener wir uns mit ihr beſchäftigen, je größer endlich das Ziel iſt, das wir uns vorſetzen, deſto mehr ſind wir indeſſen den verehrten Eltern unſerer Kinder und dem Publikum das Geſtändniß ſchuldig, daß wir diesfalls noch lange nicht am Ziel ſind, und daß wir in dieſen Andeutungen nur die Bahn eines wahrhaft entwickelnden und mit den unwandelbaren Geſetzen der Bildung der Menſchennatur gegründeten Religionsunterrichts geöffnet glauben. Aber auf einer ſolchen Bahn glauben wir uns wirklich, und es iſt eine unſerer erſten und vorzüglichſten Sorgen, die praktiſche Ausführung in dieſer Hinſicht mit unſerer Anſicht und mit den Fortſchritten des Unterrichts im Ganzen unſerer Anſtalt ſo ſchnell als möglich übereinſtimmend zu machen. Auch werden wir nicht ſäumen, unſere diesfälligen Geſichtspunkte und Arbeiten, ſo wie ſie zu einiger Reife gelangen, bekannt zu machen.

Die älteſten Zöglinge können auch im Inſtitut ſelbſt zum heiligen Abendmal vorbereitet werden, und erhalten dann wiederholt einen vollſtändigen, ein halbes Jahr lang fortgeſetzten Religionsunterricht. Dies iſt wirklich gegenwärtig mit einer Klaſſe von vierzehn Zöglingen der Fall.

Im Allgemeinen iſt zu bemerken, daß wir allenthalben den Geiſt des Friedens, der Liebe und gegenſeitiger brüderlicher Handbietung zu wecken und zu nähren ſuchen. Die Maſſe unſers Hauſes iſt gut. Ein Geiſt der Kraft, der Ruhe und der Anſtrengung weht über das Ganze. Vieles zeichnet ſich in unſerer Mitte ſehr aus. Einige Zöglinge zeigen Engelherzen, voll Liebe und Ahndung eines höhern Sinns und Lebens. Die Schlechtheit fühlt ſich im Ganzen unſers Thuns und unſers Seyns nicht behaglich; hingegen findet jeder Funke des Edeln und Guten, das auch im Schlechten noch da iſt, in unſerer Mitte Nahrung und Belebung. Das Gemüth der Kinder wird im Allgemeinen weder durch Strafen verhärtet, noch durch Belohnungen veroberflächlicht und vereitelt. Das ſanftſchonende der liebevollſten Haushaltung hat in unſerer Mitte den ungeſtörteſten Spielraum. Die Kinder werden nicht leicht gekränkt. Der Schwache wird nicht dahin gelenkt, ſich mit den Stärkern, ſondern mit ſich ſelbſt zu vergleichen. Wir fragen den Zögling niemals: kannſt du was ein anderer? Wir fragen ihn nur: kannſt du die Sache? Aber wir fragen ihn immer: kannſt du ſie vollkommen? Zwiſchen Zögling und Zögling findet ſo wenig Colliſionsſtreit ſtatt, als zwiſchen liebreichen Geſchwiſtern, die in einer glücklichen Lage mit einer liebevollen Mutter leben. Ein großer Kreis von Anſichten, von Gefühlen und Talenten ſprechen ſich in einzelnen Gliedern des Hauſes mit beſonderer Kraft aus, und wirken im Zuſammenhang, Eintracht und Freiheit aufs Ganze.

Es kann nicht anders ſeyn. Die Ausdehnung der Anſtalt, das unwiderſtehlich nöthigende Bedürfniß einer kraftvollen Anſtrengung, die Mannigfaltigkeit der Karaktere, und ihr bei der größten Verſchiedenheit der Anlagen, Neigungen, Einſichten und Standpunkte dennoch harmoniſches Wirken zu einem Zweck muß nothwendig für die Anregung und Entwickelung jedes Einzelnen die vielſeitigſten Reize und einen weit reichern Stoff liefern, als ihn die Beſchränkung des häuslichen Lebens zu geben vermag. Die erſten und letzten Perſonen der Anſtalt ſtehen zwar ſowohl dem Alter, als der Anſicht und Bildung nach ſehr weit aus einander. Aber dieſer Abſtand verurſacht keine Kluft, keine unnatürliche Trennung oder Entfernung: denn auch die Zwiſchenſtufen ſind ausgefüllt. Jeder findet eine Welt vor ſich, wie er ſie nach dem Grade ſeiner Anſchauungskraft bedarf, und gewinnt dem Ganzen eine Seite ab, die ihn ausſpricht und ſeine Natur befriedigt. Wo das Kind Kindlichkeit und Gemüthlichkeit nöthig hat, kommt ſie ihm in ſeines Gleichen und in jugendlichen Lehrern voll Lebendigkeit, Frohſinn, Biegſamkeit, Lieblichkeit und Anmuth entgegen. Wo hingegen männliche Ruhe, Feſtigkeit und Würde, ſeine Karakterkraft ſtärken, und es auf den Ernſt des ſpätern Lebens aufmerkſam machen und vorbereiten ſollen, beobachtet und erfährt es auch dieſen, in den Lehrern von reiferm Alter. Hier iſt überhaupt ein Geſichtspunkt berührt, der für die weſentlichſten Grundſätze und Erforderniſſe einer umfaſſenden, wahrhaft menſchlichen und vollſtändigen Erziehung gewiß von großer Wichtigkeit iſt. Der Gang meiner Anſtalt und meiner Erfahrungen ſtellt darüber Reſultate auf, die auf die Organiſation eines jeden öffentlichen Erziehungshauſes den bedeutendſten Einfluß haben müſſen.

Das weibliche Perſonale der Anſtalt iſt dieſem Ganzen übereinſtimmend organiſirt. Meine Frau ſetzt ſich mit den jüngern Zöglingen in eine vielſeitige Berührung, und freut ſich, oft von ihnen um ſich zu haben, um ihre kindlichen Gefühle zu nähren und zu ſtärken. Meine Sohnsfrau, Frau Cuſter, die ſelbſt Mutter von noch ganz jungen Kindern iſt, wiedmet ſich der körperlichen und ökonomiſchen Pflege aller übrigen mit eben der Treue wie ihrer eigenen. In dieſem Geſchäft wird ſie noch von einer andern, praktiſch ausgezeichnet kraftvollen, durch Erfahrung erprobten und zuverläßigen Perſon, die ſchon bei dreißig Jahren als Hausfreundin in meinem Dienſte ſteht, unterſtützt. Ein Theil des weiblichen Dienſtperſonals ſelbſt entwickelt ſich durch die Theilnahme an den häuslichen Erforderniſſen der Anſtalt und durch die Handbiethung, die es dazu genießt, zu einem höhern und beſſern Sinne, wie ich theils durch ihr tägliches Thun, theils durch ihr Benehmen bei ungewöhnlichen Auftritten mit Vergnügen bemerke.

Ganz vorzüglich ſuchen wir aber auch die geſelligen Verhältniſſe der Zöglinge ſorgfältig zu erforſchen und anzuwenden, um ſie zur Humanität im reinſten und umfaſſendſten Sinn des Worts zu führen. Alle ſeltenern Anläſſe, Freudenfeſte, wichtigere Begebenheiten, Zeit oder andere Veränderungen werden ergriffen, um in ihnen die Heiligkeit des Bandes, das die Menſchen umſchließt, zu einer großen und bleibenden Anſchauung zu bringen, und dieſe Anſchauung ihnen unauslöſchlich einzuprägen. Dieſe außerordentlichen Auftritte, ihre Eindrücke und Wirkungen ſtellen ihnen zwar nur dasjenige in einem höhern Bilde gleichſam conzentrirt dar, worin ſie täglich leben, was ſie beſtändig empfinden und erfahren. Allein eben dieſer Zuſammenhang des Alltäglichen mit dem Seltenen läßt ſie auch das wirkliche Leben geiſtig verklärt ahnden, und erhebt ſie vorzüglich durch die Uebereinſtimmung des Ganzen ihrer gewöhnlichen Verhältniſſe mit dem ausgezeichnetſten und herrlichſten, was das Daſeyn für ihren Kreis und ihre Faſſungskraft darbieten kann. Ihm iſt die wohlthätige überall verbreitete Wärme des Gefühls zuzuſchreiben, die dann in glücklichen Augenblicken, wie wir oft erfahren, in vielen wie zur Begeiſterung ſteigt, die ſich aber insbeſondere in kraftvoller Selbſtüberwindung und in dem pünktlichſten und anhaltendſten Streben ſich auszubilden, zu erkennen giebt.

Dabei machen wir in der Behandlung der Kinder durchaus keinen, auf etwas Aeuſſerliches und Zufälliges ſich gründenden, Unterſchied. Wir anerkennen in dieſer Rückſicht ſchlechterdings keinen Vorzug des Werths des einen Kindes vor dem andern, als den, der ſich auf die Reinheit ſeines Willens, und auf den Grad ſeiner Kraftanſtrengung und Selbſtüberwindung gründet, zu ſeyn und zu werden, was es ſeiner Anlage nach ſeyn kann und werden ſoll. Wir ehren die Menſchheit, d. h. die menſchliche Natur in allen gleich. So weit wir davon entfernt ſind, das aufblühende Genie auf irgend eine Weiſe zu beſchränken, eben ſo wenig ſuchen wir daſſelbe in irgend einem vorzüglich, d. h. auf Unkoſten irgend eines andern zu begünſtigen, und glauben es den Eltern und Kindern wie uns ſelbſt ſchuldig, den ſchwachen und talentvollen Zögling, kurz jeden vorzüglich, d. i. auf die dem Grade ſeiner Fähigkeiten angemeſſene Weiſe und ſo beſorgen zu müſſen, daß er alles werde, was er werden kann, und alles entfalte, was die Natur in ihn gelegt hat. Es findet diesfalls bei den Lehrern und den Zöglingen das vollkommen gleiche Verhältniß ſtatt. Jeder gilt das, was er iſt. Jeder iſt das, wozu er ſich ſelbſt macht. Jeder ſteht in Vergleichung mit den Uebrigen da, wohin ihn ſeine Natur geſtellt hat, und nimmt keinen andern Rang ein, als den, den er ſich durch Einſicht, Kraft, Thätigkeit und Liebe ſelbſt anweist und erwirbt. Darin aber wird er auch ſicher anerkannt, und wir haben eben ſo auffallende als rührende Beiſpiele von dem Anſehen und dem Einfluß, mit denen ausgezeichnete Zöglinge unter den Uebrigen da ſtehen, und von der Achtung, und man möchte ſagen kindlichen Verehrung, mit der ſie betrachtet werden. Und dieſe Auszeichnung iſt nicht Willkühr, nicht Gunſt, nicht Gabe des Zufalls und der Laune, ſie wird auch durch nichts Aeuſſeres bezeichnet, ſondern ſie iſt das reine freie Werk der Natur, der Tugend, bewußtlos, und eben darum ohne alle Anmaßung.

Dieſe Anzeige der in meinem Inſtitut wirklich vorhandenen Veranſtaltungen zur Beſorgung der Kinder, zu einer richtigen Behandlung derſelben, zur Erkenntniß ihrer Eigenthümlichkeiten und ihrer ſpeziellen Bedürfniſſe, zur Bewahrung ihrer Unſchuld, und zur Erhebung ihres Gemüthes, ſo wie einiger Hauptgrundſätze, aus denen dieſe Veranſtaltungen flieſſen, wird allen Freunden der Unternehmung ein anſchauliches Bild von unſerm ernſten Beſtreben geben, unſere Zöglinge zu guten, humanen und religiöſen Menſchen zu bilden.

Allein, indem ich dieſes Beſtreben als die Grundlage des Ganzen und als den weſentlichſten Maßſtab des Werths oder Unwerths unſrer Erziehungsanſtalt anſehe und erkläre, wird darum keineswegs die Rückſicht auf die äuſſerliche und körperliche Beſorgung der Zöglinge hintangeſetzt. Es finden diesfalls nicht minder eine Menge Einrichtungen und zufälliger Umſtände ſtatt, welche die Anſtalt in der Hinſicht vor aller Gefahr ſichern, und ſie wirklich vor den meiſten auszeichnen.

Die Nahrung, welche die Zöglinge erhalten, iſt einfach, reichlich, und ſehr nahrhaft. Zum Frühſtück eſſen ſie Suppe, in deren Art faſt jeden Tag gewechſelt wird. Beim Mittageſſen bekommen ſie wieder eine ſehr gute Fleiſchſuppe, Gemüſe und Fleiſch, Brod und ein Glas Wein, alles bis ſie genug haben. Um vier Uhr theilt man Obſt, oder was ſonſt die Jahrszeit mit ſich bringt, nebſt einem Stück Brod aus. Zum Nachteſſen um acht Uhr giebt man ihnen Suppe, Gemüſe oder Milchſpeiſen, und zweimal in der Woche Fleiſch; Brod ſo viel ſie wollen, aber keinen Wein.

Der Zuſtand der Geſundheit und das im Ganzen ſehr kraftvolle Ausſehen unſerer Zöglinge iſt gewiß auſſerordentlich und jedermann auffallend. Es verdient bemerkt zu werden, daß von der beträchtlichen Anzahl derſelben, die von ſechzig auf einhundert und vierzig bis fünfzig ſtieg, ſo lange die Anſtalt ſich in Iferten befindet, noch kein einziger geſtorben iſt. Die Krankheiten ſind ſehr ſelten, und viele Knaben, die ſchwächlich eintraten, haben ſich auf die auffallendſte Weiſe erholt. Aber auch in Krankheitsfällen ſind wir glücklich, einen vortreflichen Hausarzt und die unmittelbare Nähe eines berühmten Heilbades zu genieſſen, wo ſich die Kinder auch im Winter von Zeit zu Zeit baden und waſchen können. So wie ein Kind über irgend eine bedeutende Unpäßlichkeit klagt, wird der Arzt darüber zu Rath gezogen, und in einem beſondern Krankenzimmer theils von meiner Frau Tochter, theils von der ſchon bemerkten Gehülfin, die in dergleichen Umſtänden ſehr viele Erfahrung hat, beſorgt. Zudem wird der Körper der Kinder ſowohl durch das tägliche Waſchen, durch das täglich von mehrern Perſonen beſorgte Kämmen und durch öfteres Wechſeln des weißen Zeugs immer, ſo viel es bei jungen Leuten ſtatt finden kann, rein erhalten.

Auſſer der geſunden Nahrung und Beſorgung ſchreiben wir den Zuſtand der Geſundheit unſerer Zöglinge vorzüglich auch dem *freien und thätigen Leben* zu, das den ganzen Tag, ſelbſt in den Lektionen, beſonders aber in den Erholungsſtunden ſtatt findet. Es iſt natürlich, daß, ſo viel zur Erzielung körperlicher wie geiſtiger Kraftfülle, und überhaupt zur Erreichung der weſentlichen Abſichten der Erziehung, von den Einrichtungen in einer Anſtalt, und von dem Thun der Lehrer abhängt, doch das *eigne Thun* der Kinder und ſeine Leitung die Hauptſache ausmacht. Freie und lebendige Thätigkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit, Anſtrengung ohne Ueberſpannung, die gehörige Abwechslung zwiſchen dem Lernen und Spielen und zwiſchen den Unterrichtsgegenſtänden, weder übermäßiger Schlaf noch übermäßiges Wachen u. ſ. w. müſſen nothwendig bei ihnen hinzu kommen, und alles übrige gleichſam in Wahrheit und Uebung verwandeln. Ich glaube den allerkürzeſten und beſtimmteſten Ueberblick dieſes Thuns meiner Zöglinge in der Tagesordnung, in welcher ſie leben, darſtellen zu können. Sie iſt folgende:

Am Morgen um ſechs Uhr geht die erſte Lektion an, um ſieben Uhr wird Morgenandacht gehalten, nachher waſchen und kämmen ſich die Kinder, bringen ihre Kleider in Ordnung, werden in die Reihe geſtellt und ihr Anzug geprüft; dies geſchieht in kleinen Abtheilungen, wo immer ein älterer Zögling von anerkannter Sorgfalt die Aufſicht über die andern hat; von da geht man zum Morgeneſſen. Um acht Uhr wird wieder in die Klaſſe geläutet und der Unterricht fortgeſetzt bis um zwölf Uhr; eine Viertelſtunde vor dem Mittageſſen werden die Kinder frei gelaſſen. Nach dem Eſſen können ſie ſich erholen bis um halb zwei Uhr; dann dauert der Unterricht bis um halb vier Uhr; von der Zeit bis um fünf Uhr ſind ſie frei: unterdeſſen wird das Abendeſſen ausgetheilt. Nachher lernen die Kinder wieder bis um acht Uhr, dann gehen ſie zum Nachteſſen, von da zur Abendandacht, und dann ins Bette.

Auch die geſunde Lage von Iferten und vorzüglich des Schloſſes trägt das ihrige zur Geſundheit der Kinder bei. Die Stadt liegt oben am Neuenburgerſee in einem angenehmen Thal, das faſt beſtändig durch den Nord- oder Oſtwind durchſtrichen wird, welche Winde ſehr viel zur Geſundheit des Orts beitragen. Man hält mit großem Unrecht Iferten für eine ungeſunde Stadt. Auſſerdem, daß der See ſich immer mehr und mehr von der Stadt entfernt, und man ſeit langem viele Anſtalten getroffen hat, die umliegenden Sümpfe auszutroknen, iſt es ein zuverläßiges Faktum, daß anſteckende Krankheiten und wiederkehrende Fieber ſeit zwölf Jahren in keinem benachbarten Städtchen ſeltener ſind, als in unſerer Stadt, und daß die Sterblichkeit geringer iſt, als anderswo. Auch ſind Kinderkrankheiten in keinem Fall häufiger, als an andern Orten. Der beſte Beweis davon iſt aber der Geſundheitszuſtand unſers Hauſes.

Die Art des Unterrichts und die Freiheit, in der wir die jungen Leute ſelbſt in den Lektionen halten, tragen gewiß auch nicht wenig zu ihrer Lebendigkeit und Heiterkeit bey. Wenn man annimmt, daß ſich Bewegen und Sprechen bei den Kindern ein entſchiedenes Naturbedürfniß iſt, und weiß, wie ſehr dies Bedürfniß in den gewöhnlichen Schulen durch das Stillſitzen und Schweigen gelähmt und unterdrückt wird, ſo iſt es gewiß nicht unbedeutend, daß die Methode dieſem Uebel entſcheidend abhilft. Sie ſichert auch von dieſer Seite die erſten Zwecke der Erziehung und des Unterrichts, ohne den gewöhnlichen Fehlſchritten von beiden zu unterliegen.

In den Erholungsſtunden, die nach der Tagesordnung täglich zweimal, gleich nach dem Mittageſſen bis halb zwei Uhr, und von halb vier Uhr bis fünf Uhr ſtatt haben, im Sommer aber bei der großen Hitze von ſechs bis acht Uhr des Abends, wird das körperliche Leben in ſeiner ganzen Fülle genoſſen. Die Tagsaufſeher führen die Zöglinge entweder ſpazieren, oder im Sommer zum Baden, und im Winter zum Schlitten in den Schnee oder zum Schleifen aufs Eis, wobey in keinem Fall etwas zu gefahren iſt, indem der See an ſeinen Ufern von hundert bis auf zweyhundert Schritte weit hinaus nicht Kindestiefe hat, und im Winter auch nur dieſer untiefe Theil überfriert. Wenn aber dieſe beſondern Uebungen nicht ſtatt finden können, ſo gehen die Kinder auf den geräumigen, ganz vorzüglich zu körperlichen Uebungen geeigneten Platz gleich neben der Stadt, und überlaſſen ſich da allen Arten von Leibesübungen. Die Zöglinge werden nach ihren Kräften und Neigungen in verſchiedene Haufen abgetheilt, und wählen ſich ſelbſt die beſondere Art Uebung oder Spiel, wobei ſie ſich erholen und beluſtigen wollen. Die Gegenwart und Theilnahme des Lehrers, der dann ganz als Kind unter ihnen lebt, vermehrt die Freude und bringt Leben ins Ganze. Bey ſchlechtem Wetter werden im Schloſſe ſelbſt die allgemeinen Leibesübungen nach unſern beſondern, in der Wochenſchrift aufgeſtellten Grundſätzen getrieben; fünf Lehrer theilen in dieſer Hinſicht die Maſſe der Kinder ab, und geben darin Unterricht. Aufmerkſamkeit, Gewandtheit und Ausdauer ſind die Hauptgeſichtspunkte, die bey allen dieſen Uebungen immer im Auge behalten werden. Am Mittwoch und Sonntag wird der ganze Nachmittag zu längern Spaziergängen angewendet, die gewiß nicht wenig zur körperlichen Feſtigkeit und zum frohen Genuß an der Natur beitragen. Dieſe beſtändige Regſamkeit am Tag, und die Müdigkeit, ohne Erſchöpfung oder Erhitzung, mit der ſie ſich des Nachts zur Ruhe begeben, und aus Bedürfniß der Erholung bald einſchlafen, iſt ein überaus wichtiges Mittel zum Erſatz ihrer Unſchuld, und einer der weſentlichſten Grundlagen ihrer Sicherheit.

Was **Körperſtellung** und **Anſtand** noch beſonders betrifft, ſo erhalten alle Kinder, deren Eltern es verlangen, Unterricht im Tanzen, ſelbſt Fechten, beſonders aber im Exerzieren. Bereits zählen ſich achtzig unſerer Knaben zum exerzierenden Korps, das von einem Lehrer ſelbſt angeführt und geübt wird, den ich nach Lauſanne geſchickt habe, damit er ſich in der dortigen Militärſchule, alles was dazu gehört, zu eigen mache. Wirklich benimmt er ſich ſehr geſchickt bey dieſem Geſchäft, und wird von allen jungen Leuten als ihr Hauptmann geliebt.

Ich ergreiſe dieſen Anlaß, um den geehrten Elter meiner Zöglinge anzuzeigen, daß ich jedem Knaben eine Flinte und Patrontaſche um einen ſehr billigen Preis verſchaffen kann. Die Unkoſten für dieſe Uebungen ſind unbeträchtlich, und kommen mit der Nützlichkeit derſelben, ſ wie ſie hier getrieben werden, in keinen Betracht. Noch habe ich ſeit drei Monaten Gleichheit der Kleider, ohn militäriſche Auszeichnung, eingeführt, und erſuche desnahen alle Eltern, mich in dieſer Maßregel zu unterſtützen. Das Tuch, welches ich gewählt habe, iſt von grauer Farbe Hoſen und Röckchen vom gleichen Zeug, ohne Aufſchläge ein Gilet von einem andern Stoff und anderer Farbe und ſchwarze Ueberſtrümpfe. Es macht mir Freude, wenn dieſe Maßregel von den Eltern angenommen wird, indem ſie zur Ordnung, zur Feſthaltung der Ueberſchauung, zu Einfachheit und Uebereinſtimmung des Ganzen nothwen

dig

dig geworden. Indeſſen erkläre ich beſtimmt, daß ich jedem Vater und jeder Mutter in der Hinſicht frei ſtelle, zu thun, was ſie gut finden, und wenn ſie vorziehen ſollten, Kleider von anderm Stoff, anderer Farbe und anderm Schnitt, ihren Kindern entweder zu ſchicken, oder hier machen zu laſſen, ſo wird ſie nichts in der Hinſicht hindern, und ihre Kinder werden in keinem Fall darunter leiden. Denen, welche die angenommene Kleidung für ihre Kinder genehmigen, kann ich auch hier alles, was dazu gehört, in ſehr billigem Preis anſchaffen. Da die Vorräthe in großen Parthieen angeſchafft werden, und da man zur Ausbeſſerung alter Kleider immer mit dem paſſenden Zeuge verſehen iſt, ſo erwächſt daraus für die Eltern ein weſentliches Erſparniß. Ich erwarte darüber alſo nur beſtimmte Ordre von Seiten der Eltern.

Das, was bis jetzt geſagt worden, wird, hoffe ich, hinreichen, um jedermann zu überzeugen, daß mein Inſtitut als Erziehungsanſtalt ſeiner Organiſation und Lage nach allen vernünftigen Forderungen, die an eine ſolche zu machen ſind, entſpricht. Allein über den Unterricht iſt man noch lange nicht ſo einig; dagegen hat man noch gar viele Zweifel, und bringt theils immer dieſelben Einwendungen dagegen vor, ungeachtet alles deſſen, was bereits darüber erfahren und geſchrieben worden, theils aber auch von Zeit zu Zeit neue; und wie man meynt, ſehr bedeutende und wichtige. Damit man auch darüber etwas mehr ins Reine komme, will ich mich bemühen, ſo weit es ſich in dieſer kurzen Darſtellung thun läßt, eine etwelche Ueberſicht deſſen zu geben, 1) was im Inſtitut

gelehrt wird, und 2) welches die Grundſätz
ſind, die uns beym Unterricht leiten.

1) Was ſich in Hinſicht auf die Gegenſtänd
des Unterrichts im Allgemeinen ſagen läßt, iſt fol
gendes: das Kind lernt ſich ſelbſt, d. h. ſeine kör
perlichen, intellektuellen, äſthetiſchen, ſittli
chen und religiöſen Anlagen, Kräfte und Thä
tigkeiten fühlen und anſchauen, kennen un
üben. Dieſem Anſchauungsunterrichte an und über ſic
ſelbſt ſteht der Anſchauungsunterricht an und übe
die Natur gegenüber und hält mit dem erſten gleiche
Schritt. Von ſich ſelbſt und ſeinen häuslichen Umgebun
gen aus erweitert ſich dieſer Unterricht auf die menſch
liche Natur nach allen obigen Rückſichten überhaupt. Un
eben ſo erweitert er ſich von ſeinem ſinnlichen Erfahrungs
kreiſe aus über die ganze äuſſere Natur. Vom erſte
Punkt aus wird es zur Einſicht der weſentlichen, geſel
ſchaftlichen und menſchlichen Verhältniſſe; vom zweite
aus zur Einſicht der Verhältniſſe, in denen es und da
Menſchengeſchlecht zur äuſſern Natur und dieſe zu jenem
ſteht, geführt. Der Menſch, die Natur, das gege
ſeitige Verhältniß beider zu einander, und wa
aus ihrer Betrachtung und Erkenntniß für di
Bildung und Veredlung der Kinder in jede
Hinſicht hervorgeht, machen alſo die Grunda
ſicht und den Urſtoff des Unterrichts aus, un
aus ihnen entwickeln ſich alle einzelnen Kenntniſſe un
Bildungsfächer.

Allein es muß hier als die Hauptſache und als die durch als weſentliche Grundlage unſers Unterrichts bemerkt werden, daß hiebey gar nicht davon die Rede iſt, die Natur, den Menſchen und ihre gegenſeitigen Verhältniſſe blos äuſſerlich und ſinnlich aufzufaſſen, d. h. blos in ſo ferne ſie abgeriſſene empiriſche Merkmale darbieten, die man nach der erſten beſten Reihenfolge, oder nach einer vereinzelten, logiſchen Verknüpfung zuſammenſtellte. Die Rede iſt davon, *die Dinge und ihre Erkenntniß ſelbſt als ein lebendiges und organiſches nach nothwendigen und ewigen Geſetzen harmoniſch in einander greifendes, und als ſolches von etwas Einfachem und Urſprünglichen aus ſich darſtellendes und entwickelndes Ganzes anzuſchauen, um aus dieſer Anſchauung ſo zu entwickeln, wie eines im andern und durch das andere gegründet iſt und beſteht.* Nicht von irgend einer Form, ſondern vom Weſen und Leben ſelbſt geht das Ganze aus, und jede Form erſcheint blos als der Ausdruck und die Darſtellung dieſes angeſchauten Weſens und Lebens *).

---

*) *Anmerkung zur neuen Ausgabe.* In dieſen und mehreren andern Stellen ſpreche ich mich nicht ſo wohl in der urſprünglichen Einfachheit meiner, mit eigenen Anſichten des Erziehungsweſens als in, mit unreifen und weſentlich fremden und unverſtändlichen, philoſophiſchen Anſichten aus, bey denen damals, aller unſerer guten Abſichten ungeachtet, die Köpfe der meiſten Glieder unſers Hauſes und auch der meinige ſchwindeln mußten, und welche mich perſönlich im Weſen meiner Beſtrebungen verwirrten und ſtille

Ohne mich weiters in die Erklärung dieſes Grun
ſatzes einzulaſſen, die anderswo gegeben werden muß, u
die theils zu viel vorausſetzte, um von den meiſten E
tern meiner Zöglinge verſtanden zu werden, theils allg
weitläufig wäre, um hier Platz finden zu können, wen
ich mich zu den einzelnen ihnen bekannten Gegenſtände
in denen ihre Kinder unterrichtet werden, und will a
dieſe weniger nach dem Zuſammenhang und der Bede
tung, welche ſie in der Methode haben, als nach der g
wöhnlichen Benennung und Eintheilung aufzählen, u
Ihnen die Bekanntſchaft mit dem Umfang deſſen, was
für ihre Kinder hier erwarten können, zu erleichtern.

ſtellten, auch den Flor des Hauſes und der Anſtalt,
in dieſem Zeitpunkt zu einer glänzenden Scheinhöhe
langten, in ſeinen Wurzeln verfaulen machten, und eige
lich als die verborgene Quelle alles Unglücks, das ſeit d
ſem Zeitpunkt in der Anſtalt über mein Haupt zuſamme
gefloſſen, anzuſehen ſind. Ich bin gleichſam als ein Ki
an die Spitze der Anſtalt gekommen. Bey der Richtun
die ſie nahm, konnte ich das Kind nicht bleiben, das
war, und das, was ich hätte ſeyn ſollen, konnte ich
werden. Die Folgen dieſes Umſtandes waren in Rückſ
auf mich und die Anſtalt bis auf den heutigen Tag ä
ſerſt traurig, und doch hat die Vorſehung mir die M
lichkeit erhalten, nach ſo viel verlornen Jahren in der
den wieder zu der Einfachheit und Kindlichkeit zurück
kehren, durch welche ich allein im Stande bin, das Eig
thümliche und Weſentliche meiner Zwecke, ſo viel es
mir ſelbſt abhängt, zu befördern und zu ihrer endlic
Erreichung das Meinige mit Erfolg beyzutragen.

Einen weſentlichen Theil davon macht die Sprache aus. Der Sprachunterricht zerfällt 1) in Ton und Wortlehre, oder in die Kenntniß und Fertigkeit der Darſtellung des Elementarſtoffs; 2) in die Formen oder Verhältnißlehre, in ſo fern die Sprache die Geſetze des Denkens ausdrückt, d. h. allgemeine und beſondere Grammatik, Philoſophie der Sprache; und endlich 3) Sprache als Bedeutung, oder als der allumfaſſende Ausdruck deſſen, was in dem Menſchen, in der Natur, und in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen liegt, und was der Menſch nothwendig in ſich und in der Natur anſchaut und benennt. In dieſem Letztern ſind die beiden erſten Theile des Sprachunterrichts urſprünglich und weſentlich vereinigt, und ſie entwickeln ſich beide aus ihm. Die bereits aufgeſtellte Grundlage von demſelben iſt das Buch der Mütter, das allerdings durch dieſe Anſicht eine andere Bedeutung bekommt, als die man ihm gewöhnlich giebt, nämlich, als ſey es blos ein Mittel, die Theile des menſchlichen Körpers kennen zu lernen, und ein Muſter, wie man die Theile anderer Gegenſtände nach logiſchen Reihenfolgen ins Aug faſſen, und benennen lernen müſſe. Wir beſchäftigen uns gegenwärtig damit, dieſen ganzen Sprachunterricht in einen geordneten und vollſtändigen Zuſammenhang zu bringen.

Weil dieſer Zuſammenhang theils an ſich ſchon zu viel umfaßt, theils in Kürze nicht deutlich dargeſtellt werden kann, theils endlich auf der Kenntniß der Natur des ganzen geiſtigen Daſeyns beruht, ſo übergebe ich hier die weitere Ausführung und Angabe des Details, und bemerke

nur, daß der Bau und Organismus der elementariſch
pädagogiſchen Sprachbearbeitung, wenn er einmal aufg
ſtellt ſeyn wird, als Mittel den Menſchen in ſich ſelb
und in die Natur zu führen, für das Weſen der Erkenn
niß an ſich ſchon, und noch mehr für die allgemeine Vo
bereitung eben ſo einfacher als nothwendiger und umfa
ſender Wahrheiten von den tiefgreifendſten Reſultat
ſeyn wird.

Da unſere Kinder faſt alle entweder die deutſche e
franzöſiſche Sprache, als Mutterſprache, reden, ſo werd
beyde Sprachen hauptſächlich berückſichtigt, und der Unte
richt in mehrern Stunden in beyden zugleich gegeben. J
deſſen wird denn doch der Unterricht jeder von dieſen be
den Sprachen abgeſöndert ertheilt, und die Grundſätze
ner jeden aus ſich ſelbſt entwickelt. Die Kinder lern
alſo in beyden Sprachen reden, leſen und ſchreiben, u
ſich über alles, was ſie ſelbſt ſind, haben, können und ſ
len, ſo wie über das, was ſie umgiebt, und was die N
tur ihnen darbietet, mündlich und ſchriftlich ausdrück
Dieſer Unterricht wird aber immer wiederum nicht b
als iſolirter Sprach- und Schreibeunterricht, ſondern
Belehrung, als Mittel einer allumfaſſenden Geiſtes- u
Herzensbildung behandelt. Dadurch iſt es denn nicht n
erklärbar, ſondern unvermeidlich, daß um dieſer Verb
dung und um dieſes zuſammenhängenden, aber ſicher
einem großen Ziel führenden Gangs willen, die Fo
ſchritte der Zöglinge in einzelnen Theilen der fremden o
der Mutterſprache nicht ſo groß und ſo auffallend ſ
können, wie da, wo man nur eine Sprache, und in

ſer Sprache nur einzelne Theile, die zu ſchnellem Reſultaten führen, und zwar noch mit größerm Zeitaufwand, als das bey uns nicht ſtatt haben kann, oder vielleicht wohl gar ausſchlieſſend übt und lehrt.

Von den alten Sprachen wird die lateiniſche auf beſtimmtes Verlangen der Eltern allen denen gelehrt, die bereits im Inſtitute ſelbſt zu einer etwas klaren Einſicht in Kenntniß in ihrer Mutterſprache gekommen ſind. Ganz kleine Kinder, oder ſolche, die noch gar keinen Sprachunterricht erhalten haben, werden davon ausgeſchloſſen. Auch wird ſo eben bey ein paar Zöglingen, welche die Univerſität beziehen werden, ein Anfang in dem Griechiſchen gemacht werden. Die Art, wie hierüber zu Werk gegangen wird, und was wir darin verbereiten, ſetzt die allgemeine Organiſation des Sprachunterrichts voraus, und kann erſt nach einem Verſuch der Bearbeitung letzterer ins Licht geſetzt werden.

Ferner wird gelehrt: Die Erdbeſchreibung. Die Behandlung derſelben geht von der Anſchauung und Auffaſſung des Geſichtskreiſes und ſeiner geographiſchen Verhältniſſe, oder deſſen, was die Erdoberfläche darbietet, aus, und theilt ſich dann 1) in den Elementarunterricht, der für einmal in die phyſiſche, mathematiſche, phyſikaliſche, klimathiſche und politiſche Anſicht zerfällt wird, und 2) in den topographiſchen Theil, in welchem jede einzelne Anſicht der geographiſchen Auffaſſung des Geſichtskreiſes in geordneter Stufenfolge und in ſyſtematiſchem Zuſammenhang durchgeführt, ihre gegenſeitigen Verhältniſſe entwickelt, und die Zöglinge durch dieſes Fundament zu einer reinen und umfaſſende Anſicht der Erd- und Menſchengeſchichte und ihres gegenſeitigen Einfluſſes auf einander, der Menſchen, der Staats und Völkerverhältniſſe, des Culturganges unſers Geſchlechts und endlich der Naturwiſſenſchaft in ihren größern Umriſſen und Beziehungen vorbereitet werden. Der ſtatiſtiſch Theil, d. h. die Produkte, Einwohnerzahl, Verfaſſung u. ſ. w. werden tabellariſch in Ueberſichten den Kindern bekannt gemacht. Alle Kinder empfangen dieſen Unterricht, entweder deutſch oder franzöſiſch, deren Kräfte und Vorkenntniſſe ihn zulaſſen.

In der Naturgeſchichte werden eben ſo mit den Zöglingen elementariſche Kurſe nach den drei Reichen der Natur, dem Thier-, Pflanzen- und Mineral-Reich vorgenommen. Einer der Hauptgeſichtspunkte dabey iſt, der Gang an die Empfänglichkeit des Kindes, d. h. die Sinne und deſſen, was es an den Erſcheinungen, Formen, Eigenſchaften und Thätigkeiten, oder Wirkungen der Thiere Pflanzen und Mineralien wahrnehmen kann, zu knüpfen, um es gleichſam von der beſtimmten Idee deſſen aus, was die Natur in jedem dieſer Reiche allgemein und weſentlich ausdrückt, zur Kenntniß der einzelnen, in den gegebenen Merkmalen der Anſchauung wahrgenommenen Gattungen, Arten und Individuen zu führen. Dieſe Idee aber wird durchaus in demjenigen, was im Geſichtskreiſe des Kindes liegt, was es geſehen, gehört, empfunden und beobachtet hat, ihm zum Bewußtſeyn gebracht und daraus dann in immer ſich erweiternden Stufenfolgen entwickelt. Von den Pflanzen, Mineralien und den In ſelten werden von den Zöglingen ſelbſt kleine Sammlungen angelegt, welche ſie durch eigenes Sammeln auf den Spaziergängen bereichern.

In der experimentirenden Naturlehre werden gleichfalls Verſuche gemacht. Bisher wurden die Zöglinge mit den hauptſächlichſten Erſcheinungen der Elektrizität, des Magnetismus und Galvanismus und einiger Gasarten bekannt gemacht. Uebrigens ſuchen wir auch hiefür im phyſikaliſchen Sprachunterricht einen ſichern Faden. Es findet ſich hiezu ein artiger Apparat bey einem Arzte in der Stadt, der wöchentlich einmal den ältern Knaben darüber Unterricht ertheilt.

Ferner machen wir diejenigen unſerer Zöglinge, welche ihre vollendete Ausbildung hier erhalten und nicht, wie Zugvögel, aus einer Lehranſtalt in die andre zu wandern verdammt ſind, mit den Hauptzügen der Welt und vaterländiſchen Geſchichte und mit dem Leben der berühmteſten Männer bekannt; und ſo wie uns die älteſten Zöglinge lange genug gelaſſen werden, daß ſie durch das Studium der lateiniſchen und griechiſchen Sprache zu dem der alten Geſchichte und Litteratur eingeleitet werden können, ſo werden ſie auch mit dieſem Theil bekannt gemacht werden.

Die Zahlenlehre oder ſogenannte Rechenkunſt wird in Hinſicht auf Erkenntniß und Fertigkeit vielſeitig behandelt und die Zöglinge bringen es darin ſehr weit. Die Anſchauungslehre der Zahlenverhältniſſe macht die Baſis davon aus. An ſie ſchließt ſich die Wurzelrechnung an; die ſich aus der Anſchauung des Quadrats

entwickelt. Damit verbindet man ferner, das ſchrif
liche oder Ziffernrechnen, das ganz im Geiſt de
Anſchauungslehre der Zahlenverhältniſſe geübt wird, d
Buchhaltung und was zur Vorbereitung für den Kauſ
mannsſtand dieſfalls noch weiters angeknüpft werden muſ
In wiſſenſchaftlicher Hinſicht lernen die Zöglinge fern
die Algebra, worin der Gang durch die frühern Uebun
gen ſehr geſichert und auſſerordentlich erleichtert wird. Un
ſo mehr da ſie nicht blos, wie es ſonſt gewöhnlich der Fa
iſt, mit Formeln ſpielen, und ſie brauchen, wie ſie ihne
gegeben werden, ohne etwas Neues daraus entwickeln z
können, ſondern von der Nothwendigkeit ihres Verſahren
eine lebendige innere Anſchauung haben; und nicht nur di
Dinge und Verhältniſſe kennen, aus der ſie entſpring
ſondern auch überall ſelbſtthätig ihnen noch unbekann
Beziehungen und Verhältniſſe auffinden und neue Grun
ſätze daraus entfalten.

Der gleiche Fall findet ſtatt mit der theoretiſchen un
praktiſchen Geometrie oder der Feldmeßkunſt, die dur
die vorzüglichen Talente und die ſeltne Anſtrengung de
gleichen ganz in der Anſtalt und durch die Methode gebi
deten Lehrers zu einem zuſammenhängenden Syſtem au
gearbeitet wurde, das für die praktiſche, häuslich
und Schulbildung eine höchſt wichtige Bahn eröff
und nicht nur für eine allgemeine Entwicklung des Geiſte
der Kunſt und der Berufskräfte des Volks, die größte
Folgen, ſondern auch in wiſſenſchaftlicher Hinſich
eine Baſis bedeutender Bereicherungen und großer Anſich
ten verſpricht. Wir begriffen es bisher unter dem ſog

nannten A B C der Anſchauung. Die Theile, in denen es bis jetzt bearbeitet iſt, und worin die Zöglinge unterrichtet werden, ſind: die Formenlehre, die Gröſſenlehre, die Maasverhältnißlehre, und zum Theil die Stereometrie oder räumliche Körperlehre. Hierin erhalten die Zöglinge einen bildendern, lückenloſern und vollſtändigern Unterricht, als er bisher irgendwo vorhanden war. Auch iſt darin der Grund zu den höhern und höchſten wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden dieſes Fachs einerſeits und anderſeits zu umfaſſenden Anwendungen auf mechaniſche Künſte und Berufsbedürfniſſe gelegt und vorbereitet.

Den thatſächlichen Beweis, wie ſehr bei der Geiſtesbildung durch die Methode aus der Einheit und Fülle des Mittelpunkts der letztern alles, als ein unermeßliches, freilich nicht jedem zu umfaſſen mögliches Ganzes, hervorgehe (was einſt, wenn dieſe Methode vollendet iſt, zuverläßig bey der ganzen Bildung des Menſchen ohne Ausnahme der Fall ſeyn wird) beweißt auch die Zeichnungskunſt und der Zuſammenhang, in dem ſie die Zöglinge lernen. Als Linearzeichnung üben ſie ſich alle mit der Formenlehre und machen darin große Fortſchritte. Wie ſich auf dieſem Wege das äſthetiſche der Form vom mathematiſchen derſelben geſöndert hat, und in ihnen zum deutlichen Bewußtſeyn gelangt iſt, werden ſie in den mannigfaltigen Orten ihrer Darſtellung geübt. Denn erhalten ſie Unterricht in der Perſpective. Das eigentlich künſtleriſche des Zeichnens lehrt ein darzu angeſtellter Mahler die ältere Zöglinge. Da für die Elementarzeichnung

nächſtens die Formen ſelbſt erſcheinen werden, ſo ſage ic
über dieſen Gegenſtand nichts weiters, als daß nach de
Zeugniß von Künſtlern und andern befugten Richtern, un
ſer Zögling auf einen Weg geſtellt wird, in welchem er bi
an die Gränzen vorrücken kann, wo er, wenn er ſich de
eigentlichen Kunſt widmet, hinreichend vorbereitet iſt,
die Werkſtatt eines Künſtlers zu treten, eine Vorbereitung
die ſo viel in ſich ſchließt als in einer allgemeinen Leh
anſtalt geleiſtet werden kann und ſoll.

Das A B C der Anſchauung giebt dem Schönſchre
ben, das in unſern Tagen ſo wichtig iſt, eine ſichere Baſis
was aber noch wichtiger iſt, es wird die Linearzeichnun
und die in das ganze verſtändige und bürgerliche Lebe
ſo tief eingreifende mathematiſche Elementaranſchauun
und Kenntniß ſo allgemein machen, als es jetzt das Leſ
und das Schreiben iſt.

Auch mit der Mechanik, inſofern ſie zu den Beruf
fertigkeiten gehört, haben die Zöglinge Gelegenheit ſich b
geſchickten hieſigen Mechaniker bekannt zu machen, die
nen ihre Werkſtätten öffnen und ihnen Lektionen gebe
Wirklich erhalten bereits 10 unſrer Knaben Unterricht dar

Die Vocalmuſik lernen alle Zöglinge, denen
Natur das Talent dazu nicht verſagt hat. Dieſer Unte
richt zerfällt ſo wie er jetzt betrieben wird, als Uebung
das muſikaliſche Zeitmaaß, die Tonfertigkeit oder Melodi
und in die Harmonie und als Kenntniß in die Zeiche
lehre oder das Verſtehen und Leſen der Noten und Muſi
figuren und der Kompoſition. Auch ſie iſt zum eigentlich
Werk der Selbſtthätigkeit erhoben. Um den Einfluß d

Geſangs als Bildungsmittel zu befördern, ſind die Zöglinge auſſer dem Unterricht darin in eine Geſellſchaft für denſelben organiſirt, und ſingen alle Sonntag Morgen zuſammen. Auſſer ihr wird von Muſiklehrern in der Stadt im Violin, Flöte, Clarinett und Klavierſpielen Anweiſung gegeben.

Dieß iſt die einfache Darſtellung deſſen, was in der Anſtalt in Hinſicht auf den Unterricht und die Uebung der Zöglinge wirklich geſchieht. Ich könnte zwar das Regiſter deſſen, was wir lehren, leicht mit hochklingenden Namen vermehren. Auch ſchwindelt es einem ordentlich vor der Menge von Wiſſenſchaften, die heut zu Tag in jeder Trivialſchule gelehrt werden, und deren Benennung und Verzeichniß allein ſchon ein Studium und eine Wiſſenſchaft ausmacht. Allein es ſind vielleicht der Namen ſchon zu viel, weil ihre Vervielfältigung nur der Beweis einer traurigen Zerſtücklung der Erkenntniß ſelbſt und der Schwäche des menſchlichen Geiſtes, der ſcheinbare Reichthum folglich eben der größte Beweis offenbarer Armuth iſt.

Was nun den Lecktionsplan nach dieſen Gegenſtänden betrifft, ſo ſind die verſchiedenen Unterrichtszweige ſo vertheilt, daß, wo möglich, immer zu derſelben Stunde, auch derſelbe Unterricht durch alle Klaſſen gegeben wird; um dadurch die Verſetzung der Zöglinge aus einer Klaſſe in die andre, nach ihren Kräften und Fortſchritten möglich zu machen. Die Anzahl der Klaſſen iſt nach jedem Unterrichtsfach verſchieden, ſechs bis zehn Abtheilungen, wovon jede ihren eignen Lehrer hat. An dem Standpunkt der verſchiedenen Klaſſen kann man zu gleicher Zeit den

Zuſammenhang und die Reihenfolge des Unterrichts e
kennen.

II. In dem bisher Geſagten iſt nun freilich wed
die Art, wie der Unterricht ertheilt wird, noch der Zuſam
menhang und der Geiſt des Einzelnen befriedigend g
zeigt; noch viel weniger iſt es das, was wir für das E
ziehungsweſen überhaupt wollen, und für jeden Zöglin
bezwecken. Ich will daher über das letztere noch eini
Geſichtspunkte aufzuſtellen verſuchen.

Ueberhaupt kann ich ſagen, wir ſuchen die Zöglin
nicht durch zu viele Gegenſtände auf einmal zu überlade
ſondern geben uns Mühe, jeden einzelnen Punkt, den ſ
lernen, ſo vielſeitig zu beleben, daß ihre Kraft allgeme
angeregt und für die Stufe, auf welcher ſie dem Entwic
lungsgange ihres Weſens nach ſtehen, in Fertigkeit un
Harmonie verwandelt werde.

Was ich oben von der Gleichheit der Behandlung d
Zöglinge ſagte, gilt hierüber in beſondrer Anwendung v
ihrem Unterricht. Wir kennen für jedes Fach der menſc
lichen Erkenntniß nur einen Unterrichtsgang, den der i
vollendeter Harmonie mit dem Entwickelungsgange d
Menſchennatur, aus der Natur der Sache und ihrer En
wickelung ſelbſt hervorgeht. Dieſer iſt für alle Zögling
die dieſes Fach lernen ohne Ausnahme gleich; nur da
der fähige Kopf den gleichen Umfang weit ſchneller, d
ſchwache hingegen denſelben weit langſamer durchlauft, da
der letztere nur einige Stufen, der erſte hingegen alle e
reicht, und zur höchſten und freiſten Ueberſicht gelang
daß das Genie mit ſchöpferiſchem Geiſte und als Entdeck

arbeitet, der gewöhnliche Menſch hingegen mit Mühe und Arbeit blos zur Einſicht und Erkenntniß der nämlichen aber doch der nämlichen Reſultate ſich erhebt. Deſto ſorgfältiger bemühen wir uns, dießfalls dafür zu ſorgen, daß das Genie eine offne und ſichere Bahn für ſeine Fortſchritte finde, daß auf der andern Seite der gewöhnliche Kopf in den Anfangspunkten deſſen, was er lernt, ſo lange feſtgehalten und ſo vielſeitig geübt werde, als es die Sicherheit ſeines Fortſchrittes erfordert, um nicht bloße Scheinwirkungen zu erzeugen, und um Oberflächlichkeit zu verhüten. Denn je ſchneller ein ſolcher vorrückt, deſto unvermeidlicher iſt die Oberflächlichkeit und deſto weniger kann und weiß er am Ende.

Darzu ſehen wir insbeſondere darauf, zu erforſchen, worin die entſchiedene Kraft eines jeden liege, um dieſe beſondre Kraft gleichſam als den Mittelpunkt jener Geiſtesthätigkeit und als den Faden zu benutzen, an dem wir ihn ins geiſtige Daſeyn einführen, um ihm Zuverſicht und Streben einzuflößen, den Kreis deſſelben zu erweitern. Wir haben darüber Beobachtungen und Erfahrungen geſammelt, die von äußerſter Wichtigkeit auf den Fall werden könnten, wenn die geehrten Eltern meiner Zöglinge in unſre Geſichtspunkte einträten, und uns mit Zutrauen hierüber die Hand böten. Es iſt nämlich kein Zögling, der alles zu umfaſſen vermag, es iſt aber auch keiner, der nicht für irgend ein Fach beſondere Luſt zeige, und der es nicht, wenn er anhaltend ſich darauf verlegen könnte, zu etwas Ausgezeichnetem bringen würde. Der eine lebt gleichſam ganz nur in Zahl und Form, und übt alles andere blos gleichgültig mit. Ein Anderer wirft ſich mit Kraft und Freiheit blos auf die Sprache. Ein dritter faßt beſonders das Aeſthetiſche auf, und zeichnet ſehr ſchöne Figuren indem er in manchem Andern zurückbleibt. Noch andre ſcheinen für alles gleiche Empfänglichkeit zu haben, und der Abwechslung als Reizmittel zu bedürfen, und beſchäftigen ſich daher mit allem mit gleicher Munterkeit. Auch die Zeitpunkte ſind verſchieden und plözlich geht einem Knaben wie ein neuer Sinn für einen Gegenſtand auf, der vorher gar keine Wirkung auf ihn machte. Sollte dieß nicht ein Fingerzeig der Natur ſeyn, und ſollte nicht auſſerordentlich viel damit gewonnen werden können, wenn man die Kinder ſtatt ſie in mehrere Fächer auf einmal zu führen, ſie nur ſo lange damit beſchäftigte, bis ſich eine beſtimmte Richtung in ihnen zeigt, und dann darin ihren Trieb ſo lange gänzlich befriedigte, bis in dieſem Einen ſtark das Gefühl des Bedürfniſſes und die Luſt zum Andern auch in ihnen erweckt worden? Es iſt freylich durchaus nöthig, daß jeder Knabe bis auf einen gewiſſen Punkt alle Fächer der Elementarbildung umfaſſe. Aber es frägt ſich; in welcher Zeit; in welcher Ordnung und Stufenfolge, und wer ſoll darüber entſcheiden? Offenbar, wie mir ſcheint, die Natur des Kindes. Eine Erziehungsanſtalt muß daher durchaus ſo organiſirt ſeyn, daß alle Entwicklungs- und Bildungsfächer zweckmäßig bearbeitet ſind; daß in allem unterrichtet wird, was die Neigung und das Bedürfniß des Kindes anſprechen kann. Aber das, was jedes Kind gelehrt werden ſoll, ſoll bey jedem in der Zeit gelehrt werden, in der es ſeine Natur anſpricht; denn

dieß

dieß iſt der Beweis, daß ſeine Empfänglichkeit und Kraft dafür erwacht iſt. Allein wenn dieſe Forderung auf einmal geſchieht, wenn man beſonders das Heil des Kindes darin ſetzt, ſeine Fortſchritte darnach beurtheilt, und die Güte einer Anſtalt und Lehrart darnach ſchätzt, daß das, was man einmal gewohnt iſt, gelehrt werde, ohne auf die Natur und die Triebe des Kindes zu achten, ohne daran zu denken, daß es einige Jahre ſpäter vielleicht in einem Monate lerne, womit es ſich jetzt Jahre lang vergeblich abmüht, wenn man ſich nicht darmit begnügt, daß das Kind etwas *Weſentliches*, und daß es dieſes *recht* könne ohne ſeine Wünſche ihm aufzudringen, ſo iſt nicht anders möglich, als es müſſen Widerſprüche der Natur mit willkührlichen Forderungen der Menſchen entſtehen, welche Lehrer und Kinder in gleiche Verlegenheit ſetzen und die Bildung letzterer zuverläſſig aufhalten, ſtatt befriedigen. Das Rechte hierin bedürfte freylich Zeit und Mühe; die Organiſation der Erziehungsanſtalten müßte auf ganz andre Grundſätze gebaut werden, und die Anſichten über den Zweck des Unterrichts und dasjenige, was geleiſtet werden ſoll, eine bedeutende Veränderung erleiden. Ich habe dieſen Geſichtspunkt, der bisher in meiner Anſtalt vielfältig ſtatt hatte, aber auch zu vielen Irrthümern über ſie Anlaß gab, hier nur berührt und beiläufig darauf aufmerkſam machen wollen, weil ich mich vielleicht einmal ausführlicher darüber erklären werde. Ich kehre zurück auf meine Bahn.

Die Entfaltung der Anlagen iſt in allem das Erſte, wonach wir ſtreben; wir trachten überall die Fächer der Kenntniſſe, in denen wir Unterricht geben, mehr als Mittel der Geiſtesbildung, als wie Mittel der Ausdehnung der Kenntniſſe zu benutzen. Wenn die Ausdehnung der Kenntniſſe in irgend einem Fache von Nutzen ſeyn ſoll, ſo muß vorher die Geiſteskraft des Kindes auf den Punkt gebracht werden, die erforderlich iſt, dieſe Kenntniß in ihrem Weſen und Umfang zu faſſen und zu verdauen. Wir glauben überhaupt, der Jugendunterricht müſſe in ſeinem ganzen Umfang mehr kraftbildend als wiſſenbereichernd ſeyn; ohne Feſthaltung dieſes Grundſatzes ſei keine Harmonie in den Anlagen des Kindes zu erzielen, und ohne dieſe werde unſer Geſchlecht im Gange ſeiner Ausbildung nicht menſchlich kraftvoll, ſondern bey der höchſten Anmaßung ſchwach und erbärmlich, und anmaßlich bey der höchſten Schwäche und Erbärmlichkeit. Selbſt das Wiſſen des Guten und Beſten, wenn es nicht mit dem Wollen und Können des Guten und Beſten verhältnißmäſſig iſt, kann nicht anders, es iſt in ſeinen dießfälligen Folgen der Veredlung der Menſchennatur weſentlich mehr hinderlich als förderlich. Alles Lernen der Jugend ſoll Selbſtthätigkeit, freies Erzeugen aus ſich ſelbſt, lebendige Schöpfung ſeyn; und das iſt es bei uns in ſeltnem Grad. Alle Kräfte der Kinder ſind dabei zugleich in Anregung, ſo daß die Anſtrengung, mit der ſie ſich der Arbeit widmen, ſi nicht angreift, weil ſie nicht zwingend iſt. Sie befinden ſich bei derſelben äuſſerſt wohl, und geben ſich ihr mi Luſt und Eifer hin. Sie lernen mit Luſt, nicht weil das

Lernen nur ſpielend getrieben wird und keine Anſtrengung von Seiten des Schülers verlangt, ſondern weil alles, was jedes Kind lernen muß, ſeinen Kräften angemeſſen iſt und nur in dem Grade zuſammengeſetzter und ſchwerer wird, als die Aufmerkſamkeit, die Urtheils- und Ueberlegungskraft des Kindes ſelbſt wächſt; weil alles, was gelehrt wird, aus der Entwicklung der Natur des Kindes ſelbſt entſpringt, und wieder im Zuſammenhang zu dem, was es ſchon kann, ſteht, weil das Kind in allem was es lernt, lebt und davon erfüllt wird. Durch dieſes Leben in der Lehre allein läßt ſich das Leben und die Freude des Kindes beim Lernen erklären und verſtehen. Es wird nicht zerſtreut, ſondern es wird geſammelt, es wird nicht beluſtiget, ſondern es wird ergriffen, es wird nicht erdrückt, ſondern es wird beſeelt." Nur Perſonen, die davon bei ihrer Erziehung nichts an ſich ſelbſt erfahren haben, oder nichts von der Art hervorzubringen wiſſen, können dieſe Aeuſſerungen bei den Kindern als eine Folge von Spiel von Mechanismus anſehen. Wollte man ſie aber ſo nennen, wohlan, ſo wäre eben dieß der Gang und die Lehrart der lebendigen Natur. Der Lehrer darf freilich dabei kein bloſſes Werkzeug ſeyn, um das Todte todt wieder zu geben ſo wie es da iſt, ſondern er muß ſich ganz in den Anſchauungs- und Begriffskreis des Kindes verſetzen, und ſich ganz in der Sache ſelbſt bewegen, gemeinſchaftlich mit dem Kinde von einer Wahrheit zur andern, von einer Entdeckung zur andern ſchreiten. Dieß iſt, ich geſteh' es, ſchwerer, als mit dem erſten, beſten Handbuch aufs Katheder zu treten und den jungen Leuten das, was ſich darin findet, durch diktiren, docieren und demonſtriren einzutrichtern.

Wenn wir indeſſen die Entwickelung der Anlagen und Kräfte zur Menſchennatur zur Baſis unſeres Unterrichts machen, ſo ſchließen wir dabei, wie ſich aus obiger Anzeige deſſen, was in der Anſtalt gelehrt wird, unwiderſprechlich ergibt, den Unterricht in den Wiſſenſchaften nicht aus. Im Gegentheil, wir ſind überzeugt, daß die wahren und allgemeinen Elemente und Fundamente der geiſtigen Kraftbildung zugleich die allgemeinen und unveränderlichen Elemente und Anfangspunkte der Wiſſenſchaften ſelbſt ſind, und daß es keine andere weder gibt noch geben kann. Wie ſich auf dem Wege der Methode die Kraft des Kindes erweitert, ſo erweitert ſich damit ſein Wiſſen in gleichem Grade, und ſo, daß es jener nothwendig immer angemeſſen, und daß auf der andern Seite ſeine jedesmalige Erkenntniß nach dem Standpunkte, auf dem es ſteht, ein zuverläſſiges und untrügliches Kennen iſt, das mit dem ganzen Umfang ſeiner entwickelten Anlagen und ſeiner Urtheilsfähigkeit übereinſtimmt. Mein Kind, das Kind meiner Methode, weiß und urtheilt nicht über ſein Alter, über ſeine Einſicht, über ſeinen Uebungs- und Erfahrungskreis hinaus, was es aber weiß, das weiß es vollkommen. Worüber es urtheilt, aus ſich ſelbſt, und dem Unterrichtsgange, den es geführt wurde gemäß urtheilt, darüber iſt ſein Urtheil vollendet. Es wird auf den Weg geſtellt, den der Erfinder einer Wiſſenſchaft ſelbſt nahm und nehmen mußte

Es wird ihm der Faden ihrer Erweiterung und die Stuffenfolge der Ausbildung, welche das Menſchengeſchlecht in ihr durchlaufen hat, in die Hand gegeben, daß es an dieſem Faden die vorhandenen Hilfsmittel weſentlich, ſelbſtthätig und ſelbſtſtändig auffaſſen und brauchen, und an ihm ſo weit gehen kann, als ſeine Kräfte reichen. Wenn das, was man Wiſſenſchaft nennt, nach der Art, wie darinn gewöhnlich unterrichtet wurde, einer durch ihren beſtimmten Umfang beſchränkten Kreislinie gleicht, über die hinaus das Kind nie ſeine Thätigkeit und ſeine Geſichtspunkte erweitern konnte, ſondern ſich in immer engern und beſchränktern Kreiſen, bis gegen den Mittelpunkt zu bewegen mußte; mit deſſen Erreichung alle Thätigkeit und alles Leben gleichſam aufhört, wenn es nicht ſelbſt, durch auſſerordentliche Anlagen und Kräfte getrieben, ſeinen Gang umkehrt, ſo wird hingegen das Kind der Methode in allem, was es lernt, gleich im Anfange in den Mittelpunkt verſetzt, von dem aus es ſich nach allen Seiten und Richtungen hin, frei und ins Unendliche erweitern, kurz ohne alle Beſchränkung ſo weit und ſo tief dringen kann, als es fähig iſt. Selbſt das Gefühl dieſer Freyheit ſchon erhebt es zu Ahndungen und Kenntniſſen in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, und erregt in ihm das Bewußtſeyn einer Kraft, und eine Anſtrengung, die ſonſt nie in dem Grade in ihm erwacht wären.

Was wir für die wiſſenſchaftliche Bildung unſerer Zöglinge thun und zu thun ſuchen, das thun und ſuchen wir auch nach den nämlichen Geſichtspunkten für ihre

Kunſtbildung zu thun. Ehe Regeln, Lehren und Räſonnement darüber ſtatt finden, werden ſie in Uebungen und Fertigkeiten hineingeführt, die ſie mit der eigenthümlichen Beſchaffenheit der Kunſtwelt vielſeitig bekannt machen, und ihnen eine Menge von Anſchauungen verſchaffen, eine Menge von Erfahrungen geben, durch welche ſie im Stande ſind, die Regeln und Lehren lebendig aufzufaſſen, wirklich zu verſtehen, und bei wahrem Talent im Nothfalle auch ſelbſt zu finden. So wenig ein auf dem Wege der Methode gebildeter Zögling ein Schwätzer über Wiſſenſchaften werden kann, ohne Wiſſenſchaft, ſo wenig kann er ein Kunſtſchwätzer werden ohne Kunſt. Allenthalben geht aus ihren Grundſätzen und Mitteln die Baſis aller Kunſtbildung, Harmonie und Vollendung hervor. Die Erfahrung beſtätigt, was pſychologiſch zum voraus als richtig angenommen werden kann. Der Zögling der Methode, der Genie für die Kunſt hat, entfaltet ſich in ihrer Hand ſchnell zur Kunſtkraft; der andere, der keine Kunſtanlagen beſitzt, und bei dem ſelbſt kein höherer Kunſtſchwung denkbar iſt, bildet ſich am Faden ihrer Mittel, dennoch mit Sicherheit zu einem vorzüglichen Kunſtakt, zu einzelnen Kunſtfertigkeiten, und zur mechaniſchen Kraft der Kunſtnachahmung.

Auch kann ich den Einfluß meiner Methode auf die bürgerliche Berufsbildung nicht unberührt laſſen. Ich weiß, daß viele Eltern meiner Zöglinge über dieſe Frage keineswegs gleichgültig ſind, ſondern ſich ernſtlich um die Reſultate derſelben für die künftigen Lebenszwecke, die häusliche Selbſtſtändigkeit und Verſorgung ihrer Kinder bekümmern. Es macht mir Freude, dießfalls mit Beſtimmtheit ſagen zu können, der Zögling der Methode gelangt zur Entfaltung einer körperlichen, geiſtigen und Kunſtkraft, die ihn in den Stand ſetzt, in jedem Berufsfach, in das er ſich wirft, mit Selbſtſtändigkeit zu arbeiten. So wenig es der Fall ſeyn kann, daß ſich die Anſtalt in beſondere Induſtrie-Fächer verliere, ſo wird dennoch in ihr, wie dieß nothwendig bei einer wahren Entwickelung und Bildung der Menſchenkraft geſchehen muß, der Geiſt der Induſtrie, der allen einzelnen Fächern derſelben zum Grunde liegt, allgemein geweckt, und bei thätigen Köpfen eine ſeltene Menge von Anſichten, Verhältniſſen und Ideen erzeugt, deren Anwendung auf die Berufsarten und Bedürfniſſe des bürgerlichen Lebens, dem damit bekannten Beobachter, im Augenblik auffällt. Die Erfahrung unterſtützt dieſe Beobachtung ſchon an einigen ältern Zöglingen, und es iſt unmöglich, die Folgen der in dem Inſtitute entwickelten Grundſätze und Mittel auf die Verbeſſerung und Veredlung der Umſtände des Nährſtandes, und der ganzen von der Induſtrie lebenden Volksklaſſe nicht als entſcheidend anzuſehen.

Es iſt das Weſen des Geiſtes und der Grundſätze der wahren Menſchenbildungsweiſe, die Arbeiten und Fächer der Induſtrie ſelbſt in Mittel der Menſchenbildung zu verwandeln. Dieß iſt aber nur dadurch möglich, daß entwickelte Geiſtes- und Herzenskraft, kurz eine wahrhaft geiſtige und gemeinnützige, d. h. religiöſe Anſchauungs- und

Behandlungsweiſe der Dinge jeder Arbeit, jedem Fache der Induſtrie vorausgehe. Dieß iſt aber in keinem Falle anders, als durch eine reine Geiſtes- Herzens- und Kraftbildung ſelbſt möglich. Die Induſtrie, die nur Routine, die nur einzelne mechaniſche Fertigkeit iſt, die nur vom Aeuſſern ausgeht, und ſich auf thieriſche Triebe gründet, erhebt und veredelt weder den Menſchen noch das Volk. Aber der Geiſt der Induſtrie, der von reinen und umfaſſenden Mitteln der Elementarbildung erzeugt, im Menſchen mit den höhern Anlagen ſeiner Natur in Harmonie gebracht, und weſentlich ein Geiſt, der Geiſt ein und eben deſſelben Individuums iſt, dieſer erhebt und veredelt den Menſchen und das Volk, denn er befriedigt durch Wahrheit die Menſchennatur, er verſchönert die Thätigkeit durch Reinheit der Seele und heiligt durch Liebe das Leben. Freilich erwartet die nähere Anwendung dieſer Grundſätze die Stunde, in welcher die Ausführung meines Lieblingsplans, eine Armenſchule, mich in den Stand ſtellen wird, dießfalls Reſultate für die niedere Menſchheit hervorzubringen, die das Herz der Edeln mit eben der Sicherheit und mit eben der Kraft ergreifen werden, mit der die Elementarmittel der Geiſtesbildung das Herz derſelben ergriffen haben.

Im Allgemeinen darf ich es getroſt ſagen, die Idee der Elementarbildung bedarf des Zeugniſſes keines Menſchen. So gewiß als Licht da iſt, wo die Sonne ſcheint, ſo gewiß als die Natur des Lichts auf das Wachsthum und das Leben in der Natur den wohlthätigſten Einfluß hat;

eben ſo gewiß entfaltet die wahrhaft elementariſche Bildung das innere geiſtige Leben der Menſchennatur. So gewiß ſie dieß thut, ſo gewiß hat ſie dadurch einen entſchiedenen Einfluß auf die Bildung unſers Geſchlechts, zu den Wiſſenſchaften, zur Kunſt und zu den Bedürfniſſen des häuslichen und bürgerlichen Lebens. Die Elementarunterrichtsmittel haben ſo tief in das Weſen alles Anwendungs- und wiſſenſchaftlichen Unterrichts eingegriffen, daß es jetzt nicht mehr die Frage ſeyn kann, den Elementarunterricht zu enden, und den wiſſenſchaftlichen als für ſich beſtehend anzufangen. Dieſe Unterrichtsmittel ſind nun auf den Punkt gediehen, daß man ihnen entweder auf dem halben Wege abtrünnig werde, und ſie ganz verlaſſen oder den Anwendungsunterricht und die Wiſſenſchaftslehre ebenfalls wieder ganz an ſie anketten muß; dafür müſſen denn freilich die Wiſſenſchaften, oder wenigſtens die Art, wie jede von ihnen zu lehren iſt, eigens für dieſen Zweck bearbeitet werden.

Das ſind ſie aber freilich jetzt noch nicht, und wir fühlen, gewiß mehr als irgend jemand, wie vieles noch fehlt, bis ſie dieſes ſind, und wie viel uns ſelber noch mangelt, um in dieſer Hinſicht alles leiſten zu können, was hierin geleiſtet werden ſoll. Dieſe Bearbeitung iſt weder die Sache einiger Jahre, noch einiger weniger Menſchen. Es iſt nicht genug, daß wir ſagen können: wir ſind im Stand, unſern Zöglingen den ganzen Umfang von Kenntniſſen zu geben, die erfordert werden, um von uns weg mit Ehren in jeden Stand einzutreten, ſelbſt die

Univerſität beziehen zu können; wir müſſen ſagen dürfen: wir ſind im Stand, ihnen dieſelben in ihrem Umfang, in Uebereinſtimmung mit unſern Elementarmitteln zu geben; wir müſſen ſagen dürfen: wir geben ſie ihnen gebaut auf die Fundamente des Geiſtes, des Herzens und der Kunſt, die ſich durch unſere Elementarmittel in ihnen entfaltet haben: wir geben ſie ihnen als reine nothwendige Folge ihrer ausgebildeten Kräfte, und zugleich als Mittel der Fortſetzung derſelben. Wir müſſen es ſagen dürfen: wir geben ſie nicht in der Oberflächlichkeit ihrer iſolirten Zerſtückelung, wir geben ſie ihnen im Zuſammenhang mit der durch die Elementarbildung gegründeten Einheit der Ausbildung der Menſchennatur im Ganzen, und mit der Solidität, mit der Humanität und mit der Kraft, die dieſer Bildung weſentlich iſt. Nun ſind wir aber noch nicht da, dieß ausſprechen zu dürfen, es iſt aber auch niemand anders da, der in der Lage wäre, es ausſprechen zu dürfen.

Gewiß iſts, daß die Grundſätze der Elementarbildung den ſichern, unfehlbaren Weg bezeichnen, auf dem dieſes Ziel geſucht und erreicht werden muß. Und eben ſo gewiß iſts, daß wir einige weſentliche Schritte zu dieſem Ziel ſchon wirklich gethan haben, und wirklich in vieler Hinſicht mehr zu leiſten im Stande ſind, als irgend jemand, ohne Anerkennung und Befolgung der Grundſätze der Elementarführung zu leiſten im Stande iſt.

Um aber hierin mit Erfolg handeln zu können, wäre es ſehr wichtig, wenn die Eltern unſerer Zöglinge, nachdem ſie ſich einmal eine genugſame Zeitlang durch Erfahrung von den Vorzügen der Methode und des Inſtituts überzeugt hätten, ſich dann beſtimmt erklären würden, wie lange ſie ihre Kinder noch in der Anſtalt laſſen wollten, und zu was für einer Lebensbeſtimmung ſie dieſelben vorzüglich vorbereitet haben möchten. Nebſt dem wichtigen Vortheil, den dieſer Umſtand meiner Anſtalt und meinen Zwecken an ſich ſelbſt gewähren würde, könnte er es möglich machen, den Eltern zum Voraus beſtimmt zu ſagen, was für jedes Individuum wirklich geleiſtet werden könnte. Wir würden dadurch in den Stand geſetzt, nähere Rechenſchaft über unſere Maaßregeln zu geben, und dafür verantwortlich zu ſeyn. Es liegt mir ſehr viel daran, über dieſen Punkt mit unſern Eltern aufs Reine zu kommen.

Ueberhaupt haben die Mittel unſers Inſtituts ſehr viel gewonnen. Sie konnten nicht anders. Schon ſeit acht Jahren haben ſich eine nicht unbedeutende Anzahl von Jünglingen um mich her verſammelt, um dem Studium der Erziehung mit vereinigten Kräften obzuliegen, und wo möglich daſſelbe aus dem Wirrwar ſeiner empiriſchen Widerſprüche zu ziehen, und zu einer auf unwiderſprechlichen Grundſätzen ruhenden Wiſſenſchaft zu erheben. Wir dürfen es ohne Anmaßung ſagen: wir widmen uns unſerm Werk ohne Nebenabſichten; und was gewiß nicht unwichtig iſt; wir ſind für daſſelbe alle neu. Wir haben keinen Glauben, keine Anhänglichkeit an veraltete Schlechtheit; wir haben kein ökonomiſches, kein bürgerliches, kein ſittliches Intereſſe wider die reine Anſicht unſerer Stellung. Dieſe verſchlingt unſere Natur nicht, eben ſo wenig thut dieß unſere Lage, unſer Wiſſen und unſere Kunſt. Keine Anmaßung, weder des Rangs noch der Studien, trennt uns von der Maſſe derer, für die wir arbeiten. Wir leben brüderlich vereinigt, frei und froh neben einander, und ſind für das, was wir für das Einzige Nothwendige erkennen, Ein Herz und Eine Seele. Auch dürfen wir es ſeyn: Unſere Zöglinge ſo mit uns Ein Herz und Eine Seele. Sie fühlen, daß wir väterlich an ihnen handeln; ſie fühlen, daß wir ihnen dienen, und daß wir froh ſind, ihnen zu dienen; ſie fühlen, daß wir ſie nicht blos unterrichten; ſie fühlen, daß wir alles, was in ihnen Menſch iſt, zu ihrer Bildung in Bewegung und ins Leben ſetzen. Auch hangen ſie mit ganzem Herzen an unſerm Thun. Sie leben im ſtetem Bewußtſeyn ihrer Kraft. Sie zeigen ihr Glück durch die Freimüthigkeit, die Herzlichkeit und den Frohſinn, womit ſie unter uns leben. Das iſt mein Glück, das iſt das Glück der zum gleichen Zweck mit mir vereinigten Männer und Jünglinge. Es macht mir Freude, bei dieſem Anlaß zu wiederholen: ich habe den guten Zuſtand meines Werks, die Erreichung meines Lebensziels dem Vertrauen der achtungswürdigen Eltern meiner lieben Zöglinge zu danken. Ohne dieſes wäre meine Unternehmung nothwendig und ſchon längſt geſcheitert, und ich wäre einer der unglücklichſten Menſchen auf Gottes Boden.

Meine Hilfsmittel ſind beſchränkt; ich bin nicht reich; ich werde dieſes auch nie ſeyn, verdiene es auch nicht zu ſeyn. Ich habe zu viel, das ich dießfalls hätte benutzen können, vernachläßigt. Ich ſuche indeſſen auch nicht zu ſchneiden, wo ich nicht geſäet habe, und zu erndten, wo ich nicht gepflügt. Auch macht die eitle Ehre, mit der mein Thun ſeit einiger Zeit begleitet iſt, mein Glück nicht aus. Ich weiß zu wohl: die Welt lobt den Schein der Dinge, und läßt ihr Weſen unbemerkt. Mein Glück iſt, daß mir mein Beſtreben gelungen, daß Intereſſe und die Aufmerkſamkeit für die Menſchenbildung zu beleben, und die Herzen von tauſend und tauſend guten Vätern und Müttern hiefür erwärmt zu haben. Mein Glück iſt, zwar jetzt noch unter Drang und Sorgen, im Kreis mich liebender Kinder zu leben, ſie täglich zu allem Guten zu ſtärken, mit ihnen zu beten, ihnen ans Herz zu reden, und mich an ihrem Dank und an ihrer Liebe zu erquicken. Das iſt mein Glück, das iſt meine Seligkeit, und mein einziger Wunſch iſt, daß ſich mein Werk an ihnen vollende, daß es ſie dahin bringen, ihr Glück und ihre Wonne einſt in der Erziehung ihrer Kinder und Nachkommen zu ſuchen und zu finden, wie ich das meine in ihrer Erziehung gefunden. Mein einziger Wunſch iſt, mich der frohen Ahndung überlaſſen zu dürfen, daß dieſe Guten, Geliebten das Glück ihrer Mitmenſchen und Nachkommen durch eben die Mittel zu gründen ſuchen, die ſich an ihnen probhältig erwieſen.

Dafür aber iſt weſentlich nothwendig, ich muß dieß wiederholen, daß meine Zöglinge in keinem Fall zu früh aus meiner Anſtalt zurückgezogen werden. Die Mittel meiner Erziehungsweiſe lenken im Ganzen und Allgemeinen gar nicht auf ſchnellen Erfolg, und verſprechen ihn auch nicht. Sie können ihn auch nicht verſprechen. Der Menſch iſt das einzige Geſchöpf, das die Natur langſam erzieht; auch wir müſſen es thun; alle ihre Mittel verbannen allen Schein unreifer Reſultate, und fordern langes vertrauungsvolles Warten in ſcheinloſen Elementarübungen. Nur die Vollendung dieſer erſten und nothwendigen Schritte gründet den ſpätern und auſſerordentlichen Erfolg unſerer Mittel. Das Zurückziehen der Kinder, ehe dieſer Erfolg geſichert iſt, macht ſie die wohlthätigen Folgen unſerer Bemühungen größtentheils verlieren. In den Händen von Menſchen, die unſere Grundſätze nicht kennen, nicht auf ſie bauen, oder gar abſichtlich dagegen handeln, muß unſere Arbeit nothwendig verloren gehen. Darum zeugen auch Kinder, die uns ſo früh entriſſen werden, ſo wenig gegen die Richtigkeit unſerer Grundſätze und unſerer Reſultate, als das Fehlen von geiſtloſen Nachahmungen unſers Thuns von Leuten, die den Sinn unſerer Grundſätze weder ahnden noch verſtehen, und alſo ſich unſere Mittel auch nicht haben eigen machen können.

Was ich endlich eben ſo allgemein und dringend noch zu wünſchen habe, iſt die fortdauernde Aufmerkſamkeit und Beobachtung der Anſtalt. Ich habe im Anfang meiner Unternehmung die Freunde der Erziehung und die Eltern meiner Zöglinge um dieſe Aufmerkſamkeit und dieſe prüfende Unterſuchung gebeten. Auch war mein Haus ſeit dem Anfang der Unternehmung für dieſe Unterſuchung im vollen Sinne des Worts ein offenes Haus. Von dem Augenblick an, da die Kinder aufſtehen, bis an denjenigen, da ſie ſich wieder niederlegen, iſt jede unſerer Thüren jedermann offen. Was wir immer thun, das thun wir vor den Augen eines jeden. Auch wenn wir fehlen, fehlen wir vor den Augen aller Welt, und wollen es nicht anders. Wir halten es im Gegentheil für die größte Probe der Freundſchaft, wenn man uns mit Liebe auf irgend einen Fehler, der in unſerer Mitte geſchieht, aufmerkſam macht. Wir wollen kein Vertrauen, keine Vorurtheile, kein Zeugniß für uns, das wir nicht verdienen. Ich will vorwärts, ſo weit es vorwärts geht. Ich bin nicht ohne Leiden; ich bin nicht ohne Sorgen. Aber ich habe Vertrauen auf meinen Gang; ich habe Vertrauen auf Gott. Liebe Eltern meiner Zöglinge, Freunde der Kinder, Freunde der Menſchheit, mein Thun iſt ihr geweiht, mein Herz zwingt mich, meinem Zweck zu leben und dafür zu ſterben. Freunde, dieſes Herz hat von dieſer Seite Anſpruch auf das Eure, ſchenket mir forthin Euer Zutrauen, ſchenket meinem Inſtitute forthin Eure Aufmerkſamkeit und Eure Prüfung. Liebe Eltern meiner Zöglinge, beſuchet uns alle. Es iſt für Eure Kinder, es iſt für uns gleich wichtig, daß ihr es thut. Es iſt für uns, es iſt für Eure Kinder wichtig, daß Ihr mit uns im engſten Verhältniß lebet. Verhehlet uns keine Wahrheit, verhehlet uns keine, auch die leiſeſte Ahnung eines Wunſches Eures Herzens nicht; fordert uns zu jeder Wachſamkeit, zu jeder Pflicht auf. Sehet unſere Anſtalt als die Eure an; wahrlich ſie iſt mehr Euer als meine. Lebei Euern Kindern, lebet der Anſtalt wie ich, wie die mit mir verbundenen Freunde der Anſtalt leben; dann ſehe ich ruhig der Zukunft entgegen; möge ich dann leben, möge ich dann ſterben, mein Werk iſt gerettet.

Ein Wort

über den

Zuſtand meiner pädagogiſchen Beſtrebungen und über die Organiſation meiner Anſtalt im Jahr 1820.

Indem ich dem Publikum gegenwärtig den neuen Plan der Organiſation meines Hauſes vorzulegen gedenke, ſehe ich mich genöthigt, einerſeits die Geſchichte meiner frühern Beſtrebungen für die Aeufnung des Erziehungsweſens mit ein paar Worten zu berühren, anderſeits auch einigen Aufſchluß über das zu geben, was ich im Allgemeinen für die tiefere Begründung meiner Beſtrebungen jetzt einzurichten und hinter meinem Grabe ſicher zu ſtellen, mich in der Lage und verpflichtet fühle.

Schon meine erſte Jugend fiel in Tage, in denen die innere Kraft des Wohlſtands, der Beruhigung und des Segens aller Stände in ihren weſentlichen Fundamenten ſichtbar zu ſchwanken anfieng. Ich ſah beſonders in meinem Vaterland mitten im Anſchein ſeines wachſenden Reichthums und der ökonomiſchen Aufnahme ſeines Beſitzſtands nicht nur die Quellen ſeines unausweichbaren Wiederverſinkens in Armuth ſich täglich verſtärken, ſondern auch ſogar in dieſer in unſerer Mitte ſo geheißenen und geglaubten, hochguten Zeit die Zahl der armen, eigenthumsloſen Menſchen ſich ſichtbar und hie und da in einer gräßlichern Proportion vermehren und zugleich den Geiſt des Geſindellebens im eigenthumsloſen Volk um mich her ſo viel als allgemein werden. Die ehmals in unſerer Mitte auch in den niedern Ständen feſtgegründeten Fundamente eines ſtillen, redlichen, ſittlichen und beruhigten Hauslebens verſchwanden in denſelben allmälig allgemein; ſogar die ſeit Jahrhunderten von den Vätern geerbten, Achtung und Zutrauen gebietenden Sitten, Denkungs- und Handlungsweiſen des Mittelſtands, deſſen allgemeine und tiefgewurzelte Ehrenfeſtigkeit ehemals ſelber vom Staat aus mit der höchſten Sorgfalt geachtet und beſchüzt war, verloren ſich allmälig auf die bedauerlichſte Weiſe. Unter dieſen auffallenden Umſtänden konnten mir mitten im allgemeinen und öffentlichen Jubel eines unnatürlichen und fundamentloſen, blos vorübergehenden Geldverdienſts, ſo groß er auch immer war, die künftigen Nothverlegenheiten des Vaterlandes, die aus dieſen Umſtänden entſpringen mußten, nicht entgehn. Ich ſprach auch dieſe Anſicht ſchon in meiner Jugend in meinen Umgebungen mit Beſtimmtheit und Offenherzigkeit aus, ſah aber dabey die Noth und Verarmung, die dem Vaterland in dieſer Lage bevorſtehen mußte, in dieſem Zeitpunkt dennoch mehr als ein wirkſames Heilungsmittel gegen die Quellen unſers Verſinkens an, und dachte mir dieſen Zuſtand durchaus nicht als den Zuſtand eines unbeſieglich bleibenden, ſittlichen und bürgerlichen Verſinkens im Vaterlande. Ich erkannte aber auch ſchon damals, daß die einzige Möglichkeit, dieſem Zuſtand und den gröſern Uebeln, mit denen derſelbe uns bedrohte, abzuhelfen, in der Anbahnung einer beſſern Erziehung der Jugend in allen Ständen zu ſuchen und zu finden ſey. Auch ſchien mein Zeitalter mit mir die nämliche Anſicht zu haben. Es war durch mein Leben eine allgemeine Scheinanſtrengung für das Erziehungsweſen, die ſo groß war, daß ſich das Jahrhundert in Rückſicht auf dieſe Beſtrebungen ſelber den Namen des pädagogiſchen gab. Auch wechſelten in denſelben Aufſehen machende Erziehungsſyſteme ſchnell auf einander. Die Erziehungsſchriften häuften ſich ins Unermeßliche, und da die Liebhaberey über dieſen Gegenſtand Modeſache ward, ſuchten auch eine unermeßliche Anzahl Menſchen bey derſelben Vortheil, Ehre und Zeitvertreib, und drängten ſich in den ungleichſten Formen und Geſtalten hervor, um auf allerley alt- oder neumodiſche Weiſe als Erzieher, als Lehrer, als Schulmeiſter, als Präceptor's, als Informators u. ſ. w. öffentlich und in Privathäuſern Brod und Anſtellung zu finden, und auch ſelber auf dieſer Laufbahn als Schriftſteller ſich auszuzeichnen, und ſogar Vortheile, die ſonſt nur auf brillanten Carrieren erreichbar ſind, zu erringen. Unſtreitig waren unter der Menge dieſer Menſchen ſehr viele ausgezeichnete Leute von reinem, edeln Sinn, großen Talenten und Kenntniſſen; aber die meiſten von ihnen waren hingegen in den Schwächen eines Zeitalters befangen, dem die Kraft des häuslichen Sinns der Einfachheit, der kindliche Sinn und die praktiſche Lebensgewandtheit, die zur Entfaltung, Stärkung und Belebung der kindlichen Kräfte, d. h. zu den weſentlichſten Fundamenten des Erziehungsberufs, dem ſie ſich widmen wollten, nothwendig ſind, in einem hohen und auffallenden Grad mangelten. Das Große dieſes Zeitdrangs in der Pädagogik vermehrte freylich die Zahl der ſogenannten gebildeten Menſchen ins Unermeßliche. Es war auch beſtimmt geeignet, einzelne Zweige des menſchlichen Kennens und Könnens auf eine Höhe zu bringen, auf der ſie vorher nicht ſtanden, und eben ſo in allen Wiſſenſchaften und

Künſten einzelne Männer zu erzeugen, die ihrem Zeitalter und ihrer Wiſſenſchaft Ehre machten; aber eine äuſſerſt große Menge der in dieſem Zeitpunkt erzogenen Menſchen war in einem Meer eines, ſie für die Beruhigung ihres häuslichen Lebens und ihrer Privatexiſtenz, zu nichts und aber nichts hinführenden, oberflächlichen Vielwiſſens gleichſam erſäuft und zu einem leeren Maulbrauchen über alle Gegenſtände des Seyns und des Lebens hingeführt, das, anſtatt den wachſenden Uebeln der Zeit abzuhelfen, und den immer mehr mangelnden Hausſegen in allen Ständen zu erneuern, zu beleben und zu ſtärken, ihn vielmehr mit jedem Jahrzehend immer mehr untergrub, und ſeinem gänzlichen zu Grundgehn nahe brachte. Auch ſind das Landesverderben und die Landesgefahren, in Rückſicht auf das Verſinken der weſentlichſten Fundamente des allgemeinen Hausſegens, in dem langen Zeitpunkt meines Lebens auf eine Höhe geſtiegen, daß die Geſchlechter auch nur aus der unſerm Zeitpunkt am nächſten ſtehenden Vorwelt ſich in dieſer Rückſicht in keinem Stück und in keinem Verhältniß mehr erkennen würden. Das Verkünſtlungsverderben Europa's iſt von dieſer Seite in dieſem Zeitpunkt gleichſam ab den Ketten gelaſſen worden, und die daraus entſprungenen oder wenigſtens mit ihm innig verwobenen Erziehungsverirrungen ſind ſo ſehr in den Wirrwarr dieſer Verkünſtlung hineingezogen, und von den Reizen ihrer Sinnengenießungen hineingelockt worden, daß ich es ausſprechen darf, die Zeiterziehung hat ſich dem Dienſt des Verkünſtlungsverderbens eigentlich unterworfen, und zu dem unnatürlichen, gewaltſamen Umſturz der häuslichen

Segenskräfte, dem es in dieſem Zeitpunkt ſo nothwendig hätte entgegenwirken ſollen, weſentlich mitgewirkt, und dazu große und in einem hohen Grad verderbliche Dienſte geleiſtet. Und ſo wie ich auf der einen Seite ſah, daß der erſte und größte Drang der Landesnoth, der aus dem allgemein eingeriſſenen, die Kräfte unſers Geſchlechts verwirrenden und abſchwächenden Verkünſtlungsverderben unſers Welttheils hervorgehen mußte, vorzüglich den eigenthumsloſen Mann im Land und den Mittelſtand, mit dieſem aber auch ſowohl den Kern des Lands als die unverhältnißmäßig größere Mehrzahl der Landeseinwohner treffen werde und treffen müſſe; ſo ſah ich auf der andern Seite ebenſowohl, daß die mit den Folgen unſers allgemeinen Verkünſtlungsverderbens innig verwobenen Erziehungsverirrungen unſrer Zeit mit dem höchſten Drang ihres Verderbens vorzüglich und am ſtärkſten auf dieſen Kern des Landes, auf den Mittelſtand, und mit ihm auf den eigenthumsloſen Mann im Land, folglich auf die ohne alles Verhältniß weit größere Anzahl der Landeseinwohner hinwirken müſſe. Dieſe gedoppelte Anſicht des Gegenſtands ſtand mir von meiner Jugend auf als auffallende und ſich täglich mehr erheiternde Erfahrungsſache vor Augen. Mein Herz ward darüber warm, und beſonders in Rückſicht auf den eigenthumsloſen Mann im Land und den Mittelſtand, die beyde in den Zeiten unſrer Väter in unſerm Vaterland in ſittlicher, geiſtiger, häuslicher und bürgerlicher Hinſicht eine ſo ausgezeichnete und ins Innerſte ihrer Individualverhältniſſe kraftvoll eingreifende, geſetzliche und freywillige Obſorge genoſſen, innig bewegt und gerührt. Ich konnte in dieſer Lage und in dieſer Anſicht des Gegenſtands nicht leben, ohne zu trachten, mein Scherflein dazu beyzutragen, dieſen Uebeln, unter denen das Vaterland litt, und den noch größern, mit denen es bedroht war, nach meinen Kräften entgegen zu wirken. Ich ſah aber freylich bald, daß die Zeit und Umgebungen, unter denen ich lebte, nichts weniger als reif waren, dieſen Uebeln für einmal in ihren Quellen abzuhelfen, oder auch nur den Lauf derſelben gegenwärtig mit einigem Erfolg ſtill zu ſtellen. Ich ſah bald, daß nichts zu thun möglich war, als von ferne einige Mittel anzubahnen, durch welche der Lauf dieſes Verderbens in Zukunft mit einigem Erfolg gemäßigt und ſtill geſtellt werden könne. Ich ſah auch beſtimmt, daß dieſes nur durch die Erziehung zu erzielen möglich iſt. Ich widmete mich auch dieſem Beruf von meiner frühſten Jugend an, und zwar beſtimmt mit Rückſicht auf die Gefahren, mit denen ich den eigenthumsloſen Mann im Land, und den Mittelſtand in meinen Umgebungen bedroht ſah, und ſuchte im Anfang meiner Erziehungsverſuche vorzüglich auf die Erziehung des Volks einwirken zu können, und überließ mich ſehr frühe dem Lieblingsgedanken der Errichtung einer Armenanſtalt, die die nöthigen Volksbildungsmittel in ihrem ganzen Umfang in ihrer Mitte beſitzen und durch ihre vorſchreitende Verbeſſerung und Ausdehnung in meinen Umgebungen bildend und wohlthätig auf die niederſte Klaſſe des Volks zu wirken geeignet ſeyn ſollte. Aber jugendlich und unreif für dieſen Verſuch mißlang er, und ich konnte die innigſte Sehnſucht, den Faden meiner abgebrochenen Beſtrebungen von neuem wieder anzuknüpfen, nicht befriedigen, bis ich in Stanz an eine Stelle kam, die mich hoch erfreute, indem ich durch ſie in das eigentliche Gleis meiner Jugendverſuche eintreten, und in meinen Erziehungsbeſtrebungen in den Schranken meiner Neigung, den Nothbedürfniſſen des armen, eigenthumsloſen und unbeholfenen Manns im Land zu dienen, bleiben zu können glaubte. Aber der ſchöne Traum meiner diesfälligen Hoffnungen dauerte nicht lange. Ich mußte das Volk der Berghöhen, das auch in Armuth und Noth unbeholfen ſo kraftvoll und erhebend neben mir da ſtand, bald wieder verlaſſen und im niedern Theil des Emmenthals, in Burgdorf, in eine Erziehungsanſtalt gleichſam hineinfallen, deren Anſprachen mich weit von dem urſprünglichen Fundament meiner Neigung für die Erziehung abführten, als der Revolutionszeitpunkt eintrat, und auf der einen Seite einen Strahl von Gunſt auf mich fallen ließ; auf der andern Seite aber ſtöhrend, verwirrend und, ich muß ſagen, betäubend auf die Anſtalt, der ich vorſtand, einwirkte, und mich fühlen machte, wie wenig ich der Stellung, in der ich mich befand, gewachſen war.

Indeſſen lenkte mich die Eigenheit meiner Natur, die mit der innern Neigung, den Gegenſtand der Erziehung vorzüglich nach den Bedürfniſſen des armen, und erziehungshalber unbeholfenen Manns im Land ins Aug zu faſſen und zu behandeln innig verbunden war, mit unwiderſtehlicher Kraft dahin, in meiner Stellung in Burgdorf alles zu thun, den Unterricht auf die einfachen Grundſätze und Mittel hinzulenken, zu denen mich meine Bemühungen in Stanz, den Unterricht nach den Bedürfniſſen des armen und in dieſer Rückſicht vernachläßigten Volks einzurichten, brachten. Dieſe Bemühungen kamen aber beſonders durch Einſeitigkeit und Mangel von Reifung ihrer Mittel mit dem Umfang der Bedürfniſſe des Hauſes, dem ich vorſtand, in Widerſpruch, und hatten eine lange Reihe von Jahren Folgen, auf die ich mehr mit Wehmuth als mit Befriedigung zurückſehe. Dieſe in ihren Folgen ſo lange dauernde Epoche meines Lebens ſteht jetzt im Bild eines großen Wirrwarrs von muthvollen Anſtrengungen und leichtſinnigen Vernachläßigungen, von mächtig frappirenden und erhebenden, idealiſchen Allgemeinheiten, und eben ſo niederſchlagenden und unbegreiflichen, praktiſchen Einſeitigkeiten und Beſchränktheiten, von ſchwelgenden Aufſchwüngen und Tod und Grab hauchenden Verſinkungen vor meinen Augen. Dieſer Wirrwarr, wie er eine ſo lange Reihe von Jahren die eigentliche Wirklichkeit war, in der wir lebten und ſchwebten, konnte indeſſen bey aller ſeiner Einſeitigkeit, Verwirrung und Beſchränkung doch nicht anders, als auf die mannigfaltigſte Weiſe bildend auf uns einwirken. Die großen Erfahrungen dieſes Zeitpunkts, die ſich alle aus dem Mittelpunkt unſrer Zwecke entſpannen, mußten nothwendig einige weſentliche, pädagogiſche Anſichten in uns zu einer Reifung bringen, zu der wir ohne die Gewalt der Umſtände, in denen wir ſo lange lebten, nicht gelangt wären. Schon im Anfang dieſes Treibens und Strebens ward es uns heiter, daß alle Mittel, welche dem armen und unbeholfenen Mann im Lande, in pädagogiſcher Hinſicht, wahrhaft Hülfe und Handbiethung zu leiſten vermögen, auch beſtimmt um ihrer Einfachheit willen geeignet ſind, auf das Kind des vornehmen und reichen Mannes im Land bildend einzuwirken. Eben ſo ward uns im Anfange unſrer Bemühungen heiter, die Uebungen der reinen, elementariſchen Entfaltung der Grundkräfte unſers Geſchlechts müſſen den Anwendungsübungen dieſer Kräfte weſentlich vorhergehen. Auch das war uns heiter, die Uebereinſtimmung aller Kräfte unſers Geſchlechts und das Gleichgewicht, in dem ſie weſentlich und nothwendig gegen einander ſtehen müſſen, können nur durch die Unterordnung unſerer ſinnlichen und geiſtigen Anlagen und Kräfte unter die höhern Anſprüche des innern, göttlichen Weſens unſerer Sittlichkeit erzielt werden, und zwar durch Mittel, die aus der Naturgemäßheit und Religioſität des reinen, häuslichen Lebens hervorgehn, und in der frommen, heiligen Kraft der Wohnſtubenbildung ihre erſte Belebung und ihre vorzüglichſte Nahrung finden. Alle dieſe weſentliche Anſichten einer, wahrhaft auf pſychologiſchen Fundamenten gebauten, Erziehungsweiſe fielen uns in den erſten Verſuchen unſers Zuſammenlebens in ihrer ganzen, tiefen Bedeutung allgemein auf; aber die wirkliche Erziehungsweiſe unſers Hauſes im ganzen Umfang unſerer Beſtrebungen auf dieſe Fundamente zu bauen, war eine Aufgabe, die unſere Kräfte weit überſtieg, und dabey noch in uns ſelbſt die größten Hinderniſſe ihrer Auflöſung fand. Doch waren unſere diesfälligen Anſichten und Bemühungen nichts weniger als fruchtlos. Wir leiſteten in einzelnen Rückſichten viel, und Einiges, das nicht blos ſelten geleiſtet wird, ſondern ſich auch wirklich als tief in das Weſen der Menſchennatur

eingreifend bewährte. Die Vorzüge, die einige Uebunge
unſers Hauſes in Rückſicht auf die Entfaltung der Geiſtes
und Kunſtkräfte unſers Geſchlechts von Anfang an dar
bothen, ſind auch ſehr und allgemein bekannt, aber frey
lich nicht mit heiterer und beſtimmter Anerkennung der un
zweydeutigen Folgen, die eine pſychologiſche und vollendet
Weiterführung dieſer Uebungen auf die Erzielung des We
ſens und des Umfangs derſelben hätte haben können un
haben ſollen. Sie haben aber dieſe Folgen leider wirklic
nicht gehabt und nicht haben können. Wir ſtellten un
darin ſelber ſtill, indem wir ihre Wirkung nicht zuerſt i
uns ſelbſt zu einiger Reifung brachten, ehe wir ſie äußer
lich darzuſtellen ſuchten. — Selbſt zu dem, was wi
ſuchten, ungewachſen, brauchten wir noch dazu untaug
liche Mittel, und äußere Gewalt, wo uns innere Kräft
fehlten, und kamen auf dieſer Bahn durch die Eigenheite
unſerer Perſönlichkeit, natürlich auch im Urtheil über di
Mittel, zu unſerm Ziel zu gelangen, immer mehr von ein
ander. Ich berühre aber die Folgen dieſes Zuſtands, ſ
drückend ſie auch auf mich wirkten, nicht gerne, und ſag
nur dieſes: Wir dürfen auch gegenwärtig vom Publikun
noch kein richtiges Urtheil über unſer Thun, am allerwe
nigſten aber über das, was darin einen wirklich pſycholo
giſchen Werth hat, erwarten. Die Anſichten darüber ſin
zu lange, zu vielſeitig und zu belebt irregeführt worden
Aber indem wir gegenwärtig mit mehr Umſicht und mi
weniger Hinderniſſen unſerm Ziel fortdauernd entgege
ſtreben, dürfen wir hoffen, nach und nach auch Vorur
theile fallen zu machen, die wir lieber mit Thatſachen al

mit Worten widerlegen. Unſer Haus hat ſich nunmehr zum hohen Segen einer ſo feſten als ſtillen Ordnung und allgemeinen Uebereinſtimmung des Willens und der Zwecke ſeiner daſſelbe führenden Glieder erhoben. Die Vorzüge, die einige unſerer Unterrichts- und Bildungsmittel unzweydeutig haben, werden gegenwärtig weder durch den Widerſpruch ungleicher Anſichten und Meynungen, noch durch den Widerſtand ſich durchkreuzender Leidenſchaften in unſerer Mitte gelähmt und geſtört. Zudem haben auch die Schwierigkeiten, die von dem Mißverhältniß unſerer ökonomiſchen Kräfte zu der Größe unſerer Beſtrebungen herrühreten, und ſo lange drückend in unſerer Mitte ſtatt fanden, ihr Ziel erreicht. Das Reſultat der Subſcription auf meine Schriften ſichert mir bedeutende, bleibende Mittel für meine Zwecke, die mir bisher mangelten. Zudem giebt der Entſchluß meines Sohnsſohns, die Fortſetzung meiner Beſtrebungen als den Beruf ſeines Lebens anzuſehen, und ſich für denſelben mit meinem Freund Schmid durch die engſten Bande, die nur ein ſolcher Lebensplan zu knüpfen geeignet iſt, zu verbinden, auch in ökonomiſcher Hinſicht eine genugſame Solidität.

Was aber in Rückſicht auf den inneren Werth meiner Beſtrebungen über alle ökonomiſche Sicherheit, und über alles Aeußere unſerer Zwecke hinaus geht und ewig höher ſteht, als alles dieſes, iſt, daß es mir gelungen, durch eine neue Anſtalt für die Bildung von Erziehern und Erzieherinnen meinem alten Unternehmen, im Innern ſeiner Zwecke und ſeines Weſens, eine neue Baſis zu verſchaffen, deren tiefes und allſeitiges Eingreifen niemand entgehen kann, der die innige und humane Vereinigung beyder Anſtalten, die nun über anderthalb Jahre beſteht, unbefangen ins Auge faßt. Es muß ihm als thatſächlich beſtätigt auffallen, wie nicht nur die Vorzüge des Fleißes und der Talente in beyden Anſtalten harmlos, ohne irgend eine Spur von Neid und Kränkung gegenſeitig reſpektirt und unter allen Kindern ein inniger, ſich gegenſeitig erheiternder Frohſinn ein Band der Achtung, Liebe und Schonung begründet, daß ich beſtimmt ſagen darf: es iſt unwiderſprechliche Thatſache, daß bey der in verſchiedenen Rückſichten nothwendig ſtatt findenden, ungleichen Behandlung der Kinder aus beyden Anſtalten, die Kinder der ſogeheißenen Armenanſtalt im Kreis der andern mit einem im ſtrengſten Sinn des Worts ungeſtörten, heitern Frohſinn daſtehen, und von den andern mit einem unbefangenen Wohlwollen und mit einer lieblichen Näherung behandelt werden, die in Rückſicht auf ihre diesfällige, innere Gemüthsſtimmung im höchſten Grad befriedigend iſt. Die Kinder der Armenanſtalt leiſten, mitten indem ſie alle Bildungsmittel, die das Haus den Begüterten zu geben im Stand iſt, mitgenießen und wohl benutzen, dem Haus täglich Dienſte, die freilich eigentlich nur Kinderdienſte gegen ihr Vaterhaus ſind, an denen die Begüterten keinen Theil nehmen, und erfüllen auch ihre diesfälligen Pflichten mitten im Kreis der andern mit einem Frohſinn, mit einer Unbefangenheit und mit einer anmuthsvollen Anhänglichkeit in allen ihren Umgebungen, die jedem gefühlvollen Herzen in einem hohen Grad auffallen muß. Ich habe aber auch auf der andern Seite keinen einzigen der begüterten Zöglinge eines dieſer Kinder ob dem Unterſchied ihrer Stellung und ihrer Behandlung im geringſten kränken geſehen. Es ſcheint auch nicht, daß je einem Zöglinge des Hauſes auch nur ein Sinn daran komme, daß dieſes auch nur möglich ſey; denn ſie ſehen ſich beiderſeits als Kinder eines Vaters, und zwar eines Vaters an, der jedem unſchuldig gekränkten Kinde mehr Liebe und mehr Aufmerkſamkeit erzeigen würde, als in dieſem Augenblick irgend einem andern. Und ſo iſt dadurch die Baſis der Möglichkeit eines guten Erziehungshauſes von Kindern aus ungleichen Ständen in ihren weſentlichen Grundpfeilern heiter gemacht, und in dieſer Rückſicht iſt die Errichtung meiner neuen Anſtalt in pädagogiſcher und pſychologiſcher Hinſicht im höchſten Grad wichtig; denn es iſt mir blos durch ſie möglich geworden, jüngere und ältere, begüterte und nicht begüterte Kinder zugleich in meinem Haus aufzunehmen, und ihre Führung gemeinſam zu dem Geiſt eines häuslichen Lebens hinzulenken, und ſo das ganze Perſonale meiner Zöglinge mitten durch alle eingelenkte und begründete Thätigkeit meines Hauſes von allen Seiten ruhig, froh, heiter und befriedigt zu erhalten, und den böſen Keim der Unnatur, die bey aller ſittlich, geiſtig und phyſiſch obwaltenden Einſeitigkeit, Beſchränkung und Ueberſpannung in der Erziehung ſich immer ſo gerne einſchleicht und Wurzel faßt, in ſeiner erſten Entfaltung zu entkräften.

Im Gefühl der Wichtigkeit dieſer Vortheile ſuchen wir ſie in ihrer ganzen Vielſeitigkeit und in ihrem ganzen Vollwerth zu benutzen. Wir wünſchen in dieſer Rückſicht ſo viel Wohlthätigkeitszwecke damit zu verbinden, als es uns möglich iſt. Wir wünſchen beſonders allmählig durch ſie ein fortdauerndes Bildungsmittel des für den ganzen Umfang unſerer Zwecke benöthigten Perſonale in unſrer Mitte zu organiſiren, und ſogar die Anbahnung einer Möglichkeit der Errichtung einer polytechniſchen Volks- und Induſtrieſchule für die elementariſche Bildung der mittlern und niedern Stände nach dem ganzen Umfang ihrer Berufs- und Erwerbszweige vorzubereiten. Da aber dieſe Zwecke von dem Daſeyn, Aeufnung und Wachsthum der elementariſchen Entfaltungsmittel der Kräfte und Anlagen unſers Geſchlechts abhangen, und gleichſam ſelber von ihnen ausgehn, ſo concentrirt ſich der Mittelpunkt unſrer Beſtrebungen weſentlich auf Einrichtungen und Maßregeln, welche den Fortbeſtand, die Ausdehnung, Erhaltung, weitere Bearbeitung und Vervollkommnung der Idee der elementariſchen Entfaltung der menſchlichen Kräfte und der daraus nothwendig herfließenden, pſychologiſchen Organiſation der Bildungs- und Erziehungsmittel unſers Geſchlechts auch für die Zukunft zu ſichern und die Anwendung der Elementarmittel, theils auf die Anfänge alles wiſſenſchaftlichen Unterrichts, theils auf die praktiſche Bildung der Kinder zu aller Art von häuslichen und bürgerlichen Berufs- und Erwerbsmitteln durch fortgeſetzte Verſuche einzulenken und anzubahnen geeignet ſind; und wir glauben, die Lage und Stellung, in der wir uns befinden, die Verhältniſſe, die wir für dieſen Zweck ſchon ſo lange genoſſen, und die Erfahrungen, die wir darin gemacht, haben uns hiefür einige Kräfte und Mittel in die Hand gegeben, die, indem ſie uns die Erreichung höherer Zwecke

durch

durch die Fortbearbeitung dieſer Mittel als möglich darſtellen, uns dieſelbe zur Pflicht machen. Und indem uns im Gefühl dieſer Pflicht alles daran liegt, die Bearbeitung der Elementarbildungsmittel, ſo viel uns in der Schwachheit unſrer Kräfte, und in der Beſchränkung unſrer Mittel möglich iſt, theils in ihrem ganzen Umfang, theils von ihrem Urſprung, von ihren erſten Anfangsübungen aus, mit der größten Sorgfalt weiter zu führen, und ihrer allmähligen Vollendung näher zu bringen, ſo iſt uns in dieſer Rückſicht alles daran gelegen, eine Anzahl von Kindern von 6 bis 10 Jahren in unſer Haus aufzunehmen; denn wir ſind überzeugt, daß einerſeits das Daſeyn ſo junger Kinder zur vollendeten Bearbeitung der elementariſchen Uebungen, ſo wie anderſeits zur Befähigung von zu Erziehern und Erzieherinnen beſtimmten Jünglingen und Mädchen, ſie mit Erfolg und mit Leichtigkeit anzuwenden und zu benutzen, weſentlich nothwendig iſt. Wir ſind zugleich überzeugt, daß durch eine wahrhaft elementariſche Führung bey Kindern ſchon in dieſem Alter, für die allſeitige und harmoniſche Entfaltung ihrer Kräfte, ſo wie für die Ausbildung der Anwendungsfertigkeiten derſelben, weit mehr geleiſtet werden kann, als man ſich vorſtellt. Es iſt desnahen unſtreitig, die Erreichung unſrer Endzwecke fordert, daß wir Kinder von der größten Verſchiedenheit im Alter, Fähigkeiten und Verhältniſſen in unſere Anſtalt aufnehmen, aber denn auch, daß dieſes mit der größten Umſicht und Vorſicht geſchehe; denn wir könnten nichts thun, das dem Ganzen unſrer Zwecke nachtheiliger und gefährlicher wäre, als wenn wir mehrere Kinder, die

bey einer verſchrobenen und das Innere der Menſchennatur
verwirrenden und ſchwächenden Führung von dem einfachen
Gang, in welchem die Natur ſelber die Kräfte unſers
Geſchlechts entfaltet, abgelenkt und durch entgegengeſetzte
Einwirkungen und Fertigkeiten dafür abgeſchwächt
wären, mit Leichtigkeit in die Anſtalt aufnehmen würden.
Die Gefahr und das Verderben der Annahme ſolcher Kinder
wäre für uns auch in dem Grad groß, als ſelbige in
ihrem Alter ſchon vorgerückt wären. Doch muß man ſich
auch hierin nicht von dem Schein dieſer Verſchrobenheit
und der daraus hervorgehenden Unfähigkeit einer elementariſchen
Bildung irrführen laſſen, und dieſe Verſchrobenheit
durchaus nicht vorausſetzen, wo ſie wirklich nicht d
iſt. Es giebt Kinder, die auf dem Lande und in beſchränk
ten, engen Verhältniſſen erzogen worden, und poſitive
Kenntniſſe, auch redens- und ſprechenshalber, vernachläßig
noch in einem vorgerückten Alter ganz unfähig ſind, ſic
ſelber über die gemeinſten Gegenſtände des Lebens ver
ſtändlich auszudrücken, die aber dennoch im ſtillen Krei
ihres häuslichen Lebens innerlich belebt, aufmerkſam, for
ſchend, thätig und ſogar gewandt ſind; ſolche Kinder, di
dem beſchränkten Schulmeiſterauge und dem Schwatzer
volk der oberflächlichen Maulbraucherey in jedem Fa
dumm und unfähig ſcheinen, ſind oft einer elementariſche
Entfaltung ihrer Kräfte ſelber vorzüglich fähig, und ſolch
Kinder in die Anſtalt aufzunehmen, fürchteten wir un
gar nicht; im Gegentheil, wir wünſchten ſie unter gewiſ
ſen Umſtänden vorzüglich. Ich muß, dieſen Geſichtspunk
mit Rührung ins Aug' faſſend, in Rückſicht auf denſelbe

noch ſagen: Es iſt ein großer Troſt für unſer ſo vielſeitig verwahrloſtes Geſchlecht, die Natur erliegt in Einfalt und Unſchuld, wenn auch in ſonſt äußerſt beſchränkt erzogenen Kindern, nicht leicht in ſich ſelber; ſie gefahret dieſes gänzliche Erliegen ihrer ſelbſt durch ſich ſelbſt nur durch Verwilderung ihrer Kräfte in Sinnlichkeit, durch Erſchlaffung derſelben in Unthätigkeit und durch ihre Verwirrung in einem ungegründeten und oberflächlichen Scheinwiſſen, das, indem es unſere Kräfte zum Widerſpruch ihrer ſelbſt gegen ſich ſelbſt hinführt, auch das Erliegen unter ſich ſelbſt ſehr leicht zur Folge haben kann. Nur durch den Zuſtand dieſer Verwilderung, Erſchlaffung und Verwirrung wird das Kind zu dieſem Erliegen ſeiner ſelbſt unter ſich ſelbſt, und dadurch zur Unfähigkeit einer kraftvollen Benutzung wahrer, elementariſcher Bildungsmittel unfähig gemacht; und nur in dieſem Zuſtand erkennen wir die Verſchrobenheit, die uns das Daſeyn eines ſolchen Kindes zur Laſt und unſrer Anſtalt gefährlich machen könnte. Und es iſt denn wirklich hier in dieſem Erliegen des Kinds unter ſich ſelbſt, in dieſem Verſinken ſeiner höhern Kräfte in das Grab ſeiner ſinnlichen Selbſtſucht und in der Verſchrobenheit, die aus ſeiner Verwilderung, Erſchlaffung und Verwirrung hervorgeht, wo und worin der Scheidepunkt zu ſuchen iſt, auf welchem alle Bemühungen einer elementariſchen Führung bey einem Kinde, beſonders von weit vorgerückterm Alter, ſcheitern müſſen. Es gehört aber auch zu den traurigſten Erfahrungen unſerer gegenwärtigen Zeit, daß ſo viele Kinder der ſo geheißenen, kultivirten Stände zu dieſem Erliegen ihrer ſelbſt unter ſich ſelbſt hingeführt werden, und in einem etwas vorgerücktern Alter zu einer ſoliden, elementariſchen Entfaltung ihrer Kräfte ganz unfähig daſtehen. Sie ſind oft ſehr zu bedauern. Wenn man die Umſtände, in denen ſie leben und von der Wiege auf gewohnt ſind, näher ins Aug' faßt, ſo kann man ſich nicht verhehlen, ſie werden von Jugend auf von dem bildenden Gang der Natur abgelenkt und erhalten, in überflüßigen, überfüllenden und abſchwächenden Genießungen ſchwelgend, eine formelle Scheinerziehung, die, aus bloßen Abrichtungsmitteln hervorgehend, den weſentlichen und ewigen Bildungsmitteln unſers Geſchlechts tödtlich ans Herz greift, und ihrer Natur nach die Grundlagen alles Gleichgewichts ihrer Kräfte unter einander zu zerſtören geeignet iſt, bey deren Mangel dann aber auch die reinſten Mittel einer harmoniſchen Entfaltung der menſchlichen Kräfte ſcheitern, und die höchſte Anſtrengung in der Anwendung und Benutzung elementariſcher Führung umſonſt ſeyn würde. Die Wichtigkeit, zu verhüten, daß Kinder, die in dieſem Fall ſind, nicht in die Anſtalt aufgenommen werden, iſt in die Augen fallend. Am vorzüglichſten iſt dieſes der Fall bey den Kindern, die in der Anſtalt zu Erziehern und Erzieherinnen gebildet werden ſollen, ſo wie bey allen denen, die aus wohlthätigen Zwecken mit Aufopferungen in die Anſtalt aufgenommen werden. Bey allen dieſen iſt unumgänglich nothwendig, daß wir bey ihnen in ſittlicher, geiſtiger und Berufshinſicht eines unverwirrten, unerſchöpften und unabgeſchwächten Zuſtands ihrer Kräfte und Anlagen zum voraus ſicher ſeyen; an kraftloſen und in ſich ſelbſt verwirrten Kindern zum voraus mißlingende Anſtrengungen zu verſchwenden, um dergleichen Kinder auf die ſchwierige Laufbahn, die Erziehung als ihren Lebensberuf zu erwählen, hinzuführen, wäre wohl muthwillig den Folgen, die wir durch unſer Thun bezwecken, entgegengearbeitet. Alle, mit Wohlthätigkeits-Rückſichten in unſer Haus eintretende Kinder müſſen nebenbey auch darum nothwendig ſchon zum voraus für eine kraftanſprechende und kraftbildende Führung geeignet ſeyn, weil ſie unumgänglich und dringend im feſten Bewußtſeyn der Wahrheit ihrer Lage und ihrer Umſtände erhalten, und dadurch zur belebteſten Anſtrengung ihrer Kräfte angehalten werden ſollen; aber freylich auch nur in einer Anſtrengung, die im reinſten Sinn des Worts für ſie bildend iſt; denn es kann auf keine Weiſe davon die Rede ſeyn, daß die Forderung der Anſtrengung, die wir für ſie nothwendig erachten, ſich auch nur von ferne der Forderung einer anhaltenden, blos phyſiſchen Arbeitsanſtrengung nähere, die ihnen Geiſt und Herz von ſich ſelbſt und von ihrem innern Seyn weglenken, und ſie einſeitig und unerhoben an das Koth der Erde und ſeinen nichtigen, ungöttlichen Gewinnſt anketten würde. Nein, dieſe Art von Anſtrengung heißen wir nicht bildend; ſie wäre im Gegentheil, nach unſerm beſtimmteſten Dafürhalten, der eigentliche Tod deſſen, was wir durch Bildung unſrer Kinder zu erzielen gedenken. Nein, nein, aus dem weſentlichen Fundament, auf das wir unſere Zwecke bauen, aus dem Geiſt des wahren, häuslichen Lebens und den lieblichen Verhältniſſen in frommen Wohnſtuben geht kein Sklavendrang einer anhaltenden, einſeitigen, blos äu-

ßern Erwerbsthätigkeit hervor. Die Erwerbsthätigkeit, d
in der Wohnſtube eines jeden guten Vaters und einer j
den guten Mutter zu erzielen geſucht wird, und auch
unſerer Anſtalt mit aller Anſtrengung erzielt werden ſo
iſt weſentlich mit einer ſittlichen und geiſtigen Belebu
aller unſerer Kräfte zur Anſtrengung und mit einer z
unbedingten Fertigkeit gebildeten Kraft der Selbſtüberwi
dung und eines aus Liebe hervorgehenden Gehorſams ve
bunden, die in ihren Quellen und in ihren Ausflüſſen,
ihren Urſachen und in ihren Folgen von dem Sklave
drang einer bloßen äußern, ungeiſtigen und unveredelt
Erwerbsthätigkeit ſo viel als der Himmel von der Er
verſchieden iſt. Die feſte Anbahnung des ächten Geiſ
des häuslichen Lebens läßt durchaus keine Hinlenkung d
Menſchen zu dem Tode eines thieriſchen, vom innern h
hern Leben unſrer Natur geſonderten und gleichſam v
ihm abgeſchnittenen, Arbeits- und Thätigkeitsdrangs
Der Geiſt des häuslichen Lebens fordert bey jedem,
die Entfaltung ſeiner Kraft wahrhaft zu bildenden Kin
einerſeits ſeine Hinlenkung zu einer ruhigen, freyen u
genußreichen Anſchauung der äußern Welt; anderſeits a
auch eine eben ſo feſte Entfaltung und Ausbildung d
die Menſchennatur weſentlich veredelnden, ruhigen H
blicks in das Innere ſeiner ſelbſt und eine ſich naturg
mäß progreſſiv entfaltende und wachſende Belebung
Liebe und des Glaubens, dieſer ewig und göttlich
uns gelegten Fundamente der Sittlichkeit und Religioſit
durch welche der Menſch allein zur Erkenntniß
Wahrheit, zur Unterwerfung unter das Recht,

Ueberwindungskraft im Gehorſam, zum Erbarmen gegen die Leidenden, zu Verehrung des Göttlichen, zum Streben nach der Heiligung und zur Verabſcheuung alles ungöttlichen Weſens ſich wahrhaft zu erheben vermag. Die Idee der Elementarbildung ſteht in Rückſicht auf dieſe Hinlenkung zum Göttlichen und Ewigen, durch Liebe und Glauben mit dem reinen Einfluß des häuslichen Lebens auf die Entfaltung und Hinlenkung unſrer Kräfte zu eben dieſem Göttlichen und Ewigen, in der vollkommenſten Uebereinſtimmung. So weit ſind wir entfernt, unſerer Anſtalt eine einſeitige Tendenz zur blos phyſiſchen Erwerbskraft zu geben; im Gegentheil, wenn Kinder, die mit Wohlthätigkeits-Rückſichten in die Anſtalt aufgenommen werden, aus welchen Urſachen dieſes auch immer ſeyn würde, uns für die Beſtimmung, Erzieher und Erzieherinnen zu werden, nicht geeignet ſcheinen, ſo laſſen wir ſie auch in dieſem Fall durchaus nicht in Lagen verſinken, in denen eine bloße äußere, thieriſche Anſtrengung zu irgend einem Erwerbsfache von ihnen als eine Nothhülfe, zur Erhaltung ihres Lebens, ergriffen werden müßte; ſie finden in dieſem Fall, wenn ſie ſich deſſen nicht beſtimmt unwürdig machen, in unſerer Mitte Gelegenheit, ſich zu andern, ihren Neigungen und Lagen angemeſſenen Berufen zu bilden, oder wenigſtens ſich dazu vorzubereiten; aber freylich nur zu ſolchen, die eine höhere Ausbildung der menſchlichen Kräfte vorausſetzen und anſprechen. Denn wir können die kleinen Wohlthätigkeitskräfte, die in unſerer Hand ſind, ſich durchaus nicht dahin verſplittern laſſen, um irgend einem Kinde durch ſie Mittel an die

Hand zu geben, ſeine Talente in einem Beruf, der nicht ſeiner Natur nach wohlthätig und ſegnend auf ſeine Umgebungen einzuwirken geeignet iſt, anzuwenden. Dieſe Rückſichten aber ſind auch nicht ſo weit auszudehnen, daß wir uns das Eintreten von Zöglingen überall verbeten ſollten, die nicht Alles bey uns zu lernen wünſchen, wozu die Elementarbildung im ganzen Umfang ihrer Zwecke und Mittel hinführt, ſondern ſich nur einige, von uns vorzüglich bearbeitete, Fächer der Elementar-Bildungsmittel einüben wollten; das iſt gar nicht unſre Meinung; im Gegentheil, Zöglinge, die ohne Anſpruch an Wohlthätigkeits-Erleichterungen in die Anſtalt eintreten wollen, um ſich einzelne, aber weſentlich von uns bearbeitete Elementar-Bildungsmittel einzuüben, können, wenn ſie in andern Rückſichten annehmbar ſind, gar wohl eintreten; nur könnten wir ſolche Kinder nicht als eigentliche Zöglinge der Elementarbildung und als wirkliche Kinder des Hauſes anſehen, von denen erwartet werden darf, daß das ganze Reſultat einer wahrhaften, realen, elementariſchen Führung ſich an ihnen erprobt und bewährt darſtelle. Als ſolche Zöglinge können wir nur Kinder erkennen, die ſowohl durch ihre ſittlichen und geiſtigen Anlagen als durch die Zeit, in der uns ihr Bleiben zugeſichert wird, uns in den Stand ſtellen, alles an ihnen zu thun, was uns die Mittel der elementariſchen Bildung, die in unſrer Hand ſind, und die vortheilhaften Umſtände, in denen wir uns jetzt diesfalls befinden, an ihnen zu thun möglich machen. Wir können zwar nicht alle Eltern unſrer Zöglinge dahin erheben, mit uns in den ganzen Umfang unſrer Erziehungszwecke einzutreten; es ſind wenige von ihnen, die auch nur von ferne ahnen, was wir im Ganzen unſrer Beſtrebungen ſuchen und bezwecken; aber das ſollen und dürfen wir laut und beſtimmt ſagen, daß es uns eigentlich zur Laſt fallen und ſehr ſtöhrend auf unſre Verhältniſſe wirken müßte, Kinder in unſre Anſtalt zu erhalten, deren Eltern bey ihrer Uebergebung nichts wünſchten, als daß wir ſie durch unſre Bildungsmittel vorbereiten und fähig machen würden, ſich einige Flitterkenntniſſe und Flitterfertigkeiten, und etwa ein paar Modeſprachen der Zeit mit mehr Leichtigkeit einzuüben, als ſie dazu anderswo Gelegenheit hätten, und die es ſogar ungerne ſehen würden, wenn ihre Kinder durch unſere Führung einen Anſpruch von Kraft und Charakter erhielten, der mit der Schwachheitsbehaglichkeit und mit der Intereſſenloſigkeit ihrer frühern und künftigen Verhältniß einen grellen Contraſt machen könnte. Nein, zu ſolchen Zwecken wünſchen wir die Elementar-Bildungsmittel, nach deren immer tiefern Erkenntniß und Bearbeitung wir hinſtreben, nicht mißbraucht zu ſehn, und thun auch hierin ganz gewiß recht. Wahrlich, die Welt bedarf keines weitern Vorſchubs zur Kunſtunterſtützung der Kraftloſigkeit unſers Geſchlechts; ſie bedarf beſonders keiner Wohlthätigkeitsanſtalt zur Verfeinerung und Erhöhung der Abrichtungsmittel, die zur Bedeckung unſerer Kraftloſigkeit in allem, was die wahre Menſchenbildung fordert und anſpricht, geeignet iſt. Nein, ſie bedarf im Gegentheil Mittel und Handbiethung zur Wiederherſtellung der verlornen Kräfte, deren Mangel wir durch die Scheinkunſt unſrer Zeiterziehung und den ungeheuern Schwarm unſrer Abrichtungs- und Dreſſurmittel zu bedecken ſuchen, und doch nicht bedecken können. Wahrlich, die Zeitwelt bedarf kraftvoller Mittel, um den Quellen der groſſen Uebel entgegenzuwirken, unter denen ſie durch ihr Verſinken in die Leichtfertigkeiten unſers kraftloſen Lebens und in die Anſprüche unſrer zahlloſen Mückengelüſte verſunken iſt. Die Idee der Elementarbildung hat ihren wahren Werth eigentlich in der innern Kraft, durch die ſie geeignet iſt, den Uebeln dieſes Verſinkens entgegen zu wirken, und unſer Geſchlecht dahin zu erheben, durch Anſtrengung und Aufopferung ſich über dieſes tiefe Verſinken wieder zu erheben; ſie iſt geeignet, auch unſere Anſtalt dahin zu erheben, daß ſie einſt als ein Beyſpiel der innern, ewigen Einheit aller Erziehungsgrundſätze und des heiligen Bedürfniſſes der Unterordnung der zufälligen und wechſelnden Anſprüche der Zeit unter die ewigen und unveränderlichen Geſetze unſerer innern Natur ſelber da zu ſtehn vermöge. Sie ſoll weſentlich durch die Erkenntniß und Benutzung dieſer Unterordnung die Möglichkeit eines geſegneten und wohlthätigen Einfluſſes des Beyeinanderwohnens von Kindern aus den verſchiedenſten Ständen, und ſogar von den verſchiedenſten Anlagen thatſächlich darlegen und beſonders darthun, daß elementariſch wohl geführte Zöglinge ſchon als Kinder fähig ſind, andern Kindern in dem, was ſie alſo gelernt, mit Erfolg Unterricht zu geben, und daß ſie dieſes einſt als Väter und Mütter noch weit mehr und weit beſſer zu thun im Stande ſeyn werden. Wir glauben in dieſer Hinſicht auch beſtimmt den edeln Männern, welche ſich in der Abſicht, die erſten und nothwendigſten Mittel des Volksunterrichts im Lande allgemein zu machen, beſtreben; dem enseignement mutuel innern Geiſt und inneres Leben zu geben, einen nicht unbedeutenden Beytrag zu ihren Bemühungen liefern zu können. Dieſer jezt ſo viel beſprochene Unterricht iſt offenbar eines gedoppelten und ſich in ſeinen Wirkungen ganz entgegengeſezten Gebrauchs fähig. Er kann nämlich auf der einen Seite als eine Geld- und Menſchenkraft erſparende Abrichtungs- und Dreſſurmaſchine betrachtet, und für alles, was durch eine ſolche Maſchine erzielt werden kann, vortheilhaft benuzt werden; er iſt auch, nur in ſo weit und nur von dieſer Seite ins Aug' gefaßt, für jedermann, der bey der Erziehung des Volks nur ſo viel ſucht, als eine recht gute und nüzliche Erfindung anzuſeh'n; hingegen aber kann er auch als die bloße, äußere Schale und ein eigentliches Vehikel einer pſychologiſch tiefer greifenden, die wahre Entwicklung und Belebung der Kräfte unſerer Natur bezweckenden Unterrichts- und Bildungsweiſe ins Aug' gefaßt werden, die geeignet iſt, den äußern Bildungsſtoff unſers Geſchlechts den Sinnen des Kinds mit Lebendigkeit, Ordnung und Zuſammenhang nahe zu bringen, und dadurch den Eindruck des geiſtigen, innern, pſychologiſch geordneten Weſens des Unterrichts mit den äußern Vortheilen ſeiner an ſich todten und ungeiſtigen Form zu vereinigen, wenn nämlich der Stoff des Unterrichtsfachs, der durch ihn gelehrt werden ſoll, an ſich ſchon zum voraus in pſychologiſch geordnete und zuſammenhangende Reihenfolgen gebracht iſt, die das tiefere Eingreifen in die geiſtige Belebung des Kinds zur nothwendigen Folge haben. Das Weſentlichſte aber, was wir durch die neue Organiſation des Hauſes und durch die Vereinigung beyder Anſtalten zu erzielen ſuchen, iſt dieſes, daß wir durch ſie den belebteſten, häuslichen Zuſammenhang, ſo weit es immer ſeine Ausdehnung und die Gewalt, die jede größere Menſchen-Vereinigung ſtöhrend in dieſen Zweck hineindringt, möglich macht, in unſerer Mitte zu erzielen und feſt zu gründen trachten; denn es iſt unſere innigſte Ueberzeugung, daß alles, was die menſchliche Kunſt zur Entfaltung, zur Stärkung, zur innern Uebereinſtimmung unter ſich ſelbſt und zu dem aus dieſer Uebereinſtimmung hervorgehenden Gleichgewicht unſerer Kräfte beytragen kann, dem Geiſt des häuslichen Lebens und dem frommen Sinn der Wohnſtube weſentlich einwohnet. Dieſer Geiſt, der in alle unſere Verhältniſſe unſchuldig, ſelbſtſuchtlos, individualiter und allgemein ſegnend und heiligend eingreift, iſt es auch allein der es vermag, bey unſerm ſinnlichen und nach ſinnlicher Verſtärkung der Kräfte ſeiner thieriſchen Natur ſo lüſternen Geſchlecht die böſen Folgen zu hemmen, zu mildern und ſtill zu ſtellen, die das Beyeinanderwohnen von vielen ſich unter einander fremden und von der Natur ſich durch keine Bande verbundenen Menſchen auf die reine, kraftvolle und unverwirrte Entfaltung der höhern und beſſern Kräfte und Anlagen unſrer Natur nothwendig hat. Er, dieſer Geiſt des häuslichen Lebens, iſt es auch allein, der von den in die gefrorne Erde eingegrabenen Hütten an, bis in die Palläſte hinauf, in deren Innerm die Sinnengenießungen aller Welttheile zuſammengedrängt ſind, und das Ungemach des ganzen Menſchengeſchlechts durch ſie verſcheucht ſcheint, aber nicht verſcheucht iſt, allen reinen und wahren Menſchenſegen begründet, und dadurch allein eine ſolide, den erſten Bedürfniſſen der Menſchennatur genug zu thun fähige Organiſation irgend einer Erziehungsanſtalt möglich zu machen im Stand iſt. Freylich aber iſt er dieſes auch nur da im Stande, wo er in Reinheit, Unſchuld und Thatkraft wirklich und ſolid dahinſtrebt, herrſchend in einer Anſtalt dazuſtehn. Ich denke mir das Bild des Daſtehens dieſes Geiſtes mit innerer Erhebung, aber freylich mit dem Gefühl, daß ich ferne bin, ihn, dieſen Geiſt, in ſeine Wahrheit und Kraft in meinen Verhältniſſen daſtehn zu ſehn. Ich muß ſeinethalben mit Paulus ausſprechen: Nicht daß ich es ſchon ergriffen habe — und würde mich ſogar über mich ſelbſt erhaben fühlen, wenn ich nur mit ſeiner Wahrheit, mit ſeiner Kraft und mit ſeiner Unſchuld hinzuſetzen dürfte: Ich jage ihm aber nach, ob ichs auch ergreifen möchte. Vater-, Mutter-, Bruder- und Schweſterſinn muß in allem Thun und Treiben eines ſolchen Erziehungshauſes das eigentliche Element ſeyn, in dem alles lebt, ſchwebt, ſich bewegt. Das Gemüth jedes Lehrers muß durch Uebung und Bildung, ſogar auch in der äußern Form ſeines Unterrichts, dem Bruder- und Schweſterſinn des häuslichen Lebens angepaßt werden. Auch jedes Kind eines ſolchen Hauſes, auch ſelber das noch ganz junge Kind, das ſchon etwas kann, und daſſelbe brüderlich und ſchweſterlich ſeinen jüngern Geſchwiſtern zeigt, ehe es daſſelbe eigentlich lehren will, muß, wie der erſte Lehrer des Hauſes, in die äußere Form, in der es dieſes mit Erfolg thun kann, eingeübt werden. Dieſe Form aber muß hinwieder weſentlich aus dem im Kind ſelber wahrhaft belebten Bruder- und Schweſterſinn des Hauſes hervorgehen. — Doch, ich darf das Bild dieſes Hauſes nicht fortſetzen. Mein Herz blutet. So entfernt fühle ich das ganze Thun meines Lebens von dieſem Bild, und ich dürfte auch heute noch nicht einmal daran denken, daß ich nach dieſem Ziel ſtrebe, daß ich darnach jage, nicht einmal, daß ich anfangen könne, darnach zu ſtreben, wenn die Unnatur meines alten, ſo lange dauernden, einſeitigen, verwirrten, unreifen Kunſttappens nach dieſem Ziel fortdauerte, und ich noch jetzt keine Mittel hätte, diesfalls auf einen neuen, beſſern und höheren Weg zurückzulenken; aber, Gott Lob! meine nun anderthalb Jahre beſtehende Anſtalt für Erzieher und Erzieherinnen hat mich auf die Anfangspunkte meines frühern jugendlichen Strebens zurück und dadurch aus meinem Wirrwarr auf den Weg der Natur und des aus ihr hervorgehenden häuslichen Lebens hingelenkt. Gott Lob! Ich bin mit Kraft auf dieſe Bahn, und dadurch dem Ziel aller wahren und reinen Erziehungs-Beſtrebungen näher gebracht. Dieſes Ziel iſt ewig und unveränderlich. Es ſelber, ſeine Mittel und ſeine Zwecke ſind innig mit einander verwoben, wie der Leib und der Geiſt in einander verwoben leben und wirken. Das auf dieſer Bahn zu erziehende Kind ſoll auf jeder Stufe ſeiner Führung dahin gebracht werden, daß es bey ſtrengem Gehorſam frey, im Frohſinn der Freyheit gehorſam, bey anhaltender Thätigkeit ungezwungen, bey hoher Selbſtüberwindung lieblich, bey wachſender Kraft nicht einſeitig und ſteif, bey ſtiller Frommkeit nicht maulhängeriſch, bey ſeelerhebendem Glauben nicht ſchriftgelehrt, bey beruhigendem Gefühl ſeiner Kraft nicht anmaßlich und eitel, und beym Aufſchwung ſeines innern, geiſtigen Lebens nicht träumeriſch und für ſein äußeres Leben abgeſchwächt und unbrauchbar werde. Der ganze Umfang dieſer Zwecke und Mittel einer tiefgreifenden und pſychologiſch wahrhaft gegründeten Erziehung unſers Geſchlechts vereinigt ſich in dem Bedürfniß der Menſchennatur, daß ihre Kräfte durch die Erziehung harmoniſch entfaltet und dadurch im Gleichgewicht unter einander erhalten werden. Die Mittel zu dieſem Ziel gehen aber alle weſentlich aus dem Geiſt des häuslichen Lebens hervor und die Elementar-Bildung iſt in ihrem Weſen nichts anders als eine Dienerin, aber eine kraftvoll, zur allgemein harmoniſchen Entfaltung der Kräfte und Anlagen des Menſchen zum häuslichen Leben mitwirkende Dienerin und Nachahmerin dieſes Lebens. Bey dieſer Anſicht des Gegenſtands erhebt ſich mein Muth, dem Ziel meines Lebens auch jetzo noch, in der Schwäche meiner Tage, nachzuſtreben. Die einzige Wonne meiner Tage iſt jetzt die Hoffnung, daß das Erziehungshaus, das ich hinterlaſſe, auf das Vorbild des reinen, häuslichen Lebens und ſeiner ſich in Freyheit und Anmuth entfaltenden Thatkraft gebaut werde. Die Beſtrebungen meiner hinſchwindenden Tage ſollen ganz und mit allen noch in meiner Hand liegenden Kräften dahin lenken, dieſes Ziel zu erreichen. Meine Hoffnung iſt unerſchütterlich, mein Glauben iſt groß. Ueber Zeit und Mittel, die noch in meiner Hand ſind, weit hinausträumend, ſpreche ich es aus: Entweder ſoll mein Haus nichts ſeyn, oder das werden, wornach ich jezt ſtrebe — entweder ſoll es von der Erde verſchwinden und ſein Grab finden, oder es ſoll mit jeder Kraft, die in ſeiner Hand iſt, auferſtehen in dieſem Geiſt und zu dieſem Ziel. — Ich weiß zwar wohl, wie wenig ich mit dieſem Wort ſage; ich weiß, daß es, ſo wie ich es ſage, ein leeres, eitles Wort iſt; ich weiß auch gar wohl, wie klein die Kraft iſt, die für dieſes Ziel in mir ſelbſt liegt; ich baue aber auch meines Ziels halber gar nicht auf ſie; ich baue darin nur auf die unerſchütterliche, ewige Wahrheit der Idee der Elementarbildung; ich baue darinn nur auf meinen unerſchütterlichen Willen und auf meinen unerſchütterlichen Glauben, und gar nicht auf meine perſönliche Kraft. Wie ſollte ich doch noch auf dieſe bauen, da ich im Leben meines Hauſes jezo nur noch in der freundlichen Schwäche eines bald hinſcheidenden Großvaters daſte[illegible], der, ſeiner alten Neigung gleich bleibend, noch fortdauernd der Freyheit und der Munterkeit der lieblichen Jugend, ſelber oft nicht einmal mit gehöriger Umſicht und ſogar den kräftigen Bildungsgang des Hauſes ſtöhrend, das Wort redet, wie ſollte ich in dieſem wahren Zuſtand meiner ſelbſt von der Kraft eines Lebens, das mich zu nichts hin und hingegen von ſo vielem wegführte, erwarten? Nein, es iſt eine jugendliche, ernſte Vaterkraft, es iſt eine lebendige, aber jugendlich liebliche und freundliche Mutterkraft, von der ich die Bildung der Kinder meines Hauſes und den wachſenden Segen deſſelben hervorgehn zu ſehn hoffe. Dieſe Kraft iſt in meinem, ihrer ſo lange bedürftigen Hauſe

endlich

endlich erſchienen. Sie iſt da. Gott Lob! Sie iſt wachſend da. Aus der Zerſtörung meines Hauſes hervorgehend und in ihrem Entkeimen zum Theil noch ſchwach, ſchüchtern und einſeitig, iſt ſie dennoch ſelber in meinen Kindern ſichtbar erſchienen. Ich darf auf ihr reifendes Wachsthum bauen und zählen. Sie hat den reinen Kinderſinn, den guten Bruder- und Schweſterſinn, der meinem Hauſe ſo lange mangelte, allgemein in demſelben bey meinen Kindern entkeimen und Wurzeln faſſen gemacht. Mein Herz erhebt ſich zur Ruhe und Freude. Ich habe es erfahren; dieſer Kinder-, dieſer Bruder- und Schweſterſinn wächſt allenthalben aus dem treuen und kraftvollen Vater- und Mutterſinn hervor; er ſollte keinem Erziehungshauſe mangeln. Und doch iſt er ſo ſelten. Aber wenn er da iſt, dann iſt auch der Bruder- und Schweſterſinn der Kinder des Hauſes leicht zu erzielen. Die Neigung zu den Reizen, zu den Annehmlichkeiten und ſelber zu der Thätigkeit eines brüderlich und ſchweſterlich belebten Beyeinanderwohnens iſt der Unſchuld eines jeden unverſchrobenen Kindes natürlich und eigen; und es iſt in jedem Fall nur die mangelnde Vaterkraft des Hauſes, es iſt in jedem Fall nur die Führung des Hauſes, oder vielmehr, es ſind in jedem Fall nur die Führer eines ſolchen Hauſes daran Schuld, wenn die Zöglinge deſſelben nicht in brüderlicher und ſchweſterlicher Eintracht und der daraus herflieſſenden, ſelbſtſtändigen Hülfe und Handbiethung bey einander leben. Die meiſten ſolcher Führer verſtehn die Kunſt nicht, im Geiſt und in der Wahrheit fremder Kinder Vater zu ſeyn. Ich klage ſie nicht an. Es iſt eine ſchwere Kunſt und man hat wenig Gelegenheit, ſie recht zu erlernen. Es hat auch im Land wenig gute Lehrmeiſter für ſie. Ich verſtand ſie ſelbſt nicht, und fand lange, lange keinen Lehrmeiſter für ſie, und niemand, der ſie gar viel beſſer als ich, oder wenigſtens auch nur ſo weit, als ich ihrer bedurfte, verſtand, und ich hatte wahrlich auch bald allen Glauben, daß ich jemals den Mann finden würde, den ich diesfalls für mein Haus bedurfte, verloren. Aber ich kann jetzt auch mit innerer Herzenserhebung das Troſtwort ſo vieler Leidenden ausſprechen: Wenn die Noth am größten, ſo iſt Gottes Hülfe am nächſten. Ich habe die mangelnde Vaterkraft für mein Haus endlich gefunden, und es iſt mir durch ſie gelungen, in meinem Haus den Geiſt der Eintracht, der Liebe und des Vertrauens wieder herzuſtellen. Es iſt kein Traum, es iſt Wahrheit, es iſt Thatſache, ſie ſteht da, dieſe neue Organiſation meines Hauſes, die, wenn ſie auch noch in ihrer Blüthe von der Reifung ihrer vollendeten Früchte entfernt ſteht, dennoch in kraftvoller Geſundheit blüht, und das Daſeyn des bildenden, häuslichen Segens, aus dem ſie hervorgeht und zu dem ſie hinführt, unwiderſprechlich beurkundet. Und ich danke dieſen Erfolg gänzlich der neuen Organiſation meines Hauſes und der, durch die in ihr erſchienenen Vater- und Mutterkraft allein möglich gewordenen Bildungsanſtalt zu Erziehern und Erzieherinnen. Ich ſpreche es als eine mir zur vollendeten Ueberzeugung gereifte Thatſache aus, das Daſeyn dieſer Anſtalt hat mir es möglich gemacht, ſelber das zarteſte Band des häuslichen Beyeinanderwohnens im Daſeyn der Unſchuld von ganz jungen Kindern in meiner Anſtalt zu flechten, und was beynahe nicht hat erwartet werden dürfen, dieſe Anſtalt hat als unwiderſprechliche Thatſache bewieſen, daß in einem, mit wahrer Vater- und Mutterkraft geleiteten und regierten Erziehungshauſe das Beyeinanderſeyn von Kindern beyderley Geſchlechts, ſelber wenn ſie einander fremd und von ungleichem Stand ſind, auch in einem vorgerückten Alter nicht nur möglich, ſondern in einem hohen Grad dienlich und Segen bringend, und, ich muß hinzuſetzen, den erſten Zwecken eines ſeiner hohen Beſtimmung genugthuenden Erziehungshauſes als nothwendig anzuſehen iſt. Und wenn auch die Erfahrungen meines Hauſes diesfalls nur anderthalb Jahr alt ſind, ſo ſind ſie dennoch auf eine Art als entſcheidend anzuſehen, weil ſie ihre Kraft unter Umſtänden bewährt haben, die diesfalls in allen Rückſichten nicht hätten ſchwieriger ſeyn können, und die mich berechtigen, es als eine, durch Thatſachen gereifte, innerſte Ueberzeugung auszuſprechen, das zarte und anmuthsvolle Daſeyn eines, der Größe eines Erziehungshauſes verhältnißmäßigen, weiblichen Erziehungs- und Beſorgungs-Perſonale füllt in einem wohlregierten Knabeninſtitut eine Bildungslücke aus, die nach meiner Anſicht auf keine andere Weiſe ausgefüllt werden kann. Ich habe die Möglichkeit der Ausfüllung dieſer Lücke auf eine entſcheidende Weiſe erfahren. Ich ſah das Daſeyn der in die Anſtalt eingetretenen Mädchen ſo auffallend dahin wirken, die Zöglinge des Hauſes zu einem in Unſchuld erheiterten, lieblich milden und anſtandsvollen Benehmen hinzulenken, über deſſen Mangel vorher ſo viele wahre und falſche Bemerkungen gemacht wurden. Ich darf mit Beſtimmtheit ſagen, ich habe mit meinen Augen geſehen, daß dieſes, freylich mit Kraft und Kunſt belebte und beſorgte, Beyeinanderſeyn von Knaben und Mädchen in dieſem Zeitpunkt in meinem Hauſe keine andere Wirkung hatte, als diejenige, die das Beyeinanderſeyn von Brüdern und Schweſtern, und allfällig ein paar verwandten Kindern beyderley Geſchlechts in jedem Privathaus auch hat, und beſtimmt die nämlichen ſegensreichen Folgen herbeyzuführen geeignet iſt, welche es in wohlbeſorgten Privathäuſern allgemein herbeyführt und nämlich der Erziehung beyder Geſchlechter eine freyere, kraftvollere, ungezwungenere, und ich darf ſagen, innerlich unſchuldiger belebte Richtung giebt, als dieſes in Erziehungsanſtalten möglich iſt, in denen Knaben und Mädchen unbedingt geſchieden ſind, und noch viel weniger in ſolchen, in welchen ſie bey gewaltſamer, allgemeiner, anderweitiger Abgeſchiedenheit zu gewiſſen Zeiten, in einzelnen Fällen zu dem Ceremonienglück gelangen, gereizt, unter ſteifer Aufſicht auf Bällen einander zu ſehen, und ſich nach den Regeln der Tanzkunſt einander zu nähern Gelegenheit finden. Ich darf als Erfahrungsſache beſtimmt ausſprechen, ein unter der Führung wahrer Vater- und Mutterkraft ſtehendes Erziehungshaus, in dem freylich die Reize eines gegenſeitigen, müſſiggängeriſchen Angaffens und Unterhaltens, ſo wie diejenigen eines, die Menſchennatur von der Pflichtanſtrengung des thätigen, häuslichen Lebens ablenkenden Phantaſie- und Träumerlebens im Bücherleſen kraftvoll entfernt ſind, wird durch den Genuß der reinen und unſchuldigen Annehmlichkeiten eines lieblichen, nahen Verhältniſſes zwiſchen beyden Geſchlechtern, beſonders wenn ſelbige in der Stuffenfolge eines merklich verſchiedenen Alters neben einander da ſtehen, und täglich frey und beſchäftigt durch einander wandeln, durchaus nicht gefährdet; im Gegentheil, die Reize des leidenſchaftlichen Drangs zu gegenſeitiger Näherung, ſo wie die Hinlenkung der Einbildungskraft auf Gegenſtände des Geſchlechtstriebs werden durch ein ſolches anhaltendes, an Pflichtverhältniſſe geknüpftes und durch ſie eigentlich vernünftig gemachtes und allſeitig naturgemäß kraftbildendes Beyeinanderwohnen weſentlich gemindert, und beſtimmt auch der frühzeitigen Reifung dieſes Triebs, auf eine mit der Natur deſſelben weſentlich übereinſtimmende Weiſe, vorgebeugt. Dieſe Anſicht des Gegenſtands, die als durch Erfahrung beſtätigte Thatſache dargelegt wird, verdient die Aufmerkſamkeit aller Menſchenfreunde, die den Uebeln der Zeit, welche vom allgemeinen Mangel eines tief begründeten Hausſegens herrühren, wahrhaft ernſt und mit genugthuenden Mitteln abzuhelfen wünſchen. Die weſentlichen Urſachen dieſes mangelnden Hausſegens liegen in der Unnatur von Erziehungsirrthümern und Erziehungsfehlern, zu denen uns die Unnatur der allgemeinen Verkünſtlung unſers Seyns und unſers Thuns hingeführt hat, und von denen ſich weder unſer häusliches Leben in ſeinem Erziehungseinfluſſe, noch unſere öffentlichen Anſtalten in unſrer Mitte rein zu erhalten vermögen. Wir dürfen uns nicht verhehlen, die Unnatur vieler unſrer Erziehungsfehler hat durch die Allgemeinheit der Verkünſtlungs- und Luxusbizarrerien unſrer Zeitſitten nicht nur allgemein Fuß gegriffen, ſondern dieſe Irrthümer und Fehler ſind dadurch noch in unſere Mitte zu eigentlichen Nothfehlern und Armuthsirrthümern geworden, deren armſeligen Flitterglanz wir weſentlich darum erliegen müſſen, weil wir aus Mangel ökonomiſcher Selbſtſtändigkeit auch ihren erkannten Uebeln nicht mehr abzuhelfen vermögen, und in statu quo, in dem wir diesfalls überhaupt und in Rückſicht auf öffentliche und Privaterziehungshäuſer leben, würde freylich das Nebeneinandererziehn von Knaben und Töchtern nur ein Schlund ſeyn, der ohne weitern guten Erfolg äuſſerſt groſſe Geldſummen in den Abgrund verſchlingen oder vielmehr in den Händen eines, ſeines Dienſtes unfähigen Dienſtperſonale verſchwinden machen. Wir dürfen uns nicht verhehlen, die Staaten vermögen es bald nicht mehr, Erziehungshalber Anſtalten zu treffen, die im Groſſen und Allgemeinen geeignet wären, beydes; ſowohl den weſentlichſten Bedürfniſſen unſrer Zeit, in den Formen und Geſtaltungen, in denen wir leben, genugſam zu entſprechen, als den weſentlichen Zeitübeln, unter denen wir leiden, mit Solidität abzuhelfen; und was vielleicht in unſerer Lage noch wichtiger iſt als der Mangel genugſamer, ökonomiſcher Kräfte, iſt, daß der Zeitgeiſt, ſo wie er ſich von Staatswegen und durch Staatsorgane ſelber vielſeitig über dieſen Gegenſtand ausſpricht, nichts weniger als mit ſich ſelber im Klaren zu ſeyn ſcheint, was es eigentlich fordern würde, Erziehungsanſtalten einzurichten, welche mit geſichertem Erfolg dahin wirken möchten, mitten in dem unnatürlich vermehrten Anſprüchen aller Schwächen und aller Irrthümer unſrer ſo geheißenen kultivirten Zeit und kultivirten Stände die bildende Kraft des wahren, häuslichen Lebens und die heiligen Fundamente ſeines, den einzelnen Haushaltungen eben wie den Staaten nöthigen, Segens wieder herzuſtellen und zu ſichern. Dieſem großen Bedürfniß der Zeit im öffentlichen und Privatleben abzuhelfen, fordert es unumgänglich eine feſte, in alle Stände tief eingreifende und von allen als nothwendig anerkannte, allgemeine Vereinfachung des Erziehungsweſens; es fordert das geſicherte und allgemeine Daſeyn im hohen Grad pſychologiſch wohl gegründeter Entfaltungsmittel des ganzen Umfangs der Kräfte und Fertigkeiten, aus denen der wahre Segen des häuslichen Lebens allein hervorzugehen vermag; es fordert die Organiſation von Anſtalten, in welchen das häusliche Leben mit ſeiner in Unſchuld, Kraft und Anſtrengung bildenden Wahrheit ſelber daſteht und aus denen alle Unnatur und aller Trug entfernt wird, welcher ſich im Mangel der wahren Fundamente des häuslichen Lebens in die brillanteſten Erziehungsanſtalten der Staaten eben ſo leicht einſchleicht, als in diejenigen dunklern und unberühmtern, die als traurige Erwerbszweige in tauſend und tauſend Händen von Menſchen ſind, die bey vielem, das ſie verſtehn, kennen und wiſſen, gewöhnlich doch in der Welt nichts weniger verſtehen, als gute, kraftvolle, ſich in That und Wahrheit bewährende Hausväter und Hausmütter zu ſeyn, oder auch nur, ſolche wohl zu repräſentiren. Die Erziehungshäuſer, die den Zeitübeln, unter denen wir leiden, und denjenigen, die wir noch gefahren, abzuhelfen geeignet ſeyn ſollen, müſſen desnahen auch auf ganz andere Fundamente gebaut werden, als diejenigen ſind, auf denen ſie gegenwärtig freylich ganz wohl ruhen, wenn man unwirkſam daſtehn ruhen heißt. In Häuſern, die diesfalls wirklich auf guten Fundamenten ſtehn, müſſen die Zöglinge von allen Seiten in die Wahrheit des häuslichen Lebens hineingeführt werden; ſie müſſen in denſelben die Reize der Freyheit und der Liebe dieſes Lebens warm und belebt genießen; ſie müſſen aber auch in denſelben den Drang ſeiner Anſtrengung in ſeiner ganzen Stärke erkennen und ſich ihm unbedingt unterwerfen. Es iſt weſentlich durch die Anerkennung dieſes Drangs und der freyen, aber unbedingten Unterwerfung unter denſelben, wodurch ſie ſich wahrhaft und allſeitig für ihre Beſtimmung zu eignen vermögen. Sie müſſen desnahen auch alles, was ſie in dieſen Häuſern als zu ihrer Beſtimmung, als zu ihrem Beruf dienend erlernen, ganz, d. i. auf eine ſolche Weiſe erlernen und ſich daſſelbe ſo vollkommen, ſo vollendet einüben, daß ſie es wieder andere lehren, und zwar ſo gut lehren können, als ſie es ſelber gelernt haben. Es iſt auf dieſer Bahn allein möglich, durch öffentliche und Privateinrichtungen dahin zu wirken, daß die Kräfte, Einſichten und Fertigkeiten, die den Segen des häuslichen Lebens weſentlich begründen, im Volk allgemein gemacht und in die Wohnſtuben aller Stände deſſelben gebracht werden. Indem ich dann aber das Weſen deſſen, was hierin noth thut, mit Umſicht und Ernſt ins Aug' faſſe, ſo fällt es mir, mit einer mich für dieſe Anſicht hinreiſſenden Klarheit auf, daß das Perſonale, durch welches es am leichteſten möglich iſt, dieſem Ziel entgegenzuſtreben, vorzüglich im Mittelſtand zu ſuchen iſt; denn obwohl die Größe der Uebel, unter denen das Zeitalter leidet, auch dieſen Stand tief in ſein Verderben hineingeriſſen, ſo iſt dennoch wahr, daß die beſten Kräfte des häuslichen Lebens, die ſich noch in unſrer Mitte erhalten, in dieſem Stand zu ſuchen ſind; und es iſt gewiß, daß ſie in vielen glücklichen und beſſern Haushaltungen deſſelben, mitten in ſeinem tiefen Verſinken, dennoch hie und da in unſrer Mitte noch kraftvoll daſtehn. Es fällt indeſſen in die Augen, die weſentlichen Maßregeln, die zur Erneuerung des ehemaligen Segens des häuslichen Lebens durch die Erziehung in allen Ständen erfordert werden, müſſen nothwendig durch ein Perſonale erzielt werden, von dem es zum voraus zu hoffen iſt, daß die innere Neigung, ſeinen Brüdern, ſeinen Mitmenſchen, und beſonders den Armen und Verlaſſenen unter ihnen zu dienen und zu helfen, in ihm wirklich belebt ſey. Und nun iſt offenbar, Kinder des zurückgekommenen Mittelſtands, die einerſeits die Leiden und die Zurückſetzung der wirklich Armen im Land zum Theil mitgetragen, oder ihnen wenigſtens nahe geſtanden, anderſeits aber die von den Vätern geerbten Kräfte, Sitten und Fertigkeiten ihres Stands noch nicht verloren, ſtehen dadurch der Gemüthsſtimmung, den Einſichten und den Fertigkeiten am meiſten nahe, welche dieſe für die Menſch- eit ſo wichtigen Zwecke erheiſchen und vorausſetzen. Es rhellet daraus auch ferner, daß eine etwas weiter füh- ende Benutzung der Kräfte dieſes Stands dadurch, daß eine eträchtliche Anzahl ausgezeichneter Kinder aus dem- lben mit Sorgfalt und Kunſt zu Erziehern und Erziehe- nnen gebildet würden, ganz gewiß eine vorzüglich gute aßregel ſeyn würde, die häuslichen Kräfte aller Stände ch die Erziehung, ſo weit ſie als ſolche hiefür Einfluß hat, allmälig wieder herzuſtellen und den Mittelſtand ſelber in ſeiner innern Kraft wieder zu beleben und zu der Selbſtſtändigkeit und Würde zu erheben, die er verloren, und deren Verluſt vielleicht das Weſentlichſte der Uebel iſt, die unſer Welttheil durch die Abſchwächungsverkünſtlung, in die er verſunken, ſich ſelber zugezogen.

Um aber beydes dieſes zu erzielen, iſt es freylich nicht genug, talentreiche Kinder, wenn auch ihre Anzahl noch ſo groß wäre, aus dem zurückgekommenen Mittelſtande zu Erziehern und Erzieherinnen auszuſuchen; es erfordert, daß ihre diesfällige Bildung mit der höchſten Sorgfalt ſtatt finde, und alles gethan werde, ſie in ihrem Stand zu einer hohen Vollendung zu erheben. Dieſe Kinder müſſen, wenn der Zweck ihrer Beſtimmung durch ſie erzielt werden ſoll, mit dem hohen Sinn innerer Liebe, deſſen heiliger Ernſt in ſeinen Mitteln bis an die Strenge grenzt, behandelt werden. Es iſt dringend nothwendig, daß ſie mitten im täglich erhebenden Genuß des Vorzüglichſten und Vollendeteſten, was ihnen zum Weſen ihrer Ausbildung gegeben werden kann, fortdauernd an die größte Einſchränkung ihrer Bedürfniſſe, an eine große Anſtrengung ihrer Leibs- und Seelenkräfte und an eine im hohen Grad geſicherte Anmaßungsloſigkeit und dienſtbereitwillige Hingebung in allem ihrem Seyn und Thun gewöhnt werden. Es muß desnahen in meinem Haus alles gethan werden, dieſe, aus beſchränkten Umſtänden herausgenommenen, Kinder, mitten in der großen Näherung mit den Kindern aus den begüterten Ständen, und mitten in der in andern Rückſichten vollkommenen gleichen Behandlung derſelben, dennoch feſt zu gewöhnen, vieles, ſehr vieles mit Ruhe und Gleichmuth zu entbehren, das die andern vor ihren Augen täglich genießen. Sie müſſen beym Genuß einer vollkommen befriedigenden Beſorgung an Speiſe, Trank und Kleid neid- und harmlos entbehren, was ihrem Stand nicht zukommt und ihnen nur zur Verſuchung gereichen könnte. Sie müſſen ſelber vom Gedanken entfernt werden, daß es ihnen gut und nützlich wäre, täglich Wein, Fleiſch und Freyſtunden zu haben, wie ſie die Begüterten täglich genießen ſehn. Das iſt auch in Rückſicht auf die Kleidung der Fall. Wenn diesfällige Anmaßungen die Seele meiner Kinder beflecken und ſich in ihnen verhärten würden, ſo wären alle Zwecke, die wir für ſie und durch ſie zu erzielen ſuchen, dahin. Die Sache iſt zu wichtig, der Zweck iſt zu groß, als daß diesfalls nicht alles gethan werden müßte, um das Fundament der Kraft, die wir in ihnen durch die Freyheit des innern Selbſttriebs zu erzielen ſuchen, nicht durch irgend eine Schwachheitsverſuchung in ihnen entkräftet werde; und dieſes könnte augenblicklich geſchehn, wenn ſie leichtſinnig aus dem Bewußtſeyn ihres vorigen Zuſtands und der Leiden, der Beſorgniſſe und der Gefahren, darin ſie lebten, herausgeriſſen würden. Wenn ſie durch die Irrthümer ihrer Führung dahin gebracht, alſo ihrer ſelber zu vergeſſen, ſo würden ſie denn bald des Armen und Elenden vergeſſen; ſie würden ſehr bald das Heilige und Hohe ihrer Beſtimmung, ſie würden bald ſelber Vater und Mutter vergeſſen und ſich ihrer nächſten Verwandten ſchämen, wie reiche und vornehme Schneiders-, Schuhmachers- und Krämersſöhne und Sohnsſöhne ſich ſo oft ihrer Verwandten ſchämen; ſie würden aber auch dadurch für ihre Beſtimmung unbedingt unbrauchbar werden. Wenn der Arme, ohne innerlich mit Feſtigkeit höher gehoben zu werden, aus ſeiner Noth herausgehoben und das Bewußtſeyn des Leidens ſeines alten Zuſtandes in ihm in ſeinen Umgebungen nicht fortdauernd erneuert wird, ſo wird er leicht undankbar, ſelber gegen ſeinen Wohlthäter. Ich weiß, was Ich ſage; ich habe den Undank unvorſichtig aus dem Bewußtſeyn ihrer alten Lage herausgehobener Armer vielſeitig geſehn und drückend erfahren. So wie ſie undankbar wurden, wurden ſie für die hohen Zwecke ihrer Bildung verloren und dafür unbrauchbar. Ich muß jedem guten Menſchen, der ſich des Armen erbarmt, zurufen: Hüte dich vor aller Schwachheit der Liebe, der Arme wird ſie mißbrauchen und wird dadurch ſo unglücklich und unbrauchbar werden, als er durch eine ſich im Weſen ſtreng offenbarende, wahre Liebe geſegnet und brauchbar geworden wäre.

Und es iſt auch nur unter dieſer Bedingniß, daß ich glaube, durch die Begründung meiner Anſtalt für die Bildung von Erziehern und Erzieherinnen die wohlthätigen Zwecke, denen ich entgegenſtrebe, anzubahnen und dadurch ein Beyſpiel aufzuſtellen, wohin es führen müßte, wenn durch ähnliche Anſtalten eine allmälig ins Groſſe gehende Anzahl Kinder aus dieſem Stande zu einer tiefen Kenntniß der weſentlichſten Fundamente einer guten Erziehung und zu unbedingt habituell gemachten Fertigkeiten ihrer Ausübung erhoben und gebildet würde. Wahrlich, wenn es geſchähe, es würde groſſe und weit führende Segensfolgen haben, und zwar in Rückſichten und Beziehungen, in denen wir, ich darf nicht ſagen, ſegenslos daſtehen; aber das darf und ſoll ich ſagen, in denen wir ohne alles Verhältniß ſegensloſer daſtehen, als dieſes bey unſern Vätern der Fall war. Wahrlich, wir können uns nicht verhehlen, das diesfällige Bedürfniß unſerer Zeit iſt groß und fordert tiefe, eingreifende Maßregeln, deren Anerkennung in unſern Tagen ſchon keine leichte Sache iſt, und zwar beydes, in Rückſicht auf das *Wollen* und das *Können* deſſen, was hiefür noth thut. Unſere Zeit iſt lieblos, ſelbſtſüchtig, träg und gewaltthätig. Zwar iſt ein ſchwacher, frommer Wille zu vielerley Gutem und ſelber zu vielerley Gutem in der Erziehung noch vielſeitig in unſrer Mitte ſichtbar; aber dennoch kann man durchaus nicht in Abrede ſeyn, daß Menſchen, bey denen ein lebendiger Trieb, ſich in dieſem Fache liebend und glaubend ihren Brüdern hinzugeben und aufzuopfern, mit *hiefür nothwendigen Kenntniſſen und ausgebildeten Fertigkeiten verbunden* daſtehen, in unſrer Mitte noch als eine ſeltene Erſcheinung anzuſehn ſind; und wenn wir es nicht läugnen können, daß ſchon ein kraftvoller Wille, ſich dieſem groſſen Ziele zu wiedmen, eine ſeltene Sache iſt, ſo iſt die gebildete Fähigkeit zur Ausführung deſſen, was es fordert, dieſem Ziel mit einiger Hoffnung des Erfolgs entgegenzuſchreiten, und die Einübung aller Kenntniſſe und Fertigkeiten, die hiefür erfordert werden, nicht nur ebenſo ſelten, ſondern noch viel ſchwieriger. Die Perſonen, die zur Organiſirung der Mittel, welche zu dieſem Zwecke führen, geeignet ſind, müſſen nothwendig einen tiefen pſychologiſchen Takt beſitzen. Es iſt nicht zu läugnen, die pſychologiſchen Reihenfolgen von Uebungen, die vermög ihres Weſens auf der einen Seite geeignet ſind, das Ganze der Menſchennatur an ſich zu ergreifen, auf der andern Seite den ganzen Umfang der menſchlichen Bildungsmittel und des menſchlichen Unterrichts in einem naturgemäſſen Zuſammenhang und ſo viel möglich in lückenloſen Stuffenfolgen zu organiſiren, iſt eine unendlich ſchwere, und in ihrem Umfange durchaus noch nicht zu Stande gebrachte Arbeit. Das, was wir dafür gethan haben, iſt ein kleines, ſehr kleines Scherflein zu dem großen, ſehr großen Geſchenk, das die Menſchheit hiefür bedarf. Die Mittel, die zu dieſem Ziel führen, ſind auch nichts weniger als Reſultate äußerlich und oberflächlich eingeübter Fertigkeiten und Kenntniſſe, ſie ſind Geiſt und Leben und gehen nur aus der Reinheit, aus der unſchuldigen und unverwirrten Kraft der Menſchennatur hervor. Kein Lohndienſt macht ſie als ſolcher möglich und ſie ſind mit keiner Geldſumme, wäre dieſe auch noch ſo groß, zu erhaſchen; ſie müſſen mit Liebe, Geduld, Mühe, Sorgfalt und Zeit geſucht, erforſcht, geprüft und von ferne angebahnt, und ich muß hinzuſetzen, mit Begeiſterung betrieben werden. Die Erzieher und Erzieherinnen, die dieſe Mittel anwenden, allgemein machen und ins Volk bringen ſollen, fallen uns alſo durchaus nicht aus den Wolken herab in die Hände; ſie müſſen wahrlich zu dem, was wir diesfalls bedürfen, geſucht, gebildet und erzogen werden. Sie ſind nicht da, und die Lücken, die ihr Nichtdaſeyn diesfalls macht, kann nicht ausgefüllt werden, als dadurch, wenn man macht, daß ſie da ſeyen. Aber ſie ſind nicht blos nicht da, es lebt in unſerer Mitte nicht einmal ein lebendiges Gefühl, daß ſie da ſeyn ſollten, will geſchweigen ein ernſtes, eingreifendes Intereſſe, zu machen, daß ſie da ſeyen und die Lücke, die ihr Nichtdaſeyn in unſerer Mitte hervorbringt, ausgefüllt werde. Es iſt freylich auch wahr, es iſt nicht ein leichtes, dieſes zu machen. Es iſt ſicher in keinem Beruf ein Standpunkt ſchwieriger zu beſiegen als derjenige, ſeit Menſchenalter mangelnde Lücken im Erziehungsweſen auszufüllen, daß ſie wirklich ausgefüllt ſeyen, und Erziehungsirrthümer, die ebenſo ſeit Menſchenaltern eingewurzelt, in ihren Quellen und Anfangsurſachen mit geſichertem Erfolg entgegenzuarbeiten. Von dieſer Seite ins Aug' gefaßt, iſt auffallend, daß in unſrer Zeit nicht wohl ein Beruf ſey, deſſen Betreiben, wie der Erziehungsberuf, einen gebildetern, pſychologiſchen Takt, und durch wiederholte Erfahrungen vielſeitig gebildete Einſichten und durch wiederholtes Ausüben vielſeitiger gebildete Fertigkeiten vorausſetzt. Der Stoff, mit dem ſich der Erzieher beſchäftigt und den er wahrlich ſelber ſchöpferiſch zu behandeln im Stand ſeyn muß, iſt das Meiſterſtück der Schöpfung, der Menſch ſelber. Dieſen muß der Erzieher, wie ein guter Gärtner, der die zarteſten Pflanzen von ihrem erſten Entkeimen an bis zum Reifen ihrer Früchte verſtändig beſorgen will, in allen ſeinen Anlagen und Kräften nahe und genau kennen und der Entfaltung nach allen Richtungen und nach allen Verhältniſſen gewachſen und mächtig ſeyn. Es iſt kein Beruf auf Erden, der tiefere Kenntniß der Menſchennatur und größere Fähigkeit und Gewandtheit, ſie zu behandeln, vorausſetzt; und doch iſt kein lebendiges, in wahre Thatkraft und ernſte Anſtrengung hinübergegangenes und ſich als öffentlich und allgemein bewährendes Intereſſe für eine tiefere, ihrem Zweck genug zu thun geeignete Erforſchung dieſes Gegenſtands noch in uns erwacht. Ich kann mich irren; aber nach meiner Erfahrung iſt die Anſicht richtig, unſer Welttheil, der für alle Künſte und Wiſſenſchaften, ſelber bis auf die unbedeutendſte hinab, unzählbare Lehrſtühle hat, hat nicht einen einzigen, der geeignet iſt, den Erziehungsberuf ſeinen Zuhörern und Lehrlingen von allen Seiten praktiſch einzuüben und die Fertigkeiten deſſelben ihnen habituel zu machen. Es iſt unbegreiflich, aber es iſt wahr, in dieſem Welttheil, der bis auf die Dreſſirung der Jagdhunds hinab kein einziges unſerer Hausthiere einer ſorgfältigen Art von Bildung zum Hausgebrauch mangeln läßt, und dafür täglich neue und mehr raffinirte Hülfsmittel ſucht, beſteht keine einzige Anſtalt, in der der hohe Beruf, Erzieher und Erzieherinnen zu werden im ganzen Umfang ſeiner weſentlichſten Bedürfniſſe praktiſch genugthuend erlernt werden könnte; keine, die nicht bloß als Lehrſtuhl der Erziehungswiſſenſchaft, ſondern als eine auf die Baſis des häuslichen Lebens gebaute Entwicklungs- und Bildungsanſtalt der Anlagen, Kräfte und Fertigkeiten, deren Erzieher und Erzieherinnen zu einem ſoliden Betreiben ihres Berufes weſentlich, unumgänglich und ausſchlieſſend bedürfen, angeſehn werden könnte. Man iſt in unſerm Zeitalter in keiner Wiſſenſchaft weiter zurück, als in der Erforſchung der Menſchennatur ſelber und beſonders in dem Fache, in dem ihre tiefe Erforſchung für unſer

Geſchlecht von den bedeutendſten Folgen ſeyn und ihm zum weſentlichſten Nutzen gereichen könnte, im Fache der Erziehung; und man muß es als eine Folge dieſes Umſtands anerkennen, daß von den vielfachen naturforſchenden Geſellſchaften, die nicht nur die Vorſchläge für die Vervollkommnung der Race und die Erhöhung des Abtrags von jedem unſerer Hausthiere, ſondern auch ſogar jeden Beytrag zu näherer Erkenntniß der Natur, der Lebensweiſe und der Beſtimmung auch des niederſten Inſekts mit ſo viel Eifer an ſich zu bringen ſuchen und mit ſo viel Dank aufnehmen, von dieſen ſonſt ſo achtungswürdigen Geſellſchaften hat, wenigſtens ſo viel ich weiß, noch keine einzige das tiefe Problem von Entfaltungs- und Bildungsmitteln der Anlagen und Kräfte der Menſchennatur zu einem eigentlichen, weſentlichen Fache ihrer Nachforſchungen und ihrer Preisausſchreibungen gemacht, oder Männer, die ſich den Nachforſchungen über das Erziehungsweſen widmeten, von ihres Faches wegen in ihren Kreis aufgenommen und dadurch dieſes Fach als ein ihren Beſtrebungen weſentliches erklärt hat. Indeſſen iſt die Erziehungskunſt doch eigentlich für den Menſchen der wichtigſte Theil der Naturkunde und im Grund der Mittelpunkt aller wahrhaft menſchlichen Naturforſchung. Aber wie die Sachen diesfalls ſtehn, kann man nicht anders als ſich ſelber fragen: was vermögen unter ſolchen Umſtänden die Bemühungen einzelner Menſchen für die Erziehung? Indeſſen muß man den Muth nicht ſinken laſſen; es kann beſſer werden, und ich gehe mit entſchiedener Hoffnung für dieſes Beſſerwerden in mein Grab. Ich kann nicht anders; ich kann und will den Lichtſtrahl der Hoffnung, den die Idee der elementariſchen Entfaltung der menſchlichen Kräfte in meine Seele gelegt, in ihr nicht auslöſchen zu laſſen und nicht aufhören mich zu beſtreben, die weitere Erforſchung, Prüfung und Bearbeitung dieſer Idee in meinem kleinen Kreis auch hinter meinem Grab fortdauern zu machen und den Geiſt meiner Anſtalt noch bey meinem Leben dahin zu lenken, daß die darin gebildeten Kinder ſich zu der entſchloſſenſten Sehnſucht erheben, ihren Brüdern, den Menſchen, und inſonderheit den Armen und Leidenden im Land, mit den Segenskräften, die ihnen durch ihre diesfällige Bildung zu Theil werden, zu rathen, zu helfen und zu dienen. Unſer Haus ſoll, ſo Gott will, wenn es auch noch ſo klein iſt, und wenn es auch noch ſo lange als ein ſterbendes Saamenkorn im Land da lag, doch endlich dahin kommen, durch ſeine Anſtrengungen die Bahn heiter zu machen, in welcher es einem jeden einzelnen Freund der Menſchheit und der Armuth möglich gemacht werden kann, das Seine zur Minderung der Uebel beyzutragen, die unſer Zeitalter durch den Ruin der reinen, häuslichen Kräfte und des heiligen Hausſegens in allen Ständen leidet; beyzutragen, daß ſelber auch erleuchtete Staatsmänner thatſächlich auf die Irrthümer aufmerkſam gemacht werden können, die in Rückſicht auf die allgemeine Beförderung des häuslichen Segens und des aus demſelben hervorgehenden öffentlichen Wohls ſtatt finden und uns mit ihrem Verderben von allen Seiten tief ans Herz greifen.

Wenn ich jezt zurückſehe und den Inhalt meiner Aeuſſerungen noch einmal ins Auge faſſe, ſo ſehe ich freylich, wie weit ſie hinführen und wie unermeßlich viel die Erfüllung der Hoffnungen, die ich rege zu machen ſuche, vorausſetze, und weiß auch, daß meine Mitwelt keine Urſache hat zu glauben, ich ſey noch im Stand, vieles zu Erfüllung dieſer Hoffnungen beyzutragen. Ich vermochte in den Tagen meiner beſſern Kräfte wenig dafür, und jetzt in meinem Alter iſt keine Rede davon, daß ich noch im Stand ſeyn werde, perſönlich vieles dazu beyzutragen, den ſchweren Stein zu heben, der der Welt ſelber diesfalls im Weg liegt. Und viele, die mich und das Thun meines Lebens ſeit langem kennen, ſprechen es aus: Ich ſey ein Mann, der zwar in ſeinem Leben viel und oft ſchön geträumt und auch gar oft Himmel und Erde in Bewegung ſetzen wollen, ſeine Träume ausführen zu machen, es ſey ihm aber auch in ſeinem Leben nie, und in keinem Wunſch gelungen. — Einige dieſer Leute ſetzen noch hinzu: Es ſey bedauerlich, daß ich jetzt das, was ich durch mein Leben auszuführen nicht vermögen, am Rande meines Grabes auf die Schultern eines Mannes legen wolle, über den freylich in Rückſicht auf mathematiſche Talente und ſeine Geiſteskraft überhaupt kein Zweifel obwalte, der aber in andern Rückſichten ſo viel und ſo vielerley von ſich und über ſich reden gemacht, daß man eigentlich nicht wiſſen könne, was es mit ihm ſey, und was man von ihm denken und aus ihm machen ſolle. — Ich antwortete über dieſen Vorwurf mit Beſtimmtheit. Es iſt wahr, die Laſt meiner Beſtrebungen war durch mein ganzes Leben weit über meine Kräfte. Ich trug ſie aber eigentlich nie. Sie rollte im Grund nur immer, ſo viel als ungetragen, neben mir hin; aber ſo blos neben mir hinrollend fiel ſie mir doch nie aus den Augen, und wich nie von meinem Herzen, und der Glaube, daß ſie getragen werden könne und getragen der Menſchheit Segen bringen werde, iſt nie, nie, unter keinen Umſtänden, ſo traurig und dem Anſchein nach alle Hoffnungen raubend dieſe auch waren, ganz von mir gewichen. Am allerwenigſten konnte er von mir weichen, ſeitdem dieſer Mann, auf deſſen Schultern ich jetzt den größern Theil der Laſten meiner Beſtrebungen hinlege, an meiner Seite iſt. Im Gegentheil, mein Muth erhob ſich ſeither mit doppelter Kraft, den Fortbeſtand meiner Beſtrebungen auch hinter meinem Grab zu ſichern, und ich, ohne daß ich eigentlich darüber ſchon klar in die Zukunft hinausſehe, überlaſſe mich an der Seite dieſes Mannes mit Zuverſicht der troſtvollen Hoffnung, daß dieſe Beſtrebungen hinter meinem Grab in eine beſſere Zeit fallen, und in einem beſſern Boden Wurzel faſſen werden, als derjenige war, in dem ſie in meiner Zeit freylich ſo ziemlich allgemein immer nur ſerbten. Ich bin indeſſen auch davon überzeugt, daß wenn ſeine Beſtrebungen auch nicht in eine beſſere Zeit fallen würden, als die meinige war, ſo werde er zu zeigen wiſſen, daß ſeine Zeit in Rückſicht auf ſeine Zwecke ihm und nicht er diesfalls ihr angehört. Ich bin überzeugt, er wird auch die ſchwächſte Zeit für ſeine Zwecke beſſer benutzen, als es mir möglich geweſen wäre, die beßte zu benutzen, wenn ſie mir zu theil geworden wäre. Ich kann es mir nicht verſagen, ich muß noch einmal wiederholen, man kennt dieſen Mann noch nicht.

Er iſt zwar viel beſchwatzt, aber wahrlich noch nicht geprüft und nicht erkannt worden. Ich aber kenne ihn. Er iſt bereits zwanzig Jahre bey mir. Ich ſah ſeine Kraft und ſeinen Willen an meiner Seite ſich entfalten, ſtärken und zum Dienſt meiner Zwecke reifen und das werden, was ſie jetzt wirklich iſt. Dieſes aber iſt jetzt noch nicht offenbar worden. Es konnte es auch nicht werden. Die Aeußerung ſeiner Kraft hat ſich an meiner Seite bis jetzt nur noch durch das Wegſchaffen der Hinderniſſe, die den Zwecken meines Lebens im Weg ſtanden und durch die Notharbeit des Herbeyſchaffens todter Materialien, die die Wiederherſtellung meines Hauſes bedurfte, in die Augen fallen und von ſich reden gemacht. Und dieſes, wie es geſchah, war freylich nicht ſehr geeignet, völlig heiter zu machen, was es im Ganzen mit dieſem Mann wirklich iſt. Aber, ich weiß es, und ſchlafe der Laſt halber, die ich diesfalls auf ſeine Schultern gelegt, ſo ruhig als ein Kind in ſeiner Mutterwiege. Indeſſen ſprechen Thatſachen für ihn, die von einer Natur ſind, daß ich ſagen darf und muß, die Menſchen ſind ſelten, ſehr ſelten, von denen ſolche Thatſachen mit Wahrheit bezeugt werden können. Er war edel und gut, ehe er mich kannte; er war in Verhältniſſen edel und groß, die keinen Bezug auf ſeine Verbindung mit mir haben. Er war der dankbarſte Sohn ſeines Vaters. Er war der treuſte Bruder ſeiner Geſchwiſter. Man frage ihm nach: wo iſt der Sohn, wo iſt der Bruder, der dieſen Dank und dieſe Achtung von ſeinem Vater und von ſeinen Geſchwiſterten verdient?! Man frage ihm in ſeiner Heimath nach, man frage in Wien und München, was er für ſein Vaterland ſuchte, und was er daſelbſt zu erwarten hatte. Und warum iſt er nicht auf dieſer Laufbahn geblieben? — Man höre: Ich war in der äußerſten Noth, und er iſt nicht nur von mir allein, ſondern von meinem ganzen Haus als der einzige Mann, der noch im Stand ſey, daſſelbe zu retten, dafür gebethen worden, wieder in mein Haus einzutreten; und es iſt auf dieſe Bitte meines Hauſes hin, daß er aus inniger, kindlicher Liebe zu mir alle andern Rückſichten beyſeit ſetzte, und ungeſäumt ſich ſelbſt und alles, was ihm in der Welt lieb war, daran ſetzte, mir beyzuſtehn, mich, mein Haus und meine Anſtalt zu retten. Er hat auch ſein Ziel erreicht. Er hat es unter Umſtänden erreicht, von denen kaum ein Menſch hätte glauben können, daß es möglich wäre, ſie zu beſiegen. Mein Unglück war groß; auch ſchien die Unmöglichkeit meiner Rettung vor allen Menſchen Augen entſchieden. Aber er hat es gethan. Er hat mich gerettet. Mein einziger Nachkömmling war nicht mehr mein: er iſt durch ihn wieder mein — meine Anſtalt war nicht mehr mein: ſie iſt durch ihn wieder mein — mein Haus war nicht mehr mein: es iſt durch ihn wieder mein — Gott! ich ſelbſt war nicht mehr mein: er hat mich mir ſelbſt wieder gegeben, und er wird mir erhalten, was er mir wieder gegeben. Er wird nicht einmal meinen Namen in dem ſeinigen verſchwinden machen. Er wird ſeinen Namen im Segen des meinigen erhalten. Ferne Nachkommen von mir werden ihm danken, daß er der Vater meines Sohnſohns geworden. Er wird den Segen meiner Anſtalt zu ſeinem Segen, zum Segen meines Hauſes machen. Sein diesfälliges Werk, ſein diesfälliges Verdienſt um mich iſt groß. Er wollte mich nicht ſterben laſſen, ehe ich den Wunſch meines Herzens erfüllt, ehe ich die Sehnſucht meines Lebens, die Sehnſucht nach einer Erziehungsanſtalt für das Volk und die Armuth befriedigt ſehe. Er hat dieſe Sehnſucht ſelber weit über mein Hoffen und Wünſchen befriedigt. Das größte, das er für mich gethan hat, iſt, er ſchaffte mein Streben nach einer Armenanſtalt in eine höhere Idee einer Bildungsanſtalt für Erzieher und Erzieherinnen um, und giebt jetzt dieſer Anſtalt durch das, was er für die weitere Entfaltung und Bearbeitung der Elementarmittel thut, durch die Folgen, die ſein diesfälliges Thun immediat auf die Bildung dieſer Zöglinge hat, eine für die Menſchheit wichtige Bedeutung, und dies wird ſich ganz beſonders durch ſeinen Einfluß auf dieſelbe erhalten. Sie wird aber auch die Wahrheit und den Umfang ſeiner Kraft und ſeines Willens ins Licht ſetzen, wie es jetzt noch nicht im Licht ſteht. Wir ſind indeſſen ſchon jetzt in vielem, das zu unſerm Ziele führt, bedeutend vorgerückt. Ich darf ſchon heute den erſten Pſychologen, ohne Gefahr zu erröthen, auffordern, zu prüfen, auf welchen Fundamenten die Führung unſers Hauſes gegenwärtig ruhe und wohin die Maaßregeln, die wir in demſelben getroffen, ihrer Natur nach führen und führen müſſen. — Ich fühle mich glücklich. Ich fühle mich unausſprechlich glücklich, und wenn ich Gott für mein Glück, für dieſe namenloſe Umwandlung des tiefſten Elends in hohen, befriedigenden Segen mit Rührung und Wehmuth danke, ſo darf ich nicht anders als denken, es iſt durch meinen Freund Schmid, daß Gott mich rettete; ich bin ihm vor Gott und Menſchen einen Dank ſchuldig, wie wenige Menſchen einem Sterblichen einen Dank ſchuldig ſind. Mögen alſo die Carricaturen über ihn forthin Liebhaber und Käufer finden, das kümmert mich nichts mehr. Es kann mich nicht mehr bekümmern. Ich genieße den Segen ſeines Thuns und ſeines Lebens, was ſind mir jezt dieſe Carricaturen? Was können ſie mir ſeyn? Was ſind überhaupt leere Worte und unbegründete Urtheile? Sie verſchwinden; ſie müſſen verſchwinden — aber Thatſachen bleiben. Alle Täuſchungen löſen ſich, welchen Anſtrich ſie auch immer haben, wie ein Nebel auf — die Wahrheit aber beſteht im ſtillen, ewigen Fortwirken unerſchüttert. Auch macht kein Widerſpruch und ſelber kein Krieg irgend eine Lüge zur Wahrheit, oder eine Wahrheit zur Lüge; hingegen kann auch ein kleinlich hartnäckiges Militärlein, für die Unwahrheit unabſehbare Unglücke herbeyführen. —

Einige meiner Reden

an mein Haus,

in den Jahren 1808., 1809., 1810., 1811 und 1812.

Am

Neujahrstage 1808.

Das alte Jahr iſt verfloſſen; das neue iſt da. Ich bin in Eurer Mitte, aber nicht mit dem Frohſinn, den meine Umgebungen zu erfordern ſcheinen. Es iſt mir, ich ſehe auch meine Stunde nahen. Es iſt mir, ich höre die Stimme ob meinem Haupte: gieb Rechnung von Deiner Haushaltung, denn Du mußt ſterben! —

Kann ich mir ſie geben? War ich ein Haushalter? War ich einer für Gott? War ich einer für die Menſchen? War ich einer für mich ſelbſt?

Ich bin glücklich. Das Geräuſch meines Glückes umſumſet mich, wie ein Bienenſchwarm, der einen neuen Sitz ſucht, die Ohren des nahenden Wanderers umſumſet. Aber ich werde ſterben. Was iſt dieſes Sumſen für mich? Ich verdiene mein Glück nicht. Ich bin nicht glücklich. Das verfloſſene Jahr war nicht glücklich. Das Eis brach unter meinen Füßen, wo ich immer feſten Schrittes auftreten wollte. Das Werk meines Lebens zeigte Lücken, die ich nicht ahndete. Das Band, das uns alle bindet, zeigte ſich an Stellen, wo es am feſteſten geknüpft ſeyn ſollte, locker. Ich ſah Verderben einreiſſen, wo ich das Heil tief gegründet glaubte. Ich ſah ſich Mißmuth entfalten, wo ich die

Ruhe ſicher achtete. Ich ſah die Liebe erkalten, wo ich ſie lodernd heiß glaubte. Ich ſah das Vertrauen ſchwinden, wo ich es brauchte, um leben und athmen zu können. Ich ſah mich dem Herzen von Menſchen entriſſen, die ich bis an mein Grab mit dem meinigen eng vereinigt glaubte. Eine Freundin ſtarb mir. Seht hier ihren Schädel. — — — Sehr hier meinen Sarg. Was bleibt mir übrig? Die Hoffnung meines Grabes. Mein Herz iſt zerriſſen. Ich bin nicht mehr, was ich geſtern war. Ich habe die Liebe nicht mehr, die ich geſtern genoſſen. Ich habe das Vertrauen nicht mehr, das ich geſtern genoſſen. Ich habe die Hoffnung nicht mehr, die ich geſtern hatte. Was ſoll ich mehr leben? Wofür bin ich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet? Das Band iſt zerriſſen, das meinem Leben einen Werth gab. Der Traum iſt verſchwunden, der meine Sinne über meinen Werth und mein Glück täuſchte. Was ſoll ich mehr in einer Welt thun, in der ich mich nur täuſchte? und am meiſten über mich ſelber? Vielleicht täuſche ich mich in einer Stunde ſchon wieder. Doch die gegenwärtige, die erſte Stunde des Jahrs ſoll täuſchungslos mir meine Wahrheit vor Augen ſtellen, wie ſie mir gebührt. Ich gab meinem Glücke zu viel Werth und verdiente es nicht.

Es iſt ein tauſendfaches Wunder, daß ich noch lebe. Es war ein großes Wunder, daß ich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet wurde. Seht da, ſie zerriſſen das Gewand über meinem Rücken und berühten meinen Rücken nicht; ſeht, ſie riſſen das Gewand von meiner Schulter und von meinen Armen und berührten meine Schulter und meine Arme nicht. Ihr Fuß trabte an der

Haut meiner Stirne vorbey, und berührte meine Stirne nicht. Es iſt ein Wunder, daß ich noch lebe, daß ich noch bin, daß ich noch wirke. Ich war arm und verſuchte was Reiche nicht blos nicht thun, ich verſuchte was Reiche ſelber nicht möglich glaubten. Ich wollte träumend mit meiner Armuth und Schwäche eine Kraft verbinden, die aller Reichthum und alle Gunſt der Welt dem Menſchen in dieſer Lage nicht zu geben im Stande iſt. — Selbſt ohnmächtig bath ich die Ohnmacht, ſelbſt unwiſſend bath ich die Unwiſſenheit, ſelbſt erniedrigt bath ich die Niedrigkeit, ſelbſt unmündig bath ich die Unmündigkeit um Handbiethung zu meinem Werk, das auf den ewigen Pfeilern der Weisheit, der Kraft, der Würde und der Reifung der Menſchennatur als auf ſeinen einzigen unerſchütterlichen Fundamenten ruhen ſollte. Es war der Welt eine Thorheit, aber Gottes Hand wachte ob mir. Mein Werk gelang. Ich fand Freunde für mein Herz und für mein Werk. Ich wußte nicht, was ich that. Ich wußte kaum, was ich wollte. Aber es gelang. Es entſtand, wie die Schöpfung, aus dem Nichts. Es iſt Gottes Werk. Oder wem gehört es? Weſſen iſt es? Wer ſteht auf und ſpricht das Wort aus: es iſt mein Werk? Einmal ich ſpreche es nicht aus; und auch Ihr ſprecht es nicht aus. Es iſt nicht mein Werk; es iſt nicht Euer Werk. Stehet auf, Freunde! es iſt Gottes Werk! daß uns Gottes Werk wieder vereinige — nicht wie böſe Menſchen ſich wieder vereinigen — daß uns Gottes Werk wieder vereinige, wie Engel ſich mit Engeln vereinigen. Ihr erſtauntet, als Ihr mich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet ſaht. Aber iſt mein Werk nicht höher gerettet als damals mein armer Leib? Es iſt ein Wunder, daß ich noch bin. Es iſt ein hohes Wunder, daß mein Werk die Gefahren in Burgdorf, daß es die Gefahren in Buchſee, daß es die Gefahren in Iferten alle überſtanden.

Es geht neuen Gefahren entgegen. Es wird ſie mit Gott überſtehn. Aber werde ich ſie überſtehn? Daran zweifelt mein Herz. Es fürchtet ſich. Es iſt unruhig. Ich fühle es, ich verdiene mein Glück nicht. Es wird ſein Ende nehmen. Aber mein Werk wird darum nicht untergehn. Was Gold iſt, verbrennt nicht, es läutert ſich nur in der lodernden Glut. Wahrheit und Liebe, wo ſie immer rein gegeben werden, ergreifen das Menſchenherz, wenn auch die Weltweiſen mit ihrem ganzen Geſchlechte hadern. Es iſt nicht ihre Weisheit, es iſt ihre Thorheit, die mit ihrem Geſchlechte hadert. Mein Werk hadert nicht mit meinem Geſchlechte, es hadert nicht mit den Fürſten meines Geſchlechts, es hadert nicht mit den Knechten derſelben, es wird beſtehn.

Aber es wird nicht durch mich beſtehn. Es ſoll es nicht. Mein Leben war ſeiner nicht werth. Ich hatte für die Wahrheit nicht Kraft und für die Liebe nicht Unſchuld. Für das Wohlthun ſah ich die Wahrheit nicht, wo ich ſie hätte ſuchen müſſen. Ich fand ſie nur, wo meine Natur meinen Sinn von ſelbſt reizte. Ich verkannte ſie und verweigerte die Liebe, wo ſie meine Pflicht war und mein Heil geweſen wäre, und gab ſie launenhaft dahin, wo ſie verſchmäht wurde und nichts taugte. So verlor ich die Liebe der Welt, wie die Liebe der Meinigen. Wen ich glücklich machen wollte, über den brachte ich Leiden. Wem ich helfen wollte, dem enthalf ich. Was ich vornehmen wollte, das griff ich ungeſchickt an. Auch mißlang mir natürlich, was mir mißlungen. Das Glück mangelte mir nie, aber ich konnte es nie feſthalten. Es entſchlüpfte da meinen Händen, wo ein ſäugendes Kind es feſt gehalten hätte. Ich warf mich der Täuſchung von ſelbſt in die Arme. Leere Worte waren genug, mich zum Glauben und zur Liebe hinzureißen. Ich liebte oft den Verworfenſten, und konnte Jahre lang nicht ſchlecht finden, was ich liebte. Dann haßte ich aber auch doppelt, was ich ſchlecht fand. So bereitete ich mir ein ſeltenes Unglück, eine ſeltene Verlaſſenheit mitten unter meinem Geſchlechte, das viel an mir ſchätzte. Ich war roh in meinem Unglücke. Ich trotzte der Verachtung, die ich vielſeitig verdiente. Ich war ſtumm und raſend beym Leiden derer, denen ich helfen wollte und nicht helfen konnte.

Das Menſchenalter meiner Prüfung gieng vorüber. Gott rettete mich noch einmal; ich war im Glück nicht beſſer als im Unglück.

Ich war durch das Letzte noch nicht geläutert. Wie durch ein Wunder endete Gott die Verachtung und den Hohn, die mich wie einen Verworfenen von meinem Geſchlechte trennten. Gott hob mich Elenden aus dem Staube, wie er wenige Elende aus dem Staube hob. Er ließ ein Werk in meiner Hand gelingen, das Tauſenden mißlang, die alles tauſendfach dazu hatten, was mir mangelte. Aber mein Glück machte mich ſelbſt nicht edler, es hob mich ſelbſt nicht höher, als ich vorher war.

Mein Werk forderte Heldenkraft, ich blieb träge; es forderte Wachens und Betens, ich wachte nicht, ich betete nicht; es forderte Weisheit des Lebens, ich hatte ſie nicht; es forderte Kenntniſſe, ich ſuchte ſie nicht; es forderte Wirthſchaft, ich war unwirthſchaftlich; es forderte Selbſtüberwindung, ich that, was mir wohlgefiel; es forderte Regelmäßigkeit und Ordnung, ich war unordentlich und zerſtreut; es forderte Weisheit in der Behandlung von Freunden und Feinden, es iſt unmöglich, gegen beyde mehr zu fehlen als ich hierin gegen ſie fehlte — und doch gelang mein Werk. Aber ich mangelte ihm. Ich war ſeiner nicht werth. Es forderte vor allem aus das reine Opfer meiner ſelbſt. Ich brachte ihm dieſes Opfer nicht. Je glücklicher ich wurde, deſto mehr verlor ſich meine Kraft. Ich ſchrieb das Gute, das Gott mir erwies, mir ſelbſt zu. Was als ein Wunder um mich her geſchah, das wähnte ich in meiner Thorheit, ich thue es ſelbſt. Ich ließ mich für das ehren, was ich nicht that, und glaubte mich Schöpfer eines Werks, das nicht mein iſt. Ich glaubte mich die Urſache einer Wirkung, die im ganzen Umkreis meiner Kräfte und meines Thuns kein Fundament und keine Sicherheit für ſich hatte. Ich that für dieſes Werk nicht was ich ſollte, ich that nur dafür was ich wollte. Ich that nur das dafür, deſſen Vollbringen für mich ſelbſt Reize in meiner ſinnlichen Natur hatte; ich that nicht dafür, was mir durch Abneigung meiner Sinnlichkeit ſchwer geworden wäre.

Da ſein Gelingen gleichſam von ſelbſt gieng, weil es Gott gelingen machte, glaubte ich, es brauche auch von meiner

meiner Seite nur wenig. Je leichter es gelang und je mehr ſein Gelingen über allen Glauben gieng, deſto mehr täuſchte ich mich über das, was es forderte, und glaubte nichts zu verſäumen und verſäumte doch beynahe alles, was es forderte. Ich achtete mich tugendhaft, weil thörichte Menſchen meiner Kraftloſigkeit das Lob der Tugend gedankenlos zuwarfen. Zwar war die Heldentugend, die mein Werk bedarf, über meine Kraft und über mein Alter; aber ich hätte auch keinen Augenblick glauben ſollen, daß ich ſie beſitze. Dieſe Täuſchung brachte das gute Werk, inſofern es mein Werk war, dahin, wo alle Werke meines Lebens hinſanken; ſie brachte es dahin, in ſich ſelbſt zu Grunde zu gehn und in ſeinen Fundamenten vor unſern Augen in Trümmer zu zerfallen.

Es genoß von allen Seiten nicht mehr, was es von allen Seiten hätte genießen ſollen. Es war durch Liebe gegründet; die Liebe ſchwand in unſerer Mitte; ſie mußte ſchwinden. Wir täuſchten uns über die Kraft, die dieſe Liebe fordert; ſie mußte ſchwinden. Das Werk forderte hohe Duldſamkeit, ich hatte ſie nicht. Ich war unduldſam, wo ich hätte dankbar ſeyn ſollen. O Gott! Wie kam ich dahin! Wie verſank ich in dieſe Tiefe! — Ich weiß es, Gott! vor Deinem Angeſicht und vor dem Angeſicht meiner Freunde ſage ich es offen und frey: meine Selbſttäuſchung ſtieg auf einen Grad, den ich in mir ſelbſt nicht möglich geglaubt hätte. Da Du, o Gott! durch dauernde Wunder, ohne mein Zuthun, ſchaffteſt und erhielteſt, glaubte ich, es brauche wenig zu ſeiner Erhaltung. Und da ich jezt ſah, daß es viel, daß es unendlich viel dazu braucht, meynte ich, andere ſollten für mich thun, was ich verſäumt habe, und forderte roh, was ich mit Demuth hätte erbitten ſollen, und wollte das Daſeyn und Leben von Kräften erzwingen, die ich durch meine Schwächen und Fehler ſelber in unſerer Mitte verſchwinden machte. Ach, ich wollte jezt mit Gewaltſamkeit ausreuten, was ich mit Liederlichkeit habe einreiſſen laſſen. Das brachte Mißſtimmung in unſre Mitte. Das löste Bande auf, die ich ewig geknüpft glaubte. Das zerriß Herzen, die ich ewig vereinigt glaubte.

Da ſtehe ich jezt. Da iſt mein Sarg. Da iſt mein Troſt. Ich bin nicht mehr im Stande zu helfen. Das Gift, das am Herzen unſers Werks nagt, häuft ſich in unſrer Mitte. Die Weltehre wird auch heute dieſes Gift ſtärken.

O Gott! gieb, daß wir unſrer Täuſchung nicht länger unterliegen. Ich achte die Lorbeeren, die man uns ſtreut, für Lorbeeren, die man einem Todtengerippe aufſezt. Ich ſehe das Todtengerippe meines Werks, in ſo fern es mein Werk iſt, vor meinen Augen. Ich habe es Euch vor die Eurigen ſtellen wollen. Ich habe das Todtengerippe, das in meinem Hauſe iſt, belorbeert vor meinen Augen erſcheinen und den Lorbeer plötzlich in Feuer aufgehn geſehn. Er mag das Feuer der Trübſale, die über mein Haus kommen werden und kommen müſſen, nicht ertragen; er wird verſchwinden; er muß verſchwinden. Mein Werk wird beſtehn. Aber die Folgen meiner Fehler werden nicht vergehn. Ich werde ihnen unterliegen. Meine Rettung iſt mein Grab.

Ich gehe hin; Ihr aber bleibet. Möchten dieſe Worte jezt mit Feuerflammen vor Euren Augen ſtehn! —

Freunde! Werdet beſſer als ich war, damit Gott ſein

Werk durch Euch vollende, da er es durch mich nicht vollendet. Werdet beſſer als ich war. Bringt Euch durch Eure Fehler nicht eben die Hinderniſſe in den Weg, die ich mir durch die meinigen in den Weg gelegt habe. Laſt Euch vom Schein des Erfolgs nicht täuſchen, wie ich mich davon täuſchen ließ.

Ihr ſeyd zu hoher, Ihr ſeyd zu allgemeiner Aufopferung berufen, oder auch Ihr rettet mein Werk nicht.

Genieſſet der heutigen Tage, genieſſet der Fülle der Weltehre, deren Maß für uns auf die oberſte Höhe geſtiegen; aber gedenket, daß ſie verſchwindet wie die Blume des Feldes, die eine kleine Zeit blüht, bald aber verſchwindet.

Noch einmal, werfet Euren Blick auf meinen Sarg. Vielleicht enthält er in dieſem Jahr meine Gebeine oder die Gebeine eines Weibes, das um meinetwillen alles Glück des Lebens mißte. Wenn wir ſterben, ſo gedenket meines Kindes, wie meines Werkes. Es ſagte mir einer von Euch: es iſt wahrſcheinlich das letzte Jahr, daß wir ſolche Freude feyern. Ich glaube es ſelbſt. Ich denke mir die Wände, die heute in Lichtſtrahlen Leben und Wonne reden, das nächſte Jahr mit Trauertüchern belegt, weil dieſer Sarg, der jezt da liegt, in die Erde geſenkt und ich oder mein Weib oder vielleicht beyde zu Grabe gebracht werden. Dann mögen unſere Gebeine ruhn und die Thränen Eurer Liebe und Eurer Verzeihung mein Grab benetzen; und Gottes Segen ruhe auf Euch. Ich gehe meinem Ende mit Ruhe und Hoffnung entgegen. Aber ich denke mir noch einen andern Trauerfall, dem ich mit Entſetzen entgegenſehe. Ich denke mir den Fall, daß ich leben und mein Werk durch meine Fehler ſinken und in ſich ſelbſt verfallen ſehn müßte — — ich könnte es nicht ertragen; ich würde dann auch die Wände meiner Stube mit der Farbe der Trauer belegen und mich von dem Menſchengeſchlechte, deſſen ich mich nicht mehr werth fühlen würde, für immer verbergen.

Doch, ich ende das Bild meiner menſchlichen Anſicht. Du, o Gott! biſt höher als jede menſchliche Anſicht. Mein Werk iſt durch Dich ein Wunder in meinen Händen. Du haſt es unter tauſend Trübſalen errettet, Du wirſt es auch unter dem gegenwärtigen, unter dem ich leide, erretten. Du, o Gott! wirſt mir das Herz meiner Freunde wieder geben. Du wirſt ſie über alle Selbſttäuſchung und über alle Selbſtſucht, die mich an den Rand des Verderbens brachten, erheben. Du wirſt in ihnen mächtig und ihnen gnädig ſeyn, daß meine Gebeine in meinem Grabe frohlocken und mein Geſchlecht, nachdem ich die Folgen meiner Verwirrung beſtanden, meiner mit Dank und Nachſicht gedenke.

Am Neujahrstage 1809.

Ich ſehe mich wieder nach einem verfloßnen Jahr in Euerer Mitte. Ich werfe meine Gedanken und meine Gefühle auf den Zeitpunkt zurück, auf dem wir alle vor einem Jahre waren. Viele Betrübniſſe, viele Sorgen, die ich damals hatte, haben mich verlaſſen, viele Laſten, die ich damals trug, ſind mir leichter geworden. Ihr alle habet zugenommen an Alter und Kraft. Unſre Zahl hat, ſtark, ſie hat ſehr ſtark zugenommen; unſre Vereinigung iſt größer, ſie iſt viel größer geworden; das Zutrauen auf ſie, auf unſre Vereinigung hat zugenommen. Die Aufmerkſamkeit auf unſer Thun hat, ich möchte ſagen, ſeinen oberſten Gipfel erreicht. Die Augen tauſend und tauſend edler Menſchen ſind mit großen Hoffnungen auf uns gerichtet. Das Urtheil erleuchteter Männer hat uns vielſeitig Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und hie und da bietet uns innige Liebe mit Anmuth die Hand für unſer Thun. Es ſcheint ſelber, daß der Augenblick der Zeitumſtände unſerm Thun und unſern Zwecken vortheilhafter geworden. Kein Unglück hat uns in unſerm Innern geſtört. Unſer aller Geſundheit hat ſich, ich möchte ſagen, blühend erhalten. Die Gründe unſrer allgemeinen Befriedigung haben ſich vielſeitig vermehrt, und damit auch die Kräfte unſers Thuns. Die Mittel der Elementarbildung, die wir ſuchen, greifen immer tiefer in die Menſchennatur, ſie werden immer allgemeiner, immer zuſammenhängender, und ihr Erfolg immer ſichtbarer und immer entſchiedener. Unſere Umgebungen werden immer heiterer. Ich alte zwar immer mehr, aber ich glaubte nur vor einem Jahr noch im Gewitter meines Tages zu vergehen, und vor meinem Vergehen im Dunkel meiner Umgebungen für mein Thun keine Sonne mehr zu ſehen. Aber ſie ſcheint mir, dieſe liebe Sonne, die ich nicht mehr erwartete; ein ſchönes, Hoffnung bringendes Abendroth erhellet den Abend meines Lebens. Ich denke jezt an den Sarg, den ich vor einem Jahr als den Ausdruk meiner Gefühle und Ahndungen in mein Zimmer ſtellte; ich glaubte zu ſterben, ich glaubte dieſe Stunde nicht mehr zu erleben. Ich glaubte noch mehr, ich fürchtete noch mehr. Ach, mein Tod wäre mir nichts geweſen! Was iſt der Tod einem Mann von meinem Alter und von meinen Leiden? Er iſt ihm Erlöſung von dieſem Leiden; er iſt ihm Erlöſung vom Joch, an dem angebunden er die Laſt ſeines Lebens durchſchleppte. Es war weit mehr. Ich fürchtete, das Werk, an dem meine Seele hanget, ich fürchtete, das Werk meines Lebens gehe zu Grunde; ich fürchtete, ich möge es nicht erhalten, ich fürchtete, Ihr möget es nicht erhalten. Es wuchs unter meiner Hand zu ſchnell auf. Nachdem es lange, lange jammervoll ſerbte, war es zu ſchnell groß. Es ſchien mir wenigſtens alſo. Ich fürchtete, ich mußte es fürchten, es erliege unter ſeiner eignen Größe; es erliege unter der Größe nothwendiger, aber mit unſern Kräften nicht verhältnißmäßiger Anſprüche. Es erlag nicht, es ſteht noch; Freunde, es erlag nicht, es ſteht noch! Gott hat es gerettet. Die Hand der Menſchen hat es nicht gerettet, unſre Hand hat es nicht gerettet — Gott hat es gerettet, die Hand des Herrn hat es gerettet. Preis und Dank, hoher ſeelerhebender Preis, kindlicher liebender Dank ihm, dem Retter unſers Werks, dem Vater des Lebens, dem Vater der Tage, dem Herrſcher der Jahre! Er hat uns das vergangene Jahr zum Segen gemacht. Preis und Dank ihm dem ewigen Vater des Lebens, dem ewigen Leiter der Schickſale der Menſchen! Er hat mir das Werk meines Lebens gerettet.

Ich biege mein Angeſicht, falle nieder und frage mich ſelbſt: Bin ich der Wohlthaten meines Vaters würdig? Bin ich der Rettung meines Werks und alles deſſen werth, was Gott in dieſem Jahr an mir und an meinem Haus gethan? Gott, darf ich das nur fragen! Iſt der Menſch je der Wohlthaten ſeines Gottes würdig, und dürfte ich auch nur einen Augenblick denken, daß ich der Wunder würdig ſey, mit welchen Gottes Vatergüte die Schwäche unſers ganzen Seyns dieß Jahr durch alle Gefahren, denen es ausgeſetzt war, durchgeführt? Das Jahr war entſcheidend für uns. Wir ſahen die Anſprüche des Werks, wie wir ſie noch nie ſahen; wir ſahen ſeine hohe Gewalt, wie wir ſie noch nie ſahen; wir fühlten unſre Schwäche, wie wir ſie noch nie fühlten. Der Drang der Umſtände hat beynahe unſer Leben verſchlungen. Die Mittel, mit denen wir uns in der Lage, die über unſre Kräfte waren, helfen wollten, haben unſre Uebel noch vermehrt. Es falle ein ewiger Schleyer über das Menſchliche unſers Thuns.

Die erſte feyerliche Stunde dieſes Jahrs ſey dem Dank geweiht, den wir dem Retter unſers Werks, dem Vater unſers Lebens, den wir der ewigen Quelle alles Heiligen, alles Guten, das in unſrer Verbindung liegt, ſchuldig ſind.

Ich will ihm danken; ich will in mich ſelber gehen; ich will es erkennen, wie wenig ich ſeiner Güte, wie wenig ich es werth war, daß er das Werk meines Lebens alſo errettete. Guter Gott, wie viel fordert es, daſſelbe auch nur in die Hand zu nehmen! Vater im Himmel, welchen Umfang von Pflicht legt auch nur der Traum meines Werks mir auf! Ich darf die Ausdehnung dieſer Pflichten mir ſelber kaum denken. Furcht und Schamröthe müſſen mich ergreifen, wenn ich mir vorſtelle, welche Anſprüche die Religion, die Menſchheit und die Größe meines Hauſes, in dem die nähern Meinigen gleichſam verſchwinden, in meiner Stellung auf mich machen. Was habe ich gethan, daß ich den Umfang von Laſten auf meine Schultern nahm? Dem Grabe nahe, das Bedürfniß der Ausruhung mehr als je fühlend, zum Gewöhnlichen zu ſchwach, unruhig faſt bey jedem Vorfall, unvorſichtig faſt bey jeder Gefahr, unüberlegt faſt in jedem Entſchluß, ungeſchickt, unbehülflich und ungewandt faſt in allem, was ich anfangen und leiten ſollte, ſehe ich mich bey Euch in Lagen hineingeworfen, die die höchſte Ruhe, die größte Vorſicht, die tiefſte Ueberlegung und die höchſte Geſchicklichkeit und Gewandtheit, der je ein menſchliches Werk bedurfte, anſprechen. Ich hatte dabey keinen Gegenſatz gegen alles dieſes, was mir alſo mangelte, als meine Liebe und meine Ahndung des möglichen Guten, die mich nie verließ. Aber dieſe Ahndung und dieſe Liebe war für mein Werk durchaus weder durch verhältnißmäßige innere Kräfte, noch durch verhältnißmäßige äußere Mittel unterſtützt. So ſtand mein Unternehmen Jahre lang. Doch es war nicht mein Unternehmen; ich ſuchte nicht, was ich fand; ich kannte das Meer nicht, in das ich hinſchwimmen mußte, da ich mich in den Strom warf, der nun in ihm ſeinen Ausgang findet. Es iſt nicht mein Werk, was ich thue; ich habe nicht, begonnen, was ſich um mich her vollendet; ich vollende nicht, was ich nicht begonnen. Ich ſtehe da, umrungen von Wohlthaten des Schickſals, die das Schickſal jetzt ſelber leitet; ich ſtehe da, umrungen von göttlichen Wohlthaten, die Gott ſelber leitet; ich ſtehe da, umrungen von Menſchen, von Freunden, die mir Gott ſelber gegeben und die Gott ſelber leitet. Mein Werk beſteht durch Euch, Freunde, die ihr mich umgebet; mein Werk beſteht durch Euch. Ich habe immer weniger Theil daran. Meine Kraft daran Theil zu nehmen, ſo klein als ſie je war, wird immer noch kleiner. Was geſchehen iſt, iſt durch Euch geſchehen, und was noch geſchehen muß, muß durch Euch geſchehen. Gottes Vorſehung wird mich das Unglück nicht erleben laſſen, Euch zu verlieren, und neue Stützen meines Werks ſuchen zu müſſen. Ich möchte Euch danken — aber was ſind Worte des Danks für das, was Ihr mir ſeyd? Was ſind Worte des Danks für das, was Ihr meinem Werk waret? Wehmuth ergreift mich. Wie wenig bin ich Euch für das, was Ihr mir ſeyd. Ich gehe in mich ſelber, ich erkenne, wie ſehr ich meinem Werk mangle; ich erkenne, wie meine Schwächen faſt mehr Hinderniſſe in mein Werk legen, als es fördern. Ich ſollte bey meinem Werk in jedem Fall mir ſelber mächtig ſeyn, und wie wenig bin ich es wirklich. Wie ſehr laſſe ich mich durch den Eindruck des Gegenwärtigen hinreißen, und ſehe nicht auf das, was dem Augenblick vorher ging und was auf ihn folgen wird. Wie oft war mein Gefühl von dem Drang der Bedürfniſſe des Augenblicks dahin gebracht, nicht mit der Ruhe und dem Wohlwollen zu handeln, welche die Umſtände ſelber ſo ſehr forderten. Ich forderte von Euerer Jugend das, worinn ich Euch in meinem Alter mit meinem Beyſpiel nicht voranging. Ich ſchlug mit meiner Lebhaftigkeit oft da den Muth nieder, wo ans Herz gebende Liebe ihn hätte erheben ſollen. Oft zerriß ich ſelber die Fäden des Bandes, deren heiliges Gewebe meinem Haus ſein Daſeyn gab, die Fäden, aus deren heiligen Vereinigung das Werk meines Lebens, wie aus der Hand Gottes herausging. Selbſt meine Liebe, die der einzige Gegenſatz der Schwäche in allem meinem Thun iſt, ſelbſt dieſe Liebe ſchien oft in mir zu verſchwinden; ich ſchien in mir ſelber zu erliegen. Die heilige Ahndung des Guten, der ich folgte, verdunkelte ſich in Unwillen über die Schwierigkeiten dieſes Guten. O Gott, ſo wenig machte ich mich aller Wohlthaten würdig, die du mir erwieſen!

Wäre mein Werk zu Grunde gegangen, ich ſchriebe es mir ſelbſt zu, und niemand anderm, ich könnte es niemand anderm zuſchreiben. Aber Gott hat es errettet; er hat es mitten durch alle meine Schwächen, er hat es mitten durch alle meine Verirrungen errettet. Es ſteht noch, ihm ſey es gedanket! Es ſteht noch als Gotteswerk;

als ſolches iſt es ein Wunder der Vorſehung. Als Menſchenwerk iſt es nicht mein Werk, als ſolches iſt es das Werk unſrer Vereinigung. Es iſt das Reſultat alles deſſen, was Ihr für daſſelbe ſeit ſeinem Anfang gethan habet. Es iſt das Werk einer großen Liebe, eines großen Vertrauens, einer edlen Treue, die Ihr von Anfang mir zeigtet; es iſt das Werk einer ſo langen, mit vielen Aufopferungen, mit vielen Mühſeligkeiten verbundenen Mitwirkung für meine Zwecke. Es iſt das Reſultat vieler Talente, die mir mangelten, vieler Kräfte, die ich nicht hatte, vieler Kenntniſſe und vieler Fertigkeiten, die ich nicht beſaß. Es forderte zu ſeiner Ausführung Männer, deren Charakter dem meinigen geradezu entgegenſtand. Es forderte Männer, die die Schwächen meines Charakters nicht haben. Meine Unruhe, meine Lebhaftigkeit, mein blindes Vertrauen, die Ungleichheit meines Muthes, ſein wechſelndes Himmelanſteigen und wieder in den Boden verſinken, mein drückendes Zuweitgehen im Ahnden des mißbrauchten Vertrauens, der ganze Umfang meiner Lebensſchwäche und ihre Erhöhung durch mein Alter — dieß alles hätte meinem Werk ſchon lang ſeinen Tod bereitet, hätte Gott Euch mir nicht an meine Seite gegeben. Wenn ich ihm für die Wunder ſeiner Obhut über mein Werk, wenn ich ihm ſeine himmliſche Rettung danke, ſo danke ich Euch vereinigte Freunde ſeine menſchliche Rettung. Und wenn ich in Demuth und Zerknirſchung der Schwäche bewußt bin, mit der ich der ob meinem Werk waltenden Vorſehung mehr entgegen wirkte, als in Uebereinſtimmung handelte, wenn ich in dieſer feyerlichen Stunde dem himmliſchen Retter meines Thuns vor Euerm Angeſichte gelobe, ſeiner Güte mehr würdig zu werden, ſo gelobe ich auch Euch, vereinigte Freunde — mit vollem Bewußtſeyn, daß ich mit meiner Schwäche auch oft Euerm beſſern Einfluß für mein Werk mehr im Wege ſtand, als daſſelbe förderte — in dieſer feyerlichen Stunde, gegen meine Schwächen mehr auf meiner Hut zu ſeyn, mich täglich mehr zu überwinden und in allen Stücken in Uebereinſtimmung mit Euch dem großen Ziel meines Lebens entgegen zu gehen. Freunde, liebe edle Männer, wir ſind durch Vereinigung, was wir ſind. Gott, der ob uns wachet, erhalte das Band unſrer vereinigten Treue. Es war in unſrer ſelbſtſüchtigen, alle innere Bande der Menſchennatur täglich mehr auflöſenden Welt ein ſeltenes Beyſpiel, die lange Vereinigung unſrer Armuth und unſrer Aufopferungen zu ſehen. Es erhob vieler Menſchen Herzen zum erneuerten Glauben an das Göttliche, an das Ewige, das in der Menſchennatur liegt. Sollte meine Schwäche, ſollte Euere Schwäche dieſes Band zerreißen? Davor behüte uns Gott! Nein, nein, in dieſer feyerlichen Stunde geloben wir uns von Neuem, dem Heiligen, Ewigen, das in unſrer Vereinigung liegt, getreu zu ſeyn, die Erwartung der Menſchheit nicht zu täuſchen, dem Werk, das wir mit Gotteshülfe ſo weit aufgebaut haben, mit erneuerten Kräften zu leben! Du, allmächtiger ob uns waltender Vater, vollende das Wunder deiner Gnade an mir! Erhalte mir das Herz meiner Freunde bis an mein Grab! Erhalte das Band ihrer Vereinigung, bis vollendet iſt das Werk, das du in unſer Herz legteſt und mit deiner Gnade bis jetzt beſchützteſt! Erhalte in mir, o Gott, o mein Schöpfer, erhalte die einzige Kraft in mir, die du mir gegeben — erhalte meine Liebe in mir! Laß mich in keiner Stunde meines Lebens den Dank vergeſſen, den ich dir, laß mich in keiner Stunde meines Lebens den Dank vergeſſen, den ich meinen vereinigten Freunden ſchuldig bin. Erneuere meine Liebe zu dir. Erneuere meine Liebe zu dem hoffnungsvollen Kreis der Kinder, die mich umgeben. Auf Ihnen ruhet der Troſt meines Lebens. Sie, ſie werden, ſie ſollen über den Werth meines Lebens entſcheiden. Es hat keinen andern, es ſoll keinen andern haben, als denjenigen, der ſich an ihnen erprobet.

Ich wende mich an Euch, innig geliebte Jünglinge und Mädchen, ich wende mich in dieſer feyerlichen Stunde des angetretenen neuen Jahrs an Euch, innige geliebte Kinder. In der Fülle meiner Vatergefühle, was ſoll ich zu Euch ſagen? Ich möchte Euch alle an mein Herz drücken und weinen vor Freude, und danken, daß mein Vater im Himmel mich zu Euerm Vater gemacht. Ich möchte hinfallen auf meine Knie und zu ihm meinem Vater im Himmel ſagen: Herr, ſiehe, hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben haſt! Ich möchte hinfallen auf meine Knie und zu ihm ſagen: verzeih mir, Vater, ich war dieſen Geliebten bey fernem nicht, was ich Ihnen hätte ſeyn ſollen; verzeih mir, ich war nicht Ihr Vater, wie ich Ihr Vater hätte ſeyn ſollen. Ich möchte hinfallen auf meine Knie und zu ihm ſagen: Herr, du kennſt meine Schwäche, ie Laſt, die du auf meine Schultern gelegt, iſt zu groß ür mich; du haſt mir ſie gegeben, hilf mir ſie tragen, und gib mir, und allen, die du berufen haſt, mit mir Vater an dieſen Kindern zu ſeyn, deinen heiligen Geiſt, den Geiſt der Liebe und Weiſheit, den Geiſt Jeſu Chriſti, daß wir das Werk, das wir von deiner Hand empfangen, durch deine Kraft geſtärkt, heilig vollenden; daß wir unſre Kinder im Glauben an deine Liebe und an der Hand unſrer Liebe zu deinen Kindern machen. O Vater, gib mir Gnade, daß ich von nun an ganz meinem Werk, ganz dieſen deinen Kindern, die durch deine Hand mein ſind, lebe, und unzerſtreut und unzerriſſen mich meinem Werke weihe. Mach mich jede Zerſtreuung, jede Entfernung meiner Sinne von der Anhänglichkeit an dieſe meine Kinder und an die Pflichten, die ich für ſie habe, als groſe und unverzeihliche Sünde und Schande anſehen. Laß mich, o Gott, an dem Heil dieſer Kinder wie an meinem eignen mit Furcht und Zittern wirken. O Gott laß mich von nun an Ihr Heil als das Eine, das Noth thut, als das Eine, das mir Noth thut, fühlen, erkennen und verehren. Gib mir den ernſten unerſchütterlichen Glauben, wenn ich dieſem Einen, das Noth thut, ein Genüge leiſte, ſo werde alles Uebrige, was ich wünſche, zugethan, durch dich hinzugethan werden. Ich will in dieſer Stunde, ich will in dieſem Augenblick anfangen, was ich mir jezo vor Gott vorgenommen, und wozu ich vor ſeinem Angeſicht vor Euch, verſammelte Freunde, mich in dieſer heiligen Stunde mit feyerlichem Ernſt verpflichte.

Innig geliebte Kinder, auch Ihr ſollet in dieſer feyerlichen Stunde Euer Herz zu Euerm Vater im Himmel erheben, und ihm verſprechen, ſeine Kinder zu ſeyn, mit Dank und Ergebenheit ſeine Kinder zu ſeyn. Kinder, Euer

Glück iſt groß. In einem Zeitpunkt, in dem die große Mehrheit der Kinder in der Verwilderung und Verwahrloſung dahin gehet, nur die Noth zu ihrem Lehrmeiſter und die Leidenſchaft zu ihrem Wegweiſer hat, in Tagen, wo ſelber ſo viele, ſo unzählig viele von den Beſſern und Glücklichern unter den Kindern, unter einem Gemiſch von Härte, Gewalt und böſer Führung leidend, von der Natur abgelenkt, nicht erzogen, ſondern nur zu einem einſeitigen Scheinwiſſen und zu eben ſo einſeitigem Schein- und Modefertigkeiten hingeführt und alſo der Welt aufgeopfert werden, werdet Ihr der Verwilderung und der Verwahrloſung nicht preis gegeben; die Noth iſt in keinem Stück Euer böſer Rathgeber; eben ſo wenig werden die mißlichen Triebe der Leidenſchaft zu Euerer Bildung benutzt. In unſrer Mitte wird weder Eitelkeit noch Furcht, weder Ehre noch Schande, weder Belohnung noch Strafe, wie ſonſt beinahe allgemein, künſtlich und abſichtlich in Bewegung geſetzt, um Euch den Weg des Lebens zu zeigen, den Ihr wandeln ſollt. Gottes Natur, die in Euch iſt, wird in Euch heilig geachtet. Ihr ſeyd in unſrer Mitte, wozu Euch Gottes Natur in Euch und auſſer Euch hinruft. Wir brauchen keine böſe Gewalt gegen Euere Anlagen und gegen Euere Neigungen; wir hemmen ſie nicht, wir entfalten ſie nur; wir legen nicht in Euch hinein, was unſer iſt, wir legen nicht in Euch hinein, was durch uns ſelber verdorben, alſo in uns vorliegt, wir entfalten in Euch, was unverdorben in Euch ſelber vorliegt. Ihr erlieget in unſrer Mitte unter dem Unglück nicht, Euer ganzes Seyn, Euere ganze Menſchlichkeit der Ausbildung einer einzelnen

Kraft, einer einzelnen Anſicht Eurer Natur untergeordnet und ihr dadurch aufgeopfert zu ſehen. Es iſt ferne von uns, aus Euch Menſchen zu machen wie wir ſind. Es iſt ferne von uns, aus Euch Menſchen zu machen, wie die Mehrheit unſrer Zeitmenſchen ſind. Ihr ſollt an unſrer Hand Menſchen werden, wie Eure Natur will, wie das Göttliche, das Heilige, das in Euerer Natur iſt, will, daß Ihr Menſchen werdet. Vater im Himmel, gieb, daß es uns gelinge, daß das Ziel unſers Thuns endlich einmal an Euch und durch Euch ſichtbar und unwiderſprechlich werde. Die Menſchen um uns her erkennen, daß wir uns bey unſerm Thun nicht Euern Verſtand, nicht Euere Kunſt, ſondern Euere Menſchlichkeit zum letzten Ziel unſrer Bemühungen ſetzen. Nein, nein, es iſt ferne von mir, mich hinzugeben der Liſt und der Kunſt meines Geſchlechts, in den Schranken, in denen es ſein Werk treibt; es iſt ferne von mir, durch mein Werk eine beſchränkte Ausbildung der niedrigen Anlagen der Menſchennatur und ihrer ſinnlichen Kräfte zu erzielen. O Gott, nein, ich ſuche durch mein Thun Erhebung der Menſchennatur zum Höchſten, zum Edelſten — ich ſuche ſeine Erhebung durch Liebe, und erkenne nur in ihrer heiligen Kraft das Fundament der Bildung meines Geſchlechts zu allem Göttlichen, zu allem Ewigen, das in ſeiner Natur liegt. Ich achte alle Anlagen des Geiſtes und der Kunſt und der Einſicht, die in meiner Natur liegen nur für Mittel des Herzens und ſeiner göttlichen Erhebung zur Liebe. Ich erkenne nur in der Erhebung des Menſchen die Möglichkeit der Ausbildung unſers Geſchlechts ſelber zur Menſchlichkeit. Liebe iſt das einzige,

zige, das ewige Fundament der Bildung unſrer Natur zur Menſchlichkeit. Der Irrthum war groß und die Täuſchung unermeßlich, daß man glaubte, ich ſuche die Ausbildung der Menſchennatur durch einſeitige Kopfbildung, ich ſuche ſie durch die Einſeitigkeit des Rechnens und der Mathematik; nein, ich ſuche ſie durch die Allſeitigkeit der Liebe. Nein, nein, ich ſuche nicht Bildung zur Mathematik; ich ſuche Bildung zur Menſchlichkeit, und dieſe entquillet nur durch die Liebe. Euer Leben, Euer ganzes Leben meine Kinder zeige, daß das ganze Ziel meines Thuns nur Liebe und Erhebung zur Menſchlichkeit durch Liebe iſt. Es wird es zeigen. Der Irrthum, daß ich etwas anders als Menſchlichkeit, der Irrthum, daß ich nur mit meiner Methode beſſere Brodmittel für den armen, für den hungrigen Mann im Land ſuche, dieſer Irrthum wird verſchwinden. Innig geliebte Kinder, Ihr werdet ihn verſchwinden machen. Man hat dieſen Irrthum nicht aus mir ſelber, man hat ihn nicht aus meinem Thun, man hat ihn nicht aus meiner Führung von Euch, man hat ihn nur aus den Augenblicks-Anſichten meiner Bücher, aus den ſpeziellen Mitteln der Entfaltung einzelner Anlagen und Kräfte geſchöpft.

Euer Daſeyn iſt ein Widerſpruch gegen dieſe Meinung, der mein Herz erhebt. Ich habe Euch ſeit Euerm Examen nur geſtern einen Augenblick geſehen, wenig mit Euch geredet; noch iſt mein Herz voll von Rührung. Die Elendigkeiten mechaniſcher Fertigkeiten, die wir mitnahmen, wie wenig waren ſie im Ganzen Euers Seyns. Freyheit, Muth, erhebendes Streben zum Höhern, zum Edlern, das iſt, was ich auf Eurer Stirne, was ich in Euerm Auge, was ich in Euern Blicken, in Euerm ganzen Seyn las. In vielen Augen ſtralte die Wonne der Liebe. Ruhe lag auf den Lippen Euerer Kraft. Ihr waret weit mehr, was Ihr ſelbſt ſeyd, was Ihr von Gottes wegen ſeyd, als was wir aus Euch machen. Die Talente, die Ihr ſelber habet, erſchienen in ihrer Eigenheit, wie Ihr ſie habet, und nicht, gar nicht, wie wir ſie Euch geben. Freylich zerreißen unſre Mittel die Bande der Thorheit, der Selbſtſucht und Elendigkeit unſers Zeitgeiſtes. Man darf in unſrer Mitte arm ſeyn. Man darf in unſrer Mitte die Mittel der Kunſtbildung, die uns durch Reichthum und Gunſt erreichbar ſind, alle mangeln, und doch Anſpruch an jede Erhebung des Geiſtes und des Herzens machen, zu der die Menſchennatur geboren iſt. Wir ſprechen das Wort, wer zum Heu freſſen geboren iſt, der mag Heu freſſen, in unſrer Mitte nicht aus. Wir kennen keinen Menſchenſtand, der geboren ſeyn ſoll, um blos viehiſch zu leben. Wir glauben, die erhabenen Anlagen der Menſchennatur finden ſich in jedem Stand und in jeder Lage des Menſchen. Wir glauben, ſo wie jeder, der Recht thut, angenehm iſt vor Gott ſeinem Schöpfer, ſo ſolle auch jeder, dem Gott ſelbſt hohe Kräfte des Geiſtes und des Herzens gegeben, angenehm ſeyn vor der Menſchen Augen, und in ihrer Mitte Handbietung finden zur Entfaltung der Anlagen, die Gott ihm ſelber gegeben. Darum vereinfachen wir die Mittel dieſer Entfaltung und darum bauen wir ſie auf die heilige Kraft der Liebe. Kinder, daß dieſe Liebe in Euch wachſe und in Euch geſichert werde, das iſt alles, was wir für unſern Zweck brauchen. Der Unterricht als ſolcher und an ſich bildet keine Liebe, ſo wenig als er als ſolcher und an ſich Haß bildet. Darum aber iſt er auch nicht das Weſen der Erziehung. Die Liebe iſt Ihr Weſen. Sie allein iſt dieſer ewige Ausfluß der Gottheit, die in uns thronet, ſie iſt der Mittelpunkt, von dem alles weſentliche in der Erziehung ausgeht. Alle Bemühungen, Euch verſtändig, alle Bemühungen, Euch geſchickt zu machen, welche Ausdehnung dieſe Bemühungen immer haben, und mit welcher Kunſt und mit welcher Kraft ſie auch ſonſt betrieben worden, ſie ſind alle umſonſt, wenn ſie nicht auf die göttliche Kraft der Liebe gegründet ſind. Wenn der Menſch auch Berge verſetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, ſo wäre er ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Meine Kinder, welche Kraft ſie auch nur in Euch entfaltet, ihr Werth iſt nur dann ſicher, ihr Werth iſt nur dann groß, wenn ſie ſich in der Liebe entfaltet.

Die Elementar-Bildung der Menſchennatur iſt die Bildung unſers Geſchlechts zur Liebe, aber freylich nicht Bildung zu einer blinden, nein, das nicht, ſie iſt eine Bildung der Menſchennatur zur ſehenden Liebe. Wie ſie unſer Geſchlecht durch unſer Herz göttlich erhebt, alſo gibt ſie ihm durch die Bildung ſeiner Geiſtes- und ſeiner Kunſtkräfte menſchliche Mittel eines hohen göttlichen Lebens. Sie bringt durch eine naturgemäße Entfaltung dieſe menſchlichen Kräfte mit dem Göttlichen, das in unſrer Natur iſt, mit dem Himmliſchen im Herzen, mit Liebe, Dank und Vertrauen, und mit den hohen Ahndungen des Ewigen und Unendlichen, deſſen unſer Herz fähig iſt, in Uebereinſtimmung. Sie bringt die ſittlichen, die intellektuellen und die Kunſtkräfte unſrer Natur in Uebereinſtimmung, und macht uns durch dieſe Uebereinſtimmung zu Menſchen; ohne ſie kann es der Menſch nie ſeyn. Nein, er kann ohne auf Liebe gebaute und von ihr ausgehende Bildung ſeines Geiſtes und ſeiner Kunſt nie im hohen würdigen Sinn des Worts Menſch werden, aber dahin, dahin, zu dieſer auf Liebe gebauten und von ihr aufgehenden Menſchlichkeit iſts auch allein, wohin wir dich, geliebte, mir anvertraute Jugend erheben wollen. Wir kennen keinen Mittelpunkt Euerer Führung, als Liebe, als unſre Liebe, als Euere Liebe, als Gottesliebe, als Menſchenliebe. Was wir nur thun, was wir nur an Euch thun, ſo iſt Liebe das letzte Ziel alles unſers Thuns; auch unſer äußerliches Lernen hat keinen andern Zweck.

Machen wir Euch rechnen, ſo iſt unſer Rechnen ein Mittel Euerer Liebe, machen wir Euch Gottes Natur erkennen, ſo iſt Gottes Natur für Euch ein Mittel der Liebe. Es iſt Euch ein Mittel der höchſten, der erhabenſten, der reinſten, der einzig ganz und ewig reinen Liebe unſrer Natur. Was Ihr immer thut, jede Kraft, die Ihr entfaltet zum Dienſt Eurer Natur, ihr entfaltet in unſrer Hand Kräfte der Liebe, ſelber wenn Ihr Euern Leib ſchwenket, um gewandt zu werden in allem Dienſt des Lebens, ſelber wenn die Trommel ſchlägt und Ihr in harten Reihen daſteht, wie wenn Ihr nur ein Leib und keine Seele wäret, ſelber wenn das Feuergewehr, das den Geiſt und das Herz unſerer Zeit verſchlingt, auf Euern Schultern blitzt, — Ihr entfaltet an unſrer Hand und im Ganzen der Umgebungen und Eindrücke, in denen Ihr lebet, nur Liebe, nur

Menſchenliebe, nur Vaterlandsliebe. Das einzige Band unſrer Vereinigung iſt die Liebe, und die einzige Sünde unſers Zuſammenſeyns, die einzige Sünde unſrer Vereinigung iſt Liebloſigkeit.

Ob uns iſt Gott — ob uns, ob dem reinen Zweck unſrer Vereinigung iſt die Quelle der Liebe, der Vater, der Geber der Liebe — ob uns iſt Gott. Heil dem neuen kommenden Jahr, Heil uns im neuen kommenden Jahr! Dank ihm, dem Vater des Lebens, der ewigen Quelle der Liebe! Anbetung und ewige Verehrung dem Erlöſer der Menſchen von ihrem thieriſchen Sinn, von der Liebloſigkeit! Anbetung und ewige Liebe der für uns geopferten göttlichen Liebe. Nur in ſeiner Anbetung und im Glauben an ihn wird das heilige Band unſrer Vereinigung zur Liebe in uns ſelber vollendet, nur in ſeiner Anbetung wird der Zweck unſrer Vereinigung erreicht; nur in ſeiner Nachfolge wird der Geiſt unſrer Methode ein reiner, ein erhabener, ein dem Ganzen unſrer Natur genugthuender menſchlicher Geiſt. Gott gebe uns allen dieſen reinen, dieſen erhabenen, dieſen dem Ganzen unſrer Natur genugthuenden Geiſt der Wahrheit und der Liebe. Gott gebe uns allen ein gutes neues Jahr in Wahrheit und Liebe, in treuer Vereinigung unſrer ſelbſt zu unſerm Zweck; Gott gebe uns allen ein gutes neues Jahr. Gott gebe es Dir, theure Gefährtin meines Lebens, theuere Theilnehmerin meiner Leiden und alles Elends, durch die mich Gott zu meinem Ziel führte. Gott gebe es auch Dir, lieber Sohnes-Sohn; du verſchwindeſt unter meinen Kindern, als wenn du kaum mein wäreſt. Es iſt dir wohl, daß du unter ihnen alſo verſchwindeſt. Vertraue auf Gott und werde alles Segens Gottes theilhaftig. Freunde meines Zwecks, Stifter, Retter und Erhalter meines Hauſes, Gott gebe Euch allen ein gutes Jahr; er vereinige uns alle in dieſem guten neuen Jahr in ſeiner Liebe.

Theuere, liebe Kinder, Gott gebe Euch ein gutes geſegnetes Jahr, ein Herz voll Liebe und Dank, ſo wird ſein Segen auf Euch ruhen.

Mein vereinigtes Haus, Männer, Frauen, Söhne, Töchter, Gehülfen, Vereinigte alle, Gott gebe Euch allen ein gutes Jahr. Euere Liebe ſey forthin bey mir, und mein Dank, mein inniger herzlicher Dank möge nie von mir weichen. Amen!

Am
Neujahrstage 1810.

Mit heute iſt das Jahr wieder neu. Heil ihm! Heil uns! Ihr habt geſtern einen Blick auf das vergangene geworfen, es iſt vergangen; heute wollen wir uns nicht mit der Vergangenheit, wir wollen uns heute mit der Gegenwart, mit dem heutigen Tage, wir wollen uns mit der Zukunft, aber mit der nächſten Zukunft, mit dem angetretenen Jahr beſchäftigen.

Was iſt der heutige Tag, was iſt der Neujahrstag? Was ſoll er uns ſeyn? Er iſt der Anfang alles deſſen, was uns das ganze Jahr ſeyn wird. Wir fangen mit ihm das Jahr, wir fangen mit ihm die Gefühle, die Geſinnungen, die Thaten, das ganze Treiben des Jahres an.

Iſt dieſer Anfang bedeutend? Für uns ſoll er bedeutend ſeyn. Wenn ein Meiſter ein großes Werk anfängt — iſt der Tag, an dem er es anfängt, bedeutend für ihn oder nicht? Und wenn das Werk, das er anfängt, ſchwer iſt, wenn das Rechtvollenden deſſelben ihm große Vortheile gewährt, hat er dann nicht Freude und Muth an dieſem Tage? Und wenn ſeyn Unrechtvollenden ihm große Nachtheile bringen, ihn in große Gefahren ſtürzen, ihm großes Unglück zuziehen kann, iſt er dann nicht ernſt, iſt dann die Stunde des Anfangs ſeines Werks für ihn nicht eine feyerliche Stunde? Ueberläßt er ſich in dieſer Stunde nicht ſtillen Betrachtungen, wohin ihn die Handlungsweiſe, mit der er ſein Werk anfangen und betreiben werde, führen könne? Am Tage, an dem ein Landeigenthümer einen Bach von der Quelle aus in ſein Land leitet, und ihm von da aus einen neuen Lauf gibt, ſieht er nicht hin auf ſein Land, richtet er ihn nicht nach der Stelle, wo er ſegensreich auf ſein Gut wirken, lenkt er ihn nicht von der Stelle ab, auf der er das Gut verderben, die gute Erde wegſchwemmen, Kornfelder verwüſten und Sümpfe erzeugen könnte? O ja, er thut das. Würde er es nicht thun, würde er den Bach blindlings ins Gut hinein laufen laſſen, wo er nur hin wollte, würde der Bach wohl die Stelle von ſelbſt finden, wodurch ihn gute Wäſſerung angelegt, würde er ſich wohl von ſelbſt von den Stellen weglenken, auf denen er dem Gute verderblich werden könnte? Oder wäre es wohl Zeit genug, wenn er einmal ſeinen Lauf genommen und mit ſeinem Verderben tief in das Land eingegriffen, ihm die Richtung zu geben, die er hätte nehmen ſollen? Und iſt bey jedem großen Lebenswerk dann noch die rechte Zeit über die Art, wie das Werk betrieben werden ſoll, nachzudenken, wenn das Schlechteangreifen deſſelben ſchon Verwirrung und Verderben in ſeinen Anfang gebracht hat? Nein, die Stunde des Anfangs, der Tag des Anfangs iſt für jedes Werk des Lebens die rechte Stunde, der rechte Tag. Und wie groß iſt das Werk eines Jahres! Wie wichtig ſoll nicht auch der Anfangstag eines ſolchen ſeyn! Sollet Ihr an dieſem Tag nicht hinblicken auf ſeine Wochen, auf ſeine Monate, und auf Euch ſelbſt, und Euch fragen: was ſoll uns dieſer Tag ſeyn für die Wochen, für die Monate und für das Ende des Jahres? Wir ſollen heute den Segen des Jahres, aber auch ſeine Gefahren vorausſehen, und unſerm Geiſte und unſerm Herzen die Richtung geben, die es fordert, um uns den Segen deſſelben in ſeinem vollen Maß zu ſichern, und die Gefahren deſſelben von allen Seiten, ſo viel es an uns ſteht, abzuwenden. Oder verdient der Anfang eines Jahrwerkes nicht die Weckung unſers ganzen Lebens für dieſes Werk? Oder wollen wir am Neujahrstag ſchlafen, oder uns zerſtreuen, wie wenn uns heute das Jahr nichts anginge? O nein, dieſer Tag iſt ein Tag eines neuen Lebens, ein Anfangstag eines großen neuen Werkes.

Tag dieſes neuen Lebens, Anfangstag des großen Jahrwerks, was ſollſt du uns ſeyn? Du ſollſt uns ein Tag des Lebens ſeyn, ein lebendiger Tag, ein Tag des Muths, ein Tag der Kraft, ein Tag hoher Ahndungen, ein Tag des feſten Zuſammenfaſſens unſrer ſelbſt zum Anfang des Werks, ein Tag des feſten Glaubens an ſein Gelingen, an ſeine Vollendung, an ſeine Ausführung — das ſollſt du uns ſeyn, erſter Tag des angetretenen Jahres, und wir ſollen in deinem Lauf und in deinen Stunden mit neuer Kraft, mit neuem Leben, mit neuem Muth und mit neuem Feuer alles dir ſeyn, was wir das ganze Jahr über ſeyn ſollen, wenn wir ſeine Gefahren überſtehen, ſeinen Segen ernten und uns ſeines Endes einſt mit vorwurfloſem Gewiſſen freuen wollen! Tag des neuen Jahres, was ſollſt du uns ſeyn, was ſollen wir dir ſeyn? Du ſollſt uns neu ſeyn, du ſollſt uns neu finden, du ſollſt die Schwächen des alten Jahres nicht mehr finden, ſie ſollen hingelegt werden, wie ein altes Kleid. O nein, feyerlich opfern wir unſere Schwächen, unſere Fehler heute dem Vater im Himmel auf dem Altar ſeiner hohen Verſöhnung. Das Feuer ſeines Geiſtes falle herab auf das Opfer des Tages, und verzehre in der innerſten Tiefe unſers Gemüths die Quelle unſrer Schwächen und Fehler. O Kinder, Kinder, bringt heute dem Vater im Himmel Eure Schwächen, Eure Fehler alle zum Opfer des Tages. Jünglinge, Männer, Euer Opfer ſey männlich und groß — leget heute ab den alten Menſchen, und ziehet an den neuen, in heiliger Kraft! Kinder, Jünglinge, Männer, werdet heute von Herzen muthvoll und ſtark im Geiſt gegen alles Böſe und für alles Gute, und ſo ein Herz und eine Seele! Brüder, Schweſtern, dieſer Tag ſey uns ein Tag eines neuen Bundes! Unſer Werk ſey uns neu, unſer Ziel ſey uns neu, unſre Kraft ſey neu und unſer Wille ſey neu.

Heilig, heilig iſt das Band,
Das uns alle bindet,
Iſt geknüpft von deſſen Hand,
Der die Welt gegründet!

Brüder, Schweſtern, was iſt unſer Bund, was iſt unſer Werk, was iſt unſer Ziel, wenn wir unſern Schwächen unterliegen, wenn wir uns unter einander verwirren, und handeln wie die Thoren dieſer Welt, die ſich plagen über das, was andre ſind, und was andre thun, und nicht darauf ſehen, was ſie ſelber ſind, und was ſie ſelber thun? Brüder, Schweſtern! Erhebet Eure Herzen und danket Gott, der unſer Haus gegründet, und Großes an uns gethan hat! Daß keiner in unſerer Mitte ein Stein des Anſtoßes werde, daß keiner, keiner von uns allen das Werk untergrabe, zu deſſen Bauleuten uns Gott ſelber gemacht hat — das ſey die Sorge des Tages, das ſey heute die Sorge unſer aller! Neu ſey heute das Jahr in dieſer Sorge und für ſie! Der Tag erhebe uns alle zur innigen Einigkeit unter uns ſelbſt, er ermuntre uns ſelbſt in jeder Tugend, in jeder Anſtrengung und in jeder Aufopferungskraft, ohne welche der Schein der Vereinigung zu einem großen Zweck ein Traum iſt, der eine kleine Zeit währet, bald aber verſchwindet. O Gott, daß unſre Vereinigung nicht ſo ein Traum werde. Männer des Hauſes, Stifter des Hauſes, Lehrer des Hauſes — das ſey heute Eure Sorge, das ſey morgen Euer Stolz! Ermuntert Euch ſelber zum Werk Euers Lebens. Werdet vollkommen, Männer, wie das Ziel, wornach Ihr ſtrebet, wie die Idee von der Ihr ausgeht, Vollkommenheit iſt! Männer und Freunde, Ihr habt vieles gethan, Ihr habt vieles geleiſtet — es iſt Euer würdig, täglich zu wachſen, und höher zu werden am Werk, das Euer Vater im Himmel in Eurer Hand geſegnet. Männer und Freunde, dieſer Tag ſey uns ein Tag eines erneuerten edlern, reinern Anfangs des Jahrpunkts, auf dem das Werk ſteht, und des Zuſammenfaſſens der Selbſtkraft eines jeden, um den Bedürfniſſen deſſelben für dieſen Zeitpunkt ein volles Genüge leiſten zu können. Freunde und Brüder, wem iſt ein Opfer zu groß für dieſes Ziel? Er ſtehe auf, und trenne ſich von uns, unſre Zwecke ſind nicht ſeine Zwecke, und ſeine Zwecke ſind nicht unſre Zwecke. Doch nein, es ſteht keiner von uns auf, wir ſtehen alle vereiniget auf, heute ſtehen wir alle vereiniget zuſammen, zu erneuern den Bund der Treue und Liebe, der uns alle vereinigt für denſelben.

Männer und Brüder, dieſer Neujahrstag ſey uns ein Tag der erneuerten Vereinigung unſers Hauſes in ſeinem ganzen Umfang und in allen ſeinen Zwecken. Heil dir, erſtandener Tag! Die Jahre vergehen, aber unſer Bund ſoll ewig leben! Tage und Stunden kommen und weichen, die Sonne geht auf und geht wieder unter, aber Wahrheit und Liebe gehen nicht auf und gehen nicht unter, ſie bleiben ewig, wie Gottes Herz, das im Menſchen ſchlägt. Unſere Vereinigung iſt nicht eine Vereinigung der Zeit und der Tage. Das Schwinden der Jahre geht ſie nichts an. So lange der Geiſt des Menſchen nach Wahrheit ſtrebt, ſo lange Gottes Liebe in ſeinem Herzen wohnt, ſo lange dauert der Bund, der uns alle vereinigt. Gefühle der Ewigkeit miſchen ſich in die Gefühle des Tages. Wechſelnder Jahrestag, wie wenig biſt du! Ich ſah dich fünf und ſechzig mal kommen und gehen — wie wenig biſt du! Wie ein Tropfen im Strom ſchwimme ich ſo lange in deinen Wellen, im nichtigen Seyn und Vergehen des Stroms. Sie ſind verſchwunden, dieſe Neujahrstage, — alle die Jahre mit ihnen. Ihr nichtiger Wechſel hat in uns allen keine Spuren eines bleibenden Daſeyns zurückgelaſſen, als in der Kraft der Wahrheit und

Liebe, die ſich in dieſen Jahren in uns entfaltet und erhalten. Es ſind nicht die Jahre, die uns geblieben, nein, dieſe ſind verſchwunden, wie ein nichtiger Schatten. Es iſt nur die Wahrheit und die Liebe, die uns vom Traum des Lebens, ſo groß er auch war, übrig geblieben.

Laßt uns feſt halten, was uns davon übrig geblieben, Brüder und Freunde! Am heutigen Tage fließe dieſes einzige Uebergebliebene aller unſerer Jahre und Tage in unſerm Gefühl und in unſrer innern Erhebung zuſammen. Brüder, ſeyen Eurer Jahre viel, ſeyen Eurer Jahre wenig, — fühlet Euch heute ganz nur in dem, was Euch von Euern Jahren rein übrig geblieben iſt; fühlet Euch heute ganz nur in der Kraft Eurer Wahrheit, und Eurer Liebe! Erneuert mit dem Feuer Euers ganzen Lebens und Euers ganzen Strebens alle Kraft der Wahrheit und alle Kraft der Liebe, die in Euch iſt! Brüder, was ſoll Euch dieſer Tag ſeyn? Soll er Euch ein Freudentag ſeyn, daß wieder ein neuer Frühling, ein neuer Sommer, ein neuer Herbſt, und ein neuer Winter Euer wartet? O nein, o nein! Ein Feſttag — nicht der vergangenen, nicht der kommenden Jahre — ein Feſttag der Kraft der Wahrheit und der Liebe, die Euch im Schwinden der vergangenen Jahre geblieben, ein Feſttag der Wahrheit und der Liebe, des Heils Eurer künftigen Jahre ſoll er ſeyn! Er gehe vorüber, der heutige Tag, in Wahrheit und Liebe — dann mögen ſie ſchwinden, die Tage, dann mögen ſie fliehen, die Jahre, wir beſitzen, was ewig nicht entfliehet, wir beſitzen, was ewig nicht ſchwindet. Er gehe vorüber in Wahrheit und Liebe, er ſey ein Tag des froheſten des ſtärkſten Ausdrucks alles Ewigen, alles Bleibenden, alles Göttlichen, was in unſrer Natur liegt. Ihn ſegne uns Gott als den Anfang des Jahres, in dem wir nach dem Göttlichen, nach dem Ewigen, nach dem Unvergänglichen mehr ſtreben, als wir je darnach geſtrebt haben! Ihn ſegne uns Gott! Er ſegne uns das angetretene neue Jahr und unſer Wort, unſre Bitte, unſere feyerliche Bitte um ſeinen Seegen ſey in unſerm Munde kein leerer Schall. Er ſey heute in unſerm Munde der froheſte, der ſtärkſte Ausdruck nach dem Unvergänglichen, nach dem Ewigen, nach dem Göttlichen, das in unſrer Natur liegt! Ihn ſegne uns Gott als den wärmſten, als den tiefgefühlteſten Ausdruck alles deſſen, was uns das kommende Jahr ſeyn ſoll, und des Bedürfniſſes der göttlichen Hülfe, daß er uns alles werde, was er uns ſeyn kann.

Kinder, Männer und Brüder, was ſoll uns das neu angetretene Jahr, was ſollen uns die dreyhundert fünf und ſechzig Tage ſeyn, deren erſten wir heute leben und feyern? Freunde und Brüder, was ſollen ſie uns ſeyn? Sollen dieſe dreyhundert fünf und ſechzig Tage hinſtrömen im nichtigen Weſen des zeitlichen irdiſchen Seyns? Sollen ſie hinſtrömen ins Meer der Vergeſſenheit und verſinken in das traurige Grab, darin ſchon ſo vieles von unſrer vorigen Zeit todt liegt, und in eller Verweſung dahin geht? O nein, o nein! Du kommendes Jahr, ihr kommenden Tage, fließet nicht hin ins Meer des ewigen Nichts. O nein, o nein, Tag der Feyer, heutiger Tag, ſey uns ein Tag der Erneuerung unſrer ſelbſt, daß das angetretene und alle folgenden Jahre nicht verſinken ins traurige Grab, darin ſchon ſoviel von unſrer Zeit todt liegt und in ekler Verweſung dahin ging! O nein, nein, neues angetretenes Jahr, gleiche du nicht mehr den vergangenen in allen ſeinen Schwächen; erhebe dich höher, ſchließe dich mächtig, gläubig und froh an alle Kraft des Ewigen, Göttlichen, Unveränderlichen an, das ſich im reißenden Strome des Lebens noch rein erhalten hat!

Kinder, Männer und Brüder! Was beſitzen wir Ewiges, Göttliches und Unveränderliches, an das wir uns ſchließen ſollen, um uns immer mehr immer höher zu erheben, im Göttlichen, Ewigen und Unveränderlichen, das in unſrer Natur liegt?

Kinder, Männer und Brüder! Was uns als Menſchen im Göttlichen und Ewigen vereinigt, iſt das Göttliche und Ewige ſelber, das in unſrer Natur liegt; es iſt Wahrheit und Liebe, die beyde göttlich in unſrer Natur liegen. Was uns aber als Glieder eines Hauſes in dieſem Göttlichen und Ewigen vereiniget, iſt das Göttliche und Ewige, das aller Menſchenerziehung zum Grunde liegen muß.

Kinder, Männer und Brüder! Das Größte, das Reinſte, das Heiligſte, das die Menſchennatur hat, das, und weniger nicht iſt es, was uns als Glieder dieſes Hauſes vereinigt.

Wir erziehen,
Wir werden erzogen.

Darum ſind wir vereinigt, darum ſind wir beyeinander, darum ſind wir ein Haus.

Freunde und Brüder, was ſoll uns das Jahr ſeyn für den Zweck einer Vereinigung zum Höchſten, Edelſten, Reinſten, das in der Menſchennatur lebt, zur Veredlung unſrer ſelbſt durch Wahrheit und Liebe, zur Erziehung der uns anvertrauten Kinder in Wahrheit und Liebe?

Männer und Brüder, was ſoll Euch das Jahr ſeyn, was ſollen Euch alle ſeine Tage werden für dieſen Zweck? Kinder, was ſoll Euch das Jahr ſeyn, was ſollen Euch alle ſeine Tage werden?

Ihr Jüngſten unter Euch, Ihr faſt noch unmündigen Kinder, Ihr, die wir Euch faſt wie Jakob ſeinen Joſeph und ſeinen Benjamin lieben, was ſoll Euch das Jahr ſeyn, was ſollen ſeine Tage Euch werden? Was ſollen wir Euch wünſchen? Lebet in Unſchuld und Liebe. Euer Sinn ſey immer froh. Lebet glücklich in der Natur. Euere Sinnen ſeyen für ihre Eindrücke immer offen. Euer Auge forſche nach allen ihren Schönheiten, und Euer Ohr nach jeder ihrer Harmonien. Euer Mund öffne ſich lieblich, ſie zu beſchreiben. Euer Fuß hüpfe ihr nach über Berg und Thal. Fliege ſie in Schmetterlingspracht ob Euerm Kopfe, krieche ſie in Raupengewand vor Euern Füßen, liege ſie als glänzender Stein vor Euern Augen, oder wachſe ſie als duftende Blühe vor Euch auf, Eure Hand werde gewandt, ſie zu ergreifen, wo Ihr ſie immer findet. Und wenn Ihr ſie gefunden habt, und ſie lieblich und froh auf Euern Schooß legt, und Euch glücklich fühlt, daß Gottes Natur um Euch her ſo ſchön iſt, und daß Ihr ſie findet und kennet und genießet — dann denkt an Vater und Mutter, die Euch von ihren lieben Händen wegließen, damit Euer Glück beſſer gegründet werde — denket an Vater und Mutter, die vielleicht oft ſtille Thränen weinen, weil ſie nicht wie ehedem, alle Tage und alle Stunden ſehen, wie es Euch geht — dann falle auch Euch eine Thräne von Eurem Auge, weil auch Ihr ſie nicht mehr, wie ehedem alle Tage und alle Stunden ſehet. Mit der Thräne im Auge und mit einem Herzen, das in jedem braven Kinde ſchlägt, mit einem Herzen voll Dank und Liebe wünſchet ihnen dann ein gutes Jahr, und bittet den Vater im Himmel, der Euers Vaters und Eurer Mutter Gott und Vater iſt, — bittet dann Gott, daß er ſie Euch ſegne, und Euch laſſe fromm werden und weiſe zu ihrem Troſt und zu ihrer Freude.

Und Ihr, die Ihr Euch noch an die Unmündigen anſchlieſſet, Kinder von acht bis eilf Jahren, was ſoll Euch das Jahr ſeyn, was ſollen Euch ſeine Tage werden? Eure Kraft iſt noch ſchwach, träumet noch keine, die Ihr nicht habet! Denket Euch, Kinder, noch der Unmündigkeit nahe. Der Frohſinn der jüngern Kindheit, das Leben in Gottes Natur ſey Euer beſtes Theil. Bleibet Kinder in Unſchuld und Liebe. Eure Wahrheit iſt jezt nur noch Eure Liebe und Euer Sinn für die Natur. Lebet in der Liebe, in einem hohen Sinn für die Natur. Mögen Eure erſten Kräfte ſich ganz in der Liebe, mögen ſie ſich ganz in der Natur, mögen ſie ſich ganz in der Unſchuld entfalten! Euer Zeitpunkt iſt ſchön. Ihr fanget jezt mit einigem Bewußtſeyn die Bahn Euers Lebens an. Schon ahnet Ihr das Weſen Eurer Kräfte, ſchon ahnet Ihr in ihnen das Weſen Eurer Pflichten, ſchon ahnet Ihr den Sinn des hohen Wortes: was der Menſch ſäet, das wird er ernten,

was der Menſch aus ſich macht, das iſt er, wie er ſic
bettet, ſo liegt er. Schon fühlt Ihr Euch ſelbſt und Euer
Einfluß auf Euch ſelbſt, ſchon fühlt Ihr Euch als Richte
Eurer ſelbſt, ſchon fühlt Ihr Gott in Euch, ſchon fühl
Ihr Euer Gewiſſen. Ihr ſehet nicht mehr blos die äuße
Natur, Ihr ſehet ſchon Gott in der Natur, Ihr ſehet ſcho
Gott in Euch ſelbſt. Die äußere Natur wird Euch ſcho
heilig; Ihr ſehet ſchon das Ewige, das Unendliche, da
Göttliche in der Natur. Schon öffnet ſich Euch der We
zur Wahrheit, Ihr habt ihn in der Natur und in de
Liebe. Bleibet in der Natur und in der Liebe, dann ble
bet Ihr in der Wahrheit, und die Wahrheit bleibet in Euch
Kinder dieſes Alters, was ſoll Euch dieß Jahr ſeyn, un
was ſollet Ihr darinn werden? Ihr ſollet anfangen, Eu
in Erhaltung Eurer Unſchuld, im kindlichen Fortleben
der Natur, in aller ihrer Liebe und in aller ihrer Ha
monie allmählig der erſten Stufe des Zuſammenhangs a
ler Eurer Umgebungen mit Euch, und Eurer ſelbſt n
dieſen Umgebungen bewußt zu werden. Ihr ſollet anfa
gen, die Mittel dieſes Bewußtſeyns Euch zu verſchaffe
Das neue Jahr, ſeine dreyhundert fünf und ſechzig Tag
ſind Euch gegeben, Euern Geiſt, Euer Herz und Eu
körperlichen Kräfte für dieſen Zweck gemeinſam zu bilde
Was Ihr immer für dieſen Zweck thut, das thut imme
mit dem ganzen Leben Eurer Kräfte, dann wird Gotte
Segen Euch nicht mangeln, und das angetretene Jah
wird Euch ganz werden, was es Euch ſeyn ſoll.

Und Ihr, Kinder, die Ihr dieſen nahe ſteht, Kinde
vom eilften bis zum vierzehnten Jahr, was ſoll das neu

Jahr Euch ſeyn, was ſoll es Euch werden? Ihr ſollt im Bewußtſeyn des Zuſammenhanges Eurer Umgebungen mit Euch und Eurer ſelbſt mit Euern Umgebungen, Ihr ſollt im Leben in der veredelten Natur, Ihr ſollt im Leben in der Wahrheit und Liebe immer ſtärker, immer kraftvoller werden. Ihr ſollt Euch mit aller Reinheit und aller Unſchuld der Kindheit erheben zu den Fertigkeiten des ernſten Lebens in aller Wahrheit der wirklichen Welt. Die Träume Euerer Kindheit, ſo ſchön ſie auch waren, müſſen verſchwinden. Ihr nahet Euch dem Jünglings- dem Jungfrauenalter, Eure jetzigen Jahre müſſen Euch geben und Euch angewöhnen, was Ihr in dieſem bedürfet, ſie müſſen Euch nehmen und Euch abgewöhnen, was Ihr in dieſem gefahret. Kinder von dieſem Alter, wie unglücklich würdet Ihr ſeyn, wenn Ihr träumend und unbekannt mit allen Gefahren des Lebens, und ungeübt in aller Kraft, die es braucht, ihnen entgegen zu ſtehen, in das Jünglings- und Jungfrauenalter hinüber treten würdet. Kinder, was iſt Euch dieſes Jahr? Was ſoll es Euch anders ſeyn, als dreyhundert fünf und ſechzig Tage, die Euch das geben und angewöhnen ſollen, was Ihr in dieſem Alter ſeyn ſollt, und Euch nehmen und abgewöhnen, was Euch in dieſem Alter gefahren, und Euch in dieſem Alter unglücklich machen könnte. Was ſoll es Euch anders ſeyn, als ein ſo viel Tage dauerndes Mittel, Eure menſchlichen Kräfte wachſen zu machen, daß Euere Liebe nicht mehr kindiſch, und Eure Wahrheit nicht mehr träumend bleibe. Was ſoll Euch das Jahr ſeyn? Von ferne ſoll es ſchon Männerkraft, von ferne ſoll es ſchon Vaterſinn und Mutterkraft in Euch gründen. Kinder dieſes Alters, ſchon entfalten ſich in Euch die Keime fleiſchlicher Begierden und irdiſcher Wünſche, ſchon ſtören Leidenſchaften die Ruhe Eurer Unſchuld, ſchon nähern die Jahre des Scheidewegs, der für Euer Leben ſo wichtig iſt. Achtet es für kein Geringes, auf dieſer Stufe des Lebens zu ſtehen. Schon ſind die meiſten von Euch Jahre lang von Ihren Eltern weg, und genießen das Auge ihrer treuen Aufmerkſamkeit ſo lange nicht mehr. Ihr genießet den erhebenden Anblick der Vater- und Mutterliebe länger als die jüngern Kinder nicht mehr, und er mangelt Euch in dieſem Alter doch mehr, als je, und mehr als ihnen. Soll das neuangetretene Jahr Euch werden, was es Euch ſeyn ſoll, ſo gedenket Eurer Eltern in aller Glut Eurer alten Liebe für ſie. Gedenket an alle Thaten ihrer Treue, und alle Worte ihrer Liebe. Suchet alle Kraft des Lebens und alle Wahrheit des Lebens in der erhebenden Erinnerung an ſie und an jedes Wort der Liebe, mit dem ſie Euch zum Glauben an Gott, zum Glauben an Euern Vater im Himmel und zu aller Frömmigkeit und Weisheit des Lebens hinlenkten. Kinder dieſes Alters, Ihr ſollt die Unſchuld dieſes Alters in Eure Jünglingsjahre hinübertragen, aber Ihr müßt die Schwäche dieſes Alters verlieren, ehe Ihr in das andere hinüber tretet. Ihr habt Kräfte, Ihr habt größere Kräfte nothwendig für dieſes Alter, als Ihr denket und glaubet. Das neue Jahr iſt Euch gegeben, dieſe Kräfte zu ſuchen und zu bilden. Geſegnet ſey Euch das neue Jahr im frommen, ernſten Streben nach dieſen Kräften. Kinder dieſes Alters, Gott ſegne Euch dieß Streben!

Und Ihr, die Ihr dieſen folget, Kinder vom funfzehnten Jahr und darüber, was iſt Euch das neue Jahr, und was ſoll es Euch werden? Jünglinge, die Ihr meiſtens Jahre lang in unſerm Hauſe gleichſam als Kinder des Hauſes aufwuchſet, und nun bald von uns ſcheiden und wieder zurücktreten werdet in den Kreis Eurer alten Umgebungen und in den Arm Eurer Eltern und Eurer Geſchwiſter, Jünglinge, an Euch ſoll ſich unſer Haus bewähren. Wir leiteten Euch, wir lehrten Euch, wir bildeten Euch. In Euch ſoll es darthun, ob wahre Erziehungskräfte in unſrer Gewalt ſind, oder ob wir darüber träumen wie eitle Thoren, und in der That eigentlich nichts ſind, und unvermögend daſtehen, in der Bildung des Kindes zur Entfaltung der wirklichen Kräfte ſeines Geiſtes, ſeines Herzens und ſeiner Kunſt zu allem Dienſt des wirklichen Lebens. Jünglinge, was iſt Euch dieſes Jahr, was ſoll es Euch ſeyn? Ich frage Euch mehr, was ſoll Euch das neue Jahr in Rückſicht auf uns ſeyn? Jünglinge, Ihr kennt alle Mühe und alle Sorgen unſers Dienſtes, Ihr habt Jahre lang geſehen, wie unſer ganzes Streben dahin geht, den Kindern der Menſchen eine beſſere, des Erfolgs ſicherere Erziehung zu geben. Das Zeitalter hat unſern Bemühungen Aufmerkſamkeit geſchenkt und mit Liebe auf das Thun meines Alters hingeblickt. Aber nur an Euch wird es erkennen, ob unſer guter Wille auch wirklich mit unſern Zwecken genugthuenden Kräften gepaart ſeye. Jünglinge des Hauſes, werdet Ihr als ſchwache gewöhnliche Zeitmenſchen in den Kreis der Euern zurücktreten, werdet Ihr Euch nicht auszeichnen in aller Kraft der

Liebe, der Wahrheit und der Kunſt, vor denen, die nicht Eure Führung genoſſen, ſo wird das zwar die ewige Kraft der Elementarbildung und ihre Wahrheit nicht hemmen — alle Thorheit und alle Schwäche der Welt wird ſie nicht hemmen, und auch Eure Schwäche und Euer Mißrathen würde den Weg ihrer Kraft zu ihrer Vollendung, zu ihrer Reifung nicht hemmen — wohl aber würde es dem Urtheil über unſer Thun und dem Werk meines Hauſes und ſeines Thuns einen Stoß geben, und den Gang meiner Individualität an den Gränzen eben ſo wohl meiner ſchönſten Hoffnungen, als meines Lebens ſtocken machen. Und das würdet Ihr thun, Ihr erſten meiner Zöglinge, wenn Euere Erziehung mißrathen ſollte! Jünglinge der Anſtalt, die Ihr Euerm Austreten aus derſelben nahe ſteht, was ſoll Euch in dieſer Rückſicht das neue Jahr ſeyn, was ſollen in dieſer Rückſicht die letzten Stunden, die letzten Monate Euers Daſeyns in unſerer Mitte Euch ſeyn und werden? Jünglinge, wenn Ihr je gefühlt habet, daß Ihr der Menſchheit etwas ſchuldig ſeyd, wenn je die Hoffnung einer beſſern Zeit für die Menſchheit in Euerem Buſen ſchlug, wenn je eine Thräne des Dankes für das, was Ihr in unſrer Mitte genoſſen, Euer Auge benetzte, wenn Ihr Euch je armer, unglücklicher, in allen Fächern der Erziehung verwahrloſeter und durch ſie noch verdorbener Kinder erbarmet, wenn je in Euerer Seele die Ahndung erwacht, unſer Streben könne gegen dieſes Uebel der Menſchheit etwas vermögen, Jünglinge, wenn je die Hoffnungen Euerer Eltern, mit denen ſie Euch unſrer Anſtalt übergaben, Euere Herzen gerührt haben, Jünglinge dieſes Alters, was ſeyd Ihr Euern Eltern, was ſeyd Ihr unſerm Haus, was ſeyd Ihr der Menſchheit in dieſer Rückſicht ſchuldig? Was ſoll Euch in derſelben das neue Jahr ſeyn? Was ſollet Ihr in demſelben uns ſeyn und werden? Jünglinge, mein Herz erhebt ſich in der Hoffnung. Ihr werdet in dieſem Jahr der Segen meines Hauſes werden. Ihr könnet es, und Ihr wollet es, Ihr könnet und wollet unter unſern jüngern Zöglingen daſtehen, als ihre ältern Brüder, als Vollendete in dem, wo dieſe noch unvollendet, als erzogen, wo dieſe noch unerzogen, als gebildet, wo dieſe noch ungebildet, als der Liebe gewohnt, wo dieſe noch in der Liebe zu üben ſind, als der Wahrheit kundig, wo dieſe ihr noch unkundig, und als in der Sorgfalt geübt, wo dieſe noch der Sorgfalt bedürfen. Jünglinge, das könnet, das wollet Ihr in dieſer Rückſicht uns ſeyn, ſo lange Ihr in unſerm Hauſe weilet. Wenn Ihr einſt daraus ſcheidet, welch ein Segen werdet Ihr uns werden, wenn einſt, wenn Ihr zurücktretet in den Schoos der geliebten Euern, ſie in Euerer Umarmung das Wort ausſprechen: Ihr habet an unſrer Seite zugenommen an Alter, Weisheit, und Gnade bey Gott und den Menſchen. Wenn das geſchähe, dann, dann möchte ich mit Simeon ausrufen: Herr nun läſſeſt du deinen Diener hinfahren in Frieden, denn meine Augen haben dein Heil geſehen. Kinder dieſes Alters, das könnet, das wollet Ihr uns ſeyn — und wenn Ihr uns ſeyd, was Ihr uns ſeyn könnet und wollet, was werdet Ihr der Menſchheit, was werdet Ihr unſerm Geſchlechte werden?

Ich wende mich an Euch, Jünglinge des Hauſes, die

Ihr jetzt als Lehrer des Hauſes und als Mitarbeiter unſrer Zwecke daſteht, was iſt Euch das neue Jahr, was ſoll es Euch ſeyn? Freunde, Geliebte, Gehülfen des Werks — daß Euer kindliche Sinn ſich erhalte, daß Eure Kraft ſich in der Liebe vollende, daß Eure Wahrheit Euer ganzes Seyn ergreife, daß Ihr ſteiget von Kraft zu Kraft, von Tugend zu Tugend, von Würde zu Würde, daß Ihr in Einigkeit dienet dem Werk, das Euch ſelber gebildet, daß Ihr im Glauben aufſehet auf den Anfänger und Vollender alles Guten auf Erden, daß Ihr die Größe des Werks mit heiligem Schauer erkennet, und Eure Herzen ferne bleiben von Uebermuth, von eitler Anmaßung und vom kindiſchen Glauben, Ihr habet ſchon Höhen und Berge erſtiegen! O nein, o nein, wir ſtehen alle am Fuß des Berges, und ſind ferne, ferne vom Gipfel, nach deſſen Erſteigung wir trachten. Ich werde ihn nicht ſehen, mich wird das kühle Grab lange bedeckt haben, ehe wir uns ihm nähern. Wenn ich meine Augen ſchließe, wird mein letztes Wort an Euch ſeyn: Irret Euch nicht der Berge halber, die Ihr zu erſteigen habet, ſie ſind höher, weit höher als ſie ſcheinen. Wenn Ihr einen erſtiegen, ſo ſteht Ihr erſt am Fuße eines andern, und wenn Ihr Euch dann täuſchet, und auf dem untern Berg ruhet und weilet, ſo werden Eure Füße ſchwach werden, und Ihr werdet den Gipfel des Berges ſo wenig ſehen, als ich ihn ſehen werde. Freunde, Mitarbeiter am Werk, was ſoll Euch das neue Jahr ſeyn? Aufſchluß Eurer ſelbſt in allem Fortſchritt und in allem Zurückſtehen Eurer ſelbſt für Euer Ziel. Auch auf Euch ſieht die zweifelnde Welt, auch von Euch und von dem Grad der Kraft in der Erziehung, zu der Ihr Euch ſelber erheben werdet, wird ſie auf den Werth oder Unwerth alles unſers Thuns ſchließen. Die Pflichten der ältern Zöglinge liegen gedoppelt auf Euch, aber auch ihre Freuden erwarten Euch doppelt, wenn Ihr in Einfalt der Arbeit und dem Werk unſers Lebens getreu ſeyd. Seine Stunde iſt wichtig, das kommende Jahr iſt wichtig. Dienet dem Werk, aus dem Ihr ſelbſt hervorginget, jeder mit der Kraft, wie er ſie empfangen. Wer unter Euch ſtark iſt, trage den Schwachen, und ernte hohen Segen von ſeinem Thun; wer aber unter Euch ſchwach iſt, der werde nicht muthlos, Gott iſt in dem Schwachen mächtig. Er ſieht nicht deine Kraft, er ſieht dein Herz an, Gott iſt den Schwachen mächtig. Wäre er es nicht, ich ſtünde nicht in Eurer Mitte, wäre nicht da, unſer Werk wäre nicht da, und ich wäre nicht Euer Vater. Wenn Ihr nur fühlet, daß Ihr ſchwach ſeyd, wenn Ihr nur nicht Euch ſtark glaubet in dem, worin Ihr ſchwach ſeyd, ſo wird Gott ſtark ſeyn in Eurer Schwäche. Freunde, Mitarbeiter des Werks, deſſen Zöglinge Ihr ſeyd, was iſt das neue Jahr, was ſoll es Euch ſeyn? Erhebung Eurer ſelbſt zu jeder Kraft und zu jedem Opfer, das es von Euch fordert. Seine Tage ſeyen Euch heilig; es iſt vielleicht ſein entſcheidendes Jahr. Möge ihm im entſcheidenden Augenblicke keiner, keiner von Euch mangeln! Keiner, keiner meiner Erzogenen, keiner von denen, die vom Werke ausgegangen, wie ein Kind von ſeiner Mutter, wird dem Werk in ſeinem entſcheidenden Augenblicke mangeln. Ihr werdet dieß Jahr mit neuer Kraft und mit neuem Leben zu unſerm Werk ſtehen, und Gott wird Euere Treue ſegnen.

Und Ihr, Männer, die Ihr mit mir den Grundſtein der Anſtalt gelegt, die Ihr in der ſchweren Stunde ihres erſten Entkeimens freundlich hold an meiner Seite ſtandet, und die Laſt der erſten Tage in Geduld und Liebe mit mir truget, Freunde, ohne die mein Werk, faſt ehe es angefangen, ſchon ſein Ende wieder geſehen hätte, Freunde und Mitſtifter des Werks, was ſind die Schickſale des Werks in ſeinem Umfange? War es je in unſrer Hand, war es je unſer Werk? O nein, o nein; ob uns waltete ein Schickſal, das wir demüthig verehren. Oft ſind unſre Sorgen verſchwunden, wenn das Schwerd wie an einem Zwirnfaden ob unſerm Scheitel ſchwebte. Aber auch oft ſind unſre Hoffnungen getäuſcht, unſre Erwartungen zernichtet worden. Wie ein Bach, der von den Bergen ſtürzt, nahm das Werk ſeine Richtung wohin es wollte. Der Druck ſeiner eignen Schwere gab ihm ſeine Richtung. An ſeiner Quelle ſtehend, ahneten wir oft kaum wohin ſein Lauf wollte. Es nahm Waſſer, es nahm Bäche in ſeinen Lauf auf, die wir nicht kannten, aber ihre hohe Gewalt miſchte ſich mit den Quellen des Urſprungs und leitete dieſe, zu gehen, wo das Gewicht des Ganzen ſich hinlenkte. Dieſes Gewicht des Ganzen beherrſchet den Gang unſers Thuns, er wird dadurch ein göttlicher Gang, denn Gott iſt es, der ihm dieſes Gewicht gegeben hat, über unſer Erwarten und über unſer Verdienſt. Ja Gott iſt es, der ihm dieſes Gewicht gegeben über aller Menſchen Erwarten, über aller Menſchen Verdienſt. Wir ſind in der Hand deſſen, der es immer führte, wohin er wollte. Was ſind wir in der Macht des Stroms, in dem wir verſchwinden, was ſind wir im Gewicht, das Gott ſelber unſerm Thun gegeben? Was iſt der Menſchen Lob für uns? Im Bewußtſeyn der Wahrheit unſers Ganges, was will das ſagen, was ſoll das uns ſagen, daß ſie uns Stifter, daß ſie uns Schöpfer eines Werks nannten, das Gott ſelber leitete, von ſeinem Anfang bis auf dieſe Stunde? Als Menſchenwerk brauchte es mit jedem Jahr eine neue Schöpfung, und fand ſie in den Wundern der Kraft deſſen, der ſie mit Allmacht und Liebe geleitet. Was waren wir in dieſen Wundern Gottes in unſrer Führung und in unſrer Erhaltung, was waren wir im Strome des Werks, in ſofern er Gottes Strom iſt, und in den Waſſern Gottes gewaltig daher fuhr zu ſeinem Ziel, zu Gottes Ziel? Was iſt die Quelle des Rheins, was iſt die Quelle der Donau, da wo ihre erſten Tropfen aus den Felſenritzen herausfallen, und kaum den hohen Boden benetzen, von dem dieſe Ströme ausgehen? Was ſind die Tropfen im Lauf der reißenden Ströme? Was ſind wir in der Richtung, die Gott unſerm Werk gab, und in der Gewalt der Waſſer, mit der es im Strome der Zeit fortſchwimmt, von der Hand Gottes geleitet? Als Menſchenwerk ſtanden ſeine Waſſer oft an Felſen, die ihren Lauf ſtillſtellend und zerſtörend zurückdrängten, bis an ihre Quelle; als Gotteswerk brach es durch alle Felſen, die ihm im Wege ſtanden. Es umging Berge, es ſtürzte ſich in Klüfte und kam allenthalben in neuer Schöpfung geſtaltet wieder hervor. Man hieß es allenthalben unſer Werk, es war in ſeinem Weſen und in ſeinem Segen nicht unſer, es war in ſeinem Weſen, und in ſeinem Segen Gottes Werk. Auch dieſes Jahr braucht es wieder eine neue Schöpfung; es ſteht wieder an Bergen; ſeine Waſſer wirbeln wieder verwirrt an den harten Stellen, wo ſie anſtoßen. Wir ſind in Gefahren, wir ſind in großen Gefahren; aber wir glauben an den, der ſein Werk ſo oft von dem Verderben, dem es in unſrer Hand ausgeſetzt war, errettete; wir glauben an den, der ſeinen Strom ſo oft die Felſen, an denen es anſtand, durchbrechen und ihre Berge umgehen gemacht, um ihm Lauf zu geben zum Ziel, wohin es ſoll. Er wird auch dieß Jahr den Weg ſchaffen, den es gehen ſoll.

Freunde und Geliebte! Der Strom iſt nicht unſer, unſer ſind die Tropfen, die aus den Felſenritzen fließen, von denen der menſchliche Urſprung des Stroms ausging. Daß dieſe Tropfen nicht vertrocknen, daß ſie immer rein aus ihren Ritzen fließen, und ſich mit allem ihrem Leben hinneigen an den Ort, wo Gottes Waſſer, in das ſie hineingefallen, in ſeiner Stromgewalt hinfließt, das, Freunde, iſt nicht unſer Werk, es iſt Gottes Werk, wie die Zeit, in der wir leben, und in der der Strom als Gottes Werk ſeinen Lauf nimmt, wohin er muß. Freunde, Brüder! Das neue Jahr erneuere in uns den Glauben an den, der ihn bisher geleitet. Stilles, liebendes Wallen in ſeinem Segenslauf, — das ſey unſer Ziel!

Freunde, Brüder, erſte Gehülfen der Anſtalt, daß wir uns ſelbſt rein erhalten im Hochflug des Geiſtes und des Herzens, der in den erſten Tagen unſrer Vereinigung alle Laſt und alle Schranken des Werks zum Himmel des Lebens machte, nach dem wir alle ſtrebten — daß wir in uns ſelbſt das Leben des Danks wieder erneuern, für jeden Tropfen Waſſers, den Gott in die arme Quelle hineinfallen ließ, von der unſer Werk ausging — daß die Stellung in dieſer Armuth und dieſer Beſchränkung uns ewig als die Quelle unſers Segens und unſers Wachsthums vor unſern Augen ſtehe — daß der eitle Zuruf der Menſchen von den Ufern des Stroms, die die Quelle unſers Segens nicht kennen, uns nicht täuſche, wenn ſie uns loben, daß ſie uns nicht täuſche, wenn ſie uns ſchelten, daß jede Reinheit des Herzens, jede Kraft des Geiſts, von der die Anfänge des Werks ausgingen, ſich mit aller Reinheit des Herzens, und mit aller Kraft des Geiſtes, die Gott zum Dienſt ſeines Werks unſerm Seyn und unſerm Thun nahe gebracht, ſich in Liebe und Wärme vereinigen — das, Freunde, das, Stifter der Anſtalt, das fordert die neue Schöpfung für unſer Werk auch dieß Jahr von uns! Freunde und Brüder, an dieſem feyerlichen Tag geloben wir uns, dem Werk unſers Lebens in nichts zu mangeln, in Eintracht und Liebe uns an jede Kraft des Geiſtes und des Herzens anzuſchlieſſen, die Gott uns zum Dienſt des Werks, das ſein Werk und nicht das unſrige iſt, nahe gebracht hat. Brüder, Gottes Segen in dieſem Jahr!

Und nun frage ich auch mich ſelbſt, was iſt dieſes neue Jahr mir, was ſoll es mir werden?

Ich blicke zurück auf die frühern Jahre meines Lebens, da ich außer dir, meine Geliebte, und dir, Freundin, die du helfend neben meinem Schickſal ſtandeſt, wie dieß von Euch allen, Geliebte, noch niemand kannte, ich blicke zurück in die Tage, in denen Ihr alle, die Ihr nicht dreyßig Jahre Euers Lebens zählet, noch nicht geboren waret, ich blicke zurück in dieſe frühern Tage — ſie ſind meinem Herzen heilig. Da umſchattete mich das Dunkel der Welt; in tiefen Nöthen lebte ich einſam, vergeſſen, verachtet, gedrückt; aber mein Herz ſeufzte nicht mehr nach meiner Rettung, als nach der Rettung derer, die mich höhnten, und nach der Rettung ihrer Kinder. Das Elend des Lebens war mir leicht. Ich war roh und trotzte dem Elend, aber ich verging faſt vor Jammer, daß ich ſterben ſollte, ohne der Menſchheit zu dienen. In mir lag das Gefühl: ich kann es, und Gott will, daß ich es thue. Aber der im Himmel wohnt, kannte meine Stunde. Sie war verſpätet bis in mein nahendes Alter. Ich war früher für meine Wünſche nicht reif, und meine Umgebungen waren es auch nicht. Aber meine Zeit kam, ich fand meine Erlöſung, ich fand mein Werk, ich fand Euch, meine Freunde, Euch meine Brüder, ich fand, wornach mein Herz gelüſtete. Ich ſterbe nun nicht, ohne der Menſchheit zu dienen. Das alles gab mir Gott. Wie herrlich iſt dieſe Stunde für mich! Du, Gott, erhebeſt den Armen und retteſt den Elenden aus dem Koth! Mein Loos iſt mir an einen ſchönen Ort gefallen. Mich umgeben edle Menſchen von nahem und fernem, und bieten mir ihre Hand zu meinem Ziel. Kraftvolle, liebende Menſchen ſuchen mit mi das nämliche Ziel. Ich habe Freunde gefunden, Freunde nicht für den Traum des Lebens und für ſein Spiel; ic habe Freunde gefunden für das Werk meines Lebens u zu allem ſeinen Dienſt. Söhne und Töchter mit edlem reinem Herzen nennen mich ihren Vater, und Kinder in Unſchuld umwallen mich in Schaaren mit ihrer Liebe. Ich möchte vor Wonne zergehen in Eurer Mitte — was ſoll ich noch ſagen? Hinfallen ſoll ich, und danken, und ſchweigen. — Du, o Herr, haſt Großes an mir gethan! Mein Werk iſt dein Werk. Du, o Herr, haſt Großes an mir gethan! Ich ſchäme mich, meine Augen aufzuheben und hinzublicken in den Kreis, der mich umgiebt. Welche Gefühle erregt ſein Anblick, welche Pflicht legt er mir auf! O Herr, o mein Vater, mein Werk iſt dein Werk! Du haſt mich hingeſtellt auf einen Berg, den ich nicht ſelber erſtiegen; du haſt mich hingeſetzt an einen Platz, der mir nicht zu beſitzen gebührt. Aber du haſt ausgeführt, was ich nicht anzufangen vermochte; du haſt gegründet, was ich nicht zu bauen vermochte. Ich vergeſſe die Welt, vergeſſe meine Wünſche, und ſinke hin mit Vertrauen auf dich. Ich vergeſſe mein Werk, du haſt es gegründet, du haſt es erhalten. Es iſt dein Werk. Du haſt es bisher geleitet, du wirſt es ferner leiten. Wie ein Schaffner das Haus ſeines Herrn verwaltet, ohne Sorge für die Mittel, die ihm ſein Herr dafür ſelber verſchafft, alſo will ich mein Haus, ohne Sorgen für die Mittel, die du mir bisher ſelber verſchafft, verwalten.

Euch will ich lieben, Freunde und Kinder, Gott wird für Euch ſorgen. Er hat uns geſegnet, er wird uns ferner ſegnen.

Noch einmal blick ich in Euern Kreis, Freunde, Brüder, Kinder. Meine Seele zerfließt vor Wonne. Der

Herr hat Großes an mir gethan. Möge ich ſeiner Güte würdig und in meiner Schwäche Euer Vater ſeyn! Ich kann, ich ſoll es ſeyn, wie Menſchen Väter ihrer Mitmenſchen ſeyn können. Gott aber iſt unſer aller Vater. Er erhalte uns alle in ſeiner Wahrheit und in ſeiner Liebe, und ſegne uns alle in dieſem neuen Jahr mit ſeinem beſten Segen. Amen.

Am
Neujahrstage 1811.

Brüder, Freunde, Kinder!

Was ſoll ich an dieſem Morgen zu Euch ſagen? Das Leben vergeht wie die Tage des Jahres, und die Jahre wie die Stunden des Tages, — du aber, o Gott, bleibſt ewig der du biſt! Du ſchaffeſt alles, was wir erkennen, vergänglich, du allein bleibſt ewig in der Vergänglichkeit deiner Schöpfung! Dennoch haſt du auch in dieſe die Spuren deines ewigen Weſens allenthalben mit dem Finger deiner Allmacht eingeprägt. Du haſt die Hoffnung des ewigen Lebens in die Herzen der ſterblichen Menſchen gelegt; du haſt die Möglichkeit des Sterbens des Weltalls außer dem Kreis unſrer Gedanken gerückt. Wir vermögen es nicht, den Umfang des Lebens des Weltalls zu denken; der Umfang ſeines Todes iſt außer dem Kreis unſrer Gedanken, er iſt uns unbegreiflich, wie der ſeiner Schöpfung. Der Gott, der das Weltall ſterben machen könnte, ſcheint meiner Natur, wenn ich ſo reden darf, faſt ein eben ſo großer Gott, als der ſo es erſchaffen. Mir ſind die Sphären des Weltalls Sphären der Ewigkeit. Mögen die unſterblichen Götter ſie ſich als vergehend denken, ihre Dauer iſt für mich eine ewige Dauer; ſie iſt mir Ahnung der Dauer eines ewigen Lebens. Allenthalben wallet durch die Erſcheinung des Vergänglichen die Ahnung des Unſterblichen. Dennoch, je mehr die Geſchöpfe der Erde meiner äußern Hülle verwandt ſind, deſto vergänglicher erſcheint mir ihr Daſeyn. Fleiſch und Blut iſt das vergänglichſte Weſen der Schöpfung, es iſt, als wenn der Athem des Lebens die Vergänglichkeit nähre und den Keim des Todes mit einer größern Gewalt entfalte, als er ſich in allen Weſen, die keinen Athem in ihrer Naſe haben, entfaltet. Des Menſchen Leben iſt ſiebenzig Jahre, und weniger Thiere Leben geht über des Menſchen Leben; aber Bäume leben tauſend Jahre, und der Felſen Dauer ſcheint mir ein ewiges Seyn. Indeſſen lebten Würmer, ehe die Felſen waren; Schnecken krochen vorher im Koth und wurden ſelber zum Felſen, der im Auge der ſterblichen Menſchen der Ewigkeit trotzet. Aber was iſt der Trotz des Felſen gegen Zeit und Vergänglichkeit? Wenn ſein Sand ſich auflöst, ſo vergeht er, und wenn das Feuer ſeinen Kalk wärmt, ſo löst er ſich in Staub auf und iſt nicht mehr. Er iſt ewig nicht mehr, er hat keinen Samen in ſich, der ihn wieder erneuere, daß er ewiglich lebe. Aber der nichtige Baum und der Herr der Schöpfung, deſſen Leben ſo kurz iſt, und alle Geſchlechter der Schöpfung, deren Athem ſie dem Menſchengeſchlecht näher bringt, ſterben nicht alſo, wie der Fels des ewigen Todes. In ihrer Vergänglichkeit lebt ein unſterblicher Same; in ſeiner todten Hülle lebt allenthalben der Keim ſeines ewigen Bleibens. Was immer ſich im Auge des ſterblichen Menſchen organiſch entfaltet, das trägt für ihn auch den Keim des ewigen Bleibens in ſeiner Hülle. Es vergeht nur als Erſcheinung im Einzelnen; ſein Geſchlecht bleibt, wenn Felſen ſtürzen und Berge verſchwinden. Das Veilchen bleibet und das Vergißmeinnicht trozt, wenn ihre Grundfeſte ſich erſchüttert, der ſich zerreißenden Erde. Sein Same geht aus ſeiner Zernichtung hervor. Seine Gewalt iſt eingreifend ins Weltall, in den Umfang der ganzen Natur, und mächtig, ſein Geſchlecht zu erhalten, und zahllos in ſeiner ewigen Macht, die die Macht der Schöpfung, die Gottes Macht iſt.

Aber was iſt des Veilchens Unſterblichkeit, was iſt die Unſterblichkeit des Vergißmeinnicht gegen die Unſterblichkeit des Menſchen? Steh' ſtill, Menſch, ſieh es an, das Vergißmeinnicht, denke dir ſein ewiges Bleiben — dann blicke in dich ſelbſt und laß dein Herz, in Freyheit erhoben, in ſich ſelbſt Ahnungen der Ewigkeit entfalten. Du allein biſt unſterblich; du allein biſt der Schöpfer deiner Ewigkeit ſelber. Wenn Berge der Vergänglichkeit trozen und Mücken bleiben, wenn Berge vergehen und Mücken und Berge immer ſind, was ſie ewig waren und ewig ſeyn werden, ſo ändert ſich der Menſch und geſtaltet ſich nach ſeinem Werth oder entſtaltet ſich nach ſeinem Unwerth; und einzelne Menſchen und Geſchlechter der Menſchen erſcheinen ihres Daſeyns würdig, einzelne Menſchen und Geſchlechter der Menſchen erſcheinen ihres Daſeyns unwürdig. Alles Unvergängliche im Menſchen iſt die Quelle ſeines wirklichen Werths, und alles Vergängliche, alles Nichtige, Zerſtörbare iſt die Quelle alles Unwerths, in dem er ſich ſelbſt herabwürdigt. Was ihn erhebt, iſt die Ahnung der Unſterblichkeit. Sie liegt unter allen Geſchöpfen allein im ſo vergänglich ſcheinenden Menſchen. In ihm allein lebt ein Drang, ewig zu bleiben im Kreis der göttlichen, aber vergänglichen Schöpfung. Er will ſelber ſeine vergängliche Hülle verewigt wiſſen. Er baut Pyramiden über ſeinen Staub; er verſchafft dem nichtigen Schall ſeines Lebens ihm ewig ſcheinendes Leben. Er iſt überall Schöpfer ewiger Werke. Er gibt der Vergänglichkeit allenthalben ewige Dauer. Er ändert ſein Geſchlecht durch den ewigen Wechſel der Kunſt, deren Ausdehnung und Wachsthum kein Ende hat. Sie hat noch keinen Gränzſtein geſehen, auf dem geſchrieben ſtand: ſteh' hier ſtill, du kannſt, du darfſt nicht weiter! Dennoch iſt alles Streben der ſinnlichen Menſchennatur und aller ihrer Kunſt nichts anders, als das verirrende Herabſinken des unaufhaltſamen Triebs unſrer innern Natur nach dem Unſterblichen und Ewigen, in den Wirrwarr des niedern Treibens unſers thieriſchen Daſeyns. Der Menſch als Geſchlecht ſtrebt nur als Sinnenweſen nach ewiger Dauer. Darum iſt auch der Werth ſeines dießfälligen Strebens nur der Schein und Schatten des menſchlichen Werths, und ſo iſt auch die Ewigkeit, die er im Taumel ſeiner Sinnenkraft anſpricht, und die Kunſt, mit der er dieſem taumelnden Anſpruch dient, und den Tod ſeiner Hülle mit dem Kleiſter der Farbe des Lebens bedeckt, nur ein nichtiges Streben ſeines irdiſchen Seyns. Es ändert kein Haar an dem Fortgang der Fäulniß ſeines nothwendigen Sterbens. Der Menſch lebt nur im Heiligen, Göttlichen, das in ſeiner Natur liegt ewig, und er iſt nur in dieſem und nur durch dieſes unſterblich. Was er immer mit allen ſinnlichen Weſen der Schöpfung gemein hat, giebt ſeiner Menſchlichkeit keinen Werth, am wenigſten einen Anſpruch an Unſterblichkeit. Die Heldenruhe, die er mit dem Löwen, die Schlauheit, die er mit dem Fuchs, die Liſt und Geſchwindigkeit, die er mit der gierigen Katze, oder wenn du willſt mit dem Tieger, die ſinnliche Liebe, die er mit dem Affen, die Kunſtanlagen, die er mit dem Biber, und der Kunſtfleiß, den er mit der Ameiſe gemein hat, — alles dieſes giebt ihm keinen Menſchenwerth; leicht begründet es vielmehr den Unwerth ſeines menſchlichen Seyns. Der Menſch iſt nur durch das Reine, Göttliche, das ſeinen Geiſt, ſein Herz und ſeine Kunſt über die Anſprüche ſeines ſinnlichen und thieriſchen Daſeyns erhebt, in ſich ſelbſt Menſch und unſterblich. Der menſchliche Verſtand wird nur durch die göttliche Liebe der Verſtand unſterblicher Weſen. Die menſchliche Liebe wird nur durch ihren göttlichen Sinn die Liebe unſterblicher Weſen, und die menſchliche Kunſt wird hinwieder nur durch ihren göttlichen Sinn die Kunſt unſterblicher Weſen. Hat der Menſch dieſen Werth, dann wallen ihm Zeiten und Jahre als Zeiten und Jahre des ewigen Lebens vorüber, denn ſeine Zeiten und Jahre ſind Zeiten und Jahre des göttlichen Lebens.

Freunde, Brüder! Daß uns Zeiten und Jahre, Zeiten und Jahre des göttlichen Lebens werden, das iſt unſre Beſtimmung, dazu erhebt uns die feyerliche Stunde des heutigen Tages.

Freunde, Brüder! Das Band unſrer Vereinigung iſt durch den Glauben an das Göttliche, an das Ewige, das in unſrer Natur liegt, geknüpft. Was in unſerm Geiſte, was in unſerm Herzen, was in der menſchlichen Kunſt ewig und unwandelbar iſt, auf das und auf das allein ſuchen wir die Erziehung des Menſchen zu gründen. Unſer Zweck iſt groß — wir wollen die Erziehung des Geſchlechts von den Verirrungen im blos Menſchlichen und Sinnlichen zum göttlichen und Ewigen erheben. Wir wollen in der Bildung der Menſchen von dem blos Wandelbaren ſeines wechſelnden Seyns zu den ewigen Geſetzen ſeiner göttlichen Natur hinaufſteigen, und den Leitfaden unſers dießfälligen Thuns in dieſen ewigen Geſetzen erforſchen. Wir wollen der Unnatur in der Erziehung und ihren Folgen, der Oberflächlichkeit, der Einſeitigkeit, der Anmaßung, der Kraftloſigkeit unſers Geſchlechts durch die Erziehung entgegenwirken, und es durch ſie zum Einklang ſeiner Kräfte, zur Vollendung ſeiner Anlagen, zur Selbſtſtändigkeit in ſeinem Thun und Laſſen erheben.

Freunde, Brüder! Unſer Bund iſt geeignet, das, was in unſrer Natur ewig und unveränderlich iſt, in der Erziehung als Fundament alles Veränderlichen und Zeitlichen, das darin ſtatt hat, zu erkennen und zu benutzen, und ſo das Menſchliche in der Erziehung dem Ewigen und Göttlichen unſrer Natur zu unterordnen; er iſt geeignet, die Bildung unſers Geſchlechts mit dem Gang der Natur, mit dem ewigen, göttlichen Weſen, das in unſrer Natur iſt, in hohe heilige Uebereinſtimmung zu bringen. Freunde, Brüder! Unſer Zweck iſt groß, aber auch unſre Mittel ſind groß. Alles Unveränderliche, alles Ewige, alles Göttliche, das in der Menſchennatur iſt, ſteht unter ſich ſelber in einem ewigen, unzertrennlichen Zuſammenhang. Wir im großen Umfang des menſchlichen Vereins das Ewige, das Unſichtbare, das Heilige, Göttliche in der Menſchennatur ehrt und ſucht, der ſteht mit uns in einem unſichtbaren aber ewigen und heiligen Bunde. Er ſteht uns im Kampfe des Ewigen gegen das Nichtige, im Kampfe der Wahrheit und Liebe gegen Irrthum und Selbſtſucht zur Seite, und Gott, der Vater des Lichts und die Quelle der Liebe, Gott, der ewige, der unveränderliche Schöpfer des Unveränderlichen und Ewigen, das in unſrer Natur liegt, Gott widerſpricht ſich nicht. Er ſteht uns im Kampfe gegen das Nichtige, gegen das Vergängliche in der Erziehung und allen ihren Trug und allen ihren Tand mit der Kraft ſeiner Allmacht zur Seite. Gott iſt in den Schwachen, die das Göttliche ſuchen, mächtig. Wir ſind des Siegs über das Vergängliche und Nichtige gewiß. Unſer Muth ſoll nicht fallen, unſre Schwäche ſoll uns nicht ſchrecken — wir kämpfen nicht den Kampf unſrer Schwäche, wir kämpfen den Kampf einer göttlichen, ewigen Kraft, wir kämpfen den Kampf des Ewigen, des Unveränderlichen, des Göttlichen, das in unſrer Natur iſt. Nur daß wir unſern Kampf nicht mit unſerer menſchlichen Schwäche, ſondern mit dem Göttlichen unſrer Kraft beginnen, nur das thut Noth. Daß wir das Unveränderliche und Ewige, das wir ſuchen, nicht mit dem Nichtigen, Vergänglichen, ſondern mit dem Unveränderlichen, Ewigen, das in unſrer Natur liegt, zu erkämpfen ſuchen, nur das thut Noth. Thun wir das, wie wir ſollen, ſo dürſen wir nicht ängſtlich ſorgen. Wer das Göttliche mi dem Göttlichen ſucht, dem ſteht Gott bey, der darf au ihn vertrauen und das große Wort ausſprechen: Ic werfe meine Sorgen auf dich, denn du ſorgeſt für mich Vater im Himmel, darf ich dieſes große Wort in de Mund nehmen? Darf ich es ausſprechen? Herr, ic glaube, komm zu Hülfe meinem Unglauben, mindere mei Vertrauen auf alles Vergängliche, Nichtige, ſtärke meine Glauben an alles Unveränderliche und Ewige! Lehre mic täglich mehr unſer Werk als das erkennen, was es wirk lich iſt, und mein Vertrauen allein auf das ſetzen, wa tief auf ſein Weſen hinwirkt. Vater, entledige mich vo allem Glauben an ſeinen äußerlichen Schein und von a ler Furcht vor dem Schein ſeiner Entſtellung. Gie mir, Vater im Himmel, deine Kraft, daß ich das Göt liche, das Ewige immer mehr durch das Göttliche und Ewig erziele; daß ich dem Nichtigen, dem Veränderlichen, dem Un göttlichen nicht mit dem Nichtigen, Veränderlichen und Un göttlichen, das an mir iſt, ſondern allein mit dem Göttliche und Ewigen, das in mir liegt, widerſtehe; daß ich das Menſch liche nicht mit dem Menſchlichen, ſondern mit dem Göttliche bekämpfe. Gieb mir, Vater im Himmel, Muth, dem Ra ſchen des Irrthums, wenn er um uns her, wie ein Sturm wind auf Meeren braußt, nicht mit gleicher windiger Unmach zu begegnen, ſondern in ſeinem Sturm ſtill zu ſeyn, wie ei Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und gegen ih nichts zu thun, als göttlich zu leben. Stärke uns, Vater, i göttlichen Leben, dann nimm uns alle Furcht vor den Gefahre der Welt und den nichtigen Umtrieben ihres eitlen Thun

Vater, erheb uns zum Glauben an unſer Thun durch den Glauben an dich. Vater, meine Schwäche iſt groß, mein Glaube iſt ſchwach; eitle Furcht drängt mich oft und legt mich zu Boden, wie eine arme Staude, die der Wind drängt und zu Boden legt. Dann geht der Sturm vorüber, und du erhebſt mich wieder aus meinem Staub. Ich erkenne wieder dein Werk, und das Nichtige des Thuns aller derer, die des Ewigen, des Unveränderlichen, des Heiligen, das in unſrer Natur iſt, die deiner nicht wollen.

Herr, wie lange ſoll es dauern, wie lange wird ſich mein Glaube an dich nicht über alle Zweifel erheben? Wie lange werde ich noch Menſchen fürchten, und meine Hand nach ihrer eitlen Hülfe ausſtrecken, wie Schiffbrüchige im Verſinken die Hand nach dem eitlen Strohhalm ausſtrecken? Habe Geduld mit mir, Vater im Himmel! Ich weiß es, Fleiſch und Blut erringen das Himmelreich nicht, und wer auf das Fleiſch ſäet, der wird vom Fleiſch das Verderben erndten. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden. Warum vertrau ich auf Menſchen? Warum fürchte ich mich vor den Menſchen? Warum ſuche ich das Menſchliche im Menſchen? Warum ſtöre ich das Menſchliche im Menſchen? Warum haſche ich mit menſchlicher Schwäche nach menſchlicher Hülfe? Warum ſuche ich im Menſchen zu meinem Dienſt das, was nicht in ihnen liegt? Ach es iſt nur darum, weil nicht in mir liegt, was in mir liegen ſollte, zum Dienſt meines Werks. Warum will ich oft erzwingen, was ſich nicht erzwingen läßt, und nur Gram bringt und Mißmuth? Ach, es iſt nur darum, weil ich mich nicht ſelbſt zwinge zu dem, was allen Zwang außer mir überflüſſig machen würde. Warum beugt mich andrer Menſchen Schwäche? Es iſt nur darum, weil mich meine eigne innere Schwäche nicht tief genug beugt, und ich nicht tief genug über mich ſelbſt ſeufze. Darum, darum allein bringt eitle Selbſttäuſchung mich oft dahin, Laſten auf andrer Schwäche zu legen, die ich auf meine eigne Kraft wälzen ſollte, und um meiner Schwäche, und um meines Unglaubens willen, nicht darauf wälzen kann.

Gott, du haſt mich mit meinen Umgebungen geſegnet, wie wenige Menſchen. Du haſt wie durch ein Wunder Menſchenkräfte um mich her vereinigt, die mich im übereilten Streben meines Lebens gerettet, und in meiner Schwäche daſtehen machten, als ob ich die Kräfte wirklich hätte, die es dazu braucht. Du haſt mir Freunde gegeben, die mehr ſind als ich, und mich in der Schwäche, in der ich oft wie ein Kind vor ihnen ſtehe, Vater nennen — und doch, o Gott, bin ich oft mit den Menſchen, die mich umgeben, nicht zufrieden, und möchte ſie anders haben, als du ſie mir gabſt. Es iſt nur darum, weil ich für ſie nicht bin, was ich für ſie ſeyn ſollte; nur darum wallet mein Dank nicht täglich und ſtündlich zu dir empor, daß du mir ſie gegeben, und wie du ſie mir gegeben. Darum iſt das Gute, das du mir in ihnen gegeben, oft neben mir, als wäre es nicht da; ich ſtelle es oft ſtill, daß ſeine Kraft nicht mehr vermag in meine Schwäche einzugreifen. Dieſe hinderte mich oft, mit Dank zu benutzen, was du mir in ihnen gegeben, und bringt mich zu eitlen Klagen über das, was deine Weisheit mir in ihnen verſagt hat.

Freunde, Freunde! Wie kann ich mich bey Euch entſchuldigen? Werfet Euern Blick auf mein Alter, auf das Abſterben meiner, dem Tod entgegengehenden Kräfte, und dann auf das Werk, wie es menſchlich auf meinen Schultern liegt und vor Euern Augen daſteht. Ich will mich nicht entſchuldigen — Ihr entſchuldiget mich; aber ich will Kraft ſuchen, das immer mehr zu ſeyn, was ich nicht bin, und doch ſeyn ſollte, was menſchlicher Weiſe faſt nicht möglich ſcheint, das ich noch werde. Ich werfe einen Blick zurück auf meine Freuden, auf meine Laſten, auf mein Schickſal in Eurer Mitte.

Wie glücklich war dieſes von der Stunde meiner Verbindung mit Euch an, bis auf dieſen Augenblick. Wahrlich mein Loos iſt mir an einen lieblichen Ort gefallen. Welche Gefahren ſind ſchon vorüber, welche Laſten ſind ſchon ab meinen Schultern gefallen, und wer kann rühmen, Freunde zu haben, die für ihn litten und thaten, was die Aelteſten von Euch, was die Mitſtifter dieſes Hauſes an mir gethan haben? Und doch, wie alt, wie anhaltend waren meine Klagen über meine Lage. Von dieſer Seite angeſehen, ſchäme ich mich ihrer.

Ihr wiſſet es noch, wie ich im Jammer meiner Tage einen Sarg bereitete, und ihn neben mir vor Euch hinſtellte, glaubend und fürchtend, daß ich meinem Schickſal unterliegen und die Tage nicht ſehen werde, in denen ich jetzt lebe; aber mein Sarg iſt nicht unter den Boden gebracht, ich lebe noch. Was ich da ſorgte, ſorge ich nicht mehr, was mich da drückte, das drückt mich nun nicht mehr. Neue Sorgen entſtanden, neue Gefahren entfalteten ſich. Ich ſank in Noth und Kummer darnieder; wie unter der

Aſche glimmte ein Feuer, das uns zu verzehren dro Es löſchte ſich aus. Doch lange, lange dauerten die S gen; ſie nagten in meinem Buſen; ſie nahmen mir das V trauen zu mir ſelber; ſie nahmen mir das Zutrauen Euch. Ich ſah keine Möglichkeit zu unſrer Rettung, a der Herr hat geholfen. Stiller Friede iſt in unſre Mi getreten, und die Kraft der Schwachen hat ſich erneue Das, o Herr und Vater, haſt du gethan, und d hören meine Klagen nicht auf, und nur erſt an der We nacht, wo alles ſich nur freuen, wo alles nur dan ſollte, erhob ich meine eitle Klage, daß mir das Menſ liche, das Vergängliche in meinen Umgebungen nicht Gebote ſteht, wie mein eitler menſchlicher Sinn es wünſchen ſich erkühnt.

Ich habe unrecht gethan in dieſer Stunde; die Kl gen des Schwachen machen niemand ſtark, aber ſe Glauben macht ſtark, und ſeine Hoffnung erhebt. W auch mein Schickſal ferner ſey, Du, o Gott, haſt Groß an mir gethan! Freude meines Herzens, du mein Hau du biſt Gotteswerk! Er hat dich mir gegeben, er h dich mir bisher erhalten. Bleibe in ſeiner Hand un ruhe in meinem Herzen als in der Hand Gottes liegen Ich will den morgenden Tag meines Schickſals nic wiſſen, die Luſt meines Herzens, mein Haus liegt i Gottes Hand. Was auch ſeine äußern Schickſale ſeyen ich will nicht für ſeinen morgenden Tag ſorgen. Das Un veränderliche, das Ewige, das wir zu ſeiner Begründun ſuchten, wird beſtehen. Aber hinblicken will ich in dieſe Stunde mit Dank und Liebe auf dich, du Luſt meine

Herzens, auf dich, Haus, das mir Gott gab. Du, o Gott, kannteſt mein Seufzen, meine Thränen lagen vor dir. Von Jugend auf ſuchte ich den frohen Segen der Umgebungen, in denen ich jezt lebe. Von Jugend auf ſuchte ich ein Haus, das im Geiſt und in der Wahrheit dem gleiche, in dem ich jezt lebe; aber ſo ſehr ich ſuchte, ich fand auch keinen Stein, nur den Grund zu ihm zu legen; ich hatte keinen Balken für ſein Gerüſt, und keinen Ziegel für ſein Dach; ich verſchmachtete im eiteln Treiben nach menſchlicher Hülfe. Da erbarmteſt du dich meiner, du, der den Niedrigen aus dem Staub half, du erbarmteſt dich meiner, und mein Haus fiel aus deiner Hand in meine Arme, wie der Morgenthau auf die dürſtende Saat. Ich darf wohl ſagen: Herr! Laß mich Armen nun hinfahren, nimm mir ſelber mein Haus hin, inſofern es die vergängliche Hülle deines Segens ob mir iſt, ich habe das Heilige, das Innere deines göttlichen Segens geſehen und will nichts mehr, und will, geliebtes Haus, auch deinetwillen nicht einen Augenblick für den morgenden Tag ſorgen; aber hinblicken will ich auf dich in dieſer erſten Stunde des neuen Jahrs, das dir Gott ſegne, auf dein menſchliches Seyn und auf alles Erhebende und Beglückende, das ich in dir genieße.

Segne dich Gott, geliebtes Haus! Er erwiedere dir in vollem Maß jeden Segen, den ich durch dich genoſſen, jede frohe Stunde, die du mir gabſt, jedes Wonnegefühl, das du meinem Herzen verſchafft, jede frohe Ausſicht, die du meinen Augen eröffnet. Er laſſe dir leuchten jedes Licht das meinem Geiſt in deiner Mitte aufging. Er

vergelte dir alles, worin dein Leben ſich gleichſam in de
meinigen verſchmelzte. Ich erkenne es, deine Leben
flamme lodert für mein Leben. O, ich ſehe ſie, ich ſeh
du ſtehſt wie eine Feuerſäule vor mir, an der das Lic
von tauſend Flämmchen ſich in eine Flamme verwandel
in der die einzelnen Lämpchen verſchwinden. Doch i
ſehe näher, es iſt eine andere Klarheit der Sonne, ei
andere des Mondes, eine andere blitzender Sterne, ei
andere des dunkeln Geſtirns, — aber die Klarheit der La
penerleuchtung der Säule iſt nicht die Klarheit des Hi
mels. Es iſt kein Stern zu klein für den ewigen Hi
mel, ſelber die Milchſtraße, die wir nicht ſehen, erregt
uns größere Ahnungen als die Sonne, die uns das größ
Geſlirn ſcheint. Ach, es thut unſerm Herzen ſo wohl, i
Kleinen das Große zu ahnen, und wenn wir der Mee
und der Erde großes Leben geſehen, ſo werfen wir unſe
Blick noch ſo gern auf den Eſſigtropfen und die in ih
lebende Welt. Auch in dir, geliebtes Haus, ſehe ich ei
Milchſtraße, ferner Ahnungen, deren Größe den Sche
deiner zeitigen Erſcheinung zu nichts macht. Geliebte
Haus, blicke auf dieſe Milchſtraße der Zukunft, wenn a
deiner Feuerſäule jetzt Lichter erlöſchen und Stellen dun
kel werden. Ihr Licht iſt nur der Gegenwart Licht, e
muß gänzlich erlöſchen, ihr nichtiger Säulenglanz minder
je höher er ſteigt, und verliert ſich nothwendig da, w
man glauben ſollte, er fange erſt an, in ſeiner Vollendun
zu ſtralen. Er verliert ſich; ſobald er des Gipfels rein
Höhen erreicht hat. Geliebtes Haus, das Bild des Ew
gen, des Unvergänglichen, dem du entgegenſtrebſt, iſt nic

ein Lichtglanz, deſſen emporſtrebende Flamme nur ſo lange ſtark iſt, als ſie dem Kothe der Erde nahe ſteht, aber ſich mindert, ſo wie ſie ſich über die Erde erhebt, und ſich gänzlich verliert, ſobald ſie den Gipfel des eitlen Gerüſtes erreicht, durch das ſie mit dem Kothe des Bodens, auf dem ſie ſteht, vereinigt iſt. Nein, das Bild des Ewigen, nach dem du ſtrebſt, iſt ein Feuerkreis, der in gleicher Flamme ineinander greift, und ohne Anfang und Ende, in ſich ſelbſt vereinigt, in gleichem ſtillen Glanz leuchtet, wie Gottes Weltall. Geliebtes Haus, das ſey das Bild deines Glanzes. Erhebe dich zu dieſem, und ſiehe mit Ruhe die Feuerſäule ſich verdunkeln, die wie ein Meteor aus dem Chaos deines ungebildeten Werdens emporſtieg, und nur das Bild der Wallung in deinem Werden, und nicht das Bild der Ruhe in deinem wirklichen Seyn iſt. Geliebtes Haus, nicht deine flammende Wallung auf einzelnen Punkten, ſondern das ſtille, allenthalben eingreifende Licht deines aus dem Getümmel deines chaotiſchen Werdens herausgetretenen Daſeyns macht deinen Werth.

Männer, Brüder, der Wahlſpruch, der uns im neuen Jahr zu einem neuen Leben für unſern Zweck vereinigen ſoll, ſey dieſer: Wandelt in der Stille des heiligen Lichts — und das Emblem unſrer Vereinigung ſey der leuchtende Kreis, der der Ewigkeit Bild und allen denen heilig iſt, die ſich für das Ewige, für das Unvergängliche vereinigen.

Männer und Brüder, wandelt im Licht, und Euere Häupter umſtrale der Ewigkeit Kreis, dann verſinke mein Haus, und meine Hülle verſchwinde, Ihr aber bleibet und wandelt im Licht, umſtralet von der Ewigkeit Kreis.

Niederer, Du erſter meiner Söhne, was ſoll ich Dir ſagen? Was ſoll ich Dir wünſchen? Wie ſoll ich Dir danken? Du dringſt in die Tiefe der Wahrheit, Du geheſt durch ihre Labyrinthe wie durch gebahnte Fußſteige! Der Liebe hohes Geheimniß leitet Deinen Gang, und muthvoll mit eherner Bruſt wirfſt Du den Handſchuh jedem entgegen, der in Schleichwegen ſich krümmend von dem Wahrheitspfad weicht, nach dem Schein haſchet, und den Trug zu ſeinem Gott macht. Freund, Du biſt meine Stütze, mein Haus ruht in Deinem Herzen, und Dein Auge blitzt einen Lichtſtrahl, der ſein Heil iſt, ob ihn gleich meine eigne Schwäche oft fürchtet. Niederer, walte ob meinem Haus wie ein ſchützend Geſtirn. Ruhe wohne in Deiner Seele, und Deine äußere Hülle ſtöre Deinen Geiſt nicht; dann fließet großer, mächtiger Segen aus der Fülle Deines Geiſtes und Deines Herzens auf das Thun meiner Schwäche.

Krüſi, werde in der Fülle Deiner Güte immer ſtärker. Unter lieblichen Kindern ſelber lieblich und kindlich gründeſt Du den Geiſt des Hauſes in dem Heiligthum ſeiner Anfänge, im Geiſt der heiligen Liebe. An Deiner Seite und im Leben Deiner lieblichen Kraft fühlt das Kind unſers Hauſes ſchon in den erſten Tagen, in denen es eintritt, nicht, daß ihm Vater und Mutter mangelt. — Du löſeſt den Zweifel, ob ein Erzieher an Vater und Mutter Statt ſeyn könne. Du kannſt es; Du kannſt es immer; erhebe Dich, es immer kraftvoller, immer umfaſſender zu ſeyn.

Krüſi, auch auf Dich baue ich große Hoffnungen, es

iſt

iſt nicht genug, den Weg der Menſchenbildung zu kennen, man muß auch den milden, leiſen Schritt kennen, mit dem die ſanfte Mutter den Weg dieſer Bildung betritt. Du kennſt ihn und gehſt ihn, und hältſt das Kind länger auf dieſem lieblichen Pfad ſeiner erſten Entfaltung, als ſelber die Mutter es kann. Vollende Dich in Deiner Kraft, und gib uns die Anfänge des kindlichen Wiſſens in der unnachahmlichen Vereinigung der Kindlichkeit und Beſtimmtheit, die Du in Deiner Macht haſt. Du brachteſt mir Niederer als Deinen Bruder, und lebteſt mit ihm in Einheit des Geiſtes und des Herzens. Täglich knüpfe ſich das Band Eurer alten Vereinigung enger. Schlaget Hand in Hand, vereinigt zu leben. Ihr ſeyd die Erſtlinge meines Hauſes, die Einzigen, die von dieſen übrig geblieben. Ich bin nicht immer in allem mit Euch einig. Aber meine Seele hanget an Euch, und ich würde mein Haus nicht mehr kennen, und mich für ſeine Erhaltung fürchten, wenn Eure vereinigte Kraft daſſelbe verlaſſen würde. Aber Ihr verlaſſet es nicht, liebe, allein übrig gebliebene Erſtlinge meines Hauſes.

Und Ihr, ſeine Lehrer, einſt ſeine Zöglinge, noch ſtehen mir die ſeligen Stunden Euers Eintritts in mein Haus vor meinen Augen. Ach! es war noch nicht mein Haus, es war noch kein Haus. Ich ſtand ſelber da, wie ein Rohr, das der Wind zerknickt und wie eine nichtige Staude, die ſich nur mühſelig aus dem Koth erhebt, darin ſie getreten. Aber die Tage, in denen Ihr zu mir kamet, als ich Euch an meine Bruſt drückte und mein Auge gen Himmel erhob, waren mir heilig. Ich nährte da die größten

Hoffnungen für Euch in meinem Buſen. Sie ſind erfüllt. Ihr ſeyd erzogen. Ihr ſeyd der Menſchheit gegeben. Ihr ſeyd fähig, ihr ſeyd willig, ihr zu dienen, und liebt mich, und machet mit mir das Haus aus, das ich noch nicht hatte, als ich Euch in meine Arme nahm und für meine Kinder achtete. Freunde, vollendet Euch in Eurer Laufbahn. Bleibet meine Kinder, werdet Erzieher. Benutzet Eure Lage, und wachſet täglich in der Erkenntniß und in der Kraft des Unvergänglichen, Ewigen, das in unſrer Natur liegt. Vollendet Euch in der Liebe. Gebet der Kraft, wohl unterrichten zu können, keinen größern Werth, als ſie im Ganzen der Erziehung gewiß hat. Ihr habt vielleicht zu viel und zu früh Steine und Laſten getragen, das hat die Lieblichkeit Eurer jugendlichen Blüthe vielleicht etwas gemindert; aber Ihr bedürfet ihrer als Erzieher nothwendig. Ihr dürfet ſie nicht mangeln. Ihr müßt ſie in Euch wieder herſtellen, wo ſie Euch mangelt. Freunde, ich verkenne Eure Kraft, ich verkenne Euern Verdienſt nicht, aber eben darum, weil ich ſie erkenne, möchte ich ihnen die Krone des lieblichen Weſens aufſetzen, das Euern Werth erhöhen, und Eure Kraft Euch ſelber zum Segen machen wird. Freunde, wenn ich am Rande meines Grabes noch zu Euch hinblicken und zu mir ſelber ſagen kann: ich habe von Euch Keinen verloren, ſo ſtralt noch Heiterkeit aus meinem ſterbenden Auge. Ich ſehe den Geiſt meines Strebens in Euch lebendig fortwirken. Mein Tod iſt mir dann leicht; er iſt mir denn ein lautrer Schein. Ich ſehe mein Leben in Euch fortwirken.

Und Ihr Männer, die ſich ſpäter an mein Haus und an meine Zöglinge anſchloßen, und bey uns lehret und lernet, — trachtet nach der Einheit des Geiſtes und des Herzens! Fühlet die Würde unſers Vereins und den Werth unſers Verhältniſſes und den unausſprechlichen Drang, in dem ſich unſer Streben nur vorwärts bewegt. Seyd nicht ſchwach im Drang unſers Lebens, unſer Drang ſey Euer Drang, unſer Bedrängniß ſey Euer Bedrängniß. Seyd unſer. Seyd für uns. Seyd im Geiſt und in der Wahrheit für uns, wie wir im Geiſt und in der Wahrheit für Euch ſeyn wollen und ſollen. Männer und Freunde, duldet Euch mit uns, ſtärket Euch mit uns, leidet mit uns und freuet Euch mit uns. Freunde, wandelt mit uns, erhoben vom ewigen, unvergänglichen Ziel, nach dem wir ſtreben.

Und Ihr vorzüglich, Preußens Jünglinge, die Ihr vereiniget da ſteht für unſern Zweck als ein Herz und eine Seele — Euer Hierſeyn iſt in die Tage einer ernſten Trennung, in die Tage meiner tiefen Trauer gefallen. Aber Ihr machtet mich nicht traurig. Ihr erquicktet mich in meiner Trauer. Ihr erlaget nicht unter der Gewalt des ſtarken Ausbruchs einſeitiger und unreifer Anſichten. Ihr wurdet nicht Knechte der Menſchen und Ihr ſchloßet Euch nicht dienend und unſelbſtſtändig an die herrſchende Stimmung eines vorübergehenden Tages an. Ihr woget ruhig die Wahrheit der Streitenden und ſondertet dieſe von dem Irrthum und der Schwäche ihres Benehmens.

Geliebte Freunde, Ihr waret mit meinen ältern Freunden der Troſt meiner traurigſten Tage. Als ich das Herz des Mannes, den meine Seele liebte, wie ein Vater die Seele ſeines Kindes liebt, verlor, und betrübt da ſtand, wie wenn ich meine rechte Hand verloren hätte, und feſt glaubte, keine Kraft mehr zu haben für das Werk meines Lebens, da zeigtet Ihr Glauben an mich, und ſtärktet in mir meinen Glauben an mich ſelber. Ich danke Euch, ich danke vielen das Ueberſiehen dieſer Stunde. Freunde, ein braves Volk, das durch eine Welt des Verderbens gelaufen, ein Volk, das in ſeinem Verderben gelitten, und in ſeinen Leiden zu ſich ſelber und dem Göttlichen, von dem es entfernt worden, näher gekommen, wirft ſeine Augen auf Euch, und erwartet von Euch Handbietung für den Segen künftiger Geſchlechter. Edle Männer an der Seite eines guten Königs haben Euch auserſehen zum erſten, zum heiligſten Dienſt ihres Vaterlandes. Sie haben ſich an Euch nicht geirrt. Ihr ſucht die Hülfe des Vaterlandes nicht im Schein der Vergänglichkeit. Ihr ſucht ſie im Unvergänglichen und Ewigen. Ihr ſucht ſie nicht im Wechſelbalg irgend einer menſchlichen Hülle, wie ſehr dieſe auch glänze, Ihr ſucht ſie im Innern des heiligen, ewigen Weſens unſrer Natur ſelber.

Freunde, wie unſer Haus verſchieden in Eurer Perſönlichkeit, einig in Eurer Menſchlichkeit, ſteht Ihr im Kampf für Wahrheit und Liebe ſelbſtſtändig in Euch ſelbſt; jeder in der Waffenrüſtung ſeines eignen Seyns und alle in reiner Einheit im Gebrauch Eurer eignen Rüſtung. Freunde, möge Euer inneres Band vom Schickſal begünſtigt auch die Vereinigung eines äußerlichen Seyns bewirken, dann ſieht Preußen in ſeinem Schooß durch Euch ein Haus ſich erheben, das dem meinigen im Geiſte gleich, aber in ſeinem Aeußern von ihm verſchieden iſt. Euer Haus ſteht dann als das Haus eines Landes da, und kennt die Schranken meiner Armuth und meiner Unbehülflichkeit, und meines unreifen, unerkannten und gehemmten Strebens nicht. Freunde, geſegnet ſey das Haus, das Ihr ſchaffen, das Ihr bauen werdet Euerm König, Euerm Land, Euerm Herzen. Ihr ſegnetet mein Haus, mit Eurer Treue. Das Euere werde durch die unſrige wieder geſegnet.

Ich wende mich an Euch, geliebte Kinder, deren liebende Eltern mir die Bildung Eurer Jugend anvertraut. Liebe Kinder, wenn ich mich über die Treue, über die Liebe und über die Geſchicklichkeit der Männer freue, die um Euertwillen und durch Euch und für Euch die Meinigen ſind, und mein Innerſtes nur darum erquicken, weil ſie Euch dienen — wie vielmehr muß ich mich über Euch freuen, wenn Ihr durch ihren Dienſt werdet, was Ihr ſollet, was Eure Eltern von Euch erwarten und was Euer Heil iſt!

Kinder, wir haben Euch dieſe Tage geprüft, und viele Geiſteskraft, viel reinen edlen Sinn und viele gute Fertigkeiten in Eurer Mitte gefunden. Wir ſind zufrieden mit Euch geweſen. Kinder, unſer Streben iſt nicht unfruchtbar in Eurer Mitte geweſen. Wie die wachſende Frucht dem fleißigen Gärtner lieblich vom Baume herablächelt, alſo lächelte uns die Frucht unſerer Arbeit lieblich von Euerm Angeſicht. Wir laſen ſie in ihrer Lebendigkeit in Euern Augen; wir ſahen ſie in ihrer Heiterkei auf Euern Stirnen; wir erblickten ſie in ihrer Lieblichkeit auf Euern Wangen; wir hörten ſie in ihrer Beſtimmtheit aus Euerm Mund und das frohe Getümme Eurer Spiele ſprach ſie in ihrer Luſt aus. Aber Kinder, das liebliche Weſen Eurer äuſſern Erſcheinung kann un täuſchen. Kinder, Kinder, nur das Ewige beſteht. Suchet im Unwandelbaren, im Ewigen, das in Eurer Natur liegt, Eure Vollendung. Erhaltet Eure Unſchuld Forſchet nach der Wahrheit und lebet in der Liebe. Suchet die Wahrheit im Göttlichen, und die Liebe im Unvergänglichen. Strebet als Kinder nach der Vollendung de Ewigen, damit Ihr einſt als Väter und Mütter zu derſelben in Demuth und Liebe empor reifet. Glaubet a das Göttliche unſrer Natur, daß ſich ſein göttliches Weſen in Euch ſelber entzünde, und Euer Licht ſchon in de Unſchuld Eurer Tage leuchte vor denen, die Gott Eu an die Seite geſetzt, daß ſie ſehen Euern Glauben, Eur innere Erhebung, und preiſen den Vater, der im Himme iſt. Kinder, die Welt liegt im Argen, und unſer Hau iſt eine kleine Welt. Fürchtet Gott und hütet Euch vo den Böſen. Kinder, wandelt vor Gott und thut recht Seyd Gottes Kinder, und ſeyd denn auch meine Kinde in Liebe, in Furcht, in Gehorſam, im Dank. Seyd anhänglich an Eure Lehrer. Eure Sanftheit, Euer milde kindlicher Sinn erhebe ſich zur göttlichen Tugend der hohen ſich ſelbſt überwindenden Kraft. Er werde Lieb und ergreiſe das Menſchenherz allenthalben um Euch he zur ſegnenden Gegenliebe.

Töchter meines Hauſes, ich rufe Euch nicht auf zu einem lieblichen Weſen. Die Natur gab Euch dieſes; ich rufe Euch auf zur Kraft in der Liebe; ich rufe Euch auf, göttlich zu lieben; ich rufe Euch auf, das Göttliche zu lieben. Töchter meines Hauſes, ich achte Euch für meine Kinder, wie ich in den Jünglingen des Hauſes meine Kinder ſehe. Wie ich in dieſem das, was meinem Daſeyn einen Werth gab, fortleben ſehe, alſo geliebte Töchter, ſehe ich das, was meinem Daſeyn einen Werth gibt, auch in Euch fortleben und für die Ewigkeit wirken. Töchter, glaubet nicht leicht an Euch ſelber, und fürchtet den Glauben der Menſchen an Euch. Glaubet an Gott, damit Ihr an Euch ſelber glauben könnt, und glaubet nicht leicht, nicht ungeprüft an die Menſchen. Glaubet an Gott, und werdet im Glauben an Gott Erzieherinnen der Menſchen, damit Ihr würdig werdet, durch dieſen Glauben Mütter zu ſeyn. Töchter, die Welt bedarf Erzieher, ſie bedarf Erzieherinnen. Wenn die Väter nicht mehr ihrem Haus leben, und die Mutter nicht ihren Kindern, wem ſind denn dieſe? Unſer Verein, Töchter, ſtrebet darnach, den Müttern Mittel der Erziehung zu geben, wie ſie ſie noch nicht hatten. Von wem aber, liebe Töchter, ſollen wir die erſte, reinſte Ausübung dieſer Mittel erwarten? Schlaget mit ein, Hand in Hand zum Ziel einer beſſern häuslichen Erziehung. Die Welt bedarf ſie, und Euer Verdienſt wird groß ſeyn, wenn Ihr ſie ihr mit uns gebt.

Und nun, geliebtes Haus, blicke in dieſer Stunde noch einmal zurück auf den Umfang der Schickſale des vergangenen Jahres. Siehe ſie in ſeinem Vergänglichen, Nichtigen. Wo iſt dieſes? Wo ſind ſeine Leiden? Wo ſind ſeine Freuden? Sie ſind verſchwunden ins Meer der ewigen Nacht, in der es nie Tag wird, in der die Vergänglichkeit der Nichtigen glänzt im trügenden Schein. — Es iſt der Wahrheit Grab, und die Liebe ſchleicht in ihm herum, wie der erſchrockene Schatten eines getödteten Mannes. Das Vergängliche iſt vergangen, aber das Ewige iſt geblieben. Selber im Vergänglichen iſt das Ewige geblieben. Edle Männer, Muralt und Mieg, ſind von uns weg, auch Hofmann iſt weg. Ich konnte nicht trauern; ich dankte nur Gott, daß ſie da waren, und auch in dieſer Stunde fühle ich nicht, daß ſie fort ſind; ſie ſind da, ſie ſind in unſrer Mitte. Ihr Geiſt umſchwebt unſre Gebeine. Sie merken auf unſer Thun, ſie leben für uns. Wo ſie immer ſind, da wirken ſie am Werk unſrer Vereinigung für das Ewige, für das Unvergängliche, das weder Zeit, noch Ort, noch Schickſal ſcheidet. Geſegnet ſey Ihr Angedenken in unſrer Mitte. Hoch ſchalle der Jubel unſers dankenden, liebenden Herzens, wenn wir Ihrer gedenken.

Freunde, Brüder, auch er iſt fort, vor deſſen Kraft ich ſo lange glaubend und liebend oft in froher, oft in banger Bewunderung da ſtand, auch er iſt fort; aber nur das Vergängliche, nur das Nichtige ſeiner Erſcheinung iſt von uns gewichen. Das Ewige, das Unvergängliche ſeines geſegneten Thuns iſt in unſrer Mitte geblieben, und ſoll ewig nicht aus unſrer Mitte verſchwinden. Ich bin Dir Dank ſchuldig, Schmid; geliebtes Haus, du biſt ihm Dank ſchuldig; Lehrer meines Hauſes, viel, viel von ſeiner bewunderten Kraft iſt in Euch hinübergegangen, und ſegnet durch Euch forthin mein Haus. Schmid, mein Dank ſoll nicht von Dir weichen, meine Liebe ſoll nicht von Dir weichen. Du haſt mir Gutes gethan. Mein Glauben an Deine Kraft machte mich beynahe meines Hauſes und meiner ſelber und das Weſen meiner Zwecke vergeſſen. Jetzt vergeſſe ich meines Hauſes, jetzt vergeſſe ich meiner ſelber und meines heiligen Zwecks nicht mehr; aber auch Deiner will ich nicht vergeſſen. Du haſt mir Gutes gethan in Deiner mich beſeligenden Liebe; Du haſt mir Gutes gethan in Deinem mich betrübenden Scheiden. Schmid, das Wenigſte, das ich Dir ſchuldig bin, iſt Deine Wahrheit zu lieben, dankend nach ihr zu ſtreben. Sie ging in ſo vielem von der Meinigen aus; ſie iſt in ſo vielem die Meinige, wie ſollte ich ſie nicht lieben; wie ſollte ich ſie nicht erkennen; wie ſollte ich mein Herz von ihr wenden. Nein, ich will in Deiner Wahrheit leben, als in der Meinigen. Niemand kennt ſie beſſer, niemand verſteht Dich beſſer, niemand wird ihr mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als ich. Gott gebe Dir Tage des ſtillen Reifens und ſchonenden Glaubens an die Wahrheit und an die Liebe der Schwächern und an Gott, der in dem Schwachen mächtig iſt. Es iſt mir, ich müſſe herumſehen in meinem ganzen Hauſe und fragen: wo biſt Du? Daß ich heute Dich ſehe, wie einen der Meinigen.

Heilige Stunde, erhebe uns über alles Irdiſche, über alles Vergängliche. Vater im Himmel, erhebe uns in allen Begegniſſen und in allen Verhältniſſen des Lebens zum Ewigen und Unvergänglichen, das wir nur in Dir erkennen, und in dem wir nur leben, wenn wir in Dir leben.

Liebes Haus, du haſt mir dieſen Morgen ſchon deine Liebe bezeugt. Du haſt mich in die Hütte meiner Heimath geführt und innige Sehnſucht nach ihr in meiner Seele erregt. Liebes Haus, bringe mich völlig und bald unter ihr geliebtes Dach. Du kannſt es; lebſt Du in der Einheit des Geiſtes und des Herzens zuſammen, ſo kann meine Seele noch Frieden finden unter dem Obdach, nach dem ich mich ſehne. Lavaters Wort: „Kröne ſein Alter mit Ruh,“ wird noch an mir wahr, liebes Haus, mache deinen Glückswunſch an mir wahr, daß du mir den Weg zu dieſer Ruhe bereiteſt. Meine Seele iſt ermüdet, und mein Geiſt ſehnt ſich nach dem erquickenden Schlummer, und mein Haupt nach dem Lager, von dem ich nicht mehr aufſtehe. Amen.

Am

Neujahrstage 1812.

Freunde und Kinder!

Das alte Jahr iſt vorüber, das neue iſt da, und ich ſtehe als Vater meines Hauſes vor Euch, um den Wunſch auszuſprechen, daß es für uns alle ein gutes geſegnetes Jahr ſeyn möge.

Das alte war es, es hat mich dem Ziele meines Lebens näher gebracht. Ob es mühſelig geweſen, das iſt jezt gleichviel. Sie ſind verſchwunden, die Stunden der Mühſeligkeit, es iſt nichts von ihnen übrig geblieben, als die Kraft, die ſie in uns ſelber entfaltet haben. Ob Gefahren uns umrungen — ſie ſind verſchwunden, als wären ſie nicht da geweſen. Der Muth, den ſie in uns gebildet, iſt übrig geblieben, die Fundamente dieſes Muths ſind jezt gegründeter, als ſie je waren.

Was wir wollen, was wir ſollen, das können wir jezt mehr als je. Die Bahn, die wir ſuchten, iſt für uns mehr als je offen. Es iſt Friede auf unſern Wegen, große Steine des Anſtoßes ſind wie verſchwunden, und wir reiſen — wir reiſen alle in den Kräften und Mitteln, die wir zu unſerm Ziel bedürfen, demſelben entgegen.

Was können wir mehr wollen, als wir erhalten? Welcher Sohn der Erde, wenn er in ſeinem Erdenziel ſo viel vorwärts gerückt wäre — wäre nicht befriedigt? Welcher Sohn der Erde würde ſich in einer ſolchen Laufbahn nicht anſtrengen? Welcher würde ſich nicht Vorwürfe machen, wenn er das Glück ſeines Lebens auf keine Weiſe verdient, wenn er daſſelbe durch keine Art von Anſtrengung befördert, wenn er vielmehr durch ſeine Schwäche und Sorgloſigkeit dem Gang deſſelben noch Hinderniſſe in den Weg gelegt, und nach überſtandenen Gefahren denken müßte: ich hätte durch mein Benehmen verdient, unglücklich zu werden, wie ich glücklich geworden?

Freunde, Brüder, indem ich mir über das Vergangene Glück wünſche, und mich aller überſtandenen Gefahren freue, denke ich auch zurück, wie vieles wir noch hätten thun können, um unſers Glücks würdig zu ſeyn, und ſeinen Segen mit hoher innern Befriedigung zu genießen.

Freunde, Brüder, was thut der Weltmenſch nicht um des nichtigen Gewinnſtes, um der nichtigen Ehre, und um nichtiger, ſinnlicher Genießungen willen? Sollen wir für unſer hohes, heiliges Ziel weniger thun? Sollen wir uns nicht ſchämen, weniger für daſſelbe gethan zu haben? Kann unſre Freude, daß Gott das Werk unſrer Hände in dem vergangenen Jahr erhalten, geſegnet, und feſter gegründet, rein und vollkommen ſeyn, als in ſo fern wir uns bewußt ſind, demſelben mit reinem Herzen ergeben zu ſeyn, und es mit treuem Eifer befördert zu haben? Lehrer meines Hauſes, meine Freude iſt groß, Euch in den erſten Stunden dieſes Jahres mit inniger Ueberzeugung ſagen zu können: Eure Ergebenheit an das Werk unſrer Vereinigung hat ſich in dieſem Jahre geſtärkt, Eure Einſichten in das Weſen deſſelben, Eure Fertigkeit in den Mitteln deſſelben, und Eure Kräfte für den großen Umfang unſrer Bedürfniſſe und Anſprüche haben ſich in demſelben vermehrt und geſtärkt. Ich danke Gott und freue mich in der erſten Stunde des Jahrs, ihm vor Euch meinen Dank hiefür abzuſtatten. Wie unglücklich wäre ich, wenn es anders wäre, wie unglücklich wäre ich, wenn Ihr unter der Laſt eurer Stellung erlegen, wenn Ihr von der Verwirrung der Umſtände in Euch ſelber verwirrt, den Glauben an unſre Bemühungen verloren hättet, und Euer Muth, dem Ziel unſrer Vereinigung zu leben, in Euch geſchwächt worden wäre! — Wie unglücklich wäre ich, wenn der ſo ſtark geminderte, äußere Schein unſrer Vereinigung das Zutrauen auf ihren innern Werth in Euch ſelber gemindert hätte! Ja, mit welchem Kummer, mit welchen Sorgen belaſtet, würde ich jetzt in den erſten Stunden des neuen Jahrs vor Euch ſtehen! Und mit welcher Freude ſtehe ich jetzt vor Euch, da das nicht iſt, — mit welcher Freude danke ich Gott, daß er den Glauben an den Werth unſrer Vereinigung in Euch erhalten, und die Kräfte und den Eifer zur Beförderung ihrer Endzwecke in Euch geſtärkt hat! Wie danke ich Gott, daß Ihr im innigſten Sinn des Worts im vorigen Jahr mein geblieben, und mit einer Kraft, und mit einem Willen als den Meinigen vor mir ſtehet, wie Ihr noch nie vor mir ſtandet, und noch nie alſo vor mir ſtehen konntet! Ich war Euer Vater, und wollte es von Herzen ſeyn, aber ich war ſchon damals, als Ihr zu mir kamet, ein alter Mann, und ſtand einem Werk vor, deſſen

Leitung in vielen Rückſichten meine Kräfte weit überſtieg, und auch Ihr, erſte Freunde meines Hauſes, erſte Theilnehmer meiner Zwecke, Niederer und Krüſi, auch Ihr waret ungeübt und unerfahren in dem, was unſer Ziel forderte. Wir hatten alle nichts für uns als unſern Willen, unſre Treue und unſre Hingebung an die Sache ſelber, wie ſie ſich gleichſam von ſich ſelber entfaltete. Uns erhob freylich ein inneres Hochgefühl von dem Werth unſrer Zwecke, und ein Glauben an unſer Ziel, ob wir gleich ſeine Bahn noch nie betraten, und ſie voll Dornen und unwegſam vor unſern Augen ſahen. Wie ferne waren wir alle den Kräften, Einſichten und Mitteln, die es brauchte, um unſre Endzwecke auch nur auf den Punkt vorwärts zu bringen, den wir jetzt ſchon wirklich hinter uns ſehen. Freunde, mit einer Ruh, mit der ich es noch nie ausſprach, darf ich es ſagen, auch Ihr ſeyd beyde jeder auf ſeine Art der Reifung für unſern Zweck dieſes Jahr näher gerückt. Niederer, Du ſtehſt im Bewußtſeyn Deiner hohen Kraft für denſelben da, wie Du noch nie für denſelben da ſtandeſt, Du biſt in das Innerſte deſſelben eingedrungen, wie noch niemand ſo tief in denſelben eingedrungen; Du weißt in einem großen Umfang, was wir wollen, und was wir ſollen; Du haſt es in dieſem Jahr ausgeſprochen, wie es noch nie ausgeſprochen worden iſt, und wie Du es ſelber vorher nie ausſprechen konnteſt. Niederer, wie freut mich die Größe Deiner Anlagen, die ich immer kannte, aber noch mehr die wachſende, reifende Kraft, mit der Du dem Ziele, dem Du Dich weiheſt, faſt Dich ſelber verzehrend, entgegen gehſt. Niederer, mich haben Kräfte verlaſſen, die ich für mein Leben an mich gefeſſelt glaubte, aber Du haſt mich nicht verlaſſen. Ich bedurfte Deiner Kraft, und bedarf ſie heute mehr als je für mein Haus und mein Werk, um der höhern Richtung willen, die Du ihm ſelber gegeben. Ich erkenne heute den Werth dieſer Richtung, wie ich ihn noch nie erkannte, aber ich erkenne auch, wie ich es noch nie erkannt, wie ſehr ich Deiner Kraft nöthig habe, um die Unternehmung in dieſer höhern Richtung zu erhalten, und ſie vor den Ungläubigen und Widerwärtigen darin zu beſchützen. Niederer, mein Glaube an das, was du haſt, iſt unerſchütterlich, und meine Sorge über das, was Du nicht haſt, mindert mit jeder Stunde. Warum ſollte ſie nicht mindern? Das was mir in meiner Stellung für mein Ziel fehlt, iſt unendlich mehr, als das, was Dir in Deiner dafür fehlt, und doch bin ich in meiner Stellung nicht zu Schanden geworden. Es war wahrlich, wie wenn meine Schwäche nicht vorhanden geweſen wäre. Niederer, Gott der ob mir und ob meiner Schwäche waltet, waltet auch ob Dir und ob Deiner hohen Kraft. Lieber, Gott hat Dich mir zur erſten Stütze meines Werks gegeben, er erhalte Dir Deine Kraft!

Krüſi, auch die Ruhe Deiner Liebe reiſet für unſre Zwecke; wir bedürfen ihrer wie Niederer's glühender Kraft. Ich erkenne den Einfluß Deiner milden, ſanften Seele. Ich habe Dir oft, wenn die Bedürfniſſe des Hauſes lebendige Augenblickskräfte anſprachen, Unrecht gethan, aber ich habe Deine hohe Gemüthlichkeit und das Bedürfniß des häuslichen Frohſinns, den Du ſo allgemein weckeſt, in dem Du ganz darin lebſt, für unſer Haus nie mißkannt. Wir bedürfen ſeiner, wir bedürfen Deiner ſo ſehr als irgend einer Kraft, die für unſer Haus weſentlich iſt. Gott erhalte und befördere in unſrer Mitte immer mehr den reinen und ſtillen Segen Deiner milden Liebe.

Ihr, Jünglinge, die ihr als Kinder zu mir kamet, und in meinem Haus erzogen wurdet, Göldi, Ramſauer, Egger, Knuſert, es lag mir nichts ſo ſehr am Herzen, als daß Ihr einſt als Männer die Endzwecke meines Lebens mit Einſicht, mit gebildeten Fertigkeiten, und mit einer entſchiedenen, lebendigen Neigung fortbetreiben würdet. Ich glaubte damals nicht, es zu erleben, heute noch in Eurer Mitte zu ſtehen; aber meine Geſinnungen waren die nämlichen. Wahrlich, ich ſuchte Euch zu dienen, ohne Hoffnung es noch zu erleben — daß Ihr mir hinwieder dienet; aber meine Freude iſt groß, zu ſehen, daß Ihr es jetzt im Stand ſeyd, und daß Ihr es wollet. Ich bedarf jetzt Eurer Hülfe; ich war damals ſchon alt und ſchwach, als Ihr zu mir kamet, jetzt bin ich es noch weit mehr, ich kann Euch jetzt nicht einmal mehr das ſeyn, was ich Euch damals war. Ihr waret Kinder, Ihr bedurftet meiner Handbietung, ich bot ſie Euch herzlich, und that an Euch, was ich konnte; was ich nicht konnte, das thaten an Euch ſchöne und kraftvolle Umgebungen, die mich unterſtützten. Es iſt wahr, nicht ich, mein Haus bildete Euch, aber jetzt ſehe ich dennoch auf Euch als auf meine Kinder. Ihr werdet auf eine Weiſe den Werth meines Lebens beſtimmen. Man urtheilt ja immer aus den Früchten, ob ein Baum gut oder ſchlecht iſt. Ihr ſeyd in meinem Haus aufgewachſen, mein Wille erſchien Euch in der Fülle meiner Liebe, Ihr erkanntet ihn als den Willen Euers Vaters — wie unglücklich wäre ich, wenn Ihr dieſen erkannten Willen Euers Vaters jetzt verſchmähen würdet! Wie unglücklich wäre ich, wenn Ihr Euch von mir wendet, und meine Wege nicht als Eure Wege, und meine Endzwecke nicht als Eure Endzwecke erkennen würdet. Wie unglücklich wäre ich, wenn der erſte Schein Eurer Entfaltung, der die Aufmerkſamkeit der Welt rege gemacht, nur ein Trugſchein geweſen wäre, und Ihr jetzt da ſtündet in der Schwäche und Gemeinheit nichtiger Menſchen; wenn Ihr da ſtündet als lebendige Zeugen meiner eigenen, und der Nichtigkeit meines Werks; wenn Ihr unerhoben von einem hohen Willen, unbeſeelt von meinem Streben, in kraftloſer Ohnmacht da ſtündet, und ſo den ſchönſten Hoffnungen meines Lebens ſelber den Todesſtoß geben würdet, den keine menſchliche Gewalt ihm geben kann, wenn Ihr in der Wahrheit meine Kinder ſeyn und bleiben werdet. Wie glücklich bin ich hingegen, da ich weiß, daß Ihr es ſeyd, und daß Ihr es bleibet. Das vergangene Jahr war das Jahr Eurer Prüfung. Wenn es je möglich geweſen wäre, daß die Welt Euch von meinem Herzen hätte trennen können, ſo wäre es in dieſem Jahre geſchehen; aber es iſt nicht geſchehen, Eure Treue an mir und an dem Ziele meines Lebens hat ſich in demſelben bewährt. Ich danke Gott und freue mich. Ihr ſeyd Männer geworden, Ihr ſeyd meine Lehrer, Ihr ſeyd meine Stützen. Ruhig und ſtill nahet die um mich entfaltete Kraft zum Dienſt der Menſchheit, zum Dienſt Eurer Brüder, ihrer Reifung entgegen; Würde und Anmuth wallet in Euern Aug wenn ich Euch anſehe, und meine Augen die Hoffnun die ich auf Euch baue, ausſprechen.

Und Ihr, die Ihr ſpäter mit Ihnen verbunden, al ſchon Jahre und Jahre mit Ihnen als meine Söhne le und mit Ihnen mein Haus ausmacht, Weilenmann, Heuſ Baumgartner, Schneider, Leuenberger, geliebte Freun auch Ihr reiftet in dieſem Jahre unſerm Ziel entgeg Ich ſehe Eure Kraft in der Führung der Kinder in ein entſchiedenen Wachsthum. —

Und auch ihr Neuen, die Ihr zu mir berufen wur und an meinem Werk Theil nehmet, Schacht, Blo mann, Ackermann, Lehmann — auch Euch ſehe ich Ernſt und Eifer an uns ſich anſchließen, und mit Kr die einzelnen Fächer, deren Bearbeitung unſer Haus darf, in unſerm Geiſt, und mit vielſeitigem Erfolg be beiten.

Und Ihr Preußens Zöglinge, Kawerau, Hennin Dreiſt, Patzig, Krätz und Rennſchmidt! Die meiſten v Euch gehen nun bald von uns weg, um Euerm König u Eurer Nation Rechenſchaft von Euerm hieſigen Aufenth zu geben. Ihr ſeyd als Jünglinge voll guten Willens uns gekommen, und Ihr gehet mit gereiſten Kenntniſſe mit Eifer und mit einem geſtärkten, feſten Willen, d Volk Eures Landes zu dienen, und Euch der Jugend, Armuth und den Verlaſſenen zu weihen. Freunde, letzten Jahr Eures Daſeyns hat das Weſen unſers Thu ſich vielfach geläutert und feſter gegründet. Ihr habt d Eure dazu mit Eifer, mit Treue, mit Einſicht und m

Kraft beygetragen. Allenthalben, wo ich hinblicke, war das Jahr, das wir überlebt, ein Jahr der Reifung, ein Jahr der Entſcheidung, ein Jahr der Vollendung, ein Jahr des Friedens, ein Jahr der Vereinigung, der Reinigung unſerer ſelbſt, und neu belebter großer Hoffnungen. Ich ſtehe jetzt in Eurer Mitte und frage mich ſelbſt: was ſoll ich in der erſten Stunde des begonnenen Jahres zu Euch ſagen? Sie ſind ſo ſchön, dieſe Stunden, ſie ſind der Menſchheit ſo feyerlich; alle Verhältniſſe des Lebens werden in denſelben unter den Menſchen wie neu geboren; man denkt das Vergangene erloſchen; man denkt ſich die Zukunft als ein neues Beginnen des Lebens; man will ſein Leben beſſer beginnen; man knüpft ſeine Bande von neuem; man will ſie heiligen; man will ſie reinigen von aller Beſleckung der Vorzeit; man führt ſich in lieblichen Darſtellungen alles zu Gemüth, was man einander iſt, und was man einander ſeyn ſoll; man wünſcht einander Gottes Segen; man bezeugt ſich gegenſeitig ſeine Treue und ſeine Liebe; man giebt einander zum Unterpfand dieſer Liebe und dieſer Treue erfreuende Geſchenke; alles lebt gleichſam in einer erneuerten, lieblichen Geſtalt; alles wandelt im Kleid einer erneuerten Liebe einher. Aber iſt ſie Wahrheit, oder iſt ſie Täuſchung, die Schönheit dieſer Stunde? Wie lieblich ſie uns umſchwebe, Brüder, Freunde, wir wollen uns nicht täuſchen. Werden die Menſchen heute alſo ſich ändern, — werden ſie morgen nicht mehr ſeyn, was ſie ſich geſtern waren? Wird das Wort ihrer Liebe Glauben verdienen, wird es Glauben finden? Wird das Wort ihrer Treue Kraft haben? Werden die Verhältniſſe der Menſchen im Allgemeinen beſſe ſeyn, als ſie vorher waren? O nein, o nein, der morgende Tag wird ſich wieder an den geſtrigen anknüpfen was geſtern Gutes in dir war, kann ſich morgen in di beſſer beleben, aber was geſtern Böſes in dir lebte, wa du heute auch immer Gutes denkſt und ſagſt, wird morgen nicht in dir ausgelöſcht ſeyn.

Alle Bezeugungen der Liebe dieſes Tages haben nu in ſo weit eine Bedeutung, und finden nur in ſo wei Glauben, und verdienen nur in ſo weit Glauben, al ſie auf wirkliches Gutes, als ſie auf wirkliche Liebe auf wirkliche Treue gegründet ſind, die wir vorher vo einander genoſſen. Wir werden uns morgen nicht vie mehr ſeyn, als wir uns geſtern waren, aber was wi uns geſtern ſchon waren, das ſind wir uns morgen auch wieder. Freunde und Brüder, mit Wehmuth ſage ich es, wenn ich Euch heute meine Vatertreue von neuem anerbiete, ſie wird morgen nicht größer ſeyn, als ſie geſtern war; mein Wille kann nicht größer ſeyn, aber meine Kraft kann auch nicht größer ſeyn, als ſie geſtern war. Im Gegentheil ſie wird ſich vermindern, ſie wird abnehmen, und ihr Abnehmen wird Euch und ſoll Euch die Stunde ihres nahen Verſchwindens verkünden. Aber ich ſpreche das Wort ohne Sorgen aus, Brüder und Freunde! Ihr ſeyd nicht mehr Kinder, Ihr ſeyd Männer geworden, Ihr ſeyd Väter meiner Kinder geworden, und Ihr müßt es erkennen: ſelbſt meine Vaterſorge wird bald ganz auf Eure Schultern fallen. Bald, bald müßt Ihr ſelber mir die Ruhe des alten Vaters bereiten. Freunde, Brüder, Ihr ſeyd Männer geworden! Ihr ſteht nicht mehr als Kinder des Hauſes, Ihr ſteht als Lehrer, Ihr ſteht als Führer des Hauſes vor mir, Ihr wünſchet mir als ſolche Gottes Segen und ein gutes neues Jahr, und bietet mir als ſolche Euern erneuerten Beyſtand zu der Führung meiner Kinder und meines Hauſes an. Freunde und Brüder, Euer Wort iſt mir das Wort der Unſchuld Eures Kinderſinns, aber auch das Wort Eures zu Männer treugereiften Wachsthums für allen Dienſt unſers Hauſes; ich glaube an Euer Verſprechen. Es iſt keine Täuſchung! Euer Wort iſt ein Wort einer ſchon bewährten Treue, und einer ſchon bewährten Liebe. Ich täuſche mich nicht! Das was Ihr mir das letzte Jahr waret, das werdet Ihr mir auch dies Jahr ſeyn. Ich bin hier in einem fremden Land, und hange äußerlich überall von Umſtänden ab, deren Leitung nicht in meiner Hand liegt, aber das Aeußere meiner Unternehmung iſt nicht ihr inneres Weſen. Ob ſich ihre Geſtalt verändere, und welche Form ſie äußerlich annehme, das kümmert mich nicht. Ich habe äußerlich nichts zu ihr hinzugebracht, ich will auch nichts von ihr wegtragen. Ich möchte darüber ſagen: nackend bin ich aus dem Mutterleibe gekommen, und nackend werde ich wieder dahin gehen. Die äußere Zeitform, in der ſich das Weſen unſers Thuns ausgebildet, iſt mir nur in ſofern etwas, als in ſofern es Gott will, daß es mir etwas ſey. Aber auf ſeinen Willen ſoll und will ich ſehen, ob er uns in der jetzigen Form unſrer Vereinigung erhalten wolle, und verſäumen will ich nichts, die Kraft des Hauſes, das nun einmal zum Dienſt des

Weſens unſers Zwecks gebildet iſt, ſo viel an mir iſt, zu erhalten. Freunde, meine Seele freut ſich, da ich es ausſpreche: der Kampf iſt in ſeinem Weſen vollendet, die Wahrheit hat geſiegt, der Feind iſt geſchlagen, die Grundſätze der Elementarbildung ſind außer allen Zweifel geſetzt, und ihre Mittel, von denen, die auf dem mütterlichen Schoos beginnen, bis zu denen, die ſich an alle Fächer der Wiſſenſchaften anſchließen, nahen alle, alle, ihrer reifenden Vollendung. Ihre Blüthe iſt vorüber, viele haben ſchon ſchwüle Tage ihres anfangenden Sommers überſtanden; ſchon gingen böſe Gewitter, die in ſchwarzem Gewölk ob ihnen einherzogen, bey ihnen vorüber, und zerknickten ſie nicht. Sie ſtehen jetzt ſchon als wachſende Frucht vor unſern Augen. Mögen ſie ihren Sommer glücklich vollenden und zum lieblichen Herbſtſegen ausreifen! Ob wir ſie dann in der hieſigen oder in einer andern Scheune ausdreſchen, daran liegt nichts. Aber daß die Gegenwart für ſie treu und wohl beſorgt werde, daß die Tage ihres Ausreifens, ſo viel an uns iſt, für ſie milde, liebliche, warme, kraftbildende Tage werden, daran liegt alles, oder vielmehr: das iſt das Einzige an denſelben, das Euch anſpricht. Alles andere ſteht in der Hand deſſen, der der Menſchen Schickſale leitet. Die Vergangenheit iſt verſchwunden, die Zukunft iſt nicht in unſrer Hand; nur die Gegenwart iſt unſer, und für dieſe, Brüder und Freunde, und für alles, was im gegenwärtigen neuen Jahr für das Weſen der Unternehmung noth thut; für das, Freunde und Brüder, ſpreche ich Eure Liebe, Eure Treue und Eure Handbietung an. Das vergangene Jahr war das Jahr eines harten Kampfs zur Rettung unſers Werks; das gegenwärtige fordert ſtille und milde Tage zu ſeiner Reiſe, zu ſeiner Vollendung. Gott gebe ſie uns von ſeiner Höhe! Er entzünde in uns ſelber ſeine Sonne, die heilige, daß ſie uns erleuchte zu unſerm Ziel.

Freunde und Brüder, mein Herz erhebt ſich in meinem unbedingten Glauben an Euch. Es war eine Zeit, in der dieſer Glaube faſt wankte, aber das Jahr der Prüfung, das vergangene, das geſegnete, hat meinen Glauben an Euch erneuert. Was Ihr mir im vergangenen Jahre waret, das werdet Ihr mir auch in dieſem ſeyn. Die Treue, die Liebe, die Handbietung, die Ihr mir im vergangenen Jahr gabet, werdet Ihr mir auch in dieſem geben, und die Ordnung, die Kraft, die Anſtrengung, die Ueberwindung unſrer ſelbſt, die feſte Aufmerkſamkeit auf alles Einzelne, deren wir zur Vollendung unſers Werks in dieſem neuen Jahr ſo ſehr bedürfen, wird aus der Wahrheit, der Treue, der Liebe und der Handbietung, die Ihr mir das vergangene Jahr ſchenktet, von ſelbſt hervorgehen. Brüder und Freunde, Ihr wünſchet mir in der Treue Eurer Liebe ein gutes Jahr — Ihr werdet mir es in der Treue Eurer Liebe auch geben.

Freunde und Brüder, es iſt das letzte mal, daß ich Euch um Eure Handbietung anſpreche, ich ſpreche ſie auch nicht an zu einem neuen Beginnen, ich ſpreche ſie nur zur Vollendung deſſen an, das Ihr mit mir ſeiner Reifung nahe gebracht — aber ich ſpreche hiefür auch Eure ganze Kraft, das ganze Zuſammenfaſſen Eurer Kräfte nach allem Euerm Vermögen an. Gott wird auch mich in meiner Schwäche ſtärken, daß ich Euch noch in allem dem nicht mangle, was ich Euch zu geben vermag. Aber vergeſſet nicht, daß ich vergehe, daß Ihr aber bleibet. Freunde, Brüder, wie ſchön iſt Vollendung! Wie ſchön iſt's, dem Ziel zu nahen, das den Sieger bekrönt! Es iſt Euer Ziel, meine Laufbahn endet, ehe es erreicht iſt. Schon liegt es in meiner Seele als nicht mehr das Meinige, ich habe dafür gethan, was ich gekonnt, was ich vermochte. Mehr kann ich nicht, mehr vermag ich nicht. Ich ſehe alſo mein Thun ſoviel als vollendet, mein Werk aber ſehe ich nicht alſo an. Mein Geſchlecht, das ich liebte, wird es vollenden, und ich habe den Glauben, es wird es mit Dankbarkeit gegen mein Andenken vollenden. Aber Euch, Freunde und Brüder, wird es und ſoll es als die erſten Stützen deſſelben, als die gebildetſten Mitarbeiter zu ſeiner Vollendung anſehen, und Ihr werdet meine Söhne bleiben, Ihr werdet der Nachwelt, für die ich gelebt, nicht mangeln. Durch dieſe Hoffnung erhoben, iſt mir mein Werk, als über meine Kräfte und Zeit hinausgehend, ſoviel als nicht mehr das Meine; es fällt durch die Wahrheit und den natürlichen Lauf der Dinge aus meiner Hand. Aber es ſteht in Gottes Hand, und Eure Treue, Freunde und Brüder, und Eure Liebe wird ihm nicht mangeln.

Ich wende mich an Dich, treue Gefährtin meines Lebens. Achte die Ruhe, mit der ich auf die möglichen Schickſale meines Lebens hinblicke, nicht für Leichtſinn! Gott hat mir dieſe Ruhe gegeben. Es iſt die einzige, deren ich fähig bin, aber ich habe ſie. Das Wort Lavaters: er kröne Dein Alter mit Ruhe — iſt an mir erfüllt.

Meine Ruhe wird niemand mehr von mir nehmen. Ich habe im Weſentlichen meiner Lebenszwecke keine Wünſche, keinen Willen mehr, — was kann, was ſoll alſo die Ruhe meines Lebens mir ſtören? Was kann und was ſoll den Frieden meines Herzens in mir ſchwächen? Das vergangene Jahr hat mir dieſen Frieden gegeben, das Gegenwärtige wird ihn vollenden. Es war auch für Dich geeignet, Edle, Liebe! Du biſt geſünder, als Du je warſt; Du erlebſt, Gott wird es geben, die Entfaltung meiner Schickſale, die nahet. Ich bin am Ziel. Freude wartet noch Deiner. Du haſt ſie ſo ſehr verdient. Du haſt in den Tagen, deren Kampf mich zu allem bildete, was ſo ſpät in mir gereifet, um meinetwillen viel gelitten, und du ſahſt mit bangem Jammer hinab auf das Schickſal unſers Enkels. Es war gefährdet; es war durch mich in einem hohen Grade gefährdet. Aber Gott, der die Schickſale der Menſchen leitet, ſah Deinen Jammer, und rettete unſer Kind durch neue unerwartete Gaben ſeiner Vaterhand an Dich, und nun blicken wir auch von dieſer Seite ruhig auf das Grab. Unſer Kind iſt Dein Erb. Ich werde arm von hinnen gehen; ich habe es ausgeſprochen, ich will mich meinem Zweck opfern, und er fordert jezt Opfer von mir, und ich werde ſie ihm geben. Aber Gott iſt gut! Freundin, laß uns nicht wanken im Glauben an Gott. Er wird dieſes Jahr zum hohen Segen machen, er wird es auch mir zum hohen Segen machen. Er wird in demſelben auch Deine Sorgen zerſtreuen. — Lieber Kuſter — nimm meinen Dank und meine Liebe für das, was Du an mir thuſt. —

Ich wende mich an Euch, theure mir anvertraute Kinder. Auch Euch ſey das künftige Jahr ein Jahr des Segens! Wir verſprechen Euch, unſere Sorgfalt für Euch in dieſem Jahr zu verdoppeln, und wir wollen heilig halten, was wir Euch verſprochen; wir wollen Eure Freuden vermehren, wir wollen Eure Kraft ſtärken, wir wollen Euer Herz erheben. Kinder, dieſer Tag knüpfe das Band unſrer Vereinigung, daß Wir täglich väterlicher und Ihr täglich kindlicher an unſrer Seite lebet. Bleibet unſer. Sehet die Feyer des Tages. Sie iſt da, um Eure Herzen dahin zu erheben, daß Ihr Euch, daß Ihr Allen denen, die Ihr liebet, in der Wahrheit, das iſt, mit innerer Belebung Eurer ſelbſt, ein gutes Jahr wünſchen könnt. Kinder, wem ſollet Ihr es vor allem aus wünſchen, als Euren lieben Eltern? Mit welcher Liebe wecken ſie Euch alle dazu auf! Wünſchet ihnen alſo ein gutes Jahr — und bereitet ihnen durch Euer Leben bis an ihr Grab gute frohe Jahre. Das könnet und das wollet Ihr. Nicht wahr, Kinder, Ihr wollt es? Ihr wollt nicht, daß Eure Eltern um Euertwillen bis an Ihr Grab in Kummer und Sorgen leben! Ihr wollt nicht, daß ihre Thränen noch in der letzten Stunde ihres Lebens um Euertwillen ihre ſterbenden Wangen benetzen? Blicket hin auf das Wort ihrer Liebe: Gedenket unſer, wir ſegnen euch! — Sie rufen Euch aus der Ferne zu: Seyd unſerthalben an dieſem feierlichen Tage nicht gedankenlos, wir ſind es Euerthalben auch nicht, wir ſegnen euch, wir beten Gott für euch! O Kinder, könntet Ihr die Stimme Eurer Eltern unbewegt hören, ohne ihrer zu gedenken, ohne Gott für ſie zu beten, und ihm, Euerm Vater im Himmel zu geloben, daß Ihr immer dankbare, gehorſame Kinder Eurer Eltern bleiben wollt? Blicket hin auf das Wort des Ewigen: Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß es dir wohlgehe auf Erden. Kinder: erſcheinen Eure Eltern Euch nicht, als wenn ſie die Hand ihrer Liebe gegen Euch ausſtrecken, und Euch bitten: Gedenket unſer, vergeſſet uns nicht! Und es iſt wahr, ſie ſtrecken ihre Hand gegen Euch aus, und bitten Euch: vergeſſet unſer nicht, gedenket unſer. Sie wiſſen, daß es Euch nicht wohl geht, daß Ihr nicht geſegnet, daß Ihr nicht glücklich leben könnt, wenn Ihr ſie vergeſſet. Kinder, denket an den Sinn ihrer Geſchenke. Sie haben ſie Euch gegeben, damit Ihr ſie nicht vergeſſet. Was kann Euer Herz Euern Eltern näher bringen, als dieſe Zeugniſſe ihrer Liebe, daß ihr Herz Euch nahe ſtehe! Der Menſch fühlt durch die Wohlthaten, die ihm ſein Vater im Himmel ſchenkt, ſich auch Gott nahe. Kinder, danket heute auch Gott für ſeine Wohlthaten! Laſſet Euch durch das Gefühl ſeiner Wohlthaten auch Euerm Vater im Himmel nahe bringen, dann werdet Ihr auch die Wohlthaten Eurer Eltern kindlich erkennen, Ihr werdet auch ihrem Herzen nahe kommen, und an den Herzen Eurer Lehrer und aller Menſchen, die Euch Gutes thun, mit Reinheit und Unſchuld hangen; dann wird dieſes Jahr auch ein Jahr des hohen Segens werden, den ich Euch wünſche.

Noch wende ich mich an Euch, Töchter meines Hauſes. Auch über Euch walte Gottes heiliger Segen! Wenn es Männer bedürfen, aus dem Irrthum einer falſchen Erziehungskunſt heraus und zu beſſern Anſichten über dieſe heilige Angelegenheit aller Eltern geführt zu werden, ſ bedürfen es Mütter noch weit dringender. Benützet, Töchter, Eure Lage, und trachtet der ſegensreichen Laufbahn, der Ihr entgegengeht, mit jedem Tag mehr würdig zu werden. Die Mitwirkung Eures Geſchlechts zur Verbeſſerung der Erziehung iſt weſentlich. Widmet Euch Eurer Beſtimmung mit der Reinheit Eures Herzens, und mit dem hohen Eifer, der nur neben dieſer Reinheit beſtehen kann. Ihr habt Handbietung zu Eurer Erhebung, wie Ihr ſie ſelten finden könnt. Meine Kuſter ſey Euch ein Beyſpiel der Einfachheit und des unbefangenen Gradſinns, ohne den kein Weib in ihrer Laufbahn eine wahre Höhe zu erlangen vermag. Und Du Kaſthofer, wie die Erſten meiner Lehrer, alſo achte ich Dich, alſo baue ich auf Dich. Gottes Vorſehung hat Dich gebildet und in unſere Mitte geführt, dem Werk unſers Lebens die zarte Richtung zu geben, in der alles für Euer Geſchlecht allein wahrhaft bildend ſeyn kann. Nimm auch Du meinen Dank, meinen innigen Dank und meine innigen Wünſche für Dein mir ſo wichtiges Leben und Wohlſeyn.

Noch gedenke ich aller derer, die in unſrer Mitte lebten und nun ferne von uns ſind. Gottes Segen walte auch ob ihnen, und das Band unſrer Vereinigung bleibe ein ewiges Band. Segne, o Gott, auch die, die mit uns unſerm Ziele auf eigenen Pfaden entgegengehen. Noch einmal Alle, Alle, die Ihr mich umgebt, liebe Kinder, Töchter, Freunde, ich wünſche Euch allen mit inniger Bewegung meines Herzens ein gutes Jahr! Amen.

Weihnachtsrede 1810.

Kinder, Jünglinge, Töchter, Männer, Freunde, Brüder!

Wozu der Ruf dieſes Tages zur Freude? Ein Jahrtauſend, und faſt noch eins ſind verfloſſen, ſeitdem man ſich in dieſer Stunde immer ſo freute. Iſt aber die Freude dieſer Stunde nicht eben darum jetzt ſeelenlos, weil ſie ſo alt iſt, und beſitzen wir nicht etwa nur noch die Hefen und den Schein ihres heiligen Weſens? Dann möchte ich nicht daran Theil nehmen, ich möchte mich dann nicht freuen, ich möchte dann trauern in dieſer Stunde der alten Freude. Ich frage: dieſe alte Freude was war ſie? Ich ſehe mich um nach dem, was jetzt iſt, und frage mich wieder, was iſt es? Ich habe von den Alten gehört, und zum Theil noch ſelbſt geſehen: Die Weihnacht war dem Menſchen eine Nacht, die keiner irdiſchen Nacht glich. Der Tag der höchſten irdiſchen Freude war nicht ihr Schatten. Die Jahrestage der Landeserlöſung von Knechtſchaft, die Jahrestage der Freiheit waren ihr nicht zu vergleichen. Sie war ganz eine himmliſche Nacht, eine Nacht himmliſcher Freuden. In ihrem ſtillen, Gott geweihten Dienſt ertönten die Worte: Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menſchen ein reines Gemüth. Als noch die Engel ſich gleichſam ob den Häuptern der

Menſchen in dieſer Stunde verſammelten und Gott preiſen, daß der Heiland der Welt geboren ward, — welch eine Nacht war die Weihnacht! Wer kann ihre Freuden beſchreiben; wer kann ihre Wonne erzählen! Die Erde war in ihr in einen Himmel umwandelt. In ihr war Gott in den Höhen gefeyert, Friede war auf Erden, und in ihr zeigten die Menſchen ein frohes Gemüth. Ihre Freude war im innerſten, heiligen Weſen der Menſchennatur belebt. Sie war nicht blos eine Freude des Menſchlichen im Menſchen. Die Freude des Menſchlichen im Menſchen iſt nur an Ort, Verhältniſſe und Lage gebunden. Sie iſt nur eine Freude vereinzelter Menſchen. Die Freude der Weihnacht war allgemein, ſie war die Freude des Menſchengeſchlechts, und ſie war dieſes, weil ſie eine Freude nicht blos des Menſchlichen, ſondern des Göttlichen im Menſchen war. Darum, und darum allein konnte ſie allgemein, darum allein konnte ſie die Freude des Menſchengeſchlechts ſeyn.

Brüder, Freunde, Kinder, könnte ich Euch hinführen in die alte Chriſtenwelt, und Euch die Feyer dieſer Stunde in den Tagen der Unſchuld und des Glaubens zeigen, wo es die halbe Welt noch für ein Geringes hielt, für den Glauben an Jeſum Chriſtum zu ſterben!

Brüder, Freunde, könnte ich Euch die Freuden der Weihnacht zeigen im Bild dieſer Tage! Das Herz voll des heiligen Geiſtes, und die Hand voll menſchlicher Gaben — ſo ſtand der Chriſt in dieſer Stunde im Kreis ſeiner Brüder. So ſtand die Mutter im Kreis ihrer Kinder. So ſtand der Meiſter im Kreis ſeiner Geſellen, der

Herr im Kreis ihm eigner Leute. So ſtand die Gemeinde vor ihrem Pfarrer, im Herzen voll des heiligen Geiſtes und ihre Hand voll menſchlicher Gaben; ſo ging jezt der Reiche in die Kammer des Armen. Der Feind bot in dieſer Stunde dem Feind die Hand der Verſöhnung. Der Sünder kniete in dieſer Stunde in Thränen über ſeine Vergehungen nieder, und freute ſich des Heilands, der ihm ſeine Sünden verziehe. Die Stunde der himmliſchen Freude war die Stunde der himmliſchen Heiligung. Die Erde war in dieſer Stunde eine himmliſche Erde und der Wohnſiz der ſterblichen Menſchen, duftete Gerüche des unſterblichen Lebens. Tod und Gram ſchienen von der Erde verſchwunden. Die heiligen Freuden der Nacht erleichterten die Laſten der Armen, minderten den Jammer der Elenden. Gefangene, die das Licht des Tages lange nicht geſehen, wurden in dieſer Nacht aus dem Kerker erlöst, und kamen, wie wenn ſie ein Engel Gottes hinzuführte, in den Kreis ihrer für ihre Erlöſung knieenden, und in Thränen ſich befindenden Weiber und Kinder, weil das Herz ihres Richters in der Freude, daß auch ſein Erlöſer Jeſus Chriſtus geboren, milder geworden gegen ſein Geſchlecht, gegen ſeine Feinde und gegen ſeine Gefangenen. Düfte des unſterblichen Lebens weheten über das Menſchengeſchlecht. Selber der zum Tod geweihte Verbrecher, dem keine menſchliche Gewalt mehr das Leben retten konnte, war in dieſen Tagen milder behandelt. Worte des Friedens, Worte des ewigen Lebens flösten Troſt in ſeine zitternden Gebeine. Er fühlte jezt nicht blos ſeine Schuld und ſeinen Jammer; er fühlte jetzt die Erlöſung der Sünd und ging dem Ende ſeines Lebens ruhiger und muthvo ler entgegen. Tauſend und Tauſende, die, wenn ſie de Lebens Noth und ſeine Schwäche in Schulden ſtürzte und die Härte roher Gläubiger ſie unbarmherzig ve folgte, fanden in dieſen heiligen Tagen geſetzliche Ver ſtändigung und oft milden Nachlaß von edlern Gläubigern Tauſende und Tauſende von dieſen Edlen erhoben ſic in der Freude, daß Jeſus Chriſtus, ihr Erlöſer, gebo ren, in hoher Milde gegen unglückliche Schuldner, un wurden ihre Erlöſer. Welche Nacht warſt du, o Weiſ nacht, dem Volke der Chriſten! Könnte ich ihren Sege ſchildern, Eure Herzen würden bewegt, Ihr würdet ihre Segen empfangen, Ihr würdet ſuchen Gottes heiliger Geiſt, und Eure Hände zitterten, in dieſer Stunde menſch liche Gaben heilig zu geben, und heilige Gaben menſch lich zu empfangen, weil Jeſus Chriſtus, Euer Erlöſer geboren, und Ihr Euch deſſen freutet mit heiliger Freude

O, daß Jeſus Chriſtus im Geiſt uns jetzt erſchiene Ach! daß wir wären wie die Kinder der Chriſten, dene die unſichtbare göttliche Liebe im Chriſtkindlein erſchein als ein unſchuldiges Kind, das ihnen an Geſtalt un Form gleich iſt, aber vom Himmel herabkommt, ihnen Freude zu machen und ihnen Gaben zu bringen. Möchte uns die Freude dieſer Stunde, möchte uns die Freude über die Geburt unſers Erlöſers dahin erheben, daß Jeſus Chriſtus uns jetzt als die ſichtbare göttliche Liebe erſchiene, wie er ſich für uns aufgeopfert, dem Tod hingegeben. Möchten wir uns der Stunde ſeiner Menſchwerdung freuen, weil er uns in dieſer Stunde die groſſe Gabe ſeines Todes auf die Welt brachte, und auf den Altar der göttlichen Liebe hinlegte. Er war von dieſer Stunde an der für uns geopferte Prieſter des Herrn. Freunde, Brüder, Schweſtern! Laſſet uns beten: O Gott, gib ſie uns wieder, die ſchönen Tage der Welt, wo das Menſchengeſchlecht ſich des Erlöſers Jeſus Chriſtus, ſich ſeiner Geburt wahrhaft freute! Gib uns die Zeiten wieder, wo die menſchlichen Herzen in dieſer Stunde voll waren des heiligen Geiſtes, und ihre Hände voll menſchlicher Gaben für ihre Brüder! Vater im Himmel, du gibſt ſie uns wieder, wenn wir ſie wieder wollen. Wie einſt ein Mann Jeſum Chriſtum fragte: Herr, was muß ich thun, daß ich ſelig werde, alſo wollen wir uns ſelbſt fragen: Herr, was müſſen wir thun, daß die Weihnacht uns das werde, was ſie den Chriſten in ihren beſſern Tagen geworden? Was müſſen wir thun, daß unſre Weihnachtsfreuden unſerm Haus allgemeine Freuden werden; wie ihre Freuden ehemals dem Menſchengeſchlechte allgemeine Freuden waren?

Freunde, Brüder, dieſe Frage iſt es, mit deren Beantwortung ich Euere Andacht in den feyerlichen Stunden dieſes dem chriſtlichen Herzen heiligen Feſts unterhalten will.

Freunde, Brüder, die Freuden der Weihnachten waren unſern Vätern allgemeine Freude; ſie waren in ihren Tagen Freuden des Menſchengeſchlechts, weil ſie himmliſche Freuden, weil ſie Freuden der himmliſchen heiligen Liebe waren. Alſo werden die Freuden der Weihnacht auch unſerm Haus allgemein werden, wenn wir uns dahin erheben, daß ſie in unſrer Mitte Freuden der himmliſchen, heiligen Liebe ſeyn werden. Freunde, Brüder, die Gemeinheit der Liebe iſt die einzige wahre Quelle der Gemeinſchaft der Freude; ſie iſt die einzige wahre Quelle des Göttlichen, des Heiligen in der Liebe, und dieſes allein zerreißt die Bande, die die Freude im Menſchen feſſeln, daß ſie nur als beſchränkte Freuden des Einzelnen am Einzelnen als Freuden zu erſcheinen vermögen, in deren rege gemachtem Jubel die menſchliche Selbſtſucht thronet, und die Haufen der Freudigen, von den Haufen der Traurigen ſöndert, und dieſe letztern ohne Theilnahme ihrem Schickſal überläßt, indeß ſie unter den erſten Neid und Sorgen erregt, daß jeder freudenlos und ſorgenvoll ſeiner eignen Freude hütet und wachet, glaubend und fürchtend, daß ſeine Mitfreuenden nur darin losgehen, ihm die Waſſer und Quellen der ſeinigen abzurichten, und ihre Waſſer auf ihre eigne Mühle zu leiten. Das iſt das Schickſal der Freude, die in den Banden des bloß Menſchlichen gefeſſelt, ſich nicht zum Göttlichen, zum Heiligen der Freude zu erheben vermag.

Männer, Brüder, Freunde, wo die Gemeinſchaft der Liebe mangelt, da iſt die Quelle der Gemeinſchaft der Freude geſtopft. Wenn wir alſo die Weihnacht für unſer Herz zu einem Feſt machen wollen, wie es unſern Vätern war, ſo müſſen wir die Gemeinſchaft der Liebe in unſrer Mitte herſtellen und ſichern. Dieſe aber, mangelt allenthalben, wo der Sinn Jeſu Chriſti und die Kraft ſeines Geiſtes mangelt.

Brüder, Freunde, unſer Haus iſt auf Sand gebaut, wenn uns dieſer Sinn und dieſe Kraft mangelt. Brüder, Freunde, umſonſt ſuchen wir die Gemeinſchaft irgend einer Freude, wenn uns die Gemeinſchaft der Liebe mangelt.

Brüder, Brüder, wenn uns nur das Menſchliche, wenn uns nur das Zeitliche vereiniget, ſo ſind wir in unſerm Innern ſchon zerriſſen, und unſer äußeres wird und muß zuſammenfallen, wie ein Spinnengewebe das eine Mücke durchbricht, und ein Windſtoß zernichtet.

Freunde, Brüder, es iſt kein Geringes, wenn Menſchen zuſammenſtehen zu einem heiligen Zweck; ſie müſſen ſich ſelbſt in ihrer Vereinigung heiligen, wenn ihr Zweck in ihnen ein heiliger Zweck bleiben, und durch ſie ein heiliges Werk werden ſoll. Aber die Menſchen verderben ſich weit mehr durch ihre Vereinigung, als daß ſie ſich in derſelben und durch ſie heiligen.

Freunde, Brüder, laßt uns die Gefahren aller menſchlichen Vereinigung nicht mißkennen. Wo immer nur das Menſchliche im Menſchen mit dem Menſchlichen in andern Menſchen ſich vereiniget, da heiliget und reiniget ſich der Menſch nicht durch ſeine Vereinigung. Nur wo das Göttliche im Menſchen mit dem Göttlichen in andern Menſchen ſich vereiniget, nur da reiniget und heiliget ſich der Menſch durch ſeine Vereinigung mit andern Menſchen, und das Göttliche im Menſchen vereiniget ſich mit dem Göttlichen in andern nur durch die Gemeinſchaft des Sinnes Jeſu Chriſti und ſeines heiligen Geiſtes. Wer den Sinn Jeſu Chriſti und ſeinen Geiſt nicht hat, der veredelt ſich durch keine menſchliche Vereinigung. Brüder und Freunde, laſſet uns die Gefahren unſrer eignen Vereinigung nicht mißkennen. Sie ſind groß. Gott — deine Güte iſt es allein, daß wir ihnen nicht ſchon längſt unterlagen! Wie vielſeitig hat ſich in unſrer Vereinigung das bloß Menſchliche des Einen an das bloß Menſchliche des Andern, die Schwächen der Einen an die Schwächen der Andern angeſchloſſen. Wie oft ſuchten wir unſre Schwäche durch die Schwäche derer, an die wir uns anſchloſſen, nur zu erhalten und zu verbergen. Wie wenig erhob uns das äußere Glück unſrer Vereinigung wirklich. Wie wenig förderte es das heilige Göttliche in unſerm Innern. Wie oft erhob ſich unſer Gefühl ohne höhern göttlichen Sinn zu bloß menſchlicher Freude über ein Glück, das in dem Grad trügend ward, als wir es nur menſchlich auffaßten. Gott, wie wenig ſtärkte uns unſer Glück und wie vielſeitig ſchwächte es uns. Freunde, Brüder, laßt es uns nicht verhehlen: die Geſchichte unſers vereinigten Lebens iſt die Geſchichte der waltenden Gnade Gottes über die Vereinigung großer menſchlicher Schwächen zu einem heiligen Zweck. Wir haben unſern Zweck menſchlich verfolgt und Gott hat unſer Streben himmliſch geſegnet; aber wir waren ſeines himmliſchen Segens nicht würdig; unſre Schwächen ſind bey ſeiner Güte meiſtens die nämlichen geblieben und öfter durch ſie noch größer geworden.

Brüder und Freunde, die Tage unſers Glücks haben uns nicht, wie ſie hätten ſollen, für die Tage des Unglücks vorbereitet und geſtärkt, und doch mußte dieſes Unglück nothwendig kommen, wenn wir den menſchlichen Schwächen, die das Göttliche aller höhern Zwecke untergraben, nicht unterliegen ſollten. Brüder, Freunde, wollen wir den Schwächen unſrer Menſchlichkeit unterliegen und unſer Haus der Auflöſung entgegen gehen ſehen, oder wollen wir uns über unſre Schwächen erheben und unſer Werk von ſeinem Verderben retten?

Freunde, Brüder, ſoll die kommende Weihnacht für uns ein Tag der tiefſten Trauer, oder ſoll ſie ein Feyertag des Siegs über uns ſelbſt und über unſre Schwächen werden? Der entſcheidende Zeitpunkt iſt da, das Glück hilft unſrer Vereinigung jezt nicht mehr vorwärts. Es iſt kein Glück möglich, das ihr jezt wahrhaft vorwärts helfen kann; nur unſre Tugend allein kann uns im Zweck unſrer Vereinigung wahrhaft vorwärts bringen, nur dieſe muß es wahrhaft vorwärts bringen. Ihr ſtehet da, Freunde, faſt ohne einen Führer. Meine Kraft iſt dahin. Ich bin Euch nicht mehr Beyſpiel in allem dem, was Ihr als Glieder unſrer Vereinigung täglich thun ſollt. Euere Aufgabe iſt groß. Ihr ſollt zugleich Euch ſelbſt bilden und Lehrer ſeyn der Jugend, die uns anvertraut iſt. Ihr ſollet der Welt widerſtehen in ihrem eitlen Thun, und doch Menſchen befriedigen, die in dieſem eiteln Thun grau geworden. Ihr ſollet eine Bahn brechen durch unwegſame Orte und darauf wandeln, als ob ſie ſchon gebrochen wäre. Ihr ſollet Euch als Jünglinge bilden, und als Männer daſtehen.

Freunde, unſer menſchliches Zuſammentreffen ging nicht von dieſer Höhe aus, und unſer zeitliches Beyſammenſeyn hat uns nicht zu dieſer Höhe erhoben, und doch

forbert die Erzielung unſers Zwecks unumgänglich, da
wir uns zu demſelben erheben.

Freunde, Brüder, wie erhaben ſteht dieſer Zweck vo
meinen Augen. Könnte ich ihn Euerm Gemüth darſtel
len, wie ich die heilige Weihnacht der Alten Euerm Ge
müth vorgeſtellt. Auch er geht nicht vom bloß Menſch
lichen, er geht vom Göttlichen, das in unſrer Natur lieg
aus; er iſt darum der Zweck des Menſchengeſchlechts, e
iſt darum allgemein, er will nur erhalten und bele
ben, was Gott allgemein in alle Geſchlechter der Men
ſchen gelegt hat. Auch ſeine Mittel gehen nicht vo
bloß Menſchlichen unſrer Natur aus; auch ſie ſind Mi
tel unſrer himmliſchen göttlichen Natur. Nur in ſo wei
als er in uns ſelber als ein göttlicher Zweck und als dur
göttliche Mittel entfaltet, in uns lebt, nur in ſo weit h
er in uns ſelbſt ein wahrhaft menſchliches Fundamen
und nur in ſo weit kann er uns ſelbſt einen allgemeine
Frieden und allgemeine Beruhigung verſchaffen.

Freunde, Brüder, wird das unter uns mangeln,
iſt unſre Vereinigung für unſern Zweck nur eine Traun
erſcheinung, und unſre Augen werden mit Thränen bene
ſeyn, wenn wir aus unſerm Traum erwachen.

Brüder, Freunde, wenn wir unter einander nur
vereinigt ſind, wie ſich die Menſchen zu allem eiteln Thu
ihres nichtigen Seyns vereinigen, ſo wird das Schickſ
aller andern eiteln menſchlichen Vereinigungen auch fü
uns das Nämliche ſeyn. Die eiteln Bande der Welt we
den unſre Vereinigung in ungöttlichen Feſſeln erniedrig
zu der Tieſe herabführen, in welche die Menſchheit in j

der Vereinigung — die ſich nicht innerlich göttlich über ihr menſchliches Band erhebt, allgemein herabſinkt. Die niedere Selbſtſucht wird ob unſrer Verbindung thronen, wie ſie ob tauſend Verbindungen der Menſchen thronet, ſie wird unſre Verbindungen in ihren Fundamenten erſchüttern, und ſie wie ein Haus, das das Erdbeben erſchüttert, in ſich verfallen machen, wie ſie tauſend Menſchenverbindungen alſo erſchüttert und zuſammenfallen gemacht. Blicket hin, Freunde, und wendet Eure Augen nicht ab von dieſem Bilde. Wie würde uns zu Muth ſeyn, wenn alles dieſes geſchehen würde? Wendet Eure Augen nicht vom Bilde meiner Wahrheit. Wenn wir den Schwächen in uns ſelbſt unterliegend, uns einſt trennen ſollten; wenn einige in der Scheinruhe und in der Scheinfreude ihrer Selbſtſucht, andre in der Trauer ihrer Schwäche und in ihrer Schwäche dennoch ſelbſtſüchtig, das Ganze verlaſſen, und nur für ſich ſelbſt ſorgen würden; wenn jetzt die einen ſich von den andern ſcheiden und die Stärkern die Schwächern ihrem Schickſal überlaſſen würden; wenn, unbekümmert wie es ihnen gehe, einige unter uns das Trugwaſſer des eiteln Ruhms in ſich ſchlucken, andere daſſelbe um des ſchnöden Gewinnſts von der Mühle der andern ab und auf ihre zurichten würden. — Freunde, Brüder, könnet Ihr das Bild einer ſolchen Auflöſung unſrer Vereinigung, könnet Ihr ein ſolches Verſinken unſrer ſelbſt, eine ſolche Zernichtung unſrer Zwecke und aller Folgen unſrer Arbeit und aller unſrer Anſtrengungen vor Augen haben, ohne daß das Innerſte Eures Weſens in Flammen lodere, zu verhüten die Tage dieſer Trauer?

Freunde, Brüder, Ihr könnt das nicht, Ihr erhebt Euch, Ihr vereiniget Euch; wir erheben uns, wir vereinigen uns zu unſerer Rettung! Könnten wir anders? Könnten wir den Gedanken, dem Volk des Landes in ſeiner erſten Angelegenheit in ſeiner Erziehung zu helfen, Jahre lang in unſerm Buſen genährt haben, und ihn jetzt wieder vergeſſen? Könnten die heiligen Stunden, in denen unſer Herz für unſern Zweck warm und fromm ſchlug, könnten wir der Stunden vergeſſen, in denen wir Eins durch unſre Vereinigung, gleichſam von der Welt geſchieden, uns ſelbſt gleichſam als Geweihete unſers Zwecks anſahen, und es uns Hand in Hand verſprachen und öffentlich vor den Menſchen bezeugten, daß wir uns dieſem heiligen Zweck aufopfern und einander beyſtehen wollen, bis ein jeder in ſich ſelber vollendet, das Opfer ſeines Lebens ſelbſtſtändig und keiner weitern Hülfe bedürftig, unſerm heiligen Zweck darzubringen im Stand ſeyn werde? Wer unter uns hat den Geiſt unſerer Vereinigung einen Augenblick in ſeinem Buſen gefühlt, und könnte den Mindeſten und Kleinſten unter uns, der mit Innigkeit und Wahrheit an unſerm Zweck hängt, verlaſſen, ohne ihm ſeine Hand zu bieten und ihn, ſo viel an ihm iſt, ausreifen zu machen für unſern Zweck? Wer kann die Blüthe der Jugend, die an Frohſinn, an Mutterwitz, an Denkkraft, an Kunſtkraft, an phyſiſcher Stärke und Gewandtheit wenige ihres Gleichen findet, wer kann dieſe Kinder, die vor unſern Augen weit mehr als gewöhnlich gut erzogen und unterrichtet erſcheinen, mit Kaltſinn von uns ſcheiden und aus einander gehen ſehen? Wer von uns kann den Punkt der verbeſſerten, dem Gang der Natur näher gebrachten Unterrichtsmittel vor ſeinen Augen ſehen, und das Stillſtellen des Verſuchs, aus dem dieſe Verbeſſerung hervorgegangen, mit Gleichgültigkeit anſehen? Nein, das könnet Ihr nicht. Ich kenne Euch, und lebe nicht Euer aller Stärke, aber das weiß ich doch, daß viele von Euch mit mir lieber ſterben wollten, als deren Schuld ſeyn, daß die Segensfrüchte unſrer Bemühungen, durch unſre Fehler als Schwäche ſtill geſtellt und verloren gehen müßten.

Nein! nein! Brüder! Brüder! hoch erſchalle in der Stunde der Weihnacht die Stimme des Bundes, der uns alle vereiniget. Hoch erſchalle die Stimme des Bundes, die einmal unſre Herzen zum Dienſt unſrer Brüder erhob! Freunde, Brüder, wir wollen unſerm Bund getreu ſeyn und nicht von der Bahn weichen, die uns die Liebe zu unſerm Geſchlecht vorweiſt. Ihr endliches Ziel ſey und bleibe uns unſerm Zweck, dem heiligen zu opfern, und uns ſelbſt unter einander zu aller Bildung unſrer ſelbſt für unſern Zweck treu zu bleiben; den Kindern, den Geliebten, die blühend an unſerer Seite aufwachſen, treu zu bleiben; dem Forſchen nach reiner Wahrheit in allen Mitteln ihrer Bildung und nach reiner Liebe, im ganzen Umfang unſrer geheiligten Verbindung mit reinem Herzen treu zu bleiben.

Freunde, Brüder, der Tag, den wir heute feyern, der Tag der Geburt unſers Erlöſers ſey der Tag einer heiligen Erneuerung unſrer Vereinigung zu unſerm Zweck. Der heilige Tag, den wir feyern, ſey ein Tag der feyerlichſten Erneuerung unſrer ſelbſt zu allem Dienſt unſers Zwecks. Freunde, Brüder, wie wir uns der Menſchwerdung Jeſu Chriſti freuen, alſo freuen wir uns der heiligen Vereinigung unſrer ſelbſt zu unſerm Zweck. Unſre Freude ſey eine reine Folge des Glaubens an Jeſum Chriſtum und unſrer Liebe zu ihm. Uns erhebe das Heilige, das Göttliche, das in unſerm Zweck liegt hoch über uns ſelber. Es erhebe uns hoch über die Gefahren des Menſchlichen, das in unſrer Vereinigung, wie in der Vereinigung aller unſrer Brüder ſtatt hat. Laßt es uns Ernſt ſeyn, und uns heut nicht mit eiteln Worten täuſchen, und den Tag der Weihnacht des Herrn nicht mit dem Trug unſrer Selbſtſucht beflecken. Es weiche von uns jeder, der in unſerer Vereinigung nur Mittel zur Befriedigung ſeiner Selbſtſucht ſucht; es weiche von uns ein jeder, der unſre Vereinigung zu nichts braucht, als durch dieſelbe ſeinen Schwächen mehr Spielraum zu geben, und ſie in unſrer Mitte ſtärker werden zu laſſen. Es weiche von uns, wer in einem Stück in unſrer Verbindung ſchwächer werden könnte, als er außer ihr nicht geworden wäre.

Der Zufall hat uns vereiniget, das mußte ſo ſeyn, aber der Zufall ſoll uns nicht bey einander erhalten, wie das Netz gefangene Fiſche zuſammenhält, daß ſie dem Tod nicht entrinnen und alle ihr Leben verlieren. Nein, nein, die Stunde iſt gekommen, die Spreu von den guten Saamen zu ſondern. Von der Stunde an ſoll unſre Vereinigung nicht mehr dazu dienen, irgend einem in der Schlechtheit Nahrung zu geben. Es iſt genug, es iſt genug. Gottes Güte gab einem jeden von uns eine

Zeit der Gnade, eine Zeit der Schonung. Dieſe iſt für ihren Mißbrauch vorüber; ſie muß für ihren Mißbrauch vorüber ſeyn. Es weiche von uns, wer den Zweck unſrer Vereinigung, den heiligen nicht fördert, es weiche von uns, wer den Zweck unſrer Vereinigung nur ſtört!

Brüder, Brüder, wir zerreißen heute die Bande des Zufalls; wir müſſen ſie zerreißen! Uns vereinigen von heut an nur unſre Tugend und unſre Liebe. Unſre Auflöſung ſey uns lieber als unſer Verſinken. Entweder uns aufzulöſen, und zu werden, was jeder für ſich werden kann, oder als ein Herz und eine Seele dazuſtehen vor Gott und den Menſchen für unſern Zweck, für den heiligen, das iſt heute unſre Pflicht.

Brüder, Freunde, laßt uns ihr getreu ſeyn, und wandelt mit mir muthig ihre Bahn. Ich bin der Schwächſte in Eurer Mitte, aber dennoch zu jedem Opfer bereit, was die Rettung unſers vereinigten Zwecks, des heiligen, von uns fordern mag.

Freunde, Brüder, ſeyd es mit mir. Seyd mit mir zu jedem Opfer bereit, das zur Rettung unſers vereinigten Zwecks, des heiligen, nothwendig ſeyn wird. Sie werden nicht klein ſeyn, dieſe Opfer. Es iſt kein Geringes, ſeine Hand an die Erziehung der Menſchen zu legen, und ſich vorzudrängen unter ſeinem Geſchlecht, und es auszuſprechen: Wir ſind da, ſehet auf uns, wir wollen und wir können etwas Weſentliches zur Verbeſſerung der Erziehung unſers Geſchlechts — wie es jezt ihrer theilhaftig wird, beytragen; wir können und wollen das Wohl der Welt, das Heil unſers Geſchlechts von dieſer Seite wahrhaft und zuverläßig befördern.

Freunde, Brüder, ſo hat man den Zweck unſrer Vereinigung ins Auge gefaßt, ſo haben wir ihn faſt ſelbſt ausgeſprochen. Das Verderben der Erziehung fühlend, und unter ſeinem Irrthum nothleidend, hat die Welt dem Hochflug meiner Begeiſterung Vertrauen geſchenkt, und unſerm Thun Lorbeern geſtreut, da wir kaum angefangen, die Mittel zu ſuchen, durch die ein ſchöner Traum in Wirklichkeit hinüber gehen ſollte. Ich irrte ſelbſt; ich achtete den Weg zu meinem Ziel viel kürzer, als er iſt, und der Weihrauch, den man uns ſtreute, und der Erfolg, den unreife einzelne Verſuche wirklich hatten, ſtärkte unſern Irrthum, und wirkte nicht wohlthätig auf unſre Verbindung und auf unſre Anſtalt. Es entfalteten ſich Keime ihres Verderbens. Es entfaltete ſich eine Gewaltſamkeit einſeitiger Anſichten, die, indem ſie ſich widerſprechend durchkreuzten und gegenſeitig unreif untereinander anſtießen, Verderben über unſer Daſeyn bereiteten, und dem leichten Sinn der Zeit, dem unſer Thun für ein Modelob ſchon an ſich zu alt war, eine Empfänglichkeit für den Tadel gab, der jetzt bald, ich ſehe es voraus, in einen Modetadel hinüber gehen wird, das dem Modelob, das ihm vorherging, in ſeinem Weſen gleich iſt. Aber es iſt uns gut, daß dieſe Stunde kömmt, ſie iſt uns beſſer, als die Stunde des eiteln Lobes. Täuſchen wir uns nicht: unſer Tadel wird ſcharf und ſeine Stunde ernſt. Gutes Haus, deine Liebhaber werden jetzt deine Tadler, und du weißt, daß der Tadel der Liebhaber immer ſcharf iſt, und

deine

deine Feinde werden ihren Tadel zum Zeugniß wider dich brauchen. Gutes Haus, du biſt wie eine Blume in der Wieſe aufgewachſen und erregteſt den Neid vieler Kunſtgärtner, du ſtörteſt etwas zu frühzeitig ihren Köhlerglauben an ihren Garten und an ihre Kunſt, und jetzt werden ſie die frühzeitige Störung ihres Glaubens wieder vergelten.

Freunde, Brüder, achtet die Stunde, in der Ihr lebet, nicht gering, unſer Gold wird geläutert, und im Wallen ſeiner heißen Stunden werden nur ſeine Schlacken oben aufſchwimmen. Die Welt wird eine Weile nur dieſe ſehen, und ſo lange allen Glauben an das Gold, das in einer Tiefe unter den ſchäumenden Schlacken liegt, verlieren.

Freunde, Brüder, laſſet Euch das nicht irren. Freut Euch der Trennung der Schlacken Eures Thuns von ſeinem heiligen Weſen. Freuet Euch, daß dieſe eine Weile oben aufſchwimmen und Euer Gutes ſelber vor den Augen derer, die nicht in die Tiefe dringen mögen, verborgen ſeyn wird. Die Stunde der Läuterung wird vorüber gehen; die nichtigen Schlacken unſers Thuns werden ins Waſſer geworfen und ſich darin verlieren wie Spreu, die in die Flammen geworfen wird, ſich darin verliert. Das Geläuterte wird bleiben. Aber, Freunde, Brüder, darüber prüfet Euch, darüber geht nicht mit Leichtſinn hinüber. Was wird denn bleiben, was wird denn bleiben? Vieles, vieles, das wir als gutes Gold in unſerem Thun anſehen, liegt jetzt im wallenden Schaum ſeiner Schlacken.

Irrt Euch nicht. Ihr müßt das Gold unſers Strebens nicht im Aeußern unſers Thuns. Ihr müßt es im Innern Eurer ſelbſt ſuchen; finden und würdigen. Nur was wir ſelbſt werth ſind, wird in Rückſicht auf uns unſer Werk werth ſeyn — und dieſes iſt groß, es darf nicht klein ſeyn; es darf ſich auch nicht in der zweydeutigen Größe der äußern Erſcheinungen der Welt verlieren, wie ſich ein Edelſtein in einem Sandhaufen verliert. Nein, es darf nicht klein ſeyn, es iſt in ſeinem Innern groß. Es fordert eine ſeltene Höhe des Herzens, Reinheit in den Anſichten des Lebens, willenloſe Unterwerfung unter das ob uns waltende Schickſal, Anſtrengung aller unſrer Kräfte, Muth in jedem Vorfall des Lebens, Ueberwindung unſrer ſelbſt in allem Dienſt der Liebe — unſer Werk fordert Heldenkraft zum Heldenziel. —

Männer, Brüder! Täuſchen wir uns nicht, wir haben ein Ziel von Helden und bedürfen Kräfte der Helden. Wo ſollen wir ſie ſuchen? Wo ſollen wir das Gold, das wir dafür bedürfen, in dem Schwergewicht, in dem wir es bedürfen, hernehmen?

Brüder! Gott iſt dem Schwachen mächtig. Der Erlöſer der Welt erſchien uns ja, in der Krippe liegend, als ein unmündiges Kind, und die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater war den armen Feldhirten, die die Schafe hüteten, von den Engeln verkündet.

Der Tag, den wir feyern, der Tag der heiligen Weihnacht, erhebe uns zu einem hohen heiligen Muth für unſer Werk. Brüder, ſind wir fähig, das Weihnachtsfeſt im Geiſt der edelſten unſerer Väter, im Geiſt wahrer Chriſten zu feyern, ſo ſind wir auch fähig, unſer Werk zu vollenden. Wohl ſagt Jeſus, wenn ihr Glauben habet, wie ein Senfkorn, ſo ſprechet Ihr zu dieſem Berg: hebe dich, und er hebt ſich! Freunde, wenn Ihr Glauben habt, wie ein Senfkorn, ſo werdet Ihr, wenn Hinderniſſe Euerm Werk im Wege ſtehen wie Berge, deren Fuß an die Abgründe gekettet iſt, und deren Gipfel die Wolken berühren, dennoch zu ihnen ſagen: Hebet Euch, und ſie werden ſich heben. Freunde, wenn wir dieſes Feſt im wahren Glauben feyern, ſo werden wir auch unſer Werk im wahren Glauben vollenden. Werfet einen Blick zurück auf dieſes Feſt, wie es vom wahren Glauben gefeyert war, und wie ich es Euch ſchilderte. Das Herz voll heiligen Geiſtes und die Hand voll menſchlicher Gaben, alſo ſtand der Chriſt in dieſer Stunde im Kreis ſeiner Brüder. Die Stunde der himmliſchen Freude des Feſts war die himmliſche Heiligung unſres Geſchlechts. Die Erde war in ihr eine himmliſche Erde. Der Wohnſitz des ſterblichen Menſchen duftete Gerüche des unſterblichen Lebens.

Feyern wir dieſe Stunde im Geiſt der ſchönern Tage des Chriſtenthums, ſo iſt auch unſer Herz jetzt voll des heiligen Geiſtes, und unſre Hand voll menſchlicher Gaben. So ſtehen wir denn im Kreis unſerer Brüder, im Kreis unſrer Kinder. Wir ſtrecken die Hand unſrer Liebe nach ihnen aus; ſie ſehen ſie, ſie ſehen das Auge unſrer Liebe, und wallen mit eben der Liebe unſerm Auge und unſrer Hand entgegen. Wenn wir das thun, wenn wir das Feſt im alten Geiſt des Chriſtenthums feyern, ſo ſind uns die Freuden des Tages himmliſche Freuden; ſie ſind dann eine himmliſche Heiligung unſrer ſelbſt.

Freunde, Brüder! Unſer Haus iſt dann ein Haus des Himmels, und der Wohnſitz unſrer Schwäche duftet dann Gerüche des unſterblichen Lebens.

Freunde, Brüder! Die Gemeinſchaft der Freuden des Tages iſt dann die Gemeinſchaft der Liebe, unſer Haus iſt dann nicht mehr auf Sand gebaut. Die Selbſtſucht und Sinnlichkeit thront dann nicht mehr über unſern Freuden, ſie vergiftet dann nicht mehr unſre Leiden. Sie trennt uns dann nicht mehr. Die öde Liebloſigkeit flieht dann ſelbſt aus unſrer Mitte, und wer die Liebe mißbraucht, der ſteht dann beſchämt da vor der gedrückten, weinenden Liebe. Unſre Vereinigung geht dann wie unſre Freude, nicht vom bloß Menſchlichen, ſie geht dann vom Göttlichen aus, das in unſrer Natur liegt. Sie wird dann, ſie muß dann in unſerm Haus Quelle des Segens werden. Die Leiden der Leidenden, der Kummer der Bemühten und die Laſt des Gedrückten muß dann verſchwinden. Ich darf dann mit Wahrheit und innerſter Beruhigung ſagen: Herr, ich werfe meine Sorgen auf dich, denn du ſorgeſt für mich. Freunde, Brüder! Unſer Werk iſt geborgen, wenn die Gemeinſchaft der Liebe unter uns wohnet. Vater im Himmel, erhebe uns zu der Kraft der Gemeinſchaft im Göttlichen! Alle Gemeinſchaft im Menſchlichen ſtöret das Höhere der Liebe, nur die Gemeinſchaft im Göttlichen ſtöret es nicht, und die Gemeinſchaft im Göttlichen iſt ewig nur der Theil derer, die den Sinn Jeſu Chriſti in ihrem Herzen tragen, und in der Kraft ſeines Geiſtes nach ihm wandeln.

Freunde, Brüder, die Feyer unſrer Weihnacht ſey ein Gebet zu Gott um den Sinn Jeſu Chriſti und um die Kraft ſeines Geiſtes, daß ſich unſer Haus zur Gemeinſchaft der Liebe erhebe, und unſer Werk ſich durch dieſelbe vollende.

Und ihr, theure Kinder, die Ihr in der Unſchuld Eurer Herzen die Weihnacht feyertet, was ſoll ich noch zu Euch ſagen? Wir ſuchen die Weihnacht in der Unſchuld, in der Ihr lebet, würdig zu feyern. Wir wiſſen es, wenn wir nicht werden wie unſchuldige Kinder, wenn wir uns nicht zu der hohen Unſchuld des reinen kindlichen Sinns erheben werden, ſo werden wir nicht in das Reich der Himmel eingehen; wir würden nicht zu der Gemeinſchaft der Liebe gelangen, durch die wir unſer Haus allein gründen und erhalten können. Geliebte Kinder, wir ſind um Euertwillen ein Haus; unſer Haus iſt Euer Haus; es iſt nur um Euertwillen unſer Haus. Lebet in Unſchuld und Liebe und im Glauben an unſre Treu und an unſern Vaterſinn in unſrer Mitte. Seyd Kinder, ſeyd unſchuldige Kinder im vollen Sinn des Worts. Unſer Feſt ſtärke Euch in der heiligen Kraft Euers kindlichen Sinns. Sehet Jeſum Chriſtum, dem Erlöſer der Welt; ſehet ihn in der Anmuth der heiligen Kindheit auf dem Schoos ſeiner Mutter, ſehet ihn in dieſer heiligen Anmuth in der Krippe. Denket ihn, wie er aufwächst, und in der heiligen Anmuth des kindlichen Alters angenehm vor Gott und den Menſchen; wie er ſeinen Aeltern unterthänig war, und in ihrer Furcht und in ihrer Liebe zunahm in aller Weisheit und Erkenntniß, wie er, ſelbſt ehe er noch ſein Jünglingsalter antrat, in dieſer Anmuth bewundert unter den Weiſen des Volks im Tempel lehrete; wie ihn in ſeinem Leben Anmuth und Liebe nie verließ; wie er aller Menſchen Seelen durch dieſe Anmuth ſeines Lebens an ſich zog und erhob; wie er die Kinder zu ſich nahm und in ihrer Anmuth und Unſchuld den Urquell des höhern Lebens in Gott fand und verkündete; wie dieſe Anmuth und Liebe in ſeinem Leben und Sterben als die Kraft Gottes zum Heil der Menſchen wirkte; wie ſie ihn ſelber in der Stunde des Todes nicht verließ; wie er noch im tiefſten Leiden derſelben in göttlicher Anmuth, vom Kreuz herab Troſt in die Seele ſeiner Mutter goß. Kinder, Eure Weihnacht erhebe Euch, dieſen Geiſt der Unſchuld und Anmuth in Euch zu erhalten. Kinder, Kinder, auch wir bedürfen Eurer Liebe, auch wir bedürfen Eurer Anmuth. Sie nähre und ſtärke unſern Vaterſinn, den wir von Gott bitten, und ohne den wir nichts Großes, nichts Vollendetes an Euch zu erreichen vermögen.

Kinder, Eure Anmuth erhebe unſer Innerſtes und reinige uns von aller Befleckung des Zorns und des Eifers und der Uebereilung in Eurer Leitung. Kinder, Eure Liebe belebe unſer Innerſtes und erhebe uns über die Ermattung, in die wir unter der Laſt Eurer Beſorgung ohne ihren Genuß verſinken müßten.

Kinder, ich muß enden. Ich werde bald wieder mit Euch reden. Ich ende. Kinder, Jünglinge, Männer, Freunde, unſre Weihnacht ſey uns heilig. Gott im Himmel heilige ſie uns. Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menſchen ein mildes Gemüth! Amen.

Peſtalozzi's
ſämmtliche Schriften.

Zwölfter Band

Mit den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers
aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen,
des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg. Seiner
Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen
Cantonsregierungen der Eidgenoſſenſchaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1824.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Chriſtoph und Elſe.

Zweites Volks-Buch

von

Peſtalozzi.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1824.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede
der erſten Ausgabe.

Leſer!

Dieſes Buch, das du in deine Hand nimmſt, iſt der Verſuch eines Lehrbuches zum Gebrauch der allgemeinen Realſchule der Menſchheit, ihrer Wohnſtube.

Das Ganze iſt Stück für Stück auf die Geſchichte von Lienhard und Gertrud gegründet.

Der Zweck und die Beſtimmung aller aufgeführten Perſonen iſt jetzt nur Lehre und Unterricht, und dieſem Endzweck iſt alles, ſogar das Coſtüm der Perſonen in dieſem Buche, aufgeopfert. Wenn der Vorſchritt der Sacherkenntniſſe der mehrern Stände durch meinen Verſuch befördert wird, ſo wünſche ich nicht Mehreres. Uebrigens empfinde ich ſelbſt, daß der Verſuch unendlich unvollkommen, und daß er auf allen Blättern die Rohheit des Inſtruments zeigt, das noch Probeſtück und Probeverſuch iſt.

Leſer! Wenn ich deſſenungeachtet deine Nachſicht in etwas verdiene oder genieſſe, ſo ſchenke mir ſie in folgenden Stücken.

Erſtlich, daß du dich feſt an meinen Endzweck halteſt und den Ton des Buches ganz nach dieſem Geſichtspunkt beurtheileſt, und inſonderheit bey der Eigenheit der Ueberſchriften und bey der Häufigkeit der Wiederholungen beherzigeſt, daß das Volk ſ Aufmerkſamkeit nur auf das wirſt, was ihm auff daß nur das es ergreift, was in ſeinem Weſen ſ in ihm ſelbſt ligt und im Kreis ſeiner Verhält ſchon durch vielſeitige Anſchauungserkenntniſſe und fahrungen begründet und belebt iſt.

Zweytens, daß wenn das Wort: repetitio mater studiorum in Rückſicht auf die wiſſenſc liche Bildung unſers Geſchlechts wahr und bedeu iſt, ſo iſt es daſſelbe noch weit mehr in Rückſicht den ganzen Umfang der Bildungsmittel des wirkl Lebens aller Stände, beſonders aber in Rückſicht die Bildung der arbeitenden Stände und des ge nen Volks. Ich bitte vorzüglich zu beherzigen, keine einzige Zeile dieſes Buches für unſre Zeitl welt geſchrieben und kein Menſch mehr als ich ü zeugt iſt, daß daſſelbe den Zeitleſern unſrer Tage erſten Wort bis zum letzten unerträglich und bis Eckel geſchmacklos in die Augen fallen wird und ſ muß. Aber ich wünſche, daß es in den Strohh geleſen werde, und viele derer, die darin wohnen, aus ihrem Herzen geſchrieben ins Auge faſſen und mit ihren Erfahrungen übereinſtimmend ihr Herz der ergreife.

N. H. den 17ten März 1782.

Der Verfaſſe

Vorrede
zur zweyten Ausgabe.

Dieſes Buch iſt dem Volk gar nicht in die Hände gekommen. Es iſt in meinem Vaterlande, ſelbſt im Kanton meiner Vaterſtadt und ſogar im Dorfe, in welchem ich wohnte, ſo fremd und unbekannt geblieben, als wenn es nicht in der Welt geweſen wäre. Der Geiſt, der im Zeitpunkt, in dem es geſchrieben worden, in Rückſicht auf die Pädagogik und den ganzen Umfang ihrer Mittel, vorzüglich in meinen nächſten Umgebungen, herrſchte, war dem Sinn deſſelben zu ſehr entgegen. Man ſteigerte die Mittel des unnützen Wiſſens und vermehrte die Lehr- und Schulbücher, die mit dergleichen Schulkenntniſſen angefüllt waren, ins Unendliche. Selbſt die Kalender wurden dahin benutzt, um die Neigung des Volks zu dieſer Art von Kenntniſſen immer mehr zu beleben, und mein Buch hatte auch nicht einen Schatten von etwas, das dieſer Zeitneigung hätte Nahrung geben können. Es lehrte das Volk nichts dergleichen; es regte nur das in ihm an und belebte nur das in ihm, was es vorher ſchon ſelbſt wußte, was es ſich ſelbſt ſagte und was alſo ſchon zum voraus in ihm ſelbſt lag. Ich ſuchte die Erweiterung der menſchlichen Kenntniſſe

beym Volk durch die Erweiterung der richtigen Kenn
niß ſeiner ſelbſt und ſeiner Verhältniſſe ſolid zu begrün
den. Der Sinn meiner Zwecke und das Gefühl ſe
ner Bedürfniſſe mangelte der Epoche des äuſſer
Scheinglücks, das in meinem Vaterlande und in me
nen nächſten Umgebungen auf die Erziehungsgrun
ſätze und Erziehungsmittel im Allgemeinen, beſonder
aber auf die Erziehungsmittel des niedern Volks e
nen ſo verderblichen Einfluß hatte, daß der Geiſt un
die Kraft der Schweizeriſchen Volksbildung, die ſi
hauptſächlich im Landvolk und in den niedern Stände
im Zuſammenhang eines ehrenfeſten, im höchſte
Grad ſchwulſt- und luxusloſen Hauslebens und ein
lieb- und kraftvollen Hauszucht, mit einem höchſt ei
fachen Schulunterricht und einer damit verbundene
eben ſo liebe- und kraftvollen Schulzucht ausſprac
ſich in ihren weſentlichſten Fundamenten in Staub un
Schatten auflößte. Seit dem hat, Gott Lob! d
Taumel unſers Scheinglücks und unſrer Scheinhöh
in ſeinen Scheingrundfeſten ſo vielſeitige und ſo g
waltſame Stöſſe bekommen, daß ſeine diesfällige
Täuſchungen nicht mehr den Grad des verderbliche
Einfluſſes auf uns haben können, den ſie in der da
maligen Zeit auch in Rückſicht des Erziehungsweſen
auf uns hatten und deſſen Folgen diesfalls ſo auffal
lend nachtheilig auf uns wirkten. Die ob uns wa
tende, göttliche Vorſehung hat uns durch die groſ
Lehrmeiſterin unſers Geſchlechts, durch Noth un

Hemmungen, dahin gebracht, den Nachtheil der ſchrankenloſen Neigung zum Vielwiſſen und zum Erlernen zahlloſer Dinge, die uns in unſern Lagen und Verhältniſſen unnöthig, unbrauchbar und hinderlich ſind, beſſer zu erkennen, als wir ihn damals erkannten und erkennen konnten. Und wird mein Chriſtoph und Elſe in die Hand der gemeinen, arbeitenden Stände meines Vaterlandes gelangen, ſo wird der Einfluß, den es auf eine ſolidere Bildung der niedern Volksklaſſen zu haben geeignet iſt, ganz gewiß erkannt und das unäſthetiſche Kleid, darin es erſcheint, von der gegenwärtigen Leſerwelt einer mehrern Nachſicht gewürdigt werden, als dieſes vor vierzig Jahren der Fall war.

Yverdon, den 17ten März 1824.

Der Verfaſſer.

Ich füge dieſer Vorrede noch die, unter gegenwärtigen Umſtänden nothwendig gewordene, öffentliche Erklärung bey.

Indem ich dieſen Band meiner ſämmtlichen Schriften dem Publikum übergebe, darf ich über die Schickſale, die mich eine lange Reihe von Jahren getroffen, und welche allgemein ſo viel Aergerniß gaben und wahrlich tauſend und tauſend Menſchenfreunden Thränen auspreßten, nicht länger ſchweigen, wenn ich die große Anzahl von Menſchen, die an meinen Beſtrebungen thätigen Antheil genommen, in den Hoffnungen und Erwartungen, welche ich in ihnen erregte, nicht zu täuſchen gefahren will.

Was ſeit Jahren über mich und meine Anſtalt und über die Perſonen, denen ich den Ueberreſt meiner ganzen Exiſtenz einzig noch zu danken habe, geredet und geſchrieben worden, iſt bekannt; aber indem ich alles verſchweige, was jetzt meine Pflicht iſt, nicht weiter zu berühren, ſoll ich mir doch nicht verſagen, dem Publikum das Reſultat dieſes unglücklichen Zuſtands mit Beſtimmtheit und Offenheit darzulegen.

Gerechtigkeitsliebe und Mitleid bewog die hohe Regierung des Kantons ſchon mehreremal den Verſuch zu machen, den unglücklichen, meine Exiſtenz gefährdenden Schritten, die in der bekannten Anklage gegen mich, Herrn Schmid und mein Haus an hieſige Stadtbehörde ihren Urſprung fanden und Jahrelang auf eine unerhörte Weiſe fortgeſetzt wurden, ein Ziel zu ſetzen. Sie verſuchte es lange umſonſt; endlich aber gelang es ihr durch die ſorgfältige und edle Bemühung des von ihr hiefür beauftragten Herrn Regierungsſtatthalters du Thon, unterm 31ſten December 1823. Herrn Niederer dahin zu bewegen, den uns am 27ten März v. J. von ihm freywillig zugeſtellten, aber nach drey Tagen wieder zurückgenommenen Verſöhnungsvorſchlag in ſeiner völligen Kraſt anzuerkennen und als Fundament eines endlichen Vergleichs unter oberkeitlicher Auctorität zu beſtätigen. Er lautet wörtlich alſo: „Les soussignés, Monsieur le „Docteur Henri Pestalozzi, fondateur et chef „de son institut d'éducation á Yverdon; de plus, „d'un côté Monsieur Germain Krüsi, directeur „de l'école cantonale d'Appenzell á Troghen, „Monsieur Conrad Näf, chef d'un institut de „sourds-muets, et Monsieur le Docteur Jean Niederer, ministre du saint Evangile et chef d'un „institut de demoiselles, et de l'autre côté Monsieur Joseph Schmid *), résolus de terminer „leurs différends à l'amiable et d'une manière „conforme au caractère personnel, à la dignité „et à la situation civile et sociale des personnes „agissantes, sont convenus des points suivants:“

1) „Ils déclarent comme contraires à la vérité, „á une meilleure connoissance et à une plus „intime conviction, toutes les mauvaises „interprétations, médisances et imputations „qui ont eu lieu par effet de mabentendus „depuis le retour de Monsieur Joseph Schmid „dans l'institut Pestalozzi en 1815, particulièrement depuis le commencement de „l'année 1816, quel qu'en soit le nom, de „qui que ce soit qu'elles émanent et lesquelles ont été divulgneés verbalement,

---

*) Hier iſt zu bemerken, daß Herr Niederer bey Verfertigung dieſes Inſtruments mich als auſſer allem Streit mit ihm ſtehend, nur meinen Freund Schmid ihm gegenüber ins Auge zu faſſen ſchien.

„par écrit et par voie d'impression.
„désavouent en particulier formelleme
„les accusations et défenses basées sur u
„rélation de comptabilité non-terminé
„comme étant sans fondement et provena
„d'une erreur devenue passionnée, en ta
„qu'elles offensent l'honneur et la droitu
„des personnes qu'elles regardent."

2) „Les plaintes pendantes devant la Justi
„seront retirées par chaque partie, en ta
„que cela la regarde. Chacune paye
„frais."

3) „La rélation de comptabilité en contes
„tion sera remise à quatre arbitres qui, d
„le cas de voix égales, choisiront un s
„arbitre, qui alors décide. Chaque pa
„choisit deux arbitres. Leur choix en re
„libre à chacune d'elles sans restriction.
„décision peut être publieé si on le dési

4) „Comme il est essentiel, d'une part,
„l'harmonie des établissements dans
„intérieur et la marche libre des person
„qui les dirigent, ne soient pas troubl
„que, de l'autre part, les moyens exist
„pour l'entreprise de Pestalozzi puis
„être employés autant que possible,
„sieurs Naf et Niederer s'offrent à Mons
„Pestalozzi pour l'avancement du but d
„efforts, en tant qu'ils peuvent lui être
„les et qu'il les y invite personnellem
„Bien entendu qu'il n'est rien moins q
„tion que de s'ingérer dans les rélation
„térieures de l'institut Pestalozzi et
„de sa direction, tout comme Monsieu

„stalozzi ne pouvoit jamais songer à s'ingé„rer dans la direction de leurs établisse„ments.“

5) „Au cas que, relativement aux voeux et „aux demandes de Monsieur Pestalozzi à „l'égard des personnes ci-dessus nommées „et de leurs établissements il dût, ce que „nous sommes bien loin craindre, s'éle„ver de nouveaux malentendus et de nou„velles dissentions, des juges arbitres à „nommer à Yverdon même, termineront „ces difficultés d'après des vues franches et „généreuses.“

6) „Au cas que Monsieur Pestalozzi eût du „scrupule à insérer tout le contenu de cette „convention dans les feuilles publiques, „Messieurs Krüsi, Näf et Niederer se con„tentent de la publication du premier point „ou des trois premiers.“

„Yverdon, le 31. Décembre 1823.“

„Signé. *Pestalozzi.*“ „Signé. *J. C. Näf.*“
„*Joh. Schmid.*“ „*Jean Niederer*,
tant en son nom qu'au nom
de Mons. Herrmann Krüsi.“

Es ſchmerzt mich, dieſes Dokument höchſt unſeliger Tage und Jahre in meine Werke aufnehmen zu müſſen. Aber ich kann nicht anders, indem die Natur dieſes Kampfes, der von ſeinen erſten Urſachen an bis auf ſeine letzten Folgen durch einen Zeitpunkt von mehr als einem Decennium dahin wirkte, alle Hoffnungen und alle Mittel, die ich nothwendig gehabt hätte, um meine Lebensbeſtrebungen zu realiſiren,

in mir und um mich her zu untergraben und allmälig
ſo viel als gänzlich zu zernichten. Ich hoffe, das Pu
blikum theile den Schmerz mit mir, daß ich mich ge
nöthigt ſehe, meine projektirte Stiftung, von der ich
mir ſo viel Segen verſprach, durch dieſe berührten Um
ſtände als völlig vereitelt und mich als gänzlich unfähig
zu erklären, die Verpflichtungen, die ich diesfalls mi
ſo viel Hingebung und Aufopferung über mich genom
men, wirklich erfüllen zu können.

Ich habe bis auf den letzten Pfenning des in me
ner Hand gelegenen Vermögens alles gethan und alle
aufgeopfert, dieſe projektirte Stiftung möglich zu ma
chen. Ich habe ſogar hiefür das Vermögen und d
Rechte meines Sohnsſohns nicht nur gefährdet, ſo
dern wirklich geſchwächt; aber mit allen meinen Au
opferungen richtete ich nichts anders aus, als mein
Kopf an einen Felſen anzuſtoſſen und in Rückſicht a
dieſen Plan ohne allen Nutzen und ohne allen Erfo
bluten zu machen. Ich hätte unter den Umſtände
die obwalteten, unter den Unglücken, die mich betr
ſen, unter den Verlüſten, die ich litt, und bey de
perſönlichen Unvermögen, in welches ich mich hine
geſtürzt ſah, dieſen Plan ſchon vor vielen Jahren a
geben und das thun ſollen, was ich jetzt zu thun
nöthigt bin, nämlich zu erklären, daß ich gegenwär
gänzlich unfähig bin, ihn wirklich auszuführen, und
dieſer Rückſicht die freywillig, aber unvorſichtig
mich genommenen Verpflichtungen nicht weiter als
mir liegend anerkennen kann, ſondern einzig als P
vatmann frey und unverpflichtet für meine Lebens
ſtrebungen noch zu thun gedenke, was mir diesſ
möglich ſeyn wird.

Meine hieſige Anſtalt iſt in ihrem Weſen von
ner Natur, daß ſie gänzlich nur unter günſtigen U

ſtänden und unter Fortdauer eines öffentlichen Vertrauens hätte gedeihen können. Dieſes iſt durch die unglücklichen Umſtände, die man nun weißt, zu Grunde gerichtet. Ihr innerer Werth iſt deswegen nicht geringer; ich werde darüber auch im nächſten Band meiner Schriften entſcheidendes Licht geben. Aber ich bedarf zur Forterhaltung meines tief untergrabenen Hauſes Reſſourçen, die ich gegenwärtig nur in meinem ſchriftſtelleriſchen Verdienſt finden kann. Ich muß und werde alſo alles thun, dieſe einzig mir übriggebliebene Reſſourçe für die Fortbearbeitung meiner Lebenszwecke, ſo viel als mir möglich iſt, zu benutzen.

Die Vollendung des vorzüglichſten Werks meines Lebens, die Fortſetzung von Lienhard und Gertrud, fordert noch zwey Theile, wovon der erſte ſo viel als vollendet in meiner Hand iſt; und mehrere kleinere Aufſätze, die zum Theil über die Geſchichte meiner, in verſchiedenen Richtungen die Aufmerkſamkeit des Publikums verdienenden Lebensbeſtrebungen Licht geben, werden auch etwa einen Theil ausfüllen. Nebendem werden, nach der Anzeige vom März 1817, über die praktiſchen Ausführungsmittel der Idee der Elementarbildung, ſo weit ſie in unſrer Mitte zur Reifung gebracht worden ſind, folgende Bände erſcheinen, deren Bogenzahl damals nicht beſtimmt werden konnte: erſtens, ein Band über alles, was in der elementariſchen Behandlung der Zahl ſich als zuverläßig brauchbar bewährt hat; zweytens, ein Band über die elementariſche Behandlung der Form; und eben ſo ein Band über alles, was ich über die elementariſche Behandlung der Sprache und anderer Unterrichtsfächer ſeit vielen Jahren vorbereitet und in praktiſchen Uebungen dargelegt in Händen habe.

Ich hoffe, das Publikum, das ein halbes Ja
hundert mit ſo vieler Menſchenfreundlichkeit an m
nen Lebensbeſtrebungen und Schickſalen Theil geno
men hat, werde mir dieſe Theilnahme in Tagen,
denen ich ſie für meine Zwecke nöthiger als je ha
auch weniger als je verſagen.

Iferten, den 17ten März 1824.

Peſtalozzi.

Erſte Abendſtunde.

Inhalt.

Veranlaſſung der Abendſtunden.

Vom Unglück der Eltern, denen ihre Kinder mit Recht ihr Elend vorwerfen können.

Vom Schönen und Nichtſchönen, vom Schweigen und Vorwerfen der Fehler unter Eheleuten.

Daß Fehler und Laſter in ihren Folgen an Ort und Stelle gar ungleich ſind.

Von Menſchenkenntniß und Weltklugheit.

Vom Rechthaben, dem einzigen Troſte der Narren.

Chriſtoph, ein braver Hausvater in Thalauw und einer von den erſten Landleuten, hatte das Buch „Lienhard und Gertrud" in die Hände bekommen, und da er's geleſen, nahm er ſich vor, daſſelbe mit ſeinen Hausgenoſſen in einigen Winterabenden zu wiederholen.

Seine Frau Elſe, ſein Hausknecht Jooſt, ſeine Kinder und ſeine Mägde waren dann allemal in dieſen Abendſtunden bey einer ländlichen Arbeit in der Stube, und jedermann ſagte unverholen alles, wozu ihn das Buch veranlaßte. Vorher aber hatten alle daſſelbe ſchon ganz durchgeleſen und verſtanden alſo die darin enthaltenen Anſichten zum Theil in ihrem Zuſammenhange unter einander und zum Theil wie ſie einzeln jedem von ihnen in Auge fielen.

Chriſtoph ſelber, der ſo ein gutes Gedächtniß hat, daß er am Sonntag Abend des Pfarrer's Morgenpredig von Wort zu Wort wiederholen kann, hat mir den Inhalt dieſer Abendſtunden umſtändlich vorerzählt, und ic habe, ohne etwas hinzuzuſetzen, ihm alles nachgeſchrieben. Denn ich wollte die herzlichen Meynungen dieſer trauten guten Leute auf keine Weiſe verderben, ſondern ſie denen die Nutzen daraus ziehn können und wollen, ganz ſo geben, wie ich ſie empfangen.

Erſte Abendſtunde.

Chriſtoph, der Hausvater, lieſt den erſten Abſchnitt, und ſagt dann: Elſe, es kann für Eltern kei größeres Unglück ſeyn, als der Gedanke, ihre Kinder werden einſt durch ihr Verſchulden unglücklich, über ſie weinen und trauern müſſen und ſich ihrer nicht mit Freud und Dank erinnern können.

Elſe antwortet: Ja wohl, Vater, muß es über alles, was man ſich vorſtellen kann, erſchrecklich ſeyn, Kinder vor ſich zu ſehn, die in Noth und Elend einem Vate vorwerfen können: „wenn du dieſen oder jenen Fehle „nicht gehabt, dies oder jenes Böſe nicht gethan hätteſt „ſo hätten wir Haus und Hof noch bey einander; un „jetzt haben wir nichts und ſind im Elend.“ Ach, Vater! ſo ein Vorwurf würde mich ins Grab bringen.

Chriſtoph. Sey ruhig, du Liebe! ein ſolcher Vorwurf wird dich nicht ins Grab bringen.

Elſe. Gott hat auch bey der Gertrud für dieſes Unglück geſorgt. Sie war ſo brav, und es ſchien ſicher unmöglich, daß ihr Mann in Fehlern gänzlich verhärten konnte, die zu einem ſolchen Unglück führen müſſen.

Jooſt. Es mißlingt oft auch der beſten und klügſten Frau, einen verdorbenen Mann zu ändern, ſo wie es nicht weniger auch oft dem beſten und verſtändigſten Manne unmöglich wird, eine verdorbene Frau zu ändern; aber dennoch iſt's wahr, Gertrud ſcheint die ſeltene Gabe zu beſitzen, ihrem Lienhard auf eine Weiſe zu Leibe zu gehn, die gerade die einige rechte iſt, eines Mannes Fehler aus dem Grunde zu heben. Sonſt langen gewöhnlich die Weiberkünſte über dieſen Punkt nur ſo weit, daß ſie die Männer klug genug machen, ihre Fehler vor ihnen zu verbergen.

Elſe. Aber, Jooſt, was meynſt du, was iſt der Grund davon, daß ſo wenig Weiber hierin weiter kommen?

Jooſt. Die Urſache, denke ich, iſt geradezu dieſe, daß ſie es nicht anſtellen wie Gertrud. Siehe nur, Elſe, ſie fängt nicht mit Unwillen, mit Schwatzen und Zanken, ſondern damit an, daß ſie, faſt über ihr Vermögen, alle Kräfte anſpannt, das wieder in Ordnung zu bringen, was der Mann mit ſeinem Fehler zu Grunde gerichtet. Sie fängt damit an, daß ſie ſelber untadelhaft iſt! Eine Frau, die ihrem Manne, der ſein Geld unnütze verſchwendet, ſo natürlich, ſo ohne Stolz und Anmaßung mit Wahrheit unter die Augen ſagen kann: „Ich bin um Mitternacht an der Arbeit, daß meine Kinder zu eſſen haben, und ich ſchränke mich bis auf's Waſſer und Brod

„ein, daß ich's erſchwingen und erſtreiten könne" — denk' Elſe, ſo eine Frau muß ja alles über ihn vermögen, ſo ſehr er auch im Fehler ſteckt.

Chriſtoph. Ja, Elſe! eine ſolche ſanfte Geduld, eine ſolche Großmuth und ſtille Treue muß auch dem roheſten Menſchen das Herz brechen. Sie zeigt ſelbſt mitten in Vorwürfen, mitten in Sorgen, die ihr beynahe das Herz abdrücken, daß es ſie ſehr ängſtigt, ihren Lieben auch nur mit einem Worte zu erzürnen. Sie harrt ohne Vorwürfe ſtille leidend aus, bis ſie nicht mehr kann, bis ihre Thränen und ihr Jammer ſie gleichſam wider ihren Willen verrathen; und eine ſolche Sorgfalt müßte ja einen Stein bewegen.

Elſe. Ja, Vater! du haſt wohl recht; was aus dem Herzen kommt, geht wieder zu Herzen, und dieſer Weg iſt der einige rechte für ein unglückliches Weib.

Jooſt. Es wird dich aber jetzt auch nicht mehr wundern, warum wenige Weiber in dieſer Lage nicht viel mit ihren Männern ausrichten.

Elſe. Hm! nicht mehr ſo gar.

Jooſt. Aber es iſt ein groſſes Unglück, daß es ſo iſt, und die meiſten Weiber mit ihren Männern gar nicht ſo umgehen, wie es ſeyn muß, um ihnen ans Herz zu kommen; denn darum behalten auch faſt immer Männer und Weiber, ein jedes gegenſeitig, ihre Fehler und kränken und ruiniren dadurch eines das andere. An einem Orte zürnt das Weib, daß der Mann ein Glas Wein trinkt, weil ſie aus dem Gelde lieber eine Hoffart kaufen möchte, und der Mann hängt ob der Hoffart des Weibes das Maul, weil er lieber Wein dafür trinken würde; ſo aber kann nothwendig keines das andere beſſern; denn dieſes iſt nur da möglich, wo auf der einen Seite die reine Liebe, ein gutes Gewiſſen, frommes Dulden dem einen Theil ſtille Thränen über die Fehler des andern ins Auge treibt; nur da, wo der leidende Theil ſeine Liebe ob den Fehlern ſeines Ehegenoſſen nicht verliert, ſondern mit deſto mehr Liebe und Sorgfalt zu Werke geht, je wichtiger der Fehler iſt; nur da, wo der leidende Theil gleichſam jedes Wort abwiegt, daß er nicht beleidige und erzürne und das Herz des fehlenden Ehegenoſſen verliere.

Elſe. Ich bin vollkommen deiner Meynung, und weiß dann auch, daß, wenn der Menſch das, was du da ſagſt, redlich und fromm thut, die Verſehung dann auch immer Umſtände und Vorfälle herbeyführen wird, welche dem Fehlenden das Herz bewegen, wie es hier dem Lienhard durch und durch bewegt und eingenommen wurde, als er ſeine Frau und ſeine Kinder in einem ſo entſetzlichen Jammer antraf.

Jooſt. Und Gertrud hat dann dieſen Umſtand ſo bedächtlich und ſorgfältig benutzt, als ich es nicht leicht von einem Weibe geſehn, und dann zugleich mit einer Klugheit verhütet, daß nicht das geringſte unvorſichtige Wort auch den entfernteſten unanſtändigen Gedanken über ſeinen Vater ins Herz ihres Kindes bringe, daß man wohl ſagen kann, ihre Manier ſey eine wahre Probe von ächtem Weiberverſtande.

Elſe. Auch dieſes, daß ſie durch Beten zu der ruhigen und bedächtlichen Gemüthsverfaſſung zu gelangen ſucht, die ihr bey dem wichtigen Entſchluſſe, ihrem Manne jetzt alle ihre Sorgen zu entdecken und ihr Herz auszuleeren, ſo nothwendig war, zeigt, daß ſie aus Erfahrung wiſſe, wie man innwendig ſeyn müſſe, wenn einem gelingen ſoll, was man vorhat.

Chriſtoph. Eine ſolche Bedächtlichkeit, einem Manne Vorwürfe zu machen, habe ich in meinem Leben nie geſehn.

Elſe. Aber iſt Gertrud vielleicht hierin nicht zu weit gegangen, daß ſie ihren Mann zu viel und zu lange geſchont hat? Die Sorgfalt eines Ehegenoſſen, den andern zu ſchonen und ihn nicht zu kränken, muß gewiß auch ſeine Grenzen haben.

Jooſt. Wir wiſſen ja nicht, was Gertrud vorher gethan, ihn von ſeinem Fehler abzuhalten; alſo können wir nicht behaupten, daß ſie hierin zu weit gegangen ſey; hingegen ſehen wir deutlich, daß ſie wohl verſtanden habe, wie weit dieſe Schonung getrieben werden durfte, da ſie zu ihrem Manne ſagte: „ich wäre nicht treu an dir und „deinen Kindern, wenn ich dir meine Sorge verhehlen „würde.“ Sobald die Pflichten der Treue und Sorgfalt es fordern, daß man rede, ſo darf man freylich nicht mehr ſchweigen; und das iſt auch der einzige rechte Weg, um zu finden, ob man hier zu weit gehe oder nicht.

Chriſtoph. Aber wie war es auch möglich, daß Lienhard bey einem ſolchen Weibe ſo viele Jahre lang in ſeinem Fehler verharren konnte? Ich einmal meynte, Elſe, wenn ich dich nur ein einziges mal ob meinem ins

Wirthshaus gehn ſo weinen ſähe, ich könnte ohne Herzklopfen kein Glas Wein mehr trinken.

Elſe. Du biſt gut, Vater! ich weiß es wohl.

Jooſt. Aber, Meiſter! du mußt deinem armen Lienhard auch nicht unrecht thun. Du denkſt gewiß nicht an die dreißig Gulden, die hintennach kommen, ſonſt könnteſt du wohl begreifen, daß er bey ſeinem Weintrinken auch Herzklopfens genug haben mußte. Einmal ich zweifle nicht daran, daß er hundertmal aufhören wollte, und nicht konnte. Wenn du, wie ich, das Land hinauf und hinunter gelaufen wäreſt, ſo würdeſt du dich hierüber weniger verwundern, und auch gelernt haben, wie die kleinſten Fehler, die ein Menſch hat, ihn ſo leicht an einem Orte unwiederbringlich zu Grunde richten können, wo Schelmen eingeniſtet ſind und den Meiſter ſpielen.

Chriſtoph. Ich wünſchte deine Erfahrungen hierüber nicht, Jooſt! Aber, wie kommt es, daß die Oberkeiten, wo es ſo iſt, nicht Hülfe ſchaffen?

Jooſt. Das iſt gar nicht ſo leicht, inſonderheit auf dem Lande, Meiſter, als es dich dünkt. Die ſchlimmſten Leute ſind da der Oberkeit oft mehr an den Augen, als die brävſten, welche Händel und Streit ſcheuen und der Oberkeit wenig nachgehn; und ſehr oft ſind die Reichſten die Schlimmſten, und die Vorgeſetzten halten es zuweilen mit ihnen. Selber auf den Schlöſſern gibt es Perſonen, die ſolchen Burſchen das Wort reden. Der alte Arner mag auch ſolche Leute um und an ſich gehabt haben. Es ſind Hausdienſte, Schreiber, Jäger, Kammerdiener und Kammerjungfern, die beym Aufſtehen, beym Niedergehen, beym

Eſſen, beym Trinken, bey der guten und bey der übeln Laune ihrer Herrſchaft immer um dieſelbe ſind und ſo ihre ſchwache Seite genau kennen und ihr bey gelegenen Stunden beybringen können, was ſie wollen. Dieſe Leute ſind es, unter denen landesverderbliche Burſche gemeiniglich immer einen geheimen Arm finden, der gegen baare Bezahlung den Kopf ihrer Herrſchaft zu ihrem Vortheile einnehmen und wenigſtens das Böſe, das man von ihnen ſagt, ablenken und verdrehen kann. Ja, es gibt da und dort ſogar ſelber Edelleute, Amtleute, Vögte, die ſolche Schelmenbuben in ſchwach regierten Dörfern zu ihren eigenen Abſichten wohl brauchen können, z. Ex. um Sachen auszuſpioniren, die ſie gerne ſtrafen oder büſſen möchten, oder ſelbige ſogar zu veranlaſſen, oder auch etwa einem Pfarrer oder Vorgeſetzten, den ſie haſſen, allen Verdruß und alles Herzeleid anzurichten. So ſind es hundert Urſachen, wodurch die größten Schelmen in den Dörfern ſich bey der Herrſchaft einniſten, und wenn ſie ſich einmal eingeniſtet haben, ſich ſo feſt ſetzen können, daß es meiſtens eine ſo kitzliche Sache wird, über ſolche Leute zu klagen, daß es faſt niemand wagt; und dann zeigt die Erfahrung zu oft, daß ſo ein angeklagter Dorfmeiſter beynahe allemal mit Ehren hinausſchlüpft und ſeine Ankläger mit Schand und Spott dahinten ſtehen müſſen. Denn wenn es auch noch ſo ein ehrlicher Mann iſt, der über ſie klagt, ſo hat er doch das halbe Dorf wider ſich; iſt es aber ein Schelm, ſo iſt dann dem Beklagten erſt recht geholfen, wenn er zeigen kann, was das für ein Kerl war, der ihn anklagte. Der größte Dorftyrann, den ich kenne, hat ſich hauptſächlich dadurch bey ſeinem Oberherrn einſchmeicheln und feſtſetzen können, daß er das Glück gehabt, von Leuten verklagt zu werden, denen er ſelbſt Schelmenſtücke beweiſen und in deren Klagepunkte er Sachen als Lügen darthun konnte. Von dieſer Zeit an glaubte ſein Oberherr dieſen Leuten kein Wort mehr, und der Burſche ſetzte, ohne daß ihn weiter jemand verklagen durfte, im Dorfe durch, was er auf der Welt wollte.

Chriſtoph. Man weiß nicht, was man in einem Dorfe Gutes hat, wo keine ſolche Schelmenordnung iſt, und wie ſehr man Sorge dafür tragen ſollte, daß kein ſolch Unglück einreiſſe.

Jooſt. Ja wohl, wir haben Gott zu danken für unſern lieben, alten Wirth. Das iſt ein Mann, wie man weit und breit keinen ſolchen findet. Er iſt im Stand, wenn er merkt, daß etwas Ungeſchicktes bey ihm vorgehn ſolle und etwa einer dem andern etwas Verfängliches zumuthet, Frau und Vogt und Bruder und Schweſter zu berichten, was vorgehen ſoll. Auch wo immer von ihm geſprochen wird, hört man ihn allemal loben und rühmen. Ich habe erſt geſtern eine arme, fremde Frau auf der Straße angetroffen, die, ſo müde ſie auch war, ſich doch noch zwang, hieher zu kommen und hier übernachten wollte. Dieſe Frau ſagte mir, man bekomme für ſeinen Kreuzer weit und breit kein ſo großes Stück Brod wie bey ihm, und eben darum habe ſie dieſe halbe Stunde noch erzwingen wollen, ſo müde ſie auch ſey. Wäre ich Wirth, es würde mich mehr freuen, wenn man das von mir ſagte, als wenn man erzählte, daß Kaiſer und Könige bey mir abgeſtiegen wären.

Elſe. Ich haſſe die Wirthshäuſer, und es könnte mir kein größeres Unglück begegnen, als wenn ich Wirthin ſeyn müßte. Aber ſo ein Lob iſt doch auch etwas, daß ich nicht viel Schöneres kenne.

Jooſt. Um aber wieder auf unſern Lienhard zurückzukommen, mußt du auch in Acht nehmen, Meiſter, daß ein Handwerksmann, der meiſtens nicht bey Hauſe arbeitet und folglich auch im Eſſen und Trinken nicht in der Ordnung beſorgt wird, mit dem Wein auch weit leichter verführt wird als ein Bauersmann, der ſein Eſſen und Trinken alle Tage ordentlich an ſeinem Tiſche, bey ſeinem Weibe und bey ſeinen Kindern findet.

Chriſtoph. Es iſt wahr, und ich begreife es jezt ſelber, der Fehler Lienhard's iſt blos dadurch, daß er in Bonnal und unter Leuten lebte, welche dieſem Fehler auflauerten, ſo wichtig geworden.

Jooſt. Dieſer Umſtand zeigt auch, was ich in andern Fällen hundertmal ſchon bemerkt habe, daß es eine armſelige Sache iſt, die Menſchen ſo überhaupt in den Tag hinein und ins Allgemein vor Fehlern zu warnen. Wenn man nicht blind iſt, ſo ſieht man an allen Ecken, daß in den Verſuchungen, die alle Fehler veranlaſſen, jedermann gefangen und verſtrickt wird, der nicht ſehr viel Kenntniß von den Umſtänden hat, unter denen er lebt, und nicht gar wohl zur Bedächtlichkeit und Sorgfalt in allen ſeinen Sachen gezogen iſt. Z. Ex. hier kommt es nicht einmal in die Frage, ob der Geluſt nach einem Glas

Wein an ſich ſelber ein Fehler geweſen; hingegen aber iſt es unzweydeutig, daß die Unklugheit, der Mangel an Kenntniß der Leute, mit denen er ſich einließ, und der Mangel an Muth, ſich, ſobald er ſie erkennt, von ihnen loszumachen, die eigentlichen Fehler waren, die den armen Mann und ſeine Haushaltung unglücklich machten; und, Meiſter, glaube nur, daß aus dieſem Grunde tauſend Menſchen mit dem beſten Herzen unglücklich werden, denen man nachſagt, ihr Leichtſinn ſey daran Schuld, obgleich oft nichts weniger wahr iſt als dieſes, und ſie vielmehr blos aus Mangel an Menſchenkenntniß und an der nöthigen Klugheit, mit unbekannten Leuten umzugehn, unglücklich geworden. Und dieſer Mangel an Klugheit und nöthiger Bedächtlichkeit, mit den Leuten umzugehn, wird im täglichen Leben immer allgemeiner, und findet ſich oft bey Leuten, die ſonſt gar viel wiſſen und gar viel ſchwatzen können. Ich glaube, man lehre die Kinder dasjenige, was ſie zu dieſer nöthigen Bedächtlichkeit und Klugheit führen könnte, nicht genugſam. Und doch iſt das ein großes Unglück im Lande; denn dadurch, daß dieſes den Menſchen ſo oft mangelt, entſtehn die vielen Unglücke in Handel und Wandel und das tauſenderley offenbare und geheime Hauskreuz, das allenthalben täglich mehr zunimmt, und dem man unmöglich abhelfen kann, wenn man nicht anfängt, in der Erziehung der Kinder mehr auf Bedächtlichkeit, Klugheit und Menſchenkenntniß abzuzwecken.

Elſe. Man ſollte meynen, etwas ſo Wichtiges dürfte denen, die uns lehren, was Menſchen erziehn ſey, nicht leicht entgehn.

Joost. Gewiß einmal iſt, daß oft vielerley Lehrſachen, die man den Kindern in den Kopf bringt, ſo wenig zum Hausbrauch gut ſind, als wächſene Aepfel und Birnen zum Eſſen. Es merkt auch ein jeder Menſch, der die Leute in ihren Häuſern und in ihren Wohnſtuben kennt, daß es überall zweyerley Sachen ſind, für die Schule, für die Kirche und für den Pfarrer ganz ausgelernt, und hingegen für Vater und Mutter, für Haus und Hof, für ſeine Geſchäfte und Beſtimmung geſcheid, wohlgezogen und brauchbar zu ſeyn; und es iſt gewiß ſchlimm, daß die Eltern, anſtatt ihren Kindern die Hauptſache ihres Erdenlebens, die Erfahrungen über Umſtände und Leute, mit denen ſie am meiſten beſchäftigt ſeyn werden, beyzubringen, lieber mit ihnen von Sachen aus jenem Leben, die ſie nicht verſtehen, und von Geſchichten aus dieſem Leben, mit denen ſie die Kalenderſchreiber narren, reden. Dafür aber haben wir auch ſo viele liederliche Lienhards, die übrigens wohl unterwieſen und geſchult ſeyn mögen.

Chriſtoph. Aber es wird ſpät, Elſe, weißt du noch etwas über dieſen Abſchnitt?

Elſe. Nein, Vater! nicht viel. Doch noch das, daß es bey allem, was man einem Menſchen beybringen will, ſo viel darauf ankommt, wie man's ihm beybringt, und doch wollen das ſo wenig Leute begreifen, und verderben faſt immer mit dem übeln Anbringen ihre gute Meynung und das, was ſie haben wollen und ſollen zurecht machen.

Chriſtoph. Und die meiſten ſolcher Leute, die ſo mit ihrer Dummheit alles, was ſie anbringen und anſtellen wollen, ſelber verderben, dürfen dann, wenn man ihnen ihre Unvorſichtigkeit vorwirft, noch ſagen: „ich hatte doch recht.“

Joſt. Das „ich hatte doch recht“ war, ſeit dem die Welt ſteht, der Troſt aller Narren und Schalke; und doch iſt es ewig wahr, daß wer immer etwas, das er zurechtmachen könnte, verderbt, nie recht hat.

Elſe. Das iſt wohl wahr; aber dieſer Probeſtein wäre den meiſten Leuten für ihren Verſtand und ihr Herz zu gut.

Chriſtoph. Jetzt wollen wir's gut ſeyn laſſen. Fritz! ſage mir nur noch kurz, was du von dem, was wir zuſammen geredet, im Gedächtniſſe behalten haſt.

Fritz. Einmal das habe ich behalten, daß wir einen braven Wirth und einen braven Vogt haben, und daß das an vielen Orten nicht alſo iſt.

Chriſtoph. Was noch mehr?

Fritz. Daß wenn Schelmen an einem Orte einniſten, ſie ſchwer daraus zu vertreiben ſind.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß wer etwas verderbt, nie recht hat.

Chriſtoph. Was mehr?

Fritz. Daß wer Schelmen anklagt, eine ſchlimme Arbeit auf dem Halſe hat.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß der Dienſt nur halb ſey, wenn jemand ſagt, er ſolle ſich von Fehlern hüten, und daß, um ihn ganz zu machen, man ihm auch zeigen müſſe, wie er das könne.

Chriſtoph. Und du, Elſe, was weiſſeſt du?

Elſe. Daß ich und noch viele Weiber nicht ſo geſcheid ſind als Gertrud, und nicht ſo äuſſerſt artig mit unſern lieben Männern umgehn können wie ſie.

Chriſtoph. Weißt du nichts Geſcheideres?

Elſe. Ae — du hörſt doch das ſo ungerne nicht, Meiſter.

Chriſtoph. Vielleicht.

Jooſt. Du trauſt dir wohl, Elſe, ſonſt hätteſt du geſchwiegen.

Chriſtoph. Weißt du nichts mehr, Elſe?

Elſe. Wohl. Das Unglück der Eltern ſey groß, die Kinder in Noth und Elend anklagen können, daß ſie Schuld daran ſeyen.

Chriſtoph. Und weiter?

Elſe. Nichts.

Chriſtoph. Und du, Jooſt.

Jooſt. Es fällt mir jezt auch nichts mehr bey.

Chriſtoph. Aber ich weiß noch etwas.

Elſe. Was dann, Vater?

Chriſtoph. Daß ich Gott danke, den Schloßdienſt und die Schloßordnung nicht ſo wohl zu verſtehn als Jooſt.

Jooſt. War's nur das?

Chriſtoph. Es iſt mir vollends genug.

Zweyte Abendſtunde.

Inhalt.

Vielerley ungleiche Arten und Manieren, arme Leute zu verhören.

Was eine Taſſe Thee Gutes und Böſes anſtellen könne.

Von einem Schweizerlandvogt, wie es wenige giebt.

Vom Aufſchreiben und von der Hausordnung.

Worüber Kinder für die Oberkeit beten lernen, und worüber ſie es vergeſſen lernen.

Von einem Sparhafen, von Muttertreue, vom Geldverſtecken und von David's Schandreden.

Es iſt doch der geradeſte Weg, im Druck und in der Noth bey der Oberkeit Rath und Hülfe zu ſuchen, ſo ſehr man ſich auch davor ſcheut, ſagte Chriſtoph, als er den zweyten Abſchnitt geleſen.

Jooſt antwortet: Das iſt ſo wahr und nicht wahr, je nachdem man eine Sache und eine Obrigkeit hat; einmal ich wollte es nicht allen Weibern rathen, mit Kindern auf dem Arme in die Schlöſſer zu kommen, und da die Herren Untervögte zu verklagen.

Chriſtoph. Ich meyne das eigentlich ſelber nicht; aber doch dünkt mich, es wäre vielleicht für ein Land das gröſte Glück, wenn die Oberkeiten auch von Weibern, welche im Drucke ſind, und von Kindern, denen

Unrecht geſchieht, ihre Klagen mit Liebe und Aufmerkſamkeit annehmen würden.

Jooſt. Das hat ſo ſeine groſſen und vielen Schwierigkeiten. Amtleute, die ſo leicht jedermann Gehör geben wollen, müſſen ihre Leute und deren Rechte äuſſerſt wohl kennen; ſie müſſen an ihrem Platze mit Kopf und Herz ganz Meiſter ſeyn, und niemand, der unter ihnen ſteht, allzuſehr lieben, und noch weniger fürchten oder nöthig haben. Wo das nicht iſt und wo Edelleute und Amtleute, ohne genug Klugheit, Geſchäftskenntniß, Muth und Unabhängigkeit zu beſitzen, dennoch jedermann, der etwas anbringen wollte, wie Arner, der Länge und der Breite nach abhören wollten, ſo würden ſich unfehlbar alle Tage aus jedem Weibergewäſche lauttönende Rechtshändel anſpinnen laſſen, deren lächerliche und ſchändliche Ausgänge das Elend und Unglück, das im Lande iſt, ſicher noch verdoppeln würden. Dieß geſchieht auch nicht ſelten, daß gute, aber ſchwache Herren, bey angehenden Regierungen *), in dieſen Fehler verfallen; das End vom Lied aber iſt meiſtens dieſes, wenn ſie einige Zeit von Klägern und Beklagten mißbraucht und irregeführt wor-

---

*) In der Schweiz wechſelten die Regierungen der Amtleute, welche Landvögte hieſſen, gewöhnlich alle ſechs Jahre; die meiſten Gerichte im Lande wurden mit Männern beſezt, welche die Studien, die ihre Stellung erforderte, nicht hatten; die Landſchreiberſtelle war lebenslänglich und ihr Einfluß, unter dieſen Umſtanden, bleibend und hie und da willkührlich.

werden, ſo werden ſie nach und nach ſo müde, daß ſie endlich ſelbſt vor dem Klopfen an der Audienzſtube erſchrecken, und in der Annahme von Klagen ſo behutſam werden, daß Weib und Kind von ſelbſt bey Hauſe bleiben. Es muß ein Mann ſeyn, wie man ihn ſelten findet, auf den Weib und Kind im Lande ſich wie auf einen Vater verlaſſen und bey ihm ohne Gefahr ihr Herz über alles, was ſie drückt, ausleeren dürfen.

Elſe. Ja, es muß ein Himmel auf Erde und die gröſte Freude ſeyn, unter einem ſolchen Herrn zu wohnen.

Jooſt. Es verſtehen dieſe Art, mit dem Volke umzugehn, wenig Menſchen; aber die, ſo es verſtehn, ſind *eigentliche*, geborne Obrigkeiten und Amtleute, und können, wo ſie immer angeſtellt ſind, mit dem Volke alles ausrichten, was ſie wollen. Viele hundert andere, ſonſt gute Richter hätten Gertrud für einmal auch alles klagen laſſen und ſie mit aller Geduld abgehört, aber dann am Ende zu ihr geſagt: „Gute Frau, dein Mann ſagt „jezt das, aber du mußt denken, er iſt Parthey; der „Vogt wird auch etwas anzubringen haben, und ich bin „Richter, ich muß ihn auch anhören.“ Ja, die meiſten von ihnen hätten ganz gewiß noch die herzabdrückende Bemerkung beygefügt: „Wenn du und dein Mann das „nicht beweiſen können, ſo kommt ihr in große Verlegenheit, wenn auch ſchon etwas daran wahr wäre; „darum gewahrt euch, was ihr thut, und hütet euch.“ So hätten hundert der beſten gemeinen Richter der guten Frau geantwortet, ohne daß ich's ihnen im geringſten würde verargen können. Denn wahrlich ihrer hundert hätten im Ernſt und in der Wahrheit nicht abgeſehn, wie und wo ſie dem Elend abhelfen können, ohne daß die Klage vorher bewieſen wäre. Andere ſchlechte Beamtete, die mit Leuten, wie der Hummel einer iſt, gut geſtanden wären, hätten ſich kürzer gefaßt und geſagt: „Das ſteht „einem braven Weib nicht an, mit einem neugebackenen „Kind im Land herum und den Schlöſſern nachzuziehn; „ich kenne euern Untervogt auch; er iſt in vielen Stücken „ein trefflicher, brauchbarer Mann. Wenn aber du oder „dein Mann eine Klage gegen ihn haben, ſo wißt ihr „ja, wann Rechtstage im Lande ſind; da könnt ihr ſie „in aller Form und Ordnung anbringen, und man wird „dann darüber erkennen, was recht iſt.“

Elſe. So iſt dann der Unterſchied doch entſetzlich groß, wie eine klagende, arme Tröpfin in den Schlöſſern auf- und angenommen wird.

Jooſt. Du wirſt doch nicht glauben, daß alle Junker den armen Bauersfrauen, die ihnen etwas klagen, Thee und Milch anerbieten ſollen.

Elſe. Nein, ſo gar närriſch bin ich doch noch nicht, Jooſt.

Jooſt. Du thuſt ihm recht, Elſe. Es gibt Junker, die eigentlich meynen würden, ihre Theeſchale wäre vergiftet, und die eher Hunde und Katzen daraus trinken ließen, als eine Bauerfrau.

Chriſtoph. Das mögen mir aber Junker ſeyn, die einem Arner nicht genug wären die Schuhriemen aufzulöſen. —

Jooſt. Das iſt wahr. Denn ſolche Handlungen, wie dieſe — der Gertrud ſo etwas, das man ſelber genießt und das eben bey der Hand iſt, zur Erquickung zu geben, und doch das, was allem Volk im Land das Herz abgewinnt, und es für ſeine Obrigkeit einnimmt; und es iſt gewiß, wenn man das thut und erhaltet, ſo thut man dem Lande mehr Gutes, als wenn man Streithändel nach allerlei künſtlichen Formen und Ordnungen, links und rechts lange herumdreht, und denn endlich ausmacht. —

Chriſtoph. Es iſt, wie du ſagſt, eine ſolche Handlung, wie dieſe iſt, kann z. B. hundert Menſchen aufmuntern, Hilfe und Rath bey einem Herrn zu ſuchen, den ſie ſonſt nicht anreden dürften, und ebenſo hundert Böſewichter von ihren Streichen abhalten und behutſam machen, die an Oertern, wo die Obrigkeit keine Klage, als auf Stempelpapier und am Audienztag bey geſeſſenem vollem Verhöre aufrichtet, gar nicht behutſam ſind.

Jooſt. So ein Mann, wie Arner, wird einmal immer allen Leuten im Land das Herz gewinnen, und ein jedes Volk in der Welt wird einem ſolchen Herrn für einen Vater und eine ſolche Oberkeit für eine väterliche Oberkeit erkennen, und wo das iſt, aber auch nur da, wo das iſt, fühlt ein Volk, bis in die niederſte Hütte hinab, daß es ein Vaterland hat und gibt in jedem Fall, wo es Noth thut, Gut und Blut für's Vaterland gerne dahin.

Elſe. Einmal du, Jooſt, wenn dir unſer Junker nur ſo treuherzig die Hand reichte, er möchte denn fodern, was er wollte, du würdeſt ihm durch Feuer und Waſſer laufen.

Jooſt. Das denk ich. —

Elſe. Und du, Friz! was würdeſt du wohl thun, wenn dir der Junker einmal ſo ein Geſchenk machen würde, wie Arner den Kindern der Gertrud?

Friz. Ich weiß nicht, Mutter! was ich ihm in meinem ganzen Leben dafür thun könnte.

Chriſtoph. So brauchte es doch auf eine Art ſehr wenig, das Volk zu Allem, was die Obrigkeit will, mit dem beſten Willen hinzubringen. Aber es iſt traurig, daß ſo viele Beamtete hie und da lieber eine Kleinigkeit aus dem Geldſeckel des Volks erhaſchen, als das Volk ſelbſt ſich mit Leib und Seele und allem, was es hat, verbinden und anhänglich machen wollen; und eben ſo traurig iſt es, daß hie und da Amtleute, die zwar Geldhalber nichts Ungerechtes vom Volk wollen, den guten Willen deſſelben aus Unfreundlichkeit, Nachläßigkeit und Hochmuth verlieren?

Joost. Dis ſteife Weſen der Formalitäten, die auch in unſerm Land anfangen, ſich zwiſchen der Obrigkeit und dem Volk wie eine Wand und eine Mauer feſtzuſetzen, macht, daß Oberkeit und Volk auch nie gegen einander ſtehen wie Menſch gegen Menſch, und Leute, die in gleichem Schiff fahren, ſondern immer nur, wie zwei Parthien, die ſich nie ganz einander vertrauen, und auf eine Art ſich vor einander fürchten, und gegen einander auf der Huth ſind, iſt meiſtens Schuld, daß das Land von den Oberkeiten, und die Oberkeiten vom Land oft auch ſo gar viel weniger Nutzen und Freude, und Gutes ziehen, als ſie könnten und würden, wenn es anders wäre, und die Schweizer-Einfachheit, die ehemals zwiſchen unſern oberkeitlichen Perſonen und dem Volke ſtatt hatte, ſich noch mit unſern Sitten, Gebräuchen und Anmaßungen vertragen würden.

Chriſtoph. Arner beſaß dieſe hohe Einfachheit der Vorzeit unſerer Väter im höchſten Grade. Wenn des Mäurers Frau völlig ſeines Gleichen geweſen wäre, er hätte nicht mehr Antheil an ihrem Leiden nehmen können, er läßt ſie ihre Noth von vorne bis hinten erzählen, er hört das, was nicht zur Sache gehört, ſo geduldig ab, als das, was die Hauptſache iſt, er läßt ſie völlig reden, wie ſie kann und mag, und wie es ihr ums Herz iſt, da jetzt bald jeder obrigkeitlicher Thürſteher nur in guter Form und Ordnung und nur mit drei oder vier Worten von einem klagenden Menſchen, der nur aus dem Volke iſt, berichtet ſeyn will.

Jooſt. Dieſes Neumodiſche ſich nur mit drey oder vier Worten berichten zu laſſen, wird nach und nach die Oberkeiten über die Urſachen alles deſſen, was ſie in Ordnung bringen ſollten, völlig blind machen. Denn ſo lang die Welt ſtehet, war Abhören, ſo viel man kann, und Nachforſchen, ſo viel man kann, immer die größte Regententugend, und in Ewigkeit wird der, der nicht geduldig anhört, keiner Sache aus dem Grunde helfen lernen; auch wäre Hummel ganz gewiß noch lange Vogt und Teufel im Dorf geblieben, wenn das erſte Wort des Arners zu Gertrud geſagt geweſen wäre, faſſe kurz, was du willſt, und ſein zweites, das — und das — und das — gehört jetzt nicht zur Sache. —

Chriſtoph. Es iſt in der Welt nichts ſo gewiß als dieſes, daß, bey ſehr vielen Berichten, die Nebenſachen einen weit leichter auf den Grund führen, was an der Sache ſey, als die einſeitige und von den Nebenumſtänden abgeriſſene Darlegung einer eingeklagten Hauptſache; denn auf dieſe iſt man gemeiniglich zum Voraus ſo wohl bedacht, daß hierinn ſelten jemand verirret; und es iſt überhaupt ſicher, daß alle Oberkeiten, die mit ihren Unterthanen wie mit Menſchen umgehen, die ſie lieben, und die vor ihnen ſo reden dürfen, wie's ihnen ums Herz iſt, aller Wahrheit, allem Rechten und allem, was dem Lande nützlich oder ſchädlich iſt, ohne Vergleichung geſchwinder auf die Spur kommen, als die, ſo das nicht thun.

Jooſt. Es wohnt etwa 8 Stunden von uns ein Landvogt auf einer kleinen Herrſchaft, der das vortrefflich verſteht, und der mich ſehr oft an unſern Arner mahnet. Man ſähe ihm nicht an, wenn man mit ihm redet, daß er eine Oberkeit iſt — und doch fürchten ihn ſeine Beamteten und alles, was in der Herrſchaft den Kopf hoch trägt, mehr als ſie noch keinen Landvogt gefürchtet haben, aber er ſpürt ſeinen Bauern auf ihrem Herd und auf ihrem Miſt noch mehr als in der Audienzſtube, nach; auch hat er in einem Monat mehr gelernt, wie es um ihr Herz und um ihr Leben ſtehe, und wo er mit ihnen zu Hauſe ſey, als ſonſt der geſcheideſte Amtmann, der eher in ſeinem Schloſſe gern allein iſt, und es haſſet, mit einem Bauern unter vier Augen zu reden, in ſeinem ganzen Leben lernen und erfahren wird.

Chriſtoph. Ich habe auch ſchon von dieſem Landvogt gehört.

Jooſt. Ich denk's wohl, das ganze Land iſt voll von ihm, es kann aber auch nicht anders ſeyn; denn er macht alles anders, als es vorher der Brauch war. Er erlaubt z. E. faſt niemals einem Kläger geradezu das Recht zu gebrauchen, ſondern gehet mehrentheils ſelber an Ort und Stelle, wo Kläger und Beklagte zu Haus ſind; läßt beide auf dem Platz, wo ihre Streitſache iſt, vor ſich kommen, und redet mit ihnen ganz wie ein anderer Nachbar, der ihnen beiden gleich gut iſt, und gern Frieden unter ihnen hätte; Er läßt ſich Erläuterung geben, giebt wiederum Erläuterung. Er ſetzt den, der etwas unrichtig anſiehet, in Stand, ſeinen Irrthum zu erkennen, und läßt den, der ſeine Anſprache zu weit treibt, empfinden, daß unnachbarlicher und unfreundlicher Gebrauch ſeines Rechtes, Unrecht und nur das Thun ſchlechter Leute ſey; ſo gelingt es ihm faſt immer, die Streitigkeiten ſeiner Leute durch ſolche Augenſcheine in Ordnung zu bringen, ehe er als Richter die Klage davon abgenommen; und vorher war es etwas ganz Unerhörtes, an einen Augenſchein zu gedenken, bis ein Rechtshandel zuerſt in der Audienzſtube hundertfach gekennet, gebläuet, verdrehet und verflochten worden.

Chriſtoph. Das iſt wohl ein guter Landvogt.

Jooſt. Es ſehens doch auch nicht alle Leute ſo an; z. E. der Wirth in ſeinem Dorf will ſein Wirthshaus verkaufen, weil er ihm ſein Einkommen verderbe; und das iſt wahr; wo er immer merkt, daß jemand eben aus dem Wirthshaus zu ihm kommt und ſchon ein Glas Wein im Kopf hat, ſendet er ihn mit dem Bericht weiter, er ſehe Wirthshausbuben nicht gerne im Schloſſe, und gebe niemand, der beſoffen zu ihm komme, einige Antwort. Hiemit hat er es dahin gebracht, daß ſeine Bauern vor dem Wirthshaus vorbeiſtreichen, wie wenn ein Geſpenſt darin hauſe, und die Spieler und Jäger, Wildſchützen, und Bettler lehrt er, wenn es Gelegenheit dazu gibt, oft ganz unbarmherzig Arbeit zur Hand nehmen und Hausordnung lieb haben, —

Chriſtoph. Das iſt mir ein ganz eigener Mann!

Jooſt. Ein ganz eigner Mann iſt er, das iſt wahr; er iſt z. E. im Stand, auf einem Spaziergang oder auf der Jagd, im Holz und Feld bei ſeinen Bauern abzuſitzen, und, wenn ſie ihn nicht kennen, mit ihnen über die Ordnung in der Herrſchaft und über den Landvogt ſelbſt zu ſchwatzen, daß es eine Luſt iſt, und er redet ſo gemein, daß Weib und Kind ihm über alles antworten, was er fraget. Erſt auch hat ihm ein Bauer, da er ſo unbekannt mit ihm und ſeinen Mädern ſchwatzte, von ſeiner Morgenſuppe angeboten, er ſaß auch ohne anders zu, aß mit ihnen, und hatte dann ſeine Herzensfreude, den guten Leuten, die inzwiſchen allerlei mit ihm geſchwatzt, ein paar Thaler zu geben, und ihnen dann zu ſagen, wer er ſey. —

Chriſtoph. Aber du könnteſt bis Morgen von dieſem Manne erzählen, und wir müſſen doch bey unſerm Lienhard und Gertrud bleiben. —

Elſe. Ja: wirklich, ihr Meiſter! Ich dachte es ſchon lange, ihr thätet beſſer, ihr redetet von Sachen, die für unſere Wohnſtube gut ſind, als immer von Sachen, welche Audienzſtuben und größere Leute angehen.

Jooſt. Was einem doch die Weiber immer für Wahrheiten ſagen!

Elſe. Und die Männer uns gar viel von Wahrheiten ſchwatzen, die uns nichts angehen.

Jooſt. Nun, damit du zufrieden ſeyeſt und wir zu unſrer Gertrud zurückkehren, wie gefällt dirs, daß ſie ſo einen geheimen Sparhafen hat?

Elſe. Daß du mich frageſt, Jooſt? So wie ſie ihn anwendet, wirds ſo übel damit nicht ſeyn; und überhaupt dünkt es mich, es ſey zuletzt noch immer beſſer, die Weiber verbergen den Männern Geld, das ſie im Säckel haben, als Schulden, die ſie machen, wenn der Säckel leer iſt. —

Chriſtoph. Wenns Ernſt gilt, von der Sache zu reden, und ich auch ein Wort dazu ſagen darf, ſo iſt eigentlich keines von beiden recht; überhaupt darf eine Frau weder ihr Geld noch ihre Schulden ihrem Mann verbergen, der Fall ausgenommen, daß ſie einen Mann hat, der vollkommen ſo liederlich wie Lienhard, ſie hingegen ſelber vollkommen ſo brav iſt wie Gertrud, und die Umſtände vollkommen ſo betrübt und dringend wie dieſe; in dieſem Fall möchte ich dann aber auch nicht ſagen, daß es Unrecht wäre.

Elſe. Der Meynung bin ich auch völlig. Die Umſtände machen zuletzt in der Welt faſt alles aus; das war vor mehr als tauſend Jahren bey Davids Schaubrodten wahr, und iſt gewiß auch bey dem Geldverſtecken der

Gertrud wahr; ſo wie ſie's that, iſt's wahrlich himmelſchön; denn das heißt etwas, Mangel und Noth, und Elend Jahrelang tragen, und Hunger leiden, und Kälte und Blöße; und das Geld ſeiner Kinder in Händen haben, und es nicht angreifen, und um keinen Heller ſchwächen, das iſt Muttertreu, Chriſtoph, mein Lieber! große Muttertreue!

Chriſtoph. Ja, Mutter! das wäre auch Vatertreu, große Vatertreu, aber wenig Männer würden dieſe Probe aushalten.

Jooſt. Und dieſe Muttertreu iſt es dann auch gewiß, was Arnern ſo gar für ſie eingenommen hatte. —

Chriſtoph. Man müßte kein Menſch ſeyn, wenn einen ſo etwas nicht einnehmen würde, und dann kam noch das Erröthen ob ihrem braven, braven Zedler dazu.

Elſe. Auch das war viel. Es iſt wohl unerhört für eine Bauernfrau, ſo viel Ordnung und Rechnung zu halten. —

Chriſtoph. Ja, Elſe! Man iſt's unter den Bauersleuten noch wenig gewohnt, alles ordentlich und richtig aufzuſchreiben; wir ſelbſt ſind hierin auch nicht gar ſo genau; wir trauen einander hier im Haus, und ſchreiben dies und jenes nicht auf, wie's in den Städten und Schlöſſern, wo gute Ordnung herrſcht, der Gebrauch iſt. Es iſt uns zwar bis jetzt, Gottlob! weder wenig noch viel auf die Seite gekommen; aber doch hat man's nie ſo ganz richtig, wie wenn alles, Großes und Kleines, ordentlich aufgeſchrieben wäre; und es wird bey den Dienſten und bey allen Leuten, mit denen man's zu thun hat, je länger je ſchlimmer, mit Treu und Glaube; darum wird's auch je länger je nöthiger, alles genau und ordentlich aufzuſchreiben.

Elſe. Du mußt das nicht vergebens geſagt haben, Vater! Ich will mir Gertrud zum Beyſpiel nehmen, und in Zukunft muß mir ganz gewiß alles im Haus, Großes und Kleines immer aufgeſchrieben werden; wenn's auch nur wäre, die Kinder an dieſe Ordnung zu gewöhnen.

Jooſt. Du haſt recht, Elſe! und kannſt nicht glauben, wie ein Menſch, der alles genau aufzuſchreiben, und in Ordnung zu halten gewohnt iſt, in der Welt allenthalben ſo unausſprechlich leichter fortkommt, als der, ſo das nicht gewohnt iſt.

Elſe. Das iſt mir ſehr wichtig. —

Chriſtoph. Aber wir haben doch die Hauptſache in dieſem Abſchnitt vergeſſen. —

Elſe. Und was iſt denn dir?

Chriſtoph. Daß der arme Maurer ſeiner Frau es mit den dreißig Gulden bekennet und ſie dadurch in den Stand geſetzt hat, Hülfe und Rath zu ſchaffen; denn ohne das hätte die gute Frau, was ſie auch immer gethan und vorgenommen hätte, nichts ſchaffen können.

Jooſt. Das iſt wahr; und man kanns immer für das größte Unglück in einem Hausweſen anſehen, wenn Eheleute einander etwas verſchweigen, das ein freſſender Schade iſt; man mag verwickelt oder in Unordnung ſeyn, wie man will, wenn man nur Muth faſſet, unverholen einander die Wahrheit ſagt, ſo kann man, es mag ſtehen, [illegible] will, das Uebel am rechten Fleck doch angreifen, und zuletzt kommt man immer auf dieſe oder jene Weiſe zur Ordnung und zur Ruhe. — Aber mit dem Verhehlen, Verläugnen, Halbſagen, den Schaden bedecken wollen, mit Furcht und Muthloſigkeit, mit Zögern und Warten kommt nie nichts heraus, als daß man den Schaden immer größer macht, ſich ein ganzes, langes, mühſeliges Leben durchquält, und zuletzt ohne alle Hülfsmittel verloren geht, und es iſt keine unglücklichere Sache und keine größere Dummheit in der Welt, als wenn man ſich aus Furcht vor Böſewichtern oder Blutſaugern, denen man unter den Händen iſt, lange von ihnen herumſchleppen läßt; denn es iſt nichts ſo gewiß, als was Gertrud ſagt, ſie richten den Furchtſamen, der ſchweigt, zehnmal gewiſſer zu Grunde, als den, der das Herz in die Hand nimmt, es waget, ſich gegen ſie ſtellt, klagt, und zeigt, wie er es mit ihm habe. —

Chriſtoph. Aber er war doch ein Tropf, daß er, da nun das Geheimniß einmal heraus war, nicht ſelbſt zu Arner wollte, und ſo gotterbärmlich ſeine Frau dahin zu gehen bat.

Jooſt. Nein doch! er hatte Recht. Er war im Fehler, und konnte nicht gehen, es war ein höchſt ſchlechtes Ding! und es wären immer hunderte gegen eins zu ſetzen, ein Mann wie er, mit einer Klage wie ſeine, müßte vor einer jeden Oberkeit zu kurz kommen, und man muß da gerade heraus ſagen: Es iſt gar nicht ſicher, daß der Mäurer mit ſeiner Klage den gleichen Eindruck wie Gertrud mit der ihrigen beym Junker gemacht hätte. Es fällt auf, daß es der hohe Charakter der Gertrud ſelbſt war, der Arner zu ſeinem zutrauungsvollen Benehmen brachte. Ein Mann, wie der Mäurer war, hätte beynahe bey jeder Oberkeit mit ſeiner Klage zurückſtehen und ſich noch lange vom Vogt das Blut unter den Nägeln herausdrücken laſſen müſſen. Solche Dorftyrannen haben auf der Welt keinen ſicherern Griff auf einen armen Tropf, der unter ihren Klauen iſt, und ſich ſträuben und gegen ſie klagen will, als wenn ſie ſich kaltblütig auf's ganze Dorf berufen können, daß der Burſch ein ſchlechter Kerl ſeye; und dieſe Antwort hätte der gute Lienhard bey jeder Klage blitzſchnell auf dem Hals gehabt —; er hat's auch vollkommen wohl begriffen, was auf ihn warten würde.

Chriſtoph. Aber dafür mußte ſich der arme Tropf auf eine Art vor ſeiner Frau erniedrigen, die keinem Ehemann, der ein Ehrenmann iſt, anſtehn würde; einmal ich würde mich ins Herz hinein ſchämen, dich, Elſe, für was es immer wäre, zu einer Oberkeit zu ſchicken, und dann noch dich ſo dafür bitten zu müſſen.

Elſe. Es iſt gerade eben ſo gut; ich würde dir auch nicht hingehn.

Chriſtoph. Das glaub' ich dir herzlich gern.

Jooſt. Es iſt immer ein Unglück, wo ein Mann ſeine Frau um etwas bitten muß, das ihn ſo weit herabſetzt; wenn Gertrud nicht eine ſo herzgute Frau geweſen wäre, ſo wäre es Lienhard gewiß hernach übel bekommen, daß er ihr hierin ſo viel zu danken hatte. Weiber, wie die meiſten ſind, vergeſſen nur gar zu leicht, daß ſie im Hauſe nur die Weiber, und nicht die Männer ſeyn ſollen. Es iſt vielen von ihnen wie angethan, ſich im Hauſe ein

Anſehen zu geben, das ihnen nicht gebührt, und bey dem die Männer, ſo ſehr die Weiber ihnen die Pillen zu verzückern ſuchen, dennoch immer in der Hauptſache zu kurz kommen. Das Hauptübel aber in dieſem Falle iſt, daß Kinder und Dienſte in Haushaltungen, wo es ſo iſt, zu den vielerley Arten von Fehlern und Untugenden gereizt werden, die allenthalben ſtatt finden, wo der Mann nicht Mann, und das Weib mehr als Weib iſt.

Chriſtoph. Das alles mag ſo wahr ſeyn als es will, ſo kann doch niemand denken, daß Gertrud den Dienſt, den ſie ihrem Manne beym Junker gethan, ihm je auf eine Weiſe werde entgelten laſſen.

Jooſt. (haſtig) Aber zeig' mir ein Weib in Kayſers Land, von dem du das eben ſo ſicher als von Gertrud ſagen könnteſt.

Chriſtoph. Jooſt! ich will dir eins in meiner Stube zeigen.

Elſe. Getrauſt du dir das, Vater.

Chriſtoph. Zweifelſt du, Elſe?

Elſe. Gott vergaume die Probe!

Chriſtoph. Das wird er wills Gott! aber du biſt mir nicht minder lieb — und für mich nicht minder brav als Gertrud für ihren Lienhard.

Elſe. Das iſt viel!

Chriſtoph. Ja, wenn du mir nicht recht lieb und nicht recht brav wäreſt, ich würde das nicht ſagen. Gertrud iſt wirklich eine auſſerordentliche Frau. Sie iſt allenthalben, bey der Oberkeit ſowohl als in ihrer Wohnſtube, gleich brav für ihren Mann. Es iſt ſo ſchön und gebt einem ans Herz, wie ſie heimgieng und ihre Kinder lehrte, alle Tage Gott im Himmel für den Oberherrn, der ihnen Gutes gethan, mit eben den Gefühlen und eben der Herzenserhebung zu beten, mit denen ſie für Vater und Mutter, die ihnen alle Tage Gutes thun, beten.

Jooſt. Es iſt wahr, ſie iſt auch hierin ſich ſelbſt gleich. Aber mir fiel hierin beſonders auf, daß der Einfluß, den Arner's Thun hierin auf ſie hatte, beweiſt, in welch einem hohen Grad die Hülfe, der Rath und der Beyſtand, den das Volk bey einer guten Oberkeit findet, geeignet iſt, das Herz deſſelben zu den reinſten, kindlichen Geſinnungen und damit zu den Fundamenten einer unauslöſchlichen, ewigen Treue und Dankbarkeit zu erheben. Denn ſo viel Gutes wir immer von Gertrud wiſſen, ſo hätte es ohne Arners Gutthat doch noch lange gedauert, bis ſie dahin gekommen wäre, ihren Kindern über den Stand der Oberkeit und den Genuß, ſo das Volk von ihr hat, Lehren zu geben, ihr Herz von ſich ſelbſt und von freyen Stücken auſſer dem Kreis ihrer Wohnſtuben herauszuführen und zur Empfindung von Bürgerpflichten und Bürgerfreuden, und zu dem Gedanken emporzuheben, in der Gebetsſtunde, Eltern und Oberkeit, als gleichen Wohlthätern der Menſchheit, Lob und Dank zu ſagen. Denn natürlich zu reden, zeigt ſich daraus, daß ſie an dieſem Tag angefangen, für ihren Oberherrn zu beten, ganz deutlich, daß ſie es vorher noch nicht gethan hat.

Elſe. Ich möchte alle oberkeitlichen Perſonen in der Welt zu dieſem Herzenstiſch der Gertrud und zu ihren frommen Gebetsſtunden führen, und ihnen die guten Kinder zeigen, wenn ſie mit Thränen in den Augen und mit den Geſchenken des Junkers in ihren Händen, an ihre Oberkeit als an einen Schutzengel, der ihnen ſo viel als Vater und Mutter iſt, denken! Wüßten doch alle oberkeitlichen Perſonen, was eine mit perſönlicher Liebe und Theilnahme verbundene Wohlthat von ihnen in der Hütte des Armen für ſeelerhebende Folgen haben kann, ſie würden ihre Wohlthaten geradezu aus ihrer Hand in die Hand des Armen legen!

Jooſt. Es iſt wahr, man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was es für ein Unterſchied iſt, zwiſchen Wohlthaten, welche eine obrigkeitliche Perſon durch die Untervögte, Weibel, und ſelbſt durch Pfarrer austheilen läßt, und zwiſchen denen, die ſie ſelber in die Hand des Armen, Leidenden legen.

Chriſtoph. Fritz, werde ſchlauer, was dich dieſen Abend das Wichtigſte dünkt.

Fritz. Daß die Menſchen es nicht von ſich ſelbſt lernen, recht und eingründig für die Oberkeit zu beten, ſondern vielmehr bey Anlaß der Gutthaten, die ihnen die Oberkeit thut und die ihnen ans Herz gehen.

Chriſtoph. Was mehr?

Fritz. Daß eine Kleinigkeit, wie eine Taſſe Thee, ein Glas Wein, und ſo was in einem ganzen Dorf einen ſehr großen Einfluß auf die Treue und Liebe der Unterthanen haben könne.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß Ordnung halten und Aufſchreiben lernen einem durch die Welt helfe.

Chriſtoph. Weiter?

Fritz. Daß Nebenſachen Licht geben können, wie Hauptſachen; und daß, wer einem Klagenden helfen will, ihn geduldig abhören muß.

Chriſtoph. Und du, Elſe, was weiſſeſt du?

Elſe. Daß ich Gott danke, daß ich keinen Mann habe, dem ich den Sparhafen meiner Kinder verbergen muß; daß ich dir ihn aber auch gewiß verbergen würde, wenn du ſo ein Lienhard wäreſt.

Chriſtoph. Und dann —

Elſe. Daß die größte Elterntreue ſich im Unglück zeiget, und daß eine Frau, die einen braven Mann hat, kaum in Fall kommen kann, eine Probe davon, wie Gertrud, zu geben.

Chriſtoph. Und du, Jooſt, was weißt du noch?

Jooſt. Daß deine Elſe dir auch vor alle Oberkeiten laufen würde, wenn's Noth thäte, wenn ſie ſchon nein ſagt.

Chriſtoph. Und dann?

Jooſt. Daß auch ich einem Herrn, wie Arner, durch Feuer und Waſſer laufen würde. —

Chriſtoph. Und dann?

Jooſt. Daß von Angeſicht zu Angeſicht mit einander reden etwas ganz anders iſt als durch einen Drittmann.

Chriſtoph. Weiter.

Jooſt. Daß oberkeitliche Perſonen ihre Liebe zum Volk ihm ſo viel und oft ſie könnten, von Angeſicht zu Angeſicht zeigen, und ewig nie durch Wohldiener, die ſie umſchwärmen, an daſſelbe gelangen laſſen ſollten.

Chriſtoph. Weiter.

Jooſt. Daß Wohlthaten, die gedrückte, leidende Perſonen aus der Hand oberkeitlicher Perſonen ſelber erhalten, einen unausſprechlich ſegensvollen Eindruck auf ganze Haushaltungen und durch ſie auf ein ganzes Dorf machen können.

Dritte Abendſtunde.

Projekt zu einem Signalement.
Ob die Türken ihren Sklaven Naſen und Ohren abhauen.
Von den Dorfwirthen und denen, ſo ihnen ſchuldig ſind.
Von der Seltenheit des Löwenmuths bey armen Weibern.
Daß die Laſter der Menſchen dumm machen.
Was der Schelmen Verſtand ſey, und was er nicht ſey.
Von Ehrbewahrnißſcheinen, aus den Canzleyen, und
Von guten Leumden ſelber.
Von Weiberthränen.
Von Lügen und Ausflüchten.
Vom Vogelfangen.
Vom Zeugnißgeben.
Vom Elend eines Gefangenen im Wirthshaus.
Vom Vielwiſſen eines Bauernknechts.
Vom Wenigwiſſen ſeines Meiſters, auch wie ſie ſich beyderſeits tröſten.

Als **Chriſtoph** den dritten Abſchnitt geleſen, ſagte er: So ſollte man alle ſeines Gleichen abzeichnen und ſie ſo kenntlich abmahlen, daß ſich jedermann vor ihnen ſegnen und behüten, und ſie wie Leute, die von der Peſt angeſteckt ſind, fliehen würde.

Und **Jooſt** antwortete: das iſt wahr; und wenn ſie recht getroffen, ſo ſollte man ſie allenthalben, beſonders an die Wirths- und Schenkhäuſer anſchlagen und mit großen Buchſtaben unter die Zedul ſchreiben: „Das ſind Sie„chen, die einen jeden, den ſie anrühren, mit „unheilbaren Krankheiten anſtecken.“

Chriſtoph. Aber, Jooſt, wer ſollte wohl ſolche Signalements in den Dörfern anſchlagen? die Dorfvögte und Weibel, die ſonſt ſolche Zedul anſchlagen, werden es nicht thun wollen: Sie ſind hie und da die erſten Dorftyrannen ſelber, und wo ſie es nicht ſind, ſind ſie ihnen doch nahe verwandt. Aber, Jooſt! du könnteſt das Signalement von ihnen am beſten machen; du kennſt ſie, ich weiß es, durch und durch. Du haſt einmal bey einem Hauptſchelmen dieſer Art gedient.

Jooſt. Sie ſehen einander in der Hauptſache faſt alle gleich, und ſind ſo viel als alle eben ſo, wie der Vogt im Buch abgemahlt daſteht.

Chriſtoph. Ich weiß das wohl; aber ich weiß auch, daß das, was du von ihnen weißt, ſie noch viel deutlicher bezeichnet. Erzähle uns nach deiner Art, wie du dieſe Burſche erfahren.

Jooſt. Wenn es ſeyn muß, ſo kann ich's wohl. Sie lauern allenthalben, ſey es bey Hauſe oder auſſer demelben, wie die Katze auf Mäuſe und Vögel, wo ſie beonders arme und unglückliche Leute in ihr Netz bringen und erwiſchen können. Sie haben auch beym Anpacken, wo etwas zu gewinnen iſt, eine Gewandtheit, wo ihnen nicht leicht etwas entwiſcht. Sie wiſſen aus allem Vortheil zu ziehn; wenn's überſchwemmt oder wenn's brennt, wenn's Krieg iſt oder Viehpreſten, wenn du eine Hochzeit haſt oder eine Leiche, ſie wiſſen aus allem ihren Kreuzer zu ziehn. Wenn du ein Glück haſt, ſo theilen ſie es mit dir; wenn du ein Unglück haſt, ſo begnügen ſie ſich, dir zu rauben, was noch übrig iſt; ſie ſtehen früh auf und gehen, ehe der Tag am Himmel iſt, auf ihre Spur, und um Mitternacht noch auf die Lauer. Wenn ſie einen Raub hoffen, ſo ſcheuen ſie die Arbeit nicht; ſie laufen und rennen in die Nähe und in die Ferne, wo etwas um den Weg iſt, das ihnen in den Kram dienen möchte. Wäre es auch nach Mitternacht geweſen und nach den Zwölfen, mein hungriger Vogt wäre noch beym Mäurer vorbeygelaufen, ſeine gute Bothſchaft zu erzählen, von der er wenigſtens die Hälfte in ſeinen Sack hoffte.

Elſe. Er hat ſie jetzt doch nicht erzählt.

Jooſt. Aber er hat es doch gut im Sinn gehabt; und wäre es ſeinem Vorhaben gemäß abgelaufen, der Mäurer hätte wahrlich noch dieſen Abend mit ihm ins Wirthshaus wandeln und gerade den erſten Augenblick den Anfang-machen müſſen, den Verdienſt, auf den er ihm Hoffnung machte, bey und mit ihm zu verſaufen.

Elſe. Er hat ſich das Spiel ſelber verderbt. Er hätte ob ſeinem Jagdhunds-Geruch das Maul halten und dieſe Leute ihres Nachteſſens halber ungekränkt laſſen ſollen.

Jooſt. Ach, der Teufel, wenn er gewußt hätte, wie es herauskäme, er hätte ſich gewiß ſtille gehalten; aber er dachte nicht daran, daß Gertrud ihren Mund gegen ihn ſo würde brauchen dürfen, wie ſie es gethan. Solche Burſche wiſſen, wie muthlos und zerſchlagen die Armen faſt immer gegen ſie ſind *).

Und dann mußt du auch wiſſen, Elſe! es iſt dergleichen Schelmwirthen immer nicht recht, wenn die Leute im Dorf daheim bey ihren Weibern und Kindern Freude haben, und ſich daſelbſt mit einander in Eintracht etwas zu Gute thun; denn das verderbt die Wirthshausluſt im Volk; auch werden ſie denen, die ihnen ſchuldig, immer wohl hüten, daß ſie nicht in dieſe Sünde gegen das Wirthshaus fallen; es iſt ein allgemeiner Grundſatz bey ihnen, ein Mann, der ihnen ſchuldig, ſey verbunden, ihnen, wie ſie ſagen, den Kreuzer zu Handen zu haben, dieſes aber will ſo viel ſagen, er ſey ſchuldig, täglich bey ihnen zu freſſen und zu ſaufen, und denn noch das, was ſeine Leute daheim brauchen, von ihnen zu nehmen, wenn er's auch um die Hälfte wohlfeiler bey jemand anderm bekäme; darum verſtehen die armen Leute in den Dörfern dieſe Meynung allgemein vollkommen, und werden allemal, wenn ſie etwan etwas wohlſeiler als vom Wirth gekauft und im Hauſe haben, daſſelbe, wie der Lienhard, hinter ſieben Mauern verſtecken, wenn etwan der Wirth, oder ſeine Frau, oder ſein Kind, oder ſeine Magd, ihnen ſo zur Unzeit an die Thür kommen ſollten.

---

*) Jooſt ſagt nicht, daß die Armen überhaupt in allem und gegen jedermann muthlos ſeyen; ich denke, er wiſſe wie wir, daß ſie oft gegen viele Leute, und beſonders gegen ihre Wohlthäter nur zu viel Muth und wirklich Unverſchämtheit haben. Aber gegen die Dorftyrannen ſind die Dorfarmen, die in ihren Klauen ſind, wie Jooſt ſagt, faſt immer muthlos.

Elſe. Auf dieſe Art hat doch ſo ein angebundener Tropf ein erbärmliches Leben. —

Jooſt. Das iſt gewiß. Das Leben eines Menſchen in den Klauen eines ſolchen Dorftyrannen, iſt gewiß elender als das Leben eines Sklaven in der Türkey.

Elſe. Das doch nicht, Jooſt! denen haut man ja allen Näſe und Ohren ab.

Jooſt. Ach, das iſt nicht wahr, Elſe! Die Türkenherren ſind auch Menſchen und keine Hunde. Ich habe mir das in der Jugend auch ſo angeben laſſen, und deren geglaubt, wie an die Geſpenſter, aber es ſind Narrenreden. Ich habe jezt ſelber mit ſolchen Sklaven aus der Türkey geredet, und ſie haben mir deutlich und klar geſagt, ſie haben nie Hunger und Mangel gelitten, ſo lange ſie gefangen geweſen, wohl aber viel, ſeitdem ſie erlößt worden.

Chriſtoph. Ich glaube dir's Jooſt. Die Türkenherren werden gewiß wie die chriſtlichen Herrſchaften begreifen, daß Knechte bey Hunger und Mangel nicht gut arbeiten, und daß ſie, wenn ſie übertrieben hart gehalten ſind, zum Schaden der Herrſchaft verderbt und unbrauchbar werden.

Jooſt. An dem läßt ſich nur keinen Augenblick zweifeln, und ſicher iſt, daß einem Türkenherrn an ſeinen Knechten einmal gewiß hundertmal mehr gelegen ſeyn muß, als einem ſolchen Dorfteufel an ſeinen Mitchriſten, die er ausgeſogen.

Chriſtoph. Das Beſte wäre, ſolche angebundene arme Tröpfe hätten allemal eine gute Gertrud an der Hand, die ſie ſo ordentlich wieder ablöſen würde.

Jooſt. Damit dürfen ſich wenige tröſten. Die Weiber von den Männern, welche ſich ſo in den Wirthshäuſern anbinden laſſen, ſind meiſtens ſo ſchlecht als ſie; und die ſo es nicht ſind, werden gewöhnlich von ihren Sorgen und Leiden ſo völlig zu Boden gedrückt, daß ſie ſich ſelber nicht zu helfen wiſſen, will geſchweigen ihren Männern.

Elſe. Das kann ich mir wohl denken.

Jooſt. Es braucht unter dieſen Umſtänden ſich wie Gertrud zu ſtellen, einen Löwenmuth, und der iſt auf den Dörfern gewöhnlich nicht die Sache der armen Leute. Hundert andere hätten, wenn ſo ein Vogt ein gutes Nachteſſen bey ihnen gerochen, ſich gekrümmt und gewunden, und tauſenderley Entſchuldigungen und Lügen hervorgebracht; entweder hätte es der Herr Pfarrer ihnen müſſen geſchenkt haben, oder der Gevatter von Lieſtorf, oder ſie hätten behauptet, es ſeye nur ein Bein und kein ¼ Pfund Fleiſch daran geweſen, oder ſie hätten über Schmerz und Fieber geklagt, und weil es der Scherer in Gottes Namen befohlen, es einmal kaufen müſſen; einige hätten ſich verflucht und verſchworen, daß ſie ſeit 10 Jahren nichts alſo in der Küche gehabt; wieder andere hätten die lieben Thränen zu

Hülfe genommen, und nachdem ſie mit dem ſchwarzen Naſtuch die Augen getrocknet, dem Herrn Untervogt unter vielem Schluchzen geſagt; ſie wiſſen, leider Gott erbarm! wohl, wie viel ſie ihm ſchuldig; es müſſe, will's Gott! auch bezahlt ſeyn, es ſey ihnen in der Seele Leid, daß er dazu gekommen, weil ſie dieſen Mund voll gegeſſen, denn ſie wiſſen gar wohl, daß ſolcher nicht recht und nicht brav ſey u. ſ. w. — Aber wenn der Vogt ſo ein Weib unter den Händen gehabt hätte, dann hätteſt du ſehen und erleben ſollen, wie er mit ihm umgegangen, es ausgehudelt, beſchimpft, mit Lumpen und Pack-Leben herumgeworfen, und ihnen das Brateneſſen auf eine Art verſalzen haben würde, daß ſie Jahr und Tag nach keinem neuen mehr geluſtet hätten,

Elſe. So ein Jammerhandel wäre eben nicht, was mich am beſten freuen würde zu ſehen; iſt es gar viel beſſer, daß Gertrud dem Nachbar recht deutſch von der Wahrheit, und von dem geredet, und ihm ihren Braten oder Salat, oder was es ſonſt war, ordentlich vergeſſen gemacht. —

Jooſt. Es iſt wahr, Gertrud zeigte dem Vogt gut, daß er mit Frechheit nichts Gutes bey ihr ſchaffen werde; er zog auch bald gelindere Saiten auf; aber die gelinden Saiten ſind auch das, womit ſolche Burſche noch mehr Leute ins Garn bringen, als der rohe Tyrannenton, den ſie bey denen brauchen, die ihnen nicht mehr entſchlüpfen können.

Chriſtoph. Die Freundlichkeit iſt in der Hand ſchlechter und böſer Leute immer ein weit gefährlicherer

Fallſtrick als Furcht und Angſt. Der Geängſtigte weiß, daß er gefangen; der aber, den man mit Freundlichkeit verblendet, weiß es nicht, und denkt nicht zu fliehen.

Elſe. Aber können ſolche Burſche immer ſo leicht ihren Ton ändern?

Jooſt. Ja, Elſe, ſie können das vollkommen, ſo bald ſie ſehen, daß Frechheit und Angſtmachen nicht mehr angeht, brauchen ſie ſo eine verfängliche Freundlichkeit, und wenn ſie z. Ex. ein Weib ſehen, das wie Gertrud mit Muth über die Fehler ihres Manns klagt, ſo ſind ſie im Stand, ſie reden öffentlich von den Fehlern des Mannes, ſie geſtehen gerade und ungezwungen ſelbſt, er ſey liederlich; ja, ſie können ihm noch ſelber vor ihren Augen zuſprechen, auch vor dieſem und jenem warnen, inſonderheit, wenn noch etwa ein Schelm, dem ſie's nicht gönnen mögen, auch an ihm rupft, und ihnen ſo ihr Stück Brod ſchmälern will; ſie ſind ſogar im Stande, einem ſolchen armen Tropf in Gegenwart ſeiner Frau aus Gottes Wort zu beweiſen, daß er hauſen und ſparen müſſe, und daß, wenn er es nicht thue, er gewiß nicht ſelig ſterben könne, weil geſchrieben ſtehe, daß wer den Seinen nicht Vorſehung thue, ärger ſey als ein Heid; und dann eine Viertelſtunde darnach, wenn die Frau wieder fort iſt, ihm ein paar Würfel, oder ein Kartenſpiel und einen Krug Wein vorzuſtellen, und mit Hohngelächter beyzufügen, daß dieſes eigentlich gut ſey, allen Prediger- und allen Weiber-Schrecken zu vertreiben. — Kurz: es iſt ein Grauſen, zu erzählen, was ſie alles können, brauchen und treiben, um arme Leute in ihren Klauen zu halten. Zwang und Güte, Angſt und Luſt, Freude und Schrecken, alles iſt in ihrer Gewalt, den zu feſſeln, bey dem noch etwas zu erhaſchen iſt; ſie leihen und geben; ſie fordern zurück und laſſen das Geforderte wieder ſtehn; auch iſt es eine große Kunſt, von dieſen Leuten loszukommen; du mußt fliehen, wie einer im dunkeln Wald vor Mördern fliehet, die ihn ſchon angegriffen, wenn du ſieheſt, mit wem du zu thun haſt, und wenn du ſpüreſt, daß ſie dir nachjagen, ſo darfſt du weniger zurückſehen, als die aus Sodoma und Gomorra; rede nicht mehr mit ihnen; laß lieber eine Zehrung, oder zwey, oder zehen zu viel ſeyn, und zahle, und ſtreite, und rechne nicht mehr mit ihnen. Denn jetzt, da du geflohen, werden ſie dir mit Güte nachjagen, ſie werden dir nachgeben, wo ſie recht und wo ſie unrecht haben, dich wieder zu gewinnen. Sie werden dir es ſelber zeigen, wenn du etwan vergeſſen, ihnen etwas anzurechnen. Wenn du einen Hauptpoſten, in dem ſie dich betrogen, findeſt, ſo kommen ſie mit einem ſo ehrlichen: „dafür iſt man „bey einander, daß man nachſehe, wo etwas „fehle" und ſtreichen das Ding ſo kaltblütig und gutmüthig durch, daß ſie dir inwährend der Rechnung, in der ſie das Meiſterſtück ihrer Schelmereyen gegen dich ausüben, wieder an's Herz wachſen; du wirſt ihnen nun auch nicht mehr ſo gar viel Böſes zutrauen, als vor einer Stunde; und dann haben ſie dich eben wo ſie wollen. Biſt du aber nicht ſo nachgiebig, ſo werden ſie dich dahin locken, daß du ſelber etwan dies oder jenes mit Unrecht an ſie ſucheſt; denn es iſt ihnen nichts lieber, als dem Mann, mit dem ſie in Streit ſtehen, ein Unrecht gegen ſie vorweiſen und darſtellen zu können. Gewiß wäre es auch dem Hummel eine Herzensfreude geweſen, wenn der Mäurer ihnen die Schuld, für welche er einen Zettel in der Hand hatte, weggeläugnet hätte; er legte es ihm auch auf die Zunge, und reizte ihn dazu, aber es glückte ihm nicht.

Chriſtoph. Sie waren glücklich; er ſetzte hart an ſie, und auf vielerley Art; ſo ſchlimm der Mann iſt, ſo viel Verſtand zeigte er.

Jooſt. Wer ſich auf Schelmenſtreiche legt, dem begegnet es oft, daß man ſeinen Verſtand groß findet, ohne daß er es eben iſt, und das darum, weil ein Schelm ſein bischen Verſtand Tag und Nacht in Sachen übt, darin ehrliche Leute, ſo lange ſie leben, ungeübt und ungewandt bleiben; und eben ſo gewiß iſt, jeder ſchlechte Kerl zeigt ſich hie und da in Sachen auf eine Weiſe dumm und ungewandt, wie brave Leute, wenn ſie auch eben nicht beſonders viel Verſtand haben, darin nie ſo dumm und ungewandt erſcheinen.

Chriſtoph. Das zeigt ſich jetzt doch am Vogt noch nicht.

Jooſt. Laſſe ihn nur fortmachen, und bleiben was er iſt, du wirſt ihn gewiß bald wie ein Narr handeln ſehen. Es kann kein Schelm, ſo fein er iſt, der Thorheit und der Unvernunft, die im Laſter ſelber iſt, mit ſeiner Klugheit ſo ſehr die Stange halten, daß das Laſter nicht zuletzt die Narrheit, die in ihm ſteckt, ganz hervorgucken laſſen müſſe. Auch jetzt faſelt der Vogt ſchon mit ſeinem Geſchatz und ſpringt darin von einem Aſt auf den andern, wie ein ruhiger, ehrlicher Mann in ſeinem Leben nie thun wird. Siehe dich nur um, Meiſter! wenn du nicht alle Arten von laſterhaften Leuten Dummheiten machen ſehen wirſt, die dir unbegreiflich ſcheinen, ſo widerſprich mir dann.

Chriſtoph. Nein, ich will dir nicht widerſprechen. Ich glaube ſelber, das Laſter ende mit Unvernunft.

Jooſt. Nein, es geht aus ihr hervor und fängt mit ihr an. Die Vernunftſchwäche, die im einzelnen Falle die Unvernunft ſelber iſt, geht dem Laſter als ſein Vorläufer immer voraus. Das Ende des Laſters iſt dann freylich, was die Unvernunft deſſelben zu Tage fördert und jedermann in die Augen fallen macht.

Elſe. Mir iſt immer, der Schelmenverſtand ſey kein wirklicher Verſtand, und man müſſe nur denjenigen des ehrlichen Mannes für einen wahren Verſtand achten.

Chriſtoph. Es iſt mir auch ſo; aber ich kann mir doch den Unterſchied des einen vom andern nicht deutlich vorſtellen.

Jooſt. Er iſt heiter. Der gute, rechte Verſtand geht aus Liebe hervor und bringt Heil, Friede und Segen für den Mann, der ihn hat, und für alle die, denen er damit dienen kann. Schelmenverſtand hingegen geht aus Selbſtſucht und Liebloſigkeit hervor und bringt Jammer, Unruhe, Kränkung und Leiden über den Mann, der ihn hat, und über alle die, ſo um ihn und an ihm ſind, und über alle die, ſo ob und unter ihm leben. Und wundert es dich noch mehr, was der Schelmenverſtand eigentlich ſeye, ſo gehe zu dem Armen, den er am Sail hat, und zum Knecht und Handlanger, die er zu ſeinen Verſtandeskünſten braucht. Jeder von dieſen wird dir ſagen, was es eigentlich mit dem Verſtand eines ſolchen Menſchen ſey. Einer wird dir ſagen, er müſſe ſeinen magern Ochſen auf dem Markt einem Unkundigen als fett anpreiſen, ein anderer, er müſſe ihm einen Fremden ins Garn jagen, der Geld im Sack hat; hier muß ein ſolcher unter ſeinen Augen ſeine Treue und Wahrheit loben, wenn ihm eben ſein Herz vor ſeiner Ungerechtigkeit blutet; dort muß er die Sünde ſeines Meiſters bedecken, und die Grauſamkeit ſeines Henkers verläugnen; er darf die Rechnungsart, mit der er beſtohlen worden, niemand entdecken; er muß die Streiche, um deren willen er ſein Erbgut verloren, ſelber bemänteln, und ſeine Armuth eher dem Ungewitter oder dem Waſſerſchaden, oder einer Feuersbrunſt zuſchreiben; und daß ihn alle Heiligen bewahren, daß er dieſes (unter was für Händen er ſeufze) weder ſeinem Vater noch ſeinem Weibe entdecke, ſonſt mag er zuſehen, was er gethan hat. —

Chriſtoph. Es würde ihm, denke ich, auch gehen wie dem Māurer; da der Hummel merkte, daß er ſeine Schelmenſtücke ſeiner Frau entdeckt.

Jooſt. Ganz gewiß. Das erſte, das in einem ſolchen Fall ſo ein Kerl thut, iſt dieſes, daß er wie der Hummel gegen den Lienert, ein Geſchrei erhebt: „Biſt „du ſo ein G'ſell, Lienert, daß du ſo etwas von mir „ſagſt, und muß ich noch in meinen Bart hinein hören, „wie ihr Lumpenvolk mich alten Mann um Ehre und „guten Namen bringen wollt!“

Chriſtoph. Aber man möchte doch mit beyden

Füßen ſtampfen, daß ein Kerl, wie der iſt, Ehre und guten Namen ins Maul nehmen darf.

Jooſt. Es iſt allenthalben, wo man hinkommt, der Brauch, daß die größten Schelmen am lauteſten von ihrer Ehre und ihren guten Namen reden. Auch hat mir einſt ein ehrlicher, alter Kanzley-Subſtitut geradezu eingeſtanden, daß die Kanzleyen hie und da am meiſten Ehrbewahrnißſcheine für Leute ausſtellen müſſen, die nur darum ſich vor Schimpf und Scheltung zu bewahren ſuchen; weil ſie Schimpf und Schande im höchſten Grade verdienen. Ich würde mich ins Herz hinein ſchämen, wenn ich je in meinem Leben in den Fall käme, mir einen Ehrenbewahrnißſchein machen zu müſſen. Aber ſolche Burſche ſpringen mit dergleichen Scheinen in den Wirthshäuſern herum, als wenns Gültbriefe wären, und rühmen mit dem Papier in den Händen ihre Ehre und ihren unbeſcholtenen Namen, als wenn ihr Thun und Laſſen, und alles, was man von ihnen weiß, nun nichts mehr zu bedeuten hätte gegen das Papier, das ſie im Sack allenthalben herumtragen.

Chriſtoph. Unſer Hummel wird doch, glaube ich jetzt, mit ſeinem unbeſcholtenen Namen nicht mehr große Sprünge machen, wenn er auch allfällig zehen Ehrenbewahrnißſcheine im Sack hat.

Elſe. Seine arme Frau Schuldnerin hat ihm hiefür eine Falle gelegt, in welcher er, wie ich denke, mit Haut und Haar ſtecken bleiben wird.

Jooſt. Der Junker hat ihr auch recht brav geholfen, ihm dieſe Falle zu legen.

Elſe. Wie ſo?

Jooſt. Sinneſt du nicht mehr daran, wie er geſtern den Hummel gefragt, was der Mäurer und ſeine Frau für Leute ſeyen?

Elſe. Ja, es iſt wahr; das war eine Hauptfrage für dieſe Falle.

Jooſt. Es nimmt mich nur Wunder, daß der Vogt es nicht gemerkt hat; denn es iſt nicht eine kleine Kunſt, ſolche Vögel ins Garn zu locken; hätte Arner nur mit einem Wort, und mit einer Miene merken laſſen, daß der Hummel bey ihm verklagt war, ſo hätte er hundert Auswege und Ausflüchte gefunden, man muß aber ſolche Burſche eben hiemit fangen, daß man ihnen zum voraus, ehe man ſie anklagt, die Auswege und Ausflüchte, deren ſie ſich etwa bedienen möchten, abſchneidet.

Chriſtoph. Das mag aber eben das Schwere in dieſer Kunſt ſeyn.

Jooſt. Das iſt es. Sie merken es unbeſchreiblich ſchnell, wenn man ihnen eine Falle legen will. Aenderſt du nur ein wenig deinen Ton mit ihnen; biſt du nur mehr als ſonſt geſprächig, nachforſchend, oder zurückhaltend, redeſt du etwan plötzlich und unerwartet von Sachen mit ihnen, die du ſonſt nicht achteſt, entfährt dir nur die geringſte, unvorſichtige Rede oder Handlung, ſehen dir ſolche Leute ſchnell, ehe du dich deſſen verſiehſt, in die Karten, merken deine Abſichten, entdecken dein Herz, und ſtellen ſich in Faſſung; Arner ſelber hat ſich beynahe hierin verfehlt; im Anfang zwar nicht, er war wie gewohnt kurz, und ohne einige Abänderung ſeines Tons; die Art, wie er von dem Mäurer und ſeiner Frau redete, konnte keinen Verdacht erregen, denn er redete bey Anlaß der Mauer, um deren willen der Vogt da war, von ihnen; hingegen, daß er fragte, ob des Mäurers Frau keine Schwäzerin, das war ſchon ein Wort, das Verdacht bringen konnte, und dann, daß er das mit beſonderm Nachdruck fragte, war gewiß unvorſichtig; und es nimmt mich Wunder, daß der Vogt nicht darob ſtutzte.

Chriſtoph. Ich wäre nicht gut, Leuten Fallen zu legen, gegen die man ſo ſehr auf ſeiner Hut ſeyn muß.

Elſe. Und ich noch tauſendmal weniger; aber doch nimmt mich Wunder, daß er dem Mäurer und ſeiner Frau kein ſchlimmeres Zeugniß gegeben.

Jooſt. Meinſt du, Schelmen dürfen gar allen ehrlichen Leuten böſe Zeugniſſe geben?

Elſe. Was weiß ich?

Jooſt. Nein, Meiſterin! ſie dürfen das nicht, denn ſie wollen inſonderheit vor der Oberkeit reine Wahrheitsmänner ſeyn, und das hindert ſie gar oft, von braven Leuten vor ihr Böſes zu ſagen. Freylich iſts richtig, daß ſolche Leute von niemand viel Gutes glauben, und niemand von Herzen rühmen, auch ihre Zeugniſſe gar gern ſo auf die Spitze ſtellen, daß ſie dieſelben bey Gelegenheit, nach Belieben recht oder links drehen können.

Elſe. Eben darum nimmt mich Wunder, daß ſein Zeugniſſe über den Mäurer und ſeine Frau ſo gerade heraus ſind.

Jooſt. So gerade ſind ſie eben nicht, da der Junker fragt: „Iſt der Mäurer ein braver Mann, den ich

mich

„mich auf ihn verlaſſen kann?“ „Antwortet der Vogt: „ja, er iſt ein braver Mann. Euer Gnaden können ſich „auf ihn verlaſſen, er iſt nur gar zu treuherzig. —“ Aus dieſem „gar zu treuherzig“ aber kann der Gaudieb alle Augenblicke, wenn er will, entweder Lump und Narr, oder die allerherrlichſte und frömmſte Seele unter der Sonne herausdrehen.

Chriſtoph. Aber der Gertrud gab er doch ohne alle Zweydeutigkeit ein gutes Zeugniß.

Jooſt. Wo gar nichts Böſes iſt, kann auch der böſe Feind nicht allemal etwas Böſes hereinbringen. Da, wo ein allgemeiner guter Leumbden (Leumund) verdient oder unverdient jemand in Schutz nimmt, da blaſen auch die größten Schelmen gemeiniglich auch laut in dieſes Horn; aber genade Gott einem, der mit oder ohne ſeine Schuld aus der Höhe eines allgemeinen guten Rufs herabfällt; da haben dann ſolche Leute für ihr böſes Maul und für ihr böſes Herz ein offenes Feld.

Chriſtoph. Ich denke aber doch, ein recht verdienter, guter Leumbden habe das nicht leicht zu beſorgen.

Jooſt. Du haſt recht. Der gute Leumbden eines ſtillen, braven Mannes iſt wenigſtens auch ſo ſtill und geräuſchlos als er ſelber, und darum ſelten großen Abwechslungen unterworfen.

Elſe. In jedem Fall iſt es ein herrlich ſchönes Ding um einen guten Leumbden.

Jooſt. Es iſt eine feſte Burg um einen Mann, der einen guten Leumbden hat.

Chriſtoph. Und um ein Weib iſt ein guter Leumbd wie eine Glorie, die um einen Heiligen ſtrahlt.

Elſe. Dein guter Leumbden iſt mir wie ein Balſam, der mein Herz erquickt!

Chriſtoph. Und mir der deinige wie die Roſenhecke im Garten, die am ſchönen Sommermorgen vor meiner Laube duftet! —

Jooſt. Aber — aber! wollen wir Lieder machen! wir alte Narren?

Chriſtoph. Laß uns! Lieder über den guten Leumbden dürfen alte Leute dichten, aber junge ſollen ſie ſingen.

Jooſt. Gut entſchuldiget, Meiſter!

Chriſtoph. Ich denke beſſer als gedichtet.

Jooſt. Aber da du über den guten Leumbden dichten willſt, Meiſter! ſo ſage uns, was meinſt du, we am leichteſten und ſicherſten einen guten Leumbden bekommen und erhalten könne?

Chriſtoph. Ich denke, der, ſo am meiſten Gute und Nützliches thut.

Jooſt. Nein, Meiſter! es iſt der, der ſtill leb ohne Anſpruch recht thut, keine Ehre ſuchet, des Seine wartet, vor fremden Dingen fliehet, unberufen nieman Lehren gibt, und ſich ſelber weder zu viel anmaßt no gar zu viel weißt, und nur dem nachfrägt, was er brauc und was ihm dient, der, Meiſter! iſt der Mann, d am leichteſten und ſicherſten einen guten Leumdden erhalten und bekommen kann.

Elſe. Du haſt's recht getroffen, Jooſt; aber du, mein Lieber! warſt noch weit vom Ziel. —

Jooſt. Wünſche ihm Glück, Elſe! wer zu viel weiſſ über den guten Leumdden, der kann gar leicht einen ſchlechten bekommen.

Chriſtoph. Es iſt gut, daß wir dich kennen, und klar überzeugt ſind, daß du bey meinem Wiſſen allenthalben einen guten Namen haſt; aber mir iſts auch recht, daß ich bey meinem guten Namen weniger davon weiß als du, und ſo, wie ich bin, meyne ich, man bekomme ſatt am Nachſinnen über Haus und Hof, daß es mich einmal nie gelüſtet, viel mehr zu wiſſen, und wenn ich meine Nachbarn und das Land rings herum, ſo weit ich mein Vieh und Korn verkaufe, wohl kenne, ſo meyne ich, ich kenne die Welt, ſo weit ich ſie brauche.

Jooſt. Meiſter! das iſt gut für einen Mann, der ſein Haus und Hof geerbt, und wenn er ihn wohl nutzt und baut, ruhig darauf leben und ſterben kann; aber ich erbte keinen, und mußte alſo, um durch die Welt zu kommen, nothwendig mehr wiſſen, kennen, erfahren und lernen, als du dafür nöthig hatteſt.

Chriſtoph. Dieſes Lernen mag dich oft ſo ſauer angekommen ſeyn, daß du einen dauren mochteſt, aber jetzt, da du es überſtanden, muß es dir, denke ich, auch wohl ſchmecken.

Jooſt. Ja, Meiſter, was ich weiß, macht mir

Freude; ich trage an nichts davon ſchwer, und das Lehrgeld iſt lange vergeſſen.

Elſe. Aber glaubeſt du, es gehe allen Leuten ſo, die vieles wiſſen? und daß das von ihrem Wiſſen, ſo ſie nicht brauchen und nicht anwenden können, ihnen nicht auch den Kopf unnützerweiſe groß und ſchwindlicht mache?

Jooſt. Das darf ich nicht ſagen, aber doch bey denen, die durch's Lernen ihr Brod ſuchen müſſen, und nur in die Schule giengen, wenn die Noth ſie dazu trieb, mit denen wird es eben wegen der großen Gefahr des Vielwiſſens keine Noth haben.

Elſe. So iſts gut, daß es zweyerley Weg und Steg zum Vielwiſſen giebt; denn ſonſt habe ich einmal noch immer gehört, daß vielwiſſende Leute nicht leicht gute Bauernknechte abgeben.

Jooſt. Du magſt mich alſo fortſchicken, wenn ich dir zu viel weiß.

Chriſtoph. Mit dem will ich's einmal jetzt noch gelten laſſen bis zum Ziel. S'iſt ja jetzt Winter.

Jooſt. Schuldigen Dank, Meiſter!

Chriſtoph. Ja, ſchlafe wohl auf dieſen Bericht, Jooſt, es iſt Zeit. Fritz, wiederhole nur, was dich von dem, was wir geredet, das Wichtigſte dünkt.

Fritz. Daß das Schelmenvolk ſich in der Welt allenthalben gleich ſehe, ſo daß wenn man einen recht abmahlet, hundert andere meynen werden, ſie ſeyen mit Haut und Haar ſelber getroffen.

Chriſtoph. Und dann?

Fr

Fritz. Daß, wann ſie getroffen, man ſie an allen Wirths- und Schenkhäuſern anſchlagen ſollte.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß der Schelmenverſtand Unglück bringe, und beydes, von der Dummheit ausgehe und zu Dummheiten führe.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß die Türken auch Menſchen ſeyen und ihre Sklaven es bey einigen von ihnen beſſer haben als die armen Tröpfe, die in Chriſtendörfern böſen Wirthen viel ſchuldig ſind.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß die Freundlichkeit eines böſen Mannes noch mehr zu fürchten ſey, als ſein Zorn. —

Chriſtoph. Was mehr?

Fritz. Daß arme Leute fliehen und nicht zurückſehen ſollten, wie die zu Sodoma, wenn ſie in Gefahr ſind, ſo einem Blutſauger in die Hände zu fallen.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß wenn man Vögel fangen wolle, man nicht mit Bengeln drein werfen dürfe.

Chriſtoph. Fahr fort! —

Fritz. Daß auch der böſe Feind nichts Böſes finden könne, wo alles gut iſt.

Chriſtoph. Noch mehr!

Fritz. Daß auch der ſchlimmſte Mann einem Menſchen, der einen ganz guten Leumbden hat, ſchonen müſſe und ihn nicht leicht anſchwärzen dürfe.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß ein guter Leumund das Theil ſtiller Leute iſt.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß Schelmen ihre Zeugniſſe auf die Spitzen ſtellen.

Chriſtoph. Und du, Elſe, weißt auch noch etwas?

Elſe. Daß daheim bey Weib und Kindern zu ſeyn und mit ihnen Freude zu haben, das beſte Mittel ſey, ſelber einem durſtigen Bruder die Wirthshausfreuden zu verleiden.

Chriſtoph. Und du, Jooſt?

Jooſt. Daß oft Ehrbewahrnißſcheine und Schelmenbriefe eins und eben daſſelbe ſeyen.

Chriſtoph. Was noch mehr?

Jooſt. Daß die ſchlechteſten Kerls und ſelber die größten Schelmen ihr Maul über ihre Ehre und ihren guten Namen am lauteſten aufthun, und daß ſelber die Kanzleyen und Gerichte gewiſſer Arten von ſchlechten Leuten bey Ehre und gutem Namen ſchützen müſſen, bis ſie faſt völlig dem Henker unter die Hände fallen.

Chriſtoph. Und dann?

Jooſt. Daß es zweyerley Arten zu vielem Wiſſen zu kommen gebe, davon die eine den Menſchen zum Schaffen und Arbeiten ganz untauglich und unbrauchbar mache, die andere aber ihn nicht ſo verderbe.

Die vierte Abendſtunde.

Inhalt.

Von einem Paar Ochſen, und von Leuten die man brauchen darf, wie ſolche.
Vom Auſlauern.
Von der Großmuth der Schelmen.
Von Hühnern, Hahnen, Enten, Butter und gedörrtem Obſt.
Von Prinzen und Baroninnen.
Von einem geſchenkten Kalbe.
Vom tröſtlichen Kirchhofe.
Von Leichenpredigten.
Von der Schlafloſigkeit.
Von alter, elenden Tröpfen, die den Tod fürchten.
Von der Phyſiognomik der Kinder.
Von den guten Naſen der Weiber.
Von der Verſtellung.
Von Altersſchwachheiten und vom Ausfräglen.

Es iſt erſchrecklich; in einem ſolchen Dorf wäre man ja keinen Augenblick ſicher, daß einem ein jeder Schritt und Tritt, und ein jedes Wort, das man noch ſo unſchuldig in ſeiner Wohnſtube redte, nicht zum Strick und Fall gereichte — ſagte Chriſtoph, als er den vierten Abſchnitt geleſen — und Jooſt antwortete: Es iſt vollkommen, wie du ſagſt; in einem Dorfe, wo Menſchen wohnen, die ſo wie der Vogt in allen Gaſſen ihre Leute haben, welche beſtellt ſind, auf alle Schritte und Tritte derer, denen ſie nachſtellen, und die ſie haſſen, zu lauern, in einem ſolchen Dorf biſt du keinen Augenblick ſicher, daß dir nicht das größte Unglück begegne. Der Mann, der mit dir unter einem Dache wohnet, der Knecht deines Hauſes, der von deinem Brod iſſet, und ſeinen Biſſen mit dir in eine Schüſſel tünkt; der Mann, der an deiner Seite dein Korn dreſchet, und die Frau, die mit dir an einem Brunnen ihr Vieh tränkt; der Mann, dem du wie dem Sohn deines Hauſes traueſt und in dem wirklich kein Funke Bosheit iſt, kann dich ſo gut in's Unglück bringen, als der Böſewicht, vor dem du deine Thüre verriegelſt und dein Fenſter zuſchließeſt! In einem ſolchen Dorfe kann man dir dein eigen Kind, deinen Bruder, deine Schweſter, ja ſelbſt deinen Vater und deine Mutter ausförſchlen, ohne daß dieſe in ihrer Unſchuld an irgend etwas Böſes denken, bis dein Feind Jammer, Verdruß und tauſenderley Kränkungen unter dein Dach und in deine Wohnſtube hineingebracht hat. —

Elſe. Ich kann nicht begreifen, wie es Menſchen geben könne, die eine Freude daran haben, auf andrer Leute Thun und Laſſen alſo zu lauern.

Jooſt. Das wird Niemand begreifen können, wer ein gutes Herz hat, auſſer er habe es erfahren, und das habe ich, und kann dir alſo ſagen: Durch dieſes Mittel gelangen ſie gemeiniglich zu dem abſcheulichen Gewalt, den ſie auf ihren Dörfern ausüben. Denn ſie entdecken hiedurch, leider Gott erbarm! nur gar zu oft, hie und da, viel wirklich Schlimmes, und wenn ſie dann etwas ſo Klagbares von jemand in Händen haben, ſo iſt er ihnen in den Klauen, wie hier der Buller und der Kreuel dem Vogt; — der Unglückliche muß ſich dann anſpannen laſſen, wie die Jochochſen, die ſie am Bahren haben, ſich anſpannen laſſen, und ziehen und pflügen müſſen, wie, und wo, und wann ſie wollen. —

Chriſtoph. Das iſt doch auch eine Vergleichung! —

Jooſt. Eine grobe, aber eine wahre. Was könnte doch richtiger ſeyn? Siehe nur auch, ob der Vogt es nicht mit beyden völlig gleich hat. Wenn er in den Stall kommt und klopft, ſo müſſen ſeine Ochſen, wenns auch Mitternacht wäre, von ihrem Lager aufſtehen, ihm Kopf und Nacken darbieten, ſich von ihm angeſchirren laſſen, und ſo müde und hungrig ſie ſind, hinwandeln, wohin er ſie führt; und was iſt's anders, mußten dieſe Stiere im Buch ihrem Treiber nicht auch von ihrem Lager aufſtehen, und, ob ſie ſchlummerten oder müde waren, hinwandeln, um zu ſehen, wozu er ſie anſpannen und ob er ſie hüſt oder hot *) hat führen wollen.

Chriſtoph. Du haſt faſt recht! Den Dienſt, den Ochſen und Eſel ihrem Meiſter thun müſſen, iſt kaum ſchwerer als der, zu denen ein ſolcher Mann ſeine Tröpfe brauchen kann.

Jooſt. Mir und meinesgleichen hätte er indeſſen um Mitternacht lang rufen können, er hätte wahrlich mit

---

*) „Hüſt oder hot" Fuhrmannsworte für links und rechts.

einer Antwort, die ich ihm aus dem Bett überſchickt, vorlieb nehmen müſſen. —

Elſe. Und was wär's wohl für eine geweſen?

Jooſt. Hm — ich denke, ich hätte ihm ſagen laſſen, wenn es nicht brenne, und Menſchen und Vieh geſund ſeyen, ſo wolle ich ausſchlafen und Morgen ſehen, was er Gutes wolle.

Chriſtoph. Und ich denke, er wäre auch an dieſe Antwort gekommen, wenn Du ſie ihm gegeben hätteſt. — Aber das waren andere Leute, die hier, die dir nicht völlig gleichen.

Jooſt. Gott Lob! und ich weiß auch, wer fürchten muß, man bringe ihm ſchlechte Streiche aus, und vor der Schande und Strafe, die ſie ihm zuziehn, Angſt hat, der muß dann freylich auch um Mitternacht aufſtehn, wenn ihm ſo ein Meiſter ruft.

Chriſtoph. Aber es iſt doch entſetzlich, wie der Vogt mit dieſen armen Schelmen umgeht, und wie ſie ſich mit klaren Worten von ihm ſagen laſſen müſſen, daß er ſie nur ſo lange nicht hängen laſſe, als er ſie brauche. So abſcheuliche Burſche ſie waren, ſo muß man doch faſt Mitleiden mit ihnen haben, wenn man ſie hört, ſo demüthig zu ihm ſagen: „was können wir thun? Was können wir „machen? Herr Untervogt? Weder Tag noch Nacht iſt „uns zu viel zu thun, was du uns heiſſeſt.“ So huldigt doch kein Unterthan ſeinem Oberherrn, und kein Oberherr braucht ſeine Unterthanen zu ſo drückenden Dienſten.

Elſe. Da und dort brauchen doch auch Junkern ihre Bauern zu allerhand, was ſehr ſchwer iſt.

Jooſt. Ich weiß es wohl, daß man von dieſer Seite den Bauern auch allerhand aufladet, das ſehr ſchwer iſt; aber auch das Stärkſte davon führt doch nie weder zu einem ſolchen Herzklopfen und zu einer ſolchen innern Beängſtigung ſeiner ſelbſt, noch viel weniger zu einer ſolchen Verſtärkung. Erhaltung und Belebung der tiefen Verruchtheit des menſchlichen Karakters, als das, was ſolche ſchelmiſche Dorftyrannen von unglücklichen Leuten fordern, die auf eine ſolche Art an ſie angebunden ſind. Hat ein ſolcher Mann irgend eine Arbeit, ſo taglöhnen ſie ihm geduldig ums Eſſen; hat er einen Streit oder Schelthandel, ſo ſind ſie ſeine Zeugen, ſeine Beyſtände und ſeine Spionen; hat er einen Feind auf der Straße, ſo ſind ſie es, die dem Mann aufpaſſen, ihn ſchlagen und lehren, was es ſagen wolle, mit ihrem Meiſter übel zu ſtehen; will er etwas kaufen, ſo ſind ſie es, die herumlaufen, zu ſehen, ob es bey einem Armen feil ſey, dem ſie es abdrücken können; will er etwas verkaufen, ſo ſind ſie es, die der ſchlechten Waare mit Verfälſchung einen Schein geben, und herumgehen, einen Narren zu ſuchen, der ſie ihm zu theuer abnimmt; kurz, faſt bis zum Giftmiſchen und Morden müſſen ſie daſtehen, wo er ſie hinſtellt.

Elſe. Es ſchauert einem vor allem, was du erzähleſt, Jooſt!

Jooſt. Ich kann nicht helfen, es iſt hie und da Wahrheit!

Chriſtoph. Aber es müſſen doch erſchreckliche Sachen ſeyn, die einen Menſchen an ſo einen Dorftyrannen andinden können.

Jooſt. Manchmal ſind es Sachen, wozu ſie ihr Treiber ſelber veranlaſſet und verführt hat; und dann iſt der Hang, das, ſo man gefehlt hat, zu verläugnen und zu verdecken, immer eine Sache in der Welt, die einen weiß Gott wie weit führen kann. Ich habe Leute geſehen, die ſich von Sachen weiß zu waſchen, die durchaus nichtswürdige Kleinigkeiten waren, zu Handlungen verleiten laſſen, die halsbrechend geworden; ich habe Weiber geſehen, die, um den böſen Vorwurf einer bloßen Unanſtändigkeit abzulenken, ſich in Reihen von Thaten haben einflechten laſſen, die, allein genommen, unbegreifliche Abſcheulichkeiten ſchienen; und überhaupt iſt nichts, das ſo ſehr das Herz verwirren, ängſtigen, und in Unglück bringen kann, als die Furcht vor einem Mann, der ein hartes Herz hat, und böſes von dir weiß; auch kennen dieſe Tyrannen die ganze Macht, die ihre Grauſamkeit über den Geängſtigten hat, und brauchen ſie gewöhnlich mit eben ſo viel Liſt und Gewandtheit als Gewaltthätigkeit. Die Folgen von allem dieſem ſind, daß von hundert Handlungen, womit elende Menſchen ihr Leben verwirken, vielleicht allemal neunzig ihre Quellen in Sachen haben, welche nahe oder ferne mit Umſtänden, von denen jetzt die Rede iſt, verwandt ſind.

Chriſtoph. So iſt es für einen Menſchen oft ein Glück, wenn ihm ſein Fehler auskommt, und er von der Oberkeit dafür geſtraft wird.

Jooſt. Ganz gewiß!

Elſe. Einmal ich wollte, Gott vergaum's! es möchte auch ſeyn, was es wollte, immer lieber in die Hand der Oberkeit als in die Hand eines ſolchen Mannes fallen.

Jooſt. Es wird das ein jeder ſagen, ſo lange er nicht im Fall iſt; aber immer werden Schelmen und Diebe im Fall ſelber es nicht ſo anſehen; das Laſter macht den Menſchen blind; die Sorgen vor dem entdeckt werden, verwirrt den Kopf — und alle Strafen, die ferne ſind, und ausgewichen werden können, führen die Menſchen weit öfter in die Grube als wieder hinaus; daher iſt es ganz natürlich, daß Leute, denen ſolche Dorftyrannen Verbrechen ausbringen könnten, ſich leicht von ihnen ans Seil bringen und im Joch halten laſſen; zudem kommt noch, daß ſie ihnen hie und da auch etwan etwas Angenehmes erweiſen, das ſie z. E. ihren Lieblingslaſtern Vorſchub thun, und durch ihre Liſt verhüten, daß ihnen ihre Fehler auskommen; ſie treiben dieſes zu Zeiten auch wirklich ſo weit, daß ſie bis zum Schein der Großmuth vorkommend und gefällig gegen ſie ſind; wie z. E. der Vogt mit dem Buller, er nimmt ihn beyſeits, daß nicht einmal der Kreuel hört, was ſie mit einander ſprechen; er ſagt ihm gar nicht: du haſt Blumengeſchirr geſtohlen, ſondern nur ganz unbeleidigend, ob er nichts davon wiſſe; er giebt ihm freylich zu verſtehen, daß er in dieſer Nacht mit den geladenen Eſeln wohl nichts anders möge über die Gränzen geführt haben; aber ſobald er nur merkte, daß er's getroffen, half er dem ſtotternden Buller alſobald ſelber aus der Noth, und ſagt ihm, nu .... nu .... ich bin der Mann, der hilft, wenn's anſteht und Noth thut; dergleichen Sachen thun ſie dann doch ihren Anhängern noch oft, ſo daß es ſich nicht zu verwundern, daß ſie, ſo lange ſie auch Schelmen ſind, ihnen ganz gerne, auch um Mitternacht ausſtehen, und ſich allfällig geduldig darein ſchicken, wenn ſie, im Falle ihre Dienſte nicht gut und erſprießlich erfunden werden, das Unglück haben, ausgehudelt und ſo behandelt zu werden, wie endlich Schelmen und Diebe dieſes allenthalben zu befahren haben.

Elſe. Die armen Teufel konnten einen doch dauern.

Jooſt. Mich dauern in dieſen Umſtänden ganz andere Leute.

Elſe. Welche?

Jooſt. Die, ſo unter dieſen Umſtänden um das ihrige kommen, an Ehre und Gut Schaden nehmen, und dabey nicht einmal klagen dürfen, wenn ſie nicht doppelt Schaden leiden wollen. Denn ſolche Burſche haben das Klagen nicht gerne, und werden einen jeden, der es wagen wird, heimlich und öffentlich verfolgen, und ihm Schaden thun; und ſie ſind hierüber ſo kühn, daß ſie ſich mit ihrer Rache ſogar an oberkeitliche Perſonen wagen, wenn dieſe ihrem Leben und Wandel Einhalt zu thun ſuchen, hingegen ſtehen ſie dann auch immer mit allen Schelmenleuten im Dorf wohl, und wenn ſie aber gar das Glück haben ſollten, ſelber unter einer Obrigkeit zu leben, bey welcher wichtigen Einfluß habende Perſonen eben nicht viel Glauben an Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und Geradſinn, hingegen einiges Gefallen an Krummſinn, Hinterliſt, Gewaltthätigkeit und einträglichem Unrecht haben möchten, ſo werden ſolche Burſche unter ihrem Schutze ſicher immer wohl fahren und ihre Streiche ruhig, glücklich und ungekränkt aufführen, auch in ihren Häuſern als Leute von Anſehen und Ehre angeſehen und behandelt werden.

Chriſtoph. Solche Dorfhummel ſind alſo bey einer guten Obrigkeit unter ganz andern Umſtänden als bey einer ſchlechten.

Jooſt. Das denke ich. Unter oberkeitlichen Perſonen, die ſteif und ſtolz, ihre Hunde und ihr Gewild beſſer kennen und mehr lieben als ihre Bauern, unter ſolchen, die in wilden Lüſten umhertaumeln oder in groſſen Siechtagen im Bette liegen, und hinwieder unter armen Handlangern und Handlangerinnen ſolcher Perſonen, denen die Bauerweiber junge Schweine, Gänſe, Enten, Hühner, Tauben, oder auch wohl nur gedörrtes Obſt zum Geſchenk bringen dürfen, unter ſolchen Oberkeiten wird ſo ein Vogt in ſeinem Amt und Dienſt wohl fahren, ſelten viel Unruhe und Sorgen haben, wahrſcheinlich auch recht alt werden, und zulezt noch oben drauf die Ehre der ſchönſten Leichpredigt im Dorf genieſſen, und hier mit im Leben und im Sterben alles finden, was ihm Freude machen, Troſt und Ehre bringen kann. Aber es hat eine ganz andere Bewandtniß mit einem ſolchen Mann, unter einer Oberkeit, die durch und durch brav iſt, wie z. E. unter unſerm jungen, muthigen, einfachen und kraftvollen Landvogt, von dem wir ſchon einmal geredet; unter einem Herrn, der noch früher aufſteht als ſein Vogt ſelber, und hoch herab, wie ein Adler, ein ſcharfes, durchdringendes Auge auf die Schritte und Tritte eines ſolchen Mannes wirft, und dabey jedem einzelnen ſeiner Angehörigen in jedem Fall freundlich, liebreich und edel begegnet; unter einer Oberkeit, die reine Hände hat und den erſten Verwegenen, der es wagte, ein Kalb zum Geſchenk in die Schloßküche zu tragen, wie unſer brave Landvogt ins Loch ſperrt, ihm das Kalb kochen und ihn dabey im Loch ſitzen läßt, bis er es ſelber gefreſſen; unter einem ſolchen Herrn, der ein Vater ſeines Volks iſt, iſt ſo ein Vogt ein geſchlagener Mann, hat vielen Kummer, Sorgen und Angſt; auch wird er unter ſolchen Umſtänden ſelten gar alt, geht auch meiſtens finſter, mürriſch, melancholiſch daher und hängt den Kopf oft, wie ein Hund, der die ſtille Wuth hat; es iſt ihm auch nicht zu verargen; ſeine Sorgen ſind unter dieſen Umſtänden recht ſchwer durch all ſein Leben hindurch; und beym Sterben gefahrt er eben ſo ſehr unter den Galgen zu kommen als auf den tröſtlichen Kirchhof — von einer ſchönen Leichenpredigt aber iſt dann hier gar nicht die Rede.

Chriſtoph. Ja! ſo ein Vogt muß unter einem guten Herrn ſeine liebe Noth haben.

Jooſt. Das iſt gewiß. Auch ſind ihrer viele arme geplagte Leute, beſonders wenn ſie anfangen alt zu werden, wenn ihre Kräfte abnehmen, ihre Freunde dahinſterben, und ein junges Geſchlecht aufwächst, welches ſie nicht kennen, aber fürchten; wenn ihre Kinder und ihr Dorf bald auf ihren Tod hoffen, und ihnen vor dem Sterben in ihren ſtillen Stunden angſt und bang wird, wenn am Tage ihnen die Kraft zur Arbeit und des Nachts zum Schlafe mangelt, dann ſind ſolche Männer arme, elende Leute, und tragen den Lohn ihres Lebens ſchwer auf ihrem Rücken.

Chriſtoph.

Chriſtoph. Das ſchlaſloſe Alter decket dem Menſchen ſein Herz auf, und der laſterhafte Elende hat in dieſen Tagen groſſe Plagen — auch iſt es nichts Seltenes, daß ſolche Unglückliche, wie der Hummel, die ihrigen ganze Nächte durch unruhig machen und ſelber noch fremde Leut um Mitternacht in's Haus rufen, damit ihnen die ſchwere Zeit leichter werde.

Jooſt. Das ſchlaſloſe Alter des frommen, braven Mannes iſt nicht alſo. Er hat den Kopf voll Erfahrungen von nützlichen Sachen, die ihm in ſeinen ſchlaſloſen Nächten ruhig im Kopf herumgeh'n und ihn oft wirklich angenehm beſchäftigen; aber ja — die Schlafloſigkeit des alternden Böſewichts iſt eine Marter, die ſich niemand vorſtellen kann, als wer einen ſolchen grauen Mann unter ſeinem Dach Nächte durch ſchnaufen und ächzen gehört, ohne daß er am Morgen hätte ſagen können, daß ihm ein Zahn oder ein Finger wehe gethan habe.

Chriſtoph. Das Alter ſchwächt überhaupt alle Leute; aber Laſterhafte dann auch gar!

Jooſt. Auch laſſen die Leidenſchaften und Fehler in einem gewiſſen Alter ſich ſchlechthin nicht verbergen; in jüngern Jahren wäre es auch dem Hummel gewiß nicht begegnet, daß ihm ein Weib hätte anſehen können, daß er von erſticktem Zorn blaß wäre, und daß hinter ſeinem Lächeln verbiſſener Grimm verborgen läge.

Chriſtoph. Aber Gertrud mag dir doch eine beſonders feine Naſe gehabt haben; dem Lienert wäre es gewiß bey weitem nicht in Sinn gekommen, ſo etwas zu riechen.

Jooſt. Das iſt nicht anders. Die Weiber merken dergleichen Sachen immer ein Jahr vorher, ehe die Männer daran denken.

Chriſtoph. Müſſen dann die Männer immer einfältiger ſeyn, als die Weiber?

Elſe. Meinſt etwan, ſie ſeyen's gar nie?

Chriſtoph (lachet).

Elſe. Verzeihe, Lieber! ſie ſind's dann und wann gewiß.

Chriſtoph. Aber, Jooſt, wenn ihr recht habet, und es ſo iſt, ſo möchte ich doch auch wiſſen, wie es komme, daß die Weiber ſo oft vieles ſo geſchwind und leichter merken, als die Männer?

Jooſt. Ha — ich denke, die Männer haben immer zu viel Arbeit im Kopf und in den Händen, als daß es ihnen möglich wäre, den Leuten ſo ſteif und lang, und genau auf's Maul und auf die Augen zu ſehen, als es die Weiber zu thun ſcheinen.

Elſe. Gut erklärt!

Chriſtoph. Und zur Zufriedenheit beyder Partieen.

Jooſt. Das ſollte mich freuen; aber, Elſe! weiſſeſt du bey dieſem Anlaß, wer dir am genaueſten und ſchärfeſten ins Auge ſiehet, und am richtigſten merkt, ob du es gut oder böſe meinſt?

Elſe. Nein!

Jooſt. Du ſollteſt's errathen.

Elſe. Ich kann nicht.

Jooſt. Das nimmt mich Wunder.

Elſe. Ey — ſo ſag's doch einmal.

Jooſt. Die kleinen Kinder, die merken dir, faſt ehe ſie reden können, die kleinſte Unruhe und Verdrießlichkeit an; ſie ſchleichen und herzen um dich, und lächeln dir nicht, bis du wieder durch und durch heiter und freudig mit ihnen biſt.

Elſe. Es iſt wahr! und wirklich unbegreiflich, wie ſchnell ſie einem die geringſte Unruhe und Beſorgniſſe anſehen, und wie deutlich ſie einem zeigen können, daß ſie es merken; auch erkennen ſie einen unwilligen, häſſigen Menſchen ſogleich, und wenn er noch ſo jung und ſchön, wenn er weiß und rothe Backen und Haarlocken hätte wie Abſolon, und Kleider von Seiden und Scharlach, ſo werden ſie ihm dennoch nicht gut ſeyn, troz aller ſeiner Schmeicheleyen, nicht auf ſeinen Armen bleiben wollen — und hingegen einen ſchwarzen, alten Keſſelſlicker, der's gut mit ihnen meynt, wenn auch ſein Rock und ſein Huth noch ſo zerriſſen und ſein Haar noch ſo ſehr über ſeine Stirne herabhangen wird, dennoch mit Lachen und Nicken beyde Hände entgegenſtrecken.

Chriſtoph. Aber daß dann doch alte Leute immer noch Sachen wagen und probieren mögen, denen ſie nicht mehr gewachſen ſind, und ſich wie der Hummel mit ihren Verſtellungskünſten noch lächerlich machen mögen!

Jooſt. Das würden ſie wohl nicht thun, wenn ſie m Alter nicht noch viel mehr Beweggründe zur Verſtel-ung hätten, als in der Jugend.

Chriſtoph. Aber in der Jugend mag die Verſtel-ng eines ſolchen Menſchen, wie der Vogt iſt, doch etwas rchterliches geweſen ſeyn.

Jooſt. Das iſt wahr! in ſeinen guten Jahren iſt ſo ein Mann durch ſeine Verſtellung ſchrecklicher Sachen fähig; wenn du am feſteſten in ſeiner Freundſchaft zu ſtehen glaubſt; wenn du ſchwören würdeſt, er gebe dir ſeine Tochter zur Ehe, ſo kann er falſche Zeugniß gegen dich bringen, dich in's Gefängniß werfen; die unſchuldigſten Handlungen, die du thuſt, und das gutmüthigſte Wort, das du redeſt, kann ihm Griff auf dich geben, und Spuren, wie er dir zu Leib und ans Herz kommen könne; jeder kleine Umſtand z. E. wie das Liſeli beym Brunnen den Schloßherrn gerühmt, iſt genug, dich in die Grube zu bringen.

Elſe. Ja, Fritz und Mareili, höret ihr, was der Anlaß geweſen, warum der Vogt über dieſe Leute ſo aufgebracht worden iſt, daß er ihnen ſo viel Uebels anzuthun ſich vorgenommen.

Fritz und Marei. Ja, ja, Mutter.

Elſe. Sag' mir's wieder, Mareili.

Marei. Weil die Liſe den Schloßherrn beym Brunnen rühmte.

Elſe. Seht, Kinder! was unnützes Geſchwätz für Unglück bringt, und gewahret euch davor, beſonders bey Leuten, die euch über Sachen, die ſie nicht angehen, ausförſcheln und ausfrägeln.

Jooſt. Ich haſſe auch in der Welt nichts ſo ſehr, wie dieſes Ausfrägeln und Ausforſchen; und wenn ich ſo jemand ſehe, der's thut, ſo iſt mir genau, ich höre einen dem andern den Schlüſſel zu einem fremden Geldkaſten ablöckeln.

Elſe. Es hat eins mit dem andern wirklich viel Verwandtſchaft.

Chriſtoph. Aber, es ſpätet! Wollen wir nicht genug haben für dieſen Abend?

Elſe. Ich denke ja, Vater!

Chriſtoph. Fritz, wiederhole uns das Weſentlichſte deſſen, was in dieſem Abſchnitte vorkam und was wir darüber ſagten.

Fritz. Daß ein Dorf übel geplagt ſey, in welchem ein Mann wohnet, der ſein Handwerk daraus macht, allenthalben aufzulauern, was jedermann rede und thue.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß ein Menſch, der ſich von einem andern zu allem brauchen laſſen müſſe, was dieſer wolle, es ungefähr habe, wie ein Ochs, der ſich an jeden Pflug und an jeden Wagen anſpannen laſſen muß, wozu ihn ſein Meiſter anſpannen will.

Chriſtoph. Und dann.

Fritz. Daß das Schwerſte, was die Oberkeit von Bauern fordre, eine leichte Laſt gegen das ſey, was die eigentlichen Dorftyrannen denen aufladen, die ſie an ihrem Sail haben.

Chriſtoph. So! Was noch mehr?

Fritz. Wer einen kleinen Fehler ſo zu ſagen über's Teufels Gewalt verbergen will, ſolle Sorge tragen, daß n der kleine Fehler nicht bis zum Mord und Giftmiſchen hre.

Chriſtoph. Noch mehr?

Fritz. Daß wer ſeinen Mann kennt, ihn an einem Strohhalm ſo gut, als an einer Kette, herumführen könne.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß ſelbſt die wildeſten Dorftyrannen erkennen müſſen, daß eine Art von vorkommender Gefälligkeit und Großmuth auch gegen ſicher angeſchloſſene Sklaven unumgänglich nöthig ſeye, wenn man ſie zu etwas brauchen und mit ihnen etwas ausrichten wolle.

Chriſtoph. Und dann.

Fritz. Daß zwiſchen Hölle und Himmel ein großer Unterſchied; daß aber zwiſchen einem recht guten Herrn und einem böſen wohl ſobald der Unterſchied faſt eben ſo groß ſey.

Chriſtoph. So, weiter dann.

Fritz. Daß die Hummel unter böſen Herrn wachſen und gedeihen, wie das Unkraut in fetten Aeckern, die man nicht jätet und nicht pflügt.

Chriſtoph. Ferner!

Fritz. Daß die Hummel oft auch arme, geplagte Leute ſeyen.

Chriſtoph. Meynſt? Noch mehr?

Fritz. Daß das Alter den Menſchen ſchwäche, und Schelmen ihre Tücke, wenn ſie weißgrau ſeyen, nicht mehr verbergen können wie ſie's im Stand ſind, ſo lange ihre Schnauze noch kohlſchwarz oder kaſtanienbraun iſt.

Chriſtoph. So ſo — nun?

Fritz. Nichts mehr.

Chriſtoph. Wer weiß noch etwas?

Elſe. Daß einem die Kinder gut in den Augen leſen können.

Jooſt. Und daß hie und da die Weiber dieſes auch ſo ziemlich gut verſtehen.

Die fünfte Abendſtunde.

Inhalt.

Vom Schaf in der Mezge.
Vom Daſtehen wie Bock.
Vom Rothwerden.
Vom Frechſeyn.
Vom Gehorſam und von der Liebe.
Vom Huth auf dem Kopf, und vom Stock in der Hand.
Von einem Kapuzlner.
Von Geheimnißmachereyen.
Von Pfarrhäuſern, Schlöſſern, Sigriſten, Herrſchaftbeamten, Profoſen, Bettelvögten.
Vom Amtseyd und vom Stillſchweigen.
Von Nebengründen, von Hauptgründen.
Unter freyem Himmel iſt nicht bey beſchloſſener Thüre.
Von Centen.
Von Hunden, Katzen, von einem Rehböcklein.
Vom allgemeinen Wohl.
Von Schuhwachskugeln.
Von Allmoſen-Aemtern.
Von Leibgarden.

Auch diesmal war's gut, daß Gertrud, und nicht hr Mann mit dem Junker zu Rede gekommen, ſagt

Chriſtoph, als er den fünften Abſchnitt geleſen. — Und Elſe antwortet, meynſt du, Vater, er hätte ſeine Sache nicht ſo gut gemacht, als ſie?

Chriſtoph (lächelnd). S'iſt dir groß Ernſt, dies zu fragen.

Elſe. Hä — ſie iſt doch im Anfange da geſtanden ſo redreich, wie ein Schaf in der Metzge.

Jooſt. Nun, du wirſt doch das ſo übel nicht finden, Frau Meiſterin! Mir einmal gefiel eine Bauernfrau eben nur halb, die ohne zu erröthen, und ohne betroffen zu ſeyn, vor ſo einer Menge Volks, mit einem Oberherrn redete; und ich konnte ſie nicht leicht für etwas beſonder Feines und Gutes anſehen.

Chriſtoph. Ich auch nicht; den Fall ausgenommen, daß ein Weib unter Umſtänden lebte, in denen es zu Zeiten nothwendig in Gegenwart von vielen Leuten mit einer oberkeitlichen Perſon reden müßte.

Jooſt. Und dann gibt es ſonſt noch Umſtände, in denen Weiber, beſonders von niederm Stande, in die Lage kommen, beynahe bis zur Unanſtändigkeit muthvoll und herzhaft daſtehen zu müſſen, ohne darauf Rückſicht nehmen zu können, wer etwa um den Weg ſey, der ſich daran ſtoßen möchte.

Elſe. Umſtände hin und Umſtände her! ſo wird es immer wahr bleiben, daß ein Weib, das bis zur Unanſtändigkeit herzhaft und kühn wird, eine Hauptſache verloren, mit der ſie ihrem Mann und Kindern in ihrer Wohnſtube hundert Stunden mehr verſüßen würde, wenn ſie ſelbige noch hätte.

Jooſt. Auch wiſſens alle Weiber, daß ſanft und nicht frech zu ſeyn das Hauptkleinod iſt, das man bey hnen ſucht; und daher kommt es auch, daß Weiber, die rech ſind, ihren lieben Neid gegen die ſanften und be- heidenen in jedem Fall gar deutlich hervorgucken laſſen, a du hingegen in Ewigkeit kein ſanftes Weib antreffen irſt, das ſeine Nachbarin ob ihrem Frechſeyn und ob rer Kühnheit beneiden wird.

Elſe. Das iſt natürlich. Es wird auch kein Mäd- en ſeinen ſchönen Wuchs an einen ſchönen Rock tauſchen.

Chriſtoph. Das Rothwerden der Unſchuld und hamhaftigkeit, das auch nur die Ahnung der Frechheit d des Unanſtändigen ausſchließt, iſt das erſte Kleinod, s wir an einem Weibe, welches wir achten und ſchätzen, hen. Darum gibt auch dieſes im Anfange nicht reden fen und wie ein Schaf daſtehn, das gewiß mit ſicht- er Schamröthe verbunden war, allem dem, was Ger- d hernach that, Würde und Eindruck.

Jooſt. Das iſt wahr. In aller Welt muß ein nſch, wenn er Eindruck machen will, unter ſeinen Mit- ſchen daſtehn, wie es ihm gebührt; ein Mann wie Mann; ein Weib wie ein Weib.

Chriſtoph. Du haſt wohl recht. Aber es ge- ht doch ſehr ſelten. Einmal als Meiſter in meiner shaltung dazuſtehn, daß es jedermann ſieht, wollte ch nie recht gehn; und auch du, Jooſt! ſo ein gu- necht du biſt, thuſt doch faſt täglich, ohne mich zu n, was du meynſt, daß recht und gut ſey; und ich mmere mich auch nicht viel darum, vor den Leuten als der Meiſter im Hauſe dazuſtehn, und ihnen zu zeigen, daß ich es bin.

Elſe. Du biſt wohl ein guter Meiſter! ſonſt müßten wir dir, denk' ich, auch mehr folgen.

Chriſtoph. Und du biſt, denk' ich, wohl auch eine gute Frau, ſonſt würde ich dir wohl auch mehr befehlen müſſen.

Jooſt. Es ſcheint faſt, ihr verſtehet einander hierüber recht wohl.

Chriſtoph. Hä. Ich denke, man müſſe Treue und Liebe auch etwan für Gehorſam nehmen, und wenn man's hie und da nicht thäte, ſo wäre gewiß viel Hauskreuz mehr in der Welt, als wirklich darin iſt.

Jooſt. Es iſt mit dem Gehorſam und mit der Treu vollkommen einerley; man muß die Kraft und das Weſen von beyden feſt in ſich ſelbſt haben, aber ſich hüten, den Schein davon alle Augenblicke vor den Augen, den Geruch davon alle Augenblicke vor der Naſe und die Worte davon alle Augenblicke im Munde haben zu wollen Ihr könnt ſicher ſeyn, alle Herrſchaften und Meiſterleute, welche ſteif und wunderlich alle Stunden mit ihren Gehorſamsforderungen ein Probſtückchen erzwingen wollen, ſind mit dem Sack geſchlagen, und zum Regieren gemacht, wie unſer Schneider zum Pflughalten; und ſo ein Hausregierungsnarr wird die beſte Frau von der Welt zulezt unwillig machen, und auch ſeine beſten Dienſte vor den Kopf ſtoſſen und dann Schelmen an die Hand bringen, die ihm alle Gehorſamsprobeſtückchen vor den Augen gut vorſpielen, zum Lohn dann aber auch ihn tüchtig und ſicher dafür beſtehlen werden. Das Herz ſeiner Nebenmenſchen zu ſchonen iſt das erſte, was zum Regieren gehört, und wer das nicht kann, der trägt den Stab in der linken Hand, und wird damit denen, die ihm folgen ſollten, zum Geſpötte und Gelächter.

Chriſtoph. Arner hat ihn nicht in der linken; einmal, wie's mich dünkt, und am Ort und an der Stelle, wo er ſtund, war's dann noch nicht etwas Leichtes, mit Schonung für's Menſchenherz ſeine Meiſterſchaft zu zeigen.

Jooſt. Ganz gewiß war es nichts weniger als etwas Leichtes, bey einem Manne, wie der Vogt, ohne Stolz und Anmaßung, ohne Schimpfen und Zanken und auch nur ohne den Schein eines unzeitigen Gewaltſtreiches, blos durch Klugheit in Behandlung des Geſchäfts, das vorlag, vor der ganzen Gemeinde zu zeigen, daß er einen Meiſter habe, wie ihm einer gebühre.

Chriſtoph. Ich kenn in unſerm Lande viele Leute, die meynen, es brauche, um einem Untergeordneten unter allen Umſtänden den Meiſter zu zeigen, nichts weiter als Dickthun, den Hut auf dem Kopf ſitzen laſſen und machen, daß der Kerl ſich oft und viel vor einem bücke, bis auf den Boden.

Jooſt. Es iſt ein groſſer Unterſchied zwiſchen dem Bücken vor ſeinem Meiſter; es gibt ein Bücken, darin der Bückende mit lachendem Munde an die Steine herabſieht, die ihm ſo nahe an die Naſe kommen; in dieſem Fall iſt der Bückende gewiß mehr Meiſter, als der Herr, vor dem er ſich bückt. Aber es gibt auch ein Bücken, bey dem der ſich Bückende todtblaß wird, und vor Schrecken ſein Bücken ſelber vergißt; in dieſem Fall iſt der, vor dem er ſich bückt, gewiß ſein Meiſter. Auf dieſe Art aber iſt es auch leicht zu glauben, man ſey Meiſter, wo man es nicht iſt, und auch auf eine Art Meiſter zu werden, wie es oft nicht recht iſt, Meiſter zu ſeyn. Aber Arner ſtand weder auf dieſe noch auf jene Art als Meiſter dieſes Burſchen da.

Chriſtoph. Aber wie du ſagſt, es iſt ſchwer, ſehr ſchwer, über einen Mann, wie dieſer, auf die Art als Meiſter dazuſtehn, wie Arner daſteht.

Jooſt. Es iſt zum Bewundern, wie er ihn allenthalben bey einem jeden Wörtchen anpakt, und von dem Augenblick an, da er ihm unter die Augen gekommen, ihn, ſo zu ſagen, nicht wieder zu ſich ſelber kommen läßt.

Chriſtoph. Und Gotterbärmlicher habe ich noch nicht geſehn, als wie der arme Schelm die Nachbarn, die er fortjagte, ſo im Augenblick faſt wie auſſer Athem zurückrufen mußte.

Jooſt. Der Anlaß dazu war auch ganz bedeutend und gibt über den Karakter dieſes Mannes groſſes Licht. Es hätte ihm auf der Welt nichts ſo zuwider ſeyn können, als dieſe Nachbarn wieder zurückzurufen. Solche Dorftyrannen haben keine gröſſere Angelegenheit, als alles, was die Oberkeit mit ihnen redet und was ſie mit ihr reden, zu verbergen und geheim zu halten. Es iſt nicht anders als wenn ſie glaubten, das Land würde untergehn, wenn das gemeine Volk irgend etwas von dem, was ſeine Oberkeit mit ihm vorhat, einen Augenblick früher vernähme, als ihm daſſelbe von der Kanzel verleſen wird. Die

Staatsgeheimnißmacherey iſt durch ſolche Leute bis in die niederſten Dörfer hinabgedrungen, und wird in den elendeſten, unbedeutendſten Sachen eigentlich comödiantenmäſſig vorgeſpiegelt. Es hat aber einmal ein Kapuziner, da von der Geheimnißmacherey ſolcher Dorfvögel die Rede war, zu mir geſagt, es ſeyen ſchon mehr Leute und Land zu Grunde gegangen, weil der gemeine Mann zu wenig aus dem Mund ſeines Herrn vernommen, als weil er zu viel davon vernommen. Und es eckelt mir, wenn ich alle Profoſen und Bettelvögte bemüht ſehe, ſich damit ein Anſehn zu geben; auch haben mir einige von den älteſten Leuten im Dorfe ſchon geſagt, dieſe Geheimnißmachereyen ſeyen vor Zeiten mehr unter den Kirchenvorſtehern und Sigriſten, die in Pfarrhäuſern ſehr vertraut waren, als unter Herrſchaftsbeamteten in Uebung geweſen. Es gibt auch wahrlich wenig Fälle, wo Dorfbeamtete pflichthalber aus dem, was ſie von der Oberkeit wiſſen, ein Geheimniß machen müſſen; und es iſt eine Thatſache, daß ſchlechte Vorgeſezte meiſtens in dem, was ſie verſchweigen ſollten, vorlaut ſind, und hingegen ſehr oft mit vieler Sorgfalt Geheimniſſe aus dem machen, wodurch das Volk das gute Herz, die Liebe und das Wohlwollen ſeiner Oberkeit erkennen, und dadurch auf Mittel und Wege gelangen könnte, ſich in ſeinen Angelegenheiten ihr perſönlich zu nähern. Auch iſt gewiß, daß brave, oberkeitliche Perſonen und Herrſchaften dieſe Geheimnißmacherey in den Dörfern nicht gerne haben.

Chriſtoph. Ich kenne aber auch oberkeitliche Perſonen, die aus guten Gründen Liebhaber von dieſer Art Geheimnißmacherey ſind, inſonderheit in Angelegenheit des öffentlichen Bauweſens.

Jooſt. Ich kenne auch dergleichen, habe aber auch allgemein geſehn, daß Regierungsbeamtete, die im Fall ſind, von ihren Unterbeamteten ein Stillſchweigen z. E. über Maurer- Zimmermann- und Hafner-Conten zu begehren, dann auch nicht wohl verhindern können, daß dieſe Unterbeamteten an ihrem Ort ſich Geheimſtreiche und Kühnheiten erlauben, von denen die Dörfer oft bis aufs Blut ausgeſogen werden. Deßnahen wirſt du auch faſt allgemein finden, daß weiſe und gute Regenten in Geſchäften von dieſer Art gerade und offen zu Werke gehen, wie dieſer Arner.

Chriſtoph. Einer, der das nicht thäte, hätte auch ſchwer, Unterbeamtete, die im Fehler ſind, ſo öffentlich zu beſchämen, und dem erſten beſten Weib, das über einen ſolchen Mann eine Klage brächte, ohne vieles Bedenken die kurze und gerade Antwort zu geben: „Da vor deinen Augen, und vor allem Volk will ich dir zeigen, daß „ich meine Leute vor aller Bedrückung beſchützt haben will.“ —

Jooſt. Das iſt mehr, als richtig; aber eben darum würde leider Gott erbarm' auch mancher Oberamtmann und Obervogt bey ſo gegen ihren Heren Untervogt eingegangenen Klagen gut gefunden haben, ihn unter vier Augen in ein Zimmer zu rufen, und da ihm ſeine Strafpredigt bey beſchloſſener Thür zu halten, und aber dann auch die Wirkung, die ſie etwan auf den Maurer und ſeine Haushaltung hätte gehabt haben mögen, Gott und der Zeit zu überlaſſen.

Chriſtoph. Ein gutes Gewiſſen iſt allenthalben das einige, was in allen Verhältniſſen und in allen Lagen dem Menſchen den Muth giebt, ſeine Sache gerade öffentlich und ohne allen Umſchweif zu behandeln.

Jooſt. Das iſt freylich für die erſten oberkeitlichen Perſonen ſo wahr als für die geringſten Krämer, Handwerker und Bauern.

Chriſtoph. Wenn man es doch nur immer recht glaubte!

Jooſt. Man glaubt es freylich nicht nur nicht immer, ſondern gar ſelten ſehr recht. Wenn man aber doch dann und wann Leute antrifft, die, wie hier Arner, mit einer Stirne voll Ernſt, mit einem Blick, der durch Mark und Bein dringt, den Böſewicht und Schelmen verwirren und zu Boden ſchlagen ſieht, daß er wie der Hummel betäubt und blaß, wie der Tod, den Schweiß von der Stirne wiſcht, und mit bangem Keichen antworten muß: „In „meinem Leben, gnädiger Herr! iſt mir nie ſo etwas begegnet, und ſo lang ich lebe und Vogt bin" u. ſ. w — „Und dann wieder:" es iſt erſchrecklich „ich — — ich — — beſinne — — ſie haben mich — — ich habe ſie — — dafür angeſehen:" — Ich ſage, wenn man zu Zeiten auch Leute antrifft, die ſo handeln, ſo muß man dann wieder an die Macht des guten Gewiſſens glauben, wenn man faſt auch nicht wollte.

Elſe. Das iſt gewiß ſo und es nimmt mich nur Wunder, wie der Vogt es noch habe wagen dürfen, Gertrud ſo anzufahren. Aber es ſcheint auch, er habe ſo zu ſagen ſeine letzte Kraft zuſammenraffen müſſen, und ſey faſt aufſer ſich vor Zorn geweſen, da er ſie ſo angefahren: „was haſt du mit meinem Wirthshaus?“

Jooſt. Es war aber auch Steff, vor Verwirrung und Zorn ein wenig auſſer ſich zu kommen. Denk nur einmal, wie ihm habe ſeyn müſſen, da das halbe Dorf, jung und alt, auf einmal in ein lautes Gelächter ausgebrochen, als Gertrud nach ihrem langen Schweigen endlich mit ihrem launigen: „die Kirche iſt ſo nahe am „Wirthshaus“ hervorrückte.

Chriſtoph. Er hat ſich aber auch hier noch einmal, und das recht fein herausziehn wollen, da er zur Antwort gab: „das iſt der Lohn, wenn man Lumpenleuten dienet, und man hat allemal einen ſolchen Dank „anſtatt der Bezahlung.“

Jooſt. Das iſt der gewohnte Kunſtgriff aller Schelmen, wenn ſie verklagt werden, daß ſie, anſtatt auf di Klage zu antworten, die Sache umkehren und geſchwin auch etwas Böſes oder wenigſtens Verdächtiges wider de Kläger anbringen; und es iſt ein Glück, wenn die Richter es allemal wohl verſtehen, ſo einen Burſch feſt und gu beym Weſentlichen der Klage angeſchnürt zu halten.

Chriſtoph. Arner verſtund es; er ließ ihm keinen Seitenſprung zu. „Mache dir für die Bezahlung kein „Mühe; es iſt nur die Frage, ob das Menſch läge.“ Da war ein Band, welches ihn ſehr ſteif zur Ordnung und Hauptfrage zurückführte.

Jooſt. Arner verſtund's freylich. Aber die Sach hat noch eine andere Seite. Land und Leute ſollten Got danken, wo der Richter den Beklagten an der Hauptſach

ſo

ſo angeſchnürt zu halten und ihre Seitenſprünge, Incidenzen und andere Aus- und Abwege abzuſchneiden das Recht hat, und er nicht von Rechtsformularen und Landesgeſetzen gehindert wird, in vorliegenden Rechtsfragen der Wahrheit auf einfachen, geraden Wegen entgegenzuſpüren. Denn man kann ſicher ſeyn, daß an Orten, wo dem Richter über dieſen Punkt die Hände gebunden ſind, und es ſonſt im Lande oder an Ort und Stelle nicht in der Uebung iſt, daß er in Unterſuchung von Rechtsſachen ſeinen Kopf und ſein Herz nicht eben ſo frey und ſelbſtſtändig brauchen und walten laſſen dürfe, als jedermann dieſes bey Unterſuchung von Hausſtreitigkeiten und allen Orten von Geſchäftsangelegenheiten zu thun gewohnt iſt, da werden dergleichen Vögel gemeiniglich ſelten verklagt, und wenn es geſchieht, ſo werden unter zehn allemal ihrer neune mit lachendem Munde vom Herrn wieder heim gehen, bey dem ſie verklagt worden.

Chriſtoph. Das iſt landskundig und jedermann richtet ſich darnach. Auch fällt es in die Augen, daß der Hummel, im eigentlichen Verſtand, nur durch den geraden, ungekünſtelten und von keinen Rechtsformen gebundenen Gang, den der Junker ſich in dieſem Geſchäft erlaubte, in das Gerechtigkeitsgarn gebracht worden, in dem er hangen geblieben.

Jooſt. Das iſt vollkommen richtig. Es verwirrt ſolche Burſche nichts ſo ſehr, als wenn eine Rechtsſache gegen ſie, ohne viel Formalitäten, aber mit Eifer und Theilnahme behandelt wird; und nie ſind ſie glücklich, als wenn ſie in ſolchen Geſchäften kaltblütige Richter finden, die ſich leicht vom Feſthalten des Hauptgeſichtspunkts ab- und in Nebenumſtände, Nebenanſichten und Nebenfragen hineinlenken laſſen, wodurch die eigentliche Rechtsfrage, gleichſam wie das Licht unter dem Viertel, vergraben wird. Und es iſt ein großes Unglück unſerer Zeit, daß der Rechtslauf vieler Geſchäfte vielſeitig hie und da im Lande wirklich alſo geht.

Chriſtoph. Es iſt auch begreiflich, daß bey einem ſolchen Rechtsgange dergleichen Burſche bey allen ihren Unthaten meiſtens ſicher bey Haus und Hof und bey Naſen und Ohren bleiben, wenn ſie ſelbige auch zwanzigmal mögen verwirkt haben.

Jooſt. Es iſt ihnen unter dieſen Umſtänden immer ein leichtes, ſich bey allem, was wider ſie geklagt wird, mit heiler Haut herauszuhelfen. Sie bleiben auch mehrentheils Zeitlebens bey ihren Herrſchaften in großen Gunſten, und verſtehen es gewöhnlich ganz vorzüglich, ſich darin zu erhalten.

Chriſtoph. Ich weiß auch, daß das wahr iſt. Aber du weißt beſſer als ich, wie ſie es machen; erzähle uns darüber etwas.

Jooſt. Sie machen es auf allerley Art; vorzüglich verbergen ſie allenthalben ihre böſen Abſichten und bemänteln ſie mit guten; ſie ſtellen ſich demüthig und gehorſam und dem Willen ihrer Herrſchaft immer gar ergeben, nehmen auch ihre Meynung augenblicklich zurück, wenn ihre Herrſchaft nur blicken läßt, daß ſie eine andere hat; ſie ſind ferner ſehr brauchbar, ſie verſtehen die Geſchäfte, und wiſſen alles, was einem Herrn etwa eintragen oder ihm

Freude machen kann; ſie reinigen ihm Frucht, und zählen ihm Garben, ſie verkaufen ihm Wein, ſie füttern ihm Hunde, ſie bringen ſeinen Kindern Katzen und junge Rehböcklein; ſie haben auch kein Gewiſſen; und wenn ihr Herr etwas wider das Recht und den Nutzen des Dorfs und ihrer Mitbürger gelüſtet, ſo bieten ſie ihm dienſtfertig und ſchnell ihre beyden Hände, und hüten ſich noch, daß er nicht einmal vernehme, daß ſein Thun unrecht ſey. Aber ich will die Reihenfolge ihrer Dienſtarten und Dienſtkünſte abbrechen, ich müßte ſonſt bis Morgen erzählen.

Chriſtoph. Und wir müſſen doch auch nicht vergeſſen, wie Gertrud dem Junker das Wirthshausleben ſo richtig abmahlt.

Jooſt. Nein; ich möchte das auch nicht vergeſſen, denn der Schade, den die Wirthshäuſer in den Dörfern machen, iſt ſo richtig und wahr, daß man an vielen Orten ſelber den Aeckern und Weinbergen anſieht, ob ein Wirthshaus im Dorf iſt, oder nicht.

Chriſtoph. Es zeigt ſich ſogar oft ſelbſt in den Gaſſen eines Dorfs, daß diejenigen, ſo die Nähern bey dem Wirthshaus ſind, mehr Lumpen beherbergen, als die, ſo entfernter von ihm ſind.

Elſe. Kann man aber dem Uebel nicht helfen?

Jooſt. Erſtaunlich ſchwer, inſonderheit bey uns, wo die Wirthshäuſer gekauft und ein rechtliches Eigenthum ihrer Beſitzer ſind. Die Fehler, die darin vorgehen und veranlaſſet werden, ſind auch mehrentheils mit Umſtänden verbunden, die tief hineingreifen, und oft gehört das Recht, zu wirthen, in die Schlöſſer, und verblendet die Herrſchaften durch ſeine Abträglichkeit ſelber. Aber wir haben das Wichtigſte dieſes Abſchnittes noch nicht einmal berührt.

Chriſtoph. Was iſt das?

Jooſt. Es iſt die Art und Weiſe, wie der Vogt von den Urſachen redet, um deren willen ihn Arner ſo behandle. Zuerſt ſagt er: das Land komme dadurch um ſeine Rechte und Freiheiten, weil der Junker jedermann anhöre, allem ſelbſt nachforſche, und alles vor ſich ziehe, was ehedem unter Vogtshänden ausgemacht worden; aber uns wird er hiermit nicht blenden; wir wiſſen es ſchon, wie groß das Unglück im Lande iſt, wenn Edelleute und Oberbeamtete nicht mit ihren eigenen Augen zu ihren Leuten ſchauen, und aller Ordnung oder Unordnung nicht mit eigener Naſe nachſpüren; es braucht auch nichts als die Geſchichte des Vogts unter dem alten Arner — und die Erfahrung aller Orten, wo Schulzen und Dorfvorgeſetzte ſo viel Gewalt und Anſehen haben, daß niemand über ſie klagen darf, um richtig einzuſehen, was dem Vogt eigentlich am Herzen liegt. —

Die zweyte Manier, wie er die Urſache ſeines Unglücks verdreht und von ſich ſelber ablenkt, iſt dieſe, daß er ſagt, der Junker wolle das Wirthshausrecht ins Schloß ziehen, und es ihm aus dieſem Grunde nehmen. Jedermann ſieht, daß dem Arner kein Gedanke an ſo etwas gekommen, und der Hummel redet ganz gewiß über dieſen Punkt, wie jeder Menſch, der im Eifer und in einer ſtarken Verblendung ſeiner Bosheit ſteckt, und in dieſer Gemüthslage alle Menſchen auf Erde der abſcheulichſten Dinge fähig glaubt, ohne im geringſten Spuren von Bosheit in ſich ſelber zu vermuthen.

Es iſt auch ganz gewiß, daß der Hummel ſelber in ſeiner Seele überzeugt war, daß dem Junker nie ein Sinn daran gekommen, ihm ſein Wirthshausrecht alſo abzudrücken, und daß er mit ſeinem Geſchwätz über die Gefahren, in denen auch ihre Dorfrechte und ihre Dorffreiheiten unter einem ſolchen Junker ſeyen, nichts anders wollte, als ſich unter den Bauern eine Parthey verſchaffen, die alles, was der Junker thue und ſuche, in einem gehäſſigen Licht ins Aug' faſſe. Ein Arner iſt freylich eines ſolchen Gedankens nicht fähig; aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß es hie und da auch einen Edelmann oder einen Oberamtmann geben könne, der zu einem ſolchen Gedanken nicht zu gut iſt; und ſo unglücklich es iſt, ſo kann man nicht läugnen, daß Beyſpiele dieſer Art hie und da im Volk auch gegen väterliche oberkeitliche Perſonen ein Mißtrauen erzeugen können, welches durch ſeine Folgen dem Land unendlichen Schaden zu bringen im Stande iſt.

Ich weiß unter einem Grafen eine Gegend, wo der Ausführung ſehr vernünftiger und thunlicher Vorſchläge, die Armen, ohne Koſten des Landesherrn, auf den Dörfern zu erhalten, gänzlich nichts im Wege geſtanden, als die Vermuthung des Landvolks, dieſe Vorſchläge haben nur zum Endzweck, ſie, ihre Kinder und Kindskinder allmählig von dem Genuß des Allmoſens, aus den Spend- und Pfleghäuſern, die ſie als ihnen rechtmäßig zugehörend anſehen, zu entfernen. Ich kenne die dortige gräfliche Regierung, und bin gewiß, daß ſich dieſe Leute irren; aber ſie ſagen überlaut, ſie haben in der Nachbarſchaft Beyſpiele, die ihnen ganz klar beweiſen, daß man in dergleichen Sachen nicht vorſichtig und nicht mißtrauiſch genug ſeyn könne. Und damit war es aus; ſie ließen ſich ihr Recht zum dießfälligen Mißtrauen, das ſich aber auch wirklich auf Beyſpiel und Erfahrung gründete, durchaus nicht aus dem Kopf nehmen und bothen hartnäckig keine Hand zu dieſen Vorſchlägen. Freylich ſollten treue Unterthanen niemals etwas Arges in dem Guten ſuchen, wozu ſie ihr Landesherr hinleiten will; aber dann iſt auch wahr, die Oberkeiten ſollten dem guten Zutrauen, welches das Volk ihnen ſchuldig iſt, mit aller Sorgfalt hüten, und den Mann ſehr ernſthaft anſehen, der dieſes Zutrauen mißbraucht. Aber es hat allenthalben Leute, die die Regenten von der nöthigen Aufmerkſamkeit auf das Bedürfniß dieſes Zutrauens ablenken. Mein Großvater erzählte mir einmal, es habe zu ſeiner Zeit ein Miniſter eines großen Fürſten ſeinem Herrn mit eben ſo viel Eifer und Wärme als Klarheit begreiflich machen wollen, daß die Kraft, die Ruhe und das Heil ſeines Hauſes und ſeiner Nachkommenſchaft auf der Sorgfalt ruhe, die er auf die Erhaltung dieſes Zutrauens lenke. Dafür aber ſeyen ihm auch die böſen Umgebungen dieſes Fürſten, die alles dafür einzulenken ſuchten, daß er allein auf ſie und auf niemand anderm im Land Vertrauen habe, ſo gram geworden, daß der Miniſter den Hof verlaſſen und an einen Ort hinſpazieren mußte, wo er keine Gelegenheit mehr hatte, irgend einem Fürſten etwas von der Nothwendigkeit, ſich das Zutrauen des Volks zu erhalten, wie ſie ſagten, vorpredigen, einflüſtern und einſchwatzen zu können. Um aber wieder auf unſern Grafen zu kommen, ſo würde ich ihm, wenn er mein Herr wäre und mich darum fragte, dennoch auch wieder das ſagen, was dieſer Miniſter ſeinem König: daß ſein Haus, ſeine Ruhe und die Selbſtſtändigkeit ſeiner Regierungskraft daran hange, das Zutrauen ſeines Volks nicht zu verlieren; desnahen ſolle er ſeinen Grafſchaftsleuten Sicherheit geben, daß diejenigen Gemeinden, welche die vorgeſchlagenen Verpflegungsanſtalten für ihre Armen machen würden, nichts deſto weniger vom Spendamt- und Pfleg und Allmoſenfonds ihren ehemaligen Genuß haben, ſondern ſogar vorzüglich bedacht werden ſollen, in der Meynung, daß dieſe Gelder zu ewigen Zeiten nicht anders als immediat an die einzelnen Gemeinden verwendet, und nie unter keiner Art von Titul *für das allgemeine Wohl* von ſeiner Kammer requirirt und den Gemeinden entzogen werden, weder dürfen noch ſollen. Denn das Volk fangt hie und da an, ganz beſondere und eigene Begriffe über das allgemeine Wohl zu haben; doch ich weiß nicht, warum ich über dieſen Punkt ſo lang reden mag. So gut der Graf iſt, den ich meyne, ſo kann's doch ſeyn, daß ein Vorſchlag auch bey ihm oder vielmehr bey ſeinen Nachkommen zu weit greifen würde. Bey Herren von einer andern Gattung, deren Regierungsherz durchaus nur ein ſelbſtſüchtiges Herrenherz iſt, in dem keine Ader eines wahren Volksherzens ſchlägt, bey ſolchen Herren muß man über dergleichen Sachen überall ſchweigen; wo z. Ex. die Gardes eines kleinen Hofs oder Kantons für Puder und

Schuhwachskugeln mehr Geld nöthig haben, als alle Pfleg- und Spendämter im Lande einnehmen, da bleibt dem ehrlichen Mann im Land nichts übrig, als ſtill und leiſe bey ſich ſelber zu denken: wenn die lieben Herren unſers kleinen, kleinen, armen Ländchens für den Puder und die Schuhwachskugeln der Stiefel einer Wachtparade mehr Geld zu haben wünſchen als für die weſentlichen allgemeinen Fundamente des öffentlichen Wohlſtands des Volks, und dieſes mit Aufopferung des Zutrauens eines guten, dankbaren Volks ſich erkaufen wollen, ſo mögen ſie es in Gottes Namen probieren. Je weiter ſie es treiben, deſto ſchneller werden ſie wieder zu ſich ſelber und zu den diesfällig beſſern Grundſätzen unſrer Väter gelangen.

Chriſtoph. Du haſt uns eine lange Predigt gehalten, Jooſt.

Jooſt. Warum haſt du nichts zwiſchen hineingeſagt?

Elſe. Er iſt vielleicht ſchläfrig geworden.

Chriſtoph. Das doch nicht; aber es iſt Zeit zu enden. Fritz! wiederhol' uns, was du davon behalten.

Fritz. Daß recht Meiſter ſeyn, und es lang bleiben, eine groſſe Kunſt ſeye.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß Treu hinter dem Rücken beſſer ſey als Gehorſam vor den Augen.

Chriſtoph. Fahre fort!

Fritz. Das Herz des Menſchen ſchonen zu können, ſey das Meiſterſtück in der Kunſt zu regieren.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß wer gar zu gern den Gehorſam immer vor der Naſe hat, damit gar leicht die Treue hinter dem Rücken verlieren kann.

Chriſtoph. Und dann.

Fritz. Daß wo man Unkraut jätet, es dünn wird.

Chriſtoph. Weiters!

Fritz. Daß ein Kapuziner geſagt hat, es ſeyen mehr Land und Leut zu Grunde gegangen, weil das Volk zu wenig, als weil es zu viel von ſeinen Herrn wußte.

Chriſtoph. Noch mehr!

Fritz. Daß die Beamteten der Landedelleute und der Oberkeiten vor altem offenherzig und bey weitem nicht ſo zurückhaltend geweſen ſeyen, als jetzt die Sigriſten und Kirchenälteſten.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß gegenwärtig die herrſchaftlich Angeſtellten bis auf Profoſen und Bettelvögte hinunter, gemeiniglich weit hinterhältiger und weniger offenherzig ſeyen, als ſelbſt Sigriſten.

Chriſtoph. Noch weiter!

Fritz. Daß ein gutes, reines Gewiſſen gar viel Geheimnißmachereyen vertreibe und überflüſſig mache.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß es ein gar groſſer Unterſchied ſey, ob man etwas unter freyem Himmel und vor allem Volk, oder nur bey beſchloſſener Thüre unter vier Augen reden und ſagen dürfe.

Chriſtoph. Fort.

Fritz. Daß den Richter von der Hauptklage abzulenken, vielleicht die größte Kunſt der Schelmen, und hingegen ſeinen Mann feſt und ſteif an der Hauptklage anzuſchüren, die größte Kunſt des Richters ſey.

Chriſtoph. Was noch.

Fritz. Daß wo das Recht viele Umtriebe geſtattet und viele lange und ſteife Modell und Formen hat, der Richter im Land ſelber nicht mehr Meiſter iſt, den Verbrechern Einhalt zu thun.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß Schelmen ſich durch Hundefüttern, Rehböckliſangen u. ſ. w. hie und da Patronen machen, und ſie vor wohlverdientem Lohn bewahren können.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß einmal ein Miniſter einem großen König geſagt habe, das Zutrauen des Volks ſey zur ruhigen und edelmüthigen Erhaltung ſeines Reiches und ſeiner perſönlichen Regierungsſelbſtſtändigkeit weſentlich nothwendig.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß viele Höflinge dieſe Wahrheit nicht gerne hören.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß einige eitle Leute von Stand, aber auch dergleichen, die beynahe an den Bettelſtand grenzen, an gepuderten Köpfen und geputzten Stiefeln mehr Gefallen haben und größere Aufmerkſamkeit darauf werfen, als auf den innern guten Zuſtand der Haushaltungen in allen Ständen.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß das Volk im Land immer ſonderbarere und irrigere Begriffe über das, was das allgemeine Wohl ſey, bekommen muß.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß das Volk in dem Grad immer weniger weiß und irrig und dumm darüber urtheilt, was das allgemeine und öffentliche Wohl ſey, als es im Privatleben und in der Wohnſtube wenig davon zu genießen bekommt.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß nichts Dümmeres in der Welt ſeyn könne, als mit der Goldwaage abwägen zu wollen, was von dem, das an ſich ſchlecht und nichts werth iſt, mehr oder minder ſchlecht und mehr oder minder werth ſeyn könne.

Chriſtoph. Weiß noch jemand etwas?

Elſe. Ja, ich weiß noch etwas.

Chriſtoph. Und was dann?

Elſe. Ha, daß die Weiber eher alles auf der Welt als das Rothwerden verlieren ſollen.

Chriſtoph. Du haſt ganz recht, daß du das noch nachholſt.

Sechſte Abendſtunde.

Inhalt.

Von Bibel- und Glaubensworten.
Von der Ordnung im Kopfe.
Vom Religionsſpotte.
Vom Troſt im Leben und im Sterben.
Von Farben und Figuren hinter einem großen Nebel.
Vom Religionsſtreit und Meynungen und Zank.
Vom Glauben und Anbeten.
Von der dicken Decke über den himmliſchen Bogen.
Von Patronen und von Gevatterſchaften.
Von Rechtshändeln und von einem Mann, der einen Rücken hat.
Von Holz und Feld.
Von Eichen und Tannen und von Steinen, die von den Brunnen wegkommen.
Von Rechtsgefahren.
Vom Menſchenverſtand.
Von fünf und von vierzig.
Vom Unrechtleiden.
Vom Gewinnen — vom Verlieren.
Von Advokaten. — Vom Spielen. — Vom Saufen — Vom Spazierengehn. — Von Stebgütern.
Von der Matten.
Von kitzlichen Sachen.
Von der Lumperey eines Bauernhandels — und von Mejemaidegen, die, Gott ſey bey uns, der Teufel ſeyn mögen.

Dieſer Mickel wäre bey aller Wahrheit, die er dem Vogt ſagt, doch nicht mein Mann, ſagte Chriſtoph, als er den ſechsten Abſchnitt geleſen; und Jooſt antwortete: du haſt recht! ein Menſch, der für Wein ſchweigt, wenn er ſo einen Schelmen von Vogt vor den Fenſtern eines armen Tropfen auflauernd antrift, iſt auch nicht der, mit dem ich gerade am liebſten unter einem Dach wohnte.

Elſe. So wenig als einer, der mit Bibelſprüchen wie mit Weidſprüchen herumfährt, und Worte aus dem Evangelio und aus dem Glauben, wie Wirthshausſprüche und Wirthshauslieder anbringt.

Jooſt. Es iſt mir einmal auch eins wie das andere zuwider; obgleich man gegenwärtig die Bibelſprüche auch zum Text von Wirthshausgeſprächen und Wirthshausgezänk zu machen, für weit weniger ſchlimm anzuſehen anfangt, als das Auflauern vor den Fenſtern armer Leute.

Elſe. Wenn ich mich links und rechts umſehe, wie viel Schaden das eine und das andere allenthalben verurſacht, ſo weiß ich wirklich nicht, welches ich für das Schlimmere halten ſoll.

Jooſt. Von der früheſten Jugend auf bringt man uns alles, was in der Welt Rechtes und Gutes iſt, mit Glaubens- und Bibelworten bey; man bindet uns alle Freuden und alle Pflichten dieſes Lebens, und allen Troſt, und alle Hoffnungen für jenes Leben an ſolche Wort- und Glaubensbegriffe; man flößt uns dieſe Verbindung alles Guten an Bibel- und Glaubenswort ſo zu ſagen mit der Muttermilch ein, und wenn man uns denn im ſpätern Alter dieſe Begriffe und Worte in Spott ziehet, gleichgültig und verächtlich macht, ſo geht es uns wie Kindern, die von Jugend auf dahin gewohnt waren, in allem ihrem Thun und Laſſen feſt und ſteif auf ihre lieben Eltern zu ſehen, und die man dann in reiferm Alter darüber auslacht, und ausſpottet. So wie man Gefahr lauft, das innere Triebwerk ihres ganzen Seyns und Thuns im Mittelpunkt ſeiner Kraft zu zerſtören, wenn man beym einzelnen Menſchen den innern Zuſammenhang auſſer das Geleiſe der Ordnung hinausdrängt, in der jedes Individuum unſers Geſchlechts von ſeiner Jugend auf zu fühlen, zu denken und zu handeln gewohnt war, ſo hat es eben dieſes Bewandtniß ganz gewiß auch mit dem Volk, wenn man ihm die Worte ſeiner Andacht, ſeiner Gottesfurcht, ſeiner Liebe und ſeines Glaubens leichtſinniger- und frecherweiſe in ſeinem Innerſten enthalten, und in Spaß und ins Gelächter zieht.

Chriſtoph. Dieſer Leichtſinn iſt leider auch in unſern Dörfern tief eingeriſſen.

Jooſt. Seine Folgen ſind allgemein und höchſt traurig. Der Ernſt unſrer Väter iſt in allem Volk von uns gewichen wie ihre Treue. Es iſt ſo weit gekommen, daß man auch auf den ärmſten Dörfern ſelber über die ſchlechteſten Handlungen von Vorgeſetzten und dergleichen Leute nicht mehr jammert und klagt, ſondern nur ſein Geſpötte und Gelächter darob hat, und ein jeder Bettelbube das feine Handwerk ſchlechter Streiche beſſer verſtehn will als alle andern, und ſich deſſen bey einem Glas Wein im Wirthshaus vor ſeinen Kameraden öffentlich rühmt; und wenn es geſchieht, ſo hat das bey dem ganzen Tiſch der

Leute, die dabey ſind, keine weitere Wirkung, als daß ſie darüber lachen. Sie bekümmern ſich ſammt und ſonders über die Folgen ſolcher luſtigen, ſchlechten Streiche ſo wenig, als ſich Wölfe, die einen Menſchen gefreſſen, darüber bekümmern, was ihr Wolfsfraß für einen Einfluß auf die Haushaltung des armen, gefreſſenen Menſchen haben möge.

Chriſtoph. Die Folgen dieſes tief eingeriſſenen Leichtſinns zeigen ſich, wie es mich dünkt, am auffallendſten in der Art und Weiſe, wie das Volk allgemein über vorfallende Rechtshändel urtheilt. Es berührt den Punkt, wer recht oder unrecht habe, beynahe gar nicht, es fragt nur: wer gewinnt oder wer verſpielt es? völlig wie wenn das Rechten ein Karten- oder ein Würfelſpiel wäre.

Jooſt. Es iſt wahr. Die Allgemeinheit des Worts: „wer gewinnt oder wer verſpielt im Rechtshandel?“ möchte einen faſt auf den Gedanken bringen, die Anſicht des öffentlichen Rechts ſey beym Volk ganz auſſer die Anſichten des wahren Chriſtenthums und aller Bedürfniſſe der häuslichen und öffentlichen Sicherheit hinausgeworfen und falle ihm als ein Gegenſtand ins Auge, mit dem man von allen Seiten ein Spiel treibt.

Chriſtoph. Es iſt aber auch ein himmelweiter Unterſchied, wie unſere Alten hierüber dachten. Recht und Wahrheit lag den Leuten, auch wenn es einen Fremden betraf, am Herzen, wie wenn es ſie ſelber angienge. Jetzt ſind Recht und Prozeſſe ſelber in den ſchlechteſten Dörfern eine Schlupfwinkelangelegenheit der böſeſten Buben im Lande, und eine Spaßmacherbeluſtigung für Schimpfnickel, wie der in unſerm Buche.

Jooſt. Deine Anſicht iſt mehr als wahr. Es waren auch bey den Alten eben ſo wenig ſolche Schimpfnickl als ehrloſe Untervögte. Das Volk hatte auch in den niedern Ständen noch allgemein Ehr im Leibe, und wo das iſt, kann das Schimpfen und Spötteln über Sachen, derenthalben man öffentlich ſeinen Unwillen zeigen oder ſie billigen und rechtfertigen ſollte, nicht ſo allgemein eingreifen. Aber es hat, leider, Gott erbarm! gar zu viele Urſachen, die das Verderben dieſes Leichtſinns und ſeiner bis zur Religionsſpötterey gehenden Folgen in unſere Mitte hineingebracht haben. Wo die menſchliche Gerechtigkeit im Land dem Volk zum Gegenſtand des Schimpfs, Spotts und der öffentlichen Verachtung geworden, da bleibt die göttliche Gerechtigkeit ihm auch nicht mehr ein Gegenſtand der Verehrung und der Anbetung.

Chriſtoph. Die eigentlichen Urſachen, warum es mit uns in dieſer Rückſicht ſo weit gekommen, ſind mir doch noch ein Räthſel.

Jooſt. Mir nicht. Wir haben das Verderben unſers Leichtſinnes weſentlich den ſogeheiſſenen, guten Zeiten unſers Landes zu danken. Unſer Vaterland war auf keine Weiſe dazu vorbereitet, ſie wohl zu benutzen; im Gegentheil, es fand ſich auf die verſchiedenſte Weiſe dazu gereizt, ſie zu mißbrauchen. An einzelnen Orten trugen dann noch Lokalumſtände dazu bey, das Uebel dieſes Leichtſinns in ſeinen Folgen auf einen hohen Grad zu bringen. Hier war die Unwiſſenheit und Liederlichkeit eines Pfarrers, dort die Leichtfertigkeit und das gewiſſenloſe Leben eines Amtmanns daran Schuld. Im Allgemeinen war

auch

auch die in unſrer Mitte ſich täglich verfeinernde Kunſt der Rechtsformeln und überhaupt des Regierungsbenehmens und der Regierungsanſprüche eine Sache, die inſonderheit im Anfang dieſer ſogeheiſſenen guten Zeit auf das Verderben eines Volks, das ſeit Jahrhunderten der höchſten Einfachheit der Geſetzgebung und des Regierungsbenehmens gewohnt war, um ſo mehr einen großen Einfluß haben mußte, da bey dieſen Abänderungen durchaus nicht genug Rückſicht auf die nöthige Sorgfalt ihres Einfluſſes auf das menſchliche Gemüth ſtatt gefunden hat.

Chriſtoph. So ungleich die Urſachen des Verluſts unſers diesfälligen beſſern Landeszuſtands waren, ſo iſt immer gewiß, daß das Unglück eines Landes groß iſt, in welchem ungebildete Bauersleute und Dorfeinwohner über die ernſten Gegenſtände der öffentlichen Gerechtigkeit und über die heiligen Gegenſtände des Glaubens und der Religion ihr Geſpötte treiben und ihren loſen Zungen freyen Lauf laſſen und laſſen dürfen.

Jooſt. Unter dieſen Umſtänden kann ein Hausvater, dem das zeitliche und ewige Wohl ſeiner Kinder und Kindeskinder am Herzen liegt, nicht genug Sorge tragen, daß dieſer Leichtſinn ſich nicht unter das Dach ſeines Hauſes einſchleiche, ſeinen Segen auffreſſe, und ihr Erbe und Eigen nicht in die Hände von Böſewichtern hinübergehen, die ſie verführen, ausſaugen und um das ihrige bringen. Denn der Spott über Recht und Wahrheit, über Religion und Glaubensſachen bringt gemeiniglich den Leichtſinn eines Menſchen und beſonders eines unwiſſenden und ungebildeten Menſchen auf einen ſo hohen Grad, daß ſein Haus und Hof unter dieſen Umſtänden gar ſelten auf den dritten Erben kommt. Selber der Ernſt, mit dem gemeine, unwiſſende Menſchen Religionswahrheiten zu Gegenſtänden ihres Streites, ihrer Zänkereyen und ihrer Leidenſchaften machen, wird ihnen für ihr zeitliches Leben beynahe ſo verderblich als andern ihr leichtſinniges Geſpötte über dieſelben. Das innere Weſen der Religion und des Glaubens iſt durchaus kein Gegenſtand menſchlicher Meynungen, noch weniger menſchlicher Zänkereyen. Die Verſchiedenheit der menſchlichen Meynungen über Religionsſachen iſt nicht eine Verſchiedenheit über das Weſen der Religion, ſondern nur über ihre Schale; und es iſt ein großes Unglück, daß Menſchen ſich über dieſe Schale ereifern und einander darüber verdammen. Ich möchte auch allemal, wenn ich jemand in ſeiner Anſicht an menſchliche Anſichten über göttliche Dinge gegen jemand anders ſich ereifern ſehe, ihm zurufen:

Weilen doch über den himmliſchen Bogen
Eine ſo dicke Decke gezogen,
Daß es auf Erden finſter und Nacht —
Welches uns alle ſo ſchläfrig macht,
Liebſter Gott, ſo wolleſt verſchaffen,
Daß wir doch friedlich nehmen Bedacht;
Unſer Aug' ſey für das Nahe geſchaffen,
Und nicht gar in die Ferne zu ſehn —
Mächtiger König, wehre dem Teufel,
Wenn er uns reizet zu Zank und zu Zweifel,
Wann er die Poltergeiſter erweckt,
Und uns mit ſtreitigen Meynungen neckt —

Denn er damit den Seelen aufpaſſet,
Sonderlich auch dem Frieden nachſtellt,
Welchen der Mörder grimmiglich haſſet,
Deme nur, was uns ſchadet, gefällt,
Mächtiger König, wehre dem Teufel!
Wenn er uns reizt zu Zank und zu Zweifel,
Wenn er die Poltergeiſter erweckt,
Und uns mit ſtreitigen Meynungen neckt!

Beym eingeriſſenen Leichtſinn in den Dörfern zeigt ſich dieſer Religionseifer bey den Bauern in den Wirthshäuſern meiſtens erſt, wenn ſie halb beſoffen ſind, und vermiſcht ſich gar öfters mit den Rohheiten und Unfläthereyen ihrer übrigen Wirthshausgeſpräche. In allen Fällen aber führen die Ereiferungen über die menſchlichen Meynungen in Religionsſachen auch gebildetere Menſchen zu Aeuſſerungen, denen die Zartheit, Edelmuth und der hohe, reine, liebevolle Sinn des wahren Chriſtenthums gänzlich mangelt. Ich habe mir einſt aus der Predigt eines Stadtpfarrers folgende Worte mitgenommen und aufgeſchrieben:

„Was iſt doch der Menſch, und was bildet er ſich „ein, daß er von dem, ſo er über ihm und über der Erde, „ſeinem Wohnplatz nur wie in einem Nebel von Ferne „ſieht, reden will, wie wann er ſchon dort geweſen wäre! „Danke der Menſch Gott, wenn er eine Sonne ſieht jen„ſeits des Grabes; er falle auf ſeine Knie und bete an, „wenn ſie ihm hell ſcheint; ſein Anbeten, ſein Glaube wird „ſeine Brüder erquicken, daß ſie mit ihm zur Erde fallen „und anbeten werden, die Sonne, die jenſeits der Gräber „ſcheint; aber wenn ein Mann neben ihm ſteht und zu

„ihm ſagen wird, ich ſehe andere Figuren, andere Farben und andere Geſtalten jenſeits des Nebels, ſo hüte er ſich aufzuſtehen von ſeiner Anbetung und dem Mann zu widerſprechen, der dieſes ſagt; thut er's nicht, ſtehet er auf von ſeiner Anbetung und widerſpricht ſeinem Gegner, ſo werden auch die, ſo mit ihm anbeten, was er jenſeits der Gräber ſieht, von ihrer Anbetung aufſtehen, ihm helfen, ſeinem Widerſacher widerſprechen, und zanken lernen, und ſie werden wahrlich aufhören im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten, was er jenſeits des großen Nebels und der großen Meere ſiehet und anbetet; darum zanke doch niemand mit ſeinem Bruder ob dem, was jenſeits des Grabes und was Gottes Sache iſt; Gott wird alles dieſes einem Jeden zeigen, und offenbaren, der ihn lieb hat, wenn die Stunde da iſt, in welcher dieſes zu wiſſen, ihm möglich und unentbehrlich ſeyn wird.“

Elſe. Das iſt eine ſchöne Stelle; aber es braucht viel Religion ihr zu folgen, und die am meiſten über ſie zanken, haben immer wenig.

Jooſt. Es iſt noch zu viel geſagt, ſie haben wenig, denn die wahre Religion ſättiget ganz gewiß auch die, ſo nur wenig von ihr haben ſo weit, daß ſie ob ihr nicht zanken.

Chriſtoph. Aber wir haben doch des Nickels Art und Manier zu reden auch nur von der ſchlimmſten Seite angeſehn; eine lachende und ſcherzende Art, die Wahrheit zu ſagen, hat gewiß oft und viel recht großen Nutzen.

Jooſt. Es kommt in dieſer Manier alles darauf an, wer ſie brauche; es kann ein Menſch lachend und ſcherzend die Wahrheit ſagen, der's gut meynt, und weiß, daß Liebe und Freude mehr wirkt als Eifer und Ernſt; aber ein anderer wird lachend und ſcherzend von Recht und Wahrheit reden, weil ihm nichts an ihr liegt. Der eine ſcherzt, weil er ſchonen, der andere, weil er weh thun will, einer lächelt und ſein Herz möchte bluten; ein anderer ſpottet mit einem Herzen, das einer Katze gleicht, die mit ihren Mäuſen ſpielt, mitten indem ſie ſelbige zu Tod beißt, und es ſind ganz gewiß die beſten, weiſeſten und frömmſten Menſchen, welche im Stand ſind, die Wahrheit und ihrem Nebenmenſchen zu lieb ihr eigen Herz und ihre Thränen zu beſiegen, und mitten durch ihre Beklemmungen heiterer Ruhe und lächelnder Liebe ein Ziel zu ſuchen, welches ſie ohne dieſe Ueberwindung verfehlen würden; — aber Nickel hingegen iſt mit ſeinem kaltblütigen, ſpaſſenden und lachenden Wahrheitsgeſchwätz nichts als ein liederlicher Spottvogel, der weder ſich ſelbſt, noch andern Leuten viel Gutes zutraut, und mit Recht und Wahrheit und der Religion ſein Spiel und Scherz zu haben ſcheint.

Chriſtoph. Es iſt wahr; er verräth mit einem jeden Wort, ſo er redet, daß er in allem nur die Abſicht zu kränken und wehe zu thun hat, und das iſt juſt das Gegentheil von dem, was die Kunſt, Wahrheiten mit heiterm Geſicht und mit lachendem, munterm Scherz nützlich und wohl anzubringen, ausmacht. Ich kannte beyderley Leute, aber dann auch derer, die in der Jugend an alles, was ſie wollten, mit einem feurigen Eifer ſetzten.

und dann im Alter über alles mit einem kaltblütigen, aber bittern Spott redeten.

Jooſt. Auch von dieſer Art hat es zweyerley Leute. Die einen wollen, wenn ihnen unvernünftige und unrechtmäßige Endzwecke, an die ſie mit leidenſchaftlichem Eifer ſetzten, mißlungen, dann am Ende ſo mit einer Spötterrache ihren Muth kühlen; aber ihr Spott fällt meiſtens ſo aus, daß das Niederträchtige, das in ihrem Herzen, und das Leere, das in ihrem Kopf iſt, nur deſto ſtärker auffällt, je mehr ſie ſpotten. Aber andere hingegen, welche mit redlichem Herzen ihr Leben guten, rechtſchaffenen Endzwecken gewiedmet, aber mit allem ihrem eifrigen Streben nur den Kopf gegen die Wand geſtoßen, werden oft, wenn ſie endlich erliegen, und alles aufgeben müſſen, auch ſo in einen kalten, gleichgültigen Ton fallen, und vielleicht ſelber ſcherzend von dem reden, was ihnen am ſtärkſten am Herzen gelegen. Aber ihr Ton wird immer ſo ſehr von der erſtern ihrem verſchieden ſeyn, als der Schall eines irrdenen Becken, und der Laut einer ausgehöhlten Rübe, von dem Klang einer ſilbernen Schale verſchieden iſt. Ich kannte einen Mann, der in einem wichtigen Geſchäft auch ſo den Kopf gegen die Wand geſtoßen, und zulezt ſogar noch aus Rache und Muthwillen darin unterdrückt worden. Dieſer Mann konnte von ſeiner verlornen Herzensangelegenheit dem Anſchein nach reden, wie wenn ſie auf Gottes Boden Niemand weniger angienge als ihn; aber wenn du ihm ſteif ins Angeſicht ſahſt, ſo fandeſt du ſicher in der Tiefe ſeines Auges die ſtille Glut ſeines ſchwellenden Herzens, und wenn du nahe an ſeiner Seite horchteſt, entdeckeſt du ſicher den Athem des zurückgehaltenen Seufzers, zwey Schritte von ihm weg, glaubteſt du, er rede von Zeitungen aus Afrika, und zwanzig Schritte von ihm erblaßte der Herr, der ihn unterdrückt, wenn er nur den Mund öffnete; ja wie ein Kind, das von der einfältigſten Amme gezogen des Nachts ſich vor dem ſchwarzen Hund und vor der weißen Frau fürchtet, ſo fürchtete dieſer Herr das kalte Lächeln des Mannes, den er unterdrückt.

Ein ſolches Lächeln, das ſich auf Recht und Wahrheit, auf ein gutes Gewiſſen, gute Endzwecke und erlittenes Unrecht gründet, und ein ſolches kaltblütiges Reden über Gegenſtände, die Rache ſchreyen, aus dem Mund des Leidenden ſind zweyſchneidende Schwerdter in die Seele des Mannes, der Recht und Wahrheit unterdrückt hat. Aber behüte mich Gott davor, zu glauben, daß Nickel auch nur wiſſe, was das für eine Kaltblütigkeit und für ein Lächeln ſey.

Chriſtoph. Aber wir haben ob Nickels Schimpfreden beynahe vergeſſen zu ſehen, ob ſonſt noch etwas im Abſchnitt für uns ſey.

Jooſt. Es iſt wahr, wir müſſen des Vogt's Kühnheit, die man in dieſem Geſpräche ſo vielſeitig hervorgucken ſieht, nicht aus den Augen laſſen; denn ſie iſt das Fundament, worauf er das ganze Haus ſeiner Verbrechen gebaut hat, und bey dem er den Herrſchaftsſchreiber, den Weibel und ſelber den alten Junker gleichſam zu Handlangern und Dienſtknechten ſeiner Verbrechen gebraucht hat.

Chriſtoph und Elſe. (Beynahe aus einem Munde.) Es ſchaudert einem, ſelber den alten Junker als einen

Dienſtknecht und Handlanger ſeiner böſen Streiche ins Auge faſſen zu müſſen, und doch iſt es wahr, er war das wirklich.

Jooſt. Und es iſt gewiß, jeder brave Landmann ſollte ſich vor Nachdenken faſt den Kopf zerbrechen, wie es auch anzuſtellen ſey, um dahin zu kommen, daß Edelleute und obere Beamtete einſehn lernen, wie weit es führen könne, wenn ſie niederträchtige Wohldiener, die noch dazu freche und kühne Buben ſind, zu Amtsſchreibern, Untervögten und Weibeln machen.

Chriſtoph. Es ſollte ihnen wenigſtens dafür angſt werden, als Handlanger und Dienſtknechte ſolcher böſen Burſche dazuſtehn und dem Volk ſelber als ſolche in die Augen zu fallen.

Jooſt. Wir haben noch den Vikari vergeſſen. Auch ſchwache und ſchlechte Geiſtliche fallen manchmal in die Stricke ſolcher Burſche und werden eben, wie der Junker, Handlanger und Lohnknechte ſolcher Burſche. Wo ich einmal immer einen hummelartigen Untervogt ſehe, der den Herrn Amtsſchreiber und den Herrn Pfarrer ſeine guten, und den Herrn Landvogt ſeinen hohen Patron nennt, mache ich mir das Kreuz und ſage zu mir ſelber: behüte mir Gott das ſicher übelbevogtete Dorf. Aber auch da, wo ein ſolcher Patron vom Amtsſchreiber und Vikari hundertmal weniger ſchlecht und ein ſolcher Patron von Landvogt hundertmal weniger ſchwach iſt, als die Patronen im Buch, ſo iſt immer gleich wahr, daß wo kühne und freche Dorfvorgeſetzte ein ſolches Patrocinat genießen, das ſtille, ruhige und glückliche Leben in einem Dorf in einem hohen

Grad gefährdet iſt. Ich glaube auch, es ſey aus dieſen Gründen, warum einmal eine unſrer Oberkeiten ein Mandat ausgegeben, darin ſie befohlen, es ſolle jedermann nur Leute von ſeinem Rang und Stand zu Gevatter nehmen, und nie Leute von einem höhern, mit Hinzuſatz, dieſe gottesdienſtliche Handlung ſey ſeit einem Jahrhundert zu einem Hauptmittel geworden, deſſen ſich ſchlaue, verfängliche Landleute bedienen, ſich bey Leuten von höherm Stand einzuſchleichen, durch ſeine Hülfe und Handbiethung zu unbilligen, hochmüthigen Abſichten und Schutz und Gunſt bey ausgeübten Frechheiten und Bosheiten zu finden.

Dieſe Art Gevatterſchaften in höhern Ständen zu ſuchen, fangt freylich an, bey uns auſſer Mode zu kommen, aber ohne eben die Urſache davon zu loben, iſt für einmal die Thatſache wahr, daß dieſe Mode abgenommen. Indeſſen kenne ich doch noch einen ſo beſchützten Meiſter Gevatter, der ohne Titul und Recht ein beträchtliches Stück gemeines Land, das an ſeine Güter ſtieß, angeſprochen. Die Gemeinde kannte die Kühnheit dieſes Mannes und die Gefahr, ſich mit ihm einzulaſſen, und die Härte, mit welcher der Landvogt jedermann, der mit ſeinem Günſtling nicht gut ſtand, begegnete. Sie zögerte Jahre lang, ihn anzuklagen, und als ſie es endlich that, verſäumte ſie eine Antwort im Rechten und war dafür unter dem V[illegible]wand der Nichterſcheinung für den ganzen Handel verfällt. Zwey einzige Männer im Dorfe hatten den Muth zu ſagen, man müſſe gegen dieſes landvögtliche Urtheil apelliren; aber es unterſtützte ihre Meynung kein Menſch; die andern alle ſagten: wir wollen das gute Geld nicht dem faulen nachwerfen, mit Hinzuſatz: Gewalt iſt über Recht, und wo das der Fall iſt, da iſt das Rechten ſelber die größte Thorheit, die man in der Welt begehen kann. Und ich lobe mir noch dieſen Troſt im Unrecht, und glaube faſt, wenn ich in dieſem Dorf gelebt, ich hätte es mit der Gemeinde und nicht mit dieſen zweyen gehalten. Doch, ich weiß das auch nicht recht. Es hätte mir das Herz abgedrückt, ſehen zu müſſen, wie der Mann täglich und ſtündlich that, was ihn gut dünkte, und keinen Menſchen zu ſchädigen ſich fürchtete; und je mehr er that, je mehr ihn alles haßte, je mehr alles über ihn fluchte, je mehr er empfand, daß Alle über ihn klagen ſollten, deſto weniger wagte es von Allen ein Einziger. So blieb es Jahre lang, ehe der Krug am Brunnen zerbrach. Doch er brach. Der Nachfolger des Landvogts war brav. Er öffnete dem Dorf ſelber über unter dieſen Umſtänden verjährte Klagen und Anſprachen das Recht, und der Gevattermeiſter des alten Landvogts ſitzt wirklich gefangen in Unterſuchung.

Elſe. Das iſt ein abſcheulicher Menſch.

Alle mit einander. Ja wohl, ja wohl, das iſt ein abſcheulicher Menſch.

Elſe. Gott Lob! daß er jetzt in Unterſuchung iſt.

Joſt. Wenn nur der neue Landvogt von den Fehlern und Schwächen des alten keine einzige hat, ſonſt könnte es leicht begegnen, daß er der Unterſuchung ſo leicht entſchlüpfte, als ein Vogel aus einem offenen Käficht.

Elſe. Das wolle Gott verhüten! Aber es gibt doch, will's Gott, nicht viele Orte im Land, in welchen Böſewichte dieſer Art ſo viel Böſes thun können und ſo viel Einfluß ſelber auf die öffentliche Gerechtigkeit haben.

Jooſt. Du kannſt dich hierin ſehr betrügen. Allenthalben, wo beſtimmte, klare Geſetze mangeln und die Willkühr des Richters in Prozeſſen offenen Spielraum hat, da finden dergleichen Burſche leichten Zutritt in ſeine Audienz- und in ſeine Schreibſtube. Allenthalben, wo das Recht an viele langweilige Formen gebunden und der Richter den Krümmungen und Wendungen der Advokatur um der Landesgeſetze willen freyen Lauf laſſen muß, da iſt die öffentliche Gerechtigkeit eine Pflanzſchule und ein eigentliches Seminarium ſolcher verfänglicher, landesverderblicher Menſchen. Man darf ſicher annehmen, allenthalben, wo das in den individuellen Karakteren der Streitenden liegende, innere Weſen aller Prozeſſe dem Richter nicht mit der Lebendigkeit und mit dem Intereſſe, das Wahrheit und Recht dem edlern Sinn der Menſchennatur einflößt, vor die Augen gebracht werden kann, da hat die Gunſt oder Ungunſt der Perſonen, die den Richter umgeben und ihm gelegentlich in den Ohren liegen oder gar in dem Papier der Prozeſſe herumburſchen können, einen unermeßlichen Einfluß auf das Unglück, das ſolche kühne und ſchlaue Verbrecher auf jedes Dorf hinbringen können.

Jooſt ſchwieg jetzt einen Augenblick. Alles war ille, dann kam er wieder auf die künſtlichen Rechtsformen, die auch in unſerm Land immer mehr Mode wer- en wollen, und ſagte: wenn das Geſetzbuch des Landes m Krümmungen und Auswegen der Trölſucht, nicht ſo ſagen auf allen Blättern hütet, da ſage man mir nur nichts dawider — es iſt Erfahrungsſache, daß die Advokatur und mit ihr jeder ſchlaue und kühne Mann im Lande in ſo weit und ſo lang über eine jede Rechtsſache Meiſter bleiben und die Köſten und die Gefahr des Rechts ſo groß machen kann, daß wer nicht ein Narr iſt und aus bloßer Leidenſchaft handeln will, in zehen Fällen, wo er klagen ſollte, gewiß neunmal ſchweigen muß; denn ſo lange der Menſch bey ſeinen Sinnen und bey gutem Verſtand iſt, leidet er lieber unrecht, als daß er z. E. um fünf Batzen wieder zu bekommen, vierzig daran wagt, und am Ende noch gefahre, durch den Fehler des Advokaten, durch Verſäumniß eines Rechtsſchrittes, oder was weiß ich noch, was für tauſend Zufälligkeiten die fünf Batzen, um welche es ſich im Prozeſſe handelt, ſelber noch zu verlieren. Und dieſer Fall iſt nichts weniger als ſelten. Wenn einer, zum Exempel, eine Stunde ehe er plädirt, unglücklich Tarok ſpielt, oder in ſeinem Rebgut, in ſeinem Garten oder auf einer Matte Verdruß gehabt hat, und nun nicht in der Laune iſt, der Lumperey eines Bauernhandels eine halbe Stunde im Ernſte nachzudenken, ſo geht des armen Mannes Prozeß ſicher verloren.

Hier erzählte der Chriſtoph einige, ihm bekannte Beyſpiele von Prozeſſen, die durch eine unbeſchreibliche Advokatenliederlichkeit verloren gegangen. Dann fügte der Jooſt noch mit Wehmuth bey, daß es nicht abzuſehn, in welche Gewalt ſich ſolche Landesbedrücker hinaufſchwingen, und in was große Gefahren und Unglück ſie ihre Mitlandleute bringen können, wo die Geſetzgebung den Gang der Prozeſſe nicht vereinfacht und verkürzt, und wo die Sitten und Lebensart der Edelleute und der Perſonen, welche zu Richter- und Schreiberſtellen im Land gelangen, auf einem Fuß ſind, daß das Zufällige ihres Einkommens größer iſt als ihre Beſoldung. Er ſetzte noch hinzu: das iſt allenthalben der Fall, wo Richter-, Juriſten- und Schreiberſtellen als ein von unbe[illegible]erten Leuten angeſehn werden, die gerne mit aufrechtem Rücken Brod eſſen und alle Hoffart treiben, aber kein Mittel dazu kennen, als im Schreiben, Richten und Pladiren, kurz in oberkeitlichen Stellen und Dienſten.

Chriſtoph. Schweig' einmal, Jooſt! Schweig' einmal; es könnten noch Sachen im Abſchnitt ſtecken, daß einem Hören und Sehen vergehen möchte.

Jooſt. Ich will gern ſchweigen; aber doch habe ich ſchon manchesmal gedacht, es wäre vielleicht nicht das Schlimmſte, wenn einmal ein treuer, vaterländiſcher Mann den Menſchenfreunden ſeines Landes aus allen Ständen dieſen Geſichtspunkt mit unbefangener Offenherzigkeit ans Herz legen würde.

Chriſtoph. Ich wünſche dem Mann Glück, der's thun wird, aber einmal, wenn ich's mir in Sinn nähme, ſo würde ich auch mir zum Voraus für ein gutes Reiſegeld ſorgen, um hernach ohne Verdruß auſſer dem Lande zu leben; denn im Lande ſelber, denke ich, kriegte ich die ſchwere Menge.

Jooſt. Doch gewiß nicht der Oberkeit, wie ich hoffe.

Chriſtoph. Aber von den Moje-Mäuschen.

Jooſt. Was Teufels ſind das für Thiere?

Chriſtoph. Ich weiß es ſelber nicht; aber der alte Franz, der mit zwey Krücken aus Batavia heim kam, hat den Leuten, die ſich allenthalben einſchleichen und einſchmeicheln, dieſen Titul gegeben, und ſeitdem iſt es mir zum Sprüchwort geworden.

Jooſt. Dein Sprüchwort mag dann wirklich ein böſes Thier für einen Mann bedeuten, der die Wahrheit über ſeine Hausthüre hinauszutragen wagen wollte.

Chriſtoph. Aber wir wollen jeꜩt darüber enden. Friꜩ! wiederhole uns kurz, was dich das Wichtigſte von dem dünkt, das wir geſagt haben.

Friꜩ. Daß Leichtſinn, Liederlichkeit und Religionsſpott gemeiniglich bey einander ſeyen, und eines wie das andere die Menſchen unglücklich mache, und ihnen im eigentlichſten Verſtand ihre Häuſer freſſe.

Chriſtoph. Weiter.

Friꜩ. Daß kein Menſch, der ein gutes Herz und Ehre im Leib hat, einen andern ob Religion und Glaubensſachen ſchimpfen und auslachen, noch viel weniger verdammen ſoll.

Chriſtoph. Noch mehr.

Friꜩ. Daß der gemeine Mann im Lande faſt allenthalben gleich wenig in Religionsſachen verſtehe und die vielerley Glaubensformeln gemeiniglich allenthalben ohne Verſtand daher brummeln.

Chriſtoph. Und dann?

Friꜩ. Daß wir alle miteinander gar wenig von dem wiſſen, was über dem himmliſchen Bogen; und desnahen wohlthun, wenn wir nicht gar zu viel auf eine

Weiſe davon reden, wie wenn wir ſchon da geweſen wären.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß man wenigſtens bey der zweyten Kante im Wirthshauſe nicht viel von Religionsſachen reden ſollte.

Jooſt. Ich möchte hinzuſetzen: auch nicht beym dessert an Tiſchen, die von Leckerbiſſen und feinen Weinen ſtrotzen und ſprudeln.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß ich mir nicht gerne von einem ſpitzigen Nickel die Wahrheit vorhalten laſſen möchte.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß gute Launen die Würze aller Wahrheit, und Neigung zum Kränken mit der Wahrheit ſie ſelber zu einem böſen Gift mache.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß man kühnen und frechen Burſchen nicht leicht auch nur ein Quintli vom Rechtsgewalt im Lande in die Hände ſpielen ſollte, um ſich in dieſen Ständen Patronen, d. h. einen Schutzrücken gegen die Gefahr, die ihnen ihre böſen Streiche zuziehn möchten, zu verſchaffen.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß einmal eine Oberkeit dieſe Art von Gevatterſchaften verboten.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß Gunſt und Ungunſt Prozeſſe gewinnen und verlieren machen können.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß Krümmungen im Rechtsgang eine böſe, und Einfachheit und Geradſinn darin eine gute Sache ſey.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß man, um fünf Batzen zu retten, nicht vierzig auf's Spiel ſetzen ſolle.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß die Mojemäusgen böſa Thiere im Lande ſeyen.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Es fällt mir jetzt nichts mehr ein.

Chriſtoph. Ich muß noch wiederholen, daß bey fehlerhaften Prozeßformen der Kläger und der Beklagte den Prozeß beyderſeits bezahlen müſſen; daß aber ſein Gewinnen und ſein Verlieren oft in der Hand eines dritten Mannes ſteht, deſſen Thun und Laſſen, deſſen Dichten und Trachten, deſſen Dummheit und Bosheit, deſſen Frechheit und Liederlichkeit, deſſen Spielen und Saufen, deſſen Galanterien und Ehebrüche gar nicht in der Hand des Klägers und des Beklagten ſind, ob ſie gleich gar oft das Opfer von alle dieſem ſeyn müſſen.

Siebente Abendſtunde.

Inhalt.

Von verfänglichen Leuten.
Von Frucht, Wein, Milch, Käs, baumwollenen Tüchern.
Von Hundeſtällen, und vom Hüten.
Von Maulhängern und von Stubenbrutern.
Vom Netſcher von Rebſtall; vom Wunderli von Torlikon.
Von Huren. Von Hexen. Von Schelmen.
Vom Vergeßwein.
Vom Zuſammenrechnen; vom Zahlen; vom Warten.
Vom Nöthigen, vom Aengſtigen.
Von Heu und Stroh.
Vom Korn im Feld, und vom Schwein im Stall.
Vom Dankgeld; von Obligationen.
Von Zeugen.
Vom Zins und Marchzins.
Vom Fälligſeyn, und wieder neu machen, und vom Herzklopfen des Schuldners.

Als Chriſtoph den ſiebenten Abſchnitt geleſen hatte, ſagte er: wir ſind ſchon wieder bey einer Menge Sachen, ob denen einem das Hören und Sehen vergehen möchte.

Es iſt wahr, erwiederte **Jooſt.**

Und **Chriſtoph**: aber in einem ſolchen Dorf und unter ſolchen Leuten. Nur die Beſchreibung davon macht mir ſo bang, daß mir nicht bänger ſeyn könnte, wenn ich ein Hochgewitter gegen meine angeſäeten Aecker anrücken ſähe, das mir den ganzen Ertrag eines Jahrgangs zu Grunde zu richten drohte.

Jooſt. Es kann nicht anders ſeyn, es muß einem jeden ehrlichen Menſchen ſchwer ums Herz werden, an einem ſolchen Orte leben zu müſſen, wenn er denkt, es brauche nur einen Zufall, nur ein ich weiß nicht was, ſo könne heute oder morgen ein ſolcher Mann in einem Dorfe aufſtehn und alles Elend hineinbringen, das wir hier ſehn.

Chriſtoph. Aber braucht es denn wirklich nur ſo etwas Weniges hiefür?

Jooſt. Es braucht nur irgend etwas, wenn es noch ſo gering iſt, das ohne ſolche ſchlaue Auflaurer und Aufpaſſer nicht durchgeſezt werden kann; ſo wird ſo ein Mann, und wenn man glaubt, es thue noth, ſo werden viele ſolche angeſtellt, und dann geht es ſicher nur wenige Jahre, ſo iſt ſo ein böſer Geiſt in einem Dorfe eingeniſtet, in dem vorher keine Spur davon anzutreffen war.

Sie redeten eine Weile noch von dieſem Gegenſtand, und Jooſt ſagte ferner: Sobald man bey uns einem ſchlauen, verfänglichen Buben einen von unſern zweyfarbigen Mänteln um den Hals oder einen ſolchen Schild an ſeinen Rock hängt, ſo iſt ihm das Thor, ſo ein böſer Land- und Leuteverderber zu werden, auf beyden Angeln aufgeſperrt.

Chriſtoph. Ich habe auch ſchon oft bemerkt, und es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß wenn man einen Menſchen, der nicht durch und durch gut iſt, völlig zu Grunde richten und zu einem durchaus ſchlechten Menſchen machen will, ſo muß man ihm nur ein Amt geben, worin er täglich auf die Fehler und Schwächen ſeiner

Nebenmenſchen zu lauern und Acht zu haben verpflichtet wird.

Jooſt. Es iſt wahr. Jeder Menſch, den man ſo zur Jagd und zur Lauer gegen alles Verbotene und Schlechte braucht, wird dadurch gewöhnlich ſelber ſo ſchlecht, daß man beynahe ſagen möchte, es wäre zu wünſchen, daß man ſolche Lauer- und Jagdgeſchöpfe gleich nach der Jagd, zu der man ſie gebraucht, wieder in einen Stall ſtellen und darin eingeſperrt laſſen könnte, bis man ſie wieder zu einer ſolchen Arbeit braucht.

Chriſtoph. Mir könnten dergleichen Ställe für ſolche Jagdgeſchöpfe eben ſo wenig gefallen, als dieſe Geſchöpfe ſelber. Es dünkt mich, das Beſte wäre, es brauchte überall ſo wenig Leute zur Jagd und zur Lauer als immer möglich.

Jooſt. Du haſt ganz recht. Es iſt in jedem Fall ein großes Unglück, wenn man das Hüten, Wachen, Auflauern und Aufpaſſen zu einer großen, überwägenden Hauptſache im öffentlichen Dienſt macht und alle Win- el im Land mit Leuten anfüllt, die, wie die Laurer allge- ein, zu allem Böſen weit mehr taugen und weit brauch- arer ſind, als zu irgend etwas Gutem.

Chriſtoph. Auch die Armſeligkeit des Stichelredens mmt in dieſem Abſchnitte wieder zum Vorſchein.

Jooſt. Es ſind aber durchaus nicht alle Leute, die ſen Fehler haben, ſo halbgutmüthige, der Wahrheit und n Recht dem Schein nach das Wort redende Nickel.

Chriſtoph. Du haſt ganz recht.

Jooſt. Ich kenne deren, die die Hartherzigkeit ſelder und unter die abgehärteteſten Dorfſchelmen zu zähle ſind. Haſt du niemals von einem Heinrich Retſcher vo Rebſtall, den man als ein Meiſterſtück von einem ſolche boshaften und hartherzigen Stichelredner kannte, gehört

Chriſtoph. Ich mag mich nicht erinnern, jemal etwas von ihm gehört zu haben.

Jooſt. Er war der Sohn eines verganteten Bauer kam aber theils durch Anſtelligkeit, theils durch Schlauhe und Betrug, und viele böſe Künſte zu einem beträchtlich Vermogen, und ſo wie alle Bettler, die reich werden, auc ſtolzer und härter ſind, die Leute, die von Vater un Großvater her in ererbten Häuſern wohnen und ererbt Güter bauen, ſo ward er auch hart und ſtolz, und ſ wie er durch wilde rohe Gewaltthätigkeit und ein Herz das weder Menſchen noch Vieh ſchonte, ſein Vermöge zuſammengebracht, ſo blieb ihm natürlich das Rohe un Boshafte, mit dem er Zeit ſeines Lebens in und auſſe dem Hauſe mit den Seinen und mit Fremden umgieng auch im Alter; da er aber in dieſer Zeit weder die vori gen Kräfte zum Arbeiten, noch das vorige Anſehen zum Unterdrücken, noch das vorige Zutrauen, mit Betrüge viel zu gewinnen, mehr hatte, ſo fieng er nun an, ſich zur Ruhe zu begeben und auf ſeinem, mit ſauerm Schwei errungenen Miſt gütlich zu thun und in lieber Behaglichkeit zu genießen, was ihm, wie er ſagte, der liebe Gott beſchert. Er gieng alſo jetzt, mit der Tabackspfeife im Maul, meiſtens müßig, und begnügte ſich, den Leuten nichts weiter Böſes zu thun, als ſie mit Stichelreden zu kränken und zu quälen. Er gieng bey keinem Menſchen vorbey, dem er nicht eine Bosheit ſagte, oder ihm einen Vorwurf machte, oder einen Schimpf anhängte; und er beſaß die entſetzliche Kunſt im höchſten Grad, wo er nur immer einen Elenden und Betrübten antraf, ihm allemal etwas zu ſagen, oder ihn etwas zu fragen, wobey ihm ein Stich in's Herz geh'n mußte.

„Wie alt iſt deiner Jungfer Tochter ihr Kind?“

„Wie lang iſt's ſeit dein Vater aus dem Schellenwerk heimkam?“

„Es iſt doch traurig, daß dein Bruder auch unter der „Diebsbande!“

„Gelt, wenn du dein altes, großes Haus noch hätteſt?“

„Was hat deine Frau geſagt, daß du an deinen Stieren das Halbe verſpielt?“

Das war ſeine gewohnte Art, die Leute anzureden. Wenn er einen armen Menſchen bey ſeinem magern Acker antraf, ſo fragte er ihn, was doch die Urſache ſey, daß der Miſt hier nicht anſchlage. Oder ſagte zu ihm: ſchneideſt du über's Jahr auch genug, um den Ackerlohn zu bezahlen? — Sahe er ihn bey ſeiner verderbten graſigten Pündt, ſo fragte er hin, woher er doch eine ſo ſchöne Matten habe. Hörte er von ihm, daß er etwas Frucht oder Vieh zur Unzeit und unter dem Preis verkaufen mußte, ſo rühmte er ihm, wie es in Kurzem aufſchlagen würde, und rechnete ihm nach, wie viel er dabey verloren, daß er jetzt ſchon verkauft habe. Das war ſeine Art; ſo quälte er einen jeden Unglücklichen, der ihm vor Augen kam; auch flohen alle arme und elende Leute vor ihm, wo ſie ihn von Ferne erblickten. Einmal aber gab ihm ein Mann vor meinen Augen den Lohn, wie er ihn von Tauſenden verdienet, ob er ihn gleich vorher noch von keinem einzigen erhalten; der ihn ſo zahlte, war Heini Wunderli von Tornikon, der im Rebſtall Hinterſäß iſt; der Reiſcher hatte dieſem Mann einen Knecht angerathen, der höchſt übel ausgefallen war; und nun fragte er ihn jezt höhniſch vor meinen Augen: wie gehts dir, Wunderli mit dem Jakob? Bringſt du ihn am Morgen aus dem Neſt? Der Wunderli war feuerroth vor Zorn über dieſe Frage, und gab dem alten Schelm zur Antwort: Reiſcher! du haſt mir den Knecht angerathen, und er iſt ausgefallen, wie alles, was du mir und allen andern Leuten gerathen; aber nun, Reiſcher! ſollteſt du genug daran haben, daß du mich mit dieſem Schlingel angeführt, und wenn du ein ehrlicher Mann wäreſt, ſo würde es dich reuen, daß du mich ſo übel berathen, und du würdeſt dich vor mir ſchämen; aber jezt kommſt du noch, und ſpotteſt mir in's Geſicht, über etwas, das du weißt, wie wehe es mir thun muß, weil du ſelbſt ſchuld daran biſt. Ich kann's noch ertragen, daß dein guter Rath mich in Schaden gebracht. Warum war ich ein Narr, und glaubte dir etwas; aber daß du jezt noch meiner ſpotteſt, das iſt nicht auszuſtehen; verſtehſt du mich, Reiſcher? Ein Schelm und ein Dieb, der einem das Seine nimmt, aber hernach doch auch flieht, und einem aus den Augen geht, iſt ein Engel gegen einen Mann, der mit einem umgeht, wie du und dir im Stand iſt, nachdem er einem mehr Schaden gethan als zehen Diebe, ihm noch unter die Augen zu gehen, und ſeiner zu ſpotten; verſtehſt du mich, Netſcher? So zahlte Wunderli den alten Gaudieb vor meinen Augen. Dieſer gieng auch Mausſtill ſeiner Wegen.

Chriſtoph. Dieſe Antwort war gewiß gut; aber oft thut man doch gewiß beſſer zu ſchweigen, wie der Scheerer, der zuletzt, da der Vogt immerfort wörtelte und ſtichelte, ihm gar keine Antwort mehr gab, ſondern ruhig den Mann fortraſirte, der ihm juſt ſaß.

Jooſt. Es iſt vollkommen richtig, daß in hundert Fällen Schweigen weit das Beſte iſt, und es giebt wirklich nur ſeltene Fälle, wo ſo ein herzhaftes Antworten gut ausſchlägt. Leute, die des Schimpfens gewohnt, und geübt ſind, werden immer in jeder neuen Antwort, die man ihnen giebt, neues Gift finden, ſo daß man in Ewigkeit neue Antworten auf neue Bosheiten ſuchen müßte; ſchweigt man hingegen, und läßt ſie reden, ſo werden ſie zu Zeiten betroffen, ſchämen ſich, und ſchweigen auch, und wenn ſie ſich auch nicht ſchämen, begegnet ihnen manchmal, daß ihr Verſtand und ihre Erfahrung ihnen keinen Stoff mehr verleiht, fortzuſticheln. Ueberhaupt iſt, ſeines Weges fortgehen, an ſeiner Arbeit fort machen, und bey keinem Müſſiggänger ſtillſtehen, ſicher das beſte Mittel, von Schimpf- und Stichelreden am leichteſten loszukommen.

Chriſtoph. Aber was mir noch in dieſem Abſchnitt wichtiger vorkommt, als die Stichelreden, iſt, wie dieſer Mann den Wein braucht, um Wunden und Schaden zu heilen.

Jooſt. Ja, Meiſter! lies doch noch den achten Abſchnitt, damit wir ſehen, wo es mit dieſer Weinarzney hinauslaufe. **Chriſtoph** liest den achten Abſchnitt und ſagt dann: Es geht mit dieſer Weinarzney ſo gut, daß man über den Arzt vor Zorn zerberſten möchte. **Jooſt** antwortet: Man kann von Leuten, die umſonſt Wein ausſchenken, gewiß allemal ſicher zum voraus behaupten, daß ſie mit Sachen umgeh'n, die Land und Leute gränzenlos verderben, und wenn es einmal an einem Ort oder in einem Haus eingeriſſen, daß es täglicher Brauch und Mode da wird, Wein umſonſt zu finden oder zu geben, ſo haben Schelmen und Diebe an einem ſolchen Ort ſicher gewonnenes Spiel; da mag einer thun und ſagen, was er will, ein Glas Wein heilet allen Schaden; da werden Zeugniſſe erkauft; Ausſagen verdreht; da werden der Unſchuld Fallen gelegt; da werden die Arbeitszeiten verwüſtet; da wird die Hausordnung unter die Bank geworfen, und Weib und Kinder, Haus und Hof, Nachbar und Bruder dem aufgeopfert, und dem verrathen, der zu trinken giebt! Da magſt du ſchimpfen und ſchelten; da magſt du über Oberkeit und Pfarrer, über Gericht und Ehrbarkeit ſchmälen und ſchänden, da magſt du deinem Feind Schelm und was du willſt ſagen, alles wird mit einem Glas Wein wieder gut gemacht.

Elſe. Das Entſetzlichſte, was das Lumpengeſindel bey dem Wein thut, iſt, wie es über den guten Mäurer loszieht, und, worob mir grauſet, iſt, daß ſelber ein Richter ſich einmiſcht, und ſagt, er ſey bey der Rechnung des Mäurers gegenwärtig geweſen.

Jooſt. Wo man Wein dabey verdienen kann, über einen armen Tropf, wie hier über den Mäurer, loszuziehn, da wird's gewiß allenthalben ſo gehn, und des Vorgeſetzten Zeugniß hätte gewiß von allen den Leuten in der Scheerſtube keinen Einzigen irr gemacht, wenn kein Wein da geweſen wäre. Denn in ſolchen Dörfern weiß jedermann bis auf den Schweinhirten und Weidbuben hinab, was es mit ſolchen Rechnungen und Zeugniſſen für eine Bewandtniß habe.

Chriſtoph. Nun — ſo weiß ichs doch nicht.

Jooſt. Du kannſt hier auch wieder Gottlob ſagen zu deinem Nichtwiſſen.

Chriſtoph. Nun, Gottlob, daß ich's ſo lang nicht erfahren, und erſt jetzt bey dir nachfragen muß, wie ſie es machen.

Jooſt. Ich kann's dir, wie ich glaube, gar verſtändlich erklären. Man läßt ſo einen armen Tropf, ganz ohne daß er an ſo etwas ſinnet, einmal und juſt zu einer Zeit, wo man eigentlich weiß, daß er keinen Heller Geld im Haus hat, zu ſich kommen, und ſagt ihm mit gar liebreichen Worten, aber ſo andringend, daß ihm darüber der Schweiß über die Stirne läuft, man habe Geld nöthig, und hoffe, er werde, ohne daß er es zu ernſtlichen Mitteln kommen laſſe, in Gottes Namen jetzt zahlen. Wenn denn ſo ein gefangener Tropf antwortet, er habe einmal in Gottes Namen jetzt kein Geld, und weiters in der Angſt alle Heiligen und vielleicht den Teufel ſelbſt zum Zeugen anruft, daß es wahr ſey, ſo antwortet man ihm ganz kalt, es ſeye vergebens, es müſſe jetzt Geld ſeyn. Nach und nach fängt denn der arme Mann von großen Zinſen,

von noch etwas darüber aus, zum Dank für's Warten,
vom Heu und Stroh, vom Korn im Feld, von einem
Kalb, das er noch habe, oder von einem halbgemäſteten
Schwein, oder von einem Stück Bett, das noch im Hauſe
ſey, oder von etwas anderm dergleichen anzureden; dann
handelt man ihm in der Angſt ſo etwas um einen Spott-
preis ab; rechnet das Uebrige in dieſer Gemüthsverfaſſung
mit ihm zuſammen, und bringt Zins und Markzins, und
das verſprochene Dankgeld für's Warten richtig, oder ge-
doppelt hinein, und läßt ſich denn endlich bewegen, unter
Zeugen eine Obligation, welche alle Augenblicke auf erſtes
Begehren fällig und zahlbar ſeye, anzunehmen; und auf
dieſe Art kann ihm dieſe Rechnungstiranney im Jahr
mehr als einmal erneuern, und darin dasjenige wieder
hinzuſetzen, was ſo ein geängſtigter Tropf, unter dieſen
Umſtänden, anerbieten wird. Iſt dann dieſes Spiel ganz
vollendet, ſo zahlt der Schuldner noch einen Krug Wein,
und erſt dann läßt man die Zeugen kommen, die, obgleich
ſie in der Seele wiſſen, daß ähnliche Sachen unter gleichen
Umſtänden immer begegnen, dennoch auf das herausge-
ſeufzte Wort des Schuldner's, „die Rechnung ſey richtig,"
flugs unterſchreiben: — daß ſie dieſer obſtehende
Rechnung beygewohnt, und auf beyderſeitige
freywilliges Begehren, ſelbige zur Steuer de
Wahrheit unterſchrieben — mit dem ſorgfä
tigen Anhange, daß beyde Theile mit einande
angelobt, ohn' einiges Vorbehalt, bey der Re
nung zu bleiben, auch unter keinem Vorwan
jemals eine neue zu begehren und Mißre

nung, oder was es immer wäre, dießfalls vorzuſchätzen.

Chriſtoph. Das iſt wohl eine abſcheuliche Art von Zeugnißmacherey.

Jooſt. Aber eine hie und da ziemlich gewöhnliche!

Chriſtoph. Es folget Morgen von den Rechten im Land, und der Burſch wird gewiß damit herumſpringen, wie mit den Rechten ſeines Schuldner's.

Jooſt. Ich denk's auch; aber ich werde den Punkt vom Rechten im Land nicht ſo wohl verſtehen.

Chriſtoph. Du haſt mir mit deiner Erklärung über ſeine Rechnungsart im Ernſt Freude gemacht; aber die Sache vom Rechten im Lande liegt mir noch viel mehr am Herzen, und ich wünſche ſehr, daß du ſie eben ſo wohl verſtändeſt.

Jooſt. Ich wünſchte es ſelber. Auch mir iſt dieſer Punkt ſchon oft und viel ſo im Kopfe herumgegangen, daß ich ihm ſchon Stunden lang links und rechts nachgedacht; aber zuletzt bin ich allemal in einen Wirrwarr von Sachen und Meynungen hineingekommen, daß ich mir ſelber nicht mehr heraushelfen konnte.

Chriſtoph. So wird es uns Morgen dann dieſes Artikels halber übel gehen.

Jooſt. Es kommt mir in den Sinn, Meiſter! du kenneſt unſern Kirchmeyer, und wiſſeſt, wie er in unſern Rechts- und Landesſachen ſchon bis zum Fürſten berichtet, und ſich allemal mit guten Ehren herausgezogen hat, ſo ſehr man auch oft vermuthet, daß es ihm übel gehen werde mit ſeinem eiſernen Muth, den er ſo manchmal zeigte, wenn es das Recht im Lande antraf.

Chriſtoph. Ja, Jooſt, das iſt ganz ſicher der einzige Mann in unſerm Dorf, der über dieſe Sache auch etwas ſagen kann, das Händ' und Füße hat. Ich will mit ihm reden, daß er morgen zu uns komme, und ihm das Buch geben, und den Artikel zeigen, damit er wiſſe, warum es zu thun ſey, aber jetzt wiederhol' uns noch, Fritz, was die Hauptſache war dieſen Abend.

Fritz. Daß man mit Allzuvielhüten Schelmen pflanze.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß man großen Böſewichtern oft auch dadurch Einhalt thun könne, wenn man machen kann, daß man ſie oben und unten im Lande genau kennt, wie ſie ſind.

Chriſtoph. Noch mehr. —

Fritz. Daß ein boshafter Mann auch ſogar noch, wenn er an Händen und Füßen halb lahm, noch immer gern darein ſchlägt und ſchädiget, und wann er ſonſt nichts mehr kann, noch ſein böſes Maul dazu braucht.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß Schweigen hundertmal gut ſey, wo Vorlautſeyn ein einzigesmal.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß, wo das Volk keine Ehre mehr im Leib hat, und jedermann gern ein Glas Wein umſonſt trinkt, alsdann ein jeder Saudieb, der Geld im Sack hat, thun und ſprechen, reden und handeln kann, wie er nur will.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß unterſchriebene Rechnungen darum nicht allemal wahre Rechnungen ſeyen.

Chriſtoph. Gute Nacht.

Achte Abendſtunde.

Inhalt.

Vom Recht im Lande.
Von der Hausordnung und von Hausvätern.
Von der Landesordnung.
Von den Oberkeiten.
Vom Fundament aller Brief und Sigel und Rechte im Land.
Vom Landes-Nutzen.
Vom Landes-Schaden.
Vom Eigennutz.
Von ſchädlichen Brief und Sigeln.
Vom Recht und Anſehn der Oberkeit.

Chriſtoph. Verzeih' uns, Kirchmeyer! Es kommt da in dem Buch, ſo wir mit einander leſen, etwas von Rechten im Lande vor; wir wiſſen, daß du dieſe Sache gar viel beſſer verſtehen mußt, als ich da, und mein Jooſt; wir wären aber beyde begierig, das von dir zu lernen, was du uns gern hierüber ſagen wirſt.

Kirchmeyer. Euer Zutrauen, Nachbarn, freut mich von Herzen; wills Gott, ſoll er dieſe meine grauen Haare hierüber mit Ehren ins Grab! und wills Gott, ſoll mir Niemand nachreden können, daß ich über dieſen Punkt einen Menſchen mit einem gefährlichen, oder ihn zu etwas Schädlichem verführenden Wort irrgeleitet, ſo wenig, als es mir jemand nachreden kann, daß ich in den vielen Geſchäften, die unſer Land antrafen, unſerm Fürſten oder ſeiner Regierung jemals etwas Unrechtes oder Unſtatthaftes vorgebracht. So lang ich lebe, Nachbarn! oder wenigſtens ſo lang ich bey meinen Jahren und bey mannbarem Verſtand bin, iſt mir das Recht im Land immer ſehr am Herzen gelegen: aber ich habe es nur zu oft erlebt, daß es mehrentheils böſe und gottloſe Buben giebt, welche das Maul am lauteſten über die Rechte im Land brauchen: desnahen es auch oft bey der gerechteſten Sache äusserſt gefährlich, ſich unter Leute zu miſchen, die ſich der Rechte im Land anzunehmen ſcheinen.

Chriſtoph. Und doch biſt du dargeſtanden für das Recht im Lande, allemal, wo es nöthig war, wie ſonſt kein Grafſchaftsmann, das lohne dir Gott, alter Vater! Kind und Kindeskind haben's zu genieſſen.

Kirchmeyer. Ich that eben wenig, Nachbarn! und wollte Gott, ich hätte mehr ausrichten können: aber doch, wenn ich jetzt wieder jung wäre, ich könnte weiß Gott jetzt noch viel weniger thun und ausrichten; die Leute im Land werden täglich frecher, unbeſonnener, und brauchen ihr Maul über das, was wahr und nicht wahr iſt, und über das, worin ſie unrecht haben, wie über das, worin ſie recht haben, ſo daß man gegenwärtig, auch wo das ganze Land von hundert Bitten und Klagen, Begehren und Wünſchen voll iſt, nicht darauf zählen kann, daß auch nur der halbe Theil davon ſey, noch viel weniger ſehen kann, ob es denn auch um ein Haar beſſer und ordentlicher ſtände, wenn die hundert und tauſenderley Wünſche, die in allen Ecken laut werden, alle in einer Stunde erfüllt und alle Klagen aufgehoben würden. Man muß wiſſen, was dem Land wahrhaft nützlich iſt und Segen bringt, wenn man von Rechten im Land reden will; ſonſt ſind die zwey Worte Recht im Lande nur ein leerer Namen, der denen, die ihn ohne Verſtand brauchen, leider eben ſo oft Kreuz und Leiden auf den Hals ziehen kann, als Nutzen und Segen. Nachbarn! das Recht im Lande und unſere Brief und Sigel ſind nur dann werth, daß man davon rede, und für ſie Sorge trage, wenn ſie uns etwas, das uns wirklich nothwendig oder wenigſtens nützlich iſt, verſichern; darum gewahret euch wohl, wenn von Brief und Siegeln, und von Rechten im Lande unter euch die Rede iſt, ob auch von etwas, das euch wirklich nützlich und wichtig, die Rede ſey.

Gute Landesrechte, gute Briefe und Siegel müſſen machen, daß es den Leuten, die ſie haben, in ihren Herrſchaften, in ihren Dörfern und in ihren Häuſern beſſer gehe, als wenn ſie ſelbe nicht hätten; daß ſie beſſer hauſen, beſſer zu dem Ihrigen ſchauen, beſſer Ordnung halten, aus ihrem Land, aus ihrem Gewerb, aus ihrer Zeit, aus ihrem Geld, mehr Nutzen ziehen können, und beſonders, daß ſie ihre Kinder beſſer erziehen und in Stand ſtellen können, den Segen, den ſie von ihren Vorfahren ererbt, in Ruhe und Stille auch wieder auf ihre Kinder und Kindeskinder herabzubringen, als wenn ſie dieſe Rechte und Freiheiten nicht hätten. — Darum nehmet für ein und allemal an, daß ein jeder, der für Recht im Lande, für Brief und Siegel, und Artikel, die keinen Nutzen bringen, eifert, am unrechten Sail zieh: denn der Landesnutzen iſt der wahre Grund aller Landesrechte, Nachbarn! Die Zeiten ändern ſich; das, was ehemals des Landes Nutze geweſen, iſt es um deswillen jetzt nicht allemal mehr; ſehet z. E. vor zweyhundert Jahren, haben zehen Bauern, die alle große Höfe gehabt, das ganze Land beſeſſen, welches jetzund von dreißig kleinen und zehen mittlern Bauern bewohnt wird, ſo werdet ihr von ſelbſt begreifen, daß die zehen alte Bauern, ehedem ihre großen Waiden nothwendig gehabt haben, und hingegen die vierzig jetzigen Bauern bey der Beybehaltung des ehemaligen Waidrechts zu Grunde gehen müßten; ihr werdet begreifen, daß ſie jetzt unumgänglich nothwendig haben, Klee und Grasarten in ihren Zelgen zu bauen, und Einſchläge zu machen, und daß ſie ohne dieſe Neuerung unmöglich einen Viehſtand halten könnten, welcher zur guten Anbauung dieſer vertheilten Höfe erfordert wird; ſetzet jetzt aber den Fall, es begreifen unter den vierzig Bauern nur die dreißig kleinern die Nothwendigkeit dieſer Veränderung, und die zehen mittlern Bauern haben ihre Gründe, den Wohlſtand der dreißig kleinern nicht gar zu herzlich zu wünſchen, und desnahen die Aufhebung der alten Waidordnung und das Anſuchen um die Freiheit in den Zelgen neue Einſchläge machen zu dürfen, für ſich nicht betreiben, ſondern vielmehr hindern zu wollen; ſehet, dieſe zehen Bauern kommen wirklich mit den dreyßig erſtern hierüber in Streit und vor die Oberkeit, ſollte nun die Oberkeit ihnen Recht geben, wenn ſie mit ihren alten Freiheiten und Waidrechten hervorkommen? Soll ſie ihrem Muthwillen den Lauf laſſen, wenn ſie ſich ſogar mit Troz und Kühnheit zu ſagen unterſtehen, ſie laſſen ſich ihre Briefe und Siegel nicht nehmen; begreifet ihr nicht, daß die Oberkeit denen helfen und Recht geben muß, die um deswillen, weil ſich die Umſtände geändert, auch Rechte und Freiheiten zu neuen Einrichtungen und Ordnungen ſuchen müſſen, und denen, welche das begehren, was allgemein ſogar auch für die, welche darwider ſtreiten, das nüzlichſte war? Nachbarn! Brief und Siegel und alle Rechte im Lande müſſen aufhören und ungültig gemacht werden, wenn ſie nicht mehr Nuzen, ſondern Schaden ins Land bringen.

Denn Nuzen im Lande ſchaffen, und Schaden im Lande wehren, iſt der Grund und das Fundament aller Rechte im Lande und aller Briefe und Siegel; auch wird ein ehrlicher Mann, der für die Nachwelt ein Herz im Leib hat, immer mit der äuſſerſten Sorgfalt auf dieſen Umſtand Acht haben, und ihr könnt verſichert ſeyn, Nachbarn! daß wer immer ſich in Sachen, die die Rechte im Lande antreffen, ohne dieſen Leitfaden einmiſcht, ſich am Ende gewiß nicht mit Ehre aus dem Spiel ziehen wird.

Die Nachbarn ſtaunen den Altvater an, der ſie ſo lehret, und ſagen kein Wort.

Der Kirchmeyer aber fährt fort, und ſagt: Nachbarn! wer fürs Recht im Lande redet und ſorgt, der miſchet ſich in die Pflichten und Sorgen der Landesväter, und das iſt in ſehr wenig Fällen des gemeinen Mannes ſein Nutze, oder ſeine Pflicht, es können nicht alle Menſchen Landesväter ſeyn, und eben ſo wenig ſollen oder können alle Menſchen der Landesräter ihre Rathgeber ſeyn, die ſo es ſind, müſſen das Land in Ordnung halten, wie ein Hausvater ſeine Kinder, ſein Haus und ſeine Dienſte; das aber könnten ſie gewiß nicht recht, wenn ſie nicht im ganzen Land eben das Anſehen und eben den Gewalt hätten, welchen ein jeder Hausvater, wenn er Ordnung haben will, auch in der kleinſten Wohnſtube, ſo unumgänglich nöthig hat. —

Die Oberkeit iſt dem Land Treu und Recht ſchuldig, wie der Haushalter in ſeiner Haushaltung ſeinen Kindern eine gute Auferziehung und ſeinen Dienſten Schutz, Brod und billigen Lohn, oder überhaupt ſeiner Haushaltung weiſe und ſorgfältig vorzuſtehen ſchuldig iſt. — Aber mancher thut das auch nicht, zerrüttet ſeine Umſtände, bringt Weib und Kinder und ſich ſelbſt an Bettelſtab, und handelt ſogar auch an ſeinen Dienſten ungerecht, unbarmherzig und untreu; aber wenn man um deswillen, daß hie und da ein Hausvater ſeine Pflichten nicht erfüllt, alle Hausväter in ihren Häuſern nicht mehr Meiſter laſſen, ſondern ſie zwingen wollte, in allen Fällen, wo ſie in der Haushaltung etwas vornehmen, oder abändern wollen, mit Weib und Kindern und Dienſten Rath halten zu müſſen, ſo würde es ganz gewiß in tauſend Haushaltungen, in denen jetzt gute Ordnung iſt, wie eine verkehrte Welt ausſehn; und mit der Oberkeit hat es völlig eine gleiche Verwandtniß; ſie muß großen Gewalt und ein ungekränktes Anſehn im Land beſitzen, wo Ordnung, Ruhe und Sicherheit herrſchen ſoll; auch wenn ſie etwa einmal zu weit gehn und ſich zu Fehlſchritten verleiten laſſen würde, muß ihr Anſehn, ihre Gewalt nicht leicht gekränkt werden, und das wahrlich nicht ſo faſt um ihrer ſelbſt, als um der öffentlichen Ruhe und um der Sicherheit des Landes willen, welches allenthalben, wo man den oberkeitlichen Gewalt und das oberkeitliche Anſehn leicht ſtören und kränken kann, unmöglich auf einen dauerhaften und feſten Fuß kommen kann. Freilich iſt es gewiß, daß niemand in der Welt ehrlicher und treuer in Allem zu Werke gehen ſollte, und daß ſich niemand mehr an ſein Wort und an Brief und Siegel gebunden halten ſollte, als eine Oberkeit; aber gewiß iſts auch, daß, wo Brief und Siegel dem Lande anſtatt Nutzen, Schaden brächte, die Oberkeit in dieſem Fall, um der Treue willen, die ſie dem Lande ſchuldig iſt, nicht nur die Freiheit hat, ſondern auch in ihrem Gewiſſen verbunden iſt, ſolche Briefe und Siegel aufzuheben, und folglich alle Macht und Gewalt hiezu othwendig in ihrer Hand haben muß; und ihr begreifet, Nachbarn! daß in dieſem Fall ſogar ein jeder bidere Einwohner im Land, in ſeinem Gewiſſen verpflichtet iſt, sei- er Oberkeit zu ſolchen Endzwecken zu verhelfen und Hand u bieten. Alle Brief und Siegel, welche die Oberkeit ndern, gleiche Ordnung im Lande zu halten, oder die bgaben des Volks mit Billigkeit und Gerechtigkeit zu ver- ellen, ſind wider den wahren Segen des Landes, und e Beſitzer, wer er iſt, hat großes Unrecht, ſie als geeig- t anzuſehn, die Oberkeit zu hindern, diesfalls eine ſegensvollere Ordnung im Lande einzuführen. Brieſe und Siegel für Weihren und Dämme, deren Einrichtungen Landesüberſchwemmungen veranlaſſen, und auf dem jenſeitigen Ufer weit größern Schaden anzurichten geeignet ſind, als ſie auf dem diesſeitigen verhüten; Brieſe und Siegel für Freiheit von Abgaben, welche das ganze Land drücken und den Landesſegen im Allgemeinen ſtören; Brieſe und Siegel für Freiheiten ſeine Mitbürger an Gewinn und Gewerb auf eine Art zu hemmen, daß Land und Leute in einer ganzen Gegend in Armuth und Elend bleiben müſſen; ſolche Brieſe und Siegel ſind keine Landesrechte; es ſind übelverſtandene Schenkungen eines irrgeleiteten und überliſteten Vaters — und wer für ſolche Dinge mit der Oberkeit zanket, der iſt ein ungerathenes Kind, das ſeine Geſchwiſter vervortheilen will. Sehet, Nachbarn! Ich will euch ein Gleichniß geben, was es mit ſo übelverſtandenen Brieſen und Siegeln für eine Bewandtniß habe. —

Ein Vater hatte vier Söhne, und der älteſte der Söhne entdeckte auf dem Gute ſeines Vaters eine reiche Erzgrube, und gieng dann hin, kaufte aus ſeinem Sparhafen (Spargeld) das ſchönſte Pferd, das er auf dem Markt fand, und ſchenkte es ſeinem Vater auf ſeinen Namenstag; denn er wußte, daß er ihm kaum mit etwas anderm eine ſolche Freude machen könnte.

Er irrete ſich auch gar nicht; denn es freute den Vater ſo ſehr, daß er in ſeiner Freude zu ihm ſagte: Mein Sohn! ſage mir, womit kann ich dir hinwieder Freude machen. Der Sohn fiel dem Vater um ſeinen Hals und ſagte: Ich wünſche wahrlich nichts als deine

Liebe zu meiner Vergeltung. — Aber er wußte wohl, daß der gute Vater in ihn dringen und nicht ablaſſen werde, bis er ihn um etwas gebeten. Nun ſo gieb mir dann, Vater! den dürren Hübel, der in der Mitte deines Gutes, aber auch nicht ferne von dem Gut, das mir meine Frau zugebracht, liegt, ſprach der Sohn zu ſeinem Vater. Der Vater gab ihm dieſen Hübel, und ſchrieb ihm einen Brief, daß er ſein Eigenthum ſey, und ſeine Brüder nichts angehen ſolle.

Hierauf eröffnete der böſe Sohn alſobald die Erzgrube, führte das Erz auf das Gut ſeiner Frau und wurde bald reich; der Vater aber ſah, daß er übel gehandelt, und es reuete ihn in ſeinem Herzen, daß er dieſem Sohn ſeinen Hübel gegeben, denn er gedachte: ſollen jetzt meine drey andern Söhne ſo übel vervortheilt, und des älteſten Knechte ſeyn, weil er dieſe Grube entdeckt, und mich mit ſeinem Geſchenk des ſchönen Roſſes an der Naſe herumgeführt hat?

Er ließ dieſen ſeinen Sohn zu ſich kommen — und ſagte zu ihm: Mein Sohn! ich habe dir den Hübel gegeben, um den du mich bateſt, und nun zeigt es ſich, daß in dem Hübel ohne Vergleichung weit mehr Reichthum und Gut iſt, als ich ſonſt überall mit Haus und Hof beſitze; und jetzt, mein Sohn! weinen und jammern deine Brüder, daß du den Hübel allein haſt, und bitten mich, daß ich ihnen auch etwas davon gebe.

Der böſe Sohn aber antwortete ſeinem Vater: Du haſt mir den Hübel gegeben, ich habe deine Handſchrift und dein Pettſchaft; was geht es mich an, was die Brüder dazu ſagen? Der Hübel iſt mein; und wenn du auch ſchon wollteſt, du könnteſt mir ihn jetzt nicht mehr nehmen.

Dieſe harte Rede des Sohnes erbitterte den guten Vater, daß er ſeine drey andern Söhne zu ſich rief, und ihnen ſagte, er wolle ihm den erſchlichenen Brief mit Gewalt wieder zurücknehmen. — Aber der jüngſte Sohn antwortete dem Vater: Nein; um unſertwillen mußt du ihm ſeinen Brief nicht zurücknehmen, und er ſoll um unſertwillen nicht von dir ſagen, daß du ein böſer Vater, und daß du mit Unrecht und Gewalt gehandelt und ihm dein Wort gebrochen; wir wollen lieber keinen Theil an dieſem Hübel — und die andern zwey Brüder redeten auch alſo — ſo wehe es ihnen auch that. Indeſſen war der älteſte Sohn durch ſeine Erzgrube immer reicher und ſtolzer, alſo daß er auch ſeinen Vater und ſeinen Brüdern mit ſeinem Recht trotzte, und ihnen höhniſch und übermüthig begegnete, wenn er ſeine Schätze von dem Gute ſeines Vaters auf das Seinige hinführte.

Einmals aber fiel dem Vater ein, er habe dieſem böſen Sohn keinen Weg durch ſeine Güter verkauft — und alſobald rief er ſeine drey Söhne, und ſeine Knechte, und ſagte zu ihnen: Gehet hin zum Hübel meines Sohnes und ſagt ihm: daß ich ihm durchaus nicht mehr erlaube, irgend etwas durch mein Gut auf ſeinen Hübel hin- oder von ſeinem Hübel durch mein Gut wegzuführen, denn ich habe ihm keinen Weg auf meinem Gut zu ſeinem Hübel weder geſchenkt noch verkauft.

Erſchrocken ob dieſer Bothſchaft both der böſe Sohn jetzt dem Vater für den Weg den halben Hübel; der Vater aber ſagte: nein, du mußt mir den Hübel ganz wieder geben, oder mit keinem Fuß mehr den Weg dazu betreten, der auf meinem Lande iſt. —

Da gab der böſe Sohn endlich den Hübel wieder in ſeines Vaters Hand, und der Vater zerriß den Brief, mit dem er ihn ſeinem älteſten Sohne geſchenkt hatte, und ſchrieb jetzt einen andern, mit dem er ihn allen ſeinen vier Söhnen zugleich gab, und ſtarb bald darauf ruhig, daß er jetzt das Glück ſeiner Kinder durch Billigkeit befeſtigt ſahe.

Nun, Nachbarn! ſaget, ob es jetzt nicht recht war, daß der Vater dem böſen Sohn einen Stein in den Weg geleget, der ihn hinderte, dieſen Hübel zu nützen, ob er ihm gleich Brief und Siegel in die Hände gab, daß er ſein Eigenthum ſey; und noch mehr, könntet ihr nicht ſagen, daß es ſogar recht geweſen wäre, wenn der Vater ſelbſt Gewalt gebraucht, und ohne ſo viele Umſchweife ihm dieſen erſchlichenen Brief zurückgenommen, und vor ſeinen Augen zerriſſen hätte? —

Nachbarn! es giebt ganz gewiß Fälle, wo Brief und Siegel zurückzunehmen, abzuändern, und ſelbſt völlig aufzuheben, und unnütz und unbrauchbar zu machen, eine wahre Wohlthat für's Land iſt. — Nachbarn! nehmet jetzt das mit euch heim; denn das iſt das Allerwichtigſte, was man in Acht nehmen muß, wo von Brief und Siegeln und von Rechten im Land die Rede iſt. — Nachbarn! ich möchte meinem Alter gewiß nicht dadurch einen Schandfleck anhängen, daß irgend einer Oberkeit ſchmeicheln und ihr Recht geben wollte, wo ſie Unrecht hat; aber ich müßte mich auch der Sünde darob fürchten, wenn ich's verläugnen wollte, daß es die durchgängige Erfahrung meines langen Lebens iſt, die Oberkeit meyne es in den weit mehrern Fällen von Herzen gut mit dem Land, und verſtehe auch den Nutzen deſſelben faſt immer beſſer und wichtiger als das Volk, das nicht wie ſie den Anlaß hat, täglich über Landesgeſchäfte zu rathſchlagen und zu arbeiten. —

Darum iſt es unumgänglich nothwendig, wenn es darum zu thun iſt, daß eine Oberkeit Brief und Siegel unnütz machen, und Sachen, die den Rechten im Land zuwider ſcheinen, vornehmen will, daß in dieſem Fall verſtändige Landleute alle Mühe und Sorgfalt anwenden, ſich wohl zu erkundigen, und zu erforſchen, ob ſo ein Vornehmen nicht etwan zum Nutzen des Landes gereiche, oder auch, ob dann wirklicher und wichtiger Schaden für's Land daraus entſtehe, oder ob es vielleicht etwan eine gleichgültige und den Schaden des Landes nicht ſehr berührende Sache ſey. —

Ich ſage euch dies aus Erfahrung, daß die Oberkeiten in ſolchen Fällen ehrlichen, braven Landleuten, welche mit gutem Herzen, mit Kinderſinn, mit Wehmuth und Landestreu ſich über eine ſolche Sache erkundigen, gemeiniglich gern Licht und Erläuterung geben.

Der Kirchmeyer ſchwieg jetzt; und ſagte dann nach einer Weile: da ich nun einmal über dieſe wichtige Sache angefangen, mit euch zu reden, ſo will ich morgen noch einmal zu euch kommen, und dieſer Sache reif und ernſthaft nachdenken, daß ich das, was ich denke und meine, euch heiter und unverwirrt vorbringen könne; denn man richtet wohl mit nichts größern Schaden an, als wenn man hierüber die Sache am unrechten Orte angreift; auch rede ich nicht in dieſer Abſicht mit euch, daß ihr hierüber wohl und viel ſchwatzen lernt; denn das iſt nichts nütze. Obrigkeiten ſind Eltern, und Kinder müſſen das Thun ihrer Eltern nicht in das Geſchwätz ihres Müßigganges und ihres Leichtſinns hineinziehn; Kinder, die das thun, ſind böſe, leichtfertige Kinder; aber ein erwachſener Sohn, der mit Beklemmung und Sorge für ſeine Geſchwiſter und für das ganze Haus ſeines Vaters, über die wichtigſten Vorfälle des Hauſes mit ſeinem Vater, oder auch, wenn es thunlich, mit ſeinen Geſchwiſtern ſelber redet, der thut hierin nicht unrecht, darum rede ich auch mit euch, Nachbarn! Denn ich halte euch nicht für müßige Kinder, die zu ihrem Zeitvertreib unnützes Geſchwätz zu treiben ſuchen, noch viel weniger für boshafte Leute, die die Rede eines ehrlichen Mannes verdrehen, und zu etwas Böſem und Gottloſem mißbrauchen werden; nein ich rede mit euch, daß ihr im Fall der Noth, bey öffentlichen Landesſorgen, verſtändig und weiſe, als gute, treue, biedere Landleute reden und handeln lernet.

Da dankten die Nachbarn dem Kirchmeyer, und ſie redeten noch das eine und andere über das, ſo er ihnen vorgetragen, mit einander; ich kann aber dieſes, da es mich zu Wiederholungen führte, die langweilig wären, hier nicht ausführlich beyfügen, ſondern ſchreite weiter zur —

Neunten Abendſtunde.

Der Kirchmeyer fing dieſen Abend das Geſpräch alſo an:

Nachbarn! Ich zeigte euch geſtern, daß es Fälle gebe, wo die Oberkeit Brief und Siegel im Land, um des Landes, um ſeines Nutzens und um ſeiner Nothdurft willen, brechen, abändern, vermindern, ja ſogar aufheben, zernichten und unnütz machen müſſe; und daß in dieſem Fall treue und biedere Landleute, von welchem Stand, Rang und Karakter ſie immer ſeyn mögen, der Oberkeit zur Aufhebung ſolcher Briefe und Siegel alle Hände bieten ſollten.

Denn der Landesnutze iſt der Grund und das Fundament aller Landesrechte, und aller Brief und Siegel; haltet euch an dieſem feſt, Nachbarn! denn ich will mich auch in allem, was ich weiter ſagen werde, daran feſthalten.

Es iſt aber dann auch nicht zu läugnen, daß es da und dort Fälle gebe, wo die Oberkeit Briefe und Siegel, Uebungen und Rechte im Land aufzuheben und einzuſchränken ſuche, ohne daß eben der eigentliche Nutzen des Landes dieſes erfordert, ſondern bloß, weil ihr dieſe oder jene Ordnung und Einrichtung jezt nicht mehr ſo beliebig, und wohlgefällig iſt, als eine andere und neue; ja, man muß ſogar geſtehen, daß Fürſten und Oberkeiten, hie und da gegen Brief und Siegel und die Rechte des Landes ſogar auch ſolche Verfügungen treffen, die wirklich dem Nutzen und Wohlſtand des Lands, eben ſo offenbar zuwider, als den Rechten und Freiheiten derſelben entgegen ſind. —

Liebe Nachbarn! Ihr wiſſet, wie ich von Jugend auf über dieſen Punkt gedacht, und ich denke auch jezt noch im geringſten nicht anders darüber, und würde, wenn ich auch noch heute mit Fürſten und Oberkeiten hierüber reden müßte, ganz gewiß ſo ſteif und feſt, wie vor vierzig Jahren behaupten, daß Brief und Siegel des Landes wahres Eigenthum ſeye, und daß ſie zum Schaden des Landes zu brechen, ein Raub und ein Wortbruch ſeye, wozu Fürſten kein Recht haben.

Ich würde zwar jezt in meinem Alter zittern und erblaſſen — aber ich würde dem Fürſten, vor dem ich ſtände, es dennoch ſagen, wenn Untreue und Wortbruch dem Stand des Fürſten keine Schande wäre, ſo ſey Untreue und Wortbruch gegen ſeine Kinder dennoch ewig ein Greuel für's Menſchenherz. Ich würde, ſo ſehr ich zitterte, meine Hand vor ihm gegen mein weißes Haupt halten, und ihm ſagen, der Fürſtenſtand rette nicht vor der Unruhe des grauen Alters, und den Schreckniſſen, mit denen Gottes Natur den Erdemann lohnt, der Unrecht thut, und Treue und Wort bricht! — Ich würde dem Fürſten, vor dem ich ſtünde, wenn auch mein ſchwacher, alter Leib ganz bebte, es dennoch ſagen: Du biſt Menſch, Fürſt! und mußt Treue und Wahrheit hal- en wie ein Menſch! thuſt du es nicht, ſo helfe dir Gott, wenn deine Stunde kommt, und dein Tag nahet, wo eine Gebeine faulen werden, wie die Gebeine deines Bettlers! —

Ich würde ihm ſagen: Fürſt! du biſt Vater! und mußt deinen Kindern deine Treue und deine Wahrheit beweiſen; thuſt du's nicht, ſo helfe dir Gott am Tage des Entſetzens, wo auch ſie ihre Pflicht gegen dich verkennen werden! —

Ich würde ihm ſagen: wenn du nur Gottes Ruthe ob uns und wie ein Feuer biſt, und wie ein Waldwaſſer, das uns verheeret, ſo wird unſere Treue gegen dich auch ſeyn, wie das Dulden des Feuers, oder des Waſſers, das uns verheert, und wie ein leichter Morgennebel vom Berge weicht, ſo bald die Sonne Gottes nun aufgehet, ſo wird auch unſere Treue von dir weichen, ſo bald ein Strahl der Hoffnung, daß wir deinem Verderben entrinnen können, uns erſcheint. — So würde ich ganz gewiß vor jedem Fürſten reden, von dem ich glaubte, er wäre fähig, ſein Land gegen Brief und Siegel, und gegen Recht und Freiheiten zu drücken und zu ſchädigen! Aber ich rede jezt nicht mit Fürſten, ſondern mit euch, liebe Nachbarn! und ich denke, ihr erwartet, daß ich euch ſage, was ihr in dieſem unglüklichen Falle zu thun hättet! Liebe Nachbarn! wenn auch eure Oberkeit aus dem Kreis ihrer Pflichten austreten ſollte, ſo müſſet ihr nichts deſto weniger immer darin bleiben und denken, daß die Oberkeit der Vater, und ihr die Kinder ſeid; und dann in Gottes Namen, wenn ihr erwachſene und verſtändige Kinder ſeid, und das Thun des Vaters in ſeinem Hauſe verſtehet, und richtig erkennet, daß ihr auch nicht mehr zweifeln dürfet, daß ſein Thun übel ſey, ſo redet mit dem Vater als erwachſene und verſtändige Kinder, ſo wie ihr ihn kennet, und wie ihr wiſſet, daß es ihm ans Herz gehet, und je gefährlicher ſein Thun und ſein Vornehmen ſeyn wird, deſto bedächtlicher und ſorgfältiger müßt ihr ſeyn, ihn mit keinem Wort zu ſtoſſen und zu beleidigen, ſondern ihn vollkommen zur Ueberzeugung zu bringen, daß ihr nicht ungehorſam und frech ſeid, daß ihr durchaus nichts Böſes und Unrechtes ſuchet; ihr müßt dieſes auch, beides, um ſeinet-, um eurer- und um eures ganzen Hauſes willen thun.

Nehmt immer an, Streit mit der Oberkeit iſt das Aeuſſerſte, worauf es ein unglückliches Land, nur im Fall der Noth ankommen laſſen darf; und dieſer Nothfall iſt nie da, als wenn alle Hoffnung, mit Geduld und dem brävſten Kinderleben die Oberkeit wieder zu gewinnen, verloren iſt. Liebe Nachbarn! Ich bin ferne davon, der Oberkeit über die rechten Schranken das Wort zu reden, ich habe es geſagt, und wiederhole es: ich würde einer jeden, ſich ſelbſt und ihrer Pflicht vergeſſenen, recht- und treuloſen oberkeitlichen Perſon gewiß alles ſagen, was ich einem andern, pflichtvergeſſenen, treue — und wortbrüchigen Manne im Land im gleichen Falle ſagen müßte. Aber wenn ich auch einen, in dieſem Grad fehlenden Fürſten nicht entſchuldigte, wenn er vor meinen Augen ſtünde und mich hörte, ſo muß ich ihn hingegen entſchuldigen, wenn er nicht vor mir ſtehet und mich nicht höret! Ich muß ihn entſchuldigen, wenn ich, beladen mit den Fehlern meiner Natur, denke, der Fürſt iſt Menſch wie ich. Ich muß ihn entſchuldigen, wenn ich denke, er iſt mein Vater und ich ſein Kind! — Ich muß ihn entſchuldigen, wenn ich verhüten will, daß meine Geſchwiſter und ich ſelber, uns nicht Fehler angewöhnen, die noch größer ſind als des Vaters ſeine. Ich muß ihn entſchuldigen, wenn ich verhüten will, daß die Fehler des Volks gegen den Fürſten nicht zehnfach größeres Elend über das Land bringen, als die Fehler des Fürſten gegen das Volk *)! Und

---

*) „Weſentlicher, hier einſchlagender Zuſatz zur neuen Aus-
„gabe. — Und auch das Vaterverhältniß der Oberkeit
„abgerechnet, iſt es nichts als billig, daß jeder Menſch,
„der unter einer Oberkeit ſteht, denke, daß die oberkeit-
„lichen Perſonen Menſchen ſind wie wir alle, mit allen
„Schwächen, Leidenſchaften und Gebrechen unſrer Natur,
„und daß nicht einmal die oberkeitlichen Perſonen allein,
„ſondern überhaupt die Reichen dieſer Welt und alle ſo
„geheißenen, vornehmen Leute in Verhältniſſen, unter
„Umſtänden und Verſuchungen leben, die ſo oft auch wi-
„der ihren Willen und gegen ihr Herz zu Anſichten, Ge-
„ſinnungen, Grundſätzen, Neigungen und zu einer Hand-
„lungsweiſe hinleiten, welche aus eben dieſer Selbſt-
„ſucht und Selbſtliebe herfließen, um deren willen auch
„ein jeder von uns mehr auf ſeine eigenen Rechte und
„auf ſeinen eigenen Beſitzſtand, als auf die Rechte und
„den Beſitzſtand irgend eines andern Menſchen, den er
„auch noch ſo gerne hat, aufmerkſam und darin nachſü-
„chig iſt, und daß er hinwieder mehr den Wohlſtand, den
„Ueberfluß, die Ehre und Gemächlichkeit ſeiner eigenen
„Familie, ſeiner eigenen Kinder, als den Wohlſtand, den
„Ueberfluß, die Ehre und Gemächlichkeit aller andern
„Familien und aller andern Kinder, die ihm auch noch
„ſo nahe ſind, zu Herzen nimmt. Es iſt aller braven

nun, wenn ihr euch in der ganzen Welt umſeht, ſo werdet ihr allenthalben finden, daß beynahe alle Menſchen, welche

---

„Leute im Lande eigentliche Schuldigkeit, nicht aus dem „Auge zu verlieren, daß die Großen dieſer Welt und „ſelber auch unſre vaterländiſchen, nur bürgerlich oberkeitlichen Perſonen von der Wiege auf an unzählige „Aufmerkſamkeiten, Handbietungen und Bedienungen „gewöhnt ſind, und von allen ihren Umgebungen mit einer zuvorkommenden Achtung und Deferenz behandelt „werden, die für die Schwäche der anmaßlichen Menſchennatur unendlich verführeriſch iſt. Wahrlich ihrer „Viele werden von der Wiege an, im ganzen Umfange „ihrer Umgebungen, gleichſam als höhere Weſen und auf „eine Weiſe behandelt, durch welche ihnen die reine „menſchliche Aufmerkſamkeit auf die Individualverhältniſſe und auf den Individualwohlſtand der niedern „Stände in einem Grad aus den Augen gerückt wird, „daß es ihrem Herzen unbegreiflich ſchwer fallen muß, „die Befriedigung der weſentlichſten Bedürfniſſe der Menſchennatur in den Individuen des Volks als Gegenſtände anzuſehn, die für ſie von großer Wichtigkeit „ſeyn und ihre Aufmerkſamkeit in einem hohen Grade „als eigentliche Pflichtſache anſprechen ſollen. Viele von „ihnen ſind im Fall, das Menſchengeſchlecht nur als einzelne Haufen ihrer Bedienungsarten und als Mittel „der Befriedigung ihrer Anſprüche, Gelüſte und Kommlichkeiten anzuſehn. Es iſt ihnen in ſo weit und unter „ihren Umſtänden gar nicht zu verargen. Sein eigenes, „wohl oder übelverſtandenes Intereſſe liegt jedem Menſchenkinde mehr als das Intereſſe aller übrigen Welt „am Herzen, „und je weiter es einer (wer er ſey) an glauben, ſich um einander verdient gemacht zu haben, einen äuſſerſt ausgedehnten Grad von Hochachtung und Nach-

geben

„Macht, Ehre, Geld und Anſehen gebracht hat, deſto ſtärker und deſto unwiderſtehlicher wirkt der ſinnliche Reiz hinwieder auf die Belebung ſeines Intereſſes für die Erhaltung ſeines Beſitzſtandes mit dem ganzen Umfange der natürlichen Triebe ſeiner Selbſtſucht und aller ihrer Mittel und Kräfte. Der Menſch der Macht, der Ehre und des Geldes iſt Menſch wie der im Staube — und nun denke Jeder, wenn er erzogen worden wäre und unter den Umſtänden, Verſuchungen und Reizen gelebt hätte wie das in Rückſicht auf die Erdengenieſſungen groß begünſtigte Geſchlecht, ob er für die Erhaltung deſſen, was er von jeher genoſſen, nicht ebenſo das große, ſelbſtſüchtig überwägende Intereſſe in ſich ſelber fühlen würde, welches Geld, Macht, Ehre und Anſehn der menſchlichen Selbſtſucht in allen Lagen und Umſtänden allgemein einflößt. Er frage ſich ſelbſt, ob es nicht eine Höhe der chriſtlichen Selbſtüberwindung fordere, die beynahe an die Höhe eines Heiligen und Märtyrers grenzt, ausſprechen zu dürfen: ich nehme, mitten im Genuſſe der Macht, des Reichthums und der Ehre, das Intereſſe des gemeinen Volks und die Sache ſeines menſchlichen Wohlbefindens in eben dem Umfange zu Herzen wie das meinige. Kein Menſch darf das von ſich ſelber ausſprechen, aber darum darf es auch kein Menſch von einem andern fordern. Das menſchliche Vereinigungsband der Großen mit den Kleinen, der Mächtigen mit den Ohnmächtigen, der Reichen mit den Armen, ruht wahrlich unendlich mehr auf geben zum Dank erwarten, und gleichſam als Pflicht fodern; — und damit ihr mich näher verſtehet, ſo nehmt

---

„der Erhaltung der Segensmittel und Segenskräfte, die in der Macht zu Gunſten der Ohnmacht, in der Ehre zu Gunſten der Erniedrigten, in dem Reichthum zu Gunſten der Armen, in dem Edelmuth zu Gunſten der Schutz- und Rechtbedürftigen liegen, als in der Belebung von Anſprüchen an Einrichtungen und Maßregeln, die begründete oder unbegründete Beſorgniſſe in der menſchlichen Schwäche der Macht, der Ehre und des Reichthums veranlaſſen und erregen könnten; und die Art und Weiſe, wie die Schwäche des unkultivirten Volkes in den niedern Ständen, inſonderheit in einem irreligiöſen und leidenſchaftlichen Zeitpunkte, die Gegenſtände der Rechte und Freiheiten im Lande gewöhnlich ins Auge faßt und unter dieſen Umſtänden ſo viel als nothwendig ins Auge faſſen muß, iſt wahrlich mehr als geeignet, bey dem Perſonale, in deſſen Hand das Geld, die Ehre und die Macht des Landes liegt, nichts weniger als unbegründete Beſorgniſſe über die Gefahr, darin der Beſitzſtand der ſinnlichen Lebensgenieſſungen, deren ſie gewohnt ſind, durch leidenſchaftlich belebte Anſichten der Volksfreiheiten und Volksrechte gelangen möchten. Es iſt aber unausſprechlich wichtig, daß dieſe Beſorgniſſe in den obern Ständen durch keine dießfälligen Fehler des Volks rege gemacht werden. Der beruhigte Zuſtand der Macht, der Ehre und des Reichthums iſt zur Sicherſtellung der weſentlichen Fundamente, auf denen ein befriedigter, guter Zuſtand des Volkes weſentlich ruht, unumgänglich nothwendig, und die Mittel hiezu gehen unendlich mehr

z. E. den Fall an, ihr hättet ſelber in euern Dörfern einen Mann, der, ob er ſonſt gleich nicht mehr wäre, als

---

„aus dem, was das Volk zur Bildung ſeiner ſelbſt für dieſen Zuſtand thun kann, als aus dem, was ſeine Privilegien und Rechte dazu beyzutragen vermögen, hervor, daß das Volk in ſeiner Hütte brav ſey und für ſeine Kinder und Hausgenoſſen in ſeiner Wohnſtube mit Thätigkeit und Einſicht ſorge und dadurch von fremder und ſelber von oberkeitlicher Hülfe ſo viel als möglich unabhängend werde, iſt das eigentliche Mittel, durch welches die obern Stände zur Ueberzeugung gebracht und in die Lage geſetzt werden, auf die Bildung des Volks für dieſen Zweck einen Einfluß zu ſuchen und zu finden, der mit geſichertem Erfolg zu wahrhafter, inniger und ſegensvoller Vereinigung der obern und untern Stände hinführt; und in dem Grad als dieſes Ziel erreicht wird, werden die obern Stände auch an Achtung und Sorgfalt für's Volk und ſeine wahren Bedürfniſſe zunehmen und in ſittlicher und geiſtiger Hinſicht ihm auf eine Weiſe näher kommen, die den allgemeinen Landesſegen in den obern und untern Ständen gleich zu befördern geeignet iſt. Das Volk muß ſich ſelbſt nicht mangeln, es muß ſich ſelbſt mit Ernſt und Kraft zu der Würde der Menſchennatur zu erheben ſuchen, und in dem Grad als es dieſes thut, wird ihm auch die Sorgfalt der obern Stände in allen Rückſichten weniger mangeln. Die Menſchennatur iſt auch im Bettler erhaben und groß, und wenn die Kinder des Armen den höhern Ständen an Leib und Seele menſchlich beſſer beſorgt in die Augen fallen, ſo wird auch die Unaufmerkſamkeit auf alles das, was das Menihr, ſeines Herkommens ein gemeiner Landmann, aber wohlvermögend, ſehr verſtändig und gutmüthig; ſezet, die-

---

„ſchengeſchlecht der Erhabenheit der Menſchennatur, die
„in den Individuen der niedern Stände wie in denjeni-
„gen der höhern gleich erhaben ſtrahlt, ſchuldig iſt, im
„Weſen ihrer verführeriſchen Reize abnehmen und mit
„ihnen auch die Zahl der verirrten Reichen und Mächti-
„gen, die einen, ihnen zugehörenden Stall voll ausge-
„zeichnet ſchöner Jagdhunde und Pferde höher achten
„als hundert, ihnen eben ſo zugehörende Haushaltungen
„ihres eigenen, göttlichen Geſchlechts ſich ganz gewiß
„mindern, womit ſich denn die Geſinnungen des reinen,
„menſchlichen Vaterſinnes gegen die niedern Stände und
„die Armen im Lande weſentlich wieder vermehren. Aber
„wenn die niedern Stände je länger je mehr in ſich ſel-
„ber verwildern, ſo wird ihr Anblick bey den Reichen und
„Vornehmen im Lande nicht dieſen, ſondern einen ganz
„entgegengeſezten Eindruck machen. Das Verderben al-
„ler Rechte im Land geht allgemein vorzüglich aus dem
„Mangel von gebildetem Vaterſinn und von gebildetem
„Mutterſinn aus; und der gegenſeitige Mangel dieſes
„reinen und edeln Sinnes iſt mit dem Mangel von Weis-
„heit und Kraft in der Selbſtſorge eines jeden Standes
„für ſich ſelber innig verwoben. Die wahre, menſchliche
„Erhaltung der Vorzüge der obern Stände ruht weſent-
„lich auf der gebildeten Selbſtſorge der niedern Stände
„für ſich ſelbſt und für ihr individuelles, von allen äuſ-
„ſern Verhältniſſen unabhängendes Hausglück. Dieſe
„Sorgfalt aber mangelt, beydes, den obern und den un-
„tern Ständen in unſerm Zeitpunkte in einem hohen
„Grad. Und ſo lange dieſes mangelt, darf wahrlich kein

ſer angeſehene Mann habe jetzt viele Jahre lang täglich etwas gethan, das euerm Dorf nützlich und erſprießlich geweſen wäre, und ſeine Zeit und ſein Geld und ſeine Anſchlägigkeit dazu angewendet, daß es euch immer beſſer gehe, und nehmet dann an, ihr habet um dieſer Urſache willen, dieſem braven, treuen Mann Gewalt und Vollmacht über viele von euern Einrichtungen gegeben, und zu ſeiner Zeit zu ihm geſprochen, wir wiſſen, wie ehrlich

---

„Stand auch in Rückſicht auf die Rechte und Freiheiten
„im Land die Schuld der Fehler, die ihrenthalben vor-
„gehn, und der Segensloſigkeit ihres Einfluſſes über-
„haupt, einem andern zuſchreiben. Sie, dieſe Segens-
„loſigkeit der Rechte und Freiheiten im Lande hängt
„gegenſeitig von den Fehlern der obern und der untern
„Stände gleich ab. Da indeſſen dieſe letztern vorzüglich
„und immediat darunter leiden, ſo ſollten ſie auch die
„erſten ſeyn, die den Urſachen und Folgen der Segens-
„loſigkeit derſelben am weſentlichſten entgegenarbeiten.
„Nachbarn! Faſſet die Verhältniſſe und Lagen aller, in
„großen Ehren lebenden, mit hohem Gewalt begabten
„und große Schätze beſitzenden Perſonen in dieſer Rück-
„ſicht ins Auge und beherzigt vorzüglich die dießfällige
„Lage aller oberkeitlichen Perſonen. Es kann keinem von
„Euch entgehn, auch der unbilligſte und undankbarſte
„Unterthan muß doch geſtehn, daß alle Oberkeiten, neben
„dem, was ich ſchon von der Lage und den Umſtänden
„aller Geld-, Ehre und Gewaltsmenſchen geſagt habe,
„noch dazu viele Sorgen mit ihren Landeskindern haben
„und ſich auf tauſenderley Weiſe um dieſelben verdient
„machen.“

und treu du es mit uns meyneſt, und wie du in den meiſten Sachen beſſer als wir, verſteheſt, was uns nützlich, ſo mache alſo in dieſen und jenen Sachen, die wir dir übergeben, was du willſt; aber verſprich uns hingegen in einigen andern Punkten, die wir dir auch vorlegen, nichts gegen unſern Willen und Vorſchrift zu handeln; nehmet jezt an, dieſer Mann habe Jahre lang ſein Verſprechen, und euern Willen erfüllt, und gethan, was er immer können und vermögen, um nützlich zu ſeyn, und es ſeye euch wirklich wohl und glücklich dabey gegangen, aber einemals ſeye der Mann über einen Artikel, in welchem
hr ihm die Hände gebunden, verdrießlich geworden, nehmt
n, er habe gelüſtet, in dieſer Sache anders zu handeln,
ls ihr ihm vorgeſchrieben und als er verſprochen, und er
abe dießfalls mit ſich ſelber ungefähr alſo geredet: Ich
abe für dieſe Leute in meinem ganzen Leben mehr als
ir mich ſelbſt gethan, ich will nun einmal auch ſehen,
ſie unverſchämt oder dankbar ſeyen; ich will in Rück-
ht auf dieſen Artikel jezt nicht ſo handeln, wie ſie er-
arten und wie ſie mir ihn vorgeſchrieben haben, ich hätte
ir gar nichts von ihnen vorſchreiben laſſen ſollen; ſo
äre es freilich ein Hochmuth und eine Schwäche von
m Mann, der alſo redete; es wäre Schande und Schade,
ß dieſer treue Mann ſich ſelbſt ſeinen Wortbruch und
n Unrecht alſo bemäntelte; aber ſolltet ihr darum denn
es Dankes und aller Arbeit und aller Sorgen, die er
euch hatte, und aller Treu und Liebe, die er euch er-
ſen, alſobald gänzlich vergeſſen? Solltet ihr jezt um
es Hochmuths und um dieſer Schwäche willen ihm

trotzen, wider ihn aufſtehen, und ihm ins Angeſicht ſagen; wenn du ein einziges Pünktchen von unſern Artikeln, die wir dir vorgeſchrieben, nicht erfülleſt, oder änderſt, ſo halten wir dich für einen wortbrüchigen Mann, und nehmen dir alle Gewalt wieder, die wir dir gegeben! Was für eine Schande würde es für ein Dorf ſeyn, wenn es ſich gegen einen Mann, der durch ſein ganzes Leben alle ſeine Zeit, ſein Vermögen und ſeine Ruhe, dem Nutzen deſſelben aufgeopfert hätte, ſich alſo aufführen würde? Und, Nachbarn! Empfindet ihr jetzt nicht, daß es die völlig gleiche Sache iſt mit einem Volk, das ſich gegen eine Oberkeit, von der es überhaupt ſehr viel Gutes hatte, alſobald aufſtehen, und Ungehorſam zeigen wollte, wenn dieſe auch in einem beſondern Fall ſchon beträchtlich fehlen werde; empfindet ihr nicht, daß da ein jeder Menſch von denjenigen, um die er ſich verdient gemacht, viel Nachgeben, und eine beſcheidene Aufmerkſamkeit erwartet, es ganz natürlich ſeye, daß die Oberkeit in gleichem Fall es auch fordere? —

Nachbarn! Die oberkeitlichen Perſonen ſind, wie ich eben geſagt, Menſchen, mit allen Leidenſchaften und Fehlern, die wir alle haben, aber auch mit allem Guten und mit allem Wohlthätigen, das allgemein im Menſchenherz liegt, und man darf von ſehr vielen mit Zuverläßigkeit hinzuſetzen: ſie ſind wie Eltern, ſie theilen das Herz im Leib mit ihren Kindern; wenn die Kinder das Vaterherz, das alle *) **Oberkeiten** haben, recht an ſie zu ziehn wiſſen.

---

*) „Alle Oberkeiten." Leſer! Halte deswegen den

Auf dieſes Vaterherz muß man wahrlich in der Welt, oft gegen allen Anſchein, zu Zeiten auch mit Furcht und Zittern trauen und bauen; hundertmal aber hilft einem in den ſchwierigſten Fällen von Landesrecht, dieſe einfache Betrachtung heraus, daß man nie für Siegel und Briefe, ſondern nur für das, was darin iſt, ſtreiten müſſe, und nie ſtärker, als die Sache, wofür man ſtreitet, werth iſt. Nachbaren! Die Rechte und Freiheiten, die Briefe und Siegel in einem Lande, ſind immer von gar mancherley Art, und immer ſind die einen ohne alle Vergleichung mehr werth als die andern; der Hauptunterſchied iſt zwiſchen den Rechten, die dem Land wahren Nutzen bringen, und den Freiheiten, die etwa nur hie und da einen hochmüthigen, Geld- und Ehre halber ſelbſtſüchtigen Mann im Lande bey guten Launen halten und auf eine, ſeine Mitbürger drückende Weiſe über ſie emporheben. Aber allenthalben iſt ein Land übel daran, wenn es Rechte und Freiheiten um deßwillen gar viel hoch und werth achtet, weil ſie ſeinen Hochmuth kitzeln oder ſeinem böſen Gewalt gegen irgend eine Klaſſe ſeiner Mitmenſchen Mittel und Spielraum in die Hand geben, beſonders wenn es Rechte und Freiheiten betrift, die dem Landesfürſten unan-

---

Kirchmeyer weder für einen Schmeichler noch für einen Dummkopf, ſondern bedenke, daß in der unbeſtimmten Sprache der ländlichen Einfalt ein ganz verſtändiger Mann ſagen könne: „alle Eltern haben ein Vater- oder Mutter- „herz,“ wenn auch wirklich in ſeinem Dorfe zwey bis drey Väter wohnten, welche ihre Kinder elender behandeln als die Thiere die Jungen ihres Geſchlechts. —

genehm und zuwider ſind. — Nachbarn! die größte Ehre eines Volks iſt immer, wenn es ſeinem Fürſten lieb iſt; und die Rechte im Land, und alle Siegel und Freiheiten haben, wie alles in der Welt, auch ihren Preis; und man mag ſagen, was man will, ſo iſt gewiß immer eine Narrheit, wenn man einem kleinen Recht einen großen Genuß aufopfert. Liebe Nachbarn! nehmet über dieſen Punkt folgende Grundſätze zum Leitfaden eurer Geſinnungen und Handlungsweiſen an.

Je näher und mehr ein Landesrecht und eine Freiheit die wahren Fundamente des Hausglücks aller oder wenigſtens der meiſten Individuen im Lande antrifft, deſto mehr ſoll euch ein ſolches Recht am Herzen liegen und wichtig ſeyn.

Je weniger aber dieſes der Fall iſt, deſto weniger darf ſich ein allgemeiner Eifer für die Erhaltung dieſes Rechts zeigen.

Wenn ſo ein Recht überall nur eine Hoffart- und Hochmuthsſache iſt, ſo ſoll es euch ganz und gar nur nicht zu Sinn kommen, für daſſelbe gegen den Willen des Fürſten auch nur einen Mund aufzuthun.

Ich muß euch hierüber ein Beyſpiel erzählen. —

Das Dorf Oberſtreulingen hatte vor Altem her das Recht, und ich glaube gar Briefe und Siegel dafür, daß ſein Vogt jeden Rechtstag im Schloß an des Oberamtmanns Tiſch eſſen durfte. Der Vogt aber war ein alter, abgeſoffener Kerl, den die Frau Oberamtmännin nicht vor ſich leiden konnte, und mit dem ſie alſo auch nicht alle Wochen einmal an einem Tiſche eſſen wollte: Sie bat deßnahen bey der erſten Aufwartung die Fürſtin, daß man dieſes unnütze und ihr beſchwerliche Recht abſchaffen möchte; worauf dann gar bald der Befehl nach Streulingen kam, der Vogt ſolle an jedem Rechtstag einen Gulden zu beziehen haben, und im Wirthshaus zehren; der alte hochmüthige Narr fieng über dieſe Abänderung Lerm an, die Bauern im Dorf rotteten ſich zuſammen, klagten laut, daß man ihnen Brief und Siegel breche; brachten auch die Sache wirklich vor die höchſte Rechtsbehörde, welche dann folgende Reſolution ertheilte: „Der „Vogt in Streulingen mag ferner laut des anmaßlichen „Dorfrechts alle Audienztage an des Amtmanns Tiſch, „aber ohne daß im Schloſſe verbunden ſey, ihm an dieſem „Tiſche Geſellſchaft zu leiſten; auch ſolle der Amtmann „gar nicht verpflichtet ſeyn, ihm über den Werth von fünf „Batzen aufzuſtellen, indem das Dorf gar keine Brief und „Siegel dafür habe, wie man den Vogt traktiren müſſe." Das erhielten die Bauern, oben drein aber hatten ſie, ſo lange der Vogt lebte, noch einen ungnädigen Fürſten.

Nun, Nachbarn! ſaget mir, geſchah jetzt dem alten Untervogt unrecht? Wer im Lande hätte etwas verloren, wenn er ruhig im Wirthshaus ſeinen Gulden verzehrt hätte? Würde ein gefälliges Nachgeben des Volks gegen den Vaterwillen des Fürſten nicht verſtändig und dem Dorf wahrhaft nützlich geweſen ſeyn? Es iſt mit dem Fürſten und der Oberkeit, wie mit Hausvätern. Kindertrotz verderbt das beſte zärtliche Vaterherz; und Gehorſam, ſtiller dankender Kinderſinn macht lieb, und gewinnt das härteſte unter den Vaterherzen. Ich kann es nicht genug wiederholen, ein irrender und fehlender Hausvater, ſelbſt wenn er ſeine Haushaltung unglücklich macht, bleibt dennoch Vater; und zehnfach iſt das Unglück des Hauſes, in welchem ungerathene Kinder dem fehlenden Vater keine Dankbarkeit, keine Hochachtung, und keinen Gehorſam mehr erzeigen wollen; und zehnfach leichter iſt die Wiederherſtellung eines Hauſes, in welchem tugendhafte und verſtändige Kinder, den lieben, irrenden verführten Vater mit Thränen in den Augen, und mit ſanftem, ſtillem, leidenden Dulden von dem Schädlichen, das er liebt und thut, abzuhalten und zurückzuführen ſuchen. Nachbarn! Es iſt ganz gewiß vielſeitig der Mißbrauch der Briefe und Siegel, welcher verurſacht, daß ſie den Oberkeiten und Fürſten mißfallen; und wenn es gleich nichts weniger als immer der Fall iſt, daß die Aufhebung derſelben urſprünglich durch ein trotziges und rohes Benehmen des Volks veranlaßt worden iſt, ſo iſt es ganz gewiß faſt immer das ungewandte und ungeſchickte Benehmen der Perſonen, denen das Volk in dergleichen Landesangelegenheiten Vertrauen ſchenkt und deren unbedachte Aeuſſerungen und Schritte das Volk ſpäter zu einem leidenſchaftlichen und trotzigen Benehmen hinlenkt, das in Sachen der Landesrechte dem Volk ſchon ſo oft nachtheilig geworden; und man muß auch hierin ſagen, man muß allen Uebeln in ſeinen Anfängen vorbeugen; wenn ſie ſtark eingewurzelt und gichtig geworden, ſo iſt ihre Heilung in jedem Falle ſchwer. Dieſer Anfang im Vorbeugen aller bürgerlichen Uebel ruht in der Sorgfalt des gegenſeitigen Zutrauens zwiſchen der Oberkeit und dem Volk.

In dieſem Geſichtspunkt fuhr der Kirchmeyer fort. Harmonie mit dem Hausvater iſt immer der weſentliche Fuß alles Hausglückes, und wohl werth, daß man ihm hie und da eine alte Hausſitte, einen alten Hausbrauch, den er nicht mehr gern hat, aufopfere.

Harmonie mit dem Fürſten iſt immer das Hauptfundament des allgemeinen Wohlſtandes, und hiemit wohl werth, daß man ihm hie und da eine alte Uebung, Gewohnheit, Liebhaberey, oder auch wohl einen alten, unwichtigen, geſiegelten, ſtaubichten Brief aufopfere.

Was aber auch immer in Bezug auf Brief und Siegel, und Recht im Land vorfallen mag, ſo iſt in allen Landesgeſchäften dieſes höchſt wichtig, daß ein Unterthan niemals einen Unwillen oder einige Bitterkeit gegen die Oberkeit im Land zeige — und in dieſer Abſicht muß man immer den Willen des Vater's und Herrn von dem Thun und Willen ſeiner Knechte, die von der höchſten Behörde im Land nicht genug beachtet, in der Lage ſind, hie und da mit Privatmuthwillen den Meiſter zu ſpielen, unterſcheiden.

Und, Nachbarn! wenn ſo ein böſer Knecht eures Fürſten oder eurer Oberkeit euch plaget, und euch Unrecht thut, ſo haſſet und verachtet meinetwegen den böſen Knecht, wenn ihr euern Feind nicht zu lieben und zu ſegnen vermögt, und alle Arten von Leuten, die Anſprüche, welche Rechte und Freiheiten zur Nahrung ihrer Selbſtſucht, ihres Hochmuths, zum Schaden ihrer Mitlandsleute und Dorfgenoſſen, zum Nachtheil der öffentlichen Landesordnung und des öffentlichen Landesſegens und ſogar zum

Troz des Fürſten gebrauchen, das alles ſind Leute, denen ein verſtändiges Volk unter keinen Umſtänden die Beſchüzung ſeiner Rechte und Freiheiten anvertrauen wird.

Wer ſich ſelber, ſeine Kinder, ſeine Verwandten, ſeine Nachbarn verderbt, und die, ſo die nächſten um ihn ſind, zu Grund richtet, der wird mit den gleichen Fehlern auch ſein Land zu Grund richten, ſo laut er auch für die Freiheit, Rechte, und den Nuzen des Land's ſonſt das Maul brauchen wird. Desnahen man auch ſolche Leute unter keinen Umſtänden viel zählen, ihnen niemals die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten und die Beſorgungen der Rechte und Freiheiten eines Landes anvertrauen darf; am wenigſten aber kann man ſie in den mißlichen Lagen eines Streits zwiſchen dem Land und dem Fürſten gebrauchen. Denn, Nachbarn! ſehet ſelbſt, ob es auch möglich ſey, daß Kinder auf eine kränkendere und ſchimpflichere Art ihren Vater beleidigen können, als wenn ſie ihm durch den unordentlichſten und unhäuslichſten Nachbar, der im Dorfe wohnt, Vorſtellungen machen laſſen, daß er beſſer hauſe.

Zehnte Abendſtunde.

Dieſen Abend redete der Kirchmeyer zu dem Chriſtoph und ſeinen Leuten alſo:

Ich kann den Punkt, wie viel die Selbſtſorge des Volks und eines jeden Individuums im Lande für ſein eigenes Wohl und überhaupt ein ſtilles, frommes und brades Leben dazu beytragen könne, die Rechte und Freiheiten eines Landes zu beſchützen und zu erhalten, nicht beyſeite legen, ſondern will dieſen Abend noch fortfahren, mit euch davon zu reden.

Nachbarn! Der Nutzen und Vortheil der Oberkeit beſteht weſentlich darin, daß ihre Angehörigen wohlhabend und leicht im Stande ſeyen, die öffentlichen Abgaben zu zahlen, und zu den allgemeinen Bedürfniſſen des Landes das Nöthige beyzutragen; und eine ſtille, eingeſchränkte, häusliche, arbeitſame Aufführung iſt in der ganzen Welt das, was allem Volk den Weg bahnet, wohlhabend zu werden, und folglich die allgemeine Landeslaſten mit Leichtigkeit zu tragen. Unter dieſen Umſtänden wird eine jede Oberkeit ihren größten Gewinn und Vortheil von der Beſchützung der Freiheiten finden, durch welche das Hausglück ſtiller, gewerbiger und arbeitſamer Einwohner geſichert und geäuffnet wird; wo hingegen ein Volk händelſüchtig, unruhig, boshaft, gewaltthätig, müßig und laſterhaft iſt, da werden einige Oberkeiten gar leicht Beweggründe finden, um von den Laſtern und Bosheiten dieſes Volks Vortheil zu ziehn und ihrem ſtraf- und bußwürdigen Leben in allen Winkeln beſſer nachſpüren zu können, ihm hie und da Rechte und Freiheiten, die dem Segen des häuslichen Lebens vortheilhaft wären, einzuſchränken und ihm Geſetze zu geben verleitet werden, die die Hausverwirrung, welche ihre Laſter veranlaßt haben, noch mehr erhöhen werden.

Indeſſen werden dann an ſolchen Orten, an welchen die Einwohner der herrſchaftlichen und oberkeitlichen

Beamteten durch ihr ſchlechtes Leben ſehr viel eintragen, die Hauptquellen der ſolideſten und wichtigſten Landeseinkünfte in ihrem Weſen untergraben, da hingegen bey einem frommen, tugendhaften Volk, welches ſeinem Gewerbe und ſeinem Beruf mit Fleiß und Treue obliegt, dieſe Hauptquelle der öffentlichen Einkünfte ſich immer vermehren und erhöhen; ein ſolcher Ort wird auch durch die Ausdehnung ſeiner Gewerbſamkeit und den wahren Nutzen, den er von ſeiner Freiheit zieht, alle Landesauflagen mit einer Leichtigkeit zuſammenlegen, von deren man ſich bey einem unwerthſamen, müßiggängeriſchen Sclaven- und Trölervolk keine Begriffe machen kann; aber er wird ſeine Landesobrigkeit auch praktiſch und thätlich überzeugen, daß ſelbſt eine plötzliche und unverhältnißmäßig groß ſcheinende Erhöhung der Landesauflagen ſeine häuslichen Umſtände bey weitem nicht ſo ſchnell zerrütten, als ſie es an denjenigen Orten allgemein und unausweichlich thun, deren Glück nicht auf ein ſtilles, häusliches und wirthſchaftliches Leben gebaut iſt; daher auch einer jeden Oberkeit ſelbſt ſehr vieles daran liegen muß, einen ſolchen Ort in dem Genuſſe derjenigen Freiheiten und Rechte, auf denen ſein häusliches Wohl beruht, nicht zu kränken und zu beeinträchtigen. Ein ſolcher Ort aber läßt ſich dann auch nicht vom bloßen Wort: Recht und Freiheit, und von den vielerley Einbildungen des Hochmuths und Ehrgeizes, denen man ſo oft den Namen Freiheit und Recht giebt, an der Naſe herumführen, ſondern ſchaut ſteif und feſt ohne Nebenabſichten auf die Sache ſelber und auf ihren Nutzen; ein ſolcher

Ort geht nicht leicht aus dem Gleis ſeiner Ordnung und ſeines Friedens. Der ſtille Fortgang ſeiner Berufsarbeiten iſt ihm äuſſerſt wichtig, und ſo entfernt er davon iſt, Unrecht ohne Klagen und ſchweigend zu ertragen, ſo entfernt iſt er auch, ſchnell Unruhe anzufangen und leicht laut alles in Bewegung zu ſetzen; mit Zutrauen auf ſein Recht bittet er ſeine Oberkeit im ſtillen ehrbaren Ton eines beſcheidenen Orts um Schutz und Hülfe, wenn er glaubt, daß ſeine Rechte gekränkt werden ſollten; er erlangt bey ſeiner Arbeitſamkeit richtige Einſichten über den Nutzen ſeiner Freiheiten und Rechte; er wird alſo darüber leicht Rede und Antwort, helle Erläuterung und klares Licht geben können; es wird ihm leicht ſeyn, den Schaden und Nachtheil zu zeigen, den er und das Land leiden würden, wenn ihm dieſe oder jene Freiheit, dieſes oder jenes Recht entriſſen werden ſollte; aber er hütet ſich, dieſen Schaden um ein Haar gröſſer und ſtärker vorzuſtellen, als er wirklich wäre, und bleibt ſteif und feſt bey der reinen Wahrheit; ohne im geringſten mit ſeinem Recht zu trotzen, zeigt er den Nutzen dieſer Rechte für ihn ſelbſt und das gemeine Weſen; er zeiget den beſcheidnen ſtillen Gebrauch, der davon gemacht worden, und den Unterſchied der Glücksumſtände derjenigen Orte, die dieſe Rechte und Freiheiten nicht haben.

Auf dieſe Weiſe wird ein treues, weiſes, wirthſchaftliches Volk ſein Recht, ſeine Freiheiten ſich durch ſeine Tugend ſelber verſichern, und höchſt ſelten in ihrer Beſchützung unglücklich ſeyn; denn der Vortheil des Landes hängt bey einem ſolchen Volk zu auffallend mit der Aufrechthaltung ſeiner Freiheit zuſammen.

Aller dieſer Vortheile aber entbehrt ein unwirthſchaftliches Volk, deſſen Umſtände voll Verwirrung, deſſen Gewerb Loto's und Karten, deſſen Einkünfte Sporteln und Taxen, deſſen Sitten voll Hochmuth, deſſen Herz voller Gelüſte, deſſen Augen voll Neid, deſſen Mäuler voll Unſinn, deſſen Zungen voll Frechheit, deſſen Köpfe voll Wind, und deſſen Hände voll Müſſiggang ſind. Die Freiheit eines ſolchen Volks iſt dem Landesſegen und der ob ihm wachenden Landesregierung kein Vortheil; ſie erſcheint dir wie das Schäumen des ſprudelnden Wein's, den man in Becher ſchüttet, der Schaum des Augenblicks vergeht, und der Becher iſt leer, beynahe bis an den Boden; ein ſolches Volk iſt zum Austrinken gut, weil es noch Schaum hat, man gewinnt nichts mit ihm mit warten und ſparen.

Aber ich ſehe es, Nachbarn! es iſt auf eurer Zunge, und ihr wollt mir vorwerfen, daß es Fälle gebe, wo alles dieſes nicht paſſe, Fälle, wo der Irrthum und die Hartnäckigkeit der Macht aller Weisheit, aller Güte, und aller Gerechtigkeit ſpotte und trotze, den wahren Nutzen der Regierung wie denjenigen des Landes, mit Füßen trete, und dem gerechteſten, frömmſten Betragen des Volks, in ſo fern es den blinden Gelüſten ihrer Selbſtſucht mißfällt und zuwider iſt, deſto größere Wuth und Bosheit entgegen ſetze; Fälle, wo Raub und Zerſtörung und Unglück das leidenſchaftliche Ziel der Rachſucht und Verblendung gewaltthätiger Menſchen und Ungerechtigkeit un

Wort-

Wortbruch das offenbare Mittel ihres böſen und landesverderblichen Einfluſſes ſey.

Nachbarn! Euer Einwurf iſt wahr. Es gab ſolche tyranniſche Fürſtenknechte ſelbſt auf unſern Bergen. Ihre Handlungsweiſe empörte das Menſchenherz. Es war nicht mehr zu ertragen. Fromme, treue, Männer ſetzten Leib und Leben daran,, das Vaterland von dem böſen Gewalt und dem Unrecht, das wir litten, zu retten. Unſer Tell lauerte, nachdem ſein Vaterherz perſönlich zur höchſten Verzweiflung gebracht wurde, dem Geßler hinter dem Gebüſch auf und erſchoß ihn. Wir danken Gott für die Folgen der Handlung dieſes Mannes und überhaupt für die Folgen der Treue und des Muth's der Stifter unſrer Freiheit. Aber das Einzelne ihrer Handlungsweiſe, die eine Folge der eigentlichen-Verzweiflung ihres unglücklichen Landes war, kann in keinem Fall, welche Segenswirkungen es auch immer gehabt haben mag, als das Beyſpiel der Rechtlichkeit irgend einer bürgerlichen Handlung angeſehn und behandelt werden.

Wir dürfen für unbedingt annehmen und die Geſchichte zeigt es uns klar, daß unſere Väter alle Mittel erſchöpft haben, durch Demuth, Geduld und Rechtlichkeit das Menſchenherz der ihre Gewalt mißbrauchenden Vögte zu gewinnen, ehe ſie ſich zu einem Schritte der Selbſthülfe entſchloſſen. Aber ſo wie wir Gott bitten müſſen, daß kein Volk in dieſe unglückliche Lage verſinke, ſo müſſen wir zugleich beyfügen, daß das Beyſpiel der Selbſthülfe unſerer Väter, durchaus nicht geeignet ſey, irgend einem Menſchen zu berechtigen, ſein Land, unter welchen

Umſtänden es auch ſeyn möchte, den Gefahren auszuſetzen, denen jedes Land durch den Verſuch einer ſolchen Selbſthülfe nothwendig ausgeſetzt iſt, und denen auch unſer Land nothwendig hätte unterliegen müſſen, wenn Gottes Vorſehung uns nicht auf eine wunderbare Weiſe davor bewahrt hätte. Oder wer hat je die Waage in die Hand genommen, gewogen, und den Fall ausgezeichnet, wo Recht und Gerechtigkeit, wo Klugheit und Menſchlichkeit, und wo des Landes Nutze und ſeine Noth erlauben, und fodern, daß ein Menſch wider den Tyrannen ſeines Landes das Schwerdt in ſeine Hand nehme, und ihn tödte! Ich, für mich, nehme hierüber die Hand vor meinen Mund und ſchweige. Gott Lob aber iſt die Zeit des Fauſtrechts und der rohen Barbarey, in der man die geſetzloſeſten Gewaltthätigkeiten, beyder, der Obern gegen die Untern und umgekehrt, als geſetzlich und recht in die Augen fallen machte, vorüber. Gott Lob! die Stimme der Menſchlichkeit, Weisheit und Liebe, die ſich im göttlichen Wort ausſpricht: „Stecke dein Schwerdt in die Scheide, denn alle, „die das Schwerdt brauchen, werden durch daſſelbe umkommen“ — wird in unſrer civiliſirten Welt, troz ihrer bedauerlich ſteigenden Schwäche und eben ſo bedauerlich ſteigenden Verirrungen, allgemein immer vielſeitiger gefühlt. Auch unſre Schwächen und Verirrungen tragen dazu bey, daß dieſes göttliche Wort der Liebe in unſrer Mitte immer mehr erkannt und gefühlt werde. Der Sinn der Gewaltthätigkeit iſt im einzelnen Menſchen ſchon ſchrecklich und fürchterlich: collectif in den Sinn von Menſchenhaufen und Menſchenmaſſen übergegangen, iſt er entſetzlich und ſchauerlich. Das fällt nicht nur im öffentlichen, es fällt ſelbſt im häuslichen Leben auf. Man kann ſich nichts Gräuelhafteres, nichts Entſetzlicheres denken, als wenn die Kinder im häuslichen Leben in dieſem Sinne der Gewaltthätigkeit gelenkt und ihnen die Lehre eingeflößt würde, ſie müſſen ihren Eltern nur in ſo fern und nur ſo lange gehorchen, als ihre Befehle gerecht und gut und die Eltern noch beym Verſtand und guten Sinnen ſeyen; ſie dürfen aber ihren Vater und ihre Mutter, wenn ſie im Kopfe verrückt und raſend werden ſollten, mit eigener Gewalt und eigener Hand an Händen und Füßen anbinden.

Es ſtoßt allen Menſchenſinn im Kinderunterrichte, dem einfachen Befehl Gottes: „du ſollſt Vater und Mutter ge„horchen" den Zuſatz zu machen: „ſo lange ſie dir nichts „Unrechtes befehlen."

Solche kleinmüthige Beyträge zu mächtig groſſen, ſeelerhebenden Wahrheiten ſchwächen und verderben das menſchliche Herz im Innerſten ſeiner heiligſten Kräfte. Das Kind kann in ſeiner Unſchuld nie denken und ſoll im Unterrichte nie auf den Gedanken geführt werden, daß ihm ſeine Eltern je etwas Böſes und Gottloſes befehlen, und eben ſo wenig auf denjenigen, daß ſein Vater und ſeine Mutter je unſinnig werden könnten; es ſoll noch viel weniger unterrichtet werden, wie es ſich in ſo einem traurigen Falle zu benehmen hätte.

Der Unterthan einer Oberkeit ſoll eben ſo wenig dahin geführt und unterrichtet werden, wie er ſich gegen die böſe Gewalt einer wüthenden, gottloſen, Recht und Gerechtigkeit mit Füßen tretenden, oberkeitlichen Perſon oder Behörde ſchützen und ſchirmen könne, ſolle und dürfe. Aber der Mann, der mit redlichem Herzen ſeine Obrigkeit liebt, und ſeine Pflichten gegen ſie erfüllt, und der Ort, der ſeine Rechte und Freiheiten mit weiſer, ſorgfältiger Beſcheidenheit braucht, der Ort, der durch die Weisheit und Mäßigung ſeiner häuslichen Einrichtungen ſeine Einwohner allgemein, weiſe, ſorgfältig und bedächtlich gebildet, dieſer Ort wird, im Fall allgemeiner Landesbedrückung, im Fall allgemeiner landesverderbender Handlungen, welche Tyrannen, die aufhörten Menſchen und Fürſten zu ſeyn, an ihm ausüben werden, immer Männer finden, welche die Pflichten gegen ihre Nebenmenſchen, gegen ihre Kinder und Nachkommenſchaft und gegen ihr Vaterland, mit Standhaftigkeit, Weisheit und Landestreu erfüllen werden.

Aber hierüber ſollte jeder Unterthan zum voraus berichtet und gefaßt ſeyn, daß ſo wie Vater, deſſen Kinder ſich bey irgend einem Fehler, der ihnen zu ihrem Nachtheil hätte entſchlüpfen können, ſogleich zuſammenrotten und rathſchlagen würden, wie ſie ihn mit Gewalt hindern können, in Zukunft eine ähnliche Handlung zu ihrem Nachtheil zu begehen, ſich dadurch einen über ſie unwilligen und empörten Vater zuziehen und auch an den härteſten Maßregeln, die denn dieſer zum Schutz ſeiner Vaterrechte gegen ſie brauchen möchte, ſelbſt ſchuldig ſeyn würden, und daß bey ähnlichem Benehmen der Völker gegen einen, in etwas fehlenden Fürſten die Folgen davon die nämlichen ſeyn müßten. Ich will damit gar nicht behaupten, daß oberkeitliche Perſonen nicht oft eine ſehr fehlerhafte Neigung zeigen, dem Volke nützliche und dem Lande erſprießliche Rechte, Freiheiten, Briefe und Siegel zu ſchmälern und einzuſchränken. Ich behaupte nur ſo viel, daß wenn ihre Unterthanen verſtändiger, arbeitſamer und wahrhaft kultivierter wären, ſo würden ſich die Fürſten in dem Grad über das, was ihr und ihres Landes wahrer Nutzen iſt, weniger irren.

Der Kirchmeyer ließ ſich über dieſen Punkt dahin aus, daß er ſagte: wenn z. Ex. nur die Einkünfte, die ſie von der Bosheit, von der Trölſucht, von Schlag und Rechtshändeln bezieh'n, anfiengen, nicht mehr viel einzutragen, wie dieſes bey der wachſenden, häuslichen Vernunft und Sorgfalt des Volks nothwendig der Fall ſeyn müßte, ſo werden ſie auch anfangen zu begreifen, daß dieſe Auflagen nicht der Vortheil des Landes ſeyen. Er gieng noch weiter und ſagte, wenn ſich ein Land durch eine wahre Kultur dahin erheben würde, ihrem Landesherren eine einfache, auf dem Werth ihrer Beſitzungen und ihres ganzen Eigenthum's gegründeten Vermögensſteuer anzubieten, und ſicher zu ſtellen, welche ihm das alles erſetzen würde, was ihm die zufälligen und verwirrten Auflagen eintragen, mit denen die Freiheit des Land's ſo oft gekränkt, die Ordnung der häuslichen Wirthſchaft ſo oft unterbrochen, die Aeufnung des Eigenthums und Gewerb's ſo oft eingeſchränkt und gehindert, folglich das Glück des Landes und der Werth der Beſitzungen ſo oft verringert wird, ſo glaube ich, keine obrigkeitliche Behörde in der Welt würde ihre eigenen Vortheile ſo verkennen, und lieder ein Sklavenvolk, und wenig unſichere und verwirrte Einkünfte haben, als ein freyes Volk und mehr und ſicherere Einkünfte. Und Nachbarn! ſo viel nehmet ſicher an, daß die meiſten Oerter durch mehrere Hausordnung und Arbeit und Gewerbſamkeit ungleich mehr an die öffentlichen Bedürfniſſe und an das Land abgeben könnten, und gerne abgeben würden, wenn nur Gleichheit, Ordnung, Billigkeit und Weisheit der Eintheilung dieſer Abgaben zum Grund läge; und der Fall nicht ſo oft einträte, daß man durch die Abgaben die Hühner ſelber tödtet, die Eyer legen, deren einziger Jahrsbetrag mehr werth iſt, als einige Hühner zuſammen. Der häusliche Wohlſtand eines Volkes iſt das einige ſolide Fundament der öffentlichen Einkünfte; und dieſer gründet ſich auf eine Hausordnung und Anſtelligkeit, die ohne wirklich großen und ſichern Spielraum in der Wirthſchaft nicht möglich und nicht denkbar iſt: d. i. ohne einen beſtimmten Grad von bürgerlicher Freiheit und Sicherheit.

Der Chriſtoph dankte hierauf dem Kirchmeyer, und ſagte ihm, er glaube alles, was er über Recht, Freiheit und Auflagen geſagt, verſtanden zu haben, aber doch wolle ihm der Punkt mit der allgemeinen Vermögensſteuer nicht in Kopf: ſiehe Kirchmeyer! ſagte Chriſtoph, dieſe Vermögensſteuer müßte ſo viel abtragen, als alle Auflagen zuſammen, ſonſt nähme man ſie nicht ab, und nun weißt du doch wohl, daß viel Auflagen und Landeslaſten nur auf Müßiggänger, Verſchwender, Tröler, auf unruhige, boshafte Köpfe fallen; und nun? Wenn man jetzt dieſes alles von den häuslichen Einwohnern durch Vermögensſteuer zu erhalten ſuchen würde: würde man nicht dem ſtillen Mann im Lande damit Unrecht thun, und anſtatt die Hummel, deren Verderben des Landes Wohl iſt, zu brandſchatzen, und den guten Bienen, deren Fleiß und Wohlbefinden des Landes Segen iſt, den Honig, der ihr Leben friſtet, nehmen? —

Der Kirchmeyer antwortete: Die Sache hat wirklich dieſen Anſchein, aber ſie iſt nicht ſo; und ich bin froh, daß du mir dieſen Einwurf gemacht haſt, ich will ihm bis Morgen nachſinnen, und euch ſo deutlich als möglich zu ſagen ſuchen, wie ich darüber denke.

Eine Zwiſchenbemerkung zwiſchen die zehnte und eilfte Abendſtunde.

Es iſt jetzt vierzig Jahre, ſeit dem ich den Kirchmeyer über die Rechte und Freiheiten der Völker in dem Sinne dieſer Blätter reden ließ. Die Epoche, in der dieſes geſchah, war gleichſam auch für die Schweiz der Vorläufer des Zeitpunkts, in welchem ſich die fürchterlichen Volksbewegungen über die Begriffe von Freiheit und Recht verbreiteten, die kurze Zeit hernach in ganz Europa ſo viel Unglück veranlaßten. Die Berichtigung der Volksbegriffe über dieſe Gegenſtände war für mein Vaterland in dieſem Zeitpunkt um ſo wichtiger, da die Einfachheit des väterlichen und kindlichen Freiheitsſinnes der alten Schweizer im Leben des Regierungsperſonale ſowohl als im Volksleben ſchon lange verſchwunden, und die in unſrer Mitte zwar moraliſch und religiös kraftvoll begründete, aber äuſſerlich und bürgerlich durch Briefe und Siegel in allen

Ständen beſchränkte, oberkeitliche Gewalt über ihre Angehörigen ſchon ſeit mehrern Menſchenaltern angefangen, ſich nach Regierungsformen und Mitteln hinzulenken, die einerſeits von dem beſtimmten Geiſt reiner Kronrechte über unbedingte Unterthanen ausgiengen, und anderſeits auch äuſſerlich in ihren Formen das Gepräge derſelben ganz an ſich trugen. Ich konnte mir unter dieſen Umſtänden nicht verhehlen, daß dieſe Grundabänderung unſers diesfälligen Fühlens, Denkens und Handelns ſowohl dem Geiſt als dem buchſtäblichen Sinne vieler Rechte, Freiheiten und Privilegien im Lande entgegen ſtand und in dieſer Rückſicht natürlich in den verſchiedenen Volksklaſſen des Landes nicht ganz unbegründete Beſorgniſſe über ihre Rechte und Freiheiten anregen und veranlaſſen konnte. Ich habe es desnahen für gut gefunden, in dieſem Zeitpunkte dem Kirchmeyer Worte in den Mund zu legen, die mir geeignet ſchienen, unſer gutes Volk in der Beurtheilung der diesfälligen oberkeitlichen Verfügungen zu einer Mäßigung, Sorgfalt und Beſcheidenheit hinzulenken, die der Sicherſtellung der Ruhe und der Segensgenieſſungen unſers freyen Vaterlandes dienlich und erſprieſlich ſchienen. Dieſes Denkmal meiner diesfälligen Geſinnungen und Handlungsweiſe iſt mir auch um ſo wichtiger, da die ſpätern Begegniſſe meines Vaterlandes die gegenſeitigen Leidenſchaften über dieſen Gegenſtand auf eine Weiſe ſteigerten, daß auch meine Anſichten vielſeitig mißkannt und mit den unlautern, ſelbſtſuchts- und anmaßungsvollen Anſichten und Anſprüchen dieſer Epoche unwürdig vermiſcht wurden. So ſehr ich aber auch jetzo noch mit den Anſichten des Kirchmeyer in Rückſicht auf die zu erzweckende Volksſtimmung übereinſtimme und die Selbſthülfe, die ſich Väter und Mütter zur Erzielung der erſten Segnungen aller wahren Rechte und Freiheiten des Landes in ihren Wohnſtuben ſelbſt geben können und ſollen, als das eigentliche Fundament alles wahren Landesſegens, folglich auch alles wahren Segens, den Briefe und Siegel dem Lande verſchaffen können, anſehe, ſo kann ich bey der, in unſrer Mitte unwiderſprechlich allgemein ſtattfindenden Abſchwächung der Wohnſtubenkräfte aller Stände und bey der verlornen Einfachheit der väterlichen und kindlichen Gemüthsſtimmung, die gegenſeitig in den Anſichten über Rechte und Freiheiten in unſerm Lande ſtatt finden, die Schwierigkeiten, die die Wiederherſtellung einer ſolchen Gemüthsſtimmung im Wege ſtehn, mir nicht verhehlen, und die Aeuſſerungen des Kirchmeyer über die Selbſthülfe, die ſich das Volk auf die weſentlichſten Segensgenieſſungen der Rechte und Freiheiten im Lande ſelbſt geben kann und ſoll, ſind um ſo weniger geeignet, mir auch jetzo noch hierin ein Genüge zu leiſten, weil ſeit den vierzig Jahren, in denen ich ihm dieſe Aeuſſerungen in den Mund legte, die Wohnſtubenkräfte und Mittel des Volks in allen Rückſichten, folglich auch in Rückſicht ihres Einfluſſes auf ein edles und weiſes Fühlen, Denken und Handeln für die Rechte und Freiheiten im Land in unſrer Mitte unendlich abgenommen. Ich habe auch meine Ueberzeugung in dem Zuſatze zu den Aeuſſerungen des Kirchmeyer, den ich vor einigen Jahren dem alten Manuſcript dieſer Abendſtunden beygefügt und jetzt in die neue Ausgabe derſelben, mit Gänſefüßchen („) bezeichnet, aufgenommen, beſtimmt ausgedrückt.

Das, was ich in den folgenden drey Abendſtunden dem Kirchmeyer allgemein und beſonders in Rückſicht auf die Gleichheit der Abgaben, ſo wie überhaupt in Rückſicht auf alle Maßregeln zur Wiederherſtellung der väterlichen und kindlichen Anſichten der Rechte und Freiheiten im Lande in den Mund gelegt, befriedigt mich noch weniger. Die Gründe, die auch nur noch vor vierzig Jahren einen wohlwollenden Schweizer vermögen konnten, von den Beſtrebungen zur Verbeſſerung der Wohnſtubenkräfte und ihres Einfluſſes auf die Bildung aller Stände ſolide Anbahnungsmittel zur Wiederherſtellung des väterlichen und kindlichen Sinnes, der dem alten Segensgenuß der Rechte und Freiheiten zum Grunde lag, zu erwarten, haben in unſrer Mitte im Allgemeinen alle Kraft verloren. Es braucht gegenwärtig unendlich mehr, um die Grundkräfte der Menſchennatur, die in der alten Schweizerzeit den Realſegen unſrer Briefe und Siegel innerlich begründeten, aus dem Todesſchlafe, in den ſie im Allgemeinen vielſeitig verſunken, zu erwecken und ihnen auch nur die erſten Keime eines, im Geiſt und in der Wahrheit erneuerten, jugendlichen Lebens wieder einzuhauchen. Vaterland! Nosce te ipsum. Die Segenstage deiner alten Einfachheit ſind für dich auf ewig vorüber. Bloßes, in dir hie und da individuell belebtes Wohlwollen hilft dir im Allgemeinen in vorliegender Rückſicht zu nichts mehr. Der Umfang und die Natur der Abſchwächung der innern Segenskräfte, die die böſe Verkünſtlung unſers Fühlens, Denfens und Handelns in allen Ständen herbeygeführt, fordert ganz andere Fundamente und eine weit tiefer greifende Kunſt zur Wiederherſtellung unſrer ſelbſt, als ehedem die bloße Erhaltung unſrer ſelbſt in Kräften, die wir hiefür wirklich beſaſſen, erfordert haben.

Das Bedürfniß tief greifender Maßregeln und Kräfte zu unſrer Wiederherſtellung iſt indeſſen in unſerer Mitte in dem Grad groß, als wir, durch den Sinnlichkeitsgeiſt unſrer Tage abgeſchwächt, beynahe unfähig geworden, dieſe Maßregeln zu ergreifen; und doch iſt ihre Ergreifung für uns dringend; unſer Zeitalter iſt ſo viel als im ganzen Umfang unſrer Exiſtenz bis zur Unnatur der Kunſtwelt verſunken. Die ſelbſtſtändige Exiſtenz der Individuen aller Stände, dieſes hohe Reſultat des kraftvollen Erwerbs- und Berufslebens der Bürger iſt in unſrer Mitte in dem Grad gefährdet und ſchwierig gemacht, als wir deſſelben immer mehr bedürfen. Je mehr wir individualiter verſchuldet und abhänglich werden, deſto mehr Genieſſungen ſprechen wir an und deſto mehr Dienſtleiſtungen fordert man von uns. Es iſt wahr, je mehr unſere Kräfte zu einer befriedigenden Selbſterhaltung in unſrer Mitte abnehmen, deſto mehr wachſet auf der einen Seite die ausſchweifende Neigung zu einem unbeſtreitbaren Luxus, und deſto mehr ſteigen auf der andern Seite die Anſprüche des Staates auf die Mitwirkung der Individuen aller Stände zum öffentlichen Dienſt; und je mehr ſich die Individualkräfte aller Stände für ihre Selbſtbefriedigung ſchwach fühlen, deſto mehr wird ihre Kraft zur Mithülfe am öffentlichen Dienſt angeſprochen und deſto mehr verſinken wir in allen Ständen zugleich in Rückſicht auf die Befriedigung der Privatbedürfniſſe allgemein in eine drückende und erniedrigende Gunſt- und Gnadenabhänglichkeit zur Befriedigung unſrer an ſich überflüſſigen und zu unſerm Stande und unſern Verhältniſſen unpaſſenden, aber uns unentbehrlich gewordenen Angewöhnungen und Bedürfniſſe. Dadurch ſteigern ſich die Schwierigkeiten der Wiederherſtellung unſrer ſelbſt in Rückſicht auf die Fundamente der weſentlichen Segensgenieſſungen aller Stände ins Unendliche. Die Erziehungs- und Bildungsmittel, die uns dieſem Ziel entgegen führen und allmälig dazu vorbereiten könnten, müſſen ihrer Natur nach nothwendig von einer weit höhern, weit tiefer greifendern und hierin weit raffinirtern Kunſt ausgehn, als unſre Väter zur Erhaltung der Segensgenieſſungen ihrer einfachen Verhältniſſe und der mit dieſen übereinſtimmenden Rechte und Freiheiten des Landes bedurften. Es iſt desnahen aber auch ein dringendes Bedürfniß unſrer Zeit, das Weſen des einzigen Mittels, von dem die Wiederherſtellung unſrer ſelbſt in dieſer Rückſicht möglich iſt, die Naturgemäßheit des Erziehungsweſens in ſeiner innerſten Tiefe zu erforſchen, und es iſt die Sache des Menſchengeſchlechtes zu trachten, hierin zu den erſten Elementen dieſes Gegenſtandes durchzudringen.

Ich habe mich durch mein Leben beſtrebt, mein Scherflein zur Befriedigung dieſes großen Bedürfniſſes unſrer Zeit beyzutragen. Ich darf ſagen, das weſentliche Reſultat meiner Lebensbeſtrebungen, meine Nachforſchungen über das Weſen und die Mittel der Idee der Elementarbildung hat mein Daſeyn verſchlungen. Ich darf ſagen, die Welt, mit allem ihrem Wiſſen und Können, mit allem ihrem Treiben und Thun, iſt mir in meinem Innern ſo viel als zu nichts geworden gegen die Gewalt, in der das Streben nach der Erforſchung dieſer Idee in mir lebt, und noch heute ſehe ich keine Möglichkeit, dem großen Ziel der Wiederherſtellung der weſentlichen Kräfte, die dem Weſen der Privat- und öffentlichen Segnungen unſers Geſchlechts zum Grunde liegen, als in der Fortſetzung, Erweiterung und Allgemeinmachung der Nachforſchungen über ſeine Natur und das Weſen der Elementarbildungsmittel unſers Geſchlechts. Meine Anſichten über dieſen Gegenſtand, die ſich mir ſelbſt noch nicht klar bewußt, ſchon im Buche Lienhard und Gertrud ausgeſprochen, haben den bon ſens meiner Zeitgenoſſen vielſeitig angeſprochen und ſie die Wahrheit und Wichtigkeit einiger meiner diesfälligen, weſentlichen Anſichten wirklich lebendiger fühlen gemacht, als ich ſie damals ſelbſt fühlte.

Die Fortſetzung und Erweiterung meiner Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand und die vielſeitigen, wenn auch ſchon nur empyriſchen Erfahrungen meines diesfalls thätigen Lebenslaufs haben mir in Rückſicht auf die Begriffe von der ächten Naturgemäßheit in der Erziehung und ihrer Mittel und mit ihr die Begriffe von der Natur und dem Weſen der Idee der Elementarbildung immer klarer gemacht und allmälich zu beſtimmtern und heitern Begriffen über einige Theile dieſes großen Gegenſtands hingeführt. Die erſten und größten Aufſchlüſſe über dieſen Gegenſtand gaben mir die Verſuche der Vereinfachung und

Verſinnlichung der Zahl- und Formlehre, als reines Entfaltungs- und Bildungsmittel der menſchlichen Denkkraft. Dieſe Verſuche haben, ungeachtet der Beſchränkung und Einſeitigkeit, in der ſie in Burgdorf in unſrer Mitte hervortraten, ihre innere Wichtigkeit ſchon bey ihrer erſten Erſcheinung durch Reſultate erprobt, die die Aufmerkſamkeit jenes Zeitpunkts ſo viel als allgemein auf dieſen Gegenſtand hinlenkte. Auch hat ſich die Wichtigkeit dieſer Verſuche durch alle Schwierigkeiten und Störungen meiner Lebensbeſtrebungen fortdauernd bewährt, und allmälig das Weſen der Idee der Elementarbildung in unſerer Mitte in einem weitern Umfange ins Licht geſetzt und hauptſächlich klar gemacht, daß die elementariſchen Entfaltungsmittel der menſchlichen Kräfte von den elementariſchen Uebungen der Anwendungsmittel derſelben weſentlich geſöndert werden müſſen. Die erſten, die elementariſchen Entfaltungsmittel unſrer Kräfte ſind ewig und unveränderlich in allen Lagen und Verhältniſſen des Menſchengeſchlechts die nämlichen und immer ſich ſelbſt gleich; ſie ruhen auf unveränderlichen und ewigen Geſetzen der Menſchennatur ſelber; weder Stand, noch Verhältniſſe, noch Umſtände vermögen irgend eine Abänderung in der Befolgung ihrer ewigen Geſetze anzuſprechen. Das ganze Menſchengeſchlecht hat in allen ſeinen Individuen ein Recht, die Befolgung dieſer ewigen Geſetze in Rückſicht auf die Entfaltung ſeiner Kräfte und Anlagen unter allen Umſtänden als ihr unabänderliches Recht anzuſehen und anzuſprechen.

Die zweyten, die Anwendungsmittel unſerer Kräfte, deren Daſeyn und Beſchaffenheit von der Lage, den Bedürfniſſen und Umſtänden, ſo wie von dem Grad der innern Anlagen und äuſſern Gelegenheiten und Handbiethungen beſtimmt und ſo wohl erweitert als beſchränkt und verengert werden, abhangen, ſind unter ſich ſo verſchieden und ungleich als die Umſtände, Anlagen, Gelegenheiten und Handbiethungen zur Anwendung dieſer Kräfte im geſellſchaftlichen Leben beym einzelnen Menſchen verſchieden ſind. Es haben in Rückſicht auf die elementariſche Bearbeitung, beyder, ſowohl der Entfaltungs- als der Anwendungsmittel unſrer Kräfte in unſrer Mitte weſentliche und einige erfolgreiche Verſuche ſtatt gefunden, aber das Ganze der für die Menſchheit ſo wichtigen Bearbeitung der Idee der Elementarbildung und des Umfangs ihrer Ausführungsmittel iſt nicht die Sache eines einzelnen Menſchen oder einiger weniger, unter ſich dafür verbundener, unreifer Menſchen und Neulinge, noch viel weniger die Sache meiner individuellen Schwäche, meiner Beſchränkung und meines Alters, der ich ſelber in Rückſicht auf die Bearbeitung des Gegenſtands ſo viel als allgemein unreif und mich noch heute, am Ende meiner Laufbahn, als einen Neuling dieſes Gegenſtandes anerkenne und anerkennen muß. Die allgemeine Bearbeitung des Gegenſtands der Idee der Elementarbildung iſt die Sache des Menſchengeſchlechts, ſie iſt die Sache des Menſchenherzens und aller Menſchenfreunde. Indeſſen will ich für die Fortſetzung dieſer Verſuche, die in meinem Hauſe und an meiner Seite ſtatt gefunden haben, bis an mein Grab thun, was in meinen kleinen Kräften liegt, und auf der einen Seite das Umſtändliche meiner diesfälligen Anſtrengungen, Erfahrungen und Verſuche in dem Journal, das mit Anfang künftigen Jahrs erſcheint, dem Publikum umſtändliche Rechenſchaft geben, auf der andern Seite aber die Ausführungsmittel dieſer großen Idee, ſo weit ſie in mir ſelber heiter und klar daſtehn, im 5ten und 6ten Theil von Lienhard und Gertrud als unter den Augen Arner's in ihren Anfangspunkten ausgeführte Thatſache dem Publikum darlegen und dadurch einerſeits die Möglichkeit ihrer Ausführung, anderſeits die Größe und Wichtigkeit der Folgen, die dieſe Ausführung ihrer Natur nach auf die Erneuerung der Wohnſtubenkräfte aller Stände und dadurch auf die Fundamente aller häuslichen und bürgerlichen Segnungen und aller Kräfte, die dieſen Segnungen zum Grunde liegen, ſo wie aller Mittel, durch die ſie erzielt werden müſſen, in ein heiteres Licht zu ſehen ſuchen, wodurch denn auch natürlich ihr Einfluß auf den innern, heiligen Segen aller wahren Rechte und Freiheiten, ſo wie aller Briefe und Siegel, die zu ihrer Sicherſtellung in die Hände der Völker gelegt ſind, in ſeiner Wahrheit und Reinheit an den Tag gelegt und folglich auch die reine Gemüthsſtimmung, die zu ihrer richtigen Beurtheilung nothwendig iſt, befördert werden kann und ſoll. Gott gebe nur, daß ich am Ende meiner Laufbahn noch die nöthige Ruhe und den nöthigen Frieden erhalte, die ich zu einer erwünſchten Ausführung dieſes mir am Herzen liegenden Zwecks bedarf.

Eilfte Abendſtunde.

Der Kirchmeyer fieng ſogleich an: Es iſt allerdings wahr, daß viele Auflagen und Landeslaſten nur auf Müſſiggänger, Verſchwender, Tröler, auf unruhige, boshafte Köpfe fallen; und nun, wenn man jetzt dieſes alles von den häuslichen Einwohnern durch eine Vermögensſteuer zu erhalten ſuchte, ſo ſcheint offenbar, daß man dem ſtillen Mann im Lande damit unrecht thun würde. Es iſt ferner wahr, daß Auflagen, die auf alle Individua eines Landes vertheilt ſind, vom Einzelnen an ſich ganz kleine Beyträge erfordern; eben ſo, daß der arme Mann durch ſeine Umſtände und Lagen an Einſchränkungen und Entbehrungen gewohnt iſt; daß es am Ende des Jahrs bey ihm im Allgemeinen gleichviel iſt, ob er z. Ex. das Pfund Salz um einen Kreuzer theurer oder wohlfeiler bezahlt habe, daß hingegen der reiche Eigenthümer, wenn das Reſultat der Salzſteuer durch eine Vermögensſteuer herbeygeſchafft werden ſollte, ſehr beträchtliche Summen als Beytrag dazu leiſten müßte, und da er deſſen gar nicht gewohnt iſt, ſo würde er es als eine Ungerechtigkeit anſehen und alle Mittel, die in ſeiner Hand ſind, dafür brauchen, zu verhüten, daß dieſe Laſt nicht auf ihn falle. Je größer der Reichthum eines Mannes im Lande iſt, deſto unverhältnißmäßig kleiner iſt die Staatslaſt, die ohne ſein Zuthun, ohne ſeine Fehler, und ohne ſeinen Willen auf ihn fällt; daraus entſteht, daß er ſeinen ganzen Reichthum nach ſeinen Gelüſten, ohne alle verhältnißmäßige Rückſicht auf die Bedürfniſſe und Vortheile ſeiner Mitmenſchen und ihrer kollektiven Vereinigung im Staat gebraucht, und in dieſer Rückſicht in demſelben wie ein verwöhntes Kind in einer übel- und launig geführten Haushaltung lebt und mit ſeinem Vermögen umgeht; und in Rückſicht auf die Auflagen ſelber das für eine unerträgliche Laſt anſieht, was nicht der hundertſte Theil deſſen iſt, das er bey einer gerechten Anſicht des Auflagenſyſtems zahlen müßte. Dieſe Verwöhnung geht auch bey den mittleren Eigenthümern in's Unglaubliche. Die Uebel aber, die daraus entſtehn, ſind nicht zu berechnen. Der unverhältnißmäßig leicht belaſtete Reiche iſt unendlich leichtſinniger, gedankenloſer, eitler und flatterhafter im Gebrauche ſeiner Einkünfte, als er es ſeyn würde, wenn er in einem gerechten Ebenmaß mit ſeinen Mitbürgern belaſtet wäre. Daraus entſteht dann aber, daß nicht nur jährlich Millionen Einkünfte im Lande ſegenslos in Rauch aufgehn, die bey einer gerechten Belaſtung des Reichthums vernünftiger, ſorgfältiger und folglich auch ſegensreicher gebraucht worden wären. Die Folgen davon führen in Rückſicht auf den innern weſentlichen Zuſtand der Fundamente des öffentlichen Wohlſtands in ſittlicher, geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht unendlich weit; der leichtſinnige, flatterhafte, eitle und gedankenloſe Gebrauch des Großreichthums führt durch den unausweichlich nothwendigen Zuſammenhang der Sinnlichkeitsgenieſſungen aller Stände nicht nur die mittelmäßig Reichen, ſondern ſelber den gemeinen Mann, den Armen und Nothdürftigen zu eben der Flatterhaftigkeit, Gedankenloſigkeit, Eitelkeit und Leichtſinn in ſeinen Anſprüchen zu aller Art von Sinnlichkeitsgenieſſungen und mithin zum leichtſinnigen Gebrauch des letzten Pfennings, den er per fas und ne fas in ſein Haus zu bringen vermag. Dieſer Zuſtand aber greift dann natürlich in ſittlicher, geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht in die Fundamente des öffentlichen und Privatwohlſtandes und ſeiner heiligſten Segnungen ein. Es iſt alſo offenbar, daß die Großreichen, wenn ſie des wahren Menſchenſegens, ſelber auch nur in Rückſicht auf ihr eigenes Familienglück Rechnung tragen würden, die erſten ſeyn müßten, die wünſchen ſollten, daß die Landesauflagen mit großer Rückſicht auf das Realvermögen eines jeden Landeinwohners eingerichtet würden.

Dieſe Anſicht überzeugte den Chriſtoph, und ſie redeten noch eine Weile in verſchiedenen Rückſichten über dieſen Gegenſtand.

Das Recht der Oberkeit, Auflagen zu machen, war einmal ſelber der Vorwurf ihres Geſpräch's. Der Kirchmeyer ſagte: Dieſes Recht iſt ſeiner Natur nach ſo heilig als das Recht der Eltern, von ihren Kindern Hülfe, Handbietung und Mitwirkung zu allem dem zu fordern, was zur Führung eines geſegneten, glücklichen und ruhigen Hausweſens nothwendig iſt. Wider dieſes Recht zu reden, wäre offenbar gegen die Ruhe und Sicherheit des Landes und gegen die Fundamente der Möglichkeit eines ruhigen und geſegneten Beyeinanderwohnen's aller und jeder Glieder des Staates geredet. Die Art aber und Weiſe, wie das Geld, welches die Oberkeiten vermög dieſes Rechts beziehen, herbeygeſchafft wird, iſt nicht das Recht ſelber, und es iſt allerdings erlaubt, jede Unterſuchung anzuſtellen, durch welche der wahre Nutze der Oberkeit und des Landes hierüber in ein heiters Licht geſetzt werden kann; und dieſes iſt umſomehr nothwendig, weil nicht geläugnet werden kann, daß die Art und Weiſe, wie dieſes Geld hie und da herbeygeſchafft wird, die mehrern Einwohner im Lande oft mehr bedrückt, als wenn ſie das Doppelte auf eine andere Art und Weiſe geben müßten. Die Oberkeiten kennen gar oft den gemeinen Mann im Land zu wenig, und wiſſen oft nicht eigentlich, worin und wie dieſe Auflagen ſein Hausglück und die Ordnung ſeines Hausweſens befördern, oder zerſtören, und wir Landleute, die das alle Tage vor unſern Augen ſehen, ſollten es den Vätern des Landes zeigen, und ſagen; aber es iſt leider Gott erbarm ſo, daß die, ſo es am beſten wiſſen, und ſehen, und Pflicht- und Amtshalber mit der Oberkeit davon reden ſollten, oft und viel ihren Vortheil davon haben, wenn die Oberkeit hierin unwiſſend, wenn das Hausweſen der Einwohner in Unordnung, und in allen Ecken allerley Bedrückungsſachen durch ihre Hände gehen; indeſſen bleibt immer gewiß wahr, daß die Auflagen des Landes auf eine Art eingerichtet ſeyn ſollten, welche die Hausordnung und Gewerbigkeit und den Fleiß der Einwohner nicht ſtören, ſondern äufnen und befördern würden; der niederſte Einwohner im Land hat wie der oberſte nöthig, daß er alle ſeine Ausgaben, alle ſeine Pflichten und Schuldigkeiten, richtig und beſtimmt kenne, und ſogar die Zeit und Weiſe, wie er alles zahlen und abſchaffen muß, genau und eigentlich wiſſe. Der Geiſt der Ordnung, der beym niederſten Bauern, wie bey ſeinem Erbherrn, den Wohlſtand ſeines Hausweſens ſichert, und im eigentlichen Verſtand der Grundſtein der Nationalhausheblichkeit und Gewerbſamkeit eines Volks iſt, dieſer Geiſt der Ordnung muß vorzüglich in den niedern Ständen erzielet und befördert werden.

Feſtgeſetzte und ordentliche Abgaben machen, daß alles im Land ſich nach ihnen richtet. Die Landesauflagen werden durch Gerechtigkeit in allen Ständen, eben wie alles Rechtthun und die höchſte Stufe des Rechtthuns, die Pflichten des Chriſtenthums, zu einer Laſt, die ihnen leicht, und zu einem Joch, das kommlich iſt. Aber auch die Auflagen, von denen man nicht im reinen Sinn des Worts ſagen kann, daß ſie gerecht vertheilt ſeyen, werden dadurch auch dem Unrechtleidenden unendlich erleichtert, wenn ihre Beziehungen nur auf feſten Einrichtungen ruhen und von aller Gewaltthätigkeit und entehrender, erniedrigenden Rechtloſigkeit frey ſind. Weſentlich erleichtert es alle Arten von Auflagen, wenn diejenige, die ſie zu entrichten verpflichtet ſind, über die Art, ſie zuſammen zu bringen, ſich bis auf einen gewiſſen Punkt ſelbſtſtändig zu berathen befugt ſind.

Wenn z. Ex. ein Dorf eine Landſtraße auch ohne Rückſicht auf die Frage, ob es ſeine Schuldigkeit ſey, oder ob ſie ihm diene, machen muß, ſo iſt das eine Auflage; wenn nun das Dorf unter ſich ſelbſt berathſchlagen und ausmachen kann, auf was Art und Weiſe es am kommlichſten ſey, mit dem wenigſten Zeit- und Geldverluſt ſeine Schuldigkeit zu erfüllen, ſo wird es, wenn verſtändige Leute im Dorf wohnen, ſeinen Weg um die Hälfte leichter machen, als wenn es willkührlich von Leuten aufgeboten wird, die ſich wenig nach den Umſtänden und Bedürfniſſen armer Dorfleute richten, ſondern vielmehr ihren Vortheil dabey finden, wenn eine ſolche Arbeit lange dauert, und allerley Arten von Aufſehern, Müſſiggängern, Rathgebern, Aufſchreibern, Tabackrauchern, und ſonſtigen Halb- und Viertels Honoratiores viel einträgt; und ſo wie es in dieſem Fall iſt, iſt es in tauſend andern. Wenn auch die Sache ſelber, die Auflage, Landesvortheil, und nothwendig iſt, ſo kann die Art, wie ſie entrichtet werden muß, die Laſt derſelben dem Volk um die Hälfte leichter oder ſchwerer machen.

Der Kirchmeyer ſetzte noch mit einer Art von Eifer hinzu: ich will hierüber kein Blatt vor's Maul ſchlagen, es iſt ganz gewiß, daß, ſo wie es Auflagen und Beziehungsarten der Auflagen giebt, welche den Fleiß, die Anſtelligkeit und überhaupt die Fundamente eines geſegneten, häuslichen Lebens und mit ihnen diejenigen der öffentlichen Einnahmen ſtärken und befördern, ſo giebt es auch Auflagen und Beziehungsarten derſelben, welche, indem ſie auf die ſelbſtſüchtigen Gelüſte und Fehler, die von Unordnung, Unfähigkeit und Ungewerbſamkeit herrühren, auf ein liederliches, unſittliches, verſchwenderiſches und ſegenloſes Leben einen entſcheidenden Einfluß haben und folglich die Quellen der öffentlichen Einnahmen, eben wie die Fundamente des Privatwohlſtandes der Bürger untergraben. Solche Auflagen und ſolche Beziehungsarten von Auflagen ſchaden und drücken und verwirren die Einwohner des Landes, beſonders bey den niedern Ständen unendlich mehr, als doppelt und dreyfach gröſſere Auflagen, die dieſen Fehler nicht haben. Selber die Verwaltung der Gerechtigkeit im Land hat mit dieſer Anſicht der Auflagen einen innigen Zuſammenhang. Wenn die Gerechtigkeitspflege und die Gerichtsſtellen im Lande, bis auf den niederſten Schuldeneintreiber hinab, auf eine Weiſe geſetzlich organiſirt ſind, daß die Juſtizbeamteten ſich durch die ſteigende Unordnung, Laſterhaftigkeit und Gedankenloſigkeit im Volke immer mehr bereichern können, ſo wird ſie zu einer Auflage aufs Volk, deren Verderblichkeit in ihren Folgen beynahe unabſehbar iſt. Auflagen von dieſer Art haben dann aber auch das heilige Fundament, aus dem alle Auflagen hervorgehen ſollten, nicht mehr in ſich ſelbſt, und das Geld, das unter dieſen Umſtänden dem Volk abgenommen wird, hat eine groſſe Aehnlichkeit mit dem Unſinn von Eltern, die das nöthige Brod ihren Kindern vom Munde wegnehmen und es Wohldienern zuwerfen, die ſich bey ihnen einzuſchmeicheln und ſie zu betrügen im Stande waren. Das Geld von ſolchen Auflagen fällt durchaus nicht in ſeinem ganzen Werth und Umfang in die Hand der Oberkeit, die es zum Wohl des Landes anwenden würde, es bleibt vielmehr meiſtens in der Hand von Unterbeamteten, Schreibern und begünſtigten, müſſiggängeriſchen Bettelbürgern, die unter dem Schutze unhaltbarer Geſetze das Land in Contribution ſetzen und in aller Form der äuſſerlichen Rechtsordnung, beſonders den Armen und Elenden, den Furchtſamen und Schwachen, die Wittwen und die Waiſen und den unglücklichen Mann im Land oft bis aufs Blut ausſaugen. Dieſe Leute brauchen dann auch meiſtens ihr Geld wieder, wie ſie es erworben, ſie ſpielen, wie ſie liegen, ſie ſpiegeln ihr Geld, wie ſie es ſtehlen; ſie ſind eben ſo leichtſinnig als heimtückiſch; eben ſo verſchwenderiſch als raubgierig; eben ſo unkeuſch als ehrlos; eben ſo liederlich als frech, und eben ſo untreu als freundlich. Daher dann erhellet, wie einen unverhältnißmäßigen und unglücklichen Gewinn die Privatperſonen aus den Laſtern und Uebelthaten, aus der Unordnung und dem Unglück des Volks ziehen; und durch das ſchlaue und böſe Gefolg, welches ſich unter dieſen Umſtänden ſolcher Günſtlinge häufig hinten anhängt, das Land wieder mit eben dem Geld, das ihm abgenommen worden, angeſteckt, und doppelt verheert wird; und das Gift, welches in dieſen Umſtänden das Land wieder anſteckt, liegt für das Volk am allergefährlichſten Ort, nämlich in ſeinem Brodkorb; denn indem dieſem alles nachläuft, und noch jedermann ſein Stück gern ſo groß hätte als möglich, ſo entſtehet daraus, daß wo der Tröler, der Juriſt und der Advokat, der Schreiber, ohne alles Verhältniß mehr gewinnt, als der arbeitſame, ſtille, gewerbſame Einwohner, daß dann natürlich alle Welt, die glaubt, ſie habe Hirn im Kopf, alle Welt, die gern mit aufrechtem Rücken Brod ißt, und es lieber mit einem frechen Maul, als mit müden Händen verdient, ſich auf die Geſetzkünſte legt u. ſ. w. Und dann hat man richtig eine Pflanzſchule von Leuten im Lande, welche die ganze Nation zu demjenigen Ton ſtimmen werden, welcher dem Seckel dieſer geſetzverſtändigen Leute der einträglichſte iſt. Ich ſage hier nicht zu viel, ſondern es iſt in eigentlichſtem Verſtande wahr, daß das Gift einer irrigen, den verfänglichen Mann im Land begünſtigenden, bereichernden Geſetzgebung ſich mit erſtaunlicher Schnelligkeit aus den Gerichtſtuben bis in die unterſten, niederſten Strohhütten hinab verbreitet, und Weib und Kind, und Sohn und Tochter im Land, mit einem gottloſen und alles Gefühl für Recht und Unſchuld erſtickenden Trölergeiſt anſtecket.

Unter dieſen Umſtänden verliert das gute Volk im Land weniger nicht, als die Sicherheit ſeines ganzen Hausglück's, und noch oben drauf ſein ganzes Herz und Zutrauen für ſeine Oberkeit.

Das iſt viel geſagt, aber man widerſpreche mir, wenn ich Unrecht habe; man beſtrafe mich, wenn meine Worte nicht Worte des treuen Mannes ſind; man ſtehe auf, und ſage, das iſt nicht wahr. Wenn gleich in allen Ecken dem ſtillen Mann im Land Unrecht drohet, wenn ſchon der Tröler allenthalben Meiſter, wenn ſchon der geſetzkundige Böſewicht in ſeinem Unrecht immer ungeſtraft bleibt; wenn er ſchon durchſetzet was er nur will, wenn er ſchon immer ſicher, den Mann leiden, verlieren und ſchweigen macht, den er angreift; ſo macht das dem Volk nichts; ſeine Hausumſtände werden dadurch nicht ſchlimmer, und ſein gutes, Leib und Blut, Hab und Gut, für Oberkeit und Vaterland aufopferndes Herz wird nicht kälter und lauer. Man ſtehe auf und behaupte, daß wo eine Menge verfänglicher Leute ſich von den Fehlern ihrer Nebenmenſchen gleichſam mäſten, und an Oertern, wo vielerley Stellen und Berufsarten im Lande ſind, die nur in dem Maaß und Verhältniß Geld eintragen, als Händel und Streit, als Auffall und Ganten, als Hurereyen und Ehebruch, als Frevel und Diebſtahl, als Scheltungen und Betrügereyen vorkommen, oder wenigſtens geklagt werden; man ſtehe auf, und behaupte, daß an ſolchen Orten das Volk dennoch ſeine Vaterlandsliebe, ſein Hausglück und ſeine Landestreu immer gleich rein und warm erhalten könne! Ich rede nicht im Eifer, aber aus innigſter Ueberzeugung. Denn wenn ich immer in meinem ganzen Leben etwas ſicherer und heiterer erfahren, ſo iſt es dieſes, daß allenthalben, wo die Oberkeit von Unordnung, Sünden und Laſtern große Einkünfte zieht, dann auch immer im Land, beſonders von Unterbeamten, und in niedern Regierungsſtellen, Leute begünſtiget, beſchützt, und angefriſcht werden, welche allenthalben in allen Winkeln und Ecken aufſuchen, was Streit, Unruhe anzetteln, und der ſorgloſen Unſchuld Strick und Fall legen kann.

Dieſe Leute und Umſtände ſind es dann auch, welche das Volk lehren, daß Gewinnen beſſer iſt als Recht haben; ſie ſind es, die das Volk lehren, auf ſeine gute Sache und auf das Vaterherz des Fürſten und auf das Vaterherz der Geſetze nicht mehr zu trauen; ſie ſind es, die durch redende Beyſpiele beweiſen, daß der Verbrecher, mit Schlauheit und Verdrehung, ſich von aller Strafe loswindet, und die unterdrückte Unſchuld oft ſelber bey ſeinem Fürſten und bey ſeinem Richter nur Mitleiden und keine Hülfe findet; und hiemit hoffe ich, begreifet ihr, daß euer Einwurf, die Einkünfte, ſo die Oberkeit von der Unordnung, von der Bosheit, und von den Laſtern der Einwohner zieht, treffe nur den Fehlenden, und ſchaden dem ſtillen, braven Mann im Land nicht, unrichtig iſt.

Es iſt vielmehr umgekehrt: Groſſe Einkünfte, welche die Oberkeit von Unordnung, Fehlern und Laſtern im Land zieht, machen ſelber Unordnung und Laſter, und Fehler im Land entſtehen, die nicht da wären, wenn die Landeseinkünfte anders eingerichtet wären. Und nun, liebe Nachbarn! wenn dieſes jezt alles wahr iſt, ſo iſt dann auch richtig, daß ein verſtändiges, gewerbſames Volk ſeinem Fürſten eigentliche und feſtgeſezte Vermögensſteuern anbieten ſollte, um ſich von der Laſt unordentlicher, das Hausweſen des gemeinen Mannes ſtörender, Abgaben zu befreyen.

Ich weiß gar wohl, daß die Einrichtungen zu allgemeiner Vermögensſteuer nicht allenthalben leicht und thunlich; und wünſchte für einmal nur, daß die Fürſten und Oberkeiten wenigſtens ſo weit von der Schädlichkeit der Einkünfte, die von Unordnung und Laſtern herrühren und ſie wieder zu erzeugen geeignet ſind, überzeugt, dahin gebracht würden, dieſe Art von Landesauflagen, für einmal, ſo viel möglich einzuſchränken.

Zwölfte Abendſtunde.

Heute kam der Kirchmeyer zum leztenmal, und wiederholte den Nachbarn beynahe alles, was er ſchon geſagt hatte; beſonders empfahl er ihnen noch einmal, in Sachen der Landesrechte und Freyheiten ſich immer daran feſtzuhalten, daß der Landesnutzen zu allen Zeiten der Grund und das Fundament aller Rechte und Freyheiten ſeye, und ſeyn müſſe. Er zeigte ihnen ferner, daß alle Rechte und Freyheiten ohne allgemein arbeitſame, fleiſſige und beſcheidene Landesſitten ein Schatten von etwas ſeyen, der Niemand wohl thue, und den Niemand brauchen könne, da hingegen Fleiß, Ordnung und wohlgeleiteter, ſtiller und befriedigender Brod-Erwerb allen Völkern zu einem ruhigen, häuslichen Wohlſtand, und dadurch auch zu einer ſegensvollen Benutzung ihrer Rechte und Freyheiten verhelfen. — Er redete dann weiter vom Hummel und überhaupt von dem gottloſen, landesverrätheriſchen Betragen aller derjenigen Volksaufwiegler, welche aus Rache und Eigennutz, ſelber das Beſte und Nützliche, das Oberkeiten und Herrſchaften einzuführen ſuchen, vertreiben, und in ein falſches, lügenhaftes Licht ſetzen, Bosheit und Niederträchtigkeit aber unter dem Deckmantel ihrer Sorgfalt für die Rechte und Freyheiten des Landes verbergen. Er ſetzte hinzu, das geſchieht vorzüglich in den Fällen, wo Oberkeiten und Herrſchaften die wirkſamſten Maßregeln ergriffen, dem nachtheiligen Einfluſſe ſchlechter Vorgeſetzten und Beamteten Einhalt zu thun und ſie in den Mitteln, das Volk zu ihrem Privatvortheil auszuſaugen, einzuſchränken, wie dieſes bey Arner, in ſeiner Handlungsweiſe gegen den Hummel offenbar der Fall war.

Das alles aber will ich jetzt nicht wiederholen, ſondern bloß noch die letzten Worte, die er zum Beſchluß ſeiner Betrachtungen angebracht, noch erzählen.

Nachbarn! ſagte der alte Mann, Brief und Siegel, Rechte und Freyheiten, müſſen in der Wohnſtube des gemeinen Mannes, in ſeinen Scheunen und Kaſten, auf ſeinem Tiſche und in ſeiner Kammer zeigen, daß ſie gut ſind. Sie müſſen in ſeiner Ruhe, Stille, in ſeinem wachſenden häuslichen und bürgerlichen Segen ihren wahren Werth bewähren. Man fängt aber, Gottlob! auch jezt an vielen bedeutenden Orten an einzuſehn, daß es wahre Staatskunſt iſt, für die kleinen Häuſer im Land Sorge zu tragen, und den mittleren und gröſſern Einhalt zu thun, wenn ſie den Armen im Land unnatürlich überladen, und ihm Schweiß und Blut altmodiſch mit herrſchaftlicher, Kloſter- und Untervogtegewalt willkührlich ausſaugen wollen. Und man darf ſicher hoffen, daß, wenn die Beſcheidenheit und Rechtſchaffenheit und die wachſenden Einſichten des gemeinen Volks der Gutmüthigkeit und Aufmerkſamkeit edler, menſchenfreundlicher, oberkeitlicher Perſonen und durch ſie dem Herzen erhabener Fürſten näher gebracht werden, als ſie es gegenwärtig, leider, Gotterbarm', hie und da nicht zu ſeyn ſcheinen, ſich Zeiten nähern mögen, wo Millionen Menſchen mehr ruhiges und ſicheres Brod, und häusliche Freuden, das heißt, mehr wahre Freyheit genieſſen werden, als bis hieher.

Hiermit endete der Kirchmeyer alles, was er über die Rechte und Freyheiten des Landes mit ſeinen Nachbarn geredt. In dieſen Abendſtunden aber waren immer noch etwa ein Halbdutzend der angeſehendſten und biederſten Nachbarn bey Chriſtoph; Elſe aber war mit ihren Kindern dieſe ganze Zeit über in ihrer Nebenſtube, und hörte von dieſer Sache, die ſie ausſchlieſſend für Männerarbeit hielt, nichts mit an. Denn es war nicht ihre Gewohnheit, ihren Kopf mit Sachen zu füllen, welche zu brauchen und anzuwenden, glaublich niemals ihr Thun werden könnte.

Dreyzehnte Abendſtunde.

Heute las der Chriſtoph ſein Buch wieder mit ſeiner lieben Elſe, ſeinem Jooſt und ſeinen Kindern; aber es kommen im zehnten und eilften Abſchnitt, die er jetzt mit ihnen las, viele Sachen vor, davon ſie auch ſchon geredet; darum will ich nur den Innhalt dieſer Abendſtunde, wie ihn Fritz am Ende wiederholt, erzählen.

Chriſtoph. — Fritz! Wiederhole uns, was dich das Wichtigſte dünkt.

Fritz. Daß des Scherrer's Hund mit ſeinem Waſſerſaufen die Bauern weit leichter zum Glauben gebracht, daß ſie einen Schurken zum Untervogt haben, als es ſieben Pfarrer und vierzehn Junker mit halbjährigen Vorſtellungen nicht dahin gebracht hätten.

Chriſtoph. Aber woher kommt das?

Fritz. Es kommt daher, weil der Menſch ſo genaturt iſt, daß er ohne alle Vergleichung weit lieber glaubt, was er ſelbſt ſchmeckt, ſieht, hört und greift, als was ihm ein anderer angiebt.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß es gut iſt, daß der Menſch ſo iſt, man

ürde ihm ſonſt hier und dort angeben, Stroh freſſen wä-
e gut für den Magen, und nackend gehen mache, daß die
eute alt werden, und Dienſt gegen Amerika *), helfe zum
wigen Leben.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß der Vogt, wenn jemand anders, als ein
hund, zuerſt das verſchüttete Waſſer gemerkt hätte, gewiß
Mittel gefunden hätte, dem andern das Maul ſtill zu halten.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß unerwartete Zufälligkeiten, wie hier das
Waſſerſaufen des Hunds, Leuten, wie der Vogt, gefähr-
her ſind und ihnen ihre Schelmenſtücke viel eher aus-
ingen, als die Nachbarn und Dorfgenoſſen, die darun-
r leiden, ſelber.

Chriſtoph. Was mehr?

Fritz. Daß ein liederliches Leben Leute von ſonſt
ten Gaben und oft auch von ſonſt gutem Herzen zu
mſeligen Tropfen mache, die dann zuletzt, wie hier im
uch der elende Chriſten, durcheinander ſaufen, Lieder
gen, das Maul wiſchen, wieder ſingen, und wieder
iſen.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß wahrhaft verſtändige und redliche Män-
, wenn Schelmenvögte und Richter von dieſer Art in
irthshäuſern und Scheerſtuben mit und an den Leuten
allerley krummes und böſes Zeug probieren wollen, die

) Dieſe Zeile bezieht ſich auf den Zeitpunkt, in dem ſie
geſchrieben worden.

Uerte und den Bartlohn zahlen und fortgehn; und daß ſie daran ſehr wohl thun.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß ein hungriger Hund einem ſtinkenden Bein nicht ſo nachlaufe, als ein durſtiger Lump einem Schelmen.

Chriſtoph. Was noch mehr?

Fritz. Daß ein Menſch, der plötzlich bey einem Geſpräche aufſteht und ſeinen Nachbarn nicht: „b'hüt Gott" ſagt und die Thüre zuſchließt, daß die Stube zittert, gewiß allgemein mißfällt und mit Recht Verdacht gegen ſich erregt.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß man nicht leicht jemand anders in ſeiner Stube meiſtern und rumoren laſſen ſolle.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß ein Böſewicht keine ordentliche Haushaltung führen könne, ſondern alle Augenblicke im Fall ſey, bald ein Glas Wein, bald ein Mittageſſen, bald zwey Thaler, bald fünf Batzen, oft aber auch fünf oder zehen Thaler, umſonſt auszugeben, und ſo zu ſagen, an ſeine Bosheit zu ſteuern.

Chriſtoph. Was noch mehr?

Fritz. Daß daher Böſewichter oft ſo ſchnell um Hab und Gut kommen, und nichts in der Welt wahrhafter ſey, als daß ein durch Ordnung und Fleiß erworbener Batzen weit mehr werth iſt, als ein unter Unordnung und Bodenſtreichen gewonnener Thaler.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß daher auch ſo oft Kinder von reichen Dorfſchelmen in Armuth und Elend gerathen, weil ſie von ihren Eltern nicht zur Ordnung, zur Handarbeit, zu einer alles richtig und genau zuſammenhaltenden Sparſammlung und allen ſtillen Tugenden des erwerbenden Fleiſſes gezogen und gewöhnt worden.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß dieſe Erfahrung allgemein ſey, und man allenthalben unzählige Kinder in abträglichen Aemtern und Dienſten geſtandener Männer geiſtlichen und weltlichen Standes, in Armuth und Elend gerathen ſieht, weil ihre Eltern nur ans Einnehmen und nicht ans Erwerben gewöhnt, in ihren Haushaltungen Ordnung, Handarbeit und Genauigkeit, welche allein den Hauswohlſtand auf Kind und Kindeskind herabbringt, vernachläßigt.

Chriſtoph. Was noch?

Fritz. Daß es gar viel brauche, in Amtsſtellen und öffentlichen Geſchäften die rechten Haustugenden in der Wohnſtube zu erhalten, und ſeine Kinder ſo leicht, ſo anmuthsvoll und zugleich ſo kraftvoll und anhaltend für Hausordnung und Hauswohlſtand zu zieh'n, wie es die gemeinen Leute können, die keine Amtsſtellen haben.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß daher Heerſchaaren von Aemtern, Amtleuten und Dienſtpöſten in allen Winkeln den Hauswohlſtand und die Hausordnung, die für's Arbeiten und Erwerben ſchicklich iſt, in einem Land leicht verderben können.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß Schelmen zu ihren Streichen ſolche Leute ausſuchen, die viele Gelüſte und wenig Geld haben.

Chriſtoph. Noch etwas?

Fritz. Daß der größte Stein des Anſtoßes für Schelmen und verfängliche Leute iſt, wenn ſie fürchten müſſen, daß diejenigen Perſonen, die ob ihnen ſtehen und denen ſie verantwortlich ſind, die gemeinen Arbeits und Berufsſachen und ihren Werth und Unwerth wohl kennen und mit der Denkungs- und Handlungsweiſe der niedern Stände gar wohl bekannt ſind.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß überhaupt die Menſchen unbegreiflich leicht zu verführen ſind und in ihrer Schwäche, wenn das Gute und Rechte nicht mit Kraft in ſie eingeübt iſt, das Böſe und Schlechte faſt immer mit beyden Händen ergreifen und annehmen. Daß Schelmen auch unter ſich ſelbſt gegenſeitig an einander untreu und falſch ſind.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß Schelmenmuth, Schelmentroſt und Schelmenhoffnung Nebel iſt, hinter dem ſich ihnen Galgen und Rad wohl eine Weile verbirgt; daß ſie aber juſt, wenn ſie glauben, der Himmel hange voll Geigen, dem Tanz nahe ſeyn können, bey dem ihre Füße zwar lahm, das Herz im Leib aber gar hüpfend wird.

Vierzehnte Abendſtunde.

Inhalt.

Von Wohnſtuben. Von Schulſtuben.
Vom ſelber genug haben. Von bey andern erbetteln.
Vom Lernen. Vom Arbeiten.
Vom Weben und Spinnen.
Vom Rechnen und Schreiben.
Von Bergweiden. Von Hausweiden.
Vom Schulkopf. Vom Naturkopf.
Vom König im Kegelſpiel.
Von Schulzierden. Von Böcken unter der Schulheerde.
Von Tröpfen unter den Schulmeiſtern.
Vom blinden Glauben.
Von Spinnrädern, Spitztrucken, alten und neuen Moden.
Von Sonntagsarbeiten. Und von etwas, das der Trödelmeiſter Rollfuß nicht glaubt.

Ha! Das iſt mein Abſchnitt, Vater! Eine brave utter, die ihre Kinder ſelber lehrt, iſt immer das, was ch auf Gottes Boden das ſchönſte dünkt, das ſagte Elſe, s Chriſtoph den zwölften Abſchnitt unſers Buchs las.

Es iſt einmal etwas anders, als eine Schulſtube, wortete der Jooſt. —

Elſe. So viel habe ich doch nicht ſagen wollen, ſt!

Chriſtoph. Und ich möcht's nur nicht denken.

Jooſt. Aber doch iſts wahr, daß kein Schulunter- den Kindern je ſo ans Herz gehen wird, wie das, was ſie ihre Eltern lehren, und daß es um das Schulweſen überhaupt gewiß nicht ganz das iſt, was man glaubt.

Chriſtoph. Jooſt — Jooſt — Ich fürchte, ich fürchte, man müſſe dir noch ſagen, wie einſt einem alten Schuhmacher, bleib beym Leiſt; man muß Gott dankbar ſeyn für alles Gute, das in der Welt iſt; und für die Schulen, die im Land ſind, kann man Gott nicht genug danken. —

Jooſt. Du haſt recht, Meiſter! Es iſt gut, daß Schulen im Land ſind, und bewahre mich Gott, daß ich für irgend etwas Gutes, das man uns thut, undankbar ſeyn möchte. — Aber übrigens Schuhmacher hin und Schuhmacher her, Baurenknecht hin und Baurenknecht her, ſo iſt doch der Menſch ein Narr, der aus dem Haus läuft Allmoſen zu betteln, wenn er Ueberfluß daheim hat; und in dieſem Fall ſind hundert und tauſend der allerverſtändigſten und brävſten Landsleute, die den großen Ueberfluß der beſten Lehre für ihre Kinder, die ſie in ihrer Wohnſtube, und in ſich ſelber haben, vernachläßigen, verſäumen, und den Kindern nicht geben, ſondern ſie vielmehr alle Tage fortſenden, die dürren Broſamen in den oft ſo armſelig und elend beſtellten Schulſtuben aufzuſammeln; und das iſt doch gewiß nicht recht.

Chriſtoph. Vielleicht aber auch nicht ſo gan wahr. —

Jooſt. Wohl, Meiſter! Betracht's nur recht, d wirſts gewiß finden, wie ich. Das, was Eltern die Kinder lehren können, iſt, und bleibt immer die Hauptſach fürs menſchliche Leben; und das verſäumen die Eltern den Kindern in ihrer Wohnſtube zu geben, und bauen auf Wörter, die ihnen ein Schulmeiſter vorſagt, die zwar wohl recht und gut ſind, und viel Schönes und Braves bedeuten, aber immer doch nur Wörter ſind, und aus einem fremden Mund kommen, und den Kindern nie ſo anpaſſen und ans Herz gehen, wie ein Vater- und ein Mutterwerk.

Chriſtoph. Ich verſtehe dich nicht recht, Jooſt!

Jooſt. Siehe, Meiſter! Es kommt bey einer guten Auferziehung eines Kindes immer am meiſten darauf an, daß es für ſein Haus recht gezogen werde; es muß die Sachen, die ihm durch ſein Leben Brod und Ruhe ſchaffen, vorzüglich kennen, thun und angreifen lernen; und nun dünkt mich doch, falle in die Augen, daß ein jeder Vater und eine jede Mutter ihrem Kinde ihm, das in ihrer Wohnſtube ohne alle Vergleichung leichter und beſſer zeigen können, als irgend ein Schulmeiſter dieſes in ſeiner Schulſtube im Stande iſt. Es fällt in die Augen, daß die Wohnſtube mit dem ganzen Umfang ihrer menſchlichen Mittel unendlich mehr geeignet iſt, als die in Rückſicht auf dieſe Verhältniſſe leere Schulſtube. Die Schulmeiſter ſagen zwar freylich immer den Kindern auch recht viele Dinge vor, die ſchön und brav ſind, aber die ſchönen, braven Dinge, die ſie ihnen ſagen, ſind in ihrem Mund nie ſo viel werth, was ſie im Mund eines braven Vaters und einer braven Mutter werth ſind. Der Schulmeiſter ſagt da in ſeiner Schulſtube dem Kind, ſey fromm, folge dem Vater, und der Mutter, denn es iſt Gottes Wort;

aber das Kind verſteht wenig von dem, was er ſagt, und vergißt es gemeiniglich, ehe es nach Hauſe kommt. Aber wenn der Vater daheim ihm Brod und Milch giebt, und die Mutter ihren Biſſen ſpart und ihn ihm giebt, dann merkt und fühlt und verſteht das Kind, daß es Gottes Wort, daß es ſeinem Vater, der ihm Brod giebt, und ſeiner Mutter, die ihren Biſſen mit ihm theilt, gehorſam ſey, und es vergißt das Wort des Vaters, der es täglich auch an dieſes Wort Gottes mahnt, nicht, wie das leere Wort des Schulmeiſters.

Eben ſo iſts, wenn dieſer in der Schule dem Kind ſagt, ſey mitleidig, und liebe den Nächſten, ſo höret das Kind das ſchöne Sprüchlein, und erbauet ſich vielleicht einige Tage damit, ehe die guten Worte ſeinem Gedächtniſſe wieder entſchlüpfen; aber daheim in ſeiner Wohnſtube kommt die arme elende Nachbarin zu ſeiner Mutter, klagt über Hunger und Elend, über Mangel und Blöße; ſie ſiehet da im Angeſicht des Kinds abgezehrt, eingeſchrompft, entkräftet, und zitternd, ein Bild des Hungers und Elends; das Kind ſiehet die Elende, ſein Herz erbebt, ſeine Augen ſind naß; es hebt ſein Angeſicht wehmüthig und angſtvoll empor zu ſeiner Mutter, wie wenn es ſelber hungerte; die Mutter lauft, und ſucht, was ſie hat, ihre Nachbarin zu erquicken — — das Kind ſiehet im Auge der Elenden jetzt Troſt und wieder lebende Hoffnung — — ſein Herz bebet nicht mehr, ſeine Thränen laſſen nach — es hebt jetzt lächelnd ſein Antlitz zu der Elenden empor — die auf die Hülfe ſeiner Mutter wartet — jetzt kommt die liebe Mutter zurücke — ſein Herz bebet wieder — ſein Auge weinet von neuem — es höret das Schluchzen der dankenden Elenden — und ſiehet das Beben der zitternden Hand, mit der ſie die Wohlthat empfieng, die das Schmachten ihres Lebens erleichtert.

Da iſt dann die wirkliche Wahrheit, die ohne Worte das Kind unterrichtet; es iſt die Sache ſelber, die ihm die Lehre der Wahrheit darſtellt, und es iſt das allerverſtändlichſte und unzweydeutigſte Wort Gottes, mit welchem er zu den Menſchen geredet, ehe denn Abraham war.

So ſagt der Schulmeiſter ſeinem Kind wieder: „Sey „fleißig, und arbeitſam;“ aber es wird gewöhnlich in der Schule ſelber am allermüßigſten, und trägſten, und ganz entwöhnt von der Anſtelligkeit und anhaltender Anwendung ſeiner Kräfte, wie es ſie zu ſeinem Hausbrauch am nöthigſten hat; es kommt alſo aus der Schule heim, und hat die Lehr vom Arbeiten im Kopf, aber dabey durch verſäumte Hausübung weniger Kräfte und weniger Luſt zu thun, was das Lehrſprüchlein ihm anrathet; aber daheim bey ſeinem Vater ſiehet das Kind den Garten grünen, den er umgräbt und dünget — es ſiehet die Bäume und die Reben Früchte tragen, die er reinigt, ſchneidet, und bauet: — es ſiehet der Erndte Garben, und die Früchte des Schweiſſes ſeines Vaters; es merket, und fühlet, warum er ſich am Morgen den Schlaf bricht, warum er die Mittagshitze trägt, und dem Winterfroſte trotzet; es ſiehet den Segen ſeines Fleiſſes, wenn er ſeine fetten Ochſen verkauft, und den Sack voll Geld heimbringt, und es merket ihn, wenn er ſeine Speicher zuſchließt, und mit dem Verkauf ſeiner Früchte warten kann, bis ſie den Werth haben, den er wünſcht; auf dem Tiſche ſeines Vaters ſiehet es den Segen ſeines Fleiſſes, wenn er Brod und Fleiſch nicht ſparen muß wie ein Träger, und an der Seite der Mutter ſpinnet das Kind, und ſiehet am Ende der Woche den Lohn der Arbeit in ihrer Hand, und ſpinnet gerne.

Und ſo iſt es Gottes Ordnung, daß alle Menſchheit das Wichtigſte, ſo ſie nöthig hat, in ihrer Wohnſtube lerne. — Und nun, Meiſter, ſage mir jetzt, ob es dich jetzt noch zu viel dünke, daß ich behauptet, es ſey nicht recht, daß brave Eltern ihre Kinder mit nüchterm Magen, von den vollen Tiſchen, die ſie in ihrer Wohnſtube haben, wegjagen, damit ſie in elenden Schulſtuben mühſelig kleine Broſamen zuſammenleſen? — Du wirſt mir jetzt nicht mehr widerſprechen, und gewiß finden, daß allenthalben die verſtändigſte Eltern, und die am meiſten mit ihren Kindern ausrichten, juſt die ſind, welche die abgedroſchenen Schulmeiſterſprüchlein: „ſey fromm; ſey „gehorſam und fleißig" am wenigſten im Mund führen. Dieſe üben den Gehorſam des Kinds, ohne von ihm zu reden, ſie erweichen ſein Herz, ohne zu ſagen: ſey mitleidig, ſie machen es arbeiten, ohne ihm zu ſagen: die Arbeit iſt deine Pflicht; ſie machen es die Eltern lieben, ohne viel zu ſagen: „Du ſollt, oder du muſt."

So, Meiſter! meyne ich, ſey es in die Augen fallend, daß der Menſch die Hauptſache, die er braucht, und wiſſen, und lernen muß, am beſten zu Hauſe und in ſeiner Wohnſtube lerne; und daß alle Väter und Mütter ihren Kindern dieſen Unterricht ſo weit als ſie es immer könnten, ſelbſt geben ſollten. Denn ich bin vollkommen überzeugt, der väterliche und mütterliche Einfluß auf die Kinder müſſe allem Schulunterricht vorhergehen und als das Fundament deſſelben angeſehen werden.

Chriſtoph. Ich muß bekennen, Jooſt! es fangt mir an einzuleuchten, du habeſt recht, und man baue zu viel auf den Schulunterricht.

Jooſt. Es iſt ganz natürlich, Meiſter! daß es ſo kommt. Siehe nur, wenn du deine Schaafe auf den Berg giebſt, ſo denkſt du, der Hirt, der den Lohn nimmt, hüte ſie auch, und ſorge für ſie, und du laufſt ihnen nicht auf den Berg nach; haſt du ſie aber im Stall und in deinem Haus weiden, ſo geheſt du ſelber nach, und ſieheſt, was deine Knechte mit ihnen machen, und ſo iſt es zum Theil auch mit der Schule; doch iſt hierin noch dieſer Unterſchied, daß man dafür nicht ſo leicht, als für Schaafe, gute Bergweiden findet, die Stallfütterung und die Hausweide zu erſetzen. Denn für die Kinder wird in alle Ewigkeit die Väterlehre der Kern bleiben, und für die Schulmeiſterarbeit kannſt Gott danken, wenn ſie eine gute Schale über den Kern herausbringt.

Elſe. Du kannſt den Leuten den Kopf herumdrehen, Jooſt! daß es einem armen Weib, das ſeine Kinder lieb hat, bald ſchwindeln möchte. Doch merke ich dich jetzt faſt, und deine Meynung würde weiß Gott hundert Weibern willkomm ſeyn, die bloß aus Gewohnheit, weil's allenthalben alſo der Brauch iſt, ſo ganz auf die Schulen trauen und bauen; und denen jetzt kein Sinn dran kommt, daß ſie hierin etwas Unrechtes thun.

Jooſt. Die Sache hat noch eine Seite, Elſe! Das, was dem gemeinen Mann in der Welt durchhilft, das, was ihm Brod und Freude, und guten Muth ſchafft, iſt natürlicher Verſtand und Mutterwitz, und ich mag mich umſehen, wo ich will, ſo finde ich nirgend, daß der recht brauchbare Mann in der Welt das habe, was man einen Schulkopf heißt; der rechte Verſtand beym gemeinen Mann iſt ſo ein heiteres, offenes Weſen, das allemal am rechten Ort, wo es Zeit und Noth iſt, ſich zeiget; es iſt, wie wenn ſein Wort nur immer auf den Augenblick paſſe, (ſchicklich ſeye) in dem ers anbringt, und eine Viertelſtunde früher oder ſpäter wäre es nie mehr das gleiche treffende, ganz auf den Augenblick ſchickliche Wort: der Schulverſtand aber kommt allenthalben immer mit Sprüchen, die im Sommer und Winter, bey Froſt und Hitze, in der Faſtnacht, und an Oſtern, ſich gleich anbringen laſſen; darum iſt dann aber auch dieſer Schulverſtand, für den gemeinen Mann, der mit Haut und Haar, und Kopf und Herzen, ſich ſo nothwendig in den Augenblick ſchicken muß, in dem er lebt, gemeiniglich nichts nütze, und deßwegen iſts für ihn auch ſo unumgänglich nöthig, daß ſein Mutterwitz, und das natürliche Eigenthümliche, das in jedem Menſchen liegt, recht herausgeholet werde; und hierfür iſt wieder Wohnſtube, Vaterliebe, Hausarbeit, Noth, Bedürfniß und dergleichen Sachen gemeiniglich der beſte Lehrmeiſter; wo aber der Menſch das nicht hat, oder ſonſt noch oben darauf in die Schul muß, ſo ſollte doch wenigſtens ſein Schulmeiſter ein offener, heiterer, lieber, menſchlicher und frohſinniger Mann ſeyn, dem ſeine Dorfkinder ſo zu ſagen ans Vaterherz gewachſen wären; es ſollte ein Mann ſeyn, recht darzu gemacht, den Kindern Herz und Mund zu öffnen, und ihren Naturverſtand und Mutterwitz, ſo zu ſagen, aus dem hinterſten Winkel hervorzulocken; aber leider iſts juſt an meiſten Orten gerade umgekehrt; die Schulmeiſter ſcheinen oft wie dazu gemacht, ihnen Mund und Herz zuzuſchließen, und den Naturverſtand und Mutterwitz recht tief unter den Boden zu vergraben; auch liebt das muntere, geſunde, auf Gottes Boden Freude und Luſt ſuchende Kind die Schule ſelten; hingegen das eingeſperrte Kind des Heuchlers, das hochmüthige Kind des Vorgeſetzten, und der ſteiſe Pinſel, die mit keinen Kindern Freude haben, und zu allen Spielen zu dumm ſind, dieſe ſind mehrentheils die ſchönen Schulzierden, und halten den Kopf unter den andern Kindern in die Höhe, wie der hölzerne König im Kegelſpiel, unter den acht andern Geſpanen̄, hervorragt; hingegen muß dann der lebhafte Knab, dem es unmöglich Aug und Ohr, ſtundenlang auf ein halb Dutzend Buchſtaben, die er haſſet, zu heften, und das hüpferde Mädchen, das, während der Herr Schulmeiſter vom ewigen Leben redet, mit ſeinen zeitlichen Händen, unter dem Tiſch, kleine Narrheiten treibt, das müſſen denn ſo oft, nach des Herrn Schulmeiſters ſeinem Urtheil, die Böcke unter der Heerde ſeyn, und Kinder, die ſich nicht für ihr ewiges Heil bekümmern. — — Der Tropf that freylich unrecht — ſie haben nur lange Zeit; indeſſen wenn der Schulmeiſter das ſtille Kind des Heuchlers, das verbiſſene Kind des Vorgeſetzten, und den dummen, ſteifen Pinſel, der alles auswendig lernet, und nie lachet, dieſen lebhaften Kindern vorziehen wird, ſo werden dieſe ſicher fühlen, daß ihnen Unrecht geſchiehet, und ſo zart und jung ſie ſind, dennoch ganz gewiß einen kleinen Unwillen gegen die vorgezogenen Kinder, und wohl ſo bald auch gegen ihren Herrn Schulmeiſter ins Herz faſſen.

Indeſſen iſt es eine unumgängliche Pflicht für jedermann, dem es nicht gleichgültig, ob den Haupturſachen der größten menſchlichen Schwächen und Laſter Einhalt geſchehe oder nicht, es geradezu, und unverholen zu geſteh'n, daß aus dem Unwillen und Haß, der ſich ſo oft ſchon in der Schule gegen Mitſchüler und Vorgeſetzte einſchleicht und einwurzelt, Geſinnungen und Handlungsweiſen entſpringen, die oft auf die Sittlichkeit und den Wohlſtand nicht nur einzelner Haushaltungen, ſondern ſelber ganzer Dörfer und Oerter die nachtheiligſten und gefährlichſten Folgen haben können.

So viel und weniger nicht, kann ein unglücklicher Vater erndten, wenn er ſich mit blindem Zutrauen darauf verläßt, ſein Kind könne in der Schul nichts Böſes lernen.

O! es iſt ein heiliger Ort, um die Wohnung des Menſchen; da kennt, da verſieht man einander, da geht einem ſo alles ans Herz; da ſoll man einander lieb ſeyn, wie man ſonſt nirgend in der Welt einander lieb iſt; da iſt es ſo ſtill; da iſt nichts Fremdes, und kein Schulgewühl: da ſchneidet ein Sohn Rüben, und rechnet mit dem Vater; da ſpinnt die Tochter, und lernt im Spinnen die Lieder alle, die ihre Mutter neben ihr ſingt; da hält man keine Hand ſtill um des Lernens willen; und für das Landvolk iſt das, keine Arbeitszeit beym Lernen verlieren, und keine Hand beym Lernen ſtille halten, das Allerwichtigſte; auch wann ich Zeit und Geduld hätte, und Schulmeiſter auf meinem Dorf ſeyn könnte, ſo würde ich Spinnräder, Spitztrucken, und Webſtühle in meine Schulſtuben nehmen, und meine Baurenkinder müßten mir einmal reden und reiten mit einander lernen. Ich würde ihnen ſo laut, wie ein Lieutenant, der das erſtemal muſtert, das, was ſie lernen müßten, vorſprechen; ich würde mit großen, weiſſen Buchſtaben, Lehr und Rechnung an die ſchwarze Wand kreiden, und ſie müßten mir nach ſeinen Lehren, mitten im Spinnen und Weben, und um deßwillen keine Hand ſtill halten; denn Arbeiten iſt für das Landvolk das Nöthigſte; darum müßten mir die Landſchulen das Nöthigſte am meiſten treiben, und üben, und darum würd' ich dann das weniger Nöthige den Kindern, auch ſo leicht und kurz, als immer möglich, in Kopf zu bringen ſuchen.

In der Stadt möchte mir dann meinethalben dieſe Ordnung ganz nicht die rechte ſeyn; denn da ſucht und findet man Brod und Zuckerbrod vielſeitig mit Sitzen und Staunen, und braucht dazu den ſchweren Karſt und die ſchwere Schaufel gar nicht, ſondern den Federkiel und viele andere Mittel, die ſo leicht ſind als er. Darum muß man ihnen denn auch ſolche Mittel nicht im Scherz und Spaß, ſondern ganz im Ernſt, als Bildungsmittel ihrer Arbeitſamkeit und Thätigkeit beyzubringen ſuchen. Denn der Menſch lernt das, was einſt ſeine Berufs- und ſeine Tagsarbeit ſeyn ſoll, auf keine Weiſe im Scherz und im Spaß, bey meinen Landkindern aber wäre dann die Handarbeit das weſentliche Bildungsmittel zu ihrem Stand und Beruf, das anderweitige, ihnen nützliche und dienliche Lernen eine dieſer untergeordnete Nebenſache, die ich aber auch ſehr im Ernſt betreiben würde, indem auch der niederſte Menſch ſein ganzes Seyn und Thun ſich nie von Beruf und Arbeit verſchlingen laſſen muß, ſondern mitten bey ſeiner Arbeit Kopf- und Herzenshalber belebt, in der Liebe thätig und in der Thätigkeit fromm und verſtändig dazuſteh'n gewöhnt und erzogen werden ſoll. Ja, Meiſter, hätte ich ſo eine Schulſtube, und giengs mir gut, und lernten meine Kinder brav neben der Arbeit, ſo würd' ich mir einbilden, ich könnte mit meiner Arbeit die ſchlechten Schulen im Land, in denen die Kinder für ihre Wohnſtuben mehr verdorben als zurecht gemacht werden, ganz umgieſſen, ja, Meiſter, wenn ichs ſo in der Ordnung hätte, ſo gieng ich zu jedem braven Vater, zu jeder braven Mutter in meinem Dorf, führte ſie in meine Schule, gäb ihnen mein Buch, aus dem ich meine Kinder lehrte, in die Hände, und ſagte zu ihnen: Braver Vater! brave Mutter! ſehet, wie wenig es braucht, die Kinder zu lehren, und wie leicht ihr das daheim, mit den euern ſelber thun könnet! Ich würde nicht ruhen, und nicht nachlaſſen, bis ſie es verſuchten; ich würde ſie heimlich in ihr Haus verfolgen; ich würde ſie treiben und ſtoßen, ihnen rathen und helfen, bis ſie es könnten; und ich würde, wills Gott, die Freude erleben, ſelber zu ſehen, daß ſie in ihren Wohnſtuben viel mehr, und beſſers mit ihren

Kindern ausrichten würden, als ich mit allem meinem Eifer in meiner Dorfſchule *).

So redete der gute Jooſt in ſeinem Eifer über das Ungenugthuende und Zweckwidrige, beſonders der Landſchulen, und ſein Meiſter und Elſe wurden gar aufmerkſam auf das, was er ſagte. Aber dennoch ſagte der gute Chriſtoph, das Ding wird auch noch ein paar andere Seiten haben.

Elſe hingegen antwortete ihm lebhaft: Meinetwegen mags jetzt ſiebenzehn Seiten haben, oder achtzehn, ſo will ich jetzt einmal meine Kinder mehr um mich, und an mich haben, und es iſt offenbar, die natürlichſte Arbeit von Vater und Mutter, ihre Kinder ſo viel ſelbſt zu lehren, als ſie nur können; und über das iſt es nun mir jetzt glatt aus, wie dem Jooſt: es gehet einem ein Schauer durch Leib, und Seel, wenn man denkt, was die Schulmeiſter auf den Dörfern hie und da für Leute ſind **).

---

*) Anmerkung. Es iſt merkwürdig, daß ich ſchon vor vierzig Jahren die Möglichkeit der Erhöhung der Wohnſtubenkräfte des Volks für die Erziehung und den Unterricht, den die Idee der Elementarbildung ſo weſentlich anſpricht und zu erzielen ſucht, in dieſem Grad erkannt und ebenſo die Mittel, zu dieſem Ziel zu gelangen, auch ſchon damals in der höchſten pſychologiſchen Vereinfachung der Erziehungs- und Unterrichtsmittel geſucht und den Traum dieſer großen Idee mit ſo viel Beſtimmtheit einem Bauernknecht in den Mund gelegt habe.

**) Ich bitte auch hier zu bemerken, daß dieſe Stelle vor vierzig Jahren geſchrieben worden, und alſo durchaus

Namſe mir, Vater, aus der ganzen Nachbarſchaft einen, auſſer dem in Wellau, den du in deiner Wohnſtube gern hätteſt, oder nur als Hausknecht brauchen könnteſt! Unſer hier iſt der hochmüthigſte, dümmſte, häſſigſte Mann im Dorf: — Der in Hiezau iſt der größte Tellerſchlecker in der ganzen Herrſchaft — der in Arnheim hat jetzt zwanzig Jahre nach einander alle Haushaltungen hinter einander gerichtet, und wann der junge Junker nicht ſo wäre, wie er iſt, er triebe auch dieſes Spiel zwiſchen ihm und dem Pfarrer, wie unter dem alten: — Der in Lonkoſen ſtinkt alle Morgen von Brandtenwein: — und der in Oberhofen, ſagt man öffentlich, ſey ein Dieb: — — und ich weiß, Vater, du würdeſt keinem von dieſen gar ruhig, über einen Winter, eine Kuh, oder nur ein Kalb anvertrauen, und darum iſt in Gottes Namen nichts dagegen zu ſagen, man muß mehr ſelbſt zu ſeinen Kindern ſchauen, und ſollte nicht blindlings, und in Tag hinein glauben, es gehe alles gut, wenn man Kinder nur in die Schule ſchicke *).

Chri-

---

nicht von ihr gefordert werden könne, daß ſie auch jetzo noch in ihrem ganzen Umfange auf die Schulen meines Vaterlandes, wie ſie gegenwärtig ſind, paſſen müſſe.

*) Anmerkung. Nach dieſem Geſpräch ſuchten Chriſtoph und Elſe wirklich ihre Kinder mehr um und an ſich zu haben, und ſo viel ſie konnten, ſelber zu lehren; ſandten ſie auch dann und wann, nicht mehr ſo ordentlich und richtig, in die Dorfſchule des Schulmeiſters; und die Nachbarn ſtießen dann aber bald ob dieſer neuen Hausordnung die Köpfe zuſammen, und man erzählte allen-

Chriſtoph. Liebe Elſe! Du biſt gar im Eifer; ich will dich auch gar nicht hindern. Es bleibt dabey, ich will noch gern zuhören, und dir helfen an der Schulmeiſterarbeit, die du dir ſo vornimmſt. — Aber, Jooſt, wenn mir deine Meynung, mit dem, die Kinder während der Arbeit zu lehren, auch noch ſo wohl gefiele, ſo muß ich doch ſagen, daß es Sachen zu lernen giebt, wobey man

---

thalben, links und rechts, und unten und oben im Dorf allerhand unchriſtliche Dinge, die der Chriſtoph ſo daheim ſeine Kinder lehre; aber der Pfarrer war des Chriſtophs guter Mann, und fragte ihn denn, eh er das Gerücht glauben wollte, gar ordentlich und liebreich, was auch eigentlich an der Sache ſey. — Der Chriſtoph aber und die Elſe ſagten ihm dann ſo gerade und natürlich ihre Meynung heraus, und zeigten ihm ſo deutlich und klar, daß er es auch mit Händen hätte greifen können, es ſtecke nichts Unlauters hinter der Sache, daß der gute Mann ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden glaubte, der böſen Nachrede dieſer Leute mit ganzem Ernſt ein Ende zu machen. Er that auch wirklich den nächſten Sonntag einen öffentlichen Anzug darüber, und erklärte ſich ganz unverholen, daß dieſe Gerüchte alleſammt und ſonders nicht anders als baare Lügen, und gottloſe Verläumdungen ſeyen, und daß dem Chriſtoph und der Elſe gar nicht um neue Meynungen, und Lehren, ſondern um ihre Kinder zu thun ſey, daß ſie fromm und brav, und für ihre Haushaltung gezogen werden, und daß es zu wünſchen wäre, daß andere Eltern auch mehr an ihren Kindern thäten, als leider geſchehe ꝛc. ꝛc.

nicht arbeiten kann. Das Schreiben z. E. und das Rechnen fodert durchaus, daß man die Händ' dazu brauche.

Jooſt. Du haſt hierinn ganz recht; aber es braucht hiezu nicht ſo viel Zeit, als man glaubt; es kommt hierin weit mehr auf Ordnung, und ſteifes, fortgeſetztes, anhaltendes Ueben, als auf viele Zeit an; und am Samſtag und Sonntag Abends müßten mir alle Landkinder ſchreiben und rechnen, daß es eine Luſt iſt; und dieß wäre Zeit zum Ueberfluß für dieſe Arbeit.

Elſe. Und gewiß ein kräftiges und chriſtliches Mittel, dem gottloſen, leichtfertigen, müſſiggängeriſchem Leben, das von Jahr zu Jahr am Sonntag immer mehr zunimmt, ein Ziel zu ſetzen.

Ja, das wäre jetzt etwas Schönes, die Kinder am Sonntag noch arbeiten machen. Nein, das muß nicht ſeyn, ſagte der Tröllmeiſter Tollfuß, der des Chriſtophs guter Nachbar war und über das ganze Geſpräch ſtillſchweigend auf der Ofenbank lag und eine Pfeiſe rauchte.

Elſe antwortete ihm: du muſterſt ja alle Sonntag mit dem jungen Volk auf dem Platz, und redeſt jezt ſo.

Ja, das iſt was anders, das hatte die Oberkeit befohlen, ſagte der Tröllmeiſter. — Und, will's Gott, wird das andere die Oberkeit auch noch befehlen, ſagte Elſe. — Aber ich glaube das nicht, antwortete der Tollfuß.

Chriſtoph. Fritz, wiederhol uns, was dich da Merkwürdigſte dünkt aus unſerer Abendſtunde!

Fritz. Daß der Menſch ein Narr iſt, auſſer de Haus Allmoſen zu betteln, wenn er Ueberfluß zu Hauſe h

Chriſtoph. Weiter. —

Fritz. Daß man Landkinder für Haus und Hof, für Feld und Aecker, für Scheuren und Wohnſtuben, und nicht für leſen, wiſſen und ſchwatzen erziehn müſſe.

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß in einem jeden Haus Väter und Mütter gar viel beſſer verſtehen, was ihre Kinder bey Haus und Hof, in der Scheuer, und in der Wohnſtube, und im Holz und Feld wiſſen müſſen, als ein Schulmeiſter.

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Die verſtändigſten Eltern machen mit den Kindern am wenigſten Wort, und finden in der Wohnſtube und in ihren nächſten Umgebungen die allervorzüglichſten Mittel, ihnen alles das thatſächlich wahr einzuüben, und ſie dadurch in allem dem vorzüglich wohl zu unterrichten, was ihnen in ihrer Lage und in ihren Umſtänden hauptſächlich nützlich und dienlich ſeyn kann.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Der Schulunterricht ſey dem Hauskind in jedem Falle eine Art von fremdem Futter, und man ſollte die Kinder nicht völlig ſo ſicher den ganzen Winter über heerdenweiſe mit ſolchem Futter verſorgen.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Die Väterlehre ſey der Kern, und die Schulmeiſterſprüchlein aufs höchſte eine gute Schaale darüber.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß der gemeine Mann Mutterwitz nöthig habe.

Chriſtoph. Und noch?

Fritz. Kinder lernen in Schulen, beſonders in ſchlechten Schulen, allerley Böſes, wozu ſie in der Wohnſtube keinen Anlaß hätten, und verlernen in denſelben allerley Gutes, was ſie in der Wohnſtube ganz gewiß nicht verlernen würden. Das Schlimmſte, was ich darüber erfahren, iſt, daß die Kinder in allen ſchlechten Schulen gleichſam mit Haaren dazu getrieben werden, Haß und Feindſchaft an einander zu legen, und auch in den beſten gar nicht genug zu der gegenſeitigen Freundſchaft, Liebe und anmuthigen Theilnahme angereizt werden, die das häusliche Leben ſo einfach und kraftvoll in der Menſchennatur entwickelt.

Chriſtoph. Was mehr?

Fritz. Daß man Spitzkiſſen und Spinnräder in der Schule ſo gut als Dinte und Federn brauchen könnte.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß die Menſchengattung, zu welcher geſagt iſt, „im Schweiß deines Angeſichts ſollt du dein Brod „eſſen,“ ihr Handwerk nicht in der Comödie lerne.

Chriſtoph. Und noch?

Fritz. Auch daß Bauersleute, die auf Gottes Boden mit Händen und Füßen ſchwarzes Brod ſuchen müſſen, in allen Rückſichten eine andere Schulſtube nöthig haben, als diejenigen, die mit aufrechtem Rücken und mit Maulbrauchen und allfällig mit Staunen und Kopfarbeit Zuckerbrod nachgehn und nachzugehn ſich berechtigt oder gar berufen glauben.

Chriſtoph. Was mehr?

Fritz. Wenn gleich al[illegible]chen 2, 3, 4, ja 17 und 18 Seiten haben, ſo ſey doch immer nur eine von allen 17 die Hauptſeite.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß wir in der Nachbarſchaft viel ſchlechte Schulmeiſter haben.

Chriſtoph. Weißt noch etwas?

Fritz. Daß die Schule nichts iſt, nichts ſeyn kann, und nichts ſeyn ſolle, als Nachhülfe für das, was Vater und Mutter an ihren Kindern in der Wohnſtube thun ſollen.

Chriſtoph. Noch weiter. —

Fritz. Daß Zeiterſparen, und in der Handarbeit ſich üben, für Landkinder die Hauptſache iſt, daß ſie darum am Samſtag und Sonntag Abend ſchreiben und rechnen ſollten.

Chriſtoph. Und noch?

Fritz. Daß der Nachbar Tollfuß geſagt hat, er glaube in Ewigkeit nie, daß die Oberkeit, ſo lang die Welt ſtehe, befehlen werde, daß man am Sonntag Abends ſchreibe und rechne.

Fünfzehnte Abendſtunde.

Inhalt.

Vom Schwatzen und Träumen.
Von Aegypten und dem Appenzellerland.
Von der Lebhaftigkeit und der Eigentlichkeit.
Vom Vieh.
Vom Kochen und Eſſen.
Vom Strümpfſtricken und Haarkämmen.
Von Stauden und Stöcken.
Vom Stolpern in der Wohnſtube.
Vom Brod und von der Liebe als den zwey Hauptgründen zum Arbeiten und Lernen.
Von Großvaterliedern und von neuen Liedern.
Vom Altwerden und wieder aufputzen.
Vom ohne Verſtand beten und vom Vater Unſer.

Elſe. Wir haben geſtern in allem Eifer ob den Schulen vergeſſen, worob das Geſpräch eigentlich angegangen.

Jooſt. Das geſchiehet eben viel. — Wenn man ſo zuſammenſitzt, bloß miteinander zu ſchwatzen, die meiſten Geſpräche ſind wahrlich ſo den Morgenträumen gleich, in denen man in einem Augenblick aus dem Stall nach Aegypten, und aus Aegypten ins Appenzellerland hinkommt.

Chriſtoph. Es iſt wahr, man iſt in ſolchen Unterredungen nur dann recht in der Ordnung und kommt nur dann zu einem beſtimmten Ziel, wenn man ſich an dem Gegenſtand unzerſtreut feſthält, von dem das Geſpräch [illegible]z ausgieng. Das aber geſchieht nur in dem [illegible] wenn der Gegenſtand, von dem man ausgieng, ſelber von einer Natur iſt, daß er uns im ganzen Umfang unſers Weſens, d. i. mit Herz, Geiſt und Hand zugleich ergreift.

Jooſt. Ich habe die Nothwendigkeit und die Vortheile dieſes Ergriffenwerdens im ganzen Weſen unſerer Natur nirgends ſo auffallend geſehen, als im Thun der Gertrud. Bis auf die kleinſten, uns bedrückend ſcheinenden Umſtände hinab iſt ſie in allem, was ſie thut, mit Geiſt, Herz und Hand zugleich bey dem Gegenſtand, der ſie jetzt in dieſem Augenblick beſchäftigt.

Chriſtoph. Du haſt recht. Sie zeigt in den kleinen Samſtagsarbeiten, beym Reinigen ihrer Stube und beym Kämmen ihrer Kinder nicht weniger, daß ſie ihren Kopf und ihr Herz ganz dabey hat, als geſtern bey der Unterredung mit Arnern.

Jooſt. Und das iſt, weiß Gott! Elſe, was in allen Ständen in der Welt macht, daß einer ſeiner Stelle, und ſeinem Platz, worin er ſtehet, gewachſen iſt; — Weib und Mann, Herr und Knecht, müſſen ſo zu ſagen, täglich und ſtündlich ihren Kopf bey hundert abwechſelnden Kleinigkeiten feſthalten, indem dieſe zuſammen die Hauptſache faſt aller Berufe ausmachen.

Elſe. Das, was du hier ſagſt, bringt mir etwas wieder lebhafter ins Gedächtniß, das ich ſeit Jahren nicht mehr mit dieſer Lebhaftigkeit dachte, daß nämlich unſere Alten bey allem ihrem Thun und beſonders bey Sachen, die wir jetzt als Kleinigkeiten anſehen, und behandeln, ihr

Herz, ihren Kopf und ihre Hand weit mehr beyeinander hatten, als es jetzt geſchieht.

Jooſt. Das iſt ganz gewiß, und beſonders in Rückſicht auf unſere Erziehungsweiſe, allgemein wahr. Es iſt kein Grundſatz, keine Uebung und keine Fertigkeit in uns zur Reifung gelangt, wenn wir ſie nicht in allen Kleinigkeiten eben ſo leicht und eben ſo gewiß anwenden, als in Gegenſtänden, die wir für wichtig halten. Eingeübte Fertigkeiten wenden ſich unbedingt und gleichſam unwillkührlich an, wo immer die Gelegenheit, ſie anwenden zu können, ſich vorfindet. Der Gebrauch eingeübter Fertigkeiten wird den Menſchen allgemein gleichſam zur andern Natur. Das, was wir nur bey gewiſſen Gelegenheiten, die uns werth genug ſcheinen, thun, iſt uns durchaus noch nicht zur andern Natur geworden. Wir brauchen es, wie ein Sonntags- und Feyertagskleid, nur bey auſſerordentlichen Gelegenheiten. Das, was die Alten weſentlich waren und konnten, war ihnen eigentlich ihr Werktagskleid, ihr Alltagsrock.

Elſe. Ich ſehe das ganz ein. Es iſt ein wahres Unglück unſrer Zeit, daß man in der Erziehung der Kinder immermehr nur auf das Achtung giebt, was man einzeln für ſehr wichtig achtet.

Jooſt. Das iſt um ſo wichtiger, weil jeder Narr in der Welt das, was ſeine eigene Narrheit kitzelt und was in ſeiner Umgebung jetzt Mode iſt, für das Wichtigſte hält, deſſen ſeine Kinder bedürfen.

Elſe. Das iſt bey der Gertrud gar nicht. Sie iſt ihrer Kinder und ihrer Erziehung halber gleichſam in der

Wohnſtube vergraben, und findet in ihrer Einfalt und Unſchuld das Rechte, deſſen ihre Kinder bedürfen, doch mit ſolcher Sicherheit in derſelben.

Jooſt. Das Unglück iſt, die meiſten Väter und Mütter unſerer Zeit ſind der Erziehung und ihrer Kinder halber auſſer ihre Wohnſtube hinausgeworfen, wie Gertrud in dieſelbe vergraben iſt. Dadurch allein kommt ſie dahin, daß ſie den ganzen Tag jede Kleinigkeit, welche zur Bildung ihrer Kinder dient, mit dieſer Sorgfalt feſthält und benützt.

Elſe. Und wenn die Eltern ſo auſſer ihre Wohnſtube und Kinderſtube hinaus geworfen ſind, ſo geht es denn in derſelben der guten Beſorgung der Kinder halber, eben auch, wie es ihnen in einem Stalle mit dem lieben Vieh gehen würde, wenn der Bauernknecht, der das Vieh beſorgen ſollte, die größere Zeit des Tags im Herrenhaus, mit Herrengeſchäften, zwiſchen Herrenknechten und Herrenmägden oder gar im Wirthshaus zubringen würde.

Jooſt. Deine Vergleichung iſt richtig: aber wenige Weiber werden geneigt ſeyn, dieſe Ordnung für den Maaßſtab, wie ſie in ihren Wohnſtuben leben ſollten, anzuerkennen.

Elſe. Und doch iſt es gewiß, daß ein Hausleben in der Wohnſtube, wie Gertrud eins führt, dieſe Stube einer Mutter zu einem wahren Himmel auf Erden machen kann.

Jooſt. Das war ſie wenigſtens der Gertrud, und das iſt ſie allenthalben, wo Vater und Mutter mit Herz und Seele in derſelben leben und darin Ordnung halten.

Elſe. Du meynſt aber allgemein und bis auf die geringſten Kleinigkeiten hinab, wie Gertrud dieſes thut.

Jooſt. Dieſer Geſichtspunkt iſt ganz richtig. Das Wohnſtubenleben beſteht, wie das Leben überhaupt, aus einem Zuſammenfluß ſich täglich durchkreuzender und in einander greifender Kleinigkeiten. Wo nun der Wohnſtubeneinfluß nicht mit gleicher Kraft auf den Umfang dieſer Kleinigkeiten einwirkt, da iſt der bildende Einfluß derſelben in ſeinem Weſen untergraben. Jede Gedankenloſigkeit, jede Sorgloſigkeit und Unaufmerkſamkeit in denſelben veranlaßt Unordnungen und Verwirrungen im Hausweſen, und untergräbt unzweideutig die weſentlichen Fundamente, auf welchen der bildende und ſegnende Einfluß des häuslichen Lebens ruht und von denen er ausgeht.

Sie redeten noch eine Weile über dieſen Gegenſtand. Chriſtoph ſagte: Die Unordnung verderbt allen Genuß, den der Menſch von ſeinem Hausleben hat; auch der geringſte Menſch wird ſo maßleidig, wenn er müde von der Arbeit heimkommt, und dann in der Wohnſtube, wie im Wald, über Stauden und Stöck ſtolpern muß, und eine Frau antrifft, die, bis ſie ins Bette will, nie Zeit hat, ein Wort mit Ruhe zu reden, oder etwa auch einen Spaß, den man zweimal gern hörte, zweimal zu erzählen.

Jooſt. In dieſer Rückſicht war die Sorgfalt der Gertrud, mit ihrer ganzen Samſtagkarbeit fertig zu werden, ehe ihr Mann heim kam, ein Meiſterſtück von einem Weibe, ihren Mann bey guter Laune zu erhalten und zum frohen Genuß aller Freuden des häuslichen Lebens hinzulenken.

Elſe. Es iſt wahr, dieſe Samſtagsſorgfalt iſt denn noch als Vorbereitung für den Ruhetag des Sonntags und ſeine häuslichen Freuden vom größten Einfluſſe.

Jooſt. Sie iſt es auf den ganzen Umfang der Segnungen des häuslichen Lebens. Ich fühle es, ohne dieſe, ihre feſte und liebliche Hausordnung wäre es auch nicht möglich geweſen, daß ſie die Zeit, Kraft und Ruhe gefunden hätte, die es brauchte, ihre Kinder ſo weit zu lehren, zu unterrichten und auszubilden, wie ſie es wirklich that. Es hängt in der Haushaltung, wie in der Welt, alles ſo innig zuſammen. Das brav und treu ſeyn in ſeinem innerſten Herzen iſt das Fundament jeder Hausordnung, und als brave, treue Hausmutter iſt ſie durch ſich ſelbſt und dadurch innerlich belebt die beſte Schulmeiſterin; und eben dieſes innerlich brav und treu macht ſie hinwieder das alles wohl können und gerne thun, was ihrem Manne in ſeiner Wohnſtube Freude machen, eben ſo wie das, was ſie bey Arner für ihn und ſeine Rettung thun konnte.

Der Geſichtspunkt, wie Gertrud eine ſo gute Schulmeiſterin geworden, beſchäftigte ſie am meiſten, und ſie wurden darüber einig, die Wohnſtube habe für jede Mutter, die das Herz für ihre Kinder am rechten Fleck habe, vielſeitige Reitze und kraftvolle Mittel, ſie eben ſo leicht zu einer guten Schulmeiſterin als zu einer guten Hausfrau zu machen, und zwar ſolche, die auch einer guten Schule weſentlich mangeln. Eben ſo gehen aus der Wohnſtube die ſicherſten Mittel hervor, die Kinder dahin zu bringen, dem Vater, wenn er Abends von der Arbeit heim kommt, Freude machen zu können. So offenbar liegen die Bildungsmittel zu allem dem, was man wiſſen und können muß, um angenehm zu ſeyn vor Gott und den Menſchen, mit großen Reitzen vereinigt in der Wohnſtube. Die Kräfte der Menſchennatur haben alle den Reitz, ſich zu bilden, in ſich ſelbſt. Das Kind denkt ſo gerne, als es gerne geht, und lernt ſo gerne, als es gerne ißt, wenn man ihm die Lehre ſo wohl gekocht und wohl vorbereitet vor den Mund legt, als ſeine Speiſen; und unſtreitig iſt, daß die Wohnſtube für dieſes wohl kochen und wohl vorbereiten der Lehre der beſte Boden iſt, den die Welt hiefür hat. Das Gefühl: ich kann etwas — iſt für jedes junge Kind eine größere Belohnung und eine größere Freude, als alle die Zierrathen ſeyn können, die ihm die Kunſt und die Gunſt der Menſchen, zur Aufmunterung, etwas zu lernen, je zu ertheilen vermag. Dieſe Kunſt iſt in den Schulen unermeßlich vernachläßigt, aber auch unendlich leichter in der Wohnſtube als in der Schule. Die meiſten Schulkünſte, mit denen man die Kinder anreizt, etwas zu lernen, ſind erbärmlich und widernatürlich. Sie machen das Kind höchſtens geduldig für das, was man von auſſen her in daſſelbe hineinzubringen und ihm einzupfropfen ſucht. Sie ſind gar nicht geeignet, die Kinder dahin zu bringen, die Kraft, die ſie zu dem, was ſie lernen ſollen, nothwendig brauchen, in ſich ſelbſt zu fühlen, zu ſuchen und zu finden. Man ſetzt in der Schule, die, ſo recht lernen, oben an, und die, ſo nicht recht lernen, unten an; in der Kirche rühmt der Pfarrer die, ſo wohl aufſagen, oft aber auch keinen weitern Verdienſt haben, als daß ſie frech ſind, herzhaft ins Buch hineinſchielen, und ſich ordentlich die Antwort einblaſen laſſen; und er ſchilt dann die, ſo nicht wohl aufſagen, ob ſie gleich keinen weitern Fehler haben, als daß ſie furchtſam und ſchüchtern ſind; — aber das ſind alles Sachen, womit man gewiß nicht, den geraden Weg, wahrhaft lernbegierige, ſtille, und arbeitſame Leute macht. — Der Knabe, der in der Schule oben aufkommt, pocht und trotzet — der, ſo hinunter muß, wird entweder niederträchtig und achtet es nicht, oder giftig, und wildelet, und glaubt meiſtens, er leide unrecht; — und wenn der Pfarrer ein Kind ab der Kanzel herunter rühmt, ſo brüſtet es ſich wahrlich während des Gottesdienſtes und mitten in der Kirche; das iſt aber gar nicht ſo, wenn der Vater heim kommt, und ſich freut ob dem, was ſeine Kinder gethan, und gelernt; er mag rühmen, was er will, das Kind wird darum nicht ſtolz, es wird vielmehr ihm um den Hals fallen, und weinen, und wenn ſein Herz noch ſo durch und durch erquickt iſt, von des Vaters Lob, ſo wird es doch kaum eine Spur von Eitelkeit in ſich ſelber fühlen; deßwegen finde ich, ich mags kehren und drehen, wie ich will, daß es zum Lernen und Arbeiten, nur zwey gute Triebräder giebt; — entweder muß das Kind den Vortheil von der Lehre ſelber ſehen, und wünſchen, oder ſeine Eltern müſſen ihm ſo lieb ſeyn, daß es von ganzem Herzen, und um ſeiner ſelbſt willen gern lernt, und arbeitet, damit es ihnen Freude mache; und die wenigen Worte: „Du haſt Brod, Kind, wenn du arbeiteſt, und machſt „uns Freude, wenn du lernſt,“ ſind alſo der wahre Schulſtab, womit man Kinder zum Lernen und Arbeiten treiben kann; und alle die Schulmeiſterkünſte, die nichts Böſes hervorbringen ſollen, müſſen ganz gewiß dahinauslaufen, daß Pfarrer und Schulmeiſter den Kindern, wie Vater und Mutter, lieb werden, und folglich auch ihnen zu gefallen und Freude zu machen, gern lernen; oder daß Kinder den Nutzen ihrer Arbeit und ihres Lernens ſelber einzuſehn vermögen.

Endlich kamen ſie noch an das Lied der Gertrud: „Der du von dem Himmel biſt, ꝛc.“ — und Elſe ſagte: dieſes Lied will mir für die Kinder nur halb gefallen.

Jooſt. Was hätteſt du dann für eins mit ihnen geſungen?

Elſe. Was weiß ich jetzt grad? ich denk, „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Fritz. Ja, das wäre gewiß ein ſchöners Lied — ſings doch mit uns, Mutter! — gelt, Vater; wir wollens doch ſingen? —

Chriſtoph. Ey ja — gern, wenn ihr wollt. Sie ſingen jetzt das Lied.

1.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderlich erhalten,
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchſten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!

2.

Was helfen uns die ſchweren Sorgen?
Was hilft uns unſer Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beſeufzen unſer Ungemach?
Wir machen unſer Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit!

3.

Man halte nur ein wenig ſtille,
Und ſey doch in ſich ſelbſt vergnügt,
Wie unſers Gottes Gnadenwille,
Wie ſein' Allwiſſenheit es fügt.
Gott, der uns ihm hat auserwählt,
Der weiß auch ſehr wohl, was uns fehlt!

4.

Er kennt die rechten Freudenſtunden,
Er weiß wohl, wann es nützlich ſey.
Wenn er uns nur hat treu erfunden,
Und merket keine Heucheley,
So kommt Gott, eh wir's uns verſehn,
Und läſſet uns viel Guts geſchehn.

5.

Denk nicht in deiner Drangſalshitze,
Daß du von Gott verlaſſen ſeyſt,
Und daß Gott der im Schooße ſitze,
Der ſich mit ſtetem Glücke ſpeist.
Die folgend Zeit verändert viel,!
Und ſetzet jeglichem ſein Ziel.

6.

Es ſind ja Gott ſehr ſchlechte Sachen,
Und iſt dem Höchſten alles gleich,
Den Reichen klein, und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.
Gott iſt der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald ſtürzen kann.

7.

Sing, bet', und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird er bey dir werden neu.
Denn welcher ſeine Zuverſicht
Auf Gott ſetzt, den verläßt er nicht.

Elſe. Das wäre einmal gewiß ein beſſeres Lied für dieſe Leute, und ihre Umſtände geweſen; als das: „Der du von dem Himmel biſt. —“

Jooſt. Es iſt doch auch ſchön — der Friede im Herzen, der vom Himmel iſt, und in Leid und Freude einem die ſtille Ruhe giebt, der auch doppelt den Elenden glücklich machen kann, und allen Menſchen, das Umtreiben von Freud und Leid, von Kummer und Sorgen, mit dem man ſich in der Welt plagen mag, erleidet und abnimmt, dieſer Friede im Herzen iſt doch auch eines Liedes werth, das alle Menſchen ſingen ſollten.

Chriſtoph. Ja, wenn man's ſo begreift, und erklärt, wie du jetzt ſagſt; aber das unſere iſt ſo einfältig, und leicht. —

Jooſt. Es ſchadet doch aber auch nichts, wenn man bey dem, was man ſingt, etwas nachzuſinnen hat, — und ich kann nicht bergen, daß — „der du von dem Himmel biſt —,“ gefällt mir einmal eben ſo gut, als dein älteres Lied.

Chriſtoph. Aber, Jooſt! wenn ich das, „wer nur den lieben Gott läßt walten,“ ſingen höre, ſo iſt mir allemal, mein alter lieber Großvater ſtehe vor mir, und ſinge das Lied. — Ja, Jooſt, man ſah es ihm immer ſo an, wie das Lied ihm Freude und Troſt war, daß mir allemal Thränen in die Augen kommen möchten, wenn ich dran ſinne; darum kann mir auch in alle Ewigkeit kein Lied ſo lieb werden, als das. —

Jooſt. Das iſt wohl gut und recht, Meiſter! aber das iſt etwas für dich allein, und ſtehet nicht im Lied. — Und du mußt doch auch denken, es hat nicht jedermann daſſelbe von einem ſo lieben Altvater gelernt, und man ſiehet hingegen tauſend Menſchen, die ſo alte Lieder, wie den Roſenkranz herunter beten, weil ſie ihrer gar zu gewohnt ſind. Selbſt das heilige Vater Unſer hat leider Gott erbarm dieſes Schickſal, — daß es von Jugend auf gar zu viel und zu oft von den Leuten ausgeſprochen, und herabgeſagt wird; — der Menſch giebt auf alles, deſſen er gar zu gewohnt iſt, wenig Achtung, und darum thut auch das Erneuern ſo Vielem in der Welt gar oft wohl.

Chriſtoph. Nun Fritz! du mußt das Lied: „der du von dem Himmel biſt,“ auch lernen.

Fritz. Gar gern, Vater!

Chriſtoph. Wollen wir den dreizehnten Abſchnitt auch noch leſen?

Jooſt. Es iſt ziemlich ſpät.

Chriſtoph. So wiederhol uns dann, Fritz, was dich aus dieſem das Wichtigſte dünkt.

Fritz. Daß man beym ſo beyeinanderſitzen und Sprächeln gar oft nicht beym Gegenſtand bleibe, von dem man angefangen, ſondern von einem Aſt auf den andern ſpringe, und daß das nicht gut ſey.

Chriſtoph. Ferner.

Fritz. Es ſey beym Arbeiten wie beym Schwatzen; man komme und bleibe darin nicht in der Ordnung, wie man ſeyn ſollte, wenn das, was man arbeitet, nicht ein großes Intereſſe für unſern Kopf und unſer Herz hat, und die Umſtände, die uns umgeben, nicht von einer Natur ſind, daß ſie uns gleichſam nöthigen, den Gegenſtand unſeres Geſprächs feſtzuhalten, und nicht aus den Augen zu laſſen.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß die Aufmerkſamkeit auf hunderterley Kleinigkeiten weſentlich zur Behandlung jeder Hauptſache gehöre, und daß dieſe Kleinigkeiten zuſammengenommen gar oft das Weſen der Hauptſache ausmachen.

Chriſtoph. Fahre fort.

Fritz. Daß daher die Menſchen gewöhnt ſeyn müſſen, ihren Kopf bey kleinen Sachen bey einander zu halten, wie bey großen.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß Ruhe und Stille bey der Arbeit die Menſchen eigentlich (pünktlich) macht und dabey ihre Eigenthümlichkeit vorzüglich ausbildet, und daß dieſe Ruhe und Selbſtſtändigkeit durch die Umgebungen einer guten Wohnſtube vorzüglich beholfen und belebt werden.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Die Art, wie die Kinder gewöhnlich von den Schulmeiſtern und auch zu Zeiten von den Pfarrern in der Kirche zum Lernen gereizt und angetrieben werden, fördere und ſchütze die Unſchuld, die Reinigkeit des Herzens und die Gemüthsruhe der Kinder gar nicht in dem Grad, wie die Uebungen der Wohnſtuben dieſes zu thun geeignet ſind.

Chriſtoph. Das iſt wahr. Man kann die Kinder mit Sachen zum Arbeiten reizen und antreiben, die der Tod aller Unſchuld, der Reinigkeit des Herzens und der Gemüthsruhe derſelben ſind, und ihnen unendlich mehr ſchaden, als die Kleinigkeiten, die ſie gewöhnlich nur auswendig lernen, ihnen nützen können. Was weißt du weiter?

Fritz. Daß, wenn von zwey ſchönen Sachen dem einen dieſe, und dem andern jene am beſten gefällt, ein jeder von beyden nach ſeiner Anſicht recht haben kann.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß man bey einer alten Leyer entſchläft, und bey einem neuen Lied wieder erwacht.

Chriſtoph. Fahr fort.

Fritz. Daß man daher wohl thue, alte Schlöſſer, alte Kirchen, alte Mandate, alte Lieder und alte Kutten zu Zeiten auch wieder auszuputzen und neu darzuſtellen, u. ſ. w.

Sechszehnte Abendſtunde.

Inhalt.

Von mit den Weibern ſprechen. — Von der ſelteſten Kunſ
auf der Erde.

Von Kenntniſſen, die den Geiſtlichen und den Oberkeite
ſehr oft mangeln.

Von Tabellen. — Von Kalendern. —

Von dem, was einem jeden gehört.

Vom Aufladen. — Vom Thier, das die Laſt tragen muß.

Vom Kameel und vom Nadelöhr.

Vom Regieren.

Von der Armuth. — Vom „helf dir Gott!“ — Von Me
Heubrödtlenen. — Vom groſen Landsalmoſen. — Vo
kleinen Hausalmoſen.

Vom Hildebrand und vom Tannegger.

Noth lehrt beten — und Freude macht ſingen.

Von Kräften, und von der Schwachheit.

Vom Spannen und vom Ueberſpannen des Bogens.

Von dem Läupi mit dem nüchtern Magen.

Von des Meyers fettem Joggeli.

Von Kindern, die Narren und Schälke werden.

Von Städeli Kütſcher Lock.

Von Jagdrechten.

Vom Todtſchießen.

Vom Unrecht thun und von einer Priſe Tabak.

Richtiger könnte mans nicht beweiſen, daß Gertru dem Lienhard lieb war, ſagte Jooſt, da Chriſtoph de 13ten Abſchnitt unſers Buchs geleſen.

Wie verſteheſt du das? erwiedert ihm Chriſtoph.

Jooſt. Ha, — weil er ihr, ſo lang nacheinander erzählt, was er, ſo zu ſagen, im hinterſten Winkel auftreiben konnte.

Elſe. Meinſt etwann, Jooſt, wenn man den Männern nicht lieb ſey, ſo erzählen ſie einem nicht viel?

Jooſt. Du meinſt es auch ſelber, Elſe!

Elſe. Es iſt wahr, ich meine das; aber ich meine denn zweytens doch auch, daß es Männer gebe, die ihre Weiber lieb haben, und ihnen doch wenig erzählen.

Jooſt. Darüber ſtreite ich dann nicht mit dir.

Elſe. Aber hier war es auch Stoff dazu. Es iſt ein altes Sprichwort: „wovon das Herz voll iſt, davon „überläuft der Mund.“ — Und Arner hat dem guten Lienhard das Herz ſo voll gemacht, daß ihm der Mund nothwendig aufgehen mußte, da er zu ſeiner Frau heimkam.

Jooſt. Die Art, wie Arner mit dem Maurer umgieng, war ein Meiſterſtück von einer ſeltenen Kunſt.

Chriſtoph. Was meinſt du für eine Kunſt?

Jooſt. Ich meine die Kunſt, einen Menſchen, der in großen Fehlern verhärtet iſt, ſo zu behandeln, daß Muth und Eifer, ſich zu beſſern und im Grunde zu ändern, faſt nothwendig in ihn hineinkommen müſſen.

Chriſtoph. Es iſt wahr, dieſe Kunſt iſt ſelten.

Jooſt. Arner übt ſie unübertrefflich aus.

Er giebt dem Maurer, der wegen des Vielweintrinkens bey ihm verklagt iſt, zuerſt ein Glas Wein, — und zeiget ihm ſo gutmüthig und herzlich, daß er es ihm gönne, und den rechten Gebrauch davon billige, und ſelber wohl begreife, daß ſeine Umſtände und ſeine Arbeit ihm den Wein angenehm, und wirklich nothwendig machen. So ſchickt er Liebe, Billigkeit, Verſtand und das Gute einen Unterſchied machen, voraus — und kommt dann erſt hernach mit dem mäßigen Rath, den auch ein Böswicht nicht zu hart finden könnte, „thue nicht zu viel zur Sache, „und wann du trinkſt, ſo denk, daß du ein Weib und „7 Kinder zu Haus haſt, die dir doch auch nicht für einen „Rauſch feil ſeyn werden.“ Das, meine ich, Meiſter, heiße die Kunſt, einem Fehlenden ans Herz zu kommen, recht gut ausüben; einmal, ich habe noch nicht viele Geiſtliche geſehn, die dem Laſter auf der Kanzel mit ſo viel Sorgfalt, Klugheit und Kenntniß des menſchlichen Herzens zu Leibe gehen, als Arner.

Chriſtoph. Das iſt auf der Kanzel ewig nicht alſo möglich.

Jooſt. Du haſt recht; aber es geſchieht im Privatumgange eben ſo wenig, und doch iſt ewig wahr, wer nicht, wie hier Arner, in die kleinſten Umſtände des Fehlenden eintritt, wer nicht ſelber ſiehet und fühlet, wie dieſer ſo nach und nach, Gott weiß, wie? in alles hineingekommen, wer nicht Liebe und Wohlwollen vorauszeigt, und noch gern ſelber ein Glas Wein daran wagt, damit der Fehlende merke, daß es lautere Wahrheit und kein Schatten von Hartherzigkeit iſt, was man ihm ſagt, der richtet nichts aus, und es iſt, weiß Gott, wahr, wer zu ſtolz oder zu affectirt iſt, um, wo es gut und fromm, auch mit einem Glas Wein in der Hand, den Mann anzureden, den er bekehren will, der verſteht die Kunſt nicht, und thäte dann auch beſſer, er würde das Handwerk nicht treiben. —

Chriſtoph. Das Glas Wein hat dich weit geführt, Jooſt!

Jooſt. Das Glas Wein, wie es ihm Arner gab, und was er dazu ſagt, mag wohl jedermann weit führen. — Die Kenntniſſe der Berufsarten des Volks, und des Entſchuldigenden, das ſie für die Fehler der Menſchen haben, und die richtige Einſicht auf alles, was ein jeder Menſch in ſeiner Lage und in ſeinen Umſtänden beynahe nothwendig und mit Recht zu fordern hat, iſt vielleicht das Wichtigſte, was Seelſorger und oberkeitliche Perſonen nicht genug ſtudieren. Denn der Fehlende, den man ohne Aufmerkſamkeit auf die entſchuldigenden Umſtände, unter denen er lebt, ſchilt und ſtrafet, wird immer den Beſtrafenden nur haſſen, oder verachten, und wenn er auch nur ein halbböſer Menſch iſt, Rache gegen ihn ausüben. Das Gefühl, daß man keine Rückſicht auf die Umſtände nimmt, unter denen jemand einen Fehler begangen, iſt mit dem Gefühl, daß man Unrecht gelitten, innig verbunden, und das Gefühl, Unrecht gelitten zu haben, macht die Menſchennatur allgemein zu Mitteln der Selbſtſucht geneigt, bey denen ſie eben auch keine Rückſicht auf die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit derſelben nimmt. Unter hundert und hundert Arbeits- und Dienſtleuten iſt freylich kaum einer, der, wenn er meint, man nehme nicht gehörige Rückſicht auf das, was man ihm ſchuldig iſt, nicht durch Nebenwege zu erſchleichen ſucht, was man ihm nicht ſchuldig, und der Unterthan, dem man ohne ſorgfältige

Rückſicht auf die Natur und den Ertrag ſeines Berufes aufladet, was man ſich im Traum einbildet, das er wohl ertragen möge, verliert durch dieſe Unaufmerkſamkeit ſo viel als nothwendig alles Zutrauen und alle Liebe zu ſeiner Herrſchaft, und mit ihm iſt das Weſentliche der Segensgenieſſungen, das die höhern und niedern Stände gegenſeitig unter ſich zu vereinigen geeignet, in ſeinen Fundamenten untergraben. Das innere, heilige Band, das dieſe Stände vereinigt, geht weſentlich aus der Zartheit der Rückſichten der höhern Stände auf die Lage und die Bedürfniſſe der niedern hervor, und man darf ſicher annehmen, die Kunſt, das Herz der niedern Stände an ſich zu feſſeln, und ihre Fehler zu mindern, geht weſentlich aus der Edelmuth und Weisheit der obern Stände, die Fehler der untern, ſo weit es mit Wahrheit und Liebe geſchehn kann, zu entſchuldigen, hervor, ſo wie in allen Ständen die Kunſt, ſich vor Schelmen und Dieben zu ſichern, weſentlich im Verſtehen und Gönnen und Geben deſſen beſteht, was einem jeden rechtmäßig gehört. Es iſt ja auch bey einem Laſtthier der nämliche Fall. Die Kunſt, den größten Nutzen von ihm zu ziehn, beſteht immer weſentlich in der richtigen Kenntniß und guten Behandlung des Thiers, dem man auf die Länge, und in die Daure große Laſten auflegen will, ohne es zu verderben.

Chriſtoph. Jooſt! Jooſt! Du ſagſt wieder etwas, das einen faſt denken macht, mit deinen Rückſichten auf die niedern Stände habeſt du etwas von der Zartheit deiner Rückſichten auf die obern verloren. Wenn ich einmal deine Bemerkungen, ſo wie du ſie ausdrückſt, zu Herzen nehmen wollte, ſo möchte ich faſt vom Regieren ſagen, was im Evangelio vom Reichthum ſteht: „es ſey leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhre eingehe, als daß ein Menſch ein Volk regiere, wie du glaubſt, daß es regiert ſeyn ſollte.

Jooſt. Ich kenne das Regieren nur im Kreis der häuslichen Meiſter- und Dienerſchaft, und davon kann ich nur ſo viel ſagen, die Zartheit in der Aufmerkſamkeit auf das Recht und die Bedürfniſſe der niederern Glieder iſt in jedem Fall in dem Grad ſchwer, als die Haushaltung groß iſt.

Chriſtoph. Aber ein Mann wie Arner, würde, denke ich, auch ein großes Volk wohl regieren können.

Jooſt. Das weiß ich nicht, aber das habe ich erfahren, daß es in der Welt, ſo weit als ich ſie einmal kenne, wenig Herren giebt, wie er einer iſt. Wenn er ſelber ein armer Mann wäre, er könnte für die Armen und Unglücklichen nicht mehr und nicht beſſer Sorge tragen.

Chriſtoph. Es iſt nicht möglich, die Herrſchaften können nicht mehr ſo werden, wie Arner iſt. Nur bey meinem Denken hat ſich das Seyn und Leben der Herrſchaften und oberkeitlichen Perſonen ſo ſehr von aller perſönlichen Näherung gegen das Volk entfernt, daß die Kenntniſſe, Einſichten und Fertigkeiten, die ein menſchenfreundlicher, ſeelenerhebender und gemüthlicher Einfluß auf die Untergebenen vorausſezt, ihnen täglich mehr mangeln.

Jooſt. Aus dem fließt dann aber auch, daß wir Landleute, eben weil es nun einmal ſo iſt, für die Armen und Elenden im Lande jezo mehr als je thun ſollten.

Wir können es auch beſſer und leichter als alle Herren und alle fremde Leute. Der Arme iſt ja an unſerer Seite, man ſiehet auf's Haar, und alle Stund, wo's ihnen eigentlich fehlt. — Man kann ſo leicht und natürlich mit der Hilfe guten Rath, und mit dem guten Rath Hilfe verbinden; das aber kann der, ſo Stunden weit von ihm weg wohnet, und eine andere Lebensart, als er führet, mit allem guten Herzen, das er haben mag, nicht; und doch iſt es weſentlich nothwendig, daß man die Quellen und Urſachen ſeines Zurückziehens und ſeiner Nothdurft, ſo wie die Umſtände und Verhältniſſe, die beydes ſie mehr oder minder drückend machen, genau kenne, um richtig zu beurtheilen, auf welche Weiſe ihm mit geſicherten Erfolg und auf die Dauer abgeholfen werden könne, und hierfür iſt es unſtreitig weſentlich, ihm an der Seite und in der Nähe zu wohnen, um ihm in den Augenblicken ſeiner Noth und ſeiner Unruhe bey der Hand zu ſeyn. Die liebende Menſchenſeele iſt doppelt beym Armen und Elenden, wenn er ihm mit ſeinem Auge und mit ſeiner Seele zuſammen nahe ſteht. Deßwegen wäre wohl das eigentliche wahre und allgemeine Landesallmoſen, welches Oberkeiten und kirchliche Vorſteher des Volks dem Armen im Lande geben könnten und ſollten, dieſes: das Opfer der Liebe in den Dörfern ſelber wieder anzuzünden und dahin zu wirken, daß die gemeinen Leute im Lande ſich untereinander auch wieder mehr ſelber Hülfe, Rath und Troſt ſeyn könnten und wollten, als es leider gegenwärtig wirklich nicht iſt. Ich bin überzeugt, hätten wir das auch nur in dem Grad als dieſes noch vor hundert Jahren bey uns der Fall war, ſo könnten wir das Allmoſen, das die Oberkeiten den Armen im Lande geben, ohne allen Nachtheil ihnen mehr als halb ſchenken.

Chriſtoph. Du meynſt es gut, Jooſt, und haſt auch recht, aber bis wir's haben, wollen wir einmal noch Gott danken für die Armenbrödlein, die unſer Pfleger austheilt; denn unſere reichen Bauern lernen von den reichen Stadtleuten immer mehr dem Armen: „helfe dir „Gott“ zum Fenſter hinauszurufen und ihm nichts geben, und es kommt noch dahin, daß man auf den Dörfern, eben wie in den Städten, das Allmoſen, das der Anblick der Armen vor den Fenſtern dem guten Herzen der Reichen abdrängt, verbiethet, ohne ihm dieſe, freilich unzulängliche und in gewiſſer Rückſicht ſchädliche Hülfe durch etwas in die Beſſerung ſeiner Lage und ſeiner Verhältniſſe tiefer und wirkſamer Eingreifendes zu erſetzen.

Der Anblick der Armen und ihres Elends ſelber iſt das beſte pſychologiſche Mittel, das Herz der Reichen zu wahren, wirkſamen Allmoſen für ſie zu bewegen. Der Geiſt des Chriſtenthums führt den Menſchenfreund in die Hütte und an die Seite des Armen als ſeines Bruders; aber die, wahrlich in dieſer Rückſicht unchriſtlichen Zeitſitten verſcheuen ihn von den Gelegenheiten und Oertern weg, wo ſein Elend dem Reichen am deutlichſten und auf eine, ſein Herz zu einer wahren Hülfe zu bewegen fähige Weiſe in die Augen fallen würde.

Jooſt. Es iſt traurig, aber es iſt wahr, das Zeitleben, das bald jeden Bauern, der auch nur ein paar Kühe und ein paar Stiere mehr als ein anderer hat, ihn von ihm trennt, als wenn ſie nicht gleichen Standes wären, hat die Einfachheit des Hülfeleiſtens gegen einander, die in der alten Zeit ſo allgemein und natürlich war, in unſerer Mitte ſo viel als allgemein verſchwinden gemacht.

Elſe. Ich denke, anſtatt ein Wort mehr davon zu reden, ſey es beſſer, wir fangen an unſerm Ort ſelber an, diesfalls zu thun, was wir können und mögen.

Chriſtoph. Du haſt recht. Wenn wir den Geiſt der alten Zeit diesfalls in uns ſelbſt wieder erneuern, ſo können wir, will's Gott auch machen, daß er ſich in einigen unſerer Nachbarn von neuem wieder belebe.

Elſe fiel ihm mit Lebhaftigkeit ein: ja, das wollen wir thun, und zwar ſogleich. Der Hildebrand und der Tannegger, unſere nächſten Nachbarn, ſind ſo in Umſtänden, daß ſie unſere Hülfe und unſern Rath gewiß alle Tage nöthig haben, und die wollen wir ihnen von heute an geben, und nicht warten bis ſie uns darum bitten.

Jooſt. Das iſt, weiß Gott! der einzige rechte Weg; und wenn man ſchon der Oberkeit und den Geiſtlichen für alles Gute, das man von ihnen hat, allen Dank ſchuldig iſt, ſo iſt doch wahr, es kann und wird in Ewigkeit in den Dörfern nicht beſſer gehen und ſtehen, bis die Nachbarn einander ſelber liebreich und gutmüthig an die Hand gehen.

Chriſtoph. Nun, wir wollen, will's Gott, das Unſere thun.

Jooſt. Segne Gott euch euer Vorhaben!

Elſe. Es macht einem in der Welt gewiß nichts ſo wohl, als dieſes.

Jooſt. Und je mehr ihr's thun werdet, je mehr werdet ihr finden, wie leicht es auf dem Land iſt, der Armuth zu helfen.

Elſe. Iſt es in den Städten mit der Armuth viel anders?

Jooſt. Ja, Elſe! der Unterſchied iſt auf eine Gattung unglaublich, auf dem Land iſt alles gar einfach, und an der Thüre, was man haben muß; aber in den Städten iſt alles gekünſtelt, und ab der Hand, ſelber das, was Brod giebt, und was man da unumgänglich haben muß, iſt oft ſo ungewiß, und unſicher, und hängt von ſo tauſenderley Umſtänden ab, und fodert ſo viel, daß einem ſchauern möchte ob dem Stadtleben, wenn man nicht auf die oder dieſe Weiſe wohl mit Geld hinterſetzt iſt. Denn je künſtlicher dir dein Brod kommt, und je mehr du nöthig haſt, deſto leichter kannſt du arm werden, und deſto ſchwieriger haſt du, dir wieder zu helfen. Auf dem Land erſtreitet man mit muthigem Harren und Einſchränken leicht wieder das Nöthige, um ruhig zu leben; aber in der Stadt, wenn du einmal in Unordnung biſt, helf dann Gott, was für hundert Künſte es braucht, wieder auf ein halbes Bein zu kommen. Doch muß ich das auch wieder ſagen, daß die Armuth in Stadt und Land dieſes wieder gleich hat, daß hie und da die Noth ſelber das iſt, was den meiſten Leuten wieder auf die Beine hilft.

Chriſtoph. Wie kommt das?

Jooſt. Ha! das kommt ſo, weil die Noth keine Complimente mit unſern Fehlern macht. Steckſt du recht darinn, ſo magſt du es lang probieren, dir tauſenderley

Entſchuldigungen über deine Fehler verzulügen, du wirſt bald merken, daß dir das nichts hilft, und daß du mit Kopf und Händen da angreifen mußt, wo dich die Noth drückt; das alles aber lernſt du gewiß nicht ſo, wenn du nicht in der Noth biſt; darum wirſt du auch immer finden, daß wer viel in Noth, und Sorgen war, gemeiniglich mehr iſt, mehr kann, und mehr wird, als die guten Hanſen ohne Sorgen.

Elſe. Das iſt ſo wahr, und nicht wahr. Die Noth kann einen eben ſo leicht abſchwächen als ſtark machen, und wenn's zu hart gehet, ſo kann's im Menſchen brechen, wie die Saiten im Bogen, die du zu hart ſpannſt. Einer mag viel tragen, der andere wenig; oft ſinkt einer nieder, und ſtehet nicht mehr auf, unter einer Bürde, die ein anderer wie nichts trägt.

Jooſt. Es iſt wahr; aber doch muß man auch ſagen: es iſt das völlige Verſinken in der Noth auch ſelten, auſſer bey Leuten, die ſo erzogen ſind, oder ſo leben, als wenn ſie ſich juſt einrichteten, zum nichts tragen, und nichts überwinden mögen; und dann ſind ſie in Gottes Namen ſelber ſchuld, daß ſie mit allem, ſo wenig es iſt, dennoch ſo geſchwind überladen ſind. Indeſſen aber kann man es nicht genug ſagen, wie gut es dem Menſchen iſt, wenn er, beſonders in der Jugend, nicht alles hat, was er will, ſondern feſt und ſteif dazu gezogen wird, ſich in tauſenderley Sachen oft viel zu überwinden.

Elſe. Das iſt gewiß gut; aber die Vorſehung hat auch auf tauſenderley Arten dafür geſorgt, daß jedermann auf Gottes Boden, der Reiche nicht weniger, als der

Arme, ſich täglich bey einer Menge Sachen zu überwinden hat.

Jooſt. Es iſt aber doch ein Unterſchied, in dem, wo ſich der Arme, und in dem, wo ſich der Reiche zu überwinden hat; könnteſt du mir ihn ſagen, Friz?

Friz. Ha — der Reiche hat einmal auch Eſſen und Trinken, und Kleider, und muß ſich alſo nur ob Sachen überwinden, die er ohne Schaden mangeln kann. Der Arme hingegen muß ſich oft ob Sachen überwinden, die er ſo nothwendig hat, als Schuh und Brod?

Jooſt. Weſſen Ueberwinden braucht alſo mehr Stärke?

Friz. Des Armen ſeines —!

Jooſt. Thut aber dem Reichen ſein Ueberwinden nicht eben ſo weh als dem Armen ſeines.

Friz. Wohl freylich, Jooſt! der arme Leuppi gehet dir eine ganze Nacht durch über Berg und Thal um einen Gulden, iſt keinen Mund voll, bis er wieder heimkommt, und freuet ſich wie ein König, wenn du ihm dann den Lohn giebſt; hingegen, weißt noch, wie wir uns faſt zu Tode lachten, da du uns vor 14 Tagen erzählt, daß des Meyers feißter Joggeli die hellen Thränen geweint, da der Dokter ihm das Schweinenfleiſch verboten? Alſo magſt du wohl ſagen, das Ueberwinden thue dem Armen gar nicht ſo weh wie dem Reichen.

Jooſt. Nun denke ich, Friz, könneſt du auch errathen, welchen Kindern es beſſer gehe, denen, die ſich in der Jugend viel und oft überwinden müſſen, oder denen, die alles haben, was ſie wollen.

Fritz. Gewiß denen, die nicht alles haben, was ſie wollen. In der Schule ſelber ſind die, ſo immer alle Säcke voll Eßwaaren und ſelber noch Geld haben, und thun, und kaufen können, was ſie wollen, immer die ungeſchickteſten, unanſtelligſten, und häſſigſten; ſie kommen mit den andern nie recht fort; und wenn du meynſt, wie gut ſie mit dir ſind, ſo haben ſie dir, im Augenblick den Narren im Kopf und etwas wider dich, ohne daß du auf aller Welt wiſſen magſt, warum.

Jooſt. Merkſt alſo, Fritz, daß es dir wohl bekommen mag, daß ich dich am Morgen mit der lieben Sonne zum Bett hinaustreibe.

Fritz. Ae — Gottsnamen aufgeſtanden. —

Jooſt. Mern am Morgen iſt es luſtig; Fritz! es gilt dir am Zwey — aber jetzt möchte ich noch eins von dir wiſſen: Was dünkt dich, iſt es alſo ein Unglück, daß ſo viel Leute in der Welt ſind, die nicht alles haben, was ſie wollen? —

Fritz. Nein, gewiß nicht. —

Jooſt. Aber, warum meynſt dann, daß man den Armen helfen und rathen müſſe, wenn das Ueberwinden ihnen ſo gut iſt, und die Noth ſelber das iſt, was ihnen am vorzüglichſten wieder auf die Füße hilft. —

Fritz. Ja Jooſt — das iſt ſo! es iſt in unſerm Herzen, und man kann nicht glücklich und ruhig ſeyn, wenn man's nicht thut, und dann macht Rath und Handbiethung nur, daß der Arme nicht unterliegt, es enthebt ihn der Mühe und Arbeit, der Ueberwindung, zu welcher ihn die Noth auffordert, bey weitem nicht und ſoll ihn derſelben elbem auch nicht entheben, ſondern macht nur und ſoll nur machen, daß er den Muth und die Kräfte behält, die ihm in ſeinen Umſtänden nothwendig, um ſich ſelber wieder auf die Füße zu helfen.

Jooſt. Du haſt recht, Fritz! und begreifeſt ganz, was man durch Allmoſen dem Armen eigentlich thun kann, und ſoll; man muß ihm nämlich dahin helfen, daß er ſeinen Muth nicht verliere, mit allen Kräften zu trachten, um ſich wieder aufzuhelfen, die Gabe, mit der man den Armen nachläßig und träge machet, daß er ſo zu ſagen in ſeinem Miſt verfaulet, iſt nicht nur kein Allmoſen für ihn, ſondern hindert ihn wahrlich, ſelber wieder zu Kräften zu kommen — aber b'hüt mich Gott, daß du mich nicht von Kranken, Unvermögenden verſteheſt — die muß man pflegen, bis ſie von uns ſcheiden, ohne einige Rückſicht auf etwas anders, ſo gut man kann und mag — aber dem geſunden, vermögenden Armen, der bey ſeinen Leibs- und Seelenkräften iſt, muß man nur die Hand bieten, um ihn aus dem Schlamm und Koth, darinn er ſteckt, herauszuziehen, aber bey weitem nicht, ihm Brod und Fleiſch, und Rock und Mantel, mitten in ſeinen Koth hineintragen, damit er ſich da gedulden, und ordentlich bleiben möge, wo er iſt. —

Elſe. Das, was du geſagt, iſt ſicher wahr, Jooſt; aber um alles zu ſagen, muſt du noch beyfügen das, was den Menſchen in Noth und Elend am beſten Kraft und Stärke giebt, oder dasjenige, wovon der Arme immer die weſentlichſte Hülfe erhält, iſt der Glaube, daß Gott im

Himmel Noth und Elend leite, wie Glück und Freude und ſicher helfe, wenns Zeit iſt.

Chriſtoph. Das iſt wahr.

Jooſt. Und auch das iſt wahr, daß alles andere, was Menſchen für die Armen thun, leider Gott erbarm, eben wenig iſt. —

Chriſtoph. Das, was Arner thut, war auf eine Art nicht wenig. —

Jooſt. Auf eine Art wohl — aber es ſind eben wenig Arner in der Welt. —

Elſe. Ja: ſo wehe es einem thut, ſo muß man's ſagen, ſo ganz mit Kopf und Herzen bey ihren Herrſchaftleuten ſind gewiß wenig Herren; aber der kennt ihre Ordnung und ihr Weſen, ſo gut als unſer einer das A. B. C.

Jooſt. Und ſo gut als viele andere Herren das Links- und Rechtsum, und Jägerſtände. —

Elſe. Du biſt boshaft, Jooſt. —

Jooſt. Das eben nicht; aber es iſt vergebens, es kann nicht anderſt ſeyn, als daß einem alten Baurenknecht das Herz ein wenig klopfen, und allerley in Sinn kommen müſſe, wenn er von einem Junker höret, der weiſ wie man wohl Sand gräbt, wie man Leute und Vie ſchonet, wie man wohl bauet, wie man Arbeiter ausleſen und armen Leuten helfen muß.

Elſe. Du haſt recht, Jooſt, ich bin kein alter Bau renknecht — aber es iſt mir doch wie dir, man kann nicht anderſt machen, es muß einem bey dieſem Junk allerhand in Sinn kommen. Er wartet ſeinem Volk a wie ein gemeiner Menſch ſeinem Handwerk; und es ja faſt nicht zu begreifen, wie er ſo gar den Junker von Oberhofen hat ſtehen laſſen können, bis er mit dem Maurer fertig war.

Jooſt. Das hätte einmal kein Bürger aus dem Städtlein Rätſcherloch gethan, denn da hat ein Bauer von Glück zu ſagen, wenn er im zehentenmal endlich Antwort krieget, nachdem er neunmal umſonſt kam. Ich zinſete auch einmal in dieſes Loch; und habe mich alle Jahre faſt zu Tode laufen müſſen, bis man mir meine 3 Gulden abgenommen; bald hatte der Herr nicht Zeit wegen dem Spielen, bald wegen dem Eſſen, bald wegen dem Caffee, bald weil er Beſuch hatte, einmal mußte ich gar wegen einem Jagdhunde warten, den er kaufen wollte, und doch darf kein Bürger vom Rätſcherloch mit einem Jagdhunde zum Thor hinaus, ohne zu gefahren, daß man ihn ihm niederſchieße.

Elſe. Du biſt böſe, Jooſt — über die Herren im Rätſcherloch, du mußt es ihnen verzeihen, man kann es ſich ſo angewöhnen, es nicht zu achten, daß man den Leuten Mühe machet, daß einem zuletzt nur der Sinn nicht mehr dran kommt, daß man Unrecht thut.

Jooſt. Es iſt wahr, es giebt ſolche Herren in dieſem Loch, die ſo wenig dabey denken, wenn ſie einem ſagen; „komme morgen wieder," als wenn ſie eine Priſe Taback nehmen.

Chriſtoph. Behüte mir Gott meinen lieben Arner! der bey allem, was er ſeinen Bauern ſagte, auch etwas dachte. —

Elſe. Hausmeiſter — Hausmeiſter — will des Jooſts böſe Laune dich auch anwandern?

Chriſtoph. Was weiß ich, Elſe, es kommen einem Sachen in Sinn ob dem, ſo er da ſagt, woran man ſonſ in ſeinem Leben nie dachte; aber ich denke, damit mic nicht noch mehr böſe Erinnerungen anwandeln, ſo ſey e am beſten, wir gehen bald ſchlafen. Und, Fritz, du wiederholeſt uns, was das alles war, was wir ſagten!

Fritz. Die Art, wie der Junker mit dem gute Lienhard umgieng, um im erſten Augenblick ſein Zutrauen zu gewinnen, zeigt mir, daß man mit ſchwachen, gutmüthigen Leuten, wenn man ſie zu ſich ſelber bringen un beſſern will, nicht mit Vorwürfen und eiteln Predigen anfangen, ſondern auch ihrer Fehler halber ſchonend mit ihnen reden, und ſelber einem Säufer ein Glas Wein vorſtellen und ihm zureden darf, es ohne Scheu und Furch anzunehmen und zu genieſſen.

Chriſtoph. Was weiter!

Fritz. Daß Arner es wohl verſtanden, auch den frechſten und feinſten Blutſaugern auf den Dörfern Zaum und Gebiß auf eine Weiſe in den Mund zu legen, wie es viele gute Herren gewiß auch gerne thäten, aber nicht können, weil die Art und Weiſe, wie es mit Erfolg geſchehen könnte und ſollte, gleichſam auſſer Curs und Uebung geſetzt iſt.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß je gröſſer ein Thier iſt, das die kleinen frißt, deſto mehr ſollten dieſe ſich hüten, ſeine Thürſchwelle oder vielmehr die Höhle, darinn er auf ſeinen Raub lauert, zu betreten.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß es dem Mäurer wohlbekommen, daß er bey allem ſeinem Lumpenleben doch nicht vergeſſen, was der vorhabende Bau koſten möge. Es ſcheint, er habe einen brävern Meiſter gehabt, als er einer war.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß die Noth ein guter Lehrmeiſter ſey!

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß arme Stadtleute in der Noth weit übler daran ſeyen, als arme Landleute.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß die Geiſtlichen und die Oberkeiten mehr ſtudieren ſollten, was die Berufsarten und Umſtände der gemeinen Leute Entſchuldigendes für ihre Fehler mit ſich führen.

Chriſtoph. Weiter —?

Fritz. Daß es ohne dieſe Kenntniß äuſſerſt ſchwer ſey, die Menſchen zu regieren, und daß überhaupt das Regieren eine ſchwere Kunſt ſey.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß die Kunſt, die Menſchen nach vielen Richtungen in Tabellen zu reihen, zu reihen und zu ordnen, eben noch nicht die Kunſt ſey, ſie zu regieren, und das gerade darum, weil das Wetter ſelten eintrifft, wie es im Kalender eingeſchrieben iſt.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß es ein großer Vortheil iſt, wenn man das Thier, dem man viel aufladen will, auch wohl kennt.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß die Volkswohlthätigkeit, wenn ſie geſegnet ſeyn ſoll, aus dem Volksherzen ſelbſt hervorgehn, und weſentlich mit Thränen der Theilnahme und des Mitleidens begleitet ſeyn müſſe.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß es den Leuten übel bekommt, wenn ſie nicht von Jugend auf mit Ernſt dazu gehalten werden, ſich zu überwinden und anzugreifen.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß wer in der Welt alles hat, was er will, leicht ein Narr und ein Schalk werden kann.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß die Herren von Rütſcherloch ſo unverſchämte Leute ſeyen und die Bauern wie Narren im Feld herumſpringen, und ſich dieſes Narrenweſen ſo angewöhnt haben, daß ſie nicht einmal fühlen, daß es unrecht iſt.

Chriſtoph. Weißt du nicht auch etwas, das dich ſelber angehn möchte?

Fritz. Ja freylich, daß ich morgen früh ſchon um 2 Uhr in den Stall muß, die Stiere zu füttern, mit denen man zu Acker fahren will.

Siebenzehnte Abendſtunde.

Inhalt.

Von vornehmen Bauernweibern; von gemeinen Bauernweibern.

Von verbiſſenen Mäulern. — Verdrehten Augen. — Hirnwüthigen Ochſen. — Neidigen Menſchen. — Mageren Knochen. — Spitzigen Naſen. — Abgemalten Katzen. — Von Ehrentiteln. — Titelnarren. — Amtsnarren.

Vom Complimentmachen. — Vom Papierauflesen. — Thürenbeſchließen. — Vom Kitzlichtſeyn und nicht Kitzlichtſeyn.

Vom Zuſitzen, und Mithalten. — Von einem Eſſen. — Von einem Faß Wein. — Von Geſchenken. — Vom Muth, und Brod. — Von der Niedergeſchlagenheit und Hunger. — Von ehrenfeſtem und von zerlumpetem Volk. — Von Leuten ohne Schuh und Strümpf. — Von einem entlehnten Rock. — Und von einer geſtohlnen Kappe. —

Jetzt zeigen ſich ſogar auch Weiber, denen die einträglichen Aemter, und eine groſſe Ehrenverwandtſchaft nicht gar wohl thut, ſagte Chriſtoph, als er den 14 Abſchnitt unſers Buchs geleſen. —

Elſe antwortete: Ja einmal, das Weibl da im Buche würde kaum mit einem ſo verdrehten Kopf zum Vorſchein kommen, wenn es nicht des Sigriſten Frau, und des Vogts Baaſe wäre. —

Chriſtoph. Es wäre ja nicht recht — wenn Aemter und Poſten den Männern allein einen Sporn zu viel in Kopf brächten. —

Jooſt. Sorg dafür nicht — dieſer Sporn kommt vollends ſo ſtark in den Weiberkopf, als du ihn je unter einem Hut hervorguckend antreffen wirſt. So ein recht verbiſſenes Sigriſten- und Vorgeſetzten Weib kann dir eine halbe Stunde zwiſchen den Zähnen käuen, ehe ſie etwas herausſagt, und die Augen drehen, daß du meynen möchteſt, es wäre eine ganz andere Gattung Hirn dahinter, als bey gemeinen Leuten.

Elſe. Aber man würde hierinn, denk ich, ſich wohl betrogen finden?

Jooſt. Nein doch. —

Elſe. Wie ſo?

Jooſt. Es zeigt ſich wirklich, daß bey ihnen eine andere Gattung Hirn im Kopf ſtecke als bey andern Leuten — aber eine gar viel ſchlechtere, einmal ich ſchließe ſo: denn wenn ich auf dem Markt eine Kuh oder Ochſen ſehe, der ſeine Augen hart und ſteif, und ganz anders ſtellt, als das andere Vieh, ſo denk ich gleich, da iſt verſchoſſenes Waſſer im Kopf, und bin, wie ſicher, daß das Thier leicht hirnwüthig wird, und ſo iſts mir auch bey'n Menſchen, wenn ich ſie Mund und Augen verdrehen, und ſelbige ganz anders tragen ſehe, als die gemeinen Leute, ſo denke ich immer, ſie haben auch ſo etwas im Kopf, das wie das verſchoſſene Waſſer beym Vieh iſt und wirkt. —

Chriſtoph. Und der Neid bringt dann wahrlich noch gar gerne ſo verſchoſſenes Waſſer ſolchen Leuten in den Kopf.

Elſe. Es dünkt mich immer unbegreiſlich, wie ſo viele Menſchen neidig ſeyn können, da der Neid ſie doch ſo ſichtbar verderbt und plagt.

Jooſt. Mit Fleiß wird dir niemand neidig; aber wenn man ſonſt viel Laſter hat, ſo iſts oft, wie wenn man den Neid zum Lohn für die andern ſich noch oben darauf aufladen müſſe — und man ladet ſich mehrentheils noch recht ſchwer damit auf.

Elſe. Einmal unſere Schnabelgrithe hat ſich ſchwer aufgeladen.

Chriſtoph. So eine Tröpfinn möchte einen dauren, wenn ſie nur nicht auch andern Leuten das Gift in den Leib jagen wollte, das ihr am Herzen nagt. —

Jooſt. Du mußt uns erzählen, Elſe, wie dergleichen Leute das machen, du kannſt es, deine Jungfer Baaſ, Gott hab ſie ſelig, hat dich darüber in der Schul gehabt. —

Elſe. In der Schul hat ſie mich tüchtig gehabt, das iſt wahr; aber es wird lang gehen, Jooſt, bis du mich dazu bringſt, daß ich viel davon erzähle.

Jooſt. Nun — etwas ſo ſchlimmes, als wir da haben, könnteſt du wohl nicht bringen, wenn du auch wollteſt — wenn ich Mäurer geweſen wäre, und das Weib meiner Frau ohne alle Urſache dazu ſo bittere und empfindliche Vorwürfe gemacht und Sticheleyen angebracht hätte, wie das Wort: „Du wirſt noch Frau Untervögtin „werden und dein Mann Herr Untervogt“ — ſo hätte es mir leicht kommen können, daß ich ihr meine flache Hand ſo vors Maul gegeben hätte, daß ſie mit ein paar Zähnen weniger zum Haus hinausgegangen wäre, als ſie hineingebracht hat.

Chriſtoph. Das wäre doch etwas zu viel.

Jooſt. Nun ich meyne es einmal nicht, der Mäurer war ein Narr, wenn er glaubte, er könne ſie mit ſeiner Gutmüthigkeit dahin bringen, ihr Unrecht zu empfinden! — der Neidiſche empfindet nichts als ſich ſelber, und hat weder Mitleiden, noch Verſtand. Siehe, Meiſter, da, den Hund, er hat dir vor acht Tagen dein Morgen- und Mittagbrod im Wald gefreſſen, und du hatteſt den ganzen Tag nichts, und kameſt Abends nüchtern wieder heim, und doch konnteſt du dem guten Hund kein böſes Wort geben, als er dir geduldig und demüthig entgegen gekrochen. — Aber ein Neidiger, wenns ihm nur träumt, daß jemand von ſeinem Brod eſſen wolle, jukt dir im Schlaf zuſammen, und erwachet mit einem Herzklopfen, wie wenn ihn die ſchwarzen Huſaren jagten!

Chriſtoph. Der Neid macht einen die Sache gar wunderlich anſehen. —

Elſe. Ich kann mir jetzt das Menſch im Buch leibhaftig vorſtellen, wie es, da der Herr Untervogt ihm den Bericht von den Zeduln, und den Taglöhnern gebracht, zuerſt Maul und Augen aufgeſperrt, und dann auf die Zähne gebiſſen, geſchnaubet, geheult, geſcholten, geklagt — dann plötzlich aufgeſtanden, die magern Knochen auf den Tiſch geſchlagen, das linke Aug zugedrückt, und geſprochen: Weils der Teufel jetzt ſo iſt, ſo will ich dem Bettelhund, dem Mäurer, doch auch noch meine Meinung darüber ſagen, und zwar wie's mir ums Herz iſt.

Jooſt. Dein Bild von ihr iſt gräßlich.

Chriſtoph. Es kann nicht anders ſeyn, ihr Benehmen iſt gräßlich. Das Menſch bildete ſich in ſeinem Sigriſten- und Untervogtshochmuth beynahe ein, der Junker ſollte alle armen Leute im Dorf hungern laſſen, damit ein paar Müſſiggänger ihrer lieben Verwandtſchaft Jahr und Tag an der Kirchenmauer herumpfläſterlen, um für ihre Kinder, die Brod genug haben, Sparhafen-Geld zuſammenzulegen.

Jooſt. Das Benehmen dieſer Grite iſt ein Weiberſtückchen, wie man doch nicht bald ein Männerſtückchen finden wird.

Elſe. Poch' nicht ſo laut, Jooſt! ich meyne, es werde in dieſem Buche auch noch Männerſtückchen geben, die dieſem Weiberſtückchen gleich ſind.

Chriſtoph. Ich will jetzt den 15ten Abſchnitt leſen, und wir wollen ſehen, was es gebe.

Elſe. Lies doch gleich jetzt.

Chriſtoph las ihn und Elſe ſagte ſchon bey den erſten Zeilen, in denen der Vogt ſo über den Schreiber loszieht: daß doch dergleichen Schelmen bey aller ihrer Niederträchtigkeit oft noch ſo ſtolz ſeyn dürfen.

Chriſtoph erwiederte: das iſt natürlich, ſie wiſſen es. Der Stolz macht das Schelmenhandwerk vielſeitig einträglich und ehrenhaft.

Jooſt. Das iſt ſicher. Lauf', ſo weit du in der Welt willſt, ſo wirſt du allenthalben finden, ein Schelm, der nicht ſtolz iſt, ſinkt gar leicht zum armen, verachteten Schelmen hinab, indeſſen, daß einer, der ſtolz iſt, es gar leicht dahin bringt, als ein gefürchtetes und geehrtes Thier im Land dazuſtehen und machen kann, daß man in dem

Grad mehr von ſeinem Stolz redet, als man von ſeinen Schelmereyen ſchweigt und ſchweigen muß.

Elſe. Aber, daß eben „ehrbar, beſcheiden und getreu“ die Titel geweſen, die ihm ſtark am Herzen gelegen, das hätte ich doch nicht geglaubt.

Jooſt. Ehrbar, Beſcheiden und Getreu auf dem Titel, heißt bey ſolchen Leuten kein Haar mehr, als Braun und Blau auf dem Mantel. — Du kannſt ſicher ſeyn, dergleichen Burſche würden ſich, wenn man ſie im Ernſt für ehrbar, beſcheiden, und getreu hielte, bey ihres gleichen in die Seele hinein ſchämen; aber der Titel, glauben ſie, gehöre zum Amt, wie die Fronfaſtengelder, die Vogtsgarben, und die Mahlzeiten, und wollen ihn darum auch haben. Es ſind zwar hierüber nicht mehr alle Erbherren unbedingt ihrer Meynung, ſondern es giebt jetzo bald hie und da einen, der ihnen auch ſogar auf den Briefen im Titel zeiget, was er von ihrer Treu und Ehrbarkeit halte.

Chriſtoph. Es dünkt mich, die Titel überhaupt verderben die Bauern, die zu Aemtern kommen, gar ſehr.

Jooſt. Ich glaube hingegen, die Aemter, und nicht die Titel verderben ſie, und hängen ihnen, nebſt andern Krankheiten, auch die Titelſucht an. —

Chriſtoph. Einmal iſts, wie anſteckend, wenn heute das Amt da iſt, ſo kommt morgen gewiß die Amtsmiene und Titelſucht nach, und dann werden dir die Leute innerhalb Jahr und Tag, wie ein umgekehrter Handſchuh, und verlieren alle Art, Gattung, und Manier mit den Leuten auch wie vor und ehe, und wie andere Leute umzugehen, und hundertmal erlebt man's, daß ein Bauer, der um der Vorzüge ſeines Herzens und ſeines Verſtandes willen ein Amt kriegt, dieſe Vorzüge auf beyden Seiten zu verlieren anfangt, ſo bald er das Amt hat.

Elſe. Wenn's ſo iſt, ſo darf ich dann doch wohl ſagen: behüte dich Gott von dem Geluſt nach irgend einem Amt.

Chriſtoph. Dafür hat es keine Noth; ich bin zu träge für dieſen Geluſt. Aber du haſt doch recht, jeder junge und eitle Mann ſollte, wenn er im Vater Unſer bethet: „führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe „uns vom Böſen" an die Aemtergelüſte denken und an die Uebel, zu denen dieſer Geluſt den Menſchen hinführen kann.

Jooſt. Das Uebel iſt, die Aemter nähren den Stolz, der den Menſchen ſo lieb iſt, und tragen viel ein, und wenige ſind, die in dieſen Verſuchungen an den Spruch denen: „wenn du die ganze Welt gewönneſt, litteſt aber „Schaden an deiner Seele, was würdeſt du zum Gegen„werth deiner Seele geben?"

Chriſtoph. Solchen Vögten und ihresgleichen macht dieſer Gegenwerth nicht bang. Es rührt ſie nichts, als was ihrem Stolz, ihrer Selbſtſucht, und ihrem Geiz in en Weg kommt.

Aber das rührt ſie denn auch ſchrecklich.

Elſe. Es iſt wahr, es iſt ſchrecklich, wie er über en gepuderten Bettelbuben, den neuen Schreiber herährt.

Jooſt. Das hätte er über den alten Schreiber nicht hun dürfen. Dieſer hatte es mit ihm wie der Zeigefinger mit dem Daumen. Wo es immer etwas zu greifen, zu haſchen und zu faſſen gab, da war er am nächſten dabey.

Chriſtoph. Darum iſt, denke ich, der Fall auch ſelten, daß ein Vogt, wie der Hummel über einen Handlanger in der Kanzley, wie der neue Schreiber einer iſt, ein böſes Wort fallen läßt.

Jooſt. Du haſt mehr als recht. Es iſt zum Lachen, wie ſolche Herren, wenn jemand um den Weg iſt, einander Complimente ſchneiden. Ich erinnere mich in meinem Leben, wie ich einmal mit mehrern Nachbarn in der Kanzley war und eben eine Kanzleyſchrift zwiſchen dem Schreiber und dem Untervogt auf den Boden fiel, man kann ſich's nicht vorſtellen, wie ſich beyde Herren beeiferten, und einer geſchwinder als der andere mit der Hand am Boden ſeyn wollte, um das Papier aufzuleſen. Sie fielen vor Eifer beynahe beyde auf die Naſe. Der Vogt war berauſcht und der Schreiber hatte das Podagra.

Chriſtoph. Es iſt allgemein bekannt, daß Dorfvögte, wie dieſer, und ſchlechte Handlanger in der Schreibſtube immer gute Freunde ſind.

Jooſt. Und überhaupt, wenn Bauernvorgeſetzte einander haſſen, ſo thun ſie dieß nicht, wie andere Leute, die zürnen, ſondern ſind gar höflich; und es muß dem Vogt ganz beſonders warm unter dem Bruſttuch geweſen ſeyn, daß er vor dem Harſchier ſich nicht hinterhalten, über einen ſeiner Mitknechte ſo herauszufahren. Denn die Unteroffizier ertragen gemeiniglich gar viel von einander, und ſind, wenns niemand ſiehet, unter ſich ſelber über die Ehre gar nicht kizlicht.

Chriſtoph. Und wenn ihnen etwan ein Wort am unrechten Ort wider einander entfährt, ſo machen ſie es dann eben, wie hier der Vogt, und wagen ein Glas Wein, oder ſo was dran, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, und ſie finden leider, faſt allenthalben ſo gute Harſchier, die dann das kurze Gewehr in eine Ecke ſtellen, ſich eines belieben laſſen, und ſchweigen. —

Jooſt. Aber ſo gute Harſchiers, die in ſolchen Fällen ſich im Augenblick zuſetzen, und mithalten, wo ſie weglaufen, und ihren Unwillen zeigen ſollten, ſind gewiß ein großes Uebel im Land.

Chriſtoph. Es iſt ein Greuel, wie dergleichen Lumpengeſindel von ſchlechten Harſchierren und Spionen mit dem Eid, den ſie ihren Oberbehörden ſchwören, treiben.

Jooſt. Es iſt gewiß, daß das Zuſetzen und Mithalten von jedem Glas Wein, das man ſolchen Leuten anbietet, das iſt, was der Hummel und Blutſauger im Lande am meiſten pflanzt.

Chriſtoph. Auch würde ich jeden ſolchen Buben bey der erſten Gelegenheit, die mir gegeben wird, infamiren.

Jooſt. Und die andern, die daran Theil nehmen, was wirſt du dieſen thun?

Chriſtoph. Ich würde ſie ſicher, wie die erſten, infam machen.

Jooſt. Du wäreſt gar zu freigebig mit deinem Infammachen, und würdeſt damit bald dahin kommen, halbe Dörfer infam machen zu müſſen. Ich würde das anders angreifen.

Ich würde dem Uebel ſolcher Meineide an der Wurzel abzuhelfen ſuchen.

Chriſtoph. Wie würdeſt du das machen?

Jooſt. Ich würde der Amtehre und dem Amtsgewalt ſo ziemlich ihre zu großen Flügel ſelber beſchneiden, und alles thun, was ich könnte, daß die Vögte, Weibel und dergleichen Volk, um des Eides willen, den Kopf zwiſchen andern Ehrenleuten im Dorf nicht zu hoch tragen durfte, und die Sachen ſo einrichten, daß dergleichen Hummel vor den wirklichen Ehrenleuten und verdienſtvollen, geachteten Männern im Dorf, und nicht die letzten vor den erſten Scheu und Furcht haben mußten.

Chriſtoph. Ho! Ho! da hätteſt du eine Arbeit, mit der du in deinem Leben gewiß nicht fertig werden würdeſt.

Jooſt. Das iſt wahr und ich fühle ſelbſt, daß ſo lange Landvögte und Edelleute jeden ſchlechten Kerl im Land, der Mittel gefunden, per fas und ne fas ihre Gunſt zu erſchleichen, ohne Rückſicht auf das öffentliche und beſtimmte Urtheil des ganzen Dorfs zum Vorgeſetzten machen und an eine Stelle ſetzen können, daß ſein Frechheitswort und ſeine Frechheitslügen, bey dem Perſonale der obern Behörden mehr gelten und mehr Einfluß haben, als die ſtille Wahrheit aller wirklichen Ehrenleute im Lande, da hätte ich freylich viel zu thun, den erſten die Flügel zu beſchneiden und den andern ſie wachſen zu machen. Indeſſen iſt der Hummeln aller Art für ihre Blutſaugereyen Thüre und Thor aufgethan, ſo lange die öffentliche Meynung aller wirklichen Ehrenleute im Land gegen die Amts-

ehre

ehre und die Anmaßungen ſchlechter, lügenhafter und intriganter Vorgeſetzten kein Gegengewicht hat.

Chriſtoph. Unſere Zeiten werden diesfalls immer ſchlechter. Die Anmaßungen der Dienſt- und Amtsehre ſind wie ein Wurm, der der wahren Ehre und der ſegensvollen Ehrenfeſtigkeit, die ehemals auch in den niedern Ständen ſo feſte Wurzeln hatte, am Herzen nagt, und ihr den Tod droht, wo ſie nicht ſchon wirklich ausgeſtorben.

Jooſt. Dieſe übertriebenen Folgen der Amtsehre und des Amtvertrauens auf den Dörfern iſt die eigentliche und erſte Urſache, warum das Geſindelleben in unſerer Mitte ſo allgemein geworden, und immer noch mehr wird. Die Dorfhummel haben in ihrem Ausſaugen des Volks keinen Widerſtand mehr in der öffentlichen Meynung, und wo das ſo iſt, greifen alle Laſter entſetzlich um ſich. Wo das Volk ohne ſicheres Hausglück iſt, da iſt es auch ohne Muth zu allem Guten, und bald ohne Mittel, ſich ſelber zu helfen.

Dieſe Anſicht ſchien allen wichtig, und Jooſt fuhr fort: Sicherheit von Haus und Brod iſt das vorzüglichſte Mittel, die Menſchen in der Welt allgemein brav zu machen. Mit der Sicherheit im Erwerb, im Verdienſt und in der Arbeit pflanzeſt du im Volk Tugenden, die mit der Unſicherheit im Verdienſt nirgends ſtatt finden. „Nimmſt du dem Volk Sicherheit ſeines Hauſes und ſeines Brodes, ſo mußt du es zu Engeln machen oder du haſt Schelmen um dich her" ſagte einſt mein alter Meiſter zu ſeinem Erbherrn. Ich verſtand den guten Alten damals nicht; aber die Erfahrung hat mirs erklärt! das zerlumpte Volk im Land iſt allenthalben Schelmen- und Diebsgeſindel, und von Dörfern, wo Mann und Weib auf Ehrenfeſtigkeit halten, kommt ſelten jemand ins Zuchthaus; aber hingegen giebts ganze Truppen voll von den Oertern, wo es ſchwer iſt zu hauſen, und der Mann, der fleißig und brav iſt, ſich des Hungers und Mangels doch faſt nicht erwehren kann; und eben ſo wirſt du auch finden, daß die reichſten und fetteſten Hummeln an denen Orten wohnen, wo viele Leute betteln.

Chriſtoph. Ich begreife jezt den Zuſammenhang des Verluſts der Landesehrenfeſtigkeit mit dem Fettwerden der Hummel, und das Fettwerden der Hummel, beydes, mit dem Wachsthum des Geſindellebens im Dorf und mit dem Wachsthum der Amtsehre, die die Landesehre und Landesehrenfeſtigkeit, wie Faraos magere Kühe die fetten, auch unter dem Strohdach auffrißt.

Jooſt. Das Unglück iſt groß, je höher unſere Zeitmenſchen in der Amtsehre ſtehen, deſto mehr entfernen ſie ſich von allem dem, was ihnen die Augen über die Folgen, die dieſer Conflict der Amtsehre mit der Landesehrenfeſtigkeit in den mittlern und niedern Ständen allgemein hat und haben muß, öffnen könnte und öffnen ſollte.

Jezt miſchte ſich Elſe ins Geſpräch und ſagte: ich bin nur ein Weib, aber ich habe es ſelber gar oft erfahren, daß von den Wahrheiten, die ſo bey einem Glas Wein unterdrückt, und von den Frechheiten, die dabey durchge ſezt werden, hundert und hunderte nicht unterdrückt und nicht durchgeſezt werden könnten, wenn die alte Ehren feſtigkeit im Dorfe noch Statt fänden und die Vorgeſetzten ſich noch wie ehedem vor dem Urtheil ihrer gemeinen Mitlandleute ſcheuen müßten.

Jooſt. Es iſt wahr, jetzt ſcheuen ſich dergleichen Hummel vor der ganzen Gemeinde nicht mehr und können unter dieſen Umſtänden ihr Ausſaugeſyſtem ſo weit treiben als ſie nur immer wollen, und öffentlich noch ihr Geſpött mit denen haben, die ſie ausgezogen.

Jetzt ſtehen dem Chriſtoph Thränen in den Augen. Elſe ſieht es und fragt ihn: was fehlt dir, Lieber?

Chriſtoph. Ach, es kommt mir in Sinn, wie ich das ſelber erfahren. Du weißt ja, wie mir meine Mutter geſtorben und mein ſchöner Vetter, der Untervogt, Sackkalender, Hausbuch, und alle Schriften heim trug, und damit machte, was er wollte, da hatte ich eben auch kein Kleid, zum Ausgehen. Der gute Nachbar Martin ſelig lehnte mir eins, und mein Vetter ſpottete mich vor der Oberkeit aus, ob dem entlehnten Rock; ihr wißt, was er mir alles that; aber nichts that mir ſo weh, als das Ausſpotten ob dem Rock, den ich entlehnen mußte.

Elſe. Laß doch das einmal ruhen, mein Lieber!

Chriſtoph. Es kam mir jetzt auch einmal wieder in Sinn — es ſah ja dieſer Hummelarbeit ſo gleich, als ein Ey dem andern. —

Elſe. Es iſt deinem Vetter jetzt nicht ſo wohl, als uns — und wenn er uns etwas ſagen müßte, ſo denke ich, klopfete er auch nur geſchwind vor den Fenſtern, wie der Vogt beym Hübel-Rudi.

Chriſtoph. Das iſt ſicher.

Elſe. Fritz, ſiehe, was es iſt, ein böſes Gewiſſen zu haben. —

Fritz. Ich denke noch lange dran, Mutter, wie ich, du weißt wohl, dem Reuti Hans einſt ſeine Kappe verborgen, und da ſie ihm ein anderer hinter dem Holzſtoß geſtohlen; das Herz klopfte mir immer, und ich mußte ihn fliehen, wo ich ihn ſah. Ob er gleich nicht wußte, daß ich es war, ſo war mir doch nie wohl, bis ich es endlich dir ſagte und du mir da eine neue gabſt, die ich ihm bringen konnte.

Elſe. Es iſt brav, daß du noch daran denkeſt, wie lang iſt's jetzt ſeither?

Fritz. Es war in der Erndte, du weißt wohl, am Kräbhahnen; alles war luſtig, und ich wollte nur einen Spaß machen.

Jooſt. Es giebt böſe Leute in der Welt, Fritz; darum muß man ſich bey allem in Acht nehmen. Das Kappenverbergen war freylich nur Spaß, aber das nicht mehr Achtung darauf geben, war eine Liederlichkeit, die in einer Welt, wo es Schelmen giebt, nicht angeht.

Fritz. Ich habs erfahren. —

Chriſtoph. Fritz; es iſt ſpät; du mußt wiederholen, was dich das Wichtigſte dünkt.

Fritz. Daß Kühe und Ochſen, die Kopf und Augen gar ſteif und hart, und anders ſtellen, als anders Vieh, leicht hirnwüthig werden.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß Kopf und Herz auch beym Menſchen nicht in der Ordnung, wenn er Mund und Augen gar wunderlich verdrehet.

Elſe. Du mußt hinzuſetzen, auſſer er habs von Gichtern — aber fahr nur fort.

Fritz. Daß neidige Leute ſchwer tragen, aber auch andern gar ſchwer aufladen.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß der Jooſt auch einer Untervogtsbaaſe die Hand aufs Maul gäbe, wenn ſie es darnach machen würde.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß ein Neidiger ſogar im Schlaf zuſammenzukt, wenns ihm träumt, daß ſein Nachbar Brod iſt.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß es beſſer iſt, die Armen haben Brod, als die Untervogtsbaaſen und Sigriſtenweiber Sparhafengeld.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß Braun und Blau auf dem Amtsmantel eben ſo viel ſagen wolle als beſcheiden, ehrbar und treu.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß Bauern von Aemtern gemeiniglich wohl fett, aber ſelten brav werden.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß Unterbeamtete und Schreiber von der Hummelgattung, unter ſich, über die Ehre gar nicht litzlicht ſind.

Chriſtoph. Weiter.

Friz. Daß Sicherheit von Haus, Hof und Brod den Menſchen brav mache.

Chriſtoph. Und dann?

Friz. Daß wer nichts hat, gern liederlich wird.

Chriſtoph. Noch mehr. —

Friz. Daß dein Vetter dir unſerer Großmutter Sackkalender und Hausbuch genommen, und damit gemacht, was er hat wollen.

Chriſtoph. Weiter?

Friz. Daß er dir jezt auch nicht mehr über deine Hausſchwelle darf.

Chriſtoph. Und dann?

Friz. Daß ich mich auch vor dem Reutihans ſcheuen mußte, bis er wieder eine andere Kappe gehabt.

Die Achtzehnte Abendſtunde.

Inhalt.

Vom Sterben.
Von reifen Früchten an Bäumen.
Vom Trauren und Weinen.
Von Krankheiten und Schwachheiten.
Vom Genughaben und Sattwerden.
Von feinen Pflanzen.
Von rohem Boden. — Vom Gartenboden.
Vom Feuerheerd.
Von dem Meiſterſtück in der Erziehung.
Von dem Fundament in der Criminalgeſetzgebung.
Vom Lieben und Glauben.
Von Streichen und Schlägen.
Von der Einfalt und von den Erdäpfeln.
Vom Verkünſteln und vom Mäſten.
Von einem Heuchler, der krank war, und wieder geſund worden, und von einem böſen Vater.

Das iſt wohl ſeine Treue bis ins Grab bewieſen! ſagte Chriſtoph, als er den ſechszehnten Abſchnitt unſers Buchs geleſen, und hatte Thränen in den Augen; und Elſe antwortete: Vater, ſie hat ſo viel Stärke, die Frau, in allem, was ſie noch redet und thut! — und ſcheinet nur für ſich ſelber ſchwach, und für die Ihrigen voll Leben und Kraft!

Jooſt. Das Alter ſoll immer das geben, wenn man recht lebt, daß man im Hinſcheiden ſeiner ſelbſt, für andere noch ganz lebe, und voll Kräfte ſey.

Elſe. So freuet einen dann, das Alter und ſeine Schwachheiten anrücken zu ſehen.

Chriſtoph. Es ſoll nicht anders ſeyn. Wenn unſer Leben ſich neiget, ſo ſollen wir ſeyn, wie die Bäume des Herbſtes, voll reifer Früchte; die Unſern, die wir hinterlaſſen, ſollen dann Früchte vom Baum ſammeln, ſich in den Wintertagen ihrer Trauer über unſer Hinſcheiden zu laben, und zu erquicken.

Elſe (mit Thränen in den Augen). O mein Fritz! O mein Mareyli! einſt werden wir auch ſo ſcheiden, und wolle Gott, Kinder! daß ihr bey unſerm Sterbebett auch ſo reife Früchte findet, wenn ihr ob unſerm Hinſcheid trauret, und weinet!

Fritz und **Mareyli** nehmen beyde ihre Nastücher zum Sack hinaus, verhüllen ihr Antlitz, ſchluchzen und weinen. —

Elſe. Kinder! ihr müßt nicht ſo weinen, wenn wir vom Todbett reden; es muß alles ſterben; und es thut einem wohl, ihr Lieben! wenn man gern und freudig vom Tode redet.

Fritz. Aber, liebe Mutter! du biſt doch jetzt auch wieder ganz und recht geſund?

Elſe. Ja, Gottlob! mein Lieber! aber wenn man ſchon geſund iſt, ſo muß man doch an den Tod gedenken! Man kann ja ſo leicht wieder krank werden, mein Lieber! —

Mareyli. Du wirſt doch jetzt nicht gleich wieder krank, Mutter? —

Elſe. Wills Gott nicht, du Liebe! —

Mareyli. So rede uns jetzt noch nicht von deinem Todbett.

Fritz. Ae, bitte, liebe Mutter! du weiſſeſt wohl, wie angſt uns war.

Elſe. Ihr Lieben! ich werde ja davon nicht wieder krank, wenn ich ſchon vom Todbett rede — und wenn ich ſterben muß, ſo hilfts mir ja nicht, wenn ich ſchon nicht davon rede; und ihr Lieben! der Tod iſt kein Uebel. Sehet, wie freudig die Catherine davon redet, und wie gern ſie in ein beſſeres Leben gehet.

Mareyli. Aber für uns wärs doch ein Uebel, wenn du ſtürbeſt. —

Elſe. Das weiß der liebe Gott im Himmel beſſer als ich und du, Mareyli! — und einmal muß ich ſterben — oder wollteſt du, daß ich gar nie ſtürbe?

Mareyli. Das denk ich, Mutter!

Elſe. Aber ich wollte es nicht, Mareyli!

Mareyli. Ae! warum auch, Mutter?

Elſe. Liebes Mareyli, der Tod iſt gewiß nichts Böſes, und wenn ihr nicht wäret, und ich nicht ſo gern bey euch wäre, er käme mir alle Stunden recht, der liebe Tod; und zu dem muß man nie etwas wollen, was nicht ſeyn kann. Du weiſſeſt wohl, Mareyli! wie einfältig es iſt, wenn Kinder mit der Hand dem Mond winken, daß er herabkomme; und wenn mein Vater, und mein Großvater, und dann wieder ſein Vater und ſein Großvater, und ſo weiter hinauf, alle noch lebten, man hätte nicht Platz für alle auf Erden.

Mareyli. Aber die ſind ja jetzt todt!

Elſe. Aber es iſt mit uns eben ſo; ein Geſchlecht muß dem andern Platz machen, und, ihr Lieben! man bekommt mit dem Leben, ſo wie mit allem andern in der Welt, auch ſatt; und wenn der Menſch ſeine Kinder auferzogen, und ſo gut als möglich verſorgt hat, ſo kann er Gott danken, und ſoll mit Freuden ſeine Auflöſung erwarten, wenn Gott will! und, Kinder! Das Alter kommt gemeiniglich mit ſo viel Beſchwerden und Zufällen, daß einem von ſelbſt wird, wie es ſoll, daß man in der Schwachheit des Lebens anfangt, ſich nach dem Tode zu ſehnen, und nach ihm zu gelüſten, wie im Hunger und Durſt nach Speis und Trank.

Chriſtoph. Es iſt ein Unglück, Elſe, daß ſo wenige Menſchen den Tod alſo anſehen.

Elſe. Ja wohl ein großes!

Jooſt. Es ſind eben gar viele Menſchen, in der Art die Sachen anzuſehen, im Leben wie im Sterben nicht recht bey Hauſe, und ſterben unweiſe, weil ſie unweiſe lebten.

Chriſtoph. Wo fehlt es diesfalls auch am meiſten?

Jooſt. An der Wohnſtube, Meiſter; der Menſch muß für ſein Herz nothwendig, wie einen Feuerheerd haben, an dem es für ihn immer warm iſt, und das iſt ihm dieſe; in dieſer muß er ſich erholen, erfriſchen, erwärmen, und ausruhen; von ihr erquickt, geht er dann wieder in Holz und Feld, und an jede Arbeit, die ſein Beruf iſt. In ihr wird er zu allem wie angezogen, was er noch ſo entferntes in der Welt, Rechtes und Gutes thun ſolle; ſelbſt die Menſchenliebe keimet nicht in wildem Boden des herumlaufenden Lebens, ſie fordert Wartung und Pflege in der Wohnſtube, ſo wie die feinſte Pflanze des Gartens Wartung und Pflege im Triebbeete fordert. Iſt ſie dann aber da erſtarket, ſo verſetze ſie in allen Boden, wo du willſt, und ſie wird dir gedeihen. Wenn der Menſch als Sohn, als Vater, als Tochter, und Mutter, als Bruder, und Schweſter, recht und brav iſt, ſo kommſt du mit ihm hin, wohin du willſt; er wird dir allenthalben recht und gut ſeyn; iſt er aber in ſeiner Wohnſtube nicht brav, fromm und gut, ſo wirſt du nie nichts ſichers an ihm haben, du magſt ihn in der Welt brauchen wollen, wie, und wo du willſt.

Elſe. Darum ſegne mir Gott die niedern Hütten im Land. Die Wohnſtubentugenden ſind in denſelben am leichteſten und darum auch die Todbetter darin gewöhnlich die erbaulichſten. In einem groſſen Haus, ſelber nur in einem groſſen Bauernhaus, wären dir nicht leicht Umſtände zuſammengekommen, unter denen ein Todbett, wie das der Cathrine auch nur möglich geweſen.

Jooſt. Das iſt mehr als richtig. Die bildenden Umſtände, ſelber in Rückſicht auf die Erziehung, ſind in armen Häuſern ſtärker und eingreifender als in den reichen Häuſern, und viele Arme leben mehr in ihrem Geiſt und haben mehr Kräfte, ſie zu benutzen.

Elſe. Bey unſerer Kranken iſt ihr ganzes Thun, bey dem Rudeli, lauter Herzlichkeit und Einfalt — und ſie kommt ihm doch mit erſtaunlicher Stärke ans Herz. —

Chriſtoph. Ich denk es wohl — ſie ſpannt, bis zum ohnmächtig werden, alle ihre Kräfte an, den lieben

Knaben noch einmal in ihre Mutterarme zu nehmen; wie könnte es auch anders ſeyn, als daß dieſes ihn alſo hätte erweichen müſſen? — Auch hat er ihr im Augenblick alles bekannt, und ſich wie ein Schaaf, von ihr hinleiten laſſen, wohin ſie wollte. —

Jooſt. So den Kindern ans Herz zu kommen, und ſie eben in dem Augenblick recht warm zu überzeugen, daß ſie einem lieb ſind, wenn man ihnen einen Fehler verweiſen, und ſie davon abgewöhnen will, iſt gewiß das Meiſterſtück einer guten Auferziehung — und auch das Volk iſt in ſeinen Fehlern gewiß wie Kinder. — Wenn man ſeinen Verbrechen recht Einhalt thun will, ſo muß man ſicher auch auf eine Art gegen daſſelbe gehen, wie hier die Großmutter gegen den Rudeli — und auch dieſes und jenes thun, woraus es ſehen, ſpüren und greifen kann, daß der Richter, der die Verbrechen im Land ſtraft, es mit ihm von Herzen gut meyne, und ſelber an den Gott im Himmel glaube, in deſſen Namen er richtet. Denn der Menſch läßt ſich gewiß eher vom Stehlen, und allem Böſen abhalten, wenn man ihm Liebe zeiget, und ihn recht zum Glauben an den himmliſchen Menſchenvater hinlenkt, als wenn man das Land mit Galgen und Zuchthäuſern voll macht. —

Elſe. Was willſt du davon ſagen, Jooſt? Die Eltern haben doch tauſendmal leichter mit den Kindern umzugehen, als die Oberkeit mit dem Volk — und doch bauen ſie dir oft auch ſo armſelig auf ihr mit der Ruthe abwehren, als immer Oberkeiten auf die Schreckmanier, von der du redeteſt. —

Jooſt. Du haſt Recht, Elſe, ſelber Eltern vergeſſen oft, daß Menſchen nicht blos, wie Hund und Katzen, durch die Furcht vor den Schlägen in der Ordnung gehalten werden müſſen, ſondern, daß es viel beſſer iſt, ſie zu bewegen, aus freyem Willen, aus Dank, und Liebe, aus eigenen Einſichten, und um ihres eigenen Vortheils willen, recht zu thun. —

Elſe. Das iſt wohl gut; aber man muß ſelber verſtändig und brav ſeyn, um ſeine Kinder auf ſolche Manier zu ziehen, die Ruthe aber kann man auch, wenn man keinen Verſtand, keinen Funken gutes Herz und, ich möchte faſt ſagen, keinen Tropfen gutes Blut im Leib hat, gleich brauchen.

Jooſt. Du ſpotteſt, Elſe; aber es iſt doch ſo. Man macht bey der Auferziehung, und bey allem Regieren, aus dem Selber recht und brav ſeyn, nicht ſo die Hauptſache, wie es doch ſeyn ſollte; man weiß es in andern Sachen gar richtig, und wenn es ein Handwerk oder eine Kunſt, oder auch nur einen Zeitvertreib antrifft, ſo weiß ein jeder, daß man ſeine Kinder am leichteſten eine ſolche Sache lehret, wenn man ſie ſelber verſteht, ſelber liebt, und ſelber gern treibt; man wendet auch gemeiniglich gar viel Liebe, Geduld und Sorgfalt an, um in ſo etwas zu ſeinem Zweck zu kommen. — Ein gutes Herz hingegen, und das Rechtthun, will man bey den Kindern ohne Geduld, und ohne Zeitverluſt, mit rohen Worten, und mit der Ruthe erzwingen, und man glaubt oft noch, wie geſcheid man es anſtelle, wenn man ihnen oft und viel zuruft, o das und das iſt Gott im Himmel zuwider, aber das Kunſtſtück iſt meiſtens Arbeit in Wind; die Eltern müſſen den Kindern zeigen, daß ſie ſich ſelber ſcheuen, etwas zu thun, das Gott im Himmel zuwider iſt, und daß ſie auf den Willen Gottes, den ſie im Mund führen, im Herzen ſelber acht haben, wenn ſie wollen, daß ihnen die Kinder die guten Dinge, die ſie ihnen ſagen, auch wirklich glauben und zu Herzen nehmen.

Chriſtoph. Das Todbett der Cathrine bringt mir den Gedanken, man ſehe vielleicht an dem, was der Menſch auf ſeinem Krankenlager und Todbett an ſeinen Kindern thut, am deutlichſten, was eine gute Auferziehung fordert. Denn da thut der Menſch ohne Blendwerk, mit geradem Sinn, was das Nöthigſte und Wichtigſte iſt.

Elſe. Du mußt doch hinzuſetzen, wenn er einen ſolchen geraden Sinn hat, und ſich noch vor dem Scheiden, durch das Blendwerk der Erde hindurch zu arbeiten vermag.

Jooſt. Einmal unſere Catherine erſetzet durch ihr Todbett ihren Kindern, ſo zu ſagen, allen Mangel, den ihr baldiges nicht mehr Daſeyn in die arme Haushaltung bringen wird.

Chriſtoph. Das kann der Menſch auf dem Todbett mehr und minder immer leicht. Denn der Sterbende findet immer Eingang, auch wenn er Sachen ſagt, ab denen man ihn, wenn er ſie geſund und hinter dem Tiſch geredet hätte, nur verlacht haben würde; ſo groß iſt der Unterſchied zwiſchen einem leeren Wort, und beweglichen Umſtänden, unter denen ein Wort angebracht wird.

Jooſt. Es iſt, wie wann's nicht in unſern Herzen, und nicht Gottes Wille wäre, daß bloße Worte viel auf den Menſchen vermögen. —

Elſe. Und doch macht man ſo viel Weſens daraus. —

Jooſt. Die gemeinſten und ärmſten Leute machen dir am wenigſten Weſens aus leeren Worten.

Chriſtoph. Es iſt natürlich. Leere Worte werden ihnen auch am ſchlechteſten bezahlt.

Jooſt. Es iſt vielleicht ein Glück für ſie. Einmal ich möchte auch lieber meine gerade Einfalt behalten und Erdäpfel dabey eſſen, als ſie für ganze Säcke voll ſolcher leerer Worte austauſchen, und ſelber auch in dem Fall, wenn ich ihr falſches Geld andern Leuten anhängen und mich dadurch für mein ganzes Leben fett mäſten könnte.

Elſe. Es haben dieſes gerade Weſen, und wenig Worte machen, faſt alle in der ganzen Haushaltung im Buch, und ſteht ihnen allen wohl an. Tauſend andere als der Rudeli, würden in dem Fall, wenn eine alte Frau ſo etwas Unangenehmes auf ihrem Todbett gemerkt, und zu Herzen genommen hätte, in ihren Umgebungen Leute gefunden haben, die es ihr auf tauſenderley Weiſe auszureden geſucht, und weiß nicht was angebracht hätten, den Knaben zu entſchuldigen, und es ihr aus dem Kopf zu ſchwatzen; und unter dieſer Kunſtſorgfalt und Worthöflichkeit wäre dir dann doch das Allerſchönſte im Todbett dieſer Frauen verloren gegangen.

Aber unſer Rudi weiß nichts von dem, ſo bald die Mutter ihre Beſorgniß geäußert, lauft er im Augenblick fort, redet kein Wort, als ſein wehmüthiges: O — ich

Elender — und bringt den Knaben vor das Bett der Sterbenden.

Jooſt. Du findeſt dieſes wortleere Weſen, und dieſes gerade in aller Einfalt thun, was recht und noth iſt; faſt immer nur bey Leuten, die durch Arbeit, Mühe und Sorgen gelernt haben, was recht und gut iſt.

Chriſtoph. Ich glaube dir das, Jooſt. —

Jooſt. Es iſt ganz gewiß, faſt alle Menſchen, die ohne Sorgen ſind, und nicht arbeiten, künſtlen zu viel, reden zu viel, und verlieren ſo das gerade einfache Weſen, mit dem man ſo viel ausrichtet, und verfehlen eben mit ihrem Wortweſen ſelber bey ihren Kindern das, was ſie ihnen damit gern angeben möchten. —

Elſe. Man ſiehet es dem Rudeli leicht an, daß er nicht unter Plauderhänden verdorben worden. —

Jooſt. Ganz gewiß. Ein armes Kind, das, wenn es einen Erdapfel hat, geſchwind mit ihm zu der alten Großmutter zum Bett ſpringt, ihr ſo herzlich „iß auch, „Großmutter!" zuruft, und dann ſeinen Geſchwiſterten allen davon giebet; ein Knabe, der, wenn er aus Hunger eine Handvoll rohe Wurzeln geſtohlen, ſich vor der lieben Großmutter hinter das Bett verbirgt, und dann mit ihr ſterben will, wenn ſie ohnmächtig wird, und aufs erſte Wort mit Aechzen und Schluchzen ſeinen Fehler mit allen Umſtänden bekennt, ſo ein Kind iſt gewiß im Ganzen, und für ſeine Umſtände wohl erzogen, und nicht mit vielem Wortweſen verdorben worden.

Elſe. Es iſt zu Thränen bringend, wie die Frau auf ihrem Todbett ganz Mutter gegen das Kind iſt.

Jooſt.

Jooſt. Es iſt wahr; und hier iſt kein Schatten, und kein Zweifel übrig von dem reinſten, edelſten Mutterherzen — aber ſonſt führet das Krankenbett den Zuſchauer oft auch irr, und man darf im Allgemeinen gar nicht annehmen, der Menſch ſey wirklich das ganz, was er auf ſeinem Krankenlager zu ſeyn ſcheint. Ich habe vorigen Herbſt beym Nachbar Netſcher hierüber eine traurige Erfahrung gemacht. Der Heuchler glaubte da, es ſey mit ihm aus, ließ mich zu ſich kommen, und zeigte viel liebreichere und billigere Geſinnungen gegen ſeine Kinder, als ſonſt, und ſagte dann, es ſchien mir wirklich mit einer Thräne im Auge, er wolle einmal, ehe er ſterbe, ſeiner Kinder halber alles in Ordnung machen. Er wiſſe, daß er unrecht gehabt, ſeinem älteſten Sohn ſo viele Vortheile zukommen zu laſſen, wie er es ihm verſprochen, das müſſe ihm nicht alſo ſeyn; er wolle nicht, daß die andern ſich diesfalls nach ſeinem Tode zu beklagen haben.

Es beſſerte ſich aber gerade ein paar Tage darauf wieder mit ihm, und ſeit dem hat ſich ſein Liebling ſo wieder bey ihm einſchleichen und einſchmeicheln können, daß er nunmehr alles beym alten gelten läßt, und es iſt offenbar, daß ſeine Aeuſſerungen auf dem anſcheinenden Todbette nichts als Aeuſſerungen ſeiner Schwäche und ſeiner Heucheley waren. Da ich ihn wenige Tage nachher angetroffen und ihn fragte: was iſt's jetzt, wenn willt du dein Teſtament aufſetzen und deine Kinder alle gleich, eins wie das andere behandeln? antwortete er mir: ich habe mich wieder anders bedacht; es iſt mir keines von allen ſo gehorſam geweſen, wie mein lieber älteſter Sohn; ſie ſind ſelber ſchuld, daß ihnen das begegnet, wären ſie geweſen wie er, ſo hätte ich ſie auch bedacht wie ihn. Ich antwortete ihm: du haſt doch ganz anders gedacht, da du glaubteſt, ſterben zu müſſen. Er erwiederte mit Kopfſchütteln: ich weiß es, aber es iſt nichts, ich will es jetzt nicht ſo. Ich wollte fortfahren und ſagte: man denkt doch, wenn man auf dem Todbette iſt, immer frommer, beſſer und rechtſchaffener als in geſunden Tagen. Er ließ mich nicht fortreden und ſagte: du haſt jetzt ſchon gehört, ich weiß, was ich thue und brauche keinen Vogt und keinen Fürſprech weder für meinen Sohn noch für die andern. Und ſo iſt es wahrlich oft und viel mit den guten Vorſätzen, die kranke Leute auf dem anſcheinenden oder wahren Todbette zeigen.

Elſe. Wir wollen lieber noch einen Augenblick von der guten Frau reden. Es iſt rührend, wie ſie alles zuſammenſtimmt, um das Herz des Kindes zu bewegen; zuerſt der Eindruck, den ihr Todbett auf daſſelbe machte; dann ihre Liebe, die ſie ihm bis zum ohnmächtig werden und Einſinken zeigete; dann die Schande, ein Dieb zu ſeyn, und bey dem Mäurer abbitten zu müſſen; und dann der Glaube, daß Gott alles ſehe, und daß alle Menſchen ihm trauen müſſen; und dann noch ihr frommes Selberbeten für den Knaben, und ihr Segen über den Lieben, den ſie vom Böſen abhalten will; das alles zuſammen könnte wohl nicht anders, als dem Kind Herz und Seel durchſchneiden, und einen Eindruck auf ihn's machen, der ihm Tag ſeines Lebens bleiben muß.

Chriſtoph. Friz! wiederhole uns noch das Wichtigſte.

Friz. O Vater! O Mutter! ich mag und kann nicht wiederholen, was ihr im Anfang von euerem Sterben ſagtet.

Jooſt. Nun, ich will es diesmal für dich thun.

Chriſtoph. Nun dann, Jooſt. —

Jooſt. Daß der Menſch, wenn er ſeinem Ende naht, ſeyn ſoll, wie ein Baum im Herbſt voll reifer Früchte. —

Chriſtoph. Weiter. —

Jooſt. Daß man gern vom Tode reden, und gern an ihn denken ſolle. —

Chriſtoph. Und dann?

Jooſt. Friz! Mareyli! Daß euer Vater und eure Mutter gern bey euch ſind, ihr Lieben! — daß ſie aber auch Gott vertrauen, und zufrieden ſind, wenn er heute oder morgen will, daß ſie von hinnen ſcheiden. —

Chriſtoph. Weiter —!

Jooſt. Daß ein Geſchlecht dem andern auf der Erde Plaz machen müſſe. —

Chriſtoph. Noch mehr. —

Jooſt. Daß der Tod nichts Böſes, und der Menſch des Lebens leicht ſatt werden kann, und daß er in Krankheit und Schwachheit ſich oft ſo ſehr nach dem Tode ſehnet, wie ein Hungriger und Durſtiger nach Eſſen und Trinken, und ein Wanderer nach ſeiner Ruheſtatt. —

Chriſtoph. Und dann?

Jooſt. Daß die Menſchenliebe Wohnſtubenwartung und eine Pflege fordere, wie die feinſte Pflanze des Gartens.

Chriſtoph. Weiter. —

Jooſt. Daß Wohnſtubetugend, Todbett, und Kindererziehung, in großen Häuſern nicht leicht ſo rein und gut gedeihen, als in niedern Hütten. —

Chriſtoph. Ferner. —

Jooſt. Daß die, ſo meynen, ſie ſeyen gar viel mehr, und wiſſen gar viel mehr, als andere Leute, um dieſer Meynung willen, oft gar viel ungeſchickter werden, als die, ſo dieſe Meynung nicht haben.

Chriſtoph. Noch mehr. —

Jooſt. Daß Eltern den Kindern, und Geſetzgeber den Völkern, ans Herz greifen müſſen, wenn ſie Fehlern und Verbrechen mit Erfolg Einhalt thun wollen. —

Chriſtoph. Noch mehr.

Jooſt. Daß man die Ruthe auch ohne Verſtand und ohne ein gutes Herz blos mit der Ruthe brauchen könne, daß aber ein ſolcher thieriſcher Gebrauch derſelben auch nur eine thieriſche Wirkung hervorbringen könne.

Chriſtoph. Und dann?

Jooſt. Daß alle guten Erziehungsmanieren, ſo wie alle guten Regierungskünſte ein gutes Herz und einen geſunden Verſtand vorausſetzen und erheiſchen. —

Chriſtoph. Fahr fort. —

Jooſt. Daß es gut iſt, wenn der Menſch wohl erkennt, daß er das ſelber haben muß, was er andern geben will. —

Chriſtoph. Weiter. —

Jooſt. Daß man armen Leuten am wenigſten für leere Worte zahle. —

Chriſtoph. Und dann. —

Jooſt. Daß Noth und Sorgen den Menſchen am beſten lehre, den geraden Weg zu gehen.

Chriſtoph. Noch mehr. —

Jooſt. Daß man mit wenig Reden weniger verderbe, als mit vielem.

Chriſtoph. Weiter. —

Jooſt. Daß der Menſch oft, ſo gar auch auf dem Todbett, nicht im Herzen hat, was er mit dem Mund ausſpricht und anlobt.

Chriſtoph. Und dann. —

Jooſt. Daß ein böſer Mann den Kopf ſchüttelt, wenn man ihn an ein Verſprechen mahnt, das er jetzt nicht mehr gerne erfüllt, und daß er mit groben Worten herausrückt, wenn man ihm zum zweitenmal damit kommen wollte. —

Chriſtoph. Weiter? —

Jooſt. Daß man unter Kindern keinen Unterſchied machen ſolle.

Chriſtoph. Noch etwas. —

Jooſt. Daß Eltern, die ihren Kindern in etwas unrecht gethan, ſich damit nicht rechtfertigen können, wenn ſie von ihnen ſagen: ſie ſind ſelber ſchuld und haben es ſo wollen.

Die neunzehnte Abendſtunde.

Inhalt.

Von einem erſchrecklichen Wort und einem erſchrecklichen Mann.

Vom Abſchiednehmen.

Von der Sprache der Bibel.

Von der Sprache des gemeinen Lebens.

Von Spruchheiligen und von Leuten, die in aller Einfalt fromm ſind.

Von ſolchen, die daran künſteln.

Von Wortkleidern, die die Blöße bedecken ſollten.

Vom Weltlichen — vom Geiſtlichen — vom Irrdiſchen und Ewigen.

Vom Götzendienſt und vom Gottesdienſt.

Vom Todbett — und von einer Fürſtenbraut — von den Sorgen für den Staub der Erden — und von den Hoffnungen des Himmels — von den Verſäumniſſen des Todbetts — von den Früchten des Glaubens am Rande des Grabes.

Vom frommen Chriſtian. Von des alten Fridlins ſel'gen Frau und vom Nachbar Chirln.

So ein Todbette und ſo ein Abſchiednehmen bricht einem das Herz, daß man eher weinen, als reden möchte, ſagte Chriſtoph, als er den ſiebenzehnten Abſchnitt unſers Buchs geleſen.

Aber das verfluchte Wort des Vogts, „es wird ſchade „ſeyn, wenn die alte Hexe einmal tod iſt“ durchſchnitt mir Leib und Seele, daß ich einmal von dem zuerſt reden muß, ſagt Elſe.

Jooſt. Es iſt wahr, es iſt entſetzlich! —

Elſe. Ja wohl entſetzlich! Innert der Thüre ein Weib auf ſeinem Todbett; es höret vor ſeinem Fenſter den Mann, der ihm ſein Leben elend gemacht, es erſchrickt, zittert, überwindet ſich, bettet für ihn, entſchuldigt ihn — erblaſſet — und bebt — betet fort — und ſinkt in Ohnmacht, als es ihn wieder höret. Auſſer der Thüre, der Böſewicht, für den die Sterbende betet, er ſiehet den todtblaſſen Knaben ſeinem Vater rufen, er hört ſein herzbrechendes Herr Jeſus! „die Großmutter iſt todt, und „ſpricht das ſchreckliche Wort aus, der Schaden wird groß „ſeyn, wenn die alte Hexe einmal todt iſt!“ Das iſt ein Bild von einem Menſchen, bey dem elndem Hören und Sehen vergehen möchte.

Jooſt. Du kannſt es gewiß nicht abſcheulicher finden, als es mich auch dünkt, Elſe; aber es thun doch oft Menſchen, die ſich gar nicht zu einem ſolchen Mann rechnen, Sachen, die mehr und minder dieſem ähnlichen. Du muſt denken, der Vogt war auſſer der Thüre, und ſah alſo nicht, was die Frau im Bett, und inner der Thüre, eben jetzt machte, und glaube mir, Elſe, wenn alle Menſchen, juſt wenn ſie im Eifer und Zorn von ihren Feinden reden, allemal dann auch ſehen und hören würden, was dieſe in eben dem Augenblick in ihrer Stube thun und leiden mögen, ſo würden ſie tauſend Sachen, die ſie thun, abſcheulicher finden als jetzt, da ſie nicht ſehen und nicht hören.

Elſe. Ich will glauben, der Vogt ſelber wäre todtblaß geworden, wenn er das Weib, ſo für ihn betend, erblickt hätte. —

Jooſt. Vielleicht! Vielleicht nicht!

Elſe. Es iſt doch auch faſt nicht anders möglich. —

Jooſt. So wie er iſt, hätte ihm doch auch gar leicht ein „die verdammte Heuchlerin, was ſie jetzt macht“ entfahren können! —

Elſe. Schweig, Jooſt; kein Wort mehr von ihm, ſonſt verderbſt du uns den Abend mit dieſem Satan, der unſern Engel noch auf ihrem Todbette ſo beunruhigte. —

Jooſt. O — — Elſe! dieſer Satan hat ihr Todbett verherrlichet, — er mußte kommen, — ſie mußte ihn hören, — ſie mußte für ihn beten, — ob ihm ohnmächtig werden — wieder erwachen, — Gottes Hülfe ſehen — ruhiger werden — und den Abſchied nehmen — und ſterben.

Elſe. Es iſt wahr, Jooſt, er hat ihrem Todbett und ihrem Abſchied, wie einen Glanz aus dem Himmel gegeben.

Chriſtoph. Aber, Elſe! ſo bis auf den letzten Augenblick bey ſeinen Sinnen, und bey gutem Verſtand zu ſeyn, und ſo bey allen Hinterlaßnen Abſchied nehmen zu können, iſt doch auch, was der Menſch ſich Schönes und Gutes auf ſein Todbett wünſchen kann.

Jooſt. Die Sterbenden erheben ſich in ihren letzten Augenblicken gar oft über ſich ſelber, und über den Grad ihrer Kräfte und Anſichten, die ſie gewöhnlich in ihrem Leben zeigten; und es iſt merkwürdig, oft ſind denn ſelber ihre Worte Worte eines höhern Ausdrucks, als die, deren ſie ſich im gewohnten Leben bedienten.

Elſe. Es iſt wahr, die Cathrine redete ſonſt auch nicht ſo, mit Bibelſprüchen, wie jetzt. — —

Jooſt. Sie war nichts weniger, als eine Spruchheilige, ſondern redete ſonſt immer mit dem Rudin und ihren Lieben, in aller Einfalt die Sprache des gemeinen Lebens. — Aber jetzt in dieſer ihrer letzten Angelegenheit, redet ſie ganz die Sprache der Bibel, und es iſt auch gar natürlich, was ſie jetzt ſagt, ſolle den Ihrigen nicht mehr eine gemeine tägliche Rede ſeyn, ſie fühlt ſich ſchon jenſeits des Grabes, nimmt Gottes Worte in ihren Mund, und ihre Worte ſind auch den Betrübten horchenden ganz gewiß Worte eines ſcheidenden Engels. —

Elſe. Dieſer Unterſchied im Gebrauch der Bibelworte iſt völlig in dem Sinn, den uns unſer alte Seelſorger darüber lehrte. Er ſagte mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit mehrmalen zu uns: „Kinder! das Wort Gottes muß euch reich machen zur Seligkeit; aber ihr müßt es nicht immer in Mund nehmen, ſondern nur zum Allerwichtigſten ſparen, und brauchen. Es muß der Schatz eures Herzens ſeyn, den ihr eben ſo wenig ſpieglen als verläugnen ſollet!" —

Jooſt. Es giebt aber Pfarrer, die meynen, wenn nur ihre Bauren die Bibel viel im Mund haben, ſo ſey es dann ſchon am Tage, daß ſie recht viel ausgerichtet in ihrem Dienſt; ich hingegen traue den Leuten, deren zweites Wort ein Spruch aus der Bibel iſt, ſelten gar viel Gutes zu. —

Elſe. Du kannſt das gar leicht zu weit treiben, Jooſt! Es giebt dir herzgute und recht redliche Menſchen, die ſich das in der beſten Meynung von der Welt angewöhnt haben.

Jooſt. Das iſt auch wahr, Elſe! aber wenn dieſe guten Leute ſich ſelbſt und die Menſchen überhaupt beſſer kennten, ſo thäten ſie das gewiß nicht; denn es iſt nicht für uns, und nicht in uns, daß wir mit anderer Leute Worte reden ſollen, und am wenigſten mit Worten von Heiligen, und Leuten, die gar viel mehr ſind, als wir. — Das ſtehet uns ja nicht an, und paßt nicht. — Ja; ſo in Augenblicken, wo wir ſo, wie die Cathrine, ſo zu ſagen ſchon in einer andern Welt leben, wo die Unſern um unſer Bett herumſtehen, und auf unſere Worte horchen, wie auf die Worte eines Engels, da läßt's ſich's dann ſchon in der Sprache der Propheten, vom Gott Abraham's, Iſaaks und Jakobs reden, aber ſo, wie wir tagtäglich auf Gottes Boden herumwandeln, und gemeine Dinge mit einander verhandeln, iſt wahrlich die Sprache unſerer Brüder, die mit uns da herumkriechen, die beſte für uns; man verſteigt ſich ſo leicht in der Sprache der Propheten und Apoſtel, und wer am natürlichſten und gemeinſten in der Welt geredet hat, iſt der Herr Chriſtus. — Und von den Apoſteln und Propheten hat auch ſo ein jeder ſeine eigne Manier — und keiner ſuchte eben ſeine Meynung ſtark in Propheten- und Heilandsſprüchen einzukleiden: der beſte Spruch iſt gewiß für einen jeden der, ſo ihm am reinſten und geradeſten aus dem Herzen kommt, — wenn denn ſchon ein Apoſtelſpruch für den Apoſtel zehenmal ſchöner und größer geweſen ſeyn mag.

Elſe. So wie du dich jetzt erklärſt, muß ich dir vollkommen recht geben; es muß eine jede Sache, die der Menſch redet, ganz aus ſeinem Herzen, und aus ſeinem Kopf kommen, wenn ſie Eingang finden will, und wo das iſt, da ſind denn ſo zu ſagen, die Worte wie nichts — auch entlehnet man ſie dann gewiß niemand ab, ſondern nimmt ſie in Gottes Namen, wie ſie ſonſt daher kommen. — Die Sachen geben's nicht mit, daß man's dann anders machen könne. — Sieh nur, Vater, auch bey dieſem Abſchied zeigt ſich das deutlich. Was der Frauen Noth iſt, und auf dem Herzen liegt, das ſagt ſie, und man ſieht faſt nicht, was für Worte da ſind; man denkt nicht an ſie, ſo einfältig und gerade ſind die Worte, wie die Sache ſelber, von der ſie redt.

„Thue deinen Kindern eine Geiß zu“ — „das Betheli iſt wieder ſo flüſſig“ — „halte ſie rein im Waſchen „und Strehlen, ſuch ihnen Ehrenpreis und Hellunder — „verſchneid den Kindern meine Fürgürtly, gieb mir kein „neues Hemd in's Grab. —“ Das ſind alles Sachen, die dem Rudi äusserſt wichtig — und für ihn und ſeine Lieben ſind das gewiß ſo heilige Worte, als die Frau immer mit allem Suchen in der Bibel, hätte ausfindig machen können; ſie kamen ſichtbar aus einem Herzen, das ſo war, wie Gott und die Bibel will, daß das Mutterherz des Menſchen ſeye, und dann kanns nicht fehlen — wo das Herz iſt, wie Gott und die Bibel will, daß ſie ſeyen, und brauchen weder Zwang noch Kunſt.

Chriſtoph. Aber, Jooſt, es werden dir doch viele fromme Leute über dieſes Todbett ſagen, die Frau ſeye noch zu viel am Zeitlichen und Irrdiſchen geklebt.

Joeſt. Es iſt ſicher, daß dieſes viel fromme und brave Leute ſagen werden; aber es iſt wie mit dem obigen. — Das, was ſie meynen, paßt nicht für den Menſchen, ſo wenig als das mit Bibelſprüchen reden. —

Das Größte, was uns die Religion geben kann, iſt Stärke zu allem, was auf der Welt gut und nützlich iſt, und wenn ich nun auf dem Todbette das Weltliche, was meine Kinder und meine Liebſten angeht, nicht mehr tragen mag, — wenn ich mich ſcheuen muß, daran zu denken, wenn ich da, wo ich nothwendig rathen, nicht helfen, mich der Sachen nicht annehmen, und nicht zeigen kann, daß ich noch da bin, — ſo bin ich doch offenbar ſchwächer und ſchlechter, als wenn ich's könnte, und thäte, und bis auf den letzten Augenblick die Laſt der Erde für die Meinen, und ſo weit ich ſoll, für alle Menſchen tragen würde.

Die Religion ſoll mir zwar, wenn ich die Welt verlaſſe, Kräfte geben, zu zeigen, daß ich nichts verlaſſe, daß mein Herz größer iſt, als die Welt, und daß meine Hoffnungen weiter gehen, als auf ihr zu leben, aber eben darum ſoll ſie mich auch in Stand ſtellen, die Welt, ſo weit ich ſoll, für die Meinigen zu gebrauchen, ſo lang ich lebe, und ihr Vater und Bruder zu bleiben, ſo lange ein Athem in mir iſt, Gott hat uns zu Menſchen gemacht, und zu Söhnen der Erde. Die Erde giebt uns Brod und Freuden; und die Natur bindet die Nachkommenſchaft und die Nebenmenſchen uns ans Herz, und erſt, wenn dieſes erkaltet, löſet ſich dieſes Band, das die Menſchen an die

Erde bindet, auf; und es iſt das Nahen des Todbetts, welches dem Erdmenſchen am lauteſten rufet:

„Gieb Achtung auf den Theil der Erde, der in dei„ner Hand iſt, und reinige, und heilige den Staub, den „Gott dir gegeben, und gieb ihn froh und heiter denen, „denen er gehört;" die Religion ruft den Menſchen nicht ab, von Pflichten der Erde, ſondern giebt ihm Kräfte, alles, was menſchlich iſt, bis auf den letzten Augenblick recht zu beſorgen; hat doch Chriſtus noch am Kreuze für das zeitliche Leben ſeiner Mutter geſorgt und ſie ſeinen liebſten Jünger empfohlen. Man könnte mich mißverſtehen, aber wie ich es denke, iſt es gewiß wahr, der Menſch iſt nicht für die Religion, die Religion iſt für den Menſchen; ſie iſt ein apartes, beſonderes Ding, das den Menſchen anfüllen, einnehmen und von den ſeinigen abziehen, und ablenken ſoll, ſie beſtehet mehr in Kräften, als Vorſtellungsarten und Worten, — ſie iſt eher eine Rüſtungkammer voll guter Werkzeuge, als ein Saal voll reizender und einnehmender Bilder. Das iſt nicht die rechte Religion, die ſich den Menſchen als ein Götz aufdringt, mit dem er täglich und ſtündlich bis zum Tändeln viel Geſchäft und Weſens haben ſoll, und deſſen Dienſt ſo ſeyn ſoll, als wenn der Menſch nicht in dieſer, ſondern in einer andern Welt lebte, wo er Kopf und Herz nicht ſo alle Augenblicke für ſich ſelber, und bey ſich ſelber braucht.

Die ächte Religion lehret und ſtärket den Menſchen die Welt zu brauchen, und ihr Kopf und Herz bis auf den letzten Augenblick nicht zu entziehen, ſondern vielmehr auf dem Todbett am deutlichſten die Stärke und Weisheit zu zeigen, die ſie dem Menſchen zum Gebrauch der Erde ertheilt.

Der Weg zum Himmel iſt die Erfüllung der Pflichten der Erde; und das Todbett iſt die Vollendung dieſer Erdenpflichten, und ohne Theilnehmung an zeitlichen Angelegenheiten und Verhältniſſen iſt ein Todbett ſo wenig ſchön, als der Abſchied einer Fürſtenbraut, die eben im Begriff iſt, in ein fernes Land, in die Arme eines fremden Königs abzureiſen, und voll ſchwärmeriſcher Träume über ihr neues Glück, ihren Vater, ihre Mutter, ihre Geſchwiſterte, ihre Geſpielen, und ihre Bediente da ſtehen läßt, wie wenn ſie ſelbige nichts mehr angiengen, und mit Vernachläßigung der menſchlichen Aufmerkſamkeit auf ihre näheſten Verwandten, immer nur ihren gemalten Gemahl angafft, zu dem ſie jezt hin will, das Glück der Fürſtin mag übrigens noch ſo groß ſeyn, ſo iſt ihre Aufführung nicht ſchön, und nicht edel; und das Todbett des Menſchen iſt nur dann ſchön, wenn die Hofnungen des Himmels mit der reinſten Theilnahme an die Pflichten der Erden ſichtbar gepaart ſind.

Alle Verſäumniſſe der menſchlichen Pflichten können, ſo lange man beym Leben iſt, auf einige Art wieder erſetzt, und gut gemacht werden; aber wenn der Menſch ſeine Pflichten auf dem Krankenlager und Todbett verſäumt, ſo kann er das nicht wieder gut machen; er geht dann fort, der Menſch, und kommt nicht wieder, darum kann man ihm auch nicht genug ſagen, er ſollte nicht wie ein Tropf und ein Lump von hinnen ſcheiden. Auch haben dieſes die Alten weit mehr als wir in unſerer Zeit gefühlt. Der größte Beweis davon iſt die Sorgfalt, mit der ſie allgemein noch bey geſunden Tagen und bey vollen Kräften ihre Teſtamenter aufſetzten und dabey mit der höchſten Genauheit beſtimmten, was ſie ihres zeitlichen Gut's halber zu verfügen gut und nothwendig fanden, und zwar nicht nur in Rückſicht auf ihre Kinder, ſondern auch rückſichtlich der Armen, ihrer Dienſtbothen, ihrer Pathenkinder und der frommen Stiftungen in ihrer Stadt und an ihrem Ort, kurz aller Dinge und aller Verhältniſſe, die ihnen Religions- und Menſchlichkeitshalber am Herzen lagen. In unſern Tagen iſt das nicht mehr ſo. Man läßt das Todbette mit Leichtſinn kommen, wenn es kommen will, und wird denn von ihm oft auf eine Weiſe überfallen, daß man das nicht mehr thun kann, was einem in den letzten Augenblicken am meiſten am Herzen gelegen. Daher kommt es auch, daß man in unſerer Zeit faſt alle Augenblicke das Wort ausſprechen hört: hätte doch mein Vater oder meine Mutter dieſes oder jenes in Ordnung gebracht, das uns jetzt ſo viel Verdruß und ſo viel Sorgen macht, weil es nicht in Ordnung gebracht iſt. Der Troſt aber, den einige Leute ſolchen Klagenden geben, iſt: er hat ſich einmal des Zeitlichen entſchlagen, und nur mit dem Geiſtlichen beſchäftiget, „dieſer gedankenleere Troſt will wahrlich nichts ſagen, als er hat ſeiner Pflichten gegen euch vergeſſen, und iſt mit ſeinem Kopf und Herzen nicht bey euch geblieben, ſo lang er konnte und ſollte, und ſo lang ihm ganz gewiß die Religion bey euch zu bleiben ſelber befohlen hätte, wenn er ihre Stimme in der Wahrheit erkannt und ihre Kraft in ſich ſelber in der Wahrheit gefühlt hätte.

Elſe. Du haſt mich beynahe irr gemacht, in der Art, wie ich glaubte, daß ein Todbett erbaulich ſeyn müßte. —

Jooſt. Nimm das nur ſo, Meiſterin, das nützlichſte Todbett iſt gewiß das Erbaulichſte, und wer am meiſten Gutes auf ſeinem Krankenlager thut, und die Kräfte ſeines Verſtandes und ſeines Herzens am ſorgfältigſten braucht, ſeinem Nebenmenſchen Treu und Liebe, und Rath und Hülfe zu erweiſen, der zeiget für uns Menſchen gewiß am deutlichſten, daß er Religion habe. —

Elſe. Ich muß bekennen, es ſcheint mir jetzt auch, man müſſe den Menſchen ſo lang in der Welt laſſen, ſo lange er darinnen iſt, und es kann von böſen Folgen ſeyn, wenn man ihn bey lebendem Leib völlig und ganz dahin verſetzen wolle, wo er doch noch nicht iſt, und ihn veranlaſſet, dem Zeitlichen ganz Abſchied zu geben, ſo lange er Kräfte hat, etwas Nützliches auf Erden zu thun. —

Jooſt. Die geiſtlichen und religiöſen Pflichten des Menſchen ſind in zeitliche Sachen hineingewoben, und der Tod allein haut dieſem Gewebe den Faden ab; wir aber müſſen, ſo zu ſagen, auf dieſem die Angelegenheiten unſers zeitlichen Lebens mit den Hoffnungen der Ewigkeit vereinigenden Webſtuhl ſitzen bleiben, bis der letzte Athem hin iſt, und uns des Unſern, und aller Menſchen annehmen, ſo lang unſer Herz ſchlägt.

Aber, Elſe! nicht für ihn ſelber, ſondern für Andere lebt der Sterbende, ihm iſt die Erde freylich nichts, — aber die Gerechtigkeit, die Treue, die Liebe, die er den Seinen,

Seinen, und allen Menſchen ſchuldig iſt, iſt ihm alles; und er wird dieſe Treue und Gerechtigkeit allen denen, die er liebt, auch im Kleinſten, Zeitlichen und Irrdiſchen, ſo lang er lebt, erweiſen und beſcheinen; und jetzt hoffe ich, du verſteheſt, warum ich mit dem Todbett unſers lieben Chriſtians nicht ganz zufrieden geweſen, du weiſſeſt, wie lieb er mir war, und wie ich alles Zutrauen auf den frommen Mann geſetzt, ſo lang er lebte, aber ſeine Religion machte ſeinen Kopf doch nicht heiter und gab ihm die Stärke nicht, die der Menſch in Geſchäften dieſes Lebens nöthig hat; er war faſt immer leidend, und wirkte wenig, und ſein Todbett war ſichtbare Schwäche, wenigſtens ſchien ſein Licht auffallend, ein Licht unter einem Viertel, er lag 5 Wochen da, ohne Theilnehmung an menſchlichen Angelegenheiten, unter Beten, Singen, die Hände falten, und Schlafen, und es iſt offenbar, er war mit allem Reinen und Guten, das er hatte, doch kein Mann und kein Beyſpiel, und ſeine Schwäche war nicht Religion, ſondern ein Fehler; ſo ſchön es übrigens, daß dem Mann in ſeiner zehntägigen Kopfsverwirrung kein Wort entronnen, deſſen ſich der Frömmſte zu ſchämen hätte.

Elſe. Wenn man das Erbauliche des Todbetts von dieſer Seite anſiehet, ſo zeiget es ſich freylich, daß es unter den Leuten, die in ihrem Leben am wenigſten Wort und Weſens von der Religion gemacht, weit mehr erbauliche Todbetter gebe als bey denjenigen, die mitten im Wirbel des Weltlebens und der Geſchäfte, die darin beſorgt werden, den Kopf und die Einbildungskraft täglich vom Morgen bis an den Abend voll von Bildern der Religion und den Mund voll von Worten der Religion haben.

Jooſt. Das iſt gar natürlich, denn auch der Arbeitsmann, der beſtändig von ſeinem Werkgeſchirr redet, kann gar leicht machen, daß alle ſeine Nachbarn verſtehen, wie er meyne, daß man ſein Handwerk treiben müſſe, aber er verſäumt dabey ſeine Arbeit, der hingegen ſo am Morgen früh aufſteht und ſeinen Gewerb ſtill und allein und um des lieben Brods willen den ganzen Tag über treibt, bey dem findeſt du Waaren zu kaufen, obgleich ſeine Nachbarn dir gar nicht viel von dem erzählen werden, wie er meyne, daß man ſein Handwerk treiben müſſe.

Elſe. Kannteſt du des alten Fridleins ſeligen Frau, Jooſt? das war jezt nach deiner Anſicht ein Muſter von einem Todbett; Kind und Kindeskinder waren faſt immer um ihr Lager, ſie redete mit allen, und von allem, ſo herzlich als immer in geſunden Tagen, ſie nahm ihre Kinder wie in's Gelubd, einander bey ihrem Todbette zu verſprechen, durch ihr ganzes Leben gute, liebe Geſchwiſter zu ſeyn, Gott und die Menſchen von ganzem Herzen zu lieben und bis an ihr Grab unter einander als gute Geſchwiſter einig und friedlich zu leben, und weinete dir, wie ein Kind, als ſie zu ſehen glaubte, daß dieſe Bitte ihnen ans Herz gienge. — Der Tod war ihr nichts — und Gott und die Ewigkeit ſichtbar herzinnig lieb, und doch nahm ſie bis auf den lezten Tag ruhig an allem Antheil, was vorfiel — rathete und half — lehrete und ſegnete — betete und arbeitete, bis ſie erloſchen. Als die arme Frau ein paar Tage vor ihrem Ende fühlete, daß ſie ihrer Reinlichkeit nicht mehr mächtig, ſagte die Gute, und befahl ihren Kindern, ihr Unterbett wegzunehmen, und ſie auf den Strohſack zu legen; mit Thränen bathen alle Kinder, „thue „doch das nicht, Mutter! es iſt ja nichts daran gelegen.“ Es iſt mir nicht wohl, Kinder! wenn ihrs nicht thut, ich verderbe nichts gerne, die Kinder baten mit Weinen fort; — wenn euch meine Ruhe lieb iſt, Kinder! ſo redet kein Wort mehr, und thut, was ich ſage; — ſie mußten gehorchen, und die Frau entriß ſich in den letzten Stunden des Lebens, ein weiches Lager — und wählte ein hartes — ihren Geliebten ein Hausrathsſtück zu ſchonen, welches ſie ihnen, wie ſie ſagte, auch ſo hinterlaſſen möchte, daß es ſie freue. Dieſes Schonen des Betts am Rande des Grabes, Vater, hat mich ſchon oft zum Weinen gebracht.

Chriſtoph. Ja, ſo rein und erhaben wohlthätig als dieſe Frau war, iſt gewiß ans Herz gehend, und beweiſet ehe, daß ein Menſch Religion habe, als alle, auch die frömmſten Worte, von denen man doch zuletzt, und ſelber auch auf dem Todbett, nur den äuſſern Ton höret. —

Jooſt. Worte ſind in Gottes Namen in Ewigkeit nur Worte.

Elſe. Und Sachen, ſind Sachen — meynſt wohl, Jooſt?

Chriſtoph. Auch der Nachbar Chirlu iſt ſo erbauch geſtorben. Alles das Seine war in der ſchönſten Ordung, ſein Hausſegen freuete ihn innig für ſeine Kinder, nd reuete ihn für ſich ſelber ganz nicht. Einſt, als ſie le um ſein Bett her ſtunden, ſagte er ihnen — „Gott

„hat mich im Zeitlichen geſegnet, aber mein beſter Segen „ſeyd ihr, meine Kinder!" Er war in der ganzen Krankheit noch herzlicher, theilnehmender, als in geſunden Tagen; gerade am erſten Tage, ſagte er ſeinem Kinde, ich komme nicht mehr auf von dieſer Krankheit, bemühe mich alſo in nichts, ohne Noth, du weiſſeſt und kenneſt, Gottlob! unſere Hausſachen wohl; wenn aber etwas vorfällt, das nöthig, ſo komme nur und frag' mich, was du willſt. Es freute ihn auf die Letzt noch einſt, am Tiſche mit ſeinen Lieben zu eſſen; er zwang ſich mit Mühe, und aß und trank ſo freudig, ſo liebreich, und mit ſo viel Dank für das Gute, das ihm Gott in ſeinem Leben gethan, daß man ſahe, und daß es einem ans Herz gienge, daß der Weg, den der Mann gehen mußte, ihm nicht weh that; man ſah's, er gieng den Weg zum Himmel, und war doch noch ganz bey den Seinen auf Erden. Er fühlte noch alles Gute, das er genoß, und that noch alles, was er konnte und ſollte; es iſt zu Thränen bringend, wenn man die Gegenwart des Geiſts und die Sorgfalt erzählen hört, mit der er die Mütze in gefalteten Händen hielt, und allen den Seinen den letzten Segen gab. Zu der letzten Stunde frug ihn ſein liebſtes Kind noch einmal, wie es doch ſtehe — und er antwortete ruhig und heiter: „Siehe nur, liebe Dorothe, ich bin ſchon ganz todt und „kalt — nur das Herz iſt noch nicht ganz gebrochen" — ſo ſtarb der Nachbar Chirlu; — und du weiſſeſt, Jooſt, wie wenig der Mann in ſeinem ganzen Leben aus allem Reden und Wortweſen, und auch aus allem Reden und Wortweſen über Religionsmeynungen gemacht. — Es war ein Mann, in ſeinem Thun ſchlecht und recht, und maßete ſich nicht an, etwas zu wiſſen, das er nicht inner ſeiner Hausthüre brauchte, und er ſtarb ſo.

Elſe. Aber jezt haben wir doch genug — Fritz, wiederhole uns, was dich das Wichtigſte dünkt. —

Fritz. Daß die Worte des Hartherzigen abſcheulicher ſind, als er ſelber denken und glauben kann. —

Chriſtoph. Weiter. —

Fritz. Daß von zehen Worten, die wir von Armen und Leidenden reden, gewiß neune anders ausfielen, wenn wir allemal grade, ehe wir reden, die Hausthüre aufthun, und ſehen könnten, was er eben jezt thäte und litte.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß ein Böſewicht der Unſchuld, auch wenn er ſie beym Beſten und Heiligſten antrift, doch nichts Gutes zutraut. —

Chriſtoph. Ferner. —

Fritz. Daß im gemeinen Leben immer mit Bibelſprüchen und Apoſtelworten zu reden nicht natürlich, und dem Menſchen nicht wohl anſtehe. —

Chriſtoph. Noch mehr. —

Fritz. Daß, wenn Umſtände und Sachen unſer Herz ſo erheben, daß wir, ſo zu ſagen, Gottes Wort in Mund nehmen müſſen, es denn auch recht, natürlich und anſtändig ſey, daß wir's thun. —

Chriſtoph. Weiter. —

Fritz. Daß der Heiland ſelber am natürlichſten, einfältigſten, und gemeinſten geredet habe. —

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß, wenn einem die Sachen recht aus dem Herzen kommen, die Worte denn zu wählen ihm wie nichts seyen, und er gar nicht daran künstle. —

Christoph. Fahr fort. —

Fritz. Daß viel tragen mögen, beweiſe, daß einer ſtark ſey, und daß man aus dem gern abladen ſchließe, daß einer müd und ſchwach. —

Christoph. Noch mehr. —

Fritz. Daß die Religion mehr in Kräften, als in Vorſtellungsarten und Worten beſtehe; — und eher einer Rüſtkammer, als einem Bilderſaal zu vergleichen ſey. —

Christoph. Weiter. —

Fritz. Daß der Götzendienſt Tändeley, Verſäumniß von Menſchenpflichten und ein Entlaufen aus der Welt fordere. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß der wahre Gottesdienſt ein menſchlicher Dienſt iſt, der uns an die Erde bindet, ſo lange wir darauf leben. —

Christoph. Fahr fort. —

Fritz. Daß der Menſch, was er auf dem Todbett verſäumt, nicht mehr nachbringen kann.

Christoph. Noch mehr. —

Fritz. Daß nur was nützlich iſt, recht erbaulich ſeyn kann. —

Christoph. Und dann? —

Fritz. Daß gemeine Leute, die nie viel Weſens aus der Religion machen, oft auf ihrem Todbett gar deutlich zeigen, daß ſie ihre Kraft beſitzen. —

Chriſtoph. Weiter! —

Fritz. Daß Erzählen und Arbeiten zweierley Sachen ſind, und das erſte den Menſchen gemeiniglich arm, und das andere gemeiniglich wohlhabend mache. —

Chriſtoph. Noch mehr. —

Fritz. Daß des alten Friedlins Frau, und der Nachbar Chirlu erbaulicher geſtorben, als der fromme Chriſtian. —

Chriſtoph. Fahr fort. —

Fritz. Daß ſich ſelber überwinden, für andere leben, und ein heiteres Gemüth und ein dankbares Herz am Rande des Grabes zu zeigen, am deutlichſten beweiſe, daß ein Menſch Religion habe.

Die zwanzigſte Abendſtunde.

Inhalt.

Von dem Unterſchied, der in einer jeden Sache iſt.

Von der wahren Größe des Menſchen — vom Theilnehmen an dem Leiden und Sterben ſeiner Nebenmenſchen — vom Verzeihen und Nachtragen — vom Maulhängen, Aufpeyen, und andern Künſten, mit denen man aus Menſchen, die fehlen, Böswichter machet.

Von einem ſchönen Troſt des Todbetts, und von der Seltenheit des Falls. — Vom alten Morlauer, von ſeinem Mittageſſen, und von ſeinem Schwitzen. — Vom Arbeiten, vom Fleißigſeyn. — — Von Mäuſefangen. — — Von Gebeinverſcharren, und auch vom Verfaulen wie Miſt.

Von Todes-Andenken. — Von Stiftungen, und dem letzten Willen. — Vom Kloſter Sangaus, und vom Dorfe Erlau — von 12 Pfund Brodten. — Vom oberkeitlichen Gewalt, und von ſeinen Schranken. — Von Katzen. — Perruque, und Degen. — Von den Hauptwurzeln eines Reichs, und von ſeinen Hauptbedürfniſſen, u. ſ. w.

So Kinder Abbitten zu machen, iſt doch eine recht ſchöne Sach, ſagte Chriſtoph, als er den 18ten Abſchnitt unſers Buchs geleſen.

Sie hat auch, wie alles in der Welt, ihre zwo Seiten — ſagte Jooſt. —

Mit deinen ewigen zwo Seiten, ſagte Elſe. —

Jooſt. Bringe ich dir Seiten, oder mache ich ſie, wenn ſie nicht da ſind. —

Elſe. (Mit Lachen.) Es iſt gleichviel, ob du ſie machen, und bringen würdeſt, wenn wir ſie vorher nicht ſehen.

Jooſt. Nein; aber im Ernſt, wenn man mit dem Abbitten nicht erhält, daß es den zufrieden ſtellet, der beleidigt worden, und den weich und reuend macht, der gefehlt, ſo iſt es nicht bloß unnütz, ſondern ganz gewiß ſchädlich. — Wenn du z. E. ein Kind bey einem Mann abbitten macheſt, der rohe, unbarmherzig iſt, und ihm mit wildem unvernünftigem Schelten noch unrecht thut, oder bey einem Leichtſinnigen, der das Laſter ſelber für nichts achtet, ſondern von Sachen, die Fehler, und Bosheiten ſind, wie wenn ſie gar nichts zu bedeuten haben, redet, ſo bringſt du bey Anlaß des Abbittens deinem Kind Sachen in ſeinen Kopf, und in ſein Herz, welche gewiß nichts Gutes ſchaffen, wenn es ſie darinnen hat. — — Noch ſchlimmer als dieſes alles iſt, wenn Kinder, die ſelber im Fehler ſind, die aber, weil ſie reich und vornehm, ſich loswinden konnten, von Armen und Gemeinen, die aber weniger als ſie, ſelber gefehlt haben, ſolche Abbitten erhalten. — Es geht in dieſem Fall auf beyden Seiten übel. — — Das vornehme Kind wird in ſeinem Innerſten verhärtet, und bös gemacht. — — Und in dem Herzen des gemeinen wird Rache, Bosheit und Verſtellung auf eine ſolche Art entzündet, die vielleicht in ſeinem Leben nicht mehr ausgelöſchet werden kann. — So groß iſt auch in der beſten Sache der Unterſchied, Wer, und Wie, und Wo man ſie thue. — Man kann aber darum auch von keiner Sache viel vorausreden, ſondern muß in Gottes Namen Kopf und Herz ſo in der Ordnung halten, daß man immer, bey jeder Begegniß, ohne Widerwillen, gern den geraden Weg gehet, ſo fehlts dann nie, man merkt allemal im Fall ſelber, leicht und geſchwind, was thunlich, und was nicht thunlich iſt. —

Elſe. Dieſes iſt auch auffallend, was das Abbitten im Buch, vom Rudeli an, bis auf Gertrud, ſo ſchön machet. —

Jooſt. Es iſt wahr; das Kind und ſein Vater machen einem das Herz groß, ſo mit geradem, redlichem Sinn thun ſie dieſe Abbitte.

Elſe. Ach! der arme Mann anerbietet ſo gutmüthig, die Erdäpfel wieder abzuverdienen, und dem Meiſter treu und fleißig, frühe, und ſpat zu ſeyn, daß es wohl nicht möglich, mehr und deutlicher zu zeigen, daß einem ſein Fehler leid iſt.

Jooſt. Aber, denn nimmt Gertrud auch mit gleicher Liebe, und mit gleichem graden Herzen, die Abbitt auf, — und handelt völlig, wie wenn der Rudeli ihr eigen Kind wäre, ſo ſucht ſie alles auf, ihn zu entſchuldigen, aber ihn auch abzuhalten, den Fehler nicht mehr zu begehen.

Chriſtoph. Und ein Engel könnte nicht wohl reiner und wahrhafter an dieſem Abbitten Theil nehmen, als die Cathrine, die ſich in dieſem Augenblick ſchon nicht mehr in dieſer Welt lebend fühlte.

Jooſt. Ja wohl. — So in der Stunde des Abſchieds, noch im Stande zu ſeyn, die lieben Seinigen von ſich weg, zu einer fremden Frau zu ſchicken, den Fehler eines Kinds bey ihr abzubitten, ohne zu wiſſen, ob dieſe

Lieben einen dann noch lebend wieder antreffen werden. — Das iſt wohl das größte, wohin den Menſchen ein reiner, frommer Sinn, und der gerade Weg der Einfalt und Unſchuld führen kann, und ein Bild der Vollendung der reinſten Kräfte der Menſchheit. —

Elſe. Und dann doch nichts — — als anſprachloſe Einfalt — und natürliche Folge ihrer Uebung, im Ueberwinden und Rechtthun. — —

Chriſtoph. Der Menſch wird wahrlich in aller Einfalt groß und ſtark, ohne daß er es ſeyn, und ſcheinen will — zwingt er ſich aber, es zu ſeyn, und zu ſcheinen, ſo verkünſtelt er ſich, und wird ſchwach. —

Jooſt. Es iſt, wenn Gertrud und Cathrin eben ſo, ohne es zu wiſſen, und ohne daran zu denken, mit einander hierüber um den Vorzug ſtritten. Die Cathrine vergißt ſich ſelber, und alles andre, denkt an nichts, und hat nichts ſo ſehr im Kopf, als die Erdäpfel, und das Abbitten bey der Gertrud. Dieſe hingegen lenkt jedes Wort vom Fehler ab, will vom Abbitten nichts hören, und iſt mit ganzer Seele, und mit ganzem Herzen nur da, zu forſchen und zu ſehen, womit ſie die kranke Sterbende erquicken möge. —

Elſe. Dieſe gegenſeitige Gutherzigkeit bringt denn aber auch dieſe zwo Perſonen ſo im Augenblick einander nahe, und zuſammen, wie nicht leicht Menſchen auf Erden nahe, und zuſammen kommen.

Jooſt. Es iſt wahr, die Catharin merkt, wie beym erſten Wort, die treue, edle Güte der Gertrud, und zwingt ſo zu ſagen, in der letzten Minute dem Tod noch einen

Augenblick und einen Athemzug ab, um noch eine Mutterbitte anbringen zu können; und Gertrud lockt den Wunſch der Sterbenden noch ſo ſichtbar heraus, und lieſt ihn auf den ſtarren Lippen, die ihn nur noch halb ſagen konnten, ganz! verſteht ihn ganz! und fangt in eben dem Augenblick an, das zu ſeyn, und zu erfüllen, was die Sterbende wünſcht. —

Chriſtoph. Noth und Todbett bringt doch immer hundert Herzen zuſammen, wo Luſt und Freude ein einiges. —

Elſe. Ach! ſo ein Theilnehmen an dem Leiden, an der Noth, und ſelber an den Gelüſten eines Kranken, macht einem die Menſchen lieber, als wenn ſie in geſunden Tagen dir zehenmal mehr gethan hätten. — Ich vergeſſe es meinem Bruder Caſpar in meinem ganzen Leben nicht, daß er mir in der Krankheit, in welcher mich meine Baaſe ſelig ſo hart hielt, zweymal im Geheim Geld in mein Bett hineingeſchoben.

Jooſt. Aber auch umgekehrt, iſt nichts Entſetzlichers, und nichts, das tiefern Gram und Unwillen ins Menſchenherz bringt, als wenn man unempfindlich beym Krankenbett iſt, — — und ihnen ihre Leiden und Schmerzen als nichtsbedeutend behandelt — — ihre Schwäche — — ihre Gelüſte — — ihren Kummer, ihnen mit Härte vorhält, — ſie überladet, beunruhiget, verwirret, und quälet — oder ihnen noch gar Sachen zumuthet, die wider ihr Herz — wider ihren Willen — und über ihre Kräfte ſind! — du vergiſſeſt dieß in deinem Leben auch nicht?

Elſe. Schweig — Schweig — Jooſt! Laß das ewig todt und begraben ſeyn. — Ich will lieber vom Rudeli reden, wie er der Großmutter mit dem Sack voll Obs zeiget, daß er wiſſe, was recht verzeihen iſt.

Jooſt. Der verſieht das auf eine Art, daß wenn gar viele Leute es ſo verſtänden, die Zahl der Schelmen gewiß abnehmen würde.

Chriſtoph. Glaubſt du das?

Jooſt. Kannſt du zweifeln, Meiſter, daß, wenn vielen Unglücklichen in der Jugend ihre erſten Fehler ſo mit einem Sack voll dürrem Obs verziehen würden, daß nicht weit die mehrern dadurch ſich beſſerten?

Elſe. Nein; daran darfſt du nicht zweifeln. —

Jooſt. Eben ſo wenig als hieran, daß ihrer hundert juſt von der Art und Weiſe, wie ſie bey ihren erſten Fehlern behandelt werden, ſich verhärten, und wirklich Schelmen werden. — Nimm jetzt nur an, Gertrud hätte den armen Knaben ſo im Ton einer wohlbeſtalten Untervogts- und Waibelsfrauen, mit einem großen Maulhängen, und mit einer Amtsmiene, wie wann ſie ihn freſſen, oder anſpeyen wollte, angeſehen, und angefahren, und ihm dann ernſtgemeynt bedeutet, daß man ſo einem Diebsbuben in Zukunft das Stehlen mit dem Hundsloch in dem Käfich erleiden werde, ſo wäre auch Zehen gegen Eins zu ſetzen, der Knabe hätte der Frau in Zukunft mit Luſt und Liebe wieder geſtohlen, ſo ſehr geht man in der Art und Weiſe, Sünden und Laſtern Einhalt zu thun, oft irre! —

Elſe. Ich bin ein Weib; aber auch meine kleine Erfahrung ſagt mir, „ſchone deß, der fehlen will, und zeige „ihm Liebe,“ ſonſt fehlt er gewiß, und doppelt.

Jooſt. Wenn die Glücklicheren das glaubten: ſo wären die Unglücklichen minder laſterhaft.

Chriſtoph. Aber ſo eine Gertrud bey ſeinem Todbett zu haben, muß doch für Eltern, und beſonders für ſolche, die unerzogne Kinder haben, eine Beruhigung ſeyn, die nicht auszuſprechen.

Elſe. Ja wohl, Meiſter! aber man hört ſo wenig, daß es geſchiehet, und daß Sterbende ſo einen Mitmenſchen gefunden, dem ſie alſo ihr Herz ganz ausgeleert. —

Jooſt. Es iſt natürlich; die Sterbenden laſſen ſich nicht gern mit Worten abſpeiſen, und mit Komplimenten täuſchen — — und werden dich gewiß nicht leicht um etwas bitten, wenn ſie nicht recht wohl glauben, du werdeſt es thun. —

Elſe. Aber, ich denke doch nicht, daß es viele Leute gebe, die etwas, um das ſie ein Sterbender bittet, leicht verſäumen, oder vergeſſen werden.

Jooſt. Ich wollte gern, ich könnte auch mit dir ſo denken; aber ich habe Leute gekannt, die Sterbenden, ſo zu ſagen, die Bitte abgedrungen, für ihre Kinder zu ſorgen, und dann in Erfüllung derſelben doch höchſt nachläßig waren. Du muſt denken, Elſe, alle Menſchen haben ihre guten Stunden und Augenblicke, in denen ſie recht gute Vorſätze nehmen; aber, wenn der Menſch nicht durch und durch brav, ſo ſind ſeine guten Vorſätze immer ſo vergänglich, als das Licht der Sonne, wenn ſie in der ganzen Pracht des ſchönen Morgenroths aufgeht, der Horizont aber ganz mit Regengewölke bedeckt, und nur eine kleine Linie beym Aufgang noch hell iſt, die Wolken nähern ſich von allen Seiten dem Aufgang, die Sonne erlöſcht, die ſchönen rothen Wolken werden alle grau, und es giebt faſt immer denn nur deſto mehr Regen, je ſchöner die Sonne aufgegangen.

Die Bitte der Sterbenden machet bey jedermann großen Eindruck; alles weinet, alles verſpricht, alles nimmt auf ſich, alles will halten, was es verſprochen; aber das Sprichwort: „ab Augen, ab Herz" mahlt die menſchliche Schwäche zwar in einem grellen, doch höchſt wahren Licht. Der Todte wird begraben, und wenn er fort iſt, und verfaulet, ſo verſchwindet auch das Rührende ſeines Lagers aus unſern Augen, und das, was wir verſprochen, fängt nach und nach an, uns ſchwer zu fallen. Wir finden, daß wir uns übereilt haben, und daß das jemand anders eher thun ſolle, und beſſer thun könne als wir. Von dieſem Augenblick an werden wir lau in dem, was wir unſers Verſprechens halber noch wirklich thun, und ſo wie das, was wir diesfalls jetzo noch thun, immer weniger iſt und immer ſchlechter gethan wird, deſto mehr bilden wir uns dennoch dafür ein, und nähren in uns närriſche und übertriebene Gefühle von dem Dank, den man uns dafür ſchuldig ſey; und dann führt uns die geringſte ſaure Mine und ein jedes unüberlegtes Wort, das man auf irgend eine Art als Undank auslegen könnte, leicht zu der Selbſttäuſchung, daß wir dieſes unvorſichtigen Verſprechens halber mehr als genug gethan und daß wir uns deſſelben mit aller Fug und mit allem Recht entſchlagen können.

Chriſtoph. Darüber weiß ich mehrere Beyſpiele. Der rothe Morlauer hat ſeinem Bruder auf dem Todbett verſprochen, für ſein Kind zu ſorgen, und that es eine Weile mit vieler Sorgfalt. Aber da dieſe Sorgfalt mit etwas Mühe und Verantwortlichkeit begleitet war, fiel ſie ihm bald zur Laſt. Er ward von Jahr zu Jahr nachläßiger darin, und verwahrloste ſein Intereſſe endlich ſo unverantwortlich, daß das Kind durch die Folge ſeiner diesfälligen Handlungsweiſe um einen großen Theil ſeines Vermögens kam und im eigentlichen Sinn des Worts beſtohlen ward. Es war übrigens ein eigenes Ding mit dieſem Menſchen. Wenn dieſer durch ſeine Fahrläßigkeit ſo beeinträchtigte Knabe zu ihm kam oder man auch nur von ihm redte, ſah man ſehr ſichtbar, daß ſein Gewiſſen diesfalls in ihm aufwachte. Er eilte von einem weg an eine Arbeit, und war dabey ſo eifrig, daß er ſchwitzte.

Elſe. Hier erſcheint die heilige Arbeit doch auch als etwas ſehr böſes.

Jooſt. Haſt du denn geglaubt, die Arbeit ſey unter allen Umſtänden eine heilige Sache?

Elſe. Ich meynte es bisher alſo.

Jooſt. Sage doch: in aller Unſchuld.

Elſe. Es iſt mehr als genug, wenn ich ſage: in meiner Unſchuld.

Jooſt. Der Menſch, der im blinden Glauben an etwas, ſey es auch nur ein armes Sprüchlein, lebt, wird ſo gerne und ſo leicht für alles das blind, was dieſem Sprüchlein entgegenſteht, und thut die Augen von ſelbſt zu, wenn etwas von ihm ſteht, das damit in Widerſpruch iſt. Alle harte und rohe Arbeit macht das Herz leicht hart; Arbeit ohne Ordnung macht zerſtreut; ohne Theil-

nahme

nahme des Herzens befriedigt ſie nicht, ſie macht leicht unbillig, ungerecht, und kann leicht zur Wurzel alles Böſen, zum Geiz und zum Ehrgeiz und zu allen Folgen der durch ſie ſinnlich verſtärkten Selbſtſucht hinführen.

Elſe. Das iſt ein trauriges Bild von der Arbeit. Aber, Jooſt, du biſt doch ſehr fleißig, und verdienſt das Zeugniß, daß dich die Arbeit nicht zu dieſen Fehlern geführt hat.

Jooſt. Ich habe als Knecht gearbeitet, und in dieſer Lage hatte die Arbeit weder für den Geiz noch für den Ehrgeiz viel Reitz für mich.

Chriſtoph. Das macht einen Unterſchied in der Arbeit, an den ich nie gedacht habe. Man iſt als Knecht ſicher an der Arbeit mit weniger Reitzen zum Böſen umgeben als beym Meiſter ſeyn unter nicht vortheilhaften Umſtänden und bey nicht vortheilhafter Ausbildung ſeiner ſelbſt.

Jooſt. Der Menſch hat zwey Arbeiten, eine innere und eine äuſſere. Wenn die äuſſere im Dienſt ſeiner innern iſt, ſo bildet ſie ihn für ſein inneres und äuſſeres Leben gleich gut; wenn aber die innere Arbeit im Dienſt ſeiner äuſſern ſteht, ſo iſt die innere Sorge für ſich ſelbſt allen ſinnlichen Reitzen des äuſſern Erfolgs ſeiner Arbeit unterworfen, und wird dadurch zu einer Quelle alles ſinnlichen Verderbens unſerer Natur und aller ihrer Gelüſte.

Dieſe Anſicht von der Arbeitſamkeit erregte die Aufmerkſamkeit der ganzen Haushaltung. Es floſſen eine Menge Bemerkungen darüber von allen Seiten. Der Jooſt ſprach am meiſten, und äuſſerte ſich weſentlich darüber alſo: Die Arbeit iſt die äuſſere Erſcheinung des innern Menſchenlebens; ſie ſoll dieſes innere Leben nicht nur darſtellen, ſie ſoll es auch fördern. Sie ſoll den Menſchen ſtark, aber nicht roh, bedächtlich, aber nicht eigenſüchtig, ſorgfältig, aber nicht einſeitig, kleinlich und ängſtlich machen; ſie ſoll den Bedürfniſſen des Lebens ihre Befriedigung verſchaffen; ſie ſoll die Reitze und Annehmlichkeiten des Lebens durch die Folgen ihrer Anſtrengung erhöhen. Einmal ſagte er: Aeuſſere Arbeit iſt ohne innere, menſchenfreundliche Zwecke nicht Menſchenarbeit; ſie iſt ohne dieſelbe nichts mehr als das Lauſchen der Katze, die auf Mäuſe paßt, um ſie zu freſſen, und als das Jagen des Hunds, der ſeinen Haſen fangen will. Er ſetzte hinzu: das iſt ſo wahr, daß wenn die Folge des Nichtarbeitens nicht als die Quelle alles böſen, menſchlichen Thuns angeſehn werden mußten, man beynahe ſagen dürfte, das Nichtarbeiten wäre beſſer als das Arbeiten, das keine menſchenfreundliche und ſeelerhebende Zwecke zum Grunde hat. Aber man darf doch das nicht alſo ſagen, und behüte mir Gott das Arbeiten; der Müſſiggang macht verfaulen, und was einmal verfault, dem iſt nicht zu helfen.

Jooſt kam am Ende ſeiner Betrachtungen über das Arbeiten auf einen wichtigen Geſichtspunkt.

Er ſagte: Das Arbeiten in der Wohnſtube, mitten im Kreiſe geliebter Kinder und Hausgenoſſen iſt ein heiliges Arbeiten; es wird mit Umgebungen unterſtützt, die das Menſchenherz von allen Seiten zu menſchenfreundlichen und ſeelerhebenden Gefühlen und Geſinnungen hinlenken.

Darüber ſagte ihm Elſe: Dieſe ſegensvolle Heiligkeit des häuslichen Lebens in Arbeiten iſt es gewiß auch, was unſere Cathrine dahin brachte, daß ihr Todbett faſt ohne ſeinesgleichen iſt.

Jooſt erwiederte: daran iſt nicht zu zweifeln. Allenthalben, wo der Wohnſtubenſegen im Land allgemein und groß iſt, und Vater, Mutter und Kinder unter einem Dach bey einander wohnen und ihre Hausthüre vor jedermann, den ſie nicht gerne neben ſich ſehen, zuſchließen dürfen, da wirſt du auch allgemein ein beſſeres, chriſtlicheres, vernünftigeres Hausleben und hinwieder ſeelerhebende Todbette finden, als wo die Wohnſtube verödet und die Menſchen haufenweiſe den Tag über in Fabrikſtuben oder im Felde leben, auf dem ſie eigenthumslos in Frohn- oder Lohndienſten den Tag über zuſammen arbeiten.

Chriſtoph. Es iſt unglaublich, und wird durchaus nicht genug beherzigt, was das reine, häusliche Leben für bildende Kräfte für die Menſchheit hat, und wie ſehr der Mangel dieſes geſicherten, häuslichen Lebens das Menſchengeſchlecht im Weſen ſeiner Bildung zurückſetzt, und beynahe die Möglichkeit ſo erhabner Todbette, wie dasjenige dieſer Frau war, ausſchließt.

Indeſſen ſind ſolche ſeelerhebende Todbette in allen Haushaltungen, in denen noch einiges Gefühl für zeitliches und ewiges Wohl ſtatt findet, von einem nicht zu berechnenden Segen. Auch waren vor Alters, und noch zu meiner Zeit die Todbetter, die Todesandenken und der Wille des Sterbenden dem Volk ein Heiligthum. Das iſt ſo wahr, daß ſie ſelber die Todesſtunde eines hingerichteten Verbrechers als eine feyerliche, heilige Stunde anſehn. Jezt aber werden ſolche Todbette unſerer Zeitmenſchen immer weniger wichtig und erbaulich. Die Völker, die die Anhänglichkeit an das Eigenthum, an die Sitten, Gewohnheiten, Rechte und ſelber Feyer- und Feſttäge ihrer Väter verloren, haben gewiß eben ſo ſehr die Fundamente ihres reinen bürgerlichen Zuſammenlebens verloren, als die Haushaltungen, in denen dieſes der nämliche Fall iſt. Geiſtliche und weltliche Oberkeiten können nicht genug von der Wichtigkeit überzeugt ſeyn, wie ſehr die Aufmerkſamkeit auf den Willen verſtorbener Wohlthäter des Volks und auf Vermächtniſſe, die zu Gunſten deſſelben in ihre Hand gelegt worden, für die Erhaltung, Sicherſtellung und Aeufnung ſeiner Sittlichkeit, ſo wie ſeiner bürgerlichen Tugenden wichtig iſt.

Ich erinnere mich mit Entſetzen, den Eindruck geſehen zu haben, den es hatte, als der Abt in dem Kloſter Saug- aus dem Dorf Erlau den Zins einer Armenſtiftung, die der Kirche gehörte, entriſſen und über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit dieſer Verfügung zwiſchen ihm und den Bauern ein zehnjähriger Rechtsſtreit entſtanden. Der Prozeß iſt auch zu Gunſten der Bauern entſchieden worden; denn ſie konnten beweiſen, daß das Capital dieſer Stiftung in einer Bodengült nur darum im Kloſter niedergelegt worden, damit die Armen ihrer Kirche zu ewigen Zeiten ſicher ſeyen, daß das Capital dieſer Gült von den Bauern ſelber nicht mißbraucht oder geſchwächt werden könne.

Nun iſt es gleichviel, wenn die Bauren den Prozeß ſchon gewonnen, ſo äuſſert ſich der bleibende Unwille des Dorfs doch auch jezt noch über das Kloſter und die Geiſtlichen überhaupt auf die roheſte Weiſe, und es hat ſich durch den Prozeß, den es dieſer Stiftung halber führen mußte, ein ſolcher Wuſt von Laſterhaftigkeit in demſelben eingeſchlichen, daß man es gewiß nicht glauben würde, wenn ich überall erzählen wollte, wie ſich alles in Erlau ſeit dieſem Rechtshandel geändert und verſchlimmert hat. Aber ſicher iſt, daß ſpielen, ſaufen, ſchelten, Schläghändel und alle Arten von Lumpen- und Schelmenſtreichen daraus entkeimt, aufgewachſen und groß geworden, wie der ſchrecklichſte Giftbaum, der aus ſeinem Kern entkeimt, aufwächſt und groß wird.

Elſe. Ich weiß ein ähnliches Beyſpiel. Eine liederliche Mutter hatte ihrem Kind ein Kleinod, das ihm ſeine Taufpathen legirt, verbraucht, und dieſe Handlung empörte das Herz des Kindes gegen ſeine Mutter ſo ſehr, daß man ihm dieſen Unwillen über dieſe Handlung ſeiner Mutter durch ſein ganzes Leben immer noch anſehn konnte.

Jooſt. Die Aenderung in der Anwendung von Stiftungen, die fromme Leute zu guten Zwecken gemacht haben, greift in jedem Fall denen, die darunter leiden oder darunter zu leiden glauben, tief ans Herz.

Chriſtoph. Ich habe einmal einen Rebuliſten mir die Antwort hierüber geben laſſen: „aber wenn einmal „einem Narren in den Sinn käme, ſein Gut einer Stiftung zu legiren, in der ſelber ausgeſuchte Müſſiggänger „und Tagdiebe ruhigen Unterhalt und Aufenthalt finden,

„ſo würde doch der Erbe rechtmäßig gegen die Gültigkeit „dieſer Stiftung proteſtiren können."

Jooſt. Darüber iſt leicht zu antworten. Er könnte wohl mit Recht gegen den Unſinn in der Anwendung dieſer Stiftung proteſtiren, aber er wäre in ſeinem Gewiſſen ſicher verpflichtet, die Gültigkeit einer vernünftigen und menſchenfreundlichen Anwendung dieſer Stiftung anzuerkennen und ſie zu dieſer Anwendung, ſo viel an ihm liegt, ſicher zu ſtellen.

Elſe. Es ſchlägt eben eilf Uhr.

Jooſt. Es iſt mir leid; ich habe eben ein Buch bey mir, daraus ich euch noch etwas leſen wollte.

Elſe. Zeig, was iſt das für ein Buch.

Jooſt. Kennſt du dieſes Buch nicht? es iſt der gute Jakob, wie er ſeinen Sohn lehrt. Das iſt mir ein eigener Kerl, Elſe. So wie wir unſere Kinder in die Schule und zu den Büchern führen, ſo führt Jakob ſeinen Buben allemal, wenn er ihm etwas zeigen oder ihn etwas lehren will, dahin, wo es geſchieht, vorfällt und daſteht.

Elſe. Du mußt doch etwas davon leſen.

Jooſt. Nein, es iſt jetzt zu ſpät, wir wollen es bis morgen verſchieben.

Chriſtoph. Fritz! Erzähle uns jetzt noch, was du ſowohl aus dem geleſenen Abſchnitt als aus dem, was wir ſonſt noch geredet, für das Wichtigſte achte.

Fritz. Daß die Tugend und der Vaterſinn des Armen, wenn ſie ſich unter ſo traurigen Umſtänden, wie diejenige des Rudi ſind, bewähren, erhaben iſt.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß ich mich des Weinens nicht habe enthalten können, als ich mir den armen Rudi mit ſeinem Knaben vorſtellte, wie er bey der Gertrud wegen der armſeligen Erdäpfel ſo demüthig um Verzeihung gebeten.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß Gertrud brav war, daß ſie den guten Rudi nicht lange um Verzeihung beten laſſen, aber dennoch den kleinen Rudi ſo herzlich vor dem Stehlen gewarnt und ihm die Säcke voll dürres Obſt gegeben, da er jetzt wieder von ihr fortging.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Auch das ging mir zu Herzen, daß Gertrud mit dem Rudi zu ſeiner ſterbenden Mutter ging, und das Herz der ſterbenden Frau durch ihr Benehmen in der letzten Stunde noch ſo ſehr erquickte.

Chriſtoph. Weißt du noch mehr?

Fritz. Daß wer Kopf und Herz in der Ordnung hat, den geraden Weg auch ohne Landcharte findet.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß der Menſch ohne alle Vergleichung mehr für das danke, was man ihm in der Noth giebt, als für das, womit man ſeine guten Tage noch ausſtaffirt und ſeine Hoffartsgelüſte belebt.

Chriſtoph. Ferner!

Fritz. Daß die Unmenſchlichkeit der Glücklichen die eigentliche Quelle der Verbrechen der Unglücklichen ſey.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß jedermann und ſelber auch ſchlechte Leute, ihre guten Stunden haben und oft gute Vorſätze nehmen; daß aber ſehr viele Menſchen gar leicht aus dieſen guten Stunden herausfallen und ihre guten Vorſätze wieder aus dem Sinne ſchlagen.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß ſolche Leute denn auch immer einen ganzen Sack voll Entſchuldigungen finden, warum ſie ihren Vorſätzen nicht getreu ſind und ihr Wort nicht halten.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß ſelber das gute Arbeiten auch ſeine ſchlechte Seite habe.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß vor Müßiggang verfaulen doch das Allerſchlimmſte ſey, was dem Menſchen begegnen könne.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß der Menſch an ſeinem Futter beſſer krähe als an fremdem.

Chriſtoph. Und dann.

Fritz. Daß je größer ein Menſchenhaufe ſey, deſto kleiner ſey auch der Segen, der aus dieſem Zuſammenſtehn auf den einzelnen Menſchen dieſes Haufens herabfließt.

Chriſtoph. Ferner.

Fritz. Daß es eine heilige Sache um Vermächtniſſe und Stiftungen ſey.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß den Armen entziehe, was Stiftungen ihnen zugeſichert, aus armen, vervortheilten Leuten ſchlechte Leute macht.

Chriſtoph. Ferner.

Fritz. Daß der Baum des Verderbens, den der Abt von Saugaus im Dorfe Erlau gepflanzt, giftige Früchte und giftigen Saamen getragen.

Ein und zwanzigſte Abendſtunde.

Jooſt lieſt jetzt aus dem Buche: „der gute Jakob, wie er ſeinen Sohn lehrt" das 15te Capitel Leben und Tod.

Leben und Tod.

Der Knab. O Vater! der alte Marti iſt todt? —

Vater. In Gottes Namen! Er war ein braver Mann! —

Der Knab. Ja, Vater! alle Kinder weinen um ihn. — Er war uns allen lieb, — er war immer ſo froh. —

Der Vater. Er war arm, und hatte oft nicht ſeine Nothdurft; und doch war ihm wohl im Leben. —

Der Knab. Es hat uns Niemand im ganzen Dorf ſo viel Freude gemacht, als er; und man ſah es, es war ihm allemal eine Freude, wenn er unter der Linde bey ſeinem Haus uns luſtig machen ſah. —

Der Vater. Ich will den Verſtorbenen noch einmal ſehen. —

Ich will mit dir, wenn du gehſt, ſagte der Kleine. — Und der Vater und der Knab giengen mit einander in die Hütte des armen Verſtorbenen.

Er lag auf ſeinem Bett von Stroh, mit wenigen Lumpen bedeckt da, wie ſchlafend; wenige Erdäpfel, ſein Stab und ein offenes Bethbuch, lagen auf dem Tiſch, neben ſeinem Bett. Und ſeine Frau ſaß unten am Bette zu ſeinen Füßen und ſah mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen an ihren geſtorbenen Mann hin.

Ich grüßte ſie, both ihr die Hand und ſagte: iſt dir dein lieber Martin geſtorben? — Sie antwortete: ja, in Gottes Namen, vor ein paar Stunden.

Daß ihn Gott tröſte, den lieben Alten! Er war immer ſo brav, und ſo fromm, und froh, ſagte der Jakob. —

Ja, Nachbar, erwiederte die Frau. Er war gewiß von Herzen brav und fromm, mein ſeliger Mann — und er lehrte auch mich die Armuth tragen, und auf Gott hoffen! Das lohn' er ihm jetzt in dem Himmel! Wills Gott, nimmt er mich auch bald zu ihm. —

Der Jakob. Das geb Gott, du Gute! — Ich weiß, du haſt jetzt auf Erden keine Freude mehr. —

Die Frau. Ich will nicht ungeduldig werden, und gern aushalten, bis mein Vater im Himmel mich kommen heißt. —

Der Vater. Das iſt brav und ſchön vor Gott, du Gute!

Die Frau. So in einem Leben, Jakob! wie das meine, und meines lieben Manns ſeligen war, lehret es einen wohl, auf Gott trauen, und auf ſeine Hülfe harren, bis er kommt, der Vater im Himmel. —

Mein Mann hat es jetzt, Gott Lob! überſtanden; will's Gott werde ich's auch bald überſtehn. Gott gebe mir nur, daß ich in den wenigen Tagen, die ich noch zu leben habe, mich in allem ebenſo überwinde, wie er ſich in allem überwunden hat.

Jetzt ſchwieg ſie eine Weile, ſah uns wehmüthig an und ſagte dann wieder: er hatte jetzt bey Jahr und Tagen kein Glas Wein, und ſelber oft auch keine abgenommene, ſaure Milch mehr, und in ſeinen jungen Jahren hatte er es im Eſſen und Trinken gar gut; und doch gieng ihm jetzt kein unzufriedenes Wort je aus ſeinem Munde.

Der Vater. Das iſt wohl viel, du Gute!

Frau. Er hat mich auch täglich und ſtündlich mit dieſer Gemüthsruhe, die er hatte, erquickt und geſtärkt; er fand in allen Fällen, und in aller Noth Hülf und Rath; und wo andere ihre Zeit mit Jammern und ſich grämen verderben, war er immer im Stand, nachzudenken, was das Beſte zu thun ſey! — Dann that er es immer ſo ungeſäumt, und es war immer ſo geſegnet, was er that; und wenn er denn ſo oft mit Hülf und Troſt an mein Bett kam, und mich bat, und nöthigte den Biſſen zu eſſen, den er mangelte, und mir mit ſeinem: „das iſt Gottes „Gabe für heute, ſorge nicht für Morgen,“ ſo oft mein Innerſtes bewegte, mein Herz wieder erfriſchte, und meine Thränen auspreßte; wie es denn immer ſo wahr war, und Gott uns immer, immer, wieder gab, was, und wenns noth war, und uns ſo durch ſeine Hülfe zu ihm führte, daß wir immer dieſe Noth und all unſer Leiden, als Gottes beſten heiligſten Segen für uns, erkennen mußten! — O Nachbar! glaub es! das war gut für uns, und that uns wohl; die Armuth bringt dem Menſchen, der nicht von Gott weicht, Segen, Stärke, und Ruhe, zu der er im Glück gewiß nicht käme. —

Vater. Du haſt wohl recht, du Gute!

Frau. Einmal noch jetzt wünſch ich mir das Theil der Reichen nicht; und ſo lang ich lebe, wird die Armuth, ſo wie ich ſie in meinem ſeligen Mann kennen und tragen gelernt, mir ein heiliges Theil ſeyn! —

Vater. Du biſt glücklich, du Gute! —

Frau. Ich danke Gott für die Wege, die er mich führte, und glaube ſicher, unſer Leben wäre uns nicht mit ſo viel Ruhe, Zufriedenheit, und Geſundheit vorüber gegangen, wenn wir nicht Mangel gehabt hätten. —

Vater. Wenn ichs nie geſehen hätte, wie ſehr man ſich in dem, was wahres Glück iſt, irret, ſo ſähe ich es an dir. —

Frau. Ja, Jakob! Man irret ſich darinn gewiß ſehr, und glaub mir's, die ſchönſten Tage unſers Lebens folgten uns immer auf Noth — und die Stunden, in denen ich am glücklichſten lebte, waren die, in denen ich Thränen des Danks weinete, und, o wie viele von dieſen Stunden hätte ich nicht gehabt, wenn ich nicht arm geweſen wäre! —

Vater. Du Gute! Ich empfinde, wie wahr das iſt, was du ſagſt; aber iſt es denn nicht auch wahr, daß, wenn ihr reich geweſen wäret, ihr dann auch mehr Gutes hättet thun können?

Frau. Was weiſſeſt du, Nachbar, was wir dann gethan hätten? Und es iſt eben auch nicht alles um das, was ein Menſch dem andern thun kann; und das, was der Reiche dem Armen thut, hilft ihm meiſtentheils gar viel weniger, als der Reiche es glaubt. So arm mein Mann war, ſo hat er ganz gewiß für die Armen gethan, was die Reichen nicht konnten. Das ganze Dorf weißt, daß wo irgend jemand in Noth und Kummer lebte, er jede Gelegenheit ſuchte, ihn mit ſeinem heitern Weſen zu erquicken und ihm Troſt und Ruhe beyzubringen. Du würdeſt dich verwundern, wenn du wüßteſt, was er diesfalls gethan und ausgerichtet. Er kam zwar immer mit leeren Händen; — aber ſicher brachte er dem Unglücklichen Troſt und Hülfe mit. — Zu dem einen ſagte er: du haſt ſo viel mehr als ich, und biſt unruhig; du muſt Muth faſſen, und hingehen, und die Wahrheit ſagen; ich will mit dir zu deinem Schuldherrn, und ihm ſagen, wie es dir gegangen. — Zu dem andern: Nein, deinen Acker verkauf nicht, eher dein zweytes Kleid; eher dein zweytes Bett, es kann dir ein Bett auf dem Acker wieder wachſen, aber kein Acker auf dem Kleid. — Einem Dritten: Nein: iß eher weniger, trink eher kein Glas Wein das Jahr durch, als daß du von dieſem harten Mann Geld entlehneſt, er drückt und drängt dich das Jahr durch, für dieſe kleine Dienſte, für die er dir nichts zahlt, und nichts abrechnet, daß du ihm ſicher das doppelte zurückgeben muſt, was er dir leihet. — Wieder einem andern: Laß dir doch den Kopf nicht nehmen, und thu nichts in Unruhe, komm, wir wollen rechnen, zählen, und mit einander abmeſſen, was das Beſte zu thun iſt. — So half mein ſeliger Mann in der Armuth ſeinem Nebenmenſchen, der in der Noth war, —

und gab dann auch den letzten Biſſen, den er mangeln mußte, ſo gern und freudig einem Hungernden, Elenden, und konnte doch dann fortarbeiten, als ob er's ſelber geeſſen, daß ich es meiſtentheils nicht merkte — und das alles hätte er gewiß nicht gekonnt, wenn er reich geweſen wäre. —

So lobte die alte Frau den Verſtorbenen; aber es war meinem Kleinen bange, bey der Leiche des Manns — ich ſah es und ſagte, wie dir ſo bange iſt, beym Anblick des Todes, mein Lieber! —

Der Knab. Ach! er iſt todt, der gute Marti. —

Vater. In Gottes Namen; es iſt ihm jetzt wohl! — aber du haſt noch wenig Todte geſehen, und das macht dir jetzt bang. —

Der Knab. Ja Vater! —

Vater. Du wirſt blaß, du Lieber, und dein Herz klopft. —

Der Knab. Ja Vater! Ach! Sterben, und nicht mehr daſeyn!

Vater. O Lieber! das Leben muß dich doch gut dünken, daß du ſo angſtvoll vom Sterben redeſt? —

Der Knab. Ja, Vater; das Leben iſt gut!

Vater. Ja, gewiß, Kind! Das Leben iſt gut, und es iſt Wonne und Glück, ein Menſch zu ſeyn, und auf der Erde zu wohnen.

Der Knab. O Vater! Aber dann ſterben! —

Vater. Lieber! war dir auch ſchon ſo wohl, und ſo freudig, wenn du denkſt, daß du lebſt, und da biſt, wie dir jetzt angſt iſt, da du einen Todten ſieheſt?

Der Knabe. Ich dachte an nichts. — —

Vater. Lieber! das iſt nicht recht, du lebeſt lang, und es iſt dir viel Wohl auf Erden: du ſollteſt das oft denken, und du ſollteſt dich tauſendmal mehr deines Lebens freuen, das du ſo lange genieſſeſt, das ſich dir immer verjüngert, die alle Morgen neu wird, dieſes Leben ſollte dich tauſendmal mehr erfreuen, als der Tod dich erſchrecken, der nur ein Augenblick iſt, und vorübergehet. —

O! — Vater! ſagte der Kleine. —

Und der Vater. — Freue dich deines Lebens, mein Kind! Denk oft, daß du biſt, und lebeſt, und daß dir wohl iſt, auf Erden. Wenn dir die frohe Sonne am Morgen aufgehet; wenn du am Abend, beym Mond- und Sternenſchein, einſam an Gott denkeſt, und in den Freuden der Ernde und in der Laſt der Winterſpiele denk oft und warm, daß du biſt und lebeſt, und auf der ſchönen Erde Wonne für Wonne trinkeſt. —

Ja, Kind, ſagte die Alte, wenn du einem Armen dein Brod giebſt; wenn du einen Elenden tröſteſt, und thuſt, was deinem Leben einen Werth giebt, dann denke an den Segen des Lebens, und deines Daſeyns. —

Der Kleine drängte ſich an mein Herz, und weinte, daß ſeine Thränen auf den Boden fielen. Ich nahm ſeine zitternde Hand, führte ihn wieder zum Todten, und ſagte: wer ſo lebt, wie dieſer Alte, dem gehen die Tage des Lebens vorüber, wie ein Morgentraum, und ihm iſt ſein Sterben, wie ein erquickender Abendſchlummer. Bis an die letzte Stunde des Lebens war Wonne und Friede in ſeinem Herzen; war das nicht ſchön, du kleiner?

O! — Vater! ſagte der Knab. —

Und der Vater. — Alle Freuden des Menſchen machten ihn fröhlich, an allen Leiden ſeines Nächſten nahm er Theil, mit Troſt und Liebe, darum hat ihn auch wieder alles geliebt, weil er ſo menſchlich war. — Kind! nimm Theil an allen Freuden der Menſchen, und ihr Leiden gehe immer in dein Herz, ſo wird dich alles lieben; deine Tage werden vergehen, wie die Tage dieſes Alten, und du wirſt lächeln des nahenden Todes, wenn du einſt die Güter der Erde genoſſen, und ihrer ſatt biſt. —

Ja, Kind, ſagte die Alte, glaub das! Als die Stunde des Scheidens meinem Lieben jetzt nahete, ſah ich ihn weinen. — Was weineſt du, Marti? frug ich ihn mitleidend; er aber blickte heiter, mitten durch ſeine Thränen gegen mich auf, und ſagte: O Liebe! ſo leicht hätte ich in meinem Leben den Tod nicht geglaubt; und er iſt ſo nahe, ich weine, und danke Gott! — und freue mich, und ſehne mich nach meinem Ende! — Und fühle im Nahen des Todes Erquickung — die einzige Erquickung, der ich noch fähig bin! — Ach! wie am Abend des ſchwerſten Tags, das Nahen der Nachtruhe, mich oft tröſtete und erquickte, ſo labet und ſtärket mich jetzt das Nahen des Todes. —

O Kind! glaub das! Der Tod iſt nicht ſchwer; er iſt jetzt meine einzige Hoffnung, und mein einziger Troſt! —

Sie ſagte das ſo heiter und ruhig dem Kleinen und ſah ihm dabey mit einem ſo milden, liebenden Blick ins Angeſicht, daß es ihm in ſeiner Seele tief zu Herzen gieng. Die Thränen, die jetzt über ſeine Wangen fielen, waren milde Thränen innerer Beruhigung und Erquickung. Ich freute mich des Endzwecks, den dieſe Thränen veranlaßten, und war ſelber von dem Gedanken belebt und hingeriſſen, wie der Menſch in ſeinen jungen Jahren durch die Erfahrung ſeines Lebens aufwächſet und ſtark wird für das Tragen ſeiner Begegniſſe. So wächſet ein frommer Alter, reift, und wird ſtark zu ſeiner Beſtimmung, zum Ende ſeiner Laufbahn, und er ſtirbt ſchön, und vollendet, wie ein reifer Apfel ſchön, und vollendet, vom Baume fällt. — —

Wir ſtanden noch eine Weile bey dem Todten, ehe wir aus ſeiner Hütte gegangen, und da der Abend ſchön war, führte ich meinen Kleinen auf den nahen Hügel des Dorfs, und ſetzte mich an einen Ort, wo wir eine herrliche Ausſicht hatten, ins Grüne. Berg und Thal, Saaten und Weyde, Weinberge und Aecker, Dörfer und Städte, Flüſſe und Seen, waren uns im Auge; vor uns neigte ſich die Sonne gegen dem Abend; ſie blitzte im Goldglanz auf den Thürmen der Stadt; ſie blendete im Silberlicht auf den Seen und Flüſſen, ſie glänzte auf den wallenden Wieſen im grünen Teppich und auf den weit und breit reifenden Saaten in der milden Farbe des gelben Mondes. Hinter uns war Berg und Wald, graue Gipfel und kahle, nackte Felſen; Eichen, die Jahrhunderte ſtanden, und dunkle, hohe, ſchwarzgrüne Fichten; neben uns rauſchte das böſe Waſſer der ſchönen Lillen, dieſer untreuen Uferfreſſerinn, die alle Anſtößer haſſen; in wildem, ſprudelndem Fallen rauſchte ſie neben uns hinab, unter den Hügel — da ſchien ſie ſanft und ſtill zu ruhen;

aber zu beyden Seiten der ſtillen Bucht ſahen wir die unterfreſſene Erde vor unſern Augen, in ihren Schooß hinabſinken. — Da in der Nähe dieſer ungetreuen Lillen ſetzten wir uns auf einer ſichern Felswand, meinem Kleinen war das Herz noch voll, ſein lieber Marti war der erſte Todte, den er geſehen; in ſanftem ſtillem Schweigen ſtaunte er durch das lange Thal, gegen die Sonne hin, die untergehen wollte; dann rief er mir plötzlich: Vater! ſein Tod war wie der ſchöne Untergang der Sonne, den ich jetzt ſehe.

Ja, Kind! antwortete ich ihm, du haſt recht. Sein Tod war wie der Untergang der ſchönen Sonne, den du eben ſiehſt.

Es iſt wahr, ſagte der Kleine, und ich fürchte den Marti jetzt auch nicht mehr, wenn er ſchon todt iſt.

Vater. Ich traute dir das wohl zu. Aber ſiehe jetzt auch hin durch dieſes Thal, das dir vor Augen liegt. Siehe ſeine Fluren, ſeine Saaten, ſeine Weinberge, ſeine Flüſſe, und denke dann: die Erde iſt voll von der Güte des Herrn; aber viel Menſchen ſind dennoch nicht zufrieden, und nicht dankbar für ſie, ſondern verheeren mit wilden Gelüſten ſich ſelber, und die ſchöne Erde. — Siehe: hier die böſe Lillen, wie ſie unter dem Boden hineinfrißt, und das Land um ſich her verheeret. — Sieh', wie Flur und Aecker in den Schooß der Verwüſterinn herabſinkt, und verſchwindet. So verheeren wilde Gelüſte das Herz des Menſchen, und er ſtirbt unterfreſſen von wilden Gelüſten nach allem Wuſt der Erde, die ſeine Verführerin war. O, Kind! der Menſch, von den Gelüſten des Lebens verheert, lebt mitten im Reichthum der Erde das Leben der gequälten, hungrigen Armen, und ſtirbt nicht, wie dein guter Marti, er ſinkt unerſättigt für ſich ſelber, und unbefriediget von allem, was um ihn war, hinab in ſeine Grube: — er ſtirbt unreif, und unvollendet, wie im Schatten des Walds und im hohen Norden die zarte, feine Frucht des milden Himmels unreif und unvollendet vom Baume fällt! — Du weineſt, mein Lieber; aber ich habe dir noch nicht alles geſagt; mein Bild iſt noch zu ſchwach, und nur halb: der Menſch auf Erden ſinkt noch viel tiefer: warum ſoll ichs dir verhehlen? Du wirſt es ſehen, und erbeben: der Menſch, der ſich mit wilden Gelüſten verderbet, und ohne Gott, und ohne Liebe lebt, lebt ein abſcheuliches Leben, und ſtirbt einen entſetzlichen Tod. Ich darfs dir nicht verſchweigen. Der Menſch, der ohne Gott und ohne Liebe lebt, raubet und mordet; du wirſt es ſehen, Menſchen zu Haufen ſich morden und tödten. Menſchen, die des Gottes, der im Himmel iſt, nicht achten; Menſchen, die das Brod des Hungrigen, und das Futter ſeines Viehs rauben, und Gottes Erde weit und breit verheeren. O Kind! das Todbett dieſes Menſchen erſchüttert mein Alter; aber damit du Gott fürchteſt, und die Menſchen liebeſt, will ich dir das Entſetzlichſte, das auf Erden iſt, nicht verhehlen. Ich ſah es im Bild eines Mörders, auf der Leiter gränzte er noch gegen dem Blutrichter — ſpottete über das erblaſſende Volk, und ſchnappete nach der Hand des Henkers, der ihn würgte — Kind! das iſt das Bild des Todes des Menſchen, der ohne Gott, ohne Dank, ohne Treu, und ohne Liebe, auf Erden lebt; er ſtirbt, wie der Baum, der vom Donner Gottes geſchlagen, ſich entzündet und abbrennt bis auf den Boden. —

So weit las der Jooſt im XV. Kapitel des Buches: „der gute Jakob, wie er ſeinen Sohn lehrt.“

Ein ſchauerndes Beben durchdrang die frommen Leute, und diesmal ſagte niemand zum Friz: wiederhole das Geſagte.

Die zwey und zwanzigſte Abendſtunde.

Inhalt.

Von kummerhaften Weibern. — Von guten Männern.

Von ſchwachen Leuten. — Von Nervenkrankheiten. — Von Gelüſten, Einbildungen, und ſchweren Leiden. — Vom Angreifen, und Ueberwinden: vom Daſtehen, Angaffen und Jammern. — Vom Tragen, Aufladen, Ueberladen: vom Einſinken. — Von zwey ungleichen Weibern. — Von Allerley, ach mein Gott! — ach mein Gott. — Von ſäugenden Kindern. — Armen Tröpfen. — Vom Unterſtützen und Aufrichten. — Von einer Hausſchul. — Von dem alten Strumpfweber, ſeiner Frau, und ſeinen neun Kindern. — Von einem Scheitſtock. — Vom Pfeiffen, und vom Birribing. —

Eine kummerhafte, grämende Frau iſt doch wohl eine der größten Plagen, die einen braven Mann, welcher guten Muth und Frohſinn über alles liebt, treffen können, ſagte Chriſtoph, als er den XIX. Abſchnitt unſers Buches geleſen.

Und Elſe antwortete: es iſt gut, daß du einen Unterſchied macheſt; denn einem ſchlechten Mann und Böſewicht iſt es gleich, ob ſein Weib weine oder lache.

Jooſt. Es iſt vielleicht auch die beſte Probe eines reinen, guten Herzens und einer unzweydeutigen Frömmigkeit, wenn es einem nahe geht, ob die Menſchen, die uns am nächſten in der Welt ſind, glücklich, ruhig und zufrieden darin leben oder nicht.

Elſe. Das iſt ſicher. Wenn die Ungelegenheiten der Seinigen nicht nahe gehn, der iſt gewiß auch nicht recht fromm. Aber dann iſt auch wahr, man kann ſeine und der Seinigen Angelegenheiten auch zu ſehr zu Herzen nehmen; und es läßt ſich nichts Traurigeres denken als eine Frau, die ihrem Mann mit ihren Bekümmerniſſen täglich und ſtündlich zur Laſt wird; und es braucht dann ganz gewiß einen Mann, der ſo frohmüthig als der Bär iſt, um nicht unter dieſer Laſt zu erliegen.

Jooſt. Und es giebt ſo viele dergleichen Jammergrithen auf der Welt.

Chriſtoph. Es giebt ſo viele dergleichen muthloſe Menſchen, und es hat mich oft ſehr gewundert, woher dieſer Zuſtand auch kommen möge.

Jooſt. Er kommt meiſtens von Nervenſchwächen.

Chriſtoph. Aber woher kommen die Nervenſchwächen?

Jooſt. Es ſind oft Zufälle, die dem Menſchen ſeine Nerven ſo ſchwächen; oft aber ſind es auch Seelenkrankheiten, die alſo auf die Schwächung des menſchlichen Leibs hinwirken und ſeine Nerven angreifen. Ich kenne viele

Menſchen, die der Hochmuth, die Ungeduld, der Geiz und alle Arten von Sinnlichkeitsausſchweifungen nervenſchwach gemacht haben. Ein jeder Menſch, der gar viel mehr zu ſeyn und zu beſitzen wünſcht, als er iſt und vermag, ein jeder, der ſich viel mehr einbildet, als er verdient, iſt, wenn er zarte und ſchnell bewegliche Nerven hat, in Gefahr, nervenſchwach zu werden und am Ende ſelber ſeine guten Sinne und ſeinen Kopf zu verlieren.

Chriſtoph. Solche Leute ſind doch am Ende an ihrem Unglück ſelbſt ſchuld.

Jooſt. Wer will das ſagen? wer darf ausſprechen, ein Menſch ſey an irgend einem Unglück, das ihm begegnet, ſelbſt ſchuld? Das darf nur ein Menſch von ſich ſelbſt ſagen, und gegen ſich ſelbſt ausſprechen. Er allein weiß, in welchem Grad er wegen den Fehlern, deren Reitzen er unterlegen, Verzeihung oder nicht Verzeihung verdient. Kein Menſch kann über die Folgen der Fehler eines dritten alſo abſprechen.

Chriſtoph. Du haſt recht. Aber ſolche Abſprecherworte gehen einem ſo leicht über die Lippe.

Jooſt. Man nimmt ſie aber auch leicht wieder zurück, wenn man merkt, daß man nicht ſo hätte abſprechen ſollen.

Chriſtoph. Man iſt das aber auch ſchuldig; und wenn man nervenſchwache Leute vor Augen hat, ſo thut es jeder gutmüthige Menſch auch gerne. Ihr Anblick erregt auf eine Art Mitleiden und ihr Zuſtand fordert auf eine Weiſe Schonung, die beynahe jedermann anſpricht.

Man kann und darf von ſolchen Leuten nicht fordern und nicht erwarten, wozu ſie keine Kräfte haben.

Elſe. Aber in der Erziehung dieſem Unglück vorzubeugen, ſcheint mir dann auch die größte Pflicht zu ſeyn, die Eltern ihrer Kinder halber auf ſich haben.

Jooſt. Das iſt richtig und dabey eben ſo gewiß, daß eine gute Erziehung das erſte und vorzüglichſte Mittel iſt, dieſem Unglück abzuhelfen.

Elſe. Es iſt mir, es ſey nicht anders, es müſſe ſo ſeyn, daß dieſes Uebel vom Mangel einer guten Erziehung herkomme; aber dann iſt mir doch nichts weniger als ganz deutlich, wie dieſes alſo ſey.

Jooſt. Wenn man die Kinder nicht von Jugend auf durch die Erziehung mit Ernſt und Liebe zur Arbeit, zum Muth, zur Ueberwindung ihrer Gelüſte zieht und gewöhnt, ſo iſt der Grund zu der Lebendigkeit aller Gelüſte und mithin die Quelle ihrer Kummerhaftigkeit, wenn ſie ſie nicht befriedigen können, in die Herzen der Kinder ſchon ſo viel als unauslöſchlich gelegt, hingegen wo ſie von Jugend auf zur Anſtrengung ihrer Kräfte, zum Angreifen deſſen, was nöthig, und zur Ueberwindung deſſen, was nicht thunlich und nicht möglich, gezogen werden, können ſie gewiß nicht leicht in den traurigen Zuſtand eines kummerhaften Lebens hinabſinken.

Elſe. Bey alle dem giebt es Menſchen, die eine Natur haben, daß ihnen das Ertragen der Widerwärtigkeiten und das Ueberwinden ihrer ſelbſt und der Mühſeligkeiten des Lebens, ſie mögen auch erzogen worden ſeyn wie ſie wollen, ohne alle Vergleichung leichter iſt als andern.

Jooſt. Das iſt wahr. Ein jeder Menſch hat ſo ein Maaß, das er tragen mag, und meiſtens thut es ihm nur wohl und macht ihn ſtark, wenn er dieſes Maaß voll bekommt; wenn aber ſeine Laſten dieſes Maaß überſteigen, ſo ſinkt der Wohlerzogene wie der Uebelerzogene; und der Vernünftige und Starke erliegt, wenn er überladen, wie der Unverſtändige und Schwache, nur daß der eine mehr als der andere tragen mag. Ja, es geſchieht noch ſogar, daß der Starke und Vernünftige, wenn er lebhaft iſt, ſich oft mehr und leichter überladet, als der Schwächere und weniger Verſtändige; und dann hat auch ein jeder Menſch ſo ſeinen geheimen Winkel, an dem er mehr ſchwach iſt als an allen andern Orten, die man an ihm ſieht, und wenn man ihn dann da anpacket, ſo braucht's meiſtens unbegreiflich wenig, ihn herunter zu arbeiten, und abzuſchwächen, beſonders wenn er lebhaft, und empfindlich iſt. —

Elſe. Aber auch hierinn mag eine gute Erziehung viel helfen, daß der Menſch ſeiner Lebhaftigkeit eher Meiſter, und in ſeinen Empfindlichkeiten und Liebhabereyen, auch nicht ſo gar kindiſchſchwach wird, wie übel erzogene Leute. —

Chriſtoph. Es iſt traurig, daß ſo viele Weiber das Unglück haben, in dieſe kummerhafte Gemüthsſtimmung zu fallen. Sie zerſtört im Menſchen das Weſentlichſte, was ein Weib ſeinem Manne und ſeinen Kindern ſeyn ſollte.

Jooſt. Es iſt ausgemacht, daß der wichtigſte Dienſt, den eine Frau ihrem Hausweſen leiſtet, und der größte Segen, den ſie über ihr Haus bringt, darin beſteht, wenn ſie machen kann, daß ihr Mann den Tag über ſeinen Geſchäften mit ruhigem Muth und ungeſtörter Befriedigung nachgehen und ihnen abwarten darf, und nicht durch ihre Kummerhaftigkeit und anhaltende Leidensäuſſerungen den Kopf verliert. Der Fall iſt nicht ſelten, daß eine Frau dadurch ihrer Haushaltung Unglück zugezogen, das, wenn ihre Gemüthsruhe nicht zerſtört geweſen wäre, auch nicht ſtatt gefunden hätte.

Er ſetzte hinzu: Es braucht einen Mann, wie es wenige giebt, mitten unter ewigem Aechzen und Jammer, das aus dem Munde eines Weibes kommt, welches man ſonſt liebt, an deſſen Jammern man aber ewig angebunden zu ſeyn faſt nicht ertragen mag, ſeine Standhaftigkeit und Beſonnenheit immer zu erhalten und aus Masleidigkeit nicht in Fehler zu verſinken, mit denen ein Mann eine Haushaltung gänzlich zu Grunde richten kann, die aber auch nicht ſtatt gefunden hätten, wenn die Umſtände anders geweſen wären.

Elſe. Man könnte Kummerhaftigkeit und guten Muth nicht beſſer abmalen, als wenn man die Weiber, die ich vor acht Tagen im Pfarrhaus bey einander ſah, neben einander abmahlen würde. Du kennſt ſie beyde, es iſt des Maurers Anneli, und des Liſchers Mäde; das erſte fieng abermal ſein altes Lied an: „wie theuer das „Brod, wie ſchlecht der Verdienſt, wie bös der Mann, „wie ſchwer die Kindbett, und wie boshaft die Nachbarn

„ſind!“ Des Liſchers Mäde ließ die Jammeranne, ihre Alle, ach, mein Gott! ach, mein Gott! daher erzählen, bis ſie fertig war, ſah ſie aber dann und wann inzwiſchen von Kopf bis zu Füßen gar ſteif an, endlich fieng es dann auch an, Anneli! biſt jezt fertig? Meynſt, ich könnte nicht auch ſo viel erzählen, wie du? Aber wir wollen doch jezt das Glas Wein, ſo uns die Frau Pfarrerinn giebt, mit Freuden trinken, und dann ſchauen, was es Morgen wieder gebe. Das Anneli ſchlug die Augen nieder, und nahm zitternd das Nastuch, ſeine Thränen zu trocknen, das Mädi aber ſtreckte die Hand, und ſtellte den Fuß ſo feſt und muthig zu dem, was es ſagte, daß einem die Lehre wie vor Augen ſtund, „man müſſe das „Unglück mit Händ und Füßen, und nicht mit dem Maul „angreifen,“ und hingegen ſah mans dem Anneli in aller ſeiner Erbärmlichkeit auch deutlich an, daß es eben mit dem Maul und mit den Augen zu viel gegen das Unglück ausrichten möchte.

Jooſt. Ich hätte lachen müſſen, wenn ich die zwey Weiber, ſo neben einander ſtehend, angetroffen hätte. —

Elſe. Nein; du hätteſt nicht lachen müſſen. Das Mädi hatte ſein vierteljähriges Kind, das ſo ſtark und ſchön iſt, du kennſt es, auf den Armen, und ſagte noch: Siehe, Anneli! um des Kinds willen wärs ja nicht recht, wenn ich nicht ſuchte, bey gutem Muth zu ſeyn, es hat nichts als einen einzigen Brey im Tag, und meine Milch, und ſollte ich ihm jezt noch dieſe mit täglicher Galle verderben? Glaube mir, eine Mutter muß aus dem Kopf ſchlagen, was immer möglich, und Freude und Muth ſuchen, ſo viel ſie kann; ſonſt hat ſie keine geſunde Kinder — aber es war vergebens, je mehr das Mädi redete, je mehr floßen dem Anneli Thränen über die Wangen — und es erſchütterte die arme Tröpfinn wirklich, als dann das Mädi das Glas nahm, und ſagte: Nun thu mir Beſcheid, auf beſſere Zeiten, und auf der Frau Pfarrerinn Geſundheit! — —

Jooſt. Es war wirklich zu viel für die arme Tröpfinn. Wenn die Kummerhaftigkeit einmal ſo tief eingewurzelt iſt, ſo will der Menſch nicht ganz aufgerichtet, er will nur unterſtützt ſeyn. —

Chriſtoph. Es iſt überhaupt ſehr ſchwierig, mit kummerhaften Leuten recht umzugehen. —

Elſe. Und wenn ich noch ſo ſtaunte, ich könnte nicht auf Regeln (Grundſätze) kommen, wie das am beſten anzugreifen!

Jooſt. Aber ohne Regeln würdeſt du es recht angreifen, deſſen bin ich ſicher! —

Elſe. Bhüt mich Gott vor der Probe! —

Jooſt. Du hielteſt ſie aus! —

Elſe. Warum ſagſt du auch das? —

Jooſt. Weil ichs glaube. Siehe: ich kenne dich jetzt, Meiſterinn! du ſchoneſt der Leute, du giebſt Achtung darauf, niemand zu kränken, und weicheſt gegen jedermann aus, was ihm weh thun könnte; du redeſt nicht viel Unnützes, thuſt niemand Unrecht; kannſt ein böſes Wort vertragen; und antworteſt nicht gleich; du haſt ſelber guten Muth, und traueſt gern auf Gott und Menſchen. —

Elſe. Wenns doch nur halb ſo wär; aber, Jooſt, du haſt, wie einer, der etwas feil hat, die Fehler ſeiner Waare vergeſſen. Doch, im Ernſt, du meyneſt, wenn jemand wäre, wie du ſagſt, ſo könnte er mit kummerhaften Leuten dann recht umgehen? —

Jooſt. Ja, Elſe, ich meyne, die Kunſt mit wunderlichen Leuten umzugehen, beſtehe darinn, daß man ſelber nicht wunderlich, und glaube, der Menſch brauche ſeine Geduld für den Ungeduldigen, und ſeinen Muth für den Kummerhaften; ich glaube, der Menſch ſeye ſtark, daß er die Schwachen trage; er habe Augen, daß er die Blinden führe, und Verſtand, daß er die Einfältigen leite; man muß den Schwachen ſeine Stärke dardurch zeigen, daß man von ihrer Laſt ſich ſelber aufladet, man muß die Fehler ſelber nicht haben, durch welche die Kummerhaften und Schwachen ihre Kräfte verloren; man muß die eigentlich leidende Seite dieſer Elenden ſchonen; man muß die Gelüſte, die Empfindlichkeit dieſer Perſonen ablenken, wenn man ſie nicht befriedigen kann, und befriedigen, wenns immer möglich, beſonders aber in ſeinem Thun und Laſſen beſtändig, und gleichmüthig, ſeine Freude, und ſeinen Dank gegen Gott, ſein gutes Vertrauen gegen die Menſchen, die neben uns wohnen, und ſeine innige Beruhigung auf den Segen eines ſtillen, fleißigen, und arbeitſamen Lebens, vor ihnen hervorblicken laſſen; aber von allem dieſen erſtaunlich wenig mit ihnen reden; denn der Kummerhafte, und Schwache iſt gemeiniglich auch mißtrauiſch! —

Elſe. Das iſt wohl viel, was es alles in dieſem Fall braucht!

Jooſt. Es iſt wirklich viel; aber wenn mans hat, ſo gewinnt man auch Vieles. Entweder wird der Kummerhafte gerettet, oder wenn er nicht gerettet wird, ſo wandelt der Menſch, der einen Kummerhaften ſo trägt, eine Schule der Weisheit, auf welcher er weiter kommen wird, als auf keiner andern Bahn des Lebens. —

Elſe. So hat alles in der Welt, auch das Traurigſte, und Bedrückendſte, ſein Gutes! —

Jooſt. Daran dörfen wir nie zweifeln. Du kenneſt den alten Strumpfweber und ſeine Armuth; du weiſſeſt, wie die alte Frau in einem hohen Grad kummerhaft, und ängſtlich war, daß die ganze Haushaltung ihrenthalben immer in Sorgen ſtunde; dieſe kummerhaften Umſtände der Frau haben den Strumpfweber zum ſorgfältigſten, und bedächtlichſten Mann gemacht, den ich kenne, und er war doch in der Jugend nichts weniger; aber ſeine Frau war ihm lieb, und er grif ſich um ihrentwillen faſt über ſeine Kräfte an, und ſparte wahrlich an ſich ſelber jeden Biſſen, den er konnte, ſeiner Frauen ihre Sorgen, und ihre Unruh zu mildern. Ich hab es erſt vor wenigen Tagen aus dem Mund ſeines Vrenis gehört, der gute Vater habe ſo oft, wenn er ihnen ihr Abendbrod abgeſchnitten, es noch ſo wehmüthig angeſehen, und in der Hand herum gedrehet, daß es ihnen in die Augen fallen mußte, daß er auch gern ein Stück davon gegeſſen, und es dann doch weggelegt, ohne einen Mund voll davon zu nehmen, „damit es der „Frau nicht zu ſtark ſchweine." — Eine ſolche Standhaftigkeit, und eine ſolche große Kraft, ſich ſelber zu überwinden, hätte dieſer Mann gewiß nie erhalten, wenn ſein

Weib nicht ſo kummerhaft geweſen wäre; und doch war' dieſe Standhaftigkeit, und dieſes muthvolle, ſtille Ueberwinden ſeiner ſelbſt, das, wodurch dieſe große Haushaltung, ſo ausgezeichnet brav wurde, daß man ſicher ſagen kann, von allen den 9 Kindern hat keines den Fehler de Mutter, und iſt doch keines leichtſinnig. —

Chriſtoph. Auch der Bär im Buch iſt vielleich nicht ſchlimmer, und nicht unglücklicher, als wenn ſein Frau weniger kummerhaft geweſen wäre. —

Elſe. Das iſt leicht möglich. —

Jooſt. Es kommt alles darauf an, was einer tragen möge; der eine erliegt unter Sorgen, und Kummer, di dem andern wahrhaft nütze und gut ſind. —

Chriſtoph. Da, unſerm Bär mag ſein Scheitſtock und ſein Pfeiffen geholfen haben, ſein Hauskreuz zu tragen. —

Elſe. Es muß wohl ein gutmüthiges Pfeiffen geweſen ſeyn; ſonſt möchte das Pfeiffen eine kummerhaft Frau leicht ins Grab bringen.

Chriſtoph. O! — er pfeifte auſſer der Thüre und ich denke, nur um den Hunger zu vertreiben. —

Jooſt. Aber der Biribing, der Wächter im Unterdorf, das iſt ein Kerl, der pfeift, wenn ſeine Frau jammert, damit ſie wild werde, er wird ſie aber gewiß auch mit ſeinem Pfeiffen ins Grab bringen.

Chriſtoph. Das iſt ein Kerl; vollkommen, wi der Kriecher, der uns jetzt auch bald unter Augen kommen wird. —

Elſe. Ja; bey dem wirds Materie geben, vom ins Grab pfeiffen, und ins Grab beten, zu reden. —

Jooſt. Es iſt gut, daß du mich auf dieſen verweileſt, ich hätte ſonſt gerade jezt davon angefangen.

Elſe. Nein, du muſt warten, bis dieſer Teufel zum Vorſchein kommt. Da neben unſerm lieben Bär, der bey allem ſeinem Pfeifen die Unſchuld ſelber iſt, wollen wir uns kein ſo garſtiges Bild vor die Augen ſtellen.

Chriſtoph. Der Bär mag einen immer dauern, daß er nicht einmal einen ganzen Rock hat.

Jooſt. Laß ihn, ſein guter Muth, den er auch im halben Rock hat, iſt wohl mehr werth, als was ihm mangelt.

Elſe. Es iſt ſo — es fehlt zulezt allen Menſchen etwas — und denn iſts wirklich beſſer ohne Rock, als ohne Kopf und ohne Herz zu ſeyn.

Chriſtoph. Das glauben die Schneider nicht! —

Jooſt. Und noch viele Leute mit ihnen.

Chriſtoph. Aber es iſt ſpät. Friz, wiederhol uns, was dich das Wichtigſte in dieſem Abſchnitt dünkt.

Friz. Daß eine kummerhafte Frau ein großes Hauskreuz iſt. —

Chriſtoph. Weiter. —

Friz. Daß es einem Böswicht gleich viel iſt, ob ſie lachet, oder weinet. —

Chriſtoph. Und dann?

Friz. Daß eine Frau, die einen braven Mann hat, nicht kummerhaft ſeyn ſoll. —

Chriſtoph. Ferner?

Friz. Daß es Menſchen giebt, die faſt gar nichts ertragen können.

Chriſtoph. Noch mehr?

Friz. Daß es einigen kranken, und ſchwachen Leuten an guten Nerven, andern am guten Herzen, und noch andern, an beyden zugleich fehle. —

Chriſtoph. Noch weiter? —

Friz. Daß eine gute Auferziehung vor Kummerhaftigkeit bewahre.

Chriſtoph. Und dann? —

Friz. Daß Ueberwinden ſtark mache. —

Chriſtoph. Ferner?

Friz. Daß Ueberladen zu Boden drücke. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Friz. Daß ein jeder Menſch, hie oder da, ſeine ſchwache Seite habe, an welcher er gar wenig erleiden mag. —

Chriſtoph. Weiter? —

Friz. Daß die, ſo viel das Maul hängen, gewiß nicht ſind, wie ſie ſollten. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Friz. Daß man des Liſchers Mäde an Händ und Füßen angeſehen, wie es das meyne, wovon es redete. —

Chriſtoph. Was noch mehr? —

Friz. Daß man mit dem Maulbrauchen und mit naſſen Augen dem Elend nicht abhelfen könne, daß es hiezu Kopf, Herz, Hände, Füße und offene, trockene Augen brauche.

Chriſtoph. Weiter.

Friz. Daß es den Säugekindern nicht wohl thue, wenn ihre Mütter Maulhängerinnen und Kopfhängerinnen werden.

Chriſtoph. Noch mehr!

Friz. Daß wer ſelber launig, grämlich und kummerhaft iſt, nicht wohl mit launigen, grämlichen und kummerhaften Leuten umgehen könne.

Chriſtoph. Und dann? —

Friz. Daß man ſeine Geduld für die Ungeduldigen, und ſeinen Muth für die Muthloſen brauchen müſſe. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Friz. Daß man Augen habe, die Blinden zu führen, und Verſtand, die Unverſtändigen zu leiten.

Chriſtoph. Weiter? —

Friz. Daß man mit kummerhaften Leuten nicht viel Worte machen muß — weil ſie mißtrauiſch ſind! —

Chriſtoph. Weiter. —

Friz. Daß das Leiden ſeines Nächſten den Menſchen brav machen könne. —

Chriſtoph. Und dann? —

Friz. Daß in Kummer und Elend Singen und Pfeifen ein' guten und böſen Muth anzeigen könne. —

Chriſtoph. Und weiter? —

Friz. Daß die Noth und das Leiden von Leuten, die wir lieben, uns Kraft, Muth und Stärke geben, ihnen zu dienen und zu helfen.

Chriſtoph. Weiter.

Friz. Daß das Sprichwort wahr iſt, wenn zwey ungleiche Menſchen das Nämliche thun, ſo iſt ihr Thun doch nicht das nämliche.

Chriſtoph. Wie meynſt du das?

Fritz. Wenn der Bär in ſeiner Noth und bey ſeinem Holzſcheiten ſein Lied ſingt, und wenn ein Birribing, wie der Kriecher, von dem ihr redetet, bey der Noth der Seinigen ſich müßig die Zeit vertreibt, ſo pfeiſt wahrlich ein halber Teufel aus ihm.

Chriſtoph. Biſt du jetzt fertig?

Fritz. Nein, ich habe noch das Schönſte vergeſſen.

Chriſtoph. Was iſt das?

Fritz. Daß der Strumpfweber, nachdem er ſeinen Kindern ihr Abendeſſen gegeben, das Brod, das er in der Hand hatte, noch ſo wehmüthig angeſehen, und um ſeiner lieben Frau willen, für ſich kein Stück davon abgehauen.

Die drey und zwanzigſte Abendſtunde.

Inhalt.

Vom Menſchen. — Von ſeinen Hauptmängeln an Kopf, und Herz, und Händen — von ihren Kennzeichen. — Vom Denken — vom Empfinden, und vom Hacken und Reuten. — Von Bauern — von Handwerkern — von Rechenmeiſtern. — Von Liedermachern. — Von aufgezogenen Uhren. — Von Halbmenſchen. — Von Leuten, die Tag und Nacht ſchlafen. — Von Leuten, die Jahr und Tag ob den Büchern ſitzen — von ſolchen, die ob jedem Blümchen weinen — von der Hauserbauung der Alten, — Von den vielen Stuben der Neuen: — Auch von Waiſenhäuſern. — Schulanſtalten. — Wohnſtubenweißung — und endlich von der Wundergläubigkeit, Freundlichkeit: — Dienſtfertigkeit.

Heute las Chriſtoph den 20ſten Abſchnitt unſers Buchs, und Elſe ſagte: der iſt vor langer Weile ein ſchlechter Menſch geworden.

Oh nein, erwiederte Joeſt! er hat vielleicht darum lange Weile, weil er ein ſchlechter Menſch iſt.

Aber was iſt auch die lange Zeit? erwiederte Chriſtoph. —

Joeſt. Wenn etwas am Menſchen müßig und leer ſtehet, ſo empfindet er dieſen Mangel, und hat lange Zeit. —

Chriſtoph. So wäre ſie wohl etwas Gutes, und könnte den Menſchen zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt bringen.

Joeſt. Ganz gewiß iſt die Art und Weiſe, mit welcher die Natur den Menſchen lehret, daß alles an ihm arbeiten muß, und daß er Händ und Füße, und Kopf und Herz brauchen und keines von allen ſtill ſtehen laſſen darf, wenn er will, daß es ihm wohl gehen ſoll, etwas recht Gutes auf Erden.

Chriſtoph. Aber es verſtehen dieſe Lehre, die die lange Zeit den Menſchen alſo geben ſoll, nicht alle.

Jooſt. Das iſt wahr! aber wenn das Nichtbrauchen unſerer Kräfte uns nicht lange Zeit machen würde, ſo würden doch unzählbare Kräfte des Menſchen vergraben, die jetzt ſehr thätig ſind; — und es wäre eine Liederlichkeit, Schwäche, Unordnung, und Unthätigkeit auf Erden, daß das Menſchengeſchlecht beynahe ausſterben, und der liebe Boden, der ſie nähren ſoll, nicht für die Hälfte von ihnen, genug Brod tragen würde.

Elſe. So wäre es denn auch das Arbeiten und das Anwenden ſeiner Kräfte, was den Menſchen vor langer Zeit zu bewahren geeignet iſt.

Jooſt. Das iſt ganz richtig. —

Elſe. Aber es giebt doch auch Leute, die nichts weniger als unthätig ſind, und doch oft und viel recht ſehr von der langen Zeit geplagt werden. Ich kenne Leute, die den ganzen Tag den Kopf voll haben, mit Nachſinnen; andere, die vom Morgen bis an Abend alle Hände voll Geſchäfte haben; andere, die an allen Ecken etwas für ihr Herz finden. — Von allen dieſen 3 Arten kenne ich Leute, die, ſo bald das Lieblingspferd, auf dem ſie zu reiten gewohnt waren, nicht bey der Hand iſt, lange Zeit haben.

Jooſt. Du erkläreſt das Ding gerade, weil du es ſagſt. Alle dieſe drey Arten ſind verkünſtelte Leute, und haben nur einen Theil ihrer Kräfte in Uebung, und ſind deßwegen eben, wie du ſagſt, einem Uhrwerk gleich. Wenn das Lieblingsrad, das in ihnen allein wirbelt, abgelaufen iſt und ſtille ſteht, ſo iſt kein Trieb zu irgend etwas anderm in ihnen recht thätig und lebendig. Aber der Menſch ſoll nicht ſo ſeyn; er hat ja weder den Kopf, noch das Herz, noch die Hände allein; und wenn er wider ſeine Natur nur eines allein übt und braucht, ſo wird er aus einem Menſchen eine ſo verkünſtelte Maſchine, und muß nothwendig oft und viel lange Zeit haben. Der Menſch iſt nur alsdann recht, und in der Ordnung, wenn er alle ſeine Kräfte ſo mit einander braucht, wie ſie ja in ihm ſelber neben einander ſtehen. Keine unſrer Kräften ſoll die andere ſtören, noch viel weniger auffreſſen, oder verſchlingen; alle ſollen Hand in Hand mit helfen, den Menſchen durch den Genuß von allen zu befriedigen, und ruhig, und thätig zu erhalten, und wenn eines von den Haupttheilen des Menſchen, der Verſtand oder das Herz, oder auch ſein Körper, nicht in Uebung gehalten wird, ſo kommt immer ein Hauptmangel in den Menſchen, den die gute Natur ihm durch die lange Zeit zeiget, um ihn zu recht zu weiſen und zur Ordnung, die er für ſich ſelber nöthig hat, zurück zu führen.

Elſe. Ich verſtehe dich jezt, Jooſt! und merke denn auch, daß die Erziehung die Hauptquelle der langen Zeit iſt, ſo die Menſchen haben; faſt jedermann giebt bey der Erziehung ſeiner Kinder, entweder der Kopfarbeit, oder der Handarbeit, oder den Herzensangelegenheiten ſo einen

Vorzug, daß das Vorgezogene faſt alles wird, was die guten Kinder haben, was ſie lieben, und was ſie bekommen. Die einen meynen, wenn ihnen nur den ganzen Tag keine Hand ſtille ſtehe, ſo ſeye es ſchon gut; die Andern glauben, ſie haben nur den Kopf am Leib, und wenn ſie nur den voll haben, ſo werde der übrige Rumpf ſicher, und ohne anders denn ſchon gut verſorget ſeyn; noch andere glauben, man müſſe nur das Herz voll haben, und könne mit allerley Empfindeln, oder Empfinden, Kopf und Hände Arbeit erſparen. —

Jooſt. Aber alle dieſe Leute ſind im Unrecht; der Menſch erſetzt ſich mit dem Kopf das Herz, und mit der Hand den Kopf nicht. — —

Chriſtoph. Und doch meynen es ſo viel Leute, daß man ganze Reihen findet, denen es ſammt und ſonders ſo an einem Hauptſtück ihrer ſelbſt mangelt; der Bauer und der Handwerker hat, wie er jetzt iſt, faſt allenthalben, wo ein vernünftiges Wort, das nicht in ſein Handwerk lauft, — und beſonders am Sonntag, lange Zeit; und die Leute, die ſich faſt immer mit Rechnen und Zählen beſchäftigen, entſchlafen gern in der Kirche, und die ſo gerne ſingen, viele Lieder auswendig können, oder gar noch ſelber machen, ſind oft geplagte Leute, wenn ſie rechnen, oder nach ihrem Hausweſen ſchauen ſollten. —

Jooſt. Dieſe Halbmenſchen, von denen alle Ecken voll ſind, ſollten einen jeden verſtändigen Hausvater aufmerkſam machen, bey der Auferziehung ſeiner Kinder auf der Hut zu ſeyn, daß er auch ganze Menſchen, und nicht nur ſo halbe aus ihnen mache. —

Elſe. Es iſt ſicher, daß der Menſch keine größere Angelegenheit, als dieſe haben kann. —

Jooſt. Es iſt das Gleichgewicht der menſchlichen Kräfte, und Ordnung in unſerm Innerſten, was uns ſanft und ſtill zu allem dem hinführt, was wir ſeyn, und thun ſollen, und was auf Erden bey allen Menſchen die Langeweile im Grunde heilet; aber viele Menſchen geben ſich in allerhand Liebhaberreyen, und Kaprizen hinein, und haben denn im Augenblick lange Zeit, wenn nichts um den Weg iſt, das dieſe Launen und Caprizen befriedigt.

Chriſtoph. Und doch, denke ich, ſeyen langer Zeit halber diejenigen, denen es in Rückſicht auf die Ausbildung ihrer Kräfte an allen drey Seiten zugleich mangelt, am übelſten daran.

Jooſt. Es gibt eine allgemeine Kunſtverwahrloſung, die aber zugleich mit einer groß und ſtark gebildeten Naturkraft vereinigt iſt. Dergleichen, auf eine Art kunſthalber ganz verwahrloſte Menſchen ſind gar nicht ſo geplagt, wie einſeitig verkünſtelte Halbmenſchen. Ein ſolcher, auf dieſe Art verwahrloſter Menſch raucht, ſchlaft, fiſchet, jagt ganz wie ein Wilder im ruhigen Gleichgewicht ſeiner thieriſchen Befriedigung. Er verachtet, wie dieſer, die Schwäche der verkünſtelten Menſchen; aber die wahre Kunſt kennt er gar nicht.

Chriſtoph. Der Unterſchied wird mir heiter. Der verkünſtelte Menſch, der einſeitig nur einen Theil ſeiner Kräfte, aber dieſe ſtark anſtrengt, macht dadurch die Empfindung aller andern Kräfte, welche in ihm liegen, und auch derer, die er nicht übt, dennoch in ihm rege, und kann ſich deßnahen auch vor der langen Zeit nicht ſo leicht bewahren, wie ganz verwahrloſete, allgemein nur thieriſch ſinnlich lebende Menſchen.

Jooſt. Das iſt ſicher. Die verkünſtelten Halbmenſchen, die einzelne Kräfte in ſich ſelbſt einſeitig und unnatürlich in Thätigkeit ſetzen, ſind deßnahen im Fall, offenbar mehr lange Zeit zu haben, als andere Menſchen.

Elſe. Ich kenne einige Beyſpiele, die mir das heiter machen.

Jooſt. Die Anſicht hat denn noch eine andere Seite, mit der ſie innig zuſammenhängt. Der Menſch, der ſeinen Verſtand nicht braucht, kommt meiſtens auch mit der Handarbeit zu kurz, und wird dann maßleidig (erlegen) und nachläßig in ſeiner Arbeit; und der, ſo nur den Kopf brauchen, und allerley fremden Sachen nachſinnen will, kommt mit ſeinem Kopf und mit ſeinem Nachſinnen aus dieſer Welt, in der man wirklich das meiſte mit Händen und Füßen und den fünf Sinnen machen muß, in eine andere, wo er nicht daheim iſt, und wenn er denn in unſerer etwas vornimmt und angreift, ſo geräths ihm nicht, und dann wird ihm ſein Spintiſiren endlich auch zur Laſt. Ich habe Leute gekannt, die Jahr und Tag ob den Büchern ſaßen, und auf einmal alle beyſeits legten, und beym Karſt und der Schaufel die Freude und Gemüthsruhe wieder ſuchten und fanden, die ſie über den Büchern verloren; andere, die in ihrem Leben unaufhörlich mit Händen und Füßen gearbeitet, ſah ich auf einmal, ob allen Arbeiten erlägen werden, und zu den Büchern und Zeitungen ihre Zuflucht nehmen; wieder andere ſah ich lange Zeit das

Herz allenthalben zuvorderſt tragen, und ob einem jeden Blümchen, oder Würmchen ihre hellen Thränen vergießen, und ſich bey kraft-, ſaft- und thatloſen Liebes- und Wohlwollenstándeleyen ſo wohl befanden, als die Vögel im Hanfſaamen; aber auch von dieſen ſind viele, nachdem ſie in ihren armſeligen Liebes- und Wohlwollenstándeleyen mißbraucht worden, davon zurückgekommen, und ſo hartherzig geworden, als ſie vorher weichmüthig waren. Wieder andere ſind ob einſeitigen, unnatürlichen Anſtrengungen ihres Wohlwollens, ihrer Gutmüthigkeit und Liebe in Schwachheiten und Krankheiten gefallen, die in ihrem Weſen nichts anders ſind, als Zerſtörung der Natur, die, ſo wie ſie nicht will, daß der Menſch allein vom Brod lebe, eben ſo wenig will, daß er allein vom Herzen lebe, ſondern von allem, was in ihm, und um ihn, und an ihm iſt; oder von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes für ihn ausgieng. Und daß dieſe Anſicht von der Unnatur jeder Art von Einſeitigkeit im Gebrauche unſerer Kräfte wahr ſey, und der Ordnung Gottes, in welcher der Menſch auf dieſer Erde leben ſoll, entgegenſtehe, zeigt uns unſere Natur in allen Richtungen, in der wir ſie ins Auge faſſen. Sie vermag die innere Aufhebung des Gleichgewichts unſerer Kräfte, das durch Einſeitigkeit und Verkünſtlung im Gebrauch derſelben veranlaßt wird, ſelber nicht zu ertragen; und es iſt gewiß, daß ſich dieſes Uebelbefinden unſerer Natur in dieſer Lage vielſeitig durch die lange Zeit, von der ſo viele Menſchen leiden, ſichtbar ausſpricht.

Elſe. Ordnung iſt überhaupt das Gegentheil der langen Zeit, und unſere lieben Alten brauchten dieſes Hausmittel gegen dieſelben ſehr gut.

Chriſtoph. Es iſt wahr, ſie waren ſehr ſteif in ihrer Ordnung; ſie hatten beynahe alle Stunden des Tags abgetheilt, und ſie bildeten ſich in ihrer Wohnſtube zu dieſer Ordnung. —

Jooſt. Die Wohnſtube iſt gewiß der Ort, wo ſich der Menſch eigentlich ausbilden muß, wenn er ſich vor langer Weile ſichern will. — Denn meiſtens ſind die Gegenſtände der Wohnſtubenarbeit ſo gemiſcht, daß ſie Kopf und Herz und Hand zugleich miteinander und durch einander beſchäftigen; — ſelten iſt gar große und lang ununterbrochene Einförmigkeit da; und der Menſch wird in ihr gewiß immer brauchbarer, als bey allem, was man allein gekünſtelt und abgeſondert von den ſeinen, bey Leuten lernt, denen ihre eigene Wohnſtube ſelber zur Laſt iſt, wenn ſie eine haben. —

Er fuhr fort: ich bin auch der neuen Mode, die anfangt, ſelber auf dem Lande und in den Dörfern einzureiſſen, daß bald ein jeder, der meynt, er vermöge es, immer mehr Stuben in ſeinem Hauſe haben will, ſehr gram. Die Wohnſtube hört dadurch eigentlich auf, Wohnſtube zu ſeyn, und der Segen, den das viel und oft bey einander ſeyn von Leuten, die zu einer Haushaltung gehören, und der ehemals ſo groß war, mindert ſich dadurch in einem hohen Grad. Man lernt ſich bey ſo getrennten Stuben nicht mehr, wie ehedem, in der Liebe vertragen. Es iſt gewiß, man lernt nicht mit den Leuten umgehen; auſſer man ſei bey den Leuten — man lernt ſich nicht nach den

Menſchen richten, auſſer ſie ſtehen einem im Weg, — man lernt die Welt nicht tragen, auſſer man möge die Wohnſtube tragen — man wird für die Pflichten gegen ſeine Oberen nicht angezogen, wenn man nicht viel um Vater und Mutter gelebt, und ſich lange nach ihrem Wink, und nach ihrem Willen zu lenken, und zu biegen gelernt. Man muß das Allerley der Hausgeſchäfte und Hausarbeiten ſehn, man muß gemeinſam im Kreiſe ſeiner Hausleute daran Theil nehmen, wenn man ſein Haus einſt ſelber wohl zu regieren lernen ſoll. Auch wirſt du es allen Menſchen, die in den Waiſenhäuſern in großen Städten, und in andern ſolchen Anſtalten und Schulen erzogen werden, anſehen, daß ſie mehr lange Zeit haben, und weniger angreifen, als diejenigen Menſchen, denen in der Jugend eine gute Hausübung nicht gemangelt. — —

Elſe. Aber unſer Geſpräch von der langen Weile hat uns ganz von der erbärmlichen Wunderſitzigkeit des armſeligen Lemanns abgelenkt.

Jooſt. Das iſt wahr, aber auch natürlich. Die lange Weile, die eigentlich die Mutter der Wunderſitzigkeit iſt, iſt uns vor ihrer Tochter in die Augen gefallen. Dieſe, die Wunderſitzigkeit, hängt der langen Weile an, wie der Schweif, den das Thier ſich hintennach ſchleppt.

Elſe. Du haſt recht. Aber wir haben heute ſo genug an der Mutter bekommen, daß uns die Tochter, wenn wir uns jetzt noch mit ihr beſchäftigen wollten, ſelber lange Zeit machen würde.

Chriſtoph. Alſo wollen wir enden. Fritz, wiederhole uns, was du von dem Geſagten behalten.

Fritz. Daß der Menſch alle ſeine Kräfte mit einander anwenden und eigentlich alles, was am Menſchen iſt, gemeinſchaftlich mit einander arbeite, und arbeiten lernen müſſe.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß die lange Weile daher komme, wenn der Menſch ſich verkünſtelt und ſeine Kräfte einſeitig, unnatürlich, ohne in Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt braucht, und ſie dadurch auſſer ihr Gleichgewicht unter ſich ſelber bringt.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Das die lange Zeit auch etwas Gutes hat.

Chriſtoph. Was denn?

Fritz. Daß ſie den Menſchen ſo plagt, daß wenn er nicht ein Narr, merken muß, woran es ihm fehlt.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß der Menſch, wenn er einſeitig ſeinen Kopf und ſein Herz füllt, ſich damit leicht in eine Welt verſetzt, in der er nicht zu Hauſe iſt, und dadurch denn auch für die Welt, in der er wirklich zu Hauſe iſt, gar leicht unbrauchbar werden kann.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß ohne Harmonie unſerer Kräfte keine Ordnung in uns ſelbſt denkbar, und daß hinwieder ohne innere Ordnung in uns ſelbſt kein Einfluß auf die äuſſere Ordnung in unſern Umgebungen, der uns zu befriedigen fähig, denkbar iſt.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß es den Menſchen ſeine Gemüthsruhe, ſeine Geſundheit und ſelber ſein Leben koſten könne, wenn die Fundamente der innern Ordnung ſeiner ſelbſt in ſich ſelbſt, bey ſeiner Erziehung nicht ſorgfältig berückſichtigt werde.

Chriſtoph. Weiter!

Friz. Daß dieſes Unglück gar leicht Menſchen begegnen könne, die man, um ſie das, was ſie in der Wohnſtube bey Vater und Mutter leicht lernen könnten und gerne lernen würden, in fremde Häuſer ſchickt, und ſie es durch fremde Leute lernen machen will, bey denen ſie es nicht ſo gerne lernen, und nicht ſo wohl lernen können, als zu Hauſe.

Chriſtoph. Weiter!

Friz. Daß in Waiſen-, Erziehungs- und Schulhäuſern der Vater-, Mutter-, Schweſter- und Bruderſinn nicht belebt ſtatt findet, und die Vater-, Mutter-, Schweſter- und Bruderluft nicht wehe, der jeder guten Wohnſtube eigen iſt.

Chriſtoph. Weiter!

Friz. Daß die Alten den Segen der Wohnſtubenordnung weit beſſer kannten und benuzten als wir.

Chriſtoph. Weiter.

Friz. Daß die lange Weile die Mutter der Wundergebigkeit ſey.

Chriſtoph. Weiter!

Friz. Daß es jezo Mode ſey, aus Freundlichkeit viel zu ſchwazen wie ehemals aus Freundlichkeit viel zu thun.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß die Liebhaberey-, Launen- und Caprizenmenſchen viele lange Zeit haben.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß man weder mit dem Kopfe noch mit dem Herzen, noch mit den Händen allein arbeiten müſſe.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß der Menſch ob allem, was er einſeitig und unnatürlich treibt, am Ende masleidig werde und leicht dahin komme, es ſo weit von ſich weg zu werfen, als er ihm vorher ſtark nachgelaufen.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß die Alten nicht ſo viele warme Stuben in einem Hauſe hatten, als wir.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß es nicht gut iſt, daß wir ſo viele darinn haben.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß man nicht bey jedem Narren, der uns grüßt, ſtille ſtehen und mit ihm ſchwatzen müſſe.

Die vier und zwanzigſte Abendſtunde.

Inhalt.

Von ſiebenjährigen Kindern, denen der Neid ſchon zun Augen hinausguckt. — Von Unſtätereyen. — Von der Betteley. — Von der Hoffart.

Von einer Caffeegeiß. — Von dürren Biren. — Vom Geld und Geldwerths. — Vom Kreuzerſparen, und vom Heurathen. — Vom Lied, „Seidene Bändeli:“ und von halbſchönen, und halb jungen Weibern. — Von Bauern, die mit Roß und Wagen fahren. — Von reichen Bauern und Baumwollenhändlern, deren Väter bey Mannesdenken noch bettelten. — Vom Helf dir Gott! ſagen. — Von dem alten Krummbilzler, von ſeinen Kindern, Flöh, und Fliegen. — Von dem krummen Schneider, und ſeinen Lügen. — Von Leuten, die vieles leiden; — von ihrer Erlöſung. — Von Gallenfiebern — von der Schwindſucht; und vom Sterben. — ꝛc.

Es iſt doch kaum etwas in der Welt, das den Menſchen ſo durch und durch verderbt, und in allem, was er iſt, und thut, entſtellt, und häßlich machet, wie der Neid, ſagte Jooſt, als Chriſtoph den XXI. Abſchnitt unſers Buchs geleſen. — — Und Elſe antwortete: Weiß Gott! ich habe ſchon Kinder geſehen, die noch nicht über ſieben Jahre hatten, und denen er doch ſchon im eigentlichſten Verſtande zun Augen hinausguckte. —

Fritz. Und ich auch, Mutter! Gewiß des Heinis Cäterli iſt ſo. Wenn ein Kind etwas Schönes und Gutes hat, ſo macht es dir ein Maul, und ein paar Augen, wie wann, Gott bhüt uns, der Teufel aus ihm herausguckte, — und es hat von dieſem Neidhammel-Augenmachen, ſchon Rümpfe in der Stirne, wie eine alte Frau. —

Elſe. Du biſt ein böſer Bub, Fritz! daß du das ſagſt, du weiſſeſt doch, daß das Cäterli ſo viel krank iſt. —

Fritz. Mutter! es iſt nur darum krank, weil es häſſig iſt. —

Chriſtoph. Ja, Frau: ich muß Fritzen darinn Recht geben, es iſt ein garſtiges Kind. Es hat die vorige Woche einen Bank mit Wagenſchmiere angeſtrichen, wo es wußte, daß des Pfarrers gutes Betheli mit ſeinem neuen Rock abſitzen würde. —

Elſe. Das iſt freylich abſcheulich, und ich hätte ihm das nicht zugetraut.

Chriſtoph. Es iſt kein Greuel, zu dem der Neid leidenſchaftliche Menſchen nicht hinführt.

Jooſt. Und es iſt ein großes Unglück im Land, daß es ſeit einiger Zeit auch in unſern Dörfern ſo ſtark einreißt.

Chriſtoph. Aber woher kommt es, daß es diesfalls ſo viel anders iſt als ehemals?

Jooſt. Es iſt natürlich. Je einfacher die Umgebungen ſind, in deren die Menſchen leben, deſto weniger Gelüſte werden in ihnen rege, die ſie nicht befriedigen können; und wo das iſt, hat der Neid auch weniger Nahrung. Je mehr und ſtärker hingegen Gelüſte nach Dingen, die der Menſch nicht befriedigen kann, in ſeinen Umgebungen gereizt werden, deſto mehr hat der Neid Nahrung bey ihm; und je mehr er Nahrung hat, deſto mehr gedeiht er.

Chriſtoph. Das iſt natürlich.

Jooſt. Und dann iſt thatſächlich auch wahr, daß im Verderben unſerer Zeitverkünſtelung die Sinnlichkeitsreitze nach Gelüſten, die wir nicht befriedigen können, ſo allgemein und ſo ſtark ſind, daß der Menſch in denſelben den Mund kaum aufthun kann, ohne das anſteckende Gift dieſes Zeitgeiſts in ſich einzuhauchen; und dabey iſt auch das noch wahr, daß die Menſchen im Verkünſtlungsverderben ſolcher Oerter ſo ſchwach werden, daß ſie ihren Mund gegen die Anſteckung dieſer Reitze kaum zuhalten können.

Chriſtoph. Das iſt fürchterlich.

Jooſt. Aber es iſt wahr.

Chriſtoph. Es muß doch an Ort und Stelle noch beſondere Gründe haben, warum der Neid in denſelben ſo allgemein und ſo verheerend einreißt.

Jooſt. Dergleichen hat es mehr als genug. Es iſt bald kein Winkelneſt in der Welt, indem nicht eigentliche ſpezielle Gründe obwalten, warum ſich der Neid in demſelben ſo allgemein einſchleicht und ſo tief einwurzelt.

Chriſtoph. Namſe mir einzelne von den weſentlichſten.

Jooſt. Die Mittel, auch im ärmſten Kothneſt in der Welt, etwas mehr als andere vorzuſtellen und ſich Rangs- und Standes halber nicht unter die übrigen und Mitbürger des Winkelneſts zählen zu müſſen, werden immer allgemeiner. Siehe nur, wie es in jedem Dörfchen alle Jahr mehr Pöſtchen, Aemtchen, Kramläden und Wirthshäuſer giebt, deren Beſitzer ſich über den Stand ihrer Mitbürger erhaben glauben und durch ihre Pöſtchen, Aemtchen und Kramläden Mittel finden, ihrer Sinnlichkeit in allen Rückſichten beſſer als die andern zu pflegen und ſo wie verwöhnte Kinder es bey Leben und Sterben für ſich und ihre Kinder beſſer haben wollen als andere Leute, ob ſie gleich kein eigenes wahres Verdienſt für ſich ſelber haben, und oft auch ihren Kindern keinen Heller Geld hinterlaſſen, durch den ſie einem ſolchen Ausſpruch auch nur einen Schein geben könnten.

Chriſtoph. Es iſt wahr, es iſt ein Unglück in unſerm Land, daß dieſes Pöſtchen-, Aemtchen-, Dienſt-, Kraumladen- und Wirthshausweſen immer mehr zunimmt, und die größte Kraft der Ehrenfeſtigkeit und Unabhängigkeit des häuslichen Lebens von den Anmaßungen des Knechten- und Dienſtgeiſts aller Art immer mehr verdunkelt und in den Schatten geſetzt wird; und doch iſt die Ehrenfeſtigkeit und Kraft des unabhängenden und anmaßungsloſen Mittelſtandes auch im geringſten Dorf mit Recht als das weſentliche Fundament des allgemeinen Landesſegens angeſehen worden.

Jooſt. Es iſt bald kein Schatten von dem alten Geiſt, auf dem die Fundamente des häuslichen Lebens ruhn, mehr in unſerer Mitte; und es läßt ſich nicht denken, wie das dem Land wieder gegeben werden könne, was ihm jetzt diesfalls mangelt. Die gute Erziehung für häusliche Kraft, für häusliche Einſchränkung und häusliche Selbſtſtändigkeit mangelt von Tag zu Tag mehr.

Das Vaterhaus und der Vaterſtand iſt den Menſchen und der Zeit nichts mehr. Je kraftloſer die Menſchen für beides erzogen werden, deſto lebhafter werden die Gelüſte der Kinder in allen Ständen, höher zu ſteigen als Vater und Mutter je zu ſteigen gedachten, und dann kriechen die armſeligen, geluſtvollen Geſchöpfe Jahre lang als Würmer, um für ein paar Tage in Sommervogelflügeln zu glänzen, und in dieſem Glanz Eyer zu legen, die dann, wenn ſie aufgehen, wieder in eben den Koth herabſinken, aus dem ſie für ein paar Tage als Sommervogel herumgeflogen.

Chriſtoph. Du ſchreibſt auch dem ſich ſo allgemein vermehrenden Krämervolk einen großen Einfluß auf das Zeitverderben des Landes zu. Aber ich glaube, der große, neue Spinnerverdienſt ſey die allergrößte Urſache an dem Wachsthum des häuslichen Verderbens in unſern Dörfern.

Jooſt. Es iſt wahr, das Volk war nicht dazu gezogen, den großen, neuen Verdienſt wohl zu gebrauchen und anzuwenden. Die Sinnlichkeitsgenieſſungen, die die reichſten Bauern im Dorf nicht einmal kannten, fielen dem neuen Spinnervolk, das vorher eigenthumslos war und gar keine Mittel zu ähnlichen Sinnlichkeitsgenieſſungen hatte, in die Hand, wie den Leuten im Schlaraffenland die gebratene Tauben ins Maul fallen.

Chriſtoph. Es iſt wahr. Die Unhäuslichkeit iſt durch dieſen Umſtand in unſern Dörfern allgemein geworden. Die alten Bauern mit den größten Höfen und ihre Weiber hatten es von Vater und Großvater geerbt, auf jeden dürren Birnenſchnitz acht zu geben, und jede Hand voll Heu und Stroh zu Rath zu ziehen; aber die Bettelhaushaltungen, die nichts hatten, wußten auch nicht, was Hauſen und Sparen war, und jetzt, da ſie mit Spinnen- und Weben viel Geld verdienen, ſo mangelt ihnen das; ſie ſind nicht dazu gezogen, mit Geld und Geldwerths umzugehen; daher denn auch an ſo vielen Orten aus ihrem Verdienſt nichts erwächst, als ein unausſprechlich verderbliches Lumpenleben, das ſich dann noch oft mit Schelmereyen endet. — — Es ſcheint mir auch unumgänglich, wenn man neuen Verdienſt in die Dörfer bringen will, ſo ſollte man zugleich alle Räder anſpannen, vom Landvogt an, bis zum Schulmeiſter, die armen Leute, die vorher kein Geld in Händen hatten, recht zum Verſtand zu bringen, was man damit Gutes, Nützliches, und Beruhigendes ausrichten könne, wenn man's recht brauche. — —

Chriſtoph. Aber; wie wir jetzt auch vom Neid weg, und zum Geldbrauchen kamen? —

Jooſt. Ganz natürlich. Es ligt eine große Quelle des Neids im Nichtrechtbrauchen des Gelds.

Elſe. Das iſt richtig. Ich habe tauſendmal bemerkt, wer's hat und vermag, und in der Ordnung iſt, der pflanzet mit ſeinen Ausgaben den Neid nicht ſo, wie der, ſo über ſeine Umſtände, und über ſein Vermögen viel ausgiebt. —

Jooſt. Eben darum ſollte das Volk, wenn es neuen Verdienſt erhält, recht lernen, was der neue Verdienſt eigentlich auch für Ausgaben erleiden möge, und was er nicht erleiden möge. Das Volk ſollte es an den Fingern zählen lernen, daß alle Tage etwas beyſeits zu legen, ein Mädchen in etlichen Jahren an Mann bringen kann, welches keinen findet, wann es ihn verthut. — Und daß —

„Seideni Bändeli“
„Leibeli dra“
„Die Ellen Koſt á Kronen“

in alten kranken Tagen, kein Stück Brod geben: — denn es iſt gewiß, daß der Verſchwendung des guten Wochenverdienſts Einhalt zu thun, die Hauptſache iſt, wodurch man die Dörfer in wahrhaft beſſere geſegnetere Umſtände ſetzen könnte. — Und wenn mans nicht thut, und Verſchwendung und Hoffarth allgemein mit einem neuen Verdienſt einreißt, ſo frißt ſich das Wochengeld, in Bettlerhänden, nicht nur auf, ſondern verzehrt auch noch die Häuſer und Güter derer, die vorher nicht Bettler waren. —

Elſe. Das Beſte, das in der Welt iſt, wenn mans nicht recht braucht, pflanzet nur Unglück und Elend. —

Jooſt. Das iſt vollkommen richtig. Und ſo, wie's mit dem Geld iſt, iſts auch mit der Ehre. Auch dieſe, wenn man ſie nicht recht braucht, wenn man nicht verſtehet, warum man ſie hat, und das nicht recht kann, und nicht recht thut, was man ſoll, wenn man in Ehre und Anſehen iſt, ſo pflanzet auch ſie nichts, als zuerſt Neid, und hernach Schand. —

Elſe. Es giebt aber doch auch Neid, wo eben ſo wenig viel Geld, als viel Ehre um den Weg iſt. —

Jooſt. Weder Geld, noch Ehre pflanzet eigentlich den Neid, ſondern die Unordnung, die Unvernunft, kindiſche Gelüſte nach dem, was man nicht hat, und einfältiges Verſchwenden deſſen, was man hat, iſt, was den Neid pflanzet. Wer rechtmäßig viel verdient, und das Seine ſpart, und wer von Alters her in Ehr und Anſehen iſt oder durch wirkliche und wahre Verdienſte zu Ehr und Anſehen gelangt, über den wird man nicht ſo leicht neidig. Das unverdient der Hahn im Korb ſeyn, und das Glück, wie eine blinde Kuh ein Roßeiſen finden, iſt das, was den Neid allgemein im höchſten Grad reizt.

Chriſtoph. Man ſiehts bey den Weibern am deutlichſten; die halb jungen, und halb ſchönen ſind es, welche einem armen Mädchen leicht mißgönnen können, daß es noch ganz jung und ganz ſchön iſt. —

Elſe. Aber, daß du deine Exempel nur immer auf der linken Seiten ſucheſt, Meiſter? — *)

Chriſtoph. Ich denke, weil ſie mir lieb iſt, die linke Seite. —

Elſe. Und gar nicht, weil du ſie gern neckſt, Chriſtoph? — aber, wieder von der Sache zu reden, auch die, ſo geſchwind und plötzlich zu etwas kommen, werden leicht neidig.

Jooſt. Oft noch mehr als neidig, — nämlich unverſchämt und hartherzig. — Die alten Bauren, ſo ſeit 100 Jahren bezahlte Erbhöfe haben, geben noch immer

---

*) **Anmerkung.** Zum Verſtand dieſer Stelle muß man wiſſen, daß die Weiber auf dem Land ihren Männern noch nicht allenthalben auf der rechten Seite gehen.

große Stücke Brod zu Allmoſen; es kommt ihnen kein Sinn daran, daß ſie anderſt thun ſollten, als ihre Großväter, und ihre Weiber bringen noch immer mit eignen Händen den Bettlerinnen, die Kinder herumtragen, Milch und Butter, und reines Stroh zum Nachtlager, und brauchen vielleicht für ſich ſelber im Jahr nicht das doppelte, was ſie zu Allmoſen geben, — aber die Baumwollenhändler, von denen viele vor 20 Jahren auf dem Stroh in Baurenſcheunen ſchliefen, die aber jezt für ein Mittageſſen im Wirthshaus mehr bezahlen als die alten Bauren, wenn ſie mit Roß und Wagen zur Stadt fahren, dieſe geben den Bettlern ſchon keine Stücke Brod, und ich kann nicht bergen, es kommt mir immer übers Herz, wann ich da unſern reichen Nachbar tagtäglich zum Fenſter hinaus, den armen Leuten, immer nur, „Helf dir Gott!“ zurufen höre. —

Chriſtoph. Er ſagt nicht immer nur das, er fluchet oft noch, daß er nicht Zeit habe, das Fenſter auf und zuzuthun, oder ſagt dem T— — pack, daß es Garn bringen ſolle, wenn es Brod haben wolle. —

Elſe. Dieſer Rath mag aber übrigens nicht der ſchlimmſte ſeyn, den man dem Armen geben kann. —

Jooſt. Ich weiß wohl; aber wenn der Teufel die Wahrheit ſagt, ſo iſt er doch der Teufel.

Elſe. Es iſt wahr; es iſt vergebens, wenn mans nicht gut meynt, ſo redet man umſonſt von dem, was recht und gut iſt. —

Chriſtoph. Und ich glaub, es ſeye kein Schelm ſo groß, der nicht einem ehrlichen Mann mit Wahrheit einen

Vorwurf machen, und kein Narr ſo groß, der nicht dem Geſcheideſten eine gute Lehre geben könnte. —

Elſe. Und die Neidiſchen ſind dann wie dazu gemacht, auszuſpähen, wo einer etwan einen Fehler habe, den ſie ihm vorwerfen können. —

Chriſtoph. Es iſt mir, man ſehe gerade da unſern Lenk den guten Taglöhnern ihre Fehler an den Fingern abzählen. Der Neidiſche gönnt Niemand nichts, als ſich ſelber; er meynt, es brauche Niemand nichts, als er ſelber, und er kann Weib und Kind, Bruder und Schweſter, neben ſich, leiden ſehen und ruhig, wie dieſer auf der Ofenbank liegen.

Elſe. Ich kenne einmal auch neidige Leute, die ſo unempfindlich und noch unempfindlicher gegen die Ihrigen ſind, als die Thiere auf dem Felde. —

Jooſt. Deſto empfindlicher ſind ſolche Leute für ſich ſelber. Du kennſt den alten Krummhölzler, gerade der iſt ſo ein Kerl. — Er gönnt auf Gottes Boden keinem Menſchen keine gute Stunde; er ſchnarchet ganze halbe Tage auf der Ofenbank, ohne was zu arbeiten, und iſt im Stand, wenn ihn eine Floh, oder eine Fliege unruhig machet, oder ein ſchreyendes Kind in der Ruhe ſtöret, mit der geſchlagenen Haushaltung zu zanken und zu fluchen wie ein Heid. —

Elſe. Der Narr meynt, die ganze Welt, biß auf Fliegen und Flöh, ſollten für ihn eingerichtet ſeyn, und er für Niemand. —

Jooſt. Dieſe Gattung Leute ſind ſammt und ſonders ſo, daß mans ihnen anſiehet, daß es ſie kränket, wenn ſie für einen Dienſt, den man ihnen thut, auch nur die Tabakpfeife zum Maul heraus nehmen, und danken müſſen, auch zeigen ſie oft deutlich, daß ſie Freude daran haben, wenn denen ein Unglück begegnet, die ihnen Gutes gethan.

Chriſtoph. Einmal Arbeiter kenne ich, die es dem Meiſter nie gönnen mögen, wenn die Arbeit, für die ſie den Lohn haben, gut ausſchlägt. —

Jooſt. Du kannſt ſicher ſagen, daß dem Lenk z. E. im Herzen weh gethan, wenn ein Stein, an dem er arbeiten mußte, für den Maurer gut und vortheilhaft ausſchlug, — und daß er ſicher hinter den Stockzähnen lachen können, wenn dieß oder jenes hat fehlſchlagen wollen. —

Chriſtoph. So ein Kerl hat aber darum denn auch keine frohe Stund auf Erden. —

Jooſt. Auch ſehen ihrer viele wirklich ſo aus, daß mans ihnen anſiehet, daß ſie damit ſich ſelber das Leben verbittern.

Chriſtoph. Sie ſtellen das manchmal auch noch recht künſtlich an; der krumme Schneider, wenn er ſein Vieh, oder ſein Futter theuer verkauft, und viel daran gewonnen, lügt bey den Nachbarn, und ſagt mehr, als wahr iſt, damit ſie es ihm auch recht mißgönnen, und denn bey den Kindern daheim lügt er wieder, und ſagt minder, als wahr iſt, weil er ihnen die Freude nicht gönnen mag, daß ſie glauben, es gehe ihm gut.

Jooſt. Weib und Kind haben von einem Nelbigen, ſo lang er lebt, nichts, als daß ſie ihm mehr thun, und mehr von ihm leiden müſſen, als die, ſo ihn nichts angehen. —

Chriſtoph. Sie ſind auch faſt immer geplagte Leute, bis der Tod ſich ihrer annimmt und ſo einen Vater ihnen ein wenig abſeits und von der Seite ſchafft.

Jooſt. Das geſchiehet denn aber auch meiſtens zu ihrem Troſt nicht gar ſpät, und gar oft durch Gallenfieber, und die Schwindſucht. —

Chriſtoph. Nun ſind wir dem Neid doch faſt von der Wiege bis ins Grab nachgelaufen, und das mag wohl genug ſeyn. Fritz! wiederhole! —

Fritz. Daß ſiebenjährige Kinder, die neidig ſind, dir Augen machen können, als wenn der Böſ' aus ihnen herausgucke.

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß ſie dir aber davor auch Rümpfe bekommen, wie alte Weiber.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß das Bettelvolk, das mit Spinnen und Weben viel Geld verdient, und nichts vom Hauſen und Sparen weiß, ein Hauptgrund iſt, warum der Neid ſo in den Dörfern einreißt.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß auch das immer mehr wachſende Aemter-, Pöſten-, Kramladen- und Wirthshausleben, kurz alle Arten und Mittel, mit aufrechtem Rücken mehr und beſſeres Brod zu verdienen als mit dem gebogenen, Haupturſachen ſeyn, warum der Neid allenthalben im Land einreißt und Wurzel faßt.

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß man noch weit mehr Mühe nehmen ſollte, das Volk in Stand zu ſtellen, Verdienſt und Geld wohl zu brauchen, als ſelbiges zu erwerben und zu finden.

Chriſtoph. Und noch?

Fritz. Daß Hausordnung erben wohl ſo viel ſey als Haab und Gut erben.

Chriſtoph. Weiter.

Fritz. Daß Geld und Gut in Händen, die nicht zum Hauſen gezogen, Gift ſey, womit der Menſch nur ſich ſelbſt, und andere noch verderbt. —

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß Hausverſtand und Hausfertigkeiten die Haustugenden leicht machen und den Hausſegen herbeyführen.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß wer nie nichts hatte, gemeiniglich auch vom Hauſen und Sparen nichts weiß. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß ein Mädchen ſich mit täglichen Kreuzer ſparen an Mann bringen könne. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß ſeidene Bändeli Leibeli bra, keinen Hungrigen ſpeiſen, keinen Durſtigen tränken, und keinen Nackenden kleiden. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß weder Geld noch Ehr, ſondern Unordnung und Thorheit den Neid pflanzen. —

Chriſtoph. Ferner?

Fritz. Daß wer halb etwas hat, und halb nichts, am leichteſten neidig werde. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß Ehre und Anſehen, wenn ſie nicht mit Verdienſt zuſammenhangen, eine armſelige Sache ſey.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß es Bauren giebt, die faſt halb ſo viel, als ſie brauchen, Allmoſen geben. —

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß die Geſchwind- und Neu-Reichen gemeiniglich nicht viel Allmoſen geben. —

Chriſtoph. Weiter! —

Fritz. Daß Helf' dir Gott! Niemanden ſpeiſe — und daß der Bettler Wolle haben muß, ehe er Garn bringen kann. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß der Teufel bleibt, was er iſt, er mag ſagen, was er will. —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß der Menſch bloß mit dem, daß er die Wahrheit ſagt, ſicher nichts richtet, wenn er nicht dabey auch zeiget, daß er's gut meynet. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß Knecht und Bettler ſelten über einen Herren ſo klagen, als über ſolche, die ſelber Knecht und Bettler waren. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß Narren und Schelmen auch gegen Weiſe und Fromme Recht haben können. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß man einen Neidigen ſuchen muß, wenn man einen guten Spion braucht.

Chriſtoph. Weiter. —

Fritz. Daß die Welt nur für die Geduldigen eingerichtet iſt, daß die Ungeduldigen bey jedem Flöhbick und bey jedem Mückenſtich finden, ſie ſey nicht gut eingerichtet.

Chriſtoph. Noch mehr.

Fritz. Daß danken ſollen für den Neidigen eine ſchwere Arbeit iſt.

Chriſtoph. Ferner! —

Fritz. Daß Neid und Schadenfreude gern bey einander wohnen. —

Chriſtoph. Und noch?

Fritz. Daß der Neidige oft hinter dem Hauſe anderſt, und vor dem Haus wieder anderſt lüge. —

Chriſtoph. Noch etwas? —

Fritz. Daß Weib und Kinder um einen Neidigen ein elend Leben haben, bis der Tod ſie erlöſt. —

Die fünf und zwanzigſte Abendſtunde.

Inhalt.

Von Privilegien; Freyheiten; Uebungen. — Vom Verſprechen und Halten. — Von unſerm Fürſten, ſeinen Nachbarn, ſeinem Intereſſe, und dem Intereſſe ſeines Volks. — Von Aemtern; Pöſten; Pflichten. — Von Vorfahren; Collegen. — Von allerley Eiden. — Von der armen und blinden Gerechtigkeit. — Von dem Waſſerſtreit eines Dorfſchulzen; von ſeiner überſchwemmten Matten, ſeiner Klag, ſeinen Beweiſen und ſeinen Zeugen; von einem andern Kläger, der nichts beweiſen konnte. — Von der Volksverwilderung und ihren Urſachen. — Von dem * * Gebiet, mit Amtmanns und Pfarrers Zeugniſſen belegt. — Von Hans Leuppi; von ſeinem Papier mit einem Modell, und einem Haus, das er Gott und einer gnädigen Oberkeit danket. — Vom Ausſaugen, und wieder Frieden trinken. — Vom Vergeßwein — und von Bußgebeten. — Von Engeln, Teufeln, und dem Menſchen ſelber. — Vom Zeugniß geben, und Zeugniß machen. — Vom Ausblaſen, Auswinden, und Ausdrehen deſſen, was Zeugen reden, geredt haben, und reden wollen. — Von den Folgen dieſer Kunſt. — Von einem Mann, der das Opfer war. — Von der Marſchroute der Selbſtverblendung. — Vom Meineid. — Und endlich von den Mitteln wider die vielen Uebel dieſes Regiſters; angefangen bey der Beſetzung der Pöſten, Aemter und Dienſten, und geendet mit Vermaledeyung der Blutſaugereyen.

Das iſt eine Gottserbärmliche Geſchichte, ſagte Elſe, als Chriſtoph den XXIIten Abſchnitt unſers Buchs geleſen. —

Man kann das Volk gewiß mit nichts ſo ſehr verhärten und verderben, als mit Eiden, die nicht allgemein ſteif und feſt gehalten werden, antwortete ihr Mann. —

Jooſt. Und dieſes geſchieht allemal, wenn man die Leute im Land auf Sachen ſchwören läßt, die man nicht mehr im ganzen Sinn der eidlichen Worte verſtehet, und fodert. — Es geſchieht, wenn man Provinzen, Grafſchaften, Gerichten, eidlich verſpricht, ſie bey Freyheiten, Privilegien, Vorrechten, Uebungen und Gebräuchen zu ſchützen und zu ſchirmen, die man ihnen nicht mehr ganz im einfachen, natürlichen Wortſinn ihrer Briefe und Siegel laſſen kann, und laſſen will —; — es geſchiehet, wenn man eidlich Unterthanen Sachen zuſagt, die ihnen ſogar nicht gut und nützlich wären, wenn ſie ſolche beſäßen; — es geſchiehet, wenn man die Beamteten im Land zweyerley Sachen, die ehemals freylich wohl zuſammen paſſeten, aber, wie jetzt die Sachen einen Lauf und Gang nehmen, ſich ganz nicht mehr zuſammen ſchicken, mit einander beſchwören läßt, wie z. E. den Nutzen des Lands zu befördern, und die Aeufnung einer das Land ſtark drückenden und allenthalben her, heiß hungrig, gegenwärtig benöthigte Gelder, eintreibenden Rentkammer. — Es geſchiehet, wenn man Vorgeſetzte und niedere Beamtete beeidiget, auf die Sachen ihr Aufſehen zu haben, und für ſie zu ſtehen, von denen ſie nichts verſtehen, oder über die ſie keinen Gewalt, und kein Anſehen haben. — — Es geſchiehet, wenn man beeidigte Leute zu böſen Streichen, und zu Verletzung der Naturpflichten des Menſchen verleitet und braucht. — Es geſchiehet, wenn man von beeidigten Leuten Sachen fodert, die der Menſch nicht thut, bis ſein Herz durch Niederträchtigkeit zu Grunde gerichtet. — Es geſchiehet, wenn mans zur niedern Amtstreu machet, Landbedrückungen zu begünſtigen, die Titel der guten Rechten des Lands zu verläugnen, dem anſcheinenden Augenblicks Vortheil des Regierungsſeckels, Land und Leute zu verrathen, und dieſem Götzen Gerechtigkeit, Treue und Wahrheit aufzuopfern. — — Es geſchiehet, wenn mans zur niedern Amtstreue machet, die Oberamtleute, wenn ſie gegen Land und Pflicht, gegen Fürſten und Bauer fehlen, blind zu bedienen. — — Es geſchiehet, wenn man von Beamteten, als ihre Pflicht fodert, das Intereſſe ihrer Stadt, ihres Dorfs, und ihrer nächſten Naturverhältniſſen dem Partikularintereſſe, und den Partikulargeſinnungen der oberkeitlichen Perſonen, und Stellen, darinn ſie ſtehen, zu verrathen und aufzuopfern. — Kurz: die innere Quelle des Meineids iſt Verhärtung der allgemeinen Güte, der geraden Gerechtigkeit, der reinen Unſchuld, und der treuen, edlen Ergebenheit, und Anhänglichkeit des Menſchen an ſeine Naturverhältniſſe, Geburtsrechte und Mitbürger, ſo wie an Wahrheit, Liebe und Recht.

Chriſtoph. Gott! erhalte uns, unſern Herrn und Vater! Er hält die Quellen des Meineids zugeſtopft, wie kaum ein Herr auf Erden. —

Jooſt. Auch iſt ſein Land geſegnet, und an allen unſern Gränzen hat kein Volk ein ſo ſichers Hausglück, wie wir — und wer nicht auſſer Land gehet, der weiß nicht, daß Menſchen auf Erden leben, die von elenden Fürſtenknechten, von raubſüchtigen Finanzkammern, und von hunderterley boshaften Leuten, die an öffentlichen Stellen ſte-

hen,

hen, beredet werden, Vater und Mutter, Brüder und Schweſtern, Nachbarn und Mitbürger zu verrathen und zu unterdrücken, und dann zu glauben, ſie thun nichts Unrechtes, weil es ein Bube fodert, der den Namen des Fürſten braucht. —

Chriſtoph. Das iſt das Bild einer entſetzlichen Landeslage. —

Jooſt. Sie iſt wohl entſetzlich. Denn wo es ſo iſt, ſo werden viel ſchlimme, Gottsvergeſſene, und an ihren Nebenmenſchen untreu, falſch, und verfänglich handelnde Leute beeidigt, durch deren Thun und Laſſen dann nothwendig alles Heilige, ſo der Eid im Volk hat, wegfällt, und die Landesämter vor jedermann in einem Licht erſcheinen, als wenn ſie nur ein Geldkloben wären, welchem zwar jedermann nachjagt, den aber nur Glückliche und Günſtlinge erhalten, und deſſen Eide und Pflichten, die an Platz kommen, immer nur alſo verſtehen, wie ihre Vorfahrer und ältere Collegen durch ihre Ausübung ſie angewieſen, und ihre Geldbedürfniſſe es erlauben. —

Chriſtoph. Unter dieſen Umſtänden kann es nicht anderſt ſeyn, als daß dann auch ſelber nach und nach das gemeine Volk über Eidſachen leichtſinnig werde. —

Jooſt. Die Erfahrung zeiget es auch jedermann, der es ſehen will, daß, wo Amt- und Pflichtreue laut und öffentlich verdreht und verkünſtelt werden, dann auch die Eide in Rechtsſachen und Zeugniſſen nicht mehr mit der genauen, heiligen Achtung angeſehn werden, wie ſie ſollten; ſondern vielmehr dahin ausarten, der ſicherſte D. L.

mantel jedes verfänglichen, gewaltthätigen und boshaften Manns im Land zu ſeyn. —

Chriſtoph. Der Fall im Buch redet das ſehr heiter — — und der Vogt ſagt ausdrücklich, da ihm das Gewiſſen wegen ſeiner Eidsverdrehung aufwachen will, „ich weiß auch, wie andere Leute, und eben die, ſo das am „beſten verſtehen müſſen, den Eid nach ihren Auslegun„gen nehmen, und ruhig ſind, wo ein anderer armer „Schelm, der, wie der Wüſt denkt, meynen müßte, er ſähe „mit ſeinen Augen ſonnenklar, daß ſie ihn verdrehen." Deutlicher glaube ich, hätt' er nicht ſagen können, daß Beyſpiele von verdrehten Amts- und Pflichteiden dem Volk auch die Empfindung von dem Erſchrecklichen in Zeugniſſen und Rechtsſachen, mit dem Eide zu ſpielen, benehmen. —

Elſe. Aber es iſt doch, wills Gott, nicht möglich, viele Leute dahin zu bringen, daß ſie, wie der Wüſt und Keibacker den Eid zu Sachen und Zeugniſſen thun, die nicht wahr und nicht glaslauter. —

Jooſt. Es iſt mit den Eiden in Rechtsſachen und Zeugniſſen vollkommen, wie mit den Amts- und Pflichteiden; es wird kaum ein Menſch in der Welt, wenn er in ein Amt oder an einen Poſten kommt, mit Fleiß und Vorſatz meyneid und untreu gegen Land und Leute handeln wollen; aber die Leidenſchaften verführen und verblenden Leute, die in oberkeitlichen Poſten und Aemtern ſind, ſo gut als andere Menſchen. Der Mann am Platz entſchuldiget zuerſt kleine Vortheile, die er gegen den Nutzen und gegen die Rechte im Land ſucht, mit dem Intereſſe ſeines Fürſten, und wenn er dann einmal das, was er aus Geiz und Hartherzigkeit, und eigner Bosheit anſtellt, unter dieſem Mantel recht wohl vor ſich ſelber zu verbergen und zu bemänteln geübt iſt, ſo iſt er bald auf dem Punkt, auch das Größeſte damit zu bedecken, und alle Untreu, und alle Verbrechen gegen das Land für nichts zu achten, und das Intereſſe des Fürſten und des Volks ſeinem eignen Störrkopf, und ſeiner Bosheit aufzuopfern, ohne daß ihm nur ein Sinn dran kommt, daß ſein Thun nicht rechtmäßig, und nicht eigentliches Staatsintereſſe ſeye. Es iſt aber auch eine der gefährlichſten Verblendungen im menſchlichen Herzen, die uns bereden kann, daß die Verdrehung der reinen Natur-Empfindung deſſen, was recht und wahrhaft, was fromm und treu, was rein und edel iſt, jemals das Intereſſe eines Staats ſeyn könne; obwohl dieſe Teufeley die allgemeine Narrenkappe der Leute iſt, die gern drey, vier, fünf, ſechs, bis ſieben Eide auf ſich nehmen, damit ſie ihre Meyneide auf die hintern Numern mit ihren Pflichten auf die vordern, und ihre Pflichtverletzungen auf die vordern, mit ihren Eiden auf die hintern Numern verbergen können. —

Chriſtoph. Der Menſch kann ſein Herz verkünſteln, daß einem Hören und Sehen vergehen möchte, wenn man davon erzählt, wie es wirklich iſt. —

Joſt. Und dann langt gewiß von allem, womit man das menſchliche Herz verkünſtelt oder vielmehr vergiftet, nichts ſo weit, und führet ſo zu vielen und unſäglichen Verbrechen, als wenn man das Volk in Eidsſachen von dem geraden Sinn der reinen Treu und Wahrheit ablenkt. —

Chriſtoph. Es kann nicht wohl anders ſeyn. —

Jooſt. Es iſt auch nicht anders, und allenthalben, wo viel Leute in Gerichtſtellen und öffentlichen Poſten ihre Pflicht- und Amtseids nach den Bedürfniſſen ihres Seckels, oder nach dem launichten Belieben ihres Ehrgeizes erklären, ſo gehet das innere Volksverderben des losgelaßnen Meyneids, in der ruhigen, kalten, gleichgültigen Uebung, ſeine Pflichten, gegen den offenbaren Wortſinn geſchworner Eide zu verſtehen, ſeinen ungehemmten Gang fort, und der Gedanke, daß man auch bey Eidſachen ein Auge zuthun, und Umwege und Schlupfwinkel gegen Wahrheit und Pflicht finden können, dringt dann bis in die niederſten Hütten des Lands, und weckt jeden kühnen und frechen Mann auf, die ſicherſten Mittel zu ergreifen, ungeſtraft Verbrechen zu begehen, und die ſchwache, ſtille Unſchuld, die um ihn her wohnet, zu unterdrücken; und dann, wenn es ſo weit kommt, wird die Handhabe des Eids, ich weiß, daß ich nicht zu viel rede, und daß ich mit meinen eigenen Augen geſehen, was ich ſage! die Handhabe des Eids wird dann zu einer elenden Krücke, an der die arme Gerechtigkeit ſchwach, matt und wehrlos umherhülpet, und niemand aus denen, die ſelber ſtark ſind, mehr Schutz und Hülfe zeiget. — Es iſt kein Greuel, zu dem ein infamer Mann, der ſich aus dem Eid nichts machet, nicht fähig und reif iſt; und das Volksverderben iſt nicht auszuſprechen, worinn ſich ein Land befinden muß, wo unglückliche Umſtände, oder unrichtige Regierungsgrundſige Schuld und Urſache ſind, daß es viel ſolcher Leute giebt. — Ich habe gar keine Freude daran, Geſpenſter zu ſehen, oder zu glauben, wo keine ſind, und will dir, Meiſter, damit du ſeheſt, daß ich die Sache um kein Haar ſchwärzer mache, als ſie iſt, ein paar Beyſpiele erzählen, aus denen du das Volksverderben, und den eigentlichen Verbrechergeiſt, der ſich durch Verdrehung des einfältigen, geraden und reinen Wortſinns der Eide im Volk bildet, richtig abnehmen kannſt. —

Der Schulz in * * hatte einen Waſſerſtreit mit ſeinem Nachbar, und klagte, deſſen Waſſer-Runſen verderbe ihm ſeine Güter; es war nicht wahr. Aber der Schulz both Beweis an, und um ihn leiſten zu können, ließ er in einer dunkeln Gewitternacht von einer andern Waſſerſchwelle ſeine Matte, auf der er liegendes Futter hatte, hoch überſchwemmen, ſtellte dann das heimlich eingelaſſene Waſſer wieder ab, und ließ eilends mitten in der Nacht zwey Tagdiebe, die ihm ſchuldig waren, herbeyrufen, zeigte ihnen die überſchwemmte Matten, das im Waſſer liegende Futter und die Waſſer-Runſen, durch welche nunmehr, da ſie kamen, das Waſſer allein in die Matte hereinfloß. Nun hatte der Schulz gewonnen Spiel. Denn dieſe Herren thaten einen Eid, daß ſie die Matten zwey Schuhe hoch von dieſem Streitwaſſer überſchwemmt, und das abgehauene Futter ganz im Waſſer ſchwimmend gefunden. Es merkte zwar hie und da im Dorf ein Nachbar, daß die eidlich bewieſene Ueberſchwemmung nicht natürlich zugegangen, und daß das Schelmenſtück dahinter ſtecken möchte, welches wirklich dahinter ſteckte; aber es durfte, aus Furcht vor dem Schulz, niemand klar und deutlich ſagen, was er hierüber dachte, bis der Handel verjähret, und der Schulz von der Wahrheit keine Gefahr und keinen Schaden mehr zu fürchten hatte. Da ſcherzte man dann wirklich ziemlich öffentlich darüber, und jezt machte ſich der Schulz, wo er unter 4 Augen iſt, ſelber nichts mehr daraus, zu geſtehen, daß es ſo war; aber er glaubt nicht im geringſten im Fehler zu ſeyn, und beredet ſich, die Zeugen haben ihren Eid vollkommen in der Ordnung gethan, und nichts geſchworen, als was ſie wirklich geſehen. —

Chriſtoph. Das iſt eigentliche Vogtsarbeit aus dem Buche. —

Jooſt. Vögte und Schulze ſind eigentlich auch ganz gleiche Perſonen.

Chriſtoph. Es muß wohl ſeyn, da ihr Thun und Laſſen ſo richtig eintrifft. —

Jooſt. Ich weiß vom gleichen Mann noch einen Streich, der dieſem vollkommen ähnlich iſt. —

„Er ſchalte vor einer ganzen Stube voll Leute den ehrlichſten und bråvſten Mann, der vielleicht in ſeinem Dorf iſt, auf eine Art, die dieſer unmöglich auf ſich liegen laſſen konnte. Fünf Männer erzählten dem Geſcholtenen, daß es wahr ſeye, und daß ſie ſelber in der Stube geweſen, da das geſchehen. Der Mann mußte alſo klagen, und klagte wirklich, nennte auch die fünf Zeugen, die er in dieſer Sache zu haben glaubte; der Schulze aber machte Einwendungen gegen die Zeugen, und ſtellte 3 Männer, denen das ganze Dorf gewiß alles anvertraut hätte, wozu es Treu und Glauben braucht, auf die Seiten. Gegen den erſten wandte er ein, er ſey ihm feind, und ſie haben Streit mit einander; gegen den zweyten, er ſeye der Frauen des Beklagten noch etwas verwandt; gegen den dritten, er habe vor ein paar Jahren einen Haſen geſchoſſen, und ſeye nicht abgeſtraft, indem er es ſeit kurzem vernommen. Dies leztere war dann noch nicht einmal wahr; wenigſtens konnte es hinten nach nicht erwieſen werden; aber der Richter war ein Jäger, und hielte bloß den Verdacht, und die Klage des Schulzen für wichtig genug, den Mann für einſt in dieſer Zeugnißſache auf die Seite zu ſtellen. Nun blieben noch zwey Zeugen, und gegen dieſe machte der Schulz keine Einwendungen, denn er war ihrer ſicher; es waren Leute, denen Niemand in ihrem Dorf auch nur ein Wort, das verſchwiegen bleiben ſollte, vielweniger eine Sache, die auf Treu und Glauben hin beſorgt ſeyn ſollte, übergeben und anvertraut hätte, das ſind aber wie ausgezeichnet die Leute, auf deren Zeugniſſe Schelmen und Diebe, ſo lange die Welt ſtehet, gebauet haben, und bauen werden. — Der Schulze irrte ſich auch nicht. Die Nachbarn redeten aus, ſie haben gehört, daß am Tiſch geredet worden, der Schulz habe den Mann geſcholten, aber ſie ſelber haben es nicht verſtanden, ſie haben das Wort Schelm und Dieb, wohl gehört, aber wem er's geſagt, davon wiſſen ſie nichts, daß ſie dazu ſtehen könnten; ſie haben wohl geglaubt, daß er den Mann meyne, weil es die andern geſagt; aber darum können ſie doch nicht wider den Schulz zeugen, daß ers wirklich gethan." Zu dieſer Ausſag thaten dann die Nachbarn den

Eid; worauf die Klage als unbegründet abgewieſen, und der Beklagte zu allen Koſten verfällt worden. Der Kläger aber ſang, als das Urtheil gefällt worden, unter der Audienzthüre überlaut, „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, im Himmel und auf Erden.“ Gieng dann ins Wirthshaus, gaſtirte die Zeugen, und die ſo gratulierten, und ſpottete mit Brüllen und Jauchzen über die Narren, die im * * Biet etwas klagen, das ſie nicht zehnfach beweiſen können. —

Chriſtoph. Herr Gott, das iſt über allen Glauben! —

Jooſt. Aber, es iſt ſicher ſo; und was ich nachbringen muß, iſt noch zehnmal abſcheulicher. —

Ich kannte dieſen Schulz ſo gut als dich, Meiſter! und hatte vor Zeiten das ein und andere mit ihm zu thun; er war ſonſt ein verſtändiger Mann, und wenn man nicht in ſeinen Klauen war, und die Sachen verſtund, ließ ſich's wohl mit ihm handeln; er hatte auch Liebe für mich, ich weiß nicht, warum; denn ich ſagte ihm die Wahrheit oft dürr und klar, und handelte ſicher nie nach ſeinem Wohlgefallen; und doch hieng mir der Mann auf eine Art an, und war oft und viel, verſtehts ſich, wenn uns Niemand hörte, ganz vertraut mit mir; er geſtund mir auch damals ganz unverholen, daß er dem Kläger Schelm und Dieb geſagt habe, fügte aber bey, daß er ein Schurk ſeye, daß er auf der Klage beharre, da er doch ſehe, daß er es nicht beweiſen könne, und daß er ſich in Gottes Namen in ſeinem Herzen darüber ganz wohl beruhigen könne, daß die Eide vergehen müſſen, indem die 2 übergebliebenen Zeugen im Ernſt nicht gehört, daß er ihn gemeynt, und alſo den Eid vollkommen, mit gutem Gewiſſen dazu thun können. — Ich ſchüttelte den Kopf und ſagte ihm ganz deutlich, ich halte ſein Gewäſch für eine verfluchte Verdrehung, die ich verabſcheue. Nein, beym Donner, antwortete er, das iſt nicht verdrehet! Es iſt, bey Gott, ſo klar, als der Tag am Himmel, ſie ſagen nicht, ich hab's nicht geredet, ſondern nur, ſie habens nicht gehört, und ich wäre ein Ketzer, wenn ich den Eid nicht vor ſich gehen ließe, er kanns nicht beweiſen, und alſo gehört es ſich, und iſt recht, daß er den Handel verliere; warum treibts der Hund ſo weit? Er hätte ſchweigen ſollen, er iſt ſchuldig. — — Laß mich doch ruhig, Schulz, erwiederte ich, du willt immer, ſo unrecht als du haſt, daß man dir noch recht gebe, aber du ſollteſt dich ſchämen, du weiſſeſt und ſagſt es mir ja ſelber, der Mann hat recht, und du läugneſt ihm das weg, was vor Gott wahr iſt, und was du gethan haſt. — O Nachbar! das kommt vor unſerer Audienz gar nicht in Frage, und kann nie in Frage kommen. Alles, was in Frage kommt, und in Frage kommen kann, iſt, ob eine Klage nach unſern Geſetzen erweisbar oder nicht erweisbar ſey.

Aber quäle mich nicht, Schulze, ich kenne dein Audienzſtubenrecht nicht, und will es nicht kennen; alles, was für mich in Frag kommt, iſt dieſes, ob du eine Klage, die wahr iſt, wegläugnen und Eide gehen laſſen dörfeſt, durch welche ſie nach euern Geſetzen unwahr, und dem vor Gott und deinem Gewiſſen ſich im Rechten beſindenden Kläger zur Laſt und auf den Hals fallen muß. —

Jetzt wurde der Nachbar zornig und ſagte: ich weiß wohl, daß du mir immer unrecht giebeſt und mich unterdrücken ließeſt, wenn du nur könnteſt; aber ich habe mit Leuten geredet, die das viel beſſer, als du, verſtehen; der Anwald in * * hats vor meiner Frauen geſagt, daß ſie es gehört hat, es gehe mich nichts an, was die Zeugen ſchwören, wenn es nur wahr ſeye, daß ſie es nicht gehört haben. — Der Trepf rief ſogar noch ſeiner Frauen aus der Kuchl: Babi! komm hinein und ſage, obs nicht wahr ſeye, daß der Herr * * in * * ausdrücklich geſagt hat, der Eid, den die Zeugen thun müſſen, gehe mich ganz und gar nichts an. Die Frau betheuerte dann heilig und ſteif, daß ſie ſteif und genau acht gegeben und aufgemerkt, und daß er einmal und in Gottes Namen deutſch und klar geſagt habe, daß der Eid ihn nichts angehe. — —

Ich fieng an unwillig zu werden und ſagte ihm, ich weiß nicht, was du für eine Freude daran haſt, mich mit deinem Trölhandel, und mit deinem Eid zu plagen; ſchwöre in Gottes Namen, was du willt, und laſſe ſchwören, was du willt, das geht mich alles, Gottlob, nichts an; alles, was ich ſagte, und was ich immer ſagen werde, ſo lange du mit mir über dieſen Fall redeſt, iſt dieſes: du läugneſt die Wahrheit weg, und bringſt den, der im Rechten iſt, ins Unglück: das iſt wahr, und wird wahr bleiben, ſo lang Ja Ja, und Nein Nein iſt; der Herr * * in * * und der Herr in * * mögen inzwiſchen für ſich ſehen, wie ſie in einer andern Welt das verantworten, was ſie die für deine Thaler, und nach ihrer Handwerksordnung angeben und raihen. —

— Ha: — Wir dörfen doch auch noch mit einander reden, erwiederte er; — was du anbringſt, will eben nicht viel ſagen. Mit dem Läugnen iſts nichts anders, wer wollte trölen und nicht läugnen? und daß ich ihn ins Unglück bringe, iſt nicht wahr, er hat es ſo wollen; es iſt mir ſelber leid, aber man muß das nicht klagen, was man nicht beweiſen kann. — Zu meinem Glücke öffnete eben, da er dieſes ſagte, der Weibel von ° * die Thüre, und erlöſte mich von dieſem herzbrechenden Stand. — Der Schulze fieng im Augenblick ein ganz anders Geſpräch an, und ich nahm ungeſäumt Abſchied. — — Nach der Zeit hab ich für ſicher vernommen, daß der Mann, als ſein Richter den ſämmtlichen Zeugen und Partheyen vorgeſtellt, wie wichtig es ſey, einen Eid vor ſich gehen zu laſſen, geantwortet: „Ich einmal, gnädiger Herr, mache mir nichts daraus, alle Stunde einen zu thun, wenn ich recht habe.“ —

Chriſtoph. Man kann nicht begreifen, wie der Menſch mitten im Laufe der entſetzlichſten Verbrechen noch für unſchuldig, und im Rechten befindend halten kann. —

Jooſt. Das Sittenverderben der vielen beeidigten Leuten, und der unzähligen Menge der öffentlichen Poſten, ſind an den meiſten Orten die faſt unbekannten Quellen der Volksverwilderung, die an Ort und Stelle ſo gränzenloſen Fortgang hat! —

Ich habe es aus dem Munde des Herrn von St. ° °, der unzweydeutig einer der erlauchteſten Perſonen im * * Gebiet, und jezt Staatsminiſter im * * iſt, daß, ſo viele Männer er, ſo lange er Oberamtmann war, ins Gericht und an andere öffentliche Poſten angenommen und beeidigt, ſo viel ſey er betrogen und angeführt worden. Die Leute, ſo gut ſie im Anfang ſchienen, haben inner Jahr und Tag alle umgeſchlagen, daß man ſie nicht mehr kennen könnte, und für Jedermann, der nicht tief in den Geiſt der Geſezgebung und der Umſtände dieſer Leute eindringe, ſeye es die unerklärlichſte Sache von der Welt, wie ſchnell die öffentlichen beeidigten Poſten, das Herz und die Sitten der niedern Dienerſchaft auf dem Lande verderbe, auch von den Pfarrherren in dieſem * * Gebiet bezeugen es alle, welche Augen haben zu ſehen, und Herz zu reden, daß, wenn ihnen ein junger Mann ins Gericht, oder an einen öffentlichen Poſten weggenommen werde, ſo ſeye es, wie anſteckend; innerhalb Jahr und Tag werd er hinterliſtig, verſchlagen, geldgierig, falſch und gewaltthätig, ſo unſchuldig, und treu, und beſcheiden, und redlich er vorher immer geweſen ſeyn möge; — aber es kann unmöglich anders ſeyn. Ich habe ſieben Jahre in dieſem * * Gebiet gedienet, und kann gewiß ſo gut, und vielleicht noch beſſer als der Staatsminiſter St. * * aus Erfahrung ſagen, wo das Uebel eigentlich herrühret. Die Rechtsſachen werden in dieſem Land verworren und verfänglich behandelt, und immer auf höchſt gefährliche Spitzen geſtellt, und es iſt nirgends kein Trieb, und kein Eifer bey den Regierungsſtellen Prozeſſen auszuweichen, und die Sachen im Anfang in Güte und Freundlichkeit auszumachen, ehe ſie von den Advokaten verflochten, und durch Erbitterung und Koſten auf einen Punkt gebracht werden, auf welchen beyde Partheyen faſt immer alles gegen alles ſetzen müſſen; und wo das Recht im Land einen ſolchen Lauf nimmt, da iſts nicht anders möglich, der unterſte Beamtete, der den entfernteſten Antheil an öffentlichen Geſchäften und Rechtsſachen haben muß, wird dir alſobald, wenn er einige Abende unter ſeinen ältern und beeidigten Mitbrüdern zugebracht, aufhören, ein muthvoller, mit geradem Sinn, und in aller Einfalt, der Wahrheit und den Rechten zuſtehender Menſch zu bleiben. — Wann mir je was die Erfahrung deutlich und klar gezeiget, so iſt es dieſes, daß ſolche Leute unter dieſen Umſtänden immer entweder ängſtliche, ſorgenvolle Weiber, denen nie nichts klar und heiter genug iſt, oder ſchlaue, hinterliſtige, verfängliche Burſche werden, denen nichts ſchlimm, und krumm, und arg, und verflucht genug iſt, das ſie dir nicht rein und gut, und recht ſcheinend zu drehen verſuchen. ir.

Es dünkt mich darum, beſonders in verderbten Zeiten, unumgänglich nothwendig, daß die Sachen des Rechts immer feſt und ſtark, und ſtill, und ruhig in den Händen der höhern Ständen bleiben ſollten; ich halte auch das Unglück eines Lands entſchieden, wo viel Dorfleute und Bettelbürger in die Sachen des Rechts ſich einmiſchen können; und ich bin ſicher, man giebt mit nichts in der Welt das Volk ſo ſehr preis, als wenn man daſſelbe zu viel und zu genau in den Detail hineinſchauen läßt, wie jetzt die liebe Gerechtigkeit an den meiſten Orten adminiſtriert wird, und adminiſtriert werden kann. —

Es ſind faſt in allen Rechtshändeln, die vorkommen, immer beyde Partheyen zum Theil im Unrecht, und es iſt nach den Geſetzen und unter den Umſtänden, unter welchen man ſitzet und richtet, da faſt nie möglich, alles gar genau mit dem Haarſieb zu läutern, man muß in Gottes Namen faſt immer der einen Parthey um eines Hauptgeſichtspunkts willen ganz recht, und der andern ganz Unrecht geben, ſo aber müſſen dann nothwendig die bürgerlichen Rechtsſprüche, in den weit mehrern Fällen, die eine Parthey weit glücklicher, und die andere weit unglücklicher machen, als beyde es verdienen; und die Frage, wer am Rechten und am Unrechten ſich befinde, iſt in tauſend Fällen ſo verworren, daß nach Jahrelangen Unterſuchungen die erleuchteſten Richter oft ganz ungleicher Meynung bleiben, und endlich über das große Glück des Gewinnes, und über das große Unglück des Verlierens, oft mit beynahe gleichgetheilten Stimmen entſcheiden; — überdas iſt die Kunſt Unrecht und Betrug in einem falſchen und beſchönenden Licht vorzuſtellen, in unſern Tagen auf einem ſolchen Punkt, daß es ganz wider den Sinn des gemeinen Manns, wider die Natur ſeiner Bedürfniſſe, wider die Ruhe ſeiner Lage, und den Geiſt ſeiner Pflichten und ſeiner Sitten ſtreitet, vielen Detail von Rechtsangelegenheiten im Kopf zu haben; und der gemeine Mann, der dem Abmehren und Austheilen deſſen, was Recht und Unrecht ſeye, nahe und viel beywohnet, wird immer unendlich leicht den geraden Sinn, der das Glück ſeines Standes ausmachet, verlieren, und gar bald vom Recht und Unrecht nichts denken, als daß eine Stimme mehr das Recht

— und eine Stimme minder, das Unrecht ausmachet, und daß der Geſcheide Stimmen findet, wenn er Lügen ſagt, und der Einfältige keine, wenn alle Wahrheit für ihn iſt.

Deßwegen dünkt es mich, daß es vielleicht das weſentlichſte Kennzeichen des wahrhaft und allgemein geſicherten Glücks eines Volks iſt, wenn es ohne viel Kunſt, mit Zutrauen auf ſeinen Richter, in aller Einfalt auf ſeine gute Sache baut, und allgemein, und feſt, und ſteif glaubt, das Recht könne faſt gar nicht verloren, und das Unrecht faſt gar nicht gewonnen werden. Und ich halte dafür, ein Volk ſey entſetzlich Preis gegeben, wenn es dieſes einfache gerade Zutrauen auf ſeinen Richter und auf ſein gerades Recht verloren; und glaube ein Land ſicher in weſentlichen Hauptſtücken vernachläßigt, wenn der Bauer im Dorf, der einen Streit hat, ſeinen Richter vom Geſetzbuch des Landes und von der Nummer und der Seite deſſelben, die ſein Recht beweiſen, redet, und reden zu können glaubt. —

Chriſtoph. Man iſt ſicher da nicht brav und nicht glücklich, wo alles Volk bis auf Weiber und Kinder alle Tag bey Stunden ſchwatzen, warum, und wie dieſer Narr recht, und jener unrecht hat. Der Menſch muß ſeinen eignen Sachen ſtill nachgehen, nichts Krummes ſuchen, und thun, was er weiß daß er ſchuldig iſt, und dann hernach auf Gott, und eine liebe Oberkeit trauen, ohne viel nachzuſinnen, wie er dieß oder jenes drehen oder kehren könne.

Joeſt. Das iſt wohl gut in unſerm Land, und unter unſerm Fürſten; aber es giebt Länder, wo man dich doch mit deiner guten Meynung auslachen würde, und wo du dich mit derſelben auch ſchwerlich aus allen Schlingen, die Böſewichter der Unſchuld legen, herausziehen würdeſt; aber in dieſen Gegenden iſt denn auch das Gefühl für Recht und Pflicht und Wahrheit faſt bey jedermann ſo entſtellt und verhunzt, daß man ſich bey uns von den widrigen, unnatürlichen und empörenden Auftritten, die einem faſt alle Augenblicke vor Augen kommen, faſt keine Begriffe machen kann?

Ich erinnere mich Zeitlebens, was mir vor dem Wirthshaus des Hans Leuppis — — — begegnet. Es iſt jetzt auf Martini 8 Jahre: ich trieb damals vielleicht die ſchönſten Stiere, die ich unter meinen Händen hatte, durch ſein Dorf auf einen Markt; der Leuppi hatte aber vor wenigen Tagen einen Prozeß gewonnen, den er ſchon bey Jahren mit ſeiner Schweſter Kindern hatte; der Handel traf wirklich ſelber das Wirthshaus, in dem er jetzt wohnete, an, und rief mir denn in ſeiner Freude überlaut zum Fenſter hinaus: Jooſt! du mußt einkehren, heut giebts ein Glas Wein, wofür ich keinen Kreuzer abnehme. Warum ſo barmherzig, Herr Wirth? antwortete ich, ich habe noch nicht völlig ausgeſeckelt, daß ich nöthig hätte auf Kapuzinerzehrung zu reiſen. Nein! du Narr! rief er zurück, heute würde ich es dem Pfarrer umſonſt anbieten, dem ich ſonſt die Untern Zeche) gar nicht nach Kapuzinerordnung mache, ich weiß bey Gott nicht, was ich ſage und mache, ſo freuts mich, daß ich einmal auch ſicher und ganz ruhig ſagen kann, daß ich meinen Stock *) von Gott

---

*) Anmerkung. Stock iſt in des Bauren Sprach ein gemauret Haus.

und Rechtswegen beſitze. — Wie kannſt du das jetzt, Leuppi? antwortete ich. — Da that er ein großes, geſiegeltes Papier auf und ſagte: ſiehe da: du ſagteſt immer, ich habe Unrecht. Siehe da jetzt das Modell und lerne glauben: dem darf, hoff' ich, der Teufel nicht widerſprechen; ich trieb meine Stieren ſchnell weiter, und trank weder umſonſt, noch um's Geld bey dieſem Meiſter.

Ein andermal iſt mir begegnet, daß ein Mann, der, wie ich ſicher wußte, mit dem größten Unrecht, einem Nachbar ein Stück Land abgedrückt, da er den Prozeß gewonnen, und ſeine Nachbarn ihm auch Glück und Segen zum gewonnenen Handel gewünſcht, ſich vor meinen Augen gegen dieſelben alſo ausgedrückt, „er habe das Stück Land Gott und einer gnädigen Oberkeit zu danken!“ So entſetzlich ſind die Begriffe von Recht und Unrecht in dieſen Menſchen verunſtaltet; und es iſt zum raſend werden, wenn man noch von den Umſtänden hört, wie denn ſolche Landsverbrecher mit Leuten, die ſie durch Betrug und Meyneid vervortheilt und um das ihrige gebracht, oft wieder Frieden trinken und ſich verſöhnen wollen. — Vom Zurückgeben des Geſtohlenen iſt ganz die Rede nicht; aber hingegen ſind ſie mit dieſen Unglücklichen alsdann oft gar freundlich, wenn ſie nun alles haben, was ſie wollten, ſie laſſen ihnen links und rechts ſagen, es wäre ihnen leid, wenn ſie weiter zörnten, ſie ſehen ja jetzt, daß ſie Unrecht gehabt, und wenn ſie ihnen in anderm dienen können, ſo wollen ſie es nicht abſeyn. Solche Burſche können ſich bereden, wenn ſie mit Leuten, die ſie alſo vervortheilt haben, Frieden und Vergeßwein trinken, ſo ſey ihr Unrecht hiermit auch für jene Welt abgethan, wie es durch Spruch und Siegel für dieſe Welt abgethan ſey, und ſie glauben, wenn die Gegenpartheie ſich zufrieden ſtelle, und nicht mehr ſo gar wider ſie ſeufze und bete, und ſie hingegen ihre Bußgebeter am Morgen und Abend richtig verrichten, ſo könne der liebe Gott auch nicht wohl mehr anderſt, er werde und müſſe auch wieder auf ihre Seite kommen, ihnen verzeihen, und das auf dem rechtmäßigen, von ihm ſelbſt eingeſetzten Weg des Rechten, gewonnene und zugeſprochene Gut, auf Kind und Kindeskind hinunter ſchützen, ſchirmen und ſegnen. Solche Freundlichkeitsanſinnen laſſen ſie beſonders gern, wenn ihnen etwan eine Krankheit zuſtoßt, an dieſe Elenden gelangen, und ſind im Stand, wenn es etwan den Anſchein hat, als ob es gefährlich ſtehen wolle, ihnen ſo gar einen kleinen Schuldreſt zum Abſchied zu ſchenken, um ſo von ihnen Verzeihung, und ein gut Geleit auf den weiten Weg mit zu bekommen.

Ich kenne perſönlich ſo einen Mann, der ſeinen abgethanen Feinden für den Frieden und für die Verſöhnung ſo zu Leib gehet. Er glaubt ſteif, wenn er dieſe Leute nur abhalten könne, über ihn zu beten, zu klagen, oder gar ihn zu verfluchen, ſo habe es dann mit der Verzeihung ſeiner Sünden keine Noth. — Dieſer Mann lebt mitten im Beſitz eines durch Meyneid und Betrug erworbenen Guts ruhig, er giebt hie und da armen Leuten, deren Väter und Großväter er um das Ihrige gebracht, Allmoſen, und einen guten Rath, und es freuet ihn in der Seele, wenn Leute, die er vor altem beraubt und beſtohlen, jetzt freundlich mit ihm ſind, er ſchenkt ihnen auch dann und wann gar gern ein Glas Wein, wenn ſie dafür gut mit ihm ſind, und ihm die Zeit, die ihm immer lang und zur Laſt iſt, mit neuen und alten Hiſtorien vertreiben. Er redet auch ſo gar in guten Abendſtunden, wenn er keinen Verdruß gehabt, zur Kurzweil dann ſelber mit ihnen von ſeinem alten Leben, und erzählt die hundert Streiche, die er gemacht; vergißt aber nie beyzufügen, wie er ein ganz anderer Menſch ſeye, und entſetzlich viel bete und leſe, und ſelber dem alten Kirchmeyer verziehen, der ihn doch ſo gottlos herumgeſchleppt, aber doch auch Gottlob nie Meiſter geworden. Ich habe ihn erſt kürzlich ſo mit einem Unglücklichen reden gehört, den er beynahe an Bettelſtab gebracht; er rühmte im Angeſicht dieſes Elenden, wie er jezt keinem Menſchen auf Gottes Boden um einen Heller mehr unrecht thue; der Elende ward ſichtbar blaß, und ich ſah es, wie er bey einem jeden Wort, das der Böſewicht redete, litte, er antwortete zwar kein Wort; der Böſewicht verſtund aber dennoch ſein Schweigen, und es mißfiel ihm ſo, daß er mürriſch ward ob dieſer Unhöflichkeit.

Elſe. Aber, Jooſt! deine Predigt war beynahe ſo lang, als des Pfarrers ſeine am Sonntag.

Chriſtoph. Er hatte auch eine Materie darnach!

Elſe. Es iſt doch aber keine Pfarrersmaterie.

Jooſt. Warum das?

Elſe. Die Pfarrer müſſen uns Engel aus dem Himmel und Teufel aus der Hölle abmalen, und dörfen uns nicht mit Menſchen aus der Nachbarſchaft kommen.

Jooſt. Dünkt dich das nicht recht, Elſe?

Elſe. Nein, wahrlich, wir gaffen die heiligen Engel an wie Fürſten und Prinzen, und denken nichts weniger dabey, als daß wir auch werden könnten und ſollten, was ſie, und von Teuflen laufen wir in Gottes Namen fort, ſo gut und ſo weit wir können und mögen; wo man uns aber von Menſchen und unſern Nachbarn redet, und uns auch recht und den geraden Weg ſagt, wie ſie ſind, ſo merken wir ſicher, daß alles, Gutes und Böſes, auch in unſerer Haut ſtecke, was in einer andern Menſchenhaut reif worden.

Jooſt. Aber, Elſe! Um von Menſchen zu reden, muß man Menſchen kennen; von den Engeln und den Teufeln aber kann man gar viel erzählen, ohne einige Menſchenkenntniß.

Chriſtoph. Aber wir ſind wahrlich beym Eid und Meyneid — — nicht bey der Menſchenkenntniß. —

Jooſt. Meynſt du, Meiſter! daß man die zwey Dinge gar nicht zuſammenhängen könne? —

Elſe. Nein: um aller Liebe willen hänget ſie doch nicht zuſammen. Ich habe ſo genug von dieſer Materie, daß ich jetzt kein Wort mehr davon hören mag.

Jooſt. Aber ich bin noch nicht fertig. —

Elſe. Nun ſo red' weiter, aber ich gehe in die Küche, und back' euch lieber einen Kuchen, als daß ich euch weiter zuhöre.

Chriſtoph. Nun, jetzt muſt du, Elſe, weils du geredt haſt. —

Es iſt mir keine Strafe, erwiederte Elſe — packte das Garn auf und gieng in die Küche — und der Jooſt fieng ungeſäumt wieder alſo an — das, was ich dir noch nicht ſagte, iſt dieſes — wie es ſo abgefeimte Burſche angreifen, die Leute zu falſchen Ausſagen, Zeugniſſen und Eiden zu bereden und zu verführen.

Chriſtoph. Sag' mir doch das noch! —

Jooſt. Sie machen es alſo. Wenn ſie etwas gethan oder geredet, das nach den Landesgeſetzen ihnen Gefahr bringen könnte, und Männer da ſind, durch deren Zeugniſſe die That wider ſie bewieſen werden könnte: ſo ſuchen ſie zuvörderſt auf alle Art und Weiſe den Zeugen auf den Leib zu kommen; ſie verſäumen keinen Tag, keine Stunde, entweder ſelber, oder durch ihre Apoſtel mit ihnen zu reden, am liebſten werden ſie ſich in den Wirthshäuſern bey einem Glas Wein mit ihnen abſetzen, und dann, wenn mit behöriger Vorſicht die erſten Krüge unter ganz gleichgültigen Geſprächen geleeret worden, nach und nach von dem leidigen Handel anfangen, aber ſich wohl hüten, und alle Künſte dazu brauchen, daß der Zeug ja nicht ſelber zur Red komme, und wo möglich, der Sache nicht einmal nachdenke, ſondern ſie reden laſſe, und ihnen zuhöre; dann erzählen ſie ihm das Geſchehene der Länge und der Breite nach, zu ihrem Glimpf und Vortheil vor, ſetzen Umſtände zu ihrer Entſchuldigung hinzu, die nicht wahr ſind, laſſen andere, die ihnen ſchaden, aber wahr ſind, aus, und behaupten kühn und muthig gegen alle Wahrheit, daß es ſo — und ſo — und ſo — geſchehen, miſchen aber Wahrheit und Lügen ſo fein, und verdrehet unter einander, daß der Zeuge nach und nach ſelber eintritt, die Sache ſo verdrehet, um falſch, wie ſie ſolche ihm vormalen, anzuſehen,

und ihnen Beyfall giebt. Sie ſind im Stand, Leuten, d
nicht ganz beſonders aufmerkſam auf das, was ſie höre
und ſehen, ſind, eine Erzählung, die im Weſen und in a
len Hauptſtücken falſch iſt, ſo einzuſchwätzen, daß die e
gentliche Geſchichte ihnen nach und nach zweifelhaft wir
ja oft ganz völlig aus dem Kopf fällt, und ſtatt derer da
drinn bleibt, was dieſe Böſewichter ihnen beym Trunk ei
geſchwätzt, und wenn ſie dann den Kopf eines Manns i
ihrer Sache dahin gelenkt, wo ſie ihn wollten; wenn ſ
die Hauptgeſichtspunkte ihres Fehlers ihm entſtellt, un
ihn über die Thatſachen, die er geſehen und gehört, i
und zweifelhaft gemacht, dann fügen ſie laut und ſtol
aber doch gutmüthig und liebreich bey, „ſie begehren nicht
als die reine Wahrheit" und er ſolle nur ſagen, was
geſehen und gehört „ſie wünſchen nichts weiter, als daß
um ſeiner ſelbſt, und um ſeiner Seele Heil willen, nic
mehr ſage, als was er gewiß wiſſe;" ſie ſind froh, wen
eine ganze Stube voll Volk da iſt, wenn ſie dieſes ſagen
und werden dir auch güte Sorge tragen, daß alle die, ſ
an den hintern Tiſchen, und alle die, ſo an den vorder
Tiſchen ſitzen, es eigentlich verſtehen und hören; auf dieſ
Art bringen ſie es hundertmal dahin, daß ſchwache Leut
Umſtände zu ihren Gunſten ausreden, und bezeugen, di
platterdings nicht wahr ſind, noch weit mehr aber erhalte
ſie auch von verſtändigen und ſonſt ganz nicht unbeſonne
nen Männern, daß ſie über die Hauptumſtände anfange
zu zweifeln, und nur halb und ungleich ausreden, in wel
chem Fall ſie wieder entſchlüpfen. Die hauptſächliche Kraf
der Streiche dieſer entſetzlichen Leute beziehet in ihrer Men

ſchenkenntniß; auch iſt es der meiſten ihre Hauptarbeit zu wiſſen, zu erforſchen und auszuſpähen, was jedermann thut; daher kennen ſie ihre Leute auch aufs Haar, und kommen dann dem einen mit einem Glas Wein, wann er dürſtet, dem andern mit einem Stück Geld, wenn er's braucht, dem dritten mit einem guten Wort, wo er's nöthig hat, dem vierten mit einem Wink, wo er ſich fürchtet, dem fünften mit einer Drohung, wo ihm Angſt iſt, und dem ſechsten mit einer Hoffnung, wornach er gelüſtet, auf den Leib; ſie wiſſen in allen Haushaltungen ein Hacken (Haft) wo man anpacken kann. Weib und Kind, Knecht und Magd, Vorgeſetzte und Aelteſte, Vögte und Weibel, Wirth und Müller — Säufer und Huren — Juden und Hebammen — Sigriſten und Schulmeiſter. — — Kurz, aus allem Volk, wer ſich anpacken, zukaufen und anſchnüren läßt, wird angepackt, zugekauft und angeſchnürt, Hand zu bieten, die Wahrheit zu verdrehen, und die böſen Zeugen, die noch zu viel wiſſen, von dem, was ſie ſahen und hörten, irre zu lenken, zu geſchweigen abzumahnen: — Kurz: zu verfälſchen und zu tödten, und dann auch den armen Kläger zu verſchreyen, zu erſchrecken, Böſes über ihn zu ſagen, Sünden von ihm auszutrommeln, Feindſchaft gegen ihn zu ſtiften; und beſonders die Zeugen gegen ihn aufzubringen und Geſchichten bis auf die Großväter herfürzuſuchen, wo er dieſen etwan ein ſaures Auge gegeben, oder einen faulenden Zaunſtock niedergedrückt. — Solche Anſtalten helfen auch gemeiniglich für gut, und ſchützen den Beklagten, der geſcheid war, vor der armen Gerechtigkeit ganz nachdruckſam; der ute und der böſe Zeuge ſtehet dir armſelig vor dem fragenden Recht — und iſt mehrentheils ganz aufgebracht gegen den guten Kläger, daß er ihn in einen ſo gehäſſigen Handel hineingezogen; und man ſiehets den meiſten ſolchen Zeugnißgebern an den Augen und an den Füßen an, daß ihnen angſt und bang iſt, und daß ſie gern wieder zur Stube hinaus wären, ſie künſteln und drehen auch gemeiniglich in ihrer Furcht und in ihrem Schrecken, ſowohl mit ſich ſelber, daß ſie es mehrentheils auch nicht geradezu ſelber wiſſen, wenn ſie Sachen ausreden, die eigentliche Lügen ſind, und dann wann einmal einer wahr oder falſch ausgeredt, ſo kommen gleich Umſtände und Sachen hinzu, daß nicht leicht einer ſeine Ausſage zurücknimmt; doch weiß ich einen Fall, da es geſchehen. —

Es klagte ein Zehendenbeſteher einen Mann an, daß er unrichtig gezehendet und bey Nacht und Nebel Garben von dem unverzehenden Land weggetragen; es waren Zeugen, die beſtimmt ausredten, ſie haben ihn geſehen und angetroffen, da ers gethan; der Beklagte aber brauchte alle Künſte, die oben berührt, gegen die Zeugen, und einer von ihnen war ſo unglücklich, daß er ſich dahin verleiten ließ auszureden, es könne ſeyn, daß er ſich vielleicht geirret und ihn für den unrechten angeſehen, aber der Kläger verſtunde den Spaß nicht alſo, ſondern ſoderte, daß der Mann, der ſein Zeugniß zurücknehmen wollte, den Eid dazu thue, daß er wirklich in ſeinem Herzen glaube, er habe ſich irren können, und er ſeye nicht gewiß, daß der Mann, den er geſehen, wirklich der Beklagte geweſen.

Das konnte nun der Zeug nicht auf ſein Herz bringen, weil er, wie von ſeinem eignen Leben, überzeugt war, daß er den Mann geſehen, und über der im Streit ſtehenden Handlung wirklich angetroffen; er weigerte ſich, den Eid zu ſeiner zweyten Ausſage zu thun, mit dem Beyfügen, ſeine erſte Ausſage ſey wahr, und er wolle eidlich zu derſelben ſtehen. — Der Richter hat die ganze Laſt des Handels auf den Unglücklichen geworfen, der das Opfer des beklagten Böſewichts war.

Chriſtoph. Auf dieſe Art wird unendlich viel mit Unrecht durchgedrückt und weggeläugnet, was geſtraft werden ſollte, und was, wenns nicht geſtraft wird, Land und Leute verderbt — und viele Leute werden Meyneid, ohne daß ſie es wiſſen. —

Jooſt. Es iſt mit den Eiden in den Rechts- und Zeugnißſachen vollkommen, wie mit den Amtseiden, von denen wir im Anfang geredet. Mann wird durch Umſtände, Bedürfniſſe, Leidenſchaften, Beyſpiele, durch Menſchenfurcht, durch Geiz, kurz, durch ſeine Fehler von dem geraden, einfachen Sinn ſeiner Pflicht abgelenkt und verleitet, den Gegenſtand in hunderterley ſchiefe Geſichtspunkte zu ſtellen, und darüber ſo krumm und überzwerch zu denken und zu reden, bis man ſich eine Meynung eingeſchwatzt, die nachſichtig genug für die Lieblingswünſche unſers Herzens, und unſere Pflichten richtig ſo weit vor uns ſelber bedeckt, als wir ſie nicht gern ſehen. Das iſt der Weg, auf welchem der Menſch in den Sachen des Eids Schritt für Schritt in der Selbſtverblendung verrückt, bis er endlich auf dem Ruhepunkt ſich feſtſetzt, auf welchem er ſich auch aus den offenbaren Thaten des unverkleiſterten Meyneids gar nichts mehr macht.

Chriſtoph. Du haſt ſo viel von dieſem großen Landesübel geredet; du muſt mir einmal jetzt auch noch ſagen, wie du glaubeſt, daß man ihm abhelfen könne. —

Jooſt. Es dünkt mich, die Hauptſache beſtehe in der Wohl der Leute, die man beeidiget, und es ſey unumgänglich nöthig, daß die Regierungen mit der äusserſten Genauheit darauf ſehen, daß keine Perſonen, die des Geizes, der Verſchlagenheit, oder auch der Schwäche und der Forchtſamkeit halber bekannt ſind, zu Dienſten und Poſten gelangen, die beeidiget werden. Deßgleichen, daß man alle Arten meyneidiger Handlungen gegen alle Arten Beamtete mit großer Schärfe ahnde und beſtrafe, beſonders ſollte man, wo ganze beeidigte Brüderſchaften und Corps ſich ausgeartet zeigen, und in ihren Sitten, und in ihrem Wandel die Grundſätze der Untreue und des Meyneids ſichtbar herumtragen, dann mit Ernſt darein fahren, entſetzen, abhauen, ausſtoßen, auspußen, einſperren, fortjagen und die Brut in ihrem Neſt ſo rütteln und ſäubern, bis die Sitten und der Lebenswandel dieſer Leute bewieſe, daß ihre Meyneide ſich mindern. —

Chriſtoph. Das möchte ein recht großes Stück Arbeit ſeyn.

Jooſt. Es müßte ſie aber auch ein recht Großer zur Hand nehmen, ſonſt würde gewiß nichts herauskommen, als daß die Brüder den reinen Ertrag ihrer Meyneiden etwas ſorgfältiger genießen, und das Gepräng ihres

Hochzeitlebens in Kloſterordnung und ſtille gute Faſtenſpeiſen verwandeln würden.

Chriſtoph. Nun weiter, was wollteſt du mehr thun? —

Jooſt. Ich würde verhüten, daß die beeidigten Männer im Land nicht leicht zu etwas gebraucht würden, wodurch das Menſchenherz gemeiniglich verderbt und hart gemacht wird, und diejenigen Leute, welche zu ſolchen Sachen müſſen gebraucht werden, würde ich gar nicht beeidigen. Denn die Erfahrung hat mich gelehret, daß allenthalben, wo die Menſchen, die in öffentlichen Poſten ſtehen, zu wenig liebreichen, hülfreichen und menſchlichen Thaten gebraucht werden, ſondern von Amtswegen, glatterdings nichts thun müſſen als pfänden, ſtrafen, auflauren, eintreiben und brandſchatzen, allemal die Inhaber dieſer Poſten zu einem ſolchen Sinn- und Denkungsart anwachſen, welche dem treuen, unſchuldigen, ungekünſtelten Pflichtſinn, den der beeidigte Mann immer haben ſollte, in ſeinem Weſen entgegen. — Ich würde allen Leuten, die man zu dieſer Art Geſchäften brauchen muß, kurz und gut ſagen, das und das iſt deine Arbeit, und dein Lohn iſt, ſo lange du deine Pflicht thuſt, ſo und ſo, dabey werde ich dir aber ſo auflauren und dich beobachten laſſen, daß mir deine Fehltritte unmöglich entgehen werden; und entdecke ich, daß du wider deine Pflicht handelſt, ſo iſt der Lohn, wenn es einmal geſchehen, deine Entſetzung, und wenn es zum zweytenmal geſchehen, die höchſte Strafe, die ich einem Verbrecher anzuthun vermag. Eine ſolche Pflichteinſchärfung, deren ernſte Meynung ein wenig mit Exempeln erläutert werden müßte, würde ganz gewiß die Treue in den niedern Dienſten im Land, und in Poſten, die faſt nur Profoſengeiſt und Profoſenhände fodern, weit beſſer verſichern, als wenn man ſie durch hohe und große Eide zu Pflichten verbindet, deren Vernachläßigung in leichten Fällen mit kleinen Verweiſen, und in ſchweren mit 2 oder 3 Pfund Buß ab- und gutgemacht werden.

Chriſtoph. Biſt du jetzt fertig? —

Jooſt. Nein, noch nicht. — — Das Uebel der Meyneide in den niedern Poſten im Land ganz in ſeinen Wurzeln anzugreifen, iſt auch nöthig, daß ſelbe in den obern Poſten Pflichterfüllung, Frömmigkeit und Tugend zu Aemtern und Ehren führen, und daß beſonders keine höhere Landesämter dem Hunger oder dem Geiz Preis gegeben werden. Denn wo das iſt, da ſind Amt- und Pflicht- und Dienſteide ſicher nichts als ein leichter ſtrohener Maulkorb für einen hungrigen Ochſen, der an einem vollen Bahren gebunden; der Ochs wird dir ſicher am Korb reiben, bis das Maul frey iſt; das übrige folget dann von ſelbſt, und verſteht ſich, daß es hinabgreift bis zu unterſt am Boden.

Jener wäre mein Grundſatz, wenig Eide, aber ſcharfe Strafen für jeden, der im Sold und Dienſt ſtehet, und wider ſeine Pflicht fehlt; und zuletzt muß ich noch das ſagen, wenn ein Fürſt von ſeiner Höhe herab ſichtbar zeigen würde, daß er jedermann, der mit Unrecht im Land Geld fiſchen will, verachtet und hintanſetzt; ſo würden ſicher alle, die es thun, ſo gut von unten herauf vermaledeyet werden, als ſie von oben herab verachtet würden. —

Das ſagte Jooſt, und eben kam Elſe mit ihrem Kuchen wieder aus der Küche, den aßen ſie dann ganz ruhig, doch vergaßen ſie ob ihm nicht völlig die Meyneide des Lands. So bald ſie fertig waren, ſagte der Vater zum Fritz: „Du muſt uns einmal wiederholen, was geſagt worden; es iſt zwar ſpät, aber es muß dir bey ſo etwas auf eine halbe Stunde mehr Schlaf nicht ankommen.“ —

— Ich wills gern wiederholen, antwortete Fritz. —

— Nun dann, ſagte der Vater! —

Fritz. Ihr ſagtet zuerſt, daß niemand mehr verſprechen ſoll, als er halten will und kann.

Chriſtoph. Weiter. —

Fritz. Daß leere Worte falſche Herzen machen. —

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß Eidesformeln klar, deutlich und verſtändlich ſeyn ſollen.

Chriſtoph. Was mehr? —

Fritz. Das man aus denſelben ausmuſte müſſe, was in der Uebung nicht mehr da iſt. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß ein dünner Geldſeckel und viele Bedürfniſſe ein böſer Umſtand für die richtige Anerkennung der Eidspflichten ſeyen.

Chriſtoph. Weiter! —

Fritz. Daß kaum jemand mit Fleiß und Vorſatz meyneidig werde. —

Chriſtoph. Fort! —

. Fritz. Daß es viele Leute durch Umſtände, Leidenſchaften und Verſuchungen werden. —

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß einer leicht verirren könne, wenn er ganze Schubtrucken voll Eide auf ſich hat. —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß der Menſch ſeine erſte Pflicht Gott und den Seinigen, und die zweyte ſeiner Oberkeit ſchuldig. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß Vater und Mutter, und Weib und Kind, den Menſchen von Gotteswegen angehen und er ſie folglich dem wohl- oder übelverſtandenen Intereſſe einer Landesbehörde nicht verrathen dürfe.

Chriſtoph. Und noch?

Fritz. Daß keine oberkeitliche Perſon meiner Treue gegen ſie ſicher ſeyn könne, wenn ich aufhöre, gegen Gott und die Meinen treu zu ſeyn.

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß verfängliche, auf Gefahr handelnde Menſchen immer auch unſichere Beamtete ſeyn.

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß ein krummer Sinn über Recht und Pflicht den Menſchen zu allen Infamien und Meyneiden leitet. —

Chriſtoph. Und mehr? —

Fritz. Daß das Volk in einem reinen, treuen und frommen Sinn zu erhalten unumgänglich nöthig ſey, daß die beeidigten Leute im Land ihre Pflichten genau und ſteif erfüllen.

Chriſtoph. Fahr fort. —

Fritz. Daß man alle arme Leute in der Kirche lehren ſollte, daß ſie und ihres gleichen nicht leicht Leute finden, die für ſie zeugen. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß man Prozeſſe nur durch Beweiſe gewinnen könne. —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß allenthalben das Abläugnen in dem Grad leicht, als das Beweiſen nach Rechtsform ſchwer iſt. —

Chriſtoph. Was noch? —

Fritz. Daß Oberkeiten oft Landesübel ſehen und ihnen doch nicht gleich abhelfen können, ſo gern ſie wollen. —

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß es hie und da beſſer wäre, das Volk würde mehr ſeinen eignen Sachen abwarten, als viel von Rechtsſachen ſehen vnd hören. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß es ſehr gut iſt, wenn das Volk in einem Lande ein reines und frohes Vertrauen auf ſeine Oberkeit und auf die gute Sache eines geraden Rechts hat, und nicht viel von Rechtsformeln, Pandekten, Geſetzſammlungen und ihren Nummern und Seiten weiß. —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß der Leuppi ſein Haus doch nicht von Gott und Rechts wegen beſitzt, wenn ſchon der Teufel ſeinem Papier mit dem Modell nicht widerſprechen darf. —

Chriſtoph. Fahr fort! —

Fritz. Daß die meiſten Dorfteufel bey ihren Streichen ſich doch nicht recht über das Grab hinübertrauen, und dann und wann den armen Tropfen, die ſie unterdrückt, gern Vergeßwein und allerley Kleinigkeiten zahlen, damit dieſelben ſie in einer andern Welt auch nicht gar zu hart verklagen.

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß ſie von dem Recht in der andern Welt gar unvernünftig nach der Form und Ordnung des Audienzſtübenrechts denken. —

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß der Menſch ein Menſch iſt, und ſich ob Engeln und Teufeln nicht ſo erſpiegelt, wie ob ſeines gleichen. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß ein ſchlauer Teufel, der es darnach anſtellt, einem einfältigen Nachbar in den Kopf hinein und aus dem Kopf herausſchwatzen könne, faſt was er wolle.

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß dieſe Kunſt das A und O des Trölerbuchs iſt, welches ſo oft die guten Geſetzbücher meiſtert. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß, wer den Menſchen kennet, alles wider ihn vermag, und ſich allenthalben durch die Formalitäten, die, den ehrlichen Mann wider den Böſewicht zu ſchützen da ſind, wie die Schlange durch Stroh und Stoppeln hindurch windet.

Chriſtoph. Ferner?

Fritz. Daß alſo auch der, der etwas für den Men-

ſchen

ſchen ausrichten will, und beſonders, wer ſich in den Kopf kommen laſſen will, die Formalitäten zu leiten und zu beſtimmen, die den Schelmen in dieſer Welt dem ehrlichen Mann drey Schritt vom Leib halten ſollen, nothwendig den Menſchen nahe und genau kennen ſoll. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Und daß folglich tiefe und allgemeine Volkskenntniß der eigentlich wahre Fuß einer guten Geſetzgebung iſt. —

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß wo ein Verklagter gar viel Zeit hat, ſich zu kehren und zu drehen, der Kläger gar oft ein geſchlagener Mann iſt, wenn er ſchon recht hat.

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß, wo es ſo iſt, ein geſcheider Mann nicht gleich klagt; aber dann auch fremde Sachen, und wenn es Zehenden wären, denen überläßt, die gern ſpielen. —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß, wenn ein Mann verſchrieen iſt, ſicher auch von allem dem, was man über ihn erzählt, nicht die Hälfte wahr iſt.

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß man beſonders an ausgepoſaunten Sünden und Laſtern ſolcher Leute zweifeln dörfe, die mit größern als ſie ſind, im Streite ſtehen. —

Chriſtoph. Fort. —

Fritz. Daß Eideauflegen, eine gar leichte Sache, aber ſie halten machen, eine etwas ſchwerere ſey. —

Chriſtoph. Und noch?

Fritz. Daß es hiezu recht gut, wenn man die Augen aufthut, um ſo genau als möglich zu entdecken, wer der eigentlich ſey, den man in Pflicht nimmt. —

Chriſtoph. Dann? —

Fritz. Daß man auch dem unterſt beeidigten Mann im Land nicht viel Schergen- und Profoſenarbeit aufladen ſolle. —

Chriſtoph. Was mehr? —

Fritz. Daß man ſolche Art Arbeitsleute nicht beeidigen, ſondern am Seil halten und mit Staupbeſenbeyſpiel in Ordnung und Pflicht zu bleiben, lehren müſſe. —

Chriſtoph. Sodann? —

Fritz. Daß zwey bis drey Pfund Buß für Vernachläßigung eidlicher Pflichten zu wenig iſt. —

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß man zu Dienſt und Poſten, die recht verſehen ſeyn ſollen, nicht den Hungrigen, nicht den Reichen, ſondern den Mann ausſuchen müſſe, der gewohnt iſt, ſeine Pflicht zu erfüllen. —

Chriſtoph. Haſt noch etwas? —

Fritz. Daß die Oberbeamtete ihre Unterbeamtete, und die Unterbeamtete das Volk bilden. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß man Leuten, die auf unrechtmäßigem Weg Geld im Land ſuchen, aufs wenigſte wie Falſchwerbern nachſtellen und nachjagen ſolle. —

Chriſtoph. Und endlich? —

Fritz. Daß das Volk ſeine Blutſauger nur da vermaledeye, wo es darf. —

Die ſechs und zwanzigſte Abendſtunde.

Inhalt.

Von Criminalgeſetzen. — Von der Kirchenzucht. Von dem Thron und ſeinem niederſten Fußſchemel. — Von Knechten, die man liebt, von Knechten, die man nicht liebt. — Von dem Dienſt der Amtsmänner — und von dem Dienſt der Pfarrer. — Von der Religion und dem Religionsmangel. — Von der Weisheit und vom Schellen der Nußkernen. — Vom Amtsſchreiber Dreheler, ſeiner Frau und ihren Kindern. — Vom Städtchen Puderburg und dem hölzernen Görg auf ihrem Thurm. — Von allerley Berufsarbeiten, die auf die Heucheley einen Einfluß haben. — Von Töchtern — Pfarrern — Kloſterleuten, Frömmlern, die oft allerſeits weniger Menſchenkenntniß haben als ein gemeiner Heuchler. — Von den Kenntniſſen des Heuchlers, von ſeiner Scheitel hinab bis auf die Sohle ſeiner Schuhe. — Von Katzen, die gähnen und freundlichen Leuten. — Von einem Stariſt, ſeiner Frauen, ſeinem Waſſerzuber und ſeiner Klage. — Vom Ueberwinden der Kinder, den Gründen dazu und allerley verderblichem Zuckerzeug.

Da ſind wir jetzt bey dem Mann, der im Stand wäre, ſeine Frau ins Grab zu pfeiffen, ſagt **Chriſtoph**, als er den XXIIIſten Abſchnitt unſers Buchs geleſen. —

Und **Elſe.** Aber daß ſo ein Mann in einem Land, wo noch ein Galgen und ein Rad iſt, ungeſtraft herumwandelt?

Jooſt. Das iſt gar einfältig, Elſe. — Es werden faſt immer mit Galgen und Rad nur übereilte Handlungen unglücklicher Leidenſchaften und Thaten beſtraft, wozu elende Leute meiſtens durch erbarmungswürdige und klägliche Umſtände, oder plötzlich und gewaltſam hinreiſſende Verſuchungen veranlaſſet werden. Das ſtille, anhaltende Räuber- und Mörderleben, das innerhalb der Hausthüre der Menſchen langſam und mit etwas Behutſamkeit raſet, iſt nicht gewohnt, mit Galgen und Rad geſtraft zu werden.

Chriſtoph. Aber das iſt erſchrecklich! —

Jooſt. Es iſt wohl erſchrecklich! aber ganz ſicher wahr. Es kommt bey den Blutgerichten nicht darauf an, ob ein Menſch durch und durch verabſcheuungswürdig, nicht, ob ſein Leben eine ganze Reihe Gott beleidigender und die Menſchen kränkender und ſchädigender Handlungen geweſen, ſondern ob er eine beſtimmte, rechtsbeſtändig, beweisbare, von den Geſetzen als Criminal bezeichnete Handlung gethan habe. —

Elſe. Aber iſts denn gar nicht möglich, ſolchen ſtillen, Menſchen aufreibenden Hausverbrechen Einhalt zu thun? —

Jooſt. Es gab Zeiten und Orte, wo eine verſtändige und menſchliche Kirchenzucht vielem ſolchen Hausunglück Einhalt gethan hat; aber dieſes gute Mittel gegen die Ausbrüche der Hauslaſter iſt ſo mißbraucht worden, daß man jetzt faſt allgemein annimmt, daß es beſſer, gar keine Kirchenzucht zu haben, als eine, die nicht ganz rein iſt. —

Elſe. Man mag aber unrecht haben in dieſer Meynung.

Chriſtoph. Es iſt vollends, wie wenn man ſagte, es ſey beſſer kein Schutz im Land als ein ſchwacher, beſſer gar keine Geſetze, als keine vollkommene; gar keine Gerechtigkeit, als eine, die etwas hart, oder etwas blöde, oder ſonſt in einigen Stücken nur halb gut wäre. —

Jooſt. Aber wo Schutz, Gerechtigkeit und Geſetz ganz die Sache des Herrn, und die Religion und Kirchenzucht ganz die Sache des Knechts iſt; da paſſet deine Vergleichung nicht! Die ſtiftsmäßigen Damen werden dir auch ihren ſchlechteſten Flitterprunk nicht mit den ſehr guten Juwelen einer Kaufmannsfrau vergleichen wollen; und die groſe Mehrheit der Gewaltsmenſchen unſrer Tage (der Verfaſſer redet von einem Zeitpunkt, der ſich ſeit vierzig Jahren merklich verändert hat); verachtet den Stand der Geiſtlichen noch weit mehr als die ſtiftsmäßige, denen nicht eine altadeliche; und dann iſt natürlich, daß dieſe Menſchen auch das Gute nicht viel achten, welches diejenigen unter ihren Knechten thun könnten, welche ſie nicht lieben. Ueber das hat die wahre ernſte Religion den Hoffehler, gerne ohne Larve zu erſcheinen und den Fehlern der Hofleute und Gewaltsmenſchen ſo wenig zu ſchmeicheln als den Volksverbrechern. Zu dem kommt noch, daß ſie, dieſe ernſte Dienerin des Gottes der Wahrheit und der Liebe, ſich gar oft mit unhöflichen Zudringlichkeiten des Armen, Elenden, des Unterdrückten im Land ſich laut anzunehmen und ſelbſt Fürſtenlieblinge zu beleidigen, wenn dieſe die Unſchuld beleidigen und der Gerechtigkeit trotzen. — — Alle Religion lenket auch immer dahin, den Sinn der Hohen an das Tiefe zu binden, und die Majeſtät der Fürſten ihnen immer durch ein reines, menſchliches Beſcheidenheitsgefühl zu mäßigen. — Die heilige Dienerin der Menſchen veredelt alle Kräfte unſerer Natur nur dadurch, daß ſie ſelbige dienſtbar machet; und es iſt eine von ihren ſegenreichſten Wirkungen, daß ſie dem Fürſten den Scepter aus der Hand des menſchenfreundlichſten Gottes, zum Dienſt der Menſchen in ihre Hand legt, — indeſſen, daß Religionsmangel, Kron und Scepter gedankenlos, willkührlich, ohne Menſchenliebe und ohne Gottesliebe brauchen läßt! Auch iſt ſicher immer der Grund der rechten, geſegneten Reichsgerechtigkeit, in dieſem Unterſchied zu ſehen, ob ſich der Fürſt um Gottes willen als Diener ſeines Reichs fühle, oder ob er ſeinen Gewalt ohne Beherzigung dieſes ſeines Verhältniſſes gegen Gott und die Menſchheit ſonſt brauche? Und es ſind keine, noch ſo künſtliche Menſchenanſtalten möglich, das Glück der Völker zu befördern und zu ſichern, wie es durch das reine Band der Religion, welches jeder Unterthan ſeinem Fürſten von Gottes wegen ans Herz bindet, erzielet und geſichert wird. — *).

---

*) Anmerkung. Der Autor. Mein Joost ſcheint auf dem Punkt zu ſeyn, den Esprit der Conflikten zwiſchen der Krone und der Kirche, wie er ſich in unſern Tagen (d. h. vor etwa einem halben Jahrhundert) allgemein äuſſert, entwickeln zu wollen. Aber ich darf den guten Bauern nicht länger reden laſſen.

Christoph. Ich verſtehe dich nicht recht, Jooſt; doch zeigt mir die Erfahrung auch, daß allenthalben, wo das Volk ohne Ehrfurcht für die Religion gelaſſen wird, auch ſein Hausglück unendlich viel Zerrüttungen unterworfen iſt.

Jooſt. Du kannſt ſicher ſeyn, daß alle die Zucht- und Fündelhäuſer, der Veſtungsbau und alle Hochgerichte zum eigentlichen Hausglück der Nation nicht ſo viel beytragen, als das ſtille Thun eines einzigen Pfarrers, der Kopf und Herz für ſeinen Poſten recht in der Ordnung hat; —

Elſe. Aber wo ſind die? —

Jooſt. Frag das nicht, Elſe, ſie ſind gewiß allenthalben, wo der, ſo Macht hat, ihnen zu ſagen, was ſie ſeyn ſollen, im Ernſt, d. h. im Geiſt und in der Wahrheit und in Uebereinſtimmung mit dem heiligen Willen Gottes auch will, daß ſie etwas ſeyen; wo aber dieſer will, daß ſie Nichts ſeyen, ſo iſts denn ja für ihn, der es will, auch recht, daß ſie Nichts ſind. —

Elſe. Aber bey allem dem waren doch auch in den Zeiten, in welchen das Volk allgemein viel mehr Achtung

---

Der Leſer. Der Kerl braucht ſein Maul ſchon lange über die Grenzen ſeines Standes.

Der Autor. Verzeihet, es iſt mir leid, wenn ihr, ungeachtet deſſen, was ich im Anfange dieſes Aufſatzes ſagte, meinen Jooſt dennoch wie einen Hüterbuben unwiſſend, wie einen Lettenbauern hartherzig und wie ein Laſtthier bemaulkorbt erwartet.

für die Religion hatte, dennoch ſolche Heuchler, wie dieſer, eben ſo wenig etwas Seltenes als jetzt. —

Jooſt. Das iſt ſo; doch mit dem Unterſchied, daß die Elenden, die unter ihren Händen ſeufzeten, in dieſen Zeiten dennoch immer mehr Troſt, Hülfe und Rath fanden.

Elſe. Das iſt aber ein Umſtand, der den Unterſchied gar groß machet.

Jooſt. Sicher! Alles Leiden machet dem Menſchen gar unendlich viel weniger, wo er Troſt, Unterſtützung und Theilnehmung findet, als wo ihm das mangelt, und wo wenig Religionsachtung beym Volk iſt, da iſt immer auch wenig Troſt, wenig Unterſtützung und wenig Theilnehmung an dem Leiden des Menſchen.

Chriſtoph. Und im Gegentheil wo Religionsachtung iſt, da haben auch ſelber die Cerimonien und unweſentlichen Meynungen der Religion auf Hülf und Rath und Troſt gar viel Eindruck. —

Jooſt. Das iſt ſehr nothwendig. Denn die meiſten Menſchen tragen das Weſentliche der Religion faſt immer nur am Stab dieſer Cerimonien und geheiligter Meynungen mit ſich herum; übrigens aber ſind die Religionsmeynungen gemeiniglich auch in ihrem Weſen ſo wahr, daß einmal ich, ſo weit ich die Menſchen kennen gelernt, immer gefunden, die wahre Weisheit ſeye das Letzte, was ihn hindert, ſich auch von Meynungen und Cerimonien der Religion zu laben und zu erquicken. Ich fand immer wahre Weiſe mit Andacht in den Tempeln ihrer Kirche, indeſſen daß auch allenthalben tauſend ſchlechte Leute aller

Tempeln und aller Kirchen ſpotten, und je erleuchteter und bedächtlicher der Weiſe, über die unweſentlichen Worte und Ceremonien ſeiner Religion denkt, deſto heiterer ſiehet er, daß der Vorzug, den er hierin vor dem Volk hat, im Unweſentlichen der Sache beſtehet, und das Volk ſehr wenig verliert, wenn es hierüber dunkler, aber herzlich und warm denkt; — — je weiſer der Menſch iſt, deſto mehr iſt ihm Religion allgemeine Nahrung, die ſich weder an Weltgegenden noch Schullehren bindet, und der Weiſe ſagt es gerne und mit Ueberzeugung zu dem Volk, daß es eine und eben dieſelbe Nahrung iſt, wenn der Menſch gute Kernen von Mandeln oder Nüſſen ſo iſſet, wie ſie gerade aus der Schale fallen, indeſſen ein anderer ſie noch ſchälet, und von einem kleinen Häutchen reinigt, eh' er ſie ſpeißt. —

Elſe. Wenn man's nur immer von dieſer Seite anſähe, daß die Meynungen der Religion nie das Weſentliche derſelben ausmachen, daß ſie ſelber durchaus nicht eine Meynungsſache, ſondern eine Kraft Gottes zum Heil eines jeden, der da glaubt, ſey, und daß menſchliche Kraft zu allem Guten das weſentliche und untrügliche Kennzeichen der wahren Religion und des heiligen, göttlichen Mittels der unerſchütterlichen Gemüthsruhe, zu welchen ſie den Menſchen zu erheben vermag, ſey.

Chriſtoph. Einmal unſere gute Cathrine möchte wohl von einer Kirchen geweſen ſeyn, von welcher ſie wollte, ſo zeiget ihre Gemüthsruhe, ihre Standhaftigkeit und ihr Vertrauen auf Gott, daß dieſes heilige Kennzeichen aller wahren Religion, die Kraft Gottes zu ihrem Heil, in ihr ſey.

Jooſt. Unter allen Völkern wird der Menſch, der wie dieſe arme Frau, in ſeinem Leiden Gott ſucht, ſeine Hülfe finden, mit welchem Namen er auch immer den Vater nennen wird, den er anbetet — denn Gott iſt allen denen, die auf Erde wohnen, nahe, und wer immer auf ihn hoffet, wird Ruhe finden in ſeinem Leiden. Denn ſein Dienſt beſtehet nicht in Worten und Cerimonien, ſondern in der Liebe zu ihm, und zu allem, das uns an ihn mahnet; und ſo wir dieſen Dienſt erfüllen, und ihn lieben, den Vater der Menſchen: ſo werden wir auch unſere Brüder lieben, und ſo in der Liebe Gottes Arbeit für ſie auf Erde finden; die uns edler beſchäftigen wird, als wenn wir allerley Meynungen unterſuchten. — —

Elſe. Wenn's ja nur wäre, hie und da einer armen Tröpfinn, wie dieſe da, die unter Heuchlerhänden leidet, mit Rath und Troſt beyzuſpringen, ſo wäre wahrlich eben viel Arbeit für den Frommen in der Welt. —

Chriſtoph. Ja wohl; denn es iſt nicht leicht ein Leiden in der Welt ſo groß, als dasjenige, ſo eine ſolche arme Tröpfinn hat, die unter Heuchlerhänden ſeufzet. —

Jooſt. Ganz gewiß — Heuchler legen meiſtens das Drückendſte ihres Fehlers auf die, ſo das Unglück haben, mit und neben ihnen zu wohnen. —

Chriſtoph. Woher rührt das auch eigentlich? —

Jooſt. Ein Heuchler haſſet nichts ſo ſehr, als wenn man ihn kennet, und da es unmöglich, daß einer, ſo verdrehet er auch immer iſt, ſich beſtändig vor denen, die ihm nahe wohnen, verbergen kann, ſo wirft er auch gemeiniglich einen ganz beſondern Haß auf dieſe. — Zu dem kommt noch gar oft hinzu, daß z. E. die Weiber oft gar zu geſchwind nach der Hochzeit merken, wo ſie mit einem ſolchen Herrn Liebſten zu Hauſe ſind, und dann auch gemeiniglich ihr ganzes Maul und ihre beyde Augen, ſo groß ſie ſie machen können, dazu brauchen, einer ſolchen lieben Hälfte deutlich und klar begreiflich zu machen, daß ſie dasjenige vollkommen einſehen und durch und durch begreifen, was man eigentlich vor ihnen verbergen und verſtecken will.

Chriſtoph. Es hängt mit vielen Weiberfehlern zuſammen, daß ſie oft einem Herr Liebſten in Augenblicken, wo es ihm gar nicht recht iſt, gerne zeigen, daß ſie ihn durch und durch kennen.

Jooſt. Das iſt wahr und bey einem Heuchler ſo gefährlich, daß es vielleicht der größte Kunſtgriff eines Weibes wäre, ſich vor ſeinen Qualen zu ſchirmen und es mit einem Weib zu verrathen, daß es ihn durch und durch kenne.

Chriſtoph. Dazu aber ſind gewiß auch wenige Weiber fähig.

Jooſt. Aber zu etwas anderm ſind hingegen ſehr viele fähig.

Chriſtoph. Was das?

Jooſt. Wenn ein Heuchler einmal weiß, daß ſeine Frau ihn durch und durch kennt, und überzeugt iſt, daß er das nicht mehr ändern kann, ſo überwindet er ſich leicht, wenn er nur ſicher ſeyn kann, daß ſie ihm nicht ausbringt, was es eigentlich mit ihm ſey; und in dieſem Zuſtand iſt es einem recht geſcheiden, kraftvollen Weib wohl möglich, zwiſchen Ja und Nein, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben zu laſſen; und je geſcheider ein Heuchler iſt, deſto leichter hat es eine Frau, ihn an dieſem Leitfaden zahm zu machen. Aber wie geſagt, es kommt alles darauf an, daß die Leidende ihre Ruhe in ſich ſelber erhalte und den Böſewicht darüber unbeſorgt laſſe, noch in Furcht und Schrecken hinein jage. Der Heuchler iſt in dieſer Lage nur ſo lange ſtill als die Waage zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend ſtehe, und er iſt fähig, Gift und Dolch zu brauchen, wenn er ſich, wie man's heißt, geprellt ſiehet. —

Chriſtoph. Die Erfahrung zeiget alle Tage, daß der Heuchler, wenn ihm das Menagement nichts hilft, ſich zu verbergen, ein Wüterich wird. —

Jooſt. Eben darum iſts die ſicherſte Handhebe des Leidenden, den Heuchler immer fühlen zu machen, daß dieſes Menagement ihm noch etwas helfe. —

Chriſtoph. Aber wenn zwey Thiere beyſammen wohnen, die beyde gleich Heuchler ſind, dann iſt ihr gegenſeitiges Menagement eine Sache, die einen oft zum Sterben lachen machen kann. Der Amtsſchreiber Dreheler ſchließt allemal, wenn er mit ſeiner Frau zanken will, eine halbe Viertelſtunde vorher die Fenſterladen gegen der Gaſſe zu, und die Nachbarn wiſſen ſo wohl, was das zu bedeuten hat, als die Burger in Puderburg, wenn der hölzerne Götz auf ihrem Thurm ſeine alte Naſe zupft oder ſeine Zunge herausſtreckt, daß ihre Glocke ſchlagen wird, und ſo wartet dann ſeine Frau auch allemal bis ihre Mägde alle auf dem Eſtrig unter dem Dach im Bett ſind, eh' ſie den täglichen Nachthagel mit ihrem Herrn Liebſten anfängt. —

Elſe. Aber dünkt es dich nicht, die Heucheley hange gewiſſen Ständen und Berufsarten ganz beſonders an? —

Jooſt. Das iſt ſicher, alle Stände und Berufsarten, die beym Einſchmeicheln und Ausforſchen, und überhaupt beym Einmiſchen in anderer Leuten Geſchäfte viel Vortheil finden, ſich immer am ſtärkſten in Gefahr, von dieſem böſen Geiſt angeſteckt und beſeſſen zu werden. Die Vorgeſetzten und Geſchwornen im Land, die Kirchgängſagerinnen: die Schulmeiſter: die Wäſcherweiber: die Sigriſten: die Laden- (Buden-) Jungfern: die Lehrjungfern: Hebammen: kurz alles Volk, das viel mit dem Maul und auch mit der Feder, in ſo fern ſie als eine Dienerin des Maulwaſchens gebraucht wird, verdient, und bey ſeinem Beruf viel Anlaß hat, durch Geſprächigkeit, durch Zurechtliegen, und alle tauſend Künſte des Zungendreſchens, eine ſchöne Zugabe zu ſeinem Arbeitslohn zu erhalten, alle dieſe Leute werden gar leicht vom Heuchlergeiſt eingenommen und beſeſſen, da hingegen diejenigen Menſchen, die bey ihrem Beruf von Zungendreſchen nicht viel Vortheil finden, und nur in dem Grad größern Vortheil von ihm zieh'n als die Arbeit, die man ihnen aufgetragen, gut ausfällt, gemeiniglich gar viel weniger heuchleriſch ſind.

Elſe. Die Erfahrung beſtätigt dieſe Meynung allgemein. Der gemeine Bauer und der Handwerker zankt dir auf der Stell mit ſeinem Weib, wenn er zornig iſt, und iſt dann eine Viertelſtunde hernach auch wieder gut. —

Chriſtoph. Je mehr der Menſch für ſich allein lebt, und je weniger er in allerhand Verbindungen ſtehet, deſto weniger hat er Verſuchung zum Heuchlen, und hingegen je mehr der Menſch Anſprüche, Einbildungen und Verbindungen hat, deſto leichter kommt er ans Heuchlen. —

Jooſt. Und eben ſo, je mehr der Menſch voll Einbildungen, Anſprachen iſt, deſto mehr lenkt er ſich zu Lebensarten und Berufsgattungen, bey denen die Vortheile am allergrößten ſind, wenn man recht heucheln kann.

Elſe. Dieſes Hinlenken zu ſolchen Berufsarten gibt den Heuchlern allgemein viel Menſchenkenntniß.

Jooſt. Sie brauchen ſie auch. Ohne ſie würden ſie wahrlich bey ihrem Handwerk nicht gut fahren; aber meiſtens ſind ſie ganz gut hiezu eingerichtet; denn der Heuchler liebt gemeiniglich auch den Müßiggang, und nimmt ſich Zeit, allem nachzuforſchen, alles auszuſpähen, links und rechts zu ſpioniren und hin und her zu ſpintiſieren. Er iſt gemeiniglich geſprächig und geſellſchaftlich, und weiß faſt immer allerhand, einen jeden zu unterhalten, der lange Zeit oder viel Verdruß hat. Dieſes ſind auch juſt die Leute, bey denen ſich ein Heuchler am liebſten einniſtet, und ſeines Fangs gemeiniglich am ſicherſten iſt; unter dieſen Umſtänden iſt es aber auch nicht anderſt möglich, daß ein Heuchler nicht immer zu ziemlicher Menſchenkenntniß gelangt, durch welche er dann Leute, die, weil ſie weniger Menſchen ausforſchen, auch weniger Menſchenkenntniß haben, leicht in die Schlingen und Fallen locken kann, die er ihnen legt. Daher ſieht man oft verſchmitzte Heuchler gute Töchter mit Geld wegkapern; daher ſieht man nicht weniger oft die allergrößeſte Böſewichter ſich in Pfarrhäuſern und Schlöſſern einſchmeicheln, und ſich ganzen, ſie aufs Haar kennenden Dörfern zum Trotz Jahre lang in Freundſchaft ſetzen und erhalten zu können. — Man ſiehet ſie oft, ſo gar auch die Gutherzigkeit der Kloſterleute überliſten und ſie ihren ausgemachteſten Grundſätzen entgegen bis zum Seckelziehen bringen.

Elſe. Man ſollte den Heuchler mit ſeinen Zeichen und Merkmalen ſo abſchildern und aufzeichnen, daß jedermann leicht auf die Spur käme, wo ein ſolcher um den Weg wäre. —

Josſt. Ich will verſuchen, ob ichs könne. Der Heuchler ſchlägt gern die Augen nieder, wenn man ihn ſteif anſiehet; achtet man aber ſeiner nicht beſonders, ſo guckt er mit großen offenen Augen in allen Ecken und alles und alle an, er legt ſeinen Zeigfinger nicht ſelten an die untere Lippe, und drehet ihn zu Zeiten über ſeine Naſe; er iſt geſprächig, höflich und gegen jedermann gefällig; er wird dich oft über Sachen ausfragen, wo du unmöglich wiſſen kannſt, wohin es langt und wie er eben auf das kommt, wenn er mit dir redet, und ein dritter dazu kommt, oder auch, ohne daß du es errathen kannſt warum, wird er gar oft einsmal hinterhältig, ſpringt plötzlich und gezwungen auf andere Materie; du wirſt ihn über die gleiche Sache zu ungleichen Zeiten ungleich reden hören, aber er wird ſeine alte Meynung immer leicht und geſchliffen umkehren, daß der Unterſchied nicht auffällt; er wird das oft wie im Spiel thun, ohne daß du weiſſeſt warum; er wirft Fragen auf und bringt Gegenſtände vor, die ganz nicht an den Ort gehören, wo er redet; er miſcht ſich in Sachen, wo ihn kein

Menſch braucht, und ſtellt ſich nahe hin zu horchen, wenn ihrer zwey auf der Seite ſtehen und wie allein reden; er horchet und forſchet auf das Mißliche und redet ſelber nur vom Gleichgültigen; er ſtellt ſeine Worte auf Spitze, und wenn ihrer zwey ſtreiten, ſo findet er gar oft Gründe auf beyden Seiten; gemeiniglich hat er auch ein gutes, im Lauſchen und Achtunggeben geübtes Gehör; er verſteht deine Worte durch Vorhänge und Wände, und kennet alle, ſo im Haus wohnen, am Ton ihres Fußtritts von ferne; er drücket dir gern die Hände und lächelt dir ſicher, wenn du ihn grüßeſt; wenn er zu ſeinen Nachbarn hinzuſieht, ſo grüßen ihn dieſe ehrerbietig und ſchleichen ſtill und ſchnell ihm links und rechts ab der Seite; und ſelber die Nachbarsweiber, die ſonſt mit jedermann ganze Abende unbeſorgt klatſchen, werden zurückhaltend, und trauen ſich nicht mehr ganz, wenn er um den Weg iſt, er trägt auch ſelten ſchwere Schuhe mit dicken Sohlen, hat auch keinen muthigen, kühnen Schritt, und es tönt dir nicht laut, wenn er im Haus herumgeht; er ſchleicht viel in Pantoffeln und Socken herum, und er findet ſich gar oft oben auf dem Dache, wenn du ihn unten in der Werkſtätte glaubeſt; er iſt gern ehrbar und achtbar bekleidet, und wenn es zum Feuer läutet, wird er ſeine Schuhe nicht anziehen, bis ſie geſchmiert ſind. Mit dem allem, ſo ſchön es iſt, und ſo ordentlich ſein Ausſehen machet, haben ſeine Hausleute immer ein abgehärmtes Ausſehen, und dieſes abgehärmte Ausſehen der Seinen iſt für einen Erfahrnen das ſicherſte Merkmal, daß dem ſtillen ordentlichen Hausmeiſter nicht alles zu trauen! —

Chri-

Chriſtoph. Ich traf geſtern den Amtsſchreiber an, der mit ſeinen zweyen Kindern in die Reben ſpazierte; ſie hatten beyde noch rothe Augen in ihren gelben armen Köpfen, und dem lieben Vater war ſein Kinn noch nicht trocken vom Geifer, denn er kam eben von einem erſchrecklichen Hauszank; aber er lächelte freundlich auf ſie herunter, wie eine Katze, die gähnet. —

Elſe. Der Tropf träumet noch immer, es kenne ihn niemand. —

Jooſt. Das iſt eben auch immer die Narrenkappe des Altezaden Heuchlers, daß er denkt, es kenne ihn niemand. —

Elſe. Wenn auch hierin die Erfahrung beſſern könnte, ſo hätte heut vor 8 Tagen auch unſer Sigriſt und ſeine Frau zu ihrem Heil erfahren, daß man ſie kenne. —

Chriſtoph. Was iſt das?

Elſe. Ihre Magd war krank, und ſie ließ alle ihre Nachbarn bitten, ihr durch ihre Mägde Waſſer reichen zu laſſen, es ſchlug ihr es auch von den Nachbarn niemand ab, aber es kam doch keine Magd, bis es Nacht ward, da dann endlich der Herr Sigriſt mit dem Waſſerzuber ſelber zum Brunnen hülpen mußte; morgen darauf klagte er denn auch das Unglück ſeinem lieben Herr Pfarrer, der dann gar Mitleiden mit ihm hatte und ihm ſagte: eure Nachbarn müſſen doch erzböſe und undienſtfertige Leute ſeyn; wenn euch das aber ein andermal wieder begegnet, Sigriſt, ſo ſchicket nur ins Pfarrhaus, und wir wollen ſchon ſehen, daß man helfen könne: Der Sigriſt wollte eben danken, aber des Pfarrers Tochter fiel ihm ins Wort und ſagte, o jeh, Papa! das iſt bey weitem nicht ſo wie es Sigriſt erzählt, ihr kennet doch des Geſchwornen Frau, und des Hans Joggen Elsbeth, und des Hans Rudis Suſann, es kann niemand ſagen, daß das undienſtbare Weiber ſeyen, und das ſind des Sigriſten nächſte Nachbarn, aber deine Frau, Meiſter G'vatter! will allenthalben Henne im Korb ſeyn und richtet die Nachbarn hinter einander, denn kommts zuletzt wie ihrs jetzt habet, daß euch niemand ins Haus hinein will, ich weiß eure Hiſtorie ganz, und du haſt ſie ſicher nur deiner Frauen zu danken, und es iſt gar viel beſſer, Papa! ihr ſaget dem Meiſter G'vatter, daß ſeine Frau ſich weniger in anderer Leute Sachen miſche, und die Nachbarn weniger hinter einander richte, als daß ihr ihm unſere Magd anbietet. —

Chriſtoph. Wer hat dir die Hiſtorie erzählt? Sie iſt gar luſtig? —

Elſe. Die Jungfer im Pfarrhaus ſelber. — —

Chriſtoph. Aber nach allem und allem, was wir über das Heuchlerweſen geſchwätzt, möcht ich doch auch noch wiſſen, wie man ſeine Kinder vor dieſer unglücklichen Gewohnheit am beſten bewahre.

Jooſt. Das Wichtigſte hierin iſt ſicher, daß Eltern, die dieſen Fehler bey ihren Kindern verhüten wollen, ihn ſelber nicht haben, und dann das zweyte, daß ſie dieſelbe auch niemand unter die Hände geben, der ihn hat, oder etwas treibt, wodurch man ihn gern bekommt; und das will viel ſagen, es ſchließt alle die Maulhelden, die aus Worten und Geſchwätzen viel Weſens machen, von der Erziehung aus, denn du kannſt nur wegen armſeliger elender Dinge Kinder viel rühmen, ſo haſt du bald Heuchler, und das iſt wahrlich unter den Landſchulmeiſtern faſt ſammt und ſonders wie eine anſteckende Krankheit, ſie machen dir Rühmens und Weſens über Sachen, die nichts und aber nichts ſind, und die ſie nicht einmal verſtehen, und das verderbt den Menſchen mehr als man glaubt. —

Chriſtoph. Die Exempel ſtoßen einen drauf, ſolches zu glauben. Beſinne dich, Elſe! an die Suſanne, die des alten Schulmeiſters Baaſe war, und immer zu oberſt ſaß, was für ein Menſch aus ihr geworden, und des alten Vogts Rudi, du weiſſeſt, wie ſelbſt der Pfarrer einen ewigen Lärm ob ſeinem Verſtand und ob ſeinem Lernen gemacht, und im 25ſten Jahre hat er ſeinen Hof verlumpt, und im 30ſten mußte er als ein Schelm zum Land hinaus. —

Elſe. Aber du redeſt nur von Schulmeiſtern; ich weiß auch einen ganzen Haufen Eltern, die mit eben dieſen Narrheiten allen Schulmeiſtern Trotz bieten; du weißt, wie die Frau Amtsſchreiberin ihren verbiſſenen Gelbſchnabel immer rühmt, daß das Kind auch ſo gar über die Maaſſen verſtändig und auch ſo gar nichts mehr Kindiſches thue, ob es gleich immer ein paar Jahr jünger ſeye als es wirklich iſt; ich habe ſie vor ſeinen Augen es rühmen gehört, es verſtehe die Religion wie ein altes, das Kind drehete ſich in der Freude über der Mutter Lobpreiſung um, und ſtreckte die Zunge heraus. —

Jooſt. So pflanzet die Thorheit der Großen die Verbrechen der Kleinen, und Verſtellung der Heucheley iſt der Mittelpunkt, durch welchen der eigentliche Geiſt der

Verbrechen im menſchlichen Herzen Wurzel faſſet. Ich habe eben ſo einen thörichten Vater ſeinen Knaben loben gehört, daß er ganze Wochen lang lernen und thun könne was man wolle, wenn er dadurch etwas erzwingen und auspreſſen wolle, das man ihm nicht gerne thue. Von einem andern Kind hörte ich, es habe ſeiner Geſpielin zu Leid, auf Anſtiſten des Schulmeiſters, hinterrücks und ganz im Geheim, den neun und ſechzigſten Pſalm auswendig gelernt; und wieder ein anders rühmte ein Vater, es habe ein Hauptſtück des Katechismus für ein halb Pfund Zuckerbrod auswendig gelernt.

Elſe. Man kann nicht genug auf die Gründe und Urſachen, um deren willen Kinder ſich ſtark überwinden, Achtung geben.

Jooſt. Das iſt ganz gewiß, das Ueberwinden iſt wider die Natur des Kinderalters. Es muß ihm angewöhnt ſeyn und kann ihm nur durch Liebe ohne Schaden wohl angewandt werden. Wenn er wohl erzogen werden will, ſo muß es in der Unſchuld viel frei ſeyn. Wird es ohne Noth, mit Unvernunft und lieblos zuweilen gezwungen, ſo artet ſein Karakter ſehr leicht in Heucheley aus. Denn wenn dieſe Gründe, warum ein Kind ſich viel überwindet, ſchlimmer ſind, und ihm für ſein künftiges Leben mehr ſchaden können, als ihm das, was es durch Ueberwinden lernet, je nützen wird, ſo muß man hier, wie in allen Sachen, das Kleinere dem Größern, und die Hauptſache der Nebenſache aufopfern; und daß Kinder brav und keine Heuchler werden, iſt immer weit aus die Hauptſache.

für die man hiermit auch hauptſächlich und zuerſt bedacht ſeyn ſolle. —

Chriſtoph. Wir wollen bald weiter. — Fritz, wiederhol uns! —

Fritz. Daß nicht die größten Verbrecher, ſondern meiſtens nur einzelne, unter verführenden Umſtänden und Reitzen begangene Verbrechen mit Galgen und Rad beſtraft werden.

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß die Kirchenzucht vor Zeiten vielen Hausverbrechen Einhalt gethan habe. — —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß die Kirchenzucht doch eine gute Sache iſt, wenn ſie ſchon mißbraucht worden. —

Chriſtoph. Noch mehr! -

Fritz. Daß man in der Welt, im Civil- und Militärſtand, ſich ſo gut mit dem Unvollkommnen behelfen müſſe, als im geiſtlichen Stand. —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß es an der ſtiftmäßigen Dame keinen Verſtand zeiget, wenn ſie die Juwelen der Kaufmannsfrau verachtet. —

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß ein Herr keinen Knecht, den er brauche, unwerth halten, ſondern eher diejenigen ganz wegſchicken ſoll, die er nicht recht brauchen will, als ſie unter Spott und Verachtung ihren Dienſt fortleiſten laſſen. —

Chriſtoph. So dann? —

Fritz. Daß die Religion ein Beſcheidenheitsgefühl in Fürſtenherzen bringe, welches der Segen der Völker iſt. –

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß die Religion mehr Einfluß in das Hausglück einer Nation haben könne, als Criminalgeſetze und Polizeyanſtalten. — —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß wenn man nichts aus einem Menſchen mache, man auch nichts zu zörnen habe, wenn er nichts iſt. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß man Prieſter recht machen könne, wann ſie nicht recht ſind. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß Gemüthsruhe ein vorzügliches Bedürfniß unſerer Natur iſt. —

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß ein Volk, welches ohne Religionsachtung gelaſſen wird, Mangel an einer reinen Bildung zu ſtiller Heiterkeit und reiner Gemüthsruhe habe. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß in Zeiten, wo viel Religionsverachtung im Volk iſt, der Leidende unter allen Umſtänden viele Hülfe und Troſt finde.

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß Religionsmangel den Menſchen unachtſam auf das Leiden ſeines Nebenmenſchen mache. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß das Volk das Weſentliche der Religion faſt immer nur in geheiligten Meynungen, Cerimonien und Bildern kenne und ſehe.

Chriſtoph. Noch weiter? —

Fritz. Daß Religionsvergnügungen, auch wenn ſie wörtlich unrichtig und unwahr ausgedrückt ſind, in ihrem Weſen dennoch auch von dem Weiſeſten als richtig und wahr anerkannt werden können.

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß wahre Weiſe ſich ihren gemeinen Brüdern eben ſo nähern, wie Stölzlinge und Thoren ſich von ihnen entfernen. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß das beſonders im Gottesdienſt wahr ſeye. —

Chriſtoph. So dann? —

Fritz. Daß Nußkerne gut nähren, ob man ſie ſchält oder nicht. —

Chriſtoph. Noch etwas? —

Fritz. Daß das Volk eben nicht alles verliert, wenn es die Religionsmeynungen zu ſeiner Nahrung braucht, ohne ſie ſelber zu erleſen. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß es vielleicht das gröſte Leiden auf Erden, unter Heuchlerhänden zu leben. —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß einem Heuchler nichts ſo wehe thue, als wenn er ſiehet, daß man ihn kennet. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß die Weiber oft allzufrühe nach der Hochzeit ihren Männern zeigen, daß ſie ſie kennen. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß man einen Heuchler zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend halten müſſe, wenn man ihn im Zaum halten will. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß ein Heuchler raſet, wenn er ſich in ſeinem Karakter erkannt und verrathen ſieht.

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß einige Stände und Berufsarten den Menſchen eher zum Heuchler bilden und ſtempeln als andre.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß das vorzüglich diejenigen Berufe ſeyen, bey denen man das Maul und die Feder viel braucht, ſich mit fremden Sachen abgiebt, und Ehrenanläſſen und Unglücksfällen abpaſſet. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß der Heuchler ſeine beſte Fiſche in Häuſern fange, wo viel lange Zeit oder viel Verdruß und Unordnung iſt.

Chriſtoph. So! dann noch?

Fritz. Daß er ſein Handwerk ohne viel Menſchenkenntniß nicht wohl treiben könnte. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß Nachbar und Nachbars Weiber einen Heuchler am richtigſten kennen. — —

Chriſtoph. Und dann? —

Friz. Daß man gute Nachbarſchaft machen müſſe — wenn man gute Nachbarſchaft haben wolle. —

Chriſtoph. Was noch mehr? —

Friz. Daß wenn man mit Narren gern zu gutmüthig iſt, man nichts richte als daß ſie deſto ſteifer und länger Narren bleiben. —

Chriſtoph. Und dann? —

Friz. Daß ſelber nie Heucheln das beſte Mittel ſey, ſeine Kinder vor dieſem Fehler zu bewahren. —

Chriſtoph. Weiter? —

Friz. Daß man ſie aber dafür auch keinen Maulhelden unter Händen geben müſſe. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Friz. Daß viel Rühmens den Menſchen zum Narren mache. —

Chriſtoph. Fort? —

Friz. Daß viel Schulmeiſter und viel Pfarrer hierin Hauptfehler machen. —

Chriſtoph. Und noch? —

Friz. Daß thörichte Eltern oft von Kindern ſagen, ſie ſeyen nicht mehr kindiſch, die es noch ſo gar ſind, daß ſie ſelber noch die Zunge herausſtrecken, wenn ſie dieſen Ruhm hören.

Chriſtoph. Was mehr? —

Friz. Daß ſich viel überwinden wider die Natur des Kinderalters. —

Chriſtoph. Und dann? —

Friz. Daß man genaue Achtung geben müſſe, aus was vor Gründen es geſchehe, wenn ſich Kinder in dem oder dieſem gar ſtark überwinden. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß Ueberwindung in einzelnen Sachen ohne allgemeine Biegſamkeit des Kopfs und des Herzens ſicher eine Mißgeburt iſt. —

Chriſtoph. Und endlich?

Fritz. Daß Brav werden immer des Menſchen Hauptſache iſt; und alle Kinderordnung, die an dieſem etwas verderbt, fehlerhaft iſt. —

Die ſieben und zwanzigſte Abendſtunde.

Inhalt.

Von der Brauchbarkeit und Unbrauchbarkeit der Menſchen nach Zeit und Ort. — Vom Chorrichter Fliegenjäger. — Vom alten Hirtenvolk auf Berg und Thal — von der aufgeklärtern neuen Welt — von dem Unterſchied der Zeiten und Menſchen; und woher er komme? — Von des alten Hillaari's guter Meynung über die Schaafszucht, über Stall und Hut, über Futter und Tränki, und über den Menſchen. — Von der Straße Davids — von Amerika —, Oſtindien — und der Fußſteig auf der Kühweide. — Von Vorgeſetzten mit Soldatenzöpfen am Kopf und allerhand geſchriebenem Zeug, von dem ſie nichts verſtehen, in den Händen. — Von der alten Frau Pfarrerin und von der neuen. — Vom Auf- und Abſchlagen des Menſchenwerths in ſeinen ungleichen Klaſſen, vom Hausvater an bis auf den Comödianten.

Das iſt mir jetzt auch ein recht lieber und guter Mann, ſagt **Chriſtoph**, als er den vier und zwanzigſten Abſchnitt geleſen. — — Und **Jooſt** antwortete: ſo im Buch abgemalt zweifle ich nicht, werde ihn jedermann ſchön finden, aber ſicher würde ihn auch jedermann, wenn er wirklich ſo neben uns lebte und handelte, für einen Schwarbelkopf anſehen, der zu nichts recht brauchbar wäre.

Chriſtoph. Meynſt du das, Jooſt? — —

Jooſt. Ja: ich meyn's — und glaube dannoch, du ſollteſt es ſelber finden; der gute Aebi hat keine Ader im Leib, wie die Leute, ſo in unſern Zeiten recht brauchbar ſind.

Chriſtoph. Du ſagſt doch auch zu viel. —

Jooſt. Nein, gewiß nicht — — nimm doch nur auch ſeine Sprache: Zum Nachtmahl gehen will ich und jauchzen, und Gott danken. — Das iſt gar nicht zuſammengeſetzt, wie man's jetzt einen in der Schule lehrt — und ihr glaubet ſelber, der Chorrichter Fliegenjäger würde einen Anzug vor der Ehrbarkeit thun, wenn er einen Menſchen aus ſeinem Dorf ſo reden hörte — und auch alles andere, was er ſagt, iſt wieder ſo durch einander, daß gewiß einmal der Kaufmann ſelten zu finden wäre, der ſo einem Mann von ſeinen Waaren anvertrauen würde. —

Elſe. Es iſt doch alles ſo natürlich und unſchuldig was er ſagt, daß ein Kind von 5 Jahren nicht unſchuldiger und natürlicher reden könnte.

Jooſt. Eben — — nur gar zu natürlich und unſchuldig iſt der gute Mann, aber man will das nicht und kann das nicht wohl brauchen in unſerer Welt, und ſo einem Menſchen, der ſo mit ſich ſelber durch einander ſpricht, und ein altes Huhn tödten, und zum Nachtmahl gehen ſo durch einander bringt, traut niemand zu, daß ſein Kopf wohl in der Ordnung. —

Chriſtoph. Es fangt mir an zu ahnden, du habeſt recht. —

Elſe. Der Mann ſollte doch einem gefallen, weil er ſo wenig ſeines gleichen hat. — —

Chriſtoph. Das aber würde ihm nicht viel helfen. —

Jooſt. Natürlich: er hat wenige ſeines gleichen.

weil die ſeines gleichen auch ihr Glück nicht finden würden. — So ein Kerl, dem nach 8 Jahren noch der Kopf von ſeinem Hochzeittag ſchwindelt, wäre wohl ein guter Purſch unter ein altes, ſorgenfreyes Berg- und Hirtenvolk; aber in unſerer aufgemutzten und aufgeſtutzten Welt würde er ſicher aller Leute Narr und Geſpött ſeyn. Unter gewiſſen Umſtänden könnte er leicht noch ein Bettler werden.

Elſe. So einem Bettler gäbe ich dann doch gern Brod, ſo lang ich hätte. —

Jooſt. Ja; wenn du dann wüßteſt, daß er ſo einer wäre. —

Elſe. Würde ich es ihm nicht anſehen, meynſt?

Jooſt. Was weiß ich! Einmal iſts gewiß immer ſchwer, bey einem magern Menſchen ſeinen recht guten Herzenswinkel zu entdecken. —

Elſe. (Mit einem Seufzer). Das iſt wahr! —

Jooſt. Tröſte dich, Meiſterin! du wirſt hierüber nicht leicht verirren. In unſrer wohl- und ſteifgezogenen Welt gibt es wenig Menſchen, die dieſem Aebi gleichen, und in denen Hausfreunden und Hauspflichten ſich nebeneinander mit gleicher Freude ausſprechen und darlegen.

Chriſtoph. Indeſſen iſt ein Land gewiß glücklich, wo die Leute auch wie vor altem, mit Leib und Seel an den Ihrigen hangen, und eines für das andere im Glück und Unglück, wie hier der Aebi, faſt mehr als für ſich ſelber empfindet! —

Elſe. Das iſt, was mich an unſern Zeiten am meiſten fehler- und mangelhaft dünkt. —

Chriſtoph. Es rührt einen zu Thränen, wenn man die recht alten Männer erzählen höret, wie es noch zu ihren Zeiten ſo traut und herzlich in ihren Haushaltungen zugegangen. —

Jooſt. Und doch giebts Leute, Meiſter, die dir behaupten, die Zeiten ſeyen immer gleich, und die Alten ſeyen um kein Haar beſſer und glücklicher geweſen als wir. — —

Chriſtoph. Ich kann nicht begreifen, wie man das behaupten kann. —

Elſe. Ich einmal auch nicht. —

Jooſt. Aber ich. Die ſo das am eifrigſten behaupten, wohnen meiſtens in großen Städten, und aus allem, was ich von den Stadtgeſchichten der Nachbarſchaft erfahren, dünkts mich, die Städte ſeyen zu Zeiten unſerer Großväter wohl ſo ſchlimm, wo nicht ſchlimmer geweſen als jetzt. Aber für den eigentlichen Landmann, da mag ich denn auch von keiner Vergleichung nur nichts hören. — Der Unterſchied iſt offenbar zu unſerm Nachtheil! —

Elſe. Da möchte mir einer noch viel ſagen, ich habe nur in unſerm Dorf mehr als 20 Greiſen gekannt, die mit ihren Mütterchen mit einer Zufriedenheit und Gemüthsruhe lebten, die man jetzt nicht mehr kennt, und mit ihren eisgrauen Haaren, mit ihren Enkeln auf den Armen ſpielten, daß mans ihnen anſah, daß ſie bis ins Grab ganz in und für ihre Haushaltung lebten. —

Chriſtoph. Ja — zeige man ſie uns jetzt! Die hochgewachſenen frohen Greiſe und die alten Mütterchen mit ihren röthlichten Backen. — Nein — die alten Frauen mit ſo vergnügten Mienen, mit dem ſtillen, frohen, lächelnden Auge, ſo voll Heiterkeit, Erfahrung, Ordnung und Geduld, ſo voll ruhiger, nicht huſchender Arbeitſamkeit, ſo voll Sparſamkeit und Dienſtfertigkeit ſind in unſern Tagen nicht mehr da und nicht mehr zu hoffen! —

Jooſt. Nein: ſicher unſer Zeitalter macht die Leute nicht ſo! Wildes, gieriges Geldſuchen, ohne eine ſtille, gleichgeordnete, häusliche, anhaltende Arbeitſamkeit, und dann mitten unter dem geldhungrigen Zuſammenſcharren, Verſchwendung und zügelloſe Unordnung zerrüttet täglich mehr die Kräfte unſerer Zeitgenoſſen und ihr Hausglück. —

Elſe. Einmal, ich mag meine Augen hinwenden auf welche Seite ich will, ſo kann ich unter uns die Leute nicht finden, welche zu einem ſolchen Alter emporwachſen. —

Jooſt. Der Unterſchied einer Zeit vor der andern iſt einmal auf dem Land ſo auffallend als der Unterſchied der guten und böſen Jahre, und ich denke, er müſſe es allenthalben ſeyn, die Menſchen werden ja allenthalben unter gewiſſen Umſtänden brav und unter entgegengeſetzten ſchlecht. — Es iſt alſo natürlich, wo viele Umſtände ſind, die ſie brav und glücklich machen, da ſind ſie überhaupt brav und glücklich — — und umgekehrt, wo viel Umſtände ſind, die ſie liederlich, ſchlecht und elend machen, da ſind ſie liederlich, ſchlecht und elend. —

Der alte Hillaari verglich die Menſchen immer mit einer Heerd Schaafe, der es wohl oder übel gehe, je nachdem man ſie in einem guten oder ſchlechten Stall, und auf eine gute oder auf eine ſchlechte Weide treibe; und es iſt nicht zu läugnen, daß er recht hatte, und daß Stall und Hut, Futter und Tränke, auf den Menſchen gar viel

Einfluß haben und machen können, daß er in den einen Zeiten etwas ganz anders iſt als in den andern. — Die Menſchen haben freylich zu allen Zeiten ihre Leidenſchaften und ihre Plagen, und werden ſie auch immer haben, aber in den einen Zeiten werden dieſe Leidenſchaften mehr gereizt, und in den andern Zeiten mehr zurück und in Ordnung gehalten, und darinn liegt, wie's mich dünkt, der Hauptunterſchied der Zeiten.

Chriſtoph. Man greift mit Händen, daß dieſer Unterſchied ſie ſo ungleich machen kann, als Tag und Nacht. Wo viel Sachen im Schwang gehen, wodurch unſere Leidenſchaften beſtändig in Wallung gehalten werden, da müſſen uns dieſe natürlicher Weiſe mehr abſchwächen und unglücklicher machen, als wo weniger ſolche Sachen im Schwange gehen. — Und wiederum, wo die meiſten Leute gar weit über ihr Vermögen und ihre Umſtände Aufwand machen, und wo es im Volk am feſten Gefühl der Mäßigung, Beſcheidenheit und Ordnung in ihren Ausgaben mangelt, da machen die Leidenſchaften, die Fehler, die Gelüſte, den Menſchen weit unglücklicher, als wo Ordnung, Einſchränkung und Beſcheidenheit in den häuslichen Ausgaben Mode iſt! — Der Menſch iſt faſt gar wie der Aff, will alles mitmachen und auch haben, und es giebt Zeiten, wo einer ſo zu ſagen dem ganzen Strom ſeiner Zeitgenoſſen entgegen leben muß, wenn er im Kreis ſeiner Hausgenoſſen ein ſtilles, mäßiges und anſpruchloſes Leben führen und genieſſen will. — Und dann kommt noch hinzu, daß man eben in den Zeiten, wo man ſo viel Kräfte nöthig hätte, dem Strom entgegen zu ſchwimmen, gar und

ganz

ganz nicht dazu gezogen wird, mit tapferm Muth und Entſchloſſenheit, auf ſeinen eigenen Kopf und auf ſeine eigene Hände zu bauen, hingegen giebt es andere Zeiten, in denen die Sitten und Gewohnheiten des Volks den Menſchen an einem ſtillen, häuslichen Leben gar nicht hindern, ſondern ihn vielmehr dazu auffodern und bilden.

Jooſt. Unſere Alten genoſſen dieſen glücklichen Umſtand, und wir müſſen ihn entbehren. Ihr ordentliches Hausweſen, ihre Säuberlichkeit, das Steifſchalten auf Ehrenfeſtigkeit, das ſtille, geräuſchleere Zuſammenſparen, das behutſame Abwägen auch der geringern Ausgaben, die Sorgfalt und Bedächtlichkeit in den kleinſten Sachen, und der Muth, und die Entſchloſſenheit in den größten, das war die Weisheit unſerer Alten; dazu brauchten ſie ihren Verſtand, und dazu leiteten ſie ihre Sitten. — Und dieſes machte andere Leute aus ihnen als diejenigen werden, die jetzund unter uns aufwachſen, — in der Unordnung, die täglich mehr in allem Landhausweſen herrſchet: — In dem täglichen Steigen der unſinnigſten Bettelhoffarth: — In dem Stolze des allenthalben ſein Vermögen mehr ſpiegelnden als genieſſenden Aufwands: — In der Niederträchtigkeit ihre mäßige, beſcheidene, häusliche Einſchränkung nur zu verſpotten: — In dem raubgierigen Herumjagen, einander mit Liſt und Betrug um das Seine zu bringen; und in dem täglichen Abnehmen der ſtillen, anhaltenden und anſpruchloſen häuslichen Arbeitſamkeit und Ordnung. —

Chriſtoph. Das iſt wahr, aber man muß es doch nicht zu weit treiben; die Alten hatten dann auch wieder ihre eigene und beſondere Fehler. —

Jooſt. Ich läugne das nicht: ſie waren dann auch in vielen Abſichten hinter uns zurück. — Wir verſtehen vieles beſſer als ſie — wir ſind weniger plump — wir hangen weniger an veraltenden Thorheiten — weniger am Aberglauben — am Lachsnen und Segnen — an den dummen Religionszänkereyen — am Hexenverbrennen, — am Katholikenverläſtern, — an Lutheranerverläumden — und Heidenverdammen. — Aber dieſes Zeug alles, ſo armſelig es iſt, hieng dann auch wieder mit vielem Guten in den alten Köpfen zuſammen, wovon in den neuern auch gar viel weniger da iſt. — Zum Exempel: mit Muth: Standhaftigkeit: Unverfänglichkeit: Tapferkeit: — Mit brüderlicher Anhänglichkeit an die Seinen; — deßgleichen mit mehr Gewiſſenhaftigkeit — — mit mehr Treu und Glauben: mit mehr Liebe zu Gott — mit mehr Furcht vor der Ewigkeit: — mit mehr Glauben an die Religion: — mit mehr Zutrauen auf ihre Diener. — Und was das Wiſſen des Volks betrifft, ſo hat es immer ein ſehr beſchränktes Maaß, welches es ſelten viel überſchreitet, es wechſelt gemeiniglich nur ab, und vernachläßigt eine alte Reihe von Sachen, wenn es ſeine Aufmerkſamkeit auf eine neue lenkt, ſo daß ſein Wiſſen faſt immer das alte kleine Stückwerk iſt und bleibt, welches es immer war, und es iſt gar ſchwer auszurechnen, bey was für Meynungen und Vorſtellungsarten es am meiſten gewinne, indem die Meynungen eines Volks, ſein Wiſſen und ſeine Kenntniſſe, gemeiniglich weniger zu ſeinem Hausglück beytragen als andere Umſtände. Das, was weit ſicherer entſcheidet, ob ein Zeitpunkt gut oder ſchlecht iſt, iſt das mehr oder mindere Hausglück des Volks, — die andere Sachen ſind meiſtens Zierrathen, Mittel und Werkzeuge, deren Endzweck dieſe Hauptſache iſt und ſeyn ſolle. —

Chriſtoph. Und doch höret man oft Zeiten und Oerter als gute Zeiten und glückliche Oerter lobpreiſen, wo das ſichtbar mangelt, und ſelber unſer einer mit ſeinen kurzſichtigen Baurenaugen tauſendfaches drückendes, häusliches Elend erblickt. —

Jooſt. Ja — das kommt daher, weil viele von denjenigen, die ſich ſo leicht anmaßen, die einen Zeiten als gut zu lobpreiſen und die andern als ſchlimm zu verſchreyen, gewöhnlich nicht immer gerne ihre Augen in der Nähe und in den niedern Tiefen, in denen die Baurenhütten ſtehen, brauchen; ſondern meiſtentheils lieber nach den Sternen und nach Leuten gucken, die wie Sterne zu glänzen ſuchen.

Chriſtoph. Solche Leute müſſen ſich nothwendig hierinn irren! —

Jooſt. Sie thun es auch für gut: es kann aber nicht anderſt ſeyn. — Sie haben gemeiniglich ganz etwas anders im Kopf und Herzen als das arme Volk. Ihrer viele haben weder Weib noch Kind und leben ein künſtliches Leben, indem ſie nie keine Zeit für gemeine Dinge haben; ſie wiſſen auch vom Hausglück des Bauren unter dem Strohdach ſo viel als nichts; denn ſie beſchäftigen ſich mit dem Wohl der ganzen Welt und haben gewöhnlich in ihren Häuſern, ein jeder, ſein Spiel aufgerichtet, für welches ſie dann leben, ſchweben und ſind — und wenn ihr Spiel doch an's Brett kommt, ſo lobpreiſen ſie dir die gute Zeit in der Welt. — Ich weiß einen Baurenort, wo es ein ſolcher Held der neuen Zeit dahin gebracht, daß die fähigſten Jünglinge des Dorfs, welches er bedient, dir auf der Karte die Straße Davids und den Weg nach Oſt- und Weſtindien wiſſen; aber die alten Fußwege auf der verdörneten Kühweide weiß beynahe niemand mehr als der alte Hirt, und der fleißige Pfarrer meynt, er habe ſich um die ganze Welt verdient gemacht, und ſein Volk um hundert Schritte den Sternen näher gebracht als ſeine Nachbarn. —

Chriſtoph. Die Pfarrer ſollten das Volk nicht den Sternen, ſondern der Menſchlichkeit näher bringen. —

Jooſt. Was machens? Der Menſch iſt ein eiteles Geſchöpf — und hält immer gar viel auf dem, was er weiß — und Modelliebhabereyen können einen Menſchen unbegreiflich leicht vom natürlichſten und geradeſten Weg, alle Dinge in der Welt anzuſehn, ablenken; aber zuletzt iſt immer das Ende alles Widerſprechens über gute und böſe Zeiten der Anblik des Volks ſelber, fette oder magere, geſunde oder ſterbende, gekleidete oder zerlumpte, heitere oder niedergeſchlagene, ordentliche oder unordentliche Dorfleute, und verſorgte oder unverſorgte Kinder, und Rinder, Häuſer und Aecker. —

Chriſtoph. Es wird wohl niemand widerſprechen, daß das die rechte Probe des Unterſchieds zwiſchen guten und böſen Zeiten ſey! —

Jooſt. Was weiß ich, Modeliebhabereyen verblenden die Leute gar wunderlich; und es geſchiehet ſelten, daß man merkt, wo man mit ſolchen Dingen zu Hauſe iſt, bis etwan große ſchreyende Siechtage im Volk die Leute wieder auf die Natur der Dinge und auf die erſten Bedürfniſſe des Menſchen zurückführen. —

Chriſtoph. Es iſt traurig, daß die Menſchen immer nur mit ihrem Schaden klug werden. —

Jooſt. Es iſt freilich traurig, wenn die Führer des Volks einen Augenblick vergeſſen, daß kein Geſchwätz und kein Wiſſen, und keine Pracht, und keine Macht beweiſen kann, ob die Zeiten gut oder böſe ſind — ſondern allein das ſtille, geſicherte ruhige Hausglück des Volks; und daß alles, was dieſem im Wege iſt, die Zeiten bös machet, ſo blendend, und ſchön, und gut es, für ſich allein betrachtet, auch ſeyn mag. —

Chriſtoph. Und eben hierin ſcheint mir unſer Zeitalter am meiſten zu leiden. Es iſt viel Geld da, es ſcheint alles ſchön; es iſt viel Pracht, und man weiß viel und lernt viel; aber allenthalben mangelt es am ſtillen Hausglück. —

Jooſt. Es mangelt an Ordnung in unſern Zeiten, ſowohl im Gelderwerben als im Geldbrauchen; und auch bey dem, was man weiß, iſts ſo, daß man mehr auf Unwichtiges als auf Wichtiges, aufmerkſam iſt. — Wo man die Bauernvorgeſetzten am Soldatenkopf und gepuderten Haar erkennt, da muß man mir lange ſchwatzen, bis ich glaube, das Volk ſey da ſo beſcheiden, glücklich, haushälteriſch, und in Ordnung, als da, wo die Vorgeſetzten Bauernkleider und graue Haare tragen, und bezahlte eigene

Heerd beſitzen. Es iſt unmöglich, daß ein Ort, wo die Vorgeſetzten den Kopf mit Baurenſachen und Hausordnung voll haben, nicht glücklicher ſeye, als wo ſie ihn mit Bußen Rödeln, mit Muſter Rödeln und mit tauſenderley papiernen Ordnungen voll haben, von dem ſie nichts verſtehen. Und wenn mir nichts bewieſe, wie ungleich die Zeiten ſind, ſo wärens die zwo Frau Pfarrerinnen, die wir hinter einander hatten. Aber du, Elſe, kannſt den Unterſchied beſſer erzählen als ich. —

Elſe. Er iſt ſo groß, daß man auch ohne Nachſinnen Stundenlang davon erzählen könnte. —

Die alte hatte in ihrer Kammer einen Spiegel, ein Waſchbecken, ein Kammfutter und eine meſſingene Kleiderbürſte.

Und die neue braucht Schmutz und Puder, Bley und Eiſen, Kälber- und Geißen-, Roß- und Menſchenhaare bey Pfunden auf ihrem Kopf, ehe ihre Geſpenſterhaube ſo ſitzt, daß ſie ihr vor dem gepeinigten Spiegel Zufriedenheit lächelt. Ihre Magd hat ein Verzeichniß von mehr als tauſend Wörtern auswendig lernen müſſen, um im Stand zu ſeyn, die Modeſachen alle zu verſtehen, die ſie dem dürren Gerippe alle Tage hundertmal aus einer Stube in die andere, meiſtens aber ins Bett und vor's Bett tragen muß. —

Chriſtoph. Ja. — Da muß einer wohl blind geboren ſeyn, wenn er denken will, ſo eine werde auf einer Pfrund ſo viel verſparen als die alte Selige. Keine Kinder haben ſie, das iſt wohl, Gottlob! Der Pfarrer ſelber hat keine Frau, ſie lebt ganz für ihre Kleider, für ihre

Haut, für ihr Haar, für ihre Umhänge, Seſſel und Sopha — und was für tauſend ſolches Zeugs, das ſie nur halb vermag. — Und was hätten wohl Kinder an einer ſolchen Mutter? Genug, Präceptoren und Franzöſinnen vermöchten ſie auch nicht, ſo wenig auch gemeiniglich, wie man mir ſagt, mit dieſem Kunſtſtück herauskommt, und die Frau iſt doch ſonſt ein gutherziges, mitleidendes Geſchöpf, das zu einer andern Zeit, und bey andern Sitten einen lieben Mann und liebe Kinder gewiß recht beſorgt hätte. So groß iſt oft der Unterſchied für des Menſchen wahres Glück, ob einer fünfzig Jahre früher oder ſpäter an ſeinen Poſten gekommen. —

Jooſt. Was machens? Es iſt in allem ſo; der eine Soldat dinget heute, muß morgen an Tanz und kommt um, der andere dienet 30 Jahre, ſiehet kein Feuer, gehet heim und wird bey dem Invalidenbrod 80 Jahre alt. —

Chriſtoph. Uebel aber iſts, daß das Feuer ſo nahe bey uns iſt, und die Sitten, welche das Hausglück des Volks verderben, täglich mehr die niedern Stände und die gemeinen Dorfleute angreift. —

Jooſt. Ich wünſchte mir nur auch ein Jahr an einem Orte zu leben, wo noch viel ſolche herzgute Schwarbellköpf ſind, wie der Aebi einer iſt. —

Elſe. Ja viel ſolche Männer wären gewiß das ſicherſte Zeichen eines recht allgemein geſicherten Hausglücks und einer recht guten Zeit.

Chriſtoph. Ich glaub' es auch. —

Elſe. Ja, Hausmeiſter! ſo einen Mann würde ich vor Liebe faſt freſſen — der, wenn ihm ein Glück begegnete, mit Springen und Juchzen nur an mich, und nicht dächte, als wie er damit Freude machen könnte. — Indem ſie das ſagt, umſchlingt ſie Chriſtoph, und dieſer drückt ſeinen Kahlkopf an ihr Herz. Beyde ſind gerührt, und Elſe ſagt: ich möchte noch einmal hören, was dieſe gute Seele in ihrer Freude alles thut und ſagt.

Chriſtoph. Lies es du doch ſelber.

Elſe nimmt das Buch. Sie kann das Blatt nicht finden, und ſagt: — zeig' mir auch, wo es iſt. —

Chriſtoph. Wenn es dir ſo lieb iſt, ſo darfſt du ihn doch auch aufſuchen. —

Elſe. Ae — du böſer Mann! Sie beſinnt ſich; und ſagt dann: aha, es iſt der vier und zwanzigſte Abſchnitt; jetzt ſolle er bald da ſeyn. — Sie findet ihn und liest. —

„Als dieſer hörte, was ihm begegnete, jauchzte er
„vor Freuden und ſprang auf, wie ein junges Rind am
„erſten Frühlingstage auf der Weide aufſpringt; — das
„will ich jetzt auch meiner Frauen ſagen, daß ſie ſich recht
„freue! Ich warte bis Morgen, es ſind juſt Morgen
„8 Jahre, daß ſie mich nahm, es war Josephstag, ich weiß
„es noch, wie wann's geſtern geweſen wäre; wir haben
„ſeitdem manche ſaure, aber auch manche frohe Stunde
„mit einander gehabt, Gott ſey Lob und Dank für alles!
„aber ja Morgen, ſo bald Sie erwachen wird, will ichs
„ihr dann ſagen. — Wär's doch ſchon Morgen!“ „Es
„iſt mir, ich ſähe es jetzt ſchon, wie ſie weinen und lachen
„wird durch einander, und wie ſie ihre Lieben und mich
„in ihrer Freude ans Herz drücken wird. — Ach! wärs

„doch ſchon Morgen! Ich tödte das eine Huhn ihr zur „Freude — und koch es, ohne daß ſie's merkt, in der „Suppe; es freut ſie dann doch, wenn es ſie ſchon reuet. „Nein, ich mache mir kein Gewiſſen darüber, es iſt für „dieſe Freude nicht Sünde — ich thue und tödte es — „den ganzen Tag bleib ich daheim und freue mich mit ihr „und mit den Kindern. — Nein: ich gehe mit ihr zur „Kirche und zum Nachtmahl, jauchzen und freuen wollen „wir uns, und dem lieben Gott danken, daß er ſo gut iſt. „— So redete der jüngere Aebli in der Freude ſeines Herzens, über die gute Bottſchaft, mit ſich ſelber, und konnte „vor Sehnſucht den Morgen faſt nicht erleben und that „dann, was er eben geſagt hatte.“ — —

So las die Frau und ſagte dann: — Darf man dann in der Welt auch wieder Zeiten hoffen, wo viel ſolche Leute leben? —

Chriſtoph. Was weiß einer? Ich möchte wohl ſelber fragen! —

Jooſt. Ich glaub es! Es fangen jetzt Leute, die in der Welt das meiſte zu ordnen haben, an, zu begreifen, daß die Baurenhütten in der Ordnung ſeyn müſſen, wenn die Reiche blühen ſollen, und wenn dieſe auch noch das ganz begreifen werden, daß ein Hausvater dem Reich mehr werth iſt als ein Lieutenant und ein Doktor, und eine Hausmutter mehr als eine Putzkrämerin, und daß auf dem Lande das graue Alter mehr Kenntniß und mehr Erfahrung hat, und alſo auch mehr werth und brauchbarer iſt als die raſche Jugend, ſo haben wir dann alles zu hoffen. —

Chriſtoph. Aber es iſt ſpät. Fritz! komm; wiederhol. —

Fritz. Daß in böſen Zeiten die guten Leute uns doch auch in den Büchern und abgemalt, gefallen! —

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß ſie aber in ihrer eignen Haut dieſes Schickſal nicht haben, ſondern auf's höchſte mißfallen, und wenn der Wind darnach geht, leicht Hunger leiden müſſen. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß Jauchzen und Beten ſich wohl mit einander vertragen.

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß, Trotz allen Fliegenjägermeynungen, alles, was natürlich und unſchuldig iſt, und von Herzen gehet, nicht gottlos ſeyn kann. —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß vorſichtig, mißtrauiſch und bedächtlich, jetzo mehr brauchbar mache, und eher Brod bringe, als treu, unſchuldig und natürlich.

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß die Menſchen gemeiniglich wirklich das werden, was man aus ihnen haben will. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß die Geſchichte der großen Städte für den Landmann gar nicht die Geſchichte ſeines Volks ſey. —

Chriſtoph. Fort. —

Fritz. Daß die großen alten Männer und die frohen grauen Mütterchen die Güte der alten Zeit am beſten beweiſen. —

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß der Hillaari die Menſchenordnung im Schaafſtall fand. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß die Umſtände in uns die Leidenſchaften groß oder klein, und die Zeiten gut oder bös machen. —

Chriſtoph. Noch mehr! —

Fritz. Daß der Menſch faſt gar iſt wie der Affe, und alles mitmachen, und auch haben will. —

Chriſtoph. Ferner. —

Fritz. Daß die Menſchen nur dann recht glücklich, wenn ſie ſo, wie ſie einander nahe ſind, auch recht an einander hangen. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß es Zeiten gebe, in denen einer, wenn er recht glücklich leben will, wie ganz dem Strom entgegen ſchwimmen muß. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß man in eben dieſen Zeiten ganz nicht zu den Kräften angezogen wird, die es braucht, wider den Strom zu ſchwimmen. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß Unruhe und Fretten, und Rennen und Jagen nicht immer gute Zeit bedeuten, ſo laut auch diejenigen jauchzen, die Beute machen. —

Chriſtoph. Noch etwas? —

Fritz. Daß die windſtillen Jahre in unſerm Land die beſten; — und das Hausglück des Landmanns in geräuſc leeren Zeiten am ſicherſten gedeyet. —

Chriſtoph. Und noch?

Fritz. Daß die alte Zeit ordentlich, ſtill, geräuſchlos, arbeitſam und genügſam war, und die neue raſch, haſtig, windig, liederlich, geldbegierig und hoffärtig iſt. —

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß die Stimme des Volks von einer jeden Zeit wohl die Wahrheit ſagen würde; welches aber die Stimme der Poſaunenblaſer, die Stimme des Volks überſchreyt.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Daß die Alten auch ihre Fehler und Mängel hatten; daß aber dieſe Fehler immer auch wieder mit Gutem verbunden geweſen, welches uns aber mangelt. --

Chriſtoph. Noch etwas? —

Fritz. Daß das Wiſſen des Volks allenthalben ſeine Schranken habe und mehrentheils einſeitig ſeye, ſo aufgeblaſen und dick es an einigen Orten damit thut. —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß Liebe zu Gott, und Gewiſſenhaftigkeit, und Treue, und Furcht vor der Ewigkeit dem gemeinen Mann gar vieles Wiſſen erſpare. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß wohlgewachſene Bauern, und geſunde und ſtarke Kinder in dem Dorf weit ſicherer eine gute Zeit beweiſen, als der Flor aller Arten von Liebhaberey und Paradenmoden, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß wer ins Unermeßliche hinguckt, leicht an einem nahen Kieſelſtein ſtolpert. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß der Bauernlehrer mehr auf das Ausreuten der Kühweid als auf das Verſtehen der Landkarten dringen ſoll. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß die Geiſtlichen das Volk nicht den Sternen, ſondern der Menſchlichkeit näher bringen ſollen. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß die Unordnung der erſten im Volk, das Hausglück der niedern Hütten im Land verderbe.

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß in guten Zeiten Bauernvorgeſetzte Bauernröck am Leib, Bauernliebe im Herzen und Bauerngeſchirr in Händen haben. —

Chriſtoph. Noch etwas? —

Fritz. Daß ſie in böſen Zeiten keine Bauernkleider am Leib, kein Bauerngeſchirr in Händen, keine Bauernliebe im Herzen und keine Bauernangelegenheiten im Kopf haben. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß die alte Reinlichkeit wenig foderte und viel befriedigte. —

Chriſtoph. So dann? —

Fritz. Daß man an der neuen und alten Frau Pfarrerin den Unterſchied der alten und neuen Zeit am beſten abnehmen könne.

Chriſtoph. Wie weiter? —

Friz. Daß in der alten Zeit die Weiber ſich für ihre Männer und ihre Kinder einrichteten und daß ſie ſich jezt juſt einrichten, wie ehemals die alten Jungfern, die keinen Mann fanden und ihren Nothſtand ſich mit allerley Spielzeug ausfüllen mußten. —

Chriſtoph. Meynſt? — Fahr fort! —

Friz. Daß Prunk und viel abwechſelnde Mode die Hausväter ausſaugen, die Hausmütter verlegen und unruhig machen, und den Töchtern des Lands in ihrer Blüthe die Schwindſucht anhängen. —

Chriſtoph. Weiſſeſt noch mehr? —

Friz. Ja — daß Präzeptoren (Hauslehrer) und Franzöſinnen in großen Häuſern ſo wenig Vater und Mutter erſetzen, als Pfarrer, Schulmeiſter und Sigriſten in dem Kleinen. —

Chriſtoph. Und endlich? —

Friz. Daß in guten Zeiten Hausväter und Hausmütter und das graue Alter, und in den böſen Zeiten die Aerzte, die Advokaten, die Lieutenant und die jungen Burſche, Buben und Mädels in Achtung und Werth ſtehen. — —

Die acht und zwanzigſte Abendſtunde.

Inhalt.

Michel. Du Narr! Was ſoll ich mit dieſen?

Vogt. Aufbauen und Aufputzen das Haus des Herren in Bonnal und ſeine Mauern am Kirchhof. —

Michel. Im Ernſt? —

Vogt. Bey Gott! —

Michel. Aber wer hat hiezu die Blinden und Lahmen auserſehen. —

Vogt. Mein Wohledelgeborner, der Wohlweiſe und Geſtrenge Junker. —

Michel. Iſt er ein Narr? —

Vogt. Was weiß ich?

Als Chriſtoph den acht und zwanzigſten Abſchnitt geleſen, ſagte er: — Das iſt jezt ein Kerl aus unſerer Welt, und für ſie. —

Jooſt. Sicher bliebe dir der da und dort Jahr und Tag im Dienſt, wo der gute Aebi in der erſten Woche ſeinen Abſchied bekommen hätte oder ſelber fortgelaufen wäre. — —

Elſe. Aber b'hüt mir Gott ſeine Frau; denn ſo ein Mann, denk ich, behütet ſie übel. —

Chriſtoph. Einmal ſchwindelt ihm ſicher der Kopf nicht mehr von ſeinem Hochzeittag, wie dem Aebi. —

Jooſt. Nein; der lauft dir, wenn er etwas Gutes oder Böſes hat, in einen Winkel, damit die Frau nicht auch etwa davon kriege. —

Elſe. Es dünkt mich. —

Jooſt. Wer viel Krummes hat und thut, der lauft immer gar gern, wenn jemand Fremder zum Haus kommt, von Weib und Kind weg und in einen Winkel, um da, wo ihn niemand ſiehet noch höret, zu erfahren, was es gebe und ſeye. —

Elſe. Aber da möchte ich nicht Frau ſeyn. —

Chriſtoph. Ha — Elſe! eine Frau verliert ſelten etwas dabey, wenn ſie das nicht vernimmt, was man vor ihr geheim halten will. —

Jooſt. Und manchmal iſt es ganz gewiß, auch bey ſonſt recht böſen Buben wirkliche Gutherzigkeit und Schonung, daß ſie ihren Weibern verhehlen, was ihnen oft Kopf und Herz groß macht.

Elſe. Ich glaube es — aber ich zweiſle, ob dieſe Tropfen nicht hie und da bey ihrem Stillſchweigen ſich ſelber Schaden bringen. —

Jooſt. Daran zweiſle ich nicht; es iſt ſicher, daß ſie ſich damit Schaden thun; aber auch ſonſt ſehr böſe Leute haben oft auch ihre recht gute Seiten, und können ihre natürliche Gutherzigkeit nicht verläugnen, wenn ſie ſich auch ſelber Schaden damit thun. —

Chriſtoph. Dieſer Michel ſelber ſcheinet eher ein leichtſinnig verführter, als ein eigentlicher Böſewicht — und hat gewiß ſeine recht gute Seite.

Jobſt. Das iſt wahr; er hat ſo viel frohen Muth in ſeinem Thun und ſo viel Treffendes in ſeinem Reden, daß er einem faſt lieb werden könnte.

Elſe.

Elſe. Aber ſeine Frechheit im Reden iſt zum Erſchrecken. —

Jooſt. Das iſt aber auch der Fehler unſers Zeitalters. —

Chriſtoph. Es iſt traurig. —

Jooſt. Aber wahr. Es dienet in unſerm Zeitalter Schaaren von Schurken, wie zu einer Empfehlung, und zu beſſerm Fortkommen in der Welt, wenn ſie ein gränzenlosunverſchämtes Maul haben, und beym zweiten Wort einen Gedanken ausſpeyen, der den frommen Mann im Land betrübt, den gehorſamen beſchimpft, den einfältigen verwirret und den gerechten verletzt. —

Chriſtoph. Das iſt wohl das ſtärkſte Kennzeichen der ſchlimmen Seite unſrer Zeit. — —

Jooſt. Es iſt wahr; es wandelt ein Geiſt der unbeſonneſten Frechheit und der unmenſchlichſten Verletzung des Heiligen um uns her, und verheeret das Volk; und Buben am Karren, die die Gaſſen reinigen, reden an ihren Ketten ſo laut von Freyheit, daß ein Ehrenmann in unſern Zeiten dieſes gute Wort der Alten nicht leicht mehr in Mund nehmen darf; die Freyheit iſt nicht mehr was ehdem. Denn ſeitdem das Maul den Menſchen faſt alles iſt, was ſie haben, und das Geld faſt alles, was ſie wünſchen, und Müßiggang faſt alles, was ſie genieſſen: ſo ſuchen ſie auch nur Freyheit für das Maul — für den Geldſäckel — und für die Karten. —

Freyheit für Kopf und Herz, für den gemeinen Mann, für den unterdrückten und niedern Mitbürger, wird jetzt ſelten geſucht; dieſe Art von Freyheit fodert Arbeit, Verſtand, Treue, Mäßigung, Liebe und anſpruchloſe Gutherzigkeit; und das alles iſt leider nicht Modeliebhaberey unſerer Zeit; man will Freyheit zu einem unverſchämten Betragen; und zu tauſenderley ungebührlichen Anmaſſungen, aber die wahre Freyheit iſt nie unverſchämt, ſie iſt immer edelmüthig, beſcheiden und ſtill.

Chriſtoph. Und die größten Rechte der Menſchen machen ſie gewiß unglücklich und ungerecht, wenn ſie ſie unverſchämt machen.

Jooſt. Das iſt ſicher. Immer, ſo lang die Welt ſtehet, waren die Menſchen in eben dem Grad tyranniſch, anmaßlich und gewaltthätig, als ſie unverſchämt frey unter ſich ſelber lebten, und man ſiehet oft die zügelloſeſte Gewaltthätigkeit an Orten, wo man nur Einfalt, Unſchuld, beſcheidene Gutmüthigkeit, reine Freyheit, und zum Genuß der ſicherſten Lebensglückſeligkeit wie privilegirte Menſchen ſuchen ſollte. —

Chriſtoph. Es iſt ein Unglück, daß der Menſch, ſo bald er aufhört Knecht zu ſeyn, immer ſo gewaltſam und zudringlich ſucht ein Herrſcher zu werden. —

Elſe. Der Menſch muß eine Plage haben; plagt ihn kein anderer, ſo plagt er ſich ſelber. — Der Knabe iſt kaum der mütterlichen Ruthe entronnen, ſo klettert er auf Bäume, ſpielt mit Degen und Gift, oder brennt ſich mit Pulver. —

Jooſt. Und die Plage unverſchämter frecher Sitten, und eines gewaltigen, trotzenden, unbeſcheidnen Lebens iſt gewiß nicht klein, und ihr Schaden wird gewiß keinem Volk durch die Größe ſeiner Rechte und Freyheiten vergütet; die Zerſtörung der ſtillen beſcheidnen Gutmüthigkeit des Lebens, iſt weder mit Reichthum noch mit Hoheit, noch mit irgend einem andern Regierungs- oder Lebensprunk zu erſetzen. —

Chriſtoph. Viel Freyheit gehört ganz gewiß nur dem viel Guten und viel Weiſen. Der viel Dumme und viel Böſe kann ſie nicht brauchen, und es iſt ſicher beſſer, er habe wenig. —

Elſe. Mit der Meynung würdeſt du vielen Leuten das ihre nehmen. —

Chriſtoph. Ob einer bloßen Meynung verliert endlich niemand, was er hat; aber ſicher iſt, ich kann ſonſt auch allerley Menſchen, mit allerley Fehlern um mich ſehen und leiden; aber ein Menſch, der um ſeiner Freyheit willen unverſchämt iſt, iſt für mich die widrigſte und unerträglichſte Kreatur auf Gottes Boden. —

Jooſt. Es muß einem jeden Menſchen, der ohne Anmaßung lebt, und keine Rodomontade im Kopf hat, ſo gehen; aber es werden Schaaren Leute zur Freyheits-Unverſchämtheit ſo angezogen, wie der Adel zu ſeinem Stolz, und der Schneider zu ſeiner Nadel. —

Chriſtoph. Aber es giebt doch auch Leute, die höchſt unverſchämt und frech ſind, faſt ohne die geringſten Rechte und Freyheiten zu beſitzen. — — Die zwey Gaudiebe da im Buch, können der Beſchreibung nach, vor Leibeigenen nicht hundert Schritt voraushaben, und doch reden ſie über das Thun ihres Erbherren ſo unbeſonnen und dummfrech, als kaum zum Schmählen und Schelten wie gebohrne Bürgerlumpen in Reichsſtädten gegen ihre Oberkeit es thun werden. —

Jooſt. Der Narr und der Lump, und der Böſewicht iſt ſich in jedem Stande gleich. Der Leibeigne, der Bauer, der Kammerdiener, der Bürger und der Edelmann brauchen, wenn ſie verdorben, ihr Maul über Geſetz und Ordnung, und ihre Herren, mit gleichem Herzen und mit gleichem Sinn. —

Chriſtoph. Aber ſo viel Verſtand dieſe zwey Tagdiebe ſonſt haben, hätte ich nicht geglaubt, daß ſie ſo dumm über Arners Thun urtheilen würden. —

Jooſt. Die Leidenſchaften umnebeln uns, Meiſter! wenn wir Verſtand haben, ſo gut, als wenn wir keinen haben, und ein Schelm glaubt von ſeinem Nebenmenſchen, und beſonders von ſeinem Feind, immer, er ſey auch ein Schelm, das Gerade und Edle, ſo in den Thaten der guten Menſchen iſt und ſie ſchön macht, kommt dem Böſewicht, wie aus dem Kopf, daß er keinen Sinn mehr darfür hat, es nirgends ſuchet und alſo auch nirgends findet; und Laſter und Bosheit haſſen ihrer Natur nach allen Gewalt und alle Hinderniſſe, die ihrer Unordnung und dem Unſinn ihrer Gelüſten entgegen ſtehen; und in der Selbſtverblendung des Menſchen miſchet ſich, ohne daß er es ſelber weiß, und ohne daß er es ſich ſelber geſtehet, Unwillen über die Verhältniſſe ſeiner Natur gegen Gott, und über die Verhältniſſe ſeiner Umſtände gegen aller Obergewalt, in all ſein Thun. —

Elſe. Glaubſt du das? —

Jooſt. Es iſt ſo ſicher wahr, daß ſelber die Vorſtellungen, die ſich böſe Menſchen von Gott machen, ſich immer dahin lenken und neigen, ihn als einen Herrn anzuſehen, den ſie um ſeiner Hölle willen fürchten müſſen. Aber eben dieſe Höllenfurcht entfaltet dann im Böſewicht einen geheimen, ihm ſelbſt verborgenen Haß gegen Gott ſelber. —

Chriſtoph. Sagſt du jetzt auch nicht zu viel? — Es iſt zu erſchrecklich! —

Jooſt. Meiſter, es bricht nicht jeder Haß in Worte und deutliche Vorſtellungen aus. Man kann Eifer, Haß, Neid und Zorn mit ſich in ſeinem Innerſten herumtragen und weit davon entfernet ſeyn, es ſich ſelber geſtehen zu wollen, gänzlicher Mangel von Anmuth und Liebe, wo Anmuth und Liebe offenbar auffallende Naturpflicht iſt meiſtens das einige, was der Menſch von einem unnatürlichen Haß, den er in ſeinem Innerſten nähret, ſich ſelber geſtehet. Aber der Unwille, den der Böſewicht über alle Einrichtungen und Verhältniſſe, die in Gottes guter Welt ſeinem Unſinn entgegen ſtehen, empfindet, und den er ſich ſelber nicht verhehlen kann, iſt wahrlich nichts anders, als unzweydeutiger Ausdruck des Haſſes gegen den Urheber dieſer Ordnung, die ihm nicht gefällt. —

Elſe. Es iſt entſetzlich zu denken, daß ein Menſch auf Erden Gott haſſe! —

Jooſt. Und doch iſts wahr, daß dieſe unnatürliche Empfindung in das Herz des tiefverdorbenen Menſchen ſich einmiſchet. —

Chriſtoph. Man kanns zu Zeiten ſich ſelber nicht verläugnen, wenn man Reihen von Thaten, denen alle Güte und alle Menſchlichkeit mangelt, ſiehet und höret, daß im

Herzen der Menſchen, die ſo handeln, Unwille gegen Gott, der in unſere Natur ein empörendes Gefühl gegen Unmenſchlichkeit, Härte und Grauſamkeit gelegt hat, einmiſchen müſſe. —

Elſe. Es iſt entſetzlich! —

Jooſt. Es iſt entſetzlich, auch blos das vom Menſchen zu ſagen, daß er Eltern und Oberkeit haſſe. — Und doch iſts oft ſo unwiderſprechlich wahr. —

Chriſtoph. Man kann es nicht verläugnen. —

Jooſt. Und die Urſachen dieſer unnatürlichen Geſinnungen ſind den obenberührten ähnlich. — Wenn der Menſch böſe und hartherzig wird, ſo miſcht ſich gegen alles, was ihn an Erfüllung ſeiner Wünſche hindert, Unwille hinein; das Anſehen der Oberkeit und der Eltern wird ihm zur Laſt und machet ihn unmuthig, und es keimt ein ſchwarzer Groll in ſeinem Herzen, deſſen unnatürliche Empfindung er vor ſich ſelber verbirgt; aber nichts deſto weniger lieget wirklicher Haß in ſeinem Herzen, der alle ſeine Empfindungen, Geſinnungen und Thaten ſtimmt. — — Ich wiederhole, Mangel von Anmuth, Liebe und Dank, wo Anmuth, Liebe und Dank, Naturpflicht iſt, ſetzt im menſchlichen Herzen einen ſo empörenden Groll voraus, der ſich ohne wirkliches Daſeyn von Haß nicht denken läßt, ſich aber freylich gemeiniglich mehr in der Sprache einer zügelloſen Frechheit als in den gerädern Ausdrücken eines offenen entſchiedenen Haſſes äuſſert.

Elſe. Dieſe Lage des menſchlichen Herzens muß in Abgründe führen. —

Jooſt. Sie führt zu Sitten, Geſinnungen und Ausdrücken, genau, wie die Burſche in unſerm Abſchnitt zeigen. „Iſt der Junker ein Narr?“ Aufbauen und aufputzen „das Haus des Herrn in Bonal, wer hat hiezu die Blinden und Lahmen auserſehen?“ Das iſt Geiſt der Verſpottung — gegen das Heilige, welches dem Menſchen das Anſehen der Religion und das Anſehen der Oberkeit haben ſoll. —

Chriſtoph. Und die unglücklichſte Sitte, die unter einem Volk in Schwang kommen kann. —

Jooſt. Es iſt wahr, die unnatürliche Verläugnung der Verhältniſſe ſeiner Natur, ſeines Standes und ſeiner Lage, macht den Menſchen höchſt unglücklich. Es raubt dem Volk den Stecken und Stab, an dem es froh und fromm den kurzen Weg des Lebens hinwandelt, und übler kann man am armen Erdenmenſchen nicht handeln, als wenn man ihm dieſen Stab raubt, auf welchem geſtützt, er voll Gehorſam, Liebe und Hoffnung, ſtill und geräuſchlos zur Unſterblichkeit reif wird.

Chriſtoph. Aber, es iſt doch auch nicht mit jedem frechen, unverſchämten Wort gerade ſo böſe gemeynt?

Jooſt. Ich weiß es. — Aber es liegt in der Natur unſers Herzens, daß wir uns immer nach und nach dahin ſtimmen, das zu verachten und zu haſſen, was wir lange verſpottet; und ſo wird Spott über Religion, über Oberkeit und Eltern, unſer Herz täglich mehr von dieſen Verhältniſſen unſerer Natur entfernen und unſer Herz verhärten, und ſo bald unſer Spott dann gedankenloſe Gewohnheit wird, ſo wird ſie uns, wie es der Gedankenloſigkeit in ihrer Natur iſt, immer weiter führen als wir denken, wenn der Menſch ſeiner Reden und Handlungsart in ſo wichtigen Verhältniſſen nicht mehr Meiſter, ſo iſt er alle Augenblicke vor den abſcheulichſten Folgen ſeines Thuns nicht ſicher, ſo wenig auch im Anfang ſeine Gewohnheit wirkliche Bosheit geweſen ſeyn mag. —

Elſe, Fritz! Nimm dir doch das in Acht und ſpotte mir um Gottes Willen nie über etwas, das deinem Nebenmenſchen heilig iſt und ihm ſeine Ruhe und ſein Glück verſichert, die gute Ordnung auf Erden ſchützet, und des Menſchen letzte Stunde erheitert.

Chriſtoph. Ja, Fritz, der Menſch muß Gott fürchten, ſeine Eltern lieben, und die Oberkeit, und wer ihm vorgeſetzt iſt, in Ehren halten, wenn er will, daß es ihm wohl gehe auf Erden.

Jooſt. Thue das, mein Lieber, in aller Unſchuld und Einfalt; aber dann fürchte dich auch nicht, die Wahrheit zu erforſchen, ſo weit ſie dich angeht, und zu ihr und zu deinem Recht zu ſtehen gegen jeden, der unrechtmäßigen Gewalt braucht, und dir Lügen aufbinden oder Unrecht thun will; beſonders laſſe dich unter dem Namen der Religion von den Prieſtern nicht blenden, wenn ſie Geld ſuchen. — Wenn ſie Unſterblichkeit lehren, mein Lieber, dann horch auf ſie, mit Glauben und Dank; denn es iſt Gottes Wort, und wenn du fromm ſeyn wirſt, ſo wirſt du darum glauben und den Mann verabſcheuen, der dem Volk den Glauben an die Unſterblichkeit ſchwächet, und Gottes Wort vor den ſchwachen armen Menſchen, die ſeiner ſo nöthig hat, verſpottet: Ein ſolcher iſt wie ein Unſinniger, der die dein tägliches Brod verachtet, und Heu frißt und Viehfutter. Lieber! fliehe den Raſenden, der das läſteret, woran ſich ganze Schaaren deiner Brüder erquicken und erladen. Die Hoffnung der Unſterblichkeit liegt tief in deinem Innerſten, und wer ſie lehret, der lehret Gottes Wort, das in deinem Innerſten lieget; darum fliehe den Mann, der ſie läugnet, und am Glauben an Gott keine Freude und keine Luſt hat, er hat keine Luſt an der menſchlichſten Speiſe.

Alles ſchwieg eine Weile. Staunender Ernſt war auf jedem Geſicht. — — Endlich fieng Chriſtoph wieder an. —

Friz, du Lieber! Du muſt uns noch wiederholen.

Friz. Ihr ſagtet zuerſt, daß wer den Kopf voll krummes und böſes Zeug hat, gern von ſeiner Frau wegläuft, wenn jemand etwas mit ihm reden will. —

Chriſtoph. Gut! — Ferner? —

Friz. Daß es nicht luſtig bey einem ſolchen Mann Frau zu ſeyn. —

Chriſtoph. Und dann? —

Friz. Daß ein gutes Weib nichts verliere an dem, was ihr ein böſer Mann verbirgt. —

Chriſtoph. Und dann? —

Friz. Daß ein freches Maul jezt hie und da einem Menſchen, wie zur Recommendation dient. —

Chriſtoph. Fort! —

Friz. Daß wahre Freyheitsliebe weiter ziele als nur auf's Maul, auf den Geldſäckel und den Müßiggang.

Chriſtoph. So! — Und mehr noch? —

Friz. Daß die ächte Freyheit keine leichte Waare iſt, und ſich für dünne Leute, die keine gute Beine haben, nicht ſchicke.

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß ſie ſich auch für die nicht ſchicke, deren Kopf völlig halb nur Maul iſt, und die gar kleine und dicke Ohren haben.

Chriſtoph. Und dann?

Fritz. Auch für die nicht, denen der Puls gar ungleich ſchlägt, und die vielem Herzklopfen ausgeſetzt ſind. —

Chriſtoph. Richtig! — Und mehr?

Fritz. Daß es für alle dieſe Leute gut iſt, wenn ſie Vater und Mutter, und Vogt, und Vormund ordentlich in Ehren halten, und Gott und eine liebe Oberkeit recht fürchten.

Chriſtoph. So dann? —

Fritz. Daß wahre Freyheit edelmüthig und beſcheiden, und nicht unverſchämt mache.

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß die Völker, welche bey großen Freyheiten unter ſich ſelber unverſchämt leben, gemeiniglich auch gewaltthätig und tyranniſch ſind, wenn ſie Unterthanen haben. —

Chriſtoph. Gut! — Und noch?

Fritz. Daß es dem Menſchen wie angethan iſt, daß er, ſo bald er frey iſt, gerade auch einen Haufen Knechte unter ſich haben will. —

Chriſtoph. Fort! —

Fritz. Daß keine Knechte und keine Freyheiten einem

Volk den Verluſt der ſanften, gutmüthigen, menſchlichen Beſcheidenheit erſetzen könne. —

Chriſtoph. Richtig! — Weiter? —

Fritz. Daß Freyheit dem Guten, Weiſen, und ein Herr und Vormund dem Unweiſen und Bösartigen gebühre.

Chriſtoph. Und noch?

Fritz. Daß ein unverſchämter, anmaßlicher und aufſchneidender Herr und Bürger ein unleidentlich widriges Ding für jeden Menſchen iſt, der ſolche Kreaturen nicht jeden Tag vor den Augen hat.

Chriſtoph. So! — Was mehr?

Fritz. Daß Schaaren von Menſchen an gewiſſen Orten zu einer ſo widrigen und eckelhaften Freyheitsunverſchämtheit wie angezogen werden.

Chriſtoph. Noch weiter! —

Fritz. Daß der Lump und der Narr, und der Böſewicht in einem jeden Stand, vom Leibeignen an bis zum Edelmann ſich gleich iſt und gleich thut. —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß die Leidenſchaften die Augen des Weiſen verblenden, wie ſie die Augen des Thoren umnebeln. —

Chriſtoph. Was noch mehr? —

Fritz. Daß der Böſewicht dem lieben Gott nur darum etwas nachfragt, weil er eine Hölle hat. —

Chriſtoph. So! Und dann? —

Fritz. Daß der laſterhafte, gewaltthätige Menſch für ſeine Oberkeit keine andere Empfindung habe, als Unwillen über ihren Gewalt. —

Chriſtoph. Und weiter? —

Fritz. Daß der Menſch die unnatürlichſten und laſterhafteſten Empfindungen ſeines Herzens ſich freylich vor ſich ſelber verberge, aber nichts deſto weniger ſie mit und bey ſich in ſeinem Buſen trage.

Chriſtoph. Ferner. —

Fritz. Daß man übel mit dem Volk handle, wenn man ihm den Stecken und Stab raubt, an dem es ſtill und fromm den kurzen Weg des Lebens hinwandelt. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß der Menſch immer nahe iſt, eine Sache zu haſſen, wenn er ſie gar oft verſpottet. —

Chriſtoph. Haſt noch mehr?

Fritz. Daß Gedankenloſigkeit den Menſchen, weiß nicht, wohin führt. —

Chriſtoph. Nun — und weiter? — —

Fritz. Daß ein Menſch, der ſeinem Maul nicht Meiſter, alle Augenblicke nicht ſicher iſt, daß ſeine Unbeſonnenheit die abſcheulichſten Folgen habe. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß der Menſch zur Wahrheit und zu ſeinem Recht ſtehen müſſe, ſo weit ſie ihn angehe. —

Chriſtoph. Fahr fort. —

Fritz. Daß die Geiſtlichen, wenn ſie Geldſachen behandeln, dann nicht eigentlich in ihrem Amt ſtehen. —

Chriſtoph. Und noch etwas?

Fritz. Daß Glaube an Gott und an Unſterblichkeit die menſchlichſte Speiſe iſt. —

Chriſtoph. Und endlich?

Fritz. Daß wer die Unſterblichkeit läugnet, und Unordnung und Zügelloſigkeit liebet, iſt wie ein Unſinniger, der Heu frißt und Viehfutter.

Die neun und zwanzigſte Abendſtunde.

Inhalt.

Von dem Unterſchied des Laſters mit Geld und des Laſters ohne Geld — von dem erſten Grundſatze der Strafgeſetzgebung. — Vom Menſchenverbeſſern und vom Teufelaustreiben — von Richtern, die einen dauren, weil ſie nicht weiſe, und von armen Leuten, die einen dauren, weil ſie übel behandelt werden. — Von der rechten Allmoſenordnung — und von einer irrigen Pfarrhausordnung. — Von der alten Kirchmeyerin, ihrer Heugeley, ihrer Wäſcherin und ihrer Nandel. — Von der alten Jooslin, ihren Kindern, ihrer Frommkeit, ihrer Ruthe, ihren Aengſten und Nöthen, und ihrer gräulichen Unordnung. — Von einer Frau Schärerin, und von einem Weib, das ihren Mann gern pfeiffen hörte. — Vom Kilchwanger — von unſerm Vetter — und dem ſeligen Apoſtel Petrus, auch ſonſt noch von allerley.

Das iſt ein Heuchler von der abſcheulichſten Gattung, ſagte Chriſtoph, als er den ſechs und zwanzigſten Abſchnitt geleſen, und Jooſt antwortete: — Er mag es doch auch um etwas mehr ſcheinen, weil er arm iſt.

Elſe. Es iſt möglich.

Jooſt. Nicht blos möglich, es iſt ganz ſicher: der Arme kann das Schändliche des Laſters nie ſo bemänteln und bedecken, wie der Reiche, aber im Grunde iſt er doch ſelber um deßwillen um kein Haar abſcheulicher als dieſer, wenn er den gleichen Fehler hat — die erbarmenswürdigen Umſtände, in denen das Laſter des Armen ſeine ganze Unnatürlichkeit ſo leicht an offenen Tag bringt, ſind nicht das Laſter ſelber, und machen ihn eigentlich weder mehr noch weniger abſcheulich, als er wäre, wenn alle dieſe Umſtände mit dem Geldſäckel wären beyſeits geſchafft worden.

Chriſtoph. Indeſſen entgehet der Reiche doch ſo der Schande und der Strafe des Laſters. —

Jooſt. Aber er gewinnt doch minder dabey als man glaubt. Strafloſigkeit, wo man Straf verdient, und ungekränkte Ehre, wo man Schimpf und Schande verdient, iſt wie das Giſt in einer ſüßen Speiſe; man ißt davon nach Herzensluſt, ſo viel man mag, und gehet dann unwiederbringlich verloren.

Elſe. Das iſt ſicher ſo. —

Jooſt. Das Schändliche und Entehrende, das alles Laſter mit ſich führet, hemmet den Lauf der Verbrechen des Volks dadurch, daß der Arme das Schändliche und Abſcheuliche des Laſters nicht bedecken kann, wird die zahlloſe Klaſſe von Menſchen, die in ihren armſeligen Umſtänden leicht zu verführen ſind, auf das kräftigſte von dem Böſen abgehalten, und dem Lauf des Laſters juſt bey denjenigen Menſchen Einhalt gethan, die gemeiniglich durch daſſelbe in die allermitleidenswürdigſten Umſtände verſetzt werden. —

Chriſtoph. Aber es iſt traurig, daß auch die allergrößeſte Beſchämung und Verwirrung den Menſchen, der tief im Laſter ſteckt, ſelten auf den rechten Weg bringt, und auch der Höllenſchrecken, den der böſe Vogt dem armen Max in Leib jagt, den Tropf um kein Haar beſſer zu machen ſcheint, als er vorher war. —

Jooſt. Das iſt in dieſem Fall wahr, aber in vielem iſt es anderſt — beſchämende Umſtände machen oft und viel einen großen Eindruck; auch irrt man ſich oft gar ſehr und meynt, ein Menſch ſey ganz verhärtet und unverbeſſerlich, der doch eine unberührte Saite hat, an der du ihn leiten könnteſt wie ein Kind; ein anderer ſcheint dir ſo leitſam und folgſam als das beſte Lamm, das auf der Weid Hirt und Mutter, auf den kleinſten Wink nachlauft, und wenn du ihn nahe erforſcheſt, ſo kannſt du in ihm den härteſten Ochſenkopf finden. —

Chriſtoph. Das iſt ſicher. — Ein Menſch ſoll von dem andern nie ſagen, daß er ganz vollkommen, aber auch eben ſo wenig, daß er ganz unverbeſſerlich ſey. —

Elſe. Aber immer iſt ſicher ein Unglück für einen Laſterhaften, wenn ſo ein böſer Vogtsbube ſeine Fehler entdeckt. —

Jooſt. Dagegen iſt nichts zu ſagen. Elend, Noth, und ein gutes Beyſpiel können den Laſterhafteſten retten, und vom Laſter wieder abbringen; aber ein Böſewicht, wenn er einen Unglücklichen bey ſeinen Fehlern antrifft, verhärtet gemeiniglich den Elenden noch doppelt, und ſtürzt ihn endlich ſiebenfach tiefer in die Grube. —

Elſe. Die Gewalt, den Fehlenden zu beſſern, iſt ewig in der Hand der Natur, die ihn durch Umſtände wieder zum Verſtand und zu ſich ſelber bringt, und in der Hand der frommen Unſchuld und des ungeſuchten Beyſpiels, die dem Fehlenden, mit gleicher Liebe, Wahrheit und Einfalt, wie Gottes Natur die Augen öffnen.

Chriſtoph. Aber was der Vogt gegen den Elenden thut, hilft zu nichts als ihn raſend zu machen. —

Elſe. Es war ſchon zu der Phariſäer Zeiten eine große Wahrheit, daß man den Teufel nicht durch den Oberſten der Teufel austreiben könne. —

Jooſt. Ja. — Wenn Quälen, Aengſtigen, Schweißaustreiben, an Prangerſtellen, und ſolche Sachen dem Menſchengeſchlecht ſeine Fehler und Gebrechen abwaſchen und reinigen könnten, ſo würde man freylich allenthalben Hülfe finden, dieſes arme Geſchlecht zu bekehren; ſelber die ſteife Ehrbarkeit und die luſtigmachenden Herrſchaften würden dann hiezu Hand bieten.

Elſe. Du biſt aber unverſchämt, Jooſt! —

Jooſt. Nein, Meiſterin! Wenn man für die Armen und Elenden die Wahrheit redet, ſo iſt man nicht unverſchämt. —

Elſe. Das iſt wohl wahr, aber du zieheſt immer die Geiſtlichkeit und die Herrſchaften, wie mit den Haaren zu. Wenn man meynt, man habe nichts als den armen Vogt am Tiſche, ſo bringſt du dann immer große Peruquen herbey, und wenns mir nur träumt, daß ſolche um den Weg ſind, ſo ſtehet mir mein Maul ſtill. —

Jooſt. Mir aber nicht, Elſe! unter den Peruquen ſind die Köpf wie deiner und meiner. — Und eben ſolchen möchte ich's noch am liebſten ſagen, daß alle Strafen den Menſchen nicht beſſern, wenn ſie nicht menſchlich ſind, und daß mich alle Richter in der Seele dauren, deren Strafen das Volk nicht beſſern. —

Chriſtoph. Laß dich das Volk dauren, Jooſt! denn die Strafen, die es leidet, verſchlimmern es ſicher, wenn ſie es nicht beſſern. —

Jooſt. Du haſt recht, Meiſter! es muß einem tief ans Herz gehen, wenn man denkt, daß ſicher keine Ahndung und keine Strafe den Menſchen beſſere, ohne ſichtbare mitwirkende Güte und Liebe! —

Chriſtoph. Dieſer Geſichtspunkt iſt bey dem Menſchen, ſeye er Oberkeit oder Unterthan, Knecht oder Edler, in dem Grade lebhaft oder ſchwach, als er perſönlich ein laſter- oder tugendhafter Menſch iſt; doch macht auch Uebung und **Gewohnheit**, daß man beym Schelten oder Strafen, ohne eben viel Bosheit gedankenlos werden kann; aber weit mehr verhärtet den Menſchen hierinn ſeine innere Unſittlichkeit; und unter den Leuten, die zu büßen und zu ſtrafen das Recht haben, ſieheſt du es tauſendfach, wie das Laſter den Menſchen in den Meynungen, wie man ſeinen fehlenden Nebenmenſchen ſtrafen müſſe, das Maul, und was er ſonſt darf, ſo dumm und verderblich brauchen macht als hier der Vogt, der es gar natürlich und recht findet, dem Ruti Marx, weil er ſo ein Ketzer iſt, das Wochenbrod, das er hatte, abzuſchranzen, ohne daran zu denken, daß er dadurch ſeine elenden Kinder doppelt unglücklich machen würde. —

Jooſt. An ſo etwas zu denken iſt das eigentliche Vorrecht der Frommkeit und Weisheit; der Laſterhafte aber ſtrafet und quälet, ſchimpfet und ſchilt, martert und ängſtigt, hungert aus, und verjagt, und denkt an nichts, als „er hat's verdient!“ —

Elſe. Gottlob, daß der Pfarrer in Bonnal menſchlicher dachte, und das Wochenbrod den Leuten um des Hungers und nicht um der Frommkeit willen austheilte. —

Jooſt. Es geht ſicher immer nicht recht in der Ordnung, wenn die Pfarrer das Wochenbrod für die Frommkeit austheilen. —

Chriſtoph. Einmal ich möchte den nicht zu meinem Knecht, der dann das größeſte Stück erhielte. —

Elſe. Es hat ſich in Kilerau gezeiget, wie ſchädlich es iſt, beym Allmoſengeben auf etwas anders zu ſehen als auf Noth und Mangel. — Die gute Pfarrerin hat mit ihrem Frommkeitsallmoſen das ganze Dorf voll Heuchler, Müßiggänger und Bettler gemacht, und dir eine Menge Leute im Grund und Boden verderbet, die unter dem alten Pfarrer arbeitſam und ganz in der Ordnung waren; indeſſen iſt des Pfarrers eigene Haushaltung bey dieſer Ordnung an Bettelſtab gerathen, und die wirklichen, nothdürftigen Armen im Dorf ſind bey Mannsgedenken nie vernachläßiget worden, wie unter dieſer Frommkeitswohlthäterin. —

Chriſtoph. So wahr das alles iſt, ſo natürlich war es, daß es dem Vogt in Sinn kommen mußte, dem Erzheuchler den Brodkorb weiter zu legen. Es iſt auch gar über alle Gränzen, wie weit ihn ſeine unſinnige Heucheley unnatürlich und unmenſchlich macht. —

Jooſt. Die Heucheley hat es dann auch wie an ſich, daß ſie den Menſchen in allem ſeinem Thun verdreht und unnatürlich macht. —

Elſe. Das iſt wahr. — Und der Heuchler zeiget ſich auch in weit unwichtigern Vorfällen ſo verdrehet und krumm. Du kenneſt die alte Kirchmeyerin, und weiſſeſt, wie ſie es mit allem Gewalt erzwingen wollte, daß ihre Stieftochter, die Nandel, des Vogts Bub heurathe, und ſeitdem ſie weiß, daß ſie des Chriſten Rudolf nimmt, hat die Alte alle Tage Zank und Streit mit ihr, und da die Tochter ihr vor 8 Tagen erklärt, ſie wolle die Hochzeit verkündet haben, raſete ſie, wie ein Thier mit ihr, und hieß ſie hundertmal ſich zum Haus ausſcheeren; (packen) ſie gieng endlich zu einer ihrer Verwandten, die Mutter aber ſtrich hinter Hag und Bäume die ganze Gaſſe ihr nach, zu ſehen, wohin ſie doch gehe; ein paar Stunden darauf kam dann die Wäſcherin zur Kirchmeyerin, und bezeugte nach ihrer Art der lieben Frauen ihr Mitleiden ob dem vielen Kreuz und Leiden, ſo ſie mit ihren Kindern habe.

„Was meynet ihr mit dem, Frau Nachbarin? fragte „die Kirchmeyerin. — —“ „Ae, — daß eure Tochter ſo „wider euren Willen heurathet, und euch jetzt noch zum „Haus hinausgelaufen“ — antwortete die Wäſcherin. „— — Ae — wer ſagt euch doch ſo etwas? verſetzte „die Kirchmeyerin — und å: mein Troſt das ganze Dorf, „die Wäſcherin; b'hüt uns Gott, Frau Cathri! An dem iſt „kein Wort wahr, erwiederte Kirchmeyerin, mein Kind iſt „nur zu ihrer Schweſter gegangen, ich bin gar wohl zu„frieden mit der Heurath, und es wird im Augenblick wie-

„der da ſeyn. — — Aber ach! wie denn auch die Leute „lügen können! ſagte die Wäſcherin. — Ja: eben kann „man keinem Menſchen kein Wort mehr glauben, ſo bös „iſt die im Argen liegende Welt, wie's in der Schrift „ſtehet, ſagte die Kirchmeyerin; — und die Wäſcherin: „Ich habe mirs auch wohl eingebildet, die Nandel iſt euch „immer eine Kron in den Augen geweſen, und der Rudolf „iſt der brävſte Mann unter der Sonne, ſie hätte es, weiß „treulich, nicht beſſer treffen können! — — Nein, nein, „Frau Cathri, 's iſt ſicher nicht, wie die Leute ſagen, ich „bin der Heurath nie zuwider geweſen, Gott geb nur ſeinen Segen! Es freut mich in der Seele, daß ſie einander ſo lieb ſind, ſie müſſen grad nach der Weyhnacht Hochzeit machen, ſagte die Kirchmeyerin;" und ließ denn bald hernach ganz im geheim, aber ſehr eilend, die liebe Nandel mit guten Worten wieder heim zu locken. So verdreht und krumm machet die Heucheley den Menſchen, und ſo viel Plage ladet ſie ihm auf! — Selber die arme Jooslin hatte um ihrer Thorheit willen, anders zu ſcheinen, als ſie iſt, Kreuz und Leiden mehr als du glauben kannſt; du weißt, wie ſie ein Bibelmuſter iſt, wenn ſie Beſuche hat, und wie ſie eine Sau iſt, wenn ſie allein iſt. Vor acht Tagen mußte ich mit der Jungfer im Pfarrhaus, die ihre Gevatterin iſt, zu der Tröpfin; wir waren bey zwanzig Schritten noch nicht beym Hauſe, als ein Kind von der Gaſſe zum Fenſter hineinrufte: Es kommt eine gepuzte Frau zu uns; da fieng dann augenblicklich die Jooslin ein Geſchrey in ihrer Stube an, daß wir uns halb krumm lachen mußten. — „O Herr Jeſus! — Was für eine Sau-

„ordnung? — Liſe! geſchwind das Nachtgeſchirr ab dem „Tiſche und das Brod. — Die Ruthe fort! — — Rudi „nimmt die Bücher und ſitzt hinter den Tiſch — — heb „keins kein Aug auf! — Babi — nimm einen Lumpen „um deinen L — — Grind — und kraz mir nicht, ſo „lieb dir Gott iſt! — — und Herr je — die D — — Windeln ab der Bibel! *) — — —“

„So giengs an einander, bis die Jungfer endlich die Thüre aufthat; da dann die Kinder, wie angeſchraubt hinter dem Tiſch ſaßen und kein Auge aufhebten.“

Jooſt. Dieſes Bibelmuſter kann dir auf dieſe Gattung völlige Marxen aus ihren Kindern machen. —

Elſe. Wenn ich denke, wie verdrehet und heuchleriſch ſie da geſeſſen: ſo kann ich in Gottes Namen auch nicht anderſt, als es ſelber fürchten. —

Jooſt. Es iſt mit allen Arten von Laſtern, wie mit

---

*) **Anmerkung.** Ich empfinde als Schriftſteller das Unanſtändige dieſer Stelle, aber als Menſch und Landſäß empfinde ich noch mehr das Bedürfniß, den unordentlichen Landweibern, die meiſtens noch die Vornehmſten ſind, und oft ſelber noch mit den Pfarrhäuſern wohl ſtehen, die Wahrheit ſo deutſch und verſtändlich zu ſagen, als ichs eben gethan. Ich möchte eine jede Mutter ins Herz hinein beſchämen, die ſich getroffen findet; denn es iſt nichts in der Welt, womit man ſeine Haushaltung und ſeine Kinder gewaltſamer zu Grunde richten kann, als eine ſolche Unordnung, und die armſeligen, niederträchtigen Künſte, die man dann hundertmal brauchen muß, ſie zu verſtecken und zu verbergen.

der Heucheley, daß ſie den Menſchen am Ende zum Eckelhaften und Unnatürlichen führen. Ich habe ein Dorfſcheerers Weib gekannt, die im Beſitz großer Reichthümer, ohne Kinder, und wider den Willen ihres Manns, einem jeden Bettelmann um einen Kreutzer den Bart ſchor, und ſich ſo kleine Schächtelgen voll Bettlerkreuzer ſammelte, die man bey ihrem ſeligen Abſterben, ordentlich gezählt, mitten unter ihrem Gold und Silber im Kaſten fand. — Und im Oberlaubach hütete ein begütertes Pfarrers Weib ihren Mann, daß er nicht zu viel Brod eſſe; der Mann ſchickte ſich auch geduldig in ſeinen Dienſt, und verrichtete gemeiniglich ſingend und pfeiffend viel Hausgeſchäfte für ſeine liebe Frau. Als er einſt in der Stube ſo in ſeiner Andacht Brod zur Mittagſuppe einſchnitt, und das Singen und Pfeiffen nicht ununterbrochen in ſeiner Ordnung fortgehen wollte, rief ihm die liebe Frau überlaut aus der Küche: — Herr! — O! pfeifet auch. —

Chriſtoph. Aber, was wollte ſie damit? —

Jooſt. Du Narr! wenn man pfeift, ſo kann man nicht Brod eſſen. —

Chriſtoph. Jä: — ſo! —

Jooſt. Noch ein Zug der Heucheley, der vielleicht der erſchrecklichſte iſt, iſt die faſt allgemeine Kühnheit des Heuchlers mit Fluchen und Schwören das von ſich abzulenken, was ihm auskommen will. —

Chriſtoph. Und es begegnet dann noch ſo viel, daß ihm Trotz aller Betheurungen, die Wahrheit unter der Naſe, wie dem Narr, weiß und wahr gemacht wird.

Elſe. Aber daß ein Menſch, wenn ihm ſo etwas begegnet, ſich noch vor andern Leuten zeigen darf? —

Chriſtoph. Hat dir denn noch niemand geſagt, daß das Laſter dem Menſchen die Haut ſo dick macht, daß er nicht mehr roth wird? —

Jooſt. Ein recht angezogener und erfahrner Lügner kann dir es wohl weiter treiben, als bloß nicht zu erröthen. —

Chriſtoph. Was kann einer doch dann mehr thun? —

Jooſt. Ich will's dir ſagen. Du kenneſt den Kilchwanger, und weißt, wie er ſich bey meinem alten Meiſter einſchmeicheln konnte, daß, wenn ſeine Frau und ich, und jedermann ihm ſagten, daß er falſch ſey, es doch niemand glauben wollte; endlich mußte es ſich ſchicken, daß ihm ohne ſein Wiſſen ein ſchriftlicher Aufſatz auf der Straße entfallen mußte, worinnen er dem Kilti Hans, der mit meinem Meiſter — einen Waſſerſtreit hatte, Wegweiſung gab, und meine Meiſterin fand dieſen Aufſatz zufällig im Koth liegen; ſie hatte die Klugheit, weder dem Meiſter, noch irgend jemand etwas von ihrem Fund zu ſagen; aber beym nächſtenmal, als der Kilchwanger zum Mittageſſen wieder kam, ſagte ſie ihm vor dem ganzen Tiſch unter die Naſe, ſie könne ihm nicht bergen, ſie traue ihm zu, daß er dem Kilti Rath gebe; der Meiſter machte der Frauen Augen, wie wenn's zum Feuer läutete; der Kilchwanger aber ſagte mit Lächeln, er denke wohl, ſie ſey jetzt in der Laune zu ſcherzen. — Die Frau aber fuhr fort und ſagte: Nein, 's iſt mein wahrer Ernſt, du ratheſt ihm, und wenns drauf ankommen muß, ſo meyne ich, ich wolle dirs beweiſen. — Das iſt doch jetzt zu weit getrieben, antwortete der Kilchwanger, — und fieng an, alle Zeichen zu fluchen, daß er mit dem Hilti über den Handel kein Wort verloren; und der Meiſter war recht böſe, wollte im Unwillen vom Tiſch aufſtehen und ſagte der Frauen, es ſeye nicht recht, daß ſie mit ihrem naſeweiſen Maulwaſchen ihm Verdruß mache; — nur noch einen Augenblick Geduld, antwortete die Frau, es iſt der letzte Verdruß, den du ob ihm haben wirſt, ich habe ſeine eigene Hand im Sacke, darinn er dem Kilti Rath und Wegweiſung giebt; und hiemit nahm ſie dann das Papier aus dem Sacke, warf es auf den Tiſch und ſagte: Siehe da, du Erzſchelm, du haſt den Augenblick deine Seele dem Teufel verpfändt, daß es nicht wahr; ſiehe da jetzt deine Satanstatze, oder ſage, daß ſie nicht dein ſey? — Aber, jetzt im Augenblick fort, vom Tiſche weg und zur Stube hinaus, du Saudieb, und in Ewigkeit nicht wieder über unſere Schwelle! — Der Kerl ſtand auf mit einem Geſicht, wie ein polniſcher Bärentreiber, nahm ganz ruhig das Papier von dem Tiſch in Sack, gieng fort; er war aber keine Viertelſtunde fort; ſo kamen zwey Geſchworne, mit der rechtlichen Anfrage, ob wir ihm Satisfaction geben wollten, daß wir geſagt, er wiegle den Kilti gegen uns zu einem Prozeß auf. Wir ſtunden wie Narren ob dieſer Anfrage; endlich merkten wir, daß der Satan den Beweiß unſrer Klag' mit ſich im Sack weggetragen, und kamen nach langem und langem endlich ſo weit zu uns ſelber, daß wir begriffen, wir können nichts weiters thun, als ihm antworten, er ſolle uns beweiſen, daß wir das über ihn ſagen. — —

Chriſtoph. Ihr habt euch gut herausgezogen. Denn das iſt ein Erb- und Erzunglücksmacher; aber ſo weit habe ich doch dieſe Teufeley nie treiben ſehen. Das Entſetzlichſte, was ich von dieſer Art erfahren, iſt mir mit meinem Vetter ſelber begegnet. Er nahm auch den verfluchteſten Lug vor dem Rechten auf ſein Gewiſſen, und Seel und Seligkeit; und als ich ein paar Stunden unter vier Augen allein mit ihm war, und ihm mit Wehmuth ſagte, es ſey doch entſetzlich, daß er das auf ſein Gewiſſen habe nehmen können, da er doch wiſſe, wie es ſey, antwortete er mir: Du biſt ein Hund; gegen dich mache ich mir über nichts ein Gewiſſen; wer gab dir das Recht, mir etwas auf Seel und Seligkeit zu ſetzen? Und ein paar Augenblicke hernach ſetzte er hinzu: ich hab' es ja vergeſſen können, wenn's auch wahr wäre, du Hund! —

Elſe. Es vergehen einem faſt alle Sinnen, wenn man ſolche Worte höret. —

Chriſtoph. Wenn der Menſch ſich in große Fehler verwickelt und ſich dann mit Läugnen helfen muß, ſo iſt er bald auf dieſem Punkt. Und was willt du ſagen? — Denk nur, ſelber der heilige Petrus, der doch ohne Widerred auch in ſeiner böſen Abendſtund viel beſſer war als ich und mein Vetter, hat doch im Schrecken auch alſobald, wie du wohl weißt, ſich verflucht und verſchworen, er kenne den Menſchen nicht; ich muß mich alſo auch über den Vetter nicht gar zu ſehr aufhalten, und will gern denken, er habe auch wie Petrus gefehlt, daß der Hahn zu ſpät gekrähet! —

So redeten ſie heute noch vieles über dieſen Abſchnitt;

aber ich will nicht alles wiederholen; wir hatten erſt vor drey Tagen einen Heuchler am Tiſche. —

Sie redeten unter anderm von der Armſeligkeit, mit der oft bemittelte Verwandte einem Elenden mit ihrem Allmoſen auch die Pflicht auflegen, den Hunger und Mangel, den ſie doch nicht ganz ſtillen, vor allen andern Leuten, auſſer der Ehrenverwandtſchaft zu verbergen. —

Sie redeten von der Hartherzigkeit der Eltern, die ihren Kindern ihre Bedürfniſſe nicht befriedigen, und ſie doch zum Hochmuth ziehen. — Ferner von der Unanſtändigkeit und Ungeſchicklichkeit eines Manns, der im Hunger und Mangel nicht zum Haus hinaus darf. — — Deßgleichen, von der Hundsnaſe des Teufels, mit der er durch ſieben Mauren hindurch riecht, auch wie er ohne Kompliment armen Leuten die Kammerthüre aufthut, wenn ſie ihres Herzens Miſt darinn verbergen wollen.

Sie vergaßen weder die ehrbaren Gaſtereyen noch die Freſſereyen, die ſich andere Leute ohne Ehrbarkeitsaffektation wohl ſchmecken laſſen, und noch von vielen andern.

Am Ende wiederholte Friz alſo:

Friz. Daß der Arme ſeine Laſter nicht bedecken und bemänteln könne wie der Reiche. —

Chriſtoph. Ferner.

Friz. Daß die Laſterthaten des Reichen daher oft erſtaunlich weniger abſcheulich ſcheinen, als ſie vergleichungsweiſe ſind. —

Chriſtoph. Und dann? —

Friz. Daß der Menſch um der Umſtände willen, die der Geldſeckel meiſtert, eigentlich weder mehr noch weniger abſcheulich iſt. — —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß der Reiche dabey nichts gewinnt, daß er ſeine Laſter bemänteln kann. — —

Chriſtoph. Fort. —

Fritz. Daß Strafloſigkeit wie ein Gift iſt in einer ſüßen Speiſe. —

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß unter den Menſchen niemand vollkommen, aber auch ſelten jemand unverbeſſerlich iſt. —

Chriſtoph. So! — dann? —

Fritz. Daß der Menſch aber doch ein beträglich Ding iſt, und oft einer, der einen harten Ochſenkopf hat, ſo zahm wie ein Lamm, und einer, der gut iſt wie ein Kind, ſo hart als ein egyptiſcher Treiber ſcheinet. —

Chriſtoph. Noch fort? —

Fritz. Daß Zufälle, Umſtände und Liebe die Menſchen beſſere, aber kein Teufel den andern. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß ein Böswicht den Elenden, dem er Fehler vorwirft, nur raſend mache. —

Chriſtoph. Und noch?

Fritz. Daß es ſchon zu der Phariſäer Zeiten wahr war, daß man die Teufel nicht durch den Oberſten der Teufel austreiben muß. —

Chriſtoph. Und ferner? —

Fritz. Daß, wenn Aengſtigen, Plagen und Martern unſer Geſchlecht beſſer machen würde, dann auch Menſchen, die zu Henkern geboren zu ſeyn ſcheinen, an der Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts heißhungerigen Antheil nähmen.

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß keine Wahrheit unverſchämt ſey, die man für den Armen und Elenden anbringt. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß die Köpfe unter den großen Perucken, wie unter dem glatten Haar leer oder voll ſeyn, je nachdem etwas drinn iſt. —

Chriſtoph. Gut! — Noch mehr? — —

Fritz. Daß ein jeder Narr ſchelten und ſtrafen kann; aber daß nur der Fromme und Gute darmit etwas beſſert.

Chriſtoph. Auch recht! — — Und? —

Fritz. Daß der Menſch auch im Schelten und Strafen in eben dem Grad gedankenlos iſt, als er laſterhaft iſt. —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß aber auch Uebung, Gewohnheit *), Handwerksbrauch hierinn gedankenlos machen könne. —

Chriſtoph. Noch fort? —

Fritz. Daß Heuchler und Lügner gemeiniglich am lauteſten klagen: „ach mein Gott! es iſt auch gar keinem Menſchen kein Wort mehr zu glauben!“ —

Chriſtoph. Meynſt? Fahr fort! —

---

*) **Anmerkung.** Das Wort Handwerksbrauch mag viel in ſich begreifen, unter anderm auch den Fehler, den man eher unter dem Namen Esprit du Corp kennt.

Fritz. Daß man die Allmoſen für den Hunger und nicht für die Frommkeit austheilen müſſe. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß ſonſt die Heuchler das Meiſte erhalten würden. —

Chriſtoph. Dann weiter? —

Fritz. Daß es eine erbärmliche Sache ſey, wenn ein Menſch in ſeiner Wohnſtube erſchrecken muß, wenn jemand Fremder gegen die Hausthüre kömmt. —

Chriſtoph. Was noch?

Fritz. Daß Unordnung im Haus und Hoffart im Herzen, eine Haushaltung höchſt elend und heuchleriſch machen könne.

Chriſtoph. Das iſt gewiß! Und dann? —

Fritz. Daß ich die Frau, die ihren Mann pfeiffen macht, wenn er eſſen will, an den Biribing verheurathen möchte, der ihr auch pfeiffen würde. —

Chriſtoph. Schelm! — nun was mehr? —

Fritz. Daß der Kilchwanger ein ausgeſtudierter Rechtsgelehrter, und daß ohne ſeine Studien und Erfahrung ſich nicht leicht jemand ſo herzhaft, verſtändig und mit ſo viel Geiſtesgegenwart aus einem böſen Handel ziehen würde, beſonders wenn ſein Gegenpart ſchon ſeinen eignen Tatzen im Sack gehabt hätte. —

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß das Laſter dem Menſchen die Haut im Angeſicht dick mache. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß ich des Vetters Wort, die er gege dich brauchte, nicht wiederholen mögte! —

Chriſtoph. Iſt wohl ſo gut! — nur fort? —

Fritz. Daß ihm und dem Petrus der Hahn z ſpät gekrähet. —

Chriſtoph. Noch etwas? —

Fritz. Daß es Leute giebt, die noch mit Fleiß dem Hochmuth in den Armen ſtecken. — —

Chriſtoph. Und noch? —

Fritz. Daß man zuerſt für den Hunger ſorgen müſſe, und dann erſt für die Hoffart. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß man zur Stuben hinaus müſſe, Brod zu ſuchen, wenn keines mehr darinnen iſt. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß der Teufel eine Jagdhundsnaſe hat und durch ſieben Mauern durchriecht. —

Chriſtoph. Und endlich? —

Fritz. Daß der Freſſeten und Freſſtrepen vielerley Arten ſind. — Und auch eben ſo vielerley Arten und Weiſen, wie man in die Pfarrhäuſer und Schlöſſer Bericht ſchickt. — —

Die dreyßigſte Abendſtunde.

Inhalt.

Von den Rechten der Eltern und von den Rechten der Kinder. — Von der Natur ihrer gegenſeitigen Pflichten und dem Unterſchied des Zwangs und der Liebe. — Vom alten Renold. — Vom Claus von Oberhofen, von ſeiner Mutter, ihren 9 Kindern und ihrer Foderung. — Von des Junkers von Windburg herrſchaftlicher Meynung hierüber. — Und von der natürlichen Menſchenempfindung der Mutter Cathrine, über die gleiche Sache. — Von einer Quelle des Kinder- und Selbſtmords. — Von dem Gewalt und der Meiſterſchaft älterer Kinder über ihre jüngere Geſchwiſterte, ſammt ihren Gründen und Folgen. — — Vom alten Steffen, ſeinem erſt gebornen Sohn, dem Köbi und ſeinen 7 andern Kindern. — Von des Chorrichters Liſe und ihrer unglücklichen Mutter. — — Von den Urſachen der Starrköpfigkeit und Hartherzigkeit. — Von der Noth des Lebens — und von abgeſchwächten Leuten. — Und endlich von einer Gottesliebe, die der Anfang, Inhalt und Endzweck unſers ganzen Buchs iſt. —

Ich weiß nicht, wenn mir ein Kind ſo in der Noth ſeine Hülfe abſchlagen würde, ich glaube, ich könnte mich nicht enthalten, ihm mit Ohrfeigen mein Vateranſehen zu zeigen, ſagte Chriſtoph, als er den ſieben und zwanzigſten Abſchnitt unſers Buchs geleſen.

Das iſt eine Thorheit, antwortete Elſe. Eltern haben auf erzogene Kinder kein Recht, und ſollen und können keine Hülfe von ihnen erzwingen. —

Jooſt. Das iſt richtig, ſo wie ein erzogenes Kind weiter auch keine Hülfe von ſeinen Eltern erzwingen kann und ſoll. — Wenn das nicht wäre, ſo würden böſe Kinder und böſe Eltern einander ſo ja gegenſeitig die Tage ihres Lebens plagen und unglücklich machen können, deßwegen muß nothwendig eine Zeit ſeyn, wo das zwingende Anſehen der Eltern gegen ihre Kinder aufhöret; es iſt eine Zeit, wo Eltern ihren Kindern ſagen dörfen und können: „Sorg für dich ſelber.“ Aber darum muß auch eine Zeit ſeyn, wo Kinder das gleiche Recht haben und ſagen können: „Ich will für mich ſelber ſorgen.“

Chriſtoph. Aber wenn das auch völlig ſo iſt, ſo iſt's doch nicht weniger entſetzlich, wenn Kinder, wie das Suſanneli, ihre Eltern unter ſo erbärmlichen Umſtänden verlaſſen. —

Joſt. Das iſt auſſer allem Streit; aber hingegen iſt auf der andern Seite auch nicht zu läugnen, daß auch Eltern ihr Anſehen oft dahin mißbrauchen, ihre Kinder unnatürlich zu behandeln. Du weiſſeſt, wie der alte Renold mit ſeiner Haushaltung und beſonders mit der Tochter, die er im Haus hat, und ihrem Mann umgeht! — Er weiß, daß ſie ihn nöthig haben, und daß ſie es faſt nicht machen könnten, wenn er die Hand von ihnen abziehen würde, und dafür tyranniſirt er ſie Jahr aus Jahr ein, und vom Morgen bis zum Abend, daß es ein Grauſen. Wenn er ſelbſt alle Tage im Wirthshauſe ſteckt, und da unter Lumpenbauren macht und regiert wie ein Narr, und alle Wochen mit ſeinem Maul etwas anſtellt, daß man ihn brandſchatzen kann, ſo wird er dann maßleidig und will das Verlorne wieder aus ſeiner Haushaltung her-

aus-

ausſchinden, und dann iſt den ganz lieben langen Tag nichts als Streit und Zank im Haus; wenn er alle Lügen, alle Schand, allen Spott über ſie ſagt, und ſie ihm auch mit dem beſten Recht antworten, ſo raſet er, wie ein Thier; ſchweigen ſie aber und gehen ohne ein Wort zu reden neben ihm vorbey, ſo iſts wieder nicht recht; „das Teufelspack!“ ſagt er dann, mag mir nur keine Antwort geben, und ſie gehen wie die Hunde, die taub ſind, neben mir vorbey. Und ſo iſts wahrlich an mehrern Orten in der Welt, und darum auch unmöglich zu denken, daß es thunlich wäre, die Kinder unter allen Umſtänden zu zwingen, im Haus ihrer Eltern zu bleiben. Das Unglück der Hartherzigkeit iſt gegenſeitig, darum muß auch der Gewalt und das zwingende Recht der Eltern und Kinder beyderſeitig ſeine Schranken haben. Der erwachſene Menſch würde Sklav werden, wenn alle Eltern, ganz unumſchränkten Gewalt über ihn hätten; denn es giebt vielerley Gattungen Renolds in der Welt. —

Chriſtoph. Ich begreife, daß ich euch muß Recht geben; — aber wenn's hiemit ſo iſt, ſo iſt doch dann das nicht recht, daß man an vielen Orten Kinder, die wider den Willen ihrer Eltern ihnen entlaufen und Dienſte genommen, wenn ihnen ein Unglück begegnet, wenn ſie krank oder ſchwanger werden, hübſch ordentlich wieder ihren Eltern zu ſenden, und dieſe zwangsweiſe verpflichten kann, ſie zu verſorgen.

Elſe. Das iſt dann gewiß auch nicht recht. So wie die Kinder die Freyheit brauchen dürfen, ihre Eltern wider ihren Willen zu verlaſſen; ſo ſcheinet dann auch gegenſeitig auffallend, daß kein Recht in der Welt, Eltern, die von ihren Kindern wider ihren Willen verlaſſen worden, zwingen ſollte, ſie dennoch weiter zu beſorgen. —

Jooſt. Wenn ich übrigens von Recht in der Welt in Sachen reden höre, wo die Natur mit ihrer höhern Gewalt immer ins Mittel tritt, ſo denke ich nur, man ſollte in ſolchen Fällen vom Recht lieber ſchweigen als von ihm reden. Die Natur iſt mehr als das Recht, und wo dieſe nichts vermag, da iſt alles Reden umſonſt. Die Natur iſt höher und größer und wirkt weit mehr als alles Recht und als alle Gerechtigkeit, die man in der Welt finden kann.

Elſe. Dieſe Wahrheit erinnert mich an ein Wort in der Bibel: „wenn eure Gerechtigkeit nicht übertreffen wird „die Gerechtigkeit der Phariſäer und Schriftgelehrten, ſo „werdet ihr nicht ins Reich Gottes eingehen.“

Jooſt. Der beſte Pfarrer, den ich je gekannt habe, ſagte einmal zu mir: „Die Wahrheit der Natur, die Gott „mit ſeinem ewigen Griffel ins Herz aller Menſchen ge„ſchrieben, iſt mit der Wahrheit der Religion und des „Evangeliums in ewiger, göttlicher Uebereinſtimmung.“

Chriſtoph. Dieſer Geſichtspunkt iſt wichtig. Der Gedanke des Zwangs und der rechtlichen Schuldigkeit, verträgt ſich nicht mit der Naturliebe und dem Naturwillen, durch welchen Eltern ihren Kindern und Kinder ihren Eltern alles ſind und alles ſeyn ſollen.

Jooſt. Alles Eintreten des Rechts und alle Rechtsſchritte, die in dieſem Verhältniß eingelenkt werden, ſo wie alles Geſchwätz, mit dem man Eltern über ihre rechtliche Schuldigkeit gegen ihre Kinder, und Kinder über ihre rechtliche Stellung gegen ihre Eltern und über ihre rechtliche Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von ihnen den Kopf und das Herz voll macht, ſchwächen das gegenſeitige Pflichtgefühl, das in dieſen Verhältniſſen in der Menſchennatur ligt, auf die unnatürlichſte Weiſe, und dienen zu nichts, zu gar nichts, als zwiſchen Menſchen, die vermöge ihrer Naturverhältniſſe ein Herz und eine Seele ſeyn ſollten, die erſten und heiligſten Naturgefühle zu verwirren und zu verhärten. Ich denke in meinem Leben daran, was ich dießfalls in meinem erſten Dienſt auf Windburg für eine Erfahrung machte. Der Claus von Oberhofen, der neben mir da diente, hatte eine Mutter, die ihn, nebſt ſehr viel andern Kindern, als eine Wittwe erzogen, und kam damals, nach einer ausgeſtandnen halbjährigen Krankheit, einmal zu ihrem Sohn auf unſer Schloß, ſagte ihm, daß ſie jezt unumgänglich etwas Geld brauche, und erwarte, daß er es von ſeinem Verdienten ihr vorſtrecke; dem Claus wäre nichts in der Welt weniger in Sinn gekommen als zu denken, daß er das nicht thun müßte und nicht ſchuldig wäre, der Mutter damit an die Hand zu geben; da er es aber dem Junker, in deſſen Hand ſein Geld war, ſagte, machte ihm dieſer den Kopf groß, mit der Vorſtellung, er ſeye nicht ſchuldig, was er verdient, ſeinen andern Geſchwiſtern anzuhängen; und da mein Junker ſah, daß ſein Claus ſtutzte und unſchlüſſig nicht wußte was er thun ſollte, ſagt er ihm: Laß nur deine Mutter ſelber zu mir herauſkommen, ich will ſchon mit ihr reden. Die Frau kam herein. Was iſt dein Begehren, Cathrine? fragte der Junker. — — Etwas Gelds vom Claus, antwortete Cathrine; ich bin krank geweſen, und habe jezt unumgänglich einige Zahlungen zu leiſten, die ich unmöglich anders machen kann. — Aber Cathrine, antwortete der Junker, dein Sohn iſt dir nichts ſchuldig, und muß auch für ſich ſelber ſorgen, und trachten in ſeinem Dienſt etwas zuſammen zu legen; er weiß nicht, was ihm begegnet, und kann ſich nicht ſo entblößen. — — Iſts ſo gemeynt, Junker? antwortete die Frau, ich habe ihn erzogen, und muß die andern auch erziehen, und habe keinen Vater; ich arbeite vom Morgen bis an den Abend, Junker! um bey Haus und Heimath zu bleiben, und wenn ich etwas hinterlaſſe, ſo wird er das Seine davon wollen wie die andern; wenn er krank wird, ſo ſchickt man mir ihn heim, wie vor vier Jahren, da ich ihn einen ganzen Winter auf dem Hals hatte, wo er keinen Heller verdienen könnte, und Abwart und Arzneyen und eine gute Koſt nöthig hatte, und was ich von ihm begehre, will ich ihm wieder geben, das weiß er, ich wollte ihm eher dazulegen, als davon nehmen; wenn ihr aber, Junker, ſo die gute Herrſchaft machen, und meinem Sohn ſo ſchöne Lehren beybringen wollet, daß er nicht ſchuldig ſey, ſeiner Mutter und ſeinen Geſchwiſterten an die Hand zu gehen, ſo gebt mir nur euer Wort, daß ihr in geſunden und kranken Tagen euch des Clauſen annehmen wollet, daß er mir nie weiter zur Laſt falle; — wenn ihr das aber nicht wollt, ſo miſchet euch nicht in Sachen zwiſchen Eltern und Kindern; das Herz ſagt da einem weit gerader und ſicherer, was er thun ſoll als ihr immer davon erzählen könnet, und durchaus, Claus, ich fodere es als eine Schuldigkeit, daß du mir das Geld vorſtreckeſt, weil du es haſt und mich kenneſt, und weiſſeſt, wozu ich es haben muß. — Der Claus empfand das Recht ſeiner Mutter und ſagte, ach — Junker, in Gottes Namen, ich wills geben; und der Junker empfand auch, daß er unrecht gehabt, und daß das Recht zwiſchen Eltern und Kindern ſich nicht ausſpitzen laſſe, wie zwiſchen Viehhändlern und einem Kornjuden; und gab dem Claus ohne ein Wort weiter zu verlieren, das Geld für die Mutter. —

Elſe. Auffallender kann nicht leicht ein Beyſpiel zeigen, daß es in Sachen zwiſchen Eltern und Kindern aufs Herz und nicht aufs Recht ankomme. —

Jooſt. Aber dann erhellet auch daraus, wie wichtig es ſey, daß fromme Gutmüthigkeit und gegenſeitige Liebe zwiſchen Eltern und Kindern auf das ſorgfältigſte erhalten werde.

Elſe. Ich glaube nicht, daß die Menſchen eine wichtigere Angelegenheit haben.

Chriſtoph. Einmal iſt nicht leicht etwas, deſſen Verſäumniß tieferm und quälenderm Jammer die Thüre öffne. —

Jooſt. Das iſt gewiß; — hundert Kinder kommen ins äußerſte Elend, weil ſie hierüber gedankenlos handelten, und in guten Tagen die Liebe der Eltern nicht mit Sorgfalt erhalten, oder auch ohne Noth muthwillig, mit unverſchämten Hülfsbegehren, mit Verſäumniß ihrer Arbeit und ihrer Pflichten, und was weiß ich was anders, das Herz der Eltern entfernt, und es dann hernach in wahrer Noth verſchloſſen gefunden. Ich habe dieſen Umſtand oft und viel Kinder, und beſonders unglückliche Töchter zur Verzweiflung und zum Selbſtmord und Kindermord bringen geſehen.

Elſe. Es iſt erſchrecklich, wie der Gedanke, man ſeye der Hülf und des Troſtes ſeiner Eltern nicht mehr werth, des Menſchen Herz ſo ſchnell in Verzweiflung bringen kann. — —

Jooſt. Es iſt, wie wenn im Unglück der Gedanke, man ſeye Gottes Hülf und Gottes Erbarmen nicht mehr werth, im Menſchenherzen feſt an den Gedanken, man ſeye der Hülf und des Troſts ſeiner Eltern nicht mehr werth, angebunden ſey. —

Chriſtoph. Man kann die Nothwendigkeit, daß Kinder in allen Fällen der Liebe ihrer Eltern ſicher zu ſeyn, ängſtlich ſuchen ſollen, ſich in keinem erſchrecklichern Lichte vorſtellen.

Elſe. Aber auch bey den Eltern iſt ihre ganze Ruhe und ihr ganzes Glück daran gelegen, daß ihr Herz warm und voll Liebe gegen ihre Kinder ſey und bleibe; denn ſo entſetzlich das Verſchmähen der Liebe ihrer Eltern bey Kindern iſt: ſo entſetzlich iſt auch für Eltern, den Grund dazu gelegt zu haben; und eigentlich iſt immer das Herz der Eltern, welches das jüngere Herz der Kinder bildet und leitet, und die Liebe der Kinder iſt um der Liebe der Eltern und um ihres Thuns willen, im Menſchenherzen. —

Jooſt. Die Eltern können ſich auf zweierley Art dieſes zu Schulden kommen laſſen; entweder, wenn ſie durch eigene Fehler ihre Kinder auſſer Stand ſetzen, ihnen die reine Liebe, die ſie ihnen ſchuldig, erweiſen zu können, oder, welches der weit gewöhnlichere Fall iſt, wenn ſie den Jugendfehlern ihrer Kinder nicht vorbeugen, welche in ältern Tagen in eine Hartherzigkeit ausarten, die ſich dann auch oft gegen die Eltern ſelber äußert — und das iſt der Fall unſers armen Kienaſts, der ſeinem Suſanneli um deßwillen, daß es brav arbeitete, Sachen überſah, die es ſo hart und unbarmherzig gegen ſeine Eltern und Geſchwiſterte machte, als es ſich jetzt zeiget. —

Chriſtoph. Es iſt in ſehr vielen Häuſern der Fall, daß man die älteſten Kinder mit beſonderer Sorgfalt zum Hausbrauch und zur Mithülf anziehet, und ihnen dann auch ein Zutrauen und Anſehen über die jüngere Geſchwiſterte ſchenket, unter welchen dieſe oft vernachläßiget und unterdrückt werden.

Elſe. Auch ſiehet man hie und da in Häuſern, die jüngere Söhne und Töchter viel unanſtelliger und ungeſchickter, aber zugleich auch gar oft leidender und mißmuthiger als ihre ältern Geſchwiſter, die auf ihre Erziehung allzugroßen Gewalt haben.

Jooſt. Das iſt beſonders in Häuſern von Eltern der Fall, die ſelber ſchlechte Erzieher ſind, und den ſelbſtſüchtigen und einträglichen Zwecken ihrer Haushaltung mehr Rechnung tragen als der Bildung des Geiſtes und des Herzens ihrer Kinder.

Elſe. Du haſt recht. Das war auch da, wo ich dieſe Bemerkung machte, der Fall.

Jooſt. Ich habe dieſes Hausunglück verſchiedenemal ganz in der Nähe geſehen, und verſuchte ihm auch einſtens, aber vergeblich, abzuhelfen; aber ſo ein Erziehungsfehler, der ſeit 10 und 20 Jahren alle Köpfe und alle Herzen einer Haushaltung nach ihm bildete, iſt faſt nimmer auszurotten, und was allemal das Uebel auf den äußerſten Punkt bringt, iſt denn dieſes, daß die Eltern ſich alsdann im Fall nie überzeugen laſſen, daß ſie ſelber die Urſache an den Fehlern dieſer jüngern Kinder, und daß ſie, anſtatt das Anſehen der fehlenden, ältern Geſchwiſter zu beſchränken, ihren Unwillen nur auf die vernachläßigten jüngern werfen und den weit mehr fehlenden Erziehungsmeiſtern in eben dem Grad, mehr Zutrauen und ausgezeichnete Liebe ſchenken als die andern übel ausfallen und bleiben; der Unwille aber und Zorn, den ſie dießfalls auf die vernachläßigten werfen, iſt dann nur Oel ins Feuer. — Unwille und Zorn, und beſonders nicht ganz verdienter, partheyiſcher Unwille machet unerzogene Kinder nicht gezogen, unverſtändige nicht verſtändig, und liederliche nicht arbeitſam. — Eine der gewiſſeſten Folgen in dieſer Lage der Sachen iſt, daß die jüngern Geſchwiſterte die ältern auf das nachdruckſamſte haſſen, und daß die ältern Geſchwiſter, wenn ſie dieſen Haß merken, dieſe mit dem Gewalt, den ſie in der Hand haben, nur noch-mehr drücken, und gar oft finden ſie noch bey dem geblendeten Vater und der geblendeten Mutter hierin Hülfe und Handbiethung.

Elſe. Dieſes Unglück reißt gewöhnlich am meiſten in Haushaltungen ein, in denen das Schaffen und Arbeiten den Eltern über alles geht und die darum kein größeres Glück erkennen, als wenn ſie eines ihrer Kinder ſo weit gebracht, daß es die andern Kinder lüpfen, tragen und herumſchleppen, und wenn ſie ſo weit auf die Füße gebracht ſind, ſo geſchwind als immer möglich zum Mithelfen, Mitwirken, Mitarbeiten, antreiben und anhalten kann.

Chriſtoph. Es giebt hingegen auf der andern Seite auch Eltern, die gerade umgekehrt ihre launige Liebe ganz den jüngſten und kleinſten zuwenden; das ſind aber mehrentheils nicht ſo eifrige Arbeitsleute, ſondern eigenliebende, verwöhnte Menſchen, die ihr Wohlwollen werfen, wohin es ihnen beliebt, denen kann ein ſchönes, ſchmeichelndes Töchtergen den bråvſten arbeitſamſten Sohn aus dem Herzen ſchwatzen, aber auch dieſe wandeln einen Weg, der zu nicht weniger Hauskreuz und Hauszerwürfniß führt als die erſten, und Heil ihnen, wenn ſie nie in den Fall kommen, Hülfe von einem Kind zu ſuchen, das mit ſeiner Schmeicheley ſeinen Geſchwiſterten im Herzen der Eltern unrecht gethan. Denn ſolche Kinder werden nicht Männer, wie die ſeyn müſſen, auf deren Hülfe unglückliche Eltern mit Sicherheit zählen können. —

Jooſt. Im erſten Fall, wie im letzten, laden ſich hierin ſo weit fehlende Eltern Gefahren auf den Hals, die ſie und ihr Haus auf's äuſſerſte bringen können.

Der alte Steffan hat ſo aus ſeinem älteſten Sohn, dem Töni, ſein alles und alles gemacht; jetzt verſtehen ſeine ſieben andere Kinder vom Gewerb und vom Hof ungefähr ſo viel als gemeine Knechte, ſie ſehen auch, daß ſie vernachläßiget ſind, und haſſen alle ſammt und ſonder den Töni, der ſie auch noch jetzt immer nur meiſtern will, und nie nichts gelernt hat, von ganzem Herzen; auch iſt der Töni leider ſelber ein wenig dumm, und meynt, er wiſſe mehr und verſtehe mehr als er kann; indeſſen iſt er jetzt auch geplagt. Der Hochmuth, mehr als die andern zu verſtehen und zu können, bringt die Aecker nicht vom Gras, und macht kein Korn wachſen, und ich denke, er merke wohl ſo bald jetzt ſelber, daß ſieben verſtändige Brüder beſſer wären als ſieben vernachläßigte; aber es iſt 15 oder 20 Jahr zu ſpät; der Schaden iſt da, und daß er einen Rath wiſſe, davon iſt nicht die Rede; indeſſen wird der Töni täglich mürriſcher, daß er auch mit dem alten Steffan umgehet, daß es eine Schande iſt; ich hab's mit meinen Ohren gehört, wie er dem alten Vater, wenn dieſer einem Acker, oder einem Weinberg, oder einer Matte nachfragte, ſchnurrend antwortete, „will ſchon ſehen," wills ſchon machen, wanns Zeit iſt, „du haſt immer etwas zu fragen, ich muß es ja machen." Ich ſah ihn verſchiedenemal, wie er dem guten Alten Wannen und Flegel, Pflugeiſen und Karſt aus den Händen riß, wie ein verſtändiger Meiſter es dem ſchlechteſten Knecht nicht aus den Händen reiſſen wird. Wie glücklich wäre dieſer Alte, wenn er dem Töni nie keinen Vorzug erwieſen, und alle ſeine Kinder gleich für ſeinen Hof erzogen hätte; er hats nicht gethan und leidet, jetzt darunter, daß er mich dauert. Die alte Chorrichterin hat auf eine entgegengeſetzte Art gefehlt; ſie hängte ſich mit Leib und Seel an ihre jüngere Tochter, die ganz ohne Arbeitſamkeit und unanſtellig war, ſie ließ ſich von der Schmeicheley bereden, ihre brave, arbeitſame, ältere Schweſter auf alle Weiſe zu vervortheilen, und hatte dann in ihrem Alter das kränkende Unglück, ſich genöthigt zu ſehen, bey der vervortheilten Tochter die Hülfe und den Beyſtand zu ſuchen, die ihr die Schmeichlerin und Beträgerin in ihrem Elend verſagt. So wichtig iſt es, daß Eltern an keinem ihrer Kinder blind werden! —

Chriſtoph. Unſern armen Kienaſt hat die Arbeitſamkeit ſeiner Jungfer Suſanne ſo blind gemacht. —

Elſe. Wir waren auch ſchon ob dem Kapitel, daß die Arbeit eben nicht alles und alles in der Welt ſey. —

Joeſt. Ich muß wiederholen, was wir damals ſagten. Der Grund, warum man arbeitet, iſt das, was die Arbeit zu etwas Rechtem oder etwas Schlechtem machet. Das auf alle Heller ſchauen — das Tag und Nacht früh und ſpät ſeyn — das Schlafüberwinden — das Hunger und Durſt, Froſt und Hitze bemeiſtern, bloß um Geld zu verdienen, iſt gewiß eine herzverhärtende und menſchverderbende Narrheit, wenn nicht Liebe und Dank, ſegensvolle Ausſichten, beruhigende Hoffnung, dieſen Arbeitstrieb und Arbeitseifer vernünftig leiten und menſchlich erhalten; ohne dieſes verhärtet harte Arbeit das Herz ſo ſicher, als ſchwere Handwerker die Haut an den Händen hart machen. —

Elſe. Man ſiehet es gar nicht ſelten, daß harte, ſtark angeſtrengte Arbeit den Menſchen leicht ſtarrköpfig und unnachgebig macht, und ich glaube ſicher, unter zehen weniger fleißigen Töchtern hätte nicht eine den Streit mit dem Vater ausgehalten. — Das, „ich mag weder von euerer Lumpen, noch von euerer Hoffart, ich kann das und beſſeres ſelber verdienen,“ und ihr ganzes Betragen, bis auf ihr Handverwerfen und Weglaufen vom weinenden Vater, iſt ſo völlig die Sprache und das Thun des eigentlichen Arbeitſtolzes, der, auf ſeinen Verdienſt trotzend, meynt, weil er von niemand nichts wolle, ſey er auch niemand etwas ſchuldig.

Chriſtoph. Das Menſch brachte den armen, niedergeſchlagenen Vater faſt von Sinnen. —

Jooſt. Es iſt nichts in der Welt, das den Menſchen ſo ſehr niederſchlägt, und oft bis zur Sinnloſigkeit abſchwächt, wie das Gefühl fehlgeſchlagner Kinder. —

Elſe. Ach Gott! der arme Mann war dieſem Zuſtand ſehr nahe! Er lief wie verwirrt umher, ließ ſein Eſſen den ganzen Tag ſtehen und ſank ja faſt ohnmächtig danieder, als ihm der Vogt die gute Nachricht brachte. — —

Chriſtoph. Es iſt ſicher ein Bild des ganz zerſchlagenen Elends, das nahe, gänzliche Kopfsverwirrung drohet, und ſeine Frau nicht weniger. —

Elſe. Aber, wie denn die Hülfe des Herrn ſo plötzlich erſcheint, noch ehe ſie ganz ſanken, die Leidenden! und ſie an den Gränzen des Elends rettet, und zur Ruhe und Freude zurückführt, das iſt gewiß die gröſſeſte Gotteslehre auf Erden! —

Chriſtoph. Es iſt gewiß die gröſſeſte Gotteslehre auf Erden: „Der Herr wird das zerkleckte Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Dachten nicht auslöſchen!“ —

Jooſt. Von Anfang unſers Buchs, bis ans Ende, iſt dieſe Gotteslehre ſein Weſen, ſein Inhalt und Endzweck. —

Chriſtoph. Darum wollen wir auch hier ſtill halten. Fritz, wiederhol uns! —

Fritz. Ihr ſagtet zuerſt, daß Eltern über erwachſene Kinder kein zwingendes Recht mehr haben. —

Chriſtoph. Weiter? —

Friz. Daß erwachſene Kinder auch auf die fernere Hülfe der Eltern keine rechtliche Anſprüche mehr haben. —

Chriſtoph. Und dann? —

Friz. Daß wenn es nicht ſo wäre, böſe Kinder und gewaltthätige Eltern einander gegenſeitig die Tage ihres Lebens quälen und plagen könnten! —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Friz. Daß Eltern und Kinder, vermög ihrer Naturverhältniſſe, wie Ein Herz und Eine Seele ſeyn ſollten! —

Chriſtoph. Immer fort! —

Friz. Daß im Reinerhalten dieſer Naturempfindung der eigentliche Grund und die eigentliche Kraft ihrer beyderſeitigen Pflichten und Verbindlichkeiten zu ſuchen! —

Chriſtoph. Was weiter? —

Friz. Daß man dieſes einfache Naturgefühl zwiſchen Eltern und Kindern zu Grund richtet, wenn man in Sachen, die ihre gegenſeitige Angelegenheit ſind, viel vom harten Recht redet. —

Chriſtoph. So dann? —

Friz. Daß die Natur weit mehr ſey und weit mehr wirke als alles Recht in der Welt.

Chriſtoph. Weiter!

Friz. Daß die Bibel das auch ſage.

Chriſtoph. Weiter!

Friz. Daß ein braver Pfarrer dieſer Meynung das Wort ſtark geredet.

Chriſtoph. So dann?

Friz. Daß die gegenſeitigen Pflichten zwiſchen Kindern und Eltern ſich nicht ausſprechen laſſen wie das Recht in einem Streithandel zwiſchen einem Kornjuden und einem Viehhändler.

Chriſtoph. Weiter!

Fritz. Daß Eltern und Kinder ihre gegenſeitige Pflichten unter ſich ſelber und mit ſich ſelber am beſten ausmachen können. —

Chriſtoph. Fort. —

Fritz. Daß ein gerader Sinn, reine Empfindung ſeines Naturrechts und ein gutes Weibermaul dazu, ſelbſt Herren von großer Rechtsgelehrſamkeit in ihren ausgemachteſten Grundſätzen an die Wand ſtellen könne. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß der Gedanke, man ſey Gottes Erbarmen und Gottes Hülfe nicht mehr werth, feſt und allgemein im Menſchenherzen, an den Gedanken, „man ſeye der Hülf', des Raths und Troſts ſeiner Eltern nicht mehr werth,“ angebunden ſeye. —

Chriſtoph. So dann? —

Fritz. Daß in nicht wenigen Fällen der Grund des Kind- und Selbſtmords und anderer greulichen Begegniſſen in dieſem Umſtande zu ſuchen ſeye. —

Chriſtoph. Noch weiter? —

Fritz. Daß daher Eltern und Kindern alles daran liegen müſſe, daß ihre Herzen gegenſeitig warm und zutrauungsvoll erhalten werden.

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß die Pflichten der Eltern den Pflichten der

Kinder vergehen, und die Liebe der Kinder durch die Liebe der Eltern im menſchlichen Herzen gebildet werde. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß man mit Zorn und Unwillen nichts Böſes wieder gut mache, und keine ungezogene Kinder zurechtbringe. —

Chriſtoph. Was noch? —

Fritz. Daß man ſo gern blind iſt, bey den ſichtbarſten Urſachen von Zufällen, an denen man ſelber ſchuld iſt. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß es großen Schaden bringe, ältern Kindern unterſcheidendes Anſehen und Zutrauen gegen die jüngern zu erweiſen. — —

Chriſtoph. Ferner? —

Fritz. Daß Kinder, die gegen ihre Geſchwiſterte hartherzig handeln, es auch gegen ihre Eltern werden.

Chriſtoph. Weiter? —

Fritz. Daß Eltern keine größere Angelegenheit haben, als ihre Kinder wohl zu beſorgen, und die Vernachläßigung dieſer Pflicht mit keiner andern Arbeitsgattung erſetzen können.

Chriſtoph. Noch mehr? — —

Fritz. Daß Fehler, die ſich durch zehen oder zwanzigjährige Sitten und Umſtände in eine Haushaltung, wie eingefreſſen haben, faſt unaustilgbar ſeyen. —

Chriſtoph. Und dann? —

Fritz. Daß der alte Steffan übel gehandelt, ſeinem Tohni ſo viel Zutrauen zu geben. —

Chriſtoph. Was noch? —

Fritz. Daß du vergeſſen, wie er, als einſt ſeinem Augapfel die Zähne weh thaten, es ſo zu Herzen genommen, daß er ſo gar im Schlaf zuſammengefahren, und ausgerufen: O Abſolon! Abſolon! Mein Sohn! Abſolon! O! könnte ich für dich ſterben! —

Chriſtoph. Haſt recht! — Und noch? —

Fritz. Daß dieſer Sohn Iſraels ein garſtiger Geſell geworden. —

Chriſtoph. Was noch? —

Fritz. Daß ein ächtes, ganzes Arbeitsthier für Noth und Thränen, und Elend unempfindlich wird. —

Chriſtoph. Noch mehr? —

Fritz. Daß den Menſchen nichts ſo ſehr zu Boden ſchlägt und abſchwächt, als das Gefühl fehlgeſchlagner Kinder. —

Chriſtoph. Und endlich. —

Fritz. Daß es die größeſte Gotteslehre auf Erden: „der Herr wird das zerkleckte Rohr nicht zerbrechen, und den glimmenden Dachten nicht auslöſchen!“

Peſtalozzi's

ſämmtliche Schriften.

Dreizehnter Band.

Mit den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers aller
Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs
von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner Königl. Hoheit,
des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantons-
Regierungen der Eidgenoſſenſchaft

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1826.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Peſtalozzi's

Schwanengeſang.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1826.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Ich habe ſeit einem halben Jahrhundert mit unermüdeter Thätigkeit geſucht, die Mittel des Volksunterrichts, beſonders in ihren Anfangs-Punkten ſo viel mir möglich zu vereinfachen, und mein Scherflein dazu beyzutragen, dieſelben dem Gange, den die Natur in der Entfaltung und Ausbildung der Kräfte der Menſchennatur ſelbſt geht, näher zu bringen, und durch dieſe ganze Zeit mit glühendem Eifer für die Erzielung dieſes Endzwecks gearbeitet; aber freylich auch vieles ſehr ungeſchickt angegriffen und behandelt, und mir dadurch unendliche Leiden zugezogen; aber ſie auch mit ſtandhafter Geduld bis jetzt getragen, ohne jemals von der ernſten Beſtrebung nach meinem Ziele abzulaſſen. Bey dieſem Gange meines Lebens konnte ich nicht anders als auf der einen Seite über den Gegenſtand meiner Beſtrebungen wichtige Erfahrungen machen; anderſeits auch zu einigen Reſultaten gelangen, die den Freunden der Menſchheit und der Erziehung durchaus nicht gleichgültig ſeyn können. Ich bin nun achtzig Jahre alt, und in dieſem Alter hat jeder Menſch Unrecht, wenn er ſich nicht jeden Tag ſo viel als auf dem Todbette liegend anſieht. Ich habe das ſeit einiger Zeit mehr als je gefühlt. Ich wollte alſo nicht länger ſäumen, dem Publikum ſowohl über meine dießfälligen Erfahrungen als über ihre gelungenen und mißlungenen Reſultate noch vor meinem Abſterben eine, ſo viel mir möglich klare und beſtimmte Rechenſchaft zu geben. Ich gab meiner Schrift deshalb auch den Titel, den ſie trägt. Freunde der Menſchheit! Nehmet es dafür an, und fordert in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht nicht mehr von mir, als ich zu leiſten im

Stande bin. Mein Leben hat nichts Ganzes, nichts Vollendetes hervorgebracht; meine Schrift kann auch nichts Ganzes und nichts Vollendetes leiſten. Gönnet ihr, wie ſie iſt, Eure prüfende Aufmerkſamkeit und würdigt ſie in allem dem, was Ihr darin als der Menſchheit ſegenbringend erkennen werdet, Eurer menſchenfreundlichen Mitwirkung und einer Theilnahme, die der Gegenſtand ſelber, unabhängend von dem Werth meiner perſönlichen Beſtrebungen, verdient. Ich wünſche nichts ſo ſehr, als in allem dem, was irgend jemand beſſer als ich verſteht, widerlegt und die Menſchheit dadurch beſſer beholfen zu ſehen, als ich es zu thun vermochte. Ich weiß nicht ob es nothwendig iſt, noch beyzufügen, daß ein Menſch in meinem Alter ſich oft und gerne wiederholt, und wenn er ſich ſogar dem Tode nahe fühlt oder gar auf dem Todbette befindet, ſich in Gegenſtänden, die ihm noch vorzüglich am Herzen liegen, nicht genug wiederholen und nicht ſatt werden kann, davon zu reden, bis ſein Athem ihm ſelber ausgeht. Das nimmt ihm auch kein Menſch übel, ſondern man wird allgemein davon gerührt. Ich hoffe alſo in meinem Alter und in meiner Lage auch Verzeihung zu erhalten, wenn ich mich in dieſen Bogen zum Theil ſehr oft wiederholt zum Theil ſehr vieles vergeſſen habe, das eigentlich hieher gehörte und unter andern Umſtänden hieher gebracht worden wäre, und glaube jetzt nichts weiter ſagen zu müſſen, als, wer nähere und beſtimmtere Kunde von dem Gange meiner pädagogiſchen Verſuche, ſeit dem ich an der Spitze meiner Erziehungsanſtalten geſtanden, wünſcht, den muß ich bitten, die gleichzeitig mit dieſer Schrift herauskommende Geſchichte meiner dießfälligen Beſtrebungen zu leſen. **Peſtalozzi.**

Prüfet Alles, behaltet das Gute,

und

wenn etwas Beſſeres in euch ſelber gereift, ſo ſetzet es zu dem, was ich euch in dieſen Bogen in Wahrheit und Liebe zu geben verſuche, in Wahrheit und Liebe hinzu.

Die Idee der Elementarbildung, für deren theoretiſche und praktiſche Erheiterung ich den größten Theil meiner reifern Tage, mir ſelber in ihrem Umfange mehr und minder bewußt, verwendet, iſt nichts anders als die Idee der Naturgemäßheit in der Entfaltung und Ausbildung der Anlagen und Kräfte des Menſchengeſchlechts.

Aber auch nur von ferne das Weſen und den Umfang der Anſprüche der diesfälligen Naturgemäßheit zu ahnen, fragt ſich vor allem aus: *was iſt die Menſchennatur?* was iſt das eigentliche Weſen, was ſind die unterſcheidenden Merkmale der menſchlichen Natur, *als ſolcher?* Und ich darf mir keinen Augenblick vorſtellen, daß irgend eine von den Kräften und Anlagen, die ich mit den Thieren gemein habe, das ächte Fundament der Menſchennatur, als ſolcher, ſey. Ich darf nicht anders, ich muß annehmen, der Umfang der Anlagen und Kräfte, durch welche der Menſch ſich von allen Geſchöpfen der Erde, die nicht Menſch ſind, unterſcheidet, ſey das eigentliche Weſen der Menſchennatur. Ich muß annehmen, nicht mein vergängliches Fleiſch und Blut, nicht der thieriſche Sinn der menſchlichen Begierlichkeit, ſondern die Anlagen meines menſchlichen Herzens, meines menſchlichen Geiſtes und meiner menſchlichen Kunſtkraft ſeyen das, was das Menſchliche meiner Natur, oder welches eben ſo viel iſt, meine menſchliche Natur ſelber conſtituiren; woraus dann natürlich folgt: die Idee der Elementarbildung ſey als die Idee der naturgemäßen Entfaltung und Ausbildung der Kräfte und Anlagen des menſchlichen Herzens, des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Kunſt anzuſehn. Die Naturgemäßheit, welche dieſe Idee in den Entfaltungs- und Bildungsmitteln unſerer Kräfte und Anlagen anſpricht, fordert demnach eben ſo gewiß in ihrem ganzen Umfange die Unterordnung der Anſprüche unſrer thieriſchen Natur unter die höhern Anſprüche des innern, göttlichen Weſens der Anlagen und Kräfte unſers Herzens, unſers Geiſtes und unſerer Kunſt; das heißt im Weſen nichts anders als die Unterordnung unſers Fleiſches und unſers Bluts unter unſern Geiſt. Es folgt ferner daraus: der ganze Umfang der Kunſtmittel in der naturgemäßen Entfaltung der Kräfte und Anlagen unſers Geſchlechts ſetze, wo nicht eine deutliche

Erkenntniß, doch gewiß ein belebtes, inneres Gefühl von dem Gange, den die Natur in der Entfaltung und Ausbildung unſerer Kräfte ſelbſt geht, voraus. Dieſer Gang ruht auf ewigen, unabänderlichen Geſetzen, die im Weſen jeder einzelnen menſchlichen Kraft ſelbſt liegen und in jeder derſelben mit einem unauslöſchlichen Trieb zu ihrer Entfaltung verbunden ſind. Aller Naturgang unſrer Entfaltung geht weſentlich aus dieſen Trieben hervor. Der Menſch will alles, wozu er in ſich ſelbſt Kraft fühlt, und er muß, vermöge dieſer inwohnenden Triebe, das alles wollen.

Das Gefühl dieſer Kraft iſt der Ausdruck der ewigen, unauslöſchlichen und unabänderlichen Geſetze, die in ihrer menſchlichen Anlage dem Gange der Natur in ihrer Entfaltung zum Grunde liegen.

Dieſe Geſetze, die weſentlich aus der Eigenheit jeder einzelnen menſchlichen Anlage hervorgehn, ſind eben wie die Kräfte, denen dieſe Geſetze inwohnen, unter ſich weſentlich verſchieden; aber ſie gehen alle, eben wie die Kräfte, denen ſie inwohnen, aus der Einheit der Menſchennatur hervor, und ſind dadurch, bey aller ihrer Verſchiedenheit, innig und weſentlich unter einander verbunden und eigentlich nur durch die Harmonie und das Gleichgewicht, in dem ſie in unſerm Geſchlecht bey einander wohnen, für daſſelbe wahrhaft und allgemein naturgemäß und menſchlich bildend. Es iſt eine, ſich in allen Verhältniſſen bewährende Wahrheit, nur das, was den Menſchen in der Gemeinkraft der Menſchennatur, d. h. als Herz, Geiſt und Hand ergreift, nur das iſt für ihn wirklich, wahrhaft und naturgemäß bildend; alles, was ihn nicht alſo, alles, was ihn nicht in der Gemeinſchaft ſeines Weſens ergreift, ergreift ihn nicht naturgemäß und iſt für ihn, im ganzen Umfang des Wortes nicht menſchlich bildend. Was ihn nur einſeitig, d. i. in einer ſeiner Kräfte, ſey dieſe jetzt Herzens-, ſey ſie Geiſtes- oder Kunſtkraft, ergreift, untergräbt und ſtört das Gleichgewicht unſrer Kräfte und führt zur Unnatur in den Mitteln unſrer Bildung, deren Folge allgemeine Mißbildung und Verkünſtlung unſers Geſchlechts iſt. Ewig können durch die Mittel, welche die Gefühle meines Herzens zu erheben geeignet ſind, die Kräfte des menſchlichen Geiſts an ſich nicht gebildet, und ebenſo wenig können durch die Mittel, durch welche der menſchliche Geiſt naturgemäß gebildet wird, die Kräfte des menſchlichen Herzens an ſich naturgemäß und genugthuend veredelt werden.

Jede einſeitige Entfaltung einer unſrer Kräfte iſt keine wahre, keine naturgemäße, ſie iſt nur Scheinbildung, ſie iſt das tönende Erz und die klingende Schelle der Menſchenbildung und nicht die Menſchenbildung ſelber.

Die wahre, die naturgemäße Bildung führt durch ihr Weſen zum Streben nach Vollkommenheit, zum Streben nach Vollendung der menſchlichen Kräfte. Die Einſeitigkeit ihrer Bildung aber führt eben ſo durch ihr Weſen zur Untergrabung, zur Auflöſung und endlich zum Abſterben der Gemeinkraft der Menſchennatur, aus der dieſes Streben allein wahrhaft und naturgemäß hervorzugehn vermag. Die Einheit der Kräfte unſerer Natur iſt unſerm Geſchlecht als weſentliches Fundament aller menſchlichen Mittel zu unſerer Veredlung göttlich und ewig gegeben; und es iſt auch in dieſer Rückſicht ewig wahr: was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Thut er es in Rückſicht ſeiner Bildung, ſo macht er, nach welcher Richtung er es auch thue, Halbmenſchen aus uns, bey denen kein Heil weder zu ſuchen noch zu finden iſt.

Jedes einſeitige Uebergewicht in der Bildung unſerer Kräfte führt zum Selbſtbetrug grundloſer Anmaßungen, zur Mißkennung ſeiner Schwächen und Mängel und zur harten Beurtheilung aller derer, die nicht mit den irrthumsvollen Anſichten unſerer Einſeitigkeit übereinſtimmen. Das iſt bey Menſchen, die Herzens- und Glaubenshalber überſchnappen, eben ſo wahr als bey denen, die ihrer Geiſteskraft in liebloſer Selbſtſucht einen ähnlichen Spielraum der Unnatur und ihres Verderbens eröffnen. Alles einſeitige Uebergewicht einer einzelnen Kraft führt zur Aufgedunſenheit ihrer Anſprüche, die im Innern ihres Weſens lahm und todt iſt. Das iſt von der Liebe und vom Glauben eben ſo wahr als von der Denk-, Kunſt- und Berufskraft unſers Geſchlechts. Die innern Fundamente der häuslichen und bürgerlichen Segnungen ſind in ihrem Weſen Geiſt und Leben, und die äußern Fertigkeiten, deren Ausbildung das häusliche und bürgerliche Leben auch anſpricht, ſind ohne das innere Weſen der Fundamente ihres Segens unſerm Geſchlecht in Mittel der gefährlichſten Täuſchungen und Quellen der vielſeitigſten häuslichen und bürgerlichen Unbefriedigtheit und aller Leiden, Kränkungen und Verwilderungen, die ſie ihrer Natur nach zur Folge haben und haben müſſen.

Das Gleichgewicht der Kräfte, das die Idee der Elementarbildung ſo weſentlich fordert, ſetzt ihren Anſpruch an die naturgemäße Entfaltung einer jeden der einzelnen Grundkräfte unſrer Natur voraus. Jede derſelben entfaltet ſich nach ewigen, unveränderlichen Geſetzen, und ihre Entfaltung iſt nur in ſo weit naturgemäß, als ſie mit dieſen ewigen Geſetzen unſrer Natur ſelber in Uebereinſtimmung ſteht. In jedem Falle und in jeder Art, in der ſie mit dieſen Geſetzen in Widerſpruch kommt, iſt ſie natürlich und naturwidrig. Die Geſetze, die der naturgemäßen Entfaltung jeder einzelnen unſrer Kräfte zum Grunde liegen, ſind an ſich weſentlich verſchieden. Der menſchliche Geiſt bildet ſich durchaus nicht naturgemäß nach den Geſetzen, nach welchen das menſchliche Herz ſich zur reinſten Erhabenheit ſeiner Kraft emporhebt; und die Geſetze, nach welchen ſich unſre Sinne und Glieder naturgemäß ausbilden, ſind eben ſo weſentlich von denen verſchieden, die die Kräfte unſers Herzens und unſers Geiſtes naturgemäß auszubilden geeignet ſind.

Aber jede dieſer einzelnen Kräfte wird weſentlich *nur durch das einfache Mittel ihres Gebrauches* naturgemäß entfaltet.

Der Menſch entfaltet das Fundament ſeines ſittlichen Lebens, die Liebe und den Glauben, nur durch die

Thatſache der Liebe und des Glaubens ſelber naturgemäß.

Hinwieder, der Menſch entfaltet das Fundament ſeiner Geiſteskraft, ſeines Denkens, nur durch die Thatſache des Denkens ſelber naturgemäß.

Und ebenſo entfaltet er die äußern Fundamente ſeiner Kunſt- und Berufskräfte, ſeine Sinne, Organe und Glieder, nur durch die Thatſache ihres Gebrauches naturgemäß.

Auch wird der Menſch durch die Natur jeder dieſer Kräfte in ſich ſelbſt angetrieben, ſie zu gebrauchen. Das Auge will ſehen, das Ohr will hören, der Fuß will gehen und die Hand will greifen. Aber eben ſo will das Herz glauben und lieben. Der Geiſt will denken. Es liegt in jeder Anlage der Menſchennatur ein Trieb, ſich aus dem Zuſtande ihrer Unbelebtheit und Ungewandtheit zur ausgebildeten Kraft zu erheben, die unausgebildet nur als ein Keim der Kraft und nicht als die Kraft ſelbſt in uns liegt.

Aber ſo wie ſich beym Kinde, das noch nicht gehen kann, die Luſt zum Gehen augenblicklich mindert, wenn es bey ſeinen erſten Verſuchen auf die Naſe fällt, ſo mindert ſich die Luſt zum Glauben in ihm, wenn die Katze, gegen die es das Händchen ausſtreckt, es kratzt, und das Hündchen, das es anrühren will, es anbellt und ihm die Zähne zeigt. Hinwieder mindert ſich die Luſt, ſeine Denkkraft thatſächlich durch ihren Gebrauch zu entfalten, in ihm nothwendig, wenn die Mittel, durch die man es denken lehren will, ſeine Denkkraft nicht reizend anſprechen, ſondern mühſelig beläſtigen und eher einſchläfern und verwirren, als aufwecken und in Uebereinſtimmung unter ſich ſelbſt beleben. Der Gang der Natur in der Entfaltung der menſchlichen Kräfte iſt, ſich allein überlaſſen, langſam vom Sinnlich-Thieriſchen unſers Geſchlechts ausgehend und von ihm gehemmt. Wenn er ſich zur Entfaltung des Menſchlichen im Menſchen erheben ſoll, ſo ſetzt er einerſeits die Handbietung einer erleuchteten Liebe, deren Keim ſinnlich beſchränkt, inſtinktartig im Vater-, Mutter-, Bruder- und Schweſter-Sinn unſrer Natur, liegt, anderſeits die erleuchtete Benutzung der Kunſt, die ſich die Menſchheit durch Jahrtauſende von Erfahrungen erworben, voraus.

Die Idee der Elementarbildung iſt alſo näher beſtimmt nichts anders als das Reſultat der Beſtrebungen des Menſchengeſchlechts, dem Gange der Natur in der Entfaltung und Ausbildung unſerer Anlagen und Kräfte die Handbietung angedeihen zu laſſen, die ihm die erleuchtete Liebe, der gebildete Verſtand und der erleuchtete Kunſtſinn unſers Geſchlechts zu ertheilen vermag.

So heilig und göttlich der Gang der Natur in den Grundlagen zur Entfaltung unſers Geſchlechts iſt, ſo iſt er, ſich ſelbſt allein überlaſſen, urſprünglich nur thieriſch belebt. Es iſt die Sorge unſers Geſchlechts, es iſt das Ziel der Idee der Elementarbildung, es iſt das Ziel der Frömmigkeit und der Weisheit, ihn menſchlich und göttlich zu beleben.

Faſſen wir jetzt dieſen Geſichtspunkt in ſittlicher, geiſtiger, häuslicher und bürgerlicher Hinſicht näher ins Auge und fragen wir uns:

I. Wie entfaltet ſich das Fundament unſers ſittlichen Lebens, die Liebe und der Glaube, thatſächlich, wahrhaft naturgemäß in unſerm Geſchlecht? und wie werden die erſten Keime unſerer ſittlichen und religiöſen Anlagen durch den Einfluß menſchlicher Sorgfalt und menſchlicher Kunſt im Kinde von ſeiner Geburt an naturgemäß belebt, genährt und in ihrem Wachsthum alſo geſtärkt, daß die letzten höhern Reſultate der Sittlichkeit und Religioſität und ihr Segen als durch ſie menſchlich, aber wahrhaft und naturgemäß begründet und vorbereitet anzuſehen ſind? ſo finden wir, es iſt der geſicherte, ruhige Fortgenuß ſeiner phyſiſchen Bedürfniſſe, was die erſten Keime der ſittlichen Kräfte des Säuglings von ſeiner Geburt an naturgemäß belebt und entfaltet; es iſt die heilige Mutterſorge, es iſt die inſtinktartig in ihm belebte Aufmerkſamkeit auf augenblickliche Stillung jedes Bedürfniſſes, deſſen Nichtbefriedigung das Kind ſinnlich zu beunruhigen geeignet iſt, was wir bey ihm als die erſte, aber weſentlichſte Vorbereitung und Anbahnung des Zuſtandes anerkennen müſſen, in dem ſich die ſinnlichen Keime des Vertrauens gegen die Quelle dieſer Befriedigung und mit ihnen die erſten Keime der Liebe zu derſelben entfalten, und es iſt in der Belebung dieſer erſten, ſinnlichen Keime des Vertrauens und der Liebe, woraus auch die erſten, ſinnlichen Keime der Sittlichkeit und der Religioſität hervorgehen und ſich entfalten.

Darum iſt die Erhaltung der ſtillen Ruhe und Befriedigung im Säugekind und ihre Benutzung für die Belebung der noch ſchlafenden Keime der Gefühle, welche uns von allen Weſen der Schöpfung, die nicht Menſch ſind, unterſcheidet, für die Bildung zur Menſchlichkeit in der Erziehung unſers Geſchlechts von der äußerſten Wichtigkeit.

Jede Unruhe, die in dieſem Zeitpunkte das vegetirende Leben des Kindes ſtört, legt den Grund zur Belebung und Stärkung aller Reize und Anſprüche unſrer ſinnlichen, thieriſchen Natur und zur Abſchwächung aller weſentlichen Fundamente der naturgemäßen Entfaltung aller Anlagen und Kräfte, die das eigentliche Weſen der Menſchlichkeit ſelber conſtituiren.

Die erſte und lebendigſte Sorge für die Erhaltung dieſer Ruhe in der früheſten Epoche des kindlichen Lebens iſt von der Natur in das Herz der Mutter gelegt. Sie ſpricht ſich in unſerm Geſchlecht allgemein durch die, ihr inwohnende, Mutterkraft und Muttertreue aus. Der Mangel dieſer Kraft und dieſer Treue iſt mütterliche Unnatur; er iſt eine Folge des widernatürlichen Verderbens des Mutterherzens. Wo dieſes iſt, da iſt auch das wirkſame Daſeyn der Vaterkraft, das bildende Daſeyn des Bruder- und Schweſter-Sinnes und mit ihm der bildende Segen des häuslichen Lebens in ſeinem erſten, reinſten Belebungsmittel verlaſſen und dadurch untergraben. Dieſer gründet ſich in ſeinem Urſprung und in ſeinem Weſen auf das belebte Daſeyn der Mutterkraft und Muttertreue; und ſo wie die Sorge für die Ruhe des

Kindes in der erſten Epoche ſeines Lebens im *allgemeinen* nur beym Daſeyn dieſer Kraft und dieſer Treue denkbar iſt, ſo iſt die Erhaltung dieſer Kraft und dieſer Treue nur durch die Fortſetzung der naturgemäßen Ausbildung ſeiner ſittlichen Kraft denkbar.

Das Weſen der Menſchlichkeit entfaltet ſich nur in der Ruhe. Ohne ſie verliert die Liebe alle Kraft ihrer Wahrheit und ihres Segens. Die Unruhe iſt in ihrem Weſen das Kind ſinnlicher Leiden oder ſinnlicher Gelüſte; ſie iſt entweder das Kind der böſen Noth oder der noch böſern Selbſtſucht; in allen Fällen aber iſt ſie die Mutter der *Liebloſigkeit*, des *Unglaubens* und aller Folgen, die ihrer Natur nach aus Liebloſigkeit und Unglauben entſpringen.

So wichtig iſt die Sorge für die Ruhe des Kindes und der ſie ſichernden Mutterkraft und Muttertreue, ſo wie für die Verhütung aller *ſinnlichen Reize* zur Unruhe in dieſer Epoche.

Dieſe Reize gehen ſowohl aus Mangel liebevoller Sorgfalt für die Befriedigung wahrer ſinnlicher Bedürfniſſe, als aus Ueberfüllung mit unnützen, die thieriſche Selbſtſucht reizenden, ſinnlichen Genieſſungen hervor. Wo die Mutter dem, nach ihr ſchreyenden Wiegenkinde oft und unregelmäßig mangelt und das, im Gefühl des Bedürfniſſes, das ſie ſtillen ſollte, unbehaglich liegende Kind oft und viel ſo lange warten muß, bis dieſes Gefühl ihm Leiden, Noth und Schmerz wird, da iſt der Keim der böſen Unruhe und aller ihrer Folgen in ihm in einem hohen Grad entfaltet und belebt, und die alſo verſpätere Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe iſt dann nicht mehr geeignet, die heiligen Keime der Liebe und des Vertrauens gegen die Mutter, wie es ſollte, naturgemäß zu entfalten und zu beleben. Der erſte Keim der thieriſchen Verwilderung, die *böſe Unruhe*, tritt dann im Kind an die Stelle der durch Befriedigung zu erzeugenden Ruhe, in der ſich die Keime der Liebe und des Vertrauens allein naturgemäß entfalten.

Die, in den erſten Tagen belebte Unruhe des Wiegenkindes entfaltet dann ſo viel als nothwendig die erſten Keime der empörten Gefühle der ſinnlichen, phyſiſchen Selbſtkraft und ihre Neigung zur thieriſchen Gewaltthätigkeit und mit ihm die Hölle des unſittlichen, irreligiöſen, das innere, göttliche Weſen der Menſchlichkeit ſelber mißkennenden und verläugnenden Weltgeiſtes.

Das Kind, das aus Mangel an mütterlicher Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe durch ſeine Leiden innerlich empört wird, ſtürzt dann, wie ein hungriges und durſtiges Thier, an die Bruſt ſeiner Mutter, an die es ſich, ſein Bedürfniß nur leicht fühlend, menſchlich froh anlegen ſollte. Sey die Urſache davon was ſie wolle, wo dem Kind die zarte Hand und das lächelnde Auge der Mutter mangelt, da entfaltet ſich auch in ſeinem Auge und in ſeinem Munde das Lächeln und die Anmuth nicht, die ihm in ſeinem beruhigten Zuſtande ſo natürlich iſt. Dieſer erſte Zeuge des erwachenden Lebens der Menſchlichkeit mangelt im beunruhigten Kinde; im Gegentheil, es erſcheinen in ihm alle Zeichen der Unruhe und des Mißtrauens, welche die Entfaltung der Liebe und des

Glaubens gleichſam im erſten Entkeimen ſtocken machen, verwirren und das Kind ſo im Weſen ſeiner erſten Entfaltung zur Menſchlichkeit gefährden.

Aber auch das Ueberfüllen des Kindes mit ſinnlichen Genüſſen, für welche es im ruhigen, ſinnlich nicht unnatürlich gereizten Zuſtande kein Bedürfniß in ſich ſelbſt fühlt, untergräbt den Segen der heiligen Ruhe, in dem ſich die Keime der Liebe und des Vertrauens naturgemäß entfalten, und erzeugt hinwieder ebenſo den Unſegen der ſinnlichen Unruhe und der Folgen ihres Mißtrauens und ihrer Gewaltthätigkeit.

Die reiche Thörin, die, in welchem Stande ſie auch ſey, ihr Kind täglich mit ſinnlichen Genießungen überfüllt, bringt thieriſche Unnatur nach Geluſten in daſſelbe, die kein reales Fundament in den wirklichen Bedürfniſſen der Menſchennatur haben, ſondern vielmehr in ihren Folgen der ſoliden Befriedigung derſelben unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg zu legen geeignet ſind, indem ſie die Kräfte, deren es zur ſichern und ſelbſtſtändigen Befriedigung dieſer Bedürfniſſe durch ſein Leben unumgänglich bedarf, in ihm ſchon in der Wiege untergraben, verwirren und erlahmen machen und dadurch in ihm leicht und beynahe nothwendig zu einer unverſieglichen Quelle immer wachſender Unruhen, Sorgen, Leiden und Gewaltthätigkeiten ausarten. Die wahre mütterliche Sorge für die erſte, reine Belebung der Menſchlichkeit im Kind, aus der das höhere Weſen ſeiner Sittlichkeit und Religioſität, menſchlicherweiſe davon zu reden, hervorgeht, beſchränkt ſeine Sorgfalt auf die reelle Befriedigung ſeiner wahren Bedürfniſſe. Die erleuchtete und beſonnene Mutter lebt für ihr Kind im Dienſt ihrer Liebe, aber nicht im Dienſt ſeiner Laune und ſeiner thieriſch gereizten und belebten Selbſtſucht.

Die Naturgemäßheit der Sorgfalt, mit der ſie die Ruhe des Kindes befördert, iſt nicht geeignet, ſeine Sinnlichkeit zu reizen, ſondern nur ſeine ſinnlichen Bedürfniſſe zu befriedigen. Sie, die Naturgemäßheit der mütterlichen Sorgfalt, wenn ſie ſchon inſtinktartig in ihr belebt iſt, ſteht dennoch mit den Anſprüchen ihres Geiſtes und ihres Herzens in Harmonie; ſie iſt geiſtig und herzlich begründet, und inſtinktartig nur belebt, alſo durchaus nicht eine Folge des Unterliegens ihrer edlern, höhern Anlagen unter den ſinnlichen Gelüſten ihres Fleiſches und ihres Blutes; ſondern nur eine Mitwirkung ihres Fleiſches und ihres Blutes zum Reſultat der Beſtrebungen ihres Geiſtes und ihres Herzens.

Auf dieſer Bahn iſt es, daß der Einfluß der Mutterkraft und der Muttertreue bey ihrem Säuglinge die erſten Spuren der Liebe und des Glaubens naturgemäß entfaltet und zugleich den ſegensvollen Eindruck der Vaterkraft, des Bruder- und Schweſter-Sinnes vorzubereiten und zu begründen, und ſo allmälig den Sinn der Liebe und des Vertrauens über den ganzen Kreis des häuslichen Lebens auszudehnen geeignet iſt. Die ſinnliche Liebe und der ſinnliche Glaube an die Mutter erhebt ſich auf dieſer Bahn zu einer menſchlichen Liebe und zu einem menſchlichen Glauben. Von der Liebe zur Mutter ausgehend, ſpricht er ſich in der Liebe zum Vater und zu ſeinen Geſchwiſtern und im Glauben an ſie aus. Der Kreis der menſchlichen Liebe und des menſchlichen Glaubens des Kindes dehnt ſich immer mehr aus. Wen die Mutter liebt, den liebt ihr Kind auch. Wem die Mutter traut, dem traut es auch. Selber wenn die Mutter von einem fremden Manne, den es noch nie geſehen, ſagt: „er liebt dich, du mußt ihm „trauen, er iſt ein guter Mann, gib ihm dein Händchen;“ ſo lächelt es ihn an und gibt ihm gerne das Händchen ſeiner Unſchuld. So hinwieder, wenn ſie zu ihm ſagt: „du „haſt einen Großvater in fernen Landen, dem du lieb biſt,“ ſo glaubt es an ſeine Liebe; es redet gerne mit der Mutter vom Großvater, glaubt an ſeine Liebe und hofft auf ſein Erbe. Und ebenſo wenn ſie zu ihm ſagt: „ich habe einen Vater im Himmel, von dem alles Gute kommt, das du und ich beſitzen,“ ſo glaubt das Kind auf das Wort ſeiner Mutter an ihren Vater im Himmel. Und wenn ſie als Chriſtin zu ihm betet und in der Bibel lieſt und an den Geiſt der Liebe, der in ſeinem Wort herrſcht, glaubt und von ihm belebt iſt, ſo betet das Kind mit ſeiner Mutter gerne zu ihrem Vater im Himmel, glaubt an das Wort ſeiner Liebe, deſſen Geiſt es im Thun und Laſſen ſeiner Mutter ſchon in ſeiner ſinnlichen Unmündigkeit erkennen lernt. So iſt es, daß das Kind des Menſchen an der Hand ſeiner Mutter ſich naturgemäß vom ſinnlichen Glauben und von der ſinnlichen Liebe zur menſchlichen Liebe und zum menſchlichen Glauben und von dieſen zum reinen Sinn des wahren chriſtlichen Glaubens und der wahren chriſtlichen Liebe erhebt. Und dieſe Bahn iſt es auch, in welcher die Idee der Elementarbildung das ſittliche und religiöſe Leben des Kindes von der Wiege auf menſchlich zu begründen, zum Ziel ihrer Beſtrebungen zu machen ſucht.

Ich ſchreite weiter und frage mich:

II. Wie entfalten ſich die Fundamente des geiſtigen Lebens des Menſchen, die Fundamente ſeiner Denkkraft, ſeiner Ueberlegung und ſeines Forſchens und Urtheilens naturgemäß in unſerm Geſchlechte? Wir finden, die Bildung unſrer Denkkraft geht von dem Eindruck aus, den die Anſchauung aller Gegenſtände auf uns macht und die, indem ſie unſre innern oder äußern Sinne berühren, den, unſrer Geiſteskraft weſentlich inwohnenden Trieb, ſich ſelber zu entfalten, anregen und beleben.

Dieſe, durch den Selbſttrieb der Denkkraft belebte Anſchauung führt ihrer Natur nach vor allem aus zum Bewußtſeyn des Eindrucks, den die Gegenſtände der Anſchauung auf uns gemacht haben, und mithin zur ſinnlichen Erkenntniß derſelben. Sie erzeugt dadurch nothwendig das Gefühl des Bedürfniſſes von Ausdrücken, die die Eindrücke unſrer Anſchauung auf uns gemacht haben; und vor allem aus das Gefühl des Bedürfniſſes der Mimik, zugleich, aber noch weit mehr und weit menſchlicher das Gefühl des Bedürfniſſes der Sprachkraft, deren Entfaltung den diesfälligen Gebrauch der Mimik ſogleich überflüſſig macht.

Dieſe, der Ausbildung der Denkkraft weſentliche Sprachkraft unſers Geſchlechts iſt hauptſächlich als eine Dienſtkraft der Menſchennatur, um uns die durch Anſchauung erworbenen Kenntniſſe fruchtbar und allgemein zu machen, anzuſehen. Sie bildet ſich auch von Anfang an nur im feſten Zuſammenhang mit dem Wachsthum und der Ausdehnung der menſchlichen Anſchauungserkenntniſſe naturgemäß aus; und dieſe gehen ihr auch allgemein vor. Das menſchliche Geſchlecht kann über nichts naturgemäß reden, das es nicht erkannt hat. Es kann über nichts auf eine andere Weiſe reden, als wie es daſſelbe erkannt hat. Was es oberflächlich erkannt, davon redet es oberflächlich; was es unrichtig erkannt, davon redet es auch unrichtig, und was diesfalls von Anfang wahr war, das iſt es auch jetzt noch.

Die *Naturgemäßheit* der Erlernung der Mutterſprache und jeder andern Sprache iſt an die, durch Anſchauung erworbene Erkenntniß gebunden, und der naturgemäße Gang der Kunſt in der Erlernung von beyden muß mit dem Gange der Natur, nach welchem die Eindrücke unſrer Anſchauungen in Erkenntniſſe hinübergehen, weſentlich in Uebereinſtimmung ſtehen. Faſſen wir dieſen Geſichtspunkt in Rückſicht auf die Erlernung der Mutterſprache ins Auge, ſo finden wir: wie alles unterſchieden und weſentlich Menſchliche ſich nur langſam aus dem Thieriſchen unſrer ſinnlichen Natur, aus dem es hervortritt, ſtufenweiſe entfaltet, ſo bildet ſich auch die Mutterſprache, ſowohl in Rückſicht auf das Sprachorgan als auf die Erkenntniß der Sprache ſelber, in langſamen Stufenfolgen. Das Mutterkind kann ſo lange nicht reden, bis ſeine Sprachorgane gebildet ſind. Es kennt aber auch anfänglich ſo viel als gar nichts und kann alſo über gar nichts reden *wollen*. Sein Wille und ſeine Kraft zum Reden bildet ſich nur nach Maßgabe der Erkenntniß, die es allmälig durch die Anſchauung gewinnt. Die Natur kennt keinen andern Weg, das unmündige Kind reden zu lehren, und die Kunſt muß in ihrer Nachhülfe zum nämlichen Ziele mit ihm eben dieſen langſamen Weg gehen, aber ihm auch mit allen Reizen, die ſowohl die Erſcheinung der Gegenſtände in den Umgebungen des Kindes als in dem Eindruck des Klanges in der Verſchiedenheit der Töne, deren die Sprachorgane fähig ſind, auf daſſelbe haben, zu begleiten und zu befördern ſuchen. Um das Kind reden zu lehren, muß die Mutter die Natur ſelber mit allen Reizen, die das Hören, Sehen und Fühlen ꝛc. auf ſeine Organe hat, auf daſſelbe einwirken machen. So wie das Bewußtſeyn deſſen, was es ſieht, hört, fühlt, riecht und ſchmeckt, in ihm belebt iſt, ſo wird auch ſein Wille, Ausdrücke für dieſe Eindrücke zu kennen und ſie brauchen zu können, d. h. ſein Wille, darüber reden zu lernen, ſich in ihm immer ſtärker ausſprechen, und ſeine Kraft, es zu können, ſich bey ihm ausdehnen. Auch den Reiz der Töne muß die Mutter zu dieſem Zwecke benutzen. Wenn und in ſoweit es ihr daran liegt, ihr Kind geſchwind reden zu lehren, muß ſie ihm die Sprachtöne bald laut, bald leiſe, bald ſingend, bald lachend u. ſ. w., immer wechſelnd mit lebendiger Munterkeit und ſo vor die Ohren bringen, daß es die Luſt, ſie ihr nachzulallen, nothwendig in ſich ſelbſt fühlen muß; und ebenſo muß ſie ihre Worte mit dem Eindruck der Gegenſtände, deren Namen ſie dem Kind ins Gedächtniß bringen will, begleiten. Sie muß ihm dieſe Gegenſtände in den wichtigſten Verhältniſſen und in den verſchiedenſten und belebendſten Lagen vor die Sinne bringen und vor den Sinnen feſthalten, und in der Einübung der Ausdrücke derſelben nur in dem Grad vorſchreiten, in welchem ihr Eindruck durch die Anſchauung im Kinde ſelber gereift iſt. Die Kunſt oder vielmehr die erleuchtete Mutterſorge und Muttertreue kann die Langſamkeit dieſes Naturganges in der Erlernung der Mutterſprache vergeſchwindern und beleben, und es iſt eine Aufgabe der Elementarbildung, die Mittel dieſer Vergeſchwinderung und Belebung zu erforſchen und den Müttern mit Klarheit und Beſtimmtheit in Reihenfolgen geordneter Uebungen vor die Augen zu legen, die dieſes zu erzielen geeignet ſind. So wie die Kunſt dieſes thut, wird ſich ganz gewiß das Herz der Mutter für dieſe Mittel offen und bereiter finden, ſie mit inniger Liebe zu ergreifen und für ihr Kind zu benutzen.

Die naturgemäße Erlernung jeder andern als der Mutterſprache geht dieſen langſamen Gang gar nicht. Das Kind, das eine fremde, ſey es eine alte oder eine neue, Sprache lernt, hat

1) ſchon gewandte Sprachorgane. Es hat bey jeder fremden Sprache nur einige wenige, dieſer Sprache eigene Töne ſeinen, an ſich im allgemeinen ſchon kraftvollen Sprachorganen einzuüben.

2) Sind in dem Alter, in dem ein Kind fremde, neue oder alte Sprachen lernt, Millionen Erkenntniſſe durch die Anſchauung auf eine Weiſe in ihm zum gereiften Bewußtſeyn gelangt, daß es ſie in der Mutterſprache mit

der höchſten Beſtimmtheit auszudrücken im Stande iſt. Daher denn auch die Erlernung jeder neuen Sprache in ihrem Weſen für daſſelbe nichts anders iſt, als die Erlernung, Töne, deren Bedeutung ihm in der Mutterſprache bekannt iſt, in Töne, die ihm noch nicht bekannt ſind, zu umwandeln. Die Kunſt, dieſe Umwandlung durch mnemoniſche Mittel zu erleichtern und in pſychologiſch geordnete Reihenfolgen von Uebungen zu bringen, welche die Verdeutlichung und Erheiterung der Begriffe, deren wörtliche Erkenntniß dem Kind mnemoniſch erleichtert wird, naturgemäß und nothwendig zu ihrer Folge haben muß, iſt hinwieder als eine der weſentlichſten Aufgaben der Idee der Elementarbildung anzuſehen. Das Bedürfniß einer pſychologiſchen Begründung der Anfangspunkte der Sprachlehre wird allgemein gefühlt, und ich glaube bey meinen ſchon vor einem halben Jahrhundert begonnenen und ununterbrochen betriebenen Verſuchen, den Volksunterricht in ſeinen Anfangspunkten zu vereinfachen, zu einigen naturgemäßen, dießfalls fruchtbaren Mitteln, dieſes wichtige Ziel zu erreichen, gekommen zu ſeyn. Um aber den Faden meiner Darlegung der Idee der Elementarbildung nicht aus den Händen zu verlieren, kehre ich zum Geſichtspunkt zurück, daß die von der Anſchauung ausgehende Geiſtesbildung in der naturgemäßen Sprachlehre ihren erſten Kunſtbehelf ſuchen muß. Dieſer Behelf geht, als zur Verdeutlichung der Erkenntniſſe dienend, aus der Anſchauung hervor. Die Geiſtesbildung aber erfordert ihrer Natur nach weiter führende Fundamente. Sie fordert Kunſtmittel zur naturgemäßen Entfaltung der

Kräfte, die durch die Anſchauung erkannten und in ſich zum klaren Bewußtſeyn gebrachten Gegenſtände ſelbſtſtändig zuſammenzuſtellen, zu trennen und zu vergleichen, und dadurch die Anlage, über ſie, über ihr Weſen und über ihre Beſchaffenheit richtig zu urtheilen, zur wirklichen Denkkraft zu erheben.

Die Geiſtesbildung und die von ihr abhängende Cultur unſers Geſchlechts fordert fortdauernde Ausbildung der logiſchen Kunſtmittel zur naturgemäßen Entfaltung unſrer Denk-, Forſchungs- und Urtheilskräfte, zu deren Erkenntniß und Benutzung ſich das Menſchengeſchlecht ſeit Jahrtauſenden erhoben. Dieſe Mittel gehen in ihrem Weſen und Umfange aus der uns inwohnenden Kraft hervor, die durch die Anſchauung zum klaren Bewußtſeyn gekommenen Gegenſtände in uns ſelbſt frey und ſelbſtſtändig zuſammenzuſtellen, zu trennen und zu vergleichen, d. h. logiſch ins Auge zu faſſen und zu bearbeiten und uns dadurch zur gebildeten menſchlichen Urtheilskraft zu erheben.

Dieſe Mittel der Kunſt, das Denkvermögen unſers Geſchlechts zur gebildeten Urtheilskraft zu erheben, ſie in ihrem Weſen zu erforſchen und zur allgemeinen Brauchbarkeit und Anwendbarkeit auszuarbeiten, iſt hinwieder eine der weſentlichſten Beſtrebungen der Idee der Elementarbildung. Und da die Kraft, durch die Anſchauung deutlich erkannte Gegenſtände logiſch zu bearbeiten, offenbar in der gebildeten Kraft zu zählen und zu meſſen ihre erſte, naturgemäßeſte Anregung und Belebung findet, ſo iſt klar, daß in der vereinfachten Bearbeitung der Zahl-

und *Formlehre* das vorzüglichſte Mittel zu dieſem wichtigen Zweck der Menſchenbildung geſucht und anerkannt werden muß und warum die Idee der Elementarbildung die pſychologiſch bearbeitete und vereinfachte Zahl- und Formlehre, in Verbindung mit der ebenſo vereinfachten Sprachlehre, gemeinſam als das tiefſte, einwirkendſte, allgemeine Fundament der naturgemäßen Kunſtausbildung der menſchlichen Denkkraft anerkennt und anſpricht.

In Rückſicht auf die elementariſch zu bearbeitende Zahl- und Formlehre iſt der Eindruck merkwürdig, den unſre erſten Verſuche darüber ſchon in Burgdorf *auffallend allgemein* machten. Noch merkwürdiger aber iſt, wie unwiderſprechlich die ſpätern Reſultate dieſer in Burgdorf höchſt einſeitig begonnenen und ſpäter in einen ſo tödtlich ſterbenden Zuſtand verſunkenen Verſuche es *allein möglich machten*, daß meine, ſo lange in ſich ſelbſt zerrüttete, *ganze Reihen von Jahren in offenem Aufruhr* um ihre Erhaltung kämpfende und am Rande ihres Abgrunds geſtandene Anſtalt ſich bis auf dieſe Stunde zu erhalten vermochte *) und gegenwärtig, bey der immer wachſenden Abſchwächung und beynahe vollkommenen Zernichtung aller ihrer äußern Mittel in der

---

*) *Anmerkung.* Dieſe Stelle iſt vor mehr als zwey Jahren geſchrieben worden und als der Ausdruck meiner damals noch in mir belebten Hoffnung, meine Anſtalt in Iferten, mitten durch alle Schwierigkeiten, durch die ſie ſich durchzukämpfen ſuchte, erhalten zu können, anzuſehen. Ich will ſie nicht durchſtreichen; aber ich muß, um allen Mißverſtand zu verhüten, ihr dieſe Anmerkung beyfügen.

Errichtung einer Anſtalt von Erziehern und Erzieherinnen, mitten im Anſchein ihres nahen Erlöſchens, noch einen hohen Funken innerer Lebenskraft zeigt, deſſen bedeutende Erſcheinung die Hoffnung ihrer Errettung auch jetzo nicht ganz in mir auszulöſchen vermag.

III. Wenn wir uns drittens fragen: Wie entfalten ſich die Fundamente der Kunſt, aus denen alle Mittel, die Produkte des menſchlichen Geiſtes äußerlich darzuſtellen und den Trieben des menſchlichen Herzens äußerlich Erfolg und Wirkſamkeit zu verſchaffen, hervorgehen und durch welche alle Fertigkeiten, deren das häusliche und bürgerliche Leben bedarf, gebildet werden müſſen? ſo ſehen wir ſogleich, dieſe Fundamente ſind innerlich und äußerlich, ſie ſind geiſtig und phyſiſch; aber wir ſehen auch eben ſowohl, daß das innere Weſen der Ausbildung aller Kunſt- und Berufskräfte in der Ausbildung der geiſtigen Kraft der Menſchennatur, in der Ausbildung ſeiner Denk- und ſeiner Urtheilskraft, die in ihrem Weſen von der naturgemäßen Ausbildung ſeiner Anſchauungskraft ausgeht, beſteht. Wir können die Wahrheit nicht verkennen, daß wer zum Rechnen und Meſſen und dem dießfalls beywohnenden Zeichnen wohl, d. h. naturgemäß und genugthuend angeführt iſt, die innern, weſentlichen Fundamente aller Kunſt und aller Kunſtfertigkeit in ſich ſelbſt trägt, und daß er nur noch die äußern Kräfte ſeiner Sinne und Glieder in Uebereinſtimmung mit ſeiner innerlich entfalteten Kunſtkraft für den beſtimmten Zweck der Fertigkeiten derjenigen Kunſt, die er erlernen will, mechaniſch auszubilden nothwendig hat.

So wie die elementariſch bearbeitete Zahl- und Formlehre ihrer Natur nach als die eigentliche Gymnaſtik der geiſtigen Kunſtkraft angeſehen werden muß, ſo müſſen hingegen die mechaniſchen Uebungen der Sinne und der Glieder, die zur Ausbildung der äußern Kunſtfertigkeiten nothwendig ſind, als die phyſiſche Gymnaſtik der Kunſtkraft angeſehen und erkannt werden.

Die elementariſche Ausbildung der Kunſtkraft, wovon die Berufskraft nur als eine ſpecielle, auf den Stand und das Verhältniß eines jeden Individuums paſſende Anwendung dieſer Kraft angeſehen werden muß, ruht alſo auf zwey in ihrem Weſen verſchiedenen Fundamenten, und ihre naturgemäßen Mittel gehen aus der Belebung und Ausbildung zweyer, von einander verſchiedener Grundkräfte, der geiſtigen und der phyſiſchen, hervor, werden aber auch nur durch die gemeinſame und mit ihnen verbundene Belebung und Ausbildung der drey Grundkräfte der Cultur unſers Geſchlechts Mittel der wahren, menſchlichen Bildung, oder welches eben ſo viel iſt, wirkliche und naturgemäße Bildungsmittel des Eigenthümlichen der Menſchlichkeit, das in unſrer Natur liegt. Ich habe das Weſen der elementariſchen Ausbildung dieſer Mittel in ihren ſittlichen und geiſtigen Fundamenten berührt; ich berühre es noch in ihrem phyſiſchen. Wie der weſentliche Reiz der Ausbildung unſrer ſittlichen und geiſtigen Kräfte in ihrem Naturtrieb, ſich ſelber zu entfalten, ſelbſt liegt, ſo liegen die weſentlichen Reize zur naturgemäßen Ausbildung der Kunſtkraft, auch in phyſiſcher Hinſicht, in dem Selbſttrieb dieſer Kräfte, ſich ſelber zu entfalten, der auch in dieſer Hinſicht im Weſen unſrer Sinne, Organe und Glieder liegt, und geiſtig und phyſiſch belebt uns die Neigung zur Anwendung dieſer Kräfte ſo viel als nothwendig macht. Von Seite dieſer Belebung hat die Kunſt eigentlich wenig zu thun. Der phyſiſche Antrieb, Sinne und Glieder zu gebrauchen, iſt weſentlich thieriſch und inſtinktartig belebt. Die Unterordnung ſeiner inſtinktartigen Belebung unter die Geſetze der ſittlichen und geiſtigen Fundamente der Kunſt iſt das, was die elementariſche Beſtrebung zur naturgemäßen Entfaltung unſrer dießfälligen Kraft eigentlich zu thun hat, und hierin wird ſie vorzüglich von der Gewaltskraft, die in den Umſtänden und Verhältniſſen eines jeden Individuums und in dem Einfluß des häuslichen Lebens, in dem ſich dieſe Gewaltskraft in ſittlicher, geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht im Umfang ihrer Mittel concentrirt, unterſtützt und belebt. Die ſorgfältige und weiſe Benutzung der Bildungsmittel des häuslichen Lebens iſt alſo in phyſiſcher Hinſicht ſo wichtig, als ſie es in ſittlicher und geiſtiger Hinſicht auch iſt. Die Ungleichheit dieſer Mittel wird durch die Verſchiedenheit der Lagen und Verhältniſſe des häuslichen Lebens, in welchem ſich jedes Individuum perſönlich befindet, beſtimmt; aber mitten im Wirrwar der Verſchiedenheit der Bildungsmittel zur Anwendung der Grundkräfte unſrer Natur iſt das Weſen der Entfaltung dieſer Mittel in phyſiſcher, eben wie in ſittlicher und geiſtiger Hinſicht ewigen und unveränderlichen Geſetzen unterworfen, folglich allenthalben ſich ſelbſt gleich. Es geht in der Bildung des Kindes von der

Aufmerkſamkeit auf die Richtigkeit jeder Kunſtform zur Kraft in der Darſtellung derſelben, von dieſer zum Beſtreben, jede in Rückſicht auf Richtigkeit und Kraft wohl eingeübte Form mit Leichtigkeit und Zartheit darzuſtellen, hinüber, und von der eingeübten Richtigkeit, Kraft und Zartheit derſelben ſchreitet es zur Freiheit und Selbſtſtändigkeit in der Darſtellung ſeiner Formen und Fertigkeiten empor. Das iſt der Gang, den die Natur in der Ausbildung unſers Geſchlechts zur Kunſt allgemein geht und allgemein gehen muß; und indem ſie in der Stufenfolge ihrer Bildungsmittel dem Zöglinge die Fertigkeit in der Richtigkeit, Kraft und Zartheit bis auf einen gewiſſen, gegenſeitig gleichförmigen Grad der Vollendung einzeln einübt, kommt ſie auch dahin, daß die Reſultate dieſer einzelnen Uebungen unter ſich in Uebereinſtimmung und Harmonie gelangen und dadurch ſich zu einer Gemeinkraft der Kunſt erheben, ohne welche der Menſch weder ſich ſelbſt durch die Kunſt veredeln, noch ſelber zu einem ſoliden, in ihm ſelbſt wahrhaft begründeten Streben nach der Vollkommenheit irgend einer wirklichen Kunſt zu gelangen vermag.

Dieſer naturgemäße Gang der Entfaltung der mechaniſchen Fundamente der Kunſtkraft iſt mit dem Gange der Natur in der Entfaltung der innern, geiſtigen Fundamente derſelben in vollkommener Uebereinſtimmung, und bahnt ihr überhaupt den naturgemäßen Weg, mit den Fundamenten der Herzens- und Geiſtes-Bildung in Harmonie zu gelangen und ſo die naturgemäßen Bildungsmittel der Liebe und des Glaubens mit den naturgemäßen Bildungsmitteln der Kunſtkraft (eben wie dieſes auch in Rückſicht auf diejenigen der Denkkraft der Fall iſt) zu vereinigen, ohne welche das Gleichgewicht unſrer Kräfte, dieſes hohe Zeugniß der aus der Einheit unſers Weſens hervorgehenden Gemeinkraft unſrer Natur im Allgemeinen in ihren erſten Begründungsmitteln nicht einmal denkbar, viel weniger erreichbar iſt.

Ich faſſe dieſes hohe Zeugniß der wahrhaft entfalteten Gemeinkraft unſrer Natur, das Gleichgewicht der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Kräfte unſers Geſchlechts, oder welches eben ſo viel iſt, das Gleichgewicht unſrer Herzens-, Geiſtes- und Kunſtkräfte, noch einen Augenblick von einer ſeiner weſentlichſten Seiten näher ins Auge.

Wenn es auch wahr und unwiderſprechlich iſt, daß jedes Uebergewicht einer einzelnen unſrer Kräfte über die andere den Segen der Gemeinkraft, der aus der Uebereinſtimmung von allen allein zu entſpringen vermag, ſtört und entkräftet; ſo iſt zwar gleich wahr, daß das Uebergewicht der ſinnlichen Reize und der ſinnlichen Neigung zur Belebung der Kräfte des Herzens, der Liebe und des Glaubens, bey großer Schwäche und bey großer Verwirrung der Denk- und der Thatkraft noch mit einem ernſten Streben nach göttlicher und menſchlicher Handbietung zur Stärkung einer frommen, liebenden und gläubigen Seele begleitet ſeyn kann. Ein ſolcher Menſch, bey dem das Gleichgewicht der Kräfte von dieſer Seite verloren gegangen, kann aber bey allem ſeinem ernſtgemeynten Streben nach Stärkung ſeiner, ihm mangelnden Geiſteskräfte und bey allem ſeinem kraft- und fundamentloſen Hinſtreben nach Erkenntniß der Wahrheit, in ſeinen träumeriſchen Verirrungen ſich immer mehr vertiefen und zur wirklichen Erkenntniß der Wahrheit und des Rechts und zur Ausübung aller Pflichten, die dieſe Erkenntniß anſprechen und vorausſetzen, dennoch in einem hohen Grade unfähig werden; er kann ſogar durch die, wenn auch noch ſo ſehr urſprünglich aus redlichem Herzen hervorgegangene Gewaltſamkeit ſeines Fühlens, Denkens und Handelns, mit der er auf der einen Seite unnatürlich nach dem ſtrebt, was er auf der andern Seite um der Schwäche und der Täuſchung willen, unter denen er es beſitzt, in ſich ſelber mißkennt und verachtet, das innere, wahre, heilige und göttliche Weſen ſeiner Liebe und ſeines Glaubens in ſich ſelber abſchwächen und dadurch in einen Zuſtand der Ohnmacht und in Widerſpruch ſeiner ſelbſt mit ſich ſelbſt gerathen, der in einem äußerſten Grad bedauernswürdig und menſchlicherweiſe davon zu reden, unheilbar werden kann. Doch, Gott iſt in den Schwachen mächtig. Wer Ihn und durch Ihn göttliche und menſchliche Handbietung zur Stärkung der ihm mangelnden Kräfte ſucht, der hat die innere Fähigkeit zur Belebung, Stärkung und Wiederherſtellung derſelben nicht in dem Grad verloren und kann ſie niemal *in dem Grad verlieren*, wie dieſes bey Menſchen, denen bey aller Schwäche einiger ihrer weſentlichen Kräfte der heilige Trieb, Handbietung zur Stärkung derſelben im frommen Glauben an Gott und in reiner Liebe zu ihren Mitmenſchen zu ſuchen, mangelt, vielſeitig und ſehr leicht der

Fall iſt. Sie, die thieriſche Befriedigung im Genuſſe der ſinnlichen Folgen überwägender Geiſtes-, Kunſt- und Berufs-Kräfte, führt durch ihr Weſen dahin, das Gefühl des Mangels von Liebe und Glauben und mit ihm das Streben, dieſes Gleichgewicht der Kräfte durch Stärkung der Liebe und des Glaubens in ſich ſelber wieder herzuſtellen, im Innerſten der Menſchennatur auf eine Weiſe zu erſticken, die ſeine Wiederherſtellung, menſchlicherweiſe davon zu reden, ſo viel als unmöglich macht. Die diesfällige Zerſtörung des Gleichgewichts der Kräfte führt in ihren äußerſten Folgen einen Zuſtand der Verſtockung herbey, der bey allen Schwachheitsverirrungen der geiſtloſeſten Liebe und des kraft- und thatenloſeſten Glaubens nicht denkbar iſt.

Die Frömmigkeit, der Glaube und die Liebe, ſtrebt bey aller Schwäche und Verirrung nach Ruhe. Die Geiſtes-, Kunſt- und Berufs-Kraft iſt ohne Glauben und ohne Liebe eine unverſiegliche Quelle der thieriſchen Unruhe, die der naturgemäßen Entfaltung der menſchlichen Kräfte weſentlich ans Herz greift.

So gewiß es aber iſt, daß die, zur gänzlichen Unfähigkeit des ernſten, wahren Strebens nach Stärkung ſchwacher und Wiederherſtellung verlorner Kräfte hinführende Verſtockung, zu welcher der Hochmuth geiſtiger und der Uebermuth phyſiſcher Kräfte ſo leicht und ſo vielſeitig hinführt, bey der Frömmigkeit, bey der Liebe und beym Glauben, auch bey ſehr großem Mangel der Geiſteskräfte und bey ſehr großer phyſiſcher Unbehülflichkeit nicht die gleichen Reize hat und nicht leicht ſtatt findet, ſo iſt dieſes doch nur in dem Fall wahr und ſicher, wenn man dieſe Art ſchwacher und einſeitiger Menſchen individualiter ins Auge faßt. Sobald ſie als Maſſa, als Corps, als Orden, als Clique, als Secte zuſammenſtehn und alſo auftreten, geht auch bey den einzelnen Gliedern dieſer Verhältniſſe das Gefühl ihrer individuellen Schwäche, das den Fundamenten der wahren Liebe und des wahren Glaubens ſo weſentlich und dem reinen Streben nach Stärkung mangelnder und nach Wiederherſtellung verlorner Kräfte ſo nothwendig iſt, auch in ihnen verloren. Auch ſie fühlen ſich als Maſſa, als ſinnliche menſchliche, d. i. als thieriſche Kraft belebt, geiſtig und bürgerlich ſtärker als ſie ſind, und der Widerſpruch des frommen Gefühls ihrer Schwäche mit dem belebten Gefühl ihrer Maſſakraft und ihrer Maſſaanſprüche erzeugt auch bey ihnen eine Gemüthsſtimmung, die ſie individualiter in ihrer Schwäche gar leicht zu einem innerlich belebten, heuchleriſchen Selbſtbetrug hinführt, der ſie ſtolz auf ihre Maſſakraft und leidenſchaftlich, feindſelig und verläumderiſch gegen alle Menſchen macht, deren Meinungen und Urtheile nicht mit den Meinungen und Urtheilen, die ſie als Maſſa und als Sekte vereinigen, übereinſtimmen, wodurch ſich die wahre Kraft und der ſtille fromme Sinn nach Stärkung ihnen individualiter mangelnder und nach Wiederherſtellung in ihnen verlorner Kräfte nicht blos abſchwächt, ſondern noch dahin wirkt, die rohen Gefühle ſtolzer Anmaßung und den harten Sinn gewaltthätiger Handlungen in ihnen zu erzeugen, aus dem auch die Verſtockung der Weltkinder, die zur gänzlichen Unfähigkeit des reinen, wahren Strebens nach Stärkung abgeſchwächter und nach Wiederherſtellung verlorner Kräfte hinführt, hervorgeht. Der Esprit du corps geht in religiöſer, wie in bürgerlicher Hinſicht nicht aus dem Sinn des Geiſtes, er geht aus dem Sinn des Fleiſches hervor, und ſpricht ſich in ſeinen endlichen Reſultaten mit den einſeitig belebten Reſultaten überwiegender geiſtiger oder phyſiſcher Kräfte ganz gleich aus. So wichtig iſt der Einfluß der Idee der Elementarbildung auf die Bildung des Gleichgewichts der menſchlichen Kräfte auch in religiöſer Hinſicht.

Ich gehe weiter und faſſe jezt die Idee der Elementarbildung in Rückſicht auf den ganzen Umfang der Anſprüche ihrer Unterrichtsmittel ins Auge. Ihre Naturgemäßheit fordert allgemein die höchſte Vereinfachung ihrer Mittel, und es iſt beſtimmt von dieſem Geſichtspunkt, wovon der Urſprung aller meiner pädagogiſchen Lebensbeſtrebungen weſentlich ausgieng. Ich wollte und ſuchte im Anfange dieſer Beſtrebungen durchaus nichts anders, als die gewohnten und allgemeinen Unterrichtsmittel des Volks im höchſten Grad zu vereinfachen und dadurch ihre Ausübung, ihren Gebrauch, den Wohnſtuben des Volks allgemein näher zu bringen. Dieſe Anſicht führte natürlicherweiſe zu Organiſirung von Reihenfolgen von Unterrichtsmitteln, die in allen Fächern des Kennens und Könnens des Menſchengeſchlechts von höchſt einfachen Anfangspunkten ausgehend, in lückenloſen Stufenfolgen vom Leichtern zum Schwerern hinführen, mit dem Wachsthum der Kräfte der Zöglinge gleichen Schritt haltend, immer belebend und nie ermattend und erſchöpfend aus ihm ſelbſt hervorgehen und auf ihn einwirken. Die Möglichkeit einer unverwirrten, rein pſychologiſchen Ausführung dieſes Grundſatzes ſetzt weſentlich die Anerkennung des Unterſchiedes zwiſchen den immer ſich ſelbſt gleichen, von ewigen Geſetzen ausgehenden Entfaltungsmitteln der menſchlichen Grundkräfte und den Mitteln der Einübung und Abrichtung zu den Kenntniſſen und Fertigkeiten, die die Anwendung der gebildeten Entfaltungskräfte anſpricht, ſtatt findet. Dieſe letzten Mittel ſind ſämmtlich in ihrem ganzen Umfange ſo verſchieden als die Gegenſtände der Welt, auf deren Erkenntniß und Benutzung unſere Kräfte angewandt werden, eben wie die Lage und Umſtände der Individuen, die dieſe gebildeten Kräfte anwenden wollen und müſſen, verſchieden ſind. Es iſt aber die Aufgabe der Elementarbildung, den Folgen des verwirrenden Einfluſſes dieſer Verſchiedenheit durch den vorherrſchenden Einfluß der ewig ſich ſelbſt gleichen Entfaltungsmittel unſerer Kräfte vorzubeugen und zu dieſem Endzwecke die Mittel der Anwendung unſerer Kräfte denjenigen ihrer Entfaltung unterzuordnen und von ihnen abhängig zu machen. Sie thut dieſes vorzüglich dadurch, daß ſie im ganzen Umfange der Mittel zur Entfaltung und Anwendung unſerer Kräfte jeden Schritt ihres dießfälligen Einfluſſes im Kinde zu vollenden ſucht, ehe ſie in ihren Uebungen einen Schritt weiter geht. Dadurch bringt ſie, beydes, ſowohl durch die Entfaltungsübungen der Kräfte als durch ihre

An-

Anwendungsübungen ein geiſtiges Streben nach Vollendung im Zögling hervor, das nicht nur geeignet iſt, die Wirkung der elementariſchen Entfaltungsmittel der Kräfte mit derjenigen der Ausbildung ihrer Anwendungsfertigkeiten in die innigſte Uebereinſtimmung zu bringen, ſondern auch das Streben nach Vollendung ihm in allem Thun des Lebens allgemein habituel zu machen.

Ich berühre die vielſeitigen Folgen dieſes Geſichtspunkts jetzo noch nicht. Ich faſſe, ehe ich weiter gehe, vor allem aus die Frage ins Auge: iſt die Idee der Elementarbildung nicht ein Traum? iſt ſie das Fundament eines wirklich ausführbaren Gegenſtandes? Ich höre die Frage laut und vielſeitig an mich gelangen: wo iſt ſie in ihrer Wirklichkeit?

Ich antworte: allenthalben und nirgends. Allenthalben in einzelnen Belegen ihrer Ausführbarkeit. Nirgends in ihrer Vollendung. Als eine, in ihrem Umfang eingeführte und in ihren Mitteln organiſirt dargeſtellte Methode iſt ſie nirgends. Es exiſtirt keine, in ihrem Umfange elementariſch organiſirte Schule; es exiſtirt kein ſolches Inſtitut. Das Wiſſen und Können unſers Geſchlechts iſt in allen ſeinen Fächern Stückwerk, und auch das Höchſte und Beſte unſrer Cultur bildet und organiſirt ſich nur ſtückweiſe; der Menſch geht in jedem einzelnen Theil ſeiner ſich nur ſtückweiſe bildenden Cultur bald vorwärts, bald wieder zurück. Es wird und kann kein Zuſtand entſtehen, der den Anſprüchen dieſer großen Idee je allgemein ein Genüge leiſten wird. Die Menſchennatur hat unüberwindliche Hinderniſſe der allgemeinen und in ihren Mitteln vollendeten Ausführung dieſer Idee in ſich ſelbſt, und die menſchliche Schwäche unſers Geiſtes und unſers Herzens, deren göttliches, inneres Weſen in der Hülle unſers vergänglichen Fleiſches und Blutes wallet, läßt unſer Geſchlecht in keinem Stück ſeiner Ausbildung eine unbedingte Vollendung erreichen. Auch der kraftvollſte Menſch muß in jeder ſeiner Beſtrebungen zu irgend einer Art ſeiner Ausbildung mit Paulus ausſprechen: „Nicht daß ich's ſchon ergriffen habe, „ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möge.“ Und wenn dieſes vom einzelnen Menſchen wahr iſt, ſo iſt es noch unendlich mehr von allen collectiven Culturbeſtrebungen unſers Geſchlechts wahr. Ewig kann kein Inſtitut, keine Anſtalt, wenn ſie äußerlich auch mit fürſtlichen und mit dieſen ähnlichen ſittlichen und geiſtigen Hülfsmitteln belebt und unterſtützt wäre, dahin gelangen, die Idee der Elementarbildung als eine, in ihren Mitteln vollendete Erziehungs- und Unterrichts-Methode für alle Stände praktiſch allgemein im Lande einzuführen und anerkennen zu machen. Ich wiederhole es, die Menſchennatur ſteht der vollendeten, allgemeinen Einführung dieſer hohen Idee mit unwiderſtehlicher Kraft entgegen. All' unſer Wiſſen und all' unſer Können iſt Stückwerk und wird bis ans Ende der Tage Stückwerk bleiben, und jeder Vorſchritt unſers Wiſſens und unſers Könnens und ſelber unſers Wollens wird in Ewigkeit, aus dem beſchränkten Vorſchritt einzelner Menſchen und einzelner Verbindungen hervorgehend, ein Stückwerk unſers Wiſſens und unſers Könnens bleiben, und hinwieder individualiter den hierin vorzüglich vorſchreitenden Menſchen ſelber Hinderniſſe der Näherung zur Vollendung des Stückwerks, in dem ſie ſich auszeichnen, in den Weg legen.

Wir müſſen es geradezu ausſprechen: eine, der Idee der Elementarbildung in ihrer Vollendung genugthuende Erziehungs- und Unterrichts-Methode iſt nicht denkbar.

Setze auch ihre Grundſätze noch ſo klar ins Licht, vereinfache ihre Mittel aufs höchſte, mache die innere Gleichheit ihrer Ausführung auch noch ſo heiter, es iſt keine äußere Gleichheit ihrer Ausführungsmittel denkbar; jeder einzelne Menſch wird dieſe Mittel nach der Verſchiedenheit ſeiner Individualität anders, als jeder andere, deſſen Individualität mit der ſeinigen nicht harmonirt, ausführen. Der eine wird die Kraft zur Ausführung der Idee in ſeinem Herzen finden und ihr mit dem edeln Drange ſeiner Liebe entgegenſtreben; der andere wird dieſe Kraft in dem geiſtigen Uebergewicht ſeiner Individualität erkennen und ſich den Weg zur Erreichung ſeines Ziels durch die Klarheit und Richtigkeit der Begriffe, die zu demſelben führen, anzubahnen ſuchen. Wieder ein Anderer wird dieſen Weg durch das Uebergewicht der Kunſt- und Berufskräfte, die er in ſich ſelber fühlt, anzubahnen ſuchen; und es iſt wahrlich gut, daß es ſo iſt. Es gibt Genies des Herzens, es gibt Genies des Geiſtes und der Kunſt. Gott hat ſie geſchaffen. Er hat einigen von ihnen ein millionenfaches, aber einſeitiges Uebergewicht über ihre Mitmenſchen gegeben. Sie ſind die Millionäre der innern Mittel der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Kräfte unſers Geſchlechts, und aber im Innern ihres Fühlens, Denkens und Handelns von allen Anſprüchen der individuellen Selbſtſucht belebt, die wir an den Geld- und Gewaltsmillionären, welche in unſrer Mitte leben, zu bemerken alle Tage Gelegenheit finden, und haben in der Verſchiedenheit ihrer, aus der Natur ihres ſpeciellen Kraftübergewichts hervorgehenden, ungleichen Anſprüche, eben wie die Geldmillionäre, eine Stufenfolge von Anhängern, die, vom Intereſſe für die Erhaltung des Uebergewichts ihrer einſeitigen Kraft belebt, in Oppoſition mit den Anſprüchen des Uebergewichts entgegengeſetzter Kräfte ſtehen, deren Folgen nothwendig dahin wirken müſſen, daß jedes Uebergewicht einzelner Kräfte zur Erhaltung des Gleichgewichts aller, aber zugleich zur Erhaltung der Schranken und Hemmungen des Stückwerks in den Vorſchritten jeder einzelnen Kraft und im ganzen Umfange ihrer Mittel beyzutragen, von der Menſchennatur ſelbſt hingelenkt wird, und an deſſen Anerkennung die Naturgemäßheit aller Vorſchritte unſers Wiſſens und Könnens und mithin auch alle Realität des Segens, der aus dieſem Wiſſen und Können unſers Geſchlechts hervorgeht, gebunden iſt.

So lange wir dieſes nicht erkennen, müſſen wir die Idee der Elementarbildung blos als einen Traum menſchlicher Verirrungen anſehen und ihre Ausführung im ganzen Umfang ihrer Zwecke als unmöglich anerkennen; ſobald wir aber das Ziel der Elementarbildung an ſich als das Ziel aller menſchlichen Cultur anſehn und die Naturgemäßheit der Vorſchritte alles unſers Wiſſens aus der

Natur des Stückwerks hervorgehend anerkennen, das unſerm Wiſſen und Können allgemein unüberſteigliche Schranken ſetzt, ſo fällt uns das Ziel dieſer großen Idee als das Ziel des Menſchengeſchlechts in die Augen, und damit fällt denn auch der Ausſpruch unſrer Blindheit, daß ſie ein eitler Traum menſchlicher Verirrung und an ſich unausführbar ſey, von ſelbſt weg.

Nein, was das Ziel meines Geſchlechts iſt, macht das darnach zu ſtreben mir zur Pflicht, und was die Pflicht meines Geſchlechts iſt, kann ewig nicht unausführbar und unerreichbar ſeyn, und darf nicht dafür angeſehen werden. Und das iſt wahrlich mit der Idee der Elementarbildung, wenn ſie richtig und in ihrer Reinheit ins Auge gefaßt wird, der Fall. So wie es wahr und unwiderſprechlich iſt, daß ſie in den Formen und Geſtalten ihrer Ausführung als Methode das Ziel ihrer innern Vollendung nie erreichen wird, ſo iſt eben ſo gewiß, daß das Streben nach dieſem Ziel allgemein in der unverkünſtelten, ich möchte beynahe ſagen, in der Culturhalber unverhunzten Menſchennatur liegt, und daß wir den Grad der Cultur, zu dem ſich die civiliſirte Welt in ſittlicher, geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht erhoben, dieſem allgemein in der Menſchennatur liegenden Streben zu danken haben. Jeder Grundſatz einer naturgemäßen Erziehung, jedes naturgemäße Mittel irgend eines Unterrichtsfaches iſt ihr Werk. Ich ſage noch einmal, dieſe hohe Idee iſt allenthalben und nirgends. So wie ſie in ihrer Vollendung nirgends iſt, ſo iſt ſie im Stückwerk ihrer Erſcheinungen und ihres Nachſtrebens allenthalben ſichtbar Ihre allgemeine Mißkennung iſt Mißkennung alles Göttlichen und Ewigen, das in der Menſchennatur liegt. Dieſes Göttliche und Ewige aber iſt in ſeinem Weſen die Menſchennatur ſelbſt. Es iſt in ſeinem Weſen das einzige wahre Menſchliche in unſrer Natur, und die Naturgemäßheit der Bildunsmittel unſers Geſchlechts, die die Idee der Elementarbildung anſpricht, iſt in ihrem Weſen ebenſo nichts anders als die Uebereinſtimmung dieſer Mittel mit den unauslöſchlichen Fundamenten des ewigen, göttlichen Funkens, der in unſerer Natur liegt, der aber auch ewig mit dem ſinnlichen Weſen unſrer thieriſchen Natur im Widerſpruch und im Kampfe ſteht. Die ſinnliche Selbſtſucht iſt das Weſen der thieriſchen Natur, und was aus ihr hervorgeht und mit ihren Reizen belebt iſt, iſt, rein menſchlich ins Auge gefaßt, naturwidrig. Daher ſind freylich die Anſprüche der Idee der Elementarbildung die weſentlichen Anſprüche der wahren Naturgemäßheit, die aus dem Geiſt und Leben unſrer innern Natur hervorgehen und mit dem ganzen Gewebe der thieriſchen Verkünſtelungs-Mittel unſers Geſchlechts und ebenſo mit der ſinnlichen Allmacht der thieriſch eingewurzelten Unnatur und Widernatur, die aus dem Uebergewicht der Herrſchaft des Fleiſches über den Geiſt hervorgehen, im ewigen Widerſpruche. Der Sinn der Welt, das Uebergewicht der Aufmerkſamkeit auf die Bildungsmittel der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts über diejenigen ihrer individuellen, iſt dem Weſen der Anſprüche der Elementarbildung und dem Einfluß ihrer naturgemäßen Mittel im ganzen Umfang ihrer wahren Bedeutung entgegen. Sie kann nicht anders. Die Bildungsmittel der collectiven Exiſtenz unſers Geſchlechts ſprechen durch ihr Weſen mehr phyſiſche als ſittliche und geiſtige Kraft, Kunſt und Anſtrengung an. Der Sinn des Fleiſches iſt dem Sinn des Geiſtes unter allen Formen und unter allen Geſtalten zu unterwerfen, und der Geiſt der Idee der Elementarbildung führt im Weſen und im ganzen Umfang ſeiner Beſtrebungen zur ernſten und belebten Anerkennung des Bedürfniſſes dieſer Unterwerfung. Faſſe ich den ganzen Umfang meiner Beſtrebungen für die Anerkennung der Idee der Elementarbildung ins Auge, ſo kann ich mir nicht verhehlen, dieſe Idee lag in mir im Gefühl des unausſprechlichen Mangels ihres Daſeyns in den Anfangsmitteln der Volksbildung aller Stände. Sie führte mich mit unausſprechlicher Gewalt zu unauslöſchlich in mir belebten Beſtrebungen für die Vereinfachung der gemeinen, üblichen Formen des Volksunterrichts, als dem vorzüglichſten Mittel, dem übeln Zuſtand deſſelben in allen Ständen mit geſichertem Erfolge entgegenzuwirken. Aber ſie, dieſe hohe Idee, lag in mir vorzüglich als das Produkt eines gutmüthigen, liebevollen Herzens, mit unverhältnißmäßiger Schwäche der Geiſtes- und Kunſt-Kraft, welche dem dießfälligen Streben meines Herzens einen bedeutenden Einfluß auf die reelle Beförderung dieſer hohen Idee hätte geben können. Sie lag in mir als das Produkt einer äußerſt belebten Traumkraft, die in der Gewalt des dießfälligen Routineganges der Welt, wie er in meinen Umgebungen daſtand, keine wirklich bedeutende Realreſultate hervorbringen konnte, ſondern vielmehr als die

Erſcheinung eines Kindes, das ſich mit den kraftvollen Zeitmännern, die das Gegentheil von den Beſtrebungen ſeiner Traumſucht wollten und ausübten, in einen Kampf einließ, in dem es in dem Grad unterliegen mußte, als es in träumeriſcher Standhaftigkeit darin verharrte, anzuſehen war. Meine Beſtrebungen konnten unter dieſen Umſtänden natürlich keine bedeutendere Realwirkungen hervorbringen, als die zum Theil lebhaften und ſchimmernden, aber im Allgemeinen folgenloſen Anregungsreſultate, die ſie wirklich hervorbrachten. Die naturgemäßen Bildungsmittel unſers Geſchlechts, die aus dem Sinne des Geiſtes hervorgehen, ſprechen auf der andern Seite die Individuen deſſelben allgemein in dem Grad an, als dieſer Sinn des Geiſtes in ihm belebt iſt. Sie müſſen ihn in dieſem Grad anſprechen.

So wie die Unnatur und Widernatur des Welt-Sinnes und aller verderblichen Folgen ſeiner Selbſtſucht durch die Reize der ſinnlichen Befriedigung allgemein anſteckend auf die thieriſche Natur unſers Geſchlechts einwirkt, und vermöge des thieriſchen Triebes der Nachahmung und der Allgewalt der Routinekraft des esprit du corps anſteckend iſt, ſo wirkt die Naturgemäßheit der Elementarbildung und aller ihrer Mittel, wo ſie nimmer in der Wahrheit und im Segen ihrer Gemeinkraft wahrhaft daſteht, allgemein ergreifend und anziehend auf den Sinn des Geiſtes, wo dieſer immer innerlich belebt daſteht. Sie wirkt allgemein auf die Empfänglichkeit ſittlicher und geiſtiger Reize und auf die Unſchuld und Unbefangenheit, aus der dieſe Empfänglichkeit weſentlich hervorgeht. Sie, die Elementarbildung, iſt auch dadurch geeignet, den Reizen und Folgen der Unnatur und Widernatur in den Bildungs- und Belebungs-Mitteln unſers Geſchlechts mit Erfolg entgegenzuwirken. Die Erfahrung aller Cultur unſers Geſchlechts ſpricht dieſe ergreifende und anziehende Kraft der Natur-Gemäßheit der Bildungs- und Belebungs-Mittel unſrer Kräfte, oder welches eben ſo viel iſt, die Idee der Elementarbildung und ihrer Mittel, wo ſie immer mit der Unſchuld und Unbefangenheit unſers Geſchlechts in Berührung kommt, in allen Epochen ihrer Geſchichte mit der unzweydeutigſten Beſtimmtheit aus. Aber man muß ihrem Daſeyn nicht im Traum der Möglichkeit ihrer allgemeinen und allſeitig vollendeten Erſcheinung, ſondern in den allenthalben angeregten, unvollendeten, aber mehr und minder ihrer Vollendung nachſtrebenden und ſich ihr nähernden Bruchſtücken nachſpüren, und ſo fällt ihr Daſeyn dem Forſcher in tauſend und tauſend ſtillen Erſcheinungen als die Unſchuld und Reinheit des menſchlichen Herzens anziehend und ergreifend ins Auge.

Ich faſſe die Reſultate unſrer, die Erforſchung des tiefen Eingreifens der Elementar-Bildungsmittel auf die Menſchenbildung bezweckenden Verſuche mit dem großen Fundamentalgrundſatz alles naturgemäßen Erziehungsweſens, mit dem Grundſatz: „das Leben bildet“ in ſittlicher, geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht ins Auge.

a) In ſittlicher Hinſicht knüpft ſich die Idee der Elementarbildung an das Leben des Kindes dadurch an, daß ſie den ganzen Umfang ihrer Bildungsmittel aus den, dem Menſchengeſchlecht allgemein inwohnenden und urſprünglich inſtinktartig belebten Vater- und Mutterſinn der Eltern, und aus dem, im Kreiſe des häuslichen Lebens eben ſo allgemein belebten Bruder- und Schweſterſinn hervorgehen macht. Es iſt unſtreitig, daß Glauben und Liebe, die wir als die göttlich gegebenen, ewigen und reinen Anfangspunkte aller wahren Sittlichkeit und Religioſität anerkennen müſſen, im Vater- und Mutterſinn der häuslichen Verhältniſſe, folglich im wirklichen Leben des Kindes, den Urſprung ihrer naturgemäßen Entfaltung und Bildung zu ſuchen haben. Unſere Anſtalt kann ſich freylich nicht rühmen, hierin mit Kindern von der Wiege auf ſelbſt Erfahrungen gemacht zu haben. Aber es iſt dennoch gleich gewiß, daß die Mittel der Idee der Elementarbildung durch ihre Einfachheit allgemein geeignet ſind, in ſittlicher Hinſicht von der Wiege auf benutzt zu werden, und zwar weit früher und ergreifender, als in geiſtiger und Kunſt-Hinſicht. Das Kind liebt und glaubt, ehe es denkt und handelt, und der Einfluß des häuslichen Lebens reizt und erhebt es zu dem innern Weſen der ſittlichen Kräfte, die alles menſchliche Denken und Handeln vorausſetzen, und was wir, ungeachtet des Mangels von Erfahrungen mit Wiegenkindern, von unſern dießfälligen Verſuchen mit verſchiedener Ueberzeugung ſagen können, iſt dieſes: die Einfachheit aller elementariſchen Bildungsmittel, die jedes Kind auf der Stufe der Erkenntniß, auf der es ſteht, fähig macht, das was es kennt und weiß, jedem andern Kinde mitzutheilen und einzuüben, hat in ſittlicher Hinſicht ihre Kraft auch in unſrer Mitte vielſeitig bewährt und im Kreiſe unſers Hauſes die Belebung des brüderlichen und ſchweſterlichen Sinnes und in Rückſicht auf die daraus herfließende, gegenſeitige Liebe und Zutrauen in verſchiedenen Epochen unſers Zuſammenſeyns Reſultate hervorgebracht, die vor unſern Augen viele edle Seelen, welche dieſelben geſehen, überzeugt haben, daß unſere dießfälligen Beſtrebungen geeignet ſind, die Bildungskräfte des häuslichen Lebens für die Erziehung in ſittlicher Hinſicht in einem Grad zu ſtärken und zu bilden und dem Gang der Natur in der Entfaltung unſrer Kräfte von dieſer Seite mit entſchiedenem Erfolg und auf eine Weiſe näher zu bringen, wie wir dieſes in unſerer, durch verhärtete Verkünſtelung ſo vielſeitig und allgemein zur Unnatur verſunkenen Zeit in allen Ständen ſehr dringend bedürfen, aber auch in allen ſehr ſchwer zu erzielen vermögen.

b) In intellektueller Hinſicht ſpricht die Idee der Elementarbildung dem Erziehungsgrundſatze: das Leben bildet — ebenſo das Wort. So wie die ſittliche Bildung weſentlich von der innern Anſchauung unſrer ſelbſt, d. i. von Eindrücken, die unſere innere Natur belebend anſprechen, ausgeht, ſo geht die Geiſtesbildung von der Anſchauung von Gegenſtänden aus, die unſere äußere Sinne anſprechen und beleben. Die Natur knüpft den ganzen Umfang der Eindrücke unſrer Sinne an unſer Leben. Alle unſere äußern Erkenntniſſe ſind Folgen der Sinnen-Eindrücke desſelben. Selbſt unſre Träume gehen aus demſelben hervor. Der in allen unſern Kräften liegende Selbſttrieb zur Entfaltung der Kräfte unſerer Sinne und Glieder macht uns unwillkührlich ſehen, hören, riechen, ſchmecken, fühlen, greifen, gehen u. ſ. w. Aber unſer Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, Gehen, Greifen iſt nur in ſo weit bildend für uns, als es die Kräfte unſers Auges zum richtig ſehen, die Kräfte unſers Ohres zum richtig hören u. ſ. w. hinführt. Dieſe Bildung zum richtig hören, ſehen, fühlen ꝛc. hängt von der Vollendung, von der Reifung der Eindrücke, welche die Anſchauungs-Gegenſtände der Welt auf unſere Sinne gemacht haben, ab. Wo immer der Eindruck einer Anſchauungs-Erkenntniß nicht vollendet in unſern Sinnen gereift iſt, da erkennen wir den Gegenſtand ſelber nicht im Umfang der Wahrheit, in der er vor unſern Sinnen ſteht. Wir erkennen ihn nur oberflächlich. Seine Erkenntniß iſt nicht bildend. Sie ergreift den Bildungstrieb unſerer Natur nicht im ganzen Umfang ſeines Weſens und ſeiner Kraft. Seine Folgen ſind deßwegen auch nicht befriedigend für unſre Natur, und was in ſeinen Wirkungen für die Menſchen-Natur nicht befriedigend iſt, das iſt in ſeinen Urſachen und Mitteln in ſo weit nicht naturgemäß begründet. So wie die ſittliche Bildung im inſtinktartigen Vater- und Mutterſinn einen göttlich gegebenen Mittelpunkt ihrer naturgemäßen Entfaltung hat, ſo muß auch die geiſtige Bildung von einem Mittelpunkt ausgehen, der geeignet iſt, die Anſchauungs-Erkenntniß, die wir uns durch unſre Sinne verſchaffen, zu einer Reifung und zu einer Vollendung zu bringen, die unſre Natur befriedigt. Sie wird nur dadurch bildend, ſie wird nur dadurch naturgemäß. Fragen wir uns aber jetzt: wo iſt dieſer Mittelpunkt, in welchem die Anſchauungs-Erkenntniſſe unſers Geſchlechtes, d. h. der ganze Umfang der ſinnlichen Fundamente unſrer Geiſtes-Bildung hiefür vereinigt iſt? So finden wir, es iſt offenbar kein anderer als der Kreis des häuslichen Lebens, den das Kind von der Wiege an vom Morgen bis am Abend anzuſchauen gewohnt und ſoviel als genöthigt iſt. Es iſt unſtreitig die Wiederholung der Anſchauung der Gegenſtände, es iſt die öftere und vielſeitige Erſcheinung dieſer Gegenſtände vor den Sinnen des Kindes, die den Eindruck ihrer Anſchauung bey ihm zur Reifung und Vollendung zu bringen vermag; auch iſt eben ſo wahr, daß die Wohnſtuben der Menſchen, die noch eine Wohnſtube haben, dieſer Mittelpunkt iſt, und daß überhaupt außer dem Kreis des häuslichen Lebens kein Ort iſt, in welchem die Gegenſtände der Anſchauung dem Kinde von der Wiege an ſo anhaltend, ſo ununterbrochen, ſo vielſeitig und die Menſchennatur ſo ſehr in allen ihren Anſprüchen ergreifend vor die Sinne kommen, und folglich naturgemäß bildend auf dieſelbe einwirken. Es iſt in dieſem Kreiſe, wo ſich auch das Bedürfniß, die Entfaltungsmittel der menſchlichen Kräfte von der Einübung der Kenntniſſe und Fertigkeiten, deren jedes Kind nach ſeiner Lage und nach ſeinen Umſtänden individualiter bedarf, geſondert ins Auge zu faſſen, ſo natürlich und einfach ausſpricht, und hinwieder die Objecte der ſpeciellen Anwendungs-Fertigkeiten, die es individualiter braucht, ſich gleichſam von ſelbſt an die, in ihm entfalteten Grundkräfte, aus denen die Bildung der Anwendungs-Fertigkeiten naturgemäß hervorgehen muß, anſchließen. Und da die erſten, die Entfaltungsmittel der menſchlichen Kräfte, in allen Ständen und in allen Verhältniſſen in ihrem Weſen die nämlichen ſind und ſeyn müſſen, und hingegen die Mittel der Bildung der Anwendungs-Fertigkeiten unſers Geſchlechts unter ſich unendlich verſchieden ſind, ſo iſt der Grundſatz: „das Leben bildet“ in dieſer Rückſicht nach zwey verſchiedenen Geſichtspunkten ins Auge zu faſſen. Es fragt ſich nämlich erſtlich: auf welche Weiſe iſt der Einfluß des Lebens geeignet, die Kräfte der Menſchennatur naturgemäß zu entfalten? und zweytens: in wie weit iſt ſein Einfluß geeignet, die Anwendungs-Fertigkeiten der entfalteten Kräfte des Kindes in ihm naturgemäß auszubilden? Die Antwort iſt einfach. Es entfaltet die menſchlichen Kräfte; auch unter den verſchiedenſten Umſtänden, unter denen ſich das Kind befindet, nach ewigen, unveränderlichen Geſetzen, die in ihrem naturgemäßen Einfluß auf das Kind, das im Staube kriecht, und auf den Sohn des Throns, die nämlichen ſind und auf die nämliche Weiſe auf die Menſchennatur einwirken. In Rückſicht auf die Anwendung der Kräfte wirkt das Leben hinwieder auf jedes Individuum, das es bildet, vollends in Uebereinſtimmung mit der Verſchiedenheit der Umſtände, Lagen, Verhältniſſe, in denen ſich das Kind, das gebildet werden ſoll, befindet, und ebenſo in Uebereinſtimmung mit der Eigenheit der Kräfte und Anlagen des Individuums, das hiefür gebildet werden ſoll, ein. Sein letzter Einfluß iſt alſo in dieſer Rückſicht unausſprechlich verſchieden.

Daraus folgt weiter, was die Kunſt der Elementarbildung in ihrer Handbietung zur naturgemäßen Entfaltung der Anſchauungskräfte der Kinder von der Wiege an beyzutragen vermag und zu thun hat, und das iſt nichts anders, als die Anſchauungs-Gegenſtände des häuslichen Lebens dem Kind von der Wiege an reizend, kraftvoll und anſprechend vor die Sinne zu bringen und dadurch im reinen Sinn des Worts bildend auf daſſelbe einwirken zu machen; ſo daß die elementariſchen Bildungsmittel der Anſchauungskraft im Grunde nichts anders ſind, als pſychologiſche Belebungsmittel des Selbſttriebs der Anſchauungskraft, der ihr, wie jeder andern Kraft der Menſchennatur, zu ihrer ſelbſtſtändigen Entfaltung allgemein inwohnt. Sie ſind nichts als Reſultate der menſchlichen Sorgfalt, die Eindrücke der Anſchauungs-Gegenſtände durch Feſthaltung und Belebung für das Kind bildend zu machen.

Ich gehe weiter. Die elementariſche Kunſt der naturgemäßen Ausbildung der Anſchauungskraft ruft, vermöge ihres Weſens, der naturgemäßen Entfaltung der Sprachkraft, d. h. die bildend belebten Eindrücke der Anſchauungs-Gegenſtände rufen, vermöge ihres Weſens, der menſchlichen Kraft, ſie ausdrücken zu können, ſie rufen der menſchlichen Sprachkraft.

Die naturgemäße Ausbildung dieſer Kraft iſt durch ihr Weſen an den Gang der Natur in der Entfaltung der Anſchauungskraft gebunden. Sie ſteht mit ihr im innigſten Zuſammenhange und muß in Rückſicht auf die Organiſation ihrer Ausbildungsmittel im innigſten Zuſammenhang mit den Mitteln, die der Entfaltung der Anſchauungskraft eigen ſind, ins Auge gefaßt werden. So wie die

Bildung der Anſchauungskraft, alſo geht auch die Bildung der Sprachkraft vom Leben aus. Der Grundſatz: das Leben bildet — iſt in Rückſicht auf ihre Ausbildung eben ſo wahr und eben ſo eingreifend und bedeutend, als in Rückſicht auf die Ausbildung der Anſchauungskraft. Es iſt unſtreitig, der Gang der Natur in der Entfaltung der letztern geht durchaus, wie ihr Gang in der Entfaltung der erſten, vom Leben aus, und ihre Ausbildung iſt nur dadurch und nur in ſo weit naturgemäß, als ſie dieſes thut, d. h. als ſie mit dieſem großen, allgemeinen und göttlich gegebenen Fundament der Menſchenbildung in Uebereinſtimmung ſteht; und ebenſo gewiß iſt, daß dieſe Uebereinſtimmung nur durch die Anketung des ganzen Umfangs aller ihrer Mittel an das häusliche Leben, folglich an den ganzen Umfang der Anſchauungs-Erkenntniſſe dieſes Lebens wahrhaft erzielt werden kann, welche Erkenntniſſe im Kinde mit beſtimmteñ Begriffen vorher ſchon da ſeyn ſollen, ehe man das willkührliche Wortzeichen, das dieſelben in jeder Sprache verſchiedenartig ausdrückt, ihm in den Mund legt.

So wie man anfängt, dem Kinde leere Wörter, als wären ſie Sacherkenntniſſe oder Erlernungsmittel von Sacherkenntniſſen, in den Mund zu legen und ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen, von denen es weder durch die Gefühle ſeiner innern Natur, noch durch die Sinneneindrücke ſeines äußern Lebens ein Realfundament ihrer wirklichen Bedeutung in ſich ſelbſt trägt, ſo geht man offenbar in der Ausbildung der Sprachkraft vom Grundſatz: „das Leben bildet“ ab, und indem man dieſes thut, legt man ins

Kin

Kind den Grundſtein aller Verkehrtheit und aller Unnatur im Gebrauche der göttlichen Gabe der Sprachkraft. Man legt in daſſelbe den Grundſtein aller Anmaßung und aller Verhärtung, und damit den Grundſtein zu dem größten Unglück unſrer Tage, zu der Unnatur, die aus der Oberflächlichkeit aller Erkenntniſſe und aus den Lügen unſerer dießfälligen Ausdrücke hervorgeht und unſer Geſchlecht dahin führt, in den Sumpf aller Irrthümer, aller Anmaßungen und aller Selbſtſucht zu verſinken, die der Oberflächlichkeit der menſchlichen Erkenntniſſe in allen Formen und in allen Verhältniſſen eigen ſind, deren Folgen aber auch unſer Zeitalter in allen Formen und in allen Verhältniſſen leidend erkennt. Die Sprachlehre erſcheint in Rückſicht ihres dießfälligen Zuſammenhangs mit dem Grundſatz: „das Leben bildet“ eigentlich als ein Anwendungs-Mittel der Anſchauungs-Erkenntniſſe, deſſen Beſtimmung dahin geht, dieſen letzten einen höhern Grad ihrer Brauchbarkeit zu verſchaffen. Ihre Kunſt geht weſentlich und nothwendig von der Benennung der Gegenſtände, von den Objecten der Anſchauung aus und knüpft ſich an die Beſchaffenheits-Veränderungen, an das Leiden und Wirken, d. i. an die Adjektiva und Verba, die dieſe Beſchaffenheiten, Veränderungen, dieſes Leiden und dieſes Wirken der Objecte ausdrücken, an. Je ausgedehnter und beſtimmter die Anſchauungs-Erkenntniſſe der Objecte, ihrer Beſchaffenheiten, ihres Wirkens und Leidens beym Kinde ſind, deſto ausgedehnter und beſtimmter liegen die naturgemäßen Fundamente der Sprachlehre oder vielmehr des naturgemäßen Redenlernens in ihm ſelber. Je beſchränkter und unbeſtimmter die Anſchauungs-Erkenntniſſe dieſer Objecte und Beſchaffenheiten im Kinde liegen, deſto beſchränkter und verwirrter liegen die ächten und ſoliden Fundamente des naturgemäßen Redenlernens in ihm. Die Sprachlehre iſt alſo bey jedem einzelnen Kind von dem Grad der Ausdehnung und Beſtimmtheit der Anſchauungs-Erkenntniſſe, die es beſitzt, abhängig, und der Sprachlehrer muß, wenn dem Zögling die, ſeiner Lage und ſeiner Beſtimmung weſentlichen Anſchauungs-Erkenntniſſe mangeln, ehe er in ſeinem Sprachunterricht naturgemäß weiter gehen kann, die Lücken der dem Kinde jedes Standes nothwendigen, aber mangelnden Anſchauungs-Erkenntniſſe vor allem aus auszufüllen ſuchen.

Der naturgemäße Gang des Vorſchrittes im Redenlernen, d. h. in der Erlernung der Mutterſprache, kann demnach in keinem Fall ſchneller und in keinem Fall bildender ſeyn, als die Vorſchritte des Kindes in ſeinen Anſchauungs-Erkenntniſſen es auch ſind. So wie das Kind viele Jahre braucht, um die Gegenſtände ſeiner Umgebungen ſich von allen Seiten durch ihre Anſchauung zum klaren Bewußtſeyn zu bringen, ſo braucht es auch viele Jahre, es dahin zu bringen, ſich über den Kreis ſeiner Anſchauungen mit Beſtimmtheit auszudrücken zu können; und es kann in dieſem Erlernen nur in dem Grad naturgemäß vorſchreiten, als die Eindrücke der Gegenſtände bey ihm in der Anſchauung ſelber durch vielſeitige Belebung zu ausgedehnterer Beſtimmung gereift. Nur ſ weit die Natur die Vielſeitigkeit und Beſtimmtheit der An ſchauungs-Eindrücke belebt, nur ſo weit iſt die Kunſt, das Kind in den Ausdrücken der Gegenſtände naturgemäß vorſchreiten zu machen, wahrhaft und weſentlich begründet und behelfen. Die Kunſt der naturgemäßen Erweiterung und Belebung der Anſchauungs-Eindrücke iſt das einzige wahre Fundament aller Mittel, die Erlernung der Mutterſprache in ihren Vorſchritten naturgemäß zu behelfen. Das Aeußere der Sprache, die Töne ſelber, ſind ohne belebten Zuſammenhang mit den Eindrücken, die ihrer Bedeutung zum Grunde liegen, leere, eitle Töne. Sie werden nur durch das Bewußtſeyn ihres Zuſammenhangs mit den Eindrücken der Anſchauungs-Gegenſtände wahre, menſchliche Worte. Ihre Anfangs-Vorbereitung durch das was das Mutterkind in ſeinen Umgebungen reden hört, iſt lange bloß mechaniſch; aber dieſe mechaniſche Vorbereitung zum Redenlernen fordert die ganze Aufmerkſamkeit der Perſonen, die auf das Redenlernen des Kindes Einfluß haben. Die Worte, die das unmündige Kind in ſeinen Umgebungen hört, werden ihm nur allmälig geiſtig bildend. Sie machen lange nur, wie das Glockengeläute, der Hammerſchlag, ſie machen nur wie die Thiertöne und alle andern Naturtöne, einen ſinnlichen Eindruck auf ſein Gehör. Aber dieſer Eindruck iſt für die Sprachlehre bedeutend. Sein Eindruck, als ſolcher, vollendet ſich allmählig im Gehör. So wie er im Gehör vollendet iſt, geht er allmählig in die Kraft des Mundes, ihn nachzuſprechen, hinüber. Es lernt in dieſem Alter eine Menge Worttöne ausſprechen, deren Sinn es nicht kennt; aber es iſt dadurch vorbereitet, dieſen Sinn ohne alles Maß leichter aufzufaſſen und feſter zu behalten, als wenn ſie ihm im Mund und Ohr nicht ſchon geläufig wären. Die Elementarbildung begnügt ſich indeß nicht, die Eindrücke, welche die Natur dem Kind zufällig und verwirrt vor die Sinne ſtellt, zu Ausbildung ſeiner Sprachkraft, bloß ſo wie ſie kommen und ſich einſtellen, zu benutzen; ſie dehnt ihren dießfälligen Einfluß auch dahin aus, dieſelben wahrhaft nach dem Umfange der wirklichen Bedürfniſſe der Menſchennatur zu ordnen und ihre Benutzung mit dieſen Bedürfniſſen in Uebereinſtimmung zu bringen. Sie muß es. Denn es iſt auffallend, ſo wie es für die Ausbildung des Anſchauungs-Vermögens des Kindes nothwendig und gut iſt, daß der Kreis ſeiner Anſchauungs-Gegenſtände in ſeinen Umgebungen für die Entfaltung aller ihm weſentlichen und nothwendigen Kenntniſſe umfaſſend und ihm genugthuend ſey, aber durchaus nicht außer die Segensbedürfniſſe ſeiner Lage, Verhältniſſe und Kräfte ſo weit hinausgehe, daß er auf die, ihm in ſeiner Lage und in ſeinen Verhältniſſen nothwendigen und weſentlichen Kenntniſſe ſie ſtilleſtellend, abſchwächend, zerſtreuend und verwirrend einwirke; eben ſo auffallend nothwendig iſt es, daß der Kreis der Sprachkenntniſſe, in deſſen Schranken das Kind reden lerne ſoll, für die Bedürfniſſe ſeiner Lage, Verhältniſſe un Kräfte umfaſſend und genugthuend ſey, aber auch nich über den Kreis der Segensanſprüche dieſer Verhältniſ ſo weit hinausgehe, daß er auf die, ihm in ſeiner Lag und in ſeinen Verhältniſſen nothwendigen und weſentliche Kenntniſſe ſie ſtilleſtellend, abſchwächend, zerſtreuend un verwirrend einwirke. Dieſer Geſichtspunkt iſt auf die Entfaltungs- und Bildungsmittel aller menſchlichen Kräfte gleich wahr und gleich bedeutend. Auch das ärmſte, auch dasjenige Kind, deſſen Lage und Verhältniſſe die allerbeſchränkteſten ſind, kann in der Realität, in der Solidität ſeiner weſentlichen Grundkräfte auf eine naturgemäße elementariſche Weiſe nie zu weit geführt werden; es kann elementariſch und naturgemäß nie zu wohlwollend, nie zu verſtändig, nie zu thätig und arbeitſam gebildet werden; aber die Bildung der Anwendungs-Fertigkeiten ſeines Wohlwollens, ſeines Denkens und ſeines Arbeitens muß ſchon von den erſten Anfangspunkten an, in welchen ſich die Kunſt in die Erziehung einmiſcht, feſt innerhalb der Schranken, die die Bedürfniſſe und Verhältniſſe ſeines wirklichen Lebens anſprechen, gehalten werden. Und hierin iſt's, worin die Kunſt der Elementarbildung die Anſchauungs- und die Spracherkenntniſſe in den Kunſtmitteln ihrer Erlernung weſentlich zu bewähren geeignet und berufen iſt. Alle Kunſt der Erziehung muß bey jedem einzelnen Kind als im Dienſt ſeines wirklichen Lebens ſtehend, angeſehen werden. Die Kunſt der Erziehung darf daſſelbe ſchon in den erſten Stufen ſeiner Bildung, ſchon in ihrer Mitwirkung zur Entfaltung ſeines Anſchauungs- und Sprachvermögens nicht zum Nachtheil der Bedürfniſſe dieſes ſeines wirklichen Lebens zu Anſchauungs- und zu Sprachkenntniſſen hinführen, die ihm im Kreis dieſes Lebens nicht nur nicht anwendbar, ſondern vielmehr geeignet ſind, den Gang ſeiner Bildung in den erſten

Bedürfniſſen ihrer Uebereinſtimmung mit ſeinem wirklichen Leben zu verwirren, das Kind für daſſelbe zerſtreut und kraftlos zu machen und in der Harmonie ſeines dießfälligen Seyns, Thuns und Lebens zu mißſtimmen.

So groß ſind die Folgen der Anerkennung des Unterſchieds der Naturgemäßheit, der zwiſchen den Entfaltungs-Mitteln der menſchlichen Kräfte und den Ausbildungs-Mitteln ihrer Anwendungs-Fertigkeiten auch in Rückſicht auf die Ausbildung ſeiner Sprachkraft ſtatt findet. Es iſt merkwürdig, wie ſehr der Unterſchied zwiſchen den elementariſchen Entfaltungs-Mitteln unſrer Kräfte und der elementariſchen Ausbildung unſrer Anwendungs-Fertigkeiten mit dem Unterſchied des Grads, in welchem die Kunſtmittel zur Ausbildung der Anſchauungskraft, der Sprachkraft, der Denkkraft und der Kunſtkraft den verſchiedenen Ständen gegeben werden müſſen, im innigſten Zuſammenhang ſteht. Der innere Zuſammenhang dieſes gedoppelten Unterſchiedes macht es auch auffallend, wie nothwendig es iſt, daß die Erziehung in den erſten Schritten der Einmiſchung ihrer Kunſt den wahren Gang der Natur ſowohl in den Entfaltungs-Mitteln unſrer Kräfte als in den Bildungsmitteln der Anwendungs-Fertigkeiten derſelben mit großer Sorgfalt feſthalte, und in dem einen ſowohl als in dem andern nicht gegen die Natur anſtoße. Die Beruhigung des Menſchengeſchlechts und der wahre Segen aller Stände iſt an die ernſte und allgemeine Erkenntniß dieſer Wahrheit gebunden. Die Gefahr der Abſchwächung und der allmäligen Auflöſung der reinſten Bande des geſellſchaftlichen Lebens iſt eine unauswEICHliche Folge der Mißkennung dieſer Grundſätze in der häuslichen und öffentlichen Erziehung aller Stände. Ich gehe weiters. Die Naturgemäßheit der Erlernung jeder andern als der Mutterſprache iſt in ihren Mitteln, wie ſchon oben geſagt, von der Naturgemäßheit der Bildungsmittel der erſten weſentlich verſchieden. Ihre ganze Kunſt beſteht in naturgemäßen Erleichterungs-Mitteln, die Worttöne der Mutterſprache, deren Sinn dem Kind bekannt iſt, in Worttöne einer andern Sprache, die ihm vorher nicht bekannt war, zu umwandeln. Wenn die Kunſt dieſer Umwandlung in pſychologiſcher und mnemoniſcher Hinſicht einen naturgemäßen Organiſmus zu ihrem Fundament hat, ſo iſt ſie, mitten indem ſie von dem tief verkünſtelten Routinegang der gewohnten Sprachlehre gänzlich abweicht, dennoch unendlich leicht. Sie ruht auf dem unbeſtreitbaren Erfahrungsſatze: das Redenlernen iſt an ſich und in den Anfängen ſeiner Einübungsmittel durchaus nicht die Sache der Geiſtesbildung, ſondern des Redenhörens und des Redens ſelber. Das Bewußtſeyn aller grammatikaliſchen Regeln iſt hinwieder nichts anders als ein Probierſtein, ob die naturgemäßen Mittel des Redenlernens und des Redenhörens beym Kinde ihren Zweck erreicht und ihm wirklich ein Genüge geleiſtet haben. Dieſe Regeln ſind in ihrem Weſen beſtimmt das Ende eines, pſychologiſch gut geordneten Redenlernens, und bey ſeinem nicht ihr Anfang. Aber man hat ſeit langem in Rückſicht auf die Erlernung jeder andern als der Mutterſprache das Redenlehren der Sprache von der eigentlichen Sprachlehre, deren geiſtiges Weſen durch die mechaniſchen Erleichterungs-Mittel des gemeinen Redenkönnens dem Kinde vorbereitend zum ahnenden Bewußtſeyn gebracht werden muß, ehe es durch die Erlernung der Regeln darin zum deutlichen Erkenntniß derſelben gebracht werden kann und gebracht werden ſoll, unnatürlich geſondert. Man gibt dieſes zwar in Rückſicht auf die lebenden Sprachen hie und da zu; man kann nicht anders als es zugeben; aber man widerſpricht es in Rückſicht auf die todten Sprachen im höchſten Grade und wird zu dieſem entſcheidenden Widerſpruche vorzüglich dadurch bewogen, weil der Unterricht in den todten Sprachen gegenwärtig wirklich, mitten in der Lückenhaftigkeit und Fehlerhaftigkeit der Routinemittel ſeiner Anfangspunkte in unſern Tagen in ſeinen Reſultaten ſehr weit und weſentlich vorgeſchritten und in ſeinen höhern Stufen wirklich auf pſychologiſch tiefer greifende Fundamente gebaut wird. So richtig aber dieſe Thatſache auch immer iſt, ſo bleibt dennoch gleich wahr, daß im allgemeinen die niedern Stufen unſers Zeitunterrichts in den alten Sprachen weder in pſychologiſcher noch in mnemoniſcher Hinſicht als naturgemäß und in dieſer Rückſicht als befriedigend angeſehen werden können. Das Vorzügliche, das dieſelben in den obern Stufen wirklich haben, hat in den niedern kein pſychologiſches und mnemoniſches, daſſelbe genugſam vorbereitendes und naturgemäß anbahnendes Fundament. Ich bin von dieſer Wahrheit in dem Grade überzeugt, daß ich es wage, mit Beſtimmtheit auszuſprechen: der gegenwärtige Routinegang in der Erlernung der Anfangspunkte der alten Sprachen iſt in pſychologiſcher und mnemoniſcher Hinſicht unnatürlich und naturwidrig. Ich weiß ganz wohl, in welchem Grade dieſes Wort im Munde eines Mannes, der weder die alten Sprachen noch die Vorzüge, zu welchen ihre Unterrichtsweiſe ſich im allgemeinen erhoben, perſönlich kennt, als unerträglich und beynahe empörend anmaßlich ins Auge gefaßt werden wird. Aber indem ich auf der einen Seite meine gänzliche Unfähigkeit, die höhern Stufen des Unterrichts in den alten Sprachen zu beurtheilen, vollkommen erkenne, und alles was hieraus natürlich folgt, von Herzen zugebe, darf ich meinem dießfälligen Geſtändniß auf der andern Seite mit voller Ueberzeugung auch beyfügen, daß eben dieſe Unkunde aller Raffinements- und Kunſtmittel des Routinegangs im Sprachunterricht mir bey meinen Beſtrebungen, die Mittel des Redenlernens wie den ganzen Umfang der Mittel des gemeinen Volksunterrichts zu vereinfachen und den dießfälligen Gang der Natur durch die Kunſt pſychologiſch und mnemoniſch zu ſtärken und für ſeinen Zweck eingreifend und fruchtbar zu machen, in einem Grad und auf eine Weiſe behülflich geweſen, auch den Gang der Natur in der Erlernung der todten Sprachen und ihrer pſychologiſchen und mnemoniſchen Fundamente in ſeiner Einfachheit tiefer zu erforſchen, als dieſes mir, wenn ich die alten und neuen Sprachen in den beſſern ihrer Routineformen zur höchſten Vollkommenheit erlernt hätte, wahrſcheinlich nicht möglich geweſen wäre.

Ich ſah ſehr bald, daß die Mittel der Geiſtesbildung, die aus der vereinfachten Zahl- und Formlehre hervorgehen, in ihren weſentlichen Folgen auf die Menſchenbildung gelähmt ſind und im Allgemeinen ohne Wirkung daſtehen, wenn ſie nicht mit einer ebenſo tief greifenden Vereinfachung des Sprachunterrichts verbunden ſind; und da ich perſönlich auf die tiefere und weitführende Bearbeitung der vereinfachten Zahl- und Formlehre keinen Anſpruch machen darf, ſondern mich in Rückſicht auf die dießfällige, genugthuende Bearbeitung dieſer zwey Fächer für gänzlich unfähig erklären muß, ſo habe ich meine ganze Aufmerkſamkeit auf die Mittelſtufe, die zwiſchen der elementariſchen Bearbeitung der Entfaltungsmittel der Anſchauungskraft und derjenigen der Denkkraft ſtatt findet, geworfen; und mein ganzes Verdienſt, das ich in Rückſicht meines Einfluſſes auf die Bearbeitung der Idee der Elementarbildung anſpreche, bezieht ſich einzig auf das Fach des Sprachunterrichts. Ich habe mir dieſes Fach allein durch perſönliches Nachforſchen eigen und darin ſelbſtſtändig einzuwirken mich fähig zu machen geſucht. Ich bin alſo auch über daſſelbe weitläufiger, als über diejenigen Fächer der Elementarbildung, die ich nicht in dieſem Grad erforſcht und nicht einmal ſie in dieſem Gra zu erforſchen mich fähig achten darf.

Die naturgemäßen Mittel des Unterrichts jeder Sprach ſind in ihrem Weſen naturgemäße Mittel der Entfaltun und Bildung der Sprachkraft, folglich im innigſten Zuſammenhange mit den naturgemäßen Mitteln der En faltung der Anſchauungskraft. Sie ſtehen eigentlich der Mitte zwiſchen den naturgemäßen Kunſtmitteln d

Ausbildung der Anſchauungskraft und den naturgemäßen Kunſtmitteln zur Entfaltung der Denkkraft.

Die Ausbildung der Anſchauungskraft, als weſentliches Fundament der Ausbildungsmittel der Sprachkraft, iſt in Verbindung mit dieſer letzten als weſentliches Fundament der naturgemäßen Ausbildung der Denkkraft anzuſehen. Sie, die Sprachlehre, iſt alſo die weſentliche Mittelſtufe zwiſchen dem geiſtig belebten Weſen der Anſchauungskraft und demjenigen der Denkkraft.

Die Bildungsmittel dieſer Mittelſtufe zwiſchen beyden ſind in ihren Anfangspunkten alſo weſentlich mechaniſch und müſſen es ſeyn, und die Sprachkraft iſt das, die Eindrücke der Anſchauungskraft mit den Entfaltungsbedürfniſſen der Denkkraft vermittelnde Organ.

Alle drei Kräfte, die Anſchauungskraft, die Sprachkraft und die Denkkraft, ſind als der Inbegriff aller Mittel der Ausbildung der Geiſteskraft anzuerkennen. Dieſe letzte findet in der Anſchauungskraft den Anfangspunkt, in der Sprachkraft den Mittelpunkt und in der Denkkraft den Endpunkt ihrer naturgemäßen Bildung. Auch redet die Uebereinſtimmung der Bildungsmittel der Anſchauungskraft mit derjenigen der Sprachkraft dieſer Abſicht laut das Wort. So wie die erſten, die Bildungsmittel der Anſchauungskraft, von den Objecten ausgehen und durch die Erkenntniß ihrer verſchiedenen Beſchaffenheiten und Wirkungen für dieſe Kraft bildend werden, alſo geht auch das Mechaniſche der elementariſchen Einübungsmittel der Sprachkraft von Subſtantiven aus und wird durch Anknüpfung der Adjectiva und Verba, die in der Wirklichkeit mit denſelben verbunden ſind, mechaniſch oder mnemoniſch mitwirkendes Uebergangsmittel der Anſchauungskraft zur Begründung der naturgemäßen Ausbildungsmittel der Denkkraft., So wie das große Erziehungswort: das Leben bildet — im ganzen Umfang ſeiner Anſprüche in Rückſicht auf die naturgemäſſe Entfaltung der Anſchauungskraft wahr iſt, ſo iſt es in Rückſicht auf die naturgemäße Entfaltung der Sprachkraft eben ſo wahr und eben ſo bedeutend, und zwar in Rückſicht auf diejenigen Folgen, die die Sprachkraft als Mittelſtufe der Bildungsmittel zur Entfaltung der Anſchauungs- und der Denkkraft gleich hat, gedoppelt. Dieſe Folgen werden einerſeits durch den Zuſammenhang und die Anſprüche des innern, geiſtigen Weſens unſrer Natur mit den ewigen Geſetzen, die der Sprachkraft zum Grunde liegen, beſtimmt, und in ſo weit ſind auch ihre Mittel und ihre Reſultate ewig unveränderlich und ſich ſelbſt gleich; anderſeits werden ſie durch den Zuſammenhang und die Anſprüche der millionenfach verſchiedenen Umſtände, Lagen, Verhältniſſe, Mittel und Kräfte der Individuen, die durch ſie gebildet werden ſollen, hinwieder beſtimmt, und ſind in dieſer Rückſicht in eben dem Grad unter ſich ungleich und verſchieden. Deßwegen iſt die Sprachbildung, wenn ſie elementariſch gegeben werden ſoll, in dem Zeitpunkt, in dem das Kind reden lernen muß, in beyden Rückſichten einerſeits den ewig gleichen Geſetzen der Sprachkraft, anderſeits den unendlich verſchiedenen Lagen und Umſtänden der Kinder, die reden lernen ſollen, unterworfen und von ihnen abhängig. Es iſt in der Welt kein anderer Anfang des Redenlernens der Mutterſprache naturgemäß, aber auch kein anderer möglich. Das Redenlernen des Menſchengeſchlechts geht nicht von der Sprachlehre, die Sprachlehre geht vom Redenkönnen des Menſchengeſchlechts aus. Es iſt indeſſen aber gar nicht die Ungleichheit der äußern Sprachformen und Mundarten, es iſt die Wahrheit und die Realität der Lagen, Umſtände und Verhältniſſe, in denen jeder einzelne Menſch lebt, es iſt die Wahrheit und die Realität der Kräfte und Mittel, die jeder Menſch in dieſer Rückſicht beſitzt, was bey ihm den großen Unterſchied in der Art und Weiſe, wie bey ihm die Sprachkraft naturgemäß entfaltet werden kann und werden ſoll, beſtimmt; es iſt dieſe Wahrheit und dieſe Realität des Lebens eines jeden Menſchen, was den Kreis des Redenlernens bey den einen naturgemäß ausdehnt und bey den andern naturgemäß einſchränkt. Und was hierin bey den einzelnen Menſchen wahr iſt, das iſt auch bey den einzelnen Klaſſen und Ständen der Menſchen wahr. So wie die Objecte der Anſchauung ſowohl als die Mittel ihrer geiſt- und kunſtbildenden Benutzung beym landbauenden Manne beſchränkter ſind als beym ſtädtiſchen Berufs- und Gewerbs-Mann, ſo ſind hinwieder die Objecte der Anſchauung und die Mittel ihrer geiſt- und kunſtbildenden Benutzung beym ſtädtiſchen Berufs- und Gewerbs-Mann beſchränkter als diejenigen der Stände und Menſchen, die zu einer wiſſenſchaftlichen Laufbahn gebildet werden ſollen, und überhaupt als diejenigen der Individuen, deren Umſtände ſie aber das Bedürfniß, für die Begründung oder auch für die Erhaltung des ökonomiſchen Zuſtandes ihres Hauſes und ihrer Verhältniſſe durch perſönliche Einſchränkung und Aufopferung zu ſorgen, mit Sicherheit emporſtellen.

Dieſe unwiderſprechliche Wahrheit und Realität des dießfälligen ungleichen Zuſtandes der menſchlichen Stände und Klaſſen, in Rückſicht auf die Naturgemäßheit der Entfaltung ihrer Sprachkraft, ſetzt nothwendig das Bedürfniß ins Licht, daß die Kunſtmittel der Sprachlehre, und zwar ſowohl die häuslichen als die öffentlichen, mit den Realfundamenten des wirklichen Lebens der Menſchen und Menſchenklaſſen in Uebereinſtimmung gebracht werden müſſen. Es fällt auf, daß ſie nur dadurch als naturgemäß und zum wirklichen Segen unſers Geſchlechts hinführend angeſehen und anerkannt werden können. Die Mittel einer naturgemäßen Ausbildung der Sprachkraft müſſen alſo in jeder dieſer drey Klaſſen und Stände, in Rückſicht auf ihre Ausdehnung und Beſchränkung, im allgemeinen nothwendig und weſentlich ſehr verſchieden organiſirt werden. Sie müſſen in jeder derſelben den Bedürfniſſen ihrer Lage ein Genüge leiſten, aber in keinem derſelben in ein Hinderniß des Segens und der Beruhigung deſſelben ausarten. Sie müſſen in jedem dieſer Stände mit den, ihm in ſittlicher, geiſtiger und Kunſthinſicht nothwendigen und zu Gebote ſtehenden Anſchauungsgegenſtänden verbunden werden und zur ſicheren Begründung des Segenseinfluſſes derſelben durch Uebereinſtimmung mit ihnen einwirken.

So wie die Kinder des Staubes und die ganze Klaſſe unbegüterter Landbauern in Rückſicht auf ihre Sprachbildung ſich über alles dasjenige, was ihren Beruf, ihre Pflicht und ihre Verhältniſſe betrifft, mit Beſtimmtheit ausdrücken lernen müſſen, ſo müſſen ſie auch in religiöſer Hinſicht dahin gebracht werden, ſich über das Erhebende und Bildende des religiöſen Sinnes in aller Einfachheit und Unſchuld, aber in aller Wärme des Glaubens und der Liebe ſelbſtſtändig ausdrücken zu können. Die Herzensſprache des Gebetes muß ihnen auch in den niederſten Hütten in ihrer Mundart geläufig gemacht werden. *Im frohen, heitern Sinn*, der dem jugendlichen Alter des Menſchengeſchlechts eigen iſt, muß ihre Sprachkenntniß auch Herzenshalber auf den Punkt gebracht werden, der ſie innerlich zu erheben und zu befriedigen fähig, ſo wie ſie äußerlich durch ſie in den Stand geſetzt werden müſſen, ſich derſelben zur Befriedigung ihrer Lagen und Umſtände bedienen zu können. Aber die mühſame, ihre Sinne und Glieder vom Morgen bis am Abend anſprechende Arbeit ihres Standes fordert weſentlich, daß ſie durch die Art ihrer Sprachbildung nicht in Kenntniſſe und Intereſſen hineingelockt werden, die ſie in den Fundamenten ihres Segens und ihrer Ruhe zerſtreuen, abſchwächen und untergraben. Dabey iſt es im höchſten Grad wichtig, daß der Menſch durch die Art, wie er reden lernt, nicht zum Schwatzen und Schwatzenwollen hingelenkt werde. Es iſt im Leben unausſprechlich wichtig, daß er nicht unüberlegt und unbedacht reden lerne, daß folglich die Uebungen ſeines Redenlernens feſt, kraftvoll und lebendig an die Uebungen ſeines Denkens und Ueberlegens angeknüpft werden. Hinlenkung zur Geſchwätzigkeit, die eine unpſychologiſche Sprachlehre durch ihre Mittel und Folgen ſelber bey den niedern Ständen auch leicht erzeugt, iſt vorzüglich für Menſchen, die ihr Brod im Schweiß ihres Angeſichts ſuchen *müſſen*, aber dabey auch erzogen werden ſollen, um ſelbiges in ihrem Stande mit Gott und Ehren verdienen zu *können*, im höchſten Grad nachtheilig; und wahrlich, die ſich kultivirt glaubende Zeitwelt nimmt es nicht genug zu Herzen, daß ſie in ihrem Einfluß auf die Ausbildung des Landvolks in Rückſicht auf die Art des Redenlernens ſo wie der Ausdehnung der Kenntniſſe halber *im allgemeinen* mit großer Sorgfalt zu Werke gehen, und alles das was dem unbegüterten Landvolk eigentlich nur zeitverderbendes Spielwerk iſt, mit Kraft und Ernſt der ſoliden Erlernung deſſen, was es unumgänglich nothwendig hat, nachgeſetzt werden ſollte.

Sehen wir weiter, ſo ſehen wir, daß der bürgerliche Handwerks- und Berufsſtand und der durch Eigenthum und Gewerbsfleiß mit ihm ſich in gleicher Lage befindende begütertere Landmann einen ausgedehntern Uebungskreis ſeiner Sprachfertigkeiten anſpricht; aber auch dieſer muß von der Wahrheit der Realität und der Bedürfniſſe ſeines wirklichen Lebens ausgehen und wird vielſeitig wieder durch daſſelbe beſchränkt. Die Fundamente der bürgerlichen Ehrenfeſtigkeit, Behaglichkeit und ſtillen, beſcheidenen Rechtlichkeit des Handwerks- und bürgerlichen Erwerbs- und Berufsſtandes, deren verlöſchende Ueberreſte ich in meiner Vaterſtadt noch in meiner frühen Jugend geſehen,

hen, ſprachen ſich auszeichnend in den Vorzügen, die die Sprachbildung dieſes Standes und die mit ihr innig verbundenen Leſe- und Schreibübungen vor den dießfälligen Uebungen hat, die das Landvolk im Allgemeinen genoß, ſehr aus. Ihr Kirchengeſang und zum Theil auch ihre Freiheits-, ihre bürgerlichen Zunft- und Geſellſchafts-Lieder, ihre Handwerksgeſänge ꝛc. ꝛc. waren ein zuverläſſiges Zeugniß einer, mit der Wahrheit und der Realität ihres Lebens übereinſtimmenden und ſie in den Schranken ihres Standes innig erhebenden Ausbildung ihrer Sprachkraft. Wahrlich, wir müſſen auch in dieſer Rückſicht für dieſen Stand zu den naturgemäßen Grundſätzen der Vorzeit zurückkehren und erkennen lernen, daß wir auch dem Bürgerſtand des Wortweſens über unnütze, ſeine Segensverhältniſſe nicht berührende Gegenſtände im Allgemeinen zu viel und in Rückſicht auf die Realbedürfniſſe und Fundamente ſeines ſittlichen häuslichen und bürgerlichen Segens im Allgemeinen nicht nur zu wenig, ſondern wahrlich täglich je länger je weniger geben. Der Unterſchied der dießfälligen Privat- und öffentlichen Beſorgung der Söhne und Töchter der gemeinen Bürger, der nur bey meiner Lebenszeit einriß und ſtatt findet, iſt äußerſt groß. Die erhebende Aufmerkſamkeit auf die allgemeine Erhaltung der Ehrliebe und Ehrenfeſtigkeit des niedern Bürgerſtands iſt in ihren Fundamenten tief erſchüttert. Ich trete in die Urſachen dieſes Unglücks jetzt nicht ein; aber die Thatſache iſt richtig, und ihre Folgen ſind für die Mehrzahl der gemeinen ſtädtiſchen Einwohner ſehr drückend und ſie nicht nur an der Beförderung und Sicherſtellung ihres ökonomiſchen Wohlſtands gefährdend, ſondern auch an der Befriedigung ihrer höhern, menſchlichen und ſittlichen Bedürfniſſe in einem hohen Grad hemmend. Der Bürgerſtand bedarf einer beſtimmt von der Thatſache ſeines wirklichen Lebens ausgehenden und ſie belebenden Bürgerſprache. Dieſe mangelt ihm in dem Grad, als das Bürgerleben wenigſtens in ſehr vielen unſrer Städte kein Bürgerleben mehr iſt, und ſie muß ihm ſo lange mangeln, als dieſes alſo iſt. Weder der bon ton noch die verſchiedenen Arten des mauvais genre du ton iſt die Sprache, deren der Bürgerſtand bedarf. Weder der eine noch der andere geht aus der Wirklichkeit des wahren Bürgerlebens hervor, ſondern iſt den weſentlichen Bedürfniſſen des öffentlichen und Privatſegens dieſes Stands ſchnurſtraks entgegen. Ich will von der Sprachlehre, die dem Bürgerſtand durch die allgemeine Beſuchung der Staatspromenaden, des Schauſpiels, des Caſino, der Zeitungs- und Journal-Leſegeſellſchaften und ähnlichen Auswüchſen des öffentlichen, ſtädtiſchen Sprachunterrichts gegeben wird, nicht reden.

Die wiſſenſchaftlichen und höhern Stände, die in eben dem Grad einer, aus dem Leben hervorgehenden und mit ihm übereinſtimmenden, naturgemäßen Ausbildung der Sprachkraft bedürfen, als dieſes bey ihnen in Rückſicht auf die Ausbildung ihrer Anſchauungs- und ihrer Denkkraft der Fall iſt, ſind indeſſen wahrlich auch in dieſer Rückſicht darin durch den Zeitgeiſt und ſeine Folgen eben ſo übel beholfen, als der Bürgerſtand und das Landvolk. Es iſt, als wenn unſre Zeitwelt glaubte, die höhern Stände müſſen durch das Redenkönnen denken und leben lernen, und ſeyen gar nicht im Fall, durch das Leben reden und denken lernen zu müſſen, und auf dieſem Wege verlieren ſie ſo viel als die Bildung der Realkräfte, die dem Reden, Denken und Leben von Natur allgemein zum Grunde liegen und hinwieder ihm durch die Kunſt allgemein zum Grunde gelegt werden müſſen; ſie verlieren dadurch vielſeitig das weſentliche Belebungsmittel der naturgemäßen Ausbildung ihrer Anſchauungs-, ihrer Sprach- und ihrer Denkkraft zuſammen, und mit dieſem die weſentlichen Fundamente der ſegensvollen Anwendung ihrer Kräfte im Leben. Die Bildungslücke, die dadurch in den Individuen, die in dieſem Fall ſind, nothwendig ſtatt finden muß, iſt groß und in ihren Folgen weitgreifend. Was nützt der Ueberfluß von Anwendungskräften, wo die Kräfte, die angewandt werden ſollen, ſelber mangeln? Und unausgebildete, übelausgebildete und unnatürlich verbildete Kräfte ſind wahrlich in Rückſicht auf den ſegensvollen Einfluß ihrer Anwendung als beynahe mehr als nur mangelnde Kräfte anzuſehen. Ich mag meinem dießfälligen Urtheil nicht zu viel trauen; aber ich dächte, dieſer Geſichtspunkt wäre der ernſten Ueberlegung der edelſten Individuen aus den höhern Ständen würdig, und zwar um der Würde, des Wohlſtands und der Selbſtſtändigkeit des Mehrtheils ihrer Standsgenoſſen ſowohl, als um des mit denſelben innig zuſammenhangenden, öffentlichen Wohlſtands aller Stände willen.

Das Bedürfniß der naturgemäßen Ausdehnung, Verſtärkung und Belebung der Bildungskräfte der höhern Stände iſt wahrlich eben ſo dringend als dasjenige der naturgemäßen Einſchränkung und Verengerung des unnatürlichen Ausſchweifungsdranges der niedern Stände zu einem, ihnen nicht nur unbrauchbaren und ſegensloſen, ſondern noch nachtheiligen und ſchädlichen Vielwiſſen und Vielreden, das gewöhnlich mit einem, in eben dem Grad wenig und immer weniger können und ebenſo mit einem immer mehr oberflächlichen und unrichtigen Denken und Urtheilen verbunden iſt.

Der Geſichtspunkt vom gegenſeitigen Bedürfniß der Ausdehnung und Beſchränkung der Kunſtbildnngs-Mittel unſers Geſchlechts in den verſchiedenen Ständen deſſelben hat mich von der nähern Erforſchung der naturgemäßen Mittel der Entfaltung der Sprachkraft weggelenkt. Ich kehre wieder zu derſelben zurück und frage mich: Wie lernt das Mutterkind reden? Wie bereitet es ſich von der Stunde ſeiner Geburt an zum Redenlernen? — Und ich ſehe, es iſt von dieſer Stunde an eben ſo aufmerkſam auf die Töne, die vor ſeinen Ohren erſchallen, als auf die Gegenſtände, die ihm durch den Sinn des Geſichts und überhaupt durch jeden ſeiner Sinne zum Bewußtſeyn gebracht werden. Die Ausbildung der Organe, durch die ihm der ganze Umfang der Gegenſtände ſeiner Anſchauung zum Bewußtſeyn gebracht wird, iſt alſo mit der Ausbildung des Organs, durch das es reden lernt, im innigſten Zuſammenhange. Die

Ausbildung der Sprachkraft muß mit der Ausbildung der Anſchauungskraft beym Kinde von der Wiege an gleichen Schritt halten. Das Kind fühlt ſehr frühe eine Kraft in ſich ſelbſt, die Töne, die es hört, auch hervorbringen zu können, und dieſe Kraft wird, wie jede andere menſchliche Kraft, in ihm durch den Selbſttrieb, ſie gebrauchen und anwenden zu wollen, belebt, und durch dieſen Gebrauch werden die Organe ſeiner Sprachkraft zwar unmerklich, aber von Tag zu Tag wirklich und real geſtärkt. Das Schreyen, das es nicht lernen muß, iſt in ſeinen verſchiedenen Articulationen die erſte Aeußerung der in ihm liegenden Sprachkraft. Nach ihm folgen Töne, die mit den Articulationen der menſchlichen Sprache noch keinen Zuſammenhang, ſondern vielmehr mit den Tönen verſchiedener Thierarten groſſe Aehnlichkeit haben, und aus dem Drang der Organe, wie ſie ſich noch ganz thieriſch, ohne allen Zuſammenhang mit den menſchlichen Worttönen, die ſie umgeben, zu entfalten ſuchen, hervorgehen. Erſt mehrere Monate hernach fangen dieſe Töne allmälig an, einen merklichen Zuſammenhang mit dem Klang unſrer Vocale und Conſonanten, die ſich in unſern Worttönen ausſprechen, zu haben und ſich dem Ton einiger ihnen oft vorgeſprochenen Sylben und Wörter zu nähern. Das Kind fängt jetzt an, die leichteſten Töne, die ihm die Mutter vorſpricht, ihr nachzulallen. Das Redenlernen wird ihm täglich leichter und lieber, und knüpft ſich im Vorſchritte ſeiner Ausbildung immer an die Vorſchritte der Ausbildung ſeiner Anſchauungskraft an. Es geht auch, wenn es nicht durch unnatürliche Verkünſtelungsverirrungen von dieſem Gang der Natur abgelenkt wird, mit den Vorſchriften der Ausbildung ſeiner Anſchauungskraft immer in vollkommener Uebereinſtimmung gleichen Schrittes vorwärts. Und wenn ich jetzt den naturgemäßen Gang der Erlernung der Mutterſprache, den ich in ſeinen Anfangspunkten bezeichnet, in ſeinen Fortſchritten weiter verfolge, ſo ſehe ich ihn fortwährend dieſen Gang in Einheit mit den Vorſchritten der Anſchauungskraft ſeiner Bildungsmittel im Kreiſe ſeines häuslichen Lebens und ſeiner nächſten Umgebungen ſuchen und finden. Und ſo iſt es auch in Rückſicht auf die Entfaltung der Sprachkraft das Leben ſelbſt, wie den Menſchen darin wahrhaft naturgemäß bildet und vorwärts bringt. Dieſes aber muß im ganzen Umfange ſeiner Kultur-Mittel übereinſtimmend vorwärts ſchreiten. Es muß in ſeiner Herzensbildung, es muß in ſeiner Geiſtesbildung, es muß in ſeiner Kunſt- und Berufsbildung naturgemäß vorwärts, wenn es in ſeiner Sprachbildung naturgemäß vorwärts ſchreiten ſoll. Aber auch dieſe allein und iſolirt ins Auge gefaßt, ſind die Abwege von den ewigen Geſetzen des Naturgangs in den Verkünſtelungsſurrogaten der wahren und ſoliden Entfaltungsmittel unſrer Kräfte ſehr groß. Man macht die Kinder leſen, ehe ſie reden können; man will ſie durch die Bücher reden lehren; man zieht ſie von der Anſchauung, dieſem Naturfundament des Redens künſtlich und gewaltſam ab, und macht auf die unnatürlichſte Weiſe den todten Buchſtaben zum Anfangspunkt der Sacherkenntniſſe, deren naturgemäßer Hintergrund und Anfangspunkt der Geiſt und das Leben der Anſchauung der Natur ſelbſt iſt und in allen Verhältniſſen anerkannt werden ſollte. Der Menſch muß ſchon lange über vieles richtig und beſtimmt reden können, ehe er zum vernünftigen Leſen irgend eines Buches reif iſt. Aber man will in unſern Tagen immer mehr den Schein der Kraft als die Kraft ſelber, und tödtet alle ſoliden Bildungsmittel der Kräfte durch den immer wachſenden Glauben an Scheinbildungsmittel, die aus der Kraftloſigkeit ſelber hervorgehen. Wenn ich jetzt auch die Naturgemäßheit des Redenlernens, dieſes weſentlichen Fundaments der Sprachlehre, im beſtimmten Gang ſeiner poſitiven, einfachen Mittel ins Aug' faſſe, ſo ſehe ich, daß das unmündige Kind in ſeinen Umgebungen eine Menge Worttöne hört, deren Sinn es im Anfang gar nicht verſteht. Viele von ihnen werden durch die öftere Wiederholung, in der ſie vor dem Sinne ſeines Gehörs erſcheinen, ihm dadurch bewußt und ſelber ſeinem Munde geläufig, ohne daß es ihre Bedeutung noch im geringſten verſteht oder auch nur ahnet. Aber dieſe vorläufige, dunkele Erkenntniß, die das Ohr von ihnen erhält, und dieſe Geläufigkeit, die ſich der Mund alſo von ihnen verſchafft, iſt für die reelle Ausbildung der Sprachkraft eine Vorbereitungsſtufe, die ihr von weſentlichem Nutzen iſt. Dem Begriffe der Gegenſtände mit der Geläufigkeit des Lauts, der ſie bezeichnet, voreilend, bleibt der Begriff des durch ihn bezeichneten Gegenſtands dem Kind vom Augenblick an, in dem es den Gegenſtand des Lauts ſelber durch die Anſchauung vereinigt erkannt, unauslöſchlich. Es iſt deßwegen für die

Ausbildung der Sprachkraft ein großer Vortheil, wenn das Kind von der Wiege an in Umgebungen lebt, in denen ziemlich viel und über vielerley, beſonders aber über Gegenſtände ſeiner nächſten Umgebungen und ſeines häuslichen Lebens, geſprochen wird. Der Einfluß der mechaniſchen Vorbereitungsmittel des Redenhörens auf die Ausbildung der Sprache in allen ihren Theilen, iſt äußerſt groß und vielſeitig. Das Kind lernt durch dieſes Redenhören nicht nur die Nomenclatur ſeiner Mutterſprache in einem ſehr ausgedehnten Umfange, faſt ohne ein Bewußtſeyn, daß es etwas lernt; es übt ſich die Formen des Deklinirens und Conjugirens im ganzen Umfang ihrer Abwechslungen ganz mnemoniſch und allgemein umfaſſend ein. Und das führt ſchon weit. Wenn ich denn aber von der Anſicht des Ganges, den die Natur in Rückſicht auf die mechaniſche Entfaltung unſrer Sprache feſthält, vorſchreite und mich frage: was iſt der Gang der Natur in der Entfaltung der Sprachkraft auf das Innere, geiſtig Bildende derſelben? ſo ſehe ich ihre dießfälligen Bildungsmittel hinwieder im innigſten Zuſammenhang mit den naturgemäßen Bildungsmitteln der Anſchauungskraft. Sie folgt, Stufe für Stufe, dem Naturgang, den dieſe in den Vorſchritten ihrer Bildung auch geht. So wie dieſe im Anfang ihrer Entfaltung jeden Gegenſtand, der ihr erſcheint, nur als ein einzelnes Ganze anſieht und erkennt, und im Anfange ſehr langſam dahin kommt, die Theile des Gegenſtandes einzeln und geſondert von einander ins Auge zu faſſen; ſo wie hinwieder die verſchiedenen Beſchaffenheiten, in welchen jeder Gegenſtand zu ungleichen Zeiten und unter verſchiedenen Umſtänden ſich befindet, in ihrem Umfang und Zuſammenhang zum klaren Bewußtſeyn zu bringen, vor den Sinnen des Kindes nur zufällig, langſam und unzuſammenhängend erſcheinen; alſo führt der ſich ſelbſt überlaſſene, von der Kunſt unbeholfene Gang der Natur in der Entfaltung der Sprachkraft auch dahin, den Gegenſtand zuerſt ohne Rückſicht weder auf ſeine einzelnen Theile noch auf die verſchiedenen Beſchaffenheiten zu benennen, und kommt ſpät und langſam dahin, die einzelnen Theile dieſer Gegenſtände in aller ihrer Vielſeitigkeit ins Auge zu faſſen und allgemein zu benennen, ſo wie über die verſchiedenen Beſchaffenheiten, in welchen ſich dieſe Gegenſtände in manigfaltig ungleichen Zeiten und Verhältniſſen befinden, ſich mit Beſtimmtheit und Richtigkeit ausdrücken zu können. Die Elementarbildung und alle naturgemäßen Mittel ihrer Kunſt führen das Kind auch in Rückſicht auf ſeine Sprachbildung vollends im Geleiſe des Gangs der Natur in der Entfaltung unſerer Kräfte. Auch ſie hörte ſogleich auf, elementariſch zu ſeyn, wenn ſie in ihren Grundſätzen hierin ſchwankte und dieſelbe in dem Vorſchritt und Umfang ihrer Bildungsmittel nicht feſthielte. Es iſt Thatſache, das elementariſch wohlgeführte Kind ſchwatzt nicht, ehe es erkennt, und nicht von dem, was es nicht auf irgend eine Art durch die Anſchauung erkannt hat. Die intenſiven und extenſiven Vorſchritte der Ausbildung der Sprachkraft müſſen, wenn ſie real ſeyn wollen, nothwendig dieſen Gang gehen; und ſie, die Sprachkraft ſelber, kann nur dadurch auf dieſer Bahn wirklich als die ſolide bildende Mittelſtufe der Anſchauungskraft und der Denkkraft anerkannt und ihre Ausbildungs-Mittel können nu dadurch mit den allgemeinen Fundamenten der wahren, naturgemäßen Menſchen-Bildung in Uebereinſtimmung gebracht werden.

Und nun die Sprachlehre oder vielmehr die Kunſt de Redenlernens jeder Sprache alſo ins Auge gefaßt, wir vollkommen klar, was ich ſchon oben geſagt. Dieſ Kunſt iſt die Mittelſtufe zwiſchen der auszubildenden Anſchauungskraft und der auszubildenden Denkkraft. D Kunſt der Ausbildung der erſten geht der Kunſt der Au bildung der zweyten vorher. Die Mittel der Ausbildun der Denkkraft haben keinen naturgemäßen Boden, wen ihnen die naturgemäße und genugthuende Ausbildung d Anſchauungskraft, oder welches eben ſo viel iſt, d Reſultate der Anſchauungskraft, mangelt.

Aber was iſt die naturgemäße und genugthuend g bildete Anſchauungskunſt? Wann iſt die Anſchauung kunſt, als Vorbereitungsmittel der zu entfaltenden Den kraft, für einen jeden Stand und für ein jedes Indi duum, naturgemäß und genugſam gebildet?

Die Antwort iſt klar.

Die Anſchauungskraft iſt durch die Anſchauungsku genugſam gebildet, wenn das Anſchauungs-Vermögen Menſchen durch ſie in jedem Stand und in jedem Verh niß zu dem Grad der Kraft gebracht worden, der erfor lich iſt, die Anſchauungs-Eindrücke ſeiner Umgebungen Verhältniſſe mit klarem Bewußtſeyn als ſichere Fun mente ſeines Denkens und Urtheilens über eben dieſe Gegenſtände mit Freyheit und Sicherheit zu benutzen.

Dieſer Grad der gebildeten Anſchauungskraft iſt aber in jedem Fall nur in ſo weit erreichbar, als die Mittelſtufe der Bildung zwiſchen der Anſchauungskraft und der Denkkraft zu eben dem Grad der Reife gebracht werden, zu welchem die Anſchauungskraft gebracht werden muß, wenn ſie als ein genugthuend mitwirkendes Fundament der zu entfaltenden Denkkraft angeſehen nud benutzt werden ſoll. Es iſt offenbar, der naturgemäß zu führende Zögling muß durch die Ausbildung ſeiner Sprachkraft dahin gebracht werden, ſich über die Anſchauungs-Eindrücke ſeiner Umgebungen und ſeiner Verhältniſſe mit eben ſo viel Beſtimmtheit auszudrücken, als ihm die Anſchauungsmittel dieſelben klar und heiter gemacht haben. Ohne den Sprachzögling auf dieſen Grad der Sprachkraft gebracht zu haben, liegt zwiſchen der Ausbildung ſeiner Anſchauungskraft und der Ausbildung ſeiner Denkkraft eine Kluft, die nicht anders als durch eine, mit der beyderſeits naturgemäß gebildeten Anſchauungs- und Denkkraft übereinſtimmende und mit ihnen ins Gleichgewicht gebrachte Ausbildung der Sprachkraft ausgefüllt werden kann.

Das iſt die innere Aufgabe einer pſychologiſch zu begründenden Sprachlehre. Aber ihre Auflöſung führt auch zur Beantwortung eines zweyten Problems, nämlich zur Aufſtellung eines auf die Sprachlehre allgemein anwendbaren Sprach-Unterrichts, die als Norm des naturgemäßen dießfälligen Unterrichts in allen Sprachen anwendbar ſey. Iſt eine ſolche Norm aufgeſtellt, ſo iſt die Aufgabe der pſychologiſchen Begründung und Erlernung jeder einzelnen Sprache genugthuend aufgelöst. Das innere, geiſtige Weſen der zweyten iſt dadurch ſo weit gefunden, daß es blos eine Ueberſetzung, aber freylich eine in pſychologiſcher Hinſicht vollendete Ueberſetzung der in einer Sprache gegebenen und aufgeſtellten Reihenfolgen der mnemoniſch und pſychologiſch geordneten Uebungen braucht, um dieſelben in allen Sprachen auch zu benutzen.

Die Segensfolgen der Erreichung dieſes Ziels und auch nur der Näherung zu demſelben ſind unermeßlich. Aber wir müſſen uns nicht täuſchen. Die Erreichung des Ziels, eine ſolche allgemeine Normalform der Sprachlehre aufzuſtellen, oder auch nur zu einer wahrhaft trugloſen Näherung zu demſelben zu gelangen, fordert weſentlich, daß die naturgemäße Ausbildung der Sprachkraft in dieſer Rückſicht feſt und allſeitig als die Mittelſtufe zwiſchen der naturgemäß gebildeten Anſchauungskraft und der ebenſo naturgemäß zu bildenden Denk- und Urtheilskraft anerkannt und überhaupt der Gang der Natur in der Entfaltung der Mutterſprache feſt im Auge gehalten werde.

Die Grundſätze der Ausführungs-Mittel einer ſolchen allgemeinen Normalform des Verſtehens und Redenlernens jeder fremden Sprache müſſen nothwendig und in ihrem ganzen Umfange von der Art und Weiſe, wie das unmündige Kind ſeine Mutterſprache lernt, abſtrahirt werden und auch allgemein von der deutlichen Erkenntniß der ewigen Geſetze, denen der Gang der Natur in der

Entfaltung der Mutterſprache ſelbſt unterworfen iſt, ausgehen. Und hier iſt noch zu bemerken: der naturgemäße Vorſchritt von der elementariſchen Erlernung der Mutterſprache geht zuerſt zur Erlernung der lebenden und dann erſt zur Erlernung der todten Sprachen hinüber, weil die Sacherkenntniß, die durch die Erlernung einer lebenden Sprache dem Kinde gegeben werden muß, derjenigen, die ihm durch die Erlernung der Mutterſprache gegeben worden iſt, unendlich näher ſteht, als diejenigen, die ihm klar und heiter gemacht werden müſſen, wenn es eine todte Sprache wahrhaft und naturgemäß verſtehen lernen ſoll. In allen Fällen aber müſſen die Grundſätze der Ausführungs-Mittel einer ſolchen allgemeinen Normalform des Verſtehens und Redenlernens jeder fremden Sprache hinwieder von der Kunſt des Menſchengeſchlechts in mnemoniſcher und pſychologiſcher Hinſicht in ihrem ganzen Umfange unterſtützt und beholfen werden. Dieſe Kunſt, die uns ſeit Jahrtauſenden der Sprachlehre und der Sprach-Erkenntniſſe halber auf den Punkt der Ausbildungsmittel gebracht, auf dem wir wirklich ſtehen, muß für dieſen Zweck mit dem ganzen Umfang der Wahrheit und der Kraft ihrer dießfälligen Reſultate benutzt und alle Realvorſchritte, die ſie in mnemoniſcher und pſychologiſcher Hinſicht uns darbietet, an das Fundament alles Redenlernens, an den Gang, den die Natur in der Entfaltung der Sprachkraft ſelbſt geht, angeknüpft und damit verbunden werden. Das was die ſich ſelbſt überlaſſene Natur, vom Zuſtand der unentfalteten Sinne und Organe des Mutterkindes gehemmt, dießfalls nur langſam, unſicher und lückenvoll erzielt, das ordnet die Kunſt in Reihenfolgen von Bildungsmitteln, deren jedes einzelne zwar von den ewigen Geſetzen des Naturgangs in der Erlernung der Sprache ausgeht, aber durch ſeine Zuſammenſtellung und Ordnung in mnemoniſcher und pſychologiſcher Hinſicht einen Grad der Kraft erhält, zu der die ſich ſelbſt überlaſſene Natur ſich unmöglich zu erheben vermag. So wahr und ſo gewiß dieſes iſt, ſo iſt eben ſo gewiß, daß die Kunſt unſers Geſchlechts ſich ohne die tiefe Erkenntniß des Gangs der Natur in der Entfaltung der Mutterſprache nicht zu dieſer Höhe ihres mnemoniſch und pſychologiſch bildenden Einfluſſes in der Erlernung neuer Sprachen zu erheben vermag, ſondern daß ſie in dieſem Falle im Gegentheil in ihrem Einfluß auf die Erlernung dieſer Sprachen auf Verkünſtelungs-Manieren verfällt, die alle wahre Naturkraft auch von dieſer Seite in ihrem Weſen untergraben und zu Grunde richten. Die tiefere Erkenntniß des Naturgangs in der Entfaltung der Mutterſprache iſt alſo auch das ewige Fundament und die eigentliche Quelle aller wahrhaft mnemoniſchen und pſychologiſchen Vortheile, mit welchen die Kunſt die naturgemäße Erlernung jeder neuen Sprache zu erleichtern und zu behelfen vermag.

Ich blicke noch einmal auf dieſes große Fundament jeder naturgemäßen Sprachlehre zurück.

Die Natur unterwirft unſer Geſchlecht in ihrem Einfluß auf die Erlernung der Mutterſprache bis auf einen gewiſſen Punkt zwingend den ewigen Geſetzen, aus denen jeder naturgemäße Sprachunterricht weſentlich hervorgeht und hervorgehen muß. In der Mutter iſt das naturgemäße Geben dieſes Unterrichts, und im Kinde das naturgemäße Empfangen deſſelben gegenſeitig inſtinktartig belebt. Die Mutter und das Kind unterwerfen ſich den ewigen Geſetzen dieſes Naturgangs ſo viel als inſtinktartig. Doch nein, ſie unterwerfen ſich dieſen Geſetzen nicht inſtinktartig; ſie ſind nur inſtinktartig dafür belebt. Ihre freye und frohe Befolgung iſt ihre Luſt und ihre Freude. Der Trieb, gegenſeitig in Uebereinſtimmung mit dieſen Geſetzen zu handeln, geht aus dem Innerſten der mütterlichen und kindlichen Natur hervor. Aber dieſe Natur iſt durch das Verkünſtelungs-Verderben der Welt in den Zeitmüttern der Gegenwart ſo viel als allgemein gelähmt. So wie dieſes ſie in unnatürliche Verhältniſſe gegen ihr Kind hinwirft, ſo werden auch die Geſetze der Entfaltung der Sprachkraft in ihnen ohnmächtig. So wie die böſe Verkünſtelung unſrer Zeit ſich auch in die Bildung der Anſchauungs-Erkenntniſſe des Kindes, folglich in die Fundamente der Naturgemäßheit des Redenlernens einmiſcht, wird der Gang der Erlernung der Mutterſprache vom Inſtinkt nicht mehr beholfen. Das naturgemäße Geben des Unterrichts iſt in den Zeitmüttern vielſeitig verwirrt und verdorben, und in dieſem Falle iſt der Inſtinkt, ihn naturgemäß zu empfangen, im Kinde umſonſt da. Dieſe Untergrabung des inſtinktartigen Einfluſſes im Geben und Empfangen des erſten mütterlichen Unterrichts iſt in ſeinen Folgen ſehr wichtig. Alle weitern Stufenfolgen der Führung des Kindes werden dadurch in der Wahrheit ihrer Natur-Gemäßheit tief und vielſeitig geſchwächt und untergraben. Sie können nicht anders, So wie das Verkünſtelungs-Verderben unſrer Zeit ſchon dem Kind Worte in den Mund legt und als wären ſie Sacherkenntniſſe einprägt, von deren wahren Bedeutung es weder innerlich noch äußerlich eine Anſchauung in ſich ſelbſt trägt, iſt die Kraft und mit ihr der Segen der Natur-Gemäßheit in der Erlernung der Mutterſprache in ihm in ſeinem Weſen untergraben. Seine Sprachlehre hat als bildende Mittelſtufe zwiſchen der Ausbildung der Anſchauungskraft und derjenigen der Denkkraft die Baſis ihres wahren Naturgangs oder ihrer wahren Naturgemäßheit in ſo weit verloren; und ſo wie die Belebung der naturgemäßen Ausbildung der Anſchauungskraft irregelenkt wird, ſo wird auch der Naturgang im Redenlernen des Kindes ſelber in ſeinen Anfangspunkten in der Erlernung der Mutterſprache ſtille geſtellt, verwirrt und geſchwächt. Auch die Baſis der naturgemäßen Erlernung jeder andern als der Mutterſprache wird durch dieſe erſten Verwirrungsſchritte in der Naturgemäßheit der Sprachlehre der reinen, ſegensvollen Kraft beraubt, die ihr im unverdorbenen, ungeſchwächten Zuſtand dieſer Kraft halber weſentlich beywohnt. Er, der naturgemäße Gang der Erlernung jeder fremden Sprache, muß mit dem Gang der Natur in der Erlernung der Mutterſprache in vollkommener Uebereinſtimmung ſtehen. Dieſe Uebereinſtimmung zu ſuchen, iſt das Ziel der wahren menſchlichen Sprachlehre und aller ihrer Kunſt; und es iſt eine der vorzüglichen Aufgaben der Idee der Elementarbildung, dem Menſchengeſchlecht hierin Hand zu bieten und die Mittel zu erforſchen, durch welche die Abirrung vom Gange der Natur in dieſem Ge-

ſichts-

ſichtspunkte verhütet werden kann. Die wenigen und beſchränkten Verſuche, die dießfalls in unſrer Mitte ſtatt gefunden, beweiſen auch unwiderſprechlich, daß die Idee der Elementarbildung geeignet iſt, die Kräfte der Wohnſtube in dieſer Rückſicht weſentlich zu ſtärken und zu beleben. Es iſt eine thatſächliche Erfahrung, die Verſuche dieſer hohen Idee wirken, wo ſie immer ſolid und genugthuend ſtatt finden, unfehlbar dahin, die Mütter auf der einen Seite durch die Erheiterung der Fundamente und Mittel der naturgemäßen Sprachlehre für ihre Ergreifung in ihnen ſelbſt zu beleben und ſogar zu begeiſtern, und auf der andern Seite jedes nach ihren Grundſätzen geführte Kind auch der Sprache halber dahin zu bringen, alles was ihm elementariſch genugſam eingeübt worden, ſeinen Geſchwiſtern mitzutheilen, folglich auch die Erlernung der Mutterſprache im Kreis ſeiner häuslichen Verhältniſſe ins Geleiſe der echten Mittel, ſie allgemein zu machen, hineinzuleiten. Das Erlernen der Mutterſprache geht beym Kinde unbedingt vom Eindruck der Objecte aus, die es durch die Anſchauung ſinnlich erkannt und deren Namen zugleich ſeinem Ohr bekannt und ſeinem Munde geläufig gemacht worden ſind. An das Erkennen und Ausſprechen der Namen dieſer Objecte ſchließt ſich allmälig, aber langſam, das Erkennen und Ausſprechen der Beſchaffenheit und der Wirkſamkeit derſelben (der Zeit- und der Beſchaffenheits-Wörter) die ihnen zukommen, an. Der Vorſchritt dieſes Redenlernens von den Objecten zu den Beſchaffenheits-Wörtern und von dieſen zu den Zeitwörtern iſt durchaus nicht eine Stufenfolge der *Zeit halber.*

Das Mutterkind hört die Objecte, die Beſchaffenheitswörter, und die Zeitwörter der Zeithalber nicht in Stufenfolgen und getrennt; es lernt ſie alle in einer innigen, des Erkennens- und Redenlernens halber ſehr vortheilhaften und lehrreichen Verbindung in Phraſen, die es die Bedeutung der einzelnen Wörter und das Weſen ihres Zuſammenhangs unter einander in allem, was es hört und was es redet, merken, ahnen und allmälig in immer wachſender Klarheit verſtehen und begreifen zu machen geeignet ſind. Das Sprachbildende dieſes Umſtands fällt in die Augen. Jedes einzelne Wort einer Phraſis iſt durch den Zuſammenhang der Begriffe, die es ausdrückt, für die mit ihm durch ſie verbundenen Wörter erläuternd, und darum behält ſich auch eine Phraſis im ganzen leichter im Gedächtniß als ein einzelnes, iſolirtes, an kein anderes naturgemäß angereihetes Wort; der Sinn eines Worts von jeder Phraſis bekommt durch dieſe Verbindung mit den andern Wörtern derſelben eine beſtimmte, wiewohl einſeitige und beſchränkte Begründung ſeiner allgemeinen Bedeutung. Die großen Vortheile des Gangs der Natur in der Erlernung der Mutterſprache erhellen ferner auch daraus, daß er von den erſten Anfangspunkten ſeines Einfluſſes an, alle Grundtheile derſelben gemeinſam anſpricht und ſie den Kindern durch tauſend und tauſend Wiederholungen in ihrer Erkenntniß heiter und in ihrer Anwendung geläufig macht. Das iſt ſo wahr, daß dadurch nicht nur das Weſen jedes einzelnen Grundtheils der Sprache dem elementariſchen Zögling zum dunkeln, aber feſten Bewußtſeyn gebracht, ſondern auch die Abänderungen, die jedes Subſtantivum, Adjektivum und Pronomen, d. i. die Abänderungen jedes deklinirbaren Grundtheils der Sprache ihm gleichſam von ſelbſt eingeübt und habituel gemacht werden, welches eben ſo ſehr bey den Zeitwörtern im ganzen Umfange der Abänderungen, die ſie durch das Conjugiren anſprechen und erdulden, der Fall iſt. Die zweyte Art der Grundtheile einer jeden Sprache, die an ſich unverändert bleiben, aber durch ihren Einfluß die Stellung der Wörter in phraſeologiſcher Hinſicht ebenſo nach ewigen Geſetzen den vielſeitigſten Veränderungen unterwerfen, die Adverbia, die Präpoſitionen, die Conjunctionen und Exclamationen, können durch pſychologiſch geordnete Reihenfolgen von Beyſpielen der Eigenheit ihres ſprachbildenden Einfluſſes in einem hohen Grad geſtärkt und die Fertigkeiten ihrer Anwendung dem Zögling auf eine Art erleichtert werden, den der ſich ſelbſt überlaſſene Gang der Natur in der Entfaltung der Sprachkraft durchaus nicht zu erreichen vermag. Es iſt auch eine weſentliche Aufgabe der Idee der Elementarbildung, durch pſychologiſch und mnemoniſch bildende Reihenfolgen von Beyſpielen, die den Gebrauch jedes einzelnen Sprachtheils im ganzen Umfange ſeines Einfluſſes durch öftere Wiederholung, ihm unbewußt, ſo viel als mechaniſch einprägen und habituel machen, dem Gange der Natur in der Entfaltung der Sprachkraft mit dem ganzen Umfange der Mittel ihrer Kunſt nachzuhelfen und behülflich zu ſeyn. Die Wirkung dieſer beiderſeitig einzuübenden Reihenfolgen der Grundtheile aller Sprachen iſt von einer Natur, daß den Zöglingen der ganze Umfang des Declinirens und Conjugirens, ſo wie der Anſprüche aller pſychologiſch begründeten Formen der Phraſeologie in einer großen Ausdehnung und Solidität auf eine Weiſe eingeübt werden kann, bey welcher die gewohnten Beſchwerlichkeiten dieſer Einübungen ſo viel als allgemein wegfallen. Sie hören durch die ganze Zeit dieſer Einübungen kein Wort weder von einer Syntax noch von einer Grammatik. Aber wenn ſie ſich auf dieſem kunſtloſen Wege ihrer Mutterſprache bis auf einen gewiſſen Grad alſo praktiſch eingeübt und zur Vollendung geläufig gemacht haben, ſo ſind ſie denn auch zuverläſſig auf dem Punkt der Richtigkeit aller grammatikaliſchen Regeln, die vom Naturgang der Sprachlehre erzeugt werden und denſelben in der Reinheit ſeines Urſprungs anſprechen, eben wie die Eigenheiten, durch welche ſich das Weſen der Grundformen jeder Sprache in der Mutterſprache ausdrückt, als in ihnen ſelbſt liegend und durch die Erfahrung in ihnen ſelber begründet, zu erkennen. Auf dieſer Bahn kommt jedes, in Rückſicht auf den Sprachunterricht naturgemäß geführte Kind dahin, den ganzen Umfang der Ausdrücke ſeiner Anſchauungs-Erkenntniſſe, die es ſich eingeübt, unauslöſchlich in ſich ſelbſt zu beſitzen, und ſo ſich in ſeiner Mutterſprache in einem ſehr weiten Umfange über ſeine Erkenntniſſe mit der höchſten Beſtimmtheit und Geläufigkeit ausdrücken zu können, ohne daß es während des ganzen Zeitraums ſeines Redenlernens nothwendig hatte, weder ſich die Grundſätze und Regeln der Sprachlehre eigen zu machen, noch für dieſen Endzweck irgend ein Wort auswendig zu lernen. Indeß iſt der Grundſatz, daß der ganze Umfang der Mittel, eine neue Sprache zu lehren, mit denjenigen, durch welche dem Kind die Mutterſprache eingeübt werden muß, vollkommen ähnlich und im Weſen die nämliche ſeyen, ein Geſichtspunkt, den das Raffinement der Verkünſtelungsmittel, durch welche beſonders die Anfangsſtufen der Erlernung jeder neuen Sprache ſehr verwirrt und erſchwert werden, dem Zeitgeiſt aus den Augen gerückt hat. Aber er liegt dennoch im bon sens der Menſchennatur unerſchütterlich tief eingegraben. Es iſt Thatſache, je weniger eine Perſon, die einem Kinde eine fremde Sprache einüben will, mit den Routineformen des gewohnten Sprach-Unterrichts bekannt iſt; jemehr führt ſie die Natur hierin ſelbſt für ihren Zweck auf Grundſätze und Mittel, die dem Gange der Natur in der Entfaltung der Mutterſprache gleich ſind. Die Erfahrung ſetzt außer allen Zweifel, daß jemehr ſich unverkünſtelte Menſchen damit befaſſen, ein Kind eine neue Sprache zu lehren, deſto auffallender auch der glückliche Erfolg ihrer Beſtrebungen ſey. Ein franzöſiſches Dienſtmädchen, dem man ein deutſches Kind übergiebt, daſſelbe franzöſiſch zu lehren, bringt, wenn es ſeine Sprache nur grammatikaliſch richtig reden kann, daſſelbe ohne Mithülfe irgend einiger Kunſtkenntniſſe und Kunſtmittel, durch bloſſes anhaltendes, fleiſſiges Reden mit ihm innerhalb einer vergleichungsweiſe auffallend kurzen Zeit dahin, daß es ſich über den ganzen Umfang der Gegenſtände, über welche das Mädchen ſich mit ihm unterhaltet, mit Leichtigkeit richtig ausdrückt. Dieſes aber leiſtet die Routinekunſt unſrer Zeit durch die bloße Benutzung der gewohnten Kunſt-Unterrichtsmittel in der Erlernung einer neuen Sprache weder durch Privat-Unterricht noch in den öffentlichen Schulen. Fragt man ſich jetzt: was giebt einem ſolchen Mädchen dieſen Vorſprung über die gewohnten Lehrer einer fremden Sprache, die in ihrem Unterricht auch noch ſo fleißig und in gewiſſer Rückſicht verſtändig von den Kunſtformen jeder Sprachlehre ausgehen? — So iſt offenbar, das Mädchen dankt den Vorſprung, den es dießfalls unzweydeutig erhält, der Aehnlichkeit ſeines Thuns in ſeiner Unterrichtsweiſe mit dem Gang, den die Natur ſelbſt in der Einübung jeder Mutterſprache in aller Welt geht. Das Kind, das bei ihr die franzöſiſche Sprache lernen ſoll, hört, eben wie das Kind, das die Mutterſprache lernt, lange, ſehr lange eine große Menge franzöſiſcher Wörter, die das Mädchen vor ihm ausſpricht, ehe es auch nur den Sinn derſelben ahnet; es iſt zugleich vorzüglich die Gegenwart der Gegenſtände, die ihm vor den Sinnen liegen, was ihm den Zuſammenhang der franzöſiſchen Worte mit der Sprache ſelber mit ſinnlich belebten Reizen ins Auge fallen und das Wort als den Ausdruck derſelben erkennen macht. Eben ſo ſchließt ſich beym Unterricht dieſes Mädchens allmälig die Erkenntniß des Ausdrucks, der Beſchaffenheiten und Wirkungen an den Ausdruck der Objecte, der Hauptwörter, wie beim Erlernen der Mutterſprache, auch an; und der ganze Umfang der Wörter, die es bei dieſem Mädchen erlernt, wird ihm ebenſo durch vielfache Wiederholungen und phraſeologiſche Zuſammenſetzungen eingeübt. Eben wie bei der Mutterſprache bringt die Phraſeologie alle einzelnen Grundtheile der Sprache dem Kinde gemeinſam verbunden zum Bewußtſeyn und belebt und verſtärkt den Eindruck von allen durch unzählig wiederholte, in jedem Falle ungleich und eigens beſtimmte Erſcheinungen. Die Wörter der zu erlernenden Sprache und die Abänderungen dieſes ihm eingeübten Wortſchatzes werden ihm durch dieſe Zuſammenſtellungen und Wiederholungen theils in ihrem Inhalt bekannt, theils in ihrem Ausdruck geläufig und habituel, ohne daß es eigentlich weiß, wie es dazu gekommen und wenigſtens ohne alle Mühſeligkeit des Auswendiglernens und der Erklärungsweiſe, die im Routinegang der Erlernung irgend einer fremden Sprache gebräuchlich ſind. So kommt es auf dieſem Gange mit großer Leichtigkeit dahin, das Weſen jeder grammatikaliſchen Regel als eine, in ihm durch Erfahrung begründete Erkenntniß in ſich ſelber zu tragen und ſie bei der erſten wörtlichen Darlegung derſelben vollkommen zu verſtehen.

Meine dießfällige Anſicht von der Uebereinſtimmung der naturgemäßen Erlernung der Mutterſprache mit der Art und Weiſe, wie eine fremde Sprache naturgemäß gelernt werden ſoll, erhellt auch aus der Uebereinſtimmung der tiefſten, fruchtbarſten Grundregeln, die den raffinirteſten Fundamenten der Kunſtformen des Redenlernens ſelber zum Grunde liegen. Selber die Mißgriffe der Kunſt gehen aus Thatſachen hervor, die in ihrem Urſprung naturgemäß waren; aber in der Unnatur ihrer Anwendungen das reine Weſen ihrer urſprünglichen Entſtehung verloren haben. Ich füge übrigens noch ein Beyſpiel der auffallenden Gleichheit des Naturgangs in der Erlernung der Mutterſprache mit den ächten Fundamenten der Erlernung jeder andern Sprache, das ebenfalls entſcheidend iſt, an. Man kennt das Sprüchwort: „die Noth iſt der beſte Lehrmeiſter.“ Aber es iſt auch noch ein zweytes üblich: „die Noth iſt ein böſer Rathgeber.“ Es ſind beide ganz wahr; die Noth führt immer entweder zu naturgemäßen Mitteln, ſich zu helfen, oder zu den Gewaltthätigkeits-Mitteln der böſen Selbſtſucht, durch welche der Menſch ſich ſo viel als in jedem Fall ſelber enthilft und in ſich ſelbſt verwildert, indem er ſich zu helfen ſucht. Das Beiſpiel der Noth, das ich zur Beſtätigung meiner gegenwärtigen Anſicht anbringe, iſt nicht von dieſer letzten Art. Ein Menſch, der, durch welchen Zufall es auch immer ſey, an einen Ort hinkommt, an welchem niemand ſeine Sprache redet und wo folglich er niemand und niemand ihn verſteht, kann die Sprache, die er in dieſer Stadt lernen muß, auf keine andere Weiſe erlernen als auf eine, die mit der Erlernung der Mutterſprache und mit der Art und Weiſe, mit welcher das oben angeführte Mädchen ein deutſches Kind franzöſiſch lehrt, vollkommen in Uebereinſtimmung ſteht. Ich wiederhole die Anſichten dieſer Uebereinſtimmung nicht. Sie ſind in den obern Beyſpielen klar ausgeſprochen. Ich gehe weiter, um zu zeigen, wie auch die erſten Verſuche meiner pädagogiſchen Beſtrebungen den Grundſatz, daß die naturgemäße Erlernung fremder Sprachen durch die Uebereinſtimmung ihrer Mittel mit dem Gange der Natur in der Erlernung der Mutterſprache erzielt werden müſſe, beſtätigen. Dieſe Verſuche, die Mittel des gemeinen Volksunterrichts zu vereinfachen, führten mich von ihrem

Anfang zur Ueberzeugung, daß alle menſchliche Erkenntniß, folglich auch aller menſchliche Unterricht von der Anſchauung ausgehe. Die Idee der Anſchauung lag durchaus weſentlich in mir als Fundament der Entfaltung der menſchlichen Sprachkraft ſchon lange, ehe ſie in der Mitte unſers pädagogiſchen Vereins als naturgemäßes, aber in dem Zuſtand, in dem wir es gebrauchten, zu hoch geprieſenes Fundament des Rechnens anerkannt und mit Einſeitigkeit ergriffen wurde. Aber meine dießfällige Ueberzeugung konnte unter den Umſtänden, unter denen unſer pädagogiſcher Verein beynahe von ſeinem Anfang an lebte, auf die naturgemäße Behandlung der Sprachlehre keine bedeutenden Folgen haben. Die elementariſche Bearbeitung der Anſchauungslehre war im allgemeinen ihrer Anſprüche und beſonders in Rückſicht auf ihren Zuſammenhang mit den Fundamenten der Sprachlehre und zwar in Rückſicht auf die Erlernung der Mutterſprache und jeder andern von dem Augenblick weſentlich geſchwächt und vereinzelt, ſo bald der unverdiente Ruf unſrer Anſchauungs-Tabellen, durch die wir einſeitig genug unſern Kindern das Rechnenlernen erleichterten, unſere Aufmerkſamkeit von den allgemeinen Bedürfniſſen der Erforſchung der Anſchauungslehre ab- und auf dieſen einzigen Punkt hinlenkte, und uns den Geſichtspunkt, daß die naturgemäße Bearbeitung der elementariſchen Anſchauungslehre zuerſt auf die Erforſchung der naturgemäßen Fundamente der Sprachkraft, und nur in Verbindung mit dieſer auf diejenige der Denkkraft, wovon das Redenlernen nur ein einzelner Theil iſt, hingelenkt werden müſſe, aus den Augen rückte. Die Richtung, die unſere Anſtalt von Anfang an nahm, war aber auch Jahre lang ohne allen Reitz und ohne alle Mittel zur Erforſchung der allgemeinen Anſprüche der Ausbildung der Anſchauungskraft im ganzen Umfang ihrer Bedürfniſſe, beides, in Beziehung ihres Zuſammenhangs mit der naturgemäßen Ausbildung der Sprachkraft ſowohl als mit derjenigen der Denkkraft. Unter dieſen Umſtänden war der Begriff der Anſchauung von uns durchaus nicht mehr als das allgemeine Fundament des Redenlernens in ſeinem Umfang und in ſeiner Tiefe ergriffen, ſondern nur partiell und einſeitig in einigen Uebungen der Botanik und Mineralogie betrieben. Die Zahl- und Formlehre entfaltete ſich in unſrer Mitte allein als ein kraftvoll und naturgemäß bearbeitetes, aber iſolirt gelaſſenes Mittel der Geiſtesbildung. Die Folgen davon waren in Verbindung mit andern in den Schickſalen unſers Hauſes bis auf die heutige Stunde ſehr groß und ſehr traurig. Ich berühre ſie jetzt nicht. Ich ſage nur, was ich jetzt in Rückſicht auf die Vereinfachung der Sprachlehre verſuche, ſteht im innigſten Zuſammenhang mit dem Eigenthümlichen meiner Beſtrebungen für die Vereinfachung des Volksunterrichts, wie es ſchon in Burgdorf in mir ſelbſt lag und ſich in den berührten Verſuchen ausſprach. Drückende Erfahrungen von dem Mangel einer naturgemäßen Sprachlehre in unſerer Mitte überzeugten mich ſchon lange von der Nothwendigkeit, die dießfällige Lücke, die in den elementariſchen Verſuchen der Geiſtesbildung ſtatt fand, ſo viel mir möglich auszufüllen, oder wenigſtens ein Scherflein zu ihrer künftigen

Ausfüllung beyzutragen. Es iſt jetzt eine Reihe von Jahren, daß ich verſuchte, die Naturgemäßheit des Sprachunterrichts in ſeinen weſentlichſten Fundamenten zu erforſchen, um ihn in unſern elementariſchen Beſtrebungen als den Mittelpunkt der naturgemäßen Entfaltungsmittel der Anſchauungskraft und der Denkkraft mit Erfolg zu benutzen, und ihm die Einfachheit, Naturgemäßheit und ſolide Gemeinnützigkeit zu geben, deren er eben ſo fähig iſt, als er derſelben dringend bedarf.

Nach unendlich verwirrten Anſichten und Begriffen,
n denen ich mich Jahre lang über dieſen Gegenſtand herum-
rieb und deren Urſachen, die ich aber jetzt nicht berühre,
um Theil in mir ſelbſt, zum Theil außer mir lagen,
laube ich endlich in der klaren Erkenntniß des Gangs,
en die Natur in den Entfaltungs-Mitteln der Mutter-
rache allgemein geht, die eigentliche abſolute Wegwei-
ng zum ganzen Umfang der Mittel gefunden zu haben,
rch welche die Sprachlehre allgemein in allen Theilen
nd nach allen Richtungen auf naturgemäße Fundamente
rückgeführt, folglich jede Sprache, welche dieſe auch
mer ſey, ungeachtet aller Eigenheiten und Verſchie-
nheiten, welche jede derſelben, in der Bildung ihrer
ßern Formen individualiter haben mag, naturgemäß
ernt werden kann. Hierauf geſtützt habe ich verſucht,
s Beiſpiel einer allgemeinen Normalform aufzuſtellen,
f welche Art und in welchem Grad es möglich ſey,
Erlernung jeder fremden alten oder neuen Sprache
f dieſen Gang der Natur zu bauen, und ihn aus den
gen Geſetzen, die ihm zum Grunde liegen, hervorge-

hen zu machen. Der Grad, in welchem dieſer Verſuch ſich ſeiner Reife zu nähern anfängt, hat mich überzeugt, daß er, wenn er in ſeinen Mitteln vollſtändig dargelegt iſt, allgemein für dieſen Zweck ſegensvoll benutzt werden könne. Ich habe hiefür die lateiniſche Sprache, in Verbindung mit der deutſchen, die das Kind, das Latein lernen ſoll, zum voraus beſitzen muß, gewählt, trete aber jetzt in den Detail dieſes Verſuches gar nicht ein, weil er durch die Herausgabe eines Theils deſſelben der Prüfung des Publikums ungeſäumt übergeben werden ſoll und dadurch den Grad ſeines Erfolgs und den Werth ſeiner Mittel in ihrem ganzen Umfang und Zuſammenhang weit beſtimmter ins Licht ſetzen wird, als alles was ich ohne dieſen Schritt ſelber vorläufig Erheiterndes und Erläuterndes darüber immer ſagen könnte.

Ich fahre alſo fort, den Gegenſtand der Elementarbildung, ohne fernere ſpezielle Rückſicht auf den Verſuch der Aufſtellung einer Normalform für die Erlernung aller Sprachen, ins Auge zu faſſen.

So wie es von der Sprachkraft wahr iſt, daß das Leben ſie bildet und daß der ganze Umfang der Kunſtmittel, die dem Gange der Natur in ſeinem Einfluß auf das ſie bildende Leben wahrhaft nachzuhelfen geeignet ſind, von den naturgemäßen Kunſtmitteln der Ausbildung der Anſchauungskraft ausgeht; ſo iſt es von der Denkkraft eben ſo wahr, daß das Leben ſie bildet und daß der ganze Umfang der Kunſtmittel, die dem Einfluß dieſes ſie bildenden Lebens nachzuhelfen geeignet ſind, von der naturgemäßen Ausbildung der Anſchauungskraft ausgeht; und ſo wie die Mittel des bildenden Lebens ſich in Rückſicht auf ihren Einfluß auf die ſolide Ausbildung der Sprachkraft durch ihre Uebereinſtimmung mit den Ausbildungsmitteln der Anſchauungskraft ſolid zu bewähren vermögen; ſo vermögen ſich auch die Ausbildungsmittel der Denkkraft durch ihre Uebereinſtimmung mit den Ausbildungsmitteln der Anſchauungskraft ſolid zu bewähren. Der Gang dieſes Zuſammenhangs der Anſchauungskraft und der Denkkraft iſt dieſer: Die Anſchauungskraft führt, wenn ſie nicht unnatürlich, verwirrt und irregelenkt wird, den Menſchen ſchon an ſich ſelber unter allen Umſtänden zu einzelnen klaren Vorſtellungen über die Gegenſtände ſeiner Umgebungen, d. h. zu einzelnen Fundamenten der naturgemäßen Belebung ſeiner Denkkraft. Aber ſo weit dieſe klaren Vorſtellungen nur in der ſinnlichen Anſchauung begründet und nur durch ſie belebt ſind, thun ſie der Menſchennatur auf keine Weiſe ein Genüge. Dieſe will die ihr ſinnlich klar gewordenen *Vorſtellungen* in ſich ſelbſt zu deutlichen Begriffen erheben; ſie will die Gegenſtände ihrer Anſchauung mit ſelbſtſtändiger Kraft zuſammenſtellen, trennen und unter einander vergleichen; ſie will ſie als vorbereitendes Bildungsmittel ihrer Urtheilskraft benutzen; ſie will ſie logiſch bearbeiten. Sie *muß* es wollen. Das Vermögen der Denk- und Urtheilskraft, das in ihr liegt, zwingt ſie unumgänglich dazu. Alle Welt benutzt dieſe Kraft; alle Welt denkt und urtheilt. Indeß iſt die Kunſt, den Uebergang vom klaren Bewußtſeyn einzelner Anſchauungsgegenſtände zum richtigen Denken und Urtheilen über dieſelben, durch naturgemäß organiſirte und in pſychologiſchen Stufenfolgen geordnete Unterrichtsmittel zu erleichtern, nichts weniger als in einem hohen Grad ihrer Vollendung und Solidität in unſern Händen. Seit dem die Welt ſteht, arbeitet man an den Mitteln, den Uebergang der Ausbildungsmittel der Anſchauungskraft zu denjenigen der Denkkraft dem Menſchengeſchlecht durch die Kunſt zu erleichtern und den, aus der einfachen Anſchauung der Gegenſtände der Natur hervorgehenden bon sens in demſelben zur logiſch geſicherten Denk- und Urtheilskraft zu erheben. Aber ſo wie man in den Routine-Ausbildungsmitteln der Anſchauungs- und Sprachkraft den Weg der Natur verlaſſen und ſich auf den Wegen eitler Verkünſtelungsmittel einer tiefgreifenden und verderblichen Unnatur in die Arme geworfen, ſo iſt dieſes auch in Rückſicht auf diejenigen Mittel wahr, die unſer Verkünſtelungsverderben zur Ausbildung unſerer Denkkraft ſo viel als allgemein gebraucht. Es iſt unwiderſprechlich, man iſt in den dießfälligen Verſuchen und Mitteln von der wahren Baſis dieſer Kunſt, von der eigentlichen Uebung im ſorgfältig richtigen Zuſammenſtellen, Trennen und Vergleichen der Anſchauungsgegenſtände vielſeitig abgewichen, und will die Kinder immer mehr einerſeits durch willkührliche und unnatürliche Ausdehnung oberflächlich und einſeitig ins Aug' gefaßter Reflexionsgegenſtände, anderſeits durch die Erlernung der Logik, d. h. durch die, ich weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, deutliche oder raffinirte Erklärung der ewigen Geſetze, die der Denkkraft zum Grunde liegen, denken lehren. Aber ſo wie der erſte Weg der Vervielfältigung oberflächlich und einſeitig aufgefaßter Erkenntniſſe, anſtatt die Entfaltung der Denkkraft wahrhaft zu befördern, im Gegentheil ihrer naturgemäßen Entfaltung die größten Hinderniſſe in den Weg legt; ſo können auf der andern Seite die ewigen Geſetze, die der naturgemäßen Entfaltung der menſchlichen Denkkraft zum Grunde liegen, von Zöglingen, die im wirklichen, einfach mit der Anſchauung verbundenen Zuſammenſtellen, Trennen und Vergleichen der Gegenſtände zum vorſchreitenden Gebrauche der Denkkraft noch nicht genugſam vorbereitet ſind, durchaus nicht in ihrer Wahrheit und Tiefe auf eine Weiſe verſtanden werden, daß ſie als wirklich allgemein brauchbares bildendes und ſtärkendes Mittel dieſer Kraft ſelber angeſehen werden könnten. Die Logik bleibt in dieſer Rückſicht für ſie, ſo lange ſie ſie auch in den Händen und im Kopfe herumdrehen, im ſtärkſten Sinne des Worts, ein verſchloſſenes Buch. So wenig als die naturgemäße Entfaltung der menſchlichen Denk- und Urtheilskraft von der Ausdehnung und Menge oberflächlich erkannter Anſchauungs- und Reflexionsgegenſtände ausgeht, ſo wenig geht ſie aus der oberflächlichen Erkenntniß der ewigen Geſetze der Denkkraft und der daraus fließenden Regeln ihrer Anwendung hervor. Beydes, ſowohl die willkührliche Ausdehnung oberflächlicher und den Verhältniſſen und Lagen des Kindes unanpaſſender Erkenntniſſe, als das unnatürliche Voreilen der Erlernung der logiſchen Regeln vor den genugthuenden Uebungen der logiſchen Kraft, führt unſer Geſchlecht mitten in ſeiner Beſtrebung, die Bildungskunſt der menſchlichen Denkkraft zu vervollkommen, immer mehr von der reinen Baſis dieſer Kunſt ab und auf Verkünſtelungsmittel einer Bildung, die die Denkkraft ſelber, anſtatt ſie naturgemäß zu entfalten, widernatürlich in ſich ſelbſt aufdunſet, verwirrt, abſchwächt und ſtille ſtellt.

Es iſt unſtreitig, der naturgemäße Gang der Kunſt in der Entfaltung der menſchlichen Denkkraft muß mit dem naturgemäßen Gang, den das menſchliche Leben zur Entfaltung dieſer Kraft ſelbſt geht, in Uebereinſtimmung gebracht werden; und ſo wie der Menſch naturgemäß ſich nicht durch erläuternde Erheiterungen von dem Weſen der Liebe und des Glaubens; ſondern durch die Thatſache des wirklichen Glaubens und der wirklichen Liebe zu der Kraft des Glaubens und der Liebe erhebt; ſo erhebt er ſich eben ſo wenig durch erläuternde Erheiterungen der ewigen Geſetze, die der menſchlichen Denkkraft zum Grunde liegen, ſondern durch die Thatſache des Denkens zur gebildeten Kraft dieſes Vermögens ſelber. Die Elementarbildung, die geeignet iſt, den Naturgang in der Entfaltung der Denkkraft durch die Mittel ihrer Kunſt zu behelfen und zu befördern, erkennt in der Zahl- und Formlehre die einfachſten Mittel, den Uebergang der gebildeten Anſchauungskraft zu der ausgebildeten Denkkraft naturgemäß zu behelfen und zu befördern, und die eigentliche Baſis dieſes höhern Vermögens, die Abſtraktionskraft der menſchlichen Natur, ſolid zu entfalten und zu bilden. Um aber über das Weſen dieſes, von der Idee der Elementarbildung anerkannten Fundaments der naturgemäßen Entfaltungskunſt der menſchlichen Denkkraft richtig zu urtheilen, muß man zum voraus ins Auge faſſen, die Kunſt der naturgemäßen Zahl- und Formlehre iſt gar nicht eine mechaniſche Einübung des Zählens und Meſſens. Eben ſo wenig geht ſie von, wenn auch noch ſo kunſtreichen Erleichterungs- und Abkürzungsmitteln des einzuübenden Rechnens und Meſſens aus. Sie iſt auch kein bloßes Erleichterungs- und Verkürzungsmittel dieſes Mechanismus. Ihre Mittel gehen in der Zahl nicht von Formen aus, die mit dem Einmaleins für das Rechnen und tauſend andern Kunſterleichterungsformen des Zählens und Meſſens gleich ſind. Sie geht aus der einfachſten, innern Anregung und Belebung der Grundkräfte, die ſich durch die Fähigkeit, Gegenſtände der Anſchauung in uns ſelbſtſtändig zuſammenzuſtellen, zu trennen und zu vergleichen, ausſprechen, hervor, und wir hatten ſehr unrecht, ſie aus dem Viereck unſrer Anſchauungstabellen und aus dem Mechanismus ihrer geiſtig unbelebten Einübungsmittel, wie einen Deus ex machina, hervorzaudern zu wollen. Die eigentliche Uebungskraft alles deſſen, was die elementariſche Zahl- und Formlehre zu leiſten verſucht, liegt in dem Selbſttriebe der menſchlichen Denkkraft. Der Menſch muß die Gegenſtände ſeiner Anſchauung als Mittel, über ſie denken zu lernen, ſie elbſtſtändig in ſich ſelbſt zuſammenzuſtellen, von einander rennen und unter ſich ſelbſt vergleichen. Und indem er as thut, wie er es thun muß, entfaltet ſich in ihm e Kraft, die dieſen Selbſttrieb belebt, die Kraft zu hlen und zu meſſen, in ihrem geiſtigen, innern Weſen

STAATS-

gleichſam von ſelbſt. Die reine, elementariſche Zahl- und Formlehre geht alſo offenbar aus dem Geiſt und Leben der Kraft, zu deren naturgemäßen Entfaltung ſie durch das innere Weſen ihrer Mittel mitzuwirken geeignet iſt, hervor, und in ſo fern ſie von ihren Anfangspunkten aus elementariſch vorſchreitet, verſchmäht ſie, vorzüglich in ihren Anfangsübungen, alle mechaniſchen Erleichterungs- und Verkürzungs-Mittel, welche die Routine- und Handwerksübungen ſelber der Arithmetik und Mathematik als bürgerliche Kunſt- und Berufsſache in der Einübung ihrer niedern und höhern Stufen allgemein benutzt. Rein kraftentfaltend und in hoher Uebereinſtimmung mit allem, was im ganzen Umfang des Erziehungs- und Unterrichts-Weſens rein elementariſch behandelt wird, ergreift ihre Kunſt das Kind in der Einfachheit ihrer erſten Anfangspunkte mit der größten Lebendigkeit. Es ſieht die Gegenſtände, in deren Anſchauung das Weſen deſſen liegt, was gezählt und gemeſſen werden kann, im millionenfachen Wechſel ſeiner Grundformen vor ſeinen Augen; aber ſo wie ſie ihm als bloße iſolirte Anſchauungsgegenſtände einzeln ins Auge fallen, muß es ſie in Reihenfolgen von Abſtraktionsformen erkennen lernen, durch welche die Stufenfolgen ihrer Verſchiedenheiten in geſonderten Darſtellungen ihm, mit ihrem wörtlichen Ausdrucke vereinigt, zur Anſchauung gebracht werden. Beydes, die Zahl- und Formlehre, iſt nichts anders als eine Sammlung pſychologiſch geordneter Reihenfolgen von Mitteln, das innere, geiſtige Weſen der Zahl und der Form durch ſolche äußere Darſtellungen dem Kinde ſtufenweiſe auf die möglich leichteſte Art ſolid einzuüben, d. h. daſſelbe ſchon bey den erſten, einfachſten Uebungen des Elementarunterrichts zuſammenſtellend, trennend und vergleichend denken und in der Fortſetzung dieſer Uebungen ſeine Denkkraft immer mehr zu ſtärken und zum umfaſſendern und tiefern Denken fähig zu machen.

Die Zahl- und Formlehre, rein elementariſch ins Aug' gefaßt, iſt alſo offenbar nichts anders als ein reines Produkt der dem Menſchen inwohnenden Urkraft des Denkens und der in ihm liegenden Fähigkeit, das richtig zuſammenſtellen, trennen und vergleichen zu können, was die gebildete Kraft des Meſſens und Zählens vorausſetzt und wodurch ſie beholfen und entfaltet wird. Die Kunſtmittel der ſo ins Auge gefaßten Zahl- und Formlehre ſprechen deswegen auch alle die höchſte Uebereinſtimmung des allgemeinen Gangs der Natur in der Entfaltung aller unſrer Kräfte unbedingt an. Sie müſſen es, oder ſie ſind nicht elementariſch Sie können es aber auch, und es läßt ſich thatſächlich aufweiſen, daß wo die Kunſt der Elementarbildung in dieſem Gange der Natur vorſchreitet, ihre Mittel denn auch geeignet ſind, die Zöglinge von der erſten Anfangserkenntniß der Zahl- und Formlehre in lückenloſen Stufenfolgen eben ſo ſchnell als ſolid bis zur ſelbſtſtändigen Berechnung nichts weniger als ganz leichter, algebraiſcher und geometriſcher Aufgaben hinzuführen.

Damit aber iſt gar nicht geſagt, daß die elementariſch zu bildenden Zöglinge allgemein und in allen Ständen alſo zu weitführenden algebraiſchen und geometriſchen

Erkenntniſſen gebracht werden ſollen. Das iſt gar nicht der Fall. Die verſchiedenen Klaſſen und Stände und ſelber die Individuen derſelben bedürfen der Kunſtausbildungsmittel der Zahl- und Formlehre durchaus nicht alle in gleichem Grade; die wenigſten von ihnen bedürfen derſelben in einem ausgezeichnet hohen; und es wäre wirklich gut, wenn in allen Ständen nur diejenigen Kinder darin weit und auf einen hohen Grad geführt würden, die in den niedern Stufen der dießfälligen Ausbildung, welche unbedingt allen naturgemäß wohlzuerziehenden Kindern gegeben werden ſollte, vorzüglich große Vorſchritte machen und von denſelben ſo eigenthümlich und genialiſch ergriffen und gleichſam begeiſtert würden, daß man offenbar daraus ſehen müßte, daß eine höhere, entſcheidende Grundlage, ſich Geiſtes- und Kunſtkräfte halber auszuzeichnen, in ihnen liegt. Aber in einem ſolchen Falle ſollte die Menſchheit auch allgemein ihre Pflicht erkennen, der Entfaltung ſo ausgezeichnet auffallender Kräfte eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und ſo viel es Umſtände und Verhältniſſe möglich und thunlich machen, dafür zu ſorgen, daß eines ſehr großen Wachsthums fähige Kräfte, die Gott zu ihrer Entfaltung und Beſorgung in unſre Hände gelegt, in denſelben nicht verwahrloſt bleiben und unbenutzt zu Grunde gehen oder ſogar dahin gebracht werden, ſich in böſer Verwilderung allein thätig und kraftvoll ausſprechen zu können. Dieſe Sorgfalt, die ausgezeichnete Kräfte anſprechen, ändert indeß gar nicht, daß auch in der Zahl- und Formlehre, wie in allem, was die Kunſt für die Bildung unſers

Geſchlechts zu thun vermag, der Grundſatz „das Leben bildet“ in allen Fällen unumſtößlich erkannt werden muß und folglich auch eben dieſes Unterrichtsfach jedem Menſchen nur in dem Grad gegeben werden ſoll, als es mit der Wahrheit ſeiner Lage in ſeinen Umſtänden, Verhältniſſen und Mitteln in Uebereinſtimmung ſteht, oder wenigſtens ſoweit wahrhaft in Uebereinſtimmung gebracht werden kann, daß es mit den weſentlichen und nothwendigen Segensbedürfniſſen ſeiner Lage nicht im Widerſpruch ſteht, und ihm am ruhigen Beſitz und Genuß derſelben hinderlich werde. Die liebevolle Sorgfalt, die wir ausgezeichneter Kinder halber fordern, oder vielmehr wünſchen, widerſpricht dieſem Grundſatz auf keine Weiſe, ſie beſtätigt ihn vielmehr in ſeinem ganzen Umfange. Es iſt unwiderſprechlich, ſo wie der Grundſatz „das Leben bildet“ alles was die Kunſt für die Bildung unſers Geſchlechts zu thun vermag, anſpricht, ſo muß auch der Grad, in welchem die Zahl- und Formlehre den verſchiedenen Ständen, Klaſſen und Individuen eingeübt werden ſoll, eben wie es bey der Ausbildung der Anſchauungs- und der Sprachkraft der Fall iſt, mit den Umſtänden, Kräften und Bedürfniſſen derſelben in Uebereinſtimmung gebracht und darin erhalten werden. Die Frage: in welchem Grad und bis auf welchen Punkt muß die Zahl- und Formlehre im *Allgemeinen* dem Bauernſtand, dem Bürgerſtand und den höhern, zur Kenntniß und Erforſchung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände berufenen Ständen und Individuen eingeübt werden? iſt mit der Frage: wie muß die Anſchauungslehre, die Sprachlehre und die Elementarlehre der Kunſtfertigkeiten dieſen verſchiedenen Ständen naturgemäß eingeübt werden? ganz die nämliche.

Eben ſo bleibt die elementariſch einzuübende Zahl- und Formlehre in Rückſicht ihres Vorſchreitens in den Stufenfolgen ihrer Ausübungsmittel im ganzen Umfange ihres Einfluſſes an den Grad der geiſtigen Entfaltung, zu dem ihr Zögling gelangt iſt, gebunden. Dieſe Mittel müſſen ihm durchaus nicht außer dem Verhältniß des Grades der gebildeten Empfänglichkeit, auf dem er ſteht, gewaltſam eingepfropft, ſie müſſen aus ihm oder vielmehr aus der Kraft, die in ihm ſelbſt dafür zum Grunde liegt, in milder, freyer Lebendigkeit herausgelockt werden.

Es iſt alſo offenbar, der naturgemäße Uebergang von den Eindrücken der Anſchauungserkenntniſſe zur naturgemäßen Entfaltung, Stärkung und Belebung der Denkkraft geht weſentlich von der Thatſache des Zuſammenſtellens, Trennens und Vergleichens der dem Kinde zum klaren Bewußtſeyn gebrachten Anſchauungsgegenſtände ſelbſt aus. Die Neigung, dieſelbigen zuſammenzuſtellen, zu trennen, zu vergleichen und zum Fundament der Entfaltung der Denkkraft und der Ausbildung der Urtheilskraft zu benutzen, liegt in ihm ſelber, und hat, wie jede andere Kraft, den Trieb, ſich zu entfalten, von der Wiege an im Kinde ſelbſt. Es iſt aber die Sache des Menſchengeſchlechts, dieſen Selbſttrieb auf der Bahn der Natur feſtzuhalten und ihm dieſelbe durch ſeine Kunſt zu erleichtern. Sie darf die Ausbildung der Denkkraft und den Stufengang ihrer Mittel, die von dieſer Kraft ausgehen, nicht dem Zufall überlaſſen; ſie muß ihren Zögling mit dem ganzen Einfluß der menſchlichen Sorgfalt einem Zuſtande entgegenführen, der geeignet iſt, die Erkenntniß und Benutzung ihrer Mittel dem Menſchengeſchlecht mit entſchiedener Kraft und Sicherheit zu erleichtern. Die naturgemäßen Kunſtmittel dieſes Zweckes gehen offenbar von der höchſten Vereinfachung aller menſchlichen Unterrichtsmittel, und beſonders der Zahl- und Formlehre aus, die in Verbindung mit, aus dem wirklichen Leben des Kindes hervorgehenden und innerhalb ſeiner Schranken genoſſenen und gereiften Anſchauungserkenntniſſen als die Baſis der naturgemäßen Ausbildung der menſchlichen Denkkraft anzuſehn iſt.

Doch ich gehe einmal zu meinen Anſichten über die elementariſche Entfaltung der Kunſtkraft hinüber.

c) Die Kunſtkraft iſt, wie jede andere Kraft des Menſchengeſchlechts vor ihrer Ausbildung nur Kunſtanlage, Kunſtſinn. Dieſe entfaltet ſich, eben wie die Anlage der Anſchauungs-, Sprach- und Denkkraft, nur durch ihre Uebung, durch ihren Gebrauch allmälig zur Kunſtkraft. Ihre Bildung geht offenbar von der Uebung der Kräfte der Sinne, Organe und Glieder aus. Das innere, geiſtige Weſen aller Kunſt iſt mit dem innern Weſen der Geiſtesbildung und der Denkkraft innig verwoben. Alle elementariſchen Mittel der naturgemäßen Entfaltung der Denkkraft ſind in ihrem Weſen auch naturgemäße Entfaltungsmittel des innern, geiſtigen Weſens aller Kunſt und aller Kunſtkräfte. So wie die Zahl- und Formlehre durch ihr Weſen geeignet iſt, die logiſchen Kräfte unſeres Geſchlechts durch Uebungen der Anſchauungsgegenſtände im Zuſammenſtellen, Trennen und Vergleichen zu begründen und progreſſiv zu entfalten, zu ſtärken und zu erhöhen; ſo ſind eben dieſe Uebungen geeignet, das innere, geiſtige Weſen der Kunſt in Gemeinſchaft des innern Weſens der Denk- und Urtheilskraft elementariſch zu begründen, zu entfalten, zu ſtärken und zu erhöhen. Die äußern und innern Grundanlagen der Kunſt aber müſſen, wenn ſie elementariſch entfaltet und geſtärkt werden ſollen, beym Kinde von der Wiege auf beyderſeits gemeinſam und im innigſten Zuſammenhang unter einander menſchlich belebt, in Thätigkeit geſetzt und ſo ſich ſelbſt bildend benutzt und gebraucht werden.

Alle Mittel der naturgemäßen Bildung und Entfaltung unſerer Kunſtkräfte hängen deswegen mit den elementariſchen Entfaltungsmitteln der Anſchauungskraft innig zuſammen. Wie dieſe weſentlichen Folgen der gebildeten menſchlichen Sorgfalt und Kunſt zur Aufweckung, Belebung, Leitung und Stärkung des menſchlichen Selbſttriebs in der Entfaltung der Anſchauungskraft ſind; ſo ſind eben ſo die naturgemäßen Elementarmittel zur Entfaltung der menſchlichen Kunſtkraft als Folgen der gebildeten menſchlichen Sorgfalt zur Aufweckung, Belebung, Leitung und Stärkung des menſchlichen Selbſttriebs zur Entfaltung der menſchlichen Anſchauungskraft anzuſehen und zu benutzen. Das innere Weſen der Kunſtkraft iſt, wie das innere Weſen der Anſchauungskraft, der Sprachkraft und der Denkkraft, Geiſt und Leben; die äußern Mittel der Entfaltung der Kunſt ſind, in ſo fern ſie die Ausbildung unſrer Sinne und ſinnlichen Organe anſprechen, phyſiſch; in ſo fern ſie die Ausbildung unſerer Glieder anſprechen, mechaniſch. Beyde ſprechen eine elementariſche Gymnaſtik der Sinne, der ſinnlichen Organe und der Glieder an. Die Kunſtgrundſätze und Mittel der Gymnaſtik der Sinne und ſinnlichen Organe müſſen von den phyſiſchen Geſetzen abſtrahirt werden, die im Weſen der Kräfte ſelber liegen, die den Sinnen und ihren Organen eigen ſind, die ſie, die Gymnaſtik, naturgemäß für die Kunſt beleben, bilden und ſtärken ſoll. Die Gymnaſtik der Glieder hängt ebenſo von den Geſetzen ab, die den Kräften der Glieder eigen ſind, die ſie, die elementariſche Gymnaſtik für die Kunſt beleben, ſtärken und bilden ſoll. Ihre Mittel gehen aus der Natur des Mechanismus, der den Kräften der menſchlichen Glieder zum Grunde liegt, hervor, und ſind alſo in ihrem Weſen mechaniſch.

Der Selbſttrieb, der den Kräften der Sinne, der Sprachorgane und der Glieder zum Grunde liegt, reizt die Sinne, Organe und Glieder an ſich ſelbſt zur Thätigkeit, die ſie bildet. Aber die Kunſt iſt geeignet, die Wirkung dieſer Thätigkeit vielſeitig zu erleichtern, zu vergeſchwindern und zu berichtigen. Sie, wenn ſie naturgemäß oder elementariſch gegeben wird, bietet uns eine Stufenfolge pſychologiſcher Bildungsmittel, die Anſchauungskraft des Ohrs für das richtig hören, des Auges für das richtig-ſehen, und des Mundes für das richtig reden und richtig ſingen, progreſſiv zu ſchärfen und zu ſtärken, an. Eben ſo bietet ſie uns eine Stufenfolge von Mitteln an, die Kunſtkraft unſrer Glieder zum Dienſt des innern Weſens der Kunſt mechaniſch zu entfalten.

Das Kind, vom Selbſttrieb der Kräfte, die in ihm liegen, gedrungen, fängt mit dem Gebrauche der vielſeitigen Kräfte ſeiner Sinne und Glieder, die ſeine Thätigkeit zur Kunſt anſprechen, von ſelbſt an.

Es geht der nachhelfenden Kunſt in ſelbſtſtändiger Freiheit voraus. Die nachhelfende Bildung muß dieſer freien Thätigkeit des ungebildeten Kunſtſinnes nicht voreilen. Die Kunſt muß den Sinn des Kindes nur reitzend anſprechen. Sie muß durch die Regmachung des Gefühles: ich kann das auch — das Kind zum Nachlallen eines lieblichen Tons reitzen. Sie muß es frey Kreide, Bleiſtift, Kohlen ꝛc. in die Hand nehmen, und gerade und krumme Striche in's Kreuz und in die Quere, ohne ſich darein zu miſchen, und ihm dieſelben berichtigen zu wollen, an die Wand, an den Boden, in den Sand, oder wo es iſt, zeichnen laſſen. Erſt dann, wenn es leichte Wort- und liebliche Klangtöne von ſich ſelbſt nachgelallt und an den Veränderungen und nähern Beſtimmungen ſeiner Kreuz- und Querſtriche einen Gefallen zu haben anfängt, erſt dann, wann der Reitz, mehrere und verſchiedene Wort- und Klangtöne nachzulallen und ſeine Kreuz- und Querſtriche richtiger, vielfacher und ſich ſelber gleicher zu machen, und der Gedanke in ihm erwacht, die liebende Mutter kann mir helfen, das zu machen, was ich gerne machen möchte und nicht recht machen kann; erſt dann iſt der Zeitpunkt da, wo die Handbietung der Kunſt naturgemäßen Eingang beim Kinde findet und ihm naturgemäß angeboten werden ſoll. In allen Fächern der Kunſtbildung iſt dieſer Gang ihrer Bildungsmittel ein und eben derſelbe. Die Lehre der Kunſt, die von der reggemachten und belebten Freiheit des Kunſtſinns und ſeines Selbſttriebs ausgeht, iſt in allen Mitteln, die von den Geſetzen ihres innern Weſens ausgehen, ſich immer ſelbſt gleich.

Der ganze Umfang aller wahrhaft elementariſchen Bildungsmittel geht von der höchſten Einfachheit ihrer weſentlichen Anfangspunkte aus und ſchreitet in lückenloſen Stufenfolgen intenſiv und extenſiv unter ſich übereinſtimmend, den höhern Stufen jeder Erkenntniß, jedes Bildungs- und Unterrichtsfaches entgegen.

Die Bildungsmittel aller Kunſt gehen theils von ſinnlichen Bedürfniſſen unſers thieriſchen Daſeyns, theils von geiſtigen Antrieben und Neigungen zum innern Weſen der Kunſt ſelbſt aus. Die höchſte Stufe der Baukunſt geht von den Verſchönerungs-Künſten der Schilfhütte des Wilden aus. Würde unſer Geſchlecht keines Schutzes gegen Wind und Wetter bedürfen, ſo hätte der Menſch keine Paläſte; und wenn der Geluſt, vom Ufer eines Fluſſes ans andere und vom Strand eines Sees an den andern, ohne große Umwege hinüberzukommen, nicht in uns läge, ſo hätten wir von unſern vielerley Schiffen, wahrſcheinlich wenige, und der Name Baukunſt und Schiff-Baukunſt wäre in unſerer Sprachlehre kaum zu finden.

Erſt wenn wir die Bedürfniſſe unſers thieriſchen Daſeyns in einem merklichen Grad befriedigt haben, führt uns unſer Kunſttrieb naturgemäß weiter und ſucht die in der Befriedigung der thieriſchen Bedürfniſſe erprobten und geſtärkten Kunſtkräfte auf die Befriedigung der uns inwohnenden geiſtigen Antriebe und Neigungen zur Kunſt ſelber anzuwenden, und ſtärkt ſich in der Solidität ihres menſchenſegnenden Einfluſſes auf die Bildung unſers Geſchlechts im allgemeinen, ſo lange und ſo weit ſie in den Bildungsmitteln ihrer Kräfte mit der Sorgfalt für die Quelle, woraus ſie weſentlich entſpringt, in Uebereinſtimmung bleibt. So wie ſie aber, von dieſer Bahn abweichend, den Mittelpunkt ihrer naturgemäßen Selbſtbildung, den innigen, engen Zuſammenhang ihrer naturgemäßen Vorſchritte mit dem Segens-Einfluß ihrer Kraft auf die Befriedigung der Nothbedürfniſſe unſers ſinnlichen Daſeyns auf Erden mißkennt und durch partielle Ueberſättigung in dieſen Bedürfniſſen dahin gelangt, die Schein-Ausbildung der in uns wohnenden, höhern, geiſtigen Kunſtkräfte zur Befriedigung der die Menſchennatur in allen ihren Kräften weſentlich abſchwächenden Kitzel- und Flittergelüſte ihrer Sinnlichkeit allgemein in allem Volk anzuſprechen, ſo hat ſie das wahre und weſentliche Fundament ihrer Segenskräfte für das Menſchengeſchlecht verloren und führt uns mit vollem Zügel dem Flitterglanz des, die Menſchennatur im Innerſten ihrer Segenskräfte verheerenden Zuſtands einer allgemein in alle Stände eingreifenden Verkünſtelungs-Abſchwächung entgegen. Die Mittel der geiſtigen und höhern Kunſtbildung müſſen der Solidität der die Nothbedürfniſſe des Menſchengeſchlechts ſicherſtellenden Kunſt-Bildungsmittel in gewiſſen Rückſichten ſo viel als untergeordnet ins Auge gefaßt werden.

Unſer Welttheil hatte kaum jemals wie jetzo nöthig, die Ausdehnung und Allgemeinmachung der Anſprüche an höhere und geiſtige Kunſtausbildung in die Schranken zurückzulenken, die das Bedürfniß der weſentlichen Solidität und Sicherheit der gemeinen, broderwerbenden, anſpruchsloſen, häuslichen und bürgerlichen Thätigkeit und ihrer Fundamente ihr anweiſt. Die höhere Kunſt ſelber findet in der Sorgfalt für dieſe Beſchränkung weſentliche Fundamente zur Sicherſtellung und Erhaltung ihrer eigenen Segenskräfte. Der Luxus ihrer Ausdehnung iſt ſowohl in rein menſchlicher als bürgerlicher Hinſicht das Grab ihrer Solidität, indem er die weſentlichen innern Fundamente ihrer Kraft ſelber untergräbt und ebenſo ihre äußern Reſultate ſegenslos und folglich für die Menſchennatur unbefriedigend läßt. Die Ausbildungsmittel der Anſchauungskraft durch alle fünf Sinne ſind das weſentliche Fundament der naturgemäßen Ausbildung der Kunſtkraft, und müſſen es ſeyn, denn dieſe, die Kunſtkraft, geht weſentlich aus der erſten, der Anſchauungskraft, hervor, und ihre naturgemäße Ausbildung iſt nur durch die gute Beſchaffenheit und genugthuende Ausbildung der Sinne, Organe und Glieder, deren thätige Mitwirkung die Ausbildung der Anſchauungskraft anſpricht, denkbar.

Die Ausbildung des geiſtigen Weſens der Anſchauungskraft ſpricht aber zugleich auch die Ausbildungsmittel der Denkkraft, die Erkenntniß der Zahl- und Formlehre, ſo wie die Ausbildungsmittel der die Anſchauungs- und die Denkkraft vermittelnden Sprachkraft, an. Das Weſen aller Ausbildungsmittel der Kunſtkraft beſteht in der geiſtigen Belebung und ſinnlich genugthuenden Uebung der Anlagen, die dem Zeichnen, Meſſen und Rechnen, ſo wie dem Singen und der Tonkunſt, im ganzen Umfange des Worts, zum Grunde liegen. Wer elementariſch, d. h. durch Reihenfolgen von pſychologiſch organiſirten Bildungsmitteln, meſſen, rechnen und zeichnen gelernt, der hat den ganzen Umfang der geiſtigen Bildungsmittel zur Kunſt in ſich ſelbſt, und es fehlt ihm nichts mehr als die Ausbildung der mechaniſchen Fertigkeiten, die die äußere Ausübung des ſpeziellen Kunſtfaches, das er erlernen will, beſonders anſpricht. Das iſt ſogar auch in der Tonkunſt und der mit ihr innig verbundenen Tanzkunſt richtig. Wer ſich die Kraft des Meſſens und Rechnens elementariſch eingeübt, der hat einen Vorſprung in der deutlichen Erkenntniß aller Fundamente der Geſangslehre, die in der Vocal- und Inſtrumentalmuſik allenthalben die nämlichen ſind und die auch die mühſamſten Einübungen der äußern Fertigkeiten ſowohl des Singens als des Spielens auf jedem Inſtrument in einem hohen Grad erleichtern und durch die Deutlichkeit des Bewußtſeyns der Grundſätze des Unterrichts ſicher machen. Dieſe innere Erheiterung der Fundamente der Vocal- und Inſtrumentalmuſik mindert indeſſen das Bedürfniß der anſtrengungsvollen Uebungen der äußern Werkzeuge der Tonkunſt, in Verbindung mit dem innern Wachsthum des geiſtigen Bewußtſeyns und der geiſtigen Klarheit ihrer Fundamente, gar nicht. Wenn die Zahl- und Formlehre die Erlernung des innern Weſens der Tonkunſt erleichtert, ſo muß das Wachsthum der innern Erkenntniß der Fundamente der Tonkunſt mit dem Wachsthum der äußern Kräfte der Ausübung in jedem Fache derſelben gleichen Schritt halten. Der Bildungsgang aller mechaniſchen Fertigkeiten, die der ganze Umfang der äußern Kunſt-Bildungsmittel erheiſcht, iſt, wie ich oben ſchon in einer allgemeinen Beziehung geſagt habe, dieſer: Von Uebungen zur Richtigkeit einer jeden mechaniſchen Fertigkeit ausgehend, ſchreitet er zur Einübung der Kraft in der Richtigkeit und von dieſer Kraft zur Zartheit in der Darſtellung derſelben vorwärts, und gelangt endlich durch eingeübte Richtigkeit, Kraft und Zartheit ſeiner Kunſtfertigkeit zur Freyheit und Selbſtſtändigkeit in den Ausübungsmitteln derſelben. Wir haben den dießfälligen Gang der Bildungsmittel der mechaniſchen Fertigkeit im Schreiben, Zeichnen, Singen, Klavierſpielen einzig naturgemäß und in ſeinen Wirkungen allgemein ſich ſelbſt gleich und befriedigend gefunden. Die Fundamente ſeiner Stufenfolge ſind im Weſen der Menſchennatur ſelbſt gegründet. In ihrem ganzen Umfange an mathematiſche Sicherheit und mechaniſche Genauigkeit gebunden, gehen ſie von der höchſten Einfachheit der Anſchauungs-Erkenntniſſe aus und ergreifen die kindliche Natur auf allen ihren Stufen. Der unbefangene Beobachter muß, er kann nicht anders, erkennen, daß bey der ſorgfältigen Befolgung ihrer Stufenfolgen die Kunſt zur Natur und die Natur zur **Kunſt** wird.

Die elementariſche Geiſtes- und die elementariſche Kunſtbildung ſtehen, wie ſchon oben geſagt, im großen, innigſten Zuſammenhang neben einander. Das Kind, dem die elementariſche Zahl- und Formlehre ſolid eingeübt worden, beſitzt das geiſtige Element der naturgemäßen Ausbildung zur **Kunſt** eben ſo tief und eben ſo allgemein in ſich ſelbſt, als das geiſtige Element der naturgemäßen Entfaltung ſeiner Denk- und Urtheilskraft und die mechaniſchen Fertigkeiten, die jedem ſpeziellen Kunſt- und Gewerbsfache zum Grunde liegen, werden dem Kinde, das einer wahrhaft elementariſchen Führung unterworfen, erzogen wird, im häuslichen Leben ſchon zum voraus gegeben, und zwar in allen Ständen in weſentlicher Uebereinſtimmung mit den ſpeciellen Lagen und Bedürfniſſen, ebenſo wie in Uebereinſtimmung mit dem Grad der Kräfte und Anlagen, die ihnen zum Grunde liegen. Die Anwendung des Grundſatzes: „das Leben bildet,“ iſt indeß, wenn von dem guten, naturgemäßen Einfluß des häuslichen Lebens auf die Bildung unſers Geſchlechts, ſowohl in Beziehung ſeiner naturgemäßen Mittel als ſeiner ſegensvollen Reſultate, die Rede iſt, in Rückſicht auf die höhern Stände weniger allgemein anwendbar als in Rückſicht auf die niedern. Dieſen letzten wird das Weſen der mechaniſchen Fertigkeiten, deren ſie durch ihr Leben vorzüglich bedürfen, ſo viel als allgemein von der Wiege an ſchon zum voraus vielſeitig eingeübt und eigen gemacht. Die Kinder des Landvolks, der Handwerktreibenden und aller, ihren Hausſegen durch ihren Gewerb gründenden und fördernden Stände leben im allgemeinen vom Morgen bis am Abend in Umgebungen und Verhältniſſen, in denen ſie alle Augenblicke Gelegenheit und Reitz finden, an den mechaniſchen Fertigkeiten ihres väterlichen Berufs

Theil zu nehmen, und ſich das Weſentliche der ſpeciellen Fertigkeiten, die ſie für irgend ein künftiges, ihrer Lage und ihren Verhältniſſen angemeſſenes Berufsfach nöthig haben, einzuüben. Das iſt aber freilich bei den höhern Ständen nicht der Fall. Noth und Bedürfniß helfen ihnen dazu gar nicht. Ihre Kinder ſprechen im allgemeinen mit eingeſogener Selbſtzufriedenheit das Wort aus: „ich bin reich und bin reich geworden, und bedarf deſſen nicht.“ Das ſegensvolle Gefühl gemeiner bürgerlicher und ländlicher Kinder: „ich kann meinem lieben Vater und meiner lieben Mutter in ihren Geſchäften und ſelber in ſolchen, die ſie im Schweiß ihres Angeſichts verrichten müſſen, einige Handbietung und Hülfe leiſten, die ſie freut und erleichtert —“ dieſes *ſegensvolle Gefühl* der Kinder der gemeinen Stände und die häusliche Vorbereitung zu genugthuender Einübung der mechaniſchen Fertigkeiten, die auch ſie in jedem, ihren Verhältniſſen angemeſſenen Berufsfach nothwendig haben möchten, fehlt den Kindern der höhern Stände allgemein und noch mehr den Kindern aus dem zahlloſen Schwarm der *anmaßlichen* Menſchen, die in bürgerlicher und häuslicher Kraft- und Verdienſtloſigkeit, ohne einen Schatten von wahrem Recht, nicht zum gemeinen Volk und nicht zum Stand, in den ſie wirklich gehören, ſondern mit Gewalt zu einer Art von Gnadenanhängſel der vornehmen und reichen Leute, die in ihrer Nähe wohnen, gezählt ſeyn wollen, im höchſten Grad.

Unſere, ſich von der Segensbahn der häuslichen Verhältniſſe immer mehr entfernende Zeitverkünſtelung hat einen großen Theil von Individuen aus den höhern Ständen und ſelber einige ſonſt ſehr edle Seelen unter ihnen in Rückſicht auf alles, was ihre Kinder von früher Jugend an ſittlich, geiſtig und phyſiſch kraftvoll bilden und in allen dieſen Beziehungen zu einer befriedigenden Selbſtthätigkeit und Selbſtſtändigkeit erheben konnte, irre geführt und dießfalls auf Abwege hingelenkt, auf denen die Bahn der Natur in der Entfaltung und Bildung ihrer Kräfte ihnen ſo viel als allgemein und gewaltſam aus den Augen gerückt wird.

Der Mangel der naturgemäßen Einübung der mechaniſchen Fertigkeiten für die allgemeine ſolide Begründung der Kraftbildungsmittel unſers Geſchlechts, die auch die höhern Stände zum geſegneten Fleiß und zur geſegneten Betreibung aller guten Werke ihres Standes nothwendig haben, iſt in unſern Tagen größer und für ihren Hausſegen drückender und irreführender, als er es je war. Es mangeln uns in der Verkünſtelung unſers gegenwärtigen Zeitpunkts, beides, ſowohl der Gang der Natur als derjenige der Kunſt, der dem Gange der Natur nachhelfen ſollte und ihm auch nachhelfen würde, wenn wir für den Gang der Natur und die daraus herfließenden Mittel der Idee der Elementarbildung mehr Sinn und Takt hätten, als wir dafür wirklich beſitzen. Wir ſuchen nicht bey der Wahrheit der Kunſt, ſondern bey dem Verderben unſerer Verkünſtelung Mittel und Hülfe gegen die Quelle der Uebel, von der wir gegenwärtig Natur- und Kunſt halber gleich entfernt ſind und uns beiderſeits gleich in Verlegenheit befinden.

Wir müſſen in dieſer Rückſicht die Natur und die Mittel der Elementarbildung, in ſo fern ſie Mittel der menſchlichen Kunſt ſind, genau und ſcharf von dem Gang der Natur in der Entfaltung unſrer Kräfte geſondert in's Aug faſſen. Der Gang der Natur in der Entfaltung unſerer Kräfte, der dem Gang der Kunſt in der Ausbildung derſelben, folglich auch dem ganzen Umfang der elementariſchen Bildungsmittel vorhergeht und ihn begründet, iſt ewig und unveränderlich. Der Gang der Kunſt iſt dieſes zwar in Rückſicht auf das Innere ſeines Weſens eben ſowohl, aber in Rückſicht auf das Aeußere ſeines Einfluſſes und ſeiner Anwendungs-Mittel iſt er veränderlich. Sein Weſen iſt nicht ſeine äußere Erſcheinung; ſein Weſen iſt die Kraft ſelber, aus der ſeine äußere Erſcheinung hervorgeht. Die äußere Erſcheinung der Kunſt iſt zwar im Weſen der Kunſt ſelber gegründet; aber ſie iſt nur in ſo weit wahre Kunſt, als ſie mit dem Gang der Natur in der Entfaltung unſerer Kräfte in Uebereinſtimmung ſteht. So wie ſie dieſes nicht thut, ſondern mit ihm im Widerſpruche daſteht, iſt ſie in ſo weit unerſchöpfliche Quelle der böſen Verkünſtelung unſers Geſchlechts, die beſonders in unſerer Zeit durch die Gewalt ihrer Reize auf den Segen und das Wachsthum der wahren Kunſt tödlich eingreift. Ich faſſe Beides, den dießfälligen Gang der Natur und denjenigen der Kunſt, ſo wie dieſer ſich in der Idee der Elementarbildung, und durch ſie in der beſtimmteſten Oppoſition mit dem Verkünſtelungs-Verderben unſerer Zeit und ihrer Routinemittel als wahre Erziehungskunſt bewähren ſoll, in's Auge, und werfe einen kurzen Hinblick auf das Thun und die Beſtimmung des einen neben dem andern, ſo wie auf den Zuſammenhang, in welchem beyde, gegenſeitig ſich unterſtützend und behelfend, neben einander daſtehen und auf den wirklichen Zuſtand des Erziehungsweſens in unſerm Geſchlecht einzuwirken beſtimmt ſind. Der Gang der Natur in der Entfaltung der Anſchauungskraft iſt an die Wahrheit der Lage des Individuums, deſſen Anſchauungsvermögen gebildet werden ſoll, gebunden. Sein Einfluß auf die Entfaltung dieſer Kraft hängt gänzlich von der Erſcheinung der Gegenſtände ab, wie ſolche dem Kind in der Wahrheit ſeiner Umgebung vor die Sinne gelangen. Die Kunſt der Elementarbildung kann dieſe Erſcheinungen vermehren, ſie kann ihren Reiz erhöhen, ſie kann ihn ordnen, ſie kann ihn lehrreicher und als ihr Bildungsmittel auf die Menſchennatur eingreifender machen. Und dieſes alles kann ſie von der Wiege auf. Sie ſoll es auch. Aber ſie ſoll es nur in dem beſtimmten Zuſammenhang mit dem Gang, den die Natur in der Darſtellung der Anſchauungsgegenſtände beim Kinde ſelbſt geht, und dieſe iſt in dieſer Darſtellung an die Wahrheit und Wirklichkeit der Lagen, Umſtände und Verhältniſſe, in denen das Kind, deſſen Anſchauungsvermögen durch den Eindruck und die Benutzung dieſer Erſcheinungen gebildet werden ſoll, gebunden. Die Kunſt darf ihren dießfälligen Einfluß durchaus nicht außer dem Zuſammenhang mit der Wahrheit und Wirklichkeit dieſer Lagen, noch weniger im Widerſpruch mit derſelben verſuchen. Sie ſoll weder durch ihren Einfluß auf die Vermehrung der Anſchauungsgegenſtände, noch durch ihre

Anordnung, noch durch die Erhöhung ihrer Reize nachtheilig auf den Gang der Natur, der in ſeinem Einfluß auf die Entfaltung des Anſchauungsvermögens des Kindes an die Wahrheit und Wirklichkeit der Lage und der Umſtände, in denen es lebt, gebunden iſt, einwirken. Thut ſie es, ſo iſt ſie nicht wahre Kunſt, ſie iſt nicht elementariſch begründet, ſie iſt zum erniedrigten Mittel unſerer Zeitverkünſtelung und ihres Verderbens herabgeſunken und die elementariſche Kraft der wahren Erziehungskunſt, deſſen Schild ſie aushängt, iſt nicht in ihr. Die wahre Kunſt ſoll und darf ihren Zögling auf keine Weiſe außer dem feſten Zuſammenhang mit dem Gang der Natur in der Entfaltung unſrer Kräfte und eben ſo wenig im Widerſpruch mit den bildenden Anſchauungseindrücken, die aus der Wahrheit und Wirklichkeit der Lage, der Umſtände und der Verhältniſſe, in denen ihr Zögling lebt, hervorgehen und hervorgehen ſollen, anreizen, beleben und ergreifen.

So iſt hinwieder der Gang der Natur in der Entfaltung der Sprachkraft eben ſo an die Wahrheit und Wirklichkeit der Lagen, Umſtände und Verhältniſſe des Individuums, bey welchem die Sprachkraft entfaltet werden ſoll, gebunden. So wie die Kunſt der Elementarbildung die Erſcheinung der Anſchauungsgegenſtände vor den Sinnen des Kindes zu vermehren, ihre Eindrücke zu verſtärken, ſie ergreifender zu machen und belehrender zu ordnen, geſchickt iſt, ſo iſt ſie dadurch auch geeignet die Erſcheinungen der Anſchauungsgegenſtände dahin zu benutzen, die Kunſtbildungsmittel der Sprachkraft ausgedehnter, belehrender und ergreifender zu machen, als dieſes dem ſich ſelbſt überlaſſenen Gang der Natur in der Entfaltung unſerer Kräfte möglich iſt und möglich werden kann. Die Anſchauungskraft und die Sprachkraft haben in ihrem, für das Menſchengeſchlecht ſegensvollen Kunſteinfluß den nämlichen Spielraum, aber auch die nämlichen Schranken. Der Gang der Kunſt darf ſich weder in ſeinem Einfluß auf die Erweiterung und Belebung der Sprachkraft, noch in demjenigen, den er auf die Vermehrung der Reitze des Kindes für die Sprachkunſt, als ſolche, zu ergreifen haben könnte, eben ſo wenig als in ſeinem Einfluß auf die Erweiterung und Belebung der Anſchauungskraft und in demjenigen, den er auch in dieſem Fach auf die Vermehrung der Reitze des Kindes für dieſe Kunſt, als ſolche, haben könnte, vom Gang der Natur in der Entfaltung dieſer Kräfte entfernen, oder ſogar im Widerſpruch mit denſelben auf ſeinen Zögling einwirken.

Selber die Erlernung einer neuen, todten oder lebendigen Sprache findet die Fundamente ihres naturgemäßen Ganges in der Uebereinſtimmung ihrer Mittel mit dem Gang, nach welchem die Natur beym Kinde, das die Mutter reden lehrt, in Uebereinſtimmung mit ſeiner Lage und mit ſeinen Verhältniſſen zu Werke geht.

Alles in Rückſicht auf die Uebereinſtimmung des Gangs der Natur und des Gangs der Kunſt in der Entfaltung und Ausbildung der Sprachkraft Beſagte iſt auch in Rückſicht des Einfluſſes, den die Sprache als Mittelſtufe zwiſchen der Entfaltung der Anſchauungskraft und der Denkkraft beſitzt, gleich wahr.

In der Entfaltung der Denkkraft iſt der Gang der Natur hinwieder an die Anſchauungserſcheinungen der Gegenſtände und an den Grad der Klarheit, in welchem ſie dem, zum Denken zu bildenden Individuum durch die Anſchauung der Sinne und durch die Sprachkraft zum feſten Bewußtſeyn gebracht werden muß, gebunden. Die Anſchauungskunſt erzeugt die Eindrücke der Gegenſtände, die Sprachkraft gibt dem Zögling die Ausdrücke, den Sinn, die Bedeutung der Eindrücke zu bezeichnen. Beide zuſammen machen dieſe Gegenſtände zu Objecten, die das Kind in ſich ſelbſt als zuſammengehörend oder von einander getrennt in's Aug faſſen, miteinander vergleichen und zur Belebung ſeiner Denkkraft benutzen kann. Und was dießfalls von dem Zuſammenhange des Gangs der Natur mit dem Gange der Kunſt in Beziehung der Anſchauungskraft und der Sprachkraft geſagt iſt, das iſt auch in ſeinem ganzen Umfang in Beziehung des Zuſammenhangs des Gangs der Natur mit dem Gange der Kunſt in der Entfaltung der Denkkraft und des durch ſie naturgemäß zu begründenden Unterrichts in allen wiſſenſchaftlichen und Kunſtfächern gleich wahr. Der naturgemäße Gang der Entfaltung der Denkkraft iſt indeß, eben wie der naturgemäße Gang der Anſchauungskraft, wenn er, von der Kunſt unbeholfen, ſich ſelbſt überlaſſen in's Aug gefaßt wird, an das Poſitive der Lagen und Verhältniſſe, in welchen die Gegenſtände der Anſchauung dem Kinde vor die Sinne kommen, gebunden. Auch reift das Vermögen der Denkkaft bey dieſem Gange langſam und in engen Schranken. Ohne Beihülfe der Kunſt denkt das Kind über wenige Gegenſtände und wird langſam zum freyen und erweiterten Denken reif. Zwar erweitert ſchon die Anſchauungs- und die Sprachkunſt dieſe Schranken in der Entfaltung der Denkkraft. Aber es iſt ein ſelbſtſtändiges Vermögen in der Denkkraft, ſich über die Schranken der Anſchauungseindrücke zu erheben und ſchöpferiſch in der Ausbildung ſeiner ſelbſt ſelbſtſtändig vorwärts zu ſchreiten. Dieſes Vermögen liegt im Weſen der Denkkraft. Es iſt eigentlich ihr Weſen. Es conſtituirt ihr Weſen. Es heißt Abſtraktionsvermögen. Aber auch dieſes Vermögen entfaltet ſich, wenn es kunſtlos ſich ſelbſt überlaſſen wird, nur langſam. Es ruft der Kunſt mit innerer ſelbſtſtändiger Kraft. Aber ſo wahr dieſes, ſo ſelbſtſtändig und ſchöpferiſch die Kunſt an ſich ſelbſt iſt und auf unſer Geſchlecht einwirkt, ſo ſoll und darf ſie doch nicht durch die Mittel ihrer Ausbildung, welche dieſe auch immer ſeyn mögen, außer den Zuſammenhang mit dem Gang der Natur in der Entfaltung der Anſchauungskraft und der Sprachkraft ſinnlich gereizt, zu einem außer den Zuſammenhang des wirklichen Lebens geworfenen Freydenken, dem das heilige, ſegensvolle Fundament des durch menſchliche Lage und menſchliche Pflicht beſchränkten Denkens mangelt, zu einem, dieſen Segen untergrabenden Herumſchweifen und Ausſchweifen im Denken widernatürlich und außer dem Kreis des wirklichen poſitiven Zuſammenhangs des Kinds angereizt und angelockt werden. Die wahre Kunſt thut das niemals, aber das Verkünſtelungsverderben, das von der Selbſtſucht unſerer ſinnlichen Natur belebt und gereizt, der wahren Kunſt ſelber in allen

Rückſichten an's Herz greift, thut das vielſeitig. Es lockt durch die Unnatur ſeiner Ausbildungsmittel zur Scheinkunſt unſers Geſchlechts den Zögling mit gewaltigen Reitzen auf die vielſeitigſte Art zu einem ungebundenen, oberflächlichen, mit dem poſitiven Leben des Menſchen durchaus weſentlich und enge zuſammenhängenden Herumſchweifen im Denken. Dieſes aber iſt in ſeinen verderblichen Folgen ſo wichtig, daß es weſentlich nothwendig iſt, demſelben frühe und zwar ſchon in der Bildung der Anſchauungs- und der Sprachkraft vorzubeugen, um ſo mehr, da die erſten Reitze dazu in der Unnatur und in den Verirrungen, die in der Ausbildung der Anſchauungskraft und der Sprachkraft ſelber ſtatt finden, zu ſuchen ſind. Wir können uns gar nicht verhehlen, in welch einem hohen Grad die ſinnlichen Belebungsmittel in der Routineentfaltung unſrer Anſchauungskraft und unſrer Sprachkraft in dieſer Rückſicht unvorſichtig und gefährlich ſind, und zwar vorzüglich wegen des gewöhnlich verbundenen, großen Mangels an genugſamen Uebungen, die mit durchgreifender Ordnung und Feſtigkeit der Ausſchweifung und Zerſtreuung im Anſchauen der Bildungsgegenſtände und im Reden darüber kraftvoll Einhalt zu thun und vorzubeugen, geeignet ſind. Die Oberflächlichkeit unſrer dießfälligen Routineübungen reitzt gewöhnlich allgemein zum gedankenloſen Maulbrauchen über die Gegenſtände, durch die wir uns unterrichten ſollten. Wann das Kind das was es lernen ſollte, nicht verſteht, und doch zeigen ſollte, daß es daſſelbe verſtehe, ſo führt das natürlich zum gedankenloſen Schwatzen über Sachen, die es nicht verſteht. Sein Lernen ſelber wird ein eigentlicher Unterricht im Maulbrauchen über das, was es nicht verſteht. Dadurch wird denn aber auch das Schwatzen darüber ein eigentliches Verſüßungsmittel des Verdruſſes und der langen Weile, die jeder Unterricht, den man nicht verſteht, der Menſchennatur nothwendig macht. Es iſt pſychologiſch richtig und ſehr leicht zu erklären, wie man auf dieſem Wege dahin kommen kann, am Ende leidenſchaftlich viel über-Dinge zu reden, mit denen man ſich zum Eckel lange und mühſelig beſchäftigen mußte, ohne es in ſich ſelber dahin gebracht zu haben, einzuſehen, was ſie ſind und wozu ſie dienen.

So weit gehen die Folgen der Abweichung der Kunſt vom Gange der Natur in der Entfaltung unſrer Kräfte allgemein in den Anfangspunkten der Routineausbildungsmittel unſrer Anſchauungskraft, unſrer Sprachkraft und unſrer Denkkraft. So wahr dieſes iſt, ſo wahr iſt hinwieder auch, daß die Vorbeugungsmittel ſowohl gegen die Urſachen, als gegen die Folgen dieſes Verkünſtlungsverderbens und die Bahn zur wahren Begründung de ächten Kunſt der Erziehung im Weſen der Idee der Elementarbildung liegen. Faſſe ich dieſe große Idee mi Feſthaltung dieſes Geſichtspunkts noch einmal in's Auge, ſo ſehe ich, ihre weſentliche Kraft geht von dem Einfluß aus, den die Vereinfachung des ganzen Umfangs der Erziehungs- und Unterrichts-Mittel auf di Cultur des menſchlichen Geſchlechts hat und nothwendi haben muß; und es iſt dieſe Vereinfachung, wodurc ſie geeignet wird, den bildenden Einfluß des häusli chen Lebens und ſeines Mittelpunkts, der Wohnſtube aller Stände, zu erhöhen, und dadurch Millionen Kräfte für die Erziehung in Bewegung zu ſetzen, die gegenwärtig ſchlafend unbenutzt und unbelebt in unſerer Mitte daſtehen. Ich führe zur Beſtätigung des Weitführenden dieſer Wahrheit nur dieſes an: jedes Kind wird, wie wir ſchon wiſſen, durch die elementariſche Vereinfachung des ganzen Umfangs ſeiner Unterrichtsmittel in Stand geſetzt, das, was es auf jeder Stufe der Ausbildung, auf der es ſteht, ſelbſt gelernt hat, ſeinen Geſchwiſtern und jedem andern Kinde, das dieſes nicht kann, mitzutheilen; und es iſt jedem hierin wohlgeführten Kinde ſelber eine Herzensfreude, dieſes zu thun; ſo wie es jeder unverkünſtelten Mutter eine Herzensfreude wäre, ihm hierin ſelber behülflich zu ſeyn, wenn ſie es nur könnte. Ich bin ſogar überzeugt, tauſend und tauſend Mütter würden bey dieſem Thun eines ſolchen Kindes wehmüthig erkennen und bedauern, daß ſie es ſelber nicht können und mit Mutterfreude an ihrer Seite es ihnen abzulernen ſuchen. Ich träume nicht, das Fundament dieſer Ueberzeugung liegt im gegenſeitigen Einfluß des allgemein inſtinktartig belebten Mutter- und Kinderſinns. Das iſt in Rückſicht auf das Geben und auf das Empfangen dieſes Unterrichts, gleich wahr. Es iſt eine unwiderſprechliche Thatſache, daß Kinder ſich von Kindern unendlich lieber zeigen laſſen, was ſie noch nicht können, als von irgend einem erwachſenen Menſchen, der nicht ein auffallend zartes, mütterliches Gemüth, oder ein eben ſo auffallend kraftvolles, väterliches Herz in ſeinem Leibe trägt.

Es iſt aber eine unſtreitige Wahrheit, daß die Idee der Elementarbildung jedes Kind, das nach ihr wohl geführt iſt, zu dieſer Fähigkeit emporhebt, deren hohe Wichtigkeit dadurch ins Auge fällt, daß ſie unwiderſprechlich beweist, daß alle wahrhaften und ſolid durchgeführten Mittel der Elementarbildung geeignet ſind, die Kinder fähig zu machen, ihren Eltern allgemein und zwar in ſittlicher und geiſtiger Hinſicht für die Erziehung ihrer Geſchwiſter eben ſowohl an die Hand zu gehen, als Noth und Armuth ſie in phyſiſcher und wirthſchaftlicher Hinſicht in allen, ihr Brod mit Handarbeit ſuchenden Haushaltungen dafür mit menſchlichen Reitzen anlockt, bildet und ſelber dazu nöthigt.

So gewiß iſt, daß auch die Anerkennung der Idee der Elementarbildung Millionen ſchlafende Kräfte für die Erziehung in Bewegung ſetzen würde und überhaupt ihre allgemeine ſegensvolle Folgen, wenn ſie wirklich eingeführt wäre, auf den guten Zuſtand des häuslichen Lebens nicht zu berechnen ſeyn würden. Ihre Grundſätze und Mittel ſind indeß nichts weniger als eine neue Lehre. Die Welt hat die weſentlichen Wahrheiten, die ihr zum Grunde liegen, von jeher erkannt, wenn ſie dieſelben ſchon nicht wörtlich nach unſern Anſichten ausgeſprochen. Ich habe in meiner Jugend in gemeinen Haushaltungen, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen das Wort hundertmal ausſprechen gehört: „ein Kind, das von früher Jugend an beten, denken und arbeiten gelernt, iſt ſchon halb erzogen.“ Und es iſt wahr, ein Kind, das von ſeinen früheſten Jahren auf gewohnt iſt, täglich herzlich und andächtig zu beten, den Tag über hinwieder alles was es thut und redet, wohl zu überlegen und mit Fleiß und Anſtrengung auszuführen, iſt für alles, was es in der Welt werden ſoll und werden muß, zum voraus wohl vorbereitet, folglich in ſo weit wohl erzogen. — Dieſes große Wort, daß ein tiefer Sinn den Alten ſo ſtark eingeprägt war und im Leichtſinn der Neuen ſo vielſeitig entkräftet und ausgelöſcht iſt, findet in der Idee der Elementarbildung weſentlich ſein bildendes Element, und je tiefer ich dieſes Wort beherzige, deſto mehr werde ich überzeugt, daß der ganze Umfang aller Mittel der Elementarbildung aus dem einfachen Gang der Natur hervorgeht, durch welchen der wahre Sinn des Betens, Denkens und Arbeitens in einem Kind in Liebe und Glauben belebt und ihm eingeübt worden iſt, daß folglich ein jedes im großen Sinn dieſes Worts von der Wiege an erzogene Kind weſentlich im Geiſte der Elementaridee gebildet, und dadurch zu Allem, was es in der Welt ſeyn und werden will, zum voraus wohl vorbereitet iſt. Dieſe Anſicht macht es auch vollkommen klar, daß der ganze Umfang der elementariſchen Bildungsmittel nichts anders iſt, als ein pſychologiſch mit Sorgfalt und Umfaſſung bearbeiteter Kunſt-Zuſatz zum Gange der Natur in der Entfaltung und Ausbildung unſerer ſittlichen und geiſtigen und phyſiſchen Kräfte, und eine pſychologiſch begründete Nachhülfe ihres dießfälligen guten Thuns ſelbſt. Die Anſicht dieſes Gegenſtandes, oder vielmehr das innere Weſen dieſer, in der alten Zeit ſo gewöhnlichen Anſicht der Fundamente des Erziehungsweſens ſpricht ſich auch in dem elementariſchen Grundſatze, die Entfaltungsmittel der menſchlichen Kräfte als das innere Fundament der Bildungs- und Einübungsmitel der Anwendungsfertigkeiten und folglich aller Unterrichts- und Abrichtungsmittel unſers Geſchlechts anzuſehen, anzuerkennen und zu benutzen, ſo wie die Nothwendigkeit, den ganzen Umfang der Unterrichts- und Abrichtungsmittel unſers Geſchlechts den höhern Geſetzen der Entfaltung unſrer Kräfte unterzuordnen, beſtimmt aus. Die Folgen, welche die pſychologiſch wohl eingelenkten und ſorgfältig durchgeführten Elementarbemühungen, die Erziehungskräfte des häuslichen Lebens durch Vereinfachung ihrer Mittel allgemein zu ſtärken, ihrer Natur nach auf das Menſchengeſchlecht in allen Rückſichten haben müſſen, ſind in ihren Anfangspunkten gleichſam an das beginnende Leben des Kindes im ganzen Umfang aller ſeiner Kräfte gebunden, ſie gehen auch weſentlich von ſelbſt aus demſelben hervor. Der ganze Umfang der elementariſchen Entfaltungs- und Bildungsmittel hat für die Unſchuld der Kinder ſelber von der Wiege an belebende Reize, indem ſie ſich an die erſten Keime des ſich in uns entfaltenden Selbſttriebs anſchließen und ſo, naturgemäß angeregt, gleichſam von ſelbſt aus ihm hervorſprudeln. Die Wahrheit dieſer Anſicht bewährt ſich auch dadurch, daß die ächten Mittel der Idee der Elementarbildung, eben ſo wie ſie die Unſchuld des Wiegenkindes ergreifen, geeignet ſind, mit dem ſteigenden Wachsthum der Kräfte dieſes Selbſttriebs gleichen Schritt zu halten und dieſelbe fortdauernd mit gleichen Reitzen zu begleiten. Es iſt Thatſache, der wildeſte Knabe, der im

Gefühl ſeiner Kräfte, und belebt durch den Selbſttrieb zu ihrer Entfaltung in ſeinen Umgebungen umherſtürmt und alles was um ihn iſt, als Mittel zu dieſer Entfaltung anpackt und in Unordnung bringt, wird, wenn ihm die Mittel der Elementarbildung mit genugſamer Einfachheit, Kraft und Liebe eingeübt werden, auf eine Weiſe von ihnen ergriffen, daß er ihre ihn belebende Wahrheit und ihre ihn belebende Kraft tief in ſich ſelbſt fühlt, und unwillkührlich ein in ihm belebtes Intereſſe dafür nehmen muß. Er kann nicht anders; der Selbſttrieb zur Entfaltung ſeiner Kräfte findet in ihnen Nahrung. Er fühlt, daß er durch ſie etwas erkennt, das er vorher nicht kannte, und etwas lernt, das er vorher nicht konnte. Er will, vom Selbſttrieb ſeiner Kraft belebt, in ſeinem Kennen und in ſeinem Können weiter ſchreiten. So wild er vorher umherſtürmte, zu ſuchen, was ihm mangelte; ſitzt er jetzt freywillig hin, zu genießen, zu benutzen und zu äufnen, was er beſitzt; und zu leben in dem, was in ihm lebendig und reitzvoll erwacht iſt. So verſchieden iſt der pſychologiſche Einfluß der elementariſchen Entfaltungsmittel der menſchlichen Kräfte von dem Einfluß der Routinekunſt, durch welche einem Kinde von keinen Anſchauungseindrücken unterſtützte und belebte Worterkenntniſſe eingebläut werden. Das Wort iſt merkwürdig, das ein einſichtsvoller Mann, da er dieſen Unterſchied in einer Unterrichtsſtunde der Formlehre geſehen, zu mir ſagte: c'est un pouvoir, ce n'est pas un savoir. Es iſt richtig, mit dieſem Wort iſt unſtreitig das eigentliche Weſen des Unterſchieds zwiſchen einer wahrhaft elementariſchen und einer, auf welche Art ſie dieſes auch immer ſeyn mag, unelementariſchen Bildungsweiſe ausgeſprochen und in ein heiteres Licht geſetzt. Eben ſo iſt in ſittlicher Hinſicht wahr, daß der, der Idee der Elementarbildung weſentliche Grundſatz, den ganzen Umfang der Bildungs- und Erziehungsmittel der Kinder an das häusliche Leben zu ketten geeignet iſt, Glauben und Liebe auf das große, allgemeine Fundament der Sittlichkeit und Religioſität, auf den Vater-, Mutter- und Kinderſinn der Menſchennatur zu bauen und mit aller Kunſt und aller Kraft ihres Einfluſſes dieſen in ſeinem Urſprung inſtinktartigen Sinn zur gebildeten Vaterkraft und Muttertreue zu erheben und durch die Vereinfachung ihrer Mittel die Erziehungskräfte von Millionen Eltern in allen Ständen weſentlich in ſittlicher und religiöſer Hinſicht zu beſtärken und zu beleben. In intellektueller Hinſicht finden wir in der elementariſch vereinfachten Sprach-, Zahl- und Formlehre den Inbegriff aller Mittel der naturgemäßen Geiſtesbildung von ihren erſten Keimen aus vereinigt. Die elementariſche Sprachlehre, die ſich an die elementariſche Ausbildung der Anſchauungskraft anſchließt, führt das Kind an der Hand der Natur und mit ihrer Kraft zum richtigen Ausdruck über den ganzen Umfang der Eindrücke, welche die Anſchauungsgegenſtände ſeiner Umgebungen auf daſſelbe gemacht haben, und die elementariſche Zahl- und Formlehre iſt durch die pſychologiſch vereinfachte Organiſation ihrer Mittel geeignet, das Kind fähig zu machen, die ihm durch

die

die Anſchauung erkannten Gegenſtände zuſammenzuſtellen, zu trennen, ſie unter einander zu vergleichen, und ſich dadurch in den Stand zu ſetzen, ſie in ſich ſelbſt logiſch zu bearbeiten, und über dieſelben zu urtheilen. Sie, die elementariſche Zahl- und Formlehre, iſt in ihrem Weſen eine reine und allgemein für alle Stände und Menſchen gleich ſegensvoll anwendbare Ausbildung der Denkkraft ſelbſt, die dem Menſchen, in welchem Stande und in welchen Verhältniſſen er ſich immer befindet, das Ueberlegen und Nachdenken ſo viel als von der Wiege auf habituell macht und dabey keinen Menſchen, weder den Mann, der den Pflug führt oder ein Handwerk treibt noch irgend einen andern davon weglockt, ſondern ihn überhaupt zum Nachforſchen und Nachdenken über die gute Benutzung ſeiner Lage hinführt. Tauſendfache Erfahrungen zeigen uns, wie dieſes durch die Routinemittel unſerer Zeitbildung ſelber in den höhern Stufen unſrer Cultur nicht erzielt wird, wie im Gegentheil zahlloſe, auf dieſem Wege ſelber wiſſenſchaftlich gebildete Menſchen bey ihrer Führung durchaus nicht dahin gebracht worden ſind, ſich das ernſte forſchende Denken in ihrer Lage und in ihren Verhältniſſen und für dieſelben habituell zu machen; wie ſie vielmehr in allem Thun des Lebens, das außer dem Kreiſe ihrer wiſſenſchaftlichen, Berufs- oder Liebhabereybildung liegt, denkens-, forſchens- und überlegenshalber äußerſt ungewandt in der Welt und in ihren Umgebungen daſtehen. Wir können uns auch nicht verhehlen, daß dieſer Umſtand ſeine Quelle und Urſache im Mangel einer, von früher Jugend an pſychologiſch naturgemäß entfalteten Denkkraft ſuchen muß, daß aber die ſich ſelbſt überlaſſene, von keiner ſoliden Kunſt unterſtützte Natur ſehr ſchwer hat, die Lücke, die aus dieſem Mangel entſteht, auszufüllen.

Die Idee der Elementarbildung bleibt indeß in intellectueller Hinſicht durchaus nicht bey ihrem Einfluß auf die reine Entfaltung der menſchlichen Denkkraft ſtehen, ſie dehnt denſelben auch auf den ganzen Umfang ſowohl unſrer wiſſenſchaftlichen als unſrer Kunſt und Berufskenntniſſe und Fertigkeiten aus. Jede wiſſenſchaftliche, jede Kunſt- und jede Berufskenntniß und Fertigkeit hat eben, wie jede einzelne Kraft der Menſchennatur, ihr beſtimmtes eigenthümliches Weſen, das von dem beſtimmten eigenthümlichen Weſen jeder andern Wiſſenſchaft, jeder andern Kunſt und jedes andern Berufs verſchieden iſt. Die naturgemäße Ausbildung und Erlernung der Anwendungserkenntniſſe und Fertigkeiten unſerer Kräfte und Anlagen ſetzt alſo den vollen Beſitz der Wiſſenſchaft, der Kunſt und des Berufs, der jedem einzelnen Individuo eingeübt werden muß, in allen ſeinen Eigenthümlichkeiten voraus. Der Mann, der ſich anmaßt, irgend eine Wiſſenſchaft, eine Kunſt oder einen Beruf naturgemäß zu lehren, muß, beydes, die vollendete Erkenntniß der elementariſchen Ausbildungsmittel unſerer Kräfte und Anlagen, und die vollendete Erkenntniß der Kunſt und der Wiſſenſchaft, die er ſeinem Zögling einüben will, in ſich ſelber vereinigt beſitzen. Dieſer Umſtand ſcheint, wenn man ihn in dieſer Zuſammenſtellung blos, an ſich, ins Auge faßt, gegenwärtig noch ſo viel als unüberſteigliche Schwierigkeiten zu haben; aber die Natur kommt auch hierin in der Zuſammenſtellung dieſer zwey Bedürfniſſe der Kunſt zu Hülfe und geht ihr als Wegweiſer in ihrem künftigen Thun voraus. Wenn wir den poſitiven Gang der Ausbildung aller Künſte und Wiſſenſchaften, ohne Rückſicht auf die Idee der Elementarbildung, ins Auge faſſen, ſo ſehen wir, es iſt Thatſache, alles was immer in wiſſenſchaftlicher oder Kunſthinſicht ſolid gelehrt wird, geht aus der innern Erkenntniß der Grundſätze, Geſichtspunkte und Mittel, die der Idee der Elementarbildung zum Grunde liegen, hervor. Ob dieſe mit klarem Bewußtſeyn begleitet oder in dunkeln Ahnungsgefühlen in ihm liege, iſt gleich viel, wenn ſie nur in den Segenskräften ihrer Ausführung daſteht, und ſich darinn offenbart und bewährt; und das iſt vielſeitig in vielen Ständen und in vielen Verhältniſſen der Fall, denen nicht einmal der Name „Idee der Elementarbildung" und will geſchweigen, die wirkliche Erkenntniß ihres Gangs und ihrer Mittel, wörtlich und namentlich bekannt iſt. Die pſychologiſch tiefer gehenden Kenner aller Wiſſenſchaften vereinigen ſich allgemein in dem Grundſatz, daß die Mittel der Erlernung und der Betreibung jeder Wiſſenſchaft und jeder Kunſt, beſonders in ihren Anfangspunkten, auf alle mögliche Weiſe vereinfacht werden müſſen; ſo wie ſie in ihren höhern Stufen immer, auch wenn ſie ſelber beym höchſten Mangel der Vereinfachung der Anfangspunkte ihrer Wiſſenchaften ſich noch ſo mühſam und naturwidrig zu dem Grad der Kraft, in der ſie in ihrer Wiſſenſchaft wirklich tehen, haben durcharbeiten müſſen; ſo erkennen ſie dennoch, daß jeder höhere Grad der wiſſenſchaftlichen Ausbildung das Bedürfniß der Vereinfachung der Anfangsmittel ihres Unterrichts ſowohl als die Mittel der Kunſt, den Anfangsunterricht jeder Wiſſenſchaft zu dieſer Vereinfachung zu erheben, in ein helles Licht ſetzt, und die Mittel der Ausführung dieſes Geſichtspunkts allgemein vorzubereiten geſchickt iſt. Alſo iſt offenbar, das Gefühl deſſen, was es brauche, die Idee der Elementarbildung auf irgend eine Kunſt oder Wiſſenſchaft wohl und genugthuend anzuwenden, iſt mit dem Gefühl, was es brauche, irgend eine Wiſſenſchaft oder Kunſt wohl und genugthuend zu erlernen, in ihrem innern Weſen vollends das nämliche. Alles was immer ſolid erlernt wird, wird durch Mittel ſeiner Erlernung auf irgend eine Weiſe erkannt, die mit den Grundſätzen und Mitteln der Idee der Elementarbildung in Uebereinſtimmung ſtehen. Alſo bereitet die Natur der Kunſt auch hierinn den Weg. Und es iſt offenbar, die Kunſt iſt in allen Punkten, in denen ſie ſolid daſteht, auf die Grundſätze, die die Idee der Elementarbildung anſpricht, auch da, wo dieſe Idee wörtlich und namentlich nicht gekannt iſt, gebaut; und ſo wie ihre Mittel durch ihre Fortbearbeitung auf die Bildung unſers Geſchlechts vielſeitiger und auf die Menſchennatur eingreifender vorſchreiten werden, ſo wird das Bedürfniß, ſie auf jede einzelne Wiſſenſchaft und Kunſt anzuwenden, auch allgemeiner gefühlt und leichter ausgeführt werden, wodurch denn auch die Schwierigkeiten, Menſchen zu finden, die die volle Kenntniß der Idee der Elementarbildung mit eben ſo ſolider Kenntniß derjenigen

Wiſſenſchaft und desjenigen Berufs, den ſie elementariſch
u lehren verſuchen werden, zu vereinigen im Stande
nd, ſich in eben dem Grad vermindern müſſen. Auch
t dieſem Geſichtspunkt findet das große Erziehungswort:
Das Leben bildet“ ſeine einfache und natürliche An-
endung: es macht auch dießfals in ſeinen Folgen die
ämlichen Anſprüche und führt zu den nämlichen Re-
ltaten, die wir früher als ſeine Folgen und ſeine Re-
ltate erkannt haben. Und wir müſſen es auch in dieſem
eſichtspunkt ins Auge faſſen, daß die Idee der Ele-
entarbildung, indem ſie die höchſte Vereinfachung der
ildungsmittel der Kräfte und Anlagen unſers Geſchlechts
nſpricht, den größten Unterſchied in dem Grade fodert,
t welchem ihre Mittel den verſchiedenen Ständen und
laſſen unſers Geſchlechts in intellektueller und Kunſt-
inſicht ertheilt und eigen gemacht werden können und
llen.

So wichtig der Segen der pſychologiſch gegründe-
en, elementariſchen Bildungsmittel der Denk- und Kunſt-
raft im allgemeinen für eine ſolide Begründung der
ationalcultur iſt, ſo wichtig iſt auch die Erkenntniß
er Schranken, innerhalb welchen alle höhern Stufen der
lementariſchen Bildungsmittel ſo wohl in Rückſicht der
nſchauungskraft als der Sprachkraft, der Denkkraft und
er Kunſtkraft, beſonders in denjenigen Ständen gegeben
erden ſollen, deren Brod und Ruhe, und ich darf ſagen,
eren Glaube, Liebe und Treue vom ſtillen Segen ihres
äuslichen Arbeitsfleißes abhängt.

Dieſer weſentlichen Baſis alles wahren Volksglücks muß in den erſten Grundmitteln der Volksbildung auch von Seite ſeiner Kunſtbildung mit Sorgfalt Vorſehung gethan werden; und es iſt auf der Bahn dieſer Sorgfalt, aber auch nur auf ihr möglich, die die Menſchennatur mächtig ergreifenden Elementarbildungsmittel der menſchlichen Denk- und Kunſtkraft zum Segen aller Stände und damit als Fundament aller Staatskraft, aller Staatsruhe und alles Staatsſegens zu benutzen.

Wir dürfen uns nicht täuſchen. Auf dem Weg unſers Zeitgeiſts und ſeiner, alle wahren Segenskräfte der Menſchennatur abſchwächenden und in ihrer Abſchwächung ſie bald zur Verträumung, bald zur Erlahmung, bald zur Verwilderung hinführenden Verkünſtelungsmittel aller unſrer Kräfte iſt dieſes nicht möglich; es iſt nur auf dem Weg einer weiſen Sorgfalt ihrer, nach den Bedürfniſſen und Umſtänden der verſchiedenen Volksklaſſen ausgedehnten oder beſchränkten Anwendung möglich, ſie mit geſichertem Erfolg als ein allgemein geſegnetes Mittel der Volkscultur anzuſehen, aber bey dieſer Sorgfalt und mit dieſen Schranken führt ſie denn auch auf jeder Bahn, auf jeder Stelle und in jedem Fach ihrer wiſſenſchaftlichen Kunſt allgemein zum Segen aller Stände; und es iſt unſtreitig, wenn ſie in einem Land in dieſem Geiſte anerkannt und eingeführt wäre, ſo würde ſie, beſonders in den höhern Ständen und bey allen, ihrer Berufsbeſtimmung halber einer eigentlichen, wiſſenſchaftlichen Bildung bedürftigen Menſchen dahin wirken, ſie perſönlich zu einem Grad der Selbſtentfaltung ihrer ihnen eignen Kräfte und Anlagen hin zu führen, die ſie einerſeits zu einer ſoliden und ihnen genugthuenden Erlernung ihrer Berufswiſſenſchaft fähig machen, anderſeits ſie individualiter auch dahin erheben würde, für die Aufnahme und Förderung des Studiums ihrer Wiſſenſchaften ſo wie zu allgemeinen Segenskräften ihrer Anwendung perſönlich mit Erfolg zu wirken.

Eben ſo würden die Elementarbildungs-Mittel, wenn ſie den bürgerlichen Ständen und ſelber dem, die Erde mit eigener Hand bauenden Landmann in dieſem Geiſte eingeübt würden, in beiden Ständen zu ihrem individuellen Segen die nämliche Richtung nehmen und die nämliche Wirkung haben. Sie würde, wenn ſie mit dieſer Sorgfalt, Solidität und Beſchränkung in einem Lande allgemein gemacht würde, beſonders auf den Geluſt nach einem höhern Grad der Geiſtes- und Kunſt-Bildung als derjenige, der zu einer ſoliden Begründung und Ausdehnung ihres eigentlichen Haus- und Standesſegens vorzüglich geeignet iſt, in tauſend und tauſend, zu einer höhern äuſſern Stellung in allen Rückſichten unfähigen Menſchen erkalten machen und ebenſo vorzüglich, ich möchte ſagen, von Gottes wegen ausgezeichneten Menſchen Wege bahnen, das Uebergewicht ihrer Anlagen im Kreiſe ihres Standes und ihrer Verhältniſſe zu ihrer Befriedigung und zum Segen ihrer nächſten Umgebungen anwenden und benutzen zu können. Das Unglück iſt groß, daß in unſerer Zeit eine zahlloſe Menge Menſchen außer die wahren und ſoliden Segensgenieſſungen ihres Standes herausgelockt und durch böſe, aber ſtarke Reizmittel gleichſam mit Haaren aus denſelben herausgezogen werden. So wie dieſes große Unglück unſerer Tage von der immer weitern Entfernung unſerer Bildungs- und Erziehungsmittel und von dem Gange der Natur in der Entfaltung unſrer Kräfte und der Einfachheit der Bildungs- und Erziehungsmittel unſers Geſchlechts abhängt und herzuleiten iſt, ſo iſt eben ſo gewiß, daß dieſes große Unglück vorzüglich durch Näherung zu den allgemein kraftbildenden Erziehungs-Grundſätzen und Erziehungs-Mitteln, deren Erforſchung, Begründung und Ausführung die Idee der Elementarbildung gewidmet iſt, in ſeinen Wurzeln ſolid angegriffen und allmählig gehoben werden kann. Die höchſten elementariſchen Reſultate müſſen nach allen Richtungen der Erziehungs-Bedürfniſſe von der Wiege auf vorbereitet werden: Sie ſind aber auch alle von der Natur, daß die dießfälligen Vorbereitungs-Mittel in den niedern Hütten des Landvolks eben ſo anwendbar ſind, als in den Paläſten der Großen und an jeder Stelle, wo ſie wahrhaft erkannt und ſorgfältig benutzt werden, durch ihr Weſen gleich tief und vielſeitig ſegenbringend in den ganzen Umfang des Erziehungs- und Unterrichtsweſens, und in die ſolide Begründung aller ihrer Vorſchritte, ſo wie in die Einlenkung der Erkenntniß ihrer ſpätern Reſultate, eingreifen.

Faſſen wir die elementariſchen Uebungen, die in ihrem ganzen Umfange von ihrem erſten Anfangspunkt von der Ausbildung der Anſchauungskraft und der höchſten Vereinfachung ihrer Mittel aus bearbeitet werden müſſen, ins Auge, ſo ſehen wir, daß ſie ſämmtlich zu einer Einfachheit erhoben und mit, dem kindlichen Alter angemeſſenen, Reizen verbunden werden können, und verbunden werden müſſen, die ihren wahrhaft naturgemäß bildenden Gebrauch von der Wiege an möglich machen, und indem ſie einer Reihenfolge von dießfälligen Bildungs-Mitteln rufen, deren Reize die Anſchauungskraft nach allen Richtungen von Stufe zu Stufe lebendig anſprechen, erweitern und ſtärken, die Kinder ihrer Natur nach zum fortdauernden Wachsthum der lebendigen und klaren Erkenntniß aller Gegenſtände, die ſie umgeben, hinführen, und dadurch den erſten Grundſtein zur Entfaltung der menſchlichen Denkkraft auf eine ſolide Weiſe hinlegen. Faſſen wir jetzt eben ſo auch die elementariſche Sprachlehre ins Auge, ſo finden wir, daß ſie an ſich eine fortdauernde, durch die naturgemäße Entfaltung der Sprachkraft zu erzielende Fortſetzung, Stärkung, Benutzung, und Erweiterung der Reſultate der naturgemäßen Ausbildung der Anſchauungskraft iſt, und dadurch zu eben der Einfachheit hingeführt, und für das kindliche Alter mit eben den Reitzen belebt werden muß, wie dieſes bey der elementariſchen Ausbildung der Anſchauungskraft der Fall iſt; wir finden ferner, daß ſie mit den Vorſchritten der Anſchauungskraft immer gleichen Schritt haltend, geeignet iſt, den Zögling fortwährend zur progreſſiven Verdeutlichung ſeiner Begriffe hinzuführen und ſo mit der elementariſchen Anſchauungslehre vereinigt, den erſten Grundſtein zur naturgemäßen Entfaltung der menſchlichen Denkkraft zu legen und alſo als Mittelſtufe zwiſchen der Entfaltung der menſchlichen Anſchauungskraft und der menſchlichen Denkkraft dazuſtehen. Gehen wir jetzt weiter und faſſen die elementariſche Zahl und Formlehre, als die beſtimmten eigentlichen Kunſt-Ausbildungsmittel der Denkkraft, ins Auge, ſo ſehen wir, daß ſie in ihrer Eigenthümlichkeit aus dem Weſen der Zahl und Form ſelber hervorgehen und darum auch den ganzen Umfang ihrer Gegensfolgen in Uebereinſtimmung mit dieſen Fundamenten zu ſuchen haben; wir ſehen ferner, daß ſie von den erſten Anfangspunkten ihrer Erlernung eben ſo wie die naturgemäßen Bildungsmittel der Anſchauungs- und Sprachkraft mit gleichen, die Menſchennatur im kindlichen Alter ergreifenden Reitzen belebt werden muß, aber dadurch auch geeignet wird, die Zöglinge in Verbindung mit den Reſultaten der naturgemäß eingeübten Anſchauungs- und Sprachkraft auf eine Weiſe zu der wiſſenſchaftlichen Anſicht eben dieſer Gegenſtände und überhaupt zu einem Grad der logiſch gebildeten Denkkraft zu erheben, der ohne die Bildungsmittel, die uns die naturgemäße Zahl- und Formlehre verſchafft, im allgemeinen unerreichbar iſt. Faſſe ich den Umfang der Kunſtmittel, die zu dieſem hohen Ziel der Ausbildung unſerer intellectuellen Kräfte hinführen, von ihren Anfangspunkten ins Auge, ſo ſehe ich, die aufgeſtellte Normalform einer allgemeinen Sprachlehre giebt hierüber vielſeitiges Licht. Sie greift, eben wie jeder wahrhaft elementariſch gegebene Unterricht in einer neuen Sprache, durch alle Mittelſtufen ihres progreſſiv bildenden Einfluſſes in alle Fächer der menſchlichen Erkenntniſſe ein und führt durch die, aus ihr hervorgehenden und ihr nothwendig inwohnenden Uebungen zu einem Erheiterungsgrade der Begriffe von den Gegenſtänden, die die zu erlernenden Wörter be-

eichnen, daß der Endpunkt der durch ſie erzielten Erkennt-
iß der gemeinen Gegenſtände des Lebens ſich immediat
n den Anfangspunkt anſchließt, von welchem die wiſ-
enſchaftlichen Anſichten dieſer Gegenſtände ausgehen. Die-
er Geſichtspunkt iſt in allen wiſſenſchaftlichen Fächern
leich wahr und unter allen Verhältniſſen und Lagen
nſers Geſchlechts in ſeinem Weſen gleich anwendbar.
So wie kein Kind in der Welt ohne einen gewiſſen Kreis
on Anſchauungs-Gegenſtänden lebt, die in ihm gereift
ind, ſo ſteht jedes Kind, das in der Ausbildung ſeiner
Sprachkraft elementariſch, d. h. ſo weit geführt iſt, als
s in der Anſchauungskraft vorgerückt iſt, auf dem Punkt,
n welchem ſeine Anſchauungs-Erkenntniſſe an die An-
chten grenzen, von denen aus es naturgemäß zur Em-
fänglichkeit der wiſſenſchaftlichen Anſichten eben dieſer
Gegenſtände geführt werden muß. Nehme ich die Natur-
eſchichte zum Beiſpiel, ſo ſehe ich, ein jedes Kind, wenn
s auch in den beſchränkteſten Verhältniſſen lebt, kennt in
dem Falle doch wenigſtens ſechs Säugethiere, ſo viele
iſche, Vögel, Inſekten, Amphibien und Würmer; und
enn es dieſe wenigen Thiere elementariſch von der Wiege
n mit Genauigkeit anſchauen, ſie in allen ihren weſent-
chen Theilen und abänderlichen Beſchaffenheiten richtig
kennen und ſich darüber mit Beſtimmtheit ausdrücken ge-
rnt, wie dieſes bei einer wahrhaft elementariſchen Füh-
ng zur Sprachlehre, auch in den niedrigſten Hütten,
zielt werden kann und erzielt werden muß, ein ſolches
ind hat den Anfang einer ſoliden und naturgemäßen
rlernung der wiſſenſchaftlichen Anſicht der Säugethiere,

der Ornithologie, der Ichthyologie, u. ſ. w. in ſich ſelbſt. Und wenn Lage, Umſtände und Verhältniſſe es dazu veranlaſſen oder gar verpflichten, dieſe Wiſſenſchaften zu lernen, ſo iſt es durch ſeine bisherige Führung dazu vorzüglich gut vorbereitet. Ferner iſt eben ſo richtig, daß wenn es von der Wiege auf in der Anſchauungskunſt und in der aus ihr immediat hervorgehenden elementariſchen Zahl- und Formlehre naturgemäß geführt worden, ſo iſt es durch das Rechnen, Zeichnen und Meſſen, das es wohl mit elementariſcher Kraft erlernt hat, dafür vorzüglich vorbereitet. Das iſt in allen Wiſſenſchaften der nämliche Fall. Die durch die elementariſch eingeübte Anſchauungs-, Sprach-, Zahl- und Formlehre naturgemäß entfalteten Kräfte der Menſchennatur haben in allen Fächern der menſchlichen Erkenntniſſe die nämliche Wirkung; ſeyen es reine, ſeyen es mathematiſche Wiſſenſchaften, ſeyen es Berufs-Wiſſenſchaften und Berufs-Fertigkeiten, ſeyen es Kenntniſſe, von welcher Art ſie immer ſeyn mögen, ſo haben die elementariſchen Bildungsmittel der menſchlichen Kräfte auf ſie die nämliche Wirkung. Ich ſpreche das Wort mit Ueberzeugung aus: die elementariſchen Bildungsmittel ſind entweder zu allem dieſem gut, oder zu gar nichts. Ihr Werth, ihr großer Werth liegt theils in uns ſelber, theils in Umgebungen, deren bildende Eindrücke in ihrem Weſen keinem Menſchen ganz mangeln. Jedes Kind, das z. E. den, allen Menſchen täglich vor Augen liegenden Zuſtand des Waſſers in ſeiner Ruhe, in ſeiner Bewegung, und ſeine Veränderungen in Thau, Regen, Dunſt, Dampf, Reifen, Hagel, u. ſ. w. und dann hinwieder ſeine Wirkungen und ſeinen Einfluß in allen dieſen Zuſtänden auf andere Natur-Gegenſtände mit elementariſcher Genauigkeit anſchauen und ſich darüber mit Beſtimmtheit ausdrücken gelernt, hat die Anfänge der Kunſtanſicht der Naturlehre über alle dieſe Gegenſtände in ſich ſelbſt; hinwieder jedes Kind, das die Auflöſung des Salzes und des Zuckers in der Küche, die Wiederherſtellung deſſelben aus ſeinem naſſen Zuſtand in den trocknen, und ſeiner Criſtalliſirung ꝛc., und ebenſo die Gährung, das Abſtehen und zu Eſſig werden des Weins im Keller, die Umwandlung des Alabaſters in Gyps und des Marmors in Kalk, des Kieſels in Glas u. ſ. w. elementariſch anſchauen und ſich darüber mit Beſtimmtheit ausdrücken gelernt, trägt die Anfänge der Anſchauungs-Erkenntniſſe der Wiſſenſchaften, deren nähere Erforſchung ieſe Gegenſtände anſprechen, ſo gut in ſich ſelbſt, als in Kind, das auch nur einige wenige Bauernhäuſer in llen ihren Theilen mit elementariſcher Genauigkeit ins uge faſſen und ſich darüber mit Beſtimmtheit ausdrü- ken gelernt, ebenſo die Anfangspunkte der Baukunſt in ren weſentlichen Theilen in ſich ſelbſt trägt; und wenn s dafür vorzügliche Anlagen beſitzt, durch die bloße, mit en elementariſchen Einübungen der Zahl- und Formlehre nterſtützte Anſchauungs-Erkenntniß eines Bauernhauſes nfach und naturgemäß auf die Bahn geführt werden nn, die Anfangsgründe der Baukunſt und ihrer vielſei- gen Erkenntnißfächer in ihrem ganzen Umfange in ſich lbſt zu entfalten und nach Umſtänden und Verhältniſſen wirklichen Werken der Baukunſt an den Tag zu fördern.

Es iſt allerdings nicht zu berechnen, wie weit die von der Wiege auf wohl behandelte Ausbildung der Anſchauungskraft in der Erkenntniß wiſſenſchaftlicher Gegenſtände hinführen kann, wenn ſie ſelber durch pſychologiſch geordnete Anſchauungs-Uebungen im Kinde begründet und ihre geiſtige abſtrakte Erkenntniß naturgemäß und ſolid in ihm vorbereitet worden. Wo immer die Kraft ſtark iſt, da iſt die Kunſt leicht; und wo immer die Kunſt leicht iſt, da führt ſie von ſelbſt weit. Ein Kind, das in der Anſchauung der Zahl und Form ſolid geführt worden, hat den Uebergangsweg zu den Abſtraktions-Uebungen im Zählen und Meſſen ſchon zur Hälfte zurückgelegt, ehe die eigentlichen dießfälligen Abſtraktions-Uebungen mit ihm naturgemäß auch nur angefangen werden können. Dieſe letzten Uebungen ſetzen, im Falle ſie naturgemäß gegeben werden, eine, durch ihre genugthuende Bildungs-Uebungen auf einen merklichen Grad der Reifung gebrachte Anſchauungskraft ſchon voraus.

Dieſes Weiterführen der menſchlichen Geiſteskräfte durch die elementariſchen Bildungsmittel hat indeß gar keine Gemeinſchaft mit dem anmaslichen Vorrücken des Wirrwares unſerer oberflächlichen Zeitvielwiſſerey und aller träumeriſchen Scheinbildungsmittel unſerer verderblichen allgemeinen Volkslitteratur und ihrer, unſer Geſchlecht irreführenden Routine-Uebungen. Feſt angebunden an den hohen Grundſatz: das Leben bildet — und in ihrer Erweiterung allgemein aus dem naturgemäßen Bildungsgang des häuslichen Lebens hervorgehend, führen die Elementar-Bildungsmittel, vermöge ihres Weſens, durchaus nicht auf die Abwege der Zeitverirrung, zu denen die oberflächlichen Mittel unſerer Volks- und Zeitkultur Milionen Individuen unſers Geſchlechts zu ihrem Verderben hinreiſſen. Die Mittel der wahren Elementar-Bildung ſind im ganzen Umfang ihrer Anwendung allgemein Geiſt und Leben, ſo wie ſie dieſes auch im ganzen Umfang ihrer Urſprungs- und Entfaltungs-Mittel ſind. Das iſt ſo weit wahr, daß auch in dem irrthumsvollſten Gange der Routinen-Einübung von Wiſſenſchaften, die keine reelle, ſinnliche Anſchauung zum Grunde haben und von einer Natur ſind, daß ganz junge Kinder ihr geiſtig bildendes Weſen durchaus nicht zu begreifen vermögen, dennoch mit Wahrheit geſagt werden kann, die Grundſätze der Elementarbildung ſeyen geeignet, den bon sens der Menſchennatur auf die Art und Weiſe, wie auch ſolche Wiſſenſchaften ſo viel möglich naturgemäß gelernt werden können, aufmerkſam zu machen und ihn auf die Mittel, die hiezu führen, hinzulenken. Zum Beleg dieſer Anſicht faſſe ich die Geographie und die Geſchichtslehre von dieſem Geſichtspunkt aus ins Auge. Ich bin natürlicher Weiſe weit entfernt, eines dieſer Fächer im Umfang ſeiner wahrhaft bildenden und wirklichen wiſſenſchaftlichen Bedeutung weder als ein Volks- noch als ein Kinderſtudium anzuerkennen; aber wenn man nun einmal ein Kind, ob mit Recht oder Unrecht, das iſt gleich viel, eines dieſer Fächer lernen laſſen will, ſo führen die elementariſchen Bildungs-Grundſätze in Rückſicht auf die Geographie in einem einfachen, naturgemäßen Gange zu den leichteſten Einübungsmitteln der

Kenntniß der Namen, den die Berge, Flüſſe, Städte und Oerter der verſchiedenen Länder haben, und ebenſo zu einer leichten, ſinnlichen Einprägung der Kunſt-Anſchauungsmittel von der Lage dieſer Städte, Flüſſe ꝛc. wie ſie in der Wahrheit ihrer Lokalität neben einander liegen und auf einander folgen.

Dieſe beidſeitigen Uebungen ſind dem kindlichen Alter im höchſten Grad angemeſſen. Sein Gedächtniß und ſein Anſchauungs-Vermögen ſind im vollen Leben ihres jugendlichen Erwachens für alles, was ſinnlich auf ſie einwirkt, in einem hohen Grad offen und empfänglich. Ich würde alſo einem Kinde, das die Geographie lernen ſollte, neben dem natürlichen Gebrauche der elementariſch einzuübenden Anſchauungsmittel der geographiſchen Lagen und Verhältniſſe, die in ſeinen nächſten Umgebungen nach allen Richtungen ihm vor Augen liegend ſtatt finden, die Namen der Städte und Oerter einer beſtimmten Gegend, z. B. eines Flußgebietes, ſchon beym erſten Reden und Leſenlehren in der Ordnung und Reihenfolge, wie ſie in der Welt und auf der Landcharte neben einander ſtehen und auf einander folgen, mnemoniſch genugſam einüben und ihm ihre Ausſprache in der Ordnung ihres reellen Aufeinanderfolgens und Nebeneinanderſtehens genugſam geläufig machen. Ich würde im erſten Curſus dieſer mnemoniſchen Einübungen die Flußgebiethe der erſten und hernach die der zweyten Größe in Quell-, Mittel- und Ausflußgebiete abtheilen, und dann von dem Quellengebiete bis auf den Ausfluß des Stromes in beſtimmten Entfernungen von einander Oerter von einer gewiſſen Bedeutung zum Mittelpunkt der minder bedeutenden Oerter, die in einer gewiſſen Entfernung um dieſelben herumliegen, feſtſetzen; und die Kinder müßten bey jedem ihnen in dieſem zweiten Curſus einzuübenden neuen Orte nichts anders lernen als: es liegt in der oder dieſer Entfernung von dem Ort, an deſſen Namen und Lage es ihnen mnemoniſch angeknüpft bleiben ſoll, und da ihnen dieſer Ort im frühern Curſus nach allen ſeinen Lagen und Umgebungen beſtimmt, umſtändlich und unauslöſchlich bekannt iſt, ſo wird ihnen durch die Anknüpfung an dieſelben die Lage und die Umgebungen des neuen Orts eben ſo beſtimmt und eben ſo unauslöſchlich bekannt.

Ich bin ſicher, daß auf dieſem Wege die Kinder in der Nomenklatur dieſer Wiſſenſchaft und in dem feſten Anſchauungs-Bewußtſeyn der Lokalitäts-Verhältniſſe der Länder und Oerter gegen einander unglaublich ſchnelle und beinahe unauslöſchliche Vorſchritte machen würden. Ich weiß indeſſen auch ganz wohl, daß dieſe Uebungen, als wirkliche Voreinübungen zu dem, was das Weſen der wiſſenſchaftlichen Geographie iſt, gar nicht angeſehen werden können.

Aber ſo wie es beim Redenlehren des Kindes dennoch eine wirklich und ſehr vortheilhafte Vorbereitungs-Uebung zur ſpätern Erkenntniß der Gegenſtände iſt, deren Namen es ausſprechen lernt, wenn dieſelbe vorläufig ſeinem Ohr eingeprägt und ſeinem Mund geläufig gemacht worden ſind, lange ehe es die Gegenſtände dieſer Worte in ihrer vollen Bedeutung erkennt und zu erkennen vermag; ſo iſt auch eine ſolche Namens- und Oerter-Kenntniß von Reihenfolgen von Oertern, wie ſie auf der Landkarte neben einander liegen, und auf einander folgen, eine gute Vorübung für die ſpätern geographiſchen Studien, deren gegenwärtig tiefer gehende Erforſchung ein hors d'oeuvre ſeines Alters, ſeiner Lage und ſeiner Bildung iſt. Ich ſehe dieſe Nomenklatur-Uebungen in ſo weit auch für nichts anders an, als für eine Art von Sandtragen und Materialienzuführen zu einem Gebäude, deſſen Fundament noch nicht einmal gegraben iſt. Aber was hat man bei dem Routinegang, mit dem man junge Kinder beim Einüben der Geographie, die man auch auf dieſer Stufe des Kinderunterrichts Wiſſenſchaft heißt, bisher anders und mehr gethan? Bei dem was ich vorſchlage thut man doch mit Bewußtſeyn nichts anders und will mit Bewußtſeyn nichts anders und nicht mehr thun. Aber man gewinnt mit dieſer rein mnemoniſchen Erleichterung des Einübens der geographiſchen Nomenklatur, und mit den künſtlichen Anſchauungs-Einübungen des Bewußtſeyns der Lage der Oerter auf der Charte für die ſpätere Einübung der wirklichen Unterrichtsmittel dieſer Wiſſenſchaft bei den Vorſchriften zur vielſeitigen Anſicht des geographiſchen Studiums ſehr viel; und neben dem iſt dieſe Erlernungsweiſe der Geographie in dieſem Alter, eine, das Namengedächtniß und das Lokalgedächtniß der Kinder real ſtärkende und bildende Wirkung.

Das Nämliche iſt bey der im kindlichen Alter verſuchten Einübung der Geſchichte gleich wahr. Ohne die Kinder von gar nicht vorgerücktem Alter durch die wörtliche

Einübung geſchichtlicher Erkenntniſſe für den Takt, das Weſen und den innern Geiſt der Geſchichtskunde ſelber zum voraus zu verderben und ſo viel als dafür unfähig zu machen, darf man es durchaus nicht verſuchen, ſie, die Geſchichte, als ſolche, auch nur in den erſten Anfängen ihrer wiſſenſchaftlichen Anſichten lehren zu wollen. Es iſt vollkommener Unſinn, Menſchen, die mit der, in lebendiger Anſchauung vor ihren Sinnen ſtehenden, gegenwärtigen Zeitwelt noch nicht bekannt ſind, mit dem Geiſt der Vorwelt bekannt machen zu wollen, der den Sinnen und der Anſchauung der lebenden Welt ſchon ſeit Jahrhunderten und ſelber ſeit Jahrtauſenden entrückt iſt. Man kann deswegen bey ſolchen Kindern in der Erlernung der Geſchichte nicht weiter gehen, als ihnen eine ausgedehnte Nomenklatur hiſtoriſcher Namen und ein ausgedehntes Bewußtſeyn der Lokalität, deren Erkenntniß die Geſchichte anſpricht, mnemoniſch wohl einzuüben.

Ich ſehe auch die dießfälligen Einübungen des Todtengerippes der Geſchichte und Geographie für nichts anders als eine Art von mnemoniſch erleichterten Sprach-Uebungen an. Indeß zeigt alles, was ich bisher über die Sprachübungen geſagt habe, wie groß und wie wichtig ihr Einfluß auf den ganzen Umfang ſowohl der Entfaltungs-Bedürfniſſe unſerer Kräfte als der Begründung unſers ſoliden Kennens, Könnens und Wiſſens im allgemeinen iſt.

Ich berühre dieſe Anſicht noch von einem andern Geſichtspunkt.

Jede elementariſch erlernte, alte oder neue Sprache iſt als eine naturgemäße, und wenn der Geſichtspunkt feſt ins Auge gefaßt und wohl benutzt wird, in ſeinen Folgen äußerſt weit führende Recapitulation des Bewußtſeyns edler Gegenſtände, zu deren Erkenntniß der Menſch, bey Erlernung ſeiner Mutterſprache, durch ſeine Anſchauungserfahrungen gelangt iſt, anzuſehn. Aber der Menſch weiß unendlich viel, deſſen er ſich durchaus nicht klar bewußt iſt, und eine durch die Erlernung einer neuen Sprache pſychologiſch wohl eingelenkte und durchgeführte Rekapitulation unſerer Kenntniſſe belebt, erneuert und beſtimmt in uns tauſend und tauſend Erkenntniſſe, deren wir uns in unſerer Mutterſprache nur ſehr dunkel bewußt ſind, und im gewohnten Gebrauch derſelben nur ſelten Gelegenheit haben, daran erinnert und ihrenthalben belebt zu werden. Darum iſt auch die Rekapitulation unſerer Erkenntniſſe, die durch eine pſychologiſch und mnemoniſch wohleingelenkte und durchgeführte Erlernung einer neuen Sprache erzielt werden kann, auf die Erweiterung und ſolide Begründung der Erkenntniſſe der Zöglinge von der äußerſten Wichtigkeit. Die Normalübungen, durch die wir die Erlernung der lateiniſchen Sprache aus der deutſchen hervorgehen machen, zeigen die Wichtigkeit dieſes Geſichtspunkts in zwey Epochen. Das Vokabularium, mit deſſen Durchleſung wir unſere diesfälligen Uebungen anfangen, erneuert dem Zögling den ſinnlichen Eindruck der Gegenſtände, deren Worte ihm eingeübt werden, durch das Gedächtniß, und belebt ihm dieſen Eindruck durch ſeine Einbildungskraft im ganzen Umfang der Gegenſtände, deren Bewußtſeyn ihm durch die Rekapitulation der Wörter erneuert wird. Dieſe Wirkung wird durch die, immediat dem Vokabulario folgenden Uebungen, die die Erkenntniß der Beſchaffenheiten und Wirkungen dieſer Gegenſtände durch Hinzuſetzung der Adjectiva und Verba in ihm erweitern, ſtufenweiſe und naturgemäß in ſeinem Gedächtniß und in ſeiner Einbildungskraft von neuem belebt und durch die phraſeologiſchen Uebungen ſo weit verſtärkt, daß der Zögling am Endpunkt dieſer Uebungen zu einem Grad der Klarheit in der Anſicht dieſer Gegenſtände gelangt, den er durch die ſich ſelbſt überlaſſene, routinemäßige und auf ſchulroutinemäßige Erlernung der Mutterſprache gar nicht leicht und ſicher nur ſelten erhalten würde, und welcher als der Anfangspunkt der Hinführung deſſelben zu der wiſſenſchaftlichen Anſicht eben dieſer Gegenſtände angeſehen werden kann und angeſehen werden muß, und folglich in Rückſicht auf die höhere Kultur des Menſchengeſchlechts von weſentlicher Bedeutung iſt.

Dieſe Anſicht aber kann durchaus nur durch die Publikation der Normalform ſelber in ein genugthuendes Licht geſetzt werden. Doch, ich ende einmal dieſen Geſichtspunkt, und ſchreite von der beſchränkten und einſeitigen Anſicht der elementariſchen, aber iſolirt ins Aug' gefaßten Ausbildungsmittel der Anſchauungs-, Sprach-, Denk- und Kunſtkraft zu der allgemeinen, das ganze innere Weſen der Idee der Elementarbildung umfaſſenden Anſicht derſelben vorwärts.

Ich muß es; denn wenn es auch bis zur Unwiderſprechlichkeit bewieſen iſt, daß die elementariſch wohl ausgeführten Entfaltungs- und Bildungsmittel aller intellectuellen und Kunſtkräfte das Kind durch ihre Einfachheit allgemein bilden, anreizen und dahin bringen, in der Anſchauungs-, Sprach-, Denk- und Künſtkraft einzeln ſehr befriedigende und ſehr auffallende Fortſchritte zu machen, ſo iſt damit durchaus noch nicht geſagt, daß durch die Einzelnvorſchritte jeder dieſer Kräfte die Menſchennatur ſelber in den weſentlichen Bedürfniſſen der Menſchlichkeit im Allgemeinen naturgemäß genugſam beholfen und befördert ſey. Es iſt damit nicht geſagt, daß die Gemeinkraft der Menſchennatur, in ſo fern durch ſie die Fundamente der Menſchlichkeit ſelber ſolid gegründet werden ſollen, durch die Reſultate dieſer Bildungsmittel wirklich naturgemäß und genugſam begründet ſey. Die wahre naturgemäße Gemeinkraft der Menſchennatur geht, wie wir wiſſen, weſentlich aus dem Streben zum Gleichgewicht aller menſchlichen Kräfte unter einander hervor, und die iſolirte Bearbeitung der Geiſtes- und Kunſtkräfte thut dieſes an ſich durchaus nicht; ſie führt an ſich durchaus nicht naturgemäß zum reinen, feſten Streben nach dieſem Gleichgewicht; ſie führt in dieſer Iſolirung und durch ſie im Gegentheil mit vielſeitigen Reizen zum gewaltſamen Streben nach dem ſinnlichen Uebergewicht jeder einzelnen menſchlichen Kraft über die andere, folglich zur Begründung des Widerſpruchs einer dieſer Kräfte und eines, den Segen derſelben untergrabenden und ſtörenden Kampfs gegen einander. Sie wird auch dadurch offenbar die beſtimmte, urſprüngliche Quelle des Kriegs aller gegen alle. Auch durch dieſe Anſicht erklärt ſich heiter, daß die Frage: was iſt in der Erziehung und im Unterricht naturgemäß? nur dann zumal richtig beantwortet und der Begriff der Naturgemäßheit nur dann zumal richtig ins Auge gefaßt werden kann, wenn die Frage: was iſt die Menſchennatur ſelber? zum voraus heiter gemacht iſt. Dieſe aber beſteht nur in dem Weſen der Menſchlichkeit ſelber und geht folglich, wie ich im Anfange dieſer Bogen ſchon geſagt habe, aus dem Geiſt und Leben der innern, göttlichen Kräfte, die wir mit keinem Geſchöpf auf Erden, das nicht Menſch iſt, gemein haben, hervor. Auch das Vieh hat Geiſt und Leben, aber nicht menſchlichen, ſondern thieriſchen Geiſt und thieriſches Leben. Und ich werfe in der Unſchuld meiner, mir ſelbſt wohl-bewußten, dießfälligen Beſchränkung anmaßungslos und unbeſorgt das Wort hin: Ich denke mir den Anfangspunkt der Menſchlichkeit in den geiſtigen Kräften unſers mit den Thieren gemeinhabenden Fleiſches und Blutes an den ſich im Unſichtbaren verlierenden Endpunkt der zarteſten Faſern der menſchlichen Nerven, folglich an den Endpunkt unſers Fleiſches und Blutes ſelber, das ſich auch im Thier bis auf einen gewiſſen Punkt in ſeinen Fundamenten als geiſtig erprobt und in ſeinen Reſultaten als geiſtig ausſpricht. Aber auch die inſtinktartigen Gefühle der Liebe und des Vertrauens haben in den zarteſten Faſern unſers Fleiſches und Blutes, und in dem tiefſten Organismus unſerer thieriſchen Natur den Anfangspunkt ihres Uebergangs in das göttlich gegebene, innere Weſen der menſchlichen Liebe und des menſchlichen Glaubens, deren Wachsthum und Vollendung in unſerer, durch den religiöſen Glauben zu erzielenden Heiligung unſerer Natur und in den Mitteln der göttlichen Gnade zu ſuchen iſt. Die Reſultate der inſtinktartigen Liebe und des inſtinktartigen Glaubens ſind die Reſultate aller, aus blos ſinnlichen Anſchauungen hervorgehenden Erkenntniſſe unſers Geſchlechts, und in ſo weit nur thieriſch begründet, folglich in ſo weit vom innern Weſen der Menſchlichkeit ſelber vollends entblößt; und auf dieſem Punkt erprobt ſich der Geiſt unſers Geſchlechts weder in Rückſicht auf ſeine Kraft zum Denken, noch in Rückſicht auf ſeine Kraft zum Glauben und zum Lieben als ein wirklich menſchlicher Geiſt; er iſt in ſo weit in beiden Rückſichten nur eine Kraft, die wir mit den Thieren des Felds gemein haben, und deren Fundamente viele Thiere in Rückſicht auf die Sinne, durch die ſie die Welt, wie wir, nach ihrer Art zu erkennen vermögen, in einem weit höhern Grad als wir beſitzen. Der Hund hat eine weit beſſere Naſe, und der Adler ein weit beſſeres Auge, als der Menſch, und was auf dieſe Fundamente der thieriſchen Geiſteskraft wahr iſt, das iſt auch auf die vielſeitigen thieriſchen Anwendungen dieſer Kraft gleich wahr. Dieſe grenzen vielſeitig und allgemein für uns ans Wunderbare, und ſtehen in ihrem ganzen Umfange als dem höchſten Grad aller menſchlichen Kunſtkraft unerreichbar vor unſern Augen. Aber ihre ganze Kunſt iſt keine menſchliche Kunſt; ſie iſt nur das Reſultat einer inſtinktartig belebten, thieriſchen Kraft, deren Natur der höchſte Grad der menſchlichen Geiſteskraft zwar nicht ergründen, aber deren Unterſchied zwiſchen der menſchlichen Kunſtkraft und der ihr zu Grunde liegenden, menſchlichen Denkkraft auch dem niederſten, menſchlichen Weſen heiter ins Auge fällt. Dieſer Unterſchied der menſchlichen und der thieriſchen Kunſtkraft, und überhaupt des menſchlichen und thieriſchen geiſtigen Seyns, ſo wie die Größe des Uebergewichts des Niederſten in der menſchlichen gegen das Höchſte in der thieriſchen Natur iſt ſo auffallend, daß ſich bey mir bey der Anſicht dieſes Uebergewichts mit dem Worte David's: du haſt uns ein wenig minder gemacht, als die Engel" allemal der gefühlvoll belebte Gedanke verbindet: „Du haſt uns über alles Fleiſch und Blut, das auf Erden wandelt, unendlich erhoben, du haſt uns unendlich höher geſtaltet, als alle Thiere der Erde." Alle, auch die höchſten Reſultate des thieriſchen Denkens und der thieriſchen Kunſt ſind durchaus keine Beweiſe der menſchlichen Denkkraft. Das Denken unſers Geſchlechts, als menſchliches Denken, geht durchaus, auch im kleinſten Produkt ſeiner Wahrheit, nicht aus irgend einer Kraft hervor, die ſich an die zarteſten Faſern unſers Fleiſches und unſers Bluts anſchließt. Unſer Denken, in ſo fern es wahrhaft menſchlich iſt, geht aus der göttlichen Kraft hervor, unſern Geiſt über unſer Fleiſch herrſchen zu machen, und iſt und wird nur dadurch ein wahrhaft menſchliches Denken, das mit allem thieriſchen Denken in vollkommenem Widerſpruche ſteht. Alles thieriſche Denken iſt mit allem menſchlichen Denken, wie die Finſterniß mit dem Lichte, im Widerſpruche, und führt in ſeinen Vorſchritten und Endpunkten immer zur Unmenſchlichkeit.

Um das Wort „Naturgemäßheit“ in der Bedeutung, in der es in Rückſicht auf elementariſche Menſchenbildung ins Aug' gefaßt werden muß, nicht ſchwankend und unbeſtimmt zu laſſen, müſſen wir den Geſichtspunkt feſt halten, daß die elementariſche Geiſtes- und Kunſtbildung unſers Geſchlechts in allen ihren Wirkungen geeignet iſt, eine Gemeinkraft der Menſchennatur zu erzeugen, die die Segenskräfte unſerer Natur alle unter einander vereinigt; und forſchen wir dem Weſen dieſer Gemeinkraft nach, ſo ſehen wir, ſie entfaltet ſich im Menſchengeſchlecht nur in ſofern auf eine, daſſelbe befriedigende Weiſe, als ſie wahrhaft und weſentlich aus der Harmonie unſerer Kräfte hervorgeht und durch das Gleichgewicht derſelben in Stand geſetzt wird, in uns herrſchend auf unſer Thun und Laſſen, auf die weſentlichen Kräfte der Menſchennatur, die unſerm Fühlen, Denken und Handeln zum Grunde liegen, einzuwirken.

Wo eine dieſer drey Kräfte ſchwach, gelähmt, unentfaltet und ungebildet und noch mehr verbildet in uns daſteht, da mangelt der Gemeinkraft der Menſchennatur durchaus die Baſis, ohne deren Daſeyn die zwey andern Kräfte einen, die Menſchennatur im ganzen Umfang ihrer Anſprüche befriedigenden Spielraum ihres Segenseinfluſſes unmöglich zu erhalten im Stande ſind. Das iſt beim Menſchen, der in ſeiner Sittlichkeit einſeitig belebt, gedankenlos, geiſtig unentfaltet und in ſeinen häuslichen und bürgerlichen Berufspflichten ungebildet, ungewandt, nachläßig und kraftlos umherwandelt, eben ſo der Fall, wie es beim ausgezeichnetſten beſten Kopfe, dem es an den Fundamenten der Ausbildung der ſittlichen Kraft, an wahrer Liebe und an wahrem Glauben mangelt, ebenſo der Fall iſt. Dieſe ſegensvolle Gemeinkraft der Menſchennatur iſt indeſſen bey mittlern und ſogar bey ſchwachen Kräften eines Individuums eben ſo möglich und eben ſo denkbar, als ſie bey iſolirten, abgeſchnittenen, unverhältnißmäßig großen, ſelber gigantiſchen Einzelnkräften oft ſchwierig und ſogar unerreichbar iſt. Dabey aber iſt weſentlich zu bemerken, daß ein im reinſten Sinne des Worts vollendetes Gleichgewicht der menſchlichen Kräfte nicht denkbar iſt. Der Menſch, deſſen Wiſſen und Können Stückwerk iſt, iſt in keiner ſeiner Kräfte einer reinen vollendeten Ausbildung, folglich auch niemals eines vollendeten Gleichgewichts derſelben unter einander, oder welches eben ſo viel iſt, einer, in ihren Fundamenten allgemein gleich vollendet begründeten Gemeinkraft der Menſchennatur fähig. Alles, was von einem menſchlichen Gleichgewicht der Kräfte und von einer aus ihr hervorgehenden Harmonie geredet, iſt nur von einem Zuſtand der menſchlichen Kräfte zu verſtehen, der ſich dieſer Harmonie und dieſem Gleichgewicht derſelben unter einander nähert oder wenigſtens mehr oder minder zu nähern ſucht.

Die Unmöglichkeit eines vollendeten Gleichgewichts der Menſchennatur iſt durch die Wahrheit der Disharmonie der Kräfte und Anlagen der einzelnen Menſchen zum voraus entſchieden. Jeder einzelne Menſch wird in hoher Ungleichheit ſeiner Kräfte gegen die Kräfte tauſend und tauſend anderer Menſchen geboren. Der eine iſt in der Anlage ſeines Herzens, der andere in derjenigen ſeines

Geiſts und der dritte in derjenigen ſeiner Kunſt in ſich ſelbſt überwägend erſchaffen, und jeder Menſch, folglich auch das Menſchengeſchlecht im Ganzen, muß in Rückſicht auf das vollendete Gleichgewicht und die vollendete Harmonie ſeiner Kräfte nicht nur mit Paulus ausſprechen: „nicht daß ich ſie ſchon ergriffen habe" — er muß noch hinzuſetzen: „nicht daß ich ſie je ergreifen werde; —" aber dann darf er auch mit dem Apoſtel fortfahren: „ich jage ihr aber nach, wie wenn ich ſie wirklich ergreifen könnte."

Indeß iſt, wie ich eben ſagte, der ſich dem Gleichgewicht nähernde Zuſtand unſerer Kräfte bei ſchwachen Kräften eben ſo denkbar, als bei ſtarken. Das Gleichgewicht von drei Pfunden iſt mit dem Gleichgewicht von drei Zentnern eines und eben daſſelbe Gleichgewicht. Ich ſah gar oft in meinem Leben die ſegensvolle Gemeinkraft, ſo wie ſie unſerm Geſchlecht erreichbar iſt, bei Individuen mit ſehr mittelmäßigen Anlagen in einem ruhigen, wirklich befriedigenden Gleichgewicht daſtehen. Das brillante Hervorſtrahlen einzelner Kräfte wird hingegen dem Menſchengeſchlecht gar oft ein unüberſteigliches Hinderniß der Ausbildung der ſegensvollen Gemeinkraft und des Gleichgewichts, das ihnen mangelt; himwieder iſt auch wahr, daß die Ausbildung dieſer Gemeinkraft auch beim höchſten Mangel äuſſerer Mittel eben ſo erreichbar iſt, als beym Ueberfluß derſelben. Ich habe das Maximum dieſes Gleichgewichts und der daraus hervorgehenden Gemeinkraft beym Minimum aller äußern Kräfte und Mittel im Bilde meiner Gertrud, beynahe vor einem halben Jahrhundert, darzulegen geſucht, und ich glaube, es gebe über dieſen Geſichtspunkt vielſeitiges Licht.

Die Wahrheit, daß der Grad des Gleichgewichts, deſſen unſer Geſchlecht fähig, unter allen Umſtänden und Verhältniſſen des Menſchengeſchlechts gleich erreichbar iſt, hängt mit dem Geſichtspunkt zuſammen, daß derſelbe nur durch das geſicherte Daſeyn der Liebe und des Glaubens zu erzielen möglich iſt. Dabey aber darf durchaus nicht vergeſſen werden, daß wahrer Glauben und wahre Liebe, ohne allgemeine Liebe zur Wahrheit, d. i. ohne Liebe zu aller und jeder Wahrheit, undenkbar iſt, und daß die Bildungsmittel zur wahren Liebe und zum wahren Glauben mit den Bildungsmitteln zur Erkenntniß aller Wahrheit und zur Liebe aller Wahrheit im innigſten Zuſammenhange ſtehen. So wie ohne die ſegensvolle Kraft der Liebe und des Glaubens keine Harmonie unſerer Kräfte, kein innerer Friede weder mit mir ſelbſt, noch mit meinem Geſchlecht denkbar iſt, ſo iſt auch ohne ſolide Sorgfalt für die Ausbildung des Menſchengeſchlechts zur Erkenntniß der Wahrheit, d. i ohne ernſte Sorgfalt zur ſoliden Entfaltung ſeiner intellektuellen Kräfte, ſowohl in ſittlicher und religiöſer, als in häuslicher und bürgerlicher Hinſicht, kein wahres Gleichgewicht und ſogar keine wahre Näherung zum Gleichgewicht der menſchlichen Kräfte, und alſo auch keine wahre, Segen und Befriedigung bringende Gemeinkraft der Menſchennatur denkbar. Dieſe geht durchaus nicht aus einer einſeitigen Ausbildung, einer einzelnen menſchlichen Kraft, ſie geht, den Gegenſtand menſchlicherweiſe ins Auge gefaßt, aus der gegenſeitig gleich ſorgfältigen Entfaltung aller Kräfte hervor. So wie es unwiderſprechlich iſt, daß ſie nicht aus Liebloſigkeit und Unglauben hervorgeht, ſo iſt eben ſo gewiß, daß ſie nicht aus Gedankenloſigkeit, Dummheit, Geiſtesſchwäche und Geiſtesleerheit entſpringt. Ich erkenne zwar ganz, daß Liebloſigkeit und Unglauben, dieſe unſeligen Kinder der, in unſern Tagen unnatürlich belebten, ſinnlichen Selbſtſucht, das ſchreckliche Unglück unſrer Tage hervorgebracht haben. Aber ich erkenne dabei eben ſowohl, daß dieſe Liebloſigkeit und dieſer Unglaube auch die erſten Fundamente einer wahren, ſegenbringenden Denk= und Berufskraft in unſerer Mitte und die weſentlichen Fundamente derſelben, die im reinen häuslichen Leben und in dem ihm beiwohnenden, reinen Vater=, Mutter= und Kinderſinn liegen, in einem hohen Grad abgeſchwächt und vielſeitig beynahe ihrer Vernichtung nahe gebracht haben. Der wahre Glauben, der, wie die wahre Gottesfurcht, die göttliche Segensverheiſſung des gegenwärtigen wie des künftigen Lebens beſitzt, fordert für alle Stände die Ausbildung der Denk= und Kunſtkraft, die zur Sicherſtellung der Segensgenießungen unſerer häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſe, d. i. zum ächten Dienſt unſers öffentlichen und Privatlebens nothwendig ſind. Wir dürfen uns den Zuſammenhang des Bedürfniſſes der menſchlichen Sorgfalt für die Ausbildung unſerer Geiſtes= und Kunſtkräfte mit demjenigen der heiligen Sorgfalt für die Ausbildung des Glaubens und der Liebe auf keine Weiſe aus den Augen rücken laſſen; und wir können es uns nicht verhehlen, was immer in unſerer Mitte die Kraft des Vater=, Mutter=, Bruder=

und Schweſterſinns im häuslichen Leben untergräbt und zernichtet, das wirkt auf die Zerſtörung der Fundamente des wahren Glaubens und der wahren Liebe, eben ſo wie es auf die Zerſtörung der wahren Fundamente der Denk- und Berufskräfte und der Segensgenießungen der häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſe des Menſchengeſchlechts verheerend einwirkt. Die Hülfe gegen die Uebel, unter denen das gute Herz aller Stände dießfalls gegenwärtig leidet, kann nur aus Maaßregeln hervorgehen, die, indem ſie der Liebloſigkeit, dem Mißtrauen und dem Unglauben im ganzen Umfang ihrer Urſachen und Quellen entgegenwirken, geeignet ſind, die Vaterkraft, die Muttertreue und den Kinderſinn in der Erziehung, im öffentlichen wie im Privatleben, in dem Grad mit Sorgfalt zu beleben, und ich möchte in gewiſſen Rückſichten ſagen, von den Todten auferſtehn zu machen, als wir dieſelben gegenwärtig auf der einen Seite ſo viel als offen im Grabe vor unſern Augen liegen ſehen, auf der andern Seite aber ihrer dringend bedürfen. Und unſer Zeitgeſchlecht hätte gewiß Unrecht, ſich dieſes Geſichtspunkts halber dem eiteln Wahn zu überlaſſen, das, was wir ſeinethalben und zwar gegenwärtig ſchon dringend nothwendig haben, werde ſich ohne unſer Zuthun wohl etwa von ſelbſt geben. Weder die Anlagen der Liebe und des Glaubens noch diejenigen der Denk- und der Kunſtkraft bilden ſich in den Individuen unſeres Geſchlechts noch vielweniger in den Maſſaverhältniſſen unſerer Stände und Klaſſen, ohne unſer Zuthun. Die ſinnliche und geiſtige Angewöhnung alles deſſen, was Liebe, Weisheit und Glaube in unſern Lagen und Verhältniſſen von einem jeden von uns fordern, erheiſchen unbedingt menſchliche Sorgfalt zur Einübung aller Fertigkeiten und Gewandtheiten, die uns unſer häusliches und bürgerliches Leben zur Pflicht machen, und die das wahre Chriſtenthum ſelber als unumgängliche Mittel zur Ausübung derſelben anerkennt und von uns fordert. Menſchlicher Weiſe davon zu reden, iſt es auch vorzüglich durch die Einwirkung einer naturgemäßen Angewöhnung und Einübung der Fertigkeiten, die die Ausübung dieſer Pflichten erfordern, wodurch das Joch Jeſu Chriſti unſerm ſchwachen Geſchlecht ein leichtes Joch und ſeine Laſt eine leichte Laſt zu werden vermag.

Ich faſſe die Idee der Elementarbildung noch einmal in dem Geſichtspunkt ins Auge: wie entfalten ſich ihre Mittel zur Ausbildung der Gemeinkraft der Menſchennatur und zu der aus ihr hervorgehenden Harmonie der menſchlichen Kräfte? — Das innere Entfaltungsmittel dieſer Gemeinkraft unſerer Natur iſt die Liebe; die äußern Mittel ihrer Entfaltung liegen im ganzen Umfange der menſchlichen Thatkraft, wie dieſe uns befähigt, das von der Geiſtes- und Kunſtkraft unterſtützt äußerlich darſtellen zu können, wofür die Liebe die Gemeinkraft der Menſchennatur bildend anſpricht und alle unſere Kräfte in Bewegung ſetzt. Auch hier iſt die Sprachkraft die vereinigende Mittelſtufe unſerer Anſchauungs- und unſerer Denkkraft, indem ſie das Kind in den Stand ſetzt, den Eindruck der Anſchauungsgegenſtände, wenn ſie in der Wahrheit, Beſchränkung und Ausdehnung nach allen Richtungen, Geiſtes-, Herzens- und Kunſthalber, vor ihm liegen, zuſammenzuſtellen, zu trennen und zu vergleichen, d. i. geiſtig zu behandeln, darüber zu denken und zu urtheilen. Offenbar wird die Sprachkraft auch darin das äußerlich vermittelnde Organ der Kräfte, welche die einzelnen Fundamente und Grundtheile der Gemeinkraft und der Gemeinthätigkeit unſerer Natur in dieſer Rückſicht unter einander vereinigt und durch ihre Vereinigung in ihren Reſultaten ie Menſchlichkeit in ihrem ganzen Umfange anſpricht. Ohne ſie, ohne dieſes große Reſultat aller gelungenen Bildung unſers Geſchlechts, ohne dieſe entfaltete Gemeinraft der Menſchennatur, iſt das Ziel aller Erziehung, ie Entfaltung der Menſchlichkeit ſelber, unerreichbar. Ohne ſie erhebt ſich keine menſchliche Wiſſenſchaft, kein menſchliches Gewerb, keine Art von Thätigkeit zur Menſchchkeit ſelber.

Das innere Erweckungsmittel der alles in uns beebenden Gemeinkraft, die die Thätigkeit aller einzelnen Kräfte ſie unter ſich vereinigend anſpricht und ſich in em göttlichen Fundament der Menſchlichkeit, in der Liebe, ußert, braucht zur Belebung ihres Weſens an ſich keine Handbietung der Kunſt. Sie genießt im Innern eines eden Menſchen, der ſie ſucht, göttliche Handbietung. Der Ruf zu ihr, der Ruf ſie zu ſuchen, liegt in jedem Menſchen in der göttlichen Gnade und in der göttlichen Kraft des Gewiſſens. Ihre äußere Ausbildung hingegen odert in dem Grad die Handbietung der menſchlichen Kunſt, als die naturgemäße innere Entfaltung der Kräfte er Menſchlichkeit göttliche Handbietung in ihm ſelbſt finet; und es iſt überhaupt die naturgemäße äußere Ausbildung dieſer Gemeinkraft, worin die Idee der Elementarbildung in allen ihren pſychologiſchen Beſtrebungen die weſentlichſten Mittel zur naturgemäßen Entfaltung der Fundamente der Ausbildung unſerer Kräfte und Anlagen zu ſuchen hat. Es iſt auch auf eben dieſer Bahn, wodurch es allein möglich gemacht werden kann, den Hinderniſſen, die dieſen Beſtrebungen im Wege liegen, mit Erfolg entgegenzuwirken. Dieſe entſpringen allgemein aus dem Uebergewicht der ſelbſtſüchtigen, ſinnlichen Anſprüche unſerer thieriſchen Natur über diejenigen der ſittlichen und geiſtigen Fundamente unſerer Menſchlichkeit ſelber. Es iſt auch beſtimmt das Uebergewicht unſerer Aufmerkſamkeit auf die, unſerer Natur unweſentlichen, von der Wirkung der Zeitlaunen und Zeitumſtände herrührenden und gebotenen Collectivanſprüche unſerer Verhältniſſe über die, aus dem Weſen der Menſchlichkeit ſelbſt herfließenden Individualanſprüche eines jeden und folglich des Menſchengeſchlechts und der Menſchennatur ſelber, welches ſeiner Natur nach das Verkünſtlungsverderben unſers Geſchlechts in allen ſeinen Formen und Geſtaltungen erzeugt und herbeygeführt; und dieſes iſt es dann hinwieder, was dem Gang der Natur in der Entfaltung und Ausbildung unſerer Kräfte die größten Hinderniſſe allgemein in den Weg legt und legen muß, und indem es das thut, den weſentlichſten Wirkungen der Idee der Elementarbildung und aller ihrer Bildungsmittel tief ans Herz greift. Es iſt offenbar, daß die Realanſprüche der individuellen Exiſtenz unſers Geſchlechts als Anſprüche der Menſchennatur ſelber den Anſprüchen der Collectivexiſtenz deſſelben allgemein,

. i. in ſittlicher, geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht vorher-
ehen und ſie ſich unterordnen ſollen. Thun ſie das nicht,
nterliegen ſie dem Unrecht und den willkührlichen Anmaſ-
ngen des Verkünſtlungsverderbens und ſeiner Quelle in
en ſinnlichen, ſelbſtſüchtigen Anſprüchen unſerer Collectiv-
rhältniſſe, ſo legen ſie dem Gange der Natur in der Ent-
ltung und Bildung unſerer Kräfte zur Menſchlichkeit all-
mein und tiefgreifend die größten Hinderniſſe in den Weg;
y es im Bauernſtand, im Bürgerſtand, ſey es im Adel-
nd und ſelber im Kloſterſtand, die thieriſche Selbſt-
cht dieſer Anſprüche hat in allen Verhältniſſen die näm-
he Wirkung; ſie iſt der reinen Entfaltung unſerer Kräfte
r Menſchlichkeit im höchſten Grad hinderlich; und was
mer der reinen Entfaltung und Bildung zur Menſch-
keit an ſich ſelbſt und nothwendig hinderlich iſt, das
auf der andern Seite ebenſo den ſinnlichen und thieri-
en Reizen zur Belebung der Unmenſchlichkeit angemeſ-
, dienlich und förderlich, und das in einem jeden
and ſo gut als in allen andern. Dadurch iſt aber offen-
, daß das Verkünſtlungsverderben, ſo wie es der Ent-
tung unſrer Kräfte zur Menſchlichkeit hinderlich, ver-
blich und tödtlich iſt, auch ebenſo dahin wirken muß,
das eigentliche Weſen der Idee der Elementarbildung
kommen aus den Augen zu rücken, und uns dadurch
daſſelbe innerlich blind und äußerlich nicht nur unge-
dt und ungeſchickt, ſondern ſogar beynahe gänzlich
auglich und unfähig zu machen, und zwar beſonders
inem Zeitpunkt, in welchem dieſes Verderben von dem
tinegewalt des wirklichen Lebens in einem ſo hohen

Grad allgemein unterſtützt und belebt wird, als dieſes gegenwärtig der Fall iſt.

Ich muß dieſer Anſicht noch beyfügen, wir haben dieſes alles, ſowohl in uns ſelber als im ganzen Kreis der Umgebungen, auf die ſich unſere Beſtrebungen ausdehnten, wirklich erfahren, und die Zeit ähnlicher Erfahrungen iſt für andere, welche ſich, unreif wie wir, an die Ausführung und Einführung dieſer hohen Idee wagen möchten, noch nichts weniger als vorüber. Es liegt im unreifen Eingreifen in das Geſchäfte der Elementarbildung ſo viel Stoff und Materie, den Kopf anzuſtoſſen und die Finger zu verbrennen, daß ich allein, in ihrer Gutmüthigkeit und in ihrer Schwäche mir gleichen Jünglingen, wie dem Bock, der bey einem glühenden Kohlhaufen zuſteht, zurufen möchte: „rühr' nicht, es brennt.“ Je vielſeitiger ich dieſen Gegenſtand ins Auge faſſen, und je tiefer ich in das Weſen deſſelben eindringen werde, deſto heiterer werden auch die Gründe und Urſachen meiner dießfälligen Anſicht auffallen. Ich verfolge meinen Gegenſtand, wie bisher auf meinem Wege links und rechts hie und da einkehrend und ſelber oft von der Landſtraſſe abweichend, aber immer das Ziel deſſelben feſt im Auge haltend, forthin, und ſtehe wieder einen Augenblick bey dem Geſichtspunkt ſtille, daß die Beſtrebungen der Elementarbildung in Rückſicht auf die Ausbildung unſerer Geiſteskräfte eine erneuerte Sorgfalt für die reine und kraftvolle Entfaltung der allgemeinen Fundamente der Menſchlichkeit, der Liebe und des Glaubens, folglich auch eine erneuerte und belebte Sorgfalt für die Verſtärkung der Kräfte des häuslichen Lebens und ſeines heiligen Fundaments, des Vater-, Mutter- und Kinderſinns, aus welchem die Gemeinkraft der Menſchennatur, thatſächlich und allgemein ins Auge gefaßt, weſentlich hervorzugehen vermag, vorausſetzen und anſprechen.

Sie, dieſe Gemeinkraft, kann nur aus der Wahrheit des innern, göttlichen Weſens der Menſchennatur, und durchaus nicht aus der iſolirten, wenn auch noch ſo künſtlich und glücklich belebten, einzelnen Kraft derſelben hervorgehen. Ebenſo iſt die Idee der Elementarbildung auch nicht durch die iſolirte Naturgemäßheit ihrer Ausbildungsmittel der menſchlichen Denkkraft, ſie iſt durchaus nicht durch die iſolirte Bearbeitung der Zahl- und Formlehre geeignet, auf die Entfaltung der Menſchlichkeit und die ihr weſentlich zum Grunde liegenden Fundamente des Gleichgewichts und der Harmonie unſerer Kräfte einzuwirken; ſie iſt dieſes weſentlich nur durch ihre innigſte Verbindung mit den heiligen Fundamenten des Glaubens und der Liebe. Selbſt die alten Griechen erkannten das Bedürfniß des innigen Zuſammenhangs der Liebe und des Glaubens mit den naturgemäßen Entfaltungsmitteln der menſchlichen Denkkraft. Ihr ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ, ihr die Wahrheit in der Liebe nachforſchen, ſpricht beſtimmt aus, daß ſie das bloße, von der Geiſteskraft allein belebte Forſchen nach Wahrheit für die Erkenntniß des Menſchlichen in der Wahrheit nicht als genugthuend erkannten. Es iſt es auch nicht, und in Uebereinſtimmung mit der Ueberzeugung, daß es ieſes nicht iſt, ſtrebt die Idee der Elementarbildung da-in, ſelber die ſinnlich und inſtinktartig belebten Fundamente der Liebe und des Glaubens von der Wiege an durch

Vereinfachung ihrer Bildungsmittel zu ſtärken, zu fördern und zu behelfen. Sie ſtrebt allgemein dahin, ihre naturgemäßen Entfaltungsmittel der Liebe und des Glaubens mit den naturgemäßen Entfaltungs- und Bildungsmitteln des Wahrheitſinnes und der Wahrheitskraft zu vereinigen. Ihre Erkenntniß der in der Einheit der Menſchennatur ſelbſt begründeten, innigen Vereinigung aller menſchlichen Kräfte unter einander macht ſie das Bedürfniß der Vereinigung der Bildungsmittel des Glaubens und der Liebe mit denjenigen der Denk- und Kunſtkraft der Menſchennatur tief fühlen, und auf die dießfällige Ueberzeugung geſtützt, die Organiſation der gegenſeitigen Ausbildungsmittel der ſittlichen und intellectuellen Kräfte unſerer Natur in der höchſt möglichſten Uebereinſtimmung unter einander begründen. Ihre Ueberzeugung von den Anſprüchen der Einheit der Menſchennatur an den ganzen Umfang der Entfaltungs- und Bildungsmittel aller unſerer Kräfte und Anlagen macht der Idee der Elementarbildung die höchſte Sorgfalt für die innige Vereinigung der ſittlichen und geiſtigen Bildungsmittel unſers Geſchlechts zur höchſten Pflicht. Man faſſe dieſe große Idee im ganzen Umfang der Uebereinſtimmung ihrer Mittel mit dem Gang der Natur in der Entfaltung der Kräfte und Anlagen unſers Geſchlechts ins Auge, ſo wird man auffallend ſehn, in welchem Grad ihre Entfaltungs- und Bildungsmittel unſerer geiſtigen Kräfte mit denjenigen unſerer ſittlichen von der Wiege an in Uebereinſtimmung ſtehn. Sie müſſen es; ſie hören auf, elementariſch zu ſeyn, wenn ſie es nicht thun; ſie thun es aber auch. Das häusliche Leben, in dem ſich der ganze Umfang ihrer Bildungsmittel concentrirt, verbindet beydes, den Stoff, die Mittel und die Reitze dieſer Vereinigung in ſich ſelbſt. Es ſpricht die höchſte Sorgfalt für dieſe Vereinigung ſchon in der Unmündigkeit des Kindes an, aber es trachtet freylich auch, die Bildungsmittel der Liebe und des Glaubens den Bildungsmitteln der Denkkraft vorhergehen zu machen, und die letzten durch die erſten eben ſo zu begründen, als ſie nit denſelben in Uebereinſtimmung zu bringen. Zu der öchſt möglichen Vereinfachung zurückgedrängt; kann der anze Umfang der Elementarbildungsmittel nur mit waher Mutterliebe dem Kind gegeben und nur mit wahrem iebendem Vertrauen in der Kraft ihres Segens benutzt verden. Auch iſt es unwiderſprechlich, daß die elementaiſchen Kunſtausbildungsmittel der Anſchauungs-, Sprach-, Denk- und Kunſtkraft nur in Verbindung mit der heiligen Sorgfalt für die naturgemäße Entfaltung des Glaubens nd der Liebe auf eine, die Menſchennatur im Ganzen beriedigende Weiſe und mit geſegnetem Erfolg gegeben weren können, und daß ſie, wenn ſie beym Mangel dieſer elebenden Bildungsmittel auffallend gute Reſultate herorzubringen ſcheinen würden, dieſe Reſultate durchaus ur Scheinreſultate wären, welche die Menſchennatur nicht efriedigen könnten, ſondern ſegenslos und ſogar naturidrig auf den ganzen Umfang der naturgemäßen Erzieung und ihrer elementariſchen Bildungsmittel einwirken üßten. Das weſentlichſte und reinſte Belebungsmittel r Gemeinkraft der Menſchennatur geht in ſeiner urſprünghen Quelle ewig nur aus Liebe und Glauben hervor, und die unterſcheidende Frucht ihrer Wahrheit iſt unverbrüchliche Treue. Je reiner, wahrhafter und gebildeter die Liebe und der Glaube, deſto reiner, wahrhafter und gebildeter iſt auch die Gemeinkraft, die durch ſie belebt wird und deſto ſicherer und zuverläſſiger iſt ihr höchſtes erhabenſtes Reſultat, ihre Treue und die mit ihr verbundene, allſeitige Thätigkeit, Anſtrengung, Ausharrung, Hingebung und Aufopferungskraft derſelben. Aber auch umgekehrt. Je unreiner, ſinnlicher, geiſtig und phyſiſch ungebildeter die Liebe und der Glaube und ihre beydſeitige Thatkraft im Menſchen iſt, deſto unreiner, zweydeutiger, trüglicher, ſchwankender, thatenloſer und blos ſcheinbarer iſt die Gemeinkraft, die aus ihr entſpringt, und deſto unſicherer, unzuverläſſiger und trüglicher iſt auch die Treue, die auf ſie gebaut wird, ſo wie alle Reſultate der mit der wahren Liebe innig verbundenen und ihr unzertrennlich beywohnenden Thätigkeit, Anſtrengung, Ausharrung, Hingebung und Aufopferungskraft. Die Schwachheit und Sinnlichkeit der Liebe und des Glaubens iſt deswegen als eine gefährliche Brutſtube der Untreue und der Liebloſigkeit, die ſich im milden Flaum der Sinnlichkeit und Behaglichkeit neben den todten Scheineyern der Treue und des Glaubens gemächlich ausbrutet und unvermerkt ſtark wird, anzuſehen. Es iſt folglich eine weſentliche Aufgabe der Idee der Elementarbildung, dem Trug und der Ausartung der ſinnlichen Liebe und der ſinnlichen Glaubensſchwäche mit der ganzen Kraft ihrer Naturgemäßheit in ihren Wurzeln entgegen zu wirken. Die Natur muß auch in Rückſicht auf dieſe Anſicht im ganzen Umfang ihrer Mit-

el als herrſchende Führerin, aber die Kunſt hingegen auch
m ganzen Umfang ihrer Mittel als untergeordnete und
olgſame Dienerin derſelben ins Auge gefaßt werden.

Ich bin über die Idee der Gemeinkraft und über das
Streben nach der Harmonie und dem Gleichgewicht der
menſchlichen Kräfte etwas weitläufig und muß es ſeyn.
Der Mangel an richtiger Erkenntniß ihres Weſens iſt
Mangel an richtiger Erkenntniß des Weſens der Idee der
Elementarbildung ſelber. Dieſe iſt ein Traum, ein Tand
nd ein Verführungsmittel des Volks, wenn ſie nicht auf
as allgemeine Beſtreben unſers Geſchlechts, ſie aus dem
nzigen, ewigen Fundament der naturgemäßen Bildung
r Menſchlichkeit, aus Liebe und Glauben und der ihnen
vig beywohnenden Thatkraft hervorgehen zu machen,
baut iſt. Und dieſes iſt ſie, beydes, in dem Fall nicht,
enn ſie durch iſolirte und ſich ſelbſt überlaſſene Mittel
r Geiſtes- und Kunſtbildung zu erzielen geſucht wird;
er auch eben ſo wenig, wenn ſie, der naturgemäßen
usbildung der Geiſtes- und Kunſtkräfte, welche zur ge-
gthuenden Entfaltung der Gemeinkraft der Menſchen-
tur nothwendig ſind, mangeln und ihr Hinderniſſe in
n Weg legen ſollte.

Dieſe Anſicht meines Gegenſtandes hat noch eine an-
re Seite.

Weder die elementariſche Entfaltung der Anſchauung,
h diejenige der Sprach- und der Denkkraft kann ein-
ln und von den andern geſöndert in ihrem Ein-
ß als zu einer wahren und ſoliden Entfaltung unſerer

intellektuellen Kräfte naturgemäß mitwirkend angeſehn und anerkannt werden. Die intellektuelle Kraft unſers Geſchlechts iſt in ihrem ganzen Umfang als eine Kraft der Menſchennatur, oder welches eben ſo viel iſt, als eine Kraft der Menſchlichkeit unſerer Natur anzuſehen. Die Ausbildung, oder vielmehr die Erhebung der Geiſteskraft zur Menſchlichkeit fordert zum voraus die Ausbildung der Menſchlichkeit ſelber, ohne deren kraftvoll gebildetes Daſeyn eine wahre Erhebung der Geiſteskraft zur Menſchlichkeit nicht denkbar iſt. Dieſe aber geht weſentlich aus Liebe und Glauben hervor. Ohne Liebe und ohne Glauben mangelt der Anfang des Fadens, von dem allein alle wahre Entfaltung zur Menſchlichkeit ausgeht, fortſchreitet und endet. Mit einem Wort, Glaube und Liebe iſt das A und das O der naturgemäßen, folglich der elementariſchen Bildung zur Menſchlichkeit. Die Geiſtesbildung und die Kunſtbildung ſind nur ihr untergeordnete Bildungsmittel, und vermögen nur in dieſer Unterordnung mitwirkend, das ihrige zur Harmonie unſerer Kräfte und zum Gleichgewicht derſelben unter einander beyzutragen. Die Natur geht in der Entfaltung der Menſchlichkeit vollkommen dieſen Gang, und die Kunſt, folglich auch die Mittel der Elementarbildung müſſen ihr Schritt für Schritt folgen.

Faſſe ich dieſe große Idee als naturgemäßes Entfaltungs- und Bildungsmittel der Geiſtes- und Kunſtkräfte ins Auge, ſo wird thatſächlich heiter, daß die Aufmerkſamkeit auf den Unterſchied der Entfaltungsmittel unſrer Kräfte und denjenigen der Ausbildung der Unterrichts- und Abrichtungsfertigkeiten, die die Anwendung dieſer Kräfte anſprechen, beſonders in unſerm Zeitalter für uns von der äußerſten Wichtigkeit iſt. Dieſes Zeitalter will in alle ſeinem Thun Früchte von Bäumen, ehe ſie geblüht haben, und ſelber von Bäumen, die es in ſeinen Wurzeln faul werden läßt. Es will Scheinreſultate, ehe die Fundamente, deren alle ſoliden Reſultate bedürfen, gegraben, will geſchweigen gelegt ſind. Es iſt offenbar, daß die Entfaltung der menſchlichen Kräfte nothwendig als weſentliche Wurzel aller Ausbildungsmittel der Anwendungsfertigkeiten unſerer entfalteten Kräfte angeſehen werden muß, aus welcher die wahre Blüthe und die wahren Früchte derſelben hervorzugehen vermögen; und es fällt auf, daß in der tiefern Anerkennung dieſes Unterſchieds die weſentliche Spur der Mittel zu finden iſt, durch welche dem Verderben unſerer dießfälligen Zeitverirrungen, die in den Anfangspunkten unſers Verkünſtelungsverderbens in der Erziehung liegen, mit Erfolg entgegengewirkt werden kann, und daß in dieſem Geſichtspunkt der Anfangspunkt der Mittel geſucht werden muß, durch welche es möglich iſt, in allen Ständen und Verhältniſſen den Vater- und Mutterſinn der Menſchennatur zur gebildeten Vater- und Mutterkraft zu erheben und die Erziehungs- und Unterrichtskräfte des häuslichen Lebens auf eine Weiſe zu erhöhen, daß dadurch den traurigen Folgen eines unnatürlichen, unelementariſchen, mit den Lagen, Verhältniſſen und Bedürfniſſen aller Stände im Widerſpruche ſtehenden Scheingelehrſamkeitseinfluſſes der Schulen auf dieſelben und dem Glauben an ihr, den häuslichen Segen des Volks allgemein untergrabendes Blendwerk ein Ziel geſetzt werden könne. Wir können uns nicht verhehlen, der Drang eines oberflächlichen, die Kinder aller Stände von der feſten Aufmerkſamkeit und Einübung alles deſſen, was ihnen in ihren Verhältniſſen Bedürfniß iſt und Segen bringt, ablenkenden und ſtörenden Schuleinfluſſes iſt groß, und die Folgen ſeines Verkünſtelungseinfluſſes auf den öffentlichen Privatwohlſtand vielſeitig und tiefgreifend, und hangen mit den übrigen, Mißmuth, Unbehaglichkeit und Leiden aller Art erzeugenden Folgen unſerer Zeitgelüſte, Zeitlaunen und Zeitmängel innig zuſammen. Es liegt offenbar im Weſen und in den Kräften der Idee der Elementarbildung, den Quellen dieſes Zeitverderbens mit Erfolg entgegenzuwirken.

So wie dieſe hohe Idee die größte Sorgfalt für die pſychologiſche Begründung des Stufengangs aller ihrer Bildungsmittel und die Harmonie derſelben unter einander anſpricht und feſtzuhalten verpflichtet iſt, ſo ſpricht ſie eben ſo ſehr die größte Aufmerkſamkeit auf die Uebereinſtimmung des ganzen Stufengangs ihrer Bildungsmittel mit den Lagen und Umſtänden der verſchiedenen Stände und Verhältniſſe unſers Geſchlechts an, und der Mittelpunkt ihrer dießfälligen Maßregeln geht allgemein ebenfalls aus der Sorgfalt hervor, den ganzen Umfang ihrer Mittel in allen Ständen an das häusliche Leben zu ketten und dadurch mit den Lagen, Umſtänden und Verhältniſſen, die jedem dieſer Stände eigen ſind, in Uebereinſtimmung zu bringen. Die Folgen dieſer Sorgfalt ſind geeignet, die Beruhigung aller Stände auf die vielſeitigſte Weiſe zu begründen. Das

Kind lernt vermög' dieſer Sorgfalt in allen Ständen lieben, was in ſeinen Lagen und Verhältniſſen liebenswürdig daſteht, er lernt vorzüglich über das denken, was in ſeinen Lagen und Verhältniſſen ſeine Denkkraft zu reitzen daſteht; es lernt von der Wiege an thun, wünſchen, hoffen, glauben und darnach ſtreben, was in ſeinen Lagen und Verhältniſſen als wünſchbar nothwendig und nützlich vor ihm erſcheint. Es wächst in dieſer Uebereinſtimmung ſeiner ſelbſt mit ſeinen Lagen und Verhältniſſen der Reifung ſeiner Kräfte entgegen. Sein väterliches Haus, ſein väterlicher Stand, ſein väterliches Recht wächst ihm ans Herz und das Tragen ſeiner Beſchwerden wird ihm leicht. Es wächſt im Tragen derſelben auf. Auch ſeine Schranken werden ihm leicht, ſie werden ihm von der Wiege an habituel. Es fühlt ſich in denſelben gar nicht beengt. Iſt es ein Bauernkind, die Mittel der Elementarbildung machen es weder Herzens-, noch Geiſtes-, noch Kunſthalber zu einem Traumgeſchöpf, das außer ſeinen Bauernſtand hinausgeworfen, für den Segen deſſelben und für die Schätzung ſeines Werthes allen guten Sinn verloren und dadurch zur Benutzung der Mittel, ſeinen Standesſegen, als ſolchen, zu erhöhen und zu erweitern, unfähig und für denſelben unbrauchbar werden muß. Auf der Bahn einer wohleingeübten Elementarbildung wird ſein Verſtand, ſein Herz und ſeine Kunſt, zu welchem Grad der Kraft das eine oder andere auch erhoben werden kann, ein daſſelbe in ſeinem Bauernſtand ſegnender Verſtand, ein es in ſeinem Bauernſtand befriedigendes Herz, und eine es in ſeinem Bauernſtand erhebende Kunſtkraft.

Das Nämliche iſt auch in Rückſicht auf den Bürgerſtand und auf alle Stände mehr und minder gleich wahr. Dennoch aber iſt die Erzielung dieſer Uebereinſtimmung in jedem Stande auch in dem Grad ſchwieriger, als das Verkünſtlungsverderben der Zeit die weſentlichen Fundamente des allgemeinen Hausſegens und der allgemeinen Berufskraft dieſes Stands in einem hohen Grad abgeſchwächt und untergraben hat; und die ausſchweifende Disharmonie, die unſere Zeitſitten und Zeitgrundſätze in die Fundamente der ſtädtiſchen Bildung zu einer ſegensvollen, häuslichen, beruhigenden Erwerbskraft hineingebracht und die ihm weſentlich beiwohnenden Widerſprüche eingewurzelter, und ſich immer ſteigernder Anmaßungen, Anſprüche, Gewohnheiten und Bedürfniſſe mit den ſich immer mindernden, die häusliche Selbſtſtändigkeit begründenden und ſichernden Reſſourcen des bürgerlichen Erwerbsſtands haben hie und da in dieſem Verhältniß einen Zuſtand der Dinge hervorgebracht, daß nun die größere Anzahl der bürgerlichen Einwohner in ſehr vielen, mehr und minder bedeutenden Städten nicht mehr wie ehemals in reiche, wohlhabende, bedürftige, aber auch in ihrer Dürftigkeit ſich in bürgerlicher Ehrenfeſtigkeit erhaltende und über alles Geſindel emporſtehende Bürger, und endlich in die gar nicht zahlreiche, unterſte Klaſſe der ganz unbehülflich und unberathen daſtehenden und ſich dem Geſindelſtand nähernden Spital- und Armenhaus-Bürger abgetheilt werden könnte. Das iſt jetzt ganz anders, und dieſes ganz anders ſeyn geht hie und da ſoweit, daß mich Männer, die den wahren Zuſtand der Zeitwelt im nähern

Kreiſe der Umgebungen, in denen ich lebe, beſſer als ich kennen, verſichern, es ſeyen hie und da nicht nur wenige, ſondern viele, und dann noch bedeutende, ſtädtiſche Oerter dießfalls dahin verſunken, daß man die größere Anzahl ihrer Einwohner, wenn man ſie in der Wahrheit ihrer Lage in's Auge faßt, nicht mehr anders, als in ein abhängliches, in prekairen Reſſourcen ſchwelgendes Prunkgeſindel und in ein tief in Koth getretenes, außer den Ehrenkreis des im Grunde eben ſo armen Prunkgeſindels hinausgeworfenes und in ſittlicher, geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht ſich ſelbſt und ſeinem Nothzuſtand preis gegebenes Bettelgeſindel abtheilen könne. Das Bild iſt ſtark; es iſt grell; es ſchauert mir ſelbſt davor, und man kann nicht mehr als ich wünſchen, daß es geprüft und in der Wahrheit weniger drückend, weniger beunruhigend und weniger aus Unrechtlichkeit hervorgehend und zu Unrechtlichkeit hinführend, erfunden werde. Ich will auch in meiner beſchränkten, nur in dem ſehr kleinen Kreis meiner nahen Umgebungen ſich ausdehnenden Weltkenntniß gerne glauben, daß es hierinn nur an wenigen ſtädtiſchen Orten in dieſem Grad grell, und beunruhigend ausſehe und daß vielmehr auch an den ſchlechteſten dieſer Oerter die Zahl der bürgerlichen Einwohner, die weder zu dem dießfälligen Prunk- noch zu dem dießfälligen Bettelgeſindel gehören, weit die ſtärkere ſey; aber um der Anſicht von der Größe des Uebels an jedem Ort, wo es dießfalls mehr oder minder ſo grell ausſehen möchte, nichts zu vergeben, und nicht von Ferne das Anſehen zu haben, als ob ich dieſer Anſicht halber auf beyden Achſeln trage, und mich mit der Sprache, wie ich wirklich darüber denke, mit vollkommenem, offenem Gradſinn herauszurücken ſcheue, muß ich dem Geſagten noch beyfügen, daß ich alle Arten von Individuen, die ohne perſönliches Eigenthum verdiente oder nicht verdiente Einkünfte jährlich aufbrauchen, um durch ihr Leben einen ihnen ungebührlichen Aufwand machen zu können, ohne dabey ihren Kindern, die ſie in allen Ausſchweifungen, Anmaßungen, Anſprüchen, Frechheiten und Gewaltthätigkeiten reich erzogener Bettler haben aufwachſen laſſen, auch nur zu einem nothdürftig ſelbſtſtändigen Unterhalt genugthuende Erbmittel zu hinterlaſſen, zu dem ſtädtiſchen Prunkgeſindel rechne, von dem ich geredet, und deſſen erſte und merkliche Verminderung ich als ein weſentliches und dringendes Bedürfniß unſerer Zeit achte. Die erſte Stütze aller wahren und ſegensreichen Staatskraft iſt ſowohl im Bauern- und Bürgerſtand als in den höhern Ständen, in dem in allen dieſen Ständen ſelbſtſtändigen, und durch ſeine Selbſtſtändigkeit in ſeinen Verhältniſſen allgemein Kraft und Segen verbreitenden Mittelſtand zu ſuchen. Und es ſcheint mir dringendes Bedürfniß, alles zu thun, um den Segenseinfluß wieder herzuſtellen, den dieſer in ſeiner Selbſtſtändigkeit feſtſtehende Mittelſtand in allen Klaſſen, ſowohl auf die begüterten Glieder der höhern Stände, als auf die bedürftigen Glieder des Bauern- und Bürgerſtandes unter unſern Ahnen hatte, um ſie zu allſeitigen, individuellem Emporſtreben nach Ehrenfeſtigkeit, Ehrbarkeit, Achtbarkeit und perſönlicher Selbſtſtändigkeit zu erheben. Wir dürfen uns nicht verhehlen; daß die Ausſchweifungen unſers

ſers Zeitluxus großentheils im Mangel des Daſeyns dieſes ſelbſtſtändigen Mittelſtands in allen Ständen zu ſuchen iſt, und eben ſo wenig, daß die Kräfte und Mittel, die zu ſeiner Wiederherſtellung erforderlich ſind, durch das, was wir in der Ausſchweifung unſers Zeitluxus und unſerer Zeitverkünſtlung wirklich geworden ſind, in uns ſelber und im häuslichen Leben aller Stände in einem hohen Grad abgeſchwächt und beynahe bis zur Zernichtung in unſerer Mitte verloren gegangen. Seine Wiederherſtellung fordert offenbar in den verſchiedenen Ständen verſchiedenartige Maßregeln, und wenn ich dieſen Geſichtspunkt mit Rückſicht auf den Bürgerſtand beſtimmter ins Aug faſſe, ſo finde ich, der Bürgerſtand bedarf unſtreitig nicht eigentlich einer größern Solidität in der Entfaltung und Begründung ſeiner Anſchauungs-, Sprach- und Denkkraft als der Landmann, aber er bedarf einer merklich verſchiedenen Form und Geſtaltung der Entfaltungsmittel dieſer Kräfte, ſo wie der Ausbildung der Anwendungsfertigkeiten derſelben. Wenn der für ſeinen Stand genugſam gebildete Landmann dahin gebracht werden ſoll, nicht für jedes Brett, das gehobelt werden ſollte, den Tiſchmacher, und für jeden Nagel, der in die Wand hineingeſchlagen werden muß, den Schmid und den Schloſſer mit einem Hammer und mit einer Zange in ſein Haus kommen zu laſſen, ſondern in den Stand geſetzt werden muß, ſo etwas mit ſeinem eigenen Hobel zu hobeln und allfällig einen krummen Nagel auf ſeinem eigenen Feuerheerd glühend zu machen, und auf einem kleinen Hausambos ſelber wieder gerad zu ſchlagen, ſo muß der für den bürgerlichen Erwerbsſtand genugthuend vorbereitete Bürger durch ſeine Erziehung dahin gebracht werden, die Gegenſtände der Kunſt, welche die verſchiedenen bürgerlichen Gewerbsarten anſprechen, mit mathematiſcher Genauigkeit und äſthetiſchem Takt in's Auge zu faſſen, die Gegenſtände der Zahl in algebräiſchen Auflöſungen und die Gegenſtände der Form im Zuſammenſetzen, Trennen und Vergleichen mit gebildeter Erfindungskraft und mathematiſcher Richtigkeit zu behandeln. Eben ſo muß der ſtädtiſche Einwohner bey ſeiner Erziehung allgemein für die ſolide Kenntniß und Behandlung des vielſeitigen Stoffes, der dem bürgerlichen Stand als Erwerbsmittel eigen iſt, ſorgfältig und genugthuend vorbereitet werden, und zwar nicht nur in Verbindung mit den geiſtigen Mitteln ſeiner Ausbildung in der Kunſtkraft, ſondern auch in Verbindung einer ſoliden und kraftvollen Handanlegung an die weſentlichen Theile der Ausübungsmittel der Kunſtwerke.

Die tiefe Kraft der elementariſchen Ausbildung iſt thatſächlich außer allem Zweifel. Ihre Solidität weckt durch ihre Naturgemäßheit den Selbſttrieb, der dem Weſen aller Kunſtkräfte zum Grunde liegt, in einem Grad auf, daß in dieſer Rückſicht wohl geführte Kinder ſich nicht bloß begnügen, das Weſen der Kunſtbehandlung der Gegenſtände geiſtig aufzufaſſen; ihre durch die elementariſchen Bildungsmittel eingreifend und allgemein belebte Kunſtkraft treibt ſie mit unwiderſtehlichen Reitzen ſelbſt an, die Hand an die Kunſtarbeiten, deren Weſen ſie geiſtig ergriffen, wo ſie immer Gelegenheit haben, anzulegen. Es wird ihnen eine wahre Luſt, die Werkzeuge eines geſchickten Drehers, eines mathematiſchen Inſtrumentmachers, eines Uhrenmachers, eines Ebeniſten und jedes bürgerlichen Arbeiters ſelbſt in die Hand zu nehmen, ihren Gebrauch zu erforſchen und ſich, beydes, die Kunſtfertigkeiten, die ihnen zum Grunde liegen, und diejenigen, die durch ſie erzielt werden ſollen, ſelbſt eigen zu machen; dieſer Umſtand muß bey einer ſoliden Bildung zum bürgerlichen Erwerbsſtand mit der größten Sorgfalt als ein vorzüglich und trefflich mitwirkendes Bildungsmittel für dieſen Stand anerkannt und benutzt werden. Man kann ſich nicht verhehlen, der bürgerliche Broderwerb, der bürgerliche Wohlſtand und die bürgerliche Selbſtſtändigkeit, dieſe weſentlichen Quellen eines ſoliden ſtädtiſchen Mittelſtands, hängen von der Allgemeinheit eines Grads der dem Bürgerſtand tief eingeübten Kraft des ſelbſteigenen Handanlegens an die Gegenſtände der bürgerlichen Berufsarten ab, und es iſt weſentlich zu bemerken, daß die gute Ausführung der Idee der Elementarbildung durch die Solidität ihrer geiſtigen Ausbildungsmittel die Reitze zur ſelbſteigenen und ſelbſtthätigen Handanlegung und Mitwirkung an bildenden Kunſtarbeiten im Kinde ſelbſt in dem Grad lebendig und kraftvoll erzeugt, als die Unnatur unſers, das Weſentliche der menſchlichen Kräfte allgemein abſchwächenden Zeitgeiſts und der ganze Umfang der Modeerziehungsmittel unſers Verkünſtlungsverderbens und auch ihrer Routineſchulmittel geeignet iſt, den weit größern und weit bedeutendern Theil der Kinder des Bürgerſtands vom ſelbſtſtändigen Handanlegen an alles das abzuhalten, und dadurch zu alle dem unfähig zu machen, was den bürgerlichen Erwerbsſtand in den Grundfertigkeiten, deren er zu ſeiner Aeuffnung und Emporhebung zum Mittelſtand bedarf, bilden, ſtärken und beleben und den Segen dieſes Stands und aller ſeiner Verhältniſſe allgemein ſolid begründen könnte. Die untern Stände und auch die niederſte Stufe derſelben, das arme, eigenthumsloſe Volk, wird von den dringenden Bedürfniſſen der Selbſterhaltung, es wird von der Noth des Lebens zum Handanlegen an alles, was ihm Brod giebt, von ſelbſt gereitzt und ſogar beim Mangel aller Nothhülfe der Kunſt dennoch bis auf einen gewiſſen Grad von ſelbſt gut oder wenigſtens erträglich dazu vorbereitet und gebildet. Auch der Bürgerſtand, wo er nicht durch Umſtände, welche die Segenskräfte deſſelben entkräftet, in den innern Fundamenten ſeiner wirklichen und weſentlichen Stellen zu Grunde gerichtet iſt, findet im Weſen des bürgerlichen Erwerbs und im ganzen Umfang ſeiner, in der Natur ſeines Erwerbs liegenden Bildungsmittel, ſo wie in den Ueberreſten der alten, ehrbaren und achtbaren, einfachern, beydes, anmaßungsloſern und unerniedrigtern Thätigkeit dieſes Standes allgemein von Kindheit an große und vielſeitige Reitze zum wirklichen Handanlegen an die Gegenſtände des bürgerlichen Erwerbs; er bedarf aber auch der Benutzung dieſer Reitze vorzüglich in unſerer Zeit im allgemeinen dringender als je. Ein ſehr geachteter, aber im alten Geiſt meiner Vaterſtadt fühlender, denkender und handelnder Bürger ſagte gar oft: „ſeitdem unſere Bürgersſöhne, deren Großvater noch im Schurzfell zum Herrn „Bürgermeiſter und ſelber auf ihr Rathhaus giengen,

„mit adelichen Handſchuhen auf den Bällen erſcheinen, „ſeitdem ißt faſt mehr oder minder die halbe Stadt Gnadenbrod und empfängt es gar oft aus der Hand von „Menſchen, die eines ſolchen in einem noch höhern Grad „ſelbſt bedürfen und in einer andern, nur etwas glänzenderen Form wirklich genießen.“ Es iſt unſtreitig, der Bürgerſtand im allgemeinen muß zu ſeiner geiſtigen Ausbildung und zur Erweiterung, mehr aber noch zur Solidität ſeiner höhern Ausbildung, durch thätige Theilnahme an den bürgerlichen Berufsarbeiten, folglich auch durch ſelbſteigenes Handanlegen an dieſelben vorbereitet und gebildet werden.

Bei den höhern, in ihrer Höhe ſelbſtſtändig und feſtſtehenden Ständen iſt dieſes nicht der Fall. Sie bedürfen deſſen nicht und in ihrer Lage liegen keine Reitze und keine Mittel dazu. Sie ſind durch ihr Leben nie gezwungen, auch nur einen Augenblick nachzudenken, wo das Brod eigentlich herkomme. Sie können und ſollen durchaus nicht durch die *Thätigkeit ihrer Hände zur Thätigkeit ihres Geiſtes und zur Erhebung ihres Herzens* hingeführt werden, ſie müſſen durch die Erhebung ihres Herzens und durch die Thätigkeit ihres Geiſtes zur Thätigkeit ihrer Hand angereitzt und hingelenkt werden.

In dieſem Geſichtspunkt liegt das innere Weſen des Unterſchieds, der in der Organiſation der elementariſchen Bildungsmittel der verſchiedenen Stände zur naturgemäßen Entfaltung und Ausbildung ihrer Kräfte, Kenntniſſe und Fertigkeiten ſtatt finden muß. Das Weſen dieſes Unterſchieds geht im Bauernſtand und im bürgerlichen Gewerbsſtand von dem höhern Grad der Ausbildung der Kräfte des Könnens, in den höhern Ständen von dem Bedürfniß der Erweiterung des richtigen Wiſſens und Kennens und in den wiſſenſchaftlichen Ständen von der Befriedigung des Bedürfniſſes der höhern Ausbildung ſeiner geiſtigen Anlagen zum tiefern Ergreifen und Durchforſchen ſeiner Erkenntnißgegenſtände aus. Der Segen des ganzen Erwerbsſtands, ſowohl des bürgerlichen als des ländlichen, hängt ganz von der Ausbildung der Kräfte des Könnens ab. Aller Erwebsſegen ruht auf dem Können; die Ausdehnung des Wiſſens trägt ſehr wenig dazu bei. Die höhern Stände hingegen bedürfen als unterſcheidendes Merkmal des Eigenthümlichen ihrer Ausbildungsweiſe einer merklichen Erweiterung des Wiſſens, aber auch nur eines, durch die Anſchauung ſolid begründeten Wiſſens. Das eigentliche Können, deſſen ſie bedürfen, ruht auf dem Grad der Ausdehnung und der Solidität ihres Wiſſens, d. i. der Erkenntniß von Gegenſtänden und von Behandlungsweiſe der Gegenſtände, für deren wirkliche und thatſächliche Behandlung ſie vielſeitig andrer Leute Hände an der Hand haben und brauchen dürfen und ſollen. Das Perſonale der wiſſenſchaftlich zu bildenden Stände bedarf, als unterſcheidendes Merkmal ſeiner Standesbildung, weiterführender und tief ergreifender Ausbildungsmittel des geiſtigen und erforſchenden Eindringens in das innere Weſen der Gegenſtände, deren wiſſenſchaftliche Erforſchung und geiſtige Behandlung ihre Lebensbeſtimmung erfordert.

Es bedarf der weiterführenden Ausbildung in den Kunſt-Entfaltungsmitteln des logiſchen Denkens.

Es fragt ſich nun: was thut die Natur in dieſer Rückſicht für die Erzielung dieſes Eigenthümlichen, deſſen vorzüglichern Ausbildung jeder dieſer Stände bedarf? Und es fällt auf, die vorzüglichen Bildungsmittel dafür liegen in den, die Individuen dieſer Stände näher berührenden und um ſie belebten Thätigkeits-Gegenſtänden ihrer verſchiedenen Stände, Lagen und Verhältniſſe ſelber.

Bei den wiſſenſchaftlich zu bildenden Ständen iſt dieſes nur in ſo weit der Fall, als Berufs-Gegenſtände, die mit dem wiſſenſchaftlichen Fache, zu dem ein Individuum beſtimmt iſt, eine nähere Beziehung haben, in ſeinem Hauſe oder in ſeinen nähern Umgebungen praktiſch betrieben werden.

Die menſchliche Kunſt iſt beſtimmt, dieſem Gang der Natur in der Ausbildung unſerer Kräfte, und zwar nach jeder Richtung, nach welcher dieſe ihr vorgeht, in Uebereinſtimmung mit ihr und ihr untergeordnet nachzuhelfen. Sie bedarf, um dieſes zu können, in jedem Fall einer tiefen Erkenntniß und eines belebten Gefühls von dem Gang der Natur ſelber, in deſſen Fußſtapfen ſie ihr nachfolgend und dienend eintreten ſoll. Sie iſt aber in jedem Fall hiefür immer nur in dem Grad fähig, als ihre Mittel nicht durch das Verkünſtelungs-Verderben der Zeit in ihr ſelbſt zu Grunde gerichtet ſind, und in dieſem Zuſtand aus der Willkühr des unnatürlichen Mißbrauchs der Kunſtkraft, ſondern aus den ewigen, der wahren

Kunſt zu Grunde liegenden Geſetzen der Menſchennatur ſelber hervorgehen. Daraus folgt hinwieder, wo immer die Kunſt dem Gang der Natur in der Entfaltung und Ausbildung unſerer Kräfte alſo nachhelfen ſoll, da müſſen die elementariſchen Entfaltungsmittel unſerer Kräfte als die Grundlage der Ausbildungsmittel der Anwendungs-Fertigkeiten, ſo wie jedes ſpeciellen Faches derſelben und alles Eigenthümlichen, deſſen dieſe Fächer bedürfen, angeſehen und anerkannt werden. Es liegt in ihrer Natur und ſie ſind nur dadurch wahrhaft elementariſch, wenn ſie ſich im ganzen Umfang ihrer Anwendung und ihres Gebrauchs als die wahren und ewigen Grundlagen der Bildungsmittel aller ſpeciellen Fertigkeiten, die jedes einzelne Kunſtfach anſpricht, bewähren; woraus ſich auch dann die Naturgemäßheit der Steigerung der Ausbildungsmittel der einzelnen Kräfte, wie dieſe in den ungleichen Ständen und Lagen erfordert wird, heiter erklärt. Wenn das vornehmſte Kind, das elementariſch geführt werden ſoll, dasjenige in ſeiner Vollendung beſitzt, wodurch die elementariſche Führung des ärmſten Kindes in der niederſten Hütte als für daſſelbe genugthuend anerkannt werden kann, ſo hat es einen vollendet guten Boden für jede Steigerung der Bildungsmittel, deren es zur Befriedigung der höhern Anſprüche, die ſeine Lage und ſeine Verhältniſſe erfordern, bedarf. Die Steigerung der Bildungsmittel, deren es bedarf, geht allgemein von den Grundſätzen und Uebungen aus, die bei der elementariſchen Führung der Kinder auch in den niederſten Ständen ſtatt finden, und es iſt beſtimmt von

er Einfachheit und Kunſtloſigkeit dieſer gemeinen, aber
weſentlichen, elementariſchen Grundübungen, die auch in
en niederſten Ständen ſtatt finden müſſen, von welchen
ie Mittel der Steigerung der Ausbildung der Kunſtkräfte,
eren die höhern Stände bedürfen, allein, naturgemäß
nd allgemein auszugehen vermögen. Es iſt unwider-
prechlich, ſobald die elementariſche Führung der Kinder
el den niederſten Ständen in der Entfaltung der An-
chauungs-, Sprach- und Denkkraft, als befriedigend
nd für ſie genugthuend angeſehen werden kann, ſo füh-
en ihre Mittel den Zögling in der Ausbildung dieſer Kräfte
jedem Fall auf den Punkt, aus welchem der höhere
unkt der Anſchauungs-, Sprach- und Denkkraft, deſ-
en ein höherer Stand bedarf, in ſo fern er ein Reſultat
er Kunſtbildungsmittel dieſer Kraft iſt, gleichſam von
lbſt hervorgeht, der aber auch weſentlich nur ein leichter
uſatz zu dem iſt, was er dieſer Bildung halber ſchon wirk-
ch beſitzt. So iſt die ſolidere Begründung des ausge-
ehntern Wiſſens, deſſen die höhern Stände bedürfen,
inwieder eben ſo nur als ein, auf dem Wege der fort-
auernden Elementarbildung zu erzielender Zuſatz zu dem
nzuſehen, was die niedern Stände, wenn ſie dießfalls
ementariſch gut beſorgt wären, wirklich beſitzen würden.
ieſe Stände würden alſo durch die Solidität der An-
ngspunkte der gemeinen Erkenntniſſe, die ihnen mit den
iedern Ständen gleich gegeben werden müſſen, für den
eitern Kreis der Kenntniſſe und Fertigkeiten, deren ſie
ihren höhern Verhältniſſen bedürfen, und zur bilden-
en und naturgemäßen Anwendung ihrer Kräfte für die

volle Benutzung des weitern Kreiſes der Anſchauungs-Gegenſtände ihrer hiefür günſtigen Lagen und Verhältniſſe naturgemäß vorbereitet.

Selbſt die Eigenheiten, welche die Bildung zu jedem einzelnen Wiſſenſchaftsfache anſpricht, finden die Vorbereitungsmittel zu ihrer naturgemäßen und befriedigenden Einübung in der Einfachheit der elementariſchen Entfaltung der Anſchauungs-, Sprach- und Denkkraft, wie ſie dem Kind in den niedern Strohhütten gegeben werden kann und gegeben werden ſollte. Der Zuſatz der tiefern, weiterführenden, elementariſchen Kunſt-Entfaltungsmittel, deren die wiſſenſchaftliche Bildung bedarf, um ſich unabhängend von ihrer Belebung durch die Anſchauungs-Eindrücke zur ſolid begründeten Abſtraktionskraft zu erheben, iſt in ſeinem Weſen ebenfalls nichts anders als eine pſychologiſch geordnete Fortſetzung der Art und Weiſe, wie ſie die Anſchauungskraft, die Sprachkraft und die Denkkraft durch ihre, zur höchſten Einfachheit erhobenen Elementarmittel allgemein für alle Stände zu begründen geeignet iſt. Die ſpeciellen Mittel der Steigerung der Abbildungsmittel der Abſtraktionskraft, deren ſie bedürfen, liegen vorzüglich in der Fortſetzung und Weiterführung der elementariſchen Uebungen der Geiſtesbildung, wie ſelbige in ihren Anfangspunkten von der elementariſch geordneten Zahl- und Formlehre ausgehen. So wie der Wirrwarr unſerer Zeiterziehung, wenigſtens in ſehr vielen ihrer Theile, als ein Kind unſerer Abſchwächung und unſerer Abſchwächungs-Ausſchweifungen angeſehen werden muß, indem ſie uns in den Mitteln einer kraftvollen Selbſtſtändigkeit immer ärmer und dabei in der Armuth immer eitler, verſchwenderiſcher und anſpruchsvoller macht, als wir es bei den Kräften des dießfälligen guten Zuſtands und der Selbſtſtändigkeit unſerer Lagen, Verhältniſſe und Umſtände in häuslicher und bürgerlicher Hinſicht ſicher nicht wären, ſo iſt die Idee der Elementarbildung in der Wahrheit ihres Weſens und ihrer Kraft als die Mutter, Pflegerin und Wiederherſtellerin der Kräfte, die wir durch die Abſchwächungs-Ausſchweifungen in der Erziehung täglich mehr verlieren, anzuſehen und ins Aug zu faſſen, indem ſie uns durch die Solidität ihrer Mittel zu eben der Kraft im Erwerben alles deſſen, was die menſchliche Selbſtſtändigkeit in allen Rückſichten zu begründen und zur Sparſamkeit in der Erhaltung alles dießfalls Erworbenen in einem hohen Grad kraftvoll hinführt. Und wir können uns nicht verhehlen, daß tauſend und tauſend edle, unbefangene Menſchen auf jeder Stelle, auf welcher die Mittel dieſer hohen Idee als Erfahrungsſache anſchaulich dargelegt würden, von ihnen ergriffen, in ihnen ſolide Mittel zur allmähligen Wiederherſtellung der Einfachheit des häuslichen Lebens und der Fundamente der Selbſtſtändigkeit unſerer beſſern Vorzeit, aus welcher der Segen des Mittelſtands in allen Klaſſen der Staatsbürger in dieſem Zeitpunkt hervorgieng, erkennen, und mit treuen, reinen Menſchen- und Bürgerherzen Hand dazu bieten würden, ſie in ihren Kreiſen allgemein benutzen zu machen.

Aber ſo wie das innere Weſen der Entfaltung aller elementariſchen Mittel an ſich ſelbſt ewig und unveränderlich iſt, ſo ſind nicht nur die Objekte und Gegenſtände der Anwendung der Kräfte, für die jedes Individuum nach ſeiner Lage und nach ſeinen Umſtänden gebildet werderen ſoll, ſehr verſchieden; ſondern auch der Grad, in welchem die elementariſchen Geiſtes- und Kunſtkräfte in den Individuen dieſer ungleichen Stände ausgebildet werden müſſen, iſt eben ſo ſehr verſchieden. Die genugthuende Ausbildung aller menſchlichen Kräfte hat in allen Ständen einen ausgedehntern oder beſchränktern Kreis.

Die Ausbildung der Geiſtes- und Kunſtkräfte, die dem Bauern genugthuend, iſt dem ſtädtiſchen Gewerbsmann, und diejenige, die dem ſtädtiſchen Gewerbsmann und Handwerker genugthuend, iſt dem höhern Geſchäftsmann und den wiſſenſchaftlich zu bildenden Ständen und Individuen nicht genugthuend.

Indeſſen die Kinder in den niedern, handarbeitenden Ständen diesfalls nach Lagen und Umſtänden beſchränkt und auf keine Weiſe aus dem Kreis der Noth und der Umſtände ausſchweifend und herumſchweifend gebildet werden dürfen, ſo dürfen ſie hingegen in den höhern und wiſſenſchaftlich zu bildenden Ständen nicht hinter den Kreis der weſentlichen Erforderniſſe ihrer Lage und ihrer Verhältniſſe zurückgedrängt werden. Merkwürdig iſt es, der Kreis der nöthigen und ſie wahrhaft bildenden Anſchauungserkenntniſſe ſteht den niedern Ständen in ihren Lagen und Verhältniſſen weit belebter vor ihren Sinnen, als den höhern.

Die Natur hilft den lezten in der Begründung ihrer diesfalls nöthigen Ausbildung bei weitem nicht ſelbſt nach, wie ſie dieſes bei den niedern Ständen vielſeitig thut. Darum bedarf aber auch die Vorbereitung zu der Bildung, welche die höhern Stände und die zu einem wiſſenſchaftlichen Beruf beſtimmten Menſchenklaſſen anſprechen, in jedem Fall eines weit ausgedehntern Bodens der Nachhülfe der Kunſt zur Ausbildung ihrer Anſchauungserkenntniſſe, ihrer Spracherkenntniſſe und ihrer Denkkraft, ſo wie zur Einübung aller Fertigkeiten des thätigen, Anſtrengungskräfte erheiſchenden Lebens, welches die Lagen und die Umſtände der höhern Stände eben ſo ernſt anſprechen, als dieſes in den niedern Ständen der Fall iſt; und es iſt weſentlich, daß dieſem Bedürfniß der höhern Stände mit aller pſychologiſchen Kunſt und Sorgfalt, deren Erkenntniß die Idee der Elementarbildung nachſtrebt, ein Genüge geleiſtet werde. Aber ſo wahr dieſes iſt, ſo iſt auf der andern Seite eben ſo wahr, der Sohn des Staubs darf im Weſen dieſer Geſichtspunkte eben ſo wenig verwahrloſt werden, als der Sohn des Glanzes in der Höhe ſeiner Marmorpaläſte. Die Anſchauungserkenntniſſe, die Spracherkenntniſſe, die Denkkraft und die Fertigkeiten der äußern Thätigkeit, deren der Sohn des Staubs in den niederſten Hütten bedarf, können und ſollten ihm auf eine, ihn in ſeinem Stande und in ſeinen Umſtänden eben ſo genugthuend befriedigende, ſeinen Geiſt, ſein Herz und ſeine Hand mit gleicher Kraft anſprechende und erhebende Weiſe gegeben werden, wie dieſes der Sohn des Glanzes für die ausgedehntern Erforderniſſe ſeiner Lage und ſeiner Pflichten auch ſo bedarf und zu wünſchen iſt, daß er's finde. Dieſes Problem, deſſen Auflöſung beſtimmt eine der weſentlichſten Aufgaben der Idee der Elementarbildung iſt, fällt beym erſten Anblick als ſehr ſchwer in die Augen. Aber indem die tiefe Erforſchung des Weſens und der Wirkungen dieſer hohen Idee uns die Unnatur und Fundamentloſigkeit der ihr thatſächlich entgegenſtehenden Routinebildungsmittel unſers Zeitverkünſtlungsverderbens in einem großen Umfange und mit großer Lebendigkeit auffallen macht; ſo wirkt dieſe Erforſchung ihrer Natur nach auch dahin, die anſcheinenden Schwierigkeiten der Auflöſung dieſes Problems vielſeitig gleichſam von ſelbſt wegfallen zu machen. Von dieſem Geſichtspunkt aus erheitert ſich auch die, für die Idee der Elementarbildung ſo wichtige Wahrheit, daß, ſo wie die Mehrzahl der Probleme, die ſie aufzulöſen hat, durch die Unnatur des Verkünſtelungsverderbens, aus dem ſie hervorgehen, unter einander zuſammenhängen und ſich gegenſeitig mit ihren Scheinkräften unterſtützen und beleben, ſo hangen die elementariſchen Mittel der Auflöſung dieſer Probleme durch das Weſen der Menſchennatur ſelber und durch die Einheit derſelben, aus der ſie hervorgehen, unter ſich eben ſo zuſammen, und unterſtützen ſich in den Mitteln ihrer Auflöſung gegenſeitig mit dem ganzen Umfang und mit der ganzen Wahrheit ihrer Kraft in dem Grad mächtig und eingreifend in die Menſchennatur, als ſie ſolid elementariſch ſind, und folglich aus der Menſchennatur ſelber hervorgehen. Die Wahrheit dieſes Geſichtspunkts erheitert ſich in ihrem ganzen Umfang von jeder Seite, von welcher die Idee der Elementarbildung und die Natur und das Weſen ihrer Mittel und ihrer Reſultate in's Auge gefaßt werden. Inſonderheit gibt dieſer Geſichtspunkt auch darüber Licht, daß die gemeinen Anſichten des Lebens, wenn ſie zu einem Grad der Reifung gelangt ſind, ſich an die wiſſenſchaftlichen Anſichten eben dieſer Gegenſtände anſchließen und naturgemäß auf die tiefere Erkenntniß derſelben vorbereitend einwirken. Jede, dem Menſchenkind auf eine ſolide Weiſe eingeübte Erkenntniß iſt, wenn ſie auch die allergemeinſte Anſchauungserſcheinung im Leben des Volks iſt und aus demſelben hervorgeht, in ſo weit als eine ſolide Begründung und Vorbereitung einer naturgemäßen Einübung der ausgedehntern Anſchauungserkenntniſſe, deren die Bildung zur wiſſenſchaftlichen Anſicht und Behandlung der Anſchauungsgegenſtände bedarf, anzuſehen.

In jedem Fall grenzt eine jede, ſey es auch im niederſten, engſten Erfahrungskreis, vollendet eingeübte Erkenntniß irgend eines Anſchauungsgegenſtands an die wiſſenſchaftliche Erkenntnißweiſe eben dieſes Gegenſtands.

Der Endpunkt der elementariſch genugthuend eingeübten, gemeinen Anſchauungserkenntniſſe des Lebens grenzt in jedem Fall an den naturgemäßen Anfangspunkt der elementariſch zu bildenden wiſſenſchaftlichen Anſicht und Behandlung eben dieſes Gegenſtandes. Dieſer Anfangspunkt aber geht durchaus und weſentlich nur von der einfachen Erweiterung des Anſchauungskreiſes der Gegenſtände, die der Zögling im Kreis ſeiner Umgebungen ſich zum voraus ſchon eigen gemacht hat, hervor. Der naturgemäß erweiterte und durch die elementariſche Entfaltung der Sprachkraft unterſtützte und belebte Kreis der

Anſchauungserkenntniſſe führt natürlicherweiſe zur Erweiterung des Stoffes der logiſchen Behandlung eben dieſer Gegenſtände, er führt zu Uebungen, dieſelben nach verſchiedenen Geſichtspunkten und in verſchiedenen Rückſichten geiſtig in ſich ſelbſt zuſammenzuſtellen, zu trennen und zu vergleichen, d. i. ſie als Uebungen der Denk- und Urtheilskraft zu benutzen und ſich zur wiſſenſchaftlichen Erkenntniß eben dieſer Gegenſtände zu erheben.

So weitführend und tiefgreifend der Grundſatz im Allgemeinen iſt, daß die Elementarbildungsmittel in ihrem ganzen Umfang mit der Lage und mit den Umſtänden eines jeden ihrer Zöglinge in Uebereinſtimmung gebracht und darum in ihrer Anwendung bei ihnen in ihren verſchiedenen Ständen ungleich benutzt werden müſſen; ſo weitführend und tiefgreifend iſt es hinwieder auch, in beſonderer Rückſicht den Grad der Ausdehnung oder Beſchränkung zu erforſchen, in welchem die elementariſchen Kunſtmittel der Geiſtesbildung den einzelnen Menſchen in den verſchiedenen Ständen gegeben und eingeübt werden müſſen. Würde man dem Stande der Landbauern in der Einübung der elementariſchen Kunſtbildungsmittel im allgemeinen den Grad der Ausbildung oder vielmehr der tiefern Begründung ertheilen wollen, deſſen der bürgerliche Erwerbsſtand beſtimmt bedarf, ſo würde dieſer Stand die Uebereinſtimmung ſeiner Bildung mit ſeiner Lage, ſeinen Umſtänden, Kräften und Bedürfniſſen in einem hohen Grad verlieren und in ſich ſelbſt verwirrt den Samen einer Gemüthsſtimmung entkeimen machen, der ihm die Schranken ſeines Standes

und

und ſeiner Umſtände zu ſeinem Unglück zur drückenden Laſt machen könnten und müßten. Der nämliche Fall iſt es, wenn man dem Bürgerſtand, der in der bürgerlichen Kunſt- und Gewerbsinduſtrie den Wohlſtand ſeines Hauſes gründen und auf Kinder und Kindeskinder hinab erhalten und äufnen ſoll, allgemein und ohne Unterſchied in der elementariſchen Sprach-, Zahl- und Formlehre den *Grad der Ausbildung* ertheilen und eigen machen, und überhaupt das *Wiſſen* dieſes Standes nach vielſeitigen Richtungen durch die Einübung ſeiner *Kunſtbildungsmittel* in dem Grad ausdehnen wollte, in dem es den höhern und wiſſenſchaftlich zu bildenden Ständen ausgedehnt eingeübt werden muß, damit ſie in denſelben *Reiz* und *Mittel* zu einer, ihnen in ihren Lagen und Umſtänden nothwendigen und ihrer würdigen Ausbildung ihrer Kräfte finden, ſo würde man hinwieder den Bürgerſtand durch die Heterogenität ſeiner Geiſtes- und Kunſtbildung mit dem poſitiven Zuſtand ſeiner Lagen, Umſtände und Verhältniſſe, und mit den weſentlichſten und ſolideſten Segensquellen derſelben in Widerſpruch bringen. Um aber den Grad zu beſtimmen, in welchem die Kunſtbildungsmittel dieſer hohen Idee den Individuen aller Stände im Allgemeinen eingeübt und gegeben werden ſollen, muß man das Verhältniß der Natur und des Weſens einer jeden dieſer, eine ſolide Cultur gleich anſprechenden Volksklaſſen genau ins Auge faſſen; und dann fällt auf, daß die Geiſtesbildung der handarbeitenden Stände in einem weit kleinern Grad ein Reſultat ihres Abſtraktionsvermögens als ihres Anſchauungsvermögens und ihrer Sinne- und Handübungen iſt, daß folglich die Kunſtmittel der Geiſtesbildung dieſer Stände weſentlich und vorzüglich von Sinnen- und Handübungen ausgehen und auf dieſelben gegründet werden müſſen. Für den handarbeitenden Mann iſt die genugthuende und kraftvolle Ausbildung ſeiner Sinne und Glieder zum Dienſt alles deſſen, was ſeinen Lebensſegen begründet, die Stuffenleiter, auf welcher er ſich zum richtigen und ihn in ſeinen Lagen und Verhältniſſen ſegnenden Denken emporzuheben berufen iſt. Die Ausbildung ſeines Abſtractionsvermögens muß aus dem, durch tägliche Uebung gereiften Gebrauch ſeiner Organe und ſeiner Glieder hervorgehen und darauf begründet werden. Die Kraft ſeines Abſtractionsvermögens muß aus der Reifung ſeiner Organe zum Sehen und Hören, und aus der Reifung ſeiner Glieder zum Thun und Handeln hervorgehen. Das iſt von den erſten Anfangspunkten ſeiner Kunſtbildungsmittel gleich wahr. Auch ſein Leſen- und Schreibenlernen iſt dieſem Geſichtspunkt unterworfen, und muß, wenn es ihm naturgemäß eingeübt werden ſoll, aus ſeinem gereiften Redenkönnen hervorgehen. Sein Redenlernen muß indeß in den niedern Ständen weit weniger von den Kunſtmitteln des Leſens und Schreibens unterſtützt oder vielmehr verfeinert werden, als man dieſes bey den ſogeheißenen gebildeten Ständen zu glauben ſcheint und ausübt. Dieſe ſind hundertmal im Fall, durch's Leſen und Schreiben zum Reden gebildet und darin beholfen zu werden. So widernatürlich dieſes auch an ſich iſt, ſo ſchadet es den Kindern aus den diesfälligen Ständen dennoch weit weniger, als es den Kindern aus gemeinen, handarbeitenden Ständen ſchaden würde, wenn dieſes auch bey ihnen vielſeitig der Fall wäre. Je größer und vielſeitiger die Unnatur in der Führung eines Kindes im allgemeinen iſt, deſto weniger ſchadet ihm ein einzelner Punkt dieſer Unnatur an ſich ſelbſt. Je einfacher und beſchränkter der Stand eines Menſchen iſt, deſto mehr bedarf er der höchſten Einfachheit und Beſchränkung in den Kunſtausbildungsmitteln ſeiner Erziehung. Der Landbauer, als ſolcher, bedarf der Sprach-, Zahl- und Formlehre nur in dem Grad, als er dadurch in den Stand geſetzt wird, die Mittel, die er als Bauer für die Gründung eines ſoliden Wohlſtandes in ſeiner Hand hat, mit Erfolg dafür zu benutzen. Er muß *Sprachkenntniſſe* und richtige Sprachkenntniſſe beſitzen, um ſich über alles, was er in ſeiner Lage und in ſeinen Verhältniſſen wiſſen ſoll, mit Beſtimmtheit und Klarheit ausſprechen zu können. Eben ſo muß ſein *Denkvermögen* durch die gereifte Kraft ſeines Anſchauungsvermögens in den Stand geſetzt werden, alles was ihm in ſeinem Kreis zur Verbeſſerung ſeiner Lage an der Hand liegt, richtig ins Auge zu faſſen, wohl zu überdenken, um es mit Sicherheit ſegensreich benutzen zu können. Das heißt aber auch beſtimmt, ſeine *Anſchauungskraft* muß durch die Kunſtmittel der Elementarbildung ſehr viel weiter geführt werden, als es für ihn nothwendig iſt, ſein *Abſtraktionsvermögen* durch dieſe Kunſtmittel weit zu führen. Seine Denkkraft darf durch die Weiterführung in den Uebungen dieſer Kunſtformen zur Bildung des Abſtraktionsvermögens nicht dahin geſteigert werden, um vielerlei Reize in ihn zu bringen, dieſelbe auſſer dem Kreiſe und im Widerſpruch mit ſeiner ländlichen Lage benutzen oder vielmehr damit brilliren zu wollen. Die nämliche Anſicht findet diesfalls auch im allgemeinen in Rückſicht auf den Bürgerſtand ſtatt. Auch für dieſen Stand müſſen die elementariſchen Kunſtübungen zur Bildung des Abſtractionsvermögens im allgemeinen nicht über die Schranken der Bedürfniſſe, welche die Bildung deſſelben zu ſeiner kraftvollen Thätigkeit fordert, gegeben und nicht auf den Grad geſteigert werden, auf dem es die Menſchen, die durch ihre Beſtimmung zu einem ſpeciellen wiſſenſchaftlichen Fache, das entweder ein tieferes Sprachſtudium, höhere mathematiſche Fertigkeiten oder ausgedehnte, weit führende wiſſenſchaftliche und Weltkenntniſſe anſpricht, bedürfen. Indeſſen ſind die Bedürfniſſe des Bürgerſtandes in Rückſicht auf die ausgedehntern oder beſchränktern Kunſtausbildungsmittel des Abſtraktionsvermögens individualiter ſo verſchieden, daß es auch nur mit feſter Rückſicht auf das Individuum, von dem in jedem Fall die Rede iſt, möglich iſt, dieſen Grad für daſſelbe mit Genauigkeit zu beſtimmen.

Die höhern Stände hingegen, ſo wie jede einzelne Perſon, die durch ihren Stand, Rang oder ökonomiſchen Wohlſtand ihre Zeit und ihre Kräfte, ohne Rückſicht auf diesfalls hemmende Schranken ihrer Lage, auf einen hohen Grad wiſſenſchaftlicher Ausbildung zu verwenden im Stande ſind, oder dazu berufen ſcheinen, müſſen in den ſoliden Kunſtausbildungsmitteln des Abſtraktionsvermögens, die in der elementariſchen Behandlung der Zahl- und

Formlehre liegen, auf einen, den höhern Anſprüchen ih-
rer Lage beſtimmt genugthuenden Grad geführt werden,
damit ſie dadurch vor dem weitführenden und nicht nur
hnen ſelbſt, ſondern auch ihren Mitmenſchen gefährlichen
Unglück bewahrt werden, auf der Bahn des oberflächli-
chen Vielwiſſens und des armſeligen Allwiſſens der Kraft-,
Takt- und Karakterloſigkeit eines Zeitgeiſts zu unterliegen,
eſſen verderbensvolle Erfahrungen uns doch endlich zur
leberzeugung gebracht haben ſollten, daß der geiſtige
uxus unſerer oberflächlichen Erkenntniſſe mit dem phyſi-
chen Luxus unſerer Tage vereinigt, (damit ich nicht mehr
age und nur den kleinſten, äußerlichen Theil ihres ver-
erblichen Einfluſſes berühre) den nervus rerum allen
Ständen und den niedern derſelben beſonders bis auf den
etzten Heller aus den Händen ſpielen.

Alle dieſe Unterſcheidungen des Grads, in welchem
ie Mittel der Elementarbildung den ungleichen Ständen
egeben werden müſſen, haben ihr Fundament im Geiſt
nd Weſen von Bedürfniſſen und Anſprachen der Menſchen-
atur ſelber; und es iſt vermöge dieſes Zuſammenhangs,
aß dieſe Mittel, in welchem Grade ſie auch immer den
ngleichen Ständen und Individuen eingeübt werden müſ-
n, ſich auf der einen Seite in ihrem ganzen Umfang
uch ſelber als Geiſt und Leben bewähren, indem ſie auf
r andern Seite zugleich geeignet ſeyn müſſen, mit ſinn-
cher, phyſiſcher Kraft in's Fleiſch und Blut der Zöglinge,
nen ſie eingeübt werden, hinüber zu gehen. Es fällt
f, daß die Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, die die Ueber-
nſtimmung der Führung der Kinder jedes Standes hie-

rin erfordert, bey ihnen von der Wiege auf ſtatt finden ſollen. Das Bedürfniß dieſer Vorbereitung aller Reſultate der Elementarbildung von der Wiege an iſt im ganzen Umfang ihrer Mittel allgemein. Ohne ſeine Befriedigung mangelt die Idee der Elementarbildung den naturgemäßen Anfangspunkt des ſoliden Einfluſſes auf das Wachsthum aller unſerer Kräfte und mit ihm auf die Sicherſtellung des innigen Zuſammenhang's derſelben unter einander; und da der Gang der Natur, in deſſen Fußſtapfen der Gang der Kunſt ihr nachhelfend eintreten ſoll, den Anfangspunkt der ſoliden Entfaltungsmittel unſerer Kräfte in der Einheit der Menſchennatur beſitzt und durch ihn allgemein, von der Wiege an, auf die Vereinigung und den Zuſammenhang der Reſultate aller Bildungsmittel unſers Geſchlechts einwirkt, ſo iſt offenbar, daß die Kunſt, eben ſo von der Wiege an, den Anfangspunkt aller ihrer Mittel in der Einheit der Menſchennatur ſuchen und durch ſie die Harmonie ihrer Reſultate und ihre Uebereinſtimmung mit dem Gang der Natur zu erzielen trachten muß.

Der Mittelpunkt der Kraft der Idee der Elementarbildung zu allem dieſem ruht weſentlich in dieſem Geſichtspunkt, aus welchem ſich denn auch die Nothwendigkeit ergiebt, den ganzen Umfang ihrer Mittel gemeinſam und im Zuſammenhang unter einander von der Wiege an zu beleben, zu ſtärken und zu fördern und dieſelben in ihrer Einfachheit ſelber in die Hand der Mütter zu legen, in denen der Trieb, nach ihnen zu haſchen und ſie zu ergreifen, ſchon zum voraus inſtinktartig belebt vorliegt und ſie in den Stand ſtellt, ſie für ihre Kinder in ſittlicher, geiſtiger und Kunſthinſicht auf eine Weiſe zu benutzen, daß ihre Bildungskraft einfach und belebt auch in ihre Kinder übergeht und dieſe in den Stand ſetzt, nicht nur innerlich und naturgemäß belebt zu empfangen, was die Mütter ihnen alſo einüben, ſondern ſie noch dahin bringt, das was ihnen beym feſtgehaltenen Organismus dieſer Uebungen beygebracht worden, ihren Geſchwiſtern und jedem andern Kinde ſelber wieder mitzutheilen, einzuüben und beyzubringen; wodurch offenbar die Erziehungskräfte im häuslichen Leben in Millionen Menſchen belebt werden könnten, in denen ſie ohne die Erkenntniß und Benutzung dieſer Grundſätze und Mittel unbelebt ſtocken bleiben und naturwidrig ausarten müßten.

Aber indem ich dieſes annehme und feſtſetze, kann ich mir nicht verhehlen, man wird mir dagegen einwenden, es ſey eine Thorheit zu glauben, daß die Anerkennung der Idee der Elementarbildung jemals dahin wirken werde, daß diejenigen unſerer Zeitmütter und Zeitväter, die nicht die Noth dazu zwingt, ſich je mit Ernſt perſönlich mit der Erziehung ihrer Kinder abgeben werden. Ich glaube das im allgemeinen ſelbſt, und weiß ſogar, daß es jetzt allgemein Mode und beynahe zu einer Ehrenſache ſo vieler Eltern dieſer Stände geworden, ganz treuherzig einzugeſtehen: ſie verſtehen nichts von der Erziehungskunſt, ſie müſſen ihre Kinder bezahlten Händen anvertrauen, indeſſen laſſen ſie ſich weder Mühe noch Geld dauern, hiefür gute Subjecte aufzufinden und auszuſpüren. Und ſie thun dieſes wirklich auch gar oft mit dem Anſchein großer Generoſität, aber auch ſehr oft mit unglaublichem Erfolg. Es iſt nicht anders möglich. Das Auffinden eines guten Erziehers iſt für jemand, der nicht weiß, was ein guter Erzieher ſeyn ſoll, ein Glück, wie das große Loos in einer Lotterie; und obgleich, wie das Sprichwort ſagt, oft auch eine blinde Kuh ein Hufeiſen findet, ſo iſt ein ſolcher Glückszufall dennoch immer eine Seltenheit, und es begegnet ſehr vielen Leuten, die auf dieſem Wege ſich Erziehungshalber des großen Looſes in der Lotterie durch die Größe des Jahrlohns verſichern wollen, daß ſie mit dem größten Jahrlohn einen ſchlechtern Erzieher erhalten, als wenn ſie ſelber aus Geiz den wohlfeilſten angeſtellt hätten. Dieſes Unglück betrifft ſehr viele Perſonen aus den höhern und ſehr begüterten Ständen. Es iſt aber auch ſehr groß, ſo wie die Zahl der Menſchen, welche die Irrthümer unſerer Modeerziehung zum Nachtheil ihrer Kinder mit ſchwerem Geld gekauft haben, und die Folgen ihrer Verirrung zum Theil mit lauten Aeuſſerungen bejammern. Aber es iſt auch hiemit, wie mit vielem andern, noch nicht alle Tage Abend. Es kann eine Zeit kommen, daß edle Menſchen aus allen und beſonders aus den höhern Ständen durch ernſtes Nachdenken über das, was ein guter Erzieher ſeyn ſoll, dahin kommen werden, über dieſen Geſichtspunkt richtiger zu urtheilen, und mit einem, durch die Anſchauung der Folgen der Elementarbildung belebten Vater- und Mutterherzen Hand biethen werden, dem Modeton der dießfälligen Unkunde eine beſſere Mode zu ſubſtituiren. Die immer ſteigende, ökonomiſche Beſchränkung, welche die großen, gegenwärtigen und unausweichlich noch zu erwartenden Folgen unſerer allgemeinen, das Mark unſerer

Kräfte abſchwächenden Zeitverkünſtlung nothwendig herbeyführen muß, kann ſehr vieles zur Aenderung des dießfälligen Modetons beytragen und dahin wirken, den weſentlichen Urſachen der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Irreführung und Verwahrloſung von Millionen Kindern unſerer Tage in den wichtigſten Angelegenheiten der Erziehung mit Erfolg ein Ziel zu ſetzen.

Wir dürfen die Möglichkeit dieſes Begegniſſes um ſo mehr mit etwas Zuverſicht erwarten, da es unwiderſprechlich iſt, daß die Anerkennung der Vorzüge und der Bedürfniſſe der naturgemäßen Erziehung, welche die Idee der Elementarbildung bezweckt, in ökonomiſcher Hinſicht allerdings zu einer ſoliden Erkenntniß der wahren Fundamente des Hausſegens und der häuslichen Selbſtſtändigkeit und dadurch zu einer tiefern Erkenntniß der Mittel, ſie zu begründen, naturgemäß und mit Sicherheit hinführt. Je näher wir die Natur dieſes Segens ins Auge faſſen, deſto mehr muß es uns auffallen, daß wir deſſelben gegenwärtig mehr und dringender bedürfen, als es vielleicht in der Welt je der Fall war. Der Weltſinn unſers Verkünſtlungsverderbens hat eine Höhe erreicht und von dieſer Seite ſo tiefe Wurzeln gefaßt, wie dieſes wenigſtens in chriſtlichen Zeitaltern kaum je der Fall war. Das aber ſoll die Freunde der Menſchheit und der Erziehung nichts weniger als muthlos machen. Es iſt eben ſo wahr, da wo die Verkünſtlung ihre Abſchwächungs-Gewalt auf das Höchſte getrieben, da wird das Gefühl des Bedürfniſſes einer, die geſchwächten Kräfte ſolid wieder herzuſtellen fähigen Kunſt in eben dem Grad groß, und führt in jedem Falle Umſtände und Verhältniſſe herbey, deren allgemein nachtheiliges und drückendes Daſeyn den Segen wahrhaft naturgemäßer Bildungsmittel jedem auch nur in einem gewiſſen Grad unbefangenen Vater- und Mutterherzen auffallen machen muß. Dennoch aber dürfen wir uns freylich auch in dieſer Rückſicht nicht blindlings täuſchenden Hoffnungen überlaſſen. Die Schwierigkeiten der Allgemeinmachung der Idee der Elementarbildung ſind eben ſo groß, als das Verkünſtlungsverderben, dem ſie entgegenwirken ſollten, dieſes auch iſt. Die bisher und gegenwärtig noch ſtattfindende und in einem ſo hohen Grad belebte, entgegengeſetzte Richtung unſerer ſelbſt, unſerer Neigungen und Anſichten gegen die weſentlichſten Theile der Idee der Elementarbildung, verſchlingt alle Fundamente der Kräfte und Fertigkeiten, deren wir bedürften, um über das Weſen dieſer hohen Idee richtig zu urtheilen, und von den Vortheiley derſelben ergriffen, in den Stand geſetzt zu werden, die Mittel der Individualſorge für unſere ſittliche, geiſtige und phyſiſche Exiſtenz nicht von dem Uebergewicht der Bildungs- und Abrichtungsmittel unſerer Collectivexiſtenz verſchlingen zu laſſen. Offenbar iſt, daß nur tiefer greifende, pſychologiſche Grundſätze über das Weſen der Erziehung und der Menſchenbildung im Stande ſeyn können, uns in dieſem weſentlichen Bedürfniſſe unſerer Zeitlage wahre und ſolide Hülfe zu leiſten, oder auch nur uns die Bahn zu eröffnen, auf welcher es allein möglich iſt, dieſem wichtigen Ziel mit gegründeter Hoffnung eines guten Erfolgs entgegenzuſchreiten. Ich ſchreibe der Idee der Elementarbildung dieſe Kraft, geſtützt auf die thatſächlich beſtätigte Ueberzeugung zu, daß ihre Mittel die Individualſorge für die ſittliche, geiſtige und phyſiſche Selbſtſtändigkeit unſerer Kräfte beym Menſchen in dem Grad auf ſich ſelbſt concentriren und in ihm ſelbſt beleben, als die Routinemittel unſers Verkünſtlungsverderbens die Fundamente dieſer Sorge in ihm ſelbſt abſchwächen und dilapidieren. Sie können nicht anders; ſie müſſen dieſes thun. Die Zeitbildung iſt im allgemeinen ihres Einfluſſes und ihrer Mittel in jedem Stande weit mehr ein Reſultat der Collectivanſprüche unſers Geſchlechts, wie dieſe ſich in der Laune und in der Willkühr ihres Wechſels immer veränderlich ausſprechen, als ein Reſultat der guten Beſorgung der allgemeinen Bedürfniſſe der Menſchennatur ſelber, wie dieſe ſich bey jedem einzelnen Individuum, vermöge der ewigen Geſetze der Menſchennatur ſelber ausſprechen und ausſprechen müſſen. Unſere Zeitbildung iſt im allgemeinen des Einfluſſes ihrer Mittel und ihrer Wirkungen unendlich mehr einmiſchend in das was uns fremde iſt, als bildend für das was wir ſelbſt ſind, und was wir als ſelbſtſtändige Weſen um unſerer ſelbſt willen bedürfen und nöthig haben.

Die Folgen dieſes Umſtands ſind von der höchſten Wichtigkeit. Ganz gewiß hat die Unruhe unſerer Tage und der ganze Umfang aller ihrer blutigen und windigen Erſcheinungen ihre Quelle, in der immer ſteigenden Abſchwächung unſerer Individualkräfte für unſere Selbſthülfe, die ſich durch den Einfluß unſers Verkünſtlungsverderbens mit jedem Tag verſtärkt, zu ſuchen. Es iſt unſtreitig, wenn die allgemeine Anerkennung der Segenskräfte der Idee der Elementarbildung auch nur dahin wirken würde, die Individualbildungsmittel unſers Geſchlechts von Millionen Menſchen um ein Geringes, um ein ſehr Geringes zu erhöhen, ſo würden die Segenskräfte, die in Millionen Individuen auch nur um dieſes Geringe wahrhaft verſtärkt würden, auch die Staatskräfte um ein Großes, um ein ſehr Großes erhöhen. Dieſe große Idee würde aber, wenn die Zeitwelt einmal tiefer von ihr ergriffen und zu ihrer Benutzung reifer geworden wäre, die Individualkräfte der einzelnen Staatsglieder nicht um ein Geringes, ſie würde ſie um ein Großes, um ein recht Großes erhöhen. Sie könnte nicht anders. Der Weg der elementariſchen Verſtärkung der menſchlichen Kräfte iſt der Weg der Natur. Er iſt göttlich gegründet, und das Gift des Verkünſtlungsverderbens, deſſen Opfer heute die Welt von den Täuſchungen und dem Spielwerk des Papiergelds bis auf den Trug und die Täuſchungen tauſenderley Papier- und Bücher-, ſelber Schulbücher Spielwerke hinab früher oder ſpäter zu werden gefahret, hat in unſerer Zeit und in unſerer Mitte unausſprechlich tiefe Wurzeln gefaßt und eine Höhe ſeiner Vergiftungskünſte erreicht, die die Welt, nach meinem Urtheil, wenigſtens in chriſtlichen Zeitläufen im allgemeinen noch nie erlebt.

Das Wort, das ich dieſer Idee halber ausgeſprochen, iſt groß, und ich möchte weder mich ſelbſt darüber täuſchen noch irgend jemand ſeinethalben irreführen. Ich werfe meinen Blick noch einmal auf den Geiſt, aus welchem die große Idee der Elementarbildung hervorgeht und faſſe ihn zuerſt in ſittlicher Hinſicht ins Auge. Ich muß es. Der Anfangs- und Mittelpunkt der Vereinigung aller Segensfundamente, die in den Kräften unſerer Natur ſelbſt liegen, geht von dieſem Geſichtspunkt aus, und ſetzt die naturgemäße Entfaltung der Gemüthlichkeit, die aus der Liebe und aus dem Vertrauen weſentlich hervorgeht, voraus; und indem ſie durch ihr Beſtreben den ganzen Umfang der Erziehungs- und Unterrichtsmittel durch ihre Vereinfachung den Wohnſtuben aller Stände näher zu bringen ſucht, iſt ſie dadurch offenbar geeignet, zur naturgemäßen Entfaltung der ſittlich-religiöſen Anlagen unſers Geſchlechts die erſte, ſegensvolle, menſchliche Handbietung zu leiſten; weit entfernt, daß ſie zu bloßen moraliſchen Wortlehren und einſeitig belebter, geiſtiger Auffaſſung derſelben hinlenke, und durch das Auswendiglernen ſich mönchiſch eingeübter, rabbiniſch erläuterter, ſektenartig belebter und collectiv verhärteter Religionsmeynungen den heiligen Samen der wahren Religion in unbebauten Boden, zwiſchen Dornen und Diſteln und in Wegen, wo ihn die Vögel auffreſſen und die Menſchen zertreten, hinwerfe, und ohne thatſächliche, kraftvolle Belebung der Liebe und des Glaubens im Fleiſch und Blut der Menſchen und allfällig in den mißlichen, mit der Belebung des Fleiſches und des Blutes innig zuſammenhängenden Belebungsmitteln der Einbildungskraft ihr ſegens- und kraftloſes Spiel treiben läßt, iſt ſie im Gegentheil geeignet, die wahren und ewigen Fundamente der Liebe und des Glaubens von der Wiege an durch thatſächliche Belebung ihrer ſelbſt in der Wahrheit ihres reinſten menſchlichen Anfangspunkts zu entfalten und das Emporheben der ſinnlichen menſchlichen Liebe und des ſinnlichen menſchlichen Glaubens zur höhern göttlichen Liebe und zum wahren Glauben naturgemäß menſchlich zu begründen. Je tiefer wir die Idee der Elementarbildung in ihrer Wahrheit und in ihrer Kraft von dieſer Seite ins Auge faſſen, deſto mehr fällt es auf, daß ſie in ihrem Weſen Geiſt und Leben iſt und in ihren Mitteln als eine, aus Glauben und Liebe hervorgehende und im Glauben und in der Liebe einwirkende, menſchliche Handbietung und Vorbereitungsweiſe zum wahrhaft chriſtlichen Fühlen, Denken und Handeln anzuſehen iſt und anerkannt werden muß; es fällt auf, daß ſie geeignet iſt, alles was uns die Religion als Pflicht gebietet und ſo weit dieſes durch die Kraft menſchlicher Mitwirkung erzielt und befördert werden kann, von der Wiege an uns einzuüben, habituel und gleichſam zur andern Natur zu machen.

Es iſt nicht anders möglich, als daß die Entfaltungsweiſe der menſchlichen Kräfte, in ſo fern ſie in elementariſcher Reinheit aus Liebe und Glauben hervorgeht, und das Wachsthum ihrer Vorſchritte im Glauben und in der Liebe zu erzielen ſucht, nicht zur naturgemäßen menſchlich mitwirkenden Begründung des chriſtlichen Denkens, Fühlens und Handelns hinführen müſſe.

Ich habe zwar oben geſagt, die religiöſe Sittlichkeit gehe durchaus nicht von der menſchlichen Kunſt aus; ſie habe eine tiefere Begründung und müſſe von einem höhern Standpunkt aus ins Auge gefaßt werden. Der Gedanke iſt richtig; aber er fordert eine nähere Beſtimmung. Die religiöſe Sittlichkeit fordert von der Wiege an menſchliche Handbietung zur Angewöhnung alles deſſen, was die Religion uns im Umfang aller unſerer Verhältniſſe, folglich in häuslicher und bürgerlicher Hinſicht zur menſchlichen Pflicht macht. In dieſer Rückſicht iſt es unwiderſprechlich, die Religion, die an ſich ſelbſt von einem höhern Standpunkt ausgeht, benutzt, vollendet und heiligt alle Reſultate der menſchlichen Kunſt zur Begründung der ſittlichen Angewöhnungen, die ſie uns unumgänglich zur Pflicht macht. Aber an ſich ſelbſt gibt ſie uns dieſe Angewöhnungen nicht. Sie übt ſie uns an ſich ſelbſt nicht ein; ſie unterrichtet uns nicht darin; aber ſie benutzt dazu menſchliche Handbietung im ganzen Umfang der Verhältniſſe, die uns dieſen Unterricht zu geben und uns dieſe Angewöhnungen einzuüben im Stande und geeignet ſind. Es verſteht ſich von ſelbſt, die Religion bildet an ſich keinen Kaufmann, keinen Gewerbsmann, keinen Gelehrten und keinen Künſtler. Aber ſie vollendet, was ſie nicht gibt; ſie heiligt, was ſie nicht erſchafft, und ſegnet, was ſie nicht lehrt. Sie begründet, entfaltet und ſichert die Gemüthsſtimmung, die den Stand des Kaufmanns, des Gewerbsmanns, und jeden andern Stand im Innern ſeines Weſens erhebt, heiligt, reinigt und wahrhaft menſchlich macht. Die Religioſität, dieſes höhere Reſultat aller wahren menſchlichen Bildung, iſt durchaus kein Erzeugniß und kein Beförderungsmittel der ſinnlichen Menſchlichkeit und ihrer Beſtrebungen, Mittel und Kräfte, als ſolcher; die Welt iſt ihr nichts, aber ſie braucht die

Welt und alle ihre Mittel und Kräfte zum Dienſt des Höhern und Göttlichen, das in ihr lebt, und dieſes mit einer Aufmerkſamkeit, Sorgfalt und Thätigkeit, als wäre ſie im Dienſt der Welt ſelber. Aber ſie iſt es nicht; ſie darf es nicht ſeyn. Die Religion macht uns das Sinnliche, Thieriſche unſeres Fleiſches und unſeres Bluts, das den göttlichen Funken, der ihr zum Grunde liegt, ihn verderbend und auslöſchend umhüllt, tief in uns ſelber fühlen und erhebt uns zum ernſten, unabläßlichen Kampf gegen denſelben. Sie erkennt auch die ſinnlichen Erſcheinungen der Anfangspunkte der Liebe und des Vertrauens, in ſo fern wir ſie mit den Thieren des Felds gemein haben, ſo wenig als die intellektuellen und Kunſtkräfte, die uns thieriſchſinnlich belebt und zum Theil inſtinktartig inwohnen, als Kräfte des innern, göttlichen Funkens, aus welchem alle wahre Menſchlichkeit und alle wahre Religioſität hervorgeht. Selber die Liebe, als bloſes ſinnliches Wohlwollen ins Auge gefaßt, iſt nicht Sittlichkeit, noch weniger Religioſität. Denk' dir den höchſten Grad der ſinnlichen Gutmüthigkeit, des ſinnlichen Wohlwollens der Liebe, denk' dir ſelbſt das höchſte Reſultat aller menſchlichen Ausbildungsmittel derſelben, denk' dir ſelber die noch ſo reizende, aber nur ſinnlich, folglich nur ſelbſtſüchtig belebte Erſcheinung der Vater-, Mutter- und Kinderliebe im häuslichen Leben, denk' dir hinwieder das eben ſo nur ſinnlich belebte Wohlwollen auf Freunde, Nachbarn und Verwandte, ſelber auf Nothleidende und Arme ausgedehnt, denk' dir alles dieſes bis zum Anſchein der höchſten ſinnlich belebten Aufopferungskraft erhoben und forſche ihm in ſeiner Wahrheit und in ſeinem Weſen nach: du wirſt, du mußt finden, es erzeugt durch ihre, ſich ſelbſt allein überlaſſenen Reſultate durchaus kein ſicheres Fundament der reinen, hohen Kraft der wahren Sittlichkeit — der Religioſität. Alle Reſultate unſerer nur ſinnlich belebten Liebe und Zuneigung gegen einander führen, vermöge der Selbſtſucht, die ihnen allgemein zum Grunde liegt, unſer Geſchlecht nicht weiter, als daß wir unſer Fleiſch und Blut, d. i. uns ſelbſt in unſern Kindern vorzüglich lieben; und in Rückſicht auf unſer ganzes Geſchlecht führen ſie uns nicht weiter, als daß wir die lieben, die uns himwieder lieben, und denen Gutes thun, die uns himwieder Gutes thun; kurz nur dahin, daß wir in ſinnlicher Beſchränkung der ſelbſtſüchtigen Gefühle, die in ihren letzten Folgen in jedem Fall zur Unmenſchlichkeit führen, den Kitzel von Annehmlichkeiten ſuchen, die in ihrem Weſen nicht Sittlichkeit, nicht Geiſt und Leben, ſondern ſinnlicher, thieriſcher Natur ſind. Noch mehr als die ſinnliche Belebung der Liebe iſt die ſich ſelbſt überlaſſene Belebung und Entfaltung der intellektuellen Kräfte unſers Geſchlechts an den Einfluß der thieriſchen Selbſtſucht unſerer Natur gebunden; ſie führt ohne höhere, innere Belebung von Kräften, die dem thieriſchen Einfluß unſerer Selbſtſucht mit höherer Kraft entgegenſtehen, durchaus nicht zur Entfaltung des reinen, göttlichen Weſens unſerer innern Natur, ſie führt nicht zum wahren, wirklichen Streben nach Vollendung unſerer ſelbſt, nach Vollkommenheit, ohne welche keine wahre, wirkliche Sittlichkeit denkbar iſt. Noch viel weniger als beydes, die ſich ſelbſt überlaſſene und nur ſinnlich belebte Liebe und die eben ſo ſich ſelbſt überlaſſene und nur ſinnlich belebte Entfaltung der Geiſteskraft führt die, wenn auch an ſich noch ſo naturgemäße Entfaltung der Sinne und Glieder, die der menſchlichen Kunſt- und Berufskraft zum Grunde liegen, an ſich zu irgend einem reinen Reſultat der wahren Sittlichkeit. Sie iſt an ſich, iſolirt ins Auge gefaßt, eine von Geiſt und Leben entblößte Ausbildung der Kräfte des Fleiſches und des Bluts unſerer Natur ſelber zur phyſiſchen Gewandtheit thieriſcher Anlagen und Kräfte. Jede blos ſinnliche Formirung und Belebung einer zu entfaltenden, phyſiſchen Kraft gefährdet an ſich ſelber das Uebergewicht der geiſtigen Belebungsmittel derſelben; und die Gemeinkraft, die in einer der Anlagen, aus deren Zuſammenſetzung ſie hervorgeht, dem ſinnlichen Uebergewicht ihrer Belebung unterliegt, iſt keine wahre Gemeinkraft der Menſchennatur und darum auch durchaus nicht in der Wahrheit elementariſch begründet. Sie geht nicht im ganzen Umfang ihres Einfluſſes aus dem Streben nach ſittlicher und geiſtiger Vollendung hervor. Sie trägt das Gepräge der göttlichen Liebe und des göttlichen Glaubens, aus dem allein reines und ungeheucheltes Streben nach der wahren Vollendung unſerer Kräfte, nach Vollkommenheit hervorgeht, nicht in ſich ſelbſt; im Gegentheil, ſie trägt, vermöge ihrer Natur und ihres Weſens, den Saamen der Zweytracht unſerer Kräfte und Anlagen ſinnlich belebt tief in ſich ſelbſt. Das Streben nach Vollkommenheit, nach Vollendung, das allein geeignet iſt, den Saamen der Zweytracht in uns ſelbſt in ſeinem Wachsthum wahrhaft abzuſchwächen und zu vertilgen, geht nur aus dem ernſten Suchen des göttlichen Beyſtands und der göttlichen Gnade hervor. Die Wahrheit dieſes Suchens führt untrüglich zur Andacht und zum Gebete; aber die Wahrheit der Andacht und die Wahrheit des Gebets iſt ohne die Wahrheit des göttlichen Glaubens und der göttlichen Liebe undenkbar. So innig hängt das Weſen der Idee der Elementarbildung mit dem Geiſt des Chriſtenthums, ſeines göttlichen Glaubens und ſeiner göttlichen Liebe zuſammen. Auch erſcheint die Elementarbildung in dieſer Rückſicht in allen ihren Anſprüchen, Mitteln und Reſultaten, wie ich ſchon mehreremale geſagt habe, als eine, dem Geiſt des wahren Chriſtenthums und ſeinen göttlichen Mitteln zu unterordnende, menſchliche Sorgfalt und Handbietung zur Entfaltung, Angewöhnung und Einübung alles Fühlens, Denkens, Wollens, Kennens und Könnens von dem, was die Ausübung der chriſtlichen Pflichten im poſitiven, menſchlichen Daſeyn von jedem Menſchen nach ſeiner Lage und nach ſeinen Umſtänden und Verhältniſſen weſentlich fordert, und wozu das Menſchengeſchlecht, ohne Mitwirkung einer ſolchen menſchlichen und chriſtlichen Sorgfalt und Kunſt, ewig nie zu gelangen vermag. So entſchieden iſt, daß die Sittlichkeit und Religioſität auf der einen Seite an ſich ſelbſt nicht aus der menſchlichen Kunſt hervorgeht und ihrer an ſich ſelbſt nicht bedarf, aber auf der andern Seite, daß ſie in ihrer göttlichen Reinheit und durch ſie alle Reſultate der wahren menſchlichen Kunſt, welche ſie immer ſeyn mögen, zu benutzen, zu ſtärken und zu heiligen geeignet iſt; und eben ſo gewiß iſt, daß ſie, in ſo fern ſie nicht in der Allgemeinheit ihres innern Weſens, ſondern im poſitiven Zuſtand des bürgerlichen, geſellſchaftlichen Lebens daſtehend ins Auge gefaßt wird, der Mitwirkung und Handbietung der Kunſt unumgänglich bedarf, indem ſie vom Einfluß der menſchlichen Selbſtſucht und ihrer thieriſchen Sinnlichkeit einen tödtlichen Einfluß auf ihr Weſen zu gefahren hat, und nicht genug auf ihrer Hut ſeyn kann, die menſchliche Kunſt nur durch ihre Wahrheit und Solidität und nicht durch ihr Verkünſtlungsverderben, das eine Folge unſerer thieriſchen Natur iſt, auf ſich wirken zu laſſen.

Ich faſſe das Weſen dieſes Geſichtspunktes noch einmal in's Auge.

Die Gemeinkraft des Menſchengeſchlechts iſt ohne einen Gemeingeiſt, der ſie innerlich belebt und die verſchiedenen Kräfte unſerer Natur unter ſich ſelbſt vereinigt, ein Unding und nicht denkbar. Der Gemeingeiſt aber geht weſentlich aus der Einheit der Menſchennatur hervor. Sie aber, die Einheit der Menſchennatur, iſt in ihrem Weſen die reine, göttliche Gnade, aus welcher alle menſchlichen Kräfte, alle menſchlichen Mittel und alle menſchliche Sorgfalt, den Geiſt über das Fleiſch herrſchen zu machen, hervorgehen. Alle Belebungsmittel der Gemeinkraft unſers Geſchlechts, die nicht aus dem Geiſt und Leben unſers innern, göttlichen Weſens, ſondern aus den ſinnlichen Trieben des Fleiſches und Blutes unſerer thieriſchen Selbſtſucht hervorgehen, ſind nicht elementariſch.

So offenbar iſt, daß die Wahrheit der elementariſchen Bildung und des ganzen Umfangs ihrer Mittel aus dem heiligen, innern Weſen des göttlichen Funkens, der in der Menſchennatur liegt, hervorgeht, folglich mit dem Geiſt des Chriſtenthums in hoher Uebereinſtimmung ſteht. Hingegen iſt eben ſo unwiderſprechlich, daß der ganze Umfang der Zeitbildungsmittel unſers Verkünſtelungs-Verderbens und ſeiner Routinemittel nicht aus dem Weſen des göttlichen Funkens unſerer innern, höhern Natur, ſondern aus dem Fleiſch und Blut unſerer thieriſchen, ſinnlichen Erſcheinung hervorgeht, folglich mit dem Geiſt und Weſen des wahren Chriſtenthums in vollkommenem Widerſpruch ſteht und in allen ſeinen Reſultaten den weſentlichen Fundamenten deſſelben mit den ganzen Reizen ſeines ſinnlichen Verderbens entgegenwirkt. Ich habe mein lebhaftes Gefühl über den Grad, in welchem das Verkünſtelungs-Verderben unſerer Zeit mit dem Geiſt des Chriſtenthums in Widerſpruch ſteht, in dem Stammbuch einer Enkelin eines meiner unvergeßlichen Freunde mit folgenden Worten ausgedrückt: „Die Zeitwelt gefährdet „die Religioſität und den Geiſt des Chriſtenthums vor„züglich durch Sitten, Gewohnheiten und Lebensweiſen, „die die Liebe der Selbſtſucht, die Wahrheit dem Wort„weſen, das Recht ſeinen Formen, die Pflicht der Con„venienz, die Humanität der Urbanität, das Gewiſſen „dem Beyſpiel, das Göttliche dem Irdiſchen, die Kraft „der Schwäche, die Vernunft der Einbildungskraft, die

„Realität der Traumſucht, den Segen der Welt der Ab„träglichkeit ihrer Geldjagd und das Heil der Armen der „Behaglichkeit der Reichen, den Anſprüchen der Glücks„ritter und Bavardagen von Leuten, die nicht wiſſen, wo „das Brod herkömmt, unterordnen.“

Ich halte mich gerne noch einen Augenblick bei dieſem Geſichtspunkt auf.

So wie das Verkünſtelungs-Verderben unſerer Zeit mit allen Folgen der Abſchwächung, Untergebung und Verwirrung aller unſerer Kräfte in ſittlicher Hinſicht ſeine weſentlichen Quellen und Urſachen vorzüglich im Mangel der naturgemäßen, reinen Einfachheit des häuslichen Lebens und der ihm zum Grunde liegenden, weſentlichen Fundamente des kraftvollen Vater-, Mutter- und Kinderſinns zu ſuchen hat, ſo hat dieſes Verderben in geiſtiger Hinſicht ſeine Quellen und Urſachen hinwieder vorzüglich im Mangel einer pſychologiſch genugthuenden Organiſation der Bildungsmittel der Anſchauungs-, Sprach- und Denkkraft zu ſuchen. Dieſe Mittel aber ſtehen, eben wie die Kräfte, die ihnen zum Grunde liegen, im innigſten Zuſammenhang neben einander. Das Kind, deſſen Anſchauungs-Vermögen pſychologiſch genugthuend gebildet, hat das Anfangs-Fundament der Bildung, ſich richtig über die Anſchauungs-Gegenſtände auszudrücken, ſo wie richtig darüber zu denken, in ſich ſelbſt und iſt dafür naturgemäß und ſolid vorbereitet. Sein Reden oder vielmehr ſeine Sprachkraft iſt als Mittelſtufe ſeiner Anſchauungs- und ſeiner Denkkraft dadurch eben ſo naturgemäß und ſolid begründet. Ihr natürliches Fundament, die Anſchauungskraft iſt nicht ſchweifend, zerſtreut und dadurch irreführend und zum eitlen leeren Schwatzen hinlenkend; und ihre Denkkraft iſt dieſes gleichfalls auch nicht. Ihr ſo geführter Zögling iſt durch ſeine dießfällige Bildung ſo wenig zum unbegründeten und gedankenloſen Urtheilen als zum unbegründeten und gedankenloſen Schwazen über nur oberflächlich und halb empfangene Anſchauungs-Gegenſtände angereizt; und wir ſehen bey einer, auch nur geringen Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand, daß das Herumſchweifen und Ausſchweifen der Anſchauungs-, Sprach- und Denkkraft ſeine weſentliche und erſte Quelle in dem Ueberfluß der Reize ſeiner ſinnlichen Nahrung und im Mangel der geiſtig und gemüthlich befriedigenden Belebung ſeiner Kräfte zu ſuchen hat, und daß das oberflächliche Schwazen und Urtheilen, das aus dem naturwidrig belebten, oberflächlichen Anſchauen und Erkennen der Gegenſtände hervorgeht und ihm eigen iſt, mit der Naturwidrigkeit der Ausbildungsmittel der ſittlichen und geiſtigen Fundamente des Erziehungsweſens im Allgemeinen innig zuſammenhängt, ſo wie ſich dieſer Zuſammenhang in den erſten und tiefern Urſachen unſers Verkünſtelungs-Verderbens auffallend im ganzen Umfange der naturgemäßen wirkſamen Mittel, den immer tiefer greifenden Reſultaten unſers Verkünſtelungs-Verderbens mit Erfolg entgegenzuwirken und dieſelben in ihren erſten und weſentlichen Quellen ſtille zu ſtellen oder ſie davon abzulenken, erprobet. So wie wir geſehen, daß den Folgen der Unnatur unſers Verkünſtelungs-Verderbens in ſittlicher Hinſicht vorzüglich durch Mittel entgegengewirkt werden muß, die geeignet ſind, die reinen Fundamente des häuslichen Lebens in ihrer tiefern Begründung wieder herzuſtellen, ſo iſt eben ſo wahr und unwiderſprechlich, daß den Folgen unſers Verkünſtelungs-Verderbens in intellektueller Hinſicht mit Erfolg nur durch Mittel entgegengewirkt werden kann, die geeignet ſind, die Fundamente der naturgemäßen Ausbildungs-, Sprach- und Denkkraft ſolid und genugthuend wieder herzuſtellen. Es iſt unſtreitig, ein Kind, deſſen Anſchauungs-, Sprach- und Denkkraft naturgemäß und genugthuend gebildet, trägt die weſentlichen und vorzüglichen Mittel, den Folgen der Unnatur und der Ausſchweifung des Verkünſtelungs-Verderbens in geiſtiger Hinſicht mit Erfolg entgegenzuwirken, in ſich ſelbſt, und iſt für dieſes wichtige Bedürfniß der Zeit in dieſer Rückſicht weſentlich und wohl vorbereitet. Auch iſt eben ſo wahr, was dießfalls den einzelnen Menſchen zur Veredelung ſeiner ſelbſt emporhebt oder zu ſeiner Entwürdigung herabſenkt, das erhebt oder entwürdigt unſer Geſchlecht eben ſo in jeder Richtung in ſeinen kollektiven Verhältniſſen. Das was in Rückſicht auf die Bildungsmittel des einzelnen Menſchen auf den ganzen Umfang ſeiner Erziehung wahr iſt, und ebenſo, was dießfalls in Rückſicht auf die Wiederherſtellung ſeiner ſelbſt bei ſeinem Unterliegen unter den Folgen unſers Verkünſtelungs-Verderbens bei ihm wahr iſt, das iſt noch in einem weit höhern Grad bey den concreten Verhältniſſen unſeres Geſchlechts in allen Ständen und Gemeinſchaften, darin die Menſchen unter einander vertheilt ſind und zuſammenleben, gleichwahr, und was menſchlicherweiſe davon zu reden, geeignet iſt, ſolid mitzuwirken, den einzelnen Menſchen in ſeinem Verderben wiederherzuſtellen, das iſt auch, menſchlicherweiſe davon zu reden, geeignet, ſolid mitzuwirken, das Menſchengeſchlecht im Verderben ſeiner Maſſaverhältniſſe wieder herzuſtellen.

Faſſen wir die Idee der Elementarbildung in intellektueller und Kunſthinſicht an ſich und geſondert von ihrem innern, ewigen Zuſammenhange mit den ſittlichen und religiöſen Grundlagen unſerer Natur ins Auge; ſo iſt offenbar, daß ſo wie ſie die weſentlichen Haupttheile der intellektuellen Bildung, die Anſchauungs-, Sprach- und Denkkraft, ſinnlich naturgemäß, d. i. in Uebereinſtimmung mit den Geſetzen, die ihnen in der thieriſchen Natur zum Grunde liegen, auszubilden und in ihrer einzelnen Ausbildung an ſich zu vollenden ſucht, ſo legt ſie dadurch das äuſſere ſinnliche und geiſtige, aber nicht das innere, ſittliche, menſchliche und religiöſe Fundament der naturgemäßen Vereinigung von allen Grundtheilen der Geſammtheit der intellektuellen Kunſtbildungsmittel unſers Geſchlechts.

Faſſen wir die Idee der Elementarbildung auch in Rückſicht ihres Einfluſſes auf die naturgemäße Entfaltung der ſinnlichen, thieriſchen Neigungen und Kräfte unſers Fleiſches und Bluts, mit welchen der göttliche Funken unſerer innern, wahren Natur gleichſam umhüllt in uns lebt, ins Auge, und fragen wir uns; was iſt der Einfluß des Lebens auf die Bildung dieſer Hülle zu ihrer Uebereinſtimmung mit dem göttlichen Funken unſerer innern Menſchennatur ſelber? ſo ſehen wir, alles was unſer Fleiſch und Blut ſinnlich zum Glauben, zur Liebe und zum Denken und Arbeiten im Glauben und in der Liebe anreizt und bildet, iſt geeignet, die thieriſche Hülle unſers Fleiſches und Bluts mit dem göttlichen Funken unſerer innern Menſchennatur in Uebereinſtimmung zu bringen. Und fragen wir uns dann: was kann die Kunſt des Menſchengeſchlechts dazu beytragen, dieſen Gang der Natur in ſeinem Einfluß auf Uebereinſtimmung zu befördern und ihn darin zu behelfen? ſo zeigt ſich, alles was die menſchliche Kunſt zur Entfaltung des Denkens und Arbeitens im Glauben und in der Liebe beyzutragen vermag, das iſt auch geeignet, die thieriſche Hülle unſers Fleiſches und Blutes mit dem göttlichen Weſen unſerer innern Natur menſchlich zu befördern und ihr dafür behülflich zu ſeyn. Alles was uns wahrhaft menſchlich zu bilden vermag, iſt auch geeignet, das thieriſche Uebergewicht des Fleiſches und Bluts über den innern Funken unſerer wahren Menſchennatur zu ſchwächen und dadurch die Uebereinſtimmung unſers ſinnlichen, thieriſchen Weſens mit dieſem göttlichen Funken, oder vielmehr die Unterordnung des erſten unter den letzten menſchlich zu befördern und zu behelfen.

Dieſer Geſichtspunkt iſt im praktiſchen Leben des Menſchen allgemein anerkannt. Jedermann weiß, daß die Erkenntniß der Wahrheit und die Einübung der Fertigkeiten, die die Ausübung unſerer weſentlichſten Pflichten allgemein voraus ſetzt und anſpricht, gleichſam zur andern Natur gemacht und wie die Volksſprache ſich ausdrückt, ins Fleiſch und Blut hinübergebracht werden müſſen. Das Wort, in succum et sanguinem vertere, drückt das Nämliche beſtimmt aus.

Der Grad, in welchem die Kunſt mit Erfolg zu dieſem Ziel einwirken kann, hängt von dem Grad des Erfolgs ab, mit welchem ſie im Stande iſt, alle einzelnen Grundtheile, die die Menſchlichkeit, oder welches eben ſo viel iſt, die Menſchennatur in ihrem Weſen ſelber konſtituiren, naturgemäß zu entfalten. Daher fällt eben ſo ſehr auf, daß die Idee der Elementarbildung, welche die Nachhülfe der Kunſt am vorzüglichſten anſpricht, nothwendig mit großer Aufmerkſamkeit dahin trachten muß, die einzelnen Grundtheile der intellektuellen Kraft, die Anſchauungs-, Sprach-, und Denkkraft einzeln in der möglichſten Vollendung auszubilden, welches nur dadurch erzielt werden kann, daß die Mittel ihrer Kunſt mit dem Gange der Natur in der Entfaltung jeder dieſer einzelnen Kräfte in genugthuende Uebereinſtimmung gebracht werden, oder welches eben ſo viel iſt, daß jedes ihrer dießfälligen Mittel den ewigen Geſetzen genau unterworfen werde, aus denen die naturgemäße Entfaltung jeder einzelnen dieſer Kräfte allein hervorzugehen vermag. Dieſe Aufmerkſamkeit der Idee der Elementarbildung iſt darum weſentlich und wichtig, weil alles was in ſeinen einzelnen Theilen nicht bis auf einen gewiſſen Grad vollendet iſt, ſich auch nicht naturgemäß zum Ganzen, davon es ein Theil iſt, zuſammengeſtaltet, und hinwieder weil alles was in ſeinen einzelnen Theilen bildungshalber unvollendet iſt, ſich durchaus nicht naturgemäß an irgend etwas anders, das naturgemäß vollendet gebildet iſt, anſchließt. Die vernachläſſigte Anſchauungskraft ſchließt ſich nicht naturgemäß an die ausgebildete Sprachkraft, und die vernachläſſigte Ausbildung der Denkkraft ſchließt ſich nicht naturgemäß an die naturgemäß gebildete Anſchauungskraft an. Nur Gleiches und Gleiches geſellt ſich gerne; was aber ungleich iſt, hat die Neigung und Trennung in ſich ſelbſt, und wirkt, wenn es verſucht wird zu vereinigen, widernatürlich und ſtörend auf den Zweck der geſuchten Vereinigung. Dieſer Geſichtspunkt ſteht mit einem andern, in pädagogiſcher Hinſicht eben ſo wichtigen, im innigſten Zuſammenhange. Jede nur oberflächlich erkannte, in ihren weſentlichen Theilen durch die Anſchauung nicht begründete und durch die Denkkraft nicht erwogene Wahrheit ſteht in der Menſchennatur wie in den Lüften; ſie iſt gar nicht geeignet, ſich an andere Wahrheiten, mit denen ſie in der Wirklichkeit im Zuſammenhange ſteht, naturgemäß anzuſchließen, und zahlloſe ſolche oberflächlich erkannte Wahrheiten haben auf die Ausbildung der Denkkraft weniger bildenden Einfluß als nur eine einzige, in der Anſchauung genugſam begründete und von der Denkkraft in ihrer Vollendung erkannte Wahrheit. Oberflächlich erkannte Wahrheiten führen durchaus nicht zur Harmonie unſerer Kräfte, dieſem letzten Ziel ſowohl deß Naturganges in der Entfaltung derſelben als des ganzen Umfangs aller Kunſt-Bildungsmittel, die die nämlichen Zwecke zu befördern geeignet ſind. Die Harmonie unſerer Kräfte geht nur aus der gleichartig guten und naturgemäßen Beſorgung jeder einzelnen derſelben wahrhaft und befriedigend hervor; und was dießfalls in Rückſicht auf die intellectuelle Ausbildung unſerer Kräfte wahr iſt, das iſt auch in Rückſicht auf die Ausbildung der Anlagen, die unſerer Kunſtkraft zum Grunde liegen, gleich wahr. Die naturgemäß genugthuende Ausbildung jeder Anlage, die irgend ein Fach der Kunſt anſpricht, muß der Ausbildung der Gemeinkraft, die ein jedes Kunſtfach gemeinſam anſpricht, einzeln hervorgehen. Wird irgend eine dieſer Anlagen einzeln vernachläſſigt, ſo wird die Erzielung der Erlernung des Kunſtfaches im ganzen ſeiner Anſprüche unnatürlich gelähmt und verſpätet. Wir haben dieſe Anſicht aber ſchon einmal berührt. Die Kunſtkraft wird, eben wie die Geiſteskraft nur durch die naturgemäße Ausbildung jedes einzelnen ihrer Grundtheile Geiſt und Leben; ebenſo werden die einzelnen Theile der Kunſtkraft ſowohl als diejenigen der intellektuellen, Geiſt und Leben und dadurch wirkſame Mittel zur Entfaltung der Menſchlichkeit ſelber. Es iſt unſtreitig, jedes einzelne Mittel der Kunſtbildung wird nur in ſo weit, als es durch die Naturgemäßheit ſeiner Ausbildungsmittel in ſich ſelbſt zum Geiſt und Leben erhoben wird, mitwirkendes Mittel, die Menſchlichkeit unſerer Natur, oder vielmehr die Erhebung unſeres Geſchlechts zur Menſchlichkeit durch die Kunſt zu begründen, zu befördern, auszuſprechen und darzuſtellen.

Faſſe ich in dieſer Rückſicht die Sprachkraft, oder vielmehr die Sprachlehre als Kunſtausbildungsmittel in's Auge, ſo finde ich, die Kunſt ihrer naturgemäßen Begründung geht in ihrem ganzen Umfange aus der Kunſt der naturgemäßen Begründung der Anſchauungskraft hervor, und nur durch Verbindung von beiden iſt die Bahn zur naturgemäßen Entfaltung der Denk- und Urtheilskraft auf eine ſolide, die Menſchennatur in ihren weſentlichen Anſprüchen befriedigende Weiſe möglich.

Dieſe letzte, die elementariſche, oder was gleich viel iſt, die naturgemäße Entfaltung der Denk-, Forſchungs- und Urtheilskraft fordert indeß eine größere Handbietung der Kunſt unſers Geſchlechts, als die Ausbildung der Anſchauungskraft. Die logiſchen Operationen des naturgemäßen Zuſammenſetzens (Zuſammendenkens), Trennens und Vergleichens, die dem Kinde, deſſen Denk- und Urtheilskraft durch die Kunſt naturgemäß gebildet und geſtärkt werden ſoll, eingeübt und habituell gemacht werden, fordern freilich eine weſentliche, tiefe, pſychologiſche Bearbeitung der Grundkräfte, die alles ſolide Zuſammenſetzen, Trennen und Vergleichen, d. h. alle Fundamente des ſoliden Denkens naturgemäß zu beleben, zu ſtärken und in ihren Reſultaten ſicher zu machen geeignet ſind. Sie fordern unſtreitig eine tiefe, pſychologiſche Bearbeitung der menſchlichen Kräfte, die ſich im Zählen und Meſſen ausſprechen, und von denen die Zahl- und Formlehre ausgeht, deren geiſt- und kunſtbildende Folgen ſich in ihrem Einfluß auf alles menſchliche Denken vom gemeinen Urtheilen über einfach in der Anſchauung liegende Gegenſtände bis auf die höchſte Stufe der reinen Wiſſenſchaften zu erheben fähig ſind.

So viel indeß die Kunſt der Elementarbildung auch von dieſer Seite fordert, ſo gewiß iſt ſie erreichbar, und ich darf mit der Beſcheidenheit, mit der ich über die Reſultate meiner Lebensbeſtrebungen zu urtheilen ſchuldig bin, dennoch das Wort ausſprechen, das Scherflein, welches die vereinigten Bemühungen derjenigen Glieder meines Hauſes, welche die weſentlichen Fundamente der elementariſchen Entfaltung der Denkkraft nicht vollkommen unter das Eis haben fallen laſſen, hat ganz gewiß einen weſentlichen, der ernſten Prüfung würdigen Beitrag dazu geliefert, die Möglichkeit der höchſten Reſultate der Idee der Elementarbildung von Seite ihres Einfluſſes auf die naturgemäße Entfaltung der menſchlichen Denkkraft außer allen Zweifel zu ſetzen. Die Bahn, auf welcher dießfalls elementariſch vorgeſchritten werden muß, iſt dieſe: die elementariſch, nach berührten Grundſätzen bearbeitete Sprachlehre muß vermög der weſentlichen Eigenſchaften aller ihrer Mittel, als naturgemäßes Bildungsmittel der Mutterſprache dahin wirken, die Kräfte der Wohnſtube in allen Ständen in der ſoliden Ausbildung der Anſchauungskräfte der Kinder weſentlich zu erhöhen und dadurch die Lücken auf eine ſolide Weiſe auszufüllen, die zwiſchen der Ausbildung der Anſchauungskraft und der Ausbildung der Denkkraft ſtatt hat und die nur durch die naturgemäße Ausbildung der Sprachkraft ausgefüllt werden kann. Die Mittel, welche die elementariſche Entfaltung der Sprachkraft den Müttern und dem ganzen Kreis der Hausgenoſſen, die, auf welche Weiſe dieſes auch iſt, mit den unmündigen Kindern einer Haushaltung in Berührung ſind, dafür an die Hand giebt, ſind von einer Natur, daß ſie die dießfälligen Kräfte des Kindes in den Anfangspunkten ihrer erſten Entfaltung allgemein und zwar im feſten Zuſammenhang unter einander ergreifen, und geeignet ſind, alles was im Kind einer menſchlichen Regſamkeit fähig, die Freude, die Liebe, die Aufmerkſamkeit, die Thätigkeit, die Anſtrengung, oder mit andern Worten, ſein Herz, ſeinen Geiſt und ſeine Hand naturgemäß zu beleben und ſo ſeine Kräfte allgemein und im Zuſammenhange unter einander anzuregen, und das naturgemäße Wachsthum derſelben von ihren Anfangspunkten aus in ihrem ganzen Umfang bildend und ſtärkend vorzubereiten und anzubahnen.

Faſſen wir die weſentlichen Grundſätze und Mittel der Elementarbildung in Rückſicht ihres Einfluſſes auf die Entfaltung der Kunſtkraft in's Auge, ſo ergeben ſich bei der elementariſchen Führung des Kindes vollkommen die gleichen Reſultate. Das Leſen- und das Schreibenlernen (damit ich von den geringſten und allgemeinſten Anfangspunkten der Schulkunſt anfange) führt, wenn es in ſeinen Uebungen wahrhaft naturgemäß behandelt wird, zu den nämlichen Reſultaten, zu welchen das naturgemäße Redenlehren auch führt. Wo immer die Kunſtmittel des Leſens und Schreibens nicht eben ſo geeignet ſind, den Geiſt, das Herz und die Hand des Kindes gemeinſam zu ergreifen und zu beleben, ſo ſind ſie in ſo weit nicht elementariſch genugſam gegeben und führen in den Stufenfolgen ihrer Anwendung nicht zu der Gemeinkraft der Menſchennatur, die als das nothwendige Reſultat der naturgemäßen, elementariſchen Führung unſers Geſchlechts allgemein anzuſehen, anzuerkennen und zu bezwecken iſt. Man ſieht aber auch wohl, daß dieſes, und mit ihm der ganze Umfang der Reſultate der elementariſchen Bildung ohne den Zuſammenhang mit den aus Liebe und Glauben hervorgehenden Bildungsmitteln des häuslichen Lebens unerreichbar iſt. Aber was immer dem häuslichen Leben eigen iſt, das iſt in jedem Fall auch als ein weſentliches Fundament jeder wahrhaft elementariſchen Bildungsübung anzuſehen.

Ich faſſe die Schreibkunſt von dieſer Seite noch einmal ins Auge. Alles was das Kind durch die Elementarbildungsmittel im Reden gewinnt, das gewinnt es auch im Schreiben. Jeder, dem Kind durch die Anſchauung ſo klar gewordene Gegenſtand, über den es ſich mit Beſtimmtheit ausſprechen kann, hat das Geiſtige, das der Fähigkeit, ſich über dieſen Gegenſtand mit eben dieſer Beſtimmtheit ſchriftlich auszudrücken, beywohnt, ſchon zum voraus in ſich ſelbſt, und es fehlt ihm, dieſes zu thun, nichts mehr und nichts anders, als die Einübung der mechaniſchen Fertigkeiten der Schreibkunſt, die das ſchriftliche Ausdrücken deſſen, was es mündlich ſagen kann, erfordert. Aber auch auf die Einübung dieſer Fertigkeiten haben die Mittel der Elementarbildung einen entſcheidenden und im Ganzen des Erziehungsweſens ſehr weitführenden Einfluß. Die elementariſche Anführung zur Schreibkunſt geht nicht von der Einübung der Buchſtaben irgend einer Sprache, ſondern von der Feſtigkeit und Sicherheit in der Einübung vielſeitiger und reiner Grundformen der geraden und krummen Linien in perpendikularer und horizontaler Richtung aus, und fordert mit genauem Augenmaß eingeübte Formen der abwechſelnden Schiefheit derſelben von oben bis unten und in der Rundform die Einübung ihrer fortdauernden Beſchränkung in eine ſich immer verengernde, liegende und ſtehende, kurze und verlängerte Eyform; ſie ſucht auch ohne alle Rückſicht auf die eigentliche Schönheit der in ihrem Weſen unäſthetiſch begründeten Formen der Buchſtaben vorzüglich die beſtimmte Deutlichkeit der in ihrem Weſen bizarren und willkührlichen Geſtaltungen derſelben und die Schnelligkeit in der Handführung des Kindes zu erzielen, d. h. es deutlich und ſchnell ſchreiben zu lehren. Die Schönheit des Schreibens iſt nichts anders als Zartheit in den Uebergangsformen des Dicken zum Dünnen und des Geraden in's Schiefe. Uebungen, die dieſes erzielen, ſind Uebungen im Schönſchreiben. Und ſo iſt es, daß die Elementarbildung auch in Rückſicht auf die Einübung der Schreibkunſt von den Anfangspunkten ausgeht, welche der naturgemäßen Ausbildung der Zeichnungskunſt, d. i. der Kunſt, alle Arten von Formen richtig und ſchön auszudrücken, zum Grunde liegen. Der ganze Unterſchied, der in der Art und Weiſe, wie dieſe Mittel auf die Ausbildung der Schreibkunſt und auf die Ausbildung der Kunſtkraft überhaupt einwirken, ſtatt findet, iſt, daß ſie, die Schreibkunſt, in ihrer höchſten Vollendung zur Verhärtung der Hand in ihrer Richtigkeit und ſelber in ihren Zartheitsformen, und hingegen die Kunſt überhaupt und beſonders die Zeichnungskunſt zur ewig wachſenden Freiheit in allen Formen der Zartheit und der Schönheit hinführt. Eben ſo iſt das, was ich in Rückſicht auf die naturgemäße Begründung des Leſenlehrens und der Schreibkunſt geſagt, in Rückſicht auf den ganzen Umfang alles deſſen, was zur naturgemäßen Entfaltung der Kräfte, die der Erlernung aller Kunſt- und Berufsfächer zum Grunde liegen, gleich wahr.

Es iſt äußerſt wichtig, daß die Mittel der Idee der Elementarbildung allgemein und auf jeder Stufe mit dem Grad der Empfänglichkeit der Kräfte, deren Entfaltung dafür erforderlich iſt, in Uebereinſtimmung gebracht werden. Die Zeitwelt, die in der Unnatur der Routinenverkehrtheit ihres Verkünſtelungs-Verderbens wenig Rückſicht auf dieſe Uebereinſtimmung nimmt und durchaus keinen großen Takt weder für die Wichtigkeit noch für die Natur dieſes Geſichtspunkts hat, wird und muß die Ausführung deſſelben unendlich ſchwer finden. Aber den Gegenſtand in ſeiner dießfälligen Wahrheit ins Auge gefaßt, iſt nichts weniger als in dem Grad ſchwierig. Die elementariſche Führung iſt im ganzen Umfang ihrer Bildungs- und Unterrichtsmittel von einer Natur, daß der nach ihr geführte Zögling auf keiner Stufe ſeiner Bildung nur einen Schritt vorwärts kann, wenn er den vorhergehenden ſich nicht vollſtändig eingeübt hat, ſo daß es für den Lehrer, den Grad ſeiner dießfälligen Kräfte zu beſtimmen, gar nicht ſchwer iſt. Dieſer Grad zeigt ſich ihm bei dieſer Führung gleichſam von ſelbſt; dieſes aber iſt bei der unzuſammenhängenden Oberflächlichkeit der gewohnten Routinenmittel freylich gar nicht der Fall. Im Gegentheil, bei dem Wirrwarr der Stufenfolgen jedes oberflächlichen und unnatürlichen Unterrichts iſt es in jedem Falle ſehr ſchwer, den Stufengang der Empfänglichkeit für jeden Unterricht, auf welchem das Kind ſteht, ſo wie den Grad der Urkraft, der dieſer poſitiven Empfänglichkeit in ihm zum Grunde liegt, richtig zu beſtimmen, und noch mehr, ihn wohl zu benutzen.

Doch ich ſchreite einmal zum endlichen Reſultat meiner Anſichten über meinen Gegenſtand, welches dahin geht, wenn die Idee der Elementarbildung im Weſen ihrer Anſprüche in ihrer Wahrheit erkannt und die Grundſätze ihrer naturgemäßen Ausführung richtig befolgt würden, ſo wäre nach meiner Ueberzeugung der Erfolg derſelben in alle dem unfehlbar, was wir als durch ſie zu erzielen möglich ins Auge gefaßt und dargeſtellt haben. Das aber ſetzt freylich unbedingt voraus, daß erſtlich der ganze Umfang der Ausführungsmittel dieſer großen Idee auf Glauben und Liebe gebaut und dieſes weſentliche Fundament derſelben im ganzen Fortgang ihres Gebrauchs feſtgehalten werde, indem es dadurch allein möglich iſt, den ganzen Umfang der Ausbildungsmittel unſerer Kräfte und Anlagen unter ſich ſelbſt in Harmonie und in Uebereinſtimmung zu bringen und darin zu erhalten. Dieſes weſentliche Ziel der Idee der Elementarbildung und alle Hoffnungen und Erwartungen, die wir darauf bauen, ſetzen dann ferner voraus, daß jedes einzelne der Kunſtausbildungsmittel unſrer Kräfte den ewigen Geſetzen, nach welchen die Natur ſelbſt dieſe Kräfte entfaltet, mit Sorgfalt untergeordnet werden; ferner, daß die Ausbildung eines einzelnen Theils irgend einer menſchlichen Kraft nie als die Ausbildung dieſer Kraft ſelber, ſondern immer nur als ein zur Ausbildung derſelben gehörendes Element angeſehen und behandelt werde; eben ſo ſetzt es voraus, daß die Sorgfalt, der ganzen Umfang der Kunſtausbildungsmittel unſerer Kräfte innerlich aus der Einheit der Menſchennatur hervorgehen zu machen, mit eben der Sorgfalt verbunden werde, dieſe Mittel auch äußerlich mit den Lagen, Verhältniſſen, Umſtänden und Kräften der einzelnen Stände und Individuen, denen ſie eingeübt werden müſſen, ſo wie mit dem Grad der Ausdehnung und Beſchränkung, in welchem dieſes bey ihnen, vermöge ihrer Lage und ihrer Kräfte naturgemäß geſchehen kann und geſchehen ſoll, in Uebereinſtimmung gebracht werden; und ich muß beſtimmt wiederholen, daß die Segenshoffnungen von dem Einfluß dieſer hohen Idee in jedem Fall nur in ſo weit und nur in dem Grad zu erwarten ſind, als dieſen Bedingniſſen in den Ausführungsmitteln derſelben ein Genüge geſchieht.

Ich muß dieſes um ſo nothwendiger beſtimmt und wiederholt äußern, da ich mir wohl bewußt bin, wie ſehr ich die Segensreſultate dieſer hohen Idee nicht nur als für die Erzielung, Begründung und Sicherſtellung der weſentlichen Endzwecke meiner Lebensbeſtrebungen weitführend und als hiefür tief in die Menſchennatur eingreifend, ſondern auch als in ihrem ganzen Umfang erreichbar und ausführbar dargeſtellt und die Ahnung und Hoffnung, daß ſie gleichſam mit aller Sicherheit erwartet werden dürfen, in dieſen Bogen mit warmer Lebhaftigkeit rege zu machen geſucht habe.

Unter dieſen Umſtänden muß ich natürlich und nothwendig vorausſehen und für gewiß annehmen, jeder Leſer, der ſie mit Umſicht und ernſter Aufmerkſamkeit geleſen, wird, wenn er dieſes auch zwey und dreimal gethan, am Ende über den Contraſt dieſer Darſtellung mit dem wirklichen Mißlingen meiner Beſtrebungen nur ſtaunen und mich fragen:

Aber, Peſtalozzi, wenn das im ganzen Umfang deiner geäußerten Anſichten wirklich alſo wäre, wie könnte es möglich ſeyn, daß deine zwanzigjährigen, diesfälligen Lebensbeſtrebungen keinen andern Erfolg gehabt hätten, als denjenigen, den du mit uns und wir mit dir vor unſern Augen ſehen? Ich antworte hierüber mit Beſtimmtheit. So wie ich in dieſen Bogen dem Publikum meine Anſichten und meine Ueberzeugung über den innern Werth der Idee der Elementarbildung dargelegt, ſo feſt bin ich entſchloſſen, ihm ſowohl den Unwerth, die Schwächen und die Fehler meiner Beſtrebungen an ſich ſelbſt, als auch die äußern Gründe ihres unausweichlichen Mißlingens, wo nicht in ihrem ganzen Umfange, doch in ihren eigentlichen Urquellen unverholen vor Augen zu legen. Ich wollte dieſe Darlegung auch wirklich mit den gegenwärtigen Bogen vereinigen und ſie lag ſchon beynahe ein Jahr lang zur Publicirung bereitet. Umſtände, die ich hier nicht berühre, haben ihren Druck verhindert. Sie wird aber von dieſen Bogen getrennt, beſonders gedruckt erſcheinen, und es iſt mir gegenwärtig wirklich nicht unangenehm, meinen Schwanengeſang, den ich auf eine Art mit den Gefühlen eines Sterbenden dem Herzen der Menſchen- und Erziehungsfreunde nahe bringen will, von einer Geſchichte getrennt zu haben, deren tiefe Kränkungen und Leiden mit den Gefühlen, die ich in dieſen Bogen in mir ſelber rein erhalten möchte, nicht in einem mich vollkommen beruhigenden Einklang ſtehen. Die Hinderniſſe, die meinen zwanzigjährigen Beſtrebungen, die Idee der Elementarbildung theoretiſch und praktiſch ins Licht zu ſetzen, im Wege ſtanden, und endlich die ſo viel als gänzliche Auflöſung meiner Anſtalt in Iferten herbeyführten, liegen erſtlich in dem Contraſt, die der Anſpruch an reine Naturgemäßheit im Erziehungs- und Unterrichtsweſen mit dem hohen Grad des Verkünſtelungsverderbens, in welches unſere Zeiterziehung und unſer Zeitunterricht verſunken, macht, oder vielmehr in den Urſachen, die dem Verwilderungs- und Verkünſtelungsverderben unſers Geſchlechts allgemein unter allen Himmelsſtrichen zum Grunde liegen. Der Sinn des Fleiſches iſt allgemein wider den Sinn des Geiſtes, — er iſt allgemein wider das innere göttliche Weſen aller Grundlagen der höhern Menſchennatur. Der ſinnliche, thieriſche Menſch erkennt in aller Welt die Dinge nicht, die des Geiſtes Gottes ſind und mit dem innern Funken des ewigen, göttlichen Weſens, der in unſerer Natur liegt, in wahrer, kraftvoller Uebereinſtimmung ſtehen; er ſchwebt in aller Welt, unter allen Himmelsſtrichen und unter allen Umſtänden und Verhältniſſen, in ſinnlicher Abſchwächung der Früchte des Glaubens und der Liebe, in thieriſch belebtem Widerſpruch der Anſprüche ſeines Geiſtes mit den Anſprüchen ſeines Fleiſches und des daraus erzeugten Unterliegens ſeiner Vernunft unter ſeinen Gelüſten umher. Alle Kraft der Anſtrengung, die die Wahrheit in der Liebe, im Denken und im Handeln anſpricht, und eben ſo alle Anſtrengung der Kunſtkraft, die der Segen der menſchlichen Thätigkeit auf gleiche Weiſe allgemein anſpricht, iſt der thieriſchen Natur unſers Geſchlechts fremd und unbehaglich; folglich liegt das erſte Hinderniß der Anerkennung der Idee der Elementarbildung und der Neigung, ſich ihre Bildungsmittel einzuüben, in der ungebildeten, ſinnlichen Natur unſers Geſchlechts ſelber. Der Sinn des Fleiſches führt unſer Geſchlecht auf keine Weiſe zu *der wahren Kunſt*, aus welcher die Bildungsmittel der Idee der Elementarbildung naturgemäß allein hervorgehen, ſondern vielmehr zu *dem Verkünſtelungsverderben*, das der Ausbildung unſers Geſchlechts zur wahren Kunſt mit allen Reizen unſerer thieriſchen Sinnlichkeit entgegenwirkt. Das iſt in allen Epochen des Menſchengeſchlechts allgemein gleich wahr. Der Geiſt der Thorheit und der Sünde liegt in unſerm Fleiſch und in unſerm Blut, und wirkt mit allen ſeinen Reizen der Entfaltung unſerer Kräfte zur Weisheit und zur Tugend, zur Liebe und zum Glauben entgegen. Die wahre Kunſt unſers Geſchlechts, die die Idee der Elementarbildung bezweckt, geht auf keine Weiſe aus dieſem Sinn hervor. Dieſer wirkt im Gegentheil mit dem ganzen Unfang ſeiner mächtigen, ſinnlichen Reize auf die Erzeugung unſers Verkünſtelungsverderbens, das der Entfaltung des Reſultats der Idee der Elementarbildung ſeiner Natur nach entgegenſteht, und entgegenſtehen muß. Wir wiſſen auch alle, in welchem Grad dieſes Verkünſtelungsverderben in der Epoche, in der wir leben, und in welche mein Thun und Laſſen hineingefallen, nicht nur allgemein tief eingewurzelt, ſondern noch durch die Reſultate des großen Begegniſſes, das die Welt gleichſam aus allen ihren Angeln zu heben drohte, auf eine Weiſe belebt worden, die alles Entgegenwirken gegen die Folgen der Leidenſchaften, die in dieſem Zeitpunkt zügellos belebt wurden, fruchtlos und unwirkſam zu machen in einem hohen Grad geeignet war. Ich habe aber über dieſen Geſichtspunkt in gegenwärtigen Bogen ſo viel als alles geſagt, was ich darüber zu ſagen habe. Die Hinderniſſe, die meinen Beſtrebungen, dieſe hohe Idee theoretiſch und praktiſch ins Licht zu ſetzen, im Wege ſtanden, liegen ferner in mir ſelber und in den ſpeziellen Umſtänden der zwanzigjährigen Epoche meines Aufenthalts in Burgdorf und Iferten, deren Geſchichte ich getrennt von den gegenwärtigen Bogen publiciren werde. In Rückſicht auf die Hinderniſſe, die in mir ſelber lagen, habe ich keine Urſache, mich über dieſelben in dieſen gegenwärtigen Blättern, und zwar wie dieſelben einerſeits in der individuellen Eigenheit meines Karakters und anderſeits in den Umſtänden und Verhältniſſen meiner Jugendjahre und meiner Erziehung lagen, nicht offen und beſtimmt zu erklären. Ich thue dieſes auch ungeſäumt.

Ich war von der Wiege an zart und ſchwächlich, und zeichnete mich durch viele Lebendigkeit in der Entfaltung einiger meiner Kräfte und Neigungen ſehr frühe aus, aber ſo wie ich an einigen einzelnen Gegenſtänden und Geſichtspunkten warmes Intereſſe nahm, zeigte ich mich eben ſo frühe und in eben dem Grad auf alles, was nicht mit meinen Augenblickslieblingsgegenſtänden auf irgend eine Art belebt zuſammenhing, äußerſt unaufmerkſam und gleichgültig. Was mein Gefühl anſprach, dafür war ich in jedem Fall ſchnell und warm belebt. Die Eindrücke der diesfälligen Gegenſtände griffen in jedem Fall tief in mein Inneres und ſtärkten ſich ſehr oft und ſehr leicht zur Unauslöſchlichkeit in mir ſelbſt. Andere Gegenſtände hingegen, die ſogleich bey ihrer Erſcheinung eine ernſte, aber anhaltende und kaltblütige Aufmerkſamkeit in ihrer Beobachtung und Erforſchung anſprachen, ſo wichtig und ſo bildend ſie auch für mich hätten ſeyn können, machten ſelten einen ſolchen überwiegenden Eindruck auf mich. Im Gegentheil, es iſt auffallend, alles, was mein Herz anſprach, ſchwächte den Eindruck deſſen, was meinen Kopf erheitern und in bildender Thätigkeit beleben ſollte, ſehr oft und ſehr ſchnell. Meine Imagination drückte ſich bald vorherrſchend in mir aus und war meiner Geiſtes- und Kunſtbildung in allem, was mein Herz nicht ſehr intereſſirte, in einem hohen Grad hinderlich. Ich muß es gerade heraus ſagen, ich zeigte mich in Gegenſtänden dieſer letzten Art ſchon ſehr frühe und gar oft unverzeihlich unaufmerkſam, zerſtreut und gedankenlos. Alles was bildend auf die Entfaltung meiner Ueberlegung, meines Nachdenkens und meiner Umſicht und Vorſicht wirken ſollte und mir mangelte, hatte natürlich auch ſehr frühe auf die Schickſale meines Lebens Einfluß. Was ich ſchon als Kind vornahm, fehlte ſehr oft. Ich ſtieß mit meinem Kopf auch in hundert und hundert Kleinigkeiten mehr als kein anderes Kind an die Wand. Aber es machte mir nichts. Ich beſaß mit meiner Unvorſichtigkeit einen Leichtſinn, daß mir das Fehlſchlagen von Dingen, die andern Kindern ſchwer zu Herzen gegangen wären, gewöhnlich ſo viel als nichts machte. Was hinter mir war, wenn es mich ſelbſt betraf, war mir, ſo ſehr ich es vorher gewünſcht oder gefürchtet hatte, ſobald ich darüber ein Paarmal eingeſchlafen, wie wenn es nicht geſchehen wäre. So wenig machten Glück und Unglück für mich ſelbſt Eindruck. Die Folgen dieſer Eigenheiten meiner Grundlagen ſtärkten ſich in ihrem Wachsthum und wirkten in Rückſicht auf die Bildung meiner ſelbſt zu einem praktiſch thätigen Leben von Jahr zu Jahr um ſo mehr nachtheilig und verderblich auf mich, da meine Erziehung eigentlich wie dazu gemacht ſchien, dieſelbe auf eine ganz ausſerordentliche Weiſe zu nähren und zu ſtärken.

Mein Vater ſtarb mir ſehr frühe, und ich mangelte von meinem ſechsten Jahre an in meinen Umgebungen alles, deſſen die männliche Kraftbildung in dieſem Alter ſo dringend bedarf. Ich wuchs an der Hand der beſten Mutter in dieſer Rückſicht als ein Weiber- und Mutterkind auf, wie nicht bald eins in allen Rückſichten ein größeres ſeyn konnte. Ich kam, wie man bei uns ſagt, Jahr aus Jahr ein nie hinter dem Ofen hervor; kurz alle weſentlichen Mittel und Reize zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungsart und männlicher Uebungen mangelten mir in dem Grad, als ich ihrer bey der Eigenheit und bey den Schwächen meiner Individualität vorzüglich bedurfte.

Auf der andern Seite aber lebte ich vom Morgen bis am Abend in Umgebungen, die mein Herz in einem hohen Grad belebten und anſprachen. Meine Mutter opferte ſich mit gänzlicher Hingebung ihrer ſelbſt und unter Entbehrungen alles deſſen, was in ihrem Alter und in ihren Umgebungen Reize hätte haben können, der Erziehung ihrer drey Kinder auf, und war in ihrer edeln Hingebung von einer Perſon unterſtützt, deren Andenken wir ewig unvergeßlich ſeyn wird. Mein Vater, der in den wenig Monaten, ſeitdem ſie in unſere Dienſte trat, von der ſeltenen Kraft und Treue dieſes Dienſtmädchens überzeugt und ergriffen war, ließ es, von den Folgen, die ſein naher Hinſchied auf ſeine verwaiste und unbemittelte Haushaltung haben mußte, beängſtigt vor ſein Todbett zu ſich kommen und ſagte zu ihr: „Babeli, um Gottes und aller Erbarmen willen, verlaſſe meine Frau nicht; wenn ich todt bin, ſo iſt ſie verloren, und meine Kinder kommen in harte, fremde Hände. Sie iſt ohne deinen Beyſtand nicht im Stande meine Kinder bey einander zu erhalten.“ Gerührt, edel und in Unſchuld und Einfalt bis zur Erhabenheit großherzig, gab ſie meinem ſterbenden Vater das Wort: „Ich verlaſſe Ihre Frau nicht, wenn „Sie ſterben. Ich bleibe bey ihr bis in den Tod, wenn „ſie mich nöthig hat.“ Ihr Wort beruhigte meinen ſterbenden Vater; ſein Auge erheiterte ſich und mit dieſem Troſt im Herzen verſchied er. Sie hielt ihr Verſprechen, und blieb bey meiner Mutter bis an ihren Tod. Sie half ihr ihre drey Kinder, die damals eigentlich arme Waiſen waren, durchſchleppen durch alle Noth und durch allen Drang der ſchwierigſten Verhältniſſe, die ſich nur denken laſſen, und zwar mit einer Ausharrung, mit einer Aufopferung und zugleich mit einer Umſicht und Klugheit, die um ſo bewundernswürdiger iſt, da ſie von aller äußern

Bildung entblößt, vor wenigen Monaten vom Dorf weg nach Zürich kam, um daſelbſt einen Dienſt zu ſuchen.

Die ganze Würde ihres Benehmens und ihrer Treue war eine Folge ihres hohen, einfachen und frommen Glaubens. So ſchwer auch immer die gewiſſenhafte Erfüllung ihres Verſprechens war, ſo kam ihr doch nie der Gedanke in die Seele, daß ſie aufhören dürfe oder aufhören wolle, dieſes Verſprechen ferner zu halten. Die Lage meiner verwittibten Mutter forderte die äußerſte Sparſamkeit; aber die Mühe, die unſer Babeli ſich gab, diesfalls beinahe das Unmögliche zu leiſten, iſt faſt unglaublich. Um einen Korb Kraut oder Obſt einige Kreuzer wohlfeiler zu kaufen, ging ſie wohl drey bis viermal auf den Markt und paßte auf den Augenblick, wo die Marktleute gerne wieder heimgehen wollten. Dieſe äußerſte Sparſamkeit, ohne welche das Einkommen meiner Mutter zur Beſtreitung der Ausgaben für ihre Haushaltung nicht hingereicht hätte, erſtreckte ſich auf alle Theile derſelben. Wenn wir Kinder auch nur einen Tritt auf die Gaſſe thun oder an irgend einen Ort hinwollten, an dem wir nichts zu thun hatten, ſo hielt uns das Babeli mit den Worten zurück: „Warum wollt ihr doch unnützer„weiſe Kleider und Schuhe verderben? Seht, wie eure „Mutter, um euch zu erziehen, ſo viel entbehrt; wie ſie „Wochen und Monate lang an keinen Ort hingeht und „jeden Kreuzer ſpart, den ſie für eure Erziehung noth„wendig braucht.“ Von ſich ſelbſt und von dem, was es für die Haushaltung that und wie es ſich für dieſelbe aufopfere, redete das edle Mädchen mit uns nie ein Wort, So eingeſchränkt man in unſerer Haushaltung lebte, ſo ſtrengte man ſich zur Beſtreitung aller ſo geheißenen Ehrenausgaben beynahe immer über Vermögen an, und that hierin ohne alles Verhältniß mehr als bey andern Ausgaben. Trinkgelder, Neujahrsgeſchenke und dergleichen ſparte man nicht. Wenn die Mutter und das Babeli es auch noch ſo ungern ſahen, daß ein unvorhergeſehener Fall eine ſolche Ausgabe herbeyführte, ſo wurde ſie doch immer ſehr ehrenfeſt beſtritten. Ich und meine zwey Geſchwiſter hatten immer ſehr ſchöne Sonntagskleider; aber wir durften ſie nur wenig tragen und mußten ſie, ſobald wir heimkamen, wieder ablegen, damit ſie recht lang als Sonntagskleider getragen werden können. Erwartete die Mutter einen Beſuch, ſo wurde die einzige Stube, die wir hatten, mit aller Kunſt, die uns möglich war, in eine Beſuchſtube umwandelt.

Mein Großvater war Dorfpfarrer, der ſich noch in der treuen Sorgfalt für die Erhaltung der halbtodten Ueberreſte der beſſern alten Schulzeit wohlgefiel und ſeinen Schulmeiſter zum gemeinen, ernſten Fleiß in den harten Formen des Leſen-, Schreiben-, und Auswendiglernens ihrer Gebete, Bibelſprüche und Catechismusfragen anhielt. Er verband ſeine dießfällige Schulbeſorgung mit der in der alten Zeit eben ſo allgemeinen Pflicht der Seelſorger, die Hausbeſuchungen nicht nur in zufälligen Umſtänden von Krankheiten und Unglücken, ſondern in einer regelmäßigen Ordnung das Jahr durch zu halten. Er hielt darüber ſeine ordentlichen Verzeichniſſe, darin der Zuſtand einer jeden Haushaltung umſtändlich beſchrieben war, wodurch er allem, was in ſittlicher und häuslicher eben wie in religiöſer Hinſicht in jedem Hauſe noch that, nicht nur mit väterlicher Sorgfalt, ſondern auch mit beſtimmter Sachkenntniß nachfragen konnte. Dadurch hatten dieſe Beſuche einen reellen Einfluß auf die Schulkinder. Seine Schule, ſo ſchlecht ſie in Kunſthinſicht daſtand, war mit der ſittlichen und häuslichen Bildung des Volks in einem belebten Zuſammenhang, der auf die Einübung der Aufmerkſamkeit, des Gehorſams, der Thätigkeit und Anſtrengung und hiemit auf die weſentlichſten Fundamente der Erziehung kraftvoll und real einwirkte. Bey den, wiewohl geſchwächten Ueberreſten der alten beſſern Zeit, war unſer Landvolk auch noch in dieſen Tagen in den meiſten unſerer Dörfer im allgemeinen brav, voll Naturſinn, Lebenskraft und einer einfachen, unſchuldigen Thätigkeit, und in ſeiner Unwiſſenheit und Beſchränkung mit einem einfachen, aber regen Sinn für alles, was im Weſen brav, gut, recht und wahr iſt, belebt, der ſich in den ausgezeichnetern Menſchen dieſer Zeit auch in den niederſten Hütten der Landleute gegen jede Art von grellen Erſcheinungen des Unrechts, der Lügen, der Liebloſigkeit und Hartherzigkeit, von wem dieſe auch immer herkamen, mit unbefangenem und ſorgenfreyem Muth, Eifer und Widerſtand äußerte. Die Lauheit und Gleichgültigkeit für alles, was recht oder unrecht, gut oder böſe iſt, hatte unter dem Landvolk durchaus noch nicht allgemein Fuß gegriffen, und dieſer Sinn war auch in den Landſchulen, ungeachtet ihrer Beſchränkung, ihres Zurückſtehens und ihrer ſteigenden, innern Abſchwächung, dennoch durch vielſeitige alte Uebungen und Formen mit einem, im Weſen wirklich pſychologiſchen Takt bis auf einen gewiſſen Punkt unterhalten und geſchützt.

In den Stadtſchulen hingegen waren die Ueberreſte dieſer guten, alten Zeit nicht mehr in eben dem Grad belebt und unterſtützt. Einſeitig den Mangel an guter, wiſſenſchaftlicher Bildung erkennend, aber den Zuſamenhang ihres Segens mit der Wohnſtubenbildung des Volks und mit den Kräften und Fertigkeiten, welche die thätige tägliche Ausübung dieſer Erkenntniſſe im häuslichen Leben vorausſetzen und fordern, eben ſo von Jahr zu Jahr mehr mißkennend, hatte ſich in der ſtädtiſchen Erziehung eine Gleichgültigkeit, Unkunde und Unaufmerkſamkeit auf den innern Zuſammenhang aller weſentlichen häuslichen und Schulbildungsmittel mit der, aus dieſem Zuſammenhange allein entſpringenden, ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Gemeinkraft in der Erziehung eingeſchlichen, der die Fundamente der alten bürgerlichen Erziehung und der Realvorzüge, die dieſelbe in der Vorzeit von der Erziehung unſers Landvolks hatte, in einem hohen Grad verſchwinden gemacht. Die Stadt litt in häuslicher und bürgerlicher Hinſicht zuerſt darunter. Die tiefern Fundamente der Vorzüge des Stadtlebens vor dem Landleben verſchwanden vielſeitig. So wie ehemals die Kraft und die Bildung des Landvolks von der Stadt ausgieng und in ihren Segensreſultaten denn hinwieder ſich in der Stadt concentrirte, ſo gieng jetzt die wachſende Abſchwächung und das wachſende Verderben des Landvolks vielſeitig von der Stadt aus. Auch war es unter den Pfarrern der damaligen Zeit allgemeine Klage: omne malum ex urbe. Indeſſen fiel mir

frühe

frühe auf, daß der Fehlerhaftigkeit der ländlichen Erziehung allgemein und in ihrem Weſen unendlich leichter zu helfen ſeyn könnte, als derjenigen der ſtädtiſchen. Dabey war mir das Landvolk lieb. Ich bedauerte den Irrthum und die Ungewandtheit, in denen ſeine, noch belebtere, Naturkraft unbeholfen daſtand, und es erregte ſich ſehr frühe in meinen jugendlichen Jahren ein lebendiger Gedanke, ich könnte mich fähig machen, dießfalls mein Scherflein zur Verbeſſerung der ländlichen Erziehung beyzutragen. Es ſchien mir ſchon in meinen Jugendjahren heiter, dieſes müſſe in Kunſthinſicht durch die höchſtmögliche Vereinfachung der gewohnten Schulunterrichtsmittel des Schreibens, Leſens und Rechnens angebahnt werden. Doch, ehe ich hierin weiter ſchreite, muß ich vorher die Geſchichte meiner eigenen weitern Erziehung und des Einfluſſes umſtändlicher darlegen, den ihr einſeitiges Gute und ihr vielſeitiges Fehlerhafte auf meine Beſtrebungen, durch Vereinfachung der gemeinen Unterrichtsmittel die Kräfte der Wohnſtubenbildung des Volks von neuem zu beleben und den Landſchulen dadurch einen Theil des Segens der Vorzeit wieder zu geben, hatte.

Mein jugendlicher Karakter war, wie ich eben geſagt, gefühlvoll, vom Eindruck jeder Augenblickserſcheinung gewaltſam hingeriſſen; dabey in ſeiner Thätigkeit voreilend und unüberlegt. Ich ſah die Welt nur in der Beſchränkung der Wohnſtube meiner Mutter und in der eben ſo großen Beſchränkung meines Schulſtubenlebens; das wirkliche Menſchenleben war mir beynahe ſo fremd, als wenn ich nicht in der Welt wohnte, in der ich lebte. Ich glaubte alle Welt wenigſtens ſo gutmüthig und zutraulich als mich ſelbſt. Ich war alſo natürlich, von meiner Jugend auf, das Opfer eines jeden, der mit mir ſein Spiel treiben wollte. Es lag nicht in meiner Natur, von irgend jemand etwas Böſes zu glauben, bis ich es ſah oder ſelber Schaden davon hatte; und ſo wie ich meinen Mitmenſchen in allen Stücken mehr zutraute, als ich ſollte, ſo traute ich auch mir ſelbſt mehr Kräfte zu, als ich hatte, und hielt mich zu vielem vollkommen fähig, wozu ich eigentlich ganz untüchtig war. Das führte mich durch eine blinde Gutmüthigkeit vom Anfang meines Jünglingsalters bis auf den heutigen Tag zu einer Reihe von übereilten Handlungen und Unternehmungen, die mein gänzliches zu Grunde gehen, oder wenigſtens das gänzliche Stillſtellen meiner Lebenszwecke alle Augenblicke hätten herbeyführen können, und doch, Gott ſey es gedankt, nie vollends herbeygeführt haben. Dieſes Letzte war beſtimmt nur dadurch möglich, da das immerwährende Mißlingen meines Thuns indeß immer auch eine Seite hatte und mit Umſtänden und Reſultaten begleitet war, die mich wieder befriedigten und in mir ſelber erhoben. Mitten im Drange meiner Lebensbeſtrebungen und im Mißlingen derſelben erhielt mich dabey auch mein Leichtſinn bey Fällen lachend und froh, wo bald jeder andere ſich zu Tode gegrämt hätte. Merkwürdig iſt mir, daß eine Menge Anekdoten, die man ſich in meiner Familie von meinem Ahnherrn väterlicher Seite, dem Archidiakon Ott, gar oft erzählte, eine ganz auffallende Aehnlichkeit ſeines Karakters und ſeiner Eigenheiten mit dem meinigen zeigen, und eine Idee ſehr zu beſtätigen ſcheinen, daß nämlich Familienkaraktere gar oft nach mehrern Generationen mit Ueberſpringung vieler Zwiſchenglieder in auffallender Aehnlichkeit wieder erſcheinen. Gutmüthig und leichtſinnig wie ich, war er in wirthſchaftlichen Angelegenheiten eben ſo ungewandt und eben ſo nachläſſig, aber da er nicht, wie ich, außer das Gleis des gewohnten bürgerlichen Lebens hinaustrat, ſondern wie andere ſeinesgleichen die gewohnte Laufbahn von den Profeſſorſtellen bis zur Chorherrnſtelle ordentlich mitmachte, waren die Folgen ſeiner dießfälligen Schwäche nie ſo grell auffallend und drückend, wie es bey mir der Fall war. Doch einmal ſpielte ihm ſeine gutmüthige Leichtgläubigkeit auch in ökonomiſcher und häuslicher Hinſicht einen ärgerlichen Streich. Er beſuchte eine, im höchſten Grad als ein Erzſchalk berüchtigte Wittwe ſeiner Gemeinde als ihr Seelſorger in der gutmüthigen Abſicht, ſie durch ſeine Vorſtellungen dahin zu bringen, mehr auf alles Böſe, das man von ihr rede, aufmerkſam zu ſeyn und für ihren guten Namen beſſer Sorge zu tragen. Aber das ſchlaue Weib konnte den guten Chorherrn bald überreden, es geſchehe ihr in allem, was man von ihr ſage, das größte Unrecht; ſie ſey noch in ihrem beſten Alter und ihre Verwandten, die ſie gerne erbten, ſuchen mit dieſer Verſchreyung nichts anders, als zu verhüten, daß ſie eine anſtändige Heurath finde u. ſ. w. Das trieb ſie mit einer Beſonnenheit und conſequenten Kunſt, daß der gute Mann zuletzt an alles, was ſie ihm hierüber angab, bald wie ans Evangelium glaubte, und ſie am Ende ſelber heurathete; aber wenige Wochen nach der Hochzeit kam er dahin, die Größe des

Fehlers, den er durch dieſe Heurath begangen, ſo tief zu fühlen, daß er an die Außenſeite ſeiner Studierſtube einen Zettel anheftete, folgenden Innhalts:

„Aus Sodom gieng einſt aus, der gute fromme Loth,
„In Sodom geht jetzt ein, der Narr, der Chorherr Ott.“

Die Farce endigte ſich bald mit einer Scheidung. Mit aller Gutmüthigkeit und Beſcheidenheit, die ihm eigen war, hatte auch er eine viel zu große Vorſtellung von ſich ſelbſt und vom Grad ſeiner Kultur. Eine von ihm beſorgte und mit Anmerkungen begleitete Ausgabe von Flavius Josephus und einige antiquariſche Nachforſchungen hatten ihm ſeiner Zeit eine Art von literariſchem Ruf erworben, der ihn aber in ſeinem dießfälligen Zutrauen auf ſich ſelber viel zu weit und dahin führte, daß er eine große Reihe ſeiner ſpätern Jahre bis in ſein höchſtes Alter an einem weitläufigen, ſich in viele Folio-Bände ausdehnenden, ſo betitelten Clavis des Flavius Josephus arbeitete und die größten ökonomiſchen Hoffnungen auf die Ausgabe deſſelben ſetzte, an deren Erfüllung er gar nicht zweifelte, da ſein Sohn beym Biſchof von Canterbury als Bibliothekar in großem Anſehen ſtand. Dieſer aber ſtarb ſehr frühzeitig, und das Werk meines Ahnherrn war bey den Vorſchritten der Zeit in der dießfälligen Literatur immer unbedeutender; er fand am Ende durchaus keinen Verleger dazu, wenn er ihm auch das Manuſcript umſonſt gegeben hätte. Wahrlich das hätte mir mit einigen Verſuchen meiner Sprachübungen, für die ich ganze Rieſe Papier überſchrieb, ohne daß ich jetzt einen Bogen davon druckwürdig achte, ſehr leicht begegnen können. Doch ich fand in meinen Umgebungen hierüber ſo harte Zurechtweiſungen, daß ich bis auf den heutigen Tag nie auch nur verſucht wurde, mich hierin großen träumeriſchen Hoffnungen zu überlaſſen. Dieſe Aehnlichkeit mit mir ſprach ſich bey ihm in den vielſeitigſten Richtungen auffallend aus. Eben wie ich, die Irrthümer und Schwächen ſeiner Zeitwelt tief fühlend und mit warmem Herzen an der Hoffnung Theil nehmend, ſein Scherflein inſonderheit in Rückſicht auf die Klarheit und Einfachheit des Religionsunterricht beyzutragen, ſchloß er ſich an die Bemühungen Turettin's, Werenfels und Oſterwald's enge an und ſtand in naher Verbindung mit dieſen Männern, ob ich gleich nicht glaube, daß er in wiſſenſchaftlicher Hinſicht einigen von ihnen gleich kam. Indeß war er dabey von einiger Eitelkeit in der Neuerungsſucht ſo wenig frey und gegen anders Denkende eben ſo ſchonungslos, als ich dieſes beydes in einigen Epochen meines Lebens auch war. Folgender Umſtand gibt über ſeine dießfällige Schonungsloſigkeit gegen die ſteifen Orthodoxen ſeiner Zeit einiges Licht. Sein Haus war, wie es ſeit der Reformation in Zürich bey allen kulturhalben ſich auszeichnenden Männern der Fall war, für alle bildungshalber wohl empfohlenen Menſchen ein offenes Haus. Unter den Fremden, die ihn oft beſuchten, kam einmal auch ein Sohn von Oſterwald, und mein Chorherr, der wußte, daß allemal, wenn Fremde zu ihm kommen, ein ſteifer wortklauberiſcher Theologus Schweizer, der ein wenig Franzöſiſch ſprach, ſich zudrängte und den Fremden ausfragte, wer er ſey und woher er komme, inſtruirte den jungen Oſterwald, der kein Wort deutſch konnte, wenn ein dicker alter Mann, der zu ihm komme, ihn fragen werde, wer er ſey, ſo ſoll er ihm antworten: „ich bin „klein Ketzerlein und mein Vater iſt ein großer Ketzer.“ Launige Antworten waren ſeine Lieblingsſache, und er verſäumte keine Gelegenheit, die ſich ihm darbot, mit Worten, die, indem ſie das Gefühl der Menſchen anſprachen, in ihnen Gedanken anregten, die die Worte, die er ausſprach, eigentlich nichts weniger als ganz ausdrückten. Er liebte überhaupt das Winken weit mehr als das Erklären; er verſtand es aber auch beſſer und brauchte übrigens dieſes Talent mit einer Gutmüthigkeit, daß ihm nicht leicht jemand etwas übel nahm, das er ſagte. Er ergriff jede, auch die unbedeutendſte Gelegenheit zu launigen Ausdrücken. Einmal begegnete ihm in einem engen Gäßchen ein dicker, großer Küfer, der in ſeinem feſten Bürgermarſch hart beynahe an ihn anſtieß, ehe er ihm auswich; mein Chorherr ſtellte ſich, redete ihn an und ſagte ihm ganz ernſthaft: „Meiſter Küfer, ihr habt doch „wohl gethan, daß ihr mir ausgewichen.“ Der dicke Küfer, der das ſchwache, alte Männchen ſich ſo ſtellen ſah, mußte lachen und ſagte: „Aber, Herr Chorherr, „wenn ich euch nicht ausgewichen wäre, was hättet ihr „denn auch wohl gethan?“ Mein Chorherr antwortete ihm ganz ruhig: „dann wäre ich euch ausgewichen.“ Einmal zeigte ſich dieſe Laune ſogar in einem Augenblick, wo er einen Verbrecher zum Galgen begleiten mußte. Es war ein abſcheulicher Bube; was der Chorherr auch immer zu ihm ſagte, ſchüttelte er nur den Kopf und wollte nichts von ihm hören. Mein Chorherr ließ aber nicht nach; er redete ihm ununterbrochen zu. Das machte den Kerl ärgerlich; es war dazu noch Regenwetter; ſie kamen jetzt zu einer Pfütze und mein Kerl ſtampfte mit einem Fuß ſo ſtark darein, daß mein Chorherr über und über mit Koth beſpritzt ward. Dieſer aber kehrte ſich ganz ruhig zu ihm hin und ſagte ihm: „Du, wenn wir jetzt „wieder zurückkommen, ſo mach' es denn doch noch einmal alſo." Dieſe Laune verließ ihn auch in ſeinen ſpäteſten Jahren nicht und unter keinen Umſtänden. Bey einer Antiſteswahl hatte er einige Hoffnung, zu dieſer Stelle gewählt zu werden. Aber ein junger, rüſtiger, kraftvoller Mann, der Herr Antiſtes Wirz, ward ihm vorgezogen. Der würdige neue Antiſtes wollte dem alten Chorherrn eine Höflichkeit erzeigen, und ließ ihm ſagen: er wolle ihm die Dienſtagspredigt, die ſeiner Stelle oblag, gerne abnehmen; eine Predigt mehr oder minder mache ihm gar nichts. Aber mein alter Chorherr verſtand das nicht ſo; er ließ ihm antworten: „er verkaufe ſeine Erſt„geburt nicht um ein Wirzſtöcklein." *) Dieſes Launenhafte in ſeinen Antworten war ihm ſo natürlich und es erhielt ſeine Heiterkeit in dem Grad, daß er oft ſagte, er glaube, er ſey darum ſo alt geworden, weil er etwas leichtſinnig ſey, und alles lieber etwas zu leicht als etwas zu ſchwer auf die Achſeln nehme. Und es iſt ſicher, daß ich dieſes mit Recht auch von mir ſagen kann. Ich wäre bey allem, was mir begegnet, ſicher nicht ſo alt geworden als ich wirklich bin, wenn ich nicht einen, im höch-

---

*) Man heißt eine Art von krausnem Kohl in Zürich Wirz.

ſten Grad leichten Sinn gehabt hätte. Die Aehnlichkeit des Karakters dieſes Mannes mit dem meinigen ſcheint mir wirklich auffallend.

Doch, ich kehre wieder zu mir ſelber zurücke. Da mir die männliche Kraftbildung meines erſten Jugendlebens in meinem häuslichen Leben, wie ich geſagt habe, ganz mangelte, ſo war ich in allen Knabenſpielen der ungewandteſte und unbehülflichſte unter allen meinen Mitſchülern, und wollte dabey doch immer auf eine gewiſſe Weiſe mehr ſeyn als die andern. Das veranlaßte, daß einige von ihnen gar oft ihr Geſpötte mit mir trieben. Einer, der ſich hierin gegen mich auszeichnete, hängte mir den Uebernamen: „Heiri Wunderli von Thorliken“ an. Die meiſten aber liebten doch meine Gutmüthigkeit und meine Dienſtgefälligkeit; aber kannten allgemein meine Einſeitigkeit und Ungewandtheit, ſo wie meine Sorgloſigkeit und Gedankenloſigkeit in allem, was mich nicht ſehr intereſſirte. Obgleich einer der beſten Schüler, beging ich denn doch mit einer unbegreiflichen Gedankenloſigkeit Fehler, deren ſich auch keiner der ſchlechtern von ihnen ſchuldig machte. Indem mich das Weſen der Unterrichtsfächer meiſtens lebendig und richtig ergriff, war ich für die Formen, in denen es erſchien, vielſeitig gleichgültig und gedankenlos. Mitten indem ich in einigen Theilen eines beſtimmten Unterrichtsfaches hinter meinen Mitſchülern weit zurückſtand, übertraf ich ſie in einigen andern Theilen derſelben in einem ſeltenen Grad. Das iſt ſo wahr, daß ich einſt, da einer meiner Profeſſoren, der ſehr wohl griechiſch verſtand, aber durchaus kein rhetoriſches Talent hatte, einige Reden von Demoſthenes überſetzte und drucken ließ, die Kühnheit hatte, mit den beſchränkten Schulanfängen, die ich im Griechiſchen beſaß, eine dieſer Reden auch zu überſetzen und im Examen als Probeſtück meiner diesfälligen Vorſchritte niederzulegen. Ein Theil dieſer Ueberſetzung wurde im Lindauer Journal einem Aufſatze, Agis betitelt, beygedruckt. Meine Ueberſetzung war auch unſtreitig in Rückſicht auf Feuer und redneriſche Lebendigkeit beſſer als die des Herrn Profeſſors, ungeachtet ich ohne alle Widerrede noch ſo viel als nicht griechiſch konnte, hingegen der Herr Profeſſor wohl. So wie ich in einzelnen Theilen meiner Unterrichtsfächer ohne alles Verhältniß weniger als in andern, Vorſchritte machte, ſo war mir überhaupt, ich darf nicht einmal ſagen, das eigentliche Verſtehen, ſondern vielmehr das gefühlvolle Ergriffenwerden von den Erkenntnißgegenſtänden, die ich erlernen ſollte, immer weit wichtiger als das praktiſche Einüben der Mittel ihrer Ausübung. Dabey aber war mein Wille, einige Erkenntnißgegenſtände, die mein Herz und meine Einbildungskraft ergriffen, ausüben zu wollen, ob ich gleich die Mittel, ſie praktiſch ausüben zu können, vernachläſſigte, dennoch in mir ſelbſt enthuſiaſtiſch belebt, und unglücklicherweiſe war der Geiſt des öffentlichen Unterrichts in meiner Vaterſtadt in dieſem Zeitpunkt in einem hohen Grad geeignet, dieſen träumeriſchen Sinn, ſich für die Ausübung von Dingen, die man ſich gar nicht genugſam eingeübt, lebendig zu intereſſiren und dafür fähig zu glauben, bey der Jugend meiner Vaterſtadt allgemein ſehr belebt. Ihre beſſere Jugend nährte dieſen träumeriſchen Sinn, ſelber Lavater nicht ausgenommen, allgemein. Die Geſchichte des ungerechten Landvogts würde die Wahrheit dieſer Aeußerung in Rückſicht auf den Bildungsgang Lavater's auf eine ſehr merkwürdige Art ins Licht ſetzen, wenn ſie nicht in Vergeſſenheit gebracht worden wäre. Der Zeitpunkt war indeß bey allen dieſen Fehlern, rückſichtlich des öffentlichen Unterrichts, in meiner Vaterſtadt in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ausgezeichnet gut. Bodmer, Breitinger, ſpäter Steinbrüchel und viele andere Profeſſoren und Gelehrte dieſer Zeit waren in einem hohen Grad ausgezeichnet wiſſenſchaftlich gebildete Männer, obgleich ſie, wo nicht alle, doch weit aus die meiſten, eine, für das praktiſche Leben, wozu die Jünglinge unſerer Stadt hätten gebildet werden ſollen, nicht genugſam gegründete Geiſtesrichtung belebte. Unabhängigkeit, Selbſtſtändigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Loſungswort unſerer öffentlichen Bildung. Aber das Mittel, zu allem dieſem zu gelangen, das uns vorzüglich angeprieſen wurde, die geiſtige Auszeichnung war ohne genugſame und ſolide Ausbildung der praktiſchen Kräfte, die zu allem dieſem weſentlich hinführen, gelaſſen. Man lehrte uns träumeriſch in wörtlicher Erkenntniß der Wahrheit Selbſtſtändigkeit ſuchen, ohne uns das Bedürfniß lebendig fühlen zu machen, was zur Sicherſtellung ſowohl unſerer innern als unſerer äußern, häuslichen und bürgerlichen Selbſtſtändigkeit weſentlich nothwendig geweſen wäre. Der Geiſt des Unterrichts, den wir genoſſen, lenkte uns mit vieler Lebendigkeit und reizvoller Darſtellung dahin, die äußern Mittel des Reichthums, der Ehre und des Anſehens einſeitig und unüberlegt geringzuſchätzen und beynahe zu verachten. Man lehrte uns mit einer diesfalls ſtattfindenden Oberflächlichkeit annehmen und beynahe blindlings glauben, durch Sparſamkeit und Einſchränkung alle Vorzüge des bürgerlichen Lebens, ohne in den weſentlichen Segnungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes dadurch beeinträchtiget zu werden, entbehren zu können, und führte uns in Träume von der Möglichkeit des häuslichen Glücks und der bürgerlichen Selbſtſtändigkeit hinein, ohne große bürgerlich gebildete Erwerbs- und Verdienſtskräfte zu beſitzen. Das ging ſo weit, daß wir uns in Knabenſchuhen einbildeten, durch die oberflächlichen Schulkenntniſſe vom großen griechiſchen und römiſchen Bürgerleben uns ſolid für das kleine Bürgerleben in einem der ſchweizeriſchen Kantone und ihren zugewandten Orten vorzüglich gut vorbereiten zu können. Dieſer Aufflug zur Bildung eines ſolchen hohen Träumerſinns war um ſo anſteckender, weil die Abſchwächungsquellen des alten Schweizergeiſtes und ſeiner Einfalt, Würde und Treue in allen unſern bürgerlichen Inſtitutionen in dieſem Zeitpunkt ſchon ſichtbar und auffallend tiefe Wurzel gefaßt und folglich der Wunſch, dem ſinkenden, guten Geiſt unſers Vaterlands wieder aufzuhelfen, ſo wie den diesfälligen Uebeln, die jeder edeln Schweizerſeele zu Herzen gingen, mit Ernſt und Kraft in ihren tiefern Wurzeln entgegen zu wirken, vielſeitig aus reinem, vaterländiſchen Herzen hervorging. Aber es mangelte der dießfälligen Speiſe, die uns in dieſem Zeitpunkt aufgetragen wurde, die Einfachheit und Unſchuld des Naturſinns und der Naturkraft, die dem alten vaterländiſchen Geiſte, den wir wieder herſtellen wollten, zum Grunde lag. Die Schriften, die man uns zur Belebung dieſes Sinnes in die Hand ſpielte und empfahl, waren bey allem Guten, das ſie hatten, Produkte der tiefen Zeitverkünſtelung, in der wir lebten, und der Unnatur ihres Verderbens. Sie waren eigentlich dazu gemacht, uns in einem hohen Grad ſelber zu verkünſteln, den bon sens unſerer Väter in uns ſelber umzukehren und uns ſogar gegen die weſentlichen Anſprüche der Kunſtloſigkeit und Einfachheit in den erſten Anſichten des gemeinen Lebens nicht nur zu verwirren, ſondern ſelber zu verhärten. Die Erſcheinung Rouſſeau's war ein vorzügliches Belebungsmittel der Verirrungen, zu denen der edle Aufſlug treuer, vaterländiſcher Geſinnungen unſere vorzügliche Jugend in dieſem Zeitpunkt hinführte, der dann durch den bald darauf folgenden, großen, leidenſchaftlichen Weltgang in unſerer Mitte vielſeitig in ſteigende Einſeitigkeit, Unbeſonnenheit und Verwirrung hinüber ging, und durch die Miterſcheinung von Voltaire und ſeiner verführeriſchen Untreue am reinen Heiligthum des religiöſen Sinnes und ſeiner Einfalt und Unſchuld mitwirkte, eine, für den wirklichen Segen unſerer altväteriſch reichsſtädtiſch geformten Vaterſtadt ganz unpaſſende, neue Geiſtesrichtung zu erzeugen, die weder das alte Gute, das wir hatten, zu erhalten, noch irgend etwas ſolid Beſſeres zu erſchaffen geeignet und geſchickt war. Auch bey mir war die Erſcheinung Rouſſeau's der Anfangspunkt der Belebung der böſen Folgen, die die nahende Weltverwirrung auf die Unſchuld des Hochflugs zu Gunſten der Erneuerung der altvaterländiſchen Schweizergeſinnungen beynahe auf die ganze edlere Jugend meines Vaterlands hatte. So wie ſein Emil erſchien, war mein im höchſten Grad unpraktiſcher Traumſinn von dieſem ebenſo im höchſten Grad unpraktiſchen Traumbuch enthuſiaſtiſch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnſtube und auch in der Schulſtube, die ich beſuchte, genoß, mit dem was Rouſſeau für die Erziehung ſeines Emils anſprach und forderte. Die Hauserziehung, ſo wie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände erſchien mir unbedingt als eine verkrüppelte Geſtalt, die in Rouſſeau's hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zuſtandes finden könne und zu ſuchen habe. Auch das durch Rouſſeau neu belebte, idealiſch begründete Freiheitsſyſtem erhöhte das träumeriſche Streben nach einem größern, ſegensreichen Wirkungskreiſe für das Volk in mir. Knaben-Ideen, was in dieſer Rückſicht in meiner Vaterſtadt zu thun nothwendig und möglich ſey, brachten mich dahin, den Stand eines Geiſtlichen, zu dem ich früher hinlenkte und beſtimmt war, zu verlaſſen, und den Gedanken in mir entkeimen zu machen, es könnte möglich ſeyn, durch das Studium der Rechte eine Laufbahn zu finden, die geeignet wäre, mir früher oder ſpäter Gelegenheit und Mittel zu verſchaffen, auf den bürgerlichen Zuſtand meiner Vaterſtadt und ſogar meines Vaterlandes einigen thätigen Einfluß zu erhalten. Aber ein Umſtand, der mir nahe ans Herz ging, zernichtete dieſen Plan glücklicherweiſe für mich in ſeinem erſten Urſprunge. Der Freund, an deſſen Kraft mich meine mir ſelbſt wohl bewußte Einſeitigkeit und praktiſche Schwäche in meinen weitführenden Endzwecken hoffnungs- und vertrauensvoll anſchloß, litt ſchon eine Weile an einer Bruſtkrankheit, die wir lange für unbedeutend hielten; dieſe aber nahm in dieſem Zeitpunkt eine ſehr ernſte Richtung und war bald entſcheidend tödtlich. So wie er das ſah, ließ er mich zu ſich kommen und ſagte mir: „Peſtalozzi! ich ſterbe, und du, für dich ſelbſt gelaſſen, darfſt dich in keine Laufbahn werfen, die dir bey deiner Gutmüthigkeit und bey deinem Zutrauen gefährlich werden könnte. Suche eine ruhige, ſtille Laufbahn und laſſe dich, ohne einen Mann an deiner Seite zu haben, der dir mit ruhiger, kaltblütiger Menſchen- und Sachkenntniß mit zuverläſſiger Treue beyſteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein, deſſen Fehlſchlagen dir auf irgend eine Weiſe gefährlich werden könnte.“ — Sein Tod ging mir nahe ans Herz. Ich glaubte ſeinem Rath in ſeiner ganzen Ausdehnung folgen zu wollen, aber ich trug dabey nicht genugſam Sorge dafür, den Quellen der Gefahren, vor denen er mich warnte, *die in mir ſelbſt lagen und tief eingewurzelt waren*, mit ernſter, kraftvoller Sorgfalt entgegenzuwirken. Ich warf mich zwar auf den alten Plan, verbeſſerte und vereinfachte Unterrichtsmittel in die Wohnſtube des Volks zu bringen, mit gedoppelter Lebendigkeit zurück, und hoffte auf dieſe Weiſe in einer ruhigen, glücklichen, häuslichen Laufbahn dem Zuſtand des gemeinen Volks durch meinen Einfluß auf die Vereinfachung ſeines Unterrichts und eine tiefer begründete Bildung ſeines ökonomiſchen Erwerbs im Stillen wohlthätig auf meine Umgebungen wirken zu können; aber ich kannte den Weg, den ich mir vornahm, ſo wenig als mich ſelber, und ahnete nicht, wohin er mich führen werde. So wie ich war, konnte ich ihn nicht einmal ahnen, und nahm in der Blindheit meiner Begeiſterung über dieſen in mir neu belebten Plan plötzlich den Entſchluß, mich ganz dem Landbau zu widmen. Der große Ruf, den Tſchiffeli als Landwirth hatte, veranlaßte mich, bey ihm Rath, Wegweiſung und Bildungsmittel für dieſen Zweck zu ſuchen. Er nahm mich mit großem Wohlwollen auf, aber die Landwirthſchaft, wie er ſie betrieb, ſo wie ſeine Lebens- und Weltanſichten überhaupt, waren in der großen Ausdehnung ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe und Beſtrebungen in praktiſcher Hinſicht ſo wenig ſolid, als ich im Zuſtand meiner Unwiſſenheit fähig, aus dem großen äußern praktiſch ſcheinbaren Tableau des Feldbaus, das bey ihm vor meinen Augen ſtand, und aus den großen Anſichten und Ausſichten, mit denen dieſer edle Mann mein Herz nährte und meinen Kopf zu erheitern ſuchte, eigentlich Nutzen zu ziehen und mich praktiſch für den Landbau zu bilden. Ich ging mit vielen einzelnen großen und richtigen Anſichten und Ausſichten über den Landbau als ein eben ſo großer landwirthſchaftlicher Träumer von ihm weg, wie ich mit vielen einzelnen, großen und richtigen, bürgerlichen Kenntniſſen, Anſichten und Ausſichten als ein bürgerlicher Träumer zu ihm hin kam. Mein Aufenthalt bey ihm führte mich nur dahin, mich durch ſeine diesfällige kühnen und großen, aber in der Verwirklichung ſchwierigen und zum Theil unausführbaren Pläne in den gigantiſchen Anſichten meiner Beſtrebungen von neuem wieder zu beleben und zugleich in der Gedankenloſigkeit über ihre Ausführungsmittel in eine Verhärtung verfallen zu machen, deren Folgen ſchon in den erſten Jahren meiner ländlichen Laufbahn auf das ökonomiſche Unglück meines Lebens entſcheidend einwirkten, und mein Herz bis auf den heutigen Tag vorzüglich darum mit Wehmuth erfüllen, weil ſie das Schickſal einer der reinſten, edelſten Seelen, die ich je auf Erden geſehen, an meiner Seite für ihre ganze Lebenszeit unglücklich machten.

Ich hatte unter den Jünglingen Zürich's viele Freunde und gelangte durch einen derſelben mit dieſer Perſon, die ſeine Schweſter war, in Bekanntſchaft. Sie nahm an meinen Plänen warmen Antheil. Ich liebte ſie, aber meine Wünſche fanden Schwierigkeiten. Ich war arm und ſie, oder vielmehr ihre Eltern, ſehr wohlhabend. Gedankenlos, unbeſonnen und blind meinen Wünſchen nachſtrebend, kam ich zu meinem Ziele und träumte mit dieſer Verheurathung mir einen Himmel auf Erden. Mein Glaube an die ſichere und große Erfüllung meiner menſchenfreundlichen und pädagogiſchen Zwecke ſtieg zu einer Scheinüberzeugung empor, daß ich den Gedanken, ſie könnte mir auf irgend eine Weiſe noch fehlen, mir nicht einmal einfallen ließ. Ich hatte Kredit, ich hatte Geld, ich war geliebt und es zeigte ſich ſogar in Geldſachen kein Schatten eini-

einiger Bedenklichkeit in meinen Umgebungen. Tſchiffeli's und mehrerer Berner Grapp-Pflanzungen, die man damals ſo viel als vollkommen gerathen anſah, erregten großes Aufſehen, und im Vertrauen auf die Kenntniſſe und Erfahrungen, die ich mir im Feldbau bey Tſchiffeli erworben, verband ſich ein ſehr reiches Haus meiner Vaterſtadt für einen Verſuch in dieſer Pflanzung mit mir, und es ſchien ſich einen Augenblick alles zu vereinigen, um mich ohne Rückſicht auf den eigentlichen Zweck der Grapp-Pflanzung im allgemeinen, zum höchſten Gipfel meiner landwirthſchaftlichen und menſchenfreundlichen Hoffnungen empor zu heben. Ich war bey meinen Nachforſchungen nach einer, in landwirthſchaftlicher Kultur noch in einem hohen Grade zurückſtehenden Gegend, in der ich mich einkaufen wollte, durch Hrn. Pfarrer Rengger in Gebiſtorf mit dem Zuſtand des Birrfelds bekannt, auf welchem ſeit undenklichen Zeiten ein paar tauſend Jucharten faſt immer brach lagen und die meiſte Zeit vom Kloſter Königsfelden als eine ſchlechte, dürre Schafweide benutzt wurde und nicht anders benutzt werden konnte, weil der ganze Umfang dieſer großen Haide nur an ihren äußerſten Gränzen einige wenige Jucharten ſchlechtes Mattland, ſo wie nur wenige unbedeutende Waſſerquellen hatte. Das Mißverhältniß der Matten und der Aecker war im ganzen Umfang dieſes Bezirks ſo groß, daß man wohl dreißig Juchart trockenes Ackerland auf eine Juchart ſchlechtes, trockenes Mattland zählen konnte. Dabey waren die Beſitzer dieſer großen Weide allgemein ſo arm, daß ſie durchaus nicht im Stande waren, durch Ankauf von Heu und

Stroh etwa allmählig etwas zur Verbeſſerung ihrer öde liegenden Kornfelder beyzutragen. Aber wenige Jahre, ehe ich dieſe Gegend kennen lernte, hatte man im Dorfe Lupfig, das an Birr, woſelbſt ich mich einkaufen wollte, anſtoßt, eine Mergelgrube entdeckt, die zur künſtlichern Anlegung von Matten ganz ausgezeichnete Wirkung hatte, und zugleich zeigte ſich, daß in den trockenſten Gegenden des kalkartigen Bodens, der am Fuß des Bruneggergebürgs hinter Birr liegt, die Eſparſette ohne Dünger mit entſchiedenem Erfolg gebaut werden könnte. Der damalige Pfarrer von Birr, Herr Frölich, den ich durch Hrn. Pfarrer Rengger kennen gelernt, war ein mit dem Weſen der Landwirthſchaft ſehr vertrauter und für die Verbeſſerung dieſer Gegend ſich wirklich intereſſirender Mann. Dieſer machte mich mit den wichtigen Umſtänden, die ich eben des Birrfelds halber berührt, näher bekannt, und überzeugte mich bald, daß die weſentlichen Mittel, welche eine ſolide Verbeſſerung dieſer Gegend im Großen herbeyführen müſſen, mit Sicherheit zur augenblicklichen und leichten Benutzung ſchon an der Hand liegen. Geſtützt auf die ökonomiſchen Kräfte und Mitwirkung, die mir das Verhältniß mit dem Handelshauſe, das ſich zu dieſen Endzwecken mit mir verband, vollkommen zuzuſichern ſchien, nahm ich augenblicklich den Entſchluß, ſechs bis achthundert Juchart von dieſem Land um den Spottpreis, um den es damals zu haben war, ſo geſchwind als es thunlich zuſammenzukaufen, und fieng ſogleich, nachdem ich gegen hundert Juchart deſſelben bey einander hatte, mit dem Bau eines Hauſes an, deſſen Anlage für das Weſen meiner Zwecke ſo unüberlegt, ſo unpaſſend und zweckwidrig war, als der Ankauf des großen Landſtrichs, den ich mir vornahm, an ſich vollkommen wohl berechnet und in ſeinen ökonomiſchen Vortheilen unfehlbar geweſen wäre. Aber in der Ausführung hätte auch dieſer Plan dennoch ſehr große, und ich bin jetzt überzeugt, unüberſteigliche Schwierigkeiten gehabt. Die Zahl der Güter, die bis nahe an die Oerter Birr, Lupfig und Brunegg in dieſem Fall in meine Hände gefallen wären, hätten die anſtoßenden Aecker in wenig Jahren in ihrem Preis zehn und mehrmal höher, als ſie in dieſem Zeitpunkt ſtanden, ſteigen gemacht; dadurch hätten ſich dieſe an mich anſtoßenden Dörfer plötzlich ihrer nächſten Güter um einen todten Pfenning beraubt geſehen; dieſes aber hätte die Berner'ſche Regierung nothwendig zu ihren Gunſten mir und meinem Unternehmen ungeneigt und entgegen wirkend machen müſſen. Die Sache aber nahm plötzlich eine andere Wendung. Mein unvorſichtiger und zweckwidriger Hausbau und das öffentliche Urtheil über den Mann, dem ich in der Beſorgung meines ganzen Unternehmens ein ſehr großes Vertrauen ſchenkte, der aber, obgleich in gewiſſen weſentlichen Rückſichten für mich außerordentlich brauchbar, allgemein verhaßt und gefürchtet war, nahm demſelben in der ganzen Nachbarſchaft ſchnell das öffentliche Vertrauen. Das Handelshaus, mit dem ich für mein Unternehmen verbunden war, bekam von allen Seiten und ſelber vom Pfarrer Frölich, der mir im Anfang dieſen Ankauf gerathen, aber auch den Mann, dem ich in der Ausführung meines Plans mein Vertrauen ſchenkte, ſehr haßte, den Bericht, mein ganzes Unternehmen ſey, wie ich es führe, ein Narrenſtreich und das Haus werde, wenn es meiner Handlungsweiſe nicht Einhalt thue, das Geld, das es darein ſetze, ganz ſicher alles verlieren. Beſtürzt über dieſe Nachrichten, aber liebreich und ſorgfältig, ſandte es zwey achtungsvolle Männer meiner Vaterſtadt, die in Rückſicht auf landwirthſchaftliche Kenntniſſe allgemein das größte Vertrauen hatten, zu mir, um den Zuſtand der Unternehmung zu unterſuchen und ihm davon Bericht zu ertheilen. Ich weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, glücklicher- oder unglücklicherweiſe für mich, war dieſen Herren der kalkartige Boden, den ich angekauft hatte, in Rückſicht ſeiner Eigenthümlichkeit und der Leichtigkeit, durch Mittel, die an Ort und Stelle vorhanden waren, verbeſſert zu werden, durchaus nicht bekannt. Der große Theil des Landes, der zum Theil viele Jahre nicht gepflügt wurde, war faſt wie der Boden einer Steingrube, ohne Spur von nahrhafter Erde, und auch im gepflügten Land war nach ein paar Regentagen, die darüber giengen, in ſeiner Oberfläche faſt nichts zu ſehen, als die Menge kleiner weißer Kalkſteine, die den Boden bedeckten. Sie erſtaunten über die Unvorſichtigkeit meiner Ankäufe, noch mehr aber über die Unpaſſenheit und Koſtbarkeit der Anlage des Wohngebäudes, das ich angefangen; und hatten in letzter Rückſicht auch vollkommen recht. Auf ihren Bericht hin hielt das mit mir verbundene Haus das Unternehmen für vollkommen verloren, zog ſich mit einigem Verluſt zurück und überließ mir die weitere Ausführung deſſelben allein. Ich für mich hielt das Unternehmen durchaus noch nicht als entſchieden gefehlt. Es war es auch in ſeinem Weſen wirklich nicht. Der Preis der Juchart, die ich im Durchſchnitt allgemein zu zehn Gulden gekauft hatte, ſtieg von Jahr zu Jahr und ſteht jetzt notoriſch und allgemein auf zwey- drey- bis vierhundert Gulden; er wäre auch, wenn ich meine Ankäufe fortgeſetzt hätte, weit ſchneller ſo hoch geſtiegen. Der Boden meines Guts war gegen allen Anſchein gut und leicht verbeſſerbar. Die dürren Aecker verwandelten ſich ſchnell in blühende Eſparſettenfelder; kurz der Grund des Fehlſchlagens meines Unternehmens lag nicht in ihm, er lag weſentlich und ausſchließlich in mir und in meiner, zu jeder Art von Unternehmung, die praktiſch ausgezeichnete Kräfte anſpricht, pronunzirten Untüchtigkeit. Jedermann kannte dieſelbe; nur ich ſelbſt nicht. Der Traum meines Lebens, die Hoffnungen eines großen, ſegensvollen Wirkungskreiſes um mich her, das in einem ruhigen, ſtillen, häuslichen Kreis ſeinen Mittelpunkt finden ſollte, war nun völlig dahin. Mein Nothzuſtand, den täglich wachſenden Anſprachen meines unausgebauten Hauſes und Guts ein Genüge zu leiſten, ſtieg immer in dem Grad, als ich mich in den Mitteln, ihm abzuhelfen, ungeſchickt benahm. Meine Gemahlin litt unter dieſen Umſtänden tief; aber weder in mir, noch in ihr, ſchwächte ſich auch unter denſelben der Vorſatz, unſere Zeit, unſere Kräfte und den Ueberreſt unſeres Vermögens der Vereinfachung des Volksunterrichts und ſeiner häuslichen Bildung zu widmen. Das aber half bey der Ungeſchicklichkeit und Ungewandheit, mit der ich mich auch jetzo noch in den Anbahnungs- und Vorbereitungsmitteln zu meinen Zwecken benahm, gar nichts; im Gegentheil, es verführte mich noch und das um ſo mehr, da ich bey den Grundübeln, die meine erſte Unternehmung ſcheitern machten und noch unerkannt und ungebeſſert in mir ſelbſt lagen, für ein neues Unternehmen, zu dem mich meine Traumſucht hinführte, unglücklicherweiſe noch eine nur verführeriſche und im Grunde zu nichts helfende Handbietung fand. Ich verſuchte nämlich, mitten indem der Zuſtand meiner ländlichen Unternehmung mich ökonomiſch ſchon ſehr drückte und immer mehr zurückbrachte, eine Armenanſtalt zu begründen, die dem ganzen Umfang der träumeriſchen Hoffnungen, welche ich mir in meinen frühern Jahren davon machte, entſprechen ſollte. Der Glaube an meine Fähigkeit, diesfalls etwas leiſten zu können, das für meine Zwecke in einem großen und weitführenden Umfange einzuwirken geeignet ſey, belebte mich forthin mit einer unüberſteiglichen Gewalt. Ich wollte mein Gut zu einem feſten Mittelpunkt meiner pädagogiſchen und landwirthſchaftlichen Beſtrebungen, um deren willen ich meine Vaterſtadt verließ, erheben. Aber außer den dießfälligen Schwierigkeiten, die in mir ſelbſt lagen, und den ungünſtigen, ökonomiſchen Umſtänden, in denen ich mich jetzo ſchon befand, ſtanden mir noch äußere Schwierigkeiten im Weg, die ich nicht ahnte und denen ich um meines individuellen Karakters willen in einem ganz außerordentlichen Grad unterlag. Ich wollte bey alle dieſem träumeriſch in allen Rückſichten das Höchſte, indeſſen mir ebenſo in allen Rückſichten die Kräfte, Fähigkeiten und Fertigkeiten mangelten, von denen die gute Beſorgung der erſten und niederſten Anfangspunkte und Vorbereitungsmittel des Hohen und Großen, das ich ſuchte, allein mit Erfolg auszugehen vermag.

Dieſe unglückliche Hinlenkung, in allem was ich vornahm, die oberſte Stufe der Leiter, die zu meinen Zwecken hinführen ſollte, zu erklimmen, ehe ich auf den untern Stufen derſelben feſten Fuß gefaßt, und zugleich die Oberflächlichkeit in den Mitteln, die allgemein anerkannten und von mir tief zu Herzen genommenen Mängel der Volkserziehung in allen Anfangspunkten mit nöthiger praktiſcher Sachkenntniß und Sorgfalt entgegenzuwirken, abzuhelfen, konnte nichts anders als auf das Fehlſchlagen auch dieſes gegenwärtigen Plans einen entſcheidenden Einfluß haben. Der herrſchende Zeitgeiſt belebte und ſtärkte dieſe Urſachen des Fehlſchlagens, die in mir ſelbſt lagen, in einem ſehr hohen Grade; er konnte nicht anders, er mußte es. Die Keime zur Entfaltung von Scheinſurrogaten der alten, kraftvollen Erziehungsfundamente, dieſe böſe Quelle der Verkünſtelungs-Verwirrungen und das allgemeine Beſtreben des pädagogiſchen Jahrhunderts, in den höhern Stufen der Bildung zu glänzen, ehe dem Bedürfniß einer ſoliden Begründung ihrer niedern Stufen ein Genüge geſchehen konnte, war, ohne daß ich es ahnte, wußte und glaubte, in der höchſten Uebereinſtimmug mit der Fehlerhaftigkeit meines ganzen Benehmens; und es war doch eben dieſe Richtung des Zeitgeiſts, der ich durch meine Beſtrebungen mit enthuſiaſtiſcher Begeiſterung entgegen wirken zu können glaubte.

So groß, unausſprechlich groß war bey der Eigenheit meines Sinns der Contraſt deſſen, was ich wollte, mit dem was ich that, und mit dem was ich konnte, der aus dem Mißverhältniß meiner gemüthlichen Belebung und meiner geiſtigen Kraftloſigkeit und bürgerlichen Ungewandtheit hervorgieng und hervorgehen mußte. Ich ahnte die Schwierigkeiten, die die allgemeine Verkünſtelung, die in der Zeiterziehung herrſcht, jeder wahrhaften und ſoliden Vereinfachung der Erziehung und des Unterrichts auch in den niederſten Ständen, folglich auch meinem neuen Verſuche in den Weg zu legen ſo vorzüglich geeignet waren, nicht einmal von ferne. Ich fühlte durchaus nicht, wie ich ſollte, daß wo immer der Geiſt der Zeit irgend einer guten Richtung des Erziehungsweſens im Allgemeinen in allen Ständen entgegen iſt, da iſt er es auch in jedem Einzelnen und in den niederſten Volksklaſſen wie in den höhern. Das arme und in Niedrigkeit lebende Volk kann unendlich ſchwer einfach und naturgemäß erzogen werden, wo die Erziehung aller derer, die nicht arm und nicht in der Noth ſind, in einem hohen Grad naturwidrig und verkünſtelt iſt. Dieſer Umſtand legte natürlich der Ausführung meines pädagogiſchen Plans zahlloſe, von mir nicht vorgeſehene Schwierigkeiten in den Weg. Um ſie aber in ihr wahres Licht zu ſetzen, muß ich auf den eigenthümlichen Urſprung meines dießfälligen Verſuchs zurückkehren.

Ich trat öffentlich mit einem Plan zur Errichtung eines Armenerziehungshauſes auf, deſſen Anſichten und Grundſätze auch beim Mißtrauen gegen meine praktiſche

Tüchtigkeit in ökonomiſcher Hinſicht dennoch vielſeitig gefiel, und beſonders in Zürich, Bern und Baſel viele edle, vaterländiſche Männer ſo warm anſprach, daß ich zum Anfang deſſelben ſogleich eine, mich im Verhältniß meiner Zwecke täuſchende und irreführende Handbietung fand und mir ebenſo, auf dieſe Handbietung geſtützt, von allen Seiten arme Kinder in dieſe Anſtalt angeboten wurden. Aber unter dieſen waren ſehr viele im höchſten Grad verwilderte, und was noch ſchlimmer war, viele ſelber im Bettelſtand in einem ſehr hohen Grad verzärtelte und dabey protegirte und durch frühere Unterſtützung anſpruchsvolle und anmaßliche Kinder, denen die kraftvolle Bildung, die ich ihnen nach meinen Zwecken geben wollte, und geben ſollte, zum voraus verhaßt war. Dieſe ſahen den Zuſtand, in dem ſie bey mir waren, als eine Art Erniedrigung gegen denjenigen, in dem ſie ſich vorher befanden, an. Mein Haus war alle Sonntage von Müttern und Verwandten ſolcher Kinder, die den Zuſtand derſelben ihren Erwartungen nicht genugthuend fanden, voll. Alle Anmaßungen, die ſich verzogenes Bettelgeſindel in einem Hauſe, das weder öffentlichen Schutz, noch imponirendes Anſehen in ſeinem Aeußern hatte, erlaubt, wurden von ihnen gebraucht, um ihre Kinder in ihrer Unzufriedenheit zu beſtärken, und einige wagten es ſogar, mir gerade zu zu ſagen, der Herr von A., der Herr von B. und der Herr von C., auf deſſen Rath ſie mir ihre Kinder übergeben, werde ihre dießfälligen Klagen gewiß eben ſo wahr finden als ſie ſelber. Und es war wirklich ſo. Hie und da ſpürte ich gar bald den Einfluß ſolcher protegirten Bettelväter und Bettelmütter auf Perſonen, die mir dieſe Kinder übergeben oder empfohlen hatten. Andere, ganz verwilderte Kinder wurden mir bei Nacht und Nebel, ſo bald ſie gebildet waren, in ihren Sonntagskleidern entführt, und ich fand an den Orten ihrer Wohnung gar oft eine merkliche Unbereitwilligkeit der Behörden, ſie mir mit Vertrauen, ohne Umſchweife und Weitläufigkeiten, wieder zuführen zu laſſen. Doch dieſe Schwierigkeiten wären nach und nach mehr oder minder zu überwinden geweſen, wenn ich meinen Verſuch nicht in einer, mit meinen Kräften ganz unverhältnißmäßigen Ausdehnung zu betreiben geſucht und mit einer beinahe ganz unglaublichen Gedankenloſigkeit gleich im Anfang in eine Unternehmung hätte verwandeln wollen, die abſolut ſolide Fabriks-, Menſchen- und Geſchäftskenntniſſe vorausſetzte, die mir in eben dem Grad mangelten, als ich ihrer bey der Richtung, welche ich meiner Unternehmung jetzt ertheilte, dringend bedurfte. Ich, der ich das Voreilen zu den höhern Stufen des Unterrichts vor der ſoliden Begründung der Anfangspunkte ihrer niedern Stufen ſo allgemein mißbilligte und als das Grundübel der Zeiterziehung anſah, auch ihm in meinem Erziehungsplan ſelber mit allen Kräften entgegenwirken zu wollen glaubte, ließ mich durch die Vorſpiegelung der größern Abträglichkeit der höhern Zweige der Induſtrie, ohne weder ſie, noch die Mittel ihres Erlernens und Einführens auch nur von ferne zu kennen, dahin lenken, im Spinnen- und Webenlehren meiner Schulkinder eben die Fehler zu begehen, die ich, wie ich eben geſagt, im Ganzen meiner Erziehungs-Anſichten ſo ſehr verwarf, mißbilligte und für den Hausſegen aller Stände gefährlich achtete. Ich wollte das feinſte Geſpinnſt erzwingen, ehe meine Kinder auch nur im Groben einige Feſtigkeit und Sicherheit in ihre Hand gebracht, und ebenſo Muſſelintücher verfertigen, ehe meine Weber ſich genugſam Feſtigkeit und Fertigkeit im Weben gemeiner Baumwollentücher erworben. Geübte und gewandte Fabrikanten gehen bey einem ſolchen verkehrten Benehmen zu Grunde; wie vielmehr mußte ich damit zu Grunde gehen, der ich in der Beurtheilung alles deſſen, was es hiezu forderte, ſo blind war, daß ich beſtimmt ſagen muß, wer nur einen Faden des Meinigen in ſeine Hand nahm, war ſogleich im Stand, den halben Werth deſſelben darin für mich verſchwinden zu machen. Auch ſteckte ich, ehe ich mich verſah, in unerſchwinglichen Schulden, und der größere Theil des Vermögens und der Erbhoffnungen meiner lieben Frau war gleichſam in einem Augenblick in Rauch aufgegangen. Unſer Unglück war entſchieden. Ich war jetzt arm. Die Größe und Schnelligkeit meines Unglücks war nebenbey auch dadurch herbeygeführt, daß ich in dieſem Unternehmen, wie in dem erſten, leicht, ſehr leicht ein ungeprüftes Vertrauen erhielt. Mein Plan fand bald einen Grad von Zutrauen, das er bey ernſter Aufmerkſamkeit auf mein früheres dießfälliges Benehmen bey der gegenwärtigen Unternehmung gar nicht verdient hatte. Man ahnete bey allen ſchon gemachten Erfahrungen meiner dießfälligen Fehler dennoch den Grad meiner Kraftloſigkeit in allem praktiſchen Thun noch nicht ſo groß, als er wirklich war. Ich genoß eine Weile auch jetzo noch ein dem Anſchein nach weit führendes Vertrauen. Aber da mein Verſuch, wie er mußte, ſchnell ſcheiterte, verwandelte ſich das, in meinen Umgebungen in einem eben ſo wenig genugſam überlegten Grad des Gegentheils in eine völlig blinde Wegwerfung auch des letzten Schattens der Achtung meiner Beſtrebungen und des Glaubens an meine Tüchtigkeit zur Erzielung irgend eines Theils derſelben. Es iſt der Weltlauf, und es gieng mir, wie es jedem, der alſo durch ſeinen Fehler arm wird, geht. Ein ſolcher Menſch verliert auch mit ſeinem Geld gemeiniglich den Glauben und das Zutrauen zu dem, was er wirklich iſt und wirklich kann. Der Glaube an die Kräfte, die ich für meine Zwecke wirklich hatte, gieng jetzt mit dem Glauben an diejenigen verloren, die ich mir, in meinem Selbſtbetrug irrend, anmaßte, aber wirklich nicht hatte. Ich kann es niemand verargen, die Kräfte, die ich für meine Zwecke wirklich beſaß, hatten Lücken, ohne deren genugthuende Ausfüllung ſie ſegenslos in mir ſelbſt lagen. Ich hatte leider ſchon zweimal in entſcheidenden Augenblicken den Rath vergeſſen, den mir der erſte Freund meiner Jugend auf ſeinem Todbette dieſer Lücke halber gab. Ich ſchäme mich, oder vielmehr es betrübt mich im Innerſten. Das große Unglück meiner Lebenstage bis auf dieſe Stunde iſt eine beſtimmte Folge dieſes unverzeihlichen Fehlers. Mein Verſuch ſcheiterte auf eine herzzerſchneidende Weiſe. Meine Frau hatte im Uebermaaß ihres Edelmuths ihr Vermögen beynahe ganz für mich verpfändet. Perſonen, deren Namen ich verſchweigen muß, mißbrauchten vielſeitig mit Härte und zum Theil mit Gefährde ihren Edelmuth. Doch, es ergreift mich eine unwiderſtehliche Wehmuth, ich muß das Nähere und Drückendſte dieſer Umſtände und ihrer Folgen mit Stillſchweigen übergehen. Ich beklage nur meine Gemahlin, die, indem ſie ſich mir aufopferte, alles verlor, was ihr edles Herz hätte glücklich machen, und was ſie durch ihre Verheirathung mit mir an meiner Seite zu wirken und zu genießen hoffte. Doch, Gottlob! Was ich ihr durch meine Fehler entriß, das gab ihr Gott auf eine gewiſſe Weiſe durch Freunde wieder, die bis an ihr Grab ihr Vieles erſetzten, was ſie durch mich verloren, und ſie in Vielem tröſteten, in was ſie durch mich betrübt wurde; ſie genoß in der langen Reihenfolge ihrer Leidensjahre eine theilnehmende Aufmerkſamkeit und Sorgfalt von einigen edeln Freundinnen, die ihr die Leiden ihrer Tage mit einem Zartgefühl erleichterten, für die ich ihnen und der ob der Unſchuld und dem Edelmuth mit göttlicher Kraft waltenden Vorſehung bis auf meinen letzten Athemzuge nicht genug danken kann. Auch ich beſaß in meinem Unglück noch viele Freunde; aber ich hatte beynahe bey ihnen allen auch die letzte Spur irgend eines Funkens von Vertrauen verloren. Sie liebten mich nur noch hoffnungslos; im ganzen Umfang meiner Umgebungen ward das Wort allgemein ausgeſprochen, ich ſey ein verlorner Menſch, es ſey mir nicht mehr zu helfen. Das gieng ſo weit, daß meine beſten Freunde, beklemmt von dieſem Urtheil und voll von Mitleid, wenn ſie mich oben an einer Gaſſe erblickten, ſich in eine andere zurückzogen, damit ſie nicht in die Lage kommen, mit einem Menſchen, dem durchaus nicht zu helfen ſey, ein ſie nur ſchmerzendes und mir ſelbſt nichts helfendes Wort zu verlieren, und Buchhändler Füßli, der beinahe noch der einzige Menſch war, mit dem ich über meine Lage ein herzliches und theilnehmendes Wort reden konnte, ſagte mir in dieſem Zeitpunkt gerade heraus: meine alte Freunde halten es beynahe allgemein für ausgemacht, ich werde meine Tage im Spital, oder gar im Narrenhauſe enden. Dieſer liebenswürdige für mich, ach, zu frühe geſtorbene Freund nahm innigen herzlichen Antheil an meinem Schickſal, und in eben der Stube, in der er mir dieſes ſagte, ereignete ſich in gleichem Zeitpunkt ein Umſtand, der plötzlich eine Beſſerung meiner ökonomiſchen Lage und das Ende der traurigen Verhältniſſe der Meinigen herbeizuführen geeignet ſchien. Füßli war wahrer Freund der alten bürgerlichen Anmaßungsloſigkeit und ſelber des veralteten Ueberreſtes der Einfachheit der Vorzeit in den Formen des öffentlichen Stadtdienſtes; und man war eben im Begriff, die krummen Wächter vor dem Rathhaus und unter den Thoren in eine, den damals entkeimenden, republikaniſch herrſchaftlichen Modeanſichten des Regierungsdienſtes angemeſſene Form umzugeſtalten. Dieſe Neuerung hatte mit dem erwachenden Modegeiſt des Militärprunks ohne Militärkraft engen Zuſammenhang und war von Einfluß habenden Perſonen unterſtützt, die an der Paradeſtellung müſſiggängeriſcher bürgerlicher und bäuriſcher Soldaten mehr Freude hatten und ihr Dekorum und ihren Prunk beſſer zu beurtheilen wußten, und höher ſchätzten, als den Werth des Bürgerfleißes und der Bürgerehre, von denen der häusliche Segen der Vaterſtadt von Alters her ausgieng und ſich in der Vorzeit Jahrhunderte lang allgemein blühend erhielt. Dieſe Maßregel, wie ſie geſchah, mißfiel ſehr vielen altväteriſch denkenden Bürgern, und auch mir. Ich machte in einem launigen Augenblick einen, dieſe Neuerung in's Lächerliche ziehenden, kleinen Aufſatz, der eben auf Füßli's Tiſch lag, als dieſer mit ſeinem Bruder, dem Maler, der, ſo viel ich weiß, jetzo noch in hoher Achtung in London lebt, über mein trauriges Schickſal redete, und bejammerte, daß er durchaus kein Mittel kenne, mir, wie ich ſey, und wie ich mich benehme, aus meiner Lage zu helfen. Der Maler nahm in eben dieſem Augenblick die „Schnurre“ über die Umſtaltung der krummen, ſtaubigen und ungekämmten Stadtwächter unter unſern Thoren in gerade gekämmte und geputzte, in die Hand, las ſie mehrere Male durch, und ſagte dann zu ſeinem Bruder: Dieſer Menſch kann ſich helfen wie er will; er hat Talente, auf eine Art zu ſchreiben, die in dem Zeitpunkt, in dem wir leben, ganz gewiß Intereſſe erregen wird; muntere ihn dazu auf und ſage ihm von meiner Seite, er könne ſich als Schriftſteller ganz gewiß helfen, wenn er nur wolle.“ Mein Freund ließ mich auf der Stelle zu ſich kommen und jubelte, indem er mir das ſagte und hinzuſetzte: „Ich kann gar nicht begreifen, wie es möglich war, daß mir das nicht von mir ſelbſt in Sinn kam.“ Mir war es, wie wenn er mir einen Traum erzählte.

Ich hatte mich im Drange meiner Schickſale kulturhalber ſo vernachläſſigt, daß ich bald keine Zeile mehr ſchreiben konnte, ohne Sprachfehler darin zu begehen, und glaubte, was Füßli auch immer ſagte, mich dazu gänzlich unfähig. Doch die Noth, von der man ſonſt ſo oft ſagt, ſie ſey ein böſer Rathgeber, war mir jezt ein guter. Marmontel's Contes moraux lagen eben, als ich heim kam, auf meinem Tiſche; ich nahm ſie ſogleich mit der beſtimmten Frage, ob es vielleicht möglich ſey, daß ich auch ſo etwas machen könne, in die Hand, und nachdem ich ein Paar dieſer Erzählungen geleſen und wieder geleſen, ſchien es mir doch, das ſollte nicht ganz unmöglich ſeyn. Ich verſuchte fünf oder ſechs dergleichen kleine Erzählungen, von denen ich nichts mehr weiß, als daß mich keine von ihnen anſprach; die letzte war Lienhard und Gertrud, deren Geſchichte mir, ich weiß nicht wie, aus der Feder floß, und ſich von ſich ſelbſt entfaltete, ohne daß ich den geringſten Plan davon im Kopf hatte, oder auch nur einem ſolchen nachdachte. Das Buch ſtand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen. Ich fühlte ſeinen Werth, aber doch nur wie ein Menſch, der im Schlafe den Werth eines Glücks fühlt, von dem er eben träumt. Ich wußte kaum, daß ich wachte; doch fing ein erneuerter Funke von Hoffnung an, ſich in mir zu regen, daß es möglich ſeyn möchte, meine ökonomiſche Lage auf dieſer Bahn zu beſſern und den Meinigen erträglicher zu machen. Ich zeigte meinen Verſuch einem Freunde Lavater's, der auch mein Freund war. Dieſer fand ihn intereſſant, aber ſagte dennoch: „So wie das Buch ſey, könne es nicht gedruckt werden; es ſey unerträglich inkorrekt und unliterariſch, und werde durch die Umarbeitung von einem Menſchen, der ſchriftſtelleriſche Uebung habe, ſehr gewinnen,

mit

mit Hinzuſetzen, er wolle es, wenn es mir recht ſey, einem Freund übergeben, den er hiezu ſehr fähig glaube." Anmaßungslos, wie ein Kind, antwortete ich ihm: „das ſey mir ſehr recht" und übergab ihm die drey oder vier erſten Bogen des Buchs zu einer ſolchen Umarbeitung auf der Stelle. Aber wie erſtaunte ich, als er mir dieſe Bogen mit ihrer Umarbeitung wieder zurückgab. Es war eine eigentliche theologiſche Studentenarbeit, die das reine Naturgemälde des wahren Bauernlebens, wie es von mir in ſeiner nackten, aber treuen Geſtalt einfach und kunſtlos dargeſtellt war, in frömmelnde Kunſtformen umwandelte, und die Bauern im Wirthshauſe eine ſteife Schulmeiſterſprache reden machte, die von der Eigenthümlichkeit meines Buchs auch keinen Schatten mehr übrig ließ. Das konnte mir nicht behagen. Der Freund, der dieſem jungen Menſchen dieſen Auftrag gegeben, ſchämte ſich jezt des Erfolgs ſelber, und ich bedankte mich der weitern Umarbeitung meines Buchs. Ich wollte daſſelbe durchaus nicht ſo verkrüppelt gegen mich ſelbſt, wie es mir in dieſer Umarbeitung in die Augen fiel, in die Welt hinausſchicken, und entſchloß mich wenige Tage hernach auf Baſel zu reiſen, um mich mit Herrn Rathſchreiber Iſelin, den ich als Mitglied der helvetiſchen Geſellſchaft in Schinznach kennen gelernt und über alles hochachtete, über mein Buch und über die Art ſeiner Herausgabe in allen Rückſichten zu berathen. Ich warf in dieſer Angelegenheit mein Augenmerk vorzüglich auch darum auf ihn, weil ich von ihm ſicher war, daß er in der Beurtheilung des Tons meines Buchs weniger kleinſtädtiſche Rückſichten nehmen werde, als ich dieſes von den meiſten meiner übriggebliebenen Freunde vorausſah und zu beſorgen hatte. Aber ſein Urtheil und ſein Benehmen übertraf dennoch alle meine Erwartung. Der Eindruck, den es auf ihn machte, war ganz außerordentlich. Er ſprach geradezu aus: „Es hat in ſeiner Art noch keines ſeinesgleichen, und die Anſichten, die darin herrſchen, ſind dringendes Bedürfniß unſerer Zeit; dem Mangel orthographiſcher Richtigkeit, ſetzte er hinzu, iſt leicht abzuhelfen,“ und übernahm die Sorge hiefür, ſo wie diejenige, für die Ausgabe deſſelben und für ein anſtändiges Honorar, das mir dafür gebühre, ſogleich ſelber. Doch ſagte er dieſes leztern halber noch zu mir: „es wird wahrſcheinlich nicht bedeutend ſeyn, weil Sie als Schriftſteller neu ſind und noch keinen Namen haben.“ Er ſchrieb auch ſogleich an Becker nach Berlin, der mir einen Louisd'or für den Bogen bezahlte, dabey aber verſprach, wenn der Abgang des Buches eine zweite Auflage nothwendig mache, ſo wolle er mir für den Bogen abermal ſo viel zahlen. Ich war unausſprechlich zufrieden. Ein Louisd'or für den Bogen war mir in meinen Umſtänden viel, ſehr viel. Das Buch erſchien und erregte in meinem Vaterland und in Deutſchland allgemein ein ganz ausgezeichnetes Intereſſe. Bald alle Journale machten ſeine Lobrede, was faſt noch mehr iſt, bald alle Kalender wurden davon voll; was mir aber das Unerwarteſte war, die ökonomiſche Geſellſchaft in Bern erkannte mir gleich nach ſeiner Erſcheinung ein Dankſchreiben mit ihrer großen goldenen Medaille zu, die ich aber, ſo ſehr ſie mich freute, und ſo gern ich es gethan hätte, in meiner Lage nicht behalten konnte, ſondern nach einigen Wochen um den Geldwerth in ein Kabinet verkaufen mußte. Ich kannte den Werth meines Buchs in ſeinen Hauptanſichten ſelbſt noch gar nicht, und dachte nichts weniger, als daß es eine gerathene, maleriſche Darſtellung des ganzen Umfangs der Grundſätze und Geſichtspunkte der Idee der Elementarbildung ſeyn könnte, die ich zwanzig bis dreißig Jahre ſpäter als das Fundament aller naturgemäßen Erziehungs- und Unterrichtsmittel zu erkennen anfing; und ſeither in der ganzen Zeitfolge meiner pädagogiſchen Beſtrebungen ſowohl in ihrem Weſen immer tiefer zu erforſchen, als in ihrer Ausübung und Einführung praktiſch zu erproben geſucht habe. Ich dachte nicht einmal, daß es als ein wirklich gerathenes Gemälde des Ideals und der innern Grundſätze und Geſichtspunkte des Erziehungsverſuchs angeſehen werden könnte, den ich lange, ehe ich dieſes Buch geſchrieben, auf meinem Gut unternommen, aber höchſt unglücklich ausgeführt habe. Es war ſowohl das eine als das andere wirklich, und zwar in beyden Rückſichten in einem hohen Grad, und in einer hohen, umfaſſenden Wahrheit. Ich kannte damals das Wort: „Idee der Elementarbildung" gar nicht, und hatte es mit Bewußtſeyn auch noch nie ausſprechen gehört. Aber das Weſen dieſer Idee, wie ſie im niedern, gemeinen Volk, beym faſt gänzlichen Mangel aller nöthigen Kunſtmittel, allein ausgeführt werden kann, und wie ich es ſchon damals, aber freylich wörtlich unbewußt, in mir trug, iſt im Bild der Gertrud in ſeiner Vollendung dargeſtellt. Meine und der Meinigen Freude war über dieſen

Erfolg unausſprechlich groß. Es hatte auch wirklich den Anſchein eines ſoliden Einfluſſes auf die Verbeſſerung meiner ökonomiſchen Lage, indem es die Aufmerkſamkeit einiger bedeutender Menſchenfreunde auf mich erneuerte und belebte; aber ſo wenig als ich den Erfolg dieſes Buchs, ſo wie er wirklich war, erwartete, eben ſo wenig ahnete in meinen Umgebungen irgend jemand die innere weſentliche Tendenz deſſelben, und das innere Leben der Beſtrebungen, die in mir ſelbſt lagen, und mir die äuſſere Hülle ſeiner Form, beynahe ſelbſt unbewußt, in die Feder legten. Aber weniger noch, als ich ſelbſt, ahneten meine Umgebungen ſeinen innern Werth und ſeine innere Tendenz. Es hatte auch in ökonomiſcher Hinſicht keine bedeutende Folgen für mich. Man ſah es in meinen nächſten Umgebungen, die in ökonomiſcher Hinſicht allein einen weſentlichen Einfluß auf mich hätten haben können, blos als einen, die Leſeſucht des damaligen Zeitgeſchlechts lebhaft anſprechenden Roman an, und äußerte von allen Seiten, das Buch zeige klar, daß ich einige Anlagen fürs Romanenſchreiben habe, und wenn ich doch jezt nur die Gnade hätte, dieſes Talent Tag und Nacht fleißig und ordentlich zu gebrauchen, um mir und meiner Haushaltung einen beſſern Mundvoll Brod zu verſchaffen, als man mich einen eſſen ſah. Man äußerte ſogar hie und da laut, es ſey ſchlecht von mir, wenn ich nicht ſuche, durch dieſen einzigen Weg, der mir noch offen ſey, auch wieder zum Stand eines ehrenfeſten Bürgers meiner lieben Vaterſtadt zu gelangen, den ich gegenwärtig in einem ſo hohen Grad allgemein verloren. Aber es lag durchaus nicht in meiner Natur, dieſen Rath, ſo wie *er mir gegeben war*, zu befolgen. Ich vermochte es auch in der größten Noth nicht, dieſen Brodverdienſt, zu dem man mich dabey noch einſeitig und hie und da bitter und leidenſchaftlich hinwies, zum belebenden Fundament meiner Thätigkeit und meiner Anſtrengung zu machen. Ich wollte mehr, ich wollte durchaus mit meiner Lebensthätigkeit auf den, mir zu Herzen gehenden Zuſtand der Volkskultur meines Vaterlands Einfluß ſuchen; und durch das Talent, das man mir jezt eingeſtand, den *Volksſegen* durch *Volkswahrheit* beſſer zu begründen trachten, als ich ihn um mich her begründet ſah. Ich wollte durchaus mit meiner Lebensthätigkeit auf den mir zu Herzen gehenden Zuſtand der Volkskultur meines Vaterlands Einfluß ſuchen. Lavater fühlte mitten in meiner Lage mehr als irgend jemand in meinen Umgebungen, daß ich einiges Talent und einige Kräfte hiefür beſitze, die man mit Unrecht in mir in dem Grad überſah und verſchmähte, in dem es wirklich geſchah. Er ſagte einmal zu meiner Frau: „Wenn ich ein Fürſt wäre, ich würde „Peſtalozzi in allem, was das Landvolk und die Verbeſſe„rung ſeines Zuſtandes betrifft, zu Rathe ziehen, aber „ihm nie einen Heller Geld anvertrauen.“ Ein andermal ſagte er zu mir ſelbſt: „Wenn ich nur einmal eine Zeile „ohne einen Schreibfehler von Ihnen ſehe, ſo will ich Sie „zu Vielem, zu ſehr Vielem fähig glauben, was Sie gerne „thäten und gerne wären.“ Sein Urtheil war eine Zwiſchenſtimme zwiſchen dem um mich her feſtſtehenden Glauben an meine allgemeine und unbedingte Unbrauchbarkeit zu irgend etwas Beſſerem und Reellem, als zum Romanenſchreiben. Aber dieſe Anſichten von Lavater verſchollen beim Unglauben, der über mich herrſchte, in meinen Umgebungen, wie die Stimme eines Rufenden in der Wüſte. Man lobte indeſſen mein Buch forthin. Aber es eckelte mir ob den Anſichten und Grundſätzen, von denen die Lobreden ausgingen, die man mir ſeinethalben machte. Es war mir beſonders ärgerlich zu ſehen, wie ſein Einfluß in einigen anmaßlichen Zirkeln meiner nähern Umgebungen dahin wirkte, die Quellen des wachſenden ſittlichen und bürgerlichen Verderbens unſers Landvolks einſeitig und ausſchließlich in den Dorfvorgeſetzten, wie mein Hummel einer war, zu ſuchen, und dieſe freylich äußerſt fehlerhafte Unterſtufe des öffentlichen Einfluſſes auf den Volkszuſtand als die einzige und erſte Urſache des wachſenden Verderbens in den Dörfern anzuſehen, und dieſe Unterbeamtete dem Volk ſelber als die diesfälligen einzigen Landesſündenböcke in die Augen fallen zu machen. Dieſer Ton wollte in dieſem Zeitpunkt allgemein einreißen, und wirkte ſelbſt für den Augenblick dahin, einigen gutmüthigen, aber ſchwachen Volksfreunden die höhern Urſachen, ohne deren kraftvollern Einfluß gar keine Hummel auf den Dörfern aufkommen könnten, aus den Augen zu rücken. Nichts konnte meinem Herzen und dem innern Streben meiner ſelbſt mehr zuwider ſeyn, als dieſe Folgen des verkrüppelten Beyfalls meines Buches. Sie empörten mich, und ſo wie ich bin, wollte ich ſogleich dieſem einſeitigen Eindruck deſſelben mit aller meiner unbefangenen Offenherzigkeit und Lebhaftigkeit durch das einſachſt möglichſte Mittel entgegenwirken; ich ſchrieb von dieſer Anſicht belebt „Chriſtoph und Elſe,“ darin ich den Zuſammenhang der höhern, aber auch dadurch hochbemäntelten und hochverſchleierten Urſachen des Volksverderbens mit den nackten, unbemäntelten und unverſchleyerten Urſachen derſelben, wie dieſe ſich auf den Dörfern in den ſchlechten, hummelartigen Vorgeſetzten ausſprechen und offenbaren, dem kultivirten Publikum meines Vaterlands und ſelber den gradſinnigen und in ihrer Art aufgeklärten Landsleuten deſſelben in die Augen fallen machen wollte. Ich ließ zu dieſem Endzweck eine Bauernhaushaltung Lienhard und Gertrud mit einander leſen und ſich über die Geſchichte deſſelben und die Perſonen, die darin auftreten, Sachen ſagen, von denen ich dachte, daß ſie nicht jedem meiner Mitbürger, wenn er es auch ſchon gerne wollte, von ſelbſt zu Sinne kommen könnten. Aber das Buch mißfiel. Es wurde nicht geleſen, und ſein Verleger wollte die Fortſetzung deſſelben nicht übernehmen. Ich fuhr indeß fort, in eben dem Geiſt zu ſchreiben, der in Chriſtoph und Elſe in meinen Umgebungen ſo auffallend mißfiel, und mir hingegen in meinem Innerſten in eben dem Grad immer lieber wurde, als er mißfiel. Ich ſchrieb in dieſem Zeitpunkt ſucceſſive die Figuren zu meinem ABCBuche, die ſpäter als meine Fabeln betitelt zum Vorſchein kamen — ferner eine Broſchüre über Geſetzgebung und Kindermord — und meine Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts. Einige kleine Aufſätze von mir erſchienen in

Iſelins Ephemeriden und in einem von mir herausgegebenen Schweizerblatt. In dieſem Zeitpunkt entfaltete ſich in mir der Gedanke, ich könne die Geſichtspunkte, die, ſo wie ich ſie in Chriſtoph und Elſe darzuſtellen geſucht habe, ſo ſehr mißfielen, durch einen Verſuch der geſchichtlichen Fortſetzung von Lienhard und Gertrud ſelber beſſer erreichen. Die drey ſpätern Theile von dieſem Buche ſind als eine beſtimmte Folge dieſes Vorſatzes, und in dieſer Rückſicht, in Verbindung mit dem erſten Theil als eigentlich für die kultivirten Stände geſchrieben anzuſehen, da hingegen der erſte Theil an ſich von mir immer als ein von den andern geſöndertes, in die Hand der gemeinen Haushaltungen gehörendes Volksbuch betrachtet und behandelt worden iſt. Aber auch dieſe, wie alle meine bisherigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten brachten mir ſehr wenig Gewinn. Ich verſtand den Buchhandel eben ſo wenig als alles, was ich bisher in ökonomiſcher Rückſicht vornahm, und verdiente in der ganzen Zeit meiner Noth bis auf den Zeitpunkt, in welchem mein Freund Schmid mit Herrn v. Cotta ein für mich und meine Zwecke ſehr vortheilhaftes Verkommniß zu Stande brachte, ich möchte faſt ſagen, nicht Brod und Waſſer.

Dieſer dauernde Zuſtand meiner ökonomiſchen Verlegenheit machte mit den, im gleichen Zeitpunkt allgemein ſteigenden Bezeugungen der Achtung von den bedeutendſten Perſonen meines Zeitalters, einen, mein Gefühl tief drückenden Contraſt. Ich war ſchon lange mit dem Finanzminiſter, Grafen von Zinzendorf in Verhältniſſen; der, wie ich, die Wiederherſtellung der häuslichen Völkerziehung als das einige Mittel, der immer ſteigenden Volksverwilderung und des damit innig verbundenen Volksunglücks mit Erfolg entgegenwirken zu können, anſah, und in Lienhard und Gertrud eine, für das Volk allgemein verſtändliche und in einzelnen Haushaltungen brauchbare Wegweiſung, ſich in ſehr vielen Rückſichten, in denen ſie gegenwärtig unbeholfen und zum Theil verwahrloſt daſtehen, ſelber zu helfen, erkannte. Seine Bekanntſchaft erregte in ökonomiſcher Hinſicht ſehr große Hoffnungen in mir. Ich kam in dieſem Zeitpunkt eben ſo mit mehreren Menſchenfreunden von höhern Ständen, die in dieſer Rückſicht mit mir von meinen Beſtrebungen träumeriſche Hoffnungen nährten, in nähere Bekanntſchaft. Dieſe Hoffnungen ſteigerten ſich in mir etwas ſpäter im höchſten Grad, als ich mit dem Grafen von Hohenwart in Florenz, und durch ihn mit dem Großherzog Leopold, nachherigem römiſchen Kaiſer bekannt wurde. Dieſer nahm ein ganz außerordentliches Intereſſe an meinen Anſichten für die Volksbildung und ſelber an den in meiner Hand und auf meinem Gut geſcheiterten Verſuchen. Meine Briefe wurden auf ſeinen Befehl immediat an Se. Kaiſ. Königl. Hoheit ſelbſt adreſſirt und regelmäßig vom Herrn Grafen von Hohenwart an mich beantwortet. Meine Ausſichten zu einer praktiſchen Anſtellung für meine Zwecke waren groß und ſchienen mir nicht mehr zu fehlen. Ich ſollte eben meinen definitiven Plan der Ausführung einer Anſtalt nach meinen Anſichten an den Großherzog einſenden, als das Schickſal ihn auf den kaiſerlichen Thron verſetzte, womit dieſes Verhältniß ſeine Endſchaft erreichte.

Merkwürdig iſt in ökonomiſcher Hinſicht für mich der Umſtand: mehrere Perſonen aus meinem Vaterlande, die nach Florenz reiſten, verſicherten mich, man habe ihnen daſelbſt beſtimmt geſagt, der Großherzog habe mir eine große goldene Medaille mit ſeinem Bildniſſe zugeſandt. Ich habe ſie aber ſicher nicht erhalten. Es begegnet indeß an den Höfen guter, wohlwollender und zutrauensvoller Fürſten nicht ſelten etwas von dieſer Art. Dieſes Mißlingen aller meiner dießfälligen Hoffnungen machte mich auch in dieſem Zeitpunkt ſehr leidend. Doch, die Zeit meines Leidens iſt vorüber. Ich klage nicht mehr, im Gegentheil, ich erkenne die Urſache meiner unglücklichen Schickſale mit Wehmuth in mir ſelbſt; aber ich erkenne auch den Zuſammenhang des Einfluſſes dieſer Schickſale auf den ganzen Umfang der Bildungsmittel zu dem, wenn auch noch ſo unvollkommenen Grad der Anſichten und Grundſätze der Idee der Elementarbildung, zu welchem Gottes ob mir waltende Vorſehung mich in Uebereinſtimmung mit mir ſelbſt, beydes, ſowohl durch den lebendigſten Drang meiner Wünſche und meiner Neigungen als durch denjenigen meiner Noth hinführte. Dieſe Anſichten und Grundſätze ſind die einzige Frucht meiner Lebensbeſtrebungen, ſie ſind der einzige Troſt und die einzigen Freuden meines hinſchwindenden Erdenlebens: ſie ſind das Einzige, was meine ermattete Thatkraft auf Erden, noch wie in meinem Jünglingsalter, mit Feuer und Flamme ergreift, wenn und wo ich die Möglichkeit, darin einen Schritt weiter zu kommen, vor meinen Augen ſehe. Dieſes Feuer und dieſe Flamme wird auch nicht in mir erlöſchen, bis ich meine Augen ſchließe. Ich erkenne mit innerer Erhebung meines Herzens; wenigere Widerwärtigkeiten und ein glücklicheres Schickſal hätten dieſe Flamme, die meinen urſprünglichen Beſtrebungen zum Grunde liegt, nicht in dieſem Grad lebendig erhalten. Ich tröſte mich alſo darüber vollkommen, daß auch in dieſem Zeitpunkt mein ökonomiſcher Zuſtand ſich auf eine ſehr drückende Weiſe verſchlimmerte. Der Beſitz meines Landguts erhöhte dieſen Druck von Jahr zu Jahr immer mehr. Es koſtete mich jährlich große Summen und trug mir eigentlich ſo viel als nichts ein. Ich bin nicht zum Landwirth geboren, und man kann unmöglich ſchlechter dazu erzogen werden, als ich dazu erzogen worden bin; meine Frau war es eben ſo wenig; aber wenn wir es auch geweſen wären, ſo entriß mir meine Armuth die Mittel zu, ich will nicht ſagen, großen Verbeſſerungen, ſondern nur zur Erhaltung deſſelben in einer niedern gemeinen Abträglichkeit. Ich mußte gar oft noch das Heu und Stroh, das darauf wuchs, verkaufen, um den dringenden Nothbedürfniſſen jedes gegenwärtigen Augenblicks abzuhelfen, und ſo wie vom Anfang, ſeit dem ich das Gut beſaß, mein Zutrauen von meinen Umgebungen mißbraucht wurde, ſo wurde meine Noth von denſelben jetzt noch doppelt mißbraucht. Mein Freund Battier ſah den ganzen Umfang meiner Lage, meiner Bedrängniſſe und des Mißbrauchs, den meine Umgebungen jetzt auch noch von dieſen machten, und wollte mir mit treuem Freundesherzen darin helfen. Er ſchlug mir vor, meinen mich immer mehr drückenden und ausſaugenden Hof um jeden Preis zu verkaufen, und bot mir an, wenn auch derſelbe noch ſo wenig gelte, ſo wolle er ſo viel hinzuſchießen, daß ich ein Capital von 1000 Louisd'or für meine Familie in ſichere Hand anlegen und von dem Zins deſſelben unterſtützt mich einem ſtillen, ruhigen Schriftſtellerleben überlaſſen könne. Dieſer Vorſchlag ſchien einerſeits von einer Natur, daß ich ihn dankbar hätte annehmen ſollen; aber da auf der andern Seite alle Güter um meinen Hof herum ſchon damals ſehr beträchtlich in ihrem Werth ſtiegen, und ich mit vollkommener Sicherheit voraus ſah, auch der Preis der meinigen werde in ſehr kurzer Zeit in dieſem Grad und ſo weit ſteigen, daß der dießfalls zu hoffende Vortheil beſtimmt diejenige Summe weit übertreffen werde, die Battier bey der Annahme des von ihm gemachten Vorſchlags mir nachſchießen zu müſſen in den Fall gekommen wäre, ſo wollte ich durchaus nicht an meinem beſitzenden Eigenthum durch Annahme ſeiner Wohlthätigkeit mehr verlieren, als ich bey Erhaltung deſſelben ſchon wirklich in meiner Hand beſaß. Meine Frau und ich entſchloſſen uns feſt, lieber im Beſitz des Hofs im Drang aller fortdauernden Beklemmungen zu leben, als durch Annahme dieſer Wohlthätigkeit im Grunde Eigenthumshalber noch hinter den Zuſtand des Realvermögens zurück geſetzt zu werden, das wir wirklich beſaßen. Wir wollten durchaus nicht um jährlich ein größeres Einkommen zu haben, die ſichere Ausſicht, unſer Capitaleigenthum von Jahr zu Jahr ohne alles Verhältniß ſtärker ſteigen zu ſehen, verlieren, und zogen die Fortdauer unſerer gegenwärtigen Noth der Erlöſung aus derſelben um dieſen Preis vor. Wir hatten auch, von einer wichtigen Seite betrachtet, ganz recht. Mein Sohnsſohn genießt jetzt die Folgen dieſes Entſchluſſes und zugleich iſt auch die Richtigkeit der großen ökonomiſchen Folgen, die mein urſprünglich projektirter, ſehr großer Güterankauf, freylich unter andern Händen gehabt hätte, jetzt vollkommen erwieſen. Aber damals hielt außer mir beynahe auch kein Menſch eine ſo außerordentliche Erhöhung des Güterwerths in dieſen Gegenden möglich. Battier hielt meinen Entſchluß, ſeine Anerbietungen nicht anzunehmen, für einen unvernünftigen Eigenſinn und war zu dieſer Anſicht vorzüglich durch folgenden Umſtand hingelenkt und darin geſtärkt. Ein reicher, aargäuiſcher Baumwollenhändler, dem er den Auftrag gab, über den Zuſtand des Hofs und ſeinen Werth ſichere Information zu nehmen, mag ſehr bald geſehen haben, daß der Ankauf deſſelben für einen todten Pfenning eine gute Speculation hätte werden können, und ließ ſich durch Bauern, deren Beſitzungen an meine Güter anſtießen und die ſie durch ihre Verſchreyung auch wieder um einen wohlfeilen Preis zurückkaufen zu können hofften, kanzley'ſche Zeugniſſe von dem Unwerth derſelben geben, die ſich alle ſehr bereitwillig hiefür zeigten. Natürlicherweiſe ſtieg der Zuſtand meiner Noth nach dieſem Vorfall noch mehr und dauerte in immer ſteigendem Wachsthum bis auf den Zeitpunkt der ſchweizeriſchen Revolution fort. Ich hatte inzwiſchen immer noch einige Freunde, die mein Thun und Leben von ökonomiſcher Seite, zwar wie alle Welt, mißbilligten, aber beſonders ſeit der Erſcheinung von Lienhard und Gertrud in Rückſicht auf meine pädagogiſchen und menſchenfreundlichen Anſichten eine große Aufmerkſamkeit auf mich warfen und auch mit mir über meine damalige Anſichten, von den Fundamenten des wahren, bürgerlichen Wohlſtands, und den dießfälligen Zeitbedürfniſſen meines Vaterlandes, zwar nichts weniger als allgemein, aber doch vielſeitig gleich dachten. Verſchiedene von dieſen hatten bey der ſchweizeriſchen Revolution großes Volkszutrauen und folglich Einfluß in die damaligen Regierungsmaßregeln. Sie ſäumten auch nicht, meiner ökonomiſchen Noth abhelfen zu wollen, und boten mir zu dieſem Endzweck mit freundſchaftlicher Theilnahme Handbietung zu einträglichen und politiſchen Stellen, wozu ſie mir unter den damals obwaltenden Umſtänden gar leicht hätten helfen können. Aber glücklicherweiſe erinnerte ich mich in dieſem Zeitpunkt des Worts meines geſtorbenen Freundes, daß ich bey meinem Karakter auf jeder bürgerlich gefährlichen Laufbahn ohne einen kaltblütigen, gewandten und in ſeiner treuen Anhänglichkeit ſichern Geſchäftsmann alles gefahren würde, und wies die mir dießfalls geſchehene Anträge mit Standhaftigkeit von der Hand. Ich ſagte dem Manne, der in dieſer Epoche in der Schweiz die erſte Rolle ſpielte, da er mir ſeinen ganzen Einfluß zu einer ſolchen Laufbahn anbot, zur Antwort: „Ich will Schulmeiſter werden.“ Und ich fand hiefür ſchnell eine ſo paſſende Handbietung, daß ich nie eine ſolche hoffen zu dürfen geglaubt hätte. Einige meiner alten Freunde munterten mich ſehr auf, meinem Vorſatz getreu zu ſeyn, und meine Aufmerkkeit und Thätigkeit für das Volkswohl gänzlich nur auf die Erziehung zu beſchränken, boten mir aber auch ihre Hülfe für dieſen Zweck mit dem ausgezeichnetſten Wohlwollen und Zutrauen beynahe unbedingt an. Man kennt meinen Ruf nach Stanz, um meine Schilderung der wenigen, mühſeligen, aber mich in mir ſelbſt beglückenden Tage, die ich in dieſem Orte zubrachte. Das Weſen meiner Beſtrebungen, den Volksunterricht in ſeinen unterſten Stufen zu vereinfachen und dadurch die weſentlichen Mittel deſſelben ſeinen Wohnſtuben ſelber näher zu bringen, gieng daſelbſt in einem, mich zum Entzücken erhebenden Leben in mir auf. Ich ſtand als Armen-Vater im Kreiſe meiner Kinder. Ich hatte in eigentlicher wiſſenſchaftlicher und Kunſtbildung nichts, ich hatte nur die Vaterkraft meines Herzens, und zwar ſo, wie ſie ſich in der Eigenheit meiner Perſönlichkeit beſchränkt ausſprach, für ſie. Der Geiſt des häuslichen Lebens, dieſes ewige Fundament aller wahren Menſchenbildung, aller wahren Erziehung, entfaltete ſeine Segenskraft einfach und wahrhaft naturgemäß durch meine Liebe, meine Hingebung und Aufopferung. Das war in ſeinen Folgen nicht gering. Er erheiterte in mir ſelbſt nicht blos die naturgemäßen Reſultate, die dieſes Leben, wo es immer iſt, auf die Ausbildung der vorzüglichſten Fundamente der Segnungen des häuslichen Lebens, — der Liebe, des Denkens und Arbeitens, hat; dieſes Leben that mehr, es ſetzte die ſpeziellen Anſichten meiner Beſtrebungen, den ganzen Umfang der Unterrichtsmittel des Volks zu vereinfachen und ſie dadurch dem Innern der Wohnſtube deſſelben näher zu bringen, in ihren erſten Anfangspunkten thatſächlich in ein entſcheidendes Licht. Noch war der Begriff von der Elementarbildung und von einer aus ihr nothwendig hervorgehenden naturgemäßen

Erziehungs- und Unterrichts-Methode von mir und in meinen Umgebungen nicht ausgeſprochen; aber ein weſentliches Reſultat ihrer Kraft zeigte ſich thatſächlich in unſerer Mitte. Kinder lehrten Kinder; Kinder lernten gerne von Kindern und vorgerücktere Kinder zeigten minder vorgerücktern gerne und gut, was ſie mehr wußten und beſſer konnten als ſie. Wenn eines auch noch ſo klein war, wenn es auch nur einige Buchſtaben mehr kannte, ſo ſetzte es ſich zwiſchen zwey andere, umhalſete ſie mit beyden Händen, und zeigte ihnen mit Schweſter- und Bruderliebe, was es mehr konnte als ſie. — Damals ſprach auch noch kein Menſch von einem enseignement mutuel; aber ſein wahrer urſprünglicher Geiſt entfaltete ſich an meiner Seite und unter meinen Kindern in ſeinen zarteſten Elementen. Dieſe höchſten Segenstage giengen ſchnell vorüber. Die Wendung des Kriegs vertrieb mich von Stanz, das der Eigenheit meiner Kräfte, meiner Schwäche und meiner Zwecke eine ſo vorzüglich paſſende Laufbahn anbot. Ich war tief in mir ſelber erſchüttert, und hatte wohl recht, obgleich ich noch nicht wußte und nicht ahnete, warum. Mir ſtand jetzt immediat nach meiner Entfernung von Stanz die eigentliche zwanzigjährige Epoche bevor, in der ich in Burgdorf die Idee der Elementarbildung mit einigem Bewußtſeyn ihrer weitführenden Tiefe und ihres weitführenden Umfangs in's Aug zu faſſen anfieng und unvorbereitet und unreif ſehr bald mein Scherflein zu ihrer praktiſchen Ausführung beyzutragen ſuchte. Dieſe Epoche iſt nun vorüber, und ich habe in den erſten Bogen der gegenwärtigen Schrift den Geiſt dieſer hohen Idee, ſo viel meine

meine zwanzigjährigen Verſuche und Erfahrungen dieſelbe in mir ſelbſt haben erheitern mögen, meiner Zeitwelt, ich muß faſt ſagen, mit enthuſiaſtiſcher Belebung meiner Gefühle darzulegen und die großen, ſegensreichen Reſultate, die bey ihrer ſorgfältig begründeten Einführung nach meinem Urtheil nothwendig aus ihr hervor gehen mußten, umſtändlich in die Augen fallen zu machen, aber, zugleich auch unverhohlen die Urſachen des großen, vielſeitigen Mißlingens meiner dießfälligen Beſtrebungen, die ſowohl in mir ſelbſt als in meinen Umgebungen und in den Zeitumſtänden lagen, mit unbefangener Wahrheitsliebe darzulegen geſucht. Aber ich bin weit entfernt, zu glauben, daß ich der dießfälligen Aufgabe ſchon wirklich ein Genüge geleiſtet. Nein, nein, die Frage aber, Peſtalozzi, wenn alles wäre, wie du geſagt haſt, warum biſt du denn mit deinen Beſtrebungen nicht weiter vorgerückt, als dieſes wirklich geſchehen? — iſt bey fernerm nicht beantwortet. Ich habe zwar bis jetzt den Einfluß, den mein individueller Karakter und meine Jugenderziehung auf meine Lebensbeſtrebungen haben mußten, darzulegen geſucht, aber eben ſo nothwendig iſt es jetzt auch, durch die Geſchichte meiner dießfälligen zwanzigjährigen Verſuche den Einfluß darzulegen, den die Umſtände, Lagen und Verhältniſſe, unter denen dieſe Verſuche ſtatt fanden, auf das Mißlingen derſelben hatten; und es liegt meinem Herzen nahe, daß dieſes letzte, eben wie das erſte, mit Gewiſſenhaftigkeit und Offenherzigkeit geſchehe, damit weder die Folgen, die die Eigenheiten und Schwächen meiner Individualität auf dieſes Mißlingen hatten, noch die Fehler und Mißgriffe, die in den zwanzig Jahre dauernden Verſuchen ihrer praktiſchen Ausführung ihrem guten Erfolg ſo nachtheilig waren, dahin wirken können, den wahren Werth und die Wichtigkeit meiner jetzt zur Lieblingsidee gewordenen Anſicht der Elementarbildung in den Augen des Publikums zu ſchwächen oder gar verſchwinden zu machen. Ich ſtehe alſo, nachdem ich die Geſchichte meiner Jugendjahre und meiner Jugenderziehung dargelegt, auf dem Punkt, zu zeigen, wie die praktiſche Laufbahn meiner dießfälligen Beſtrebungen ſich in Burgdorf in einem blinden und kühnen Hochflug geſtaltete und in Iferten von den Folgen dieſes fundamentloſen Hochflugs ſich immer mehr verirrend mich hundert und hundertmal an den Rand des äußerſten Verderbens hinführte, aber dabey dennoch meine Ueberzeugung von den Segensfolgen dieſer hohen Idee in mir ſelber nichts weniger als ſchwächte, ſondern vielmehr immer ſtärkte und durch tauſenderley Erfahrungen auf die tiefere Erkenntniß ſowohl ihres Weſens als ihrer Ausführungsmittel bildend auf mich einwirkte.

Ich kam über mein Schickſal, das mich von Stanz wegführte, innig bewegt nach Burgdorf, und fand da nicht mehr den einfachen, liebevollen meiner Individualität eigenen und mich gleichſam ſeligmachenden Boden, den ich daſelbſt hatte und für meine Zwecke ſegensvoll und für die Dauer benutzen zu können glaubte. Doch ich fand mich in meine Lage, ich ſuchte im Anfange meiner Ankunft in Burgdorf nichts anders, nichts mehr und nichts größeres, als in einer Winkelſchule dieſes Orts den Faden meiner beſchränkten Beſtrebungen für die Vereinfachung des Volksunterrichts in ſeinen allgemeinen Anfangspunkten ſo gut als mir immer möglich wieder anzuknüpfen. In dieſem Verhältniß lernte ich Herrn Fiſcher, einen literariſch ſehr gebildeten Menſchenfreund kennen, dem die Regierung das landvögtliche Schloß in dieſer Stadt zur Errichtung eines Schulmeiſterſeminariums übergeben hatte. Aber er ſtarb, ehe er es angetreten. Die Begeiſterung, die ich vom Augenblicke an in der Erziehungslaufbahn in Stanz zeigte und worüber meine vom Gurnigel aus geſchriebene Briefe Licht geben, ſo wie mein früheres enthuſiaſtiſches Streben nach einer pädagogiſchen Laufbahn, die mehrere Glieder der Regierung kannten, veranlaßte dieſelben, meinen dießfälligen Eifer zu belohnen. Sie übergab mir das Schloß, meine pädagogiſchen Anſichten und Verſuche in Verbindung einer Erziehungsanſtalt, die ich darin etabliren ſollte, fortzuſetzen, und bot mir dafür ganz außerordentliche Vortheile und Handbietungen an; aber der Boden, den ich jetzt betrat, und durch die Annahme des Schloßes betreten mußte, war bey den Eigenheiten, Lücken und Schwächen, die für die große, ſelber literariſch weitführende, pädagogiſche Unternehmung in mir liegen, in dem Grad mißlich und ungünſtig, als derjenige, den ich mit Stanz verlaſſen mußte, paſſend und günſtig dafür war. Ich mußte mich in demſelben ſo viel als nothwendig ſchnell in mir ſelber verlieren, und konnte nur ſpät, ſehr ſpät wieder dahin kommen, mich in Rückſicht auf die urſprünglichen Endzwecke meiner Lebensbeſtrebungen wieder mit mir ſelbſt in Uebereinſtimmung zu bringen. Ich bin der helvetiſchen Regierung für ihre Sorgfalt für mich und für ihr Zutrauen herzlichen Dank ſchuldig; aber ſie hatte in ihrer dießfälligen Gunſtbezeugung ſo unrecht als ich in der Annahme derſelben. Was ich oben in der Beſchreibung meiner Eigenheiten und meines jugendlichen Lebensgangs geſagt habe, beweiſt hinlänglich, in welchem Grad mir beynahe alles, vorzüglich aber die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Fertigkeiten mangelten, die zu einem genugthuenden und ehrenhaften Vorſteher einer Erziehungsanſtalt, wie diejenige war, die mir jetzo gleichſam wie ein Deus ex machina in die Hände fiel, weſentlich nothwendig geweſen wären. Ich fühlte zwar gar wohl, in welchem Grad mir vieles, ſehr vieles hiefür mangelte; aber die Ehrenhaftigkeit meines Rufs ſchmeichelte mir armen Neuling in der Weltehre in einem Grad, daß ich mich ſelbſt nicht mehr kannte, und kaum daran dachte, was es brauche, eine Ehre, die das bloße Glück einem darwirft, in die Dauer zu erhalten, und in die Länge ihrer würdig daſtehen zu können. Ich überließ mich kindiſch der eiteln Hoffnung, was ich nicht könne, darin können und werden mir unter den günſtigen Umſtänden, in denen ich mich in meiner Stellung befand, andere gerne und wohl helfen. Das aber iſt in jedem Fall ein böſer Troſt. Wer ſich, weil er in einer Sache, die er als Pflichtſtelle erkennt und übernommen, nicht ſelber helfen kann, einen Gehülfen ſuchen muß, der das für ihn thue, was er ſelber thun ſollte und nicht ſelber kann, der macht ſich ſicher ſehr bald zum Knecht ſeines angeſtellten Gehülfen, der ihm, ſo wie die Welt iſt, in tauſend Fällen gegen einen, nur ſo weit hilft, als er ſeinen Vortheil dabey findet, und hingegen auch wieder ſo weit enthilft, als er ſich ſelber dadurch Nachtheil und Schaden zu verhüten im Stande iſt oder auch nur verhüten zu können vermeint. Ich habe es erfahren; aber zu ſpät. Das ganze Unglück meiner letzten zwanzig Jahre hat ſeinen Urſprung in Umſtänden, die die Verſpätung dieſer Erkenntniß in mir verurſachten.

Es iſt jetzt überſtanden, und ſo wie ich gegenwärtig, nach vollendeter einſtweiliger Auflöſung meiner Anſtalten in Iferten mit Demuth, Ergebung und Glauben einen phyſiſchen, häuslichen und bürgerlichen Ruhepunkt auf dem Gute meines Sohnſohns im Aargau geſucht habe, ſo ſuche ich in literariſcher und pädagogiſcher Hinſicht auch einen Ruhepunkt, und frage mich in eben dieſer Stimmung: iſt dann der Zweck meines Lebens wirklich verloren gegangen? Ich faſſe den Umfang und die Natur meiner Lebensbeſtrebungen noch einmal ins Auge. Ich habe das Vergangene, ich habe das was hinter mir iſt, in mir ſelbſt überwunden. Der Herr hat geholfen; er, der das zerkleckte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöſcht, wird ferner helfen. Ein Gefühl innerer Erhebung ergreift mich. Gerührt wie in der Stunde der erhebendſten Andacht, ſpreche ich aus und danke es Gott: der Zweck meines Lebens iſt nicht verloren gegangen. Nein, meine Anſtalt, wie ſie in Burgdorf gleichſam aus dem Chaos hervorgieng und in Iferten in namenloſen Unförmlichkeiten geſtaltete, iſt nicht der Zweck meines Lebens. Nein, nein, beyde ſind in ihren auffallendſten Erſcheinungen Reſultate meiner Individual-Schwächen, durch welche das Aeußere meiner Lebens-Beſtrebungen, meine vielſeitigen Verſuche und Anſtalten ſich ſelber untergraben und ihrem Ruin entgegengehen mußten. Meine Anſtalten und alle äußere Erſcheinungen ihrer Verſuche ſind nicht meine Lebens-Beſtrebungen. Dieſe haben ſich im Innern meiner ſelbſt immer lebendig erhalten und ſich auch äußerlich in hundert und hundert gerathenen Reſultaten ihres innern Weſens in der ganzen Wahrheit ihrer ewig bleibenden Segens-Fundamente erprobt. Das vorübergehende Stillſtellen des ſchimmernden Truges ſo vieler ihrer äußern Erſcheinungen iſt durchaus nicht dem innern Unwerth meiner Beſtrebungen, es iſt der Disharmonie meiner Kräfte zu dieſen Unternehmungen und der Heterogenität des mit mir zu meinen Endzwecken verbundenen Perſonale, ſo wie der gänzlichen Unpaſſenheit unſerer Umgebungen zu unſern Beſtrebungen zuzuſchreiben. Alle äußern Geſtaltungen meiner Unternehmungen und Anſtalten forderten den höchſten Grad der kraftvollen Regierungs-Fähigkeit, den je menſchliche Unternehmungen erfordern konnten, und ich bin der aller unfähigſte Menſch zum regieren. Auch liegt in meiner Natur nicht die geringſte Neigung dazu. Ich weiß, daß ich willenshalber zum dienen geboren, aber dabey nichts weniger als zum Dienen können erzogen und gebildet worden, und meinte bey meiner Dienſt-Unfähigkeit durch meine Dienſt-Bereitwilligkeit erzielen zu können, was in dieſer Welt nur, wenn es, beydes, zugleich wohlregiert und wohlbedient wird, erzielt werden kann. Ich muß hier wiederholen, was ich in der langen Reihe meiner Unglücksjahre hundert und hundertmal im Stillen zu mir ſelber ſagte: mit dem erſten Tritt, den mein Fuß auf die Schloßtreppe von Burgdorf geſetzt, habe ich mich in mir ſelber verloren, indem ich eine Laufbahn betreten, in der ich äuſſerlich nichts anders als unglücklich werden konnte, da ich mich durch die Annahme der Stelle, die mich in dieſes Schloß führte, in eine Lage geſetzt, die die mir mangelnde Regierungskraft weſentlich und nothwendig vorausſetzte. Indeß war es nicht meine Regierungs-Unfähigkeit allein, was das momentane gänzliche Fehlſchlagen meiner Verſuche und endlich das gänzliche Auflöſen meiner bisherigen Anſtalten herbeyführte und ſo viel als nothwendig machte, meine Dienſt-Unfähigkeit in der Stelle, in der ich mich jetzt befand, trug eben ſo viel dazu bey. Es mangelten mir in allen poſitiven Wiſſenſchaften im gleichen Grad ſelber die erſten Anfangs-Kenntniſſe und Anfangs-Fertigkeiten, die zur perſönlich guten Bedienung des Hauſes, dem ich dienend vorſtehen ſollte, in irgend einem Fache derſelben nothwendig geweſen wären, und ich ließ mich als Führer eines Etabliſſements anſtellen oder vielmehr an die Wand ſtellen, das nicht anders als durch eine Vereinigung von Männern, die in ſehr verſchiedenen Wiſſenſchaften tiefe Kenntniſſe und ausgezeichnete Unterrichts-Fähigkeiten beſitzen, in reiner Uebereinſtimmung ihrer Geſinnungen und Zwecke hätte geführt werden müſſen, wenn es auch nur in ſeinen Anfangspunkten einen guten, ſoliden Fuß gewinnen und wahrhaft tief greifende Wurzel faſſen ſollte. Ebenſo forderte die Natur meines Etabliſſements, beynahe wie keines andern, daß ſeine Führer alle, vom erſten bis zum letzten, ein Herz und eine Seele hätten ſeyn ſollen. Ich wußte das wohl, aber ich vermiſchte in meinem Träumerſinne die öde Leerheit eines großen Meynungsvereins mit der Realkraft von Männern, die durch den Beſitz aller nöthigen Anlagen, Kenntniſſe und Fertigkeiten, die das Geſchäft, um deſſentwillen ſie ſich vereinigt haben, anſpricht, die Mittel einer geſicherten Ausführung deſſelben zum voraus in ſich ſelbſt tragen. Ich war in meiner Stellung ſo ſehr ein Kind, daß ich Luftſchlöſſer, die meine Traumſucht in den Wolken ſchaffte, als auf ewigen Felſen gebaut, und träumeriſche Lobreden über die Solidität dieſer Schlöſſer als Beweiſe ihrer feſten Begründung anſah. Ebenſo ſah ich im ganzen großen Zeitpunkt meiner dießfälligen Verirrungen einige Glückszufälle, die mir wie das große Loos in einer Loterie zufielen, auf eine Weiſe an, oder ließ ſie vielmehr nicht nur gebrauchen, als wenn ſie für mein Leben geſicherte Reſſourçen meiner Unternehmung geweſen wären, ich ließ ſie ſogar auf eine, dieſelbe tief untergrabende Weiſe verſchwenden. Selber die grelle Heterogenität, die in den Karakteren des Perſonals meines Hauſes ſtatt fand, erregte im Anfang unſerer Vereinigung nicht einmal die fernſte Ahnung in mir, daß der Tod meiner Unternehmung früher oder ſpäter nothwendig aus ihr werde hervorgehen müſſen.

Doch, wer ſollte es glauben! Das alles iſt im Gewicht der Urſachen, welche die Erreichung meiner Hoffnungen in Iferten unmöglich machten, nicht das Allerbedeutendeſte. Das Allerbedeutendeſte in den Urſachen ihres unausweichlichen Mißlingens iſt unſer Unternehmen ſelber. Wir fiengen es an, ehe wir uns auch nur im Traume deſſen bewußt waren, was es ſeyn und werden ſollte, ſelber ehe wir wußten, was wir eigentlich wollten. Unſer Unternehmen an ſich, wie es in Burgdorf entkeimte, in Buchſee ſich zu geſtalten anfieng und in Iferten in abentheuerlicher Unförmlichkeit mit ſich ſelbſt kämpfend und ſich ſelbſt gegenſeitig zerſtörend Wurzel zu faſſen ſchien; dieſes Unternehmen war an ſich, in ſeiner planloſen Entſtehung, auch unabhängend von meiner perſönlichen Untüchtigkeit, unabhängend von der Heterogenität der Perſonen, die daran Theil nahmen, unabhängend von dem gegenſeitigen Widerſpruche der Mittel, durch die wir daſſelbe zu erzielen ſuchten, ſelber unabhängend von dem Widerſpruche, in dem es mit dem Routinegang der Erziehung und mit der Allgewalt des Zeitgeiſtes in Oppoſition ſtand, ein unausführbares Unding. Wenn wir alle unſere Fehler nicht gehabt hätten, wenn alle Umſtände, die uns zuwider waren, nicht geweſen wären, ich ſage ſogar, wenn wir alle Gewalt, alle Geldmittel und alles Vertrauen beſaſſen und uns auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht nichts gemangelt hätte, was uns hiefür nach einzelnen Rückſichten nothwendig geweſen wäre, ſo hätte das Unternehmen, wie es in allen ſeinen Theilen zuſammengeknüppelt entkeimen, wachſen, ſich erhalten und zur Reifung bringen ſollte, dennoch nothwendig ſcheitern müſſen. Es war ein babyloniſcher Thurmbau, in welchem ein jeder ſeine eigene Sprache redete und keiner den andern verſtand. Unſtreitig waren dabey einzelne große Kräfte in unſerer Mitte; aber eine Gemeinkraft für unſere Zwecke war nicht da. Es war an keine zu denken. Wenn unſere einzelnen Kräfte auch noch ſo groß geweſen wären, wir hätten in ihnen und durch ſie zu keiner Gemeinkraft des Hauſes gelangen können. Die Wahrheit muß auf jedem Blatte der Geſchichte unſerer Vereinigung beynahe auch dem Blinden in die Augen fallen und ſpricht ſich in den letzten Tagen derſelben als eine ſchrecklich gereifte Frucht der Verirrungen, deren Daſeyn und deren Wahrheit wir ſo lange nicht genugſam erkannt haben, aus. Es iſt keine Gemeinkraft in der Natur denkbar, die etwas an ſich Widernatürliches zur Naturgemäßheit in ihren Mitteln und Wirkungen zu umſchaffen vermag, und eine in alle Weltverhältniſſe zugleich naturgemäß und befriedigend eingreifende und allen Bedürfniſſen des Erziehungsweſens in allen Lagen gleich genugthuende, aus einem einzigen Hauſe und aus einer Verbindung weniger einzelner Menſchen hervorgehende Erziehungsmethode iſt ein weſentliches Unding. Was der Menſchheit in allen Verhältniſſen zu dienen geeignet ſeyn ſoll, muß aus allen Verhältniſſen der Menſchheit ſelber hervorgehen. Was auf Milionen Menſchen ſegnend einwirken ſoll, deſſen Kunſt-Beförderungsmittel müſſen aus Reſultaten von Kräften, Maßregeln und Mitteln hervorgehen, die zum voraus in geſonderten Abtheilungen in und für Milionen genugſam vorbereitet vorliegen und in Uebereinſtimmung mit ihnen gebraucht und benutzt werden können.

Wenn wir jetzt dieſe unumſtößlichen Fundamente jedes, ins Große und Allgemeine der Volksbildung einzugreifen beſtimmten Verſuchs mit dem wirklichen Zuſtand unſers Unternehmens in ſeinem Urſprunge ins Auge faſſen, ſo fällt auf, daß uns von den berührten weſentlichen Bedürfniſſen einer ſolchen Unternehmung ſo viel als alles mangelte. Wir können uns nicht verhehlen, die naturgemäßen Anknüpfungspunkte des unermeßlichen Guten, das wir ſuchten, waren in unſerer Mitte nirgends da; hingegen die Trennungspunkte und Zerreißungsmittel des wenigen Guten, das wir wirklich beſaſſen, waren ſo belebt in unſerer Mitte, daß ſie wohl nirgends in der Welt auf eine beruhigendere und ſich ſelber gegenſeitig zerſtörendere Weiſe neben einander gefunden werden möchten. Indeß iſt gleich wahr, daß mitten unter allen dieſen Umſtänden, ſowohl aus den weſentlichen Fundamenten unſerer Beſtrebungen als ſelber aus den Verirrungen und Irrwegen, auf denen wir ſie zu erzielen ſuchten, Reize, Mittel und Reſultate hervorgiengen, deren, die Menſchennatur in ihren Kräften allgemein belebender Einfluß an ſich ſelbſt geeignet iſt, Millionen Menſchen in ihren Verhältniſſen fähig zu machen, einzelne Theile unſerer Beſtrebungen und einzelne Reſultate unſerer Verſuche mit geſegnetem Erfolg zu benutzen, die ſich in unſerer Mitte in ihren Segenskräften nicht naturgemäß und befriedigend entfalten konnten, indem wir widernatürlich, im Großen unvorbereitet und mittellos erzwingen wollten, was ſich nur im Kleinen vorbereiten, durch Zeit und Wartung zum geſunden Wachsthum des Einzelnen und durch dieſes allmälig zur Reifung und Vollendung des Ganzen erheben läßt. Inzwiſchen iſt das Unternehmen, in deſſen tauſendfachen Wirbeln ich bis auf die Stunde ſeiner erreichten Endſchaft fortſchwimmen mußte, wohin mich die Gewalt des Stroms meines Lebens fortriß, durchaus nicht als das Werk meines Herzens und nicht einmal als das Werk meiner Traumſucht anzuſehen. Ich träumte in meinem Leben nie, was ich unter den Umſtänden und Verhältniſſen, an die ich angekettet war, gleich kopflos und zum Theil beynahe auch herzlos mit Händen und Füßen und noch mit etwas mehr mitmachen und mitbefördern mußte. Wahrlich, ich war auf der Galeerenbank meines Inſtitutes ſelber vielſeitig außer mich ſelbſt und außer die Eigenheit der Kräfte und Anlagen, mit denen ich zum Dienſt der Menſchheit in meinen Umgebungen etwas Weſentliches hätte leiſten können, wenigſtens in gewiſſen Epochen, ſo viel als ganz hinausgeworfen und in meiner Wegwerfung dennoch drückend wider mich ſelbſt mißbraucht. Das Weſen meiner Beſtrebungen und der Mittelpunkt meiner Kraft beſtand von jeher in dem in mir auf eine ſeltene Weiſe belebten Naturtrieb, den Volksunterricht in ſeinen weſentlichen Theilen und vorzüglich in ſeinen Anfangspunkten zu vereinfachen. Dieſe aber mir ſelbſt eigenthümlichen Beſtrebungen datiren ſich gar nicht von meinem Leben in Burgdorf, ſie datiren ſich vom erſten jugendlichen Aufſchwung der

Volks- und Kinderliebe, die, verbunden mit meiner Traumſucht und Ungewandtheit in allem praktiſchen Thun des Lebens, das Eigenthümliche meines Karakters ausmachte, aber auch das Eigenthümliche meiner Schickſale durch mein ganzes Leben herbeyführte und herbeyführen mußte. Aber ſie waren ſchon in dieſer Zeit ſo tief belebt und mit einem dießfälligen, pſychologiſch begründeten und, ich möchte ſagen, inſtinktartig höher ſtrebenden Takt verbunden, daß ich ohne alle Anmaßung mit Beſtimmtheit ſagen darf, der hohe, große Gedanke von der Idee der Elementarbildung, den ich in meinen ſpätern Jahren in ſeiner pſychologiſchen Tiefe zu erforſchen und durch die höchſte Vereinfachung ſeiner Ausführungsmittel den Wohnſtuben des Volks näher zu bringen geſucht, dieſe hohe Idee lag ſchon tief in meiner Seele entfaltet, als ich Lienhard und Gertrud ſchrieb. Ich hatte zwar das Wort „Idee der Elementarbildung“ in dieſem Zeitpunkt noch nie ausgeſprochen, ich glaube nicht einmal vor meinen Ohren erſchallen gehört; aber das höchſte Reſultat, das dieſe Idee im Menſchengeſchlecht auch in den niederſten Verhältniſſen hervorzubringen vermag, lag damals ſchon in einem hohen Grad und mit tiefer Belebung in meiner Individualität. Gertrud iſt, wie ſie daſteht, ein Naturkind, in dem die Natur die weſentlichen Reſultate der Elementar-Bildung, ohne den Genuß irgend eines ihrer Kunſtmittel zu beſitzen, in reiner Höhe dargeſtellt, und dieſes beſtimmt in der Eigenheit der Geſtaltung, in welcher es ſich in den niedern Ständen allein wahrhaft auszubilden vermag. Kurz, die Reſultate der Idee der Elementarbildung lagen, da ich ihr Bild entwarf, in ihrem innern Weſen in einem Grad der Vollendung in mir, in dem ich durch alles Nachdenken und alle Erfahrungen meiner dießfälligen Verſuche bis heute weſentlich nicht weiter habe kommen können; wohl aber bin ich ſeither durch den Wirrwarr meiner ſo vielſeitig unnatürlichen und unpſychologiſchen Erziehungs- und Unterrichts-Verſuche in mir ſelbſt von dem belebten Gefühl der reinen, hohen Wahrheit dieſes Jugend-Gemäldes der Elementarbildung abgelenkt und in großen, dieſer hohen Idee gewaltſam entgegenwirkenden Irrwegen herumgetrieben worden. Aber alle Umtriebe, die im Chaos dieſer Beſtrebungen ſtatt fanden und um mich her und mit mir geſpielt wurden, haben es mit allen ihren, zum Theil herzzerſchneidenden Folgen doch nicht vermögen, das Weſen der Anfangs-Beſtrebungen meiner jugendlichen Jahre für die Vereinfachung des ganzen Umfangs der häuslichen Erziehungs- und Unterrichtsmittel, deren Geiſt ich in dieſem Buche ſo lebendig dargelegt, in mir ſelber zu verdunkeln, will geſchweigen auszulöſchen. Ich mußte beim Scheitern der äußern Erſcheinung meiner Anſtalt nothwendig wieder auf dieſes Urſprüngliche meiner Lebensbeſtrebungen zurückkommen. Es hatte durchaus nichts Anders und nichts Entgegengeſetztes in mir ein mich in meinem Innerſten tief ergreifendes Intereſſe erregt. Es konnte es auch nicht, und das um ſo weniger, da mitten in den Folgen, Verirrungen und Umtrieben der äußern Erſcheinung meiner Lebensbeſtrebungen ſehr viele Reſultate derſelben den Werth meiner dießfälligen urſprünglichen Anſichten in ein helles und entſcheidendes Licht zu ſetzen geeignet waren. Es iſt nicht nur unwiderſprechlich, daß in der langen Dauer unſerer elementariſchen Beſtrebungen in jeder Epoche Zöglinge aus denſelben hervorgegangen, die die weitführende Kraft einzelner unſerer elementariſchen Mittel und Uebungen außer allen Zweifel ſetzten; ſondern daß ſelber die Wirkung dieſer einzelnen Uebungen auf das Eigenthümliche und Spezielle meiner Lebensbeſtrebungen — auf die Vereinfachung der gewohnten, allgemeinen Unterrichtsmittel und die daraus nothwendig entſpringende Erhöhung und Verſtärkung der Kräfte der Wohnſtube von den darüber urtheilsfähigen Eltern unſerer Zöglinge ſo viel als allgemein, ſo wie von Männern, die in Rückſicht auf die naturgemäßen und pſychologiſchen Fundamente alles Erziehungs- und Unterrichtsweſens als competente Richter angeſehen werden müſſen, vielſeitig und fortdauernd anerkannt worden iſt. Genugthuende Belege dieſer Anſicht mangeln in keiner Epoche unſerer ſo lange dauernden Beſtrebungen. Man frage ſelbſt in Iferten nach, ob es nicht wahr ſey, daß in den letzten Zeiten mehrere von den Töchtern, die in der Zahl- und Formlehre nach Schmid's Grundſätzen geführt worden, ſich zu einem Grad allgemeiner pädagogiſcher Kraft erhoben haben, die dieſe Stadt, bey aller anderwärtigen Mißkennung unſerer Grundſätze und unſers Thuns dennoch dahin gebracht, daß das einſtweilige Stillſtellen unſerer Töchter-Anſtalt allgemeines Bedauern erregte. Man frage in den verſchiedenen Verhältniſſen, in welche die vorzüglichern, bey uns gebildeten Zöglinge eingetreten, man frage ſelber in der polytechniſchen Schule in Paris nach, wie ſich verſchiedene derſelben darin ausgezeichnet haben. An mehrern Orten Deutſchlands, vorzüglich in Preußen, ſtehen Männer an der Spitze von Erziehungs-Anſtalten, die einen großen Theil ihrer pädagogiſchen Kraft den elementariſchen Bildungsmitteln, die ſie bey uns genoſſen, danken. Auch iſt es eine auffallende Erſcheinung, daß zwey, durch einen, ſich in Amerika befindenden Hr. Näff nach dieſen Grundſätzen gebildete Zöglinge ſich gegenwärtig in Paris in einer, vom mathematiſchen Studio am meiſten entfernt ſcheinenden Wiſſenſchaft, in der Chemie, vorzüglich auszeichnen. Ich füge dieſen Thatſachen noch dieſe einzige bey, daß die neulichen Bemühungen, unſere elementariſchen Grundſätze und Mittel durch ein franzöſiſches Journal dem Publiko umſtändlich und vielſeitig bekannt zu machen, in Paris und London von Perſonen, die in Rückſicht auf pſychologiſche und pädagogiſche Anſichten und Beſtrebungen unſtreitig als Männer vom erſten Gewicht anerkannt werden müſſen, unſern dießfälligen Zwecken, auf das Fundament ihnen bekannt gewordener Belege von unſeren dießfälligen Erfahrungen und Reſultaten einen ſehr hohen Grad von Aufmerkſamkeit und Beyfall geſchenkt, und daß ſogar Männer von eben dieſem Gewicht aus Nordamerika und Braſilien zur Beförderung unſerer Anſichten und Beſtrebungen in ihrem Lande wirklichen Antheil an unſerm Vorhaben genommen und uns daſſelbe mit ihrem thätigen Einfluß zu unterſtützen beſtimmt verſprochen. Alle dieſe, den Werth unſerer dießfälligen Beſtrebungen erheiternde Thatſachen ſind ſämmtlich im namenloſen Wirrwarr unſers Aufenthalts in Burgdorf und Iferten erzielt worden. Indeß mußte dieſer, dem Weſen unſers Thuns im Allgemeinen tödliche Wirrwarr einmal ſein Ende erreichen; und es iſt unter dieſen Umſtänden meine vollkommene Ueberzeugung, daß das einſtweilige Stillſtellen meiner Anſtalten in Iferten wahrlich als eine glückliche Nothwendigkeit, das innere Weſen meiner Beſtrebungen auf ein gereinigteres Fundament zu bauen, und gar nicht als ein Zeichen ihres Unwerths und der Unmöglichkeit der Erzielung ihrer ſegensvollen Reſultate anzuſehen iſt. Nein, ſo wenig als die Natur ſelbſt und ihr, auf ewigen Fundamenten gegründeter Gang in der Entfaltung unſerer Kräfte zu Grunde gehen kann, ſo wenig kann irgend ein Scherflein, das den Gang der Kunſt in den Erziehungs- und Unterrichtsmitteln des Menſchen-Geſchlechts dem göttlich gegründeten Gange der Natur näher zu bringen, wahrhaft und kraftvoll geeignet iſt, wie ein nichtiges Fantom wieder verſchwinden, wenn es die Richtigkeit und Wichtigkeit ſeiner Reſultate vor den Augen irgend einer Zeitwelt, wie dieſe auch immer beſchaffen ſeyn mag, in dem Grad zu Tage gefördert und als ſolid und ausführbar dargeſtellt hat, als dieſes bey einigen unſerer weſentlichen, elementariſchen Verſuche der Fall iſt.

Es iſt eine, jeder ernſten Prüfung vorliegende Thatſache, daß die Reſultate meiner Lebensbeſtrebungen im urſprünglichen Fundament ihrer Eigenheit noch feſt und unerſchütterlich daſtehen und zur weitern Bearbeitung vorliegen.

Ihre möglichen, wahrſcheinlichen und zum Theil gewiſſen Folgen ſind von einer Wichtigkeit, daß ich, ohne Gefahr, jemals dieſer Aeußerung halber beſchämt zu werden, offen ausſprechen darf, nicht wenige Reſultate unſerer Anſtalten und Verſuche ſind geeignet, die Kräfte der Menſchennatur im Zuſtande der Erſchlaffung, in dem ſie ſich durch die Verkünſtelungsmaßregeln unſerer Zeit befinden, mit mächtiger Kraft real und naturgemäß zu ergreifen, und ſie, ich möchte faſt ſagen, zu einer menſchlichen Wiedergeburt und zu einem erneuerten Leben zu erwecken, indem ſie uns in der äußern und innern Anſchauungskraft, die in unſerer Natur liegt, gleichſam die Urquelle alles unſers ſoliden Wiſſens, Kennens und Könnens in ihren Anfangspunkten naturgemäß erkennen, benutzen und in dem Grad ergreifen und feſthalten gelehrt, in welchem die Routinemittel unſerer Zeiterziehung und unſers Zeitunterrichts uns vielſeitig davon abgelenkt und entfernt haben.

So wenig iſt die Idee der Elementarbildung, auch nur ſo weit als ſie in unſerer Hand liegt, ein Luftſchloß. Sie kann es nicht ſeyn, und wenn ihr Weſen feſt gehalten wird, ſo kann ſie es nie werden. Dieſes liegt in der Menſchennatur ſelber, und ihre Reſultate ſprechen ſich kunſtlos in allen Hinſichten und nach allen Richtungen im wirklichen Leben aller Stände einzeln von ſelbſt aus. Jede alſo aus der Natur hervorgehende, gute Erziehungsmaßregel, jede reine Handlung der Liebe, des Vertrauens und des Glaubens, jede Erkenntniß der Wahrheit und des Rechts, jede Fertigkeit der wahren Kunſt, in welcher Form und Geſtalt ſie ſich auch immer äuſſere, iſt in ſeinem Weſen ein Reſultat dieſer hohen Idee. Ob der glänzende, liebende, ob der einſichtsvolle, lenkende Menſch, ob der kunſtfertige Arbeiter des Zuſammenhangs ſeines Glaubens, ſeiner Liebe, ſeines Denkens, ſeiner Kunſt und ſeines Könnens, Kennens und Wiſſens mit dem Weſen der Idee der Elementarbildung und ihrer Kunſtmittel wirklich bewußt ſey und denſelben deutlich erkenne, darauf kommt es nicht an. Die Reſultate der entfalteten ſittlichen, geiſtigen und Kunſtkräfte, wie ſie im wirklichen Leben ohne alle Kunſt hervorgehen, ſind einfache Wirkungen der menſchlichen Grundkräfte, die durch die Hinzuſetzung der Uebungen der elementariſchen Kunſtbildungsmittel durchaus nicht in ihr erzeugt, ſondern nur beholfen, d. i. in ihrer Erſcheinung und Entfaltung erleichtert, belebt, geſtärkt und in einen, ſich unter einander gegenſeitig unterſtützenden und belebenden Zuſammenhang gebracht werden. Die Welt iſt voll der einzelnen Reſultate des Naturgangs dieſer elementariſchen Entfaltung, die in der Einfachheit unverkünſtelter Sitten, Zeiten und Stände in allen Ständen einzeln, ohne alle Kunſt in hoher, innerer Auszeichnung ſich vielſeitig nach Umſtänden und Bedürfniſſen von ſelbſt zu Tage fördern; und es iſt auffallend, in welchem Grad ſich dieſe, von der Kunſt ganz unbeholfen und dennoch mit den höchſten Reſultaten der Idee der Elementarbildung übereinſtimmenden Erſcheinungen des gemeinen Naturgangs in der Entfaltung unſerer Kräfte in einzelnen, einfach und kunſtlos wohlerzogenen Menſchen nach der Eigenheit ihres Genies und ihrer Individualität ungleich, aber immer in Uebereinſtimmung mit ihrem Individualkarakter ausſprechen und darlegen. Hier ſiehſt du einen Menſchen mit ſehr ſchwachen Geiſteskräften und ohne alle Kunſtfertigkeiten, mit einer ausgezeichnet tiefen, ſich ſelber bis zur Begeiſterung erhebenden, ſittlichen und religiöſen Kraft als ein eigentliches Genie des Glaubens, der Gottesfurcht und der Menſchenliebe; dort findeſt du einen andern, der in ſittlicher Hinſicht wenig belebt, und in religiöſer Hinſicht von innerer Begeiſterung ferne iſt, mit ausgezeichneter Kraft und hoher, geiſtiger Belebung für die tiefere Erforſchung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände gleichſam von der Natur erſchaffen und in ſich ſelbſt dafür begeiſtert, vor dir ſteht; dort findeſt du wieder einen andern, der ohne beſonderes, ſittliches Intereſſe und ohne eigentliche ausgezeichnete Fähigkeit für die Nachforſchung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände, ein wahres Genie irgend einer Kunſt und dafür innerlich in ſich ſelbſt ſo belebt iſt, daß ihn die geringfügigſten Gelegenheiten, die ſein diesfälliges Genie anſprechen, mit hoher, innerer Gewaltſamkeit ergreifen und mit Leichtigkeit zu Reſultaten von entſcheidendem Erfolg hinführen. Wer den Gang der Welt in der Naturbelebung der allgemeinen Fundamente der elementariſchen Entfaltung unſerer Kräfte in ihrer Wahrheit erkennen will, der muß ſie in der Verſchiedenheit ſolcher auffallenden Erſcheinungen, ſowohl in Rückſicht auf die Genialität einzelner Individuen, als mit Rückſicht auf thatſächliche Reſultate dieſer Verſchiedenheit der menſchlichen Anlagen, ins Auge faſſen. Der Kulturgang des Menſchengeſchlechts im Allgemeinen findet in ſolchen genialiſchen Menſchen die natürlichen Stütz- und Anknüpfungspunkte der naturgemäßen Beförderungsmittel des wahren Naturgangs, durch welchen es möglich iſt, den Kunſtausbildungsmitteln der Idee der Elementarbildung leichten und folgereichen Eingang zu verſchaffen, und folglich den Segen ihrer allgemeinen Ausbreitung allmählig mit merklicher Sicherheit ihres Erfolgs anzubahnen und zu befördern. Die naturgemäße Entfaltung der menſchlichen Kräfte, die den elementariſchen Bildungsmitteln allgemein zum Grunde liegt und zum Grunde gelegt werden muß, geht in ihren weſentlichſten Punkten weit mehr aus dem Leben als aus der Kunſt hervor. Alle ihre Kunſtbildungsmittel ſind der höhern Bedeutung des Lebens untergeordnet und ihre groſſen Reſultate gehen im Allgemeinen mehr aus der thatſächlichen Belebung der Kräfte der Menſchennatur als aus dem Einfluß wiſſenſchaftlicher und Kunſtbildungsmittel hervor. In dieſem Geſichtspunkte liegt das große und tiefgreifende Erleichterungsmittel der elementariſchen Bildungs- und Erziehungskunſt. Jeder einzelne Menſch kann in ſeiner Lage und in ſeinen Umſtänden ohne alle Kenntniß der Idee der Elementarbildung und ihrer Mittel das Seine zur naturgemäßen Entfaltung der Kräfte unſers Geſchlechts in tauſend einzelnen Geſichtspunkten, Verhältniſſen und Anläſſen beytragen. Darum iſt es aber auch die Pflicht jedes erleuchteten Menſchenfreundes, die Naturbaſis aller wahren Kunſtmittel dieſer hohen Idee, die in allem Volke liegt, und ſich in allen Ständen und Verhältniſſen in tauſend und tauſend Thaten der Erziehung und des Unterrichts ohne alle Kunſt naturgemäß ausſpricht, anzuerkennen und anerkennen zu machen. Ohne die mitwirkende Anerkennung und Benutzung dieſer Naturbaſis der Elementarbildung, die in allem Volke liegt, iſt es gänzlich unmöglich, die Kunſtmittel dieſer hohen Idee, beſonders in ihren Anfangspunkten, naturgemäß und mit geſegnetem Erfolg zu erforſchen, zu bearbeiten, zu benutzen und der Menſchheit in allen Ständen in wirklich genugthuenden Thatſachen vor die Sinne zu bringen. Aber allenthalben, wo dieſes mit Glauben und Liebe geſchieht, finden die Kunſtmittel dieſer Idee in der Menſchennatur ſelbſt offenen Zugang. Wo dieſe Naturbaſis der Kunſt immer erkannt und mit Sorgfalt und Ernſt benutzt wird, da wird ſie auch in allen ihren Erſcheinungen als göttlich und als heilige Führerin und Lehrerin von alle dem anerkannt, was die Kunſt ſelbſt in ihren höchſten Reſultaten zur Bildung unſers Geſchlechts beyzutragen im Stande iſt und anſpricht. Alle Beſtrebungen, die Idee der Elementarbildung durch die Kunſt, ohne *ſorgfältige Aufmerkſamkeit*, auf dieſen *allgemeinen*, thatſächlichen Gang der Natur in der Entfaltung unſerer Kräfte zu bauen, führen in ihren Folgen zu Luftſchlöſſern, die oberflächliche, verkünſtelte und träumeriſche Menſchen eben ſo leicht zu Gelüſten, Anſprachen, Handlungen, Maßregeln und Verſuchen hinführen, durch die ſie, anſtatt den Segen ihrer Mitmenſchen zu befördern, Verwirrung, Unglück und Elend unter ihnen vielſeitig hervorbringen.

Aller mögliche Vorſchritt in den Ausführungsmitteln irgend einer, tief in die Menſchennatur eingreifenden Beſtrebung hängt von den Verſchritten in der immer heiterern Erkenntniß des Weſens der Idee ſelber und der Mittel ihrer Ausführung ab. Ohne immer wachſende Klarheit in der Theorie dieſes und ähnlicher Gegenſtände haben dieſelben durchaus kein Fundament eines innern, ſich unter einander gegenſeitig unterſtützenden und belebenden Zuſammenhangs. Der Vorſchritt in der Theorie ſteht indeß in allen ihren Theilen mit der Fortdauer und dem Wachsthum der allgemeinen Thätigkeit in der Ausführung eines ſolchen Gegenſtandes im innigſten Zuſammenhange. Wir dürfen in keinem einzelnen Fache unſerer praktiſchen Verſuche ſtille ſtehen. Allenthalben bildet und ſtärkt die Fortdauer des Thuns die Kraft des Könnens, und das belebte Daſeyn des Beyſpiels und thatſächlicher Erfahrungen weckt die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe aller ſich ihnen nähernden Kreiſe. Sey auch dein Beytrag zu dieſen Erfahrungen noch ſo klein und geringfügig, ſobald er als Reſultat und im Zuſammenhange mit dem Geiſt und den Mitteln der Idee der Elementarbildung daſteht, iſt er die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe der Umgebungen, in denen er daſteht, in dieſer Rückſicht zu erregen fähig und geeignet, und je größer und bedeutender ein ſolcher, als Erfahrungsſache daſtehender Beytrag an ſich iſt, deſto bedeutender und folgereicher iſt auch ſein Eindruck auf ſeine Umgebungen. Indeß iſt hiebey noch vorzüglich ins Auge zu faſſen, nur das Vollendete wirkt allgemein im Großen; nur dieſes hat unwiderſtehliche Kraft. Hieraus fließt natürlich die Nothwendigkeit, die thatſächlichen elementariſchen Beyſpiele und Erfahrungen einzeln zum möglichſten Grad ihrer Vollkommenheit zu erheben. Ich kann mich nicht enthalten, den Geſichtspunkt, daß die große Naturbaſis der Idee der Elementarbildung von dem einfachen Gange der Natur in der Entfaltung unſerer Kräfte, die in allem Volke liegt, ausgehe, durch ein thatſächliches Beyſpiel ins Licht zu ſetzen, das auf eine auffallende Weiſe heiter macht, wie weit er einzelne Menſchen ſelber in den vorzüglichern Kunſtmitteln des Erziehungsweſens hinzuführen geſchickt iſt. Ein kleiner, armer Junge hatte in einem Kloſter, in dem er als Bettelknabe aufgenommen wurde, das Unglück, daß er an eine brennende Laterne anſtieß, die von der Bühne herab ins Stroh fiel und es anzündete, wodurch ein ſehr beträchtliches Kloſtergebäude verbrannte. Der arme Junge ward jezt von jedermann beynahe als ein Scheuſal in's Auge gefaßt; niemand wollte ihn mehr in ſein Haus hineinlaſſen; er litt lange Hunger und Mangel; zulezt lief er davon und irrte bettelnd herum; endlich erbarmte ſich eine Glaſersfrau ſeiner und nahm ihn auf. Er lernte ihr Handwerk ſo wohl, daß ſie ihn ſehr ungerne wieder von ſich ließ. Er fing an, ſich zu fühlen, wollte mehr als ſein Handwerk lernen, durchreiſte Italien und einen Theil Frankreichs, gieng ſelber nach England, lernte mehrere Sprachen geläufig und hatte ſich eine große Gewandtheit erworben, mit Menſchen aller Art umzugehen. Nun war ihm auch ſein Handwerk nicht mehr genug. Der Gedanke kam in ihn, als Kammerdiener könnte er es bey ſeiner Bildung noch viel weiter bringen, als durch ſein Reiſen auf ſeinem Handwerk; zugleich trieb ihn eine Art von Wehmuth wieder nach ſeinem Vaterlande zurück, wo er ſich für dieſen Dienſt geradezu bey dem Abte des Kloſters meldete, deſſen Wirthſchaftsgebäude er verbrannt hatte. Die Bildung, Freymüthigkeit und Gewandtheit des Mannes machte den Abt aufmerkſam; er ſtellte ihn ſogleich als Kammerdiener an, und fand eine ſo ausgezeichnet gewandte Dienſtfähigkeit und Dienſtbereitwilligkeit in ihm, daß er eine eigentlich väterliche Zuneigung gegen ihn gewann. Nach wenigen Dienſtjahren verheurathete er ſich, nahm einen Gaſthof zu Leben, zeigte auch auf demſelben ſeine ausgezeichnet allgemeine praktiſche Kraft; was aber das Wichtigſte iſt und warum ich eigentlich von ihm rede, iſt dieſes: er ſchickte keines ſeiner Kinder in die Schule, und gab ihnen in allen Fächern mit einem Erfolg ſelbſt Unterricht, der außerordentlich war und das Erſtaunen der ganzen Gegend erregte. Seine fünf Töchter redeten alle Sprachen, die der Vater konnte, geläufig, und waren in allen Theilen der Bildung, in denen ſich der Vater auszeichnete, auf eine Weiſe geübt, als wenn ſie durch alle Schulen gelaufen und ſelber in den höhern Kreiſen des Bürgerſtands mehr als ſchulgerecht gebildet worden wären. In allem, was ſie angriffen, verſtändig und vom Morgen bis am Abend thätig, war ihnen dabey auch die niederſte Arbeit nicht zu gering. Bürgerlich gekleidet, zogen ſie, wenn ſie auf dem Felde arbeiteten, ihre Oberröcke aus, ſchürzten ſich nach bäuriſcher Weiſe zur ländlichen Arbeit, und im Gaſthofe, bey Fremden, zeigten ſie ein Benehmen und einen Anſtand, den man neben ihrer Gewandtheit in bäuriſchen Arbeiten nicht möglich glauben ſollte. Es war, wie wenn ſie dem Vater in den Augen anſähen, was er nur wünſchte, und wenn er pfiff, ſo ſprang nicht nur eine, es ſprangen zwey und drey ſeiner Töchter daher, zu ſehn, was ihm lieb ſey und was er befehle, und richteten es mit einer Sorgfalt, Genauigkeit und Thätigkeit aus, die durch die höchſten Reſultate der raffinirteſten Kunſtbildung nur ſelten erzielt wird.

So richtig dieſes Beyſpiel des ſich ſelbſt überlaſſenen, von der Kunſt unbeholfenen Gangs der Natur in der Entfaltung unſerer Kräfte auch immer da iſt, wo er im einzelnen Menſchen innerlich ſtark und kraftvoll belebt und äußerlich von dem Umſtänden begünſtigt wird, ſo iſt gleich wahr, daß es in Rückſicht auf das, was die Maſſa des Volks culturhalber in allen Ständen bedarf, nichts bedeutet. Die Erſcheinung ſolcher Menſchen iſt in dieſer Rückſicht, was einzelne ſüße Tropfen Waſſers, die in die bittern, ungenießbaren Fluthen geſalzener Meere hineinfallen. Sie verlieren ſich im Volk als rari nantes in gurgite vasto. Das Volk bedarf in allen Ständen und unter allen Umſtänden der Mittel der Kunſt zu ſeiner Bildung, ſonſt wird es bey alle dem, was zur Entfaltung ſeiner Kräfte in ihm ſelbſt liegt, ſehr leicht und ſo viel als allgemein ein Opfer der ſinnlichen thieriſchen Reize, beydes, zur Verwilderung und zur Verkünſtelung, die ohne ein kraftvolles, ſittlich und geiſtig wohl begründetes Gegengewicht, beyde gleich ſowohl auf den Wegen ihrer ſinnlichen Kraftſtärkung als auf denjenigen ihrer ſinnlichen Abſchwächung zur Unmenſchlichkeit hinführet. So offenbar iſt, daß das Beyſpiel einzelner Menſchen, die ſich durch den bloßen Einfluß des Lebens, ohne alle Kunſtmittel zu ausgezeichnet hohen, menſchlichen Kräften erheben, durchaus nichts, weder gegen das Bedürfniß der Idee der Elementarbildung, noch gegen den Werth derſelben beweiſen. Sie, die Elementarbildung iſt eine weſentliche und dringende Nachhülfe des, von der wahren Kunſt unbeholfenen, in einzelnen Fällen einzelne Menſchen zwar oft vortreflich bildenden, aber in tauſenden gegen einen die Maſſa des Volks unnatürlich mißbildenden wirklichen Zeitlebens, wie es ſich in ſeinen Folgen, beydes, in Rückſicht ſeines Einflußes auf die Verwilderung und auf die Verkünſtelung des Menſchengeſchlechts allgemein ausſpricht, und ich möchte faſt ſagen, in jedem Zeitgeiſt und in jeder Epoche aller menſchlichen Jahrbücher documentirlich gleich darlegt; und faſſen wir um den poſitiven Zwang der Entfaltung des, von der Natur unbeholfenen Lebens, wie es, ſeltene Fälle ausgenommen, im allgemeinen iſt, und hingegen des, von den Mitteln der elementariſchen Bildung unterſtützten und beholfenen Lebens, wie es ſeiner Natur nach allgemein in allen Ständen einzuwirken fähig iſt, gegenſeitig ins Auge, ſo finden wir, in der erſten Epoche des Lebens mangelt dem Kind, das dem großen Naturgang in der Entfaltung ſeiner Kräfte kunſtlos überlaſſen wird, vor allem aus im allgemeinen eine Mutter, welche die Reize zu dem, was ſie ihrem Kinde naturgemäß ſeyn ſollte, belebt, ruhig und gereift in gebildeter Entfaltung ihrer Kräfte mit Bewußtſeyn in ſich ſelbſt trägt. Ihr Kind gefahret eben ſo im allgemeinen durch die gegenſeitig ſich ſelbſt überlaſſene inſtinktartige Belebung dieſer Triebe alle Augenblicke in ihrem wahrhaft naturgemäßen Einfluß auf die Belebung ſeiner Kräfte geſtört, verwirrt und anſtatt durch dieſelbe naturgemäß gebildet, durch ſie naturwidrig verbildet zu werden. Unter dieſen Umſtänden wird das unnatürlich geführte Kind durch die Anſprüche ſeiner Mißbildung, an denen die Mutter ſelber Schuld iſt, ihr ſehr bald ſelber zur Laſt.

Sie ergreift, wenn ſie gutmüthig iſt, ſelber unnatürliche und dem Kinde durch ſeine Sinnlichkeit ſchädliche Stillungsmittel ſeiner unnatürlich belebten Unruhe; wenn ſie aber leidenſchaftlich iſt, ſo verſucht ſie die Unruhe ihres Kindes durch Aeußerungen ihrer eigenen Unruhe und ihrer eigenen Unbehaglichkeit zu ſtillen. Sie ſchieltet und ſtraft das Kind, das nichts verſchuldet, das nur ſo iſt, wie es unter ihrer Führung hat werden müſſen. Sie ſtraft die Unſchuld. Sie legt den erſten Samen der Leidenſchaft, ſie legt den erſten Samen des Verluſtes der Unſchuld in das arme Geſchöpf. Das Göttliche und Reine, das aus der ruhigen Selbſtthätigkeit der Kräfte der Kinder ſelbſt hervorgeht, verliert ſich allmählig. Das Leidenſchaftliche und Ungöttliche, das aus der unnatürlich belebten, ſinnlichen und thieriſchen Natur hervorgeht, verſtärkt ſich von Tag zu Tag. Die natürliche Entfaltung ſeiner Anſchauungskraft wird verwirrt. Der bildende Einfluß zweckmäſſig vor die Sinne gebrachter Gegenſtände der Anſchauung wird vielſeitig im Kind ſtill geſtellt und dieſe Gegenſtände ſelber eben ſo vielſeitig ſeinen Sinnen entrückt und ihm hingegen die Menge daſſelbe mißbildender Gegenſtände mit unnatürlich belebren Reizen vor die Sinne gebracht, folglich die naturgemäße Ausbildung der Anſchauungskraft gleichſam in ihrem Urſprung unnatürlich verwirrt, und dadurch die naturgemäße Entfaltung der Sprachkraft eben ſo wie diejenige der Denkkraft, deren erſte Fundamente beyderſeits in der naturgemäßen Entfaltung der Anſchauungskraft liegen, wo nicht gänzlich unmöglich gemacht, doch ihrer naturgemäßen Entfaltung ſchon in dieſem Zeitpunkt ſo viel als unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt, und damit ſo viel als alles zernichtet, wodurch das naturgemäß geleitete, häusliche Leben im Alter der Unmündigkeit ſelber das Kind zur naturgemäßen Benutzung der Schuljahre vorbereiten und ihm ſegenreich machen konnte. Sehen wir das Kind alſo aus der Epoche der Wohnſtubenbildung auftreten, ſo liegen in ihm keine natürlich belebten Reitze für irgend etwas, das die Schulbildung ihm naturgemäß geben ſollte. Es hat keine naturgemäß belebte Anfangspunkte für das, was es in der Schule naturgemäß fortſetzen ſollte. Es kommt in eine neue Welt, die für daſſelbe durchaus keinen geiſtig und gemüthlich, wohl aber einen leidenſchaftlich belebten Zuſammenhang mit ſeiner Mißbildung hat. Es tritt eigentlich für die Vorſchritte der Mißbildung, die es in der Schulführung zu machen Gelegenheit hat, wohl vorbereitet in die Schule. Seine Haus mißbildung kommt mit der Hausmißbildung der ganzen Schaar ſeiner Mitſchüler in belebten Zuſammenhang; und da die Mißbildung aller in ihrem

Weſen allgemein gleichen Urſprungs und gleicher Natur iſt, ſo wird ſie auch ſehr leicht allgemein anſteckend. Die Frechheit unter vielen Kindern iſt bald allgemein erzeugt, wo die Beſcheidenheit in jedem einzelnen nicht zum voraus ſchon kraftvoll belebt iſt. Eben ſo iſt der böſe Muthwille, die ſchamloſe Leichtfertigkeit, das böſe Verhöhnen, Beleidigen und Kränken der Schwachheit und der Armuth und alle Fehler der Liebloſigkeit und Hartherzigkeit in der Epoche der Schulzeit in den Herzen der Kinder leicht anſteckend, wenn im häuslichen Leben nicht ſchon zum voraus Anmuth, Liebe, Friede und Ruhe, die dem kindlichen Alter ſo natürlich iſt, in den einzelnen Schulkindern kraftvolle Nahrung gefunden und ihnen im belebten Kinder-, Bruder-, und Schweſterſeyn habituel und gleichſam zum Bedürfniß und zur andern Natur gemacht worden. Eben ſo ſind in geiſtiger Hinſicht die Zerſtreuung, Gedankenloſigkeit, Unaufmerkſamkeit, Unvorſichtigkeit und Uebereilung unter dem Haufen der Schulkinder bald allgemein anſteckend, wenn die Aufmerkſamkeit, das Ueberlegen und Nachdenken durch die Hausbildung der einzelnen in ihnen noch keine kraftvolle Wurzel gefaßt hat.

Hinwieder ſind in phyſiſcher Hinſicht Trägheit, Gemächlichkeit, ſinnliche Lüſternheit und ihre Folgen, dieſe Hinderniſſe der Entfaltung der Gewandtheit, Anſtrengung und Ausharrung in der bürgerlichen und häuslichen Thätigkeit in den Schuljahren eben ſo anſteckend, wenn die häusliche Bildung ihren kindlichen, liebenden Sinn nicht zum voraus zur phyſiſchen Entfaltung und Belebung ihrer Glieder und zur Theilnahme an verſchiedenen Arten der ihnen zukommenden, häuslichen Thätigkeit und ſelber zur eifrigen Anſtrengung und Ausharrung in derſelben gereizt und angewöhnt hat. Der Schulmeiſter kann unter dieſen Umſtänden, ſo gerne er auch wollte, durchaus nicht naturgemäß auf die Fortbildung der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Kräfte ſeiner Kinder einwirken: weil der Punkt dieſer Bildung, der ihnen im häuslichen Leben ſchon hätte gegeben werden ſollen, in ihnen nicht, wie er ſollte, ſchon naturgemäß entfaltet und belebt vorliegt. Er kann ſich unter dieſen Umſtänden durchaus nicht als väterlicher Erzieher ſeiner Kinder fühlen und denken, im Gegentheil, er muß ſoviel als nothwendig als mühſeliger Unterrichter und Abrichter von Kindern, deren Geiſt, Herz und Hand ferne von ihm und von alle dem iſt, was er ihnen einüben ſollte, anſehen und fühlen, und iſt, um auch nur einen Scheinerfolg ſeiner Unterrichts- und Abrichtungsmittel ſicher zu ſtellen, in der traurigen Lage, zu Mitteln der höchſten Unnatur ſeine Zuflucht zu nehmen und ſeine Kinder durch Belohnungen, durch eitle Ehre und Ruhm zu dem hinzulocken, was ſie, wenn ſie im häuslichen Leben naturgemäß erzogen und für das, was ſie in der Schule lernen ſollten, wohl vorbereitet worden wären, in ſeinen Elementen ſchon in ſich ſelber tragen und in den Bildungsübungen ſeiner Vorſchritte gerne und mit Freude ſich ſelber eigen machen würden; eben ſo muß er ſie mit der rohen Gewalt unnatürlicher Schulſtrafen von Dingen abhalten, die im andern Falle ihnen weder von ſelbſt ſchon zur eingewurzelten Uebung geworden, noch auch ſo leicht durch das Beyſpiel anderer anſteckend auf ſie hätten wirken können. Und treten ſolche erziehungshalber im häuslichen Leben nicht nur verwahrloſte, ſondern ſelber mißbildete Kinder in dieſem Zuſtand aus den Kinderſchulen in höhere und überhaupt in die verſchiedenartigen Bildungs- und Unterrichtsanſtalten für das wiſſenſchaftliche oder praktiſche, bürgerliche Leben; ſo iſt die in dieſem Zeitpunkt ſehr belebt wachſende Kraft ihrer phyſiſchen Entfaltung ſehr geeignet, allen Reitzen der Zügelloſigkeit, Selbſtſucht, Frechheit und Gewaltthätigkeit des ſinnlichen Lebens und ſeiner thieriſchen Anſprüche in einem hohen Grad ſtarke, leidenſchaftliche und gefährliche Nahrung zu geben, und ſie dahin zu führen, auf das Fundament oberflächlicher Kenntniſſe, unreifer Entfaltungen und halberlernter Kunſt- und Berufsfertigkeiten anmaßungsvolle, alle Subordination mißkennende und auf leere Luftſchlöſſer gebaute Anſprüche zu machen, deren Folgen wir in unſerem Zeitalter in einem hellen Licht oder vielmehr in grellen Erſcheinungen als eine Haupturſache des vielſeitigen Unglücks unſerer Tage erkennen gelernt haben. Faſſen wir endlich dieſe, auf einer ſolchen Bahn erwachſene Menſchen als Väter und Mütter in häuslicher, als Geſchäftsmänner in bürgerlicher und Berufshinſicht in's Auge, ſo erſcheinen die Folgen ihrer, in der erſten Stufe ihres jugendlichen Lebens nicht naturgemäß genoßenen Bildung nur erſt in ihrem grellſten Licht oder vielmehr in ihren weitführenden, traurigen Wirkungen. Im Verderben des poſitiven Lebens unſeres unnatürlich Verkünſtelten Zeitgeiſts und des durch ihn gewaltſam belebten und geſtärkten, allgemein ſinnlichen Weltgeiſtes aufgewachſen, man-

geln

geln ihnen die weſentlichſten ſoliden Kenntniſſe, Neigungen und Fertigkeiten, die eine gute, naturgemäße Erziehung im Vaterhauſe und eine darauf gebaute, gute naturgemäße Schul-, und Berufsbildung ſo wohl im Knaben- als im Jünglingsalter ihnen gegeben oder vielmehr ſie dazu vorbereitet hätte. Die reinen, menſchlichen Beweggründe und Antriebe zur Erfüllung ihrer häuslichen und bürgerlichen Pflichten haben in ihnen ſelbſt keine naturgemäße, reelle Begründung. Sie finden nur in ihrer Verwilderung und ihrer Verkünſtelung, ſo wie in Reitzen, die dieſes doppelte Verderben in ihnen ſtärken und beleben, Beweggründe zur ſegensloſen Scheinerfüllung der Pflichten, auf deren äußerliche Erfüllung ihre Verhältniſſe wider ihren Geiſt und wider ihr Herz zwingend einwirken. Sie können in dieſer Lage dem Schein nach oft recht viel Gutes thun, das ſich aber auch nur durch das Sprichwort: „die Noth bricht Eiſen“ in ſeiner Wahrheit erklären läßt. Die weſentlichen Fundamente alles wahrhaft häuslichen und bürgerlichen Guten mangeln ihnen im ganzen Umfange. Die Pflichten und Rechte, die die Menſchlichkeit anſpricht, ſind ihnen ganz untergeordnete Beweggründe ihres, ſie auf keine Weiſe menſchlich erhebenden und menſchlich befriedigenden Weltſinns. Die Quellen der Liebe ſind in ihnen verödet, und von der Wahrheit fragen ſie in dieſer Verödung: was iſt ſie? Und wie ſie ſind, fragen ſie das mit Recht. Die Wahrheit an ſich, in ihrer Reinheit, iſt ihnen nichts und kann ihnen nichts ſeyn. Sie iſt nicht in ihnen. Der ganze Umfang der Dienſt- und Nothpflichten ihrer Sinnlichkeit hat weder in ihr noch in der Liebe ein Fundament der Reize, die ſie anſpricht; darum iſt ihre Erfüllung auch in ihrem häuslichen und in ihrem öffentlichen Leben ſegenslos. Doch ich mag das Bild der Folgen, die aus dem Mangel einer ſoliden, naturgemäßen Begründung des Erziehungsweſens im häuslichen Leben in den erſten Kinderjahren bey dem Verkünſtelungsverderben der Zeit ſo allgemein ſind, nicht weiter ausführen; ich ſetze im Gegentheil, dieſes Bild zu mildern, noch hinzu, dieſe unglücklichen Folgen des Mangels einer guten, naturgemäſſen häuslichen Erziehung in den erſten kindlichen Jahren können freylich in den folgenden Jahren durch den Einfluß der Religion in einzelnen Fällen in einem hohen Grad gemildert und zum Theil wirklich ausgelöſcht werden. Sie erſcheinen alſo im wirklichen Leben bey weitem nicht allgemein in einem ſo grellen Lichte. Aber wenn der Menſch ſchon in ſeinen ſpätern Jahren, auf welche Weiſe und durch welche Mittel es auch geſchehen mag, dahin kommt, ganz einzuſehen, was ihm zur ſoliden Begründung des häuslichen und bürgerlichen Segens ſeines Lebens mangelt, und wenn er auch wirklich dahin kommt, dieſen Mangel mit bittern Thränen zu beweinen, ſo iſt er doch in ſeinen Folgen bis auf einen gewiſſen Punkt ſo viel als unauslöſchlich bleibend in ihm; wenn er auch dahin kommt, ſeine Unfähigkeit, ſein Brod auf eine, ſein Herz ſelber befriedigende Weiſe zu verdienen und ſeine Kinder zu allem Guten und Segensreichen, deſſen ſie bedürfen, zu erziehen und den Armen um ſich her mit dem beſten Herzen zu dienen, ganz einzuſehen, ſo hat er um deswillen die gebildeten Kenntniſſe und Fertigkeiten, die hiefür nothwendig ſind, doch nicht in ſich ſelber, und bleibt in dieſer Rückſicht hinter dem Zuſtand, zu welchem er durch eine, von der Wiege an durchgeführte, elementariſche Führung gekommen wäre, bis an ſein Grab zurück.

Ich verfolge meinen Weg, und ſo wie ich eben verſucht habe, den poſitiven Gang des von der Kunſt unbeholfenen Lebens, wie es, ſeltene Fälle ausgenommen, ſich in ſeinen Folgen allgemein ausſpricht, darzulegen, ſo fahre ich fort, das von den Mitteln der wahren, naturgemäßen und elementariſchen Bildung unterſtützte Leben, wie es wirklich iſt und in ſeinen Folgen nothwendig ſeyn muß, auf eben dieſe Weiſe ins Aug' zu faſſen.

In der erſten Epoche des kindlichen Lebens iſt keine elementariſche, naturgemäße Bildung denkbar, ohne eine Mutter, die das Weſen der Mittel dieſer Bildung entweder in ihren höhern Herzens- und Geiſtesanlagen individuell in ſich ſelbſt trägt, oder ſie wirklich durch die ſolide Erlernung derſelben ſich genugthuend eingeübt hat. Das Weſen dieſer Mittel iſt ſeiner Natur nach geeignet, wahrhaft bildend auf ihr Kind einzuwirken und eben ſo die Reize zu ſeiner Mißbildung allgemein ſtille zu ſtellen und zu ſchwächen. Das große erſte Geſetz dieſer Bildung iſt die Ruhe des unmündigen Kindes. Dieſe muß durch die Mutter auf alle Weiſe befördert werden, und es liegt in der Natur ihres untergeordneten Inſtinkts ſelber, daß dieſe Ruhe ihr heilig ſey. Sie thut alles, dieſe Ruhe zu fördern und ihre Störung zu verhüten. Es liegt im Naturgang ihrer Führung, daß ſie alles thue, es zu ſtillen und nicht unnatürlich zu ſtören oder ſtören zu laſſen. Die Sorge dieſer Handlungsweiſe der Mutter führt dahin, daß die erſte Belebung der Kräfte ihres Säuglings nicht aus äußern, zufälligen und zur Unruhe führenden, ſinnlichen Reizen, ſondern aus dem Selbſttrieb, welcher der Entfaltung aller ſeiner Kräfte allgemein zum Grunde liegt, ſelbſt hervorgehe, und ſich ruhig und ſtill durch ungeſtörtes und unverwirrtes Anſchauen ſeiner Umgebungen in ihm ſelber entfalte, bilde und ſtärke. Bey dieſer Führung wird das Kind, das von ſeiner Mutter zu keiner unnatürlichen Unruhe gereizt, ſondern vielmehr durch ſie vor ihren mißbildenden und irreführenden Reizen geſchützt wird, ihr auch nicht leicht zur Laſt; und ſie kommt ſo leicht weder in den Fall, in blinder Gutmüthigkeit, unnatürliche und dem Kinde ſchädliche Stillungsmittel ſeiner gereizten Unruhe zu gebrauchen, noch in gereizter Leidenſchaftlichkeit der Unruhe des Kinds durch Aeuſſerungen ihrer eigenen Unruhe Einhalt zu thun und daſſelbe in dieſem Gemüthszuſtande zu ſchelten, zu ſtrafen, ſeine Unſchuld zu kränken und den Saamen der Leidenſchaft in ihm zu reizen und zu beleben. Das Reine und Göttliche, das aus der ruhigen Selbſtthätigkeit der Kräfte des Kindes ſelbſt hervorgeht, wird durch das diesfällige Benehmen der Mütter von Tag zu Tag in ihm immer mehr geſtärkt. Seine Anſchauungskraft wird durch daſſelbe naturgemäß entfaltet und dadurch die Entfaltung ſeiner Sprachkraft naturgemäß begründet. Die Gegenſtände, die dieſes bezwecken, werden ihm mit Sorgfalt und Kunſt in Uebungen, die ſtufenweiſe auf einander folgen und ſich ſo fortſchreitend begründen, vor die Sinne zur Anſchauung gebracht, und dadurch wird ſein ſolides Redenlernen ein nothwendiges und unfehlbares Reſultat ſeiner Anſchauungsübungen und ihres in der Natur der Dinge ſelbſt liegenden Zuſammenhangs, über deſſen Eindruck es ſich wörtlich ausdrücken, d. i. reden lernen ſoll, und eben ſo wird dadurch die naturgemäße Entfaltung der Denkkraft mit derjenigen der Anſchauungskraft ſo wenig verbunden und ſo einfach und naturgemäß aus ihr hervorgehen gemacht, daß die Zwiſchenſtufe der zu bildenden Sprachkraft als ein mechaniſches, an ſich lebloſes Ausdrucksmittel des Geiſtes und des Lebens dieſes innigen Zuſammenhangs der Anſchauungs- und der Denklehre und ihres gegenſeitigen Einfluſſes auf einander angeſehen werden kann; wodurch es dann auffällt, daß durch die ſolide, elementariſche Führung des Kinds daſſelbe in ſeiner häuslichen Bildung ſchon in ſeiner Unmündigkeit auf eine ſolide Weiſe zu einer ſegensvollen Benutzung ſeiner Schuljahre und Schulführung vorbereitet und tüchtig gemacht wird. So wie es bey dieſer Führung aus der bisher genoſſenen, häuslichen Bildung in die Schulführung hinübergeht, findet es ſich in alle dem, was die erſte Stufe dieſer Führung ihm einüben ſoll, durch das, was es in den bisherigen Uebungen ſeines häuslichen Lebens ſchon genoſſen, vorzüglich und gut vorbereitet. Das was die naturgemäß begründete Schulführung ihm geben will und geben ſoll, findet durch ſeine häusliche Führung in ihm ſchon belebte Reize, es ſelber zu wollen und ſogar nach ihm zu haſchen.

Die Anfangs- und Anknüpfungspunkte deſſen, was es in der Schule lernen ſoll, ſind durch die Anſchauungserkenntniſſe ſeines häuslichen Lebens vorbereitet und vorliegend. Es findet ſich ſehr leicht in alles, was es in der neuen Welt, in die es jetzt eintritt, naturgemäß lernen und ſich einüben ſollte. Alles in dieſer Laufbahn naturgemäß zu Erlernende hat einen einig belebten Zuſammenhang mit dem, was es in ſeiner häuslichen Führung ſich naturgemäß eingeübt und eigen gemacht hat. Dieſe ſteht mit alle dem, was ihm in der Schule eingeübt werden ſoll, in innigſtem Zuſammenhang. So wie die Mißbildung ſchon im häuslichen Leben verwilderten und verkünſtelten Kindern bey denjenigen ihrer Mitſchüler, die für die diesfälligen Fehler in beyden Rückſichten ſchon merklich empfänglich ſind, leicht anſteckend wird, ſo wird auch die Bildung der, im häuslichen Leben gutmüthlich und geiſtig für die Schuljahre wohl vorbereiteten Kinder für diejenigen ihrer Mitſchüler, die in ihrem häuslichen Kreiſe mehr und minder auch gemüthlich und verſtändig erzogen werden, ich darf nicht ſagen, anſteckend, aber doch reizend und anziehend. Unfehlbar wird der elementariſch gebildete Schulmeiſter ſchnell auf ſie aufmerkſam werden, und ihre Mitſchüler auf ihre vorzügliche Fähigkeit im Erlernen, auf ihr anmuthvolles, liebreiches Benehmen aufmerkſam machen. Er wird ſie bald brauchen können, ſchwächern Kindern in ſeinen Schulübungen nachzuhelfen und ihnen zu dienen, und da jeder Maſſaverein nur durch das Vorſchreiten ſeiner einzelnen Glieder in den Zwecken ſeines Vereins wahrhaft vorſchreitet, ſo iſt es natürlich, daß jede elementariſch zu bildende Schule die Sicherheit und

Solidität ihres allgemeinen Vorſchreitens durch Einfluß einzelner, im häuslichen Leben ſchon im Geiſt einer elementariſchen Schulführung geführter Kinder zu ſuchen hat und zu finden im Stande iſt. Wahrlich es laſſen ſich große Hoffnungen auf dieſe Anſicht bauen. Wenn die Unnatur aller Thorheit und Schwäche durch einige Anhängſel von Bonbons und Zierathen, wie man ſieht, zu leicht anſteckend werden können, warum ſollte doch die Naturgemäßheit wahrer und kraftvoller Erziehungsmaßregeln durch ihre unfehlbare Segensfolgen nicht auch für die Maſſa des Volks in allen Ständen und in allen Altern anziehend, überzeugend und hinreißend, oder welches eben ſo viel iſt, in gewiſſen Rückſichten anſteckend werden können? Und wie ſollte es möglich ſeyn, daß dieſes in einer elementariſch wohl zu begründenden Schule nicht vorzüglich der Fall ſeyn ſollte? Es iſt nicht anders möglich; alle einzelnen, im häuslichen Leben zur elementariſchen Führung wohl vorbereiteten Kinder werden und müſſen auf die Maſſa der mit ihnen elementariſch zu bildenden Schulkinder einen weſentlich ſegensvollen Einfluß haben.

Doch, ich bin aus dem beſtimmten Zuſammenhang des Bildes, das ich darlegen wollte, etwas herausgefallen. Ich dachte mir eine Elementarſchule, die von Kindern zuſammengeſetzt wäre, welche ſämmtlich ſchon zum voraus eine elementariſch wohlbegründete, häusliche Erziehung genoſſen hätten; und von einer ſolchen Schule wäre wohl unendlich mehr zu erwarten, als ich eben ſagte.

Die Frechheit, die Gedankenloſigkeit, Sorgloſigkeit, Unthätigkeit und Ungewandtheit, und mit einem Wort, die Fehler, die unter einem Haufen von Kindern, welche im häuslichen Leben nicht naturgemäß zu einer, dieſen Fehlern entgegengeſetzten Gemüthsſtimmung und Lebensweiſe gebildet werden, ſind in Kindern, die im häuslichen Leben in der Kraft wahrhaft elementariſcher Bildungsmittel naturgemäß erzogen worden, ich will nicht ſagen, in ihren Wurzeln vertilgt, aber ganz gewiß der belebenden Reize beraubt, die ſie im entgegengeſetzten Falle ſo leicht anſteckend machen. Solche Kinder ſind beym Eintreten in die Schuljahre und in die Schulſtube eines lieblichen, freundlichen und wohlwollenden Benehmens, eben wie eines überlegten, beſonnenen, thätigen, fleiſſigen Lebens gewohnt. Rohheit, Unbeſonnenheit und Müſſiggang iſt auf keine Weiſe in ihr Fleiſch und Blut eingewurzelt; wohl aber iſt ihnen der milde ſanfte Geiſt, die belebte Aufmerkſamkeit, Ueberlegung und Thätigkeit eines naturgemäßen, unverdorbenen Wohnſtubenlebens von der Wiege an eingeübt und natürlich geworden. Die weſentlichen Anfangspunkte alles deſſen, was ſie in der Schule lernen und worin ſie ſich in derſelben weiter bilden ſollen, ſind ſchon weſentlich in ihnen belebt und von der Wiege an eingeübt. Der Schulmeiſter hat in ſehr vielen Rückſichten nur mit Sorgfalt auf das fortzubauen, wozu im häuslichen Leben die wirklichen Fundamente ſchon gelegt ſind, und wozu ſie jetzt im Schulleben nicht eigentlich erſt empfänglich gemacht, ſondern in ihrer gebildeten Empfänglichkeit nur geſtärkt und weiter geführt werden dürfen. Der Schulmeiſter fühlt ſich unter dieſen Umſtänden als väterlicher Fortſetzer und Mithelfer der Erziehung von Kindern, die ihm innerlich wahrhaft nahe und mit dem ganzen Umfange ſeiner naturgemäßen Schulmittel in Uebereinſtimmung ſtehen und mit Geiſt, Herz und Hand freiwillig und mit Luſt und Liebe daran Theil nehmen. Er hat durchaus, um die ſoliden Wirkungen der elementariſchen Führung ſeiner Schulſtube mit Sicherheit zu erzielen, nicht nöthig, zur Unnatur von Schulbelohnungen und Schulſtrafen ſeine Zuflucht zu nehmen, davon die einen das Herz der Kinder durch Sinnlichkeit und Ehrgeitz verderben, die andern daſſelbe durch Kränkungen erniedrigen und mißſtimmen.

Häuslich elementariſch wohlgebildete Kinder tragen den Reiz, ſich ſelbſt in alle dem weiter zu führen, was ſchon angefacht und belebt in ihnen liegt, in ſich ſelbſt, und wollen in alle dem gerne weiter, was in ſeinen frühern Stufen im häuslichen Leben ſchon Reize für ſie hatte und ſie belebt anſprach, was in der elementariſchen Führung weſentlich und ſoviel als nothwendig iſt.

Kommen dann alſo elementariſch gebildete, angehende Jünglinge aus den Knabenſchulen in höhere, wiſſenſchaftliche Bildungsanſtalten oder als Lehrlinge in die Werkſtätte bürgerlicher Berufe, ſo ſind ſie durch die naturgemäße Führung ihres Kindes- und ihres Knabenalters in einem hohen Grad fähig gemacht, dieſe Anſtalten und Werkſtätte für ihr künftiges Leben ſegensvoll zu benutzen. Freche Rohheit, Muthwille, blinde Anmaßung und tolle Kühnheit, die in dieſem Alter ſo leicht einen, in verſchiedenen Farben und Geſtalten ſich entfaltenden, aber in allen Formen gleich unnatürlichen und verderblichen Burſchengeiſt erzeugt, hat in ihrer häuslichen und in der, aus derſelben hervorgegangenen und auf ſie gegründeten, elementariſchen, häuslichen und Schulbildung ein kraftvolles Gegengewicht gegen dieſe, dem allgemeinen Segen des häuslichen und bürgerlichen Lebens in allen Ständen ſo tödtlich ans Herz greifende Ausartung des in dieſem Alter lebendig erwachenden Kraftgefühls der Menſchennatur. Der elementariſche wohlerzogene Jüngling fühlt ſich über die Reize der jugendlichen Tollkühnheit und der böſen Kühnheit ihrer Anſprüche in ſich ſelbſt hocherhaben. Intereſſe ſeines Geiſtes und ſeines Herzens lenken ihn mit Kraft von den Reizen des blinden Aufſchwungs ſolcher jugendlichen Anmaßungen und Anſprüche weg. Er hat in ſich ſelber höhere Anſprüche des Geiſtes und des Herzens, denen er mit ernſter Kraft, beſonderer Ruhe und innerer Stille entgegenſtrebt. Die Vorbereitung auf die praktiſche Laufbahn ſeines künftigen Lebens, die ihm nahe bevorſteht, verſchlingt ſein ganzes Intereſſe, begründet und bildet die ganze Thätigkeit dieſer Epoche; und ſo tritt er im gereiften Segensgenuß der naturgemäßen Bildungsmittel ſeiner häuslichen Erziehung, ſeiner Schuljahre, ſeiner Standes- und Berufsbildung als Vater und Bürger in die Laufbahn, für welche die Epoche ſeines frühern Lebens als weſentliche Vorbereitungsmittel ihres geſegneten Erfolgs angeſehen werden müſſen. Seine Stellung iſt jetzt der Anfangspunkt von Pflichten, zu deren Erfüllung er von ſeiner Wiege an bis zu dem Endpunkt ſeiner dießfälligen Bildung naturgemäß iſt vorbereitet worden. Er genießt als Vater und Bürger ihren bleibenden Segen in vollem Maße bis an ſein Grab. Er beſitzt durch ſeine, von der Wiege an ſolid begründeten und ausgebildeten Erkenntniſſe, Neigungen und Fertigkeiten ein naturgemäß begründetes Gegenmittel und Gegengewicht gegen die Reize und Folgen, die das Verderben der Verwilderung und Verkünſtelung unſers Zeitgeiſtes und ſeines ihn allgemein begründenden Weltſinns, beydes, ſowohl auf die Schwäche als auf die Rohheit der ſich ſelbſt überlaſſenen, ſinnlichen Menſchennatur allgemein hat. Die Pflichten ſeiner Lage und ſeiner Verhältniſſe ſind mit der Richtung ſeines Geiſtes und ſeines Herzens und mit den Fertigkeiten und Gewohnheiten ſeines Lebens in Uebereinſtimmung. Sie müſſen die Beweggründe zu ihrer Erfüllung nicht außer ſich in Reizen und Trieben ſuchen, die das Verderben der Verwilderung und Verkünſtelung in der Menſchennatur allgemein erzeugen und ſtärken. Sie finden in ſich ſelbſt in der beſtehenden Richtung ihres Geiſtes und ihres Herzens, ſie finden in den Urtheilen ihres Geiſtes, in den Neigungen ihres Willens, in den Fertigkeiten ihres Thuns und Faſſens innerlich belebte Beweggründe zur ſegensvollen und ſie befriedigenden Erfüllung der Pflichten ihrer Lage und ihrer Verhältniſſe. Sie fühlen ſich als Menſchen, als Väter, als Bürger, in der Erfüllung dieſer Pflichten eben ſo geſegnet und glücklich, als ſie dadurch Segen, Wohlſtand und Befriedigung in ihren Umgebungen und Verhältniſſen verbreiten. Die hohen, heiligen Fundamente des Guten, das ſie thun, gehen in ihnen aus Liebe und Glauben hervor. Sie ſprechen zur Wahrheit nicht: was biſt du? und zum Recht nicht: was willſt du? Ihr Herz iſt ferne von den Lügen. Darum erkennen ſie auch die Fundamente der Wahrheit, die ihnen dient und deren ſie bedürfen, vielſeitig mit vieler Sicherheit in ſich ſelbſt, und was recht iſt, ſagt ihnen ihr Gewiſſen mit innerer, göttlicher Stimme. Die Wahrheit, die in ihrer Reinheit ihren Geiſt und ihr Herz anſpricht, iſt ihnen alles. Sie iſt in ihnen ſelber in ihrer Liebe und in ihrem Glauben begründet. Sie glauben an die Wahrheit, weil ſie ſie lieben, und lieben ſie, weil ſie an ſie glauben. Hierin liegen die letzten und höchſten Segnungen der Naturgemäßheit in der Entfaltung der Kräfte und Anlagen der Menſchennatur, deren Erkenntniß und Erforſchung die Idee der Elementarbildung nachſtrebt. Ich habe das Weitführende dieſer hohen Idee und ihres häuslichen und bürgerlichen Einfluſſes auf die ſolide Begründung des öffentlichen und Privatwohlſtandes unſers Geſchlechts mit Wärme für die Anerkennung der Wahrheit dieſer Anſichten zu beleben geſucht. Ich wiederhole es jetzt nicht. Im Gegentheil, ich halte es für meine Pflicht, ſo viel an mir iſt, zu verhüten, daß dieſe meine Lieblingsanſichten nicht einſeitig und oberflächlich ins Auge gefaßt und dadurch träumeriſche und eitle Hoffnungen auf dieſelben gebaut werden, deren Mißlingen nicht anders als dahin wirken könnte, dem realen Vorſchritt dieſer hohen Idee, ſowohl in ihrer Erkenntniß als in ihrer praktiſchen Ausführung und Benutzung weſentliche Hinderniſſe in den Weg zu legen. Sie, dieſe hohe Idee, iſt in ihren Ausführungsmitteln eigentlich noch nicht da. Die Mittel ihrer Kunſt, wenn ich ſie auch nur in geiſtiger Hinſicht als Mittel der Anſchauungslehre, Sprachlehre und Denklehre ins Auge faſſe, ſind ſämmtlich noch nicht genugthuend in unſern Händen. Ihre Ausarbeitung iſt das erſte, womit ihre Einführung auch nur von ferne angebaut werden kann. Selber die Zahl- und Formlehre, die in Rückſicht auf ihre Brauchbarkeit weit mehr als alles, was wir elementariſch Bearbeitetes in unſerer Hand haben, ihrer Vollendung nahe gebracht, iſt in dem Zuſtande, in welchem die Kunſtmittel der elementariſchen Anſchauungslehre hülflos, verödet und unausgearbeitet noch ſo viel als ein Traum in unſerer Mitte daſtehen, ohne ihren naturgemäßen Boden. Sie geht immediat aus den erſten Anfangsübungen der Anſchauungslehre hervor und alle Vorſchritte ihrer Uebungen ſollen mit den Vorſchritten der elementariſchen Sprachlehre gleichen Schritt halten. Sie, die Uebungen der Zahl und Formlehre, werden nur dadurch, was ſie ihrer Natur nach ſeyn ſollen, naturgemäße Uebungen der elementariſch zu begründenden Denklehre. Die Bearbeitung der dießfalls ſo vielſeitig mangelnden, elementariſchen Anfangsübungen in allen Fächern der Geiſtesbildung iſt dringend und dem Anſchein nach ſo ſchwierig, daß wenige Menſchen ſich beim Anblick des Anfangs ihrer Bedürfniſſe nicht von der Theilnahme an ihrer Bearbeitung abſchrecken ließen. Auch die im gewohnten Gange ihres Lebens thätigſten Menſchen ſcheuen Arbeiten, die mit ihrem Routinefleiß nicht in Uebereinſtimmung ſind, oder gar mit ihm im Widerſpruche ſtehen. Sie achten gewöhnlich ihre Mühſeligkeiten ohne alles Verhältniß größer, als ſie wirklich ſind. Dieſes iſt in Rückſicht auf das gegenwärtig in's Auge gefaßte, vorzügliche Bedürfniß der Idee der Elementarbildung beſtimmt der Fall. Das innere Fundament aller Anſprüche, die die Idee der Elementarbildung erheiſcht, ſo wie aller Reſultate, die ſie hervorzubringen geeignet iſt, liegt in uns ſelbſt; es offenbart ſich allgemein in allem Volk und erſcheint dem geübten Auge eines pſychologiſchen Forſchers allgemein ſichtbar. Die Mittel der Uebereinſtimmung der Kunſt mit dem Gange der Natur liegen in ihren weſentlichen Fundamenten offenbar in uns ſelber. Ihre ausgeführte Bearbeitung hängt alſo weſentlich und vorzüglich von unſerer Beſtrebung, ſie ausarbeiten zu wollen, ab. Auch wird ihre Bearbeitung dadurch jedem unverdorbenen Vater- und Mutterherzen und auch jedem Erzieher, in dem ihr Fundament innerlich belebt iſt, in der Ausübung ihrer Anfangspunkte weſentlich und ſehr erleichtert. Das iſt ſo wahr, daß hie und da weſentliche Theile dieſer als Kunſtprodukt noch nicht bearbeiteten Mittel in allen mehr und minder naturgemäß geführten Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten ſelber unbewußt wirklich ausgeübt werden. Wer dießfalls auch keine Spur der Kunſt in ſich und für ſich hat, wird durch die treue Benutzung des kunſtloſen Zwangs der Natur der Dinge, der belebt in ihm liegt, gleichſam zum voraus kunſtfähig; und es iſt auch in dieſer Rückſicht wahr, wer in dem Wenigen, das er hat, treu iſt, wird dadurch über vieles geſetzt und zu vielem hinkommen, das er nicht hat. Das iſt um ſo auffallender, da alle auch die höchſten Reſultate der Elementarbildung aus den gewonnenen, äußerſt einfachen Anfangspunkten ihrer erſten Bildungsmittel gleichſam von ſelbſt herausfallen und alſo die fortſchreitende Anwendung ihrer Bildungskraft Stufe für Stufe immer leichter werden muß. Das naturgemäße Wachsthum der Vorſchritte dieſer hohen Idee hängt alſo, wie ſo viel anderes Gute, das der Menſch ſich einüben und eigen machen ſoll, von dem wahren, belebten Glauben und der treuen, dankbaren Benutzung alles deſſen ab, was von dem, das er weiter ſucht und wornach er weiter ſtrebt, ſchon in ihm ſelber liegt. Das aller vorzüglichſte und weſentlichſte Bedürfniß, das dieſe hohe Idee dießfalls anſpricht, beſteht ohne allen Widerſpruch darin, daß dieſe Mittel in den erſten Anfangspunkten, wie ihrer die Kinder von der Unmündigkeit an bis in's ſiebente und achte Jahr bedürfen, in der möglichſten Vollendung ausgearbeitet und zur unbedingten Benutzung alſo vorgelegt werden können. Das kann uns aber bey den Erfahrungen und Verſuchen, die wir diesfalls ſo viele Jahre gemacht haben, unmöglich ſchwer fallen; und da das, was ſpäter darauf folgt und eben ſo nothwendig zu bearbeiten iſt, weſentlich und allgemein aus der Vollendung dieſer Anfangspunkte oder vielmehr aus der durch ſie im naturgemäßen Stufengange ihres Wachthums belebten und geſtärkten Menſchennatur ſelber hervorgeht, ſo kann die Bearbeitung der Kunſtübungsmittel, die dieſe Idee für die Bildung der Kinder in ihrem ſpätern Alter anſpricht, Männern, die mit der Bearbeitung der erſten Stufe dieſes Bildungsgangs mit ſich ſelber im Reinen ſind, unmöglich ſchwer fallen; obgleich auch beſtimmt wahr iſt, daß das, was wir bisher zur elementariſchen Bearbeitung der Anſchauungslehre, der Sprachlehre, der Denk- und der Kunſtlehre im allgemeinen erreicht, uns kaum an den Grenzpunkt deſſen, was die elementariſche Bearbeitung jeder einzelnen Wiſſenſchaft und Kunſtlehre auf die Fundamente der weſentlichen, elementariſchen Grundſätze und Mittel anſpricht und erfordert, erhoben hat. Es iſt offenbar, daß wir, um auch nur auf die Anfänge deſſen, was in dieſer letzten Rückſicht zu thun weſentlich nothwendig iſt, das mitwirkende, thätige Intereſſe der allgemeinen Kultur und Humanität unſers Zeitalters, wo dieſes ſich immer in der Reinheit ſeiner Anſichten und Mittel mit dem Weſen der Idee der Elementarbildung harmoniſch bewährt, dringend nothwendig haben, und die Aufmerkſamkeit der Menſchen- und Erziehungsfreunde für dieſen Zweck allgemein anſprechen müſſen. Ich komme aber in der Anſicht des ganzen Umfangs der Ausarbeitungsbedürfniſſe der Kunſtmittel, die die Idee der Elementarbildung anſpricht, immer auf den Geſichtspunkt zurück, daß dieſelbe die feſte Anerkennung eines, in allem Volke liegenden Rangs der Natur in der Entfaltung unſerer Kräfte als das urſprüngliche Fundament und gleichſam als die Urquelle aller und jeder Kunſtmittel der Elementarbildung, folglich auch als den Hauptgeſichtspunkt ihrer Ausarbeitungsmittel vorausſetzt und weſentlich aus demſelben hervorgeht. So wie ich eine, *auf dieſes Fundament gebaute*, ſorgfältige Ausarbeitung der Kunſtmittel und Bildungsübungen, die die elementariſche Entfaltung der Geiſteskraft in Rückſicht auf die naturgemäße Begründung der Anſchauungslehre, der

Sprach-

Sprachlehre und der Denklehre anſpricht, als dringend nothwendig erachte, wenn die Kunſtmittel der elementariſchen Geiſtesbildung nicht blos zu oberflächlichen, der Menſchennatur nicht genugthuenden, ſondern ſie vielmehr verwirrenden und zur Unnatur unſers Verkünſtelungsverderbens lockenden Maßregeln hinführen ſollen; ſo halte ich es aus eben dieſen Gründen für nothwendig, daß zur ſoliden Anbahnung der Ausführung dieſer hohen Idee ungeſäumt eine Anzahl Jünglinge und Töchter eigentlich zur vollſtändigſten und ſolideſten Benutzung und Anwendung des ganzen Umfangs dieſer ausgearbeiteten Mittel erzogen und gebildet werden. Wenn ſolche Anſtalten für dieſen Zweck ihrer progreſſiv wirkenden Beſtimmung auch nur mäßig entſprechen; ſo werden ganz ſicher Perſonen aus ihnen hervorgehen, welche die wichtigen Reſultate, die wir mitten in unſerm babyloniſchen Thurmbau aus dieſer Idee hervorgehn geſehn, auf eine, unſere Verſuche ohne alles Verhältniß weit übertreffende Weiſe hervorzubringen im Stande ſind. Auch die ſchwächern von ihnen werden in ihrem Einfluſſe auf die Bildung der Jugend mit ihren Zöglingen ſolider zu Werke gehn und weiter als wir vorſchreiten. Genialiſche Köpfe unter ihnen werden die Jugend durch die elementariſchen Mittel, die ihnen vorbereitet in die Hand gelegt werden, mit einer Kraft ergreifen, deren Folgen, wenn ſie in ihrem ganzen Umfange benutzt werden, nicht zu berechnen ſind. Solche wohlorganiſirte Anſtalten für elementariſch gebildete Erzieher und Erzieherinnen werden alſo, ihrer Natur nach und ſo viel als unfehlbar, dahin wirken, alle, zur Vollendung gebrachten Mittel der Elementarbildung und folglich den ganzen Umfang ihrer Reſultate in die Wohnſtuben des Volks zu bringen und ſo die Anfänge der elementariſchen Bildung, von der Wiege an bis ins 7te und 8te Jahr, zum Eigenthum des häuslichen Lebens zu machen; wodurch die Segensfolgen dieſes Unterrichts in ihren weſentlichen Anfangspunkten Millionen Menſchen in einem Zeitpunkt zu Theil wurden, in welchem zahlloſe Kinder aller Stände bey'm gewohnten Routinegange unſerer Erziehungsweiſe theils zu keiner andern, als zu einer ſinnlichen thieriſchen Belebung ihrer Kräfte gereizt, zur Verwilderung hinſinken, theils aber dem Trugſchein einer böſen Verkünſtelung preis gegeben werden, indem ſie in der Entfaltung ihrer Kräfte außer ſich ſelbſt und außer den Rang der Natur hinausgeworfen, alle Fundamente der Einheit ihrer ſelbſt in ſich ſelbſt und die daraus herfließende Befriedigung ihrer ſelbſt mit ſich ſelbſt ſo viel als nothwendig verlieren müſſen. Die geometriſche Progreſſion, die in den Anſteckungsmitteln der Volksmißbildung in ſo vielſeitigen Rückſichten zum Entſetzen auffällt und bekannt iſt, iſt wahrlich in den Segenswirkungen der ſoliden Bildung des Volks eben ſo möglich und denkbar; ſo wie es offenbar die eigentliche Beſtimmung der Idee der Elementarbildung iſt, durch die tiefe Kraft ihres Geiſtes und ihrer Ausführungsmittel dieſe Progreſſion in der Volksbildung möglich zu machen und zu begründen. Auch bedürfen wir ihrer auffallend, um durch ihren Einfluß der diesfälligen Progreſſion der anſteckenden Zeitreize des Verkünſtelungsverderbens der Erziehung und des Unterrichts ein helfendes Gegengewicht entgegenſehen zu können. Der Geiſt und das Weſen der Mittel, zu dieſem Ziel zu kommen, liegt allſeitig im Innern der Menſchennatur und iſt durch den Gang der Natur, nach welchem ſich unſere Kräfte allgemein entfalten, in allen Menſchenſeelen bis auf einen gewiſſen Punkt ſchon zum voraus in einem dunkeln Bewußtſeyn vorhanden. Es braucht eigentlich nichts, als daß das dunkele Bewußtſeyn dieſer Mittel in der Seele des Menſchen durch eine äußere Darſtellung des Organismus, der ſie zu einer klaren Idee erhebt, dem Menſchen lebendig vor die Sinne gebracht werde. Geſchieht dieſes, wie es geſchehen kann und geſchehen ſoll, ſo fühlt jedes Menſchenkind dieſe Mittel als in ihm ſelbſt liegend, und wird von ihnen ergriffen. Dadurch iſt offenbar, daß ihr weſentlicher und nothwendiger Einfluß dahin wirken müßte, zahlloſe ſchlafende Kräfte im Menſchengeſchlecht zu erwecken und millionenfach in unſerm gegenwärtigen Zuſtand verwickelte und verdunkelte Anſichten des Erziehungsweſens zu entwirren und theoretiſch und praktiſch in ein heiteres Licht zu ſetzen. Die Möglichkeit einer ſolchen Progreſſion des Einfluſſes gereifter, elementariſcher Bildungsmittel geht indeß gar nicht von groſſen und ſchon in ihren Keimen Aufſehen erregenden Anfangspunkten aus. Wir wiſſen ja, ſelbſt das Himmelreich iſt in den Anfangspunkten ſeines Einfluſſes dem Saamenkorn gleich, das das kleinſte unter allen Saamenkörnern, aber geſchickt iſt, zu einem Baum aufzuwachſen, unter dem die Vögel des Himmels niſten. Aus allen, tief in die Menſchennatur eingreifenden Keimen der menſchlichen Bildung, die einen innern tief belebenden Geiſt daden, geben vielſeitige unſcheinbare, kleine Bildungsmittel hervor, die durch ihre innere Wirkung eine ſolche geometriſche Progreſſion zu erzeugen und äußerlich auffallen zu machen fähig und geeignet ſind. Der Weg zur Vollendung iſt in allen Gegenſtänden, die eine progreſſive Entfaltung anſprechen, der nämliche. Alles Große in der Welt geht aus Kleinen, aber in ihrem Wachsthum in einem hohen Grad kraftvollen und wohlbeſorgten Keimen hervor; und was in ſeinen Keimen vollendet iſt, das trägt auch die weſentlichen Mittel der Vollendung ſeiner Reſultate in ſich ſelbſt; ſo wie das, was in ſeinen Keimen ſchwach, gehemmt und beengt iſt, auch den Keim ſeines Verderbens in ſich ſelbſt trägt. Auch ſind alle Beſtrebungen, irgend eine weitgreifende Unternehmung im Großen auszuführen, ehe ihre Ausführungsmittel in ihren einzelnen Anfangspunkten genugſam vorbereitet ſind, im nämlichen Falle.

Iſt dieſes wahr oder nicht wahr? — Wenn es wahr iſt, dürfen wir ſäumen, einem Ziel entgegen zu ſtreben, deſſen Wichtigkeit beſonders in unſerm Zeitpunkt außer allem Zweifel liegt? Ich glaube ſagen zu dürfen, die Zeit iſt, beydes, ſowohl zum Gefühl des Bedürfniſſes der Weiterführung der diesfälligen Verſuche als zu einer merklich erheiterten Kenntniß ihrer weſentlichſten Mittel gereift. Möchte eine ſolche, in die beſtehende Zeitkultur vielſeitig und tief eingreifende Anbahnung von pſychologiſch wohlgeordneten Verſuchen zur Weiterführung der Ausarbeitungsmittel dieſer hohen Idee nur bald und kraftvoll ſtattfinden. Wenn es mir anſtände, ſo würde ich am

Ende meiner Laufbahn dießfalls ſagen: aude sapere, incipe! Ich darf dieſes Wort nicht ausſprechen, aber ich darf doch wünſchen: möchten es Männer thun, deren Worte von höherer Bedeutung und von höherem Einfluß ſind, als die meinigen. Und dieſer Aeußerung darf ich noch getroſten Muthes als beweisbare Thatſache beyfügen, einige durchaus nicht unbedeutende, ſondern vielmehr ſehr weſentliche Mittel einer ſoliden Fortſetzung der Verſuche, die Erziehung und den Unterricht allgemein elementariſch zu begründen, ſind zum Theil ausgearbeitet, zum Theil zu ihrer weitern Ausführung ſolid vorbereitet in unſern Händen. Und wenn man einſt ſehen wird, was Jünglinge und Töchter, welche auch nur dieſe jetzt ſchon wirklich ausgearbeiteten Mittel dieſer hohen Idee ſich ſolid eigen gemacht, in den Anfangspunkten der ſittlichen, geiſtigen und Kunſtbildung unſers Geſchlechts dadurch leiſten werden, daß ſie dieſelben im Kreiſe des häuslichen Lebens Kindern, von der Wiege an bis in's 6te und 7te Jahr, theilhaft machen werden; ſo wird man die Zeugniſſe über das, was wir bisher durch unſere dießfällige Beſtrebungen errungen zu haben glauben, nicht mehr in dem Grad, wie es wirklich geſchehen, weder bezweifeln noch belächeln, und eben ſo auch die Hoffnungen, die wir uns darauf zu bauen erlaubt haben, in eben dieſem Grad übertrieben finden. Nein — nein, was auch immer die Urſache davon ſeyn mag, daß dieſe Hoffnungen jetzt ſo lange und immer mehr in dieſem Lichte angeſehen und behandelt wurden; ſo ſind ſie doch ganz gewiß nicht in dem Grad aus der Luft gegriffen, als man es allgemein wähnte und allgemein wähnen muß, ſo lange man nicht dahin kommt, einzuſehen, daß die Veredlung der ſittlichen und auch der intellektuellen und Kunſtkräfte unſerer Natur unſer Geſchlecht in wirthſchaftlicher und dadurch in häuslicher und bürgerlicher, folglich auch in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht unendlich weiter führen würde und führen müßte, als auch die größtmöglich dankbaren Reſultate der veredelten Schafzucht oder irgend eines andern Geſchöpfs der Erde, das nicht Menſch iſt, je führen können und je führen werden. Aber wir ſind leider von dieſer Ueberzeugung noch ſehr entfernt und ſcheinen uns auch jetzo noch, je länger je mehr, davon zu entfernen. Ich kann indeß gar nicht in Abrede ſeyn, dieſe Hoffnungen haben ſich auch in mir ſehr lange nicht zu heitern Begriffen geſtaltet; ich trug das Fundament derſelben, den innern Werth der elementariſchen Führung, lange nur ahnend in dunkeln Begriffen an mir ſelbſt; aber dieſe Ahnungen begeiſterten mich von dem erſten Augenblick, indem ſie ſich in mir entfalteten und riſſen mich mit unwiderſtehlicher Gewalt zum unaufhaltſamen Streben ihrer ſoliden Erkenntniß, und ich geſtehe jetzt gerne, zu einem Wirbel blos empiriſcher und oberflächlicher, aber ununterbrochener, immer fortdauernder diesfälliger Verſuche, die aber endlich nicht anders als dahin wirken konnten, mich wenigſtens in Rückſicht auf einen Theil dieſer hohen Idee zu beſtimmten klaren Begriffen zu erheben, wodurch ſich dann der Wirbel meiner dunkeln Gefühle über dieſelben allmählig in einen ſich immer weiter ausdehnenden Kreis mehr oder minder ganz heiterer Begriffe über meinen Gegenſtand umwandelte, die mich in ſo weit der diesfälligen

Reifung meiner Begriffe allmählig immer näher brachten, aber auch den Durſt nach fortdauerndem Wachsthum in dieſer Reifung immer mehr in mir belebten und eigentlich unauslöſchlich machten, dabey mich aber auch in dieſer Rückſicht zu einer einſeitigen Gewaltſamkeit in meinen diesfälligen Beſtrebungen hinriſſen, die vielſeitig mißfiel und mißfallen mußte; und es iſt dabey gar wohl möglich und ſogar wahrſcheinlich, daß ich in der Begeiſterung über die Wichtigkeit und Erreichbarkeit meiner Zwecke und meiner Beſtrebungen den Grad meiner Reifung für dieſelben überſchätze. Doch es ſey. Das Leidenſchaftliche dieſes Durſts iſt zwar unſtreitig eine Folge von unglücklichen Schickſalen, die vom Eigenthümlichen meiner Fehler und Schwächen herrührten und mit ihnen innig zuſammen hiengen; aber es iſt dabey gleich wahr, daß dieſer Durſt, der mich unwiderſtehlich zwingt, bis in mein Grab in dieſen Beſtrebungen zu verharren, ein inneres, großes Fundament von ſegensreichen in die Menſchennatur eingreifenden Wahrheiten, Kräften und Erfahrungen in mir ſelbſt hat, deſſen Gewicht ich noch um ſo mehr größer, bedeutender und weiterführend fühle, da ich durch die ganze Zeit meiner diesfälligen Beſtrebungen Schmid an meiner Seite hatte, der in dem beſtimmten Punkt meiner diesfälligen Einſeitigkeit und Schwäche eine überwiegende und mir äußerſt hülfreiche Kraft beſitzt und Lücken in mir ſelber ausfüllt, die ich ohne ſeinen Beyſtand ewig nie auszufüllen im Stande geweſen wäre. Ich wäre ganz gewiß ohne Verbindung mit dieſem Manne bey fernem nicht dahin gekommen, den Ton meines Schwanengeſangs in die Höhe zu ſtimmen, in der er wirklich daſteht, und keine Beſorgniß in mir erregt, ſondern mich ganz ruhig und ohne alle Beſorgniſſe ausſprechen läßt: Gott Lob! daß alle Widerwärtigkeiten dieſes Lebens es nicht vermögen, dieſen Durſt in mir auszulöſchen; auch wenn ich ihn nicht mehr werde befriedigen können, ſo ſage ich dennoch, Gottlob! daß er in mir nicht ausgeloſchen. Es iſt für mich bey aller meiner Schwäche kein Geringes, daß ich mir im ganzen Umfange meiner Beſtrebungen durch mein Leben immer gleich und dem urſprünglichen Zweck derſelben, die weſentlichen Mittel einer naturgemäßen Erziehung und eines naturgemäßen Unterrichts in die Wohnſtuben des Volks ſelber zu bringen, immer treu geblieben. Es ſchien mir ſelber die höchſte Unnatur, wenn bey dieſen innern Fundamenten der Begeiſterung meiner Beſtrebungen und unter den Umſtänden, unter denen ich den höchſten Erwartungen in allem Unglück und in allen Wiederwärtigkeiten dennoch immer und immer kraftvoller geſtärkt wurde, dieſer Durſt bis auf meinen letzten Athemzug je erlöſchen konnte. Aber meine Pflicht iſt, nicht blos zu ſorgen, daß er nicht in mir erlöſche; das gibt ſich von ſelbſt, aber etwas anders gibt ſich dieſes Durſts halber nicht von ſelbſt; nämlich, daß er nicht unwirkſam auf den weitern Erfolg meiner Beſtrebungen, nur mich ſelber verzehre. Nein, ich muß dahin trachten, in den wenigen mir übergebliebenen Tagen keinen Augenblick mehr vorbey gehen zu laſſen, ohne mein Möglichſtes dazu beyzutragen, das jetzt ſo tief eingewurzelte und allgemein um mich her verbreitete Vorurtheil thatſächlich mit Erfolg zu entkräften, es ſey einmal Zeit, daß ich meine gänzliche Unfähig-

Unfähigkeit für die praktiſche Ausführung alles deſſen, was ich diesfalls ſo lange mit ſo viel Anſtrengungen verſucht, anerkenne und mich am Ende meines Lebens nicht länger mit einer fruchtloſen Mühſeligkeit quäle, deren Zweck- und Erfolgloſigkeit mir doch einmal in die Augen fallen ſollte. O nein, ſie fällt mir nicht in die Augen, und die Zumuthung, in der man ſich bemüht, ſie gegen mich geltend zu machen, iſt in dem Anfange, in dem man es thut, grundlos. Ich darf in dieſer Stunde mit dem ruhigſten Ernſt ausſprechen, ich bin für einige ſehr bedeutende und weſentliche Theile der hohen Idee der Elementarbildung vielleicht reifer geworden, als es wenige ſind und als ich es ohne die Widerwärtigkeiten und Unglücke meines Lebens ſelber nie geworden wäre. Ich ſehe dieſe, wenn auch wenige und nur einzelne Reſultate meines Thuns, als gereifte Früchte am Baum meines Lebens, noch feſt ſtehen und laſſe ſie mir ohne Widerſtand von keinem gut oder bös gemeinten Wind ſo leicht von mir wegblaſen. Ich ſage noch einmal, dieſe zwar wenigen und einzelnen Früchte meiner Lebensbeſtrebungen ſind, nach meinem innerſten Gefühl, auch in ihrer Beſchränkung ihrer Reifung in einem Grad nahe, daß es meine heiligſte Pflicht iſt, für ihre Erhaltung zu leben, zu kämpfen und zu ſterben. Die Stunde, in der ich ihrenthalben Ruhe ſuchen darf und Ruhe ſuchen will, hat noch nicht geſchlagen. Es hat aber eine andere für mich geſchlagen. Die Stunde der Nothwendigkeit ihrer ernſten Prüfung hat für mich gegenwärtig laut, und ich ſpreche es mit Wehmuth aus, für mich oder vielmehr für das Scherflein, das ich für die Aeufnung und

Beförderung der Idee der Elementarbildung noch beyzutragen im Stande bin, hülferufend geſchlagen. Dieſe Prüfung iſt für mich jetzt das Eins, das Noth thut; und wenn ich nur dahin komme, daß ich ſie erhalte, aber auch ſo erhalte, daß ſie ſelber geprüft werden darf, ſo habe ich nichts weiter zu wünſchen. Darum ende ich auch meinen Schwanengeſang mit den Worten, mit denen ich ihn angefangen:

Prüfet alles, behaltet das Gute, und wenn etwas Beſſeres in euch ſelber gereift, ſo ſetzet es zu dem, was ich euch in dieſen Bogen in Wahrheit und Liebe zu geben verſuchte, in Wahrheit und Liebe hinzu, und werfet wenigſtens das Ganze meiner Lebensbeſtrebungen nicht als einen Gegenſtand weg, der, ſchon abgethan, keiner weitern Prüfung bedürfe. — Er iſt wahrlich noch nicht abgethan, und bedarf einer ernſten Prüfung ganz ſicher, und zwar nicht um meiner und um meiner Bitte willen.

376

278

115 346 121

91 278

115 171

91

15 121

13

= 18

28

228

Peſtalozzi's
ſämmtliche Schriften.

Vierzehnter Band.

Mit den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers aller
Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs
von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner Königl. Hoheit,
des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantons-
Regierungen der Eidgenoſſenſchaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Praktiſche
Elementarübungen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Indem wir uns vornehmen, die Reſultate
nſrer vieljährigen Beſtrebungen, den Volksunter-
icht durch die möglichſte Vereinfachung ſeiner Mit-
l den Wohnſtuben deſſelben näher zu bringen,
em Publikum vorzulegen und beſonders durch
ie gegenwärtigen Bogen thatſächlich ins Licht zu
tzen, daß die von uns vereinfachte Zahl- und
ormlehre geeignet ſey, von den Müttern des
andes allgemein dahin benutzt zu werden, ſie in
orgezeichneten Stufenfolgen ihren Kindern natur-
rmäß und mit geſichertem Erfolg einzuüben; ſo
hlen wir dabey dennoch, daß dieſe Einführung
hr großen Schwierigkeiten ausgeſetzt ſeyn wird;
n ſo mehr, da wir uns nicht verhehlen dürfen,
ß die Art und Weiſe, wie der praktiſche Theil
nſrer Erziehungs- und Unterrichtsmittel bis jetzt
irklich ausgeführt worden, zu vielerley unrichti-
n Anſichten, unbegründeten Urtheilen und ſelbſt
Mißgriffen und Mißverſtändniſſen Anlaß ge-
ben haben, die wir nicht mehr unberührt auf
erathewohlhin wirken laſſen können, was ſie fun-
mentlos zu wirken vermögen.

Soll das, was wir durch unſere Beſtrebun-
n für die Erziehung und den Unterricht zu erzielen

geſucht haben, in der Tiefe der Menſchennatur Wurzel faſſen, und nicht als eine oberflächliche und vergängliche Zeiterſcheinung, wie ein Meteor, wieder verſchwinden; ſo iſt vor allem aus nothwendig, daß wir dieſe praktiſche Darlegung des Gegenſtandes von ſeinem erſten und urſprünglichſten Anfange an in's Auge faſſen. Deßwegen müſſen wir bitten, nicht nur die Darlegung des Unterrichtsfaches, die den Inhalt dieſes Bandes ausmacht, ſondern alles, was wir dießfalls ununterbrochen vorzulegen gedenken, von dieſem Standpunkt aus zu betrachten und einer ernſten Prüfung zu würdigen. Aus der gegenwärtig vorgelegten Schrift geht klar hervor, daß eine wahre und begründete Erziehung und ein naturgemäßer Unterricht in allen ſeinen Theilen von der Wiege an ſeinen Anfang nehmen muß, wenn er nicht fundamentlos daſtehen und auf Sand gebaut werden ſoll; nicht weniger, daß das häusliche Leben mit allen ſeinen bildenden Elementen und Berührungen die erſte und weſentlichſte Schule aller Erziehung, alles Unterrichts, ja ſelbſt die Schule des geſammten Menſchengeſchlechts iſt. Wird das häusliche Leben fernerhin als ein verödetes, für die Erziehung und den Unterricht unnützes und unbrauchbares Bildungsmittel angeſehen und behandelt; ſo müſſen wir unverholen geſtehen, das Eigenthümliche unſrer Lebensbeſtrebungen würde in dieſem Fall durchaus keinen Boden finden, auf dem es auf irgend eine Art wirklich zu gedeihen hoffen dürfte. Es muß alſo alles daran liegen, daß das Weſen unſrer dießfälligen Anſichten nicht im Dunkeln gelaſſen werde. Es kann aber nicht.

Doch, das Licht der weſentlichſten elementariſchen Grundſätze, das durch allen Dunkel unſers verkünſtelten Zuſtandes durchſchimmert, iſt von einer Natur, daß es nicht allein im Geiſt und im Herzen der edlern, ausgezeichnetern Männer unſers Geſchlechts Nahrung findet; nein, es findet ſeine beſte und kraftvollſte Nahrung ganz gewiß in der Menge aller Menſchen, denen Mutterſinn und Muttertreue, Vaterkraft und Vatertreue inwohnt und truglos und wahrhaft eigen iſt. Indeß kann ich mir durchaus nicht verhehlen, daß die größere Anzahl der ſogeheißenen, gebildeten Zeitwelt und ganz gewiß auch mehrere ſehr ausgezeichnete Kenner wiſſenſchaftlicher Fächer nie einwenden werden, das, was wir durch das A B C Buch unſrer Zahl- und Formlehre zu erzielen ſuchen, werde in der Art und Weiſe, wie das Zählen, Meſſen und Rechnen in den beſſern Schulen betrieben werde, nicht nur alles geleiſtet, ſondern weit übertroffen. Ich muß aber darüber beſtimmt antworten, daß diejenigen Perſonen, welche hierüber alſo abſprechen, welches Verdienſt ſie ſonſt auch immer haben mögen, das Eigenthümliche unſrer Zahl- und Formlehre und den beſtimmten Zweck ihrer Mittel, nicht in ſeinem wahren Geſichtspunkt anſehn. Unſere Darlegung der Zahl- und Formlehre darf durchaus nicht als ein blos vorzügliches Handbuch, um die Kinder ſchnell und richtig zählen, meſſen und rechnen zu lehren, angeſehen werden. Unſere aufgeſtellten Reihenfolgen der Uebungen im Zählen und Meſſen haben einen ganz andern Standpunkt, von dem ſie ausgehn, und ſollen das Kind durch ihr tief ins Innere ſeiner Bildungsfähigkeit eingreifendes Weſen unendlich weiter als nur dahin führen. Die allgemeine Entwickelung ſeiner geiſtigen Anlagen und Kräfte, von ihrer erſten Stufe an, in welcher ſich dieſelben zu äußern anfangen, iſt das Weſentlichſte und Wichtigſte, das wir durch ſie zu erzielen ſuchen und was bey genauer Befolgung der Wegweiſung und Stufenfolgen, die wir in dieſen Bogen ausführlich darzulegen geſucht haben, auch mit Sicherheit erzielt werden kann. Es iſt uns alſo nicht genug, daß der Schüler dahin geführt werde, mit einiger Leichtigkeit und Sicherheit rechnen zu lernen; er ſoll zur richtigen Anſchauung und von der richtigen Anſchauung zum richtigen Denken, und vom richtigen Denken endlich zum richtigen Rechnen geführt werden. Aber durch eine richtige Anſchauung und durch ein richtiges Denken ſoll der Schüler eben ſo geſchickt zu alle dem werden, was die Denkkraft nur einigermaßen anſpricht, als er es durch die dießfälligen Uebungen für das Rechnen geworden iſt. Es kann alſo niemand mehr auffallen, daß und warum man dieſen Uebungen eine Ausdehnung und einen in einander greifenden Zuſammenhang gegeben hat, vermöge deren immer jede vorhergehende Uebung als Grundlage, auf welche jede künftige gebaut werden kann und gebaut werden ſoll, angeſehen werden muß. Daß auf dieſem Wege nicht nur die Denkkraft des Kindes auf eine Weiſe gebildet wird, die das Höchſte zu erzielen geeignet iſt; ſondern daß dadurch ſelbſt die ſchöpferiſche Denk- und Erfindungskraft des Kindes einen Spielraum und eine Ausdehnung erhalten, die für ſein ganzes künftiges Leben von den größten und weitführendſten Folgen ſeyn werden, kann nun keinem Zweifel mehr unterliegen. Eine andere Einwendung, von der ich mir eben ſo wenig verhehlen kann, daß ſie von noch weit mehrern gebildeten Zeitmenſchen gegen meine Anmaßung, die Zeitmütter mit der Erlernung dieſer Stufenfolgen zu belaſten, gemacht werden wird, iſt dieſe: es werde bey dieſem Verſuch, wenn er auch an ſich gute Folgen haben könnte, dennoch nichts herauskommen, die Zeitmütter werden ſich dieſe Hauslaſt zu den übrigen, die ſie ſchon auf ſich haben, nicht noch aufladen laſſen. Und ich ſehe zum voraus, die weit größere Anzahl der gebildeten Zeitmütter werden dieſem vorlauten Urtheil ſehr vieler, ſonſt weiſer Männer unſrer Zeit ihren lauten Beyfall geben und beſtimmt behaupten, die Anſichten dieſer Zahl- und Formlehre ſeyen ihrer empfangenen Bildung ganz fremd und ſie ſelber darin ſo ungewandt als junge Kinder und ſichtbar noch weit unbehaglicher als ſie. Es iſt indeß gut, daß die größere Anzahl der Zeitmütter dieſen Einwendungen nur darum ihren Beyfall geben, weil ſie ſich ſelber in der Wahrheit ihrer Mutterliebe und ihrer Mutterkraft nicht erkennen und den Mangel an der Kunſtausbildung dieſer Kraft als Mangel an dem Weſen derſelben, die hiefür allein angeſprochen wird, anſehn. Viele von denen, die in dieſer Täuſchung leben, haben dieſe Kraft vielleicht in eben dem Grad reiner und ſtärker in ſich ſelbſt, weil ſie unter dem Schein der Bildung dazu nicht mißbildet worden. Die Natur mangelt, Gott Lob! dem Menſchengeſchlecht nicht, wenn ihm ſchon die

Handbietung der Kunſtausbildung derſelben mangelt. Die edelſte Kraft kann durch Umſtände ſo eingeſchläfert werden, daß ſie äußerlich wirklich als todt und gänzlich mangelnd in die Augen fällt, und der Menſch, der ſich der äußern Darſtellungsfähigkeit beraubt ſieht, kann wirklich in die Täuſchung fallen, er beſitze eine ſolche Kraft gar nicht. Aber ſie mangelt ihm um deßwillen bey fernem nicht innerlich in ſich ſelbſt, und wenn Umſtände und Verhältniſſe eintreten und ihm Thatſachen vor ſeine Sinne gebracht werden, die dieſe innerlich in ihm noch lebende Kraft mit Macht ergreifen; ſo erwacht er aus ſeiner Selbſttäuſchung, und fühlt was er iſt, was er kann und was er will. Und im Grund iſt das weibliche Geſchlecht unendlich weniger in der Täuſchung über alles, was ihre Mutterliebe, Muttertreue und Mutterpflicht anſpricht, durch den Eindruck der Zeitverhältniſſe und Zeitlaſten verirrt und verhärtet, als das männliche durch dieſe Verhältniſſe und Laſten gegen die heiligen Gefühle der reinen Vaterliebe, Vatertreue und Vaterpflicht, beſonders in den gebildeten Ständen vielſeitig verirrt und verhärtet iſt. Es iſt unſtreitig richtig, die Mutter findet ſich in allen Ständen und Verhältniſſen, in denen ihr Mutterherz, ihre Muttertreue und ihre Mutterkraft naturgemäß angeſprochen wird, leicht, lebendig und ſchnell ſich ſelbſtfühlend bewegt; und wir dürfen durch eine Reihenfolge von großen Erfahrungen belegt, zuverſichtlich ausſprechen: unſere Zahl- und Formlehre hat Mütter aus allen Ständen, wenn ſie ihre Reſultate an unſern Kindern geſehen haben, auf eine Weiſe ergriffen, daß ſie mit den beſtimmten

Worten vor unſern Ohren ausgeſprochen: Gott! wenn wir in unſerer Jugend auf dieſe Weiſe zählen, meſſen und zeichnen gelernt hätten, wie vieles könnten wir unſere Kinder in der Wohnſtube ſelber lehren, das wir jetzt fremden Leuten überlaſſen müſſen, die das, was hier geleiſtet wird, ſelber nicht können, indem ſie es nicht thun. — Ja, es iſt beſtimmt wahr und wir dürfen es mit Zuverſicht ausſprechen, die Mittel der Elementarbildung, und namentlich diejenigen der Zahl- und Formlehre, ſind durch ihr Weſen geeignet, nicht nur entſcheidend große Reſultate für die naturgemäße Ausbildung der Geiſtes- und Kunſtkräfte hervorzubringen, ſondern ſelber die Lücken und Fehler, die durch den Mangel an Bildung und ſelber durch die Mißbildung unſrer Kräfte und Anlagen erzeugt worden ſind, allmälig in unſerm Geſchlecht wieder auszubilden. Nein, Mütter des Landes! trauet euch ſelbſt und glaubet und laßt euch nicht angeben, daß ihr unfähig ſeyd, die Armſeligkeit der einfachen Formen euch einzuüben und zum Segen eurer Kinder euch eigen zu machen, die ein jedes Kind, wenn ſie ihm in Liebe und Freyheit vor die Sinne gebracht werden, von ſich ſelber ſpielend ergreift und ſich eigen macht. Die Theilnahme an dem Kinderſpiel dieſer Uebungen nimmt euch wahrlich nicht ſo viel Zeit und wird euch nicht ſo läſtig, als es euch bey der erſten, euch nur auf dem Papier und nicht in der wirklichen Anſchauung vorgelegten Darſtellung erſcheinen mag. Nein, Mütter! erlieget dem Blendwerk dieſer, euerm Mutterherzen ſo nachtheiligen Täuſchungen nicht in kindiſchem Leichtſinn, in kindiſcher Leichtgläubigkeit. Nein, Mütter! erlieget ihm nicht. Seyd nicht ſchwachmüthig. Es iſt eure Mutterpflicht, unterlieget derſelben nicht ohne Schwertſtreich. Erlaubet mir, euch über dieſe Täuſchung ſo viel Licht zu geben, als mir immer möglich iſt. Ich habe in der Ueberzeugung eurer innern Belebung für alles, was das Heil und den Segen eurer Kinder zu betreffen vermag, mich in der ganzen Ausdehnung meiner Beſtrebungen, den Volksunterricht zu vereinfachen, vorzüglich an euch gewandt, und die Mutter nicht nur als die wichtigſte und erſte Lehrerin ihrer Kinder dargeſtellt, ſondern auch alles gethan, was mir möglich geweſen, ihr Mittel zu geben, die am allermeiſten, und ich möchte faſt ſagen, nur allein in ihrer Hand groß und ſegensvoll werden können. Selbſt die Zahl- und Formlehre iſt in dieſem Geiſt bearbeitet, und es iſt alles nur mögliche gethan worden, dieſelbe zu der kindlichen Einfachheit, ich weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, herabzuſtimmen oder hinaufzuheben, in der ſie wirklich in eure Hand gelegt wird. Und, Mütter! ſeyd deſſen ſicher, die Anforderungen, die dieſer Bogen halber an euch geſchehen, ſind nicht geeignet, euch, wie ihr wähnet oder wie man euch angeben möchte, den Muth zu nehmen, auch nur einen Anfang davon zu machen und einen Verſuch zu wagen. Nein, nein, ſie ſind beſtimmt geeignet, euren Muth hiefür in euch ſelber zu begründen und euch den Erfolg deſſelben zum voraus ſicher zu ſtellen, indem ſie euch poſitive Mittel der Ausführung deſſen, was wir von eurer Mutterliebe und von eurer Muttertreue wünſchen und hoffen zu dürfen glauben, an die Hand geben. Ich muß aber in dieſer Rückſicht die Mutter auf den natürlichen Standpunkt zurückführen, von dem ihre urſprüngliche Thätigkeit in Rückſicht auf dieſen Gegenſtand, wie in allen andern in der Welt, auszugehn vermag. Sie, dieſe Thätigkeit, muß nothwendig beym Leichten und Einfachen anfangen und an das geknüpft werden, was in ihr ſich ſchon zum voraus begründet vorfindet. Ich will deßwegen annehmen, eine Mutter ſey nicht im Stande, im ganzen Umfange der Bedürfniſſe ihrer Kinder das zu gebrauchen und anzuwenden, was ich über die Zahl und Form dießfalls darlegte, und ſogar, es mache ihr ſehr viele Mühe, ſich das eigen zu machen, was von ihr in dieſer Schrift, ſo wenig es auch ſey, gefordert werde, ja ſie halte ſich ſelbſt für unfähig, ſich dieſes in einem hohen Grad eigen zu machen, um es ihren Kindern mit bedeutendem Erfolg mittheilen zu können; ſo muß ich, wenn ich alles dieſes für wahr und ſelbſtſuchtlos ausgeſprochen annehme, ihr dennoch bemerken, das enthebe ſie in einer, für ihr Kind ſo wichtigen Angelegenheit der Pflicht nicht, die erſten Anfänge dieſer Anleitung in's Auge zu faſſen und ſelbſt zu ſehen, ob es denn wirklich ſo ſchwer ſey, ſie ſich eigen zu machen. Vieles, ſehr vieles in der Welt iſt nur darum und nur ſo lange ſchwer, als man nicht vernünftig und ernſt verſucht, es ſich eigen zu machen. Alles in der Welt, das man nicht kann, muß gelernt werden. Fange die Mutter nur an, und ſollte ihr Anfang noch einmal ſo mangelhaft und lückenvoll ausfallen, ſie wird mit ihrem Kinde dennoch vorwärts kommen, und morgen beſſer machen, was ihr heute noch nicht möglich war. Und ſollte ſie wirklich einzelne Sätze der Schrift nicht deutlich verſtehen, ſo fahre ſie nur fort, das was ſie wirklich verſteht, ihrem Kinde fortdauernd einzuüben oder vielmehr mit ihm in's Auge zu faſſen und kindlich und mütterlich zu betrachten. Sie wird das nicht lange fortſetzen, ohne daß ihr das Undeutliche und Unausführbare von Tag zu Tag deutlicher und ausführbarer in die Augen fällt. Indem ſie das thut, ſchreitet ſie auch ohne ihr Zuthun von Tag zu Tag weiter vorwärts. Das, was ſie nicht weiß und nicht kann, ſchließt ſich unmittelbar an das an, was ſie beſitzt und thut. Auch muß der Mutter auffallen, daß die meiſten aufgeſtellten Uebungen ſich unmittelbar an das freye Treiben und Leben der Kinder anſchließen, und ihre Hülfe darf nur als eine leiſe Nachhülfe deſſen, was die Natur und ihr Inſtinkt am Kinde, ohne alle weitere Handbietung der Menſchen, ohnehin, aber freylich lückenvoll und unvollkommen thut, angeſehen werden. Daß die erſte Bildungsepoche des Kindes mit weit größerm Erfolg von einer Mutter beſorgt werden kann, wenn ſie hiefür in ihrer Jugend genugthuend gebildet worden, unterliegt keinem Zweifel. Wo dieſes aber nicht geſchehen iſt, da muß man aus einem Mißgriff und aus einer Lücke, die in der dießfälligen Bildung ſtattgefunden, nicht mehrere machen, und nicht der Verewigung der Zeitirrthümer durch Erhaltung der Unthätigkeit und des Nichtsthuns ſelbſt Hand bieten. Biſt du Mutter und alſo verpflichtet, Mutterpflichten an deinem Kinde zu erfüllen, ſo darfſt du nicht mehr fragen: „was hätte ich in der Jugend lernen ſollen, wenn ich die Beſtimmung, in der ich mich nun einmal befinde, ganz erfüllen wollte?“ Du haſt jetzt nur zu thun, was deine Pflicht iſt; aber dieſes ſo ganz und ſo gewiſſenhaft, als es dir immer möglich. Indeß ſoll uns dieſe Anſicht auch nicht hindern, uns ernſthaft zu fragen: wie und auf welche Weiſe müſſen wir dem groſen Unglück vorbeugen, daß die Mehrzahl der Kinder des Landes Väter und Mütter werden, ehe ſie mit Sorgfalt von der Wiege an vorbereitet ſind, ihre dießfälligen Pflichten zu erfüllen und ſie in ihrer erſten Lebensepoche nicht den nämlichen Mängeln und Lücken unterliegen, denen unſer Zeitgeſchlecht in einem ſo hohen Grad unterlegen iſt? Von dem dießfälligen Bedürfniß der Zeit innigſt ergriffen, muß ich in die Beleuchtung der gegenwärtigen Anſicht mit einiger Umſtändlichkeit eintreten; denn obwohl ich vollends überzeugt bin, daß eine groſe Anzahl frommer, ed-er und erfahrner Mütter die Beweggründe ihrer Pflicht genugthuend finden werden, um den Rath, ohne weiters Hand an den Verſuch zu legen, die Anwendung der Elementarmittel, ſo wie wir ſie gegenwärtig publiciren, und beſonders diejenigen der Zahl- und Formlehre, mit Muth und Vertrauen auf ſich ſelber an ihren Kindern zu verſuchen; ſo bin ich eben ſo überzeugt, daß überhaupt die Einwendung: „es werde nicht gehen und von keinem bedeutenden Erfolge ſeyn“, noch lange, ſehr lange als unbeantwortet und unwiderlegt angeſehn und behandelt werden wird. Man wird fortfahren, mir einzuwenden, die Sache ſey in einer Welt, wie die gegenwärtige iſt, nicht ausführbar, die Lücken und Fehler, die die Mütter unſrer Zeit durch ihre eigene Erziehung unfähig machen, von dem Geiſt, der in einer wahrhaft naturgemäßen Bildungsweiſe vorherrſchend ſeyn und den Erziehungsmitteln, die wir vorſchlagen, zum Grunde liegen muß, in ihren Umgebungen und bey ihren Kindern anzuwenden, ſeyen im Geiſte der Zeit zu tief eingewurzelt; ſie haben bey ihnen ſelber ihren Urſprung ſchon in ihrem erſten kindlichen Alter; ſie ſtammen gleichſam ſchon ſeit Menſchenaltern von Geſchlecht zu Geſchlecht bis auf unſere Tage herab und ſeyen durch die Reihenfolgen dieſer langen Epoche immer mit der Zeit fortgewachſen und immer tiefer und härter in alles Thun und Leben, in alles Fühlen, Denken und Handeln unſers Geſchlechts eingewurzelt.

Ich muß freylich zugeben, daß ſich nicht jede Mutter zu einer ſolchen eigentlichen Wiedergeburt für die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder berufen fühlen wird; aber ich bin dennoch überzeugt, daß, wie ich eben geſagt habe, wo nicht viele, doch ganz gewiß einige wenige zugeben werden, ſie ſeyen nicht ungeneigt, die Lücken und Mißgriffe ihrer Jugendbildung, die ihnen an der Erfüllung ihrer Mutterpflichten ſo nachtheilig, ſo viel immer möglich wieder auszufüllen und ihre böſen Folgen ſtille zu ſtellen; ſie ſuchen nur eine geſicherte Wegweiſung, Anleitung, Mittel und Handbietung, um ihr diesfälliges Ziel wirklich erreichen und ihre Pflichten gegen ihre Kinder ſegensreicher erfüllen zu können, als ſie ſelbſt fühlen, daß es ihnen gegenwärtig noch möglich ſey. So lange der Menſch lebt, iſt er auch beſtimmt, noch zu lernen, und die edlern Mütter, welchen Standes ſie auch immer ſind, werden in der Angelegenheit, um die es jeßt zu thun iſt, fühlen, daß es ihre Pflicht iſt. Ich wende mich alſo mit Vertrauen an ſie, und freue mich, ihnen ſagen zu können, die Handbietung und Wegweiſung, die ſie ſelber wünſchen, iſt ihnen leicht zu verſchaffen; ſie liegt ihnen allenthalben an der Hand, wenn ſie nur mit dem Ernſt ſuchen, der hiezu nöthig iſt. Wenn die ſchwächern von ihnen das in dieſer Schrift für ſie Niedergelegte mit einer, in der Erziehung und im Unterricht geübtern und gebildetern Perſon leſen und ſich von ihnen das ihnen allenfalls Unverſtändliche erklären laſſen; ſo werden ſie dadurch ſehr bald eine große Erleichterung in ihren diesfälligen Beſtrebungen finden. Eine Handbietung, die vielen Müttern noch näher liegt und beſonders ſchwächern, ältern und ermüdeten Müttern vorzüglich zu dienen geeignet iſt, beſteht darin, wenn ſie allfällig eine, auch nur zwölf bis dreyzehnjährige Tochter hat, die mit jugendlichem Frohſinn, Muth und Lebendigkeit dieſe Uebungen mit ihr ins Auge faßt; ſo wird dieſe ganz gewiß ſich weit ſchneller als die Mutter die Erlernung dieſer Mittel eigen machen und in Stand kommen, dieſelben ihren jüngern Geſchwiſtern beyzubringen, und ſo der treuen, liebenden, aber ſchwachen und ermüdeten Mutter in der Erfüllung ihrer Pflichten an die Hand zu gehen; und indem ſie dieſes thut, und ihre ältere Tochter zur Mithülfe an der geiſtigen und gemüthlichen Ausbildung ihrer jüngern Geſchwiſter mit ihr Theil nehmen läßt, wird ſie dadurch auch vieles, ſehr vieles dazu beytragen, dieſe Tochter auf eine vorzügliche Weiſe zur künftigen Erfüllung ihrer Mutterpflichten vorzubereiten und fähig zu machen. Mehr als das häusliche Leben iſt nichts in der Welt geeignet, ſolche Töchter dahin zu bringen, das was jetzt ihre Pflicht iſt, ihren jüngern Geſchwiſtern und ſpäter ihren eigenen Kindern mit Erfolg beyzubringen, ſich ſelbſt in dem Grad und in der Vollendung einzuüben, die nothwendig iſt, um es andern wieder mit Erfolg beybringen zu können. Das Auslernen auf jeder Stufe der Bildung und folglich die Fähigkeit, das Andern mitzutheilen, was man gelernt hat, iſt der Eigenthümlichkeit des naturgemäßen Unterrichts weſentlich. Das iſt beſonders in Rückſicht auf die Einübung von Gegenſtänden, die bey der lernenden Mutter eine, in ſo weit und für den beſtimmten Punkt, auf dem ſie im Unterricht mit ihren Kindern ſteht, genugthuende, geiſtige Bildung vorausſetzt, wichtig. Im Fall aber eine ſolche ſchwächere und ermüdete Mutter ſich der Mithülfe einer ſolchen eigenen Tochter nicht erfreuen kann, ſo muß ſie natürlich ihre Zuflucht zu einer fremden Mithülfe nehmen. In dieſem Fall aber iſt dann auch ſehr nothwendig, daß ſie in der Wahl einer ſolchen Gehülfin auf eine gemüthliche, frohſinnige, heitere, jugendlich belebte und gewandte Perſon falle, und dieſelbe, als wäre ſie ihre eigene Tochter, zur Theilnahme und Mithülfe in der Erfüllung ihrer Mutterpflichten anziehe und auch ſie ſelber unter der Aufſicht ihres Mutterherzens dafür belebe. Sie muß dieſe Gehülfin in eine Lage und in eine Thätigkeit verſetzen, in welcher die Lücken und Fehler ihrer eigenen Erziehung durchaus weder Nahrung noch Reiz finden können. Das vorzüglichſte und weſentlichſte Mittel hiefür wird indeß ganz gewiß dieſes ſeyn, wenn ſie in Verbindung mit ihrer Gehülfin ununterbrochen dahin trachtet, daß alles was ihren jüngern Kindern und durch ſie eingeübt wird, auf eine ſolche Weiſe und in einer ſolchen Vollendung geſchehe, daß dieſe, auf welchem Punkt des Unterrichts ſie in jedem Fall ſtehen, immer auch in den Stand geſetzt werden, das was ihnen eingeübt worden, auch Andern mitzutheilen. Das was der gegenſeitige Unterricht zu leiſten und zu geben fähig iſt, wird ſeine wahre Geſtalt und ſeine wahre Bedeutung erſt dann ganz erhalten, wenn der Unterricht im häuslichen Leben auf den Punkt gebracht wird, auf welchem man es als ein unerläßliches Bedingniß deſſelben anſehen und anerkennen muß, daß jedes Kind das was ihm durch dieſen Unterricht eingeübt worden, auch in den Stand geſetzt werden müſſe, wieder Andern mitzutheilen, und daß man durchaus nicht annehmen dürfe, daß es ſein Unterrichtsfach und auch den Punkt, auf dem es in demſelben ſteht, wirklich verſtehe, bis es darin zur Fähigkeit der Mittheilung an Andere gebracht worden iſt. Wird dieſer Unterricht in ſeinem innern Weſen zu dieſer Vollendung erhoben und dieſe innere Vollendung auch in ihren äußern Formen in die gehörige Uebereinſtimmung gebracht, welches beydes zu erzielen eine weſentliche Aufgabe der Elementarbildung iſt; ſo wird auch die Härte der mechaniſchen Form, über die man jetzt bey dem diesfälligen Unterricht noch vielſeitig klagt, und mit ihr die Schranken des Einfluſſes dieſes Unterrichts, der ihrem geiſtig unbelebten Zuſtand nothwendig beywohnt, gänzlich wegfallen und ſein Einfluß dadurch ganz gewiß einen tiefer greifenden und ſegensreichern Erfolg erhalten, als man ſich deſſen gegenwärtig noch vielſeitig gar nicht zu erfreuen hat. Beſonders wird der Hebel der Eitelkeitsreize und perſönlichen Reibungen, der in dem gegenwärtigen Zuſtand dieſes Unterrichts hie und da noch ſo grell benutzt wird, im ganzen Umfang ſeines verderblichen Einfluſſes dadurch ſo viel als völlig wegfallen. Es liegt im Weſen des naturgemäßen Unterrichts und folglich auch im Weſen aller elementariſchen Unterrichtsmittel, daß ſie die kindliche Natur durch ſich ſelbſt ergreifen und folglich den Hebel der Sinnlichkeit und der Leidenſchaften überflüſſig zu machen geeignet ſind; und dieſes iſt unſtreitig die wichtigſte und ſegensreichſte Eigenſchaft, die im Weſen dieſer Unterrichtsweiſe liegt, und immer in dem Grad, in dem ſie in der Reinheit ihres eigenthümlichen Weſens gegeben wird, ſicher erzielt wird, und durch ſie dem enseignement mutuel, eben wie jeder Form, in der ihr Weſen ernſthaft mit pſychologiſchen Takt feſtgehalten wird, auch erzielt werden kann. Ich füge den Mitteln, die ich den Müttern, welche ſich zur allgemeinen Benutzung unſrer Uebungen noch zu ſchwach finden, vorgeſchlagen habe, noch ein weſentliches bey. Unſere diesfälligen Schriften werden nicht lange erſchienen ſeyn, ſo werden ſehr bald allenthalben Beyſpiele aufgeſtellt werden, wo jede Mutter, deren Herz ſie Hülfe ſuchen lehrt, Hülfe, Rath, Wegweiſung und Handbietung dazu finden wird. Wenn je in einer Sache das Wort wahr iſt: „wer ſucht, wird finden, und wer, anklopft, dem wird aufgethan werden,“ ſo iſt dieſes ganz gewiß ſehr bald in der gegenwärtigen Angelegenheit der Fall. Das Weſen unſrer vorgeſchlagenen Unterrichtsmittel iſt von einer Natur, daß ſie, beydes, das öffentliche Wohl und das Privatintereſſe der einzelnen Haushaltungen in dem Grad anſpricht, daß ganz gewiß ſehr bald nach ihrer Erſcheinung hie und da Anſtalten zur Bildung von Erziehern und Erzieherinnen nach dieſen Grundſätzen errichtet werden müſſen, aus denen allſeitige Hülfe für jede Haushaltung, die ihrer bedürftig ſeyn wird, hervorgehen dürfte. Die Sache iſt auf einen ſolchen Punkt einleuchtend, daß die Theilnahme des Menſchengeſchlechts an derſelben nicht mehr lange ausbleiben wird und nicht mehr lange ausbleiben kann. Ich ſehe noch einer Einwendung entgegen, die bey der gegenwärtigen Aeuſerung der diesfälligen Anſprüche an die Mutter ganz gewiß nicht mangeln wird, zu erſcheinen. Man wird nämlich fragen: warum ſollen dieſe Anſprüche, wenn ſie auch wirklich zum Theil nothwendig und ganz gewiß gegründet ſind, an die Mutter allein und nicht ebenſo an den Vater gerichtet ſeyn? Ich antworte, dieſer Einwurf kommt gänzlich nur aus dem Mißverſtand der Anſprüche ſelber her, die diesfalls an die Mutter geſchehen ſind und nothwendig geſchehen müſſen. An ſich ſelbſt gehört die Bildung des unmündigen Kinds bis in das 4te und in den Anfang des 5ten Jahrs ſo viel als ausſchließlich dem zarten und in dieſem

Zeitpunkt im ganzen Umfang ſeiner Wahrheit mehr als beym Vater inſtinktartig belebten Mutterherzen zu; der Vater wird aber inſonderheit in Rückſicht auf ſeine Knaben ſehr frühe zur Theilnahme an den mütterlichen Einfluß angeſprochen werden. Wie die Einheit der Menſchennatur im Weſen des reinen, häuslichen Lebens ihre erſte und reinſte Nahrung findet, ſo findet ſie dieſes eben ſo ſehr im innigſten Zuſammenhange des väterlichen und mütterlichen Einfluſſes auf ihre Kinder. Sie ſind in dieſer Rückſicht ſchon inſtinktartig vielſeitig ein Herz und eine Seele. Sie werden es in einem weit höhern Sinn durch die Wirkung jedes Strahls von Weisheit und Tugend, die ihre Herzen beleben; am allermeiſten und am allerherrlichſten durch den Einfluß des frommen Glaubens, daß ihre Kinder, ſo wie ſie ſelber, Kinder Gottes ſind, und daß ſie im höchſten Sinne des Worts einer, aus Liebe und Glauben hervorgehenden, religiöſen und chriſtlichen Bildung für ihr zeitliches und ewiges Wohl bedürfen. Bey alle dieſem iſt gleich wahr, der Vater wird, inſonderheit in den gebildetern Ständen, weit ſpäter und ſchwerer von dem ſegensvollen Einfluß der Anwendung der elementariſchen Bildungsmittel im frühſten, kindlichen Alter überzeugt und ergriffen werden, als die Mutter. Die thatſächliche Anſchauung ſteht dem Erfahrungskreiſe der Mutter weit näher als demjenigen des Vaters. Die Mutter wird unſtreitig die innere Belebung, die dieſe Mittel ſchon im 3ten und 4ten Jahr bey ihrem Kind erzeugen werden, viel früher bemerken, als er. Es iſt ganz gewiß das Zeugniß der liebenden und dadurch erfreuten Mutter, das ihn zuerſt auf die Natur dieſer Mittel aufmerkſam machen wird; und Mütter! es iſt darum auch ganz gewiß mit Recht, daß ich mich in meiner Hoffnung, daß das weibliche Geſchlecht in Rückſicht auf den Erfolg dieſer Mittel in der erſten kindlichen Epoche des menſchlichen Lebens durch die Erfahrung eher lebendig ergriffen wird, als die Männer. Nein, nein, ich habe mich diesfalls ganz gewiß mit Recht zuerſt an euch gewandt. Aber ſobald der Vater von dem Zeugniß eurer Erfahrung auf dieſe Erſcheinung aufmerkſam gemacht werden wird, ſo wird es ihm von dem Augenblick an eine Luſt und Freude werden, in den Stunden ſeiner Erholung mit euch an den geiſtigen Bildungsmitteln ſeiner Kinder Theil zu nehmen, und in mehrern Rückſichten wird er es ſehr bald mit einem größern Erfolg thun, als ihr ſelbſt. Die Realkenntniſſe der elementariſchen Bildungsmittel, beſonders in Zahl und Form, liegen, inſonderheit in dem Aeußerlichen ihrer gewohnten Formen, der männlichen Bildung näher als der weiblichen; auch iſt der männliche Sinn an ſich ſelber in der Richtung ſeiner Bildung in geiſtiger Hinſicht eben ſo vorzüglich einfach, als der weibliche Sinn in gemüthlicher Hinſicht Einfachheit halber den Vorzug vor dem männlichen beſitzt. Es iſt unſtrei-ig, da bald jeder Vater in den Fertigkeiten des Zählens, Meſſens, Rechnens und Zeichnens, die nit den elementariſchen Bildungsmitteln der Zahl- nd Formlehre ſo innig zuſammenhangen, ſtärker ſt als das weibliche Geſchlecht, ſo wird er, ſo-ald er die Kraft, die dieſe Uebungen auch auf ſeine, noch der Unmündigkeit nahe ſtehenden Kinder ihrer Natur nach haben und haben müſſen, mit dem väterlichen Wonnegefühl Theil nehmen, das dem mütterlichen weſentlich ganz gleich kommt. Die väterliche Theilnahme an der Geiſtes- und Kunſtbildung ihrer Kinder auch im frühſten kindlichen Alter wird in den broderwerbenden Ständen von der Lage und den Umſtänden unendlich mehr befördert, als in den höhern. Die Landwirthſchaft und der Handwerksſtand begünſtigt die frühe Theilnahme der Väter an der geiſtigen und Kunſtbildung ihrer Kinder in einem weit höhern Grad, als dieſes in den höhern Ständen der Fall iſt. Dieſe aber hätten die diesfällige väterliche Mithülfe in eben dem Grad nothwendiger, als ihre Umſtände und Lagen die Reize und Mittel von ihnen entfernen. So wie die niedern Stände durch thätige Theilnahme an dem Broderwerb ihres Hauſes Reize und Mittel zu ihrer geiſtigen und gemüthlichen Ausbildung finden, ſo ſollten die höhern Stände in Künſten und Wiſſenſchaften Reize und Mittel finden, ſich für die äußere Thätigkeit und Arbeitſamkeit, die der Menſch unter allen Umſtänden und in allen Lagen des Lebens nöthig hat, naturgemäß zu bilden.

Auf den Geſichtspunkt zurückkehrend, von dem ich eigentlich ausgegangen, fällt es auf, daß der diesfällige Irrthum, als ob ich die Theilnahme des Vaters an der Bildung und Erziehung ſeiner Kinder für weniger wichtig achte, als diejenige der Mutter, in jedem Fall auch nur auf den erſten Zeitpunkt des kindlichen Alters ſtatt finden konnte. Dieſer Irrthum iſt aber hoffentlich gehoben. Es wird niemand mehr entgehen, daß ich die Dringlichkeit der Mithülfe des Vaters auch in ihrer vollen Bedeutung erkenne, und daß die Mittel der Elementarbildung dieſe Mithülfe, beſonders in Rückſicht auf die Zahl- und Formlehre, früher und tiefer greifend anſprechen, als dieſes ohne ihr Daſeyn und ihren Einfluß nie der Fall war und nie der Fall ſeyn konnte. Bey dem Eintreten der Kinder in die Schulfähigkeit und in die Schuljahre wird aber die Stellung des Vaters in der Familie erſt recht in ſeiner ganzen Bedeutung und in ſeiner ganzen Wichtigkeit in die Augen fallen. So wie das Kind in das ſchulfähige Alter eintritt, und alſo einen Theil des Tages der Schule oder einem, die Schulbildung zu erſetzen beſtimmten Privatunterricht anvertraut wird, ſchreitet es in den elementariſchen, ja öfters ſchon in den wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und Fertigkeiten in einem Grade vorwärts, der allgemein die Einſicht und die Kraft der Mutter überſteigt. Aber das häusliche Leben darf dennoch weder von der Mutter noch von dem Vater als etwas von der Schule Getrenntes in's Auge gefaßt und behandelt werden. Es beſteht in der Natur zwiſchen dem häuslichen Leben und der Schule eine Einheit und Harmonie, die von der Kunſt und am wenigſten von Vater und Mutter nie einen Augenblick darf aus den Augen gelaſſen werden. Die thätige Theilnahme des Vaters an dem Unterricht ſeiner Kinder, beſonders ſeiner männlichen Kinder, darf durchaus nicht verſchoben werden. Der Zuſammenhang des häuslichen Lebens mit der Schule iſt in der Einheit der Menſchennatur gegründet. Sie aber, dieſe Einheit der Menſchennatur, iſt von der Wiege an das vorherrſchende Fundament aller naturgemäßen Erziehungsmaßregeln, die auf allen Punkten der menſchlichen Bildung aus der Gemeinkraft der Menſchennatur und hinwieder aus der hierin begründeten Gemeinkraft der väterlichen und mütterlichen Nachhülfe erzeugt und hervorgebracht werden müſſen. So wie in der frühern Epoche von der Mutter gefordert werden darf, daß ſie ihr Kind auch geiſtig bis zu ſeiner Schulfähigkeit zu erziehen und zu unterrichten als eine ihrer erſten Pflichten anſehe, der ſie ſich nicht entziehen kann; ſo darf und ſoll eben ſo in der jetzigen Epoche von dem Vater gefordert werden, daß er dieſen Einfluß in Verbindung mit der Schule auf die ganze elementariſche Bildung des Kindes ausdehne und zum Theil wirklich daran perſönlich Theil nehme. Will er, was er unumgänglich ſeyn ſoll, auch als männliche und väterliche Hauptſtütze der Erziehung ſeiner Kinder in ſeiner Haushaltung daſtehen, ſo darf er ſich dieſer Pflicht durchaus nicht entziehen. Thut er es nicht, ſo wird er ſehr bald aus der Wahrheit und aus der Kraft ſeiner diesfälligen Stellung herausfallen. Sucht er aber dieſe Stellung, wie er ſoll, mit Ernſt in Wahrheit und Kraft zu erhalten, ſo wird ihm dieſes ganz gewiß nicht ſchwer werden. Gelangt die Mutter bey'm Mangel ihrer Bildung und bey den Lücken, die ſich frühe in dieſelbe eingeſchlichen haben, durch guten Willen, durch Muth und Kraft ſelbſt Hand ans Werk zu legen, in ihrem frühern Kreiſe nach und nach dahin, ihre geiſtigen Mutterpflichten dennoch zu erfüllen; ſo wird es dem Vater doppelt leicht werden, wenn er ſich mit der nämlichen Ueberwindung und Hingebung ſeiner diesfälligen Pflicht unterzieht. Er kann dieſes beynahe in allen Verhältniſſen, in denen er lebt, um ſo viel leichter, da von ihm diesfalls weit aus weniger Zeit als von der Mutter gefordert wird. Er iſt nicht Schulmeiſter, er iſt nicht Lehrer ſeiner Kinder, er iſt nur väterlicher Erzieher, Leiter und Stütze ihres Unterrichts und ihrer Lehre. Aber das ſoll er in Wahrheit und Liebe ganz ſeyn. Er ſoll den Geiſt und das Weſen des Schulunterrichts ſeiner Kinder ſo richtig und ſicher beurtheilen können, als wenn er ihr wiſſenſchaftlicher Lehrer ſelber ſeyn müßte. Das aber iſt er nicht und ſoll es nicht ſeyn. Er muß eigentlich mehr lernen, den Einfluß der fremden Mithülfe richtig zu beurtheilen, als in dieſem Einfluß eine Hauptperſon vorzuſtellen. Der Geiſt, in dem er geſchehen ſoll, muß ihm ſehr klar werden. Dadurch wird er genugſam fähig, über den Werth der Ausführungsmittel richtig zu urtheilen. Der eigentliche wiſſenſchaftliche Unterricht darf von den Vätern durchaus nicht gefordert werden. Man darf von ihnen diesfalls nichts fordern, als was allgemein ihre Pflicht ſeyn kann und ſeyn ſoll, und folglich auch nur das, was ſie ſich in ihrer Lage und in ihren Umſtänden allgemein eigen machen können, wenn ſie nur wollen, und das, was in gegenwärtiger Schrift für die Schule aufgeſtellt worden, liegt ganz im Kreiſe deſſen, was man von einem Vater, der die geiſtige Bildung ſeiner Kinder zu lenken für ſeine Pflicht achtet, mit Recht fordern darf und kann, und will er ſich, wie er ſoll, auf dieſe Stufe des Einfluſſes und der Einſicht deſſen, was ſeine Kinder in der Schule in dieſem Fache lernen, erheben, ſo wird nothwendig, daß er ſich mit allen, in dieſem Buche für die Schulen aufgeſtellten Uebungen, eben wie die Mutter, bekannt und vertraut mache, und in den Stunden, in denen er frey hat, auch einige diesfällige Uebungen mit ſeinen Kindern ſelbſt machen. Er muß aber in ſeinem diesfälligen Einfluß nothwendig zu dem Frohſinn und zu der Heiterkeit ſeiner kindlichen Jahre, ich möchte hinzuſetzen, mit der Anmuth der mütterlichen Liebe, hinabſteigen, und ſeine Vaterkraft darin gleichſam verſchleyern, damit ſie im Helldunkel ihrer Erſcheinung deſto kraftvoller bildend auf ſeine Kinder einwirke. So wie die Mutter das innere Leben des Kinds vorzüglich ergreift, ſo bringt der Vater daſſelbe beym Eintreten in ſeine Mitwirkung auf die Erziehung mehr mit ſeinem äußern Leben und mit ſeiner phyſiſchen Theilnahme an den Gegenſtänden, in denen es geiſtig vorwärts ſchreiten ſoll, in Uebereinſtimmung. Er ſucht die Fertigkeiten, die dem Kind im häuslichen Leben nur noch zart und gleichſam nur vorbereitend eingeübt werden, zu kraftvoll gebildeten Anwendungsfertigkeiten zu erheben und das Kind an eine wachſende Anſtrengung in alle dem, was einſt ſeine künftige Pflichterfüllung von ihm fordern wird, zu gewöhnen. Das Kind muß in dieſem Alter nicht mehr blos allein mit dem zarten Gefühl der Liebe für den Gehorſam belebt werden, es muß in dieſem Zeitpunkt eben ſo wenig mehr allein durch das Intereſſe, das es an dem Gegenſtand ſeines Unterrichts ſelbſt nimmt, zur Thätigkeit an demſelben bewogen werden; es muß in dieſem Zeitpunkt anfangen, von der Pflicht des Gehorſams und der Anſtrengung ſeiner Thätigkeit überzeugt und belebt zu werden. Die frühere, freye Vorbereitung zu dieſen ernſtern Anſichten, die ihm jetzt habituel gemacht werden müſſen, iſt indeß von der äußerſten Wichtigkeit. Dieſe große Epoche der Vorbereitungszeit für die Schulen geht bey der gegenwärtigen Erziehungsweiſe in den meiſten Ständen beynahe ganz verloren, und jedermann weiß, wie viel und was für Zeit auch neben der Schule für die Kinder verloren geht; und man darf nicht nur mit Recht dieſe verlorne Zeit bedauern, ſondern man darf ſich noch mit viel mehr Recht über die übeln Gewohnheiten und Fertigkeiten, die es in dieſer müßigen Zeit annimmt und ſich eigen macht, beklagen; dieſes iſt auch einer der Beweggründe, die jeden für das Wohl ſeiner Kinder warm belebten Vater bewegen müſſen, in der Epoche der Schulbildung ſeiner Kinder nicht unthätig und theilnehmungslos neben der Schule daſtehen zu müſſen, ſondern ſich fähig zu machen, mit Einſicht und Sachkenntniß darauf Einfluß haben zu können.

So wie die Mutter ihre Töchter zu dem bilden ſoll, was das häusliche Leben in ſeinen reinſten Verhältniſſen anſpricht; ſo ſoll dieſes der Vater in Rückſicht auf alles, was das bürgerliche und öffentliche Leben anſpricht, für ſeine Söhne auch thun und thun können und thun lernen. Den Vater aber in dem zu behelfen, was hiefür erfordert wird, iſt ganz gewiß leichter, als es war, den Müttern hiefür genugthuende Handbietung zu leiſten, indem ſich für das ſchulfähige Alter wenigſtens immer noch einige Hülfsmittel vorfinden, die freylich noch lange nicht das ſind, was ſie ſeyn ſollen, aber doch weit mehr als das, was den Müttern von der Kunſt als Handbietung zu dem, was ſie als Führerinnen und Leiterinnen der erſten Epoche des geiſtigen Lebens ihrer Kinder bereitet vorfinden ſollten und durchaus nicht vorfinden. Die Väter ſind im allgemeinen durch das, was ſie in ihrer eigenen Bildung ſelber genoſſen, weit mehr in Stand geſetzt, ihre Söhne dahin zu bringen, daß ſie ihren Brüdern und allenfalls ihren Schweſtern mittheilen können, was ſie durch die Schule beſitzen und ſich erworben, als dieſes die Zeitmütter durch die Bildung, die ſie ſelber genoſſen, im Allgemeinen durchaus nicht ſind. Dieſer Geſichtspunkt iſt in unſern Tagen von ganz beſonderer Wichtigkeit; denn wenn es je der Fall war, daß dafür geſorgt werden müſſe, daß die Lücken und Fehler, die in eine Zeiterziehung ſich eingeſchlichen und durch Jahrhunderte erhalten, ſo iſt es gewiß gegenwärtig der Fall; und es iſt auffallend, daß das erſte Mittel, dieſem Zeitbedürfniß mit Erfolg entgegenzuwirken, darin beſteht, daß die Jugend unſerer Nachwelt jede beſſere Erkenntniß und jede größere Fertigkeit und Gewandtheit, zu der ſie gebildet werden, auf eine ſolche Weiſe eingeübt und ihr eigen gemacht werden, daß ſie im Stand und geneigt werden, dieſelbe auch ihren Kindern in dem Grad und in der Vollendung einzuüben, als ſie ſie ſelber beſitzen. Und wenn ich im Anfang dieſer Bogen ausgeſprochen, daß die Mutter weit eher und weit lebendiger auf den Standpunkt dieſer Anſicht hingeführt und dafür begeiſtert werden önne, ſo iſt es ganz gewiß eben ſo wahr, daß die Väter, wenn ſie einmal auf dieſen Geſichtspunkt hingelenkt ſind, in ſich ſelber und in ihrer Bildung weit mehr Kraft und Mittel der Kunſt finden werden, als dieſes im Allgemeinen bey den Müt- ern der Fall iſt. Das iſt aber freylich nur durch ine reine und hohe Erhebung des Vater- und Mutterherzens zu erzielen möglich. Väter und Mütter! Mütter und Väter! nur dadurch iſt es möglich, euch den höchſten menſchlichen Segens- enuß zu verſchaffen und zu ſichern, nämlich daß uren Töchtern die Erfüllung heiliger Mutter- flichten und euren Söhnen die Erfüllung heiliger Vaterpflichten leicht und zum innigſten Bedürfniß wird.

Endlich, wenn ich meinen Geſichtspunkt bis tzt nur in Rückſicht auf die Väter und Müt- r des Landes ins Auge gefaßt habe, ſo finde h dennoch, ehe ich dieſe Vorrede ſchließe, noth- endig, denſelben auch noch in Rückſicht auf jede nd alle Perſonen, die ſich im Land der Erzie- ung widmen, mit eben dieſem Ernſt ins Auge faſſen.

Es iſt dringend und wichtig, daß ſie alle e wichtige Aufgabe ihres Lebens von dem Standpunkt, den wir ſo eben berührt und den

Vätern und Müttern des Landes ans Herz gelegt haben, ins Auge faſſen, und fähig und geneigt werden, ihre Schüler und Zöglinge vorzüglich in dem kraftvoll und brauchbar zu bilden, was ſie einſt als Väter und Mütter ihren Kindern einzuüben vorzüglich verpflichtet ſeyn werden. Niemand wird die weitgreifenden Folgen verkennen, die von dem desfällig ſolid eingeübten Einklang der Schule und des häuslichen Lebens zu erzielen nothwendig und möglich ſind. Sie ruhen weſentlich auf der Erkenntniß der Wahrheit, daß die Entfaltung der Kräfte und Anlagen der Menſchennatur den Einübungsmitteln der Gewandtheiten und Fertigkeiten, die die Anwendung dieſer Kräfte und Anlagen erheiſchen, vorhergehen ſollen. Das aber iſt in einer Welt, wo man allgemein die Anlagen der Menſchennatur durch die vorhergehende Einübung der Fertigkeiten ihrer Anwendung und nirgends, nirgends die Fertigkeiten und Gewandtheiten der Anwendung dieſer Kräfte aus der vorhergegangenen Entfaltung dieſer Kräfte und Anlagen ſelber hervorgehen macht. Das iſt aber in einer Welt eine harte Rede, das an vielen Orten gar oft das Jammerwort: wer mag ſie hören — nach ſich ziehen möchte. Wir dürfen uns nicht täuſchen, dieſes Jammerwort muß bey dem Schulgeiſt und bey den Schulanſichten, die bey der Menge herrſchend ſind, beynahe allgemein beſorgt werden. Deſto dringender aber iſt es auch, daß Beyſpiele aufgeſtellt werden, die durch ihr Weſen geeignet ſind, dieſer wichtigen Beſorgniß mit Erfolg entgegenzuwirken. Es müſſen Schulen und Anſtalten errichtet werden,

den, die einige der weſentlichſten Geſichtspunkte und Uebungen, die wir in dieſen Bogen aufzuſtellen ſuchen, auf eine Weiſe anſchaulich machen und ins Licht ſetzen, die allen weitern Zweifel darüber auszulöſchen geeignet ſind, indem ſie jedermann, der ſich über dieſen Gegenſtand zu unterrichten und zu bilden wünſcht, hiefür genugthuende Mittel an die Hand bieten. Aber jedes Individuum, das die Aufgabe der Begründung einer ſolchen Schule mit Erfolg zu löſen auf ſich nehmen will, muß ſich nicht nur im Stande fühlen, die Zöglinge, die man ihm allfällig anvertrauen wird, nach den in dieſen Bogen aufgeſtellten Grundſätzen und Geſichtspunkten alſo zu führen, daß ſie nicht nur ſelber vorzügliche väterliche und mütterliche Grundſtützen der Erziehung und Bildung ihrer eigenen Kinder werden; ein ſolches Individuum muß ferner noch im Stande ſeyn, den Einfluß ſeines Unterrichts und ſeiner Bemühungen auch auf die Eltern ſeiner Zöglinge auszudehnen.

Ich muß ſchweigen. Man wird mir einwenden: die Eltern unſerer Zeit werden deſſen nicht wollen, und ich werde den Mann nicht finden, der das auf eine Weiſe thun könnte, wie es geſchehen müßte, wenn man auch nur von Ferne die Hoffnung ſchöpfen wollte, daß es mit geſegnetem Erfolg geſchehen könnte. Ich weiß es, die Stimme iſt laut und allgemein: die alten Köpfe im Land müſſen aus jedem Plan, der ſie für die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder auf irgend eine beſondere Art anſprechen könnte, ganz weggelaſſen werden. — Ich bin nicht der Meynung. Das Weſen der Menſchlichkeit iſt den alten Leuten ſo wenig ganz fremd, als den jungen. Ich bin auch alt und ſpreche in meinem achtzigſten Jahre mit der Jugend meiner Nachwelt, und zwar mit eben der Lebhaftigkeit, wie auch ſie, das Wort aus: nihil humani a me alienum puto. Ich ſetze hinzu: wenn die Alten im Land von der Mitwirkung an allem guten Neuen in der Welt müßten weggelaſſen werden, ſo wüßte ich den weſentlichſten Anknüpfungspunkt alles Guten, der immer von gereiften Anſichten kommen muß, nicht zu finden. Wahrlich, man kann bey ſehr großen Altersſchwächen ſehr gereifte Anſichten in ſich ſelbſt tragen. Man ſchone der Schwächen des Alters, aber man ſtelle es doch nicht auf die Seite. Ich weiß zwar wohl, die größere Zahl der Eltern, Lehrer und ſelber der Schriftſteller und Schriftgelehrten, die den praktiſchen Theil des Erziehungsweſens und zwar in einigen Fächern mit großer Verkünſtelung behandeln, hat nicht einmal eine dunkle Ahnung deſſen, was mit ſo vielem Recht von einem jeden Individuo, das praktiſchen Einfluß auf das Erziehungs- und Unterrichtsweſen zu haben ſich anmaßt, in Rückſicht auf die weſentlichen Fundamente der Naturgemäßheit, oder welches eben ſo viel iſt, der elementariſchen Solidität, dieſer großen Aufgabe des Menſchengeſchlechts und des ganzen Umfangs der Mittel ihrer Kunſt gefordert werden darf und gefordert werden ſoll.

Wenn ſchon ganz gewiß iſt, daß unſere Zeiteltern im Allgemeinen die geforderte Näherung mit den Lehrern und Erziehern ihrer Kinder nicht ſuchen und nicht annehmen werden, und wenn eben ſo gewiß iſt, daß dergleichen Lehrer, die mit Recht eine ſolche Forderung an die Näherung und tiefere Einwirkung auf die Eltern ihrer Zöglinge machen dürften, noch eine lange Zeit eine ſeltene Sache ſeyn werde, ſo iſt gleich wahr, daß alles Gute und Wahre in der Welt immer von dem Einzelnen, das dem Wahren und Guten am nächſten ſteht, ausgeht und ewig davon ausgehen muß. Man wird alſo ewig nur einzelne Väter, einzelne Mütter, einzelne Erzieher und einzelne Lehrer finden, die dieſe Wahrheit anerkennen und deren Anerkennung und Wachsthum befördern helfen werden. Aber durch dieſe Einzelnen wird ſich die Mehrzahl in dem Verhältniß vermehren, als die Anerkennung durch die Einzelnen hinlänglich begründet ſeyn wird. Es iſt auch meine erſte Pflicht, dieſen einzigen möglichen Gang, durch welchen die Anſichten der gegenwärtigen Schrift bey der größern Anzahl edler Menſchen allmählig Eingang finden und Fuß greifen können, feſt im Auge zu behalten, und ſo viel mir möglich iſt, das Meinige zu thun, dieſen Gang einzulenken und anbahnen zu helfen. Ich wende mich desnahen auch am Ende meiner Vorrede an die edeln Männer, welche die Wahrheit dieſer Anſicht mit mir erkennen werden, mit der Bitte, alles zu thun, daß einzelne Verſuche, die ſich dem großen Ziel unſerer Beſtrebungen auf irgend eine Weiſe nähern, ſo ſchwach ſie auch immer ſeyn mögen, auf alle mögliche Weiſe geſchont, begünſtigt und beholfen werden, und daß beſonders hie und da Schulen und Anſtalten errichtet werden, worin Jünglinge und Mädchen in den weſentlichen Grundſätzen der elementariſchen Erziehung ſolid unterrichtet und eigentlich ſelber zu Erziehern und Erzieherinnen erzogen werden. Edle Männer, die ihr ſchon ſeit ſo langem mich in meinen Lebensbeſtrebungen ſelber in ihrem noch ſehr unreifen und in ihrer äußern Erſcheinung tief in Koth getretenen Zuſtande eurer warmen Theilnahme und Mitwirkung gewürdigt, die gegenwärtig zu publicirenden Blätter werden euch vielſeitig beweiſen, daß dieſe Verſuche nicht nur einer höhern Reifung fähig, ſondern daß ſie auch wirklich dazu gelangt ſind.

Edle Männer! Prüfet die Aeußerung meines Herzens und meines Glaubens, die ich hiemit mit Vertrauen in euren Schoos werfe, und wenn ihr ſie wahr findet, ſo weiß ich von ſelbſt, daß ihr dieſen letzten Beſtrebungen meines Lebens eben die Aufmerkſamkeit und eben die Theilnahme ſchenken werdet, die ich bisher von euch genoſſen und für die ich euch aufrichtig mit warmem Herzen danke. Ich ende alſo meine Vorrede. So viel ich auch über den Inhalt der gegenwärtigen Schrift noch zu erinnern hätte, ſo glaube ich, wenn man die in dieſer Vorrede angegebenen Geſichtspunkte näher prüfen und die in derſelben aufgeſtellten Grundſätze und ihre Mittel anzuwenden und auszuführen verſuchen wird; ſo ſey auch jede nähere Erörterung ganz überflüſſig.

hl- und Formlehre.

Die Zahl

als

Typus der geiſtigen Entwickelung des Kindes durch das häusliche Leben.

Tauſendfache Erfahrungen beſtätigen, daß das Leben, beydes, bildend und mißbildend auf das ganze menſchliche Geſchlecht einzuwirken geeignet iſt und wirklich einwirkt. Bildend iſt ſeine Einwirkung, wenn man der Natur in dem, was ſie ohnehin thut, nachhilft, mißbildend aber iſt ſie, wenn der Gang der Natur durch den Eindruck des Lebens und die Einmiſchung einer fehlerhaften Nachhülfe geſtört wird. Der Trieb zur naturgemäßen, wirklichen Bildung liegt im unverdorbenen Reiz jeder menſchlichen Kraft, ſich ſelber in Uebereinſtimmung mit allem, was göttlich und rein menſchlich in unſrer Natur liegt, zu entfalten und uns zur äußerlichen Anwendung unſrer Kräfte für die Befriedigung des ganzen Umfangs unſrer wirklichen Bedürfniſſe zu befähigen; der Trieb der Mißbildung hingegen entſpringt aus dem Uebergewicht des Einfluſſes unſers Fleiſches und Blutes über die Anſprüche unſers Geiſtes und des Göttlichen und Ewigen der Kräfte und Anlagen, die der Menſchennatur eigen ſind. Die wahre Menſchennatur liegt nicht im Fleiſch und Blut, das ich mit den Thieren des Felds gemein habe, ſie iſt ſelbſt das Göttliche und Ewige der Kräfte und Anlagen, die ausſchließend in meiner Menſchennatur liegen und die ich mit keinem Geſchöpf der Erde, das nicht Menſch iſt, gemein habe. Dieſes Göttliche und Ewige unterordnet die phyſiſchen Anſprüche meiner Natur. Es lehrt mich meinen Hunger befriedigen, aber nicht das Bedürfniß meiner Nahrung durch ſinnliche Reize unnatürlich ſteigern und mir dadurch ſelbſt ſchädlich machen. Die Wahrheit dieſes Unterſchieds unterliegt keinem Zweifel; jedermann ſieht die Nothwendigkeit ein, daß die Perſonen, welche auf die Bildung des Kindes in ihrer erſten Epoche Einfluß haben ſollen, in den Stand geſetzt werden müſſen, ihren dießfälligen Einfluß auf die Bildung deſſelben mit dem, was die Natur ſelber hiefür thut, d. i. mit dem Weſen des Selbſttriebes, der in ihm liegt, nach dieſem Geſichtspunkt in Uebereinſtimmung zu bringen. Hieraus folgt ferner, daß es eins der erſten Bedürfniſſe der menſchlichen Bildung iſt, einen Typus oder Reihenfolge von Bildungsmitteln aufzuſtellen, die dießfalls Genüge zu leiſten im Stande ſind. Zahl und Form ſind aber in Verbindung mit der Sprache die einzigen, urſprünglichen, im Kinde ſelbſt liegenden Ausdrücke der Kräfte der Natur, deren Triebe und Reize zur Entfaltung der geiſtigen Anlagen in ihm vorzüglich benutzt werden müſſen. Soll das Leben nach dieſem Geſichtspunkte in ſeiner ganzen bildenden Bedeutung aufgefaßt werden, ſo erſcheint es uns nach drey

Richtungen, die ſich in ihrer ganzen Bedeutung ſehr weſentlich von einander unterſcheiden und bis auf einen gewiſſen Punkt auch ſelbſtſtändig und unabhängig von einander ſind und alſo benutzt werden müſſen.

Die erſte und urſprüngliche dieſer Richtungen geht aus dem häuslichen Leben und ſeinen Verhältniſſen hervor, die zweyte aus dem niedern und höhern Schulunterricht, die dritte aber aus dem ſelbſtſtändigen, öffentlichen und Privatleben ſelber. Ein Unterrichtsfach in ſeiner ganzen bildenden Bedeutung dargelegt, muß demnach dieſe drey Epochen umfaſſen. Soll es dem groſſen, bildenden Einfluß des Lebens in allen Richtungen und auf eine naturgemäße Weiſe entſprechen, ſo wird vor allem aus nothwendig, daß die erſte Bildungsepoche als die wichtigſte und weſentlichſte ins Auge gefaßt werde. Hiebey iſt aber gar nicht zu verkennen, daß die Mittel der Kunſt, die hiefür in allen drey Epochen zu benutzen ſind, in denſelben in mehrern Rückſichten auf eine verſchiedene Weiſe begründet werden müſſen. Die Sicherheit ihres Erfolgs geht in allen drey Epochen weſentlich von der genugthuenden Begründung und Solidität der erſten Bildungsepoche des Kindes aus. Jeder Mißgriff in derſelben führt zu unabſehbaren Schwierigkeiten, Lücken und Fehlern in den zwey ſpätern Epochen und untergräbt gleichſam den eigentlichen beſtimmten Naturboden derſelben.

Das, was durch die Kunſt für die erſte und früheſte Epoche der Bildung des Kindes gethan werden kann und gethan werden ſoll, allgemein ins Auge faſſend, verſuche ich hier die Behandlung der Zahl und Form, wie ſie in dieſem Alter des Kindes, unabhängend von ihrem Kunſteinfluß auf die Entfaltung der Sprachkraft deſſelben angewandt und benutzt werden ſoll, darzulegen.

Bis in ſein ſechstes oder ſiebentes Jahr gehört das Kind ſeiner erſten Bildungsepoche an. Die Kunſt trennt in dieſem Alter in der Entwickelung ſeiner geiſtigen Kräfte und Anlagen weder die Form, noch die Zahl, noch die Sprache von einander; ſie bleiben in derſelben eben ſo innig vereinigt als ſie im dießfälligen Gange der Natur in der Entfaltung der Kräfte des Kindes innig vereinigt daſtehen. Eine Art von Trennung der dießfälligen Kunſtmittel gehört jedoch der Schule an. So wahr indeß dieſes auch iſt, ſo iſt der gegenwärtigen Darlegung um der Mutter willen, die die eigentliche Lehrerinn dieſer erſten Epoche iſt, nothwendig, daß die Zahl von der Form getrennt behandelt werde. — Was in der Natur Zahl und Form halber vereinigt iſt, und in dem Gebrauche für die Mutter, die ihr Kind naturgemäß führt, vereinigt bleiben muß, wird in der gegenwärtigen Darſtellung als getrennt erſcheinen, um ihr eine leichte Wegweiſung, durch welche ſie mit Sicherheit zu ihrem Ziel zu gelangen vermag, an die Hand zu geben. — Es geht aber den Anfangspunkten des Kunſteinfluſſes der Mutter in der Zahl-, Form- und Sprachlehre eine Epoche voraus, die in ihrem innerſten Weſen auf ſie ſowohl als auf das Kind ganz inſtinktartig und von aller Kunſt unbeholfen einwirkt. Ich berühre auch dieſe Epoche mit ein paar Worten näher. Die Mutter hilft dem Kind in dieſer früheſten Epoche zum erſten Gefühl der Kraft ſeiner Glieder, ſo wie des Eindruckes, den die äußern Gegenſtände auf ſeine Sinne machen; ſie hilft ihm ſogar zum erſten Bewußtſeyn des in ihm erwachenden, innern geiſtigen Lebens, das ſich in der Freude, im Leid, im Lächeln, im Betrübtſeyn ꝛc. ꝛc. äußert, ganz ohne Kunſt, nur durch ihre inſtinktartig in ihr ſelbſt belebte Theilnahme und Mitwirkung. Erſt wenn die inſtinktartige Gewalt dieſes gegenſeitigen Einfluſſes anfängt ſich zu ſchwächen und mit den höhern Weſen der Menſchennatur in Uebereinſtimmung zu gelangen, beginnt die Epoche, in welcher ſich die Beſonnenheit und der Wille der Mutter auf der einen Seite, und die Anfangspunkte der Beſonnenheit des Willens ſelber im Kinde auf der andern Seite vom Inſtinkte ſondern, und alsdann tritt der Einfluß der Kunſt zur Weiterführung alles deſſen, was der Inſtinkt durch ſeinen Einfluß auf die Glieder, Sinne und Organe ſelber auf den Anfang der geiſtigen Belebung des Kindes vorbereitend gewirkt hat, ein. Das Kind muß alſo ſchon in dieſer Epoche dahin geführt werden, daß es ſeine Glieder im ganzen Umfang ſeiner Bedürfniſſe gebrauchen lerne, daß es ſeine Sinne im Anſchauen und Auffaſſen der Gegenſtände ſeiner Umgebungen übe und ſich endlich zur Fertigkeit, ſich wörtlich darüber ausdrücken zu können, erhebe. Hieraus wird klar, daß das Kind in dieſer Epoche noch nichts will und nichts thut, wozu es nicht durch irgend ein Bedürfniß oder irgend einen Reiz ſeiner Natur aufgefordert und genöthigt wird. Demnach muß es durch ſeine natürlichen Bedürfniſſe zu einer es bildenden Thätigkeit, Anſtrengung und Aufmerkſamkeit geführt werden, ohne hiefür ein künſtliches oder gewaltſames

Reizmittel in Bewegung zu ſetzen und in Anſpruch zu nehmen.

Dieſe erſte Epoche des Kindes dauert lange, und der Uebergang deſſelben in diejenige, in welche die Kunſt eigentlich eintritt, muß genau und feſt ins Auge gefaßt werden. Bey dieſem Uebergange wechſelt der Inſtinkt mit dem Höhern der Menſchennatur und der ihr nachhelfenden Kunſt gegenſeitig ab, bis endlich das Letztere allmählig ſo weit das Uebergewicht erhält, daß das Kind dem Bedürfniß der Belebung durch den mütterlichen Inſtinkt enthoben, zu der Epoche emporreift, welche unbedingt als ſchulfähig anerkannt und behandelt werden muß.

Das Alter, in dem dieſe Abwechslung ſtatt findet, iſt ſehr verſchieden. — Von dem dritten Jahre aber kann der Einfluß der Mutter, ihr Kind durch irgend eine Kunſt führen zu wollen, als ſehr unbedeutend angeſehen werden. Hier iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß Klima, Geſchlecht und andere innere und äußere Umſtände zur frühern oder ſpätern Reifung der Kunſtführung des Kindes weſentlich beytragen. Sie dürfen nicht unbeachtet bleiben; wenn man nicht zu frühzeitige oder unreife Früchte haben will.

Als unbeſtreitbar geht aus dieſem hervor, wie wichtig es iſt, daß der Zweck der naturgemäßen Erziehung des Kindes auch in der Epoche, in welcher der Inſtinkt der Mutter die Kunſtführung erſetzt, nicht aus dem Auge gelaſſen werde. Durch den Inſtinkt belebt, wirkt die Mutter auf eine Weiſe auf ihr Kind, die durch keine Kunſt erſetzt werden kann. Seine perſönliche Selbſtthätigkeit tritt aber hiebey als das göttliche, durchaus unerſetzbare Fundament der Nachhülfe, die der Gang der Natur in dieſer Epoche anſpricht, wieder an ſeine Stelle. Die Mithülfe, die die ältern Kinder der Mutter oder wohlgebildete Hausgenoſſen ihr hiefür leiſten, iſt nur durch ihre perſönliche Leitung, Mitwirkung, Aufſicht und Theilnahme für ihr Kind — von wirklich gutem und geſegnetem Erfolge; ſie wird nur dadurch naturgemäß begründet und in ihren Folgen ſicher geſtellt.

Alle dießfälligen Hülfsmittel führen ohne mütterliche Begründung ihres naturgemäßen, innern Geiſtes und Lebens in dieſem Zeitpunkt zu ganz unpaſſenden Schulmeiſter-Mitteln, verbunden mit affenartiger Nachahmung des Muttertons, der Mutterworte und ſelber der Muttertreue, die ohne alle Wahrheit und ohne alle Folgen, außer den gezwungenen Reſultaten, welche das in dieſem Alter unnatürliche und mühſelige Lernen hervorbringt, das Gepräge der Selbſttäuſchung an der Stirne tragen. — Das Kind iſt in dieſem Alter wohl bildungs-, aber nicht ſchulmäßig lernfähig, und ſoll auch vor ſeinem ſechsten oder ſiebenten Jahre nicht in dieſes, ihm unnatürliche Joch geſpannt werden. Das durch die freye, vorbeygehende, häusliche Bildung nicht pſychologiſch wohl begründete, ſchwache und jeder Ausartung fähige und leicht empfängliche Schuljoch iſt der Tod der wahren Bildung des häuslichen Lebens, zu der das Kind in dieſem Alter in einem ſo hohen Grad fähig iſt und die man in der ganzen Reinheit ihres Segens benutzen ſollte.

Ich faſſe die durch Zahl und Form zu bezweckende Bildung des Kindes von dem Augenblick an ins Auge, in welchem ſeine inſtinktartige Bildung vollendet ſeyn ſoll, und halte den Zeitpunkt feſt, in welchem dieſe inſtinktartige Nothwendigkeit die Mutter nicht mehr mit der nämlichen Gewalt an ihr unmündiges Kind kettet, ſondern in welchem ſie ihm durch die beſonnene Kunſt nachzuhelfen fähig iſt. In dem Grad als der Inſtinkt bey der Mutter in allem, was ihr Kind bedarf, ſich verringert, und ſeine Nothwendigkeit verliert, muß dieſes Verlorne durch die Kunſt erſetzt werden, wenn ſein Bildungsgang nicht gehemmt, geſtört oder gar ſtill geſtellt werden ſoll. — Es kommt hier hauptſächlich darauf an, daß die Mutter dieſen ihren inſtinktartigen, ja nothwendigen Trieb unvermerkt für das Kind an die Kunſt anzuknüpfen verſtehe. — Um dieſes zu erreichen, iſt weſentlich, daß auch in der Kunſtführung weder Fächer noch Stundeneintheilungen ſtatt finden, ſondern daß jedesmal die Gelegenheit, die Belebung und das Bedürfniß des Moments ergriffen und durch die Kunſt hinzugeſetzt werde, was ohne dieſelbe nicht leicht anhaltend und mit Kraftaufwand fortgeſetzt werden kann. Zu dieſem Endzweck gelangt man vorzüglich dadurch, daß der oft nur vorübergehende Thätigkeitstrieb des Kindes, der auf irgend einen Gegenſtand gerichtet iſt, ſo weit und ohne beſondere Reizmittel gefeſſelt werde, daß er ihm durch ſeinen bildenden Einfluß auf ſeine Auffaſſungskraft geläufig gemacht werde. Uebertreibung und Gewalt, die allenthalben nachtheilig und ſchädlich iſt, wird dieſes beym Kind in dieſem Alter doppelt. Dieſer Umſtand iſt ganz vorzüglich in der Epoche wichtig, in der es durch den Inſtinkt der Mutter geleitet und geführt werden muß.

Doch der wahre Inſtinkt thut keinen ſolchen Mißgriff. Er iſt ſo einfach, ſo ſicher, ja ſo nothwendig, daß er auch der Kunſt als Leitfaden dienen könnte und nicht unbenutzt gelaſſen werden ſollte. Ich will alſo verſuchen, zu zeigen, wie dieſes durch Uebungen und Reihenfolgen, welche die Entfaltung der Geiſtes-Kräfte durch die Zahl zum Zwecke haben, ſtatt finden müſſe, wenn die berührten Grundſätze befolgt und der Anfang da gemacht wird, wo die Kunſt wirklich einzutreten beginnt. Iſt ein Kind in irgend einem Augenblick mit etwas beſchäftigt, woran ſich ein einfaches Mittel des Zählens anknüpfen läßt; ſo muß die Mutter dieſen Moment benutzen. Ich ſetze den Fall, es ſpiele mit Aepfeln, Erbſen, Steinen ꝛc., oder ſein Spiel ſey an ſeinen Fingern oder an irgend etwas anders, das ihm Freude macht, geknüpft, ſo wird die Mutter ſuchen, Theil an dieſem Spiel zu nehmen und ihm zeigen, wie dieſe Körper als ein, oder zwey, oder als drey ſolcher Gegenſtände geſöndert von den andern neben einander gelegt werden können. Im Anfang und zwar ziemlich lange wird ſie die Zahl immer an den Gegenſtand geknüpft ins Auge faſſen, und wenn es mit Steinen ſpielt, das Kind nie ſagen laſſen, eins, zwey ꝛc., ſondern immer, ein Stein, zwey Steine ꝛc. Die Abſtraction der Zahl von dem Körper, der ſie darſtellt, folgt erſt, wenn das Kind dieſelbe auf die mannigfaltigſte Weiſe mit den Gegenſtänden verbunden ins Auge gefaßt und ſich eingeübt hat.

Ein Kind ſo zu führen, daß das Auffaſſen der Zahlverhältniſſe einen beſondern Reiz erhält, gehört vorzüglich dieſer Stufe an; z. B. wenn es mit Aepfeln ſpielt, ſo kann die Mutter einige derſelben ſchnell zuſammen bringen, ſie dann wieder trennen und es jedesmal rathen laſſen, wie viele derſelben allemal bey einander ſeyen? Es verſteht ſich, daß im Anfange gar nicht zu hohen Zahlen geſchritten werden darf. —, Aber man wird mir einwenden: das Kind kann ja noch nicht zählen und das Errathen ſetzt es doch voraus. Ich erwiedere: das eigentliche Zählen muß nicht als eine beſondere Uebung behandelt, ſondern mit dem, was ich gegenwärtig aufſtelle, innig verwoben werden. Dieſes wird auch Mißgriffen abhelfen, das Zählen lernen als einen Mechanismus zu behandeln, der keine Anſchauung zum Hintergrunde hat. Nicht ſelten iſt dem Kind, das Zählen ſich bloß mechaniſch eigen zu machen, der eigentliche Tod ſeiner wahren Anſchauung und Auffaſſung der Zahlverhältniſſe geworden. Es iſt unrichtig, die Zahlverhältniſſe als eine Uebung des Gedächtniſſes behandeln zu wollen, die keines Hintergrunds der Anſchauung bedürfen. Eine ſolche Behandlungsweiſe iſt nicht nur nicht bildend, ſondern dem, was durch das Bildende dieſer Behandlung erzielt werden ſoll, geradezu entgegen. Auf keinen Fall darf man das Kind im Anfang zu Zahlen führen, die es ſich nicht durch ſeine zehn Finger anſchaulich zu machen im Stande iſt. Mit dieſem iſt aber noch nicht geſagt, daß es gleich über einmal bis zum Zählen geführt werden müſſe. Kann es im Anfang 3, 4, 5 ꝛc. richtig ins Auge faſſen, ſo ſteigt es mit Leichtigkeit und ohne viel Mühe und Kunſt dahin die folgenden Zahlen bis auf zehn, eine nach der andern ſich ſehr leicht einzuüben.

Ich fahre fort, die Zahl im nämlichen Geiſt auch an andere Gegenſtände und Beſchäftigungen, in die das Kind ſo leicht verſetzt werden kann, anzuknüpfen. Z. B. man kann ein Kind, das im Gehen, Springen, Hüpfen u. ſ. w. begriffen iſt, eben ſo auf die Zahl ſeiner Schritte, Sprünge ꝛc. aufmerkſam machen und es dieſelben zählen laſſen. Auch kann man, und zwar nur ein wenig ſpäter, anfangen es aufzufordern, zu rathen, wie viele Schritte von einem Ort zu einem andern ſeyen, und es ganz gleich behandeln, wie wenn es ſich beſchäftigte, Steine, Aepfel, Erbſen ꝛc. der Zahlverhältniſſe halber aufzufaſſen.

So wie man hier nicht zu hohen Zahlen ſchreiten darf, ſo muß dieſes auch bey der Entfernung, die gegeben wird, berückſichtigt werden. Das Augenmaaß an nicht zu großen Gegenſtänden üben zu wollen, wird ſehr nothwendig berückſichtigt werden müſſen. Auf die nämliche Weiſe kann das Zahlverhältniß auch an den Sinn des Ohrs (das Gehör) gekettet werden. Z. B. Es wird irgend ein Ton hervorgebracht und derſelbe einigemal wiederholt und vom Kind gezählt.

Der Vortheil und die Nothwendigkeit, die Zahl durch jeden einzelnen der fünf Sinne dem Kind zum Bewußtſeyn zu bringen, leuchtet aus dem, was ich bereits geſagt habe, klar hervor. Daß die öftere Wiederholung einer und derſelben Uebung ſehr gut und in gewiſſen Fällen ſogar nothwendig iſt, unterliegt keinem Zweifel; ſie muß aber in einem Geiſte ſtatt finden, der dem was ich früher erörterte, ganz zu entſprechen geeignet iſt. Neigung, Luſt und Freude, die nämliche Uebung mehreremal und ſelbſt aus freyem eigenen Antrieb zu wiederholen, ſind nicht nur gute Kennzeichen, ſondern unnachläßliche Bedingniſſe einer wahren und ſoliden Behandlung der Zahl auf dieſer Stufe. Die Wiederkehrung einer Uebung bis zur Ermüdung oder bis auf den Punkt, auf dem aller Reiz dafür ſich verlieren ſollte, muß ſorgfältig vermieden werden, wenn nicht gerade das Gegentheil von dem erfolgen ſoll, was man durch ſolche Uebungen ſucht, und auch ſicher erreicht, ſobald die aufgeſtellten Grundſätze befolgt werden. Um dieſes zu bezwecken, kann man, wenn das Kind müde iſt, die Zahlverhältniſſe an einem Gegenſtande, aufzufaſſen und ſich einzuüben, als Abwechslung zu einem andern Gegenſtand übergehen, und ebenſo kann eine Abwechslung der Sinne und Organe, durch welche ihnen ihre Verhältniſſe anſchaulich gemacht werden, ſtatt finden. Daß die Thätigkeit mehrerer Sinne gleichzeitig für den nämlichen Endzweck angeſprochen werden dürfe, kann bey dieſer Darſtellung nicht mehr zweifelhaft ſeyn. Um der Mutter eine reichhaltigere Auswahl von Beyſpielen an die Hand zu geben, ſchreite ich in den poſitiven Uebungen, die zu dieſem Ziele führen, weiter. Man kann das Kind an einem Gegenſtande einzelne Theile aufſuchen laſſen: als an dem Tiſch die Ecken, an dem Stuhl, an der Bank ꝛc. die Beine, an den Fenſtern die Scheiben u. ſ. w.; dieſes muß aber in jedem Falle auf eine Weiſe geſchehen, die für das Kind großen Reiz hat und von ihm als eigentliche Fortſetzung des Spiels, das es von ſelbſt mit dieſen Gegenſtänden treibt oder zu treiben ſucht, angeſehen werden. Folgendes Beyſpiel mag hier ganz ſeine Stelle finden: Die Mutter bringt einige wenige Aepfel, Birnen, Nüſſe ꝛc. zuſammen, läßt das Kind dann rathen und zählen, wie viele es ſeyen; hat es dieſes errathen, ſo gibt man ihm in der Freude eine zum beliebigen Gebrauch, oder belebt ſeine Thätigkeit hiefür auf irgend eine andere Weiſe. Die Mutter gibt dem Kind eine Anzahl Gegenſtände, mit denen es gerne ſpielt, läßt ſie unter irgend einer Form zuſammenſtellen und gleichzeitig zählen, ſo daß es, wenn es mit dem Zuſammenſtellen fertig iſt, auch beſtimmt weiß, wie viele ſolcher Gegenſtände im Ganzen ſeyen und wie viele ſich an jedem einzelnen Theil der gegebenen Form befinden. So würde ſie z. B. aus irgend einer Anzahl Gegenſtände ein Viereck bilden, und das Kind fragen, wie viele derſelben ſich an einer Seite des Vierecks befinden. Wie ſehr die gleichzeitige Thätigkeit mehrerer Sinne und Glieder, für einen Zweck die Kraft und Thätigkeit erhöhen und ſtärken müſſen, geht aus der Erfahrung ſo klar und einleuchtend hervor daß ich den Zweifler bitten muß, ſich durch die Prüfung deſſen, was eine Mutter, die ihr Kind alſo führt, diesfalls zu leiſten vermag, zu überzeugen. Alles dieſes muß aber mit der Erhaltung der Lebhaftigkeit des Kindes erzielt werden. Man darf es aber nie damit ermüden, auch nie das nämliche Spiel forttreiben laſſen, wenn der Geiſt des Spiels oder das Intereſſe dafür vom Kinde weichen will. Doch kann dieſes Intereſſe, ſo weit es weſentlich und nothwendig iſt, leicht dadurch erhalten und wieder belebt werden, daß man den Gegenſtand in dem oben näher bezeichneten Geiſt abwechſelt und behandelt. Gelangt man aber damit noch nicht zum Ziele, ſo iſt in dieſem Fall das Beſte, das Kind vollkommen ſich ſelbſt zu überlaſſen. Es wird ſich bald wieder mit etwas beſchäftigen, in das ſich die Mutter ſogleich wieder bildend einmiſchen kann. So kann man unter anderm von der bildenden Einmiſchung des Zählens zu der des Redens und von der des Redens in die der Formverhältniſſe hinübergehen. Dieſer freye Uebergang iſt aber eine, mit der Einheit der Menſchennatur und aller ihrer Kräfte innig zuſammenhängende und in dieſer Epoche von ihr nothwendig geforderte Maßregel der kindlichen Bildung.

Die oben aufgeſtellten Uebungen mit der bezeichneten Vielſeitigkeit bey Kindern in Ausübung gebracht, kann es nun nicht mehr fehlen, daß es bis auf zehn und leicht auch höher richtig zählen lernen wird, ohne irgend eine beſondere Uebung deßhalb anzuwenden, und die Mutter ſteht mit ihrem Kinde nun auf einem Punkt, auf dem ſie mit geſichertem Erfolge jetzt weiter ſchreiten kann. Sie darf ſich der Ausdrücke: Addition, Multiplication u. ſ. w., mit denen man die verſchiedenen Uebungen und Rechenfolgen, die ich hier anführe, gewöhnlich bezeichnet, nicht bedienen, um einerſeits nicht zu frühe mit ihrem Kinde in Kunſtausdrücke hineinzufallen, die noch nicht begründet ſind, anderſeits aber, um ihr Kind nicht in den Schulton und in die Schulform hineinzuführen, die der Tod aller Bildung des Kindes im häuslichen Leben iſt.

Dieſer Anſicht folgend, müſſen die Additionsbeyſpiele unter folgender Form zur Einübung vorgelegt werden. Bey irgend einem Spiel, z. B. beym Erbſenſpiel, nimmt die Mutter dem Kind zuerſt zwey Erbſen und fragt es dann:

wie viele Erbſen es habe? Sie gibt ihm noch einmal zwey Erbſen dazu und fragt daſſelbe: wie viel es jetzt in allem habe? Es wird antworten, vier. Hernach fängt es von neuem an zu zählen und ſagt: 1 und 1 macht 2, noch 1 dazu, gibt 3 und noch 1 gibt 4; oder aber zu 2 noch 1 gethan, gibt 3 und noch 1 zu 3 hinzugeſetzt, gibt 4. Die meiſten Kinder aber werden es gleich ausſprechen und ſagen: 2 und 2 gibt 4. So wird dieſes fortgeſetzt bis auf 10.

Auf ganz gleiche Weiſe kann man, ſtatt 2 dem Kinde 3 geben, und jedesmal unterſuchen laſſen, wie viel es ausmache. Sollte man, ſtatt nur bis auf 10, auch zur Zahl 12 kommen, ſo hätte dieſes hier nicht nur nichts zu ſagen, ſondern als eine kleine Abwechſelung wäre es ſelber gut, damit das Kind auch nach und nach mit Zahlen, die über 10 gehen, vertraut und bekannt würde, ohne daß deßhalb gerade beſondere Uebungen ſtatt finden. Daß eben ſo 4, 5 und noch mehr Gegenſtände auf dieſe Weiſe zuſammen gezählt werden können, geht aus dem Geſagten und Ausgeführten ſo thatſächlich hervor, daß jede weitere Erörterung über Geſichtspunkte dieſer Art überflüſſig wird. Um die Kraft zur Feſtigkeit im Zuſammenzählen zu bilden und in abgeänderten Darſtellungsformen zu üben, kann man das Kind auf einmal zwey und mehrere Zahlen zuſammenſtellen laſſen. Z. B. Man fragt es: Wie viele Erbſen haſt du, wenn ich dir 1 oder 2 Erbſen zugleich gebe, hernach aber wieder 1 oder 2 davon wegnehme? Weiter als es dieſes aber mit Leichtigkeit und ohne merkliche Anſtrengung zu beantworten im Stande iſt, darf dieſes in keinem Fall fortgeſetzt werden. Es kann dem Beobachter der menſchlichen Kräfte nicht entgehen, daß, ſo wie das Kind in den einfach gegebenen Beyſpielen des Zählenlernens vorſchreitet und darin zur Feſtigkeit und Sicherheit gelangt, auch das Fundament mit gedoppelten, verdreyfachten Zahlen u. ſ. w. auf die gleiche Weiſe vorzuſchreiten, gelegt, und die Bahn, hierin naturgemäß weiter zu gehen, geöffnet iſt.

Eine ſehr paſſende Uebung dieſer Bildungsſtufe im Zuſammenzählen iſt auch dieſe noch: Man gibt dem Kinde eine Anzahl Kirſchen, Erbſen, Würfel (Kubus) oder auch andere Gegenſtände, läßt ſie auf irgend eine Weiſe zuſammenſtellen, gibt ihm noch einmal 5 ſolcher Gegenſtände, und begehrt, daß es ſie anders zuſammenſtelle. Dieſes ſetzt man ſo lange fort, als das Kind irgend eine Veränderung zu machen im Stande iſt. So würde es finden, daß es 5 entweder als 5, oder als 4 und 1, oder als 3 und 2 u. ſ. w. zuſammenſtellen kann. Es iſt aber gar nicht darum zu thun, das Kind ſo lange damit ſich üben zu laſſen, bis es alle möglichen Zuſammenſtellungen dieſer Zahl 5 erſchöpft hat; ſondern nur, bis ſich die Kraft im Auffinden der Verſchiedenheit der Zuſammenſetzung dieſer Zahl gehörig entwickelt hat.

Eben ſo geht aus den aufgeſtellten Grundſätzen klar hervor, daß man nicht nur bey einer Zahl ſtehen bleiben dürfe und vorzüglich bey niederen Zahlen, als 2, 3 u. ſ. w., angefangen werden müſſe, ſondern daß dieſes auf jede Zahl ausgedehnt und angewendet werden könne. Sollte die Mutter es nöthig finden, das Zählenlernen bey ihrem

Kinde auch noch auf höhere Zahlen auszudehnen, ſo könnte es auf folgende Weiſe geſchehen. Sie knüpft dieſes an einen Gegenſtand an, für deſſen Beſitz das Kind ein Verlangen äuſſert, als etwa Nüſſe, Kirſchen, Würfel, Marmorkügelchen, mit denen es gerne ſpielen würde, und gibt demſelben ſo viele als es zu zählen im Stande iſt. Kommt es auf den Punkt, von dem aus es nicht weiter zählen kann, ſo ſetzt es die Mutter ſelbſt fort, indem es jedesmal den Gegenſtand, während dem ſie es ausſpricht, zu denjenigen hinzufügt, die das Kind ſchon beſitzt. Auf dieſem Wege hat ſie es ganz in ihrer Macht, die Höhe der Zahl zu beſtimmen, mit der das Kind vertraut und bekannt werden ſoll. Wie ſehr man aber hier mit Vorſicht zu Werk zu gehen hat, um nicht zu ſchnell zu hohen Zahlen mit dem Kinde zu kommen, iſt bereits genugſam erörtert. Vorſicht iſt hier um ſo nothwendiger, als man ſich auf dieſem Wege ſo leicht verirrt und dieſer Grundſatz immer nicht gehörig gewürdigt wird. — Wird die Mutter dem Kinde ſagen: „wenn du Morgen dieſe Gegenſtände wieder zählen kannſt, ſo erhältſt du ſie noch einmal,“ dann darf ſie ſicher ſeyn, daß es dieſes im nämlichen Moment ſo lange wiederholen wird, bis es ſich deren Erlangung ſicher geſtellt hat.

Dieſe Zahloperationen können mit Leichtigkeit an die verſchiedenartigſte Thätigkeit des Lebens angeknüpft werden. Das Kind hat großes Intereſſe, ſeine Thätigkeit an alle es belebenden Dinge, die ihm Freude machen, zu knüpfen. Es knüpft ſie gerne an die Töne der Mutter. Dieſe ergreift daher die Aufmerkſamkeit und Thätigkeit des

Kindes, und ſucht auch die Zahlverhältniſſe an dieſelbe anzuſchließen, und zwar auf folgende Weiſe: Sie giebt 2 oder 3 mal einen Ton von ſich, wiederholt denſelben ein zweytesmal und läßt ſie zählen, wie wenn es Körper wären. Auch kann ſie mehrere Töne nach einander von ſich geben und zwar zuerſt langſam, dann ſchneller und dieſelben von dem Kinde zählen laſſen. Nachdem es ſie gezählt hat, wird es in der obigen Form zum Zuſammmenzählen angehalten.

Auf gleiche Weiſe kann dieſe Uebung auch an ſein Gehen, Hüpfen, Schlagen u. ſ. w. geknüpft werden. Je größer die Theilnahme an irgend einer Beſchäftigung des Kindes iſt, deſto leichter können auch Uebungen der Zahlverhältniſſe mit derſelben verbunden werden. Ein Kind, das mit der Mutter geht, wird beſonders gerne ſeine Schritte zählen, und zwar auf folgende Weiſe: ſie geht einige Schritte mit ihm vorwärts und läßt daſſelbe bald laut, bald leiſe ſeine Schritte zählen. Iſt das Kind noch ſehr jung und geht es langſam, ſo iſt dieſes Gehen mit ſeiner Ungeläufigkeit im Zählen übereinſtimmend und zum Faſſen der erſten Begriffe der Zahl vortheilhaft. Hier aber muß ich einem Mißgriff vorbeugen, der, nachdem ich dieſe Form der Darlegung wählte, ſich ſehr leicht einſchleichen könnte.

Ich trenne in dieſer Darlegung die Zahl von der Form gänzlich, und bringe die verſchiedenen Zahlverhältniſſe unter Geſichtspunkte, die von einander unabhängig und unter ſich getrennt ſind, während in dem Alter, in welchem dieſe Uebungen mit dem Kinde ſtatt finden, noch keine

Trennung eintreten darf. Dieſem Grundſatze zufolge wird man zur Abwechslung wohlthun, wenn man gleichzeitig an einem und demſelben Gegenſtande alle Zahloperationen, deren das Kind fähig iſt, vornimmt, ohne ſich an eine einzige der in gegenwärtiger Darlegung getrennten Uebungen zu binden. So können gleichzeitig Additions-, Subtractions- und Multiplications-Beyſpiele an einem Gegenſtand vorgenommen werden. Ich bemerkte gleich im Anfange, daß ich dieſe Darſtellungsweiſe nur deßwegen gewählt habe, um der Mutter eine deutliche und faßliche Anleitung von allem dem, was durch Zahl und Form in dieſem Alter beym Kinde gethan werden kann, zu geben. Alle dieſe unter der Form des Zuſammenzählens ſtatt gefundenen Uebungen können auf gleiche Weiſe unter die Subtractionsform gebracht und müſſen dem Kinde mit der nämlichen Ausdehnung zur Uebung vorgelegt werden. Will und kann aber die Mutter dieſes leicht mit der Additionsform verbinden, ſo hat dieſes ſein Gutes und kann zuweilen zur Abänderung ſtatt finden. Alle für die Addition aufgeſtellten Grundſätze und Maßregeln, die die Freyheit und Selbſtſtändigkeit des Kindes zum Fundament haben, müſſen auch hier in dem ganzen Umfang benutzt und angewandt werden, wenn dieſe Uebung für dieſes Alter dem Kinde wahrhaft bildend gegeben werden ſoll.

Alle obigen Beyſpiele können in umgekehrter Stellung benutzt werden. Um aber der ungeübten Mutter die dießfällige Mühe zu erleichtern, füge ich dieſen noch einige Beyſpiele bey.

Die Mutter gibt ihrem Kinde etwa 6 Aepfel und ſagt ihm: gib mir einen, deinem Vater zwey, und deinem Bruder 3 davon, und ſiehe dann, wie viel dir noch übrig bleiben. Das Kind thut dieſes und findet am Ende, daß es keinen Apfel mehr hat. Sie fährt weiter und ſagt ihm: gib von deinen 6 Aepfeln jedem von uns einen, und ſiehe wie viel dir dann noch übrig bleiben. Das Kind wird finden, daß ihm noch 3 Aepfel übrig bleiben. So kann ſie über die Aepfel noch einige ähnliche Fragen aufſtellen, deßgleichen über andere Zahlen und andere Gegenſtände.

Die Finger als Typus der Anſchauung der Zahlverhältniſſe zu benutzen, iſt in mehreren Beziehungen von großer Wichtigkeit. Sie ſind als Anſchauungsgegenſtand immer zur Diſpoſition des Kindes bereit und ſtehen mit dem Decimalſyſtem im innigſten Zuſammenhange. Ihre dießfällige Behandlung iſt fürs Kind in einem hohen Grad bildend, um ſo mehr, da auch ſie ſchon in dieſem Alter zur Thätigkeit in den verſchiedenſten Beziehungen befähigt und benutzt werden müſſen. Zur Erheiterung dieſer Anſicht folgen hier einige Beyſpiele. Die Mutter ſagt zum Kinde: Strecke deine 10 Finger an deinen beyden Händen aus, und biege hernach wieder 2 davon ein, wie viel Finger wirſt du alsdann noch ausgeſtreckt haben? Hier können ſie Verſuche anſtellen, bald dieſe 2 Finger, bald zwey andere einzubiegen. So mit drey, hernach mit 4, 5 Fingern u. ſ. w. —

Daß dieſe Uebung gleichſam auch als Gymnaſtik der Finger für alle Kunſtfertigkeiten, die es ſich einſt noch ganz beſonders eigen zu machen hat, angeſehen und behandelt werden könne, wird jeder Mutter, die dieſes beobachtend und aufmerkſam mit ihrem Kinde einübt, bald einleuchten. Eben ſo wird ihr nicht entgehen, daß dieſes auch im Schreiben, im Zeichnen, in der Inſtrumentalmuſik, in ſo fern ihr Kind früher oder ſpäter ſich dieſe Fertigkeiten eigen zu machen hat, ſehr weit führen muß. Nicht weniger geſchickt ſind aber ähnliche Uebungen und dienen als Fundament zu allen Arten weiblicher Arbeiten, als zum Nähen, Stricken, Sticken, Brodieren u. ſ. w. Aber am wichtigſten ſind ſie dennoch im allgemeinen, um die Hand und die Finger des Kindes für jede Anwendung und Benutzung fähig und geſchickt zu machen. Schon aus dieſem geht klar hervor, wie jede bildende Uebung mit der ganzen künftigen Beſtimmung des Kindes zuſammenhängt und in dieſem Alter nicht als etwas einſeitig vom Leben getrenntes ins Auge gefaßt und behandelt werden ſoll. Allgemein kommt es hier ſehr viel darauf an, daß die gegenſeitige Theilnahme der Mutter und des Kindes immer ſehr belebt bleibe. Ich ſetze dieſes durch einige Beyſpiele noch mehr ins Licht. Die Mutter, die mit ihrem Kinde die Stube auf und abgeht, ſagt zu ihm: Wir wollen jetzt die Schritte zählen. Sie geht mit ihm zwey Schritte vorwärts, dann wieder einen Schritt rückwärts und fragt daſſelbe: um wie viele Schritte es vorwärts komme? Hernach gehen ſie drey Schritte vorwärts und wieder einen oder zwey Schritt zurück, und die Mutter fragt das Kind wieder: um wie viele Schritte es vorwärts gekommen ſey? So kann ſie ihm andere Gegenſtände geben, und davon wieder nehmen laſſen.

Ich habe mich bey der Addition und Subtraction ſo umſtändlich geäußert und ſo vielſeitig durch Beyſpiele klar zu machen geſucht, wie die erſte Bildungsepoche des Kindes durch Mütterliche Kunſt beſorgt werden müſſe, daß ich mich in den künftigen Uebungen kürzer faſſen darf.

Als Uebung in der Multiplicationsform mögen daher folgende Beyſpiele hinreichen.

Die Mutter fordert das Kind auf, einmal, zweymal, dreymal zwey Birnen oder andere Gegenſtände, mit denen es ſpielt, zu nehmen oder zu wiederholen und fragt daſſelbe, wie viel es gebe. So werden drey, vier Gegenſtände mehreremal wiederholt und zuſammengeſtellt und jedesmal wird unterſucht, wie viel es gebe.

Die Mutter: du iſſeſt in einem Tag dreymal, wie vielmal wirſt du in 2, 3 Tagen oder in einer Woche eſſen?

Eine andere bildende Form iſt die Umkehrung der Verdoppelung der Gegenſtände in ihre Zerlegung oder in ihre Vertheilung. Sie iſt gewöhnlich unter dem Namen „Diviſion“ bekannt.

Die Mutter gibt dem Kinde 2 Erbſen, und läßt es dieſelben in 2 gleiche Theile theilen, hernach läßt ſie es mit 4, dann mit 6, 10, 12 ꝛc. das nämliche fortſetzen. Dann gibt ſie ihm 3, 6, 9, 12 Gegenſtände, mit denen das Kind gerne ſpielt, und läßt es dieſelben in 3 gleiche Theile theilen. Mit 4, 5 und mehr gleichen Theilen, kann ſie das nämliche fortſetzen, und ſie auch alsdann in ungleiche Theile theilen laſſen. Z. B. bey 12 Kirſchen, die in 2 ungleiche Theile getheilt werden, wird es 1 und 11 finden, oder 2 und 10 ꝛc. bey 3 ungleichen

Theilen wird es aber, 1, 2, und 9, oder 1, 3, und 8 Kirſchen finden.

Ich habe 9 Aepfel für dich aufbehalten, ſagt die Mutter zu ihrem Kinde und werde dir alle Tage 3 davon geben; nun fragt es ſich, wie viele Tage du daran zu eſſen haben werdeſt.

Die Mutter gibt dem Kinde etwa 12 Nüſſe und ſagt ihm, es ſolle ſie ſo eintheilen, daß es und ſie gleich viel bekommen; nachher läßt ſie es wieder ſo eintheilen, daß der Vater, die Mutter und auch es gleich viel bekommen; dann wieder, daß die Mutter, der Vater, die Schweſter und es gleich viel davon bekommen. Kommt zu dieſen Perſonen noch ein Bruder und begehrt man vom Kinde das Gleiche, ſo wird es finden, daß dieſes nicht möglich ſey.

Eine andere Weiſe, die Zahl dem Kinde bildend ins Auge fallend zu machen, iſt folgende. Sie wird gewöhnlich mit dem Namen „arithmetiſches Verhältniß der Zahl" bezeichnet. Die Mutter gibt dem Kinde 7 Würfel, ſie behält einen zurück und fragt es dann, wie viel es mehr habe als ſie, dann auch, wie viel ſie weniger habe als es.

Aus dem Geiſt dieſer Darlegung geht klar und anſchaulich hervor, daß dieſes auf eine ſehr vielſeitige Weiſe ſowohl in Rückſicht der Zahl als auch des Gegenſtandes abgewechſelt werden ſoll. Deſſen ungeachtet habe ich noch einige von den obigen Beyſpielen folgen laſſen.

Die Mutter geht mit ihrem Kinde die Stube auf und ab und macht einen Schritt, während dem das Kind immer 2 geht, und läßt dann daſſelbe angeben, wie viele Schritte es mehr gemacht habe als ſie. Auch umgekehrt, wie viel die Mutter weniger als es gemacht habe. — Sie miſcht eine Anzahl Erbſen mit Nüſſen, wirft ſie auf den Tiſch und läßt das Kind rathen, wie viel von dem einen mehr oder weniger ſeyen als von dem andern; nachdem es gerathen, läßt ſie es ſogleich zählen, ob es richtig geſchätzt habe.

Eben ſo iſt noch folgende Weiſe bildend, dem Kind die Zahlverhältniſſe in die Augen fallen zu machen, und wird gewöhnlich mit dem Ausdruck „geometriſches Verhältniß der Zahl“ bezeichnet; jedoch finden hier nur die allereinfachſten Uebungen Platz, wie z. B. wenn du einen Gegenſtand, als etwa Aepfel, doppelt auf dem Tiſch liegend haſt und einen davon nimmſt, ſo haſt du die Hälfte der Aepfel genommen und die andere Hälfte bleibt noch. . Sie nimmt alsdann 4 ſolcher Gegenſtände und erlaubt dem Kind die Hälfte für ſich zu behalten, in ſo fern es dieſelbe zu nehmen wiſſe. Das Dreyfache wird auf gleiche Weiſe behandelt und es wird mit der gleichen Leichtigkeit einen Drittel von irgend einer Anzahl Gegenſtände nehmen, als es zuerſt die Hälfte davon zu nehmen lernte.

Dieſe Uebung auf zwey und mehrere Drittel ausdehnen zu wollen, wäre für dieſes Alter zu ſchwierig; hingegen läßt man es den Drittel, Viertel, Fünftel u. ſ. w. von andern Gegenſtänden nehmen. Daß alle dieſe Uebungen, ſo oft es immer mit Freyheit und Munterkeit geſchehen kann, wiederholt werden müſſen, ſollte nicht erſt noch erinnert werden; aber da die Sache, wie ſie gegenwärtig dargelegt, noch neu iſt, und mancher Mutter, die ſich anfangs nicht ganz leicht zu orientiren weiß, ihre Aufgabe ſehr erleichtert wird, wenn ich mich ausführlicher erkläre, ſo ſage ich noch: Es iſt nur durch dieſe öftere Wiederholung, wodurch eine jede dieſer Uebungen dem Kinde vollkommen geläufig und unauslöſchlich gemacht werden kann. Dieſes iſt aber bey einer jeden Stufe der Bildung, ehe man ausſprechen darf, daß man den Gegenſtand naturgemäß behandle und mit Sicherheit weiter ſchreiten darf, der Fall. Auch muß es der Mutter von ſelbſt auffallen, daß ihr noch mehr Stoff mangle, um dem Kind dieſe Uebungen genugthuend und allſeitig nach dieſen Grundſätzen einzuüben. Indeſſen wird es nicht nothwendig daß ich hierüber eine weitläuftigere Wegweiſung gebe, weil unmittelbar auf die Uebungen, die dem häuslichen Leben angehören, in dieſer Schrift auch diejenigen des ſchulfähigen Alters folgen, die der Mutter als Ergänzung deſſen, was ihm allenfalls noch mangelt, dienen können. Aber hiebey kommt es dann auch weſentlich darauf an, daß ſie im Gebrauche derſelben nur ſo weit gehen, als ſie ihre Kinder lebendig anſprechen und belebende Reize für dieſelben haben. Was das Kind nur ermüdend anſprechen würde, darf die Mutter durchaus nicht benutzen. Ich fürchte mich bey der gegebenen Darlegung meines Gegenſtands vor nichts in der Welt mehr als davor, daß die Mutter durch die Erleichterungsmittel der häuslichen Bildung, die ich ſo gerne in ihre Hand legen möchte, verleitet werde, in den alltäglichen Schulmeiſterton zu verfallen und ihre Kinder auf eine dieſem Alter unangemeſſene und unzarte

Art lehren zu wollen, was darin nur durch bildenden Einfluß in Freyheit, Luſt und mit großer Zartheit eingeübt werden muß und durchaus nur durch die weſentliche Eigenheit dieſer Epoche erzielt werden kann, die darin beſteht, den Kindern das zum Bewußtſeyn zu bringen und gleichſam ſelbſt aus ihnen hervorgehen zu machen, was in dieſem Alter ihnen naturgemäß beygebracht werden kann. Ich wiederhole, vor dem 6ten und 7ten Jahr muß keine Art von Schulmühſeligkeiten und Schullaſten auf die Kinder einwirken, indem ſie zuerſt durch freye Selbſtthätigkeit hiefür vorbereitet und auf eine Weiſe gebildet werden ſollen, daß ſie dieſe Laſten in ihrer künftigen Bildungsepoche ohne geiſtigen und phyſiſchen Schaden, froh in ſich ſelbſt dafür belebt, tragen können: Dieſes zeigt aber auch klar, daß die Kunſt, auf ſolche Weiſe Mutter zu ſeyn, und im häuslichen Leben bildend auf die Kinder wirken zu können, *vor allem aus erlernt werden müſſe*. Daß dieſes auch mit der Reinerhaltung ihres mütterlichen Inſtinkts, der im eigentlichen Verſtand das geiſtige Leben alles deſſen begründet, wozu das Kind in dieſem Alter naturgemäß gebildet werden muß, geſchehe, unterliegt nach allem Geſagten keinem Zweifel mehr. So wie auch die kleinſten Anfänge und Spuren der ſtrengen Schulmeiſterordnung dem Heil und Segen der freyen kindlichen Entfaltung der Kräfte des Kindes im häuslichen Lebem an das Herz greifen, ſo iſt der wahre Geiſt des reinen häuslichen Lebens in eben dem Grade weſentlich und wüchtig auf die Vorbereitung des Schullebens und muß deswegen als die eigentliche Grundlage der Bildung des Kindes angeſehen werden. Aber ein Kind zu etwas, das es einſt ausüben und treiben ſoll, vorzubereiten, iſt etwas ganz anders, als es daſſelbe auch nur von ferne ſelber treiben laſſen, und es ihm praktiſch zur Gewohnheit und Fertigkeit machen.

Mit jedem Vorſchritt der alſo in Freyheit und gleichſam durch dieſen Selbſttrieb allein erhaltenen Kenntniß wächst im Kinde dieſer Trieb, in dieſer Kenntniß immer etwas weiter zu kommen von ſelbſt, und je leichter ihm die Schritte bis auf den Punkt, auf dem es wirklich ſteht, geworden ſind, deſto ſichtbarer und öfter wird der Selbſttrieb, ſeine erhaltenen Kräfte zu ſtärken und in ſeinen Umgebungen weiter zu ſchreiten, in ihm ſelbſt rege, und der aufmerkſamen Mutter ſichtbar und leicht benutzbar. Dabey iſt noch zu bemerken, daß dieſe Uebungen in der erſten Epoche eben ſo wohl als Uebungen des Redenlernens benutzt werden können. In gegenwärtiger Darlegung trete ich aber in dieſes Letztere nicht ein und bemerke hier nur ſo viel: das Kind muß in gewiſſen Rückſichten in dieſem Alter gemeinſam und gleichzeitig eben ſo beſtimmt reden lernen, als es durch die Zahlübungen beſtimmt rechnen und durch das Formenverhältniß beſtimmt anſchauen lernt. Es iſt deswegen gar nicht genug, daß das Kind mit den Händen zeigen könne, daß es die ihm aufgegebenen Fragen des Rechnens verſtehe; es iſt nicht genug, daß es ſeine Steine, Kirſchen, Erbſen, oder was es immer iſt, übereinſtimmend mit den Aufgaben des Zählens, die man ihm vorlegt, zuſammenſtellen, trennen und vergleichen könne; ſondern es muß ſich eben ſo leicht über das ausdrücken lernen, was es dießfalls erkennt und thut. Die Redeübungen des Zählens ſind in Rückſicht auf die Entfaltung der Denkkraft des Kindes weit bildender als bloße Redübungen, die aus der Anſchauung einzelner Gegenſtände und ihrer Beſchaffenheiten hervorgehen. Die Redeübungen, die aus der Aufmerkſamkeit auf die Beſchaffenheit, Veränderung und Wirkung der Gegenſtände, oder welches eben ſo viel iſt, von ſchicklichen Beſchaffenheits- und Zeitwörtern hervorgehen, ſind zwar geeignet, eine immer wachſende Klarheit der menſchlichen Begriffe zu erzeugen, aber weit weniger als die Uebungen der Zahl, die menſchliche Denkkraft an ſich ſelbſt zu ſtärken, zu beleben und zu vielſeitiger Anwendung derſelben geſchickt und brauchbar zu machen. Auch werden die öftern Wiederholungen der ſich auf dieſe Weiſe eigen gemachten Erkenntniſſe ſehr weſentlich; aber eben ſo weſentlich iſt es, daß ihre Einübungen das Kind nicht ermüden und ihm nicht langweilig werden. Auch ſoll man ſich durchaus nicht mit Ungeduld ſehnen, daß dieſe Erkenntniſſe dem Kind ſehr bald geläufig werden, ſondern ſehr ruhig und ſelber geduldig warten, bis dieſes ſich gleichſam von ſelbſt gibt. Wenn das festina lente (Eile mit Weile) in irgend einer Epoche des menſchlichen Lebens weſentlich nothwendig und fruchtbar iſt, ſo iſt es dieſes in der Epoche des häuslichen Lebens und in den Bildungsmitteln, die in demſelben anwendbar ſind, und deren Fertigkeit und Geläufigkeit durchaus nur langſam erzielt werden kann. Jede Geläufigkeit der Erkenntniß muß beym Kinde durch den Reiz und die Liebe zu irgend einer Beſchäftigung, die von ihm als Spiel betrieben wird, erzielt werden. Mindert ſich die Liebe zur Wiederholung dieſes Spiels, ſo mindert ſich in eben dem Grad das weſentlichſte Mittel, die Geläufigkeit ſchnell zu erzielen und man kommt ſicher ſpäter zu ihr, wenn man ſie aus Ungeduld zu frühe erzielen will. Da es bedenklich iſt, durch den Reiz ſinnlicher Gelüſte und Belohnungen viel auf die Kinder zu wirken, ſo kann die Luſt und Liebe zum ſtufenweiſen Weiterſchreiten in den Zahlverhältniſſen durch vielerley andere Mittel und Wege, worüber die gegenwärtige Darlegung zeugt, hauptſächlich aber auch durch den Eindruck, den die Luſt des Begreifens und Könnens in der menſchlichen Seele ſelbſt erzeugt, erzielt werden. Das griechiſche Wort αληθευειν εν αγαπη — die Wahrheit in der Liebe ſuchen, hat heute noch auf die menſchliche Seele den nämlichen Einfluß wie ehemals.

Nebenbey iſt bekannt, daß man den Kindern in dieſem Alter verſchiedene Dinge in die Hand gibt, die ihre Aufmerkſamkeit reizen und ſie zu gleicher Zeit naturgemäß beluſtigen und beſchäftigen ſollten, die aber gewöhnlich durchaus nicht ſo gebraucht werden, wie ſie wirklich bildend auf ſie wirken könnten, ſondern auf eine Weiſe, die ſie nur zerſtreut und dadurch einen ſie weſentlich mißbildenden Einfluß auf ſie hat. Die äußerlichen Mittel des Zählen- und Rechnenlernens können dagegen auf eine Weiſe benutzt werden, die in dieſer Rückſicht einen ſehr bildenden Eindruck auf die Kinder zu machen geeignet iſt. Man gibt ihnen etwa hundert gleiche Kubus, wovon eine Seite ein bekanntes Maß, etwa einen Zoll betragen würde, um ſie zuſammenzuſetzen, zu trennen, kurz ihr freyes, ſelbſtſtändiges, aber den Geiſt des Rechnens und Zählens immer belebendes und ſtärkendes Spiel damit zu treiben. Auch können noch andere regelmäßige Körper, die um einen geringeren Preis in größerer Zahl zu haben ſind, für den nämlichen Endzweck in die Hand des Kindes gelegt werden; des gleichen einzelne, auch ſchwieriger zu verfertigende mathematiſche Körper.

Inſtrumente und Maſchinen, an denen das Kind ſeine phyſiſchen Kräfte und körperliche Geſchicklichkeit zu üben Gelegenheit findet, ſind hiefür nicht weniger geeignet. Dinge aber, deren Zuſammenſetzungen und Trennungen durch das Kind ſelber nicht leicht geſtaltet werden können, gehören unter die wenigen zweckmäßigen Gegenſtände ſeiner dießfälligen Bildung. Am leichteſten laſſen ſich die Zahl betreffende Fragen an das Kind machen, wenn es mit den hundert gleichen Würfeln ſpielt und ſeine verſchiedenartigſten Zuſammenſetzungen macht, beſonders wenn die Mutter oder eine ältere Schweſter oder Bruder des Kindes mitzuſpielen verſtehen. Lieblingsſpiele der Kinder, die auch zugleich ſehr bildend für ſie werden können, ſind das Bauen und Niederreißen und beyden laſſen ſich die mannigfaltigſten Uebungen der Zahlverhältniſſe ſowohl als der Formverhältniſſe anſchließen. Das Kind wird ſich in jedem Fall, wie aus dem obigen ſchon klar erhellt, am thätigſten und geſchickteſten, für die verſchiedenen Uebungen der Zahl zeigen, wenn es in Lagen, Verhältniſſen und Uebungen iſt, die ſeine Thätigkeit und Aufmerkſamkeit am leichteſten, fröhlichſten und gemüthlichſten anſprechen. Folglich wird das Daſeyn und die Theilnahme der Mut-

ter

ter bey den verſchiedenen Spielen, die das Kind belebend ergreifen, ſehr bildend auf daſſelbe einwirken.

Die Mutter kann ſich zwar in der Erziehung ihrer Kinder allerdings helfen laſſen, und da, wo ihre Thätigkeit und Aufſicht nicht hinzureichen vermag, dieſes auch durch fremde Perſonen erſetzen; aber nur durch ſolche, deren natürlicher heiterer und frohmüthiger Sinn und deren entſchiedene Kinderliebe ſie ſicher ſtellt, daß ſie mit ihren Kindern in allem, worinn ſie Einfluß auf ſie haben ſollen, in dem einfachen, liebenden Geiſt handeln werden, der allen Müttern, die für die naturgemäße Erziehung ihrer Kinder nicht ſelbſt verdorben ſind, inſtinktartig inwohnt. Man darf durchaus nicht von allen Müttern fordern, daß ſie ſich ausſchließlich mit ihren Kindern beſchäftigen; aber das darf man allgemein von ihnen fordern, daß ſie ſich alle Mühe geben, vollkommen einzuſehen, ob die Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens und die Grundſätze, Meynungen, Gewohnheiten und Fertigkeiten der Perſonen, denen ſie Antheil an Mutterwerken, Mutterliebe und Mutterſorgfalt anvertrauen will, mit alle dem, was Mutterliebe, Muttertreue und Mutterweisheit erfordern, übereinſtimmen oder wenigſtens in keinem Stück ſichtbar mangeln; und dieſen Perſonen darf ſie ihre Mutterpflichten nur untergeordnet anvertrauen. Auch die vorzüglichſten fremden Perſonen beſitzen den mütterlichen Inſtinkt nicht von Ferne in ſeinem reinen, kraftvollen Leben, und dieſer iſt es allein, der eine vollkommene, keine mütterliche Aufſicht fordernde Sicherheit des Einfluſſes fremder Perſonen auf fremde Kinder ihrer Bildung halber in dieſem Alter geben könnte.

Die Folgen der Mißgriffe, Unbeſonnenheiten und aller Arten von Fehlern und Lücken, die die Unaufmerkſamkeit auf dieſen Geſichtspunkt erzeugt, fangen an, ziemlich allgemein anerkannt und eingeſehen zu werden.

Das Kind außer ſeiner körperlichen und phyſiſchen Beſorgung, bis ins ſechste oder ſiebente Jahr, ſich gleichſam ſeinem Schickſal zu überlaſſen, hat die Maſſe der Jugend vielſeitig zu einer Zerſtreuung, innern Verödung und Unnatur ihrer Geiſtes- und Herzensrichtung und beſonders bey den niedern Volksklaſſen zu einer Verwilderung hingeführt, daß man ziemlich allgemein anfängt, auf ernſtliche Maßregeln dagegen zu denken und hie und da wirklich dergleichen zu ergreifen. Die ſogenannten Kinderſchulen (Infant scool) in England, die für einmal nur Kinder bis zum ſechsten oder ſiebenten Jahr aus den Klaſſen der Armen aufnehmen, iſt ein thatſächlicher Beweis deſſen was ich hiemit außer Zweifel zu ſetzen mich bemühe, daß nämlich pſychologiſch tiefer gegründete Maßregeln für den Unterricht und die Erziehung der Kinder in ihrer erſten Lebensepoche dringendes Bedürfniß der Zeit ſind und daß von dieſer Seite die Nachforſchungen über das Weſen der Idee der Elementarbildung, deren Beſtrebungen allgemein von dieſem Punkt und von dieſer Anſicht ausgehen, die ernſte Aufmerkſamkeit der Menſchenfreunde in einem hohen Grad verdienen, und die dieſer Idee halber bisher ſtatt gefundenen Verſuche, ſo wohl in Rückſicht auf ihre Grundſätze als auf die Mittel und den Erfolg ihrer Ausführung eine ſolide Prüfung mit Recht anſprechen. Es iſt unmöglich, den dießfälligen Lücken und Mängeln unſerer Jugenderziehung im allgemeinen und zwar in allen Ständen ſolid abzuhelfen und vorzubeugen, ohne den mütterlichen Einfluß auf die erſte Epoche des kindlichen Alters von neuem zu beleben, um ihn aus der Kraftloſigkeit und ich darf in gewiſſen Rückſichten wohl ſagen, aus dem Todesſchlaf zu erwecken und mit den Kräften der Mutter auf die Kräfte der Wohnſtube, in allen Ständen, in einem hohen Grad zu ſtärken und zu beleben. Es kann aber keinem geübten Beobachter unſerer Zeit entgehen, daß die Erkenntniß, beydes, der Natur und der Nothwendigkeit der Ausführungsmittel dieſer ſo weit führenden Anſicht kaum recht zu entkeimen anfängt und die poſitiven Ausführungsmittel, wie ſie in ihrer Ausdehnung und in ihrem Zuſammenhange in unſern Händen ſeyn ſollten, noch ſo viel als gänzlich mangeln.

Dieß fordert mich aber doppelt auf, die Geſichtspunkte, die ich bisher in Beziehung auf die Zahl dargelegt, auch auf die Form anzuwenden, und die nämlichen Grundſätze auf dieſes Unterrichtsfach auszudehnen.

Es iſt meine innigſte Ueberzeugung, die Grundſätze, auf die es in dieſem Alter beym Kind vorzüglich und weſentlich ankömmt, können nicht tief genug erforſcht, vielſeitig genug in's Auge gefaßt und eben ſo nicht oft genug wiederholt werden, um denſelben allgemeinen Eingang zu verſchaffen. Weſentlich iſt es in der erſten Bildungsepoche des Kinds, daß man bey ihm auf keinen einzelnen Theil der menſchlichen Bildung, weder auf die Anſchauungskraft, noch auf die Sprachkraft, weder auf die Zahl- noch auf die Formlehre, weder auf die ſittliche noch auf die

Kunſtkraft, einen einſeitigen und anhaltend künſtlichen Einfluß ſuche; ſondern daß man in jedem Augenblick den Einfluß der Kunſt auf die Bildung desjenigen Theils der menſchlichen Kräfte werfe, die dem Gegenſtand, mit dem ſich das Kind in dieſem Augenblick beſchäftiget, am meiſten nahe ſtehet. Jeder Gedanke an eine ſyſtematiſche und anhaltende Ordnung des Einfluſſes, der dem Geiſt der Freyheit, der Lieblichkeit und des Frohſinns, der dem Unterricht in dieſem Zeitpunkt allgemein und nothwendig beywohnen muß, zuwider iſt, muß in demſelben ſorgfältig vermieden werden. Ich gehe weiter. So wie die Zahl im häuslichen Leben in der früheſten Epoche naturgemäß und bildend für das Kind benutzt werden kann und benutzt werden ſoll, ſo muß auch die Form in dieſem Zeitpunkt auf gleiche Weiſe naturgemäß und bildend für daſſelbe angeſprochen werden. Was ich dießfalls bey der Zahl ſchon ſagte und aufſtellte und auch hier ſeine volle Anwendung hat, wird indeſſen nicht wörtlich wiederholt. Ich beſchränke mich nur auf das, was der Form eigenthümlich zukommt, und faſſe dieſelbe in gedoppelter Rückſicht ins Auge; erſtens als Mittel der Entfaltung der Denkkraft, und zweytens als Mittel der Entfaltung der Kunſtkraft. Sie fordert aber zugleich als mitwirkendes Mittel ihres Unterrichts die naturgemäße Entfaltung der Sprachkraft, was ich bereits in der Darlegung der Zahl ins Licht zu ſetzen geſucht.

Die Form erſcheint dem Kind in ſeinem frühern Alter nur in bezeichneten Umriſſen und zwar in geraden, krummen, ebenen und gebogenen Flächen, Linien und Punkten. Die Eindrücke dieſer äußern Erſcheinung ſind eine der weſentlichſten Grundlagen alles deſſen, wodurch die Anſchauung und Auffaſſung der Form bildend für das Kind benutzt werden kann. Man muß deswegen dieſe äußere Erſcheinung der Körper für die Denk- und Kunſtkraft nach den Geſetzen, die einer jeden eigen ſind, zu behandeln ſuchen.

In der Anſchauung des Tiſches, der Bank, des Hügels, des Berges und anderer Gegenſtände, liegt das Fundament, an das der Begriff von gerad, krumm, hoch, tief, lang, kurz, hohl, erhaben ꝛc. im Kind angereiht und angeknüpft werden muß. Je mehr Gegenſtände einer Form von gleicher Art in den Umgebungen des Kinds ſich vorfinden, deſto eher und leichter kann der Begriff dieſer Form, ſo wie das Wort, das ihn ausdrückt, im Kind begründet werden. Je mehr lange Gegenſtände es in ſeinen Umgebungen hat, deſto ſchneller und feſter wird der Begriff von lang, länger und am längſten in ihm entfaltet, und das Wort, das dieſes jedesmal ausdrückt, begründet. Das iſt bey kurzen, runden, hohlen, gebogenen Gegenſtänden ꝛc. der gleiche Fall.

Im früheſten Alter beſchränken ſich die Uebungen, die zur Erkenntniß der Formarten führen, auf die Erſcheinung geformter Gegenſtände, die ſie auf die Sinne des Kindes machen und auf den Eindruck, den dieſe Erſcheinungen auf daſſelbe in Verbindung mit der vielſeitigen Anhörung des Wortes jedesmal haben, und zwar ſo, daß jedes weitere Wort zur Erheiterung der dießfälligen Eindrücke in dieſem Zeitpunkt nicht nur überflüſſig, ſondern ſchädlich würde.

Dieſer dunkle Eindruck der verſchiedenen Formarten muß vielſeitig begründet im Kind vorliegen, ehe man ihm denſelben durch Linien oder andere Kunſt- und Einübungsmittel des Begriffes dieſer Formart vor die Sinne bringt.

Die geraden und krummen Linien ſind die erſten und weſentlichſten Fundamente, von denen die Kunſtführung der Form, auch in dem früheſten Alter, ausgehet, und führen durch ſie, von dem Daſeyn und dem Eindrucke der Gegenſtände, die vor ſeine Sinne gebracht werden, zu den eigentlichen Anfangspunktey ihres naturgemäß bildenden Einfluſſes auf die Entfaltung der Anſchauungs- und Auffaſſungskraft des Kinds.

Es unterſcheidet in dieſen Uebungen diejenigen Gegenſtände am ſicherſten, leichteſten und ſchnellſten von andern, ihm ähnlichen Gegenſtänden, die ihm oft und unter mannigfaltigen Abwechſelungen vor ſeine Sinne gebracht werden, und beſonders, wenn ſie große und karakteriſirende Geſtalten haben; Körper von verſchiedener Art ſind beſonders leicht von einander zu unterſcheiden.

So iſt ein Körper leichter von einer Linie, eine Linie leichter von einem Dreyecke zu unterſcheiden. Von den leicht von einander unterſcheidbaren Formen, gehet man zu den ſchwerern und zuletzt zu den ſchwerſten über, die unſtreitig diejenigen ſind, welche ſich am meiſten gleich ſehen.

Auf dieſem Wege muß es dahin gelangen, gleichlaufende Linien von ungleichlaufenden, ſowohl geraden als krummen Linien, die Winkel von den Ecken, und zwar diejenigen, die mit krummen, und mit krummen und geraden Linien zugleich gebildet werden, unterſcheiden zu können. Vor allem aus aber muß es die Figuren, die ſowohl aus geraden, als aus krummen Linien entſtanden, kennen und von einander unterſcheiden lernen. Um hier einen kurzen Leitfaden dießfalls zu geben, will ich zeigen, wie das Kind zur Auffaſſung und zum Unterſcheiden der geradlinigbegrenzten Form, zu gelangen vermag.

Man zeigt ihm von den Gegenſtänden ſeiner Umgebungen alles was es dießfalls aufzufaſſen und zu beobachten im Stand iſt. So kann man ihm an dem eckigten Tiſche die gleichlaufenden Linien, die Arten der Winkel, als rechte, ſpitze und ſtumpfe, die Vierecke und zwar die Quadrate, Rechtecke, Rauten, oder Parallelogramme, Trapetze ꝛc. anſchaulich machen. Hat es geradlinichte mathematiſche Körper als Beluſtigungs- und Spielgegenſtände, ſo kann die weitere Kenntniß aller Formen leicht an dieſelben angekettet und angeknüpft werden. An der regelmäſſig dreyſeitigen Pyramide würde es die gleichſeitigen Dreyecke ꝛc. finden. Sollte man dieſe Körper aber nicht beſitzen, ſo müßten in der Umgebung des Kinds welche aufgeſucht werden, die dieſem zu entſprechen geeignet wären. Auch das Wohnzimmer des Kinds iſt eine ganz hiefür geeignete Umgebung oder ein Raum, an den ſich die weitere Auffaſſung der Formen anknüpfen läßt. So kann man ihm die Flächen und körperlichen Winkel, die gleich- und ungleichlaufenden Flächen ꝛc. an denſelben zeigen. Auch diejenigen Formen, die aus krummen Linien und gebogenen Flächen begränzt ſind, werden nach der gleichen Anſicht behandelt, worüber das Obige als Typus dienen mag. Vor allem aus muß dem Kind das Rund, das Oval, die Schneckenlinie, das Zweyeck, das Dreyeck, der Bogen, der Viertels- und halbe Bogen, und von dem Winkel müſſen ihm die hohlen, die erhabenen, die gemiſchten bey den krummen Linien zur Kenntniß gebracht werden. Wie das Zahlverhältniß an das Leben und an die Thätigkeit, in der ſich das Kind jedesmal befindet, angeknüpft werden muß; alſo müſſen auch die Formen der Gegenſtände und ihr Verhältniß zu einander eben ſo an das Leben des Kinds angeknüpft werden.

Die Mutter lieſſe z. B. ein Kind, das mit geradlinichten Körpern in einem Spiel begriffen wäre, verſuchen, ſeine Spielgegenſtände ſo zu legen, daß ſie eine gerade Linie oder einen Winkel, und zwar zur Abwechſelung einen rechten, oder ſpitzen, oder ſtumpfen Winkel bildeten. Sie würde es auffordern, andere Formen, als Dreyecke, Vierecke u. ſ. w. zu bilden. Stellt das Kind dann mehrere Winkel auf, bildet es gleich- und ungleichlaufende Linien, geſchloſſene Figuren von verſchiedenen Formen ꝛc.; ſo wird die Zahlenlehre mit der Formlehre, mit eben dieſer Leichtigkeit, verbunden werden können, was auch, wenn der Gegenſtand lebendig betrieben werden ſoll, nothwendigerweiſe geſchehen muß. Selbſt die Sprachlehre ſoll dieſen Uebungen nicht fremd bleiben. Es ſoll nicht nur zum richtigen Anſchauen und Auffaſſen dieſer Formen gelangen; ſondern auch zum richtigen Anſprechen des Gethanenen geführt werden.

Das Nämliche, was das Kind mit geradlinichten Gegenſtänden, die es zum Spielen benutzte, der Form halber gethan hat, kann man es auch mit der Kreide oder mit dem Griffel auf einem andern hiefür geeigneten Körper, durch Striche nachahmen und nachzeichnen laſſen. Dieſe Uebung iſt nicht weniger bildend, und obgleich ſie zuerſt blos als Spiel betrieben und allenfalls auch nur im Sand ausgeführt wird, ſo kann man ihm hiefür ſpäter etwa ein Bleiſtift, weiche Kreide oder Schreib- und Zeichnungsfedern u. ſ. w. in die Hand geben. Je vielſeitiger die Abwechſelung in der wirklichen praktiſchen Ausübung dieſer Idee iſt und je öfter die Wiederholung derſelben ſtatt findet, deſto vollſtändiger und vollendeter gehet auch die Entwickelung der Geiſteskraft des Kinds von ſtatten.

Deswegen iſt es nothwendig, daß das Kind dergleichen Uebungen im Thon oder mit dem Meſſer, mit der Scheere ꝛc. an Gegenſtänden, an denen dieſes leicht ausführbar iſt, verſuche und bis zu einem gewiſſen Grad von Fertigkeit fortſetze. Seine Neigung, etwas aufzubauen und das Aufgebaute wieder niederzureißen, muß mit der Neigung, nicht bloß zu denken, ſondern zugleich auch zu thun und durch das Thun das Denken weiter zu führen, in Zuſammenhang gebracht und zu dieſem Endzweck benutzt werden.

Eine ganz vorzügliche Uebung geſtattet das Spiel mit dem Kubus (Würfel). Gut iſt es, wenn man ihm eine größere Anzahl Kubus, wovon jeder einen Zoll mißt, als Spielgegenſtände übergibt. Die Mutter könnte in dieſes Spiel ſich etwa auf folgende Weiſe bildend einmiſchen:

Suche aus deinen Würfeln zwey gleiche oder zwey ungleiche gerade Reihen zu machen. Bey den ungleichen Reihen kann ſie angeben, ſie ſollen zwey, dreymal ꝛc. ſo lang ſeyn als die kleinere Reihe. Eben ſo können unter den gleichen Beſtimmungen auch ungleichlaufende Linien, Winkel, Dreyecke, Ecken, Kubus und andere Formen dargeſtellt werden. Auf dieſem Weg führt ſie ihr Kind dahin, Formen nachzuahmen; und im Fall es auch welche darlegen wollte, die dem Hauſe ähnlich wären, ſo unterſtützt ſie es auch hierin, wiewohl mit dieſen Körpern die Form eines Hauſes nur ſehr unvollkommen nachgeahmt werden kann.

Auch hier können die Zahlverhältniſſe mit eben der Leichtigkeit bildend angeknüpft werden. Ihre Ausführung wird aber in gegenwärtiger Darlegung nicht weiter nothwendig, wenn man den Geiſt dieſer Uebungen aufgefaßt hat. Statt Würfel, kann man dem Kind auch mehrere gleichgroße und gleichgeformte Stücke Kartenpapier in die Hand geben und daſſelbe ähnliche Spiele machen laſſen. Die Mutter wird aber noch beſſer thun, wenn ſie ihr Kind dahin führt, daß es dieſe Formen entweder mit einem Meſſer oder mit einer Scheere ſelbſt zuerſt bildet. Der Thon iſt hiezu vorzüglich geeignet, und für dieſes Alter iſt es eine wichtige Uebung, das Kind Formen daraus bilden zu laſſen.

Ich kann nicht oft genug wiederholen, wie ſehr in der früheſten Bildung des Kinds alles darauf ankommt, daß alle ſeine Glieder und Sinne in Thätigkeit geſetzt und durch dieſe Uebung zu ihrer höchſten möglichſten Stärke, Gewandtheit und Dauerhaftigkeit erhoben werden. In Gefolg deſſen wird es dringend, eine und dieſelbe Uebung öfters nach einander zu wiederholen und die Zeit dieſer Wiederholung zu verlängern; doch darf die Geduld, Luſt und Freude des Kindes nie ſo lange auf die Probe geſetzt werden, daß es am Ende dahin kommt, dieſes in gewohntem Schulzwang zu thun. Die oben aufgeſtellten Uebungen können aber auch mit folgenden abwechſeln.

So wie das Kind eine volle Kenntniß von gerade, krumm, von Winkeln, Dreyecken, Vierecken ꝛc. hat, ſo kann dieſes auf folgende Weiſe erweitert werden. Hat das Kind einige geradlinichte Stäbe in den Händen, mit denen es ſpielt, ſo läßt die Mutter daſſelbe verſuchen, ob es ebenfalls mit zwey ſolchen Stäben einen, zwey, drey, oder vier Winkel machen könne. Kennt das Kind die Art der Winkel, ſo fährt ſie fort und gibt ihm auf: es ſolle unterſuchen, ob es einen, oder zwey, drey oder vier rechte Winkel machen könne; ſo mit den ſpitzen und ſtumpfen Winkeln. An wie viel Orten kann man zwey geradlinichte Gegenſtände (etwa viereckigte Liniale) mit einander verbinden. Was ſo mit zwey Linialen vom Kinde verſucht wird, kann auch auf drey und mehrere ausgedehnt werden. So könnte die Mutter das Kind verſuchen laſſen, ob drey Liniale zuerſt an einem Orte, hernach an zwey und endlich an drey Orten zuſammengebracht werden können. Ferner wird ſie ihr Kind unterſuchen laſſen, wie viele Winkel mit drey ſolcher geradlinichter Formen gemacht werden können, wenn ſie an einem, hernach an zwey und endlich an drey Orten verbunden ſind.

Dieſe Uebung könnte auch in Rückſicht der Art der Winkel auf die nämliche Weiſe, wie bey zwey Linien, fortgeſetzt werden. Alle Formen erſchöpfen zu wollen, iſt auf dieſer Stufe ganz und gar nicht nothwendig; wenn das Kind nur einige Veränderungen findet, ſo iſt der Zweck, der hier geſucht wird, auch wirklich erreicht. Das nämliche auf vier und mehrere geradlinichte Gegenſtände ausgedehnt, wird nicht einmal nöthig; jedoch iſt es nothwendig, ja unentbehrlich, daß ſie das Kind aufſuchen laſſe, wie viele Räume es mit drey, vier ꝛc. ſolcher geradlinichter Formen ſchließen könne. Auch dieſe Uebung kann wichtig werden, wenn man das Kind zur Abwechſelung dieſe Formen mit der Kreide, mit dem Griffel oder mit dem Bleiſtift auf dem Papier oder auf der Tafel darſtellen läßt. Je mühſamer es für das Kind iſt, gerade Linien mit Leichtigkeit zu machen, deſto weniger muß dieſes veranlaſſet werden, und deſto öfter müſſen auch die Uebungen, die das Ziehen der Linien veranlaßt, vorgenommen werden. Eben ſo einleuchtend iſt es, daß in dieſen Uebungen der Anfang mit dem Gebrauch der Zeichnungs- und Schreibmaterialien gemacht werde, die einerſeits nicht ſo leicht zerbrechlich, anderſeits aber auch nicht zu hart und ſpröde ſind; das Ende aber mit den weichen und leicht zerbrechlichen Zeichnungs- und Schreibmaterialien und mit den ſchwierig zu führenden Inſtrumenten. Jedes Land bietet in dieſer Rückſicht etwas dar, das hiefür mehr oder weniger geſchickt iſt. So kann man in der Schweiz den Griffel und die Schiefertafel als vorzüglich geeignet in den Anfängen benutzen. Aber eben ſo geeignet ſind große ſchwarze Holztafeln und weiche, weiße Kreide, um die Darſtellung zuerſt in großer Form zu verſuchen. In kleinem und großem Maaßſtabe die nämlichen Formen durch das Zeichnen vorzuſtellen, iſt für die Bildung der richtigen Anſchauungs- und Auffaſſungskraft von großer Wichtigkeit. Nicht weniger wichtig iſt folgende Uebung.

Die Mutter ſtellt mit beweglich geradlinichten Gegenſtänden oder mit dem Griffel auf der Schiefertafel, oder mit weißer Kreide auf einer ſchwarzen Tafel ꝛc. ꝛc. alles dar, was ſie mit zwey geraden Linien machen kann, und läßt das Kind jedesmal aufſuchen, aufzählen und ausſprechen, was ſie dargeſtellt hat. Und das Kind wird finden, daß ſie mit zwey geraden Linien entweder einen, zwey oder vier Winkel, eine Ecke oder keine, einen Vereinigungspunkt oder keinen, zwey gleichlaufende oder zwey ungleichlaufende Linien ꝛc. macht. Hernach nimmt ſie drey Linien und ſtellt dem Kind die verſchiedenartigſten Verbindungen und Zuſammenſtellungen, die durch ſie möglich ſind, vor die Augen. Eine größere Anzahl Linien iſt für die Erreichung des nämlichen Endzwecks unentbehrlich, und wird, wenn einige der weſentlichſten und wichtigſten Verbindungen mit einer ziemlich großen Anzahl Linien ſtatt finden, für die freye Bildung des Kinds ſehr vortheilhaft. Da es aber in dieſem Alter eine ſehr große Neigung zum Anſchauen, Beobachten und ſelber zum Spielen, in ſofern es irgend ein Intereſſe an einen Gegenſtand zu knüpfen verſteht, hat, ſo können ähnliche Verbindungen von Linien auf Tabellen gebracht und dem Kind auf eine geeignete Weiſe, zu Zeiten auch nur ſpielend, vor Augen gelegt werden. Um den Reiz des Kinds, dieſe Formen öfters anzuſchauen, noch zu vermehren, wird man nicht gegen die Natur in dieſem Alter handeln, wenn man das, was es jedesmal anſchauen ſoll, mit anſprechenden Farben bezeichnet; z. B. da wo es die Winkel aufzählen ſoll, müßten ſie ſich mit irgend einer Farbe angemerkt finden, die Ecken aber mit einer andern Farbe ꝛc.

Je bunter dieſes Farbenſpiel für den Anfang iſt, deſto mehr wird die Aufmerkſamkeit des Kindes auf das gerichtet werden, was der eigentlichen Bezeichnung des Gegenſtandes zum Grunde liegt. So wie aber das Kind an Alter und Auffaſſungskraft vorſchreitet, ſo werden auch dieſe Farben entbehrlicher und müſſen am Ende auf jeden Fall ganz wegfallen. Zur Vorbeugung einer unrichtigen Anwendung dieſes Grundſatzes erlaube ich mir noch folgende weitere Erläuterung. Die Kinderſtube für dieſes Alter ſollte mit vielen, für das Kind bildenden Eindrücken verſehen ſeyn, und man hat ganz Unrecht, die Wände eines ſolchen Wohnzimmers für dieſen Endzweck nicht ſo bildend zu benutzen, als man könnte. In dem Grad als die Anſchauungs- und Auffaſſungskraft des Kinds ſich ausdehnt, in eben dem Grad ſollten die Gegenſtände, an denen es dieſelbe üben muß, ſeiner Umgebung auf eine geſchickte Weiſe näher gebracht und in dieſer Nähe, wenn auch durch die Kunſt erhalten werden. Mit dem Steigen und Zunehmen der Bildung des Kinds werden die erſtern und frühern Anfangsgegenſtände unentbehrlicher und müſſen in dem Verhältniß aus dem Kreiſe der Kinder verſchwinden, als ſie durch andere erſetzt werden. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß dieſes auf den ganzen Umfang aller Gegenſtände und Verhältniſſe, die durch die Anſchauung, Auffaſſung und Beobachtung des Kinds einwirkend ſind, anwendbar iſt, und in mehrern Richtungen ſogar nothwendig wird.

Ich habe ſo eben geſagt, daß ſich die Sprachlehre unmittelbar an die Zahl- und Formlehre anknüpfe; ich berühre dieſe Anſicht nur in ſo fern, als dieſe Unterrichtsfächer nicht von einander getrennt werden dürfen und nicht von einander getrennt werden können. Das Kind darf nicht nur dahin geführt werden, daß es eine richtige und genaue Anſchauung der verſchiedenen Formen, die eben aufgeſtellt wurden, erlange, ſondern daß es auch gleichzeitig geübt werde, ſich hierüber geläufig und richtig auszudrücken und jedesmal richtig, genau und beſtimmt in Worte zu faſſen, was es thut, anſchaut, beobachtet und begreift. Soll dieſes erreicht werden, ſo iſt eine öftere und vielſeitige Wiederholung etwas, das gar nicht aus dem Auge gelaſſen werden darf; es wird aber der Mutter um ſo leichter werden, als die Sprache auf dieſer Stufe und in dieſer Ausdehnung als das eigentliche Verbindungs- und Verſtändigungsmittel zwiſchen dem Kind und ihr anzuſehen iſt, und in ſoweit gleichſam nothwendig verbunden erſcheinen muß, wenn ſie bildend auf ihr Kind einwirken und ſich ihm einerſeits auf jeder Stufe verſtändlich machen, anderſeits aber das Kind auch von ihm ganz verſtanden werden ſoll.

Das Wort, das dießfalls öfters ſehr verſchwenderiſch von der Mutter bey ihrem Kinde angewandt wird, muß nur nach dem Bedürfniß, nach der Ordnung und in der Ausdehnung, in der ſeine Bildung wirklich vorſchreitet, gebraucht werden. Deswegen muß das Kind nach und nach angehalten werden, die anfänglich nur in abgebrochneren Sätzen ausgeſprochenen Formverhältniſſe in zuſammenhängenden Phraſen auszuſprechen. Die Sprache kann auch als Gedächtnißübung mit den Formverhältniſſen verbunden, allgemein ſehr wichtig werden, und darf in dieſem frühern Alter auch in Rückſicht auf die Zahl- und Formlehre ganz und gar nicht aus den Augen gelaſſen werden. Eine hier einſchlagende Uebung wäre folgende: Verſuche noch ein mal, dieſes ohne Fehlen nach einander zu ſagen. Kann es das Kind, ſo fordert die Mutter es auf, ſich dieſes heute ſowohl zu merken, daß es daſſelbe morgen ebenfalls noch ohne Fehler wiederholen kann. Wird dieſes auf zwey und mehrere Tage ausgedehnt, ſo erhält die Gedächtnißkraft des Kinds eine Stärke, die nicht leicht auf einem andern Wege erzielt werden kann, in dem hier der Hintergrund auf Anſchauung und ſelbſt erzeugten Produkten der Anſchauung ruht. Auch das Vorſtellungsvermögen, das als Geiſtes- und Gedächtnißkraft bildend in's Aug gefaßt werden muß, und für die ſpätere Bildungsepoche von der höchſten Wichtigkeit iſt, ſchließt ſich nothwendig, ja unmittelbar an die obigen Uebungen an; ſie ſteht mit der Gedächtnißkraft in ſehr naher Berührung und muß auf folgende Weiſe hier angeſchloſſen werden. Nachdem die Mutter das Kind etwa mit zwey geraden Linien verſchiedene Veränderungen in Hinſicht der Form hat machen laſſen, kann ſie zu ihm ſagen: Sieh dieſe Form recht an, alsdann wollen wir ſie auslöſchen und probiren, ob du ſie gleich aus dem Kopf darzuſtellen im Stande ſeyeſt. Sie ſagt ihm ferner: ſieh dieſe Formen recht an, und wenn du ſie morgen oder übermorgen noch einmal aus dem Kopf ſogleich darſtellen kannſt, ſo erhältſt du die zwey oder drey Liniäle, mit denen du ſpielſt, oder den Griffel und die Tafel, auf der du die Formen dargeſtellt haſt, zum Eigenthum. Es würde die Vorſtellungskräfte des Kindes zu ſehr anſtrengen, wenn dieſe Uebung im Anfange auf zu viele Tage hinausgehoben würde; aber nach Maßgabe des Alters und der Zunahme der Kräfte des Kindes kann ſie auch der Zeit halber ausgedehnt werden. Den Schluß der geradlinichten Formen mögen folgende Uebungen machen: Sieh, wie viele rechte Winkel du mit zwey geraden Linien auf deiner Schiefertafel machen kannſt? Das Kind wird finden, daß es einen, zwey oder vier rechte Winkel machen kann. Bey der Ausdehnung der nämlichen Frage auf drey gerade Linien wird es drey, vier, fünf, ſechs oder acht rechte Winkel finden. Erſchöpft es auch nicht alle Fälle, die möglich ſind, ſo hat dieſes nichts zu bedeuten, und es iſt nicht nothwendig, daß das Kind zur Anſchauung aller dieſer Fälle angehalten werde. Statt deſſen kann ſie ihm aufgeben, mit zwey oder drey Linien nur ſtumpfe oder auch ſpitze Winkel zu formiren. Hier wird ihm die Veränderung der Formen noch ſchwerer fallen, und es iſt eben ſo unweſentlich, dieſelben erſchöpfen zu wollen. Hingegen kann die Mutter die Uebung umkehren und eine Anzahl rechte, oder ſtumpfe, oder ſpitze Winkel, oder auch geſchloſſene Figuren machen und das Kind die

Zahl der ſie bildenden Linien aufſuchen laſſen. So z. B. zeichnet ſie 1 oder 2 oder 3 Dreyecke, ein zwey oder drey Quadrate, und läßt das Kind die Linien aufzählen, aus denen dieſe Figuren jedesmal gebildet werden. Aber auch hier darf keineswegs in verwickelte Verbindungen vorgeſchritten werden. Ich ende mit der Darlegung der Uebungen, die mit geradlinichten Gegenſtänden oder mit deren Darſtellung durch gerade Linien auf der Tafel ſtatt gefunden, und gehe zu denjenigen über, die mit krummlinichtbegränzten Gegenſtänden oder mit deren Darſtellung durch krumme Linien ſtatt finden müſſen.

Der Anfang dieſer Uebungen wird mit 3 oder 4 Reifen gemacht, indem die Mutter dem Kinde ſagt: Kannſt du zwey Reiſe, die wir als 2 krumme Linien behandeln wollen, ſo legen, daß ſie gleich = und ungleichlaufend ſind? Hernach verſuche ſie ſo zu legen, daß ſie ſich vereinigen, und ſiehe an wie vielen Orten dieſes möglich ſey. Wie viele Winkel dadurch entſtehen? Was dieſe Winkel für eine Form haben? Wie viel von jeder Art jedesmal gebildet werden können? Sollte es aber durch die frühere Kenntniß der Formen, zu denen es geführt wurde, die Art der krummlinichten Winkel noch nicht kennen, ſo müßte dieſes hier noch nachgeholt werden, und zwar auf die nämliche Weiſe, wie man das Kind früher zur Kenntniß der geraden und krummen Linien führte. So kann man das Kind nach dem bey den geraden Linien aufgeſtellten Typus mit den zwey Reifen geſchloſſene Figuren machen laſſen. Statt der Reife kann man ſich, wie in den vorhergegangenen Uebungen, des Zeichnens der Linien auf der Schiefertafel bedienen. Die Ausführung dieſer Uebungen liegt ganz und nothwendig in derjenigen der Uebungen der geraden Linien; ihre Ausdehnung muß eben ſo weit geführt werden und alle in denſelben gemachten Bemerkungen und aufgeſtellten Grundſätze finden auch hier ihre volle Anwendung.

Um aber der ungeübten und ängſtlichen Mutter einen auch hier genugthuenden Leitfaden in die Hand zu geben, glaube ich folgendes näher ausführen zu müſſen. Macht das Kind mit zwey krummen Linien ein Zweyeck, ſo kann es ein hohles oder erhabenes oder gemiſchtes Zweyeck ſeyn. Man kann das Kind unterſuchen laſſen, was für eine Form die zwey Zweyecke haben, die mit krummen Linien gebildet werden. Deßgleichen mit drey Zweyecken. Bildet es aber mit drey oder mit vier krummen Linien ein Dreyeck oder ein Viereck, ſo läßt ſie die Form derſelben unterſuchen. Es verſteht ſich, daß die Anzahl der geſchloſſenen Figuren nach dem nämlichen Geſichtspunkt zu behandeln iſt. Die Darſtellung auf der Schiefertafel iſt darum von beſonderer Wichtigkeit, weil dadurch das Kind das Auge und die Hand im Zeichnen und Darſtellen der krummen Linien ſehr vielſeitig übt. Ich komme endlich zur Verbindung der geraden und krummen Linien mit einander. Es finden auch bey dieſer Verbindung die gleichen Uebungen, aber nicht in der Ausdehnung ſtatt, die ich bey der Behandlung der geraden Linie aufgeſtellt habe. Nichts deſto weniger können und müſſen aber die daſelbſt aufgeſtellten Reihenfolgen und Abwechſelungen auch hier zur Richtſchnur dienen.

Sollte die Mutter mit den Benennungen der hiedurch gebildeten Winkel und Figuren noch nicht hinlänglich bekannt ſeyn, ſo mag folgende Arbeitung und Wegweiſung am rechten Orte ſtehen.

Eine gerade Linie kann mit einer krummen nie gleichlaufend ſeyn; den Winkel, der durch eine gerade und krumme Linie gebildet wird, nennt man einen gemiſchtlinichten Winkel. Iſt dieſer gemiſchtlinichte Winkel durch die hohle Seite der krummen Linie gebildet, ſo nennt man ihn einen gemiſchtlinichten hohlen Winkel, im andern Fall aber wird er gemiſchtlinicht erhabener Winkel genannt. Iſt die geſchloſſene Figur durch eine gerade und krumme Linie gebildet, ſo nennt man ſie ein gemiſchtlinichtes Zweyeck. So mit den Dreyecken und Vierecken ꝛc. Auch muß es mit einigen der weſentlichſten Arten von Zwey=, Drey=, Vierecken u. ſ. w. vertraut und bekannt werden; doch darf man weder ins Einzelne gehen, noch das Kind dahin führen, Formverhältniſſe, die irgend eine Schwierigkeit darbieten könnten, von einander unterſcheiden zu lernen. Die Art und Weiſe, wie das Kind zur Kenntniß und Auffaſſung dieſer hier nur im Kurzen berührten Formen zu führen ſey, iſt in dem, was ich über die gerade Linie umſtändlich zeigte und angab, hinlänglich erörtert; ich verweiſe daher die Mutter, um in der praktiſchen Ausführung mehr Stoff zu beſitzen, nur dahin. Ganz gleiche Verbindungen können auch mit den ebenen und geradlinichtbegränzten Flächen vorgenommen werden, worüber ich zur Verdeutlichung noch einige Beyſpiele anführen will. Die Mutter läßt das Kind etwa zwey, drey oder vier gleiche Dreyecke oder Quadrate aus Papier, Kartenpapier ꝛc. ſchneiden und dieſe wieder auf die nämliche Weiſe verbinden, wie es bey geraden Linien geſchehen iſt. Zwey Flächen, die in einer Linie mit einander verbunden ſind, bilden einen Winkel (Flächeninhalt genannt), und zwar wieder einen rechten oder einen ſpitzen oder einen ſtumpfen Winkel; das Kind, das die Flächenwinkel kennt, fährt, wie bey der geraden Linie fort, zu unterſuchen, wie viele Winkel jedesmal gebildet werden können, und ſpäter, welche Form dieſelben hinwieder jedesmal haben. Der Typus, der bey den geraden Linien aufgeſtellt wurde, kann hier in ſeinem ganzen Umfange befolgt werden. Werden Flächen in drey Linien und in einem Punkt mit einander verbunden; ſo nennt man den Winkel, der dadurch gebildet wird, einen körperlichen Winkel; doch aus früherer Anſchauung ſoll ſich das Kind das Weſen dieſer Winkel auch ſchon eigen gemacht haben. Kennt das Kind die körperlichen Winkel unter allen Verbindungen, ſo läßt die Mutter daſſelbe wieder unterſuchen, wie viele ſolcher Winkel es mit einer gewiſſen Anzahl Flächen zu machen im Stande ſey; und ſetzt es wieder bis zu der Beſtimmung der Arten der Winkel fort. Mit vier gleichſeitigen Dreyecken oder mit ſechs Quadraten kann das Kind einen regelmäßigen Raum vollkommen ſchließen. Der erſt geſchloſſene Raum gibt eine Pyramide, der zweyte einen Würfel. Ferner läßt die Mutter das Kind mit andern Flächen die verſchiedenſten Körper verfertigen und ſetzt dieſes ſo weit fort, als ſie im Stande iſt, die Thätigkeit des Kinds mit Heiterkeit zu erhalten und die Kraft deſſelben weder zu ermüden noch zu überſchreiten. Zur Abwechſelung iſt es nicht unweſentlich, daß die Mutter der Anſchauung und Beobachtung des Kindes die aus Holz oder Pappendeckel verfertigten, mathematiſchen Körper noch einmal unter folgenden Geſichtspunkten vorlege. Sie gibt ihm den Kubus in die Hand und läßt es aufzählen, wie viel Flächen es an demſelben habe, welche Form dieſe Flächen jedesmal haben, wie viel gerade Linien es an ihm finde, in wie viel Punkten ſich dieſelben vereinigen, wie viel in jedem Punkte ſich jedesmal vereinigen, wie viel gleichlaufend ſeyen ꝛc. So bald das Kind die Flächenwinkel kennt, ſo wird dieſe Frage auch auf die Art der Winkel ausgedehnt und die Mutter fragt es: Wie iſt ein Flächen-, wie ein körperlicher Winkel gebildet? Wie nennt man das Ganze eines Körpers, der ſo und ſo gebildet iſt? Es lernt im Anfange den Tiſch von der Bank nur durch Anſchauung und Auffaſſung dieſer Gegenſtände unterſcheiden und jedesmal mit dem richtigen Namen benennen, ohne daß irgend eine Erläuterung oder Erklärung ihres Unterſchieds deßhalb ſtatt findet, und dieſes muß überall erhalten werden, wo der Gang der Natur befolgt wird. Wie das erklärende Wort durch Anſchauung und Beobachtung in dieſem Alter immer erſetzt werden kann, wird man wohl thun, hiezu ſeine Zuflucht zu nehmen und dieſes erſte wahrhaft bildende Hülfsmittel in Anwendung zu bringen ſuchen. Auch folgende Uebung iſt ſehr weſentlich. Man gibt dem Kinde einen Gegenſtand ſeiner Umgebung, als etwa einen Tiſch, einen Kaſten, das Zimmer ſelbſt, in dem es wohnt, und ſucht ſeine Aufmerkſamkeit durch folgende Frage zu richten: Wie viele

Flächen hat das Zimmer, in dem du wohnſt? Wie viele Linien haben dieſe Flächen? Was für eine Form hat jede derſelben? Wie ſind ſie mit einander verbunden? Wie viele Winkel findeſt du in denſelben? Wie viele Flächenwinkel und wie viele körperliche Winkel? Was für Arten von Winkel? Sind die Flächen, die Linien, die Winkel gleich groß? Es iſt nicht nothwendig, daß das Kind in dieſem Alter zu ſo umſtändlichen Beſchreibungen von krummlinichten und gebogenen Flächen und Körpern ſchreite. Führt man es aber zu einigen Hauptveränderungen und zu den weſentlich zu unterſcheidenden Merkmalen der krummen begränzten Körper, ſo iſt dieſes auch alles, was man auf dieſer Stufe mit Recht von ihm fordern und erwarten darf. Demnach wird man wohl thun, das Kind vorzüglich mit der Form einiger Pflanzen ſeiner nächſten Umgebungen, nach dem eben aufgeſtellten Typus, bekannt zu machen. Nachdem es die weſentlichſten Formen als das Rund, Oval, den Halb- und Viertelsbogen, erhabene, gekrümmte, hohle, gemiſchte Winkel, Zwey-, Drey- und Vierecke ꝛc. kennt, wird die Mutter keine Schwierigkeiten mehr treffen, die ſie mit ihrem Kinde nicht leicht zu überwinden im Stande wäre. Es iſt ganz vorzüglich wichtig, daß das Kind das, was es von den Formenverhältniſſen kennt, an alle Gegenſtände ſeiner Umgebungen anzuknüpfen ſuche. Je mehr und je vollſtändiger es die Gegenſtände ſeiner näheren Berührung kennt und je vielſeitiger und freyer die Mutter daſſelbe zu einer allgemeinen Thätigkeit und Aufmerkſamkeit zu beleben im Stande iſt, deſto vollendeter wird die erſte Entwickelungsepoche auch in Rückſicht der äußeren Umgebung deſſelben werden. Sollte die Mutter in der gegenwärtigen Darlegung der Form noch mehr Stoff zur Belebung und Bethätigung ihres Kindes wünſchen oder bedürfen; ſo wird ſie ihn in dem, was für das ſchulfähige Alter unmittelbar folgt, hinlänglich finden. Ich ende meine Darlegung der Form als Entfaltungsmittel der Denkkraft des Kindes in ſeiner erſten Bildungsepoche und gehe zu dem diesfälligen Entfaltungsmittel ſeiner Kunſtkraft hinüber. Die Grundſätze, die ich bereits über die Form und Zahl als Entwickelung der Denkkraft aufſtellte, finden auch bey der Entfaltung der Kunſtkraft des Kindes ihre volle Anwendung. Um aber nicht weitläufig zu werden, wiederhole ich das bereits Geſagte nicht noch einmal, und begnüge mich nur noch, Folgendes beyzufügen: Die Entwickelung der Kunſtkraft des Kindes ſoll in der wirklichen Ausführung ebenfalls nicht von der Zahl und Form als Entwickelung der Denkkraft getrennt werden. Ich wiederhole noch einmal: dieſe Trennung hat in gegenwärtiger Darlegung keinen andern Zweck, als den, daß der Mutter dadurch ein einfacherer Leitfaden an die Hand gegeben werde. Schon daraus wird klar, daß man in einem Moment von der Zahllehre zur Formlehre, als Entwickelung der geiſtigen Anlagen zu der Bildung der Kunſtkraft übergehen könne und jedesmal auch wirklich übergehen müſſe, wenn das Kind ſich für das andere belebt fühlt und angeſprochen wird. Das Gleiche läßt ſich auch über den Zuſammenhang und die gleichzeitige Abwechſelung dieſer Uebungen mit derjenigen der Sprachlehre ſagen.

Da die praktiſche Darlegung der Reihenfolgen der Uebungen mit der Entwickelung der Kunſtkraft des Kindes das Weſentliche und Nothwendige, was in dieſer Rückſicht geſagt werden muß, enthält, ſo ſchreite ich zu dieſen Uebungen ſelbſt. Die Bildung der Hand und diejenige des Auges iſt das Erſte und Weſentlichſte, das bey der Entwickelung der Kraft des Kindes zur Kunſtfertigkeit zu beachten iſt. Der Anfang dieſer Uebung iſt folgender: Man gibt dem Kinde Körper in die Hand, die in ihrem Gewicht von einander verſchieden ſind, und läßt es zuerſt durch Verſuche, die es mit der Hand macht, beſtimmen, welcher Körper ſchwerer oder leichter, gröber oder feiner als der andere ſey. Man ſetzt dieſes mit den verſchiedenartigſten Gegenſtänden fort, bis das Kind auch ſolche, die beynahe die gleiche Schwere haben, gleich groß, gleich fein ꝛc. ſind, mit Leichtigkeit von einander zu unterſcheiden fähig iſt. Es kann bey Körpern, die ihrer Schwere nach von einander verſchieden ſind, unterſuchen, ob der eine Körper zwey, drey, viermal ꝛc. ſo ſchwer als der andere, oder ob der eine mehr als zwey, mehr als dreymal ꝛc. ſo ſchwer oder weniger als zwey, weniger als dreymal ꝛc. ſo ſchwer ſey als der andere. Nicht weniger bildend iſt es für das Kind, wenn es dieſe Beſtimmungen mit geſchloſſenen Augen macht. Will man es bey geſchloſſenen Augen beſtimmen laſſen, wie viele zählbare Gegenſtände es von der einen oder andern Hand habe, ſo ſchließen ſich die Uebungen der Zahl unmittelbar an diejenigen der Bildung der Hand als Organ für die Kunſtfertigkeit an. So wie die Schwere der Körper durch die Hand beſtimmt wurde, ſo kann das Kind auch ihre übrigen Eigenſchaften unterſuchen. Es kann z. B. bey flüſſigen Gegenſtänden den Grad ihrer Wärme beſtimmen, und unterſuchen, ob der eine wärmer oder kälter ſey als der andere. Das Kind muß im Anfange dahin geführt werden, daß es die großen, weſentlichſten und auffallendſten Unterſcheidungsmerkmale der Gegenſtände auf dieſem Wege angeben kann. Inſtrumente, die dieſes genau beſtimmen, gehören nicht hieher, indem es ſich nur um die gröbern ſinnlichen Unterſcheidungen durch Gebrauch und Verſuche unſrer Glieder und Organe handelt. Eine ſehr genaue, bis zum Raffinement geſteigerte Unterſcheidung der Eigenſchaften der Gegenſtände, iſt als die letzte Uebung, in welcher auch Inſtrumente, die den Sinnen zu Hülfe kommen, ihre Stelle einnehmen dürfen, anzuſehn. Andere ſehr zweckmäßige Uebungen für den Anfang ſind ferner: Man laſſe das Kind allerley Gegenſtände anfaſſen, halten und in Bewegung ſetzen, und zwar von den kleinſten und feinſten, wie von der Nadel, bis zu denjenigen, die ſeine ganze Kraft in Anſpruch nehmen. Dieſe Gegenſtände, Inſtrumente ꝛc. durch die Hand des Kindes auf die mannigfaltige Weiſe in Bewegung geſetzt und dieſelbe zu irgend einer Beſchäftigung der Thätigkeit benutzt, iſt von Wichtigkeit und darf nicht unbeachtet bleiben, wenn die erſte Epoche des Kindes nach allen Richtungen bildend ins Auge gefaßt werden ſoll. Ganz vorzügliche Uebungen und Reihenfolgen für den Anfang ſind folgende: Wie die gerade und krumme Linie mit Kreide und Griffel auf Schiefertafeln dargeſtellt, für die Entwickelung der Geiſteskräfte des Kindes weſentlich ſind; ſo wird die Linie mit den nämlichen Inſtrumenten und Materialien dargeſtellt, für die Entwickelung der Kunſtfertigkeiten des Kindes von gleicher Wichtigkeit erfunden werden, und die daſelbſt aufgeſtellten Uebungen und Reihenfolgen können als Entwickelung der Hand und des Auges im ganzen Umfange befolgt und benutzt werden. So iſt die gerade Linie auch hier wieder das erſte, mit dem man anfangen muß; deswegen ſollte man ein Kind, das mit einem Stück Kreide ſich auf einer Tafel beſchäftigt oder mit ſeinen Fingern Zeichnungen in Sand zu machen verſuchte, aufmuntern, mehrere ſolcher geraden Linien zu verfertigen und dieſes ſo lange fortzuſetzen, bis es im Stande wäre, dieſelben richtig, mit Kraft und einiger Schnelligkeit auszuführen. Freyheit, Schnelligkeit, Feinheit und Zartheit muß im Anfange aber auch hier nicht zu erzielen geſucht werden; dieſes gehört dem Ende und der vollendeten Bildung der Kunſtfertigkeit an, die man nicht zu frühe oder unvorbereitet fordern darf. Eben ſo läßt man das Kind mit den nämlichen Zeichnungsinſtrumenten gerade, gleichlaufende, ungleichlaufende, gleichlange, ungleichlange, auch ungleichlange wovon die eine zwey-, drey-, viermal ſo lang iſt als die andere, machen. Verſteht ſich, daß man ſich auch hier mit der Richtigkeit und Kraft des Kindes zu begnügen hat. Man gehet am Faden der Formlehre weiter und läßt das Kind gleiche und ungleiche Winkel machen; die ungleichen zwey-, dreymal ſo groß ꝛc., auch Winkel in zwey, drey, ſechs gleiche Theile theilen. Man läßt es ferner gleichſeitige, gleichſchenklichte und ungleichſeitige Dreyecke, dann mehrere gleichſeitige und gleiche Dreyecke oder gleichſchenklichte und gleiche Dreyecke verfertigen. So hinwieder Vierecke und zwar vorzüglich gleiche Quadrate oder andere von den regelmäßigen Vier=, Fünf= und Sechsecken, in ſofern das Kind dieſen Uebungen Geſchmack abgewinnen kann; findet man aber, es wechſele dieſe Uebung gern mit gleichen Uebungen der krummen Linien ab, ſo kann auch dieſes ohne allem Nachtheil und zwar gleichzeitig mit den Uebungen der geraden Linien geſchehen. Es müſſen aber dieſe runden Linien, wie früher, aus Runden oder Theilen von Runden (Kreiſen, Bogen) beſtehen. Dieſem gemäß kann es auch bey den Winkeln, bey den Dreyecken, Vierecken u. ſ. w. die geraden und krummlinichten Figuren gleichzeitig machen. Als zweckmäßige Veränderung wird man wohl thun, das Kind bald klein mit dem Griffel auf der Schiefertafel, bald groß mit weißer Kreide auf der großen Holztafel zeichnen zu laſſen. Will man dieſe Abänderung auf Bleyſtift und Federn ausdehnen, ſo thut man ſehr wohl und iſt ganz für dieſe Stufe der Bildung des Kindes geeignet. Daß auch dieſe Uebungen mit den im Anfange aufgeſtellten geraden und krummlinichten Figuren gehörig abgewechſelt werden müſſen, ſoll aus den oft wiederholten Grundſätzen, die man in dieſem Alter zu befolgen hat, hinlänglich klar ſeyn. Ich gehe weiter und zeige einige Verbindungen, die aus krummen, oder aus krummen und geraden Linien gleichzeitig gemacht werden, an; und die als Bildung der Hand und des Auges einzuüben nicht übergangen werden dürfen. Das Kind kann auch hier, wie bey den geraden Linien, hohle, erhabene und gemiſchte Winkel machen, und zwar wiederum ſolche, die einander gleich oder ungleich ſind, oder worin der eine zwey- oder mehrmal ſo groß iſt als der andere. Die gleiche Uebung läßt ſich auf die geſchloſſenen Figuren ausdehnen. Es bildet Zweyecke jeder Form, und zwar ſolche, die einander gleich oder ungleich ſind; die ungleichen können ſo gemacht werden, daß das eine um vieles größer oder kleiner wird, als das andere, oder daß beyde einander beynahe gleich ſind. Unter gleichen Veränderungen und näheren Beſtimmungen wird das Kind zu den krummlinichten Dreyecken, Vierecken ꝛc. geführt. Mit den geraden und krummen Linien vereinigt, wird zuerſt auf die nämliche Weiſe der Winkel, hernach das Zweyeck, dann das Drey-, Viereck ꝛc. verfertigt. Die weitere Ausführung kann aber bey den krummen oder bey den geraden Linien nachgeſehen und als Leitfaden benutzt werden. Statt mit der Kreide und dem Griffel auf der Tafel oder Schiefertafel grad- und krummlinichte Formen als Bildung der Hand und des Auges zu machen, kann man die gleichen Formen auch mit andern Inſtrumenten darſtellen laſſen z. B. mit der Scheere, mit dem Meſſer ꝛc. Auch mit dieſen Inſtrumenten muß das Kind geübt werden, bis es im Stand iſt, mit ziemlicher Leichtigkeit Drey-, Vier-, Fünfecke ꝛc. mit geraden Linien, hernach mit krummen und endlich mit geraden und krummen Linien auszuſchneiden, und zwar im Papier, Kartendeckel, Tuch, weichem Holz, Thon und mehrern andern nicht zu harten Körpern. Eben ſo kann die Mutter ihr Kind die nämlichen Formen mit andern Inſtrumenten auf Körpern einkritzen laſſen, die nicht zu ſchwierig zu behandeln ſind. Die vielſeitige Uebung und Abwechſelung der Gegenſtände iſt auch hier nothwendig. Es iſt alſo nicht hinreichend, daß eine fortwährende Glieder- und Sinnenthätigkeit ſtatt finde, ſondern dieſe muß gleichſam auf alle Gegenſtände und Körper ſeiner Umgebungen angewandt werden. Die Art und Weiſe, wie ſich die Mutter zu benehmen hat, ihr Kind zu beleben, habe ich bereits im Anfang in ein genugſames Licht zu ſetzen geſucht. Um aber ihr zu noch mehr Freyheit und Vielſeitigkeit die Hand zu bieten, mögen folgende leitende Geſichtspunkte doch noch nicht ganz entbehrlich ſeyn.

Die ſo eben aufgeſtellten Uebungen mit den Linien müſſen mit den frühern, für den nämlichen Endzweck aufgeſtellten Reihenfolgen in Freyheit und ohne alle Bedenklichkeit abgewechſelt werden.

Das Kind muß alſo jedesmal nur ſo lange dabey verweilen, als es dieſelbe mit lebendiger Thätigkeit und mit Intereſſe zu treiben aufgelegt iſt. Es muß ſich nach und nach angewöhnen, das was es wirklich darzuſtellen im Stand iſt, auch wörtlich auszuſprechen. Ueberhaupt muß man auf jeder Stufe und bey allem was es thut und ausführt, angehalten werden, ſich klar, beſtimmt und wörtlich darüber auszudrücken. In einem ſolchen Anfang muß die Sprache immer mit der Zahl und Form, dieſem weſentlichen Fundamente aller Kunſtfertigkeit, behandelt werden. Die Trennung der Uebungen dieſer Darlegung hat wieder einzig zum Zweck, der Mutter einen leichter zu überſehenden Leitfaden an die Hand zu geben. In der wirklichen praktiſchen Ausführung findet aber für ſie keine Trennung ſtatt.

Ich ſchreite in den Uebungen, die neben dem, was ich gegenwärtig über die Linie aufſtellte, noch ſtatt finden, und nicht weniger weſentlich und nothwendig ſind, weiter. In dieſem Alter iſt im Kind der Trieb, Gegenſtände ſeiner Umgebung nachzuahmen, ſehr groß und darf nicht vernachläſſigt werden; wie z. B. durch Linien Thiere, Pflanzen, Häuſer, Möbeln darzuſtellen. Dieſer Trieb führt im Anfang freylich zu Figuren, die mit dem was ſie vorſtellen ſollen, beynahe gar keine Aehnlichkeit haben, aber zur Befriedigung des im Kinde erwachenden Nachahmungstriebs ſehr belebend und aufmunternd ſind. Man läßt das Kind frey ſelber ſagen, das ſoll ein Haus, einen Baum, ein Pferd ꝛc. vorſtellen, und freut ſich ſeines erwachenden Willens, es vorſtellen zu wollen, das das Gefühl, es lernen zu können, vorausſetzt. Auch wird die Mutter gar nicht fehlen, wenn ſie ihrem Kinde in einigen Linien einen Gegenſtand, den es kennt und an dem es Freude hat, nur in einem Umriß ſelbſt verzeichnet und daſſelbe auffordert, dieſes wie es könne und möge, nachzuahmen. Je mehr ſie ihr Kind mit großer eigner Theilnahme dahin bringt, ſolche Darſtellungen ſelbſt zu verſuchen, deſto mehr wird das erreicht werden, was mit ſolchen Uebungen erzielt werden kann und erzielt werden ſoll. Um die ganze Umgebung des Kindes mit allen Berührungen, in denen es ſich befindet, bildend zu behandeln, iſt ferner nothwendig, das Kind an allem, was im Haus gemeſſen, gewogen, gezählt und auf irgend eine

Weiſe zuſammengeſetzt, getrennt und verbunden wird, frühe Theil nehmen zu laſſen. Dieſem zufolge muß es die Größe und Form eines Gegenſtandes nicht nur im Allgemeinen beſtimmen lernen, ſondern auch angehalten werden, denſelben in dem Maß aufzufaſſen, in dem es in unſerm geſellſchaftlichen und bürgerlichen Zuſtande unterworffen iſt. Um dieſes aber in Reihenfolgen zu bringen, die eine Gradation von dem Einfachen zu dem Schweren haben, kann man das Kind mit dießfälligen Maßformen auf eine gleiche Weiſe vertraut und bekannt machen, wie man es früher mit den geraden und krummen Linien gethan hat. In der Umgebung des Kindes für das Längenmaß muß ſich ein Klafter, ein Schuh, ein Zoll, ein Stab, eine Elle, Linie ꝛc. befinden; für das Flächenmaß ein Quadratklafter, ein Quadratſchuh, ein Quadratzoll ꝛc.; für das Körpermaß, ein Kubikſchuh, Zoll, Linie; für das Fruchtmaß ein Vierling, ein Viertel; für flüſſige Körper allenfalls ein Eimer, ein Maß, ein Schoppen; für das Körpermaß als Gewicht betrachtet, das Pfund, das Loth ꝛc.

Um das Kind dahin zu führen, daß es dieſe angenommenen Maßverhältniſſe richtig und mit Freyheit auffaſſe, ſind folgende Uebungen unentbehrlich. Soll es das Pfund in der ganzen Ausdehnung, in der es angewendet wird, auffaſſen, ſo legt man ihm ein Stück Eiſen, Bley, Brod, Fleiſch, Käſe, Butter, Holz, Steine, Thon ꝛc. von jedem ein Pfund (oder ein anders Gewicht, das in dem Land, in dem es wohnt, eingeführt iſt), neben einander. Durch Anſchauung, Aufhebung, Betaſtung gelangt das Kind dahin, ein Pfund von jeder Materie richtig zu ſchätzen. An dieſe Uebung knüpft man die gleichen Körper, die aber mehr oder weniger als ein Pfund wiegen, und läßt das Kind jedesmal, nachdem es dieſe Gegenſtände angeſehen und angetaſtet, ſchätzen und rathen, ob es wirklich mehr oder weniger als ein Pfund ſey. In dieſem mehr oder weniger ſchreitet man weiter und läßt das Kind endlich beſtimmen, ob es zwey Pfund oder mehr oder weniger als zwey Pfund ſeyen. Das nämliche kann und wird mit den andern eben angegebenen Maßen ſtatt finden, wenn eine vollendete Einſicht derſelben erzielt werden ſoll. Will man der richtigen Schätzung des Kinds noch eine größere Ausdehnung geben, ſo kann man auch flüſſige Körper mit dem feſten auf die nämliche Weiſe ihrer Schwere nach vergleichen laſſen; z. B. ein Maß Waſſer mit dem Pfund, oder ein Maß Oel oder geſchmolzenes Fett mit dem Pfund. Um flüſſige Körper leichter mit feſten vergleichen zu können, wird man wohl thun, wenn man den Kubikſchuh oder Zoll als Maßſtab benutzt und gleichſam alle Körper, ſowohl die feſten als die flüſſigen, dieſem Maß unterwirft. Vermöge eines ſolchen Maßſtabs kann man mit vieler Leichtigkeit beſtimmen, wie vielmal z. B. das Bley ſo ſchwer ſey als das Waſſer, als die Milch ꝛc. Nicht unwichtig iſt es, das Kind dahin zu führen, richtig zu ſchätzen und zu urtheilen, wie vielmal ein Pfund Baumwolle, Flachs ꝛc. größer ſey als ein Pfund Bley. Es wird aber dieſes lange nur annähernd errathen und man darf nicht daran denken, daß es ſchnell und mit Genauigkeit zu ſchätzen lernen werde. Die allmählige Näherung zur Richtigkeit iſt eine Stufe des Vorſchritts zur

Erlernung der höchſten Genauigkeit. Auch bey dieſen Uebungen kommt es ſehr viel darauf an, das Kind in eine Lage zu verſetzen, daß es gleichſam durch die Nothwendigkeit der Lebensverhältniſſe, in denen es ſich befindet, zur Löſung ſolcher Aufgaben aufgefordert werde. So könnte es auf einem Spaziergange oder in einer andern freyen Bewegung, in der es ſich befindet, aufgefordert werden, von einem Baum zum andern die Entfernung in Klaftern, oder Schuhen, oder auch Schritten zum voraus zu beſtimmen und hernach zu meſſen, ob es dieſe Entfernung richtig getroffen habe. Daß ſich die Zahl auch unmittelbar an dieſe Uebung anſchließe, geht aus der letzten Aufgabe hinlänglich klar hervor und kann als ein neuer Beweis daſtehen, daß die verſchiedenen Uebungen der Entfaltung und Ausbildung der menſchlichen Kräfte im kindlichen Alter durchaus nicht von einander getrennt, ſondern im innigſten Zuſammenhang unter einander vorſchreiten müſſen. Nach dieſer Anſicht kann man das Kind auch jeden, mit geraden Linien begränzten Gegenſtand in ſeinem Wohnzimmer mit dem Zoll- oder Schuh- oder Klaftermaß, als Ausdehnung in die Länge, als Ausdehnung in die Flächen und endlich als Ausdehnung des Körpers richtig ſchätzen zu lernen üben. Nachdem das Kind dieſe Gegenſtände vom Auge geſchätzt hat, läßt man es dieſelben ſelbſt meſſen und prüfen, ob und wie weit es die Größe und Ausdehnung richtig geſchätzt habe.

Die Mutter bleibt aber bey dieſen Gegenſtänden nicht ſtehen, ſie dehnt im Gegentheil die nämlichen Uebungen auf Gegenſtände aus, die das Kind nicht ſo nahe berühren, aber auch nicht außer ſeinem Kreiſe und außer ſeiner Thätigkeit liegen, wie z. B. ſein Wohnzimmer. Unter dieſe Gegenſtände gehören allenfalls der Garten, der Baumgarten, das Haus, die Wieſe, der Acker ꝛc. Je größer der Gegenſtand iſt, deſto größer iſt auch der Maßſtab, welcher zur Meſſung und nähern Beſtimmung deſſelben benutzt werden muß. Aus dieſen wenigen Uebungen geht klar hervor, daß man auf dieſem Wege das Kind leicht dahin führen kann, nicht nur Körper richtig anzuſchauen und aufzufaſſen, ſondern dieſelben eben ſo richtig mit einander zu vergleichen, und überdieß jeden Körper noch unter das Maß zu bringen, welches in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen, in denen das Kind lebt, in der Uebung iſt. Dieſe letzten Uebungen dürfen aber in dieſem Alter nicht zu weit ausgedehnt werden. Sollte das Kind Mühe haben, zu beſtimmen, wie viele Quadratklafter der Stubenboden ſeines Wohnzimmers habe; ſo muß dieſes nicht auf noch größere Gegenſtände ausgedehnt und angewandt werden. So wie es ein Bruchverhältniß geben ſollte, ſo muß das Kind in dieſem Alter durchaus noch nicht angehalten werden, daſſelbe beſtimmen zu wollen, indem ſeine Ueberlegungskraft in dieſem Alter noch nicht die Reifung hat, die nothwendig iſt, ohne eine ihm in dieſem Alter noch ſchädliche Anſtrengung anzuſprechen. Dieſe Uebungen gehören auch in ihren erſten Anfangspunk- en in die Schuljahre hinauf. Ich muß noch einen andern Geſichtspunkt dieſes Gegenſtandes berühren. So vielſei- g die Uebungen, die ich über die Bildung der Hand und s Auges aufgeſtellt habe, auch ſind, ſo wird man mir vielſeitig die Bemerkung machen, ich habe über das was man hier vorzüglich zu finden hoffte, über das Poſitive des Schreibens und allenfalls auch des Zeichnens, bisher keine Sylbe verloren, und doch gehöre es hieher.

Ich antworte: mit einer gebildeten Hand und mit einem geübten Auge kann das Kind bald ſchreiben und auch bald zeichnen. Man würde ganz gegen die urſprünglich naturgemäßen Grundſätze handeln, die ich in dieſer Darlegung aufſtellte, wenn man es frühe und beſonders ehe die Hand und das Auge die hiefür nöthige Vorbildung erhalten haben, zum Schreiben und Zeichnen anhalten wollte. Dieſe Anſicht aber hindert gar nicht, auch für die Schreibkunſt folgende Uebung in dieſem Alter mit den Kindern vornehmen zu laſſen. In dem Moment, in welchem die Mutter das Kind mit geraden Linien beſchäftigt, kann ſie als Abwechſelung es auch mit denjenigen Buchſtaben der deutſchen Schreibart, die aus geraden Linien gebildet ſind, bekannt machen; ſie kann es dieſe Buchſtaben, wie andere Formen, nachahmen laſſen; und zwar auf großen Holztafeln, mit weißer Kreide, auf kleinen Schiefertafeln, mit dem Griffel und endlich auch mit Bleyſtift auf dem Papier. Mit der Feder aber ſollte man es in dieſem Alter noch nicht verſuchen laſſen, Buchſtaben darzuſtellen, beſonders ſo lange das Kind ſich im Anfange der Uebungen mit geraden Linien befindet. Auch hier ſieht man wieder auf die Erzielung der Richtigkeit und Kraft. — Freyheit, Schnelligkeit, Leichtigkeit, Feinheit und Zartheit müſſen erſt in einem ſpätern Alter geſucht und erzielt werden. Kraft und Richtigkeit darf in dieſem Alter der

Schnelligkeit und Zartheit weder untergeordnet, noch aufgeopfert werden. Da die deutſche Schrift nur wenige Buchſtaben hat, die blos aus geraden Linien gebildet ſind, ſo kann die diesfällige Anwendung mit den geraden Linien nicht weit ausgedehnt werden. Befindet ſich aber das Kind bey den krummen und bey den krummen und geraden Linien, ſo kann dieſe Anwendung auf alle Buchſtaben ſtatt finden und muß auch im nämlichen Geiſte, wie bey den geraden Linien, geſchehen. Daß auch hier von den einfachern und leichtern Formen zu den ſchwerern geſchritten werden muß, verſteht ſich von ſelbſt. Auch iſt der hier zu beobachtende Gang, die Stufenfolge und Ordnung zu allgemein bekannt und feſtgeſetzt, daß ich jedes weitere Eintreten in die Schreibübungen für überflüſſig halte, und will man die auf dieſem Weg gebildeten Kunſtfertigkeiten des Kindes auch noch auf den poſitiven Unterricht des Zeichnens anwenden, ſo kann es in dem nämlichen Umfange und in er gleichen Ordnung geſchehen, wie ich ſo eben beym Schreibunterricht gezeigt habe; doch muß das Nachahmen nd Kopieren von Zeichnungsmodeln, ſo einfach und paſ-end dieſelben auch wären, nicht weit getrieben werden. Wohl wird für das Kind geſorgt werden, wenn man es nhält, Modele aus der Wirklichkeit ſeiner Umgebung und er Natur nachzuzeichnen; ſo unvollſtändig dieſe erſten Umriſſe auch werden, ſo ſind ſie bildender und nützlicher ls Zeichnungsnachahmungen. In wenigen Linien das Kind einen Tiſch, eine Bank, eine Thüre, die Seite eines Hauſes, den Umriß einer Pflanze darſtellen zu laſſen, darf ür dieſen Endzweck nicht aus den Augen gelaſſen werden.

Die weitere Ausführung dieſer Anſicht darf ich der Mutter anvertrauen, und kehre zu dem zurück, was ihr noch weniger bekannt und einleuchtend ſeyn mag.

Das thätige Leben und alles was vor den Augen des Kindes erzeugt wird, iſt für daſſelbe in einem hohen Grad dienlich, und ſo wie man es im Haus zu allem führte, zum Anſchauen aufmunterte, und zur Mittheilnahme an demſelben anreizte, ſo kann man es für den nämlichen Endzweck auch ſchon in dieſem Alter zu den einfachſten Handwerkern führen und in ihren Werkſtätten verweilen laſſen; z. B. bey einem Schreiner, Dreher, Wagner, Schuhmacher, Weber ꝛc. Es kann dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen, daß das Kind in dieſem frühern Alter äußerſt geſchickt iſt, ſich das was es in der Werkſtätte ſieht und nicht über ſeine Auffaſſungs- und Ausübungskräfte reicht, in einem kleinen kindlichen Maßſtabe eigen zu machen und zu benutzen. Das was es dabey nicht verſteht und was es auch nicht anſpricht, muß man ihm in dieſem Zeitpunkt weder erklären, noch es dazu gelüſtig machen. Die bloße Anſchauung der Sache, wenn ſie auch ohne Folgen iſt, ſchadet ihm nichts; wohl aber könnte ihm das Erklären derſelben und der Geluſt, es verſtehen zu wollen, in dieſem Alter ſehr nachtheilig werden. Um endlich jedem Mißgriff vorzubeugen, der bey der wirklichen Ausführung und Einübung der hier aufgeſtellten Grundſätze und Bildungsmittel noch ſtatt finden könnte, füge ich dem Geſagten, als Leitfaden für die Mutter, noch bey.

In dem Grad als das Kind älter wird, werden auch die Uebungen, trotz aller Freyheit und Spielform, die ſie bis ans Ende dieſer Epoche beſtändig haben und haben müſſen, in ihrer Ausübung ihrer Zeit halber einzeln immer mehr verlängert, und das Kind wird allmählig durch das Intereſſe des Erfolgs ſelber gereizt, anhaltend und mit einiger Anſtrengung an den diesfälligen Beſchäftigungen Theil zu nehmen. Die Schulzeit, in die es mit dem Ende dieſer Epoche eintritt, ſetzt eine merkliche Verbindung in der Anhaltung, Ausharrung und Anſtrengung dieſer Thätigkeit voraus; und das Kind iſt für die Schuljahre übel vorbereitet, wenn ihm dieſe Angewöhnung nicht zum voraus im häuslichen Leben eingeübt und geläufig gemacht worden iſt. Dieſes iſt aber bey einer ſorgfältigen Benutzung der Reize, Anläſſe und Mittel, die das häusliche Leben zu tauſenderley Uebungen der Sinne-, Glieder-, Organe-, und ſelber der Geiſtes- und Herzens-Thätigkeit täglich gibt, gar leicht zu erzielen.

Das Ausharren bey dieſen Beſchäftigungen wird dem Kind, wenn es naturgemäß darin geführt wird, durch die Reize, die dieſelben im häuslichen Leben darbieten, von ſelbſt ein Bedürfniß. Es nimmt durch ſich ſelbſt und belebt durch die innere Triebe, die in den Kräften liegen, welche dieſe Entfaltung ſelbſt anſprechen, gerne immer anhaltenden Theil daran, und je mehr jede dieſer Uebungen dieſe innere Triebe anſpricht, und ſie belebt, deſto leichter und ſicherer wird das Reſultat, daß es ſich gerne und freywillig darin anſtrengt, erzielt, ohne daß es im geringſten durch irgend eine Art von Reiz und Mittel, die nach dem Schulzwang und nach der Schulordnung riechen, dazu gehalten wird. Dieſes darf indeß gar nicht früher als gegen das Ende dieſer Epoche der Fall ſeyn. Aber die Natur macht den Weg der Freyheit dieſer Epoche mit den Bedürfniſſen des Schulzwangs der Anſtrengung, die in der künftigen Epoche eintreten, gleichſam von ſich ſelbſt zuſammen fallen. Weſentlich iſt ferner: Je geneigter ein Kind iſt, ſich mit den Gegenſtänden ſeiner Umgebungen nur flüchtig und oberflächlich zu beſchäftigen und die richtige Erkenntniß derſelben nicht in ſich ſelber reif zu machen; deſto mehr muß man dieſem, dem Kind in der Zukunft in einem hohen Grad nachtheiligen Fehler durch die Kunſt ſeiner Führung und durch alles was die elementariſche Grundſätze und Mittel hiefür an die Hand geben, ſchon in dieſer Epoche entgegen zu wirken ſuchen. Das Sprichwort: „Frühreif iſt krankreif und zugleich unreif, und führt zum Frühſterben“ iſt in geiſtiger Hinſicht noch weit mehr wahr als in phyſiſcher. Frühe Blüthen verwelken leicht, und tragen keine Früchte. Matte Kinder hingegen, die aus Trägheit einen Gegenſtand oft lange anſtaunen und nichts dabey denken, und lange in den Händen halten, ohne die Hände damit zu beſchäftigen, müſſen durch einige Reizmittel zur Thätigkeit angehalten und aus dem Schlaf ihrer Langſamkeit und Unthätigkeit aufgeweckt werden. Bey armen Kindern hilft die Noth der Umſtände und die Anwendung des Sprichworts: wer nicht arbeitet ſoll auch nicht eſſen, hierin ſehr viel. Auch religiöſe Anſichten aus dem Munde der liebenden und thätigen Mutter wirken gegen die Trägheit, die im Phlegma der Natureigenheit des Kindes liegt und ſchwer auszurotten iſt, mit Erfolg. Aber bey dieſen iſt jeder Verſuch von Schulgewalt in dieſem Alter, inſonderheit bey einem phlegmatiſchen Kinde, nachtheilig; es wird gegen Schande, Ehre, Belohnung und Strafe ſehr bald gleichgültig. Im Allgemeinen muß man hiefür die Reize, die im Gegenſtande ſelbſt liegen und beſtimmt diejenigen oder ſolche, die vorzüglich Eindruck auf ſie zu machen ſcheinen, zu beleben ſuchen, ihnen dieſe Gegenſtände vor die Sinne bringen und mit einer ungeſuchten, aber naturgemäßen Belebung auf ſie wirken machen. In beyden Fällen, ſowohl im lebendigen als im trägen Kinde, muß immer Ruhe den Belebungsmitteln zur Thätigkeit beywohnen. In der Unruhe ſind die Sinne des Kindes gleich unfähig von den Gegenſtänden der Umgebungen, die ſeine Thätigkeit anſprechen, einen bildenden und ſegensreichen Erfolg zu bewirken, und ſich ſolid und real auf das vorzubereiten, was ſie beym Eintritt in die Schulepoche nothwendig haben.

Die unverdorbene Mutter hat in ſich ſelbſt vorzügliche Kräfte zu dieſem Zweck. Sie ſind der Unſchuld ihres Mutterherzens ſo viel als nothwendig und natürlich; aber in Millionen Müttern hat die Unnatur ihres Lebens durch die Folgen unſrer allgemeinen Verkünſtelung dieſe Kräfte ſchlafen und hie und da verachten gemacht. Was in ihnen übrig geblieben, iſt blos eine dunkle Neigung dazu. Die Fertigkeiten, dieſer Neigung ein Genüge zu leiſten, ſind in ihnen durch die Kunſt und das Leben nicht einmal angeregt und belebt; und noch viel weniger ausgebildet.

Das Volk im Allgemeinen beſitzt dabey in ſeiner Umgebung einen höchſt beſchränkten Kreis von Gegenſtänden, die in Rückſicht auf Zahl und Form kraftvoll auf ſeine Bildung einzuwirken geeignet ſind. Der Bauer und der Arme überhaupt iſt in Gegenſtänden des Meſſens und Zählens gedankenlos; und ſoll er in ſeinem Stande weiter geführt werden, ſo muß es bey ſeinen Kindern durch Uebungen geſchehen, die mit den aufgeſtellten Aehnlichkeit haben. Der geſchicktere Handwerker und Künſtler, deſſen Arbeitsgattung von ihren Anfangspunkten aus große Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände der Zahl- und Formenverhältniſſe und zugleich eine thätige Gewandtheit in der Behandlung derſelben vorausſetzt, findet die Bildung zum Weſen ihrer Uebung für ſeine Kinder in ſeiner eignen Lage und in ſeinem häuslichen Kreiſe ſelber. Daher das Hinführen der Kinder aus allen Ständen in ſolche Werkſtätten von großem Erfolg für die Jugend werden kann.

Sie ſuchen hier nicht blos das Anſchauungsſpiel der geiſtigen Belebung durch Zahl und Form, ſondern den Geiſt der Thätigkeit des lebendigen Thuns, der aus der gebildeten Kraft des Zählens und Meſſens hervorgeht. Kinder, die zur Aufmerkſamkeit gebildet ſind, ſpricht dieſe Anſchauung mit einer Gewalt und Kraft an, die zur wirklichen Theilnahme an dieſer Thätigkeit anreizt und dieſelben für die Schuljahre ganz beſonders vorbereitet.

Im Allgemeinen muß bey dem freyen ſpielenden Geiſt, der den bildenden Uebungen dieſes Zeitpunktes ſonſt weſentlich iſt, deſto nothwendiger bemerkt werden, daß, je mehr das Kind Veränderlichkeiten ſucht und gierig nach neuen Gegenſtänden haſcht, deſto ſorgfältiger man trachten ſoll, ſeine Aufmerkſamkeit auf jeden Gegenſtand, mit dem es ſich beſchäftigt, feſtzuhalten und nicht leicht davon wegzulaſſen, bis er merkliche Eindrücke in ihm zurückläßt.

Um Weitläufigkeiten zu vermeiden, wiederhole ich die Bemerkung über den Geiſt der Freyheit, Gemüthlichkeit und kindlichen Belebung, der in dieſer Epoche in allem dem, worin ſich die Kunſt in die Bildung der Kinder einmiſcht, ſtatt finden muß, nicht mehr. Als weitere Belehrung, Anleitung und Stoff, den häuslichen Unterricht zu einem Grad der Vollendung und in Einklang mit dem Schulunterricht zu bringen, hat die Mutter noch von den, für den Schulunterricht eigentlich beſtimmten Uebungen, Reihenfolgen und Grundſätzen, die unmittelbar folgen, Einſicht zu nehmen. Auch wird es keiner Mutter entgehen, daß die für die Schule bearbeiteten Mittel der Zahl und Form in ihrer ganzen Ausdehnung für den häuslichen Unterricht dienlich und zum Theil ſchon zum voraus im häuslichen Leben benutzbar ſind und ſegensvolle und weitführende Folgen für ihr Kind haben werden, wenn ſie oder irgend ein Glied der Familie ſich dieſer Thätigkeit fortwidmen wollte.

Und ſoll die Erziehung und der Unterricht einmal mehr als ein gelernter und gelehrter Kaſtengeiſt werden; ſo iſt ihre Einführung in das Heiligthum des häuslichen Kreiſes und aller ſeiner bildenden Elemente das erſte, das zu erzielen geſucht werden muß.

Die Zahl

als

Typus der Entwickelung der geiſtigen Anlagen des Kindes in und durch die Schule.

Wir haben bereits in dem, was ich für die früheſte Epoche des kindlichen Alters aufſtellte, geſehen, wie die Zahl und Form als Typus der Entwickelung ſeiner geiſtigen Kräfte und Anlagen, vor ſeiner Schulfähigkeit durch die Mutter und durch das häusliche Leben benutzt werden kann und benutzt werden muß, wenn ſeine Führung als ein lückenloſes Ganze dargeſtellt werden ſoll.

Im ſechsten oder ſiebenten Jahre tritt das Kind ins Alter ſeiner Schulfähigkeit ein, und der Unterricht, der nunmehr beginnt, ſtützt ſich gänzlich oder iſt vielmehr die Fortſetzung desjenigen, den es bisher genoſſen.

Auf dieſes Fundament gebaut kann das Kind beym Eintritt in das Alter ſeiner Schulfähigkeit richtig zählen. Das naturgemäß eingeübte Zählen iſt eine geiſtige Operation, die dem Auffaſſen und Unterſcheiden der verſchiedenen Gegenſtände der Umgebungen des Kindes in genaue Uebereinſtimmung gebracht werden muß. Wenn es alſo gerade von krumm, groß von klein, den Punkt vom Körper, das Haus vom Stall, den Garten vom Feld ꝛc. unterſcheiden und auffaſſen lernt, ſo muß es ſich nothwendig auch das Zählen eigen machen. Da aber die Behandlung der Zahl in dieſer Epoche öfters Mißgriffen unterworfen iſt, die der geiſtigen Entwickelung des Kindes und mit ihr der naturgemäßen Entfaltung des Zählenlernens ſehr hinderlich werden können, und ich nicht überall vorausſetzen darf, daß das häusliche Leben dem Kinde das gebe, was gefordert wird; ſo ſehe ich mich genöthigt, einige dieſer Mißgriffe, wenigſtens vorübergehend, berühren zu müſſen. So iſt unter andern in dieſem Alter das Zählen bis zu einer hohen Zahl fortgeſetzt, ein dem Kinde höchſt ſchädlicher Mißgriff. Es verſinkt dadurch ſehr leicht und ſo viel als unausweichlich zu einem Mechanismus, der nur durch das Gedächtniß unterſtützt wird, und dem alle richtige Erfahrung und Anſchauung ganz mangeln. Eben ſo nachtheilig iſt ihm in dieſem Alter das Auswendiglernen des ſogenannten Einmaleins, indem das durch den Mechanismus unterſtützte Gedächtniß den Charakter der wirklichen Anſchauung und Auffaſſung der Zahlverhältniſſe annimmt. Soll die Jugend dieſem Mißgriffe nicht unterliegen, ſo müſſen ihr die zur deutlichen Erkenntniß zu bringenden Zahlverhältniſſe unter einer Anſchauungs- und Auffaſſungsform vorgelegt werden, die dieſem Mißbegriffe wirklich vorzubeugen geeignet iſt. In ſeinem ſechsten oder ſiebenten Jahre kann das Kind bis auf zehn oder zwanzig allerdings richtig und auf Anſchauung und Erfahrung gegründet, zählen, und ſo iſt es im Stande, dieſes auch bis auf hundert fortzuſetzen, ohne jedoch eine gründliche Anſchauung von den Zahlverhältniſſen zu haben, die zwanzig oder dreyßig überſteigen. Deßwegen wird die Zahlenlehre mit kleinen (niedern) Zahlen, die unter erſchöpfenden Geſichtspunkten alle ihre Verhältniſſe darzuſtellen geeignet ſind, angefangen. Auf dieſer Stufe iſt dem Schüler die Ausdehnung der Zahl bis auf Zehn für dieſen Endzweck hinreichend. Damit will ich aber nicht ſagen, daß die Reihenfolgen und Uebungen, die einen hinlänglichen Hintergrund der Anſchauung haben, nicht bis auf zwanzig oder dreyßig ausgedehnt und fortgeſetzt werden dürfen. Da rückſichtlich des Anſchauungstypus, der der Zahlenlehre zum Grunde gelegt werden muß, die Anſichten und Meinungen auch der beſten Denker noch ſehr getheilt ſind, welcher Umſtand bisher zu mancherley Mißgriffen Anlaß gab, ſo iſt eine nähere dießfällige Erörterung hier ganz an ihrer Stelle. Die tägliche Erfahrung beweist, daß der Anſchauungstypus, der den Uebungen in der Zahllehre zum Grunde gelegt werden kann, einer großen Abwechſelung fähig iſt, und deßhalb vollends dem Gebiete der Veränderlichkeit angehört.

Die zu dieſem Endzweck gebrauchten Anſchauungsmittel ſind mannigfaltig. Einige benutzen hiefür Tabellen, die auf die verſchiedenartigſte Weiſe verfertigt, eben ſo verſchiedenartig gebraucht werden; andere haben künſtliche, mechaniſche Vorrichtungen von zählbaren und beweglichen Gegenſtänden, die ebenfalls einer großen Abwechſelung ihres Gebrauchs fähig ſind; wieder andere laſſen das Kind ſeine dießfälligen Anſchauungsmittel ſelbſt erzeugen und mit den jeweiligen Zahloperationen gleichen

Schritt halten; andere endlich weiſen dem Kind ſelbſt ſeine Finger hiefür an.

Aus allen dieſen Veränderlichkeiten der Anſchauungsmittel, die ihm in der Zahlenlehre zum Grunde gelegt werden können, nähern ſich diejenigen der Wahrheit am meiſten, die einfach ſind und die größte Thätigkeit mehrerer Sinne gleichzeitig und auf die ſicherſte Art in Anſpruch nehmen. Wer alſo Auge, Hand, Ohr und Mund zugleich und auf die thätigſte Weiſe beſchäftigt, iſt bey der großen Veränderlichkeit dieſer Mittel, demjenigen, welches der Unveränderlichkeit angehört, am nächſten gekommen. Unſtreitig ſpricht das Selbſtmachen und Selbſtdarſtellen der Zahlverbindungen und ihrer Auflöſung eine Thätigkeit an, welche die meiſten Sinne auf die kräftigſte und einfachſte Weiſe belebt; es nimmt als das paſſendſte Verſinnlichungsmittel dieſer Operationen die erſte Stelle ein.

Auf vieljährige Erfahrung gegründet, wird dieſes letztere, indem ich ihm einen Vorzug eingeräumt, bey zweckmäßiger Benutzung und gehöriger Pflege überall gleich befriedigende Reſultate hervorbringen. Damit in Rückſicht auf die genugthuendſte Behandlung der Zahl nichts unbeſtimmt, unſicher oder zweifelhaft bleibe, muß ich über die wirkliche praktiſche Ausführung in Schulen dieſem noch folgendes beyfügen: Der vollendeteſte und vorzüglichſte Anſchauungstypus, der nicht leicht mit etwas Anderm erſetzt werden dürfte, kann bey dem perſönlichen Benehmen des Lehrers Modifikationen erleiden, die weſentliche Berückſichtigungen verdienen. Ich befaſſe mich aber in gegenwärtiger Darlegung mit der bloßen Perſönlichkeit des

Lehrers oder Erziehers keineswegs; denn auch ihr Gebiet iſt groß, und vorzügliche Individualitäten haben es ſchon oft ſo weit gebracht, daß ſie bey dem ganz unzweckmäßigen Gange eines Unterrichtsfaches, dem alle wahren Fundamente der Anſchauung mangelten, ſehr auffallende und ſehr befriedigende Reſultate hervorbrachten. Aber gerade dieſes hat auch ſchon manchen dahin verführt, dieſe Perſönlichkeiten als die ächte Grundlage, auf welcher der naturgemäße Unterricht weſentlich ſelber beruhe, ſich und anderen in die Augen fallen zu machen. Daher denn auch die Reſultate ihrer Nachahmung nicht anders als höchſt befriedigend ausfallen konnten. Nicht der Perſönlichkeit, wohl aber der Sache ſelbſt angehörend und deßhalb einer weſentlichen Berückſichtigung würdig, iſt ferner die Art und Weiſe, wie die Zahl in gegenwärtiger Abhandlung dargelegt wird; ſie iſt aber dennoch nichts weniger als der einzige Weg, auf dem ſie dem Kinde gegeben werden kann und ſoll. So weit darf und muß die Einübung der Zahl bey Kindern der Perſönlichkeit des Lehrers überlaſſen werden. Ich ſchreite in dem, was der Lehrer und Erzieher hier weiter zu berückſichtigen haben, weiter. Es iſt weſentlich, daß, nachdem dem Kinde eine Reihenfolge von Zahlverhältniſſen unter nachfolgender Norm eingeübt worden, der Lehrer hierüber einzelne Fragen an ſeine Schüler und jeder Schüler hinwieder einzelne Fragen an ſeine Mitſchüler richte. Damit aber im erſten Fall nicht immer der vorgerückteſte Schüler zuerſt und ſo zu ſagen, allein antworte und folglich allein wahrhaft arbeite, wird der Lehrer wohlthun, keinen von ihnen ſein Reſultat laut ausſprechen zu laſſen, ehe er ſicher iſt, daß die größere Anzahl der Schüler die an ſie gerichtete Frage ebenfalls wieder gelöst haben. Ein ſehr geeigneteſ Mittel, ſich beſonders bey einer größeren Anzahl von Schülern deſſen zu verſichern, iſt wohl folgendes: So wie ein Zögling das Reſultat gefunden hat, welches er, vermöge der Frage, die an ihn gerichtet worden, finden ſollte, ſo wird ihm nur erlaubt, einen Finger in die Höhe zu halten.

Dadurch findet der Lehrer Gelegenheit, bald dieſen, bald jenen Schüler aufzufordern, das Reſultat, das er gefunden, auszuſprechen. Im Falle dieſes unrichtig wäre, ſo würden ſeine Mitſchüler dadurch gleichſam ſtillſchweigend aufgefordert, es zu verbeſſern und endlich ſelbſt richtig anzugeben. Auch darf in der Ausführung nicht aus dem Auge gelaſſen werden, daß man ſowohl in den Reihenfolgen als in den einzelnen Fragen das laute Ausſprechen einerſeits der ganzen Maſſe, anderſeits der einzelnen Schüler gehörig zu benutzen verſtehen müſſe, ohne jedoch dieſem einen Werth und eine Kraft zu unterlegen, die es nicht beſitzt. Viele glauben jetzt noch, daß das Weſentliche und Eigenthümliche meiner Unterrichtsmethode darin beſtehe, das Kind im Lautſprechen und im Zuſammenſprechen zu üben. Es iſt allerdings wahr, daß Schall und Ton auch als ein dienliches Mittel der Anſchauung benutzt werden können; ſie nehmen nicht nur in der Zahlenlehre und in allen Fächern, die aus der Entwickelung der geiſtigen Anlagen aufgeſtellt werden, eine bedeutende Stelle ein, ſondern dieſes iſt ſogar bey allen Unterrichtsfächern, ohne alle Ausnahme, der Fall; folglich iſt eine nähere

Erörterung und Beſtimmung der Art und Weiſe, wie dieſes bey der Zahllehre anzuwenden ſey, hier ſehr nothwendig. Bey allem, was ſich durch Leichtigkeit für die Jugend auszeichnet, muß gewacht werden, daß keine Art von Mechanismus und Auswendiglernen den Platz der geiſtigen Entwickelung einnehme. Die verſchiedenen Operationen der Zahlenlehre geben zu dieſem Fehler leicht Anlaß, wenn man ſeine Aufmerkſamkeit nicht auf Folgendes richtet. Auf keinen Fall läßt man eine größere Anzahl Schüler länger zuſammen ſprechen, als bis die Uebung, die ſie jedesmal vorhaben, ihnen geläufig zu werden anfängt. So wie dieſes erreicht iſt, wird abgewechſelt und zwar unter folgender Norm: man läßt einzelne Kinder darin fortfahren und ruft bald eins der ſchwächſten, bald eins der gewandteſten und ſtärkſten, bald ein ſehr zerſtreutes, bald ein ſehr aufmerkſames Kind hiefür auf. Hat man viele Kinder in einer Klaſſe, ſo ſetzt man die ſtärkern und die mittlern Schüler zuſammen und läßt dieſelben, in drey Abtheilungen, abwechſelnd mit einander ſprechen. Eben ſo kann man zur Abwechſelung etwa einen ſehr ſtarken Schüler neben einen ſehr ſchwachen ſetzen und beyde im Zuſammenſprechen gleichzeitig üben. Ueberhaupt können in dieſem Punkt die vielſeitigſten Abwechſelungen ſtatt finden, die als dem Unterricht ſehr dienlich und ihn befördernd angeſehen und behandelt werden. Das vorzüglichſte, das auf dieſem Wege zu erzielen möglich, wäre aber, wenn man die Kinder anhielte, zuſammen zu ſprechen, während dem ſie durch irgend einen Gegenſtand ſinnlich darſtellen, was ſie ſich wörtlich verdeutlichen. Als unveränderter Typus darf in den erſten Reihenfolgen einer Uebung immer Folgendes nicht unbeachtet bleiben: Jede neue Reihenfolge von Zahlverhältniſſen muß vor allem aus vom Schüler durch geſchauliche Gegenſtände dargeſtellt werden, während der Darſtellung müſſen aber immer die Schüler der oben angegebenen Abwechſelung wörtlich laut ausſprechen, was ſie thun.

Damit der Mechanismus und die Gedächtnißfertigkeiten keine Wurzel faſſen, iſt weiter nothwendig, daß ſobald die Anſchauung der Zahlverhältniſſe, die auf ſinnlichen Gegenſtänden beruhen, hinlänglich begründet iſt, und dieſe Uebungen nur als reine Kopfrechnungsaufgaben daſtehen, ſo muß nach und nach zu höheren Zahlen zu ſchreiten angefangen werden. Als bloßes Erinnerungsmittel können dann die Ziffern auf dieſer Stufe allerdings benutzt werden. Sie müſſen aber nur die ſinnliche Darſtellung der Zahlverhältniſſe erſetzen und zu nichts weiter gebraucht und weiter dienend angeſehen werden. Wie dieſes einzutreten hat, werde ich bey der Darlegung der Uebungen dann genau und umſtändlich zeigen und bemerke hier nur, daß der eigentliche Anfangspunkt erſt bey den Brüchen ſtatt finden darf. Das Unnöthige der Erlernung des Einmaleins wird dadurch bey einem alſo geführten Kind außer allen Zweifel geſetzt. Der Schüler beſitzt das Weſen des Einmaleins als Reſultat des vollendeten realen Bewußtſeyns aller Zahlverhältniſſe und bedarf deßhalb auch keiner beſondern Einübungsmittel mehr. Es muß und kann nicht mehr zur Gedächtnißſache gemacht werden, weil es die Sache der Erkenntniß ſelbſt geworden iſt. So wichtig die Gedächtnißkraft auch an und für ſich iſt; ſo darf ſie weder auf dieſer noch auf einer künftigen Stufe benutzt werden, wenn man die Zahl als Entwickelung der geiſtigen Kräfte und Anlagen des Kindes feſthalten will. So wie man alſo wahrnimmt, daß der Schüler nur mit Hülfe ſeines Gedächtniſſes anfängt, in den Zahlverhältniſſen zu arbeiten, ſo darf man mit Recht auf irgend eine fehlerhafte frühere Behandlung ſchließen. Will man aber dieſen Fehler wieder gut machen, ſo muß man zu frühern Uebungen zurückkehren, oder wenn dieſes nicht wohl möglich oder nicht mehr thunlich iſt, ſo müſſen die kommenden und künftigen Uebungen ſo behandelt werden, daß es dem Schüler unmöglich wird, dieſelben nur durch die Gedächtnißkraft zu löſen. Auch iſt dieſes um ſo leichter, als die Zahl in ihrer vielſeitigen Verbindung (Combination) die kräftigſten und geſchickteſten Mittel gerade gegen einen ſolchen Mißgriff darbietet. In wie weit die Grundſätze der Zahlenlehre, die im häuslichen Kreiſe durch die Mutter ausgeübt, auch in der Schule ihre Anwendung finden, wird durch die wirkliche Ausführung deſſen, was ich für die Zahl in der Schule aufſtelle, ſehr klar werden. Das was dieſer erſten Stufe der Bildung eigenthümlich zukommt, und als ſolches auch hinlänglich bezeichnet wurde, muß wie natürlich in der Schulbildung nicht wiederholt werden. Die Einheit wird als Entwicklung der geiſtigen Anlagen des Kindes das erſte ſeyn, mit dem angefangen werden muß. Auf dieſe Grundſätze geſtützt und die allfälligen Irrwege, auf die der Lehrer mit ſeinen Schülern durch die Befolgung dieſes Ganges gerathen könnte, ausweichend, wird der Anfang der Zahlenlehre auf folgende Weiſe gemacht werden können. Der Lehrer ſagt zu ſeinen Schülern: Stellt auf euern Schiefertafeln durch Zeichen (Punkte, Striche, gerade oder krumme Linien ꝛc.) die Zahlen von 1 bis 10 dar. *) Der gerade Strich iſt dasjenige Zeichen, das der Schüler am ſchnellſten verfertigt und ihm das Zahlverhältniß zugleich anſchaulich macht. Man geht weiter, und ſagt zu den Schülern: Zählt zu dieſer Zahl eins hinzu, indem ihr einen Strich hinzufügt und ſeht, wieviel dieſes jedesmal gebe. So läßt man den Schüler 1, 2, 3, 4 ꝛc. bis 10 zu 10 hinzuſetzen, oder hinzuzählen.

Aus den oben dargelegten Grundſätzen ergiebt ſich ferner, daß, indem der Schüler dieſes wirklich darſtellt, er angehalten werden muß, mündlich gleichzeitig auch auszuſprechen, was er jedesmal thut. Die Norm, unter der dieſes geſchieht, iſt folgende: 1 zu 1 geſetzt giebt 2; 1 zu 2 geſetzt giebt 3; 1 zu 3 geſetzt giebt 4 ꝛc. So mit zwey: 2 zu 1 geſetzt giebt 3; 2 zu 2 geſetzt giebt 4; 2 zu 3 geſetzt giebt 5. — So mit dem Hinzuſetzen von 3 ꝛc.

Dieſes mit Anſchauungsgegenſtänden wirklich darſtellen, es zugleich mündlich ausſprechen und gleichzeitig rechnen laſſen, iſt in dieſem Alter eine Hauptſache, die ſchnell dahin führt, die Sinnenthätigkeit des Kindes auf eine

---

*) Die Schiefertafel und der Griffel ſind das für dieſe Uebungen geeignetſte Schulmaterial; doch kann es in Gegenden, wo es ſchwer zu finden iſt und theuer zu ſtehen kommt, durch andere erſetzt werden.

äußerſt vortheilhafte Weiſe zur Erhöhung ſeiner geiſtigen Bildung in Anſpruch zu nehmen. Bemächtigt man ſich aber dieſer Sinnenthätigkeit in dieſem Alter auf keine Weiſe, ſo iſt der blos inſtinktartige Trieb, die Reſultate des Zählens ſchnell zu finden, der ſoliden Begründung des Zahlenlernens ſehr nachtheilig und kann durch nichts anders erſetzt oder eingeholt werden. Die Sinne wollen beſchäftigt ſeyn, und werden ſie von nichts angeſprochen, das ihre Aufmerkſamkeit reizt, ſo werden ſie von Dingen belebt, die ſie nur zerſtreuen. Nicht ſelten iſt der Lehrer im Fall dieſen Hang bey ſeinem Schüler beynahe nicht beſiegen zu können. Je mehr er hier zu kämpfen hat, deſto nothwendiger wird die Benutzung der oben aufgeſtellten Norm ſeyn, unter der man den Schüler die Zahl darſtellen läßt.

So kann man ihn zu jeder Zahl von 1 bis 10, auch 2 Zahlen und zwar gleiche oder ungleiche hinzuſetzen laſſen; wie z. B. 1 und 2, oder 2 und 3, oder aber 2 und 2, oder 2 und 3 ꝛc. Die Ausführung findet auf folgende Weiſe ſtatt:

2 und 3 zu 1 geſetzt giebt 6.
— — — zu 2 — — 7.
— — — zu 3 — — 8.
— — — zu 4 — — 9.

Drey oder ſogar 4 Zahlen zu der Zahlenreihe von 1 bis 10 ſetzen zu wollen, iſt bey einer gehörigen Behandlung im dießfälligen Zuſammenzählen von einer und zwey Zahlen nicht mehr nothwendig. Will man aber auch dieſem und einer erweiterten Abwechſelung dennoch einen

Werth geben, ſo müſſen ihre Uebungen dem Schüler nur noch in einzelnen Fragen vorgelegt werden. Z. B. wenn man zu 1 oder 2 oder 3 ꝛc. die Zahl 1, 2 und 3 hinzuſetzt, wie viel wird es geben? Zu 10 die Zahl 2, 4, 6 und 1 geſetzt giebt, wie viel? Ueberhaupt müſſen nach jeder Reihenfolge, die durch ſinnliche Gegenſtände dargeſtellt und unter der oben aufgeſtellten Form wirklich ausgeführt worden iſt, jedesmal noch einzelne Fragen gemacht werden. Wie und durch wen dieſe Fragen zu machen ſeyen, iſt weiter oben hinlänglich geſagt worden. Dieſem füge ich hier aber als praktiſche Erinnerung und Erweiterung noch bey:

Würde man den Schüler immer in geordneter Reihenfolge ohne Unterbrechung ſich fortüben laſſen, ſo wäre man nicht ſicher, daß ſich eine Art von Mechanismus oder Gedächtnißfertigkeit, die ihm ſehr nachtheilig werden könnten, einſchleichen würde. Die einzelnen Fragen ſind alſo beſtimmt, um dadurch eine erhöhte geiſtige Thätigkeit zu erzeugen und dieſen Gefahren auf einem naturgemäßen Wege vorzubeugen. Wenn aber dieſe Darſtellungsweiſe eine höhere geiſtige Thätigkeit anſpricht, warum ſoll ſie dann mit einer Norm abwechſeln, die dieſe Vorzüge nicht beſitzt? Dieſer Einwendung mag als Antwort folgendes dienen. Ehe man Früchte ſammeln will, muß man die Erde vorbereiten, ſäen und lange pflegen. Freylich kann keines ohne das andere vollkommen beſtehen, und vorzügliche Früchte liefern. Auch das ſogenannte Socratiſiren muß jedesmal, wo es immer benutzt wird, als eine Ernte des Gelernten und Eingeübten angeſehen und behandelt werden. Ehe etwas aus dem Menſchen gezogen werden darf, muß das, was in ihm liegt, entwickelt werden und zur Reife gelangen. Statt den Schüler eine Reihenfolge von Zahlen, die mit 1 anfangen und mit 10 enden, auf ſeiner Schiefertafel darſtellen zu laſſen, kann er auch eine Reihenfolge von 1 bis 10 von geraden und ungeraden Zahlen vorſtellen. Für die geraden Zahlen wird er 2, 4, 6, 8 und 10; für die ungeraden aber 1*), 3, 5, 7, 9 und 11 finden. Nachdem es dieſe Reihenfolgen hinlänglich kennt, wird man die Schüler zu jeder Zahl derſelben wieder eine beliebige andere Zahl, als 1, 2, 3, oder 4 ꝛc. hinzuſetzen laſſen. Ferner können zu eben dieſen Reihenfolgen die Zahlen 2, 3 und die mehreren derſelben, die einander gleich und ungleich ſind, wie oben und zwar unter den nämlichen Geſichtspunkten und Berückſichtigungen hinzugeſetzt werden. Die Norm, unter welcher der Schüler dieſe Anſicht ausführt und anſpricht, iſt bey der Hinzuſetzung des eins folgende:

1 zur erſten geraden Zahl geſetzt giebt 3
1 — 2ten — — — — 5
1 — 3ten — — — — 7 ꝛc.

Das Nämliche findet mit den ungeraden Zahlen ſtatt. Wird die Zahl 2 doppelt zu der Reihenfolge der ungeraden Zahlen geſetzt, ſo geſchieht dieſes auf folgende Weiſe:

2 und 2 zur 1ſten ungeraden Zahl geſetzt giebt 5
2 — 2 — 2ten — — — — 7 u. ſ. w.

---

*) Der Zahl eins wird die Eigenſchaft weder von gerade noch ungerade gegeben. Im täglichen Leben aber wird ſie dennoch gewöhnlich als ungerade angeſehen und behandelt.

Selbſt die ungeraden Zahlen müſſen unter nämlichen Abwechſelungen zu den geraden geſetzt und vom Schüler nach folgender Norm ausgeführt werden:

Die 1ſte ungerade Zahl zur 1ſten geraden geſetzt giebt 3
die 2te — — — 1ſten — — — 5
die 3te — — — 1ſten — — — 7 ꝛc.

Die in dieſer Rückſicht zu machenden Fragen ergeben ſich einerſeits aus den Reihenfolgen ſelbſt, anderſeits aber kann die oben angegebene Ausführung der Uebungen auch dießfalls als Leitfaden dienen. Um indeß, der Kürze ungeachtet, die ich in dieſer Darlegung beobachte, ſo viel möglich deutlich zu ſeyn, mögen folgende Fragen hier ſtehen. Wenn ich 6 und 1 zu 7 hinzuſetze, wie viel erhalte ich? Ich zähle 5 und 7 zur 2ten geraden Zahl, wie viel erhalte ich? Zur 2ten ungeraden Zahl ſetze ich 1, 2 und 3 hinzu, wie viel entſteht dadurch? Zur 2ten ungeraden und zur 1ſten geraden Zahl ſetze ich 4 hinzu, wie viel machen ſie zuſammen aus? ꝛc. Ich habe ſchon im Anfange der Darſtellung der Zahl für den Schulunterricht klar zu machen geſucht, daß das, was der Lehrer zum Theil thut, auch abwechſelnd vom Schüler gethan werden müſſe. Daher richtet auch dieſer ähnliche Fragen an ſeine Mitſchüler, die ſie dann eben ſo löſen, als wenn ſie vom Lehrer ſelbſt gemacht worden wären. Auch müſſen die Abänderungen, Abwechſelungen und Sorgfaltsmaßregeln, die ich daſelbſt angegeben, in ihrem ganzen Umfange berückſichtigt werden. Zu Vermeidung jeder Weitläufigkeit trete ich dießfalls nicht weiter ein und gehe in den Uebungen ſelbſt weiter.

Als Ende des Hinzuſetzens kann man den Zögling alle Veränderungen angeben laſſen, unter denen ſich die eine oder andere Zahl zu bilden fähig iſt; zum Beyſpiel: unter welchen Abwechſelungen kann man 2, 3, 4 ꝛc. erhalten? Zwey erhält man durch 1 und 1, oder durch 2; 3 erhält man durch 1, 1 und 1, oder durch 2 und 1 oder durch 3; 4 erhält man durch 1, 1, 1, und 1, oder durch 2, 1 und 1, oder durch 3 und 1, oder durch 2 und 2, oder durch 4 ſelbſt. So kann man den Schüler ferner unterſuchen laſſen, welche die veränderten Geſtalten ſeyen, unter denen er 5, 6, 7, 8, 9 und 10 darſtellen oder bilden könne. Indeß iſt es weder nothwendig noch wichtig, daß das Kind alle Formen erſchöpfe; dennoch iſt die Aufſuchung aller weſentlichen Veränderungen, die mit den Zahlen, welche über 6 gehen, gemacht werden können, für den Schüler nicht überflüſſig. Einzelne Fragen, die aus dieſen Reihenfolgen fließen, ſind folgende:

Fr.: Wie kann man 5 erhalten? Ant.: durch 5, oder durch 4 und 1, oder durch 3 und 2, oder durch 3, 1 und 1 u. ſ. w. Fr.: Unter wie vielen Veränderungen iſt dieſes möglich? Als Ant.: wird er auf ſeiner Schiefertafel alle dieſe Veränderungen machen und das Reſultat dann angeben müſſen. Im Kopf dieſes alles ausführen zu wollen, wäre ſeine Kraft zu frühe auf die Probe geſetzt. Fr.: Aus wie vielen Zahlen kann 5 gebildet werden? Fr.: Welches iſt die größte und welches die kleinſte Anzahl Zahlen, durch die dieſes möglich iſt? Alle dieſe Reihenfolgen und Uebungen ſtellen den Begriff, den man unter dem Ausdruck „Addition,“ kennt, dar.

Bey Schülern von dieſem feſtgeſetzten Alter ſind dieſe Kunſtausdrücke zwar nicht nothwendig; um mich aber den Perſonen, die dieſes leſen, verſtändlicher zu machen, muß ich mich dennoch derſelben bedienen. Die Kunſtausdrücke in der Zahlenlehre haben für den Schüler nur dann Werth und finden nur dann ihre Anwendung, wenn er ſich im vollen Beſitze der Sache ſelbſt befindet und dieſer Kunſtausdruck ſelber dadurch begründet iſt. Auf dieſe Erläuterung geſtützt, bediene ich mich der Kunſtausdrücke, ohne daß jedoch der Lehrer im Anfange der Schulfähigkeit ſeines Zöglinges von dieſer Benennung Gebrauch mache. Ich habe anfangs klar zu machen geſucht, wie die Ausführung der Reihenfolgen wirklich ſtatt finden ſoll. Als Ergänzung ſage ich noch: Alle aufgeſtellten Reihenfolgen müſſen nicht nur mit dem Griffel auf der Schiefertafel durch Linien (Striche) dargeſtellt, ſondern jedesmal gleichzeitig vom Schüler auch wörtlich ſo ausgeſprochen werden, wie die ſchulgemäße Ordnung es erfordert.

Subtraction.

Man läßt den Schüler die Zahlen von 1 bis 10 durch Zeichen (Linien, Striche) auf ſeiner Schiefertafel darſtellen, und von jeder dieſer Zahlen läßt man ihn dann wieder 1, 2 u. ſ. w. bis 10 wegthun (ausſtreichen, abziehen). Die Norm unter der dieſes ſtatt findet, iſt folgende:

1 von 1 weggethan, iſt nicht möglich.
1 — 2 — bleibt 1.
1 — 3 — — 2 ꝛc.

2 — 1 weggethan iſt unmöglich.
2 — 2 — —
2 — 3 — bleibt 1.
2 — 4 — — 2 ꝛc.

Auf dieſem Wege wird fortgefahren; der Schüler zieht 3 hernach 4 ꝛc. von den Zahlen dieſer Reihenfolgen ab, und ſetzt dieſes fort, ſo weit es der Lehrer für nothwendig erachtet. Ich glaube hier nicht weiter in Erinnerung bringen zu müſſen, daß das Darſtellen der Rechnungsoperation durch Striche, das Rechnen ſelbſt und das mündliche Ausſprechen des Gethanenen gleichzeitig ſtatt finden muß. Statt nur zwey, kann der Schüler auch drey Zahlen abziehen, und zwar wieder gleiche und ungleiche. Dieſes aber auf 3 und mehrere Zahlen ausdehnen zu wollen, iſt bey Schülern, die ſich auf dieſer Stufe der Bildung befinden, nur in ſofern weſentlich, als dieſes bey der Addition ausgeführt wird. Was bey der Addition über gerade und ungerade Zahlen und ihre Reihenfolgen geſagt und vorgenommen wurde, kann auch in der Subtraktion ſtatt finden. Die daſelbſt aufgeſtellte Norm iſt auch hier hinreichend, indem die Subtraction nur als eine Umkehrung der Addition anzuſehen und zu behandeln iſt. Als Schluß dieſer Uebungen ſagt der Lehrer zum Schüler: Unterſuche, durch was für Veränderungen jede der Zahlen von 1 bis 10 wieder aufgehoben werden könne? Und dieſer wird unter anderm bey der Zahl 4 finden, daß ſie bey ihrer Aufhebung allen den Veränderungen unterworfen iſt, die ſie bey ihrer Bildung hatte. Z. B. von 4 kann man 1, 1, 1 und 1 wegthun bis nichts mehr bleibt; oder 2, 1 und 1, oder 3 und 1, oder 2 und 2, oder endlich 4 ſelbſt. Aehnliche Fragen, die bey der Addition jedesmal gegeben worden ſind, können auch hier wieder unter der Subtractionsform ſtatt finden, und müſſen, nachdem ſie ſinnlich anſchaulich dargeſtellt werden, unmittelbar darauf folgen. Als Beleg mögen einige Beyſpiele über die oben aufgeſtellten Reihenfolgen hier angeführt werden.

Fr. Wenn man von der Zahl 10 die Zahl 7 wegthut, wie viel bleibt? Wenn man von der Zahl 10, 1 und 6 wegthut, wie viel bleibt dann noch? Von der dritten geraden Zahl werden 2 und 3 abgezogen, es fragt ſich, wie viel bleibe? von der fünften ungeraden Zahl wird die dritte ungerade weggethan, es fragt ſich, wie viel noch bleibe? Welche Zahl kann man von 4 wegthun, damit nichts bleibe? Welche Zahlen können von 4 weggethan werden, wenn nichts mehr bleiben ſoll? Auf wie viele verſchiedene Arten kann man Zahlen von 5 wegthun, wenn jedesmal nichts mehr bleiben darf? oder aber, wenn noch 1 oder 2 ꝛc. bleiben ſoll? Welche Zahlen kann man von 4 nicht wegthun? und welche kann man davon wegthun?

Es wäre einerſeits ſehr ſchwer, dieſes auf Tabellen zu veranſchaulichen, anderſeits gienge es nicht aus der erzeugend ſchöpferiſchen Kraft des Kindes ſelbſt hervor, die mit der geiſtigen innern Anſchauung in keinem Einklange ſtehen würde. Ich kann alſo nicht genug wiederholen, daß alles dieſes durch einfache Anſchauungsmittel, die das Kind ſelbſt hervorbringt, verwirklicht werden müſſe. Auf dieſer Stufe wird vorzüglich gefordert, daß die Bethätigung der Hand, des Auges und des Mundes gleichzeitig mit der

Berechnung der jeweilig gegebenen Zahlverhältniſſe ſtatt finden muß.

Multiplikation.

Man läßt den Schüler die Zahlen von 1 bis 10 wiederum mit Strichen anſchaulich darſtellen und hernach jede derſelben einmal nehmen. Er wird aber ſogleich finden, daß die alſo erzeugten Zahlen unverändert bleiben. Dann läßt der Lehrer den Schüler jede Zahl der obigen Reihenfolgen 3 mal, 4 mal ꝛc. wiederholen.

Die Norm hievon iſt:

1 zweymal wiederholt, gibt 2.
2 zweymal wiederholt, gibt 4.
3 zweymal wiederholt, gibt 6.
4 zweymal wiederholt, gibt 8. u. ſ. w.

Die Fragen hierüber müſſen unmittelbar folgen; welches aus dem oben Dargelegten bereits klar iſt. Auch die geraden und ungeraden Zahlen ſind der nämlichen Wiederholungen fähig, wie dieſes bey der Addition vielſeitig ausgeführt worden. Zieht man die verſchiedenen Uebungen bey der Addition etwas näher zu Rathe, ſo mögen zur weitern Verdeutlichung dieſer Operationen wenige Beyſpiele hinreichen und eine ausgedehnte, weitere Ausführung überflüſſig machen.

Fr. Wenn man die Zahl 8 dreymal wiederholt, wie viel wird es geben? Die vierte gerade Zahl 2 mal wiederholt, gibt wie viel? Die dritte ungerade Zahl 5 mal wiederholt, gibt wie viel? Wenn man die dritte ungerade Zahl ſo oft wiederholt, als die zweyte gerade Zahl Einheiten hat, wie viel wird es geben?

Nicht nur der Lehrer, ſondern auch der Schüler hat an ſeine Mitſchüler, unter Leitung und Aufſicht, und nachdem die Reihenfolgen zuerſt auf der Schiefertafel dargeſtellt worden, ſolche Fragen zu machen. Damit aber nicht immer der vorgerücktere Schüler allein antworte, muß der Lehrer die Schulordnung, deren ich diesfalls im Anfange erwähnt, handhaben. Es iſt nothwendig, daß ein Schüler, ſo wie er das Reſultat ſeiner Aufgabe kennt, zum Zeichen nur einen Finger in die Höhe hebe. Ihn auf dieſer Stufe mit Quadrat- und Nichtquadratzahlen bekannt und vertraut zu machen, gehört ganz hieher; beſonders da die Kenntniß des Quadrats und ſeiner Eigenheiten ihm ſchon ganz geläufig ſeyn muß. Zur Erreichung dieſes Endzwecks gibt man dem Schüler die Zahlen von 1 bis 10 ſo oft zu wiederholen, als jede derſelben Einheiten hat. Für eins findet er dann 1; für 2, 4; für 3, 9; für 4, 16 u. ſ. w. Dieſem wird dann beygefügt, daß die alſo gefundenen Zahlen gewöhnlich Quadratzahlen genannt werden, indem ſie mit den Operationen, die wir mit dem Quadrat vornehmen, übereinſtimmen. Um dieſes noch mehr zu verdeutlichen, kann man das Nämliche auch durch das Quadrat ſelbſt darſtellen laſſen; z. B. wenn auf eine Linie, die eins vorſtellt, ein Quadrat gemacht wird, ſo gibt es eins; iſt die Linie doppelt ſo lang und wird wieder ein Quadrat auf dieſelbe gemacht, ſo enthält es 4 ſolcher Quadrate, wie das erſte war; iſt die Linie 3 mal ſo lang als die erſte und wird wieder ein Quadrat auf dieſelbe gemacht, ſo enthält es 9 Quadrate. Mit einer Linie, die 4 ſolcher Theile hat, ergibt ſich das Quadrat 16. So wird dieſes fortgeſetzt, bis die Grundlinie 10 Theile und das darauf gemachte Quadrat 100 Quadrätchen enthält. Als weitere Uebung hierin mag Folgendes noch nothwendig werden:

Fr. Welche Quadratzahlen finden ſich in den Zahlen 1, 2, 3 bis 10? Der Schüler wird in der Zahl 1 die Quadratzahl 1; in der Zahl 2 die Quadratzahlen 1 und 1; in der Quadratzahl 5 aber die Quadratzahlen 4 und 1 oder die Quadratzahl 1 fünfmal finden u. ſ. w. Als Endübung mag bey der Multiplikation wie bey der Addition die Unterſuchung ſtatt finden, unter welchen Veränderungen die Zahlen 1, 2, 3, 4 ꝛc. durch Wiederholungen hervorgebracht werden können. So kann 1 durch die Wiederholung von 1, 2 durch die Wiederholung von 1 zweymal oder durch die Wiederholung von 2 einmal; 3 durch die Wiederholung von 1 dreymal, oder durch die Wiederholung von 3 einmal; 4 durch die Wiederholung von 1 viermal oder durch die Wiederholung von 4 einmal, oder durch die Wiederholung von 2 zweymal erhalten werden u. ſ. w. Dieſe Uebung wird ohne Schwierigkeit auf gerade und ungerade Zahlen ausgedehnt. Um dem Schüler nicht zu oft das Gleiche zu wiederholen, wird man wohl thun, die diesfalls aufgeſtellten Reihenfolgen auch noch auf die geraden und ungeraden Zahlen zu übertragen. Die einzelnen Fragen und Aufgaben fangen nach und nach an, eine wichtigere Stelle einzunehmen. So wie die ſinnliche Darſtellung der Zahlverhältniſſe anfängt, weniger

Zeit einzunehmen, ſo wird dieſer Zeitgewinn den diesfalls ſtatt gefundenen Reihenfolgen gewidmet werden müſſen. Doch muß man ſich hüten, dieſen Boden nicht plötzlich und zu ſchnell zu verlaſſen, wenn keine Lücke und keine Störung in den Bildungsgang des Kindes gebracht werden ſoll.

Diviſion.

Die Multiplikation kann hier ganz als Norm dienen und muß als die Umkehrung der erſten betrachtet werden, beſonders wenn man den Ausdruck „wie oft eine Zahl in der andern enthalten ſey“ beybehalten will. Dieſes wird auf folgende Weiſe ausgeführt: wie oft iſt 1, oder 2, oder 3 ꝛc. in jeder der Zahlen von 1 bis 10 enthalten? Der Schüler wird finden, daß 1 in 1, 2, 3, 4 ꝛc. auch 1, 2, 3, 4 ꝛc. mal enthalten iſt, und folglich durch dieſe Operation wieder, wie bey der Multiplikation, jedesmal die urſprüngliche Zahl entſteht. Unterſucht man das Nämliche mit der Zahl 2, ſo wird man finden, daß ſie in 1 nicht enthalten iſt, in 2 aber einmal, in 3 einmal und 1 bleibt als Reſt, in 4 zweymal, in 5 zweymal und es bleibt wiederum 1 übrig. So wird dieſe Uebung mit 3, 4, 5 ꝛc. auf die nämliche Weiſe fortgeſetzt. Wie weit dieſes nothwendig ſey, überlaſſe ich hier der Einſicht des Lehrers zu beſtimmen. Die weitere Ausführung dieſer Anſicht ſowohl mit den geraden als ungeraden und Quadratzahlen, ſo wie auch die einzelnen Fragen, die jedesmal aufgeſtellt werden können, ſind bey der Multiplikation nachzuſehen und können mit Leichtigkeit auch auf die Diviſion übertragen und angewandt werden. Um indeß dem ungeübtern und ſchwächern Lehrer hinlänglichen Stoff, beſonders im Anfange, in die Hand zu geben, folgen hier noch einige einzelne Fragen: Wie oft iſt 3 in 10 enthalten? Welche Zahlen ſind in 10 enthalten? und welche nicht? Wie oft iſt die erſte gerade Zahl in der fünften geraden enthalten? und wie oft in der fünften Quadratzahl? Wie oft iſt die zweyte Quadratzahl in der dritten Quadratzahl enthalten?

Da aber die Diviſionsform oft unter dem Geſichtspunkt des Theilens zum Vorſchein kommt, und dieſes allerdings eine Geiſtesoperation erheiſcht, die im Leben ihr volles Recht anſpricht; ſo muß ſie dem Schüler auch noch von dieſem Standpunkt aus anſchaulich dargelegt werden. Ihre wichtigern und weſentlichern Reihenfolgen ſind folgende: Man läßt den Zögling unterſuchen, welche von den Zahlen, von 1 bis 10 an, man in 2, 3, 4 ꝛc. gleiche Theile theilen könne. Er wird finden, daß er die Zahlen 2, 4, 6, 8 und 10 in zwey; 3, 6 und 9 in drey, und 4 und 8 in 4 gleiche Theile theilen könne ꝛc. Eben ſo kann dieſes auch auf ungleiche Theile ausgedehnt werden; und der Schüler wird finden, daß 3, 4, 5, 6, 7 ꝛc. in ungleiche Theile getheilt werden können. Ferner läßt man den Zögling Zahlen aufſuchen, die zugleich in gleiche und ungleiche Theile getheilt werden können. Für dieſen Fall wird er wieder 3, 4, 5, 6, 7 ꝛc. finden. Als eine kleine Abänderung mag noch Folgendes hier am rechten Orte ſtehen: man läßt ihn Zahlen aufſuchen, die gleichzeitig in eben ſo viele gleiche als ungleiche Theile getheilt werden können. Wichtiger als dieſe Veränderung iſt aber folgende: Zahlen aufzuſtellen, die man zugleich in 2 und 3, oder in 2 und 4, oder in 3 und 4 ꝛc. gleiche Theile theilen kann. Wenn man zu Brüchen ſeine Zuflucht nimmt, ſo können alle Zahlen, ohne Ausnahme, in jede beliebige Anzahl Theile getheilt werden. Sie ſind nach dieſer Anſicht in's Unendliche theilbar. Das Kind wird aber in dieſem Alter nicht auf dieſe Wahrheit, die der Theilung aller Größen und aller Zahlen zum Grund liegt, fallen, und noch iſt es zu frühe, es hierauf aufmerkſam zu machen. Einzelne Fragen, die über das Weſentlichſte der Diviſionsform noch mehr Licht zu geben geeignet ſind, erſparen wir eine weitere Ausführung der Reihenfolgen, die auf die gleiche Weiſe ſtatt finden müſſen, wie dieſes an mehreren Orten umſtändlich erörtert wird.

Fr. Wie oft iſt 2 in 10 enthalten? oder auch, wie viel beträgt ein Theil, wenn man 10 in 2 gleiche Theile eintheilt? Wie viele Zahlen hat es bis 20, die man in 3 gleiche Theile theilen kann? und wie viele, die nicht in 3 gleiche Theile getheilt werden können? *) Welche Zahlen kann man in 3 gleiche und welche nicht in 3 gleiche Theile theilen? Welche Zahlen kann man zugleich in 2 und 3, oder in 2 und 4 gleiche Theile theilen? Wenn man 18, in 2 und 3 gleiche Theile theilt, wie viel iſt einer der zwey und wie viel einer der drey gleichen Theile? Welche Zahlen kann man in 2, 3 und 4 gleiche Theile zugleich theilen, und wie viel iſt jeder derſelben? Welche

---

*) Bey dieſer Theilung von Zahlen darf kein Reſt übrig bleiben.

Zahlen kann man in 2 gleiche und zugleich in 2 ungleiche Theile theilen. Wie viele betragen dieſe Theile jedesmal? Welches iſt die erſte Zahl, durch die dieſes möglich? welches die zweyte?

Aus dieſen einzelnen Fragen wird niemand den Schluß ziehen wollen, daß nicht am Ende jeder Reihenfolge die dießfälligen Fragen folgen müſſen, und daß nur um der Kürze halber und um keine Unterbrechungen zu leiden, dieſe Uebungen ſo dargelegt werden.

Aeuſſere Vergleichung der Zahlen unter einander, oder auch arithmetiſches Verhältniß derſelben.

Die dießfällige erſte und einfachſte Reihenfolge iſt dieſe: man gibt dem Schüler auf, er ſolle auf ſeiner Tafel durch Linien oder Striche Zahlen aufſtellen, die einander gleich, und hernach ſolche, die einander ungleich ſind. Für den erſten Fall findet er 1 gleich 1; 2 gleich 2 ꝛc.; für den zweyten aber 1 ungleich 2, 3, 4 ꝛc. Das Ungleiche der Zahlen wird durch das **Mehr** oder **Weniger** beſtimmt; z. B. Zahlen, wovon die eine immer mehr iſt als die andere, und hinwieder ſolche, wovon die eine immer weniger iſt als die andere. So iſt 2, 3, 4 ꝛc. mehr als 1, und 2, 3, 4 ꝛc. ſind weniger als 10. Dieſes Mehr und Weniger durch die Zahl als Einheiten ausgedrückt und beſtimmt, z. B. der Schüler ſoll mehreremal zwey Zahlen aufſuchen, wovon die eine um 1, oder 2, oder 3, oder 4 mehr iſt als die andere. Eben ſo ſoll er hernach wieder mehreremal zwey Zahlen aufſuchen, wovon die eine um 1, 2, 3, 4 ꝛc. weniger iſt als die andere.

Dieſes mehr und weniger wird mit dem Kunſtausdruck „Unterſchied“ benennt. (Sollte dem Zögling dieſer Kunſtausdruck nicht geläufig ſeyn, ſo muß er ihm auf die, im häuslichen Leben geforderte Weiſe deutlich und geläufig gemacht werden.)

Reihenfolgen hievon wären, Zahlen aufzuſtellen, die einen Unterſchied von 1, 2, 3, 4 ꝛc. bilden, oder wovon der Unterſchied gleich iſt der kleinern, mehr oder weniger als die kleinere, gleich der größern *) oder um 1, 2, 3, 4 ꝛc. weniger als die größere Zahl.

Würde man einen Unterſchied fordern, der um 1, 2, 3 ꝛc. größer wäre als die größere Zahl; ſo müßte das Kind ſeine Zuflucht ſchon zu einer negativen Zahl nehmen, das natürlicherweiſe hier noch nicht von ihm verlangt werden darf. Dieſe Vergleichung eben ſo in Rückſicht auf die kleinere Zahl anzuſtellen, iſt von ſelbſt ohne weitere Angabe von Reihenfolgen und Ausführungsmitteln einleuchtend. Ein großer Theil dieſer Reihenfolgen muß noch mit ſinnlich anſchaulichen Mitteln dargeſtellt und ganz auf die gleiche Weiſe behandelt werden, wie ich im Anfange dieſer Darſtellung für die Schule mich umſtändlich äußerte, beſonders auch in Betreff der Abwechſelung im mündlichen Zu-

---

*) Der Unterſchied zwiſchen nichts und jeder Zahl iſt gleich der größern Zahl. Nichts oder Null iſt bey allen Größenverhältniſſen der Mittelpunkt zwiſchen den negativen und poſitiven Größen. An dieſen Mittelpunkt ſchließen ſich ſogar in dieſen erſten Anfangsübungen ſchon die negativen Zahlverhältniſſe an, und ihre Uebungen und Reihenfolgen ſind nicht weniger einfach.

ſammenſprechen. Dieſes wird dem Kinde durch Uebungen ſo leicht und geläufig, daß eine gehörige Eintheilung im Zuſammenſprechen ein eigentliches Belebungsmittel der Thätigkeit der Jugend auf dieſer Stufe werden muß. Als Vollendung dieſer lezten aufgeſtellten Reihenfolgen mögen folgende Fragen für das, was ich durch dieſelben zu erzielen ſuche, dienlich ſeyn:

Fr. Welche und wie viele Zahlen ſind gleich? Welche ſind ungleich? Nenne mir zwey Zahlen, wovon die erſte immer um 10 weniger iſt als die zweyte. Nenne mir drey Zahlen, wovon die mittlere um 1 mehr iſt als die erſte und um 1 weniger als die dritte. Nenne mir zwey Zahlen, die gar keinen Unterſchied bilden. Suche 2 Zahlen auf, die einen Unterſchied von 1 bilden; oder 2 Zahlen, die einen Unterſchied bilden, der gleich iſt der kleinern, oder aber 2 Zahlen, die einen Unterſchied bilden, der kleiner iſt als die größere Zahl ꝛc. Wie vielmal zwey Zahlen gibt es, die einen Unterſchied bilden? Wie vielmal zwey Zahlen aber, die keinen Unterſchied bilden? Zwiſchen was iſt der Unterſchied immer ſo groß als die größere Zahl? und die Schüler werden als Antwort finden, zwiſchen nichts und jeder Zahl ſey der Unterſchied immer ſo groß als die Zahl ſelbſt. Wie viele Zahlen gibt es, die mehr, und wie viele, die weniger ſind als 10? Welche Zahl iſt um 10 mehr als 10, und welche Zahl iſt um 10 weniger als 10?

Welcher von euch, Schüler, iſt im Stande, ähnliche Fragen über die aufgeſtellten Reihenfolgen an ſeine Mitſchüler zu richten? Sollte ſich keiner hiefür gleich anheiſchig machen, ſo ſagt der Lehrer, er werde noch einmal ſolche

Fragen aufſtellen, ſie möchten nur recht acht geben, damit ſie hernach im Stande ſeyen, dieſes ſelbſt zu unternehmen. In keinem Fall aber darf der Lehrer auf einer ſolchen Stufe weiter gehen, ehe unter der Anzahl ſeiner Schüler ſich wenigſtens einer befindet, der ſeine Stelle einnehmen kann. Auch glaube ich die Bemerkung überflüſſig, daß ſeine Stelle früher ſchon dann und wann durch irgend einen ſeiner Schüler in gehöriger Abwechslung beſetzt werden müſſe. Mit jedem Vorſchritt in dieſen Uebungen muß bey ihnen die Kraft und Freyheit, das was ſie beſitzen, andern mitzutheilen, zunehmen.

Innere Vergleichung, oder geometriſches Verhältniß der Zahl.

Man läßt den Schüler wieder auf ſeiner Schiefertafel zuerſt durch anſchauliche Zeichen, durch Striche, Linien ꝛc., Reihenfolgen von Zahlen darſtellen, indem man zu ihm ſagt: Suche Zahlen auf, wovon die eine immer die Hälfte von der andern iſt. Gleichzeitig ſtellt er auch ſolche auf, von denen man immer die Hälfte nehmen kann. Für die erſte Reihenfolge findet er 1 und 2; 2 und 4; 3 und 6 ꝛc.; für die zweyte Reihenfolge findet er zuerſt 2, wovon die Hälfte 1; hernach 4, wovon die Hälfte 2; 6 wovon die Hälfte 3 iſt u. ſ. w. Auf die gleiche Weiſe kann man den Zögling Zahlen aufſuchen laſſen, wovon die eine ein Drittel von der andern iſt, und hinwieder andere, von denen der 3te Theil genommen werden kann. Mit 4teln, 5teln, 6teln, 7teln bis 10teln finden die gleichen Reihenfolgen und die nämliche Ausführung ſtatt; eben ſo mit Zahlen, wovon die eine, ſtatt nur einen Theil, mehrere Theile von der andern ausmacht; z. B. 2/3, 2/4, 2/5 ꝛc. und umgekehrt, Zahlen, von denen man 2/3, 2/4, 2/5 ꝛc. nehmen kann.

Wie dieſes zu jeder beliebigen Anzahl von Theilen fortzuſetzen ſey, iſt aus der nunmehr aufgeſtellten Norm zu erſehen. Um aber durch dieſe gedrängte Darlegung der Klarheit in nichts zu vergeben, folgen noch ein paar Reihenfolgen:

Stellt Zahlen auf, wovon die eine immer 3/4 von der andern iſt.

3 und 4, 6 und 8, 9 und 12 ꝛc. werden dieſem entſprechen.

Hernach ſtellt Zahlen auf, von denen man 3/4 nehmen kann. Sie werden finden: 4, 8, 12, 16 ꝛc.

Das Nämliche auf 4/5, 5/6, 6/7, 7/8, 8/9, 9/10 ꝛc. auszudehnen, kann nicht als entbehrlich angeſehen werden. Auch wird dieſe Uebung auf Theile fortgeſetzt, die mehr als die Zahl ausmachen, als 3/2, 4/3, 5/4 ꝛc. Ferner kann man die Schüler Zahlen aufſtellen laſſen, wovon die eine 3 mal die Hälfte der andern iſt, wie 3 von 2, 6 von 4, 9 von 6, 12 von 8 ꝛc. Dreymal der halbe Theil kann auch als 1 1/2 mal die Zahl in's Auge gefaßt und es können ganz die gleichen Reihenfolgen aufgeſtellt werden; z. B. 1 1/2 mal 2, 4, 6, 8, 10 ꝛc. So wieder 1 1/2 mal 3, 6, 9, 12 ꝛc. Verſteht ſich, daß auch die umgekehrte Form ſtatt finden muß; z. B. 3, 6, 9 ꝛc. iſt 3 mal der halbe Theil von welchen Zahlen? und der Schüler wird finden, von 2, 4, 6 ꝛc. Um dieſe Reihenfolgen noch in einen umfaſſendern Zuſammenhang und in ein eitereres Licht zu ſetzen, mögen einzelne Aufgaben, die heils aus dieſen Reihenfolgen hervorgehen, theils als rgänzung hieher gehören, hier eine Stelle finden. Werden die Schüler auf eine Weiſe geführt, daß die Entwickelung der Geiſteskraft in dem Grad vorſchreitet, als ſie in en diesfälligen Uebungsmitteln jetzt weiter geſchritten nd; ſo kann der Lehrer im Aufſtellen der Fragen ſeine telle durch einen ſeiner Schüler vertreten laſſen.

Fr. Von welcher Zahl iſt 13 die Hälfte? Was iſt e Hälfte von 26? 9 iſt $^3/_4$ von welcher Zahl? und wie el macht $^3/_4$ von 12?

3 iſt 3 mal ſo groß als welche Zahl? und wie viel acht $^1/_3$ von 3? Wie viel ſind $^3/_2$ von 10? oder anders sgedrückt: wie viel iſt 3 mal der halbe Theil von 10? ie viel gibt 1 $^1/_2$ mal 2? und 3 iſt 1 $^1/_2$ mal ſo groß als elche Zahl? Eins kann was für ein Theil von einer anrn Zahl ſeyn? Die Antwort wird lauten: ein halber Theil n 2, ein 3tel, von 3, $^1/_4$ von 4 u. ſ. w. Zwey könn was für Theile von andern Zahlen ſeyn? Antwort: ey Zweytel von 2, $^2/_3$ von 3, $^2/_4$ von 4, $^2/_5$ von 5 ꝛc. ey iſt aber ein Theil einer Zahl; es fragt ſich, wie viel Zahl ſey. Antwort $^1/_2$ von 4, $^1/_3$ von 6, $^1/_4$ von 8 ꝛc. er können was für Theile von andern Zahlen ſeyn? Antrt: ein Theil, oder 2 Theile, oder 4 Theile. Iſt aber r, ein oder 2 oder 4 Theile, was iſt jeder derſelben? twort: bey einem Theil $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$ ꝛc. und zwar von 12, 16 ꝛc.; bey 2 Theilen $^2/_2$, $^2/_3$, $^2/_4$ ꝛc. und zwar 4, 6, 8 ꝛc.; bey 4 Theilen $^4/_4$, $^4/_5$, $^4/_6$ ꝛc. und zwar

von 4, 5, 6 rc.; oder aber $\frac{4}{1}$ (gewöhnlich ausgedrückt 4 mal ſo groß), $\frac{4}{2}$, $\frac{4}{3}$, $\frac{4}{4}$ rc., und zwar von 1, 2, 3, 4 rc.

Aus der Ausdehnung dieſer eben ausgeführten Verhältniſſe von zwey Zahlen auf drey und vier Zahlen entſteht eigentlich erſt das geometriſche Verhältniß. Wenn man in naturgemäßen Reihenfolgen zu dieſen Verhältniſſen übergehen will; ſo hoffe ich, daß jederman die Dringlichkeit der oben aufgeſtellten Uebungen einſehen werde.

Der einfachſte Stufengang iſt dießfalls folgender:

Stellet auf euren Tafeln durch Zeichen wieder Reihenfolgen auf, wovon 1 der gleiche Theil von 2 iſt, wie 2 oder 3 rc. von welcher Zahl? Der Schüler wird finden, daß 1 der gleiche Theil von 2 iſt, wie 2 von 4, wie 3 von 6, wie 4 von 8 rc. Eben ſo werden Verhältniſſe angegeben, die das mehr- oder vielfache der Theile ausdrücken, wie dieſes oben bey 2 Zahlen auf eine ſehr vielſeitige Weiſe ausgeführt wurde. So ſind 2 die gleichen Theile von 3, wie 2, 4, 6, 8, 10 rc. von welchen Zahlen? Drey ſind die gleichen Theile von 4, wie 3, 6, 9, 12 rc. von welchen Zahlen? Statt des Ausdrucks gleicher Theile bedient man ſich gewöhnlich der Worte „ſie verhalten ſich.“ Um dem Schüler dieſen Ausdruck auf eine naturgemäße Weiſe deutlich zu machen, können die nämlichen Reihenfolgen unter dieſem Kunſtausdruck noch einmal vorgenommen werden. Deßwegen werde ich hier noch einige Aufgaben folgen laſſen, die die ganze Ausdehnung dieſer Uebungen in's Licht zu ſetzen geeignet ſind.

Fr. 3 verhält ſich zu 4, wie 9 zu welcher Zahl?

21 verhält ſich zu 24, wie 49 zu welcher Zahl? Um dieſe Aufgabe zu löſen, muß 21 als 7 mal 3, und 24 als 8 mal 3, oder als das Verhältniß von 7 zu 8 in's Auge gefaßt werden: 49 iſt hinwieder ⅞ von 56.

10 verhält ſich zu einer unbekannten Zahl, wie 1 zu 3; welches wird dieſe Zahl ſeyn? Antwort 30; denn 1 iſt ⅓ von 3, und 10 iſt ⅓ von 30.

20 verhält ſich zu 30, wie eine unbekannte Zahl zu 9; welches wird wohl dieſe Zahl ſeyn? Um dieſe Aufgabe zu löſen, muß 20 als ⅔ von 30 in's Auge gefaßt werden, und die unbekannte Zahl wird auch ⅔ von 9 ſeyn.

Ein unbekannte Zahl verhält ſich zu 20, wie 4 zu 5; es fragt ſich, was dieſes für eine Zahl ſey? Antwort 16; denn 4 iſt ⅘ von 5, alſo muß die zu ſuchende Zahl auch ⅘ von 20 oder 16 ſeyn.

Alles, was bis jetzt mit den Einheiten als Uebung der Entwickelung der geiſtigen Anlagen des Kindes vorgenommen worden, iſt unvermiſcht in ſeinen karakteriſirenden Formen erhalten und durchgeführt worden. Die Geſichtspunkte, unter denen die Zahl bis jetzt aufgefaßt wurde, können aber auf die mannigfaltigſte Weiſe mit einander verbunden werden. So kann z. B. die Addition mit der Subtraction, die Addition mit der Multiplication, die Diviſion mit den arithmetiſchen oder geometriſchen Verhältniſſen ꝛc.; ferner die Addition mit der Subtraction und mit der Multiplication zugleich, oder die Addition mit der Subtraction und mit der Diviſion ꝛc. ꝛc. verbunden werden. Dieſe Anſicht geht ſo klar aus dem zu befolgenden Gange hervor, daß auch ohne Bemerkung jeder

Lehrer von ſelbſt auf dieſe Verbindungen und Zuſammenſtellungen gefallen wäre. Wie weit dieſe Verbindungen möglich ſind, kann mathematiſch erſchöpfend dargelegt werden; wie weit ſie aber für die Schüler als Entwickelung ſeiner geiſtigen Kräfte ausgedehnt und benutzt werden können, muß hier näher beſtimmt werden. Es iſt weder weſentlich noch nothwendig, daß dieſe Uebungen mit den Einheiten bis an's Ende durchgeführt werden, ehe man die einzelnen Uebungen unter ſich verbindet. Befindet ſich der Schüler bey der Subtraction, ſo kann ſogleich die Addition damit verbunden werden, und nach der Beendigung der Multiplication verbindet man die Addition und hernach die Subtraction damit. Bey noch wohl jungen Kindern bietet dieſer Gang Vorzüge dar, die nicht mißkannt werden dürfen. Ich wählte daher dieſe Art von Stufenfolge, um einen deutlichern Typus der Zahl als Entwickelung der Geiſteskräfte des Kindes aufſtellen zu können, und bin überzeugt, daß jeder Lehrer, der die Selbſtſtändigkeit jeder einzelnen Uebung aufzufaſſen fähig iſt, auch die Verbindungen leicht nach Bedürfniß zu machen im Stande ſeyn wird. Um dieſes jedoch zu erleichtern, will ich einige einzelne Aufgaben hier noch beyfügen.

Fr. Wenn man 10, 3 und 4 zuſammenzählt, und dann wieder 1 und 2 davon abzieht, wie viel wird bleiben? Welche Zahl muß man zu 10 hinzuſetzen, wenn man 7 davon abziehen will, und dennoch 20 bleiben ſoll? Wenn man zu drey 2 hinzuzählt, und dann dieſe Zahl ſo oft wiederholt, als ſie dadurch Einheiten erhalten hat, wie viel wird es geben? Wenn die zweyte Quadratzahl ſo oft wiederholt wird, als ſie Einheiten hat, wie oft iſt ſie in der 6ten Quadratzahl enthalten? Iſt der Reſt, der noch übrig bleibt, eine Quadratzahl, und welche? Wenn man zur 2ten Quadratzahl die 2te gerade Zahl addirt und davon die 1ſte ungerade abzieht, wie viel wird dann noch bleiben? Wenn die Zahl, welche 2 mal in 12 enthalten iſt, ſo oft wiederholt wird, als die 2te gerade Zahl Einheiten hat, wie viel wird dieſes geben? Von 10 werden 3 abgezogen und der Reſt iſt um 6 weniger als welche Zahl? Der Unterſchied zwiſchen 1 und 4 iſt ein Viertel von welcher Zahl? $\frac{1}{3}$ von 12 ſind 4 mal der Unterſchied zwiſchen welchen zwey Zahlen? Von der Hälfte einer Zahl ſollen 7 abgezogen werden und noch 3 bleiben, was iſt dieſes für eine Zahl? Die Zahl, die um 3 mehr iſt als 3, ſoll $\frac{3}{4}$ von einer andern Zahl ſeyn; es fragt ſich, welches dieſe Zahl ſey? Wenn die erſte Zahl 3 iſt und hernach 10 Zahlen folgen, wovon jede folgende immer 3 mehr iſt als die vorhergehende, wie viel wird die 10te Zahl ſeyn? wie viel die 1ſte und 10te, wie viel die 2te und zweytletzte zuſammen? ꝛc. Wie viel iſt die Hälfte von der Hälfte von 40? 6 iſt die Hälfte vom 3tel, von welcher Zahl? 10 iſt $\frac{5}{6}$ von $\frac{4}{5}$ von welcher Zahl? Wie viel machen $\frac{2}{3}$ von $\frac{3}{4}$ von 40? Die erſte Zahl, die man in 2 und zugleich auch in 3 gleiche Theile theilen kann, iſt die Hälfte von welcher Zahl? Die Zahl, die um 3 mehr iſt als 1, verhält ſich zu 12, wie 11 zu welcher Zahl? Die Zahl 4 ſo oft wiederholt, als ſie Einheiten hat, verhält ſich zu 20, wie 12 zu welcher Zahl? Der Unterſchied zwiſchen 10 und 16 verhält ſich zu 16, wie 30 zu welcher Zahl? Die Hälfte von einer unbekannten Zahl verhält ſich zu 12, wie 1 zu 4; es fragt ſich, was dieſes für eine Zahl ſey? Die Hälfte von der Hälfte von 100 verhält ſich zu 100, wie 11 zu welcher Zahl? Welche Zahl verhält ſich zur Hälfte von der Hälfte von 60, wie 7 zu 21? Die Hälfte und ein Drittel von 6 verhalten ſich zu 6, wie 25 zu welcher Zahl?

Dieſe wenigen Beyſpiele zeigen, wie leicht dieſe Verbindungen einerſeits vom Lehrer gemacht, anderſeits wie dieſe Aufgaben mit eben der Leichtigkeit vom Schüler gelöſt werden können, wenn dieſer nur einigermaßen das Weſen der verſchiedenen Operationen der Zahl in ihrem unverbundenen Zuſtand aufgefaßt hat. Würde er aber Aufgaben, die aus dieſen Verbindungen hervorgehen, nicht mit der größten Leichtigkeit zu löſen im Stande ſeyn; ſo darf angenommen werden, daß er in den einfachen Reihenfolgen der Zahl nicht gehörig geübt und geſtärkt worden ſey; deßwegen müßte er wieder zu den einfachen, unverbundenen Uebungen zurückkehren. Die Zahl, als Typus der geiſtigen Entwickelung des Kindes in's Auge gefaßt, fordert als allgemeine Regel, nach der man ſich zu richten hat, daß der Schüler jede Aufgabe, in welcher Verbindung ſie ihm auch immer dargelegt werde, aufzulöſen im Stande ſey. Kann er nun aber die eine oder andere Aufgabe, die nur aus Verbindungen hervorgehen, nicht löſen, ſo darf man annehmen, daß er den geforderten Grad ſeiner geiſtigen Entwickelung durch die Zahl noch nicht erreicht habe. Damit der Lehrer und der Schüler Gelegenheit finden, ihre dießfälligen Kräfte zu prüfen, ſo darf man die letztaufgeſtellten Fragen als Probierſtein gebrauchen.

Dieſe umſtändliche Darlegung der Zahl durch die Einheiten ſoll als Norm deſſen, was ich hier der Brüche halber darſtellen werde, dienen. Damit ich mich aber kurz faſſe, ſchicke ich ein paar leitende Geſichtspunkte voran. So wie die Zahlverhältniſſe dem Kinde durch Einheiten zur Anſchauung gebracht worden, muß dieſer Gang auch noch mit Brüchen befolgt werden, wenn es zu richtigen Begriffen vom Ganzen dieſer Verhältniſſe gelangen ſoll. Die Grundſätze, die ich bey den Einheiten aufſtellte, finden auch hier wieder ihre volle Anwendung. Das einfachſte Anſchauungs- und Verſinnlichungsmittel der Brüche iſt wieder die Linie, ohne jedoch einen Mißgriff zu thun, wenn man dieſes Mittel auch durch andere Gegenſtände erſetzen wollte. Aus mehrern Gründen darf man für die einfachern Bruchverhältniſſe der geraden Linie den Vorzug einräumen. In Folge deſſen ſagt der Lehrer zum Schüler: Stelle auf deiner Tafel 10 gerade, gleichlange Linien dar. Dann ſagt er wieder: er ſolle die erſte Linie ungetheilt laſſen, die zweyte in zwey, die dritte in drey gleiche Theile theilen, u. ſ. w., bis er die 10te Linie in 10 gleiche Theile getheilt. Faßt man jede dieſer Linien als ein Ganzes in's Auge, ſo iſt die 1ſte Linie ein Ganzes die 2te auch ein Ganzes, das 2 Halbe enthält, die 3te Linie wieder ein Ganzes mit 3 Dritteln, die 4te ein Ganzes von 4 Vierteln u. ſ. w. Aus dieſem geht dann für den Schüler folgender Anſchauungsbegriff der Ganzen und der Brüche hervor. Ein Ganzes iſt ſo groß als 2 Halbe, als 3 Drittel, als 4 Viertel ꝛc. Zwey Halbe ſind ſo groß als 3 Drittel, als 4 Viertel ꝛc., $\frac{2}{2} = \frac{3}{3} = \frac{4}{4} = \frac{5}{5}$

u. ſ. w. Auch iſt es gut, wenn man dieſes dem Schüle auf die, bey den Einheiten hinlänglich entwickelte For mündlich ausſprechen läßt, damit ihm die Fundamentalbegriffe, auf welchen die Brüche ruhen, nicht nur deutlich, ſondern auch geläufig werden.

Einzelne Fragen hierüber ſind noch nicht entbehrlich:

Fr. Sind $^3/_5$ oder $^4/_6$ mehr? Wie viele 12tel werden zu einem Ganzen erfordert? In wie viele Theile muſ man das Ganze eintheilen, um die größten, und in wi viele, um die kleinſten Theile zu erhalten? Antwort: da Ganze, das in die größte Anzahl Theile getheilt wird, erhält die kleinſten Theile.

Hat der Schüler eine richtige Anſchauung von de Ganzen und Brüchen, ſo werden alle Uebungen und Reihenfolgen, die bey den Einheiten aufgeſtellt worden, auc auf Brüche von einerley Art ausgedehnt; z. B. bey de Addition: es werden zu einem Ganzen 1, 2, 3, 4, Halbe ꝛc. gezählt und der Schüler unterſucht, wie viel Ganze es jedesmal gebe. Eben ſo werden Drittel, Viertel, Fünftel ꝛc. hinzugezählt und das Nämliche unterſucht. Es iſ aber in den dießfalls aufzuſtellenden Reihenfolgen nich nöthig, höher als bis zur Anzahl von 10 Halben, Dritteln, Vierteln ꝛc. hinaufzuſteigen. Deßgleichen werde auch Ganze und Brüche zu einem Ganzen gezählt, wi z. Ex. zu einem Ganzen ſoll $1\,^2/_3$, $1\,^3/_4$, $1\,^4/_5$ gezählt werden. Einzelne Fragen geben mit dem, was über die Einheite dießfalls aufgeſtellt worden, hinlängliches Licht, und ic bitte, dieſelben mit den daſelbſt aufgeſtellten Reihenfolge in Zuſammenhang zu bringen.

Fr

Fr. Zu 2½ wird 4½ gezählt, es fragt ſich, wie viele Ganze dieſes gebe? Wie viele 10tel müſſen zu 2⅒ gezählt werden, um 9⅒ zu erhalten? Zu ⅓ hat man eine Anzahl Drittel geſetzt und 4⅓ erhalten, es fragt ſich, wie viele Drittel man hinzugeſetzt habe? Man wünſcht, durch Halbe ein Ganzes zu erhalten, unter welchen Veränderungen kann dieſes geſchehen? Desgleichen durch Drittel oder Viertel ꝛc., es fragt ſich, unter welchen Abänderungen dieſes möglich ſey. Die 4te gerade Zahl in 3tel aufgelöst, giebt wie viele Ganze? Die 5te ungerade Zahl Ganze wird wie viele Halbe geben? Wenn man zu einem Ganzen und ⅓ zwey Drittel und 3⅓ hinzuzählt, wie viel wird dieſes geben?

Die Uebungen, Reihenfolgen und einzelnen Fragen müſſen aber bey den einfachen Brüchen nicht mit der Ausdehnung ſtatt finden, wie dieſes bey den Einheiten geſchehen iſt, indem das Weſen davon ſich in letzterm begründet hat.

Subtraction.

Einige einzelne Fragen mit Hülfe deſſen, was bey den Einheiten und der Addition der Brüche aufgeſtellt wurde, ſind hier ein hinreichender Leitfaden.

Fr. Wenn ⅕ von 10⅕ abgezogen werden, wie viele Ganze und Fünftel bleiben noch? Wie viele 7tel muß man von 1⅐ abziehen, wenn noch ein Ganzes bleiben ſoll? Wie viele Halbe muß man von 10 Ganzen abziehn, wenn noch 1½ bleiben ſoll? Wie viele 5tel muß man von 2⅕ abziehen, wenn man will, daß nichts mehr bleibe? Unter was für Veränderungen kann man 4tel von einem Ganzen abziehn, wenn noch $\frac{1}{4}$ oder $\frac{3}{4}$ ꝛc. bleiben ſollen?

Wenn auch hier keine Reihenfolgen aufgeſtellt worden ſind, die dieſe Verhältniſſe ſinnlich anſchaulich darſtellen, ſo darf nicht angenommen werden, es ſey auf dieſer Stufe entbehrlich, ſondern die gedrängte und kurze Darlegung fordert eine Auslaſſung von dem, was nicht abſolut nothwendig iſt. Uebrigens kann auch für die Subtraction die gerade Linie auf die gleiche Weiſe als Anſchauungsmittel benutzt werden, wie dieſes bey der Addition geſchehen iſt.

Verbindung der Addition mit der Subtraction.

Einzelne Fragen ſind auch für dieſen Endzweck hinreichend:

Fr. Wenn man zu 1 Ganzen $3\frac{1}{3}$ hinzuſetzt und hernach $1\frac{1}{3}$ davon abzieht, wie viel wird dann noch bleiben? Wie viel muß man zu $\frac{1}{3}$ zählen, wenn man $10\frac{1}{3}$ abziehn will und nichts mehr bleiben ſoll? Wenn man zu $\frac{2}{3}$ drey Drittel hinzuzählt und dann wieder $1\frac{1}{3}$ davon abzieht, wie viel wird bleiben?

Sollen $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$ zuſammengezählt werden, ſo muß man jeden Bruch als ein Ganzes ins Auge faſſen; ſonſt müßte man Brüche von verſchiedenen Arten addiren, welches ſpäter folgen wird.

Fr. Von $\frac{21}{7}$ werden $\frac{14}{7}$ abgezogen und hernach $\frac{10}{7}$ wieder hinzugeſetzt, es fragt ſich, wie viele Siebentel dieſes gebe?

Dieſe Aufgabe muß ebenfalls auf obige Weiſe gelöst werden.

Multiplication.

Da es nicht mehr nothwendig iſt, den Schüler auf dieſer Stufe und beſonders in dieſem Fall die Zahlverhältniſſe ſinnlich anſchaulich darſtellen zu laſſen; ſo könnte die früher aufgeſtellte Norm durch eine andere abgewechſelt werden. Ich machte ſchon im Anfange die Bemerkung, daß die Ziffer die Stelle der ſinnlichen Anſchauungsmittel einzunehmen und bey den Brüchen das Gedächtniß zu unterſtützen beſtimmt und geeignet ſey; und hier kann ohne Nachtheil für die Geiſtesentwickelung des Kinds der Anfang damit gemacht werden. Auf welche Weiſe das Kind zur Kenntniß der Ziffern geführt werden müſſe, wird durch die Lehre des Zifferrechnens ſelbſt, die ſpäter dieſem Bande nachfolgen ſoll, umſtändlich dargelegt.

Statt mit geraden Linien ſtellt der Schüler mit Ziffern auf ſeiner Schiefertafel folgende Reihenfolgen dar:

Fr. 10 wird ſo oft wiederholt, als ½, ⅓, ¼, ⅕ jedesmal einen Theil eines Ganzen ausmacht, wie viel wird es jedesmal geben? Bezeichne die gefundenen Reſultate mit Ziffern auf deiner Schiefertafel.

Wenn man 10 ſo oft wiederholt, als ⅔, ¾, ⅘, ⅚ ꝛc. Theile des Ganzen betragen; wie viel wird es jedesmal Ganze geben?

Auch dieſe Reihenfolge muß der Schüler durch Ziffern auf der Tafel mit dem jedesmal gefundenen Reſultat aufzeichnen. Man darf auf dieſer Stufe anfangen, die Kunſtwörter, „Multiplication, Diviſion ꝛc.“ ohne Nachtheil für die Entwickelung der Geiſteskräfte des Kindes zu gebrauchen, und zwar auf folgende Weiſe:

10 wird ſo oft wiederholt, als $1^1/_2$, $1^1/_3$, $1^1/_4$ ꝛc. Ganze betragen, oder wie man ſich gewöhnlich ausdrückt: 10 wird durch $1^1/_2$, $1^1/_3$, $1^1/_4$ ꝛc. multiplicirt, wie viel wird es geben? Bezeichnet die gefundenen Reſultate wieder durch Ziffern auf euren Schieſertafeln.

Wenn $10^1/_2$ durch $^1/_3$, $^2/_3$, $1^1/_3$, $1^2/_3$ multiplicirt werden, ſo fragt es ſich, wie viel es jedesmal gebe? Im Falle der Schüler Anſtand nimmt, dieſe Reihenfolgen alſo zu löſen; ſo ſetze man ihm neben dieſen Kunſtausdruck die natürliche Benennung. Um dieſe Art von Reihenfolgen zu löſen, werden z. B. die 10 Ganzen und das Halbe in Halbe verwandelt, welches 21 Halbe giebt; oder man nimmt den 3ten Theil vom Ganzen und verwandelt den Reſt, der von 10 übrig bleibt, in Halbe, zählt $^1/_2$ dazu und nimmt noch einmal den 3ten Theil.

Das Nämliche wird mit den andern Aufgaben fortgeſetzt. Noch folgen ein paar einzelne Fragen, die das Weſen dieſer Uebung in ein noch klareres Licht ſetzen werden:

Fr. Mit welcher Zahl muß man 10 multipliciren, wenn man $3^1/_3$ erhalten ſoll? Antwort: mit $^1/_3$.

Kann man 10 mit jedem Bruche, auch mit jeder Anzahl Ganzen und Brüchen multipliciren? Wenn die 2te ungerade Zahl Ganze mit $^5/_6$ multiplicirt wird, wie viele Ganze giebt es? Mit welchem Bruche kann man $1^1/_5$ multipliciren, ohne daß dadurch doppelte Brüche entſtehen? Antwort: $1^1/_5$ ſind $^6/_5$; ſie können ein halbes mal genommen oder mit $^1/_2$ multiplicirt werden, und es giebt $^3/_5$;

ferner können ſie mit $^1/_3$ oder auch $^2/_3$, oder mit $^1/_6$, $^2/_6$, $^3/_6$, $^4/_6$ und $^5/_6$ multiplicirt werden.

Ueber die Verbindungsweiſe der Multiplication mit der Addition oder mit der Subtraction, oder der Addition mit der Subtraction und Multiplication ꝛc. werde ich in Zukunft keine weitere Bemerkung mehr machen und keine fernere Anleitung mehr geben, ſondern mich ein für allemal auf das berufen, was ich dießfalls bey den Einheiten aufſtellte und was bey den Brüchen in Kürze nur als Wiederholung angeſehen und behandelt werden muß.

Diviſion.

Man läßt den Schüler wieder auf ſeiner Schiefertafel durch Hülfe der Ziffern unterſuchen, wie oft $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$ ꝛc. in 10 enthalten ſey; oder er fragt ihn, welches einerley iſt: wie viel wird 10 mit $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$ ꝛc. dividirt, jedesmal geben? Eben ſo läßt man ihn unterſuchen, wie viel 10 mit $^2/_3$, $^3/_4$, $^4/_5$ ꝛc., oder mit $1^1/_2$, $1^1/_3$, $1^2/_3$ ꝛc. dividirt, jedesmal gebe? Oder welches wieder einerley iſt, er läßt ihn unterſuchen, wie oft dieſe Brüche in 10 enthalten ſeyen. Auch hier muß, wenn man es noch nothwendig findet, der Naturausdruck dieſer Rechnungsweiſe neben den Kunſtausdruck derſelben geſetzt werden. Deßgleichen werden $10^1/_2$ mit $^1/_2$, $1^1/_2$, $2^1/_2$, $3^1/_2$ ꝛc. dividirt. Brüche von verſchiedener Art können hier noch nicht mit einander dividirt werden. Um dieſes auf die kürzeſte und einfachſte Weiſe zu löſen, verwandelt man alles in Halbe. Ueberhaupt können bey der Diviſion, wie bey der Multiplication, nur Brüche einerley Art, ſowohl in den einzelnen

Aufgaben als auch in den Reihenfolgen gegeben werden. Es iſt wichtig, daß die Multiplication und Diviſion theils verbunden und theils neben einander geſtellt werden, weil durch dieſe zwey Rechnungsarten in ihren Reſultaten etwas ganz Verſchiedenes hervorgienge, wenn man es mit den Einheiten vergleichen würde. Als Beleg mögen folgende Beyſpiele dieſes außer Zweifel ſetzen.

Stellt auf euern Schiefertafeln durch Ziffern die Reſultate dar, die es giebt, wenn man 10 durch $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_5$, $^1/_6$, $^1/_7$, $^1/_8$, $^1/_9$ und $^1/_{10}$ multiplicirt, und eben ſo, wenn 10 mit $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$ ꝛc. dividirt wird. Multiplicirt 10 mit $1^1/_2$, $1^1/_3$, $1^1/_4$ ꝛc. und dividirt 10 wieder mit den nämlichen Zahlen.

Einzelne Fragen werden die Nothwendigkeit dieſer Verbindung außer allen Zweifel ſetzen.

Fr. Wie viel giebt 10 mit $^1/_2$ multiplicirt, und wie viel mit $^1/_2$ dividirt? Erhält man durch die Diviſion oder Multiplication eine größere Zahl?

Um dieſes in ein noch vollſtändigeres Licht zu ſetzen, wird man die gleiche Frage auch in Ganzen noch an die Schüler richten.

Fr. Wenn man 10 mit 2 (zwey Ganzen) multiplicirt oder durch 2 dividirt, wie viel wird man in dem einen und andern Fall erhalten? Wird man durch die Multiplication oder durch die Diviſion eine höhere Zahl erhalten? Durch was unterſcheiden ſich die Reſultate der Brüche zwiſchen der Multiplication und der Diviſion bey den Brüchen und Ganzen?

Dieſe Fragen werden um ſo nothwendiger, als in dem gewöhnlichen Leben die Multiplication immer als eine Form der Vermehrung bekannt iſt, während die Diviſion als die Verringerung angeſehen wird.

Aeußere Vergleichung der Zahl, oder arithmetiſches Verhältniß mit Brüchen.

Lehrer: Stellt auf euren Tafeln durch Ziffern folgende Reihenfolge dar:

1 Ganzes iſt mehr als welche Zahlen?

Der Schüler wird finden, es ſey mehr als $^{1}/_{2}$, $^{1}/_{3}$, $^{2}/_{3}$, $^{1}/_{4}$, $^{2}/_{4}$, $^{3}/_{4}$ ꝛc.

$^{1}/_{2}$ iſt aber weniger als welche Zahl?

Die Reſultate werden ſeyn: 1, $1^{1}/_{2}$, 2, $2^{1}/_{2}$ ꝛc.

$^{3}/_{4}$ ſind mehr und ſind weniger als welche Zahlen?

Hier folgen einzelne Fragen, welche dieſe Verhältniſſe in allen Richtungen näher bezeichnen.

Fr. Was iſt der Unterſchied zwiſchen $^{3}/_{4}$ und $10^{1}/_{4}$?

Sucht 2 Zahlen auf, die beyde Brüche ſind, und wovon der Unterſchied gleich iſt der kleinern, oder gleich der größern Zahl. Suchet 2 Zahlen auf, die Ganze und Brüche enthalten, die aber einen Unterſchied haben, der gleich, mehr oder weniger iſt als die kleinere Zahl.

Soll dieſer Unterſchied der größern Zahl gleich werden, ſo müßte die kleinere wieder, wie ich bey den Einheiten bereits in's Licht geſetzt, null ſeyn, und auch von hier aus werden die negativen Zahlen in den Brüchen entwickelt werden. Würde man aber angeben, der Unterſchied ſoll größer oder mehr ſeyn als die kleinere Zahl; ſo wären die negativen Verhältniſſe derſelben an Brüche angeknüpft, welches auf eine höhere Stufe gehört. Es iſt nicht unwichtig, dieſe Uebung der Zahlverhältniſſe noch mit der Addition, Subtraction, Multiplication ꝛc. in Verbindung zu bringen. Wer aber das Weſen und den Geiſt der gegenwärtigen Darlegung auffaßt, kann dieſe Combination gewiß mit der größten Leichtigkeit machen. Selbſt den ſtärkern und gewandtern Schülern darf zugemuthet werden können, daß ſie auf Verlangen des Lehrers die eine oder andere Verbindungsweiſe auszuführen im Stand ſeyn.

Innere Vergleichung oder geometriſches Verhältniß der Zahl mit Brüchen.

Lehrer: Unterſucht auf euren Tafeln, wie viel der halbe, 3te, 4te ꝛc. Theil von 10 Ganzen ſey, und bemerkt jedesmal die Reſultate mit Ziffern. Seht auf die nämliche Weiſe, von was $^1/_2$ die Hälfte, der Drittel, der Viertel u. ſ. w. ſey? Wie viel macht die Hälfte von 1, 3, 5, 7 ꝛc., und umgekehrt: $^1/_2$, $1^1/_2$, $2^1/_2$, $3^1/_2$ iſt die Hälfte von welcher Zahl?

Was hier mit einem Theil ſtatt gefunden, kann auch mit mehrern Theilen ganz auf die gleiche Weiſe geſchehen. Einzelne Fragen werden mit dem, was über die Einheiten aufgeſtellt worden, auch für den ſchwächern und ungewandtern Lehrer Stoff genug geben, das ihm allenfalls Mangelnde zu erſetzen und die dießfälligen Lücken auszufüllen.

Fr. $4^1/_3$ iſt ein Fünftel von welcher Zahl?

Hier, wie überall bey ähnlichen Aufgaben, kann man zuerſt die Ganzen und Brüche in einen Bruch verwandeln; z. B. $4^1/_3$ geben $^{13}/_3$ und dieſe ſind $^1/_3$ ꝛc. Auch kann es auf folgende Weiſe gelöſt werden: 4 iſt $^1/_5$ von 20, und $^1/_3$ iſt $^1/_5$ von $^5/_3$, welches zuſammen $21^2/_3$ ausmacht.

$^4/_5$ ſind die Hälfte von der Hälfte von welcher Zahl? Wie viel macht die Hälfte von der Hälfte von vier Fünfteln? Ein Ganzes und $^1/_9$ ſind ein und mehrere Theile von welcher Zahl? Antwort: $^{10}/_9$ können die Hälfte, oder ein Drittel, oder ein Viertel ꝛc. ſeyn; auch können $^{10}/_9$ zwey Theile ſeyn, und zwar $^2/_3$, $^2/_4$, $^2/_5$ ꝛc., oder 5 Theile, als $^5/_6$, $^5/_7$, $^5/_8$ ꝛc., oder endlich auch 10 Theile, wie $^{10}/_{11}$, $^{10}/_{12}$ ꝛc.

$^1/_2$ verhält ſich zu einem Ganzen, wie 1, 2, 3 ꝛc. zu welcher Zahl? $^1/_2$ verhält ſich zu 1 Ganzen, wie $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_5$ ꝛc. zu was? $^2/_3$ verhalten ſich zu 1 Ganzen, wie 2, 3, 4 ꝛc. zu welcher Zahl? $1^1/_2$ verhalten ſich $2^1/_2$, wie 1, 2, 3 ꝛc. zu welcher Zahl?

So wie bis jetzt das vierte Glied des geometriſchen Verhältniſſes immer als unbekannt geſucht wurde; ſo kann das 1ſte, oder 2te, oder auch 3te Glied als unbekannt angegeben werden, worüber das Nähere und Weitere bey den Einheiten nachzuſehen iſt. Auch die gerade und ungerade, ſo wie die Quadratzahl, findet nicht nur in dieſer, ſondern in allen vorhergehenden Uebungen volle Anwendung; es iſt aber bey den Brüchen weniger nothwendig, dieſes umſtändlich zu behandeln. Um dem Erzieher und Lehrer in nichts zu mangeln, was ihm zu einer naturgemäßen und richtigen Führung der Jugend dienlich werden könnte, mögen noch folgende Bemerkungen ihre Stelle finden. Die Bruchverhältniſſe durch ſinnlich anſchauliche

Gegenſtände zum Bewußtſeyn zu bringen, iſt, wie ich im Anfange der Darlegung der Brüche zeigte, ſo unentbehrlich als dieſes bey den Einheiten der Fall war; die Zeit aber, die hierauf verwendet werden darf, wird auf dieſer Stufe ſchon bedeutend vermindert. Auch die Reihenfolgen, die im Anfange einer jeden Uebung ſtatt fanden, müſſen in dem Grad als man hierin weiter vorſchreitet, verkürzt werden, ſo wie die einzelnen Fragen, die dießfalls aufgeſtellt worden. Es kann niemand mehr entgehen, daß der Gebrauch der Ziffer als Erinnerungsmittel, auf dieſer Stufe, ſchon eine bedeutende Stelle einnimmt; doch müſſen dieſe Zeichen nur als dem Gedächtniß zu Hülfe kommend, benutzt werden. An mehrern Stellen habe ich gezeigt, daß der Schüler den Anfang nur mit kleinen (niedern) Zahlen, die 10 bis 20 nicht überſteigen dürfen, machen müſſe, daß dieſes nach und nach, aber unvermerkt bis auf 100 und noch höhere Zahlen erweitert, und jetzt ohne Nachtheil wenigſtens einzelne Aufgaben in dieſen erhöhten Zahlen dem Schüler gegeben werden können. Die Brüche ungleicher Art können auf eine ganz gleiche Weiſe behandelt werden, wie die einfachen, deßwegen werde ich hierüber nur in gedrängter Kürze dieſen Gegenſtand behandeln und mir nur da einige Ausdehnung erlauben, wo es ſich um etwas Eigenthümliches der ungleichartigen Brüche handelt.

Addition.

Um verſchiedenartige Brüche zuſammenzuzählen, wird vor allem aus erfordert, daß ſie unter einerley Art Brüche, oder wie man ſich gewöhnlich ausdrückt, unter gleiche Benennungen gebracht werden. Um dieſes zu erzielen, können wieder die verſchiedenartigſten Gegenſtände als Anſchauungsmittel benutzt werden, um richtige Begriffe im Schüler zu erzeugen. Das Quadrat kann hiefür allerdings benutzt werden und iſt lange als ganz vorzüglich geeignet hiefür benutzt worden. Auch bietet es für Brüche von zweyerley Arten allerdings einen Vorzug dar, den die Linie nicht hat. Die Ausdehnung dieſes Vorzugs aber auf Brüche von dreyerley und noch mehreren Arten findet in dieſem Anſchauungstypus Schwierigkeiten, die durch denſelben nicht ſo leicht überwunden werden können. Die Anſchauung der verſchiedenen Arten von Brüchen an einen Gegenſtand zu knüpfen, dem eine allgemeine Anwendung mangelt, würde eine Beſchränkung herbeyführen, die der geiſtigen Entwickelung der Kräfte des Kindes ſehr hinderich wäre; deswegen wird man auch hier wieder ganz zweckmäſſig zu Werke gehen, wenn man auch da die Linie als Anſchauungsform für die Schule wählt und ſie alſo gebraucht: Der Schüler ſoll mit Hülfe der Linien unterſuhen, in welchem Bruche ſich Halbe und Drittel vereinigen, oder in was für einen Bruch ein Ganzes verwandelt werden muß, wenn man in demſelben Halbe und Drittel inden ſoll. Um dieſes zu verwirklichen, läßt man den Schüler eine Linie, die ein Ganzes darſtellt, zuerſt in 2 leiche Theile, hernach jeden dieſer Theile wieder in 3 leiche Theile theilen, wodurch das Ganze 6 gleiche Theile rhält, die Halbe und Drittel bilden. Der Lehrer fordert en Schüler auf, die Halben und eben ſo die Drittel auf der Linie durch einen ſtarken Punkt zu bezeichnen, und dieſer wird dann leicht finden, daß auf das Halbe $^3/_6$ und auf den Drittel $^2/_6$ des Ganzen kommen. Auch weiß der Schüler aus der Behandlung der Zahl mit Einheiten, daß man den halben und dritten Theil von 6, 12, 18 ꝛc. nehmen kann. Wenn man alſo ein Ganzes ſuchen ſoll, in dem ſich der halbe und dritte Theil in gleiche Theile auflöſen läßt, ſo muß man daſſelbe entweder in 6, oder 12, oder 18 ꝛc. gleiche Theile theilen. Dieſem zufolge vereinigen ſich die Halbe und Drittel auch in den Sechsteln, Zwölfteln, Achtzehnteln u. ſ. w. Man kann die Einheiten auf die nämliche Weiſe, wie die gerade Linie, als Anſchauungstypus benutzen und wird auch auf dieſem Wege finden, daß ſich die Halbe und Drittel in einem Ganzen vereinigen, das 6 gleiche Theile hat, aber eben ſo leicht 12, 18 ꝛc. gleiche Theile haben kann. Dieſem gemäß vereinigen ſich Halbe und Viertel in einem Ganzen, das 4, 8, 12, 16, 20 ꝛc. gleiche Theile hat. Will man ihre Vereinigung aber durch Hülfe der Linie finden, ſo wird man die nämlichen Zahlen finden; denn in einem Ganzen, das 4 Theile hat, findet man auch Halbe; folglich vereinigen ſich die Halben und Viertel in einem Ganzen, das 4 gleiche Theile hat. So vereinigen ſich Halbe und Fünftel in einem Ganzen, das 10, 20, 30 ꝛc.; Drittel und Viertel in einem Ganzen, das 12, 24 ꝛc. gleiche Theile hat. Halbe, Drittel und Viertel findet man wieder, wie bey den Einheiten, in 12, 24, 36 ꝛc. gleichen Theilen. Soll dieſe letzte Vereinigung aber durch die Eintheilung gefunden werden, ſo kann man alſo verfahren: um Halbe zu erhalten, muß man das Ganze (die Linie) in 2 gleiche Theile theilen; ſollen noch Drittel in dem nämlichen Ganzen gefunden werden, ſo wird jedes Halbe in 3 oder das Ganze in 6 gleiche Theile getheilt; will man in dem nämlichen Ganzen noch Viertel haben, ſo muß jeder Sechſtel wieder in 4 und das Ganze in 24 gleiche Theile getheilt werden. Verfährt man auf dieſe Weiſe, ſo findet man nur die Zahl 24, während dem die Zahlen 12, 36, 48 ꝛc. dieſem Bruchverhältniſſe, eben wie 24, zu entſprechen geeignet ſind. Schon aus dieſem geht klar hervor, daß man wohl thut, die Vereinigung der Brüche abwechſelnd auch auf die Behandlung der Einheiten zurückzuführen und darauf zu bauen.

Hierauf geſtützt, läßt man den Schüler unterſuchen, wie viel $^{1}/_{2}$ und $^{1}/_{3}$, oder $^{1}/_{2}$ und $^{1}/_{4}$, oder $^{1}/_{2}$ und $^{1}/_{5}$ zuſammen wirklich ausmachen. Für $^{1}/_{2}$ und $^{1}/_{3}$ wird er entweder $^{5}/_{6}$ oder $^{10}/_{12}$ oder $^{15}/_{18}$ ꝛc. finden. Der Schüler weiß, daß ſich dieſe zwey Brüche in den Zahlen 6, 12, 18 ꝛc. vereinigen; dieſe Zahlen aber jedesmal als ein Ganzes betrachtet, erhält man für die erſte Zahl: $^{1}/_{2} = {}^{3}/_{6}$, und $^{1}/_{3} = {}^{2}/_{6}$, zuſammen $^{5}/_{6}$; für die zweyte Zahl: $^{1}/_{2} = {}^{6}/_{12}$, $^{1}/_{3} = {}^{4}/_{12}$, zuſammen $9/_{12}$ ꝛc.

Würde man den Schüler, auf dieſes Fundament geſtützt, $^{2}/_{3}$ und $^{3}/_{4}$ zuſammenzählen laſſen; ſo fände er ihre Vereinigung wieder in der Zahl 12, 24, 36 ꝛc. Die erſte Zahl, 12, genommen, gibt für drey Viertel $9/_{12}$ und für zwey Drittel $^{8}/_{12}$, weil $^{1}/_{4} = {}^{3}/_{12}$ und $^{3}/_{4} = 9/_{12}$, $^{1}/_{3} =$ $/_{12}$ und $^{2}/_{3} = {}^{8}/_{12}$ ſind, welches zuſammengenommen $^{7}/_{12}$ oder 1 $^{5}/_{12}$ ausmacht.

Will man dieſe Reihenfolgen über die Addition weiter ausdehnen, ſo kann das, was bey den einfachen Brüchen aufgeſtellt worden, auch hier als weiterer Leitfaden dienen. Ich verweiſe daher nur auf die diesfälligen Uebungen und begnüge mich, dieſem noch ein paar einzelne Fragen beyzufügen.

Fr. Welches iſt die kleinſte Zahl, in der ſich zwey Brüche vereinigen? Antwort: die Zahl 4. Welches iſt die zweytniederſte und welches die drittniederſte Zahl, in denen ſich zwey Brüche vereinigen? Welches iſt die niederſte Zahl, in der ſich dreyerley Arten von Brüchen vereinigen? Antwort: die Zahl 6, die Halbe, Drittel und Sechstel in ſich enthält. Welches iſt die zweytgeringſte Zahl, in welcher ſich 3 Brüche vereinigen? Antwort: 8, die Halbe, Viertel und Achtel in ſich enthält. Sucht drey verſchiedene Arten Brüche auf, die ein Ganzes machen? oder die mehr oder weniger als ein Ganzes betragen? Was für zwey=, drey=, vier= und fünferley Brüche machen immer ein Ganzes? Wie viel werden $^2/_3$ und $^3/_7$ zuſammen betragen? Vereinigen ſich die verſchiedenen Arten Brüche der geraden Zahlen in geraden oder ungeraden Zahlen?

Die gleichen Fragen werden auch über die ungeraden Zahlen gemacht. Vermittelſt der Darſtellung durch die geraden Linien wird dem Schüler aufgetragen, $^1/_3$, $^1/_4$ und $^1/_5$ zu addiren. Um Drittel zu erhalten, theilt er die Linie in 3 gleiche Theile, ſollen in dem gleichen Ganzen noch Viertel ſeyn, ſo wird jeder Drittel wieder in 4 und das Ganze in 12 gleiche Theile getheilt; ſollen ſich aber endlich Fünftel in dem nämlichen Ganzen vereinigen, ſo wird jeder Zwölftel noch in 5 und das Ganze in 60 gleiche Theile getheilt. Will man dieſes noch mehr verſinnlicht dargeſtellt haben, ſo läßt man die Drittel, Viertel und Fünftel auf der Linie nur durch größere Punkte bezeichnen. Vermöge der Eintheilung der Einheiten weiß der Schüler aber, daß ſich die Zahl 60 und 120 auch in 3, 4 und 5 gleiche Theile theilen läßt. $^1/_3 = {}^{20}/_{60}$; $^1/_4 = {}^{15}/_{60}$ und $^1/_5 = {}^{12}/_{60}$ zuſammen $^{47}/_{60}$.

Als Kopfrechnungsübung iſt es nicht nothwendig, den Schüler mehr als etwa dreyerley Arten Brüche addiren zu laſſen.

Subtraction.

Einzelne Fragen mit ein paar Auflöſungen ſind, wenn man die Addition der Brüche von verſchiedener Art als Leitfaden benutzen und befolgen will, hinreichend.

Fr. Wie viel bleibt, wenn man von einem Halben einen Drittel abzieht? Wir wiſſen, daß Halbe und Drittel ſich in der Zahl 6 vereinigen, oder daß man ſie in einem Ganzen findet, welches zuerſt in 2 und hernach in 3 gleiche Theile getheilt wird.

$^1/_2 = {}^3/_6$, $^1/_3 = {}^2/_6$; zieht man $^2/_6$ von $^3/_6$ ab, ſo bleibt noch $^1/_6$.

Wie viel wird bleiben, wenn man $^4/_5$ von $^6/_7$ abzieht? Die Zahl, in welcher ſich 7tel und 5tel vereinigen, iſt 35 oder 70 ꝛc. $^1/_7 = {}^5/_{35}$ und $^6/_7 = {}^{30}/_{35}$; $^1/_5 = {}^7/_{35}$ und $^4/_5 = {}^{28}/_{35}$ und dieſe von $^{30}/_{35}$ abgezogen, bleiben noch $^2/_{35}$.

Von $^1/_2$ und $^1/_3$ ſollen $^2/_5$ abgezogen werden. Die Zahlen, in denen ſich Halbe, Drittel und Fünftel vereinigen, ſeit 30, 60, 90 ꝛc. $^1/_2 = {}^{15}/_{30}$, $^1/_3 = {}^{10}/_{30}$, zuſammen $^{25}/_{30}$; $^1/_5 = {}^6/_{30}$ und $^2/_5 = {}^{12}/_{30}$, und dieſe $^{12}/_{30}$ von $^{25}/_{30}$ abgezogen, bleiben noch $^{13}/_{30}$.

Man ſoll von einem Bruche zwey andere Brüche verſchiedener Art abziehen, ſo daß nichts mehr bleibt; es fragt ſich, was dieſes für Brüche ſeyen? Welche dreyerley Brüche kann man von einem Ganzen abziehen, wenn nichts mehr bleiben ſoll? oder wenn noch etwas bleiben ſoll? Gleiche Fragen können auch über gerade und ungerade Zahlen in den Brüchen gemacht werden.

Multiplication.

$^1/_2$ ſoll durch $^1/_3$ oder $^1/_4$ oder $^1/_5$ multiplizirt werden.

Wie wir früher ſchon geſehen haben, ſo heißt multiplizirен, den Bruch (hier das Halbe) ſo oft wiederholen, als der Bruch ein Theil des Ganzen iſt.

$^1/_3$ iſt der 3te Theil von einem Ganzen, alſo muß da Halbe $^1/_3$tel mal genommen werden, welches $^1/_6$ beträgt.

Wie viel gibt $^1/_4$ durch $^2/_3$ multiplizirt? Dieſes heißt, den Bruch $^1/_4$ ſo oft wiederholen, als $^2/_3$ Ganze macht $^2/_3$ iſt 2 mal der 3te Theil eines Ganzen; der 3te Thei von $^1/_4$ iſt $^1/_{12}$, und 2 mal der dritte Theil iſt alſo $^2/_{12}$

Daß mit den Brüchen noch Ganze verbunden werde können, fällt gleichſam von ſelbſt aus den frühern Uebungen heraus; z. Ex. es ſollen 1 $^1/_2$ mit $^4/_5$ multiplizirt werden, d. h. 1 $^1/_2$ ſoll ſo oft wiederholt werden, als $^4/$ Theile eines Ganzen ſind; $^4/_5$ machen 4 mal den 5te

The

Theil eines Ganzen aus, alſo muß 4 mal der 5te Theil von 1 $^1/_2$ genommen werden; der 5te Theil eines Ganzen iſt $^1/_5$ und $^1/_5$ ein halbes mal genommen $^1/_{10}$, dieſes aber 4 mal wiederholt, gibt $^4/_5$ und $^4/_{10}$. Die weitere Auflöſung iſt bey der Addition nachzuſehn.

Wie viel giebt 1 $^1/_2$ durch 1 $^1/_2$ multiplizirt? Antwort 2 $^1/_4$; denn dieſes heißt, 1 $^1/_2$ ſo oft wiederholen, als 1 $^1/_2$ Ganze macht, oder 1 $^1/_2$ mal 1 $^1/_2$; einmal 1 $^1/_2$ = 1 $^1/_2$, und der halbe Theil von 1 $^1/_2$ iſt $^1/_2$ und $^1/_4$, zuſammen nach der Addition weiter fortgeſetzt 2 $^1/_4$.

Kann man $^1/_2$ mit jedem Bruche multipliziren? Wenn man einen Bruch mit einem Bruche multiplizirt, kann es ein Ganzes geben? Wenn man ein Halbes mit einem Halben multiplizirt, wie viel wird es geben? Iſt die erhaltene Zahl aus Quadratzahlen zuſammengeſetzt? Die Antwort wird ſeyn, daß 1 und 4 Quadratzahlen ſind. Auch über gerade und ungerade Zahlen können ähnliche Fragen gemacht werden.

Diviſion.

Fr. Wie viel gibt $^1/_2$ durch $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_5$ ꝛc. dividirt?

Wie wir bey den einfachen Brüchen geſehen haben, ſo heißt dieſes unterſuchen, wie oft $^1/_3$ in $^1/_2$ enthalten ſey, und um dieſes zu beſtimmen, muß man zuerſt ſehen, in welcher Zahl ſich die Halbe und Drittel wieder vereinigen, welches in den Sechsteln, Zwölfteln ꝛc. geſchieht; $^1/_2$ = $^3/_6$ und $^1/_3$ = $^2/_6$, die $^2/_6$ ſind in $^3/_6$ einmal enthalten, und es bleibt noch $^1/_6$ übrig, welcher von den $^2/_6$, mit denen dividirt wurde, die Hälfte iſt. Alſo gibt es 1 $^1/_2$.

Wie viel wird 1 $^{1}/_{2}$ durch $^{2}/_{7}$ dividirt geben? Um dieſe Aufgabe zu löſen, werden die Halben und Siebentel in gleiche Theile verwandelt und das Ganze auch in die nämlichen Theile aufgelöſt.

Wie viel werden 2 $^{1}/_{2}$ durch 1 $^{2}/_{9}$ dividirt geben? Welche Brüche ſind in einem Zehntel enthalten? Welche ſind aber darin enthalten, ſo daß nichts mehr bleibt?

Wie wir bereits bey den einfachen Brüchen geſehen haben, ſo iſt es ſehr weſentlich, daß die Diviſion neben der Multiplication wenigſtens in einigen Beyſpielen aufgeführt werde. Hier iſt dieſes doppelt wichtig und deßwegen belege ich es mit ein paar Beyſpielen.

Fr. Seht, wie viel $^{1}/_{2}$ mit einem Drittel dividir gebe? und hernach, wie viel das Halbe durch einen Drittel multiplizirt gebe? Entſteht durch die Multiplicatio oder durch die Diviſion eine größere Zahl? Kann man jeden Bruch mit einem andern multipliziren und hinwiede dividiren? Wenn man $^{1}/_{2}$ durch $^{1}/_{3}$ multiplizirt und da Herausgekommene durch $^{1}/_{3}$ dividirt, wie viel wird es geben? Antwort: $^{1}/_{2}$. Die nämliche Frage umgekehrt.

Es iſt nicht nöthig zu bemerken, daß die Diviſion au mit der Addition und Subtraction auf die nämliche Wei verbunden werden konnte. Dieſe Verbindungen ſind au der gegenwärtigen Stufe von keiner Wichtigkeit mehr; ſ können aber, in ſo fern es der Erzieher für ſeine Schül nothwendig erachten ſollte, gewiß mit der größten Leichti keit gemacht werden. Eben ſo wird man wahrnehme daß bey den Brüchen verſchiedener Art beynahe keine Re henfolgen mehr aufgeſtellt werden. Der Grund dieſer A änderung kann dem nähern Prüfer dieſes Ganges nicht verborgen bleiben; weil es aber nicht jeder vom gleichen Standpunkt aus erklären könnte; ſo erlaube ich mir nur folgende Bemerkung: So wie die ſinnliche und äußere Anſchauung im Kinde in die innere und geiſtige übergeht, ſo muß nach und nach alles verſchwinden, was vorzüglich geſchickt und geeignet iſt, der Sinnenthätigkeit zu dienen, und hinwieder muß vorzüglich dem Einfluß eingeräumt werden, was die Geiſtesthätigkeit zu befördern geſchickt iſt. Ich fahre in den poſitiven Uebungen zu dieſem Ziele weiter.

Arithmetiſche Vergleichung mit doppelten Brüchen.

Unterſucht, um wie viel $^1/_2$ mehr iſt als $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_5$ ꝛc.? Hernach, um wie viel $^1/_{10}$ weniger iſt als $^1/_9$, $^1/_8$, $^1/_7$ ꝛc.? Ferner, was der Unterſchied zwiſchen $^1/_2$ und $^1/_3$, oder $^1/_2$ und $^1/_4$ ꝛc. iſt?

Um dieſes zu finden, verwandelt man die Brüche wieder, wie bey der Addition, in Brüche, die einerley Größe haben und verfährt dann weiter, wie bey den Brüchen einerley Art. Auch können die dort aufgeſtellten Beyſpiele, wie bey den Einheiten, als ſpätere Norm dienen.

Geometriſche Vergleichung mit Brüchen.

Fr. $^1/_2$ iſt $^2/_3$ von welcher Zahl? und umgekehrt: wie viel ſind $^2/_3$ von $^3/_4$? — Auflöſung: Soll $^1/_2$ zweymal der dritte Theil von einer Zahl ſeyn; ſo muß das Halbe 2 Theile haben, wie die zu ſuchende Zahl deren 3 hat. Ein Halbes in 2 gleiche Theile getheilt, gibt für einen Theil $^1/_4$, und die zu ſuchende Zahl hat 3 ſolcher Theile oder $^{3}/_{4}$. Um aber $^{2}/_{3}$ von $^{1}/_{2}$ zu nehmen, muß man zuerſt den 3ten Theil von einem Halben haben, welches $^{1}/_{6}$ iſt und dieſes 2 mal genommen, gibt $^{2}/_{6}$.

$^{1}/_{2}$ iſt $^{3}/_{4}$ von $^{3}/_{11}$, von welcher Zahl? Wie viel iſt $^{7}/_{8}$ von $^{2}/_{3}$ von $^{1}/_{2}$? Um dieſe letzte Aufgabe zu löſen, muß man bey den Halben anfangen; $^{2}/_{3}$ von $^{1}/_{2}$ ſind $^{2}/_{6}$, und $^{7}/_{8}$ von $^{2}/_{6}$ werden auf die gewöhnliche Weiſe genommen.

$^{1}/_{3}$ verhält ſich zu $^{1}/_{2}$, wie $^{1}/_{4}$ zu welcher Zahl? Um dieſe Aufgabe zu löſen, ſucht man zuerſt das Verhältniß des Drittels zum Halben und vereinigt dieſe Brüche in einerley Art; dieſes gibt $^{2}/_{6}$ zu $^{3}/_{6}$ oder im Verhältniß von 2 zu 3; alſo muß $^{1}/_{4}$ auch 2 Theile haben, wie die zu ſuchende Zahl deren 3 hat. $^{1}/_{4}$ hat $^{2}/_{8}$; demnach verhält ſich $^{1}/_{3}$ zu $^{1}/_{2}$, wie $^{1}/_{4}$ zu $^{3}/_{8}$.

Die weitern Beyſpiele bitte ich bey den Einheiten und einfachen Brüchen nachzuſehn.

Aus dieſem Gange geht klar hervor, daß die nämlichen Verbindungen, die ich bey den Einheiten ſo umſtändlich erörterte, auch bey den doppelten Brüchen ihre Anwendung haben, welches immerhin als Uebung und Abwechſelung am Ende der Darſtellung derſelben noch eine Stelle einnehmen mag. Als Leitfaden kann man diesfalls nur das benutzen, was ich bey den Einheiten ſehr umſtändlich zeigte und ausführte. Jeder Schüler iſt ohne große Nachhülfe des Lehrers im Stande, ganz die gleichen Fragen auch auf die Brüche von verſchiedener Art anzuwenden. So zeigte ich bey den doppelten Brüchen die Wichtigkeit, die Multiplication neben die Diviſion zu ſetzen; es iſt aber auch nicht unwichtig, wenn man die Multiplication mit der Addition und die Diviſion mit der Subtraction, und auch umgekehrt, in einigen Beyſpielen verbindet, und dieſe Verbindung eben ſo auf die arithmetiſchen und geometriſchen Verhältniſſe ausdehnt.

Aus dieſer einfachen Darlegung wird heiter, wie die ſinnliche Anſchauung ihren Einfluß auf dieſer Stufe bereits aufgegeben hat. Dieſe Uebungen müſſen daher hier einen ganz andern Charakter annehmen, und auch in Hinſicht des Zeitaufwands wird für ſie eine bedeutende Erſparung eintreten, wenn die Anfangsübungen in ihrer ganzen Vollendung gegeben worden ſind. Da wo immer außer den einzelnen Fragen noch Reihenfolgen bey den Brüchen ſtatt finden, können die Reſultate jedesmal mit Ziffern auf der Schiefertafel, wie ich früher angegeben, dargeſtellt werden. In keinem Fall aber darf bey den ſpätern Uebungen weiter ein Anſchauungstypus zu Hülfe gezogen werden. Eine vorzügliche Uebung wird hier folgende ſeyn. Nachdem der Schüler die Einheiten, die einfachen und doppelten Brüche beendigt hat, kann er, bevor er weiter ſchreitet, noch einmal eine kurze Wiederholung von alle dieſem vornehmen. Man wird mir zwar einwenden wollen, nachdem ein Schüler mit den ſchwierigen und ſpätern Uebungen vertraut und bekannt ſey, ſehe man die Nothwendigkeit von einer nochmaligen Wiederholung derſelben gar nicht ein. Die Einwendung zu entkräften, mag folgendes dienen: In jeder einzelnen Uebung wird gleichſam die ganze Kraft und Thätigkeit des Schülers auf dieſelbe gerichtet und das Ganze aus den Augen verloren, und alſo nur eine einſeitige, aber ſehr geſteigerte Geiſtesthätigkeit gebildet werden, ſo daß der Schüler im beſtändigen Vorſchreiten oft mit dem Einfachern und Leichtern nicht mehr ſo vertraut und bekannt iſt, wie mit dem Verwickelteſten und Schwerſten.

Bevor ich in der Darlegung der Zahlverhältniſſe weiterſchreite, glaube ich einige Bemerkungen über die zuerſt erſchienenen Elementarbücher, die Zahlverhältniſſe betreffend, nicht unterdrücken zu dürfen, wenn ich dieſen Unterrichtszweig umfaſſend behandeln will.

Schon aus obiger Darlegung geht klar hervor, wie ſehr die erſten Elementarbücher lückenvoll und unvollendet geweſen ſeyn müſſen. Aber worin ſich die gegenwärtige Darlegung der Zahlverhältniſſe von der frühern unterſcheidet, muß hier näher erörtert werden, wenn keine Art von Undeutlichkeit mehr ſtatt finden ſoll. Dem Schüler auf einmal eine Tabelle zu zeigen, die 10 mal 1, 10 mal 2 bis 10 mal 10 Linien oder Striche, Punkte ꝛc. enthält, ferner eine zweyte Tabelle für die einfachen Brüche, die 10 einzelne Quadrate, hernach 10 Quadrate, wovon jedes halbirt und ſo weiters bis zu 10 Quadraten, wovon jedes in 10 gleiche Theile getheilt iſt, darſtellt, und endlich eine dritte Tabelle für die doppelten Brüche, die auf die nämliche Art, wie die Tabelle der einfachen Brüche einfach, doppelt getheilt iſt, iſt nicht geeignet, ſein Anſchauungsvermögen zu entwickeln, was doch im Anfange ſo nothwendig iſt und erzielt werden muß. Die Ausdehnung der Anſchauungsgegenſtände ſoll eine Folge der Entwickelung der Anſchauungskraft ſeyn, die von dem Einfachen ausgeht und lückenlos zu dem Verwickeltern fortſchreitet. Das was wir in dieſen Tabellen vor uns ſehen, wäre das letzte, was man diesfalls dem Schüler vorlegen dürfte. Es dürfen daher auf keinen Fall dieſe Tabellen dem Schüler im Anfange vor ſeine Sinne gebracht werden. Mit dieſem will ich aber ganz und gar nicht behaupten, daß alle Arten von Tabellen für den Rechnungsunterricht aus der Schule verſchwinden müſſen; im Gegentheil, das was das Kind ſelbſt durch ſinnliche Darſtellung hervorgebracht hat, ſollte auch als Tabelle in ſeinem Schulzimmer aufbewahrt bleiben, und in der allfälligen Wiederholung ſollte nicht wieder von Neuem gemacht werden müſſen, was früher ſchon von ihm erzeugt und durch daſſelbe angeſchaut und aufgefaßt worden iſt. Die Uebungen des Kindes, beſonders ſeine Schul- und Wohnzimmer, mit Anſchauungsgegenſtänden anzufüllen, die bildend für es wären, iſt immer noch nicht beherzigt worden. Die Zahl-, Form- und Größenlehre würde hiefür wichtige Gegenſtände der Anſchauung liefern. Einſeitig und mangelhaft ſind ferner die ausgedehnten Reihenfolgen von Zahlverhältniſſen, die in dieſen früher erſchienenen Elementarbüchern ſchon für die erſten Anfangsübungen aufgeſtellt wurden. Dieſer Gang führt unſtreitig dahin, daß an die Stelle der Entwickelung der Geiſteskräfte ein Mechanismus tritt, der dem was man durch dieſen Unterricht zu erzielen und zu ſuchen hat, ſehr nachtheilig wird. Am meiſten aber ſpricht ſich die Mangelhaftigkeit der erſten Elementarbücher dadurch aus, daß außer der geometriſchen Vergleichung der Zahl gleichſam gar keine Uebungen in denſelben ſich finden, die das Weſen der Zahlverhältniſſe zu erſchöpfen geeignet ſind. Eine Totalabänderung hierin iſt eine der erſten Forderungen, die erfüllt werden muß, wenn die Zahl als Typus der geiſtigen Entwickelung des Kindes benutzt werden ſoll. So ſehr auch damals auf Anſchauung gedrungen wurde, ſo entſpricht ein Sinn, das Auge allein dem was durch die Anſchauung geleiſtet werden muß und geleiſtet werden kann, ganz und gar nicht. Eine genugthuende und wahre Anſchauung ruht alſo auf der Totalthätigkeit aller Sinne, und dieſe mangelt in den erſten Elementarbüchern ſo ganz, daß dieſe eigentlich im Widerſpruche mit dem ſtehen, was ich damals mir von der Anſchauung für den Elementarunterricht ſchon verſprach und bis auf einen gewiſſen Punkt auch richtig vorausſah und voraus ſagte. Aber die Mittel, dieſes zu verwirklichen, mangelten ganz.

Ich hoffe, ſo viel ſey hinreichend, um die zuerſt erſchienenen Elementarbücher in ein richtiges und wahres Verhältniß mit dem zu ſetzen, was ich gegenwärtig über den nämlichen Gegenſtand darzulegen mich bemühe.

Ich ſetze die Zahlenlehre weiter fort.

Der oben aufgeſtellte Curſus fängt mit der Schulfähigkeit des Kindes oder mit ſeinem 6ten bis 7ten Jahre an; er wird bey gehöriger Vorbereitung durch das häusliche Leben im 8ten oder höchſtens im 9ten Jahre vollendet, und dieſem Umſtand muß gehörig Rechnung getragen werden. (Das Mädchen iſt in der Regel im 6ten Jahre hiefür ſo reif als der Knabe im 7ten). Bey dem Eintritt des Kindes in's Alter der Schulfähigkeit, wird man ſowohl in der Schule als auch im häuslichen Leben ſehr unzweckmäſſig und gegen die Natur handeln, wenn man im

Anfange eine ganze Stunde auf irgend ein Unterrichtsfach verwendet. Eine halbe Stunde des Tages reicht hin. Dieſe darf aber nach und nach bis auf eine Stunde verlängert werden. Mehr als eine Stunde täglich ſoll in keinem Fall auf dieſes Unterrichtsfach, ſo lange es als Entwickelung der Geiſteskräfte benutzt wird, verwendet werden. Bey dem Vorrücken des Alters muß aber, wie wir ſpäter ſehen werden, auch die Zeit, die auf das eine oder andere Fach verwendet wird, noch über eine Stunde ausgedehnt werden. Will man die Zahl als Typus der geiſtigen Entwickelung des Kindes im Einklange mit dem Zifferrechnen behandeln; ſo wird eine nähere Erörterung und Beſtimmung der Art und Weiſe, wie auch dieſes Fach ohne Lücken und naturgemäß hier angeknüpft und auf das Dargelegte gebaut werden müſſe, erfordert.

So wie beym Schüler das, was in gegenwärtiger Schrift über die Einheiten aufgeſtellt worden, vollendet iſt; kann auch mit dem Zifferrechnen nach folgendem Zeitmaßſtabe angefangen werden. Wird täglich eine halbe Stunde für das Kopfrechnen verwandt; ſo können für das Zifferrechnen in der Woche etwa zwey Stunden benutzt werden. Die Kenntniß und Behandlung der Ziffer iſt das erſte, das für dieſen Endzweck vom Kinde gelernt werden muß. Die hiefür paſſenden Reihenfolgen ſind folgende:

Neben einen, 2, 3, 4 ꝛc. bis 9 Striche, die der Lehrer auf eine große Tafel zeichnet, ſetzt er die gewöhnlichen Zifferreihen, und ſagt dem Schüler, daß dieſe Zeichen eben ſo viel als die jedesmal neben denſelben ſtehenden Striche bedeuten. Kennt der Schüler die Ziffern von 1 bis 9, fährt der Lehrer weiter und ſagt: um 10 durch ein äh ches Kunſtzeichen auszudrücken, bedient man ſich ei Zeichens, das man Null heißt. Dann läßt der Leh den Schüler rechts neben jede der ſo eben aufgeſtellten Z fern eine Null ſetzen und ſagt zu ihm, daß das ſo bezei nete Eins ſtatt eines Einers einen Zehner, das ſo bezei nete Zwey ſtatt 2 Einer 2 Zehner bedeute u. ſ. w. fährt fort und ſagt zu ihm: wollen wir 10 Zehner a drücken, ſo fangen wir von vorne an und ſetzen neben als zehn Einer bezeichnete Zahl wiederum eine N dann bedeutet ſie 10 Zehner oder einen Hunderter. 2 Zehnern wird das Gleiche gethan, und ſtatt 2 Zeh giebt es 2 Hunderter, bey 3 Zehnern giebt es aber d die Hinzuſetzung einer Null rechts 3 Hunderter ſtat Zehner; dieſes läßt der Lehrer wieder bis zu 9 Hunde fortſetzen. Dann wird wieder von vorne angefangen zu den Hunderten wieder eine Null rechts geſetzt, und entſtehen dadurch 10 Hunderter oder ein Tauſender. 2 Hundertern ebenfalls wieder eine Null rechts hinz fügt giebt 2 Tauſender. Auch dieſes wird bis zu 9 T ſendern fortgeſetzt. Auf die gleiche Weiſe läßt man Schüler noch einmal bey der Ziffer eins anfangen, Tauſender noch einmal rechts eine Null hinzuſetzen, ſtatt eines Tauſenders erhält er einen Zehntauſender; Gleiche geſchieht, um 3, 4, 5 ꝛc. Zehntauſender zu er ten. Weiter als auf den Zehntauſender dieſes ausdeh zu wollen, wäre hier noch zu frühe. Dieſe Uebung daher hier eingeſtellt und zu folgenden geſchritten wer

Der Lehrer ſchreibt auf ſeine große Wandtafel bald 9 Zehner, bald 9 Hunderter, oder 9 Einer, oder 9 Zehntauſender, und läßt ſie zuſammen und einzeln, wie beym Kopfrechnen, ausſprechen, wie viel dieſe Zeichen jedesmal bedeuten. Iſt den Schülern die Kenntniß der Ziffern ganz geläufig, ſo wird zu Folgendem geſchritten:

Lehrer: Wir wollen jetzt verſuchen, eilf durch Kunſtzeichen auszudrücken. Eilf iſt ein Zehner und ein Einer; der Zehner wird auf obige Weiſe bezeichnet und ſtatt der Anhängung der Null ſetzt man die Einheit an ihren Platz. Zwölf iſt ein Zehner und 2 Einer; die 2 Einer werden mit dem Zeichen 2 an die Stelle der Null geſetzt ꝛc. Dieſes wird bis zu 19 fortgeſetzt. Nach dieſem von der Zahl 10 bis 19 befolgten Bezeichnungsgange der Ziffern wird der Schüler auch die Zahlen von 20 bis 29 ſchreiben und bezeichnen können, und eben ſo wird mit der größten Leichtigkeit die Bezeichnung der Zahlen bis auf 99 fortgeſetzt. Geſtützt auf dieſe Grundlage kann man den Schüler verſuchen laſſen, auch Hundert und Eins zu bezeichnen. Sollte er aber dieſe Schwierigkeiten noch nicht überwinden; ſo kann ihm der Lehrer dieſes alſo erleichtern: 101 iſt 1 Hunderter und 1 Einer; 1 Hunderter wird mit 1 und zwey Nullen rechts bezeichnet; weil aber in 101 ſich noch ein Eins befindet, ſo läßt man die 2te Null rechts weg und ſetzt ein Eins an ihre Stelle. Bey dieſer einzigen Nachhülfe ſoll er aber im Stande ſeyn, dieſes bis auf 109 ohne weitere Anleitung fortzuſetzen. Wird dem Schüler aufgetragen, 110 durch Ziffern zu bezeichnen, ſo macht man ihn darauf aufmerkſam, daß dieſes ein Hunderter ſey, der auf die gewöhnliche Weiſe bezeichnet werde, ferner ein Zehner, und deßhalb ſtatt der erſten Null rechts geſtellt werden müſſe. Iſt der Schüler in der Kunſtbezeichnung der Zahlen durch Ziffern einmal ſo weit geführt, ſo wird er bey ſtufenweiſer Befolgung dieſes Ganges mit der größten Leichtigkeit jede Zahl bis auf 1000 und noch weiter zu bezeichnen ſich im Stande fühlen und dieſes auch ohne irgend eine Handbietung oder Anleitung des Lehrers ausführen können. Bevor aber in den dießfälligen Uebungen weiter geſchritten werden darf, muß eine genugthuende Prüfung über das Aufgeſtellte ſtatt finden. Der Lehrer ſchreibt mit Ziffern beliebige Zahlen auf ſeine Wandtafel und läßt dieſelben den Schüler ausſprechen; auch wechſelt er ab und giebt ihm beliebige Zahlen zum Aufſchreiben auf ſeiner eigenen Schiefertafel auf. So lange er nicht mit großer Leichtigkeit jede Zahl wenigſtens bis auf 1000 richtig zu ſchreiben im Stande iſt, darf nicht weiter geſchritten werden. Iſt aber dieſes erzielt, ſo ſind folgende Uebungen als Ergänzung und Vollendung der Kenntniß der Ziffer anzuſehen, und dann darf ohne Gefahr weiter geſchritten werden. Der Lehrer ſchreibt die Zahl 2222 auf ſeine Wandtafel und läßt ſie den Schüler ausſprechen. Zwey in der 1ſten Stelle rechts bezeichnet 2 Einheiten, in der 2ten 2 Zehner, in der 3ten 2 Hunderter, in der 4ten aber 2 Tauſender. Oder, 2 in der 2ten Stelle drückt wie oft ſo viel aus als 2 in der erſten? 2 in der 3ten Stelle drückt wie oft ſo viel aus als 2 in der 2ten? 2 in der 4ten Stelle drückt wie oft ſo viel aus als 2 in der 3ten? Ferner, 2 in der 3ten Stelle drückt wie oft ſo viel aus, als 2 in der

1ſten Stelle? 2 in der 4ten Stelle drückt wie oft ſo viel aus als 2 in der 2ten Stelle? Endlich aber kann man 2 in der 3ten Stelle eben ſo mit 2 in der 1ſten, 2ten und 4ten Stelle nach einander vergleichen laſſen. Statt einer Zahl, die einerley Ziffern hat, kann auch eine Zahl, die Ziffern von verſchiedener Art, oder können auch ſolche, die Nullen in ſich faſſen, genommen werden. Die Ausführung iſt der obigen ganz ähnlich. Um aber dem Lehrer gleich im Anfange mit hinlänglichem Stoff für ſeinen Zweck an die Hand zu gehn, mag hier noch ein Exempel Platz finden. Ich ſetze 4965 und frage: wie viel drückt 5 in der 1ſten, 6 in der 2ten, 9 in der 3ten und 4 in der 4ten Stelle aus? Wie oft drückt 6 in der 2ten Stelle ſo viel aus als 5 in der 1ſten? und ſo weiter mit der dritten und 4ten Stelle. Wird der Schüler Fragen dieſer Art mit Leichtigkeit beantworten können, ſo iſt er hinlänglich vorbereitet, den Anfang mit der Addition wirklich machen zu können.

Addition.

Der Lehrer giebt dem Schüler auf, 4444 und 5555 zuſammenzuzählen? (Es verſteht ſich, daß dieſe Aufgaben diktirt und nicht vom Lehrer auf ſeiner Tafel vorgeſchrieben werden dürfen.) Ohne daß der Schüler die Ziffern unter der gewohnten Additionsform unter einander ſetzt, wird er im Zuſammenzählen dennoch die Tauſender zu den Tauſendern, die Hunderter zu den Hundertern ꝛc. zählen. Fordert man von ihm, er möchte die Ziffern aber auch ſo ſetzen, daß ſie in Uebereinſtimmung mit dem kommen, was in ſeinem Kopfe vorgehe, ſo iſt leicht möglich, daß er ſie auf die gewöhnliche Weiſe über einander ſetzt. Iſt dieſes aber nicht der Fall; ſo macht man ihn etwa auf folgende Art darauf aufmerkſam. Wie viel werden 3749 und 2647 mit einander geben? Um dieſe zwey Zahlen zuſammenzuzählen, fordert der Lehrer den Schüler auf, er möchte die 2te Zahl ſo ſetzen, daß die Einer unter die Einer der erſten Zahl und eben ſo die Zehner unter die Zehner, die Hunderter unter die Hunderter und die Tauſender unter die Tauſender zu ſtehen kommen; zählt zuerſt die Einer, hernach die Zehner, dann die Hunderter und endlich die Tauſender zuſammen. Das Reſultat wird ſeyn, daß es 16 Einer, 8 Zehner, 13 Hunderter und endlich 5 Tauſender giebt. Dieſes alles läßt man den Schüler durch Hülfe der Nullen auch wirklich ſchreiben und fährt denn alſo weiter: die 16 Einer geben aber wie viele Zehner? Antwort: einen, und 8 Zehner haben wir ſchon, alſo ſind es zuſammen 9 Zehner und 6 Einer. Dreyzehn Hunderter geben wie viele Tauſender? Die Antwort wird ſeyn: 1 Tauſender, und es bleiben noch 3 Hunderter. Dieſen Tauſender zu den 5 Tauſendern gezählt, giebt 6 Tauſender; in allem 6 Tauſender, 3 Hunderter, 9 Zehner und 6 Einer oder 6396. Um dem Schüler die Nothwendigkeit dieſer Verfahrungsweiſe anſchaulich zu machen, könnte man ihn dieſes, ſtatt von der Rechten zur Linken, auch von der Linken zur Rechten verſuchen laſſen, welches aber die Schwierigkeiten nur unnöthigerweiſe erhöhen würde und hinderlich wäre, den Schüler ſchnell auf den beſten Weg zu führen. Der Lehrer giebt zur Verdeutlichung noch folgendes Beyſpiel: 9694 und 3799 ſollen zuſammengezählt werden. Setzet dieſe Zahlen wieder ſo, daß die Einer unter die Einer, die Zehner unter die Zehner ꝛc. zu ſtehen kommen; fangt hernach auf der rechten Seite alſo an: 9 Einer und 4 Einer geben 13 Einer, 13 Einer machen 1 Zehner und 3 Einer, die 3 Einer ſetzt in die Einer- oder erſte Stelle rechts, und den Zehner behaltet zu den folgenden Zehnern. Ein Zehner behalten und 9 Zehner und 9 Zehner geben 19 Zehner. 19 Zehner machen 1 Hunderter und 9 Zehner; die 9 Zehner ſetze ich in die Zehnerſtelle und behalte 1 Hunderter. Einen Hunderter behalten und 7 und 6 Hunderter geben 14 Hunderter; die 14 Hunderter machen 1 Tauſender und 4 Hunderter; die 4 Hunderter ſetze ich in die Hunderterſtelle und einen Tauſender behalte ich zu den folgenden Tauſendern. Einen Tauſender behalten und 3 und 9 Tauſender machen 13 Tauſender; 13 Tauſender ſind 1 Zehntauſender und 3 Eintauſender; die Eintauſender ſetze ich in die Tauſenderſtelle und den Zehntauſender an ſeine Stelle, die die 5te Stelle links iſt. Hat man eine zahlreiche Klaſſe, ſo läßt man, wie beym Kopfrechnen, die Schüler bald alle zuſammen, bald die ſchwächern, bald aber die ſtärkern und bald jeden einzeln ſprechen. Ich darf über dieſen Punkt nur auf alle das verweiſen, was ich diesfalls ſchon an verſchiedenen Stellen in ein heiteres Licht zu ſetzen ſuchte. Eben ſo werden, ſtatt nur 2 Zahlen 3, 4, 5 Zahlen ꝛc. zum Addiren gegeben. Es ſoll addirt werden:

a) 4564
b) 306
c) 9460
d) 64
e) 14394.

Nachdem man dem Schüler ähnliche Additionsbeyſpiele gegeben hat und er hinlänglich darin geübt worden iſt, können noch folgende Fragen an ihn gerichtet werden: die mit a, b, c und d bezeichneten Zahlen ſind welcher Zahl gleich? Die Antwort wird ſeyn, der Zahl, die mit e bezeichnet iſt. Und umgekehrt: welchen Zahlen iſt e gleich? Welche Zahlen muß man zu denjenigen, die mit a und b bezeichnet ſind, hinzuſetzen, wenn man die mit e bezeichnete Zahl erhalten will? Eine weitere Ausdehnung dieſer Fragen iſt ſogar für den Schüler nicht mehr zu ſchwierig; dieſer kann daher zu Zeiten auch die Stelle des Lehrers übernehmen. Doch wie und auf welche Weiſe dieſes geſchehen müſſe, habe ich an Ort und Stelle genugſam erörtert. Ich ſchreite in dem, was ich noch weiter zu ſagen habe, vorwärts.

So wichtig die Norm auch iſt, unter der die Addition hier aufgeſtellt wurde, ſo iſt ſie nichts weniger als die einzige, die angewandt werden darf, um dieſen Theil der Zahlenlehre mit Lebendigkeit zu behandeln. Die eben aufgeſtellte Norm iſt ſehr geeignet, im Kinde deutliche und richtige Begriffe zu erzeugen; aber es kann dadurch in dieſem Unterrichtsfache weder Schnelligkeit noch mechaniſche Fertigkeit erlangen. Deswegen müſſen für die Erreichung dieſes Endzwecks noch einige Uebungen ſtatt finden. So

wie

wie man beym Kinde der deutlichen Begriffe ſicher iſt, könnte man folgende Uebung mit ihm vornehmen. Es werden ihm wieder 2, 3, 4 ꝛc. Zahlen, die über tauſend betragen, zum addiren mit dem Beyſatze aufgetragen, er möchte dieſes jetzt ſo ſchnell ausführen, als es ihm immer möglich ſey. Der Schüler wird zwar anfangs jedesmal wieder die Worte Einer, Zehner, Hunderter und Tauſender gebrauchen, nach und nach wird er, aber ohne daß man nothwendig hat, ihn hierauf aufmerkſam zu machen, dieſe Worte, die den innern Werth jeder Ziffer bezeichnen, ganz weglaſſen und die Addition ſo behandeln, wie wenn die Ziffer in allen Stellen eine und die gleiche Bedeutung hätte. Die Abſtraction tritt hier an die Stelle der Anſchauung. So wie das Kind im Anfange des Zählenlernens die Zahl nicht von dem Gegenſtand trennte; ſo iſt es auch unvermerkt und nach und nach dahin gekommen, dieſe Trennung ohne weitere Hülfe des Lehrers zu erzielen. So ſagt er zuerſt: ein Apfel, zwey Aepfel ꝛc., hernach eins, zwey ꝛc.; und eben ſo wird es auf dieſer Stufe auch nicht mehr ſagen: 3 Einer oder Zehner ꝛc., und 4 Einer, Zehner ꝛc. machen 7 Einer, Zehner u. ſ. w., ſondern nur ſchlechtweg, 3 und 4 ſind 7. Dieſes iſt aber nicht nur bey der Addition, ſondern in allen Zahloperationen mit den Ziffern wahr. Die Subtraction, Multiplication ꝛc. muß ebenſo, wie die Addition, durch die Weglaſſung der Benennung der Stellen, in der die Ziffern ſtehen, enden. Der Mechanismus iſt alſo das letzte, das erzielt werden darf, wenn man nicht gegen den Gang, den die Natur befolgt, handeln will.

Subtraction.

Der Lehrer gibt dem Schüler wieder, wie bey der Addition, auf, etwa 4444 von 9999 abzuziehen.

Nachdem die Addition auf die jetzt bekannte Weiſe behandelt worden, unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß der Schüler die Zahlen ebenſo, wie bey der Addition, unter einander ſetzen und alſo dieſe Aufgabe auf folgende Weiſe löſen wird: 4 Einer von 9 Einern abgezogen oder weggethan, bleiben 5 Einer; 4 Zehner von 9 Zehnern weggethan, bleiben 5 Zehner u. ſ. w.

Eine zweyte Aufgabe:

Von 9112 ſoll man 5984 abziehen. — Da dieſes vom Schüler wieder ſehr mannigfaltig gelöſt und ausgeführt werden kann; ſo wird man wohl thun, ihn gleich im Anfange auf folgende Verfahrungsart aufmerkſam zu machen: 4 Einer von 2 Einern können nicht abgezogen werden; um dieſes zu thun können, wollen wir 1 Zehner von der folgenden Stelle borgen; 1 Zehner oder 10 Einer mit den 2 Einern, die wir in der Einerſtelle ſchon haben, machen 12 Einer, 4 Einer von 12 Einern abgezogen, bleiben 8 Einer; 8 Zehner von keinem Zehner, denn der Zehner in der Zehnerſtelle iſt geborgt worden, können wieder nicht abgezogen werden; alſo wollen wir einen Hunderter von der folgenden Stelle, welcher 10 Zehner ausmacht, borgen; 8 Zehner von 10 Zehnern abgezogen, bleiben noch 2 Zehner. In der folgenden Stelle erhält man auf dieſem Wege 9 Hunderter von 10 Hundertern abzuziehen, und es bleibt noch 1 Hunderter; 5 Tauſender aber endlich von 8 Tauſendern abgezogen, bleiben noch 3 Tauſender ꝛc.

Eine dritte Aufgabe:

Von 8000 ſollen 5673 abgezogen werden.

Bey einer ſolchen Führung kann der Schüler jetzt verſuchen, ob er dieſe Aufgabe ohne weitere Hülfe zu löſen im Stande ſey. Kann er ſie allenfalls noch nicht löſen, ſo führt der Lehrer ihn unter folgender Handbietung dazu: 3 Einer können von keinem Einer nicht abgezogen werden. Da ſich aber kein Zehner und kein Hunderter in der Zahl befinden, von der abgezogen werden ſoll, ſo kann auch keiner geborgt werden, wohl aber ein Tauſender, der 10 Hunderter hat. Von den 10 Hundertern wollen wir einen Hunderter borgen, der 10 Zehner hat, und endlich von den 10 Zehnern einen Zehner nehmen, der 10 Einer hat. Drey Einer von 10 Einern abgezogen, bleiben 7 Einer; 7 Zehner von den 9 Zehnern, die wir in der Zehnerſtelle zurückgelaſſen haben, abgezogen, bleiben 2 Zehner; 6 Hunderter von den 9 Hundertern, die wir ebenfalls in der Hunderterſtelle gelaſſen haben, abgezogen, bleiben 3 Hunderter; 5 Tauſender von den 7 Tauſendern (denn wir haben einen Tauſender geborgt) abgezogen, bleiben noch 2 Tauſender.

Sind dem Schüler ähnliche Auflöſungen ganz geläufig und klar; ſo wird, wie bey der Addition, zu Aufgaben geſchritten, die keinen andern Zweck mehr haben können, als die mechaniſchen Fertigkeiten zu eben dem Grad zu erheben, wie durch gegenwärtige Uebungen die Einſicht und Klarheit dieſer Ziffer- und Zahloperation begründet und befördert worden iſt. Damit der Lehrer wiſſe, wie viel Zeit bey einer gehörigen Vorbereitung und Begründung allenfalls auf eine ſolche Uebung verwendet werden dürfe, ſo füge ich dem, was ich hinlänglich erörtert zu haben glaube, noch bey: Auf keinen Fall ſollte der Schüler mehr als etwa eine oder zwey, höchſtens drey Stunden Zeit auf die Addition oder Subtraction verwenden. Allenfalls folgende Beyſpiele dürfen, bevor man zu einer andern Zahloperation ſchreitet, noch eine Stelle finden:

a) 8000
b) 5673
c) 2327.

Welchen Zahlen iſt die mit a bezeichnete Zahl gleich? Antwort: den Zahlen, die mit b und c bezeichnet ſind. Aus welchen Gründen iſt dieſe Zahl jedesmal den zwey andern gleich? Indem b gerade um das was c ausdrückt, weniger iſt als a, ſo machen die zwey folgenden Zahlen immer ſo viel aus als die erſte.

Multiplication.

4934 ſoll mit 8 multiplicirt oder 8 mal genommen werden.

Iſt der Zögling durch die Kopfrechnungsübungen noch nicht zu dem Kunſtausdruck „Multiplication“ geführt worden, ſo muß er hier auch nicht gebraucht werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Schüler dieſe Zahl 8 mal unter einander ſetzen, und nachdem dieſes geſchehen iſt, ſie endlich zuſammenzählen wird. Auch iſt dieſes mit den frühern Uebungen des Zifferrechnens in vollkommenem Einklange. Indem der Lehrer dieſe Verfahrungsart ganz billigt, ermangelt er nicht, ſeinen Schülern zu bemerken, wie unanwendbar dieſes wäre, wenn man hundert und noch mehrmal eine Zahl wiederholen müßte. Daher macht er ſie auf folgende Weiſe auf eine andere Auflöſung aufmerkſam. Um 4934 achtmal zu wiederholen, wollen wir zuerſt 4 Einer, hernach 3 Zehner, dann 9 Hunderter und endlich 4 Tauſender jedesmal 8 mal wiederholen. Acht mal 4 Einer machen 32 Einer, oder 2 Einer und 3 Zehner, die 2 Einer ſetzen wir in die Einerſtelle und 3 Zehner behalten wie für die Zehnerſtelle; 8 mal 3 Zehner ſind 24 Zehner, und 3 Zehner, die behalten worden, geben 27 Zehner, 27 Zehner ſind 2 Hunderter und 7 Zehner, die 7 Zehner werden in die Zehnerſtelle geſetzt und die 2 Hunderter für die Hunderterſtelle aufbehalten; 8 mal 9 Hunderter ſind 72 Hunderter, und 2 Hunderter behalten, ſind 74 Hunderter oder 7 Tauſender und 4 Hunderter, die 4 Hunderter werden in die Hunderterſtelle geſetzt und 7 Tauſender für die folgende Stelle aufbehalten; 8 mal 4 Tauſender geben 32 Tauſender und 7 Tauſender aufbehalten, 39 Tauſender oder 3 Zehntauſender und 9 Eintauſender; die 9 Tauſender ſetzt man in die Tauſenderſtelle und die 3 Zehntauſender um eine Stelle weiter links oder in die 5te Stelle.

Wäre aber in obiger Aufgabe ſtatt 4934 die Zahl 4030 durch 8 zu multipliciren, ſo müßte wieder auf die gleiche Weiſe verfahren werden. Man würde den Schüler ausſprechen laſſen, daß er 8 mal keinen Einer, 8 mal 3 Zehner, 8 mal keinen Hunderter und 8 mal 4 Tauſender zu nehmen habe. In der wirklichen Ausführung würde es dann heißen: 8 mal keinen Einer giebt keinen Einer, und um anzuzeigen, daß es keinen Einer in der Einerſtelle habe, ſetzt man in dieſelbe eine Null; 8 mal 3 Zehner machen 24 Zehner, oder 2 Hunderter, die für die Hunderterſtelle aufbehalten, und 4 Zehner, die in die Zehnerſtelle geſetzt werden; acht mal keinen Hunderter giebt keinen Hunderter, die zwey Hunderter, die behalten worden, werden aber in die Hunderterſtelle geſetzt u. ſ. w.

2222 ſollen 10 mal genommen oder mit 10 multiplicirt werden, es fragt ſich, wie viel dieſes gebe? Auch hier wird im Anfange ganz auf obige Weiſe verfahren. Zehn mal 2 Einer machen 20 Einer, oder ſo viele Zehner als es Einer waren; 10 mal 2 Zehner ſind 20 Zehner, oder ſo viele Hunderter als es Zehner waren; 10 mal 2 Hunderter ſind 20 Hunderter, oder ſo viele Tauſender als es Hunderter waren; 10 mal 2 Tauſender ſind endlich 20 Tauſender oder ſo viele Zehntauſender als es Tauſender waren.

Nachdem ſich der Schüler ähnliche Aufgaben alſo eingeübt hat, wird er mit Leichtigkeit zu folgender Abſtraction von ſelbſt ſchreiten: um eine Zahl 10 mal zu wiederholen, muß man an die rechte Seite der Einerſtelle nur eine Null ſetzen.

Ehe man zu mehrern Zehnern oder zu Zehnern mit den Einern verbunden vorſchreitet, kann man eine Zahl zuerſt hundert, hernach tauſend mal nehmen oder wiederholen laſſen ꝛc. Im erſten Fall wird man 2 Nullen und im zweyten aber 3 Nullen rechts an das Ende der Zahl anzuſetzen haben.

5634 ſoll 20 mal genommen oder mit 20 multiplicirt werden.

Zwanzig mal eine Zahl wiederholen, heißt auch dieſelbe 2 Zehner mal nehmen. Um eine Zahl einen Zehnermal zu wiederholen, wird nur eine Null rechts hinzugefügt, und um ſie 2 Zehnermal zu nehmen, wird man das Zehnfache nur zu verdoppeln haben. So giebt man dem Schüler auf, Zahlen mit 30, 40, 50, 60 bis 90 zu multipliciren, ehe man die Einer mit den Zehnern in Verbindung bringt. Desgleichen mit 100, 200, 300 ꝛc., welches unter folgender Norm ausgeführt werden kann. Z. Er. es ſoll 4444 hundertmal wiederholt werden. Zuerſt wird durch das Hinzuſetzen von einer Null dieſe Zahl 10 mal genommen, und durch die nochmalige Hinzuſetzung von einer Null wird das Zehnfache wieder zehnfach, oder das Urſprüngliche 100 mal genommen. Soll die nämliche Zahl 2 Hundertermal genommen werden, ſo wird das Hundertfache nur verdoppelt, bey 3 Hundertern verdreyfacht ꝛc. Giebt der Lehrer dem Schüler noch ein paar Beyſpiele dieſer Art zur freyen Ausführung, ſo wird er ohne allen Anſtand dieſes zu thun fähig ſeyn und nicht nur die Einſicht in dieſe Zahloperation, ſondern auch die Fertigkeit derſelben gleichzeitig erzielt werden. Ich glaube dieſes dem Lehrer vollkommen überlaſſen zu dürfen und ſchreite zu den folgenden Uebungen der Multiplication über.

5624 ſoll mit 11 multiplicirt werden.

Wenn man dieſe Zahl mit 11 multiplicirt, ſo muß ſie 1 Zehner und 1 Einer mal wiederholt werden. Wie eine Zahl 1 Zehner mal wiederholt werden könne, haben wir oben entwickelt und eben ſo iſt klar gemacht, wie irgend eine Zahl 1 Einer mal genommen werden müſſe, und alſo bietet auch dieſe Aufgabe dem Schüler, in ſo fern man ihn nur auf das Vorhergehende aufmerkſam macht, nichts neues mehr dar. Auf dieſe Weiſe führt man den Schüler immer vom Einfachen zum Zuſammengeſetztern, bis er endlich fähig wird, die verwickeltern Aufgaben der Multiplication in freyer Selbſtſtändigkeit und ohne weitere Hülfe des Lehrers zu löſen.

Als Uebung mögen noch folgende Aufgaben gegeben werden.

5604 ſoll mit 111, und 5604 hernach mit 222 multiplicirt und endlich die nämliche Zahl 309 mal wiederholt werden.

Hat der Schüler dieſes ſelbſtſtändig und ohne weitere Nachhülfe und Handbietung des Lehrers wirklich ausgeführt, ſo darf angenommen werden, daß er ſich eine vollendete Einſicht ins Weſen der Multiplication eigen gemacht habe. Folgende Fragen werden den Schüler noch tiefer ins Weſen dieſer Operationen einführen.

$$\begin{array}{rl} 3426 & a. \\ 24 & b. \\ \hline 13704 & c. \\ 6852 & d. \\ \hline 82224 & e. \end{array}$$

Fr. Wie oft iſt die Zahl c, hernach d und endlich e ſo groß als a? Wie oft mal beträgt c und d ſo viel als a? Wie oft c, d und e ſo viel als a? Was für ein Theil iſt a von c und d, oder von c und e, oder von c, d und e zuſammen? Was iſt c für ein Theil von d oder von e oder von d und e zuſammen? Wie oft iſt e ſo groß als b? Antwort: 3426 mal.

Löſt der Schüler obige Aufgaben mit Leichtigkeit, ſo wird auch die Beantwortung der letzten ihm gar keine Schwierigkeit geben. Bey dieſer Zahloperation wird es nothwendig und iſt in ſo fern auch wichtig, daß der Schüler mit dem höchſten und vollendeteſten Mechaniſmus, der der Multiplication zum Grunde liegt, bekannt und vertraut werde, und deshalb müſſen hier am Ende noch mehrere Aufgaben gegeben werden, die keinen andern Zweck haben, als ihm hierin zur höchſten Fertigkeit zu verhelfen. Mehr aber als 3 bis 4 und höchſtens 5 Stunden dürfen auch für die Multiplication nicht verwendet werden, wenn keine Fehlgriffe in den frühern Uebungen, beſonders da, wo es ſich um die Einſicht handelt, ſtatt gefunden haben. Die Art und Weiſe, wie dieſe Aufgaben gegeben werden müſſen, können bey der Addition nachgeſehen werden, und ich füge dieſem bey: Da die Zahlen, welche Nullen mit ſich führen, in der Multiplication, beſonders wenn es ſich um mechaniſche Fertigkeiten handelt, eigene Schwierigkeiten darbieten; ſo wird man wohlthun, dieſem Rechnung zutragen. Es können deßwegen in den Aufgaben zuerſt wenige, und nach und nach immer mehr Nullen angebracht werden. Auch iſt nicht zu vergeſſen, daß alle Beyſpiele, die das Kind zur Einſicht in dieſe Zahloperation zu führen beſtimmt ſind, eben ſo behandelt werden müſſen, wie dieſes bey den Reihenfolgen des Kopfrechnens geſchieht. Dieſes iſt alſo auch hier die Norm, die zum Vortrag gewählt werden muß. Beſonders wichtig iſt aber im Anfange des Zifferrechnens das Zuſammenſprechen der Schüler unter der für das Kopfrechnen angegebenen Modification. Ich verweiſe zur weitern Einſicht dießfalls alſo dahin.

Diviſion.

8888 ſoll durch 2 dividirt oder durch 2 getheilt oder es ſoll unterſucht werden, wie oft zwey in dieſer Zahl enthalten ſey.

Vermittelſt der Uebung, die der Schüler im Kopfrechnen ſchon hat, wird er das Reſultat dieſer Aufgabe gleich ohne Hülfe des Zifferrechnens angeben können, und auch, wenn man fordern würde, daß er dieſes mit Ziffern wirklich ausführen möchte, ſo wird er, wenn er bey den Einheiten anfängt, keine Schwierigkeit mehr finden. Es iſt daher nothwendig, ſogleich Aufgaben folgen zu laſſen, die ihm Schwierigkeiten anbieten, welche er nicht mehr ſo leicht überwinden kann, wenn er auf der rechten Seite der Zifferreihe den Anfang macht.

9347 ſoll durch 7 dividirt werden.

Fängt der Schüler wieder bey den Einheiten an, ſo wird er auf Schwierigkeiten ſtoßen, die nicht ſo leicht zu überwinden ſind, und dieſer Umſtand bietet dem Lehrer eine Gelegenheit dar, ihn aufzufordern, er möchte einen Verſuch machen, bey der höchſten Stelle der Tauſend anzufangen. Es wird nicht fehlen, er findet, daß der 7te Theil von 9 Tauſendern 1 Tauſender gebe und ihm noch 2 Tauſender bleiben, oder daß 7 in 9 Tauſend einen Tauſender mal enthalten ſey ꝛc., und wieder 2 Tauſender bleiben; dieſe 2 Tauſender in die folgende Stelle abwärts verwandelt, geben 20 Hunderter und 3 Hunderter dieſer Stelle machen 23 Hunderter, der ſiebente Theil von 23 Hundertern iſt 3 Hunderter, und bleiben 2 Hunderter; dieſe 2 Hunderter wieder in die folgende Stelle abwärts verwandelt, geben 20 Zehner, und 4 Zehner, die in dieſer Stelle ſelbſt ſind, geben 24 Zehner, der 7te Theil davon iſt 3 Zehner und bleiben 3 Zehner; dieſe 3 Zehner in die folgende Stelle abwärts verwandelt, macht mit den daſelbſt ſchon vorhandenen Einern 37 Einer; der ſiebente Theil davon iſt 5 Einer und es bleiben noch 2 Einer Reſt.

Von 7004 ſoll der 8te Theil genommen werden, oder man ſoll unterſuchen, wie oft 8 darin enthalten, oder aber, dieſe Summe ſoll durch 8 dividirt werden.

Der 8te Theil von 7 Tauſendern iſt kein Tauſender, alſo werden die 7 Tauſender in die künftige Stelle abwärts oder in Hunderter verwandelt, welches 70 Hunderter gibt (in der Hunderterſtelle ſelbſt findet ſich kein Hunderter); der 8te Theil davon iſt 8 Hunderter, und bleiben noch 6 Hunderter, die in die künftige Stelle abwärts verwandelt, 60 Zehner machen, der 8te Theil davon iſt 7 Zehner, und bleiben noch 4 Zehner; dieſe in die folgende Stelle wieder abwärts verwandelt, geben 40 Einer, und die 4 Einer, die ſich ſchon in dieſer Stelle befinden, geben 44 Einer; der 7te Theil davon iſt 6 Einer und bleiben noch 2 Einer Reſt.

Es ſollen 9999 durch 10 dividirt werden.

Wird der Schüler auf die nämliche Weiſe, wie bey den obigen Aufgaben, verfahren, ſo findet er 999 und bleiben ihm noch 9 Reſt. Um ihn aber ſchnell dahin zu führen, den 10ten Theil von jeder Zahl, ohne viel zu rechnen, nehmen zu können, ſo verfährt man wie folgt: der zehnte Theil von 9 Tauſendern gibt keinen Tauſender; dieſe 9 Tauſender in die folgende Stelle abwärts verwandelt, geben 90 Hunderter, wovon der 10te Theil eben ſo viele Hunderter gibt, als es Tauſender waren, oder 9; 9 Hunderter, die in dieſer Stelle aber noch bleiben, in eine Stelle abwärts verwandelt, machen 90 Zehner, und der 10te Theil davon gibt wieder ſo viele Zehner, als es Hunderter waren, oder 9; die 9 Zehner, die blieben, werden ebenfalls wieder in eine Stelle abwärts verwandelt, und es gibt 90 Einer; der 10 Theil davon gibt wieder ſo viele Einer, als es Zehner waren, und es bleiben dann noch 9 Einer; folglich bleibt die Einerſtelle unberührt.

Nachdem der Schüler einige Aufgaben auf dieſe Weiſe gelöst haben wird, ſchreitet man zu ſolchen, die durch einen Hunderter gelöst werden müſſen, und befolgt ganz den gleichen Gang, der bey der Multiplication ausführlich angezeigt worden iſt; nur mit dem Unterſchiede, daß man hier, ſtatt bey der rechten, bey der linken Seite der Ziffern anfängt. Soll eine Zahl durch 20 dividirt werden, ſo läßt man den Schüler zuerſt dieſelbe durch einen Zehner auf obige Weiſe dividiren, oder auch den 10ten Theil davon nehmen und das gefundene Reſultat noch einmal durch 2 dividiren. So wird zu 3 Zehnern und 3 Hundertern oder zu 3 Hundertern und 3 Zehnern ꝛc. ꝛc. geſchritten.

9064 durch 236 zu dividiren, ſoll die letzte Aufgabe ſeyn, die ich für die Entwickelung der geiſtigen Kräfte des Schülers und zur deutlichen Einſicht ins Weſen der Diviſion hier noch ausführen werde: 236 iſt in 9 Tauſendern kein Tauſendermal enthalten; die 9 Tauſender in Hunderter verwandelt, geben 90 Hunderter; 236 iſt in 90 Hundertern noch kein Hundertermal enthalten; alſo werden die

90 Hunderter eine Stelle abwärts oder in Zehner verwandelt, welches 90 Zehner gibt und mit den 6 Zehnern, die ſich in dieſer Stelle befinden, 906 Zehner ausmachen; 236 Zehner ſind in 906 Zehnern 3 Zehner mal enthalten, 3 mal 236 = 708 Zehner und bleiben noch 198 Zehner; dieſe werden wieder in die künftige Stelle abwärts verwandelt, und machen mit den 4 Einern, die ſich in der Einerſtelle befinden, 1984 Einer, 236 ſind darin 7 Einer mal enthalten, und es bleiben noch 332 übrig.

$$\begin{array}{lr|l} \text{a)} & 9064 & 236\ \text{b)} \\ \cline{3-3} & 708 & 37\ \text{c)} \\ \cline{1-2} & 1984 & \\ & 1652 & \\ \cline{1-2} & 332 & \end{array}$$

Wie bey der Multiplication, ſo können auch bey der Diviſion ähnliche einzelne Fragen gemacht werden. Z. Ex. Wie oft iſt die Zahl b in der Zahl a enthalten? Antwort: 37 mal, und es bleiben noch 332. Wie viel fehlt der Zahl a, wenn die Zahl b 38 mal in ihr enthalten ſeyn ſoll? Antwort: 4. Was iſt die Zahl b für ein Theil von der Zahl a, wenn von letzterer 332 abgezogen werden? Antwort: der 37ſte Theil. Werden aber 4 zu der Zahl a hinzugezählt, was iſt in dieſem Fall die Zahl b für ein Theil von der Zahl a? Antwort: der 38ſte Theil.

Am Ende dieſer Uebung müſſen, wie bey der Multiplication, dem Schüler Aufgaben gegeben werden, die keinen andern Zweck haben, als ſeine mechaniſchen Fertigkeiten auch in dieſer Form auf die höchſte Stufe zu erheben. Zu der Diviſion muß etwas mehr Zeit verwendet werden als zur Multiplication. Nach Beendigung dieſer vier Rechnungsarten wird man wohl thun, dem Schüler eine Reihe Aufgaben über dieſelben gemiſcht durch einander zu geben, mit der Aufforderung, ſie ſo ſchnell als immer möglich zu rechnen. Der Zweck dieſer Aufgaben iſt alſo kein anderer, als die verſchiedenartige Behandlung einer jeden derſelben ſchnell, auch in dieſer abgeänderten Ordnung aufzufinden und ſich dadurch zugleich den höchſten Grad von mechaniſcher Fertigkeit eigen zu machen. Daß man auf dieſer Stufe nach und nach zu höhern Zahlen ſteigen darf, verſteht ſich von ſelbſt; doch wird man wohl thun, für einmal nicht weiter als zu den Millionen zu gehen. Mehr als etwa 3 bis 5 Stunden dürfen auch hierauf nicht verwendet werden. Ich zeige bey der Darlegung der Zifferrechnungen die Stundenzahl genau an, damit nicht auf Koſten der geiſtigen Entwickelung dem Mechanismus ein Spielraum eingeräumt werde, der die harmoniſche Bildung zu ſtören geeignet iſt. Wird die Zahl in dem Geiſt behandelt, wie ich glaube, umſtändlich genug gezeigt zu haben; ſo muß in höchſtens 30 Stunden Zeit ſowohl die Einſicht als auch die mechaniſche Fertigkeit des Zifferrechnens, ſo weit ſie der Jugend in dieſem Alter gut iſt, erzielt werden. Den Beſchluß dieſer vier Rechnungsarten mögen folgende Fragen machen: Wodurch unterſcheidet ſich die Addition von der Subtraction, die Addition von der Multiplication? Wodurch aber die Subtraction von der Multiplication? ꝛc. Was kommt der Addition und was der Subtraction ꝛc. eigenthümlich zu? Was kannſt du bey der einen oder andern dieſer Rechnungsarten als allgemeine Regel angeben?

Was man gewöhnlich die Probe dieſer vier Rechnungsarten nennt, wird jeder Schüler, nachdem man ihm ſolche

Fragen zu löſen vorlegt, finden und auf die beſtimmteſte Weiſe anzugeben im Stande ſeyn. Wollte man ihn aber vorzugsweiſe nur auf diejenige Form bringen, die man gewöhnlich als Probe dieſer Rechnungsoperationen benutzt, ſo mögen folgende Fragen hier ihren Zweck vollkommen erreichen.

Bey der Addition, Subtraction, Multiplication ꝛc. ſoll unterſucht werden, ob in der Berechnung kein Fehler ſtatt gefunden, es fragt ſich, wie man dieſes anzugehen habe?

Daß der Schüler zuerſt die nochmalige Rechnung der Aufgabe vorſchlagen wird, liegt in der Natur der Sache ganz gegründet; aber an dieſem Faden wird dann weiter geſchritten.

Lehrer. Mache ein Subtractionsbeyſpiel auf deiner Schiefertafel, und ſiehe hernach, ob du auf keine andere Weiſe finden könneſt, daß es richtig gerechnet worden ſey. — Findet der Schüler noch nicht, daß die zu ſubtrahirende Zahl mit dem Reſt immer der Zahl gleich ſeyn müſſe, von der abgezogen worden iſt, ſo macht er ihn hierauf aufmerkſam. Eben ſo verfährt er mit der Multiplication, Diviſion ꝛc. Auch liegt es hier nicht außer dem Kreiſe des Kindes, es für die Probe noch andere, als die gewöhnlich bekannten Formen aufſuchen und aufſtellen zu laſſen. Es gehört ganz auf dieſe Stufe, den Schüler mit den Kunſtausdrücken, mit denen die Zahlen in der einen oder andern dieſer Operationen benannt werden, bekannt zu machen; z. B. bey einer Diviſionsaufgabe kann ihm geſagt werden, man nenne die Zahl, durch die man unterſuche, wie oft ſie in der andern enthalten ſey, Diviſor, diejenige, die ſie enthält, Dividendus, die Zahl aber, die anzeigt, wie oft ſie wirklich in derſelben enthalten ſey, Quotient. Mit den Ausdrücken, die in der Multiplication, Subtraction und Addition angenommen ſind, wird auf die gleiche Weiſe verfahren.

Ehe man zu den Brüchen übergeht, wird man wohl thun, dem Schüler noch einige Aufgaben zu geben, die aus den arithmetiſchen oder geometriſchen, oder aus den arithmetiſchen und geometriſchen Verhältniſſen der Zahllehre genommen werden, worüber die Behandlung der Einheiten als Entwickelung der geiſtigen Anlagen des Kindes nachzuſehen iſt. Als Beleg und Anleitung mögen ein paar Aufgaben hier noch einen Platz finden.

Fr. Wie viel beträgt die Zahl, die um 26378 mehr iſt als 29464? Es ſollen 2 Zahlen aufgeſtellt werden, wovon der Unterſchied 24448 und der ſo groß iſt, als die kleinere Zahl? Ferner ſollen zwey Zahlen aufgeſtellt werden, wovon der Unterſchied um 2048 kleiner iſt, als die größere Zahl? Wie viel wird die Hälfte vom Drittel von 104190 ſeyn? Wenn man 2447 ſo oft wiederholt, als dieſe Zahl Einheiten hat, wie viel wird es geben? Oder wenn man ſie um 10 mal mehr wiederholt, als dieſelbe Einheiten hat, wie viel wird es geben?

Wird der Schüler mit Leichtigkeit Aufgaben dieſer Art löſen, ſo iſt es nicht nöthig, daß man ſich hier verweile. Im Fall der Schüler Anſtand nähme, ähnliche Aufgaben ohne Hülfe des Lehrers zu löſen, ſo wäre dieſes ein untrügliches Zeichen, daß ihm die aufgeſtellten

Mit-

Mittel nicht gehörig eingeübt worden. Was auch bey einer mangelhaften Führung des Schülers dennoch hier gethan werden kann, darf ich hier der Beurtheilung des Lehrers vollkommen überlaſſen, indem ihm der aufgeſtellte Typus der Zahlenlehre hinlängliche Hülfsmittel an die Hand gibt.

Anwendung der Ziffer auf die Addition der Brüche.

Die einfachen Brüche von den Brüchen verſchiedener Art trennen zu wollen, iſt bey'm Zifferrechnen nicht mehr nothwendig. Man kann daher den Anfang gleich mit folgenden Aufgaben machen.

Es ſollen $^1/_{10}$, $^1/_{11}$, $^1/_{12}$, $^1/_{13}$, $^1/_{14}$ ꝛc. zuſammengezählt oder addirt werden.

Um dieſe Brüche zu addiren, weiß der Schüler aus den Uebungen als Entwickelung ſeiner Geiſteskräfte, daß er dieſelben unter einerley Benennung zu bringen hat. Dieſes geſchieht auf eine ähnliche Weiſe, wie es als Kopfrechnungsübung ſchon geſchehen iſt. Um 10tel zu erhalten, muß man ein Ganzes in 10 gleiche Theile theilen; will man in dieſem Ganzen noch 11tel erhalten, ſo muß man jeden Zehntel noch in 11 oder das Ganze in $10 \times 11 = 110$ gleiche Theile theilen; will man in dem Ganzen noch 12tel finden, ſo muß man jeden der 110tel in 12 gleiche Theile theilen, oder 12×110 u. ſ. w. Alle dieſe Brüche werden ſich in einem Ganzen vereinigen, das 240240 gleiche Theile enthält. Ein Zehntel iſt der 10te Theil des Ganzen, alſo der 10te Theil von 240240 Theilen oder 24024, ein Eilftel iſt der 11te Theil des Ganzen, alſo wieder der

11te Theil dieſer Summe, und ſo wird dieſes bis zum 14tel fortgeſetzt, welcher den 14ten Theil von 240240 Theilen erhalten wird und 17160 beträgt. Dieſe Theile werden, wie bey einem gewöhnlichen Additionsbeyſpiele, zuſammengezählt, worüber die Addition des Zifferrechnens oder auch des Kopfrechnens nachgeſehen werden kann. Statt $^{1}/_{10}$, $^{1}/_{11}$ ꝛc. zuſammenzuzählen, können $^{3}/_{10}$, $^{4}/_{11}$, $^{7}/_{13}$ ꝛc. gegeben werden. Die Auflöſung iſt mit der obigen ſo ähnlich, daß eine weitere Ausführung davon hier ganz überflüſſig wird. Eben ſo können zu den Brüchen noch Ganze zum Addiren gegeben werden. Drey bis vier Beyſpiele werden mit dem, was ich ſo eben aufſtellte, für die Addition der Brüche hinreichend ſeyn. Was ich bey dem Zifferrechnen mit Ganzen über die Erlangung der mechaniſchen Fertigkeiten bemerkte, findet auch bey den Brüchen volle Anwendung und darf nicht vernachläſſigt werden. Die Zahl der Stunden, die hierauf verwendet werden können, muß aber hier eher vermindert als vermehrt werden. Wie ſich der Lehrer in ſeinem Vortrag zu benehmen habe, glaube ich keine weitere Erinnerung mehr anbringen zu dürfen, wenn man das feſt im Auge behalten will, was diesfalls aufgeſtellt worden iſt. Weil aber jede Stufe der Bildung etwas Eigenthümliches beſitzt, ſo füge ich noch Folgendes bey: So wichtig und weſentlich auch das laute Zuſammenſprechen der Schüler im Ganzen iſt, ſo fängt es an, ſich hier zu verlieren, und ein ſtilles für ſich Arbeiten und Rechnen nimmt dieſe Stelle ein. Das Lautſprechen ſteht mit der ſinnlichen Anſchauung auf einer und derſelben Linie, und eben ſo ſteht die geiſtige Anſchauung und Abſtraction mit dem ſtillen, geräuſchloſen Rechnen auf einer und der nämlichen Linie, und fängt an, mit der erſten ſeine Stelle zu wechſeln. Auch unterliegt es gar keinem Zweifel, daß jeder Schüler, der zweckmäſſig geführt worden iſt, jede Aufgabe ohne weitere Nachhülfe des Lehrers, wie ich ſie ihm gegenwärtig vorlege, zu löſen im Stande ſeyn muß. Würden aber noch unüberwindliche Schwierigkeiten getroffen werden, ſo könnte die Zuflucht nur zu einfachern Aufgaben genommen werden, was aber jedoch der Lehrer, der den Geiſt dieſer Darſtellung nur einigermaßen auffaßt, wiſſen kann, ohne daß ich mich diesfalls noch einmal umſtändlich erörtere.

Subtraction.

Von $^1/_{99}$ ſoll $^1/_{100}$ abgezogen werden, es fragt ſich, wie viel noch bleibe?

So wie der Schüler mit Einſicht und Sicherheit $^1/_3$ von $^1/_2$ als Kopfrechnungsübung abziehen kann, ſo wird er eben ſo leicht und zuverläſſig mit Hülfe ſeiner Zifferbehandlung finden, daß ſich dieſe zwey Brüche in den 9900teln vereinigen; denn um 99tel zu erhalten, muß man ein Ganzes in 99 gleiche Theile theilen; will man in dem nämlichen Ganzen noch 100tel haben, ſo muß jeder der 99 gleichen Theile in 100 und das Ganze in 9900 Theile getheilt werden; $^1/_{100} = 99$ und $^1/_{99} = 100$, dieſe 99 von 100 Theilen abgezogen, bleibt noch $^1/_{9900}$.

Drey bis vier Aufgaben, die in ihrer Schwierigkeit ſteigend ſind, werden auch für dieſe Rechnungsformen hinreichend ſeyn. Ehe man aber mit dem Schüler weiter geht, müſſen ihm noch einige Aufgaben über die Subtraction gegeben werden, um ſich diejenige mechaniſche Fertigkeit zu erwerben, die in einem ſteigend höhern Grad gefordert werden darf.

Multiplication.

$^{1}/_{304}$ durch $^{1}/_{147}$, oder $^{3}/_{101}$ durch $^{17}/_{148}$, oder 3 $^{1}/_{20}$ durch $^{19}/_{114}$, oder 10 $^{2}/_{3}$ durch 19 $^{46}/_{129}$ zu multipliziren.

Um $^{1}/_{304}$tel durch $^{1}/_{147}$ zu multipliziren, muß man den erſten Bruch ſo oft wiederholen, als der zweyte Ganze beträgt. $^{1}/_{147}$ iſt der 147ſte Theil eines Ganzen, alſo muß $^{1}/_{304}$ auch nur $^{1}/_{147}$tel mal genommen werden. Um den 147ſten Theil von $^{1}/_{304}$ zu nehmen, muß man den 304tel in 147 gleiche Theile theilen, welches 44688 Theile giebt, und dieſer Theil muß einmal genommen werden, folglich macht es $^{1}/_{44688}$.

Um die 2te Aufgabe zu löſen, verfährt man ganz auf die gleiche Weiſe, nur mit dem Unterſchied, daß man es ſtatt von einem, von 3 Theilen zu nehmen hat; ferner, daß man es, ſtatt einmal, in dieſer Aufgabe 17 mal wiederholen muß.

In der dritten Aufgabe kann man rückſichtlich der Brüche wie in der 2ten verfahren. Weil ſich aber dort noch 3 Ganze befinden; ſo müſſen dieſelben auch $^{19}/_{114}$tel mal genommen werden. Der 114ſte Theil von 3 Ganzen iſt $^{3}/_{114}$, dieſes muß 19 mal wiederholt werden, und am Ende werden die Brüche auf die gewöhnliche Weiſe addirt.

Die Auflöſung der 4ten Aufgabe iſt nur noch ein kleiner Zuſatz zu derjenigen der dritten.

Die weitere Ausführung kann in den Aufgaben, die für das Kopfrechnen aufgeſtellt wurden, nachgeſehen werden, ſo wie auch die Art und Weiſe, wie die ſo eben aufgeſtellten Aufgaben ferner zu behandeln und auszuführen ſind. Bevor zu andern Uebungen geſchritten wird, muß man nicht vergeſſen, daß noch einige Aufgaben gegeben werden müſſen, um dem Schüler Gelegenheit zu verſchaffen, ſich die nöthigen mechaniſchen Fertigkeiten zu erwerben. Die Behandlung der Diviſion geht ſo klar und einfach aus dieſen Uebungen hervor, daß die Ausführung hier nicht nur entbehrlich wird; ſondern die Nichtausführung iſt als ein Probierſtein anzuſehen, ob man das Weſen der Darlegung der Zahlverhältniſſe wirklich aufgefaßt habe. Sogar er Schüler ſollte im Stande ſeyn, die hier mangelnde Uebung zu ergänzen. Dagegen füge ich den Bruchverhältniſſen noch einige Betrachtungen bey, die nicht ganz ntbehrlich ſind.

Fr. Wie hat man zu verfahren, um zwey, drey ꝛc. Brüche von verſchiedener Art zuſammenzuzählen? *)

Kennt der Schüler die Kunſtausdrücke, ſo läßt man hn zur Uebung mit dieſen Worten die Verfahrungsart ngeben. Er würde ſich dem zufolge alſo ausdrücken: Man multiplizirt den Nenner des erſten Bruches mit dem

---

*) Hier kann man den Schüler mit den Kunſtausdrücken „Zähler, Nenner“ ꝛc., die bey den Brüchen vorkommen, bekannt machen. Wie dieſes auf die einfachſte, der Natur des Kindes entſprechendeſte Weiſe geſchehen könne, iſt bey ähnlichen Anläſſen früher erörtert worden und kann hier im nämlichen Geiſte nachgeahmt werden.

Nenner des zweyten, ferner multiplizirt man das Produkt mit dem Nenner des dritten Bruches, und ſo dieſes Produkt wieder mit dem Nenner des vierten, wenn man vier Brüche addiren will. Hat man ſo den allgemeinen Nenner, der ſich im letzten Produkt zeigt, ſo dividirt man in dieſes Produkt mit dem Nenner des erſten Bruchs und multiplizirt den Quotienten durch ſeinen Zähler ꝛc.

Fr. Wie hat man zu verfahren, wenn man zwey Brüche verſchiedener Art von einander abziehen ſoll?

Auch hier läßt man den Schüler die allgemeine Regel angeben, unter welcher dieſes geſchieht. Aehnliche Fragen können über die Multiplication und Diviſion ſtatt finden. Sollte der Schüler ebenfalls nicht im Stande ſeyn, das Weſentlichſte der Verfahrungsart der vier Rechnungsformen mit Brüchen anzugeben, ſo darf auf keinen Fall die Schuld dem Schüler beygemeſſen werden und eben ſo wenig dem hier aufgeſtellten Gange. Es müßte ein ſolcher Mißgriff in dem zu ſchnellen Vorſchreiten oder in der unzweckmäſſigen Behandlung des Schülers oder aber endlich in der geiſtigen Unfähigkeit deſſelben geſucht werden. Daß das Weitereilen ohne Begründung der Anfangspunkte im Zählenlernen eben ſo zu nichts führt, wie in allen andern Unterrichtsfächern, liegt klar am Tage, und Fehlgriffe dieſer Art wieder gut zu machen, würde ein Rückſchritt und allem andern vorzuziehen ſeyn. Daß alle Fragen, die bey dem Zifferrechnen mit Ganzen ſtatt fanden, auch hier an den Schüler gerichtet und von ihm beantwortet werden können, liegt außer Zweifel; jedoch müſſen ſie bey den Bruchverhältniſſen, wie ich ſchon früher bemerkte, verkürzt werden. Dieſe Verkürzung findet im nämlichen Verhältniß ſtatt, als die Vollendung bey'm Schüler zunimmt. Ein charakteriſirendes Kennzeichen einer guten Führung der Jugend iſt, wenn bey'm Vorwärtsſchreiten immer mehr abgekürzt, ſtatt ausgedehnt werden darf. Wenn alſo 30 Stunden zu den vier Zahloperationen mit Einheiten nothwendig ſind, ſo ſollte das was in und durch die Brüche der Jugend gegeben werden kann und gegeben werden ſoll, auf keinen Fall mehr als 20 Stunden betragen. Während dem der Schüler mit dem Zifferrechnen, ſowohl mit den Einheiten als Brüchen, beſchäftigt iſt, ſoll die Entwickelung der geiſtigen Anlagen des Kindes durch die Zahl nicht ausſchließlich auf dieſen Punkt gerichtet werden; ſondern das Kopfrechnen wird noch nach andern Richtungen gleichzeitig fortgeſetzt werden müſſen, wie aus gegenwärtiger Darlegung in den weiter folgenden Uebungen zu ſehen iſt. Die Zeit, die man auf das Zifferrechnen zu verwenden hat, wird aber auf dieſer Stufe verlängert und die des Zifferrechnens vermindert werden müſſen, und zwar ſo, daß jetzo für beydes gleich viel Zeit angeſprochen werden darf. Dieſe folgenden Uebungen des Kopfrechnens ſchließen ſich unmittelbar an die Brüche, die als Kopfrechnungsübungen in dieſer Schrift ſich niedergelegt finden, an.

Von der Anwendung der Zahl.

Ihre Anwendung iſt einer doppelten Richtung, und zwar entweder als Uebung im Kopf- oder aber als Uebung im Zifferrechnen, fähig. Damit der Klarheit in dieſer

Darlegung kein Abbruch gethan werde, will ich die diesfälligen Uebungen und Reihenfolgen trennen, und ſpäter zeigen, wie der Lehrer dieſes ſeinem Schüler neben einander vorzulegen habe. Ich mache, wie natürlich, den Anfang mit dem Kopfrechnen. Maaß, Gewicht und Münze haben in jedem Lande ihre eigenthümlichen Eintheilungen und Benennungen; ich kann und will daher für dieſen Endzweck in dieſe ſo weitgehende Abwechslung nicht eintreten. Ich bediene mich allgemein bekannter Namen und Eintheilungen, ohne irgend eine Abwechſelung in dieſe Darlegung zu bringen, damit ich einerſeits nicht unnöthigerweiſe mich über einen Punkt ausdehne, der zur Verdeutlichung der Sache nicht nur nichts beyträgt, ſondern derſelben noch hinderlich wäre, anderſeits aber, weil in der Schrift ſich nicht viele Eintheilungen und Benennungen von Maaß, Gewicht und Münze ſich finden, die dem Lehrer nur hinderlich und ihn ſtörend werden könnten. Ueberdieß darf ich annehmen, er ſey im Stande, an die Stelle dieſer Namen und Eintheilungen diejenigen des Landes, in dem er wohnt, zu bringen. Eine große Mannigfaltigkeit von Eintheilungen und Benennungen würde den Anfang dieſer Uebungen nicht nur erſchweren, ſondern der Einheit, Deutlichkeit, Feſtigkeit und leichten Anwendbarkeit ſehr mangeln. Weſentlich iſt bey allem Schulunterricht die Trennung des Fremdartigen und die Reinerhaltung jedes einzelnen, ſelbſtſtändigen Geſichtspunkts. Das Leben darf in der Freyheit und in der Verwirrung bildend aufgefaßt und benutzt werden; die Schule aber muß dieſer Verwirrung und dieſer Freyheit Ordnung geben, wenn ſie für die Jugend bilbend werden ſoll. Der im Anfange der Zahlenlehre aufgeſtellte Gang wird auch hier befolgt und zum Theil an das angeſchloſſen werden, was das Leben ohne weiteres Hinzuthun der Menſchen thut. Weil ich aber nicht allgemein annehmen darf, daß durch die häusliche Bildung das geleiſtet und erzielt worden ſeyn, was in dieſer ſpätern Epoche möglich iſt, ſo werde ich dieſem Umſtande in der Darlegung Rechnung tragen. Ich ſchreite zu den Uebungen ſelbſt.

Addition.

Fr. Wie viel machen 2 fl. 30 kr., 3 fl. 45 kr. und 5 fl. 7 kr. zuſammen?

Wie viel machen 3 Zentner, 49 Pfund und 3 Loth und 2 Zentner, 98 Pfund und 5 Loth zuſammen?

Wie viel geben 2 Fuder, 3 Eimer und 17 Maß und 6 Fuder, 1 Eimer und 19 Maß zuſammen?

Wie viel werden 9 Klafter, 5 Schuh, 3 Zoll und 4 Linien, 6 Klafter, 3 Schuh, 2 Zoll, 5 Linien und 1 Klafter, 1 Schuh und 1 Zoll zuſammen geben?

Ich gebe keine Antworten an, um gleichſam jeden Lehrer im Anfange zu nöthigen, diejenigen Maaße und Gewichte, die in ſeiner Gegend gangbar und angenommen ſind, an die Stelle dieſer Aufgaben zu ſetzen; und in ſo weit muß man dieſes nur als eine Veränderung des Namens anſehen und behandeln. Hat der Schüler aber keine richtige Anſchauung von dieſen Eintheilungen der Maaße und Gewichte ſeines Landes, ſo müßte ihm dieſes, wenn durch die Beſchreibung kein richtiger Begriff davon gegeben werden konnte, in der Wirklichkeit entweder durch Vorlegung dieſer Gegenſtände ſelber oder durch Hinführung zu denſelben gezeigt werden. Bevor ich weiter gehe, muß ich hier auf einen Mißgriff, den man in der Erziehung und im Unterricht allgemein macht, aufmerkſam machen. Die Beſchreibung durch Worte, ohne der Jugend den Gegenſtand, der beſchrieben wird, vorzulegen, iſt ſo allgemein und genugthuend anerkannt, daß man dieſem allgemeinen Gefühl nicht folgen darf; ſondern füglich die Sache umkehren und dem Schüler eine Beſchreibung von dem geben muß, was der Lehrer in einem ſolchen Fall gewöhnlich thut. Kann er ohne Hülfe eine Beſchreibung machen, die geeignet iſt, dem Lehrer ein anſchauliches Bild von einem ſolchen Gegenſtand einzuprägen, ſo mag die wirkliche Vorzeigung deſſelben dann als entbehrlich angeſehen werden. Hat aber das Kind auch eine richtige Anſchauung von dieſen Maaßen und Gewichten, ſo iſt dieſes, wie die Darlegung der häuslichen Bildung zeigte, nichts weniger als genugthuend. Vor allem aus muß der Schüler durch den Gebrauch ſeiner Sinne zur richtigen Schätzung der Gegenſtände des Maaßes und Gewichts geführt werden. Es iſt weſentlich darum zu thun, ihn mit der höchſten Zuverläſſigkeit dahin zu führen, daß er die an ſeinem Orte gewöhnlich gangbaren Maaße und Gewichte mit Sicherheit und Genauigkeit durch den Gebrauch der Sinne anzugeben in den Stand geſetzt werde. Es handelt ſich um nichts weniger, als daß er mit Sicherheit dahin gelange, durch den Gebrauch ſeiner Sinne einen Zentner, ein Pfund, ein

Loth von einer öfter vorkommenden Waare mit der größten Richtigkeit zu ſchätzen und dieſes auf den ganzen Umfang aller Gegenſtände ſeines Gebrauches, die gemeſſen und gewogen werden, auszudehnen. Ich kenne die Einwendung, die man mir gegen dieſen Grundſatz und ſeine wirkliche, praktiſche Ausführung machen wird: der Schüler könne nämlich in dieſem Alter keinen Zentner aufheben, alſo mangele ihm das ganz, was zur Beſtimmung dieſer Gegenſtände durch die Sinne nothwendig ſey u. ſ. w. Wer aber einen Sinn nicht gebrauchen kann, muß dafür einen andern in Thätigkeit ſetzen. Wir haben dießfalls an den Blinden und Taubſtummen Beyſpiele, die keinen Zweifel über ihre Fähigkeit und Genügſamkeit mehr übrig laſſen. Aus dieſem geht dann freylich klar hervor, wie nachtheilig das unthätige Leben in der frühern Jugend für den Schüler einwirken müſſe und wie weſentlich es immer ſey, die Anwendungsaufgaben für die Schule nicht vom Leben zu trennen.

Der Schulunterricht ſoll die Jugend eigentlich recht in's thätige Leben einführen, und dieſes thätige Leben muß hinwieder als praktiſche Anſchauungsgrundlage dem Schulunterricht dienen. „Thut aber das Leben von alle dieſem an der Jugend nichts, was kann und ſoll dann geſchehen?“ iſt eine Einwendung, deren Beantwortung ganz in den Kreis der gegenwärtigen Schrift gehört. So wie Tabellen und viele andere Verſinnlichungsmittel mit vielem Recht in die Schule eingeführt werden, ſo müſſen bey dieſem Mangel dann Gegenſtände in dieſelbe gebracht werden, die dieſem abzuhelfen geeignet ſind und an denen es ſeine Sinne im Schätzen der verſchiedenen Maaße und Gewichte eben ſo zu üben Gelegenheit findet, wie es dieſes früher in dem häuslichen Leben hätte thun können und ſollen. Eine wirkliche Ausführung hievon iſt dem, was ich im Anfange dieſer Schrift zeigte und im häuslichen Leben bis zur Epoche der Schulfähigkeit des Kindes gethan werden ſollte und konnte, ziemlich ähnlich; freylich muß dem vorgerücktern Alter und dem höhern Grad der Bildung des Schülers auf eine gehörige Weiſe Rechnung getragen werden. Ich überlaſſe die weitere Ausführung dem Lehrer und knüpfe an den oben abgeſchnittenen Faden die Uebungen wieder an.

Der Lehrer fordert die Schüler auf, ähnliche Aufgaben, wie die letzten, ſich unter einander aufzugeben, damit ſie geübt werden, ſich ſelbſt in das praktiſche Leben zu verſetzen.

Die letzten Aufgaben mit andern Benennungen dem Schüler vorgelegt.

Erſte Aufgabe. Wie viel wird jemand verdienen, wenn er in der einen Woche 2 fl. 30 kr., in der andern aber 3 fl. 45 kr., und in der dritten 5 fl. 7 kr. zum Lohn erhält?

Für die 2te Aufgabe: In dem einen Monat hat man 3 Zentner, 49 Pfund und 3 Loth von dieſer oder jener Waare gebraucht, in der andern aber 2 Zentner, 98 Pfund und 5 Loth; es fragt ſich, wie viel man in den zwey Monaten gebrauchen werde?

Daß die mannigfaltigſte Abwechſelung von ähnlichen

Anwendungsaufgaben ſtatt finden könne, unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr und kann gewiß ohne Mühe und Schwierigkeit von jedem Lehrer nach Bedürfniß erweitert werden.

Subtraction.

Auch für dieſe Rechnungsform können die Aufgaben der Addition gegeben und benutzt werden, und ich kann die Ausführung hievon jedem Lehrer überlaſſen. Ein paar Aufgaben, die in der Subtraction noch einige Schwierigkeiten darbieten könnten, werden als Ergänzung zu dem, was der Lehrer thut, hier noch eine Stelle finden.

Von 4 fl. 40 kr. 3 hll. ſoll man 3 fl. 59 kr. 7 hll. abziehen, und ſehen, wie viel noch bleibe?

Oder alſo ausgedrückt:

Jemand beſitzt 4 fl. 40 kr. 3 hll., iſt aber davon ſchuldig oder hat davon gebraucht 3 fl. 59 kr. 7 hll., es fragt ſich, wie viel ihm noch bleiben?

Auch kann man dieſe Aufgabe noch folgendermaßen ausdrücken:

Es verbraucht jemand in der Woche 3 fl. 59 kr. 7 hll., verdient aber in der nämlichen Zeit 4 fl. 40 kr. 3 hll., es fragt ſich, wie viel ihm am Ende der Woche noch bleibe?

Schon aus dieſem einzigen Beyſpiele ſieht man, auf wie mannigfaltige Weiſe jede Aufgabe, die ſich in der Addition findet, ausgedrückt und welche Bedeutung denſelben gegeben werden kann. Viele Beyſpiele werden aber auf keinen Fall nothwendig, wenn die geiſtige Entwickelung der Anlagen des Kindes die Vollendung erhalten hat, die ich vorausſetze und fordere. Auch ſind dieſe Anwendungsaufgaben eigentlich nur als benannte Zahlen in's Auge zu faſſen, die noch nicht tief in das praktiſche Leben eingreifen.

Multiplication.

Wenn jemand in einem Tage oder in einer Woche dieſe oder jene Summe in fl., kr. und hll. gebraucht oder verdient, wie viel wird er in 10 Tagen oder 10 Wochen gebrauchen oder verdienen?

Weil hier leicht Zahlen angegeben werden könnten, die vorzüglich die mechaniſchen Fertigkeiten und die Gedächtnißkraft des Kindes in Anſpruch nehmen, ſo muß man ſich deßhalb hüten; denn auch dieſe Aufgaben haben keinen andern Zweck als die Entwickelung der Geiſteskraft mit Anwendungsaufgaben zu vervollſtändigen.

Wenn man von 1 Zentner, Fuder, Eimer, Klafter ꝛc. 1 fl. 36 kr. 1 hll. bezahlt; wie viel wird man von 10 Zentnern, Fudern, Eimern, Klaftern ꝛc. zu bezahlen haben?

Wenn ein Fußboden 2 Klafter und 3 Schuh lang und 1 Klafter und 4 Schuh breit iſt, wie viele Quadratſchuh wird der ganze Boden enthalten?

Um dieſe Art Aufgaben zu löſen, verwandelt man die Klafter der Länge und Breite nach zuerſt in Schuhe, und verfährt dann, wie wenn alles nur in Schuhen angegeben worden wäre.

Diviſion.

Es beſitzt jemand 10 fl., bedarf aber täglich oder wöchentlich 1 fl. 10 kr. 3 hll., es fragt ſich, wie lange er daran haben werde?

500 Quadratſchuh werden wie viele Quadratklafter machen und wie viele Schuhe werden noch als Reſt bleiben?

687 Pfund und 2 Loth werden wie viele Zentner, Pfund und Loth ausmachen?

Arithmetiſche Vergleichung.

Es verdient jemand in einer Woche 1 fl. 30 kr. 3 hll., in einer zweyten Woche aber 3 fl. 48 kr. 7 hll.; es fragt ſich, was der Unterſchied des Verdienſtes dieſer zwey Wochen ſey? oder aber, wie viel er die eine Woche mehr oder weniger verdient habe als die andere?

Es verdient oder verbraucht jemand den erſten Tag in der Woche 1 fl. 10 kr. 1 hll., und jeden künftigen Tag immer 15 kr. mehr; es fragt ſich, wie viel er am letzten Tage der Woche Gulden, Kreuzer und Heller verdient oder verbraucht habe?

Geometriſches Verhältniß.

Wie viel macht der dritte Theil von 123 Ztnr., 24 Pfd. und 3 Lth., in Zentnern, Pfund und Loth?

Um dieſe Aufgabe zu löſen, macht der Lehrer den Schüler aufmerkſam, daß er den dritten Theil zuerſt von den Zentnern, hernach von den Pfunden und endlich von den Lothen nehmen könne, ohne eine Verwandelung der Zentner in Pfunde ꝛc. vornehmen zu laſſen. Blieben aber bey dieſer Verfahrungsweiſe Zentner übrig, ſo müßte man den Reſt in Pfunde verwandeln und die in der Aufgabe ſich befindenden Pfunde hinzuzählen, hernach den

3ten Theil davon nehmen ꝛc. Soll man zwey und mehrere Theile nehmen, ſo wird ganz auf die gleiche Weiſe verfahren, indem man zuerſt einen Theil nimmt, hernach dieſen Theil wiederholt. Sehr leicht iſt es als Kopfrechnungsübung, irgend einen und mehrere Theile von ſehr hohen Zahlen zu nehmen; doch muß man ſehr acht geben, dieſes nicht zu weit zu treiben, wenn man den mechaniſchen Fertigkeiten und dem Gedächtniß das Uebergewicht, gegen welches ich mich gleich im Anfange beſtimmt ausſprach, nicht einräumen will. Wo man leicht glänzen kann, da ſind Lehrer und Schüler oft geneigt, ſich zu zeigen. Die gewöhnliche unrichtige Behandlung der Schulprüfungen, in denen man dem Gedächtniß und den mechaniſchen Fertigkeiten einen Werth giebt, den ſie nicht verdienen, iſt höchſt nachtheilig und gefährlich für die eigentliche Entwickelung der Geiſteskraft des Kindes und eine Klippe, an der viel Gutes, das die Schule leiſten könnte, ſcheitert. Die Zahl iſt ein ganz vorzüglicher Unterrichtszweig, bey ähnlichen Mißgriffen dem Beobachter und Prüfer, der nicht in's Weſen der Sache einzudringen vermag, Sand in die Augen zu ſtreuen. Eine ernſtere Würdigung dieſes Umſtandes iſt hier um ſo nothwendiger, als die Zahl wieder in ihr geiſtiges Gebiet zurückgeführt werden muß, wenn ſie die Früchte tragen ſoll, die man mit vollem Recht von ihr erwarten darf. Ich kann deßwegen nicht zugeben, daß dieſe Segensfolgen durch eine unrichtige Anwendung der aufgeſtellten Grundſätze und ihrer Ausführungsmittel geſtört werden. Die bis jetzt aufgeſtellten Anwendungsübungen ſind, wie ich früher ſchon bemerkte, nur als Aufgaben mit benannten Zahlen in's Auge zu faſſen. Von hier aus aber, oder von dem geometriſchen Verhältniß werden die eigentlichen Anwendungsaufgaben, die tiefer in's Leben eingreifen, ihren Anfang nehmen, und deßwegen werde ich da einhalten und vorher noch zeigen, was in andern Richtungen mit der Zahl, als Entwickelung der Geiſteskräfte des Kindes und als Anwendung derſelben auf die Ziffer vorangehen muß, um ſpäter dann mit aller Vorbereitung und Freyheit zu dieſer höhern Stufe der Anwendung übergehen zu können.

So wie über die Addition, Subtraction, Multiplication ꝛc. Anwendungsaufgaben mit benannten Zahlen gegeben wurden, ſo können die Addition und Subtraction, oder die Addition und Multiplication, oder die Addition und Diviſion, oder die Addition und das arithmetiſche Verhältniß u. ſ. w. mit einander verbunden werden, worüber die erſten Uebungen der Zahllehre Anleitung und Aufſchluß geben. Um dieſes zu erleichtern und anſchaulicher zu machen, werden ein paar Beyſpiele, die aus ſolchen Verbindungen hervorgehen, hier nicht ganz überflüſſig ſeyn.

Fr. Wenn jemand alle Arbeitstage in einer Woche, des Tages 1 fl. 24 kr. 3 hll. verdient, aber jeden Tag dann wieder 56 kr. 4 hll. verbraucht, wie viel wird ihm am Ende der Woche noch bleiben?

Man kann zuerſt ſehen, wie viel er in einem Tage, nachdem das, was er gebraucht hat, abgezogen worden iſt, noch verdiene, und dann den Reſt ſechsmal nehmen; oder aber, man kann unterſuchen, was er in der Woche verdiene, und eben ſo, was er gebrauche, und letzteres von erſterm abziehn.

Ein Garten iſt 4 Klafter 3 Schuh breit und 10 Klafter und 1 Schuh lang, wie viel wird es Gartenbeete geben, die 1 Klafter breit und 1 Klafter und 3 Schuh lang ſind?

Die leichteſte Art der Auflöſung dieſer Aufgabe wird wohl ſeyn, wenn man den ganzen Garten und hernach die Gartenbeete in Quadratſchuhen berechnet, und dann unterſucht, wie oft letzteres in erſterm enthalten ſey.

Um dem Lehrer den Gang, den er mit ſeinem Schüler zu nehmen hat, genau vorzuzeigen, füge ich dem Geſagten noch folgendes bey: Während dem mit den Schülern der Anfang im Zifferrechnen gemacht wird, müſſen die Brüche und die ſo eben aufgeſtellten Anwendungsaufgaben als Kopfrechnungsübungen ſo fortgeſetzt werden, daß, nachdem die vier Rechnungsarten mit Ziffern beendigt ſind, man ſich mit dieſen Anwendungsaufgaben ebenfalls am Ende befindet. Daß die ſo eben aufgeſtellten Anwendungsübungen auch als Uebungen des Zifferrechnens benutzt werden können und benutzt werden müſſen, unterliegt keinem Zweifel. Der hiebey zu befolgende Gang iſt theils in dem gegenwärtig Aufgeſtellten, theils in den Uebungen des Zifferrechnens nachzuſehen und dieſe Norm kann ganz befolgt werden. Zeithalber darf das Doppelte, das für das Kopfrechnen angeſprochen wurde, für da Zifferrechnen benutzt werden; denn dieſes ſpricht bedeutend höhere Zahlen an, die mehr Zeit erfordern, um di Reſultate, die man dießfalls zu ſuchen hat, finden zu kön nen. Ein weſentlicher Unterſchied dieſer Aufgaben von denjenigen des Kopfrechnens beſteht darin, daß man höhere Zahlen zu geben hat, und deßwegen kann auch ohne weitere Anleitung gewiß jedermann, der den Geiſt und das Weſen des Aufgeſtellten aufgefaßt hat, dieſes ohne Anſtand ausführen.

Die gleichen Uebungen können ſowohl im Kopfrechnen als im Zifferrechnen auf Brüche ausgedehnt werden. Ich bemerke hiebey jedoch, daß weder beym Kopfrechnen noch beym Zifferrechnen mehr als 3 bis 4 Stunden auf eine ſolche Ausführung verwendet werden dürfen. Auch liegt es ganz und gar nicht außer dem Kreis und der Kraft des Schülers, wenn ihn der Lehrer auffordert, auf die Brüche jetzt anzuwenden, was er im Weſen als geiſtiges Eigenthum in ſich trägt. Dieſem zufolge würde der Lehrer ſeinen Schüler auffordern, folgendes auszuführen: Gib dir ſelbſt oder deinen Mitſchülern eine Anwendungsaufgabe im Kopfrechnen über die Addition, oder über die Subtraction, Multiplication ꝛc., in der die Addition, und Subtraction ꝛc. vereinigt vorkommen. Auch kann er ihn auffordern, ſich ſelbſt oder ſeinen Mitſchülern beliebige Anwendungsaufgaben mit Brüchen zu geben. Hat der Lehrer mehrere Schüler, ſo verſteht es ſich, daß er bald dieſen, bald jenen abwechſelnd auffordert, Aufgaben unter dieſen Beſtimmungen zu bilden. Den Schüler alſo zu führen, daß er die Stelle des Lehrers in dem, was er ſich eigen gemacht hat, vollkommen zu erſetzen im Stande iſt, wird, wenn dieſer Grundſatz in's Leben verſetzt werden ſoll, nicht aus den Augen verloren werden müſſen. Die

Sache auch von einem andern Standpunkt aus erwogen, wird es von der höchſten Wichtigkeit, daß der Schüler hierin zu einer hohen, freyen und ſelbſtſtändigen Thätigkeit erhoben werde. Denn er ſoll nicht nur in ſich aufnehmen, was ihm der Lehrer giebt, um ſich dieſes geiſtig zu ſeinem wahren Eigenthum zu machen, ſondern er muß eben ſo zum Geben und Mittheilen gebildet und erhoben werden. Der gegenſeitige Unterricht darf, wenn er einſt in ſeine wahre Bedeutung zurückgeführt ſeyn wird, nicht mehr blos als ökonomiſches Erleichterungsmittel einen Werth haben, ſondern er ſoll einſt als ein tief pſychologiſches Bildungsmittel ſeine Rechte behaupten. Das Kind zum Mittheilen deſſen, was es wahrhaft beſitzt, in Anſpruch zu nehmen, führt unſtreitig dahin, den Unterricht, ſo weit er in's Heiligthum des häuslichen Kreiſes einzuführen möglich iſt, auch wirklich einzuführen. Vater und Mutter werden dadurch einſt in hoher Vollendung ihren Kindern im Unterricht das geben können, was ſie ſelbſt beſitzen. Der ältere oder gebildetere Bruder und die gebildetere Schweſter werden dann zumal nicht weniger tüchtig und brauchbar werden, ihren jüngern oder weniger gebildeten Geſchwiſtern mitzutheilen und zu geben, was ihnen die Schule ſchon in ihrer Jugend gab. Soll die Schule wirklich bildend in's Leben eingreifen, und das Leben hinwieder dem Schulunterricht ein wahres Fundament geben; ſo finden ſich hier die wahren Anfangs- und Anknüpfungspunkte. Die Schule und das Leben ſind in unſern Tagen nicht nur getrennt, ſondern ſie werden in mehrern Richtungen ſogar einander entgegenwirkend behandelt und öfters ſo weit von einander entfernt, daß jedes ſeine Bahn, ohne Rückſicht auf einander zu nehmen, verfolgt und beſonders von nützlichen, wohlthätigen und bildenden, gegenſeitigen Einflüſſen keine Spur zu finden iſt. Hundertfältige Erfahrungen haben außer Zweifel geſetzt, daß das Kind von ſeiner früheſten Jugend an, wo man es immer bedarf, in ökonomiſcher Hinſicht eine Stütze ſeiner Familie, aber noch weit leichter eine Stütze der Erziehung und Bildung in derſelben werden kann. Auch führt dieſe Benutzung des Kindes unendlich weiter, als dieſes durch ökonomiſche Hülfe ſelbſt möglich iſt. Aus dieſem geht weiter hervor, daß im Familienkreis, in ſeinem Verband und in ſeinem Leben Mittel für die Schule liegen, die ſich auf keinem andern Wege erſetzen laſſen, und eben ſo, daß die Schule auf eine Weiſe bildend auf das häusliche Leben einwirke, die daſſelbe erſt recht zum Segen unſers Daſeyns macht. Doch auch dieſes wird durch die Reihenfolgen und Uebungen, die weiter unten folgen, noch mehr in's Licht geſetzt werden. Ich kehre deßwegen zu den Uebungen und Aufgaben, die bis jetzt als Kopfrechnungsaufgaben angewandter Zahlen aufgeſtellt worden ſind, zurück und führe das Nämliche auch noch für's Zifferrechnen hier an.

Was beym Kopfrechnen mit ſehr kleinen oder niedern Zahlen ſtatt gefunden hat, muß beym Zifferrechnen nur auf höhere Zahlen ausgedehnt werden; und es kommen daher alle Aufgaben, die oben angeführt worden, unter dieſem zweyten Geſichtspunkt noch einmal zum Vorſchein. Mehr aber als etwa 6 bis 8 Stunden hierauf zu verwenden, wird auf keinen Fall nothwendig; ſo viel Zeit man auch auf die mechaniſche Ausführung ähnlicher Aufgaben zu verwenden nöthig erachten ſollte.

Addition.

Es fragt ſich, wie viel 1467 fl. 48 kr. 3 hll., 24,964 fl. 39 kr. 4 hll. und 29,664 fl. 53 kr. 4 hll. zuſammen geben werden?

Auf die nämliche Weiſe kann man ſie ſelbſt die Addition auf andere Anwendungsgegenſtände übertragen laſſen, ohne daß ſich irgend eine Schwierigkeit mehr zeigt, die es nicht mit Leichtigkeit zu überwinden im Stande iſt. Der Lehrer wird aber immer wohlthun, wenn er den Schüler auf dieſer Stufe für ſeine Mitſchüler auf eine geeignete Weiſe in Thätigkeit ſetzt, ihn hiefür benutzt und auch dieſe Seite in ihm ausbildet.

Subtraction.

Von 3640 Zentnern, 47 Pfund und 2 Loth ſollen 2949 Zentner, 49 Pfund und 3 Loth abgezogen werden; es fragt ſich, wie viele Zentner, Pfund und Loth dann noch bleiben?

Von 3678 Klaftern, 2 Schuh, 1 Zoll und 2 Linien hat man eine gewiſſe Anzahl Klafter, Schuh, Zoll und Linien ſo abgezogen, daß noch 2484 Klafter, 5 Schuh, 4 Zoll und 3 Linien bleiben; es fragt ſich, was abgezogen worden?

Nimmt der Schüler Anſtand, obige, alſo geſtellte Frage zu löſen; ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß er ſich in ſeiner geiſtigen Bildung nicht auf der Stufe befindet, die bey ihm mit vollem Recht vorausgeſetzt wird. Die kleinere Zahl von der größern abgezogen, wird die zu ſuchende Summe Klafter, Schuh ꝛc. geben, weil dieſe Operation auch in dieſem Fall anzeigt, um wie viel die eine größer iſt als die andere.

Multiplication.

Es verdient jemand in einem Tag 2 fl. 36 kr 4 hll.; wie viel wird er in 2 Jahren, 1 Monat, 3 Wochen und 3 Tagen verdienen?

Wenn ein Pfund 2 fl. 30 kr. 3 hll. koſtet, was werden 284 Pfund, oder wie viel werden 3 Zentner und 3 Pfund koſten?

Wie viele Heller machen 20 Louisd'or, 3 Gulden, 36 Kreuzer und 4 Heller?

Eine bedeutende Anzahl Aufgaben iſt auch hier nicht nothwendig, ſo gerne ſich der Schüler ſolchen Unterſuchungen auch widmet. Durch die Luſt und Freude, die er der einen oder andern Aufgabe gerne ſchenkt, muß man ſich nicht beſtimmen laſſen, mehr Zeit darauf zu verwenden.

Division.

Es beſitzt eine Familie 3484 fl. 36 kr. 3 hll., und braucht jede Woche 4 fl. 48 kr. 7 hll.; es fragt ſich, wie viele Wochen ſie an dieſer Summe haben werde?

Auch kann man fragen: wie viele Jahre und Wochen ſie daran habe ꝛc. Alle Beyſpiele der Multiplication finden auch hier ihre volle Anwendung.

Arithmetiſches Verhältniß.

Wenn jemand den erſten Tag des Jahres 1 kr. und 3 hll. verdient, jeden künftigen Tag aber 7 hll. mehr als am vorhergehenden Tag, wie viele Gulden, Kreuzer und Heller wird er dann am letzten Tage des Jahres verdienen?

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch über das *geometriſche Verhältniß* ähnliche Aufgaben aufgeſtellt werden können. Ebenſo wird jedermann die allfällige Ausführung dieſer Anſicht, in ſo fern ſie als nothwendig erachtet wird, ohne Schwierigkeit unternehmen können. Ganz auf die gleiche Weiſe können Aufgaben, die Brüche enthalten, in dieſem Geiſt und in dieſer Form gegeben werden. Wird aber der Lehrer den hier aufgeſtellten Gang befolgen, ſo iſt nicht nur jeder Lehrer und Erzieher im Stande, dieſes ohne weitere, poſitive Ausführung zu ergänzen; ſondern jeder Schüler wird ohne bedeutende Hülfe des Lehrers fähig werden, das Nämliche zu thun. Daß die Addition mit der Subtraction oder mit der Multiplication ꝛc., und zwar mit Einheiten und Brüchen, verbunden werden kann, geht ſo einleuchtend aus dieſem hervor, daß auch hier eine weitere Ausführung ohne Schwierigkeiten nicht nur von jedem Lehrer, ſondern ſelbſt von den beſſern ſeiner Schüler verwirklicht werden kann. Steht der Schüler im Kopf- und Zifferrechnen einmal auf dieſer Stufe, ſo kann der Lehrer dieſes Angefangene in jeder Richtung weiter fortſetzen. Ich knüpfe den abgebrochenen Faden des Kopfrechnens hier wieder an, und zwar an die arithmetiſche Vergleichung, in welcher das nichts als der Mittelpunkt zwiſchen den negativen und poſitiven Größen in's Auge gefaßt werden muß.

Sollen die Zahlverhältniſſe in der Wirklichkeit negativ und poſitiv dargeſtellt werden, ſo kann man ſie auch durch die Linie veranſchaulichen. Wirkliche Körper ſind aber geeigneter, die negativen und poſitiven Verhältniſſe der Zahl und aller Größenverhältniſſe auszudrücken, als es die Linie iſt. Iſt die Geiſteskraft und das Abſtractionsvermögen im Kinde genugthuend entwickelt worden; ſo fällt das Bedürfniß, die negativen Größenverhältniſſe durch ſinnliche Anſchauung weitläufig begründen zu wollen, ganz weg. Selbſt die negative Größe iſt ein abſtrakter Begriff, und muß, in ſo fern man dieſes ſinnlich anſchaulich begründen will, im gleichen Moment wieder zur Abſtraction zurückkehren. Auf dieſe Anſicht geſtützt, werden die negativen Zahlverhältniſſe bey einem Schüler, der in ſeiner Bildung ſo weit vorgerückt iſt, daß ſolche Uebungen mit Erfolg angefangen werden dürfen, alſo betrieben:

Der Lehrer ſagt zu ſeinem Schüler, er ſoll ſehen, welche Zahl man von 1, 2, 3, 4 ꝛc. wegthun (abziehen) müſſe, wenn jedesmal nichts bleiben ſoll? Hernach, welche Zahlen man von 1 nicht wegthun könne? Die Antwort wird ſeyn: 2, 3, 4 ꝛc.

Wenn man 2, 3, 4 ꝛc. von 1 wegthun ſollte, wie viel müßte mehr weggethan werden, als möglich iſt? Antwort: wenn man 2 von 1 wegthun ſollte, ſo müßte 1 mehr weggethan werden, als möglich iſt, es würde 1 fehlend bleiben, oder 1 weniger als nichts, oder es würde 1 fehlen, bis man ſagen könnte, es bleibe nichts. So wird das Nämliche bis auf 3, 4 ꝛc. auf die gleiche Weiſe fortgeſetzt. Iſt ihm dieſe, auf obige Weiſe ausgedrückte Reihenfolge deutlich, ſo fährt der Lehrer fort und ſagt dem Schüler: eine ſolche fehlende Zahl nenne man *eine negative Zahl*; die wirkliche Zahl aber, um ſie von dieſer zu unterſcheiden, eine *poſitive*. Einzelne Fragen mögen dieſes negative Verhältniß der Zahl in ein noch heitereres Licht ſetzen.

Fr. Wie viel müßte man von 20 wegthun, wenn 1, 2, 3 ꝛc. weniger als nichts, oder 1, 2, 3 ꝛc. negativ bleiben ſollte?

Man hat eine Zahl von einer andern weggethan, und es bleibt 1 weniger als nichts oder 1 negativ; es fragt ſich, was dieſes für eine Zahl ſey? Antwort: 2 von 1, 3 von 2, 4 von 3 ꝛc. weggethan, bleibt immer 1 negativ oder 1 weniger als nichts.

Nachdem der Begriff von negativen Zahlen im Schüler entwickelt worden, kann der gleiche Gang, den ich in der Zahlenlehre aufgeſtellt habe, auch auf die negativen Verhältniſſe der Zahl angewandt werden.

Addition der negativen und poſitiven Zahlen.

Der Lehrer trägt dem Schüler auf, zu unterſuchen, wie viel er erhalte, wenn er zu 1 weniger als nichts oder zu 1 negativ, 1, 2, 3, 4 ꝛc. hinzuſetze. (Wird bey 1, 2, 3 ꝛc. nicht geſagt, daß es negative Zahlen ſeyen; ſo wird verſtanden, daß es poſitive ſind.) Antwort: zählt man zu 1 negativ eins hinzu; ſo erhält man nichts, denn 1 hebt 1 negativ auf, oder man muß 1 poſitiv haben, wenn man das negative eins ſo aufheben will, daß nichts mehr bleibt; zählt man 2 hinzu, ſo erhält man aus dem gleichen Grunde 1; bey 3 aber 2 ꝛc.

Siehe, wie viel du erhältſt, wenn du zur Zahl dreiſig, 20, 21, 22 ꝛc. negativ hinzuzählſt? Antwort: 10, 9, 8 ꝛc.; denn von den 30 werden durch 20 negativ auch 20 aufgehoben und es bleiben alſo noch 10. So kann man den Schüler noch negative Zahlen zu negativen Zahlen addiren laſſen.

Subtraction mit negativen Zahlen.

Man unterſucht, wie viel bleibe, wenn von 1 negativ, 1, 2, 3, 4 ꝛc. weggethan oder abgezogen werde, und der Schüler wird für den erſten Fall 2 negativ, für den zweyten aber 3 negativ ꝛc. finden; denn wenn man von einer Zahl etwas wegthut, ſo bleibt um das weniger als die Zahl ausmacht, die man wegthut; wird alſo 1 von 1 negativ weggethan, ſo bleibt 1 weniger als ſchon da iſt, demnach 1 negativ, in allem wird es aber 2 negativ ausmachen.

Wie viel bleibt, wenn man von der Zahl eins, 10, 11 negativ abziehe? Antwort: es bleiben 11, 12 ꝛc.; denn je weniger man von einer Zahl wegthut, deſto mehr bleibt; in dem Zuſtand, in dem nichts weggethan wird, bleibt die Zahl wie ſie iſt und macht 1, werden aber noch 10 weniger als nichts weggethan, ſo bleibt auch 10 noch mehr, und 1 iſt die Zahl ſchon, folglich macht es in allem 10 und 1 oder 11.

Dieſe zwey Beyſpiele beweiſen, daß jede Aufgabe, die bey der Subtraction gegeben worden iſt, mit negativen Zahlverhältniſſen gelöſt werden kann. Das Gleiche könnte man auch auf die Multiplications- und Diviſionsform ausdehnen und anwenden. Da aber von hier aus die Potenzen oder die Zahlen im 2ten, 3ten Grad ꝛc. ihren Anfang nehmen, folglich den Schüler unmittelbar auf eine vorgerücktere Stufe führen, ſo wird dieſes übergangen; dagegen wird zur arithmetiſchen Vergleichung der Zahl in ihren negativen Verhältniſſen geſchritten.

Lehrer. Unterſucht, was der Unterſchied zwiſchen 1 negativ und 1, 2, 3, 4 ꝛc. ſey? Antwort: Für den erſten Fall 2, für den zweyten 3 ꝛc.; denn von eins weniger als nichts bis zu nichts ſelbſt, iſt eins, und von nichts bis zu 1 noch einmal eins, alſo unterſcheidet ſich eins negativ und eins um 2 von einander, oder ihr Unterſchied iſt 2.

Um wie viel iſt 20 mehr als 10 negativ? Antwort: um 30; denn 20 iſt um 20 mehr als nichts, und nichts iſt um 10 mehr als 10 weniger als nichts, folglich in allem um 30 mehr als 10 negativ.

Der Unterſchied zwiſchen einer negativen und einer poſitiven Zahl iſt 3; es fragt ſich, was dieſes für zwey Zahlen ſeyen? Antwort 1 negativ und 2, oder 2 negativ und 1.

Geometriſche Vergleichung zwiſchen negativen und poſitiven Zahlen.

Zwanzig iſt um 2 ½ mal 20 mehr als welche Zahl? Antwort: als 30 negativ; denn die Größe von 20 zwey und ein halbes mal genommen, iſt 50; ſie enthält aber 20 nur einmal, und der Reſt bis auf 50, der 30 iſt, muß negativ ſeyn.

Zwanzig negativ iſt aber um 2 ½ mal 20 weniger als welche Zahl? Antwort: als 30. Die Auflöſung iſt derjenigen der letzten Aufgabe ſo ähnlich, daß die nämlichen Gründe auch hier ihre volle Anwendung finden.

Aehnliche Uebungen und Reihenfolgen können auch auf die Brüche ausgedehnt werden, welches aber in keinem Fall nothwendig iſt; denn wenn dem Schüler die negativen und poſitiven Verhältniſſe der Zahl klar und einleuchtend ſind, ſo werden ſie es ihm auch bey den Brüchen und Bruchverhältniſſen ſeyn. Die Brüche dürfen dem Schüler nicht erſt durch negative Größen klar gemacht werden, und eben ſo wenig werden dem Schüler durch die negativen Zahlverhältniſſe die Brüche deutlich gemacht werden dürfen. Als Uebungen des Zifferrechnens müſſen dieſe Aufgaben ebenfalls nicht weiter ausgeführt werden. Hingegen iſt die Entwickelung der poſitiven und negativen Größenverhältniſſe für die Zahl, als allgemeine Größe in's Auge gefaßt, von der höchſten Wichtigkeit. Rückſichtlich der Nothwendigkeit der Behandlung der Zahl als allgemeine Größe, darf ich mich kurz faſſen, wenn man erwägt, daß unter anderm die Algebra nichts anders als eine allgemeine Zahl- und Größenlehre iſt. Will man dieſe Wiſſenſchaft nothwendig und naturgemäß begründen, ſo muß ſie ſich an das, was ich bis jetzt als Kopfrechnungsübungen wirklich aufgeſtellt habe, unmittelbar anſchließen. So wie die Kopfrechnungsübungen eine wichtige Stelle einnahmen; ſo wird dieſes ganz vorzüglich in der Fortſetzung wichtig werden. Durch die Darlegung der Uebungen wird dieſes aber in ein ſo heiteres Licht geſetzt, daß ich die Grundſätze, auf denen das Ganze beruht, von keiner Seite zu wiederholen für nothwendig erachte, beſonders wenn man die hier unten folgenden Uebungen mit den bereits vielſeitig aufgeſtellten Grundſätzen in Zuſammenhang bringt. Alles, was ich bisher diesfalls geſagt habe, hat auch in dem, was ſogleich folgen wird, ſeine volle Anwendung. Sollte irgend ein Grundſatz in der vorrückenden Ausführung eine Abänderung erleiden, ſo werde ich nicht ermangeln, an Ort und Stelle hievon Kenntniß zu geben. Die Entwickelung der geiſtigen Anlagen durch die Zahl iſt auch hier, als auf einer höhern Stufe ſtehend, noch immer Hauptſache, und der daſelbſt aufgeſtellte Gang wird für dieſen Endzweck ganz befolgt werden müſſen. Eine unbekannte Zahl als allgemeine Größe auf die mannigfaltigſte Weiſe mit einer, zwey und mehrern bekannten Zahlen und mit ihr ſelbſt ſo in Verhältniſſe zu ſetzen, daß jeder Schüler dieſelbe zu finden im Stande iſt, wird der Anfang dieſer Darlegung der Zahlverhältniſſe ſeyn. Die höchſte Ungleichheit unter die Form der Gleichheit bringen zu können, wird der weſentlichſte Typus, durch den alle dieſe Verhältniſſe in ihre einfachſten Beſtandtheile zurückgeführt und gelöſt werden können. Die Grundlage, auf der dieſes geiſtige Band ruht, drückt ſich unter folgender Norm aus: Eine jede Zahl oder Größe iſt ſich ſelbſt oder einer andern Zahl oder Größe gleich, die ſo groß iſt, als dieſe Zahl, und eben ſo verhält es ſich mit ihren Theilen, als: die Hälfte wäre gleich der Hälfte, $\frac{1}{3} = \frac{1}{3}$ ꝛc.; das Gleiche findet endlich mit der Verdoppelung und Verdreyfachung ſtatt. Geſtützt auf dieſe Grundlage kann eine unbekannte Zahl unter der Additionsform mit bekannten in Gleichheit geſetzt werden.

Um dem Lehrer einen ſchnellen, ſichern und genugthuenden Ueberblick nicht nur über dieſe, ſondern auch über alle folgenden Uebungen zu geben, werde ich die hiebey zu befolgende Norm ohne Unterbrechung nach einander aufſtellen, und dieſem noch beyfügen, daß dieſe auch überall zu befolgen iſt, wo es ſich immer um Reihenfolgen handelt.

Fr. Eine unbekannte Zahl iſt gleich 1, 2, 3 ꝛc.; es fragt ſich, wie viel dieſe Zahl ſey?

Der Kürze halber alſo ausgedrückt:

a) 1 unbekannte Zahl = 1, 2, 3 ꝛc., welches iſt die unbekannte Zahl?

b) 2 und mehrmal 1 unb. Zahl = 1, 2, 3 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?

c) $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ ꝛc. einer unb. Zahl = 1, 2, 3 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?

d) $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$ ꝛc. einer unb. Zahl = 10, 11, 12 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?

e) $1\frac{1}{2}$, $2\frac{1}{3}$ ꝛc. einer unb. Zahl = 10, 11, 12 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?

f) $1\frac{2}{3}$, $2\frac{3}{4}$ ꝛc. einer unb. Zahl = 10, 11, 12 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?

Brüche bey den bekannten Zahlen 10, 11, 12 ꝛc. angeben zu wollen, bietet nicht nur nichts Neues dar, ſondern iſt bey den Kopfrechnungsübungen mit Brüchen ſo vielſeitig und genugthuend eingeübt worden, daß eine weitere Ausführung hier nur Zeitverluſt wäre; alſo wo immer Brüche zu bekannten Zahlen zu ſtehen kommen, darf dieſes auf der gegenwärtigen Stufe auch gänzlich wegbleiben.

g) 1 unbekannte Zahl + 10 = 30, 40, 50 ꝛc., welches iſt die unbekannte Zahl?

h) 2 und mehrmal 1 unb. Zahl + 10 = 40, 50, 60 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?

i) ½, ⅓ ꝛc. einer unb. Zahl + 10 = 40, 50 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?

k) ⅔, ¾ ꝛc. einer unb. Zahl + 10 = 40, 50, 60 ꝛc. welches iſt die unb. Zahl?

l) 1½, 2⅓ ꝛc. einer unb. Zahl + 10 = 30, 40 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?

m) 2¾, 3¾ ꝛc. einer unb. Zahl + 10 = 30, 40 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?

n) die Zahl 10 + eine unb. Zahl = 2 oder 3mal ꝛc. die unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

o) die Zahl 10 + eine unb. Zahl = 2½mal, 2⅓mal die unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

p) die Zahl 10 + ½ unb. Zahl = 2, 3mal ꝛc. die unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

q) die Zahl 10 + ⅔ unb. Zahl = 2, 3 mal ꝛc. die unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

[illegible] die Zahl 10 + 1½mal die unb. Zahl = 2, 3mal ꝛc. die unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

s) die Zahl 10 + 2½mal die unb. Zahl = 3, 4mal ꝛc. die unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

t) die Zahl 10 + 2⅓ mal die unb. Zahl = 3⅓, 4⅓ mal ꝛc. die unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

u) die Zahl 10 + 2 mal unb. Zahl = 1 und 3 mal unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

v) die Zahl 10 + ½ mal unb. Zahl = 1½ mal unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

w) die Zahl 10 + 2½ mal unb. Zahl = 4 und 3⅓ mal unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

Auch kann eine bekannte und unbekannte Zahl noch mit ihr ſelber mehr einer unbekannten auf gleiche Weiſe in Gleichheit geſetzt werden, welches aber nicht nothwendig iſt, wirklich ausgeführt zu werden, wenn der Schüler ſich dieſe Reihenfolge in ihrem ganzen Zuſammenhang eigen gemacht haben wird. Mit noch mehr bekannten Zahlen eine unbekannte Zahl in Gleichheit zu ſetzen, wird aber auf dieſer Stufe ganz entbehrlich und wäre höchſtens als eine Combination anzuſehen. Unter den nämlichen Verbindungen und Abwechſelungen können auch die negativen Zahlen in ein Verhältniß mit einer unbekannten Zahl geſetzt werden; da aber ähnliche Reihenfolgen noch bey der Subtraction vorkommen, ſo werde ich die Zahl unter dieſem Geſichtspunkt darzulegen an dieſer Stelle übergehen, und nur zeigen, wie obige Reihenfolgen mit den Schülern eingeübt werden müſſen. Sinnlich anſchaulich dürfen auch hier die Zahlverhältniſſe nicht mehr dargeſtellt werden. Alle Reihenfolgen und ihre gefundenen Reſultate müſſen mit Ziffern auf der Schiefertafel nur ſo aufgezeichnet werden, wie ich es beym Kopfrechnen mit Brüchen umſtändlich erläutert habe. Die Ziffern dürfen für dieſen Fall aber nur als ein Aushülfs- und Erleichterungsmittel für das Gedächtniß benutzt werden. Aehnliche Aufgaben als Beyſpiele für das Zifferrechnen benutzen zu wollen, wird aber ganz überflüſſig ſeyn. Wird der Schüler in den ſo eben aufgeſtellten Reihenfolgen von Uebungen lückenlos weiter geführt, ſo darf man mit aller Sicherheit annehmen, er werde dadurch in den Stand geſtellt, jede Reihenfolge und auch jede einzelne Aufgabe zu löſen. Damit aber der weniger geübte Lehrer ausführlich und wörtlich die praktiſche Einübung dieſer Reihenfolgen zu kennen Gelegenheit finde, werde ich dem Geſagten noch einige Auflöſungen beyfügen.

Auflöſungen.

a) Iſt eine unbekannte Zahl gleich eins, ſo iſt dieſe Zahl ſo viel als eins.

b) Wenn zweymal eine Zahl gleich iſt eins, ſo wird einmal dieſelbe, die die Hälfte von zweymal der unbekannten iſt, auch die Hälfte von 1 oder ½ ſeyn.

c) Wird aber die Hälfte einer unbekannten Zahl 1 betragen, ſo iſt die ganze Zahl 2 × 1 = 2.

d) Sollen ⅔ einer ſolchen Zahl 10 betragen, ſo kömmt auf ⅓, der die Hälfte von ⅔ iſt, auch die Hälfte von 10 oder 5, und die ganze Zahl, die drey Drittel hat, iſt 3 × 5 = 15.

e) Kommen auf 1½ mal eine unbekannte Zahl aber 10, ſo wird auf ½ dieſer Zahl, welches ⅓ von 1½ mal derſelben iſt, auch ein Drittel von 10, oder 3⅓ kommen; die ganze Zahl hat aber 2 Halbe, alſo 2 × 3⅓ = 6⅔.

f) 1⅔ einer unbekannten Zahl machen 10, folglich kommt auf einmal die Zahl 5/3; denn ein Ganzes hat 3/3, und 1⅔ haben 5/3, und 3/3 ſind von 5/3 dreymal der 5te Theil; alſo auch 3 mal der 5te Theil von 10; ein Fünftel von 10 beträgt 2, und 3 ſolcher Theile machen 6.

g) Wenn eine unbekannte Zahl mehr 10, dreyßig beträgt, ſo kommt auf die unbekannte Zahl mit 10 erſt 30; 10 ſind alſo in 30 und in der unbekannten Zahl und 10 enthalten; 10 von 30 und von der unbekannten Zahl weggethan, bleiben für die unbekannte Zahl noch 20.

h) Sind 2 mal eine unbekannte Zahl mehr 10 gleich 40, ſo muß zum Doppelten der Zahl 10 geſetzt werden, bis ſie 40 wird; ſetzt man aber keine 10 hinzu, ſo wird ſie um 10 weniger als 40 oder 30 werden, und die einfache Zahl iſt die Hälfte von der doppelten, oder die Hälfte von 30 = 15.

i) Wenn die Hälfte einer Zahl mehr 10 vierzig beträgt, ſo iſt die Hälfte um 10 weniger als 40 oder 30; und wenn die Hälfte 30 ausmacht, ſo iſt das Ganze 2 mal 30 = 60.

k) Werden ⅔ einer unbekannten Zahl mehr 10, vierzig machen, ſo ſind dieſe ⅔ um 10 weniger als 40 oder 30, und wenn ⅔ dreyßig ſind, ſo wird auf ⅓ die Hälfte von 30 = 15 kommen, und die ganze Zahl hat 3/3, alſo 3 × 15 = 45.

l) Kommt auf 1½ mal eine unbekannte Zahl mehr 10, dreyßig, ſo wird auf 1½ mal dieſelbe 10 weniger als

30 oder 20 fallen, und auf einmal die Zahl $\frac{2}{3}$ von 20; denn ein Ganzes iſt von $1\frac{1}{2}$ zweymal der dritte Theil, und $\frac{2}{3}$ von 20 = $13\frac{1}{3}$.

m) $2\frac{3}{4}$ einer unbekannten Zahl und 10 machen 30, alſo ſind die $2\frac{3}{4}$ dieſer Zahl um 10 weniger als 30, oder 20; betragen aber $2\frac{3}{4}$ einer Zahl 20, ſo kommt auf einmal die Zahl $\frac{4}{11}$ dieſer Summe, denn ein Ganzes hat $\frac{4}{4}$, die von $2\frac{3}{4}$ machen $\frac{11}{4}$, und $\frac{4}{4}$ ſind $\frac{4}{11}$ von $\frac{11}{4}$, es müſſen daher $\frac{4}{11}$ von 20 genommen werden, welches $7\frac{3}{11}$ macht.

Nach dieſer Begründung bin ich ſicher, daß jede der noch folgenden Aufgaben bis zu w ohne die geringſte Schwierigkeit auch von den ſchwächern Schülern gelöst werden kann. Sollte dieſes aber der Fall nicht ſeyn, ſo wird eine ſehr ausgedehnte Ausführung obiger Reihenfolgen nothwendig werden, die aber in dem oben aufgeſtellten Typus gewiß nach dem Bedürfniß eines jeden ausgedehnt werden kann. Iſt auch hier immer nur eine Aufgabe gelöst worden, ſo verſteht es ſich, daß dem Schüler nach Bedürfniß zwey, drey und noch mehr Aufgaben von einer Art gegeben und von ihm gelöst werden können. Man hat ſich auch hier, wie überall, genau nach dem Bedürfniß des Schülers zu richten. Wird er mit Leichtigkeit von einer Aufgabe zur andern übergehen, ſo wird die oben aufgeſtellte Reihenfolge nicht nur hinlänglichen Stoff geben, ſondern die Reihenfolgen, die überall angedeutet worden ſind, müſſen in dieſem Fall als ganz überflüſſig angeſehen und behandelt werden. Auch habe ich früher bemerkt, daß das laute Zuſammenſprechen und alles, was die ſinnliche Anſchauung zu begründen geeignet iſt, beſonders geſchickt iſt, die ſinnliche Anſchauung zu begründen, daß aber dieſe in dem Grad wegfällt, als die geiſtige Anſchauung anfängt, dieſe Stelle einzunehmen. Daß hier dieſes ganz der Fall iſt, unterliegt keinem Zweifel mehr. Folglich muß das laute Zuſammenſprechen, und wenn es auch in den zweckmäßigſten Abtheilungen geſchieht, hier ſehr abgekürzt werden, und wenn die Schüler ſehr kräftig ſind, ganz wegfallen. Für dieſen Fall wird ſich der Lehrer begnügen, ähnliche Reihenfolgen, wie die letzten ſind, den Schüler mit Ziffern auf ſeiner Schiefertafel vormerken, aufſchreiben oder aufzeichnen zu laſſen, und jeden einzelnen derſelben für ſich im Stillen im Kopfe auszurechnen anhalten. Verſteht ſich, daß die gefundenen Reſultate, wie ich früher ſchon gezeigt habe, ebenfalls von jedem von ihnen auf ſeiner Schiefertafel vorgemerkt werden müſſen. Daß dieſe Zifferbemerkungen nichts weiter als dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen haben, iſt aus den früher aufgeſtellten Grundſätzen umſtändlicher nachzuſehen. Um zu unterſuchen und zu prüfen, ob ein jeder Schüler richtig gerechnet habe, kann der Lehrer einen von ihnen auffordern, die gefundenen Reſultate laut anzugeben, und die andern wieder durch Aufhebung der Hände anzeigen laſſen, ob die Reſultate ihrer Aufgabe mit dem, der laut ſpricht, in Uebereinſtimmung ſtehen. Auch kann er die Aufhebung der Hand nur auf ſolche ausdehnen, deren Reſultate nicht mit dem übereinſtimmen, welcher ſie laut herunter liest. Daß er bald dieſen, bald jenen Schüler auffordern ſollte, ſeine gefundenen Reſultate laut für ſeine Mitſchüler auszuſprechen, verſteht ſich von ſelbſt, und das, was ich in Hinſicht der Abwechſelung im Anfange dießfalls aufſtellte, iſt auch hier in ſeinem ganzen Umfange noch anwendbar und wahr. Aus den vorgelegten Reihenfolgen geht ferner hervor, daß zu keinen hohen Zahlen oder verwickelten Bruchverhältniſſen geſchritten werden kann. Niedere Zahlverhältniſſe müſſen um der geiſtigen Entwickelung der Kräfte willen für den Schüler auch auf dieſer Stufe noch fortwährend erhalten werden.

Eine unbekannte Zahl mit bekannten Zahlen durch die Subtractionsform dargeſtellt.

Alle Beyſpiele, die in der Addition als Norm aufgeſtellt worden ſind, bilden folgende Fragen als die erſte Grundlage, auf welche die Subtraction zurückgeführt werden wird.

Fr. Wenn man von einer unbekannten Zahl 10 wegthut und nichts mehr bleibt, ſo fragt es ſich, wie viel dieſe Zahl ſey?

Ferner, wenn man von der Hälfte einer unbekannten Zahl 10 wegthut und nichts mehr bleibt, wie viel wird ſie ſeyn?

Wenn man aber von ⅓ dieſer Zahl 10 wegthut und nichts mehr bleibt, wie viel mag ſie ſeyn?

Und ſo kann dieſes auf jedes Beyſpiel, das in der Addition aufgeſtellt worden iſt, ausgedehnt werden. Ich halte den Typus dieſer Reihenfolgen feſt, weil er gleichſam als Muſter für alle künftigen Reihenfolgen gleich im Anfang aufgeſtellt wurde, und ſchreite zu den Aufgaben, die nicht mehr durch *nichts*, welches gleichſam als der

Mittelpunkt aller negativen und poſitiven Größen angeſehen werden muß, ſondern durch eine beſtimmte Zahl in der Subtractionsform ausgedrückt werden. Die in der Additionsform aufgeſtellten Reihenfolgen mögen auch hier eine volle Anwendung finden.

Von einer unbekannten Zahl wird 10 weggethan, und es bleibt noch 20; es fragt ſich, welches dieſe Zahl ſey? Abgekürzt auf folgende Weiſe ausgedrückt:

a) eine unbekannte Zahl — 10 = 20, 30 ꝛc., welches iſt die unbekannte Zahl?
b) 2 und mehrmal eine unb. Zahl — 10 = 20, 30 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?
c) $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ ꝛc. einer unb. Zahl — 10 = 20, 30 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?
d) $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$ ꝛc. einer unb. Zahl — 10 = 20, 30 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?
e) $1\frac{1}{2}$, $2\frac{2}{3}$ einer unb. Zahl — 10 = 20, 30 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?
f) eine unb. Zahl — 20 = — 1 (oder 1 negativ), welches iſt die unb. Zahl?
g) 2 und mehrmal eine unb. Zahl — 20 = — 1, 2 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?
h) $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ ꝛc. einer unb. Zahl — 20 = 1, 2 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?
i) $\frac{2}{3}$, $\frac{4}{5}$ ꝛc. einer unb. Zahl — 20 = — 1, 2 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?
k) $1\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{4}$ ꝛc. einer unb. Zahl — 20 = — 1, 2 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?

l) eine unb. Zahl — 10 = — 20, 30 ꝛc., welches iſt die unb. Zahl?

Alle Abänderungen von f bis k können auch mit dieſer letzten Aufgabe ſtatt finden; in den Reſultaten wird hier die unbekannte Zahl negativ ſtatt poſitiv werden; worüber nur die ſpätern Auflöſungen deshalb nachgeſehen werden können.

m) eine unbekannte Zahl — 10 = nichts, welches iſt die unbekannte Zahl?

n) eine unb. Zahl — 10 = ½ unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

o) eine unb. Zahl — 10 = ⅓ unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

p) zwey unb. Zahlen — 10 = zwey unb. Zahlen, welches iſt die unb. Zahl?

q) zwey unb. Zahlen — 10 = 1½ unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

r) eine unb. Zahl — 10 = — unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

Auch hier findet wieder die Reihenfolge von m bis q, und zwar nach einer doppelten Richtung, ſtatt, entweder ſo, daß die unbekannte Zahl immer eine poſitive oder aber auch eine negative Zahl ſeyn kann.

Eine nothwendige Uebung für den Schüler wäre folgende: der Lehrer, der die Reihenfolgen bis auf dieſen Punkt mit dem Schüler fortgeſetzt hat, würde denſelben auffordern, dieſe nämliche Reihenfolge ohne ſeine Hülfe und nur mit Wegweiſung der Norm, die er ſich bey der Addition eigen gemacht hat, bis zu ihrem Ende zu führen.

Alle ſeine Schüler werden freylich im erſtenmal dieſes nicht ohne die Handbietung des Lehrers vollenden können; dieſes ſoll ihn aber dennoch nicht hindern, ſie einen Verſuch machen zu laſſen. Sie werden es ſchnell und leicht erlernen. Alles, was das Kind immer zu lernen und ſich eigen zu machen hat, geht anfangs nur ſehr unvollſtändig von ſtatten, wird aber durch die Uebung vollkommen und leicht. Iſt jedoch der Schüler auf jeder Stufe zur thätigen Theilnahme und Mitwirkung ſeiner Mitſchüler in dem Geiſt und in der Ausdehnung angeleitet, angehalten und benutzt worden, wie ich mich vielſeitig in's Licht zu ſetzen bemühte; ſo iſt es nothwendig, daß es geſchehe, wenn er eben ſo zum Nehmen wie zum Geben gebildet werden ſoll. Es unterliegt keinem Zweifel, wie wichtig von dieſem Standpunkt aus die letzten Reihenfolgen und Aufgaben, die durch den Schüler aufgeſtellt worden, für ſeine eigene Bildung werden, und nicht weniger klar iſt es, daß dieſe Anforderung die Kraft des Schülers nicht überſteigt, in ſo fern nämlich eine richtige Anwendung der aufgeſtellten Grundſätze und ihrer Ausführungsmittel ſtatt gefunden hat. Um den Schüler aber mit einiger Sicherheit dahin zu führen, wird man wohlthun, ihn die Aufgaben in obiger Reihenfolge mit abgekürzten Zeichen, wie es allenfalls hier geſchehen iſt, zuerſt aufſchreiben zu laſſen und ihn dann auf die gewohnte Weiſe dieſelben zu löſen und die Reſultate mit Ziffern auf der Schiefertafel vorzumerken anleiten. Wird der Schüler aber dieſes nicht ausführen können, ſo darf man annehmen, daß die Entwickelung ſeiner Geiſteskraft den Grad der Stärke und Gewandtheit noch nicht erhalten habe, den man auf dieſer Stufe mit vollem Recht von ihm fordern muß und fordern darf. Ein langſames Vorwärtsſchreiten würde dieſem Mangel und dieſen Lücken nur ſehr unvollſtändig abzuhelfen vermögen. Unter ſolchen Umſtänden wäre ein Rückſchritt das Rathſamſte und Beſte, das gethan werden könnte.

Um aber den Lehrer auch in dieſer Uebung mit den nöthigen Ausführungsmitteln zu verſehen und ihm ſo weit an die Hand zu gehn, daß auch der weniger Geübte mit großer Leichtigkeit dieſes auszuführen im Stande iſt, kehre ich zur weitern Ausführung und Auflöſung der obigen Aufgaben zurück.

a) Kann man von einer unbekannten Zahl 10 wegthun, und es bleiben dann noch 20, ſo iſt die unbekannte Zahl 20 mehr als 10, folglich 30.

b) Wird aber von dem Doppelten der unbekannten Zahl 10 weggethan, und es bleiben noch 20, ſo enthält das Doppelte dieſer unbekannten Zahl 20 mehr als 10 oder 30, und wenn das Doppelte einer Zahl 30 iſt, ſo iſt die einfache Zahl die Hälfte davon, oder 15.

c) Wenn man von der Hälfte einer unbekannten Zahl 10 wegthun kann und noch 20 bleiben, ſo kommt auf die Hälfte 20 mehr als 10 oder 30; und wenn die Hälfte einer Zahl 30 ausmacht, ſo beträgt die ganze Zahl 2 × 30 oder 60.

d) Sollte man von ⅔ einer unbekannten Zahl 10 wegthun können und noch 20 übrig bleiben, ſo wären die ⅔ um 20 mehr als 10 oder 30; betragen ⅔ einer Zahl 30, ſo kommt auf einen Drittel, weil er die Hälfte von zwey

Dritteln iſt, auch der halbe Theil von 30 oder 15 und die ganze Zahl iſt 3 × 15 = 45.

e) Iſt von 1½ mal einer unbekannten Zahl 10 weggethan worden, und noch 20 geblieben, ſo kommt auf 1½ mal dieſe Zahl 20 mehr als 10 oder 30, und auf die ganze Zahl ⅔ von 30 oder 20; denn einmal die Zahl iſt von 1½ mal derſelben ⅔.

f) Sollte man von einer unbekannten Zahl 20 wegthun und 1 weniger als nichts oder 1 negativ bleiben, ſo iſt durch das Abziehn oder Wegthun dieſer Zahl nicht nur die Zahl ſelbſt weggethan worden, ſondern 1 mehr als dieſelbe; folglich iſt 20 eins mehr als die unbekannte Zahl; 20 iſt 1 mehr als 19, die unbekannte Zahl wird alſo in dieſem Fall 19 ſeyn.

g) Wird vom Doppelten einer unbekannten Zahl 20 weggethan und es bleibt noch 1 negativ; ſo iſt durch dieſen Abzug nicht nur die doppelte Zahl aufgehoben worden, ſondern noch 1 mehr; alſo iſt die doppelte Zahl 19 und die einfache die Hälfte von 19 oder 9½.

Alle Auflöſungen bis zu l) ſind der letzten ganz ähnlich, und können, wenn man diejenigen von a bis e einen Augenblick anſehn und ſie als Leitfaden benutzen will, ſo gleich behandelt werden, daß man ſicher ſeyn kann, daß auch der ſchwächere Schüler dieſelben ohne Anſtand zu löſen im Stande ſeyn wird.

m) Thut man von einer unbekannten Zahl 10 weg und bleibt nichts mehr, ſo hebt man durch dieſes Abziehen die Zahl auf, alſo iſt die unbekannte Zahl ſo groß als 10.

n) Wird aber von einer unbekannten Zahl 10 weggethan und es bleibt noch die Hälfte der Zahl, ſo hat man durch dieſen Abzug von 10 nur die Hälfte dieſer unbekannten Zahl aufgehoben; alſo iſt die Hälfte derſelben 10 und die ganze Zahl 2 × 10 = 20.

o) Soll beym Abziehn von 10 noch ⅔ der unbekannten Zahl bleiben, ſo wird dadurch nur ⅓ der Zahl aufgehoben; wenn ⅓ einer unbekannten Zahl 10 beträgt, ſo iſt die ganze Zahl 30.

So wird dieſes bis q fortgeſetzt werden.

r) Wird von einer unbekannten Zahl 10 weggethan und es bleibt noch dieſe Zahl weniger als nichts oder die unbekannte Zahl negativ, ſo iſt durch dieſen Abzug von 10 zuerſt die Zahl aufgehoben worden und hernach dadurch, daß ſie noch einmal weniger als nichts oder negativ geblieben iſt, wurde ſie noch einmal, alſo zweymal aufgehoben, folglich wird zweymal dieſe unbekannte Zahl 10 betragen und einmal dieſelbe 5.

Eine weitere Ausführung und Auflöſung wird hier um ſo entbehrlicher, als die Aufgaben in der Addition und auch die künftigen Probleme hierüber genugthuende Anleitung geben. Bevor aber zu den künftigen Uebungen geſchritten werden darf, müſſen noch einzelne Fragen, die aus dieſen Reihenfolgen hervorgehen, an den Schüler gemacht und eben ſo muß derſelbe aufgefordert werden, einzelne Fragen an ſeine Mitſchüler zu richten; z. B. wie viel iſt eine unbekannte Zahl, wenn man 20 von ihr wegthut und dann dreymal dieſe Zahl negativ bleibt? Wie viel wird ſie aber ſeyn, wenn man von ihr 10 wegthut und noch die Hälfte dieſer unbekannten Zahl und eins bleibt u. ſ. w.

Eine unbekannte Zahl durch die Multiplicationsform mit bekannten Zahlen in Gleichheit geſetzt.

Ich faſſe auch hier den Gang, den ich bey der Addition und Subtraction befolgte, in's Auge, und lege die nämlichen Reihenfolgen auch wieder unter dieſem Geſichtspunkte dem Schüler vor.

Eine unbekannte Zahl mit 1 oder 2 ꝛc. multiplicirt, giebt 40; es fragt ſich, welches dieſe Zahl ſey? Abgekürzt auf die gewöhnliche Weiſe ausgedrückt:

a) eine unbekannte Zahl (mit 2 multiplicirt) 2 × = 40, welches iſt die unbekannte Zahl?

b) eine unb. Zahl $\frac{1}{2}$ × = 40, welches iſt die unb. Zahl?

c) eine unb. Zahl $\frac{1}{3}$ × = 40, welches iſt die unb. Zahl?

d) eine unb. Zahl $1\frac{1}{2}$ × = 40, welches iſt die unb. Zahl?

e) eine unb. Zahl + 10 mit 2 multiplicirt = 50, welches iſt die unb. Zahl?

f) eine unb. Zahl + 10 mit $\frac{1}{2}$ mult. = 50, welches iſt die unb. Zahl?

g) eine unb. Zahl + 10 mit $\frac{1}{3}$ mult. = 50, welches iſt die unb. Zahl?

h) eine unb. Zahl + 10 mit $1\frac{1}{2}$ mult. = 50, welches iſt die unb. Zahl?

i) eine unb. Zahl — 10 mit 2 mult. = 50, welches iſt die unb. Zahl?

k) eine unb. Zahl — 10 mit $1\frac{1}{2}$ mult. = 50, welches iſt die unb. Zahl?

l) eine unbekannte Zahl — 10 mit ⅔ multiplicirt = 50, welches iſt die unb. Zahl?

m) eine unb. Zahl — 10 mit 1⅓ mult. = 50, welches iſt die unb. Zahl?

n) eine unb. Zahl — 30 mit 2 mult. = — 10, welches iſt die unb. Zahl?

o) eine unb. Zahl — 30 mit ⅓ mult. = — 10, welches iſt die unb. Zahl?

p) eine unb. Zahl — 30 mit ⅔ mult. = — 10, welches iſt die unb. Zahl?

q) eine unb. Zahl — 30 mit 1⅓ mult. = — 10, welches iſt die unb. Zahl?

r) eine unb. Zahl — 30 mit 2 mult. = — unb. Zahl, welches iſt die unb. Zahl?

s) eine unb. Zahl — 30 mit ⅓ mult. = — unb. Zahl, welches iſt ſie?

t) eine unb. Zahl — 30 mit ⅔ mult. = — unb. Zahl, welches iſt ſie?

u) eine unb. Zahl — 30 mit 1⅓ mult. = — unb. Zahl, welches iſt ſie?

v) eine unb. Zahl — 30 mit 2 mult. = unb. Zahl, welches iſt ſie?

Dieſes wird mit der poſitiven unbekannten Zahl eben ſo fortgeſetzt werden, wie es bey den negativen geſchehen iſt.

a) Wird eine unbekannte Zahl durch die Multiplication von 2, vierzig werden, ſo iſt durch die zweymalige Wiederholung der unbekannten Zahl das 40 entſtanden;

alſo kommt auf die einfache Zahl die Hälfte von 40 oder 20.

b) Multiplicirt man eine unbekannte Zahl durch ½ und es entſteht dadurch 40, ſo iſt durch eine halbmalige Wiederholung der unbekannten Zahl 40 entſtanden; alſo die ganze Zahl 2 × 40 oder 80.

Die weitern Auflöſungen bis d) ſind dieſen beyden ganz ähnlich.

e) Wenn eine unbekannte Zahl mehr 10 durch 2 multiplicirt 50 giebt, ſo muß in den 50 zweymal die Zahl und 2 mal 10 oder 20 enthalten ſeyn; macht aber 2 mal eine unbekannte Zahl und 20 fünfzig aus, ſo kommt auf einmal dieſelbe nach der Additionsform 15.

Alle fernern Auflöſungen bis auf h) ſind dieſer letzten wieder ganz gleich zu behandeln.

i) Soll eine unbekannte Zahl weniger 10 mit 2 multiplicirt 50 geben, ſo iſt 2 mal dieſe unbekannte Zahl, weniger aber 2 × 10, fünfzig; folglich betragen 2 mal die unbekannte Zahl — 20, fünfzig, und auf einmal die unbekannte Zahl kommt nach der Subtraction dann 35.

Alle Auflöſungen bis m) ſind dieſer letzten wieder ganz ähnlich zu behandeln.

n) Wird die unbekannte Zahl — 30 mit 2 multiplicirt, und erhält man 10 weniger als nichts oder 10 negativ, ſo iſt durch die zweymalige Wiederholung der Zahl und der 30, zweymal die unbekannte Zahl und weniger 60 entſtanden, und dieſes macht 10 negativ. Nach der Subtraction iſt dieſe unbekannte Zahl durch die fernere Auflöſung 25.

Bis q) ſind wieder die gleichen Auflöſungen zu machen.

r) Wird die nämliche Zahl und die 30 negativ mit 2 multiplicirt und erhält man dadurch einmal die unbekannte Zahl negativ, ſo iſt 2 mal die unbekannte Zahl weniger 60 gleich der unbekannten Zahl negativ. Die weitere Auflöſung iſt in den vorhergehenden Aufgaben nachzuſehen. Auch ſind bis u) ſich wieder alle Auflöſungen gleich.

v) Wird eine unbekannte Zahl weniger 30 mit 2 multiplicirt und erhält man noch die unbekannte Zahl, ſo iſt 2 × die unbekannte Zahl — 60 noch gleich der unbekannten Zahl (verſteht ſich poſitiv). Die weitere Auflöſung iſt in der Addition nachzuſehen.

Da ich bey der Addition und Subtraction die einzelnen Fragen nur vorübergehend behandelt habe, ſo werde ich bey der Multiplicationsform, die in ſehr ausgedehnten Reihenfolgen aufgeſtellt worden iſt, dieſelben hier etwas mehr erweitern. Da aber die Auflöſungen nicht mehr Bedürfniß ſind, ſo werde ich, um jede Weitläufigkeit zu vermeiden, dieſen einzelnen Fragen auch weiter keine andern beyfügen.

Fr. Welche unbekannte Zahl muß man mit $\frac{3}{5}$ multipliciren, wenn man 30 erhalten ſoll.

Giebt es mehr als eine Zahl, die mit $\frac{3}{5}$ multiplicirt 30 geben wird.

Eine unbekannte Zahl weniger 30, die durch $1\frac{1}{2}$ multiplicirt wird, giebt 30; es frägt ſich, was dieſes für eine Zahl ſey?

Mit

Mit welcher Zahl muß 20 multiplicirt werden, wenn man ⅚ erhalten will?

Kann man durch die Multiplication jeden beliebigen Bruch finden, wie z. B. ⅓, ¼, ⅕, ⅔, ¾, ⅘ ꝛc.?

Welche unbekannte Zahl weniger 30 muß man mit ⅕ multipliciren, wenn dieſe unbekannte Zahl negativ herauskommen ſoll?

Der Lehrer ſagt zu ſeinen Schülern: „Gebe ein eder von euch ſeinem Mitſchüler eine Aufgabe, doch ber ſo, daß ſich ein jeder bemühe, eine neue zu bilden." uch kann er die Schüler auffordern, folgende Abwechſe- ungen in die Fragen hineinzubringen. Gebt Aufgaben, ie ſehr einfach und leicht, oder ſolche, die ſehr verwickelt nd ſchwer zu löſen ſeyn werden.

ine unbekannte Zahl durch die Diviſionsform mit bekannten Zahlen in Gleichheit geſetzt.

Die ganze Reihenfolge, ſo wie ſie in der Multiplica- en aufgeſtellt worden, kann auch hier ſtatt finden, und der Lehrer, wenn er dieſen Typus vor ſich nimmt, wird ch ohne allen Anſtand die Aufgaben und Reihenfolgen, lche die Diviſion darbietet, aufzuſtellen fähig werden. h begnüge mich daher, nur einzelne Fragen, die aus n aufzuſtellenden Reihenfolgen hervorgehen, in gedräng- Kürze hier anzuführen.

Fr. Es iſt eine unbekannte Zahl mit 3 dividirt wor- n und man hat 80 erhalten, welches wird wohl dieſe hl ſeyn?

Auflöſung. Eine unbekannte Zahl mit 3 dividiren, heißt unterſuchen, wie oft 3 in derſelben enthalten ſey, oder den 3ten Theil davon nehmen; wird 3 in einer unbekannten Zahl 80 mal enthalten oder der 3te Theil davon 80 ſeyn; ſo iſt die Zahl 80 × 3 unter der erſten Auflöſungsform, und 3 × 80 unter der zweyten, in beyden Fällen 240.

Fr. Eine unbekannte Zahl mit $^2/_3$ dividirt giebt 30; es fragt ſich, wie viel dieſe Zahl ſey?

Auflöſung. $^2/_3$ müſſen in der unbekannten Zahl 30 mal enthalten ſeyn, alſo 30 × $^2/_3$ in ſich haben, welches $^{60}/_3$ oder 20 Ganze giebt.

Fr. Mit welcher Zahl muß 100 dividirt werden, wenn man $^2/_3$ erhalten ſoll?

Die Auflöſung iſt der obigen gleich.

Fr. Eine unbekannte Zahl und 10 mit 2 dividirt, gibt 2 mal die unbekannte Zahl; es fragt ſich, was dieſe Zahl ſey?

Auflöſung. Eine unbekannte Zahl und 10 mit 2 dividirt gibt die Hälfte der Zahl und 5; iſt die Hälfte einer unbekannten Zahl und 5 gleich der unbekannten Zahl; ſo kann die fernere Auflöſung nach der Addition weiter fortgeſetzt werden.

Ich habe ſchon bey den Einheiten als Kopfrechnungsaufgaben gezeigt, wie mannigfaltig die verſchiedenen Rechnungsarten mit einander verbunden werden können und verbunden werden müſſen, wenn der Entwickelung der geiſtigen Anlagen des Kindes in ihrem ganzen Umfange ein Genüge geleiſtet werden ſoll. Dieſes iſt aber auch hier nicht nur nicht entbehrlich, ſondern es muß mit der nämlichen Sorgfalt und Umſtändlichkeit auch hier durchgeführt werden. Da es aber im Weſen für den Lehrer nichts neues mehr darbieten kann und leicht nach dem, was an mehrern Orten bey einer unbekannten Zahl mit bekannten geſchehen iſt, nachgeahmt werden darf, ſo erlaube ich mir hierüber nur folgende Bemerkungen.

Die Additionsform mit der Subtraction zu verbinden, wird, nachdem dieſes mit der Ausdehnung ſtatt gefunden hat, wie es in gegenwärtiger Darlegung geſchehen iſt, nicht mehr nothwendig; überdies ſind die Aufgaben, die aus dieſer Verbindung hervorgehen, weniger wichtig. Dieſes kann aber bey dem allfälligen Bedürfniß leicht von jedem Lehrer angegeben und ausgeführt werden. Nothwendiger und wichtiger iſt es indeß, daß man die Multiplication und Diviſion mit einander verbinde. Dieſe Rechnungsarten aber noch mit der Addition und Subtraction in Verbindung ſetzen zu wollen, iſt ebenfalls entbehrlich.

Die Multiplication und Diviſion mit einer unbekannten Zahl in Verbindung geſetzt.

Einzelne Fragen werden nach dem, was bereits hierüber in jeder Rechnungsart ſtatt gefunden, für den Lehrer hinlänglich ſeyn.

Fr. Eine unbekannte Zahl iſt durch 2 multiplicirt und das Herausgekommene durch 3 dividirt worden und dadurch 20 entſtanden; es fragt ſich, was dieſes für eine Zahl ſey?

Auflöſung. Eine unbekannte Zahl durch 2 multiplicirt, giebt 2 mal die erſte oder urſprüngliche Zahl; wird dieſes Reſultat mit 3 dividirt, ſo erhält man ⅔ dieſer erſten Zahl; denn 3 iſt in 2 nur ⅔ mal enthalten, und für ⅔ der Zahl erhält man 20; folglich wird man für ⅓ zehn und für die ganze Zahl 2 × 10 oder 20 erhalten.

So kann dieſe letzte Aufgabe nur umgekehrt, die Diviſion vorangeſetzt und die Multiplication als darauf folgend gegeben werden.

Fr. Wenn eine unbekannte Zahl und 10 mit ⅔ dividirt und das hierdurch Erhaltene noch mit 2½ multiplicirt 40 geben wird, wie viel iſt die unbekannte Zahl?

Auch dieſe Aufgabe kann wieder umgekehrt werden:

Fr. Eine unbekannte Zahl weniger 10, ſoll mit 3 multiplicirt und das Erhaltene noch mit ½ dividirt werden und dadurch 60 entſtehen, wie viel wird dieſe unbekannte Zahl ſeyn?

Fr. Man hat eine unbekannte Zahl mehr 10 durch 2 multiplicirt und dadurch die nämliche Zahl erhalten, nachdem ſie durch ²/₇ dividirt worden; es fragt ſich, was dieſes für eine Zahl ſey?

Auflöſung. Wird die unbekannte Zahl mehr 10 durch 2 multiplicirt, ſo erhält man zweymal dieſe Zahl mehr 20; wird die nämliche Zahl aber durch ²/₇ dividirt, ſo erhält man 3½ mal die Zahl; folglich wird 2 mal die unbekannte Zahl mehr 20 ſo viel als 3½ mal dieſe Zahl ſeyn. Einerſeits hat man 1½ mal dieſe unbekannte Zahl mehr, anderſeits aber 20 mehr; wenn 20 ſo viel als 1½ mal eine unbekannte Zahl iſt, ſo kömmt auf einmal dieſelbe ⅔ von 20 oder 13⅓.

Auf dieſer Stufe kann man den Schüler leicht dahin führen, daß er als Abwechſelung dann und wann auch in den Kopfrechnungsübungen die Probe über die eine und andere Aufgabe, die er löſen wird, macht. Auf jeden Fall ſoll man ihn die Probe nur zur Abwechſelung, aber nie beſtändig und gleichſam von jeder Aufgabe machen laſſen. Um zu zeigen, wie die Probe gemacht werden könne, führe ich obiges Beyſpiel auch in dieſer Rückſicht weiter fort.

Lehrer. Wenn das Reſultat der letzten Aufgabe richtig iſt, was muß die gefundene Zahl für Eigenſchaften haben? Die Antwort wird ſeyn, daß, wenn man die unbekannte Zahl mit $^1/_5$ dividirt, gerade ſo viel herauskommen müſſe, als wenn man die nämliche Zahl mit 10 durch 2 multiplicire. So mögen noch einige andere Beyſpiele mit der Probe hier ſtatt finden, deren Ausführung dem Lehrer nach Bedürfniß überlaſſen bleibt.

Eine unbekannte Zahl mit bekannten Zahlen durch die arithmetiſche Vergleichung ausgedrückt und dargelegt.

Der Unterſchied zwiſchen einer unbekannten Zahl und 60 iſt gleich 10; welches wird dieſe unbekannte Zahl ſeyn? Abgekürzt aber auf die gewöhnliche Weiſe ausgedrückt:

a) der Unterſchied einer unbekannten Zahl und 10 = 60; welches iſt die unbekannte Zahl?

b) der Unterſch. zwiſchen $^1/_5$ einer unb. Zahl und 10 = 60; welches iſt die unb. Zahl?

c) der Unterſch. zw. $^2/_3$ einer unb. Zahl und 10 = 60; welches iſt die unb. Zahl?

d) der Unterſch. zw. $1^1/_5$ einer unb. Zahl und 10 = 60; welches iſt die unb. Zahl?

e) der Unterſch. zw. einer unb. Zahl und 10 = nichts; welches iſt die unb. Zahl?

f) der Unterſchied zwiſchen ⅓ einer unbekannten Zahl und 10 = nichts; welches iſt die unbekannte Zahl?

g) der Unterſch. zw. ⅔ einer unb. Zahl und 10 = nichts; welches iſt die unb. Zahl?

h) der Unterſch. zw. 1⅓ einer unb. Zahl und 10 = nichts; welches iſt die unb. Zahl?

i) der Unterſch. zw. einer unb. Zahl und — 10 (negativ) = 60; welches iſt die unb. Zahl?

k) der Unterſch. zw. ⅓ einer unb. Zahl und — 10 = 60; welches iſt die unb. Zahl?

l) der Unterſch. zw. ⅔ einer unb. Zahl und — 10 = 60; welches iſt die unb. Zahl?

m) der Unterſch. zw. 1⅔ einer unb. Zahl und — 10 = 60; welches iſt die unb. Zahl?

n) der Unterſch. zw. — (negativ) einer unb. Zahl und 10 = 60; welches iſt die unb. Zahl?

o) der Unterſch. zw. — ¼ unb. Zahl und 10 = 60; welches iſt die unb. Zahl?

p) der Unterſch. zw. — ¾ unb. Zahl und 10 = 60; welches iſt die unb. Zahl?

q) der Unterſch. zw. — 1¾ unb. Zahl und 10 = 60; welches iſt die unb. Zahl?

r) der Unterſch. zw. einer unb. Zahl und 10 iſt gleich der unb. Zahl; welches iſt die unb. Zahl?

s) der Unterſch. zw. einer unb. Zahl und 10 = ⅓ unb. Zahl; welches iſt die unb. Zahl?

t) der Unterſch. zw. einer unb. Zahl und 10 = $\frac{1}{5}$ unb. Zahl; welches iſt die unb. Zahl?

u) der Unterſchied zwiſchen einer unbekannten Zahl und 10 = $1\frac{1}{5}$ unb. Zahl; welches iſt die unb. Zahl?

v) der Unterſch. zw. einer unb. Zahl und — 10 (negativ) = — 2 mal unb. Zahl; welches iſt dieſelbe?

w) der Unterſch. zw. einer unb. Zahl und — 10 = — $2\frac{1}{5}$ eine unb. Zahl; welches iſt die Zahl?

x) der Unterſch. zw. einer unb. Zahl und — 10 = — $2\frac{1}{3}$ unb. Zahl; welches iſt dieſe Zahl?

Ich habe dieſe Reihenfolgen ſo ausgedehnt dargelegt, um die Uebergänge der einen Aufgabe zur andern durch dieſes ſogar bis in's Kleinliche in's Licht zu ſetzen, und faktiſch zu zeigen, wie jede, auch die verwickelteſte und ſchwierigſte Aufgabe einen einfachen Hintergrund habe und von jedem Schüler, der naturgemäß vom Einfachſten zum Schwierigern und Zuſammengeſetztern geführt wird, auch wirklich gelöst werden kann. Wer ſich aber hievon noch mehr zu überzeugen wünſcht, den darf ich nur noch auffordern, den Gang, den ich zu ihrer Löſung einſchlage, näher zu prüfen.

a) Wird der Unterſchied zwiſchen einer unbekannten Zahl und zehn, 60 betragen, ſo iſt die unbekannte Zahl, in ſo fern ſie als eine poſitive angenommen wird, um 60 mehr als die kleinere, die 10 iſt, oder 70. Würde die unbekannte Zahl aber als eine negative angenommen, ſo wäre ſie aus dem nämlichen Grunde 50 negativ. Ich habe aber ſchon im Anfange bemerkt, daß jedesmal, ſowohl die bekannte als auch die unbekannte Zahl immer als eine poſitive angenommen wird, in ſo fern nicht ausdrücklich bemerkt wird, daß ſie ein negatives Verhältniß auszudrücken habe.

b) Iſt der Unterſchied zwiſchen der Hälfte einer unbekannten Zahl und 10 gleich 60, ſo kommt nach obigem Grunde auf die Hälfte 70, und auf die ganze Zahl 140.

c) Kommen aber auf ⅔ dieſes Unterſchieds 60 zu ſtehen, ſo werden nach dem nämlichen Grunde ⅔ der Zahl 70 ausmachen; ⅓ erhält 35 und die ganze Zahl 105.

Die Probe einer ſolchen Aufgabe zu machen, wird für keinen Schüler mehr irgend eine Schwierigkeit darbieten können. Wollte man ſie über letztes Beyſpiele machen laſſen, ſo könnte es auf folgende Weiſe geſchehen: Zuerſt nimmt man ⅔ von der gefundenen Zahl 105 und ſieht, wie viel der Unterſchied zwiſchen dieſen ⅔ von 105 und 10 mache, und wird dadurch eine Zahl von 60 gefunden, ſo iſt die Aufgabe richtig gerechnet worden.

Die Auflöſung über d) iſt derjenigen von c) vollkommen ähnlich.

e) Kommt auf den Unterſchied einer unbekannten Zahl und 10, nichts, ſo iſt die unbekannte Zahl ſo viel als 10.

f) Wird der Unterſchied von der Hälfte einer unbekannten Zahl und 10 nichts betragen, ſo iſt die Hälfte dieſer Zahl ſo viel als 10, und auf die ganze Zahl kommen 2 × 10 oder 20.

Alle Auflöſungen bis h) ſind dieſer letzten ähnlich.

i) Wenn der Unterſchied zwiſchen einer unbekannten Zahl und 10 negativ 60 iſt, ſo wird von 10 weniger als nichts bis zur unbekannten Zahl hinauf 60 ſeyn; von 10 negativ bis auf nichts hat es 10 und bis auf 60 bleiben alſo für die unbekannte Zahl noch 50.

k) Wird auf die Hälfte der unbekannten Zahl dieſer nämliche Unterſchied ſtatt finden, ſo iſt die Hälfte 50 und die ganze unbekannte Zahl 100.

Eben ſo gehen wieder alle andere Auflöſungen bis zu m) fort.

n) Soll der Unterſchied zwiſchen einer unbekannten Zahl negativ und 10 ſechszig betragen, ſo kommt auf die unbekannte Zahl 50; denn von einer negativen Zahl bis auf nichts iſt die Zahl, und von nichts bis auf 60 iſt noch 10 dazu, alſo iſt die unbekannte Zahl und 10 ſo viel als 60, und nach der Addition kommt auf die unbekannte Zahl 50.

o) Kommt auf ¼ dieſer unbekannten Zahl und 10 wieder 60; ſo iſt aus den nämlichen Gründen 50 = ¼ der Zahl, und die unbekannte Zahl 200.

So kann dieſes wieder bis auf q) fortgeſetzt werden.

r) Iſt der Unterſchied zwiſchen einer unbekannten Zahl und 10 gleich der unbekannten Zahl, ſo iſt 10 die größere Zahl (denn der Unterſchied iſt immer kleiner als die größere Zahl); von der unbekannten Zahl bis zur größern oder 10 hat es noch einmal die unbekannte Zahl; folglich iſt 10 zweymal die unbekannte Zahl, und einmal dieſelbe 5.

Auf die gleiche Weiſe werden die Auflöſungen bis u) fortgeſetzt werden.

v) Soll der Unterſchied zwiſchen der unbekannten

Zahl und 10 negativ gleich zweymal der unbekannten Zahl negativ ſeyn, ſo wird man von 10 negativ bis zur unbekannten Zahl die unbekannte Zahl und 10 erhalten, und dieſe betragen ſo viel als zweymal die Zahl; folglich kommt auf einmal dieſelbe 10 nach der Additionsform.

Die Fortſetzung bis auf x) wird auf die gleiche Weiſe ſtatt finden. Einzelne Fragen an den Schüler zu machen, die aus obiger Reihenfolge hervorgehen, iſt ſo einfach und leicht, daß ich die weitere Ausführung hievon ebenfalls dem Lehrer überlaſſen darf. Auch bin ich ſicher, daß ſogar die ſchwächern Schüler, die einmal zu dieſen Uebungen vorgerückt ſind, dieſe Fragen mit Sicherheit ſelbſt aufſtellen werden. Da aber die arithmetiſche Vergleichung der Zahl noch einer andern Form unterworfen werden kann, ſo füge ich über dieſelbe einige Beyſpiele in einzelnen Fragen bey.

Fr. Welche unbekannte Zahl iſt um 20 mehr als 80? und welche iſt um 20 weniger als 80?

Auflöſung. Soll die unbekannte Zahl um 20 mehr ſeyn als 80, ſo muß ſie 80 und 20 oder 100 in ſich enthalten; wird ſie aber 20 weniger als 80 haben müſſen, ſo wird ſie aus dem nämlichen Grunde nur 60 ſeyn.

Fr. Wird das Doppelte einer unbekannten Zahl um 20 mehr ſeyn, als es iſt, ſo beträgt es 100; es fragt ſich, wie viel dieſe Zahl ſey?

Wenn ⅙ einer unbekannten Zahl um 20 weniger wären, als ſie wirklich ſind, ſo würde dieſe unbekannte Zahl 100 ſeyn; es fragt ſich, wie viel dieſe Zahl ſey?

Wäre eine unbekannte Zahl um 10 kleiner als ſie wirklich iſt, ſo wäre ſie nichts, oder ſie wäre 1 negativ; es fragt ſich, was dieſes für eine Zahl ſey?

Wenn eine unbekannte Zahl um 100 weniger wäre, als ſie wirklich iſt, ſo würde ſie 1, oder ½, oder 1½ mal die unbekannte Zahl negativ betragen; es fragt ſich, was dieſes für Zahlen ſeyen?

Würde eine unbekannte Zahl um 100 größer gemacht, ſo würde dadurch 2 oder 3 mal, oder ½, ⅔, 1½ mal ꝛc. die unbekannte Zahl entſtehen; es fragt ſich, was dieſes für Zahlen ſeyen?

Wenn das Dreyfache einer unbekannten Zahl um 20 mehr wäre, als es wirklich iſt, ſo wäre es gleich dem Doppelten mehr 100; es fragt ſich, wie viel dieſe unbekannte Zahl ſeyn werde?

Welcher Ausdehnung dieſe Fragen fähig ſind, wird jeder, der ſie mit den oben aufgeſtellten Reihenfolgen vergleicht, leicht einſehen und keine Schwierigkeit mehr antreffen, dieſelben nach Bedürfniß weiter auszuführen.

Unter der Form des Theilens noch einige Aufgaben:

Man ſoll 200 ſo in 2 Theile theilen, daß der eine Theil um 20 mehr wird als der andere; oder man ſoll ſie ſo in zwey Theile theilen, daß der eine Theil um 20 weniger wird als der andere; es fragt ſich, wie viel jeder Theil in jedem Fall ſeyn werde?

Auflöſung für den erſten Fall. Wird ein Theil 20 mehr erhalten als der andere, ſo muß man von ihm 20 wegthun, bis er gleich wird dem zweyten Theil; zwanzig von 200 weggethan bleiben 180, die jetzt in gleiche Theile getheilt werden müſſen; es kömmt deßwegen auf einen Theil 90; der erſte Theil wird aber noch 20 mehr haben, 20 zu 90 geſetzt giebt 110 und für den zweyten Fall 90. Für den 2ten Fall werden 20 hinzugezählt, um die Theile gleich zu machen, und am Ende müſſen die 20 wieder abgezogen werden. Die weitere Auflöſung iſt der obigen gleich.

Man ſoll 100 ſo in 2 Theile theilen, daß der Unterſchied des erſten Theils vom 2ten gleich wird dem erſten Theil, oder daß der Unterſchied dieſer 2 Theile um 1 weniger wird als der größere, oder um 1 mehr als der kleinere; mehr als der größere kann er nicht werden, wenn ſich kein negativer Theil dabey befinden darf.

Man ſoll 300 ſo in 3 Theile theilen, daß der 2te um 10 mehr wird als der erſte, und der 3te um 20 mehr als der 2te; oder man ſoll 300 ſo in 3 Theile theilen, daß der 2te um 10 mehr wird als der erſte, und der 3te um 15 mehr als der 2te oder auch als der 1ſte ꝛc.; oder man ſoll die nämliche Zahl ſo in 3 Theile theilen, daß der 2te um 20 mehr wird als der 1ſte und der 3te um 50 weniger als der 2te Theil ꝛc.?

Auflöſung für den zweyten Fall. Vom 2ten Theil müſſen 10 weggethan werden, wenn er dem 1ſten gleich, und vom 3ten 25, wenn er auch dem erſten Theil gleich werden ſoll; denn der 2te Theil iſt ſchon um 10 mehr als der 1ſte, und der 3te iſt ja noch um 15 mehr als der 2te; 10 und 25 oder 35 von 300 abgezogen bleiben noch 265, und dieſe in 3 gleiche Theile getheilt, kommt auf einen Theil 88⅓; der 2te Theil hat aber 10 mehr oder 98⅓, und der 3te Theil hat 15 mehr als der 2te oder 113⅓.

Soll die Probe hierüber gemacht werden, ſo müſſen die 3 Theile 300 ausmachen; der 2te Theil muß 10 mehr ſeyn als der 1ſte, und der 3te Theil um 15 größer noch als der 2te.

Die Auflöſung der andern Fragen iſt dieſer letzten ganz ähnlich.

Eine unbekannte Zahl durch das geometriſche Verhältniß ausgedrückt und mit bekannten Zahlen in Gleichheit geſetzt.

Damit ich meiner Darſtellung die Abwechſelung gebe, die nöthig iſt, um dem Ganzen Lebendigkeit und Freyheit zu verſchaffen, will ich hier keine Reihenfolgen mehr aufſtellen, ſondern mich begnügen, einige der weſentlichſten Fragen mit ihren Auflöſungen nur in Kürze anzuführen.

Fr. Wenn eine unbekannte Zahl 3 mal größer wäre, als ſie wirklich iſt, ſo würde ſie 100 ausmachen; es fragt ſich, wie viel die Zahl ſey?

Wenn eine unbekannte Zahl um 1½ mal ihre Größe kleiner wäre, als ſie wirklich iſt, ſo wäre ſie 40 negativ; es fragt ſich, wie viel dieſe Zahl ſey?

Eine unbekannte Zahl iſt 1½ mal ſo groß als 10; es fragt ſich, welches dieſe Zahl ſey?

Zehn iſt 3 mal ſo groß oder 3 mal größer als welche unbekannte Zahl?

Wie oft muß man zu 100 eins hinzuſetzen, während dem man zu nichts 2 ſetzt, bis beyde Zahlen einander gleich werden? Antwort: dieſes muß 100 mal geſchehen.

Auflöſung. Setzt man zu 100 eins, ſo wird und ſoll im nämlichen Moment zu nichts 2 geſetzt werden; alſo kommt zu nichts immer eins mehr als zu 100; es fehlen ihm aber 100 bis es der 1ſten Zahl gleich iſt, und dieſe 100 müſſen durch das eins, welches mehr hinzugeſetzt wird, nachgeholt werden; eins iſt in 100 hundertmal enthalten, alſo muß dieſes eben ſo oft geſchehen.

Auch kann dieſe Aufgabe auf folgende Weiſe gelöſt werden.

Das 100 nimmt um eine unbekannte Zahl mal ab oder um eine unbekannte Zahl zu, während dem nichts um 2 ſolcher Zahlen zunimmt; alſo erhält man 100, und die unbekannte Zahl iſt gleich 2 mal dieſer unbekannten Zahl, und nach der Addition wird dieſe Zahl dann ebenfalls 100 werden.

Fr. Wie oft muß man ⅓ zu 100 ſetzen, während dem man zu nichts 2 ſetzt, bis beyde Zahlen einander gleich werden?

Auch dieſe Aufgabe wird ganz gleich, wie die vorhergehende, gelöſt, nur mit dem Unterſchied, daß das, was die zweyte Zahl weniger iſt als die erſte, mit 1⅓ ſtatt mit 1 erſetzt werden darf.

Fr. Wie oft muß man zu hundert eins ſetzen, während dem man zu 10 zwey ſetzt, bis beyde Zahlen einander gleich werden?

Eben ſo kann die gleiche Frage gemacht werden, wenn die zweyte Zahl, ſtatt 10 poſitiv, 10 negativ angegeben worden wäre. Die Abänderung, die allenfalls durch die Brüche in die Aufgabe gebracht werden könnte, darf hier gar nicht mehr in Betracht kommen. Deßwegen werden nach und nach auch alle Aufgaben wegbleiben, die keinen andern Zweck haben, als nur das Bruchverhältniß noch anſchaulicher zu machen.

Fr. Wie oft muß man von hundert die Zahl 10 wegthun, während dem man von 10 eins wegthut, um zwey gleiche Zahlen dadurch zu erhalten?

Auch hier können die Fragen ſo geſtellt werden, daß man nichts oder auch negative Zahlen bekommt.

Fr. Wie oft muß man zu nichts eins ſetzen, während dem man von 100 eins abzieht, bis beyde Zahlen einander gleich werden? Antwort: 33⅓ mal.

Auflöſung. Hundert wird durch das Abziehen von eins um eins verringert, während dem nichts durch das Hinzuſetzen von 2 um 2 vermehrt wird; folglich nähern ſie ſich durch das Hinzuſetzen und Abziehen jedesmal um 3; noch ſind ſie um 100 von einander entfernt; 3 iſt 33⅓ mal in 100 enthalten; es muß demnach 33⅓ mal hinzugeſetzt und abgezogen werden.

Eine Zahl iſt 100 und eine zweyte hundert negativ; von der erſten zieht man ⅓ ab und zur 2ten ſetzt man ⅓ hinzu; es fragt ſich, wie oft dieſes geſchehen müſſe, wenn beyde Zahlen einander gleich werden ſollen?

Zu 100 wird 1 geſetzt und zu nichts 3; es fragt ſich, wie oft dieſes geſchehen müſſe, bis die 2te Zahl oder das nichts um 100 mehr ſeyn wird als die erſte?

Um dieſe Aufgabe zu löſen, kann man ſehen, wie oft dieſes geſchehen müſſe, bis ſie gleich werden, und hernach wird das Nämliche für die hundert mehr noch einmal wiederholt. Auch kann dieſes über einmal ſo gemacht werden. Statt nichts kann die 2te Zahl als negativ in's Auge gefaßt und dieſes dann auf die gleiche Weiſe weiter fortgeſetzt werden. Statt mehr kann man in die Frage auch weniger bringen, und dieſes wird öfters durch dieſe Beſtimmung in die zu ſuchenden Reſultate negativer Zahlverhältniſſe gegeben.

Man hat zwey Zahlen, wovon jede 100 iſt; zur erſtey ſetzt man 1 und zur 2ten 4; es fragt ſich, wie oft dieſes geſchehen müſſe, bis die 2te Zahl doppelt ſo groß wird als die erſte? Antwort: 50.

Auflöſung. Beyde Zahlen ſind gleich; ſoll aber die zweyte doppelt ſo groß werden als die erſte, ſo fehlen ihr noch 100; denn ſie müßte 200 ſeyn; zur erſten wird 1 geſetzt, während dem zur zweyten 4 geſetzt wird; alſo wird zu ihr 2 mehr als das Doppelte hinzugeſetzt. Mit dieſen 2 werden die 100, die aber der 2ten Zahl fehlen, erſetzt werden müſſen; 2 iſt in 100 fünfzigmal enthalten, folglich muß dieſes auch 50 mal hinzugeſetzt werden, bis man Zahlen findet, die dem begehrten Verhältniß entſprechen.

Man ſetzt zu einer Zahl, die 100 iſt, eins, während dem man zu nichts 4 ſetzt, wie oft muß dieſes gethan werden, bis die 2te Zahl dreymal ſo groß wird als die erſte?

Auflöſung. Soll die zweyte Zahl 3 mal ſo groß werden als die erſte, ſo müſſen 300 zu ihr hinzugeſetzt werden; und will man das Dreyfache erhalten, ſo müſſen auch jedesmal 3 hinzugeſetzt werden, während dem man zur erſten eins ſetzt; nun werden 4 hinzugefügt, alſo 1 mehr als das Dreyfache; es fehlen aber noch 300, und dieſe 300 mit eins ergänzt wird es 300mal nöthig, folglich muß es 300 mal hinzugeſetzt werden.

Wie oft muß man ½ zu 80 ſetzen, während man zu nichts 5½ ſetzt, bis ſich die 2te Zahl zur erſten verhält, wie 7 zu 2, oder anders ausgedrückt, bis die 2te 3½ mal ſo groß ſeyn wird als die erſte; oder bis ſich die erſte zur 2ten verhält, wie 2 zu 7?

Die lezte Frage mit folgendem Zuſatze: Wie oft muß dieſes hinzugeſetzt werden, bis die 2te Zahl 3½ mal ſo groß wird als die erſte, mehr hundert?

Auch kann das weniger auf die gleiche Weiſe hinzugefügt werden. Daß die nämlichen Fragen auf negative Zahlen ausgedehnt werden können, verſteht ſich von ſelbſt. Alle dieſe Aufgaben ſollen ohne Anſtand von den Schülern gelöst werden, und im Falle ihnen die hier befolgten Aufgaben, wie ſie auf einander folgen, noch unüberſteigliche Hinderniſſe darbieten würden, ſo müßten nur mehrere Zwiſchenfragen gemacht werden, worüber die Reihenfolgen der arithmetiſchen Vergleichungen als Leitfaden dienen mögen.

Wie ich früher ſchon bemerkte, ſo kann die Addition mit der Subtraction, die Multiplication mit der Diviſion ꝛc. verbunden werden. Auch habe ich einige Beyſpiele gegeben, die dieſes in's Licht zu ſetzen geeignet ſind; aber auch mit den arithmetiſchen und geometriſchen Verhältniſſen können und ſollen die gleichen Verbindungen ſtatt finden. Ich werde auch hiefür einige Beyſpiele anführen. Kann der Schüler mit Leichtigkeit jede Aufgabe in ihrem unverbundenen Zuſtande löſen; ſo wird er mit etwas mehr Mühe und Anſtrengung jede Aufgabe, die ihm nur als Combinationsverhältniß vorgelegt wird, zu lösen im Stande ſeyn. Dieſe Arten von Aufgaben müſſen weder als etwas Neues noch als etwas Nichtiges angeſehn und behandelt werden. Dieſe einzelnen Fragen ſollen nichts weiter ſeyn, als eine kurze und veränderte Wiederholung deſſen, was er im Weſen ſchon kennt. — Auch werde ich nicht einmal angeben, unter welchen ſelbſtſtändigen Geſichtspunkten die jedesmalige Verbindung aufgefaßt werden müſſe, weil auch dieſes auf der gegenwärtigen Stufe ſehr gleichgültig iſt.

Fr. Wenn man den Unterſchied zwiſchen einer unbekannten Zahl und 10 durch ⅓ dividirt, ſo erhält man 6 mal die unbekannte Zahl; es fragt ſich, was dieſes für eine Zahl ſey?

Wird der Unterſchied zwiſchen einer unbekannten Zahl und zehn durch ⅔ multiplicirt, ſo erhält man 100; es fragt ſich, wie viel dieſe Zahl ſey?

Auflöſung. Wenn der Unterſchied zwiſchen einer unbekannten Zahl und 10 mit 2 multiplicirt 100 geben ſoll, ſo iſt die unbekannte Zahl die größere; um den Unterſchied zu erhalten, muß man die kleinere Zahl von der größern abziehn; dieſer Unterſchied mit ⅔ multiplicirt giebt ⅔ der unbekannten Zahl, die 100 machen, alſo auf ⅓ 50 und auf die ganze Zahl 150; da man aber ſchon früher 10 abgezogen hatte, ſo wird dieſe Zahl 160 ſeyn.

Man dividirt den Unterſchied zwiſchen einer unbekannten Zahl und 10 negativ mit 2⅓ und erhält dadurch 108; es fragt ſich, was oder wie viel dieſe Zahl ſey?

Auflöſung. Der Unterſchied zwiſchen einer unbekannten Zahl und 10 negativ iſt 10, und die unbekannte Zahl, und dieſes mit $2\frac{1}{2}$ dividirt giebt $\frac{2}{5}$ dieſer Zahl, $\frac{2}{5}$ von 10 macht 4, und wenn $\frac{2}{5}$ einer unbekannten Zahl und 4 gleich 100 ſind, ſo wird nach der Addition die unbekannte Zahl gleich 240 werden.

Probe. Wenn dieſe Zahl richtig iſt, ſo muß der Unterſchied zwiſchen 10 negativ und 240, durch $2\frac{1}{2}$ dividirt 500 geben; $2\frac{1}{2}$ ſind gleich $\frac{5}{2}$ und der Unterſchied zwiſchen 10 negativ und 240 iſt 250, oder $\frac{500}{2}$, und dieſe Zahl durch $\frac{5}{2}$ dividirt, giebt 100.

Man ſetzt zu 100 eins, während dem zu nichts $3\frac{1}{2}$ gethan wird; es fragt ſich, wie oft dieſes geſchehen müſſe, bis die 2te Zahl durch $2\frac{1}{2}$ multiplicirt gleich wird der erſten Zahl?

Desgleichen kann bey dieſen Aufgaben über das Dividiren gefragt werden.

Der Unterſchied zwiſchen den Hälften einer unbekannten Zahl und 100 iſt gleich dem fünffachen dieſer unbekannten Zahl; es fragt ſich, wie viel die Zahl ſey?

Auch hier kann wieder Mehr und weniger hinzugefügt werden.

Wenn das Dreyfache einer unbekannten Zahl um 10 mehr wäre als es iſt, und dieſes mit 3 multiplicirt würde, ſo würde man 100 erhalten; es fragt ſich, wie viel dieſe Zahl ſey?

Desgleichen wenn ſie mit 3 dividirt wird. Auch kann man ſtatt mehr 10, weniger 10 u. ſ. w. ſetzen.

Wird $1\frac{1}{2}$ mal eine unbekannte Zahl mit $\frac{7}{8}$ multiplicirt, ſo erhält man das 10fache dieſer unbekannten Zahl, nachdem man 30 abgezogen haben wird; es fragt ſich, wie viel dieſe Zahl ſey?

Wenn eine unbekannte Zahl um 10 mehr wäre, als ſie wirklich iſt, und dieſes dann mit 2 dividirt wird, ſo erhält man 200; es fragt ſich, was dieſes für eine Zahl ſey?

Die gleiche Frage kann auch gemacht werden, wenn es um ſo viel weniger geben ſoll.

Ich ſchließe die Darſtellung einer unbekannten Zahl und will mich über die Art und Weiſe, wie dieſe der Jugend in dem hiefür beſtimmten Alter vorzutragen ſey, noch näher erläutern: Es kann niemand entgehen, daß es ſich auch hier hauptſächlich um die Entwicklung der geiſtigen Kräfte und Anlagen des Kindes handelte, und hohe Zahlverhältniſſe und ſchwierige Brüche ausgewichen wurden. So ſehr dieſes im allgemeinen nothwendig iſt, ſo darf bey einem ſehr kräftigen Schüler nach Maßgabe ſeiner geübten Kraft auch zu höhern und ſchwierigern Bruchverhältniſſen geſchritten werden; aber auch bey ihm darf dieſes nie Hauptſache werden. Mechaniſche Fertigkeiten und Gedächtnißkraft müſſen in allen Fällen ſeiner geiſtigen Entwicklung untergeordnet bleiben.

Auch wird man bemerkt haben, daß eine Art von Aufgabe ſowohl in den Reihenfolgen als auch ſonſt dem Schüler nie mehr als einmal vorgelegt worden, und daß überhaupt alle Art von Wiederholung ausgewichen worden iſt. Je weiter die entwickelte Geiſteskraft des Kindes vorgerückt iſt, deſto mehr muß das im Anfang aufgeſtellte Einüben ſich vermindern und am Ende ganz wegfallen.

Man kennt das Sprichwort: „Aller Anfang iſt ſchwer.“ Ich ſage aber, bey einer naturgemäßen Führung der Jugend muß aller Anfang leicht und das Schwerſte des Endes muß ihr noch am leichteſten werden.

Iſt der Schüler gut und richtig geführt worden, ſo muß ihm das Ende der obigen Uebung leichter werden, als es ſelbſt die Anfangsübungen waren. Einleuchtend iſt ebenfalls, daß dieſe Uebungen auch auf das Zifferrechnen angewendet werden können; es iſt aber bey dem hier befolgten Gange um ſo weniger nothwendig, als neben dieſen Kopfrechnungsübungen das angewandte Zifferrechnen parallel damit fortläuft. Will man aber dieſe Uebungen auf ſchriftliche Zeichen anwenden, ſo ſind ſie vorzüglich für die Algebra geſchickt. Da die größere Zahl der Lehrer und Erzieher, ſo wie auch die Schüler, nicht ſo weit geführt werden; ſo wird man es nicht mißbilligen, daß ich in dieſer Schrift in der Darlegung der Zahl ebenfalls nicht bis auf dieſen Punkt fortſchreite.

Aber es werden mir einige einwenden und ſagen: „Dieſe letzten Uebungen ſind ja ſchon das Weſen der Algebra und es fehlt ihnen hier nur noch der Name und einige Kunſtformen und Kunſtausdrücke derſelben.“ So wahr und richtig dieſe Anſicht auch iſt, ſo erſchöpft ſie das Weſen der Algebra dennoch nicht. Dieſe Uebungen ſind freylich der Schlüſſel zur Algebra, aber ſie ſind nicht weniger der Schlüſſel zu allem, wo immer eine höher gebildete, geiſtige Kraft erfordert wird. Dieſe Uebungen ſind eben ſo gut der Schlüſſel zur Größenlehre (Geometrie), zur Logik, zur angewandten Zahl- und Größenlehre und ſelbſt zu ihr ganz fremdartigen Studien, in ſo fern ſie die

Geiſteskraft in einem ſehr hohen Grad anſprechen. Di ſer Schlüſſel iſt weder den Sprachſtudien noch ſelbſt de Studium der Geſchichte fremd; verſteht ſich nur ſo we dieſe Fächer eine ſehr entwickelte geiſtige Kraft in A ſpruch nehmen. So wie eine unbekannte Zahl unter a len dieſen Formen durchgeführt wurde, ſo können auc zwey und drey unbekannte Zahlen behandelt werden. Di ſes aber auf mehrere Zahlen ausdehnen zu wollen, zähl ich zur eigentlichen Vorbereitung für die Algebra, di auf eine noch höhere Stufe der Bildung gehört und auße dem Zweck der gegenwärtigen Schrift liegt. Ich ſchreit zu den folgenden Uebungen, die mehr Licht geben mögen wo es durch gegenwärtige Darlegung immer noch dunke geblieben ſeyn mag.

Die angewandte Zahl iſt einer doppelten Behandlung nämlich als Kopf- und als Zifferrechnung, fähig. Auch hier müſſen die Kopfrechnungsübungen denjenigen mi den Ziffern vorangehen, und zwar ſo, daß eben ſo vie Zeit auf dieſe Kopfrechnungsübungen zu verwenden ſeyn wird, als dieſes bey einer unbekannten Zahl, die als allgemeine Größe in's Auge gefaßt wurde, durch die ſo eben aufgeſtellten Reihenfolgen geſchehen iſt; für beydes darf hinwieder nur ſo viel Zeit gebraucht werden als für's angewandte Zifferrechnen.

Wenn die Uebungen in dem aufgeſtellten Zuſammenhange und mit dem feſtgeſetzten Zeitaufwand betrieben werden, ſo kann es nicht fehlen, das Kopfrechnen wird dem Zifferrechnen immer in gehöriger Entfernung vorhergehen. Sollte aber der Fall eintreten, daß ein Lehrer mit dem

Zifferrechnen dem Kopfrechnen vorkäme, ſo müßte natürlich nur mehr Zeit auf Letzteres verwendet werden. Jede Anwendungsaufgabe, die etwas tiefer in das praktiſche Leben einzugreifen geeignet iſt, ſetzt nicht nur die vier bekannten Rechnungsarten, als die Addition, Subtraction, Multiplication und Diviſion, ſondern ſelbſt das arithmetiſche und geometriſche Verhältniß der Zahl, ſowohl in ganzen Zahlen als auch in Brüchen voraus. Die Löſung einer einzigen Anwendungsaufgabe fordert bald eine dieſer Rechnungsarten mehrermal, bald mehrere derſelben einmal und öfters werden für den gleichen Zweck alle Rechnungsformen zuſammen benutzt; folglich kann der früher aufgeſtellte Gang der Zahlenlehre als Anwendung in folgenden umwandelt und abgeändert werden.

Statt bey den einfachſten Zahlenverhältniſſen anzufangen, und in lückenloſen Reihenfolgen weiter zu ſchreiten, muß man hier bey den einfachſten Lebensverhältniſſen und ihrer Anwendung den Anfang der angewandten Zahlenlehre machen und in lückenloſen Reihenfolgen, die aus dem Leben hervorgehen, zu den verwickelten vorſchreiten.

Das Leben bekümmert ſich weder um die Additions-, noch Subtractions-, noch um irgend eine andere Anwendungsform, es ſpricht bald die eine, bald die andere an, und je leichter es für den Schüler iſt, zu entſcheiden, ob er die eine oder andere dieſer Rechnungsarten anzuwenden habe, um irgend ein unbekanntes angewandtes Zahlenverhältniß zu finden; deſto leichter iſt eine ſolche Aufgabe, und muß als naturgemäße Reihenfolge einer Aufgabe vorgeſetzt werden, die gerade die entgegengeſetzten Eigenſchaften hievon beſitzen würde. Doch auch alles dieſes wird durch die Darlegung der Reihenfolgen weitaus klarer, als es zum voraus durch wörtliche Erläuterungen und Beſtimmungen je möglich werden könnte. Ich mache den Anfang mit den einfachern, die mit eben der Sicherheit, wie es in der Zahlenlehre geſchehen iſt, den Schüler lückenlos von dem Einfachern zu dem Schwerern zu führen geeignet ſind.

Anwendungsaufgaben.

Wenn 2 Pfund, oder 2 Maß, oder 2 Schuh, oder 2 Klafter u. ſ. w. von dieſer oder jener Waare 6 Batzen, Kreuzer ꝛc. koſten, wie viele Batzen ꝛc. werden dann 40 Pfund ꝛc. von genannten Waaren koſten? Dann wird wie bey gewöhnlichen Zahlen zu Reihen vorgeſchritten, und gefragt, was dieſe Waaren koſten würden, wenn man ſtatt 2 Pfund zuerſt $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ Pfund angeben würde, hernach $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{4}{5}$ ꝛc Pfund, und endlich auch $1\frac{1}{2}$, $2\frac{3}{4}$, $3\frac{1}{5}$ ꝛc. Pfund. Will man dem Schüler dieſe Arbeit ſehr erleichtern, ſo läßt man ihn alle dieſe Aufgaben in obiger Reihenfolge löſen, die 40 Pfund werden für dieſen Fall immer unverändert bleiben. Will man in ununterbrochenen Reihenfolgen weiter ſchreiten, ſo kann man zu den 40 Pfund noch einen Bruch ſetzen, und dieſe Aufgaben alle noch einmal mit dieſem Bruchverhältniß den Schüler durchüben laſſen. Eben ſo könnte auch noch ein Bruch zu den 6 Batzen oder irgend eine andere Münzſorte geſetzt und ihm auch bey dieſer Veränderung alle Aufgaben noch einmal eingeübt werden.

Man wird hier die Bemerkung machen, dieſes führe zu einer ſolchen Mannigfaltigkeit von Aufgaben, wovon die eine ſo unbemerkbar ſchwieriger als die vorhergehende werde, daß man dieſe Nothwendigkeit auf dieſe Weiſe vom Leichtern zum Schwereren zu ſchreiten, auf dieſer Stufe gar nicht dringend und nützlich erachte. Es iſt hier gar nicht darum zu thun, dem Schüler alle dieſe Aufgaben zur Löſung vorzulegen, ſondern nur, um einen Typus für die Anwendungsaufgabe aufzuſtellen, damit der Lehrer mit Leichtigkeit die Aufgabe nach Bedürfniß zu machen in den Stand geſetzt werde.

Ich kehre aber zur Löſung der letzten Aufgaben zurück, und werde auch hier in einem erſchöpfenden Typus zeigen, wie mannigfaltig Aufgaben dieſer Art aufgelößt werden können, und wirklich in dieſer Mannigfaltigkeit für den Anfang gelößt werden müſſen.

Auflöſung. Wenn 2 Pfund oder 2 Maß ꝛc. 6 Batzen koſten, ſo wird 1 Pfund, welches der halbe Theil von 2 Pfunden iſt, auch den halben Theil von 6 Batzen oder 3 Batzen, und 40 Pfund der nämlichen Waare auch 40 mal 3 Batzen 120 Batzen koſten.

Auf eine zweyte Art gelößt.

Wenn 2 Pfund 6 Batzen koſten; ſo werden 40 Pfund auch ſo oft mal 6 Batzen koſten, als 40 Pfund 2 Pfund ausmachen, 40 ſind 20 mal 2 Pfund, alſo koſten ſie auch 20 mal 6 Batzen oder 120 Batzen.

Auf eine dritte Art gelößt.

Die Anzahl der Pfunde iſt von der Anzahl der Batzen, die ſie koſten, zweymal der 6te Theil verkleinert ⅓; alſo muß auch die Anzahl der gegebenen Pfunde, deren Preis unbekannt iſt, der dritte Theil von der Anzahl Batzen ſeyn, die ſie koſten werden; 40 iſt der dritte Theil von 120; welches die für dieſen Fall zu ſuchende Anzahl Batzen iſt.

Auf eine vierte Art gelöst.

Wenn 2 Pfund 6 Batzen koſten, ſo koſtet dieſe Anzahl Pfund 3 mal ſo viel Batzen als Pfund ſind; folglich muß die zu ſuchende Anzahl Batzen auch 3 mal ſo groß ſeyn, als die 40 Pfund; 3 mal 40 macht 120; alſo koſten ſie auch, auf dieſe Art gelöst, 120 Batzen.

Auf eine fünfte Art gelöst.

2 Pfund ſind von 40 Pfund der 20ſte Theil, alſo muß auch das, was die 2 Pfund koſten, der 20ſte Theil von dem ſeyn, was 40 Pfund koſten werden; 6 Batzen ſind der 20ſte Theil von 20 mal 6 oder 120 Batzen.

Auf eine sechste Art gelöst.

Die Anzahl der Pfunde, deren Werth in Batzen unbekannt iſt, iſt 20 mal ſo groß als die Zahl der Pfunde, deren Werth bekannt iſt; alſo muß auch dieſer Werth 20 mal ſo groß ſeyn, als es der Werth der unbekannten Pfunde iſt, 20 mal 6 Batzen geben 120 Batzen.

Auf eine siebente Art gelöst.

Ich nehme an, 1 Pfund koſte 6 Batzen, ſo werden 40 Pfund 40 mal 6, oder 240 Batzen koſten; nun aber koſtet nicht ein, ſondern es koſten 2 Pfund 6 Batzen; alſo iſt das, was man gefunden hat, das Doppelte von dem, was ſie koſten, deßwegen muß noch die Hälfte genommen werden, die Hälfte von 240 iſt 120.

Noch wären andere Auflöſungen möglich; doch durch dieſe ſieben ſind die weſentlichſten Verſchiedenheiten erſchöpft; die andern Abänderungen können übergangen werden. Hat ein Lehrer eine beträchtliche Anzahl Schüler, und fordert er ſie auf, mehrere von einander ganz verſchiedene Auflöſungsarten zu machen, ſo werden ſie auch alle obige ſieben gewiß mit Leichtigkeit finden. Der Lehrer darf ſich nicht damit begnügen, daß die Schüler ihm nur einige dieſer Abänderungen auffinden; beſonders iſt dieſes für den Anfang nothwendig; denn je mehr Freyheit und Allſeitigkeit in die erſten und einfachſten Anwendungsaufgaben gebracht werden, deſto mehr wird das begründet, was durch die angewandten Kopfrechnungsaufgaben erzielt werden muß. Die verſchiedenen Auflöſungsarten führen den Schüler auf eine beſondere und eigenthümliche Weiſe in das praktiſche Leben ein, und dieſes muß auf der gegenwärtigen Stufe als das Weſen einer eigenthümlichen Entwicklung der Geiſteskräfte des Kindes in den angewandten Lebensverhältniſſen deſſelben angeſehen und dem gemäß behandelt werden. Jede Zahlcombination darf ihm hier nur als Werkzeug dienen.

Aus dieſer einzigen Aufgabe wird dem aufmerkſamen Beobachter klar, auf welchem Fundament die eigentlichen Anwendungsaufgaben ruhen. und wodurch ſie ſich im Weſen von denen, die als reine Entwicklung der geiſtigen Kräfte des Kindes vermittelſt der Zahl aufgeſtellt worden ſind, wirklich unterſcheiden.

So wie zur Abwechſelung die Probe beym Zifferrechnen gemacht wurde, ſo kann dieſes auch bey den angewandten Aufgaben geſchehen, und iſt den nämlichen Abänderungen unterworfen, wie die Löſung der letzten Aufgaben; doch iſt es nicht nothwendig, daß die Probe in dieſer ganzen Ausdehnung ſtatt finde. Zwey oder drey von den ſieben verſchiedenen Auflöſungen ſind dießfalls hinlänglich.

Sind die Schüler ſo geführt worden, daß ſie die obigen Auflöſungen ohne weitere Hülfe und Handbietung des Lehrers machen, ſo dürfen, außer ein paar Auflöſungen, die übrigen von den oben aufgeſtellten für dieſen Endzweck vollkommen entbehrlich ſeyn.

Fr. Wenn 2 Pfund, 2 Maß, 2 Zentner 3 fl. 48 kr. koſten, wie viel werden 21 Pfund koſten?

Auflöſung. Nach der erſten Auflöſungsart wird man finden, daß ein Pfund die Hälfte von 2 Pfunden iſt und alſo auch die Hälfte von ihrem Preis koſten werden; die Hälfte von 3 fl. 48 kr. iſt 1 fl. 54 kr., und 21 Zentner 21 mal ſo viel, 54 kr. ſind aber $\frac{9}{10}$ fl., folglich 21 mal 1 fl. und $\frac{9}{10}$.

Eine zweyte Auflöſung. So oft als 21 Zentner 2 Zentner machen, eben ſo oft werden ſie auch 3 fl. 48 kr. koſten; 21 Zentner ſind 10 und $\frac{1}{2}$ mal 2 Zentner, alſo koſten ſie $10\frac{1}{2}$ mal 3 fl. 48 kr. oder $39\frac{9}{10}$ fl. Aus dieſen zwey Auflöſungsarten geht klar hervor, daß alle oben aufgeſtellten Abänderungen auch auf die Auflöſung der letzten Aufgabe anwendbar ſind. Wie weit dieſes auszuführen nothwendig iſt, muß man der Beurtheilung des

Lehrers überlaſſen. Als Leitfaden für ihn kann ich nur folgendes ſagen: Sollte der Schüler Schwierigkeiten finden, obige Aufgaben nach den ſieben verſchiedenen Auflöſungsformen zu behandeln, ſo wird es nothwendig, dieſe Anwendung auf andere Gegenſtände nicht als überflüſſig zu erachten; für dieſen Fall müſſen aber bey jeder Aufgabe mehrere der oben angegebenen Auflöſungen wirklich in Anwendung gebracht werden.

Obige Aufgabe kann umgekehrt als Probe oder auch als eine neue Aufgabe angeſehen werden.

Fr. Wenn man für 3 fl. 48 kr. 2 Zentner erhält, wie viele Zentner wird man für 39 fl. 54 kr. erhalten?

Daß auch hier wieder alle obigen Auflöſungsarten angewendet werden können, mag aus folgender hervorgehen: So oft 3 fl. und 48 kr. in 39 fl. 54 kr. enthalten ſind, eben ſo oft wird man 2 Zentner erhalten; 3 fl. 48 kr. ſind $3^{8}/_{10}$ Gulden, und 39 fl. 54 kr. ſind $39^{9}/_{10}$ Gulden; um weiter unterſuchen zu können, wie oft ſie wirklich darin enthalten ſind, verwandelt man beyde Zahlen in Zehntel und verfährt wie bey einer einfachen Diviſion; das gefundene Reſultat (der Quotient) wird dann 21 oder die geſuchte Anzahl Zentner ſeyn.

Etwa drey Arten von Geldwerth in einer Aufgabe angeben zu wollen, würde zu ſehr nur die Gedächtnißkraft anſprechen und gehört zum angewandten Zifferrechnen, wie z. B. wenn 2 Zentner 3 fl. 48 kr. 3 hll. koſten, wie viel werden 21 Zentner koſten? Noch weniger kann folgende Aufgabe gegeben werden:

Wenn 2 Zentner 3 fl. 48 kr. und 3 hll. koſten, wie viel werden 21 Zentner 34 Pfund und 3 Loth koſten?

Am allerwenigſten dürfte folgende Aufgabe hier eine Stelle finden:

Wenn 2 Zentner 36 Pfund und 4 Loth 3 fl. 48 kr. und 3 hll. koſten; wie viel werden 21 Zentner 34 Pfund und 3 Loth koſten?

Aber, wird man mir einwenden, auf der gegenwärtigen Stufe ſollte es doch dem Schüler nicht unmöglich ſeyn, ähnliche Fragen auch im Kopf ohne Hülfe der Ziffern zu löſen. Angenommen, er würde ähnliche Aufgaben ohne große Anſtrengung löſen, ſo muß man die Geiſteskräfte des Kindes nicht mit etwas Unweſentlichem ermüden. Die Hauptanſtrengung wäre bey der Löſung einer ſolchen Aufgabe immer nur die Gedächtnißkraft. So ſehr dieſe Kraft auch geachtet, entwickelt und gebildet werden muß, ſo iſt hier nicht das Gebiet, auf welchem ſie gepflegt und angewendet werden darf. Man hat alſo immer Unrecht, wenn man die Gedächtnißkraft da entwickeln und bilden will, wo nur die Entwicklung der Geiſteskraft mit Erfolg gepflegt und angewandt werden kann; auch umgekehrt hat man nicht weniger Unrecht, wenn man Geiſtesanlagen da zu entwickeln ſucht, wo nur die Gedächtnißkraft einen fruchtbaren Boden finden ſoll. Unſtreitig hat eine unrichtige Anwendung ſowohl des einen als auch des andern zu allerley Mißgriffen Anlaß gegeben.

Die nämlichen Aufgaben können auch auf die Verwandlung der verſchiedenen Münzſorten angewendet werden. Ein einziges Beyſpiel mag auch hierüber genügen.

Wenn 11 Reichsgulden 24 franzöſiſche Livres machen, wie viele franz. Livres werden 100 Reichsgulden ausmachen?

Auflöſung. So oft man 11 Reichsgulden hat, ſo oft werden die 100 Reichsgulden 24 franz. Livres machen; 11 ſind in 100 $9\frac{1}{11}$ mal enthalten, alſo giebt es auch $9\frac{1}{11}$ mal 24 franz. Livres, oder $218\frac{2}{11}$.

Auf eine zweyte Art gelöſet.

Wenn 11 Reichsgulden 24 franz. Livres machen, ſo wird ein Gulden den 11ten Theil von dieſen 24 franz. Livres enthalten, der 11te Theil davon iſt $2\frac{2}{11}$ franz. Liv. und die 100 Reichsgulden werden 100 mal $2\frac{2}{11}$ oder $218\frac{2}{11}$ franz Liv. geben.

Auf eine dritte Art gelöſet.

Die Anzahl der Reichsgulden verhält ſich zu den franz. Livres, wie 11 zu 24; alſo muß ſich die Anzahl der Reichsgulden zu den franz. Livres, die man ſucht, eben ſo verhalten; der 11te Theil davon iſt $9\frac{1}{11}$ und die zu ſuchende Zahl muß 24 ſolche Theile haben.

So giebt es auch hier 7 verſchiedene Auflöſungen, die ich der Kürze halber nicht weiter ausführe, in dem überdieß auch der ſchwächere Schüler dieſes nach der aufgeſtellten Form nachzuahmen fähig iſt.

Wird auch hier das Umgekehrte gefragt, ſo kann es als eine neue Aufgabe in das Auge gefaßt, oder als die Probe, z. B. wenn 24 franz. Livres 11 Reichsgulden machen, wie viel werden $218\frac{2}{11}$ franz. Livres Reichsgulden machen?

Auflöſung. Wenn 24 franz. Livres 11 Reichsgulden machen, ſo werden 218$\frac{1}{11}$ ſo viel mal 11 Reichsgl. machen als 24 darin enthalten iſt; um dieſes zu unterſuchen, kann man alles zu 11teln machen, doch gäbe dieſes eine ſehr hohe Zahl; der Schüler wird beſſer thun, wenn er den 24ſten Theil zuerſt von dem Ganzen, hernach von dem Bruch nimmt, und dann dieſen Theil mit 11 multiplicirt.

Auch dieſe Aufgabe, die als Probe der erſten angeſehen wird, kann, wie die vorhergehenden, auf etwa 7 Arten gelöſt werden.

Daß dieſes auf alle Arten Münzen nach dieſem Muſter angewandt werden kann, ſoll jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen und nach Bedürfniß auch von jedem auf Münzen, Gewichte, Maaße u. ſ. w., die in der Gegend, in welcher er wohnt, ſo verglichen und verwandelt und nach Bedürfniß der Schüler auf Gegenſtände ausgedehnt werden kann, die in der Localität, in der man ſich befindet, Nutzen und Anwendung für denſelben zu gewähren geeignet ſind. Ich ſetze deßhalb dieſes nicht mehr weiter fort und ſchreite zu Uebungen vor, die nicht ſo leicht ohne weitere Anleitung und Handbietung durch den Lehrer ausgeführt werden können.

Fr. Wenn 100 Arbeiter in 4 Tagen eine gewiſſe Arbeit machen; wie lange werden 7 Arbeiter an einer eben ſo großen Arbeit haben? vorausgeſetzt, ſie arbeiten täglich gleich lang und die Arbeit ſey in allen andern Punkten der erſten gleich.

Auflöſung. Wenn 100 Arbeiter 4 Tag an einer gewiſſen Arbeit zu thun haben, ſo wird ein Arbeiter 100 mal ſo lang als 100 Arbeiter daran haben, oder 100 mal 4 Tag gleich 400 Tag, oder es werden 400 Tagwerke zu dieſer Arbeit erfordert. Sind aber 7 Arbeiter zu dieſen 400 Tagwerken, ſo trifft es einen Arbeiter nur den 7ten Theil davon, oder 57$\frac{1}{7}$ Tag.

Zweyte Auflöſung. Wenn 7 Arbeiter in einer gewiſſen Anzahl Tage die nämliche Arbeit verrichten, die 100 in 4 Tagen machen, ſo ſind $\frac{100}{7}$ mal ſo viel Arbeiter als zur erſten Arbeit nöthig; alſo wird in einem Tag $\frac{7}{400}$ gemacht, und da $\frac{7}{400}$ in 100 Ganzen 57$\frac{1}{7}$ mal enthalten ſind, ſo werden 57$\frac{1}{7}$ Tag dazu erfordert.

Mehrere verſchiedene Arten von Auflöſungen über dieſe Aufgabe machen zu wollen, iſt, nachdem die vorhergehenden in dieſem Umfange ſtatt gefunden haben, nicht mehr nothwendig. Die zwey ſo eben aufgeſtellten gehören zu den weſentlichern. Aehnliche Fragen umgekehrt können wieder als Probe dienen.

Wenn in 50 Tagen von 6 Arbeitern eine gewiſſe Arbeit gemacht worden iſt; wie viel Arbeiten erfordert es, wenn die nämliche Arbeit in zwey Tagen vollendet ſeyn ſoll?

Auflöſung. Wenn in 50 Tagen von 6 Arbeitern eine gewiſſe Arbeit gemacht wird, ſo werden zur ganzen Arbeit 50 mal 6 oder 300 Tagwerke erfordert; wenn die 2ten Arbeiter in 2 Tagen dieſes Werk vollenden ſollen, ſo wird in einem Tag die Hälfte von den 300 Tagwerken oder 150 verrichtet, und da man für jedes Tagwerk einen Arbeiter braucht, ſo werden es 150 Arbeiter ſeyn müſſen.

Brüche noch angeben zu wollen, iſt, wie ich eben ſchon bemerkt habe, für den gegenwärtigen Zweck nicht mehr nothwendig; dagegen können die nächſtfolgenden Aufgaben auf die Beſtimmung der Tage und Stunden ausgedehnt werden. Z. B.

Wenn 10 Arbeiter bey täglich 10 Stunden Arbeit ein gewiſſes Werk vollenden, wie lange werden 3 Arbeiter, die täglich 15 Stund arbeiten, an einem eben ſo großen Werke zu thun haben?

Auflöſung. 10 Arbeiter, die täglich 10 Stunden arbeiten, werden jeden Tag 100 Stundwerke verrichten, und in 10 Tagen 10 mal ſo viel oder 1000; die 2ten 3 Arbeiter arbeiten in einem Tag nur 45 Stundwerke; ſo oft nun dieſe 45 Stundwerke in 1000 enthalten ſind, ſo oft werden ſie in einem Tag haben, und dieſes macht $22\frac{10}{45}$ verkleinert $22\frac{2}{9}$.

Will man dem Schüler einen Wink geben, auf welche Weiſe er mit Leichtigkeit im Kopf finden könne, wie oft 45 in 1000 enthalten ſey, ſo ſagt man ihm nur, er ſolle ſehen, wie viel Zehner 45 und wie viel 1000 habe, für 45 wird er 4 und für 1000 aber 100 finden; 4 ſind in 100 wohl 25 mal enthalten, aber bey den 4 Zehnern ſind noch 5 Einer, folglich ſind ſie weniger als 25 mal darin enthalten. Nothwendig iſt aber dieſer Wink von Seite des Lehrers nicht. Er thut beſſer, wenn er es umkehrt, und den Schüler fragt, wie er dieſes wohl auf die kürzeſte und einfachſte Weiſe finden könne? Der eine wird die eine Auflöſungsart angeben, der Andere aber eine, die von der erſten verſchieden iſt, und es wird nicht fehlen, die Schüler fallen von ſelbſt, nebſt manchen andern, auch auf die oben angegebene Erleichterungsweiſe.

Wenn 6 Arbeiter, die täglich 8 Stunden arbeiten, ein gewiſſes Werk in 20 Tagen verrichten, wie viele Arbeiter werden die nämliche Arbeit in 3 Tagen, bey täglich 10 Stunden Arbeit, machen?

Auflöſung. Die 6 Arbeiter machen in 20 Tagen, bey täglich 8 Stunden Arbeit, dieſes Werk, oder nach obiger Auflöſung, in 20mal 6 oder 120 Tagen und in 8mal ſo viel Stunden gleich 960 Stunden. Die 2te Arbeit erfordert eben ſo viele Stunden; jeder Arbeiter arbeitet in den 3 Tagen 3mal 10 oder 30 Stunden, und ſo oft die 30 Stunden in 960 enthalten ſind, ſo oft wird man einen Arbeiter nöthig haben, oder 32 Arbeiter. Nach der letzten Abkürzung wird der Schüler die 30 in 3 Zehner und die 960 in 96 Z verwandeln; 3 ſind in 96, 32mal enthalten. — Dieſe letzte Aufgabe kann auch als Probe der vorhergehenden betrachtet werden.

Mehrerley Auflöſungsarten über ein und dieſelbe Aufgabe hier den Schüler noch machen laſſen zu wollen, wird je nach dem Grad ſeines Vorrückens entbehrlich. Hingegen kann der Lehrer, nachdem der eine oder andere ſeiner Schüler dieſe letzte Auflöſung gemacht haben wird, noch Fragen an dieſelben ſtellen. Z. B. hat allenfalls einer von euch dieſe letzte Aufgabe auf eine andere Weiſe gelöſt? In dieſem Fall mag er dann jeden von ihnen anhalten, ſeine Auflöſungsweiſen ſeinen Mitſchülern vorzulegen.

Es iſt ſehr bildend für den Schüler, in die Anſichten und Begriffe eines andern einzutreten, beſonders wenn ein Schüler auf der nämlichen Stufe der Bildung ſteht, und eine verwickelte Auflöſung in einem ununterbrochenen Zuſammenhang von einem von ihnen vorgetragen wird. Der Schüler wird dadurch genöthigt, auf der Stelle einzudringen und die ganze Behandlungsart im erſtenmal aufzufaſſen und zu begreifen. Dieſes iſt eigentlich das wahre Bollwerk gegen jede Art von Einſeitigkeit in der Verhärtung der Jugend. Daß auch in der Erziehung und im Unterricht hierüber gewacht werden muß, wird Niemand in Abrede ſtellen, und dieſes iſt vorzüglich in Fächern nothwendig und wichtig, die eine ſehr gebildete Geiſteskraft anſprechen. Ich gehe weiter.

In den letzten Aufgaben können auch die Stunden, welche erfordert werden, noch als unbekannt angegeben werden. Man muß aber bey dieſen Kopfrechnungsübungen weder in Brüche noch andere Zahlbeſtimmungen eintreten.

Werden 10 Arbeiter, die täglich 8 Stunden arbeiten, in 6 Tagen ein gewiſſes Werk vollenden, und will man mit 20 Arbeitern die nämliche Arbeit in 2 Tagen verrichtet haben, wie viele Stunden müſſen dieſe letzten Arbeiter dann täglich arbeiten?

Auflöſung. Wenn 10 Arbeiter in 6 Tagen, bey täglich 8 Stunden Arbeit, ein Werk vollenden, ſo werden zu dieſer Arbeit 480 Stundenwerk erfordert. Die zweyten Arbeiter müſſen ebenfalls ſo viel Stundwerke zu verrichten haben, und zwar mit 20 Arbeitern in 2 Tagen oder in 40 Tagwerken; ſollen aber 40 Tagwerke 480 Stundwerk betragen, ſo kommt auf ein Tagwerk der 40ſte Theil davon oder 12 Stunden.

Will man den Schüler zur Probe anhalten, ſo kann man die letzte Frage nur ſo ausdrücken, daß das in der vorletzten Aufgabe ihm unbekannte als bekannt ꝛc. gegeben wird. Den Schüler auf dieſem Wege zur Probe führen zu wollen, kann aber hier ganz als entbehrlich angeſehen und nur gefragt werden, wie er hierüber die Probe machen könne. Wird er auf dieſe Frage ſogleich richtig und beſtimmt antworten, ſo iſt eine wirkliche Ausführung davon nicht nothwendig. Alle dieſe Aufgaben können auch noch mit folgenden Beſtimmungen, im Leben vorkommen, die Auflöſung ſelbſt nicht ſchwierig und verwickelt machen, welches folglich nur als ein kleiner Zuſatz angeſehen und behandelt werden darf.

Frage. Wenn 10 Arbeiter in 4 Tagen eine gewiſſe Arbeit verrichten, in wie viel Tagen werden 9 Arbeiter eine Arbeit machen, die 2mal ſo groß iſt als die erſte, oder die halb ſo groß iſt, oder $2\frac{1}{3}$ mal ſo groß u. ſ. w.

Die Auflöſung dieſer Aufgabe iſt den obigen ſehr ähnlich und hat nur den Beyſatz, daß man am Ende für das 2 mal ſo große Werk auch alles 2 mal, für ein halb ſo großes, alles ein halbmal u. ſ. w. nimmt. Daß dieſe Beſtimmung auf alle obigen Aufgaben ausgedehnt werde, geht klar aus der letzten Frage hervor. Als verſchieden von dieſen Fragen mag noch folgende eine Stelle hier finden.

Zehn Arbeiter machen in 5 Tagen, bey 8 ſtündiger Arbeit, ein gewiſſes Werk, 12 Arbeiter machen ein 2tes Werk in 4 Tagen, bey 10 ſtündiger Arbeit, es fragt ſich, in welchem Verhältniß dieſe 2 Arbeiten zu einander ſtehen? Ich brauche nicht zu bemerken, daß hier nur die Größe der Arbeiten in Anſchlag kommt, und nicht daß die allfälligen Schwierigkeiten und eine größere Kraftanſtrengung dadurch beſtimmt und berechnet werde.

Auflöſung. Machen 10 Arbeiter in 5 Tagen, bey 8 ſtündiger Arbeit, ein gewiſſes Werk, ſo werden 400 Werkſtunden dazu erfordert; für das 2te Werk bedarf man aber 480 Werkſtunden; ſo oft man zu der 2ten Arbeit ſo viel Stundwerke bedarf, als zur 1ten, ſo oftmal iſt es auch eben ſo groß: 400 ſind in 480 ein und $^{80}/_{400}$ oder 1 $^{1}/_{5}$ mal enthalten, folglich iſt es auch 1 $^{1}/_{5}$ mal ſo groß als das erſte Werk.

Um einen vollſtändigen Typus aufzuſtellen, wie einerſeits die verſchiedenen Anwendungen und Aufgaben gebildet werden können, anderſeits auch, wie die Probe gemacht werden muß, mag folgendes hier am rechten Orte ſtehen. Die Aufgaben können ſo geſtellt werden, daß

a) die erſten Arbeiter unbekannt ſind, oder
b) daß die 2ten Arbeiter als unbekannt angegeben werden,
c) daß die Stunden, welche die 1ten Arbeiter täglich arbeiten, unbekannt ſind,
d) daß die Stunden, welche die 2ten Arbeiter täglich arbeiten, unbekannt ſind,
e) daß die Anzahl der Tage, welche die 1ten Arbeiter zu arbeiten haben, unbekannt iſt, oder endlich
f) daß die Anzahl der Tage, welche die zweyten Arbeiter zu arbeiten haben, unbekannt ſind.

Will der Lehrer die geiſtige Kraft ſeines Schülers in eine vorzügliche Thätigkeit ſetzen; ſo fordert er ihn auf, die obige Frage unter allen den Geſichtspunkten, von a bis zu f, ſelbſt aufzuſtellen, und dieſelben an ſeine Mitſchüler in wirkliche Fragen zu verwandeln.

Es iſt für dieſen Fall nicht einmal nothwendig, daß alle dieſe Aufgaben von ſeinen Mitſchülern noch einmal gelöst werden. Die Fähigkeit und Tüchtigkeit, welche ſich der Schüler dadurch erwirbt, Lehrer ſeiner Mitſchüler zu werden, iſt eine Hauptſache, welche dadurch erreicht werden kann und auch erzielt werden ſoll.

Um den Lehrer aber hinlänglich mit Stoff und Anleitung zu verſehen, werden zu den obigen Aufgaben noch ein paar Beyſpiele nicht überflüſſig.

Frage. Eine gewiſſe Anzahl Arbeiter machen, in 5 Tagen, bey täglich 8 Stunden Arbeit, ein Werk, wovon ein, 1 $\frac{1}{5}$ mal ſo großes in 4 Tagen durch 12 Arbeiter, bey 10 Stunden Arbeit, verfertigt wird; es fragt ſich, wie viele Arbeiter zum erſten Werke erfordert werden?

Frage. Wenn 10 Arbeiter in 5 Tagen, bey 8 ſtündiger Arbeit, ein gewiſſes Werk machen, wie viel Arbeiter werden erfordert, wenn in 4 Tagen, bey 10 ſtündiger Arbeit, ein Werk, das 1 $\frac{1}{5}$ mal ſo groß iſt, gemacht werden ſoll?

Zehn Arbeiter, deren Stundenzahl der Arbeit unbekannt iſt, machen in 5 Tagen ein gewiſſes Werk, das von 12 Arbeitern in 4 Tagen, bey 10 ſtündiger Arbeit, und 1 $\frac{1}{5}$ mal ſo groß iſt als das erſte, gemacht wird; es fragt ſich, wie viele Stunden die erſten Arbeiter täglich gearbeitet haben?

Aus dieſen wenigen Beyſpielen geht auf eine klare

Weiſe hervor, wie bildend die Darſtellung für den Schüler werden kann. Um dieſem die größtmögliche Vielſeitigkeit zu geben, wird man wohl thun, ihn ſchriftlich und zwar wörtlich auf ſeine Schiefertafel, wie oben geſchehen iſt, ähnliche Aufgaben zur Abwechslung darſtellen zu laſſen. — Die obigen Beyſpiele auf Lebensverhältniſſe angewandt.

Frage. Wenn man von 10 Zentnern, auf 4 Stunden weit zuführen, 3 fl. Fracht bezahlt, wie viel wird man von 16 Zentner auf 20 Stunden weit zu bezahlen haben?

Auflöſung. Zahlt man von 10 Zentnern auf 3 Stunden weit 3 fl.; ſo wird man von einem Zentner auf 4 Stunden Weg auch den 10ten Theil von 3 fl. oder $^{3}/_{10}$ fl. zu bezahlen haben, und auf eine Stunde, welche der 4te Theil von vier Stunden iſt, auch den 4ten Theil von $^{3}/_{10}$ oder $^{3}/_{40}$ fl., von den 16 Zentner auf eine Stunde 16 mal $^{3}/_{40}$ oder $^{48}/_{40}$ gleich $1\,^{1}/_{5}$ und auf 20 Stunden weit alſo 20 mal $1\,^{1}/_{5}$ oder 24 fl.

Auf eine zweyte Art gelöſt.

Wenn man 10 Zentner 4 Stunden weit für 3 fl. führt, ſo führt man 10 mal 4 oder 40 Zentner eine Stunde weit für 3 fl., und für 16 Zentner 20 Stunden weit führt man 20 mal 16 Zentner gleich 320 Zentner, und ſo oft 40 Zentner in 320 enthalten ſind, ſo oft wird man auch 3 fl. zu bezahlen haben, 40 iſt in 320, 8 mal enthalten; folglich hat man 8 mal 3 fl. zu bezahlen oder 24 fl.

Daß auch hier noch mehrere ſehr verſchiedene Auflöſungen gemacht werden können, die ſich von den 2 obigen ſehr unterſcheiden, unterliegt keinem Zweifel, doch ſind ſie nicht ſo weſentlich.

Wenn man von 10 Zentnern auf 4 Stunden Weg 3 fl. bezahlt, wie weit kann man 16 Zentner für 24 fl. führen? Dieſe Aufgabe kann als Probe der obigen dienen.

Auflöſung. Nach der vorhergehenden Auflöſung wiſſen wir, daß man von einem Zentner auf eine Stunde $\frac{3}{40}$ fl. bezahlt, oder aber, daß man nach dieſer Angabe 40 Zentner eine Stunde weit für 3 fl. führt; von den 16 Zentnern zahlt man auf eine Stunde alſo 16 mal $\frac{3}{40}$, oder $\frac{48}{40}$ oder $1\frac{1}{5}$; ſo oft alſo dieſe $1\frac{1}{5}$ in den 24 Gulden enthalten ſind, ſo oft kann man ſie eine Stunde weit führen; $1\frac{1}{5}$ ſind $\frac{6}{5}$, und 24 gleich $\frac{120}{5}$, $\frac{6}{5}$ ſind in $\frac{120}{5}$, 20 mal enthalten, folglich kann man auch 20 Zentner führen.

Wenn man von 10 Zentnern auf 4 Stunden Weg 3 fl. bezahlt, und ſie eine unbekannte Anzahl Stunden für 24 Gulden geführt hat, ſo fragt es ſich, wie viele Stunden dieſes ſeyen?

Auflöſung. Zahlt man für 10 Zentner auf 4 Stunden Weg 3 fl.; ſo wird man nach der erſten Auflöſungsart dieſer Aufgabe $\frac{3}{40}$ fl. von einem Zentner auf eine Stunde zu bezahlen haben, nach der zweyten aber 40 Zentner eine Stunde weit für 3 fl. führen können; folglich wird man von 16 Zentnern 16 mal $\frac{3}{40}$ oder $\frac{48}{40}$ gleich $1\frac{1}{5}$ auf die Stunde zu bezahlen haben, und ſo oft $1\frac{1}{5}$ in 24 enthalten iſt, ſo oft mal kann man ſie auch eine Stunde weit führen; dieſes iſt 20 mal darin enthalten, alſo kann man ſie auch 20 Stunden weit führen. Dieſe Aufgabe und deren Löſung dient ebenfalls wieder als Probe, und ſoll zur Abwechslung auch als ſolche behandelt werden.

Eine weitere Ausführung kann ganz nach der Norm, die bey den Aufgaben mit den Arbeitern aufgeſtellt worden iſt, ſtatt finden, beſonders diejenigen Beyſpiele, die als Typus der Probe angeführt wurden. Jeder Schüler wird jetzt ohne weitere Hülfe des Lehrers dieſes auch wirklich auszuführen im Stande ſeyn. Brüche aber zu den Zahlen noch ſetzen zu wollen, wäre ganz gegen das was hier durch dieſe Anwendungsaufgabe erzielt werden muß. Es iſt daher nicht nur bey dieſen, ſondern auch bey allen folgenden Aufgaben, die als Kopfrechnungsübungen aufgeſtellt ſind, nothwendig, daß dieſe Bruchverhältniſſe ein für allemal wegbleiben müſſen, wenn ich auch die Bemerkung nicht wiederholen ſollte.

Die Zuſätze, die bey den Arbeitern ſtatt gefunden haben, können auch auf dieſe Aufgaben ausgedehnt werden. Wie z. B. in letzter Aufgabe kann man fragen, wie viel von dieſer oder jener Anzahl Zentner bezahlt werden müſſe, wenn man 2, 3 mal ſo viel als von den erſten zu bezahlen habe, oder wenn man $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $2\frac{1}{4}$ ſo viel bezahlen müſſe. Viele Fragen mit dieſen Zuſätzen und Erweiterungen dürfen nicht ſtatt finden.

Zum Beſchluß dieſer Art Aufgabe gebe ich noch folgende.

Man zahlt von 10 Zentnern auf 4 Stunden Weg 2 fl., von 15 Zentnern auf 3 Stunden Weg aber 4 fl., es fragt ſich, in welchem Verhältniß die Fracht der erſten Waare zu derjenigen der zweyten ſtehe; oder wie viel man von der zweyten mehr bezahle als von der erſten?

Auflöſung. Wenn man von 10 Zentnern auf 4 Stunden Weg 2 fl. bezahlt, ſo wird man, nach den obigen Auflöſungen, von 40 Zentnern auf eine Stunde Weg 2 fl. zu bezahlen haben; von der 2ten Waare aber von 45 Zentner auf eine Stunde 4 fl., von der letzten führt man 1 $^1/_8$ mal ſo viel als von der erſten in gleicher Entfernung, und würde man eben ſo viel bezahlen, ſo gäbe es 1 $^1/_8$ mal 2 fl. oder 2 $^1/_4$ fl.; folglich verhält ſich das was man für die erſte Waare bezahlt zu dem was man für die zweyte geben muß, wie 2 $^1/_4$ zu 4 oder wie 9 zu 16.

Auch dieſe Aufgabe kann auf ſehr verſchiedene Arten gelöst werden. — Die gleichen Aufgaben auf andere Lebensverhältniſſe angewandt.

Frage. Wenn man von 100 fl. Kapital jährlich 5 fl. Zins bezahlen muß; wie viel wird man von 480 fl. in 2 Jahren bezahlen müſſen.

Auflöſung. Zahlt man von 100 fl. Kapital jährlich 5 fl. Zins, ſo werden die 480 fl. ſo oft mal 5 fl. Zins abtragen, als 100 darin enthalten ſind; 100 ſind in 480, 4 $^{80}/_{100}$, oder 4 $^4/_5$ mal enthalten; man muß alſo auch 4 $^4/_5$ mal 5 davon in einem Jahr bezahlen, welches jährlich 24 fl. und in 2 Jahren 2 mal 24 oder 48 fl. Zins ausmacht.

Auf eine zweyte Art gelöst.

Wenn man in einem Jahr von 100, 5 bezahlt; ſo wird man von dem 100 in zwey Jahren 2 mal 5 oder 10 bezahlen, und 480 ſind 4 $^4/_5$ mal 100, alſo auch 4 $^4/_5$ mal 10 oder 48 fl. Zins.

Auf eine dritte Art gelöſt.

Das erſte Kapital verhält ſich zum zweyten, wie 100 zu 480, oder wie 5 zu 24; alſo muß der Zins des erſten oder 5 ſich zum zweyten verhalten, wie 5 zu 24, und die Zeit des erſten verhält ſich zur Zeit des zweyten, wie 1 zu 2; alſo muß der Zins von einem Jahr oder 24 fl. in dem nämlichen Verhältniß ſtehen, welches wieder 48 giebt.

Wird man dieſe 3 Auflöſungen etwas näher prüfen, ſo kann es niemanden entgehen, daß auch bey dieſen Arten von Aufgaben mit der größten Leichtigkeit etwa 7 bis 8 verſchiedene Auflöſungen gemacht werden können.

Wenn 100 fl. Kapital, jährlich 5 fl. Zins abtragen, und man von 400 fl. Kapital 60 fl. Zins bezieht; wie lang iſt letzte Summe angelegt geweſen.

Auflöſung. Tragen 100 fl. Kapital jährlich 5 fl. Zins ab, ſo werden die 400 fl. Kapital in einem Jahr ſo oft 5 abtragen, als 100 darinn enthalten ſind, 100 ſind 4 mal darin enthalten, alſo tragen ſie 4 mal 5 oder 20 fl. Zins in einem Jahr ab, und ſo oft 20 in 60 enthalten iſt, ſo oft hat man dieſes Kapital ein Jahr lang am Zins gelaſſen, 20 ſind in 60, 3 mal enthalten, folglich ſind ſie 3 Jahre lang am Zins gelegen.

Dieſe Aufgabe und ihre Löſung kann auch als Probe der vorhergehenden dienen.

Werden 100 fl. Kapital jährlich 5 fl. Zins abtragen, wie groß muß ein Kapital ſeyn, welches in 2 $^1/_2$ Jahr 200 fl. Zins abtragen wird.

Aufl öſung. Wird angenommen, daß 100 fl. jähr-
h 5 fl. Zins abtragen, ſo werden ſie in $2\frac{1}{2}$ Jahr $2\frac{1}{2}$
l 5, gleich $12\frac{1}{2}$ fl. Zins abtragen, und ſo oft $12\frac{1}{2}$
den 200 fl. Zins enthalten ſind, ſo oft wird hiezu ein
pital von 100 fl. erfordert; dieſe $12\frac{1}{2}$ oder $\frac{25}{2}$ ſind
200 Ganzen, oder $\frac{400}{2}$, $26\frac{2}{3}$ mal enthalten; folglich
h ſo oft mal 100, welches $2666\frac{2}{3}$ macht.

Auch dieſe Aufgabe und ihre Löſung kann als Probe
zwey vorhergehenden Fragen angeſehen und wieder als
he behandelt werden.

Haben 200 fl. Kapital in $2\frac{1}{2}$ Jahren 30 fl. Zins ab-
ragen und 340 fl. Kapital in 3 Jahren 48 fl.; ſo fragt
ſich welches Kapital zu einem höheren Zins angelegt ſey?

Aufl öſung. Wenn 200 fl. Kapital in $2\frac{1}{2}$ Jahr
fl. Zins abtragen, ſo werden 100 fl. in eben dieſem
traum 15 fl. Zins abtragen; ein Jahr iſt von $2\frac{1}{2}$ Jah-
$\frac{2}{5}$, alſo auch 2 fl. von 15 oder 6 fl. Zins.

Tragen aber 340 fl. in 3 Jahren 48 fl. Zins ab, ſo
mt auf 100, $\frac{100}{340}$ oder $\frac{5}{17}$ von 48, gleich $14\frac{2}{17}$,
es aber in 3 Jahren, folglich kommt auf ein Jahr der
te Theil davon, oder $4\frac{12}{17}$.

Man will ein Kapital anlegen, welches in $1\frac{1}{2}$ Jahr
fl. Zins abträgt, das 100 zu 4 Proc. es fragt ſich,
groß das Kapital ſey?

Aufl öſung. Wenn man in $1\frac{1}{2}$ Jahr 110 Gulden
s haben will, ſo wird man in einem Jahr $\frac{2}{3}$ von dieſer
mme erhalten müſſen; denn ein Jahr iſt von $1\frac{1}{2}$ Jahr
und $\frac{2}{3}$ von 110 beträgt $73\frac{1}{3}$; ſo oft man 4 Gulden
s haben will, muß man ein Kapital von 100 fl. anle-

gen, 4 ſind in $73\frac{1}{3}$, $18\frac{1}{3}$ mal enthalten, alſo muß man auch $18\frac{1}{3}$ mal 100 fl. Kapital anlegen, welches $1833\frac{1}{3}$ fl. giebt.

Bey alle dieſen Aufgaben iſt der Zins immer von einem Jahr angegeben, und eben ſo vom Jahr geſucht worden. Das Jahr wird aber auch in Monate, Wochen ꝛc. eingetheilt, und ſo kann der Zins dieſer Jahreseintheilung geſucht werden, worüber ein paar Beyſpiele folgen.

Wenn 100 fl. in einem Jahr 4 fl. Zins abtragen, wie viel werden 200 fl. Kapital in einem Monat oder in einer Woche ꝛc. abtragen.

Auflöſung. Nach obigen Auflöſungen werden die 200 fl. in einem Jahr 10 fl. Zins abtragen, ein Monat iſt von einem Jahr der 12te Theil, alſo auch der 12te Theil von 10 fl. oder $\frac{5}{6}$ fl. Für eine Woche nimmt man den 52ſten Theil, welches $\frac{5}{26}$ fl. giebt. Für einen Tag den 365ſten Theil von 10 fl. oder $\frac{10}{365} = \frac{2}{73}$ fl. Die Auflöſung dieſer Brüche in Batzen geſchieht auf die nämliche Weiſe, wie früher bey dem Bruch ſchon gezeigt worden iſt. Als Beleg hievon noch folgende Verwandlung: $\frac{2}{73}$ fl. machen wie viele Kreuzer, $\frac{1}{73}$ fl. iſt der 73ſte Theil von 60 kr., gleich $\frac{60}{73}$ kr. und für $\frac{2}{73}$ fl. giebt es 2 mal $\frac{60}{73}$ oder $\frac{120}{73}$ kr. oder $1\frac{47}{73}$ kr., dieſe $1\frac{47}{73}$ kr. können eben ſo wieder in Heller verwandelt werden.

Obige Frage umgekehrt, wie folgt. Wenn 100 fl. Kapital in einem Tag 1 kr., oder in einer Woche einen Zehntels-Gulden, oder in einem Monat 24 kr. Zins abtragen; zu wie viel iſt das 100 in dem einen oder andern Fall angelegt werden?

Die Auflöſungsweiſe dieſer Aufgabe iſt derjenigen der vorhergehenden ganz ähnlich.

Wie groß muß ein Kapital ſeyn, welches zu 5 Procent angelegt iſt, wenn es in einem Tag einen Gulden Zins abtragen ſoll, oder wenn es in einer Woche ſo viel abtragen muß, oder wenn es endlich auch in einem Monat einen Gulden Zins abzutragen hat?

Auflöſung. Soll dieſes Kapital alle Tage einen Gulden abtragen, ſo wird es im Jahr 365 fl. Zins abtragen, und ſo oft dieſe Summe 5 fl. macht, ſo oft erfordert es ein Kapital von 100, und 5 iſt in 365 73 mal enthalten, folglich auch 73 mal 100 oder 7300. Desgleichen mit den Wochen und Monaten.

Würde man zu den Jahren noch Monate, Tage, Stunden, Minuten ꝛc. ſetzen wollen, ſo dürften Aufgaben dieſer Art als zu verwickelt für das Kopfrechnen angeſehen, und müßten für das Zifferrechnen aufbehalten werden.

Welches Kapital iſt zu einem höhern Zins angelegt worden, von dem man von 300 fl. in 2½ Jahren 45 fl. Zins, oder das Kapital von 100 fl., welches in einem Tag einen Kreuzer abträgt?

Auflöſung. Werden die 300 fl. in 2½ Jahre 45 fl. Zins abwerfen, ſo werden ſie in einem Jahr, welches ⅖ von 2½ Jahr iſt, auch ⅖ von 45 fl. abtragen, oder 18 fl. Zins und zwar von 300 fl.; 100 iſt von 300 der dritte Theil, alſo auch der dritte Theil von 18 fl. oder 6 fl.; das zweyte Kapital tragt mit 100 fl. in einem Tag einen Kreuzer, und in einem Jahr 365 mal den Kreuzer, oder 6 fl. 5 kr.

Daß bey dieſen Aufgaben noch eine Menge anderer

Lebensverhältniſſe angegeben werden können und dürfen, geht aus obigen Fragen hervor; es darf aber hier nicht mehr weiter ausgedehnt werden, wenn das Weſen der Kopfrechnungsaufgaben nicht aus den Augen gelaſſen werden ſoll. Alles, was für den Lehrer bey den frühern Aufgaben bemerkt und für den Schüler als wichtig erklärt worden iſt, kann und ſoll auch hier in der ganzen Ausdehnung ſeine Anwendung finden. So wie die Bildung des Schülers zunimmt, ſo müſſen auch die Anforderungen, die an ihn gemacht werden, immer höher gehen. So dürfen von dem Lehrer jetzt weniger Aufgaben und Fragen an die Schüler gerichtet werden, als dieſes die Schüler ſelbſt unter einander thun ſollen. Die Entbehrlichkeit des Lehrers muß bey einer naturgemäßen Führung in dem Grad zunehmen, als die Bildung des Schülers vorſchreitet. Bey vollendeter Bildung muß derſelbe, ſo weit er geführt worden iſt, auch vollendeter Lehrer in alle dem ſeyn, was er auf dieſe Weiſe gelernt und ſich eigen gemacht hat. Auf dieſem Wege iſt es allein möglich, daß ein alſo gebildeter Schüler nicht nur einſt als Vater im Stande ſeyn wird, ſeine geiſtigen Vaterpflichten zu erfüllen, ſondern jetzt ſchon in der Schule und in der Familie zur bildenden Nachhülfe für ſeine Mitſchüler und Geſchwiſter nützlich und unentbehrlich wird. Ich bitte diesfalls das, was ich in der Vorrede ſagte, mit dieſer Bemerkung in Zuſammenhang zu bringen.

Ich ſchreite zu den folgenden Anwendungsaufgaben, die auf die nämliche Weiſe eingeübt werden müſſen, über.

Zwey Perſonen fangen eine gemeinſchaftliche Unternehmung an; die erſte giebt zu dieſem Geſchäfte 100 fl., die

die zweyte aber 400 fl., und in einer gewiſſen Zeit haben ſie mit einander 160 fl. gewonnen; es fragt ſich, wie viel einer jeden Perſon davon gehöre?

Auflöſung. Die zweyte Perſon legt 4 mal ſo viel ein als die erſte, alſo gehört ihr auch 4 mal ſo viel Gewinn; oder die erſte Perſon erhält einen Theil des Gewinns, wie die zweyte deren 4, welches zuſammen 5 gleiche Theile giebt; der fünfte Theil von 160 iſt 32, der erſte hat einen ſolchen Theil, und der zweyte 4, oder 4 mal 32 gleich 128 Gulden.

Auf eine zweyte Art gelöst.

Die Einlage der erſten Perſon in dieſes gemeinſchaftliche Unternehmen iſt von derjenigen der zweyten ¼; alſo muß auch ihr Gewinn ¼ vom Gewinn der zweyten Perſon ſeyn. Ein Ganzes in Viertel verwandelt giebt 4 Viertel; die erſte hat einen ſolchen Theil, zuſammen alſo 5 Theile, mit denen ſie 160 fl. gewinnen. Demnach gehört der erſten Perſon ein ſolcher Theil, der zweyten aber vier derſelben u. ſ. w. —

Auf eine dritte Art gelöst.

Die Einlage der erſten und diejenige der zweyten Perſon zuſammen genommen, verhalten ſich zum Gewinn von beyden, wie die Einlage der erſten, oder 100 mehr 400 verhalten ſich zu 160 wie 100 zu welcher Zahl?

Daß auch dieſe Aufgabe unter der gegenwärtigen Form auf 7 verſchiedene Arten gelöst werden kann, habe ich gleich im Anfang der angewandten Zahlverhältniſſe in ein heiteres Licht geſetzt, und darf daher nur auf dieſe

Ausführung hier aufmerkſam machen. Alle dieſe verſchiedenen Auflöſungen, die dort ausgeführt worden ſind, dürfen und ſollen auf keinen Fall hier in dieſem Umfang wiederholt werden. Angenommen aber, die erſte Perſon habe obige Summe auf 2 und die zweyte auf 3 Jahr in dieſe Unternehmung gelegt, und am Ende dieſer Zeit einen Gewinn von 160 fl. gemacht; es fragt ſich, wie viel einem jeden davon gehöre?

Auflöſung. Wird die erſte Perſon 100 fl. auf 2 Jahre in irgend eine Unternehmung einlegen, ſo müßte ſie 2 mal ſo viel auf ein Jahr in dieſelbe bringen, um den gleichen Gewinn zu erhalten; denn in 2 Jahren würde dieſe Einlage 2 mal den Zins abtragen, und 2 mal die gleiche Summe auf ein Jahr eingelegt, giebt ebenfalls 2 mal dieſen Zins, oder 200 fl. für ein Jahr; die zweyte Perſon hingegen müßte auf ein Jahr, um den nämlichen Anſpruch auf den Zins zu erhalten, 3 mal 400 oder 1200 fl. in dieſe Unternehmung thun. Es kann alſo angenommen werden, die erſte Perſon lege 100 fl. auf 2, oder 200 fl. auf ein Jahr; die zweyte aber 400 auf 3, oder 1200 auf ein Jahr in dieſe Unternehmung ein. Dieſe Aufgabe einmal ſo weit gelöst, darf als eine Frage in's Auge gefaßt werden, die der letzten ganz gleich iſt, und jede der 3 obigen Auflöſungen ſind anwendbar.

Der Kürze wegen führe ich dieſelbe auch nicht weiter aus; ich verweiſe alſo nur auf die letzten Auflöſungen und füge noch bey: die jetzige Aufgabe kann für dieſen Endzweck in folgende umwandelt werden. Die eine Perſon iſt ſo zu behandeln, wie wenn ſie 200 fl., die andere aber wie wenn ſie 1200 fl. auf gleiche Zeit eingelegt hätte.

Wären in der letzten Aufgabe ſtatt 2 und 3 Jahr, Brüche, oder Ganze und Brüche von Jahren angegeben worden, ſo iſt alsdann folgende Auflöſungsweiſe hiefür die geeigneteſte.

Angenommen, die erſte Perſon habe dieſe Summe auf ein halb, die zweyte aber auf ein drittels Jahr eingelegt, ſo wird man wohlthun, die Einlage von jeder derſelben wieder, wie oben, auf ein Jahr zurück zu führen. Z. B. legt die erſte Perſon auf ein halb Jahr eine gewiſſe Summe in die Unternehmung, ſo hätte dieſelbe nur die Hälfte von 100 fl. auf ein Jahr einzulegen; denn in einem halben Jahr trägt die Einlage die Hälfte irgend eines Zinſes, und die Hälfte der Einlage würde in einem Jahr auch die Hälfte des Zinſes geben; alſo müßte die erſte Perſon auf ein Jahr 50 fl., die zweyte aber auf die nämliche Zeit ein Drittel von 400 fl. oder 133⅓ fl. auf gleich lange Zeit in irgend eine Unternehmung einzulegen haben. Die weitere Auflöſung findet nach einer der obigen drey Normen ſtatt.

Wären aber zwey Drittels Jahr für die erſte und ⅓ Jahr für die zweyte angegeben worden, ſo würde die etzte Aufgabe auf folgende Weiſe gelöst werden:

Legt die erſte Perſon 100 fl. auf zwey Drittels Jahr, o kann ſie auf ein Jahr nur ⅔ von der Summe von 100 fl. n dieſe Unternehmung thun, oder 66⅔ fl., und wird den leichen Anſpruch auf den Gewinn erhalten; denn in ⅔ Jahren erhält dieſelbe ⅔ des Zinſes von einem Jahr, oder wenn ſie ⅔ der Summe auf ein Jahr einlegen würde, ſo erhielte ſie auch ⅔ dieſes nämlichen Zinſes oder hier als Gewinn ausgedrückt; die zweyte Perſon muß aber ¾ von 400 fl. aus den nämlichen Gründen auf ein Jahr in dieſe Unternehmung thun. Obige Aufgabe wäre dadurch in folgende umwandelt und müßte alſo ausgedrückt werden: Die erſte Perſon legt in dieſelbe auf ein Jahr 66⅔ fl., die zweyte aber 300 fl., und ſie gewinnen zuſammen 160 fl.; es fragt ſich, wie viel einer jeden davon gehöre? Die Auflöſung wird den vorhergehenden ganz gleich ſeyn.

Hätte die erſte Perſon auf 1½ Jahr, die zweyte aber auf 2⅓ Jahr dieſe Summe in die Unternehmung gelegt, und wieder 160 fl. gewonnen; ſo fragt es ſich, wie viel einer jeden davon gehöre?

Soll die erſte Perſon in einem Jahr den gleichen Gewinn, den ſie in einem halben Jahr erhält, bekommen, ſo muß ſie 1½ mal 100 fl. einlegen, oder 150 fl.; denn in 1½ Jahr erhält ſie 1½ mal den Zins, und 1½ mal dieſe Summe wird in einem Jahr ebenfalls den gleichen Zins abtragen. Die zweyte Perſon aber wird in einem Jahr 7/3 mal 400 fl. in dieſe Unternehmung aus den nämlichen Gründen legen müſſen, oder 7/3 mal 400 fl. = 933⅓. Die weitere Auflöſung iſt den obigen gleich.

Wäre angegeben, die erſte Perſon lege es auf 2 Jahr und 3 Monate, und die zweyte auf 10 Monate in dieſelbe; ſo müßte wieder alles auf ein Jahr, oder wenn man es vorziehen ſollte, ſo könnte es auf einen Monat zurückgeführt werden. Um obige Aufgabe auf ein Jahr zurückzuführen, dürfte ſie nur auf folgende Art ausgedrückt und gelöſt werden.

Zwey Jahr und 3 Monat machen $2\frac{1}{4}$ Jahr, alſo müßte die erſte auf ein Jahr $2\frac{1}{4}$ mal 100 fl. oder 225 fl.; die zweyte aber $\frac{5}{6}$ mal 400 fl. oder $333\frac{1}{3}$ fl. u. ſ. w. einlegen.

Will man alles auf einen Monat zurückführen, ſo muß der Monat, wie das Jahr, in's Auge gefaßt und ganz ähnlich, wie wenn es Jahre wären, behandelt werden.

Da man aber bey dieſer Auflöſungsart hohe Zahlen erhalten würde, ſo iſt dieſelbe als Kopfrechnungsübung nicht vorzuziehen. Aus dieſem Grunde aber darf es nicht auf die Seite geſetzt werden, denn die Ziffern können als Erinnerungsmittel, wie ich früher ſchon zeigte, auch eine Stelle finden.

Statt bey den Jahren Brüche und Ganze von verſchiedenen Benennungen anzugeben, könnte das nämliche auch noch bey ihren Einlagen geſchehen; dieſes iſt jedoch nicht nothwendig, indem es auf gegenwärtiger Stufe nur als eine Zahlcombination zu betrachten wäre, die jetzt mit vollem Recht als überflüſſig angeſehen und behandelt werden muß.

So wie in allen dieſen Aufgaben die Vertheilung des Gewinns als das unbekannte Verhältniß oder als die unbekannte Größe angeſehen worden iſt, kann auch ihre Einlage, oder Zeit, als unbekannt angegeben und allen obigen Abwechslungen unterworfen werden. Z. B.

Zwey Perſonen fangen eine Unternehmung an; die Einlage beyder iſt unbekannt; indem ſie es aber auf gleich lange Zeit in dieſe Unternehmung einlegen, gewinnt die erſte Perſon 50 fl. und die zweyte 300 fl., ihre Totaleinlage iſt 4000 fl.; es fragt ſich, was eine jede eingelegt habe?

Auflöſung. Wird die erſte Perſon 50 fl. gewinnen, während die andere 300 fl. gewinnt; ſo muß die Einlage der erſten Perſon auch in gleichem Verhältniß zu derjenigen der zweyten ſtehen, wie ihr Gewinn; oder wie 50 zu 300 (verkleinert wie 1 zu 6); alſo hat die erſte Perſon einen Theil der Einlage, wie die zweyte deren 6 erhalten wird; die ganze Einlage iſt 4000 fl. und ihre ſämmtlichen Theile machen zuſammen ſieben aus; es kommt dieſem zufolge auf einen Theil der Siebentel von 4000 fl. oder $571\,{}^{3}/_{7}$ fl.; die erſte Perſon erhält einen ſolchen Theil und die zweyte 6 derſelben, oder $3428\,{}^{4}/_{7}$ fl. Auch kann dieſe Aufgabe durch das geometriſche Verhältniß unter 7 verſchiedenen Formen, wie wir gleich anfangs beym angewandten Kopfrechnen geſehen haben, ſelbſt werden. Will man hierüber nähern Aufſchluß, ſo darf man die früher aufgeſtellten Auflöſungen zu Rathe ziehen. Brüche angeben zu wollen, kann als ganz überflüſſig übergangen werden.

Angenommen, es wäre in obiger Aufgabe angegeben, daß die erſte Perſon 50 fl. in einem Jahr, die andere aber 300 fl. in 2 Jahren gewinne, und ihre geſammte Einlage wieder 4000 fl. betrage; ſo fragt es ſich, wie viel eine jede eingelegt habe?

Folgende iſt eine der einfachſten Auflöſungen.

Gewinnt die erſte Perſon in einem Jahr 50 fl., und die zweyte in 2 Jahren 300 fl.; ſo wird die zweyte in einem Jahr die Hälfte von 300 fl., oder 150 fl. gewinnen; folglich 3mal ſo viel als die erſte Perſon in der nämlichen Zeit; ſie muß demnach auch 3mal ſo viel eingelegt haben, als die erſte, oder es kommt auf die erſte Perſon ein Theil von der Einlage, während dem auf die zweyte drey derſelben kommen, welches zuſammen 4 gleiche Theile ausmacht, die mit einander eine Totaleinlage von 4000 fl. betragen; der vierte Theil von 4000 fl. iſt 1000. Die erſte Perſon hat einen ſolchen Theil, und die zweyte drey, oder 3mal 1000 Gl. = 3000 fl.

Mehrere verſchiedene Auflöſungen hier anführen zu wollen, iſt kein Bedürfniß mehr, und eben ſo überflüſſig iſt es, Bruchverhältniſſe in dieſe Aufgaben bringen zu wollen.

Findet jedoch der Lehrer lezteres für ſeine Schüler noch nicht entbehrlich, ſo mag die vorhergehende Reihenfolge von Aufgaben ihm als Leitfaden dienen.

Letzte Aufgabe könnte auch ſo ausgedrückt werden, daß man die Totaleinlage gar nicht anzugeben nothwendig haben würde. Z. B.

Es fangen zwey eine gemeinſchaftliche Unternehmung mit einander an; die Einlage des erſten ſowohl als diejenige des zweyten iſt unbekannt; der erſte gewinnt in einem Jahr 50 fl. und der zweyte in 2 Jahren 300 fl.; es fragt ſich, in welchem Verhältniß die Einlagen zu einander ſtehen?

Um dieſe Aufgabe wieder zu löſen, verfährt man ganz gleich, wie in der vorhergehenden, und wird finden, daß ſich die Einlage des erſten zu derjenigen des zweyten verhält, wie 1 zu 3, oder die des zweyten zu der des erſten, wie 3 zu 1. Würde für die Einlage des einen oder andern eine beſtimmte Summe Geld angegeben, ſo könnte die unbekannte Einlage der andern Perſon gewiß ohne irgend einen Anſtand gefunden werden. Z. B.

Es fangen zwey Perſonen eine Unternehmung an, die Einlage der erſten ſoll 100 fl., die der zweyten aber 400 fl. ſeyn. Die erſte gewinnt in dieſer Unternehmung 25 fl., und die zweyte 200 fl.; die Zeit aber, welche die erſte und zweyte Perſon dieſe Gelder in derſelben liegen laſſen, beträgt 10 Jahr; es fragt ſich, wie lange eine jede derſelben ihre Einlage in der Handlung gelaſſen habe.

Auflösung. Die erſte Perſon legt 100 fl., die zweyte aber 400 fl., oder 4mal ſo viel als die erſte ein; wenn ſie es aber gleich lang in dieſer Unternehmung laſſen würden, ſo hätte die zweyte auch 4mal ſo viel als die erſte gewonnen, oder 4mal 25 fl. gleich 100 fl.; nun aber hat ſie nicht 100, ſondern 200 fl. gewonnen, alſo hat ſie ihr Geld auch 2mal ſo lang in derſelben gelaſſen; die erſte Perſon hat einen Theil Zeit, wie die zweyte deren zwey hat, zuſammen 3 gleiche Theile, die 10 Jahre ausmachen; auf einen Theil kommt der Drittel von 10, oder $3\frac{1}{3}$, die zweyte Perſon hat 2 Theile dieſer Zeit, oder 2mal $3\frac{1}{3}$ gleich $6\frac{2}{3}$ Jahr.

Wäre die Zeit blos im Allgemeinen ausgedrückt worden, ſo hätte nur gefragt werden können, in welchem Verhältniß die Zeit der erſten zu derjenigen der zweyten ſtehe. Der Schüler würde finden, ſie verhalte ſich, wie 1 zu 2.

Die oben angeführten Abänderungen mit Brüchen dürfen, wenigſtens in den Zeitverhältniſſen, nicht ganz übergangen werden.

Wie bis jezt immer nur 2 Perſonen in der Aufgabe vorkamen, ſo können auch 3, 4 ꝛc. Perſonen darin zum Vorſchein kommen. Weil es aber ein vielſeitiges Behalten von verſchiedenen Zahlenverhältniſſen mit ſich führen würde, die als Kopfrechnungsübungen ausgewichen werden müſſen, ſo iſt es nicht rathſam, dieſe Uebung auf mehr als zwey Perſonen ausdehnen zu wollen, und kann um ſo mehr übergangen werden, als die Aufgaben beym angewandten Zifferrechnen noch von einer andern Seite dem Schüler vorgeführt werden ſollen.

Statt jedesmal die Einlage in einer Summe Geld auszudrücken, kann dieſelbe auch in Verhältniſſen, die ſie zu einander oder zu ihren Gewinnen haben, beſtimmt werden. Z. B.

Die Einlage des erſten verhält ſich zu der des zweyten wie 1 zu 2, oder 2 zu 3, oder wie 1⅓ zu 2⅓ u. ſ. w., ſie laſſen es eine gleich lange Zeit in der Unternehmung, und ihr ſämmtlicher Gewinn ſey 1000 fl.; es fragt ſich, was einem jeden davon gehöre. Auch kann die nämliche Frage gegeben werden, wenn die erſte Perſon ihre Einlage zwey und die zweyte drey Jahre in der Unternehmung liegen laſſen.

So können gleiche Verhältniſſe beym Gewinn angegeben werden, ohne jedoch auf eine ſehr weite Ausführung derſelben zu dringen.

Auch die Miſchungsaufgaben ſind für das praktiſche

Leben von Wichtigkeit und deswegen folgen hier noch einige der weſentlichſten derſelben.

Zu 10 Maas Wein, wovon die eine Maas 12 Groſchen koſtet, werden 8 Maas Waſſer gethan, und es ſoll nichts gewonnen, aber auch nichts dadurch verloren werden; es fragt ſich, wie theuer dann die Maas zu ſtehen komme?

Auflöſung. Wenn jede von den 10 Maas 12 Groſchen koſtet, ſo koſten die 10 Maas 10 mal 12 oder 120 Groſchen; werden nun 8 Maas Waſſer darunter gemiſcht, ſo erhält man in allem 18 Maas, die ebenfalls um 120 Groſchen verkauft werden müſſen; eine Maas iſt von 18 Maas der achtzehnte Theil, alſo muß ſie auch für den 18ten Theil von 120 Groſchen oder 6⅔ Groſchen verkauft werden.

Würde man aber bey dieſen Aufgaben angeben, es müße ſo und ſo viel gewonnen oder auch verloren werden, ſo dürfte für den erſten Fall zur Summe, die die Miſchung koſten würde, der Gewinn hinzu gezählt, im andern Fall aber der Verluſt davon abgezogen werden. Mit dieſem Zuſatz werden die Aufgaben der obigen ganz ähnlich. Ebenſo können auch zwey- und dreyerley Arten Weine oder andere Flüſſigkeiten gemiſcht und wieder gleiche Aufgaben gebildet werden. Als Beleg will ich nur noch ein Beyſpiel hier anführen.

Man hat zweyerley Weine, 10 Maas, wovon dieſelbe 10 Groſchen, und 20 Maas, wovon dieſelbe 12 Groſchen koſtet, und unter dieſe 2 Arten Wein ſind 10 Maas Waſſer gemiſcht worden; es fragt ſich, wie hoch die Maas zu ſtehen komme, wenn dabey weder verloren noch gewonnen werden ſoll?

Auflöſung. Die erſte Art Wein koſtet 10 mal 10 Groſchen, die zweyte aber 20 mal 12 Groſchen, zuſammen 340 Groſchen, darunter ſind noch 10 Maas Waſſer gemiſcht worden, in allem alſo 40 Maas, die 340 Groſchen koſten, es kommt auf eine Maas der 40te Theil von 340 oder 8½ Groſchen.

Die letzten Aufgaben ſollen auch noch auf folgende Weiſe umgekehrt werden.

Man hat zu 10 Maas Wein 3 Maas Waſſer gethan, eine Maas dieſer Miſchung für 4 Groſchen verkauft, und dabey weder gewonnen noch verſpielt; es fragt ſich, wie hoch die Maas von dieſem Wein angeſchlagen werden müſſe.

Antwort. 5⅕ Groſchen.

Auflöſung. Die ganze Miſchung enthält 13 Maas, jede derſelben iſt für 4 Groſchen verkauft worden. 13 Maas alſo für 13 mal 4 Groſchen, oder 52 Groſchen; in dieſer Miſchung befinden ſich aber noch 10 Maas Wein, folglich kommt auf eine Maas der zehnte Theil von 52 oder 5⅕ Groſchen.

Müßte gewonnen oder verloren werden, ſo könnten ſolche Aufgaben ganz gleich, wie die letzten, gelöst werden. Die Ausführung davon wird dem Lehrer überlaſſen.

Es iſt eine Miſchung von zweyerley Weinen gemacht worden, deren Maas auf 6 Groſchen kommt; in dieſer Miſchung befinden ſich aber 10 Maas, wovon die Maaß 7 Groſchen koſtet; ferner noch 14 Maaß, deren Preis unbekannt iſt; es fragt ſich, wie viel eine Maaß des zweyten Weines koſten werde?

Auflöſung. Die Miſchung hat dieſer Angabe zufolge 24 Maaß, und jede derſelben kommt auf 6 Groſchen zu ſtehen, die ganze Miſchung alſo auf 144 Groſchen; in dieſer Miſchung ſind 10 Maaß, wovon eine 7 Groſchen koſtet, und die 10 Maaß 10 mal 7 gleich 70 Groſchen, 70 Groſchen von 144 abgezogen, bleiben noch 74, und für den Reſt der Miſchung 14 Maaß, wenn 14 Maaß 74 Groſchen koſten, ſo koſtet eine Maaß den 14ten Theil von 74 oder $5\frac{2}{7}$ Groſchen.

Auch hier kann wieder Verluſt und Gewinn und mehrere Arten Weine gleichzeitig angegeben werden.

Man hat zweyerley Weine, Wein, wovon die Maaß 10, und Wein, wovon die Maaß 4 Groſchen koſtet; nun ſoll aus dieſen zwey Arten Weine eine Miſchung gemacht werden, deren Maaß auf 5 Groſchen zu ſtehen kommt; es fragt ſich, wie viel von jeder Art dazu genommen werden müſſe?

Antwort. 1 Maaß guten und 5 Maaß ſchlechten Wein.

Auflöſung. Nimmt man 1 Maaß von der erſten Art, ſo geht in der Miſchung fünf Groſchen verloren, wird aber 1 Maaß von der zweyten genommen, ſo gewinnt man wieder 1 Groſchen, und weil nichts gewonnen und nichts verloren gehen ſoll, ſo müſſen dieſe fünf Groſchen Verluſt durch einen Groſchen Gewinn wieder aufgehoben werden, 1 iſt in 5 aber 5mal enthalten, und ſo muß man 5 Maas von der zweyten Art nehmen, während man 1 von der erſten Art nimmt. Oder in einem allgemeinen Verhältniß ausgedrückt auf einen Theil vom guten Wein müſſen immer 5 Theile vom ſchlechten, oder von demjenigen Wein genommen werden, der einen geringern Preis hat. Wäre alſo in lezter Aufgabe angegeben worden, daß eine Miſchung gemacht werden müſſe, die 100 oder 1000 Maas ꝛc. enthalten würde; ſo müßte zu derſelben 1 Theil der erſten und 5 Theile der zweyten Art Wein genommen werden, oder 100 ꝛc. ſollen in 6 gleiche Theile getheilt werden; ⅙ davon wird vom guten und ⅚ vom ſchlechten genommen werden müſſen. Weil dieſe Aufgaben etwas mehr Schwierigkeiten in ihrer Löſung haben, als die vorhergehenden, ſo werden einige Aufgaben auch mit Brüchen nicht ganz entbehrlich ſeyn. Z. B.

Man hat Wein, wovon die Maas 10⅓ Groſchen, und Wein, wovon die Maas aber 4⅓ Groſchen koſtet, und mit dieſen zwey Arten von Weine möchte man eine Miſchung machen, wovon die Maas 5 Groſchen koſten würde; es fragt ſich, wie viel von jeder Art dazu genommen werden müſſe?

Auflöſung. An der erſten Art verliert man in der Miſchung 5⅓ Groſchen, an der zweyten aber gewinnt man ⅔ Groſchen; dieſe 5⅓ Groſchen Verluſt müſſen durch ⅔ Groſchen Gewinn wieder gedeckt werden; ⅔ iſt in 5⅓ acht und ein drittel Mal enthalten, alſo muß auf einen Theil von der erſten Art immer 8⅓ der zweyten genommen werden. Würde man eine Miſchung von 100 Maas begehren; ſo müßte ein Theil von der erſten und $8^{1}/_{3}$ Theil von der zweyten Art genommen werden, oder in allem $9^{1}/_{3}$ gleiche Theile, in die 100 Maas einzutheilen ſind. Würde bey einer dieſer Aufgaben angegeben werden, es ſoll ſo und ſo viel gewonnen oder verloren werden, ſo müßte für den Verluſt ſo viel vom guten Wein genommen werden, bis man denſelben bezweckt hätte, und eben ſo viel müßte für den Gewinn vom ſchlechten Wein in die Miſchung gethan werden, bis der Forderung entſprochen wäre; z. B.

Man hat Wein, wovon die Maas 10 Groſchen, und Wein, wovon die Maas 4 Groſchen koſtet; nun möchte man mit dieſen zwey Arten eine Miſchung machen, wovon die Maas auf 6 Groſchen zu ſtehen käme, 100 Groſchen gewinnen und eine Miſchung von 1000 Maas machen; es fragt ſich, wie viel von jeder Art genommen werden müſſe?

Auflöſung. Um einen Gewinn von 100 Groſchen zu erhalten, muß man vom geringern Wein nehmen; die Maas koſtet 4 Groſchen, und in der Miſchung wird dieſelbe für 6 Groſchen verkauft, alſo entſteht ein Gewinn von 2 Groſchen; 2 ſind in 100 Groſchen 50 mal enthalten; es müſſen folglich 50 Maas zum voraus von der geringern Sorte genommen werden, und nun darf von der 2ten Art Wein auf die gewöhnliche Weiſe eine Miſchung von 950 Maas gemacht werden. Zu dem geringern Wein, der nun gefunden werden wird, müſſen dann noch 50 Maas gezählt werden, die man vor allem ausnehmen muß, um den Gewinn zu erhalten.

Sollte in einer ſolchen Miſchung verloren werden, ſo kann ganz auf die gleiche Weiſe vom guten genommen werden.

Würden dieſe Beyſpiele nicht hinreichen, dem Schüler ähnliche Aufgaben klar und geläufig zu machen, ſo dürften hier noch einige Beyſpiele mit Brüchen gegeben werden. Auf keinen Fall aber ſoll zu verwickelten Zahlenverhältniſſen geſchritten werden.

Obige Aufgaben können noch auf folgende Weiſe umgekehrt werden.

200 Maas, wovon eine 4 Groſchen koſtet, iſt eine Miſchung von zweyerley Wein, an der nichts gewonnen und nichts verloren worden iſt; zu dieſer Miſchung wurde aber Wein genommen, von 10 und von 2 Groſchen die Maas; es fragt ſich, wie viel von jeder Art dabey ſey?

Auflöſung. Die Miſchung iſt 200 Maas und jede Maas iſt auf 4 Groſchen gekommen; angenommen, ſie wäre ganz aus der geringern Sorte gemacht worden, ſo würden 200 mal 2 Groſchen oder 400 Groſchen gewonnen worden ſeyn; nun iſt aber angegeben, daß weder verloren noch gewonnen wurde; folglich müſſen dieſe 400 Groſchen wieder durch den Verluſt des guten Weins gehoben ſeyn. Nimmt man eine Maas vom guten, ſtatt vom ſchlechten Wein, ſo verliert man 8 Groſchen, denn er koſtet 10, indem der ſchlechte nur 2 koſtet, dieſe 8 Groſchen ſind in 400 fünfzigmal enthalten, alſo 50 Maas vom guten, und der Reſt bis zu 200 Maas oder 150 Maas wird ſchlechter ſeyn.

Daß dann und wann zur Abwechſelung auch die

Probe kann gemacht werden, verſteht ſich von ſelbſt. Wollte man dieſes auf obige Aufgabe anwenden, ſo dürfte nur unterſucht werden, wie theuer die Maas zu ſtehen kommt, wenn man 50 Maas zu 10 Groſchen und 150 zu 2 Groſchen mit einander miſcht. Iſt obige Aufgabe richtig gerechnet worden, ſo ſoll die Maas gemiſchten Weins auf 4 Groſchen zu ſtehen kommen.

So können auch in dieſen Aufgaben Gewinn und Verluſt angegeben werden, wie z. B., es wären 100 Groſchen an obiger Miſchung gewonnen oder verloren gegangen, und ſoll beſtimmt werden, wie viel von der einen oder von der andern Art ſich in der Miſchung befinde.

Ich habe in dieſen Aufgaben immer Flüſſigkeiten angegeben, die durch die Maas beſtimmt worden ſind; ſie können aber auch andern Größenbeſtimmungen unterworfen werden. Ein Paar Beyſpiele hierüber mögen hinreichen.

Es ſind zweyerley Metalle in einander geſchmolzen worden; nun wird angenommen, das erſte ſey 5mal ſo ſchwer als das zweyte, und die Schmelzung habe 3 mal die Schwere des zweyten Metalls erhalten; es fragt ſich, in welchem Verhältniß das erſte Metall zum zweyten ſtehe?

Auflöſung. Nimmt man einen Theil vom erſten Metall, ſo verliert es in der Schmelzung 3 Theile; wird aber ein Theil vom zweyten genommen, ſo gewinnt man Schwere halber in dieſer Schmelzung einen Theil, denn er wiegt nur einen Theil, und durch die Schmelzung ſollte er zwey erhalten; ein Theil iſt in 3 Theilen, die durch das ſchwere Metall verloren gehen, 3 mal enthalten, alſo muß ein Theil vom erſten Metall auf 3 vom zweyten genommen werden.

Probe: ein Theil vom erſten Metall hat 5 mal die Schwere des zweyten, und 3 Theile des zweyten haben 3 mal eine ſolche Schwere, in allem 8 mal die Schwere des zweyten; die Schmelzung erhält dadurch 3 Theile und einen, oder 4 Theile, die zuſammen 8 Schweren des zweyten Metalls ausmachen; es kommt auf ein Theil 2 mal eine ſolche Schwere, oder 2 mal die Schwere des zweyten Metalls, wie man es begehrt hat.

Weil die Metalle auch durch Kubikzoll, Kubiklinien ꝛc. ausgedrückt werden, ſo können ähnliche Aufgaben noch in dieſem Maas angewandt, gegeben werden. Auf keinen Fall ſollen aber dieſe Aufgaben ſehr weit ausgedehnt werden.

Dieſe Anwendungsaufgaben können noch auf die mannigfaltigſte Art mit einander verbunden und dadurch neue Aufgaben gebildet werden. In dieſe Verbindung trete ich aber gegenwärtig gar nicht ein, ſondern werde zu dem angewandten Zifferrechnen vorſchreiten, und bey dieſer Darlegung erörtern und vervollſtändigen, was noch mangelt und vorzüglich dem Zifferrechnen angehört.

Die Verbindungen verwickelter Zahlenverhältniſſe gehören ihrer Natur nach auch eher zum angewandten Ziffer- als zum angewandten Kopfrechnen; daher kann nicht entgehen, warum eine ſehr große Anzahl höherer Zahlverhältniſſe hieher gehören. Aber auch bey dem angewandten Zifferrechnen werde ich mich kurz faſſen, und nur das

Wichtigſte und Weſentlichſte deſſen, was diesfalls in der Schule eingeübt werden muß, berühren.

Mit dem angewandten Kopfrechnen ſoll, ehe man mit dem angewandten Zifferrechnen den Anfang macht, wenigſtens ſehr merklich vorgeſchritten werden, und man darf nie aus den Augen laſſen, daß die Uebungen des angewandten Kopfrechnens denjenigen des Zifferrechnens auf jeden Fall und unter allen Umſtänden immer vorangehen müſſen, wenn der vorhabende Endzweck ganz erreicht werden ſoll. Alle Grundſätze, die für den Lehrer gleich im Anfang des Kopfrechnens aufgeſtellt worden ſind, finden aber auch hier ihre volle Anwendung, und werden nur deswegen nicht wiederholt, weil ich voraus ſetze, daß der Lehrer ſich dieſelbe hier leicht vergegenwärtigen könne. Auch ſind ſie im innern Weſen den früher aufgeſtellten ſo ähnlich, daß ich es als eine unnütze Ausdehnung anſehen würde, wenn ich gegenwärtig über dieſen Punkt noch umſtändlicher ſeyn wollte. Je mehr der Schüler vorſchreitet, deſto mehr ſtärkt ſich die mechaniſche Fertigkeit in Verbindung mit der Gedächtnißkraft, mit höhern Zahlen leicht rechnen zu können, in ihm, und muß dem gemäß auf dieſer Stufe auch erweitert werden; doch darf man dieſes niemals ſo weit ausführen, daß die mechaniſchen Fertigkeiten auf Koſten der Geiſteskraft befördert werden. Auch wird folgende Bemerkung beynahe überflüſſig: Iſt der Schüler gehörig geführt worden, ſo hat er ohne Anſtand jede der eben aufgeſtellten Aufgaben mit der höchſten Leichtigkeit gelöst. Sollte er auf unüberſteigliche Schwierigkeiten ſtoßen; ſo darf angenommen werden, er ſey hiefür nicht gehörig vorbereitet worden, oder man ſey zu ſchnell in den Reihenfolgen vorgeſchritten. In einem ſolchen Fall müßte auf die gleiche Weiſe gut gemacht werden, was ich im Anfang ſehr umſtändlich erörtert habe. Doch ich gehe zu den poſitiven diesfälligen Uebungen. Bey'm angewandten Zifferrechnen wird auf folgende Weiſe verfahren werden.

Statt daß bey'm Kopfrechnen immer nur Zahlverhältniſſe angegeben worden ſind, die mit Leichtigkeit durch das Gedächtniß feſt gehalten werden konnten; ſo müſſen bey dem angewandten Zifferrechnen hingegen ſolche in die Aufgaben gebracht werden, die durch das Gedächtniß nicht mehr ſo leicht feſtgehalten werden dürften.

Die Brüche und Bruchverhältniſſe ſollen hiebey in keinem Fall ausgewichen werden. Auch wird auf dieſer Stufe jedesmal die Regel, nach der die eine oder andere Aufgabe gelöst werden kann, angegeben werden.

Ich befolge auch hier wieder den Gang, den ich bey'm angewandten Kopfrechnen aufſtellte, nehme aber auf das Rückſicht, was dem Zifferrechnen hier eigenthümlich zukommt, und werde an Ort und Stelle die einſchlagende Modifikation anzubringen wiſſen.

Wenn $3\frac{3}{4}$ Zentner irgend einer Waare $348\frac{1}{2}$ Gulden koſten, wie viel werden $74\frac{9}{10}$ Zentner koſten?

Wir wiſſen ſchon aus den Uebungen des Kopfrechnens, daß dieſe Aufgabe wenigſtens auf ſieben verſchiedene Arten gelöst werden kann. Auf keinen Fall ſollen hier alle dieſe Abänderungen erſchöpft werden, ſondern man beſchränkt ſich jedesmal auf ein paar Auflöſungsarten, die der Schüler als die vorzüglichern und geeigneteſten für ihn erachten mag. Bevor man ihn aber zu andern Aufgaben ſchreiten läßt, wird auf jeden Fall nothwendig, daß er mit der Regel, nach welcher dieſelben gemacht werden können und gewöhnlich im praktiſchen Leben gemacht werden, vertraut und bekannt werde. Hiebey hat der Schüler jedesmal zwey weſentlich verſchiedene Regeln zu berückſichtigen. Die eine davon muß ſich auf eine der verſchiedenen Auflöſungsarten, die er als vorzüglich anſieht, gründen: die andere hingegen ſoll ſich nach dem, was im praktiſchen Leben angenommen worden iſt, richten, und muß vom Schüler mit eben der Klarheit behandelt werden, wie wenn es eine frey und ſelbſtſtändig gefundene Regel wäre.

Ohne ſeiner Eigenthümlichkeit zu ſchaden, darf ſich der, bis zu dieſem Grad ausgebildete Schüler auch nach dem richten, was in den bürgerlichen Rechnungs-Verhältniſſen einmal angenommen iſt; verſteht ſich, daß er auch dieſes in ſich zur höchſten Klarheit, wie wenn es ein geiſtig ſelbſt erzeugtes Produkt wäre, erheben muß.

Ich kehre zur Auflöſung obiger Aufgabe zurück. —

Der Schüler wird dieſelbe zuerſt unter einer der früheren bey'm Kopfrechnen aufgeſtellten Formen löſen. Z. B. Wenn $3\frac{3}{4}$ Zentner irgend einer Waar $348\frac{7}{8}$ fl. koſten, ſo werden die $74\frac{9}{10}$ Zentner ſo oft dieſe Summe koſten, als $3\frac{3}{4}$ in derſelben enthalten ſind; für dieſen Endzweck werden $\frac{1}{4}$, $\frac{9}{10}$ und $3\frac{3}{4}$ in 20tel oder 40tel u. ſ. w. verwandelt werden müſſen, hernach wird auf die gewöhnliche Weiſe dividirt, und die gefundene Zahl aber noch mit 384 $^{7}/_{8}$ multiplizirt.

Als allgemeine Regel kann bey dieſer und ähnlichen Aufgaben angenommen werden, man könne nur mit der Anzahl Pfund, Zentner, Maß u. ſ. w. deren Preis bekannt iſt, in die Pfund, Zentner, Maß u. ſ. w. deren Preis aber unbekannt iſt, dividiren und das gefundene noch mit den bekannten Preiſen dieſer Pfunde, Zentner, Maß u. ſ. w. multipliziren, deren letztes Produkt hier die zu ſuchende Summe Gulden geben wird. Die Gründe hievon finden ſich in der vorhergehenden Auflöſung ſo ausführlich angegeben, daß der Schüler ſie bey Angebung dieſer Regel nicht mehr anzuführen nöthig haben wird.

Nicht nur die letzte Auflöſungsweiſe, und die aus ihr hervorgehende Regel kann zu dieſem Endzweck dienen, ſondern jede Auflöſung, die im Anſang des angewandten Kopfrechnens aufgeſtellt worden iſt, wird hiefür dienlich ſeyn. Der eine Schüler wird zur Erreichung ſeines Endzwecks dieſe, der andere aber wieder andere Auflöſungen und Regeln gebrauchen.

An dieſes kann angeknüpft und dem Schüler geſagt werden, daß im gewöhnlichen, praktiſchen Leben weder die eine noch andere dieſer Regeln eine Anwendung erhalten habe, hingegen folgendes als allgemein üblich anzuſehen ſey. Nämlich, es werden die Anzahl der Zentner, deren Werth unbekannt iſt, mit dem Werth der bekannten Zentner multiplizirt und hernach wird das Produkt mit den Zentnern ꝛc., deren Werth bekannt iſt, noch dividirt, und der Quotient iſt die Summe Gulden, die ſie koſten. Die

Gründe dieſer Regel ſind in dem, was bey'm **Kopfrechnen** ſehr ausführlich erörtert worden iſt, nachzuſehen. Auch wird ſie gewiß jeder Lehrer ſo wie der geübtere Schüler anzugeben im Stande ſeyn, ohne daß er ſich diesfalls bey den erſten aufgeſtellten Uebungen umzuſehen nothwendig haben wird.

Eine der letzten Aufgabe ähnliche wird umgekehrt. Für $100\,{}^{4}/_{5}$ bekommt man Zentner $4\,{}^{2}/_{3}$; es fragt ſich, wie viel Zentner man für $3044\,{}^{9}/_{4}$ fl. erhalten wird? Um dieſe Aufgabe zu löſen, verfährt man wie bey der obigen und läßt zuerſt durch reine Vernunftſchlüſſe auf beliebige Weiſe die unbekannte Größe ſuchen und fragt dann am Ende den Schüler, welches wird die allgemeine übliche Regel ſeyn, wenn auch hier die letzte Angezeigte als angenommen betrachtet werden muß.

Es wird nicht fehlen, der Schüler wird ohne weiteren Anſtand folgende Regel angeben: die Summe Gulden, deren Anzahl Zentner unbekannt iſt, wird mit der bekannten Anzahl Zentner multiplizirt und das Produkt mit der Summe Gulden, deren Zentner bekannt iſt, endlich noch dividirt; denn durch die Multiplikation würde man die Anzahl der Zentner erhalten, die man ſucht, wenn man für einen Gulden gerade dieſe Anzahl Zentner bekommen würde. Nun aber erhält man nicht für einen Gulden, ſondern für $100\,{}^{4}/_{5}$ dieſelbe Anzahl Zentner; alſo muß man auch den $100\,{}^{4}/_{5}$ Theil noch davon nehmen, oder mit $100\,{}^{4}/_{5}$ dividiren. —

Auch kann dieſe Aufgabe als die Probe der vorhergehenden angeſehen und behandelt werden. Gebe ich, wie es in Zukunft öfters geſchehen wird, auch nur die Regel an, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß die mechaniſche Ausführung und Einübung bey jedem Schüler in einem höhern oder geringern Grad nothwendig wird und muß jedesmal nach dem Bedürfniß deſſelben gerichtet werden. Dieſes zu beſtimmen, darf dem Lehrer, der in den Geiſt und in das Leben der gegenwärtigen Darlegung eindringt, überlaſſen werden. Ich bemerke über dieſen Punkt nur noch ſo viel: mehr als etwa eine oder zwei Aufgaben ſollten nie von einer Art gegeben werden; wird diesfalls ein höherer Grad mechaniſcher Fertigkeiten gefordert, ſo müſſen allerdings von einer Art Aufgaben mehrere Beyſpiele gegeben werden; damit der Schüler aber nie Gefahr laufe, ſich dadurch nur mechaniſche Fertigkeiten, auf Koſten der Geiſtesentwicklung, eigen zu machen, wird man wohl thun, auch in dieſem Fall ihn noch öfters anzuhalten, Auflöſungen über dieſelbe zu machen. Als eine kleine Abänderung von Aufgaben zur Erreichung dieſes Endzwecks mögen noch folgende Aufgaben hier ſtehen. Wenn 2 Zentner 3 Pfund, und 3 $^{1}/_{4}$ Loth 3 fl. 48 $^{7}/_{8}$ kr. koſten; was werden 85 Zentner 46 Pf. 3 $^{1}/_{5}$ Loth koſten? Oder, wenn man für 30 fl. 40 kr. 3 $^{1}/_{4}$ Heller, 4 Zentner 49 Pf. 3 $^{1}/_{6}$ Loth erhält, wie viel wird man für 1000 fl. 4 kr. 3 $^{1}/_{10}$ hl. bekommen?

Die erſte ſowohl als die zweyte dieſer Aufgaben kann durch reingeiſtige Schlüſſe, wie die frühern, gelöst, und am Ende aber die Regel von jeder derſelben noch angegeben werden. Als Regel für das praktiſche Leben dient auch hier die eben aufgeſtellte. Weil aber dieſe Aufgaben als Brüche von verſchiedener Art in's Auge gefaßt werden können, ſo wird man wohl thun, alles zuerſt unter einerley Größen oder unter einerley Benennungen zu bringen. Z. E. Bey der zweyten Aufgabe werden die 30 fl. 40 kr. $3\,^{1}/_{4}$ Heller zuerſt in 20tels Heller verwandelt, und eben ſo die 1000 fl. 4 kr. $3\,^{1}/_{10}$ hl., weil die zwey Brüche der Heller die 4tel und 10tel ſich in den 20ſteln vereinigen; hernach wird mit der erſten Anzahl in die zweyte dividirt; und mit 4 Zentnern 49 Pf. $3\,^{1}/_{6}$ Loth der Quotient, dann noch multiplizirt. Um mit dieſer Zahl zu multiplizíren, wird auf die gleiche Weiſe wieder alles zu 6tels Loth verwandelt werden müſſen, das gefundene Produkt wird dann 6tels Loth geben, und kann daher durch die Diviſion mit 6 zu Loth, die Loth durch die nämliche Operation von 32 zu Pfund, und endlich durch die Diviſion von 100, die Pfund in Zentner verwandelt werden. Der jedesmalige Reſt gibt ein 6tels Pfund und Zentner.

Auf gleiche Weiſe wird verfahren, wenn ähnliche Aufgaben durch die jetzt dem Schüler bekannte Regel gelöst worden ſind.

Sind die verſchiedenen Ganze einmal unter einerley Größen gebracht, ſo verfährt man ganz gleich wie in letzterer Auflöſung. Will man den Schüler auch mit dem angenommenen Kunſtausdruck dieſer Rechnungs-Aufgaben als Dreyſatz-Regel bekannt und vertraut machen, ſo wird dieſes ohne irgend einen Nachtheil geſchehen können. Auch iſt es für ihn ſehr bildend, wenn er aufgefordert wird, alle Aufgaben, die er jetzt kennt und welche unter dieſe Regel gebracht werden können, anzugeben. Ein karakteriſirendes Kennzeichen dieſer Aufgaben iſt, daß alle Aufgaben, welche unter die Dreyſatzregel gehören, auch unter das geometriſche Verhältniß gebracht werden können. Obigen Aufgaben noch andere Beſtimmungen zu geben, wie Gewinn, Verluſt, größeres oder kleineres Maß, auch verſchiedene Münzſorten und ſo weiters, gehören noch auf dieſe Stufe. Einige wenige Beyſpiele hierüber mögen hinreichen. Wenn ein Zentner irgend einer Waare 3 fl. 48 kr. 3 $^1/_4$ hl. koſtet, wie viel werden 34 Zentner 39 Pf. 4 $^1/_2$ Loth koſten; wenn die zweyte Waare aber um die Hälfte mehr oder um die Hälfte weniger als die 1te koſten ſoll? Zur Abwechslung kann auch gefragt werden, wie theuer man das Pfund oder das Loth verkaufen müſſe, wenn man nichts, oder wenn man an dem Zentner ſo und ſo viel gewinnen, oder verlieren wolle? Desgleichen, wenn dieſe Beſtimmung auf das Pfund, auf die Loth u. ſ. w. ausgedehnt wird.

Wie theuer wird man das Pfund geben müſſen, wenn das Gewicht ſchwerer oder leichter, und zwar um ſo viel Loth oder um dieſen oder jenen Theil eines Pfundes oder eines Zentners u. ſ. w. ſeyn wird. Auch kann bey verändertem Gewicht mehr Gewinn oder Verluſt in die Aufgabe gebracht werden. Wird der Schüler dieſe und ähnliche Aufgaben durch geiſtige Schlüſſe mit Leichtigkeit löſen, ſo kann ihn der Lehrer auch die eine oder andere dieſer Aufgaben durch die oben aufgeſtellten Regeln ſuchen und berechnen laſſen. Das was durch irgend eine ſolche Beſtimmung noch hinzu gekommen iſt, muß in einem ſolchen Fall nur noch als ein Beyſatz behandelt werden, und durch eine der vier Rechnungsarten, als die Addition, Subtraction, Multiplication und Diviſion ausgedrückt werden. Die Regel jedesmal aufſtellen zu wollen, iſt aber bey ſo einzelnen Aufgaben nicht mehr nothwendig; beſonders, wenn das Weſen der im Anfang aufgeſtellten Regeln dem Schüler auf eine ganz geläufige Weiſe eigen gemacht worden ſeyn wird. Die Eintheilung des Maßes, welches durch Klafter, Schuh, Zoll, Kubikklafter, Kubikſchuh, Elle, Stab, u. ſ. w. ausgedrückt, und worüber das Weitere in dem Maßverhältniſſe nachzuſuchen iſt, darf hier nicht ganz übergangen werden. Einige Beyſpiele werden dieſes außer Zweifel ſetzen. Wenn ein Stück Land, das 10 Klafter, 3 Schuh und 2 Zoll breit, und 40 Klafter, 3 Schuh lang iſt, 40 fl. koſtet, wie viel wird ein Stück vom gleichen Feld, welches 24 Klafter breit, 36 Klafter 4 Schuh und 2 Zoll lang iſt, koſten?

Um dieſe Aufgabe zu löſen, verwandelt man die Länge und die Breite eines jeden Stückes. Ich begnüge mich, diesfalls nur folgenden Wink für den Lehrer hier zu geben.

Statt alles in Zoll zu verwandeln, hätte man die Zolle und Schuhe der Länge und Breite von jedem Stück Feld in einem Bruch angeben und verwandeln können. Dieſe Auflöſungsweiſe wäre aber weitläufiger und ſchwieriger geweſen, als die ſo eben aufgeführte es iſt. Als Abwechslung darf auch dieſe Auflöſungsweiſe nicht verſchmäht werden. Wenn 20 Stück Tuch, die zuſammen ein Stück von 364 $^7/_8$ Stab lang und 1 $^1/_4$ Stab breit geben wird, 3484 $^7/_8$ fl. koſten, wie theuer werden 496 $^4/_8$ Stab, die aber 1 $^1/_2$ Stab breit ſind zu ſtehen kommen? Es wird hiebey angenommen, daß dieſes Tuch in allen

Stücken gleiche Eigenſchaften habe und der Preis nur nach ſeinem Inhalt eine Veränderung erleide.

Hier wird wieder, wie in der vorhergehenden Aufgabe, zuerſt der Inhalt von beyden Arten Tuch geſucht werden müſſen; man multiplizirt zu dieſem Endzweck die Länge mit der Breite ſowohl des einen als auch des andern Stücks und dividirt wieder mit dem Inhalt, deſſen Werth bekannt iſt, in den Inhalt derjenigen Stäbe Tuch, deren Werth geſucht wird, dann multiplizirt man den Quotient mit dem, was das erſte Stück Tuch koſtet; denn aus der Verbindung der Zahl mit der Form wiſſen wir, daß um irgend eine Rechtecksfläche zu finden immer die Länge mit der Breite multiplizirt werden muß, und um zu unterſuchen, wie oft das eine Stück ſo groß als das andere ſeyn müſſe, iſt nothwendig, daß man das eine durch das andere noch dividire; ſo oft das Stück, deſſen Werth geſucht wird, ſo groß iſt als dasjenige, deſſen Werth wir kennen, ſo oft werden ſie auch die angegebene Summe koſten.

Wenn ein Stock Heu, der 1 Klafter, 3 Schuh und zwey Zoll breit, 2 Klafter und 3 Schuh lang, und ein Klafter und 5 Schuh hoch iſt, 200 fl. 40 kr. koſtet; wie viel wird ein Stock, der 2 Klafter breit, 3 lang und 2 Klafter und 5 Schuh hoch iſt, koſten? Zuerſt muß wieder der körperliche Inhalt von jedem Stück Heu auf die gewöhnliche Weiſe geſucht werden, nämlich man multiplizirt die Breite mit der Länge, und das gefundene Produkt noch mit der Höhe von jedem Stock, und fahrt wie oben fort, den einen Stock in den andern zu dividiren, und den Quotienten mit dem, was der eine koſtet, zu multipliziren. Aehnliche Aufgaben können auch über Gräben, Mauern, überhaupt was körperlich beſtimmt werden kann, gemacht und gegeben werden. —

Eine größere Anzahl Aufgaben hierüber den Schüler ausführen laſſen zu wollen, wird auf keinen Fall nothwendig, denn hiebey giebt es nur ſehr viel zu rechnen und mechaniſche Fertigkeiten ſich eigen zu machen; und wenn dieſes ausgedehnt würde, ſo könnte das, was nur untergeordnet behandelt werden muß, leicht ein Uebergewicht erhalten. Dieſen Aufgaben noch andere Eigenſchaften beyzulegen, als Gewinn oder Verluſt, allenfalls verſchiedene Größen in ihrem Maße u. ſ. w. kann, wie es bey den Zentnern, Pfunden u. ſ. w. geſchehen iſt, auch ſtatt finden. Es ſoll aber in keinem Fall ſehr weit ausgedehnt werden.

So wie jedesmal der Preis als unbekannt zu ſuchen gegeben würde, ſo kann auch der Inhalt, oder die Länge oder die Breite, oder die Höhe, in einer dieſer Aufgaben zu ſuchen gegeben werden. Z. B. Man hat $348\,{}^{1}/_{2}$ Stab Tuch, welches $1\,{}^{1}/_{4}$ Stab breit iſt, für 2648 fl. 46 kr. gekauft, und $444\,{}^{1}/_{3}$ Stab vom nämlichen Tuch aber für 3000 fl.; es fragt ſich wie breit es ſey? Um dieſe Aufgabe zu löſen, wird der Inhalt der erſten Tücher durch die Multiplication der Länge mit der Breite beſtimmt; hernach mit dem, was das erſte Stück koſtet, in die Summe des zweyten dividirt; und der Quotient mit dem Inhalt des erſten Stücks dann noch multiplizirt; denn ſo oft das zweyte Stück ſo viel koſtet als das erſte, muß es auch ſo groß ſeyn, u. ſ. w.; hernach wird mit der Länge des zweyten Stücks in ſeinen gefundenen Inhalt dividirt werden, und der Quotient gibt ſeine Breite.

Dieſe und ähnliche Aufgaben ſind weder für das bürgerliche Leben noch in irgend einem andern Verhältniß wichtig. Als Stärkung und Uebung der Geiſteskraft werden aber ähnliche Aufgaben nicht ohne Bedeutung und mögen von dieſer Seite hier noch eine Stelle finden. Aber um dieſen Endzweck vollkommen zu erreichen, iſt es nicht nothwendig, daß dieſes ſehr weitläufig ausgeführt werde. Wird der Schüler die Regel, ſo wie die Gründe, auf denen dieſelbe ruht, genau kennen, ſo iſt der Hauptzweck, den man durch dieſelbe zu erreichen hat, auch wirklich erreicht.

Die obige Aufgabe mag als Norm zu andern Fragen, die diesfalls gebildet werden, dienen.

Bey dem körperlichen Raume müſſen aber immer zwey, entweder die Breite und die Länge oder die Breite und Höhe, oder die Höhe und Länge als bekannt gegeben werden. Jedesmal kann dieſem zufolge nur eine Ausdehnung, entweder die der Länge, oder die der Breite oder endlich die der Höhe als unbekannt gegeben werden. Wendet man dieſes auf Gebäude, auf Gräben u. ſ. w. an, ſo können ſehr praktiſche Aufgaben mit großer Leichtigkeit gebildet werden.

Auch die Verwandlung der verſchiedenen Münzſorten in andere gehört ganz hieher, und iſt den erſt aufgeſtellten Aufgaben, ſo wohl in ihren Regeln als auch in ihren Gründen ſo ähnlich, daß ich die weitere Ausführung davon als ganz überflüſſig anſehe und nur auf das aufmerkſam mache, was ich im angewandten Kopf-Rechnen diesfalls aufgeſtellt und es hier zur Uebung anempfehle. Ich ſchreite in dem, was ich gegenwärtig darzulegen habe, weiter.

Wenn 102 Arbeiter $24\frac{7}{8}$ Tag, bey täglich 10 [illegible] Stund Arbeit, eine gewiſſe Arbeit verfertigen, in wie viel Tagen werden 75 Arbeiter, die täglich über $12\frac{3}{4}$ Stunden arbeiten, an einer eben ſo großen Arbeit haben?

Die ganze Reihenfolge von Aufgaben, die diesfalls beym Kopfrechnen aufgeſtellt worden ſind, können hier nur in höhern Zahlen, und mit Aufſtellung der Regeln noch einmal wiederholt werden; doch ſollen vorzüglich diejenigen heraus gehoben werden, die in dem bürgerlichen Leben eine Anwendung haben, wie es bey obiger Aufgabe und bey den kommenden der Fall ſeyn wird. Regel derſelben iſt: Es werden die Arbeiter, deren Zeit bekannt iſt, mit ihren Tagen und Stunden multiplizirt, und hernach das Produkt mit den Arbeitern, deren Zeit geſucht wird, dividirt werden, nachdem zuvor ihre Arbeiter mit ihren Stunden, die ſie täglich arbeiten, multiplizirt worden ſind; der Quotient wird die Zahl der Tage, die hiefür nothwendig ſind, werden.

So wie beym Kopfrechnen mehrere Auflöſungen ſtatt gefunden haben, ſo ſind auch hier mehrere Regeln, die ſich auf die jedesmalige Auflöſung gründen, möglich; dieſes aber auf gegenwärtiger Stuffe erſchöpfen zu wollen, wird auf keinen Fall mehr nothwendig werden. Weiß der Schüler mit Leichtigkeit irgend eine Regel aufzuſtellen, ſo darf man für erreicht anſehen, was jetzt erzielt werden ſoll.

Die Gründe der obigen Regeln ſind beym Kopfrechnen weitläufig und umſtändlich angegeben worden, und ſeine Kraft ſoll als ſo weit entwickelt in's Auge gefaßt werden, daß man ohne allen Anſtand annehmen darf, jeder Schüler ſey im Stande, dieſe Gründe auf der Stelle anzugeben.

Wenn 340 Arbeiter in 526 Tagen, bey täglich $14\frac{1}{5}$ Stunden Arbeit, ein gewiſſes Werk vollenden, wie viele Stunden müſſen 400 Arbeiter täglich arbeiten, wenn ein ähnliches Werk in $588\frac{1}{5}$ Tagen vollendet werden ſoll? Bey den erſten Arbeiten werden die Arbeiter mit ihren Tagen und das Produkt mit ihren Stunden multiplicirt; hernach werden die zweyten Arbeiter mit ihren Tagen multiplicirt und mit dieſem Produkt in das erſte dividirt; der Quotient wird aber die Anzahl der Stunden geben, die jeder Arbeiter täglich zu arbeiten haben wird; dann durch die Multiplication der erſten Arbeiter mit ihren Tagen und Stunden erhält man die Stundenzahl der bekannten Arbeit; multiplicirt man aber die zweyten Arbeiter mit ihren Tagen, ſo giebt dieſes die Tagwerke, die für die zweyte Arbeit oder für diejenige, deren Stundwerk unbekannt iſt, und durch die Diviſion des zweyten Produkts durch das erſte erhält man die Anzahl der Stunden, die der Arbeiter täglich zu arbeiten hat.

So können alle Aufgaben, die beym Kopfrechnen aufgeſtellt worden ſind, gelöst und ihre Regeln angegeben werden.

Daß auch beym Zifferrechnen der Arbeit, den Arbeitern u. ſ. w. noch andere Beſtimmungen beygelegt werden dürfen, geht ſchon aus dem aufgeſtellten Gang hervor und würde auch ohne weitere Ausführung von jedem Lehrer ſelber ergänzt werden können. Zur Verdeutlichung werde ich einige dieſer Beſtimmungen in Kürze angeben.

In obigen Aufgaben kann man ſtatt einer gleich großen Arbeit auch eine ungleiche angeben, z. B. eine ſolche, wovon die eine ½, ⅓ u. ſ. w., oder doppelt, dreyfach u. ſ. w., oder 1½, 2⅓ u. ſ. w. ſo groß iſt als dieſe Andern.

Um dieſes zu berechnen, kann man die obigen Auflöſungen und Regeln anwenden, mit dem Beyſatz, daß die jedesmal gefundenen Quotienten mit dem Verhältniß der Größen der verſchiedenen Arbeiten noch multiplicirt werden müſſen. Sind es aber Arbeiten, die durch Ausmeſſung der Körper beſtimmt werden, ſo muß zuerſt der Inhalt auf die früher angegebene Weiſe berechnet werden und hernach unterſucht, wie oft die eine Arbeit ſo groß ſey als die andere.

Die weitere Auflöſung iſt in dem ſo eben Aufgeſtellten nachzuſehen. Aus dieſem geht als allgemeine Regel aller dieſer Aufgaben hervor:

Daß in jeder derſelben die Arbeiter mit allen ihnen angehörigen Tagen, Stunden, Minuten u. ſ. w. unter einander multiplicirt werden müſſen, und mit demjenigen Produkt, bey deſſen Arbeit ſich irgend ein Verhältniß, welches durch die Zahl ausgedrückt werden kann, unbekannt iſt, muß das andere Produkt dividirt werden, und der Quotient drückt dann immer das unbekannte Verhältniß aus und zwar als Arbeiter, oder als Tage, oder Stun-

Stunden u. ſ. w. Sind es aber verſchiedene Arbeiten, ſo wird der Quotient jedesmal noch mit dem Verhältniß, welches dieſe Arbeiten zu einander haben, multiplicirt, eben ſo verhält es ſich, wenn die Arbeiter nicht gleich viel täglich arbeiten ſollten. Wie z. B. die erſten Arbeiter ſollen nur $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$, 2, 3, $1\frac{1}{2}$, $2\frac{2}{3}$ mal ſo viel arbeiten als die zweyten. Ueberhaupt können beym Zifferrechnen alle beliebigen Zahlbeſtimmungen gegeben werden, und der Schüler ſoll, in ſo fern er mit der nöthigen Vorbereitung auf dieſe Stufe geführt wird, auch gar keinen Anſtand mehr finden, dieſelben zu löſen, in welcher Form und in welcher Geſtalt ſie ihm immer dargelegt und gegeben werden mögen.

Wichtiger für das Leben ſind aber noch folgende Aufgaben und werden mit den obigen auf die gleiche Weiſe gelöst. Wenn man für $100\frac{1}{3}$ Zentner auf $20\frac{3}{4}$ Stunden weit $104\frac{7}{8}$ fl. bezahlt, wie viel wird man für $604\frac{9}{10}$ Zentner auf $80\frac{1}{4}$ Stunden weit bezahlen müſſen?

Die Regel hievon wäre, man multiplicirt die Zentner, deren Werth bekannt iſt, mit ihrer Zeit, und dividirt mit dieſem Produkt in die Summe, die man von denſelben bezahlen muß, multiplicirt hernach mit dem Quotienten das Produkt, welches entſteht, wenn die Zentner, deren Werth unbekannt, mit ihrer Zeit multiplicirt worden iſt; denn wenn man die erſten Zentner mit ihren Stunden multiplicirt, ſo erhält man die Anzahl der Zentner, die eine Stunde weit für die angegebene Summe Gelds geführt wird; dividirt man aber mit dieſer Anzahl Zentner in ihren Werth, ſo erhält man den Werth von einem Zentner auf eine Stunde; wird dann noch die zweyte Anzahl Zentner mit ihren Stunden multiplicirt, ſo erhält man wieder das Obige, nämlich die Anzahl Zentner, die eine Stunde weit für die gleiche Summe Gelds geführt wird, und ſo oft man 1 Zentner hat, ſo oft muß der gefundene Quotient oder das, was derſelbe ausdrückt, bezahlt werden; folglich muß das letzte Produkt noch mit dem gefundenen Quotienten multiplicirt werden.

Will man mehrere Auflöſungen über eine und dieſelbe Aufgabe machen, ſo kann in dem, was über das Kopfrechnen aufgeſtellt worden iſt, nachgeſehen werden. Auch hat jede Auflöſung wieder ihre eigene Regel, und es können folglich auch hier, wie überall, ſo viele Regeln angegeben werden, als Auflöſungsarten ſtatt finden.

Es werden für $400\frac{7}{10}$ Zentner auf $20\frac{3}{4}$ Stunden weit $284\frac{1}{6}$ fl. bezahlt; wie weit kann man $1000\frac{1}{5}$ Zentner für $600\frac{1}{4}$ fl. führen?

Man multiplicirt die erſte Anzahl Zentner, oder die Zentner, bey denen ſich kein unbekanntes Verhältniß findet, mit ihren Stunden, und dividirt mit dieſem Produkt in die Summe, welche dafür bezahlt wird; dieſer Quotient wird mit der Anzahl der Zentner, deren Entfernung unbekannt iſt, multiplicirt und mit dem Produkt in den Werth, der dafür angegeben iſt, dividirt, welches die Anzahl Stunden, die ſie geführt werden, giebt.

Die Gründe dieſer Regel ſind der obigen ganz ähnlich; ich darf alſo dießfalls nur dahin verweiſen.

Wenn man $80\frac{1}{4}$ Zentner, $19\frac{1}{3}$ Stunden weit für

$100\frac{1}{5}$ fl. führt; wie viele Zentner wird man $200\frac{1}{4}$ Stunden weit für $604\frac{1}{5}$ fl. führen?

Der Zentner und die Zeit, deren Werth bekannt iſt, werden mit einander multiplicirt und in ihren Werth dividirt; der Quotient mit der 2ten Stundenzahl dann multiplicirt, und die Summe Geldes, deren Zentner unbekannt ſind, werden durch dieſes Produkt endlich dividirt, wodurch man die Anzahl Zentner erhält. Auch dieſe Gründe ſind denjenigen der erſten Auflöſung ganz gleich. Hier können verſchiedene Preiſe, oder andere zu berechnende Verhältniſſe, wie in den vorhergehenden Aufgaben, angegeben werden. Z. E. Von dem 2ten Zentner bezahlt man mehr oder weniger als von dem 1ſten, und zwar $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{2}{3}$, 1, 2, $1\frac{1}{2}$, $2\frac{1}{3}$ mal ſo viel als von dem 1ſten, oder ſo viel mal mehr als von dem erſten u. ſ. w. In dieſem Fall werden ſie wie oben berechnet, die gleichen Regeln angewendet und am Ende dann noch mit dem Verhältniß der Preiſe zu einander, wie es bey den Arbeitern geſchehen iſt, multiplicirt werden müſſen.

Eben ſo können auch verſchiedene Gewichte, oder die Stunden in ihren Entfernungen als ungleich angegeben werden. Aber auch dieſes ſind nur wieder Zuſätze, die ein jeder mit der größten Leichtigkeit zu machen im Stande ſeyn wird und ſich großentheils nach den Lokalitäten richten, und die deßwegen gegenwärtig weiter auszuführen nicht nothwendig ſeyn wird. Wie viel werden $34{,}964\frac{8}{10}$ fl. in einem Jahr Zins abtragen, wenn das 100 jährlich zu $4\frac{1}{2}$ angelegt worden iſt? Wie viel wird dieſes Kapital in $2\frac{3}{4}$ Jahren abtragen?

Die erſte Auflöſung iſt den vorhergehenden und zwar den erſten Anwendungsaufgaben ſo gleich, daß ich mich nicht mehr bei ihr verweilen will, ſondern ſogleich zur Löſung der 2ten Aufgabe ſchreite.

So oft 100 fl. in 34,964$\frac{9}{10}$ fl. enthalten ſind, ſo oft wird dieſes Kapital jährlich einen Zins von 4$\frac{1}{2}$ fl. abtragen, und in 2 Jahren muß dieſe Summe 2 mal genommen werden. Die Regel hievon wäre: man dividirt mit dem Kapital, deſſen Zins bekannt iſt, in das Kapital, von dem man den Zins ſucht, und multiplicirt den Quotienten mit dem Zins, nachdem derſelbe mit der Anzahl Jahre, die dieſes Kapital angelegt wurde, multiplicirt worden iſt. Wie wir bey dem Kopfrechnen geſehen haben, ſo können auch dieſe Aufgaben auf die mannigfaltigſten Arten gelöst werden, und folglich ſind ihre Regeln eben ſo mannigfaltig. Als Beleg hievon mag folgende noch eine Stelle finden.

Man multiplicirt das Kapital, deſſen Zins unbekannt iſt, mit dem Zins, nachdem derſelbe mit ſeiner Zeit multplicirt worden iſt, und dividirt endlich das Produkt durch das Kapital, deſſen Zins bekannt iſt.

Die Gründe dieſer Regel ſind folgende: trägt das Hundert 4$\frac{1}{2}$ in einem Jahr, ſo werden dieſe 100 in 2$\frac{3}{4}$ Jahren auch eben ſo viel mal 4$\frac{1}{2}$ fl. Zins abtragen und 34,964$\frac{9}{10}$ fl. werden alſo 4$\frac{1}{2}$ mal 2$\frac{3}{4}$ fl. Zins geben, wenn ein Gulden wirklich dieſe Summe abtragen ſollte; nun iſt es aber nicht ein, ſondern es ſind 100 fl., folglich muß noch der 100ſte Theil davon genommen werden. Auch kann dem Schüler bey dieſer Regel im Vorbeygehen bemerkt werden, daß dieſe Regel im Leben am häufigſten angewendet und gebraucht werde. Eben ſo können die gleichen Aufgaben gegeben und gefragt werden, wie viel dieſes Kapital in einem oder mehreren Monaten, in einer oder mehreren Wochen, in einem oder mehreren Tagen, Stunden, Minuten, oder Sekunden Zins abtragen werde. Für die Monate wird in der Auflöſung 12tel Jahre, für die Wochen 52tel Jahre u. ſ. w. geſetzt werden. Hiezu können noch ganze geſetzt werden; weil ſich durch deren Löſung nichts Neues ergiebt, ſo füge ich dieſem noch bey, daß die oben aufgeſtellten Auflöſungen und Regeln hier volle Anwendung finden. Weil es aber leicht zu hohen Zahlverhältniſſen hinaufſteigen könnte, deren Löſung zu viel Zeit erforderte, ſo muß auf dieſen Umſtand Rückſicht genommen werden, wenn man nicht Gefahr laufen will, unnütze Zeit zu verlieren.

Wie groß muß ein Kapital ſeyn, welches in 1 Jahr $3484^{1}/_{4}$ fl. Zins abtragen ſoll? das 100 zu $3^{7}/_{8}$ gerechnet.

Wie groß muß dieſes Kapital aber ſeyn, wenn es in $2^{1}/_{3}$ Jahr dieſen Zins abtragen ſoll?

Regel und Auflöſung der erſten Frage.

Der Zins, deſſen Kapital unbekannt iſt, wird mit dem Zins, deſſen Kapital aber bekannt iſt, dividirt, und der Quotient mit dem bekannten Kapital multiplizirt; denn ſo oft der Zins von 100 in dieſer Summe enthalten iſt, ſo oft erfordert es ein Kapital von 100 u. ſ. w. Will man aber einen ſolchen Zins in mehreren Jahren erhalten, ſo muß, bevor mit dem Zins dividirt wird, die Zeit noch mit dem Zins multiplizirt werden. Die weitere Auflöſung, ſo wie auch die Regel, iſt dann der obigen ganz ähnlich. Wünſcht man aber den Zins in Monaten, Wochen, Tagen, Stunden u. ſ. w. zu erhalten, ſo werden dieſe Eintheilungen des Jahres nur als ein Bruch ins Auge gefaßt und behandelt.

Obige Regel und Auflöſung iſt dann auch auf dieſe Fragen anwendbar.

Aufgaben hierüber wären folgende: Wie groß muß ein Kapital ſeyn, deſſen Zins in einem Monat 346 $^{7}/_{8}$ fl. beträgt, wenn 100 jährlich zu $4^{1}/_{2}$ angelegt werden. Man will ein Kapital anlegen, welches in einer Stunde 45 kr. abträgt, angenommen, es werde zu 5 Prozent angelegt, wie groß muß das Kapital ſeyn, wenn es in 2 Jahren, 3 Monaten und 4 Tagen dieſen Zins abtragen ſoll?

Wie viel tragen 4000 fl. Kapital in 2 Jahren ab, wenn der Zins, wie er auf einander folgt und verfallen iſt, wieder zu 5 Prozent verzinſet wird?

Dieſe Aufgabe kann auf ſehr verſchiedene Arten gelöst werden.

Eine davon wäre, man ſucht zuerſt auf obige Art den Zins von den 2 Jahren, und der Zins vom Zins, ſo wie er verfallen iſt, wird wieder als Kapital angeſehen und zum 1ſten Kapital gezählt, und hernach noch einmal auf die gleiche Weiſe der Zins geſucht. Die Regel hievon fließt aus der Auflöſung.

Eine zweyte Art.

Man ſieht, was der Zins für ein Theil von dem Kapital in den 2 Jahren ſey, und zählt den Zins vom Zins als Theil zum erſten Theil und ſpricht über einmal aus: Zins und Zins von Zins in dieſen 2 Jahren machen $\frac{41}{400}$ vom Kapital, alſo $\frac{41}{400}$ von dieſem Kapital wird auch Zins und Zins vom Zins geben. Eine nicht unzweckmäßige Uebung wird ſeyn, dieſes auf 3, 4 und mehrere Jahre auszudehnen.

Aber auf keinen Fall muß dieſes in verwickelte Bruchverhältniſſe von Jahren fortgeſetzt werden.

Wie lang muß man ein Kapital am Zins liegen laſſen, bis der Zins $\frac{5}{7}$ vom Kapital iſt, wenn 100 jährlich $4\frac{1}{2}$ abtragen?

Kapital und Zins vereinigt in einer Aufgabe zu geben, wird aber jedoch als Anwendungsaufgabe in keinem Fall wichtig, und darf nur als Uebung der Geiſteskräfte des Schülers dann und wann als Abwechſelung noch eine Stelle finden.

Wenn 27960 fl. ein Kapital, und den $2\frac{3}{4}$ jährigen Zins deſſelben zu $4\frac{1}{2}$ Prozent ausmachen, wie groß wird denn das Kapital und wie groß der Zins ſeyn?

Aufloſ. Auf 100 fl. Kapital finden ſich jährlich immer $4\frac{1}{2}$ fl. Zins, und in $2\frac{3}{4}$ Jahren auch $2\frac{3}{4} \times 4\frac{1}{2}$ gleich $12\frac{3}{8}$, alſo auf 100 immer $12\frac{3}{8}$ fl. Zins, oder ſo oft 100 mehr $12\frac{3}{8}$ in 27960 fl. enthalten ſind, ſo oft wird ein ſolcher Theil für das Kapital 100 und für den Zins $12\frac{3}{8}$ mal genommen werden müſſen. Die Regel fließt aus der Auflöſung. Wenn $49600\frac{1}{2}$ fl. die Hälfte von einem Kapital und $\frac{1}{5}$ von ſeinem Zins betragt, das 100 zu 5, ſo fragt es ſich, wie groß das ganze Kapital, und wie groß der ganze jährliche Zins ſey? (das 100 zu 5.)

Um dieſe Aufgabe zu löſen, ſucht man durch das Verhältniß des Zinſes zum Kapital den ganzen Zins und das ganze Kapital, und verfährt dann wie oben. So können verſchiedene Kapitalien angelegt gegeben werden, und der Zins, den ſie in einer gewiſſen Zeit abtragen, geſucht werden; ferner zu wie viel das 100 bey jedem Kapital angelegt worden ſey. Welches am meiſten und welches am wenigſten abtrage? Auch kann der Zins noch mit den Kapitalien verbunden und neue Aufgaben gebildet werden. Dieſes iſt aber nichts weiter als eine reine Combination der oben aufgeſtellten Reihenfolgen. Wer aber dieſelbe im unverbundenen Zuſtand aufzufaſſen und zu löſen im Stande ſeyn wird, kann durch ſolche Verbindungen auf keine neuen Schwierigkeiten mehr ſtoßen. Um auch dem weniger geübten Lehrer noch ein paar leitende Geſichtspunkte in Beyſpielen zu geben, mögen folgende Aufgaben noch hier ſtehen.

Es hat jemand ein Haus für 20484 fl. gekauft, er giebt es jährlich in die Miethe für 1040 fl., mit der Bedingung, daß es unterhalten werden müſſe; es fragt ſich, ob er mehr vom 100 ziehen würde, wenn er es zu $5\frac{3}{4}$ als Kapital angelegt haben würde? — An Aufgaben dieſer Art knüpfen ſich die verſchiedenſten Fragen.

Wie z. E. am Ende von 2 Jahren wird ihm ein Miethzins von 2160 fl. gezahlt; es fragt ſich, ob er mehr erhalten würde, wenn das 100 zu 5 angelegt und der Zins wieder verzinſet worden wäre?

Es hat jemand einen Hof für $24640\frac{1}{4}$ fl. gekauft, der Ertrag deſſelben iſt jährlich $3590\frac{1}{4}$ fl., die

Anbauungskoſten und ſonſtigen Auslagen belaufen ſich jährlich auf 1200 fl.; es fragt ſich, wie viel das 100 auf dieſen Hof jährlich abtrage? wie viel müßte er abtragen, wenn das 100 jährlich 6 fl. geben ſollte?

Wie theuer müßte er, um dieſen Zins zu erhalten, gekauft worden ſeyn. Die weitere Ausführung iſt beym Kopfrechnen nahe zu ſehen. Ich ſchreite zu den folgenden Aufgaben vor. Es haben zwey Perſonen eine Handlung oder irgend eine gemeinſchaftliche Unternehmung angefangen: die erſte legt $4680\frac{1}{5}$ fl. und die 2te 10496 fl., beyde auf gleiche Zeit in dieſelbe, und haben $4644\frac{3}{4}$ fl. gewonnen; es fragt ſich, wie viel einer jeden davon gehöre?

Auch über dieſe und alle andern folgenden Aufgaben ſind ſehr mannigfaltige Auflöſungen gemacht worden, und folglich können diesfalls eben ſo mannigfaltige Regeln aufgeſtellt werden. Eine davon wäre:

Man addirt die Einlage von beyden und mit dieſer Summe wird in den Gewinn dividirt, und dieſer Quotient mit der Einlage des 1ſten multiplizirt, giebt den Gewinn des 1ſten; den nämlichen Quotienten aber mit der Einlage des 2ten multiplizirt gibt endlich das, was der 2te gewinnt.

Eine 2te Regel wäre:

Die Einlage von beyden verhält ſich zum Gewinn von beyden, wie die Einlage des 1ſten zum Gewinn des erſten; und nach der Dreyſatzregel wiſſen wir, daß man das 3te Glied mit dem zweyten multipliziren und mit dem erſten dividiren muß, um das 4te Glied, oder den Gewinn des 1ſten zu erhalten. Will man aber den Gewinn des 2ten wiſſen, ſo wird als drittes Glied die Einlage des 2ten ſtatt derjenigen des 1ſten geſezt, und ganz auf die nämliche Weiſe verfahren. Die Gründe ſind in dem, was beym Kopfrechnen aufgeſtellt worden, ſo vielſeitig dargelegt, daß ich nur dahin verweiſen darf. Haben aber ſtatt zwey Perſonen drey eine Unternehmung angefangen, ſo wird ganz auf die gleiche Weiſe zu Werke gegangen. Es müſſen dann folglich ſtatt zwey, drey Summen zuſammen gezählt werden, und eben ſo giebt es dann drey geometriſche Verhältniſſe. Bey 2, 3, 4 u. ſ. w. Perſonen kann der Gewinn der letzten aber immer gefunden werden, wenn man den Gewinn der letzten vorhergehenden Perſonen von der Totalſumme abzieht.

Iſt aber bey 2, 3, 4 u. ſ. w. Perſonen, die irgend eine Unternehmung gemeinſchaftlich führen, ungleich lange Zeit angegeben worden, ſo müßte die Einlage eines jeden mit ſeiner Zeit noch multiplizirt und hernach ganz gleich wie oben verfahren werden; denn in 2, 3 Jahren würde das Geld, welches er in die Unternehmung thun würde, auch 2, 3 mal den Zins abtragen, den daſſelbe in einem Jahr abzutragen vermag. Desgleichen, wenn es ein Bruchverhältniß von Jahren giebt, als $^1/_2$, $^2/_3$, $1^1/_2$; Monate werden als 12tel Jahr u. ſ. w. in's Auge gefaßt werden müſſen. Statt in Handlungsunternehmungen kann man auch Geld an Zins legen, und den Zins mit einem Gewinn, den man in der einen oder andern Unternehmung erhalten würde, vergleichen. Dieſe Aufgaben, mit den vorhergehenden verbunden, bilden wieder neue ſehr mannigfaltige Fragen. Die weitere Ausführung wird aber, ſo weit man es allenfalls nothwendig erachten mag, von jedermann verwirklicht werden können.

Wichtiger für das bürgerliche Leben aber als Uebung und Stärkung der geiſtigen Kräfte finden folgende Aufgaben hier noch eine Stelle.

Es haben 3 Perſonen eine Unternehmung angefangen; die erſte legt 3460½ fl. auf unbekannte Zeit in dieſe Unternehmung und gewinnt 340 fl.; die zweyte 9000 fl. und gewinnt 604½ fl., und die dritte 4480 fl. und gewinnt 700 fl.; es fragt ſich, in welchem Verhältniß die Zeit ſtehe, in denen ſie ihre Gelder in dieſer Unternehmung hatten. Regel davon:

Die Einlage des zweiten wird mit derjenigen des erſten dividirt, und hernach der Gewinn des erſten mit dieſem Quotienten multiplizirt und mit dieſem Produkt in den Gewinn des zweiten dividirt; dieſer Quotient zeigt das Verhältniß der Zeit der zweiten Perſon zur erſten an, nachdem die der erſten als Einheit angenommen iſt.

Eben ſo wird die Anlage des dritten durch die des erſten dividirt ꝛc.; denn ſo oft die Einlage des zweyten ſo groß iſt, als die des erſten, ſo oft müßte er, wenn er es gleich lang in der Unternehmung laſſen würde, auch ſo viel gewonnen haben; folglich würde durch die Multiplikation des Quotienten mit dem erſten Gewinn der zweyte entſtehen; und ſo oft der zweyte Gewinn wirklich ſo groß iſt, als dieſes Produkt, ſo oft hat ſie ſeine Einlage auch ſo lang in der Unternehmung gelaſſen, als der erſte.

Die Zeit der erſten Perſon muß dieſem zufolge als

Einheit betrachtet werden, und der lezte Quotient zeigt das Verhältniß zu dieſer Einheit an.

Würden dieſe Theile in Jahren ausgedrückt ſeyn, ſo könnten mit der nämlichen Leichtigkeit und auf gleiche Weiſe ſtatt allgemeine Theile dann Jahre gefunden werden.

Es fangen 4 Perſonen eine Unternehmung an, ihre Einlagen ſind unbekannt; die erſte ſoll es auf $1^1/_2$, die zweite auf $3^1/_4$, die dritte auf 2, und die vierte endlich auf 3 Jahre in dieſelbe legen; die erſte ſoll in dieſer Zeit $3644\ ^1/$, die zweite 3000 fl., die dritte 400 fl. und die vierte endlich $560^1/_2$ fl. gewinnen; es fragt ſich, in welchem Verhältniß ihre Einlagen zu einander ſtehen? Würde die Total-Einlage gegeben werden, ſo könnte man es in Gulden, ſtatt nur in einem Verhältniß, anzeigen.

Die Regel und die Gründe ſind der vorhergehenden ſo ähnlich, daß ich nicht weiter einzutreten und dieſe Aufgabe zu löſen für nöthig erachte.

Weil dieſes ſehr verwickelte Aufgaben ſind, ſo wird man wohl thun, den Schüler dann und wann die Probe machen zu laſſen.

Einige der weſentlichſten Anwendungsaufgaben über die Miſchungen werden hier vollkommen an ihrem Platz ſeyn.

Wünſcht man dieſe aber noch ausführlicher zu kennen, ſo darf ich diesfalls nur auf das angewandte Kopfrechnen hinweiſen.

Man hat zweyerley Wein, Wein, wovon die Maas 10 Groſchen, und Wein, wovon die Maas $3^2/_5$ Groſchen koſtet, mit dieſen 2 Weinen will man eine Miſchung von 20000 Maas machen, wovon dieſelbe auf $4^1/_2$ Groſchen zu ſtehen kommt; es fragt ſich, wie viel von jeder Art dazu genommen werden müſſe?

Die Regel davon iſt:

Der Unterſchied vom ſchlechten Wein zur Miſchung und der Unterſchied vom guten zur Miſchung wird zuſammen gezählt und mit dieſer Summe die ganze Miſchung dividirt; für den guten Wein wird dann der Quotient mit dem Unterſchied zwiſchen dem ſchlechten und der Miſchuug multiplicirt, und für den ſchlechten mit dem Unterſchied zwiſchen dem guten und der Miſchung; denn an dem einen Wein wird gewonnen, am andern aber verloren, und dieſer Gewinn muß auf dieſe Weiſe immer zuerſt durch den Verluſt aufgehoben werden.

Die weitern Gründe und Auflöſung ſind in dem, was bey den Kopfrechungsaufgaben aufgeſtellt worden iſt, nachzuſehen; und dürfte, in ſo fern dieſes dem Schüler nicht ganz klar ſeyn ſollte, auf die nämliche Weiſe noch einmal aufgelöst werden, wie es daſelbſt in mehreren Beyſpielen in ein heiters Licht geſetzt worden iſt.

Wäre aber an obiger Miſchung angegeben worden, es ſollen $100^{1}/_{2}$ fl. gewonnen werden, ſo fragt es ſich, wie viel von jeder der Arten Wein genommen werden müſſe?

Um dieſen Gewinn zu erhalten, wird als allgemeine Regel folgende Verfahrungsart dienen.

Man dividirt mit dem Unterſchied des ſchlechten zur Miſchung den zu ſuchenden Gewinn; der Quotient giebt die Anzahl Maas, die vom ſchlechten zum voraus in die Miſchung genommen werden müſſen, um den begehrten Gewinn zu erhalten.

Die weitere Auflöſung iſt der vorhergehenden ganz gleich.

Würde ein Verluſt ſtatt eines Gewinns gefordert werden, ſo wäre die Regel der letzten hinwieder, nachdem man den Unterſchied vom guten zur Miſchung in den Gewinn dividirt haben würde, ganz gleich.

So können auch 3 Arten gemiſcht und wieder der Verluſt oder der Gewinn geſucht werden.

Desgleichen mit Metallen, worüber man die bey'm Kopfrechnen aufgeſtellten Beyſpiele auch für dieſen Endzweck benutzen und gebrauchen kann. Unmittelbar an dieſe Uebungen ſchließen ſich noch einige andere etwas verwickelte Kunſtregeln, wie der Kettenſatz und andere mehr an. Ich bleibe aber in gegenwärtigem Band auf dieſer Stuffe ſtehen, und eile nicht mit einſeitigen Anwendungs-Uebungen und Aufgaben vor, während ich in den reinen Zahlverhältniſſen, auch auf dem nämlichen Punkt die Uebungen abgebrochen habe. Zwey, drey und mehrere unbekannte Zahlen können auf die gleiche Weiſe, wie in gegenwärtiger Schrift eine Unbekannte ausführlich niedergelegt worden iſt, behandelt werden.

Nicht weniger können mit Hülfe des Quadrats und des Kubus auch die unbekannten Zahlen des zweyten und dritten Grads auf eine eben ſo anſchauliche als leichte Weiſe nach dieſen Grundſätzen ausgeführt werden.

Aber alle dieſe Uebungen gehören auf eine höhere vorgerücktere Stufe, und wenn ich mir keinen einſeitigen Vorſchritt in dieſer Schrift erlauben will; ſo muß ich in jeder Richtung da, wo dieſe Harmonie geſtört werden könnte, einhalten.

Eben ſo finden ſich in dem, was man gewöhnlich unter den Begriff Arithmetik bringt, noch mehrere ſehr wichtige Kunſt-Erleichterungsmittel, die ich gleichfalls auf eine höhere Stuffe nach den aufgeſtellten Grundſätzen ſetze; den Schüler nur mit mechaniſchen Fertigkeiten und Kunſtgriffen bekannt und vertraut zu machen, würde das, was ſo ſorgfältig und ſicher auf dieſem Weg erreicht und erzielt worden iſt, in Gefahr bringen, es wenigſtens zu ſchwächen.

Keiner künſtlichen Erleichterung in der Arithmetik darf der nach dieſen Grundſätzen gut geführte Schüler fremd bleiben. Er ſoll nicht nur mit aller diesfalls gefundenen Erleichterung und Verſchnellerung im Aufſuchen der Reſultate vertraut und bekannt werden; ſondern ein nach dieſen Grundſätzen gut geführter Schüler wird ſich im Stande fühlen, alle diesfälligen Kunſt-Erleichterungs-Mittel größtentheils ſelbſt zu finden. Aber auch alles dieſes wird in der Fortſetzung der Darlegung des Gegenſtandes außer allen Zweifel geſetzt werden.

Ich füge dieſem nur noch bey:

Die verſchiedenen Geſichtpunkte, unter denen die wichtigeren Anwendungsaufgaben gebildet worden ſind, können auch noch mit einander verbunden und dadurch die mannigfaltigſten Aufgaben gebildet werden; die aber leicht von jedem Lehrer, ſo weit er es immer für nothwendig erachten mag, ausgeführt werden können, beſonders, wenn man den Typus, der bey der Zahl als Entwicklung der Geiſteskräfte des Kindes aufgeſtellt worden iſt, zu Rathe ziehen will.

Sehr viele Aufgaben werden aber in keinem Fall hierüber nothwendig, beſonders wenn die Einfachen und Unverbundenen gehörig eingeübt worden ſind. Bey'm angewandten Zifferrechnen ſoll nie mehr als eine Aufgabe von der nämlichen Art dem Schüler zur Löſung vorgelegt werden. Im Fall es nothwendig würde, daß ein und dieſelbe Aufgabe mehreremal von demſelben gelöst werden müßte, um ihm irgend eins der aufgeſtellten Verhältniſſe anſchaulich zu machen, ſo könnte angenommen und gefolgert werden, der Schüler ſey noch nicht gehörig hiefür vorbereitet worden. Ich habe die meiſten Aufgaben mit Zahlen verſehen, damit der Lehrer nicht verſucht werde, ſeine Zuflucht zu umfaſſenden Zahlverhältniſſen zu nehmen.

Würde man ſehr hohe Zahl-Verhältniſſe in die Aufgaben bringen, ſo würden ſich vorzüglich die mechaniſchen Fertigkeiten entwickeln, die immer untergeordnet bleiben müſſen, und nebenbey gienge noch ſehr viel Zeit verloren.

Gewöhnlich giebt man den mechaniſchen Fertigkeiten bey'm Zifferrechnen einen Werth, den ſie nicht verdienen.

Als nicht unwichtig darf ferner die Angewöhnung angeſehen werden, ſich im Zifferrechnen daran zu gewöhnen, jedesmal ein richtiges Reſultat ohne viele Verſuche zu finden; denn was ſich der Schüler im Anfang einmal angewöhnt haben wird, geht nicht mehr leicht verloren und der Zeitgewinn iſt in mehreren Beziehungen ſehr groß; und wird ſpäter für die praktiſchen Verhältniſſe deſſelben von großem Nutzen ſeyn.

Regeln und Geſetze, die der Schüler in den aufgeſtellten Reihenfolgen auffinden wird, dürfen aber nie durchs Auswendiglernen oder durch die Gedächtnißkraft zum Eigenthum des Schülers gemacht werden.

Peſtalozzi's

ämmtliche Schriften.

Funfzehnter Band.

Mit fünf lithographirten Tafeln.

it den allergnädigſten Privilegien Ihrer Majeſtäten des Kaiſers aller
eußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs
on Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner Königl. Hoheit,
des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantons-
Regierungen der Eidgenoſſenſchaft.

Stuttgart und Tübingen,
n der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1 8 2 6.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Vorrede.

Indem ich hier mein Vorwort vom 14ten
Band in Erinnerung bringe, habe ich rückſichtlich
des Inhalts gegenwärtiger Schrift noch zu ſagen:

Die Wichtigkeit der Zahl als Entwickelung der
geiſtigen Anlagen des Kindes iſt bis auf einen ge-
wiſſen Punkt unter dem gebildetern Theil des Pu-
likums anerkannt. Anders verhält es ſich mit
em, was aus der Form und ihren Verhältniſſen
ervorgeht. Daher auch dieſem Umſtand die Aus-
ihrlichkeit ihrer Darlegung in dieſem Bande zuge-
hrieben werden muß. Vorzüglich aber ſoll ſie als
ypus der Art und Weiſe dienen, wie jedes Un-
richtsfach nach den, in verſchiedenen meiner Schrif-
n niedergelegten Grundſätzen verwirklicht werden
nn und auch verwirklicht werden wird. In der
nftigen und letzten Lieferung wird durch die weitere
rſetzung dieſes Unterrichtsfaches die Anwendung
ſelben in ein möglich vollſtändiges Licht geſetzt und
vielſeitigen Uebungen dargelegt werden.

Die Rede, die ich als diesjähriger Präſident
helvetiſchen Geſellſchaft am 26ſten April in

Langenthal gehalten und in dieſen Band aufzunehmen für nothwendig erachte, bitte ich vom Standpunkt aus in's Auge zu faſſen, was beſonders in einem Land, das durch die Folgen einer nicht ſolid begründeten Induſtrie in, daſſelbe in ſittlicher, geiſtiger, phyſiſcher und ökonomiſcher Hinſicht gefährdende Lagen verſetzt worden, durch die Erziehung gethan werden kann und gethan werden muß, wenn den Uebeln, an denen Europa diesfalls mehr oder weniger allgemein leidet und an denen es nach und nach zu unterliegen gefahret, vorgebeugt und dieſelben da, wo ſie Fuß gegriffen, gemildert werden ſollen. Eine tiefe und allgemeine Begründung des Volksunterrichts von der Wiege an iſt eines der erſten und dringendſten Bedürfniſſe der Zeit, und ein Mittel, das geeignet iſt, dieſem Ziel auf eine ſichere Weiſe entgegenzuſchreiten. Die zwey vorhergehenden ſowohl, als auch den gegenwärtigen Band meiner Schriften bitte ich hauptſächlich von dieſem Geſichtspunkt aus zu betrachten und ihnen diejenige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die ſie verdienen mögen.

Der Verfaſſer.

Neuhof, am 7ten Juni 1826.

Praktiſche

Elementarübungen.

Form- und Größenlehre.

Die Form

als

Typus der geiſtigen Entwicklung des Kindes durch die Schule.

Alles, was ich bey der Zahl dießfalls für den Schul-
nterricht aufgeſtellt habe, iſt auch hier in ſeiner ganzen
usdehnung anwendbar, richtig und wahr. Ich darf der
ürze halber nur dahin verweiſen und hier höchſtens das
iederholen, was der Form eigenthümlich zukommt, und
dem, was ich bereits hierüber für die häusliche Bil-
ng aufſtellte und ſagte, noch nicht erörtert worden iſt.
aß die Form als Entwicklung der geiſtigen Anlagen des
ndes in und durch die Schule nicht nur für die männ-
he Jugend bildend und anwendbar, ſondern auch für
s weibliche Geſchlecht eben ſo gut und nothwendig, ja
ngend iſt, geht aus Folgendem hervor. Die Entwick-
g der weiblichen Jugend iſt zwar allerdings einer ſchnel-
n und bis zu einer gewiſſen Höhe, umfaſſenderen Bil-
g fähig; hingegen aber fehlt es derſelben an Tiefe,
he und Stärke, ſich auf die gleiche Höhe ſchwingen zu
nen und darauf zu erhalten. Die Form muß deßwe-

gen weſentlich als ein allgemeines, beyde Geſchlechter gleich anſprechendes Element unſerer Bildung angeſehen werden; aber auch in und durch die Schule kann ſie nicht nur als Typus der Entwicklung der geiſtigen Anlagen in's Auge gefaßt und benutzt werden, ſondern ſie iſt in dieſem Gebiet wie im häuslichen Leben geſchickt, als Typus der Kunſtfertigkeit aufgeſtellt zu werden. Gegenwärtige Darlegung berührt dieſen Theil der Bildung nicht weiter, ſie beſchränkt ſich einzig darauf, die Form als Typus der geiſtigen Entwicklung in ihrer ganzen Ausdehnung geltend zu machen.

Die Anſchauung des Kindes in ſeinem ſchulfähigen Alter fordert die blos ſinnliche Thätigkeitsbelebung der Glieder und Organe, deren Stufengang bey dem häuslichen Unterricht aufgeſtellt worden, nicht mehr in dem Umfange, wie dieſes in der frühern Epoche geſchehen iſt; dieſe äußere Sinnesthätigkeit verliert ſich nach und nach und wird innerliche Geiſtesthätigkeit; ſie fängt in der Schulepoche an, von dem Aeußern, Sinnlichen auf das Innere und Geiſtige und ſo umgekehrt von dem Innern wieder auf das Aeußere zu wirken. Soll mit Hülfe der Form die Entwicklung der geiſtigen Anlagen des Kindes mit großem Erfolge betrieben und deren Reſultat ſicher geſtellt werden, ſo muß auch beym Schulunterricht das Gedächtnißvermögen dieſes Unterrrichtszweiges nur in ſo weit in Anſpruch genommen werden, als es im Schüler durch innere und äußere Anſchauung einen ſichern Hintergrund hat. Will man durch die Formlehre die in ihrem Weſen liegenden, hohen Zwecke der Entwicklung der geiſtigen Kräfte des Kindes erreichen, ſo iſt nothwendig, daß das, was für ſein häusliches und früheres Leben dießfalls aufgeſtellt worden, auch wirklich ausgeübt werde, wenn man nicht auf einen Grund bauen ſoll, dem alle Vorbereitung zu einem glücklichen Gedeihen mangelt.

Jede Bildungsepoche hat ihr Eigenthümliches, und kann auch nur in der von der Natur für ſie beſtimmten Zeit wirklich mit Erfolg gebraucht, angewandt und ſicher geſtellt werden. Jede dießfällige Verſetzung wirkt höchſt nachtheilig und ſtörend auf den Bildungsgang der Jugend ein. Auch giebt es kein Unterrichtsfach, in dem dieſe Befolgung wichtiger wäre als in der Formlehre; kein Fach ſetzt ſo viele Anſchauungseindrücke voraus. Dieſe aber können auch nur von dem ſchulfähigen Alter hinlänglich ſo begründet werden, daß mit bedeutendem Erfolge in dieſem vorgerückten Alter auf dieſelbe gebaut werden dürfte. Es iſt ein Irrthum zu glauben, daß etwas alſo Vernachläſſigtes wirklich ganz und wahrhaft ſpäter noch eingeholt werden könne. Es kann höchſtens etwas von der koſtbarſten Zeit einer ſpätern Bildungsepoche auf den vernachläſſigten Theil einer frühern verwendet und dadurch die ſpätere und geſchwächte Bildungsepoche etwas weniger bemerkbar gemacht werden; aber immer nur mit Aufopferung der Zeit und Kraft, die jetzt zur Erreichung von etwas Anderm hätte verwendet werden ſollen.

Es kommt in der Formlehre als Schulbildungsmittel weſentlich darauf an, durch die Unendlichkeit der Form und ihrer Größe in naturgemäßem Stufengange dem Kind den Blick in die ſinnliche Welt ſicher zu ſtellen, ſeine Anſchauungskraft ſo weit zu üben und zu ſtärken, daß die

Abſtraktion eine nothwendige Folge vielſeitiger Anſchauungen und Erfahrungen wird. Das Denkvermögen muß, als eine weitere und nothwendige Folge dieſer Anſchauung, Erfahrung und Abſtraktion, den Schüler auf eine geſicherte Weiſe zu ſelbſterzeugten richtigen Denkformen führen. Soll dieſer Endzweck aber durch die Formlehre erreicht werden, ſo iſt es nicht weniger weſentlich und nothwendig, den Schüler ſo zu führen, daß er gleichſam alle Formverhältniſſe unter ſo einfache und urſprüngliche Geſichtspunkte zu bringen, aufzufaſſen und anzuſchauen angeleitet werde, durch welche ihm der Ueberblick derſelben nicht nur möglich, ſondern ſelbſt leicht wird. Einleuchtend geht aus dieſem ferner hervor, daß die innere Anſchauung des Schülers ſo thätig, ſchöpferiſch und auf eine Weiſe ausgebildet werden müſſe, durch welche ihm die Unendlichkeit der Formen leicht zu finden und dieſelbe unter erſchöpfende Geſichtspunkte zu bringen ganz habituel wird. Dieſe Unendlichkeit der Formen iſt weder in ihrem Urſprunge noch in ihrem Ende als ein willkürliches menſchliches Machwerk, ſondern ſie iſt und muß als aus nothwendigen, unveränderlichen und ewigen Geſetzen hervorgehend und ganz und gar nicht unſerm Willen unterworfen, angeſehen und behandelt werden. Ueberzeugt von der Wichtigkeit der geiſtigen Entwicklung unſerer Kräfte durch die Form glaube ich durch das, was ich für den häuslichen Unterricht dießfalls aufgeſtellt, dieſelbe mit vollem Recht neben die gewöhnlichen Schulfächer des Schreiben- und Leſenlehrens ſetzen zu dürfen. Doch man wird mir hierüber bemerken wollen, ſo gut und zweckmäßig dieſes auch ſey, ſo müſſe man doch fragen, wohin die Kenntniß dieſer Formen die Jugend im allgemeinen führe? Individuel möge ſie zwar ihren Nutzen haben, aber ſie dürfe deßwegen nicht allgemein zur Einführung in Schulen anempfohlen werden. Dieſem wird man beyfügen, warum noch gar beſondere Mittel aufſuchen wollen, die die Geiſteskräfte der Jugend ganz unabhängend von ihrem poſitiven wiſſenſchaftlichen Unterricht, und zwar unabhängend von ihrem künftigen Berufe zu entwickeln beſtimmt ſeyen, beſonders da jedes Unterrichtsfach der Jugend ohnehin ſchon Gelegenheit darbiete, die Entwicklung ſeiner Kraft auf eine Weiſe ſicher zu ſtellen, daß keine beſondere Mittel dießfalls mehr angewandt werden dürfen. Solche und ähnliche Einwendungen werden mir die Menge gemacht werden. Ich begnüge mich aber, dieſelben durch folgendes zu berichtigen: Wird der Schüler in den Beſitz eines Typus geſetzt, der die Unendlichkeit der ihn umgebenden Formen in erſchöpfenden Reihenfolgen ſeiner Anſchauung unterwirft, ſo wird derſelbe fähig, den Chaos ſo zu ordnen, daß er ſich dieſe Reihenfolgen vollends zum Bewußtſeyn bringt, und ihm der Ueberblick nicht nur möglich, ſondern leicht wird. Er erhebt ſich dadurch zu einer Fähigkeit, die Außenwelt bildend auf eine Weiſe in ſich aufzunehmen, die auf keinem andern Wege von ihm zu erreichen möglich wird. Schon dieſes gäbe der Formlehre einen gültigen Titel, neben den Fächern des Schreiben- und Leſenlernens in jeder Schule eingeführt zu werden. Wichtiger aber als dieſes iſt die Erzielung und Sicherſtellung der geiſtigen Thätigkeit, die nur allein auf dieſem Wege gefunden wird, und die den höchſten Anforderungen, welche an den Geiſt gemacht werden können, ein Genüge zu leiſten im Stande iſt. Giebt man zu, daß man beſondere, aber allgemein paſſende Mittel anwenden dürfe und anwenden könne, um die phyſiſchen Kräfte des Kindes zu üben und zu ſtärken; ſo muß und darf man nicht weniger zugeben, daß auch der geiſtigen Entwicklung des Kindes die nämlichen Rechte und die nämlichen Anſprüche aus doppelten Gründen eingeräumt werden müſſen. Dieſem zufolge kann nur noch die Frage obwalten, ob dann die aufzuſtellenden Mittel die kräftigern und einzigen ſeyen, die zu dieſem Ziele mit Sicherheit führen. Auch hierüber darf mit der größten Zuverläſſigkeit geantwortet werden: ein durch die Erfahrung beſtätigter Erfolg ſpricht auf eine Weiſe für die Sache, daß ich gar keinen Anſtand nehme, auszuſprechen, daß wenigſtens bis jetzt nichts geliefert wurde, welches die Richtigkeit und Wichtigkeit dieſer Anſichten mehr zu beurkunden geeignet wäre. Aber auch für die poſitive Anwendung im praktiſchen und bürgerlichen Leben ſelber bietet die Entwicklung des Kindes für alles, was es einſt werden ſoll, entſcheidende Vorzüge dar. Doch die Darlegung des Gegenſtandes ſelber und ſeine wirklichen Ausführungsmittel werden jeden aufmerkſamen Beobachter, ſo wie auch den ſtrengen Prüfer, der ſie im Zuſammenhang mit dieſen Grundſätzen in's Auge faſſen will, mehr überzeugen, als alles, was ich dießfalls gegenwärtig noch mehr und weiter ſagen könnte. Setzt man aber die Ausübung, die man in dieſem Fache mit Kindern, deren Alter hiefür ganz paſſend ſeyn wird, mit dieſer Prüfung noch in Verbindung, ſo gelangt man dießfalls zu einer vollendeten Ueberzeugung. Wer alſo zweifelt und ſich aber doch gern überzeugen möchte, der ſehe bey Knaben und Mädchen, die gehörig durch das häusliche Leben hiefür vorbereitet worden ſind, mit welcher Freude, mit welchem Leben und mit welchen Folgen die Uebungen und Reihenfolge der Formlehre bey ihnen Eingang finden, und mit welcher Sicherheit ihre Geiſteskräfte dadurch entwickelt und gebildet werden. Ich nehme in dieſer Schrift an, das Kind ſey durch das häusliche Leben ſo weit und in dem Geiſte gebildet worden, wie ich bereits im vorhergehenden Band ins Licht zu ſetzen mich bemühte, und indem ich in der Folge auf dieſen Grund baue, füge ich demſelben noch bey: der Lehrer darf gegenwärtig nur bey ſolchen Schülern, denen die Elementarbildung der erſten Epoche ſolid eingeübt worden, annehmen, ſie ſeyen durch das häusliche Leben ſo weit gebildet und vorbereitet worden, als ich in gegenwärtiger Schrift vorausſetze. Bey jedem Schüler, wo das nicht iſt, muß das, was zwar nicht in die Schule, ſondern in das häusliche Leben gehört, nachgeholt und von zwey Uebeln das geringere gewählt werden. Die gegenwärtige Darlegung der Form geht, wie die Zahlenlehre, von dem ſchulfähigen Alter oder vom 6ten bis 7ten Jahre des Kindes aus. Was ich bey der Zahllehre rückſichtlich der praktiſchen Einübung in der Schule bey dem Schüler angerathen und beſonders für die Schule über das laute Zuſammenſprechen in gehörigen Abänderungen und Abwechslungen geſagt habe, findet hier nicht nur ſeine volle Anwendung, ſondern es muß eher noch mit größerer Ausdehnung als Einſchränkung betrieben werden; indem die Menge der Anſchauungsgegenſtände in dieſem Fach ſich ſehr vermindert hat, und dieſe ebenfalls wichtig und geläufig, wie die Zahlverhältniſſe, in Worte gefaßt werden müſſen. Der Schüler wird auch in dieſem Unterrichtszweig mehr als in keinem andern geſchickt und fähig, das, was er ſich wirklich eingeübt und eigen gemacht hat, andern mitzutheilen; denn alles wird in dieſem Fache durch ſtark beſtimmte und frey ausgedrückte Formen dargeſtellt und eignet ſich zum gegenſeitigen Unterricht, der in unſern Tagen ſo viel Bewegung in die Schulform brachte, ganz beſonders. Die Leichtigkeit und beſtimmte Anwendbarkeit dieſer Unterrichtsweiſe kann durch die Formlehre am leichteſten außer allen Zweifel geſetzt werden. Die Bildung der Imagination und des dießfälligen Vorſtellungsvermögens muß als der Formlehre eigenthümlich angeſprochen werden, welches in der Zahllehre gar nicht der Fall iſt; deßwegen ſind auch in der Ausführung Uebung und Reihenfolgen erforderlich, die ſich nicht in der Zahlenlehre befinden, und dennoch von hoher Wichtigkeit für die Bildung der Jugend werden, wenn die Wichtigkeit der Ausbildung dieſer Kraft in dem ganzen Umfange anerkannt ſeyn wird. Die Form, als Typus der Entwicklung der Kunſtkraft, wird dieſes ſpäter noch außer allen Zweifel ſetzen. Es verſteht ſich, daß in dieſen Uebungen die Ausbildung des Vorſtellungsvermögens nicht mit der Ausbildung der Gedächtnißkraft verwechſelt werden darf. So wichtig die Ausbildung der letztern auch iſt, ſo findet ſie in der Formlehre ſo wenig ihr Gebiet, als ſie es in der Zahlenlehre gefunden hat. Sie muß in der Formenlehre nur ganz untergeordnet und ihr dienend benutzt werden. Um aber dieſe, ſo wie die in der Zahlenlehre aufgeſtellte Grundſätze, auch hier in ein heiteres Licht zu ſetzen, iſt die faktiſche Darlegung des Gegenſtandes das einfachſte, ſicherſte und beſte Mittel. Ich ſchreite deshalb zu dieſem vor, und mache den Anfang mit der geraden Linie, die gleichſam der Typus aller geradlinichten Formen iſt, ſo wie die Einheit der einfachſte Typus aller Zahlenverhältniſſe war. Größe und Geſtalt iſt das, was an den Linien und ihrer Formirung ſichtbar iſt, und der Anſchauung des Schülers unterworfen werden kann. Ich trenne die Betrachtung, die aus der Geſtalt entſpringt, von derjenigen, die aus der Größe hervorgeht, und führe jedes ſelbſtſtändig und eigen durch, wie auch dieſes bey der Zahlenlehre geſchehen iſt. Die Größenverhältniſſe hingegen, die zur nähern und richtigen Auffaſſung der Form unentbehrlich ſind, als gleich, ungleich, größer u. ſ. w., werden von der Form nicht getrennt dargeſtellt, ſondern als innig mit ihr verbunden behandelt werden.

Der Lehrer trägt dem Schüler auf, er möchte auf ſeiner Schiefertafel eine gerade Linie zeichnen und ihm dann ſagen, was er an derſelben bemerke, und allenfalls mit ihr vornehmen könne. Der Schüler wird ohne Fehler etwa Folgendes angeben: Er könne die gerade Linie länger oder kürzer machen, und zwar an einem oder an zwey Orten, oder an einem oder an beyden Enden; er könne ſie ſo kurz machen, bis ſie aufhöre zu ſeyn, und ſo lang als er wolle; er könne ſie in 2, 3, 4 und in ſo viele Theile theilen, als er es wünſche, und dieſe Theile könne man gleich oder ungleich machen und zwar ſo klein oder ſo groß, als er immer wolle; doch könne er jeden einzelnen Theil der Linie niemals ſo groß machen, als die Linie ſelbſt. Er wird finden, daß jede Linie 2 Enden habe, oder daß 2 Endpunkte an derſelben bemerkbar ſeyen.

Wie dieſes auf 2 und mehrere Linien ausgedehnt werden könne, liegt als Norm ganz in dem, was mit einer Linie aufgeſtellt worden iſt. Weit iſt dieſes aber auf keinen Fall auszudehnen, indem es nur eine zwey- und mehrmalige Wiederholung deſſen iſt, was er in einer Linie anſchaute und auffaßte.

So wie ich voraus ſetze, daß das Kind die gerade Linie kenne, giebt der Lehrer dem Schüler jetzt 2 Linien und zwar gleich- und ungleichlaufende, und läßt ihn unterſuchen und ausſprechen, was jede Art ſolcher Linien für Eigenthümlichkeiten beſitze. Rückſichtlich der gleichlaufenden Linien wird er finden, daß ſie durch die Verlängerung oder Verkürzung nicht näher und nicht weiter von einander kommen, ſich auf keine Seite gegen einander neigen und folglich ſich niemals vereinigen können. Die ungleichlaufenden Linien aber nähern ſich in einer Richtung immer mehr, bis ſie ſich am Ende vereinigen, in der andern Richtung aber gehen ſie immer weiter auseinander, und können folglich niemals zuſammen treffen. Die Linien in einer Richtung können auch zuſammen treffen, bilden dann aber ſtets zwey nur eine Linie. Das was der Schüler ſo findet und ausſpricht, muß er zugleich auf ſeiner Schiefertafel anſchaulich darſtellen. Dieſes findet natürlich bey gleichlangen wie bey ungleichlangen Linien ſtatt.

Der Lehrer ſagt zum Schüler: gieb in wenig Worten den weſentlichſten Unterſchied zwiſchen gleich- und ungleichlaufenden Linien und Linien in einer Richtung an. Er wird ſagen: die gleichlaufenden Linien können ſich vereinigen, die ungleichlaufenden aber werden an einem Orte zuſammen treffen und dennoch 2 Linien bilden, diejenigen aber, die ſich in einer Richtung befinden, bilden, wenn ſie zuſammen treffen, nur eine Linie. Nachdem ſich der Schüler den Begriff von gleich- und ungleichlaufenden Linien und Linien, die in einer Richtung ſind, geläufig gemacht und eben ſo geläufig ihre Verſchiedenheiten in Worten auszudrücken fähig ſeyn wird, fährt der Lehrer weiter fort, und giebt ihm folgende Aufgabe.

Wenn du 3 gerade Linien haſt, unter welchen Abänderungen können ſie gleichlaufend, ungleichlaufend und in einer Richtung ſeyn? Er wird finden, 3 Linien können gleichlaufend ſeyn, oder 3 ungleichlaufend, 2 gleichlaufend und eine ungleichlaufend, 2 gleichlaufend und eine mit einer von beyden in einer Richtung, oder endlich 2 ungleichlaufend und eine wieder mit einer von dieſen beyden in einer Richtung ꝛc. Als Uebung kann man den Schüler auch noch 4 Linien unter dieſen Geſichtspunkten unterſuchen laſſen. — Dieſes weiter ausdehnen zu wollen, wird aber auf keinen Fall nothwendig werden, wenn bey 2, 3 und 4 Linien das gethan worden iſt, was ich ſo eben dargelegt habe. Nachdem der Schüler dieſes alles wird anſchaulich dargeſtellt haben, können aus dieſen Reihenfolgen auch einzelne Fragen an ihn gerichtet werden, wie dieſes in der Zahlenlehre ſtatt gefunden, z. E.

Wenn 4 Linien gleichlaufend und ungleichlaufend ſind, wie viele höchſtens ſind darunter gleichlaufend, wie viele höchſtens ungleichlaufend? Kann man ſo viele gleichlaufend als auch ungleichlaufend machen? Wie viele von den 4 Linien können höchſtens in einer Richtung ſeyn, wenn ſich noch gleichlaufende darunter befinden ſollen? Antwort: drey müſſen in einer Richtung ſeyn und die vierte muß mit dieſen 3 Linien gleichlaufend ſeyn. Auch haben wir geſehen, daß ſich die ungleichlaufenden Linien vereinigen können, und an dieſes wird die weitere Kenntniß der Form auf folgende Weiſe angeſchloſſen.

Seht auf euern Schiefertafeln, an wie vielen Stellen oder Punkten ſich 2, hernach 3 und endlich 4 gerade Linien vereinigen können. Die Schüler werden bey 2 Linien keinen oder einen Punkt finden, bey 3 Linien keinen, 1, 2, oder 3 Punkte; bey 4 Linien, keinen 1, 2, 3, 4, 5, 6 Punkte. Dieſes auf eine höhere Anzahl Linien ausdehnen zu wollen, kann als überflüſſig angeſehen werden. Dagegen finden, nachdem dieſes von den Schülern dargeſtellt worden, einzelne Fragen mit Recht hier eine Stelle.

Frage. Wie viele Linien kann man in einem Punkt vereinigen?

Antwort. Von 2 Linien an ſo viel man will.

Wenn man Linien in 4 Punkten vereinigt, wie viele ſind es? In wie viel Punkten können 4 Linien wenigſtens und höchſtens vereinigt werden u. ſ. w.

Aehnliche Fragen, die der Lehrer ſo an die Schüler richtet, ſollen dieſe beantworten können, ohne dieſelben auf ihren Schiefertafeln darzuſtellen. Die Beantwortungen ſollen ſchneller von ſtatten gehen, als der Schüler dieſes mit Linien darſtellte. Iſt er aber nicht im Stande, dieſe Fragen ohne anſchauliche Formen zu beantworten, ſo darf angenommen werden, daß ihm die erſten Uebungen nicht tief genug eingeprägt worden ſeyen.

Frage. Welches iſt die kleinſte und welches iſt die höchſte Anzahl Linien, die ſich in einem Punkt vereinigen können?

Antwort. Die kleinſte Anzahl iſt 2, und die höchſte ſo viel man will. Wenn ſich 4 Linien in der höchſten Anzahl Punkte vereinigen und man davon eine durchſtreicht, wie viele Vereinigungspunkte fallen weg; wenn man die 2te auslöſcht, wie viele fallen weg?

Antwort. Im erſten Fall 3 und im zweyten Fall 2.

Frage. Wie viele von 3 Linien, die ſich in der höchſten Anzahl Punkte vereinigen, muß man auslöſchen, wenn noch ein Punkt bleiben ſoll?

Die gleichen Reihenfolgen können auch mit gleich- und ungleichlaufenden Linien ſtatt finden. Z. E.

Unterſuche auf deiner Tafel, in wie viel Punkten 2 gleichlaufende und eine ungleichlaufende, oder 3 gleichlaufende und eine ungleichlaufende, oder 2 und 2 gleichlaufende, aber unter einander ungleichlaufende Linien ſich vereinigen können.

Für den erſten Fall wird er keinen, 1 oder 2 Punkte finden;

für den 2ten aber keinen, 1, 2, 3 Punkte;

für den 3ten endlich keinen, 1, 2, 3 oder 4 Punkte.

Noch ein Paar einzelne Fragen hierüber.

Frage. In wie viel Punkten höchſtens können ſich 2 und 3 gleichlaufende, aber unter ſich ungleichlaufende Linien vereinigen?

Antwort. In 6 Punkten.

Frage. Welcher von euch, Schüler, kann von einem bis zu 6 Punkten alle Fälle gleich auf der Tafel darſtellen, ohne einmal einzuhalten. Sind unter 4 Linien gleichlaufende, können mehr oder weniger Vereinigungspunkte gebildet werden, als wenn alle ungleichlaufend wären? Es ſind gleichlaufende und ungleichlaufende Linien in 2 Punkten untereinander verbunden worden; es fragt ſich, wie viele Linien es ſeyen? Antwort: 2 gleichlaufende und 1 ungleichlaufende u. ſ. w. — Es iſt überflüſſig, den Schüler ähnliche Unterſuchungen mit Linien in einer Richtung darſtellen zu laſſen, da dieſelbe durch die Verbindung nur eine Linie bilden.

Durch dieſe Darſtellung weiß der Schüler, in wie viel Punkten die Linien ſich vereinigen, und nun ſchreitet man zur Unterſuchung der Art der Vereinigung derſelben. Wenn 2 Linien ſich vereinigen, kann man ſehen, wie oft die Linien durch den Vereinigungspunkt gehen, oder denſelben durchſchneiden. Es geht entweder eine einmal, oder beyde und zwar jede einmal durch den Vereinigungspunkt.

Bey drey Linien in einem Punkt kann keine, oder eine, oder können 2 oder alle 3 Linien, jede einmal durch den Vereinigungspunkt gehen. Bey 3 Linien in 2 Punkten kann aber keine, oder 1, oder können 2, oder alle 3 Linien einmal durch die Vereinigungspunkte, oder 2 Linien jede einmal und die dritte hingegen durch 2 Punkte hindurch gehen.

Weil dieſer Geſichtspunkt unweſentlicher iſt, als der vorhergehende, ſo darf er in etwas kleinerm Maas geübt werden. Will man noch einige einzelne Fragen hierüber machen, ſo können die obigen diesfalls als Leitfaden dienen.

An dieſes kann noch eine zweyte Betrachtungsweiſe über die Verbindung der Linien geknüpft werden, die wieder nicht ſehr weſentlich iſt, aber doch nicht übergangen werden darf.

Lehrer. Unterſucht, wie viel Enden der Linien ſich bey 2 Linien in und außer dem Vereinigungspunkt befinden. Die Schüler werden finden: entweder 2 in und 2 außer dem Vereinigungspunkt, oder keine in und 4 außer demſelben. Desgleichen können die Fälle zuerſt mit 3 Linien in einem, hernach in 2 und endlich in 3 Vereinigungspunkten aufgefunden werden. Für den erſten Fall findet man 3 Enden in und 3 außen, oder 2 in und 4 außen, oder 1 in und 5 außen, oder endlich 6 Enden außer dem Vereinigungspunkt.

Noch einige einzelne Fragen hierüber:

Frage. Drey Linien vereinigen ſich in einem Punkt, es fragt ſich, wie viele Enden der Linien höchſtens in dem Vereinigungspunkt ſeyn können? Wie viel höchſtens auſſer demſelben? Wie viel liegen in demſelben, wenn ſie ſich in 2 Punkten vereinigen?

Daß auch hier die verſchiedenen Geſichtspunkte mit einander verbunden werden können, und zwar als einzelne Fragen und Reihenfolgen, iſt durch das, was ich bey der Zahlenlehre vielſeitig aufſtellte, bereits in ein heiteres Licht geſetzt. Um jedoch dem Lehrer hinlänglich ausgearbeiteten Stoff an die Hand zu geben, mögen noch einige Fragen über dieſen Geſichtspunkt hiefür dienen.

Wenn 3 Linien ſich in einem Punkt vereinigen und 3 ihrer Enden im Vereinigungspunkte liegen, ſo fragt es ſich, wie viele Linien durch denſelben gehen? Iſt das Gleiche bey eben ſo viel Linien in 2 Vereinigungspunkten, wie viele gehen durch dieſelben? Drey Linien, die ſich in 3 Punkten vereinigen, haben 6 ihrer Enden außer dem Vereinigungspunkt, es fragt ſich, wie oft ſie durch dieſelbe gehen?

Antwort. Jede geht durch 2 Vereinigungspunkte.

Ich ſchreite in den folgenden und ferner aufzuſtellenden Uebungen weiter, und laſſe den Schüler unterſuchen, was durch die Verbindung dieſer Linien entſtehe. Die Winkel kennt der Schüler, wie die gleichlaufenden und ungleichlaufenden Linien, folglich kann der Lehrer ihm auftragen, zu unterſuchen, wie viele Winkel mit 2 Linien in einem Punkt gebildet werden können. Er wird ſicher auch 1, 2, oder 4 Winkel finden. Mit 3 Linien in einem Punkt findet er aber 2, 3, 4, 5 oder 6 Winkel.

Mit 3 Linien in 2 Punkten wird er 2, 3, 4, 5, 6 oder 8 Winkel finden.

Mit 3 Linien in 3 Punkten wird er aber 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 oder 12 Winkel finden.

Mit 4 Linien in einem Punkt 3, 4, 5, 6, 7 oder 8 Winkel.

Mit 4 Linien in 2 Punkten 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 oder 12 Winkel.

Mit 4 Linien in 3 Punkten 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13 oder 14 Winkel.

Mit 4 Linien in 4 Punkten endlich findet er 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18 Winkel. (Seht Fig. 1.)

Mit 4 Linien in 5 und mehr Punkten alle Fälle erſchöpfen zu wollen, darf als überflüſſig angeſehen werden; beſonders wenn der Schüler mit großer Leichtigkeit obige Abänderungen zu machen im Stande ſeyn wird.

Da die Formverhältniſſe, unter dieſem Geſichtspunkt aufgefaßt, wichtiger als die vorhergehenden ſind, ſo wird auch eine größere Zahl einzelner Fragen, die die mannigfaltigen Abwechſelungen in ſich faſſen, nicht entbehrlich werden. Z. B. welches iſt die größte Anzahl Winkel, die mit 2 Linien, welches diejenige, die mit 3 und 4 Linien gebildet werden kann? Welches iſt die größte Anzahl Winkel, die mit zwey, drey und 4 Linien in einem Vereinigungspunkt; hernach mit 3 und 4 Linien in 2 Punkten gemacht werden?

Wie viele Winkel kann man mit 3 Linien in einem Punkt machen? Welches iſt die geringſte und welches die zweytgeringſte Anzahl Winkel? Wie viele Winkel kann man mit 3 Linien mehr machen, als mit 2; mit 4 Linien mehr als mit 3?

Antwort: Mit 3 Linien kann man 8 Winkel mehr als mit 2, und mit 4 Linien kann man 12 Winkel mehr machen, als mit 3 Linien. (Seht Zeichn. 2.)

Welches iſt die geringſte Anzahl Winkel, die durch 4 Linien in 3 Punkten gebildet werden kann?

Antwort. 3. (Seht Figur 3.)

Wie viele Winkel kann man mit 7 Linien in einem Punkt höchſtens und wie viele wenigſtens machen?

Welches iſt die kleinſte Anzahl Winkel, die mit 2, 3, 4 Linien in einem Punkt gemacht werden kann?

Streicht man eine der 2 Linien, die 4 Winkel bilden, durch, wie viele Winkel verſchwinden dadurch? Wenn man aber bey 3 Linien, die 12 Winkel bilden, eine davon durchſtreicht, wie viele Winkel fallen dann weg?

Man hat 3 Linien ſo verbunden, daß ſie die höchſte Anzahl Winkel untereinander bilden, wie viel Linien muß man noch mit denſelben verbinden, wenn es 12 neue Winkel geben ſoll?

Antwort: Man kann dieſes mit einer Linie bilden.

Wie viele Winkel kann man mit 2 Linien bis zur höchſten Anzahl nicht machen? Antwort: 3. Welche aber bey 4 Linien nicht?

Die Ausdehnung dieſer Uebung auf 5 und mehrere Linien ſoll auf die nämliche Weiſe geſchehen.

Sind alle Winkel, die mit Linien gemacht werden, gleich groß? Kann man aber ſo viel man will gleiche, und auch ſo viel man will ungleiche machen?

Die Wichtigkeit der richtigen Auffaſſung der Formlehre und die Nothwendigkeit, das Weſen der frühern Geſichtspunkte fortdauernd näher zu beſtimmen, ſetzen mich in die Lage, dieſen Zuſammenhang den Zöglingen durch wenige einzelne Fragen heiter und leicht begreiflich zu machen, und für die Dauer einzuüben.

Frage. Welches iſt die höchſte Anzahl Winkel, die mit 2 gleichlaufenden und einer ungleichlaufenden Linie gebildet werden kann?

So wieder mit 3 gleichlaufenden und einer ungleichlaufenden; desgleichen mit 2 und 2 gleichlaufenden und unter einander ungleichlaufenden Linien.

Giebt es weniger oder mehr Winkel, wenn ſich unter 4 Linien, ſtatt nur ungleichlaufende, auch gleichlaufende befinden?

Drey Linien vereinigen ſich ſo, daß ihre 6 Endpunkte in den Vereinigungspunkten liegen; es fragt ſich, wie viel Winkel in dieſem Fall gemacht werden können?

Antwort. Drey; in dieſem Fall darf man nur ein Dreyeck machen.

Alle ſechs Enden liegen aber bey 3 Linien außer den Vereinigungspunkten; es fragt ſich, wie viel Winkel dadurch gebildet werden können?

Antwort. Drey oder 4 (Seht Zeichn. 4 und 5).

Wenn aber keine Linie durch den Vereinigungspunkt geht, wie viel Winkel können dann gebildet werden?

Antwort: 2 oder 3 (Seht Zeichnung 6 und 7).

Mit wie viel Linien kann man 2 Winkel bilden?

Antwort. Mit 2 und 3 Linien (Seht Zchg. 6).

Wie viele Linien werden erfordert, um in 1, 2, 3 und 4 Punkten jedesmal 4 Winkel zu bilden?

Um in einem Punkt 4 Winkel zu bilden, werden 2, 3, 4 oder 5 Linien erfordert. Um in 2 Punkten 4 Winkel zu bilden aber 3, 4, 5, 6 Linien, (Seht Zeichnung 8). In 3 Punkten 3, 4, 5 und 6 Linien. In 4 Punkten aber 4, 5, 6, 7 oder 8 Linien.

Auch hier darf man es nicht vergeſſen, den Schüler aufzufordern, an ſeine Mitſchüler, wie bey der Zahlenlehre, auch einzelne ſchwierige Fragen zu richten.

Alles, was ich diesfalls in der Zahlenlehre ſo vielſeitig ins Licht zu ſetzen mich bemühte, muß auch hier ſeine volle Anwendung finden.

Bey Fragen, die etwas ſchwerer zu löſen ſind, wird der Lehrer wohl thun, wenn er die Schüler abwechſelnd das was ſie gefunden haben, an ſeiner großen Wandtafel, an der es alle ſeine Mitſchüler ſehen können, vorzeichnen läßt. Die Zeiterſparniß wird dadurch bedeutend werden, und dieſes iſt, wenn beſonders die Klaſſe ſehr zahlreich ſeyn ſollte, ſehr wichtig.

Der Lehrer hat, wie es ſich von ſelbſt verſteht, dafür zu ſorgen, daß die Verbindungen nicht zu frühe den Mitſchülern gezeigt werden, damit keiner deshalb verleitet werde, nur nachzukopiren, was ihm auf der Wandtafel vorgemacht wird.

So wie der Schüler die Winkel kennt, ſo darf angenommen werden, er habe eine vollſtändige Kenntniß der Ecken. An dieſen Faden wird geknüpft und alſo weiter geſchritten.

Der Lehrer. Seht auf euern Tafeln, wie viele Ecken ihr mit 2, 3, 4 und 5 geraden Linien machen könnt. Die Schüler werden finden:

Mit 2 Linien könne keiner oder ein Ecken gemacht werden.

Mit 3 Linien aber entweder keiner, oder 1, 2 oder 3 Ecken.

Mit 4 Linien, keiner, 1, 2, 3, oder 4.

Mit 5 Linien, keiner, 1, 2, 3, 4 oder 5 Ecken.

Da hier keine große Mannigfaltigkeit der Formen ſtatt findet, ſo dürfen auch die einzelnen Fragen den ſo eben aufgeſtellten Reihenfolgen entſprechend gemacht werden, und können daher nicht ſehr ausgedehnt ſeyn.

Frage. Welches iſt die kleinſte und welches die größte Anzahl Ecken, die mit 4 Linien gemacht werden können?

Wenn man die größten Anzahl Ecken mit 4 Linien macht; wie viele Winkel befinden ſich dabey?

Antwort. 4.

Wenn man aber mit 4 Linien 4 Ecken gemacht, und eine Linie davon durchgeſtrichen wird, ſo fragt es ſich, wie viele Ecken dadurch verſchwinden?

Antwort. 2.

Wenn aber 2 von dieſen Linien durchgeſtrichen werden, wie viel fallen dann weg?

Antwort. Es können alle 4 Ecken, oder aber nur 3 dadurch verſchwinden.

Werden mit 4 Linien 4 Ecken gebildet, wo befinden ſich dann die Enden dieſer Linien?

Antwort. In den 4 Vereinigungspunkten.

Statt der Anzahl Winkel, die in den verſchiedenen Verbindungen gebildet werden, wird auch die Art derſelben auf die gleiche Weiſe unterſucht. Aber hier darf wieder vorausgeſetzt werden, daß der Schüler die Art de Winkel, z. B. die rechten, ſpitzen und ſtumpfen Winkel vollkommen kenne. Auf dieſes Fundament wird alſo auch hier weiter geſchritten. Sollte dieſes aber der Fall nich ſeyn, ſo muß natürlich dem, was im häuslichen Kreiſ diesfalls nicht erzielt worden iſt, nachgeholfen werden.

Fr. Bildet man mit 2 Linien 1 Winkel, was kan derſelbe für eine Form haben?

Der Schüler wird finden, daß es ein rechter, ei ſpitzer oder ein ſtumpfer Winkel ſeyn könne. Desgleiche wird er bey der diesfälligen Bildung von 2 Winkeln finden, daß es entweder 2 rechte, oder ein ſpitzer und ei ſtumpfer Winkel ſeyn können.

Drey Winkel können durch 2 Linien nicht gebilde werden. Bildet man aber 4 Winkel, ſo ſind dieſelbe entweder alle 4 rechte, oder es ſind 2 ſpitze und 2 ſtumpf Winkel.

Mit 3 Linien in einem Punkt können 2, 3, 4, 5 ode 6 Winkel gemacht werden.

Die 2 Winkel ſind aber: 2 ſpitze, 1 ſpitzer und ei ſtumpfer oder 1 rechter und ein ſpitzer Winkel.

Drey Winkel. Drey ſtumpfe (ſiehe Zeichn. 9.), oder ein rechter und 2 ſtumpfe, oder ein ſpitzer und 2 ſtumpfe, ebenfalls nach Zeichnung 9. zu bilden; oder 3 ſpitze (ſ. Zeichn. 10.), oder ein rechter und 2 ſpitze, oder ein ſtumpfer und 2 ſpitze.

Vier Winkel. Zwey rechte und ein ſpitzer und ein ſtumpfer, oder 2 ſpitze und 2 ſtumpfe.

Fünf Winkel. 4 ſpitze und ein ſtumpfer, oder 3 ſpitze und 2 ſtumpfe, oder 3 ſpitze, 1 rechter und 1 ſtumpfer, oder 2 ſpitze und 3 rechte.

Sechs Winkel. 6 ſpitze, oder 4 ſpitze und 2 ſtumpfe, oder 4 ſpitze und 2 rechte.

Nach eben der Norm läßt man den Schüler die verſchiedenen Arten der Winkel mit 3 Linien in 2 Punkten unterſuchen; z. B.

Mit 3 Linien in 2 Punkten 2 Winkel: 2 rechte oder 2 ſtumpfe, oder 2 ſpitze, oder 1 rechter und 1 ſpitzer u. ſ. w.

Mit 3 Winkeln in dieſer Verbindung: 3 rechte, oder 2 rechte und 1 ſpitzer, oder 2 ſtumpfe und 1 ſpitzer u. ſ. w.

Die höchſte Anzahl Winkel in dieſer Verbindung aber iſt 8; und zwar 8 rechte, oder 4 rechte, 2 ſpitze und 2 ſtumpfe, oder 4 ſpitze und 4 ſtumpfe.

Mit 3 Linien in 3 Punkten, drey Winkel: entweder 3 ſpitze, oder 1 rechter und 2 ſpitze, oder 1 ſtumpfer und 2 ſpitze.

Mit 4 Winkeln in 3 Punkten durch 3 Linien: entweder 2 rechte und 2 ſpitze, oder 1 rechter, 2 ſpitze und 1 ſtumpfer u. ſ. w.

Die höchſte Anzahl Winkel mit 3 Linien in 3 Punkten aber iſt 12. Dieſe ſind entweder 4 rechte, 4 ſpitze und 4 ſtumpfe; oder aber 6 ſpitze und 6 ſtumpfe Winkel. Das Nämliche kann auch mit 4 Linien durch alle, bey 3 Linien angegebenen Veränderungen durchgeführt werden. Daß auf dieſe Weiſe alle Fälle von dem Schüler leicht erſchöpft werden können, unterliegt keinem Zweifel; aber auch hier treten ſchon unweſentlichere Verbindungen ein, deren Unterſuchung folglich nicht mehr in ihrem ganzen Umfange nothwendig iſt.

Mit 4 Linien will ich nur noch in Kürze anzeigen, welche Verbindungsarten zu erſchöpfen, und von den kräftigern ſo wie von den ſchwächern Schülern durchgeführt werden ſollten.

Wenigſtens mit 4 Linien in einem Punkt bey der geringſten und höchſten Anzahl Winkel dürften diesfalls alle Veränderungen aufgeſucht werden, die in 2, 3, 4, 5 und 6 Punkten möglich ſind.

Er wird finden, die geringſte Anzahl Winkel in 1, 2, 3, 4, 5 und 6 Punkten ſey 3 in 1 Punkt, 3 in 2 Punkten, 7 in 5 Punkten (ſ. Zeichnung 11.) und endlich 11 Winkel in 6 Punkten.

An dieſem Faden ſchreitet man weiter und unterſucht, was dieſes jedesmal für Arten von Winkel ſeyen.

Die höchſte Anzahl Winkel in 1, 2, 3, 4, 5 und 6 Punkten ſind in 1 Punkt 8, in 2 Punkten 10, in 3 Punkten 14, in 4 Punkten 18 (ſ. Zchg. 1.) und in 6 Punkten 24. (S. Zchg. 2.)

Eben ſo wird wieder zu den Arten der Winkel geſchritten.

Will man dieſes weiter ausdehnen, ſo nimmt man allenfalls die geringſte und zweytgeringſte, und die höchſte und zweythöchſte Anzahl Winkel, und unterwirft ſie der nämlichen Unterſuchung. Dieſe aber bis zur drittgeringſten und dritthöchſten Anzahl auszudehnen, iſt überflüſſig.

Die Wichtigkeit der Unterſuchung der Arten der Winkel macht folgende Uebungen nothwendig:

Es ſollen mit 5 Linien in 5 Punkten die geringſte Anzahl Winkel gebildet und alle Veränderungen in Rückſicht der Arten derſelben erſchöpft werden. Die Fortſetzung dieſer Aufſuchung mit 6 Linien in 6 Punkten, mit 7 Linien in 7 Punkten u. ſ. w. hat hier ſein Gutes. Sollte der Schüler bey 7, 8, 9 und 10 Linien Mühe haben, alle Fälle zu erſchöpfen, ſo darf er wenigſtens angehalten werden, die weſentlichſten davon aufzuſuchen.

Wie ich hier alle dieſe Reihenfolgen nacheinander aufſtellte, alſo muß dieſes natürlich mit der Unterbrechung von einzelnen Fragen gemiſcht, behandelt werden, wie ich dieſes bereits durch die ganze Darlegung der Zahl und Form genugſam gezeigt habe. Die einzelnen Fragen, die am Ende jeder Reihenfolge aufgeſtellt werden, ſollen nur noch als eine Norm, nach der dieſes zu behandeln iſt, angeſehen werden. Man wird wohl thun, die Fragen von dieſem Standpunkt aus ins Auge zu faſſen:

Frage. Wie viele rechte Winkel kann man mit 2, und wie viele mit 3 Linien machen?

Antwort. Mit 2 Linien kann man 1, 2 und 4;

mit 3 Linien aber 2, 3, 4, 5, 6 und 8 rechte Winkel machen. (Wollte man aber mit 3 Linien einen rechten Winkel machen, ſo würde eine Linie unbenutzt bleiben, und dieſe Verbindung dürfte dann nur als mit 2 Linien gemacht angeſehen werden.)

Welches iſt die höchſte Anzahl rechte Winkel, die mit 4 Linien gemacht werden kann?

Antwort. 16. (S. Zchg. 12.)

Welches aber iſt die geringſte Anzahl rechte Winkel, die mit dieſen 4 Linien gemacht werden kann?

Antwort. 3. (S. Zchg. 13.) So wäre die höchſte Anzahl rechte Winkel mit 5 Linien 24, und die geringſte nach den letzten Verbindungen 4.

Kann man 2, 3, 4, 5, 6 Linien ſo ziehen, daß ſie nur rechte Winkel bilden? Antwort: ja. Wenn man von den 2 Linien, die 4 rechte Winkel bilden, eine auslöſcht, wie viele fallen dadurch weg?

Welches iſt die geringſte Anzahl nur ſpitze Winkel, die mit 2 und 3 geraden Linien gemacht werden kann?

Antwort. Mit 2 Linien iſt es ein Winkel, mit 3 Linien aber 2. (S. Zchg. 14.)

Dieſe Fragen werden, wie bey den rechten Winkeln, fortgeſetzt, und man findet bey 4 Linien für die höchſte Anzahl 8 Winkel (S. Zchg. 15.) für die geringſte Anzahl 3. (nach Zchg. 13.)

Mit 5 Linien wäre ſo die höchſte Zahl ſpitzer Winkel 14 (ſ. Zchg. 16.), ihre geringſte Anzahl aber wäre 4. (nach Zchg. 13.)

Mit den ſtumpfen Winkeln würde man für 2 Linien einen und für 3 Linien 3 finden. (S. Zchg. 9.) Mit 4 Linien für die geringſte Anzahl 3, (nach Zeichnung 13) und die höchſte Anzahl 4 (nach Zeichnung 17).

Kann man mit 2, 3, 4 Linien ꝛc. eben ſo viele rechte als ſpitze Winkel machen?

Antwort. Mit 2 Linien kann man dieſes nicht, wohl aber mit 3, 4 ꝛc. Linien. Können jedesmal ſo viele Winkel von der einen, als von der andern Form gemacht werden?

Dieſe nämlichen Fragen ſollten auch in Rückſicht auf die ſpitzen und ſtumpfen, oder auf die ſtumpfen und rechten, oder auf die rechten, ſpitzen und ſtumpfen Winkel vereinigt gemacht und erweitert werden. Die Beantwortung wird keinem Schüler mehr ſchwer fallen, denn wenn er ſich die oben angegebenen Reihenfolgen ſo auf der Schiefertafel eingeübt haben wird, wie es oben ausgeführt und angezeigt worden und er beſonders die letzten Aufgaben aufgelöst hat, ſo kann ihm keine mehr gegeben werden, die er nicht mit Leichtigkeit zu löſen im Stande ſeyn wird.

Werden mit drey Linien in einem Punkt 2 Winkel gemacht, wie viele verſchiedene Abänderungen giebt es in Rückſicht der Arten der Winkel?

Antwort. 3 Abänderungen.

Kannſt du dir dieſe Abänderungen im Kopf vorſtellen, ohne daß du nothwendig haſt, dir dieſes durchs Vorzeichnen auf der Schiefertafel zu erleichtern. Die größere Zahl obiger Fragen wird zwar der Schüler ohne dieſe Nachhülfe mit Leichtigkeit löſen. Dieſes muß aber auch immer mehr erweitert werden, damit das Vorſtellungsvermögen des Schülers eben ſo ſehr gebildet werde, als durch alle dieſe drey Darſtellungen ſeine ſchöpferiſche Erzeugungs- und Empfindungskraft geübt und geſtärkt wird. Um dieſen Endzweck noch vollſtändiger zu erreichen, wird man wohlthun, wenn man zur Abwechslung dem Schüler dann und wann aufträgt, er möchte das, was er jetzt auf der Schiefertafel darſtellt, recht anſehn und es dann morgen aus dem Kopf wieder zeichnen, ohne die Schiefertafel weiter zu Hülfe zu nehmen. Dieſes iſt beſonders bey Aufgaben wie die letzten waren, und die etwas ſchwierig aufzufinden und in der Anſchauung zu behalten ſind, von großer Wichtigkeit.

Daß die Art der Winkel mit den früher aufgeſtellten Geſichtspunkten auch wieder in Verbindung zu ſetzen ſeyen, wiſſen wir aus dem dießfalls Ausgeführten.

Es ſoll aber, wegen ſeiner Wichtigkeit, doch nicht ohne folgende Uebungen übergangen werden.

Wenn man mit 2 Linien einen rechten Winkel macht, wie viele Ecken ſind dabey?

Wenn man aber zwey Winkel macht, wie viele Ecken ſind alsdann damit verbunden? Antwort: Keine.

Werden durch 3 Linien 3 Winkel gebildet, wie viele Ecken finden dann ſtatt?

Antwort: keine, eine, 2, 3. Für 3 Ecken kann man das Dreyeck gebrauchen. Für keine Ecke ſiehe Zeichnung 7.

Kann man 4 Linien ſo verbinden, daß ſie 4 Winkel und 4 Ecken zugleich bilden? oder kann man ſie ſo verbinden, daß es 4 Winkel und 5 Ecken giebt? Antwort: nein.

Wenn man mit 4 Linien 5 Winkel macht, wie viele giebt es dann?

Antwort: keinen, einen, 2 oder 3.

Wenn man mit 4 Linien die höchſte Anzahl Winkel bildet, wie viele ſind dabey möglich? und wenn man die höchſte Anzahl Ecken bildet, wie viele Winkel hat es dann?

Antwort: Im erſten Fall hat es keinen, im zweyten Fall aber vier Winkel.

Man bildet mit zwey gleichlaufenden und einer ungleichlaufenden Linie die höchſte Anzahl Winkel; es fragt ſich, was es für Arten von Winkel ſeyen?

Antwort: acht rechte, oder 4 ſtumpfe und 4 ſpitze.

Werden aber mit dieſen Linien die obigen Winkel gebildet, ſo fragt es ſich, ob die Linien immer gleichlaufend ſeyen? Antwort: bey rechten ſind ſie immer gleichlaufend; bey 4 ſpitzen und bey 4 ſtumpfen können ſie gleich- oder ungleichlaufend ſeyn.

Bildet man mit 3 Linien 2 ſtumpfe Winkel, ſo fragt es ſich, ob dieſelben gleich- oder ungleichlaufend ſeyen?

Antwort: ſie können wieder beydes ſeyn.

Bildet man aber mit 3 Linien 6 ſpitze Winkel, ſo fragt es ſich, ob ſie gleich- oder ungleichlaufend ſeyen?

Man macht mit zwey gleichlaufenden und einer ungleichlaufenden Linie zwey Winkel; es fragt ſich, was dieſe zwey Winkel für eine Form haben? Antwort: beyde rechte, oder beyde ſpitze, oder beyde ſtumpfe, oder der eine iſt ein ſtumpfer und der andere ein ſpitzer Winkel.

Die gleichen Fragen können auch gegeben werden, wenn die Linien ungleichlaufend ſind. Als Antwort wird man alle Abwechslungen, nur keine zwey rechte Winkel finden.

Was für Winkel kann man mit zwey gleichlaufenden Linien in ihrer kleinſten Anzahl machen? wie viele Winkel kann man mit den nämlichen Linien machen, wenn 2 gleichlaufend und 2 ungleichlaufend ſind? und endlich, wenn alle 4 Linien ungleichlaufend ſind?

Daß dieſes auch auf die größte und zweytgrößte Anzahl Winkel ausgedehnt werden kann, unterliegt keinem Zweifel, und in ſo fern es der Lehrer nothwendig erachten ſollte, wird er es auch ohne weitere Anleitung dahin ausdehnen.

Wenn man mit drey Linien in einem Punkt 3 ſtumpfe Winkel bildet, wie viele Enden der Linien liegen in und wie viele außer dem Vereinigungspunkt u. ſ. w.?

Wenn dieſe Linien ſo oft als möglich durch zwey Vereinigungspunkte gehen, was für Arten von Winkel werden gebildet?

In wie viel Vereinigungspunkten kann man mit vier Linien vier ſpitze Winkel machen?

Antwort. In 1, 2, 3 oder 4 Punkten. (S. Zchg. 18, 19, 20 und 21.)

In wie viel Punkten kann man mit 4 Linien 5 rechte Winkel machen? Antw. in 3 oder 4 Punkten.

So können Fragen über die ſtumpfen Winkel gegeben werden, oder über die rechten und ſtumpfen, oder über die ſtumpfen und ſpitzen u. ſ. w. vereinigt, welches gewiß ein jeder Lehrer ohne Mühe auszuführen im Stande iſt. Daß man auch hier den Schüler anhalte, wenn ein ſolcher Typus gegeben iſt, die Fragen ohne weitere Hülfe und Handbietung des Lehrers ſelbſt zu bilden und dieſelben, wie es bey der Zahlenlehre geſchehen iſt, an ſeine Mitſchüler zu richten, verſteht ſich ein für alle mal ohne weitere Bemerkung. Wie und auf welche Weiſe dieſes ſowohl vom Lehrer als auch vom Schüler betrieben werden muß, um alle ſeine Mitſchüler in gehörige Thätigkeit zu verſetzen und ſie darin zu erhalten, iſt in der Darlegung der Zahlenlehre ausführlich behandelt worden.

Die Arten der Winkel beſtimmen auch die Arten der Ecken und werden dieſen gleich behandelt. Z. B. Wenn man mit 2 Linien eine Ecke macht, was hat dieſelbe für eine Form?

Der Schüler wird wieder finden, daß ſie, wie der Winkel, entweder recht, ſpitz oder ſtumpf ſeyn könne.

Die gleichen Unterſuchungen können mit 3 Linien, um 1, 2, 3 Ecken, oder mit 4 Linien um 1, 2, 3 und 4 Ecken zu bilden, ſtatt finden.

Will man dieſes zu 5 und 6 Ecken ausdehnen, ſo können dieſe Uebungen als zweckmäßig, aber auf dieſer Stufe nicht mehr als nothwendig angeſehen werden.

Noch einige einzelne Fragen über die Ecken:

Kann man mit drey Linien 2 rechte, 2 ſpitze und 2 ſtumpfe Ecken machen? Antwort. Ja.

Aber auch drey von jeder Art?

Antwort: nur drey ſpitze Ecken ſind möglich.

Kann man 4 ſpitze Ecken mit 4 Linien machen?

Antwort. Ja. (Seht Zchg. 21.)

Können mit 6 Linien 6 rechte, 6 ſtumpfe und 6 ſpitze Ecken gemacht werden?

Antwort. Ja. (Seht Zchgn. 22, 23 und 24.)

Weil dieſem Geſichtspunkt etwas an Reichhaltigkeit fehlt, ſo ſoll er mit den vorhergehenden Uebungen und Reihenfolgen nicht verbunden werden.

Auch folgender Geſichtspunkt, unter dem die Formverhältniſſe aufgefaßt werden können, iſt nicht ſehr reichhaltig, und bedarf deßhalb nicht ausführlich behandelt zu werden.

Der Lehrer macht den Schüler darauf aufmerkſam, daß Linien, die einen Winkel oder Ecken bilden, auch den Namen Schenkel annehmen. Hierauf geſtützt, läßt man den Schüler unterſuchen, wie viele Schenkel 4 Linien bilden können? Die Schüler werden finden: 2, 3 oder 4. Zwey Schenkel bilden ſie bey einem, 3 bey 2, 4 bey 3 Winkeln.

Nach der nämlichen Anſicht bilden drey Linien in einem Punkt entweder 3, 4, 5 oder 6 Schenkel. Vier Linien aber bilden in einem Punkt 4, 5, 6, 7 oder 8 Schenkel.

Mit 3 Linien in 2 Punkten kann man 3, 4, 5, 6, oder 7 Schenkel bilden.

Es iſt nicht nothwendig, dieſes auf eine höhere Anzahl Linien und Punkte auszudehnen.

Noch ein paar einzelne Fragen zum Beſchluß.

Wenn man mit zwey Linien 3 Schenkel macht, wi viele Winkel ſind dadurch gebildet worden?

Man hat mit 4 Linien die höchſte Anzahl Schenkel in einem Punkt gebildet; es fragt ſich, wie viele Winkel dadurch entſtanden ſeyen?

Ueber die Anzahl der geſchloſſenen Figuren.

Der Lehrer trägt dem Schüler auf, zu unterſuchen, wie viel geſchloſſene Räume mit 4, 5, 6 ꝛc. Linien zu machen möglich ſeyen.

Er wird bey 3 Linien einen Raum finden; bey 4 Linien aber 1, 2 oder 3; bey 5 Linien 1, 2, 3, 4, 5 oder 6; bey 6 Linien 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 oder 10 Räume.

Lehrer: Unterſucht, wie viele geſchloſſene Figuren mit 2 und 2, oder mit 2 und 3, oder mit 2 und 5, oder mit 3 und 3, oder mit 3 und 4 gleichlaufenden Linien möglich werden?

Bey 2 und 2 gleichlaufenden Linien wird er 1, bey 2 und 3 gleichlaufenden aber 2 ꝛc. geſchloſſene Figuren finden.

Mit Linien in drey Richtungen dieſes fortzuſetzen ſoll nicht als ganz entbehrlich behandelt werden.

Der Lehrer läßt den Schüler z. B. unterſuchen, wie viele geſchloſſene Räume mit 3 mal 2, oder mit 3 mal 3, oder mit 3 mal 4 ꝛc. gleichlaufenden Linien möglich ſeyen?

Für 3 mal 4 wird der Schüler höchſtens 6 geſchloſſene Räume finden. Wenn man höchſtens 6 geſchloſſene Räume machen kann, ſo wird man auch keinen, oder 1, 2, 3, 4 und 5 Räume eben ſo leicht finden können.

Frage: Wie viele Linien braucht man, um einen

Raum zu ſchließen? Mit wie vielen Linien kann man aber einen Raum ſchließen? Welches iſt die höchſte Anzahl geſchloſſener Räume, die man mit 5 Linien machen kann?

Man hat 2 geſchloſſene Figuren gemacht; es fragt ſich, wie viele Linien dazu erfordert werden?

Antwort: 4, 5, 6 oder 7 u. ſ. w., bis ſo weit man will.

Kann man mit Linien, die gleichlaufend ſind, einen Raum bilden? In wie vielen Richtungen müſſen aber Linien gleichlaufend ſeyn, wenn man mit ihnen Figuren ſchließen will?

Antwort: In 2, 3 und mehreren Richtungen. Welches iſt die höchſte Anzahl geſchloſſener Figuren, die mit 2 und 4 gleichlaufenden Linien gebildet werden? Kann man jede Anzahl derſelben bis zur höchſten machen? Wenn mit 4 Linien 2 geſchloſſene Figuren gebildet werden, wie oft gehen die Linien durch die Vereinigungspunkte?

Antwort: 2 mal.

Wenn man aber mit dieſen Linien 3 geſchloſſene Figuren bildet, wie oft gehen ſie dann durch die Vereinigungspunkte? Liegen die Enden der Linien in- oder außerhalb der Vereinigungspunkte? Sind die Linien dabey gleich- oder ungleichlaufend? Linien oder Schenkel, die einen Winkel bilden, nennt man, wenn ſie eine Figur einſchließen, auch Seiten.

Unterſucht, wie viele Seiten man mit 3, 4, 5, 6 Linien ꝛc. machen könne? Der Schüler wird finden, daß er mit 3 Linien nur 3, mit 4 Linien aber 4, 5, 6 oder 8 Seiten bilden könne.

Mit 5 Linien kann man 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13 und 15 Seiten bilden.

Einige Fragen hierüber:

Wie viele Seiten können mit 6 Linien höchſtens gemacht werden? Welche Anzahl iſt nicht möglich zu machen? Wenn 4 Linien die höchſte Anzahl Seiten bilden, und man eine dieſer 4 Linien durchſtreicht, wie viele fallen weg?

Antwort: 5.

Wenn man aber die dritte dieſer 4 Linien durchſtreicht, wie viel fallen dann weg?

Antwort: drey.

Dieſe Fragen auf 5 und mehrere Linien auszudehnen, iſt nicht ganz ohne alle Wichtigkeit.

Wie viele Seiten können mit 2 und 3 gleichlaufenden Linien höchſtens und wie viele wenigſtens gemacht werden? Welches iſt die höchſte Anzahl Seiten, die mit 2 mal 3 gleichlaufenden Linien gebildet werden können? Wenn man mit 4 Linien 4 Seiten bildet, wie viele Winkel können dazu gemacht werden?

Antwort. 4, 5 u. ſ. w. bis 16, ausgenommen 15 nicht.

Wie viele Ecken ſind bey dieſen 4 Seiten möglich?

Antwort. Keine, 1, 2, 3 oder 4.

So wie man den Schüler zuerſt die Anzahl und hernach die Art der Winkel aufſuchen ließ, ſo muß auch hier der gleiche Stufengang beybehalten werden. Z. B.

Wenn man mit 3 Linien eine geſchloſſene Figur bildet, was kann dieſelbe für eine Form haben?

Antwort: Keine andere als die eines Dreyecks. Wird aber durch die Verbindung von 4 Linien eine Figur gebildet, was kann dieſelbe für eine Form haben?

Die Schüler werden finden, daß ſie ein Dreyeck oder ein Viereck ſeyn können. Bey 2 Figuren aber 2 Dreyecke oder 1 Dreyeck und 1 Viereck.

Fünf Linien, die mit einander verbunden werden, können, wenn ſie eine Figur ſchließen, ein Dreyeck oder ein Viereck, oder ein Fünfeck bilden. Bey 2 Figuren aber 2 Dreyeck, oder 2 Viereck, oder ein Dreyeck und ein Viereck, oder 1 Fünfeck und 1 Dreyeck.

So wird das zu 3, 4, 5 und 6 Figuren fortgeſetzt.

Bey vier Figuren wird der Schüler unter anderm auch ein Sechseck und 3 Dreyecke finden. (S. Zchg. 26.)

Bey 6 Figuren wird er ein Fünfeck und 5 Dreyecke oder 3 Dreyecke und 4 Vierecke ꝛc. zu finden im Stande ſeyn. So kann man ihm auftragen, mit 6 Linien eine Figur zu bilden, aber nicht mehr alle Fälle, die möglic ſind, erſchöpfen zu wollen, ſondern nur diejenigen, die e für ſehr wichtig erachtet. Auch kann dieſes noch bis au mehrere Figuren fortgeſetzt werden.

Noch einige einzelne Fragen über die ſo eben aufgeſtellten Reihenfolgen.

Um ein Dreyeck, Viereck, Fünfeck ꝛc. zu bilden, w viel Linien werden jedesmal dazu erfordert?

Antwort: Für das Dreyeck drey, für das Viere 4 Linien u. ſ. w.

Wie viele Linien werden wenigſtens erfordert, um zwey Dreyecke zu bilden?

Antwort: Man kann dieſe zwey Figuren mit 4, 5 und 6 Linien bilden. Werden aber noch mehr Linien hinzu genommen, ſo ſind einige davon nur als Schenkel zu betrachten und nützen zur Bildung des Dreyecks nichts.

Wie viele Linien werden erfordert, um fünf Dreyecke und ein Fünfeck zu bilden?

Antwort: 5 Linien.

Wie viel Linien werden erfordert, um ein Parallelogramm zu bilden?

Antwort: 2 paar gleichlaufende Linien.

Wie viel Linien werden wenigſtens erfordert, um 2 Parallelogramme zu bilden?

Antwort: zwey und drey, oder drey und vier, oder vier und vier gleichlaufende Linien. (S. Zchg. 25.)

Wie viele Linien werden erfordert, um ein Dreyeck und ein Parallelogramm zu bilden?

Wie viele Figuren entſtehen, wenn man 2 Dreyecke eins in das andere ſetzt?

Antwort: zwey (S. Zchg. 27.). Die Figur a nennt man ein Sechseck mit getrennter Begränzung. So kann man Achtecke mit getrennter Begränzung machen, und zwey wieder von den verſchiedenſten Arten. Zwey Quadrate ſo in einander geſtellt bilden ebenfalls ein Achteck. Auch können auf dieſe Weiſe Räume geſchloſſen werden, die drey- oder mehrere mal eine getrennte Begränzung haben. Zwey Dreyeck ſo in einander geſetzt, bilden ein Dreyeck mit mehrmalig getrennter Begränzung.

So wie die geſchloſſenen Räume in Rückſicht der Anzahl der Ecken beſtimmt worden ſind, ſo können ſie auch in Hinſicht der Arten der Winkel einer ähnlichen Betrachtung unterworfen werden.

Lehrer: Unterſucht, was die drey Winkel eines Dreyecks für eine Form haben?

Die Schüler werden entweder drey ſpitze, oder zwey ſpitze und einen rechten, oder zwey ſpitze und einen ſtumpfen Winkel finden. Im erſten Fall wird das Dreyeck ein ſpitzwinklichtes, im zweyten Fall ein rechtwinklichtes und im dritten ein ſtumpfwinklichtes Dreyeck genannt.

So wird ihm das Viereck zur Unterſuchung aufgetragen, und er wird finden, daß es entweder:

1) Vier rechte,
2) 2 rechte, 1 ſpitzen und 1 ſtumpfen,
3) 1 rechten, 1 ſpitzen und 2 ſtumpfe,
4) 2 ſpitze und 2 ſtumpfe,
5) 4 ſpitze (S. Zchg. 21.),
6) 1 rechten und 3 ſpitze,
7) 1 rechten, 2 ſpitze und 1 ſtumpfen,
8) 1 ſpitzen und 3 ſtumpfe,
9) 3 rechte und einen ſtumpfen Winkel haben kann.

Ganz auf die gleiche Weiſe läßt man ihn dieſes auch in Rückſicht auf die Fünfecke, Sechsecke, in ſo weit es ſein Bedürfniß erheiſchen mag, fortſetzen. Jedoch wird es nicht mehr nothwendig ſeyn, ihn bey den Sechs- und Siebenecken alle Fälle aufſuchen zu laſſen.

Die Vierecke werden nicht, wie die Dreyecke, nur nach ihren Winkeln benannt und klaſſificirt, ſondern zum

Theil auch nach dem gleich- und ungleichlaufend ſeyn der Seiten, und deswegen heißt man die Vierecke, die zwey Paar gleichlaufende Seiten haben, Parallelogramme, diejenigen aber, die nur ein paar gleichlaufende Seiten haben, Paralleltrapeze, und die, deren Seiten ungleichlaufend ſind, Trapeze.

Hat das Parallelogramm rechte Winkel, ſo nennt man es ein rechtwinklichtes Parallelogramm, hat es aber ſpitze und ſtumpfe Winkel, ſo wird es ein ſchiefwinklichtes Parallelogramm genannt.

Die weitere Benennung aller dieſer Vierecke, ſo wie der Fünfecke, Sechsecke ꝛc. läßt ſich nicht leicht nach dieſer Norm fortſetzen.

Einige einzelne Fragen über das Viereck werden das Weſen, auf das hier alles ankommt, noch näher bezeichnen.

Frage. Was für Arten von Winkel kann das Parallelogramm, das Rechteck, das Paralleltrapez und das Trapez haben? Wie kann man das ſpitzwinklichte Viereck auch noch anders nennen?

Antwort. Trapez.

Kann man ein Viereck machen, welches nur ſtumpfe Winkel hat?

Antwort. Nein.

Kann man ein Viereck machen, das ſo viele rechte als ſtumpfe Winkel hat?

Antwort. Nein.

Kann man recht-, ſtumpf- und ſpitzwinklichte Fünfecke machen?

Antwort. Man kann kein Fünfeck machen, das blos aus rechten Winkeln beſteht; wohl aber kann man ein ſtumpf- und ſpitzwinklichtes Fünfeck machen.

Kann man aber ein recht- und ſtumpfwinklichtes Sechseck machen?

Antwort. Ja. (S. Zchg. 22, 23 und 24.)

Fragen dieſer Art können auf Sieben-, Acht-, Neun- und Zehnecken ausgedehnt werden, und haben hier eine Wichtigkeit, die ſie unter keinem andern Geſichtspunkt hatten, oder ſpäter erhalten können. Auch können die verſchiedenen Figuren nach den gleichen und ungleichen Seiten benannt und eingetheilt werden; z. B.

Ein Dreyeck, das drey gleiche Seiten hat, nennt man ein gleichſeitiges, oder auch ein regelmäßiges Dreyeck. Ein Dreyeck mit zwey gleichen Seiten nennt man ein gleichſchenklichtes, und eines mit drey ungleichen Seiten ein unregelmäßiges Dreyeck.

So wieder beym Viereck. Ein Viereck mit vier gleichen Seiten und 4 gleichen Winkeln nennt man ein regelmäßiges Viereck oder auch Quadrat. Ein Viereck mit ſpitzen und ſtumpfen Winkeln nennt man Raute, die andere aber auch unregelmäßiges Viereck heißen.

Auch hier ſind einzelne Fragen nicht entbehrlich.

Was hat das regelmäßige Drey-, Vier-, Fünfeck ꝛc. für Winkel?

Antwort. Das erſte hat ſpitze, das zweyte rechte und das dritte ſtumpfe Winkel.

Was für Arten von gleichſchenklichten Dreyecken giebt es?

Antwort. Es giebt recht-, ſpitz- und ſtumpfwinklichte gleichſchenklichte Dreyecke.

Die gleichen Fragen und nämliche Antwort iſt auch bey den unregelmäßigen Dreyecken anzuwenden.

Sind alle Figuren, die gleiche Seiten haben, regelmäßig?

Antwort. Keine, als das Dreyeck.

Was müſſen die Vierecke, Fünfecke u. ſ. w. mehr noch als gleiche Seiten beſitzen, wenn ſie regelmäßig werden ſollen?

Antwort. Noch gleiche Winkel.

Was für gleiche Winkel?

Antwort. Das Viereck muß rechte, das Fünfeck, Sechseck u. ſ. w. ſtumpfe Winkel haben.

Welche regelmäßige Figuren haben gleichlaufende Seiten?

Antwort. Das Viereck, Sechseck u. ſ. w.

Wie viel hat ein jedes derſelben?

Antwort. Die erſte Figur hat zwey Paar, die zweyte 3 Paar gleichlaufende Seiten u. ſ. w.

Welche regelmäßige Figuren haben keine gleiche gleichlaufende Seiten?

Antwort. Das Dreyeck, Fünfeck u. ſ. w.

Iſt eine Figur deswegen regelmäßig, daß ſie gleichlaufende Seiten hat?

Antwort. Nein.

Iſt ſie es, wenn ſie gleiche Seiten hat?

Antwort. Eben ſo wenig.

Welche regelmäßige Figur hat ſpitze, rechte und ſtumpfe Winkel?

Antwort. Spitze Winkel hat nur das regelmäßige Dreyeck, rechte nur das Viereck, ſtumpfe aber haben alle regelmäßigen Vierecke, vom Fünfeck an.

Wie viel Linien werden erfordert, um 2, 3 ꝛc. Dreyecke, Vierecke, Fünfecke u. ſ. w. zu bilden?

Wie viele, um ein regelmäßiges Dreyeck und Viereck, oder ein regelmäßiges Viereck und Fünfeck zu bilden?

Dieſe Uebungen werden auch für die Kunſtbildung von höherer Wichtigkeit werden.

Ich mache dieſe Bemerkung hier, um dadurch einen Wink zu geben, wie nahe und wie ſehr die Geiſtesübungen auch in die Kunſtübungen und Kunſtfertigkeiten einzugreifen geeignet ſind.

Bisher ſind die verſchiedenen Formen immer aus Linien zuſammengeſetzt worden. Dieſe Betrachtungsweiſe kann aber auch unter dem Geſichtspunkt, auch mit ſchon gebildeten Figuren vorgenommen, und zuerſt jedes als ein Ganzes, welches in Theile zerlegt wird, ins Auge gefaßt werden. Z. B.

Ein Winkel kann durch eine Linie in zwey Winkel zerlegt werden, oder die Ecke in zwey Winkel, oder in eine Ecke und in einen Winkel, oder durch das Schließen des Raums kann derſelbe ſogar in 1 Dreyeck verwandelt werden.

Der Lehrer giebt dem Schüler folgende Eintheilung oder Zertheilung einer Form zu unterſuchen auf:

Seht in was für Winkel ein ſtumpfer Winkel mit 1, 2, 3 Linien zerlegt werden könne, und ſetzet dieſes bis zur Ecke fort. Unterſucht ferner, in was für Figuren ein Dreyeck mit 1, 2 ꝛc. Linien eingetheilt und zerlegt werden könne. Setzet dieſe Unterſuchung aufs Fünfeck und Sechseck u. ſ. w. fort. Doch hiemit begnügt man ſich, wenn der Zögling beſtimmt, ob es Dreyecke, Vierecke, Fünfecke u. ſ. w. ſeyen.

Einzelne Fragen machen eine weitere Ausführung ähnlicher Reihenfolgen entbehrlich:

Frage. Kann man ein Dreyeck durch eine Linie in zwey Dreyecke zerlegen? Aber auch in zwey Vierecke?

In wie viel geſchloſſene Räume kann man ein Dreyeck durch zwey Linien höchſtens zerlegen?

Antwort. In vier.

Kann man ein Dreyeck durch zwey Linien in ein Dreyeck und in ein Sechseck eintheilen?

Antwort. Ja. (S. Zchg. 28.)

Wird man ein Quadrat durch eine Linie in 2 Dreyecke zerlegen können?

Auch in zwey Rechtecke und in zwey Quadrate?

In was für zwey Theile kann man ein Dreyeck durch fünf Linien theilen?

Antwort. In zwey Siebenecke, oder in ein Achteck, oder in ein Achteck und in ein Siebeneck ꝛc.

Durch wie viele Linien kann ein Dreyeck in zwey Vierecke eingetheilt werden?

In wie viel und in was für Theile kann man ein Parallelogramm durch eine, mit einer der Seiten gleichlaufende Linie eintheilen? Ein Sechseck, das drey und drey gleichlaufende Seiten hat, wird durch 2 Linien, die drey

Seiten gleichlaufend ſind, in die höchſte Anzahl Theile getheilt; es fragt ſich, wie viel Theile es ſeyen, und was dieſelben für eine Form haben? Kann man mit einer Linie alle Figuren in gleich viele Theile eintheilen?

Antwort. Nein. Um ſich davon zu überzeugen, kann man nur Zeichnung 21. zu Rathe ziehen. Dieſer Raum iſt mit einer Linie in drey Theile zu theilen.

Mit wie viel Linien iſt ein Dreyeck getheilt worden, wenn durch die Theilung zwey Dreyecke, oder ein Dreyeck und ein Viereck entſteht.

Statt durch die Verbindung und Zuſammenſtellung von Linien neue Figuren zu bekommen, kann man, wie ich oben bemerkte, ſchon gebildete Formen nehmen, und alle die Unterſuchungen, die man mit den Linien vornahm, auch auf ſie ausdehnen; z. B.

Man nimmt Winkel, Dreyecke, Vierecke ꝛc. und fragt unter anderm, wie bey den Linien, ob und wie viele von ihnen gleichlaufend ſeyn können?

Der Schüler wird finden, daß 2, 3 und mehrere Winkel, d. h. in ihren Schenkeln, mit einander gleichlaufend ſeyn können (S. Zchg. 29 und 30).

Führt man dieſes weiter fort, ſo wird der Schüler finden, daß nicht alle Winkel gleichlaufend in ihren Schenkeln mit einander ſeyn können. Natürlich muß auch unterſucht werden, welche Winkel dann nicht gleichlaufend unter einander ſind. Der Schüler wird keine Schwierigkeiten zu überwinden haben, und finden, daß die Schenkel des rechten Winkels nie mit denen des ſpitzen oder ſtumpfen gleichlaufend werden; die ſpitzen und ſtumpfen Winkel können aber, beydes, gleich und ungleichlaufend ſeyn. Für die gleichlaufenden Schenkel kann man nur Zeichnung 30 als Wegweiſung benutzen.

Noch einige einzelne Fragen über dieſen Geſichtspunkt.

Sind die Schenkel aller rechten Winkel mit einander gleichlaufend?

Antwort. Sie können ſo geſtellt werden, daß ſie gleich- oder ungleichlaufend ſtehen?

Können die Schenkel von gleichlaufenden Winkeln zuſammen treffen oder nicht?

Antwort. Man kann ſie ſo ſtellen, daß ſie zuſammen treffen, aber auch ſo, daß ſie nicht zuſammen treffen können. Für den erſten Fall ſiehe Zchg. 30.

Unterſucht, wie viele Seiten in 2, 3 und 4 Dreyecken mit und unter einander gleichlaufend ſeyn können?

Die Schüler werden finden, daß bey zwey Dreyecken entweder keine, oder zwey oder 2 mal 2, oder 3 mal 2 Seiten gleichlaufend ſeyn können.

Bey drey Dreyecken kann man von ein mal 3 Seiten bis zu 3 mal 3, jede Anzahl gleichlaufender Seiten machen, worüber obige Zeichnung als dienlich angeſehen werden darf.

Bis zu 4 und mehreren Dreyecken dieſes fortzuſetzen, iſt aber auf keinen Fall nothwendig. Dagegen wird nicht entbehrlich, 2 Dreyecke, Vierecke, Fünfecke ꝛc. dieſen nämlichen Fragen und Unterſuchungen zu unterwerfen; desgleichen ein Dreyeck mit dem Vier-, Fünf-, Sechsecken, oder ein Viereck mit dem Fünf-, Sechs- und Siebenecken ꝛc.

Einzelne Fragen auch hierüber:

Welches iſt die höchſte Zahl gleichlaufender, und welche diejenige ungleichlaufender Seiten bey zwey Dreyecken?

Können die drey Seiten eines Dreyecks niemals mit den vier Seiten eines Vierecks gleichlaufend ſeyn?

Antwort. Höchſtens können zwey und zwey Seiten des Dreyecks und Vierecks mit einander gleichlaufend gemacht werden.

Wie viele Seiten können aber in einem Dreyeck und Fünfeck höchſtens mit einander gleichlaufend ſeyn?

Antwort. Dreymal zwey Seiten (S. Fig. 31).

Die Ausdehnung dieſer Uebung auf Fünf- und Sechsecke, auf Neun- und Eilfecke, auf Vier- und Achtecke ꝛc. iſt für den Schüler ſehr bildend und muß ganz nach dieſer oben aufgeſtellten Norm geſchehen.

Frage. Man hat zwey geſchloſſene Räume gemacht, die dreymal zwey gleichlaufende Seiten haben, es fragt ſich, was dieſes für Figuren ſeyen?

Antwort. Zwey Dreyecke, oder ein Dreyeck und ein Fünfeck ꝛc.

So wie die ungleichlaufenden Linien zuſammentreffen können, ſo muß dieſe Fähigkeit auch auf Winkel, Dreyecke, Vierecke ꝛc. ausgedehnt, und das Ergebniß davon unterſucht werden.

Man knüpft an den Faden, der bey der Linie angegeben worden iſt, an, und ſchreitet alſo weiter.

Unterſucht, in wie viel Punkten ſich zwey und mehrere Winkel, Dreyecke ꝛc. vereinigen können.

Weil es aber mehrere Arten Winkel, Figuren ꝛc. hat, ſo muß bey der Unterſuchung auch auf dieſen Umſtand Rückſicht genommen werden.

Seht, in wie viel Punkten zwey rechte, oder zwey ſtumpfe, oder zwey ſpitze Winkel in ihren Schenkeln mit einander verbunden werden können.

Für zwey rechte Winkel wird der Schüler einen, 2, 3 Vereinigungspunkte finden. (S. Zeichnung 32. für drey Punkte.) Die Figur a drückt die rechten Winkel aus. Zwey ſtumpfe Winkel können in einem, 2 und 3 Punkten mit einander verbunden werden; zwey ſpitze Winkel hingegen in einem, 2, 3 und 4 Punkten. (S. Zchg. 32.)

Das Nämliche auf drey Winkel und zwar auf drey rechte, oder ſtumpfe, oder 3 ſpitze, oder zwey rechte und einen ſpitzen auszudehnen, wird nicht als entbehrlich zu behandeln unterlaſſen werden dürfen.

So ſchreitet man weiter, und läßt den Schüler unterſuchen, in wie viel Punkten zwey und drey Dreyecke, oder Vierecke, oder Dreyecke und Vierecke miteinander, verbunden werden können.

Bey den Dreyecken wird der Schüler von 1 bis 6 Vereinigungspunkten jede Anzahl finden; bey zwey Vierecken von 1 bis 16 Punkten ebenfalls jede Anzahl. (Seht für 16 Punkte Zchg. 34.)

Einzelne Fragen über dieſe Reihenfolgen:

In wieviel Punkten können zwey Parallelogramme mit einander verbunden werden? Welches iſt die größte und welches iſt die geringſte Anzahl ihrer Vereinigungspunkte? Verbindet man 2 Parallelogramme in einem Punkt, wie viele ihrer Seiten können gleichlaufend ſeyn? Kann ein Dreyeck und ein Parallelogramm in ſo viel Punkten verbunden werden, als ein Dreyeck und ein Viereck? In wie viel Punkten kann ein Parallelogramm und ein Sechseck mit 3 paar gleichlaufenden Seiten mit einander verbunden werden? In wie viel Punkten zwey regelmäßige Dreyecke, Vierecke, Fünfecke u. ſ. w.? Zwey gleichſchenklichte, rechtwinklichte Dreyecke können in wie viel Punkten mit einander verbunden werden? In wie vielen aber das regelmäßige Sechseck mit dem Sechseck, welches drey paar gleichlaufende Seiten hat? Wie viele Dreyecke, Vierecke u. ſ. w. können in einem Punkt verbunden werden?

Antwort. So viel man will.

Eben ſo fragt man, ob dieſes in 2, 3, 4 und noch mehreren Punkten auch möglich ſey; wie z. B. können 5 Dreyecke mit einander verbunden werden? Können auch ſo viele Quadrate in einem Punkt vereinigt werden, als man will?

Antwort. Nein.

Durch die Verbindung der Linien ſind Winkel. Ecken, Figuren gebildet worden, und eben ſo kann auch mit den Winkeln, mit den Ecken, Dreyecken, Vierecken u. ſ. w. das Nämliche vorgenommen werden. Dem zufolge läßt man den Schüler unterſuchen, wie viele Winkel durch die Verbindung der Schenkel von zwey Winkeln entſtehen können.

Er

Er wird ohne Anſtand finden, man könne entweder 1, 2 bis 16 Winkel, jede Zahl nur keine 15 in dieſer Verbindung machen. (Seht Zeichnung 33 für 16 Winkel.) Mit 2 Dreyecken aber von 1 bis 24 wieder jede Zahl, nur keine 23. Mit 2 Vierecken können von 1 bis 64 Winkel, wieder jede Zahl, ausgenommen 63, gebildet werden.

Hier müſſen aber nicht alle Fälle erſchöpft werden, ſondern der Lehrer muß ſich begnügen, dem Schüler aufzutragen, er möchte 13 oder 20 ꝛc. mit dieſer Verbindung bilden.

Mit ein paar einzelnen Fragen wird dieſer Geſichtspunkt in ein heiteres Licht geſetzt werden.

Frage. Kann man drey Dreyecke ſo verbinden, daß dadurch 3 neue Winkel gebildet werden? Werden 2 Dreyecke in der höchſten Anzahl Punkte verbunden, wie oft gehen die Linien durch die Vereinigungspunkte? Verbindet man 2 Vierecke in einem Punkt, und entſteht durch dieſe Verbindung ein Winkel; was kann dieſer Winkel für eine Form haben?

Antwort. Er iſt entweder recht, ſpitz oder ſtumpf.

Aehnliche Fragen können gemacht werden, wenn man 2, 3 und mehrere Winkel angiebt, doch darf dieſes nicht auf eine zu hohe Anzahl Winkel und erſchöpfend ausgeführt werden.

Können drey Parallelogramme ſo verbunden werden, daß durch ihre Verbindung 3 rechte, oder 3 ſpitze, oder 3 ſtumpfe Winkel gebildet werden? Wie viele Winkel können 2 Rechtecke durch ihre Verbindung höchſtens mit einander bilden?

Antwort. 16. (S. Zchg. 35.)

Die gleiche Frage kann auch in Rückſicht auf ſpitz-, oder ſpitz- und ſtumpfwinklichte Vierecke gemacht werden.

Dieſe Betrachtung darf auch auf die Anzahl geſchloſſener Figuren ausgedehnt werden.

Unterſucht, wie viele geſchloſſene Figuren mit 2, 3, 4 ꝛc. Winkeln gebildet werden können.

Mit 2 Winkeln wird er 1 oder 2, oder 3 Figuren bilden. (Seht Zchg. 33.) Mit 3 Winkeln aber 1, 2 bis zu 10 Figuren jede Zahl.

Das Gleiche läßt man ſie mit Dreyecken, Vierecken, Fünfecken ꝛc. vornehmen. Auch mit Dreyecken und Vierecken vereinigt. Daß dieſer Geſichtspunkt auf die Art der Figuren, die dadurch entſtehen können, ausgedehnt werden kann, verſteht ſich von ſelbſt, und ſoll nicht übergangen werden. Eben ſo dürfte man den Schüler die Anzahl der Schenkel und der Seiten, die dadurch entſtehen, auf obige Weiſe unterſuchen laſſen.

Einzelne Fragen geben aber auch über dieſen Geſichtspunkt hinlängliches Licht.

Frage. Kann man zwey Dreyecke ſo verbinden, daß dadurch eine neue geſchloſſene Figur entſteht? Welches wird die durch dieſe Verbindung gebildete, höchſte Anzahl geſchloſſener Räume werden?

Antwort. Sieben. (S. Zchg. 36.)

Durch eine ſolche Vereinigung werden die erſten urſprünglichen Dreyecke in ganz andere Formen umgewandelt werden. Aber folgende Fragen werden geeignet ſeyn, den Schüler gleich auf das Weſen dieſer Form aufmerkſam zu machen.

Frage. Was für geſchloſſene 7 Räume ſind dadurch entſtanden? Sind ſie in oder außerhalb den Dreyecken und in was iſt das eine oder das andere von dieſen Dreyecken verwandelt worden? Kann man zwey Parallelogramme ſo verbinden, daß durch ihre Verbindungsweiſe nichts als Parallelogramme entſtehen?

Antwort. Ja.

Können auch Rechtecke ſo verbunden werden, daß nur wieder Rechtecke entſtehen?

Antwort. Ja.

Können 2 Quadrate ſo verbunden werden, daß durch ihre Verbindung auch nur wieder Quadrate entſtehen?

Antwort. Nein.

Welches wird die höchſte Anzahl Dreyecke ſeyn, die durch die Verbindung zweyer Dreyecke entſtehen? So können Fragen über Vierecke, Fünfecke u. ſ. w. gemacht werden.

Wie viele Quadrate können durch die Verbindung von 2, 3, 4 ꝛc. Quadraten entſtehen? Wie viele regelmäßige Dreyecke durch die Verbindung von zwey Dreyecken ꝛc.? Welches iſt die höchſte Anzahl Seiten, die durch die Verbindung von zwey Dreyecken, Vierecken ꝛc. entſtehen können?

Wenn man 2 Fünfecke in der höchſten Anzahl Punkte vereinigt, werden ſie dann auch die höchſte Anzahl Seiten, Figuren, Winkel ꝛc. bilden? Wie viele Seiten bilden zwey regelmäßige Fünfecke durch ihre Verbindung höchſtens?

Gebildete Figuren können aber nicht nur in Punkten, ſondern auch durch die Seiten mit einander verbunden werden.

Schon bey den Linien haben wir geſehen, daß zwey und mehrere derſelben in einer Richtung, in einer Linie ſelbſt vereinigt werden können, daß aber durch dieſe Verbindungsweiſe nicht nur nichts Neues entſtehe; ſondern eine größere Anzahl Linien in eine zuſammen fällt, und deswegen der Unwichtigkeit halber ganz übergangen werden. Dieſes hört aber in dieſer Verbindungsweiſe nicht auf, und deshalb mag eine kurze Ausführung dieſes Geſichtspunktes hier eine Stelle einnehmen.

Verbindet man zwey rechte Winkel in einer Linie oder in einem Schenkel mit einander, ſo bilden ſie entweder 2, 3 oder 4 rechte Winkel. Seht für 2 Winkel Zchg. 37. (der Schenkel, in welchem dieſe 2 Winkel mit einander verbunden ſind, findet ſich etwas ſtärker gezeichnet). Für 3 und 4 Winkel ſ. Zchg. 38. und 39.

Werden zwey Winkel in zwey Schenkeln verbunden, ſo fallen die Winkel durch die Verbindung ihrer Schenkel in einen Winkel zuſammen, und bieten nichts Neues mehr dar.

Man kann zwar den Schüler unterſuchen laſſen, ob alle Winkel unter einander in zwey Schenkel verbunden werden können; und er wird finden, daß nur zwey rechte, oder zwey gleich große ſpitze, oder zwey gleiche ſtumpfe Winkel in 2 Schenkeln, alle andere Arten Winkel aber immer nur in einem Schenkel mit einander verbunden werden können. So könnten auch mehrere Winkel unter einander in ihren Schenkeln verbunden werden, deren Ausführung nach Bedürfniß dem Lehrer überlaſſen bleibt.

Unterſucht, in wie viel Seiten zwey Dreyecke mit einander verbunden werden können.

Aus dem, was bey den Winkeln aufgeſtellt worden iſt, wird der Schüler mit aller Sicherheit auch zu finden im Stande ſeyn, daß man ſie in 1, 2 und 3 Seiten mit einander verbinden könne.

Werden aber zwey Dreyecke durch 3 Seiten mit einander verbunden, ſo bilden ſie auch nur ein Dreyeck.

Eben ſo findet der Schüler, daß zwey Vierecke wieder durch 1, 2, 3 und 4 Seiten mit einander verbunden werden können. Für den letzten Fall erhält man ebenfalls wieder nur ein Viereck.

Dieſes aber bis zu den Fünf- und Sechsecken fortzuſetzen, wird beſonders durch die einzelnen Fragen, die über dieſen Geſichtspunkt hier noch beygefügt werden, entbehrlich.

In wie viel Seiten können zwey Sechsecke höchſtens mit einander verbunden werden?

Antwort. In 6 Seiten.

Was bilden denn dieſe zwey Figuren mit einander?

Antwort. Nur ein Sechseck.

Können immer zwey Sechsecke in ſechs Seiten mit einander verbunden werden?

Antwort. Nein, nicht alle Sechsecke.

Was für zwey Quadrate können durch 4 Seiten mit einander verbunden werden?

Antwort. Zwey gleich große Quadrate.

In wie viel Seiten können zwey ungleiche Quadrate höchſtens mit einander verbunden werden?

Antwort. In zwey Seiten.

Wie viele Quadrate können in einer Seite mit einander verbunden werden?

Antwort. So viel man will.

In wie viel Seiten können zwey regelmäßige Dreyecke, Vierecke, Fünfecke ꝛc. mit einander verbunden werden?

Auch kann man den Schüler unterſuchen laſſen, was für neue Formen ſich durch dieſe Verbindungsarten ergeben, z. B.

Wenn man zwey Dreyecke mit einander verbindet, wie viel neue und was für Winkel entſtehen dadurch? Verbindet man ſie in zwey Seiten, wie viel und was für geſchloſſene Räume entſtehen? Als weitere Anleitung hierüber folgen noch einige Aufgaben.

Wenn man drey Quadrate in einer Seite verbindet, wie viele und was für Winkel können dadurch entſtehen? Wie viel und was für geſchloſſene Figuren werden dadurch gebildet? Wird ein Dreyeck, ein Viereck und ein Fünfeck in einer Seite mit einander verbunden; ſo fragt es ſich, was dieſe Figuren für geſchloſſene Räume bilden? Welches iſt die größte Anzahl Vereinigungslinien bey drey Parallelogrammen? Wie viele Winkel und was für geſchloſſene Figuren bilden ſie dann?

Indem man gebildete Figuren in Seiten mit einander verbindet, kann man ſie gleichzeitig auch noch in Punkten unter einander verbinden. Z. B.

Man läßt den Schüler unterſuchen, in wie viel Punkten man zwey Dreyecke, die in einer Seite mit einander verbunden werden, noch vereinigt werden können.

Er wird finden: wenn ſie in einer Seite verbunden ſind, ſo können ſie noch in einem, oder in 2, oder endlich in 3 Punkten vereinigt ſeyn. (Für 3 Punkte ſ. Zchg. 40.) Die Buchſtaben a bezeichnen die drey Vereinigungspunkte.

Wenn 2 Dreyecke in zwey Seiten mit einander verbunden werden, in wie viel Punkten können ſie dann noch zuſammen treffen?

Antwort. In keinem oder in einem Punkt.

Verbindet man 2 Parallelogramme in einer Seite, in wie viel Punkten können ſie dann noch verbunden werden? Was entſteht durch eine ſolche Verbindung, ſowohl in Hinſicht der Anzahl als auch der Art der Winkel, und eben ſo in Hinſicht der Anzahl und Form der geſchloſſenen Figuren? Werden 3 Parallelogramme in einer Seite mit einander vereinigt, wie viele ihrer Seiten können dann mit einander gleichlaufend ſeyn? Verbindet man 2 Sechsecke in einer Seite, in wie vielen Punkten können ſie noch mit einander verbunden werden? Was für geſchloſſene Räume entſtehen dadurch? Ein Dreyeck, ein Viereck, ein Fünfeck und ein Sechseck werden in einer Seite mit einander verbunden; es fragt ſich, welches die höchſte Anzahl Vereinigungspunkte ſey? Was für Figuren entſtehen dadurch? Wie viele Winkel, wie viele Ecken, wie viele Seiten u. ſ. w.?

Mehrere Verbindungen und Figuren haben ihre Benennungen von der Lage erhalten, in der ſie ſich zu andern Figuren befinden, und deswegen müſſen auch hier einige der weſentlichſten angeführt und eine Norm aufgeſtellt werden, nach welcher ein jeder im Stande iſt, dieſes auf andere Formen zu übertragen.

Zwey Winkel, die durch 2 Linien gebildet werden, nennt man Nebenwinkel. Zwey Winkel, die durch 3 Linien gebildet werden, nennt man Nebenwinkel eines Winkels, oder auch Nebenwinkel eines Ecks. Die Winkel an der Zeichnung 7 bilden die Nebenwinkel eines Ecks; aber man nennt auch alle 3 Winkel zuſammen Nebenwinkel um einen Punkt herum.

Geſtützt auf dieſe Kenntniß, kann der Lehrer dann weiters fahren, und folgende Fragen an ſeine Schüler richten.

Was für eine Form haben die 2 Nebenwinkel?

Antwort. Entweder ſind beyde rechte, oder der eine iſt ein ſpitzer und der andere ein ſtumpfer Winkel. Durch wie viel Linien ſind ſie immer gebildet worden? Sind aber dieſe Nebenwinkel aus 3 Winkeln gebildet worden, was können ſie dann für eine Form haben?

Antwort. Alle 3 ſpitze, oder immer ein rechter und 2 ſpitze, oder einer ein ſtumpfer und 2 ſpitze.

Was ſind die 2 oder 3 Nebenwinkel, die einen Winkel miteinander bilden, für Arten derſelben? Desgleichen wenn ſie ein Eck bilden? Was haben die 4 Nebenwinkel um einen Punkt herum für eine Form?

Antwort. Alle ſind rechte Winkel; oder 2 ſind rechte, einer ein ſpitzer und einer ein ſtumpfer Winkel ꝛc.

Zu einer großen Anzahl Winkel dürfen dieſe Fragen auf keinen Fall ausgedehnt werden.

Die Winkel a und a an der Zeichnung 41. nennt man ihrer Lage wegen Scheitelwinkel.

Was wird der Scheitelwinkel von einem ſpitzen Winkel ſeyn? Was derjenige eines rechten?

Daß man Figuren, die alſo liegen, auf gleiche Weiſe benennen könnte, verſteht ſich von ſelbſt, doch iſt dieſe Benennung im Leben weniger üblich, und wird, da überdieß ein jeder im Stande iſt, dieſes ſelbſt zu machen, hier übergangen.

An Zeichnung 42. wird der Winkel a zu b der Lage nach ins Auge gefaßt, innere Gegenwinkel benannt; f und e, h und c ſind aber äußere Gegenwinkel, und eben ſo g und d; a und e ſind hingegen innere und äußere Gegenwinkel, desgleichen f und c und g und b und h; a und d endlich innere und äußere Wechſelwinkel, desgleichen f und c, e und h und b und g.

Geſtützt auf dieſe Kenntniß der Lage der Winkel, kann man den Schüler unterſuchen laſſen, in was für einer Stellung ſich der Winkel a zu allen andern in einer ſolchen Figur befinde. Er wird finden, daß a Nebenwinkel von h, Scheitelwinkel von g, Nebenwinkel von f, innerer Gegenwinkel von b und innerer Wechſelwinkel von c iſt.

Noch einige einzelne Fragen über die Lage der Winkel in zwey Punkten.

Was für eine Form haben die innern Gegenwinkel bey den gleichlaufenden Linien? Was für eine Form die innern Wechſelwinkel? Was für eine Form die innern und äußern Wechſelwinkel und Gegenwinkel? Und was für eine Form haben die äußern Wechſel- und die äußern Gegenwinkel?

Die nämlichen Fragen werden auch auf die ungleichlaufenden Linien fortgeſetzt.

Aus noch mehr als zwey Winkeln die Gegenwinkel und Wechſelwinkel bilden zu wollen, wird, nachdem ſich der Zögling die Lage der Winkel in zwey Punkten in dieſer Ausdehnung eingeübt hat, nicht mehr nothwendig werden. Doch kann, im Fall man es weiter ausführen möchte, dieſes leicht nach der Norm geſchehen, die bey der Lage der Winkel in zwey Punkten aufgeſtellt worden iſt.

Als Beſchluß der Formlehre in geraden Linien kann man dem Schüler eine beliebige Verbindung von Linien vorlegen, und demſelben gleichſam in einer Verbindung alle die aufgeſtellten Geſichtspunkte noch einmal angeben laſſen.

Ich wähle hiefür Zeichnung 35. Aus wie viel Linien beſteht dieſe Figur? Sind dieſelben gleich- oder ungleichlaufend? Wie viele ſind in jeder Richtung gleichlaufend? Mit wie viel Linien iſt jede derſelben gleich- und mit wie vielen ungleichlaufend? In wie viel Punkten vereinigen ſich dieſe Linien? Wie viele vereinigen ſich in jedem Punkt? Wie oft gehen Linien durch die Vereinigungspunkte? Wie viele Enden der Linien liegen in den Vereinigungspunkten? Wie viele und was für Winkel werden durch dieſe Linien gebildet? Wie viel und was für geſchloſſene Räume? Wie viele Seiten hat es in dieſer Verbindung von Linien? Kann man dieſe Vierecke auch als geſchloſſene Figuren, die in Punkten mit einander verbunden ſind, anſehen, und als welche? Auch als Figuren, die in Seiten mit einander verbunden ſind? Finden ſich in derſelben Nebenwinkel, und wie viel Paar? Scheitelwinkel, und wie viel Paar? Nebenwinkel um einen Punkt herum? Wie viel Paar innere Gegenwinkel, äußere Gegenwinkel, u. ſ. w.

Dieſe Fragen müſſen eben ſo wohl von dem Schüler als von dem Lehrer gemacht werden können. Nachdem eine Figur auf dieſe Weiſe den Schülern eingeübt worden iſt, kann vom Lehrer eine andere beliebige Figur gemacht und deſſen Stelle von einem Schüler vertreten werden. Auch kann er ihm ein ſehr verwickeltes Vieleck vorzeichnen, und ihn beſtimmen laſſen, was es für eine Form habe. Z. B. etwa ein Sechzigeck. Soll eine anſchauliche Beſchreibung von demſelben gemacht werden; es ſey ein Sechzigeck mit ſo und ſo viel Winkeln in oder außer der Figur. Die Winkel haben dieſe oder jene Form, und liegen in oder außer derſelben; es ſey ein Sechzigeck, welches ſo und ſo viel mal ſo lang als breit ſey. Es habe überall dieſe Breite, oder es wechsle in dieſem oder jenem Verhältniß ab ꝛc. Daß eine beſtimmte und leichte Beſchreibung auf dieſe Weiſe gemacht werden kann, ſoll keinem Zweifel unterworfen ſeyn.

Ehe ich in den Uebungen weiter ſchreite, muß ich noch auf eine andere Darſtellungsart der Formen aufmerkſam machen. Statt den Schüler durch irgend eine Anzahl Linien, bey der er alle Formen, die mit derſelben möglich ſind, unterſucht und erſchöpft, aufzuhalten, könnte man ihm zur Abwechslung dieſe Darſtellung, worin alle Veränderungen erſchöpft wären, unter geordneten Geſichtspunkten zur Anſchauung bringen.

Dieſer Gang führt unmittelbar von der äußern Anſchauung zur innern und muß als Abwechslung mit der obigen, wenn das Ganze vollendet und mit Lebendigkeit behandelt werden ſoll, auch ſeine Stelle finden. Dieſe von außen aufnehmende Darſtellung der Thätigkeit im Anſchauen und im Ordnen bietet das Leben unter mancherley Geſtaltungen dar, und darf von dieſer Seite, wenn man es nur als Kunſtmittel des Unterrichts benutzen will, nicht außer Acht gelaſſen werden. Um aber dem Lehrer dießfalls eine anſchauliche Anleitung und Wegweiſung in die Hand zu geben, werde ich durch ein paar Beyſpiele zeigen, wie dieſes wirklich ausgeführt werden müſſe.

Wenn der Schüler z. B. die Anzahl der Winkel aufzuſuchen aufgefordert wird, ſo könnte ihm der Lehrer alle Veränderungen, die mit drey Linien in einem Punkt in Hinſicht der Anzahl Winkel möglich und auf einer Tabelle dargeſtellt wären, vorlegen und ihn auf folgende Weiſe ausſprechen laſſen. Dieſe Verbindungen von Linien ſind immer mit drey Linien in einem Punkt gemacht worden. Die erſte davon bildet zwey Winkel, die zweyte drey Winkel, die dritte vier Winkel u. ſ. w. So führt man ihm die Winkel, die mit drey Linien in zwey Punkten gebildet werden können, vor. Dann ſchreitet man zu 3 Linien in

3 Punkten. Am Ende faßt der Schüler alle die vorgeführten Abänderungen als ein Ganzes von neuem ins Auge, und ſagt: mit drey Linien in 1, 2 und 3 Punkten können in Rückſicht der Zahl der Winkel ſo und ſo viele verſchiedene Verbindungen gemacht werden.

Schaut dieſe Veränderungen noch einmal wohl an, dann wollen wir die Tabellen umkehren, und ihr müßt verſuchen, dieſes aus dem Kopf herzuſagen. Hat dieſes der Schüler zu einer ſolchen Geläufigkeit gebracht, ſo wird er dieſen Zweck noch vollendeter erreichen, wenn man dieſe und ähnliche Uebungen auf Tabellen bringt und ſie in dem Schulzimmer aufgehängt, lange Zeit vor ſeine Sinne bringt. Was hier mit der Anzahl der Winkel ſtatt fand, kann und ſoll auch mit der Art der Winkel, mit der Anzahl der Figuren und mit der Art derſelben, wenigſtens dann und wann, als Abwechslung, eine Stelle finden. Will man dem Ganzen großes Leben geben, ſo wird man wohlthun, bey Zeiten bey ein und derſelben Uebung dieſe Darſtellungsarten anzuwenden, um dem Schüler irgend ein wichtiges Formverhältniß geläufig und geiſtig anſchaulich zu machen. Zur Erreichung dieſes Endzweckes wird ferner noch ſehr zweckmäßig ſeyn, wenn der Lehrer allenfalls am Ende der Stunde einem Schüler aufträgt, er möchte bis morgen alle die heute aufgefundenen Verbindungen und Veränderungen auf eine Tabelle bringen, und dieſelbe dann in der künftigen Stunde ſeinen Mitſchülern vorlegen.

Wenn der Schüler auch nicht alle Fälle auffinden ſollte, ſo kann der Lehrer ſicher ſeyn, daß ſeine Mitſchüler dieſes gewiß bald bemerken und das Fehlende ergänzen werden. Es verſteht ſich, daß der Lehrer ſehr zweckmäßig handeln wird, wenn er nicht immer den geübteſten ſeiner Schüler zu einer ſolchen Arbeit auffordert, ſondern eben ſo oft einen ſeiner ſchwächern und ungeübtern hiezu aufmuntert; wünſchen aber mehrere von ihnen dieſes zu thun, ſo hat auch dieſes ſein Gutes, und darf nicht unbenutzt gelaſſen werden. Doch wird der Fortgang ſeiner Schule noch mehr befördert, wenn er jedem ſeiner Schüler, der frey ſo zu arbeiten wünſcht, eine eigene Aufgabe für den oben näher bezeichneten Endzweck giebt.

Wer über dieſe und ähnliche Punkte noch mehr Anleitung wünſcht, der darf das, was ich in der Zahlenlehre dießfalls weitläufig aus einander ſetzte, nur auf die Formlehre anzuwenden ſuchen.

Da ſich an dieſe Uebungen ſehr leicht die Bildung des Vorſtellungsvermögens knüpft; ſo müſſen ſie vom Lehrer auch unter dieſem Geſichtspunkt noch beſonders in's Auge gefaßt werden; z. B. der Lehrer ſagt zu ſeinen Schülern, ſie möchten dieſe Verbindung recht anſehen, dieſelbe recht auffaſſen, und ſie morgen oder übermorgen, ohne irgend eine Unterbrechung, wieder darſtellen. Sind ſie im Stande, dieſes zu thun, ſo fordert er ſie nach dieſer Zeit noch einmal auf, dieſe Verbindung ſo feſt in's Auge zu faſſen, daß ſie dieſelbe nach acht oder 14 Tagen und auch noch nach längerer Zeit ohne Anſtand darzuſtellen fähig ſind. Zur Ausbildung des Vorſtellungsvermögens müſſen natürlich nur die wichtigern und weſentlichern Formen benutzt werden. Es iſt aber nicht darum zu thun, den Schüler ſo zu führen, daß er dieſe Formen nur wiſſe; ſondern, daß er ſich dieſelben leicht vorzuſtellen fähig und ſie darſtellen zu können im Stande ſey. Je mehr dieſe Fähigkeit befördert wird, deſto mehr und vollkommner wird der Zweck, den man durch dieſelbe erreichen ſoll, auch wirklich erreicht werden. Hier muß der Lehrer ſehr wachſam ſeyn, daß die Uebungen nicht in mechaniſche Gedächtnißfertigkeiten ausarten.

Um ihn aber mit allen Vortheilen, die er bey der Einübung dieſes Unterrichtsfaches rückſichtlich ſeiner Schüler benutzen kann, in volle Kenntniß zu ſetzen, werden folgende Bemerkungen nicht ganz unentbehrlich. Der Schüler muß, wie bey der Zahlenlehre, angehalten werden, das, was er auf ſeiner Schiefertafel aufzufinden im Stande iſt, auch richtig auszuſprechen. Der mündliche Ausdruck muß ihm ſo geläufig werden, wie die Anſchauung und geiſtige Thätigkeit ihm durch die Uebungen habituel geworden ſind.

Soll dieſes vollkommen erreicht werden, ſo iſt es von der höchſten Wichtigkeit, daß alles, was ich bey der Zahlenlehre dießfalls aufgeſtellt, auch hier in der höchſten Ausdehnung ſeine Anwendung finde, und folglich, ſo wie eine Reihenfolge vom Schüler aufgefunden worden iſt, muß er angehalten werden, auszuſprechen, was er dießfalls gethan und aufgefunden hat, und zwar ſo, daß bald ein Theil der Schüler zuſammen ſpricht, bald wieder ein anderer Theil und ebenfalls bald die Stärkern, bald die Schwächern dieſe Sprachübungen abwechſelnd betreiben. Dieſes darf und ſoll ſo lange fortgeſetzt werden, bis ein höherer Grad von Fertigkeiten wirklich in der Mehrzahl der Zöglinge erzeugt worden iſt. Will der Lehrer alles benutzen, was die Kunſt dießfalls darbietet, ſo iſt folgendes Erleichterungsmittel nicht als unweſentlich anzuſehen. So wie einer ſeiner Schüler die verſchiedenen Formen, die unter gewiſſen Bedingungen möglich ſind, erſchöpft hat, wird der Schüler alle ſeine aufgefundenen Fälle ſogleich auf die große Wandtafel des Lehrers darſtellen. Auch iſt in der dießfälligen Darſtellung der Formen durch den Schüler als Abwechslung nicht weniger zu empfehlen, daß ſo wie einer derſelben die gegebenen Aufgaben gelöst hat, er ſie ſogleich auf der Tafel des Lehrers darſtellt; damit alle ſeine Mitſchüler ſehen, was er für Veränderungen von Formen in der kurzen Zeit zu finden im Stande geweſen ſey. Hiezu kann er den ſchwächſten wie den ſtärkſten ſeiner Schüler benutzen. Nicht weniger rathſam iſt es, einen Schüler hinzuſtellen und ihn nur das auf die Tafel des Lehrers zeichnen zu laſſen, was ihm ſeine Schüler zu dieſem Endzweck dictiren. Wichtiger aber als dieſe Darſtellungsweiſe iſt noch folgendes:

So wie der Schüler im Darſtellen der verſchiedenen Formen ſich einen gewiſſen Grad von Fertigkeit erworben hat, wird nothwendig, daß er angehalten werde, ſich im Kopf vorzuſtellen, was er auf ſeiner Schiefertafel noch nie in der Wirklichkeit ausgeführt hat. Aufgaben ſo aufgeführt nöthigen ihn, ſeine innere Vorſtellungskraft mit ſeinem äußern Darſtellungsvermögen in Einklang zu bringen, und ſich innerlich vollkommen geläufig zu machen, was äußerlich darzuſtellen möglich iſt.

Wer aber dießfalls weitere Anleitung und Handbie-

tung

tung wünſcht, den bitte ich, das, was ich über die Zahlenlehre aufgeſtellt, noch mehr und näher zu Rathe zu ziehen.

Ich ſetze die Uebungen der Formenlehre weiter fort und laſſe die krumme Linie unmittelbar auf die gerade folgen und werde mich in der Darlegung der letztern weit kürzer faſſen, als dieſes bey den geraden Linien der Fall war, indem alle Uebungen und Reihenfolgen, die bey ihr ſtatt gefunden, auch hier ihre volle Anwendung finden. Sie kann dießfalls als Norm dienen. Wer dieſes aber ausgedehnter wünſchen mag, den darf ich daher mit Recht auf die gerade Linie verweiſen, um die daſelbſt aufgeſtellten Uebungen nur auf die krummen Linien zu übertragen. Dieſes findet auch in Rückſicht auf die Ausführung der hierin zu befolgenden Grundſätze allgemein ſtatt.

Der Lehrer trägt ſeinen Schülern auf, er ſoll auf ſeiner Schiefertafel eine krumme Linie machen *) und aufſuchen, was er an ihr bemerke. Er wird etwa folgendes anzugeben wiſſen: jede krumme Linie hat zwey verſchiedene Seiten, eine hohle und eine erhabene; iſt die krumme Linie ein Kreis, ſo ſchließt ſie einen Raum ein, den man ein Rund nennt. Iſt ſie aber nur ein Theil von einem Kreis, ſo hat ſie, wie die gerade Linie, zwey Enden. Man kann den Kreis an einem oder an zwey ſeiner Enden verlängern,

---

*) Es geht aus dem, was das häusliche Leben am Kinde thun ſoll, hervor, daß die krumme Linie, die es zu dieſem Endzwecke benutzt, ein Kreis oder ein Theil deſſelben, ein Bogen, ſeyn muß.

bis er mit dem andern Ende zuſammentrifft, und nur einen Kreis bildet. Auch kann man die krumme Linie verkürzern, und dieſes ſo lange fortſetzen, bis ſie wieder aufhört zu ſeyn. Eben ſo wird er finden, daß man ſie in einen, in zwey und in mehrere Theile theilen könne.

Auf zwey und mehrere krumme Linien dieſes auszudehnen, wird es einerſeits nicht nothwendig werden, anderſeits aber kann die gerade Linie als Norm hier ganz benützt werden.

Bey den geraden Linien wurde vorausgeſetzt, daß der Schüler die gleich- und ungleichlaufenden Linien, und diejenigen in einer Richtung kenne, alſo kann dieſes auch hier angenommen werden. Er fordert jetzt den Schüler auf, anzugeben, was die gleich- und ungleichlaufenden und die Linien in einer Richtung für Eigenſchaften haben.

Der Schüler wird finden, die gleichlaufenden Linien ſeyen überall gleich weit von einander entfernt, und können nie zuſammentreffen. Die ungleichlaufenden krummen Linien hingegen ſeyen nicht überall gleich weit von einander entfernt und können zuſammentreffen. Krumme Linien, die ſich in einer Richtung befinden, bilden bey hinlänglicher Fortſetzung immer wieder einen Kreis. Eine weitere Ausführung hievon iſt bey den geraden Linien zu finden.

Lehrer. Unterſucht auf euern Schiefertafeln, wie viele von drey krummen Linien gleich- und ungleichlaufend und wie viele in einer Richtung ſeyn können. — So wird dieſes bis zu 4 und 5 krummen Linien fortgeſetzt. Die gerade Linie kann, da es nichts neues giebt, hier vollkommen als Norm dienen.

Wird der Schüler mit großer Leichtigkeit alle Fälle, die bey den geraden Linien aufgeſtellt worden ſind, zu finden im Stande ſeyn; ſo wird er dieſes mit eben ſo großer Leichtigkeit auch auf die krummen anwenden, und es iſt ſogar nicht mehr nothwendig, dieſe Uebungen auf die krummlinichten Formen unter dieſem Geſichtspunkt zu übertragen. Die ungleichlaufend krummen Linien können ſich, wie wir oben geſehen haben, auch wie die geraden Linien vereinigen.

Unterſucht, in wie viel Punkten ſich 2, 3, 4 ꝛc. krumme Linien vereinigen können.

Für zwey krumme Linien werden die Schüler keinen, einen oder 2 Vereinigungspunkte finden.

Für 3 Linien aber keinen 1, 2, 3, 4, 5, 6 Punkte.

Für 4 Linien keinen, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 oder 12 Punkte.

Aus dieſer Unterſuchung geht hervor, daß die krummen Linien immer doppelt ſo viel Vereinigungspunkte bilden, als eine eben ſo große Anzahl gerader Linien.

Nachdem der Schüler dieſes auf ſeiner Schiefertafel wird dargeſtellt haben, kann dieſe Uebung durch einzelne Fragen, die ich dieſem noch beyfüge, beſchloſſen werden.

Wie viele Linien können in 2 Punkten vereinigt werden?

Antwort: von 2 an ſo viel man will.

Es ſind krumme Linien in 5 Punkten vereinigt worden; nun fragt man, wie viele Linien es ſeyen?

Antwort: von 3 an ſo viel man will.

In wie viel Punkte können 3 krumme Linien vereinigt werden? Welches iſt die größte und welches die kleinſte Anzahl von Vereinigungspunkten? Man verbindet 2 gleichlaufende und eine ungleichlaufende krumme Linie in der höchſten Anzahl Punkte; es fragt ſich, wie viele Punkte es ſeyen?

Antwort: in 4 Punkten; denn jede krumme Linie kann von einer andern krummen nur einmal durchſchnitten werden.

Welches iſt die höchſte Anzahl Vereinigungspunkte von 2 mal 2 gleichlaufenden krummen Linien?

Antwort: acht.

Will man dieſe Uebung weiter ausführen, ſo kann das, was ich dießfalls für die geraden Linien aufgeſtellt habe, auch hier als anwendbarer Stoff angeſehen und behandelt werden.

Man ſchreitet weiter und läßt den Schüler unterſuchen, wie oft auch die krummen Linien durch die Vereinigungspunkte gehen können, und ſtellt folgende Reihenfolgen auf:

Wenn ſich zwey, drey ꝛc. krumme Linien vereinigen, wie oft können ſie durch die Vereinigungspunkte gehen? Stelle dieſes zuerſt auf deiner Schiefertafel dar. Der Schüler wird finden:

Bey 2 krummen Linien können ſie keinmal durch die Vereinigungspunkte gehen, oder eine ein mal und die andere 2 mal, oder beyde 2 mal. Bey 3 Linien wird er weiter finden, daß es von dem Durchgehen einer Linie durch den Vereinigungspunkt bis zum Durchgehen einer jeden Linie durch drey Vereinigungspunkte ohne Ausnahme fortgeſetzt werden könne.

Dieſe Uebung iſt ſchon bey den geraden Linien als etwas Unweſentlichers angenommen worden; daher darf ſie aus doppelten Gründen nicht weit ausgedehnt werden. Ich überlaſſe ihre Fortſetzung dem Lehrer und ſchreite zu folgenden Unterſuchungen.

Wie viele Enden der Linien können in und wie viele außer den Vereinigungspunkten liegen? Seht auf euern Schiefertafeln, wie viele Enden in den Vereinigungspunkten von 2, 3, 4 krummen Linien liegen können? Hernach wie viele Enden ſich außer denſelben befinden.

Bey 2 Linien werden die Schüler finden, daß kein, 1, 2, 3 oder alle 4 Enden in den Vereinigungspunkten liegen. Außer derſelben wird das nämliche ſtatt finden.

Haben die Schüler dieſes auf der Schiefertafel durchgeführt, ſo mögen folgende einzelne Fragen hier noch eine Stelle finden.

Wenn 2 krumme Linien ſich ſo vereinigen, daß keines ihrer Enden in den Vereinigungspunkten liegt, wie viel befinden ſich außer denſelben?

Antwort: keins, oder 1, 2, 3 oder 4. Soll kein Ende außer und keins in dem Vereinigungspunkt liegen, ſo müſſen es Kreiſe ſeyn.

Wie viele Enden können bey 3 krummen Linien höchſtens außer den Vereinigungspunkten liegen? Wie viele höchſtens in denſelben? Kann man 3 krumme Linien ſo verbinden, daß 3 Enden in und 3 außer denſelben liegen?

Von der Anzahl der Winkel.

Unterſucht, wie viele Winkel man mit 2, 3 und 4 krummen Linien machen könne.

Auch hier könnte man den Schüler dieſes zuerſt in einem, dann in 2, 3 Punkten u. ſ. w. unterſuchen laſſen, wie es bey den geraden Linien geſchehen iſt; da aber ein höherer Grad von Kraft und Fertigkeit in ihm auf dieſer Stufe ſich wirklich entwickelt vorfindet, ſo wird hier dieſe Eintheilung und Unterabtheilung nicht mehr nothwendig werden. Die Anzahl der Winkel kann daher auf folgende Weiſe aufgeſucht werden.

Mit zwey krummen Linien können 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 und 8 Winkel gemacht werden. Mit 3 krummen Linien 2, 3, 4 u. ſ. w. bis 24 jede Anzahl, nur keine 23. Mit 4 krummen Linien aber von 3 bis zu 48 Winkeln jede Anzahl, nur ſind keine 47 möglich.

Mit 4 Linien alle Fälle erſchöpfen zu wollen wird nicht mehr nothwendig, wenn dieſes mit 3 Linien wirklich ausgeführt worden iſt. Will aber der Lehrer den Schüler noch in einigen der wichtigern und ſchwereren Verbindungen üben, ſo darf ihm nur aufgetragen werden, ohne die Reihenfolge aufzuſuchen, gleich auf einmal 10, 30, 36, 40, 43 ꝛc. Winkel zu machen. Einige einzelne Fragen werden hier nicht entbehrlich werden.

Wie viele Winkel kann man mit 2 krummen Linien höchſtens machen?

Antwort: acht.

Welches iſt aber die höchſte Anzahl in einem Punkt?

Wie viele Winkel kann man mit 4 krummen Linien in ei nem Punkt höchſtens machen? Man hat drey Winkel gemacht; es fragt ſich, mit wie viel Linien ſie gebildet worden ſeyen?

Antwort: mit 2, 3 oder 4 Linien.

Wie viele krumme Linien werden erfordert, um 5 Winkel zu bilden? Wie viele Winkel kann man mit 3 krummen Linien mehr machen als mit 2?

Antwort: 16 Winkel.

Welches iſt die geringſte und welches die höchſte Anzahl Winkel, die durch 4 krumme Linien in 5 Punkten gebildet werden kann? Welches iſt die geringſte Anzahl Winkel, die mit 3 Linien in 1, 2, 3, 4, 5 und 6 Punkten gemacht werden kann?

Antwort: in einem Punkt 2, in 2 Punkten 2, in 3 Punkten 3, in 4 Punkten 6 (S. Zchg. 45.), in 5 Punkten 10 (S. Zchg. 46.), und in 6 Punkten 14 Winkel.

Welches iſt die höchſte Anzahl Winkel, die mit 3 Linien in 1, 2, 3, 4, 5 und 6 Punkten gemacht werden können?

Antwort: in 1 Punkt 6, in 2 Punkten 12 (Siehe Zchg. 47.), in 3 Punkten 14 (S. Zchg. 48.), in 4 Punkten 18, in 5 Punkten 20 und in 6 Punkten 24 Winkel.

Wenn 2 krumme Linien 8 Winkel bilden, und man eine durchſtreicht; wie viel Winkel fallen dadurch weg?

Antwort: alle 8 Winkel.

Hat man aber 4 krumme Linien ſo verbunden, daß ſie die höchſte Anzahl Winkel bilden, und wird eine von den 4 Linien ausgelöſcht; ſo fragt es ſich, wie viele Winkel wegfallen werden?

Antwort. 24 Winkel.

Welche Winkel kann man bey 2 krummen Linien, von der geringſten bis zur höchſten Anzahl, nicht machen?

Antwort. Außer 7 können alle gemacht werden.

Wie viele Winkel kann man mit 2 und 2 gleichlaufenden krummen Linien höchſtens, und wie viele wenigſtens machen? (Verſteht ſich, daß alle Linien auch für die geringſte Anzahl vereinigt werden müſſen.)

Antwort. Für die höchſte Zahl 32 und für die geringſte 2. (S. Zchg. 49.)

Wenn man mit 2 krummen Linien 2 Winkel macht; liegen die Ende der Linien in oder außerhalb der Vereinigungspunkte?

Antwort. Sie können in den Vereinigungspunkten liegen und auch außer denſelben; die Linien können aber auch ſo gezogen werden, daß keines ihrer Enden zu finden iſt.

Weil dieſer Geſichtspunkt ſehr wichtig iſt, ſo mag zur weitern Ausführung der Stoff bey den geraden Linien über dieſe Uebung nachgeſehen werden.

Wie viele Ecken kann man mit 2, 3, 4, 5 ꝛc. krummen Linien machen.

Die Schüler werden finden, daß man mit 2 krummen Linien entweder keinen, 1 oder 2 Ecken machen könne. Mit 3 Linien keinen, 1, 2 oder 3.

Da dieſer Geſichtspunkt keine große Mannigfaltigkeit der Formen erzeugt, ſo wird er hier auch nicht weitläufig ausgeführt. Als weiterer Leitfaden kann das, was bey den geraden Linien aufgeſtellt iſt, dienen.

Von den Arten der Winkel.

Die Zahlen, erhabenen und gemiſchten Winkel kennt der Schüler durch das, was in dem häuslichen Leben in ihm entwickelt worden iſt. Noch giebt es eine Art gemiſchter Winkel, deren Linienvereinigung nicht durch Winkel und Ecken bezeichnet wird, die deswegen einen etwas undeutlichen Winkel bilden. (S. Zchg. 50.) Einen ſolchen Winkel nennt man einen undeutlich gemiſchten Winkel. In letzter Verbindung von 2 krummen Linien finden ſich 2 undeutlich gemiſchte Winkel.

Geſtützt auf die Kenntniß der krummlinichten Winkel läßt man den Schüler unterſuchen, was für 2 Winkel mit 2 krummen Linien gebildet werden können.

Er wird finden: entweder 2 hohle (ſ. Zchg. 51), 2 erhabene, (ſ. Zchg. 52), 2 gemiſchte (ſ. Zchg. 53), 2 undeutlich gemiſchte (ſ. Zchg. 50), oder 1 erhabener und 1 gemiſchter (ſ. Zchg. 54), oder ein hohler und ein gemiſchter Winkel. (S. Zchg. 55.)

So werden 3 Winkel, die durch 2 Linien gebildet werden, der Form nach unterſucht, und der Schüler wird für dieſe finden, daß entweder 2 hohle und ein gemiſchter, oder 2 gemiſchte und 1 hohler; oder 2 erhabene und 1 gemiſchter (ſ. Zchg. 56); oder ein erhabener und 2 gemiſchte Winkel gebildet werden können.

Bey 4 Winkeln, die durch 3 krumme Linien gebildet werden, wird der Schüler entweder 2 gemiſchte, 1 hohlen und 1 erhabenen, oder 2 gemiſchte und 2 hohle (Zchg. 57), oder 2 gemiſchte und zwey erhabene, oder 2 erhabene und 2 gemiſchte Winkel finden.

So wird dieſes zu 5, 6 und 8 Winkel, die mit 2 krummen Linien gebildet werden, fortgeſetzt; und der Schüler wird, wenn die ſo eben aufgeſtellten Fälle von ihm gefunden worden ſind, auch dieſes ohne die geringſte Schwierigkeit aufzuſuchen und aufzuſtellen im Stande ſeyn.

Zur Erleichterung hätte man dem Schüler auch zuerſt auftragen können, alle die Veränderungen, die mit 2 krummen Linien diesfalls in einem, hernach in 2 Punkten gemacht werden können, in dieſer Unterabtheilung aufzuſuchen.

Nachdem aber dieſer Gang in lückenloſen Reihenfolgen bey den geraden Linien ſtatt gefunden hat, ſo iſt dieſe Erleichterung hier kein Bedürfniß mehr. Will man aber die Arten der Winkel erſchöpfend durchführen, ſo iſt eine Eintheilung in 1, 2, 3, 4, 5 und 6 Punkten nicht ganz entbehrlich; denn die Verbindungsart, ſo wie die Verſchiedenheit der Formen iſt zu mannigfaltig. Alle dieſe Veränderungen aufſuchen zu wollen, iſt aber nicht mehr Bedürfniß. Folgende Unterſuchungen werden bey 3 krummen Linien hinreichend werden.

Wenn man mit 3 krummen Linien in 1 Punkt die geringſte und höchſte Anzahl Winkel macht, was für Arten von Winkel ſind möglich. Desgleichen mit 3 Linien in 2 Punkten und ſo in 4, 5 und 6 Punkten.

Am wichtigſten ſind die Erſchöpfungen aller Fälle bey der geringſten Anzahl in einem, 2 und 3 Punkten; vorzüglich aber die Veränderungen, welche in 3 Punkten gemacht werden können. Sehr ſchwierige Verbindungen werden jedoch hier keine getroffen.

Vier krumme Linien und ſo 5 und 6 in 5 und ſechs Punkten zu vereinigen, und die Arten der Winkel aufzuſuchen, darf aber nie als entbehrlich angeſehen werden.

Statt dieſes weitläufig auszuführen, werde ich einige der weſentlichſten Fragen, die dieſes in ein heiteres Licht ſetzen, noch beyfügen.

Kann man mit 2 krummen Linien in 2 Punkten, 2 hohle Winkel machen? desgleichen mit 3 Linien in 3 Punkten 3 hohle; mit 4 Linien in 4 Punkten 4 hohle u. ſ. w.?

Antwort. Mit 2 Linien in 2 Punkten, mit 3 in 3, mit 4 in 4 ꝛc. kann man 2, 3, 4 ꝛc. hohle Winkel machen. (S. Zchg. 51.)

Die nämlichen Fragen kann man auch über die erhabenen Winkel aufſtellen, und man wird wieder finden, daß mit 2 krummen Linien in 2 Punkten 2 erhabene (ſ. Zchg. 56), mit 3 in 3 Punkten 3 erhabene, mit 4 in 4 Punkten 4 erhabene Winkel gemacht werden können. Mit den gemiſchten Winkeln wird er es nur bey 2, 4, 6 ꝛc. Punkten finden. (S. Zchg. 53 und 60.)

In wie viel Punkten kann man undeutlich gemiſchte Winkel machen?

Antwort. In 1, 2 ꝛc. Punkten (S. Zeichnung 50 und 61).

Kann man nur einen undeutlich gemiſchten Winkel machen?

Antwort. Nein, da, wo ſich auf der einen Seite einer befindet, findet auch auf der andern Seite ſtatt des Eckes ein zweyter ſtatt.

Die letzten beyden Zeichnungen können zur Verdeutlichung deſſen dienen.

Welches iſt die höchſte Anzahl erhabener Winkel, die mit 2, 3, 4 Linien in einem Punkt gebildet werden? So können auch wieder Fragen über die höchſte Anzahl gemiſchter und erhabener Winkel gegeben werden?

Es verſteht ſich, daß dieſe Fragen auch auf mehrere Punkte ausgedehnt werden können und ſollen.

Mit wie viel Linien können 3 erhabene Winkel gemacht werden?

Antwort. Mit 3, 4, 5 und 6 Linien. (S. Zchg. 62 für 6 Linien.) Auch dieſe Frage kann auf jede Art Winkel ausgedehnt werden.

Mit wie viel Linien kann man einen hohlen, einen erhabenen und einen gemiſchten, desgleichen 2 hohle, 2 erhabene und 2 gemiſchte Winkel machen? Wie viele Linien werden wenigſtens erfordert, um 2 hohle, 2 erhabene, 2 gemiſchte und 2 undeutlich gemiſchte Winkel zu erhalten? Wenn man mit 3 krummen Linien die höchſte Anzahl Winkel macht, was für Arten derſelben giebt es?

Antwort. 6 hohle, 6 erhabene und 12 gemiſchte Winkel.

Wie bey den geraden Linien die verſchiedenen Geſichtspunkte, unter denen dieſe Formen aufgefaßt worden ſind, verbunden wurden; ſo wird dieſes auch bey den krummen Linien nicht ganz entbehrlich werden. Wenn man aber das, was bey der geraden Linie diesfalls aufgeſtellt worden iſt, zu Rathe zieht, ſo unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß nicht nur jeder Lehrer, ſondern ſelbſt der ſchwächere Schüler im Stande ſeyn wird, dieſes auszuführen. Ausgedehnter aber als dieſes bey den geraden Linien behandelt worden iſt, muß es bey der krummen auf keinen Fall geſchehen.

Von den Arten der Ecken.

Die Ecken werden wie die Winkel benannt; es giebt daher hohle, erhabene und gemiſchte Ecken.

Unterſucht, was für Ecken mit 2, 3, 4 ꝛc. krummen Linien gebildet werden können. Bildet man mit zwey Linien ein Eck, ſo kann daſſelbe entweder hohl, oder erhaben, oder gemiſcht ſeyn. Werden aber 2 Ecken gebildet, ſo können dieſelben entweder beyde hohle, oder beyde erhabene, oder beyde gemiſchte Ecken ſeyn. (Siehe Zchg. 56 für 2 hohle, 51 für 2 erhabene, und 53 für die 2 gemiſchte Ecken.)

Mit 2 krummen Linien kann man 1, 2 und 3 Ecken bilden, und hier finden auch wieder alle Abänderungen ſtatt, die bey 2 Ecken aufgeſtellt worden. Dieſes auch auf 4 Linien und 4 Ecken auszudehnen, darf nicht als ganz entbehrlich angeſehen und behandelt werden. Die einzelnen Fragen, die ich diesfalls aufſtelle, mögen die weitere Ausführung in Reihenfolgen entbehrlich machen.

Frage. Wie viele hohle Ecken kann man mit 5 Linien höchſtens machen? Wie viele erhabene oder wie viele gemiſchte mit 4 Linien? Mit wie viel Linien kann man 2 hohle Ecken machen?

Antwort. Mit 2, 3 oder 4 Linien (S. Zchg 56 und 62). Verſteht ſich, daß bey der letzten Verbindung von den 6 Linien nur 4 gezählt werden müſſen.

Welches iſt die geringſte Anzahl Linien, mit denen man ein hohles, ein erhabenes und ein gemiſchtes Eck machen kann?

Die Durchführung der Schenkel bey den krummen Linien kann als entbehrlich behandelt werden. Würde aber ein Lehrer die Behandlung dieſer Uebung für ſeine Schüler nicht gerne ganz übergehen; ſo kann das, was bey den geraden Linien aufgeſtellt worden, als Norm dienen.

Von der Anzahl der geſchloſſenen Räume.

Unterſucht, wie viele Räume man mit 1, 2, 3, 4, 5 ꝛc. krummen Linien ſchließen könne.

Der Schüler wird finden, daß mit einer krummen Linie nur ein Raum, mit 2 krummen Linien aber 1, 2, 3, 4, 5, 6 und 7 Räume geſchloſſen werden können. Weiter als etwa zu 4 oder 5 und höchſtens 6 Linien darf dieſes nicht fortgeſetzt werden.

Mit 2 gleichlaufenden Linien können wie viele Räume geſchloſſen werden?

Der Schüler wird finden 1 oder 2. —

So läßt man ihn unterſuchen, wie viele Räume mit 2 gleichlaufenden und einer ungleichlaufenden Linie, oder mit 2 und 2 gleichlaufenden ꝛc. gebildet werden können.

Noch einige einzelne Fragen hierüber.

Wie viele geſchloſſene Figuren können mit 2 gleichlaufenden und einer ungleichlaufenden Linie höchſtens gebildet werden? Welches iſt die höchſte Anzahl geſchloſſener Figuren, die mit 4 Linien gemacht werden kann? Mit wie viel Linien kann man einen Raum ſchließen?

Antwort. Mit jeder Anzahl krummer Linien.

Da die Unterſuchung der Anzahl der Figuren ſehr weſentlich iſt, ſo kann dieſer Geſichtspunkt mit den bis jetzt aufgeſtellten Uebungen der krummen Linien verbunden werden. Doch werde ich dieſes nicht ausführen, und diesfalls nur auf das verweiſen, was bey den geraden Linien ſich wirklich ausgeführt findet.

Von der Anzahl der Seiten.

Unterſucht, wie viele Seiten man mit 2, 3 ꝛc. krummen Linien machen kann.

Der Schüler wird finden, mit einer krummen Linie könne man nur eine Seite bilden, mit 2 Linien aber 2, 3 oder 4; mit 3 krummen Linien aber 3, 4, 5, 6, 7 bis 12 Seiten.

Unterſucht, wie viele Seiten mit 2 gleichlaufenden und einer ungleichlaufenden krummen Linie gemacht werden können.

Noch einige einzelne Fragen hierüber.

Wie viele Seiten kann man mit 4 krummen Linien höchſtens bilden? Wenn man die höchſte Anzahl Seiten bildet, und eine der 4 Linien durchſtreicht, wie viele Seiten fallen weg? Wie viele Seiten können mit zwey gleichlaufenden Linien höchſtens gebildet werden? Wie viele mit 2 gleichlaufenden und einer ungleichlaufenden Linie? Wenn 2 Linien 2 Seiten bilden, wie viele Winkel oder Ecken befinden ſich dabey? Wie oft gehen die Linien durch die Vereinigungspunkte?

Von der Art der geſchloſſenen Figuren.

Wenn man mit 1, 2, 3, 4 ꝛc. krummen Linien eine, 2, 3 ꝛc. geſchloſſene Figuren bildet, was können ſie in Rückſicht der Anzahl der Ecken für eine Form haben?

Mit einer krummen Linie kann man nur ein Rund, mit 2 Linien aber 1, 2 und 3 geſchloſſene Räume bilden. Wird einer derſelben gebildet, ſo iſt es ein Rund, oder ein Zweyeck (S. Zchg. 51). Bey 2 Figuren wird er 2 Rund, oder 2 Zweyecke, oder ein Rund und ein Zweyeck (ſ. Zchge 63.), oder ein Rund und ein Rund mit doppelter Begränzung (ſ. Zchg. 64) finden. Werden aber 3 Figuren gebildet, ſo ſind keine andere Formen als 3 Zweyecke möglich.

Auf dieſe Weiſe werden alle Veränderungen, die mit 3 Linien möglich ſind, von dem Schüler aufgefunden.

Dagegen ſind folgende Formen für den Schüler etwas ſchwerer zu erſchöpfen, Zeichnung 65 iſt ein Rund, und 2 Runde mit getrennter Begränzung. Zeichnung 66 enthält 2 Runde mit einer dreymaligen getrennten Begränzung. Zeichnung 67. hingegen ein Rund und ein Zweyeck mit getrennter Begränzung.

Auf dieſe Weiſe kann bey jeder Figur ihre Form wörtlich

wörtlich ausgedrückt und auf das Beſtimmteſte bezeichnet werden.

Da dieſe Betrachtungsweiſe der Form von Wichtigkeit iſt; ſo werden einzelne Fragen in größerer Ausdehnung als gewöhnlich hier nicht entbehrlich werden.

Wie viele krumme Linien braucht man, um 2 Zweyecke zu bilden?

Antwort. 2 oder 3 oder 4. Es dürfen hiezu aber keine Linien genommen werden, die zur Bildung der beyden Zweyecke nichts beytragen. Seht für 4 Linien Zeichnung 68.

Wie viele Linien ſind zur Bildung von zwey Dreyecken nothwendig?

Antwort. Von 3 bis zu 6 Linien kann man dieſe Figuren mit jeder Anzahl Linien bilden. (Für 3 Linien ſeht Zchg. 45. und für 6 Linien Zchg. 68.)

Aehnliche Fragen können auf mehrere Vierecke, Fünfecke ꝛc. ausgedehnt werden.

Wie viel Linien werden erfordert, um ein Rund und ein Viereck zu bilden? Welches iſt die geringſte und welches iſt die höchſte Anzahl Linien. Macht man mit 3 krummen Linien 2 geſchloſſene Figuren, die beyde eine gleiche Form haben ſollen, ſo fragt es ſich, was dieſes für geſchloſſene Räume ſeyen? Kann man auch krummlinichte Parallelogramme bilden?

Wie viele können mit 2 Paar gleichlaufenden Linien gemacht werden?

Antwort. Zwey.

Was haben die andern geſchloſſenen Räume, die gleichzeitig mit dieſen zwey Parallelogrammen gebildet werden, für eine Form?

Antwort. Es ſind Paralleltrapeze, Zweyecke ꝛc.

Wie viel Linien werden erfordert, um ein Viereck mit einer getrennten Begränzung zu erhalten?

Antwort. 4. (S. Zchg. 69.)

Wie viel zu einem Fünfeck?

Antwort. 5. Hiezu bedarf es ein Dreyeck und ein Zweyeck in demſelben oder auch umgekehrt.

Wie viele Linien werden erfordert, um ein Sechseck mit getrennter Begränzung zu erhalten?

Antwort. 6 Linien. Dieſe Form kann durch 2 Dreyecke, oder durch ein Viereck und ein Dreyeck in demſelben gebildet werden.

Wie viele Linien werden aber erfordert, um ein Sechseck mit mehrfacher getrennter Begränzung zu erhalten?

Antwort. 6 Linien. (S. Zchg. 70.)

Wenn man die höchſte Anzahl geſchloſſener Räume bildet, ſo fragt es ſich, von wie vielerley Arten dieſelbe ſeyen? Wie viele Linien werden wenigſtens erfordert, um ein Rund, ein Zweyeck, ein Dreyeck, ein Viereck ꝛc. zu bilden.

Von der Art der geſchloſſenen Figuren in Hinſicht der Winkel.

Unterſucht, was für ein Zweyeck mit 2 krummen Linien, wenn man auf die Arten der Winkel Rückſicht nimmt, gebildet werden könne.

Der Schüler wird finden: er könne ein Zweyeck mit 2 hohlen, oder eins mit 2 erhabenen, oder eins mit 2 gemiſchten Winkeln machen. Das erſte nennt man ein hohlwinklichtes, das zweyte ein erhaben winklichtes, und das dritte ein gemiſcht winklichtes Zweyeck.

So läßt man den Schüler hinwieder die zwey Zweyecke, wie auch die 3 Zweyecke, welche mit 2 Linien gebildet werden können, unterſuchen. Eben ſo wichtig iſt es, die Dreyecke, Vierecke, Fünfecke ꝛc. diesfalls der gleichen Unterſuchung zu unterwerfen.

Ein Dreyeck, welches 3 erhabene Winkel hat, nennt man ein erhaben winklichtes Dreyeck. (S. Zchg. 71 und 72.) Das eine mit innern, das andere aber mit äußern Winkeln. Zeichnung 73. ſtellt das hohlwinklichte Dreyeck dar. Alle andern ſind gemiſchte Dreyecke und unterſcheiden ſich nur dadurch von einander, daß das eine mehr hohle oder erhabene oder gemiſchte Winkel hält, als das andere, und zwar wieder in und außer dem Dreyeck. Zeichnung 74. bildet ein Dreyeck mit einem undeutlich gemiſchten Winkel.

Alle dieſe Formeneintheilungen finden auch bey den Vierecken volle Anwendung. So giebt es wieder erhaben winklichte Vierecke, deren Winkel in und außer denſelben liegen. Hohlwinklichte, deren Winkel ſich aber immer in den Vierecken befinden. Zeichnung 60 ſtellt das gemiſcht winklichte Viereck dar. Zeichnung 75 bildet ein Viereck mit undeutlich gemiſchten Winkeln.

Wendet man hier das gleich- und ungleichlaufendſeyn der Linien an; ſo findet man wieder Parallelogramme, Paralleltrapeze und Trapeze mit den oben angegebenen Winkeln. Eine noch umſtändlichere Darlegung dieſer Form befindet ſich bey den geraden Linien. Ich darf alſo diesfalls nur dahin verweiſen.

Nach dieſer Norm müſſen auch die Fünfecke, Sechsecke ꝛc. vom Schüler unterſucht werden. Verſteht ſich, daß hier nicht alle Veränderungen aufgeſucht werden müſſen; man darf ſich desnahen auf einige der weſentlichſten beſchränken; z. B. bey den Fünf-, Sechs-, Sieben-, Achtecken muß unterſucht werden, ob dieſe Verbindungen immer mit einerley Winkeln gemacht werden können, ob die Winkel in oder außerhalb der Figur liegen ꝛc., wie viele undeutlich gemiſchte Winkel bey den einen oder andern Vierecken gemacht werden können ꝛc.

Einzelne Fragen hierüber mögen das allenfalls noch Mangelnde ergänzen.

Kann man ein hohlwinklichtes Zwey-, Drey-, Vier-, Sieben-, Achteck ꝛc. machen? Können die nämlichen Figuren auch mit den erhabenen, mit den gemiſchten und mit den undeutlich gemiſchten Winkeln gebildet werden? Können die oben angegebenen Vierecke durch innere und auch durch äußere Winkel gemacht werden? Was haben die Vierecke mit getrennter Begränzung für Winkel? Dieſe Fragen dürfen auf das Fünfeck, Sechseck ꝛc. mit ein- und vielfach getrennter Begränzung ausgedehnt werden. Auch kann der Lehrer ſehr verwickelte Vielecke auf ſeiner Tafel mit krummen Linien darſtellen, und die Schüler beſtimmen laſſen, was es für ein Viereck ſey, wie viele Winkel ſich von der einen oder andern in dieſer Begränzung befinden.

Gebildete krummlinichte Figuren zu theilen.

In was für Formen kann ein Zweyeck durch eine krumme Linie zerlegt werden? Daſſelbe kann hernach mit 2 krummen Linien wenigſtens in den wichtigern Formen im Zweyeck fortgeſetzt werden. Verſteht ſich, daß dieſes auch auf Dreyecke, Vierecke :c. ausgedehnt werden muß.

Einige einzelne Fragen werden dieſes in ein noch heiterers Licht ſetzen.

Kann man mit einer krummen Linie jedes Zweyeck in zwey andere Zweyecke zerlegen? Auch in 2 Dreyecke? Und eben ſo in Räume mit getrennter Begränzung? In was für Räume mit getrennter Begränzung kann es getheilt werden?

Die gleichen Fragen können auch auf das Dreyeck, Viereck :c. ausgedehnt werden.

In was für Räume kann man ein krummlinichtes Parallelogramm mit einer krummen Linie zerlegen?

Wie bey den geraden Linien, ſo können auch hier die gebildeten Formen in Rückſicht des gleich = und ungleichlaufend = ſeyns noch zuſammengeſtellt werden.

Ein Paar einzelne Fragen werden dießfalls hinreichen.

Werden die Schenkel der Winkel, die aus krummen Linien gebildet ſind, gleich = und ungleichlaufend untereinander ſeyn? Können die Schenkel aller Arten von Winkeln gleichlaufend gemacht werden?

Die gleichen Fragen dürfen aber auch auf das Zweyeck, Dreyeck, Viereck ꝛc. angewandt werden.

Wenn die Seiten eines Vierecks mit den Seiten eines andern gleichlaufend ſind, liegt ein Viereck im andern, oder können ſie neben oder unter einander liegen? Können Fünfecke, die alle untereinander gleichlaufende Seiten haben, ſo viel man will gebildet werden? Sind die Seiten eines Vierecks niemals mit denen eines Dreyecks gleichlaufend? Wie viele Seiten können in dieſen Figuren untereinander gleichlaufend gemacht werden? Man hat 2 geſchloſſene Räume, die 2 mal 2 gleichlaufende Seiten haben; es fragt ſich, was dieſes für Figuren ſeyen.

So wie man bey den geraden Linien gebildete Formen mit einander verbunden hat; ſo ſoll dieſes auch bey den krummen Linien geſchehen. Doch wird es nicht in dem Umfange, wie dieſes bey den krummen Linien durchgeführt worden iſt, nothwendig werden. Das Aufgeſtellte bey der geraden Linie mag mit dem, was ich hier nur in Kürze angeben werde, für den Zweck, den ich durch dieſe Verbindungen zu erzielen ſuche, vollkommen erreicht werden.

Man läßt den Schüler unterſuchen, in wie viel Punkten ſich 2, 3 ꝛc. Winkel, die aus krummen Linien gebildet werden, vereinigen können.

Der Schüler wird finden, 2 Winkel können in 1, 2 bis zu 8 Punkten mit einander verbunden werden. Siehe Zchg. 76, für a den einen, für b den andern Winkel.

Mit 3 Winkeln müſſen aber auf keinen Fall alle Veränderungen aufgeſucht werden. So giebt man ihm 2, 3 u. ſ. w. Zweyecke auf die nämliche Weiſe zu unterſuchen.

Der Schüler wird finden, daß 2 Zweyecke von 1 bis 8 Punkten wie die der krummlinichten Winkel ſich vereinigen können. (Zchg. 76. dient auch hiefür.)

Mit Dreyecken und Vierecken kann man aber den Schüler nur einige der wichtigern Formen aufſuchen laſſen. Auch in Hinſicht der einzelnen Fragen muß hier die Ausdehnung, welche bey den geraden Linien ſtatt findet, nicht ſtatt haben.

In wie viel Punkten können 2 Dreyecke höchſtens vereinigt werden? Kann man ſo viele Vierecke in einen Punkt vereinigen, als man will? Können auch ein Zweyeck, Dreyeck, Vier-, Fünfeck ꝛc. in einen Punkt vereinigt werden? In wie viel Punkten werden zwey krummlinichte Parallelogramme, die 4 und 4 gleichlaufende Seiten haben, mit einander vereinigt werden können?

Von der Anzahl der Winkel, die durch die Verbindung gebildeter Figuren entſtehen können.

Unterſucht, wie viele Winkel durch die Verbindung von 2 Zweyecken entſtehen können.

Der Schüler wird finden, daß von eins bis 32 jede Anzahl, nur keine 31, möglich werden. Verſteht ſich, daß die Winkel, welche die Zweyecke ſelbſt bilden, nicht gezählt werden dürfen, um die Anzahl 32 zu erhalten.

Die gleiche Unterſuchung wird mit 2 Dreyecken, Vierecken ꝛc., oder mit einem Zweyeck und mit einem Dreyeck, oder mit einem Zweyeck und Viereck ſtatt finden. Alle

Veränderungen, die möglich ſind, ſollen aber in keinem Fall auf dieſer Stufe aufgeſucht werden. Je weiter der Schüler vorrückt, deſto mehr muß er ſich nur auf wichtigere und ſchwierigere Verbindungen einſchränken.

Die wichtigern und ſchwierigern Fragen bey den geraden Linien dürfen zur weitern Ausführung hier als Leitfaden dienen.

Die Arten der Winkel unterſuchen zu wollen, kann in dieſer Verbindungsart ganz übergangen werden.

Hingegen wird es nicht ganz überflüſſig, die Anzahl der geſchloſſenen Figuren, die aus dieſen Verbindungen hervorgehen, wenigſtens in einigen der wichtigſten Zuſammenſtellungen aufzuſuchen; z. B.

Wie viele geſchloſſene Figuren können durch die Verbindung von 2 Zweyecken entſtehen?

Der Schüler wird finden, entweder keine, oder 1, 2, 3 ꝛc. bis zu 9. (S. Zchg. 77.)

Wie viele werden durch 2 Dreyecke, oder durch ein Dreyeck und ein Zweyeck ꝛc., oder durch ein Viereck und ein Fünfeck gebildet werden?

Rückſichtlich der einzelnen Fragen und der weitern Ausführung kann man ſich nach dem richten, was bey der geraden Linie aufgeſtellt worden iſt.

Will man ein paar Fragen über die Anzahl der Seiten, die durch ſolche Verbindungen entſtehen und gebildet werden können; ſo mag auch das, was bey der geraden Linie aufgeſtellt worden, für dieſen Endzweck benutzt werden.

Wichtiger aber als dieſes iſt die Unterſuchung der

Figuren, die durch die Verbindung gebildeter Formen entſtehen.

Wenn man zwey Zweyecke ſo verbindet, daß eine neue geſchloſſene Figur gebildet wird, ſo fragt es ſich, was dieſelbe für eine Form haben könne?

Werden 2, 3, 4 ꝛc. Figuren gebildet, ſo fragt es ſich, was ſie jedesmal für eine Form haben können?

Werden mit zwey Dreyecken oder mit zwey Vierecken ꝛc. ein oder zwey oder drey ꝛc. geſchloſſene Räume gebildet, ſo fragt es ſich, was ſie jedesmal für eine Form haben?

Gebildete Figuren in Seiten mit einander zu verbinden.

Unterſucht, in wie viel Seiten zwey und mehrere Zweyecke, zwey und mehrere Dreyecke ꝛc. mit einander verbunden werden können.

Er wird finden: zwey Zweyecke können in einer oder zwey Seiten mit einander verbunden werden; zwey Dreyecke aber in 1, 2 und 3 Seiten u. ſ. w. Werden die Zweyecke in zwey und die Dreyecke in 3 Seiten verbunden; ſo giebt es immer wieder nur eine Figur. Die weitere Ausführung iſt bey den geraden Linien nachzuſehen.

So wie die geradlinichten Formen in Seiten und Punkten gleichzeitig mit einander verbunden worden ſind, ſo kann und ſoll dieſes auch noch bey den krummlinichten Formen ſtatt finden. Das bey den geraden Linien Ausgeführte mag hier als Leitfaden dienen.

Als Beſchluß giebt man dem Schüler wieder, wie bey der geraden Linie, eine Form, an der er gleichſam alles wiederholt, was er im Gebiet der krummen Linien kennen gelernt. Für dieſen Endzweck mag der Lehrer Zchg. 46. auf ſeine Tafel zeichnen, und ſie Folgendes darſtellen laſſen. Es iſt eine Verbindung von 3 krummen Linien, die ſich in 5 Punkten vereinigen. Keine dieſer Linien iſt mit der andern gleichlaufend. In jedem ihrer Vereinigungspunkte kommen 2 Linien zuſammen. Sie gehen 4mal durch dieſe Vereinigungspunkte hindurch, und zwar ſo, daß eine 2mal durchgeht, und jede der 2 anderen aber einmal. In dieſen 5 Vereinigungspunkten befinden ſich die 6 Ende der krummen Linien. Sie bilden mit einander 10 Winkel; davon ſind 4 hohl, 2 erhaben und 4 gemiſcht. Sie bilden 3 geſchloſſene Räume, wovon zwey Dreyecke ſind und einer ein Zweyeck. Das Zweyeck iſt gemiſchtwinklicht, ein Dreyeck hohlwinklicht und das andere gemiſchtwinklicht. Ferner findet man Nebenwinkel, innere und äuſſere Gegen- und Wechſelwinkel, Scheitelwinkel u. ſ. w. Dann zählt der Schüler auf, wie viel Paar von jeder Art ſich vorfinden. Man kann dieſe Verbindung von Linien auch als 2 Dreyecke und ein Zweyeck anſehen, die ſich an 2 Seiten berühren, oder aber als ein Viereck mit 2 äußern Winkeln, welches durch 2 Linien in zwey Dreyecke und in ein Zweyeck zerlegt worden iſt. Dieſe 3 Linien bilden auch 7 Seiten, eine von dieſen Linien bildet drey und zwey Linien, jede zwey Seiten. — Alle dieſe Uebungen und Reihenfolgen, die zuerſt mit der geraden und hernach mit der krummen Linie getrennt aufgeſtellt worden ſind, können und ſollen jetzt dem Schüler auch in gegenſeitiger Verbindung und Kürze vorgeführt werden. Die Ausführlichkeit und Umſtändlichkeit, mit welcher dieſes zuerſt mit den geraden und hernach mit den krummen Linien wirklich ſtatt gefunden hat, machen eine ins Einzelne gehende Darlegung mit geraden und krummen Linien vereinigt entbehrlich. Ich darf mich dießfalls hier alſo kurz faſſen und nur das aufführen, was den geraden und krummen Linien in ihrer Verbindungsart mit einander eigenthümlich iſt. Zum voraus aber muß ich bemerken, daß wer auch immer noch mehr wünſchen mag, darf nur in dem, was über die gerade oder über die krumme Linie aufgeſtellt worden iſt, nachſehn, und er wird hinlänglich Anleitung und Stoff zu allem finden, was er ſucht und wünſchen mag. In der Ausführung bey Schülern müſſen die folgenden Uebungen weniger umſtändlich behandelt werden als es bey den geraden und hernach bey den krummen Linien der Fall iſt. Es wird beynahe unnöthig ſeyn, in Erinnerung zu bringen, daß alle Grundſätze und Ausführungs- und Erleichterungsmittel, die bey der geraden und krummen Linie angegeben worden ſind, auch hier ihre volle Anwendung haben. Zu dieſem nehme ich an, der Lehrer kenne vollkommen den Gang, den er in dieſem Unterrichtszweig zu befolgen hat, und wiſſe gründlich, was ihm als Lehrer dießfalls zu thun obliege. Folglich werde ich mich hier nur mit dem befaſſen, was als neu in's Auge gefaßt werden muß.

Von der geraden und krummen Linie vereinigt.

Eine gerade und eine krumme Linie können nie mit einander gleichlaufend ſeyn. Giebt man aber mehrere gerade und krumme Linien an, ſo können ſie, wie wir ſchon geſehen haben, unter einander gleich- und ungleichlaufend ſeyn. Man fängt hier gleich damit an und läßt den Schüler unterſuchen, in wie viel Punkten ſich die geraden und krummen Linien vereinigen können, und er wird finden, daß ſich eine gerade und eine krumme Linie in 1 oder in 2 Punkten vereinigen; 2 gerade und 1 krumme Linie aber in 1, 2, 3, 4 und in 5 Punkten; 2 krumme und 1 gerade hingegen in 1, 2, 3, 4, 5 und in 6 Punkten. Dieſes wird blos bis auf 4, 5 und 6 Linien, von denen immer einige gerade und die andern krumme Linien ſind, ausgedehnt, und der Geſichtspunkt gleich- und ungleichlaufende Linien mit einander zu verbinden wird höchſtens noch in einigen einzelnen Fragen nothwendig. Die Unterſuchung, ob die graden und krummen Linien durch die Vereinigungspunkte gehen und ob die Endpunkte der Linien in oder außer dieſen Vereinigungspunkten liegen, darf den Schülern jetzt höchſtens nur flüchtig angedeutet werden. Weſentlich wird jedoch die Unterſuchung der Anzahl der Winkel, die mit geraden und krummen Linien gebildet werden.

Der Schüler wird auf die gewohnte Weiſe finden, daß man mit 1 geraden und mit 1 krummen Linie entweder 1, 2, 3, 4, 5, 6 oder 8, nur keine 7 Winkel bilden könne. Dieſes iſt übrigens mit den geraden und krummen Linien übereinſtimmend. Mit 2 geraden und 1 krummen

Linie wird man von 2 bis zu 20 Winkeln jede Zahl, 19 ausgenommen; mit 2 krummen und einer geraden Linie hingegen jede Zahl von 2 bis 24, außer 23, bilden können. Zwey gleichlaufende gerade und eine krumme Linie, oder umgekehrt, zwey gleichlaufende krumme und eine gerade Linie ſollen nicht übergangen werden.

Zu einer größeren Anzahl Linien wird der Schüler dieſes jedoch nicht fortſetzen. Die gleiche Unterſuchung findet auch in Hinſicht der Anzahl Ecken, die mit dieſer oder jener Anzahl gerader und krummer Linien gebildet werden, ſtatt; z. B. mit einer geraden und einer krummen Linie kann man 1 oder 2 Ecken, mit zwey geraden und einer krummen hingegen 1, 2 oder 3 Ecken bilden.

Die Arten der Winkel werden auf die ganz gleiche Weiſe, wie bey den geraden Linien, unterſucht werden. Man wird aber nur gemiſchtlinicht hohle und gemiſchtlinicht erhabene Winkel finden (Sehet für die erſte Art Winkel Zeichnung 78; für die 2te aber Zeichnung 79). Bey 2 Winkeln, die durch eine gerade und eine krumme Linie gebildet werden, erhält man 2 gemiſchtlinichte hohle oder 2 gemiſchtlinichte erhabene, oder einen gemiſchtlinicht hohlen und einen erhabenen Winkel. Dieſes wird zu 3, 4, 5, 6 und 8 Winkeln, welche mit einer geraden und einer krummen Linie gebildet werden können, fortgeſetzt. Allenfalls alle Veränderungen aufzuſuchen, die mit 2 geraden und 1 krummen Linie, und umgekehrt, vorgenommen werden können, iſt zweckmäßig. Auch die Winkel der gleichlaufenden Linien dürfen hier nicht übergangen werden.

Die Arten der Ecken werden der gleichen Unterſuchung unterworfen. Der Schüler wird finden, daß die Ecken, welche aus den geraden und krummen Linien gebildet werden, entweder gemiſchtlinicht erhabene (Seht Zchg. 78.), oder gemiſchtlinicht hohle Ecken ſind (Sehet Zchg. 79.). Bey den 2 Ecken, die durch eine gerade und eine krumme Linie gemacht werden, erhält man immer nur 2 gemiſchtlinicht erhabene Ecken.

Mit 2 geraden und einer krummen Linie erhält man zu den obigen Ecken noch die, welche nur aus den geraden Linien gebildet werden können. Bey 2 krummen und einer geraden Linie hingegen erhält man wieder die obigen Ecken mit denen, welche nur durch die krummen Linien gebildet werden können. Folglich wäre eine weitere Ausführung davon nichts als eine Wiederholung deſſen, was der Schüler ſchon weiß. Nicht unweſentlich iſt die Unterſuchung der Anzahl geſchloſſener Figuren, welche mit geraden und krummen Linien vereinigt gemacht werden können; z. B. mit einer geraden und einer krummen Linie kann man mit 1 oder 2, mit 2 geraden und einer krummen Linie aber 1, 2, 3 oder 4; mit 2 krummen und einer geraden Linie hingegen 1, 2, 3, 4, 5 und 6 geſchloſſene Räume bilden. Mit zwey gleichlaufenden geraden und einer krummen Linie wird 1, werden 2 oder 3, und umgekehrt mit 2 krummen und 1 geraden Linie 1, 2, 3 oder 4 geſchloſſene Räume gebildet.

Mit 2 gleichlaufend geraden und 2 gleichlaufenden krumme Linien kann man 1, 2, 3, 4, 5, 6 oder 7 Räume ſchließen. Wichtiger aber iſt die Unterſuchung der Arten dieſer geſchloſſenen Räume.

Mit 1.geraden und 1 krummen Linie kann man ein Zweyeck und zwar ein gemiſchtlinichtes Zweyeck machen. Bey 2 geſchloſſenen Räumen kann man 2 ſolcher Zweyecke bilden. Macht man nur ein Rund, ſo dient die gerade Linie zu keiner geſchloſſenen Figur und gehört alſo in ſo fern nur zu den krummen Linien.

Bey 2 geraden und 1 krummen Linie kann man bey einem geſchloſſenen Raum ein Zweyeck oder ein Dreyeck bilden. Bey 2 Räumen oder 2 Zweyecken, 2 Dreyecken, 1 Zweyeck und 1 Dreyeck, oder endlich ein Zweyeck und ein Viereck. So wird dieſes zu jeder Anzahl, die man mit 3 Linien machen kann, erſchöpfend fortgeſetzt. Doch hier darf man nicht ſtehn bleiben, ſondern man muß die nämliche Unterſuchung auch noch auf 4 Linien, und eben ſo auf 2 gleichlaufende und eine ungleichlaufende, und auf 2 und 2 gleichlaufende gerade und krumme Linien ausdehnen. Nicht weniger nothwendig iſt es, die geſchloſſenen Räume auch in Hinſicht der Arten der Winkel, durch die ſie gebildet werden, zu unterſuchen. Der Schüler wird finden, ein Zweyeck, welches durch gerade und krumme Linien gebildet wird, habe immer 2 gemiſchtlinicht hohle Winkel. Ein Dreyeck, das durch 2 gerade und 1 krumme Linie gebildet wird, hat entweder einen rechten und einen gemiſchtlinicht hohlen Winkel, oder einen rechten und 2 gemiſchtlinichterhabene Winkel. Das erſte Dreyeck nennt man ein gemiſchlinicht hohlwinklichtes, das zweyte ein gemiſchtlinicht erhabenwinklichtes Dreyeck. Bey dieſen Arten von Dreyecken kann der durch die geraden Linien gebildete ebenfalls ein ſtumpfer oder ein ſpitzer ſeyn. Wenn mit 2 krummen und einer geraden Linie ein Dreyeck gebildet wird, ſo können wieder die nämlichen Unterſuchungen ſtatt finden, und an die Stelle der rechten, ſpitzen und ſtumpfen Winkel können erhabene hohle und gemiſchte treten: als ein gemiſchtlinicht hohlwinklichtes Dreyeck (ſiehe Zeichnung 80.), ein gemiſchtlinicht erhabenwinklichtes Dreyeck (ſiehe Zeichnung 81.), ein gemiſchtlinicht hohlwinklichtes Dreyeck (ſiehe Zeichnung 82.) u. ſ. w. Die verſchiedenen Vierecke, Fünfecke, Sechsecke aufſuchen zu laſſen, darf nicht übergangen werden.

Man wird bey dieſer Ausführung immer wohl thun, wenn das, was bey der geraden Linie aufgeſtellt worden, nie aus dem Auge gelaſſen wird. Die Aufſuchung der Seiten, die mit dieſer oder jener Anzahl gerader und krummer Linien gebildet werden können, muß hier nur ſehr kurz behandelt werden. Nicht unwichtig iſt auch noch das Theilen dieſer gemiſchtlinichten Formen; z. B. ein gemiſchtlinichtes Zweyeck kann mit einer geraden oder krummen Linie in zwey Dreyecke, in ein Zweyeck und Viereck, oder in ein Zweyeck und Dreyeck zerlegt werden. Ein Viereck, Fünfeck, Sechseck mit mehr und weniger geraden und krummen Linien zu theilen, wird nicht übergangen. Alle Veränderungen, beſonders bey mehreren Linien und in einem Vieleck zu erſchöpfen liegt ganz außer dem Zweck, der durch ſolche Uebungen erreicht werden muß.

Gebildete Formen, als Winkel, Zweyecke, Dreyecke, Vierecke, Fünfecke u. ſ. w., wie die Linien zu behandeln, können auf dieſer Stufe mit bedeutenden Abkürzungen ausgeführt

geführt werden. Die weſentlichern und nicht ganz entbehrlichen Uebungen ſind noch folgende:

Man läßt die Schüler unterſuchen, in wie viel Punkten ſich gemiſchtlinichte Winkel, Zweyecke, Dreyecke ꝛc. unter einander werden vereinigen können. Verbindet man ſie in 1, 2, 3 Punkten, ſo kann man den Schüler allenfalls unterſuchen laſſen, wie viele neue Winkel dadurch entſtehen. Dann wird zu der Beſtimmung der Arten derſelben geſchritten. Doch darf man dieſes nicht erſchöpfend mehr behandeln wollen. Das Gleiche kann auch auf die Anzahl und Arten der Ecken ausgedehnt werden. Jedoch iſt dieſer Geſichtspunkt etwas unweſentlicher. Die Unterſuchung, wie viele neue geſchloſſene Räume durch die Verbindung gebildeter Formen entſtehn, iſt eine der wichtigern Uebungen auf dieſer Stufe, und muß daher etwas ausführlicher behandelt werden; deßgleichen wenn man die Formen der neu gebildeten Figur dem Schüler zur Unterſuchung vorlegt. Die Verbindung gebildeter Formen durch die Seiten darf man ebenfalls nicht ganz übergehen; doch ſoll es weniger ausführlich behandelt werden als dieſe letztern Geſichtspunkte. Die Lage der Winkel, Figuren u. ſ. w. iſt nur eine Wiederholung deſſen, was bey der geraden Linie aufgeſtellt worden; daher iſt es nicht nöthig, ſie bey den geraden und krummen Linien zu berühren. Den Beſchluß dieſer Uebungen mag endlich eine ſehr verwickelte Verbindung von geraden und krummen Linien machen. Man läßt den Schüler gleichſam alles, was er ſich durch die geraden und krummen Linien eigen gemacht hat, nach einander in ſein Gedächtniß zurückrufen. Als Leitfaden hiezu kann man das bey der geraden, ſo wie das bey der krummen Linie Aufgeſtellte benutzen. Zu dieſer gedrängten Darlegung ſage ich noch: Iſt auch kein Wink gegeben worden, daß die einzelnen Fragen nach jeder aufgeſtellten Reihenfolge nothwendig werden, ſo verſteht es ſich doch von ſelbſt, und ſie dürfen nicht nur nie übergangen werden, ſondern je kürzer und gedrängter die aufgeſtellten Reihenfolgen waren, deſto treffender muß auch durch ein paar Fragen das Weſen jeder Uebung erſchöpft werden. Die ſchwierigſten einzelnen Fragen, die bey der geraden Linie aufgeſtellt worden ſind, ſollen hier als Muſter dienen. Iſt der Schüler im Stande, die ſchweren einzelnen Fragen gleich im Anfange zu löſen, ſo dürfen die Reihenfolgen jedesmal füglich übergangen werden.

Nicht unwichtig iſt noch bey der vereinigten Einübung der gerad- und krummlinichten Formen, daß der Lehrer bey den wichtigeren Verhältniſſen den Schüler jedesmal aufmerkſam mache, durch was ſich die geraden Linien von den krummen in dieſer oder jener Verbindung unterſcheiden. Alle dieſe Unterſcheidungen liegen ſehr ausführlich in dem, was über die geraden und krummen Linien jedesmal aufgeſtellt und geſagt worden iſt. Ich darf daher mit vollem Vertrauen auf dieſelben verweiſen. So wie die Linie als Typus der Entwicklung der geiſtigen Kräfte benutzt worden iſt; eben ſo iſt auch die ebene und gebogene Fläche einer gleichen Behandlung fähig. Wenn indeß die Linien mit der nunmehr aufgeſtellten Ausführlichkeit behandelt worden ſind, ſo bedarf die Ausführung der Flächenübungen keiner großen Ausdehnung.

Von der ebenen Fläche.

Die ebenen Flächen, die in einer Richtung, oder in einer Ebene liegen, hat ſich der Schüler, indem er gebildete Räume auf ſeiner Schiefertafel mit einander verbunden, wirklich ſchon eingeübt. Es kann und darf alſo hier nur von ſolchen Flächen die Rede ſeyn, die in ungleichen Ebenen liegen.

Um Flächen in verſchiedenen Ebenen darzuſtellen, bedarf man wirklicher beweisbarer Flächen. Dieſe können am leichteſten entweder aus Papier, Kartendeckel u. ſ. w. geſchnitten werden, und wenn man will, ſo dienen die Schiefertafeln, welche die Schüler ohne dies in ihrer Hand haben, für dieſen Endzweck. Einem jeden Schüler giebt man 2, 3, 4 bis 5 Flächen in die Hand und läßt ihn dieſelben eben ſo behandeln, wie wenn es 2, 3 u. ſ. w. gerade oder krumme Linien wären. Die einfachſte und erſte Uebung wäre wieder, wie bey den geraden Linien, die Unterſuchung der gleichlaufenden und ungleichlaufenden Flächen. Gäbe man dem Schüler dieſes zu unterſuchen, ſo fände er alles, was er bey den Linien früher aufgeſtellt, und eben ſo, daß drey Flächen ſich in einer Richtung befinden können und ihm nichts Neues mehr darbieten. Es wird daher nicht fehlen, er wird folgende Veränderungen finden, entweder können 3 Flächen gleichlaufend, oder alle 3 ungleichlaufend, oder 2 gleichlaufend und 1 ungleichlaufend, oder 2 gleichlaufend und eine mit ihnen in einer Richtung, oder 2 ungleichlaufend und eine mit ihnen in einer Richtung ſeyn. Dieſes auf eine und mehrere Flächen ausdehnen zu wollen, wird nicht mehr nothwendig.

Man ſchreitet daher wieder zu den ungleichlaufenden Flächen, wie bey den geraden Linien, und ſieht, an wie viel Orten ſie ſich vereinigen können. Statt daß die Linien in Punkten zuſammenkommen, vereinigen ſich die Flächen immer in Linien mit einander.

Man tragt dem Schüler auf, zu unterſuchen, in wie viel Linien ſich zwey Flächen mit einander vereinigen können. Er wird wieder, wie bey den geraden Linien, finden, daß dieſes nur an einem Ort oder in einer Linie möglich ſey.

Drey Flächen vereinigen ſich in einer, oder in 2, oder in 3 Linien.

Vier Flächen vereinigen ſich in 1, 2, 3, 4, 5 oder 6 Linien.

Zwey gleichlaufende und eine ungleichlaufende Fläche vereinigen ſich in 2 Linien. Wollte man ſie nur in einer Linie vereinigen, ſo würde die dritte Fläche mit gar keiner derſelben verbunden werden können.

Zwey und 2 gleichlaufende Flächen können ſich in 2, 3 und 4 Linien vereinigen. Drey paar gleichlaufende aber höchſtens in 12 Linien, wie ſich 3 paar gleichlaufende Linien in 12 Punkten vereinigen. Flächen, wie die auf Zeichnung 83. vorgeſtellten, könnten allerdings in mehr Linien vereinigt werden. Dieſe größere Anzahl von Vereinigungslinien fallen aber mit den andern immer in eine Richtung, und geben bey der Verlängerung der Flächen nicht mehr Vereinigungslinien, als die geraden Linien Vereinigungspunkte bildeten.

Bey dieſer Ausführung wird der Schüler Mühe haden, eine größere Anzahl Flächen ſo zu erhalten, daß ſie ſich in einer größern Anzahl Linien wirklich vereinigen. Ich bin daher ſicher, daß man fragen wird, welches die einfachſte, leichteſte und natürlichſte Art ſey, dieſe Schwierigkeit zu überwinden. Ich antworte, wenn die geraden Linien genugthuend eingeübt worden ſind und einige der leichtern Fälle mit Flächen wirklich von den Schülern ausgeführt ſeyn werden, ſo kann man ihnen einige der ſchwerern und künſtlichern Verbindungen in Kartendeckel verfertigt vorlegen. Will man den Schüler dieſe Verbindungen mit Flächen wirklich ausführen laſſen, ſo wird man wohl thun, immer 2 oder 3 Schüler mit einer gewiſſen Anzahl Flächen in der Hand zuſammen zu ſetzen und ihnen die Verbindungen gemeinſchaftlich zu machen erlauben. Statt aber dem Schüler dieſe Verbindungen künſtlich vorzulegen, würde man noch beſſer thun, ihn aufzumuntern, dieſes in ſeinen Freyſtunden ſelber in Kartendeckel zu verfertigen.

Der Schüler wird dieſes zwar im Anfange nicht ſehr vollkommen auszuführen im Stande ſeyn, doch aber immer ſo, daß das Dargeſtellte der Anſchauung nachhilft. Die vollendete Verfertigung auch dieſer Formen gehört der Kunſtbildung an; worüber ich jedoch an einem andern Orte ſprechen werde.

Auch könnten die mathematiſchen Körper, wiewohl nur ſehr unvollſtändig, als Anſchauungsgegenſtände hiefür benutzt werden; denn inwendig ſind dieſe Körper dem Auge nicht zugänglich, welches beſonders bey der Verbindung von Flächen eine merkliche Lücke in die wirkliche Anſchauung bringt. Wird man aber dem Schüler dünne Kartendeckel und etwa eine Schere oder ein Federmeſſer und einen Lineal in die Hand geben und ihm die nothwendige Zeit einräumen, ſo wird er alle Formen zur Bewunderung darſtellen können. Auch iſt die Deutlichkeit alles, was für dieſen Endzweck erzielt werden ſoll.

Eben ſo wichtig als die Anzahl der Vereinigungslinien mit jeder Anzahl Flächen aufzufinden, wird die Auffindung von jeder Zahl Winkel werden! Es werden daher jedem Schüler ein paar Flächen in die Hand gegeben und ihm aufgetragen, er möchte unterſuchen, wie viele Winkel mit ihnen gebildet werden können. Es wird gewiß ein jeder finden, man könne entweder 1, 2 oder 4 Winkel machen, wie dieſes bey den geraden Linien geſchehen iſt. Zum Unterſchied der letztern Winkel nennt man ſie Flächenwinkel. Würde man Flächen gebrauchen, wie ſie Zeichnung 83. vorgeſtellt, ſo könnte allerdings auch noch eine größere Anzahl Winkel gemacht werden. Werden aber die Flächen gehörig verlängert, ſo giebt es auch in dieſen Fällen nicht mehr als 12 oder 4 Winkel. Dieſe ſcheinbare Mehrzahl muß in Zukunft auch ohne weitere Bemerkung in jeder Verbindungsweiſe ein für allemal wegbleiben. Vereinigen ſich 3 Flächen in einer Linie mit einander, ſo können ſie wieder 2, 3, 4, 5 und 6 Flächenwinkel bilden. Vereinigen ſie ſich aber in 2 Linien, ſo findet man 2, 3, 4, 5, 6 und 8 Flächenwinkel und in 3 Linien von 3 bis 12 jede Anzahl, ausgenommen aber keine 11 Flächenwinkel.

Aus dieſen Reihenfolgen geht klar hervor, daß alle

Formen, die bey den geraden Linien aufgeſtellt worden, auch bey den ebenen Flächen gebildet werden können. Bey dieſer Ausführung findet gewiß kein Schüler irgend eine weitere Schwierigkeit mehr.

Drey, vier und mehrere Flächen können aber noch auf eine ihnen ganz eigenthümliche Weiſe verbunden werden; auch werden dieſe Verbindungen für die Flächenlehre von Wichtigkeit werden; z. B. 3 Flächen, eine nach der Höhe, die andere mit ihr nach der Breite und die dritte mit dieſen zwey nach der Länge zu verbinden, wird der Schüler von 3 Winkeln bis zu 24 jede Zahl aufzufinden im Stande ſeyn, ausgenommen jedoch 23.

Daß dieſe Formen vom Schüler wirklich ausgeführt werden müſſen, unterliegt keinem Zweifel. Dieſe Ausführung iſt aber auch mit einigen Stück Karten, die rechtwinklicht geſchnitten ſind, gar nicht ſchwer. Mehr als etwa zu 4 oder 5 Flächen darf die Unterſuchung der Anzahl der Winkel auch in dieſer Verbindung nicht fortgeſetzt werden.

Daß die Ausführung etwas mehr Zeit erfordert, als dieſes bey den Linien geſchehen iſt, unterliegt keinem Zweifel, und um der Wichtigkeit halber muß ſie ihm wirklich eingeräumt werden. Auch kann die Unterſuchung der Anzahl der Winkel auf gleich- und ungleichlaufende Flächen ausgedehnt werden. Mehr aber als in 3 Richtungen gleichlaufende zu machen, wird in keinem Fall nothwendig werden. Die nämlichen Unterſuchungen werden auch in Hinſicht der Ecken, die mit jeder Anzahl Flächen gebildet werden können, vorgenommen; da es hier an der großen

Mannigfaltigkeit fehlt, ſo darf dieſes nicht mit der Ausdehnung behandelt werden, wie es bey den Winkeln geſchehen iſt.

Der Schüler wird finden, er könne mit zwey Flächen keinen oder einen Ecken machen. Um ihn von dem Ecken, der mit den Linien gebildet worden iſt, zu unterſcheiden, nennt man ihn Flächenecken. Mit drey Flächen kann man keinen, einen, zwey und drey Flächenecken machen; mit 4 aber keinen, 1, 2, 3 und 4; folglich treten hier wieder alle Fälle ein, die wir bey der Behandlung der geraden Linien gefunden haben.

So wie die Anzahl der Winkel aufgeſucht worden iſt, eben ſo wird auch ihre Art beſtimmt. Werden mit 2 Flächen 1, 2 und 4 Winkel gebildet, ſo iſt bey einem Winkel, derſelbe ein rechter, ein ſpitzer oder ein ſtumpfer; bey zwey Winkeln ſind entweder beyde rechte, oder der eine iſt ein ſpitzer und der andere ein ſtumpfer; bey 4 Winkeln ſind alle rechte, oder 2 ſind ſpitze und 2 ſtumpfe Flächenwinkel. Das nämliche wird mit 3 Flächen bey 2, 3, 4 u. ſ. w. bis zu 12 Flächenwinkeln und zwar bey 1, 2 und 3 Vereinigungslinien aufgeſucht werden. Der Schüler wird alle Veränderungen, die wir bey drey geraden Linien gefunden haben, auch hier aufzufinden im Stande ſeyn. Das Gleiche läßt ſich auch über 4 Flächen, die ſich in 1, 2, 3, 4, 5 und 6 Linien vereinigen, ſagen.

Da aber 3 Flächen noch ſo miteinander verbunden werden können, daß 24 Flächenwinkel entſtehen, ſo muß auch dieſe Verbindungsart unterſucht werden. Nimmt man die bey der Anzahl der Winkel geforderte Darſtellung zu Hülfe, ſo werden alle Fälle ebenfalls mit der größten Leichtigkeit von dem Schüler gefunden. Dieſe Unterſuchung etwa auf 3 paar gleichlaufende Flächen auszudehnen, muß nicht als entbehrlich angeſehen werden. Die Ausführung davon iſt aber ſo leicht, daß auch der ſchwächere Schüler gewiß alle Schwierigkeiten, die er etwa noch antreffen könnte, zu überwinden im Stande ſeyn wird. Die gleichen Unterſuchungen finden auch in Hinſicht der Arten der Ecken ſtatt.

Mit 2 Flächen kann ein rechter, ein ſpitzer und ſtumpfer Flächenecken gebildet werden. Bildet man mit 3 Flächen einen Flächenecken, ſo kann er wieder recht, ſpitz und ſtumpf ſeyn. Bey 2 Flächenecken können beyde rechte, oder beyde ſpitze u. ſ. w. ſeyn. Drey Flächenecken aber ſind entweder ein rechter und 2 ſpitze, oder ein ſtumpfer und 2 ſpitze, oder alle 3 ſpitze Flächenecken. Mit 4 Flächen findet man alles, was mit 4 geraden Linien möglich iſt; aber auf 5 und 6 ausgedehnt, giebt ſchon geſchloſſene Körper (Pyramiden). Sollte dieſer Körper ſich nicht vorfinden, ſo kann der Schüler mit 4 gleichſeitigen Dreyecken, die in 6 Linien mit einander verbunden ſind, ſechs Flächenecken machen. Drey Flächen, die ſich in 3 Linien vereinigen, und deren Ende aber von 6 Linien in einen Punkt zuſammen kommen, wie z. B. bey der regelmäßigen Pyramide, beym Kubus u. ſ. w., bilden wieder eine neue Art von Winkel, die man körperliche Winkel nennt. Es iſt aber nicht genug, daß der Schüler eine richtige Anſchauung von einem körperlichen Winkel habe, ſondern man läßt ihn denſelben mit Kartendeckeln wirklich verfertigen. Hernach läßt man den Schüler unterſuchen, wie viele körperliche Winkel mit 3 Flächen gemacht werden können. Er wird finden, man könne 1, 2, 3, 4 bis 8 körperliche Ecken machen. Mit 4 Flächen können wenigſtens einige der weſentlichern Verbindungen in Hinſicht der Anzahl der körperlichen Winkel gemacht werden, und allenfalls ein Paar der weſentlichern Verbindungen mit drey Paar gleichlaufenden Flächen ſollen nicht übergangen werden. Es müſſen ganz die gleichen Uebungen wiederholt werden, um die Art der körperlichen Winkel zu beſtimmen. Auch hier läßt man ſie zuerſt einen rechten, ſpitzen und ſtumpfkörperlichen Winkel in Kartendeckel wirklich ausführen. Geſtützt auf die Kenntniß eines körperlichen Winkels, unterſucht der Schüler, was für 2, 3, 4, 5 u. ſ. w. körperliche Winkel mit 3 Flächen gebildet werden können. Auch ſtellt er es in Wirklichkeit ſo oft dar, als ihm die Anſchauung davon noch Bedürfniß iſt. Weit wird es aber auf keinen Fall fortgeſetzt werden müſſen, wenn alles das gethan worden, was hier auf jeder Stufe gefordert iſt.

An dieſem Faden wird zu der Anzahl der geſchloſſenen Räume geſchritten, die nach Länge, Breite und Höhe gebildet werden und die einen körperlichen Raum einnehmen. Der Schüler wird finden, daß er, um einen ſolchen Raum zu ſchließen, 4 Flächen bedarf; die dreyſeitige Pyramide mag als Anſchauungskörper hiefür dienen. Man begnügt ſich aber nicht damit, ſondern giebt dem Schüler Zeit, die verſchiedene Anzahl Körper, welche mit 4, 5, 6 u. ſ. w. Flächen gebildet werden können, aufzuſuchen; auch können hiezu gleichlaufende Flächen gegeben werden. Der Anfang wird mit 4 Flächen gemacht. Sind dieſe 4 gleichſeitige Dreyecke, ſo giebt es eine regelmäßige Pyramide; ſind ſie ungleichſeitig, ſo entſtehn die verſchiedenen unregelmäßigen Pyramiden. So ſchreitet man zu 5 Flächen, welches gleichſeitige Pyramiden und andre unregelmäßige Körper geben wird.

Mit 6 gleichſeitigen Dreyecken kann man eine doppelt regelmäßige Pyramide, und mit 6 Quadraten einen Kubus bilden. Verbindet man 6 andere unregelmäßige Dreyecke, Vierecke ꝛc. zu einem Körper, ſo erhält man die verſchiedenen unregelmäßigen Körper; mit 8 gleichſeitigen Dreyecken erhält man das Octaeder, mit 12 gleichſeitigen Fünfecken das Dodecaeder, und mit 20 gleichſeitigen Dreyecken das Icoſaeder. Von den unregelmäßigen Körpern wird der Schüler alle Abänderungen, ſo weit man dieſelben nothwendig findet, mit der höchſten Leichtigkeit darzuſtellen im Stande ſeyn. Sehr ausgedehnt muß dieſes aber nicht ausgeführt werden.

Wichtiger hingegen iſt, daß der Schüler alle ſchwierigen Körper, beſonders die regelmäßigen, mit Kartendeckel zu verfertigen Zeit und Gelegenheit finde. Den Beſchluß dieſer Uebung macht die Beſchreibung der geraden Körper. Wird man dem Schüler für dieſen Endzweck den Kubus vorlegen; ſo können allenfalls folgende Fragen an ihn gerichtet worden: Aus wie viel Flächen iſt er gebildet? Wie viele Winkel und Ecken bilden ſie? Wie viele Flächenwinkel und körperliche Winkel? Was für Arten von Winkel? Wie viele Linien und Flächen ſind mit einander gleichlaufend? Wie viele Flächen und Linien ſind mit einander ungleichlaufend? Mit wie vielen Flächen iſt jede der 6 Flächen gleichlaufend? Mit wie vielen iſt jede der 12 Linien gleichlaufend? Und ſo wieder mit dem ungleichlaufend Seyn. Mit wie vielen Flächen iſt jede Fläche verbunden, und mit wie vielen iſt eine jede davon nicht verbunden? Desgleichen wieder bey den Linien. In wie viel Punkten vereinigen ſich dieſe 12 Linien? Wie viele Enden der Linien liegen in jedem der 8 Vereinigungspunkte? Auf gleiche Weiſe kann jeder regelmäßige ſowohl als auch jeder unregelmäßige geradlinichte Körper dem Schüler vorgelegt werden, und er wird nicht nur die oben aufgeſtellten Fragen mit der größten Leichtigkeit zu beantworten im Stande ſeyn, ſondern über jede Frage, die im Gebiet der Formverhältniſſe enthalten iſt, auch richtig und ſchnell antworten können. Wird der Anfang mit den mathematiſchen Körpern gemacht, ſo ſoll man keineswegs hier ſtehen bleiben, ſondern alle geradlinichten Körper der Umgebungen des Kindes der gleichen Beobachtung und Betrachtung unterwerfen. Der Raum eines Zimmers, die Form eines Hauſes, eines Kaſtens, einer Kiſte, eines Pultes u. ſ. w. bieten hiefür treffliche Gelegenheiten dar. Da die Größe das Weſen der unregelmäßigen Körper näher beſtimmt, ſo muß dieſe mit der Form noch ſo verbunden werden, wie bey der Formenlehre der geraden Linien ausführlich erörtert worden iſt. Je mehr Leichtigkeit der Schüler beſitzt, jeden Körper unter den oben angeführten Geſichtspunkten aufzufaſſen, deſto weniger ausgedehnt muß dieſe letzte Uebung werben. Ueber die Art und Weiſe, wie ſich der Lehrer dem Schüler gegenüber in dieſer Einübung zu benehmen habe; verweiſe ich nur auf das, was ich bey der geraden Linie diesfalls ſagte und aufſtellte. Daß bedeutend weniger Zeit auf dieſe Uebungen zu verwenden ſey, als auf die geraden Linien, will ich im Vorbeygehen nur erinnern. Die nämlichen Uebungen und Reihenfolgen könnten auch mit den krummen und mit den ebenen und krummen Flächen ſtatt finden. Bey der Umſtändlichkeit, mit der zuerſt die geraden Linien, hernach die krummen, dann die krummen und geraden vereinigt, und endlich die geradlinichten Körper behandelt worden ſind, wird eine in's Einzelne gehende Ausführung bey den gebogenen Körpern ganz entbehrlich werden. Ich zeige daher nur in gedrängter Kürze an, was diesfalls weiter zu thun noch nicht als überflüſſig angeſehen werden darf. Die Kugel wird dem Schüler als eine einzige krumme Fläche anſchaulich gemacht. Die krumme Fläche hat, wie die krumme Linie, eine hohle und eine erhabene Seite. Die hohle Seite iſt inwendig und die erhabene auswendig. Alſo können wieder, wie bey den krummen Linien, erhabene, hohle und gemiſchte Flächenwinkel gebildet werden.

Statt mit Kartendeckel läßt man die Schüler die Formen allenfalls mit Thonerde oder andern leicht biegbaren Gegenſtänden darſtellen. Auch kann er Rüben, Aepfel u. ſ. w. hiefür gebrauchen. Statt hohle, erhabene und gemiſchte Flächenwinkel läßt man den Schüler auf die nämliche Art Körperwinkel verfertigen. Man darf jetzt darauf zählen, daß der Schüler ohne Anſtand alle dieſe und ähnliche Formen zu machen im Stande ſeyn wird. So führt der Lehrer ihn zu der Anzahl der gebogenen Körper, und er wird finden, daß die einfache, gebogene Fläche einen Körper ſchließt, den man Kugel nennt. Mit 2 ſolcher Flächen können 1, 2 oder 3 Körper gebildet werden.

Ein Körper, der durch 2 gebogene Flächen gebildet wird, hat einen Winkel und auch einen Ecken. Man nennt ihn deswegen Eineck. Das Eineck iſt immer gemiſcht- hohl- und erhabenwinklicht, wie die krummlinichten Zwenecke. So läßt man die 2 und 3 Körper den Schüler ihrer Form nach unterſuchen. Auch wird die wirkliche.Ausführung in Thon oder andern weichen Materialien für den Anfang nicht entbehrlich werden.

Mit 3, 4 und mehreren einfach gebogenen Flächen wird das Gleiche fortgeſetzt, und die verſchiedenen Körper, die durch ihre Verbindung möglich werden, erſchöpft. Und man darf ſicher ſeyn, daß er dieſes mit noch größerer Leichtigkeit zu thun im Stande ſeyn wird, als ihm dieſes ſchon bey den ebenen Flächen anſchaulich, leicht und geläufig geworden iſt.

Den Beſchluß läßt man den Schüler mit der Beſchreibung einiger krummflächig begränzten Körper machen, und benützt das, was bey den geradlinichten Körpern als Norm aufgeſtellt worden.

Die Verbindung der ebenen und gebogenen Flächen iſt ſo ganz gleich mit dem, was zuerſt über die ebene, hernach über die krumme Fläche aufgeſtellt worden, daß hier die Ausführung ganz entbehrlich wird. Auch wird der

Schüler wenige Fälle treffen, die ihn nöthigen, anſchaulich darzuſtellen, was er aufzuſuchen hat.

Thon oder andere weiche Körper werden aber hier wieder die beſten Dienſte leiſten.

Iſt der Schüler in der Kenntniß der Formen einmal ſo weit geführt, ſo kann ihm jeder Gegenſtand ſeiner Umgebungen vorgelegt werden, und er ſoll ſich im Stande fühlen, in Rückſicht der Form eine, bis in's Einzelne gehende Beſchreibung von jedem Körper zu machen. Er wird vielleicht den Kunſtausdruck nicht von allen wiſſen; dieſes wird ihn aber nicht hindern, das Weſen jeder Form dennoch genau anzugeben, und ihm ſogar mangelnde Kunſtausdrücke ſehr oft ganz entbehrlich machen. Die Reichhaltigkeit ſeiner Anſchauung ſoll die allfällige Armuth von einigen Kunſtausdrücken ſo verſchwinden machen, als exiſtirten ſie nicht.

Der Form zu dieſer ſelbſtſtändigen Haltung, von der ſie urſprünglich ausgieng, zu verhelfen, iſt einer der weſentlichern Geſichtspunkte, von den die gegenwärtige Darlegung derſelben in's Auge gefaßt werden muß. Um das Gebiet aller Formen geiſtig gleichſam unter eine erſchöpfende Norm zu bringen, werden folgende Uebungen obigen noch beygefügt werden müſſen.

Von den Geſetzen, unter denen die verſchiedenen Formen gebildet werden können.

Um den Schüler dahin zu führen, daß er mit Leichtigkeit findet, in wie viel Punkten ſich etwa 30 und 30 gerade gleichlaufende Linien vereinigen, ſagt der Lehrer:

Er ſoll ſehen, in wie viel Punkten ſich 2 und 2 und hernach 3 und 3 und allenfalls 4 und 4 gleichlaufende Linien höchſtens vereinigen können, und er wird auf der Stelle angeben: 2 und 2 Linien vereinigen ſich in 2 × 2 Punkten; 3 und 3 in 3 × 3 u. ſ. w., und ſo wird er endlich ausſprechen, die 30 und 30 gleichlaufenden Linien können ſich in 30 × 30 = 900 Punkten vereinigen. Geſtützt auf dieſes vom Schüler gefundene Geſetz. wird er mit eben der Leichtigkeit angeben, in wie viel Punkten ſich 30 und 40 u. ſ. w. gleichlaufende Linien vereinigen können. 30 × 40 Punkte wird für dieſen Fall die höchſte Anzahl ſeyn, die es geben kann; 30 und 30 gleichlaufende krumme Linien können ſich aus dieſem Grunde in 30 × 30 Punkten, 2mal genommen, vereinigen; denn die krummen Linien bilden 2mal ſo viele Vereinigungspunkte, als die geraden.

30 krumme gleichlaufende und 30 gerade gleichlaufende Linien vereinigen ſich höchſtens in wie viel Punkten? Weil eine gerade Linie immer 2mal durch eine krumme geht; ſo erhält man ſo viele Vereinigungspunkte, als bey den krummen. Dieſes Geſetz auf Linien, die in 3 und mehreren Richtungen gleichlaufend ſind, überzutragen, wird der nämliche Gang beobachtet. Z. B. um zu unterſuchen, in wie viel Punkten 30, 30 und 30 gerade gleichlaufende Linien ſich höchſtens vereinigen können, läßt man den Schüler unterſuchen, in wie viel Punkten 2, 2 und 2, 3, 3 und 3 u. ſ. w. gleichlaufende Linien zuſammen kommen können. Er findet ſicher, 2, 2 und 2 gleichlaufende Linien vereinigen ſich in 2 × 2 Punkten 3mal genommen;

3,

3, 3 und 3 in 3 × 3 Punkten 3mal wiederholt; und 30, 30 und 30 vereinigen ſich in 30 × 30 wieder 3mal genommen, oder 900 dreymal wiederholt. Giebt man 10, 20 und 30 gleichlaufende gerade Linien an, und ſoll das Nämliche unterſucht werden, ſo wird aus obigen Geſetzen hervorgehen, daß dieſe Linien ſich in 10 × 20, 10 × 30 und 20 × 30 Punkten vereinigen können. Auch können dieſe Geſetze auf folgende Weiſe geſucht werden. Zieht man 10 gleichlaufende Linien, ſo können ſie ſich noch nicht vereinigen; zieht man aber die 20, ſo können ſie mit den erſten 10 in 10mal 20 Punkten verbunden werden; werden endlich die 30 gleichlaufenden Linien gezogen, ſo können ſie mit den 20 in 20 × 30 Punkten verbunden werden.

Statt der geraden gleichlaufenden Linien kann man auch krumme in 3 Richtungen geben, und der Schüler wird das Doppelte der Anzahl Vereinigungspunkte der geraden Linien finden; weil dieſe Linien unter den nämlichen Bedingungen immer das Doppelte an Vereinigungspunkten mit den geraden geben.

Um mit 10 gleichlaufenden geraden und 10 gleichlaufenden krummen Linien die höchſte Anzahl Vereinigungspunkte zu finden, ſieht man zuerſt, in wie viel Punkten ſich 10 und 10 gleichlaufende krumme Linien vereinigen können, und weiß nach obiger Auflöſung, daß es 10 mal 10 Vereinigungspunkte 2mal genommen giebt, und weil jede gerade Linie wieder 2mal mit einer jeden krummen verbunden werden kann, ſo erhält man 10 × 10, 2 mal 2 mal genommen, und in allem 10 mal 10, 6mal wiederholt. Soll der Schüler unterſuchen, in wie viel Punkten 10 gleichlaufende gerade, und 20 und 30 gleichlaufende krumme Linien ſich vereinigen können; ſo wird nach dem oben Aufgeſtellten alſo verfahren werden müſſen. Die 20 und 30 gleichlaufenden krummen Linien können ſich in 20 mal 30 Punkten, 2mal genommen, vereinigen; werden die 10 gleichlaufenden geraden gezogen, ſo können ſie mit den 20 krummen in 2 Punkten jedesmal verbunden werden, alſo 10 × 20, 2mal wiederholt, und mit den 30 aber 10 mal 30 auch 2mal genommen.

Auf Linien, die in 4 und noch mehreren Richtungen gleichlaufend ſind, die diesfälligen Uebungen auszudehnen, kann gewiß mit der höchſten Leichtigkeit von jedem Schüler ausgeführt werden.

Bedeutend weiter gehen zu wollen, als es aber hier ausgeführt worden iſt, wird nicht nothwendig; höchſtens können die Geſetze der Vereinigung der Linien in 4 Richtungen noch erſchöpfend aufgeſucht werden. Durch die Vereinigung dieſer Linien ſind Winkel entſtanden.

Als Geſetz wird der Schüler gleich aufſtellen: es gebe immer 4mal ſo viele Winkel bey der höchſten Anzahl Vereinigungspunkte, als es Winkel ſeyen, denn um jeden Vereinigungspunkt können, wenn 2 Linien durchgehen, höchſtens 4 Winkel gebildet werden.

Statt der Anzahl der Winkel kann man ihn auch ihre Form aufſuchen laſſen. Bey den geraden Linien, die in 2 Richtungen gleichlaufend ſind, giebt es alles nur rechte, oder aber die Hälfte ſpitze und ſtumpfe; denn um einen Punkt, der aus der Vereinigung von 2 geraden Linien entſteht, giebt es rechte oder immer 2 ſpitze und 2 ſtumpfe.

Zieht man aber Linien in 3 Richtungen gleichlaufend, ſo giebt es die Abänderung der Winkel von 3 Linien in 3 Punkten, welches ⅓tel der Summe rechte, ⅓tel ſtumpfe und ⅓tel ſpitze oder die Hälfte ſtumpfe und die Hälfte ſpitze ausmachen wird.

Bey Linien, die in 4 Rechnungen gleichlaufend ſind, findet die Abwechslung von 4 Linien in 6 Punkten ſtatt, die gewiß jeder nach dieſer Anleitung und Stufenfolge auszuführen im Stande ſeyn wird. Mehr als zu 4 Richtungen darf auch hier nicht geſchritten werden.

Bey den krummen Linien werden immer ſo viel hohle Winkel ſeyn, als Vereinigungspunkte, desgleichen erhabene; gemiſchte Winkel aber wird es 2mal ſo viel geben, als Vereinigungspunkte.

Mit den geraden und krummen Linien erhält man hingegen immer 2mal ſo viel gemiſchtlinicht hohle Winkel, als Vereinigungspunkte und eben ſo viele gemiſchtlinicht erhabene.

Eben ſo wird die Zahl der geſchloſſenen Figuren geſucht werden. Um bey den 30 und 30 geraden gleichlaufenden Linien die höchſte Anzahl der geſchloſſenen Figuren zu finden, läßt man den Schüler auf gleiche Weiſe, wie es bey den Vereinigungspunkten geſchehen iſt, wieder anfangen; 2 und 2 gleichlaufende Linien bilden 1, 3 und 3 aber 2 mal 2 und 4 und 4 gleichlaufende Linien 3 × 3 u. ſ. w., 30 und 30 gleichlaufende Linien bilden aus den gleichen Gründen 29 mal 29 geſchloſſene Figuren. Auf eine andere Art gelöſt. Zwiſchen 2 geraden Linien liegt ein Zwiſchenraum; ſo verhält es ſich mit den andern 30 gleichlaufenden Linien, und werden ſich dieſe Linien mit einander vereinigen, ſo entſtehen alſo 29 mal 29 Zwiſchenräume oder geſchloſſene Figuren.

Sind aber 30 und 40 Linien gleichlaufend, ſo können aus eben dieſen Gründen 29 mal 39 geſchloſſene Figuren werden, 30 gleichlaufende krumme Linien bilden ſchon ſo viel geſchloſſene Räume, als Linien ſind. Mit 30 und 30 gleichlaufenden krummen Linien giebt es, aus obigen Gründen, zuerſt 29 mal 29 Zwiſchenräume, oder geſchloſſene Figuren, zweymal wiederholt. (S. Zeichnung 84.) Die Verbindungsweiſe a und b beſonders in's Auge gefaßt, entſpricht den 29 mal 29 zweymal genommen; ferner findet man 29 Figuren noch 4mal mehr, noch 3 Figuren. Gäbe man 30 und 40 gleichlaufende krumme Linien an, ſo würden 29 mal 39 Figuren 2mal genommen entſtehen, 2 mal 29 und 2 mal 39, mehr wieder 3 Figuren, wie es in letzter Verbindung ſtatt fand. Giebt man 30 gleichlaufende gerade und 30 krumme Linien an, ſo findet man, wie oben, 29 mal 29, zweymal wiederholt, und 29 dreymal genommen, mehr aber noch 2 Figuren. Die gleichen Geſetze ſind auch auf 30 und 40 gleichlaufende gerade und krumme Linien anwendbar. Daß dieſes auch auf Linien in mehreren Richtungen paſſe, unterliegt keinem Zweifel; um jedoch nicht zu weitläufig und ermüdend zu werden, will ich hierüber nur noch ein Beyſpiel mit geraden Linien geben. Man läßt den Schüler unterſuchen, wie viel geſchloſſene Figuren mit 30, 30 und 30 gleichlaufenden geraden Linien gebildet werden können.

Das Dreveck dient hier als Urform, und der Schüler wird finden, ſie bilden 29 mal 29 geſchloſſene Räume, 3mal genommen; ferner 29 Figuren 3mal genommen, mehr noch 1. Geſtützt auf dieſe Auflöſung, können alle andern Aufgaben mit Linien in 3 Richtungen gelöst werden.

Es auf 4 Richtungen ausdehnen zu wollev. wird hier entbehrlich. So kann der Schüler auch die Geſetze aufſtellen, unter denen die Linien die Punkte durchſchneiden, oder durch die Vereinigungspunkte gehen können, oder wie viel Paar Scheitelwinkel oder Nebenwinkel ſie bilden, wie viele Schenkel, wie viele Seiten u. ſ. w. Als Beyſpiel hievon mag folgendes Exempel noch eine Stelle finden.

Wie viele Seiten können 30 und 30 gleichlaufende Linien höchſtens bilden?

Die 30 gleichlaufenden Linien bilden keine Seiten. Zieht man die zweiten 30 Linien, ſo wird jede derſelben in 29 Seiten getheilt, alſo 30 mal 29 Seiten; die erſten 30 Linien ſind aber auch in 30 mal 29 Seiten gleichzeitig eingetheilt worden.

Daß dieſer Verbindungsart von Linien noch andere gegeben werden können, unterliegt keinem Zweifel. Z. B. wenn man mit 30 und 30 gleichlaufenden Linien die höchſte Anzahl Vereinigungspunkte bildet, welches iſt die kleinſte Anzahl Winkel? Schon früher haben wir geſehen, daß es 29 × 29 geſchloſſene Figuren, und zwar Vierecke giebt; jedes Viereck hat 4 Winkel, alſo 4 mal dieſe Summe wiederholt, wird die geringſte Anzahl Winkel bey der höchſten Anzahl Vereinigungspunkten geben. Daß auch dieſe wie jede andere ähnliche Aufgabe auf die mannigfaltigſte Art gelöſt werden kann, mag in dieſer Auflöſung nachgeſehn und mit den frühern verglichen einen Wink geben, und ich finde es ganz überflüſſig, hier mehrere Löſungsarten anführen zu wollen.

Will man mit 60 Linien die höchſte Anzahl rechte Winkel machen, wie müſſen dieſe Linien gezogen werden? Antwort: 30 und 30 gleichlaufend.

Um dieſe Aufgabe zu löſen, kann man den Schüler nur unterſuchen laſſen, wie viele Winkel er erhalte, wenn er ſie allenfalls als 59 gleichlaufende und eine ungleichlaufend, oder 58 und 2 gleichlaufend ziehen wollte; und ſo wird der Schüler leicht auf die Form von 30 und 30 geleitet werden; eben ſo können die ungleichlaufenden Linien behandelt werden; z. B.

In wie viel Punkten können ſich 30 ungleichlaufende gerade Linien höchſtens vereinigen? Um den Schüler zum Auffinden dieſes Geſetzes zu führen, ſagt ihm der Lehrer, er möchte ſehen, in wie viel Punkten ſich eine Linie mit andern vereinige; er wird finden, in keinem Punkt. Ziehſt du aber eine zweyte Linie, in wie viel Punkten kann ſie mit der erſten vereinigt werden? Er wird finden, in einem, die dritte Linie in 2 mehr; denn ſie kann mit der erſten und zweyten verbunden werden; die 4te Linie giebt hinwieder 3 Punkte mehr, denn ſie kann mit der erſten, zweiten und dritten Linie mit jeder einmal vereinigt werden; die dreyßigſte Linie bildet 29 Punkte mehr als die ihr vorhergehende 29te Linie; denn ſie kann mit jeder geraden Linie einmal, und mit den 29 alſo 29 mal verbunden werden.

Das Geſetz dieſer Vereinigung wäre demnach:

erſte Linie kein Punkt,
2te Linie 1 Punkt mehr,
3te Linie 2 Punkte mehr,
4te Linie 3 Punkte mehr u. ſ. w.;
29te Linie 28 Punkte mehr,
30te Linie 29 Punkte mehr.

Der Schüler wird ohne weitere Schwierigkeit anfangen, dieſe Vereinigungspunkte zuſammen zu zählen. Da dieſes aber zu viel Zeit erfordern würde, ſo wird der Lehrer wohl thun, ihn auf folgende Weiſe zu einer Abkürzung zu führen. Siehe wie viele Vereinigungspunkte die zweite und letzte Linie mit einander bilden? Er wird finden, dreißig, und die dritte und zweitletzte wieder 30; denn die dritte giebt um einen Punkt mehr als die zweite; die zweitletzte giebt um einen weniger als die letzte; folglich zuſammen immer gleich viel.

Es ſind 14½ mal 2 Linien, die Vereinigungspunkte bilden, und dieſem zu Folge giebt es 14½ mal 30 Vereinigungspunkte; die erſte Linie macht bey dieſer Betrachtungsweiſe eine Ausnahme. Daß dieſe Geſetze auch noch auf andern Wegen gefunden werden können, und vom Schüler auch gefunden werden, wenn man ihn dieſelben ganz ſelbſtſtändig aufſuchen läßt, unterliegt keinem Zweifel mehr.

Auch ſoll der Lehrer erſt dann mit ſeiner Leitung und Wegweiſung einſchreiten, wenn der Schüler das, was ihm möglich iſt, aufgefunden haben wird.

Würden 31 ſtatt 30 Linien gegeben werden, ſo hätte der Schüler 15 mal 31 Vereinigungspunkte zu finden. Für den gegenwärtigen Zweck iſt die wirkliche Berechnung und Ausführung mit Zahlen nicht einmal nothwendig. Um mit 30 krummen Linien die höchſte Anzahl Vereinigungspunkte aufzufinden, wird das, was bey den 30 geraden gefunden worden iſt, nur verdoppelt, weil jede krumme Linie ſich mit einer andern krummen immer in zwey, alſo in doppelt ſo viel Punkten, als die geraden, vereinigen kann.

Auch kann dieſes Geſetz ohne Hülfe der geraden Linien ganz ſelbſtſtändig auf folgende Weiſe gefunden werden.

Die erſte krumme Linie kann keinen Vereinigungspunkt bilden, die zweite mit der erſten Linie aber 2; die dritte Linie aber mit jeder der vorhergehenden 2 mehr oder 2 mal 2 gleich 4; die 30te Linie aber mit den 29 vorhergehenden 29 × 2 Punkte oder 58; die zweite Linie bildet 2 Punkte, mit 58 Punkten giebt es 60, und aus dem gleichen Grunde, wie bey den geraden Linien, 14½ mal genommen, wird ſich das Doppelte der Vereinigungspunkte, die bey den geraden Linien gefunden worden ſind, ergeben. Mit 30 geraden und 30 krummen Linien wird aber die höchſte Anzahl Vereinigungspunkte alſo gefunden werden. Es iſt gleichgültig, ob man mit den geraden oder mit den krummen Linien den Anfang mache. Ich ſetze voraus, die Geſetze der geraden ſeyen angegeben. Man findet, die erſte krumme Linie könne ſich mit den 30 geraden in 30 × 2 oder 60 Punkten vereinigen; die 2te krumme wieder in 30 × 2 Punkten mit den geraden und in 2 Punkten mit der erſten krummen Linie; und ſo wird dieſes fortgeſetzt; für die 30te krumme Linie erhält man 30 × 2 Vereinigungspunkte mit den geraden, und 29 × 2 mit den krummen, oder 118 Punkte für die letzte Linie; die erſte giebt 62 Punkte, zuſammen ſind es 180, und dieſes wird wieder aus den obigen Gründen 15mal wiederholt; denn es ſind 30 krumme Linien, und ſtatt keines giebt die erſte ſchon 60 Vereinigungspunkte.

Wie bey den gleichlaufenden Linien kann man auch hier die Anzahl der Winkel, ihre Arten, die Anzahl der Seiten und Winkel, das Durchgehen der Linien ꝛc. wieder unter die nämlichen erſchöpfenden Geſetze bringen. Die Ausführung davon iſt aber leicht und mit dem, was ich über die gleichlaufenden Linien aufgeſtellt habe, ſo gleich, daß eine weitere Ausführung hier nicht mehr geſucht und erwartet werden darf.

Selbſt die Anzahl der geſchloſſenen Figuren aufzufinden, würde dem Schüler auch ohne weitere Handbietung nicht mehr ſchwer werden. Um aber eher zu viel, als zu wenig Stoff diesfalls in dieſer Schrift niederzulegen, folgen noch ein paar Beyſpiele:

Will man die höchſte Anzahl geſchloſſener Figuren mit 30 ungleichlaufenden Linien finden; ſo fängt man, wie bey den Vereinigungspunkten an, und ſucht, wie viele geſchloſſene Räume die erſte gerade Linie geben wird;

man findet, keinen, die zweyte bildet ebenfalls keinen, die dritte aber einen, die vierte bildet mit den 3 frühern gezogenen Linien 2 mehr, und ſo fährt der Schüler fort, immer um eine geſchloſſene Figur zu ſteigen; die dreiſſigſte Linie bildet 28 Figuren mehr. Will man es auf abgekürzte Art zuſammenzählen, ſo addirt man den Raum, der mit der dritten Linie gebildet iſt, mit den 28 Räumen der dreyſſigſten Linie zuſammen, und findet 29; die vierte Linie und die zwey letzten bilden wieder 29; die erſte und zweyte Linie fallen aber ganz weg; es bleiben alſo noch 28 oder 14 mal 2 Linien, welches folglich 14 mal 29 geſchloſſene Räume geben wird.

Mit den krummen Linien finden die gleichen Reihenfolgen ſtatt; bey dieſen Linien bildet aber die erſte ſchon eine Figur, und ſteigt dann immer um zwey. Weil die erſte Linie als von nichts zu eins ſteigend in's Auge gefaßt werden muß und von dieſer Linie an aber immer um 2 Figuren die Anzahl erhöhet wird, ſo muß die erſte Linie im Zuſammenzählen auch als eine Ausnahme behandelt werden. Das Weitere dieſer Auflöſung iſt bey den geraden Linien nachzuſehen. Würde eine Anzahl gerader und krummer Linien gegeben; ſo müßte zuerſt die Anzahl der geſchloſſenen Räume mit den geraden oder mit den krummen aufgeſucht und hernach mit der 2ten Art Linien wieder von vornen angefangen und ſo weiter geſchritten werden, wie es beym Aufſuchen der Vereinigungspunkte der geraden und krummen Linien geſchehen iſt. Auch gleich und ungleichlaufende Linien können noch verbunden und aus dieſer Verbindung die gleichen Aufgaben aufgelöſet werden, wie dieſes zuerſt mit den gleichlaufenden und hernach mit den ungleichlaufenden Linien oben ſtatt gefunden hat. Ausgedehnt dieſes ausführen zu wollen, wird aber ganz überflüſſig werden. Wichtiger und ſchwieriger wären noch etwa folgende Fragen:

Welches iſt die höchſte Anzahl nur ſpitzer Winkel (wenn keine andre dabey ſich befinden dürfen), die mit 30 geraden Linien gebildet werden können. Das Dreyeck iſt die einzig urſprüngliche Form, die hiefür dient. Der Schüler wird finden, mit 3 geraden Linien könne man 3 ſpitze Winkel machen, mit 4 Linien aber 8, mit 5 Linien 14. (Seht Zeichnung 16.) Die nämliche Frage ſoll auch auf die ſtumpfen Winkel ausgedehnt werden. Drey ſtumpfe Winkel, die von drey Linien um einen Punkt herum gebildet werden, ſind die Grundform, von der ausgegangen werden muß. Vier Linien bilden nach dieſer Form 4 ſtumpfe Winkel, 5 Linien aber 6 u. ſ. w.

So wie bisher die Geſetze, unter denen Linien mit einander verbunden werden können, vom Schüler aufgeſucht worden ſind, ſo dürfte dieſes auch auf gebildete Formen ausgedehnt werden; z. B. In wie viel Punkten können 30 Winkel, und zwar entweder rechte oder ſpitze oder ſtumpfe, mit einander verbunden werden? Desgleichen eben ſo viel Dreyecke, Vierecke ꝛc. Auch könnten die nämliche Anzahl Parallelogramme unter dieſen Geſichtspunkten mit einander verbunden und zwar ſo, daß ihre Seiten gleichlaufend werden.

Statt die Anzahl ihrer Vereinigungspunkte aufzuſuchen, dürfte man dieſes wieder auf alle früher aufgeſtellten Geſichtspunkte ausdehnen.

Daß dieſes mit den krummlinichten und mit den gerad- und krummlinichten Formen ebenfalls ſtatt finden könne, ſcheint mir ſo klar, daß ich dieſe Bemerkung beynahe ſchon für überflüſſig halte. Wenige Aufgaben hierüber werden aber mehr als hinreichend ſeyn und können leicht auch von Jedermann nach obiger Norm gemacht werden.

Was hier mit den Linien ſtatt gefunden hat, kann auch auf die Flächen, die in verſchiedenen Ebenen liegen, angewendet werden. Z. E.

In wie viel Linien werden ſich 30 und 30 gleichlaufende Flächen vereinigen?

Hier wird der Schüler mit großer Leichtigkeit finden, daß ſie ſich in eben ſo viel Linien vereinigen können als eben ſo viel gleichlaufende Linien in Punkten.

Gibt man aber 30; 30 und 30 gleichlaufende ebene Flächen in der größten Anzahl Linien zu vereinigen; ſo wird der Schüler finden, es werde auch hier die nämliche Anzahl Vereinigungslinien geben, die es bey den geraden Linien Vereinigungspunkte gegeben. Eben ſo kann man ihn unterſuchen laſſen, wie viel Flächenwinkel, Körperwinkel ꝛc. dadurch entſtehen können. Wichtiger aber als dieſes iſt die Beſtimmung der Anzahl der Körper, welche durch dieſe Flächen gebildet werden können.

Sind 30 und 30 Flächen gleichlaufend, ſo bilden dieſe 29 mal 29 Zwiſchenräume und werden noch einmal 30 Flächen in einer andern Richtung gleichlaufend gezogen, ſo bilden dieſe letzten Flächen mit den andern 29 mal 29 Körper, Auf ungleichlaufende Flächen dieſes auszudehnen, kann nicht mehr Bedürfniß werden. Dagegen ſoll man den Schüler allenfalls noch unterſuchen laſſen, wie viel Körper mit 30 gleichlaufend gebogenen Flächen gebildet werden können, oder mit ſo viel gebogenen und geraden Flächen die gleichlaufend ſind. Mehr aber als auf Linien, die in 3 Richtungen gleichlaufend ſind, müſſen dieſe Aufgaben auf keinen Fall erweitert werden.

Ich ende hiemit und beantworte nur noch eine Einwendung die hier gewiß gemacht wird, nämlich man erkenne die Wichtigkeit dieſer letzten Uebung als Entwicklung der Geiſteskräfte des Kindes; aber man ſehe nicht ein, welche Anwendung ſolchen Uebungen je gegeben werden önnen.

Ich antworte: Was dem Menſchen oft am nächſten iegt, ſieht er am wenigſten. Soll dem Kind eine richtige Anſchauung der Eintheilung eines Hauſes, welches er bewohnt, gegeben werden, ſo ſind ihm die Geſetze der Verbindung der verſchiedenen Formen, die ich oben aufſtellte, nentbehrlich, und die Anwendung davon wird in der pätern Darlegung ſo weit außer allen Zweifel geſetzt werden, daß ſie Jedermann mit Thatſachen beantwortet erſcheint.

Ich ſchreite in der Darlegung meines Gegenſtandes weiter.

Die Zahl mit der Form
als
Typus der Entwicklung der geiſtigen Kräfte verbunden.

Wie man ſpäter durch die allgemeine Größenlehre ſehen wird, ſo findet ſich die Zahl mit allen Formverbindungen, wie dieſe in der Formlehre aufgeſtellt werden, vereinigt.

In der allgemeinen Größenlehre wird die Form einen ſolchen Einfluß auf die Zahl ausüben, daß man mit Recht annehmen darf, ſie beherrſche die Zahl, während in der jetzigen Darlegung die Form der Zahl nur untergeordnet dienen ſoll.

Auf die erſte Verbindung der Zahl mit der Form werde ich ſpäter zurückkehren. Die weſentlichere und wichtigere Form für den gegenwärtigen Endzweck iſt rückſichtlich der geradlinichten Formen das Quadrat mit allen ſeinen Abſtufungen von Vierecken und ihren Verhältniſſen zu einander, die durch die Zahl ausgedrückt werden können. Für die Körper nimmt der Kubus mit allen ſeinen nahe verwandten Körpern die nämliche Stelle ein, wie das Quadrat mit ſeinen Abſtufungen für die Fläche. —

Das Quadrat und der Kubus mit den ihm nahe verwandten Körpern ſind die einzigen Flächen und Körper, die mit Hülfe der Zahl ohne verwickelte und ſchwierige, durch Formverhältniſſe bedingte, geiſtige Schlüſſe, in Hinſicht ihrer Größenverhältniſſe zu einander, nur durch die Anſchauung beſtimmt und gelöst werden können. Hier wird man mir aber einwenden, es ſey unbegreiflich, daß ich nicht bey der Linie, beym Winkel, beym Dreyeck u. ſ. w. anfange und den nämlichen Gang befolge, den ich diesfalls in der Formlehre aufgeſtellt habe.

Ich antworte hierüber nur folgendes: Wollte man die Linie oder den Winkel für dieſen Endzweck benutzen; ſo würde, in ſo fern man bey den Anſchauungsverhältniſſen ſtehen bleiben ſollte, nichts als ein gewöhnliches Rechnen ſtatt finden; in ſo fern gehören alle dieſe Reihenfolgen und Uebungen ganz in die Zahlenlehre und dürfen nach dem, was ſich dort aufgeſtellt findet, übergangen werden. Würde man ſich aber mit den Anſchauungsverhältniſſen nicht begnügen, und dieſe Größenverhältniſſe durch Schlüſſe zur geiſtigen Anſchauung erheben; ſo könnte und müßte allerdings bey der Linie, dem Winkel, den Seiten, dem Dreyeck u. ſ. w. der Anfang gemacht und hinwieder der gleiche Gang befolgt werden, der in der Formenlehre deßhalb aufgeſtellt worden. In dieſem Fall aber müßte die Zahl der Form als untergeordnet in's Auge gefaßt und behandelt werden, welches, wie ich gleich anfangs bemerkte, auf eine andere und ſpätere Stufe gehört.

Mehr als dieſe Erläuterungen wird indeß die poſitive und beſtimmte Darlegung dieſer beyden Anſichten in geordnete Reihenfolgen und Uebungen der Sache in's Licht ſetzen.

Ich werde demnach jeden dieſer zwey Geſichtpunkte in gedrängter Kürze darzuſtellen mich bemühen. Auch darf ich mich um ſo kürzer faſſen, da alles was für den Lehrer und Schüler diesfalls nothwendig iſt, in der Darlegung der Zahllehre ſo ausführlich erörtert worden, daß ich hierüber weitläufig einzutreten gar nicht mehr nothwendig erachte. Ich ſchreite alſo zur Sache ſelber. Der Lehrer fordert den Schüler auf, er möchte auf ſeiner Schiefertafel eine gerade Linie ziehen und auf dieſelbe ein Quadrat machen; hernach eine zweyte Linie ziehen, die aber zweymal ſo lang iſt als die erſte und ebenfalls ein Quadrat auf derſelben darſtellen, und dieſes dann bis zur Linie fortſetzen, die 10 mal ſo lang iſt als die erſte, und wovon das Quadrat 100 mal ſo groß wird als die erſte. Zur Erleichterung für den Schüler wird man wohl thun, wenn man ihn die Linien jedes Quadrats, die daſſelbe in 4, 9, 16, 25 u. ſ. w. Quadrate eintheilt, gleichzeitig ziehen läßt. Wie oft jedes Quadrat ſo groß iſt als das erſte, zweyte, dritte u. ſ. w., weiß der Schüler bereits ſchon aus der Zahlenlehre. Hingegen werden ihm folgende Betrachtungen und Anſchauungen noch neu ſeyn.

Der Lehrer ſagt zum Schüler: die 4 Seiten, welche ein Quadrat einſchließen, nennt man gewöhnlich Umfang. Geſtützt auf dieſes, läßt er ihn unterſuchen, wie oft das zweyte Quadrat ſo groß ſey als das erſte, und wie oft hinwieder der Umfang des erſten ſo groß ſey als derjenige des zweyten. So wird das dritte Quadrat ſo wohl ſeinem

In-

Inhalt als Umfang nach mit den erſten verglichen und dieſe Vergleichung bis zum zehnten unter den nämlichen Geſichtspunkten fortgeſezt

Auch kann man die ganze Reihenfolge Quadrate, mit dem zweiten oder dritten, ſo weit man es nothwendig erachtet, vergleichen.

Auf gleiche Weiſe kann auch der Umfang mit den Theilungs-Linien eines jeden dieſer Quadrate noch verglichen werden. Statt aber dieſes in Reihenfolgen umſtändlich weiter anzugeben, folgen hierüber ein paar einzelne Fragen.

Fr.: Wie oft ſind die Theilungslinien des dritten Quadrats ſo groß als ſein Umfang, oder ſo groß als der Umfang des erſten Quadrats u. ſ. w.?

Wie oft iſt der Umfang des 10ten Quadrats ſo groß als derjenige des erſten und als der Inhalt des erſten, oder wie oft ſind ſeine Theilungs-Linien ſo lang als die Theilungs-Linien des zweyten Quadrats?

Steht der Inhalt, der Umfang, ſtehen die Theilungs-Linien in den verſchiedenen Quadraten immer in ein und demſelben Verhältniß zu einander? Welches Verhältniß ſteigt am ſchnellſten zu hohen Zahlen empor.

Wie viele Theilungslinien braucht es um das zweite Quadrat in Quadrate, die dem erſten gleich ſind, zu zerlegen? Wie viele zu dem neunten Quadrat? In welchem Verhältniß ſteigen die Theilungslinien? In welchem Verhältniß ſtehen ſie zu den Quadraten, die jedesmal dadurch entſtehen? Im welchem Verhältniß ſtehen die Theilungslinien jedesmal zum Umfang des Quadrats, in welchem ſie gezogen ſind?

An dieſe Reihenfolgen knüpft man dann Quadrate, Rechtecke und zwar auf folgende Weiſe an:

Lehrer. Stellt auf euren Schiefertafeln eine Reihe Rechtecke dar, wovon die Breite des erſten gleich iſt einer Seite des erſten Quadrats, deren Länge aber gleich iſt einer Seite des zweyten Quadrats; hernach ein zweytes Rechteck wieder mit der Breite des erſten Quadrats und mit der Länge des dritten. — Dieſes kann er ihn bis zum zehnten Quadrat fortſetzen laſſen.

Will man in dieſe Reihenfolgen weiter ſchreiten, ſo nimmt man die Breite des zweyten Quadrats und die Länge des dritten, und bildet nach dem Muſter der obigen eine neue Reihenfolge.

Weiter als etwa bis zu dieſer Reihenfolge wird dieſes auf keinen Fall ausgedehnt. Als weitere Anleitung hievon mögen noch ein paar Fragen hier eine Stelle finden.

Fr.: Wie viele Quadrate, die dem erſten gleich ſind, enthält das Rechteck, das die Breite des zweyten und die Länge des dritten Quadrats hat?

Antwort: 6.

Wie oft iſt der Umfang dieſes Rechtecks ſo groß als das erſte Quadrat?

Antwort: 2⅚ mal ſo groß.

Iſt der Umfang der Quadrate oder der Rechtecke bey gleichem Inhalt größer.

Wenn man das zweyte Quadrat in Quadrate, die dem erſten gleich ſind und in Rechtecke zerlegt, die ebenfalls ſo groß ſind als das erſte, wie verhalten ſich die Umfänge der Quadrate zu demjenigen des Rechtecks?

Man ſoll aus dem Umfang des vierten Quadrats ein Rechteck ohne Bruchverhältniſſe bilden; es fragt ſich, wie viele Quadrate ein ſolches Rechteck erhalte?

Antwort: ein Rechteck, welches 7 oder 12 oder 15 Quadrate enthält. Für das erſte Rechteck gibt man der Breite 1 und der Länge 7; für das zweyte der Breite 2 und der Länge 6; für das dritte aber der Breite 3 und der Länge 5 mal eine Seite des erſten Quadrats.

Brüche könnten hier allerdings leicht gegeben werden; ſie haben aber keinen andern Zweck, als das Kind mit dem Zahlverhältniß der Brüche noch vertrauter und bekannter zu machen. Dieſe Ausdehnung auf die Brüche gehört desnahen in ſo weit in's Gebiet der Zahlenlehre, die als vollkommen begründet, keiner weiteren Uebung hier mehr bedürfend, vorausgeſetzt werden muß.

Dieſem zufolge ſoll mit gegenwärtigen Uebungen auch erſt dann angefangen werden, wenn die Zahlenlehre mit Brüchen ganz vollendet ſeyn wird.

Bis zu den Brüchen ſollen wie geſagt, dieſe Uebungen auf keinen Fall ausgedehnt werden, indem es hier weſentlich darum zu thun iſt, das Kind in das Gebiet der, mit der Zahl verbundenen Formverhältniſſe einzuführen; ſie in die, durch dieſe Uebungen aufgeſtellten Aufgaben und Reihenfolgen zu bringen, würde den Schüler nur durch Umwege zu dem vorgeſetzten Ziel führen; beſonders da man es nicht ausweichen kann, Brüche, die aus der Beſtimmung der Form hervorgehen, übergehen zu wollen, oder auch nur zu können, und ſchon von dieſer Seite wird der Schüler hinreichend in den Bruchverhältniſſen geübt werden müſſen. Folgendes Beyſpiel mag als Beleg dienen:

Man ſoll aus dem dritten Quadrat ein Rechteck bilden, welches ſo groß iſt als das dritte Quadrat, die Breite ſoll aber gleich ſeyn der Breite des zweyten Quadrats; es fragt ſich, welches die Länge deſſelben ſeyn wird?

Antwort: 4½ mal die Seite des erſten Quadrats, oder, abgekürzt, die Quadratbreite.

Auflöſung. Das dritte Quadrat enthält 9 Quadrate, die Breite des Rechtecks ſoll 2 Quadratbreiten haben; alſo kommen 2 Quadrate neben einander zu liegen; 2 ſind in 9, 4½ mal enthalten, und müſſen dieſem zufolge 4½ mal eine ſolche Seite zur Länge erhalten.

Fr.: Man hat ein Rechteck, welches 2 Quadratbreiten und 7 Längen hat, oder welches 14 Quadrate enthält; nun ſoll man mit dem Umfang dieſes Rechtecks ein Quadrat bilden; es fragt ſich, wie viele Quadrate es enthalten werde?

Antwort 20¼.

Auflöſung. Der Umfang des Rechtecks beträgt 18 Quadrat-Seiten; alſo kommen auf eine Seite des zu bildenden Quadrats 4½ ſolcher Theile oder Seiten; will man auf eine ſolche Seite aber ein Quadrat machen, ſo müſſen 4½ mal ſo viele Quadrate übereinander gelegt werden, und 4½ mal 4½ Quadrat geben 20¼ Quadrate. Gut wird es ſeyn, wenn man die

Schüler dieſes mit Quadraten wirklich ausführen läßt. Zu dieſem Endzweck kann man das Quadrat nur in Quadrate und Rechtecke, die die Hälfte des Quadrats ausmachen, durch Theilungslinien zerlegen laſſen.

Fr.: Man ſoll ein Quadrat in ein Rechteck verwandeln, welches ſo groß iſt als das Quadrat; es fragt ſich, auf welche Weiſe dieſes gemacht werden könne?

Antwort: die Breite deſſelben kann ½, ⅓, ¼ u. ſ. w. ſeyn, dann muß die Länge aber 2, 3, 4 u. ſ. w. ſeyn, oder die Breite kann ⅔, ¾, ⅘tel u. ſ. w. ſeyn, und dann wird die Länge 1½, 1⅓, 1¼tel u. ſ. w. betragen.

Aufloͤſung. Iſt die Breite ½, ſo kommt auf einmal die Länge nur ½ Quadrat, und um ein ganzes Quadrat zu erhalten, muß man dieſe Länge 2 mal nehmen oder 2. So wird es mit ⅓teln, ¼teln u. ſ. w. erläutert werden. Nimmt man aber ⅔ der Breite an, ſo kommt auf eine Quadrat-Länge ⅔tel Quadrat, und ³⁄₃tel ſind 1½ mal ⅔tel; alſo auch 1½ lang. Dieſes wird alles mit Linien wirklich ausgeführt werden müſſen, bietet aber dem Schüler keine weiteren Schwierigkeiten mehr dar.

Aus einem Rechteck, deſſen Breite 2 und deſſen Länge 8 Quadratbreiten enthält, ſoll ein Quadrat gebildet werden, welches ihm gleich iſt; es fragt ſich, wie lang oder wie breit es werde?

Antwort: eine Seite wird 4 ſolcher Breiten oder Längen haben.

Würde man ein Rechteck, das ſtatt 8 ſolcher Theile

9 hätte, angeben; ſo wäre der Schüler nicht mehr im Stande, ein Quadrat zu bilden, welches dem Rechteck gleich würde; indem dieſes ein irrationelles Zahlverhältniß in ſich faßt.

Auch dieſe Zahlverhältniſſe müſſen hier angeknüpft werden.

Bevor ich aber in dieſer Richtung weiter ſchreite, werde ich das, was den rationellen Verhältniſſen in den oben angegebenen Formen eigen iſt, hier umſtändlich darlegen. Wie viel wird ein Quadrat enthalten, welches eins iſt, wenn man ſeinem ganzen Umfang nach an jeder der 4 Seiten wieder ein Quadrat anſetzt und das hiedurch entſtandene 12 Eck mit Quadraten zu einem Quadrat erhebt?

Antwort: 9 Quadrate.

So kann man den Schüler an die Länge und Breite eines Quadrats 2, 3, u. ſ. w. Quadrate ſetzen und wieder in ein Quadrat bilden laſſen; auch kann man ihn auf dieſe Weiſe Rechtecke und Rechtecke und Quadrate bilden laſſen; eben ſo kann man ihn Quadrate von allen 4 Seiten wegnehmen und den Reſt wieder in Quadrate verwandeln laſſen. Z. B. Vom 10ten Quadrat, oder von einem Quadrat, welches 100 Quadrate enthält, wird an jeder Seite eine Reihe Quadrate weggethan; es fragt ſich, wie viel das übrig gebliebene Quadrat noch enthalte?

Antwort 64.

Wird dieſes auch auf Rechtecke ausgedehnt; ſo wird der Schüler auch die diesfälligen Aufgaben mit eben der

Leichtigkeit löſen, wie er dieſes beym Quadrat zu thun im Stande iſt.

Aus einem Quadrat, welches 100 Quadrate enthält, ſollen 2, 3, 4 u. ſ. w. gleich große Rechtecke gemacht werden, deren Breite 2 Quadratbreiten enthält; es fragt ſich, wie viel die Länge jedesmal ſeyn werde?

Antwort: für 2 Rechtecke wird die Länge eines jeden 25 ſeyn; für 3 Rechtecke aber 16 ⅔ u. ſ. w. Umgekehrt 2, 3, u. ſ. w. Rechtecke in ein Quadrat zu verwandeln, iſt aber nur bey Quadratzahlen möglich; bey jedem andern Zahlverhältniß kommt man in irrationelle Zahlen.

Statt in gleiche Rechtecke u. ſ. w., könnte man ſie auch in ungleiche theilen, wovon das eine 2, 3, 4 mal ſo groß, oder um ſo viel größer oder kleiner wird als das andere u. ſ. w.; doch ſind dieſes alles nur Zahlbeſtimmungen, die auf dieſer Stufe nichts Neues oder Weſentliches mehr darbieten, und deßwegen vollkommen übergangen werden dürfen.

Nachdem der Schüler eine hinreichende Kenntniß des Quadrats und des Rechteckes in den bezeichneten Richtungen ſich erworben hat, kann dieſe Kenntniß auf das bürgerliche Leben, wie es in der Zahlenlehre geſchehen iſt, angewandt werden.

Dieſer Gang wird auch hier beybehalten und einige der weſentlichen Reihenfolgen und Uebungen, deren Löſung ſich auf das Quadrat und Rechteck gründet, werden in Kürze nur angeführt.

Die oben aufgeſtellten Reihenfolgen von Quadraten und Rechtecken müſſen zu dieſem Endzweck dem Schüler unter der Bedeutung irgend eines Maßes, als Klafter, Schuh, Zoll oder Linie zur Auffaſſung auf folgende Weiſe vorgeführt werden; z. B. Wenn die erſte Linie einen Zoll vorſtellt, die zweyte aber 2 Zoll, die dritte 3, und dieſes ſo bis zu 10 fortſetzt und man auf jede dieſer Linien ein Quadrat macht, wie viel Quadratzoll wird jedes Quadrat erhalten?

Eben ſo kann dieſes mit den Rechtecken vorgenommen werden.

Stellen dieſe Linien aber Klafter oder Linien dar, ſo wird die nämliche Unterſuchung unter dieſer veränderten Benennung fortgeſetzt werden.

Daß eine beliebige Linie und Fläche u. ſ. w. jedes Maß in einem verkleinerten Maßſtab zu bezeichnen geeignet iſt, ſoll jeder Lehrer ſeinem Schüler anſchaulich zu machen im Stande ſeyn; beſonders wenn im häuslichen Leben eine anſchauliche praktiſche Vorbereitung ſtatt gefunden hat, wie dieſes in dem vorhergehenden Band in's Licht geſetzt worden iſt. Ich darf diesfalls nur auf die Zahlenlehre verweiſen. Die wirkliche Ausführung obiger Reihenfolge wäre folgende. Ich nehme an, die erſte Linie bezeichne einen Zoll, die zweyte 2 u. ſ. w.

Zur Verdeutlichung derſelben folgen hier einige einzelne Fragen.

Fr.: Wie viele Quadratzoll enthält das 10te Quadrat, oder wenn eine Linie 10 Zoll hat, wie viel Quadratzoll wird die Fläche auf derſelben haben?

Wie viele Quadrat-Klafter wird das 10te Quadrat enthalten? Es wird angenommen, ein Klafter habe 6 Zolllängen, folglich 36 Quadratzoll; 36 iſt in 100, 2 und $^{28}/_{36}$ mal enthalten, folglich wird es auch eben ſo viele Klafter ausmachen.

Welches Quadrat macht ein Quadratklafter? Welches mehr und welches weniger?

Was iſt das erſte, zweyte u. ſ. w. für ein Theil von einem Quadratſchuh?

So wieder das zehnte, neunte u. ſ. w. von einem Schuh, oder wie viele Schuhe enthält ein jedes?

So wird hinwieder angenommen, jede dieſer Linien bezeichne eine Linie, wovon 6 einen Zoll betragen, und die nämlichen Fragen werden dann auch auf dieſe ausgeehnt werden. Z. B. Wie viele Quadratlinien werden u einem Quadratzoll erfordert?

Antwort 36.

Welche Quadrate machen keinen Quadratzoll aus?

Antwort: das erſte, 2te, 3te, 4te und 5te. Welche aber machen mehr als einen Quadratzoll. Wie viel Quadratzoll macht das 10te Quadrat aus?

Das Gleiche kann auch mit den Klaftern vorgenommen werden; deren Ausführung ich aber dem Lehrer überaſſe.

Angenommen, das Quadrat auf der erſten Linie beeichne ein Klafter; es fragt ſich, wie viele Quadratſchuh, Quadratzoll und wie viel Quadratlinien es enthalte?

Antwort: 36 Quadratſchuh 36 × 36 Quadratzoll nd 36 × 36 × 36 Quadratlinien.

Die gleiche Frage ſtellt der Lehrer ſeinem Schüler auch über das zweyte Quadrat auf, und dieſer wird finden, 2 × 2 Quadratklafter, 4 mal 36 Quadratſchuhe, hernach 36 mal ſo viel Quadratzoll und endlich 36 mal noch ſo viele Quadratlinien.

Die wirkliche Berechnung hievon iſt gar nicht nothwendig; beſonders wenn der Schüler einmal weiß, wie viel das Quadratklafter von jeder dieſer Eintheilungen Theile enthält.

Wie oft iſt der Umfang der Quadratklafter ſo groß als der des Quadratſchuhes, des Quadratzolls und endlich der Quadratlinie?

Noch einige Fragen über das Rechteck.

Wie viele Quadratſchuhe wird ein Rechteck enthalten, das 2 Klafter breit und 3 lang iſt?

Antwort: 6 Quadratklafter und 6 mal 36 Quadratſchuhe.

Wie viele Klafter wird der Umfang eines ſolchen Rechtecks ſeyn?

Antwort: 10 Klafter oder 10 mal 6 Schuh.

Wie viel Linien im Umfang wird es erhalten?

Wie viel werden die Theilungslinien, die dieſes Rechteck in Quadratklafter eintheilen, Schuhe, oder Zoll oder Linien enthalten?

Alle die Fragen, die gleich anfangs über das Quadrat und Rechteck aufgeſtellt worden ſind, können auch hier als angewandte oder als benannte Zahlverhältniſſe, die eine richtige Anſchauung dieſer Formen zum Hintergrund haben, noch in Kürze dem Schüler vorgeführt werden.

Die wirkliche Ausführung kann nach der im Anfang hiefür aufgeſtellten Norm ſtatt finden.

Ich ſchreite zu den eigentlichen Anwendungsaufgaben, die auf dieſe Stufe gehören.

Man hat ein Stück Feld, welches ein Quadrat bildet, deſſen Seite 4 Klafter, 3 Schuh, 4 Zoll und 1 Linie beträgt; es fragt ſich, wie viele Quadratklafter u. ſ. w. dieſes Feld enthalte? Oder wie viele Quadratlinien es in allem enthalte? Oder wie viele Zoll u. ſ. w.?

Um dieſe Aufgabe zu löſen, kann man das Ganze als eine Aufgabe, die für das Kopf- oder für das Zifferrechnen beſtimmt iſt, anſetzen.

Für den erſten Fall genügt es, wenn der Schüler angibt, wie vielmal man die eine oder andere Zahl wiederholen müſſe, ohne daß die Zahl jedesmal wirklich geſucht wird; denn die Zahlverhältniſſe ſteigen bey dieſen Aufgaben ſehr bald zu einer Höhe, die nichts als mechaniſche Fertigkeiten und Gedächtnißkraft anſprechen würden, das wie ich früher in ein heiteres Licht zu ſetzen mich bemühte, nie als Hauptſache behandelt werden darf.

Wird dieſe Aufgabe aber als Uebung im Zifferrechnen gegeben; ſo mag ſie dann auf folgende Weiſe ausgeführt werden: Die 4 Klafter, 3 Schuh, 4 Zoll und 1 Linie werden zuerſt in Linien verwandelt; es gibt 27 Schuh; dieſe Schuh geben 162 Zoll und 4 dazu machen 166, endlich in Linien verwandelt machen es 996 und 1 Linie noch dazu gezählt, gibt 997 Linien für eine Seite von dieſem Stück Feld.

Will man aber den Inhalt deſſelben finden; ſo muß man 997 mit 997 multipliziren, und dieſes gibt dann Quadratlinien. 36 Quadratlinien machen einen Quadratzoll; alſo muß dieſe erhaltene Summe mit 36 dividirt werden, die Quadratzolle noch einmal mit 36 dividirt, geben die Quadratſchuhe, und endlich werden die Quadratſchuhe mit 36 dividirt noch in Quadratklafter verwandelt. Auch dieſe und ähnliche Aufgaben können ſehr mannigfaltig gelöſt werden; als Beleg mag noch folgendes Beyſpiel hier eine Stelle finden.

Der Schüler ſoll wiſſen, wie viele Quadratlinien zu einem Quadratklafter erfordert werden, und kann daher gleich mit dieſer Summe das Ganze dividiren. Eben ſo weiß er, daß das Stück Feld 4 × 4 Quadratklafter enthält und an der Breite und an der Länge ſich dann aber noch 3 Schuh 4 Zoll und 1 Linien befinden, folglich aber 2 Rechtecke auf die gewöhnliche Weiſe berechnet werden müſſen. Faßt man ſie aber als 2 gleich große Rechtecke in's Auge, ſo wird ein Quadrat, welches aus der Vereinigung der Länge und Breite dieſer 2 Rechtecke entſteht, doppelt genommen und iſt daher am Ende wieder abzuziehen.

So kann wieder ein Stück Feld berechnet werden, das ein Rechteck bildet, deſſen Länge ſo und ſo viel Klafter, Schuh u. ſ. w. beträgt, und eben ſo die Breite.

Deßgleichen Flächen von Häuſern, Wänden, von Zimmern, Böden und Decken, Gärten, Straßen, Gaſſen, Wegen, Brücken u. ſ. w. In wenig Worten, jede Fläche, die ſich in Quadrate oder Rechtecke auflöſen läßt.

So können die Bretter einer Tanne, ein großer Theil deſſen, was der Schreiner, Weber u. ſ. w. ausführt, ſo wie das, was der Tuchhändler verkauft, dieſer Berechnung unterworfen werden.

Sehr bildend für den Schüler wird es aber, wenn man ihn nicht nur anhaltet, dieſes zu berechnen; ſondern vorzüglich anleitet, dieſe Ausmeſſung auf die einfachſte, leichteſte und geſchickteſte Weiſe gleichzeitig auszuführen.

Iſt der Schüler einmal ſo weit vorgerückt; ſo wird man ſehr wohl thun, ihn öfters in Werkſtätte, und an Orte zu führen, an denen er Gelegenheit finden wird, dieſes praktiſch ausgeführt vor ſich zu ſehen. Iſt er reif und hiefür gehörig vorbereitet; ſo wird es nicht fehlen, was er nur einmal vor ſich ſieht, wird er auch ſogleich nachzuahmen fähig werden.

Wichtig iſt es, daß der Schüler die verſchiedenſten Anwendungen in der Wirklichkeit zu machen Gelegenheit findet, und dieſe Wichtigkeit wird durch die Darſtellung, vermittelſt der Zeichnungskunſt unterſtützt, noch ſehr erhöht werden können; ſpäter werde ich bey der Kunſtbildung dieſen Geſichtspunkt noch mehr in's Licht ſetzen.

Die obigen Fragen und Betrachtungen können auch auf den Umfang dieſer Gegenſtände ausgedehnt werden; doch iſt dieſes weniger weſentlich und kann daher mit weniger Zeitaufwand behandelt werden.

Will man bey dieſen Aufgaben als Uebung im Zifferrechnen auch noch Brüche geben; ſo kann es ohne den Zweck zu verfehlen, geſchehen; nothwendig iſt es aber auf keinen Fall.

Weſentlich iſt indeß folgende Frage.

Es hat Jemand ein Stück Feld, welches 10 Klafter, 4 Schuh breit, und 20 Klafter und 5 Schuh lang iſt. dieſes ſoll an ein andres, das ihm gleich iſt, vertauſcht werden, welches aber 15 Klafter und 2 Schuh breit iſt; es fragt ſich, wie lang es werde?

Auflöſung. Es wird wieder auf obige Art der Inhalt des erſten Stücks Feld geſucht, und zwar hier in Quadratſchuhen, hernach wird die Breite des zweyten Stücks in Schuhe verwandelt, und unterſucht, wie oft dieſe Breite in dem Inhalt enthalten ſey; eben ſo oft wird die Länge des zweyten Stücks einen Schuh betragen; denn wenn man die Anzahl der Schuh in die Breite, 1 mal in die Länge nimmt, ſo gibt es eben ſo viel Quadratſchuhe als daſſelbe breit iſt.

Das Weſen dieſer Aufgabe und ihrer Auflöſung iſt noch ausführlicher in der Verwandlung der Quadrate in Rechtecke oder der Rechtecke in andere ihm gleiche Rechtecke nachzuſehen; beſonders da, wo das Quadrat in jedes beliebige Rechteck verwandelt worden iſt.

Statt gleich große Stücke Feld zu nehmen, kann man auch angeben, ſie ſeyen ungleich, und ſie ſtehen in dieſem oder jenem Verhältniß zu einander; z. B. in ein Stück zu vertauſchen, welches um die Hälfte, den Drittel u. ſ. w. größer würde, oder das doppelt ſo groß wäre u. ſ. w.

Alles dieſes ſind aber Zahlverhältniſſe und kann in dem, was in der Zahlenlehre aufgeſtellt worden iſt nachgeſehen werden.

Ich habe mich diesfalls im Anfang umſtändlich erklärt, und gezeigt, daß ich dieſes in gegenwärtiger Darlegung nicht mehr weiter zu berückſichtigen für nothwendig erachte.

Die Flächenverhältniſſe von Tuch, Leinwand u. ſ. w. werden aber nicht durch Klafter, Schuhe, Zolle und Linien beſtimmt, ſondern durch den Stab oder die Elle und ihre Abtheilungen. Einerſeits nehme ich an, der Schüler habe eine gründliche Anſchauung von dieſem Maaß und deſſen Eintheilung, anderſeits kann er, im Fall dieſes nicht wäre, auf gleiche Weiſe zu deren Anſchauungs-Erkenntniß geführt werden, wie dieſes bey den Klaftern, Schuhen und Zöllen geſchehen iſt.

Noch ein paar Aufgaben hierüber mögen nicht als überflüſſig angeſehen werden.

Man bedarf zur Verfertigung von gewiſſen Kleidern 20 Stab Leinwand, die 7/8 Stab breit iſt, es fragt ſich, wie viel Stab zu den gleichen Kleidern gebraucht werden, wenn ſie 2/3tel Stab breit iſt?

Antwort. 26 1/4.

Auflöſung. Das Stück Leinwand enthält 20 mal 7/8tel Quadrat Stab, oder 140/8; die Breite des zweyten Stücks iſt 2/3 Stab, alſo kommt auf einen Stab in die Länge nur 2/3 Stab Fläche oder 2/3 Quadrat-Stab; ſo oft alſo 2/3 Stab in 140/8 enthalten ſind, ſo oft wird das zweyte Stück Leinwand einen Stab in die Länge erhalten. Drittel und 8tel vereinigen ſich in den 24teln, 140/8 ſind gleich 420/24, 2/3 gleich 16/24, und dieſe 16 ſind in 420, 26 1/4 mal enthalten, alſo 26 1/4 Stab lang.

Auf eine zweyte Art gelöſt. Das erſte Stück Leinwand iſt 7/8 und das 2te 2/3 breit, 7/8 ſind gleich 21/24 und $^{2}/_{3}$ gleich $^{16}/_{24}$ oder das erſte Stück $^{21}/_{24}$ und das zweyte $^{16}/_{24}$ Quadrat Stab, und ſo oft $^{21}/_{24}$ Quadrat Stab $^{16}/_{24}$ Quadrat Stab geben, ſo oft wird man auch die Anzahl Stabe des erſten Stücks Leinwand zu nehmen haben; 16 ſind in 21 aber 1 und $^{5}/_{16}$tel mal enthalten, alſo auch $^{15}/_{16}$ mal 20 gleich 26 $^{1}/_{4}$. Ich habe hier nur einige der weſentlichern Auflöſungen angeführt, da doch eine große Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit gegeben werden könnte, um einerſeits kurz und gedrängt dieſen Gegenſtand zu behandeln, und anderſeits das nicht noch einmal zu wiederholen, was ich in der Zahllehre diesfalls dargeſtellt habe.

Alle Zahlverbindungen und Beſtimmungen, die durch irgend ein reines Verhältniß ausgedrückt werden, dürfen bey dieſen Aufgaben ganz wegbleiben; z. B. wie viele Stäbe würde man brauchen, wenn die Kleider, die man zu verfertigen wünſcht, um die Hälfte mehr oder weniger forderten, oder wenn das Tuch oder die Leinwand um $^{1}/_{10}$ in der Wäſche eingehen (ſich verkleinern) würde u. ſ. w.

In dieſen Aufgaben hinwieder den Preis des Tuchs damit zu verbinden, gehört ganz der angewandten Zahlenlehre an, und darf hier keine Stelle erhalten. Das Weitere und Ausführlichere kann man diesfalls bey der Zahlenlehre nachſehen.

Dagegen gehören folgende Aufgaben noch hieher.

Durch ein Stück Feld, welches 360 Klafter lang iſt, ſoll man das Recht zu einem Wege haben, der 410 Quadratklafter enthält; es fragt ſich, wie breit er ſeyn könne?

Antwort. 1$^{5}/_{36}$ Klafter.

Auflöſung.

Dieſer Weg wird 360 Klafter lang werden, nimmt man für die Breite 1 Klafter, ſo erhält man für denſelben 360 Quadratklafter; nun aber ſoll er 410 Quadratklafter enthalten, folglich ſo oft 360 in dieſer Summe enthalten iſt, eben ſo oft wird derſelbe 1 Klafter breit werden, und dieſes iſt $1^{50}/_{360}$, gleich $1^{5}/_{36}$ mal enthalten. Wie die $^{5}/_{36}$ Klafter in Schuh, Zoll, Linien verwandelt werden können und verwandelt werden müſſen, iſt in der Zahlenlehre nachzuſehen.

Man ſoll um einen Garten herum, der 10 Klafter breit und 15 lang iſt, einen Weg machen, welcher 4 Schuh breit iſt; es fragt ſich, wie viel Quadratſchuhe derſelbe einnehmen werde?

Antwort. 1136 Quadratſchuhe.

Auflöſung. Die Breite des Gartens enthält 10 Klafter oder 60 Schuh, dieſe Breite iſt auch die Länge des Wegs um den Garten herum; alſo enthält derſelbe 60 mal 4 Quadratſchuhe, gleich 240, und der Weg auf der andern Seite der Breite enthält eben ſo viel; die Länge hingegen iſt 15 Klafter oder 90 Schuhe; dieſe Länge bildet auch die Länge Wegs, und der Flächeninhalt deſſelben wird 90 mal 4 Quadratſchuhe, oder 360 ſeyn.

Der Weg der Breite des Gartens dient, ſo breit er iſt, auch für die Länge des Wegs; alſo fallen in allem in jedem Eck des Gartens 4 mal 4 Quadratſchuhe weg, alſo:

$$\begin{array}{lll} 240, & 2 \text{ mal} & = 480 \\ 360, & 2 \times & = \underline{720} \\ & & 1200 \end{array}$$

hievon werden 4 mal 4 oder 16 für jedes Eck abgezogen, giebt 1136 Quadratſchuhe.

So kann man Aufgaben bilden, in denen ſich die Wege durchkreuzen, beſonders in Gärten, Gartenbeeten ꝛc.; auch dieſe werden ganz auf obige Art gelöſt; denn, wie 2 Wege ſich einander durchkreuzen und man beyde auf obige Weiſe berechnet; ſo iſt die Stelle, an der die Wege durch einander gehen, zweymal wiederholt worden, während ſie nur einmal genommen werden darf. Dieſes nach Bedürfniß weiter auszuführen, wird gewiß kein Lehrer irgend einen Anſtand finden.

Einen Acker, der 30 Klafter breit und 50 lang iſt, möchte man ſo mit Bäumen bepflanzen, die immer ein Klafter von einander entfernt, und eben ſo weit von den Grenzen zu ſtehen kommen; es fragt ſich, wie viele Bäume hiezu erfordert werden?

Antwort. 1421 Bäume.

Auflöſung. Die Breite des Feldes iſt 30 Klafter, um ein Klafter Zwiſchenraum erfordert es zuerſt 2 Punkte, und um 2 Zwiſchenräume 3 Punkte und alſo, um die 30 Klafter Zwiſchenräume von einem Klafter zu bilden, giebt es 31 Punkte, an die Bäume geſetzt werden müſſen; weil ſie aber noch ein Klafter weit von der Grenze des Feldes entfernt ſeyn ſollen, ſo fallen 2 Bäume weg, alſo in allem nur 29; da es aber 50 Klafter breit iſt, ſo würde man 51 dieſer Bäume untereinander ſetzen können; ſie müſſen aber auch wieder 1 Klafter an 2 Seiten von der Grenze des Feldes entfernt bleiben, alſo nur 49 nach der

Länge und 29 nach der Breite; folglich in allem 29 mal 49 oder 1421 Bäume.

Statt Klafter können auch Klafter und Schuhe, oder Schuh und Zoll, oder Klafter, Schuh, Zoll und Linien vereinigt und ganz auf die gleiche Weiſe gelöſt werden.

So wie das Quadrat einer Anwendung in dem bürgerlichen und Berufsleben fähig iſt, ſo kann es als Anſchauungs-Typus für die Erhebung aller Zahlverhältniſſe in's Quadrat und der Ausziehung ihrer Wurzel dienen. Schon der Namen, den man dieſen Operationen giebt, zeugt, daß bey der erſten Begründung und Löſung ähnlicher Reihenfolgen und Aufgaben dieſe Form benüzt worden iſt, und wie man bey der wirklichen Ausführung ſehen wird, ſo kann es auch Niemand entgehen, wie ſehr dieſe Formen geeignet ſind, das Weſen der Auflöſung einer jeden Aufgabe auf eine ſo anſchauliche Weiſe darzuſtellen, daß über deren Richtigkeit und Wichtigkeit für den diesfälligen Endzweck gar kein Zweifel mehr obwalten kann. Schon aus der Zahlenlehre kennt der Schüler die Quadratzahlen; hier ſoll er ſie aber noch als Wurzel und Quadrate in die Augen faſſen lernen, und dieß kann auf folgende Weiſe an das, was in der Zahlenlehre aufgeſtellt worden iſt, angeknüpft werden. Die gleich anfangs aufgeſtellte Reihe Quadrate kann auch hiefür wieder benutzt werden. Z. B.

Wenn man auf eine Linie, die 1, 2, 3, 4 ꝛc. mal ſo lang iſt, als die erſte, ein Quadrat macht, wie oft wird es ſo groß ſeyn, als das erſte Quadrat?

Der Schüler wird finden, das erſte Quadrat werde

1, das zweyte 4, das dritte 9 und das 10te hundert Quadrate, oder es werde wieder die nämlichen Zahlen geben, die er unter dem Namen Quadratzahlen ſchon kennt.

Die Linie, auf welcher das Quadrat jedesmal gebildet wird, nennt man die Wurzel deſſelben.

Welches iſt die Wurzel von 1, 4, 9 ꝛc. bis 100. Von dem Quadrat 1 iſt Wurzel 1, die Wurzel vom Quadrat 4 iſt 2, die von 9 iſt 3, von 16, 4, von 25, 5, von 36, 6, von 49, 7, von 64, 8, von 81, 9, und von 100 endlich iſt die Quadratwurzel 10.

Geſtützt auf dieſe Anſicht und Kenntniß des Quadrats und ſeiner Wurzel läßt der Lehrer die Schüler angeben, welche Zahlen keine Quadratzahlen ſeyen, und als ſolche auch keine Wurzel von ihnen angeben können. Sie werden die Zahl 2, 3, 5, 6, 7, 8, 10, 11, 12 u. ſ. w. nennen.

Auf welche Weiſe dieſe Zahlen in Quadratzahlen zerlegt werden können, weiß der Schüler ſchon aus der Zahlenlehre, folglich weiß er auch, wie ihre Wurzeln gefunden werden. Z. B. 2 kann in 1 und 1 als Quadratzahlen zerlegt werden, und ihre Wurzeln ſind 1 und 1, desgleichen mit 3, 5 ꝛc. In 5 ſind 4 und 1, oder 5 eins Quadratzahlen und die Wurzeln werden 2 und 1, oder auch 5 mal 1.

Eine weitere Ausführung in Reihenfolgen wird ganz entbehrlich. Will man dem Schüler noch einzelne Fragen hierüber geben, ſo ſoll jeder Lehrer im Stande ſeyn, dieſe mit der größten Leichtigkeit auszuführen.

Um die Quadratwurzel von jeder Zahl zu finden.

wird es nicht ganz entbehrlich ſeyn, dieſe Uebung auch auf die Brüche und auf die Ganzen und Brüche auszudehnen. Die Reihen folgen hiefür; auf die Hälfte, Drittel, Viertel einer Linie ein Quadrat zu machen und zu unterſuchen, was es jedesmal für einen Theil von dem Quadrat auf der ganzen Linie werde.

Der Schüler wird für die Hälfte 1/4, für das Quadrat auf den Drittel 1/9, und für das auf den Zehntel der Linie 1/100 erhalten.

Bey 2/3, 3/4, 4/5 ꝛc. aber 4/9, 9/16 und 16/25 finden.

Die Auflöſung von 4/5 wäre folgende: Macht man auf eine Linie, die 4/5 iſt, ein Quadrat, ſo erhält man für das Quadrat auf den 4 Theilen 4 mal 4 oder 16 Quadrate, wie man auf der von 5 Theilen 25 ſolcher Quadrate findet, oder 16/25.

Auf eine andere Art gelöst.

4/5 ſind zu einem Ganzen 4mal der fünfte Theil; macht man auf die 4 Theile ein Quadrat, ſo erhält man 16 Quadrate, und wird auf das Ganze, oder die 5 Theile ebenfalls eins gemacht, ſo erhält man 25 oder das erſte Quadrat wird 16/25 vom zweyten.

Ein Paar einzelne Fragen hierüber.

Wie viel giebt 7/8 in's Quadrat erhoben.

Antwort. 49/64.

Und wie viel iſt hinwieder die Quadratwurzel von 49/64.

Antwort. 7/8.

Wie viel iſt die Quadratwurzel von einem Viereck?

Antwort. Ein halbes.

Auflöſung. Die Quadratwurzel von 1 iſt 1, die von 4 aber iſt 2; folglich iſt die Quadratwurzel von 1 zu der von 4, wie ein Theil zu 2 Theile, oder in einem Bruch ausgedrückt 1/2.

Wie viel iſt die Quadratwurzel von 4/25, 9/64, 81/100 ꝛc.

Auf dieſe Art wird der Schüler die Wurzel von jedem Bruch mit der größten Leichtigkeit finden. Auch kann man ihn auf dieſer Stufe auf die irrationellen Brüche, und zwar auf folgende Weiſe, aufmerkſam machen, z. B.

Wie viel iſt Quadratwurzel von 1/2, 1/3, 1/4, 1/5 ꝛc?

Die Wurzel von 1 iſt 1, die von 2 aber geht nicht rein auf, folglich hat 1/2 keine reine Quadratwurzel.

Dieſem fügt der Lehrer bey, daß er für einmal alle die Zahlen übergehen wolle, die keine reine Wurzel haben.

Erhält 7/8 eine reine Quadratwurzel?

Antwort. Nein.

Haben die Brüche der Sechszehntel alle reine Quadratwurzeln?

Welche Wurzeln ſind rein und welche ſind nicht rein?

Antwort. Rein ſind nur 1/16, 4/16, 9/16 und 16/16.

Die gleiche Reihenfolge kann auch bey Ganzen und in Brüchen eben ſo durchgeführt werden. Z. B.

Man ſoll auf eine Linie, die 1½ enthaltet, ein Quadrat machen; es fragt ſich, wie viel dasſelbe enthalte?

Antwort. 2¼.

Auflöſung. 1½ machen 3/2, 3 in's Quadrat erhoben giebt 9, und 2 giebt 4, alſo iſt das Ganze 9/4 oder 2¼.

Auf eine andere Art gelößt:

(S. Zchg. 85.) Eins in's Quadrat erhoben giebt 1; nun ſoll zu dieſem Ganzen noch ein Halbes kommen; folglich muß ſo viel an der Breite und an der Länge angeſetzt werden, und da wo ſich dieſe dadurch zu bildenden Rechtecke auf der Ecke vereinigen, wird noch $\frac{1}{4}$ des ganzen Quadrats erfordert; in allem findet ſich alſo 1, × $\frac{1}{2}$ × $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$, oder $2\frac{1}{4}$.

Dieſe 2 Auflöſungen ſind die weſentlichſten, die gemacht werden können. Geſtützt auf dieſes, giebt man dem Schüler $1\frac{1}{3}$, $1\frac{1}{4}$, $2\frac{2}{3}$, $3\frac{3}{4}$ ꝛc. in's Quadrat zu erheben.

Er würde nach der zweyten Auflöſung für 1, das Quadrat a, von 1, für 3 jedes der 2 Rechtecke b, und für c endlich 1 Quadrat von $\frac{1}{9}$ erhalten, zuſammen $1\frac{7}{9}$ Quadrate.

Werden aber $3\frac{3}{4}$ in's Quadrat erhoben, ſo wird man für 3 das Quadrat a von 9, und die 2 Rechtecke jedes von 3 mal $\frac{3}{4}$ oder $\frac{9}{4}$ Quadrate; endlich noch das Quadrat c von $\frac{9}{16}$ erhalten, zuſammen 9; $\frac{9}{4}$ 2mal genommen, und noch $\frac{9}{16}$ oder in allem $14\frac{1}{16}$.

Eine weitere Ausführung hievon iſt ganz überflüſſig.

Wie viel iſt die Quadratwurzel von $2\frac{1}{4}$.

Antwort. $1\frac{1}{2}$.

Auflöſung. $2\frac{1}{4}$ ſind $\frac{9}{4}$, die Quadratwurzel von 9 iſt 3, die von 4 aber 2; wenn alſo ein Quadrat $\frac{9}{4}$ von einem andern iſt, ſo wird die Wurzel des erſten Quadrats $\frac{3}{2}$ des zweyten werden; $\frac{3}{2}$ ſind aber $1\frac{1}{2}$.

Auch kann dieſe Frage nach Zeichnung 85 gelößt werden, indem die Wurzel von 1, 1 iſt, und noch $1\frac{1}{4}$ bleibt, um mit dieſem Reſt von $1\frac{1}{4}$ wieder ein Quadrat mit dem erſten zu bilden, muß an die Breite und Länge dieſes Quadrats angeſetzt werden. Dieſes giebt auf eine Seite gerade $\frac{1}{2}$, und auf den Ecken oder für c bedarf man noch $\frac{1}{4}$ um ein Quadrat zu erhalten. Alſo auch auf dieſe Art gelöſt, wird die Wurzel $1\frac{1}{2}$.

Eben ſo kann man dem Schüler Ganze und Brüche geben, die keine reine Wurzel in ſich faſſen; wie z. B. welches iſt die Quadratwurzel von $1\frac{1}{3}$?

$1\frac{1}{3}$ machen $\frac{4}{3}$, die Quadratwurzel von 4 iſt 2, 3 aber enthält keine neue Wurzel, alſo kann man die Quadratwurzel von dieſem Bruch nicht rein finden.

So wie der Schüler eine vollendete Kenntniß der Erhebung des Quadrats und der Ausziehung der Wurzeln bis zu 100 ſowohl in den ganzen Zahlen als in Brüchen ſich eigen gemacht haben wird, ſo darf auf folgende Weiſe zu höhern Zahlen geſchritten werden.

Nur Zahlen in's Quadrat zu erheben, ſowohl Ganze und Brüche, als nur Brüche, iſt nichts weiteres, als eine gewöhnliche Multiplikation der Zahl mit ſich ſelbſt. Die weitern Gründe und Auflöſungen ſind aus den obigen Beyſpielen zu erſehen. Verwickelter und ſchwieriger iſt aber die Quadratwurzel aus höhern Zahlen mit eben der Leichtigkeit zu finden. Auf die Anſchauung gegründet, daß die Quadratwurzel von 100 10 ſey, ſoll nun die Quadratwurzel von 121 geſucht werden.

Um dieſes zu finden, kann Zeichnung 85. dienen. Das Quadrat a ſoll die 100 Quadrate in ſich faſſen, alſo fehlen ihm bis zu 121 noch 21 Quadrate, die nun, um wieder ein Quadrat zu erhalten, an die Länge und Breite des Quadrats von 100 angeſetzt werden müſſen. An einer Seite dieſes Quadrats liegen 10, und an den 2 Seiten 20, und 21 können an 20 nur einmal angeſetzt werden, alſo enthält jedes Rechteck b noch 10, und um das Quadrat zu ſchließen, erfordert es für c noch das Quadrat von 1, denn die Rechtecke b ſind jedes nur 1 in der Breite; dieſem zufolge wird die Quadratwurzel von 121 zuerſt 10, dann noch 1 hinzu, folglich gerade 11 ſeyn.

Die Quadratwurzel von 144 wäre dieſem nach für 100 zuerſt 10; die 44, die noch bleiben, müſſen auch an beyden Seiten des Quadrats angeſetzt werden; da nun eine Seite dieſes Quadrats 10 enthält, ſo erfordert es für beyde Seiten 2 mal 10 oder 20, und 20 ſind in 44 2mal enthalten; alſo bekommt jedes Rechteck b 20, und für c erfordert es noch 4, da die Breite dieſer beyden Rechtecke 2 iſt; 100, 2 mal 20 und 2 mal 2 machen 144; die Quadratwurzel wird dieſem zufolge 10 mehr 2 oder 12 werden.

Auf dieſe Weiſe wird der Schüler mit eben der Leichtigkeit finden, daß die Quadratwurzel von 196, 13, von 196, 14, von 225, 15 ſeye. Von 400 iſt ſie 20.

Die Quadratwurzel von 400 wird aber für den vorhabenden Endzweck noch auf folgende Art gelöſt.

Die Quadratwurzel von einem Einer iſt ein Einer, von 4 Einer 2 Einer, die von 100 aber iſt ein Zehner, und von 400 wird ſie aus den nämlichen Gründen 2 Zehner werden. Schreitet man auf dieſe Weiſe fort, ſo wird man finden, daß die Quadratwurzel von 9 Hunderter 3 Zehner, die von 16 Hunderter 4 und die von 100 Hundertern 10 Zehner oder 1 Hunderter ſeye. Will man dieſes dem Schüler noch anſchaulicher machen, ſo kann es alſo geſchehen.

Für 400 läßt man ihn ein Quadrat machen, das aus 4 gleichen Quadraten zuſammen geſetzt iſt, man nimmt an, jede Seite eines ſolchen Quadrats ſeye wieder in 10 gleiche Theile getheilt, und das Quadrat dadurch in 100 Quadrate, und das ganze Quadrat, welches 4 ſolcher Quadrate enthält, wird 400 ausmachen. Eine Seite deſſelben wird dann 20 oder 2 Zehner ſeyn. Führt der Schüler dieſes noch mit 2 oder 3 Quadraten ſo aus, ſo wird er mit eben der Leichtigkeit die Zehner zu finden im Stande ſeyn, wie er früher die Einer nur durch die Anſchauung anzugeben wußte. Um ihm auch dieſes recht anſchaulich zu machen, mögen folgende Aufgaben nicht ganz entbehrlich ſeyn.

Iſt die Quadratwurzel von 5 Hunderter eine reine Anzahl Zehner?

Antwort. Nein.

Von welcher Anzahl Hunderter kann man die Quadratwurzel in Zehnern rein nehmen?

Antwort. Von 1, 4, 9 ꝛc. bis 100 Hunderter kann man dieſes rein in Zehnern finden.

Von welcher Anzahl Hunderter kann man das aber in Zehnern nicht rein finden.

Antwort. Von 2, 3, 5, 6, 7, 8, 10 ꝛc. Hundertern kann dieſes nicht rein geſchehen.

Kann man die Quadratwurzel in Zehner rein von 8100 finden?

Antwort. Ja; denn 8 Tauſend und 1 Hundert ſind 81 Hunderter, und die Quadratwurzel von 81 Hundertern iſt 9 Zehner.

Wird man die Quadratwurzel von 1 Tauſender rein in Zehnern finden?

Antwort. Nein; denn 1 Tauſender macht 10 Hunderter, und die Quadratwurzel von 10 iſt nicht rein; folglich iſt ſie es auch nicht von 10 Hunderter.

Geſtützt auf dieſe Fragen läßt man den Schüler unterſuchen, wie viele Zehner und hernach wie viele Einer die Quadratwurzel von 5 Hunderter werde.

Die Quadratwurzel von 4 Hundertern iſt 2 Zehner und bleibt zu den 5 Hundertern noch ein Hunderter, dieſer Reſt muß nach Zeichnung 85 in 2 Rechtecken an das Quadrat a angeſetzt werden. Eine Seite davon enthält aber 2 Zehner oder 20, und einmal anzuſetzen, wird man für die Breite und Länge des Quadrats 40 Quadrat bedürfen, 40 ſind in 100 2mal enthalten, für das Quadrat c werden noch 4 Quadrate erfordert; 2 mal 40 und 4 gleich 84, bis zu 100 bleiben noch 16 Quadrate; alſo iſt die Quadratwurzel von 500 zuerſt 2 Zehner, hernach 2 Einer und noch 16 Reſt.

Auf dieſe Weiſe läßt man den Schüler die Quadratwurzel von den verſchiedenen Zahlen, die keine reine Anzahl Zehner als Wurzel haben, ausziehen, und ſetzt dieſes ſo lang fort, bis derſelbe zu 10 Zehnern kommt. 10 Zehner werden aber als ein Hunderter oder als die Quadratwurzel von einem Zehntauſender auf die gleiche Weiſe behandelt, wie es bey den Zehnern geſchehen iſt.

Dieſem zufolge wird der Schüler finden, daß die Quadratwurzel von 4 Zehntauſendern 2 Hunderter, von 9 Zehntauſendern 3, von 16, 4, von 25, 5 ꝛc. Hunderter ſeye. Von 100 Zehntauſendern wird die Wurzel endlich 10 Hunderter, oder 1 Tauſender werden.

Auf dieſe Kenntniß des Quadrats begründet, läßt man dann den Schüler unterſuchen, von welcher Anzahl Zehntauſender keine reine Quadratwurzel in Hunderter gefunden werden könne.

Er wird finden, von 2, 3, 5, 6 ꝛc. und von 99 Zehntauſendern könne die Wurzel in Hunderter nicht rein gefunden werden.

Als Beleg und weitere Uebung mögen ihm auch noch ein paar Aufgaben gegeben werden, z. B.

Der Schüler ſoll ſehen, wie viel die Quadratwurzel von 8 Zehntauſender, Hunderter, hernach der Reſt noch Zehner, und endlich der zweyte Reſt noch Einer machen werde.

Er wird finden, die Quadratwurzel von 8 Zehntauſendern ſeye nach früherer Auflöſung von den 4 Zehntauſendern 2 Hunderter, und bleiben noch 4 Zehntauſender, indem 2 Hunderter in's Quadrat erhoben, nur 4 Zehntauſender machen. Dieſe 4 Zehntauſender werden nach der gewöhnlichen Behandlung mit Ziffer zuerſt als Zehner angeſetzt werden. (Zchg. 85.) Das Quadrat a ſoll 4 Zehntauſender vorſtellen. An einer Seite des Quadrats liegen demnach 2 Hunderter und an der Länge und Breite zuſammen 4 Hunderter; um alſo nur einmal anzuſetzen, werden ſchon 400 Quadrate erfordert, und um ein Zehnermal dieſes anzuſetzen, 10 mal 4 Hunderter oder 4 Tauſender, und 4 Tauſender ſind in 4 Zehntauſender 10mal enthalten, es bleibt aber in dieſem Fall für das Quadrat c nichts mehr. Es darf daher nur 8 Zehnermal angeſetzt werden; die 2 Rechtecke b zuſammen geben alſo 8 mal 4 Tauſend oder 32000 Quadrate, weil die Breite eines ſolchen Rechtecks 8 Zehner beträgt; ſo wird das Quadrat c 8 Zehner in's Quadrat erhoben, oder 64 Hunderter geben; mit den obigen 32000 giebt es 38400, und dieſes von 4 Zehntauſendern abgezogen, bleiben noch 1600 Quadrate, die jetzt noch als Einer auf die gleiche Weiſe an dieſes ſo eben gefundene Quadrat angeſetzt werden müſſen. Das Quadrat a kann für dieſen Endzweck als ein Quadrat angeſehen werden, welches zuerſt 4 Zehntauſender enthält, hernach noch 38400, oder deren Wurzel 2 Hunderter und 8 Zehner oder 280 betragen wird. Soll wieder auf obige Art an die zwey Seiten angeſetzt werden, ſo wird nur durch die einmalige Anſetzung 560 Quadrate erfordert, und dieſes iſt in 1600 Quadraten nur 2mal enthalten, alſo werden die 2 Rechtecke b 2 mal 560 gleich 1120 Quadrate in ſich faſſen, und auf den Ecken für das Quadrat c werden noch 4 Quadrate erfordert. 1120 und 4 machen 1124 und dieſes von 1600 abgezogen, bleibt noch 476; folglich iſt die Quadratwurzel von 8 Zehntauſender 282, und bleibt noch ein Reſt von 476.

Dieſe Norm iſt auf jede Zahl, deren Wurzel Hunderter betragen wird, ganz anwendbar, und kann für alle

Zahlen, die unter 100 Zehntauſendern ſind, ohne die geringſte Abänderung, benützt werden. Dieſes alſo noch weiter ausführen zu wollen, wäre ganz unnöthig.

Die Quadratwurzel von 100 Zehntauſendern oder von einer Million wäre 10 Hunderter oder 1 Tauſender; von 4 Millionen aus den nämlichen Gründen, die oben angegeben wurden, aber 2 Tauſender; von 81 Millionen 9 Zehntauſender; von 100 Millionen aber 10 Tauſender, oder 1 Zehntauſender. So kann dieſes wieder mit den hundert Millionen fortgeſetzt werden. Doch zu ſehr hohen Zahlen dieſes ausdehnen zu wollen, wird nicht mehr nothwendig; beſonders wenn der Schüler die ſo eben angegebenen Verhältniſſe einmal richtig wird aufgefaßt haben.

Aber ſoll die Wurzel wirklich bis zu den Millionen nach dieſer Weiſe ausgezogen werden? Ich antworte: die Norm, die bey den Zehntauſendern angegeben worden iſt, kann leicht auch bey den Millionen benutzt werden; beſonders, wenn die Ziffer ſo als Erinnerungsmittel angewendet und benutzt werden, wie ich beym Kopfrechnen ausführlich erörterte. Aber die Quadratwurzel von Millionen auch als Kopfrechnungsübung zu ſuchen, ſoll die Kräfte eines gut geführten Schülers nicht überſteigen. Weil aber in hohen Zahlen nicht leicht Uebungen ſtatt finden dürfen, die dem Schüler etwas Wichtiges deutlich zu machen beſtimmt ſind, ſo darf hiezu nicht zu leicht die Zuflucht genommen werden; beſonders da die höhern Zahlenverhältniſſe öfters ſehr verführeriſch für Lehrer und Schüler ſind. —

Um die Kraft des Letztern zu prüfen, mag man ſich mit ein paar Beyſpielen begnügen. Wird der Schüler aber Mühe haben, die verſchiedenen Operationen in dem Kopf vorzunehmen, und die Zahlverhältniſſe zugleich behalten zu können, ſo erlaubt der Lehrer für das Letztere die Ziffer als Erinnerungsmittel zu gebrauchen.

Will man den Schüler unterſuchen laſſen, ob er richtig gerechnet habe, ſo wird nur die gefundene Zahl als Wurzel in's Quadrat erhoben, und der Reſt dazu gezählt; welches die erſte und urſprüngliche Zahl geben wird, wenn richtig gerechnet worden iſt. — Die Gründe, auf denen dieſes ruht, ſind in obigen Aufgaben und Auflöſungen leicht von jedem Schüler nachzuweiſen. Eben ſo, wie von den ganzen Zahlen die Quadratwurzeln geſucht und gefunden wurden, ſo iſt dieſes auch auf die Brüche anwendbar; z. B.

Man ſoll unterſuchen, wie viel die Quadratwurzel von $^1/_2$ ſey.

Weil dieſe nicht rein aufgeht, ſo wendet man die Annäherungen, auf das Decimalſyſtem zurückgeführt, an.

Man läßt den Schüler $^1/_2$ in Hundertſtel verwandeln. $^1/_2$ gleich $^{50}/_{100}$, die Quadratwurzel von 100 iſt 10, die von 50 aber 7, und es bleibt noch 1; alſo iſt die Quadratwurzel von $^1/_2$ oder $^{50}/_{100}$ gleich 7, und es bleibt noch $^1/_{100}$ eines Quadrats Reſt.

Sollte man unterſuchen wollen, wie viel 100tel ſtatt Zehntel die Quadratwurzel von $^1/_2$ wäre, ſo müßte das $^1/_2$ ſtatt in 100 in 10000 Theile eingetheilt werden. $^1/_2$ iſt gleich $^{5000}/_{10000}$, die Quadratwurzel von 10000 iſt 100, und die von 500 iſt 50 und bleiben noch $^{100}/_{10000}$; folglich iſt die Quadratwurzel davon $^{50}/_{100}$ und bleiben noch $^{100}/_{10000}$.

Auf die nämliche Weiſe kann die Wurzel bis zu Tauſendſteln fortgeſetzt werden. Auch mit Brüchen, die nicht einmal rein in Hunderteln oder Zehntauſendteln enthalten ſind, kann ganz das Gleiche vorgenommen werden. Z. B.

Wie viel iſt die Quadratwurzel von $^{1}/_{3}$ in Hundertel?

Um dieſes zu löſen, verwandelt man $^{1}/_{3}$ in Hundertel, dieß macht 33$^{1}/_{3}$ Hundertel. Die Quadratwurzel von 31$^{1}/_{3}$ iſt 5 und bleiben noch 8$^{1}/_{3}$; die Wurzel von 100 iſt 10; folglich iſt die Quadratwurzel von $^{1}/_{3}$, $^{5}/_{10}$ und bleiben noch 8$^{1}/_{3}$ Hundertel.

Würden $^{2}/_{3}$ angegeben, ſo hätte man 66$^{2}/_{3}$ 100, und die Wurzel davon wäre $^{8}/_{10}$ und bleiben noch 2$^{2}/_{3}$ 100tel. So kann jeder Bruch in Hundertel verwandelt werden, und die Wurzel davon wird in einem ſolchen Fall dann Zehntel. Sollte man ſie aber noch mehr annähernd ſuchen, ſo müßte man die Brüche nur in 10000tel verwandeln, und im Fall dieſe Annäherung noch nicht genügte, ſo müßte man ſie in 1000000 verwandeln. Für den erſten Fall würde die Wurzel 10tel, für den zweyten 100tel, für den dritten aber 1000tel geben.

Die Ausziehung der Wurzel geſchieht aber ebenſo, wie wenn es Ganze wären, muß aber jedoch jedesmal aus dem Nenner und Zähler des Bruches gleichzeitig gezogen werden; dann giebt die Wurzel des Nenners wieder den Nenner, die des Zählers den Zähler, und der Reſt iſt für den 1ſten Fall 100tel, für den 3ten 1,000,000tel.

Sollte man hier aber die Bemerkung machen, ob dann jeder Bruch nur durch das Decimalſyſtem annährend gefunden, oder ob die Quadratwurzel auch in andere Brüche eingetheilt annähernd beſtimmt werden könne, ſo dient hierauf folgendes als Antwort: es kann jeder Bruch mit eben der Leichtigkeit in jeden andern verwandelt und annähernd die Wurzel gefunden werden. Z. B. von ⅓ ſoll die Quadratwurzel in Achtel geſucht werden. — Das Quadrat müßte in dieſem Fall in 64 ſtatt in 100 Theile eingetheilt werden. ⅓ erhält 21⅓ Vierundſechzigſtel; die Quadratwurzel von 41⅓ iſt 4, und bleibt 5⅓ 64tel; und die Wurzel von 64 iſt 8; alſo wird die Quadratwurzel von ⅓ = 4/8 ſeyn und 5⅓ 64 Reſt bleiben. Würde man die Quadratwurzel in 9teln ſuchen, ſo müßte das Quadrat in 81 Theile eingetheilt werden. Daß man auch in dieſen Annäherungen ſo weit als in dem Decimalbruch gehen kann, verſteht ſich von ſelbſt; jedoch wird man immer beſſer thun, bey dem Decimalſyſtem zu bleiben. Ich habe dieſe Beyſpiele nur angeführt, um dem Lehrer vielſeitigern Stoff zur Entwicklung der Geiſtesanlagen ſeiner Schüler in dieſer Schrift niederzulegen. Zu unterſuchen, wie viel die Quadratwurzel von 1⅒ Ganze und 10tel werde, verfährt man wie bey den einfachen Brüchen. Auch kann man zuerſt die Quadratwurzel von dem Ganzen nehmen, giebt eins; will man den Reſt noch in 10tel annähernd erhalten, ſo wird derſelbe in 100tel eingetheilt; ⅒ iſt gleich 10/100, dieſe müſſen an das 1ſte Quadrat angeſetzt werden.

An Zeichnung 85 ſoll A eins vorſtellen. Wenn das Quadrat in 100 Theile eingetheilt iſt, ſo wird die Seite

10, an der Länge und Breite liegen 2 mal 10 gleich 20
und 20 ſind in 50 2mal enthalten, alſo werden die
Rechtecke 64 machen und für C werden in dieſem Fall noc
5 erfordert; in allem 44, von 50 abgezogen, bleiben noc
$^{6}/_{100}$tel, die Wurzel iſt alſo 1$^{2}/_{10}$ und bleiben noch $^{6}/_{100}$ Reſ
Wäre die Wurzel ſtatt in 10tel, in 100tel gefordert wor
den, ſo hätte das Halbe ſtatt in $^{50}/_{100}$ in $^{500}/_{10000}$tel verwan
delt werden müſſen. Die Auflöſung iſt der obigen auch i
dieſer Aufgabe gleich. Die Probe wird wieder wie be
den ganzen Zahlen gemacht, und darf höchſtens dann un
wann zur Abwechslung ſtatt finden. Auf keinen Fall dar
viel Zeit bey der Quadratwurzel auf die mechaniſche Aus
führung verwandt werden, denn auch hier kommt alle
darauf an, eine richtige Anſchauung und richtige Begriff
von dem Quadrat und ſeiner Wurzel zu erhalten, und die
ſes iſt das Weſentlichſte, welches hiemit erzielt werde
ſoll.

Weil aber mancher die Regel, unter der die Wurz
jeder Zahl gefunden werden kann, zu kennen wünſcht,
werde ich auch dieſe in Kürze zu geben nicht außer de
Zweck dieſer Schrift anſehen. Von 296,484 ſoll d
Quadratwurzel geſucht werden.

Aus den obigen Auflöſungen weiß der Schüler ſcho
daß die Quadratwurzel von Zehentauſender Hunderte
giebt; um dieſes aber unter eine allgemeine Regel zu bri
gen, wird auf folgende Weiſe verfahren: die 2 erſte
Stellen rechts jeder Zifferreihe bezeichnen immer wenig
als 100 Einer, alſo iſt die Wurzel davon immer nur Eine

die 2ten zwey Ziffer ſtellen aber immer wieder weniger als 100 Hunderter dar, und die Wurzel iſt deswegen auch immer weniger, als 10 Zehner; eben ſo ſtellen die 3ten zwey Ziffer weniger, als 100 Zehentauſender dar; die Wurzel wird deswegen immer auch weniger, als 10 Hunderter ſeyn. Aus dieſem geht endlich hervor, daß die 2 erſten Stellen rechts einer Zifferreihe nur Einer, die 2ten zwey Zehner, die 3ten zwey Hunderter, die 4ten zwey Tauſender u. ſ. w. in der Wurzel geben werden.

Wäre aber die Zifferreihe ungerad, ſo würde dieſes in der Wurzel nichts ändern. Um die Quadratwurzel von obiger Zahl zu ſuchen, läßt man den Schüler die 3ten zwey Ziffer zuſammen nehmen und ſagt, dieſes gebe aus den Gründen, die ſo eben angeführt ſind, Hunderter, und weil es 29 Zehentauſender ſind, ſo wird dieſelbe 5 Hunderter. Dieſe gefundenen 5 Hunderter müſſen alſo in's Quadrat erhoben werden, giebt 25 Zehentauſender, von 29 abgezogen bleibt 4 Zehentauſender. Die folgende Stelle wird in dem Quadrat die Hunderter geben, oder 64 Hunderter und mit den oben gebliebenen 4 Zehentauſendern giebt es 464 Hunderter, oder als Regel ſetzt man folgende 2 Ziffer zu dem Reſt, und bildet das neue Quadrat der Hunderter und der Wurzel als Zehner, weil immer an 2 Seiten des erſten gefundenen oder urſprünglichen Quadrats angeſetzt werden muß, ſo wird die gefundene Wurzel verdoppelt werden. Hier iſt ſie 5, und dieſes 2mal genommen giebt 10, weil aber die jetzt zu ſuchende Quadratwurzel ſtatt Hunderter Zehner geben ſoll, ſo wird durch Anſetzung einer Nulle die Verwandlung gemacht werden können; alſo muß nicht nur die vorhergehende Wurzel verdoppelt, ſondern an dieſe Verdoppelung noch eine Nulle hinzugefügt werden. Dieſes giebt 100, und iſt in 464 viermal enthalten, macht 400. Seht für dieſe 400 die 2 Rechtecke in Zeichnung 85 an und für das Quadrat C muß die neu gefundene Zahl 4 noch in's Quadrat erhoben werden; giebt 16, und alſo in allem 416, von 464 abgezogen, bleibt noch 48. Die folgenden 2 Ziffer 84 werden zu den 48 Hundertern geſetzt, giebt 4884 Einer. Die Wurzel wird wieder, wie oben, verdoppelt, giebt 108; und weil dieſes Zehner ſind und die jetzt zu ſuchende Wurzel Einer geben wird, ſo muß wieder wie zuvor eine Nulle hinzugefügt werden, welches 1080 ausmacht, und dieſes iſt in 4884 4mal enthalten; 4mal 1080 = 4320; für das Quadrat C muß 4 in's Quadrat erhoben dazu gezählt werden, giebt mit 4324 eine Summe von 4336, und dieſe Zahl von 4884 abgezogen, bleibt noch 548. Alſo iſt die Quadratwurzel von 296484, 544, und es bleibt noch ein Reſt von 548. Will man den Schüler die Probe machen laſſen, ſo wird die gefundene Zahl ins Quadrat erhoben und der Reſt hinzugezählt muß wieder obige Zahl geben. Jede Aufgabe dieſer Art kann nach dieſer aufgeſtellten Regel gelöſt werden. Wünſcht man dieſe Regel noch kürzer und gedrängter zuſammengezogen, ſo mag Folgendes hier noch eine Stelle einnehmen. Bey jeder Zahl, von der man die Quadratwurzel ſucht, fängt man auf der rechten Seite an, nimmt immer 2 Stellen zuſammen, bey den letzten zwey, und wenn die Zifferreihe ungerad iſt, auch bey der letzten Ziffer, zieht auf die gewöhnliche Weiſe die Wurzel aus denſelben, ſetzt zum Reſt die folgenden 2 Ziffer, verdoppelt die erſtgefundene Wurzel, fügt dieſer Verdoppelung noch eine Nulle hinzu, und dividirt auf die gewöhnliche Weiſe in den Reſt mit den 2 heruntergeſetzten Ziffern, erhebt die Zahl, die dadurch gefunden wird, in's Quadrat, und zieht ſie ebenfalls noch vom letzten Reſt mit den 2 Ziffern vermehrt ab. Zu dieſem neuen Reſt werden die folgenden 2 Ziffer geſetzt und wieder ganz gleich wie bey den vorhergehenden 2 Ziffern verfahren. So wird dieſes fortgeſetzt, bis die Wurzel von allen Ziffern gefunden iſt. Will aber dieſes der Lehrer ſeinem Schüler noch anſchaulich darſtellen laſſen, ſo kann das, was früher diesfalls aufgeſtellt worden iſt, mit dieſen Regeln näher zuſammen gerückt werden. Die Zeichnung 85 wird hiebey gute Dienſte leiſten; denn es wird immer auf das Quadrat a mit ſeinen zwey Rechtecken und einem 2ten Quadrate zurückgeführt werden können. Auch wird der Lehrer wohl thun, den Schüler ſelber die Regel auffinden zu laſſen, die ihm am deutlichſten und am meiſten einleuchtend ſeyn mag. Daß auch noch andere Regeln, unter denen die Wurzel geſucht wird, vom Schüler gefunden werden können, unterliegt keinem Zweifel mehr. Wenn man den Reſt noch in 10tel, 100tel, 1000tel u. ſ. w. ausziehen will, ſo werden für die 10tel an derſelben noch 2 Nullen angeſetzt; will man dieſe Annäherung aber bis zu den 100teln fortgeſetzt haben, ſo werden 2 mal 2 Nullen, für die 1000tel aber 3 × 2 und ſo weiters hinzugefügt; der Reſt bey der letzten Aufgabe iſt 548 Ganze; für die 10tel müßte man [illegible] für die 100tel aber [illegible] erhalten. Die Gründe ſoll der Schüler auf dieſer Stufe, ohne große Schwierigkeiten zu überwinden, anzugeben im Stande ſeyn; denn ſie ſind mit dem, was beym Kopfrechnen aufgeſtellt worden iſt, ganz gleich und ruhen auf folgenden Gründen. Soll man noch 10tel in der Wurzel erhalten, ſo muß das Quadrat in 100 Theile getheilt werden, und die 548 in eben ſo viel mal 100 Theile giebt 54800, oder ſo viel Theile, als wenn man an den Reſt 2 Nullen anſetzt. So wird das mit den 2ten 2 und 3ten zwey Nullen erklärt. Will man aber die Ausführung kennen lernen, ſo darf man die oben aufgeſtellte Regel auch auf die Decimal-Brüche, ohne irgend eine Abänderung, anwenden. Um die 10tel noch in letzter Aufgabe zu finden, werden, wie wir ſo eben geſehen haben, 2 Nullen hinzugefügt werden, giebt 54800; die Wurzel von 544 aber verdoppelt macht 1088 und an dieſe Verdopplung muß ebenfalls noch eine Nulle hinzugefügt werden; denn wenn das Quadrat in 100 Theile getheilt worden iſt, durch das Hinzuſetzen der 2 Nullen, ſo wird die Seite in 10 Theile getheilt, und 10 mal 1088 macht 10880 oder ſo viel als eine Nulle hinzugefügt; dieſe Summe iſt in 54800, 5mal enthalten, 5 mal 10880 giebt 54400, und auf den Ecken der 2 Rechtecke muß die neu gefundene Zahl noch in's Quadrat erhoben werden, welches 25 giebt; in allem alſo 54425, und dieſe Zahl von 44800 abgezogen bleibt noch 375; dieſem zufolge iſt die Quadratwurzel $544\,{}^{5}/_{10}$ und bleiben noch $37\,{}^{5}/_{100}$ Quadrate Reſt. Will man die Wurzel noch mehr annähernd erhalten, ſo wird jeder 100tel wieder in 100 gleiche Theile getheilt, oder noch einmal 2 Nullen angehängt werden, und wieder ganz wie bey den 10teln verſahren, welches dann die 100tel geben wird.

Der Schüler wird durch dieſe Uebungen einſehen lernen, daß er, wenn er dieſe Operation auch in's Unendliche fortſetzt, das Reſultat nur dann genau finden kann, wenn die Quadratzahlen rein oder die Zahlen rationell ſind. Zwar kann er es ſo annährend finden, als er immer will, niemals aber ganz. Will man ihn auf dieſer Stufe noch zu größerer mechaniſcher Fertigkeit im Ausziehen der Quadratwurzel erheben, ſo wird man wohl thun, dem Schüler einige Beyſpiele in höheren Zahlen zu geben, die er nur nach der Regel zu berechnen hat; ohne daß er ſich diesfalls jedesmal Rechenſchaft giebt, oder dieſelbe weiter löst. Zu weit muß man dieſe mechaniſchen Fertigkeiten aber nicht treiben wollen. Befinden ſich bey dem Ganzen noch Brüche, und ſoll die Wurzel in 10tel, 100tel u. ſ. w. ausgezogen werden, ſo müſſen ſie auf die gewöhnliche Weiſe in 100tel, 1000tel u. ſ. w. verwandelt und hernach wieder ſo verfahren werden, wie wenn ſich keine Brüche bey dem Ganzen befänden.

Zum Beſchluß der Uebung mit der Quadratwurzel mögen noch folgende Fragen eine Stelle hier finden.

Sind die Zahlen 1 und 2 rationelle Zahlen?

Antwort. Eins iſt eine rationelle und 2 eine irrationelle Zahl.

Iſt die Wurzel eines Bruches ein größerer Theil des Ganzen als ſein Quadrat?

Antwort. Die Wurzel iſt der größere Theil.

Welcher von euch kann mir die Regel angeben, die man beym Ausziehen der Quadratwurzel zu befolgen hat?

Welcher von Euch kann mir in wenig Worten die Regel angeben, und zugleich die Gründe, auf denen ſie beruht?

Wie wird die Probe gemacht, wenn man unterſuchen will, ob die Quadratwurzel richtig ausgezogen worden ſey?

Wenn die Quadratzahl durch 6 Ziffer bezeichnet worden iſt, wie viel wird die Wurzel Ziffer erhalten?

Antwort. 3 Ziffer.

Hat die Wurzel 3 Ziffer, wie viel wird die Quadratzahl Ziffer erhalten?

Antwort. 5 oder 6 Ziffer.

Die gleichen Fragen können auch über die Bruchverhältniſſe gemacht werden.

Unter was für einer Form muß immer an ein Quadrat angeſetzt werden, wenn wieder ein Quadrat entſtehen ſoll?

Antwort. Unter der Form von 2 Rechtecken und einem Quadrat.

Bevor ich weiter ſchreite, will ich in einigen Beyſpielen noch zeigen, welche Anwendung der Ausziehung der Quadratwurzel im praktiſchen Leben allenfalls gegeben werden dürfte.

Fr. Es hat jemand ein Stück Feld, welches 2500 Quadratſchuhe enthält, er erinnert ſich aber nicht mehr, wie lang und breit es iſt, weiß indeß doch, daß es ein Quadrat bildet; es fragt ſich, wie breit es ſey?

Antwort. 50 Schuhe.

Auflöſung. Wird es ein Quadrat bilden, ſo liegen an der Breite ſo viele Schuhe, als an der Länge, und folglich iſt der Inhalt dadurch entſtanden, daß man die Länge mit der Breite multiplizirt hat, oder das Ganze iſt ein Quadrat, welches aus 2500 Quadratſchuhen zuſammengeſetzt iſt, oder aus 2500 Quadraten. Will man eine Seite kennen, ſo muß man die Quadratwurzel von 2500 ſuchen, welches 50 iſt, alſo iſt das Feld 50 Schuh breit.

Angenommen, das Stück Feld bilde ein Rechteck, das 2mal ſo lang als breit ſey, und habe obigen Inhalt; es fragt ſich, wie lang und wie breit es ſey?

Auflöſung. Wenn es 2mal ſo lang als breit iſt, ſo kann es als ein Rechteck in's Auge gefaßt werden, welches 2 gleiche Quadrate in ſich faßt; alſo kommt auf ein Quadrat die Hälfte von obigem Inhalt, oder 1250 Quadratſchuhe. Will man eine Seite dieſes Quadrats kennen, ſo muß die Quadratwurzel von 1250 geſucht werden, welches die Breite des Rechtecks giebt; für die Länge wird aber die Breite 2mal genommen. Wäre das Feld 3, 4, 5 ꝛc. ꝛc. mal ſo lang als breit angegeben, ſo müßte man die Quadratwurzel von $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$ u. ſ. w. des Inhalts desſelben ſuchen.

Iſt es aber $1\frac{1}{2}$, $1\frac{1}{3}$ u. ſ. w., ſo lang als breit angegeben werden, ſo würden $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$ wieder ein Quadrat bilden, und müßte auf obige Weiſe mit $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$ eines Quadrats eben ſo verfahren werden.

Daß keine Aufgabe dieſer Art gegeben werden kann, die der Schüler nicht mit Leichtigkeit zu löſen im Stande wäre, ſoll aus dieſen wenigen Beyſpielen einleuchtend geworden ſeyn.

Man hat einen Garten gekauft, wovon das Klafter ſo viel 3tels Gulden koſtet, als es Klafter ſind; es fragt ſich, wie viel Klafter er ſeye, und wie viel daſſelbe koſtet?

Antwort. 36 Klafter, und koſtet $^{36}/_{3}$ Gulden oder 12 Gulden.

Auflöſung. 432 fl. geben $^{1296}/_{3}$, und weil jedes Klafter ſo viel 3tels Gulden koſtet, als Klafter ſind, und jedes derſelben dieſe Summe koſtet, ſo wird der ganze Garten die Anzahl mal Klafter 3tels Gulden koſten, oder $^{1296}/_{3}$, eine Quadratzahl, deren Wurzel die Anzahl der Klafter oder drittels Gulden giebt, welches 36 iſt. Soll die Probe gemacht werden, ſo müſſen 36 mit 36 multiplizirt, als 3tel das Reſultat in's Auge gefaßt, 432 Gulden geben.

Es iſt ein Garten gekauft worden, wovon aber jedes Quadratklafter 2mal ſo viel 3tel Gulden koſten wird, als er Klafter enthält, und die ganze Summe beträgt 266$^{2}/_{3}$ fl.; es fragt ſich, wie viel Klafter er enthalte und wie viel ein jedes koſte?

Antwort. 20 Quadratklafter und jedes koſtet 13$^{1}/_{3}$ fl.

Auflöſung. 266$^{2}/_{3}$ geben $^{800}/_{3}$, und weil ein jedes Quadratklafter 2 mal ſo viel 3tels Gulden koſtet, als Klafter ſind, wird die Anzahl Klafter mit ihren Gulden multiplicirt 2 mal ein Quadrat geben und dieſes beträgt $^{800}/_{3}$, oder als ein doppeltes Quadrat im Ganzen in's Auge gefaßt, giebt es auf das einfache Quadrat 400; die Wurzel davon wird die Anzahl Klafter geben. Die Quadratwurzel von 400 = 20, und doppelt ſo viel Drittels Gulden giebt $\frac{40}{3} = 13\frac{1}{3}$ fl.

So können Aufgaben gegeben werden, die 2, 3, 4 mal ſo viel koſten als Klafter ſind, oder auch nur $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$ mal u. ſ. w. und ganz auf obige Weiſe zu löſen ſind.

An dieſe Aufgaben ſchließen ſich unmittelbar die ſogenannten Probleme des 2ten Grades an, und können mit Hülfe des Quadrats auch alle mit der höchſten Leichtigkeit gelöst werden. Die Fortſetzung hievon wird in einem ſpätern Band folgen, indem es den Schüler zu ſchnell auf eine Höhe führen würde, für die er einerſeits noch nicht ganz vorbereitet iſt, anderſeits aber das, was auf dieſer Stufe wichtig für denſelben iſt, und auf keine ſpätere geſetzt werden kann, vernachläſſigt werden müßte, wenn man es unmittelbar hier ſollte folgen laſſen.

Ueberdieß ſoll der gegenwärtige Band nur das von den Raumverhältniſſen enthalten, was gleichſam für jede Elementarſchule dringendes Bedürfniß iſt. Von dieſem Standpunkt aus wird man dieſe Abbrechung billigen und die Anknüpfung des Kubus als eine natürliche und nothwendige Fortſetzung der dießfälligen Uebungen anſehen und dieſelbe auch wünſchen.

Ganz auf gleiche Weiſe kann der Kubus und alle Anſchauungskörper behandelt werden. Weil das Quadrat und ſeine ihm nahe ſtehenden Rechtecke mit großer Ausführlichkeit dargelegt worden ſind, ſo darf ich mich bey dem

Kubus kurz faſſen und nur das aufführen, was dieſem Körper ganz eigenthümlich zukommt.

Um dieſes dem Schüler anſchaulich zu machen wird man eine größere Anzahl gleicher Kubus bedürfen, damit einige größere Würfel durch dieſelben gebildet werden können. Ein Würfel von 1, 8, 27, 64, 125 kleineren Kubus zuſammengeſetzt würde dieſem Bedürfniß zu entſprechen geeignet ſeyn. Fragen, die hierüber gemacht werden können, wären in dem, was dießfalls bey den Quadraten aufgeſtellt worden iſt, nachzuſehen. Ich begnüge mich, dießfalls nur folgende hier anzuführen.

Wie verhält ſich ein Kubus zu einem andern, der eine 3 mal ſo lange Seitenlinie hat? Antwort: er wird 27 mal ſo groß als der 1ſte werden. Wären es aber Quadrate, in welchem Verhältniß würden ſie dann zu einander ſtehn? Wie oft iſt der 5te Kubus ſo groß als der 1ſte, 2te, 3te und 4te, und was für ein Theil würde er vom 6ten werden?

Wie viele müßte der 10te wohl enthalten, wenn man in dieſen Reihenfolgen fortſchreiten würde. Antwort: 1000 Würfel.

Wie viele Quadrat-Flächen enthält der Umfang des erſten Würfels? Antwort: 6. — Hat jeder Würfel 6 Quadrate als Umfang? Wie oft iſt der Umfang des 2ten Würfels ſo groß als der des erſten? So wird der Umfang des 3ten mit dem 1ſten, 2ten, 4ten, 5ten u. ſ. w. Würfel verglichen werden. Wie oft iſt der Umfang des 10ten Würfels ſo groß als der des 1ſten oder 2ten?

In welchem Verhältniß ſteigt der Inhalt und Umfang dieſer Würfel zu einander? Welcher nimmt ſchneller zu?

Auch könnten ähnliche Fragen noch über die Theilungsflächen in dieſen Körpern gemacht werden. Wichtiger aber iſt folgende Frage. Wie oft iſt der Umfang des 2ten Kubus ſo groß als der des 1ſten? Wie oft wird aber der Umfang der 2ten ſo groß als der des 1ſten werden, wenn man die 8 Kubus, aus denen er zuſammengeſetzt iſt, in einzelne Kubus zerlegen wird?

Die gleichen Reihenfolgen und Aufgaben können auch über das rechtwinklicht 4ſeitige Prisma gebildet werden, über deren Ausführung ich hier jedoch nicht weiter eintrete, beſonders da dieſe Uebungen bey dem Quadrat und Rechteck ſehr weitläufig ausgeführt ſich finden, und ganz nach der Norm, die beym Kubus angegeben worden iſt, auch von jedermann nachgeahmt werden kann.

Die wichtigern Aufgaben hierüber wären allenfalls die Verwandlung des 1ſten, 2ten und 3ten Kubus in ein rechtwinklichtes Prisma, wie es bey den Quadraten geſchehen iſt. Z. E. der 1ſte Kubus ſoll in ein Prisma verwandelt werden, welches ihm gleich iſt, und die Quadratfläche des 2ten Würfels zur Baſis hat; ſomit der Quadratfläche des 3ten Würfels u. ſ. w.

Auflöſung. Die Grundfläche des 2ten Würfels enthält 4 Quadrate, alſo ſoll der 1ſte Würfel in 4 gleiche Prisma zerlegt und auf jedes Quadrat der Grundfläche des 2ten Würfels ¼ dieſes 1ſten Würfels gethan werden; folglich wird die Höhe des Prisma ¼ der Höhe des 1ſten Würfels erhalten. Würde er in ein Prisma verwandelt, welches die Grundfläche des 3ten Kubus in ſich faßte, ſ würde ⅙ der Höhe des 1ſten Würfels genommen werden müſſen. So könnte der 2te Würfel in ein Prisma verwandelt werden, welches die Grundfläche des 10ten, 9ten Würfels u. ſ. w. erhalten würde. Umgekehrt, die Prisma in Kubus zu verwandeln, hat die gleichen Schwierigkeiten, wie die Rechtecke in gleichgroße Quadrate zu umwandeln. Es kann alſo nur in einigen wenigen Fällen geſchehen. Die rationellen Zahlverhältniſſe ſind hier noch häufiger als bey dem Quadrat. Dagegen iſt die Umwandlung in jedes Prisma, welches nicht regelmäßig iſt, nicht nur möglich, ſondern weiter nichts als ein noch verwickelteres Zahlverhältniß.

Nicht unwichtig wird es, den Umfang der Prisma mit dem der Würfel, mit denen ſie gleich ſind, zu vergleichen. Der Schüler wird finden, der Umfang der Würfel ſey immer geringer als der des Prisma, und je unregelmäßiger daſſelbe iſt, deſto kleiner wird es bey ein und demſelben Umfang. Eine nicht unwichtige Uebung für den Kubus und für das Prisma iſt folgende: Wenn man einen Kubus von 1000 hat und an eine Seite noch einen Kubus anſetzt, der einem dieſer 1000 Kubus gleich iſt, und dann an den Seiten des Kubus ſo viele dieſer Würfel hinzufügt, daß es wieder einen Kubus bildet, ſo fragt es ſich, wie viel hiezu erfordert werden? Antwort: 331.

Auflöſung. Jede Quadratfläche dieſes urſprünglichen Kubus erhält 100; ſoll an einen Würfel ſo viel angeſetzt werden, daß wieder ein neuer Würfel entſteht, ſo müſſen immer an 3 Quadrat-Flächen und zwar an die

Breite, an die Länge und an die Höhe angeſetzt werden. Weil aber jede Quadratfläche an dieſem Würfel 100 enthält; ſo erfordert es für die Breite 100, für die Höhe 100, und für die Länge ebenfalls 100, zuſammen 300 Würfel; und dieſe 3 Flächen bilden von neuem 3 Flächenwinkel, die mit der Länge des Körpers oder mit 10 durch Kubus wieder angefüllt werden müſſen, alſo noch 3 mal 10 oder 30 Kubus; dieſe 3 mal 10 Würfel bilden aber noch einen körperlichen Winkel, welcher mit einem Kubus von 1 ausgefüllt werden muß; folglich werden hiezu erfordert:

100 dreymal genommen,
10 dreymal genommen,
1 einmal genommen.

Würden aber 2 Würfel angeſetzt, ſo müßte man
100, 2 × 3 nehmen,
10, 2 × 2 × 3, und noch
2 × 2 × 2 nehmen müſſen. Würden 3 Würfel hinzugefügt werden, ſo entſtände folgendes Verhältniß:
100, 3 × 3 genommen
10, 3 × 3 × 3 und
3 × 3 × 3.

Den Schüler dieſes in einer Reihenfolge fortſetzen laſſen, bis ihm dieſe Verhältniſſe ganz geläufig werden, wird hier nothwendig, und darf nicht übergangen werden. Man wird mir aber einwenden, dieſes ſey nicht ſo leicht möglich, indem eine ſo große Anzahl Kubus nicht leicht zur Diſpoſition des Schülers und Lehrers ſtehen dürfte und ohne dieſes würde die Ausführung wohl ſchwer werden.

Dieſem iſt aber nicht alſo. Wird der Schüler angehalten, dieſe Bildungsweiſe des Würfels bey einer kleinen Anzahl Kubus richtig aufzufaſſen, ſo wird die Uebertragung auf einen Kubus, der aus einer großen Anzahl kleiner Kubus zuſammengeſetzt iſt, für denſelben ganz leicht werden. Ueberdieß würde die wirkliche Ausführung davon ſo viel Zeit erfordern, daß kein Schüler auf dieſer Stufe die Mühe mehr nähme, dieſes ſich alſo anſchaulich zu machen.

Zur Uebung können ähnliche Reihenfolgen auch bey dem Prisma aufgeſtellt werden. Doch iſt es nicht nothwendig, dieſes ſo ausführlich behandeln zu wollen, wie es bey dem Würfel ſo eben geſchehen iſt. Als Leitfaden mag eine Aufgabe hierüber noch eine Stelle finden. An ein Prisma, deſſen Breite und Höhe jedes 5 mal die Breite eines Kubus hat, und deſſen Länge aber 10 mal ſo viel beträgt, ſoll ſeiner Breite, Höhe und Länge nach eine Reihe Kubus ſo geſetzt werden, daß der ganze Körper wieder ein Prisma bildet; es fragt ſich, wie viele Kubus hiezu erfordert werden?

Auflöſung. An eine Fläche werden 5 × 5 Kubus erfördert, an 2 andern aber, an jeder 5 × 10, an die drey Flächenwinkel, an einen einmal 10, und an 2 anderen aber an jeden 1 mal 5, und endlich da, wo der körperliche Winkel gebildet wird noch ein Würfel von eins. Auch dieſes kann dem Schüler noch mit einer geringen Anzahl Kubus anſchaulich und geläufig gemacht werden. Mit dieſem begnügt ſich aber der Lehrer noch nicht. Sein Zögling ſoll ſo geführt werden, daß er dieſe und ähnliche Aufgaben auch ohne weitere Nachhülfe durch Anſchauung zu löſen in den Stand geſetzt wird.

Das Vorſtellungsvermögen ſoll ſo weit ausgebildet und in Anſpruch genommen werden, als in der erſten Epoche das Anſchauungsvermögen. Wie und auf welche Weiſe dieſes geſchehe, habe ich bereits im Anfange dieſer Schrift hinlänglich erörtert. Das, was ich bey den Quadraten über das Bruchverhältniß der Zahlen bemerkt, iſt hier doppelt anwendbar. Auch hier muß der Kubus dem Schüler als Kubikklafter, Kubikſchuh, Zoll und Linie auf die gleiche Weiſe zur Anſchauung gebracht werden, wie dieſes bey der Fläche durch das Quadrat geſchehen iſt. Ein Kubikklafter hat 216 Kubikſchuh. Ein Kubikſchuh 216 Kubikzoll. Ein Kubikzoll aber 216 Kubiklinien.

Aus dieſem geht ferner hervor, daß ein Kubikklafter 216 × 216 Kubuszoll erhalten wird, und 216 × 216 × 216 Kubiklinien. Dieſe höheren Zahlen müſſen durch das Gedächtniß nicht behalten werden; es iſt hinreichend, wenn der Schüler dieſes mit großer Leichtigkeit zu finden und zu berechnen im Stande ſeyn wird.

Weitläufig müſſen dieſe Uebungen aber auf keinen Fall ausgeführt werden. Will man indeß hiefür doch mehr Stoff als ich gegenwärtig darlege; ſo kann nur beym Quadrat nachgeſehen und alle Reihenfolgen und Fragen auch auf Kubikklafter, Kubikſchuh, Kubikzoll und Kubiklinien übertragen werden. Um den Lehrer etwas ſicherer zu führen, mögen folgende einzelne Fragen noch eine Stelle finden:

Fr. Wie oft iſt der Umfang des Kubikklafters ſ groß als der des Kubikſchuhes, Kubikzolls u. ſ. w.?

Wie oft iſt der Umfang des Kubikzolls ſo groß al der der Kubiklinien?

Wie viel Kubikklafter erhält ein Kubus, welcher 1 Klafter Länge hat?

Könnt ihr dieſes leicht in einem Zimmer in der Wirklichkeit darſtellen?

Antwort: Nein, denn der Gegenſtand würde z groß werden. Wie macht man es, wenn man es wenigſtens anſchaulich dargeſtellt haben möchte?

Antwort: mit kleinen Kubus, die in einem verkleinerten Maßſtab dieſes darſtellen werden. Wie viele Kubikklafter wird ein Prisma enthalten, welches 6 Schu breit, 7 hoch und 10 lang iſt?

Wenn man einen Schuh an die Länge, einen an di Breite und endlich noch einen an die Höhe dieſes letzte Prisma ſetzt und das Ganze wieder ein Prisma werde ſoll; ſo fragt es ſich, wie viel Kubikſchuhe hiezu erforder werden?

Aehnliche Fragen werden beym Kubus mehrere gegeben, beſonders um den Schüler zu üben, daß er an di Klafter Schuhe, an die Schuhe Zolle, und an die Zoll Linien ſetzen lerne.

Die Reihenfolgen, die bey der Vergrößerung de Kubus oben aufgeſtellt worden ſind, können und werde hiefür weſentliche Dienſte leiſten. Zieht dieſe der Lehre zu Rath, ſo ſoll er auch über dieſen Punkt mit ſeinen Schüler keine Schwierigkeiten mehr treffen.

Ich ſchreite zu den eigentlichen Anwendungs-Aufgaben, die aus dem Kubus hervorgehn, und zeige in gedrängter Kürze, wie vielſeitig dieſer Körper in das praktiſche Leben einzugreifen geeignet iſt. Zugleich muß ich auch hier noch einmal bemerken, wer immer mehr Stoff wünſcht, mag in dem, was über das Quadrat aufgeſtellt iſt, ſich dieſe gegenwärtige Darlegung ergänzen.

Fr. Wie viele Kubikzoll wird ein Brett, eine Tiſchlade u. ſ. w. enthalten, wenn es ſo und ſo viel Zoll breit, hoch und lang iſt?

Eben ſo wie viel Kubikfuß wird ein Heuſtock, ein Graben, der Raum eines Zimmers, eines Hauſes, eines Kellers u. ſ. w. und jeder, der Kubikform ähnliche Körper enthalten?

Auch bey dieſen Aufgaben iſt es hinreichend, wenn der Schüler ſogleich angeben kann, daß man in allen ähnlichen Fragen die Breite mit der Höhe und das, was herauskommt, noch mit der Länge multipliciren müſſe. Z. B. der Heuſtock ſoll 2 Klafter 3 Schuh breit, 1 Klafter und 5 Schuh hoch, und endlich 2 Klafter und 4 Schuh lang ſeyn; es fragt ſich, wie viel Kubikklafter derſelbe enthalten werde?

Auflöſung. Alles zu Schuh verwandelt, giebt für die Breite 15, für die Höhe 11 und für die Länge 16 Schuh. Der Inhalt davon wäre 15 × 11 und das gefundene 16 × genommen; und da das Kubikklafter 216 Kubikſchuhe enthalten ſoll; ſo muß dieſes mit 216 dividirt werden. Wären in dieſer Aufgabe noch Zoll und Linien dazu gegeben worden, ſo hätte man gleich im Anfang alles in Linien verwandelt und dann wieder, wie oben, mit einander multipliciren müſſen. Die Kubiklinien durch die Diviſion von 216 in Kubikzoll, und die Kubikzoll durch 216 in Kubikfuß, und endlich die Kubikfuß durch die Diviſion von 216 in Kubikklafter zu verwandeln. Daß dieſe und ähnliche Aufgaben auch noch auf andere Arten gelöſt werden können, unterliegt keinem Zweifel, aber mehrere Abänderungen hier anführen zu wollen, würde mich von dem Zweck abführen, der durch dieſe Aufgaben erzielt werden ſoll. Eben ſo wenig gehört es hieher, dieſen Klaftern irgend einen Preis beylegen zu wollen, indem dieſes den angewandten Zahlverhältniſſen anheim geſtellt werden muß. Alles, was den Schüler nicht in das Weſen dieſer Formen einzuführen geeignet iſt, muß gegenwärtig ganz wegbleiben. Auch ſoll nicht aus den Augen gelaſſen werden, daß die wirkliche Ausmeſſung und Beſtimmung für den Schüler ſo wichtig iſt, als die richtige Anſchauung eines jeden dieſer Körper. Wenn daher der Schüler immer in die Lage geſetzt werden kann, daß er dieſes ſelbſt ausmeſſen lernt oder dieſe Ausmeſſung vor ſich ſieht, ſo dürfen ſolche Gelegenheiten nie vernachläſſigt werden. Will man den Schüler zur Uebung in obigen Aufgaben noch mit den Bruchverhältniſſen bekannt und vertraut machen, ſo kann es ohne Nachtheil geſchehen; doch muß man dieſen Uebungen keinen andern Werth beylegen, als eine Wiederholung der Brüche angewandt auf den Würfel, die, wenn das Ganze der Zahlenlehre dem Schüler zweckmäßig gegeben ſeyn wird, ihm nichts Neues mehr darbietet. Wie viele Kubikfuß werden zu den 4 Seitenmauern eines Gebäudes erfordert, wenn daſſelbe 60 Schuh lang, 50 breit und 30 hoch iſt, und die Dicke der Mauer 3 Schuh beträgt.

Auflöſung. Iſt das Gebäude 60 Schuh lang, 30 Schuh hoch und 3 Schuh dick, ſo wird eine ſolche Mauer 60 × 30 × 3 Kubikfuß erhalten, und die gegenüber ſtehende Seite des Hauſes wird eben ſo viel Kubikfuß in ſich faſſen. Die Breite iſt aber 50, die Höhe wieder 30, und die Dicke der Mauer ebenfalls 3 Schuh; weil die Dicke der 2 anderen Mauern aber auch zur Breite gehöret, ſo fallen 2 × 3 oder 6 Schuh von der Breite der Mauer, die noch zu machen iſt, weg, alſo ſtatt 50 nur noch 44 Schuh oder 44 × 30 × 3 Kubikfuß für eine ſolche Mauer. Die gegenüberſtehende Seite iſt eben ſo groß.

So könnte man angeben, wie viel Kubikfuß dieſer dadurch gebildete, geſchloſſene Raum enthalten würde.

Um dieſes zu löſen, zieht man nur die Dicke der Mauer ab, und verfährt, wie bey einem gewöhnlichen würfelförmigen Körper dießfalls oben angegeben worden iſt. Würden in dieſem Gebäude Zwiſchenräume gemacht, ſo könnte der Inhalt derſelben, wie die äußeren Mauern berechnet werden, verſteht ſich, daß die äußere Linie des Gebäudes angegeben werden muß, wenn dieſe Berechnung ſtatt finden ſoll. Die Dicke der Mauer wird wegfallen.

Sollten aber Zwiſchenmauern gemacht werden, die ſich durchſchneiden, ſo müßte die Dicke der Mauern in ihren Durchſchnittslinien nur bey einer Mauer berechnet werden. Das Gleiche findet ſtatt, wenn man die Böden und Decken der Zimmer ihrem körperlichen Inhalt nach berechnet haben will. Am Ende, nachdem der Inhalt einer jeden Mauer, eines jeden Bodens und einer jeden Decke berechnet ſeyn wird, kann man dem Schüler noch auftragen, den Raum auch eines jeden einzelnen Zimmers zu beſtimmen. Als Probe kann man den Inhalt von allen dieſen Räumen addiren, um zu ſehn, ob es mit dem Raum, den das ganze Gebäude einnimmt, übereinſtimmt.

Statt großer Gegenſtände können auch kleinere, wie Kiſten, Kaſten, Pulte u. ſ. w. ſowohl des Inhalts ihres Raumes halber, als auch der Materialien, die man zu ihrer Verfertigung bedarf, auf dieſe Weiſe berechnet werden. Je kleiner der Gegenſtand iſt, deſto kleiner muß auch der Maßſtab, der dazu benutzt wird, ſeyn. Aus dieſem geht hervor, daß die Kubiklinie zu den kleinſten Körpern, und das Kubikklafter hingegen für die größten angewandt werden kann und angewandt werden ſoll.

Man kann den Schüler auch unterſuchen laſſen, wie viel Stück u. ſ. w. von irgend einem Körper erfordert werden, um dieſen oder jenen Raum zu füllen. Z. E.

Man wünſcht einen Koffer, der inwendig einen Kubikfuß bildet, mit Neuthalern oder irgend anderen Gegenſtänden zu verpacken. Angenommen, der neue Thaler nehme einen Raum ein, der im Durchmeſſer 2 Zoll beträgt und deſſen Höhe ⅙ Zoll iſt; es fragt ſich, wie viel von dieſer Münzart in dieſen Koffer gehe?

Auflöſung. Wenn angenommen wird, ein Schuh in der Länge ſoll 12 Zoll oder 6 × 2 Zoll enthalten, ſo können in einer Richtung des Bodens 6 Neuthaler gelegt werden, und da der Koffer ein Quadrat bildet, ſo werden ſie 6 mal neben einander ſtehen, oder 6 × 6 Thaler decken den Boden. Die Höhe einer ſolchen Münzſorte beträgt ⅙ Zoll, alſo können ſie auch 6 × 12 oder 72 mal über einander gelegt werden, oder 72 × 36 Neuthaler füllen die Kiſte. Wer hierüber noch mehr Beyſpiele wünſcht, mag in dem, was über das Quadrat aufgeſtellt worden iſt, nachſehen, und die dießfälligen Uebungen auch auf dieſe Körper anwenden. Daß auch das Prisma mit eben der Leichtigkeit durch den Kubus beſtimmt und gelöſt werden kann, wie das Rechteck durch das Quadrat, wird keinem aufmerkſamen Beobachter weiter entgehn, und der praktiſche Lehrer wird gewiß auf keine fernern Schwierigkeiten mehr ſtoßen.

Was über die Erhebung einer Zahl in's Quadrat und die Ausziehung ſeiner Wurzel geſagt und bemerkt worden iſt, findet volle Anwendung beym Kubus. Auch die einzelnen Fragen, die daſelbſt gemacht worden ſind, können in dieſer ganzen Ausdehnung auf den Kubus angewandt werden. Ich ſchreite daher, ohne dieſe Fragen zu wiederholen und ohne weitere Erläuterung zu den poſitiven Uebungen des Würfels vor.

Eins zu einem Kubus gemacht oder in Kubus erheben giebt 1. Setzt man an dieſen Kubus noch einen Kubus an, und wird dieſes fortſetzen, bis es wieder einen Kubus bildet, ſo giebt es 8 Kubus; wird noch ein Kubus angeſetzt und wieder wie oben fortgefahren, ſo entſteht ein Kubus von 27; 4 in Kubus erhoben giebt durch dieſe nämliche Bildung 64; 5, 125; 6, 216; 7, 343; 8, 512; 9, 729 und 10, 1000.

Wie der Schüler bis zu 100 die 10 Zahlen in's Quadrat erhoben gleichſam ohne weiteres Rechnen und Unterſuchen, nur durch Anſchauung ſich eigen machen mußte, ſo iſt für die Kubikwurzel und deren Erhebung die Kenntniß obiger Zahlen nothwendig. Aehnliche Fragen ſoll er daher auf der Stelle zu beantworten fähig ſeyn.

Fr. 9 in Kubus erhoben, wie viel wird es geben? ſo 8, 6, 3 u. ſ. w.

Welche Zahl iſt in Kubus erhoben worden, wenn ſie 125 giebt? Antwort: 5.

Welche aber, wenn es 1000 giebt? Welches iſt die Kubikwurzel von 1000? Welches die von eins? Welches die von 125? Antwort: 5.

Was für Kubikwurzeln finden ſich von 1 bis zu 10?

Antwort: 1 und 2, und zwar iſt 1 die Kubikwurzel von 1, und 2 die von 8.

Welche Zahlen bis zu 10 haben keine reine Kubikwurzel?

Antwort: 2, 3, 4, 5, 6, 7 und 9.

Geſtützt auf dieſe Ausführung und auf das, was der Schüler beym Quadrat ſich eigen macht, ſoll er mit der größten Leichtigkeit $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ u. ſ. w. in Kubus zu erheben im Stande ſeyn. Er wird für $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{8}$; für $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{27}$; für $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{64}$ u. ſ. w. finden, und zwar auf folgende Weiſe gelöst. — Macht man auf 1 einen Kubus, ſo giebt es 1; der Kubus von 2 aber iſt 8; folglich, wenn eine Seite eines Kubus die Hälfte eines andern iſt, ſo wird der 1ſte Kubus $\frac{1}{8}$ des 2ten, oder $\frac{1}{2}$ in Kubus erhoben giebt $\frac{1}{8}$.

Geſtützt auf dieſes werden $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{4}{5}$ u. ſ. w. in

Kubus erhoben. Für die $^{2}/_{3}$ erhält er $^{8}/_{27}$; für $^{3}/_{4}$, $^{27}/_{64}$; für $^{4}/_{5}$, $^{64}/_{125}$ u. ſ. w.

Einzelne Fragen hierüber.

Fr. Wie viel wird $^{1}/_{10}$ in Kubus erhoben geben?

Kann man jeden Bruch in Würfel erheben?

Wie viel wird die Kubikwurzel von $^{1}/_{1000}$ ſeyn? Antwort: $^{1}/_{10}$.

Auflöſung. Die Kubikwurzel von 1 iſt eins, und die von 1000 iſt 10; wenn alſo ein Kubus $^{1}/_{1000}$ eines andern iſt, ſo iſt die Wurzel des einen dieſer 2 Kubus $^{1}/_{10}$ von dem des andern, oder die Kubikwurzel von $^{1}/_{1000}$ iſt $^{1}/_{10}$.

Wie viel wird die Kubikwurzel von $^{8}/_{27}$ ſeyn? Wie viel aber diejenige von $^{64}/_{125}$? Antwort: $^{4}/_{5}$.

Auflöſung. Die Kubikwurzel von 64 iſt 4, die von 125 aber 5; wenn alſo der Kubus $^{64}/_{125}$ ſeyn wird, ſo werden ihre Wurzeln zu einander $^{4}/_{5}$ werden.

Kann man jeden Bruch in den Kubus erheben?

Aber auch von jedem Bruch die Wurzel wieder rein ausziehn? Antwort: nein.

Von welchem Bruch kann man die Kubikwurzel nicht ausziehen? Von welchem kann man ſie ausziehen?

Antwort: von $^{1}/_{8}$, $^{1}/_{27}$, $^{8}/_{27}$, $^{1}/_{64}$, $^{8}/_{64}$, $^{27}/_{64}$, $^{1}/_{125}$, $^{8}/_{125}$, $^{27}/_{125}$, $^{64}/_{125}$. Würde der Schüler auch $^{27}/_{8}$ angeben, ſo könnte ihn der Lehrer aufmerkſam machen, daß dieſes 3 Ganze und $^{3}/_{8}$ wären und nicht als ein Bruch angenommen werden dürfe. Welche 64tel haben reine Kubikwurzel?

Antwort: nur $^{1}/_{64}$, $^{8}/_{64}$, $^{27}/_{64}$ und $^{64}/_{64}$ haben reine Wurzeln; jede andre Anzahl 64tel enthält eine irrationelle Kubikwurzel. Eben ſo läßt man ihn Ganze und Brüche wieder in Kubik erheben, und unterſuchen, wie viel jedesmal wieder die Wurzel davon ſey. Z. E.

$1^{1}/_{2}$ in Kubik erhoben giebt $3^{3}/_{8}$, $1^{1}/_{3}$, $2^{10}/_{27}$ u. ſ. w.

Auflöſung. $1^{1}/_{2}$ ſind $^{3}/_{2}$, 3 in Kubik erhoben giebt 27, zwey aber dahin erhoben macht 8; alſo iſt 3 in Kubik erhoben in Vergleichung mit 2 wie 27 zu 8, oder $3^{3}/_{8}$ zu 1. Eben ſo wird $1^{1}/_{3}$, oder $1^{2}/_{3}$, oder $1^{1}/_{4}$, $1^{2}/_{4}$, $1^{3}/_{4}$ u. ſ. w. gelöst werden. —

Der Schüler wird bald finden, jeder Bruch könne in den Kubik erhoben werden, und ebenſo wieder von jedem dahin erhobenen die Wurzel ausgezogen werden.

Welches die Kubikwurzel von $3^{3}/_{8}$?

Antwort: $1^{1}/_{2}$.

Auflöſung. $3^{3}/_{8} = {}^{27}/_{8}$; die Kubikwurzel von 27 iſt 3, und die von 8 iſt 2; wenn alſo ein Kubik 27 Theile, wie ein andrer deren 8 hat, ſo iſt die Wurzel des erſten von der des 2ten auch 3 Theile zu 2 oder $^{3}/_{2} = 4^{1}/_{2}$.

Wie viel wird die Kubikwurzel von $37^{1}/_{27}$ ſeyn? Antwort: $3^{1}/_{3}$.

Auflöſung. $37^{1}/_{27}$ machen $^{1000}/_{27}$; die Kubikwurzel von 1000 iſt 10, die von 27 aber 3; wenn ſich der eine Kubus zum andern verhält, wie $37^{1}/_{27}$ zu eins, oder wie 1000 zu 27; ſo wird ſich die Wurzel dieſer 2 Kubik zum erſten verhalten, wie 10 und 3, oder wie $3^{1}/_{3}$ zu 1, gleich $3^{1}/_{3}$.

Fr. Kann man von allen Zahlen, die Ganzen und Brüche enthalten, immer die Wurzel rein finden?

Von welchen können ſie rein und von welchen nicht rein gefunden werden? Iſt die Kubikwurzel von $2\,{}^1/_8$ rein oder nicht rein? Antwort: nicht rein.

Wäre ſie das Gleiche als Quadratwurzel? Kann man von keiner Quadratzahl die Kubikwurzel nehmen? Antwort: ja, von 1, 64 u. ſ. w. Welche Quadratzahlen ſind reine Kubikzahlen ſowohl im Ganzen als auch in Brüchen, und in Ganzen und Brüchen zugleich? Hat es bis auf 100 mehr Quadrat- oder mehr Kubikzahlen?

Geſtützt auf dieſe Kenntniß des Quadrats und des Kubus ſchreitet man zur Ausziehung der Kubikwurzel, wie dieſes bey der Quadratwurzel geſchehen iſt. Bey letzterer Wurzel iſt angenommen worden, der Schüler kenne bis zu 100 die Wurzel von jeder Zahl.

Bey der Kubikwurzel ſoll er hingegen dieſelben bis auf 1000 kennen. Geſtützt aber auf dieſe Kenntniß wird die Kubikwurzel von zwey und mehreren Tauſenden auf folgende Weiſe geſucht werden. Z. B. Der Schüler ſoll die Kubikwurzel von 2 Tauſender ſuchen. Um dieſe zu ſuchen wird angenommen, er kenne die Wurzel von 1000 als 10, und die übrigen 1000 müſſen wieder, wie beym Quadrat, an den erſten Kubus angeſetzt werden, und zwar an die Breite, Höhe und Länge. Um an eine Fläche dieſen Kubus anzuſetzen, erfordert es 10 mal 10 kleinere Kubus; ſoll man aber an die 3 Flächen der Länge, Breite und Höhe nach anſetzen, ſo erfordert es 3 mal 10 mal 10 oder 300, und dieſe Summe wäre wohl 3 mal in 1000, die übrig geblieben ſind, enthalten; weil aber noch ſehr viele Würfel erfordert werden, um den ganzen Kubus auszufüllen, ſo darf ſtatt 3 mal nur 2 mal angeſetzt werden, 2 mal 300 ſind 600, und um die 3 Flächenwinkel, die dadurch entſtanden ſind, auszufüllen, erfordert es für jeden derſelben 2 mal 2 mal 10 oder 40, und für die drey 3 × 40 = 120; für den körperlichen Winkel, der durch dieſe Anſetzung entſteht; wird aber noch 2 in Kubus erhoben, erfordert, oder 8, zuſammen 600, 120 und 8 gleich 728, von 1000 abgezogen bleiben 272; die Kubikwurzel iſt dem alſo 10 mehr 2 oder 12.

Um dieſes anſchaulich auszuführen, wird man wohlthun, einige kleine Kubus für den Anfang zu Hülfe zu nehmen; eine kleine Anzahl leiſtet die nämlichen Dienſte, wie wenn eine große Anzahl benutzt würde. Sollten dem Lehrer aber keine Würfel zu Gebot ſtehen, ſo könnten dieſe auch leicht vom Schüller aus weichen Körpern ſelbſt verfertigt werden, wie allenfalls aus weicher Erde, Thon, Aepfel, Erdäpfel u. ſ. w. Auch könnten aus dieſen Materialien andere Formen geſchnitten werden, die die Anſchauung zu erleichtern ſehr geeignet wären.

Z. B. Um an die 3 Flächen des erſten urſprünglichen Kubus anzuſetzen, könnte man Quadratflächen, die immer einen Kubus hoch und eben ſo groß wie die Seiten des Würfels wären, benutzen, für die 3 Flächenwinkel könnte man aber rechtwinklichte Prisma aus den nämlichen Körpern verfertigen, die einen Würfel hoch und breit, aber ſo lang als der urſprüngliche Kubus würden, und endlich, um den körperlichen Winkel auszufüllen, würden noch Würfel gemacht, die die Länge, Breite und Höhe dieſer kleinern Kubus enthielten.

Wird dieſe Anſchauungsform angewandt und benutzt, ſo muß der Schüler dieſelbe nur einigemal in der wirklichen Ausführung vor ſich liegen haben, um ſie dadurch ganz entbehrlich zu machen.

Sehr bald wird er es dadurch ſo weit bringen, daß durch ſein Vorſtellungsvermögen die wirkliche Anſchauung erſetzt werden kann.

Bevor man aber in der Wurzel zu 2 Zehnern vorſchreitet, müſſen in jedem Fall noch ein paar Aufgaben, wie etwa folgende, geldbt werden.

Wie viel wird die Kubikwurzel von 7000 ſeyn?

Auflöſung. Von einem Tauſender iſt die Kubikwurzel ein Zehner, und bleiben noch 6 Tauſender, die an dieſen erſten Kubus an 3 Flächen angeſetzt werden müſſen, um an eine Fläche deſſelben anzuſetzen, erfordert es das Quadrat 100, und an 3 Seiten alſo 300; drey Hundert ſind in 6000 wohl 20 mal enthalten; aber weil eine ſehr große Anzahl Kubus zu Ausfüllung der 3 Flächenwinkel und des körperlichen erfordert wird; ſo darf man es nur etwa 9 mal nehmen; 9 mal 300 gleich 2700; für einen Flächenwinkel erfordert es 9 × 9 × 10 = 810, und für die 3 Flächenwinkel 3 mal dieſe Summe = 2430; für den körperlichen Winkel noch den Kubus von 9 oder 9 × 9 × 9 = 729; in allen wird es geben 2700 + 2430 + 729 = 5859, und bleiben von 6000 noch 141; alſo iſt die Kubikwurzel 10 mehr 9 gleich 19, und bleiben noch 141 Kubus Reſt.

Will man die Probe hierüber machen, ſo erhebt man die 19 in Kubus, und zählt die 141 als Reſt dazu, und dieſes muß wieder 7000 geben, wenn richtig gerechnet worden iſt.

Die Gründe davon gehen ſo anſchaulich aus der Bildung des Kubus hervor, daß ich hierüber kein weiteres Wort verlieren will.

Fr. Wie viel wird die Kubikwurzel von 8000 werden?

Auflöſung. Die Kubikwurzel von 1 iſt 1, die von 8 iſt 2, die Kubikwurzel aber von 1 Tauſender iſt ein Zehner, und die von 8 Tauſender aus dem nämlichen Grunde 2 Zehner.

So ſchreitet man zu 3, 4, 5, 6, 7, 8 und 9 Zehner fort; ohne Mühe wird jeder Schüler finden, die Kubikwurzel von 27 Tauſender ſey, dieſer Auflöſung zu folge 3 Zehner von 64 Tauſender aber 4, von 125 Tauſender 5 u. ſ. w. Die dazwiſchen liegenden Zahlen aber immer zwiſchen dieſe Zehner hinein. Als Beleg mag folgende Aufgabe noch hier ſtehen.

Wie viel wird die Kubikwurzel von 68,000 ſeyn?

Auflöſung. Von 64 iſt ſie 4 und von 64 Tauſendern 4 Zehner; bleiben bis 68 Tauſender noch 4 Tauſender, die an die 3 Seiten des gefundenen Kubus angeſetzt werden müſſen. An einer Seite werden 4 Zehner ins Quadrat erhoben, oder 40 × 40 = 1600 Kubus, und an die 3 Seiten 3 mal ſo viel = 4800; dieſe Summe iſt in dem Reſt von 4000 kein mal enthalten; alſo giebt es keinen Einer mehr; folglich iſt die Kubikwurzel von 68,000 40, und es bleibt ein Reſt von 4000. Wären 90,000 angegeben worden, ſo hätte man zuerſt auch 4 Zehner gefunden, und einen Reſt von 26,000, der an 3 Flächen des gefundenen Kubus ebenſo angeſetzt werden muß. An einer Seite liegen 1600 und an 3 Seiten liegen 3 × 1600

= 4800; dieſe ſind in 26,000 nur 4 mal enthalten (weil man für die Flächen- und körperlichen Winkel auch noch eine bedeutende Anzahl Würfel nöthig hat.) 4 × 4800 = 1920; für einen Flächenwinkel werden 4 × 4 × 40 Kubus = 640, und für die drey Flächenwinkel 3 × 640 = 1920; für den körperlichen Winkel aber noch 4 in den Kubus erhoben = 64, erfordert, welches in allem 19,200 + 1920 + 64 = 21,184. und dieſe Summe von 26,000 abgezogen bleiben noch 4816; folglich wird die Kubikwurzel von 90,000 vier und vierzig ſeyn und ein Reſt von 4816 bleiben.

Iſt der Schüler im Stande, mit einiger Leichtigkeit ähnliche Aufgaben zu löſen, ſo ſchreitet man zu tauſend mal einem Tauſender vor, deren Kubikwurzel ein Hunderter werden wird. 1000 × 1000 iſt aber eine Million. Die Kubikwurzel von einer Million wird dem alſo ein Hunderter werden. Aus der obigen Reihenfolge geht ferner hervor, daß die Kubikwurzel von 8 Millionen 2 Hunderter, von 27 Millionen 3, von 64 aber 4 Hunderter u. ſ. w. ſeyn wird.

Ohne Mühe wird jeder Schüler auch im Stande ſeyn, die Kubikwurzel von Millionen als Kopfrechnungsübung auszuziehn und zu finden.

Doch darf dieſes nicht zu weit fortgeſetzt werden, wenn man nicht Gefahr laufen will, einen zu hohen Grad nur mechaniſcher Fertigkeiten entwickeln und erzielen zu wollen.

Ich halte deswegen hier ein und werde nur noch zeigen, wie mit Hülfe der Ziffer und der allenfalls zu befolgenden Regeln die Kubikwurzel von jeder Zahl mit eben der Leichtigkeit und Sicherheit von jedem Schüler als Zifferrechnungs-Uebung gefunden werden könne.

Sollte man aber die Kubikwurzel als Kopfrechnung gern noch weiter ausgeführt wiſſen, ſo darf ich dießfalls nur auf die Quadratwurzel verweiſen.

Man ſoll von 34,900,000 die Kubikwurzel ſuchen, und zwar ſo, daß die Ziffer dem Schüler als Erinnerungs- und Erleichterungsmittel, ſo wie die Regel, nach welcher ähnliche Aufgaben gelöſt werden, als Zifferrechnungs-Uebung dienlich ſeyn wird.

Um ihn mit Leichtigkeit dahin zu führen, wird man wohl thun, das, was über die Quadratwurzel aufgeſtellt worden iſt, dieſer Regel und dieſer Operation näher zu rücken. Z. B. Wenn die Quadratwurzel einer Zahl Einer, Zehner, Hunderter in ſich faſſen ſoll, wie viele Ziffer wird die Quadratzahl jedesmal enthalten?

Antwort: für die Einer entweder eine oder 2 Ziffer, und zwar die Ziffer der Einer- und Zehnerſtelle; für die Zehner wieder eine oder 2 Ziffer, und zwar ſolche, die Hunderter oder Tauſender bezeichnen; für die Hunderter ebenfalls eine oder 2 Ziffer, und zwar Zehntauſender oder Hunderttauſender u. ſ. w.

Welche Ziffer geben für die Kubikwurzel Einer, welche Zehner, welche Hunderter u. ſ. w.?

Antwort: Einer geben die Ziffer der Einer-, Zehner- und Hunderter-Stelle, Zehner aber die der Tauſender, Zehntauſender und Hunderttauſender; Hunderter endlich die der Millionen, Zehner- und Hunderter-Millionen.

Aus dieſem folgt, daß die 3 erſten Ziffer rechts immer

mer Einer, die der 2ten drey Zehner, die dritten drey Hunderter, und die 4ten drey Tauſender in der Kubikwurzel geben werden.

Sollen die Kubikwurzeln aus obiger Zahl geſucht werden; ſo fängt man wieder, wie bey der Quadratzahl an, ſtellt aber ſtatt 2 Ziffer immer 3 zuſammen.

Die Kubikwurzel von den letzten 2 Ziffern oder 34 iſt 3, und weil es ſo viele Millionen ſind, ſo giebt es als Wurzel 3 Hunderter; 3 Hunderter in Kubus erhoben werden 27 Millionen geben, und dieſe von 34 Millionen abgezogen bleiben 7 Millionen. Nach den Hundertern folgt die Wurzel in Zehner, und der Kubus in Tauſender. Sieben Millionen in Tauſender verwandelt machen 7000 Tauſender, und weil keine Tauſender in dieſen künftigen 3 Stellen ſich finden, ſo werden zu 7 Millionen nur die 3 Stellenbezeichner geſetzt, die 7000 Tauſender müſſen, weil es als Kubikwurzel keine Hunderter mehr giebt, als Zehner angeſetzt werden, dieſem zufolge muß wieder an 3 Flächen des gefundenen Kubus angelegt werden; an einer Fläche bedarf man 3 Hunderter in's Quadrat erhoben, giebt 9 Zehntauſender, und an 3 Seiten 27 Zehntauſender oder 270,000, um nur ein Einer mal anzuſetzen, bedarf man dieſe Summe, und um einen Zehner zu erhalten, wird 10 mal dieſe Summe oder 2,700,000 erfordert, oder 2700 Tauſender, und dieſe ſind in 7000 Tauſender 2 mal enthalten; 2 mal 2700 Tauſender machen 5400 Tauſender, und auf jeden der 3 Flächenwinkel kommt noch die Wurzel von drey Hunderter 2 Zehner mal 2 2 Zehner wiederholt, oder 120 Tauſender, und dieſes 3 mal genommen 360 Tauſender; für den körperlichen Winkel aber 2 Zehner noch in den Kubus erhoben macht 8 Tauſender, zuſammen 5400 und 360 und 8, alles Tauſender geben 5768 Tauſender, von 7000 Tauſender abgezogen bleiben noch 1232 Tauſender, und weil es keinen Zehner mehr giebt, ſo verwandelt man dieſe Tauſender in Einer, macht 1,232,000 Einer; dieſe müſſen jetzt als Einer ganz auf obige Weiſe an den erſten Kubus angeſetzt werden. Eine Seite des Kubus enthält 32 Zehner, in Kubus erhoben macht 102,400, und an die 3 Fächen 3 mal dieſe Summe = 307,200; dieſe Summe iſt in 1,232,000 dreymal enthalten und 3 × 307200 = 921,600, und an jeden der 3 Flächenwinkel kommen die 32 Zehner oder 320 Einer 3 × 3 wiederholt macht 2880, und 3 mal dieſes giebt 8640; auf den körperlichen Winkel aber noch 3 in Würfel erhoben gleich 27; in allen alſo 921,600 + 8640 + 27 = 930,267, und dieſes von 1,232,000 abgezogen bleiben noch 301,733.

Die Kubikwurzel von obiger Zahl iſt 323.

Aus dieſer Auflöſung geht aber folgende Regel hervor: zuerſt wird beym Ausziehen irgend einer Kubikwurzel die Reihe Ziffer, von denen die Kubikwurzel ausgezogen werden ſoll, von der rechten Seite an, immer zu 3 und 3 Ziffer eingetheilt, und ſo oft in der Kubikzahl ſich 3 Ziffer finden, erhält die Kubikwurzel dann eine Ziffer. Nach dieſem wird aus den letzten 3 oder auch 2, oder auch nur einer Ziffer die Kubikwurzel auf die gewöhnliche Weiſe geſucht. Nach dieſem werden die drey folgenden Ziffer zum Reſt geſetzt, der durch die erſte Auszeichnung geblieben iſt, die gefundene Wurzel dann in's Quadrat erhoben, das Quadrat verdreyfacht, und hernach ſtatt wie bey der Quadratwurzel nur eine Null, werden hier deren 2 angehängt, dann auf die gewöhnliche Art den Reſt mit den folgenden 3 Ziffern dividirt, und ſo oft dieſe Summe darin enthalten iſt, wird auch die gefundene Zahl noch in's Quadrat erhoben, eine Null angehängt und mit der erſten gefundenen Kubikwurzel multiplicirt; dieſes 3 mal wiederholt, und endlich dieſe letztgefundene Wurzel noch in Kubus erhoben und alle dieſe Zahlen vom letzten Reſt mit den 3 hinzugefügten Ziffern abgezogen. Die gleiche Wiederholung findet auch mit den folgenden 3 Ziffern ſtatt, und wird bis zu den Einheiten jedesmal fortgeſetzt werden.

Ich habe in der Aufſtellung dieſer Regel gar keinen
Grund angegeben, weil das Weſen in allen vorhergehen-
den Auflöſungen auf eine ſo anſchauliche durch den Kubus
elbſt bedingte Darſtellung hinlänglich begründet worden
ſt, und hier nur als eine ganz überflüſſige Wiederholung
ngeſehen werden müßte.

Ein Schüler, der im Stand ſeyn wird, die Regel an-
igeben, auf der die Ausziehung der Kubikwurzel ruht,
ird die Gründe, auf die ſie ſich ſtützt, mit noch weit grö-
erer Leichtigkeit anzugeben fähig ſeyn.

Will man den Schüler mit dem Mechanismus dieſer
echnungsweiſe aber noch etwas mehr vertraut und be-
nnt machen, ſo mag man dem Schüler noch einige Bey-
ele geben, und von ihm nur fordern, er möchte ſie ſchnell
ch oben angegebener Regel ausführen, ohne ſich weiter
hr um die Gründe, auf denen ſie ruht, zu bekümmern.

Will man bey dem übriggebliebenen Reſt des Kubus ſeine Wurzel durch Annäherung, und zwar durch das Decimal-Syſtem, finden, wie es bey der Quadratwurzel geſchehen iſt; ſo ſetzt man an den Reſt für die 10tel 3 Nullen an, für die 100tel 2 mal 3 Nullen, für die 1000tel aber 3 × 3 Nullen u. ſ. w.

Man verfährt dann bey der wirklichen Ausführung der Kubikwurzel, wie wenn es Ganze wären. Der obige Gang und die dabey aufgeſtellte Regel iſt vollkommen anwendbar und wird der Kürze halber bey den Brüchen nicht noch einmal wiederholt werden.

Ich werde nur noch in ein paar Beyſpielen zeigen, wie dieſes auch auf die irrationellen Brüche bey der Kubikwurzel anwendbar ſey.

Z. B. Es ſoll die Kubikwurzel in 10tel oder 100tel von einem $^{1}/_{2}$ geſucht werden. Will man ſie von $^{1}/_{2}$ in 10tel wiſſen, ſo wird das Ganze in 1000 Theile getheilt, und auf das Halbe kommen dann $^{500}/_{1000}$. Die Kubikwurzel von 1000 iſt 10, die von 500 aber 7, und bleiben noch $^{157}/_{1000}$; folglich iſt Kubikwurzel von $^{1}/_{2}$ oder $^{500}/_{1000}$ = $^{7}/_{10}$ und $^{157}/_{1000}$ bleiben Reſt.

Würde man aber die Kubikwurzel von $^{1}/_{2}$ in $^{1}/_{100}$ begehren; ſo müßte $^{1}/_{2}$ = $^{500000}/_{1000000}$ verwandelt werden. Die Wurzel von einer Million iſt 100 und die von 500 Tauſender 7 Zehner; 7 Zehner in den Kubus erhoben giebt 343 Tauſender, von 500 Tauſender abgezogen bleibt noch 157 Tauſender; dieſe werden an den erſt gefundenen Kubus angeſetzt. An einer Fläche liegen 7 Zehner, in den Kubus erhoben oder 4900 Hunderter, und an 3 Flächen

3 mal ſo viel = 14,700; der Reſt iſt 157 Tauſender, in Einer verwandelt 157,000, und 14,700 ſind in 157,000 neunmal enthalten; 9 mal 14,700 machen 132,300; ferner auf die Flächenwinkel dreymal 9 × 9 × 70 genommen, oder 17,010, und für den körperlichen Winkel 9 × 9 mal 9 oder 729; in allem 132,300 + 17,010 + 729 = 150,039; die Summe von 157,000 abgezogen bleiben noch [illegible]; und die Kubikwurzel wird [illegible] seyn. Wollte man die Wurzel in 1000tel kennen, ſo müßten 3 mal 3 Nullen angeſetzt und auf die gleiche Weiſe verfahren werden.

Als weiterer Leitfaden und Stoff des Unterrichts kann das, was in der Quadratwurzel aufgeſtellt worden iſt, benutzt werden.

Um einerſeits nicht zu weitläufig zu ſeyn, anderſeits aber nicht zu weit in einer einzigen Richtung vorzuſchreiten, halte ich hier ein und knüpfe andere hieher gehörige Uebungen von ihrem Anfang an hier an.

Die Größe

als

Typus der geiſtigen Entwicklung für den Schulunterricht.

Der in der Formenlehre aufgeſtellte Gang wird auch hier mit den, aus der Natur des Gegenſtands ſelbſt hervorgehenden Abänderungen befolgt und auf folgende Weiſe angefangen werden müſſen.

Eine gerade Linie kann ihrer Größe und Länge nach nicht verglichen werden; es müſſen hiefür immer wenigſtens zwey Linien oder Größen genommen werden. Die Betrachtung von zwey geraden Linien, die einander gleich oder ungleich ſeyn können, daß im Fall der Ungleichheit derſelben, die eine länger oder kürzer als die andere iſt, beruht nur auf ſinnlichen Anſchauungen und gehört nur ſo weit als Bildungsmittel in das häusliche Leben, oder dem erſten Stoff der Formenlehre an.

An dieſe erſten und urſprünglichen Begriffe wird aber auf folgende Weiſe angeknüpft werden.

Von zwey geraden Linien oder Größen, die einander gleich ſind, kann in Hinſicht der Größenverhältniſſe folgendes allgemein geſagt werden.

Eine jede von ihnen iſt die Hälfte der Summe von beyden, und beyde ſind zweymal dieſe Hälfte, oder wieder die ganze Summe.

Dieſes auf 3 gleiche Linien ausgedehnt wird man für eine derſelben $1/3$, für zwey $2/3$ und für drey drey Drittel oder die Summe von allen dreyen erhalten.

Auf 4 und mehrere Linien dieſe Unterſuchung fortſetzen zu wollen, wird nicht nothwendig. Man ſchreitet dagegen auf die gleiche Art zu 2, 3 und 4 ungleich langen geraden Linien.

Bey 2 ungleich langen Linien kann man von der kürzern ſagen, ſie ſey weniger als die Hälfte der Summe von beyden, die größere hingegen aber immer mehr als die Hälfte der Summe von dieſen beyden; denn wenn die 2 Linien gleich wären, ſo würde nach obiger Darſtellung von 2 gleich langen Linien eine jede die Hälfte ſeyn; im gegenwärtigen Fall iſt die kleinere weniger als dieſer Theil, indem ſie ſo groß als die längere ſeyn müßte, wenn ſie gerade eine Hälfte ausmachen ſollte. Eben ſo die längere Linie zu der kürzern. Dieſes auf eine andere Art zu löſen, darf man nur das, was ich dießfalls mit 3 ungleich langen Linien ausführen werde, in's Auge faſſen.

Drey ungleich lange Linien ſtehen in folgendem Größenverhältniß zu einander:

Die größte von ihnen iſt immer mehr als ein Drittel der Summe von allen dreyen; die kleinſte hingegen immer weniger als ein Drittel, die mittlere aber $1/3$, und auch mehr oder weniger als $1/3$ der Summe.

Auflöſung. Es werden 3 gleich lange Linien genommen; ſchneidet man von der erſten etwas weg, und wird dieſes zur dritten Linie hinzugeſetzt, ſo bleibt die Summe der drey Linien unveränderlich; die längſte iſt aber mehr als ein Drittel, die kürzeſte weniger, die mittlere hingegen ein Drittel der Summe; wird aber von der erſten weg, und das Weggethane wieder zu der zweyten und dritten in ungleichen Theilen hinzugeſetzt, ſo iſt die längſte mehr als ein Drittel, die kürzeſte weniger als ein Drittel und die mittlere ebenfalls noch mehr als ein Drittel u. ſ. w.

Geſtützt auf dieſes, wird der Schüler ohne Anſtand finden, daß bey 4 ungleichen Linien die längſte immer mehr als ein Viertel, die kürzeſte aber immer weniger als ein Viertel, die zwey mittlern hingegen können eine jede weniger, oder jede mehr als $^1/_4$, oder eine $^1/_4$ und die andere mehr oder weniger als $^1/_4$, oder endlich eine mehr und die andere weniger als ein Viertel der Summe von allen 4 Linien ſeyn. Dieſes ſoll von dem Schüler an den Linien ausgeführt werden. Mit 5 ungleich langen Linien die wichtigeren Verhältniſſe von ihm angeben zu laſſen, wird hinreichend werden. Hieher gehört, daß die längſte von ihnen immer mehr als $^1/_5$, die kürzeſte hingegen immer weniger als $^1/_5$ der Summe beträgt, die mittleren hingegen können alle Veränderungen, die mit mehr oder weniger des Fünfecks möglich ſind, betragen.

Bey 3 Linien können aber 2 auch gleich und eine ungleich ſeyn. In dieſem Fall betragen die zwey längern Linien jede mehr als $^1/_3$ der Summe von allen drey u. ſ. w. —

Bey 4 Linien können 3 gleich und eine ungleich, oder auch 2 und 2 gleich ſeyn, und die gleichen Unterſuchungen wieder vorgenommen werden.

Es iſt überflüſſig, dieſes noch mit 5 und mehreren Linien hier auszuführen.

Einzelne Fragen, wie es bey der Formenlehre jedesmal geſchehen iſt, wird auch hier den Schluß jeder Uebung machen.

Frage. Was iſt bey 20 ungleich langen Linien die längſte immer für ein Theil der Summe aller?

Antwort. Immer mehr als $^1/_{20}$.

Was iſt die mittlere von 3 ungleich langen Linien für ein Theil der Summe aller?

Antwort. $^1/_3$ oder auch mehr oder weniger als ein Drittel.

So wie man 2, 3, 4 ꝛc. Linien in Rückſicht ihrer Länge zu einander in's Auge gefaßt; ſo kann man auch eine Linie in 2, 3, 4 ꝛc. gleiche und ungleiche Theile theilen, und der Schüler wird auch alle obigen Größenverhältniſſe unter dieſer Form wieder finden. Z. B.

Eine Linie in 2 gleiche Theile getheilt, wird ein jeder Theil die Hälfte der Linien werden. Dieſelbe in 2 ungleiche Theile getheilt, wird der größere immer mehr, und der kleinere immer weniger als die Hälfte der Linie ausmachen.

Bey 3 gleichen Theilen erhält ein jeder Theil $^1/_3$, und bey 3 ungleichen der größte immer mehr als $^1/_3$, der kleinſte immer weniger als $^1/_3$, und der mittlere $^1/_3$, oder mehr oder auch weniger als $^1/_3$. Bey 2 gleichen und 1 ungleichen Theil werden 2 mehr und 1 weniger als $^1/_3$ und auch umgekehrt, betragen.

Auch hierüber können am Ende die obigen Fragen wiederholt werden.

Eben ſo kann man zu 2, 3, 4 ꝛc. gleich langen Linien wieder gleich oder auch ungleich lange Linien hinzuſetzen oder davon wegſchneiden. Z. B.

Bey 2 gleich langen Linien zu einer eine Linie hinzugeſetzt, entſtehen ungleich lange Linien. Zu beyden gleich lange geſetzt, giebt wieder gleich lange; ungleich lange hinzugeſetzt giebt immer ungleich lange Linien. So läßt man den Schüler mit 3 gleich langen Linien unterſuchen, was durch das Hinzuſetzen derſelben entſtehen könne. Er wird finden, daß wenn er zu einer etwas hinzuſetzt, 2 gleich und 1 ungleich wird; ſetzt er zu 2 Linien gleiches, ſo entſteht wieder das Gleiche, ſetzt er zu allen 3 Linien gleiches, eben ſo u. ſ. w.

Wird aber Ungleiches hinzugeſetzt, ſo werden alle 3 Linien ungleich. Das Nämliche ſoll auch mit 4 Linien geſchehen. Ebenſo kann das Gleiche vom Schüler mit ungleich langen Linien unterſucht werden. Statt dieſes aber hier auszuführen, folgen nur noch einzelne Fragen hierüber.

Wenn man zu 2 ungleich langen Linien 2 gleiche hinzuſetzt, was für Linien entſtehen? Werden aber 2 ungleichlange hinzugeſetzt, was entſteht dann?

Antwort. Entweder 2 gleich lange, oder 2 ungleich lange Linien.

Wie müſſen die ungleich langen Linien, die hinzugeſetzt werden, beſchaffen ſeyn, wenn gleich lange Linien entſtehen ſollen?

Antwort. Zu der kürzern muß eine Linie geſetzt werden, die um das länger iſt, was ihr mangelt, um der längern gleich zu ſeyn.

Was muß man zu 3 gleich langen Linien ſetzen, wenn ſie wieder gleich werden ſollen? Was aber, wenn ſie ungleich werden müſſen? Was endlich, wenn 2 gleich und eine ungleich werden ſoll? Thut man zu 4 gleich langen Linien 2 und 2 gleiche hinzuſetzen, wie viel werden einander gleich?

Die gleichen Reihenfolgen und Fragen können auch über das Wegthun von Theilen der Linien gemacht werden. Ein paar Beyſpiele als Beleg mögen hier noch eine Stelle finden.

Fr. Wenn man bey 3 gleichlangen Linien von jeder einen ungleichen Theil wegnimmt, was werden die übrigen ſeyn?

Antwort. Ungleich.

Unter wie viel Veränderungen kann man von 3 gleichen Linien weg thun, wenn Ungleiches bleiben ſoll?

Antwort. Man kann von allen 3 oder nur von 2 Ungleiches weg thun.

Als Beſchluß dieſer Uebung mag das Hinzuſetzen und Wegthun mit einander verbunden noch ſtatt finden.

Fr. Wenn man zu 4 gleichen Linien gleiches hinzuſetzt, und wieder gleiches abzieht, werden dieſe Linien alsdann verändert oder nicht?

Antwort. Es wird gleiches bleiben.

Wird aber zu 2 gleichen Linien Ungleiches hinzugeſetzt und wieder Ungleiches abgezogen; ſo fragt es ſich, ob wieder Gleiches bleibe?

Antwort. Entweder bleibt Gleiches oder Ungleiches.

Dieſe und ähnliche Fragen können wie natürlich nicht nur auf Linien, ſondern auf alle Größenverhältniſſe angewandt werden, und es wird ganz und gar nicht überflüſſig, obige Begriffe auf folgende Weiſe zu erweitern und zu verallgemeinern.

Wenn man zu 3 gleichen Größen, ſie mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, wieder 3 ihnen gleiche Größen hinzuſetzt, und wieder 3 ungleiche, aber ihnen ähnliche Größen wegthut; ſo fragt es ſich, ob 3 gleiche oder 3 ungleiche Größen bleiben?

Antwort. 3 ungleiche Größen.

Zu 2 ungleichen Größen werden 2 ungleiche weg, und hernach wieder 2 ungleiche hinzugethan; es fragt ſich, ob ſie dadurch gleich oder ungleich geworden ſeyen?

Geſtützt auf dieſe Vergleichung unvereinigter Linien, ſchreitet man zu deren Vereinigung.

Durch die Vereinigung von 2 geraden Linien entſtehen, wie wir aus der Formenlehre ſchon wiſſen, Schenkel, Winkel, Ecken ꝛc. Die Unterſuchung der Schenkel in Rückſicht ihrer Gleich- und Ungleichheit bietet wenig Wichtiges dar. Ich werde alſo nur in Kürze angeben, wie auch dieſe Anſicht nach Bedürfniß auf die zweckmäßigſte Art ausgeführt werden könne.

Bilden 2 Linien nur 2 Schenkel, ſo iſt in Hinſicht der Gleichheit und Ungleichheit keine andere Veränderung, als die wir bey 2 Linien ſchon hatten, möglich. Bilden aber 2 gleichlange Linien 3 Schenkel, ſo ſind entweder 2 gleich und einer ungleich, oder alle 3 ungleich. Bey 4 Schenkeln, die durch 2 gleichlange Linien gebildet ſind, werden entweder alle 4 gleich, oder 2 und 2 gleich, oder 2 gleich und 2 ungleich, oder 3 gleich und einer ungleich, oder alle 4 ungleich werden.

Eben ſo können 2 ungleich lange Linien behandelt werden. 3 Linien, die ſich in 1, 2 und 3 Punkten vereinigen, können gleich unterſucht werden, und zwar bey 3 gleichen, 2 gleichen und 1 ungleichen und bey 3 ungleich langen Linien. Es iſt nicht nöthig, dieſes weiter auszudehnen; da man ſich ſchon bey 3 Linien mit den wichtigern Abänderungen begnügen kann.

Weil dieſer Geſichtspunkt unbedeutend und außer den gewöhnlichen arithmetiſchen Kombinationen von gleichen und ungleichen Größen nichts Neues darbietet, ſo übergehe ich auch die einzelnen Fragen und ſchreite zu den Winkeln.

Um mich in dieſer Darſtellung auch gedrängt und kurz faſſen zu können, muß ich gleich anfangs bemerken, daß die in der Formenlehre aufgeſtellten Reihenfolgen hier volle Anwendung finden. Nach denſelben können mit 2 geraden Linien 1, 2, oder 4 Winkel gemacht werden. Ein Winkel kann nicht verglichen werden, es erfordert hiezu wenigſtens 2.

Zwey Winkel können, in Rückſicht der Gleichheit, entweder gleich oder ungleich ſeyn. Sind ſie gleich, ſo iſt ein jeder ein Rechter. Sind ſie aber ungleich, ſo wird der eine ſpitz und der andere ſtumpf ſeyn. Der ſpitze Winkel iſt um das weniger, was der ſtumpfe Winkel mehr iſt als ein rechter; zuſammen betragen beyde die Summe von 2 rechten Winkeln. Oder unter den angenommenen dem Schüler jetzt bekannten Kunſtausdruck gebracht: die Nebenwinkel ſind entweder 2 rechte oder betragen mit einander 2 rechte Winkel.

Werden aber mit 2 Linien 4 Winkel gemacht, ſo können entweder 4 gleich, oder 2 und 2 gleich ſeyn.

Wünſcht man den Schüler mit den einmal angenommenen Beweisformen vertraut und bekannt zu machen, ſo kann man denſelben auffordern, er möchte durch die Nebenwinkel, welche 2 rechte betragen, hier zeigen, daß die Scheitelwinkel wirklich immer gleich groß ſeyen.

In Zeichnung 88. ſind a und A die Scheitelwinkel, a und b betragen als Nebenwinkel 2 Rechte, und a und b ebenfalls, wird b von a und b und hinwieder von A und b weggethan, ſo hat man gleiches von gleichem weggethan; folglich muß gleiches bleiben,; es bleibt das paar Scheitelwinkel a und A.

Auf eine zweyte Art gelöst:

Sind a und b :c. ſpitze und ſtumpfe Winkel, ſo iſt b als ſpitzer um das weniger als ein rechter als a oder A mehr iſt, als ein Rechter, und folglich iſt a gerade um ſo viel mehr als ein Rechter, als auch A mehr als ein Rechter ſeyn wird.

So könnte dieſes auf verſchiedene Weiſe gelöst werden, die ich der Kürze halber hier übergehe.

Wie bey der Formenlehre, ſo können auch hier einige einzelne Fragen über die Winkel, die in 2 Punkten gebildet, an den Schüler gerichtet werden, bevor man zu 3 und mehreren Linien vorſchreitet; z. B.

Wie viel rechte Winkel betragen die 4 Winkel, welche durch 2 Linien gebildet werden?

Antwort. Vier rechte.

Wie viel aber betragen die 2 Winkel, die durch 2 Linien gebildet werden?

Antwort. Zwey rechte.

Bildet man aber mit 2 Linien 2 ungleiche Winkel, um wie viel iſt der ſpitze kleiner als der ſtumpfe?

Antwort. Um 2mal das, was der ſpitze kleiner iſt, als ein rechter.

Werden aber 2 und 2 gleiche Winkel durch 2 Linien gebildet, um was ſind die 2 ſtumpfern größer, als die zwey ſpitzen.

Antwort. Um 4mal das, was ein Stumpfer größer iſt als ein Rechter, denn ein ſtumpfer Winkel iſt immer um das größer als ein rechter, was der ſpitze kleiner iſt; folglich iſt von einem ſtumpfen Winkel zum ſpitzen 2mal die Größe dieſes Winkels, und von 2 ſtumpfen Winkeln zu 2 ſpitzen 4mal dieſe Größe.

Wie viel rechte Winkel betragen die Nebenwinkel um einen Punkt herum.

Antwort. Vier rechte.

Wenn aber 2 und 2 gleich ſind, wie viel betragen die einen und wie viel die andern zwey?

Antwort. 2 ſind weniger, als die Hälfte der Summe von 4 rechten, und 2 mehr als die Hälfte; oder 2 ſind weniger als 2 rechte, und 2 mehr als 2 rechte.

Um wie viel ſind ſie mehr und um wie viel ſind ſie weniger als 2 rechte?

Mit 3 Linien in einem Punkt können 2, 3, 4, 5 und 6 Winkel gebildet werden.

Bey 2 Winkeln ſind entweder 2 gleich oder beyde ungleich. Drey Winkel, alle 3 gleich oder 2 gleich und einer ungleich, oder alle 3 ungleich u. ſ. f. bis zu 6 Winkeln.

Mit dem rechten Winkel verglichen.

Zwey Winkel betragen mehr oder weniger als ein rechter. Drey Winkel, entweder 2 oder 4 rechte. 4, 5 und 6 Winkel betragen immer 4 rechte.

Werden 2 oder 3 oder 6 gleiche Winkel gemacht, ſo beträgt bey 2 gleichen ein jeder $^1/_2$ mehr oder weniger als ein halbrechter Winkel. Bey 3 ein jeder $^2/_3$ oder $^4/_3$, und bey 6 Winkeln ein jeder $^2/_3$. Werden aber 2 gleiche und ein ungleicher, oder 3 und 2 gleiche, oder 4 gleiche und ein ungleicher Winkel gemacht, ſo beträgt von den 2 gleichen und einem ungleichen einer 1 Rechten, und die 2 andern ein jeder $1^1/_2$, oder einer weniger als ein Rechter und die andern ein jeder mehr als $1^1/_2$ Rechte, oder einer mehr als 1 Rechter, und die andern weniger als $1^1/_2$ Rechte; oder auch einer ein Rechter und die andern ein jeder $^1/_2$ Rechten u. ſ. w.; bey 3 und 2 gleichen iſt einer der 3 gleichen 1 Rechter, und von den 2 gleichen jeder $^1/_2$ Rechter; bey 4 gleichen und 1 ungleichen iſt jeder von den Vieren $^2/_3$ und der ungleiche $^4/_3$ Rechter.

Je mehr Winkel ungleich werden, deſto unwichtiger ſind die Veränderungen, die damit vorgenommen werden können. In der Reihenfolge bedarf dieſes nicht weiter ausgedehnt zu werden, als es gegenwärtig angegeben worden iſt. Hingegen ſind einige einzelne Fragen hierüber nicht entbehrlich.

Werden mit 3 Linien in einem Punkt 2, 3, 4, 5 und 6 Winkel gebildet, wie viel rechte betragen ſie jedesmal zuſammen.

Antwort. Für 2, von mehr als Nichts, bis weniger als 2 jede Größe, bey 3 entweder 2 oder 4, und bey 4, 5 und 6 Winkeln immer vier rechte.

Werden mit dieſen 3 Linien in einem Punkt 3 gleiche Winkel gemacht, wie viel rechte beträgt ein jeder?

Antwort. $^2/_3$ oder $^4/_3$ rechte.

Macht man aber 3 ungleiche Winkel, wie viel wird ein jeder betragen?

Antwort. Der kleinſte immer weniger als $^2/_3$, oder weniger als $^4/_3$, der größte aber mehr als $^2/_3$ und mehr als $^4/_3$, der mittlere $^2/_3$ oder $^4/_3$, mehr oder weniger als $^2/_3$ und $^4/_3$. Um die $^2/_3$ und $^4/_3$ rechte zu machen, ſehe in der Formenlehre Zchg. 7 und 10.

Wie wir früher geſehen haben, ſo betragen bey 3 ungleichen Größen, die kleinere immer weniger, die größere immer mehr als $^1/_3$ der Summe aller 3. Nach Zeichnung 10. betragen die 3 Winkel 2, nach Zeichnung 7 aber 4 rechte.

Werden 3 mal 2 gleiche Winkel gemacht, wie viel rechte betragt dann ein jeder?

Antwort. 2 jeder mehr als $^{2}/_{3}$, zwey jeder weniger als $^{2}/_{3}$, 2 endlich mehr oder weniger als $^{2}/_{3}$ oder ſind gleich $^{2}/_{3}$ rechte.

Wie viel Winkel können höchſtens gleich und ungleich gemacht werden?

Wenn man einen rechten und 2 gleiche Winkel macht, wie viel beträgt dann ein jeder von den 2 gleichen?

Bevor man zur Unterſuchung der Gleichheit und Ungleichheit der Winkel in 2 Punkten vorſchreitet, kann man noch die wichtigeren Veränderungen, die mit 4, 5 6 Linien in einem Punkt gemacht werden können, vornehmen. Z. Er.

Mit 4 Linien in einem Punkt können 3, 4, 5, 6, 7 und 8 Winkel gemacht werden.

Es wird bey jeder Anzahl unterſucht, wie viel einander gleich oder ungleich ſeyn können. Dann werden die einzelnen und die Summe aller mit dem rechten verglichen werden. Bey dieſer Unterſuchung werden aber immer nur die wichtigern und ſchwierigern Fälle herausgehoben werden müſſen.

Noch einige einzelne Fragen hierüber.

Fr. Welches iſt die höchſte Anzahl gleicher Winkel, die mit 4, 5 und 6 Linien in einem Punkt gemacht werden können? Wie viele Rechte betragen ſie immer zuſammen? Wie viel Rechte wird jeder einzelne Winkel i jedem Fall betragen?

Kann man mit 5 Linien in einem Punkt 5 gleich Winkel machen? Wie viel beträgt dann ein ſolcher?

Antwort. $^{4}/_{5}$. oder $^{4}/_{5}$ Rechte.

Werden aber 5 ungleiche Winkel gemacht, wie viel beträgt der größte, kleinſte und mittlere?

Antwort. Der größte mehr als $\frac{4}{5}$, oder auch mehr als $\frac{2}{5}$; der kleinſte weniger als $\frac{4}{5}$ und auch weniger als $\frac{2}{5}$; die mittlern in allen Abwechslungen mehr oder weniger als $\frac{4}{5}$ und $\frac{2}{5}$; auch kann einer $\frac{2}{5}$ oder $\frac{4}{5}$ betragen. Mehrere können dieſes aber nicht ſeyn, ſonſt würden ſie einander gleich.

Macht man mit 6 Linien in einem Punkt 6 mal 2 gleiche Winkel, wie viel betragen die 2 größten, und wie viel die 2 kleinſten?

Antwort. Die 2 größten, ein jeder mehr als $\frac{2}{6}$, und die 2 kleinſten ein jeder weniger als $\frac{2}{6}$ Rechte.

Will man dieſe Fragen noch erweitern, ſo kann das, was bey 3 Linien in einem Punkt aufgeſtellt worden iſt, auch hier als Leitfaden dienen. Will man noch einige Fragen über eine ſehr hohe Anzahl Winkel, die in einem Punkt gebildet werden, machen; ſo kann es hier ſehr füglich geſchehen, und 3 Linien mögen diesfalls als Norm benutzt werden.

Die gleiche Ausführung findet auch mit 3 und mehreren Linien in 2 Punkten ſtatt.

Das Weſentlichſte und Wichtigſte wäre mit 3 Linien in 3 Punkten die Unterſuchung, wie viel bey 2, 3, 4, 5, 6 und 8 Winkeln einander gleich und ungleich gemacht werden können.

Macht man 2 Winkel, ſo findet man, daß entweder 2 gleich oder 2 ungleich ſind. Bey 3 ſind aber alle 3 gleich, oder 2 gleich und einer ungleich, oder alle 3 ungleich.

Macht man 4, ſo ſind ebenfalls wieder alle Abänderungen möglich. Bey 5 Winkeln hingegen können entweder alle 5 gleich, oder 4 gleich und 1 ungleich, oder 3 und 2 gleich, oder 2 und 2 gleich und einer ungleich gemacht werden.

Mit 6 können entweder alle 6 gleich, oder 4 gleich und 2 ungleich, oder 2 und 2 und 2 gleich, oder 3 und 3 gleich, oder aber endlich 2 und 2 gleich und 2 ungleich gemacht werden.

Mit 8 Winkeln werden entweder alle 8 gleich gemacht, oder 4; 2 und 2 gleich, oder 4 und 4 gleich, oder 2, 2, 2 und 2 gleich.

So werden die Winkel im Ganzen und auch im Einzelnen mit dem rechten verglichen.

Mit 3 Linien in 2 Punkten werden zwey Winkel gemacht und unterſucht, wie viel Rechte ſie zuſammen betragen.

Der Schüler wird finden, daß von wenigſtens mehr als Nichts und bis zu weniger als 4 Rechten, jede Größe gemacht werden könne.

Die 3 Winkel mit 3 Linien in zwey Punkten betragen von mehr als 2 Rechten bis zu weniger als 4 wieder jede Größe.

Vier Winkel aber ſo gebildet, betragen immer nur 4 rechte. 5 Winkel von mehr als 4 rechten bis weniger als 6, jede Größe. Sechs Winkel immer nur 6 Rechte. 8 Winkel auch immer nur 8 Rechte.

Mit 4 Linien in 2 Punkten können die gleichen Uebungen ſtatt finden. Ich halte eine diesfällige weitere Ausführung in dieſer Schrift für ganz überflüſſig.

Einige einzelne Fragen über die oben ausgeführten Reihenfolgen, ſo wie über 4 und 5 Linien in 2 Punkten, mögen dieſe Uebung ſchließen.

Fr. Wie viele gleiche Winkel können mit 3 Linien in 2 Punkten höchſtens gemacht werden? Wie viel aber höchſtens ungleich? Wie viel Rechte betragen ſie in dem einen oder andern Fall alle zuſammen? Werden aber mit dieſen Linien in 2 Punkten 2 Winkel gemacht, wie viel Rechte können ſie höchſtens und wie viel wenigſtens mit einander betragen? Wie viel Rechte beträgt in dem einen und andern Fall jeder einzelne Winkel? Kann man mit dieſen Linien in 2 Punkten auch 3 gleiche Winkel machen? Was beträgt denn ein jeder?

Antwort. Ein Rechter.

Wenn man mit 3 Linien in 2 Punkten eine Summe von 1, 2, 3, 4, 5, 6 und 8 rechten Winkeln macht, wie viel Winkel müſſen für jeden dieſer Fälle gemacht werden?

Antwort. Für einen Rechten müſſen 2 Winkel, für 2 Rechte 2, für 3 Rechte 3 u. ſ. w. gemacht werden.

Dieſe Unterſuchung mit der Form der Winkel in Verbindung geſetzt, wäre nur eine Verbindung der Formlehre mit der Größenlehre und würde eigentlich nicht nothwendig; könnte aber dann und wann als eine kleine Abänderung eine Stelle finden. Z. B.

Wenn man mit 3 Linien in 2 Punkten weniger als

4 rechte Winkel macht; ſo fragt es ſich, was dieſes für Winkel ſeyen?

Antwort. Entweder 2 ſtumpfe, oder 2 rechte und ein ſtumpfer, oder 2 ſtumpfe und 1 ſpitzer Winkel.

Werden aber mit dieſen Linien 6 rechte Winkel gemacht, was haben dieſelben für eine Form?

Noch einige Fragen über 4, 5 und noch mehrere Linien in 2 Punkten.

Wie viel rechte Winkel betragen diejenigen in 2 Punkten höchſtens und wenigſtens?

Antwort. Höchſtens 8 rechte und wenigſtens mehr als nichts.

Kann man dieſes mit jeder Anzahl Winkel in 2 Punkten machen.

Antwort. Ja.

Wie viel Winkel, die gleich ſind, kann man höchſtens mit 5 Linien in 2 Punkten machen?

Antwort. 12.

Wie viel wird einer von dieſen Winkeln betragen?

Antwort. ⅔ rechte.

Wenn man aber ſo 12 Winkel macht, wie viel können einander ungleich ſeyn.

Antwort. Es ſind immer 2 einander gleich, und giebt dieſem nach 6 mal 2 gleiche Winkel.

Wie viel betragen die größten und kleinſten immer?

Antwort. 4 der größten betragen immer mehr als ⅔ rechte, und die 4 kleinſten immer weniger als ⅔ rechte.

Werden mit 4 Linien in 2 Punkten 4 Winkel gemacht, wie viel rechte können dieſelben mit einander betragen?

Antwort. Von mehr als 2 bis weniger als 6 rechte jede Größe. (S. Zchg. 19 und 17.)

Macht man in dieſer Verbindung die höchſte Summe und alles gleiche Winkel, wie viel wird dann ein jeder betragen?

Antwort. 4/5 Rechte.

Von wie vielerley Größen können mit 4 Linien in 2 Punkten Winkel gebildet werden?

Antwort. 1, 2, 3, 4 oder fünferley Größen.

Wenn mit 9 und 10 Linien die höchſte Anzahl Winkel in 2 Punkten gemacht werden, können alle einander gleich ſeyn?

Antwort. Mit 9 Linien können alle einander gleich ſeyn, mit 10 hingegen nicht.

Wie viel beträgt ein jeder der erſten Verbindungsart?

Weil die Winkel ſowohl in ihrer Gleichheit als auch Ungleichheit einen weſentlichen Einfluß auf das Gleich- und Ungleichlaufend ſeyn der Linien haben, und umgekehrt, ſo muß dieſes hier näher erörtert werden.

Die gleich- und ungleichlaufenden Linien beſtimmen die Gleich- und Ungleichheit der Winkel, und zu dem wird eine genaue Kenntniß dieſer 2 Verhältniſſe erfordert, um die folgenden Größenbeſtimmungen aller Formen angeben zu können. Hiefür werden die 3 Linien in 2 Punkten in Rückſicht ihres Gleich- und Ungleichlaufendſeyns noch einmal in Kürze wiederholt und angegeben. Z. B.

Man läßt den Schüler unterſuchen, wie viel von den 2, 3, 4, 5, 6 und 8 Winkeln, wenn 2 Linien gleichlaufend ſind, einander gleich und ungleich ſeyen. Das Nämliche, wenn ſie ungleichlaufend ſind. In dem einen und andern Fall werden ſicher alle Veränderungen, die möglich ſind, mit der größten Leichtigkeit von dem Schüler gefunden werden.

Koſtet es ihn keine Anſtrengung, alle dieſe Abänderungen zu erſchöpfen, ſo iſt es nicht einmal mehr nöthig, ihn alle dieſe Fälle aufſuchen zu laſſen.

Eben ſo werden die Winkel in dem einen und andern Fall auch mit dem rechten, wenigſtens in den wichtigſten Fällen verglichen. Die oben aufgeſtellten einzelnen Fragen haben ihre volle Anwendung; ſie dürfen aber nicht mit der Ausdehnung, wie es ſchon geſchehen iſt, noch einmal wiederholt werden.

Als Anleitung für den Lehrer mögen noch ein paar Fragen hier eine Stelle finden.

Macht man mit 2 gleichlaufenden und einer ungleichlaufenden Linie 2 Winkel, ſo können beyde gleich ſeyn. Wenn ſie gleich ſind, wie viel Rechte werden ſie betragen?

Antwort. Von mehr als nichts bis zu weniger als 4 Rechten jede Größe.

Macht man aber in 2 Punkten mit drey ungleichlaufenden Linien 8 Winkel, wie viel ſind dann einander gleich? Welche Winkel kann man hier nur bey den gleichlaufenden Linien machen?

Antwort. 8 gleiche.

Kann man 4 und 4 gleiche Winkel bey den gleich- und ungleichlaufenden Linien machen?

Antwort. Beyde Fälle ſind möglich.

Wichtiger aber wird die Beſtimmung mit dem rechten Winkel, wenn man es noch mit der Lage der Winkel, als Gegen= und Wechſelswinkel in Verbindung ſetzt. Dieſes ſoll mit dem Schüler alſo durchgeführt werden.

Um ſich aber den angenommenen üblichen Auflöſungsarten zu nähern, ſo kann dieſe Unterſuchung, wie folgt, ſtatt finden.

Man läßt den Schüler unterſuchen, was die 2 innern Gegenwinkel bey 2 gleichlaufenden Linien für Eigenſchaften haben.

Er wird finden, ſie können gleich oder ungleich ſeyn. Sind ſie gleich, ſo beträgt ein jeder einen Rechten. Sind ſie ungleich, ſo iſt der eine um das mehr als ein Rechter, was der andere weniger als ein Rechter iſt, zuſammen wieder 2 Rechte. Die innern Gegenwinkel ſind bey gleichlaufenden Linien 2 Rechte, oder ſie betragen 2 Rechte. Durch die Zurückführung auf das, was der Schüler jetzt von den Gegenwinkeln weiß, ſoll er auf die nämliche Weiſe, wie es bey den Scheitelwinkeln geſchehen iſt, zeigen, daß die äußern Gegenwinkel bey gleichlaufenden Linien auch 2 Rechte betragen, oder daß die innern und äußern Gegenwinkel einander gleich ſind, und eben ſo, daß die innern Wechſelwinkel einander gleich ſind; ferner die äußern Wechſelwinkel, und endlich betragen die innern und äuſſern Wechſelwinkel 2 Rechte.

Für den erſten Fall mag folgende Auflöſungsart dienen. (S. Zchg. 89.)

$a + A$ ſind gleich 2 rechte; $a + B$ und $A + b$ ſind gleich 4 Rechte, als Nebenwinkel; werden von den letzten

4 Winkel a und A weggethan, ſo hat man 2 Rechte weggelaſſen, es bleiben alſo noch 2 Rechte für die Winkel B und b, welches die äußern Gegenwinkel ſind.

Auflöſung für den zweyten Fall. B und a betragen als Nebenwinkel 2 Rechte; a und A ebenfalls zwey Rechte als innere Gegenwinkel; wird a von den erſten 2 Winkeln, ſo wie auch von den zweyten abgezogen, ſo hat man Gleiches von Gleichem weggethan, folglich muß auch Gleiches bleiben; die Winkel B und A ſind folglich wie alle innern und äußern Gegenwinkel bey gleichlaufenden Linien einander immer gleich.

Auflöſung für den dritten Fall.

D und A betragen als Nebenwinkel 2 Rechte, und a + A ebenfalls als innere Gegenwinkel von gleichlaufenden Linien. Nimmt man A davon weg, ſo hat man wieder Gleiches von Gleichem weggethan, folglich muß Gleiches bleiben, es bleiben D und a, die als innere Wechſelwinkel von gleichlaufenden Linien daher immer einander gleich ſind.

Auflöſung für den vierten Fall.

B und a betragen als Nebenwinkel 2 Rechte, D und d ebenfalls; nun iſt aber a gleich D als innere Wechſelwinkel; Gleiches von Gleichem weggethan, bleibt Gleiches; a von B + b und D von D + d, bleibt für das erſte B und das zweyte d Gleiches. Folglich ſind die äußern Wechſelwinkel einander immer gleich.

Auflöſung für den fünften Fall.

B und a betragen als Nebenwinkel 2 Rechte, a und D ſind gleich als innere Wechſelwinkel von gleichlaufenden Linien; folglich kann für a auch D geſetzt werden, ohne die Größen zu verändern. Alſo betragen B und D auch 2 Rechte. Daher die innern und äußern Wechſelwinkel von gleichlaufenden Linien mit einander immer 2 Rechte bilden.

Daß auch mit den Wechſelwinkeln, und zwar mit den innern oder äußern, der Anfang hätte gemacht werden dürfen, geht aus dieſer Darſtellung hervor; eben ſo, daß alle dieſe Fälle ſehr mannigfaltig gelöſt werden können. Ich führe aber hier keine andere und weitere Auflöſung mehr an, und ſchreite zur Unterſuchung der Eigenſchaften der Winkel, die mit ungleichlaufenden Linien gebildet werden.

Die innern Gegenwinkel betragen, wie es der Schüler leicht finden wird, bey den ungleichlaufenden Linien keine 2 rechte Winkel. Sie ſind entweder mehr oder weniger, und zwar von etwas mehr als Null bis zu weniger als 4 Rechte jede Größe.

Die äußern Gegenwinkel von ungleichlaufenden Linien betragen wieder von mehr als nichts bis zu weniger als 4 Rechte, 2 Rechte ausgenommen jede Größe.

Die innern und äußern Gegenwinkel von ungleichlaufenden Linien hingegen ſind immer ungleich; eben ſo ſind die innern Wechſelwinkel, die äußern Wechſelwinkel von ungleichlaufenden Linien einander immer ungleich, und betragen von etwas mehr als nichts, bis zu weniger als 4 Rechte, jede Größe.

Nachdem der Schüler dieſe Reihenfolge ſo durchgeführet hat, können noch folgende einzelne Fragen an ihn gerichtet werden.

Frage. Was haben die innern Wechſelwinkel bey gleichlaufenden Linien für eine Eigenſchaft? Welche bey den Ungleichlaufenden? Was für Eigenſchaften haben die innern Gegenwinkel bey ungleichlaufenden, und welche bey gleichlaufenden Linien?

Die innern Gegenwinkel ſind gleich; es fragt ſich, ob die Linien gleich oder ungleichlaufend ſeyen? Sie ſind ungleich, und es fragt ſich das Nämliche. So wieder bey den andern Winkeln.

Welche Winkel ſind bey den gleichlaufenden Linien immer gleich, und welche aber immer ungleich? Welche betragen immer mit einander 2 Rechte?

Wenn die innern Gegenwinkel mehr als 2 Rechte betragen, ſo fragt es ſich, ob die Linien gleich oder ungleichlaufend ſeyen? Auf welcher Seite treffen die Linien durch die Verlängerung zuſammen, wenn die innern Gegenwinkel mehr als 2 Rechte betragen?

Antwort: Auf der Seite, wo dieſelben mehr als 2 Rechte betragen.

Auf welcher Seite treffen ſie aber bey ungleichen innern Wechſelwinkeln zuſammen?

Antwort: auf derjenigen Seite, wo der kleinere Winkel iſt.

Dieſe Fragen können noch weiter ausgedehnt werden. Es folgen hier aber einige einzelne Fragen über die Form der Winkel nach dieſem Geſichtspunkt.

Was ſind die innern Gegenwinkel in Rückſicht ihrer Form für Winkel bey gleichlaufenden Linien?

Antwort: entweder Rechte, oder der eine ein ſpitzer und der andere ein ſtumpfer.

Die innern Wechſelwinkel ſind ſtumpfe; es fragt ſich, ob die Linien gleich- oder ungleichlaufend ſeyen.

Drey Linien in 3 Punkten zu verbinden, wird ganz der obige Gang, und die obigen Reihenfolgen beobachtet werden.

Mit 3 Linien in 3 Punkten kann man jede Anzahl Winkel von 3 bis 12 nur keine 11 bilden, und ſo kann auch hier unterſucht werden, wie viele gleich und ungleich gemacht werden können.

Bey 3 Winkeln ſind 3 gleich, oder 2 gleich und einer ungleich, oder alle 3 ungleich.

Vier Winkel können alle gleich, oder 3 gleich und einer ungleich, oder 2 und 2 gleich, oder 2 gleich und 2 ungleich, oder alle 4 ungleich ſeyn. Auf dieſe Weiſe läßt man den Schüler dieſes mit 5, 6 ꝛc. Winkel fortſetzen.

Bey 12 Winkeln findet man 6 und 6, oder 4 und 4 und 4; oder 6 mal 2; 4 und 4 mal 2; oder 2, 2, 4 und 4 gleich.

Vier, 5 und mehrere Linien in 3 Punkten zu verbinden, und die Gleichheit der Winkel zu unterſuchen, wird auf dieſer vorgerücktern Stufe für den Schüler nicht mehr nothwendig. Man kehrt wieder zu 3 als der kleinſten Anzahl Winkel zurück, und unterſucht, wie viel rechte alle zuſammen und jeder einzelne betrage.

Hier kommen wir zur erſten Aufgabe, die durch Anſchauung allein nicht mehr gelöst werden kann, ſondern auf früher begründete Anſchauung durch geiſtige Schlüſſe zurückgeführt werden muß. Dieß kann unter andern auf folgende Art geſchehen. Um es auf Gegen- und Wechſelwinkel von gleich- und ungleichlaufenden Linien, und dadurch auf die Anſchauung zurückzuführen, müſſen gleichlaufende Linien gezogen werden.

(Zchg. 90.) Der Winkel a iſt gleich a', und $b = b'$ als innere Wechſelwinkel von gleichlaufenden Linien; der Winkel a, b und c ſind als Nebenwinkel 2 Rechte, und a', b' und c ſind eben ſo groß, alſo betragen die Winkel des Dreyecks auch 2 Rechte mit einander. Auf eine zweyte Art gelöst.

(Zchg. 91.) Der Winkel a' iſt gleich a als innerer Wechſelwinkel, b' gleich b als innere und äußere Gegenwinkel von gleichlaufenden Linien; a, b und c betragen als Nebenwinkel 2 Rechte, alſo a', b' und c ebenfalls 2 Rechte, und dieſe 3 Winkel bilden diejenigen des Dreyecks.

Aus dieſer Auflöſungsart geht ferner noch hervor, daß der äußere Winkel eines Dreyecks ſo groß iſt als ſeine 2 innern, mit denen er nicht Nebenwinkel iſt. Die Winkel a und b müſſen zu dieſem Behuf nur als ein Winkel in's Auge gefaßt werden.

Ich führe der Kürze halber nur 2 Auflöſungen an, wiewohl auf ſehr mannigfaltige Weiſe beſtimmt, und auf frühere Anſchauung zurückgeführt werden kann, daß die Winkel eines jeden Dreyecks mit einander 2 Rechte betragen.

Geſtützt auf dieſes wird fortgefahren zu unterſuchen, wie viel Rechte, die 4, 5, 6, 7 ꝛc. Winkel, die mit 3 Linien in 3 Punkten gebildet werden, mit einander betragen.

Bey 4 Winkel findet der Schüler, daß ſie von mehr als 2 Rechte bis weniger als 4 Rechte jede Größe betragen.

Bey 5 Winkel von mehr als 4 bis zu weniger als 6 jede Größe. —

Bey 6 von mehr als 4 bis zu 6 Rechten auch jede Größe.

Noch einige Fragen über dieſe Reihenfolge.

Frage: wie viel betragt einer von den 3 gleichen Winkeln eines Dreyecks?

Antwort: ⅔ Rechte; denn alle 3 betragen 2 Rechte, und wenn ſie gleich ſind, ſo kommt auf einen der dritte Theil von 2 Rechten oder ⅔ Rechte.

Wenn aber alle 3 ungleich ſind, wie viel wird ein jeder betragen?

Antwort: der größte mehr als ⅔, der kleinſte weniger als ⅔, und der mittlere aber ⅔ und mehr, auch weniger als ⅔ Rechte.

Die Auflöſung ruht auf dem allgemeinen Verhältniß von 3 ungleichen Größen zu einander.

Sind 2 gleich und der ungleiche ein Rechter, wie viel iſt dann einer von den 2 gleichen? Wie viel, wenn dieſe 2 ungleich ſind?

Antwort: einer mehr als ½, und der andere weniger als ½ Rechter.

So kann das gleiche gefragt werden, wenn der ungleiche ſpitz, oder wenn er ſtumpf iſt.

Werden mit 3 Linien in 3 Punkten 3 gleiche und ein ungleicher Winkel gemacht, wie viel wird ein jeder betragen?

Antwort: ein jeder von den 3 gleichen wird $\frac{2}{3}$, der ungleiche aber $\frac{4}{3}$ Rechte betragen.

Werden aber 2 und 2 gleiche Winkel in dieſer Verbindung gemacht, wie viel enthält dann ein jeder? Wie viel betragen 5 Winkel, die mit 3 Linien in 3 Punkten gemacht werden wenigſtens und höchſtens mit einander? Wie viel aber die höchſte Anzahl Winkel, die mit 3 Linien in 3 Punkten gemacht werden können?

Antwort: 12 Rechte.

Werden mit 3 Linien in 3 Punkten 6 und 6 gleiche gemacht; ſo fragt es ſich, wie viel ein jeder von ihnen betrage? Welcher Winkel iſt demjenigen außer dem Dreyeck gleich? Sind 2 Winkel außer dem Dreyeck größer oder kleiner als die 3 in demſelben?

Antwort: immer größer.

So wird dieſes auf 3 und 4 Winkel außer dem Dreyeck ausgedehnt werden.

Sind die 3, 4, 5 ꝛc. Winkel außer dem Dreyeck einander gleich oder ungleich? Wie viel betragen ſie, wenn die 3 einander gleich ſind?

Auch können die Arten der Dreyecke noch berückſichtiget werden. Z. B.

Wie viel beträgt jeder einzelne Winkel des rechtwinklichten Dreyecks? Wie viel die des ſtumpfwinklichten, wenn 2 einander gleich ſind? u. ſ. w.

Wie viel betragen die 3 Winkel, welche von 4 Linien in 3 Punkten gebildet werden, wenigſtens und höchſtens?

Antwort: mehr als nichts und weniger als 6 Rechte.

Kann man jede Größe von etwas bis zu weniger als 6 machen? Iſt das nämliche möglich, wenn 2 und 2 Linien gleichlaufend ſind?

Wie viel gleiche Winkel kann man höchſtens mit 4 Linien in 3 Punkten machen?

Antwort: 12.

Wie viel wird ein jeder betragen?

Antwort: ein Rechter.

Wie viel können aber gleich gemacht werden, wenn man von 2 Arten macht?

Antwort: 10 und 4 gleich.

Wie viel betragt dann ein jeder?

Antwort: Von den 10 beträgt jeder ⅓, und von den 4 jeder ⅔ rechte Winkel. Das gleichwinklichte oder gleichſeitige Dreyeck muß hiefür benutzt werden.

So können noch einzelne Fragen über 5, 6 und noch mehrere Linien, die ſich in 3 Punkten vereinigen, gegeben werden. Ich überlaſſe dieſes dem Gutachten des Lehrers und ſchreite dagegen zu der Verbindung von 4 Linien in 4 Punkten.

Aus der Formlehre weiß der Schüler ſchon, daß bey 4 Linien in 4 Punkten 4, 5, 6 bis 18 jede Anzahl Winkel zu bilden möglich wird.

Weil hier in Rückſicht der Gleich- und Ungleichheit, ſo wie auch in Hinſicht der Vergleichung mit dem rechten Winkel eine bedeutende Mannigfaltigkeit ſtatt findet, ſo wird man wohl thun, wenn man zuerſt 2 paar, dann ein paar gleichlaufende Linien, und endlich die ungleichlaufenden unterſucht.

Mit 2 paar gleichlaufenden Linien giebt es von 4 bis zu 16 jede Zahl Winkel, nur keine 16.

Die 4 Winkel ſind entweder alle gleich, oder 2 und 2 gleich. Dieſes darf durch die Anſchauung begründet ohne weitern Beweis angenommen werden, oder im Fall man es beweiſen will, ſo kann es auf folgende Art geſchehen:

Werden die inneren Gegenwinkel in der Verbindung von 4 Linien in 4 Punkten als Rechte angenommen, ſo ſind alle 4 Rechte, denn ſie dürfen nur als 4 paar innere Gegenwinkel in's Auge gefaßt werden. Sind ſie aber ſpitze und ſtumpfe, und will man beweiſen, daß immer 2 und 2 einander gleich werden, ſo kann es auf folgende Art geſchehen.

(Zchg. 94.) In dieſer Verbindung ſollen 2 paar gleichlaufende Linien ſeyn. Der Winkel a iſt ſtumpf und b ſpitz, und es ſoll gezeigt werden, daß $a = A$ und $b = B$ werde. $a + b$ betragen als innere Gegenwinkel von gleichlaufenden Linien 2 Rechte, eben ſo $b + A$; wird b von dem erſten und zweyten paar Gegenwinkel abgezogen, ſo hat man gleiches von gleichem weggethan, folglich bleibt gleiches, daher iſt $a = A$. Ebenſo wird gezeigt, daß $b = B$ ſey, woraus hervorgeht, daß ein Parallelogramm entweder 4 oder 2 und 2 gleiche Winkel enthält.

Geſtützt auf dieſes kann mit der größten Leichtigkeit gezeigt werden, wie viel Winkel bey jeder Anzahl durch 2 und 2 paar gleichlaufende Linien in 4 Punkten gleich und ungleich gemacht werden können.

Bey 5 Winkeln werden 5 gleich, oder 3 und 2 gleich gefunden werden. Bey 6 aber 6 gleich, oder 3 und 3 gleich, oder 4 und 2 gleich u. ſ. w. Mit 16 Winkel können 16 oder 8 und 8 gleich gemacht werden.

Würden aber nur 2 gleichlaufende und 2 ungleichlaufende Linien in 4 Punkten auf dieſe Weiſe verbunden, ſo gäbe es bey 4 Winkeln entweder 2 und 2 gleiche, oder 2 gleiche und 2 ungleiche, oder 4 ungleiche Winkel. Für den zweyten Fall müßte man 2 rechte und 1 ſpitzen und 1 ſtumpfen Winkel machen. Durch die gleichlaufenden Linien kann bewieſen werden, daß ſie alsdann ungleich ſind, da man das eine Paar nur als innere Gegenwinkel von gleichlaufenden Linien, die 2 Rechte betragen, in's Auge faſſen kann; das andere aber als von ungleichlaufenden Linien u. ſ. w.

Dieſes iſt aber als durch die Anſchauung hinlänglich bewieſen anzunehmen, und kann auch ohne weiters auf dieſes gebaut fortgeſchritten werden.

Mit 5 Winkeln, die von 2 gleich- und von 2 ungleichlaufenden Linien in 4 Punkten gebildet werden, ſind 3 gleich und 2 ungleich, oder 2 gleich und 3 ungleich, oder auch alle 5 ungleich.

(Zchg. 95.) Die Winkel a und b betragen als innere Gegenwinkel von gleichlaufenden Linien 2 Rechte, b und c ſind innere Gegenwinkel von ungleichlaufenden Linien, wird b von beyden paar Winkeln abgezogen, ſo hat man Gleiches von Ungleichem weggethan, alſo bleibt ungleiches. Folglich iſt der Winkel a dem Winkel c nicht gleich. Eben ſo kann gezeigt werden, daß b ungleich d werde; a iſt e als innerer und äußerer Gegenwinkel von ungleichlaufenden Linien auch ungleich.

Nach dieſer Auflöſung kann man leicht zeigen, daß, wenn auf dieſe Weiſe 16 Winkel gemacht werden, entweder 8, 4 und 4 gleich, oder aber 4 mal 4 gleich werden.

Alle Fälle hier erſchöpfen zu wollen, wird aber nicht mehr nöthig. Eben ſo wenig müſſen alle Veränderungen, die mit 4 ungleichlaufenden Linien in 4 Punkten möglich ſind, unterſucht werden.

Bey 4 Winkeln können entweder 3 gleich und 1 ungleich, 2 gleich und 2 ungleich, oder 4 ungleich gemacht werden.

Wollte man 2 und 2 gleiche machen, ſo würden 2 und 2 Linien gleichlaufend, oder 2 gleichlaufend und 2 ungleichlaufend ſeyn.

Die höchſte Anzahl Winkel aber, die hier gemacht werden kann, iſt 18, deren Unterſuchung und Auflöſung nicht übergangen werden darf.

Man wird finden, daß in dieſer Verbindung in Rückſicht ihrer Gleich- und Ungleichheit folgende Fälle gemacht werden können: 3 mal 4 gleich und 6 gleich; oder 4, 6 und 4 mal 2 gleich, oder 8, 6 und 4 gleich, oder 2 mal 4 und 5 mal 2 gleich, und ſo giebt es noch mehrere ſehr weſentliche Abänderungen.

Auflöſung des erſten Falls.

Man macht ein gleichwinklichtes Dreyeck, theilt einen Winkel in 2 gleiche Theile und verlängert alle dieſe Linien, ſo daß 18 Winkel entſtehen. Es giebt erſtens 6 gleiche, ſtumpfe, wovon ein jeder $\frac{4}{3}$ Rechte beträgt, dann 4 Nebenwinkel, wovon jeder ⅔ Rechte iſt, 2 Winkel ſind jeder in 2 Theile getheilt, und betragt einer davon ⅓ Rechte. Die Winkel eines jeden Dreyecks betragen 2 Rechte, einer von den Winkeln des durch dieſe Theilung entſtandenen Dreyecks betragt ⅔, ein anderer ⅓ Rechte, folglich bleibt für den dritten Winkel ein Rechter, die 3 Neben- und Scheitelwinkel dieſes Rechten ſind folglich auch Rechte.

Auflöſung der zweyten Verbindung.

Es wird einer der Winkel des gleichwinklichten Dreyecks in 2 ungleiche Theile getheilt, und man erhält dadurch wieder 6 Winkel von $\frac{4}{3}$; 4 von ⅔; 2 von mehr als ⅓; 2 weniger als ⅓ Rechte; die Winkel eines Dreyecks enthalten 2 Rechte, da einer aber mehr als ⅓ und der andere ⅔ Rechte iſt, ſo kommt in dem einen Dreyeck auf den dritten Winkel weniger als ein Rechter, ſein Nebenwinkel wird daher mehr als ein Rechter; folglich hat es noch 2 Winkel, die mehr und 2, die weniger als 1 Rechter betragen.

Auflöſung der dritten Verbindung.

Es wird ein rechtwinklichtes Dreyeck mit 2 gleichen Winkeln gemacht, und der rechte Winkel wird in 2 gleiche Theile getheilt, dann werden alle Linien ſo verlängert, daß man 18 Winkel erhält. Dadurch giebt es 8 Winkel, die halbrechte ſind; 4, wovon ein jeder 1½ Rechter, und endlich 6, wovon jeder ein Rechter iſt.

In der vierten Verbindung wird im nämlichen Dreyeck der rechte Winkel ſtatt in gleiche, in 2 ungleiche Theile getheilt.

Wird der Schüler mit Leichtigkeit dieſe Verbindung auflöſen und darſtellen; ſo darf dieſe Uebung nicht mehr weiter ausgedehnt werden, und man kehrt zu der Vergleichung der Winkel mit dem Rechten zurück.

Werden mit 2 paar gleichlaufenden Linien in 4 Punkten 4 Winkel gemacht, ſo ſoll der Schüler unterſuchen, wie viel Rechte ſie mit einander betragen. Daſſelbe geſchieht auch mit 2 gleichlaufenden und 2 ungleichlaufenden und endlich mit 4 ungleichlaufenden Linien.

Das Parallelogramm hat 4 innere Gegenwinkel und dieſe betragen, weil die Linien gleichlaufend ſind, immer mit einander 4 Rechte.

Die Winkel eines Vierecks mit 2 gleichlaufenden Seiten können auch als 2 paar innere Gegenwinkel von gleichlaufenden Linien in's Auge gefaßt werden; folglich bilden ſie mit einander auch 2 mal 2 Rechte oder 4 Rechte. Daher die Winkel eines Paralleltrapezes ebenfalls 4 Rechte betragen.

Das Viereck mit ungleichlaufenden Seiten wird durch eine Hülfslinie in 2 Dreyecke zerlegt; die Winkel eines Dreyecks betragen 2 Rechte; die Winkel dieſer 2 Dreyecke ſind zugleich auch die Winkel des Vierecks; folglich betragen dieſelben ſo viel als diejenigen von 2 Dreyecken, oder 4 Rechte.

Mit Hülfe der Dreyecke hätten auch die beyden vorhergehenden Fälle gelöſt werden können. Um Weitläuſigkeit zu vermeiden übergehe ich die verſchiedenen Auflöſungen, die über dieſe Aufgaben noch möglich ſind.

Wie man in der Formenlehre geſehen hat, ſo giebt es auch Vierecke, die 3 innere und einen äußern Winkel haben (S. Zchg. 96.). Dieſe 4 Winkel kann man ſo klein machen als man will, und höchſtens betragen ſie weniger als 4 Rechte.

Auflöſung: Um dieſe Winkel ſo klein zu machen als man will, ergiebt ſich durch die Anſchauung. Daß ſie aber immer weniger als 4 Rechte betragen, muß auf frühere Anſchauung zurückgeführt werden. Es wird in dieſer Zeichnung eine Hülfslinie gezogen; die Winkel a + a ſind gleich A und b + b gleich B; folglich iſt A + B gleich a + a + b + b, oder der äußere Winkel eines ſolchen Vierecks iſt ſo groß als die 3 innern Winkel deſſelben. Ein Winkel iſt aber immer weniger als 2 Rechte, und alſo der äußere und die 3 innern weniger als 4, und alle zuſammen folglich immer weniger als 4 Rechte.

Führe ich auch hier nur eine Auflöſung an, ſo iſt mit dieſer gar nicht gemeint und geſagt, daß ſich der Schüler gerade nur nach derſelben richten ſoll. Es können wenigſtens ein halbdutzend ganz verſchiedene Auflöſungen über dieſe Aufgabe gemacht werden.

Wenn der Schüler mit der freyen Unbefangenheit arbeitet, wie vorausgeſetzt wird, indem man dieſen Gang befolgt, ſo wird ein Schüler auf die eine, ein anderer auf eine 2te Auflöſungsart von ſelbſt fallen. Wie dieſe ſchöpferiſchen Selbſterzeugniſſe behandelt werden müſſen, habe ich mich in dem, was ich über die Zahl und Formenlehre bereits ausführlich dargelegt habe, ſo umſtändlich geäußert, daß man es nur als eine Wiederholung anſehen muß, wenn ich diesfalls gegenwärtig noch einmal eintreten ſollte.

So wie 4 Winkel in 4 Punkten durch 4 Linien gebildet, mit dem Rechten verglichen worden ſind, ſo ſchreitet man zu 5, 6, 7, 8 ꝛc. bis zu 18 Winkeln fort. Die Abtheilung in Parallelogramme, Paralleltrapeze und Trapeze iſt aber hiefür nicht mehr nothwendig.

Für 5 Winkel wird man von mehr als 2 Rechten bis zu weniger als 6, jede Größe machen können. Um die geringſte Summe zu erhalten, bedarf man Zchg. 96. und für die höchſte 95.

Mit 6 Winkeln iſt die geringſte Summe mehr als 4, und die höchſte weniger als 8. Auch hiefür können, wie bey den meiſten Fällen dieſer Art, obige Zeichnungen benutzt werden. —

Will man den Schüler hierin ſehr zweckmäßig üben und beſchäftigen, ſo fordert ihn der Lehrer auf, gerade 5 oder 6, 7 oder weniger als 5 Rechte zu machen. Wird der Schüler mit Leichtigkeit ſolchen Anforderungen zu entſprechen im Stande ſeyn; ſo darf die oben angedeutete Reihenfolge nicht mehr ſehr weit ausgedehnt werden. Je höher die Anzahl Winkel, die jedesmal gebildet wird, iſt; deſto unwichtiger wird auch die Uebung.

Zum Beſchluß noch einige einzelne Fragen über 4 Linien in 4 Punkten.

Frage: wie viel Rechte betragen die 4 Winkel eines Vierecks immer? Wie viel diejenigen eines Vierecks mit einem äußern Winkel? Wie verhält ſich der äußere zu den 3 innern Winkeln? Wie viel betragen 8 Winkel von 4 Linien in 4 Punkten gebildet, höchſtens und wenigſtens?

Wie viel Winkel können höchſtens mit 4 Linien in 4 Punkten gleich gemacht werden? Können 6, 7 oder mehr oder weniger als 6, 7 Rechte gemacht werden? Von wie vielerley Größen kann man mit 4 Linien in 4 Punkten Winkel machen?

Antwort: von neunerley Größen.

Wenn die innern Winkel eines Vierecks gleich ſind, und der äußere ein rechter iſt, wie viel wird alsdann jeder einzelne betragen?

Antwort. Ein drittels Rechter.

Sind ſie aber ungleich und der äußere ebenfalls ein Rechter, wie viel beträgt denn ein jeder?

Antwort. Der größte mehr und der kleinere weniger als ⅓, der mittlere kann aber mehr oder weniger, oder auch ⅓ Rechte betragen.

Iſt in einem Trapez, welches 2 rechte Winkel hat, der äußere ſtumpfe auch gleich dem innern ſtumpfen?

Antwort. Ja. (S. Zchg. 97.)

a und a ſind Rechte, folglich betragen m und d zuſammen genommen auch 2 Rechte; eben ſo viel ſind d und m als Nebenwinkel; wird d von d + m, und von d + M weggethan, ſo wird m gleich M werden. Auf die nämliche Weiſe kann bewieſen werden, daß der ſpitze Winkel d auch gleich D iſt.

Wird im gleichwinklichten Dreyeck ein Winkel in 2 gleiche Theile getheilt, und dieſe Linie bis zur gegenüberſtehenden Seite verlängert, wie viel Winkel werden dadurch einander gleich? Wie viel Rechte wird ein jeder betragen? Steht dieſe Theilungslinie recht- oder ſchiefwinklicht auf der gegenüberſtehenden Seite, wie viel rechte Winkel wird dann jeder betragen? Aehnliche Fragen werden über andere Dreyecke auch gegeben, aber zu dem ungleichwinklichten wird es nicht fortgeſetzt. Wird der Winkel eines gleichwinklichten Dreyecks in 2 ungleiche Theile getheilt; ſo fragt es ſich, ob dieſe Theilungslinie auf der gegenüberſtehenden Seite recht- oder ſchiefwinklicht ſtehe? Auch dieſe Frage wird wieder auf andere Dreyecke angewandt. Wenn man in einem Dreyeck, das 2 gleiche Winkel hat, und der ungleiche die Hälfte von einem der gleichen iſt, einen von den gleichen in 2 gleiche Theile theilt, ſo fragt es ſich, ob die Theilungslinie recht- oder ſchiefwinklicht auf die gegenüberſtehende Seite zu ſtehen komme? Wie viel Winkel werden dadurch einander gleich?

Antwort. 3 gleich, 2 gleich und 1 ungleich.

Wie viel Rechte wird ein jeder davon betragen?

Antwort. 3 betragen jeder $^{2}/_{5}$, 2 jeder $^{4}/_{5}$, und einer $^{6}/_{5}$ Rechte.

Die Auflöſung über dieſe Fragen ſoll der Schüler ohne allen Anſtand zu machen im Stande ſeyn, wenn er ſich alle aufgeſtellten Reihenfolgen gehörig eingeübt haben wird.

Wie viel Rechte wird jeder Winkel in Figur 98 betragen, wenn die Winkel b einander gleich ſind? Desgleichen, wenn der Winkel a doppelt ſo groß als b iſt?

Antwort. Der Winkel b $^{2}/_{5}$ und a $^{4}/_{5}$ Rechte.

Auflöſung. a und b machen einen Winkel von 3mal dem Winkel b aus; folglich bleiben für die 2 andern Winkel b des Dreyecks noch 2 ſolcher Theile; auf einen Winkel b kommt der fünfte Theil von den Winkeln des Dreyecks oder von 2 Rechten, gleich ⅖ Rechte.

Wenn man in einem ungleich rechtwinklichten Dreyeck vom rechten Winkel auf die gegenüberſtehende Seite eine rechtwinklichte Linie zieht; ſo fragt es ſich, wie viel gleiche Winkel dadurch entſtehen?

Antwort. 2, 2 und 2 gleiche.

Auflöſung. (Um ein Dreyeck mit Buchſtaben zu bezeichnen, bedarf man nur die 3 Buchſtaben, die an ihren drey Ecken ſtehen, auf gewöhnliche Weiſe niederzuſchreiben; eben ſo werden die Winkel bezeichnet, mit dem Unterſchied, daß der Buchſtabe des Scheitelpunktes in die Mitte zu ſtehen kommt. Eine Linie oder Seite wird hingegen mit 2 Buchſtaben bezeichnet.)

(Zchg. 99.) Vom rechten Winkel a b c iſt die Linie b d rechtwinklicht gezogen worden; die Winkel a d b und b d c ſind recht. In dem Dreyeck b d c ſind die Winkel b d c und d c b gleich den Winkeln a b c und b c a des Dreyecks a b c; folglich iſt der dritte Winkel des erſten Dreyecks d b c, gleich dem dritten des zweyten Dreyecks b a c; auf gleiche Weiſe kann gezeigt werden, daß der Winkel d b a gleich d c b werde, und daher 3 mal 2 Winkel einander gleich ſind.

Werden dieſe 4 Linien in 4 Punkten ſo verlängert, daß 18 Winkel entſtehen; ſo fragt es ſich, wie viel einander gleich oder ungleich werden?

Antwort. 4, 4, 6, 2 und 2 gleich.

Auch dieſe Auflöſung gründet ſich ſo ganz auf die obige, daß der Schüler gar keinen Anſtand finden wird, dieſe Gleichheit der Winkel aufzufinden und anzugeben.

Wird einer der 2 gleichen Winkel des rechtwinklichten Dreyecks in 2 gleiche Theile getheilt, wie viel Winkel werden dadurch einander gleich? Was für einen Theil von einem Rechten wird jeder enthalten? Wird er aber in 2 ungleiche Theile getheilt, wie viel gleiche und ungleiche Winkel wird es geben, und wie viel wird jeder betragen?

Wünſcht man diesfalls noch mehrere einzelne Fragen, ſo kann das, was bey 2, 3 und mehreren Linien, in 1, 2 und 3 Punkten ſtatt gefunden hat, auch auf 4 übergetragen werden.

4 Linien in 5 Punkten verbunden, iſt in ſeinen Reſultaten weniger wichtig, als in 4, und darf diesfalls nicht mehr in der Ausdehnung dem Schüler zur Unterſuchung vorgelegt werden; folgende Uebungen und Reihenfolgen ſind hinreichend.

Er ſoll unterſuchen, wie viel Winkel einander gleich, und ungleich ſeyn können, wenn 2 gleichlaufende und 2 ungleichlaufende Linien in 5 Punkten 7 und 8 Winkel bilden.

Bey 7 Winkeln findet er, 5 und 2 gleich, oder 4 und 2 gleich und einer ungleich, oder 3 und 2 gleich und 2 ungleich, oder 2 und 2 gleich und 3 ungleich u. ſ. w.

Die Löſung aller dieſer Fälle iſt ganz leicht. Z. B. um 5 und 2 gleiche Winkel zu machen, wird in dem gleichwinklichten Dreyeck nur eine Linie mit einer Seite gleichlaufend gezogen; ſo ſind die ſpitzen Winkel einander gleich als Winkel vom gleichwinklichten Dreyeck, und 2 andere als innere und äußere Gegenwinkel von gleichlaufenden Linien ꝛc.

Um 4 gleiche, 2 gleiche und einen ungleichen Winkel zu machen, wird in einem Dreyeck, welches 2 gleiche Winkel hat, an einer Seite, die dem ungleichen Winkel gegenüber ſteht, noch eine gleichlaufende Linie gezogen ꝛc.

Um 6 und 2 gleiche Winkel zu machen, werden aber, nach Zchg. 100, zwey gleichwinklichte Dreyecke gemacht. Bey 5 und 3 gleichen Winkeln wird in dem gleichſeitigen Dreyeck eine Linie mit einer Seite gleichlaufend gezogen, und hernach eine verlängert ꝛc.

Auch können die Winkel jedesmal, ſowohl im Ganzen als auch die einzelnen, mit dem Rechten verglichen werden.

Werden 7 Winkel gemacht, ſo betragen ſie zuſammen immer 6 Rechte; denn es giebt ein Dreyeck und 1 Viereck; die Winkel des Dreyecks betragen 2 und die des Vierecks 4 zuſammen 6 Rechte. Sind 5 und 2 gleich, ſo iſt jeder der 5 gleichen $\frac{2}{3}$, und jeder der 2 gleichen $\frac{4}{3}$ Rechte. Die Auflöſung gründet ſich auf das gleichwinklichte Dreyeck und dem der innern Gegenwinkel von gleichlaufenden Linien.

Bey 8 Winkeln betragen ſie von mehr als 4 bis weniger als 8 Rechte, jede Größe. Werden 6 und 2 gleiche gemacht, ſo betragen alle zuſammen $6\frac{2}{3}$ Rechte; 6 davon

⅔. 2 aber ⅔ Rechte. Die weitere Ausführung wird, au dieſes begründet, keine Schwierigkeiten mehr darbieten.

Wenn man mit 2 gleichlaufenden und 2 ungleichlaufenden Linien die höchſte Anzahl Winkel bildet, wie vie können einander gleich und ungleich ſeyn? Wie viel Recht betragen alle mit einander? Wenn aber 10 und 1 Winkel gleich ſind, wie viel wird jeder einzelne betragen?

Antwort. Von 10 ein jeder ⅔ und von den andern ein jeder ⅔ Rechte.

Wenn man mit 4 ungleichlaufenden Linien in 5 Punkten 20 Winkel macht, wie viel können höchſtens gleich gemacht werden? Wie viel höchſtens untereinander ungleich? wie viel Rechte werden ſie auch in dieſem Fal betragen?

Aehnliche Reihenfolgen und Uebungen werden auch mit 4 Linien in 6 Punkten ſtatt finden; doch wird die Ausführung noch gedrängter ſeyn dürfen.

Einige einzelne Aufgaben werden hierüber hinreichen.

Frage. Welches iſt die kleinſte Anzahl Winkel mit 4 Linien in 6 Punkten, und wie viel können einander gleich ſeyn?

Antwort. 11 iſt die kleinſte Anzahl, und von dieſer können 3, 3, 2 und 2 gleich und einer ungleich ſeyn.

Auflöſung. (Zchg. 100.) a b c iſt ein gleichwinklichtes Dreyeck, und der Winkel f g a iſt recht. Aus dieſer Verbindung der Linien folgt, daß die Winkel b a c und b c a einander gleich ſind und jeder ⅔ Rechte beträgt. f g a und f g c ſind Rechte; die Winkel f a g und f g a des Dreyecks f g a betragen dieſem zufolge 1⅔ Rechte, folglich bleibt für den dritten Winkel deſſelben Dreyecks noch ⅓ und für f m b desgleichen; weil die 2 Winkel m b f und m f b des Dreyecks m f b 1⅔ Rechter ausmachen; c m g iſt als Scheitelwinkel gleich f m b, alſo wieder 3 Winkel von ⅓ Rechter u. ſ. w.

Würde die Linie f g, ſtatt rechtwinklicht, ſchiefwinklicht auf a c gezogen; ſo gäbe es 3, 2 und 2 gleiche und 4 ungleiche Winkel. Geſtützt auf obige Auflöſung, wird auch dieſe Aufgabe keine Schwierigkeiten mehr darbieten.

Würden durch die erſte Verbindungsart von 4 Linien in 6 Punkten 24 Winkel gemacht werden, ſo würden 6 ein jeder ⅔, 6 jeder 4/3, 4 jeder ein Rechter, 4 jeder ⅓, und endlich 4 jeder 5/3 Rechte betragen.

In der zweyten Verbindung gäbe es aber 2 mal 6 und 6 mal 2 gleiche Winkel. Von den 2 mal 6 gleichen würden 6 jeder ⅔, und 6 aber 4/3 Rechte, und ein jeder von den 6 mal 2 gleichen, der eine mehr oder weniger als dieſe Theile von einem Rechten betragen; z. B. 2 mehr als ein Rechter, und 2 jeder wieder um das weniger als ein Rechter; 2 weniger als ⅔ und wieder 2 um das mehr als 5/3 Rechte u. ſ. w.

So werden bey den andern Dreyecken wieder Linien gezogen, und je regelmäßiger ſie ſind, deſto leichter iſt das Verhältniß der Winkel unter einander zu beſtimmen. Der Anfang muß daher aber immer bey dem Regelmäßigen gemacht werden.

Ich fange an, die einzelnen Fragen auf dieſer Stufe als entbehrlich zu behandeln. Mit 5 Linien dürfen nur noch die wichtigern Verbindungen gemacht werden. Ich ſchreite daher auch gleich zu der Verbindung von 5 Linie in 5 Punkten.

Die geringſte Anzahl Winkel ſind 5. Dieſe könne in Rückſicht der Gleich = und Ungleichheit allen Verände rungen, die mit 5 möglich ſind, unterworfen werden; al 5 gleich, 4 gleich und einer ungleich, oder 3 gleich und ungleiche ꝛc.

Mit dem Rechten verglichen, wird jeder Schüle mit Leichtigkeit finden, daß die 5 Winkel in dem Fünfec immer zuſammen 6 Rechte betragen. Dieſes kann durc das Dreyeck oder durch das Viereck gemeinſchaftlich gelbſ werden. Z. B,

Durch das Dreyeck gelbſt. Das Fünfeck wird i Dreyecke zerlegt, dadurch erhält man 3 Dreyecke; folglic betragen die Winkel des Fünfecks 3 mal 2 oder 6 Rechte.

Auch kann von einem Punkt aus, der im Fünfec liegt, daſſelbe in 5 Dreyecke zerlegt werden. Die Winke von 5 Dreyecken betragen 5 mal 2 oder 10 Rechte. Di Winkel aber um dieſen angenommenen Punkt herum betragen 4 Rechte; dieſe 4 von 10 Rechten abgezogen bleiben noch 6 Rechte.

So kann das Fünfeck in 2 Vierecke zerlegt werden Die Winkel von 2 Vierecken betragen 8 Rechte. Un dieſe Verwandlung des Fünfecks zu erhalten, macht ma ein Paar Nebenwinkel, die nicht dazu gehören und 2 Rechte betragen; 2 von 8 abgezogen, bleiben noch 6 Rechte Eben ſo kann das Viereck in ein Dreyeck und in ein Viereck verwandelt werden. Die Winkel des Dreyecks betragen 2 und die des Vierecks 4, zuſammen 6 Rechte.

S

So mannigfaltig dieſe Auflöſungen auch ſind, ſo können deren noch mehrere gemacht werden, die von den ſo eben aufgeſtellten ſehr verſchieden ſind. Der Kürze halber übergehe ich ſie, und ſtelle über das Fünfeck nur noch folgende einzelne Fragen auf.

Frage. Wie viel beträgt ein Winkel eines Fünfecks, wenn alle einander gleich ſind?

Antwort. $^{6}/_{5}$ Rechte; denn alle zuſammen betragen 6 und einer davon der 5te Theil oder $^{6}/_{5}$ Rechte.

Wenn aber alle 5 einander ungleich ſind, wie viel wird jeder einzelne betragen?

Antwort. Der größte mehr als $^{6}/_{5}$; der kleinſte weniger als $^{6}/_{5}$; die mittlern aber $^{6}/_{5}$, oder mehr oder weniger als $^{6}/_{5}$ Rechte.

Sind aber 4 gleich und einer ungleich, und iſt der ungleiche ein Rechter, wie viel wird dann ein jeder von den gleichen betragen?

So kann man den Schüler noch das Sechs-, Sieben-, Acht-, Neun- und Zehneck, die aber ihre Winkel alle in den Figuren haben, unterſuchen laſſen.

Das Sechseck beträgt 8 Rechte, und wenn die Winkel gleich ſind, ſo iſt einer davon $^{4}/_{3}$ Rechte; ſind ſie aber ungleich, ſo wird der größte mehr und der kleinſte weniger als $^{4}/_{3}$ Rechte ſeyn.

Die Winkel eines Siebenecks betragen 10 Rechte; wenn alle gleich ſind, ſo iſt einer $1^{3}/_{7}$ Rechte. Wenn aber 6 gleich und der Ungleiche ein Rechter iſt, ſo wird einer von den Gleichen $^{3}/_{2}$ Rechte enthalten.

Ein Achteck enthält 12 Rechte u. ſ. w.

Zum Beſchluß dieſer Uebung werden folgende einzelne Fragen dienen.

Wie viel Rechte beträgt das Drey-, Vier-, Fünf-, Sechseck?

Um wie viel Rechte ſteigen die Winkel bey jeder Figur, die eine Seite mehr hat als die vorhergehende? Um wie viel, wenn ſie 2 Seiten mehr hat? In welchen geſchloſſenen Räumen ſind die Winkel doppelt, oder 3 oder 4 mal ſo groß, als die des Dreyecks? In welchen doppelt und dreyfach ſo viel als die des Vierecks?

So wie die Winkel durch alle dieſe Verbindungen von Linien hindurch unter ſich, ihrer Größe halber, ſo wie auch mit dem rechten Winkel verglichen worden ſind, muß auch das Gleiche mit den Ecken ſtatt finden. Der Anfang kann mit 2 Linien, die ein Eck bilden, gemacht werden.

Die Größe eines Ecks allein kann nicht verglichen werden; es müſſen wenigſtens 2 hiefür ſeyn. In Hinſicht des rechten Winkels kann er von mehr als 2 bis weniger als 4 jede Größe enthalten. Soll das Eck gerade 3 Rechte betragen, ſo muß der Winkel dieſes Ecks ein Rechter ſeyn. Im Fall er mehr als 3 Rechte enthalten ſoll, ein ſpitzer, und iſt er weniger als 3 Rechte, ſo muß der Winkel ſtumpf ſeyn.

Bildet man mit 3 Linien in 2 Punkten 2 Ecken; ſo können beyde einander gleich und auch ungleich ſeyn, und betragen alsdann von mehr als 4 bis zu weniger als 8 rechte jede Größe.

Drey Ecken mit 3 Linien gebildet, können 3 gleich, oder 2 gleich und einer ungleich, oder alle ungleich gemacht werden. Zuſammen betragen dieſe 3 Ecken immer 10 Rechte; denn die Winkel des Dreyecks betragen 2 Rechte, diejenigen um 3 Punkte herum aber 12 und die 2 von den 12 abgezogen, bleiben folglich für die Ecken noch 10 Rechte.

So werden die Ecken, welche mit 4 Linien gebildet ſind, wieder verglichen werden.

Bey 4 Ecken wird der Schüler finden; 4 =, 2 gleich und 2 gleich, 3 gleich und 1 ungleich oder alle 4 ungleich. Mit einander betragen ſie immer 12 Rechte; denn die Ecken und Winkel um vier Punkte herum machen mit einander 16 Rechte, die Winkel des Vierecks betragen aber 4 Rechte; 4 von 16 abgezogen bleiben noch 12 Rechte.

Anders verhalten ſich die Ecken, wenn ſich ein Eck in dem Viereck befindet. (S. Zchg. 96.) In dieſem Fall bilden ſie von 12 bis weniger als 16 Rechten jede Größe; denn die Winkel dieſes Vierecks können von mehr als nichts, bis zu weniger als 4 jede Größe enthalten.

Werden mit 5 Linien in 5 Punkten 5 Ecken gemacht, ſo können ſie in Rückſicht der Gleichheit und Ungleichheit alle Veränderungen bilden, die mit 5 Größen möglich ſind. Dieſe Ecken betragen an Rechten immer 14; denn die Winkel eines Fünfecks betragen immer 6 Rechte, und dieſe von 20 abgezogen, bleiben für die Ecken noch 14 Rechte. Nun giebt es aber auch Fünfecke, die eines und auch ſolche, die 2 Ecken in der Figur haben; in dieſem Fall ändert ſich die Größe mit dem Rechten verglichen. Aber eben ſo ändert ſich auch die Größe der Winkel in den verſchiedenen 5 Ecken, denn die Ecken ſind abhängig von den Winkeln.

Würde man dem Schüler zu beſtimmen geben, wie viel die 5 Winkel eines Fünfecks, welches einen äußern Winkel hat, betragen, ſo würde er finden, von mehr als 2 bis zu weniger als 6 jede Größe.

Auflöſung. (Zchg. 101.) Es wird in dieſem Fünfeck die Hülfslinie a b ſo gezogen, daß das Fünfeck dadurch in 2 Vierecke zerlegt wird; die Winkel eines Vierecks betragen 4 Rechte; zuſammen 8 Rechte. Die 2 Nebenwinkel, die dadurch gebildet werden, gehören nicht zun Fünfeck, 2 von 8 abgezogen bleiben noch 6 Rechte. Di Ecken mit den 4 innern Winkeln des Fünfecks betrage alſo 6 Rechte. Will man die kleinſte Summe Rechte, ſ macht man den Winkel a ſo klein als möglich, und da durch wird ſein Eck beynahe 4 Rechte. Dieſes E von den 6 Rechten des Fünfecks abgezogen, bleiben no mehr als 2 Rechte für die innern Winkel; folglich ſind d 5 Winkel des Fünfecks zuſammen wenigſtens mehr als Rechte. Will man die höchſte Summe Rechte, ſo ma man den Winkel a ſo groß als man kann, alſo wenig als 2 Rechte, und ſein Eck wird in dieſem Fall me als 2 Rechte, und mehr als 2 in dem Fünfeck von den Rechten abgezogen, bleibt für die 4 innern Winkel u weniger als 4 und weniger als 2 für den äußern, zuſa men weniger als 6 und folglich betragen in dieſem F die 5 Winkel des Fünfecks weniger als 6 Rechte.

Von mehr als 2 bis zu weniger als 6 Rechten k nen demnach in dieſer Form die Winkel eines Fünf jede Größe enthalten. Sind aber alle Winkel in dem Fünfeck, ſo betragen ſie immer 6 Rechte. Dieſem zufolge betragen die 5 Ecken des Fünfecks, das einen äußern Winkel hat, von 14 Rechten bis zu weniger als 18 jede Größe.

Auch dieſe Aufgabe könnte wenigſtens auf ein halb Dutzend verſchiedene Arten gelöſt werden, und es wird nicht fehlen, der Schüler wird dieſelben auch ohne weiteres Zuthun des Lehrers finden.

Es können aber auch Fünfecke gemacht werden, die 2 innere Ecken oder 2 Winkel außer demſelben haben; auch in dieſem Fall wird wieder unterſucht werden, wie viel Rechte die 5 Winkel, und wie viel die Ecken betragen.

Der Schüler wird finden: die Winkel können von mehr als 2 bis zu weniger als 6 Rechte jede Größe enthalten; die Ecken wieder von mehr als 14 bis zu weniger als 18 jede Größe.

Auflöſung. (Zchg. 102.) Es werden die 2 Hülfslinien a b und b c gezogen. Um die höchſte Summe der Rechten zu bilden, werden die 3 innern Winkel des Fünfecks ſo groß als möglich gemacht, betragen aber immer weniger als 2 Rechte, denn die Winkel c a b, a b c und b c a machen als die 3 Winkel des Dreyecks nur 2 Rechte; der Winkel a d b kann nie 2 Rechte betragen; desgleichen c f b, alſo ſind dieſe 2 Winkel immer weniger als 4 Rechte, und dieſes zu weniger als 2 gezählt giebt für die Winkel des Fünfecks höchſtens weniger als 6 Rechte.

Um die geringſte Größe dieſer Winkel zu erhalten, werden die 3 innern Winkel ſo klein gemacht als möglich;

ſie betragen aber immer etwas. Man verlängert c f bis zu p, und a o bis zu q; der Winkel b f c iſt gleich f b p + b p f als äußerer Winkel des Dreyecks f p b; aus dem gleichen Grund iſt der Winkel b d a gleich b q d + q b d; alſo die 2 Winkel des Fünfecks gleich den 3 Winkeln q b p + b p s + b q s des Vierecks b q s p, und 3 Winkel eines Vierecks ſind ſchon immer größer als 2 Rechte; folglich werden die 2 Winkel b d a und b f c immer mehr als 2 Rechte; die innern Winkel betragen auch noch etwas, in allem alſo mehr als 2 Rechte. Die Ecken dieſes Fünfecks betragen alſo wenigſtens 14 Rechte, und höchſtens weniger als 18.

Auch dieſe Aufgabe wird ganz gewiß ſehr mannigfaltig ohne weitere Hülfe, die der Lehrer zu leiſten hat, von dem Schüler ſelbſt werden können. So ſchreitet man zu dem Sechseck. Man weiß aus der Formlehre ſchon, daß es Sechsecke mit 1, 2 und 3 innern Ecken giebt. Zuerſt werden die 6 Winkel und 6 Ecken bey einem, dann bey 2 und endlich bey 3 innern Ecken unterſucht werden.

Für den erſten Fall werden die Winkel von mehr als 4 bis weniger als 8, und die Ecken von mehr als 16 bis weniger als 20 Rechte jede Größe enthalten.

Für den zweyten Fall werden die Winkel von mehr als Null bis zu weniger als 8 jede Größe, die Ecken aber von mehr als 16 bis weniger als 24 Rechte auch jede Größe erhalten.

Für den dritten Fall endlich werden die Winkel von mehr als 4 bis weniger als 8, die Ecken aber von mehr als 16 bis zu weniger als 20 Rechte jede Größe bilden können.

Die Auflöſungen ſind denen des Fünfecks ganz gleich; um aber dem Lehrer hinlänglich ausgeführten Stoff an die Hand zu geben, werde ich den zweyten Fall noch auflöſen.

(Zchg. 103.) Alle Winkel können in dieſer Verbindung von 6 Linien ſo klein oder ſo groß gemacht werden, als man immer wünſcht, nur können die innern 4 Winkel nie ſo groß gemacht werden, als die des Vierecks; folglich immer weniger als 4 Rechte; eben ſo betragen die beyden äußern Winkel weniger als die Winkel der zwey Dreyecke, oder weniger als 4 Rechte; zuſammen betragen ſie daher weniger als 8 Rechte. Um aber die Größe der Ecken in dieſer Figur zu beſtimmen, wird die geringſte und höchſte Summe des Betrags der Winkel abgezogen. Etwas von 24 abgezogen bleibt für die Ecken weniger als 24 für die höchſte Summe, und weniger als 8 von 24 abgezogen bleibt für die geringſte Summe mehr als 16 Rechte.

Auf ganz gleiche Weiſe läßt man den Schüler die Ecken und Winkel des Sieben=, Acht=, Neun= und ſelbſt des Zehnecks unterſuchen, und zwar beym Siebeneck mit 1, 2, 3 und 4 innern Ecken; beym Achteck mit 1, 2, 3, 4 und 5 innern Ecken u. ſ. w.

Die Auflöſungen beym Fünf= und Sechseck können als Leitfaden dienen, und kein Schüler, der gut geführt worden iſt, ſoll und darf mehr auf Schwierigkeiten ſtoßen, die er nicht mit der größten Leichtigkeit zu überwinden im Stande wäre. Bevor man mit ihm aber weiter ſchreitet, können noch einige einzelne Fragen über dieſe eben aufgeſtellten Reihenfolgen und Uebungen gegeben werden.

Frage. Wie viel Rechte betragen die Winkel eines Zehnecks, welches ein inneres Eck hat, höchſtens und wenigſtens mit einander? Wie viel deſſen Ecken? Wie viel aber die Winkel und wie viel die Ecken, wenn dasſelbe 7 innere Ecken hat? Wie viel, wenn die Ecken alle auſſer demſelben liegen?

In was für einem Verhältniß ſteht der äußere Winkel eines Vierecks zu den 3 innern?

Antwort. Er iſt immer gleich den innern.

Wie viel Rechte betragen die 4 Winkel eines Vierecks mit einem äußern Winkel? Wie viel die Ecken? Wie viel höchſtens und wie viel wenigſtens?

Hat der äußere Winkel des Fünfecks zu ſeinen innern auch ein unverändertes Verhältniß.

Antwort. Nein.

Aber die 2 äußern Winkel des Fünfecks?

Antwort. Jeder iſt gleich den 3 innern Winkeln mehr noch dem Nebenwinkel, der entſteht, wenn man einen Schenkel des andern Winkels verlängert.

Auflöſung. (Zchg. 104.) Der Winkel g f a iſt gleich den Winkeln f a c + a c g + c g f als die 3 innern Winkel eines Vierecks; der Winkel g c a iſt gleich d e c + e d c als äußerer Winkel des Dreyecks c d e; folglich iſt der Winkel a f g gleich f a c + a c g + c d e + d e c oder gleich den 3 innern mehr dem Nebenwinkel von d e g der d e c iſt.

Haben die 4 innern Winkel eines Sechsecks zu den äußern auch ein unverändertes Verhältniß, wenn daſſelbe 2 gleichlaufende Seiten hat?

Antwort. Ja, ſie ſind den 4 innern immer gleich.

Auflöſung. (Zchg. 103.) Es werden in den 2 äuſſern Winkeln 2 gleichlaufende Linien mit den 2 gleichlaufenden Seiten gezogen, und dadurch werden die 4 entſtandenen Winkel den 4 innern des Sechsecks, als innere Wechſelwinkel von gleichlaufenden Linien, gleich.

Wären aber dieſe Seiten nicht gleichlaufend, ſo fragt es ſich, ob die 2 äußern Winkel auch den 4 innern gleich würden?

Antwort. Ja.

Auflöſung. (Zchg. 103.) Die Winkel in den 2 Dreyecken a b d und h g f betragen 4 Rechte; die in dem Viereck a h f d ebenfalls 4 Rechte; werden von eben benannten 2 Dreyecken die Winkel b a d + a d b + g h f + h f g und eben ſo von dem Viereck h f d a weggethan, ſo bleiben in den 2 Dreyecken die Winkel a d b und h g f; in dem Viereck aber die Winkel b a h + h d f + d f g + g h a; alſo ſind die 2 äußern Winkel gleich den 4 innern.

So können auch in dem Sieben- und Achteck Fragen gebildet werden. Eben ſo, wenn man im Dreyeck, Viereck ꝛc. Seiten verlängert und die Winkel, die dadurch entſtehen, mit dem innern vergleicht; desgleichen auch mit den Ecken.

Wie oft ſind die Ecken eines Dreyecks ſo groß als ſeine 3 Winkel? Wie oft die des Zehnecks ſo groß als ſeine 10 Winkel?

In welcher Figur betragen die Winkel eben ſo viel als die Ecken des Dreyecks?

Wie oft ſind die Ecken eines Vierecks ſo groß als ſeine 4 Winkel; wenn daſſelbe ein inneres Eck hat?

Welche regelmäßige Figur hat den größten Winkel?

Antwort. Diejenige, welche die größte Anzahl Seiten hat.

Welche aber den kleinſten Winkel?

Antwort. Das Dreyeck, als diejenige, welche die geringſte Anzahl Seiten hat.

In welchem Verhältniß ſteht die Größe des Winkels vom regelmäßigen Dreyeck zu denen des Vier- Fünfecks u. ſ. w.?

Eben ſo mit den Ecken. In welchem Verhältniß ſteigt das eine und in welchem nimmt das andere ab?

Können die Winkel jemals den Ecken gleich werden?

Antwort. Nein.

Was entſtünde, wenn ſie einander gleich würden?

Antwort. Eine gerade Linie.

Kann man in jeder regelmäßigen Figur von einem Punkt aus in die Winkel derſelben Linien ziehen, wodurch alle Winkel einander gleich werden?

Antwort. Ja.

Wie viel wird einer dieſer gleichen Winkel an dem Mittelpunkt des Dreyecks, Vier-, Fünfecks u. ſ. w. werden?

Antwort. Der des Dreyecks $\frac{4}{3}$ Rechte, der des Vierecks ein Rechter, der des Fünfecks $\frac{4}{5}$ Rechte u. ſ. w.

Der Winkel am Mittelpunkt einer regelmäßigen Figur iſt ½ Rechter; es fragt ſich, was dieſes für eine Figur ſey?

Antwort. Ein Achteck.

Auflöſung. Wenn ein ſolcher Winkel ½ Rechter iſt, ſo wird die regelmäßige Figur ſo viel Seiten enthalten, als ein Halbrechter in den Winkeln um einen Punkt herum enthalten ſeyn wird; ½ Rechter iſt in 4 Rechten 8 mal enthalten.

Wenn das Eck eines regelmäßigen Vielecks 1⅔ mal ſo groß iſt, als einer ſeiner Winkel, was wird dieſes für eine Figur ſeyn?

Auflöſung. Iſt das Eck 1⅔ mal ſo groß als der Winkel, ſo kommt auf einen Winkel der regelmäßigen Figur 1½ Rechter; denn der Winkel hat einen Theil und das Eck 1⅔, zuſammen 2⅔ oder 8 gleiche Theile, alſo kommt auf einen Theil der achte Theil von den Winkeln um einen Theil herum oder ½, und für die 3 Theile 3 Halbe oder 1½ Rechte.

Iſt ein Winkel des regelmäßigen Vielecks 1½ Rechter; ſo wird jeder Winkel, in 2 gleiche Theile getheilt, ein Dreyeck geben, deſſen Winkel am Mittelpunkt ½ Rechter beträgt, 1½ Rechter iſt in dem Winkel um den Mittelpunkt oder in 4 Rechten 8 mal enthalten; folglich wird dieſes ein Achteck geben.

Daß in dieſem Geiſt einige der ſchwerſten Aufgaben gegeben und ohne irgend eine Schwierigkeit gelöſt werden könne, geht aus letzter Aufgabe und deren Auflöſungsart hervor.

Die weſentlichſten und wichtigſten Unterſuchungen, die aus der Verbindung von 2 Linien hervorgehen können, ſind hier als vollendet anzuſehen.

Drey Linien können auch Seiten und geſchloſſene Räume bilden. Soll der oben aufgeſtellte Stufengang befolgt werden, ſo muß mit den Seiten in Verbindung mit den Winkeln der Anfang gemacht werden.

Nur die Unterſuchung der Gleich= und Ungleichheit der Seiten im Drey=, Viereck ꝛc. im Allgemeinen, ohne daß man es in Verbindung mit den Winkeln ſetzt, bietet außer einer Zahlkombination nichts Weſentliches dar. Z. B.

Die drey Seiten eines Dreyecks können alle 3 gleich, oder 2 gleich und 1 ungleich oder alle 3 ungleich ſeyn.

Dieſe Unterſuchung findet natürlich beym Vier=, Fünfeck ꝛc. ſtatt.

Ein Dreyeck mit 3 gleichen Seiten hat auch 3 gleiche Winkel, iſt wieder eine Anſchauungswahrheit, die keinen weitern Beweis oder Erläuterung zuläßt, und eben ſo umgekehrt ein Dreyeck, welches 3 gleiche Winkel hat, wird auch 3 gleiche Seiten erhalten; eben ſo könnte man noch annehmen, daß ein Dreyeck, welches 2 gleiche und eine ungleiche Seite hat, auch 2 gleiche und einen ungleichen Winkel erhalten wird, und daß den gleichen Winkeln immer die gleichen Seiten gegenüber ſtehen.

Will man dieſes aber nicht durch die Anſchauung hinlänglich begründet annehmen, ſo mag folgende Auflöſung dieſer Anforderung zu entſprechen geeignet ſeyn.

Auflöſung. (Zchg. 105.) Die Seite a d ſoll gleich a m ſeyn und gezeigt werden, daß der Winkel a d m gleich

amd wird. Die Seite ad bezeichnet die Oeffnung des Winkels amd; die Seite am aber die des Winkels adm; die Schenkel da und dm des erſten Winkels ſind gleich ma und md des zweyten Winkels; alſo in gleicher Entfernung von ihrem Scheitelpunkt ſind dieſe Winkel gleich geöffnet, und folglich einander gleich.

Ein Dreyeck, das 2 gleiche Seiten hat, wird demnach auch 2 gleiche Winkel haben, und dieſe gleichen Winkel ſtehen den gleichen Seiten gegenüber. Geſtützt auf dieſes, iſt nun leicht zu beweiſen, daß, wenn die 3te Seite eines Dreyecks länger oder kürzer als eine von dieſen zwey Seiten iſt, daß der dritte Winkel im erſten Fall größer und im zweyten kleiner wird.

Auflöſung (Zchg. 106.). Die Seite mq ſoll länger ſeyn, als am, die gleich ap iſt. Man zieht die Hülfslinien aq, macht mq gleich ma. Nach obiger Auflöſung wird der Winkel mqa gleich qam, und aqm iſt als äußerer Winkel des Dreyecks aqp gleich den Winkeln qpa und paq; folglich iſt der Winkel aqm größer als apq, und map iſt größer als maq; alſo wird der Winkel aqm aus doppeltem Grund größer als apm.

Auf eine zweyte Art gelöst.

Man verlängert die Seite ma bis sm gleich mp wird und zieht sp; dadurch wird der Winkel msp gleich mps, der Winkel mpa iſt kleiner als mps, und psm iſt kleiner als pam; weil dieſer letzte Winkel Außenwinkel des Dreyecks psa iſt; folglich wird der Winkel pan aus doppeltem Grund größer als der Winkel mpa.

Ein Dreyeck, welches 2 gleiche Seiten und eine ungleiche Seite hat, deſſen ungleiche länger iſt, wird auch 2 gleiche und einen ungleichen und zwar größeren Winkel erhalten, die gleichen Seiten ſtehen ferner den gleichen Winkeln gegenüber, und die größere Seite dem größern Winkel ꝛc.

Wird die ungleiche Seite aber kürzer angegeben, ſo kann wieder auf gleiche Weiſe gezeigt werden, daß der ihr gegenüberſtehende Winkel auch kleiner wird. Entweder kann die kürzere Seite verlängert und einer von den 2 Seiten gleich gemacht, oder aber, es wird von einer der 2 gleichen ſo viel weggeſchnitten und der kürzern gleich gemacht. Die Hülfslinien werden ebenſo wie in den vorhergehenden Auflöſungen gezogen.

Geſtüzt auf dieſes giebt man dem Schüler zu unterſuchen, ob ein Dreyeck, welches 3 ungleiche Seiten hat, auch 3 ungleiche Winkel habe.

Auflöſung (Zchg. 107.). Die Seite ad ſoll länger als ap, und ap länger als pd ſeyn. Man verlängert ap und macht as gleich ad; dadurch wird nach obiger Auflöſung der Winkel apd aus doppeltem Grund größer als pda. Hernach verlängert man pd und macht po gleich pa; dadurch wird der Winkel pda aus doppeltem Grund größer als dap. Aus dieſem geht ferner hervor, daß ein Dreyeck, welches 3 ungleiche Seiten hat, auch immer 3 ungleiche Winkel habe, und der größten Seite der größte, der mittleren auch der mittlere und der kleinſten der kleinſte Winkel gegenüberſtehe.

Daß dieſes nicht die einzigen Auflöſungsarten ſind, die ein alſo geführter Schüler zu machen im Stande ſeyn ſoll, bedarf nicht erwähnt zu werden. Eben ſo hätte man in dieſen Auflöſungen ſtatt von den Seiten, von den Winkeln ausgehen und es auf obige Weiſe beweiſen können.

Die Gleichheit und Ungleichheit der Seiten im Viereck, Fünfeck ꝛc. hängt nicht mehr immer von den Seiten ab, deswegen wird die Unterſuchung derſelben in dieſen Figuren nicht wichtig und ſoll daher nicht auf dieſelbe ausgedehnt werden.

Bevor ich zur Unterſuchung der Seiten in 2 Dreyecken ſchreite, werde ich dem oben Dargelegten noch einige einzelne Fragen beyfügen.

Frage: Wie viel gleiche Seiten hat ein Dreyeck mit 3 gleichen Winkeln? Wie viel gleiche Seiten hat aber ein Dreyeck, welches 2 gleiche und eine ungleiche Seite hat? Iſt die ungleiche Seite größer, wird dann der ungleiche Winkel auch größer als einer der 2 gleichen? Iſt eine oder ſind die 2 andern Seiten eines Dreyecks länger?

Antwort: 2 ſind immer zuſammen länger als die dritte Seite eines Dreyecks.

Dieſes kann als durch die Anſchauung klar, ohne weitern Beweis angenommen werden. Sollte man aber dieſes gerne auf frühere Anſchauung zurückführen, ſo kann folgende Auflöſung dienen.

(Zchg. 108.) Man zieht auf die längſte Seite eine Hülfslinie, die mit ihr 2 rechte Winkel bildet; der rechte Winkel iſt immer der größte in einem Dreyeck, alſo iſt die gegenüberſtehende Seite die größte, folglich ſind die 2 Seiten des Dreyecks zuſammen genommen immer größer als die dritte deſſelben. Würde die Hülfslinie, die rechtwinklicht auf die gegenüber ſtehende Seite gezogen wird, außer das Dreyeck fallen, ſo konnte die Auflöſung auf ganz gleiche Weiſe gemacht werden.

Wird die Gleich- und Ungleichheit der Seiten in 2 Dreyecken nur im allgemeinen aufgeſtellt, ſo finden alle Abänderungen, die mit der Zahl möglich ſind, ſtatt, ohne daß man auf irgend eine Schwierigkeit ſtößt. Die Ausführung iſt überdieß unwichtig; deswegen ſchreite ich ſogleich zu der Gleichheit der Seiten in 2 Dreyecken, verbunden mit der Gleich- und Ungleichheit der Winkel. Weil aber die Gleich- und Ungleichheit der Seiten und Winkel, auch die Gleich- und Ungleichheit der geſchloſſenen Räume beſtimmt, ſo werde ich dieſe Unterſuchung noch gleichzeitig damit verbinden. Verſteht ſich, daß jede Anſicht auch ſelbſtſtändig durchgeführt werden könnte. Weil aber die ſelbſtſtändige Behandlung jeder einzelnen Anſicht durch gegenwärtige Darlegung außer Zweifel geſetzt worden iſt, ſo darf ich mir dieſe Abänderung erlauben, ohne der Klarheit zu ſchaden. Auch geſchieht dieſes gegenwärtig nur, um mich noch kürzer faſſen zu können. Die Uebungen und Reihenfolgen hierüber wären folgende:

Unterſucht, was 2 Dreyecke, die gleich groß ſind, in Rückſicht der Seiten und Winkel für Eigenſchaften zu einander haben.

Der eine Schüler wird finden, wenn ſie gleichſeitig ſeyen und eine Seite des einen gleich ſeyn würde einer Seite des andern, oder er wird ſich auch ſo ausdrücken: zwey gleichſeitige Dreyecke, die alle gleiche Seiten haben, ſind einander gleich. Auch 2 Dreyecke, deren 3 Seiten und 3

Win-

Winkel des erſten gleich denjenigen des andern ſind, ſind ebenfalls einander gleich.

Auf dieſe Anſchauung gegründet wird dann gezeigt, daß ein Dreyeck, welches 2 gleiche Seiten mit einem dazwiſchen liegenden Winkel, die den 2 Seiten mit einem dazwiſchen liegenden Winkel in einem andern Dreyeck gleich ſind, ſich ſelbſt gleich und die 2 andern Seiten und 4 Winkel werden auch einander gleich werden. Weil aber Dreyecke gleich groß und in ihrer Form verſchieden ſeyn können, ſo nennt man diejenigen Dreyecke, die in ihrer Form ſich auch gleich ſind, gleich und ähnliche Dreyecke.

Auflöſung (Zchg. 109.): abd ſoll ein gleichſchenklichtes Dreyeck ſeyn; die Seite ab gleich ad; mit der ungleichen Seite wird mq gleichlaufend bd gezogen; dadurch erhält man die 2 Dreyecke abd und amq, die einen gemeinſchaftlichen Winkel bad haben, der auch als 2 gleiche Winkel in's Auge gefaßt werden kann. Im zweyten Dreyeck ſind aber die zwey gleichen Seiten am und aq kürzer als die des erſten ab und ad, und das Dreyeck iſt als ein Theil ſo lang kleiner als eine Seite kürzer ſeyn wird; würden ſie aber länger gemacht, wie as und at, ſo würde das Dreyeck ast immer größer bleiben, ſo lang die Seiten as und at größer als ab und ad gemacht werden. Im erſten Fall wird das Dreyeck amq immer kleiner, im zweyten aber das Dreyeck ast immer größer als abd ſeyn, und nur dann gleich werden, wenn die gleichlaufende Seite mq wirklich auf bd fällt, und in dieſem Fall wird die dritte Seite, ſo wie qm auch gleich bd und das Dreyeck amq gleich abd werden.

Wenn 2 Dreyecke alſo 4 gleiche Seiten haben und zwiſchen ihnen 2 gleiche Winkel liegen, ſo ſind die Dreyecke einander gleich und die dritten zwey Seiten ebenfalls.

Aus dieſem folgt ferner, daß ſo wie ein Winkel eines Dreyecks gleich iſt demjenigen eines andern, und die 2 ihn einſchließenden Seiten des erſten aber gleich und länger als die des zweyten werden, die ebenfalls gleich ſind, ſo iſt das erſte Dreyeck größer als das zweyte, oder das zweyte iſt kleiner als das erſte u. ſ. w.

Wenn 2 Dreyecke 2 gleiche Winkel haben, die von 2 und 2 gleichen Seiten eingeſchloſſen ſind, ſo werden ſie ebenfalls einander gleich ſeyn und eben ſo die dritten 2 Seiten.

Statt daß bey der vorhergehenden Auflöſung ein gleichſchenklichtes Dreyeck genommen wurde, kann für dieſen Fall nur ein ungleichſchenklichtes benutzt und ganz auf obige Weiſe gelöst werden. Aus dieſem wird dann wieder das Umgekehrte gefolgert; nämlich wenn dieſe Winkel gleich und die 2 Seiten des erſten größer ſind als die des zweyten, ſo iſt das erſte Dreyeck größer als das zweyte u. ſ. w.

Haben aber 2 Dreyecke 2 gleiche Seiten, und liegen auf den beyden gleichen Seiten 4 gleiche Winkel, ſo ſind die Dreyecke ſelbſt gleich groß.

Auflöſung (Zchg. 110.): Die Seite ba des Dreyecks abd ſoll gleich ſeyn ba des Dreyecks mba, eben ſo iſt der Winkel bad für beyde Dreyecke gemein, und ſoll der Winkel dba des erſten Dreyecks gleich werden mba, ſo muß die Seite bd auf bm fallen, und wird in m mit der Seite am zuſammentreffen; denn der Winkel bda muß gleich bmn werden, weil die Winkel eines Dreyecks 2 Rechte betragen; folglich giebt es durch dieſe Verbindung wieder 2 Dreyecke, welche 2 gleiche Winkel, die von 2 paar gleichen Seiten eingeſchloſſen ſind, oder 2 gemeinſchaftliche Seiten haben, und werden demnach nach obiger Auflöſung einander gleich, und die 4 Seiten ſind es ebenfalls. Haben dieſe 2 Dreyecke aber 2 ungleiche Seiten und 4 gleiche Winkel auf denſelben, ſo ſind ſie einander ungleich.

Auf gleiche Weiſe wird die Aufgabe wieder gelöſt werden, wenn in 2 Dreyecken 2 gleiche Seiten ſind und auf ihnen 2 paar gleiche Winkel liegen, und es wird nicht fehlen, der Schüler findet auch in dieſem Fall, daß ſie einander gleich ſeyen und 2 paar gleiche Seiten haben.

Auch das Umgekehrte findet hier wieder ſtatt.

Dreyecke können aber in Rückſicht ihrer Größe einander dennoch gleich ſeyn, wenn ſie ſchon keine gleiche Seiten und Winkel haben; da aber dieſe Größe weder von den Seiten noch von den Winkeln abhängig iſt, ſo werde ich ſpäter zu denſelben zurückkehren, und für einmal dieſen Geſichtspunkt gehörig erörtern.

Daß, bevor man weiter ſchreitet, auch wieder einzelne Fragen gegeben werden müſſen, unterliegt keinem Zweifel mehr. Auch wenn ich es in Zukunft weder bemerken noch wirklich ausführen ſollte, ſo kann dieſes gewiß jeder Lehrer ergänzen. Um nicht weitläufig zu werden, werde ich in Zukunft nur da noch einige einzelne Fragen anführen, wo es dringendes Bedürfniß ſeyn wird.

Die gleichen Unterſuchungen, die ich mit dem Drey, eck vornahm können auch auf die Vier-, Fünfecke ꝛc. ausgedehnt werden; doch ſind ſie nie ſo wichtig.

Der Schüler wird finden, 2 regelmäßige Vierecke, die 2 gleiche Seiten haben, ſind einander gleich. Zwey Rechtecke, die gleiche Länge und Breite haben, ſind ebenfalls einander gleich. Eben ſo 2 ſchiefwinklichte Parallelogramme, die gleiche Seiten und gleiche Winkel haben ꝛc. Sind 2 regelmäßige Fünfecke, Sechsecke ꝛc., die 2 gleiche Seiten haben, einander gleich?

Wichtiger aber als dieſe Unterſuchungen ſind folgende:

In der Formenlehre haben wir geſehen, daß mit 4 geraden Linien auch 2 und 3 geſchloſſene Figuren gemacht werden können.

In einem gleichſeitigen Dreyeck wird ein Winkel in 2 gleiche Theile getheilt, und dadurch werden die damit gebildete Dreyecke und die 2 Theile der gegenüberſtehenden Seite gleich.

Auflöſung (Zchg. 111.): Der Winkel bad iſt in 2 gleiche Theile getheilt; der Winkel bam gleich mad, die Seite ba gleich ad, und am iſt eine gemeinſchaftliche Seite für das Dreyeck bam und mad, und wie wir bey den Eigenſchaften von 2 Dreyecken geſehen haben; ſo ſind 2 Dreyecke, die 2 paar gleiche Seiten und zwiſchen ihnen 2 gleiche Winkel haben, einander gleich; und eben ſo die dritten 2 Seiten; folglich iſt das Dreyeck abm gleich amd, und die Seite bm gleich md.

Auf eine zweyte Art gelöſt.

(Zchg. 111.) In dem Dreyeck adm ſind die Winkel adm und dam gleich abm, und mab des Dreyecks abm, und die Seite ad des erſten Dreyecks iſt gleich ab des zweyten, als Seiten einer regelmäßigen Figur. Wenn 2 Dreyecke 2 gleiche Seiten und auf denſelben 2 paar gleiche Winkel liegen, ſo ſind die Dreyecke und ihre Seiten einander gleich.

Auch hierüber können noch mehrere andere Auflöſungen gemacht werden.

Eben ſo kann wieder bewieſen werden, daß das gleichſeitige Dreyeck in 2 gleich große Dreyecke, und der Winkel in 2 gleiche Theile getheilt wird, wenn man von der Mitte bd in den Winkel a eine Linie zieht.

Auflöſung: Die Seite bm des Dreyecks bma wird gleich der Seite md des Dreyecks amd; desgleichen ba gleich da, und der Winkel abm gleich mda; wenn 2 Dreyecke 2 paar gleiche Seiten und zwiſchen ihnen 2 gleiche Winkel liegen, ſo ſind die andern Seiten, Winkel und Dreyecke einander gleich; alſo das Dreyeck abm gleich amd, und der Winkel bam gleich mad.

Auch dieſe Aufgabe kann wieder auf die mannigfaltigſte Art gelöſt werden.

Als allgemein darf angenommen werden, daß wenn man in einem gleichſeitigen Dreyeck einen Winkel in 2 gleiche Theile theilt, ſo wird auch das Dreyeck und die gegenüberſtehende Seite in 2 gleiche Theile getheilt.

Ungleich werden aber die 2 Dreyecke, wenn man eine Seite deſſelben in 2 ungleiche Theile theilt, und eine Linie in den gegenüberſtehenden Winkel zieht.

Wird in dem gleichſchenklicht rechtwinklichtem, ſo wie in jedem andern gleichſchenklichten Dreyeck, der ungleiche

Winkel in 2 gleiche Theile getheilt; ſo wird dadurch das Dreyeck und die gegenüberſtehende Seite in 2 gleiche Theile getheilt.

Auch umgekehrt, wird in dieſen Dreyecken die ungleiche Seite in 2 gleiche Theile getheilt, und in den gegenüberſtehenden Winkel eine Linie gezogen; ſo wird das Dreyeck und der gegenüberſtehende Winkel in 2 gleiche Theile getheilt werden.

Die Auflöſung beyder Fälle iſt der obigen ganz gleich. Werden die Seiten und Winkel in ungleiche Theile getheilt, ſo entſteht ungleiches, die ungleichen Figuren ſind aber unwichtig, in ſo fern ihre Größe nicht auf irgend eine Weiſe näher beſtimmt wird. Zu dieſem kommen wir überdieß ſpäter, und daher werden dieſe Verhältniſſe hier übergangen.

Eben ſo wie beym gleichſeitigen Dreyeck eine Seite oder ein Winkel in 2 gleiche Theile getheilt worden iſt, läßt man den Schüler beym gleichſchenklichten Dreyeck entweder eine der gleichen Seiten oder einen der gleichen Winkel in 2 gleiche Theile theilen. Z. B.

Beym gleichſchenklicht rechtwinklichten Dreyeck iſt einer der 2 gleichen Winkel in 2 gleiche Theile getheilt worden: es fragt ſich, ob die gegenüberſtehende Seite und das Dreyeck auch in 2 gleiche Theile getheilt worden iſt.

Der Schüler wird finden, daß weder das eine, noch das andere dadurch geſchehen ſey.

Auflöſung (Zchg. 112.): Man zieht f b rechtwinklicht auf a d; der Winkel g a f gleich f a b; a g f gleich a b f; die Seite a f iſt für das Dreyeck a f g und a f b gemein;

die Eigenſchaften, unter denen 2 Dreyecke einander gleich ſind, finden ſich hier; alſo alſo das Dreyeck agf gleich afb; nun iſt aber afb kleiner als das Dreyeck afd; die Seite fb gleich gf, weil es die gleichliegenden Seiten von 2 gleichen Dreyecken ſind. Der Winkel fbd iſt ein Rechter, und aus dieſem folgt, daß fd auch länger iſt als fb und auch länger als gf, alſo iſt die Seite und das Dreyeck dadurch in 2 ungleiche Theile getheilt worden.

Wird aber in dieſem Dreyeck eine von den gleichen Seiten in 2 gleiche Theile getheilt, und in den gegenüberſtehenden Winkel eine Linie gezogen; ſo wird derſelbe in 2 ungleiche Theile getheilt.

Auflöſung (Zchg. 112.): Die Linie af theilt die Seite gd in 2 gleiche Theile; man zieht die Hülfslinie dq gleichlaufend ag und verlängert af, bis ſie in q mit dq zuſammentrifft; dadurch wird das Dreyeck dfq gleich afg; denn die Seite fd iſt gleich fg, der Winkel fdq des Dreyecks qdf iſt gleich agf; ferner der Winkel dfq gleich afg, alſo nach den Eigenſchaften, die 2 gleiche Dreyecke haben, iſt der Winkel dqf gleich faq, und dq gleich ag; ag iſt aber kürzer als ad, und ad wird länger dq; adq als ein Dreyeck in's Auge gefaßt, welches 2 ungleiche Seiten ad und dq erhält, muß auch 2 ungleiche Winkel haben, folglich der Winkel dqf größer als daf; daraus folgt, daß der Winkel fag größer als fad wird. Wird eine der gleichen Seiten eines gleichſchenklichten Dreyecks in 2 gleiche Theile getheilt, und von dieſem Punkt an die gegenüberſtehende Seite eine Linie gezogen, ſo wird, dieſem zufolge, der Winkel immer in 2 ungleiche Theile getheilt.

Auch dieſes kann wieder auf die mannigfaltigſte Art gelöſt werden.

Das Dreyeck hingegen wird dadurch in 2 ungleiche Theile getheilt werden.

Auflöſung (Zchg. 113.): Man zieht die Hülfslinie dm und ap gleichlaufend bq und da gleichlaufend mp; die Seite mq iſt gleich qp; alſo ſind die 2 Parallelogramme mqbd und qbap nach den Eigenſchaften, die zwey Vierecke haben, einander gleich. Das Dreyeck mbq iſt die Hälfte des Parallelogrammes dbqm, das Dreyeck bqp iſt die Hälfte des zweyten Parallelogrammes bapq und da die ganzen Parallelogramme gleich ſind, ſo werden es auch ihre Hälften.

Wollte man aber zeigen, daß jedes Dreyeck wirklich die Hälfte von ſeinem Parallelogramm werde, ſo dürfen nur die Eigenſchaften, die 2 gleiche Dreyecke haben, auch auf dieſelben ausgedehnt werden.

Das gleichſchenklicht rechtwinklichte Dreyeck iſt dadurch aber nur in 2 gleich große Dreyecke in Rückſicht der Flächen eingetheilt worden. Ihrer Form nach iſt es aber dadurch in 2 ſehr verſchiedenartige Dreyecke zerlegt worden; denn das eine Dreyeck iſt recht-, das andere hingegen ſtumpfwinklicht.

Um ſie von dem früher aufgeſtellten gleich großen Dreyecke zu unterſcheiden, werden ſie gleichhaltige Dreyecke genannt.

Auf eine zweyte Art gelöſt.

(Zchg. 114.) Die Hülfslinie dh wird mit ac und hg mit ab gleichlaufend gezogen; durch dieſe Hülfslinien wird das Dreyeck c h g gleich d h b, und g h a gleich a h d; folglich das Dreyeck a c h, welches aus den Dreyecken g c h und g h a zuſammengeſetzt iſt, dem Dreyeck a h b, welches aus d h b und a d h beſteht, gleich.

Auch dieſe Aufgabe kann auf ſehr mannigfaltige Art gelöſt werden. Der Kürze wegen führte ich aber nur zwey an.

Aus dieſem folgt allgemein, wenn man den Winkel eines Dreyecks, der zwiſchen 2 gleichen Seiten liegt, in 2 gleiche Theile theilt, ſo wird das Dreyeck auch in 2 gleich große Dreyecke getheilt und die gegenüberſtehende Seite wird ebenfalls in 2 gleiche Theile getheilt; iſt aber der Winkel zwiſchen 2 ungleichen Seiten, ſo wird die gegenüberſtehende Seite in 2 ungleiche Theile getheilt, das Dreyeck ſelbſt aber in 2 gleichhaltige Dreyecke zerlegt werden. Auch kann unterſucht und ausgeſprochen werden, was entſtehe, wenn man eine Seite eines ſolchen Dreyecks in 2 gleiche Theile theilt.

Wie ich früher ſchon bemerkte, ſo iſt es ſehr unweſentlich, zu beſtimmen, was durch die Eintheilung in ungleiche Theile entſtehe.

Die gleiche Unterſuchung wird mit dem gleichſchenklicht ſpitzwinklichten und ſtumpfwinklichten und ſelbſt mit dem ungleichſeitigen recht-, ſpitz- und ſtumpfwinklichten Dreyeck vorgenommen werden.

Wird in dem gleichſchenklicht ſpitz- und ſtumpfwinklichten Dreyeck einer von den gleichen Winkeln, oder eine von den gleichen Seiten in 2 gleiche Theile getheilt, ſo kann die Auflöſung des gleichſchenklicht rechtwinklichten vollkommen angewendet werden. In Hinſicht der Reſultate wird ebenfalls wieder das Nämliche gefunden.

Soll aber eine Seite irgend eines beliebigen Dreyecks in 2 gleiche Theile getheilt, und in den gegenüberſtehenden Winkel eine Linie gezogen werden, ſo wird das Dreyeck dadurch immer in 2 gleichhaltige Dreyecke eingetheilt. Die obigen Auflöſungen ſind auf dieſe Dreyecke auch anwendbar.

Als Anleitung und Beleg mögen noch ein paar Aufgaben hier eine Stelle finden.

(Zchg. 115.) Soll ein rechtwinklicht ungleichſchenklichtes Dreyeck ſeyn, deſſen längſte Seite in 2 gleiche Theile getheilt iſt; es fragt ſich, ob die 2 Dreyecke gleichhaltig ſeyen?

Antwort. Sie ſind gleichhaltig.

Auflöſung. Man zieht s p und s t als Hülfslinien mit a b und b d gleichlaufend; dadurch wird das Dreyeck s p b gleich b s t; denn die Seite s b iſt für beyde Dreyecke gemein, und der Winkel t s b gleich s b p, s b t gleich b s p und wenn 2 Dreyecke 2 gleiche Seiten haben und auf denſelben 2 paar gleiche Winkel liegen, ſo ſind die Dreyecke einander gleich; für die Dreyecke a s t und s d p erhält man wieder die Seite s d gleich s a, der Winkel s d p gleich a s t und d s p gleich s a t als innere und äuſſere Gegenwinkel von gleichlaufenden Linien, und wenn 2 Dreyecke wieder die obigen Eigenſchaften haben, ſo ſind ſie einander gleich. Das Dreyeck a s b iſt aus dem Dreyeck a s t und t s b zuſammengeſetzt, und s b d beſteht aus d s p und s p b; folglich iſt das Dreyeck a s b gleichhaltig mit s b d.

Es fragt ſich ferner, ob durch dieſe Theilung der gegenüberſtehende Winkel in 2 gleiche Theile getheilt worden ſey?

Antwort. Er wird in 2 ungleiche Theile getheilt.

Auflöſung. (Zchg. 116.) Man zieht m p gleichlaufend a b, verlängert a d bis p; dadurch wird das Dreyeck m p d gleich d a b, und eben ſo die Seite a b, gleich m p; m a iſt als die mittlere Seite des rechtwinklichten Dreyecks ungleich der kürzern a b; folglich iſt die Seite m a ungleich m p, in dem Dreyeck a m p wird der Winkel m p a größer als p a m, weil m p a gleich d a b, iſt; aus dieſem folgt, daß d a b größer iſt als d a m.

In dem nämlichen Dreyeck iſt der rechte Winkel in 2 gleiche Theile getheilt worden, es fragt ſich, ob dadurch die gegenüberſtehende Seite auch in 2 gleiche Theile getheilt wird?

Antwort. Nein.

Auflöſung. (Zchg. 117.) Man zieht die Hülfslinie ſ m und macht den Winkel m ſ d gleich d ſ b; ſ d m iſt ſchon gleich ſ d b; die Seite ſ d iſt gemeinſchaftlich den Dreyecken m ſ d und ſ d b; folglich ſind die Dreyecke, Seiten und Winkel einander gleich. Die Seite m ſ iſt gleich ſ b, der Winkel ſ m d gleich ſ b d; ſ m a iſt dem alſo ein Nebenwinkel von einem Spitzen, daher ein ſtumpfer Winkel, und folglich der größte im Dreyeck a m ſ und die Seite a ſ größer als m ſ, m ſ iſt gleich ſ b; alſo a ſ länger als ſ b.

Dieſe wenigen Beyſpiele mögen hiefür hinreichen. Ich werde nur noch zeigen, daß beym ungleichſeitig ſtumpfwinklichten Dreyeck die gleiche Auflöſungsweiſe ſtatt findet.

(Zchg. 118.) In dieſem ungleichſchenklichen ſtumpfwinklichten Dreyeck theilt die Seite a o den kleinſten Winkel b a d in 2 gleiche Theile, dadurch wird die Seite b d in 2 ungleiche Theile getheilt.

Auflöſung. Es wird die Hülfslinie o q gezogen und der Winkel a o q gleich a o b gemacht, dadurch werden die Seiten, Winkel und die 2 Dreyecke a o q und a o b einander gleich; alſo die Seite o q gleich o b, und der Winkel o q a gleich o b a. Man verlängert noch b d, ſo wird der Winkel s b a gleich o q d, und s b a iſt als Auſſenwinkel des Dreyecks b a d größer als der Winkel b d a; aus dieſem folgt endlich, daß der Winkel o q d größer als o d q ſeye, und daß die Seite o d größer als o q werde; folglich wird die Seite in 2 ungleiche Theile getheilt.

Bevor man zu 4 Linien, die andere Formen bilden, ſchreitet, wird man wohl thun, ſtatt eine, noch mehrere Linien in einem Dreyeck zu ziehen. Man fängt wieder beym gleichſeitigen Dreyeck an, fährt dann mit dem gleich- und ungleichſchenklichten fort, theilt einen Winkel in 2, 3 ꝛc. Theile und unterſucht, in wie viel gleiche Theile das Dreyeck und die gegenüberſtehende Seite jedesmal getheilt werde. Eben ſo theilt man auch eine Seite in 3, 4 ꝛc. gleiche Theile, zieht die Theilungslinie in den gegenüberſtehenden Winkel und unterſucht das Nämliche.

Als Leitfaden mag Folgendes dienen.

Theilt man einen Winkel eines gleichſeitigen Dreyecks in 3 gleiche Theile, ſo wird dieſe Theilungslinie das Dreyeck in 2 gleiche und einen ungleichen Theil theilen; das mittlere Dreyeck wird das kleinſte.

Theilt man aber den Winkel ſo in 4 gleiche Theile, ſo giebt es 2 und 2 gleiche Dreyecke; die 2 mittlern ſind alsdann die kleinern. Bey 5 Theilen giebt es 2 und 2 gleiche und 1 ungleichen; wird aber ein Winkel in 6 gleiche Theile getheilt, ſo giebt es 3 mal 2 gleiche Dreyecke u. ſ. w.

Von der Seite ausgegangen. Theilt man eine Seite des gleichſeitigen Dreyecks in 3 gleiche Theile, und die beyden Theilungslinien an den gegenüberſtehenden Winkel, ſo wird das Dreyeck in 3 gleichhaltige Theile oder Dreyecke getheilt. Der Winkel aber in 2 gleiche und einen ungleichen Theil. Wird es ſo in 4 Theile getheilt, ſo werden die 4 Dreyecke wieder gleichhaltig, der Winkel aber erhält dadurch 2 gleiche und 2 gleiche Theile.

Würde die Seite in 4 ungleiche Theile getheilt, ſo entſtänden 4 ungleiche Dreyecke, das auf dem kleinſten Theil dieſer Linie würde auch das kleinſte u. ſ. w. Wollte man dieſes erläutert wiſſen, ſo dürfte man es auf gewöhnliche Weiſe auf gleiche Theile zurückführen.

So würde man das gleichſchenklichte und zwar das rechtwinklichte Dreyeck zuerſt nehmen, hernach die andern und dieſes bis zu den ungleichſeitigen fortſetzen. Je unregelmäßiger aber das Dreyeck iſt, deſto unwichtiger werden die Unterſuchungen; die Auflöſungen ſind alsdann noch verwickelter und ſchwieriger. Es giebt aber keinen

Fall, der nicht vollkommen wie die oben angeführten Aufgaben gelöſt werden könnte. Z. B.

Um zu zeigen, daß wenn eine Seite eines Dreyecks in 3 gleiche Theile getheilt worden iſt, und von dieſen Punkten aus in den gegenüberſtehenden Winkel 2 Linien gezogen ſind, das Dreyeck in 3 gleichhaltige Theile getheilt worden iſt; müſſen die 2 anſtoßende Dreyecke als eins in's Auge gefaßt werden, welches in 2 gleiche Theile getheilt iſt. Einer von dieſen Theilen bildet mit dem anſtoſſenden wieder ein ſolches Dreyeck; folglich dieſe 3 Dreyecke gleichhaltig.

So können in dem Dreyeck auch gleichlaufende Linien gezogen werden.

Man fordert den Schüler auf, zu unterſuchen, in was für einem Verhältniß das Dreyeck zum Viereck ſtehe, das entſteht, wenn man in einem gleichſeitigen Dreyeck, von der Mitte einer Seite, mit einer andern gleichlaufend an die gegenüberſtehende eine Linie zieht, ferner, ob die andere Seite auch in 2 gleiche Theile getheilt werde?

Der Schüler wird finden, das Viereck ſey 3mal ſo groß, als das Dreyeck, und die andere Seite des gleichſeitigen Dreyecks ſey auch in 2 gleiche Theile getheilt.

Auflöſung. (Zchg. 119.) q p iſt die Linie, welche durch die Mitte von a d gleichlaufend b d gezogen wird; die Hülfslinie p s wird gleichlaufend a b gemacht; dadurch wird das Dreyeck a p q gleich p d s, weil dieſelben 2 gleiche Seiten und darauf 2 paar gleiche Winkel haben; aus dieſem Grund wird die Seite p s gleich p a; p s b q iſt ein Parallelogramm; folglich p s gleich q b; a q gleich q b, weil a d gleich a b iſt; ſo werden auch die andern Seiten a q, q b, p d und p a gleich. Die andere Seite des gleichſeitigen Dreyecks iſt in 2 gleiche Theile getheilt. Das Dreyeck p s d gleich a p q, und nun wird die Hülfslinie q s gezogen, das Dreyeck p q s iſt gleich a q p, weil der Winkel p q s $2/3$ Rechter betragt, denn s p d und p q a enthält ein jeder auch $2/3$ Rechte; die Seiten s p und p q des Dreyecks s p q ſind gleich p q und q a des Dreyecks q p a, und wenn 2 Dreyecke zwiſchen 4 gleichen Seiten 2 gleiche Winkel haben, ſo ſind ſie einander gleich. Auf gleiche Weiſe kann wieder gezeigt werden, daß das Dreyeck p q s gleich a q p wird; folglich das Paralleltrapez 3 mal ſo groß als das Dreyeck.

So wie dieſes beym gleichſeitigen Dreyeck unterſucht worden iſt, wird dieſes auf alle andere Dreyecke fortgeſetzt werden, und zwar zuerſt beym gleichſchenklichten und hernach bey'm ungleichſeitigen Dreyeck. Die Auflöſung in jedem Dreyeck iſt aber der des gleichſeitigen ſo ähnlich, daß eine weitere diesfällige Ausführung unnöthig wird. Ueberall wird man aber finden, daß die gegenüberſtehende Seite immer in 2 gleiche Theile getheilt, und das Viereck immer 3mal ſo groß als das Dreyeck wird. Aus dieſem folgt ferner, daß, wenn man nicht von der Mitte einer Seite des Dreyecks an die gegenüberſtehende eine gleichlaufende Linie zieht, dieſelbe ebenfalls nicht auf die Mitte fällt, und das Dreyeck mehr oder weniger als $1/3$ des Vierecks wird. Dieſer Unterſchied wird aber ſpäter beſtimmt.

Aus dieſem folgt ferner noch, wenn man von der

Mitte einer Seite des Dreyecks an die gegenüberſtehende eine ungleichlaufende Linie zieht, ſo wird dieſe Seite in 2 ungleiche Theile getheilt, und das Dreyeck wird ebenfalls mehr oder weniger als ⅓ des Paralleltrapez.

Nachdem eine Linie auf dieſe Weiſe in einem Dreyeck gezogen worden iſt, ſetzt man dieſe Unterſuchung auch auf 2, 3 und mehrere Linien fort. Z. B.

Wenn man eine Seite eines regelmäßigen Dreyecks in 3 gleiche Theile theilt, und mit einer andern Seite desſelben 2 gleichlaufende Linien zieht, ſo wird die gegenüberſtehende Seite auch in 3 gleiche Theile getheilt; das Dreyeck bekommt einen Theil wie das anſtoßende Viereck deren 3 und das zweyte Viereck deren 5 enthalten wird.

Die Auflöſung iſt derjenigen mit 2 Theilen ganz gleich. Zuerſt wird dieſe Verbindung von Linien ſo in's Auge gefaßt, als ein Dreyeck, durch deſſen Mitte eine Linie gleichlaufend gezogen worden iſt. Von der Kenntniß dieſer 2 Theile wird dann zum dritten geſchritten, und auch das dritte Paralleltrapez wird wieder in Dreyecke zerlegt.

Theilt man durch 2 gleichlaufende Linien eine Seite in 3 ungleiche Theile, ſo wird die gegenüberſtehende Seite auch in 3 ungleiche Theile getheilt u. ſ. w.

Die weitere Ausführung iſt in dem, was über 2 Theile geſagt und aufgeſtellt worden iſt, nachzuſehen.

Statt von einem Winkel aus auf die gegenüberſtehende Seite eine und mehrere Linien, ſo wie auch von einer Seite aus gleichlaufende zu ziehen, können noch von mehreren

mehreren Winkeln und Seiten gleichzeitig Linien gezogen werden. Z. B.

Wenn man mit 2 Linien 2 Winkel eines gleichſeitigen Dreyecks jede in 2 gleiche Theile theilt, und die Linien an die gegenüberſtehenden Seiten gezogen, ſo fragt es ſich, in welchem Verhältniß dieſe Theile zu einander ſtehen, und wie viel Seiten dadurch einander gleich und ungleich werden.

Antwort. Zwey Dreyecke werden einander gleich, und jedes von ihnen wird ⅙ des Ganzen. Das dritte Dreyeck wird mit dem Viereck gleichhaltig, und von dieſem Dreyeck und Viereck iſt jedes ein Drittel des Ganzen.

Auflöſung. (Zchg. 120.) Das Dreyeck a f d iſt gleich d g b, weil ein jedes die Hälfte des Ganzen iſt; wird das Viereck b d f h von dieſen 2 Dreyecken weggethan, ſo bleibt noch Gleiches. Auf der einen Seite bleibt das Dreyeck b h a, auf der andern f h g, die dieſem zufolge einander gleich ſind. Auf gleiche Weiſe kann man es mit f g a und b g a machen, wodurch das Dreyeck g h a gleich dem Viereck f h b d wird. Das Viereck d b h f enthält aber 2 Dreyecke a b h, weil das Dreyeck h b d gleich b h a, und h d f gleich h f g als Dreyecke, deren Seiten in 2 gleiche Theile getheilt werden. Aus dieſem folgt weiter, daß das Viereck 2 Theile wie die Dreyecke a h b und h f g einen enthält. Weil das Viereck gleich dem Dreyeck g h a iſt, ſo wird daſſelbe auch 2 ſolcher Theile in ſich faſſen; folglich 2 Dreyecke, jedes ⅓ und ein Dreyeck ⅙ gleich ⅓. Das Viereck aber ein Drittel des Ganzen. Daß aber 4, 2 und 2 Seiten immer einander gleich ſind, iſt aus den

Eigenſchaften, die dieſe Dreyecke zu einander haben, leicht zu beweiſen. Eben ſo kann gezeigt werden, daß in einem rechtwinklichten Dreyeck, die einem Drittels rechten gegenüberſtehende Seite, immer die Hälfte von der iſt, welche im nämlichen Dreyeck dem Rechten gegenüberſteht; denn die Seite a b iſt die Hälfte von a g, weil a g gleich a d iſt, und a b ſteht in dem Dreyeck a g b dem Drittels rechten Winkel, und a g dem Rechten gegenüber. Aus dieſem Grund ſchneiden ſich die 2 Theilungslinien, die die 2 Winkel eines gleichſeitigen Dreyecks in 2 gleiche Theile theilen im Drittel der Entfernung der Seiten und ⅔ von ihren Scheitelpunkten.

Theilt man einen Winkel des gleichſeitigen Dreyecks in 2 gleiche und einen in 2 ungleiche Theile, ſo kann das Dreyeck dadurch in 2 gleiche und 2 ungleiche, oder in 4 ungleiche Theile getheilt werden. Wird aber jeder Winkel in 2 ungleiche Theile getheilt, doch ſo, daß ein Theil eines Winkels gleich iſt einem Theil des andern, ſo giebt es 3 gleiche und einen ungleichen oder 2 gleiche und 2 ungleiche Theile.

Auflöſung der 3 gleichen und einem ungleichen Theil. (Zchg. 120.) Wird f d gleich d g/3 und d b gleich a d/3 gemacht, ſo erhält das Viereck b d f h 2 Dreyecke, davon jedes die Hälfte von f h g oder a b h wird. Um dieſes zu beweiſen, darf nur von h auf die Mitte von g f und auf die Mitte von a b eine Hülfslinie gezogen werden. Ein hiedurch entſtandenes Dreyeck wird ⅓ vom Dreyeck g h d und d h a oder ⅓ vom Dreyeck b d g werden; dieſes iſt himwieder ⅓ des ganzen Dreyecks a g d; folglich das

Dreyeck ghf gleich $^1/_{12}$, hfdb gleich $^3/_{12}$ und abh gleich $^4/_{12}$, ahg aber gleich $^4/_{12}$ des ganzen Dreyecks agd.

Je mehr Theile ungleich gemacht werden, deſto unwichtiger und ſchwieriger wird die Verbindung, und darf daher auch füglich übergangen werden.

Aber auch hier ſoll das Umgekehrte geſchehen. Z. B. Wenn man die 2 Seiten eines gleichſeitigen Dreyecks in 2 gleiche Theile theilt und an die gegenüberſtehenden Winkel 2 Linien zieht, ſo wird das Dreyeck immer in 2 und 2 gleiche Theile getheilt, deren 2 jeder $^1/_3$, 2 aber jeder $^1/_6$ des Ganzen betragen.

Dieſes wird hernach auf alle Dreyecke angewendet und ausgedehnt, und der Schüler wird ohne weitere Schwierigkeit finden, daß dieſe Verhältniſſe auf alle Arten Dreyecke anwendbar werden. Auch kann bey dem einen oder andern Dreyeck die Gleichheit und Ungleichheit der Seiten aufgeſucht und beſtimmt werden, beſonders bey dem gleichſchenklichten. Man kann bey allen gleichſchenklichten Dreyecken 4, 2 und 2 gleiche Seiten in dieſer Verbindungsart bilden.

Bey dem ungleichſeitigen Dreyeck wird dieſe Unterſuchung aber gar nicht wichtig. Nothwendiger aber wird folgende Unterſuchung; von allen 3 Winkeln eines jeden Dreyecks ſollen auf die gegenüberſtehende Seite 3 Linien gezogen werden. —

Der Anfang kann alſo gemacht werden: man theilt 2 Winkel eines gleichſeitigen Dreyecks auf obige Art in 2 gleiche Theile, und zieht vom dritten Winkel durch den Vereinigungspunkt eine Linie, unterſucht, ob dieſe Linie den Winkel und die gegenüberſtehende Seite in 2 gleiche Theile theilt. Auch wird der Schüler ohne Anſtand finden, daß der Winkel ſowohl als die gegenüberſtehende Seite in 2 gleiche Theile getheilt werden.

Dieſes wird auf die gleichſchenklichten Dreyecke ausgedehnt.

Werden die 2 gleichen Winkel zuerſt mit 2 Linien in 2 gleiche Theile getheilt, und vom dritten Winkel durch dieſen Durchſchnittspunkt eine Linie gezogen, ſo wird der Winkel und die gegenüberſtehende Seite wieder in 2 gleiche Theile getheilt.

Theilt man aber zuerſt einen gleichen und einen ungleichen Winkel in 2 gleiche Theile, und wird hernach wieder durch den Vereinigungspunkt eine Linie gezogen; ſo wird der Winkel ebenfalls in 2 gleiche, die Seite aber in 2 ungleiche Theile getheilt.

Geſchieht das Nämliche beym ungleichſeitigen Dreyeck, ſo werden in jedem derſelben die 3 gegenüberſtehenden Seiten immer in 3 ungleiche Theile getheilt.

Statt daß man von den Winkeln ausgeht, werden dieſe Reihenfolgen auch umgekehrt von den Seiten ausgegangen und behandelt werden. Z. B.

In einem gleichſeitigen Dreyeck werden 2 Seiten in 2 gleiche Theile getheilt, und von dieſen Punkten aus in die gegenüberſtehenden Winkel 2 Linien gezogen, hernach von der Mitte der dritten Seite aus eine Linie durch den Durchſchnittspunkt noch gezogen, und ebenfalls unterſucht, ob dadurch der dritte Winkel auch in 2 gleiche Theile getheilt werde.

Bey einer ſolchen Prüfung wird der Schüler aber finden, daß bey'm ungleichſeitigen Dreyeck daſſelbe nicht in 2 gleiche Theile getheilt werden könne. Hingegen wird der Größeninhalt in allen Dreyecken unverändert in 6 gleiche Theile dadurch eingetheilt.

Zieht man in irgend einem dieſer Dreyecke vom Durchſchnittspunkt auf die dritte Seite des Dreyecks 3 rechtwinklichte Linien, ſo werden ſie immer einander gleich.

Auflöſung. (Zchg. 121.) q t, q w, q v ſollen die rechtwinklichten Linien vorſtellen. Das Dreyeck a q c wird gleich a q v, weil der Winkel q a t gleich q a v, q c a gleich q v a und endlich t q a gleich a q v; die Seite a q iſt für die 2 Dreyecke a q t und a q v gemein; wenn 2 Dreyecke 2 gleiche Seiten haben, und auf ihnen 2 paar gleiche Winkel liegen, ſo ſind die Dreyecke und die gleichliegenden Seiten einander gleich; alſo q t gleich q v, und ſo werden die Dreyecke q t d und q d u wieder in's Auge gefaßt, und eben ſo bewieſen, daß q t gleich q u werde; folglich alle 3 rechtwinklichten Linien einander gleich. —

So wie man von mehreren Seiten und von mehreren Winkeln aus Linien gezogen hat, ſo kann dieſes auch noch mit mehreren gleichlaufenden, die auf verſchiedene Seiten gezogen werden, ſtatt finden. Der Stufengang und die Reihenfolgen ſind in dem, was ſo eben aufgeſtellt worden iſt, ganz gleich; um mich kurz faſſen zu können, werde ich diesfalls nur noch einige der weſentlichſten Aufgaben mit ihren Auflöſungen anführen.

(Zchg. 122.) Die Linie h m ſoll mit a h und d l mit an gleichlaufend, und hm gleich ln ſeyn; es fragt ſich, wie viel von den 4 Theilen einander gleich ſeyen?

Antwort. 2 gleich- und 2 ungleichhaltig.

Auflöſung. Weil hm gleich ln iſt, ſo wird das Viereck dgmh gleich glnb werden; denn die Seite mn des Dreyecks mnh iſt gleich hl des Dreyecks hld; ferner iſt der Winkel hnm des Dreyecks hmn gleich dem Winkel hld des Dreyecks hld, als innere und äußere Gegenwinkel von gleichlaufenden Linien; aus dem nämlichen Grund iſt der Winkel hmn gleich dhl; das Dreyeck gml von beyden Dreyecken weggethan, bleibt Gleiches, alſo iſt das Viereck hgln gleich gmhd; thut man abgd zu beyden hinzu, ſo erhält man wieder Gleiches; folglich anld gleich bmha. Wenn 2 Paralleltrapeze 2 gleiche Seiten haben, und ſich, ſo wie es in dieſer Verbindung geſchieht, in einem Punkt a vereinigen, ſo ſind die 2 Paralleltrapeze gleichhaltig.

Mehrere Linien in 2 Richtungen gleichlaufend zu ziehen, würde nichts als eine Wiederholung der Aufgaben ſeyn, die bereits ausführlich genug ſich dargelegt finden; dagegen mögen folgende noch eine Stelle finden.

Wie viel Theile werden einander gleich, wenn man in einem gleichſeitigen Dreyeck durch die Mitte einer Seite eine Linie gleichlaufend zieht, und hernach einen Winkel, mit einer zweyten, in 2 gleiche Theile theilt und dieſelbe an die gegenüberſtehende Seite verlängert?

Antwort. 4 Theile, wovon 2 und 2 gleich ſind; 2 davon betragen jeder immer $^1/_8$ und 2 jeder $^3/_8$ des ganzen Dreyecks.

Die Auflöſung kann auf ein Dreyeck, in welchem durch die Hälfte der Seite eine gleichlaufende Linie gezogen wird, zurückgeführt werden.

Seiten entſtehen dadurch 6, 2 und 2 gleiche.

Iſt aber dieſe gleichlaufende Linie nicht durch die Mitte gezogen, ſo entſtehen, wie oben, 2 und 2 gleiche Räume; aber die 2 Dreyecke werden mehr oder weniger als $^1/_8$ des ganzen Dreyecks. Eben ſo werden die 2 Vierecke mehr oder weniger als $^3/_8$ des Ganzen. So kann das gleichſchenklichte und ungleichſeitige Dreyeck unterſucht werden. Statt aber einen Winkel in 2 gleiche Theile zu theilen, wird in dem unregelmäßigen Dreyeck die Seite ſo eingetheilt werden. In dieſen Fällen wird die Gleichhaltigkeit der verſchiedenen Theile in allen Dreyecken unverändert bleiben.

Theilt man eine Seite eines Dreyecks in 2 gleiche Theile, und wird an den gegenüberſtehenden Winkel eine Linie, und hernach von einer Seite aus 2 gleichlaufende und gleichweit von einander entfernte Linien gezogen, ſo fragt es ſich, wie viel von den Theilen einander gleich und wie viel ein jeder des ganzen Dreyecks ſey?

Antwort. 2, 2 und 2 gleich; 2 davon ſind jeder $^1/_{16}$, 2 jeder $^3/_{16}$ und 2 jeder $^4/_{16}$ des Ganzen.

Werden dieſe Linien in ungleicher Entfernung gleichlaufend gezogen, ſo fragt es ſich, wie viel in dieſem Fall wieder einander gleich ſeyen, und wie viel ein jeder Theil des Ganzen betrage?

Bevor man zum Viereck vorſchreitet, können noch einzelne Fragen über die verſchiedenen Verhältniſſe, die durch das Ziehen der Linien in Dreyecken entſtehen, gegeben werden.

Weil dieſe Fragen ſo einfach aus den aufgeſtellten Reihenfolgen hervorgehen, ſo nehme ich keinen Anſtand, dieſes ganz dem Lehrer zu überlaſſen und zum Viereck vorzuſchreiten. Auch hier wird der Anfang wieder bey'm regelmäßigen Viereck gemacht. —

Wird in einem Quadrat eine Linie gezogen, ſo kann daſſelbe in 2 gleiche oder 2 ungleiche Theile getheilt werden. Bey 2 gleichen Theilen kann man entweder 2 Dreyecke, oder 2 Rechtecke, oder 2 Paralleltrapeze machen.

Bey 2 ungleichen aber 2 Paralleltrapeze, oder ein Dreyeck und ein Paralleltrapez, oder ein Dreyeck und ein Fünfeck.

Um den erſten Fall zu bilden, wird in dem Dreyeck eine Ecklinie gezogen; dadurch entſtehen 2 Dreyecke, die 2 gleiche Seiten und auf denſelben 4 gleiche Winkel haben, folglich ſind ſie einander gleich.

Für den zweyten Fall aber wird durch die Mitte einer Seite des Quadrats eine gleichlaufende Linie gezogen. Dadurch entſtehen 2 Rechtecke, die gleiche Seiten haben, und als Sache der Anſchauung ſchon ſind ſie einander gleich. Wollte man dieſes auf das Dreyeck zurückgeführt wiſſen, ſo müßte jedes Rechteck nur in 2 Dreyecke zerlegt werden. Die weitere Ausführung wäre dann dem Obigen ganz gleich.

Für den dritten Fall wird von einem beliebigen Theil einer Seite des Quadrats (nur darf es nicht die Mitte ſeyn) ſo eine ungleichlaufende Linie gezogen, daß die 2 gleichlaufenden Seiten des Paralleltrapez gleich ſind einer Seite des Quadrats.

(S. Zchg. 123.) Es wird auf gewöhnliche Weiſe durch das Dreyeck gezeigt, daß das Dreyeck a' und b' gleich a und b werde; folglich das eine Paralleltrapez gleich dem andern.

Für die ungleichen Theile kann die Linie außer dieſen 3 Beſtimmungen, in denen ſie gleich werden, ganz beliebig gezogen werden. Die Gleichheit der Seiten zu beſtimmen, wird nach und nach immer unwichtiger und darf daher größtentheils ganz ausbleiben. Dagegen erhält man öfters ſehr wichtige Verhältniſſe der Winkel, die folglich nicht ganz unbemerkt übergangen werden ſollen. So trägt man dem Schüler auf, mit 2 Linien ein Quadrat in 2, 3 und 4 Theile zu theilen.

Ich werde einige der wichtigern Fälle, die er finden wird, hier anführen.

Er wird 4 gleiche Quadrate, oder 4 gleichſchenklichtrechtwinkliche Dreyecke, oder 4 gleiche Trapeze, oder 2 und 2 gleiche Rechtecke, oder 2 gleiche Rechtecke und 2 ungleiche Quadrate, oder 3 gleiche Rechtecke, oder 2 gleiche und ein ungleiches Dreyeck ꝛc. finden. Nur ungleiche Theile zu bilden, iſt unwichtig; beſonders wenn man mit den gleichen angefangen hat.

Will man 4 gleiche Quadrate bilden, ſo werden in 2 Richtungen durch die Mitte mit den Seiten deſſelben 2 gleichlaufende Linien gezogen. — Für 4 gleiche Dreyecke zieht man im Quadrat die 2 Ecklinien. Jeder Winkel wird dadurch in 2 gleiche Theile getheilt, folglich werde die Winkel, die durch die Verbindung dieſer 2 Linien a Vereinigungspunkt entſtehen, Rechte. Die 4 Dreyeck ſind gleich, weil 2 und 2 immer 2 gleiche Seiten und dar auf 4 gleiche Winkel haben.

Auch die Trapeze können wieder durch die Dreyeck gelöst werden. (S. Zchg. 124.) Zuerſt wird gezeigt, da alle die ſpitzen Winkel, die auf den Seiten des Quadrat ſich bilden, ſo wie die ſtumpfen, einander gleich werden dann werden die 2 Hülfslinien gezogen und gezeigt, da das Dreyeck a und c gleich a′ und c′ werde.

Eben ſo kann man ein Quadrat in 3, 4 und noc mehrere gleiche und ungleiche Theile eintheilen laſſen; nu dürfen die ungleichen nicht weitläufig vorgenommen werden. Selbſt iſt es nicht nothwendig, die gleichen Theil bey einer größern Anzahl Linien zu erſchöpfen.

Die gleichen Uebungen können mit dem Rechteck, mi der Raute, dem Parallelogramm, Paralleltrapez, un ſelbſt mit dem Trapez vorgenommen werden.

Ich übergehe die Ausführung, und ſchreite zu de weſentlichern Aufgaben, die dem Schüler diesfalls vorgelegt werden können.

Jedes Parallelogramm wird durch eine Ecklinie in gleich große, und durch 2 ſolche in 4 gleichhaltige Dreyecke getheilt.

Auflöſung des zweyten Falls. (Zchg. 125.) Di Seite dc des Dreyecks dcf iſt gleich der Seite ab de Dreyecks afb; der Winkel fcd gleich fab, und fdc glei fba; wenn 2 Dreyecke 2 gleiche Seiten haben und au denſelben 2 paar gleiche Winkel liegen, ſo ſind die gegenüberſtehenden Winkel und Seiten einander gleich, alſo die Seite cf gleich af und df gleich bf; in dem Dreyeck dab iſt die Seite db durch af in 2 gleiche Theile getheilt, aus dieſem folgt, daß das Dreyeck daf gleich afb, eben ſo abf gleich bfc und bfc gleich cfd ꝛc. werde. Iſt es ein Quadrat, ſo werden die 4 Winkel um f herum Rechte; iſt es aber ein Rechteck, ſo ſind ſie ſpitz und ſtumpf; 2 Dreyecke davon werden gleichſchenklich ſpitz- und die andern gleichſchenklicht ſtumpfwinklicht. Wäre es aber eine Raute, ſo würden die 4 Winkel um f wieder Rechte, die Dreyecke aber ungleichſchenklicht rechtwinklicht. In dieſen Fällen werden die Ecklinien jedesmal in 2 gleiche Theile getheilt.

Zieht man von einer Seite in 2 Winkel eines Parallelogramms 2 Linien, ſo wird das hiedurch entſtandene Dreyeck ſo groß als die 2 andern; oder ein Dreyeck, welches mit einem Parallelogramm einerley Grundlinie hat, wird halb ſo groß als das Parallelogramm ſelbſt.

Auflöſung. (Zchg. 126.) Man zieht eine Hülfslinie, zeigt dann, daß das Dreyeck a gleich at und b gleich B werde, und zwar wieder durch die Gleichheit der Dreyecke, die auf 2 gleichen Seiten 2 paar gleiche Winkel haben. Die Winkel werden als innere Wechſelwinkel von gleichlaufenden Linien einander gleich. Werden durch die Durchſchnittspunkte von 2 Winkellinien in einem Parallelogramm noch 2 mit den Seiten gleichlaufende Linien gezogen, ſo wird daſſelbe in 8 gleiche Theile getheilt. Ein jeder Theil wird ein Achtel des Ganzen.

So könnte man den Schüler allenfalls noch unterſuchen laſſen, wie viel Seiten, Winkel ꝛc. einander gleich werden.

Er wird finden, daß die Ecklinie, die von dem ſpitzen Winkel in einem Parallelogramm gezogen wird, immer länger iſt als diejenige, die von den ſtumpfen Winkeln ausgeht.

Auflöſung. (Zchg. 127.) Man nimmt hiezu ein Rechteck und zeigt, daß die Ecklinie immer die längſte Linie iſt, welche in einer ſolchen Figur gezogen werden kann. Um ein ſchiefwinklichtes Parallelogramm zu machen, werden nur die 2 Hülfslinien gezogen, dieſelbe bilden mit Theilen von den Seiten des Rechtecks ein ſchiefwinklichtes Parallelogramm. Um zu zeigen, daß s t wirklich länger als jede andere Linie in dem Rechteck werde, kann man nur a m ziehen; dieſe Linie bildet auf den Seiten des Rechtecks immer ſtumpfe Winkel, alſo werden die Seiten des Dreyecks, die dieſen ſtumpfen Winkeln gegenüberſtehen, immer größer als die andern. Auch bilden dieſe Seiten die Ecklinien des ſtumpfwinklichten Dreyecks. Die 2 Ecklinien eines Paralleltrapez können hingegen einander gleich oder ungleich ſeyn.

Dieſe Auflöſungen ſind nicht nur leicht zu machen, ſie können ſchon durch die Anſchauung außer allen Zweifel geſetzt werden. Wichtiger wird es aber ſeyn, zu zeigen, daß dadurch 2 gleichhaltige und 2 ungleichhaltige Dreyecke entſtehen.

Auflöſung (Zchg. 128.): Die gleichlaufende Seite ab wird ſo weit verlängert, bis das Ganze ein Parallelogramm giebt. Das Dreyeck cad wird, wie wir oben geſehen haben, die Hälfte von demſelben, und eben ſo wird cbd wieder die Hälfte, alſo das Dreyeck cad gleich cbd. Das Dreyeck ced gehört nun zu beyden dieſer Dreyecke; wird es von jedem abgezogen, ſo hat man Gleiches von Gleichem weggethan, und es muß daher noch Gleiches bleiben; auf der einen Seite bleibt cae, auf der andern aber ebd, und alſo ſind dieſe 2 Dreyecke einander gleich. Die Seite ae iſt aber ungleich ed, weil es keine Ecklinien des Parallelogrammes ſind; aus dieſem folgt, daß das Dreyeck aeb ungleich bed und bed ungleich dec wird.

In den verſchiedenen unregelmäßigen Trapezen Ecklinien zu ziehen, wird nicht mehr nöthig. Ich werde noch einige Aufgaben über das Fünfeck in Kürze anführen.

Verſteht ſich, daß man dem Schüler auch hier wieder aufgeben könnte, ein Fünfeck mit 1, 2, 3 ꝛc. Linien in 2, 3, 4 ꝛc. gleiche Theile zu theilen, wie dieſes beym Drey- und Viereck geſchehen iſt. Dieſes würde aber Uebungen, die nicht mehr ſehr nothwendig auf der gegenwärtigen Stufe ſind, zu ſehr ausdehnen. —

Man theilt in einem regelmäßigen Fünfeck einen Winkel in 2 gleiche Theile, und zieht von dieſem Theilungspunkt an die gegenüberſtehende Seite eine Linie; es fragt ſich, ob die 2 dadurch entſtandenen Vierecke einander gleich oder ungleich werden?

Auch kann man umgekehrt von der Mitte einer Seite an den gegenüberſtehenden Winkel eine Linie ziehen, und unterſuchen, ob die 2 Theile einander gleich oder ungleich werden.

Um die eine oder andere Aufgabe zu löſen, zieht man in jedem Viereck eine Hülfslinie, verwandelt daſſelbe in Dreyecke, dadurch kann man leicht zeigen, daß ſie einander gleich werden und folglich auch die Vierecke, oder das Fünfeck iſt in dem einen und andern Fall in 2 gleiche Vierecke getheilt worden. —

Werden aber von einem Winkel eines Fünfecks in die gegenüberſtehende 2 Winkel 2 Linien gezogen; ſo fragt es ſich, in wie viel Theile das regelmäßige Fünfeck dadurch getheilt werde? Wie viel gleiche Winkel und Seiten ſeyen?

Antwort: 2 gleiche und 1 ungleiches Dreyeck; 5, 2 und 2 gleiche Winkel, und 5 und 2 gleiche Seiten.

Auflöſung (Zchg. 129.): Der Winkel abc iſt $^6/_5$ Rechte; die Seite ab gleich bc und deswegen der Winkel bac gleich bca und jeder $^2/_5$; desgleichen iſt der Winkel dce gleich ced; folglich iſt der Winkel dec und dce auch $^2/_5$ u. ſ. w. Weil das Dreyeck edc gleich abc iſt, ſo wird die Seite ec gleich ac, und weil der Winkel abc ſtumpf iſt, ſo wird die Seite ac länger als ab. Der Winkel dec iſt gleich $^2/_5$, alſo bleibt für cea = $^4/_5$. Kennt man einmal alle Seiten und Winkel, ſo läßt ſich die Gleich- und Ungleichheit der Dreyecke, geſtützt auf dieſes, dann finden. Um zu zeigen, daß das Dreyeck eca größer als dec werde, wird der Winkel aec durch die Hülfslinie em in 2 gleiche Theile getheilt; dadurch wird das Dreyeck emc gleich edc, alſo iſt das Dreyeck eac größer als edc.

So läßt man den Schüler im Fünfeck auch 2 Linien ziehen, die einander durchſchneiden, und unterſuchen, wie viel Seiten, Winkel und Theile des Fünfecks dadurch einander gleich werden, und es wird nicht fehlen, er wird 2 gleiche Dreyecke und ein Dreyeck finden, welches dem Viereck ungleich iſt; Winkel giebt es 6 und 3, Seiten 7 und 2 gleiche.

Mit den Seiten des Fünfecks gleichlaufende Linien zu ziehen, wird hier weniger wichtig, als im Dreyeck oder im Parallelogramm und darf daher ganz übergangen werden. Auch die unregelmäßigen Fünfecke dürfen nicht als ſehr wichtig angeſehen und müſſen dem gemäß behandelt werden. Will man aber dem Schüler dennoch einige Aufgaben geben, ſo mögen ſolche Fünfecke gewählt werden, die dem regelmäßigen am nächſten ſtehen. Z. B. Ein Fünfeck mit 5 gleichen Seiten, 2 und 2 gleichen und einen ungleichen Winkel. Fünfecke mit innern Ecken werden aber auf keinen Fall gegeben. Auch dürfen höchſtens nur ein paar Linien gezogen werden. Das Ausgeführte mag diesfalls als Leitfaden und Norm dienen. Auch das regelmäßige Sechseck wird einer gleichen Unterſuchung unterworfen, und kann weitläufiger als das Fünfeck ſelbſt behandelt werden, indem ſeine gleichlaufenden Seiten mehrere einfache und zugleich wichtige Verhältniſſe in ſich faſſen.

Als Beleg mögen folgende Aufgaben dienen.

Zchg. 130. ſoll ein regelmäßiges Sechseck ſeyn. Es wird a b gezogen; es fragt ſich, ob die 2 dadurch entſtandene Vierecke einander gleich ſeyen?

Auflöſung: man zieht q b und im b d das Dreyeck q p b gleich m n b, alſo die Seite q b gleich m b; der Winkel nmb gleich pqb; aus dieſem folgt, der Winkel bma gleich bqa; die Seite am gleich aq; folglich das Dreyeck bma gleich bqa; die gleichliegenden Winkel bam und baq ſind einander gleich; weil die Winkel des regelmäßigen Seckseck's $\frac{4}{3}$ Rechte betragen, ſo iſt der Winkel mab = $\frac{2}{3}$ Rechter u. ſ. w. Alſo das Dreyeck pqb mehr qba gleich mnb + bma. Das Sechseck iſt dadurch in 2 gleiche Theile getheilt, ebenfalls theilt dieſe Ecklinie die 2 Winkel in 4 gleiche Theile.

Angenommen, es wären die drey Linien bq, ba und bm gezogen, und man möchte wiſſen, wie viel gleiche Winkel dadurch entſtehen und in welchem Verhältniß dieſe 4 Theile des Sechsecks zu einander ſtehen?

Antwort: Es giebt 2 und 2 gleiche Theile, wovon 2, ein jeder $\frac{1}{6}$ des Ganzen ausmacht; zwey aber jeder $\frac{1}{3}$; ferner hat es 6, 2, 2 und 2 gleiche Winkel; jeder der 6 gleichen iſt $\frac{1}{3}$, von 2 gleichen jeder $\frac{2}{3}$, 2 andere $\frac{4}{3}$, und von 2 endlich jeder ein Rechter.

Die Gleichheit der Theile iſt aus obiger Auflöſung zu erſehen. Man zieht die Hülfslinie ms, und macht den Winkel smb gleich bmn, und alſo wird das Dreyeck smb gleich mnb; die Seite bs gleich sm gleich sa, weil das Dreyeck sma gleichſeitig iſt, in dem Dreyeck bma iſt die Seite ba durch sm in 2 gleiche Theile getheilt; aus dieſem folgt endlich, daß das Dreyeck bma 2 mal ſo groß als bnm iſt; ferner folgt aus dieſem, daß die längſte Ecklinie eines regelmäßigen Sechsecks 2 mal ſo lang als eine Seite deſſelben iſt. Auch iſt der Winkel durch dieſe Ecklinien in 3 gleiche Theile getheilt worden.

Zchg. 131. In dem regelmäßigen Sechseck werden die 2 Ecklinien af und db gezogen, so fragt ſich wieder, wie viel gleiche Theile ſie haben und in was für einem Verhältniß ſie ſtehen; wie viel gleiche Winkel und Seiten dadurch entſtehen? Aus letzter Auflöſung geht hervor, daß eine ſolche Ecklinie einen Winkel des Sechsecks in 2 gleiche Theile theile, und alſo einer ⅔ werde; jedes Dreyeck gleichſeitig und nach obiger Auflöſung iſt es die Hälfte von dem größern; das größere iſt aber 2 mal ſo groß als das kleinere, folglich ⅙ des Ganzen; für das Viereck aber bleiben 2 ſolcher Theile oder ⅔ des Ganzen. Man zieht st und fragt, wenn man ſie verlängere, ob ſie in den Winkel q falle?

Würde ſie nicht in den Winkel q fallen, ſo müßte ſie entweder auf bq oder qf zu ſtehen kommen, und folglich ein gleichſeitiges Dreyeck bilden; denn die Winkel um s herum ſind ⁴/₃, und kommt daher auf sbu auch ⅔. Nun iſt aber sb gleich ab gleich bq, und weil sb gleich bu iſt, folgt daraus, daß ab gleich bq und auch gleich bu werde, welches nicht ſeyn kann, denn ein Theil eines Ganzen kann dem Ganzen nie gleich werden, und deßwegen kann su nicht auf bq und eben ſo wenig auf qf, ſie muß dem alſo in den Winkel q fallen. —

So kann man im Sechseck auch von der Mitte einer Seite aus, auf die andere eine und mehrere Linien ziehen, und wieder unterſuchen, wie viel Theile einander gleich und ungleich werden.

Die gleichen Uebungen können auch auf das regelmäßige Siebeneck, Achteck, Neuneck ꝛc. ausgedehnt werden. Je mehr aber eine Figur Seiten hat, deſto geringer muß die Anzahl der Linien ſeyn, die man in derſelben zieht, wenn man den Schüler nicht in zu verwickelte und ſchwierige Verhältniſſe ohne Zweck und ohne Nutzen auf dieſer Stufe führen will.

Bey dem unregelmäßigen Sieben-, Achtecke ꝛc. werden keine Linien mehr gezogen.

Die weſentlichern Aufgaben hierüber wären allenfalls noch folgende:

Die längſte Ecklinie in einem Sieben-, Acht-, Neuneck ꝛc. und die Gleichheit der Winkel und Figuren zu unterſuchen.

Wenn in einem Siebeneck von einem Winkel in 4 andere 4 Linien gezogen werden, in einem Achteck aber auf die nämliche Weiſe 5, in dem Neuneck 6; in wie viel gleiche Theile werden dieſe Figuren dadurch jedesmal getheilt werden? Wie viel Winkel werden einander gleich? Wie viel wird ein jeder betragen ꝛc.?

Sollte jemand dieſe Uebungen und Reihenfolgen ausgedehnter wünſchen, ſo mag das, was über das Dreyeck und Viereck aufgeſtellt worden iſt, als Leitfaden und Norm dienen, und gewiß wird man ohne die geringſte Schwierigkeit ſich daſſelbe verſchaffen können, was einem jeden an ſeinen individuellen Bedürfniſſen und nach ſeiner Anſicht noch mangeln ſollte. Auch wenn man hierüber noch einzelne Fragen zu geben wünſcht, ſo wird man dieſelben mit eben der Leichtigkeit zu bilden im Stande ſeyn.

Statt in den verſchiedenen regelmäßigen und unregelmäßigen Figuren Linien zu ziehen, kann man die gleichen Unterſuchungen zwiſchen gleich- und ungleichlaufenden Linien mit Figuren vornehmen jedoch hat man ſich vorzüglich auf die gleichlaufenden als die wichtigern zu beſchränken.

Der Anfang wird zu dieſem Ende alſo gemacht:

Unterſucht, wie viel gleiche Parallelogramme mit 3, 4, 5 ꝛc. gleichlaufenden Linien, die zwiſchen 2 gleichlaufenden Linien gezogen werden können.

Werden aber zwiſchen 2 gleichlaufenden Linien 2 gleichlaufende und eine ungleichlaufende gezogen, ſo können entweder 2, 3 oder 4 Figuren gemacht werden.

Bey 2 geſchloſſenen Räumen ſind entweder beyde gleich, oder beyde ungleich; bey 3 ſind entweder alle gleich, 2 gleich und einer ungleich, oder alle 3 ungleich. Bey 4 können alle 4 gleich, oder 2 und 2 gleich, oder alle 4 ungleich u. ſ. w. gemacht werden.

Auflöſung des erſten Falls. Man macht nur ein Parallelogramm, deſſen Seite die Hälfte einer Seite des Dreyecks iſt (S. Zchg. 132.) Man zieht die Hülfslinie ap, und am auf die Mitte von db, dadurch wird apd gleich adm; das erſte Dreyeck iſt die Hälfte vom Parallelogramm, und das zweyte die Hälfte vom Dreyeck adb und wenn die Hälften einander gleich ſind, ſo werden auch die Ganzen einander gleich.

Aus dieſem folgt, daß wenn ein Parallelogramm und ein Dreyeck zwiſchen 2 ungleichlaufenden Linien ſtehen und 2 geſchloſſene Räume bilden, und die eine Seite des erſten, die auf einer parallelen Linie ſteht, die Hälfte von einer Seite des zweyten iſt, beyde Figuren gleichhaltig werden; oder gewöhnlich alſo ausgedrückt: Ein Dreyeck, das mit einem Parallelogramm zwiſchen gleichlaufenden Linien ſteht, und das Doppelte der Grundlinie des Parallelogramms hat, iſt demſelben gleich.

Auch folgt aus dieſem das Umgekehrte. Wenn ein Dreyeck und ein Viereck auf obige Art gebildet werden und die Seite des Parallelogramms mehr als das Doppelte der Seite des Dreyecks wird; ſo iſt das erſtere auch größer als das letztere.

Auflöſung. Um 2 gleiche und einen ungleichen geſchloſſenen Raum zu bilden, wird Zeichnung 133 und $df = ab$ gemacht; alſo wird das $\triangle\, abh = hdf$, denn die zwey Dreyecke haben auf zwey gleichen Seiten 2 paar gleiche Winkel, alſo ſind die $\triangle$e ſelbſt einander gleich. Faſſet man agf als ein Dreyeck in's Auge, ſo kann hd als durch die Mitte von af gleichlaufend mit ag angeſehen werden, und das $\triangle\, hdf$ oder abh als ½ vom Paralleltrapez $ahdg$ betrachtet werden.

Dieſe Linienverbindung auf eine andere Art ausgedrückt: Zwey Scheiteldreyecke, die zwiſchen zwey gleichlaufenden Linien ſtehen, ſind gleich der Hälfte des Parallelogramms, mit dem ſie gleiche Grundlinie und gleiche Höhe haben und deren Linien auf obige Weiſe mit einander verbunden ſind, oder die ſich in der Mitte zwiſchen den 2 gleichlaufenden Linien durchſchneiden.

Um 4 gleiche geſchloſſene Räume zu bilden, werden 2 Dreyecke und 2 Vierecke nach der Verbindungsart der Linien in Zeichnung 133. gemacht. So zieht man zwiſchen zwey gleichlaufenden Linien 2 und 2 gleichlaufende und unterſucht, wie oben, die Gleichheit und Ungleichheit der geſchloſſenen Räume, die dadurch gebildet werden. In Rückſicht auf die Zahl giebt es 3, 4, 5, 6 oder 7 geſchloſſene Räume. Bildet man 3 geſchloſſene Räume, ſo können alle 3 gleich, 2 gleich und 1 ungleich, oder alle 3 ungleich ſeyn.

Auflöſung des erſten Falls (S. Zchg. 134.). Man macht die Seite ab des Parallelogramms abgh = bc des Parallelogramms bcdſ, und dſ doppelt ſo lang als hg. Wenn eine Seite eines Parallelogramms die Hälfte der Seite des △ iſt, ſo wird das Parallelogramm ſo groß als das △, alſo abgh = bgſ, und aus dem gleichen Grunde wird hinwieder das △ gbſ = bcdſ.

Hieraus folgt ferner: wenn 2 Parallelogramme zwiſchen gleichlaufenden Linien ſtehen, gleiche Grundlinie haben und 3 geſchloſſene gleiche Räume bilden, die Grundlinie des Dreyecks doppelt ſo groß iſt als die der Parallelogramme. Haben dieſe die gleichen Eigenſchaften, ſo wird die 3te Figur den Parallelogrammen ungleich, wie in Zchg. 135., die erſten Figuren ſind dennoch einander gleich.

Auflöſung. Um zu zeigen, daß das Parallelogramm abem = dſgh werde, zieht man die Hülfslinie dm und ſe. Das △ adm = bſe, weil die Seite ad = bſ, und am = be, und der Winkel mad = ebſ wird; wenn 2 Dreyecke zwiſchen 2 paar gleichen Seiten 2 gleiche Winkel haben, ſo ſind ſie einander gleich; wird vom 1ſten △ das △ bid und die nämliche Figur auch vom 2ten weggethan, ſo bleibt für das erſte das Paralleltrapez abim = dieſ, und wird hinwieder $\triangle$ ime zu beyden Paralleltrapezen hinzugethan, ſo erhält man das Parallelogramm $abem = mdfe$; auf die gleiche Weiſe kann wieder gezeigt werden, daß das Parallelogramm $mdfe = dfhg$ wird, und folglich $dfhg = abem$.

Aus dieſem folgt aber allgemein, daß zwey Parallelogramme, die zwiſchen gleichlaufenden Linien ſtehen und gleiche Grundlinien haben, einander gleich ſind. Und auch umgekehrt: 2 Parallelogramme, die einerley Höhe, aber ungleiche Grundlinien haben, ſind einander ungleich. Oder auch: 2 Parallelogramme, die gleiche Grundlinien, aber ungleiche Höhe haben, ſind einander ungleich, und zwar die größere Figur wird jedesmal die werden, die die größere Grundlinie oder die größere Höhe hat. Wird aber in einem ſolchen Falle die Grundlinie und die Höhe größer gemacht, ſo wird das Parallelogramm, welches dieſe Eigenſchaft beſitzt, auch aus doppelten Gründen größer werden als das andere. Auf dieſe Auflöſung und die aus derſelben hervorgehende Folgerung geſtützt, können alle oben nur angedeuteten Fälle mit der größten Leichtigkeit erläutert und gelöſt werden. Der Kürze halber übergehe ich ihre weitere Ausführung; dagegen aber werde ich hier noch einige der wichtigern Aufgaben, die mit vier, zwiſchen zwey gleichlaufenden gezogenen ungleichlaufenden Linien gemacht werden können, hier anführen.

Wenn man zwiſchen 2 gleichlaufenden Linien 4 ungleichlaufende zieht, ſo können 3, 4, 5 ꝛc. geſchloſſene Flächen gebildet werden; eben ſo können in Rückſicht der Gleichheit und Ungleichheit alle Abänderungen ſtatt finden, die bey 3, 4 ꝛc. Größen im allgemeinen früher ſchon angegeben worden ſind.

Um unter anderm zu zeigen, daß 2 gleich ſind und eine ungleich, kann man Zchg. 136. machen. Man macht die Seite ba = cd und zieht sa gleichlaufend mit gb und fc gleichlaufend mit dp; folglich wird das Parallelogramm gbas = fcdp; △ gba iſt die Hälfte von gbas, und eben ſo iſt das △ pcd die Hälfte vom Parallelogramm fcdp; wenn die Ganzen einander gleich ſind, ſo werden es auch ihre Hälften oder genannte Dreyecke; ferner kann man allgemein ausſprechen: zwey Dreyecke, die gleiche Grundlinien haben und zwiſchen zwey gleichlaufenden Linien ſtehen, ſind gleichhaltig; oder zwey Dreyecke, die gleiche Grundlinien haben und gleiche Höhen, ſind gleichhaltig. Ungleich ſind ſie, wie dieſes bey den Parallelogrammen der Fall iſt, wenn ſie entweder ungleiche Grundlinien und gleiche Höhen, oder gleiche Grundlinien und ungleiche Höhen haben, oder aber, wenn die Grundlinie und die Höhe des einen Dreyecks mehr beträgt als die des andern. Daß der dritte geſchloſſene Raum in obiger Verbindung der Linien dieſen zwey gleich oder ungleich gemacht werden kann, geht aus obiger Auflöſung hervor. Auf die gleiche Weiſe können 5, 6 und noch mehrere gleich- und ungleichlaufende Linien gezogen werden.

Ich ende aber hiemit, und will nur noch in gedrängter Kürze zeigen, wie und unter welchen Beſtimmungen 4, 5, 6 Ecken ꝛc. einander gleich oder ungleich ſeyen.

Werden zwiſchen zwey gleichlaufenden Linien zwey

Parallelltrapeze gemacht, deren gleichlaufende Seiten in dieſe zwey Linien fallen und wovon die zwey des einen zuſammengenommen gleich ſind denjenigen des andern; ſo ſind beyde Parallelltrapeze einander gleich.

Auflöſung (Zeichnung 137.). $ab + ch = dc + gf$. Verwandelt man jedes Parallelltrapez in 2 Dreyecke, ſo ſind die 2 △ $abe + beh$ gleich einem, welches eine Grundlinie $ch + ab$ und eine Höhe ae (die die Entfernung zwiſchen zwey gleichlaufenden Linien bezeichnet) hat. Das Gleiche findet bey den 2 △ dgf und dge ſtatt; folglich ſind 2 Parallelltrapeze, die die oben angegebenen Eigenſchaften beſitzen, einander gleich. Wie in dieſer Verbindung 2, 3 ꝛc. Parallelltrapeze auch gleich einem werden können, geht klar aus dieſem hervor. Dieſe Folgerung iſt auf das Dreyeck, Parallelogramm u. ſ. w. anwendbar. Ungleich iſt aber ein Parallelltrapez einem andern, wenn beyde auf obige Art zwiſchen gleichlaufenden Linien ſtehen, aber die 2 parallelen Seiten des einen zuſammengenommen ungleich denen des zweyten ſind. Das größere Parallelltrapez hat zuſammengenommen die längern, und das kleinere die kürzern Seiten. Zwiſchen ungleichlaufenden Linien die nämlichen Figuren zu machen und die Gleichheit und Ungleichheit derſelben zu unterſuchen, wird überflüſſig. Zwey Trapeze mit einem innern Eck ſind einander gleich, wenn ihre vier Ecke zwiſchen 3 gleichlaufenden Linien ſtehen und die dem äußern Winkel gegenüberſtehende Seite des innern Trapez gleich iſt der des andern.

Auflöſung (Zchg. 138.). Die Linien ab, ge und fc ſollen gleichlaufend und die Seite $fm = dc$; folglich wird das $\triangle fma = dcb$, und eben ſo das $\triangle fgm = dec$; wird das Dreyeck fgm von fam, und dec von dbc weggethan, ſo hat man Gleiches von Gleichem weggethan und bleibt deswegen Gleiches, oder das Trapez $fgma = decb$.

Ungleich ſind zwey Trapeze mit einem innern Eck hinwieder, wenn ſie mit ihren 4 Ecken zwiſchen 3 gleichlaufenden Linien ſtehen und die dem äußern Winkel gegenüberſtehende Seite des einen ungleich iſt der des andern.

Dieſes auf Trapeze auszudehnen, die zwiſchen ungleichlaufenden Linien ſtehen, wird nicht nothwendig.

So ſind 2 Trapeze mit 4 innern Winkeln, deren 4 Ecke ebenfalls zwiſchen 3 gleichlaufenden Linien ſtehen und wovon die mittlere gleichlaufende Ecklinie des einen gleich wird der des andern Trapez, ebenfalls einander gleich (Siehe hiefür Zeichnung 139. und die Seite $am = pq$.) Ungleich ſind ſie aber, wenn die Seite am ungleich pq iſt. Zchg. 140. Zwey Fünfecke ſind einander gleich, wenn fl, al und mx gleichlaufend und $ap = sl$ und $mn = ox$ ſeyn wird. Die Auflöſung davon ergiebt ſich aus obigem.

Ganz auf die gleiche Weiſe kann gezeigt werden, daß 2 Sechsecke, 2 Siebenecke, 2 Achtecke, die ſo und ſo verbunden zwiſchen gleichlaufenden Linien liegen, einander gleich ſind. Ich darf die weitere Ausführung davon jedem Lehrer überlaſſen und begnüge mich, über dieſen Geſichtspunkt zur Ergänzung noch ein paar einzelne Fragen beyzufügen.

Fr. Es ſtehen 2 Dreyecke zwiſchen 2 gleichlaufenden

Linien und ſind einander gleich; es fragt ſich, was ſie für Eigenſchaften haben?

Fr. Zwey Dreyecke ſind einander gleich und haben gleiche Grundlinien; es fragt ſich, ob ſie zwiſchen gleich- oder ungleichlaufenden Linien ſtehen?

Die gleichen Fragen können gebildet werden, wenn die Dreyecke ungleich ſind. Auch ſollen ähnliche Fragen auf das Parallelogramm, Paralleltrapez, Trapez, Fünf-, Sechs-, Siebeneck u. ſ. w. angewandt werden.

Fr. Wenn ein Dreyeck und ein Viereck, die zwiſchen zwey gleichlaufenden Linien ſtehen, einander gleich ſind, was haben ihre Grundlinien für ein Verhältniß zu einander?

Antwort. Die Grundlinie des Dreyecks iſt doppelt ſo groß als die des Parallelogramms.

Fr. Ein Dreyeck und ein Paralleltrapez, die zwiſchen zwey gleichlaufenden Linien ſtehen, ſind einander gleich; es fragt ſich, was ſie für weitere Eigenſchaften haben?

Antwort. Die zwey parallelen Seiten des Paralleltrapez müſſen zuſammengenommen gleich ſeyn der Grundlinie des Dreyecks.

Fr. Wie muß ein Dreyeck und ein Trapez zwiſchen gleichlaufenden Linien beſchaffen ſeyn, wenn ſie einander gleich ſeyn ſollen?

Fr. Man wünſcht zwiſchen gleichlaufenden Linien ein Dreyeck zu bilden, das gleich wird einem Fünfeck; es fragt ſich, wie dieſes beſchaffen ſeyn müſſe?

So kann man ein Dreyeck einem Sechseck, einem Siebeneck ꝛc. gleich machen, oder aber ein Viereck einem Fünfeck, Sechseck u. ſ. w.

Als Ende dieſer Uebung kann man den Schüler ein Zwölfeck etwa einem Zwanzigeck, oder ein Dreyeck und ein Siebeneck zuſammen einem Dreyzehneck, oder 3 beliebige Figuren zuſammen 4 andern Figuren gleich machen laſſen.

Dieſes wirklich ausgeführt und hernach wörtlich ausgeſprochen, iſt der bey der Löſung dieſer Aufgabe zu befolgende Gang.

So nothwendig und wichtig ich die weitere Fortſetzung der Größenlehre in dieſem Band anſehe, ſo mußte ſie doch abgebrochen werden, um einige andere Anſichten meiner Beſtrebungen in ein heiteres Licht zu ſetzen. Hieher gehört unter anderm die Anwendung der Form- und Größenlehre.

Ich mache den Anfang mit erſterer, und füge dieſem noch bey: nachdem die Formlehre als Entwicklung der geiſtigen Anlagen des Kinds beendigt ſeyn wird, kann auch mit dem, was hier folgt, angefangen werden.

Anwendung der Form im Darſtellen geradlinichter Figuren auf dem Felde.

Die Formlehre als Typus der Entwicklung der geiſtigen Anlagen geht dieſen Uebungen nicht nur voran, ſondern das, was bey der geraden Linie diesfalls aufgeſtellt worden iſt, muß wenigſtens vollendet ſeyn, ehe damit angefangen werden darf.

Aus dem hierüber Aufgeſtellten geht denn auch weiter hervor, daß die in der Formlehre ſtatt gefundenen Verbindungen von Linien und Figuren auch in der freyen Natur ihre volle Anwendung finden, und eben ſo bildend ſeyen, als was diesfalls für die Schule aufgeſtellt worden iſt.

Allgemein müſſen auf dem Felde alle geradlinichte Figuren gemacht werden, die in der einen Formenlehre als wichtig aufgeſtellt worden ſind. Ich werde mich aber in dieſer Darlegung begnügen, nur die im Leben beſonders praktiſchen, und beſonders bildenden Aufgaben und Reihenfolgen heraus zu heben.

Von dem Verzeichnen gerader Linien.

Mit 2 Stangen wird eine gerade Linie ausgeſteckt oder bezeichnet; denn 2 Punkte ſind immer in einer geraden Linie, oder in einer geraden Richtung; folglich bilden dieſe Stöcke, wo ſie auch immer auf dem Felde ausgeſteckt werden, eine gerade Linie.

Geſtützt auf dieſe Kenntniß, werden von dem Schüler 3, 4, 5 Stöcke ausgeſteckt, die eine gerade Linie bilden. Dieſes wird ſo lange fortgeſetzt, bis ſie mit der größten Schnelligkeit und Sicherheit eine gerade Linie auf dem Felde mit jeder beliebigen Anzahl Stöcken verzeichnen können. Daß für dieſen Endzweck die Stangen ſenkrecht eingeſteckt werden müſſen, bedarf ich wohl nicht zu erinnern, und eben ſo wenig deren Nothwendigkeit hier weiter auseinander zu ſetzen. —

Zwiſchen 2 Stangen ſoll eine 3te geſetzt werden, die mit ihnen in einer geraden Linie ſteht. So werden 2, 3, 4 Stangen zwiſchen 2 gegebene gebracht. Daß es zu dieſer Ausführung, wenn ſie ſchnell von ſtatten gehen und ſicher ſeyn ſoll, wenigſtens 2 Schüler erfordert, ergiebt ſich aus der Natur der Sache; denn man bedarf einen, der denjenigen lenkt, welcher die Zwiſchenſtangen einzuſtecken hat.

Es ſoll zwiſchen 2 Stangen eine 3te, und außer derſelben eine 4te eingeſetzt werden, die mit einander eine gerade Linie bilden. —

So kann man ſie zwiſchen denſelben 2 oder 3, und eben ſo viel außer denſelben einſtecken laſſen.

Auf eben dieſe Weiſe kann man die Schüler, 2, 3 gerade Linien machen laſſen; doch, wenn ſie einmal nur eine richtig ſo auf dem Feld darſtellen, ſo können ſie das Nämliche ohne neue Schwierigkeiten auf 2, 3 anwenden. Werden Linien ſo ausgeſteckt, ſo müſſen ſie auch, ihrem Bedürfniß gemäß, groß gemacht werden; denn das Bedürfniß aller Formen, die auf dem Felde vorkommen, iſt gegen das Bedürfniß, welches die Schule erheiſcht, groß.

Will man die Schüler über 2 oder 3 gerade Linien auf dem Felde ausſtecken laſſen, ſo giebt man ihnen, um nicht ganz das Gleiche mehreremal zu wiederholen, Größenbeſtimmungen, die eine weitere Ausführung bildend zu machen geeignet iſt. Doch müſſen alle dieſe Uebungen das Gebiet der Anſchauung nicht überſteigen.

Zwey, 3 ꝛc. gleich lange Linien, oder 2, 3 Linien, die ungleich ſind, wovon die 1te die kleinſte, die 2te die längſte, mittelſte ꝛc. iſt; oder 3 Linien, wovon die 2te doppelt ſo lang iſt, als die 1te, und die 3te doppelt ſo lang, als die 2te, und ſo weiters werden vom Zöglinge auf dem Felde ausgeſteckt. Um die dabey zu bezweckende Anſchauung im richtigen Schätzen ihrer Größe zu erreichen, werden dieſe Größenverhältniſſe von freyem Auge gemacht, und wenn es die Zeit erlaubt, ſo ſollten öfters ſehr lange Linien gemacht werden, damit ſich das Auge des Schülers an das richtige Anſchauen großer Gegenſtände gewöhne, und neben dieſem noch beſonders ſeine phyſiſche Kraft im ſchnellen und weiten Laufen angeregt werde.

In unſeren Tagen iſt im Letzteren eine ſo allgemeine Trägheit, Weichlichkeit und Schlaffheit unter der Jugend eingeriſſen, daß dieſes gewiß wichtiger für ſie ſeyn wird, als mancher glauben mag. Wichtig iſt dieſes für die Jugend, da ihr zu dem vielen Schulſitzen in ihrem frühern Alter ſo wenig freye Luft und Bewegung in der Natur gegönnt wird. — Bey der Ausmeſſung und Beſtimmung der Felder ſowohl als bey andern Gegenſtänden der Natur findet ein angenommenes Maaß ſtatt, und wird daher nicht am unrechten Orte ſtehen, wenn auch Uebungen hierüber jetzt folgen. Z. B. Linien, die eine beſtimmte Anzahl Klafter oder Schuhe haben. Zu einem noch kleinern Maaße, wie etwa zu Zollen, Linien ꝛc. ſoll nicht geſchritten werden. Um bey dieſen Vergleichungen ſicher zu ſeyn, iſt es gut, wenn man den Schüler daran gewöhnt, im Anfang die Maaßſtange oder die Meßkette richtig aufzufaſſen, um dadurch das Klaftermaaß im Großen etwa zu 1, 10, 100, 1000 zu abſtrahiren. Zu dieſem Ziele führende Uebungen mögen folgende vorzüglich dienen. Man läßt die Schüler eine Linie mit der Meßkette machen, die 1, 10, 20 ꝛc. Klafter hat, dieſe wird von ihnen ſo lange angeſchaut, bis ſie ſich im Stande fühlen, ſolche Längen zu abſtrahiren. So läßt man ſie dann ohne Muſter, Linien ausſtecken, die dieſe oder jene Länge haben. Dieſes wird ſo lange fortgeſetzt, bis ſie es auch zu einiger Fertigkeit hierin gebracht haben werden. Um aber bey der erſt angegebenen Größenvergleichung ſicher zu ſeyn, wird, nachdem die Linien in dem begehrten Verhältniß mit dem Auge ausgeſtreckt ſeyn wird, mit der Meßkette ihre Richtigkeit unterſucht.

Geſtützt auf dieſe Uebungen, kann man denn 2, 3 und mehreren Linien eine andere Eigenſchaft beylegen; wie z. B. ſie ſollen gleichlaufend oder ungleichlaufend ſeyn. Den gleichlaufenden Linien werden Eigenſchaften des gleich- oder ungleich-lang-ſeyns beygelegt werden. Z. E. die eine ſoll doppelt oder 3mal ſo lang ſeyn als die andere ꝛc., oder die eine ſoll ſo und ſo viel Klafter enthalten; ferner kann man die Schüler gleichlaufende Linien verfertigen laſſen, deren Entfernung wie die Längen der letzten Linien beſtimmt worden ſind. Z. B. die 1te ſoll doppelt ſo weit von einer 2ten entfernt ſeyn, als die 2te von der 3ten ꝛc. Alles dieſes muß aber auch wieder vom Auge beurtheilt und beſtimmt werden; doch um ſich der Richtigkeit auch hier wieder hinlänglich zu überzeugen, kann man die Schüler das vom Auge gemeſſene mit der Meßkette oder Meßſtange unterſuchen laſſen. Statt der Maaßkette kann als Meßinſtrument auch der Schritt oder der Fuß eines jeden Schülers angewendet werden; beſonders wenn Linien oder Entfernungen zu unterſuchen ſind, wovon die eine doppelt ſo lang iſt als die andere. Iſt aber die Beſtimmung der Entfernung in Schuhen oder Klaftern gegeben, ſo muß als berichtigendes Meßinſtrument ein ihnen ähnlicher Maaßſtab genommen werden. —

In mehreren Richtungen gleichlaufende Linien auf dem Felde auszuſtecken iſt unnöthig, desgleichen nur ungleichlaufende, denen keine andere Eigenſchaft beigelegt wird, als die oben angegebene. — Ich ſchreite daher, nachdem ich die getrennten Linien unter dieſen Beſtimmungen durchgeführt habe, zu den vereinigten Linien, nämlich zu den Winkeln. Auf dieſer Stufe können auch noch getrennte Linien mit den bezeichneten Eigenſchaften gemacht werden, denen die Natur Schwierigkeiten in ihrer Ausführung darbietet, wie z. B. zwiſchen 2 Stöcken, die auf 2 Seiten eines Hügels eingeſteckt ſind, und auch kleiner ſind als der Hügel ſelbſt, einen 3ten zu ſetzen, der mit ihnen eine gerade Linie bilden würde. Aufgaben dieſer Art erfordern aber eine entwickelte geiſtige Schlußkraft der Formen und Größenverhältniſſe, die auf dieſer Stufe nicht vorausgeſetzt oder gefordert werden darf, und folglich für einmal wegbleiben muß.

Vom Verzeichnen oder Ausſtecken der Winkel.

Es ſollen von den Schülern geradlinichte Winkel auf dem Felde ausgeſteckt werden, und zwar rechte, ſpitze und ſtumpfe. Es werden den Schenkeln dieſer Winkel Eigenſchaften der Länge beigelegt; z. B. gleich und ungleich lang. Die ungleich langen Schenkel werden ſo gemacht, daß der eine 2, 3mal ſo lang iſt, als der andere, welches aber nicht mehr ſehr nöthig wird, wenn die einzelnen Linien in dieſer Hinſicht genugthuend eingeübt worden ſind. — Auch die Größe der Winkel ſoll wieder auf dieſe Art behandelt werden. Z. B. es werden gleich große, ſpitze,

oder

oder ſtumpfe Winkel ausgeſteckt; (die rechte ſind ſchon gleich) ferner Winkel der 1ten, 2ten Art, wovon der eine doppelt ſo groß iſt als der andere. Weil die Schüler zur Sicherheit ihrer vom Auge geſchätzten und gemeſſenen Linien zu Zeiten ſich eines Inſtruments bedienen; ſo kann auch bey den Winkeln aus gleichen Gründen ein dazu ſchickliches Inſtrument angewendet werden. Wenn die Schüler 2 gleich große, ſpitze oder ſtumpfe Winkel ausgeſteckt haben, ſo können ſie dieſe Winkel der Maaßſtange oder Kette oder Schritte etwa auf folgende Art unterſuchen und prüfen, ob ſie dieſes richtig ausgeführt haben. Auf den Schenkel der zu berichtigenden Winkel werden in gleicher Entfernung von ihren Scheitelpunkten 14 Punkte durch Stangen bezeichnet; die Winkel ſind gleich, wenn ſie in gleicher Entfernung von ihrem Scheitelpunkte gleiche Oeffnungen haben. Um endlich mit einem Meßinſtrumente zu unterſuchen, ob ausgeſteckte rechte Winkel wirklich auch recht ſeyen, kann man einen großen aus Holz von einem Tiſchler gemachten rechten Winkel gebrauchen, deſſen weitere Anwendung in die Augen ſpringt. Doch giebt es auch zu dieſen Formen noch andere und eben ſo geeignete Inſtrumente. Um aber zur gehörigen Kenntniß derſelben zu gelangen und dieſelben richtig anzuwenden und zu gebrauchen, bedarf es der Großenlehre, die auf dieſer Stufe noch nicht vorkommen darf. — Nicht unintereſſant und zugleich wichtig iſt es, daß die Schüler, wenigſtens zu Zeiten, ihre Meßinſtrumente ſelber ſuchen, und gewiß werden ſie auch im Stande ſeyn, dieſe zu finden. Ein Winkel, welcher doppelt ſo groß iſt als ein 2ter, ſoll vom

Schüler in 2 gleiche Theile von Aug getheilt, und hernach auf dieſe Art unterſucht werden, ob dieſes wirklich ſtatt finde. Iſt der 2te Winkel 3mal ſo groß, ſo wird er in 3 gleiche Theile getheilt werden.

Die Berichtigung kann mit einem Inſtrument, wo man es immer für nothwendig erachtet, vorgenommen werden. Eben ſo werden Winkel in 2. 3 und in jede beliebige Anzahl gleiche Theile getheilt werden können. So werden Nebenwinkel ausgeſteckt.

Auf dem Felde ſind 3 Punkte ausgeſteckt gegeben, die die Ende der Schenkel eines paar Nebenwinkels beſtimmen, es ſoll der Scheitelpunkt von dieſem paar Nebenwinkel geſucht werden.

Einige Nebenfragen, die ſich aus dieſer Hauptfrage ergeben, wären folgende:

Fr. Wie müſſen die 3 Punkte (Stangen) ausgeſteck ſeyn?

Antwort. Wie man will, nur dürfen nicht alle 3 i gerader Linie liegen.

Wie viel verſchiedene paar Nebenwinkel können ausgeſteckt werden?

Antwort. Entweder ein recht = oder ein ſchiefwinklichtes Paar.

In wie viel verſchiedenen Linien kann der Scheitelpunkt dieſer Nebenwinkel fallen?

Antwort. In 3 verſchiedenen Linien, entweder die 1, 2 oder 3te; denn die 3 Punkte, welche nicht in einer Richtung ſind, beſtimmen auch die Richtung 3 gerad Linien.

Man läßt ſie die 3 angezeigten verſchiedenen paar Nebenwinkel machen.

Die Auflöſung iſt mit der zwiſchen 2 Punkte einen 3ten auf dem Felde zu ſuchen, einerley, denn der Scheitelpunkt muß zwiſchen 2 gegebenen und mit ihnen in einerley Richtung ſeyn. Mit dem 3ten Punkt oder Stange läßt er dann in jeder Lage eine gerade Linie bilden.

Den Nebenwinkeln wird eine beſtimmte Form beygelegt.

Es ſollen auf den 3 verſchiedenen Linien 3 ſchiefe oder 3 rechte paar Nebenwinkel gebildet werden; zwey rechte und ein ſchiefes Paar ꝛc. welches aber weiter nichts neues darbietet, als eine Zahlenkombination.

Auflöſung der rechten Winkel.

Es wird ſo anfangen, wie es bey den beliebigen Nebenwinkeln geſchehen iſt, hernach der Scheitelpunkt eines jeden derſelben ſo lange von Auge verändert, bis die Winkel dem Anſchein nach recht ſind. Zur Berichtigung kann man das Meßinſtrument des rechten Winkels anlegen.

Die Löſung der ſchiefen Nebenwinkel iſt ſo leicht, daß ſie hier nicht weiter ausgeführt wird.

Es ſollen 3 Stangen ausgeſteckt werden, die die Ende der 3 gleichen Schenkel eines paar Nebenwinkels bilden.

Man wünſcht die 3 Stangen ſo ausgeſteckt, daß ſie ein rechtes, oder daß ſie ein ſchiefes paar Nebenwinkel mit gleichen Schenkeln bilden.

Zur Abwechslung ſoll zu Zeiten auch hier noch das Berichtigungsinſtrument angelegt werden, damit der

Schüler ſich immer an eine ſcharfe Beſtimmung zu halten genöthigt ſehe.

Die 3 einzuſetzenden Stangen ſollen aber die 3 Ende 3 ungleich langer Schenkel eines paar Nebenwinkels ſeyn.

Dem ungleichen Schenkel kann wieder eine Beſtimmung doppelt, 3mal ſo lang ꝛc., halb ſo lang ꝛc. gegeben werden. Ferner kann die Länge in ſo und ſo viel Schuh, Klafter ꝛc. ausgedrückt werden.

Man läßt die Schüler 3 Punkte eines paar Nebenwinkels aufſtellen, die 2 Ende der Schenkel und den Scheitelpunkt desſelben bilden ſollen, und dann zu dieſen 3 Punkten das 3te Ende der Schenkel des paar Nebenwinkels ſuchen.

Alle Veränderungen und Uebungen, die über den Scheitelpunkt des paar Nebenwinkels oben gemacht worden ſind, können auch auf den 3ten Endpunkt eines der Schenkel dieſes Nebenwinkels ausgedehnt werden. Es aber weitläufig hier ausführen zu wollen, iſt unnöthig; beſonders wenn die Schüler in obigen Aufgaben auch nur einige Fertigkeit erlangt haben. Für den Lehrer haben ſie aber doch immer noch einige Wichtigkeit, und werden ſie auch behalten, wenn er Sinn für das hat, was die Jugend bedarf. Nach dem Bedürfniß ſeiner Schüler zu Zeiten Aufgaben zu übergehen, iſt wichtig. Auch iſt es für den Leiter der Jugend wichtig, zu wiſſen, was er überſpringt und warum es nicht nachtheilig für ſeine Schüler wird, dieſes oder jenes ganz zu übergehen.

Nebenwinkel zu bilden, wovon der eine 2mal 3mal ꝛc. ſo groß iſt, als der andere, kann auch hier ausgeführt werden; doch iſt dieſe Ausführung nicht mehr ſehr nothwendig. Ein Berichtigungsinſtrument dieſer Größenverhältniſſe wird aus oben bemerkten Gründen nur abwechſelnd angewendet werden.

Nothwendiger und wichtiger ſind die Aufgaben der Nebenwinkel, die mit 4 Winkeln, welche durch 2 Linien in einem Punkt gebildet werden, gemacht werden können.

Es werden dieſem zufolge 4 Stangen ausgeſteckt, welche die 4 Ende der Schenkel der Scheitelwinkel bilden.

Auch hier können die untergeordneten Fragen der Nebenwinkel wieder eine Stelle finden. Z. B.

Wie müſſen die 4 Stangen zu einander ſtehen, wenn ſie 4 Winkel bilden ſollen?

Wie viel verſchiedene paar Scheitelwinkel können gemacht werden? etc.

Auflöſung der erſten Frage.

Der Durchſchnittspunkt der Scheitelwinkel muß ſo geſtellt werden, daß er zwiſchen den 4 gegebenen Punkten immer mit 2 und 2 in gerader Linie ſich befindet. Um dieſes auf die einfachſte, ſchnellſte und leichteſte Art auszuführen, werden wenigſtens 3 Schüler erfordert. Einer übernimmt die Stange des Durchſchnittspunkts; der 2te ſtellt ſich an ein Ende der 4 Schenkel oder Linien, und der 3te aber an ein anderes Ende, oder zu den Stangen der 2ten Linie; die leyten 2 leiten den 1ſten Schüler bis er den Ort findet, der beyden entſpricht.

So läßt man ſie 4 Punkte ausſtecken, die ein rechtes oder ein ſchiefes paar Scheitelwinkel bilden. (Die Natur dieſer Form und Verbindungsart bringt es mit ſich, daß da, wo ein paar Nebenwinkel ſind, auch ein 2tes Statt finde.)

Es wird, bey den verſchiedenen Arten der Winkel, den Schenkeln noch eine beſtimmte Länge gegeben werden können. Z. B. 4 gleiche Schenkel, oder aber 3 gleiche mit einem ungleichen etc., oder 4 gleiche Schenkel, wovon ein jeder ſo und ſo viel Klafter hat. Sehr weit müſſen dieſe Beſtimmungen aber nicht ausgedehnt werden. Am wichtigſten ſind ähnliche Aufgaben bey den rechten Winkeln.

Werden die Scheitelwinkel ſchief gemacht, ſo kann das eine paar 2, 3 mal ſo groß werden, als das andere.

Statt der 4 Enden der Schenkel eines paar Scheitelwinkels, können nur 3 und der Durchſchnittspunkt ausgeſteckt gegeben werden, und das 4te Ende der Schenkel aus dieſen 4 Punkten geſucht werden, welches aber als eine unweſentliche Uebung des obigen anzuſehen iſt.

Von 3 Linien, und zwar, die ſich in 1 Punkt vereinigen.

Es ſollen 3 Punkte oder Stangen ausgeſteckt werden, die die Ende der Schenkel gleicher Nebenwinkel um einen Punkt herum bilden, und hernach ſoll der Scheitelpunkt dieſer Winkel geſucht werden.

Fr. Müſſen die erſten 3 Stangen immer eine und dieſelbe Lage zu einander haben, ſo kann man die Schüler 3 Stangen ſtecken laſſen, die 3 ungleiche Winkel bilden; dieſen ungleichen Nebenwinkeln um einen Punkt herum, kann wieder eine Form beygelegt werden. Entweder ſollen ſie drey ſtumpfe, oder einen rechten und 2 ſtumpfe

Winkel bilden. Ferner wird den Schenkeln immer eine gewiſſe Länge gegeben, die entweder gleich lang, oder die ſo und ſo viel Klafter etc. haben; oder wovon der eine Schenkel 2, 3 mal ſo lang iſt, als ein 2ter, oder wovon der 3te wieder 2, 3 mal ſo lang iſt als der 4te. Die gleichen Beſtimmungen können noch den Winkeln beygelegt werden. Weit müſſen dieſe Beſtimmungen aber nicht getrieben werden; wenn es nicht ins Verwickelte, und zugleich in das Unnöthige führen ſoll. —

Es ſollen 4 Punkte ausgeſteckt werden, die der Scheitelpunkt, und drey Ende der Schenkel 2 gleicher Winkel ſind, welche die Nebenwinkel eines Winkels bilden. —

Die Ende der Schenkel von 3 gleichen Nebenwinkeln einer Linie ſollen ausgeſteckt werden. So können alle Figuren, welche in der Formenlehre bey drey Linien in 1 Punkt ſtatt fanden, durchgeführt werden. Zu den wichtigeren Aufgaben gehört: Mit 3 Linien in 1 Punkt 6 gleiche Winkel zu machen; 6 gleiche Winkel und ſo viel gleiche Schenkel; 4 und 2 gleiche, wovon 2 recht ſind, und die Schenkel ebenfalls gleich. —

Noch wichtiger ſind die Aufgaben, wenn man die Schüler die 6 Enden der Schenkel, oder der 3 Linien ausſtecken läßt, und hernach den Durchſchnittspunkt derſelben ſucht, welches aber auf die nämliche Weiſe geſchieht, wie bey 2 Linien in 1 Punkt. — Den Schenkeln dieſer Winkel können noch oben angegebene Eigenſchaften beygelegt werden, welches nach dem Gegebenen gewiß ein jeder, ohne die geringſte Schwierigkeit, und nach Bedürfniß auszuführen im Stande ſeyn wird. Sind die Schüler noch jung, oder in den vorhergehenden Aufgaben noch nicht ſehr geübt; ſo wird es zweckmäßig ſeyn, ähnliche Aufgaben etwas weiter auszudehnen; auch können die Berichtigungsinſtrumente der Linien, und auch das der Winkel zu Zeiten noch angelegt werden.

Von 3 Linien, die ſich in 2 Punkten vereinigen.

Nur Figuren auf dem Felde auszuſtecken, welche bey drey Linien in 2 Punkten vorkommen, bietet keine Schwierigkeiten dar. Z. B. Ein paar Gegen= oder Wechſelwinkel, und zwar innern oder äußeren, oder gemiſcht zu machen; ferner Winkel von allen 3 Arten, nämlich rechte, oder ſpitze, oder ſtumpfe; oder rechte und ſpitze u. ſ. w.; und wenn allen dieſen Verbindungen und Arten der Winkel und Schenkel noch Eigenſchaften der Länge beygelegt werden, bietet es auf dieſer Stufe nichts Neues mehr dar; doch liegen in dieſer Reihenfolge aber immer noch einige Aufgaben, die nothwendig und bildend für den Schüler werden; wie weit ſie jedesmal ausgedehnt werden müſſen, wird jeder Lehrer leicht ermeſſen, der den Geiſt der vorhergehenden aufgefaßt hat, und nur in die verſchiedenen Zahl=Kombinationen einzudringen vermag.

Wichtiger aber ſind folgende Aufgaben:

Es ſollen 6 Stangen ſo in die Erde geſteckt werden, daß ſie die 6 Enden der 7 Schenkel, die in 2 Punkten mit 3 Linien gebildet werden, beſtimmen, und hernach ſollen die 2 Durchſchnittspunkte dieſer 3 Linien geſucht werden.

Auflöſung.

Zeichnung 141 a, b, g, d, e, und f ſollen die Punkte ſeyn. Um die Aufgabe über einmal und mit Schnelligkeit zu löſen, werden 5 Schüler erfordert, wovon ſich der 1ſte in a, der 2te in b, der 3te in g befindet, der 4te ſucht den Durchſchnittspunkt zwiſchen a, c, und f, g, und der 5te ſucht den zwiſchen b d und g, f: die letzten 2 Schüler werden beym Suchen der Durchſchnittspunkte durch die erſten 3 geleitet, und zwar der 4te durch den 1ſten und 3ten, und der 5te durch den 2ten und ebenfalls durch den 3ten; folglich hat der 3te allein 2 zu leiten. Wollte man es gleich vertheilen, ſo dürfte man nur 6 Schüler nehmen, und den 6ten in f ſetzen und einzig durch den 1ſten und 4ten leiten laſſen.

Es ſoll die nämliche Aufgabe mit 7 gleichen Schenkeln, oder mit 8 rechten Winkeln, oder mit beiden vereinigt gemacht werden.

Daß auch dieſe Aufgaben in den vorhergehenden angezeigten Kombinationen angewandt werden können, ſieht jederman ein, und wird es auch ohne weitere Schwierigkeiten auszuführen im Stande ſeyn.

Statt drey Linien auf dieſe Art mit Stangen auszuſtecken, kann man auch 3, 4, 5 u.ſ.w. folgen laſſen, wovon im erſten Fall 2, im 2ten 3, und im 3ten 4 in einer Richtung gleichlaufend ſind, und gleich ſo viel Schüler zur Auflöſung an die gehörigen Stellen ſetzen, als hiezu nothwendig werden. — Das Ausſtecken der Stangen kann ſo verbunden werden, daß alle Ende derſelben auſſer dem Vereinigungspunkt liegen. Es ſollen 4 Stangen ausgeſteckt werden, welche 4 Ende von 3 Linien ſind, und durch ihre Verbindung 5 Schenkel bilden.

Auflöſung.

Zeichnung 142 a, b, c, d, ſind die 4 Punkte, von c zwiſchen b d wird eine beliebige Linie c q ſo gezogen, daß ſie nicht in a fällt, q und a durch eine Linie miteinander verbunden, und der Durchſchnittspunkt b d und c q geſucht.

Wird dem Winkel noch eine gewiſſe Form beigelegt, oder die Schenkel durch die Gleichheit und Ungleichheit beſtimmt, ſo können noch einige nicht unwichtige Fragen gebildet werden; die aber keineswegs ſehr nothwendig ſind, wenn das vorhergehende eingeübt iſt.

Von 3 Linien in 3 Punkten.

Die Schüler ſtecken auf dem Felde 3 Ecke unter allen Abänderungen aus; ferner Dreyecke, deren Seiten durch die Gleichheit und Ungleichheit beſtimmt ſind, als Dreyecke, die 3 gleiche oder 2 gleiche und eine ungleiche, oder alle 3 ungleiche Seiten haben; und endlich wird die Gleichheit der Seiten in Verbindung mit der Form der △e geſetzt, und es werden alſo gleichſchenklicht recht, ſpitz, und ſtumpfwinklichte △e gemacht; — gleichſeitige gibt es nur ſpitzwinklichte u. ſ. w. Auch kann man den Seiten der △e noch ein angenommenes Maaß in Schuhen oder Klaftern beylegen. Z. B.: Es werden gleichſeitige △e ausgeſteckt, deren jede Seite ſo und ſo viel Schuh oder Klafter hat; gleichſchenklicht rechtwinklichte, deren eine von den 2 gleichen Seiten oder deren ungleichen Seiten ſo und ſo viel Klafter hat; das nämliche kann auf alle andere △e angewendet werden. Mehr aber als einer Seite muß man in einem △ keine Beſtimmung geben, weil die anderen von ihr abhängen, und deſſen Abhängigkeit von dem Schüler hier noch nicht beſtimmt werden kann. Zur Unterſuchung und Berichtigung des durch das Auge beſtimmten Form-Verhältniſſes, kann auch zu Zeiten wieder das Inſtrument zu Hülfe genommen werden, welches aber auch jeder Lehrer ohne Erinnerung für ein und allemal jetzt wiſſen ſoll, wenn ihm nicht die 1ſte Eigenſchaft, die er als Lehrer beſitzen muß, mangeln ſoll. Schwieriger und zugleich bildender für die Jugend mögen etwa folgende Aufgaben noch ſeyn:

Es ſollen 6 Stangen ausgeſteckt werden, welche die Enden der 6 Linien fixiren, die ſich in 3 Punkten durchſchneiden, und hernach ſollen die 3 Durchſchnittspunkte der Linien geſucht werden.

Auflöſung.

Der Lehrer übergiebt 6 Schülern jedem eine Stange, läßt ſie mit einander berathen, nach welcher Gegend ein jeder zu gehen habe, um die gehörige Stelle zu finden; zugleich giebt er 3 anderen, jedem ebenfalls eine Stange, die zu den Durchſchnittspunkten der Seiten des △ beſtimmt ſind, und durch die erſten 6 geleitet werden müſſen. Einer weitläuftigern und deutlicheren Auseinanderſetzung bedarf man hierüber nicht mehr, wenn ähnliche, oben angeführte Aufgaben mit 2 Linien in einen Punkt ins Auge gefaßt werden, und die Schüler in denſelben geübt ſind. Dieſes iſt die verwickeltſte und ſchwerſte Aufgabe, welche in dieſer Art gemacht werden kann. Sollte ſie für die Schüler zu ſchwierig und verwickelt ſeyn; ſo könnte man einige leichtere, wie etwa folgende iſt, dieſer vorangehen laſſen.

Man ſoll 4 Stangen ausſtecken, die die 3 Scheitel eines △ und das Ende einer verlängerten Seite desſelben beſtimmen. Oder man ſoll 4 Stangen ausſtecken, wovon 2 die Scheitelpunkte des △, und 2 die zwey verlängerten Seiten desſelben beſtimmen.

So kann man zu 5 und 6 Stangen hinauf, und zu 3 und 2 herunter ſteigen und Scheitelpunkte des △ wie auch verlängerte Seiten desſelben angeben.

Daß eine große Mannigfaltigkeit der Aufgaben bey dieſer verſchiedenen Kombination Statt finde, liegt klar vorm Auge. Desgleichen, daß dieſe Aufgaben zum richtigen Orientiren auf dem Felde für die Jugend wichtig ſind; beſonders in einer Zeit, wo die Uebung der Sinne ſo allgemein vernachläßigt wird.

Mehrere Linien in 3 Punkten zu vereinigen, wird ganz übergangen, weil es nach dem was wirklich ausgeführt und zur Ausführung angeleitet iſt, nicht mehr nothwendig wird; wenn aber der eine oder andere noch Aufgaben hierüber bedürfen ſollte; ſo ſage ich nur im Vorbeygehen: ſie können nach der aufgeſtellten Norm und im gleichen Geiſt gemacht werden, und alles, was bey dem Ausgeführten wichtig war, muß auch als diesfalls wichtig in's Auge gefaßt werden.

Von 4 Linien in 4 Punkten.

Dieſe in 1, 2, 3 Punkten zu verbinden iſt nicht mehr nothwendig.

Man läßt die Schüler verſchiedene Arten 4 Ecke auf dem Felde ausſtecken; zu den wichtigeren gehören: das Quadrat, das Rechteck, der Rhombus, (oder das ſchiefgleichſeitige Parallelogramm) und noch etwa ein Paralleltrapez mit nur innern Winkeln, oder mit 3 innern und einem äußern etc.

Wenn ein 4Eck ein Quadrat bildet, ſo hat es 4 gleiche Seiten; in dieſem Fall kann eine Seite einer ſolchen Figur durch Schuh, oder Klafter bezeichnet werden.

Es ſollen von den Schülern 4 Ecke ausgeſteckt werden, die 2, 3 mal etc. ſo lang als breit ſind; auch können ſolche gemacht werden, deren Länge oder Breite ſo und ſo viel Schuh oder Klafter enthält. Das Gleiche wird mit dem ſchief, gleich- und ungleichſeitigen Parallelogramm vorgenommen; das Gleiche mit dem Paralleltrapez.

Es ſoll ein Paralleltrapez ausgeſteckt werden, welches 3 gleiche und eine ungleiche Seite hat. So mit dem Trapez, deſſen Ausführung, wie bey dem Parallelogramm iſt. Auch kann die Größe der Winkel der Parallelogramme und Paralleltrapeze, ſo wie die Seiten berückſichtigt werden.

Z. B.: Es ſoll ein Parallelogramm verfertigt werden, darin jeder ſtumpfe Winkel doppelt ſo groß iſt als jeder ſpitze deſſelben. —

Parallelogramme, deren Länge doppelt ſo groß iſt als ihre Breite. Auch können ihnen der Länge und Breite nach Schuh oder Klafter beygelegt werden. —

Es ſoll ein ſchiefwinklichtes Parallelogramm gemacht werden, deſſen längſte Seite 3 mal ſo lang wird, als eine Seite der Breite. — Den Winkeln kann auch bey dieſen Figuren eine beſtimmte Größe beygelegt werden.

Mit dem Trapez ſind ähnliche Aufgaben entbehrlich; ich ſchreite daher zu 4 Ecken, bey denen mehr als 4 Beſtimmungspunkte vorkommen.

Man ſoll mit 5 Stangen 5 Punkte ſuchen, welche die 4 Vereinigungspunkte eines 4Ecks und eine verlängerte Seite deſſelben vorſtellen. Dem 4Eck kann noch eine oder können mehrere beliebige, oben angegebene Eigenſchaften und Verhältniſſe beygelegt werden.

So können mit 6 Stangen die 4 Vereinigungspunkte, und die Ende der 2 verlängerten Seiten ausgeſteckt werden.

Deßgleichen mit 7, 8, 9 u. ſ. w. Stangen.

Die verwickeltſte und ſchwerſte Aufgabe iſt aber etwa folgende:

Mit 8 Stangen ſollen auf dem Felde 8 Punkte aufgezeichnet werden, welche die Ende von 4 Linien bezeichnen, die ſich in 4 Punkten durchſchneiden müſſen, und hernach ſollen die 4 Durchſchnittspunkte geſucht werden.

Bey dieſen Aufgaben iſt nicht unwichtig, dem zu bildenden 4Ecke noch eine Eigenſchaft beyzulegen; wie etwa, daß es ein Quadrat, oder Rechteck, oder Raute, oder ein ſchiefwinklichtes Parallelogramm; oder ein Rechteck, welches 2 mal ſo lang als breit u. ſ. w. ſey, bilden ſoll.

Bey den einfacheren Figuren werden die Schenkel oder die verlängerten Seiten der geſchloſſenen Figur noch gleich gemacht.

Nach Bedürfniß wird gewiß jeder Lehrer die Aufgaben, die allenfalls hier noch nothwendig ſind, auszuführen im Stande ſeyn. Ich ſchreite noch zu 4 Linien, die ſich in 5 und 6 Punkten vereinigen.

Mit 5 Stäben ſollen 5 Punkte ausgeſteckt werden, welche die 5 Vereinigungs-Punkte von 4 Linien bilden.

Es ſollen 8 Punkte ausgeſteckt werden, welche die 8 Ende der 4 Linien beſtimmen, die ſich in 5 Punkten vereinigen können; nach dieſem ſollen endlich die 5 Vereinigungspunkte aufgeſucht werden.

Das Gleiche kann mit 4 Linien in 6 Punkten ſtatt finden.

Aehnliche Aufgaben gehören zugleich zu den verwickeltern und ſchwierigern, welche mit 4 Linien möglich ſind.

Daß auch hier eine große Mannigfaltigkeit und Abſtufung von Aufgaben ſtatt finde, iſt klar, es iſt aber nicht nothwendig, ſie hier weitläufig auszuführen. Ich habe mich daher mit einigen der nothwendigſten und verwickelteſten begnügt.

Es ſoll ein regelmäßiges Fünfeck auf dem Felde ausgeſteckt werden.

Um dieſe Aufgabe zu löſen, wird erfordert, daß man die Größe der Winkel einer ſolchen Figur zuvor auffaßt und abſtrahirt.

Alle dem regelmäßigen Fünfecke nahe verwandten gehören zu den nothwendigern und weſentlichern Aufgaben, die auf dieſer Stufe möglich ſind.

5 Linien auszuſtecken, die ſich in der höchſten Anzahl Punkte vereinigen, gehört zu den verwickeltern und unweſentlichern Aufgaben.

10 Stangen ſollen ſo ausgeſteckt werden, daß ſie 10 Enden der 5 Linien darſtellen, welche ſich in der höchſten Anzahl Punkte vereinigen. Wenn die Enden dieſer Linien ausgeſteckt ſind, ſo möchte man ihre Durchſchnittspunkte aufſuchen. Dieſe Aufgabe gehört zu der verwickelteſten, welche auf dieſer Stufe gemacht werden darf. —

Es ſollen 5 Linien ſo ausgeſteckt werden, daß 3 in einer und 2 in einer andern Richtung gleichlaufend ſind.

Die 5 Linien ſollen wieder in dieſen Richtungen ſo ausgeſteckt werden, daß nur Stangen in ihren Endpunkten ſind; nach dieſem ſollen die Durchſchnittspunkte ausgeſteckt werden.

So können, ohne in verwickelte Aufgaben zu verfallen, 6 Linien ꝛc. genommen werden, wovon 3 in einer und 3 in einer andern Richtung gleichlaufend ſind; oder 4 in einer und 2 in einer andern ꝛc.; durch dieſe Verbindung entſtehen dann mehrere geſchloſſene Figuren.

Auf eben dieſe Art kann man mit den 6 Ecken, oder mit 6 Linien in 6 und mehreren Punkten verfahren, deren weitere Ausführung ich einem jeden nach Luſt und Bedürfniß überlaſſen darf, desgleichen mit dem 7 Eck. Weiter als etwa zum 8 Eck muß man es in keinem Fall fortſetzen.

Zu den wichtigeren Aufgaben gehört noch, Linien in mehreren Richtungen gleichlaufend zu ziehen, und ihre Durch-

Durchſchnittspunkte zu ſuchen, nachdem die Endpunkte derſelben durch Stangen aufgeſteckt worden ſind.

In mehreren Richtungen gleichlaufende und dabey noch ungleichlaufende Linien zu ziehen, würde verwickelt und zugleich noch unwichtig.

Zu den intereſſantern Aufgaben gehören noch die, in 3 Ecken, 4 Ecken ꝛc. die Mittelpunkte vom Auge zu ſuchen; beſonders wenn die ausgeſteckten Figuren regelmäßig ſind. Das Berichtigungsinſtrument kann auch hier mit Vortheil angelegt werden, um das Auge, wenn es nicht richtig ſchäzt, zu korrigiren. Ferner in ausgeſteckten regel- und unregelmäßigen Figuren ihre Seiten ſo weit zu verlängern, bis ſie zuſammentreffen. Sodann können Figuren ausgeſteckt werden, die, auf Papier gezeichnet, den ausgeſteckten ähnlich werden; beſonders können dieſe Uebungen in Gärten, und wo ſonſt verſchiedenartige Formen vorkommen, mit Vortheil ſtatt finden. Die Berichtigungsinſtrumente ſind auch hier zu Zeiten anzuwenden.

Endlich können noch Figuren gemacht werden, wovon ſchon ausgeſteckte Linien, Ecklinien, oder Halbmeſſer oder Seiten derſelben ſind, welches aber alles dem Bedürfniß des Lehrers überlaſſen bleibt. Da die 1ſten Uebungen und Reihenfolgen aber ſehr beſtimmt aus einander geſetzt, und ziemlich weitläufig ausgeführt ſind, ſo iſt eine weitere diesfällige Erörterung überflüſſig.

Andere, hieher gehörende Uebungen ſind folgende:

Die Winkel, welche die verſchiedenen Richtungen eines Wegs bilden, werden von den Schülern aufgefaßt, dieſelbe unter gleichem Größeverhältniß, aber verkleinert, auf Papier gebracht, und ſo, nach dieſem Muſter, die Richtung eines Wegs beſtimmt. Man bleibt aber nicht allein bey den Winkeln ſtehen, ſondern bringt auch die Länge der Schenkel in ein richtiges Verhältniß zu einander, und zwar wieder vom Auge. Um dieſes praktiſch ſicher auszuführen, kann man die im Anfang anempfohlnen Meßinſtrumente dann und wann zum Berichtigen der durch das Augenmaaß ausgeführten Aufgabe anlegen. Das Gleiche wird mit Zirkel und Lineal auf Papier ſtatt finden. Eben ſo werden die Richtungen der Flüſſe aufgenommen, bey welchen aber nicht alle kleinen Abweichungen angebracht werden dürfen, wenn man ſich nicht gar in's Kleinliche verlieren will. Um die Richtung eines Weges oder Fluſſes aufzunehmen und ihn auf's Papier zu bringen, thut man wohl, die Lage der Winkel als Gegen- oder Wechſelwinkel zu berückſichtigen und alſo aufzufaſſen.

Nach dieſer Verfahrungsart kann man die Schüler Aecker, Wieſen, Waldungen und andere Gegenſtände dieſer Art aufnehmen laſſen; beſonders aber ſolche Felder, die ſie intereſſiren, welche meiſtens ihren täglichen Anſchauungen und Beobachtungen ausgeſetzt ſind, als Gärten, Wieſen, Aecker, Waldungen, Wege ꝛc. ꝛc. Dieſe Aufgaben und Uebungen gehören gewiß zu denjenigen, welche die Kinder am meiſten anſprechen, und alſo als ſehr bildend auf ſie einzuwirken geeignet ſind.

Der Flächeninhalt der aufgenommenen Felder muß auf dieſer Stufe auf eine ganz ähnliche Weiſe berückſichtigt werden. Alle Aufgaben, die ſich aus dem Flächeninhalt der Quadrate und Rechtecke ableiten laſſen, gehören hieher. — Felder, Flüſſe ꝛc. aber aufzunehmen, denen die Natur Schwierigkeiten darbietet, muß auf dieſer Stufe ganz übergangen werden.

Die Anwendung der Form und Größe auf andere Gegenſtände wird folgen.

Rede,

die ich

als diesjähriger Präſident der helvetiſchen Geſellſchaft

den 26ſten April 1826

in Langenthal gehalten.

Theure, liebe Eidgenoſſen!
Edle vaterländiſche Brüder und Freunde!

Da Ihr mich in Eurer letzten Verſammlung zum Präſidenten des heutigen Tages erwähltet, ſprach ich in der Rührung meines Herzens folgende Worte zu Euch:
„Ich kenne Sie nicht perſönlich, liebe Herren und Freunde,
„ich kenne Niemand von dem jungen Geſchlechte, ich
„glaubte auch Ihnen nicht bekannt zu ſeyn, um ſo überraſchter
„bin ich durch Ihre Wahl. Ich bin alt; mein
„Blut iſt zwar noch warm, aber die Nerven ſind ſchwach.
„Schenkt mir Gott noch ein Jahr, nun ſo will ich dann
„zu Euch noch reden, wie's mir um's Herz iſt, von Vaterland
„und Erziehung, denen ich mein Leben gewidmet
„habe."

Ich wiederhole dieſe Worte heute mit der nämlichen Rührung, und ſuche in der Schwäche meines Alters mein Verſprechen ſo viel möglich zu erfüllen und ein gutgemeintes Wort über Vaterland und Erziehung mit Euch zu reden. In der Ueberzeugung, daß ich mit Männern rede, die in keiner Rückſicht etwas von mir erwarten, das außer dem Kreis meiner Kenntniſſe, meiner Erfahrungen und meiner Lebensbeſtrebungen liegt, gehe ich zur Sache.

Unſer Vaterland, die Schweiz, iſt ein durch die Natur in ſeinen größern Theilen ſehr unbegünſtigtes, armes Gebirgsland, aber in ſeinen urſprünglichen Verhältniſſen vielſeitig mit reichsſtändiſchen Rechten und Freyheiten begabet, die einzelnen Städten, Ländern, Herrſchaften, Gemeinden und ſelber Individuen einen großen Spielraum der häuslichen und bürgerlichen freyen Selbſtſorge und daraus entſprungenen Selbſtſtändigkeit verſchafften, deren Einwohner ihre genoſſenen Freyheiten und Rechte ſchon lange vor ihrer anerkannten Unabhängigkeit mit großer Weisheit und Mäßigung genoſſen und benutzten, und nach derſelben mit eben der Weisheit und Mäßigung unter zum Theil ganz außerordentlich glücklichen Umſtänden bis auf unſere Tage erhielten und äufneten. Die Geſammtheit dieſer Länder zeigte auch in den Tagen ihres Kampfes für dieſe Selbſtſtändigkeit einen mit ausgezeichnetem Muth und Tapferkeit verbundenen Gemeingeiſt in der Beſchützung und Vertheidigung der ſegensvollen Rechte und Genießungen ihrer Lage, und dabey eine Mäßigung, Anmaßungsloſigkeit und Rechtlichkeit, die ihnen die allgemeine Achtung ihrer Zeitgenoſſen und ſelber der mit ihnen in offenem Kampfe ſtehenden Fürſten und Länder zuzog und ſicherte. Beydes, ihr Muth und ihr Glück ſetzte ihr Zeitalter in allgemeines Erſtaunen. Höchſt merkwürdig iſt, daß der Gemeingeiſt unſers lieben, alten Schweizerbundes aus zwey, in ihrem Weſen verſchieden ſcheinenden Elementen hervorgieng, nämlich auf der einen Seite aus dem Geiſt eines, hohe Berge bewohnenden, unter ſich ſelbſt in großen Gleichheitsrechten, Uebungen und Gewohnheiten lebenden Hirtenvolks, auf der andern Seite von unſere Thäler und Ebenen bewohnenden Städten, Grafſchaften, Herrſchaften und Gemeinden, die Rechte-, Freyheiten- und Immunitäten halber mit den freyen Bergländern und ſelber unter einander in ganz ungleichen Lagen und Verhältniſſen lebten, aber ſammt und ſonders den Segen des poſitiven Zuſtands ihrer Rechte und Freyheiten, alten Briefe, Siegeln, Immunitäten, Uebungen und Gewohnheiten dankten, die in den Feudalrechten der damaligen Zeit begründet, aber von dem biedern Schweizervolk in ſtädtiſchen und ländlichen, in herrſchaftlichen und abhängigen Verhältniſſen mit ſegensreichem Zutrauen und mit großer menſchenfreundlicher Mäßigung gegenſeitig ausgeübt und genoſſen werden. Die in der Welt bisher beynahe unbekannten Bergländer von Uri, Schwyz und Unterwalden theilten in ihrer Armuth und Beſchränkung die Tugenden, Anſichten und Beſtrebungen der Vaterlandsliebe, des Gemeingeiſtes und der rechtlichen Freyheit derjenigen Städte, Grafſchaften, Herrſchaften und Gemeinden unſers Landes, die in dem damaligen Zeitpunkt ein gemeinſames Intereſſe mit ihnen hatten und ſich darum an den, von ihnen im Grütli beſchwornen, eidgenöſſiſchen Bund anſchloſſen.

In dieſer urſprünglichen Vereinigung zwey ſo weſentlich heterogener Elemente in eine enge Staatsverbrüderung kannten die einzelnen Theile des neuen Staatskörpers kein allgemeines, in beſtimmte Formen geordnetes, auf alle ſeine Theile nach gleichen Geſetzen einwirkendes, inneres Staatsrecht, als dasjenige, das ſich für einen jeden Theil dieſer Vereinigung aus der Natur und dem Weſen der Briefe, Siegel und Immunitäten unſrer einzelnen Städte und Länder ſelber ergab, aber in der Einfachheit, Unſchuld und Edelmuth der beſtehenden Gewalten in jedem Kanton als das Fundament ſowohl des allgemeinen Landesſegens als auch der allgemeinen Landesrechte anerkannt und mit heiliger Ehrfurcht in's Auge gefaßt und behandelt wurde. Dieſer Mangel an gleichartiger Begründung der hoheitlichen, ſtädtiſchen Lokalitäts- und Perſonalrechte und Gewalten des Vaterlands und der ſorgfältigen Ausmachung gegegenſeitiger Rechte unter einander, ſo wie überhaupt die Heterogenität des rechtlichen Beyeinanderlebens und Beyeinanderſtehens unſrer bürgerlichen Einrichtungen mit den Regierungs- und Unterwerfungsformen des übrigen Europa, konnte nicht anders als in der Folge der Selbſtſucht gegenſeitiger Anſprüche, gegen einander, in unſerm Innern vielſeitig beunruhigenden Spielraum verſchaffen. Aber im Anfange verhütete die allgemeine Gefahr, in der ſich unſer Vaterland durch ſeinen groſſen Freyheitskampf befand, ſo viel als jede Spur ſolcher Folgen. Dieſe Gefahr nöthigte in dieſem Zeitpunkt die ungleichartigen Glieder unſerer Vereinigung ſich ſelber als einzelne Stände gleichſam zu vergeſſen. Sie kämpften den großen Kampf unſrer Selbſtſtändigkeit in ſeiner langen Epoche bis an ſein Ende, ehe ſich in den ſo verſchieden organiſirten Kantonen unſers Vaterlands irgend ein Gefühl der Unbehaglichkeit dieſes Zuſtandes und am allerwenigſten eine Neigung zeigte, ſich dem Zeitgeiſt der Regierungs- und Verwaltungsformen des übrigen Europa zu nähern. Aber da ſie, mitten in dieſem Kampfe, ſelber noch mit den bedeutendſten fremden Staaten des Welttheils in freundſchaftliche Näherung kamen und bald ſelber in ihre Dienſte traten, ſo konnte das Gefühl des Bedürfniſſes des Ungenugthuenden in den Formen einiger unſrer Regierungs- und Verwaltungseinrichtungen und beſonders die Gelüſte nach einer etwelchen Näherung unſerer Unſchuldseinrichtungen zu dem Zeitgeiſt der übrigen Welt nicht gar ſehr lange ausbleiben. Die Unſchuld des unbedingten, freyen Privatſpielraums einzelner Städte, Orte und ſelber Perſonen, die in der Urzeit unſers Vaterlands ſtatt hatte, mußte ſich allmählig beſchränken. Die Regierungen unſerer bedeutendſten Stände gründeten mit Weisheit und Mäßigung, in Verbindung mit der Mehrzahl ihrer Bürger, Kantonaleinrichtungen, die nicht mehr blos ein einfaches, unbeſchränktes Reſultat der Briefe und Siegel aller Stände, Behörden, Städte, Länder und Dörfer waren; aber Mäßigung, reiner, alter Bürger- und Freyheitsſinn herrſchte Jahrhunderte lang in der Maſſa der bürgerlichen Bewohner der altſtädtiſch regierten Hauptorte unſrer größern Kantone, die, wie ihre untergebenen Angehörigen, gegenſeitig große, zum Theil ſelbſt erkaufte Rechte und Freyheiten beſaßen. Es iſt dabey noch unſtreitig, daß der rechtliche Freyheitsſinn und Freyheitsgenuß der, den Kantonen angehörigen Landleute mit demjenigen der ſie regierenden und verwaltenden Städte in dieſem Zeitpunkt eine gleiche, ſich gegenſeitig unterſtützende Richtung nahm und mit dem Freyheitsſinn und Freyheitsgeiſt der democratiſch verwalteten Urkantone in einer, in gewiſſer Rückſicht bewundernswürdigen Harmonie ſtand. Das Volk aller Stände genoß den Segen ſeiner Freyheitsverhältniſſe in einer Art von, ich möchte ſagen, heilig gegründetem, innerm Gleichgewicht, die daſſelbe allgemein, beydes zu erheben und zu befriedigen geeignet war. Ungeachtet der beſtehenden Ungleichheit der Anſprüche einzelner Stände und einzelner Klaſſen des Volks an einzelne Rechte und einzelne Genießungen, war der Zugang zu den höchſten Ehren und folglich der Zugang zu jeder rechtlichen Gewalt und zu jeder mit dieſer Gewalt verbundenen Landesehre dem verdienſtvollen Mann am Pfluge und dem ehrbaren Handwerker offen, wie dem Edelmann, der mehrere Burgen beſaß. Wer das Zutrauen des Volks hatte, war der Landesehre ſicher. Weder Kunſt noch Gewalt gieng in ihren Wirkungen hierin weiter als die Folgen des öffentlichen Zutrauens, das ſich ein Mann in dieſem Zeitpunkt zu verſchaffen wußte. Die erſten Häuſer unſrer vaterländiſchen Regenten, deren Familien ſich zum Theil bis auf heute in dieſem Rang erhalten, haben den Urſprung ihres Einfluſſes und ihres Ranges im Zeitpunkte dieſes edeln, vaterländiſchen Volksſinns und Volksgeiſts zu ſuchen. Aber freylich dauerte die Reinheit und Unſchuld dieſes Zuſtands im allgemeinen ihrer urſprünglichen Kraft nicht lange über den Zeitpunkt des Heldenkampfs für die Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit unſers Landes. Das Gold, das wir auf den Schlachtfeldern von Grandſon und Murten gewannen, war die erſte Verſuchung zur Irrführung unſrer bürgerlichen Anſichten, Einrichtungen und Beſtrebungen. Wer etwas Bedeutendes davon ſich zueignen konnte, gelüſtete bald nach Mehrerm und fand ſehr ſchnell Gelegenheit, ſich dieſes jetzt in fremden Dienſten leicht zu erwerben und damit zu Arten und Gattungen von Ehren, Rang, Würden, Gewalten, Geld und Genießungen zu gelangen, von denen die erſten Kämpfer für die Rechte des Vaterlandes durchaus keine Kunde hatten. Indeß erhielt ſich das Uebergewicht des guten, alten, vaterländiſchen Geiſtes in der Mehrzahl unſers Volks in allen Ständen ſehr lange in einer Art von fortdauernder Erbfolge der Bürgerkraft und Bürgertugenden unſrer Väter. Die Selbſtſorge der ſchweizeriſchen Stände und Individuen für häuslichen Wohlſtand und bürgerliche Selbſtſtändigkeit blieb lange im Vaterland im freyen Spielraum ſeines unbefangenen und unberechneten, urſprünglichen Zuſtandes auf keine Weiſe durch irgend eine Art von ſelbſtſüchtiger Neuerungsſucht und Zudringlichkeit geſtört, ich möchte ſagen, unbevogtet, nämlich in dem Sinne, in welchem dieſes Wort ſpäter in unſerm Vaterlande gebraucht worden. Jeder einzelne Theil der Eidgenoſſenſchaft war indeß bey jeder ſich ergebenen Colliſion einem brüderlichen, zutrauensvollen, gemeineidgenöſſiſchen Recht unterworfen, und das Ganze erhielt ſich eine Reihe von Jahren im erſten Leben des eidgenöſſiſchen Vereins ſegensreich und kraftvoll. Dieſer urſprüngliche Zuſtand der Eidgenoſſenſchaft aber erhielt durch das Stanzerverkommniß weſentliche Schwächung der Gemeinkraft und des Gemeineinfluſſes der ganzen eidgenöſſiſchen Verbrüderung in Rückſicht auf die ſegensvolle Gleichheit in der Gewährleiſtung der verbrieften Rechte der ungleichen Theilhaber dieſer Staatsverbindung. Die Staatsgeſetzgebungen wurden in einzelne Standes- und Kantonalgeſetzgebungen umſchaffen und vielſeitig ungleich geformt. Dadurch verloren ſie das hohe, innere, lebendige Fundament unſrer urſprünglichen Vereinigung, die innere Einheit und Gleichheit der Staatsgeſetzgebung, wo nicht ganz, doch in verſchiedenen Rückſichten ſehr bedeutend. Die Selbſtſorge der einzelnen Theile bekam einen, von dem Gemeingeiſt der Eidgenoſſenſchaft getrennten, größern Spielraum der menſchlichen Selbſtſucht. Die Kantone wurden Freyſtaaten mit größern Anſprüchen, Anſichten und zum Theil neu erſchaffenen Behörden. Die dießfällige Iſolirung der Kantone entſtand in einem Zeitpunkt, wo die eigentliche innere Vereinigung der Eidgenoſſenſchaft in ihren Formen erſt hätte beginnen ſollen, und hatte ihren Urſprung weſentlich in vielſeitigen Reizen zu Neuerungen mit einer allgemein überwägenden Neigung zur Erhaltung alles Beſtehenden an jedem Ort und an jeder Stelle, wie es wirklich war. Dabey aber pflanzte das immer weitergreifende Reislaufen in fremde Dienſte bey einigen ſchweizeriſchen Familien eine Art Geringſchätzung unſers alten, einfachen, vaterländiſchen Lebens und Seyns und eine anmaßungs- und anſpruchsvollere Lebens- und Denkungsweiſe, als diejenige, deren unſre Städte und Länder im allgemeinen bisher gewohnt waren. Aber eben dieſe Familien ſorgten in ihren Kantonen und Geburtsorten lange ſelbſt dafür, daß die Maſſa des Volks nicht außer den Geiſt der alten Einfachheit und zutrauensvollen Hingebung hinausfalle, die ſelber dem Intereſſe der Eitlern und Anmaßungsvollern dieſer Individuen eben ſo dienlich als dem Vaterland ſegensreich war. Und es iſt merkwürdig, daß in dem neuen Einfluß fremder Sitten, Denkungs- und Handlungsweiſen auf das öffentliche und Privatleben unſrer Kantone dieſer Geiſt der Sorgfalt für die Erhaltung einfacher, altſchweizeriſcher Grundſätze und Lebensweiſen in der Maſſa des Volks fortdauernd auch von ſolchen Männern geſchützt, genährt und erhalten wurde, die hier und da in ihrem Einfluß auf das Vaterland einige, den Einrichtungen fremder Staaten ſich nähernde Formen unſrer öffentlichen Erſcheinung begünſtigten. Aber es iſt dadurch auch allein erklärlich, wodurch es möglich geworden, daß ſich dieſer Geiſt der urſprünglichen Grundſätze, Lebensweiſen und Denkungsarten unter allen ihnen entgegenſtehenden Umſtänden und Begegniſſen, ſowohl in tauſend und tauſend Hütten des gemeinen, ſchweizeriſchen Volks als in den Wohnhäuſern der edelſten, angeſehenſten Familien unſers Vaterlands in einem ſehr merklichen Grad ſeiner urſprünglichen Einfachheit und Reinheit bis auf unſre Tage zu erhalten vermögen.

Freunde und Brüder! Wie blühte dieſer Geiſt noch in unſern Tagen in den edeln Männern, deren Andenken zu Ehren Ihr mich für heute an die Stelle gerufen, in der ich gegenwärtig in Eurer Mitte gerührt, mit belebten Gefühlen, beydes, der Dankbarkeit und der Beſchämung daſtehe. Aber dieſe Männer waren auch über das Allgemeine des durch den Zeitgeiſt, in dem ſie lebten, ſchon vielſeitig geſchwächten, abgematteten und alternden Geiſtes der ſchweizeriſchen Urwelt in einem hohen Grad erhaben, und ihre diesfällige Auszeichnung iſt es weſentlich und vorzüglich, was ſie vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert vermochte, ſich in unſerer Geſellſchaft zu vereinigen und in derſelben zur erneuerten Belebung altſchweizeriſcher Geſinnungen, Denkungsarten und Handlungsweiſen gemeinſame Kräfte, Mittel und Aufmunterung zu ſuchen. Sie verhehlten es ſich nicht, und wir dürfen es uns noch viel weniger verhehlen, vielartiges Unkraut hatte ſchon lange in unſerm altſchweizeriſchen Leben Wurzel gefaßt und wuchs mit immer ſtärkerer Kraft in der Mitte der ſegensvollen Fluren unſers Vaterlands, und auch die Kraft des in unſerer Mitte noch beſtehenden Guten erſchien vor unſern Augen ſeit Jahrhunderten in einer ſich immer mehr abſchwächenden Geſtalt. Die Urſachen, die aus auswärtigen Verhältniſſen entſprangen und dem urſprünglichen Erbgeiſt unſers ſchweizeriſchen Vaterlands entgegen wirkten, griffen immer tiefer und wirkten ſeit Jahrhunderten immer mehr, ich will nicht ſagen auf die Entſchweizerung, aber ich muß ſagen, auf die Minderung der altſchweizeriſchen Denkungs-, Handlungs- und Lebensweiſen einer großen Anzahl vaterländiſcher Einwohner, und auf die Baſis unſerer erſten und urſprünglichen Regierungseinrichtungen, die die wirkliche und reale Näherung der Vermögensumſtände des Mehrtheils unſerer regierungsfähigen, ſtädtiſchen Einwohner in Rückſicht ihrer Anſprüche mit den freyen Männern in den Urkantonen in eine merkliche Gleichheit ſetzten und den Handwerksſtand in unſern bedeutendeſten Städten zu einem ausgezeichneten Grad der Ehrenfeſtigkeit und Würde erhoben. Die nähern oder entferntern Verwandten der Militärperſonen, die einen höhern Rang im Auslande beſaßen, fanden ſich ſchon ſeit ſehr Langem nicht mehr behaglich in den Werkſtätten ihrer Väter und Großväter, und fremdartige Lebensweiſen und Berufsarten gefielen ihnen und mit ihnen einem großen Theil ihrer Mitbürger beſſer als die Lebensweiſen ihrer Vorfahren. Schreiberſtellen im Regierungs- und Privatdienſt, Plätze in Tribunalien, Rechtsdienſte, Ehrendienſte, Verwaltungsſtellen, kurz Berufsarten, die das Beſchwerliche und Unäſthetiſche auch einträglicher Handwerke nicht an ſich trugen und ſich etwas mehr den Sitten, Gewohnheiten und Lebensweiſen eines, von dem gemeinen Volk unterſchiedenen, ſcheingebildetern Zeittons näherten, wurden den gemeinen bürgerlichen Berufen und auch den einträglichſten Handwerken vielſeitig vorgezogen, und ſelber gemeine bürgerliche Dienſte wurden immer mehr Bedürfniß von Bürgern, die nicht mehr im alten Geiſt zu dem Fleiß und der Thätigkeit erzogen werden, der für die Begründung eines befriedigten Lebens in den beſchränkten Verhältniſſen des Handwerksſtands und ſeines Broderwerbs weſentlich iſt.

Die Geringſchätzung des handwerktreibenden Bürgerſtands griff in gewiſſen, ſelber verdienſtvollen Perſonen von höherm Range, noch weit mehr aber in verdienſtloſen, eiteln Nachbetern dieſer Neuerungsideen des gemeinbürgerlichen Lebens immer weiter, und hatte natürlich auch ſehr bald zu Folge, daß die Regierungs- und Verwaltungsfähigkeit gemeiner Bürger und Zünfter allmählig anfieng bezweifelt und mit der Würde und dem Anſehen von Perſonen eines großen, öffentlichen Einfluſſes als ziemlich unverträglich und nur in ſeltenen Ausnahmen zuläßlich in's Auge gefaßt zu werden. Der äußere Schein von Kunſtbildung und höherer Kultur wurde mit einer Art von Vorliebe und Einſeitigkeit geſucht, daß ſein äußerer Anſchein auch da, wo er im Weſen nicht vorhanden war, dem kraftvollen bon sens, aber etwas unäſthetiſch daſtehenden, altväteriſchen Bürgergeiſt mit Vorliebe und Einſeitigkeit vielſeitig vorgezogen wurde, und dadurch das Bedürfniß und die Einführung von Stellen und Poſten, an denen man mit aufrechtem Rücken leichtes Brod fand zum Nachtheil der Reſſourçen und der Ehrenfeſtigkeit des alten, gemeinbürgerlichen, ſelbſtſtändigen Berufslebens, immer mehr vermehrte. Dabey aber muß man nicht aus den Augen laſſen, daß die Vorſchritte dieſer Abänderung mit großer Mäßigung ſtatt fanden und von Geſchlecht zu Geſchlecht faſt unmerklich vorwärts rückten. Die große Anzahl der ſtädtiſchen Perſonen, die die Reſſourcen eines bürgerlichen Dienſt- und Ehrenlebens und die Vermehrung der daſſelbe möglich machenden Ehren- und Dienſtſtellen dem alten, bürgerlichen Zunft- und Berufsleben vorzog, lebte

Jahrhunderte lang mit einer bürgerlichen Mäſſigung, Einſchränkung und Sorgfalt und zeigte in derſelben bis nahe an die gegenwärtige Zeit fortdauernd in ihrem öffentlichen und Privatleben im Allgemeinen einen wahren, altväteriſchen Geiſt, der an Ort und Stelle die innere Abänderung der alten Fundamente des ehemaligen Gemeingeiſtes und der ehemaligen Gemeinkraft unſers gemeinſamen Bürgerlebens kaum merklich machte. Die einflußreichen Bürger, die einen Theil des altbürgerlichen Einfluſſes des gemeinen Handwerkſtandes auf die Wahl der Regierungsglieder und ſelber der Häupter der Stadtgemeinden mit der Würde der ſchweizeriſchen Regierungen, in ſo fern ſie nicht mehr als blos beſchränkte, bürgerliche Stadtobrigkeiten, ſondern als anerkannte Staatsregierungen ihrer Kantone daſtanden, nicht mehr ganz vereinbar fanden, giengen in dieſem Geſichtspunkt, ich darf faſt ſagen, Jahrhunderte lang, mit Feſtigkeit, Conſequenz und mit großer Klugheit und Mäßigung zu Werke; ſie zogen bis nahe an unſere Zeiten die ausgezeichnetern, verdienſtvollern, gemeinen Bürger mit großer Sorgfalt zur Theilnahme an den öffentlichen Geſchäften ſelbſt wohlwollend zu, und wirkten perſonlich durchaus nicht erniedrigend und kränkend auf die Maſſa ihrer Mitbürger ein.

Wer indeß die Geſchichte unſerer Hauptſtädte von dieſer Seite, von dem Urſprung unſerer eidgenöſſiſchen Vereinigung an, mit Ernſt und Wahrheitsliebe in's Auge faßt, dem kann es nicht entgehen, daß die, dem reinen Urſprung unſerer gemeineidgenöſſiſchen Vereinigung nachtheiligen Folgen des Reislaufens in fremde Dienſte auf

die

die Schwächung unſerer gemeinbürgerlichen, anſpruchsloſen Regierungsformen und auf die Erzeugung vieler, in den urſprünglichen Formen unſerer Verfaſſungen nicht gegründeten Familienanſprachen ſchon in ſehr frühen Zeiten vieles zur Minderung der Achtung und der Würde des gemeinbürgerlichen Einfluſſes in den Städten bis auf die Reformation, troz aller Mäßigung unſers Nationalgeiſtes, beytrugen.

Aber dieſe Epoche erneuerte und ſtärkte den altbürgerlichen und altſchweizeriſchen Geiſt der Städte, die ſie annahmen, in einem hohen Grad. Die Glaubensfreyheit, die wir jezt zu erkämpfen hatten, war mit der bürgerlichen Freyheit, die unſere Väter erkämpft, in einer hohen Uebereinſtimmung, und führte in dieſem Zeitpunkt die bürgerliche Denkungs- und Handlungsweiſe aller unſerer Stände dem edeln, freyen, kraftvollen und allgemeinen Nationalgeiſt wieder näher, in dem ſich unſer Vaterland im Zeitpunkt unſers urſprünglichen Schweizerbunds vor ganz Europa in ſeiner erhabenen Würde auszeichnete. Zwingli's gemeinbürgerliche Heldenkraft war in Uebereinſtimmung mit den religiöſen Grundſätzen der Reformatoren anderer ſchweizeriſcher Städte, dem gemeinbürgerlichen Geiſt unſerer ſtädtiſchen Verfaſſungen und der urſprünglichen, hohen Sorgfalt für unſere Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit in einem hohen Grad vortheilhaft. Der Penſionsbrief in Zürich, der ſein Werk war und von der Regierung bis auf die lezte Abänderung unſerer ſchweizeriſchen Verfaſſungen alljährlich zweymal, Angeſichts der ganzen Bürgergemeinde verleſen und beſchworen werden mußte, iſt ein erhabenes und ſprechendes Denkmal des Einfluſſes der Reformation auf die Erhaltung des gemeinbürgerlichen Geiſtes unſerer Verfaſſung und der Entfernung alles deſſen, was der Abänderung ihres urſprünglichen Geiſtes und allen eiteln, unbürgerlichen Anmaſſungen ungebührliche, in unſerer Verfaſſung nicht begründete Nahrung hätte geben können. Dieſe glückliche Epoche ſtärkte den Fleiß und die Gewerbſamkeit in Verbindung mit allen ſittlichen Fundamenten des häuslichen und bürlichen Wohlſtandes in allen Städten, die die Reformation annahmen, mit einer bewundernswürdigen Kraft und Schnelligkeit, und gab zugleich dem edeln Geiſt der damaligen Regierungen durch ihren Einfluß auf den Gebrauch der Kirchengüter große und genugſame Mittel an die Hand, den Segen der erweckten Arbeitſamkeit und Thätigkeit des Volks durch Errichtung von Schulen und Kunſtanſtalten, und durch Begünſtigung alles deſſen, was den geiſtigen Vorſchritt der Nationalkultur in Uebereinſtimmung mit den Sitten, Gewohnheiten und Lebensweiſen der Vorzeit befördern konnte, zu Stadt und Land allgemein feſt zu begründen und blühen zu machen. Auch mehrte ſich ſeit dieſer Epoche der häusliche und bürgerliche Wohlſtand der bedeutendſten Kantone unſers Vaterlands allgemein in einem auffallend hohen Grad, und zwar nicht in plötzlichen Erſcheinungen großer Reichthümer einzelner Häuſer und Familien, und wirkte eben ſo wenig zu großen, merklichen Abweichungen von dem verfaſſungsmäßigen Regierungs- und Verwaltungsgeiſt unſers Landes. Sein Segen war in zahlloſen Punkten einzelner, ihren Wohlſtand durch gemeinen Fleiß und gemeine Arbeitſamkeit in mäßigen Vorſchritten äufnender Familien und Haushaltungen ſichtbar, ſo wie er ſich ebenfalls in einer, in eben dieſem Verhältniß mindernden Anzahl hülfsbedürftiger und unverſorgter, dem Lande zur Laſt fallender Armen in ſeiner vollen Realkraft offenbarte, und wirkte in dieſem Zeitpunkt durchaus in keinem unſerer Verhältniſſe auf die Erniedrigung und Abſchwächung, weder der Ehrenfeſtigkeit, noch der Erwerbskraft und Erwerbsfreyheit der, in ihrem Wohlſtande den begüterten Gliedern unſerer ſtädtiſchen und ländlichen Bürger nachſtehenden Volksklaſſe. Die Concurrenz in den Mitteln zu der Erhöhung des individuellen Wohlſtands aller Stände war dem Talent, dem Muth und dem Nachſtreben aller ihrer Glieder allgemein offen, und im hohen Billigkeitsgefühl der damaligen Zeit war die Erhaltung der geſetzlichen Theilnahme der gemeinen bürgerlichen Familien an den Ehren- und Regierungsſtellen des Vaterlands noch ein Grundſatz, der den edeln Bürgersmännern aus denjenigen Familien, die den größten Antheil und den höchſten Einfluß auf die Regierung ihrer Kantone hatten, noch wahrhaft am Herzen lag. Auch fand in dieſem Zeitpunkt noch jeder Bürger, der mit edler Mäßigung und in den Schranken geſetzlicher Wege im Dienſt und zum Dienſt des Vaterlands mit Würde, Weisheit und thätiger Kraft in ſeinem bürgerlichen Einfluß höher ſtrebte, bey dieſen Männern freundliche und mitbürgerliche Handbietung, Rath und Aufmunterung in ſeinen Beſtrebungen. In dieſem innern, ſo allgemein tief, individual begründeten Fundament des wachſenden Wohlſtandes unſers Landes lebten wir, wenige kleine Störungen ausgenommen, beynahe ein paar Jahrhunderte. Die Zünfte und Innungen, die in den ſpätern Zeiten ein ſo großes Hinderniß der Individualehre und des Individualwohlſtandes der größern Menge unſerer Mitbürger geworden, waren damals noch ſolide Fundamente des allgemein bürgerlichen und ſtädtiſchen Wohlſtandes und der allgemein bürgerlichen und ſtädtiſchen Ehre, ſo wie ſie ſpäter ein tödtliches Hinderniß der bürgerlichen Vorſchritte in beyden Rückſichten geworden.

Wir haben aber, das dürfen wir uns auch nicht verhehlen, die lange Dauer der guten Folgen unſerer urſprünglichen, einfachen, bürgerlichen Einrichtungen und des daraus entſtandenen Einfluſſes zur Näherung und innern Gleichheit der Segnungen des weſentlichen, häuslichen Wohlſtandes aller Stände unſers Landes nicht blos unſerer Sorgfalt und weiſen Mäßigung im Innern, ſondern vorzüglich einem auſſerordentlichen Glück, das uns von außen her begünſtigte, zu danken. Auf dem ſtillen See fährt auch eine, in ihren einzelnen Brettern mürbe zu werden anfangende Barke ihre gewohnte Fahrt ſelber durch einzelne Klippen mit erfahrnen Schiffleuten ſicher hindurch. Es iſt vielleicht in der Weltgeſchichte kein Beyſpiel, daß ein kleines Land, mitten im fortdauernden Krieg mächtiger Nachbarn, Jahrhunderte lang den Frieden in ſeinem Innern und in allen ſeinen Grenzen allgemein und ſo viel als ungeſtört erhalten und ſo lange von großen kriegenden Mächten als neutral reſpektirt und behandelt wurde.

er um deswillen iſt nicht weniger wahr, daß unſere
äßigung den Segen dieſes Glücks in einem auſſerordent-
hen Grad erhöhte und dauerhaft machte. Reichthum,
ohlſtand und Ueberfluß vermehrte ſich von Geſchlecht zu
ſchlecht in ſegensvoller, mäßiger, aber allgemeiner Pro-
ſſion auf unſerm vaterländiſchen Boden, und änderte
ch ſehr lange den eben ſo allgemeinen Geiſt der Mäßi-
ng im Gebrauch und in der Anwendung dieſer Segens-
gen beynahe auf keinem Punkt in grellen, den wahren
ndamenten unſers Segenszuſtandes gewaltſam an's
rz greifenden Vorſchritten. Die Reformation minderte
leich in mehreren Hauptſtädten der Schweiz, die ſie
nahmen, den Einfluß einiger, unſerm urſprünglichen,
veizeriſchen Geiſt fremdartigen Regierungsanſichten,
gierungsgrundſätze und Anmaſſungen, und gab der
ernden Sorgfalt der edlern Bürgermänner unſerer Kan-
e die in einem hohen Grad ſittlich begründete und für
Erhaltung des häuslichen Wohlſtandes, des ſtädtiſchen
ndwerksſtandes und überhaupt der handarbeitenden,
gerlichen Berufe ſolgen- und ſegensreiche Baſis, für
n Erhaltung der Edelmuth der ſchweizeriſchen, ſtädti-
n Regierungen bis nahe auf unſere Zeiten einen Grad
Sorgfalt trug, der in vielen unſerer zünftigen
dte beynahe bis zur Aengſtlichkeit gieng. Ich führe
Beleg dieſer Aeußerung nur folgendes Beyſpiel an.
einer unſerer Hauptſtädte, in der die Regierungsge-
en des Kantons ſo viel als ganz in den Händen der
fte waren, meldete ſich vor einem Jahrhundert ein
zöſiſcher Emigrant in Verbindung mit mehreren bür-

gerlichen Kaufleuten um die Erlaubniß, eine Bandfabrik daſelbſt anlegen zu dürfen. Die Regierung war auch ſehr geneigt, ihnen dieſe Erlaubniß zu geben; aber ein unbemittelter und verdienſtloſer, zünftiger Bandarbeiter ſetzte ſich dagegen, weil ihre Briefe und Siegel einem jeden Paſſamenter verbieten, auf einem Stuhl auf einmal mehr als ein Band zu fabrizieren, und die höchſte Gewalt der Stadt wagte es auch in dieſem Zeitpunkt noch nicht, dieſe lächerliche Paſſamentereinrichtung als den erſten Fundamenten des öffentlichen, bürgerlichen Wohlſtandes entgegenſtehend zu erklären, und wies den franzöſiſchen Fabrikanten mit ſeinem Anſuchen ab, dem aber bald in einer andern ſchweizeriſchen Stadt daſſelbe mit Freuden bewilligt wurde und einen Erfolg hatte, daß von dieſer Fabrik Millionen für dieſe Stadt gewonnen wurden. So groß war die Sorgfalt mehrerer eidgenöſſiſcher Städte in Rückſicht auf die Behandlung des Zunftgeiſtes mitten in ihrem ernſten und dauerhaften, ſtillen Entgegenwirken gegen ihre, zum Theil wirklichen, zum Theil oft nur ſcheinbaren Nachtheile. Dadurch erklärt ſich allein, aber auch heiter, wie es möglich geweſen, daß mitten unter den immer wachſenden Anmaſſungen einzelner, nicht allgemein gleich edler und gleich edelmüthiger Familien auf einen immer größern Regierungseinfluß in ihren Städten und auf einen mit dieſen Privatanmaſſungen übereinſtimmenden, höhern Regierungston und Regierungsgeiſt, die Würde, die Ehrenfeſtigkeit und ſelber der Regierungseinfluß des größern Theils der handwerktreibenden Bürger in unſern Hauptſtädten ſich dennoch ſo lange in einem Grad erhielt, der ſehr geeignet war, mannigfaltige Schwierigkeiten, die aus der Unpaſſenheit einiger alter Uebungen, Anſprüche und ſelber Briefe und Siegel entſprangen und mit dem Zeitgeiſt der gegenwärtigen Regierungsbedürfniſſe in einem allzugroßen Contraſt ſtanden, durch gegenſeitiges Zutrauen zu heben und in mehrern Fällen in friedlicher Stille verſchwinden zu machen.

Das große Weltwerk der Reformation hat beſonders auf die Schweizeriſchen Städte, die in häuslicher und bürgerlicher Hinſicht einen, aus gebildeten, wirthſchaftlichen Kräften hervorgehenden Wohlſtand beſaßen, vorzüglich ſegnend eingewirkt. Der alte Erbfleiß dieſer Städte hob die Kultur derſelben in wiſſenſchaftlicher und Kunſt-Hinſicht, mitten in der Erhaltung ihres anſpruchsloſen, bürgerlichen Gemeingeiſts, zu einer ausgezeichneten Höhe der damaligen Civiliſation. Sie übertrafen hierin, äuſſerlich mit unendlich höhern Mitteln begabte Städte; wozu ganz gewiß vieles beytrug, daß der Boden unſers Wohlſtands für die Freßpflanzen, Zierbäume und eiteln Prunkerſcheinungen des bürgerlichen Lebens durchaus nicht ſo reich und günſtig war, als in vielen andern, größern Städten des Auslands; ferner trug auch hiezu weſentlich bey, daß wir, von dieſen Auswüchſen des Civiliſationsſchimmers damals noch nichts weniger als allgemein geblendet, die ökonomiſchen Reſſourçen, die uns durch die Reformation zufielen, lange, ſehr lange mit großem Ernſt zu der Aeuffnung der alten, mäßigen Fundamente unſers Wohlſtands benutzten. Dieſe Städte wurden auch dadurch ganz natürlich der geſegnete Mittelpunkt der, in dieſem Zeitpunkt weſentlich und ſolid vorſchreitenden Kultur des ihnen angehörigen Landvolks; freylich nicht ohne wachſendes Uebergewicht ihres Regierungs- und Verwaltungseinfluſſes und aller Mittel auch in einer willkührlichen Anordnung und Aenderung der beſtehenden Einrichtungen und Uebungen im Land; aber ſie benutzten auch dieſen, in gewiſſer Rückſicht wichtigen, aber einſeitigen Vorſprung in dieſem Zeitpunkt allgemein mit der ſo oft berührten Mäßigung und väterlichen Sorgfalt. Und ſo wenig der katholiſche Theil unſerer Kantone in dem Wohlſtand, der aus der bürgerlichen Berufsthätigkeit und Anſtrengung hervorgeht, mit den reformirten Städten gleichen Schritt zu halten vermochte, ſo ſtanden ſeine Städte, Länder und Angehörigen im Weſentlichen des alten, Schweizeriſchen Wohlſtands und Glücks, ſo wie der alten, Schweizeriſchen Grundſätze und Lebensweiſen nichts weniger als ſehr zurück. Sie fühlten dieſes auch in einem hohen Grad ſelbſt, und lebten, bey einem vielſeitig noch fremdartigen Perſonalbenehmen einiger, in ausländiſchem Dienſt befindlicher, ſehr angeſehener und einflußreicher Familien, dennoch in einem, in vielen Rückſichten vaterländiſchen, mit großer Popularität verbundenen, altſchweizeriſchen Geiſt. Beſonders war das Glück der Hirtenvölker in den Urkantonen äuſſerſt groß und ihrem alten, urſprünglichen Geiſt im Innern ihrer Lebens- und Regierungsweiſe immer gleichförmig geblieben. Sie, die Katholiken, wetteiferten mit den Proteſtanten nach ihrer Art in dem guten Geiſt ihrer Väter, indeſſen dieſe durch ihren Reichthum und ihre Thätigkeit von dieſer Seite die Jundamente des Gleichgewichts der eidgenöſſiſchen Stände merklich ſchwächten und in verſchiedenen Rückſichten einer, den urſprünglichen Gemeingeiſt der Eidgenoſſenſchaft gefährdenden Uebermacht entgegenſchritten, während die Katholiken weit mehr einen unveränderten Beſitzſtand ihres alten Seyns zu erhalten ſuchten und ſich deſſelben zum Theil bis auf unſre Tage erfreuen. Ihre Bevölkerung ſchritt nur in mäßiger Erhöhung vorwärts und die Induſtrie fand bey ihnen keinen Eingang; Grund und Boden ſind bey ihnen zu keiner unnatürlichen Kunſthöhe getrieben. Das gierige Treiben nach großem Reichthum blieb ihnen größtentheils ziemlich fremd, und dadurch erklärt ſich auch, daß die gewaltthätigen Vorfälle der neuern Zeit auf den innern Geiſt und die äuſſern Formen ihrer Verfaſſungen weniger Einfluß gehabt haben, als dieſes unter entgegengeſetzten Umſtänden ganz gewiß auch der Fall geweſen wäre. Ich kann nicht anders als meine Ueberzeugung von dem guten, alten, einfachen Geiſt beſonders der gemeinen Volksklaſſe der katholiſchen Stände beſtimmt und laut ausſprechen; ich bin in meinen jüngern Jahren als naher Verwandter von Dr. Hotze, der als Arzt mit den benachbarten katholiſchen Ständen in täglichen Verhältniſſen lebte, im Fall geweſen, hierüber dieſen guten Geiſt vielſeitig und ſehr oft durch wiederholte Erfahrungen kennen zu lernen. Ihr einfacher bon sens, ihr zutrauensvolles, gutmüthiges, anmaßungsloſes und hie und da anmuthvolles Benehmen war mir immer auffallend. Ich ſah in dieſen Verhältniſſen durch tauſend und tauſend Beyſpiele, daß dieſe guten Bergleute und überhaupt das gemeine katholiſche, Schweizeriſche Landvolk ganz gewiß auch in Rückſicht auf Geiſtesbildung und Erwerbsfähigkeit, mit etwas mehr Belebung, größerer Thätigkeit und ſolider Verbeſſerung ihres Schul- und Erziehungsweſens ſegensvoll weiter geführt werden könnte, als dieſes bis jetzt bey ihm der Fall iſt. Dieſe Ueberzeugung ſtärkte ſich während meines kurzen Aufenthals in Stanz in einem hohen Grad. Die vorzügliche Bildungsfähigkeit meiner dortigen, armen Kinder war mir auffallend und vorzüglich das Eigenthümliche ſehr oft Originelle ihrer Geiſtesrichtung und der Fundamente ihrer innern Belebung, die in jeder Rückſicht leicht angeſprochen werden konnte. Ich bin feſt überzeugt, daß die elementariſchen Bildungsmittel in ihrem ganzen Umfange bey dieſen Kindern mit einem ſeltenen Erfolg anwendbar wären, ſo wie, daß dieſe Bergvölker in einer wahrhaft ſoliden Volkskultur weit ſchneller und leichter vorwärts gebracht werden könnten, als die meiſten der durch Reichthum und Luxus zum Theil der Verwilderung preis gegebenen, zum Theil verkünſtelten Kinder vieler unſrer Fabrikgegenden zu der Einfachheit und Naturkraft zurück geführt werden können, die eine ſolide Volksbildung weſentlich erfordert. Der Gegenſtand iſt wichtig, und ich habe Gründe, zu hoffen, daß einigen Gegenden des, in Geiſteskultur und Erwerbskräften zurückſtehenden, katholiſchen Landvolks dießfalls ein beſſeres Schickſal bevorſtehe und vom erleuchtetern Katholizismus ſelber ausgehen werde. Das ſtille Glück auch der ärmſten dieſer Gegenden hat ſchon jetzt vielſeitig weſentlich gute Fundamente zu alle dieſem und iſt im ganzen Umfang, bis auf die gegenwärtige Zeit, ſehr groß. Der vorzügliche Schatten, der dem großen Glück dieſer Schweizeriſchen Bergvölker bewohnte, gieng weſentlich und ſo viel als allein aus ihrem unglücklichen Mitgenuß der Regierungsrechte in den gemeinen Herrſchaften und der in einem hohen Grad ſtaatsrechtlich unregelmäßig begründeten Verwaltungs- und Bevogtungsweiſe hervor. Der Mangel an ſtaatsrechtlich genugſam begründeter Unterſcheidung der Herrſchaftsrechte mit den Rechten der höchſten Staatsgewalt war auch im ganzen Umfange der Schweiz eine mehr und minder belebte Quelle vieler einzelnen Lücken und bedenklichen Vorfälle in der öffentlichen Verwaltung, und hatte hie und da Folgen, die allmälig der wachſenden Selbſtſucht einiger Regierungsſtellen und Beamtungen einen großen Spielraum gaben, doch ohne auf den guten, ſegensvollen Zuſtand des Schweizeriſchen Vaterlands einen, im Großen allgemein nachtheiligen Einfluß zu haben.

Dieſer Zuſtand dauerte ſo lange, bis im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Folgen einer unpaſſenden, wie aus den Wolken herabgefallenen Steigerung eines unnatürlichen, in unſern Lagen und Verhältniſſen keinen ſichern Boden findenden Fabrikverdienſts und Geldreichthums die weſentlichen Fundamente des Ebenmaßes unſers bisherigen Wohlſtands auf mehrern bedeutenden Punkten des Vaterlands gleichſam aus ihren Angeln hob. Erſt in dieſem Zeitpunkt vermochten die Ueberreſte des alten, Schweizeriſchen, tief gewurzelten Gemeingeiſts unſrer Lebensweiſe, bey aller dauernden Sorgfalt und Mäßigung, es nicht mehr, dem Strom der Folgen vielſeitiger Abſchwächung unſers altbürgerlichen Zuſammenlebens allgemein kraftvoll wirkenden Einhalt zu thun. Es floſſen uns von allen Seiten auf eine unnatürliche Weiſe große, mit unſerm frühern Zuſtande kontraſtirende Geldmaſſen zu. Die große Zahl unſrer ehemals wohlhabenden Bürger fieng jetzt an, neben unverhältnißmäßig ſchnell reich gewordenen Fabrikanten und andern Günſtlingen des Glücks und der Gewalt plötzlich in eine Art von erniedrigender Entfernung zu ſtehen, die auf den Geiſt unſers ehemaligen, bürgerlichen Beyeinanderlebens und auf die alten, zünftigen, Handwerk- und Beruftreibenden Bürger hie und da kränkend einwirkte, und zugleich die Schwäche vieler, ſehr vieler ihrer Mitbürger zu einem Aufwand und zu Lebensweiſen hinreizte, die mit ihren alten Erb- und Berufseinkünften, auch beym höchſten Fleiß und bey der höchſten Anſtrengung, in keinem Verhältniß mehr ſtanden und in den noch beſtehenden Rechten ihrer zünftigen Einrichtungen ſelber die größten Hinderniſſe fanden, ihrer Erwerbsthätigkeit einen größern Spielraum und ihren Einkünften dadurch einen beträchtlichen, für die Erhaltung ihres alten, ehrenfeſten, würdigen und ſelbſtſtändigen Zuſtands nothwendigen Zuwachs zu verſchaffen. Die Glieder des bürgerlichen Mittelſtands, die aber an dem neuen Verdienſt der Fabrikhäuſer keinen Theil hatten, verloren die ehrenhafte Stellung und den würdigen, öffentlichen Einfluß, den ſie bey ihrem mäßigen Einkommen Jahrhunderte lang, in den erſten und bedeutendſten Kantonalhauptſtädten ſowohl als in den von ihnen abhänglichen, privilegirten Municipalſtädten, ſo ausgezeichnet ſegensvoll genoſſen. Eine

Art Glücksritter wurden hie und da Tongeber des Schicklichen und Anſtändigen im Lande; indeß aber die Zahl derer, die den neuen, ſo geheißenen guten Ton mitmachen konnten, ſich von Jahr zu Jahr immer verminderte. Es war unter dieſen Umſtänden hie und da in unſern Städten immer leichter, mit Ehren als Schmarozer- und unnütze Zierdpflanze dazuſtehn, und immer ſchwerer, mit unbemerkter, ſtiller Thätigkeit ſegensvoll im alten Geiſt unſrer Lebensweiſe für Weib und Kind ſelbſtſtändig zu ſorgen.

Noch für eine weit größere Volksmenge nachtheilig wirkte dieſer Geldzufluß in den Landbezirken, in denen der neue, unnatürliche Fabrikverdienſt einen vorzüglich ſchnellen und großen Einfluß hatte *). Er vertheuerte in den-

---

*) Anmerkung. Dieſe Stelle könnte zu Mißverſtändniſſen Anlaß geben und uns von dem Geſichtspunkt ablenken, in welchem Grad die Reformation die Erwerbskraft aller Stände unſers Vaterlands auf ſolide Fundamente gegründet. Sie war es auch, die die Branſchen der Induſtrie, über deren Verderben wir jetzt klagen, in der Armuth unſrer Städte und unſrer Dörfer möglich gemacht und ihren Segen nicht nur Jahrhunderte lang kraftvoll in unſrer Mitte erhalten, ſondern auch gegenwärtig noch im Stande iſt, die Mittel der Wiederherſtellung unſrer ſelbſt in den Ueberreſten der Folgen ihrer Segenskräfte, die wir noch beſitzen, uns in uns ſelbſt fühlend zu machen, wenn wir uns dahin zu erheben vermögen, den Zuſtand, in dem wir uns dießfalls befinden, richtig, herzlich und vaterländiſch, wie wir es ſollen, in's Auge zu faſſen. Es iſt in unſrer Lage gar nicht um die Entfernung der Induſtrie aus unſern, durch ſie jetzt gefährdeten Gegenden, ſondern um die Erneuerung ihrer weſentlichen Segensfundamente zu

ſelben den Werth alles Grundeigenthums ſchnell mehr als um das Doppelte; er vermehrte die Bevölkerung unnatür-

---

thun. Wir bedürfen der Gewerbſamkeit in eben dieſen Gegenden am allervorzüglichſten. Wir müſſen im Gegentheil Gott danken, daß mitten in der Zeit, in welcher unſre erſten Fabriken bey weitem nicht den Zins ihrer darin ſteckenden Capitalien finden, ſie dennoch mit aller Anſtrengung fortfahren, ihren Arbeitern Brod zu verſchaffen. Dabey hat auch der letzte, unnatürlich große Geldzufluß tauſend und tauſend armen Landeigenthümern die Vorſchüſſe an die Hand gegeben, die die Verbeſſerung ihrer Güter unumgänglich erforderte, wodurch der hohe Preis derſelben möglich gemacht worden, ſo wie er ſich nur durch den Fortgenuß dieſes Verdienſtes bis auf dieſe Zeit in dieſer Höhe zu erhalten im Stande war. Und wir dürfen auch das nicht verkennen, daß die vielſeitige geiſtige Belebung des Volks, ſo wie ſeine phyſiſche Gewandtheit in allem, was die Bildung der Erwerbskraft allgemein und beſonders auch in Rückſicht auf die Landwirthſchaft erfordert, durch das Daſeyn der Fabriken äuſſerſt gewonnen hat. Nur das Sittenverderbniß der letzten Epoche hat dieſen Segen im Innerſten ſeiner Fundamente ſo tief untergraben und es dahin gebracht, daß, obgleich in der Schweiz gegenwärtig unſtreitig weit mehr kleine Landeigenthümer ſind als ehemals, es dennoch wahr iſt, daß dieſer Zuſtand die größere Anzahl der Dorfeinwohner, im wahren Sinn des Worts, eigenthumlos gemacht, indem ein armer Menſch, der tief verſchuldetes Land, das ſich nicht einmal dem Reichen, will geſchweigen dem Armen wirklich verzinſet, anbaut, in der Wahrheit durchaus nicht als der Eigenthümer deſſelben, ſondern als ein an ſeinen Erdſchollen angeketteter Sklave anzuſehn iſt, den er, um leben zu können, als wäre er ſein Eigenthum, unfruchtbar und ſegenlos behandeln muß. Wahrlich, das Land dieſes Menſchen lich, und indem er die größere Anzahl der Dorfeinwohner nach und nach eigenthumlos machte und den Beſitzſtand der ärmern Einwohner mit unerſchwinglichen Schulden belaſtete, führte er zugleich beyde Klaſſen zu einem Aufwand, zu einer Verſchwendung und Sorgloſigkeit für die Zukunft und Nachwelt, der unglücklicherweiſe höchſt geeignet war, die religiöſe und ſittliche Begründung des alten, häuslichen Lebens auch beym Landvolk und beſonders bey der größern Anzahl der armen, ſich immer vermehrenden eigenthumsloſen Einwohner der Fabrikörter in ſeinen Fundamenten zu zerſtören und dadurch dem Volksgeiſt, und dem Volksleben der Dörfer eben wie demjenigen der Städte in allen Ständen eine Richtung und einen Spielraum zu geben, deſſen Bedenklichkeit und Gefährde wir uns um ſo weniger verhehlen können, da er in der letzten großen Criſis unſers Vaterlands die Schwäche der weſentlichen Fundamente der Gemeinkraft der ſchweizeriſchen Vereinigung in einem Grad zu Tage förderte, der uns auch gegenwärtig über den innern Zuſtand unſrer ſelbſt warnend aufmerkſam machen und jedes edelmüthige und ſelbſtſuchtloſe Individuum unſers Vaterlands, in deſſen Buſen noch altſchweizeriſcher, vaterländiſcher Sinn wohnt, auffordern ſollte, den fortdauernden Quellen der Abſchwächung unſers öffentlichen und Privatwohlſtands, die aus fremdartigem Einfluß auf den Geiſt unſerer Verfaſſungen und die Lebensweiſe unſers Volks in allen Ständen ein-

---

iſt nicht ſein; der Reiche, dem er zinſet, iſt ſein wahrer Eigenthümer, und nicht er.

wirkten, um ſo mehr entgegenzuarbeiten, da die Verfaſſungen, die uns gegenwärtig unter einander vereinigen, offenkundig aus Umſtänden, Vorfällen und Beweggründen hervorgiengen, die durchaus nicht geeignet waren, den altväteriſchen, ſchweizeriſchen Geiſt in ſeiner urſprünglichen Einfachheit und Reinheit in unſrer Mitte allgemein zu erneuern; ſondern im Gegentheil den erſten Quellen ſeiner Abſchwächung zu Stadt und Land vielſeitige neue, zum Theil noch fremdartige Nahrung zu geben, und ich darf wohl ſagen, ſie in vielen Rückſichten bey uns einheimiſch zu machen und uns daran zu gewöhnen; indeß die Verarmung eines großen Theils unſers Volks auf vielen Punkten des Vaterlands mit der Minderung der Reſſourçen, unſere Bedürfniſſe zu befriedigen, mit den ſich vermindernden Mitteln, ſie befriedigen zu können, in fortdauerndem Wachsthum iſt und zugleich das Landeigenthum aus der Hand der wachſenden, ärmern Volksklaſſen immer mehr in diejenige der ſich in eben dem Verhältniß vermindernden Begüterten hinübergeht, wodurch der Weg ſich durch ländlichen Fleiß und ländliche Arbeitſamkeit in unſrer Mitte zu einer ſelbſtſtändigen, häuslichen Exiſtenz zu erheben, für eine ſehr große Volksmenge immer ſchmäler und enger gemacht wird. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß unſer Zuſtand von dieſer Seite für eine ſehr große Anzahl unſrer Mitbürger auf ſehr vielen Punkten unſers Vaterlands in einem hohen Grad ſchwierig iſt und mit jedem Tag noch ſchwieriger zu werden droht.

Die große Quelle der in einem ſo hohen Grad geſtiegenen Abſchwächung der Fundamente unſers altſchweizeriſchen,

ſchen, häuslich und bürgerlich ſolid begründeten Wohlſtands, der unnatürliche Geldzufluß des neuen Fabrikverdienſts war in dieſem Zeitpunkt durch ganz außerordentliche Umſtände befördert. Die Artikel unſrer Induſtrie wurden beynahe in ganz Europa mit einer Gierigkeit geſucht, die in einem für die höhere Induſtrie höchſt ungünſtig gelegenen Lande, wie die Schweiz, beynahe unglaublich ſchien, aber auch unmöglich ſich für die Dauer zu erhalten vermochte.

Wir danken dieſen Augenblick eines mächtigen Scheinglücks ganz gewiß dem realen Vorſchritt unſrer wiſſenſchaftlichen und Berufsbildung, den wir vor den meiſten Staaten Europa's in dieſem Zeitpunkt beſaßen. Aber wir hätten nicht einen Augenblick daran denken ſollen, daß dieſe für die Fabrikation unſrer Artikel unendlich glücklicher gelegenen Staaten uns dieſe Glücksgelegenheit nicht mit eben der Schnelligkeit wieder entziehen werden, mit welcher ſie uns dieſelbe einen Augenblick eigentlich auf eine verführeriſche und das Weſen unſers Wohlſtands gefährdende Weiſe haben zufließen und in den Händen gelaſſen. Wir dürfen uns auf keine Weiſe verhehlen, daß unter den Umſtänden, unter denen wir leben, das vom Ausland ſo leicht gewonnene Geld mit eben der Schnelligkeit aus unſrer Mitte verſchwindet und verſchwinden muß, mit der es uns zugefloſſen. Eben ſo wenig können wir uns die Größe des Nachtheils verhehlen, den ihr kurzes, precaires, aber gewaltſam auf uns einwirkendes Daſeyn auf den Ganzen Umfang der ſoliden Fundamente unſers alten Wohlſtands gehabt hat. Es iſt unſtreitig, dieſe vorübergehende, unnatürliche Glückserſcheinung hat wie ein Waldſtrom, der nach einem großen Ungewitter austritt und links und rechts düſtere Fluren verheerend überſchwemmt, auf uns eingewirkt, und es wäre unverzeihlich, dieſen Zuſtand nicht feſt, wie er wirklich iſt, in's Auge zu faſſen.

Unſere Reichen und unſere Armen ſind in einem Grad des Zeitluxus und ſeines Verderbens befangen, daß bald jede, auch noch ſo unpaſſende Zeit, Geld und Kräfte verſchwendende und ſelber ekelhafte Luxusthorheit, die in den Hauptſtädten der größten Reiche an der Tagesordnung iſt, nicht auch in, zu Zeiten an Ort und Stelle ſehr lächerlicher Miniaturform bey uns eingeriſſen und in einem unnatürlichen Grad eine ſehr bedeutende Zahl unſrer Einwohner ſelbſt bis auf unſre Dörfer hinab angeſteckt hat. Der müßiggängeriſche Zerſtreuungston, deſſen ſich beſonders auch die gemeinen und ſelber armen Einwohner der großen reſſourçenvollen franzöſiſchen und italieniſchen Städte auf ihren Promenaden, in ihren Caſſino's ꝛc. ꝛc. erfreuen, wird in unſern Tagen auch ſogar von Leuten, die in unſern Städtchen in Winkelgaſſen und auf armſeligen Dachſtübchen wohnen, und ſich in gewiſſen Leiſten mit großer Unbequemlichkeit und Beſchwerde gleichſam über den Schuhleiſt dieſer neumodiſchen, aber für uns unglücklichen Lebensweiſen, ſo wie über denjenigen des Modegeſchwätzes und der Modeanſichten der Tagesbegegniße ſchlagen laſſen, mit großer Gierigkeit geſucht und ſo viel ihnen möglich benutzt.

Unter dieſen Umſtänden iſt der Erwerbsgeiſt unſrer Väter ſo viel als blitzſchnell in einen Grad von verwöhntem Verbrauchsgeiſt hinübergegangen, der mit einem zehnfach größern Einkommen, als wir wirklich im allgemeinen beſitzen, in unſrer Lage nicht für die Dauer ſicher geſtellt werden kann. Wir hören indeſt von allen Seiten den Schreckensruf der Minderung unſrer öffentlichen Finanzen, deren Defizit gegen das Ausland aber bey der Iſolirung unſrer Kantone nicht einmal in ſeiner beſtimmten Wahrheit aufgenommen werden kann. Dabey iſt der Grad des Leichtſinns, mit welchem wir durch den bloßen Reiz von Modenarrheiten gelockt, dem Ausland unſer Geld von Tag zu Tag immer mehr zuwerfen, ſo groß, daß wahrlich die nächſten Nachkommen von tauſend und tauſend unſrer Mitbürger, die jetzt im Komödiantenprunk großſtädtiſcher Wohlhabenheit umherziehn, es ganz gewiß in dürftigen Umſtänden bereuen werden, daß ihre Väter ihr Vermögen ſo gedankenlos ſich bis auf den letzten Nothpfennig aus der Taſche ſpielen ließen. Aber nicht nur dieſe thörichten Opfer unſrer allgemein wachſenden Eitelkeits- und Sinnlichkeitsverſchwendung und Schwäche, ſondern auch der Fleiß und die Anſtrengung unſrer beſſern Bürger und Landeseinwohner kommen in ihrem, ehemals ſichern und ihren Bedürfniſſen vollkommen genugthuenden Einkommen und in ihren Erwerbsmitteln von Jahr zu Jahr immer mehr zurück. Man laſſe ſich nicht irrelenken, man frage ſich unverholen, wie viele von hundert und hundert Familien, deren Großväter ſelbſtſtändig im Stande waren, ihren Haushaltungen durch ihre geſicherten Erb- und Erwerbsmittel ein vollkommenes Genüge zu leiſten und ihre Kinder, wenn es auch ihrer viele waren, nach den Sitten ihrer Zeit in einem hohen Grad von Ehrenfeſtigkeit zu erziehn und auszuſteuern, ſind dieſes beydes im ganzen Umfange der Anſprüche und Ausgaben, die unſre gegenwärtige Zeit hiefür erfordert, ſelbſtſtändig aus den Einkünften ihrer Erb- und Erwerbsmittel zu beſtreiten nicht mehr im Stande. Und in wie vielen Kantonen iſt die Errichtung neuer Stellen und Poſten nur darum dringend und nothwendig, weil dieſes bey ſehr vielen, zum Theil ſehr achtungswürdigen Familien der Fall iſt. Man frage ſich unbefangen: wohin muß es das Vaterland hinführen, daß die Zahl der Haushaltungen, deren Kinder durchaus nicht mehr den Grad der Sicherheit des ehrenfeſten Zuſtands genießen, den unſre Vorfahren ſo allgemein von Kind auf Kindeskind hinab ſich dauerhaft zu verſichern gewußt, in dem Grad zunimmt, den wir vor unſern Augen ſehen, aber bey der großen Verſchiedenheit unſrer Verfaſſungen und Einrichtungen nicht einmal in großen und allgemeinen Ueberſichten controliren können? Das Traumleben des vorigen Jahrhunderts, deſſen Verirrungen ſo tief in den allgemeinen Wohlſtand unſers lieben Vaterlands eingegriffen, hat uns ſchon ſo weit gebracht, daß die Mehrzahl der Einwohner vieler, mehr und minder bedeutenden Fabrikörter ſchon jetzt als ganz eigenthumslos in's Auge gefaßt werden muß. Wir können uns nicht verhehlen, das kleine Erbeigenthum, das Jahrhunderte lang in tauſend und tauſend Hütten unveräuſert auf Kinder und Kindeskinder frey hinuntergieng und eine Hauptſtütze unſers öffentlichen Wohlſtands war, hat ſich auf eine höchſt beunruhigende Weiſe in unſrer

Mitte vermindert, und iſt in den Jubelgegenden unſers Fabrikreichthums am allermeiſten verſchwunden; dagegen aber iſt hie und da in dieſen Gegenden ein Geſindelleben der Menge eingewurzelt, deſſen Folgen unter gewiſſen Umſtänden für das Vaterland noch beunruhigender werden könnten als ſelber ihre Eigenthumsloſigkeit, und man darf hinzuſetzen, daß ſie es höchſt wahrſcheinlicherweiſe gewiß werden müſſen, wenn wir nicht in dem guten, äußerſt bildſamen Nationalgeiſt auch in den niedrigſten Volksklaſſen Mittel dagegen ſuchen und finden können. Wer darf es ſich verhehlen, daß jedes bedeutende Begegniß im Ausland oder im Inlande, das auf die gegenwärtig noch beſtehenden Unterhaltungs- und Erwerbsmittel der großen, ganz eigenthumsloſen Volksmenge unſers Vaterlands einen, dieſelben im Großen mindernden Einfluß haben würde, einen Zuſtand der Dinge hervorbringen könnte, der demjenigen einiger Fabrikgegenden in den letzten Jahren der Theurung, deſſen wir uns alle mit Entſetzen erinnern, faſt unausweichlich ähnlich werden müßte.

Vaterland! Die Mittel, einem ſolchen Zuſtand mit geſicherter Landeskraft vorzubeugen, ihm, wenn er erſcheinen würde, genugthuend Hand zu bieten und ihn, ohne das Aeußerſte zu gefahren, vorübergehen zu machen, mindern in deiner Mitte von Jahr zu Jahr ſichtbar. Vaterland! Wo ſtehſt du in dieſem Fall? Frage dich ſelbſt: wo gehſt du hie und da mit den üblichen Schritten deines gewöhnlichen Zeitlebens, ich möchte faſt ſagen, freywillig ſelbſt hin?

Edle Männer! Freunde und Brüder! Ihr ehrtet in

meiner Wahl das Andenken der verehrungswürdigen Mä
ner, die in dieſer Epoche, bey der plötzlich ſichtbaren Z
nahme der Folgen der Altersſchwäche unſrer Verfaſſung
und Lagen ſich vereinigten, um den einfachen, kraft- u
ſegensvollen, alten Schweizergeiſt in ſeiner Wahrheit u
Reinheit für den innern Dienſt des Vaterlands in d
verſchiedenen, einflußreichen Verhältniſſen, in denen jed
von ihnen in ſeiner Heimath ſtand, unter den edelſten ſe
ner Mitbürger von neuem zu beleben und ſo viel an ih
lag, ihn in ſeinen Umgebungen in allen Ständen allg
mein zu machen. Wenige leben noch; das vorige Ja
war ich der einzige von ihnen in Eurer Mitte; kein and
rer meiner Zeitgenoſſen war da. Möchte ich doch nic
allein dageweſen und ein würdigerer von ihnen an mei
Stelle gewählt worden ſeyn! Eure Wahl hat das tief
Gefühl in mir rege gemacht, wie wenig ich weder an mei
nem Geburtsorte noch in den verſchiedenen Stellen, i
denen ich in meinem Vaterlande gelebt habe, durch mein
Beſtrebungen unter meinen Mitbürgern die ſegensvolle
Wirkungen hervorgebracht, die den Lebenslauf der meiſte
Mitglieder unſrer Geſellſchaft, welche meine Zeitgenoſſe
waren, auszeichneten. Ach! ſie leben nicht mehr. Da
dunkle Grab deckt die edeln Gebeine der meiſten von ih
nen. Freunde und Brüder! Sie waren nicht Männer ihrer Zeit. Weit aus die meiſten ſtanden in ihrer Bildung
ſowohl als in ihrem thatſächlichen Einfluß hoch über dieſelbe empor. Sie kannten das tiefe Verſinken ihrer Zeit
unter den Geiſt der frühern ſchweizeriſchen Vorwelt. Aber
ſie lebten doch auch nicht außer dem innigſten Zuſammen-

hange mit dem Geiſt der Zeit, in den ihre Lebensepoche hineinfiel. Die meiſten von ihnen waren für die Bedürfniſſe dieſes Zuſammenhangs vorzüglich gebildet, und dankten dieſer, im häuslichen Leben genoſſenen Bildung den ſegensvollen Einfluß, den ihr Leben auf ihre Umgebungen und ihr Vaterland hatte; und es iſt auch dieſer Einfluß ihres Privatlebens auf das Einzelne ihrer Privatverhältniſſe und Privatumgebungen, was ihnen den hohen Grad der öffentlichen Achtung, den ſie durch ihr Leben genoſſen und in ihren Verhältniſſen zum Wohl des Vaterlands benutzten, zuzog und ſicherte. Es iſt thatſächlich, daß die Edelſten von ihnen ſich den Weg zu ihrem ſegensvollen, öffentlichen Einfluß durch die ſtille, aber hohe Kraft ihres edeln, würdigen Privatlebens bahnten. Ich lebte in meinen Jünglingsjahren im Zeitpunkt des jugendlichen Aufblühens mehrerer von ihnen. Die Erziehung, die ſie genoſſen, und die damals noch in den Häuſern der edelſten Schweizer üblich war, ſteht heute in einem, in verſchiedenen Rückſichten mein Herz erhebenden Andenken vor mir. Sie athmete in ihrem Weſen noch vielſeitig den hohen Geiſt der altſchweizeriſchen, vaterländiſchen Geſinnungen, Anſichten, Denkungs- und Lebensweiſe. Als Söhne edler, Schweizeriſcher Väter lernten ſie von Jugend auf im Kreis ihres häuslichen Lebens fühlen, denken und handeln, wie ſie in ihren gereiften Jahren als edle, Schweizeriſche Männer gefühlt, gedacht, gehandelt und ſich dadurch die Liebe, die Achtung und das Zutrauen aller derer, die in ihrer Zeit noch dieſen alten, guten Geiſt ihres Vaterlands in ihrem Buſen nährten, ſo ausgezeichnet erworben haben.

Alſo geſchätzt, geehrt und geliebt, hatten ſie in ihren Umgebungen auf alles, was unſre weſentlichen Intereſſen in ihren eigenen, beſondern Lagen nahe berührte, einen wirkſamen und ſehr bedeutenden Einfluß. Die öffentliche Achtung für ſie und auch für die Vereinigung, die ſie, als unſre Vorfahren, mit einander verband, beſchränkte ſich nicht blos auf den Kreis unſers Vaterlandes; die edelſten Männer Deutſchlands und mehrerer Länder theilten unſre Hochachtung für ſie mit uns. So viel als vom Anfange ihrer Vereinigung an, beſuchten mehrere von ihnen den Ort unſrer Zuſammenkunft. Ihre Zahl vermehrte ſich von Jahr zu Jahr. Männer vom höchſten Range, ſelber Prinzen, erſchienen in unſrer Mitte und freuten ſich mit menſchenfreundlicher Theilnahme an dem thatſächlichen Beweis, der ſich in unſerm Kreiſe ſo auffallend offenbarte, daß bey allen Schwächen unſers, durch die Zeit allmählig veralteten, vaterländiſchen Geiſtes und bey aller Gewaltſamkeit eingeriſſener, unſchweizeriſcher Geſinnungen, Lebensweiſen, Einrichtungen und Maßregeln, der Geiſt der alten, vaterländiſchen Geſinnungen, Denkungs- und Lebensweiſen in unſrer Mitte durchaus noch nicht ausgeloſcht ſey, und daß wir im Gegentheil uns mit Zutrauen der Hoffnung überlaſſen dürfen, das Vaterland werde im aufkeimenden Geſchlecht Mittel finden, die reinen Kräfte unſrer altſchweizeriſchen Denkungs- und Handlungsweiſe in unſrer Mitte von neuem zu beleben und allmählig wieder herzuſtellen. Es iſt ganz gewiß, daß in dieſem Zeitpunkt ein beſſerer Geiſt unſers Vaterlands in allen Kantonen zu erwachen und den Zeitübeln, die in unſrer Mitte

Fuß griffen, mit Ernſt, Liebe und edelm Gemeinſinn entgegenzuwirken ſchien. Die Beyſpiele des Muths, der Thätigkeit und der edeln Anſtrengung, mit welcher die Mehrzahl unſerer Mitglieder in ihren heimathlichen Kreiſen dafür Kräfte und Mittel ſuchten, berechtigten uns zu dieſen Hoffnungen.

Aber wir lebten am Vorabend des groſſen Weltbegegniſſes der franzöſiſchen Revolution, die mit der Allmacht ihrer Schreckensgewalt auch unſer Vaterland mit dem äußerſten Unglück und den größten Gefahren bedrohte, und bey ihrer erſten Annäherung an unſere Grenzen durch die Irrthümer und Leidenſchaften, die ihren Rang leiteten, dem Geiſt der Eintracht und mit ihm den Segensfundamenten aller unſerer innern Beſtrebungen zur Wiederherſtellung unſerer ſelbſt und zur Erneuerung unſerer alten, vaterländiſchen Denkungs- und Handlungsweiſe einen bedauernswürdigen Herzſtoß gab.

Freunde! Brüder! Eidgenoſſen! Laßt uns heute über dieſes Begegniß mit neubelebten Gefühlen unſerer Eintracht ſchweigen; laßt uns ganz vergeſſen, was diesfalls hinter uns iſt, und mit reinem Herzen, edel und warm, ſtreben nach dem, was vor uns iſt. Wir ſind äußerlich gerettet und wieder vereinigt in einen Zuſtand der Unabhängigkeit verſetzt, der dem letzten Tropfen alteidgenöſſiſchen Schweizerbluts, das ſich noch in unſerer Mitte erhalten, mit der Macht eines tieferſchütterten Herzens aufruft; alle Kräfte, die die Vorſehung in unſerer Hand gelaſſen und in unſerer Hand wieder vereinigt hat, mit der höchſten Anſtrengung dahin zu verwenden, uns imnerlich wieder herzuſtellen, und den Schwächen, Uebeln, Lücken und Fehlern, die ſchon vor dieſer großen Weltepoche in unſerer Mitte ſtark Fuß gegriffen und tiefe Wurzeln geſchlagen, mit erneuertem, alteidgenöſſiſchem Muth entgegen zu arbeiten. Wir können uns nicht verhehlen, daß dieſe Lücken, Fehler und Schwächen in den Begegniſſen dieſes traurigen und höchſt gefährlichen, aber jetzt ſo glücklich überſtandenen Zeitpunkts in unſerer Mitte ſehr vielſeitige Nahrung gefunden und namentlich auf die Stärkung, Erhöhung und Allgemeinmachung vieler unſerer unpaſſenden, anmaſſungsvollen Lebens- und Handlungsweiſen in unſern öffentlichen und Privateinrichtungen höchſt verderblich einwirkten, und wahrlich das Bedürfniß verdoppelten, jedes vaterländiſche Individuum mit warmem Herzen aufzufordern, unſerm guten, aber Hülfe, Rath, Beyſpiel und weiſe Führung gewiß nicht weniger als vor der Revolution bedürftigen Volk in der Schwäche unſerer Zeit, damit ich nicht ſage, in unſerer Schwäche, ſo weit wir noch können, im altſchweizeriſchen Geiſt, das wieder zu werden, was die edelſten Männer des Vaterlands von den Zeiten unſerer erſten eidgenöſſiſchen Vereinigung bis auf den heutigen Tag ihm immer waren, und den Geiſt allgemein wieder herzuſtellen, der ſich in den Tagen der Vereinigung unſerer Geſellſchaft, von ihrem Urſprung an, ſo würdig und hoffnungsreich ausſprach.

Edle Männer! Freunde und Brüder! In der Stellung, in der ich heute zu Euch ſtehe, zwingt mich mein Herz und das Pflichtgefühl meiner Stunde fordert mich auf, mit dem Muth eines vaterländiſchen Mannes aus der Vorzeit Euch, liebe, ſämmtliche Mitglieder unſerer Geſellſchaft! edle, eidgenöſſiſche Männer! zuzurufen: Laſſet uns in der That und Wahrheit der Stiftung unſerer Geſellſchaft und aller edeln Vorfahren unſerer Vereinigung würdig werden. Laſſet uns die Zwecke unſerer Vereinigung in der That und Wahrheit in uns ſelbſt wieder erneuern und tief fühlen, daß es nicht ein Geringes und nicht ein Leichtes iſt, heute dem Vaterland und der Menſchheit das zu werden, was dieſe Männer in den Tagen ihrer Laufbahn mit hohem Ernſt und unabläßlicher Thätigkeit beyden zu werden ſich beſtrebten.

Männer und Brüder! Ein großer Theil der Epoche ihres Lebens war für ihre Beſtrebungen noch viel günſtiger, als es unſere Tage, ſehr verſchiedener Urſachen wegen, wahrlich nicht mehr ſind. Die Ueberreſte der alten, ſchweizeriſchen Zeit ſtanden an ihrer Seite noch vielfacher belebt und in beſtehenden Uebungen dem beſſern Theil ihrer Mitbürger noch mehr in lebendigen Beyſpielen vor Augen, als dieſes in unſern Tagen der Fall iſt. Wir können uns nicht verhehlen, ſie wurden damals in ihren Beſtrebungen noch von zarten Fäden häuslicher und bürgerlicher Verhältniſſe und Näherungen belebt, von denen einige durch die Tage trauriger Mißſtimmungen im Volksgeiſt aller Stände locker geworden und hie und da wirklich beynahe zerriſſen erſchienen. Die weſentlichſten Quellen unſerer damaligen Verirrungen ſind durch die Vorfälle der Zeit nichts weniger als verſchwunden; ſie ſind im Gegentheil durch dieſelben vielſeitig geſtärkt und belebt worden.

Die ſelbſtſüchtigen und leidenſchaftlichen Schwächen, welche unedlere Individua unſers Vaterlandes in allen Ständen ſchon ſeit Langem reizten, im Kreiſe ihrer Mitbürger in einem dem vaterländiſchen, alten, ſchweizeriſchen Geiſt entgegenſtehenden Sinne zu fühlen, zu denken und zu handeln, haben ſich in der Revolution durchaus nicht vermindert und ſind auch durch die Annahme unſerer neuen Verfaſſungen nichts weniger als verloren gegangen; dieſe Verfaſſungen haben im Gegentheil hie und da einer großen Anzahl Individuen in Städten und Dörfern vielſeitigen Reiz, Mittel und Spielraum zu einem ungenirten, freyen willkührlichen und ſtolzen Benehmen gegen ihre ſchwächern Mitbürger gegeben, die vorher in ihren Lagen und Umſtänden durchaus, wo nicht gar keinen, doch ganz gewiß weniger Reiz, weniger Mittel und Spielraum zu einem ſolchen Benehmen gehabt haben. Die Schwächen unſerer letzten Vorzeit machten uns zwar ſchon vielſeitig Demuth heucheln, wo keine wahre Demuth da war; aber unſere jetzige Welt verbirgt ihre Eitelkeit und ihren Hochmuth auch da nicht, wo ſie dieſelben der Neuheit ihrer Form und ihrer Reize wegen, wenn auch nur anſtandshalber, faſt nothwendig mehr verbergen ſollte.

Ich komme indeß auch hierin immer wieder auf die berührten Haupturſachen unſers tiefern, häuslichen und bürgerlichen Verſinkens zurück. Die verderblichen Folgen des Uebermaßes unſers precairen Geldzufluſſes, die ſeit ſo langem dem alten, ſchweizeriſchen Gemeingeiſt und der lieblichen Näherung aller Stände gegen einander einen tödtlichen Herzſtoß gaben, ſind durch die großen Vorfälle unſerer Tage nichts weniger als gemildert worden; ſie haben ſich im Gegentheil noch verſtärkt, und wir haben jetzt die doppelte Sorge, einerſeits der Fortdauer der Verſchwendung und des Leichtſinnes Einhalt zu thun, den wir uns durch den Mißbrauch des precairen, leichten Geldverdienſtes zugezogen, anderſeits der Gefahr, die Reſſourçen, die wir zur Befriedigung unſerer Bedürfniſſe und Angewöhnungen bedürfen, ſchnell und vielſeitig zu verlieren, vorzubeugen; indeſſen wir, mitten in dieſem Bedürfniß, die größere Anzahl der Einwohner vieler unſerer Gegenden einem Nothzuſtand entgegengehen ſehen, der ihnen bey den Angewöhnungen ihrer gegenwärtigen Lebensweiſe doppelt unerträglich, dem aber ſolid abzuhelfen um ſo ſchwieriger ſeyn wird, da die in unſern Tagen unnatürlich gereizte und geſteigerte Selbſtſucht aller Stände die verhältnißmäßige Landesedelmuth, die zu großen, in's Weſen unſers Vermögens- und Eigenthumszuſtandes eingreifenden Aufopferungen und Anſtrengungen unausweichlich nothwendig werden könnte, in der Maſſa unſerer übrig gebliebenen Reichen ganz gewiß nicht im Steigen iſt, und die Kräfte unſers Mittelſtandes, die ehemals im Vaterland durch ihre Allgemeinheit groß waren und bey dem guten, bürgerlichen Geiſt dieſes Standes wohlthätig einwirkten, ſich ſchon gegenwärtig auf eine ſehr beunruhigende Weiſe vermindert haben, und ſich immer noch weit mehr zu vermindern drohen. Freunde und Brüder! das Traurigſte dabey iſt noch dieſes, daß der Leichtſinn unſers Zeitgeiſtes uns gleichſam aus einer ernſten und folgereichen Aufmerkſamkeit auf dieſe Umſtände herausgeworfen hat. Wir dürfen uns nicht verhehlen, wir fühlen die gemeinſamen Schwächen, die uns an kraftvollen Mitteln, den Umſtänden nach dem Grad ihrer wahren Bedürfniſſe entgegenzuarbeiten, nothwendig ſind, nicht genug in uns ſelbſt. Die Mehrheit unſers Volks iſt gedankenlos und zum Theil blind über die Wahrheit unſerer Lage, und die Veränderung unſerer bürgerlichen Vereinigung hat hie und da der Selbſtſucht, Schwäche und Gierigkeit unſers Zeitgeiſtes einen die Unſchuld, Einfachheit und Kraft unſers alten, vaterländiſchen Gemeingeiſtes diesfalls in einem hohen Grad gefährdenden Spielraum gegeben, gegen welchen wir um ſo mehr nicht genug auf unſerer Hut ſeyn können, weil er bey der immer ſteigenden Minderung unſerer ökonomiſchen Reſſourcen immer mehr von den Bedürfniſſen und hie und da ſelber von den Nothbedürfniſſen unſerer wirthſchaftlichen Verhältniſſe unterſtützt und belebt wird. Auch iſt alles Neue immer noch unreif. Seine erſte Erſcheinung iſt zwar faſt immer blühend, aber ein leichter Wind tödtet, wie wir alle wiſſen, die jungen, keimenden Blüthen; und wo das nicht iſt, da geht es doch immer lange, heiße Sommertage hindurch, ehe auch die geſündeſten Blüthen zu reifen Früchten gedeihen. Seyen wir doch im Segensgenuſſe unſerer neuen Verfaſſungen edelmüthig und ſorgfältig genug, die Betrachtung ernſthaft zu würdigen, daß jede neue bürgerliche Laufbahn ſehr leicht und oft mit verführeriſchen Reizen auf Abwege von den erſten Fundamenten des in ſich ſelbſt erneuerten, vaterländiſchen Geiſtes und der in ihrem Innern neu belebten Vorſorge für's Volk hinzuführen geneigt iſt. Freunde und Brüder! Ich möchte bey dieſem Wort nicht mißverſtanden werden. Wir ſind alle neu und in unſerm neuen Zuſtand alle mehr und minder fremdartig eingeimpft, und müſſen wahrlich die Wiederherſtellung des alten, ſchweizeriſchen Vaterlands- und Gemeingeiſtes in uns allen gleich zu erneuern ſuchen. Wir ſollten durch die Geſchichte unſerer neuen Tage einſehen gelernt haben, daß auch die Selbſtſucht gereifter Erfahrungen in den Mitteln ihrer Selbſthülfe ſtärker und vielſeitiger Unterſtützungen ſicherer iſt, als die gutmüthigſten Aufwallungen der Unerfahrenheit, und eben ſo, daß es auch ſehr gut gemeynten Aufwallungen bey den Hinderniſſen, die ihnen die Erfahrung ihrer Gegner in den Weg legt, immer ſehr ſchwer fällt, ſelbſtſuchtlos zu bleiben. Die Erfahrung hingegen fühlt bey allen Hinderniſſen, die ihrer Stellung und ihren Zwecken in den Weg gelegt werden, auch in ihrer Altersſchwäche den Zuſammenhang ihrer Kräfte und ihrer Mittel für die Bedürfniſſe des Augenblicks, und geht gewöhnlich, mitten unter ſehr groſſen Schwierigkeiten, ſtill, kühn und ſicher ihren Zwecken entgegen. Die Unerfahrenheit hingegen fühlt die Irrthümer ihrer reggemachten, eigenen Selbſtſucht und ihrer Unbehülflichkeit faſt immer zu ſpät, und ihre Selbſtſucht wird gar oft in dem Grad unedel, als ſie lange leidenſchaftlich und lebendig ſich über ſich ſelbſt täuſcht, und kommt auf dieſem Wege gar oft dahin, ſich am Ende über ſich ſelbſt und ſeine Irrthümer mehr zu ärgern als über das Unrecht ſeiner Widerſacher.

Freunde und Brüder! Wir ſollen es tief fühlen, daß wir uns nur auf dem Wege gereifter Erfahrungen zu dem wahren Segensgenuß unſerer neuen Verhältniſſe erheben können; und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir in uns allen hierin tief eingewurzelte Schwierigkeiten, die in der Gedankenloſigkeit über den wirklichen, poſitiven Zuſtand weſentlicher Bedürfniſſe des öffentlichen Wohlſtandes unſers gutmüthigen, ſeinem Glück und ſeinen Kräften zu viel vertrauenden Volks liegen, zu bekämpfen haben. Die Traumſucht über den Ruhm, die Größe und Heldenkräfte der alten Schweizer, die in unſerer Mitte wahrlich hie und da in ſchwache Ruhmredigkeit hinübergegangen, hat uns vielſeitig zur Vernachläſſigung der Kräfte und Vorzüge, durch welche unſere Vorfahren ihren Ruhm verdient und ſich unſern Wohlſtand und Segen erworben, hingeführt. Unſere Aufmerkſamkeit ſollte gegenwärtig in einem hohen Grad lebendig und kraftvoll auf das gerichtet ſeyn, was wir ſelbſt ſeyn und werden, und wozu wir uns ſelbſt im Ernſt bilden und erheben ſollten, um im Kreis unſerer Mitbürger, in der Mitte unſers Volks und im Geiſt unſerer edeln Vorfahren einflußreich und ſegensvoll dazuſtehen und zu handeln, und uns zu alle dem emporzuheben und tüchtig zu machen, was die Zeitumſtände für den wahren Dienſt des Vaterlands je von uns fordern könnten, um den dringenden Bedürfniſſen der Gegenwart und den Gefahren, die uns ſelber in einer nahen Zukunft bedrohen, mit wahrem, altväteriſchem

ſchem Sinn und mit wahrer, alteidgenöſſiſcher Kraft vorbeugen und entgegenwirken zu können.

Edle Männer! Freunde und Brüder! Lernen wir uns doch je länger je mehr in aller Wahrheit, ſowohl in derjenigen unſerer Schwäche als in derjenigen unſerer Kraft, erkennen. Wir vermögen es nicht mehr, in den Irrthümern und Eitelkeiten des ſpielenden Reichthums, die in den großen Staaten zum Zeitgeiſt der Welt und ihrer Führung geworden, in unſern kleinen Verhältniſſen ſo weit fortzufahren, als hie und da ein unväterlicher und unſchweizeriſcher Sinn dieſes noch zu glauben ſcheint. Verhehlen wir uns doch nicht, daß wir, mitten im Anſchein unſerer Stille und Ruhe, vielleicht am Vor-Abend von Begegniſſen ſtehen, die, wenn wir die Natur und das Weſen unſers Zuſtandes nicht in ihrer innerſten Tiefe zu erkennen ſuchen, uns den Faden der innern Selbſthülfe, durch die unſere Väter den mäßigen Genuß ihres Wohlſtandes ſich Jahrhunderte ſicherten, für die Zukunft unausweichlich abſchneiden könnten. Die eingeriſſenen und zur Uebung gewordenen Ausgaben des Luxus und der Eitelkeit, die wir in vielen unſerer Erſcheinungen auffallen gemacht, haben uns hie und da an Einſchränkungen und Mäßigungen in öffentlichen und Privaterſcheinungen gehindert, an denen wir uns, ohne das Vaterland in ſeinen weſentlichen Intereſſen zu gefährden, durchaus nicht mehr in dem Grad hindern laſſen dürfen, wie es hie und da bisher geſchehen iſt. Heil uns, wenn wir den öffentlichen und Privatbedürfniſſen unſers Vaterlands ein Genüge leiſten können. Wir dürfen den Auswüchſen der

Welteitelkeit unſerer Tage in ihren größern Verhältniſſen nicht frohnen. Wir dürfen und können ihnen nicht frohnen, und Miniaturformen des Großthuns ſind in der Welt nicht nur gefährlich, ſie ſind auch noch etwas anders; vorzüglich aber ſind ſie unſchweizeriſch. Unſer Vaterland bedarf in allen ſeinen Verhältniſſen Solidität und wahre Kraft, und der Schweizer ſoll ſie in allen ſeinen Verhältniſſen ſuchen und fordern. Wir bedürfen in allen Rückſichten einer ſoliden Regierungskraft, einer ſoliden Militärkraft und ſogar einer ſoliden Polizeykraft; aber für die Eitelkeitsbedeckung der Schwäche irgend einer dieſer Kräfte haben wir kein Geld und ſollen für dieſelbe auch keines ausgeben und keines einnehmen. Dem Blendwerk der Eitelkeit, das die Solidität der weſentlichſten Kräfte auch der größern Staaten untergräbt, darf die öffentliche und allgemeine Meinung der Schweizer, in welcher Form und in welcher Geſtalt ſie ſich auch ausſpreche, nicht frohnen. Wir bedürfen der erneuerten Belebung des Geiſtes der Einſchränkung und Mäßigung unſerer Väter und vorzüglich des Geiſtes der Prunkloſigkeit, der ihre Anſtalten und Einrichtungen vielſeitig veredelte und ihren Segen dauerhaft machte. Die Entgegenwirkung gegen die prunkvollen Einrichtungen des Zeitgeiſtes muß aber nicht aus kleinlicher Sparſamkeit der öffentlichen und Privatverwaltungen und Einrichtungen; ſie muß aus der Erneuerung des alten, einfachen und anſpruchsloſen Geiſtes des ſchweizeriſchen Volks und einer größern, ernſtern und eingeſchränktern, häuslichen Lebensweiſe in allen unſern Ständen hervorgehen. Werden wir im Privatleben hiezu gelangen, ſo wird ganz gewiß eine edle, allgemeine Einſchränkung der Ausgaben des öffentlichen Dienſtes eine unfehlbare Folge einer weiſern Sparſamkeit und der mit ihr verbundenen Segensfolgen der Erwerbſamkeit des ſchweizeriſchen Volks ſeyn. Unſere häusliche Einſchränkung muß weſentlich als die Baſis der Einſchränkung des öffentlichen Dienſtes, deſſen wir eben ſo ſehr bedürfen, angeſehen und anerkannt werden. Alle diesfälligen Erſparniſſe, die nicht aus dem Fundament der allgemeinen, edeln und freyen Beſchränkung der häuslichen Ausgaben der Bürger in allen Ständen hervorgehen, ſind nur ſegensloſe Blendwerke; aber wenn ſie auf dieſes Fundament gegründet ſind, ſo können ihre Segensfolgen unmöglich in Zweifel gezogen werden; und dieſe würden auch unter anderm ganz gewiß dahin wirken, daß wir aufhören würden, in dem Grad der offene Markt aller Elendigkeiten, mit denen uns das Ausland überſchwemmt und ausſaugt, zu bleiben, als wie dieſes gegenwärtig noch ſind, und mit der Minderung unſerer Privateitelkeiten würden ganz gewiß auch einige öffentliche Eitelkeiten mächtige Reize verlieren, und viele von ihnen, die wahrlich im Weſen ganz eine Folge unſerer Privateitelkeiten und Eitelkeitsliebhabereyen waren, werden dadurch in ihren weſentlichen Quellen ſelber verſtopft werden. Das öffentliche und das Privatleben wirkt durch ſeinen innern, guten Gehalt und durch ſeine Irrthümer in ſeinen Segenswirkungen und in ſeinem Verderben gleich gegenſeitig auf einander. Ich habe in meiner Jugend das alte Sprichwort oft gehört: „der Vaterſinn auf dem Rathhaus iſt nirgends kleiner als der

Vaterſinn in den Wohnſtuben der Bürgerhäuſer," und ich wage es, hinzuzuſetzen: „er ſey auch am erſten Orte nicht leicht viel größer als am andern."

So wie wir uns auf der einen Seite mit weiſer Sorgfalt einzuſchränken ſuchen ſollen, ſo müſſen wir uns auf der andern Seite zu der uns noch möglichen Erwerbskraft und Erwerbsgewandtheit, deren wir gegenwärtig mehr als je bedürfen, zu erheben ſuchen. Alles was von der Wiege an zum Müßiggang, zur Zerſtreuung, zur Untergrabung der gemeinen Gewerbskräfte und zu Beſchäftigungen und Liebhabereyen hinlenkt, die der anhaltenden Thätigkeit und Kraft im Berufsleben nachtheilig iſt und den Segen der diesfälligen Bildungsmittel, Bildungsanſtalten und Bildungsgelegenheiten ſchwächt, muß im Nationalgeiſt in der ganzen Wichtigkeit ſeiner Folgen, die es auf die Minderung des ſoliden Privatwohlſtands der weit größern Menge unſrer Mitbürger und dadurch auf die Fundamente des öffentlichen Wohlſtands unſers allgemeinen Vaterlands hat, mit großem Ernſt ins Auge gefaßt werden.

Aber welch ein unergründliches Meer von Bedürfniſſen ſteht in dieſer Hinſicht vor meinen Augen! Edle Männer! welch ein unergründliches Meer von Bedürfniſſen muß jetzt vor Euern und vor den Augen jedes vaterländiſchen Schweizers ſtehen, deſſen Herz von den wahren Anſichten der Gegenwartsbedürfniſſe unſers Vaterlands ergriffen iſt. Dieſe Bedürfniſſe ſind unſtreitig von einer Natur, daß es jedem, ſie mit unbefangenem Geiſte auffaſſenden Manne auffallen muß, es ſey ihnen unmöglich anders als durch tief in die Menſchennatur eingreifende Mittel, die Kunſtkräfte und Kunſtfertigkeiten unſers Volks ſolid zu begründen, abzuhelfen. Wir ſind in ökonomiſcher Hinſicht in großen Parthien in einen Zuſtand verſunken, in dem wir uns der Volksbildung halber nicht mehr den Täuſchungen überlaſſen dürfen, in denen wir uns in Rückſicht auf unſre Anſichten von dem gegenwärtigen Zuſtand der altſchweizeriſchen Kraft und häuslichen und bürgerlichen Selbſtſtändigkeit haben irreführen laſſen.

Freunde! Brüder! Unſer ſchweizeriſches Vaterland iſt in der gegenwärtigen Zeit ganz gewiß nur dadurch im Stande, den öffentlichen und Privatbedürfniſſen ſeiner Lage im Geiſt, in der Würde und in der Kraft unſrer Verfahren ein befriedigendes Genüge zu leiſten, wenn ſeine Bürger allgemein oder wenigſtens der weit größere Theil derſelben lernen, ſich durch die Solidität und den Segen ihrer Berufskräfte zu einer höhern häuslichen Selbſtſtändigkeit zu erheben. Dazu aber müſſen ſie nothwendig beſſer, ſolider und kraftvoller erzogen werden, als dieſes im Vaterland und zwar vielſeitig an Oertern, wo von der beſſern Vorwelt hiefür mehr als genugſame Fonds geſtiftet ſind und vorliegen, gegenwärtig geſchieht. Das diesfällige Bedürfniß iſt unwiderſprechlich, und die Möglichkeit, ihm ein Genüge zu leiſten, kann im Allgemeinen nicht bezweifelt werden, obgleich auch nicht zu läugnen, daß der wirklichen Ausführung der Sache im Lande ſehr große und zum Theil tief eingewurzelte Hinderniſſe im Wege ſtehen, von denen ſehr weſentliche vorzüglich daher rühren, daß die Verdienſt- und Erwerbsfähigkeit unſers Volks, die in vielen Gegenden unſers Landes in einem ſehr hohen Grad groß iſt, in den diesfalls ausgezeichnetſten Individuen in der Taumelzeit unſers unverhältnißmäßig großen Geldzufluſſes hie und da in unſrer Mitte gar nicht mit der Liebe, Schonung, Aufmunterung, Unterſtützung und ſelber Auszeichnung behandelt worden iſt, wie das allgemeine Intereſſe des Vaterlands es erfordert hätte. Deſto dringender iſt es aber gegenwärtig nothwendig, daß wir dieſen Fehler in der ganzen Ausdehnung ſeiner Wichtigkeit anerkennen, ſo wie daß alles gethan werde, wodurch die ausgezeichnete Verdienſt- und Erwerbs-Fähigkeit unſers Volks allenthalben im Land mit großer Theilnahme beholfen und ſo viel immer möglich in ſeiner Kraft unterſtützt, geleitet, gebildet und höher gehoben werden kann, und vorzüglich die Individuen, die diesfalls größere Erwartungen zu erregen geeignet ſind, mit der höchſten Liebe, Schonung, Aufmunterung, Unterſtützung und ſelber Auszeichnung behandelt werden. Wir dürfen uns nicht verhehlen, dieſer für das Vaterland jetzt ſo wichtige Geſichtspunkt iſt weſentlich in der Taumelepoche des vorigen Jahrhunderts zum Theil mit Muthwillen auſſer Acht gelaſſen, zum Theil gedankenlos auſſer Mode gekommen. Er war auch nur ein paar Menſchenalter früher in den Reſten der einfachen, anmaßungsloſen, gemeinbürgerlichen Denkungs- und Handlungsweiſe noch ſehr allgemein in guter, ſegensvoller Uebung. Die Art, wie er in dieſem Zeitpunkt hie und da vernachläſſigt worden, iſt beynahe unbegreiflich; und zwar um ſo viel mehr, da die ausgezeichneten Kunſt-, Berufs- und Erwerbskräfte des Volks auf mehrern Punkten und in ganzen Diſtrikten des Vaterlands von einer Bedeutung ſind, die jedem talentvollen Finanz-Miniſter eines weiſen Fürſten diesfalls zu Aufmerkſamkeiten und Maßregeln führen würden, wovon einige ganz gewiß einer geſegneten Anwendung auch für unſer Vaterland in unſrer Lage um ſo mehr anwendbar wären, da die Erbtugenden des Hausfleißes, der Sparſamkeit und der Genügſamkeit, durch welche die Produkte einiger gemeiner Artikel der Induſtrie allein in einem ſeltenen Grad wohlfeil erzeugt werden können, Jahrhunderte lang in der niederſten, ärmſten Klaſſe unſrer Fabrikarbeiter ein feſtes und allgemeines Fundament gewonnen und gegenwärtig durch die Noth der Umſtände ſelber beholfen, einer glücklichen Erneuerung ihrer ſegensvollen Fundamente fähig iſt, wenn dieſe Volksklaſſe den Grad der edeln Handbietung, Wegweiſung und Bildung, deren ſie hiefür bedarf, finden würde. Wir dürfen uns aber dabey nicht vorſtellen, daß der Grad der intellektuellen und Kunſtbildung unſers Volks, bey welcher wir im Anfang unſrer Induſtrie ſo großes Geld gewonnen und durch welche wir die Fortdauer unſrer Fabrikation bis auf jetzt noch immer zu erhalten vermögen, für die gegenwärtigen Bedürfniſſe unſers Vaterlands genug ſey. Wir können nur durch eine ſehr große Anſtrengung für die Erhöhung und tiefere Begründung der intellektuellen und Kunſtkräfte unſers Volks und durch eine, für dieſes Bedürfniß ſolid begründete Erziehung aller Stände dahin gelangen, den ökonomiſchen Wohlſtand des Vaterlands durch den Ertrag der Arbeitſamkeit deſſelben im ganzen Umfange ſeiner Bedürfniſſe wieder herzuſtellen.

Wird das geſchehen, oder nicht geſchehen? Das weiß der Himmel. Aber daß es möglich wäre, wenn wir es im Geiſt der alten Vaterlandsliebe und Vaterlandskraft ſuchten und wollten, das würde uns ſicher in die Augen fallen, wenn wir die Bedürfniſſe des Vaterlands mit altſchweizeriſchem Geiſt und mit altſchweizeriſcher Kraft beherzigen würden. Jedermann weiß, welch hohen Grad des Einfluſſes der Nachahmungstrieb unſers Geſchlechts hat. Das was jedermann thut, meint jedermann, er müſſe es auch thun, und das was niemand thut, verſucht auch niemand zu thun. Darum werden wir, trotz aller Umſtände, in denen wir uns befinden, auch in dieſer Hinſicht im allgemeinen durchaus nicht anders werden, als wir ſind, und unſre Kinder auch zu nichts anderm machen, als zu dem, was wir ſelbſt ſind, wenn nicht in der Rückſicht, von der ich eben rede, ſehr wirkſame Beweggründe, Reize und Mittel in unſrer Mitte angeregt und belebt werden können, die dem Laufe des Stroms, in dem wir wahrlich in großer Gedankenloſigkeit, wo nicht allgemein, doch an ſehr bedeutenden Punkten des Vaterlands fortſchwimmen, eine Richtung geben, die er durchaus nicht von ſich ſelbſt nehmen wird. Sie, dieſe Richtung, muß, wenn wir ihres Segens wahrhaft theilhaft werden ſollen, ganz gewiß von der Vaterlands-, Bürger- und Volksliebe der erleuchtetſten, erfahrenſten, kraftvollſten und thätigſten Männer unſrer Zeit und in ihren weſentlichen Wirkungen weit mehr von ihrer Sorgfalt für die ſolide Bildung der Nachwelt ausgehen, als aber auf Verſuche einer momentanen Umſchaffung unſerer gegenwärtigen Zeitmenſchen, ihrer Grundſätze, Lebensweiſen, Genießungen und Anmaßungen gebaut werden.

Wahrlich, die gegenwärtige Generation iſt auch in unſerm Vaterland höchſtens zu einer mäßigen Unterwerfung unter die Bedürfniſſe allmähliger Einſchränkungen tüchtig, aber durchaus nicht für die Umſchaffung ihrer ſelbſt zu großen Vorſchritten auf immediate Begründung bedeutender Erwerbszweige fähig. Ihre Kräfte ſind, beſonders auf den ärmſten, nothleidendſten und gefährdetſten Punkten unſers Vaterlands, durchaus hiefür in einem zu hohen Grad zurückſtehend und gelähmt. Es iſt nicht nur, daß ihr Zeitalter nichts Bedeutendes that, ſie hiefür zu *bilden*; ſo wie es mir in die Augen fällt, war es im Gegentheil im allgemeinen in einem hohen Grad geeignet, ſie hiefür zu *mißbilden*. Ich bin zwar alt und meine Augen ſehen nicht mehr ſehr helle; aber ſie haben doch auch lange geſehen. Die Erfahrungen meines Lebens ſind groß, und was ſie in dieſer Rückſicht Abſchreckendes und Verwirrendes für mich gehabt haben mögen, ſo ruht meine Ueberzeugung, daß die beſſere Bildung der Nachwelt auch von dieſer Seite in unſrer Hand iſt, ganz gewiß auf gereiften Fundamenten. Es liegt auch nicht der geringſte Zweifel in meiner Seele, daß wenn die größere Anzahl unſrer edlern und einflußreichern Mitbürger ſich dahin erheben würde, mit väterlicher Schweizertreue und Schweizeriſcher Standhaftigkeit für die Bildung und Erziehung unſrer Jugend das zu thun, was zu einer beſſern Begründung des häuslichen und öffentlichen Wohlſtands noth thut und ſicher in unſrer Hand liegt, vieles, ſehr vieles geſchehen könnte, das von großer Bedeutung und in ſeinen Folgen für das Vaterland wichtig und ſegensvoll werden müßte.

Es iſt indeß auch nicht, daß es am guten Willen unſerer edlern Mitbürger hierin fehlen ſollte; aber unſer eingewurzelter Zeitgeiſt hat die Aufmerkſamkeit der großen Mehrheit unſrer Bürger in allen Ständen mehr auf diejenigen Bildungs- und Erziehungs-Gegenſtände hingelenkt, die einzelnen Ständen dienlich, bequem, angenehm und vielleicht auch nothwendig, als auf diejenigen, die allem Volk in allen Ständen für die gute Begründung ſeiner häuslichen und bürgerlichen Selbſtſtändigkeit dringend nothwendig ſind. Es iſt ganz gewiß jetzt nicht um die ſchnelle Weiterführung der höhern, wiſſenſchaftlichen Bildung, noch viel weniger um die Allgemeinmachung der oberflächlichen Broſamen davon zu thun, die wir vielſeitig unpaſſenderweiſe nur zu ſehr allem Volk zu geben ſuchen; es handelt ſich im Gegentheil vorzüglich um die allgemeine und genugthuende Begründung des häuslichen und bürgerlichen Wohlſtands durch die beſſere Ausbildung der allgemeinen Berufskräfte und Fertigkeiten, die auch durch eine noch ſo große Ausdehnung des Wortklangs oberflächlicher wiſſenſchaftlicher Erkenntniſſe auf keine Weiſe befördert, ſondern weſentlich gehindert wird. Es herrſchen wahrlich diesfalls hie und da Lücken und Mängel in der Erziehung und im Unterricht unſrer Jugend, die ſo tief eingewurzelt und mit ſo vielem blendenden und uns irreführenden Scheinguten unſers Verkünſtlungslebens verwoben ſind, daß wir allgemein den Grad des Bedürfniſſes einer hierin tiefer gehenden Erziehungsweiſe aller Stände nicht tief genug zu Herzen nehmen. Sie bedürfen allgemein großer und entſcheidender Maßregeln, die von der Wiege an mit vieler Sorgfalt und wahrlich gegenwärtig mit großer Kunſt eingelenkt, angebahnt und begründet werden müſſen, die uns aber unſtreitig in vielen Rückſichten in einem hohen Grad mangeln. Die alten Segenskräfte der Wohnſtubenbildung ſind in der größern Mehrheit der Haushaltungen unſers Volks verſchwunden, und die Volksſchulen ſtehen, man dürfte faſt ſagen, ſo viel als allgemein von dieſem weſentlichen Fundament aller wahren Menſchenbildung und beſonders alles Eigenthümlichen, was die ſolide Begründung des häuslichen und bürgerlichen Wohlſtands der Individuen aller Stände weſentlich erfordert, entblößt.

Für die wiſſenſchaftliche Ausbildung herrſcht in unſrer Mitte noch vielfältiges, großes und belebtes Intereſſe; es erſtreckt ſich ſogar hie und da auf die Bildung von hülf- und mittelloſen Menſchen, die nothwendig und dringend eine, mit den Bedürfniſſen der Lebensweiſe, für die ſie erzogen werden ſollten, beſchränkte, aber denſelben genugthuende Erziehung erhalten ſollten, und worin ſie durch jeden Broſamen oberflächlicher, wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe mehr gehindert als befördert werden. Gewöhnlich gehen bey den Kindern dieſer Klaſſe von Einwohnern und Bürgern ſechs bis ſieben Jahre vorbey, ehe irgend etwas tiefer in die Menſchennatur Eingreifendes für die Ausbildung ihrer Kräfte gethan wird; und in den höhern Klaſſen iſt das, was in dieſem Zeitpunkt vielſeitig und oft mit großer Kunſt und Mühſeligkeit an ihnen verſucht und gethan wird, der naturgemäßen Entfaltung ihrer Kräfte und der guten Begründung einer ſoliden Erziehung oft ſelber noch nachtheiliger als die Verwahrloſung, in welcher die größere Anzahl der Kinder des eigenthumsloſen Volks im Müſſiggang und in der Gedankenloſigkeit unter verführeriſchen Umſtänden dieſen Zeitpunkt durchſchlendert. Die Folgen dieſes Zuſtandes, ich meine diejenigen der in dieſem Grad ungebrauchten und mißbrauchten Kinderjahre ſowohl, als der durch dieſe Umſtände ſchon zum voraus in ihren Segenswirkungen untergrabenen und abgeſchwächten Schuljahre, waren indeß in den Jubeljahren unſers großen Geldzufluſſes bey fernem nicht ſo groß und für das Vaterland im Allgemeinen nicht ſo bedenklich, als ſie es gegenwärtig bey der unverhältnißmäßigen und immer wachſenden Zahl der ökonomiſch gleichſam in die Luft verſetzten, eigenthumsloſen und in Rückſicht ihrer Erwerbsfähigkeit in einem hohen Grad verwahrloſten Menſchenmaſſe in unſerm Vaterland wirklich iſt. Man fühlt auch die Wahrheit dieſer wichtigen Anſicht ziemlich allgemein, und doch ſieht man kein kraftvoll reggewordenes Beſtreben, das im Nationalgeiſt auf dieſen Punkt hingelenkt iſt; im Gegentheil, hundert und hundert beſondere Intereſſe für allerley einzeln Gutes und Löbliches, das aber bey weitem nicht von dieſem öffentlichen Intereſſe iſt, erſcheint in unſerer Mitte vielſeitig weit mehr und weit angelegentlicher vom allgemeinen Nationalintereſſe belebt. Dieſer Umſtand hat ſehr viele Urſachen, und man muß einige derſelben, beſonders wie ſie von den Individuen unſerer Verhältniſſe in's Auge gefaßt werden können, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Tauſend und Tauſende ſprechen in ihren einzelnen Verhältniſſen das Wort mit Recht aus: „was vermögen wir in unſern beſchränkten Privatverhältniſſen in Rückſicht auf dieſe unſtreitig wichtige Angelegenheit des Vaterlands mit Hoffnung irgend eines geſegneten Erfolgs auszurichten oder auch nur anzubahnen?“ Und einzeln können ſie durchaus nicht in ihren Lagen und Verhältniſſen Recht haben. Nur ſage dieſes Niemand im Allgemeinen. Nein, Niemand ſpreche das Wort aus: „wir haben im Allgemeinen keine Mittel, hierin zu helfen.“ Und ich bin überzeugt, ich ſtehe heute in der Mitte von Männern, die es tief fühlen, daß es dem Vaterland im Allgemeinen mehr an der genugſamen Belebung des Gefühls des Bedürfniſſes dieſer Mittel und an einem genugſam erwachten Eifer, ſie kennen zu lernen zu prüfen und zu benutzen, als an ihrem Daſeyn ſelber mangelt. Ihr Geiſt und ihr Weſen iſt in den beſſern Haushaltungen unſers Landes allgemein in den verſchiedenſten Formen und Geſtalten zu Stadt und zu Land, auf dem Berg und im Thal, in Schlöſſern und in Strohhütten wirklich in Ausübung vorhanden, und er athmet eben ſo lebendig in mehreren unſerer öffentlichen Einrichtungen und Anſtalten, und beſonders iſt für die weſentlichen Anfänge dieſer Mittel ſo viel als die Geſammtheit der Mütter aller Stände inſtinktartig belebt und vorbereitet; aber ſie haben in den Kunſtmitteln der gewohnten Erziehung durchaus keine, ſie naturgemäß genugſam bildende und leitende Handbietung; und dann ſteht der Zeitgeiſt dem öffentlichen Einfluß des Guten, das diesfalls in unſerer Mitte noch da iſt, mit der ganzen Macht ſeines irre führenden Verderbens entgegen.

Aber ſo wie wir dahin kommen, die Urſachen und Mittel zu erkennen, durch welche der Zeitgeiſt im Stande iſt, den Beſtrebungen, der Nachwelt durch die Erziehung beſſere Vorſehung zu thun, unüberſteiglich ſcheinende Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſo werden wir dadurch auch auf die Spur der ächten Mittel gelangen, dem diesfälligen böſen Einfluß deſſelben Schranken zu ſetzen.

So groß das Bedürfniß ſowohl tief in die Menſchen-Natur eingreifender als mit unſern poſitiven Lagen und Umſtänden ſehr übereinſtimmender Bildungs-, Erziehungs- und Verſorgungsmaßregeln für unſer Volk auch immer iſt, ſo iſt es dieſes beſonders in Rückſicht auf die große Anzahl der eigenthumsloſen Armen unſers Vaterlands. Dieſe Menſchen ſind beynahe ſo viel als allgemein aller Bildungs-, Erziehungs- und Unterrichtsmittel, die ihre Kinder für die Sicherſtellung eines häuslich und bürgerlich genugſam befriedigten Broderwerbs nöthig hätten, beraubt. Es iſt unwiderſprechlich, daß wenigſtens die gröſſere Anzahl dieſer Menſchen hie und da im Vaterland, und zwar an einigen, in Rückſicht auf eine unnatürliche Ausdehnung ihrer Bevölkerung ſich auszeichnenden Gegenden, im Allgemeinen durchaus nicht im Stande iſt, den elterlichen Erziehungspflichten, die ſie ſowohl um ihrer Kinder als um des Vaterlands willen auf ſich haben, ein Genüge zu leiſten; und die gefährlichen Folgen ſind eben ſo auffallend, die dieſer Umſtand unter leicht möglichen Ereigniſſen auf die weſentlichen Fundamente des allgemeinen Wohlſtandes und der allgemeinen Sicherheit des Vaterlands haben könnte. Ein Aufwuchs zahlloſer, allen Verführungen der Verwilderung und Entnervung vielſeitig preis gegebener, eigenthumsloſer und für ihre Bedürfniſſe auf keine Weiſe mit Sicherheit und auf die Dauer unter wechſelnden Umſtänden und Zeiten ſich auch nur vor der äußerſten Noth und dem äußerſten Elend zu ſchützen fähiger Menſchen iſt ein Zuſtand, deſſen Bedenklichkeit in einem jeden und beſonders in einem kleinen, in ſeinen Reſſourçen beſchränkten und hiefür hinlänglich begründeter Anſtalten mangelnden Staat kaum genug zu Herzen genommen werden kann. Ich darf noch beyfügen, es iſt wahrlich ein Zuſtand, deſſen Daſeyn unſer Vaterland in ſeinen frühern Tagen gar nicht kannte und deſſen Möglichkeit es nicht einmal zu ahnen vermochte. Indeß iſt dieſe, immer größer werdende Zahl der eigenthumsloſen Menſchen in unſerer Mitte ein weſentlicher Beſtandtheil unſers Schweizervolks ſelber, und das Vaterland iſt wahrlich ſchuldig, den wahren Urſachen, die den gegenwärtigen Zuſtand, in dem ſich dieſe große Anzahl unſerer Mitbürger befindet, herbeygeführt, ernſte Rechnung zu tragen und zu bedenken, daß die Väter von tauſend und tauſend, jetzt ganz eigenthumsloſen Menſchen zu ihrer Zeit auch das waren, was unſere jetzigen Begüterten und unſer noch übrig gebliebene, ehrenfeſte, ſelbſtſtändige Mittelſtand gegenwärtig in unſern Städten und Dörfern noch iſt. Ich darf es beſtimmt ausſprechen, ſehr viele unſerer gegenwärtigen, reichen und begüterten Mitbürger, beſonders auf den Punkten des Vaterlands, die durch den unnatürlichen Geldzufluß des Fabrikverdienſtes im lezten Jahrhundert ſehr blühend geworden, dürfen ſich nicht verhehlen, daß viele ihrer Vorfahren in eben dem Zuſtand der Erniedrigung gegen die damaligen Begüterten und Geehrten ſtanden, in welchem die große Anzahl der gegenwärtigen eigenthumsloſen Einwohner des Landes jetzt gegen ſie ſteht. Noch viel mehr hätte das Vaterland unrecht, wenn es keine ernſte Aufmerkſamkeit darauf werfen würde, daß eine große Anzahl der jetzt ganz eigenthumsloſen Menſchen an dieſen Orten beynahe ein Jahrhundert lang im Dienſt von Fabrikhäuſern arbeitete, die ſich zum Theil zu einem hohen Wohlſtand erhoben, zum Theil die Umſtände dieſes vorübergehenden Reichthums leichtſinnig im Zeitſpiel der Welt verloren und ſchnell wieder in den Zuſtand der Erniedrigung verſanken, aus dem ſie ſich plötzlich für einen Augenblick erhoben, dabey aber durch ihre vorübergehende Lufterſcheinung vielſeitig dahin gewirkt, bey ihren Arbeitern den guten, ſparſamen und eingeſchränkten, häuslichen Geiſt, den dieſe von ihren Vätern geerbt haben, in ihnen auszulöſchen und ſie zum Theil in den weſentlichen, mit dem Eigenthümlichen ihres kleinen Beſitzſtandes übereinſtimmenden Erb- und Berufskräften ſittlich, geiſtig und phyſiſch in einem hohen Grad abzuſchwächen und in einen Zuſtand zu verſetzen, in dem eine große Anzahl von ihnen äußerſt unbeholfen, unberathen und dabey noch den vielſeitigſten Verſuchungen des Luxus, der Verſchwendung und der Eitelkeit unſers Zeitgeiſtes immer mehr preis gegeben und zum Opfer des Blendwerks unſers Scheinwohlſtandes

ſtandes dargeworfen daſteht. Wahrlich, wahrlich, das Vaterland iſt verpflichtet, die Mittel ernſthaft in Ueberlegung zu nehmen, durch welche es möglich gemacht werden kann, den Bedürfniſſen der öffentlichen Vorſorge, die dieſe Umſtände erfordern, auf eine genugthuende Weiſe Vorſehung zu thun, und wohl zu bedenken, daß die beſtehenden Hülfsmittel für die Landesarmuth in Zeiten gegründet worden, wo die Bedürfniſſe, die die Armenſorge der Gegenwart dringend fordert, gänzlich nicht da waren und keine Beweggründe obwalteten, den Gebrauch ihrer Fonds Gegenſtänden zu widmen, die an ſich ſelbſt von einem weit unbedeutendern Belang ſind, als diejenigen, die in der Natur des gegenwärtigen Zuſtandes der immer wachſenden Menge unſerer eigenthumsloſen Einwohner liegen. Es läßt ſich nicht einmal gedenken, daß dieſe Fonds auch beym treuſten, weiſeſten und ſelbſtſuchtloſeſten Gebrauche für die Bedürfniſſe unſerer gegenwärtigen Lage hinreichen könnten. Dieſe Bedürfniſſe ſind ſo groß, daß das Vaterland dieſe Mittel durchaus nicht in den Stiftungen der Vorwelt finden kann, es muß ſie nothwendig von ſich ſelbſt und von der Weisheit, dem Edelmuth, der Vaterlandsliebe und dem Bürgergeiſt ſeines jetzt lebenden Geſchlechts erwarten, und bey denſelben ſuchen. Es kann dieſes auch mit gegründeter Hoffnung eines geſegneten Erfolgs thun, wenn es in ſich ſelbſt Kräfte und Muth fühlt, dieſes Ziel ſich durch eine allgemeine, auf die Menſchennatur tief eingreifende und ſolid einwirkende Erziehung für alle ſeine Stände anzubahnen und vorzubereiten. Vor allem aus aber müſſen wir tief fühlen, daß die höhere wiſſenſchaftliche und Kunſtausbildung einzelner Stände und einzelner Menſchen etwas ganz Verſchiedenes von dem iſt, was die gute Erziehung des Menſchengeſchlechts in allen Ständen allgemein anſpricht und fordert, und daß ſie iſolirt und einzeln daſtehend, ſehr leicht geeignet iſt, neben der Vernachläſſigung einzelner Stände in der Erziehung nur zerſtörend und zwar gegenſeitig durch den Einfluß der Gebildeten auf die Verwahrlosten und hinwieder durch die Rückwirkung der Verwahrlosten auf die Gebildeten zu wirken.

Vaterland! Die Nationalbildung, deren du bedarfſt, muß mit der Kraft ihrer tiefern Einwirkung auf die Menſchennatur alle Stände des Volks in einer Art von Ebenmaß ergreifen und in dieſer Rückſicht gegenwärtig in der Bildung eines jeden Standes höher ſtreben, weil ohne dieſes das allgemeine Höherſtreben, deſſen wir bedürfen, durch das Zurückſtehen jedes einzelnen in ſeinem Weſen gehemmt und die Erzielung des Ebenmaßes in demſelben unerreichbar gemacht wird. Unſere Städte können ſich durchaus nicht mehr durch die Beſchränkungen unſerer alten Handwerks- und Zunfteinrichtungen dem Wohlſtande der Vorzeit auch nur von ferne nähern. Dieſe Formen ſtehen jetzt ſo tief unter alle dem, was unſere Städte in Rückſicht auf die Erneuerung des ſoliden, häuslichen Wohlſtandes und der realen, bürgerlichen Ehrenfeſtigkeit, ſo wie zur Wiederherſtellung des zahlreichen, ſelbſtſtändigen Mittelſtandes, der innerhalb ihrer Mauern wohnte, gegenwärtig dringend bedürfen, als die Routinemittel, die das Landvolk im Allgemeinen zur Begründung ſeiner häuslichen und öffentlichen Selbſtſtändigkeit durch den Routinegang der für ſeinen Dienſt beſtehenden Bildungsmittel wirklich genießt, zur geſicherten, ſegensvollen Betreibung ſeines ländlichen Berufs nothwendig hat, bey den Zeitbedürfniſſen und Schuldigkeiten des Landmanns als genugthuend angeſehen werden dürfen. Dieſe Mittel ſind, wie ſie im Allgemeinen vor unſern Augen daſtehen, durchaus nicht mehr fähig und geeignet, die ernſte, mit den Fundamenten der Sittlichkeit innig zuſammenhängende, geiſtige und phyſiſche Erwerbsbildung des Landvolks auf den Grad zu erheben, der erforderlich iſt, die Fundamente des häuslichen Wohlſtandes und einer ſolid begründeten Ehrenfeſtigkeit in unſerer Mitte in dieſem Stand genugthuend wieder herzuſtellen, durch welche ehemals ein zahlreicher, geſegneter Mittelſtand auch in den kleinern ſchweizeriſchen Dörfern ſo vielſeitig blühte. Am allerwenigſten ſind die beſtehenden Routinemittel der Bildung zur Induſtrie, die die meiſt eigenthumsloſen Fabrik-Arbeiter, welche in ſo vielen unſerer Gegenden ſo zahlreich ſind, wirklich genieſſen, geeignet, den diesfälligen Bedürfniſſen dieſer wahrlich bedenklich großen Volksklaſſe und mit ihnen denjenigen des Vaterlands ein Genüge zu leiſten. Sie wirken im Gegentheil vielſeitig auffallend dahin, die Uebel, die wir gegenwärtig diesfalls ſchon leiden, von Tag zu Tag zu vermehren, und die Gefahren, denen wir ihrenthalben entgegengehen, uns immer näher zu bringen. Auch greift der Einfluß dieſes Umſtandes in ſeinen Folgen wahrlich nicht blos nur in die niederſte Stufe, oder nach einem Ausdrucke, den ich ſehr ungerne höre, nur in die Hefe des Volks. Es iſt dem nicht ſo. Er wirkt im Gegentheil ſehr vielſeitig auf die bedeutenden, aber freylich immer ſchwächer werdenden Ueberreſte unſers alten Mittelſtandes. Und er muß es; denn es iſt thatſächlich heiter, daß es hie und da zu Stadt und Land, ohne beträchtlich geerbtes Vermögen, auch mit bedeutenden Talenten und mit großem Fleiß, in den meiſten unſerer Berufs-Arten ſehr ſchwer iſt, ein ſo geheißener Ehrenmann, ſo wie man das Wort jetzt braucht, zu werden; und doch bedarf das Land, wenn ſein Wohlſtand in allen Ständen als wohlgegründet angeſehen werden ſoll, in allen, auch in den niedern Ständen, allgemein einer bedeutenden Anzahl Ehrenleute. Desnahen iſt offenbar eine ſehr große Erhöhung der Kunſtkräfte und Kunſtfertigkeiten für eine ſehr große Anzahl der Individuen unſers ehemals ſo geſegneten und blühenden Mittelſtandes wahrlich eben ſo dringend nothwendig, als er dieſes für die niederſten Fabrik-Arbeiter unſers Vaterlands auffallend iſt.

Freunde und Brüder! Unſere Väter waren erhaben groß in der Noth. Möge das Vaterland heute in dieſer Angelegenheit groß ſeyn, ehe die Noth da iſt. Das Sprichwort: „der Menſch kann, was er will" — iſt freylich in einem dummen Sinne nicht wahr; aber es hat für den weiſen, fromm und kraftvoll höher ſtrebenden Mann große Wahrheit in ſich ſelbſt. Wenn unſer Schweizerland in vielen äußern Kräften denjenigen der großen Reiche unſers Welttheils äußerſt nachſteht, ſo ſteht es keinem derſelben in den innern Kräften, ſeiner Nachwelt durch die Erziehung in ihren weſentlichen und erſten Bedürfniſſen ein Genüge zu leiſten, nach; und es iſt ein weſentliches Bedürfniß der Zeit, daß ſich das Vaterland der Kräfte halber, die zur Wiederherſtellung ſeiner ſelbſt in allem, worin es ſchwach ſeyn mag, nothwendig ſind, ſich ſelbſt nicht weniger zutraue, als es wirklich leiſten kann. Das Unglück wäre unausſprechlich, wenn es ſich gegenwärtig der Täuſchung überlaſſen würde, als ob es bey dem großen, ausgezeichneten Kunſttalent ſo vieler unſerer Gegenden und bey den, in unſerer Hand ſich befindenden, und ſeit Jahrhunderten von den Vätern vorbereitet in unſere Hand gelegten Mitteln einer wahren, tiefer greifenden, allgemeinen Volkskultur uns dennoch ganz und gar unmöglich wäre, durch öffentliche, aber tief in's Privatleben eingreifende und für unſere Gegenwartsbedürfniſſe wohl berechnete Bildungs- und Erziehungs-Einrichtungen hierin dem Vaterland ſolid Vorſehung zu thun, oder wenigſtens demſelben die hiefür nothwendigen Mittel mit Solidität anzubahnen und vorzubereiten. Indeß können wir uns nicht verhehlen, daß die Benutzung dieſer weſentlichen Grundlagen eines beträchtlichen Vorſchrittes der Nationalkultur, die in unſerer Hand liegen, unſtreitig eine ernſte und vielſeitige Belebung von vielem, ſehr vielem, das in unſerer Mitte noch nichts weniger als ernſthaft, warm und allgemein daſteht, vorausſetzt und fordert. Das Vaterland muß lernen, ſeine Armen als Arme erziehen. Unſere Armen ſind in dieſer Beziehung eigentlich an ſich nichts weniger als arm; ſie ſind im Gegentheil in vielen unſerer Gegenden diesfalls vorzüglich reich. Ihr Reichthum liegt in ihnen ſelbſt; er liegt in ihren geiſtigen und phyſiſchen, einer hohen Bildung fähigen und würdigen Kräften. Die Erziehung des Armen iſt desnahen dem Vaterland nicht darum ſchwer, weil er arm iſt, ſondern weil wir allgemein keine genugſame Mittel in unſerer Mitte organiſirt haben, die geeignet ſind, ihn zur ſegensvollen Benutzung der Kräfte und Fertigkeiten, deren er in ſeiner Lage und in ſeinen Umſtänden dringend bedarf, zu bilden und zu erziehen.

Vaterland! Was die Armen für ihre Bildung von dir fordern, iſt wenig gegen das, was ſie dafür in ſich ſelber beſitzen, und ſie werden es dir hundertfach wieder vergelten, wenn du es ihnen giebſt, wie ſie es, und zwar nicht blos für ſich, ſondern wahrlich auch für dich, wirklich bedürfen. Vaterland! Gieb es ihnen im altſchweizeriſchen Geiſt mit Weisheit, Liebe und Selbſtſuchtloſigkeit. Wahrlich, wahrlich, ſie können es dir hundertfach wieder vergelten. Und ſo leicht als ſie es dir wieder vergelten können, Vaterland! ſo leicht kannſt du es ihnen geben. Das Geſchenk, das ſie von dir fordern, iſt im Weſen und im Verhältniß gegen andere, unbedeutendere Dinge, die du thuſt und wohl zu vermögen glaubſt, gar nicht groß. Die Bildungsmittel, deren die Armen bedürfen, koſten nur in dem Grad viel, als ſie ihnen auf eine Weiſe gegeben werden, wie ſie ſie nicht nöthig haben und wie ſie ihnen nicht dienen. Wie ſie ihrer bedürfen, dürfen ſie ganz gewiß nicht viel koſten; aber ſie müſſen hingegen vollkommen geeignet ſeyn, ihnen in dem zu dienen, was ſie vorzüglich bedürfen; und das iſt auffallend, ſie von der Wiege auf zum ununterbrochenen Gebrauche ihrer Kräfte und

Anlagen zu bilden, ihre überlegte und erfinderiſche Thätigkeit zu beleben und ihnen beſonders eine anhaltende Ausharrung, Anſtrengung und Gewandtheit in den täglichen Erforderniſſen ihres Berufslebens gleichſam zur andern Natur zu machen. Sie müſſen fähig ſeyn, den Armen in dem Sinn reich zu machen, in welchem er allein wahrhaft reich werden kann und wahrhaft reich werden ſoll. Vaterland! Hiefür habe ich dir ein großes und gewiß wahres und gegründetes Troſtwort zu ſagen. Die Verminderung der Reſſourcen des Zeitpunkts, in welchem der Geldzufluß in unſrer Mitte ſo groß war, hat in verſchiedenen unſrer Fabrikgegenden durch ihre Folgen auf eine auffallende Art bewieſen, in welchem Grad ſelber unſer armes, eigenthumsloſes Volk fähig iſt, von eingeriſſener Noth und Entbehrungen Vortheile zur Stärkung ſeiner ſelbſt und zur Wiederherſtellung verlorner, guter Kräfte zu ziehn. In mehrern Gegenden haben die im Leichtſinn der Taumeltage verwöhnten Fabrik-Arbeiter ſich mit ſehr großer Thätigkeit von neuem auf den Feldbau gelegt und jeden verworfenen Winkel mit vieler Anſtrengung urbar zu machen geſucht. Ich habe beſtimmte Zeugniſſe von Männern, die beträchtliche Fabrikgegenden genau kennen, daß unſre eigenthumsloſen Armen in den neuern Zeiten eine Kraft zur Selbſthülfe gezeigt haben, die in ihren Taumeltagen niemand von ihnen hätte erwarten dürfen. In andern bedeutenden Diſtrikten hat die ganze Maſſe der Fabrik-Arbeiter, beym vollkommenen Stillſtand ſeiner üblichen Artikel, ebenfalls eine Kraft bewieſen, ſich neue Fabrikzweige zuzueignen, die nur durch eine ſehr erhöhte und tief in alles Volk eingewurzelte Gewandtheit in der Erwerbskraft möglich gemacht werden kann und denkbar iſt. Vaterland! Jn dieſem Grad iſt deine Lage für die Einführung tiefer greifender Bildungsmittel der Erwerbskraft bey deinem Volke ſelbſt auf ſeinen unterſten Punkten vorzüglich gut begründet, und in Rückſicht auf ſeine Koſtſpieligkeit durch die Kraft, die im Volke ſelbſt liegt, zum voraus als leichter anzuſehn als vielleicht in keinem andern Land. Wenn aber die Mittel, zu dieſem Ziel zu gelangen, äußerlich ſchon nicht koſtbar ſind, ſo fordern ſie hingegen die reinſte und zarteſte Belebung des Höchſten und Edelſten, daß das Vaterland in ſich ſelber für ſie beſitzt. Sie fordern die thätige Mitwirkung der edelſten, weiſeſten, einflußreichſten und kraftvollſten Männer des Vaterlands. Es iſt nur dadurch, daß Männer von ſolchem Einfluß, ſolcher Würde und ſolcher Kraft thätigen Antheil an dieſem Gegenſtande nehmen, möglich, das National-Intereſſe der Bürger aller Stände bis auf die niederſten Hütten hinab, dafür anzuregen, zu beleben und zu unterhalten, und ſo die Detailmittel, die zu dieſem Ziele führen, allmählig allgemein in alle brave Wohnſtuben des Vaterlands hineinzubringen und ihre dießfälligen Reſultate gleichſam von ſelbſt allgemein aus ihnen hervorgehen zu machen. Von dieſer Seite iſt denn freylich das, was es erfordert, den Bedürfniſſen unſrer Lage in dieſer Vaterlands-Angelegenheit ein Genüge zu leiſten, im Jnnern ihres Weſens ſehr ausgedehnt, allgemein das Höchſte anſprechend und in das Niederſte eingreifend, indem es nur dadurch möglich iſt, ihre Mittel auf die mannigfaltigſte Weiſe, wie es nothwendig iſt, anzubahnen, vorzubereiten, einzulenken und durchzuſetzen. Sie fordern weniger nichts als eine vielſeitige und hie und da große Ueberwindung, anſprechende Abänderung und ſogar Umkehrung unſers gewohnten Routinedenkens über die wahren Bedürfniſſe der großen Anzahl unſrer eigenthumsloſen Individuen, und ſelber eine vielſeitige Abänderung unſrer Routine-Einrichtungen der beſtehenden Bildungs- und Verſorgungs-Anſtalten derſelben. Ich darf wohl ſagen, wir bedürfen diesfalls in uns ſelbſt eines erneuerten Geiſtes, eines erneuerten Herzens und ſehr veränderter Maßregeln. Wir ſind indeß nichts weniger als allein in der Lage, in Rückſicht auf unſere eigenthumsloſe Volksmenge Maßregeln ergreifen zu müſſen, die weſentlich tief in die Menſchennatur eingreifen und darum in ihrer Ausführung mit ſehr großen Schwierigkeiten verbunden ſind. Alle Staaten Europa's, und ſelber einzelne Städte, Oerter und Gegenden, die durch außerordentliche und ſchnelle Reſultate ihrer Induſtrie plötzlich zu, mit ihren vorigen Verhältniſſen unverhältnißmäßigen, und beſonders der Natur-Anlage ihrer Lokalität nicht anpaſſenden Geldzuflüſſen gekommen, ſind im nämlichen Fall. Selber England, das durch ſeine Induſtrie die weſentlichſten Geldreſſourcen aller Welttheile auf ſeine Inſel zu leiten im Stande iſt, ſteht mitten in den unermeßlichen Geldreſultaten ſeiner Kunſt, ſeiner Politik und ſeiner Iſolirung, durch die in's Unermeßliche ſteigende Vermehrung ſeiner eigenthumsloſen Menſchen an einem Vorabend von öffentlichen Landesgefahren, die den unſri-

gen ganz ähnlich ſind, und die Natur des Bedürfniſſe
ihnen mit Solidität entgegenzuwirken, wird ſeine Regi
rung ganz gewiß dahin führen, Maßregeln für die indiv
duelle Kunſtbildung ſeines Volks durch die Erziehung
ergreifen, die denjenigen, deren wir in unſern kleinen L
gen und Verhältniſſen ebenfalls bedürfen, im Weſen nic
unähnlich ſeyn können. Das beynahe allgemeine Nati
nal-Intereſſe, das dieſes Land ſeit kurzem auf die Erziehu
und den Unterricht der Kinder ſeiner eigenthumsloſ
Volksmaſſe zeigt, beweist offenbar, daß ſeine Einwohne
beydes, die Gefahren ihrer diesfälligen Lage und d
Pflichten, die daraus nothwendig erfolgen, tief fühle
und in der Erhöhung der intellektuellen und Kunſtkräf
dieſer Volksmenge Mittel zur Sicherheit ihres Staat
ſuchen, zu denen ſie auch durch das höchſte Raffineme
des Mechanismus ihrer Maſchinen durchaus nicht zu g
langen vermögen. Das Höchſte, das ihre Maſchinekra
wenn das Volk in ihrem Mechanismus ohne die Erhöhu
der intellektuellen und Kunſtkräfte ſeiner Individuen g
laſſen würde, hervorbringen könnte, müßte nothwendig
Weiſe alle ihre Reſultate in Rückſicht auf den öffentlich
Volks- und Landesſegen zu Scheinreſultaten machen u
ihre Segenskräfte in allen Ständen in ſich ſelbſt auflöſe

Ich wiederhole, alle Staaten unſers Welttheils l
den in den einzelnen Lokalitäten, in welchen die Fehl
dieſer Unpaſſenheit ihrer Induſtrie mit den Fundament
des Gleichgewichts der Quellen des poſitiven Wohlſtan
aller Stände in Disharmonie ſtehen, und ſind gezwunge
für und in dieſen Lokalitäten mit uns die nämlichen Ma

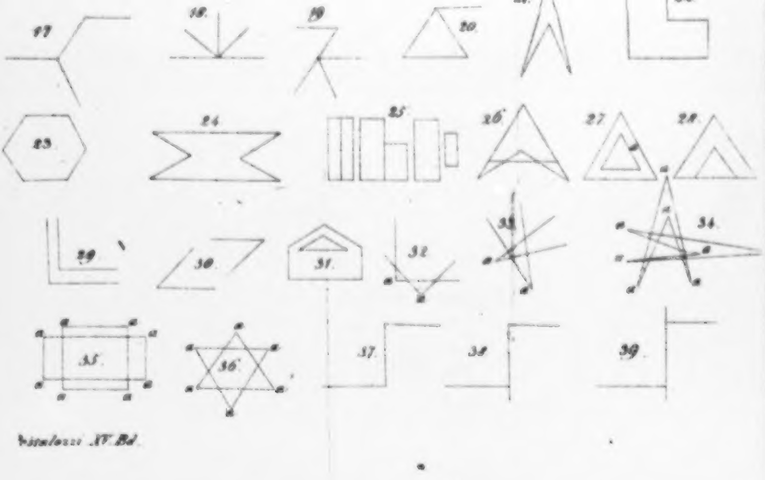
regeln zu ergreifen, wenn ſie nicht den Großreichthum einzelner Individuen mit Gefährdung des poſitiven Wohlſtandes einer ohne alles Verhältniß größern Anzahl ihrer Mitbürger ſorglos und gedankenlos begünſtigt ſehen wollen; und dieſer Geſichtspunkt iſt denn wirklich nicht blos in Beziehung des Fabrikreichthums, er iſt auch in Beziehung auf alle Arten von Großreichthum, die aus der Begünſtigung einzelner Perſonen und einzelner Stände zum Nachtheil der rechtlichen Genießungen ihrer Mitbürger ſtatt finden können, gleich wahr. Die öffentliche Militär-, Polizey- und ſelber Juſtizverwaltung kann durch Mangel an weiſer Aufmerkſamkeit auf die weſentlichſten Nothbedürfniſſe der niedern Volksklaſſen, den erſten Quellen des ökonomiſchen und bürgerlichen Wohlſtandes des gemeinen Mannes, d. i. dem Individualwohlſtand der großen Mehrheit der Landes-Einwohner eines jeden Staates in den verſchiedenartigſten Richtungen, aber im Weſen auf eine ganz gleiche Art nachtheilig entgegen wirken. Indeß iſt der, vorzüglich vom Handels- und Fabrikſtand ausgehende Hochflug des ſpielenden Haſchens nach Großreichthum durch die öffentliche und Privatgefährdung des beruhigt mäßigen Wohlſtandes ſeiner Mitmenſchen, der gegenwärtig in unſerm Welttheil allgemein ſo große Unglücke veranlaßt, doch auf dem Punkt, im ganzen Umfang ſeiner Quellen und Wirkungen erkannt zu werden. Und wenn es je von einem Volke zu hoffen iſt, daß es ſich beſtreben werde, dieſem böſen Zeitgeiſt in ſeinen Urſachen und Folgen mit Weisheit und Kraft Einhalt zu thun, ſo ſollen wir es billig von den Nachkommen der Männer erwarten, die den groſsen und allgemeinen Volkswohlſtand unſers lieben Vaterlands mit ſo groſſer Heldenkraft und mit Darſetzung ihres Leibs, Guts und Bluts gegründet haben. Dabey aber dürfen wir durchaus nicht aus den Augen laſſen, daß die diesfällige Weisheit und Edelmuth unſers Vaterlandes mehr aus der Sorgfalt für die Erhöhung und Ausbildung der Erwerbs-Anlagen, Kräfte, Fertigkeiten und Gelegenheiten, als aus der Erhöhung und Vergröſſerung des Eigenthums durch geſetzliche Begünſtigungen in der Hand derer, die daſſelbe jetzt wirklich beſitzen, auf Jahrhunderte zu erhalten, hervorgehen muß. Wir bedürfen der freyen und ungehemmten Cirkulation des Geldes, wo es ſich noch immer befindet, mehr als je. Alle Geſetze, die den Kredit und mit ihm den freyen Spielraum der Individuen des Handels- und Erwerbſtandes ſchwächen und untergraben, ſind den öffentlichen und allgemeinen Bedürfniſſen des Vaterlandes gegenwärtig mehr als je nachtheilig. Es iſt dringendes Bedürfniß, die gröſſere Maſſa unſerer Einwohner zu den Grundſätzen, Kräften und Fertigkeiten zu bilden und zu erheben, durch welche es gegenwärtig allein möglich iſt und möglich werden kann, mit gegründeter Hoffnung eines guten Erfolgs den Segensgenieſſungen einer ſolid begründeten, häuslichen und bürgerlichen Selbſtſtändigkeit entgegenzuſtreben, und nicht in kunſt- und tugendloſer Ohnmacht gleichſam auſſer den Kreis der diesfälligen Möglichkeit geworfen, zu leben und zu ſterben.

Die groſſe Maſſa unſerer Armen aber wird und kann ſich durchaus nicht von ſelbſt zu dieſem Segen erheben.

Sie wird und kann durchaus nicht beſſer werden, als ſie wirklich iſt, und ſich auch nicht höher heben, als ſie wirklich ſteht, wenn nicht alle Stände unſers Landes ſich gemeinſam beſtreben, ſich in Rückſicht auf die Fundamente des öffentlichen Wohlſtandes auch zu höhern und edlern Grundſätzen zu erheben, als diejenigen ſind, zu denen uns der Luxus und die Routinegrundſätze, Sitten, Lebensweiſen, Anſprüche und Anmaßungen unſerer Zeitgedankenloſigkeit und Zeitſchwärmerey, mit einem Wort, unſerer Zeitſelbſtſucht in großen Partheyen hingeriſſen und jetzt, ſo wie wir ſind, daſtehen machen.

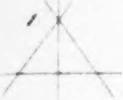
Edle, liebe Eidgenoſſen und Brüder! Ich bin in meinen Achtzigerjahren mit dem Gefühl in Eure Mitte getreten, es ſey wahrſcheinlich das letzte Mal, daß ich dieſe Verſammlung beſuche. Ich wollte desnahen von allem, was ich nach meinen Anſichten für das Vaterland zu wünſchen nothwendig und würdig fand, in dieſer Stunde kein Wort verſchweigen. Ich habe unbefangen meinem Herzen freyen Spielraum und meiner Zunge freyen Lauf gelaſſen. Ich weiß, es ſind ſehr viele Männer in unſerm Vaterland und ſelber im Kreis unſerer Verſammlung, die in Rückſicht auf vieles, ſehr vieles, wovon ich geredet, richtigere Einſichten und vielſeitigere und bedeutendere Erfahrungen als ich haben. Das aber konnte mich nicht hindern, meine, wenn auch einſeitigen und beſchränkten Anſichten mit der Lebhaftigkeit, Wärme und Zuverſicht auszuſprechen, die mir die Ueberzeugung eingeflößt, daß ich mit edeln vaterländiſchen Männern rede, die, wenn ſie auch meine

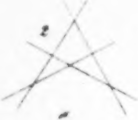
Anſichten nicht mit mir theilen, ſondern entgegengeſetzte als dem Vaterland für dienlich achten, mir dennoch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen werden, daß meine Rede aus reinem, vaterländiſchem Herzen gefloſſen und mit den Lebensbeſtrebungen, die ich den Erforſchungen der naturgemäßen Begründung des Erziehungs- und Unterrichtsweſens des Vaterlandes gewidmet, in Uebereinſtimmung ſtehe.

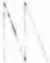

17
18.
19
20.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.
32.
33.
34.
35.
36.
37.
38.
39.
a

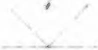
Pestalozzi XV. Bd.

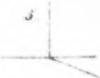
Tab. I

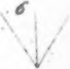

1

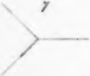

2

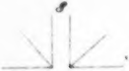

3

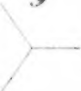

4

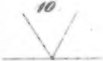

5

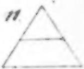

6

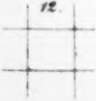

7

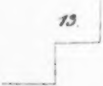

8

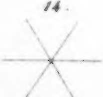

9

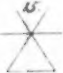

10

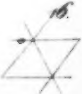

11

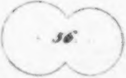

12


13


14


15

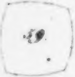

16



56.

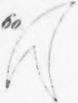
57.

58.



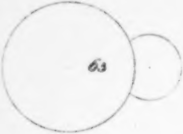
59.

60

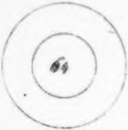


61.

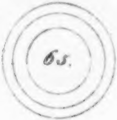
62



63

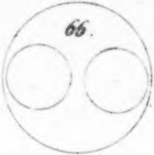


64



65.

66.

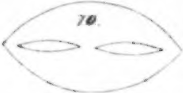


67

68.

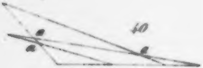
69

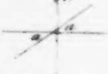
70.

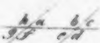


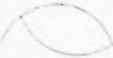
Pestalozzi XV Bd.

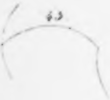
Tab. II.

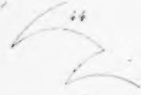

40

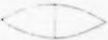

41.

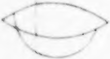

42.

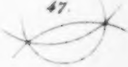

42

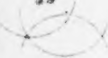

43.

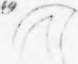

44

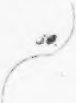

45.

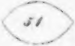

46.

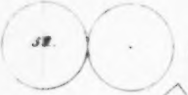

47.

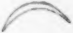

48

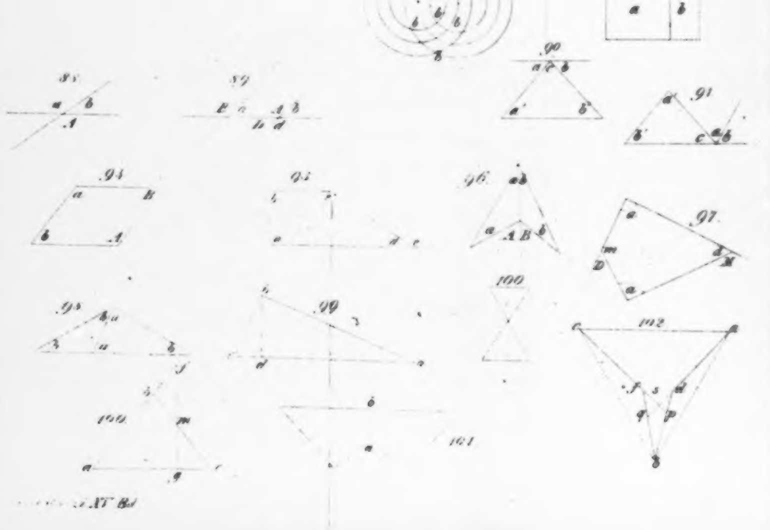

49


50.

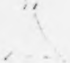

51

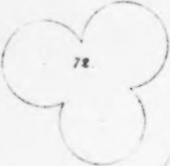

52.

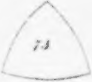

53.

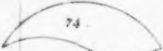


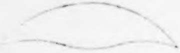
Tab. III

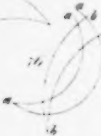

71

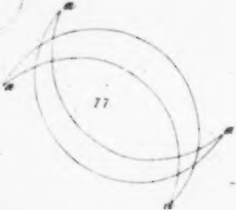

72.

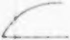

73.

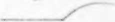

74.

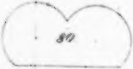

75.

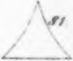

76.

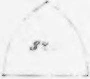

77.

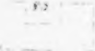

78.


79.

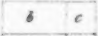

80.


81.

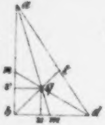

82.


83.

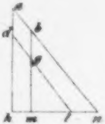
84.


85.

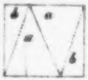
121.



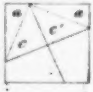
122.



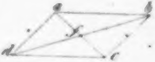
123.



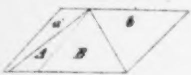
124.



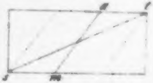
125.



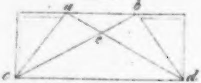
126.



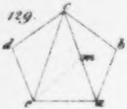
127.



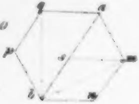
128.



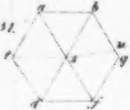
129.



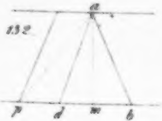
130



131.

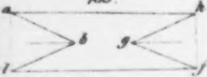


132.

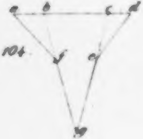


Tab IV

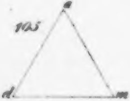
103.



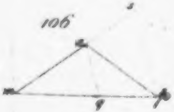
104.



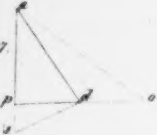
105.



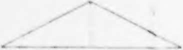
106.



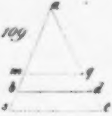
107.



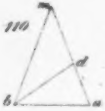
108.



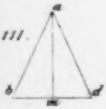
109



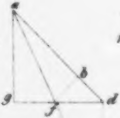
110



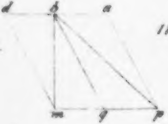
111.



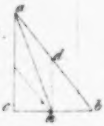
112.



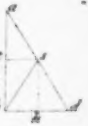
113.

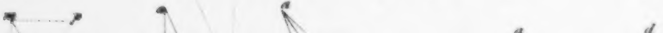


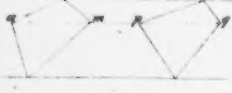
114.

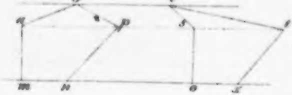


115.

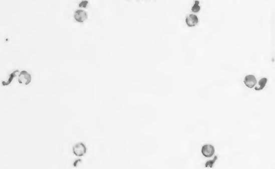




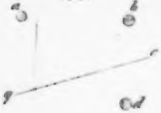




141.



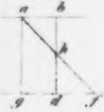
142.



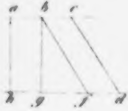
Pestalozzi XV. Bd.

Tab. V

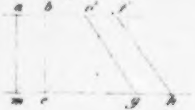
133



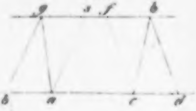
134



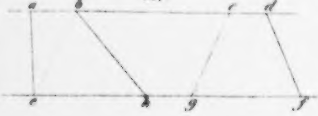
135

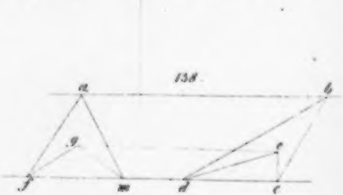


136.



137



138.